


Library of
Dei
Sub Numine
Viget
Princeton University.



Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

VII. Jahrgang 1889/90.

Berlin.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann,

Beuthstraße 8.

Jahrgang VII. der „Nation“.

Oktober 1889 — Oktober 1890.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des siebenten Jahrgangs.

Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 1. Berlin, den 5. Oktober 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^1/_2$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Reichstag ist auf den 22. d. M. einberufen. Man glaubt, daß mit dieser Terminsbestimmung die Absicht verbunden sei, die Sitzungen schon vor Weihnachten zu Ende zu bringen und die Neuwahlen im Januar stattfinden zu lassen.

Warum sollte auch der Reichstag nicht in $1^1/_2$ Monaten die Arbeiten bewältigen können, welche ihm gegeben werden? Es ist ja voraussichtlich nur der Etat, vielleicht belastet mit einer Mehrforderung für laufende und einmalige Militärausgaben, letztere in dem allmählich üblich werdenden Betrage von einigen hundert Millionen und die Verlängerung des Sozialistengesetzes. Eine zur Bewilligung bereite Mehrheit wird schon da sein und sie wird durch rechtzeitigen Schluß der Diskussion auch dafür sorgen, daß nicht mehr, als absolut unvermeidlich, die Aufmerksamkeit der Nation von oppositioneller Seite auf die im Reichstage erhobenen Bedenken gelenkt wird.

Das Sozialistengesetz wird sicher eingebracht werden. So gewiß ist die Regierung doch der nächsten Wahlen nicht, daß sie wagen dürfte, ihm diese Entscheidung zu überlassen, und als Wahlparole ist dieses Gesetz für die Regierungsparteien nicht zu gebrauchen. Von allem Uebrigen abgesehen würde dadurch die sozialdemokratische Agitation in die ländliche Arbeiterbevölkerung hineingetragen werden und damit wäre selbst eine gute Wahl zu theuer bezahlt. Wozu soll man auch den Wähler mit solchen Fragen behelligen, die ihn nur unnütz aufregen und seine Aufmerksamkeit auf Dinge lenken, mit welchen er sich besser gar nicht beschäftigt Hat er brave regierungstreue Männer gewählt, so wird die Regierung mit ihnen schon ein Gesetz zu Stande bringen, welches den ruhigen Bürger für alle Zeit vor Unruhestiftern jeder Art sichert.

Wird aber der deutsche Wähler wirklich so überzeugt sein von der Vortrefflichkeit der vorhandenen Zustände und den nicht ausbleibenden glänzenden Verheißungen für die Zukunft, daß er eine zuverlässige Regierungsmehrheit in den Reichstag schickt? Wenn es sich bloß um die Ueberzeugung handelte, so könnte man ohne Besinnen diese Frage verneinen, denn die bei weitem größte Mehrzahl der deutschen Wähler ist durch die Zoll- und Steuerpolitik, die Vermehrung der Militärlasten, die Handhabung des Sozialistengesetzes und der Bestimmungen über Vereine und Versammlungen wie durch die ganze Art unserer Staatsverwaltung schwer benachtheiligt und die Denkenden unter ihnen wissen dies gut genug. Aber die Ueberzeugung allein entscheidet nicht. Die Regierung kann unter den besitzenden Klassen auf die große Zahl der direkt oder indirekt von ihr Abhängigen und der aus Vermögens- und Standesinteressen ihr Folgenden rechnen und der Einfluß dieser, verbunden mit der Unterstützung der Regierungsmaschine, ist ein sehr starker.

Wird er geschickt und einheitlich angewendet, so ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Regierung noch einmal siegt. Aber es wird mit jedem Tage zweifelhafter, ob diese Bedingung erfüllt werden wird.

Alle Kartellparteien wollen ja herzlich gern getreue Diener der Regierung sein, aber um zu wissen, wie sie sich bei den Wahlen zu verhalten haben, müssen sie doch auch wissen, wer und wie er regieren wird. Das wollte man gern herausbekommen; darum haben wir die Fluth von Broschüren über uns ergehen lassen müssen und darum schrieb die „Kreuzzeitung“ Artikel über Artikel, welche der deutschen Nation und den deutschen Fürsten die Herrlichkeit des patriarchalischen Regiments begreiflich machen sollten. Die Freunde der „Kreuzzeitung“ fühlten sich schon wieder als eine mächtige Partei und sie dachten auch nicht, eine kleine Partei zu bleiben. Sie ließen sich nicht schrecken durch die heftigen Gegenreden der übrigen Konservativen. Nun haben sie eine für sie sehr empfindliche Absage von der Seite erhalten, auf welche sie anscheinend besonders rechneten. Der „Reichs- und Staatsanzeiger“ veröffentlicht — allerdings in seinem nichtamtlichen Theile — Folgendes:

„Se. Majestät der Kaiser und König hat von dem Inhalt der „Kreuzzeitung“ vom 26. v. M. Kenntniß genommen und die darin ausgesprochenen politischen Auffassungen und Angriffe auf andere Fraktionen lebhaft gemißbilligt. Se. Majestät gestatten keiner Partei, sich das Ansehen zu geben, als besäße dieselbe das kaiserliche Ohr. Der Kaiser sieht aber in der Verständigung und gegenseitigen Schonung der staatserhaltenden Parteien unter einander eine für unser parlamentarisches Leben sachlich nützliche Einrichtung und hat die Allerhöchste Mißbilligung der dagegen von der „Kreuzzeitung“ gerichteten Angriffe und Insinuationen unzweideutig ausgesprochen. Se. Majestät sieht in dem Kartell eine den Grundsätzen seiner Regierung entsprechende politische Gestaltung und vermag die Mittel, mit denen die „Kreuzzeitung“ dasselbe angreift, mit der Achtung vor der Allerhöchsten Person und vor unseren verfassungsmäßigen Institutionen nicht in Einklang zu bringen.“

Die „Kreuzzeitung“ wird nun wohl etwas sanfter auftreten, aber die Gefahr für das Kartell ist doch wohl nicht so groß gewesen, daß es zu seinem Schutze eines so starken Mittels bedurft hätte; es hätte doch zusammengehalten.

Im Grunde sind die Konservativen nicht so uneinig; wie es schien, sie wollten nur, nach berühmten Mustern, zwei Eisen im Feuer haben, sich so einrichten, daß der „kommende Mann“ bei den Konservativen seine Stütze findet, wenn er kommt, und auch der gegenwärtige sie nicht zu verleugnen brauchte. Sie werden nun vorläufig mit diesem rechnen. Die Nationalliberalen werden meinen, wieder einmal gesiegt zu haben, aber es ist mehr als zweifelhaft, ob sie für die Durchführung ihrer politischen Ansichten etwas gewonnen haben. Vielleicht verlangen sie es auch gar nicht. Sie ließen sich ja ganz geduldig gefallen, daß die „Konservative Korrespondenz“ sie gegen die „Kreuzzeitung“ damit vertheidigte, daß sie nur die konservativen Geschäfte besorgt hätten. So ist es auch wirklich gewesen und so wird es bleiben, bis von dem Nationalliberalismus die letzte Spur von Liberalismus, wenigstens von aktivem, sich in Thaten äußernden Liberalismus verschwunden ist.

Die Wahlen werden vielleicht durch die Ausnutzung der Kundgebung des Reichsanzeigers in eine nicht erfreuliche Richtung gebracht werden. Die Kartellparteien werden versuchen, sich als die spezifisch kaiserlichen und die Andersdenkenden als Gegner von Kaiser und Reich hinzustellen. Vor einem solchen Verfahren möchten wir dringend warnen. Bei den Wahlen handelt es sich nicht um die Stellung zu Kaiser und Reich, sondern lediglich darum, in welcher Weise die Regierung des letzteren geführt, seine Gesetzgebung gestaltet werden soll. Die Meinungen des Landes darüber zum deutlichen und unbeeinflußten Ausdrucke gelangen zu lassen, ist das höchste Interesse des Reiches. Die „Kreuzzeitung“ mag sich beugen, unabhängig zu denken und zu handeln gewohnte Männer werden ihre Ueberzeugung nicht opfern. Es ist dieses Mal weniger als früher zu erwarten, daß die Wähler sich die Frage lediglich so stellen lassen, ob sie für oder gegen die Regierung seien, sondern sie werden eine bestimmte Stellungnahme der Bewerber zu den wichtigsten gesetzgeberischen Maßregeln verlangen und es würde im höchsten Grade bedenklich sein, für diese die Person des Kaisers zu engagiren.

Die arbeitenden Klassen sind für die gegenwärtige Richtung der Politik nicht zu gewinnen, das zeigt sich deutlich. Man täuscht sich nun nicht mehr darüber, daß alle sozialpolitischen Spenden und Verheißungen recht wenig Einfluß üben und weit mehr als aufgewogen werden allein durch das Sozialistengesetz und die Bedrohung des Koalitionsrechtes der Arbeiter. Zu den vielen schönen Rezepten gegen den Mißbrauch oder richtiger gegen den Gebrauch dieses Rechtes hat ein königlicher Bergmeister noch ein neues hinzu erfunden. Der Staat soll bei Streiks die Bergleute durch aktive Soldaten ersetzen, sie selbst aber, wenn sie die Arbeit ohne Kündigung verlassen haben, unter militärischer Aufsicht zu allerlei öffentlichen Arbeiten verwenden! Kann man es den Arbeitern aller Parteien verdenken, wenn sie nun auch mobil machen, um das Koalitionsrecht, welches Dr. Max Hirsch in einer am vorigen Sonntag abgehaltenen Gewerkvereins-Versammlung als das wichtigste Recht der Arbeiter bezeichnete, zu vertheidigen. Die Gewerkvereine haben sich mit Recht an die Spitze dieser Bewegung gesetzt, denn sie hängen mit dem Koalitionsrecht auf das Engste zusammen und ihr Anwalt konnte in seiner Rede auf eine langjährige Thätigkeit für dasselbe verweisen. Daß eine einheitliche Aktion der Arbeiter zu Stande kommt, ist freilich bedauerlicher Weise nicht zu erwarten. Auch wenn die Interessen ganz gleiche sind, wie sie es in diesem Falle zweifellos sind, wollen doch die Sozialdemokraten mit anderen Arbeitern nicht zusammenwirken. Die Gewerkvereins-Versammlung hat sich einstimmig gegen jede direkte oder indirekte Beschränkung der Koalitionsfreiheit ausgesprochen und sieht die Möglichkeit der Vermeidung und friedlichen Einigung in kräftiger Berufsorganisation und freien Einigungsämtern. Darüber, daß sie von der gegenwärtigen politischen Richtung in dieser Beziehung nichts zu hoffen haben, war sich freilich die ganze Versammlung klar. Die Parole ist heute: Allweisheit, Allmacht und Zwang des Staates. Das wissen die Arbeiter sehr gut.

Herr von Scholz ist wieder da und hat sein Amt wieder übernommen. Die Augenkrankheit ist also wohl gehoben und der alte Scharfblick, der ihn bei seinen letzten Steuervorlagen einigermaßen verlassen zu haben schien, ist wiedergekehrt. Vielleicht sieht er nun die Klippen besser, welche er bei seinen Plänen vermeiden muß, so daß er nicht wieder Havarie leidet. Oder sollten etwa die möglichen Nachfolger des Herrn Finanzministers zu gute Augen gehabt und entdeckt haben, daß sie bei dem Kurse, den sie zu nehmen haben würden, auf den Sand kommen könnten? Darüber mögen sich diejenigen die Köpfe zerbrechen, welche glauben, daß neben dem Fürsten Bismarck ein Minister überhaupt eine selbständige Stellung einnehmen könne. Dem Parlamente gefiele vielleicht Herr Dr. Miquel besser als Herr von Scholz, der deutschen Nation kann es aber ziemlich gleichgültig sein, ob die Finanzgesetze des Fürsten Bismarck durch diesen oder jenen Herrn vor den Parlamenten vertreten werden. Sie können Herrn v. Scholz, wenn es sein muß, ruhig scheiden, Herrn Dr. Miquel oder Herrn v. Rauchhaupt oder wer es sonst ist, ruhig kommen sehen. Sie werden Deutschland alle gleich theuer sein.

Jetzt freilich hat der preußische Herr Finanzminister noch recht viel Geld, ebenso wie seine mittel- und kleinstaatlichen Kollegen, aber lange wird es nicht mehr währen, daß die schönen Ueberschüsse wieder verschwunden sind. Schon dieses Jahr werden sie bedenklich vermindert werden; wieder wird ein größerer Theil der in der Leipzigerstraße 4 verwilligten Steuern auf ihrem Wege zum Dönhofsplatze bei der Leipzigerstraße 5 nicht vorbeigelassen. Es ist auch gar kein Ende dieser Ausgabevermehrung abzusehen. Seitdem die Technik eine so große Rolle auf militärischem Gebiete spielt, kommen alle Jahre neue Erfindungen, welche, sobald sie sich einigermaßen bewähren, jede Armee in aller Eile einführt, um nur ja nicht hinter den Nachbarn zurückzubleiben. Bei der Größe der Armeen und der nothwendigen

Einheitlichkeit ihrer Einrichtungen führt jede große Erfindung zu kolossalen Ausgaben, an welchen Niemand rechte Freude hat, als die Herren Krupp, Gruson, Schwartzkopf 2c., die Herren Industriellen, welche die Millionen für ihre Lieferungen bekommen. Jetzt ist eigentlich nie eine Armee völlig kriegsbereit, denn sie ist stets in Umwandlungen ihrer Bewaffnung begriffen. Eine erfreuliche Folge davon ist, daß Jeder den Krieg bis zu dem Zeitpunkte hinausschieben möchte, wo er wirklich ganz fertig und allen Anderen voraus ist; das verlängert den friedebedürftigen Völkern doch etwas die Frist bis zu dem Beginn des stets in Aussicht gestellten, hoffentlich aber doch vermeidlichen Weltkrieges.

Eine Befestigung des Friedens hat die Türkei versucht; sie hat sich bereit erklärt, den Prinzen Ferdinand von Koburg als Fürsten von Bulgarien anzuerkennen. Die Türken sind Realpolitiker und haben sich darin gefunden, daß sie Bulgarien nie wieder bekommen werden. Nun möchten sie aber an ihm eine Stütze gegen Rußland gewinnen und zu diesem Zwecke das Land möglichst kräftigen. Die Anerkennung des Fürsten ist für das Land von großer Bedeutung auch in sehr praktischen Dingen, z. B. für die Aufnahme von Staatsanleihen. Rußland hat aus genau dem entgegengesetzten Interesse die Anerkennung abgelehnt. Die andern Staaten, insbesondere die dem Dreibunde zugehörigen Großmächte, haben aber das lebhafte Interesse, durch die Anerkennung des Fürsten nicht bloß Bulgarien selbst zu kräftigen, sondern überhaupt die Zustände der Balkanhalbinsel zu befestigen. Die Reise des deutschen Kaisers nach Konstantinopel kann für die Balkanfragen von großer Bedeutung sein. Die eigene Anschauung wird ihn und die ihn begleitenden Staatsmänner davon überzeugen, von welcher Wichtigkeit der Besitz von Konstantinopel ist, daß man ihn unter keinen Umständen Rußland lassen darf, und daß, wenn dies nicht geschehen soll, die Balkanstaaten, einschließlich der Türkei und ihres asiatischen Besitzes, in ihrer Selbstständigkeit erhalten und in ihrer Entwicklung gefördert werden muß. Die offene Stellungnahme für die Erhaltung der gegenwärtigen Besitzverhältnisse im Orient würde auch in Serbien und Rumänien die antirussische Richtung stärken, und das beste Gegenmittel gegen die russischen Zettelungen sein, durch die Anerkennung des Fürsten Ferdinand aber würde Deutschland nur eine Schuld wieder gut machen, welche es seiner Zeit durch die Parteinahme gegen den Fürsten Alexander von Bulgarien begangen hat. War es dessen Person, gegen welche sich damals die Mißstimmung richtete, so hat er doch nicht allein darunter zu leiden gehabt, sondern mit ihm Bulgarien, das wieder in jahrelange Unruhen gestürzt wurde, aus welchen es sich durch die eigene Kraft seines Volkes, die Intelligenz seiner Staatsmänner und den Takt des Fürsten selbst herausgerungen hat. Bulgarien hat mit den Russen genügende Erfahrungen gemacht, so daß es gegen ihren Einfluß fest geworden ist und das friedliebende Europa hat alle Ursache, ihm, als dem Hauptbollwerk gegen russische Annexionsgelüste, das Leben zu erleichtern.

Auch vom kommerziellen Standpunkte aus hat Deutschland allen Anlaß, die Entwicklung der Balkanstaaten zu fördern, denn sie können seiner Industrie einen Absatzmarkt schaffen, welcher in seiner Bedeutung weit über Alles hinausreicht, was ihm selbst nach Ablauf mancher Jahre seine Kolonien bieten können.

Die Blokade der ostafrikanischen Küste ist durch gemeinschaftliche Verständigung der an ihr betheiligten Mächte vom gestrigen Tage ab aufgehoben. Daß dies geschehen sollte, war schon bei der Vorlage über die Wißmann'sche Expedition im Reichstage angedeutet, nachdem die Seeblokade noch kurz vorher für das geeignetste Mittel zur Unterdrückung der Sklavenausfuhr erklärt war. An ihre Stelle sollte die Landblokade, d. h. die Besetzung der Küste des Festlandes treten. Schon damals wurde ausgeführt, daß bei der großen Länge des Küstengebietes eine Abschließung desselben sich als unmöglich erweisen werde und daß dasselbe ohne Beherrschung des Inneren gar nicht oder nur mit Aufwendung unverhältnißmäßiger Mittel würden behauptet werden können. Die Richtigkeit dieser Ansicht ist bereits durch die Thatsachen erwiesen. Wißmann ist genöthigt, Expeditionen zur Unterwerfung des Innern zu unternehmen und damit sich eine Aufgabe zu stellen, welche auch nicht annähernd mit denjenigen Mitteln und in derjenigen Weise gelöst werden kann, wie sie bei der Bewilligung im Reichstage in Aussicht genommen war. Deutschland ist dabei, mit Waffengewalt ein afrikanisches Reich zu erobern, das lange Zeit hindurch nur auf gleiche Weise wird behauptet werden können, zumal nach den eingehenden Nachrichten mit einer, die Unschuldigen neben den Schuldigen treffenden Härte vorgegangen wird, welche die Bevölkerung nicht für Deutschland gewinnen wird. Daß die großen Opfer, welche dafür werden gebracht werden müssen, auf lange Zeit hinaus durch entsprechende Vortheile unseres Handels und unserer Industrie nicht ausgeglichen werden können, ist klar.

Mit dieser Art Kolonialpolitik vertragen sich überhaupt Handel und Ackerbauniederlassungen sehr schlecht.

Was von vornherein das Unheil gewesen ist, scheint in verstärktem Maße fortdauern zu sollen. Die koloniale Unternehmung ist in den Händen nicht von Kaufleuten und Industriellen, welche die Verhältnisse kennen und sich in sie einfügen, und ausreichende Kapitalien und für solche Geschäfte tüchtige Männer für ihre Bestrebungen verwenden, sondern in den Händen von Leuten, welche meist kein ausreichendes Kapital haben oder es doch nur in geringem Umfange an Unternehmungen wagen wollen, für welche sie vielleicht viel Begeisterung, aber wenig Sachkenntniß mitbringen. Die Stütze der kolonialen Unternehmungen sind in Deutschland die großen Kolonialgesellschaften, welche zur Agitation trefflich, zum Verwalten aber schlecht geeignet sind, während sich unsere großen Kaufleute und Industriellen sehr reservirt verhalten. Ohne fortwährende Agitation würde die ganze koloniale Leidenschaft sehr schnell verfliegen, darum mußten schnelle Resultate erzielt werden, wozu ein schneidiges Vorgehen der Kolonialbeamten nöthig ist. So kommt in die kolonialen Unternehmungen eine Unruhe und Gewaltsamkeit, und so gelangt die Leitung in die Hände von Männern, welche die Zukunft für einen augenblicklichen Erfolg preisgeben.

Mit solchen Elementen kommt man sicher zu einer Kolonialpolitik, welche, wenn überhaupt, nur mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten ist.

Ostafrika wird für Deutschland schwerlich je ein Ostindien werden, daß es kein Tonkin ist, wird sich aber bald zeigen.

Das Urtheil, welches in unserer vorigen Wochenschau über das Ergebniß der französischen Wahlen ausgesprochen wurde, ist durch die nähere Kenntniß ihrer Einzelheiten bestätigt, wie dies die in dieser Nummer enthaltenen Mittheilungen unserer Pariser Mitarbeiter darlegen. Wenn wirklich eine gemäßigt republikanische Richtung zur Herrschaft kommt, welche sich weder von den Monarchisten noch von den Radikalen auf Abwege bringen läßt, so darf auch die Befestigung der Zustände nicht allein in Frankreich sondern auch in Europa gehofft werden. Daran werden auch aufreizende Aeußerungen in der Presse nicht viel ändern, selbst wenn sie von hervorragenden Staatsmännern herrühren sollten, wie man bezüglich eines kürzlich in einer englischen Revue erschienenen Deutschland feindlichen Artikels über Elsaß-Lothringen behauptete, der von Gladstone geschrieben sein sollte. Dieser hat die Autorschaft schon in Abrede gestellt aber in keinem Falle würde die Autorität eines einzelnen auch noch so angesehenen Mannes von Bedeutung gegenüber der Macht der Thatsachen sein.

* * *

Das soziale Heilmittel eines deutschen Professors.

Die Kathederweisheit ist zur Zeit in Deutschland gewaltig stolz auf den Einfluß, den ihre Lehren in den wirthschaftspolitischen Kämpfen der Gegenwart gewonnen haben. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß die sozialistische Infektion des deutschen Volksgeistes in nicht geringem Maße auf die Bemühungen deutscher Professoren zurückzuführen ist. Es ist das ihr Verdienst oder ihre Schuld — wie man es nehmen will. Irrig dagegen ist die Meinung, die hie und da, besonders im Auslande verbreitet ist, als ob die jetzt herrschende Wirthschafts- und Sozialpolitik des Deutschen Reichs auch in ihren einzelnen gesetzgeberischen Maßnahmen von jener wissenschaftlichen Richtung ihre Impulse empfange. Der praktische Einfluß der Kathedersozialisten auf die Gesetzgebung ist vielmehr ganz unerheblich, und wo eine Uebereinstimmung zwischen wissenschaftlichen Meinungen und gesetzgeberischen Thaten erzielt ist, da läßt sich in der Regel die Anpassung der Theorie an die Praxis und nicht die umgekehrte Entwicklung konstatiren. Man denke nur an die Rechtfertigung der agrarischen Schutzzollpolitik und speziell der Getreidezölle, die sich erst langsam als Folge eines sehr weitgehenden wissenschaftlichen Opportunismus einstellte, nachdem die Interessenpolitik längst eine vollendete Thatsache geschaffen hatte.

Auch wo die Meister jener Schule sich persönlich in den politischen Streit hineinmischten, haben sie es Niemandem recht machen können, und über ihre positiven Vorschläge ist die Welt sehr rasch zur Tagesordnung übergegangen. Der charakteristische Repräsentant dieser Gruppe von politisirenden Kathedersozialisten ist Adolf Wagner, auf dessen Unterstützung seiner politischen Bundesgenossen in der Presse und in Volksversammlungen die Gegner der Konservativen nicht ohne Schadenfreude blicken. Aber selbst wenn man Herrn Wagner von der allgemeinen Betrachtung ausnimmt, so darf man sagen, daß ganz generell der staatssozialistische Professor unserer Tage — ein umgekehrter Antäus — an Kraft und Einfluß um so mehr einbüßt, je mehr er sich der Erde nähert, das heißt, je mehr er an der Lösung praktischer Aufgaben des Staatslebens Antheil nimmt.

Diese Thatsache wird man erklärlich finden, wenn man ein kleines Heft durchblättert, das vor einigen Monaten unter dem Titel: „Ueber die Ursachen der heutigen sozialen Noth“ bei Duncker & Humblot in Leipzig erschienen ist. Die Broschüre reproduzirt einen Vortrag, den der Professor der Volkswirthschaft, Herr Lujo Brentano, beim Antritt seines Lehramts an der Universität Leipzig am 27. April 1889 gehalten hat. Dem äußeren Anlaß entsprechend haben wir es in diesem Vortrage mit einer Art programmatischer Darstellung zu thun, in welcher sich Brentano als Schüler seines Vorgängers, des verdienten Wilhelm Roscher, und gewissermaßen als wissenschaftlicher Erbe von dessen historisch-realistischer Lehrmethode einführt. Um diese induktive Methode gleichsam an dem lebendigen sozialen Körper in ihrer Eigenart zu zeigen, greift er nun ins volle Menschenleben hinein und erörtert die Frage: welches sind die Ursachen der heutigen sozialen Noth?

In der Fragestellung liegt bereits eine Präsumption, deren Berechtigung anfechtbar ist, nämlich die Annahme, daß wir es heute mit einer ganz besonderen sozialen Noth zu thun hätten. Das ist auch Brentano's ausgesprochene Ansicht, denn er unterscheidet ausdrücklich zwischen den vorübergehenden Krisen früherer Zeiten und dem „Zustande chronischen Leidens“, in dem sich die Produktion der civilisirten Länder „seit dem Sinken der Waarenpreise auf dem Weltmarkt seit 15 Jahren“ befinde. Man sollte danach fast meinen, daß Brentano bei der Betrachtung der „heutigen sozialen Noth“ vorzugsweise die Kapitalisten, die Unternehmer, die Grundbesitzer im Auge habe. Das trifft jedoch nicht zu. Es ist die Wirkung dieses „Zustandes chronischen Leidens“ auf die Arbeiterbevölkerung, die er als eigentliche soziale Noth betrachtet. Er bewegt sich dabei in einer Gedankenfolge, die, wie mir scheint, der logischen Genauigkeit entbehrt. Das Sinken der Waarenpreise auf dem Weltmarkt seit 15 Jahren ist an und für sich gerade für die Arbeiterklasse vom größten Vortheil gewesen, denn dies Sinken war — wo es überhaupt eingetreten ist — die Wirkung einer Ermäßigung des Kapitalzinses und des Unternehmergewinnes sowie verbesserter Produktions- und Vertheilungsmethoden. Daß dem gegenüber auch der Arbeitslohn, das heißt die Entlohnung für ein gewisses Quantum geleisteter produktiver Arbeit, im Allgemeinen herabgegangen oder die Arbeitsgelegenheit sich im Allgemeinen verringert habe, ist schlechterdings nicht nachzuweisen. Das Sinken der Waarenpreise bedeutete danach für den Lohnarbeiter die Möglichkeit, gegen die seinerseits geleistete Arbeit ein relativ größeres Quantum von Produkten einzutauschen. Mit anderen Worten: der Antheil des Arbeiters an den Erträgnissen des gesammten Produktionsprozesses hat sich erweitert. Es wäre das in noch viel höherem Maße der Fall gewesen, wenn nicht die protektionistische Gesetzgebung der natürlichen Entwicklung dadurch entgegengearbeitet hätte, daß sie durch eine künstliche Preissteigerung industrieller und agrarischer Erzeugnisse den Antheil des Kapitalisten und des Grundbesitzers an den Erträgnissen der gesammten nationalen Produktion zu steigern bemüht gewesen wäre. Hier liegt eine Quelle der sozialen Noth, die durch eine energische Rückkehr zur Gerechtigkeit verstopft werden kann. Brentano hat dafür aber, wie es scheint, kein Auge. Um so eingehender schildert er die Folgen der mangelnden Organisation des Weltmarkts, vor denen er die heimische Volkswirthschaft schützen will durch — Produktionskartelle. Und damit sind wir bei dem sozialen Heilmittel des Herrn Brentano angelangt, das den eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung bilden soll.

Brentano hatte dies soziale Heilmittel bereits in Wien während des letzten Winters angepriesen und ich gestehe, daß ich begierig war, nun einmal den korrekten Gedankengang kennen zu lernen, der den so vielfach anerkannten Forscher zu diesem Endpunkt geführt hat. Aber welch eine Enttäuschung! Brentano weiß an seinem Heilmittel vor Allem zu loben, daß es nicht aus den Köpfen der Theoretiker, sondern aus dem sogenannten praktischen Leben hervorgegangen sei. Diesen unbändigen Respekt vor dem „praktischen Leben“ haben in der Regel gerade diejenigen Theoretiker, die dem praktischen Leben selbst fern geblieben sind und die deshalb wohl die Außenseite, aber nicht die inneren Triebfedern desselben kennen gelernt haben. Nur so wird auch Brentano's wahrhaft naive Anschauung von dem Wesen und Wirken der Kartelle des praktischen Lebens verständlich. Was mit einem Kartell „praktisch“ bezweckt wird, das kennen zu lernen hat man doch jetzt allmählich Gelegenheit genug gehabt, diesseits und jenseits des Ozeans.

Brentano verwahrt sich vorab dagegen, daß man die Koalitionen, die sein soziales Heilmittel darstellen, etwa zusammenwerfe mit „Koalitionen wie den vor Kurzem unter der Entrüstung der ganzen Welt zusammengebrochenen Kupferring“. Diese Koalitionen, so fährt er fort, „sind ephemere Schachzüge der Interessententaktik der Spekulanten, d. h. der Personen, welche kaufen bloß um wieder zu verkaufen. Sie verhalten sich zu den Kartellen wie die Spekulation zur Produktion. Die Kartelle sind Vereinigungen von Produzenten, um durch planmäßige Anpassung der Produktion an den Bedarf einer Ueberproduktion und den sie begleitenden verhängnißvollen Folgen: Preissturz, Bankerott, Kapitalentwerthung, Arbeiterentlassung und Brotlosigkeit vorzubeugen“.

An einer späteren Stelle preist Brentano ferner als den bisher erreichten Höhepunkt der Kartellentwicklung jene Organisation, bei der „die einzelnen zum Verbande gehörigen Firmen auf jedes selbständige Verkaufsrecht verzichtend den Verkauf ihres ganzen Produkts, sowohl den ins Ausland, wie den ins Inland, einer gemeinsamen Verkaufsstelle übertragen“.

Nun kam aber gerade der berüchtigte Kupferring diesem letzteren Ideale außerordentlich nahe und was er von diesem Ideal unerreicht gelassen hat, das strebte er wenigstens an. Der Kupferring war eine Mischung von Spekulations- und Produktionskartell und gerade diese Mischung ist typisch für alle großen Koalitionen. Die Spekulation sucht die Produzenten unter einen Hut zu bringen. Gelingt dieser Zweck, zu dessen Erreichung das spekulative Großkapital in der Regel seine guten Dienste zur Verfügung stellen muß, so beanspruchen die spekulativen Finanzkräfte natürlich einen Antheil an dem Profit, der aus den künstlich gesteigerten Preisen hervorgeht. Die Spekulation wird mehr und mehr die Unternehmerin der großen Produktionskartelle. Sie „gründet“ dieselben wie Aktiengesellschaften. In den Vereinigten Staaten von Amerika, wo man den Segen der Kartelle am reichlichsten genossen hat und noch genießt, macht man deshalb auch „praktisch“ gar keinen Unterschied mehr zwischen trade conspiracies, die Herr Brentano Spekulationskartelle nennen würde, und den eigentlichen Produktionskartellen. Alle tragen nach amerikanischer Ansicht — um die Worte einer Resolution zu citiren, welche kürzlich von der republikanischen, i. e. schutzzöllnerischen, Staatskonvention von Iowa angenommen wurde — das gemeinsame charakteristische Merkmal an sich, daß sie bestimmt sind: to limit the production of the necessaries of life, unnaturally raise prices and interfere with the natural course of trade. Auch der im vorigen Winter dem Vereinigten Staaten-Senat vorgelegte Gesetzentwurf des Senators für Texas, Mr. Reagan, welcher bezweckte, die Anwendung des „sozialen Heilmittels“ des Herrn Brentano kriminell zu bestrafen, macht keinerlei Unterschied, nicht einmal in der Strafzumessung, zwischen Produktions- und Spekulationskartellen. Der Entwurf definirt den strafbaren trust als: „eine Kombination von Kapital oder Geschicklichkeit seitens zweier oder mehrerer Personen zu dem Zwecke, um Handelsbeschränkungen ins Werk zu setzen oder durchzuführen, die Produktion zu beschränken oder einzuschränken, die Preise von Waaren oder anderen Bedürfnissen zu steigern, Konkurrenz in der Industrie oder im Handel auszuschließen, Monopole herbeizuführen.“ Diese Auffassung, die in Amerika aus dem „praktischen Leben“ unmittelbar hervorgewachsen ist und zu einer beständig wachsenden Erbitterung der öffentlichen Meinung gegen alle Kartelle geführt hat, braucht für Herrn Brentano natürlich nicht maßgebend zu sein. Wir machen ihm das Recht nicht streitig, sich Kartelle vorzustellen, die seinem Ideal mehr entsprechen, als diejenigen, die in der neuen Welt wie in der alten Welt bisher an das Licht des Tages getreten sind. Prüfen wir deshalb das Idealkartell des Herrn Brentano noch etwas näher. Dasselbe ist national. „Die Preise werden innerhalb der durch die Schutzzölle gezogenen Grenzen so hoch gestellt, daß die Generalkosten der Unternehmungen durch den heimischen Absatz allein ganz gedeckt werden. Die Kosten, welche die ausgeführten Produkte zu ersetzen haben, bestehen also nur mehr in dem geringen Mehraufwande an Rohmaterialien und Löhnen, welche speziell auf ihre Herstellung verwendet wurden. Und die heimische Industrie wird so unter allen Umständen konkurrenzfähig auf dem Weltmarkt erhalten.“ — Unter allen Umständen? Das ist doch wohl noch fraglich. Wie nun, wenn die konkurrirenden Völker auf dasselbe „soziale Heilmittel“, das sich doch nicht gut für Deutschland monopolisiren läßt, verfallen sollten? Eine ähnliche internationale Preisschleuderei haben wir ja, gestützt auf die Geduld der Steuerzahler des Kontinents, bereits auf dem Weltmarkt für Zucker erlebt; und diese Entwicklung zeigt zugleich, wohin man mit den Exportgrundsätzen des Herrn Brentano gelangt: nämlich am letzten Ende zu Staatszuschüssen, um auf dem Weltmarkt seine Konkurrenten unterbieten zu können — das sicherste Mittel, krankhafte Erscheinungen auf dem Weltmarkt hervorzurufen und, in der Reflexwirkung, die eigene Volkswirthschaft zu schädigen. Aber selbst wenn diese äußerste Verrücktheit vermieden wird und wenn es gelänge, zu Preisen, die bloß einen Ersatz des verarbeiteten Rohmaterials und der speziell verausgabten Löhne darstellen, den bisherigen Export aufrecht zu erhalten, was wäre dann das Resultat der Brentano'schen Kartellpolitik? Die Antwort der vorliegenden Broschüre lautet: „Der heimischen Industrie wird ein Absatzmarkt gesichert, der für ihre ausgiebige und stete Beschäftigung zu lohnenden Preisen ausreicht. Wie die Ueberproduktion, so wird ihre Folge, die Absatzstockung vermieden.“ Würde das in der That der Fall sein? — Man beachte wohl, daß Brentano keine staatlich organisirten Zwangskartelle will, sondern freie Koalitionen im Auge hat. Die freie Koalition aber kann — selbst wenn es ihr vorübergehend gelingen sollte, alle Betriebe derselben Gattung im ganzen Lande zu vereinigen — weder verhindern, daß außerhalb des Kartells, angelockt durch die künstlich-hohen Preise, neue Betriebsunternehmen hervorwachsen, noch bewirken, daß trotz der Preiserhöhung der Konsum konstant bleibt. In Wirklichkeit zeigt gerade die Praxis der Kartelle — man denke nur an die Geschichte des letzten Kupferrings — daß an diesen beiden Klippen die Kartelle fast regelmäßig nach einiger Zeit scheitern. Statt die Ueberproduktion zu beseitigen, lockt der künstliche Preis dieselbe gerade hervor, während gleichzeitig der Konsum sich vor den künstlich erhöhten Preisen zurückzieht. Die wirthschaftliche Logik wie das „praktische Leben“ desavouiren Herrn Brentano in diesem Punkte in gleicher Weise. Noch etwas Anderes scheint Herr Brentano völlig übersehen zu haben. Sein Idealkartell ist in der Weise konstruirt, daß für den betreffenden Kartellartikel ein fester Preis vereinbart wird, unter dem derselbe im Inlande, innerhalb der Schutzzollmauern, nicht verkauft werden darf. Es gibt nun aber sehr wenige Artikel, besonders wenige Industrieartikel, bei denen nicht weitgehende Qualitätsunterschiede heute den Preis beeinflussen. Soll die Preisfixirung innerhalb des Kartellverbandes also reale Bedeutung haben, so muß zugleich bestimmt werden, daß für den festgesetzten Preis auch nur eine ganz bestimmte Qualität geliefert werden darf. Das würde dann ein angenehmer Zustand von Gebundenheit werden, besonders wenn man, Herrn Brentano folgend, die Kartelle über das ganze wirthschaftliche Leben sich ausgedehnt denkt.

Wie werden sich nun in diesem volkswirthschaftlichen Wolkenkuckucksheim die Lohnarbeiter befinden? Natürlich vortrefflich, denn Herr Brentano empfiehlt ja die ganze Maschinerie vorzugsweise deshalb, weil dadurch die heutige soziale Noth beseitigt werden soll. „Mit der Sicherung — so führt Brentano aus — gegen ausländische und innere Konkurrenz fällt jede Ausrede gegen die Gewährung von Löhnen, bei denen sich leben läßt“. Zunächst: was sind das für Löhne, bei denen sich leben läßt? Es läßt sich bekanntlich, wie das „praktische Leben“ zeigt, bei niederen wie bei hohen Löhnen leben, je nach den Ansprüchen, die ans Leben gestellt werden. Die Redensart: „ein Lohn, bei dem sich leben läßt“, ist als agitatorische Phrase gewiß unter Umständen wirksam, aber in einer volkswirthschaftlichen Untersuchung ex cathedra möchte man sie gern missen. Trotzdem erkennt man in den Worten wenigstens einen ungefähren Begriff. Die Idee dagegen, daß die Löhne im „praktischen Leben“ durch Rede und Ausrede festgestellt werden, verschwimmt in einer nebelhaften Vorstellung. Ich vermag mir einen Zustand zu denken, in welchem durch eine Art gerichtlicher Entscheidung ex aequo et bono der Lohnsatz in den einzelnen Gewerbszweigen mit für beide Theile verbindlicher Kraft fixirt wird. In diesem Zustande wird auch für die Aus- oder Einreden der Arbeitgeber ein gebührender Platz sein. Solange aber dieser — ohne Umsturz der bestehenden Wirthschaftsordnung unerreichbare — Zustand nicht vorhanden ist, wird vermuthlich nach wie vor Angebot und Nachfrage den Preis der Dinge dieser Welt, auch der menschlichen Arbeitskraft, regeln. Die Arbeitgeber — als Klasse — werden bestrebt bleiben, die ihnen nöthigen Arbeitskräfte um den möglichst billigen Lohn anzuwerben und die Arbeiter — als Klasse — werden versuchen, einen möglichst hohen Lohn zu erlangen. Um Ausreden im einen, um Vorwände im andern Falle wird man nie verlegen sein.

Die Hinfälligkeit jener gemüthlichen Ansicht, als ob eine mit Hilfe der Gesetzgebung herbeigeführte Preissteigerung eine Verbindung zwischen Herz und Geldbeutel herzustellen vermöge, wird übrigens zu allem Ueberfluß durch die schutzzöllnerische Entwicklung der letzten Jahrzehnte so überzeugend dargethan, daß man darüber kaum noch ein Wort zu verlieren braucht. Allerdings deutet Herr Brentano ein Mittel an, wie widerhaarige Arbeitgeber innerhalb des Kartells eventuell zur Raison zu bringen sind. Da die nationalen Kartelle des Herrn Brentano nur innerhalb eines Schutzzollrings sich entwickeln können, so — meint Herr Brentano — dürfte „jede ernsthafte Drohung mit einer Zollreduktion ausreichen, um alle Mißbräuche zu beseitigen". Aber, wie entwickeln sich denn die Dinge im praktischen politischen Leben? Ich verweise abermals auf das klassische Land der Kartelle, auf die Vereinigten Staaten von Amerika. Der Mißbrauch der Kartelle schreit zum Himmel, aber von dem allein wirksamen Heilmittel der Zollreduktion wird dennoch kein Gebrauch gemacht. Weshalb? Weil die schutzzöllnerische Partei am Ruder ist. Lieber noch will die herrschende Partei die trusts kriminell bestraft wissen, als die geliebten Schutzzölle aufgeben. Und bei uns verläuft die Entwicklung ganz ähnlich. Der Begriff „Mißbrauch" ist eben sehr dehnbar. Was dem Einen als Mißbrauch erscheint, erscheint dem Andern als soziales Heilmittel.

Es ist überflüssig, die Prüfung der morschen Grundlagen, auf denen Brentano seine Untersuchung aufgebaut hat, noch weiter fortzusetzen. Das Gebotene wird genügen, um die vom Baume kathedersozialistischer Erkenntniß gepflückte Kartellfrucht als durch und durch wurmstichig erscheinen zu lassen. Es würde uns nicht gereizt haben, dieselbe einer so eingehenden Betrachtung zu unterziehen, wenn es sich hier nicht um ein so echtes geistiges Produkt jener staatssozialistischen Schule handelte, zu deren besonnensten Mitgliedern Herr Brentano gehört

Th. Barth.

Die letzten französischen Parlamentswahlen.

In einer Reihe von Aufsätzen habe ich mich bemüht, den Lesern der „Nation" darzulegen, in welcher Richtung die französischen Parlamentswahlen sich bewegen und welches Resultat sie wahrscheinlich herbeiführen würden. Ich kam zu dem Schlusse, daß sich eine Bewegung von links nach rechts im Lande geltend mache, deren Tragweite durch die seltsame Epidemie des Boulangismus noch verstärkt würde. Der einzige mir zweifelhaft bleibende Punkt war, ob diese Entwicklung der Geister und des allgemeinen Stimmrechts in Frankreich heftig, und ich darf wohl hinzufügen, unvernünftig genug sein würde, um die gegenwärtige Regierung zu vernichten, oder ob sie einfach auf eine Aenderung in der Richtung der Politik der Republik hinauslaufen würde. Zwei starke Faktoren, von welchen sich der zweite allerdings weit weniger bemerkbar machte als der erste, schienen berufen, eine wichtige Rolle in diesem Kampfe zu spielen, der Boulangismus, welcher zu radikalem Umsturz trieb, und die Union libérale, welche der Unzufriedenheit der Bevölkerung einen konstitutionellen Ausdruck gab.

Zur großen Ueberraschung und zum Erstaunen Vieler haben die französischen Wähler sich zu der verständigsten und am wenigsten gefährlichen Lösung entschlossen. Statt die Republik zu vernichten, haben sie sich begnügt, im Allgemeinen ihr lebhaftes Verlangen zu erkennen zu geben, daß die Politik des Landes eine verständigere Richtung erhalten möge. Das ist in der That die unzweifelhafte Wahrnehmung, welche sich aus der letzten Wahl ergibt. Auf die Zahlenfrage will ich hier nicht näher eingehen. Es ist möglich, daß die Boulangisten einige Sitze gewonnen haben, aber das ist von geringer Wichtigkeit, wenn man berücksichtigt, über welche Bündnisse sie verfügen konnten, und wenn man bedenkt, daß sie im Voraus ihren vollständigen Sieg verkündet hatten. Ob die Republikaner in der nächsten Kammer 320 oder 360 Sitze haben, ist von geringer Bedeutung; aber was nicht zweifelhaft ist, das ist, daß sie in dieser Kammer, welche im Ganzen 576 Mitglieder zählt, eine starke Mehrheit bilden werden, und nicht weniger sicher ist auf der anderen Seite, daß der größere Theil der von der Rechten eroberten Mandate von den Radikalen verloren ist und daß dagegen die von der Republik gewonnenen Sitze fast alle von Gemäßigten werden eingenommen werden. Wie ich vorhin schon aussprach, hat einerseits die Republik und haben andererseits die gemäßigten, auf konstitutionellem Boden stehenden Ideen den Sieg davongetragen. Allerdings ist der Sieg der Republik nicht der Politik allein zuzuschreiben. Der Erfolg der Weltausstellung, die Größe und die Güte der Ernte haben daran einen großen Theil, aber es muß anerkannt werden, daß die Bevölkerung vor Allem gefürchtet hat, sich in Abenteuer zu stürzen, deren Ausgang Niemand vorhersehen konnte. Außerdem waren die Republikaner auf ihrer Hut, und der glänzende Sieg, welchen am 27. Januar Boulanger in Paris davongetragen, ist der Sache der Feinde der Republik eher schädlich als nützlich gewesen. Er hat in der That der antirepublikanischen Koalition keinen augenblicklichen Vortheil, während er der Mehrzahl der Republikaner die Größe des Uebels und die Schwere der Gefahr enthüllte, welche die Regierung bedrohte.

Wie es aber auch sein mag, die Regierungsform ist mindestens für 4 Jahre außer Frage. Was jetzt nur noch festzustellen ist, das ist die voraussichtliche Lage der Parteien in der nächsten Kammer, weil daraus ein Schluß auf den Gang der französischen Politik im Allgemeinen zu ziehen ist. Die Rechte wird nicht erheblich verstärkt sein; sie wird einige Bonopartisten mehr und einige Royalisten weniger zählen, weiter nichts. Allerdings kann sie auf die Unterstützung von etwa 40 Boulangisten, statt früher 25 zählen, aber zu gleicher Zeit ist in der Partei eine Zersetzung im Gange, auf welche ich sogleich zurückkommen werde. Die extreme Linke ist sehr vermindert, sie verliert eine ziemlich große Zahl von Sitzen und einige ihrer thätigsten Führer, namentlich die Herren Goblet und George Perin. Es wird kaum 60—80 Radikale in der nächsten Kammer geben. Zudem sind sie in ihren Ueberzeugungen, welche weit mehr oberflächlich und phrasenhaft als tief sind, sehr erschüttert. Der Opportunismus hat einige neue Mitglieder gewonnen, aber er verliert seinen großen Führer Jules Ferry, und da die Partei weit mehr auf Interessen und ehrgeizigen Bestrebungen als auf Grundsätzen beruhte, so ist sie schon in völliger Zersetzung. Der große Sieg — und das ist der interessanteste Punkt der gegenwärtigen Lage — ist von den liberalen oder gemäßigten Republikanern davongetragen. Sie waren in der letzten Kammer kaum 7 oder 8 unter der Führung des Herrn Ribot, sie kommen in der Zahl von 60 wieder mit einem hervorragenden Führer in Léon Say, dem früheren Finanzminister, welcher aus dem Senat ausgeschieden ist, um sich in die Kammer wählen zu lassen, und einigen sehr bedeutenden Mitgliedern, wie Herr Aynard, der große Lyoneser Banquier, Francis Charmes, welcher kürzlich noch Direktor im Ministerium des Auswärtigen war, der große Volks- und Landwirth Le Play und der landwirthschaftliche Schriftsteller de Kerjégu u. A. Dieser bemerkenswerthe Erfolg, diese kräftige Wiederbelebung einer Partei, welche man für todt hielt, ist vorzugsweise durch die von der Union libérale schnell hergestellte Organisation bewirkt, von deren Bildung ich in einem früheren Artikel bereits gesprochen und welche ich als einen wichtigen Faktor bei den kommenden Wahlen bezeichnet habe.

Aus den sehr genauen Untersuchungen, welche ich in der „Nation" veröffentlicht habe, ergab sich, daß die ungeheure Mehrheit der französischen Bevölkerung keine feste politische Meinung hat und daß mittlere Anschauungen ihr am meisten zusagen würden. Wenn trotzdem extreme Ansichten während der vorhergehenden Jahre das Uebergewicht gehabt haben, so kam dies vorzugsweise davon, daß die gemäßigte Partei nicht organisirt war. Die Union libérale

hat ihr diese Organisation gegeben. Das Komitee, welches an ihrer Spitze steht, hat eine taktische Geschicklichkeit entfaltet, vor der man alle Achtung haben muß. Statt ihre Kraft auf das ganze Land zu verzetteln, hat es seine Anstrengungen auf etwa 100 Wahlkreise beschränkt, wo es Aussichten auf Erfolg zu haben glaubte. Es hat gesiegt oder wird nach siegen in etwa 60 Kreisen, ein Erfolg, auf welchen es selbst nicht einmal zu hoffen wagte. Die moralische Wirkung dieses Sieges ist so groß gewesen, daß einerseits die Zahl der Zutritte zur Union libérale sich verdoppelt hat und daß andererseits die öffentliche Meinung fast einstimmig der Ansicht ist, daß die liberal-republikanischen Deputirten einen überwiegenden Einfluß während der nächsten Legislaturperiode üben werden. Außerdem wird sich höchst wahrscheinlich die Zahl der gemäßigten Deputirten ganz beträchtlich aus den Reihen der Rechten und der Linken verstärken. Auf der Linken hat die Mehrzahl der früheren Opportunisten, welche im Grunde sehr gemäßigt sind, sich zum Radikalismus nur deshalb hinziehen lassen, weil er sehr mächtig zu sein schien. Da seine neuliche Niederlage ihm alles Ansehen genommen hat, werden die Opportunisten, die ihres früheren Hauptführers Jules Ferry entbehren, ganz darauf vorbereitet sein, sich zu einer Majorität zu gesellen, deren Führer Léon Say sein würde.

Auf der Rechten vollzieht sich dieselbe Bewegung mit nicht geringerer Deutlichkeit. Eine große Zahl von Monarchisten wird einsehen, daß, wie der Herzog von Aumale sich ausdrückt, der Boulangismus weder zur Ehre noch zum Vortheil gereicht. Die stürmischen Männer, welche sie während der letzten Jahre geführt haben, unter andern Mr. de Cassagnac, haben sie dahin gebracht, für die schlimmsten Radikalen, für frühere Mitglieder der Kommune wie Henri Rochefort und Granger zu stimmen. So lange man dadurch den Sturz der Republik herbeizuführen glaubte, ließ man sich wohl verblenden, aber der Mißerfolg hat das Gewissen wieder geweckt. Einige monarchistische Deputirte haben, um ihre Wahl durchzusetzen, konstitutionelle Verpflichtungen übernehmen müssen. Zwei Zeitungen, welche die monarchistisch-boulangistische Koalition auf das kräftigste unterstützt haben, bekennen jetzt ihre Schuld und rathen den Konservativen, sich aus dem wenig ehrenvollen und vortheilhaften Bündniß loszusagen und sich offen für die Republik zu erklären, um in ihr, zusammen mit den gemäßigten Republikanern, die führende Stellung einzunehmen. Es ist schon vorauszusehen, daß mindestens etwa vierzig Deputirte der Rechten diese Bahn betreten, die prinzipielle Opposition aufgeben und die Regierungsmehrheit verstärken werden. Allerdings gehört zum Zustandekommen dieser in Frankreich so neuen Annäherung, daß auch die Republikaner den erbitterten Kampf gegen die Konservativen aufgeben und namentlich sich der systematischen Ungültigkeitserklärung ihrer Mandate enthalten.

Die gegenwärtige Lage ist also folgende. Der Boulangismus, mag er nun einige Sitze gewonnen oder verloren haben, hat eine bittere Niederlage erlitten, denn sein Erfolg steht ganz außer Verhältniß zu dem im Voraus verkündeten Siege und den erwarteten Umwälzungen. Wahrscheinlich werden die Boulangisten allerdings in der nächsten Kammer im Verein mit den Bonapartisten und gewissen unversöhnlichen Royalisten bei dem gewaltsamen durch Zwischenrufe und Skandal bethätigten Verhalten beharren, welches sie während der letzten Session beobachtet haben. Wenn die Kammer dieser Obstruktion Herr werden und mit ihren Berathungen vorwärts kommen will, so wird sie wahrscheinlich ihre Geschäftsordnung verschärfen müssen. Um das Land selbst zu beruhigen, wird es nöthig sein, das Gesetz über die Presse zu ändern, welches der Presse nicht etwa Freiheit, sondern Straflosigkeit gewährt. Das wird allerdings viel schwerer durchzusetzen sein, denn die Opposition wird mit der äußersten Kraftanstrengung eine Maßregel bekämpfen, welche ihr zwar nicht ihre beste, aber doch ihre wirksamste Waffe nehmen würde und die Radikalen, welche Formalisten sind und an alten Traditionen hängen, werden die „Preßfreiheit“ als ein Dogma betrachten, an welches nicht gerührt werden darf. Dieser händelsüchtigen und gewaltthätigen Opposition stehen die Elemente einer Regierungsmehrheit gegenüber, welche, frei von der Herrschaft der Radikalen, im Wesentlichen gemäßigt ist und ihren Mittelpunkt und ihre Anregung vorzugsweise in der Union libérale hat, deren hauptsächliche Führer wahrscheinlich die Herren Leon Say und Ribot sein werden. Wird diese Mehrheit verstehen, sich zu organisiren und statt ein lediglich negatives Programm zu verfolgen, sich entschlossen an das Werk setzen, um dem Lande praktische, nicht den hohlen Formeln der Radikalen folgende Reformen zu geben? Die neue Kammer, welche erst Sonntag vollzählig sein wird, hat noch zu viele unbekannte Elemente, als daß man diese Frage mit Sicherheit beantworten könnte.

Das ist die genaue Darlegung der durch die Parlamentswahlen geschaffenen Lage. Mit besonderem Interesse wird man die ersten Strömungen und Handlungen dieser aus einem neuen, oder richtiger erneuerten Wahlverfahren herausgegangenen Kammer verfolgen.

Harry Alis.

Der internationale philhellenische Verein zu Amsterdam.

Es ist jetzt ungefähr ein Jahr verflossen, seit sich in aller Stille ein Ereigniß vollzogen hat, das vielleicht berufen ist, für die ganze gebildete Welt noch einmal von hervorragender Bedeutung zu werden, nämlich: Die Gründung des internationalen philhellenischen Vereins zu Amsterdam am 13. September 1888.

Das Bedürfniß nach einem solchen Krystallisationspunkte, in welchem die Hellenisten und Philhellenen aller Länder Gelegenheit zu persönlicher Annäherung und gegenseitigem Gedankenaustausch fänden, hatte sich schon seit langem fühlbar gemacht und wiederholt waren darauf bezügliche Vorschläge geäußert worden*), bis endlich in den Anfangsmonaten des Jahres 1888 von einer Anzahl holländischer Gelehrten in Verbindung mit einzelnen Ausländern die ersten vorbereitenden Schritte zur Gründung eines solchen Vereins gethan wurden, welche Bestrebungen dann im September desselben Jahres ihren erfolgreichen Abschluß fanden.

Der philhellenische Verein hat sich als solcher die Aufgabe gestellt, den Hellenismus von Neuem zu beleben und für seine Interessen nach Kräften zu wirken, jedoch mit Ausschluß aller politischen Fragen, da die Hereinziehung derselben seine Thätigkeit nur zersplittern und naturgemäß auch vielfach gefährden würde. Seinen Zweck hofft er am besten auf doppeltem Wege zu erreichen: durch die Reform und Vermehrung des griechischen Unterrichts, dann durch die Einführung des „Hellenischen“ i. e. des Neugriechischen als allgemeine Gelehrtensprache.

Der erste Theil der Aufgabe setzt zu seiner Durchführung die Ueberzeugung voraus, daß man behufs einer gedeihlichen Entwicklung des höheren Schulwesens, zur Befriedigung der berechtigten Ansprüche der Realisten, wie zur Einschränkung der so häufigen Ueberbürdungsklagen, den Unterricht in einer der beiden klassischen Sprachen zu Gunsten der anderen bis auf ein Minimum werde einschränken müssen und bei der sich daraus ergebenden Alternative tritt der Verein entschieden für die Bevorzugung des Griechischen vor dem Lateinischen ein. Um diesem aber zum Siege zu verhelfen, strebt er eine vollständige Reform des griechischen Gymnasialunterrichtes an, die sich in dreifacher Stufenfolge dem erkorenen Ziele nähern soll.

Die erste bezweckt nur eine Beschränkung der grammati-

*) Anmerkung. cf. H. Müller: „Griechische Reisen und Studien.“ Leipzig. 1887. I. pag. 210.

schen Studien und die Verlegung des Schwerpunktes in die Lektüre, da die bisher befolgte grammatische Methode die Schüler jahrelang an das mechanische Lernen seitenlanger Regeln fesselt, ohne sie doch in den meisten Fällen zum Lohne für alle aufgewandte Mühe „über die Stümperhaftigkeit eines Anfängers hinauszuführen“, so daß sie nothwendigerweise schließlich mit Abscheu gegen das Griechische erfüllt werden und froh sind, wenn sie ihm für immer den Rücken wenden können.

Diese Stufe der Reform wird bereits auch von vielen deutschen Philologen gebilligt und gefordert, so daß eine Verständigung in diesem Punkte nicht allzu schwer fallen dürfte, nun aber geht der Verein einen wichtigen Schritt weiter und befürwortet eifrig die Abschaffung der auf den Schulen des Occidents üblichen erasmischen Aussprache des Griechischen und statt dessen die Einführung derer, die sich bei den Griechen bis auf die Gegenwart erhalten hat und die wir gewöhnlich die reuchlinische nennen.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, welche von beiden Aussprachen vom wissenschaftlichen Standpunkte aus größere Berechtigung für sich habe; es lassen sich für beide pro und contra gewichtige Gründe anführen und ein sicheres Resultat wird sich in dieser Hinsicht wohl nie erzielen lassen. Daher sollte man sich bescheiden und offen sagen: Wie die alten Griechen im Zeitalter des Perikles oder gar des Homer das Griechische ausgesprochen haben, vermögen wir heut zu Tage nicht mehr zu entscheiden, demnach ziehen wir es vor, statt einer willkürlichen, nur zum Scherz erfundenen Aussprache, wie sie die des Erasmus bekanntermaßen ist, uns einer solchen zu bedienen, wie sie bei den Griechen seit etwa 1000 Jahren üblich ist und die außer dem Vorzuge der lebendigen Ueberlieferung noch den besonderen Vortheil darbietet, das auf der Schule erlernte Griechisch auch im späteren Leben praktisch verwerthen zu können. In Holland, dem eigenen Vaterlande des Erasmus, fängt man bereits an, das Widersinnige des bisherigen Verfahrens einzusehen und auf den Gymnasien die lebende griechische Aussprache einzuführen; hoffen wir, daß die Zeit nicht mehr allzu fern ist, wo auch bei uns die richtige Erkenntniß sich Bahn brechen und das gute Beispiel allgemeine Nachahmung finden wird.

Diese ebenso ersprießliche als leicht auszuführende Aenderung würde den geeignetsten Uebergang zu der letzten und wichtigsten Stufe bilden, das Griechische als eine lebende Sprache zu lehren und dabei die Formen der gegenwärtigen griechischen Schriftsprache zu Grunde zu legen. Bei dieser folgenschweren Neuerung läßt sich der Verein von der Ansicht leiten, daß das antike und moderne Griechisch nicht zwei verschiedenen Sprachen sind, wie das Lateinische und die romanischen Dialekte, sondern daß das letztere nur die einfache natürliche Fortbildung des ersteren ist, die sich in ganz entsprechender Weise vollzogen hat wie die unserer heutigen deutschen Sprache aus dem Alt- und Mitteldeutschen, des Neufranzösischen aus dem Altfranzösischen u. s. w., bei deren Erlernung man auch nicht mit dem Heliand, dem Eulalialiede und anderen litterarischen Denkmälern der Vorzeit beginnt. Herr Dr. Muller (spr. Möller), der Sekretär und, wie man wohl hinzusetzen darf, die Seele des ganzen Vereins, läßt sich darüber (in der „Hellas“, der Zeitschrift des Vereins, pag. 109) folgendermaßen vernehmen:

„Während der ersten Gymnasialjahre wird anstatt der alten die neuere hellenische Sprache gelehrt; eine Sprache, welche den Philologen keine Schwierigkeiten bieten dürfte, da die heutige Sprache nichts anderes ist, als die einigermaßen modernisirte *κοινή* des Alterthums. Das ausschließliche Lernen der alten Formen des Griechischen ist schon darum ziemlich resultatlos, weil der Unterschied mit den modernen Sprachen viel zu groß ist und weil die meistentheils befolgte grammatische Methode bei den Schülern schließlich nur Abneigung erweckt. Wenn man hingegen die heutige lebende Sprache, und noch dazu nach einer einheitlichen und leichten Methode, auf den Schulen lehrte, so würde das Resultat überraschend günstiger sein. Zwar kann die moderne Litteratur sich noch nicht messen mit der alten, aber jedenfalls ist das Studium der lebenden Sprache die beste Vorstufe, um allmählich eine genaue Kenntniß der alten zu erlangen; in den höheren Klassen würde später die Sprache eines Demosthenes, Platon und Homer studirt werden können.“

Daß durch einen solchen Unterricht ganz andere Erfolge erzielt werden würden als bisher, ist wohl nicht zu bezweifeln und gleichzeitig würde durch den innigen Zusammenhang der alten Sprache mit der lebenden auch die Theilnahme für jene bei einer weit größeren Zahl von Schülern erhalten bleiben als es leider jetzt der Fall ist und demnach die auf der Schule erworbenen griechischen Kenntnisse auch für das spätere Leben noch erfreuliche Früchte tragen, denn non scholae, sed vitae discimus!

Dies führt uns zu dem zweiten Theil der Bestrebungen des Vereins, das „Hellenische“ als internationale Gelehrtensprache einzuführen. Der Ursprung dieser Idee greift bis in das Jahr 1855 zurück, wo der „Spectateur de l'Orient“ vom 22. Februar 1855 einen Artikel aus der Feder des griechischen Gelehrten Markos Renieris veröffentlichte, unter der Ueberschrift: *Περὶ τοῦ προορισμοῦ τοῦ ἑλληνικοῦ Ἔθνους καὶ τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης*. Der darin zu Grunde liegende Gedanke wurde dann von dem berühmten französischen Hellenisten d'Eichthal 1864 in einem besonderen Schriftchen wieder aufgenommen und weiter ausgeführt, ohne jedoch eine größere Beachtung zu finden, bis endlich vor Kurzem Prof. A. Boltz in seinem nicht hoch genug zu schätzenden Werke: „Hellenisch, die allgemeine Gelehrtensprache der Zukunft“, Leipzig 1888, der Frage einen neuen Anstoß gab. Die Idee, welche diese geistige Bewegung hervorgerufen hat, geht von der vor aller Augen liegenden Thatsache aus, daß, seitdem das Lateinische nicht mehr das allgemeine Verständigungsmittel der Gelehrten aller Länder ist, der ungehinderte wissenschaftliche Verkehr eine schmerzlich empfundene Lücke aufweist. Daß das Lateinische dem angeführten Zwecke nicht mehr genügt, dies braucht hier nicht erst noch bewiesen zu werden, Ed. v. Hartmann sagt darüber (in der „Gegenwart“ von 1887, Nr. 39 pag. 201): „Einen vor hundert Jahren erschienenen beliebigen Zeitungsartikel ins Lateinische zu übersetzen ist im Durchschnitt noch sehr viel leichter, als einen heute erschienenen; so sehr hat sich unser Begriffsschatz und unsere Denkweise im Laufe des letzten Jahrhunderts von denen des Lateinischen entfernt. Aufsätze kann man nur in lebenden Sprachen schreiben; die lateinische Sprache ist aber bereits zweimal gestorben, einmal als römische Volks- und Staatssprache, das zweite Mal als internationale Gelehrtensprache.“ Und ähnlich läßt sich A. Boltz vernehmen a. a. O. pag. 17.

Es entsteht nun die Frage, ob denn ein solcher Verlust ein unwiderruflicher sein müsse und ob sich nicht irgend ein geeigneter Ersatz dafür auffinden ließe? Bei ihrer Beantwortung werden viele sofort an das Volapük denken, das ja neuerdings so viel von sich reden gemacht hat, aber ganz abgesehen davon, daß dieses als die künstliche Schöpfung eines Einzelnen schon von vornherein die größten Bedenken erregen muß und allen Voraussetzungen der Entstehung einer lebensfähigen Sprache schnurstracks zuwiderläuft, so soll auch nach der Erklärung seiner eigenen Anhänger das Volapük in erster Linie nur den praktischen Bedürfnissen des Handels dienen und läßt es die Wissenschaft einstweilen aus dem Spiele. Richten wir ferner unsere Augen auf die lebenden Kultursprachen, so würde schon, um von allen anderen Gründen zu schweigen, die Erhebung einer solchen zur allgemeinen Gelehrten- oder gar Verkehrssprache die gegenseitige Rivalität der Völker nicht zur Ausführung kommen lassen, so daß auch diese für den gedachten Zweck nicht verwendbar sind. Und doch gibt es eine Sprache, welche alle die erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigt und sich gleichsam wie von selbst darbietet; es ist dies keine andere als die Schwestersprache des Lateinischen, das Griechische, die nur die Unkenntniß als eine „todte“ Sprache bezeichnet hat. Die gegenseitige Rivalität der Völker kann beim Griechischen kein Hinderniß bilden, denn es ist ja nur die Sprache eines, wenn auch nicht an Bedeutung, so doch

an Seelenzahl verhältnißmäßig kleinen Volkes, so daß sich dadurch kein anderes in seiner Machtstellung bedroht fühlen wird. Ferner brauchen sich die Gelehrten der verschiedenen Nationen dieselbe nicht erst mühsam anzueignen, sondern auf Tausenden von Gymnasien bildet ja das Griechische seit Langem einen hervorragenden Theil des Unterrichts und der Boden ist bereits aufs Beste für diese geistige Umwälzung vorbereitet und würde es in noch ungleich höherem Grade sein, wenn man sich nur entschließen wollte, das Griechische überall auf reuchlinische Weise auszusprechen.

Die griechische Sprache, wie sie noch heutigen Tages von den Griechen gesprochen und geschrieben wird, kann, im schroffsten Gegensatz zum Lateinischen, alle modernen Begriffe vollständig und präzis wiedergeben, so daß die Griechen niemals zu Entlehnungen aus fremden Sprachen gezwungen sind. Es ist vielmehr der umgekehrte Fall eingetreten, indem die modernen Sprachen ohne Ausnahme auf dem weiten Gebiete der Terminologie in Kunst, Wissenschaft und Technik fortdauernd aus dem unversiegbaren Wortschatz des Griechischen schöpfen, das dadurch bereits zu einem internationalen Verständigungsmittel geworden ist. Diese Erscheinung ist von ganz besonderer Wichtigkeit, da sie den eklatanten Beweis nicht nur für die Richtigkeit, sondern auch für die Durchführbarkeit des verfochtenen Prinzips liefert.*)

Um nun seinen Ansichten Geltung zu verschaffen und ihre Verwirklichung anzubahnen, bietet sich dem Verein fürs erste ein dreifaches Mittel dar: Vor allem die schriftliche Verbreitung seiner Ideen durch ein eigens dazu gegründetes Organ, dann mündliche Besprechungen auf seinen Versammlungen und last not least die öffentliche und private Mitwirkung der einzelnen Mitglieder. In jedem September wird alljährlich eine Generalversammlung anberaumt, zu welcher die einzelnen Mitglieder mindestens 14 Tage zuvor vom Komitee eine gedruckte Einladung erhalten, nebst Angabe der Fragen und Vorschläge, welche auf derselben erledigt werden sollen. Damit jedem Mitgliede Gelegenheit gegeben ist, seine speziellen Wünsche berücksichtigt zu sehen, wird vorher im Mai an alle ein Rundschreiben versandt, in welchem dieselben gebeten werden, die Gegenstände anzugeben, die sie auf der Versammlung behandelt wissen möchten. Außer dieser können auch noch besondere Versammlungen berufen werden, wofern es das Komitee für nöthig befindet oder sobald mindestens 10 Mitglieder einen schriftlich motivirten Antrag darauf stellen.

Das Organ des Vereins, die Zeitschrift *„Ἑλλάς“* (Leiden, Verlag von E. J. Brill), hat, wie es auf dem Prospekte heißt, den Zweck, „in Uebereinstimmung mit den Statuten die Ideen des Vereins zu verbreiten, d. h. die griechische Sache und den Hellenismus von einem streng wissenschaftlichen, poetischen und litterarischen Gesichtspunkte aus zu vertheidigen“. Die bis jetzt erschienenen drei Hefte enthalten demnach wissenschaftliche Abhandlungen, litterarische Aufsätze, griechische Originalgedichte (die meisten von metrischen Uebersetzungen von A. Boltz begleitet) und -Erzählungen, sowie Anzeigen und Besprechungen zahlreicher hellenischer und hellenistischer Publikationen. Da, ebenso wie der Verein, auch die Zeitschrift international ist, so steht es jedem der Mitarbeiter frei, sich der Sprache zu bedienen, die ihm am geläufigsten ist oder für sein Thema am geeignetsten erscheint und wir finden demnach darin bereits Beiträge in moderngriechischer, lateinischer, französischer, englischer, italienischer und deutscher Sprache. Von den einzelnen Artikeln können wir nur ein paar hervorheben, um den Lesern eine Vorstellung von der Art und Mannigfaltigkeit des Inhalts zu ermöglichen; es seien erwähnt: Eine längere Abhandlung von dem Sanskritisten Prof. Dr. Kern in Leiden „Zur Geschichte der Aussprache des Griechischen: Wiedergabe indischer Wörter bei griechischen Autoren.“ — Versuch einer etymologischen Deutung des Wortes *ἄλογον* von Prof. Dr. Boltz in Darmstadt. — *Τινὰ περὶ τῶν τῆς ἀρχαίας καὶ νέας Ἑλλάδος ἀποικιῶν* von Prof. Dr. Dossios in Galatz. — D'una lingua internacionale von Prof. Dr. Salvatori in Lodi. — Hellenisch auch als allgemeine Gelehrtensprache von Prof. Dr. Muller in Amsterdam. — Is Greek a dead language? von Prof. Dr. Blackie in Edinburg. — Réforme de l'enseignement du grec dans les gymnases von Cost. Reyer in Triest. — *Ἀγόρευσις εἰς τὸν σύλλογον Παρνασσόν* von Sr. Excel. Alex. Rhangawis in Athen.

Der Mannigfaltigkeit des Inhalts der Zeitschrift entspricht die Verschiedenartigkeit der Mitglieder des Vereins. Trotzdem derselbe kaum erst ins Leben getreten ist, zählt er doch schon über 500 Theilnehmer aus allen gebildeten Kreisen und Berufsarten, — Offiziere und Kaufleute nicht minder als Professoren und Litteraten, auch Minister und Fürsten — sowie in fast allen europäischen Ländern, ja vereinzelte Anhänger sogar in fremden Welttheilen; Newyork und Batavia sind bis jetzt seine Endpunkte, und dabei weist jedes neu erscheinende Heft der *„Ἑλλάς“* einen erheblichen Zuwachs Neueingetretener auf. Muß nun jeden Philhellenen diese Thatsache mit freudiger Genugthuung erfüllen, so ist es doch andererseits für uns Deutsche betrübend, daß gerade unsere Nation im Verhältniß zu ihrer Größe noch auffallend wenig an der Mitgliederzahl betheiligt ist. Freilich gilt unser Vaterland vorzugsweise als das Land des Konservativismus, d. h. als das Land, in welchem sich die Macht der Gewohnheit und Vorurtheile stärker erweist als anderswo, aber im vorliegenden Falle dürfte doch auch der Umstand mit daran Schuld tragen, daß die Gründung des Vereins bisher nur wenigen zur Kenntniß gekommen ist. Daher richtet der Unterzeichnete an alle deutschen Philhellenen, deren Zahl keineswegs gering ist, namentlich auch an alle Philologen und Gymnasiallehrer die Bitte, möglichst bald und möglichst zahlreich dem Verein in Amsterdam beizutreten, um dadurch ihrerseits seine Wirksamkeit mit unterstützen zu helfen. Der Jahresbeitrag beträgt pro Person 6½ Frank in Gold, d. i. nicht ganz 5½ Mark; Beitrittsanmeldungen sind zu richten an den Schriftführer des Vereins, „Herrn Dr. H. C. Muller“, Gymnasialprofessor und Privatdocent in „Amsterdam, P. C. Hooftstraat 137“, der außer verschiedenen anderen Sprachen auch das Deutsche vollkommen beherrscht und mit Deutschen deutsch korrespondirt. Der jährliche Abonnementspreis auf die *„Ἑλλάς“* beträgt 10 Fr., für die Mitglieder des Vereins aber nur 5½ Fr.

Fassen wir zum Schluß die Bedeutung von der Gründung des internationalen philhellenischen Vereins noch einmal kurz zusammen, so erscheint sie als die Verkörperung der treibenden Idee all jener Versuche, die mit zunehmender Häufigkeit seit etwa einem Jahrzehnt zum Schutz und zur Beförderung der altgriechischen Studien auf der Basis der modernen griechischen Sprache in den meisten civilisirten Ländern, wie auf einen Antrieb, unternommen worden sind. Es handelt sich darum, das Griechische nicht länger neben dem Lateinischen nur geduldet und in einer untergeordneten Stellung zu sehen, sondern ihm endlich den gebührenden Ehrenplatz als Vorherrscherin anzuweisen, und dieses Ziel dürfte sich nur dann erreichen lassen, wenn man das Griechische nicht als eine todte, sondern als eine lebende Sprache auffaßt und verbreitet und statt des Lateinischen zur internationalen Gelehrtensprache erhebt.

Halle a. d. S., August. Hans Müller.

*) Zur Illustrirung dieser Ansicht sei dem Verfasser des vorliegenden Aufsatzes die persönliche Bemerkung gestattet, daß ihm soeben von einem namhaften spanischen Gelehrten bereits der Vorschlag gemacht wurde, sich zu ihrer gegenseitigen Korrespondenz der moderngriechischen Sprache zu bedienen. Ferner theilt uns Herr Dr. Muller mit, daß ein großer Theil der Korrespondenz des philhellenischen Vereins in und außerhalb Europas bereits in „hellenischer“ Sprache geführt werde.

Der Dichter der Finsterniß.

Als der in westlichen Anschauungen heimisch gewordene „Liberal-Idealist", wie der poetische Polemiker Nekrassow seinen Landgenossen Iwan Turgenjew genannt hat, fern von der weiten Heimath sein Lebensende nahen fühlte, da griff er noch auf dem Totenbette zur Feder und schrieb an seinen Freund Lew Nikolajewitsch Tolstoi: „Noch einmal muß ich Dir sagen, wie glücklich ich stets war, Dein Zeitgenosse zu sein. Höre meine letzte Bitte, mein Freund: kehre zum dichterischen Schaffen zurück! Diese Gabe kam Dir von Ihm, dem wir alles verdanken. Mein Freund, großer Dichter unserer russischen Erde, erhöre meine Bitte!"

Lew Tolstoi blieb dem Flehen des Freundes taub; er hat dem großen Roman „Anna Karenina" keine Dichtung mehr folgen lassen. Auf seinem Lebenswege hatte er Sutajew getroffen, einen der zahllosen russischen Bauern, die ins Volk gehen, um das Evangelium der Bruderliebe, des christlichen Kommunismus zu predigen. Und der große Dichter der russischen Erde, der vornehme und reiche Graf Tolstoi, that alles ab: seinen Rang, seinen Reichthum, selbst seine dichterische Begabung opferte er und ging hin, im Reich der Finsterniß das milde Licht der Liebe zu entzünden. Er wurde ein gottesgläubiger Christ, der nach eigenem Geständniß durch fünfunddreißig Jahre ein Nihilist gewesen war, ein Nihilist „im eigentlichen Sinne des Worts: nicht Sozialist und Revolutionär nach dem verkehrten Gewohnheitssinn, sondern ein Glaubenloser".

Das Geburtsjahr Henrik Ibsens, des grimmen Wahrheitseiferers, hat uns auch den slavischen Liebesapostel geschenkt. Tolstoi ist am 28. August 1828 auf dem Gute Jasnaja Poljana im Gouvernement Tula geboren; er hat die Universität von Kasan besucht, den Krimkrieg mitgemacht und sich beim Sturm von Sebastopol ausgezeichnet; beim Friedensschluß nahm er seinen Abschied, ging später ins Ausland und seit 1860 lebt er auf seinem Landgute bei Tula, dem stählernen Arsenal der russischen Militärmacht, welches den friedlichen Sinn des urchristlich empfindenden Dichters als eine Unheilstätte erscheinen muß. Seit einem Vierteljahrhundert hat er diesen Erdenfleck kaum verlassen; die beiden großen Romane „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" entstanden ihm hier, und von hier aus übte er sein opfermuthiges Liebeswerk in Wort und Schrift und Beispiel.

Tolstoi, der große Dichter, und Tolstoi, der moralisirende Mystiker, so sagt man uns, sind zwei grundverschiedene Menschen; man muß den Einen bewundern, man kann den Anderen nur belächeln. Und doch scheint es uns, wenn wir das bisher unabgeschlossene Lebenswerk des liebesmächtigen Mannes mit einem weiten Blick umfassen, als irrten auch hier wieder die katalogistreuen Litteraturregistratoren, und als wäre, den sie zu theilen so eifrig sich bemüht zeigen, ein einziger, von einem still und langsam emporwachsenden Gedanken erfüllter Mensch, der wohl den Weg gewechselt hat, ohne aber jemals das Ziel aus dem Auge zu verlieren.

Schon die erste Novelle „Die Kosaken", die Tolstoi noch als junger Offizier im Kaukasus schrieb, legt Zeugniß ab von seiner — ich möchte sagen: pantheistischen Geistesrichtung. Es ist ein Stückchen Selbstbiographie, das der Dichter hier gegeben hat. Ein junger Offizier, dem die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Langeweile des Kulturmenschen das heiße Blut verdickt, flieht eines schönen Abends der Kameraden ewig gleiche Lustigkeit und sucht bei den Kosaken die ewige, unverkünstelte Natur. Er findet sie. In der waldumrauschten Steppe naht sich ihm ein Mädchen, eine echte, wildfühlende Asiatin. Aber Marianne und Olenin, das primitive Geschöpf und der kulturmüde Natursucher, sie gesellen sich nicht als Gleiche; es gelingt dem verwöhnten Moskoviter nicht, mit seinen gefirnißten Erklärungen das stolze Herz des wilden Kindes zu gewinnen, und als er endlich von dannen fährt, da wendet sie nicht einmal den Kopf nach ihm, der ihr sein ganzes glänzendes Leben dargeboten. Und der also Verschmähte, durch dessen Mund der jugendliche Dichter selber spricht, er bläht sich nicht im Hochgefühle seiner Bildung, er verachtet die bornige Schöne nicht, weil sie nicht den rechten Gebrauch von Messer und Gabel zu machen versteht, nein, er sagt sich nur: „Sie wird sie mich verstehen; nicht, weil sie unter mir steht; im Gegentheil, sie soll mich nicht verstehen. Sie ist glücklich; sie ist wie die Natur selbst: gleichmäßig, ruhig, fest in sich selbst beruhend."

Die Ueberlegenheit des Naturmenschen ist Lew Tolstoi demnach schon früh aufgegangen, und schon in seinem ersten dichterischen Versuch hat er gestaltend dargestellt, was er viel später theorisirend zusammenfaßte in den Worten: „Ich will die Kinder des Volkes denken und schreiben lehren; ich selbst sollte vielmehr in ihrer Schule schreiben und denken lernen. Wir suchen unser Ideal vor uns, indessen es hinter uns liegt. Die Fortentwickelung des Menschen giebt uns nicht das Mittel, das harmonische Ideal zu verwirklichen, welches wir in uns tragen; im Gegentheil, sie verhindert seine Verwirklichung. Ein neugeborenes, gesundes Kind entspricht vollkommen dem Ideal der Wahrheit, der Schönheit und der Güte, von welchem es sich mit jedem neuen Lebenstage nur weiter entfernen wird; es ist zuerst den denkunfähigen Geschöpfen viel verwandter: dem Thier, der Pflanze, der Natur, die der ewige Typus des Wahren, Schönen, Guten bleibt." Die christliche Lehre von der Himmelreichsherrlichkeit der Armen im Geist vermischt sich hier mit buddhistischen Elementen, mit einem entsagungsseligen Inderglauben, der in einem kontemplativen Pflanzendasein die höchste Lebensform erkennt und verehrt.

Menschenwissen und Menschenwillen gelten unserem Dichter nicht viel; er hat eine außerordentlich geringe Meinung von dem, was man gemeinhin Begabung und Genie nennt; er glaubt an Gott und an sein Volk; dem Intellekt des Einzelwesens steht er mit skeptischem Zweifel gegenüber. Dieser Gedanke beherrscht sein Schaffen, und in dem großartigen Kulturbild „Krieg und Frieden"*) hat er seinen überzeugendsten Ausdruck gefunden.

Dieser Roman — er erschien zuerst in einer Monatsschrift als Fragment unter dem Titel „1805" — hat nicht seines Gleichen in der Weltlitteratur; „C'est du Shakespeare", rief Flaubert aus, als er die ersten französischen Bruchstücke desselben in die Hand bekam. Und der kühle Phantast hatte Recht: die Gestaltungsmacht des großen William vereint sich hier mit einem epischen Weitblick, der das Größte wie das Kleinste mit immer gleicher Liebe umfaßt. Und vor dem eigensinnigen Eifer, der uns immer wieder zu zeigen trachtet, daß nur die Summe des Kleinen und Kleinsten die wahre Größe ausmacht, beugen wir uns am Ende überzeugt, erschüttert in allen grundstützenden Anschauungen unseres reputationsgläubigen Bewußtseins. Es liegt weltgeschichtlicher Humor darin, daß aus dem Erblande des Selbstherrscherthums so demokratische Anschauungen zu uns herübertönen.

Des ersten Napoleon Kriegführung und Niederlage im russischen Reich schildert Tolstoi: den welthistorischen Kampf zweier Völker, zweier Weltanschauungen, zweier Religionen macht er lebendig vor unserem staunenden Blick. Es ist die russische Ilias, von einem einzigen, noch nicht vierzigjährigen Dichter verfaßt. Und es ist ein ganz und gar modernes Kunstwerk, eine Wirklichkeitsschilderung allerersten Ranges, nicht eine von leerem Pomp und knatterndem Schlachtenlärm erfüllte Staatsaktion, die wir da vor uns sehen. Der russische Hof und der russische Adel, das russische Heer und das russische Volk, die deutschen und die österreichischen Berather des Kaisers Alexander, Bonaparte und seine Truppen: sie alle treten vor uns hin, nicht wie verstaubte Stahlstichfiguren ohne eigenen Lebenssaft, nein, in pulsender Wirklichkeitskraft, mit jenem Reichthum an individuellen Einzelzügen, der den modernen Künstler, mag er nun Heinrich Kleist oder Max Klinger heißen, über die romantischen Wesenlosigkeiten heraushebt. Ein riesiges Panorama, gemalt von der subtilen Hand eines Menzel — das ist der einzig geartete historische Roman, durch welchen Lew Tolstoi mit einem Meisterschlage für alle Zeiten be-

*) Berlin. Verlag von A. Deubner.

wiesen hat, daß die Historienmalerei auch in der Dichtung niemals veralten kann, wenn sich der rechte Wiedererwecker findet.

Als der größte epische Schlachtenmaler hatte sich Tolstoi schon in den „Kriegsbildern“ und in „Sebastopol“ offenbart; seine wundersame Objektivität, von der wir noch zu sprechen haben werden, kommt ihm hier in erster Reihe zu statten. Lange vor der Erfindung des Modewortes hat Tolstoi den Begriff des Impressionismus fixirt; er gibt nicht, wie so mancher deutsche Erzähler, der sich für einen großen Schilderer hält, mit reporterhafter Gewissenhaftigkeit jedes Detail, jeden Kamaschenknopf, jeden Hufbeschlag an: aus diesen im Schweiße des Notizenmachens zusammengetragenen Baumaterialien ersteht uns nimmermehr ein ragendes Haus; Tolstoi gibt den Eindruck, und indem er dieselben Erscheinungen zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Individuen reflektiren läßt, erreicht er jene höchste Objektivität, die sich die Mühe nicht verdrießen läßt, uns um das stattliche Gebäude herumzuführen und nach der stolzen Façade uns auch die Seitenflügel und die Hinterfront, den engen Hof und die feuchten Keller zu zeigen.

Niemals vorher ist der wüste Jammer eines Schlachtfeldes, der feige Verzweiflungsmuth der auf die Schlachtbank geschleppten Soldaten so lebendig gemacht worden, als es hier durch den leidenschaftlichen Friedensfreund geschah. Tolstois reiner Christglaube verdammt den Krieg, die Tödtung eines Menschen durch den andern erscheint ihm ein Verbrechen an der Majestät des Menschenthums. „Was ist denn in der That der Zweck des Krieges? Mord und Todschlag! Und seine Mittel? Spionage, Verrath! — Was ist dabei die Triebfeder? Plünderung und Raub zum Besten der Heeresverproviantirung! Das heißt also Lug und Trug in aller Form, unter dem Namen militärischer Manöver. Welche ist die Sitte, der sich das Militär unterwirft? Bei Mangel jeglicher Freiheit sogenannte Disziplin, Faullenzerei, Flegelei, Grausamkeit, Unzucht, Völlerei u. s. w., und trotzdem ist der Soldatenstand der geehrteste Stand. Alle Herrscher, außer dem Kaiser von China, tragen militärische Uniform, und der, welcher am meisten Menschen umgebracht hat — erhält Auszeichnungen und Ehren. Da kommen wie morgen zu gegenseitigem Morden Tausende von Menschen zusammen, werden vernichtet, verstümmelt, gemordet; hinterdrein aber werden Dankgebete dafür abgehalten, daß so viele Menschen getödtet worden sind, und wird der Sieg hochgepriesen, denn je mehr Menschen getödtet worden sind, desto größer ist er.“ Es ist der streitunfrohe, der friedliebende und ruhebedürftige Sinn des echtrussischen Volkes, der hier zu Worte kommt; aus diesem Geist heraus ist das gewaltige Kriegsbild geschaffen, und besser, als aus den täglich wechselnden Stimmungsberichten unserer regierungsfrommen Blätter, erkennt der deutsche Leser, welche verheißende Kraftfülle dieses jugendstarke Russenvolk einstmals an die friedliche Menschheitsarbeit wird setzen können.

Wer das Kriegshandwerk mit solchem Auge in der Nähe sah, der kann von kriegerischem Ruhm nicht allzu groß denken; fast scheint es, als ob Tolstoi es im Felde gelernt, wie wenig der Einzelne gilt; er wird nicht müde, die kriegerischen Genies, und Napoleon zuerst, mit mildem Spott zu entlarven. „Ist denn jeder Mensch ein Genie, der rechtzeitig zu befehlen versteht: den Zwieback herbeizuschaffen und dem zu heißen rechts, jenem aber links zu gehen? Nein — nur weil Militärpersonen mit Glanz und Gewalt umkleidet sind, und Schaaren von Speichelleckern der Gewalt widersinnig Eigenschaften des Genies beimessen, heißen sie „Genies“. Im Gegentheil aber sind die besten Generale, die ich gekannt habe, — alberne oder zerstreute Leute . . . Ja, und der Bonaparte selbst! Ich besinne mich auf sein selbstzufriedenes und beschränktes Gesicht auf dem Schlachtfelde von Austerlitz. Nicht Genie oder besondere gute Eigenschaften muß ein guter Feldherr haben, im Gegentheil, die höchsten, besten Eigenschaften — Liebe, Poesie, Zärtlichkeit, philosophische, forschende Skeptik — müssen ihm fehlen. Er muß beschränkt sein, fest überzeugt, daß das, was er thut, sehr wichtig ist, nur dann wird er ein guter Feldherr sein. Wehe ihm, wenn er ein Mensch ist, der liebt und schont, über das, was recht und nicht recht ist, denkt. Nicht von ihm hängt der Erfolg des Kriegshandwerkes ab, sondern von dem Menschen, der in Reihe und Glied schreit „Verloren!“ oder „Hurrah!“ Und hartnäckig kommt der Dichter immer wieder auf diesen Gedanken zurück; er zeigt, wie alle diese vermeintlichen Großthaten, die russischen wie die französischen, die Schlachten und der Brand von Moskau, keineswegs der freiwilligen Initiative einzelner Menschen entsprangen, wie alle die Pläne der strategischen Rathsversammlungen, in denen sich namentlich die deutschen Kriegstheoretiker nicht genug thun konnten, zu Schanden wurden vor der Ueberraschung des Augenblicks, und wie man erst nachträglich, wenn das Ereigniß sich längst vollendet, ein sorgsam retouchirtes Schlachtenbild zum Wohlgefallen des lieben Publikums entworfen hat. Es kommt immer alles anders, als der Verstand der Verständigen vorausschauend geglaubt.

Nicht abstrakte Empfindungen, nicht heroische oder sentimentalische Wallungen entscheiden das Loos der Schlachten, der blutigen wie der unblutigen; es kommt alles, wie es kommen muß, weil es eben so kommen muß. Und in dieser liebevoll angeschauten Welt ist der Geistesarme der Stärkste, der kümmerliche Bauer Platon Karatajew erträgt ihre Leiden leichter und froher, als alle die Hochgebildeten in funkelnder Verstandesrüstung, denn zwei köstliche Güter hat er vor ihnen allen voraus: die Geduld und den Glauben.

Der sterbende Held des Romans sammelt seine letzte Kraft zu dem himmelanstrebenden Wort: „Mitleid, Menschenliebe zu denen, die uns lieben, Liebe zu Feinden sogar, jene Liebe, die der Herr auf Erden predigte, das ist's, warum mir leid um das Leben ist, ja das ist's, was mir noch bliebe, wenn ich leben würde. Doch dazu ist es schon zu spät — das fühle ich!“ Und auch der nach mancher Irrung spät bekehrte Held der „Anna Karenina“ erkennt am Ende die niederträchtige Thorheit der Vernunft und er beschließt, fortan nicht für sich selbst, sondern für Gott zu leben.

Für Lew Tolstoi war es nicht zu spät; mit festem Schritt und kraftbewußtem Wahrheitsmuth hat er den Weg des Mitleids und der Menschenliebe betreten, den Weg, der zu den Mühseligen und Beladenen führt. Und wiederum hat er uns die Geschichte dieser beschwerlichen Wanderung schlicht und aufrichtig erzählt in dem Büchlein: „Unsere Armen und Elenden.“*)

Der Graf Tolstoi ist sehr reich und rings umher sieht er unendliche Armuth. Er will helfen und die ärgste Noth lindern. Er wird ausgeplündert und betrogen, aber auch diese Betrüger erscheinen ihm sehr beklagenswerth. „Sie alle waren halbnackte, elende, mager, kränklich aussehende Leute. Es waren dieselben, welche wirklich erfrieren oder sich erhängen, wie wir es durch die Zeitungen erfahren.“ Er sucht Genossen für sein Liebeswerk zu werben, aber überall stößt er auf kühles, unthätiges Bedauern, auf Phrasen von der Unabänderlichkeit dieses Elends. So kann man nicht leben, schreit der zürnende Schmerz des Christmenschen, und das ihm schon früher fremde und seltsame städtische Wesen wird ihm nun völlig zuwider, da er erkennt, daß man, „um die Weltanschauung eines anderen Menschen zu ändern, selbst die beste Lebensanschauung haben und derselben gemäß leben“ muß. Er sucht alle Jammerorte auf, die Höhlen des Verbrechens und der Prostitution, und alles Schlechte, was er sieht, erscheint ihm als eine Folge unserer falschen, unwahren und im Kern unsittlichen Kultur, der auch die Prostitution so unentbehrlich ist, „daß es Regierungsbeamte giebt, welche für ihre regelrechte Existenz Sorge tragen.“ Er erinnert sich, daß er, solange er seinen Stadtgenossen zu helfen suchte, sich selbst wie ein Mensch erschien, „der einen anderen aus dem Sumpfe ziehen möchte und selbst auf eben solchem Moorboden steht,“ und da er um sich schaut, wird er „mit Entsetzen vor der Verderblichkeit erfüllt, welche wir — von den Fabriken und Werken, welche unserem Luxus dienen, erst gar nicht zu reden — unmittelbar durch unser

*) Leipzig, Greßner und Schramm.

luxuriöses Leben in der Stadt unter denselben Leuten verbreiten, denen wir dann helfen wollen.“ Zurück zur Natur, ruft er mit Jean-Jacques; die Zusammenpferchung der Menschen in den Städten, die Unmoralität reichen Besitzes an Geld und fremden Arbeitskräften, erscheinen ihm als die unerschöpflichen Quellen allen menschlichen Elends, und er beschließt der Lehre nachzuleben, „welche den Menschen seit den ältesten Zeiten übermittelt wurde, sowohl durch Buddha, als durch Jesaias und Lao-tse und Sokrates, und die besonders klar und unbezweifelbar uns durch Jesus Christus und seinen Vorläufer Johannes den Täufer übermittelt wurde.“ Er verzichtet fernerhin auf die Ausnützung fremder Arbeit, die er als Sklavenhalterei bezeichnet, er legt die Kleidung eines einfachen Muschik an, er bestellt sein Feld selbst und lebt wie Lazarus, der nichts Gutes gethan und bloß deshalb selig wurde, weil er ein Bettler war. Durch Geben und Wohlthun hat er nicht viel erreicht, solange er nicht dem Ruf des Herrn folgte: „Selig sind die Armen und wehe den Reichen!“; nun hofft er durch die Kraft des eigenen Beispiels die Menschen zu bessern und zu bekehren. Es ist das Loos der heutigen Generation des russischen Volkes, wie es Nekrassow besungen: „Ergieb Dich, kleinliches Geschlecht, dem unentrinnbaren, dem schrecklichen Geschick! Zu keinem schweren Kampf gerüstet, umfing Dich eine schwere Zeit. Wir liegen noch nicht im Grabe, wir leben und athmen noch: doch für die That sind wir längst abgestorben. Verdammt sind wir zu großem Wollen — das kräftige Vollbringen ist uns nicht beschieden.“

Eine starke künstlerische Persönlichkeit folgt stets einem unwiderstehlichen Drange, wenn sie neue Lehren gebiert; kein wirklicher Künstler setzt sich hin, um nun, nachdem alles andere längst ausgeschöpft, auf die Suche nach etwas Neuem zu gehen; es sind nicht die Künstler, welche die neue Kunstgeschichte schreiben. Der Schöpfer spricht durch Thaten, er erschafft, was und weil er schaffen muß. Dem Zwang der eigenen Melodienlosigkeit entnahm Richard Wagner seine neuen musikalischen Ideale; die eigene Leidenschaftslosigkeit führte Ibsen zur vernünftelnden Dramendialektik, und Emile Zola, der Größte der Großen, der seine Meister um Haupteslänge überragt, ward zum Historiographen des Geschlechtstriebes, nicht, weil er wollte, nein: weil er mußte, weil ein unwiderstehlicher Hang seines Temperaments ihn dahin führte, die Natur so und nur so zu betrachten. Darum erscheint es thöricht, den Grafen Tolstoi zu tadeln, weil er gethan, was er sicherlich thun mußte; er hat aufgehört, Romane zu schreiben, weil es ihn zu neuem Thun trieb; er hat deshalb nicht aufgehört, ein ganzer Dichter zu sein und ein großartiger Träumer.

Ein wunderherrlicher Dichtertraum ist seine Philosophie und seine Theologie, wie sie aus den Büchern „Mein Glaube“ und „Ueber das Leben“ (Leipzig, Duncker & Humblot) zu uns sprechen. Die Glückseligkeitslehre Tolstois stellt den Grundsatz auf: „Jeder Mensch lebt nur darum, daß es ihm gut gehe, um seines Wohles willen“, und sie folgt der Heilandsverkündung: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erlangen.“ „Was sollen wir thun?“, fragt der Dichter und „Wie werde ich glücklich?“ Und er antwortet: Wir sollen die Städte verlassen, wir sollen die Industrie aufgeben und „die allerschrecklichsten Worte: Civilisation, Wissenschaft, Kunst“; wir sollen zum Naturzustand zurückkehren und zur ursprünglichen Idee des ersten, reinen Christenthums, das ohne starre Dogmen und ohne Formelkram einen brüderlichen Liebeskommunismus lehrte. Bedürfnißlose Einfachheit, fruchttragende Arbeit und nimmer rastende Nächstenliebe auch für den Feind: das sind die drei vornehmsten Glaubenssätze im Evangelium des Propheten von Tula.

Für die unbefangene, vorurtheilslose Betrachtung wird es nicht wohl möglich sein, in dieser Lehre die Spuren jenes vielerwähnten Mysticismus aufzufinden, in welchen Lew Tolstoi versunken sein soll. Nicht mystisch ist seine Lehre, wohl aber utopistisch. Es ergeht ihm wie jenem Manne aus dem russischen Märchen, der menschenfeindlich in den Wald geht, die Thiere zu lehren und zu erziehen, und der am Ende entsetzt steht, da die erste That der civilisirten Bestien ein Mord an ihres Gleichen ist. Tolstois himmlischem Gedankenflug wird früher oder später die Ueberzeugung aufdämmern müssen, daß seine Glückseligkeitstheorie mit einem sittlichen Idealismus rechnet, welcher der überwältigenden Mehrheit der Menschheit völlig fremd, ja, mehr als das: unverständlich bleiben muß. Und wenn alle Menschen nach der Lehre handelten, von zwei Kleidern eines dem zu geben, der nackt und blos ist, so würde immer noch der besser Gekleidete die Anfeindung des minder Begünstigten zu bestehen haben. Und da man den Menschen mit seinen Menschlichkeiten einmal hinnehmen muß, wird man sich des niemals zu Ende gekämpften Interessenkampfes sogar freuen dürfen, ohne dessen spornenden Antrieb so vieles Große, Schöne und auch Gute ungeschaffen bliebe.

Aber die Einsicht in den großartigen Irrthum der Tolstoischen Primitivitätslehre darf uns nicht hindern, ihr Entstehen zu begreifen. Lew Nikolajewitsch ist der Dichter der Finsterniß. Ein Vierteljahrhundert ernster Geistesarbeit hat ihn die „Macht der Finsterniß“ kennen gelehrt; und in dieses stumpfsinnige und trunksüchtige Dunkel, das nur der Aberglauben mit irrem Flackerschein erhellt, leuchtet der Dichter und der Philosoph — beide sind eins — hinein. Nicht mit der Fackel der Vernunft, die Rousseau der westlichen Welt aufgesteckt hat; für das unermeßliche Millionenreich, auf dessen schwarzer Fruchterde ein bodenwüchsiges Volk von breitstirnigen Gottesleuten sich in immer gleicher, dumpfer Dienstbarkeit einhertummelt, taugt die Vernunft gar wenig. Denen sie nützen sollte, würde sie ewig unverständlich bleiben. Nicht liberale Ideen aus dem kultivirten Westen können hier helfen, nur der Glaube und die Geduld vermögen den russischen Menschen selig zu machen.

Rußland selbst versteht man nicht mit der Vernunft; an Rußland muß man glauben, hat der Dichter Tutschew gesagt. Die sprechend unähnlichen Schilderungen, durch welche sich Iwan Turgenjew im Ausland einen weit berühmteren Namen gemacht hat als in der Heimath, sie haben das Urtheil über das zukunftssichere Reich verwirrt und geradezu verfälscht. Turgenjew, der naturalisirte Pariser, blieb Zeit seines Lebens in den Anschauungen der vierziger Jahre, in den Lehren deutscher und französischer Gleichheitsphilosophen befangen, indessen Rußland und sein Volk diese für sie untaugliche Weisheit längst überwunden haben. Turgenjew kannte stets nur die Oberfläche, die internationale Gesellschaft von Petersburg, und selbst die nihilistische Bewegung, der er den Namen gegeben, hat er im Kern niemals recht eigentlich erfaßt.

Nicht nach Gleichheit streben die Slaven, die solange Sklaven gewesen. Da in der sagenhaften Urzeit die Unordnung wuchs in ihrem Land, schickten sie Gesandte zu fremden Edlen und ließen ihnen melden: Unser Land ist groß und mächtig und schön, aber es fehlt an Ordnung und Herrschaft; seid uns Fürsten! Und noch heute lehrt der Glaube der Raskolniken (Rechtgläubigen): Wie es in der Natur Grashalme giebt und Gebüsche und endlich hochgewachsene Bäume, die allesammt wieder untereinander ungleich sind, so giebt es und so muß es auch im staatlichen Leben Bauern geben und Edelleute und Fürsten. Tief in der Volksseele wurzelt dieser unterwürfige Dienstbarkeitstrieb, und für die allgemeinen Freiheits- und Gleichheitsideale wird sich der russische Bauer niemals bewaffnen. Alle Bauernaufstände im Zarenreich stritten für einen Mann, mochte er Pugatschew heißen oder Constantin, und die Gefolgschaft der Dekabristen glaubte, der Losungsruf „Constitutia“ (Konstitution) bedeute — eine Frau, die Gattin ihres vermeintlichen Führers Constantin! Wenn sich die russische Bauernschaft dereinst wieder erhebt — und der Tag wird kommen —, so wird sie der Anblick der Ungerechtigkeit aufgetrieben haben, die in den ökonomischen Verhältnissen, in der Erdvertheilung liegt. Warum hat mein Nachbar mehr Land, als er bebauen kann, indessen ich mich mit den Meinen von dem Ertrage meiner Scholle nicht einmal nothdürftig zu ernähren vermag? So wird der Muschik fragen und er wird brennen und sengen

und morden, um, wenn das gräßliche Zerstörungswerk vollbracht ist, eine neue Obrigkeit einzusetzen und neue Dienstherren freiwillig anzuerkennen.

Dienen und dulden will der Slave gern, wenn er Gerechtigkeit findet; einstweilen schätzt der russische Bauer den strengen und gerechten Gebieter höher als den Menschenwohlthäter, der ihn glauben machen will, was er niemals glauben kann: seine Gleichberechtigung mit geisteswachen, im Vollbesitz materieller und intellektueller Schätze befindlichen Menschen. Und ob des Grafen Tolstoi Traum von einem tausendjährigen Reich des christbrüderlichen Kommunismus jemals sich erfüllen kann, mag zweifelhaft erscheinen. Sicherlich aber folgt unser bewundernder Blick dem muthigen, von Liebeseifer beseelten Säemann, der, ohne je zu ermatten oder zu verzagen, durch das dunkle Erdreich schreitet und die Samenkörner ausstreut für die Friedensernte der Zukunft.

Tolstoi, der große Dichter, und Tolstoi, der mächtige Sittlichkeitslehrer, der liebend das Leid seiner Welt lindern will, sie sind untrennbar. Und nur die eine Wunderlichkeit macht uns lächeln, daß, der selbst ein genialer Künstler ist, die Ueberlegenheit des Genies leugnen und nicht mehr für die Welt und ihre Geschichte bedeuten will, als der Geistesärmste von seinen Armen und Elenden. Aber auch das ist der göttliche Irrthum eines wahrhaft großen Menschen, der nicht, nach prahlerischer Nullen Art, sich als das Centrum und den Stützpunkt der Welt erblickt.

Tolstois Welt ist die russische Welt. Man hat ihm verbitterten Deutschenhaß nachsagen wollen; das ist mindestens nicht das richtige Wort. Der moralisirende Dichter hat es erkannt, daß alles westliche Wesen, alles deutsche Theorisiren seinem Volke nichts nützen kann; darum wünscht er es dem Vaterlande fern zu halten. Von albernen chauvinistischen Regungen ist Lew Nikolajewitschs hoher Geist so weit entfernt wie seine reine Menschenliebe. Tolstoi, der Naturflüchtling, ist ein großer und ein ganz moderner Dichter; man soll ihn nicht nur loben: man soll ihn lesen. Den größten lebenden Wirklichkeitsschilderer hat man ihn genannt, und er verdient diesen Namen. Nicht auf dem Umwege abkühlender Reflexion ist er zum kraftvollen Realismus gelangt: er ergriff dieses Werkzeug, weil es seiner unleidenschaftlichen Objektivität die beste und die tüchtigste Handhabe bot. Alle die vielumstrittenen Ideen, die in der westlichen Litteratur sich so geräuschvoll bemerkbar machen: die Erblichkeitslehre, die umwandelnde Kraft des Milieu, lange vor Taine und Zola und Ibsen hat Lew Tolstoi sie erkannt und seinem Dichten nutzbar gemacht. Und die Art, wie er mit diesem Rüstzeug umgeht, ist die einfachste; er zeigt uns nicht die Menschen mit allerlei umständlichen Erklärungen ihres Wesens, er stellt sie uns nicht vor zu bequemem Geplauder; wir müssen sie selbst kennen lernen und allmählich nur erfassen und durchschauen wir ihre Eigenart. Das ist die Objektivität der größten Dichter, diejenige Shakespeares und Tolstois. Für den Leser ist sie nicht bequem, und wer sich flüchtiges Amusement verschaffen will, der bleibe fern; dem ernsten Schönheitssucher jedoch eröffnet sich ein köstlicher, weil mühsam selbst errungener Genuß, und wenn er von den Gestalten des russischen Epikers schweren Abschied nimmt, so hat er ein weites Stück Welt gesehen und einen großen Kreis von Freunden gefunden, die er nie mehr vergißt.

Für Tolstoi wie für Ibsen ruht die heutige Gesellschaft und ihre Ordnung auf „schwankem Moorgrund“. Wie ein grausamer, rücksichtsloser Arzt tritt der unerbittliche Mann von Skien an das Krankenbette der Zeit und er ruft ihr zu: Bekenne Dich selbst schuldig an Deinem Leiden, so will ich die fressige Wunde Dir ausschneiden, und wenn ein Stück des Herzens dabei verloren ginge! Und von der anderen Seite naht ein mildblickender Menschenpriester, der des Gekreuzigten schmerzlich erhabene Gestalt in Händen trägt und zu dem Kranken spricht: Dulde und leide das Menschenloos, wie er geduldet und gelitten. Ich bringe Dir die Liebe. Die naturwissenschaftliche und die christliche Weltanschauung, sie verkörpern sich in diesen beiden großgewachsenen Dichtern, und erst ein kommendes Geschlecht wird festzustellen haben, wer der modernen Menschheit ein getreuerer Berather war: der scharfsichtige Chirurg oder der Priester eines gereinigten Liebesglaubens.

Maximilian Harden.

Theater.

Verein Freie Bühne: Gespenster. Ein Familiendrama in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von M. von Borch.

Die erste Aufführung der Freien Bühne ist nach dem allgemeinen Urtheil eine wohlgelungene gewesen, und die fünf Mitwirkenden, die Damen Marie Schanzer und Agnes Sorma, die Herren Arthur Kraußneck, Theodor Lobe und Emerich Robert, sowie Herr Hans Meery, welcher die Vorstellung in Scene setzte, haben die volle Anerkennung der Hörer empfangen. Da ich zu den Begründern und Leitern des Unternehmens gehöre, steht es mir nicht zu, in eine eigentliche Kritik dieser und der folgenden Aufführungen einzutreten; ich werde mich begnügen müssen, den allgemeinen Eindruck auf die Zuschauer festzustellen, und die Intentionen zu erläutern (und wenn nöthig zu vertheidigen), welche das aus zehn Mitgliedern bestehende Direktorium: die Schriftsteller Ludwig Fulda, Heinrich und Julius Hart, Gerhart Hauptmann, Fritz Mauthner, Paul Schlenther, Julius Stettenheim und mich, sowie den Rechtsanwalt Paul Jonas und den Verlagsbuchhändler S. Fischer, zu dem Gedanken einer Freien Bühne und zu der Gestaltung unseres Spielplanes geführt haben.

In dem Rundschreiben, welches zur Einführung des neuen Unternehmens an die Mitglieder des Vereins versandt worden ist, wurden die folgenden Werke zur Darstellung in Aussicht genommen:

Henrik Ibsen: Gespenster.
Gerhart Hauptmann: Vor Sonnenaufgang.
Edmond und Jules de Goncourt: Henriette Maréchal.
Graf Leo Tolstoi: Die Macht der Finsterniß.
Ludwig Anzengruber: Das vierte Gebot.
Björnstjerne Björnson: Der Handschuh.
Arthur Fitger: Von Gottes Gnaden.
A. Strindberg: Der Vater.

Das Schlagwort, welches die Gegner der Freien Bühne daraufhin ausgegeben haben, lautet einfach genug: sie reden von „trauriger Ausländerei“, und indem sie Anzengruber und Fitger, als bereits bekannte Autoren, kurzweg unter den Tisch werfen, suchen sie festzustellen, daß ein einziger Deutscher, im Verlauf eines Jahres, an die Reihe kommen solle, neben den unseligen „Russen, Norwegern und Dänen“. (Unter die Dänen rechnen die national gestimmten Männer in ihrer Unschuld wahrscheinlich den Schweden Strindberg, und begehen damit einen jener geographischen Schnitzer, um derentwillen wir Deutschen herkömmlicher Weise die „Ausländer“ zu verspotten pflegen: denn wie könnte es bei aller nachbarlichen Verwandtschaft größere Gegensätze geben, als gerade zwischen Dänemark und Schweden?)

So leicht aber, wie die bezopften Herren meinen, lassen wir uns unsere Autoren nicht forteskamotiren. Man streicht uns zunächst Anzengruber und Fitger von der Liste, weil sie — mit anderen Stücken, wohlgemerkt — auf der Bühne bereits vertreten seien. Ja, du lieber Himmel, haben wir denn versprochen, funkelnagelneue Talente, zehn im Jahre, zu entdecken? Haben wir versprochen, eine dramaturgische Päppelanstalt zu gründen, und die ersten Gehversuche unfertiger, aber deutscher Männer zu unterstützen? Wo soll sich das Publikum, wo das Schauspielpersonal für solche wohlgemeinten Dilettantenspäße finden? Die Freie Bühne, das war ihr erstes Wort, will, der Rücksichten auf Gelderwerb und auf Zensur ledig, Dramen aufs Theater stellen, welche „den stehenden Bühnen ihrem Wesen nach schwerer zugänglich sind“; und zu diesen Werken gehören Anzengruber's und Fitger's Stücke im vollen Sinne. Daß jener, der kräftigste

der deutschen Dramatiker, im letzten Jahrzehnt auch auf norddeutschen Theatern festen Fuß gefaßt hat, — kann das ein Grund sein, eines seiner eigenartigsten, für die neuere Kunstrichtung vorbildlichen Werke, das unserem Publikum bisher nicht bekannt geworden und ihm voraussichtlich auch noch lange unbekannt bleiben würde, von der Freien Bühne fernzuhalten? Und daß Fitger, als der Dichter der „Hexe“, von allen Theaterbesuchern geschätzt wird, kann das ein Grund sein, das zweite seiner Werke von der Bühne fernzuhalten? Ein Werk, welches die Zensur zur öffentlichen Aufführung nicht zugelassen hat, und welches doch, als ein echtes Theaterstück, nach dramatischer Verkörperung in allen Theilen hindrängt, — ihm will man diejenige Bühne verschließen, welche allein, zufolge ihrer Konstitution als Verein, im Stande ist, es aufzuführen? Welch ein klägliches Argumentiren, welch eine graue Theorie!

Auch die Aufführung der „Gespenster“ hatte — abgesehen von der innern Bedeutung dieser Wahl — ihre äußere Begründung in der Thatsache, daß Ibsen's Drama noch heute, wie vor drei Jahren, eine öffentliche Aufführung nicht erfahren darf — wenigstens nicht in Berlin. Denn während in Frankfurt am Main, in Danzig und Königsberg das Werk öffentlich gespielt oder zur Aufführung vorbereitet wird, bleibt in der Reichshauptstadt ein polizeiliches Verbot strikte bestehen, dessen Berechtigung selbst die Gegner der „Gespenster“ nicht einsehen. Mehrere große Tageszeitungen haben bereits auf die Anomalie hingezeigt, die hier gegeben ist: vor dem Gesetz sind alle Staatsbürger gleich, aber vor der Zensur, scheint es, nicht, und was den Frankfurtern billig ist, ist den Berlinern darum noch keineswegs gerecht. Als vor einer Reihe von Jahren das umgekehrte Verhältniß stattfand, als Emile Augier's „Fourchambaults“, in Berlin gestattet, in Stettin aber verboten wurden, nahm sich der preußische Landtag des Falles an; wird nicht auch diesmal ein der Kunst nahestehender Abgeordneter sich finden, der für die Freiheit des dichterischen Wortes die Stimme erhebt?

Aber ich fechte schon wieder für die traurigen Ausländer, statt den Schutz der nationalen Arbeit anzustreben. Brauche ich dem Leser dieser Zeitschrift im Ernst zu sagen, mit wie gutem Grunde eine Bühne, die „der stockenden Entwicklung des deutschen Dramas frische Impulse“ zuführen will, die für eine neue Kunst eintritt und dem Alten und Abgelebten, der Schablone und Konvention Krieg ansagt, — daß sie ohne den Beistand des Auslandes heute noch nicht leben kann? Daß sie nur das thatsächlich bestehende Verhältniß in Ziffern kennzeichnet, wenn sie dem deutschen Drama die kleinere Hälfte ihres Spielplans einräumt? Hat es den Vätern unserer klassischen Litteratur, den Lessing und Herder, von ihrem Ruhme ein Tittelchen geraubt, daß sie in einer Zeit neuen Werdens und Gestaltens auf den Ausländer William Shakespeare enthusiastisch hinwiesen? Daß sie das Heil nicht von den deutschen Cronegk und Brawe, sondern von dem großen Engländer kommen sahen? Und sind, in solchen Anschauungen wurzelnd, die Goethe und Schiller uns erwachsen, so wird auch uns heutigen, in unserm engern Streben nach verwandten Zielen, der Unkenruf der neuen Gottschede nicht stören dürfen; und auch wir werden, indem wir die großen Muster leuchtend hinstellen, allen sichtbar, auf die deutsche Produktion energischer wirken, als durch eine schwächliche und künstliche Schutzzollpolitik. Wenn der Weizen im Osten kräftiger aufschießt, so holen wir ihn eben in Rußland; und wenn man danach lernt, ihn auch bei uns besser und reichlicher anzubauen, so haben wir das Endziel unseres Strebens erreicht, und Niemand wird froher sein, als wir.

Ein Unternehmen, dem der Schreibende selbst angehört, so lebhaft zu vertheidigen, würde sein Mißliches haben, wenn andere als rein ideale Interessen bei dieser Freien Bühne in Frage stünden; aber da jede Absicht auf Erfolge für den Einzelnen, da jeder praktische Zweck hier ausgeschlossen ist, so wird es, denke ich, gestattet sein, ein litterarisches Beginnen auch litterarisch zu vertheidigen. Groß, erfreulich groß ist die Zahl der Gegner der „Freien Bühne“; sie hat sich laut und bestimmt hören lassen gleich im Beginn, und dadurch den Beweis geliefert, daß dieses Unternehmen Neues genug verspricht, um einen frischen, fröhlichen Kampf da zu entfachen, wo Jahre lang der traurigste Stillstand jede lebhaftere Theilnahme erstickte; und so treten wir in diesen Kampf mit dem Schlachtruf muthig ein: Freie Bahn der Freien Bühne!

Otto Brahm.

Duc d'Orléans: Lettres (1825—1842) publiées par ses fils le comte de Paris et le duc de Chartres. Paris. 1889. Lévy.

Das tragische Ende von Louis Philippe's Sohn — er fand bekanntlich durch einen zufälligen Sturz aus dem Wagen den Tod — jüngst wieder durch die Katastrophe im Hause der Habsburger vielfach in Erinnerung gebracht — hat die Geschicke Frankreichs und der Welt — vielleicht! — umgestaltet. Nach der Entthronung des Bürgerkönigs war, nach der Angabe der Orléanisten wenigstens, nur das kindliche Alter des Grafen von Paris Schuld, daß ihre Partei nicht wieder an die Macht kam. Wir sind nicht dieser Meinung: lag es doch in den Händen der Prinzen von Aumale, Joinville u. s. w. die Regentschaft wenigstens anzustreben: sicher ist gleichwohl, daß der vorzeitig geschiedene Herzog von Orléans, im Andenken seiner Landsleute als strebsamer, in Algier auch als Soldat tapferer, den Künsten wohlgesinnter Mann fortlebt. Nichts begreiflicher, als daß man im Kreise der Monarchisten seine Meinungen und Thaten im Verklärungsschimmer sehen und zeigen will. Camille Rousset in seiner Geschichte der Eroberung von Algier, Thureau-Dangin in seiner vielbändigen Geschichte des Julikönigthums verherrlichen ihn als Krieger und Politiker: schärfer und wahrer vergegenwärtigt erscheint er unseres Erachtens in Victor Hugo's „Choses vues“, in Désiré Nisard's Denkwürdigkeiten: am unbedeutendsten in dem zur Aufschrift genannten Sammelband seiner Briefe, welchen seine Söhne (am Vorabend der Wahlen) in die Welt schickten. Der Herzog von Orléans war nach diesen Episteln an seinen Schulkollegen Alfred de Musset, an seinen Vertrauten Grafen von Saint-Priest, an den Marschall Soult, an den Bürgerkönig u. s. w. u. s. w. ein rechtschaffener, von den besten Absichten beseelter Durchschnittsmensch. Von dem Lebens-, wie von dem Briefstil Napoleon I., ja selbst nur des Grafen von Chambord ist nicht einmal in dem vielgerühmten „Testament“ etwas zu verspüren. Sein Vermächtniß an den Grafen von Paris: qu'il soit catholique et serviteur passionné, exclusif de la France et de la Révolution wird augenblicklich von dem Thronanwärter selbst im Vorwort recht bezeichnend ausgedeutet. „Unter dem Wort ‚Révolution‘ versteht der Herzog von Orléans lediglich das bewaffnete Frankreich, das dem Ansturm des koalirten Europa gegenüber jede Einmischung in seine inneren Angelegenheiten abwehrt“: kurzum, ein unter Umständen, dem nichts weniger als revolutionären Zarenthum gegenüber, bündnißfähiges Land. Mit so zwiespältigen Gesinnungen und Erklärungen wird dem Herzog von Orléans bei Mit- und Nachwelt schwerlich besondere Förderung erwiesen. Zu welcher Partei, in welchem Lande immer, man auch gehören mag: außer Zweifel ist heutzutage für jeden Unbefangenen, daß nicht durch Briefe und Programmverheißungen, nur durch entschlossene That Herz und Sinn der Völker gewonnen werden. Wie sehr Chambord und die Orléans im entscheidenden Augenblick es aber gerade daran haben fehlen lassen, bezeugt uns, widerwillig genug, die Beichte der Royalisten, verbucht in Falloux' und Villeneuve's (in der „Nation“ seiner Zeit eingehend besprochenen) Memoiren.

—m.

Briefkasten der Redaktion.

Graudenz. Freundlichsten Dank; doch erschiene es uns bei unseren Preßgesetzen nicht unbedenklich, in dieser Form die Frage zu behandeln.

Den Freunden unserer Zeitschrift, die sich auf unser Ersuchen für die Verbreitung „Der Nation“ bei diesem Quartalswechsel so lebhaft und wie sich bereits herausgestellt hat, erfolgreich bemüht haben, sagen wir unsern verbindlichsten Dank.

Redaktion der „Nation“.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 2. Berlin, den 12. Oktober 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Wenn ein Staatsoberhaupt einen Akt internationaler Höflichkeit vollzieht, so ist das ein Vorgang, der laut von sich sprechen macht, wie auch so vieles andere, was Monarchen betrifft. Aber weil ein derartiger Vorgang viele Federn und viele Telegraphendrähte in Bewegung setzt, darum braucht er dennoch keineswegs von gewichtiger Bedeutung für die Beziehungen der Staaten zu einander zu sein. Im modernen Europa, mag es nun absolutistisch oder auf Grund einer freisinnigen Verfassung regiert werden, lastet das Gewicht der wahren oder mißverstandenen allgemeinen Volksinteressen und der Volksempfindung, wie sie sich beide aus historischen Verhältnissen entwickelt haben, so schwer, daß diesen Faktoren in höherem oder geringerem Grade stets Rechnung getragen werden muß; und gerade darum kann man auch politisch von einem modernen Europa sprechen, mögen immerhin einzelne Theile unseres Welttheils noch weit genug zurückgeblieben sein. Das Verhalten der Monarchen kann für eine bestimmte Richtung, die die Politik genommen hat, bezeichnend sein; aber diese Politik selbst liegt nicht mehr im Belieben der Regenten allein. Die überaus zahlreichen Monarchenbegegnungen und Monarchenbesprechungen, die im letzten Jahrzehnt stattfanden, haben immer von Neuem gelehrt, daß diese Ereignisse nur Zwischenfälle ohne große Folgen waren; die Strömung, in der sich bisher die Begebenheiten entwickelt hatten, kräuselte sich vorübergehend ein wenig und schien sich vorübergehend ein wenig zu ändern, um dann in kürzester Zeit ganz in der alten Richtung weiterzuziehen. Unter diesem Gesichtspunkt wird man auch die Reise unseres Kaisers nach Kiel zur Bewillkommnung der englischen Flotte und die Fahrt des Zaren von Rußland nach Berlin betrachten müssen.

Die freisinnige Partei begrüßt gute Beziehungen zu England mit der allerlebhaftesten Freude; sie ist für eine derartige Richtung unserer Politik auch schon zu einer Zeit eingetreten, da alle offiziösen und regierungsfreundlichen Blätter von dem Vereinigten Königreich nicht anders als von einer altersschwachen, versinkenden Großmacht zu sprechen pflegten; die Engländer genossen in nationalgesinnten deutschen Kreisen damals den Vorzug stets voll Verachtung als das „Krämervolk" bezeichnet zu werden. Zum Charakter dieser Presse und der ihr zugehörenden politischen Gefolgschaft gehört es unbedingt, daß beide die Ansichten so schnell wechseln, wie sich Wolken von einem Windhauch umgestalten lassen; es ist daher der natürlichste Vorgang von der Welt, daß die ungewöhnliche und für die englische Flotte so auszeichnende Reise unseres Kaisers nach Kiel sowie seine Worte voll Anerkennung für die englische Wehrhaftigkeit und Tüchtigkeit das gesammte Kartellorchester zu einem rauschenden Triumphmarsch auf Alt-England begeistert haben. Wir finden, daß dieser Marsch etwas lärmend, aufdringlich und vulgär ist, wie fast alles, was von diesen Musikern herstammt; doch sind wir schon recht zufrieden, daß die Instrumente im Augenblick für diese uns so sympathische und nicht für schlechtere Zwecke Verwendung finden. Freilich wird es nöthig sein, sogleich auch der Uebertreibung entgegenzutreten.

Waren die Engländer zur Zeit Kaiser Friedrichs und auch später noch ein guter Zielpunkt für jedes nationale Wort höhnischer Verachtung, so sind sie heute unsere lieben und werthvollen — Bundesgenossen. Sind sie das wirklich? Wir wissen es nicht und niemals ist eine derartige Thatsache verbürgt erhärtet worden. Die englische Presse faßt daher die Reise unseres Kaisers nach Kiel auch wesentlich anders als zahlreiche deutsche Blätter auf; sie sieht in dieser Reise ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß irgend welche Gegensätze zwischen den beiden Reichen nicht bestehen, daß vielmehr die freundschaftlichsten Beziehungen zwischen ihnen herrschen, und sie freut sich dessen, wie wir; aber weitere Folgerungen hütet sie sich zu ziehen. Diese Annäherung hat gewiß ihre Bedeutung, doch kann sie von der engen Verknüpfung fester Bündnißvereinbarungen noch weit entfernt sein. Derartige Vereinbarungen einzugehen, ist für jede englische Regierung schwer und für die augenblickliche gewiß nicht leichter, denn das Ministerium Salisbury kann sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Gladstonesche Opposition im Lande stark an Boden gewinnt. Noch in diesen Tagen haben die Anhänger Gladstone's den

konservativen den Sitz von Peterborough entrissen und in Nairn hat die Opposition ihr Besitzthum mit einer stärkeren Majorität als bisher behauptet. Es ist aber bekannt, daß jene Männer, die sich heute in der Opposition befinden und die in Kurzem in der Regierung sein können, der auswärtigen Politik Salisbury's nur in soweit zustimmen, als diese, doch ohne sich für die Zukunft festzulegen, der Erhaltung des Friedens ihre Kräfte widmet; und dieser Stimmung der Opposition wird auch das jetzige Ministerium Rechnung tragen müssen und wohl Rechnung tragen.

Der Anwesenheit des Kaisers von Rußland in Berlin messen aber kaum die politischen Phantasten einen besonderen Werth bei; der Besuch hat voraussichtlich mit der Politik gar nichts und allein mit der höfischen Etiquette etwas zu thun. Doch soll das nicht heißen, daß jeder Versuch unterbleiben wird, die politischen Anschauungen des Czaren zu beeinflussen, und wir möchten ein Zwischenspiel, das sich augenblicklich im Orient abspielt, als Einleitung für diese Versuche betrachten. Man hat es wunderbar und voll absichtlicher Schroffheit gefunden, daß gerade in dem Augenblick, wo der russische Kaiser sich zu seinem langverzögerten Besuch an den deutschen Kaiserhof anschickt, die Frage angeregt worden ist, Bulgarien unabhängig zu erklären und den Prinzen von Koburg als Fürsten anzuerkennen. Vielleicht ist dieser Vorgang doch nicht so wunderbar; denn man könnte sich denken, daß ein Verhindern dieses Projektes, das vorläufig noch völlig in der Luft hängt, eine der Gegengaben darstellen soll, für welche Fürst Bismarck ein besseres Verhältniß zu Rußland wohl könnte einzutauschen versuchen. Doch wird dieses lobenswerthe Endziel erreicht werden —?

Die Begrüßung in Kiel und die Begegnung in Berlin birgt also aller Voraussicht nach keinen so bedeutsamen Kern, wie das zum Theil auch bei diesen Gelegenheiten wieder angenommen worden ist.

Es war unausbleiblich, daß der Bannstrahl gegen die „Kreuz-Zeitung“ für längere Zeit Anlaß zu einer erregten politischen Diskussion bieten würde. Der Vorgang liefert in der That den verschiedenartigsten Stoff zu ernsten Betrachtungen; er kann vom streng konstitutionellen und vom politischen Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet werden. In der zuerst angedeuteten Richtung haben die Freisinnigen vielfach das Ereigniß geprüft; die zweite Richtung hat vor Allem das Gros der Kartellparteien eingeschlagen.

Zuerst erklangen deren Ausführungen wie Jubellieder, und zuversichtlich waren die Nationalliberalen überzeugt, daß der Schlag gegen die „Kreuz-Zeitung“ eine Hinneigung der Regierungspolitik zu den Wünschen der eigenen Partei zur Folge haben würde; wir sagen zu den Wünschen, denn mehr als bescheidene Wünsche hegen jene bescheidenen Politiker nicht mehr. Diese Annahme hat sich heute bereits als falsch erwiesen. Ein neuester offiziöser Artikel des „Hamb. Corr.“, der freilich voll Unrichtigkeiten wimmelt, verhalf der Gerechtigkeit zu vollem Siege. Nachdem die Konservativen ein Sturzbad erhalten, wird auch den Nationalliberalen aus erdichteten Thatsachen ein schweres Sündenregister vorgehalten; und die „Post“ verkündet, daß „kein noch so hoch konservativ gesinnter Mann sich etwas vergibt“, „wenn er energisch und mit voller Kraft an der Bekämpfung der demokratischen Opposition auf der Grundlage der Verständigung und Vereinigung der staatserhaltenden Elemente sich betheiligt.“ Die Grundlage des Kartells bleibt also genau die alte: Allseitige schlechte Behandlung bei allseitiger Unterwürfigkeit.

Die Regierungsorgane suchen wohlweislich eine Absplitterung konservativer Elemente zu verhindern, und wie soll unter diesen Umständen ein Gewinn für die Nationalliberalen herausschauen? Heute kann man schon mit aller wünschenswerthen Klarheit erkennen, daß der Sturm der Offiziösen auf die „Kreuz-Zeitung“ nicht sowohl eine bedeutende politische als vielmehr überwiegend eine persönliche Bedeutung hat. Der Kampf, der sich um politische Prinzipienfragen zu drehen schien, dreht sich in Wahrheit doch vor allem nur um Personenfragen. Wie sollte es auch anders sein?

Ein Jahrzehnt hat Fürst Bismarck die Politik der Konservativen getrieben und hat einen Mann von so echter Kreuzzeitungsfarbe wie Herrn von Puttkamer zu seinem Mitarbeiter gehabt; alle gesetzgeberischen Entwürfe aber, die heute in Aussicht stehen, weisen durchaus denselben Charakter auf, der auch bisher für unsere innere Politik maßgebend gewesen ist. Es ist richtig, daß die Kreuz-Zeitungsleute das Tempo der reaktionären Entwicklung noch zu beschleunigen wünschen, allein schließlich verläßt man nicht die bequemen Staatskoupees und läuft unbequem neben her, nur weil der Zug, der in erwünschter Richtung fährt, ein wenig zu langsam vorwärtskommt. Doch wer Zugführer sein soll und wie die Schaffnerposten zu vergeben sind, darum dreht sich die Frage. Es ist die alte Zeitungspolemik, die hier den Fürsten Bismarck zu stützen, die dort — dem „kommenden Mann“ die Wege zu ebnen sucht.

Bei dieser erbaulichen Erbschaftsdebatte können die Freisinnigen nichts besseres thun, als sich daran erinnern, daß jeder wahrhaft liberale Reichstagsabgeordnete die Gefahren einer konservativen Politik vermindert, sei es nun, daß diese vorsichtig und nur schluckweise aus den Bismarck'schen Kellereien, oder vielleicht noch freigebiger aus den Kellereien des unbekannten Kommenden verzapft wird. Die Mahnung, die von allen Seiten wiederholt worden ist, kann somit nur lauten: Versäumen wir Freisinnigen nichts für die nächsten Reichstagswahlen, die voraussichtlich bereits im frühen Januar stattfinden; scheuen wir für keine Mühe und keine Arbeit.

Die Erörterungen, welche die „Kreuz-Zeitung“ heraufbeschworen hat, geben aber auch Veranlassung, wieder einmal das Wesen unserer offiziösen Presse näher zu untersuchen. Die „Kreuz-Zeitung“ hat sich für die vielen Bitternisse, die ihr zu Theil geworden sind, durch eine nach dieser Richtung interessante Enthüllung gerächt. Sie theilt mit, daß nach der bekannten Waldersee-Versammlung der damalige Staatsminister Herr von Puttkamer an die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ einen Artikel geschickt hat, der bestimmt war, die erregte öffentliche Meinung zu beschwichtigen. Der „Reichsbote“ des Herrn Stöcker — und er wird es wohl wissen — sagt, daß dieser Artikel nichts anderes enthalten habe, als:

„Abwehr der falschen, tendenziösen Behauptungen und Verdächtigungen und den Hinweis, daß man sich nur darüber freuen könne, daß der Prinz Wilhelm, den Traditionen unseres Königshauses getreu, ein offenes Herz und Auge für die christlichen humanitären Bestrebungen habe.“

Diesen Artikel wies die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ zurück. Das Organ also, das im politischen Leben stets als das Blatt des Fürsten Bismarck bezeichnet wird, weigerte sich, einen Aufsatz des damaligen Vizepräsidenten des Staatsministeriums Herrn von Puttkamer zu drucken, den dieser im Interesse des damaligen Prinzen Wilhelm verfaßt hatte und der den Zweck hatte, „irrigen Ansichten“ über den zukünftigen Kaiser entgegenzutreten. Dies die Enthüllung, die als geschichtliche Wahrheit betrachtet werden kann, denn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat auf sie nichts erwidert, wie ein Paar bestätigende Schimpfworte, und einigen Kartellblättern, wie der „Kölnische Zeitung“ und den „Hamburger Nachrichten“, die hilfbereit verhüllende Lügen zur Stelle schafften, wurden umgehend ihre Erfindungen nachgewiesen. Der weitere Verlauf ist dann bekannt. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, die den Artikel des Herrn von Puttkamer nicht veröffentlicht hatte, brachte Angriffe auf jene Bestrebungen, zu deren Pflege die Waldersee-Versammlung berufen worden war; auf diese Angriffe folgten der Stöcker- und Muckerartikel der „Post“, und die übrige Kartellpresse stimmte lärmend und drohend ein.

Es hat, wie man ruhig behaupten kann, damals keinen zurechnungsfähigen Politiker in Deutschland gegeben, der nicht davon überzeugt gewesen wäre, daß dieser Kampf von mächtiger Hand geleitet werde. Das ist ein Irrthum, wie eine zweite Enthüllung der „Kreuz-Zeitung“ erweist, denn dieses Blatt schreibt. Als diese Angriffe ihren Höhepunkt erreicht hatten:

„da erschien Graf Herbert Bismarck beim Prinzen Wilhelm, um die Erklärung abzugeben, daß sowohl sein Vater wie er selbst von diesen Vorgängen nur durch die Zeitungen erfahren und Niemand inspirirt hätten.“

Und diese Angabe abzuleugnen, ist nicht ein Mal versucht worden.

Hätte Jemand behauptet, daß die „Nordd. Allg. Ztg.“, die „Post“ und die ganze gleichgesinnte Garde Angriffe von dieser politischen Bedeutung auf eigene Hand, oder von unbekannten Personen geleitet, zu unternehmen wagen, so würde man diesen Jemand bisher einfach für toll erklärt haben; und würde ein solcher Jemand eine derartige Behauptung einem königlichen Prinzen zu insinuiren suchen, so hätte man diesen Akt entweder als den Gipfel der Verlogenheit oder als den Gipfel unzurechnungsfähiger Harmlosigkeit bezeichnet. So Unrecht kann man den Menschen thun, denn wenngleich in der Bismarck'schen Familie der Irrthum nicht ausgeschlossen erscheint, — selbst bei wichtigen Vorgängen, wie der Immediatbericht darthut, — so kann man doch nicht beweisen, daß auch Graf Herbert Bismarck in diesem Falle sich geirrt hat, und es ist demnach geboten, seine Angaben vor dem damaligen Prinzen Wilhelm wortgetreu hinzunehmen.

Alsdann ergibt sich die überraschendste Sachlage von der Welt. Von einer starken Bewegung, die nach jener Walderseeversammlung thatsächlich das deutsche Volk durchfluthete, hat also Fürst und Graf Bismarck nur aus den Zeitungen Kenntniß erhalten. Wie sehr müssen sich mithin alle Jene irren, die da meinen, daß Fürst Bismarck mit nie erlahmendem Eifer stets den Pulsschlag des deutschen Volkes beobachtet und überwacht; bei dem Grafen Bismarck wäre kaum ein so großer Irrthum zu berichtigen. Dazu kommt, daß unser leitender Staatsmann im Parlament erklärt hat, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ stelle ihm „weißes Papier“ zur Verfügung. Daß dieses Verhältniß je aufgehört hat, ist nie bekannt geworden, und doch hätte der Reichskanzler ein Interesse daran haben müssen, über die Lösung der Beziehungen so rasch als möglich jeden Zweifel zu zerstreuen; denn wie kann er es zulassen, daß eine Politik als die seinige gilt, die nicht die seinige wäre. Man muß daher annehmen, daß auch heute noch jenes weiße Papier der bisherigen Verwendung harrt. Dann also gibt es eine Zeitung, die das Organ des Fürsten Bismarck ist und die doch Artikel aufnimmt, wegen welcher der Sohn des Reichskanzlers für sich und seinen Vater entschuldigend jede Verantwortung ablehnt. Auch andere Politiker, neben dem Fürsten Bismarck, haben wohl in Zeitungen weißes Papier zur Verfügung, aber sie würden in ähnlicher Lage anders als der Reichskanzler handeln; sie würden unbedingt ihre Hand von einem Organ abziehen, das in wichtigen Fragen eine von ihnen mißbilligte Richtung einschlägt, und sie würden über diesen Schritt die Oeffentlichkeit nicht einen Augenblick in Zweifel lassen. Fürst Bismarck hätte schließlich noch einen dritten Weg wählen können; er hätte das weiße Papier der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ dazu benutzen können, um die Irrthümer der öffentlichen Meinung so aufzuklären, wie Graf Bismarck unsern jetzigen Kaiser aufgeklärt hat. Auch dies ist nicht geschehen, so daß diese Vorgänge für den schlichten, einfältigen Verstand von räthselhafter Eigenart sich darstellen.

Zur Charakteristik der offiziösen Presse liefern diese Eröffnungen einen ganz neuen Beitrag. Diese Presse soll der Regierung dienen, und doch scheint sie auch gegen diese Regierung zu arbeiten; sie trägt die Farben der herrschenden Kreise und diese Kreise reißen ihr nicht einmal die Fahne aus der Hand, wenn die Fahne nicht gegen den Feind, sondern gegen einen Freund und mächtigen Gönner getragen wird. Wäre das Wesen der offiziösen Presse nicht so bekannt, so wäre diese Presse das räthselhafteste Geschöpf von der Welt. Dieses Geschöpf hat den größten und den verhängnißvollsten Einfluß auf unser öffentliches Leben in Deutschland; es übt diesen Einfluß in planvollster Weise und sucht man den großen und geschickten Maschinenmeister, so findet man — Niemand; das ist jener berühmte Herr, der Sanct Nemo, der auch hier das leistet, was er so oft in der Weltgeschichte hat leisten müssen.

In **Oschatz-Wurzen** hat eine Ersatzwahl zum Reichstage stattgefunden. Der Kartellkandidat erhielt 8447, der freisinnige 4722 und der Sozialdemokrat 2277 Stimmen. Wenn trotz aller Anstrengungen der Kartellparteien der freisinnige Bewerber auch in diesem Wahlkreis 4385 Stimmen gegen die letzte Wahl gewinnen konnte, während der Kartellkandidat 4535 Stimmen verlor, so betrachten wir dieses Ereigniß als günstiges Vorzeichen für die kommende allgemeine Erneuerung des Reichstages; und zwar als ein um so günstigeres, weil ihm eine ganze Reihe ähnlicher Ergebnisse bereits vorausgegangen sind.

Die **Stichwahlen in Frankreich** haben den Charakter der Hauptwahlen nur noch schärfer ausgeprägt. Die neue Kammer wird 365 Republikaner und 211 Bonapartisten, Boulangisten und Royalisten enthalten. Die Republik ist also gerettet und das ist viel; ob eine ruhige politische Entwicklung aber ebenso sicher ist, das mag noch zweifelhaft erscheinen, denn die vielen politischen Neulinge, die die Kammer zählt, machen jede Voraussage schwer. Doch darf man hoffen, daß die Ereignisse der letzten Zeit auch den Unbesonnensten eine Lehre gewesen sind. — **Boulanger** hat London verlassen und ist in Folge von Geldmangel nach Jersey übergesiedelt. Er gilt als todter Mann, und in der That pflegen Abenteurer von der Sorte des Exgenerals verloren zu sein, wenn sie selbst nichts mehr haben und wenn auch für ihre bisherigen Genossen die Aussicht auf Beute in blauer Ferne sich verliert.

Der konstitutionelle Monarch.

Die Kundgebung des „Reichsanzeigers“ vom 2. d. Mts. hat ihren nächsten Zweck nicht erreicht. Sie hat der Polemik über die persönliche Stellung des Kaisers zu den politischen Parteien ein Ende nicht gemacht. Die Freunde der Kreuzzeitung beugen sich scheinbar, aber sie sprechen geradezu aus, daß sie die Hoffnung nicht aufgeben, den Kaiser für ihre Ansichten zu gewinnen. Der innere Streit der konservativen Partei hat auch nicht aufgehört, und ebenso wird das Intriguenspiel, von welchem die Zeitungspolemik nur ein Theil ist, wohl mit ungeschwächten Kräften weiter fortgesetzt werden.

Ein nicht gewollter Erfolg ist aber in um so stärkerem Maße eingetreten; die Person des Kaisers wird in einer Weise in den Wahlkampf hineingezogen, welche der Autorität der Monarchie nicht förderlich sein kann. Der Kaiser hat sich offen für die Kartellparteien erklärt, und es kann nicht Wunder nehmen, daß nicht blos in den Zeitungen, sondern bei den Wahlen selbst davon Gebrauch gemacht wird.

Das letztere ist bereits bei der Stichwahl in Oschatz-Wurzen geschehen und hier hat sich denn auch die bedenkliche Seite solcher Kundgebungen gezeigt. Die Wahl hat allerdings den Kartellparteien den Sieg gegeben aber sie ist für sie sehr viel ungünstiger gewesen als je zuvor Die Parteien, welche der, vom Kaiser für die seinige erklärten Politik nicht zustimmen, haben eine sehr erhebliche Verstärkung erfahren; die Kundgebung hat also nicht die Wirkung gehabt, die Kartellparteien zu stärken

Wie nun, wenn das Ergebniß der allgemeinen Wahlen etwa entsprechend demjenigen in Oschatz-Wurzen sein, wenn überall die Gegner der Kartellparteien zunehmen sollten? Wenn die letzteren geradezu eine Niederlage erlitten? Würde man nicht versucht sein, diese als einen Mißerfolg des Kaisers selbst zu bezeichnen?

Die Kundgebung des „Reichsanzeigers“ wird von der Regierung nicht gedeckt; sie ist überhaupt keine Regierungshandlung. Die konstitutionellen Verfassungen wollen es möglichst vermieden wissen, daß in solcher Weise die Person des Monarchen unmittelbar in den politischen Kampf hineingezogen werde. Darum erklären sie auf der einen Seite den Fürsten für unverletzlich und schreiben auf der anderen Seite vor, daß jede Regierungshandlung desselben

nach außen als die Handlung eines Ministers erscheint, welcher dafür die volle, durch keine Berufung auf den Befehl des Fürsten abzulehnende Verantwortung übernimmt. Eine jede nicht diese Form tragende Handlung des Monarchen ist unverbindlich sowohl für die Staatsbürger im Allgemeinen, als auch für die Beamten. Ihre Wirkung kann nur eine moralische und je nach den Umständen eine sehr große, aber auch eine weit geringere sein, als der Bedeutung eines persönlichen Hervortretens des Herrschers entspricht. Ein solches Mittel sollte also nur dann benutzt werden, wenn ihm eine gewaltige Wirkung sicher ist.

In einer Zeit der Oeffentlichkeit und bei einer politisch entwickelten Bevölkerung hat aber die willenlose Unterwerfung unter die Ansichten des Monarchen aufgehört, welche in vergangenen Zeiten stattgefunden hat. Selbst diejenigen, welche sich als ganz besonders königstreu angesehen wissen wollen, wagen zu kritisiren. Dies Mittel der Beeinflussung der öffentlichen Meinung ist deshalb heute sehr viel weniger wirksam als früher.

Wenn aber einmal eine Kundgebung gegen die „Kreuzzeitung“ und zu Gunsten des Kartells für erforderlich erachtet wurde, so wäre es besser gewesen, ihr eine Form zu geben, welche sie als eine durch verantwortliche Minister zu vertretende Regierungsmaßregel hätte erscheinen lassen; und wenn ein Minister zu Rathe gezogen ist, so hätte er seinerseits eine solche Form vorschlagen sollen. Die Wirkung wäre dadurch nicht geringer geworden, die Verantwortung aber auf den gegenzeichnenden Minister abgelenkt.

Aber hätte nicht überhaupt jede — auch eine von der Regierung gedeckte — Kundgebung über die Stellung des Kaisers zu den Wahlen unterbleiben können? Nicht das Interesse der oppositionellen Parteien kommt hier in Betracht. Diese stehen auf dem Boden der Verfassung, welche jedem Staatsbürger das Recht und die Pflicht giebt, seine Meinung in politischen Dingen sich selbst nach eigener Ueberzeugung zu bilden und sie nach außen auch zu vertreten. Sie werden sich von dieser Pflicht nicht befreit fühlen, weil sie dadurch in Widerspruch mit der Regierung oder auch dem Herrscher selbst gesetzt werden; denn die Verfassung erkennt ja gerade die Gleichberechtigung des Volkes und seiner Vertretung mit dem Monarchen an und setzt die Möglichkeit voraus, daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen besteht. Aber den Kartellparteien selbst sollte es unerwünscht sein, wenn durch das Eingreifen der höchsten Autorität zu ihren Gunsten der Glaube hervorgerufen wird, daß sie allein durch die überzeugende Kraft ihrer Ansichten nicht im Stande seien, den Sieg zu erringen.

Man wirft den Liberalen — und auch die Nationalliberalen werden dabei gelegentlich mit eingeschlossen — vor, daß sie die Autorität des Monarchen schwächen möchten, während sie doch das genaue Gegentheil wollen. Sie finden allerdings keine Stärkung, sondern eine Schwächung der Macht des Monarchen darin, wenn von ihm in der jetzigen Zeit ein persönliches Regiment, etwa im Sinne eines Friedrich II. verlangt wird. Eine solche Stellung des Monarchen ist durchaus unmöglich geworden, nicht allein deshalb, weil sie mit der heutigen Anschauung von dem Rechte des Volkes in Widerspruch stehen würde, sondern mindestens ebenso sehr aus rein praktischen Gründen. Der Umfang der Geschäfte, die Vielheit und die Verwicklung der im Staatsleben wirkenden Faktoren, die Schnelligkeit, mit welcher sich jetzt die Umwandlungen im Volksleben vollziehen, der viel weitere Horizont der auswärtigen Angelegenheiten, alles macht es auch dem begabtesten, unterrichtetsten, arbeitskräftigsten Herrscher unmöglich, sich so zu informiren, daß er zum Eingreifen in Einzelheiten aus eigenem Wissen im Stande wäre. Man braucht nur einmal die innere Geschichte Preußens zur Zeit Friedrichs des Großen, den Gang ihrer Entwicklung, das Tempo der Gesetzgebung mit dem Inhalt einer viel kürzeren Spanne Zeit in irgend einem Lande des heutigen Europa zu vergleichen, um sich klar zu werden, welche viel größeren Aufgaben heute einem Selbstherrscher gestellt sein würden als damals.

Das konstitutionelle System giebt dem Herrscher die Möglichkeit, die ganzen laufenden Geschäfte auf die Minister abzuwälzen, sich nur den wichtigsten Dingen zu widmen, und die Verantwortung für alle Regierungshandlungen und für die bei einem solchen Geschäftsumfange unvermeidlichen Fehler von seiner Person abzuwehren. Ein deutscher Kaiser hat mehr als irgend ein anderer Herrscher Veranlassung, von dieser verfassungsmäßigen Möglichkeit Gebrauch zu machen; denn nicht allein liegen ihm die doppelten Geschäfte — für das Reich und für Preußen — ob, sondern auch noch die, gerade bei den großen im Gange befindlichen Umwandlungen der Armeeeinrichtungen, besonders umfangreichen und verantwortlichen Geschäfte des Oberbefehls der deutschen Streitkräfte. Daß ein deutscher Kaiser diese Stellung nicht bloß dem Namen nach, sondern in voller Wirklichkeit ausfüllt, ist ein hohes politisches Interesse, aber es bringt auch eine ungemeine Fülle wichtigster Arbeit.

Gerade im Interesse eines starken Kaiserthums liegt es, daß der Herrscher im Stande ist, sich von den laufenden Geschäften frei zu halten; denn in diesen ist er nothwendiger Weise von seiner Umgebung und von den Vorträgen der Minister abhängig, da er nur selten sich durch eigene Anschauung zu unterrichten vermag.

Ganz anders steht der Monarch, wenn er nur die großen Strömungen des inneren Lebens des Volkes verfolgt und sich darauf beschränkt, in dem richtigen Augenblicke, d. h. dann, wenn ein sicheres Urtheil über ihre wirkliche Stärke zu fällen ist, sich für die eine oder andere zu entscheiden und danach seine Regierung zu gestalten. Darüber zu urtheilen, ist der Monarch aus eigener Anschauung, durch den Verkehr mit politischen Persönlichkeiten, durch die Kenntnißnahme der parlamentarischen Verhandlungen und der Presse im Stande, und um so besser, je mehr er sich von den vorübergehenden augenblicklich hervortretenden Parteibestrebungen frei zu erhalten und auch in der laufenden Verwaltung über deren Einzelheiten zu stehen vermag.

Die Macht und die Bedeutung des Kaisers ist bei einer solchen Auffassung seiner Regentenstellung freilich weniger in der täglichen politischen Entwicklung wirksam, um so entscheidender aber im Großen.

Nichts könnte dem Liberalismus, wie er sich in Deutschland historisch entwickelt hat, unerwünschter sein, als eine Schwächung der kaiserlichen Autorität. Er hat von jeher in einem starken auf eine freie Volksvertretung sich stützenden Kaiserthum das Heil Deutschlands, den Schutz der Volksfreiheiten und die Rettung aus der Gefahr der Zersplitterung gesehen. Diese Gefahr ist noch nicht endgültig beseitigt. Im Gegentheil müssen wir erwarten, daß die partikularistischen und volksfeindlichen Elemente noch einmal, und dann zugleich gegen den Kaiser und das Volk, den Versuch machen werden, die Herrschaft wiederzugewinnen. In diesem Kampfe wünschen wir Kaiser und Volk jedes für sich stark und durch ihre Vereinigung unüberwindlich zu sehen.

K. Schrader.

Der Baumwoll-Corner.

An der Liverpooler Baumwollbörse hat sich in den jüngst vergangenen Wochen eine Preistreiberei abgespielt, welche sich in ihrem Wesen von ähnlichen „Schwänzen“, wie sie im Laufe der letzten Jahre im Terminhandel bei mehreren Hauptartikeln des Welthandels und an verschiedenen Plätzen diesseit und jenseit des Ozeans vorgekommen sind, nicht unterscheidet. Aber sie weist doch durch die Stellung der Börsenparteien zu einander, durch das Aufgebot von Hilfskräften besondere Erscheinungen auf, welche für den Stand der wirthschaftlichen und sozialen Entwicklung bezeichnend sind.

Wie ja viele mehr oder minder unglücklich verlaufene Hausse-Spekulationen hat auch die Liverpooler Preistreiberei in Baumwolle ihren Ursprung nicht in einem thörichten

Plane, allen Ernte- und Verbrauchsverhältnissen zum Trotz dem Markt den Preis zu diktiren, sondern in einer richtigen Beurtheilung der Produktion und des Konsums genommen. Als im Sommer v. J. die Schätzungen der amerikanischen Baumwollernte bekannt wurden — denn nur um das amerikanische Produkt hat es sich gehandelt — kam ein Liverpooler Geschäftsmann holländischen Ursprungs, Steemestrand, zu der Ueberzeugung, daß der Ertrag der Ernte überschätzt werde, trat demgemäß in hervorragendem Maße als Käufer für amerikanische Baumwolle auf und eine Reihe kleiner Geschäftsleute schloß sich ihm an. Mit Vorsicht und Konsequenz führte er seine Operationen durch; er nahm an den Haupterminen, Dezember-Januar und April-Mai, die ihm gelieferte Baumwolle ab, überließ sie aber zu angemessenen Preisen sofort wieder dem Konsum, um aufs Neue weitere Ankäufe in immer steigendem Umfange auf Lieferung im August-September d. J. zu machen. Auf diesen Termin spitzte sich dann allmählich die ganze spekulative Bewegung zu. Die nach und nach eingetretene Preissteigerung für lieferbare amerikanische Baumwolle auf diesen Termin ist sehr bedeutend gewesen; von $5^{25}/_{64}$ Pence im Dezember v. J. hob sich der Preis bis auf $6^{52}/_{64}$ Pence im September d. J., also um ca. 30 Prozent. Der Ausgang ist der Hausse-Spekulation, welche freilich im Laufe der Zeit durch die von Baissiers vorgenommenen Regulirungen manchen Gewinn eingeheimst haben mag, insofern ungünstig gewesen, als am letzten Tage des Termins, am 30. September, der Preis rapid auf $6^{22}/_{64}$ Pence zurückging. Mit dem neu begonnenen Monat Oktober ist der Markt fast in normale Bahnen zurückgekehrt.

In sehr verschiedener Weise ist von dieser ganzen Preisbewegung die zunächst betheiligte Industrie, die Baumwollspinnerei, betroffen worden. Anfangs scheint in der Spinnerei das Vertrauen auf die hohen Schätzungen der amerikanischen Ernte allgemein gewesen zu sein. Aber die Spinnereien auf dem europäischen Kontinent berichtigten bald ihre irrthümliche Meinung und versorgten sich rechtzeitig mit Waare. Die englischen Spinner, namentlich in dem Hauptbezirk der englischen Baumwollindustrie, in Lancashire, schlossen sich überwiegend der Baisse-Partei an, indem sie nicht nur ihre Baumwoll-Ankäufe auf den dringenden Bedarf einschränkten, sondern auch durch Terminverkäufe von nicht in ihren Händen befindlicher Waare die Konjunktur auszunützen suchten. Als sich indessen die Preisbewegung immer mehr zu ihren Ungunsten wendete, als sie den unentbehrlichen Rohstoff zu steigenden Preisen kaufen mußten, für welche sie in den Preisen für ihre Gespinnste keine entsprechende Vergütung finden konnten, und sie sich obendrein durch die Last der eingegangenen Lieferungsverpflichtungen bedroht sahen, entschlossen sie sich, durch Einschränkung des Verbrauchs die Preise zu drücken. In einer erheblichen Anzahl von Spinnereien wurde nur noch mit beschränkter Arbeitszeit gearbeitet, zum Theil wurde der Betrieb ganz eingestellt. Auch die Webereien wurden in Mitleidenschaft gezogen, tausende von Webstühlen wurden theilweise oder völlig außer Betrieb gesetzt. Als diese Mittel nicht verfingen, wurde zur wirksamen Bekämpfung der „Schwänze" ein vollständiger Stillstand der gesammten Spinnerei von Lancashire geplant. Der Bund der Spinnereibesitzer trat in Verbindung mit den maßgebenden Arbeiter-Vereinigungen, den Gewerkvereinen der Spinner, um mit ihrer Hülfe diejenigen Etablissements, welche sich freiwillig nicht an dem allgemeinen Stillstand der Spinnerei betheiligen wollten, durch einen Arbeiterausstand zur Einstellung des Betriebes zu zwingen.

Schwerlich ist wohl bisher jemals der Kampf der Spekulation an der Börse in gleichem Umfange in unmittelbare Verbindung mit der Thätigkeit einer großen Industrie gebracht, wie es nach diesem Plane geschehen sollte. Auf den ersten Blick mag man auch geneigt sein, in einem solchen Projekt nur den löblichen Widerstand einer soliden Industrie gegen die unsoliden Störenfriede der ehrlichen, gewerblichen Arbeit, gegen die Preistreiber von der Börse, sehen. Aber die vielverschlungenen wirthschaftlichen Interessen lassen sich in der Regel nicht auf einen einfachen Gegensatz zurückführen. Der Werth des Terminhandels liegt darin, daß er die Auf- und Abwärtsbewegungen der Preise für die Produktion mäßigt. Eine Steigerung der Preise für einen wichtigen Rohstoff würde z. B. einen sehr jähen und sprunghaften Charakter annehmen, wenn es nur Interessenten gäbe, welche auf die Aufwärtsbewegung rechnen und dementsprechend kaufen; das Termingeschäft ist die jenige Handelsform, welche es auf die einfachste und schnellste Weise ermöglicht, daß diesen Interessenten andere gegenübertreten, welche auf einen Rückgang der Preise spekuliren. Der Verkauf einer noch nicht im Besitze des Verkäufers befindlichen Waare, die derselbe sich erst später zu niedrigeren Preisen zu verschaffen gedenkt, der Blankoverkauf, ist das allein wirksame Mittel, eine aufwärtsgehende Preisbewegung zu ermäßigen oder aufzuhalten. Wie beim regelmäßigen Verlauf des Termingeschäfts, so gehören aber auch bei den Uebertreibungen der Spekulation beide Theile, Haussepartei und Baissepartei, zusammen; die erstere kann nicht durch immer neue Ankäufe den Weg zu einer „Schwänze" beschreiten, wenn ihr nicht die letztere diesen Weg durch immer neue Blankoverkäufe ebnet. In dieses Getriebe der Spekulation hat sich nun, nach allen vorliegenden Mittheilungen, ein ansehnlicher Theil der Spinnereibesitzer von Lancashire verstrickt. Die Schwierigkeiten, in welche sie sich durch ihre Baissespekulationen verwickelt, zwangen sie schließlich, neue Hilfsmittel, neue Hilfskräfte gegen die ihnen immer gefährlicher werdende Haussespekulation aufzubieten; die Einschränkung der Arbeitszeit und in letzter Linie die Einstellung des Betriebes sollte ihrer mißlichen Börsenstellung wieder aufhelfen. Gewiß haben sich diesem Plane einer durchgreifenden Verminderung des Verbrauchs auch viele Fabrikanten und viele Arbeiter angeschlossen, welche von keinerlei Spekulationsinteressen beeinflußt waren, sondern selbst mit eigenen Opfern, nur eine entschiedene und gründliche Abwehr der von der Spekulation über die industrielle Thätigkeit heraufbeschworenen Störungen anstrebten. Aber den mächtigsten Antrieb zu der einen großen Theil der gesammten Baumwollindustrie von Lancashire umfassenden Bewegung hat unzweifelhaft das Interesse der Baissespekulation gegeben.

Der Verlauf des Streiks hat erfreulicher Weise wieder bestätigt, daß der Anwendung aller dieser Kampfesmittel, die Ringe und Coalitionen liefern können, doch durch die wirthschaftlichen Interessen selbst feste Grenzen gezogen sind. Auf der einen Seite hat die Haussespekulation die geplante „Schwänze" nicht in vollem Umfange durchführen können, ein erheblicher Preissturz am letzten Terminstage hat ihren Plan zum großen Theil vereitelt. Auf der anderen Seite hat auch der von den Fabrikanten- und Arbeitervereinigungen projektirte gemeinsame Widerstand durchaus nicht in erhofftem Maße verwirklicht werden können. Als Vorbedingung eines einmüthigen Zusammenwirkens beider Theile war festgesetzt worden, daß der Bund der Spinner durch seinen Einfluß mindestens zwei Drittel aller Spinnereien zur Einstellung des Betriebes für die beiden ersten Oktoberwochen bewegen solle; das letzte Drittel der nicht freiwillig feiernden Spinnereien sollte alsdann durch Streiks, welche die Gewerkvereine durch ihren Einfluß zu einem allgemeinen Ausstand gestalten wollten, ebenfalls zum Stillstand gezwungen werden. Diese Abmachung ist dadurch hinfällig geworden, daß keine der beiden Vereinigungen die eingegangene Verpflichtung in vollem Umfange erfüllen konnte. Von den Spinnereien hat sich überhaupt ein beträchtlicher Theil von Anfang an von allen verabredeten Schritten ferngehalten; trotz aller Anstrengungen haben auch in den letzten Tagen des September nicht die erforderlichen zwei Drittel zum Beitritt vereinigt werden können. Unter den Arbeitern haben sich die Gewerkvereine des Projekts mit großem Eifer angenommen. Der naturgemäße Widerwille gegen eine Preistreiberei, welche durch ungemessene Steigerung des Rohstoffpreises eine tiefgreifende Störung in eine große Industrie hineintrug, und die Besorgniß, daß bei einem wachsenden Mißverhältniß zwischen Rohstoffpreis und

Fabrikatpreis nothwendig der Arbeitslohn eine Schmälerung erfahren müsse, haben wohl zusammengewirkt, um die Leiter der Gewerkvereine zur bereitwilligen Annahme des umfassendsten Planes von Arbeitseinstellungen zu veranlassen. Schon in den voraufgegangenen Wochen hatten die Gewerkvereine aus ihren Kassen an ihre ganz oder theilweise feiernden Mitglieder Unterstützungen gezahlt; in größtem Umfange sollte diese Unterstützung bei dem allgemeinen Ausstande gewährt werden. Aber auch hier fehlte es schließlich an der sicheren Grundlage für ein einmüthiges Handeln. Die zahlreichen Arbeiter, welche den Gewerkvereinen nicht angehören, ließen sich nicht, wie man angenommen hatte, durch den Einfluß dieser Vereine bestimmen, die Arbeit niederzulegen, sie arbeiteten weiter und zeigten auch keine Neigung, bei einem allgemeinen Ausstande mitzuthun. Die fehlende Einigung unter den Fabrikanten machte schließlich auch die Vordedingung hinfällig, unter welcher die Gewerkvereine auf den ganzen Plan eingegangen waren.

Wenn sich auf diese Weise sowohl innerhalb der Fabrikantenkreise als innerhalb der Arbeiterkreise das Prinzip der Konkurrenz sehr wirksam geltend machte, so blieb auch das Verhältniß der Arbeitgeber zu den Arbeitnehmern nicht ohne Einfluß. Die Vereinigung der Spinnereibesitzer hatte gewissermaßen ein Eingeständniß ihrer Ohnmacht abgelegt, indem sie, in der Ueberzeugung selbst die Spinnereien nicht genügend beeinflussen zu können, die Hilfe der Arbeitervereinigungen zur Ausübung eines wirksamen Zwanges gegen alle widerstrebenden Spinnereien anrief. Die Gewerkvereine betrachten es aber als ihre Hauptaufgabe, das Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu Gunsten der Letzteren zu regeln, namentlich auf eine Erhöhung des Arbeitslohnes und Abkürzung der Arbeitszeit hinzuwirken. Es mußte viele Arbeitgeber stutzig machen, daß nunmehr in einer zwischen Hausse und Baisse schwebenden Streitfrage des Großhandels die Arbeitervereinigungen gewissermaßen zu einer ausschlaggebenden Stellung berufen wurden, und diese Anschauung wird sicher manche Spinnereibesitzer, die ohnehin wenig geneigt für eine Einstellung des Betriebes waren, endgültig zur Fortsetzung der Arbeit bestimmt haben. Das Facit aus allen diesen Interessengegensätzen, welche durch die wirthschaftliche Stellung der Fabrikanten wie der Arbeiter untereinander und gegeneinander nothwendig gegeben sind, war, daß die geplante gemeinsame Aktion scheiterte. Die Vergewaltigung des Marktes ist demnach, gleichviel ob sie von einzelnen Spekulanten oder großen Assoziationen versucht wurde, recht eigentlich durch das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte in kurzer Zeit vereitelt worden.

Bemerkenswerth aus den unzähligen Erörterungen über die „Schwänze" und die Stellung der Industrie zu derselben ist noch die für englische Verhältnisse bezeichnende Thatsache, daß der Ruf nach einem Eingreifen der Staatsgewalt kaum laut geworden ist. Selbst die Leiter der Gewerkvereine, die sich mit opferfreudiger Lebhaftigkeit in den Kampf gegen den „Corner" stürzten, haben stets nur an die Selbsthülfe appellirt. „Schmach über Euch elende, habgierige Schufte!" rief das Rundschreiben der Gewerkvereine behufs allgemeiner Arbeitseinstellung den Haussespekulanten zu, „ein entschiedener Protest gegen diese Eingriffe in die Industrie und Arbeit unseres Volkes sollte von jeder Kanzel und aus jeder Wahlversammlung ergehen!" In jedem anderen Lande würden sich an solche Kraftworte die Forderung angeschlossen haben, daß die Gesetzgebung solchen Mißständen abhelfen müsse. Die englischen Gewerkvereine aber erklärten nur, daß, um solche Auswüchse der Spekulation jetzt und in Zukunft wirksam zu bekämpfen, zunächst ein allgemeiner Stillstand der Spinnerei in's Werk gesetzt, sodann von den Arbeitern ein besonderer Fonds zur Verwendung in solchen Kalamitäten angesammelt und endlich der Baumwollanbau in Indien und Egypten energisch gefördert werden müsse.

Man hat sich in offiziellen schutzzöllnerischen und sozialistischen Kreisen in letzter Zeit vielfach bemüht, zwischen den Spekulantenringen an den Börsen und den Produzentenkartellen in der Industrie eine scharfe Grenzlinie zu ziehen. Die Ringe sollen darnach nur Preistreibereien bezwecken, welche ausschließlich von einzelnen Spekulanten ausgebeutet werden; die Kartelle sollen auf eine Regelung der Produktion und der Preise hinaus kommen, welche dem allgemeinen Nutzen dient. Wie unhaltbar diese Unterscheidung ist, wie die eine Form der Koalition mit der anderen eng verbunden ist oder geradezu in dieselbe übergeht, ist in diesen Blättern wiederholt dargelegt. Für sich allein stiftet überdies eine „Schwänze" meist viel weniger Schaden als ein Kartell. Eine „Schwänze" an der Börse ist stets eine nach Zeit und Umfang eng begrenzte Spekulation. Der Baumwoll-Corner hat nur auf die englische Baumwollindustrie einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, er hat sich nur auf amerikanische Baumwolle erstreckt, während die indische und egyptische Baumwolle verarbeitenden Spinnereien ungestört ihren Betrieb fortsetzen konnten, und er hat nur innerhalb weniger Wochen überhaupt die Börsenpreise bestimmt. Welch' anderes Bild bietet dagegen der vor einiger Zeit verkrachte Kupferring, mit welchem man gerade den neuesten Baumwoll-Corner vielfach verglichen hat. Obwohl ursprünglich nur von einer Anzahl von Banken und Banquiers begründet, umfaßte der Kupferring schließlich doch fast alle bedeutenden Kupferminen der Erde; der Preis eines für unzählige Gewerbe wichtigen Metalls sollte nicht auf einen kurzen Zeitraum, sondern auf viele Jahre hinaus, und nicht um 20 30 pCt., sondern um 100 und mehr Prozent vertheuert werden, und auf diese Spekulation in Kupfer selbst wurde schließlich eine noch viel weitergehende Spekulation in den Aktien der hervorragendsten Kupferminen gepropft. Auch in den Kartellen der Eisenindustrie, wenn dieselben auch nicht gerade die ganze Erde umspannen, sind bereits ähnliche Grundzüge wahrnehmbar. Neben den Kartellen der Produzenten und unter dem Einfluß derselben sind bereits die Kartelle von Großhändlern gebildet, welche die gesammte, von allen koalirten Werken bewirkte Vertheuerung unmittelbar auf den Konsum übertragen sollen. Und wer wird behaupten wollen, daß die jüngste Hausse der Montanaktien an der Berliner Börse ausschließlich das Werk der Börsianer und des von ihnen beeinflußten Privatpublikums sei, daß aber die Bergwerks- und Hüttenbesitzer, die Bergwerks- und Hüttenaktionäre daran vollständig unschuldig seien? Mit der Börsenspekulation hat heute ein Kartell in einer viele Aktiengesellschaften umfassenden Großindustrie mindestens ebensoviel zu thun wie irgend eine Schwänze im Waarenterminhandel. Aber jede Schwänze reicht, wie gerade der jüngste Baumwoll-Corner zeigt, nicht weit über einen Bezirk hinaus und kommt innerhalb kurzer Zeit zum Zusammenbruch; die aus demselben Grundgedanken entsprossenen Kartelle finden in den Schutzzöllen einen Rückhalt, der ihnen eine dauernde Mißhandlung des Konsums ermöglicht.

Wer vor allen diesen Auswüchsen des Spekulationsgetriebes sich bänglich in eine Wehklage über die dahingeschwundene gute alte Zeit zurückziehen möchte, sei zum Schluß daran erinnert, daß es auch dieser gepriesenen Zeit durchaus nicht an Koalitionen und Ringen gefehlt. Speziell die Baumwolle ist wiederholt zum Gegenstand von Monopolisirungsversuchen gemacht worden; am bemerkenswerthesten ist ein in den Jahren 1824—1829 von den hervorragendsten Bankhäusern geplanter Ring gewesen, dessen Entstehen und Vergehen jüngst Dr. Karl Braun-Wiesbaden in der von ihm herausgegebenen „Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte" sehr anschaulich geschildert hat. Man machte damals allen Ernstes den Versuch, durch Ankauf aller disponiblen Vorräthe von Baumwolle eine willkürliche Preissteigerung durchzusetzen. Aber die Spinner, welche recht gut wußten, daß sie im Verhältnisse zu dem gestiegenen Preise keine Käufer für ihre Fabrikate finden würden, schränkten ihre Ankäufe auf das äußerste ein, während die Zufuhren, durch die exorbitanten Preise von allen Märkten und Winkeln der Erde hervorgelockt, alle Berechnungen überstiegen, die man gemacht hatte. Das Ende war ein großartiger Krach. Man kann es dem Termingeschäft als einen Vorzug nachrühmen, der freilich erst durch die hohe Entwicklung der modernen Verkehrsentwicklung wirksam wird, daß darin jeder „Ring" sehr

bald zum Bruch kommt; allein wo die staatliche Gesetzgebung durch Schutzzölle oder ähnliche Privilegien den Boden dafür bereitet, können Versuche zur Monopolisirung des Marktes, wenn auch nur auf Kosten des nationalen Wirthschaftslebens, ihren Unternehmern thatsächlich längere Zeit Gewinn bringen.

M. Broemel.

Sanct Nemo.

Weder in den actis sanctorum der Bollandisten, noch in der Legenda aurea, noch in irgend einem Kalender wird man den Namen des heiligen Nemo (Niemand) verzeichnet finden. Und doch war er durch den Volksmund bereits bei seinen Lebzeiten heilig gesprochen worden, wie dies durch den alten lateinischen Spruch: „Nemo ante mortem beatus“ (Niemand ist vor seinem Tode selig zu preisen) sattsam bekannt ist. Es wird in einem alten Historienbuche erzählt, daß sich einmal Einer eine Summe Geldes lieh und sich zur Rückzahlung derselben am Tage des h. Nemo schriftlich verpflichtete. Der Gläubiger wartete vergebens auf die Berichtigung der Schuld; in keinem Kalender war der Name des Heiligen zu finden. Da forderte er sein Geld am Feste Allerheiligen (1. November) zurück, indem er sagte, wenn der h. Nemo keinen besonderen Tag im Jahre hat, so muß er schon in der Schaar aller Heiligen mit inbegriffen sein. Der Richter ließ sich von dieser Deduktion überzeugen und der Schuldner mußte zahlen. Wenngleich nun dem heiligen Nemo die Auszeichnung eines besonderen Jahrestages nicht beschieden worden, so haben doch geistvolle Schriftsteller und Weltbeobachter aller Zeiten von seinen Thaten wunderbare Legenden zu berichten vermocht.

Die Ergebnisse der von der englischen offiziellen Presse mit so vielem Geräusche angekündigten Untersuchungskommission über die im Krimkriege vorgekommenen Ungeheuerlichkeiten der Militärverwaltung und der Kriegführung selbst, gaben Veranlassung zu einem humoristischen Artikel in den „Household Words“, dessen blutiger Sarkasmus den englischen Nationalstolz tödtlich verletzte. Charles Dickens war der Verfasser dieses Aufsatzes, welcher den gewaltigen Einfluß des Mr. Nobody auf die englische Staatsregierung betraf. „Die Macht des ‚Niemand‘“ (nobody), heißt es in demselben, ist in England so ungeheuer geworden und er allein wird für so Vieles verantwortlich gemacht, was begangen und unterlassen wird, er hat so Unendliches verbrochen und unterliegt stets von Neuem so schweren Anklagen, daß einige Bemerkungen über ihn wohl an der Zeit sein dürften. Es war Niemand, der die Zelte zurückließ, der die Bagagen im Stich ließ, der den möglichst schlechten Boden zu Lagerplätzen wählte, der keine Transportmittel bereit hielt, der die Thätigkeit der Kriegskommission lähmte, der keine Ahnung von seinen Pflichten hatte. Es war Niemand, dem man den verunglückten Kavallerieangriff auf Balaklava verdankte und Niemands Werk war auch die Nichtentsetzung von Kars. Niemand ist aber auch, und zwar mit Recht, wegen dieser schmachvollen Transaktionen gestraft worden.“ In diesem höhnenden Tone fährt der bezeichnete Artikel fort, dem Niemand ein langes Sündenregister vorzuhalten, und spricht endlich den Wunsch aus, daß, bevor Jedermann durch die Schuld Niemands vollends zu Grunde gerichtet worden, dieser unverbesserliche alte Patron den Laufpaß erhalten und die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten einem verantwortlichen „Jemand“ übertragen werden möge.

In der Zahl der Unschuldigen, welche nach dem alten Sprichwort viel leiden müssen, ist Keiner, der es zu einer so hohen Stufe des Martyriums gebracht hätte, wie Niemand, dessen breitem Rücken alle Schuld aufgelastet wird, für welche nicht gleich ein überführbarer Thäter bei der Hand ist. Besonders in allen denjenigen Fällen, wo es darauf ankommt, in öffentlichen Angelegenheiten erregte Gemüther durch rasche Ermittelung der Thäter böser Thaten zu beschwichtigen, ist Niemand gewiß immer der erste, der als Schuldiger herhalten muß.

Im Volksbewußtsein steht unser Freund aber in hohen Ehren und sein Kultus ist über die ganze Welt verbreitet. Mitleidig sagt der Volksmund:

> Niemand, der alte gute Mann,
> Muß alle Schalkheit ha'n gethan.

Einer besonderen Werthschätzung und eines hervorragenden Kultus hat sich der h. Nemo in allen den glücklichen Staaten zu erfreuen, deren freie Entwicklung durch ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz nicht beschränkt und beengt ist. Dort wird er in zahllosen Tempeln verehrt, und reiche Hekatomben werden dem Märtyrerruhm des gebenedeiten Mannes geopfert. Sehr zu Statten kommt seinem Ansehen, daß „Niemand Sklave seines Wortes sein will“ und seine Ehrlichkeit ist über allen Zweifel, „denn man kann Niemandem ins Herz sehen.“

R. F.

Die Moral der Macht.*)

I.

Der einseitige Beobachter ist leicht geneigt, diejenigen für die wahrsten Repräsentanten und die treuesten Bekenner einer religiösen oder politischen Richtung zu halten, welche den lautesten Lärm mit ihren Parteigrundsätzen verursachen und den wildesten Haß gegen die politischen Gegner zur Schau tragen. Die politischen Gegner der herrschenden Parteien verfallen daher auch ganz besonders leicht in den Irrthum, die moralische Verkommenheit ihrer Bedrücker zu überschätzen, weil sie in ihrem Hasse sehr geneigt sind, von den Thaten weniger Stimmführer einen voreiligen Schluß auf den Gesammtcharakter der herrschenden Partei zu machen.

Aber nicht die äußere Trübung des moralischen Bildes der herrschenden Parteien ist der gefährlichste Schaden, welcher ihnen aus der Vereinigung mit unlautern Elementen erwächst. Die äußere mechanische Vermischung ehrlicher und unehrlicher Charaktere, wie sie sich in den Reihen herrschender Parteien zusammenfinden, hat die Tendenz unter dem Einflusse des Bindemittels gemeinsamer Interessen und Feindschaften die Natur einer chemischen Zusammensetzung anzunehmen, welche die Moleküle der Gesellschaft, die einzelnen Persönlichkeiten und Charaktere, selbst verändert.

Die niederen Klassen freilich gehören, auch wenn sie sich zum Glauben der herrschenden Parteien bekennen, vermöge ihrer materiellen Interessen fast niemals zu diesen. Ihre materielle Lage zu verbessern liegt selten in der Absicht und vielleicht niemals in der Macht der herrschenden Parteien. Sie würden dieses Ziel nur dann erreichen können, wenn sie geneigt wären, eben diese herrschende Stellung im Wesentlichen aufzugeben und allen ihren Mitbürgern gleiche oder wenigstens annähernd gleiche Rechte zu gewähren, das heißt in vielen Fällen nichts anderes, als die Forderungen der verfolgten Gegner, der Reformpartei, zu bewilligen. Das Bestreben der herrschenden Macht richtet sich deshalb leicht darauf, die dienenden Gesinnungsgenossen über ihre materiellen Interessen thunlichst in Unwissenheit zu erhalten. Das Nachdenken wird am besten durch mangelhafte Schulbildung und langandauernde und erschöpfende Arbeit verhindert. Sollten diese Mittel nicht wirksam genug sein, so bleiben noch einige andere Methoden zur Verhinderung der selbständigen geistigen Thätigkeit übrig. Das ist in erster Linie die Kunst, die gesammte geistige Anregung, welche dem arbeitenden Volke zugänglich ist, in den Händen der Organe der herrschenden Partei zu monopolisiren, das

*) Vergl. auch die beiden Artikel desselben Verfassers über die „Moral herrschender Parteien“ im Jahrg. VI. Nr. 48 und 49.

heißt, für eine ausreichende Beschäftigung der Phantasie, der Wißbegierde und des Triebes nach Zerstreuung und Unterhaltung in einer Weise zu sorgen, welche den Interessen der herrschenden Partei dient. Sie muß es verstehen, auf alle jene sonderbaren Fragen, welche aus dem Herzen der unwissenden und gedrückten Massen emporsteigen, Rede zu stehen, sie muß eine plausible Auflösung der großen Räthsel des Lebens, eine Erklärung für Geburt und Tod, für die Erscheinungen der Natur und des Gewissens, für die Entstehung von Sünde, Elend und die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter bei der Hand haben. Sie muß die hungernde Phantasie des Volkes mit geheimnißvollen Legenden von Heiligen und Wundern, mit den Schrecken des jüngsten Gerichts und den Hoffnungen des Paradieses sättigen, sie muß die Gedankenwelt ihres Volkes mit den Lebensschicksalen der Nationalhelden, mit den mythischen und halbmythischen Heldenthaten und Anekdoten von Fürsten und Heerführern überschwemmen, sie muß das Ohr mit Orgelton und Glockenklang' oder mit Trompetengeschmetter und Trommelwirbeln und dem Donner der Kanonen betäuben, sie muß das Auge mit goldprunkenden Kruzifixen und Kirchenbannern und der Pracht der Kathedralen oder mit dem Gepränge vielfarbiger Uniformen und Livreen, mit goldstrotzenden Galakutschen und patriotischen Illuminationen bezaubern. Das alles sind die gewöhnlichen Mittel und Kunstgriffe, durch welche die herrschende Macht jene primitiven intellektuellen Bedürfnisse ihrer naiven und einfältigen Gläubigen zu befriedigen pflegt. Sie gehören zu dem gebräuchlichen und althergebrachten Apparat der Herrschaft, dessen Erfindung sicherlich in die Zeit der ersten staatlichen Organisation zurückreicht. Wahrscheinlich kaum jüngeren Ursprungs ist ein anderes vielleicht noch wirksameres Mittel, die Völker am selbständigen Nachdenken zu verhindern, nämlich die Kunst, ihren Haß und ihre blutdürstigen Leidenschaften wach zu erhalten. Je weniger der Mensch die Natur seines Geistes und die Entstehung seiner Willensregungen und Leidenschaften begreift, um so mehr pflegt er seine eigenen Motive zu beschönigen und die der anderen zu verurtheilen. Je geringer dieses Verständniß der natürlichen Ursachen der menschlichen Handlungen in uns ist, um so leichter ist es, Haß und Verachtung gegen unseren Nächsten in uns zu entflammen. Nichts macht aber den Geist des Menschen so unfähig, seine wahren Interessen zu begreifen und sein wahres Glück zu befördern als blinder Haß gegen seinen Nächsten. Dem Haß gesellt sich gewöhnlich ein thörichter Hochmuth bei, und erstaunlich ist zuweilen die Ueberhebung, welche die niedrigsten im tiefsten Elend der Knechtschaft lebenden Menschen auf Grund der Reinheit ihres Glaubens oder ihrer Rasse oder ihrer Nationalität ihren Mitmenschen gegenüber zur Schau tragen, die sie für weniger glücklich hatten, als sich selbst. Diese thörichte Ueberhebung vermag oft ein aufreizendes Wort zu blinder fanatischer Wuth und zu Thaten der Verfolgung und des Blutvergießens aufzustacheln, und durch dieses Element eines unbegründeten Hasses, der sich nirgends so grausam und unversöhnlich gezeigt hat, wie in Religionskriegen, ist nicht selten die Kraft und der Wohlstand ganzer Völker zu Grunde gerichtet worden.

Während aber die breiten Massen des arbeitenden Volkes die demoralisirenden Einflüsse, welche von unlauteren Elementen ausgehen, meist nur durch den erhöhten unbarmherzigen Druck wahrnehmen, der auf ihnen lastet, zerstört das Gift der Korruption langsam die Sitten und Charaktere der herrschenden Stände. Wer sich durch seine Geburt zu einem Antheil an der Herrschaft für berechtigt hält, den schmückt gewöhnlich ein gewisses Gefühl persönlicher Würde, welches ihn oft den Mangel eines gewissenhaften Charakters und moralischer Grundsätze weniger empfinden läßt und ihn vor manchen Unwürdigkeiten und Demüthigungen bewahrt. Dieses Gefühl von Standeswürde, dieser Keim einer moralischen Anlage wird durch den Verkehr mit ehrgeizigen Emporkömmlingen leicht vergiftet. Ihnen ist dieses Gefühl unbekannt, sie sind neue Menschen, eben emporgetaucht aus der namenlosen Menge. Da es ihnen schwerer als ihren Mitbewerbern wird, ohne Protektion vorwärts zu kommen, so erklären sie natürlich das Buhlen um Protektion für durchaus harmlos und finden selbst die drastischsten Mittel, solche Protektion zu erlangen, völlig ehrenwerth. Wenn herrschende Parteien ursprünglich ein aristokratisches Gepräge hatten, so hat ein ehrgeiziges Streberthum, eine Klasse von Anhängern sans phrase, die Tendenz, ihr eine despotische, absolut monarchische Verfassung zu geben, in welcher alle Verdienste und Ehren im Vergleich mit der höchsten Gunst des Herrschers in nichts verschwinden. An Stelle des Stolzes auf eine edle Geburt tritt jener verächtliche Lakaienhochmuth, welcher sich durch die Livree seiner Herrschaft geadelt fühlt. Neben diesem Verschwinden der Standeswürde bringt der Verkehr mit ehrgeizigen Emporkömmlingen häufig auch noch ein Streben nach Geld und Wohlleben hervor, welches besonders für das materielle Wohlergehen der herrschenden Klasse äußerst gefährlich ist. Der ehrgeizige Neuling steht unter seinen Standesgenossen immer bis zu einem gewissen Grade als ein Fremder da, als ein Mensch, den man duldet, obwohl er eigentlich nicht dorthin gehört, wo er sich befindet. In dieser unsicheren Stellung wird es ihm dann fast zur Nothwendigkeit, sich an alle äußeren Abzeichen, Gewohnheiten und Laster seiner neuen Kameraden mit peinlichem Eifer wie an einen Rettungsanker zu klammern. Er darf in nichts von den Sitten und Unsitten seiner neuen Standesgenossen abweichen, wenn er nicht befürchten will, daß sie ihn als einen Roturier ihren Spott und ihre Geringschätzung fühlen lassen. Vor allen Dingen muß er ihre Vorurtheile, Moden und Ausschweifungen sich bis ins Kleinste zu eigen machen. Dieses Bestreben verleitet ihn, der sich stets hervorzuthun sucht, oft zu Uebertreibungen, und so trägt er denn gerade durch sein Auftreten dazu bei, die Vorurtheile seiner Standesgenossen unsinniger, ihre Moden lächerlicher, ihre Ausschweifungen kostspieliger zu machen. Besonders verderblich ist der Einfluß des Streberthums, wenn ihm große Geldmittel zur Verfügung stehen. Denn nun wird zuweilen die verschwenderische Lebensweise des Emporkömmlings ein verderbliches Vorbild für die unbemittelte Geburtsaristokratie, und der Begriff dessen, was zu einem standesgemäßen Leben gehört, steigert sich in rapider Weise. Unter dieser Steigerung leidet die materielle Lage des ganzen Landes und die moralische Haltung aller Mitglieder der herrschenden Partei, vorzugsweise aber werden die Mitglieder einer Geburtsaristokratie von beiden Uebeln schwer betroffen. Da Mitglieder einer Geburtsaristokratie sich selten produktiven Erwerbszweigen zuwenden, sondern, wofern sie nicht müßig von ihrem Kapital oder Grundbesitz leben, in der Regel einer jener beiden großen Kasten angehören, welche schon in grauer Vorzeit die Leiter des Menschengeschlechtes waren, den herrschenden Kasten des Priester- oder höheren Beamtenstandes und dem Militär, so ererben in ihnen leicht alle jene Anlagen und Gewohnheiten, welche die Frucht und den Segen ehrlicher Arbeit bilden, die Tugenden erwerbender Fleißes und haushälterischer Sparsamkeit. Trotz aller Bevorzugung und Begünstigung lastet daher beständig auf einem großen Theil der Mitglieder herrschender Geburtsaristokratien der Fluch selbstverschuldeter Armuth. Ganze Familien fristen oft ein kärgliches, allen Entbehrungen des Proletariats ausgesetztes Dasein, um ein Mitglied, einen Sohn oder Bruder, mit den Mitteln zu versehen, an den standesgemäßen Ausschweifungen und Verschwendungen seiner Kameraden Theil nehmen zu können. Aber der hoffnungsvolle Jüngling wird sich einst dankbar erweisen. Wann sein greiser Vater, wann seine arbeitsmüde Mutter ins Grab gesunken sind, wird er vielleicht die Stoffel des Ehrgeizes erklommen haben, welche ihm ermöglicht, wenigstens seine vernachlässigten Geschwister für ihre jahrelangen Entbehrungen zu entschädigen? O nein! Was er durch seine Leistungen erwirbt wird stets sein standesgemäßes Auftreten verschlingen, aber dafür wird seine ganze Persönlichkeit mittlerweile so hoch im Preise gestiegen sein, daß er sich gegen eine anständige Summe an eine Gattin, die Tochter irgend eines reichen Emporkömmlings, verkaufen kann.

Der Koran sagt: „Ein Herrscher, der einen Mann zu einem Amte beruft, wenn sich dafür in seinem Reiche ein anderer, besser befähigter Mann vorfindet, sündigt gegen Gott und gegen den Staat.“ Und diese Sünde ist leider sehr verbreitet und trägt bittere Früchte für das Volk, an welchem sie begangen wird. Die Besetzung der öffentlichen Aemter durch einzelne privilegirte Klassen der Bevölkerung oder die Bevorzugung solcher Klassen schädigt das Wohl der Gesammtheit in unberechenbarer Weise: Die Regierung, welche in der Lage wäre, unter Millionen von Bewerbern die tüchtigsten auszuwählen, beschränkt diese ihre glückliche Freiheit thörichter Weise, indem sie freiwillig auf die Auswahl unter Millionen verzichtet und erklärt, daß sie nur einige Tausende zur Mitbewerbung zulassen wolle. Naturgemäß bedürfen diese Bewerber bei ihrer geringen Anzahl einer weit unbedeutenderen Anstrengung ihrer Kräfte und sind der Erreichung ihres Zieles im allgemeinen auch ohne große Fähigkeiten sicher. Man hat zuweilen, als wenn man die Mitbewerbung wahren Verdienstes gänzlich ausschließen wollte, sogar den Versuch gemacht, selbst unter den bevorzugten Ständen wieder Abstufungen der Würdigkeit nach dem Alter des Adels und der Berühmtheit der Familien zu proklamiren. So konnte nach einem besonderen Gesetz in Frankreich kurz vor dem Ausbruch der großen Revolution niemand auf die elendeste Lieutenantsstelle Anspruch machen, der nicht zur Zufriedenheit des Königs einen Adel von vier Geschlechtern nachweisen konnte. Mit dieser Maßregel hatte sich ein Kriegsminister, dem der Adel mit Gesuchen um Offiziersstellen keine Ruhe ließ, über die schwierige Aufgabe weggeholfen, wahres Verdienst zu erkennen und zu belohnen. Die Strafe für ein solches Verfahren ist nicht ausgeblieben, und sie wird selten ausbleiben.

In Zeiten gewaltiger politischer Umwälzungen sehen wir zuweilen die verachteten Elemente der Unterwelt aus den Tiefen, in welche sie der Druck der Gesellschaft gebannt hatte, mit der Gluth verzehrender Leidenschaft und unter den sprühenden Funken des Genies, welche auf kurze Zeit wie Blitze die Welt erleuchten, als verzehrende Feuerströme hervorbrechen.

Am gefährlichsten erweist sich der Einfluß jener unlauteren Elemente, welche herrschende Parteien vermöge einer natürlichen Anziehungskraft anlocken, für die Spitzen der Partei selbst, für die herrschenden Männer, in deren Hand nicht bloß das Geschick ihrer Partei, sondern das Glück ganzer Völker ruht. Das Alterthum kann nicht oft genug vor den Gefahren warnen, welche in dem Besitz unumschränkter Herrschaft ruhen und der edle Kaiser Markus Aurelius schreibt in seinen Selbstbetrachtungen: „Nimm Dich vor dem Kaiserwerden in Acht, es liegt etwas Ansteckendes in dieser Hofluft.“ In der That sind die Versuchungen einer unumschränkten Macht so große, daß man sich nicht wundern darf, daß so wenige Sterbliche ein reines Herz und einen klaren Verstand behalten haben, wenn sie das Schicksal auf die exponirten Höhen einer absoluten Gewalt stellte. Alle diese Gefahren und Versuchungen werden verdoppelt und verzehnfacht, wenn die herrschende Persönlichkeit nicht im Stande ist, jenes geschmeidige, stets aufdringliche und fast unausrottbare Geschlecht von Schmeichlern und Speichelleckern aus seiner Umgebung fernzuhalten, dessen natürlicher Tummelplatz die Parquetfußböden der Königspaläste sind, und vor dem allein die Hütten der Armuth und Niedrigkeit eine sichere Zuflucht gewähren. Unter dem verderblichen Einfluß der Schmeichelei, sehen wir in der Geschichte nur allzuoft die Charaktere intellektuell und moralisch leidlich beanlagter Fürsten bis zu jener wahnsinnigen Selbstüberhebung fortgerissen, welche die Geschichtsschreibung mit dem Namen „Cäsarenwahnsinn“ kennzeichnet.

Werfen wir einen Blick auf die Entstehungsursachen und Entwicklungsgeschichte dieser keineswegs bloß antiken oder ausschließlich auf regierende Häuser beschränkten Form der Geisteszerrüttung. Ein Sterblicher, wie die übrigen, wenig besser und — wenn er nicht bereits als Kind durch Schmeichelei und schlechte Erziehung verdorben wurde — wenig schlechter als die anderen Menschen, wird plötzlich in die Loge versetzt, beinahe alles thun zu dürfen, was ihm beliebt. Man zeigt ihm, dem unreifen Jünglinge, vielleicht eines Tages aus dem Fenster seines Palastes dicht gedrängte Schaaren von Menschen, welche mit demüthig abgezogenen Mützen seines Anblickes harren und sagt ihm: Sire, dieses Volk gehört Ihnen. Die wenigen Schranken, die seinen Lüsten und Leidenschaften väterliche Autorität oder Vormundschaft setzten, sind gefallen. Keine Schranke als die schwache Tapetenwand der Etikette, nicht einmal der Widerstand seiner oft allzuwilligen Opfer hält seine Leidenschaften im Zaume. Treibt ihn die Begierde nach Ruhm, so stampft er mit dem Fuß, und bewaffnete Männer steigen empor, werfen sich todesmuthig auf benachbarte Völker und erobern ihm mit ihrem billigen Blute Lorbeerkränze, neue Einkünfte und Unterthanen. Fehlt ihm der Geschmack für diesen hohen Sport der Despoten, schreckt ihn vielleicht die Gefahr für sein kostbares Leben, widert ihn der Modergeruch leichenbedeckter Schlachtfelder an, so bedarf es nur seines Winkes, um Prachtpaläste und schattige Haine mit Laubengängen und Fontainen in sandigen Gefilden oder in der einsamen Wildniß des Gebirges emporsteigen zu lassen. Brennt in seinem Herzen das Feuer sinnlicher Leidenschaft, so sind die schönsten und glänzendsten Frauen des Landes seines Winkes gewärtig, und die Töchter des Volkes bevölkern freiwillig oder gezwungen seine Hirschparks. Selbst wissenschaftlicher Ruhm und die Ehre ein Mäcen der Künste zu werden, stehen ihm ohne eigene Anstrengung zur Verfügung. Die ernstesten Gelehrten, die anerkanntesten Dichter, die bewundertsten Künstler sehen sein ungereimtes Urtheil, sofern es nur eine Spur von Lob enthält, für die größte Ehre an. Vergegenwärtigen wir uns nun noch, daß sich an den Sterblichen, der auf dieser gefahrvollen Höhe steht, ein Schwarm von Speichelleckern herandrängt, welche buchstäblich für alles, was er thut, nur Worte der Bewunderung und des Lobes kennen, welche nicht bloß freiwillig jeder seiner lasterhaften Begierden zu Willen sind, sondern dieselben, noch ehe sie ausgesprochen, ja erwacht sind, hervorzulocken und anzureizen trachten, welche die frevelhafte Neigung, die der menschlichen Natur stets innewohnt, den eigenen Interessen die des Nächsten unterzuordnen, mit allen Mitteln überlegter und berechneter Schmeichelei zu einer Grundlage seines Charakters zu machen versuchen, so können wir wohl begreifen, warum Fürstencharaktere oft schon so früh wie von einem giftigen Mehlthau des Lasters befallen erscheinen.

Doch die sinnlichen Leidenschaften des Machthabers sind minder verhängnißvoll für das Glück eines ganzen Volkes als der intellektuelle Irrthum, daß er seiner Natur nach ein ganz anderes und höheres Wesen sei als die Millionen, deren Glück in seiner Hand ruht. Die Ueberhebung, die aus diesem Gedanken entspringt, ist eine der ergiebigsten Quellen des Elends der Völker. Wo die Interessen eines einzigen Menschen, ja einer Familie, überhaupt in Betracht gezogen werden gegenüber dem Wohle von Millionen, da muß es mit Nothwendigkeit um das Wohl der Millionen schlimm stehen. Wenn wir nun aber die Geschichte fast aller monarchisch regierten Staaten durchgehen, so finden wir mit wenigen Ausnahmen, daß in erster Linie das Interesse der Fürsten, die Rücksichten auf ihre Launen, ihre Macht und ihren Ruhm, dann die Interessen ihrer Familie, ihrer Höflinge und der sie umgebenden herrschenden Klassen in den Aktionen der Politik bei Kriegen und Friedensschlüssen, bei Einführung und Abschaffung von Gesetzen maßgebend waren. Am klarsten und rücksichtslosesten tritt diese Gesinnung in der Politik der despotischen Monarchieen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zu Tage. Damals genirte man sich nicht, der egoistischen Grundidee des Sonnenkönigs, daß das Leben und das Gut der Unterthanen unbedingt dem Könige gehöre, offen Ausdruck zu geben, Landeskinder als Soldaten an fremde Fürsten zu verkaufen, mißliebige religiöse Ansichten durch Dragonerbekehrungen auszurotten und von den hungernden Millionen durch Steuern und Frohnden das letzte Stück Brot zu erpressen. Der wachsende Einfluß demokratischen Geistes hat diese Anschauungen gegenwärtig

in Theorie und Praxis beschränkt, aber er ist bisher außer Stande gewesen, sie völlig auszurotten und die Stellung des Herrschers zu den Beherrschten überall in das allein der Moral und Menschlichkeit entsprechende Verhältniß zu setzen, wie es Friedrich der Große charakterisirte, nämlich daß der Fürst sich in Wirklichkeit nur als den ersten Diener der Gesammtheit betrachtet.

Was die Schmeichelei so gefährlich macht, ist der Umstand, daß ihre Uebel eine natürliche Neigung zur Steigerung in sich tragen. Die Schmeichelei stumpft die menschliche Empfänglichkeit äußerst schnell ab, und der durch sie verderbte Charakter bedarf stets größerer Dosen des gefährlichen Giftes. Alle Reizungen der Eitelkeit versagen bald ihren Dienst und lassen eine Empfindlichkeit zurück, welche den Herrscher absolut unfähig macht, auch nur einen Schimmer von Wahrheit zu ertragen. Seine absurdesten Launen werden zu Gesetzen, denen das Wohlsein eines ganzen Volkes sich unterordnen muß; ein Epigramm und der Wunsch einer Maitresse stürzen seine Unterthanen in jahrelange Kriege. Die Träger der stolzesten Namen schätzen sich glücklich, ihm die Dienste eines Kellners oder Kammerdieners zu leisten; ein läppisches Ceremoniell schließt nicht bloß das niedere Volk, sondern die bevorzugten Stände von der geheiligten Person aus. Die unbedeutendsten Begebenheiten seines täglichen Lebens, sein Aufstehen am Morgen, seine Mahlzeiten, sein Zubettegehen am Abend, seine Hoffestlichkeiten und Vergnügungsreisen werden zu Staatsaktionen, und es wird eine hohe Gunst, um welche sich die Edelsten der Nation beneiden, dem Allgewaltigen das Waschwasser und das Nachthemd zu reichen. Auch gegenwärtig tauchen noch manche jener Formen der Schmeichelei, deren absurdeste Blüthen das Zeitalter Ludwigs XIV. getrieben hat, in etwas anspruchsloserer, aber darum nicht minder gefährlicher Gestalt auf. Wenn auch heute kaum ein Fürst die abgeschmackte Eitelkeit des roi-soleil zeigen wird, sich selbst auf einem Triumphbogen als die Ehre der Könige, die Wonne des menschlichen Geschlechts, den Liebling seiner Unterthanen, das Wunder der Welt verherrlichen zu lassen, wenn sich auch heute kaum ein speichelleckender Ekrident zu einer Aeußerung versteigen dürfte, wie sie einst ein Komponist jener Zeit an einen obskuren Landgrafen von Hessen richtete: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein als Ew. hochfürstliche Durchlaucht?“, so wird doch auch heutigen Tages noch mancherlei geschrieben und gedruckt, was die Nachwelt einst vielleicht mit jenem Pröbchen des Byzantinismus in eine Rubrik thut. Heute hat die Schmeichelei mehr ihre äußere Form als ihr Wesen verändert. Sie ist aus den glänzenden Vorzimmern der Paläste in die weiteren Kreise der Bevölkerung gedrungen und hat hier einen weniger greifbaren, aber nicht weniger vergiftenden Einfluß gewonnen. Es haben ihr alle die vervollkommneten Kommunikationsmittel ihre Dienste geleistet, welche in unserer Zeit für die Verbreitung von Ideen sorgen. Fast alle Zeitungen, aller Jugendunterricht, eine Unzahl von populären, geschichtlichen und unterhaltenden Werken, alle offiziellen Festreden sind von einer mehr oder minder feinen, dem verderbten Geschmack der Zeit oft kaum fühlbaren Lösung des Giftes der Schmeichelei durchtränkt. Diese Thatsache wird unzweifelhaft klar, wenn man sich den einen Umstand vergegenwärtigt, daß in den meisten monarchisch regierten Staaten ein abfälliges Urtheil über den moralischen oder intellektuellen Inhalt einer Handlung des Herrschers direkt verboten und straffällig ist. Da nun alle abfälligen Urtheile aus der Oeffentlichkeit zurückgedrängt sind, so bleiben, sofern man von einem bloßen objektiven Bericht von Thatsachen, — der keineswegs stets erlaubt ist — absieht, ausschließlich lobende Beurtheilungen der Handlungen und des Charakters des Herrschers übrig. Wenn man nun außerdem noch bedenkt, daß selbst das Stillschweigen oft schon als Beleidigung aufgefaßt wird, und daß auch die unbegründetsten Lobeserhebungen selten die gebührende Zurückweisung erfahren, so wird man sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß selbst am Ende des XIX. Jahrhunderts die Kulturmenschheit von demokratischem Freimuth noch gar weit entfernt ist.

Noch immer ist man speziell bemüht, den Irrthum aufrecht zu erhalten, daß die Interessen des Volks eo ipso mit denen des Fürsten identisch, und die Leistungen und Großthaten einer ganzen Nation nichts anderes als die Wirkungen und Erfolge der Herrscherkunst und Weisheit des Monarchen seien. Es ist ein raffinirter, aber sehr verbreiteter Kunstgriff der Schmeichelei, den Völkern, welche so oft um den materiellen Lohn ihrer Anstrengungen betrogen werden, auch noch den Ruhm ihrer Thaten und das Bewußtsein ihrer Verdienste zu rauben. Nach dieser Auffassung sind alle Verdienste auf industriellem Gebiete, das Genie des Erfinders, der Segen rastloser Arbeit, die Früchte kühner Unternehmungslust nichts anders als die Wirkungen der weisen väterlichen Maßregeln einer hohen Obrigkeit. Kunst und Litteratur leihen dem Namen des Herrschers ihren Glanz, und die Koryphäen der Wissenschaft müssen es sich gefallen lassen, an den ehernen Piedestalen der Fürstenstatuen neben den Bildern allegorischer Tugenden und alter Haudegen aufzumarschiren, obwohl der Gewaltige vielleicht kein anderes Verdienst um sie beanspruchen kann, als ungefähr ihr Zeitgenosse und Landsmann gewesen zu sein. Die Siege, welche mit dem Blut und Schweiß der Völker errungen werden, sind die Siege des Herrschers und ein schätzbares Material für die malerische Feder der Hofhistoriographen. Die Thränen der Wittwen und Waisen gehören dem Volke allein. Selbst die Thaten der Generale und Staatsmänner müssen den größten Theil ihres Glanzes ihrem Herrn als schuldigen Tribut zu Füßen legen. „Es versteht sich von selbst,“ erklärt Ludwig XIV. in seinen Memoiren, „daß es nicht die guten Rathschläge, noch die guten Rathgeber sind, welche dem Fürsten die Klugheit verleihen, sondern daß es die Klugheit des Fürsten ist, welche allein gute Minister bildet und alle die guten Rathschläge hervorbringt, welche ihm gegeben worden sind.“ Nur auf ihre Mißerfolge haben seine Diener ein unbestrittenes Anrecht. Die heiligsten Ausbrüche der Vaterlandsliebe, wenn ganze Völker sich wie ein Mann erheben, um die Fremdherrschaft abzuschütteln, werden ihres moralischen Glanzes entkleidet. Da heißt es denn: „Sie haben sich auf allerhöchsten Befehl vorschriftsmäßig begeistert und die Feinde Sr. Majestät vertrieben“. Kurz, stets und überall strömt der Mund der Schmeichler von den Wohlthaten des Fürsten über, Alles verdankt das Volk ihm und seinem Regimente. Einzig und allein das Volk ist zu unaufhörlichem Dank verpflichtet, einem Danke, den es nie würdig abzustatten hoffen darf. Von dem Danke des Fürsten seinen Unterthanen gegenüber ist selten die Rede, und die Schmeichelei versteht es vortrefflich, den Fürsten auch von den Pflichten der Dankbarkeit zu dispensiren. Doch nein — von aller Dankbarkeit dispensirt sie ihn nicht, die Dankbarkeit gegen die Gottheit bleibt bestehen, und so sehen wir denn den Eroberer vor versammeltem Kriegsvolke das stolze Knie beugen und den Dank, welchen er den Menschen vorenthält, der Gottheit darbringen. Deo minor sed orbe major (Kleiner als Gott aber größer als der Erdkreis) war Ludwigs XIV und aller wahren Despoten Wahlspruch. Wird aber der Selbstherrscher nicht ebenso, wie er hier einen Größeren über sich anerkennt, auch in dem göttlichen Willen und in der Furcht vor den Strafen des Jenseits eine Schranke seiner Selbstsucht und einen Zügel seiner Begierden empfinden? Schwerlich in höherem Grade als jeder andere Sterbliche. Bedenken wir, welche Gestalt in seinem Gehirn der Begriff der Gottheit angenommen haben muß? Zunächst ist er selbst ein Günstling und Werkzeug der Gottheit. Von Gottes Gnaden trägt er die Krone, und durch Gottes Willen beherrscht er die Millionen. Gott hat es verboten, sich gegen seinen Willen aufzulehnen, und des Allmächtigen Gnade wird ihn zur rechten Zeit und am rechten Orte in einer Weise erleuchten, daß er nicht fürchten darf zu straucheln. Dieser so natürliche Glaube findet reichliche Nahrung durch den Zuspruch von Hofgeistlichen und Beichtvätern, welche mit unermüdlicher Sophistik alle Gewissensbisse wegdisputiren, alle bangen Zweifel beschwichtigen, und schlimmsten Falls Eid und Versprechungen erlassen. Eine einzige Beschränkung erleidet freilich die Nachsicht des Klerus. Er sieht zwar allen Un-

gerechtigkeiten gegen die Menschheit mit Gleichgültigkeit zu, wird alle Gewissensfragen des Herrschers nach den Wünschen desselben entscheiden, — der Beichtvater hat nur zu oft mit der Maitresse Hand in Hand gearbeitet — aber als Lohn für diese geistlichen Tröstungen verlangt er unbedingte Ergebenheit gegen die Kirche und energische Förderung in allen Fragen ihrer weltlichen Interessen von Seiten des Herrschers.

Carlyle läßt uns in seiner glänzenden barocken Weise einen Blick in das Herz des sterbenden Ludwigs XV. thun. Er schreibt: „Aber man stelle sich seine Gedanken vor, wie jetzt der Tod unerwartet, unerbittlich an seine eigenen Herznerven greift! Ja, armer Ludwig, der Tod hat dich gefunden. Keine Wände deines Palastes, keine Leibgarden, keine prunkende Tapete oder vergoldete Steifleinwand der steifesten Etikette haben ihn abhalten können; sondern da ist er, da, an deinem Lebensathem selbst und will ihn auslöschen. Du, dessen ganzes Leben bis dahin eine Chimäre und Komödie war, wirst zuletzt eine Wirklichkeit: das prächtige Versailles zerrinnt wie ein Traum in leere Unermeßlichkeit; die Zeit ist vollbracht, und das ganze Gerüste der Zeit stürzt unter gräßlichem Getöse rund um deine Seele in Trümmer: das Reich der Schatten öffnet sich gähnend; da mußt du hinein, nackt, ganz entkönigt, und abwarten, was dir bestimmt ist! Unglücklicher! was sind deine Gedanken, während du in Todesangst dich dort auf deinem Siechbette wälzest! Blickst du vor dich, so sind Fegfeuer und Hölle jetzt gar zu möglich. Blickst du hinter dich: — ach, was hast du gethan, das nicht besser ungethan wäre; welchem Sterblichen hast du geholfen; welcher Sorge schenktest du dein Mitleid? Die 500 000 Geister, die auf so vielen Schlachtfeldern von Roßbach bis Quebec schmachvoll dahinsanken, damit deine Dirne sich rächen könne wegen eines Epigramms, — drängen sich die jetzt um dich herum? Oder dein abscheulicher Harem, die Flüche der Mütter, die Thränen und Schande der Töchter? Elender! Du hast so viel Böses gethan als du konntest: dein ganzes Dasein erscheint wie eine Mißgeburt der Natur, deren Zweck und Bedeutung noch nicht bekannt ist. Warst du ein fabelhafter Greif, der die Werke der Menschen verschlang, täglich Jungfrauen in seine Höhle schleppte, — und auch in Schuppen gekleidet, die kein Speer durchdringen konnte: kein Speer als der des Todes? Nein, kein fabelhafter, sondern ein wirklicher Greif! Fürchterlich, o Ludwig, müssen dir diese Augenblicke sein. — Laßt uns nicht weiter nach den Schrecken eines Sünders auf dem Todtenbette forschen." Wie ergreifend diese Schilderung — und doch wahrscheinlich wie falsch! Welches Verhältniß mußte sich dieser Bruder Sterbliche zu seiner Gottheit zurecht gelegt haben, der sich nicht scheute, „selbst seine Mädchen im Parc-aux-cerfs ins Verhör zu nehmen und mit ihnen und für sie zu beten, damit sie ihren rechten Glauben bewahrten". Welche Gedanken auch immer durch das der Verwesung beinahe schon anheimgefallene Gehirn des königlichen Wüstlings zucken mochten, ein volles Bewußtsein seiner Verworfenheit und Schuld werden wir bei ihm kaum voraussetzen dürfen. Sicherlich lebte auch in seiner Brust etwas von dem anmaßenden Glauben, der sich in den Worten jener Frau Marschallin ausspricht: „Verlassen Sie sich darauf, Gott wird sich zweimal besinnen, ehe er einen Mann von Stande verdammt!" Die Lebensschicksale und der Tod so vieler Monarchen, welche die äußerste Grausamkeit und Härte gegen ihre Mitmenschen mit der unbedingtesten Unterwürfigkeit unter das, was man sie als Gottes Gebote anzusehen gelehrt hatte, vereinigten, strafen nur allzu sehr jenen sanguinischen Glauben der Völker Lügen, daß wenigstens die Sterbestunde auch dem gekrönten Bösewicht die gerechte Strafe für seine Schandthaten bringen werde.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Paul von Giżycki.

Kleinrussische Poeten.

Die knappe Uebersicht der kleinrussischen Kunstpoesie, welche diese Aufsätze geben wollen, ist der erste derartige Versuch in deutscher Sprache; auch in irgend einer anderen Kultursprache des Westens ist er bisher nicht unternommen worden. Man darf getrost aussprechen, daß die Kenntniß dieser Litteratur in Europa einfach nicht vorhanden ist, daß wir über die Lieder der Südseeinsulaner oder die Poeten der südamerikanischen Freistaaten viel genauer orientirt sind, als über das geistige Schaffen dieses Volkes, welches unsern Erdtheil mitbewohnt, eines Volkes mit reicher Geschichte und einem nun etwa 900 Jahre währenden geistigen Streben und Schaffen. Das ist natürlich kein Zufall; das harte Schicksal, welches den Kleinrussen als Nation geworden, hat auch ihre geistige Geltung nach außen beeinträchtigt, ja vernichtet. Durch kurze Zeit selbständig und seiner Freiheit durch Uneinigkeit verlustig geworden, tritt dieser reinblütigste aller Slavenstämme seit dem XIII. Jahrhundert nur abwechselnd in zwei gleich traurigen Rollen auf: als Helot anderer Völker, auf den so furchtbarer Druck geübt wird, daß derselbe durch seine Grausamkeit die Aufmerksamkeit der Nachbarn erregt, oder als Freigelassener, als Sklave, der die Ketten bricht, die Freiheit schlecht zu nutzen versteht und darum bald noch schwerere Fesseln auf sich nehmen muß, als er sie bisher getragen. Zuerst den Mongolen, dann den Litthauern, endlich den Polen unterthan, macht sich das unglückliche Volk bis in das XVII. Jahrhundert hinein nur durch den Duldermuth und die Zähigkeit bemerkbar, mit der es trotz aller Bedrückungen seine Sprache und seinen Glauben gegen die jeweilig herrschende Nation vertheidigt, ab und zu wohl auch durch einen Aufstand, dessen Flammen nur durch Ströme Bluts gelöscht werden können, bis ihm in Bogdan Chmelnicki ein nationaler Held ersteht, der die zersplitterte Volkskraft zusammenzuraffen und zum Siege zu führen versteht, so daß die Kleinrussen für eine kurze Spanne Zeit politisch unabhängig dastehen und auch in der Geschichte als das erscheinen, was sie seit je gewesen und für immer bleiben werden: ein von diesen beiden mächtigen Brudervölkern durchaus verschiedenes, von ihnen durch Sprache und Sitte, Typus und Volkscharakter scharf geschiedenes Volk. Aber diese Tage der Freiheit währen kurz. Um auf die Dauer dem religiösen und nationalen Erbfeind, dem Polen, zu entgehen, muß sich der durch seine Befreiungskämpfe geschwächte Stamm freiwillig dem Zaren unterwerfen und geräth dadurch in noch schlimmere Bedrängniß. Der Glaube wird geschont, aber Sprache und Volksbewußtsein mit allen Mitteln einer brutalen Staatsgewalt unterdrückt. Freilich bleibt auch dieser Druck vergeblich, wie früher jener der Polen, und ist es bis heute geblieben. Die Kleinrussen sind ohne Zweifel derzeit dasjenige Volk Europas, welches politisch das härteste Loos zu tragen hat. Sie werden in Oesterreich von den Polen, in Rußland von den Moskowitern politisch, sozial und litterarisch in einer Weise niedergehalten, für welche sich in der Geschichte der neuesten Zeit kaum ein Analogon finden läßt. Aber ein Volk sind sie auch heute noch

Der schlagendste Beweis dafür, daß sie dies sind, ist ihre Litteratur und eben darum ist von derselben so selten die Rede. Wie der Pole in Galizien den Kleinrussen, den „Ruthenen", wie er in Oesterreich genannt wird, nur eben als Polen hinzustellen sucht, der einen durch großrussische Ausdrücke verderbten polnischen Dialekt spricht, so der Moskowiter seinen kleinrussischen Unterthanen als einen Großrussen, in dessen Dialekt sich nur eben einige Polonismen eingeschlichen. An dieser „Reinigung des Dialekts" arbeitet nun hüben und drüben der Dränger und da jetzt auch den Polen in Galizien für ihre Entnationalisirungspläne die Staatsgewalt ihren Arm leiht, so ist es eine schwer zu beantwortende Frage, wo es zur Zeit den Kleinrussen schlimmer ergeht: im Kaiserstaat oder im Zarenreich. Daher der Haß gegen die selbständige Litteratur dieses Volkes, daher das

mit eiserner Beharrlichkeit fortgesetzte Bemühen, sie nach Kräften zu unterdrücken oder doch todtzuschweigen.

Aber diese Litteratur lebt, und sie ist wahrlich reich und merkwürdig genug, um beachtet zu werden, namentlich von jenem Volke, dessen größter Dichter zuerst den schönen und erhebenden Begriff der Weltlitteratur gefaßt und ausgesprochen.

Wie weit die Kleinrussen berechtigt sind, die Erzeugnisse der altrussischen Litteratur des XI. und XII. Jahrhunderts, das Lied vom Heereszuge Igor's, die Chronik des Nestor u. s. w., als ihrem Volke entstammend zu bezeichnen und jene Epoche als „erste Blüthezeit“ ihrer Litteratur zu charakterisiren, wird später angedeutet sein. Zweifellos ist aber, daß die Werke der sogenannten „zweiten Blüthezeit“, des XVI. und XVII. Jahrhunderts, welche gleichfalls von den Großrussen für sich reklamirt werden, ihrem Volke zukommen. Die bewußte Fälschung großrussischer Litterarhistoriker, welche dann als ein lediglich aus Unkenntniß, nicht aus bösem Willen herrührender Irrthum in die deutschen, französischen und englischen Uebersichten der Weltlitteratur übergegangen, ist nur dadurch möglich geworden, weil der politischen Annexion der Kleinrussen ein Jahrhundert folgte, in welchem so despotische und geistesgewaltige Herrscher, wie Peter der Große und Katharina II., mit solchem Erfolg an der Entnationalisirung der Unterjochten arbeiteten, daß dieselben thatsächlich um 1800 als ein Volk von Hörigen und ihren Priestern dastanden. Jedes geistige Streben, ja jede Erinnerung an die Litteraturschätze früherer und vergleichsweise glücklicherer Zeiten war erloschen. Damals schienen die Kleinrussen thatsächlich für immer verstummt und zwar so völlig, daß es die russische Regierung für ungefährlich hielt, einmal eine Ausnahme von ihrem seit einem Jahrhundert festgehaltenen Prinzip zu gestatten und 1798 einem Werke in dieser Sprache ausnahmsweise die Censurbewilligung zu geben.

Dieses erste Werk, mit welchem die neue Litteratur der Kleinrussen beginnt, war eine Travestie der Vergil'schen Aeneide in Blumauer's Stil. Das Buch erlebte binnen zehn Jahren drei Auflagen, was bei einem Volke, dessen Gebildete nur eben nach Hunderten zählten, einen enormen, vielleicht beispiellosen Erfolg bedeutete. Es wurde von jedem Lehrer, jedem wohlhabenden Bauer gekauft, nur um die geliebte Muttersprache auch einmal gedruckt lesen zu können. Nur Taras Szewczenko, den größten Poeten dieses Volkes ausgenommen, ist kein Dichter unter den Kleinrussen so populär geworden, wie der Verfasser dieser Travestie, Iwan Kotlarewski. Viele Stellen der „Eneida“ sind geflügelte Worte, ja geradezu Sprichwörter geworden. Schon dies beweist, daß der Erfolg kein ganz unverdienter war. Kotlarewski's Buch ist oft bis zum Cynismus derb, aber witzig und volksthümlich. Da die Schwäche und Unentschlossenheit, das Mißtrauen und die Trunksucht des „Chochol“, also die Nationalfehler des kleinrussischen Volkes verhöhnt und gegeißelt werden, so glaubte die Regierung den Druck gestatten zu dürfen, weil das Gedicht das Volksthum eben nicht stärken, sondern der Lächerlichkeit preisgeben werde; auch die gute Gesinnung, welche der Verfasser als Staatsbeamter bewährte, mochte dies mit bewirkt haben. In der That war Kotlarewski seinen Ueberzeugungen nach Großrusse, aber in jener Tendenz, welche die Regierung annahm, hat er die Travestie schwerlich gedichtet: er war nur eben ein Nachahmer Blumauer's und hielt den Dialekt nicht ohne Grund zur Erzielung besonders komischer Wirkungen für geeignet. Eben in der Absicht, allen Russen verständlich zu sein, ist auch die Sprache des Gedichts zwar vorwiegend kleinrussisch, aber doch mit nördlichen Elementen versetzt. Die Wirkung also, welche das Gedicht machte, war eine ganz andere, als der Autor beabsichtigt, und die entgegengesetzte von jener, welche die Censur angestrebt; auch hier wie in aller Herren Ländern erwies sich die Geistespolizei als ein „Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Kotlarewski selbst aber verdient weder jene Lobsprüche, welche man ihm als dem patriotischen Erneuerer der Litteratur gezollt, noch die verdammenden Urtheile, daß er sein Volk habe ins Herz treffen wollen.

Das Böse hatte gut ausgeschlagen und trug gute Früchte. Zunächst freilich wollte die Censur Niemand mehr die Druckbewilligung ertheilen, aber zum Mindesten konnte sie sich nicht mehr auf das Prinzip berufen, und so durfte denn auch von 1816 ab bald ein anderer, gleichfalls bei der Regierung wohl angeschriebener Mann, der Rektor der Charkower Universität, Peter Artemowski-Gulak, einige seiner humoristischen Bilder aus dem Volksleben erscheinen lassen. Sie waren harmlos oder schienen es doch. Wenn dieser Dichter z. B. in seinem Schwank „Herr und Hund“ die Drangsale des Hundes darstellt, welcher als Lohn für alle Treue doch nur Schläge bekommt und nicht einmal bellen darf, so war dies sehr lustig zu lesen, aber doch eine bittere Allegorie, die jeder verstand. Ob auch die Regierung, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls gelang es dem Herausgeber der ersten kleinrussischen Volksliedersammlung, Michael Maksimowicz, 1827 erst nach harten Mühen, die Druckbewilligung zu erlangen, obwohl auch er russischer Staatsbeamter, ja sogar Professor der russischen Litteratur war. Erst als sich von 1830 ab unter den galizischen Kleinrussen das geistige Leben immer reger entfaltete und die österreichische Regierung nun sogar fördernd eingriff, mußte sich auch die russische Regierung mindestens zur offiziellen Aufhebung des Druckverbots bequemen. Nur um der Sprache willen durfte also kein kleinrussisches Buch mehr unterdrückt, kein Verfasser nicht mehr bestraft werden, aber um des Inhaltes willen konnte dies selbstverständlich noch immer geschehen. So entwickelte sich denn von 1830 bis 1846 eine höchst schwankende Praxis. Der eine Censor verbot jedes Buch, selbst eine Fibel oder biblische Geschichte, wenn er dadurch die Gunst des Generalgouverneurs zu erwerben hoffte; ein anderer beschränkte sein Verbot auf jene Werke, welche irgend eine, wenn auch nur die leiseste Anspielung auf den gegenwärtigen Zustand oder auf die Vergangenheit der Unterjochten enthielten; ein dritter gestattete sogar dies, ja er gab entschieden freisinnigen Gedichten das Imprimatur, was freilich nicht hinderte, daß dann die Regierung den unglücklichen Autor als Verbrecher züchtigte. Die österreichische Regierung begann von 1840 ab Preise für gute volksthümliche Bücher in kleinrussischer Sprache auszusetzen; die Preise, welche der Zar für gute Gedichte in dieser Sprache gewährte, waren die Knute, der Soldatenrock, die Arbeit in den Uralschen Bergwerken. Trotz dieser schlimmen äußeren Verhältnisse sehen wir bis 1846, also binnen anderthalb Jahrzehnten, mit einem Schlage eine Reihe starker Talente aufsprießen, und unter ihnen ein Genie.

Daß diese Dichter alle muthige, opferfreudige Männer waren, das beweist schon die bloße Thatsache ihres Wirkens. „Die Geschichte unserer Litteratur“, hatte einst der Russe Herzen geklagt, „ist ein Verzeichniß von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen.“ Mehr als von den Moskowitern gilt dies Wort von den Kleinrussen, und vom Standpunkte des rohen, unerbittlichen Despotismus hatte Rußland Recht, wenn es diese freien, edlen Sänger zertrat; sie waren seine gefährlichsten Feinde. Denn der Grundzug ihres dichterischen Wirkens war die Begeisterung für ihr Volksthum, der Haß gegen die Unterdrücker. „Wenn diese Dichter“, habe ich 1877 in meinem Buche „Vom Don zur Donau“ geschrieben und es sei mir gestattet, Einiges aus dieser Charakteristik hier zu wiederholen, „historische Epen schufen und die Großthaten der Ahnen im Liede auferstehen ließen, so wehte daraus lebendiger, erquickender Athem für die traurige Gegenwart. Der Ahne hat den Moskowiter geschlagen und den Polen; der Ahne war frei! — ‚und du, Enkel?‘ — die Frage stand nicht im Liede, aber zwischen jedem Zeilenpaar. Oder sie besangen in weichen, rührenden Worten den Zauber der Muttersprache oder den Reichthum ihres Volksgemüths, dem so unzählige Lieder entsprossen. Wieder kein direktes Wort der Anklage, und doch jeder Vers ein flammender Protest gegen die brutale Tyrannei. Das gleiche gilt vom Sittenbilde, von den Schilderungen des Dorflebens von Einst und Jetzt. Aber auch an direkten

Klagen und Anklagen fehlte es in diesen gluthvollen Liedern nicht, und wenn dann auch der Dichter in der sibirischen Oede oder unter der Knute verendete — das Lied lebte fort, und trug auf seinen Schwingen den nationalen Enthusiasmus durch das geknechtete Land. Aber es sind nicht bloß Vorzüge einer edlen und berechtigten Tendenz, welche wir dieser Dichterschule nachrühmen dürfen. Beweisen schon die Volkslieder, welcher poetischen Kraft diese Volksseele fähig ist, so ist die Kunstpoesie ein weiterer Beweis hiefür. Sie wurzelt im Volksliede, lehnt sich an dasselbe, bewahrt seine keusche Kraft und Tiefe, fügt aber das Talent der Komposition, den Schatz der Bildung, den Zauber starker und eigenartiger Individualität hinzu. An herrlichen Stoffen, um diese Gaben und Gnaden zu erproben, fehlt es nicht. Da sind die einstige Macht, das heutige Elend, das arme, einsame und doch so räthselhaft schöne Landschaftsbild der Steppe, die naturwüchsigen Menschen, die alten rührenden Sitten und Erinnerungen. Zartheit der Empfindung, schlichte ungeschminkte, aber echt dichterische Sprache und insbesondere ein seltenes Vermögen, plastisch zu gestalten, zeichnet alle diese Talente aus. Sie haben keine anderen Vorbilder und Muster als die herrlichen Lieder ihres Volkes, darum ist kaum ein größerer Gegensatz erdenkbar, als zwischen ihnen und den zeitgenössischen Lyrikern Großrußlands, den Puschkin und Lermontow. Hier inniges Gottvertrauen, wärmstes Naturgefühl, urgesunde Sinnlichkeit; dort moderne Blasirtheit, Zweifel an Gott und Menschheit, affektirter oder auch tief empfundener Weltschmerz. Darum sind die Großrussen naturgemäß interessanter, reicher an Tönen und Nuancen und dem verfeinerten Kulturmenschen verständlicher, während das Lied der Kleinrussen ihn fremd anmuthen wird, oft räthselhaft und überwältigend in seiner monotonen Erhabenheit, wie etwa die Schönheit der Steppe. Die Russen sind — sit venia verbo — bildungskrank, sie dichten im Zwielicht eines sonderbaren, krankhaften Kulturlebens. Die Gesellschaft, in der sie sich bewegen, zeigt, kaum den Kinderschuhen naiver Roheit entwachsen, den greisenhaften Zug der Arbeits- und Genußmüdigkeit. Darum ihre natürliche Wahlverwandtschaft zu den Weltschmerzdichtern des Westens und ihre Abhängigkeit von den Zerrissenen, den Byron, Musset, Heine; zur Masse ihres Volkes stehen sie in keinerlei Relation. Wie anders die Kleinrussen! Sie sind originell, weil sie durchweg volksthümlich sind; sie unterscheiden sich von den Dichtern des Westens ebenso sehr, wie sich ihr Volk von denen des Westens unterscheidet. Wenn sie klagen, so geschieht es sichtlicher, greifbarer Schmerzen wegen; sie dichten aus einem Volksthum heraus, in dem es nun tiefe Nacht ist, aber eine Nacht, welche von den Sternen ruhmvoller Erinnerungen tröstend erhellt wird. Ihr sozialer Horizont ist ein enger, ihre allgemeine Bildung eine geringe, sie sind naiv im guten wie im schlimmen Sinne des Wortes. Im Grunde ist ihre Poesie nichts als veredelte, vertiefte Volkspoesie, nichts weiter. Aber schon dies ist so unendlich viel, daß diese Poeten sicherlich der eingehendsten Beachtung werth sind, und besonders der größte unter ihnen, Taras Szewczenko."

Auch über Taras Szewczenko habe ich in dem erwähnten Buche eingehend gesprochen; hier sei seines Lebens und Schaffens nur in den knappsten Andeutungen gedacht. Als Leibeigner 1814 im Gouvernement Poltawa geboren, durchleidet der geniale Knabe als Lehrling bei einem Kirchensänger, dann einem Dorfmaler, endlich als „Zimmerkosak" seines Herrn furchtbare Jahre, bis ihm sein Zeichentalent Gönner erwirbt und er zur Ausbildung als Maler nach Petersburg geschickt wird. Hier findet er mächtige Freunde, die ihn seinem Herrn abkaufen, er wird ein freier Mann, bald ein bedeutender Künstler, doch regt sich der dichterische Drang in ihm so mächtig, daß er bald den Pinsel aus der Hand legt und zur Feder greift; seine 1840 erschienene lyrische Sammlung „Kobzar" („Der Sänger") macht ihn mit einem Schlage berühmt, das vier Jahre später erschienene Epos „Die Haidamaken" festigt seinen Ruf, da ereilt ihn 1847 ein furchtbares Geschick: er wird eines freisinnigen Gedichts wegen mit der Knute abgestraft, dann in eine Strafkolonie am kaspischen Meer verbannt, durch grauenhafte Behandlung körperlich siech, geistig stumpf gemacht, so daß er, als er 1859 endlich begnadigt wird, schon zwei Jahre später, 1861, kaum 47 Jahre alt dahinsiecht. In der politischen und tendenzlosen Lyrik, im Sittenbilde, wie im historischen Epos gleich groß, zählt Szewczenko zu den bedeutendsten Dichtern der Slaven und verdient neben Mickiewicz, Turgenjew und Tolstoi seinen Platz als völlig Ebenbürtiger. So durchaus national, volksthümlich und vom Volksliede beeinflußt, daß in ihm gleichsam der poetische Genius der Kleinrussen verkörpert erscheint, steht er doch an individualisirender Kraft, an edlem künstlerischen Geschmack, an Kunst der Komposition und der Sprache nicht bloß in der Litteratur seines Volkes am höchsten und fast vereinsamt da, sondern würde, um all dieser Eigenschaften willen, gewiß auch in der Weltlitteratur seinen dauernden Platz erhalten, woferne er einen kongenialen Uebersetzer ins Deutsche fände, was leider bisher nicht der Fall war.

Als Szewczenko 1840 mit seinem „Kobsar" hervortrat, wurde bereits viel in kleinrussischer Sprache geschrieben, so gedruckt. Der relativ bedeutendste Poet dieser ersten Gruppe ist Osnowianenko (Georg Kwitka). Wer etwa in Szewczenko den Heiland dieser Litteratur erblicken wollte, müßte diesen Mann als seinen Johannes gelten lassen; er bereitet die neue Richtung vor, ohne sie zu begründen, und unterscheidet sich gleich scharf von seinen Vorgängern wie von seinen Nachfolgern. Kotlarewski benützt als großrussischer Patriot den Volksdialekt nur, um komische Wirkungen zu erzielen; um einen Grad wärmer ist Artemowski-Gulak; gleichfalls äußerlich ganz russifizirt, ballt er doch schon die Faust im Sack. Osnowianenko tritt von vornherein weder als Klein-, noch als Groß-, sondern als Südrusse hervor. Er sucht seine Besonderheit nicht im nationalen, sondern gewissermaßen im geographischen Moment; er liebt die Heimath und stellt ihre Sitten dar, aber einen kleinrussischen Patrioten könnte man ihn nur insofern nennen, wie etwa Fritz Reuter einen mecklenburgischen. Wie dieser dem deutschen Volke enthüllt, welch prächtige Leute an der Ostsee sitzen, so rühmt Osnowianenko den Russen die Bewohner der Ukraine. Der ästhetische Werth seiner Schriften ist von vielen seiner Landsleute sehr überschätzt worden; es wirkt komisch, wenn man ihn sogar über Gogol gestellt sieht. Er war als Künstler unbedeutend, aber gewiß ein gewandter Erzähler von reicher Erfindungsgabe und ein getreuer Schilderer des ihm wohlbekannten Volkslebens.

Szewczenko's „Kobsar" bedeutet eine neue Aera der jungen Litteratur: die scharfe Betonung des nationalen Gedankens, die offen eingestandene Tendenz, dem unterjochten Volke Sprecher und Führer zu sein. Auch der Inhalt ändert sich; er wird nicht bloß kühner, auch reifer, ernsthafter und tiefer. Zu dieser zweiten Gruppe gehören neben Szewczenko namentlich Pantaleimon Kulisz und N. J. Kostomarow. Ihr dichterisches Schaffen ist bereits charakterisirt; sie ähneln Szewczenko ohne jedoch nur entfernt an ihn heranzureichen; unterscheiden sich aber von ihm auch dadurch, daß sie zeitweilig den Feind im eigenen Lager aufsuchen, also in großrussischer oder polnischer Sprache schreiben, endlich auch durch die gelehrte Thätigkeit, die sie neben der dichterischen entwickeln.

An Charakter war Szewczenko Niemand gleich ebenbürtig, wie Kostomarow. Großrussisch erzogen, begann er seit seinem 20. Lebensjahre (1837) sich doch als seines Volkes Sohn zu fühlen und ließ in rascher Folge zwei Tragödien, eine Balladen- und eine Liedersammlung, dann eine Reihe von Uebersetzungen erscheinen. Im Jahre 1845 als Professor der Geschichte an die Universität Kiew berufen, verfaßte er zunächst ein Werk über slavische Mythologie, welches zwar die Censur passirte, aber dann vernichtet wurde, und wurde 1847, kurz nach Szewczenko, von demselben Unheil ereilt wie dieser: seines Amtes entsetzt, wurde er nach der Peter-Paulsfestung in Petersburg gebracht. Gleichzeitig traf dasselbe Loos auch den Dichter Pantaleimon Kulisz, welcher, 1819 geboren, seit 1840 einen historischen Roman („Michael Czarnyczenko"), das Gedicht „Ukraina" und einige Novellen veröffentlicht hatte, sodaß er seinen Volksgenossen vielfach

als der „Szewczenko in Prosa“ galt, was freilich nur bezüglich der Tendenz, nicht des dichterischen Werthes zutrifft. Rechtzeitig gewarnt, wollte Kulisz flüchten, wurde jedoch in Warschau angehalten und gleichfalls verhaftet. Auch eine Reihe kleinerer Talente gerieth in die Fänge der russischen Polizei. Das Weihnachtsfest 1847 feierten sämmtliche kleinrussischen Schriftsteller des Zarenreiches im Gefängniß; auch nicht ein einziger war diesem Loose entronnen. Und welche Martern mußten sie ertragen! Kurz vorher war auch das Verbot des Erscheinens kleinrussischer Bücher erneuert und wurde aufs Strengste gehandhabt, doch hatte die Censur, da ja sämmtliche Autoren in Ketten lagen, nicht viel zu unterdrücken!

Es waren zwei Gründe, welche dies furchtbare Strafgericht herbeigeführt: Szewczenko's Kühnheit, die auch an seinen Freunden gerächt wurde und ihr gemeinsames Verbrechen, im Jahre 1846 die „Kyrill- und Methodbruderschaft“, einen litterarischen Verein in Kiew, gegründet zu haben. Dieser Verein, an die Traditionen der alten kleinrussischen „Bratstwa“ anknüpfend, hatte keinerlei politische, wohl aber nationale und Kulturzwecke: Organisirung des kleinrussischen Volksschulwesens, Ausgabe von Volksschriften, Sammlung von Volksliedern, Ueberlieferungen, Handschriften u. s. w. Allen Mitgliedern gemeinsam war ferner ein gewisser Zug religiöser Schwärmerei, ebenso die Idee, daß nur eine Art von Panslavismus berechtigt sei, die Unterstützung jedes Stammes durch die anderen zur Heranbildung seiner eigenen Sprache, Bildung und Litteratur. Daneben wurden, allerdings nur sehr vorsichtig, auch liberale Ideen gepflegt; man wollte auf die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Abschaffung der Prügelstrafe in der Justiz und der Armee hinwirken. Einzelne träumten davon, den kleinrussischen Stamm auf friedlichem Wege so zu kräftigen, um dann unter derselben Dynastie mit Großrußland als selbständiger Staat eine Personalunion eingehen zu können, wie sie etwa zwischen Schweden und Norwegen besteht; andere wären schon mit einer staatsrechtlichen Autonomie, wie jener Finnlands, reichlich zufrieden gewesen. Republikanische Ideen lassen sich nicht nachweisen, wiewohl dies in den Urtheilen russischer Gerichte versichert wurde; es war dies eine Tendenzlüge, um die Strenge der Strafe einigermaßen zu entschuldigen. Welches Loos Szewczenko, dem auch die Angehörigkeit zur Kiewer Bruderschaft angerechnet wurde, erlitt, ist bereits gesagt. Kostomarow und Kulisz wanderten gleichfalls ins Exil; der letztere wurde bereits 1850, Kostomarow erst 1856 amnestirt. Die Anderen, die dii minorum gentium, traf zwei- bis dreijährige Kerkerstrafe; allen wurde vor der Freilassung dieselbe wohlwollende Bemerkung zu Theil: „Schreibet nicht mehr Kleinrussisch, sonst setzen wir euch wieder in den Bauer.“

Diese Mahnung hatte, obwohl im Zarenreich nichts gedruckt werden durfte, dennoch ihren guten Sinn. In Galizien war ja die Bahn frei, dort war seit 1848 ein starkes Volksbewußtsein erstanden, welches auch von der Bach'schen Reaktion nicht allzusehr niedergehalten wurde, um die Fiktion der Polen, Galizien sei ihr Eigenthum, unmöglich zu machen. Da sich der in Galizien gesprochene kleinrussische Dialekt etwas von dem ukrainischen unterscheidet, und stärker mit Polonismen durchsetzt ist, als dieser, so war dort zunächst eine Schriftsprache zu schaffen. Zwei Richtungen standen sich dabei entgegen; was sie trennte, waren auch politische Gründe. Die Swiętojurcy („Männer des heiligen Georg“, des kleinrussischen Schutzpatrons von Galizien) traten, wie sie politisch Panslavisten waren, in der Sprachenfrage als Befürworter des engsten Anschlusses an das Großrussische auf. „Beide Sprachen, das Moskowitische, wie das Ukrainische“, führten sie aus, „stehen unserem Dialekte fast gleich fern; wir haben zu wählen, wohin wir uns wenden wollen, und es wäre thöricht, zum Schmiedlein zu gehen, wenn einem der Weg zum Schmiede offen steht.“ In der That war auf diesem Wege nur der Hochverrathsparagraph des österreichischen Strafgesetzes zu umgehen, während er im Uebrigen um so bequemer zu wandeln war, als ihn Rubelbäume beschatteten, deren silberne Früchte man pflücken konnte. Anders die „Narodowzy“ (Nationalen), auch Ukrainophilen genannt. „Es ist richtig,“ entgegneten sie, „daß das Schmiedlein an Kraft schwach ist und derzeit obendrein im Kerker schmachtet. Aber ihm gehören wir nun einmal zu, wir sind Klein-, nicht Großrussen. Unser Volk versteht thatsächlich das ukrainische Buch gut, das großrussische gar nicht. Beginnen wir großrussisch zu schreiben, so wird es uns zwar, Dank dem Rubel, nicht an Druckereien, wohl aber an Lesern fehlen, und die wichtigste Aufgabe, die Volksbildung, bleibt unerfüllt.“ Es ist nicht schwer zu entscheiden, welche der beiden Parteien im Rechte war; daß dennoch die „Swiętojurcy“ lange die Oberhand behielten und auch heute noch nicht ganz geschlagen sind, erklärt sich nur aus politischen Gründen. Doch hievon und den galizischen Schriftstellern später; hier nur soviel, daß das österreichische Kronland immerhin der kleinrussischen Litteratur, als sie im Zarenreiche mundtodt gemacht wurde, einige Pressen zur Verfügung stellen konnte. Hier wurden auch bis 1856 die Werke von Szewczenko, Kostomarow und Kulisz in immer neuen Auflagen hergestellt und heimlich nach Rußland eingeschmuggelt.

(Schluß folgt.)

Karl Emil Franzos.

Von den Münchener Theatern.

Zu den sonderbarsten Kunstwerken, welche München besitzt, gehört das Friesgemälde am Königlichen Hof- und Nationaltheater. Man sieht es nämlich nur andeutungsweise, und wenn man es sieht, so fällt einem der deutsche Märchenanfang ein „Es war einmal . . .“ Ich glaube, ursprünglich hat Apollo mit seinem jüngferlichen Musenhofstaat da oben geprangt, — um so schlimmer, wenn die Münchener Isarluft selbst vor dieser edlen Gesellschaft keinen Respekt hatte. Den Gott mitsammt seinen huldreichen Damen, — alle miteinander hat sie weggeleckt und nichts hinterlassen, als ein verwaschenes Durcheinander von krankhaft blassen Farbentönen. Fataler Zufall, daß so etwas gerade am Giebel eines Königlichen Hof- und Nationaltheaters geschehen muß. Werden nicht die Spötter sich mit zusammengekniffenen Lippen und höhnisch gerümpfter Nase vor diesen verwischten Farbenfleck hinstellen und sagen: „Seht, da ist ein Bild, welches kein Bild mehr ist, aber just darum ist es ein Bild des Münchener Theaters . . .“? Sie kämen zu spät. Denn eben darum, damit sie nicht auf diesen boshaften Einfall kommen sollen, habe ich ihn vorweg genommen, aber nur zu dem einen Zwecke, um zu erklären, daß dieser Vergleich zwar amüsant sein würde, aber durchaus unrichtig ist.

Es mag sein, das München zu des zweiten Ludwig Zeiten bessere Theaterverhältnisse gehabt hat, als jetzt, — sicherlich sind einige seiner berühmten Tenöre und Soprane damals jünger und frischer gewesen — es ist zweifellos, daß die pekuniären Zuflüsse heute weniger reichlich zugemessen sind als in den Zeiten jenes maßlos verschwenderischen Luxus, aber man muß im Allgemeinen doch sagen, daß die königlichen Bühnen der Bayernhauptstadt auf einer anerkennenswerthen Höhe stehen. Obwohl diese Bühnen in der Stadt selbst ohne jede Konkurrenz sind, belebt sie ein sehr bewegtes Streben, ein großer, künstlerischer Ehrgeiz; sie bemühen sich nicht allein, musterhafte Darstellungen zu bringen, sondern auch durch Auffrischung des Repertoirs das Theaterinteresse des isarischen Pfahl- und Bierbürgers zu erregen. Unvergessen wird es den Münchener Bühnenleitern bleiben müssen, daß sie zuerst es wagten, den genialen Norweger auf die Szene zu bringen, der bis dahin vorzüglich den Hofbühnen als ein höchst gefährliches Rührmichnichtan galt, ebenso unvergessen soll es ihnen sein, daß sie zuerst es

wagten, das Uebermaß der Ausstattung, das gerade hier in den Ludwig'schen Pompstücken wie „Theodora", „Urvasi" u. s. w. förmliche Orgien gefeiert hatte, durch ein Zurückgehen auf einfachere Bühneneinrichtungen zu verdrängen. Wer die beiden genannten Dramen mit ihrem verblüffenden Aufwand von Pracht, Beleuchtungs-, Maschinenkünsten, echten Kostümen, Dekorationen u. dergl. hier gesehen hat, wird es verstehen, daß gerade hier das Sehnen nach Einfachheit zuerst zum Ausbruch kam. Die Prachtliebe eines Einzelnen, der nicht rechnen konnte und nicht zu rechnen brauchte, erzeugte in den Köpfen derer, die gerade darum besonders aufs Rechnen angewiesen waren, eine heilsame Reaktion. Aber sonderbar: der eine große Nichtrechner hatte es den Rechnern doch dermaßen angethan, daß bei ihren Versuchen, deren Ziel die Einfachheit war, doch Zahlen mit 4 Nullen eine bedenkliche Rolle spielten. Man stelle sich unter der „neuen Bühne" Münchens ja nicht etwas Schmucklos-Einfaches, ja nichts Schlichtes vor! Zwei Seelen wohnen, ach, in ihrer Brust. Vorn steht, in Form von Gobelinvorhängen, auf festen Füßen, nimmer wankend die Einfachheit im verwegenen Sinne, hinten, in Form von höchst kostbaren Transparentwandeldekorationen, huscht, beständig wechselnd die bunte Pracht vorüber. Höchst seltsam das. Vorn, zwischen zwei Gobelins, rast der alte Lear sein wahnsinniges „Blase! Blase!" in die Lüfte, hinten wettert der ganze Theaterapparat, eine prachtvolle Gewitterlandschaft mit zuckenden Blitzen durchleuchtend. Wenn man gewünscht hat, durch Vereinfachung alles Schaubaren die Sinne des Zuschauers mehr auf des Dichters Wort und des Schauspielers Spiel zu lenken, so hat man da denn doch einen sonderbaren Weg gewählt. Das beständige Wechseln der Rückenkulisse zerstreut den Zuschauer außerordentlich, und die, freilich erst durch die Neueinrichtung ermöglichten kleinen Szenen, werden durch das Interesse an den ganz wunderbar schönen Wandelbildern geradezu verschluckt. Trotz alledem wird unbefangene Würdigung diesem wenn auch allzu inkonsequenten Versuch eine bedingte Anerkennung nicht versagen dürfen, denn die Schwierigkeiten, welche hier zu überwinden sind, wachsen bei genauem Hinsehen ins ganz Außerordentliche. Der Versuch ist zum wenigsten interessant. Direkt getadelt und als unbegreiflicher Mißgriff muß dagegen die Verwendung dieser sogenannten Shakespeare-Bühne auf andere Stücke bezeichnet werden. So hat man hier Calderon's „Dame Kobold" zwischen die beiden Gobelins gequetscht, daß es zum Erbarmen anzusehen war. —

Die schönsten Theatergenüsse, abgesehen von der Oper, die nur allzu sehr an einigen alten Stimmen leidet, welche durch Berühmtheit Kraft und Frische ersetzen müssen, hat man hier unstreitig in dem köstlichen Residenztheater, jenem Schmuckkästchen deutscher Bühnenhäuser. Nirgends genießt man so intim und unbehelligt wie in diesem heiteren Rokokoraum mit seinen lachenden Holzschnitzereien, seinen zierlichen, kleinen Logen, in welchen sich die hübschen Münchenerinnen noch einmal so allerliebst ausnehmen, mit seiner ganzen übermüthig-lustigen Genußstimmung, wie sie uns aus all der bunten Schnörkelei ganz seltsam unzeitgemäß, aber um so herzgemäßer anweht. Und wie wird hier gespielt! Der derbfeine Geist Shakspeare'scher Lustspiele, die leichte Eleganz französischer Salonstücke, die problemreiche, eindringliche Gewalt der Ibsen'schen Ideendramen, — all dies kommt hier mit köstlicher Wesensschärfe in echter Künstlerschaft zur Anschauung. Nur eins stößt auch hier zuweilen unangenehm auf: ein beständiges Vergreifen der Regie in Besetzung gewisser Charakterrollen. Ein Schüler Possart's, ein sehr strebsamer, mit äußerlichen Mitteln wohlversehener, aber noch sehr junger und geistig schwierigeren Aufgaben nicht immer ganz gewachsener Schauspieler wird in allzu großer Fülle mit Rollen bedacht, für welche in der Person des eigenartig-realistischen Charakterspielers Wohlmuth weitaus bessere Vertretung da wäre. Gleichviel, worin der Grund dieser Thatsache liegen mag, es ist zu bedauern, daß auf diese Weise eine junge Kraft unverhältnißmäßig beschäftigt und eine ältere, weitaus größere, zur Unthätigkeit verurtheilt wird. Um so erstaunlicher ist diese Thatsache, als im Uebrigen die Münchener Regie mit einem vorzüglichen Blick in Sachen der Rollenvertheilung begabt ist. Mit vortrefflicher Sicherheit stellt sie sonst ihre bedeutenden Kräfte an den rechten Platz. Und was hat sie für Kräfte! Nur wenig geradezu berühmte Namen sind darunter, weil das Gastspielreisen unter den Münchener Hofschauspielern wenig beliebt zu sein scheint, wer aber jemals hier im Theater gewesen, wird sich immer gern an die Namen der Damen Conrad-Ramlo, Dahn-Hausmann, Clara Heese, Bland und an die Namen der Herren Häuser, Wohlmuth, Schneider, Kepler erinnern lassen. Frau Conrad-Ramlo zumal würde zu den Allerberühmtesten ihres Faches gehören, wenn sie die Sitte der Gastspielreisen mitmachte. Eine Leistung wie die „Nora" dieser Dame, wird kaum irgendwo anders gefunden werden, wie sie denn auch des Dichters höchstes Lob geerntet hat.

Das Theater am Gärtnerplatz ist weit im Reiche bekannt, denn von hier aus ziehen die „Münchener Meininger" mit ihren oberbayerischen Volksstücken in die Welt. Die Folge davon ist, daß man diese Volksstücke hier verhältnißmäßig wenig spielt. Dafür spielt man hier mit viel süddeutscher Lustigkeit, zuweilen Ausgelassenheit Operetten und Schwänke. Wenn das Chorpersonal besser, wenn vor allem die Choristinnen ein wenig hübscher wären, so könnte man diese Bühne mit dem Berliner Friedrich Wilhelmstädtischen Theater durchaus in eine Reihe stellen. Hier sucht sich die Berliner Operettenbühne ja auch mit Vorliebe ihre ersten Sängerinnen, und Frl. Meininger z. B. würde dem Berliner Publikum ebenso gefallen wie dem Münchener. Herr Dreher, der Volksliebling Münchens, ist dagegen ebensowenig ins Berlinische übersetzbar wie etwa Wilhelm Busch's Humoristika ins Französische, — er ist die verkörperte Lustigkeit des gemüthlichen, fidelen Altmünchens.

Es gibt noch ein „Theater" in München, ein ganz wunderliches Ding, wie es vielleicht keine größere Stadt mehr aufzuweisen hat: Binder's Volkstheater. Die Münchener Studenten kennen es ganz genau, denn sie ziehen mit großer Beharrlichkeit dahin, um immer und immer wieder den Versuch zu machen, mit unerlaubt eingeführten Maßkrügen den jugendlichen Liebhaberinnen dieser Komödienanstalt einen „Halben" zuzutrinken. Mitten in der Vorstellung des „Mörders von Trudering" oder von „Der Toni und seine Burgei" oder auch von „Kabale und Liebe" ertönt dann die laute Aufforderung des schwarzbehandschuhten Polizisten, jene unpoetischen Gebrauchsgegenstände wegzuthun, während die Damen der Galerie mit aller wünschenswerthen Entschiedenheit auf Ruhe dringen und irgend einer der Mimen sich in ein Wortgefecht mit den an falscher Stelle „Comment" beweisenden Musensöhnen einläßt. Ueberhaupt geht hier Publikum und Bühne nicht selten in einander über, so daß nirgends von einem regeren Wechselverkehr zwischen Künstler und Zuschauer die Rede sein kann.

Das sind die drei Münchener Theater mit ihrem grotesken Anhängsel. Weit entfernt ist also die Hauptstadt Bayerns von dem Theaterreichthum, welcher die Reichshauptstadt auszeichnet, aber mit seinem Wenigen darf München vollauf zufrieden sein.

München. O. J. Bierbaum.

Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden. 1783—1806. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission, bearbeitet von B. Erdmannsdörffer. Erster Band (1783 bis 1792). Heidelberg 1888. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

In dem ersten Bande der politischen Korrespondenz des edlen Karl Friedrichs von Baden wird uns der Anfang eines Werkes geboten, das unter den urkundlichen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte einen Ehrenplatz einzunehmen bestimmt erscheint

Vier Jahre sind verflossen, seit Bernhard Erdmannsdörffer in einer lehrreichen Heidelberger Rektoratsrede einen säkularen Rückblick auf die Zeiten des Fürstenbundes warf und seinen Hörern ins Gedächtniß rief, wie bald der jähe Zusammenbruch der alten deutschen Ordnungen unter den Stößen der französischen Revolution darauf folgte. Bei der Erweckung dieser größeren Säkularerinnerungen, die jeder jüngst miterlebt hat, versenkt man sich mit doppeltem Interesse in das Studium jener Zeugnisse vergangenen Strebens und Duldens, deren Vorläufer jene Rektoratsrede in gewissem Sinne bildete. „Baden und der Fürstenbund" betitelt sich denn auch der erste Abschnitt des Bandes. Was von Adolf Schmidt, Ranke, Bailleu u. a. schon in seiner allgemeinen Bedeutung gewürdigt und klargestellt worden war, erhält hier durch eine umsichtig vorgenommene Auswahl aus den Akten, immer mit vorzüglicher Rücksicht auf die eingreifende Thätigkeit der Badischen Regierung, die werthvollste Ergänzung. Tritt dabei Karl Friedrich und sein ausgezeichneter Minister Wilhelm von Edelsheim naturgemäß in den Vordergrund, so kommen Persönlichkeiten wie der Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, Karl August von Weimar, der Prinz von Preußen (nachmals König Wilhelm II.), Herzberg, Dalberg, Johann Friedrich von Stein u. a. gleichfalls zu ihrem Rechte. Diplomatische Berichte von Belang, wie diejenigen des hannoverschen Gesandten Christoph Wilhelm von Knebel werden hier zum ersten Male benutzt. Goethes Schwager, der geschäftskundige Johann Georg Schlosser erscheint gleich beim Beginn der Unionspläne in merkwürdiger Verhandlung mit dem in französischen Diensten stehenden Publizisten Pfeffel. Goethe selbst wird mehr als ein Mal genannt.

Der zweite Abschnitt trifft die auswärtigen Beziehungen der Regierung Karl Friedrichs im Zeitraume von 1783—1789. Hier handelt es sich neben den Verbindungen mit dem niederländischen Heere, welche die nahe Verwandtschaft der badischen und nassau-oranischen Häuser hervorrief, sowie neben der Berichterstattung eines Agenten am Hofe der Czarin Katharina besonders um das Verhältniß zu Frankreich. Fragen der großen Politik tauchen wiederum neben den minder wichtigen über Rheinschiffahrt und Handel auf. Ein eigenthümlicher Reiz wohnt namentlich den Korrespondenzen Dupont's (de Nemours) inne, welche in diesen Zusammenhang gehören. Denn der berühmte physiokratische Freund und Berather Karl Friedrichs war auch während mehrerer Jahre für alles, was Frankreichs innere Zustände unmittelbar vor der Revolution betraf, sein vornehmster Gewährsmann. Nicht ohne Erstaunen wird man aus manchen vertraulichen Aeußerungen Dupont's wahrnehmen, wie die Anschauungen dieses Freundes Mirabeau's über den Verfassungsstaat damals noch durch eine weite Kluft von denen getrennt waren, die er bald nachher mit der Mehrheit der Konstituante verfocht. Charakteristisch ist namentlich ein langer an Edelsheim gerichteter Brief vom 11. Juli 1787, in dem er lebhaft bedauert, daß der französische Monarch gezwungen sein soll, künftig von den Vertretern seines Volkes die Deckung der Staatsausgaben zu fordern, statt diese den Einnahmen anzupassen. Leider hat der neueste französische Biograph Dupont's, G. Schelle, dessen Buch in diesen Blättern (Nation Nr. 29, 1889) besprochen worden ist, es sich entgehen lassen, die in Karlsruhe aufbewahrten zahlreichen Dokumente von der Hand seines Helden einzusehen. Dies gilt nicht nur von Duponts politischen, sondern auch von seinen nationalökonomischen Schriftstücken, welche Knies demnächst mit Briefen des älteren Mirabeau u. a. Namens der Badischen Historischen Kommission in der physiokratischen Korrespondenz Karl Friedrichs herausgeben wird.

Der dritte Abschnitt lehrt uns bereits die ersten Einwirkungen der französischen Revolution auf das kleine deutsche Territorium kennen, dessen geographische Lage am ehesten Reibungen bedingen mußte. Polizeiliche Maßregeln gegen Störungen der öffentlichen Ruhe, langwierige und verwickelte Verhandlungen über die Währung der Rechte und Besitzthümer in Elsaß und Lothringen nach den Augustbeschlüssen, die Angelegenheiten der auf deutschem Boden kriegsgerüsteten und agitirenden Emigranten, fruchtlose Entwürfe zu einem schützenden Bunde süddeutscher Reichskreise: das sind die Gegenstände, die sich in Denkschriften, Briefen, Gutachten, Berichten deutschen und französischen Ursprungs abspiegeln. Unter den Korrespondenten Edelsheims taucht, allerdings nur für kurze Zeit, Johannes von Müller, damals kurmainzischer Staatsrath, auf. Jedem einzelnen Abschnitt ist eine orientirende Einleitung des Herausgebers vorausgeschickt worden, den ein jüngerer Gelehrter, Dr. Karl Obser, namentlich bei der Sammlung des Materials unterstützt hat. Wenn sich die Hauptmasse desselben im Karlsruher Archive vorfand, so waren doch auch die Archive von Berlin, Hannover, Wien, Paris u. a. sehr ergiebig. Sorgfältige biographische und sachliche Noten dienen zur Erläuterung des Textes. Man darf von der Fortsetzung des Unternehmens reiche Belehrung über eine Epoche vaterländischer Geschichte erwarten, in der so viel morsch gewordenes Altes zu Grunde ging, in der aber auch die Keime zu so viel lebenskräftigem Neuen lagen.

A. St.

Jonel Fortunat: Ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner. Stuttgart. 1890. Deutsche Verlagsanstalt.

Der Judenroman der Gegenwart, den Auerbach in seinen letzten Erdensjahren schreiben wollte, harrt noch immer seines Meisters. Ueberschwänglichkeiten, wie sie George Elliott in Daniel Deronda zum Besten gegeben, kommen sowenig in Betracht, wie Pamphlete vom Schlage des Baron Vampyr, ganz zu geschweigen von Mittelmäßigkeiten im Stil des Bonnières'schen Monach oder des Schlieben'schen „Judenschloß", das Ferdinand Kürnberger zu einem guten Aufsatz veranlaßte. Der Autor der vorliegenden Geschichte ist unseres Wissens ein geborener Deutsch-Rumäne, der an einer Hochschule des Reiches den Doktor gemacht, hernach als Publizist lange in Bukarest lebte und, wie Jonel Fortunat zeigt, als aufmerksamer, nichts weniger als schönfärberischer Beobachter die Bojaren und Journalisten, die Bauern und Juden, die Wucherer und die Idealisten der Wallachei kennen gelernt hat. Es ist ein lesenswerthes Buch, nicht ohne ernste Anläufe: in dem recht pessimistischen Endurtheil über die angeblichen modernen Urenkel der Römer auch für den Politiker beachtenswerth. Einzelne Typen (so der bucklige, häßliche, weibersüchtige Advokat Tschuku, halb Raisonneur Desgenais und halb Mephisto; der Vertreter der legalen Raubwirthschaft, Moses Grünspecht und sein Gegenbild, der phantastisch-romantische, gedrückte, genial begabte jüdische Hanswurst und Musikus Zilibi; der Pope, der verkommene Exminister u. s. w.) sind besser angelegt, als durchgeführt. Die Hauptgestalten und die Fabel selbst halten sich herkömmlich. Gerade dieser Umstand sichert dem Buche wohl aber seinen weiten Leserkreis und dem (von L. Ganghofer daraus geholten) Drama: Die Hochzeit von Valeni sein Theaterpublikum. Brociner leistet hoffentlich bald in einer neuen Talentprobe Besseres. Das Judenproblem streift er: doch auch ihm blieb es versagt, das Feuerkreuz von Ahasverus' Stirne zu tilgen. Uebrigens: hat nicht die Volksdichtung in dieser legendarischen Gestalt unser Problem am tiefsten erfaßt?

—m.

Briefkasten der Redaktion.

W. Bi . . . Freundlichsten Dank, sehr geehrter Herr, für die Adressen; auch soll Ihr Wunsch, soweit irgend möglich, berücksichtigt werden; stets wird es sich freilich nicht thun lassen, weil gewisse Wendungen in der Uebertragung ihren eigenartigen Reiz völlig einbüßen.

Dr. B. F. in Chicago: Besten Dank für Ihre Gesinnungen und Ihre Bestrebungen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 3. Berlin, den 19. Oktober 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Als die Reise des Kaisers von Rußland nach Berlin noch ausstand, war es ein beliebtes Thema, zu erörtern, welche politischen Folgen die Zusammenkunft haben werde; jetzt, nachdem Alexander III seinen Gegenbesuch abgestattet hat, nimmt die Debatte eine andere Richtung und Korrespondenten, welche in die Geheimnisse der Diplomatie ganz intim eingeweiht sind, setzen haarscharf auseinander, welche Wirkungen die Begegnung gehabt habe. Das Vertrauen zu diesen Zeichendeutern wird kein übermäßig großes sein können; man wird es daher mit Jenen halten, die nicht in der Lage sind, Geheimnisse zu enthüllen, sondern die sich damit begnügen, das sinngemäß aufzufassen, was sich vor den Augen Aller abgespielt hat.

Bei diesem bescheidenen Streben gelangt man zu dem Ergebniß, daß Kaiser Wilhelm gegen seinen russischen Gast eine große Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit entwickelt hat, und daß er sich in unzweideutigster Weise darzuthun bemühte, wieviel Deutschland an guten, friedlichen Beziehungen zu Rußland gelegen sei. Kaiser Alexander erwiderte dieses augenscheinliche Entgegenkommen mit vorsichtiger, zurückhaltender, zu nichts verpflichtender Höflichkeit. Vor allem aus den Toasten, die zwischen den beiden Monarchen gewechselt worden sind, sprechen diese Charakterzüge deutlich.

Man wird nun abzuwarten haben, ob der stets von Neuem betonte Wunsch Deutschlands, mit seinem östlichen Nachbar in Frieden zu leben, künftig von Einfluß auf die politischen Verhältnisse sein wird. Ein Skeptiker wird sich zu dieser Ansicht nicht leicht bekehren. Die Haltung Deutschlands seit vielen Jahren weist ausschließlich einen defensiven Charakter auf; darüber kann man sich auch in Rußland nicht täuschen. Wozu aber Deutschland bisher sich nicht bewegen ließ, das ist, in wirksamer Weise den aggressiven Tendenzen des Zarenreiches Vorschub zu leisten, und diese Politik wird auch hoffentlich in der Zukunft bei uns unverändert die alte bleiben. Der Schein einer Beruhigung mag daher durch diplomatische Kunststücke wohl vorübergehend sich erzeugen lassen; aber wahrhafte und bleibende Beruhigung kann nur dann eintreten, wenn die russische Politik aufhört, eine kriegerisch aggressive zu sein und wenn sie sich statt dessen der so überaus nöthigen Pflege innerer Kultur zuwenden wollte. Darf man hierauf hoffen?

Wie das Urtheil über diesen entscheidenden Punkt auch ausfallen mag, mit dem Verlauf der Berliner Zusammenkunft wird man gleichwohl zufrieden sein können, denn durch sie ist von Neuem vor Europa der werthvolle Nachweis geführt, daß eine Störung des Friedens, wenn sie eintreten sollte, von Deutschland nicht gewollt und nie gewünscht worden ist.

Welchen Gewinn die Nationalliberalen aus der feierlichen Absage schöpfen würden, die der „Kreuz-Zeitung" zu Theil geworden ist, darüber befanden wir uns auch vor acht Tagen nicht mehr im Irrthum. Heute sind zu den bisherigen Anzeichen noch einige neue bestätigende hinzugekommen, und zwar Anzeichen von so überwältigender Deutlichkeit, daß selbst den illusionsfreudigsten Nationalliberalen — und der Kultus der Illusion erfreut sich bei ihnen einer guten Pflege — gleichwohl alle Hoffnung schwinden muß.

Wir legen keinen größeren Werth darauf, daß Graf Waldersee bei einer nicht gerade sehr dringenden Veranlassung sich bewogen fühlte, ein in sehr scharfen Ausdrücken abgefaßtes Schreiben, das sich gegen die „National-Zeitung" richtet, diesem Blatte zur Veröffentlichung zu überschicken. Die „National-Zeitung" hatte es für wünschenswerth erklärt, daß der Leiter des Generalstabes außerhalb aller öffentlichen Erörterungen bleiben und auch selbst keinen Anlaß zu solchen geben möge. Aehnliche gute Rathschläge, häufig meist eindringlicher formulirt, hatten auch die der Politik des Fürsten Bismarck dienenden konservativen Blätter ertheilt, und da ist es denn bezeichnend, daß Graf Waldersee sich gerade eine der nationalliberal gekleideten Leibwachen des Reichskanzlers ausgesucht hat, um zu erklären:

„Ich gebrauche überhaupt keine Berather für mein Verhalten, und muß den Rath der „National-Zeitung" als in hohem Maße ungebührlich auf das Entschiedenste zurückweisen. Gerade die „National-Zeitung" hat neben anderen Blättern dazu beigetragen, mich ohne jeden Grund in öffentliche politische Erörterungen hineinzuziehen."

Diese Worte scheinen darauf hinzudeuten, daß in den Kreisen, die den Kaiser eng umschließen, ein herbes Wort

gegen führende Organe nationalliberaler Richtung für durchaus zeitgemäß und zweckmäßig erachtet wird.

Dieser Vorgang gibt nur Anlaß zu Folgerungen; für sich selbst spricht dagegen, was das Kanzlerorgan, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", aus der „Konservativen Korrespondenz" abdruckt und so mit dem Siegel maßgebender Billigung versieht. Die entscheidende Stelle des Artikels lautet:

„Die nationalliberale Presse, in der sich hier und da schon eine gewisse Ueberschwänglichkeit und Willkür in der Zeichendeutung und den Fruktifikationsanläufen bemerkbar machte", möge „auf den Standpunkt einer nüchternen Auffassung der Verhältnisse zurückkehren" und sie möge den Kampf gegen die „Kreuz-Zeitung" „auch nicht im entferntesten als ein Symptom der Absicht auslegen, in einer Verstärkung der liberalen Richtung in unserem politischen Leben ein Gegengewicht zu suchen."

An Deutlichkeit lassen diese Worte nichts zu wünschen übrig. Der Kampf der Offiziösen gegen die „Kreuz-Zeitung" bedeutet also keineswegs eine Absage an die konservative Politik; es ist nur ein Kampf gegen einen bestimmten Kreis einflußreicher konservativer Persönlichkeiten, die anfingen unbequem zu sein und die für die Zukunft noch weit unbequemer zu werden drohten.

Dabei wird man nicht einmal gut thun, die Folgen dieses Zerwürfnisses zwischen den strebsamen, kommenden Männern und dem veränderungsunlustigen alten Reichskanzler für allzu tragisch zu halten. Gewiß wäre es dem Fürsten Bismarck sehr lieb, die unruhigen Ehrgeizigen der Rechten endgültig zu vernichten, allein hinter der „Kreuz-Zeitung" stehen bekanntermaßen sehr einflußreiche Persönlichkeiten, einflußreich bei Hof und maßgebend für einen größeren oder geringeren Bruchtheil der konservativen Partei im Lande. Mit den geheimen Wirkungen dieser Macht werden die jetzigen Regierungskreise bleibend und mit ihren offenen Kraftbethätigungen werden sie schon sehr bald bei den nächsten Reichstagswahlen zu rechnen haben. Die Parole, nach welcher die Kreuz-Zeitungs-Partei vorläufig handelt, ist daher nicht ungeschickt gewählt; Herr Stöcker mit seinen Christlich-Sozialen zieht sich vom politischen Leben mit Geräusch zurück und ihm sind eine ganze Reihe von Persönlichkeiten bereits gefolgt; andere drohen zu folgen und dritte konservative Vertretungen endlich erklären, daß sie sich trotz des geübten Druckes für das bisherige Kartell nicht binden lassen werden. Die leitenden Männer, die hinter der „Kreuz-Zeitung" stehen, sind zweifellos der Ansicht, daß die Regierung alle diese Hilfstruppen für die kommenden Wahlen nicht wird entbehren können und entbehren wollen. Vielleicht ist diese Annahme richtig, und da Fürst Bismarck stets mit Gegnern, deren Macht ihm imponirt, schnell Frieden zu schließen liebt, so wäre auch in diesem Falle ein ähnlicher Ausgang sehr wohl möglich.

Ein erstes Anzeichen, das auf die Möglichkeit eines solchen Friedensschlusses hindeutet, ist bereits vorhanden. Die „Kreuz-Ztg." macht die überaus bezeichnende Bemerkung: „Nur unter der Voraussetzung von Zugeständnissen würde die Partei bei ihrem Werke bleiben können." Die Kreuzzeitungsleute sind also bereits zur Einsicht gelangt, daß Fürst Bismarck zur Zeit ihnen noch zu fest im Sattel sitzt; sie verzichten daher auf die letzten Konsequenzen und begnügen sich mit „Zugeständnissen". Sollte auch der Reichskanzler die Ueberzeugung hegen, daß die „kleine, aber mächtige Partei", obschon im Augenblick zurückgedrängt, so doch gleichwohl ein sehr gefährlicher und berücksichtigungswerther Faktor der Politik verbleibe, dann würde es uns als der natürlichste Ausgang von der Welt erscheinen, daß in Bälde „Zugeständnisse" jenen Riß verkleben, den die Nationalliberalen bereits triumphirend für unheilbar hielten. Vor den Wahlen wird man freilich von der Art dieser „Zugeständnisse" schwerlich viel hören, — das wäre politisch auch kaum zu rechtfertigen; aber nach den Wahlen, wenn die Nationalliberalen ihre Schuldigkeit gethan und im Kartell fleißig für konservative Kandidaten gestimmt haben, dann könnte es zu geeigneter Zeit offenbar werden, daß die Kreuzzeitungsleute für ihre Versöhnlichkeit durch „Zugeständnisse" entschädigt werden. Dieser Abschluß entspräche unzweifelhaft dem Charakter von „Realpolitikern", zu denen Fürst Bismarck gehört und über die eine preußische Junkerpartei sicherlich gleichfalls verfügt. Beide sind mit dem zufrieden, was zunächst zu erreichen möglich ist.

Aus Samoa ist die Nachricht eingetroffen, daß die Eingeborenen nicht den von Deutschland im Hinblick auf die Königswahl freigegebenen Malietoa, sondern Mataafa zum König gewählt haben; von Tamasese, der lange Zeit hindurch der Schützling Deutschlands gewesen ist, spricht überhaupt kein Mensch mehr. Mataafa ist jener Häuptling, der sich der deutschen Politik auf den Inseln am nachdrücklichsten entgegengestellt hat, der den von Deutschland gestützten Tamasese bekämpfte und der schließlich sogar jenes unglückliche Gefecht geliefert hat, bei dem zahlreiche deutsche Seeleute ihr Leben eingebüßt haben. Was wird nun unsere auswärtige Politik dieser neuen unbequemen Wendung gegenüber thun? Die „Nordd. Allgem. Ztg." scheint der Ansicht zu sein, daß auch England und Amerika Mataafa nicht anerkennen werden; vielleicht ist das doch nicht so sicher; wenigstens kann man annehmen, daß amerikanische Politiker einer Einmischung irgend welcher Art in die inneren samoanischen Verhältnisse durchaus abgeneigt sind. Aber erfolgte sogar ein Protest der Mächte, soll dann als Folge mit Waffengewalt den Eingeborenen ein König aufgezwungen werden? Diese entlegenen winzigen Inseln, auf denen wir politisch niemals auch nur das Geringste zu suchen gehabt haben, lehren unsere leichtherzigen Chauvinisten, was ein erster, falscher und unbesonnener Schritt zu bedeuten hat. Auf Samoa zeigen sich bisher am deutlichsten die Folgen unserer irrigen kolonialen Aspirationen.

Auf einem anderen Theile des Erdballs scheint sich unsere Kolonialpolitik bereits in einer natürlichen Rückbildung zu befinden. Die deutschen Besitzer von Westafrika sollen die Veräußerung ihrer Ländereien und Gerechtsame an eine englische Gesellschaft anstreben. Diesem Ziel steuern heute die aktiven Kolonialenthusiasten zu; vor einem Jahr noch hätte einen solchen Gedanken nur ein Reichsfeind hegen und Niemand hätte ihn auszusprechen wagen, denn er wäre sich bewußt gewesen, daß seine Worte durch den Ausdruck lärmender Entrüstung niedergeschrieen worden wäre. O quae mutatio rerum. Die Ernüchterung ist also da, und sie regt sich nicht allein verstohlen in den Herzen, sondern sie setzt sich bereits resolut in offenkundige Thaten um.

Karl Mayer in Stuttgart, der tapfere und liebenswürdige Volksmann, ist nach längerer Krankheit im siebenzigsten Lebensjahre gestorben. Der Todte war der Führer der schwäbischen Volkspartei, aber ihn beherrschte kein beschränkter Fraktionsgeist; er pflegte im engen Anschluß an die deutschfreisinnige Partei der Sache des Liberalismus zu dienen. Seit dem Jahre 1848 hat Karl Mayer politisch zu wirken gesucht; wie so viele Süddeutsche war auch er in den entscheidenden Jahren der Einheitsentwicklung unseres Vaterlandes Großdeutscher, und dem stockpreußischen Wesen war er nie besonders hold. Die Ereignisse haben gegen diese Ueberzeugungen entschieden, und Karl Mayer fügte sich den neuen Verhältnissen; aber auch in ihnen kämpfte er, wofür er sein ganzes Leben eingetreten ist, für eine politisch freiheitliche Entwicklung.

Noch einen Sitz im Unterhaus haben die Gladstonianer erobert; sie haben glänzend in Nord-Buckinghamshire gesiegt, das bisher von den Konservativen vertreten war. Diese wiederholten Erfolge machen es erklärlich, daß die Opposition immer zuversichtlicher darauf hofft, in Kürze das bestehende Kabinet zu stürzen.

Die lange angekündigte Programmrede hat Crispi in Palermo gehalten. Der Telegraph berichtet von dem Jubel, mit dem diese Rede aufgenommen worden ist, und dieser Jubel ist zweifellos ertönt; allein was die offiziellen Nachrichten verschweigen, das ist wichtiger, als diese unausbleiblichen Beifallsbezeugungen einer von vornherein zustimmenden Zuhörerschaar. Die wirthschaftlichen Kalamitäten, mit denen

Italien zu kämpfen hat, lasten nämlich so schwer auf Sizilien, daß die eingesessene Bevölkerung den Ministerpräsidenten überaus kühl empfangen haben soll — und das ist sehr charakteristisch. Die Rede selbst enthielt nicht eine einzige Wendung, aus der sich neue Gesichtspunkte für die italienische Politik der Zukunft ergeben würden; sie war ausschließlich eine Verherrlichung des bisherigen Crispi'schen Regimentes, und diese Selbstverherrlichung hat der Redner nach allgemeinem Urtheil nicht gerade in übertriebener Bescheidenheit, aber geschickt zu Stande gebracht.

Königin Natalie hat es durchgesetzt, ihren Sohn, den König von Serbien, zu sehen. Es ist das ein neues Anzeichen dafür, daß der Ex-König Milan immer mehr an Einfluß einbüßt; und daß die ihm entgegenstehende Richtung, die gleichzeitig die russische ist, die ausschließlich herrschende wird. So stellt sich dieses Ereigniß politisch; vom menschlichen Standpunkt kann man es nur freudig begrüßen, daß es einer Mutter ermöglicht wird, zu ihrem Sohn zu gelangen, und es zeigt die ganze Ungeschicklichkeit des früheren Königs, daß er durch sein Verhalten auf sich die Antipathien und auf seine Frau die Sympathien lenkt.

* * *

Kaiser Friedrich.

Der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig war einst dazu in Aussicht genommen, als ein regelmäßig wiederkehrendes Fest des deutschen Volkes gefeiert zu werden, wie dies später hinsichtlich des Tages von Sedan durchgeführt worden ist. Der alte Arndt hatte die Anregung dazu gegeben. Auf den Bergeshöhen sollten an diesem Tage Holzstöße errichtet und angezündet werden:

> Flamme empor! Flamme empor!
> Steige mit loderndem Scheine
> Auf dem Gebirge am Rheine
> Glühend empor!

Die Feier des Tages von Leipzig ist in sehr kurzer Zeit wieder eingeschlafen; die Karlsbader Beschlüsse und die Demagogenverfolgungen waren nicht dazu angethan, die Feier eines Festes zu begünstigen, durch welches eine Nation einen Zusammenhang zum Ausdruck bringen wollte, der noch nicht geschaffen war. Es wurden solche Feierlichkeiten auch von oben her nicht mit wohlwollendem Auge betrachtet; es war ja eine Zeit lang nicht einmal gestattet, das Lied von Lützow's wilder verwegener Jagd zu singen, nach Text und Melodie das schönste Lied, welches die Zeit der Freiheitskriege hervorgebracht.

Achtzehn Jahre nach der Schlacht von Leipzig wurde dem 18. Oktober ein neuer Inhalt gegeben; es wurde ein Prinz geboren, den die Vorsehung dazu ausersehen hatte, dereinst die preußische Königskrone zu tragen. Er hat den Königsthron bestiegen; nach großen Ereignissen ist ihm die deutsche Kaiserkrone überdies zugefallen, aber er hat auf den Thron nicht ein einziges Mal seinen Geburtstag gefeiert. Der 18. Oktober ist zu einem Tage wehmüthiger, aber doch auch erhebender Erinnerungen geworden.

Kaiser Friedrich hat als junger Prinz denselben Idealen angehangen, wie die Jugend, die mit ihm zusammen groß geworden ist. Wir wissen das jetzt sehr genau. Diese Jugend hegte die feste Zuversicht, daß der Tag kommen werde, wo das Deutsche Reich wieder aufgerichtet wird. Hätte sie diese Zuversicht nicht gehegt, so wäre der Tag der Erfüllung niemals gekommen. Der damalige Anwärter des preußischen Königsthrons, der in der Zeit, in welcher das Frankfurter Parlament tagte, in dem Alter stand, in welchem der Geist für die Aufnahme neuer Ideale am empfänglichsten ist, nahm an allen diesen Hoffnungen Theil. Seine Stellung hinderte ihn, seinen Anschauungen einen äußerlich erkennbaren Ausdruck zu geben; desto gründlicher und tiefer hat er sie in sich verarbeitet.

Man weiß, daß Kaiser Wilhelm I. nur mit großen Bedenken an die Annahme des Kaisertitels gegangen ist; es wäre wunderbar, wenn es anders gewesen wäre. Staunenswerth genug ist es, daß er bis in die Jahre hinein, in denen bei den Meisten, die sie erleben, das hinfällige Greisenalter beginnt, sich die volle männliche Thatkraft bewahrt hat; zu erwarten, daß er auch jugendliche Begeisterung bis in diese Jahre sich erhalten sollte, wäre verkehrt gewesen. Jeder der beiden ersten deutschen Kaiser war ein treuer Vertreter der Gedanken seiner Zeit; daß sie in ihren Ideenkreisen sich trennten, war die natürliche Folge davon, daß in der Zeit, die sie durchlebten, die Gedankenwelt sich mächtig entwickelt hatte. Der wesentlichste Unterschied zwischen den beiden bestand darin, daß es dem Ersteren vergönnt wurde, eine reiche Ernte in seine Scheuern zu bringen, während der jüngere dahingerafft wurde, als seine Saaten zu reifen begannen.

Kaiser Wilhelm war aufgewachsen in Mißtrauen, vielleicht in ausgesprochener Abneigung gegen die konstitutionelle Staatsform; daß er noch mit fünfzig Jahren sich die Ueberzeugung hat aneignen können, diese Staatsform sei für Preußen unvermeidlich geworden, und daß er dann dieser Ueberzeugung mit unverbrüchlicher Treue gemäß gehandelt hat, ist ein Gegenstand der Bewunderung. Dem Kaiser Friedrich hatte es seit seinen Jugendjahren als ein Ideal vorgeschwebt, der freie König eines freien Volkes zu sein. Er hatte in England mit eigenen Augen gesehen, ein wie ergiebiges Arbeitsfeld sich vor einem Monarchen aufthut, der den festen Vorsatz hat, über den Parteien zu stehen. Für ihn konnte ein Zweifel darüber nicht entstehen, wer der mächtigere Mann sei, wer auf seine Zeit den größeren Einfluß geübt, der Prinz Albert, der zwar nicht dem Namen, aber doch der Sache nach der konstitutionelle König von England war, oder Friedrich Wilhelm IV., der eifersüchtig über der königlichen Machtfülle wachte, und dem es nicht beschieden war, einen einzigen seiner Pläne, auch die besten nicht, zur Ausführung zu bringen. Aus Stölzel's Buch über die Geschichte der preußischen Justiz haben wir erst eingehend erfahren, mit welchen an sich gesunden Reformgedanken sich dieser Monarch in den ersten acht Jahren seiner Regierung getragen, und wie er mit denselben gescheitert ist, weil die absolute Staatsform aufgehört hatte, zur Entwicklung der Völker etwas beitragen zu können.

Es wäre thöricht, die Behauptung aufzustellen, daß Kaiser Friedrich der freisinnigen Partei angehangen habe; es ist thöricht, uns eine solche Behauptung zu unterstellen. Nach den Anschauungen der freisinnigen Partei soll der Monarch über den Parteien stehen, und ein Monarch, der sich irgend einer Partei anschlösse, würde gegen diese Anschauungen verstoßen. Kaiser Friedrich hat gegen die freisinnige Partei dieselbe Gerechtigkeit geübt, wie gegen alle anderen Parteien; er hat nie den Verdacht durch seine Seele, noch weniger über seine Zunge laufen lassen, daß diese Partei gegen irgend eine andere an Vaterlandsliebe oder an redlichem Willen zurückstehe. Und für diese Gerechtigkeit, die er uns erwiesen, sind wir ihm allerdings zu unauslöschlichem Danke verpflichtet.

Einem Kronprinzen ist ein eigenthümliches Schicksal beschieden. Menschenloos ist es, sich in der Jugend auf einen Beruf vorzubereiten, und wenn er die Vorbereitungszeit für beendigt hält, als ein Selbstthätiger in den gewählten Beruf einzutreten. Einem Kronprinzen ist es versagt, selbst ein Urtheil darüber zu fällen, wann seine Vorbereitungszeit abgelaufen sei. Die Vorsehung setzt den Augenblick fest. Dem einen verkürzt sie die Lehrjahre und zwingt ihn, in sehr jugendlichem Alter ein Amt voll der schwersten Verantwortlichkeit zu übernehmen; dem anderen verlängert sie diese Jahre bis hoch in das Mannesalter hinein. Er ist dann genöthigt, zu harren in einem Alter, wo die Natur in den Mann das unwiderstehliche Verlangen legt, die erworbene Bildung anzuwenden.

Mit wunderbarer Pietät hat Kaiser Friedrich in den

fast dreißig Jahren seines Kronprinzenthums es sich versagt, einen Einfluß auf die Politik auszuüben. Er hat jeden Auftrag, der ihm ertheilt wurde, in mustergültiger Weise erledigt und hat sich fern gehalten, wo ihm ein Auftrag nicht ertheilt war. Er hat seinen Drang nach Thätigkeit befriedigt auf solchen Gebieten, welche der Politik fern lagen, der Kunst, der Carität. Er hat aber die lange Vorbereitungsfrist, die ihm gestellt war, ununterbrochen benutzt, um an der Vollendung seiner Persönlichkeit weiter zu arbeiten, sein Wissen auszubreiten, sein Urtheil zu schärfen. Die Tagebücher, die er geführt, geben Kunde davon, wie ununterbrochen er thätig gewesen ist, jede neue Thatsache, welche ihm das Leben entgegenstellte, darauf hin zu prüfen, welchen Nutzen für seinen zukünftigen Beruf er aus derselben gewinnen könne.

Aus seinen Aufzeichnungen leuchtet überall die feste Ueberzeugung hindurch, daß ein Monarch, der sich bestrebt, aus allen Kräften, die er vorfindet, Nutzen zu ziehen, der sich nicht einseitig auf eine Partei stützt, dadurch nicht in seiner Machtfülle beschränkt wird, sondern im Gegentheil mächtiger wird, in die Lage kommt, mehr zu wirken. Diese Grundidee seiner Aufzeichnungen hätten auch diejenigen hochschätzen sollen, welche der Ansicht waren, daß eine oder die andere seiner Bemerkungen über Personen in voreilig indiskreter Weise veröffentlicht worden sei.

Zu welchen Maßregeln sich Kaiser Friedrich entschlossen haben würde, wenn er in Fülle und Kraft der Gesundheit den Thron bestiegen hätte, das ist zu ermitteln unmöglich. Sicher ist, daß er dem Bestreben, das Wohl des Reiches zu fördern, jede andere Rücksicht untergeordnet haben würde. Sicher ist auch, daß er zu sich selbst das unerschütterliche Zutrauen hatte, es werde ihm gelingen, das Wohl des Reiches zu fördern. Ein solches Selbstvertrauen ist eine unentbehrliche Regententugend und man wird es doppelt erklärlich finden bei einem siegreichen Feldherrn, der so viele Proben von scharfem Blick und rascher Entschlossenheit abgelegt hatte. Als Prinz Friedrich Karl im Fluge seine Triumphe in Schleswig-Holstein errang, und die Aufgabe des Kronprinzen sich darauf erstreckte, in der Stille die Irrthümer des greisen Feldmarschall Wrangel zu korrigiren, da haben sich in seiner Brust die Empfindungen geltend gemacht, daß auch er berufen sei, ein Feldherr zu werden, und die Tage von Königgrätz und Wörth haben diese Empfindungen bestätigt.

Man hat behauptet, wenn Kaiser Friedrich seine Regierung länger hätte fortsetzen können, so würde er die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er unerfüllbaren Idealen nachjage. Das ist ein völlig voreiliges Urtheil. Kein Zug an ihm verräth einen unpraktischen, idealistischen Schwärmer; überall hat er gezeigt, daß er der Wirklichkeit der Dinge mit offenem Auge gegenüberstand. Schwer krank, ein sterbender Mann, hat er die Regierung angetreten. Als er in herber Winterluft die Reise von San Remo nach Berlin antrat, da hat er wohl gewußt, daß er nur einen geringen Rest seiner einst so reichen Kräfte dem Vaterlande zur Verfügung stellen könne und daß er persönliche Befriedigung aus der Erfüllung seiner Regentenpflichten nicht erwarten könne. Aber auch den letzten Rest seiner Kräfte hat er aufwenden wollen, um die Interessen des Reiches, wie er sie verstand, zu fördern. Es beirrte ihn nicht, daß man mit einer Härtigkeit des Herzens, wie sie selten gefunden wird, ihm schon bei Lebzeiten die Sterbelieder sang; es beirrte ihn nicht, daß die deutsche Wissenschaft mit der Gründlichkeit, die ihr eigen ist, ihm bewies, daß er von einer schlechthin tödtlichen Krankheit ergriffen und wissenschaftlich schon als todt zu betrachten sei. So lange er den warmen Hauch des Lebens in sich fühlte, wollte er dies Leben benutzen, um seine Pflicht, wie er sie verstand, zu thun. So hatte sein Vater auch gehandelt; es ist hohenzollerisch.

Die kurze Zeit seiner Regierung ist durch zwei wichtige Akte ausgezeichnet. Er hat die Mechanik des militärischen Dienstes neu geordnet und hat sich dabei ein Verdienst erworben ähnlich demjenigen, welches einst den Zopf aus der preußischen Armee entfernt hat. Seit Jahren war diese Reform als nothwendig erkannt, nach allen Seiten hin durchgesprochen, aber sie kam nicht zu Stande. Während seiner Regierung kam in wenigen Tagen zu Stande, worüber Jahre lang ergebnißlos verhandelt worden war. Und er hat von seiner königlichen Prärogative Gebrauch gemacht, indem er einen Minister entließ, von dem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß dessen Verwaltungsgrundsätze dem Wohle des Reiches und des Staates nicht entsprachen. Er hat damit gethan, was der weitere Verlauf der Dinge als nothwendig aufgezeigt hatte. Diese beiden Thatsachen genügen, um den Beweis zu liefern, welcher ungewöhnlich hohe Grad von Energie noch dem sterbenden Manne innewohnte.

Man hat das Lob, welches die freisinnige Partei dem Kaiser gezollt, als byzantinisch bezeichnet und vielleicht werden diese Zeilen demselben Urtheil nicht entgehen. Mag sein; wenn die Byzantiner in der That die Gewohnheit gehabt haben, Sterbenden und Todten, von denen sie keinen Dank erwarten konnten, ihre Huldigungen darzubringen, so waren sie besser als ihr Ruf.

Aus dem Staub, welchen die Mackenzieaffaire und die Geffckenaffaire aufgewirbelt haben, hebt sich die Lichtgestalt des Kaisers Friedrich immer reiner hervor. Im Kriege und im Frieden, in der Oeffentlichkeit und im Familienleben war er das Muster eines vollkommenen Mannes. Er lebt fort im Geiste und im Herzen des Volkes und die treue Arbeit, die er der Erfüllung seiner fürstlichen Pflichten gewidmet hat, wird nicht verloren sein.

Alexander Meyer.

Der Vollzug des neuen Genossenschaftsgesetzes.

Das neue Genossenschaftsgesetz für das deutsche Reich ist nunmehr am 1. Oktober d. J. in Kraft getreten, und unsere Genossenschaften befinden sich gegenwärtig in dem unbehaglichen Stadium des Uebergangs. Es gilt, die bestehenden genossenschaftlichen Einrichtungen dem neuen Gesetz anzupassen, und zu eben diesem Zweck müssen die Statuten jeder einzelnen Genossenschaft einer Umarbeitung unterzogen werden. Wer aber in diesen Tagen, das neue Gesetz in der einen und das alte Statut in der andern Hand, an jene Arbeit herangeht, der wird bald erkennen, wie so viele Abänderungen des bisherigen Statuts erforderlich sind, daß es in der Regel vorzuziehen sein wird, eine völlige Umgestaltung der Statuten vorzunehmen und neue Satzungen an die Stelle der bisherigen treten zu lassen. Nicht wenige Genossenschaften sehen sich aber auch gleichzeitig vor die Frage gestellt, ob sie an dem System der unbeschränkten Haftpflicht der Genossen festhalten, oder ob sie künftighin die beschränkte Solidarhaft zur Basis ihrer Genossenschaft nehmen wollen. In der Zulassung dieser letzteren Genossenschaftsform liegt ja überhaupt der Werth des neuen Genossenschaftsgesetzes, welches im übrigen den Wünschen und Erwartungen der deutschen Genossenschaften nur theilweise entspricht, und dessen Reformbedürftigkeit schon jetzt, nachdem das neue Gesetz kaum in Kraft getreten ist, in den Genossenschaftskreisen lebhaft diskutirt wird. Daß wir mit diesem Gesetz die deutsche Genossenschaftsgesetzgebung keineswegs auf einen längeren Zeitraum hinaus zum Abschluß gebracht haben werden, diese Ueberzeugung ist übrigens schon in der Kommission des Reichstages für das Genossenschaftsgesetz mehr als einmal zum Ausdruck gekommen, und schwerlich wird eine Novelle zu dem neuen Genossenschaftsgesetz lange auf sich warten lassen. Das gehört nun einmal zu dem Wesen unserer modernen Gesetzgebung. Hat man es doch bei der Annahme des Gesetzes über die Invaliditäts- und Altersversicherung rundweg ausgesprochen, daß man

dieses mangelhafte Gesetz in Kraft treten lasse, um durch seine Handhabung zu erkennen, wie seine Mängel zu beseitigen wären und wie man so dieses mangelhafte Gesetz in der Folgezeit verbessern müsse!

Bedauerlich ist es aber, daß an manchen bedenklichen Bestimmungen des neuen Gesetzes Mitglieder bestehender Genossenschaften solchen Anstoß nehmen, daß sie für das gemeinsame Unternehmen künftighin die genossenschaftliche Form überhaupt nicht beibehalten wollen. Einzelne Kreditgenossenschaften haben bereits die Umwandelung in eine Aktiengesellschaft beschlossen, andere beschäftigen sich ernsthaft mit diesem Gedanken. Manche Genossenschaften haben auch schon infolge des neuen Gesetzes einen Verlust an Mitgliedern zu verzeichnen. Von verschiedenen Genossenschaften wird nämlich gemeldet, daß Mitglieder derselben mit dem Inkrafttreten des Gesetzes vom 1. Mai 1889 ihren Austritt aus der Genossenschaft erklärten.

Allein ein solcher Schritt kann doch, wofern es sich nicht etwa bloß um einen Vorwand handelt, nur auf eine mißverständliche Auffassung des neuen Gesetzes zurückzuführen sein. Ganz gewiß hat ja die unbeschränkte Solidarhaft und die Möglichkeit des Einzelangriffs bisher gar Manchen von dem Eintritt in die Genossenschaft abgehalten und Manchen auch zum Austritt veranlaßt. Man kann auch nicht behaupten, daß die Verhandlungen im Reichstage und auf den Verbandstagen der Genossenschaften über die Beibehaltung oder die Beseitigung des Einzelangriffs aufklärend und beruhigend in dieser Hinsicht gewirkt hätten. Im Gegentheil hat die große Agitation der Gegner des Einzelangriffs schädigend gewirkt, indem die denkbar ungünstigsten Fälle konstruirt, Möglichkeiten, die an die Unmöglichkeit grenzen, erdacht wurden, um das Schreckgespenst des Einzelangriffs ja recht schrecklich erscheinen lassen. Schließlich verpuffte aber diese große genossenschaftliche Bewegung nutzlos in die Luft. Die Gegner des Einzelangriffs sahen sich außer Stand, ihr Projekt in eine entsprechende gesetzliche Form zu bringen, und was übrig blieb, war lediglich eine bedauerliche Verballhornisirung des neuen Genossenschaftsgesetzes. Man erfand bekanntlich eine dritte Form der Genossenschaften, indem man eine „Genossenschaft mit unbeschränkter Nachschußpflicht" ersann; eine Genossenschaft, die sich von der Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht nur in dem Fall des Konkurses der Genossenschaft, und auch dann nur durch ein abweichendes Verfahren unterscheidet, wenn nach dem durchgeführten Umlageverfahren und drei Monate, nachdem die Nachschußberechnung für vollstreckbar erklärt worden ist, eine vollständige Befriedigung der Konkursgläubiger immer noch nicht erfolgt sein sollte. Daß für diese Subtilitäten in den Kreisen der Genossenschaften kein Verständniß sich finden, und daß diese Form der Genossenschaft lediglich auf dem Papier bestehen würde, hätten sich die Väter jener unglücklichen Idee allerdings selbst sagen können. Das Gesetz selbst ist aber dadurch um Vieles unklarer geworden, und die Abneigung, die nun einmal namentlich in den Kreisen der Geschäftsleute, gegen die unbeschränkte Haftpflicht mit Einzelangriff besteht, ist nicht im mindesten abgeschwächt oder gar beseitigt. Nun kommt dazu, daß jetzt jede Genossenschaft, auch eine solche, die sich demnächst in eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht umwandeln will, in ihrer Firma die unbeschränkte Haftpflicht zunächst mit aufnehmen muß. Auch der Umstand, daß künftighin jeder Genosse bei der Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht die schriftliche Erklärung abgeben muß, daß er für die Verbindlichkeiten der Genossenschaft dieser sowohl wie unmittelbar den Gläubigern der Genossenschaft nach Maßgabe des Gesetzes mit seinem ganzen Vermögen hafte, wird vielleicht abschreckend wirken. Indessen ist doch die Thatsache unbestreitbar, daß die Härten der Solidarhaft durch das neue Gesetz wesentlich gemindert sind, und daß das Umlageverfahren für den Fall des Konkurses einer Genossenschaft nunmehr so geordnet ist, daß die Gefahr des Einzelangriffs wirklich auf ein Minimum zusammenschrumpft.

In den Kreditgenossenschaften nimmt man ferner vielfach an der durch das neue Genossenschaftsgesetz eingeführten Zwangsrevision Anstoß. Die Aktiengesellschaften, in welche sich jetzt manche Genossenschaften umbilden wollen, unterliegen freilich weder dem Revisionszwange noch der Zwangsrevision. Es ist auch zuzugeben, daß gerade in diesem Punkt auf die Handhabung des Gesetzes durch die zuständigen Gerichtsbehörden viel ankommen wird. Aber warum wollen denn nun jene Genossenschaften nicht zunächst einmal abwarten, wie sich in dieser Beziehung die Dinge gestalten werden? Jede Genossenschaft möge sich, sofern dies noch nicht geschehen, einem Revisionsverbande anschließen. Mit der Umwandlung in eine Aktiengesellschaft hat es doch wahrlich noch Zeit, bis sich etwa wider Erwarten auch bei der Verbandsrevision solche Widerwärtigkeiten ergeben sollten, daß den in der Genossenschaft thätigen Männern die genossenschaftliche Form und Thätigkeit gründlich verleidet werden sollte.

Auch die Bestimmung des neuen Gesetzes, wonach die Vorschußvereine ihren Geschäftsbetrieb, soweit er in der Gewährung von eigentlichen Darlehen besteht, nicht auf andere Personen außer den Mitgliedern ausdehnen sollen, erregt vielfach Anstoß. Allerdings hatte Schultze-Delitzsch den Genossenschaften wiederholt empfohlen, nur an Mitglieder Darlehen zu geben und das entspricht ja auch dem Wesen der Genossenschaft. Allein die Frage, ob in einem gegebenen Fall ein Darlehn vorliege oder nicht, kann bei dem vielgestaltigen Bankverkehr einer Kreditgenossenschaft auch mit Nichtmitgliedern unter Umständen zweifelhaft sein, und es ist begreiflich, daß sich die Vorstände der Genossenschaften einer Bestrafung in derartigen Fällen nicht aussetzen wollen. Allein es ist zu beachten, daß jenes Verbot durch den Zusatz: „Darlehnsgewährungen, welche nur die Anlegung von Geldbeständen bezwecken, fallen nicht unter dieses Verbot" — eine wesentliche Einschränkung erfahren hat. Zudem ist, wie in dem Kommentar zu dem neuen Genossenschaftsgesetz von Parisius und Crüger*) ausgeführt wird, nicht das einzelne an ein Nichtmitglied gewährte Darlehn verboten, sondern nur die Darlehnsgewährung an Nichtmitglieder in einem solchen Umfange, daß darin eine Ausdehnung des Geschäftsbetriebes auf andere Personen außer den Mitgliedern zu finden ist. Endlich aber mögen sich die Genossen daran erinnern, daß die hier erörterte Bestimmung erst mit dem 1. Oktober 1891 bei denjenigen Genossenschaften in Kraft tritt, deren Statut die Ausdehnung des Geschäftsbetriebes durch Gewährung von Darlehen an Nichtmitglieder bisher gestattete. Solche Genossenschaften haben also Zeit genug, um sich jener Bestimmung entsprechend einzurichten und um zu erproben, wie sie sich mit jenem Verbote abfinden können. Jedenfalls ist auch für sie die Umwandelung in die Aktiengesellschaft durchaus nicht dringlicher Natur.

Zu gedenken ist auch, insofern es sich um Konsumvereine handelt, jener wunderlichen lex „Kulemann", der in der dritten Lesung des Gesetzes bedauerlicher Weise angenommenen Vorschrift für die Konsumvereine, wonach sie in ihrem regelmäßigen Geschäftsverkehr Waren nur an Personen verkaufen dürfen, die als Mitglieder oder deren Vertreter bekannt sind, oder die sich als solche in der durch das Statut vorgeschriebenen Weise legitimiren. Bekanntlich fehlt aber für diese Vorschrift, die sich für einen größeren Konsumverein schwerlich durchführen lassen wird, die Strafbestimmung. Denn für den entsprechenden Strafparagraphen fand sich die erforderliche Majorität im Reichstage nicht. Allein jener gesetzgeberische Mißgriff selbst, das zufällige Ergebniß einer Abstimmung in einer schwach besetzten Abendsitzung des Reichstags, war nicht mehr zu ändern, und die Genossenschaften müssen selbstverständlich jene gesetzliche Bestimmung auch ohne Strafparagraphen respektiren. Es bezieht sich aber, was wohl zu beachten ist, jener leider zum Gesetz erhobene Antrag des Herrn Abgeordneten Kule-

*) Das Reichsgesetz betreffend die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften vom 1. Mai 1889. Kommentar zum praktischen Gebrauch für Juristen und Genossenschaften, herausgegeben von Ludolf Parisius und Dr. jur. Hans Crüger. (Berlin 1889.)

mann nur auf den regelmäßigen Geschäftsverkehr der Konsumvereine, also namentlich nicht auf diejenige Thätigkeit eines Konsumvereins, bei welcher derselbe den Charakter einer Produktivgenossenschaft annimmt. Für die Konsumvereine aber, die ihre Waaren gegen Baar im Großen einkaufen und sie dann gleichfalls gegen Baarzahlung an die Mitglieder im Kleinen absetzen, wird künftighin die Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht die regelmäßige Genossenschaftsform werden. Sie bietet den Konsumvereinen eine genügende Kreditbasis dar, sie wird aber auch den Vereinen manchen Käufer als Mitglied zuführen, der bisher an der unbeschränkten Haftpflicht Anstoß nahm. Mit einer geringen Einlage kann bei solchen Konsumvereinen die Mitgliedschaft erworben werden; so wird der Verein, wofern er nur Tüchtiges leistet, Mitglieder genug haben, an welche er verkaufen kann, und die lex „Kulemann“ wird ihm keine erheblichen Schwierigkeiten bereiten.

Ueber alle diese Fragen aber gibt der bereits zitirte Kommentar von Parisius und Crüger die eingehendste und gründlichste Auskunft. Für den Handgebrauch der Genossen, namentlich der Vorstände und der Aufsichtsrathsmitglieder, ist ja die kleine Ausgabe des neuen Genossenschaftsgesetzes von Parisius, welche in der Guttentag'schen Sammlung (Berlin 1889) erschienen ist, sehr zu empfehlen. Sie gibt in der Einleitung eine kurzgefaßte Uebersicht über die wichtigsten Aenderungen des bisherigen Genossenschaftsrechts und enthält eine überaus klare und übersichtliche Anleitung für bestehende Genossenschaften, wie sie sich dem neuen Gesetz anzupassen haben. Aber das neue Genossenschaftsgesetz behandelt das Genossenschaftswesen in so eingehender Weise, die Zahl der Fragen, welche sich bei seinem Vollzug aufwerfen, ist eine so beträchtliche, und die Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben, sind so erhebliche, daß der Genossenschafter, welcher mit diesen Dingen befaßt ist, sich vielfach nach einer eingehenderen Darstellung des Gesetzes umsehen wird und muß. Der Kommentar von Ludolf Parisius und Dr. Hans Crüger kommt daher sehr willkommen. Ganz gewiß ist dies eine sehr gründliche Arbeit, welche das neue Genossenschaftsrecht in durchaus erschöpfender Weise darstellt. Die kommentirende Form von Paragraph zu Paragraph ist für den praktischen Genossenschafter der systematischen Darstellung vorzuziehen. So haben wir denn in diesem Kommentar ein zuverlässiges Nachschlagebuch, welches für die deutschen Genossenschaften wirklich von großer Wichtigkeit ist. Klarheit und Uebersichtlichkeit erleichtern den Gebrauch dieses Buchs. Ueberall ist auf die thatsächlichen Verhältnisse der Genossenschaften Bezug genommen. Das reiche Material ist wohl geordnet und gegliedert, und vielfache Anregung und Anleitung wird man für das genossenschaftliche Leben aus dieser fleißigen Arbeit entnehmen können; einer Arbeit, die eben nur von Männern geleistet werden konnte, die seit Jahren mitten im genossenschaftlichen Leben stehen, und die den gewaltigen Stoff vollständig beherrschen. Den Herren Verfassern gebührt für diese Leistung seitens unserer Genossenschaften voller Dank und auch die Männer der Wissenschaft und der gerichtlichen Praxis werden ihnen verdiente Anerkennung sicherlich nicht versagen.

Karl Baumbach.

Die Moral der Macht.

II.

Wenn eine neue Ideenrichtung, wie es zuweilen geschieht, mit überwältigender Kraft die Herzen der Menschen erobert, so muß sie in hohem Grade den Bedürfnissen ihrer Zeit entsprechen. Um sich zunächst eine gewisse Duldung und Anerkennung zu erkämpfen, treten neue Lehren nicht selten in äußerst reiner und anstoßfreier Form auf. In dieser Gestalt fixiren sie gewöhnlich ihre Grunddogmen, und diese Dogmen bilden in Wahrheit und ohne Heuchelei die heiligste und festeste Ueberzeugung ihrer Bekenner. Gelangt der neue Ideenkomplex zur Herrschaft, gewinnt er die Macht, die Geschicke der Völker zu bestimmen, so zeigt sich alsbald, daß der ursprüngliche Kanon von Lehren und Begriffen für die Anforderungen der neuen Verhältnisse nicht ausreicht, und es sprosst aus dem Ideenstamme, in dem noch frisches Leben pulsirt, eine reiche Fülle von Aesten und Zweigen empor, deren blätterreiches Dach die Geschlechter der Menschen überschattet. Aus dem alten Grundstock von Lehren und Ideen keimt und sprießt ein unendlicher Reichthum von Litteraturerzeugnissen, Institutionen, Ceremonien, Kommentaren und ganz neuen Gedanken, welche ihren Ursprung nur zum Theil der Entwicklung der Grundlehren des ganzen Systems, oft aber den äußeren Einflüssen ihrer Zeit verdanken. Denn neue Zeiten bringen neue Verhältnisse hervor, und da man nicht geneigt ist, für diese neuen Verhältnisse unabhängige moralische Grundsätze auf einer neuen Basis aufzubauen, so okulirt man, so gut es gehen will, die Zweige eines anderen Baumes auf den Stamm, unter dessen Schatten man zu ruhen gewohnt ist. Oft auch schmiegt sich der ursprünglichen Ideenrichtung im Laufe ihrer Entwicklung ein anderer Gedankenkomplex an und umschlingt wie der Epheu den alten Eichbaum, ganze Aeste und Zweige mit seinen grünen Armen. So schlossen sich die rohen kriegerischen Anschauungen der germanischen Barbaren nach dem Niedergange des weströmischen Weltreichs als Feudalismus an die Lehren des Christenthums an und verwuchsen mit ihm im Laufe der Jahrhunderte zu einer so engen Gemeinschaft, daß es schließlich fast unmöglich geworden ist, die äußeren Einflüsse beider Elemente in manchen ihrer Erscheinungen von einander zu trennen. Oft ist diese Verschmelzung zweier heterogener Ideenrichtungen äußerst verderblich für eine von beiden, zuweilen für beide. Ihr innerer Widerspruch zerstört nach und nach die Glaubwürdigkeit der einen oder anderen. Der Epheu ertödtet den Zweig, den er umrankt hat, wenn auch seine grünen Blätter das abgestorbene Glied des Baumes noch lange mit trügerischem Leben umkleiden. Endlich aber erschöpft sich die Lebenskraft, die den Stamm des Ganzen durchdringt. Die alte Weltanschauung vermag sich selbst trotz der größten Anstrengungen ihrer Bekenner, trotz allegorischer Auslegung und sophistischer Deutung der heiligen Schriften und Formeln nicht länger den zerstörenden Einflüssen einer neuen Zeit und der Konkurrenz neuer Gedankensysteme gegenüber zu behaupten. Neue Ideenrichtungen beginnen auf dem Boden emporzusprießen, aus welchem der alte Stamm seine Nahrung zog, und die Axt der kritischen Forschung durchschneidet hier und da seine dogmatischen Wurzeln. Der ehrwürdige Stamm, dessen knorrige Aeste den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt haben, wird im Innern faul und morsch und seine verdorrten Zweige hören auf, die grünen Blätter lebendiger Thaten und Gedanken hervorzubringen. Dabei bleibt der ganze Baum äußerlich scheinbar unerschüttert stehen und raubt jüngeren Pflanzen immer noch Sonnenlicht und Gedeihen.

Wenn auch die Anpassungsfähigkeit eines moralischen Ideenkomplexes in seiner Jugend, ehe seine Formen noch erstarrt sind, eine außerordentlich große ist, so vermag sie doch selten völlig den gewaltigen Umschwung in den Verhältnissen auszugleichen, der dann eintritt, wenn die neue Lehre aus dem Stadium einer unterdrückten, verfolgten Ketzerei zu dem Range eines herrschenden Dogmas sich emporschwingt. Unendlich viele Grundsätze tragen immer noch den Stempel ihrer Entstehungszeit an sich. Sie sind durchdrungen von den Anschauungen, Wünschen und Hoffnungen der Verfolgten. Sie athmen die Gefühle der Demuth, des Gehorsams und der Unterwürfigkeit. Sonderbar klingen eben diese demüthigen Phrasen später im Munde einer herrschenden Partei. Die Reichen predigen dann durch ihre Organe, daß ein Kamel eher durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher in den Himmel komme, Eroberer, daß man dem, der uns den Mantel nimmt, auch noch den Rock geben solle, Despoten, daß man seinen Nächsten lieben soll,

wie sich selbst, duellwüthige Gladiatoren, daß man die linke Backe hinhalten solle, wenn man auf die rechte geschlagen wird, und Millionäre, daß man nicht für den morgigen Tag sorgen soll, und um vollkommen zu werden, alle seine Habe verkaufen und den Erlös den Armen geben müsse. Diese inneren Widersprüche mögen in Jahrhunderten des geistigen Schlummers lange mit Phrasen und Sophismen verhüllt und umsponnen werden, endlich aber erwacht doch der Wurm des Zweifels und verzehrt von innen heraus das Mark des Baumes, in welchem er sich einmal eingenistet hat.

Wann ein herrschender Ideenkomplex diese Entwicklungsstufe erreicht hat, dann leben freilich noch alle äußeren Zeichen seines ehemaligen Glanzes. Seine Lehren erschallen mit vernehmlicher Stimme über Länder und Meere, seine Altäre dampfen von Opfern und die Verkündiger seiner Formeln halten die Herrschaft über die Völker in ihren Händen. Aber das alles ist nur ein Scheinleben. Die heiligen Formeln erschüttern kein Herz mehr mit mächtigen Gefühlen und bestimmen nicht mehr die Handlungen der Menschen. Niemand läßt es sich einfallen, die Vorschriften der heiligen Bücher ernst zu nehmen. Sie dringen nur in das Ohr der Gläubigen, lassen aber das Herz völlig gleichgültig oder erfüllen es höchstens mit jenem heuchlerischen Tugendstolz, welcher so oft die Folge von theoretisch hocherhabenen in der Praxis aber undurchführbaren Grundsätzen ist. Im übrigen haben ja alle Moralvorschriften dieser Art auch glücklicherweise die Form „Du sollst“ und eignen sich daher außerordentlich, alle Forderungen, welche der machtvolle Egoismus an seinen schwächeren Nächsten richtet, zu sanktioniren.

Wann auf diese Weise die moralischen Grundsätze einer herrschenden Partei zu Phrasen geworden sind, die keines Menschen Herz bewegen, wenn alle ihre erhabenen Gebote zu nichts anderem mehr dienen sollen, als dem unkritischen Gegner zu imponiren, dann feiert die Lüge ihre Triumphe. Sie nimmt aber in den verschiedenen Sphären der menschlichen Thätigkeit naturgemäß verschiedene Gestalt an und durchläuft verschiedene Phasen der Entwicklung. Auf dem Gebiet der Theologie und Moral tritt sie als Heuchelei auf, auf dem Gebiete der Wissenschaft als leerer sophistischer Wortkram und pedantische Gelahrtheit, in der Litteratur und Kunst spielt sie als Sentimentalität mit unwahren Gefühlen, unter der Form der Etikette und gesellschaftlicher Höflichkeit vergiftet sie mit den widerwärtigen Phrasen einer erheuchelten Devotion den privaten Verkehr, unter der Form einer die Natur verhöhnenden Prüderie entehrt sie das Verhältniß der Geschlechter, und als gemeiner Betrug, Unredlichkeit und Bestechung endlich zerstört sie Treu und Glauben in dem wirthschaftlichen Verkehr der Menschen. Ganze Generationen schwelgen so fast ohne es selbst zu wissen, in widernatürlichen Empfindungen, in erlogenen Phrasen und krankhaften Genüssen.

Jede Ideenrichtung, sie mag nun mehr oder weniger Wahrheit enthalten, durchläuft ihrer Natur nach folgende Entwicklungsstufen: Sie wird zuerst in dem vollen Sinne ihrer Worte aufrichtig geglaubt; dann verlernt es die Menschheit über den Sinn der Worte nachzudenken, welche sie nichtsdestoweniger nach wie vor herplappert, und an welche sie wirklich noch immer zu glauben meint; endlich erlischt auch diese Illusion, der Mensch sieht ein, daß er nicht mehr an das glaubt, was ehemals seine innigste Ueberzeugung und dann lange Zeit eine unverstandene Phrase war.

Es herrscht nun unter Moralisten und Historikern in vielen Gemüthern der schöne Glaube, daß jede Unwahrheit in sich schon den Keim des Verfalles trage, und daß sie über kurz oder lang mit völligem Bankerott enden müsse. Es hängen damit mancherlei abergläubische Vorstellungen zusammen von einer der Wahrheit und dem Recht immanenten übernatürlichen Kraft, welche das Gute schon von selbst zur Herrschaft bringen werde. Leider beruhen diese Vorstellungen auf einem verhängnißvollen Irrthum. Unwahrheiten haben Jahrhunderte und Jahrtausende lang andächtigen Glauben gefunden, und kein Blitz aus den Wolken des Himmels hat sie zerschmettert. Freilich liegt in der Unwahrheit, besonders wenn sie sich zur Lüge steigert, eine gewisse Schwäche, und die Wahrheit ist im Ganzen keine schlechte Bundesgenossin im Kampfe der Gedanken. Aber nicht die Wahrheit einer Lehre ist es, was ihr die siegreiche Macht verleiht, sondern der Glaube, den sie in den Herzen der Menschen findet. Eine geglaubte Unwahrheit ist oft ebenso mächtig als eine geglaubte Wahrheit. Der Glaube allein versetzt Berge und schafft Märtyrer. Mirabeau hatte diese Thatsache begriffen, wenn er von Robespierre sagte: „Dieser Mensch wird es zu etwas bringen; er glaubt Alles, was er sagt.“

So lange die Unwahrheit also auf der Stufe stehen bleibt, wo sie geglaubt wird, ist sie allen Angriffen gewachsen, erst wenn ihr Glaube verfällt, sinkt ihre Widerstandskraft. Vermindert wird diese Kraft bereits, wenn die unwahren Dogmen zum Range von Phrasen herabsinken, vernichtet wird sie, wenn der letzte Glaube, eben diese Selbsttäuschung, daß man glaube, verschwunden ist. Die Unwahrheit in der dritten Potenz, die Lüge, die erkannt hat, daß sie nicht mehr an das glaubt, was sie zu glauben vorgiebt, ist in Wirklichkeit ohnmächtig und trägt den Keim ihres Unterganges in sich.

Oft verharren ganze Völker Jahrhunderte lang auf dem Standpunkte des Phrasenglaubens, und diese Erscheinung tritt besonders in stagnirenden Civilisationen ein. Die Herrschaft der moralischen und religiösen Phrase pflegt besonders begünstigt zu werden, wenn eine Nation verhältnißmäßig für sich abgeschlossen, ohne geistige Regsamkeit in den Schranken eines niederdrückenden Kastengeistes von einem mächtigen Priesterstand und einer kriegerischen Aristokratie niedergehalten wird. Für diesen Zustand der Geister, dessen äußere Symptome oft Aberglauben, religiöse Verfolgung und äußerliche Werkheiligkeit sind, bietet uns die spanische Monarchie im siebzehnten Jahrhundert ein abschreckendes Beispiel.

Ein ähnliches Schicksal schien Frankreich im Laufe des 18. Jahrhunderts zu drohen. Wie durch die spanischen Könige die gewerbthätigen Nachkommen der Mauren und Juden, so waren von Ludwig XIV. die fleißigen Hugenotten ihres religiösen Glaubens wegen ausgerottet worden. Mißwirthschaft, Unterdrückung und materielle Noth waren in beiden Monarchieen nahezu dieselben. Die Unfähigkeit Ludwig's XV. und die Unmoralität der herrschenden Stände in Frankreich blieben sicher nicht hinter dem sittlichen Verfall des spanischen Hofes zurück. Auch die kriegerischen Mißerfolge und die daraus erwachsende Ohnmacht in der auswärtigen Politik blieben Frankreich ebenso wenig als Spanien erspart. Und doch wie verschieden wirkten die nahezu gleichen Ursachen auf die beiden Nationen! In Spanien diese träge Selbstzufriedenheit eines abgestumpften Volkes, dessen Schlummer nicht einmal künstliche Anregungen zum Denken von Seiten erleuchteter Regierungen zu unterbrechen vermochten, und in Frankreich diese gährende Unzufriedenheit, diese himmelstürmende Energie, diese Welt kritisirender Philosopheme, welche schließlich alle den Volksgeist einengenden Schranken zertrümmern sollte. Die Ursachen dieser tiefgreifenden Verschiedenheit in dem geistigen Entwicklungsgange der Völker zu erörtern, ist hier nicht der Ort. Sicherlich spielte neben der Wirksamkeit äußerer Einflüsse die eigenthümliche Natur des französischen Volkes eine bedeutsame Rolle; nicht unterschätzen darf man aber auch, wie es scheint, den Umstand, daß die intellektuelle und moralische Verfassung der herrschenden Klassen in Frankreich eine wesentlich andere war als in Spanien. In Spanien waren die herrschenden Stände ebenso wie das Volk in Unwissenheit und Aberglauben versunken. Wenn ihr Glaube auch kein von Herzen kommender, moralisch werkthätiger war, wenn ihre kirchlichen Ceremonien auch nur äußere Förmlichkeiten blieben, so war in ihnen doch noch nicht die Erkenntniß erwacht, daß sie bloß leere Formeln schwatzten. Ganz anders verhielt es sich in Frankreich. Hier waren wenigstens in den herrschenden Klassen alle Illusionen, alle Selbsttäuschungen gefallen. Man wußte, daß man leere Phrasen plapperte, man hatte mit Voltaire und den Encyklopädisten

oft über sie gelacht und gespottet. Von allem Glauben der Väter war der entarteten Aristokratie nichts übrig geblieben als der Glaube an die Befriedigungen der Sinnlichkeit und Eitelkeit. In den Herzen der besseren Männer freilich waren neue Ideale emporgesproßt, und sie durchdrang die aufrichtige Ueberzeugung, daß man mit den Lügen der Vergangenheit ohne allen Kompromiß brechen müsse. Der größte Theil des Adels freilich wünschte das System der Lüge fortzusetzen und die geheiligten Phrasen, auch ohne an sie zu glauben, zu erhalten. Wenn herrschende Parteien auf diesem Punkte angelangt sind, dann wird ihre Stellung schwach. Eine Unwahrheit, welche den Glauben der Menschen verliert, ist bereits gerichtet. Selbst die dreisteste Frivolität vermag sich nicht zu der festen Kühnheit emporzuschwingen, mit welcher der aufrichtige Glaube der Gefahr ins Auge schaut. Wir alle sind zu sehr Geschöpfe der öffentlichen Meinung, und selbst der verhärtetste Bösewicht kann sich auf die Dauer dem niederschmetternden und entmuthigenden Eindruck, daß alle Welt ihn verurtheilt, und ihn mit Recht verurtheilt, nicht entziehen. Dieser Gedanke bricht seine Kraft und lähmt die Kühnheit seiner Entschlüsse.

Freilich führt das Gefühl, daß man mit Bewußtsein Unrecht thut, nicht nothwendig zu der Erkenntniß, daß diesem Unrecht die Strafe auf dem Fuße folgt. Auch das schlechteste Gewissen vermag die Hoffnung auf unvorhergesehene Glücksfälle nicht zu bannen. Zuweilen begleitet die tiefste moralische Verkommenheit ein naiver Glaube, daß die Sache immer so weiter gehen könne. Es gibt in der Geschichte leider zu viele Beweise dafür, daß selbst bewußte Lüge Jahrhunderte lang dauern kann. Nicht selten beruhigt man sich über seine eigene Unredlichkeit mit dem Grundsatz, daß die großen Massen des Volkes die reine Wahrheit nicht vertragen können, daß diese stets ein Privilegium der herrschenden Klassen gewesen sei und sein werde, daß die Welt eben getäuscht sein wolle. Zuweilen jedoch verscheucht das drohende Gespenst des nahenden Ruins den Schlummer der herrschenden Klassen, und man versucht sich dann mit dem Grundsatz: Après nous le déluge oder wie es ein deutscher Staatsmann ausdrückte: „Mich und den Metternich hält's halter noch aus“ zu trösten. Zwar hat sich manches frivole Herz mit diesem Troste betrogen. Die Pompadour freilich starb in aller Ruhe, wenn auch von ihrem königlichen Liebhaber schließlich vernachlässigt, in Versailles, die Dubarry jedoch gerieth bereits unter die Guillotine.

In Zeiten einer großen politischen Bewegung der Geister wendet sich leicht das Interesse der Menschheit der bedeutungsvollen Frage zu: „Wie lange wird der Bau der gegenwärtig herrschenden moralischen Anschauungen den Anstürmen der Zeit trotzen?“ In den Lagern aller Parteien erheben sich prophetische Stimmen, welche entweder mit Kassandrarufen der herrschenden Partei ihren Todestag bis auf Stunde und Minute verkündigen oder mit einschmeichelnden, beruhigenden Worten die Gefahr eines Umsturzes ganz wegzuleugnen versuchen. Im Allgemeinen ist jedoch zu bemerken, daß unter dem Begriffe Revolution gewöhnlich zwei ganz verschiedene Erscheinungen zusammengefaßt werden: Der Umsturz einer Regierung, der vielleicht mit der Auflösung eines Ministeriums, der Abdankung eines Monarchen oder höchstens mit der Entfernung eines Fürstenhauses abgethan ist, und der Zusammenbruch einer ganzen sozialen, politischen und religiösen Weltauffassung. Die erste Art von Revolution verändert kaum mehr als die Namen und Titel der herrschenden Persönlichkeiten, kann aus verhältnißmäßig geringfügigen Ursachen entspringen, spielt sich in äußerst kurzer Zeit, oft in wenigen Tagen, ab und hinterläßt geringfügige Spuren in den Machtverhältnissen der Parteien und der Lebenslage der Völker. Anders dagegen treten die großen Revolutionen auf, welche die Aufgabe zu haben scheinen, die Menschheit von Zeit zu Zeit aus dem Banne der Formeln zu erlösen und zu regeneriren. Sie bringen nicht neue Männer zur Herrschaft, sondern neue Ideen und erstrecken sich in ihrer Dauer über ganze Jahrhunderte und Kontinente unseres Erdballes. Ihr Verlauf ist oft ein langsamer, zuweilen aber konzentrirt sich ihre Kraft auf einzelne Punkte in der Geschichte der Menschheit. Hier bildet der Strom ihrer Entwicklung Stromschnellen, Katarakte und Niagarafälle, deren aufsteigender Gischt das Staunen und die Neugier aller Völker des Erdkreises heranlockt und deren dumpfer Donner Jahrhunderte lang hinrollend in den Ohren des Menschengeschlechtes nachklingt. Die großen langdauernden Umwälzungen sind nicht das Werk von einzelnen Menschen, nicht einmal von einzelnen Generationen. Auch die plötzlichen Kraftausbrüche und Sprünge in ihrem Entwicklungsgang unterliegen äußerst wenig dem Einflusse vereinzelter menschlicher Individuen. Sie zu beschleunigen ist der einzelne fast ebenso unfähig als sie zu verhüten; auch sie sind elementare Naturereignisse und würden sich daher von einem Genius, der die unendlich verwickelten materiellen und intellektuellen Kräfte des Menschengeschlechts zu überschauen vermöchte, wie die Revolutionen des Himmels mit annähernder Sicherheit vorher berechnen lassen. Der gewöhnliche Sterbliche dagegen, der mitten in dem Strom seiner Zeit steht, ist völlig außer Stande, alle treibenden Kräfte solch einer herannahenden revolutionären Epoche zu erkennen. Er muß sich darauf beschränken, nach besten Kräften einige der hauptsächlichsten treibenden Kräfte festzuhalten und aus den Erscheinungen der Vergangenheit die Symptome zu abstrahiren, unter denen gewöhnlich Revolutionen sich abspielen. Darnach scheinen dann dem Ausbruch politischer und sozialer Umwälzungen meist alle jene bedeutungsvolle Symptome vorherzugehen, wie sie vor der großen französischen Revolution zu Tage traten: Bei den unterdrückten Klassen Hunger, eine gewisse Fähigkeit zu denken und mehr oder minder klar gedachte und ausgesprochene Ideale, welche nach Verwirklichung drängen; auf Seiten der herrschenden Partei oder Klasse materielle Mißerfolge, daraus entspringende Verlegenheiten und das Gefühl des eigenen Unrechts. Treffen diese Ursachen in einem Lande und zu einer Zeit alle zusammen, so ist ein Umsturz oder wenigstens eine beschleunigte Umwälzung der bestehenden Verhältnisse fast unvermeidlich. Vielleicht ist es noch Zeit, der Veränderung einen, wenn auch beschleunigten, so doch nicht gewaltsamen und zerstörenden Verlauf zu geben. Hartnäckigkeit und Mißerfolge der herrschenden Partei machen den gewaltsamen Umsturz fast unvermeidlich. Derselbe tritt jedoch fast nie zuerst mit seiner ganzen Kraft auf. Noch beherrscht der Glaube an die alten Autoritäten zusehr die Herzen der Menschen. Verachtung muß sich mit Erbitterung paaren, um diesem Glauben ein schnelles Ende zu bereiten. Es bricht jetzt ein Schwarm von sonderbaren Erscheinungen über die Nation herein. Uebler Wille, Verwirrung und die Erwartung neuer Zeiten lähmt den ausführenden Apparat der herrschenden Partei. Der Muth der Gegner ist im Wachsen. Das Geld scheint aus dem Verkehr zu verschwinden, Geschäftskrisen, Arbeitseinstellungen, Hungersnöthe, rasches Sinken aller Kredite, überziehen wie ein drohendes Gewitter den politischen und sozialen Himmel. Die herrschenden Klassen wechseln in unsinniger Ueberstürzung mit Maßregeln äußerster Strenge, die keinen Schrecken, nur Erbitterung erregen, und feiger Nachgiebigkeit, welche keinen Dank, nur Verachtung hervorrufen. In allen Theilen des Landes bricht aus unbekannten Brunnen der Tiefe eine Sündfluth von Broschüren und Pamphleten hervor, die keine Gewalt mehr einzudämmen im Stande ist. Minister und Systeme der Verwaltung kommen und gehen, aber der Zauberer kommt nicht, der die aufgeregten Tiefen der Volksleidenschaft zu beruhigen vermöchte. Die Haltung der Presse wird dreist und anmaßend; die unterthänigen, loyalen Phrasen verschwinden allmählich aus den meisten Organen; dafür gibt es jetzt Prophezeihungen, Warnungen, Rathschläge und Forderungen, und noch dazu in einem Tone, der mit dem Glauben an den beschränkten Unterthanenverstand durchaus unvereinbar ist, und den Geist der Insubordination und eine bis dahin unerhörte Selbständigkeit des Urtheils athmet. Selbst die Organe, deren molluskenhafte Natur nie den Schimmer eines festen Entschlusses, einer energischen Ge-

sinnung verrieth, geberden sich als Männer und erheben freimüthig die Stimme — um ihre Abonnenten nicht zu verlieren. Was noch schlimmer ist, man fühlt in den oberen Regionen, daß man höflich gegen die Herren von der Feder sein muß, da sie augenblicklich zweifellos die öffentliche Meinung beherrschen oder wenigstens wie Wetterhähne ihre Strömungen anzeigen. Man darf daher kaum gegen die unbändigsten Kläffer Gewalt anwenden, will man nicht selbst das vielleicht unzeitige Signal zum Ausbruch der Emeute und zu Blutvergießen geben, dessen Ausgang und Folgen bei der herrschenden Stimmung nicht vorherzusehen sind. Aber mit Nachsicht ist erst gar nichts zu erreichen. Die dreisten Rathschläge und düstren Prophezeihungen verwandeln sich in bittere Vorwürfe, und die leitenden Männer der herrschenden Partei sehen sich in der unwürdigen und gefahrvollen Lage, ihre Thaten und Absichten auf der Anklagebank vor dem Volksgericht der öffentlichen Meinung durch ihre Sachwalter in der Presse verantworten zu müssen.

Eine giftige Verleumdung ergießt sich über das Leben und die Vergangenheit aller der Personen, welchen man die Schuld am Unglück des Landes vorzugsweise vorwirft. Enthüllungen und Skandalgeschichten, Wahres, Uebertriebenes und Erdichtetes jagt auf den trüben Wogen der Tagespresse dahin. Wehe den herrschenden Ständen, wenn sie selbst durch Halsbandgeschichten der Verleumdung Stoff und Nahrung zuführen!

Den zügellosen Worten folgen bald zügellose Thaten. Hohe Persönlichkeiten machen die betrübende Erfahrung, daß selbst ihr gnädiges Lächeln nicht mehr jene bezaubernde Wirkung auf die großen Massen ausübt wie vordem. Sie mögen jedem ehrerbietigen Gruße danken, so herablassend sie wollen, man empfängt sie mit kaltem Schweigen. Wollen sie nicht zu dem Mittel schlechter Schauspieler, der bezahlten Claque, deren sich auch Ludwig XVI. in seiner Noth bediente, greifen, so müssen sie ganz ohne Jubelrufe und Hüteschwenken durch ihre getreuen Unterthanen fahren. Aber dabei bleibt es nicht. Versammlungen müssen mit Gewalt aufgelöst, Aufläufe zersprengt werden. Erbitterung und Hartnäckigkeit wachsen im Volke. Die Exzesse nehmen ernstere Natur an. Es folgen Brände, bewaffnete Auflöufe, Erstürmungen von Läden, Zerstörungen von Eigenthum, Mißhandlungen verhaßter Persönlichkeiten. Aus allen Theilen des Landes dringen Berichte und beängstigende, alles übertreibende Gerüchte in das Ohr des Volkes, und leider auch in das Ohr des Soldaten, des letzten Wächters der bestehenden Ordnung. Der Krieger, welcher den nothleidenden Klassen des Volkes, der Kanaille entsprossen ist, vernimmt aus den Briefen von Hause die Klagen und Seufzer seiner Eltern und Geschwister, den Nothschrei der gedrückten Millionen. Er beginnt nach und nach, auf dem ermüdenden Marsche, auf den harten Brettern der Wachtstubenpritsche oder in der Dunkelheit des Arrests nachzudenken, und ihm dämmert eine Ahnung auf, daß er, obgleich durch den großen Kollektivbegriff des Soldaten und die Farbe der Uniform mit dem Offizier verbunden, im Grunde doch ein ganz anderer Mensch sei als seine Vorgesetzten. Er empfindet vielleicht zum ersten Mal, daß es ihm nicht gut gehe, und kommt schließlich zu der Erkenntniß, daß er nicht die mindeste Veranlassung haben könne, für fremde Interessen das Blut seiner Brüder im Bürgerkriege zu vergießen. Carlyle, der englische Tory, kommt in seiner Geschichte der französischen Revolution zu folgender glänzenden Betrachtung über die Stimmung der Soldaten im Kampfe gegen seine Mitbürger: „Kartätschen, Messeigneurs, sind eine gute Sache, freilich unter einer Bedingung: der Schütze muß auch aus Metall sein! Leider aber besteht euer gedungener Schütze aus Fleisch und Blut; unter seinem Wams, seinen Bandeliers, hat er Instinkte, Gefühle, ja eine Art von Ueberlegung. Eben jene Kanaille, die ihr niederkartätschen wollt, sind seine Verwandten, Fleisch von seinem Fleisch; er hat Brüder darunter, einen Vater und eine Mutter, die von Kleie und gekochtem Grase leben. Sein Liebchen selbst, falls es noch nicht im Spital gestorben ist, macht ihn irre an seinem Soldatenglauben und erklärt, daß ihn der Fluch der Menschen treffen werde, wenn er Patriotenblut vergieße."

Ist die Macht einer herrschenden Partei auf diesem Stadium der Zersetzung angelangt, daß selbst ihre letzte Stütze, die bewaffnete Macht, über die Interessen des Volkes und seiner Beherrscher zu reflektiren beginnt, dann ist es für sie Zeit abzudanken, in Frieden, wenn es geht, in ungerechtem und höchst ungleichem Kampfe, wenn sie ihren Untergang mit ihrem Blute besiegeln will.

Paul v. Giżycki.

Die Entwürfe zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I.

Preisgekrönte Entwürfe.

Die Ausstellung der Entwürfe für das Nationaldenkmal ist, nach kaum vierwöchentlicher Dauer, geschlossen, gerade jetzt, wo die Ansichten sich zu klären und die Diskussion in weiteren Kreisen sich zu beleben beginnt. Es geschieht nicht häufig in unserer Zeit, in unserem Volke, daß eine Kunstfrage im Mittelpunkt des Interesses steht, die öffentliche Meinung bildet sich langsam aber gar nicht, und doch ist das Zusammenwirken von Künstlern und Publikum so wichtig für die Kunst wie für das Volk, besonders bei einer volksthümlichen Aufgabe wie der vorliegenden, wo es sich darum handelt, das in Allen, Groß und Gering, lebende Bild des greisen Kaisers zum bestimmten künstlerischen Ausdruck zu bringen. Das Denkmal soll „den Anschauungen des deutschen Volkes entsprechen", heißt es in dem Preisausschreiben. Das ist doppelt schwierig bei einem Herrscher, der schon zu seinen Lebzeiten durch seine Erfolge und sein hohes Alter zu einer fast sagenhaften Gestalt geworden und doch noch mit allen seinen persönlichen Eigenthümlichkeiten einem großen Theil des Volkes gegenwärtig ist. Was für interessante Gegensätze muß sein Denkmal ausdrücken! Es muß ihn in der vollen Größe seiner weltgeschichtlichen Mission und in der vollen Bescheidenheit seines Wesens darstellen. Ist nun die Plastik allein dazu befähigt oder muß sie die Architektur zu Hilfe rufen? Wer kann das entscheiden außer dem Künstler, welchem die Aufgabe gelingt! Haben wir einen Bildhauer, der die Aufgabe rein plastisch zu lösen versteht, so sei das Denkmal ein plastisches, sollen Architektur, Bildhauerkunst und Malerei zusammenwirken, so muß es in engster Verbindung geschehen, aber vor allen Dingen: bedeutend soll das Werk sein. Gerade das Volk fühlt, daß etwas Großartiges geschaffen werden müsse, das würde sich bald zeigen, wenn es erlaubt wäre, durch freiwillige Gaben die Kosten zu bestreiten. Reichstagsbeschluß und Preisausschreiben haben diesem Gefühl Rechnung getragen, denn beide betonen, daß das Denkmal dem Kaiser als Gründer des Deutschen Reiches errichtet werden und von hohem nationalen Werthe sein solle. Wer aber Großes verlangt, der muß Geduld haben, es wird unsern Künstlern, die für solche Aufgaben wenig vorbereitet sind, nicht auf den ersten Wurf gelingen, auch das Publikum muß für die richtige Wahl heranreifen. Diese erste Bewerbung hat, wie nicht anders zu erwarten war, kein endgültiges Resultat ergeben, besonders die rein bildhauerischen Entwürfe zeigten gar zu wenig neues Leben in neuen Formen. In allen Städten und allen Ländern stehen jetzt so unzählige Reiterbilder und so unzählige langweilige, daß uns wirklich ein Schauer überläuft, wenn wir daran denken, es könne eine solche Gelegenheit für die Kunst ohne anderes Ergebniß vorübergehen, als einen neuen Reitersmann in die bestehenden Regimenter einzureihen. Bei dem gehaltenen Wesen des Kaisers ist es ganz besonders schwer, ihm zu Pferde eine hinreichend ausdrucksvolle Geberde zu geben.

Halbrunde Säulenhallen mit einem Thor in der Mitte, das nirgends wohin führt, hinter das Reiterbild zu stellen, wird kaum die Bedeutung desselben erhöhen, besonders wenn diese Säulenhallen mit ganzen Heerhaufen von Statuen zu Fuß und zu Pferde bevölkert werden. In solcher Verwendung würden sie als bloße Coulissen erscheinen, während Bernini's Kolonnaden auf dem Petersplatz in Rom, welchen sie nachgebildet sind, die Schaaren der Gläubigen mit ihren gewaltigen Armen aufnehmen und sie zu St. Peter hinaufführen.

Eine Art Dom hat uns die Ausstellung auch gebracht in dem preisgekrönten Entwurf der Architekten Rettig und Pfann, er erhebt sich in der Mitte hinter einer geraden Säulenhalle, von deren Terrasse wir noch Stufen hinaufsteigen, um in den Kuppelraum zu gelangen, und was erblicken wir dort, unter uns im Erdgeschoß die versunkene Herrlichkeit des alten deutschen Reiches, verkörpert durch Friedrich Barbarossa am Steintisch, von den andern Kaisern umgeben, vor uns die Herrlichkeit des neuen Reiches, dargestellt durch ein Reiterbild mit schleppendem Mantel und im Kreise herumstehende Fürsten. Die Kuppel ist von allen Seiten durchbrochen und von Licht durchfluthet — geblendet schließen wir die Augen bei all der Pracht und nachdem wir uns erholt, fragen wir bescheiden: Wo ist nun der ehrwürdige alte Kaiser in seiner schlichten Größe?

Den finden wir in der ganzen Ausstellung nicht, außer in einem einzigen Entwurf, in dem wir ihn vielleicht auf den ersten Blick am wenigsten zu finden erwarteten. In einer antiken Tempelanlage thront er; erscheint zunächst die Umgebung überraschend, so erkennen wir allmählich erstaunt, daß hier etwas von dem wahren Wesen des Kaisers festgehalten ist. Klug und bescheiden sitzt er im Schatten einer Nische, im Hintergrund eines feierlichen Kuppelraumes, der wie das Pantheon in Rom sein Licht durch eine einzige Oeffnung von oben empfängt. Schön sind die Verhältnisse, diskret der bildnerische Schmuck, überall empfinden wir, trotz seiner Zurückhaltung, die Gegenwart des Kaisers. Die Decke der Eingangshalle wird von Paaren deutscher Jungfrauen getragen, welche uns durch ihre leise empfundene Haltung an ihre griechischen Schwestern im Parthenonfries erinnern. In diesem Werke ist der Kaiser bescheiden, er ist sogar zu bescheiden, hier tritt er zu sehr hinter seinem Werke zurück. Das soll er nicht, er soll in dem Denkmal nicht nur als Mensch, wie die Näherstehenden ihn sehen, sondern auch als Gründer des Deutschen Reiches, wie das Volk, wie die Weltgeschichte ihn darstellt, in seiner kaiserlichen Majestät Ehrfurcht gebietend, erscheinen. Der Künstler wird vielleicht selbst erstaunt gewesen sein, zu bemerken, wie sein Werk, von der Persönlichkeit des Kaisers ausgehend, etwas Stilles, ja Todtes bekam, und er hat daher versucht, es durch vielfarbige Ausführung und Vergoldung zu beleben.

Dieser Künstler, Adolf Hildebrand, hat viele Vorzüge, welche den meisten seiner Mitbewerber abgehen, Einfachheit, Harmonie, Reiz; er, der Bildhauer, hat sich zum Baumeister entwickelt, weil er das Zusammenwirken der Künste durch die Aufgabe für geboten hielt, und hat ein einheitliches Werk von hoher Schönheit geschaffen; das großartige, volksthümliche Denkmal für den Begründer des Deutschen Reiches ist auch ihm nicht gelungen. Wenn man aber fragen würde, in welchem Entwurf ist am meisten eigenartige Auffassung und Formgebung in innigster Verbindung von Plastik und Architektur zum Ausdruck gekommen, so müßte ohne Zweifel an erster Stelle sein Name genannt werden. Daß gerade sein Entwurf mehr als irgend ein anderer unter den preisgekrönten das Publikum befremdet hat, beweist nur seine Eigenart, die sich dem Hang unserer Zeit nach dekorativer Pracht entzieht.

Die Hauptsache aber, das Standbild selbst, ob nun reitend oder thronend, muß immer die Plastik leisten, sie braucht für ihre Aufgabe nicht nur den Realismus unserer Tage, sondern auch Idealismus, nicht Pracht sondern Kunst, sie braucht Größe und Bescheidenheit. Möge das Denkmal lieber zu bescheiden als zu prahlerisch ausfallen und den besten, nicht den vergänglichen und banalen Anschauungen des deutschen Volkes entsprechen: die doppelte Aufgabe, die Größe und die Schlichtheit des Kaisers darzustellen, hat wohl — vielleicht unbewußt — dazu geführt, das Eine durch die Architektur, das Andere durch die Plastik ausdrücken zu wollen, was ein verhängnißvoller Irrthum wäre: wenn beide zusammenwirken, so muß jede den vollen Gedanken des Werkes verkörpern. Die Aufgabe ist, wir wiederholen es, eine zurückhaltende Persönlichkeit auf dem Gipfel des Ruhmes zu zeigen.

W. Dietrich.

Der Begas'sche Entwurf.*)

Die dem Bildhauer Hofmeister gegenüber gethane Aeußerung des Kaisers über den Ausfall der Denkmal-Konkurrenz, welche seit Montag durch alle Zeitungen gegangen ist, hat in den Kreisen der Künstler, wie im großen Publikum begreiflicher Weise das größte Aufsehen erregt.**) Da eine Berichtigung bisher nicht erfolgt ist, so wird man annehmen müssen, daß diese Worte in der That mit allerhöchster Zustimmung veröffentlicht und daß sie wenigstens dem Sinne nach richtig wiedergegeben sind. Die Art in welcher der Kaiser in die öffentliche Arena der Kunstkritik hinabgestiegen ist, darf man billig als eine ganz ungewöhnliche bezeichnen. Nachdem es aber geschehen ist, wird es erlaubt sein, einige Betrachtungen an die Aeußerung des Monarchen zu knüpfen.

Zunächst muß es überraschen, daß die kaiserliche Ansicht im stärksten Widerspruche steht mit dem vom Reichskanzler, wie man doch annehmen sollte, mit allerhöchster Genehmigung erlassenen Preisausschreiben, in dessen Bedingungen es ausdrücklich heißt:

„In Betreff der Art des Denkmals sind den Bewerbern keine Schranken gezogen; sie können die Bildhauerkunst oder die Baukunst oder beide zusammen, sei es mit, sei es ohne Heranziehung der Malerei, dafür in Anspruch nehmen."

Hiermit war den Künstlern für die Behandlung der Aufgabe die größte Freiheit gelassen und die Architekten waren direkt zur Betheiligung aufgerufen worden. Beinahe ebenso unbeschränkt waren sie in der Wahl des Platzes, denn es waren ihnen deren 7 zur Auswahl gestellt, von denen der eine „die Charlottenburger Chaussee bis zur Siegesallee u. s. w." eine ganze Reihe von Punkten einschließt, die zur Verwendung in Betracht kommen konnten. Wenn aber allein die Schloßfreiheit in Frage kommen sollte, auf welcher passend immer nur ein Denkmal von mäßiger Größe aufgestellt werden kann, so hätte die Konkurrenz wohl entbehrt werden können; jedenfalls hätten die Bedingungen ganz anders formulirt werden müssen.

Nicht minder ungewöhnlich ist die Art, wie die Entscheidung des Preisgerichts als vollständig unrichtig hingestellt wird, obwohl dasselbe von der Reichsregierung zur Fällung des Urtheils berufen und in vorsichtigster Weise zusammengesetzt war. Es bestand nämlich aus 3 Vertretern des Bundesrathes, 4 Mitgliedern des Reichstages, 3 Bildhauern, 2 Architekten, 1 Maler und 1 allgemeinen Kunst-

*) Anm. d. Red.: Mit besonderem Vergnügen geben wir auch diesen Ausführungen einer kompetenten Persönlichkeit Raum.

**) Die entscheidenden Worte des Kaisers sollen gelautet haben: „Ich bin von der Ausstellung der Entwürfe zu einem Kaiser Wilhelm-Denkmal sehr enttäuscht .... Vor Allem weiß ich nicht, was die Architekten mit ihren riesenhaften Tempelbauten wollen, welche Unsummen verschlingen würden, ohne daß der Zweck, dem Kaiser als solchem ein würdiges Monument zu schaffen, erreicht wäre. Die Aufgabe ist nur durch einen Bildhauer zu lösen. Ein Hintergrund braucht nicht erst geschaffen zu werden. Die Schloßfreiheit ist der geeignetste Platz und das alte Schloß der gegebene Abschluß für ein Monument, ähnlich denen des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen. .... Es soll ja eine außergewöhnlich hohe Summe für das Denkmal verwendet werden, doch nur für ein großes und würdiges plastisches Werk. Ich würde keinem ausgestellten Modell einen Preis gegeben haben. Die endgültige Lösung der Aufgabe — dies führte der Kaiser noch näher aus — kann nur durch eine engere Konkurrenz von fünf bis sechs Bildhauern stattfinden, welche noch näher zu bezeichnen sein würden. Der einzige Entwurf, welcher der gestellten Aufgabe am nächsten kommt, ist der von Reinhold Begas."

verständigen. Daß diese Männer nur auf Grund der Konkurrenzbedingungen urtheilen konnten, ist selbstverständlich, und daß sie dabei lediglich ihrer besten Ueberzeugung gefolgt sind, muß man von ihnen voraussetzen.

Das Hervorheben der Begas'schen Arbeit durch den Kaiser hat unmittelbar vor dem Schlusse der Ausstellung die Aufmerksamkeit des Publikums von neuem auf das Modell des Künstlers gelenkt, vielleicht mehr als dem Künstler lieb war, denn man darf annehmen, daß er sich seiner Niederlage bewußt geworden ist. Die Kritik ist über diesen Entwurf im Allgemeinen ziemlich rasch hinweggegangen, wie es zu geschehen pflegt gegenüber der verunglückten Arbeit eines Künstlers von Ruf — denn ein solcher ist Reinhold Begas trotz seines sehr bedenklichen Schillerdenkmals und seines mehr als bedenklichen A. v. Humboldt. Berufsmäßige Kritiker, Künstler und Publikum schienen darin einig zu sein, daß dieser Entwurf für die Ausführung nicht in Frage kommen könne.

Am meisten Mißbilligung fanden die, zu je drei zusammen nebeneinander auf kurze, nach einem Viertelkreise gebogenen Mauerstücke aufgestellten 12 Statuen von Fürsten, Heerführern und Staatsmännern, welche, mit dem Gesicht nach außen gewendet, einander fast den Rücken zudrehen, eine Anordnung, welche für einfache Repräsentanten der Armee oder des Volks zwar durchaus nicht schön, doch jedenfalls zulässig wäre, aber ganz unbegreiflich erscheint gegenüber den erlauchtesten Zeitgenossen des Kaisers. Dabei sind diese Statuen höchst wichtige Bestandtheile des Denkmals, welche man durchaus nicht etwa fortlassen kann, da man es nicht verstehen würde, wenn an dem „Nationaldenkmale“ des Einigers Deutschlands die Mitarbeiter an diesem Werke aus Nord und Süd nicht in irgend einer Weise zum Gedächtniß der Nachwelt ihre Stelle fänden.

An dem Postamente fanden namentlich die 4 Viktorien Widerspruch, welche in höchst unsicherer Stellung auf Kugeln sich nur dadurch im Gleichgewichte halten können, daß sie in gleichmäßig wiederkehrender unschöner Weise ihre aufgerichteten Flügel an die Kanten des Gesimses anlehnen.

Aber auch mit dem Hauptstücke des Denkmals, der Reiterfigur des Kaisers, hat Begas die Erwartungen selbst seiner Gegner gründlich getäuscht. Man durfte darauf rechnen, daß er wenigstens in diesem Theile irgend einen packenden, oder originellen Gedanken in schöner Weise zum Ausdruck bringen würde. Nichts von alledem. Die Bewegung des Pferdes ist weder schön, noch naturwahr, noch auch eigenthümlich. Die Figur des Kaisers zeigt zwar Porträtähnlichkeit, aber doch nicht mehr, als die meisten übrigen Modelle und dabei sitzt sie in ganz unsicherer Haltung ohne festen Schluß auf dem Pferde. Kavalleristen werden gegen diese Reiterfigur ebenso lebhaften Widerspruch erheben wie die Künstler.

Nach allem Gesagten wird man an der Hoffnung festhalten müssen, daß ein derartiges Werk nicht zur Ausführung gelange. Man braucht aber auch in dieser Hinsicht nicht allzu besorgt zu sein. Die Erkenntniß, daß diese erste Preisbewerbung die Lösung der Aufgabe zwar wesentlich gefördert, aber eine zur Ausführung unmittelbar brauchbare Arbeit nicht geliefert habe, ist so allgemein verbreitet, daß man voraussehen kann, es werde auch jetzt noch kein endgültiges Programm aufgestellt, sondern ein solches erst durch eine erneute Konkurrenz gewonnen werden. Erst dann wird es an der Zeit sein, einen engeren Wettbewerb unter den Bildhauern zu veranstalten, zur Gewinnung eines Entwurfs, welcher wirklich das im deutschen Volke lebende Dankesgefühl gegen seinen Heldenkaiser und seine Helfer am großen Werke zum Ausdruck bringt. In gleicher Weise ist man in Italien bei den Vorbereitungen zum Denkmale für Victor Emanuel verfahren und auch wir werden uns bescheiden müssen, daß ein Unternehmen wie die Errichtung eines Nationaldenkmals nur allmählich und nach den gründlichsten Vorarbeiten wirklich reif werden kann. Jede Uebereilung würde verhängnißvoll sein.

Nachdem die Künstler gesprochen, hat nunmehr zunächst der Reichstag das Wort, wobei es aufs Lebhafteste zu bedauern ist, daß seinen Mitgliedern die Gelegenheit entzogen werden soll, die Gesammtheit der Konkurrenzentwürfe zu sehen und zu vergleichen. Da das Ausstellungsgebäude dem preußischen Fiskus gehört, konnte es keine Schwierigkeiten haben, die Ausstellung noch etwa 14 Tage lang offen zu halten. Die Künstler würden ihre Arbeiten recht gern noch so lange hergegeben haben.

••••

Kleinrussische Poeten.

(Schluß.)

Mit dem Regierungsantritt Alexanders II. schienen auch für die Kleinrussen bessere Tage gekommen, wie für das ganze Reich. Der Druck kleinrussischer Bücher wurde wieder gestattet, die Dichter kehrten einer nach dem anderen aus dem Exil zurück, und da sie während der Zwischenzeit nicht müßig gewesen, so konnten sie nun Schlag auf Schlag eine Reihe gehaltvoller Werke veröffentlichen. So Kulisz seine „Denkwürdigkeiten über Südrußland“, seinen Roman „Der schwarze Rath“, dann seine Erzählungen und Gedichte; besonders verdient machte er sich durch seine 1857 erschienene Grammatik, durch welche die Frage der Orthographie endgültig geregelt wurde. Auch Kostomarow gab neben einer Tragödie und einigen Erzählungen als Früchte seiner Muße eine Reihe historischer Werke über die Kosaken, einige darunter allerdings in großrussischer Sprache, aber alle von demselben glühenden Patriotismus erfüllt, heraus; besonders bedeutsam ist sein Werk: „Die beiden russischen Nationalitäten“, worin er die selbständige Nationalität seiner Volksgenossen, gestützt auf reiches historisches, ethnographisches und linguistisches Material so überzeugend nachwies, daß seither zwar die russische Regierung, nicht aber die russische Wissenschaft an dieser Thatsache zu rütteln wagte. Auch der unglückliche Szewczenko erhob, nachdem er endlich als der letzte aus der Verbannung zurückkehren durfte, neuerdings seine Stimme. Dazu kam eine Reihe frischer Talente, unter welchen Alexander Storożenko, L. J. Glibow, ferner Rudanski, Nomis und Kucharenko genannt sein mögen. Besondere Hervorhebung verdient nur ein weibliches Talent, Frau M. A. Markowicz, die seit 1857 unter dem Pseudonym Marko Wowczok als Erzählerin auftrat und rasch durch psychologische Tiefe, Kühnheit der Probleme und vor Allem durch eine seltene Darstellungskraft die Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie ist entschieden das bedeutendste Talent, welches den Kleinrussen bisher auf dem Gebiete der Novelle erstanden; auch sie ist, gleich Szewczenko, leider in Deutschland fast unbekannt. Daß sie eine Uebersetzung verdienen würde, mag der Name des Mannes beweisen, der sich nicht für zu gut hielt, um diese Erzählungen ins Großrussische zu übersetzen: es war kein geringerer, als Iwan Turgenjew. Während bis 1856 das kleinrussische Zeitungswesen nur durch die galizischen Blätter, insbesondere durch die „Zorja Halicka“ („Galizische Morgenröthe“) vertreten gewesen, entstanden nun auch in Kiew, Charkow und anderwärts einige, allerdings unpolitische Blätter, unter denen die „Osnowa“, von Szewczenko eingeführt, von allen anderen irgend bedeutenden Schriftstellern der Nation unterstützt, bald ungewöhnliche Bedeutung gewann. Gleichzeitig entwickelte ein neuer Volksschriftverein eine reiche und gedeihliche Thätigkeit. Wer irgend die Feder führen konnte, stellte sich in seinen Dienst, und die Zehnkopeken-Hefte fanden ihren Weg in die armseligsten Dorfhütten. Neben populären Belehrungen über alle Wissensgebiete wurden auch die Hauptwerke der Dichter zu diesem Preise publizirt. Die Hefte, welche Szewczenko's Werke enthielten, sollen enorme Auflagen erreicht haben; leider waren über die Zahl keine zuverlässigen Angaben zu erhalten. Uebrigens hielt sich Szewczenko selbst nicht für zu vornehm, um ein Broschürchen aus dem Bereich der Ethnographie für den Verein zu schreiben. Rechnet man hinzu, daß das Kleinrussische in den Schulen ganz

ungemeine Fortschritte machte, und sich sogar rasch ein nationales Theater herausbildete, so wird man einerseits die günstigsten Schlüsse auf die geistige Regsamkeit der Nation ziehen dürfen, andererseits aber zugeben müssen, daß sie, so lange dieser Zustand währte, zu besonderen Klagen gegen den Moskowitismus keinen Grund hatte; er förderte nicht, aber er hemmte auch nicht.

Die Gründe für diese veränderte Haltung der Regierung sind durch den bloßen Hinweis auf die liberale Richtung der ersten fünfzehn Herrscherjahre Alexander II. nicht erschöpft. Mindestens gleich kräftig wie das Streben dieses ebenso edlen als unglücklichen Herrschers, die Völker Rußlands durch Liebe zu gewinnen, wirkte auch ein Moment der inneren Politik. Die Polen hatten überall da, wo sie mit Kleinrussen zusammensaßen, große Fortschritte gemacht, man versuchte es, ihnen entgegenzuwirken, indem man den Kleinrussen die Hände frei gab. Das schien nicht bloß ein friedlicheres und erfolgreicheres Mittel gegen die Polonisirung, als die unter Nikolaus versuchte gewaltsame Russifizirung, sondern war es auch wirklich, und da nur die Polen ein unversöhnliches Element bildeten, während sich die Kleinrussen nun durchaus loyal verhielten, so konnte auch der Staat wohl damit zufrieden sein. Aber auch mit Rücksicht auf die galizischen Kleinrussen empfahl sich diese Praxis, weil sie thatsächlich dem Zarenstaat weitaus mehr Sympathieen innerhalb der österreichischen Grenzpfähle zuwandte, als unter Nikolaus die vielen Millionen Rubel. Namentlich seit Oesterreich 1868 die Kleinrussen an die Polen ausgeliefert, war eine milde Politik gegen die ersteren das schärfste Mittel, welches Rußland gegen Oesterreich anwenden konnte. Doch durfte schon 1859 der amtliche Bericht des Petersburger Ministeriums für Volksaufklärung in außerordentlich wohlwollender Weise den Gedanken erörtern, daß das Erstarken der kleinrussischen Schule, Sprache und Litteratur für Rußland ebensowenig ein Unglück bedeute, als die Wahrung der deutschen Nationalität in den Ostseeprovinzen. Wie oft haben die Kleinrussen später Gelegenheit gehabt, die russische Regierung bitter und schmerzvoll an diesen offiziellen Bericht von 1859 zu erinnern!

Man förderte sie nicht, aber man hemmte sie nicht; das war auch alles, was die Kleinrussen verlangten. Nur einige wenige „Phantasten" blieben mißtrauisch; die anderen nahmen tapferen Muthes auf allen Gebieten den friedlichen Kampf auf. Auch auf dem litterarischen; das war die Zeit, da Kostomarow und Andere dem neu erstandenen Volke auch seine alten Schriftdenkmale zurückeroberten, und zwar wenigstens insoweit, als nun die Wahrheit dem Kundigen bekannt ist. Schlägt man die Kompendien der Weltlitteratur oder auch Uebersichten der russischen Litteratur auf, deren Verfasser nicht selbständig zu arbeiten und zu denken gelernt, so findet man die Erzeugnisse der „zweiten Blüthezeit" noch immer fast ausnahmslos der großrussischen Litteratur zugetheilt. Wie Kostomarow unter den Kleinrussen das Verdienst gebührt, hier zum ersten Mal die Wahrheit unerschütterlich festgestellt zu haben, so darf Pypin nachgerühmt werden, daß er der erste Großrusse war, welcher sich den Thatsachen beugte. Seither sind einige Forscher seinem Beispiele gefolgt, und die Zeit, wo diese Wahrheiten allgemein anerkannt sein werden, dürfte nicht ferne sein. Bezüglich der ersten Blüthezeit steht die Frage insofern ähnlich, als auch hier die Kleinrussen vollständig untereinander einig sind und Pypin gleichfalls auf ihrer Seite haben. Doch steht er im großrussischen Lager vereinzelt, und es ist kaum zu hoffen, daß der Sieg der Wahrheit bezüglich dieser älteren Schriftdenkmale ein so vollständiger sein wird, wie bezüglich der jüngeren. Strittig sind freilich auch, was das Igorslied und die Chronik des Nestor betrifft, nicht viele Thatsachen mehr; aber die Auffassung derselben wird wohl für immer, je nach der Nationalität, eine verschiedene sein. Aus zwei Gründen: Als die erste Ausgabe der Annalen des Nestor (1802—1809) und die erste Ausgabe des Igorsliedes (1800) erschien, gab es keine Litteratur, ja kein Volk der Kleinrussen mehr, nur „Bauern mit einem verderbten Dialekt". Daß diese Schriftdenkmale ihnen zugehören könnten, dieser Gedanke stand, wie den ersten Herausgebern, so auch der ersten Generation von Lesern himmelfern; ganz selbstverständlich gehörte dies Alles dem mächtigen, herrschenden, führenden Stamme, und ihm diesen durch Generationen ungerechter, aber unbestrittener Weise festgehaltenen Besitz wieder zu entreißen, war und ist naturgemäß an Schwierigkeit einer Arbeit des Herkules gleichzustellen. Die Sachlage ist aber auch essentiell eine ungünstigere; das Igorslied ist höchst wahrscheinlich am Ausgang des XII., die Chronik zu Anfang desselben Jahrhunderts geschrieben worden, beide also zu einer Zeit, da Süd und Nord noch nicht sprachlich geschieden waren, so daß es sich daher bis zu einem gewissen Grade um einen gemeinsamen Besitz beider Völker, um ihr Erbe aus den Tagen ihrer Einheit handelt, wie ja auch die Sprache beider Denkmäler, das Altrussische, derzeit weder von den Groß-, noch von den Kleinrussen geschrieben wird. Demzufolge wären allerdings die Großrussen nicht berechtigt, das Lied für sich allein in Anspruch zu nehmen, aber auch ihre südlichen Vettern nicht. Sehen wir jedoch näher zu, so ist der Anspruch der letzteren der weitaus berechtigtere. Beide Denkmale sind im Süden entstanden, beide spiegeln die Anschauungen ihrer Entstehungszeit wieder, wo Kiew noch das politische und geistige Centrum Rußlands war. Ferner aber, und das ist weit wichtiger, darf sich wohl das Kleinrussische die echte Tochter des Altrussischen nennen, nicht aber das Moskowitische, welches ja, wie wir gesehen, ein Produkt sehr starker Versetzung des Altrussischen mit finnischen Elementen ist. Versuchen wir es nun, uns den Stand der Streitfrage durch ein Beispiel aus unserer Geschichte klar zu machen, welches wir zum Glück erfinden müssen, und nehmen wir an, daß die starke Scheidung zwischen Süd und Nord und die Versetzung des Nordens mit slavischen Elementen vom XIV. Jahrhundert ab immer größere Fortschritte gemacht hätte, so daß der Norden von einem slavisch-deutschen, der Süden von einem rein deutschen Volk bewohnt wäre, wem würde unter diesen Umständen das im XI. Jahrhundert entstandene Nibelungenlied zugehören? Ebenso unzweifelhaft wie in diesem erfundenen Beispiel muß die Antwort auch hier lauten: gleichwohl ist es zweifelhaft, ob der Süden je ganz zu seinem guten Rechte gelangen wird. Jedenfalls aber war der Kampf, der da geführt wurde und noch geführt wird, für die Kleinrussen ehrenvoll, viel ehrenvoller jedenfalls, als jene Reihe von Fälschungen, die auch auch unter ihnen auftauchten, wie es denn überhaupt das untrügliche Kriterium jeder Renaissance eines slavischen Volkes zu sein scheint, daß sie auch durch unehrliche Mittel zu wirken versucht. Solche Fälschungen sind die wahrscheinlich von Bodjanski verfaßte, jedenfalls von ihm aus einer angeblich alten Handschrift herausgegebene, sehr phantastische „Geschichte Kleinrußlands", ferner eine Reihe von Volksliedern, darunter solche aus „uralter" Zeit!

Je mehr die liberalen Ideen verblaßten, aber auch je kräftiger sich das neu belebte Volksthum entwickelte, um so kälter, ja feindseliger wurde die Haltung der russischen Regierung. Politiker, welche für die stramme Einheit des Reichs fürchteten, nationale Fanatiker, die jede andere als die eigene Sprache haßten, Reaktionäre, die in den Kleinrussen ein „demokratisches Element" erblickten, orthodoxe Eiferer, denen die freiere Richtung der kleinrussischen Geistlichkeit ein Dorn im Auge war, die Polen, die sich ihrer gefährlichsten Gegner entledigen wollten — sie alle einigten sich in dem Schlagwort: „Separatismus — der Süden reißt sich vom Norden los!" Und die Zeit, wo das thörichte Wort in die Welt gerufen wurde, war wahrlich nicht ungeschickt gewählt: setzte doch eben der amerikanische Bürgerkrieg den neuen Kontinent in Flammen. Man kann sagen, daß schon von 1866, jedenfalls von 1868 ab die russische Regierung diese Bestrebungen nur noch deshalb theilweise duldete, um eben den Galizianern Sehnsucht nach dem „Mütterchen Rußland" einzuflößen. Seitdem wurde ihr Verhalten immer zweifelloser und 1876 endlich erfolgte, dreißig Jahre nach der ersten Unterdrückung, die zweite. Ein kaiserlicher Ukas verbot das Erscheinen kleinrussischer Bücher und Zeitschriften; die Theater wurden geschlossen, die

Schulen russifizirt; wieder war die Pflege des Kleinrussischen, ja die bloße Angehörigkeit zur Nation ein Verbrechen geworden.

1876! — man beachte die Jahreszahl! Dasselbe Jahr, wo Rußland die Serben unterstützte und sein Schwert schliff, die Bulgaren zu befreien! Freilich, die Kleinrussen hatten ja schon den vollen Segen, sie waren ja schon „befreit“. Warum Rußland die Ehrlichkeit seiner panslavistischen Phrasen in demselben Augenblicke, da es sie zu einem Eroberungskriege benützte, durch eine solche Gewaltthat im Inneren illustrirte, ist unklar; irgendwelche thatsächliche Nöthigung lag dazu nicht vor. Daß die Beschuldigung, die Kleinrussen seien insgesammt Nihilisten, eine Unwahrheit und zwar eine schlecht und thöricht erfundene Unwahrheit war, wird heute auch von moskowitischer Seite zugegeben, ebenso wie die Behauptung, die Kleinrussen seien noch schlimmere Feinde des herrschenden Stammes, als die Polen, gewiß von Niemand, der sie aussprach, ernsthaft gemeint worden ist.

Doppelt sonderbar aber muß es unter diesen Umständen erscheinen, daß Rußland diese scheinbar unversöhnlichen Feinde in jeder erdenklichen Weise materiell und moralisch unterstützte, sofern sie nur nicht russische Unterthanen waren. Ja, derselbe Staat, der 1876 gleichzeitig die Kleinrussen zu erdrosseln versuchte und die Bulgaren zu befreien auszog, fuhr in den nächsten Jahren fort, die kleinrussischen Litteraturbestrebungen in Rußland als Verbrechen zu strafen, in Oesterreich durch Geld und gute Worte groß zu ziehen!

Der beiden Parteien unter den österreichischen Kleinrussen ist bereits erwähnt. Auf Seiten der „Swiętojurzy“ stand der Rubel, und auch insofern die Macht, als sie sich in den Besitz einiger alter nationaler Kulturstätten, so des Stauropegianischen Instituts in Lemberg, des Erbes einer alten mächtigen Brüderschaft gesetzt; auf jener der Ukrainophilen aber stand die Vernunft und die ist in Dingen des Geistes immerhin auch eine Macht. So erstarkten sie denn doch und konnten der Sankt Georgs-Partei die Stirne bieten. Zeitweilig war die eine, dann die andere Partei mächtiger; die Frage war eine rein politische geworden. Schützte die österreichische Regierung, wie dies unter Schmerling geschah, die Kleinrussen vor den Polen und trat gleichzeitig eine Stockung in der Cirkulation des Rubels ein, so waren die Ukrainophilen oben auf; begünstigte die Regierung, wie unter dem Sistirungsministerium Belcredi, die Polen und fluthete russisches Geld ins Land, dann siegte die Sankt Georgs-Partei, und wie mächtig sie sich zeitweilig fühlte, mag der Hinweis auf jenes berüchtigte Manifest erweisen, welches ihr Hauptorgan, „Slowa“ („Wort“), 1866 nach Königgrätz publizirte und in welchem sich die Partei gänzlich von Oesterreich loszusagen wagte. Daß die ohnehin schwachen Kleinrussen Galiziens, statt den Polen geschlossen gegenüber zu treten, sich politisch wüthig befeindeten und gegenseitig als Volksverräther denunzirten — die „Swiętojurzy“ fabelten von Bestechung der Ukrainophilen durch die Polen oder die Regierung, die Ukrainophilen sprachen mit weitaus mehr Grund und Recht von einer Bestechung durch den Rubel — war ein rechtes Unglück für sie, in jeder, auch in litterarischer Beziehung. Auch hier war zunächst der Gegensatz ein überaus schroffer. Der Zwang der Nothwendigkeit war jedoch stärker, als die politische Verbohrtheit und der Eigensinn der Führer; zunächst fand eine gewisse Annäherung auf litterarischem Gebiete statt. Da die Ukrainophilen sich darauf berufen konnten, daß Rußland sie bis 1876 sogar innerhalb der eigenen Grenzpfähle, von da ab wenigstens außerhalb derselben nicht als Feinde betrachtet, und da sich ferner die Unmöglichkeit, in einer aus großrussischen und galizischen Dialektworten bestehenden Mischsprache zu schreiben, immer deutlicher herausstellte, so siegten in der Sprachenfrage im wesentlichen die Nationalen. Der politische Unterschied aber glich sich leider immer mehr zu Gunsten der Sankt Georgs-Partei aus. Je schlimmer der Druck der Polen wurde, desto höher wuchs auch die Erbitterung über die Verblendung und den Undank der Regierung, welche die Kleinrussen, die ihr bis 1848 die treuesten Unterthanen gewesen, als Heloten preisgab. Es gibt seit zehn Jahren unter den intelligenteren Kleinrussen Oesterreichs leider wenige aufrichtige Freunde dieses Staates mehr; die Thatsache ist nicht wegzuleugnen. Indeß ist der Gegensatz auf politischem Gebiete keineswegs ganz verwischt, besteht vielmehr mit voller Schärfe fort. Die Sankt Georgs-Partei ist eine ganz eklatant großrussische; sie steht im Solde und unter der Protektion des Panslavismus. Ihre Ziele sind gewiß nicht schlechtweg „hochverrätherische“ und zwar schon deshalb nicht, weil ihr das russische Joch in Wahrheit nicht angenehmer erscheint, auf den Namen einer reichsfreundlichen Partei aber hat sie gewiß keinen Anspruch. Hingegen sind die Ukrainophilen, hinter denen heute auch die große Masse des Volkes steht, zwar in schärfster Opposition gegen die österreichische Regierung und begreiflicherweise sehr erbittert; anti-österreichisch und russenfreundlich aber sind sie vollends nicht, und wie schlimm auch das Loos ist, welches ihnen leider die Polen auf Kosten der Kraft und Würde des gemeinsamen Vaterlandes bereiten dürfen, jenes ihrer kleinrussischen Brüder im Zarenreiche ist ja ein noch schlimmeres.

Der ersten Generation kleinrussischer Schriftsteller Galiziens ist bereits gedacht; ihr folgte eine andere, die wesentlich im Sinne der Georgs-Partei zu wirken suchte; an ihrer Spitze Jakob Holowacki, mehr Agitator als Gelehrter, jedoch als letzterer nicht ohne Verdienst; ferner die Lyriker Ustianowicz, Huszalewicz u. A. Dann jedoch traten die Ukrainophilen immer kräftiger auf den Plan, namentlich seit sie in der „Szewczenko-Gesellschaft“ einen materiellen Stützpunkt gefunden; das 1864 in Lemberg begründete kleinrussische Theater stand bereits von Anbeginn unter ihrem Einfluß. Auch sie zählen schon ein Reihe von Talenten und zwar eben um des volksthümlichen Zuges willen viel frischere und eigenthümlichere, als das ältere Geschlecht. An erster Stelle wäre hier der Novellist Iwan Franko zu nennen, ferner als Lyriker Josef Fedkowicz.

Der Schlag von 1876 hatte die Kleinrussen im Zarenreiche nicht unvorbereitet getroffen; ein Umschwung der Gesinnungen war schon vor jenem brutalen Ukas deutlich fühlbar gewesen; umso weniger verließ sie ihr Muth. Konnten innerhalb der eigenen Grenzpfähle keine kleinrussischen Werke gedruckt werden, so war dies doch außerhalb derselben, und zwar nicht bloß in Galizien, sondern auch in England möglich; das Einschmuggeln ging dann ebenso sicher und glatt von Statten wie der Druck. Waren die Theater geschlossen worden, so konnte doch Niemand verbieten, daß Jemand in seinem Hause ein Fest veranstaltete und dabei von Dilettanten ein Stück aufführen ließ. Ebenso wußten die Kleinrussen der Russifizirung durch die Schule sehr kräftig entgegenzuwirken, so daß auch hier das Schlimmste verhütet blieb. Von den führenden Schriftstellern wurde eigentlich nur einer untreu: Pantalimon Kulisz; 1869 gab er noch eine Uebersetzung des neuen Testaments in der Volkssprache heraus, um der Russifizirung kräftig entgegenzuwirken; sie wurde sofort verboten und konnte nur in Galizien Verbreitung finden — dort allerdings zum guten Theil auf Kosten derselben Regierung, welche sie für ihr eigenes Machtbereich unterdrückt hatte! Wahrlich, kein Oedipus löst die Widersprüche, in welche sich der Panslavismus verwickelt! Was aber Kulisz betrifft, so hatte das Ereigniß so tiefen Eindruck auf ihn gemacht und seinen Mannesmuth so tief aufgerüttelt, daß er bereits 1874 ins großrussische Lager überging und eine Geschichte Kleinrußlands zu publiziren begann, welche völlig den moskowitischen Interessen diente. Mit Ausnahme einiger dii minorum gentium blieben jedoch die Anderen sämmtlich treu und neue Talente gesellten sich hinzu. Ein Novellist von Bedeutung, der daneben auch als Dramatiker und volksthümlicher Historiker wirkt, ist Iwan Lewicki. Von anderen Schriftstellern der neuesten Zeit seien der Verfasser von Dorfgeschichten Myrny, der Dramatiker Michael Starycki, der auch die Dramen Shakespeare's ins Kleinrussische übertrug, die Lyriker Ustenko und Antonenko genannt.

Je schlimmer der Druck, desto kräftiger der Gegendruck,

das zeigte sich wie in Galizien, so auch hier. Durfte kein Buch im Inland erscheinen, so wurde es im Ausland gedruckt und im Inland gelesen; durfte das Kind in der Schule kein kleinrussisches Wort hören, so wurde dafür gesorgt, daß die Unterweisung in der Muttersprache nach der Schule um so gründlicher sei; kurz: „wir gehorchen, aber wir bleiben stehen“, das war die Antwort, welche die Kleinrussen dem Zaren gaben. Hauptsächlich dieser entschlossenen Haltung ist es zuzuschreiben, daß der Ukas, der offiziell noch heute in Kraft ist, doch seit 1882 nur noch von den Schulbehörden, nicht aber von der Censur buchstäblich befolgt wird. Nun werden auch wieder Bücher gedruckt, ja es ist sogar eine Zeitschrift „Kiewskaja starina“ („Das Kiewer Alterthum“) begründet worden, und 1885 durfte eine neue Ausgabe von Szewczenko's Werken erscheinen, natürlich eine editio castigata, in welcher die politischen Gedichte fehlen.

Die Kleinrussen vergessen deshalb doch nicht, was Szewczenko gesungen und wo das Heil ihrer Nation ist. In Galizien von den Polen, im Zarenreich von den Großrussen unterdrückt, bewahren sie dennoch ihr Volksthum, ihre Volksdichtung, ihre Litteratur. Sie gehorchen, aber sie bleiben stehen, und wahrlich, kein Orkan wird sie je vom Platze bringen.

Karl Emil Franzos.

Theater.

Berliner Theater: Markgraf Waldemar. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Wildrandt erscheint in dieser Spielzeit bereits zum zweiten Male auf einer Berliner Bühne: die „Vermählten“ standen an der Schwelle der Saison, nach wenigen Wochen folgte „Markgraf Waldemar“. Die Verbindung, welche von diesem Werke zu jenem hinüberführt, ist schwer zu finden; und Niemand, dem es nicht äußerlich bezeugt würde, möchte vermuthen, daß die spielende Maskenkomödie aus dem Lessing-Theater und die patriotisch-ritterdramatisch angehauchte Historie, welche uns das Berliner Theater in fleißiger Darstellung vorführte, einen und den nämlichen Vater haben. Manches wird eine tiefer dringende Betrachtung an Wildrandt's seiner Produktion zu tadeln haben, aber die eine Anerkennung kann sie ihm nicht wohl vorenthalten: daß der Dichter, in einer Zeit ängstlicher Arbeitstheilung, mit freiem Sinn alle poetischen Gattungen pflegt und beherrscht. In der Lyrik, in der Erzählung und auf der Bühne ist Wilbrandt gleichmäßig heimisch, und nichts Menschliches achtet er sich fremd; von Neros Brandthaten und Messalinens heißem Liebesbegehren dringt er bis zu der Atelierpoesie der „Maler“ und dem Theaterleben „Auf den Brettern“, von den Recken der „Kriemhild“ zu den höfischen Intriguen des „Robert Kerr“, vom mittelalterlichen Kulturkampf des „Grafen von Hammerstein“ zu dem rührsamen Drama vom edlen Verbrecher, Herrn Fabricius. Alte und neue Zeit, Vers und Prosa, romantischen Stil und modern psychologisches Grübeln, alles zieht ihn an, in allem ist er zu Hause.

Hart an unsere Vorzüge grenzen unsere Schwächen; und ein engeres, auf dem einen Gebiet stetig verharrendes Talent, wie etwa Ernst von Wildenbruch, schlägt den Rivalen, der sich auf den gleichen Kampfplatz wie er gestellt hat. Es ist unmöglich „Markgraf Waldemar“ zu sehen, ohne an die „Quitzow's“ zu denken; und so wenig innere Aehnlichkeit auch Wildrandt's und Wildenbruch's Schaffen mit einander haben mögen, der Vergleich zwischen den Dramen drängt sich dennoch auf, welche dieser und jener aus der brandenburgischen Geschichte gezogen haben. Ueber den litterarischen Werth der „Quitzow's“ mag man urtheilen, wie man will, aber Niemand kann bestreiten, was die Thatsachen lehren: daß hier einer der größten Theatererfolge des letzten Jahrzehnts gewonnen ist. Wir haben, als das Stück neu war, an dieser Stelle festzustellen gesucht, durch welche Mittel der Dichter, bewußt und unbewußt, einen so ungewöhnlichen Beifall errungen hat: durch die männliche Kraft und Verves einer szenischen Führung, durch die realistische Ausgestaltung mehrerer Hauptcharaktere, durch die kecke Natürlichkeit der dialektisch-lebendigen Sprache. Der Autor und sein Stoff sind ganz Eines in diesem Werke; und wieviel nun auch ein feinerer Geschmack an den Uebertreibungen in den Motiven und hundert Einzelheiten aussetzen mag, — der Dichter zwingt uns dennoch, an sein Werk zu glauben, weil er selbst den vollen, naiven Glauben an sein Schaffen mitbringt. Dieser seligmachende Glaube aber fehlt in Wildrandt's Drama; und weil kein inneres Verhältniß zwischen dem klugen Poeten und seinem Ritterstück stattzufinden scheint, weil wir die Nöthigung nicht empfinden, welche den Dichter angetrieben, dieses, gerade dieses Werk zu schreiben, fühlen auch wir uns nur äußerlich an den Stoff hinangeführt, und die Frage entsteht, nach fünf langen Akten: wozu der Lärm?

Ein historisches Schauspiel schreibt der Dichter, ein Schauspiel aus der Schillerschule, wie Gottschall's „Arabella Stuart,“ wie Wolff's „Herzog Ernst“ und manches andere, das wir in den letzten Jahren schaudernd erlebt haben. Natürlich daß bei Wildrandt alles feiner, bühnenmäßiger, poetischer wirkt; aber dennoch muß er sichs gefallen lassen, mit Gymnasiallehrern und Litteraturgreisen in einer Reihe gesehen zu werden. Alter Stoff, alter Stil. Es ist kritische Sitte, bei solcher Gelegenheit zuerst die geehrten Vorgänger dem Autor vorzuzählen, sodann den Inhalt dem Leser auseinander zu setzen, und mit einigen allgemeinen Sätzen über die edle Richtung und diese und jene „schöne Szene“ zu schließen. Ich sehe von dem allen ab, weil eine Kritik wie ich glaube kein Lehrbuch ist, und weil ich besseres zu thun wünsche, als Dinge zu wiederholen, die in allen Kompendien stehen. Man schlage Weber's Weltgeschichte oder auch nur Cauer's Tabellen nach, und man wird wissen, wer der falsche Waldemar war, und wie er im Kampf gegen die bairischen Markgrafen von Brandenburg bestand und unterlag. Auch die üblichen Bemerkungen über den unsympathischen Helden, der kein Objekt der Kunst sei, erspare ich den Lesern und mir: solche Redensarten sind eben so altmodisch, wie das Stück dem sie gelten, sie klingen, aber sie beweisen nichts; denn die Frage in aller Kunst ist nicht: sympathisch oder unsympathisch? sondern allein diese: lebendig oder todt?

Zu den lebendigen Werken aber zähle ich den „Markgrafen Waldemar“ nicht: aus der Tradition der Schillerschen Dramen und der Ritterdramen setzt er sich deutlich zusammen. Dazu ein bischen Romantik, ein bischen Psychologie, Wilbrandt's persönliches Eigenthum: Kloster, Morgenland, ein irrsinniger Bettler geben die Stimmung für das Eine her, für das Andere sorgt die Erzählung des falschen Waldemar: wie er im engsten Verkehr mit dem echten Herrscher sein Selbst an ihn verloren, und wie er nach seinem Tode sich als den Andern gefühlt, in wundersamer Verwirrung. Auch die Liebesszenen fehlen nicht, die die Ueberlieferung fordert: eine Thekla und ein Max treten auch vor diesen Waldemar hin, und in die Staatsaktion greift, ganz nach bewährtem Vorbild, Empfindung ein. So ist das Werk, mit aller seiner Bühnenkenntniß, mit seiner sorgsamen und feinen Entwicklung, ohne jede Originalität im höheren Sinne, ohne einen neuen, individuellen Zug, der die Kunst und der den Dichter im Fortschreiten zeigte. Daß solches Fortschreiten, für die Kunst der Gegenwärtigen, nur in der Hinwendung zum Realismus bestehen kann, daß gerade das historische Drama, wenn es überall fortleben soll, lernen muß, an Stelle der traditionellen Motive von Liebe und Aufopferung die harte Macht der Realitäten in der Geschichte aufzuzeigen, das ist meine tief innere Anschauung; und gerade Werke, wie dieser Wildrandt'sche „Markgraf Waldemar“, müssen dazu helfen, sie immer entschiedener und giltiger zu festigen.

Otto Brahm.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 4. Berlin, den 26. Oktober 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW, Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Nach Athen haben die Hochzeitsfeierlichkeiten die gesammte engere Familie des Kaisers Friedrich geführt. Die Gattin des verstorbenen Monarchen hat ihre Tochter in die neue Heimath begleitet; die Geschwister der Braut sind anwesend und mit unserem jetzigen Kaiser hat auch seine Frau die Reise in die griechische Hauptstadt angetreten. Es sind gute und aufrichtige Wünsche, die die deutsche Prinzessin in die Fremde begleiten; jene bürgerlichen Wünsche, die jeder Braut von dem Kreise, der sie hochschätzt, mit auf den Weg gegeben werden, und einer Tochter Kaiser Friedrichs und seiner Frau gibt ein ganzes Volk freundliche Worte zum Geleite. Die Menschen sind nicht so verschieden, wie sie durch die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse, in denen sie leben, erscheinen, und auch für eine Braut, die eine Krone tragen wird, ist die Sonne des Lebens doch Glück in der Ehe. Die junge Braut, die aus Deutschland nach Griechenland gezogen ist, wird in ihrem Gemüthe ein gutes Vorbild mitnehmen; im Glück und Unglück, bei Entsagungen und Kämpfen, wie sie einen Thron stärker als die Niederungen des Lebens umbrausen, fanden ihre Eltern einen festen Ankergrund in der stillen häuslichen Freude eines unvergleichlichen Ehebundes.

Es ist selbstverständlich, daß die politische Kombination diese Heirath und ebenso die Reisen in ihre Rechnung zieht, die aus Anlaß der Hochzeitsfeierlichkeiten vorgenommen worden sind. Kaiser Wilhelm hat sich über Italien nach Griechenland begeben; er hat in Monza den Monarchen des befreundeten Landes begrüßt und er wird bei seiner Rückkehr Konstantinopel berühren; Anlaß genug für die internationale Politik den Anbruch einer neuen Zeit zu prophezeien. Wir werden die neue Zeit abwarten, ehe wir sie begrüßen und werden erst dann an eine Schwenkung Griechenlands und an ein Hervortreten der Türkei aus ihrer vorsichtigen Zurückhaltung glauben, wenn das Athener Kabinet seiner bisherigen Politik entsagt und wenn der Sultan dem Dreibund beigetreten sein wird. Bis dahin schließen wir, daß die Tage in Monza ein Beweis für freundschaftliche Beziehungen zwischen dem Berliner und Römischen Hof sind, daß Hochzeitsfeierlichkeiten die Verwandten zusammenführen und daß ein junger Monarch das Reisen und das Erschauen fremder Länder ebenso lieben kann, wie andere Sterbliche seines Alters.

Gegen den Thronfolger von Württemberg ist ein Attentat verübt worden; glücklicherweise ist von dem Schuß, der abgefeuert wurde, Niemand verletzt worden. Da der Attentäter schon seit längerer Zeit Spuren von Irrsinn zeigte, so gehört der Vorgang zu den bedauerlichen Zufällen, doch nicht zu den politischen Ereignissen.

Die „Kreuzzeitungsleute“ ballen in Berlin und in der Provinz noch immer die Fäuste gegen das Kartell, freilich mit der nöthigen Vorsicht. Sie berufen Versammlungen und fassen Resolutionen, die ihre loyale Unterwerfung unter den kaiserlichen Willen ausdrücken, die ihre Bereitwilligkeit, das Kartell aufrecht zu erhalten, betonen, und die dann mit aller Entschiedenheit verlangen, daß die Nationalliberalen unter Kartell das verstehen sollen, was von den Herren Stöcker, Hammerstein, Wagner und Männern gleicher Gesinnung darunter verstanden wird. Es ist klar, daß bei der gemeinsamen Jagdpartie, über deren nähere Bestimmungen vorläufig zwischen den verschiedenen Theilnehmern eine Einigung noch nicht erzielt ist, jeder sich an der Jagdbeute den größten Antheil zu sichern wünscht. Die Konservativen sind nicht bescheiden, das muß man zugeben; aber wir meinen, daß sie bei ihren großen Ansprüchen doch alle Aussicht haben, ein Erkleckliches zu erlangen. Die Chancen der Regierungsparteien für die nächsten Wahlen sind bisher nicht derartige, daß die Re-

gierung Lauheit oder Fronde selbst nur bei einem kleineren Bruchtheil ihrer bisherigen Truppen leichtsinnig dürfte um sich greifen lassen. Aus Regierungskonservativen und Nationalliberalen allein dem nächsten Reichstag eine Mehrheit sichern zu wollen, erscheint nicht ganz ungefährlich. Mithin wird sich wohl ein Mittel finden müssen, um die gestern Geächteten der „Kreuz-Zeitung“ übermorgen dem großen Heerhaufen in Gnaden wieder zuzuführen; sie werden nach der Lehre, die ihnen zu Theil geworden, etwas bescheidener zurückkehren und damit wird Alles erreicht sein, was erstrebt war; das „Kartell der nationalen Parteien“ ist dann wieder vorhanden, und um dieses schönen patriotischen Werkes willen wird die nationalliberale Parteileitung sich gewiß nicht allzu heftig sträuben, künftig unter Kartell etwas zu verstehen, was den Anschauungen der Herren Wagner und Stöcker wesentlich näher liegt als den eigenen bisherigen Anschauungen. Ein Patriot muß stets zu Opfern bereit sein und der wahre Patriot opfert daher auch seine Ueberzeugungen — doch nur stückweise.

Wir glauben nicht, daß die Ereignisse einen wesentlich anderen Verlauf nehmen werden und wir stehen daher diesen Plänkeleien innerhalb des Kartells mit größter Kühle und größtem Gleichmuth gegenüber. Der Punkt, der uns interessirt, ist ein anderer; ob die Parteileitungen diese oder jene Verabredungen treffen, ist zwar nicht unwichtig, aber am Ende aller Enden ist das nicht das entscheidendste Moment. Die Entscheidung liegt bei den Wählern, bei der großen Masse der Stimmberechtigten; und wir hoffen, daß die Bevölkerung allmählich die Erfolge der heutigen inneren Politik richtig beurtheilt und sich darüber klar geworden ist, wohin die bisher beschrittenen Wege führen müssen. Das offene Zugeständniß dieser Erkenntniß erwarten wir von den nationalliberalen Parteileitern nicht mehr; wohl aber wäre es möglich, daß jene bürgerlichen Schichten, die in gutem Glauben und aus alter Tradition noch immer der nationalliberalen Fahne gefolgt sind, unter dem Eindruck immer lauter sprechender Thatsachen einmal vorurtheilslos die Bilanz der letzten zehn Jahre zögen und dann zu der Ueberzeugung gelangten, daß für sie ein Wechsel der politischen Haltung eine Pflicht gegen ihr Vaterland sei.

Aus dem Ostafrikanischen Schutzgebiet ist die Nachricht eingetroffen, daß Lieutenant von Gravenreuth und Hauptmann Wißmann Kämpfe mit den Aufständischen zu bestehen hatten; natürlich und glücklicherweise waren die Kämpfe siegreich; in den Kolonien pflegen europäische Führer meist siegreich zu sein. Was aber solche Siege für eine Bedeutung haben, darüber kann man nützliche Aufschlüsse von den Franzosen erhalten. Seit dem Jahre 1882, seit dem Ministerium Ferry, siegen die Franzosen in Hinterindien und noch die neuesten Pariser Zeitungen, die wir zur Hand nehmen, berichten von neuen Waffenerfolgen, die sich die Tricolore in der vielversprechenden Kolonie errungen hat. Ferry ist durch seine Kolonialpolitik politisch vernichtet worden; daß es auch dem Fürsten Bismarck bei den von ihm angeregten überseeischen Unternehmungen durchaus nicht mehr geheuer zu Muthe ist, dafür sprechen die verschiedenartigsten Anzeichen. Allein das Ende dieser so wenig versprechenden Bestrebungen ist darum doch noch keineswegs abzusehen. Im Gegentheil! Noch neuestens ist das deutsche Schutzgebiet in Ostafrika gegen Norden ausgedehnt worden; und dem Handel, den die deutschen kriegerischen Operationen in diesen Gegenden ruinirt haben, soll eine vom Reiche subventionirte Dampferlinie zu Hilfe kommen. Auch in dieser Beziehung arbeiten wir ganz nach französischem Vorbilde; der kleine tonkinesische Handel ist durch die Eroberung des Landes gleichfalls vernichtet worden und seitdem müht sich die französische Regierung ab, künstlich mit dem Gelde der Steuerzahler das wieder kümmerlich ins Leben zu rufen, was vorher auch mit dem Gelde der Steuerzahler zerstört worden war. Sehr rationell kann man eine solche Politik nicht nennen.

Herr von Schorlemer-Alst ist jetzt gänzlich aus dem politischen Leben zurückgetreten. Persönliche Motive sollen die Veranlassung bilden; aber die Wirkung wird bis zu einem gewissen, bescheidenen Grade auch eine politische sein. Herr Schorlemer gehörte zu jener Richtung innerhalb der Centrumspartei, die durch und durch konservativ reaktionär ist und die auch auf wirthschaftlichem Gebiet den schönsten Agrariern der Rechten nichts nachgibt; für diese Richtung war er nicht allein ein kämpfender Soldat, sondern der bedeutendste und geschickteste Führer. Wenn er jetzt scheidet, so wird Herr Windthorst, der die Gefahren einer solchen Politik für das Centrum nie unterschätzt hat, des wohl zufrieden sein. Wie reaktionär aber auch Herr von Schorlemer-Alst als Politiker erscheint, so ist er doch gleichzeitig ein Charakter; als seine Ueberzeugungen es verlangten, wußte er kraftvoll gegen die Regierung zu opponiren, und das unterscheidet ihn vortheilhaft von jenen Konservativen der Rechten, deren Gesinnungen und Grundsätze vor einem Stirnrunzeln des Fürsten Bismarck die Farbe und Gestalt wechseln.

In diesen Tagen hat hier in Berlin ein Mann seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert, dessen Name besonders laut niemals genannt worden ist; gleichwohl ist dieses freudigen Ereignisses auch in den Zeitungen gedacht worden, und das mit Recht, denn der Jubilar, der Sanitätsrath Dr. S. Neumann, ist eine typische Gestalt, einer jener Männer, die aufopfernd, selbstlos und intelligent eine lange Reihe von Jahren dem Berliner Gemeinwesen gedient haben. Einunddreißig Jahre hat der Siebenzigjährige jetzt das Amt eines Stadtverordneten inne, und in dieser großen Spanne Zeit hat er eine Fülle segensvoller Anregungen ausgestreut und werthvolle Arbeiten auf kommunalem Gebiete geleistet. Das sind die Männer, die freilich Berlin nicht groß gemacht haben, aber die in schlichter Arbeit dafür sorgten, daß die städtischen Einrichtungen sich den immer steigenden Anforderungen entsprechend stets auf der Höhe der Zeit befanden.

In Oesterreich-Ungarn ist eine staatsrechtliche Frage entschieden worden, über die man lächeln mag. Das Heer des Kaiserreichs heißt nicht mehr die kaiserlich-königliche, sondern die kaiserliche und königliche Armee; das Drängen der ungarischen Opposition hat dieses „Und“ erkämpft. Ernste Ministerberathungen um diese Konjunktion sind kein sehr ernstes Ding, und doch sollte man in Deutschland nicht mit realpolitischem Hochmuth auf diese Vorgänge herabblicken. Eine große realpolitische Bedeutung hat dieses „Und“ freilich nicht; aber es ist ein Symbol, und die Ungarn sind nicht so verächtlich, weil sie politisch so reizbar sind, um selbst für ein unscheinbares Symbol ihrer Unabhängigkeit zu kämpfen. Von diesem Unabhängigkeitssinn wäre vielen Deutschen immerhin auch etwas zu wünschen; sie beugen sich vor einem kleinen „Von“ und lachen über ein „Und“, das für das parlamentarische Ungarn — natürlich in einer Aeußerlichkeit — die Konsequenz seiner Institutionen und seines staatsrechtlichen Verhältnisses bedeutet.

Eine Richtung unter den französischen Republikanern beginnt bedenkliche Seitensprünge zu machen; der rechte Flügel geht darauf aus, das Land mit einer Revision der Preßgesetze und mit einer Einschränkung der Preßfreiheit zu beglücken. Unsere Leser haben von dieser Strömung innerhalb der republikanischen Parteien bereits Kenntniß; wir wünschten, daß diese Politiker ihren Landsmann Alexis de Tocqueville und überdies die Geschichte unseres Jahrhunderts etwas besser studirten, dann würden sie finden, daß Zwangsmaßregeln gegen die Presse zu jenen Medizinen gehören, deren Anwendung die verschreibenden Aerzte noch stets bereuen mußten.

König Ludwig von Portugal ist gestorben; er war ein gebildeter, aufgeklärter, konstitutioneller Monarch, um den sein Volk aufrichtig trauert. Sein Sohn Karl, der den Thron bestiegen hat, erließ sogleich eine Proklamation, in der er dem Lande die Versicherung gab, daß er nach den Grundsätzen seines Vaters in liberalem Sinne fortregieren werde.

* * *

Die Wiedereröffnung des Reichstags.

Der Reichstag ist am 22. Oktober wieder zusammengetreten. Der Eröffnungsfeierlichkeit wohnten ein paar Dutzend Abgeordnete bei. Die zum Beginn der Geschäfte nöthige Anzahl von Reichstagsmitgliedern konnte in den ersten Tagen nach der Eröffnung nicht zusammengebracht werden. Die Thronrede enthielt nichts Unerwartetes und das Erwartete: große Mehrforderungen zur Stärkung der Stützen des bewaffneten Friedens und die Anforderung, ein unerträglich gewordenes Ausnahmegesetz ohne Fristbeschränkung zu verlängern: ist nicht gerade geeignet, die verdrossene politische Stimmung aufzuheitern. Unter so trübseligen Auspicien wird die VII. Legislaturperiode des Reichstags ihrem Ende entgegen geführt.

Es entspricht so recht dem Charakter dieses Reichstags, daß die beiden letzten großen Aufgaben, die er zu erfüllen hat, darin bestehen, die mechanischen Machtmittel des Staates abermals zu erweitern. In der internationalen Politik ist der stärkste Prügel, in der nationalen Politik die schneidigste Polizeimaßregel das Hauptziel des Strebens geworden. Dieser Vorwurf lastet mit furchtbarer Schwere auf dem gegenwärtigen Regierungssystem und führt alljährlich Zehntausende in das Lager der Sozialdemokratie. Ein Regierungssystem, das innere und äußere Gegensätze immer nur mit Kanonen und Polizeiverordnungen überwinden kann, mag sich seiner realpolitischen Kraft noch so sehr rühmen, es ist ideenlos und deshalb unfruchtbar. Die protegirten Sonderinteressen mit all ihrem Bewunderungslärm täuschen darüber nicht hinweg.

Die Entwicklung wäre weniger verhängnißvoll, wenn die Dinge sich nicht, wie eine schleichende Krankheit, so ganz allmählich ausgebildet hätten. Das Verhältniß der europäischen Reiche zu einander ist — allen Bündnißverträgen und allen periodischen Friedensversicherungen zum Trotz — seit einem Dezennium eigentlich mit jedem Jahre schlechter geworden. Diese kontinuirliche Verschlimmerung kommt am drastischsten zum Ausdruck in der rapiden Verstärkung aller Landarmeen und Kriegsmarinen und in der stetigen Verschlechterung der handelspolitischen Beziehungen. Alle Großmächte des europäischen Kontinents sind unablässig thätig, ihre Waffenrüstung zu vervollkommnen und ihre Zollbarrièren zu erhöhen.

Es ist ein seltsames Ansinnen, einer Politik, die solche Resultate aufzuweisen hat, Weihrauch zu streuen. Wer sich aber dessen weigert, dem pflegt man die Frage entgegen zu donnern: ob er etwa Deutschland wehrlos machen wolle; ob er durch Ablehnung der für Heer und Marine in immer stärkerem Maße geforderten Summen die Verantwortung für eine etwaige Niederlage Deutschlands im möglichen Völkerkriege zu übernehmen bereit sei. Die Alternative ist ungefähr so freundlich wie die bekannte: la vie ou la bourse. Die Nerven der Parlamente werden selten stark genug sein, um unter solchen Umständen die Börse zu verweigern. Man wird gelegentlich nach heißem Bemühen einige Millionen abhandeln, aber was verschlägt das gegen die geforderten Unsummen. Es ist, wie wenn man bei einem reichlichen Festmahl an Senf und Pfeffer spart. Es giebt nur ein absehbares Ende dieser Entwicklung, das ist der Bankerott. Der Zustand ist nach und nach so verwickelt geworden, daß auch eine weitgehende Veränderung in den leitenden Personen kaum von großer Bedeutung sein würde, und gerade daraus entnimmt die Sozialdemokratie ihre wuchtigsten Anklagen gegen die ganze jetzige Staats- und Gesellschaftsordnung. „Trotz des sehnlichsten Wunsches der Völker nach Frieden und des aufrichtigen Bestrebens der meisten Staatsmänner, diesem Wunsche Genüge zu leisten, treibt das Staatsschiff unaufhaltsam dem gräulichsten Massenmord oder dem finanziellen Ruin entgegen"; — so wird die Anklage formulirt. Und daran schließt sich ungezwungen die Frage: „Was ist ein Regierungssystem werth, das in diese Sackgasse geführt hat?" Aus dieser sich jedem Staatsbürger immer aufs Neue aufdrängenden Frage empfängt die Sozialdemokratie eine ungleich größere Kraft, als aus ihren sozialistischen Postulaten, die an dem gesunden Menschenverstand der Massen immerhin ein so starkes Hinderniß finden, daß das eigentliche sozialistische Programm: die Verwandlung aller Produktionsmittel in Kollektiveigenthum: für die praktische Agitation beinahe völlig unverwendbar geworden ist. Die Sozialdemokratie repräsentirt den rückhaltlosesten Ausdruck der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen. Die nächsten Wahlen werden deshalb auch durch nichts so deutlich, wie durch das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen zu erkennen geben, in welchem Grade diese allgemeine Unzufriedenheit gewachsen ist.

Nur durch einen vollständigen Bruch mit den reaktionären Traditionen der jetzigen deutschen Politik und durch einen aufrichtigen Anschluß an die humanen Ideen des Liberalismus könnte in dieser Beziehung Wandel geschaffen werden.

Statt dessen verordnet man gegen diese wachsende Unzufriedenheit ein verschärftes Sozialistengesetz; etwas Dauerndes. Kann man sich selbst ein schlimmeres Armuthszeugniß ausstellen und zugleich mehr für weitere Ausbreitung dieser Unzufriedenheit thun? Was hat denn die Sozialdemokratie seit zehn Jahren gefrevelt, daß man berechtigt wäre, sie einer dauernden Knebelung zu unterwerfen? Hat sie in stärkerem Maße als andere Parteien, jene Gesetze übertreten, unter denen alle Staatsbürger stehen? Keineswegs. Nur das Ausnahmegesetz, das eigens für sie geschaffen wurde, ist in zahlreichen Fällen übertreten worden. Es kann kein Gesetzgeber so naiv gewesen sein, anzunehmen, daß das nicht der Fall sein würde. Eher hätte man Ursache, sich darüber zu wundern, daß das nicht in noch viel weiterem Umfange der Fall gewesen ist. Denn es liegt etwas das menschliche Gefühl Empörendes in dem Gedanken, daß dieselbe Handlung, die der eine Staatsbürger ungestraft ausüben darf, dem andern bei Kerkerstrafe verboten ist. Jedes Ausnahmegesetz stärkt deshalb — solange ein Volk nicht ganz apathisch geworden ist — nothwendiger Weise die politischen Widerstände, die es überwinden will, und zwingt dadurch die Anhänger von Ausnahmegesetzen, auf der Bahn der Zwangspolitik, die sie nicht verlassen wollen, immer weiter zu gehen. Diese Entwicklung ist ebenso folgerichtig wie die der Militärschraube. Der weitere Schritt wird das zu bekämpfende Prinzip natürlich weiter stärken, und dann wird man dazu übergehen, das allgemeine Wahlrecht zu beseitigen. Ist der nächste Reichstag nicht wesentlich anders zusammengesetzt, als der jetzige, so ist meiner Ueberzeugung nach das allgemeine Wahlrecht geliefert.

Th. Barth.

Moskowitische Politik auf der Balkanhalbinsel.

„Ich bin um einige Jahrhunderte zu spät geboren. Mein Lebenslauf hätte in ein Zeitalter fallen müssen, da man noch die Politik mit Dolch und Gift machte. Heutzutage — was ist da zu machen? Rücksichten hier, Rücksichten dort. Es ist um dumm zu werden."

Diese Worte sprach der kaiserlich russische Gesandte in Bukarest, Herr Hitrowo, zu einem seiner Kollegen — und zwar zum französischen — ein paar Wochen nach dem mißlungenen Mordversuche auf einen bulgarischen Präfekten, Mantoff. Zwar die Kugeln hatten beide getroffen. Aber in dem Hünenleibe Mantoff's müssen sie sich verirrt haben; denn er ist bald heil geworden und lebt noch heute. Die Mörder hatten nur eine kurze, freilich die belebteste Straße der rumänischen Hauptstadt zu durchlaufen und bogen dann gemächlich ins offene Thor der — russischen Gesandtschaft. Man sieht, wie zentnerschwer die „Rücksichten" lasten, die

man in diesem vermaledeiten Zuckerwasser-Jahrhundert nehmen muß.

Damals, als dieses vielbesprochene Ereigniß vor sich ging, hatte sich Rußland um allen äußerlich sichtbaren Einfluß auf die jungen Balkanstaaten gebracht. In **Rumänien** war dasjenige Ministerium am Ruder, von dem man mit Recht annahm, daß es einer russischen Armee nie wieder gutwillig den Durchmarsch durch das Königreich gestatten würde; man hielt das Land für einmüthig in dem Entschluß, nie wieder mit dem Nachbarreiche eine Militärkonvention abzuschließen, mit dem Rußland, welches ihm zum Dank für die ungeheuren der Allianz dargebrachten Opfer beim Friedensschluß die werthvolle Provinz Bessarabien abgenommen hatte. In **Serbien** ging man die Wege Oesterreichs. **Bulgarien** aber, und zwar Ost- wie Westbulgarien in gleicher Weise, trug bereitwillig jedes Opfer, um sich die politische Knechtung und die finanzielle Ausbeutung Seitens russischer Generäle und Generalpächter für alle Zukunft fern zu halten.

Was hat sich seitdem geändert? Fast Alles, — und nur die in der russischen Geschichte seit dem Beginn der Vormacht Moskaus gänzlich Unbewanderten vermögen die Thatsache zu übersehen, daß die moskowitische Politik auf der Balkanhalbinsel ganz genau und Schritt vor Schritt dieselben Wege wandelt wie sie beschritten wurden, um von jenem Mittelpunkte aus die im Kreise ihn umgebenden staatlichen Existenzen erst zu unterwühlen, dann zu überraschen und schließlich zu vernichten. Man braucht z. B. bloß Seite für Seite die Berichte abzuschreiben, welche von der allmählichen Unterjochung Polens im vorigen Jahrhundert handeln, um mit Aenderung einiger Personen- und Ortsnamen eine Schilderung der gegenwärtigen Zettelungen in Serbien und Rumänien vor sich zu haben.

Bulgarien hält sich noch tapfer. Die Bevölkerung, einem einzigen Stande angehörig und in allewege Eines Sinnes, gibt den anscheinend in hohem Grade fähigen Politikern stillschweigend die Vollmacht, sie fast gewaltsam die Wege der Kultur zu leiten. Die Steuern gehen ein und genügen für alle staatlichen Bedürfnisse. Mißlingt der Abschluß eines Darlehns zu irgend einer begehrenswerthen Eisenbahn und dergleichen, so behilft man sich eben. Aber auf die gedungenen montenegrinischen Mordgesellen, auf die sich in Kasernen und Cafés einschmeichelnden russischen Aufwiegler hält jeder Bulgare um so sorgsamer die Wacht, als seiner Regierung in Sofia seit Kurzem die telegraphischen Winke aus dem rumänischen Nachbarstaate abgehen, durch welche sie Jahrelang in den Stand gesetzt wurde, jeden solchen Besuch gleich an der Grenze des Landes polizeilich ins Auge zu fassen und unschädlich zu machen. An den Koburger Prinzen, dessen Benehmen zuerst gegen die herzgewinnende Art seines Vorgängers unvortheilhaft abstach, hat man sich allgemach gewöhnt; wie der Mensch das Selbsterworbene liebt, so hält man fest am Prinzen Ferdinand und wünscht ihm die Königskrone auf das Haupt zu setzen.

Aber in Serbien? Der Rubel allein hats freilich nicht gethan, so wenig wie ehedem das russische Gold allein den Untergang Polens hätte herbeiführen können. Die Abenteurer-Natur Milans, die Finanznoth der Familie Obrenowicz, die parlamentarische Uebermacht der gänzlich unberechenbaren sogenannten Radikalen, die traditionelle Unbeliebtheit des österreichischen Regiments, sie alle haben ihr gutes Theil an dem Umschwunge mit gehabt, der böse Ereignisse ahnen läßt. Eine Herrschaft zu gründen, wird die Russin Natalie, Exkönigin von Serbien, außer Stande sein, wohl aber wird sie jede nach Ordnung strebende Regierung zu stören und die Rückkehr des Landes zur österreichischen Allianz zu hindern vermögen. In der gänzlichen Unklarheit aller Verhältnisse kann recht wohl eines Tages der Sturz der Dynastie Obrenowicz, und damit zugleich der Einmarsch einer österreichischen Heeresabtheitung erfolgen; denn unter keinen Umständen würde das Kaiserreich den Regierungsantritt des Karageorgewicz zulassen, welcher als Kronprätendent, als Pensionär Rußlands und als Schwiegersohn des Fürsten von Montenegro seit Jahren auf der Lauer steht. Schon bei dieser ersten Erwägung befinden wir uns also unmittelbar vor der nahen Möglichkeit eines europäischen Krieges.

So himmelweit davon verschieden die Zustände des wichtigsten aller Balkanstaaten, Rumäniens, auch jetzt noch sind, — das Land befindet sich in mächtigem, geistigem wie materiellem Aufschwunge und unter der Leitung eines mit voller Hingebung seiner Fürstenpflicht lebenden Königs, — dennoch erscheint die politische Lage dort noch um Vieles gefahrvoller. Einmal schon, weil Rumänien nur entweder ein Riegel wider russische Eroberungen oder gar nichts sein kann. Die zahlreiche und allmählich zu großer Tüchtigkeit herangereifte Armee hat sich während des letzten türkischen Krieges in mehr als einer Hinsicht, namentlich was Organisation, Ausrüstung und — Offiziere betrifft, dem russischen Alliirten überlegen gezeigt. In Petersburg wie in Bukarest bleibt das Telegramm des Czaren Alexander II. an den König Carol unvergessen, welcher aus Plewna flehte: — „Um Gotteswillen, rettet uns“. Am ersteren Orte brennt man vor Ungeduld, das drückende Bewußtsein empfangener Wohlthat abzuschütteln und das rumänische Heer, welches recht unbequeme Eigenschaften, wie nationales Selbstbewußtsein und sogar eine gewisse Mißachtung des Nachbarn an den Tag legte, ein für allemal zu vernichten. Die Konsolidirung der staatlichen Verhältnisse durch den Eintritt des verfassungsmäßigen Thronfolgers in seine Rechte und Pflichten wurde, wie noch erinnerlich, von der russischen Presse mit schlecht unterdrücktem Aerger vermerkt. Die schwachen Stellen in der Rüstung Rumäniens minderten sich von Jahr zu Jahr, das Land wuchs in ungeahnter Weise zur Einmüthigkeit in allen nationalen Fragen heran, — in den Augen des russischen Nachbars war es hohe Zeit, „das Uebel“ der inneren Erstarkung nicht weiter „wuchern“ zu lassen. Man erfand also, was nicht vorhanden war: — eine agrarische Frage.

Ueber diese „agrarische“ Frage ist in allen falsch oder halb unterrichteten Organen so viel gefabelt worden, daß eine authentische, mit Urkunden ausgestattete Darstellung aller darauf gebauten Zettelungen in der That zu den Pflichten der rumänischen Staatsmänner gehört. Sie würde, wie ich glaube, unwiderleglich darthun, daß seit einem Vierteljahrhundert der Robot nicht bloß abgeschafft, sondern nach preußischem Muster die ehemals robotpflichtigen ansässigen Bauern zu Grundbesitzern geworden sind. Der Staat bezahlte die vertragsmäßigen Abfindungssummen und der Bauer hatte in langgemessener Frist die Theilzahlungen zu leisten. Ja sogar auf nicht ansässige Bauern ist das System ausgedehnt worden, sodaß einem jeden Nichtstädter und Nichtedelmann im Lande zu festen Preisen Staatsländereien mit ausgedehnten Zahlungsfristen angewiesen werden.

Die russischen Agenten, welche dutzendweise über die Grenze kamen, wählten sich auffallender Weise just diejenige Gegend aus, welche die besten Verkehrs- und Handelswege, den besten Absatz für Landesprodukte und folglich den wohlhabendsten Bauernstand besitzt: — die Umgebung der Hauptstadt. „Die Staatsländereien sollten Euch Bauern gehören.“ „Der Zar wünscht, daß Ihr sie unter Euch vertheilet.“ „Es ist Unrecht von dem ausländischen König in Bukarest, daß er sich die Staatsländereien sammt und sonders angeeignet hat;“ (in Wirklichkeit hat ihm Rumänien anstatt eines Theiles seiner äußerst mäßigen Civilliste einige Staatsgüter zu eigener Verwaltung übertragen). „Geht hin, ihr guten Leute, nach der Hauptstadt, ringsherum aus der ganzen Gegend, zieht vor das Schloß und jagt ihn fort. Der Zar wird schon für Euch sorgen.“

Mit schlichteren Lügen ist nie ein Aufstand gemacht worden. Doch war die Wirkung eine, wie es scheint, unheilvolle. Denn der Mann des besonderen königlichen Vertrauens, welcher als Führer der Opposition die von J. Bratiano so lange ehrenvoll innegehabte Stellung als Premierminister übernahm, Herr Carp, hatte keinen ausreichenden Anhang im Lande und mußte die Macht in die Hände von Männern wie Catargiu, Vernesko, Bidesko

gleiten sehen. Was diese, allem Anschein nach nicht sehr zahlreiche Gruppe von Politikern betrifft, so thut man ihnen wohl kaum Unrecht, wenn man aussagt, daß sie weniger rumänische Patrioten als russische Parteigänger seien. Im Lande ist die Meinung vorherrschend, daß sie trotz maßloser Anstrengungen (insbesondere suchen sie durch Ernennungen zu einflußreichen Posten sich Anhang zu verschaffen) binnen wenigen Jahren abgewirthschaftet haben werden. Inzwischen aber? — ja darin steckt eben die nicht geringe Gefahr für den Frieden Europas — inzwischen unterbleiben die theils von langer Hand vorbereiteten, theils seit Jahren andauernd fortgesetzten Schutz- und Vorsichtsmaßregeln. Den fremden Aufwieglern wird nicht auf die Finger gesehen, der noch überaus schwache bulgarische Nachbar empfängt keine freundschaftliche Warnungen mehr, die Person des Königs, ja sogar die der allbewunderten Königin werden ungestraft verunglimpft, die Wehrkraft wird vernachlässigt, die innere Politik einer Versumpfung entgegen geführt.

Auch an dieser wichtigsten Stelle also ist ein Erfolg der unermüdlichen und wohlbezahlten russischen Umtriebe und folglich ein Kriegsausbruch durchaus möglich.

Man beherzige den Gegensatz. Zwischen Griechenland, Bulgarien und Serbien besteht eine Eifersucht und Mißgunst, welche jeden Tag wieder zum Schwerte zu greifen bereit scheint, wenn in Macedonien oder anderswo einem einzelnen derselben irgend ein äußerer Vortheil erwachsen sollte, Rumänien hat sich bisher über Anwandlungen der Art erhaben gezeigt. Aber die einzige Macht, welche den vier genannten Staaten ein einheitliches Rückgrat geben könnte, — nachdem die Furcht vor dem russischen Kolosse das nicht länger vermag — wäre die Türkei, die damit nur ihr eigenstes Interesse wahren würde. Die Türkei versteht dies ihr Interesse vollkommen, vermag jedoch dem Verständniß keine That folgen zu lassen.

Auf der anderen Seite Rußland. Es gibt Leute, die in ihrer Weisheit russische Zustände als unhaltbar und deshalb Rußland als schwach ansehen. Mögen sie es sich ein für allemal gesagt sein lassen, daß in Rußland über die Hauptpunkte der auswärtigen Politik nur Eine Meinung herrscht. Ans Meer, an das allzeit eisfreie, schiffbare Meer wollen sie Alle. Nur Wladiwostok, das weit entfernte, steht ihnen zu Gebote. Ausgeschlossen sind sie vom Persischen Meerbusen, ausgeschlossen vom Mittelländischen Meer, ausgeschlossen von der Nordsee. Sie sind Niemandes Feind, der ihnen zu einem dieser Meere oder allen dreien den Zugang eröffnet, und eines Jeden Feind, der ihnen denselben verschließt. Zar Alexander III. ist der Zustimmung aller Russen, auch der Nihilisten, so lange sicher, als seine Politik sichtbar diesen Ziele zustrebt.

Obigem Glaubensbekenntniß der russischen Nation, das wohl keinem Widerspruch begegnen wird, lassen wir zum Schluß ein Aktionsprogramm der Panslavisten folgen, dessen vor Kurzem ein hervorragender auswärtiger Publizist habhaft wurde, welches in einzelnen Zeitungen zum Abdruck gelangte, und dem Niemand den Charakter der Glaubwürdigkeit absprechen wird, wenn es auch niemals in feierlicher Sitzung der Panslavistenkomitees in Moskau oder Petersburg aufgestellt und zum Beschluß erhoben sein sollte Es ist unmöglich, die zunächst im Auge zu haltenden Ziele rückhaltloser und ehrlicher auszusprechen. Die „Zehn Gebote russischer Politik“, — als solche wurden sie von dem erwähnten Publizisten veröffentlicht, — lauten wie folgt:

I. Rußland soll die seitens Oesterreich auf der Balkanhalbinsel betriebene katholische Propaganda nicht länger gestatten.

II. Rußland soll das sogenannte russische Galizien annektiren.

III. Siebenbürgen und einige Distrikte des südlichen Ungarns und der Bukowina sollen Rumänien übergeben werden.

IV. Bosnien, Slavonien und einige ungarische Distrikte sollen an Serbien kommen.

V. Die Rumänen sollen eine orthodoxe Dynastie an die Stelle ihres jetzigen protestantischen Königshauses setzen.

VI. Der serbische Thron soll dem Prinzen Nikolaus von Montenegro angeboten werden.

VII. Die Armeen von Griechenland, Serbien, Rumänien und Bulgarien sollen dem Zaren den Eid der Treue leisten.

VIII. Alle orthodoxen Kirchen sollen der russischen untergeordnet werden.

IX. Alle Katholiken und Protestanten sollen aus allen Balkanländern vertrieben werden.

X. Die bulgarische Kirche soll mit der griechischen vereinigt werden.

Georg von Bunsen.

Glossen zum „Leben Mirabeau's“.*)

Quelques reproches qu'on ait pu justement lui faire nous croyons que Mirabeau restera grand. Il lui est resté l'odeur du panthéon et non de l'égout.
Victor Hugo: Sur Mirabeau (1834.)

Ueber ein halbes Jahrhundert ist verstrichen, seit Goethe sich über Dumonts Mirabeauiana aussprach, wie folgt: „Ich kenne kein lehrreicheres Buch als diese Memoiren, wodurch wir in die geheimsten Winkel jener Zeit tiefe Blicke thun und wodurch uns das Wunder Mirabeau natürlich wird, ohne daß dieser Held dadurch irgendetwas von seiner Größe verliert. Nun kommen aber die neuesten Rezensenten der französischen Journale, die über diesen Punkt ein wenig anders denken. Die guten Leute glauben, der Verfasser jener Memoiren wolle ihnen ihren Mirabeau verderben, indem er das Geheimniß seiner übermenschlichen Thätigkeit enthüllt und auch anderen wackern Leuten einigen Antheil an dem großen Verdienste vindicirt, das bisher der Name Mirabeau allein verschlang.

Die Franzosen erblicken in Mirabeau ihren Herkules und sie haben vollkommen recht. Allein sie vergessen, daß auch der Koloß aus einzelnen Theilen besteht und daß auch der Herkules des Alterthums ein kollektives Wesen ist, ein großer Träger seiner eigenen Thaten und der Thaten anderer.

Im Grunde aber sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinn unser Eigenthum nennen. Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte.“

„Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei gethan und zu Stande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben? Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornirte, Kindheit und Jugend, wie das reife Alter; alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt und ich hatte weiter nichts zu thun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesäet hatten.

*) Von Alfred Stern. Berlin, Siegfried Cronbach, 1889.

Es ist im Grunde auch alles Thorheit, ob einer etwas aus sich habe oder ob er es von andern habe; ob einer durch sich wirke oder ob er durch andere wirke; die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig. Mirabeau hatte daher vollkommen recht, wenn er sich der äußern Welt und ihrer Kräfte bediente, wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höheren Zwecken in Thätigkeit setzte. Und eben, daß er es verstand, mit Anderen und durch andere zu wirken, das war sein Genie, das war seine Originalität, das war sein Geist."

Zu ähnlichen Ergebnissen, wie der greise Goethe in diesen im Februar 1832 zu Eckermann gesprochenen Worten, kam der jugendliche Victor Hugo in seiner Eingangs erwähnten, von Sainte-Beuve mit Recht hochgehaltenen Mirabeaustudie. Nicht anders entschied im Kernpunkt der Sache 1837 Thomas Carlyle in seinem genialen Essay: Mirabeau — nach meinem Dafürhalten dem Tiefsten und Gewaltigsten, was vorher und nachher über das heroische, in Tugenden und Lastern gigantische Geschlecht der Mirabeau gedacht und gesagt wurde. Alle Drei — der Deutsche, der Franzose, der Engländer — haben mit nachschaffendem Künstlergeist das Geheimniß dieser mächtigen Natur erforscht, in unvergeßlichen Zügen seine schmerzen- und gräuelvolle Jugend, sein gedanken- und thatenreiches Mannesalter vergegenwärtigt.

Und heute — erwähnt die wissenschaftlich strenge, kritische Mirabeauforschung dieser unsterblichen Vorgänger mit keiner Silbe. Aus Nachlaßpapieren und Archivalien holt sie unzählige Steinchen zu einem neuen Mosaikbild; genauer: zu einer Reihe von Mosaikbildern, deren Verdienst übrigens nicht angetastet werden soll. Jahrzehntelang arbeitete Louis de Loménie an einer Familiengeschichte der Mirabeau, die in der Historie des Einen Geschlechtes zugleich die Zustände Frankreichs von 1715—1789 offenbaren sollte: nach seinem Tode erst (1879) veröffentlichten seine Angehörigen die ersten zwei Bände seines weit ausgreifenden Werkes: wir lernten da Mirabeau's Vorfahren, Urväter und Geschwister, die Physiokraten und Geheimbündler, die Kolonial- und Agrarverhältnisse Frankreichs, das Privat- und öffentliche Leben des merkwürdigen Hauses und Manches wieder in vielfach neuer Beleuchtung und Betrachtung anders kennen, als bisher. Und es war dem Referenten dazumal eine Ehre und Freude, diese bedeutenden Studien zuerst in Deutschland, in der „Neuen Freien Presse", einführen und nach Verdienst anerkennen zu dürfen. Nur die Jugendgeschichte Mirabeau's behandelten die bisher erschienenen Mirabeauforschungen Loménie's (zu welchen wir auch die in den Esquisses historiques et littéraires wieder abgedruckte Skizze Mirabeau et Madame de Néhra zählen wollen). Die Vollendung des nur theilweise druckreif vorliegenden Manuskriptes sagte uns schon dazumal der würdige Sohn des Verewigten, Charles de Loménie, zu: Amtsgeschäfte und Abhaltungen aller Art hinderten jedoch bisher die Einlösung dieses Versprechens.

Doppelt dankenswerth ist es daher, daß ein deutscher Historiker, der Miltonbiograph Professor Alfred Stern in Zürich, die Durchforschung des Riesenmaterials übernommen, von Loménie gefördert, die Nachlaßpapiere Mirabeau's, außerdem aber auch noch die Archive von Berlin, Wien, Paris 2c. gründlich zu Rathe gezogen und die Resultate langjähriger Mühen in dem zur Aufschrift genannten zweibändigen Werke niedergelegt hat.

Es ist eine Studie aus den Quellen: grundlegend für wichtige Zwischenspiele in Mirabeau's Leben, zumal für die Berliner Episode, die Begegnung mit Friedrich dem Großen, Mirabeau's auswärtige Politik u. A. m. Ein Buch, dessen berufener Kritiker vielleicht einzig und allein der wohl erst in Jahren oder Jahrzehnten nachfolgende, jede Einzelnheit quellenmäßig nachprüfende nächste Mirabeaubiograph sein dürfte. Eine Arbeit, die nach Form und Inhalt Achtung und Antheil verdient. Peinlich gewissenhaft in der Untersuchung des Details, schlicht und bedächtig im Vortrag, unentbehrlich für Jeden, der diese Zeit der Gährung begreifen und erkennen will.

Aber auch das entscheidende, das letzte Wort über Mirabeau? ein Fortschritt über die Charakterstudien von Goethe, Carlyle, Sainte-Beuve und Victor Hugo? eine grundstürzende sachliche oder dialektische Revision dieses weltgeschichtlichen Prozesses?

Die Bedeutung dieser Frage hat unser Autor selbst nicht verkannt: bescheiden und einsichtig bekennt er im Vorwort: „Für immer bleibt das psychologische Problem bestehen, wie sich so viel Monstrosität des Menschlichen mit so viel politischem Genius verbinden konnte." Zugegeben: soweit dabei an den richtenden Historiker gedacht wird, der nur so weit mitwirkt, als überliefertes, urkundliches Entlastungs- und Anklagematerial vorliegt. Herzenskündiger aber, Dichter und Visionäre, die Carlyle und Goethe, die Hugo und Sainte-Beuve wagen kühnere Sprüche: sie schließen aus sicht- und greifbaren Wirkungen auf Ursachen zurück, die sonst nirgends aktenmäßig nachgewiesen, überliefert erscheinen. Ihnen ertönt das Donnerwort des Tribunen deutlicher und dauernder, als durch irgend einen modernen Phonographen aufbehalten: ihrem Feuergeist wird Manches helle, was dem eifrigsten, kritischen Spürgeist stets dunkel bleibt; sie begreifen, weshalb die Legende an diesen und keinen anderen Mann sich knüpft: sie versuchen es, dem „Ausnahmsmenschen" als Ausnahmsmenschen gerecht zu werden. Kein Zweifel: sie sind bei solchem Nachempfinden, „Sicheinfühlen", Irrthümern und Fehlgriffen ausgesetzt. Bleiben die denn aber den mikrologischen Methodikern erspart? Wer hat z. B. Napoleon I. richtiger erfaßt, unbefangener beurtheilt: Goethe und Manzoni oder Taine und seine Leute? Mag sein, daß die volle Wahrheit bei keiner der beiden Richtungen, vielleicht überhaupt nicht bei den nachgeborenen, oder wohl gar nun und nimmer bei und von irrenden Sterblichen zu hoffen, zu holen ist. Wir bescheiden uns denn auch mit pyrrhonischer Weisheit des Zweifels. Daß aber — in Sachen Mirabeau's wenigstens — die warmblütigen Künstlernaturen unsere Sympathien in höherem Maße besitzen, als die kühleren Männer der archivalischen Kritik, haben wir mit den früheren Berufungen auf die unseres Erachtens in den Grundzügen noch immer nicht entkräfteten Meinungen Goethe's und Victor Hugo's angedeutet.

Die Kunst des Biographen, des Porträtisten, des historischen Essayisten setzt in letzter Linie die angeborene Kunst der Menschenkritik voraus: Beobachtung, Erkenntniß außerordentlicher und alltäglicher Charaktere aber läßt sich wohl ausbilden, durch Erfahrung und Uebung entwickeln, nun und nimmer aber nur technisch erwerben. Ein Velazquez, ein Saint-Simon, ein Mommsen, ein Menzel packen ihre Urbilder mit einem Griff: als schöpferische Genien. Die Meisterschaft, mit welcher dann jeder Eine mit den Kunstmitteln seines Faches diesen ersten Eindruck zum Gemeingut macht, die einzelne Physiognomie, genau so, wie er sie geschaut, überzeugend für Alle hinstellt, ist ein Sekundäres, theilweis Bekanntes. Sie geben Lebenswahrheit, nachdem und weil sie die lebendige Wahrheit erfaßt, erkannt haben. Die Art dieser Weltzeugen ist es gewiß nicht, das Böse zu leugnen oder zu vertuschen: auch bei ihnen, wie beim Goethe'schen Hans Sachs ist „nichts verzierlicht und nichts verkrizzelt, nichts verlindert und nichts verwizzelt". Ein großer genialer Sünder, wie Mirabeau, imponirt aber selbst in Carlyle's Groteske: wo und wann die leibhaftigen Don Juan, die Lord Byron freveln, erinnern sie niemals an große, geniale Spitzbuben vom Schlage der Figaro und Reineke.

Es war das tragische Verschulden von Mirabeau's Vater, des bekannten „Ami des hommes," diese einfache Lebensregel bei der Beurtheilung der Knabenstreiche und Jugendsünden seines großen Sohnes zu verkennen und ich

besorge, daß Sterns Sympathieen für den Marquis von Mirabeau ihn bisweilen allzu entschieden Partei nehmen ließen gegen den jungen Grafen, den Ouragan von Mirabeau. Mir wenigstens ist nach wie vor die nackte Schilderung des Jugendlebens von Mirabeau, wie sie Häusser in seinen Vorlesungen über die Geschichte des Zeitalters der Revolution als Beweis für die Unhaltbarkeit der Zustände des ancien régime exemplifizirte, klarer und einleuchtender, als die Darstellung dieser endlosen Zwistigkeiten und Gewaltthaten bei Loménie und Stern. Der Gegensatz des alten und des jungen Mirabeau, der Kampf zwischen Zar Peter und Alexei, zwischen Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm I. ging der dichterischen Vergegenwärtigung desselben Zwiespaltes in „Kabale und Liebe,“ „Don Carlos“ &c. voraus. Und was zuerst im individuellen Zweikampf der Vertreter zweier Generationen, zweier Weltanschauungen an Fürstenhöfen und im Haus hoher Adelsgeschlechter aufeinander platzte, was in den Prophetenreden Schiller's zum Ausdruck gelangte, das verwirklichte die Revolution: blutig, gräuelvoll, doch unaufhaltsam, naturnothwendig. Gefehlt wurde in so furchtbarer Krisis sicherlich in allen Lagern. Daß Mirabeau in diesem elligen Familienhader durch eigene und fremde Schuld für ewig bemakelt wurde, daß die Irrungen seiner Jugend, die sittlichen und sinnlichen Gräuel seiner Kerker- und Flüchtlingszeit sein Wesen, seine politische Laufbahn unheilbar geschädigt haben —, Niemand hat das lebhafter empfunden, tiefer beklagt als er selbst in dem oft wiederkehrenden Wehruf des schon weltberühmten Redners: „O, meine Jugend!“ Er hat sich — im Innersten wie jede große eine wahrhaftige Natur, — niemals dieser Fehltritte geschämt; er hat seine Sünde nie beschönigt oder geleugnet; aber er hat unter ihrem Druck gelitten, wie Don Juan unter dem Gespenstergriff des steinernen Gastes. Mirabeau wäre nicht Mirabeau ohne diese im eigentlichen Wortsinne einzige Vergangenheit: seine Leiden und seine Ausschweifungen müssen als ein Phänomen hingenommen werden, das mit tausend Zungen geschichtliche Wahrheit predigt, wie die Erlebnisse des Verführers von Sevilla — poetische, d. h. menschlich typische Wahrheit verkündigen.

„In Mirabeau“ — so urtheilt Sainte-Beuve, der sonst nicht im Verrufe eines läßlichen Moralisten steht — „begegnen uns gar viele Laster und Rohheiten, die seinem Temperament entstammten; andere, die aus den Verhältnissen, aus den Wirren und Nöthen seines unablässig bedrängten Lebens sich ergaben. In Mirabeau war auch ein Stück Komödiant und Theaterfigur, das sich aus der eigensten Natur seiner Begabung erklärt und — es muß gesagt werden — wie das fast bei jedem öffentlichen Charakter wiederkehrt, der zum Führer der Anderen berufen ist. Aber sein Innerstes war voll Wärme, im Grundkern war seine Ueberzeugung aufrichtig &c.“ „Wir müssen eben anerkennen, daß in dieser auf das Aeußerste getriebenen Natur eine Größe lebte, die uns in Verwunderung setzt, die uns übertrifft und die verloren gegangen ist: Grandiaque effossis mirabitur ossa sepulchris.“

Diese leitenden Gesichtspunkte vermissen wir mehr und mehr bei den neueren Kritikern der Revolutions-, wie der napoleanischen Epoche: ein Neudruck der alten Humoreske: comme quoi Napoléon n'a jamais vécu wäre heute denn auch nicht ganz unzeitgemäß: sein Name, meinte der Spaßvogel, weise auf Apollo und den Sonnendienst, die Reihe der 12 Marschälle auf Artus Tafelrunde, wo nicht gar den Thierkreis und was dergleichen Schnurren mehr.

Mirabeau wird heutzutage — nicht von seinem jüngsten Biographen — von ernsthaften Leuten nicht viel anders behandelt. Seine Schriftstellerei gilt als Gemisch von Cynismus und Kompilation (und doch hat schon Sainte-Beuve Rivarolo's Hohnreden abgewiesen, daß Mirabeau ein litterarischer „Barbar“ sei: schon in den Anfängen des schreibenden Autors erkennt der große Kritiker la grande voie romaine toute tracée, la voie vraiment triomphale dans l'éloquence). Seine Reden werden als gestohlenes, listig zusammengerafftes, von Anderen gehegtes Gut bezeichnet. Sein Muth wird als Frechheit, seine tapfere Schlagfertigkeit als südländische Renommage abgethan. Diesen Uebertreibungen kann Unsereins nicht mehr Geltung zubilligen, als den sentimentalen Romanen von Flaubert's unwürdiger Jugendgeliebten, der würdigen „Freundin“ Victor Cousins': Madame Louise Colet und ihrer Jeunesse de Mirabeau (ganz zu geschweigen von Theodor Mundt's „historischem“ Gemälde: Graf Mirabeau); diesen Zerrbildern ist noch weniger innere Wahrheit zuzuschreiben, als den Boulevardkomödien, in welchen Heine den Grafen Mirabeau bald als Spieler, bald als galanten Abenteurer, bald als unglücklichen Sohn, bald als Volksmann, immer aber als ganzen Kerl und als Liebling der Nation zu Gesicht bekam.

Stern's „Leben Mirabeau's“ ist die ernste Arbeit eines ernsten Mannes: es heischt und verdient ebendeshalb ernste Kritik. Leistungen der Art ehrt man nicht besser, als durch das Anlegen großer Maßstäbe. Aber auch wer der Auffassung der Hauptgestalt gar nicht oder nur mit Vorbehalten zustimmen kann, wird mit Dank und Anerkennung von dem Werke scheiden, das des Neuen und Wahren die Fülle bietet, das in der Gelehrten-Litteratur mit Ehren bestehen, und so lange dauern wird, als man nach Mirabeau überhaupt fragt.

Wien, Oktober 1889. Anton Bettelheim.

Giordano Bruno und die Entwicklung der kosmologischen Anschauungen.

I.

Der Name des geistvollen Philosophen von Nola gehörte bis in die neueste Zeit herein zu denjenigen, mit welchen sich bloß eine sehr geringe Minderzahl unseres Volkes bekannt gemacht hatte. Heute ist das allerdings ganz anders geworden; jener Name ist zu einer Kriegsfahne erhoben, zu der eine große Anzahl begeisterter Anhänger schwört, während eine noch weit beträchtlichere Menge ihn nur mit allen Zeichen des äußersten Abscheus im Munde führt. Nicht ohne Staunen steht solchem erbitterten Kampfe der Meinungen derjenige gegenüber, der sich von vornherein keinem der beiden Parteilager angeschlossen hat und sich ein objektives Urtheil über die im Mittelpunkte des Streites stehende Persönlichkeit bewahren möchte. Giordano Bruno für sich allein zu betrachten, das würde zu keinem rechten Ergebnisse führen, denn bei all seiner unleugbaren Genialität erweist er sich doch gerade in dem Punkte, welcher unser Hauptaugenmerk auf sich ziehen muß, als von seinen Vorläufern beeinflußt. Wir ziehen es deshalb vor, in größeren Umrissen ein Geschichtsbild vom „Kampf um die Weltanschauung“ zu entwerfen, wobei wir das Wort Kampf zunächst allerdings in rein geistigem Sinne gebrauchen. Materielle Machtmittel zum Austrage wissenschaftlicher Streitfragen zu gebrauchen, ist freilich von jeher bald mehr bald minder verschämt versucht worden, und nicht der guten Gesinnung der Gewalthaber, sondern lediglich deren unzureichenden äußeren Mitteln ist es zu danken, wenn die Freiheit des Gedankens nicht schon vor Bruno eine weit größere Zahl von Märtyrern gefordert hat.

Die Weltsysteme des Alterthums und Mittelalters hatten bei aller sonstigen Verschiedenheit doch das mit einander gemein, daß der „Kosmos“ als etwas endliches, in sich abgeschlossenes angesehen wurde, über den hinaus auch die höchst gespannte Wißbegier des Menschen nichts mehr zu suchen hatte. Die sogenannte „achte Sphäre“, an deren Innenseite die Fixsterne angeheftet waren, begriff in sich die zu ihr konzentrische Erdkugel, um welche sich Sonne, Mond und die fünf damals allein bekannten Planeten herum bewegten, und lediglich über die Art dieser Bewegung gingen die Ansichten auseinander, indem die einen für die von Eudoxus begründete, von Aristoteles künstlich ausgestaltete Lehre von den mit verschiedenen Bewegungen begabten

Sphären, die anderen für das epizyklische System des Ptolemaeus sich entschieden. Nur seltene und schwache Anläufe werden gemacht, um die Fesseln zu zerbrechen, in welche diese für den Mathematiker befriedigenden, für den Philosophen aber nach unseren Begriffen beengend wirkenden geometrischen Konstruktionen das freie Denken schlugen; bezeichnend aber ist es, daß schon damals einzelne Zionswächter mit argwöhnischem Blick solch Unterfangen verfolgten. Plutarch nämlich erzählt uns, daß der Astronom Aristarch von Samos, der sich für die Ruhe der Sonne und für eine doppelte Bewegung der Erde aussprach, deshalb einen Ketzerprozeß auf sich gezogen habe; von dem Stoiker Kleanthes sei er wegen Gotteslästerung vor Gericht belangt worden, denn er habe den „heiligen Weltherd" aus seiner Ruhe gebracht. Wir sind nicht darüber unterrichtet, ob wirklich ein hellenischer Staatsanwalt die Beschwerde des frommen Mannes aufgenommen und ob Aristarch wirklich eine Strafe erhalten hat, doch möchten wir zur Ehre des griechischen Namens eher das Gegentheil annehmen. Wie dem aber auch sei, eine gute Spürnase hatte in diesem Falle der Ankläger bewiesen, denn so wenig wir von Aristarch's Lehrgebäude wissen, so berechtigt dieses wenige uns doch zu dem Ausspruche, daß es als eine Anticipation der Coppernikanischen Weltordnung in seiner Art einzig dasteht. Auch während des Mittelalters hat es nicht an Reformversuchen gefehlt, allein zu der klaren Bestimmtheit des Aristarch hat sich keiner derselben zu erheben vermocht.

Die Kirchenväterzeit, während deren ein wahrlich achtbares Maß geistiger Kraft einzig auf den Zweck verwendet werden mußte, die neu gewonnenen ethischen Heilswahrheiten in wissenschaftliche Form zu bringen und mit philosophischen Ideen zu durchdringen, konnte einer Vervollkommnung der kosmologischen Anschauungen begreiflicherweise nicht förderlich sein; ja es gingen sogar viele der Grundlehren wieder verloren, welche den eisernen Bestand altgriechischer Wissenschaft gebildet hatten. Die Erde verlor ihre Kugelgestalt, an welcher seit dem Zeitalter des peloponnesischen Krieges kaum ein Gebildeter mehr gezweifelt hatte; der „christliche Cicero", Lactantius, erklärte es für unmöglich, daß ein klarer Kopf an das Dasein von Gegenfüßlern glauben könne, und wenn trotzdem von gescheiten Leuten solche Paradoxa in die Welt geschleudert würden, so könne man nur annehmen, daß dies aus Freude an geistreichen Monstrositäten und zur Uebung der Dialektik geschehe. Wenn man die Vorstellungen Revue passiren läßt, welche einzelne frühchristliche Geographen — Ethicus, ferner der „Anonymus von Ravenna" und ganz besonders der Alexandrinische Kaufherr Kosmas Indopleustes — sich von der Gestalt unseres Wohnkörpers gebildet hatten, so kann man nur mit einem gewissen Schrecken von der Verwilderung Akt nehmen, welche im Verlaufe einiger weniger Jahrhunderte in denjenigen Kreisen eingerissen war, von welchen die Völker ihre Bildung zu erwarten hatten. Die Gerechtigkeit erfordert es, anzuerkennen, daß nicht sämmtliche patristische Schriftsteller von diesem Taumel ergriffen waren; wesentlich auf die Völker lateinischer und orientalischer Abstammung blieb der Rückfall beschränkt, während die Nationalgriechen, vorab Gregor von Nyssa, auch auf astronomisch-geographischem Gebiete an den guten Traditionen ihres Volkes festhielten, ja sogar in einzelnen Fragen über dieselben hinauszugehen versuchten. Dem allgemeinen Verfalle waren sie nicht im Stande Einhalt zu thun, vielmehr vollzog sich unaufhaltsam der Rückschritt, und erst in den von gelehrten Benediktinern geleiteten Klosterschulen des späteren Mittelalters erreichte der Wissensstand wieder annähernd jene Höhe, auf welcher er sich ein Jahrtausend früher befunden hatte. Abweichungen von den gerade die Herrschaft behauptenden Lehrmeinungen hat die Kirche niemals gerne gesehen, und die Kulturgeschichte dieser dunkeln Zeit gewährt uns mancherlei Anhaltungspunkte für diese an sich einleuchtende Behauptung. Als im VIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Bischof Virgilius von Salzburg die Existenz der Antipoden für wahrscheinlich erklärte, erregte er durch diese These den Zorn des heiligen Bonifacius, und eine von diesem vor den päpstlichen Stuhl gebrachte Beschwerde würde für den kühnen Neuerer zweifellos sehr unangenehme Folgen gehabt haben, wenn nicht der weltliche Arm, diesmal repräsentirt durch den dem Bischof wohlgeneigten Hausmeier Pipin, seine Mitwirkung versagt hätte.*) Der zweite der von uns angedeuteten Fälle ereignete sich fünf Jahrhunderte später. Alfons „der Weise" von Kastilien, dem in der traurigen Periode des Interregnums vorübergehend auch die römisch-deutsche Kaiserkrone gewinkt hatte, war ein begeisterter Freund der Sternkunde und scheute Mühe und Kosten nicht, um die als unzulänglich erkannten astronomischen Tafeln des Ptolemaeus durch seine „alfonsinischen" zu verdrängen. Allein dabei konnten ihm die verwickelten Grundanschauungen der antiken Astronomie kein Genüge thun, und im berechtigten Unmuthe über das Wirrsal der Planetenbewegungen, in welches kein Ariadnefaden zu führen schien, ließ sich der König zu der ihm verhängnißvoll gewordenen Aeußerung hinreißen: „Hätte mich bei der Weltschöpfung Gott um meinen Rath gefragt, so würde ich ihm eine einfachere Anordnung der himmlischen Bewegungen angegeben haben." Auf dieses Wort beriefen sich die Rebellen, um 1282 unter der Leitung geistlicher Führer bei den Cortes die Absetzung eines der edelsten Fürsten zu erwirken, welche den an solchen Erscheinungen wahrlich nicht reichen spanischen Thron je geziert haben.**)

Vestigia terrent. Es mag dahingestellt bleiben, ob kluge Rücksicht auf den Zeitgeist oder wirkliche innere Ueberzeugung die wackeren Forscher der Renaissanceepoche abgehalten hat, an der hergebrachten Kosmologie zu rütteln; wir persönlich möchten das letztere als das wahrscheinlichere annehmen. Es fehlte eben der ungeheuren Mehrzahl der Zeitgenossen jener philosophische Schwung, der über die „Welt" des Ptolemaeus hinausführte; jenseits derselben war im besten Falle das reine Nichts vorhanden, und alles, was irgendwie das Interesse des Menschen, sein wissenschaftliches sowohl wie sein religiöses, anregen konnte, war in einer der sieben Kugelschalen untergebracht, welche man zwischen die Erdoberfläche und die äußerste Begrenzungshülle eingeschaltet dachte. Wir besitzen in seiner Naivetät geradezu reizendes Belegstück für diese unsere Behauptung, eine gedrängte Beschreibung des Universums, welche von einem der anerkannt besten Köpfe des XV. Jahrhunderts herrührt und von dem Verfasser zufällig unter den handschriftlichen Schätzen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek aufgefunden worden ist.***) Johann von Gmünd, ein hochangesehener Lehrer der Wiener Schule, setzt in diesem Bruchstücke einer ausführlicheren Darlegung auseinander, wie das Weltganze beschaffen sei. Im Mittelpunkt desselben schwebt die sphärische Erde, um welche sich die Elementarsphären des Wassers, der Luft und des Feuers herumlegen, während die fünfte Sphäre, die der Gestirne, aus einer besonderen, von den Mängeln der Erdmaterie freien Substanz gebildet ist. Daran reihen sich dann noch einige weitere Kugelringe, welche resp. den erlösten Seelen, den Heiligen, Engeln und schließlich

*) Es ist für unsere moderne Anschauung nicht leicht, sich in die Motive des päpstlichen Zornes hineinzudenken, denselben überhaupt auch nur zu verstehen. Weniger die Lehre von der Kugelgestalt gab das Aergerniß, wiewohl auch sie als mit biblischen Zeugnissen im Widerspruche stehend erachtet wurde; man nahm vielmehr hauptsächlich Anstand daran, daß nirgendwo in der heiligen Schrift der Möglichkeit gedacht ist, wie auch diesen auf der abgewandten Seite des Erdballes wohnenden Brüdern das Evangelium zu Theil werden konnte. Sehr unterrichtend in vielen — auch vom Autor unbeabsichtigten — Beziehungen ist die großentheils gegen den Schreiber dieser Zeilen gerichtete Streitschrift des in seinem Fache sonst sehr geachteten belgischen Mathematikers Gilbert (Le pape Zacharias et les Antipodes. Brüssel 1882).

**) Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß nicht bloß die christliche Orthodoxie sich mit der herrschenden Weltanschauung identifizirte. Ein Beispiel aus griechischer Zeit haben wir bereits zu verzeichnen gehabt, aber auch die Priester der muhammedanischen Religion haben nicht selten die Anhänger freier Richtung, z. B. die „lauteren Brüder" Arabiens, verfolgt, und nicht minder galt in den Augen vieler Rabbinen der große Maimonides für sehr verdächtig, wie denn derselbe in der That in seinem „Führer der Irrenden" astronomische und philosophische Grundsätze vertrat, welche von den offiziell in den „Lehrhäusern" gepflegten sich weit entfernten.

***) Günther, Studien zur Geschichte der mathematischen und physikalischen Geographie. 4. Heft. Halle a. S. 1878.

der Gottheit selber zum Aufenthalte angewiesen sind. Für die Verdammten ist bei dieser Rangordnung keine Stelle ausdrücklich vorbehalten, allein man weiß ja bereits aus Dante Alighieri's „Inferno“, daß sie den Mittelpunkt der Erde bewohnen, und daß für diese dort wirklich der geeignetste Platz ist, das muß auch die moderne Erdphysik zugeben, denn wir wissen jetzt, daß im Erdinnern eine alles menschliche Begriffsvermögen übersteigende Hitze herrschen muß — ganz wie es sich für eine richtige Hölle schickt. Mit solch kleinlichen, grobsinnlichen, bis ins Uebermaß anthropomorphischen Vorstellungen von Gott und Natur konnte sich also vor 450 Jahren ein auf der Höhe seiner Wissenschaft stehender Gelehrter zufrieden geben; mit solcher geistigen Kost wurde die Auslese der deutschen Jugend genährt!

An diesem Verhältnisse hat die kirchliche Reformation, die ja überhaupt in ihren späteren Phasen nur zu sehr von dem anfänglich unter den glücklichsten Auspizien betretenen Wege ablenkte, nichts irgend wesentliches geändert. Der kindlich-freudige Glaube Martin Luther's bedurfte eines Weltsystemes, in dem die Erde und das an ihr haftende Menschengeschlecht den Mittelpunkt bildeten, und auch seiner derb-praktischen Auffassung aller Dinge konnte die fast überirdische, aller Sinneswahrnehmung zuwiderlaufende Doktrin des Coppernicus wenig zusagen. „Der Narr“, so läßt sich Luther einmal in seinen „Tischreden“ vernehmen, „will die ganze Kunst Astronomiä umbkehren, indem daß die Erde beweget würde und umbgienge.“ Vor solchen Abirrungen der Phantasie könne doch schon ein Hinblick auf die bekannte Stelle im Buche Josua bewahren. Man muß jedoch dem Reformator rühmend nachsagen, daß seine leicht begreifliche Abneigung gegen das heliocentrische Weltsystem sich niemals bis zum verfolgungssüchtigen Hasse gesteigert hat; mit einigen gelegentlichen Scherzworten, an denen es dem sarkastischen Mann nicht leicht fehlte, hat er „dem Zeitalter, dem er angehörte, seinen Tribut entrichtet“.*) Anders Melanchthon. Von Hause aus eine ungleich liberalere Natur**) als sein großer Gefährte, von der Berechtigung steter Mitwirkung der Vernunft auch bei den höchsten Problemen der Theologie durchaus überzeugt, erweist sich der „Lehrer Deutschlands“ doch auf kosmologischen Gebiete als ein starrer Scholastiker, der jede Abwendung von den aristotelischen Dogmen für schweres Unrecht hält. Niemand wird vergessen, wieviel Deutschland auch betreffs der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer dem Pädagogen Melanchthon zu danken hat: seine Unterrichtswerke, vor allem sein wirklich mit hohem Geschick gearbeiteter Grundriß der Physik, haben redlich dafür gesorgt, daß wenigstens ein gewisses Mindestmaß von Kenntnissen der Nation erhalten blieb; allein von dem „Vorhandensein mehrerer Welten“ wollte er nichts wissen, und bis an sein Lebensende ist er ein entschiedener, ja selbst von einem gewissen Zelotismus nicht ganz freizusprechender Gegner des Coppernicus geblieben.

Dieser selbst nun hat für die Entwicklung der uranologisch-philosophischen Anschauungen niemals etwas leisten wollen, und nach dieser Seite hin ist denn auch seine reiche Wirksamkeit für lange ohne Folgen geblieben. Der Frauenburger Domherr war voll und ganz Astronom, nicht beobachtender — denn, um dies zu sein, fehlten ihm so ziemlich alle äußeren Hilfsmittel —, sondern konstruirender und rechnender. Mit jenem Geistesblitze, wie sie nur in langen Zwischenräumen ihr Jahrhundert erhellen, hatte Coppernicus erkannt, daß qualitativ alle die Unregelmäßigkeiten, welche dem weisen Alphons und hundert anderen das Leben sauer gemacht hatten, mit einem Schlage verschwinden würden, wenn man die Sonne und Erde ihre Plätze im Planetensystem tauschen lasse, und nachdem er einmal soweit mit der Konzeption der neuen Idee im reinen war, verwandte er vier Dezennien dazu, den quantitativen Beweis für die Richtigkeit seiner Aufstellungen im Einzelnen zu erbringen und Planetentafeln zur Vorausberechnung aller Konstellationen zu entwerfen. Rationalistische Schlüsse aus seiner Entdeckung zu ziehen, lag seiner nüchternen Denkart an und für sich fern, und auch seine Stellung als kirchlicher Würdenträger verbot ihm dergleichen; hat sich ja doch die Meinung, daß Coppernic vor religiösen Anfeindungen seiner Oberen gänzlich verschont geblieben sei, den eingehenden Forschungen Prowe's gegenüber nicht aufrecht erhalten lassen. Von der Schuld freilich ist er völlig freizusprechen, daß er selbst seine Lehre nur als Hypothese vorgetragen und so diese auf Schleichwegen in die Oeffentlichkeit zu bringen versucht habe; im Gegentheil ist Coppernic's Widmungsschreiben an den Papst Paul ein Dokument edelsten Freimuthes und rückhaltlosen Bekenntnisses zur Wahrheit. Die erwähnte feige Verballhornung der großen Neuerung war dagegen leider das Werk eines protestantischen Geistlichen, des mit der Ueberwachung des Druckes beauftragten Osiander in Nürnberg, und es muß dessen unmännliches Versteckspiel umso mehr Verwunderung erregen, als der Mann sonst zu den wildesten und unerschrockensten Streitern jener kriegerischen Periode gehörte.

Gegen den Ausgang des XVI. Jahrhunderts also war der starre Bann, der auf der Weltanschauung lag, noch in keiner Weise gebrochen; selbst der kühne Reformer Frischlin, der auf fast allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit das Fortschrittsbanner erhob, weicht in seinem astronomischen Lehrbuche noch um keinen Fingerbreit von Ptolemaeus ab, und nur schüchtern wagt ein deutscher Philosoph*) die Bemerkung, daß die „Endlichkeit der Welt“ mit den Anfängen menschlicher Erkenntniß im Widerspruche stehe. Hier nun hat Giordano Bruno eingesetzt; die Schilderung seines Eingreifens soll einem zweiten Artikel vorbehalten bleiben.

S. Günther.

*) Zöckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. 1. Abtheilung. Gütersloh. 1877. S. 590 ff.

**) Man vergleiche die fein ausgemalte Charakteristik Melanchthon's bei Fr. Paulsen. (Geschichte des gelehrten Unterrichtes. Leipzig 1885. S. 136 ff.)

*) Dies war Nikolaus Taurellus von Mömpelgard, der „deutsche Cartesius“. Sein Zeitgenosse und Amtsbruder Schwenter berichtet von ihm, er habe den Satz, daß die Welt auch jenseits der Fixsternsphäre eine weitere, also eine unendliche Ausdehnung besitze, durch folgenden Syllogismus erhärtet. Wenn ein Mensch sich am Ende der Welt befindet, so kann er entweder die Hand ausstrecken oder er kann dies nicht; im ersteren Falle streckt er sie in den unbegrenzten Weltraum hinein, im anderen ist etwas vorhanden, was ihn verhindert, und dieses Hinderniß füllt eben seinerseits den Raum ganz oder theilweise an. Ein Mann mit solch freigeistiger Denkweise konnte leicht ins Licht atheistischer Lehren gerathen, und so haben ihn denn auch die Gottesgelehrten Altdorfs gehörig verketzert (f. F. X. Schmid, Nikolaus Taurellus, der erste deutsche Philosoph. Erlangen. 1864).

Ein Eckchen im Paradiese.

Die Centenarausstellung der französischen Kunst.

Ich habe wirklich sehr wenig Aehnlichkeit mit Dante, oder wie er, habe ich mir oft überlegt, wie es denn eigentlich im Paradiese sei. Einförmig und monoton sicherlich nicht; nein, voll Abwechslung und Mannigfaltigkeit und jedem der Seligen wird dort nach seinem Geschmacke aufgewartet werden. Wenn ich nun eine unserer modernen Ausstellungen sehe, so überrascht mich jedesmal die Verschiedenartigkeit des zu Sehenden und die Menge der Betrachtenden. Dabei sehen diese meist sehr glücklich aus, und sie würden den Ruf: „man schließt bis ans Ende der Jahrhunderte“ entschieden freudig begrüßen. Jeder begäbe sich in seine Lieblingsabtheilung und versenkte sich dort für immer in ein wonnevolles Betrachten. Eine Klassifizirung der Besucher würde sich ganz leicht machen lassen, wenn der heilige Petrus, der an der Kasse die „Tickets“ in Empfang zu nehmen hätte, aufschriebe, zu welchem Punkte der Ausstellung Jeder seine ersten Schritte lenkte. Ich für mein Theil lief sofort zur Malerei und da will ich auch bleiben. Die Centenarausstellung der französischen Kunst ist's, die mich angezogen hat und mich in Fesseln hält. Ich bin so lange in ihr die Kreuz und die Quer herumflanirt, daß ich erst ein

bischen spät über sie zu reden anfange. Schadet nichts; die Zeit gibt dem Urtheil gewissermaßen eine Perspektive, und man gelangt beim Warten dahin, seine eigenen Ansichten durch die Anderer zu kräftigen, und man hört, wie verschieden die Jungen und die Alten ihre Vorgänger und ihre Zeitgenossen beurtheilen. Man bildet dabei sich selbst um. Und auf welch freundlichem Wege; immer angesichts der Kunstschöpfungen und der Künstler, die uns theuer sind, seit wir überhaupt ein eigenes Urtheil haben. Hoffnungen und Befürchtungen bestätigen sich, haben sich zum Theil wohl schon bestätigt, und inmitten dieser Unzahl von Arbeiten, dieser Legion von Namen können wir uns förmlich als Nachwelt fühlen. Welches Ideal für die Kunstkritik, Nachwelt zu werden und durch ihren Mund zu sprechen.

Aber ehe ich dieses mein Ideal zu erreichen suche, will ich kurz darlegen, was eigentlich die Centenarausstellung der französischen Kunst ist. In einer anderen Abtheilung, der „exposition décennale", hatte man diejenigen Werke vereinigt, die in den Salons der letzten zehn Jahre hervorgeleuchtet hatten. Hier konnte man sämmtliche preisgekrönten Bilder Revue passiren lassen. Die Mehrzahl der Bilder, die es sich verlohnte, wiederzusehen, hafteten noch treu genug im Gedächtniß, und für die Fremden, derenthalben sie ausgestellt waren, wäre weniger mehr gewesen. Bei der Centenarausstellung handelte es sich um eine geordnete Zusammenstellung von Werken aller derjenigen Maler, die während der hundert Jahre, 1789—1889, den Stolz der französischen Schule ausgemacht hatten. Die modernen Säle des Louvre gaben, obwohl fast überreich gefüllt, doch kein vollständiges Bild von den Leistungen unserer Künstler, und so verlangte man denn, Dank der Initiative des Herrn Antonin Proust, besondere Räume im Ausstellungspalast am Marsfeld, man machte Anleihen bei Provinzialmuseen und bei Privatsammlungen — und so schuf man die Centenarausstellung. Sie war freilich nicht lückenlos, ihr Arrangement nicht das beste, das Licht nicht ideal — gleichviel, der Erfolg war groß. Wie viele Meisterwerke sahen wir wieder; an wie viele haben wir gedacht. Gleichsam Enterbte waren, wie immer, auch hier die Bildhauer, deren Schöpfungen sich nicht so leicht verpflanzen lassen als die der Maler. Man muß daher auf Treu und Glauben meine Versicherung hinnehmen, daß unsere Skulptur kaum jemals so blüthenreich war wie heute; ich erinnere nur an Rude, Chapu, Falguière, Mercié, Guillaume, Dubois, Saint-Marceaux und Dalou.

So kurz als möglich habe ich auseinandergesetzt, was die Centenarausstellung war, und so werde ich mich jetzt ebensowenig in historischen Betrachtungen unserer Schulen ergehen, noch werde ich die Prinzipien entwickeln, welche die drei großen Perioden dieser hundert Jahre beherrscht haben, die klassische, romantische und naturalistische. Wir brauchen auch nicht zurückzukommen auf die Vorschriften und Kunstregeln, die heute als recht und morgen als schlecht gelten, und die am Ende nur dann wirklichen Werth hatten, wenn ein Genie auf die Welt gekommen war, um sie anzuwenden. Der Unterricht ist noch der gleiche und noch gleich gut. Wie in der Schule wird auch in den Ateliers nichts im Fluge und im Sturm gewonnen. Hören wir einmal zu, wie einer der Maler seine Schüler lehrt; ein getreuer Biograph hat uns seine Anweisungen aufbewahrt, und meine Leser werden überrascht sein, wenn ich ihnen den Namen des Malers nenne. Hier einige seiner Rathschläge:

.... „Man muß nicht mehr wollen als man kann .... man muß einfache, bescheidene, trauliche Sujets behandeln, wenn uns die Natur dafür geschaffen hat; es kann einer wunderbare Hirten malen und er wird ausgelacht werden, wenn er Helden hinstellen will. .... Wir müssen alles Wissen zu vergessen suchen und vor die Natur hintreten wie ein Kind, das nichts weiß."

Welcher verstockte Romantiker würde wohl glauben, daß David so zu seinen Schülern sprach? Manet, der rücksichtsloseste aller Impressionisten, hätte nicht anders lehren können, wenn er Schüler gehabt hätte.

Ich präsidire, Gott Lob, keiner Preisvertheilung, und will mich hier überhaupt nicht auf die großen Prinzipien einlassen. Ich begnüge mich vielmehr damit, einen unanfechtbaren Satz aufzustellen: Es gibt gute und es gibt schlechte Maler.

Versuchen wir, sie von einander zu scheiden und überlassen wir uns willig dem entzückenden Zauber der guten.

Die Werke des achtzehnten Jahrhunderts, welche die Ausstellung aufwies, waren chronologisch eingefordert und nicht ausgesucht worden. Da sind Talente, die in den letzten Zügen liegen; Greuze und Fragonard wirken nur noch durch den Zauber ihrer Namen. Wir wollen ihrer gern gedenken, aber wir wollen ihre Bilder nicht mehr sehen. Der schmetternde Trompetenruf, der durch die Centenarausstellung jubelt, ist — David. An ihm können wir uns berauschen. Er gibt den Augen zu sehen, er blendet sie, man sehe nur seine wenigen hier vereinigten Gemälde: die Salbung des Kaisers Napoleon I. und die Krönung der Kaiserin Josephine in der Kirche Notre Dame zu Paris, das Bildniß Michel Gérard's, Mitglied der Assemblée nationale, und seiner Familie, und das Porträt der Frau von Récamier! Ein einziger Blick auf diese Meisterwerke erzeugt schon in uns jenes Gefühl ohnmächtiger Kleinheit, das erste Symptom einer Bewunderung, die sich in den Worten Luft macht: das ist schön! das ist strahlendes, siegreiches Licht, welches blendet, als verließen wir die Finsterniß. Das ist lebendiges Leben, welches uns trifft wie ein elektrischer Schlag . . .

Beginnen wir — Ehre dem Ehre gebührt — mit der Betrachtung der Kaiserkrönung. Man ist getroffen von der Erhabenheit und zugleich der Wahrhaftigkeit dieses Bildes.

Die Beleuchtung ist hell und klar, ohne zu schmeicheln, einfach, natürlich. Im Mittelpunkte des Bildes steht Napoleon, die Arme erhoben, im Begriff die Krone auf das Haupt der Kaiserin Josephine zu setzen. Wohin wir blicken, überall unvergleichlich gezeichnete Figuren. Das Gesicht des Papstes sehen wir hier im Profil, während das wunderbare Porträt, welches sich im Besitz des Louvre befindet, es en face zeigt. Beide sind gleich schön und selbst in dem berühmten Rafael'schen Bildniß Julius II. ist die päpstliche Physiognomie, wie mir scheint, nicht feiner wiedergegeben.

Jede dieser Ehrendamen ist sich bewußt, einer glänzenden Ceremonie beizuwohnen, ohne daß die Haltung derselben im mindesten geziert erschiene. Ein Kolorist hätte vielleicht die Gelegenheit zur Entfaltung leuchtenderer, glänzenderer Töne ausgenutzt, aber wir vermissen sie nicht; denn das Licht lagert über dieser glänzenden Versammlung.

Wer hielte es heute für möglich, daß das Porträt der Frau von Récamier kein Glück gemacht hat; ja, daß sie selbst nichts von ihrem Ebenbilde hat wissen wollen! Auf einem gelben Sessel hingestreckt, ein schwarzes Sammetband in dem einfach aufgesteckten Haar, in ein Gewand aus weichem weißen Stoff gehüllt, scheint sie, was sie war: eine Zauberin. Was macht sie nur auf diesem Bilde so herb? Weder der Einfachheit der Kleidung, noch der Nacktheit der Füße dürfen wir dies zuschreiben.

Auf einem Porträt von Gérard, welches neben dem David'schen hängt und welches die Récamier ihrerzeit viel mehr befriedigt hat, sind Stoffe und Faltenwurf leichter; die Füße gleichfalls nackt. Offenbar schickt sie sich eben an, ein Bad zu nehmen, ein warmes, denn um sie herum erhebt sich, aus einem kaum angedeuteten Bassin emporsteigend, der feuchte Dunst heißen Wassers. Welch' ein Wunderwerk ist doch ein schönes Porträt! Und, wenn ich dies sage, schwebt mir nicht mehr die Récamier von Gérard vor, sondern David's Michel Gérard. Wir machen jetzt, 1889, die Bekanntschaft eines Mannes, der vor hundert Jahren gelebt hat. Offenbar stört ihn unser Besuch wenig; er empfängt uns ruhig in Hemdsärmeln! Er scheint nicht auf Förmlichkeiten zu halten! Zwischen seinen Beinen hält er einen Buben, seinen Letztgeborenen, so einen zehnjährigen Jungen. Ich bin ganz still geworden, um — ebenso wie die beiden, hinter ihr stehenden älteren Bilder, — auf Fräulein Gérard, die am Spinet sitzt, zu lauschen. Ja, wär' der Phonograph damals schon erfunden gewesen, man hörte jetzt, zur Vervollständigung der Illusion, die Sonate und das Beifallklatschen. Aber wozu ein Phonograph! Sie reden, sie leben ja, all'

diese David'schen Menschen! Ein anderes Porträt von David — auch ein Meisterwerk — ist nicht ausgestellt. Es ist das Porträt — und diesmal freue ich mich, daß das Original nicht mehr lebt — Marat's; Marat, der in der Badewanne getödtet wird! Ja, David war sicherlich ein genialer Maler — ich habe nicht gesagt ein genialer Mensch. Wenn wir uns in seine Biographie vertiefen, springt uns die sehr erfreuliche Thatsache in die Augen, daß die Vorsehung Wesen schafft, die einzig und allein dazu bestimmt sind, Maler zu werden. Es gibt kein besseres Beispiel für diese Behauptung als David. Er, der Künstler, ist zugleich auch Staatsmann und — was für ein Staatsmann!

Hier Meisterwerke — dort Niedrigkeiten — das ist die Bilanz des Künstlers und des Politikers. In dem erwähnten Bildniß Marat's enthüllt sich der ganze David. Das Ungeheuer hat den Menschen zu Verbrechen und den großen Künstler zu einem Meisterwerke angeregt. Vielleicht war es klug, daß man eines der großen Gemälde David's, das seinen Ruhm gesichert hat, nicht ausgestellt hat und zwar: „Die Sabinerinnen“, die während der romantischen Periode so sehr zur Zielscheibe des Spottes geworden waren, daß der Fluch der Lächerlichkeit noch immer ein wenig an ihnen haftet. Und doch kommt wohl einmal der Tag, da man, übersättigt von Impressionisten, Pleinairisten und den anderen, dem Tatius seine etwas mangelhafte Bekleidung — einen Helm und ein Schwert — verzeihen wird, denn er hat — Muskeln und Knochen.

Die Schüler David's sind zahlreich. Einer von ihnen, Pagnest, der sich durch einige Porträts berühmt gemacht hat, starb, noch nicht 30 Jahre alt. Ein wunderbares Porträt von ihm ist auf der Ausstellung; eine häßliche alte Frau, die Stirn von künstlichen Locken bedeckt; ein zerdrückter Hut umrahmt dieses alte, unschöne, durchfurchte Gesicht — aber die Lebenswahrheit ist eine so vollendete, daß wir wie gebannt vor dem Bilde stehen bleiben. Arme Frau! Als sie noch lebte — wer hat sie angesehen!

Manche Maler werden ihren Bewunderern auf der Ausstellung fast nur durch ihre Namen ins Gedächtniß gerufen. Géricault, Gros, Prud'hon muß man im Louvre sehen. Das „Floß der Schiffbrüchigen der Medusa“, das Meisterwerk Géricault's, hätte die Reise wohl nicht ausgehalten. Man hat darum gut gethan, es ruhig auf seinem Platze zwischen Gros' „Pestkranken in Jaffa“ und Prud'hon's „Justitia, das Verbrechen verfolgend“, zu lassen. Ein alter Bilderfreund braucht freilich, um diese Bilder vor sich zu zaubern, nicht erst in den Louvre zu laufen. Er braucht sich nur nieder zu setzen, den Kopf in die Hand zu stützen und die Augen zu schließen. Dann sieht er sie vor sich, diese drei Dramen, vor Allem das von Géricault, wo der allerrealste Vorgang mit der vollendetsten Einfachheit wiedergegeben den naiven Beschauer und den ausgepichtesten Kenner gleicher Weise schaudern macht. Die Figuren mußten so wunderbar gemalt, die Stellungen so unvergleichlich wahr sein, damit selbst die Naturalisten das Floß der Medusa als Meisterwerk anerkannten, und doch steckt gar viel schöpferische Phantasie in dieser Komposition. Dort die Figur — sie kehrt uns den Rücken zu und schwingt einen Stoffsetzen wie eine Fahne als Signal — die hat Géricault sicher nicht auf Grund von „Dokumenten“ gemalt. Gesetzt selbst ein Zeichner wäre dabei gewesen — ihm hätte es — am Stift und — am Muth zum Zeichnen gefehlt!

Und Prud'hon! Welcher Meister! Und zu denken, daß er neben David lebte und daß auch er seine Stoffe und seine Menschen von den Alten herholte. Die Mythologie hatte es ihm angethan. Was für hübsche Götter, für bezaubernde Göttinnen hat nicht sein Stift geschaffen und wenn er den Pinsel nahm, wie spann er seine Olympier dann ein in ein feines, zartes, geheimnißvoll webendes Licht. Sein klassisches Alterthum gehört ihm, ihm ganz allein, und wie ganz verschieden ist es nicht von dem seines Nachbar David. In Gros sehen wir einen Schüler, der seinem Lehrer nur in dessen schönen Eigenschaften gleichen will. Er fügt zu der Genauigkeit der Zeichnung, zu der subtilen Kenntniß und Behandlung der Form eine erstaunliche Kühnheit der Komposition und eine vollkommene Beherrschung der technischen Ausführung. Gros' erste Bilder verrathen eine solche Fülle der Begabung, daß man es sich gar nicht vorstellen kann, wie seine späteren so ganz Fiasko machten, daß der stolze Künstler in seiner Verzweiflung einem Leben ein Ende machte, das ihm ohne Talent werthlos dünkte. Es ließe sich eine interessante Studie über Gros und seine Werke schreiben, etwa unter dem Titel: „Ueber den Einfluß der offiziellen Malerei auf das Talent.“ Die zu ziehenden Schlüsse dürften freilich der offiziellen Malerei kaum günstig sein! Doch fort mit der Betrübniß über den Tod von Gros. Wir wollen uns von den Romantikern, die jetzt siegreich vordringen, trösten lassen und den Neuerern zujubeln.

Die große Schlacht, die damals geschlagen wurde, liegt bereits so weit hinter uns, daß wir die Kämpfenden nicht mehr aufzuzählen vermögen. Viele sind auf dem Schlachtfelde geblieben; Mancher, der in den Reihen der Sieger zu fallen schien, ruht längst in der Vergessenheit der Besiegten. Zwei unauslöschlich strahlende Namen beherrschen die Periode der Romantik: der eine erscheint uns zur Hälfte als ein Romantiker und man müßte ihn treffender als den letzten der Klassiker bezeichnen; in Theorie und Praxis ist er jedoch ganz verschieden von seinen Vorgängern, ich spreche von Ingres, und der andere ist Delacroix. Beides große Maler, und nur von solchen wollen wir sprechen.

Ingres ist auf der Ausstellung nicht sehr glänzend vertreten; man hat ihn bei Weitem nicht in ein so gutes Licht gesetzt wie David, den er nur sub beneficio inventarii beerbt hat. Seine Werke zerfallen in drei große Gruppen: Porträts, darunter bewundernswürdige, z. B. das des Herrn Bertin, und viele andere, die des Aufzählens wohl verlohnten und die ich vor meinen Augen vorüberziehen lasse, als ebensoviele kapriziöse und doch entzückende Beweise für Ingres' stark subjektive Art die Natur zu sehen und wiederzugeben; heroische Kompositionen, wie den „Plafond d'Homère“ oder „le Martyre de Saint Symphorien“; Staffeleibilder wie „la Stratonice“, „la Source“ oder „die Sixtinische Kapelle“. Eine stattliche Reihe von Meisterwerken und — Irrthümern. Aber nur bedeutende Menschen irren wirklich. Vom Marsfeld sind freilich seine verfehlten Bilder verbannt geblieben, und nur um diejenigen, die wir hier zu sehen bekommen, desto rühmender hervorzuheben, erinnere ich an ..... nein, ich nenne sie doch nicht! Betrachten wir lieber le Martyre de Saint Symphorien. Alles auf dieser Leinwand ist vollendet. Die Figur des Märtyrers im Mittelpunkte des Bildes ist von fast überirdischer Hoheit und in wie scharfem Kontrast zu dieser vornehmen Ruhe wirken die bewegten, von sorgfältigsten anatomischen Studien zeugenden Körper der Henker. Auf den Wällen von Autun drängt und stößt sich die Menge, während die Mutter des Märtyrers ihm ein letztes Lebewohl zuruft. Welche mustergültige Konzeption! doch wie vermag das geschriebene Wort dem Leser ein Gemälde vors Auge zu zaubern! Und so will ich denn einfach erwähnen, daß Ingres an diesem bekannten Thema die feinsten Abstufungen seines Talents zur Wirkung gebracht hat. Hier zeigt er sich mit all' seinen Fähigkeiten und all' seinen Fehlern. Die Modernen mögen fragen, warum seine Personen außerhalb der Luft stehen wie Fische, die man aus dem Wasser gezogen hat. Er würde ihnen antworten, daß sie das nicht hindert zu leben.

In wahrer Feinfühligkeit hat man nicht viel mehr Bilder von Delacroix wie von Ingre ausgestellt. Eines der schönsten, der Plafond in der Galerie d'Apollon im Louvre war freilich ohnehin nicht zu transportiren. In irgend einem arabischen Märchen gibt es einen Wunderteppich, der uns hoch, hoch in die Lüfte trägt, sobald wir uns darauf niedersetzen. Delacroix' kleinere Bilder scheinen aus demselben geheimnißvollen Stoff gemacht. Sie führen uns weit, weit hinweg in eine ferne, unbekannte Gegend, auf ein verzaubertes Stückchen Erde in irgend einer Gegend des Orient, wo die Bäume blau sind und das Meer grün, und wo sich vor unseren Augen wie ein schillerndes Pfauenrad die köstlichste Farbensymphonie

entfaltet. Zu dieser unvergleichlichen koloristischen Begabung, die ihm niemals versagt, gesellt Delacroix in seinen großen Kompositionen, so der „Schlacht bei Taillebourg“ und „die Barrikade“, die beide im Marsfeld zu sehen sind, eine überaus dramatische Inscenirungskunst. Seine Gestalten — auch jene, die der Vergangenheit angehören — leben, leben mit einer Begeisterung und einem Feuer, so daß wir uns mitten in den Kampf hinein versetzt fühlen. Stellt man die beiden großen Rivalen Ingres und Delacroix einander gegenüber, so fühlen wir zunächst eins als unumstößliche Wahrheit: die Echtheit ihres Genies.

Sie erscheinen wie geschaffen zu einer jener im achtzehnten Jahrhundert so beliebten Parallelen, in denen der Fehler des einen beim andern zum Vorzug wird. Man könnte auf diese Weise ein paar Seiten hindurch mit der Zeichnung von Ingres und der Farbe von Delacroix Fangeball spielen, und ihnen zum Schluß beiden unsterblichen Ruhm zusichern. Die Nachwelt wird uns nicht Lügen strafen.

Und neben diesen beiden leuchtenden Namen wie viele Verschollene! Eintagsberühmtheiten, von Jahr zu Jahr mehr der Vergessenheit preisgegeben. Wozu sie aufzählen; man kennt sie fast nicht mehr; hie und da, freilich schwimmt noch Einer an der Oberfläche, so Chasseriau, der jung, mit 37 Jahren gestorben ist, und der eine Vermählung von Ingres' Formvollendung mit Delacroix' Farbenschmelz als höchstes, freilich kaum erreichbares Ziel anstrebte. Er war zum Ruhm geboren, wenn er ihn erlebt hätte. Seine Kapelle von St. Merry ist nicht auf dem Marsfeld. Wie Flandrin mit seinen religiösen Malereien, wie Couture mit seiner „Orgie Romaine“ und wie Hamon mit seinen wunderbaren neugriechischen Phantasien, so ist auch er ein früh Hinabgestiegener. Blicken wir hin zu den Emporsteigenden, den Naturalisten und den Dorfmalern.

Glücklich die, welche sich nicht mehr des Lärms erinnern, den „das Begräbniß in Ornans“ von Meister Courbet im Jahre 1849 verursachte. Noch einer, den die Natur wie David weit mehr zum Maler wie zum Politiker geschaffen hat. Nur ältere Leute sahen dieses Bild im großen Saale rechts nicht zum ersten Mal; jene Landleute, die einen der ihrigen auf den Kirchhof von Ornans tragen und ihn mit Pfarrer, Kirchensängern und Küstern begraben. Was gab das einen Entrüstungssturm! Aber auch was für ein Bewundern! „Das ist ein großer Maler“, sagten die Einen — „ein Tölpel“, dachten die Andern. Die Ersteren hatten Recht. Man betrachte nur einmal statt des Begräbnisses „die Steinklopfer“; gegen dieses Bild läßt sich absolut nichts einwenden. Es ist ein Stückchen Natur, fein sorgsam herausgeschnitten und in einem Rahmen vor uns hingestellt. Es ist rücksichtsloser Realismus, unbeschönigte, rauhe Wirklichkeit. Der Maler fragt nicht: „wie beliebt es Ihnen“? sondern er sagt: „so gefällt es mir“, und gefällt es den Anderen nicht, so heißt er uns schleunigst gehen. Ein Stück Leinwand und ein Farbenkasten, das ist sein ganzes Rüstzeug. Daß Andere vor ihm gemalt haben, daß es in Italien Maler gab und in Griechenland Bildhauer, das kümmert ihn wenig. Die glücklichen Maler haben keine Geschichte. Kein Ideal und keine Wahl — das ist sein Grundsatz. Und doch — auch er scheint diesen Prinzipien hin und wieder etwas untreu zu werden, nämlich immer wenn er Ziegen malt. Ich bin zwar kein großer Kenner von Ziegen, aber es erscheint mir kaum glaublich, daß diese Thiere immer so hübsch sind, wie Courbet sie uns zeigt. Ist ihr Haar wirklich so weich und seidig? Ihr Ausdruck so geweckt? Und sehen sie uns wirklich so klug mit so hübschen schwarzen Augen an?

Courbet's Nachfolger sind unsere beiden großen Dorfmaler, die Niemandem geschmeichelt haben, nicht einmal den Ziegen. Der eine zart, der andere streng. Oh Jules Breton, wer hätte, ehe Du maltest, je gedacht, daß diese nordischen Ebenen, wo Du geboren bist, die entzückendsten Bilder ergeben würden? Die Bauern und Bäuerinnen, Deine Landsleute, liefern die reizendste Staffage; lange stehen wir vor diesen Figuren, neugierig zu errathen, an was sie wohl gedacht haben mögen — als dächten sie überhaupt an etwas. Wie manchen entzückenden Augenschmaus verdanken wir Euch nicht! Da die wunderbare „Segnung der Felder“ und dann die Sonnenuntergänge, wenn im Herbst die Schnitterin, die Garbe auf dem Kopfe vom Felde heimkehrt, und die Frühlingsmorgen mit blühendem Flieder und mit Kommunikantinnen in ihren weißen Schleiern. Vielleicht sollten wir nachsinnen, warum uns ein solches Bild so wunderbar bewegt, wodurch es Breton gelingt, uns bis ins Innerste zu rühren, wie er der Natur jenen Duft raubt, der uns berauscht. Nein, wir brauchen uns nur der Vorschriften des alten David, die wir oben erwähnten, zu erinnern: „wir müssen vor die Natur hintreten wie ein Kind, das nichts weiß“. Gleich einem Kinde, das nichts weiß, so ist Breton zur Natur gekommen; und ein Maler, ein Dichter, der Alles weiß, so ist er fortgegangen.

Unser zweiter großer Dorfmaler ist jüngst zu einer kommerziellen Größe geworden. Ich brauche nur seine Bilder zu erwähnen und gleich denken wir an Riesensummen, an Hunderttausende. Aber mögen sie bezahlen so viel sie wollen, Millet bleibt drum doch der echte, einfache Künstler, der, in seinem kleinen Barbizon vergraben, malte, was er sah, ohne sich weiter um Christoph Columbus und die Entdeckung Amerikas zu bekümmern. Wir können uns ohne seinen „Angelus“ behelfen, wir haben die „Aehrenleserinnen“. Wenn aber irgend ein fantastischer Millionär etwa auf die Idee kommen sollte, mich als Lonore zu behandeln und mir ein Geschenk machen wollte, so wüßte ich ganz genau, was ich mir wählen würde: ein Bild dieses Meisters, welches vor Jahren ausgestellt war, und den Namen „Dezember“ trug. Nichts als ein schneebedecktes Feld, ein verlassenes Gatter, ein paar pickende Raben und über dem Ganzen ein bleigrauer Himmel, von dem die Wolken sich kaum abheben. Ich glaube nicht, daß die Trostlosigkeit des Winters je so zum Ausdruck gebracht worden ist.

Der Eindruck ist so stark, daß man unwillkürlich — den Kragen seines Ueberziehers in die Höhe schlägt. Was sind sie doch für Zauberer, diese Maler!

Wenden wir uns jetzt einer anderen glänzenden Gruppe zu, einer Gruppe, die bis zu den Tagen der Romantik herabreicht. Da ist einer der ältesten, Paul Huet, ein weißbärtiger Herr mit Brillengläsern, den ich noch gekannt habe. Der hatte einen solchen Abscheu vor der hübsch säuberlichen, schnurgeraden Natur der historischen Landschaft, daß er nur überschäumende Flüsse und sturmgepeitschte Bäume malte. Gerade wie der große, kürzlich verstorbene Jules Dupré, der von heiligem Schauer ergriffen, die wohlbesetzte Palette in der Hand, die Farben dick auf die Leinwand kleckste, wenn er wirbelnde Wolken und den Glanz eines Sonnenstrahles malen wollte, der den Rücken eines Schimmels auf irgend einer Wiese in England oder in der Normandie erglänzen machte. Troyon, auf dessen Bildern Land, Himmel und Thiere sich zu einem so strahlenden Gesammteindruck vereinigen, hat Dupré nicht umsonst studirt.

Rousseau schwor nicht auf Autoritäten, er nahm die Natur wie sie sich gab, und er sank vor ihr auf die Knie. Wir unsererseits möchten vor seinen Landschaften in die Knie sinken. Und wie viele andere Kapellen noch in dieser Notre Dame du Paysage! Oh ihr anderen heiligen Künstler: Corot, Diaz und Daubigny!

Sie haben die Leiden des Martyriums nicht gekannt. Hat auch einer oder der andere dieser Begnadeten ankämpfen müssen gegen die Misère des Lebens, so war ihre Existenz doch eine freundliche. Ihr Beruf war reich an süßem Reiz, und wenn sie bei ihren Streifzügen durch Wald und Feld, auf einem Klappstühlchen sitzend, ihre Eindrücke mit Farbe und Pinsel niederschrieben, so hatten sie eines genossen, selbst wenn ihre Bilder mißlangen: sie hatten ein Fleckchen jener Natur erschaut, die ihre Gottheit war! Ihren Gottesdienst hielten sie in freier Luft ab. Sie sind große Pfadfinder gewesen und von ihrer Legende leben wir noch heute.

Ueber Baudry ist die Nachwelt im Klaren: er ist todt

und unsterblich, und Meissonier lebt und ist unsterblich. Davon zeugt in der Ausstellung am Marsfeld Baudry's „Welle“ und Meissonier's „1814“.

Es gibt unter den lebenden Zeitgenossen solche, deren Namen die Nachwelt vorweg genommen hat, ohne ihnen schon einen Platz anzuweisen. Sie müssen vor der Hand sich so behelfen. Bonnat und Delaunay werden sicher noch viel schönes liefern; Henner wird vielleicht ein vernageltes Fenster in seinem Atelier öffnen. Und die anderen alle, Detaille und Roll, Gervex und Heilbuth! Wir können uns ihrer Gaben freuen ohne den traurigen Zusatz: „Sieh dies Leben ist beendet.“

Bevor ich diese Betrachtungen schließe will ich noch ein paar Augenblicke einigen auserlesenen Werken widmen, die mit den heutigen Tagesfragen in der Kunst gar nichts zu thun haben, und die sich auch weder in irgend welche chronologische noch nach Schulen geordnete Kategorie einfügen lassen. Die Schöpfer sind ihrer Werke werth: es sind ausgezeichnete Künstler, die dem Publikum ihren feinen Geist sowohl durch die Feder als durch den Pinsel enthüllt haben. Fromentin war eine der seltensten Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts. Er hat einen Roman „Dominique“ geschrieben, den jeder Litteraturkundige kennt. Die Schilderungen seiner Reisen in der Sahara gleichen einer Schnur an einander gereihter Perlen, und von einer Reise durch Holland hat er eine kritische Besprechung der flämischen Meister mit heimgebracht, die Jeder, der sich mit Kunst beschäftigt, gelesen haben sollte. Wie wenig ihm jedoch dieses litterarische Gepäck genügte, beweist glänzend eine Serie von Bildern, die eine Illustration seiner afrikanischen Reise sind. Als feiner Kolorist hat er die Farbe durch alle ihre Varianten in dem Lande des Lichts studirt, und sie meisterhaft zusammengestimmt mit den buntflickigen, ärmlichen Gewandungen und den grauen und weißen Behängen der Pferde. Wir armen Nordbewohner, die wir nichts wissen von jenen entzückenden Farbenharmonien der Tropen, wir, denen der Charakter dieser farbigen Trachten fremd ist, hier können wir uns belehren! Aus diesen köstlichen Dokumenten können wir den Süden verstehen lernen, und kommen uns etwa Zweifel an der Echtheit, so bezeugt ein Maler von der Begabung eines Guillaumet — er ist kürzlich verstorben —, durch seine eigenen Bilder, daß Fromentin richtig gesehen hat!

Kann man es sich vorstellen, daß Ricard, der göttliche Porträtist, noch ein Zeitgenosse Courbet's war, ja — ihn bewunderte? Was für ein eigenartiges Talent! In seinem Streben vom Drang nach vollständiger Wahrhaftigkeit erfüllt, wie nur ein Realist, liebte er es doch, wenn er vor seinem Modell saß, seiner Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen. Er träumte von seinen großen Vorgängern, von Van Dyk, Lionardo und Rembrandt und berauschte sich in dieser Erinnerung. War das Modell dann fort, so vergnügte er sich damit, auf der halb vollendeten Leinwand die Spuren dessen, der ihn bei der Arbeit beeinflußt, zu verfolgen. Dieser Frauenkragen, dieser dunkele Hintergrund, dieses alterthümliche Kleinod verriethen ihm ganz deutlich seinen geheimen Mitarbeiter, und dann schloß er die Augen und wußte nicht, sollte er Rubens oder Ricard zeichnen. Seine Bilder auf der Centenar-Ausstellung freilich sind mit seinem Namen gezeichnet, wie sie eben nur seinen Namen tragen können: unter anderen das Porträt der Frau Sabatier, und das der Frau von Calonne. Für die Glücklichen, die sie betrachten, werden diese beiden Bilder einen ewigen Streitpunkt bilden: „Welches ist das schönere?“ wird man ad aeternum fragen und zur Abwechselung diesen Vergleich vielleicht einmal auf Rembrandt und Lionardo hinüber spielen.

Gustave Moreau und Puvis de Chavannes, zwei Künstler, die ich hier außer der Reihe anführe, sind Gott sei Dank noch sehr am Leben. Der eine ist Mitglied des Instituts und der andere wird es eines Tages werden. Der eine ist der Maler der geflügelten Phantasie, der vorrafaelischen Götter und Göttinnen, und ein Sammler antiker Kleinodien von unberechenbarem Werth. Hauptsächlich aber ein erfahrener, geschickter Künstler, ein Quatrocentist, der im XIX Jahrhundert aufgelebt ist. Puvis de Chavannes sieht die Dinge zu groß, die Leinwand ist ihm zu klein; er braucht Mauern — aber wie weiß er diese zu bedecken! Kürzlich hat er die neue Sorbonne in Paris ausgemalt und auf ihren Wänden leben, weder von Zeit noch Mode angefochten, jene ewigen Gestalten, die inmitten einer geweihten Gegend alles verkörpern, was Hohes im Menschengeiste gelebt hat, seit der in die Welt gekommen ist.

Ich bin am Ende meiner Träumereien. Ich habe vor meinem inneren Auge ein paar der Maler, die ich bewundere, wieder aufleben lassen und etliche derjenigen Werke, die einen Theil haben an der Bedeutung, welche das neunzehnte Jahrhundert für die französische Kunst erlangt hat, und welche durch die Bildhauer, Zeichner und Architekten noch erhöht wird. Ich bin freilich ein wenig regellos herumgeirrt, habe auf Niemand Rücksicht genommen und mich um Keinen bekümmert, als um mich selbst. Aber man darf es mir nicht übel nehmen, daß ich mir so wenig Mühe gegeben habe. Mein Paradies ist das der Faulen und schließlich — hat nicht auch ein Kunstkritiker das Recht einmal „Impressionist“ zu sein?

Paris. Arthur Baignères.

Die Pharaonen des Moses.

Seitdem in die dunkelen Hintergründe der alten Geschichte immer neue Pfade durch Hieroglyphik, Keilschrift und vergleichende Etymologie und Mythologie getrieben werden, beginnen die Massen sich zu lichten und in einigermaßen gangbare Gruppen zu sondern. Eine Fülle von Ereignissen und Zuständen sind allmählich erkennbar geworden, welche, so viele ihnen auch noch folgen werden, dennoch schon eine genügende Anzahl von Punkten bestimmen, um den Charakter und die Gliederung des Ganzen verständlich zu machen. Die ältesten Gräber fangen an, ihre Todten wiederzugeben, und die Todten umzugehen und zu reden in unserer Mitte.

Wenn es einen durchschlagenden Zug gibt, der bei Kultur- und Unkulturvölkern zuerst in gleich sichtlicher, gleich überwältigender Weise hervortritt, so ist es die unsägliche geistige und leibliche Noth der Urzeit. Unwissenheit, Mangel und Gefahr verstrickten sich zu einem Netz des Elends, in welchem der arme, auf dem unfertigen Planeten zu früh und zu schwach erschienene Ankömmling sich ohnmächtig sträubte und meist erlag. Eine Beute der Thiere, die er seinerseits nicht zu bewältigen verstand, hungernd, frierend und verkommend, lebte er zunächst von seinem Nebenmenschen in der strilktesten Bedeutung des Wortes, aß noch lange nachher die Kinder und brachte, als er den Gedanken einer Obmacht endlich zu fassen vermochte, derselben die gleichen schmackhaften Opfer, die ihn so lange erhalten und erfreut. Ein Blick auf diese gegenwärtig sprachlich und geschichtlich vorliegenden Thatsachen erklärt die Furcht vor der tödtlichen Stärke, die immer vorhanden war, die Ehrerbietung vor dem vorunterwerfenden Wissen, das allmählich erwuchs, und die Identifizirung der Repräsentanten beider, der Häuptlinge und Priester, mit den Göttern. Der Stärke und dem Wissen zu Füßen schmiegte sich die hilflose Masse, anbetend was ihr wechselnd Nahrung und Vernichtung gab.

Ja, anbetend und in ihrer Anbetung sich nur noch vertiefend im Laufe der Zeit. Stark in sich selbst, wurden Herrschen und Wissen leicht und gerne vererbt, und gewannen, sobald sie einmal erblicher Beruf geworden waren, die Möglichkeit, durch inneres Wachsthum und äußeres Ansehen in unendlich größerem Maße zuzunehmen, als die langsame Erleuchtung der schwächeren Klassen, die, auf den nächsten Erwerb angewiesen, sich weder viel bilden noch organisiren konnten. Das für die spätere Auffassung stupende und in seinem geschichtlichen Gange doch so natürliche letzte Ergebniß dieser Entwicklung steht in den Doppelstatuen ägyptischer Könige

vor uns, deren eine den lebenden König darstellt, während die andere, völlig gleiche und dem König gegenüberstehende mit Götterinsignien geschmückt ist und vom Könige adorirt wird. Der König, der sich selbst göttliche Ehren erweist und damit nur dasjenige thut, was seine Unterthanen der Verkörperung der Macht und Weisheit gegenüber für selbstverständlich hielten und immerwährend thaten. So hoch über der ohnmächtigen Menge standen Einsicht und Gewalt. Nächst der Furcht war es wesentlich die Erinnerung an die kaum überwundenen Schrecken einer übermächtigen Umgebung und die Dankbarkeit für die wissenden und leitenden Elemente der Gesellschaft, welche in jenen Zeiten dem Könige Titel gaben, die sich in Lob, Preis und Ehrerbietung nicht genug thun konnten. Man sehe, wie die Tempelinschriften von Ramses II., dem Sesostris der Griechen, sprechen: „Der lebendige Gottessohn, die lebendige Sonne, der gewaltige, von der Gerechtigkeit geliebte Stier, der Herr der Feste mit seinem Vater Ptah, der König von Ober- und Unterägypten, die kraftvolle gerechte Sonne, Genosse der Sonne, Sohn der Sonne, der Sonnengeborene, Ammongeliebte Spender des Lebens. Der König des Geyer- und Schlangendiadems, der Schützer Aegyptens, Züchtiger der Lande, die gottgeborene Sonne, Herr der Erde, goldner Habicht und größter Sieger, reich an Jahren. Der König von Ober- und Unterägypten, die kraftvolle gerechte Sonne, Genosse der Sonne, Sohn der Sonne, der Sonnengeborene Ammongeliebte Gebieter, der die Lande mit Denkmätern seines Namens schmückt. Die Sonne scheint wie der König will, der König von Ober- und Nieder-Aegypten, die kraftvoll gerechte Sonne, Genosse der Sonne, Sohn der Sonne, der Sonnengeborene Ammongeliebte." Und alles das als einfache Titelbezeichnung am Eingang eines Dekrets, wo der heutige Herrscher des Landes als Son Altesse Khédiviale erscheinen würde.

Der Herrscher, der solchen in Wiederholungen sich erschöpfenden Titel führte, war der Pharaoh — das bekannte Wort heißt nur „der König" —, welcher die Juden unterdrückte, Ramsses, „der Sohn der Sonne". Unter seinem Sohn Menephtah „der vom Ptah Geliebte", erstand Moses, brachte die zehn Plagen über das Land und führte die Juden schließlich durch das rothe Meer hinweg. Unter den zehn Plagen findet sich bekanntlich auch eine, welche alle Erstgeburt der Aegypter schlägt, und, wie die Bibel erzählt, „den Erstgeborenen des Königs, der auf seinem Thron saß," ebenso tödtete „wie den Erstgeborenen des Gefangenen, der im Kerker lag, und den der Sklavin, die an der Mühle arbeitete". Dieser verstorbene, für seines Vaters Sünde geopferte Kronprinz ist nun eine der wenigen ägyptischen Persönlichkeiten, deren bildliche Erwähnung sich in den Nachrichten der ägyptischen Denkmäler wiederfinden und bestätigen läßt. Der Prinz wird hierdurch von außerordentlichem Werth für die Beurtheilung beider Quellen, und hat alle Aussicht, dreitausend Jahre nach seinem Tode eine noch größere Berühmtheit zu erlangen, als er sie nach den zahlreichen Monumenten, die er sich üblicherweise selbst und die ihm nachmals sein Vater setzen ließ, während des Lebens besessen zu haben scheint. Aus zahlreichen Statuen und Basreliefs, die neuerdings zur kritischen Vergleichung gelangt sind, ergibt sich, daß er Mitregent seines Vaters gewesen ist und vor demselben starb — wie, wird nicht gesagt und wurde von den Aegyptern vermuthlich auch anders angesehen als von den Juden. Seti Menephtah, wie der Prinz hieß, wird fast in allen Inschriften als „der Gerechtfertigte" oder „der Lebende" bezeichnet, was den Aegyptern, denen der Tod das Leben und die Rechtfertigung vor dem Todtenrichter das ewige Leben war, „der Selige" bedeutete. Eine herrliche Portraitstatue, im vorgeschrittenen Style der damaligen Kunst, voll jugendlicher Kraft und Würde, findet sich im britischen Museum; eine andere, mit den Regentschaftsinsignien bekleidete, in Turin; ein Basrelief, welches zu den werthvollsten Stücken der ägyptischen Skulptur gehört, ebenfalls in London. Außerdem erscheint er auf einigen Familienbildern, die sein Vater Menephtah von sich, seiner Frau und mehreren Kindern zu verschiedenen Zeiten abnehmen ließ, wie man heut — damals konnte es nur der König haben — alle paar Jahre einmal zum Photographen geht. Gelegentlich ist auch sein berühmter Kanzler Nebesi in diesen Bildern miteingeschlossen, obschon ihr steinernes Material so schwierig zu bearbeiten war, daß derselbe König, der seinem Sohn so viele Bilder setzte, ab und zu die Statue eines Vorgängers zur seinigen machte, indem er brevi manu das Gesicht und die Namensinschrift ändern ließ und den Leib einfach für sich in Anspruch nahm. Wir haben ein solches Bild des kunstsinnigen Herrn, der Steine zu Palimpsesten machte, im Berliner Museum, den harten Despotenkopf im besten Styl der ramessidischen Kunst und den Körper im Lapidargeschmack einer viel früheren Zeit. Als Moses disputirend in dieses düstere Gesicht schaute, kann er nicht viel Hoffnung gehabt haben, daß die Sache anders abgehen würde, als zuletzt der Fall war.

Der König, der so Gewaltiges erlebte, um schließlich seine Unsterblichkeit, die er sich wo ganz anders gedacht hatte, im Lustgarten zu finden, genießt dadurch freilich den Vorzug, wenn auch nicht gerade ägyptische, so doch andere bekannte Gesichter aus seiner Vergangenheit mitunter um sich zu sehen. Wissen sie, vor wem sie stehen? Wissen sie, daß seine Inschriften ihn noch immer vor der ganzen Welt bezeugen als „König von Ober- und Unter-Aegypten, Herrn der beiden Länder, Seele der Sonne, Geliebten der Götter, Sohn der Sonne, Gebieter der Diademe, Geliebten des Ptah, Genossen der Gerechtigkeit, Geliebten des Set des Gewaltigen für immer"? Erinnern sie sich, daß der Sohn, den Jehovah ihnen opferte, von dem trauernden Vater an denselben Stellen genannt wurde und wird: „Erbe des doppelten Thrones, Nachfolger in den beiden Ländern, Chef der Armee, Verwalter von Ober- und Unter-Aegypten, Königlicher Schriftgelehrter, Haupt der Beamten, fürstlicher Sohn, Geliebter des Ptah, seliger Menephtah?" Vergangenheit und Gegenwart, die in diesen Begegnungen zusammenfließen, deuten auf eine Zukunft, deren Auffassungen vielleicht beide besser und theilnahmsvoller zu vereinen wissen werden, als das ermüdete Heut.

Ein wahrscheinlich dem Seti Menephtah gewidmeter Papyrus besingt ihn nach seinem Tode als den „Fächerträger des Königs, der zu seiner Rechten schreitet in der Halle, dessen Lippen die Wahrheit entströmt und der ein Freund war aller Dinge des Rechts! Den Fürsten, dessen Seele sich im Lande des Lebens erneut, der das Grab überwindend in die Barke der Frommen steigt und von Osiris aufgenommen wird unter die seligen Gerechten."

Wir können an keiner besseren Stelle von ihm Abschied nehmen. Wenn seine Mumie noch einmal gefunden werden sollte — wahrscheinlich ist es bei der alten Plünderung seines Grabes nicht, obschon jetzt so viele gefunden werden, daß der Marktpreis eines todten Durchschnittsägypters auf 100 Franken gesunken ist und bald alle Panoptiken welche haben werden — so gehört sie zu seines Vaters Denkmal nach Berlin.

E. Adel.

Theater.

Deutsches Theater: Der Schatten. Schauspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau. — Freie Bühne: Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama in fünf Aufzügen von Gerhart Hauptmann.

Der Zufall hat seine Sache wieder einmal gut gemacht: hart neben das neue Schauspiel unseres eigenartigsten Theaterschriftstellers stellte er das erste Drama, mit welchem der modernste deutsche Naturalismus auf die Bühne gelangt. Daß Paul Lindau und Gerhart Hauptmann Gegensätze sind, würde man wissen, auch wenn nicht der ältere Autor sich kritisch über den jüngeren geäußert hätte: zwischen dem Gesellschaftsdrama des Einen und dem sozialen Drama des Anderen gibt es keine Versöhnung, und es ist nur in der

Ordnung, wenn sich die prinzipielle Verschiedenheit auch öffentlich deutlich kundgibt.

Solche Gegensätze noch zu verschärfen, halte ich um so weniger für meine Aufgabe, als es für mich sachliche, nicht persönliche Ursachen sind, denen sie entspringen; aber in großen Zügen den Kontrast aufzuzeigen, der zwischen jenem und diesem Werke besteht, möchte dennoch nützlich sein, weil es auf allgemeine, richtunggebende Kunstfragen hinleitet und die bewegenden Motive der gegenwärtigen Produktion klarlegen kann. Meine Sympathien für die Verfasser beider Werke suche ich bei Seite zu lassen, und in ruhiger Betrachtung Art und Besonderheit eines Jeden zu kennzeichnen.

Paul Lindau's Vorbild ist die romanische Kunst: Augier, Sardou und neuerdings Echegaray heißen seine Götter. Unter dem starken Einfluß französischer Bildung hat er sich litterarisch entwickelt, er hat die Pariser Theatereindrücke und das Pariser Leben voll auf sich wirken lassen, und ist bei Molière und Musset so gut zu Haus, wie auf den großen Boulevards. Nicht nur, daß die Gegenstände seiner Dramen diese Einflüsse offenbaren, nicht nur, daß das deutsche Salonstück, wie es Lindau seit bald zwanzig Jahren selbständig ausgebildet hat, die Franzosen zu Pathen hat, — auch die Tendenz, die Technik dieser Werke ist völlig romanisch.

Bleiben wir beim „Schatten“ stehen, der jüngsten Arbeit Lindau's. Sie hat ihre soziale Tendenz mit kräftiger Bestimmtheit ausgeprägt: der Schatten, der auf die Ehre eines Mädchens gefallen ist, so lehrt sie, kann auf keine Weise getilgt werden, auch nicht durch den Willen eines liebenden Mannes; denn aus der Vergangenheit empor steigt er immer wieder auf, der dunkle, zitternde Schatten, und das Gesetz der Gesellschaft, das Gesetz der Ehre treiben in unüberwindbare Konflikte hinein, die selbst der Tod nicht löst, nur zerreißt.

Auf die Gefahr hin, vager Verallgemeinerung schuldig zu scheinen, nenne ich dieses Thema und seine Behandlung romanisch, nicht deutsch. Die Konvention siegt, das Individuum geht unter; das Gespenst der Ehre und das soziale Vorurtheil verscheuchen den Einzelwillen und triumphirend behauptet die gesellschaftliche Ordnung den Platz. Echegaray's „Galeotto“, Sardou's Tendenzstücke, ja selbst Zola's Dichtungen wurzeln in demselben nationalen Nahrboden, in der gleichen romanischen Lebensanschauung. Die Macht der genialen Persönlichkeit zu schildern, welche sich gegen die Gesellschaft aufbäumt, welche Fehde ansagt der konventionellen Moral und an den Grundfesten eines Gemeinwesens trotzig rüttelt, das ihm morsch und hohl erscheint — das ist die Sache der germanischen Kunst allezeit gewesen, und darum ist sie und wird bleiben die Kunst der starken Individualitäten. Shakespeare's Coriolan, Schiller's Karl Moor, Kleist's und Otto Ludwig's Helden, Ibsen's „Nora“ und sein „Volksfeind“ mögen das bezeugen; ihnen tritt Gerhard Hauptmann mit sicherem Schritt nun zur Seite. Gegen die Zustände unserer Gesellschaft lehnt sein „soziales“ Drama sich auf, es ist revolutionär, wie die Werke des jungen Schiller es waren; und nicht der Glaube an die Konvention in Leben und Kunst — die unbefangene Anschauung lebendiger Menschen hat sein Werk gestaltet.

Der Tendenz der Werke entspricht ihre Technik: Schürzung und Lösung der spannenden Fabel ist romanisch-geschickt bei Lindau, bei Hauptmann entwickelt sich die Handlung, ohne daß ein Knoten erst umständlich geschlungen wurde, wie von selbst aus den Charakteren. Wir sehen die Hand eines Marionettenspielers arbeiten, der die Figuren in Bewegung setzt, in Lindau's Stück: damit die Tendenz des Werkes recht deutlich herausspringt, damit zu einem bestimmten und vorbestimmten Endpunkt die Ereignisse gedeihen, werden sie mit theatralischer Sicherheit geführt und aneinandergereiht: Heinrich Freiherr von Brinck soll dahin gelangen, daß er seine Heirath mit der Operettensängerin Edith Mühlberg bereut, deshalb trifft ihn Schritt für Schritt, programmmäßig und mit unfehlbarer Sicherheit, eine Anzahl von fatalen Erlebnissen und Schicksalsschlägen. Sein alter, treuer Diener verläßt ihn in sittlicher Entrüstung; der vorgesetzte Minister veranlaßt ihn, seinen Abschied zu nehmen; der verschollene Verführer seiner Frau kehrt plötzlich zurück und entpuppt sich als der präsumptive Schwager Heinrichs; ja, Unglück über Unglück, der Vater des Verführers ist ein Geheimer Kommerzienrath, und gerade dieser bot dem vom Amt Entlassenen Stellung und Reichthum. Alles häuft sich, alles drängt zusammen, um die Katastrophe herbeizuführen, den freiwilligen Tod der armen Frau; selbst dieser tragische Ausgang, diese erste Lindau'sche Leiche rührt unser Empfinden nur mäßig, weil wir mehr den klug gestaltenden Taktiker der Bühne, als den Lebendiges lebendig schildernden Dichter gewahr werden, in dieser ganzen, spannenden Entwicklung. Nur wo Lindau's beste Gabe, die satirische Beobachtung moderner Gesellschaft sich frei entfaltet, wie in der Charakteristik jener Weltdame, die nichts tragisch nehmen will, erhalten wir den Eindruck der Realität in diesem „Schatten“-Spiel; in allem anderen sehen wir den nach mäßigen Mustern mäßig glücklich arbeitenden Theaterschriftsteller, der in Verkennung seiner Eigenart sein Talent in spanische Stiefel einschnürt und die poetische Wahrheit verfehlt. —

Was ich in Hauptmanns Drama zumeist bewundere, habe ich, unter dem unmittelbaren Eindruck der Lektüre, in dieser Zeitschrift bereits ausgesprochen; die Kühnheit und Originalität der Anschauung, die völlige Lebendigkeit der Charaktere und die unerschrockene Konsequenz zu der Ausgestaltung eines grausigen und „peinlichen“ Stoffes. Ein Theil der Hörer, welcher in diesem Peinlichen, in einigen krassen und auf der Bühne heftig wirkenden Szenen, sogenannte naturalistische Ausschreitungen sieht, setzte sich vom zweiten Akte an zu dem Werke in heftige Opposition; und da den fanatischen Gegnern fanatische Bewunderer entgegentraten, so ergab sich ein Kampf der Lungen und der Hände, der Zischenden und Klatschenden, der mit einer ganz ungewöhnlichen Heftigkeit geführt wurde und lange unentschieden hin und her wogte, bis eine große Liebesszene im vierten Akt selbst die Widerstrebenden zum Beifall hinriß. Hatte man vor der Aufführung die Schauspieler durch anonyme Briefe geängstigt und bedroht, so suchte man sie jetzt aus der Fassung zu bringen durch Anblasen, Aushöhnen und alle die bekannten ungezogenen Künste der Premièrenbesucher; nur daß diesmal die Entrüstung nicht im Moment hervorgerufen, sondern im Hause vorbereitet war durch Lektüre des Werkes und durch Gespräche von einer ausdauernden Heftigkeit wie sie in Berlin literarischen Erscheinungen gegenüber selten sind. Seit Wochen hat man von diesem Drama, von dem Wagniß dieser Aufführung reden, Dummes und Gescheidtes reden hören können; und hätte die Freie Bühne auch weiter kein Verdienst, als daß sie durch die Ankündigung dieses Stückes literarische Diskussionen geweckt, Anregungen aller Art gegeben und an Stelle der Stagnation den Kampf und die Bewegung gebracht hat, so dürfte sie schon ihres Wirkens froh sein, unbekümmert um den Lärm und die Roheiten der Gegner, um ihr Mißverstehen und Verdrehen des Thatsächlichen.

Alle Mittel gelten, so schienen die Zuschauer am Sonntag zu sagen; und alle Mittel gelten, schienen die erbitterten publizistischen Vertreter der Alten zu sagen, die in ihrer moralischen Entrüstung je nach Temperament und Neigung, die ganze Skala durchlaufen: zahnloser Witz, Schnoddrigkeit, Fälschung sind ihre Waffen. Ich werde mich hüten, die Stimmen aus diesem kritischen Hexensabbath hier nachtönen zu lassen; nur einen Punkt greife ich heraus, einen Kernpunkt der Streitfrage, sofern ich sie recht verstehe.

Man glaubt den Dichter anzugreifen, indem man diejenige Figur schlecht macht, die in seinem Werke den breitesten Raum einnimmt, den Agitator Alfred Loth: welch ein wunderlicher Schwärmer, sagt man, welch ein verblendeter Doktrinär ist doch dieser Held des Dichters! Er verläßt seine Geliebte um einer Marotte willen, er glaubt — nein, Hauptmann glaubt an die Wirklichkeit des Alkoholismus in einem Falle, wo doch die prächtige Gesundheit der

Bauerntochter Helene lieblich blickend vor uns steht. „Sein“ Held ist ein Thor; was soll uns also dieses Werk?

Dem gegenüber ist immer von Neuem zu sagen, daß der moderne Dichter, heiße er nun Ibsen, Tolstoi oder Hauptmann, den Helden im Sinne der alten Kunst überhaupt nicht kennt: Posa mag Schillers Held und idealisirtes Abbild sein, aber Loth ist eine Gestalt mit vielen individuellen Zügen, kein Ideal und kein Träger einer subjektiven dichterischen Tendenz. „Handelnde Menschen“, wie Hauptmann sagt, will er darstellen, nichts weniger und nichts mehr; und wie er mit einer plastischen Kunst, die neben den obersten Mustern der Poesie voll besteht, die episodischen Figuren seines Dramas gestaltet hat, vom „Saufd“ rufenden Hopslabaer bis zur scheinheiligen Gesellschafterin Frau Spiller und dem stotternden Bauernflegel Kahl Willem, so sind auch die führenden Personen der Handlung, Loth und Helene, deutlich angeschaute Charaktere, die aus Eigenem leben, nicht Ideenträger, für die der Dichter verantwortlich zu machen wäre. Lebendige Menschen tauschen ihre Ansichten aus, in den tiefgreifenden Gesprächen von Loth und seinen Freunden Hoffmann und Schimmelpfennig, über soziale Fragen, über Vererbung und Frauenemanzipation; und wenn nun ein Theil der Hörer bald den einen auslachte, bald dem anderen applaudirte, so mag man das als ein Zeichen naiver Wirkung und Gegenwirkung immerhin wahrnehmen. Aber von einer künstlerischen Auffassung ist derjenige in der That weit entfernt, der seine eigenen stofflichen Sympathien und Antipathien zu dem Dichtwerk trägt, und den Verfasser verantwortlich macht für jedes Urtheil und jede Anschauung, die „sein“ Held ausspricht; er erlege Herrn Hauptmann nur auch gleich die Verantwortung für die Kunstanschauung auf, die seine Bauersfrau Madame Krause ausspricht: Der Goethe und der Schiller seien Sch . . . kerle.

Nicht beschönigen will ich reale Schwächen des Werkes, wenn ich es gegen verständnißlose Vorwürfe also in Schutz nehme. Daß Loth die Schöpfung eines jugendlichen Dichters ist, daß die Grünheit der Anschauungen in diesem Agitator sich hätte stärker, objektiver herausarbeiten lassen, daß mit einem Wort Er in diesem Werk voll von volksthümlichen Leben und Wahrheit die am wenigsten kräftige Gestalt ist, scheint auch mir unbestreitbar, und gewiß schädigt es die Wirkung, daß neben der bis ins Kleinste poetisch angeschauten, wundervollen Gestalt der Heldin ein blasserer Held steht. Aber es scheint mir nicht die Aufgabe einer lebensvollen Kritik, die natürlichen Mängel eines Erstlingswerkes, seine jugendlichen Auswüchse und Unreifheiten mit breiter Selbstbehaglichkeit zu zergliedern, und seine eminenten Vorzüge leicht bei Seite zu schieben. Bei mir wenigstens überwiegt, wie nach der ersten Lektüre so auch nach der ersten Aufführung, die helle Freude über dieses große, über Nacht uns erstandene Talent, alle Bedenklichkeiten, und ich vertraue: der Weg einer so mächtig und voll einsetzenden Begabung werde zu den höchsten Höhen der Kunst emporleiten. Und daß der Widerspruch der Kunstphilister, den Dichter nicht um einen Schritt von seinem Pfade abführen wird, dessen bin ich gewiß; diese Herren haben stets nur für das Ewig-Gestrige den Sinn gehabt, nicht für das Werdende, und so mögen sie am Gesindetische der Kritik denn sitzen bleiben, jetzt und immer.*)

Otto Brahm.

*) Die Redaktion der „Nation“ bringt die Ausführungen des Herrn Dr. Brahm gern zum Abdruck, ohne sie im vorliegenden Falle völlig zu theilen. Sie begrüßt die lebhafte Bewegung, die sich im Anschluß an die Aufführung des Hauptmann'schen Dramas entwickelt hat und wünscht dem Naturalismus jede Möglichkeit zu schaffen, seine Lebensfähigkeit vor aller Welt zu erweisen. Indem die „Nation“ dem Naturalismus gerecht zu werden sucht, gehört sie damit aber nicht zugleich zu den Parteigängern des Naturalismus. Man kann etwas als Gegengift für nützlich halten, ohne es als Nahrung zu empfehlen. Die Redaktion behält sich vor, diesen Standpunkt demnächst näher zu begründen.

Die Reformation in der Mark Brandenburg. Von Julius Heidemann. Berlin. 1889. Weidmann'sche Buchhandlung.

Am 1. November dieses Jahres sind 350 Jahre verflossen, seitdem das Haus Hohenzollern die reine evangelische Lehre angenommen hat. Da durch die bevorstehende Grundsteinlegung zu einem Denkmal Joachims II. in Spandau diesem Tage ein besonders feierliches Gepräge gegeben wird, so war bei dem heutigen Hang, an Säkulartage zu erinnern, es nicht zu verwundern, daß litterarische Erzeugnisse im Hinblick darauf veröffentlicht wurden. Heidemann's Arbeit erhebt sich aber über das gewöhnliche Niveau derartiger Säkularschriften, die wie Eintagsfliegen kommen und vergehen, es ist eine ernste wissenschaftliche Leistung, die auf Jahre langen Studien im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin ruht. Es war auf diesem Gebiete noch recht viel zu thun, denn Joh. Gust. Droysen konnte in seiner preußischen Politik noch sein Bedauern darüber aussprechen, daß eine wohlbegründete Geschichte der märkischen Reformation nicht geschrieben sei. Wenn nun das Werk vollste Anerkennung verdient, so sei dabei nicht verschwiegen, daß Heidemann ein unseres Erachtens höchst wichtiges Gebiet, die Geschichte der ersten Kirchenvisitationen, absichtlich übergangen hat. Vielleicht sieht er sich bewogen, dies später noch nachzuholen. In einem einleitenden Abschnitte wird die christliche Kirche des Mittelalters in der Mark behandelt: die kirchlichen Wunderstätten, wie das Wilsnacker Blut u. a. Die Opposition, welche hier schon als Waldenser und Hussiten gegen die katholische Kirche hervortrat, wird besprochen. Luther's erste Verbindung mit der Mark durch seinen Freund Georg Mascow, Abt von Leitzkau, führt dann auf die Bedeutung des Thesenstreites. Die Stellung Joachims I. der Reformation gegenüber ergibt sich als im Wesentlichen richtig erkannt, auch konnte Heidemann über Joachim II. viel Neues ans Licht fördern. Vor allem stellte er fest, daß der Kurfürst von seinem 15. Lebensjahre an hinsichtlich der Lehre Luther vollständig zugethan war. Wenn sich dies auch schon aus der Aufnahme des lutherischen Katechismus in die märkische Kirchenordnung ergab, so konnte dies jetzt noch durch Joachims Korrespondenzen erwiesen werden. Es ist strittig, ob der Uebertritt des Kurfürsten in Spandau oder Berlin stattgefunden hat. Heidemann entscheidet sich für Spandau, wie auch sonst allgemein angenommen wird. Er beruft sich hierbei namentlich auf Hafftitz' Zeugniß. Die allgemeinen Erwägungen, welche er begründend daran knüpft, sind nicht minder beachtenswerth. Interessant ist der Nachweis, daß Joachim zuerst eine Episkopalkirche wünschte, doch scheiterte die Durchführung dieses Planes an dem Widerstand der Geistlichkeit. Joachims vermittelnde Thätigkeit in den Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und den protestantischen Fürsten findet dann eine eingehende Erörterung, und mit dem Augsburger Religionsfrieden ist die Darstellung wohlgerundet abgeschlossen. Hier in Augsburg trat Lamprecht Distelmeier als entschiedener Gegner des geistlichen Vorbehaltes auf. Den Schluß bilden dann zwei Kapitel über die Auflösung der Bisthümer Havelberg und Lebus. Im Ganzen ein warmgeschriebenes, wohl zu empfehlendes Werk.

hr.

Theater und Kirche. Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses mit einem Ausblick in die Zukunft. Von einem Theologen. Bremen. 1889. M. Heinsius Nachfolger.

Die kleine, sorgsam entworfene und vom Geiste echter Humanität durchleuchtete Schrift sucht auf Grund einer getreuen historischen Darstellung ein freundlicheres Verhältniß zwischen Kirche und Theater anzubahnen. Der Verfasser — ich glaube fast, er ist den Lesern der „Nation“ kein Fremder? — kennt seine Materie offenbar recht genau, und es sind die reinsten Absichten, die ihn leiten. Er steht nicht, wie noch heute viele seiner theologischen Berufsgenossen, auf dem Standpunkt des sehr ehrenvollen Herrn Hauptpastor Goeze, der vor hundertundzwanzig Jahren in Hamburg das große Wort gelassen aussprach: „Ich habe dergleichen (nämlich: Schauspiele) nie gesehen, indeß kann ich keine andere Vorstellung mir davon machen und dazu berechtigt mich schon der bloße Titel, als daß dieselben eine Art der üppigen Augenlust sind.“ Wir haben es ja noch vor wenigen Jahren erlebt, daß der oberste Chef der Landespolizei, der das Theater bedauerlicherweise immer noch unterstellt ist, im Parlament von einem hundert Mal und öfter aufgeführten Stück sagen konnte, er kenne es „natürlich“ nicht. So lange dem populärsten Bildungsmittel nur polizeiliche Aufmerksamkeit gewidmet wird, so lange die Unbegreiflichkeiten der zu Recht gar nicht mehr bestehenden Censur fortwirken dürfen, ist keine Aussicht vorhanden, daß sich die Zukunftshoffnungen unseres weißen Raben von der theologischen Fakultät verwirklichen werden.

M. H.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 5 Berlin, den 2. November 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Daß auch für die nächsten Reichstagswahlen das Kartell bestehen und daß es sein Gewicht in die Wagschale des politischen Kampfes werfen wird, daran zweifeln wir nicht und haben wir nie gezweifelt. Die Auseinandersetzungen der einzelnen Kartellparteien untereinander interessiren uns daher nicht, weil wir glaubten, daß von diesen Erörterungen der Bestand der Koalition abhängig sei; das nicht; aber dieser Kampf hat seine Bedeutung für den Inhalt, den das Bündniß der „patriotischen Männer" umschließen wird.

Was wir heute sehen, ist gewissermaßen ein vorbereitendes politisches Tauziehen; durch diese gesunde körperliche Uebung wird ermittelt werden, auf welcher Seite die Kräfte größer sind; bei den Konservativen Hammerstein-Stöcker'scher Richtung oder bei den Nationalliberalen um Miquel und Bennigsen; und es ist klar, daß je nachdem die jetzige Entscheidung fällt, der eine oder der andere Partner des Bündnisses mit größerem oder geringerem Selbstvertrauen und mit größeren oder geringeren Ansprüchen auf Berücksichtigung in die ernsten Hauptkämpfe eintreten wird. Dem Fürsten Bismarck mögen diese privaten Kraftübungen wenig genehm sein; er wünscht die Belohnungen nach freier Entschließung vertheilen zu können und ist kein Freund davon, daß die eine oder die andere seiner Hilfsmannschaften im klaren Bewußtsein eigener Stärke Ansprüche stellt, die unter Umständen wohl selbst ertrotzt werden könnten. Das ist begreiflich, und wir verstehen es wohl, daß Fürst Bismarck, um die eigene unabhängige Stellung zu wahren, sich den allzu stürmischen Drängern der Rechten persönlich entgegen warf. Das war der Augenblick, da der Bannstrahl auf die „Kreuz-Zeitung" herniederzuckte.

Seitdem sind ein paar Wochen vergangen; die „Kreuz-Zeitung" fand sehr bald ihre Haltung wieder; sie trat mit ihren Ansprüchen von Neuem hervor; zuerst bescheiden, dann dringender und siegreich. Umgekehrt bei den Nationalliberalen; sie jubelten zunächst als Sieger, dann wurden sie leiser und heute liegen zwei Thatsachen vor, die wohl geeignet sind, zu zeigen, wer der stärkere und der am meisten selbstsichere Partner im Kartell ist.

In einer sehr geschickt geführten Diskussion hat die „Kreuz-Zeitung" von allen Betheiligten sich die Anerkennung ertrotzt, daß dem Kartell ebenso gut Herr Stöcker und Herr Hammerstein, wie eine nationalliberale Größe angehört; bei Ausschluß irgend einer konservativen Gruppe gibt es kein Kartell. Also die Nationalliberalen werden sich fügen müssen und fügen; Antisemitismus und nackteste Reaktion sind kartellfähig; viel bedeutet das politisch nicht; denn der Rest der konservativen Partei ist ebenso reaktionär und ebenso antisemitisch, wie der Kreuzzeitungsflügel; nur macht diese Schattirung von ihren Gesinnungen einen selbständigen, jene einen unselbständigen Gebrauch, — nur einen Gebrauch auf höheren Wunsch.

Die Kreuzzeitungspartei ist also in vollem siegreichen Vordringen; sie hat ihren alten Platz bereits wieder inne; und damit stelle man in Gegensatz die Nachricht, daß Herr Miquel, der letzte bedeutendere und unabhängige Führer der nationalliberalen Partei, die Absicht hat, eine Wiederwahl für den Reichstag nicht anzunehmen. Daß diese Absicht vorliegt, ist unzweifelhaft; ob sie ausgeführt wird, ist eine spätere Frage. Man wird den Frankfurter Oberbürgermeister wohl umzustimmen suchen, um den bösen herabstimmenden Eindruck zu bannen, den sein Zurücktreten bei der eigenen Partei hervorbringen würde. Aber er will gehen, und wie bezeichnend ist diese Parlamentsmüdigkeit; sie ist der schwächliche Ausdruck nationalliberaler Unzufriedenheit, Opposition und Hoffnungslosigkeit, wo die Kreuzzeitungsleute kraftvoll und hoffnungsfreudig vordringen.

Als vorsichtiger Pilot wird man schon auf ein kleines unscheinbares Wölkchen am politischen Horizont aufmerksam das Auge richten müssen. Solch ein Wölkchen er-

blicken wir in einem Artikel der Wiener „Politischen Korrespondenz“, und diese Korrespondenz ist ein Organ, das offiziös vor allen ist, ja in das überhaupt nur Nachrichten offiziösen Ursprungs Eingang finden.

In dem Blatte findet sich ein Artikel, der die Majorität des deutschen Reichstages ermuntert, mit recht kritischen Blicken den über alles Maß angeschwollenen Militäretat zu prüfen. Diese Ermunterung zur Opposition in diesem Blatte ist sehr merkwürdig, ist sehr verdächtig. Ein Offiziöser, der zur Opposition anstachelt, verdient, daß man vorsichtig seinen Motiven nachspürt.

Wir können uns zwei Beweggründe für diese Auslassung denken.

Es ist nichts verwunderliches mehr, daß einzelne, oder ganze Häuflein von Offiziösen sich plötzlich bewogen fühlen, dem einen oder anderen Minister oder vielleicht dem Chef des Generalstabes dicke Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Wollte man die deutsche Politik nach diesen offiziösen Preßkampagnen beurtheilen, so müßte man schließen, daß die Intrigue und das Intriguiren in den oberen politischen Schichten an der Tagesordnung sei; also vielleicht wünscht ein liebreiches Herz dem Kriegsminister, Herrn von Verdy du Vernois, das Leben etwas sauer zu machen.

Es gibt aber auch eine zweite Erklärung.

Als das Septennat auf der Tagesordnung stand, da erklärten Wochen lang die Offiziösen, daß an der Bewilligung der militärischen Forderungen auf sieben Jahre der Regierung durchaus nichts liege; daß sie an diesem Anspruch nicht festhalten werde. Und als die Opposition dann alles bewilligt hatte, nur jene sieben Jahre nicht, da erfolgte die Auflösung, das Kriegsgespenst wurde heraufbeschworen und unter geschickter Ausnutzung der allgemein herrschenden Bestürzung einer friedliebenden Bevölkerung erstand der jetzige glorreiche Reichstag. Bezeichnet vielleicht der Artikel der „Politischen Korrespondenz“ den ersten Spatenstich zu einer ähnlichen Wolfsgrube? Bei der Opposition liegt freilich diesmal nicht die Entscheidung über die Forderungen der Regierung; aber vielleicht gelänge es, die Opposition zu veranlassen, sich von Neuem in die militärischen Forderungen zu verbeißen, wenn man von Anbeginn an die Vorstellung erregt, daß keineswegs alle Ansprüche selbst nur die ungetheilte Billigung der höchsten Instanzen haben. Diese Rechnung, wenn sie vorliegen sollte, ist ohne den Wirth gemacht. Die freisinnige Partei wird gewiß mit strengster Sachlichkeit, wie alle so auch die militärischen Anforderungen prüfen, und wird die Sparsamkeit bis zum Aeußersten befürworten; aber am Ende aller Enden ist der Militäretat nicht jene Position, gegen welche der Hauptangriff zu richten ist. Das Militär ist nur eine Waffe, um einer Situation Herr zu bleiben, für die unsere allgemeine Politik verantwortlich ist. Und daher kann die Heilung nur eintreten, wenn diese allgemeine Politik eine Aenderung erfährt; wenn sie in liberale Bahnen zurücklenkt und alsdann die Möglichkeit sich eröffnet, daß auch der Militarismus von liberalen Grundsätzen aus vorsichtig zurückgedämmt wird.

Bulgarien hat eine Anleihe abgeschlossen; das ist ein Moment von einer gewissen feierlichen Bedeutung, etwa vergleichbar jenem Augenblick, da ein junges Bürschchen seinen ersten Rock erhält; nunmehr hat es Anspruch ernster genommen zu werden. Und auch ein Land, das Schulden hat und dem man borgt, kommt damit erst zur vollen Würde staatlicher Existenz. Die rein materielle Bedeutung abgerechnet, scheinen die Politiker in Sofia dem Vorgang auch diesen Werth beizulegen. Und wirklich, man kann sich freuen, daß dem tapferen und politisch verständigen bulgarischen Völkchen Vertrauen und pekuniäre Hilfe aus Westeuropa entgegengebracht wird.

* * *

„Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ von Gustav Freytag.

Zu den Schriften über Kaiser Friedrich hat nun auch Gustav Freytag beigetragen. Man erwartete viel von seiner Gabe. Er konnte aus langjähriger persönlicher Kenntniß berichten, man hatte guten Grund ihn für einen Freund des Kaisers zu halten und von dem gefeierten Schriftsteller durfte man eine vollendete Behandlung eines gerade für seine Darstellungsweise so geeigneten Gegenstandes voraussetzen.

Viele naive Leser haben — mit Recht — aufrichtige Freude an der warmen Schilderung der Persönlichkeit des Kronprinzen empfunden und sich daran genügen lassen.

Aber Derjenige, welcher die Schrift aufmerksam liest und die Verhältnisse und Menschen, über welche der Verfasser spricht, einigermaßen kannte, wird Manches vermissen und gegen Anderes lebhaften Widerspruch erheben müssen.

Die Zusammensetzung der Schrift ist eine eigenartige. Die Grundlage bilden frühere Aufzeichnungen des Verfassers über seinen Aufenthalt im kronprinzlichen Hauptquartiere in der Zeit vom 1. August bis 8. September 1870. Aber sie sind überarbeitet und mit Zuthaten versehen, welche durch die Berücksichtigung neuerer Ereignisse veranlaßt sind. Ein zweiter Theil gibt eine Charakteristik und Würdigung Kaiser Friedrichs, und einige wiederabgedruckte Aufsätze des Verfassers aus den Jahren 1870 und 1871 sollen zur Erläuterung dienen.

Ueber das, was Freytag von seinem persönlichen Zusammensein mit dem Kronprinzen in jener großen Zeit berichtet, kann man sich aufrichtig freuen. Die Liebenswürdigkeit, der Edelsinn und die hohe patriotische Begeisterung, nicht minder aber auch die große Tüchtigkeit des Kronprinzen werden in das hellste Licht gesetzt. Freilich konnte seiner Natur nach Freytag dem Kronprinzen in dessen hohen Ideenfluge nicht recht folgen. Er ist ein nüchterner ruhig beobachtender, als historischer Schriftsteller besonders der kleinmalenden Sittenschilderung zugewendeter Mann, der nie eine praktische politische Thätigkeit geübt und nach kurzem Versuch auch das nach 1866 ihm eröffnete parlamentarische Leben wieder verlassen hatte. Ihm mußten die Kaiserpläne des Kronprinzen befremdend, ja bedenklich vorkommen, so wohl durchdacht sie auch waren. Sie sind sicher nicht das Ergebniß einer plötzlichen Eingebung gewesen, sondern gewiß hat sich der Kronprinz in der Zeit von 1866 an, ebenso wie andere Deutsche, ja bei seiner besseren Kenntniß der politischen Verhältnisse mehr noch, mit der Frage beschäftigt, wie die Verfassung Deutschlands bei der doch in naher Zeit erwarteten vollständigen Einigung eingerichtet sein müßte. Er mußte zu dem Schlusse kommen, daß man dann ein wirkliches Deutsches Reich mit einem den Fürsten übergeordneten — nicht wie in der Norddeutschen und der jetzigen deutschen Verfassung der Gesammtheit der Fürsten untergeordneten — Kaiser herstellen müsse und daß dies nur möglich sei, wenn das deutsche Volk in kräftiger Begeisterung selbst dies fordere. Höchst reale Ziele waren es, welche der Kronprinz mit sehr praktischen Mitteln erreichen wollte: eine starke kaiserliche Macht, geschaffen und getragen durch den Willen der deutschen Nation, welcher mit der Einheit die Freiheit zugleich gegeben werden sollte. Das Tagebuch spricht diese Gedanken ganz unzweifelhaft aus, und wenn der Kronprinz dort und auch gegen Freytag davon spricht, daß ein etwaiger Widerstand der Fürsten gebrochen werden könne, so hat er dabei gerade an die unwiderstehliche Macht der öffentlichen Meinung in solchen bewegten Zeiten gedacht.

Wie weit die Ansichten des Kronprinzen Freytag mitgetheilt sind, läßt sich aus dessen Darstellung nicht ersehen, letzterer wenigstens scheint weit mehr an die Würde und den äußerlichen Glanz der kaiserlichen Stellung als an ihre politische Bedeutung gedacht zu haben. Gewiß hat der Kronprinz, dem trotz seines schlichten Sinnes doch keines-

wegs das Gefühl für Repräsentation abging, schon weil er derselben in so hohem Grade fähig war, auch diese Seite stark betont, und Freytags Art war es ganz entsprechend, daß er hiergegen seine Hauptbedenken richtete, deren Unzulänglichkeit er freilich nachträglich selbst erkannt hat.

Die Anknüpfung an das frühere Deutsche Reich, welche, nach Freytag, der Kronprinz wollte, war auch ganz gewiß nicht eine antiquarische Liebhaberei, sondern die scharfe Betonung des Anspruches, daß das neue Deutschland ein wirklich einheitliches Reich, sein Kaiser ein wirklicher Kaiser von Deutschland sein solle.

Möglich, wie gesagt, daß nicht alle diese Seiten in den doch nur gelegentlichen zwischen Märschen und Schlachten geführten Gesprächen berührt sind und daß Freytag aus ihnen keine andere Anschauungen als die von ihm mitgetheilten gewinnen konnte. Hätte er sich in seiner Schrift auf die Wiedergabe der früheren Aufzeichnungen beschränkt, so wäre auch diese Unvollständigkeit in keiner Weise zu bemängeln, aber er hat auch auf Späteres Rücksicht genommen und eine ganz allgemeine Würdigung Kaiser Friedrichs gegeben. Dies verpflichtete ihn, bei diesem wichtigen Punkte nicht bloß auf das in jener Zeit ihm vorgelegte, sondern auch auf späteres Material Rücksicht zu nehmen und an erster Stelle auf das Dokument, welches die beste Aufklärung gibt, auf das Tagebuch. Auffälliger Weise enthält die ganze Schrift Freytag's auch nicht die leiseste Spur, daß ihm dieses bekannt ist, während er anderes Gleichzeitiges, z. B. den Immediatbericht des Reichskanzlers über dasselbe und die Morier-Affaire kennt. Sollte das Tagebuch in Folge seiner Beschlagnahme gar nicht in Freytag's Hände gelangt sein? Wenn er es aber gekannt hat, so hätte er es benutzen müssen, um eine Auffassung zu verbessern, in Folge welcher er dem Kronprinzen entschieden nicht gerecht geworden ist. Denn seine Darstellung muß den Glauben erwecken, als sei es diesem weit mehr um Glanz und Prunk und vielleicht um die Befriedigung dynastischer Interessen, als um das zu thun gewesen, was ihm an erster Stelle am Herzen lag und was allein ihn zu immer erneuten Anstrengungen trieb, nämlich um die Erfüllung des sehnsüchtigen Wunsches des deutschen Volkes, ein starkes, einheitliches und freies Deutsches Reich zu erhalten.

Was Freytag hier zu wenig, hat er an anderer Stelle zu viel gethan.

Es ist nicht deutlich zu ersehen, ob die Auseinandersetzung über die Korrespondenz, welche während des Krieges zwischen dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig, jetzigem Großherzog von Hessen, und beider Gemahlinnen und zwischen diesen und ihren englischen Verwandten geführt ist, aus den ersten Aufzeichnungen herrührt oder neuerlich zugesetzt ist. In Verbindung mit der in dem erwähnten Immediatberichte gemachten Bemerkung, daß es dem Reichskanzler nicht gestattet gewesen sei, über intime Fragen der deutschen Politik mit dem Kronprinzen zu sprechen, weil Indiskretionen gegenüber dem von französischen Sympathien erfüllten englischen Hof befürchtet wurden, und mit den von offiziöser Seite Morier gemachten Vorwürfen gewinnen jedenfalls die Bemerkungen Freytag's über diese Korrespondenz eine ganz andere Bedeutung, als ihnen sonst beizulegen wäre. Seine Schilderung gibt geradezu die Möglichkeit zu, daß durch den Briefwechsel wichtige Nachrichten über die deutsche Armee nach Frankreich gelangt seien. Freytag scheint sich darüber nicht klar zu sein, daß er den Betheiligten dadurch mindestens eine ihnen schwerlich zuzutrauende grobe Unvorsichtigkeit, ja denjenigen, welche die Nachrichten nach Frankreich hätten gelangen lassen, einen sehr schweren Vertrauensmißbrauch beimißt. Wollte er so nicht verstanden werden, mußte er keine Thatsachen, so hätte er besser gethan, von bloßen Möglichkeiten nicht zu reden, die doch nur gar zu leicht so aufgefaßt werden, als ob mehr zu Grunde läge, als ausgesprochen ist.

Geht Freytag hier in dem Aussprechen von Möglichkeiten zu weit, so ist er ganz außerordentlich vorsichtig in den Schlußfolgerungen, welche er aus seinen eigenen Erörterungen über die Affaire Morier zieht. Er weist nach, daß dieser gar kein Interesse daran hatte, Frankreich gegen Deutschland gefällig zu sein und daß Bazaine's Aeußerungen gar nicht so verstanden zu werden brauchen, daß sie Morier belasten, aber seine Folgerung ist doch nur, daß wir nach den der Oeffentlichkeit vorliegenden Daten nicht genöthigt seien, dem Engländer den ihm zur Last gelegten Vertrauensbruch zuzutrauen. Also erlaubt ist es uns doch! Obwohl nach eigener Ausführung Freytag's gar kein Grund bekannt ist, weshalb wir ihm solches zutrauen könnten. Und nun hat, was doch auch wohl Freytag bekannt geworden sein wird, Morier, ein Mann, dem bisher nichts Unehrenhaftes beigemessen werden konnte, der sich in einer Stellung befindet, welche ein Beweis des höchsten Vertrauens seines Souveräns ist, in der denkbar schärfsten Weise die ihm zur Last gelegte Schändlichkeit in Abrede stellt und noch dazu eine Gegenerklärung eben des Mannes beigebracht, auf dessen Zeugniß hin er verdächtigt ist. Sollte das nicht genügen, um uns zu nöthigen, den Verdacht bestimmt zurückzuweisen?

Freytag muß das, was in den letzten Zeiten über Kaiser Friedrich und seine Gemahlin geschrieben ist, mit sehr wenig Aufmerksamkeit verfolgt haben. Wer wollte es ihm verdenken, wenn er gewisse Schriften und Zeitungen von sich fern gehalten hat, denn sie sind wahrlich nicht erfreulicher Natur, aber wenn er seinerseits in die Diskussion eingreifen wollte, so mußte er auch wissen, daß das, was er veröffentlichte, im Zusammenhang mit dieser verstanden werden würde, und mußte sich über dieselbe, so wenig angenehm es ihm sein mochte, unterrichten.

Diese Bemerkung trifft auch auf dasjenige zu, was Freytag über die Beziehungen zwischen dem Kronprinzen und seiner Gemahlin sagt. Er schildert diese als das herrschende Element nicht bloß im persönlichen Leben, sondern in allen, auch politischen Dingen, und prophezeit daraus Schwierigkeiten und Kämpfe für die künftige Regierung des Kronprinzen. Ob Freytag's Auffassung richtig ist, können Andere als die beiden Betheiligten nicht entscheiden, aber es heißt Kaiser Friedrich völlig verkennen, wenn man annehmen wollte, daß er seinen verfassungsmäßigen Rathgebern jemals den ihnen gebührenden Einfluß beschränkt und anderen als sachlichen Gründen Gehör gegeben haben würde. Und ist es nicht völlig in der Ordnung, daß eine Frau, welcher Freytag mit Recht reiche Anlagen, einen schnellfassenden und hochfliegenden Geist zuschreibt, welche durch einen in jeder Beziehung hochstehenden Vater auch in öffentliche Dinge eingeführt war, nun auch alle Interessen eines Gemahles lebendig theilte, mit welchem sie auf das Innigste durch lange gemeinsame Arbeit verbunden war, und daß sie ihm gegenüber auch mit ihren Ansichten nicht zurückhielt?

Eine viel weiter gehende Bedeutung, als Freytag ihnen wird haben beilegen wollen, gewinnt seine Schilderung des Einflusses der Kaiserin Friedrich; aber, wenn man sie, wie sicher geschehen wird, in Beziehung setzt zu den Angriffen, welche in bekannten Broschüren und Zeitungsartikeln gegen die Kaiserin gerichtet sind. Freytag wird als Gewährsmann für Verdächtigungen angeführt werden, welche zu befördern ihm sehr fern liegen muß.

Freytag, als nahestehender älterer Freund, der wohl, namentlich in früheren Jahren im häufigeren Verkehr mit dem Kronprinzen gestanden hat, war der Gefahr ausgesetzt und ist ihr unterlegen, sein Urtheil über denselben vorzugsweise nach den eigenen persönlichen Erfahrungen zu bilden. Deshalb haben auf ihn nicht bloß die schönen privaten Eigenschaften des Kronprinzen, sondern auch die Stimmungen, welchen dieser im persönlichen Verkehr Ausdruck gegeben haben mag, einen besonders tiefen Eindruck gemacht. Der Kronprinz war ein Mann, auf den die Umgebung, die Menschen, mit welchen er verkehrte, und die Verhältnisse, in welchen er lebte, eine starke Einwirkung übten; vertrauteren Personen wird er selbst vorübergehenden Verstimmungen und persönlichen Kummer nicht verborgen haben. So mag er den Näherstehenden wohl nicht bloß als augenblicklich niedergeschlagen, sondern als in seiner Willenskraft geschwächt erschienen sein. Ja, es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kronprinz schwer

sehr schwer unter der trostlosen Stellung gelitten hat, welche Freytag selbst schildert. Die von diesem angenommene Möglichkeit, daß darunter die Gesundheit gelitten, vielleicht selbst der späteren Krankheit der Boden bereitet ist, mag auch vielleicht zugegeben werden müssen. Aber es war nicht etwa ein Mangel an Willenskraft oder Geschäftsgewandtheit, welche den Kronprinzen fast die Hälfte seines Lebens in einer thaten- und einflußlosen Existenz festhielt, sondern er mußte sich dieser Lage fügen, wenn er sich nicht selbst untreu werden wollte. Seit er daran denken konnte, eine Wirksamkeit im Staate zu entfalten, war der jetzige Reichskanzler der erste Rathgeber des Kaiser Wilhelm. Neben oder gar über ihm war für einen Anderen keine Stellung möglich, das hat die ganze Geschichte seiner ministeriellen Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag gezeigt. Unter ihm konnte der Kronprinz nicht stehen. Von einem dauernden Zusammenwirken beider konnte je länger desto weniger die Rede sein, denn die Politik Preußens und später des Reiches wurde von dem Fürsten Bismarck in einer Weise geführt, welche der Kronprinz nicht billigte. Ihm blieb nichts übrig, als bei Seite zu stehen, wenn er nicht direkt oder indirekt den Fürsten bekämpfen wollte. Diesen Kampf, der zugleich gegen den Kaiser und Vater hätte geführt werden müssen, mußte dem Kronprinzen die kindliche Ehrerbietung nicht minder als die Rücksicht darauf verbieten, daß er nicht durch eigenes Beispiel einen in dem Interesse der Monarchie höchst bedenklichen Vorgang für die Zukunft sanktioniren durfte. Noch weniger aber konnte der Kronprinz seine politische Ueberzeugung verleugnen, bloß um sich eine, doch wahrscheinlich stets mit Mißtrauen beobachtete Thätigkeit zu verschaffen.

Wer kann sich darüber wundern, daß eine solche Situation den Kronprinzen tief verstimmte? Aber die Thatenlosigkeit war es nicht allein, welche ihn niederdrückte, mehr noch war es die Ueberzeugung, daß die innere Politik, welcher er zusehen mußte, eine für Deutschland verderbliche sei, und ihm, wenn er zur Regierung komme, die Durchführung dessen, was er wollte, den freiheitlichen Ausbau des Reiches, sehr erschweren werde.

Wenn er einmal durch besondere Umstände in die Politik hineingezogen wurde, wie während der Kriegszeiten und als er zur Stellvertretung des erkrankten Kaisers berufen wurde, hat der Kronprinz übrigens nicht nur stets im vollsten Maße geleistet, was erforderlich war, sondern auch stets der Gesammtsituation Rechnung getragen, namentlich die Stellvertretung so aufgefaßt, daß er nach des Vaters Sinne, und die von diesem gebilligte Politik lediglich fortführend, sich zu verhalten habe.

Aber diese schwere und auch schwer empfundene Zeit ist nicht bloß, wie Freytag annimmt, mit seitab von der Politik liegenden Dingen, wie Förderung der Kunst und Wissenschaft und des Gewerbes und mit der Erfüllung häufiger, gelegentlich auch wichtiger, Repräsentationspflichten ausgefüllt worden, sondern zu rastloser und stets erneuerter Vorbereitung auf den künftigen Beruf benutzt. Aufmerksam hat der Kronprinz die innere Entwicklung verfolgt und verstanden, wie gelegentliche Aeußerungen z. B. bei Feierlichkeiten, an welchen er theilzunehmen hatte, beweisen, und nie hat er sein Ziel aus den Augen verloren.

Freytag gibt dem Zweifel Ausdruck, ob der Kronprinz als Kaiser die Erwartungen, welche von der Nation auf ihn gesetzt wurden, erfüllt haben würde, ob es ihm nicht — zwar nicht an gutem Willen — aber an Energie und Geschäftsgewandtheit gefehlt haben würde. Dieser Zweifel beweist, daß Freytag das Wesen des Kronprinzen gar nicht verstanden hat. Dieser war ein von lebendigster patriotischer Begeisterung getragener tiefsittlicher und frommer Mann, der die heilige Pflicht fühlte, solcher Gesinnung und der erhabenen Stellung, die ihm zu Theil geworden, entsprechend zu handeln. Er war des Größten fähig, sobald er dieser Pflicht gerecht werden konnte; sobald ihn diese erfüllte, zeigte er die ausdauerndste Energie, da war von keinem Schwanken, von keiner Unbehilflichkeit des Wollens, wie es Freytag ihm zuschreibt, die Rede.

Einen glänzenden Beweis dafür liefern schon seine kriegerischen Leistungen. Daß diese wirklich bedeutende waren, darüber sind die Militärs selbst nicht zweifelhaft; ebenso wenig darüber, daß der Kronprinz im Kriege die höchste Energie entfaltet und nicht bloß der Ausführer der Pläne des Generalstabschefs gewesen ist, sondern in den wichtigsten Fragen der Kriegsführung maßgebend eingegriffen hat. Und diese Thätigkeit war eine dem Kronprinzen sehr wenig sympathische: ihm war das Blutvergießen verhaßt, und er litt unter dem Anblick der Schrecken des Krieges. Trotzdem hat er es nie an sich fehlen lassen; er hat seine Abneigung unter dem Gefühl der Nothwendigkeit überwunden und ist ein begeisterter und begeisternder Heerführer gewesen.

Weit größere Thatkraft hat er aber noch bewiesen in der Zeit der Krankheit vor der Thronbesteigung und auf dem Throne. Wenn einmal die Geschichte dieser Periode wahrhaft geschrieben wird, so wird man sehen, daß das geringere Theil des Leids, welches der Kronprinz und dann der Kaiser zu ertragen hatte, die Krankheit war, und daß er sich nicht bloß gegen diese heldenmüthig gewehrt hat. Daß er unter solchen Umständen bis zum letzten Augenblicke die Regierung wie ein gesunder Mann geführt hat, daß er, was an ihm lag, gethan hat, nicht bloß die laufenden Geschäfte im Gange zu halten, sondern daß er wichtige Dinge auf allen Gebieten selbst angeregt hat, z. B. Reformen in der Armee und die Amnestie, daß er nicht bloß ein Regierungsprogramm aufgestellt hat, welches noch für lange Zeiten den deutschen Herrschern zur Richtschnur dienen kann, sondern noch in den letzten Tagen seines Lebens an einem auffallenden Beispiele gezeigt hat, wie sehr ihm an der Aufrechterhaltung der verfassungsmäßigen Rechte gelegen war, ist ein Beweis dafür, daß, wenn es galt, als deutscher Kaiser und preußischer König für seines Landes Wohl zu wirken, sein Geist über alle körperliche Schwäche siegte.

Urtheilen wir nach dem, was Kaiser Friedrich wirklich gethan hat, so können wir gar nicht zweifeln, daß dem gesunden Manne die Energie wahrlich nicht gefehlt hätte, und die Erfahrungen seines Lebens über Dinge und Personen hätten ihn sicher nicht schwach gemacht, er würde wohl verstanden haben, seine Gedanken über das, was Deutschland noth thut, zur Durchführung zu bringen, und das Vertrauen, welches er auf die deutsche Nation setzte, würde ihm die gewiß nicht geringen Schwierigkeiten zu besiegen geholfen haben.

Daß Freytag zwar den Menschen, nicht aber den Fürsten in Kaiser Friedrich zu würdigen versteht, kann nicht Wunder nehmen, weil er eine etwas seltsame Anschauung von der Stellung des Monarchen eines großen Staates hat. Er verlangt von ihm eine Tüchtigkeit im Kleinen, eine Geschäftsgewandtheit in Einzelheiten, welche in einfachen Zeiten in einem Klein- oder Mittelstaate, wie sie in dem Preußen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. nothwendig sein mochte und auch heute noch bei einem deutschen Kleinfürsten schätzbar sein mag. Aber ebenso wenig wie bei der heutigen Kriegsführung die Haupteigenschaft des Feldherrn eines großen Heeres ist, ein Regiment oder eine Brigade gut zu exerziren, sondern die Erkenntniß der Situation, die Bezeichnung der Richtung, in welcher verfahren werden muß, und die Sorge dafür, daß dieselbe inne gehalten wird, so wenig ist es heute Sache eines deutschen Kaisers, im Einzelnen zu verwalten. Seine Aufgabe ist auch hier nur, die Richtung der inneren und äußeren Politik des Reiches dem Geiste der Nation und der Weltlage entsprechend anzugeben und festzuhalten. Das ist eine große, die höchste Menschenkraft völlig ausfüllende Aufgabe, welche nicht mehr als durchaus nöthig durch andere kleinen Dinge beeinträchtigt werden sollte. Daß für diese Aufgabe Kaiser Friedrich Alles mitbrachte, die Kenntniß des Geistes seines Volkes, die Einsicht in das, was diesem noth that, den festen Willen, dieser entsprechend zu handeln, die richtige Beurtheilung der Weltlage und das Vertrauen des eigenen und der fremden Völker, ist sicher. Sollte er gewisse doch nur untergeordnete geschäftliche Fähigkeiten nicht besessen haben — was wir nicht wissen, so mag ihm das gelegentlich im Leben un-

bequem geworden sein, für seine kaiserlichen Aufgaben wäre es gleichgültig gewesen.

Es sind sehr gemischte Gefühle, mit welchen wir Freytag's Schrift aus der Hand legen. Dankbar wollen wir ihm sein für das, was er aus persönlicher Erfahrung berichtet, aber sein Urtheil ist oft ein nicht richtiges und er wird namentlich den größten Eigenschaften des Kaisers Friedrich nicht gerecht und manche Aeußerungen werden, sicher gegen den Willen Freytag's, dazu beitragen, häßliche Verdächtigungen zu stützen.

K. Schrader.

Das Ei des Columbus.

Die Zeit, von der einst Herr v. Savigny sagte, daß sie keinen Beruf zur Gesetzgebung habe, ist längst vorüber. In der Gegenwart wird gerade im Gegentheil der Beruf zur Gesetzgebung immer allgemeiner. Und da es Pflicht ist, ein gegebenes Gesetz vortrefflich zu finden, und da gleichwohl von Zeit zu Zeit an den gegebenen Gesetzen Veränderungen vorgenommen zu werden pflegen — die selbstverständlich einen noch höheren Anspruch auf Vortrefflichkeit haben, — so ist für jeden Unbefangenen der Grad der Vollendung sichtbar, den unsere — dauernde? — Gesetzgebung im Augenblick haben muß.

Ein dauerndes Gesetz ist ein solches, welches gilt, bis ein anderes an seine Stelle tritt. Da ein Gesetz aus dem Rechtsbewußtsein des Volkes hervorgehen soll, und als Regel vorausgesetzt werden muß, daß es wirklich daraus hervorgegangen ist, so sollte eigentlich jedes Gesetz ein dauerndes sein. Denn eine bestimmte Frist, innerhalb deren das Rechtsbewußtsein sich ändert, läßt sich nicht vorhersehen. Ein Gesetz mit einer solchen Fristbestimmung ist kein eigentliches Gesetz. Das Bedürfniß der Neuzeit für solche uneigentlichen Gesetze hat für sie den Namen „Ausnahmegesetz" erfunden. Schon der Name deutet auf die Neigung hin, von der Ausnahme zur Regel zurückzukehren. Demgemäß hat sich bei dem berühmtesten aller Ausnahmegesetze, dem sogenannten Sozialistengesetz, in der That das Bestreben geltend gemacht, zum gemeinen Recht zurückzukehren. Namhafte Parteien und namhafte Männer im Reichstage sind die Verpflichtung eingegangen, nach elfjähriger Dauer der nochmaligen Verlängerung des Ausnahmegesetzes nicht zuzustimmen.

Nun dauern aber die Zustände, gegen welche das Gesetz geschaffen wurde, nach dem Zeugniß der verbündeten Regierungen fort. Das Gesetz hat seine Schuldigkeit gethan, indem es das Zutagetreten sozialistischer Bestrebungen in Schranken gehalten hat. „Zur Bekämpfung von Lehren und Ideen ist es nicht geeignet"; im Gegentheil wird anerkannt, daß „die sozialdemokratischen Lehren in breiten Schichten der Arbeiterbevölkerung schon tiefe Wurzeln geschlagen haben."

Darum kann an eine Aufhebung der gesetzlichen Bestimmungen nicht gedacht werden. Eine Veränderung — die man ins Auge gefaßt hatte, ist aufgegeben, damit nicht „auch andere Theile des sozialen Organismus getroffen werden." Es entstand die Frage, wie es anzufangen sei, ein Ausnahmegesetz als solches aufzuheben und doch in seinen wesentlichen Bestimmungen bestehen zu lassen.

Die verblüffende Lösung, welche diese anscheinend unmögliche Aufgabe durch einen neuerlich dem Reichstage vorgelegten Gesetzentwurf gefunden hat, rechtfertigt den Titel, welcher an die Spitze dieser Betrachtungen gestellt ist. Hätte Columbus seinen Ruf — der Kunst, Eier zum Stehen zu bringen, und nicht außerdem der Entdeckung Amerikas verdankt, so würde derselbe Gefahr laufen, durch den neuesten gesetzgeberischen Vorschlag verdunkelt zu werden.

Der Reichstag des Jahres 1878, welcher die Fristbestimmung in das Gesetz hineinbrachte, glaubte die Frist hinzufügen zu sollen, weil er das Gesetz nach seinem Inhalt für ein Ausnahmegesetz erachtete. Er hatte dabei nicht einmal das Verdienst eines neuen Gedankens; denn in dem ersten — abgelehnten — Entwurf der verbündeten Regierungen war die Fristbestimmung enthalten gewesen. Aber man ging damals von dem Gedanken aus, daß die zeitliche Begrenzung die Folge des Ausnahmecharakters des Gesetzes sei.

Man hat sich eben getäuscht. Die Begründung des vorliegenden Gesetzentwurfs zeigt klar, daß, was man für die Folge hielt, die Ursache, und was man für die Ursache hielt, die Folge war.

Die Zeitbegrenzung ist es, die „vornehmlich dem Gesetze äußerlich den Charakter eines Ausnahmegesetzes aufgeprägt hat". Ueber den innerlichen Charakter des Gesetzes spricht die Begründung nicht. Die Fristbestimmung trägt auch die Schuld, daß „man der sonst unbegründeten Behauptung sozialistischer Abgeordneter, wonach das Sozialistengesetz die Sozialdemokratie fördere und stärke, eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann". Durch diese Betrachtungsweise sind in der That alle Schwierigkeiten überwunden.

Wer — mehr oder weniger feierlich — sich dafür verpflichtet hat, einer Verlängerung des Ausnahmegesetzes nicht ferner zuzustimmen, braucht dem nunmehr allgemein gehaltenen Gesetz darum die Zustimmung nicht zu versagen. Er kann sich über den thörichten Einwand, daß eine Verlängerung auf unabsehbare Zeit eigentlich auch eine Verlängerung ist, mit der erhabenen Seelenruhe des Gewissens hinwegsetzen. Gehört er zu denjenigen, welche — gegen den Wunsch der Regierungen — ursprünglich die Fristbegrenzung haben durchsetzen helfen, so tritt noch die für jedes Mannesbewußtsein erhebende Empfindung dazu, daß er Gelegenheit hat, den früheren eigenen Irrthum gegenüber der höheren Weisheit der Regierungen mit männlichem Freimuth einzugestehen; demjenigen Freimuth, der seit längerer Zeit die Hauptzierde der sogenannten linken Seite der Kartellparteien bildet

Es wäre gar nicht nöthig gewesen, daß für die verlangte unbegrenzte Verlängerung noch Zugeständnisse seitens der verbündeten Regierungen gemacht werden. Denn wer die Sache loyal betrachtet, muß erkennen, daß das größeste Zugeständniß eben darin besteht, daß sich die verbündeten Regierungen mit einer unbegrenzten Verlängerung begnügen wollen, und damit auf den Boden des gemeinen Rechts zurückkehren. Er wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß das Ausnahmegesetz eigentlich vom Reichstage gegen den Willen der Regierungen geschaffen ist, welche ihrerseits von vornherein auf jede Zeitbegrenzung verzichtet hatten.

Nun ist freilich richtig, daß zunächst die Regierungen auch für ihr Entgegenkommen ein kleines Zugeständniß verlangen, welches ihnen billiger Weise gewiß nicht versagt werden wird. Die in Orten des sogenannten kleinen Belagerungszustandes ausgewiesenen Personen galten früher nur für die Dauer dieses Zustandes für ausgewiesen. Diese Dauer konnte und soll auch jetzt nur für die Dauer eines Jahres ausgesprochen werden können. Gerade in Folge dessen waren zahlreiche Verlängerungen des einmal ausgesprochenen Belagerungszustandes nöthig, die nicht bloß der damit befaßten Behörde viele Arbeit verursachten, sondern auch die Gefahr mit sich brachten, daß bei einer zufälligen Versäumung der Frist die staatsgefährlichsten Menschen auf solange in ihre Heimath zurückkehren konnten, bis man sie etwa von Neuem auswies. Auch haben – nach der Begründung — mehrere dort ausgewiesene Personen den Vorzug gehabt, daß man bloß ihretwegen und um ihre Rückkehr zu verhindern, den kleinen Belagerungszustand hat verlängern müssen. Dem wird durch den neuen Vorschlag, daß, wer einmal ausgewiesen ist, auch ausgewiesen bleibt, — wenigstens bis auf Weiteres — wirksam entgegen getreten. Die davon Betroffenen, welche damit ihre Heimath endgiltig und unwiderruflich verlieren, sollen und können sich mit dem Gedanken trösten, daß über ihre Heimath, wenn über sie der kleine Belagerungszustand gleichwohl weiter verhängt wird, er wenigstens nicht ihretwegen verhängt wird.

Was neben diesen bisher erörterten Abänderungs-Vorschlägen der Gesetzentwurf sonst an Zugeständnissen

bietet muß also billiger Weise geradezu als ein Geschenk aufgefaßt werden. Bei der Beurtheilung von Geschenken fordert schon das deutsche Sprichwort ausdrücklich zu Beweisen besonderen Wohlwollens auf und verbietet die allzuscharfe Prüfung.

Aber der Entwurf ist auch auf eine scharfe Prüfung eingerichtet. Seine Milderungen sind folgende:

1. In den Fällen des Verbots von Vereinen (§ 7), des Verbots und der Auflösung von Versammlungen (§ 10), der Beschlagnahme von Druckschriften, Formen und Platten (§ 14) und der Sammlung von Beiträgen (§ 16) ist statt der Beschwerde an die Aufsichtsbehörde der ordentliche Rechtsweg an die Verwaltungsgerichte offen gelassen.
2. Die gegen agitatorische Bestrebungen — abgesehen von dem kleinen Belagerungszustand — bestehenden Befugnisse zur Ausweisung von Personen und zur Beschränkung bestimmter Gewerbebetriebe (§§ 22 bis 25) sollen weg.
3. Das Verbot einer Zeitung (periodisch erscheinenden Druckschrift) kann nur bei dem zweiten, nicht schon bei dem ersten Verbot einer einzelnen Nummer ausgesprochen werden.
4. Die Kommission zur Entscheidung über die Beschwerde gegen das Verbot von Vereinen und von Druckschriften (§§ 8 und 13) wird reichlicher, und nur aus Mitgliedern höchster Gerichtshöfe zusammengesetzt; auch wird ein mündliches, aber nur geheimes Verfahren vor derselben durchgeführt.
5. Die Wirkung des „kleinen Belagerungszustandes" wird auf die Befugniß zur Ausweisung einzelner Personen beschränkt (§ 28).

Schon aus der Zahl der Abänderungen ergibt sich ihre Bedeutung. Sie ist aber auf diese Zahl keineswegs beschränkt. Insbesondere sind die nach Nr. 2 aufgehobenen Bestimmungen der §§ 22 und 25 stets als besonders hart bezeichnet worden. Die Aufhebung solcher harten Bestimmungen ist ein entschiedenes Verdienst. Das Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, daß nach dem Zugeständniß der „Begründung" von ihnen nur in verhältnißmäßig seltenen Fällen hat Gebrauch gemacht werden können. Aengstlichen Gemüthern, denen das Zugeständniß etwa zu weit geht, bleibt der Trost offen, daß in besonders schlimmen Fällen auch nach dem neuen Gesetz noch die Möglichkeit übrig bleibt, den kleinen Belagerungszustand zu verhängen und die betreffenden Personen auszuweisen, womit der Zweck der aufgehobenen Bestimmungen immerhin erreichbar bleibt.

Die hinsichtlich des Verbots von Zeitungen vorgeschlagene Aenderung ist geeignet, einer schädlichen Zeitung ein um 24 Stunden — unter Umständen noch mehr — verlängertes Dasein zu fristen. Der Umfang der so gewährten Vergünstigung ist klar. Es läßt sich annehmen, daß die darin für das allgemeine Wohl liegende Gefahr durch verdoppelte Aufmerksamkeit der zur Wachsamkeit berufenen Behörden einigermaßen vermindert werden wird.

Die in dem Umfange der Wirkung des kleinen Belagerungszustandes eintretenden Einschränkungen werden sich weniger fühlbar machen. Die Versagung der Genehmigung zu einzelnen Versammlungen läßt sich, wie die Begründung mit Recht hervorhebt, durch das nach § 9 zulässig bleibende Verbot der Versammlungen nothdürftig ersetzen. Das Verbot der Verbreitung von Druckschriften auf öffentlichen Wegen und Plätzen, sowie die Nothwendigkeit des Waffenscheins aber wird, wo es angezeigt erscheint, durch Polizeiverordnungen ersetzt werden können. In letzterer Beziehung ist ein solcher Ersatz dringend zu wünschen, weil aus der Nothwendigkeit des Waffenscheins die meisten heiteren Zwischenfälle sich ergeben haben, zu welchen das Sozialistengesetz die Veranlassung gewesen ist.

Daß endlich die Verweisung der geringeren Beschwerden (zu 1) an die Verwaltungsgerichte und der größeren (zu 4) an eine höchstrichterliche Kommission eine dankenswerthe Neuerung ist, versteht sich von selbst. Es ist ein unnützes Bedenken, daß diese Instanzen nicht im Stande sein sollten, Ausnahmegesetze, oder vielmehr „außerordentliche gesetzliche Bestimmungen" zu handhaben. Und wo es noch nicht der Fall sein sollte, ist es Zeit, sie an außerordentliche Leistungen zu gewöhnen.

Daß die „Kommission" nach dem Wortlaut des Gesetzes die Betheiligten nur laden soll, es aber an der Bestimmung fehlt, daß die Geladenen auch gehört werden müssen, wird nur ein Uebelwollender als einen Mangel bezeichnen.

Im Ganzen und Großen wird man also annehmen dürfen, daß die vorgeschlagenen Abänderungen des Sozialistengesetzes dasselbe in seinen segensreichen Wirkungen nicht wesentlich abschwächen werden. Es wird kaum nöthig sein, schärfende Abänderungsbestimmungen in der Kommissionsberathung oder in der zweiten Berathung in Vorschlag zu bringen, vielmehr darf die Annahme des Gesetzes in seinen wesentlichen Bestimmungen wohl als gesichert gelten.

Das wird ein Erfolg sein, dessen Tragweite nicht zu unterschätzen ist. Vorübergehende Bestimmungen werden damit zu dauernden Staatseinrichtungen. Die außerordentlichen gesetzlichen Vollmachten, welche die Regierungen 1878 verlangten, werden zu ordentlichen. Die Handhabung derselben, welche man damals als „Abwendung einer gemeinen Gefahr", also recht eigentlich als eine Aufgabe der Polizei darstellte, zumal die in Betracht kommenden Fragen weniger nach juristischen, als nach politischen Gesichtspunkten zu beurtheilen seien, wird mehr als früher der Kontrolle richterlicher Behörden ‚vel quasi' unterstellt. Das Vertrauen zur Fähigkeit der Gerichte in der Handhabung politischer Gesichtspunkte ist also gewachsen. Natürlich werden weder die juristischen noch die rein rechtlichen Gesichtspunkte unter dieser gewachsenen Fähigkeit leiden. Der Gedanke, daß Gesinnungen und nicht bloß Handlungen strafbar und verfolgbar sind, ist endgültig angenommen und seine Fruchtbarkeit unbedenklich. Vielleicht wird es möglich, im Weiterschreiten auf der Bahn auch die oft beklagte Zollfreiheit der Gedanken zu beseitigen. Das Reich ist in unbegrenzter, unaufhaltsamer Entwicklung, ebenso wie das Sozialistengesetz. Andere Völker werden uns beneiden, aber schwerlich nachahmen. Vor allem aber werden sich von Neuem glücklich und stolz fühlen — wie Herr v. Bennigsen bezeugen mag — die Deutschen — im Auslande.

A. Munckel.

Wahlfreiheit.

Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor. — So will es die Reichsverfassung in Artikel 20. Jede Wahl zeigt, daß die jeweilig in der Macht befindlichen Parteien in wachsendem Grade bemüht sind, die Verfassungsbestimmung, wonach die Abstimmung eine geheime sein soll, illusorisch zu machen. Die dabei zur Anwendung gelangenden Kniffe sind bekannt genug. Man stellt Wahlzettel her, die sich von denen der Gegenpartei in Größe und Dicke so sehr unterscheiden, daß der abgegebene Zettel den oppositionellen Thäter leicht kenntlich macht. Oder man händigt den wirthschaftlich oder sonstwie abhängigen Wählern vor dem Wahllokal Stimmzettel ein und kontrollirt sie bis zur Wahlurne, ob sie auch den in die Hand gesteckten Zettel wirklich abgeben. Gelegentlich hat man an Orten, wo die politische Scham außergewöhnlich gering war, die Wahlopfer auch wohl genöthigt, den aufgezwungenen Wahlzettel in der erhabenen Rechten zur Wahlurne zu tragen, damit unterwegs nicht etwa durch einen verstohlenen Griff in die Tasche eine Vertauschung eintreten könne. Diese und ähnliche Künste sind in konstanter Uebung. Daß es eine Nichtsnutzigkeit ist, in dieser Weise die soziale oder wirthschaftliche Macht zu mißbrauchen, um abhängige Existenzen zu zwingen, gegen ihre Ueberzeugung ihr oberstes politisches Recht auszuüben, kann nicht wohl geleugnet werden. Auch ist andererseits zuzugeben, daß die Schwäche, mit der die Wähler solchen schamlosen Manövern gegenüber sich manchmal verhalten, be-

dauerlich ist. Aber wenn alle Welt muthig und unabhängig wäre, so brauchte man überhaupt keine geheime Abstimmung.

Die Frage steht deshalb so: Da nach Lage der Dinge die geheime Abstimmung nicht entbehrt werden kann und da die Wahlpraxis in unzähligen Fällen gezeigt hat, daß die in dem gegenwärtigen Wahlgesetz gegebenen Garantieen für das Geheimniß der Abstimmung gänzlich ungenügend sind, so ist die Gesetzgebung verpflichtet, die vorhandenen Schäden zu repariren, d. h. die Abstimmung, die heute nur formell eine geheime ist, zu einer wirklich geheimen zu machen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, sind im Reichstage schon vor Jahr und Tag Versuche gemacht, durch Einführung von Wahlzettelkouverts oder auf dem Wege von Strafbestimmungen das geheime Wahlrecht zu sichern. Alle jene Sicherungsmaßregeln wären ungenügend gewesen, auch wenn sie Gesetzeskraft erlangt hätten. Es gibt nur ein Mittel, das geheime Wahlrecht wirksam gegen die Brutalität der Macht zu sichern. Nur wenn der Wähler unmittelbar vor der Abgabe seiner Stimme einen der Beobachtung von außen unzugänglichen Raum passirt, in welchem er den Stimmzettel auswählen und — in Ermangelung gleichförmiger Stimmzettel — mit einem gleichförmigen Umschlage versehen kann, ist jede Kontrolle, wie er stimmt, und damit jeder Wahlzwang ausgeschlossen. Die Sache ist so einleuchtend, daß es begreiflich erscheint, wie man in den verschiedensten Ländern ganz sponton auf dies System gekommen ist.

Die „Kölnische Zeitung“ hat dem Antrage der freisinnigen Partei, in welchem die vorstehend dargestellten Gesichtspunkte zum gesetzgeberischen Ausdruck gebracht sind, eine Besprechung gewidmet. In dieser, wie die anspruchslosen Kartellfreunde behaupten, „witzigen“ Besprechung heißt es zum Schluß: „Man sieht, der ganze Gesetzentwurf schmeckt gar sehr nach der Bierbank und verträgt kaum eine ernste Behandlung“. Die Bierbank ist jedenfalls recht lang, denn sie reicht von Australien über Amerika nach Belgien. Das System, das „kaum eine ernste Behandlung“ verdient, ist in drei Welttheilen bereits in praktischer Uebung: in den australischen Kolonieen, in einer Reihe amerikanischer Unionsstaaten und in Belgien. Wie man speziell in den Vereinigten Staaten, wo gerade gegenwärtig die Bewegung zur Einführung des Systems von einem Bundesstaat in den anderen übergreift, über diese „Bierbankidee“ denkt, dafür nur ein Beispiel. In der angesehensten Wochenschrift der Vereinigten Staaten „The Nation“ (Nummer vom 10. Oktober 1889) findet sich bei Gelegenheit der politischen Wochenschau folgende Bemerkung: „Die am vorigen Montag in Connecticut abgehaltenen Wahlen waren dadurch bemerkenswerth, daß die erste Probe auf das in der letzten Legislaturperiode beschlossene Gesetz betreffs der geheimen Abstimmung gemacht wurde. In der Presse ist das Gesetz bisweilen als das australische System bezeichnet worden .... In Wirklichkeit trägt es nur einige der Hauptzüge dieses Systems, einschließlich der Einrichtung von Verschlägen, in denen die Wähler sicher vor jeder Beobachtung ihre Stimmabgabe vorbereiten können, und des Verbots der Anwesenheit Unbetheiligter in der Nähe der Wahlurnen. Diese Vorschriften sind ein großer Gewinn gegenüber dem alten System, wonach es dem Stimmenkäufer und dem Einschüchterer möglich war, seinem Opfer bis zur Wahlurne zu folgen und zu kontrolliren, daß dieser den Stimmzettel, für den er bezahlt war oder den man ihn zwang, abzugeben, auch wirklich deponire. Die Vortheile dieser Aenderung sind rasch und allgemein anerkannt.“ *)

Die „Kölnische Zeitung“ bekämpft den freisinnigen Antrag nun allerdings nicht bloß mit ihrer eigenen Ignoranz, sondern auch mit einem höchst erbaulichen Pharisäismus. Obwohl ihre eigene Klientel in Westfalen bei den Bemühungen, das Geheimniß der Wahl zu umgehen, die höchste Virtuosität entwickelt hat, gibt sie eine wahrhaft dithyrambische Darstellung von der Wahlkeuschheit in Deutschland und verwahrt sich gegen die „Angstkammer“, die man einführen wolle.

Diese Argumentation ist bezeichnend. Wenn man keine „Angstkammer“ braucht, dann braucht man doch logischer Weise auch keine „Angsturne“, in der heutigen Tages die geheimen Stimmzettel gesammelt werden. All jenen naiven Gemüthern, die da meinen, die Kartellparteien würden sich, auch wenn sie die Macht behielten, doch nicht am geheimen Wahlrecht vergreifen, empfehlen wir deshalb die Ausführungen der „Kölnischen Zeitung“ auf das Angelegentlichste. Sobald man glaubt, es riskiren zu können, wird man das geheime Wahlrecht beseitigen.

Es ist dankenswerth von der „Kölnischen Zeitung“, daß sie für Jeden, der zwischen den Zeilen lesen kann, dies Bekenntniß zu Tage gefördert hat.

Ich hoffe, die parlamentarische Verhandlung wird zur Klärung der Situation noch weiter beitragen.

Th. Barth.

*) Der betreffende Passus lautet wörtlich:
Monday's election in Connecticut was rendered noteworthy by the first trial of the new secret-ballot law which was passed by the last Legislature. This has sometimes been referred to in the press as the Australian system .... It really has only a few of the cardinal features of that system, including the provision of booths where the voters prepare their ballots free from inspection, and the prohibition against the presence of outsiders in the vicinity of the polls. These are great gains over the old system of allowing the briber or bulldozer to follow his victim to the box and see that he deposits the ballot which he has been paid or forced to cast, and the advantages of the change are promptly and generally recognized.

Parlamentsbriefe.

I.

Noch ist für den Reichstag die dreijährige Legislaturperiode in Kraft und dennoch beräth der gegenwärtig tagende Reichstag das vierte ihm vorliegende Budget. Man kann vorhersehen, daß wenn die fünfjährige Legislaturperiode in Kraft getreten ist, es sich durch eine geschickte Vertheilung der Zeit wird ermöglichen lassen, einem Reichstage, der sich das Zutrauen der Regierung in besonderem Grade erworben hat, hinter einander sechs Budgets vorzulegen, so daß erst im siebenten Jahre ein Wandel in der Auffassung der Majorität eintreten würde.

Das jetzt vorliegende Budget ist freilich so beschaffen, daß es sehr begreiflich ist, wenn die Regierung die Behandlung desselben in die Hände eines Reichstages gelegt zu sehen wünscht, den sie bereits kennt, zu dem sie Zutrauen und der zu ihr Zutrauen hat. Für einen neu gewählten Reichstag würde es ein harter Bissen gewesen sein, sich zuerst mit einer solchen Vorlage zu beschäftigen. Alle Rücksichten auf gute Zeitökonomie hätten dahin führen müssen, den Reichstag im Herbst aufzulösen, um nicht genöthigt zu sein, diese arbeitsreiche Session in einem Augenblicke zu schließen, wo zwar der Zeiger abgelaufen ist, aber doch der Stoff seine Erledigung noch nicht gefunden hat.

Mit einem so ungünstigen Budget hat sich ein deutscher Reichstag noch niemals zu beschäftigen gehabt. Die laufenden Einnahmen halten nicht gleichen Schritt mit dem Anwachsen der ordentlichen Ausgaben, und die außerordentlichen Ausgaben steigen in dem Maße, daß der Schuldenbetrag bis tief in die zweite Milliarde hineinwächst. Gewiß bedeutet das noch nicht den Ruin, den Bankerott; das Deutsche Reich ist kräftig genug, um ein schlechtes Finanzjahr, um selbst eine schlechte Finanzwirthschaft von mehreren Jahren zu überstehen. Aber wir befinden uns auf einer abschüssigen Bahn; wenn eine Reihe solcher Budgets, wie das jetzt vorliegende folgen sollte, so würden die natürlichen Hülfskräfte Deutschlands nicht ausreichen, um die Folgen einer solchen Wirthschaft zu überwinden. Der Augenblick, in welchem Jemand einer Gefahr entgegengeht, über deren Größe er sich selbst einer Täuschung hingibt, ist der geeignete, um die Warnungspfeife schrill ertönen zu lassen: sobald die Gefahr eingetreten ist, kommt die Warnung zu spät. Die freisinnige Partei warnt in diesem Augenblicke und ist allerdings der Ansicht, daß die Gefahr für die Zukunft, wenn man nicht einlenkt, nicht schwarz genug dargestellt werden kann. Man

antwortet ihr darauf mit dem dialektischen Klopffechterkunststück, daß man behauptet, sie male die gegenwärtige Lage in übertriebener Weise in das Schwarz.

Daß die freisinnige Partei mit ihrer Auffassung der finanziellen Lage seit vielen Jahren auf dem rechten Wege gewesen ist, hat ihr unabsichtlich Herr von Bennigsen bestätigt. Er hat es diesmal unternommen, eine Reihe von Erwägungen vorzutragen, denen die Partei schon vor fünf und vor zehn Jahren Ausdruck gegeben hat. Die ganze Ueberweisungspolitik taugt Nichts, weder die Ueberweisungen vom Reich an die Einzelstaaten auf Grund der Klausel Franckenstein, noch die Ueberweisungen von den Einzelstaaten an die Kreise auf Grund der lex Huene. Die jetzige Schutzzollpolitik muß wiederum durch den Abschluß von Handelsverträgen ersetzt werden. Die hohen agrarischen Zölle sind unter allen Mitteln, um der Landwirthschaft zu helfen, das bedenklichste. Vor allen Dingen aber läßt sich die Finanzwirthschaft eines großen Staatswesens nicht in befriedigender Weise leiten, wenn nicht an der Spitze derselben ein Mann steht, der die Verantwortlichkeit dafür in vollem Maße zu tragen berufen und befähigt ist. Durchgängig sehr richtige Betrachtungen, aber etwas spät vorgetragen und um so befremdlicher, wenn sich mit dem Vortrag dieser Betrachtungen die heftigsten Ausfälle gegen die freisinnige Partei verbinden, die ganz dasselbe zur rechten Zeit gesagt hat.

Herr von Bennigsen beruft sich darauf, daß er diese Politik nie gebilligt habe; er hat gegen die Franckenstein'sche Klausel gestimmt, er hat die Getreidezölle nur auf den zehnten Theil desjenigen Betrages bewilligen wollen, zu welchem sie heute bestehen. Er bedauert, in der Minorität geblieben zu sein. Das Alles ist richtig, aber es genügt nicht. Wenn die Politik so falsche Wege einschlägt, so ist es nicht genug, daß man mit Nein stimmt, seine Hände in Unschuld wäscht und sich folgenden Tages mit denen, welche solche Beschlüsse gefaßt haben, wieder verträgt, sondern der, dem es Ernst um die Sache ist, muß gegen eine solche Politik sich in eine klare und entschiedene Oppositionsstellung setzen. Selbst das zeitweilige Abtreten vom Schauplatze genügt nicht, um das Gewissen zu retten. Man muß fort und fort laut sagen, daß man diese Politik mißbilligt, so lange bis ein Wandel eingetreten ist. Man darf auch nicht glauben, daß man eine falsche Politik dadurch bekämpfen kann, daß man sie durch kleine Konzessionen abzufinden sucht, wie Herr v. Bennigsen es im Kulturkampf und in der Zollpolitik gethan. Derartige Konzessionen reizen den Appetit, anstatt ihn zu stillen.

Das eigentliche Ereigniß der Budgetdebatte war die Rede des Schatzsekretärs Freiherrn von Maltzahn, die trotz ihrer Länge an Dürftigkeit des Inhalts alle Erwartungen übertraf, und harten Anfechtungen auch in einzelnen Blättern der Kartellparteien ausgesetzt war; die Rede ist nicht zu vertheidigen, aber für den Mann sind mildernde Umstände in Anspruch zu nehmen. Was sollte der Schatzsekretär sagen, was konnte er sagen? Der preußische Finanzminister hat immerhin noch große Gebiete, auf denen er sich mit Selbständigkeit bewegen kann. Er hat bei Ordnung des Eisenbahnetats ein gewichtiges Wort mitzureden; er kann Entwürfe und Vorschläge machen, in welcher Weise die vom Reiche herfließenden Ueberschüsse zu vertheilen sind. Er kann dem Kultusminister, dem Bautenminister Abstriche machen. Wo aber hat der Schatzsekretär eine selbständige Entscheidung zu treffen? Kann man von ihm wohl erwarten, geschweige verlangen, daß er bei einzelnen Positionen der Militär- und der Marineverwaltung oder des auswärtigen Amtes Bedenken erhebt? Er stellt die Etats, die ihm aus den einzelnen Verwaltungszweigen zugehen, zusammen und hat das unangenehme Loos, der erste zu sein, der sie rechtfertigt. Kann man von ihm erwarten, daß er selbständige Gedanken über die zukünftige Gestaltung unserer Finanzen entwickelt? Ich bezweifle in der That nicht, daß Herr von Maltzahn selbständige Gedanken hat, aber sie auszusprechen wäre wohl gleichbedeutend mit der Aufgabe seiner Stellung. So lange die Organisation unserer Aemter bleibt wie sie ist, kann man von dem Schatzsekretär keine anderen als farblose Reden erwarten, und auch die Vorgänger des Herrn von Maltzahn, Herr von Scholz nicht ausgenommen, haben vor ihm nur das voraus gehabt, daß Kürze ihres Witzes Seele war, und daß sie nicht durch Weitläufigkeit verriethen, wie wenig sie im Grunde zu sagen hatten.

Die schlechte Lage der Reichsfinanzen führt sich auf drei Ursachen zurück, die wichtigste ist das Anschwellen des Militäretats. Hier kann man sich noch am leichtesten mit dem Argument abfinden, diese Anschwellung sei eine traurige aber unabwendliche Nothwendigkeit. Das zweite ist die Kolonialpolitik mit Allem was drum und dran hängt, wie die Dampfersubvention und die vermehrte Thätigkeit der Flotte. Die ganze Kolonialpolitik hat sich bei uns durch Etatsüberschreitungen noch lebhafter fühlbar gemacht, als durch Etatsforderungen. Nach vielen Millionen berechnen sich die Forderungen für die Marine, die nachträglich gut geheißen werden mußten, weil die kolonialen Verhältnisse unverantwortlicher Weise dahin getrieben hatten, die Schiffe Reisen machen zu lassen. Nach Millionen wird sich auch die Rechnung beziffern, die Herr Wißmann nachträglich zur Begleichung überreicht, und die vorsichtiger Weise noch im Dunkel gehalten wird. Und hier ist entschieden die Forderung aufzustellen, daß ein Staat, dessen Leistungsfähigkeit für Zwecke der Landesvertheidigung auf eine unerhörte Probe gestellt wird, sich nicht freiwillig auf Unternehmungen einläßt, deren Kosten unabsehbar und deren Erfolg zweifelhaft ist. Auch wer die wirthschaftlichen Bedenken gegen jede Kolonialpolitik nicht theilt, hätte aus finanziellen Gründen die Pflicht gehabt, sich ablehnend zu verhalten. Der dritte Umstand endlich ist, daß man sich nicht begnügt hat, die Kosten aufzubringen, welche das Reich für sich bedarf, sondern daß man den Steuerzettel gleichzeitig benutzt hat, um „Liebesgaben" für die bedrängte Landwirthschaft zu sammeln, in Form von Bonifikationen für den Export von Zucker und Branntwein, in Form von kontingentirten Steuerdifferenzen, in Form von Preisvertheuerungen der Lebensmittel, deren Lasten der Konsument trägt, und die der Staatskasse nicht zu Gute kommen. Die Fehler unserer Zucker- und Branntweinsteuer datiren nicht von heute und gestern; sie sind von Mitgliedern der heutigen freisinnigen Partei schon vor zwanzig Jahren gerügt worden, als es noch Zeit war, einer Ausdehnung der Industrie vorzubeugen, die kein anderes Fundament unter sich hatte, als das Streben, die Irrationalität der Steuervorschriften im Interesse einzelner Bezirke auszubeuten.

Außer dem Budget ist dem Reichstage zunächst keine Vorlage zugegangen, als das Sozialistengesetz, über welches sich eine Entscheidung von verhängnißvoller Wichtigkeit vorbereitet. Dagegen haben Freisinn und Centrum eine Reihe von selbständigen Anträgen eingebracht, welche sämmtlich Fragen betreffen, deren Wichtigkeit auf allen Seiten empfunden wird. Es ist bezeichnend für den Zustand, in welchem sich bei uns das politische Leben befindet, daß man dieser Thätigkeit von vornherein den Makel anzuheften sucht, solche Anträge verfolgten lediglich „agitatorische Zwecke".

Die Verfassung stellt das Recht des Reichstages, selbstständige Anträge einzubringen, fest; die Geschäftsordnung trägt Sorge, daß für dieselben gewisse Zeitabschnitte vorbehalten bleiben. Der Reichskanzler selbst hat gelegentlich anerkannt, daß es nützlich sei, wenn aus der Mitte des Reichstages heraus Anregungen an die Regierung gelangen. Eine Partei, die von der Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen ist, hat keinen anderen Weg, die Ziele ihres Strebens darzulegen, als indem sie sich über gewisse Anträge vereinigt, die sie an der zuständigen Stelle vertritt. Eine Partei würde pflichtwidrig handeln, wenn sie es unterläßt, von dem durch die Verfassung ihr eingeräumten Rechte Gebrauch zu machen. Und es ist selbstverständlich, daß sie diejenigen Anträge einbringt, die ihr zumeist am Herzen liegen.

Das Wort „Agitiren" gehört zu den best mißbrauchten Wörtern des Sprachschatzes. Es ist gänzlich unmöglich, sich

in irgend einer Form mit der Politik, ja mit dem öffentlichen Leben überhaupt zu beschäftigen, ohne zu agitiren. Wer irgend eine Ansicht ausspricht, thut es mit der Absicht, Anhänger für diese Anschauung zu gewinnen, und wer seine Anschauung für die richtige hält, hat die Pflicht, für dieselbe zu agitiren. Wer möchte behaupten, daß die Kartellparteien, daß selbst die Regierung nicht agitirt. Alle Minoritäten, die Antisemiten, die Bimetallisten bis herunter zu den Gegnern der Blatternimpfung bringen ihre Existenz lediglich dadurch zur öffentlichen Kenntniß, daß sie agitiren. Wer einem Andern mit dem Tone des Vorwurfs nachsagt, daß er agitire, umschreibt damit nur den Vorwurf, daß dieser Mensch anderer Ansicht sei als er, und bis zu dem Grad von Unduldsamkeit sind allerdings die Kartellparteien fortgeschritten, daß sie es für einen Frevel halten, andere Ansichten zu hegen als sie.

Unter allen agitatorischen Anträgen der freisinnigen Partei vom Schutze des geheimen Wahlrechts an bis zum Schutze des Zolltarifs ist keiner, der nicht im Laufe von einigen Jahren durchgedrungen sein wird. In anderen Ländern, wie England, geht das jederzeit unentbehrliche Werk der Reform stetig vor sich; bei uns häuft sich das Material zuweilen ein Jahrzehnt lang an und wird dann stoßweise erledigt, das ist der Unterschied.

Proteus.

Die Rückkehr zur Natur.

Um das Stück von Gerhart Hauptmann „Vor Sonnenaufgang“ ist ein heftiger Streit entbrannt und dieses Stück erscheint auch mir durchaus geeignet, um das zu sagen, was mir am Herzen liegt. Ich gebe den Bewunderern des Dramas Recht, welche behaupten, daß diese Arbeit als eine charakteristische und, wenn sie wollen, auch als bedeutende Leistung der neuen Kunst zu betrachten sei; daher verdiente die Aufführung auf der „Freien Bühne“ volles Interesse und daher darf man an dieses Stück Bemerkungen knüpfen, die über das einzelne Bühnenwerk hinaus zu allgemeineren Kunstfragen hinführen.

Der Ruf, der jetzt erschallt, ist in ähnlichen Nothlagen der Kunst schon häufiger ausgestoßen worden, sobald, wie heute, die künstlerischen Schöpfungen in ihrer ganz überwiegenden Mehrzahl blutlos, abgestorben, todt, interesselos erschienen.

Es gibt Schöpfungen, die in die Formen der Kunst gekleidet sind, aber die doch nur der Unterhaltung zu dienen berufen sein können; ich verachte diese Hervorbringungen durchaus nicht; aber sie liegen von wahrer Kunst so weit ab, wie Zerstreuung von Sammlung; dann gibt es in großen Schaaren Werke, die wohl der Kunst zuzurechnen sind, nur finde ich es sehr berechtigt, daß man einen Trunk aus diesen Röhrenleitungen verschmäht, wenn jedem die frischen Quellen zugänglich sind, aus denen jene erst gespeist werden. Man greift zu den Klassikern und deren vollkräftigem Nachwuchs.

Im Süden gibt es Schlingpflanzen, die am Boden bereits abgestorben und todt, in der Höhe doch immer noch dürftige Schößlinge weiter treiben. So geht es heutigen Tages den hergebrachten Richtungen der Kunst, und ich finde es begreiflich, wenn Männer aufstehen und sagen, dies Wachsthum und Gedeihen ist sichere Vernichtung. Soll unsere Pflanze erhalten bleiben, so muß sie von Neuem ihre Wurzeln in die Erde senken. So ertönt heute wie zur Zeit Rousseau's der Ruf: Rückkehr zur Natur.

So schlagen sich denn unsere Naturalisten und unsere Realisten, wenn sie schaffen wollen, — theoretisch wenigstens — jede schablonenhafte Erinnerung an frühere hohe Kunstleistungen aus dem Kopfe; sie suchen sich aus dem Banne überkommener Anschauungen und Bilder zu befreien, und das Ziel ihres Ringens ist ein Stück Wirklichkeit zu geben; denn ein Stück Wirklichkeit ist doch sicher ein Stück Natur, und aus der Natur soll ja eine neue lebensfrische Kunst hervorsprießen.

Gelingt dieses Unterfangen?

Ich greife zu Hauptmann, um dann fortzuschreiten zu der Frage, kann dieses Unterfangen glücklich enden?

Die im Mittelpunkt des Hauptmann'schen Dramas stehende Person, der Agitator Loth ist lebenswahr gewiß nicht; aber für mich ist er auch nicht einmal eine blassere Gestalt, sondern eine durchaus unwahrscheinliche und gänzlich unwirkliche Figur. Ich glaube nicht an einen Menschen, der studirt hat, der den Anfang der Zwanziger erheblich hinter sich ließ, der voll von ernstem Streben und ernstem Wollen ist, der in der Welt herumgetrieben worden und der so gegen ein Mädchen handelt, wie dieser männliche Hauptcharakter des Stückes es thut. Ich will meine Ansicht begründen.

In dem Charakter von Loth findet sich auch nicht ein vorbereitender Zug von Rohheit und noch weniger ein Zug von frivolem Leichtsinn; im Gegentheil, dieser Mann hat in seiner Prinzipientreue etwas steif pedantisches. Daß Loth zum Eckstein seiner Ehe-Entschließungen eine wissenschaftlich schwankende Behauptung macht, das will ich nicht für unmöglich halten; aber daß dieser Mann nicht nur als ernst, ideal-schwärmend und überzeugungsfest, dann als echt liebend-selbstvergessen und schließlich als brutal geschildert wird, das ist für mich zu viel, um es in demselben Charakter unterzubringen. Ein anständiger Mann, der innerlich entschlossen ist, ein Mädchen sitzen zu lassen, wenn er über die Gesundheit der Eltern getäuscht sein sollte, der erregt keine Hoffnungen, ohne vorher selbst nach Möglichkeit geprüft zu haben: Steht hier in dieser Familie auch Alles so, wie es soll, wie es meine Prinzipien erfordern? Loth prüft gar nicht; er verliebt sich, er will heirathen, weil er das Mädchen gesund sieht; er sah nie den Vater, er sah nie die todte Mutter; er spähte nie, ob es nicht vielleicht geheime Schäden in diesem Kreise gibt; er muß sich nicht allein schützen gegen sichtbare schreckliche Laster wie Trunksucht, sondern auch gegen schleichende geheime Uebel, wie erbliche Schwindsucht und was weiß ich; die Naturalisten können besser mit diesen Krankenhaus-Requisiten operiren. Nichts von alledem kommt ihm in den Sinn. Wer aber die Innehaltung seiner Prinzipien so auf den Zufall stellt, der ist leichtsinnig, dem ist es mit seinen Prinzipien nicht furchtbarer, heiliger Ernst, und wer leichtsinnig und verliebt ist, der läßt ein Mädchen nicht um einen Lehrbuchsatz im Stich, sondern der vergißt seine Theorien und schließt das blühend gesunde Leben in seine Arme. Dann eine andere Gestalt: der Arzt Schimmelpfennig. Er wird als bärbeißig, ernst, gewissenhaft geschildert; er ist ein treuer, hingebender Freund der Armen; er scheint eine starke, eckige, innerliche Natur zu sein, die das Herz auf dem rechten Fleck hat. Und auch er sagt nicht zu Loth: Mein Lieber, Du hast gehandelt wie ein leichtsinniger Lump; mit unseren Prinzipien sieht man sich die Mädchen erst genau an und ihre Umgebung noch genauer, ehe man den Frauenzimmern den Kopf verdreht. Statt dessen ziehen die beiden ruhig von dannen, bisher Männer, die nicht abstoßend erschienen, jetzt Kinder oder Schurken.

So ist der innerste Kern des Stückes nach meiner Empfindung hohl, wurmstichig; das Problem und der Konflikt wurzelt nicht in der Realität, sondern sie sind für mich ein ausgeklügeltes Hirngespinst. Ich könnte zum Kleinlichen herabsteigen; aber auch das kleine und unbedeutende Detail ist ja von gewichtigem Werth für die Modernen. Loth der Redakteur und Reichstagskandidat, der volkswirthschaftliche Schriftsteller und der Mann, der im Leben sich herumgetrieben hat, fragt: „Taubenschießen, was ist das“, und er läßt sich überrascht von englischen Fuchshetzen berichten. Meine Liste ist noch länger; aber wozu soll ich die Thürfüllungen einstoßen, da ich glaube, das Schloß gesprengt zu haben.

Nun schließen diese Einwürfe keineswegs aus, daß wie die meisten, so auch die namhaft gemachten Gestalten des Hauptmann'schen Dramas mit einer ziemlich stattlichen Fülle scharf beobachteter und naturwahrer Züge ausgestattet sind. Und das gerade erscheint mir charakterisch und sogar typisch für die Modernen. Wie wäre es auch möglich, daß

ein so heißer Kampf zwischen kunstbewanderten Kennern ausbrechen könnte, wenn nicht beide Parteien einige vollwerthige Gewichte in die Wagschale werfen könnten. Neben den Schöpfungen, die nichts sind, als die körperlosen Schatten plastisch kraftvoll wirkender Vorbilder, täuschen diese Gestalten ein Leben heraor. Sie scheinen in menschlicher Haut zu stecken; und eine Caprice der Modernen — sie ist freilich eine kaum abzulegende — zeigt uns sogar bei ihren Geschöpfen jede Warze, jeden Leberfleck, jedes Haarbüschel und selbst den Schmutz unter den Nägeln mit erstaunlicher Naturwahrheit; nur leider fehlt diesen Gestalten häufig eins: das Herz sitzt ihnen nicht auf dem rechten Fleck, und man hat doch auch auf dieses Organ einigen Werth zu legen.

Es wäre Unrecht, zu verschweigen, daß selbst die feurigen Bewunderer des Hauptmann'schen Dramas schon ziemlich bereit sind, den Agitator Loth und damit die männliche Hauptgestalt des Stückes preis zu geben; das heißt doch nur in beschränktem Sinne preis zu geben. Sie finden nämlich, daß die Intentionen des Dichters gut, doch nicht zur vollen Wirkung gekommen sind; es wäre nöthig gewesen, die Grünheit dieser Gestalt stärker herauszuarbeiten. Ich will nicht eingehend darlegen, wie hiermit der ganze dramatische Aufbau verändert worden wäre; ist Loth ein so grüner — und er müßte furchtbar grün sein — und so leichtsinniger Junge, wie es erforderlich wäre, damit die Katastrophe des Stückes wenigstens wahrscheinlich ist, dann rückt auch die weibliche Hauptgestalt des Dramas, Helene Krause, plötzlich an eine ganz andere Stelle. Wirft sich dieses Mädchen einem leichtsinnigen, windigen Laffen an den Hals, so schwindet für sie die tragische Antheilnahme und sie erleidet nur das triviale Schicksal einer bethörten Gans. Und auch Hoffmann erscheint dann in einem wesentlich anderen Licht; er ist neben diesem neuen Loth freilich noch kein sympathischer starker Charakter; aber er hat ganz Recht, seinen alten Freund als leeren „Phrasendrescher“ so zu beurtheilen, wie er thut. Und welch traurige Gestalt wird dann erst Schimelpfennig, der einen grünen Bengel in seiner Mission das Menschengeschlecht zu regeneriren ernst nimmt und unterstützt. Ich will also nur sagen, daß der Mangel des Stückes nicht in einem leichten Zuviel oder Zuwenig liegt, sondern daß gerade der Leben gebende Mittelpunkt, wie mir scheint, unheilbar krank ist.

Die Parteigänger der neuen Kunst werden das leugnen, und damit gelangt die Diskussion zu einem entscheidenden Punkte.

Ich glaube zwar nachgewiesen zu haben, daß der heute vorhandene Loth unwirklich ist und das wäre sein Todesurtheil nach dem Katechismus der Modernen; aber ich beharre gar nicht bei der Gestalt des Dramas — ich stelle mir jetzt jenen grünen, menschenmöglichen Loth vor; ich stelle mir vor einen Arzt, der auch so grün ist, diesen Menschen ernst zu nehmen; und eine Helene, die für diesen trostlosen Geliebten in den Tod geht; dazu die Gestalten zweiter Ordnung, den nunmehr prattisch verständigen, aber vertotterten, selbstischen, seine eigene Schwägerin unzüchtig verfolgenden Hoffmann; einen stets besoffenen Bauer, der die leibliche Tochter sinnlich attaquirt; eine ehebrechende rohe Gattin; einen rohen stotternden Bauernlümmel, der mit seiner zukünftigen Schwiegermutter nächtlich Liebe tauscht, das Bild einer fuselkranken Wöchnerin, eine scheinheilige Gesellschafterin, einen Kretin, endlich Armuth, Bedrückung und Sittenlosigkeit harmloserer Art; — und ich nehme an, daß die Skizze, die ich gegeben, voll verkörpert und in packender Leibhaftigkeit von den Brettern herabschaut.

Vielleicht ist es denkbar, daß all diese Verkommenheit auf einem engen Bauernhof sich zusammendrängt; mich muthet dieses Bild, unbeschadet der realistisch, treffenden Einzelheiten und der Kraft der Komposition, doch an, wie die gehäuften Gräuel eines Sensationsromans. Hauptmann ist gewiß nicht der erste beste Schnellschreiber; aber soweit Nord- und Südpol auch auseinander liegen, beide bieten das gleiche Bild trostloser und einförmiger Schrecken. Aber was trägt nicht alles unsere Erde, warum nicht auch Witzdorf; und ist Witzdorf denkbar unter der Sonne, so gibt es einen Vorwurf gegen den Künstler modernster Richtung nicht. Es ist ein veraltetes Vorgehen, den Dichter mit seinen Gestalten identifiziren zu wollen, und einen Dichter scheußlich zu finden, weil er scheußliche Menschen schildert. Die alten Poeten machten ihre Helden und Heldinnen zu Ideenträgern, zu Trägern ihrer Ideen, für die sie einzustehen hatten; die aufstrebende Kunst kennt diese Subjektivität nicht; so die Vertheidiger der neuen Prinzipien.

Ich werde mich hüten, Herrn Hauptmann mit irgend einer seiner Gestalten zu identifiziren, denn ich kenne ihn nicht; ich lege ihm nicht einen einzelnen Ausspruch oder ein einzelnes Ereigniß als subjektive Manifestation zur Last; aber wofür er verantwortlich bleibt, das ist für die Gesammtheit seiner Gestalten, für ihr Gegeneinanderspiel, für sein Werk als Ganzes. Er ist der Gott und Schöpfer dieser Welt und er trägt die Verantwortung für seine Geschöpfe.

Der Moderne steht unter dem Bann eines Zola'schen Ausspruches, der unzählige Male als Weisheit wiederholt mir doch durch und durch falsch zu sein scheint. Zola sagt Une oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament. Da scheint mir unendlich richtiger das Wort unseres Grillparzer: Die Kunst verhält sich zur Natur wie der Wein zur Traube. Zola erregt den Gedanken als träten die Künstler nur mit etwas verschieden gefärbter Brille vor die Wirklichkeit hin; und als könnten und sollten alle die nämliche Wirklichkeit geben, die vérité vraie, leise gefälscht nur durch die Einflüsse des Temperaments. Welch' ein Irrthum! Alle Kunst ist voll Tendenz. Bewußt oder unbewußt wählt der Künstler aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des Darstellbaren das, was ihn interessirt, was ihn ergreift, heraus und verkörpert es, um andere durch sein Werk wieder zu ergreifen. Und das hat Herr Hauptmann mit seinem Drama natürlich auch beabsichtigt. Er kennt mehr von dieser Welt als nur das Krause'sche Bauerngut und wenn er uns gerade in diesen Winkel geführt hat, so veranlaßt ihn — und wie ihn so jeden seiner Strebensgenossen — hierzu Berechnung oder unbewußter Hang. Gleichviel, für seine Welt ist er verantwortlich. Dieses Stück Welt arrangirte er künstlerisch und zwar sehr wirkungsvoll; er arbeitete die Effekte heraus, und zwar sehr stark, und er brachte alles das auf die Bretter, nicht weil er es gesehen, sondern weil er geglaubt, daß es wie ihn, so auch uns, den Zuschauern, etwas Eindringliches, Bedeutungsvolles sagen könne. Ob daher eine einzelne Person ein Ideenträger des Künstlers ist, das mag zweifelhaft sein; aber das Kunstwerk als Ganzes ist in der modernsten Richtung so gut ein Ideenträger wie stets: der Ideen- und Gefühlsträger des Künstlers, und es fragt sich nur, ob diese Ideen und Gefühle falsch, verlogen und vergänglich; oder ob sie zu den ewigen gehören.

Die Modernen, die so wahr sein wollen, daß sie unzufrieden mit der Wahrheit, für sich die „wahrhaftige Wahrheit“ erfanden, gehen nun in der Selbsttäuschung befangen, als seien sie ein neuer Schlag Künstler — was sie keineswegs sind — hinaus, auf die Suche, um die reale Welt sich zu erobern. Nur Wahrheit und Wirklichkeit wollen sie heimbringen; keine Wirklichkeit aber scheint so wirklich zu sein wie die Alltäglichkeit. Hierin liegt ein wesentliches Moment, das den Stoffkreis der Neuerer bestimmt hat. Aber da die Kunst, welche ein klarer Spiegel des Lebens sein soll, ein Unding wäre, so werden diese Künstler sogleich einen Schritt von ihrem Wege abgedrängt. Welchen breiten Raum in der Wirklichkeit und der Alltäglichkeit nimmt nicht auch die Bedeutungslosigkeit und die Langeweile ein! Ich behaupte nicht, daß die Langeweile aus den Werken neuester Richtung ganz verbannt ist; aber die Künstler geben sich wenigstens viel Mühe ihrem Prinzip untreu zu werden. Die Alltäglichkeit muß daher eine Würze erfahren, und so entsteht vielfach jene naturalistische Welt furchtbarer Verkommenheit und jene Schilderung von Vorgängen, die man niemals bisher in so breiter Behaglichkeit ausgemalt hat. Dieses Stoffgebiet hat den Vorzug das natürlichste des Natürlichen zu bieten und doch neu und überraschend zu sein.

Aber hiermit nicht genug! Theoretisch steht der Moderne freilich auf dem Standpunkt, daß Alles, was ist, wie wissenschaftlich, so auch künstlerisch interessant sei. In der Praxis macht er eine fernere Konzession. Die einzelne verkommene Bauernfamilie, gemein und alltäglich, ist am Ende doch interesselos. So schreiten die neuen Pfadfinder leicht zur Verallgemeinerung fort. Das Individuum wird zum Repräsentanten; das Haus zur Gemeinde und die verderblichen Mächte, die den einzelnen vernichten, wachsen zu riesigen, furchtbaren, mystischen Repräsentationen sich aus. Das ist der Weg, den der Bahnbrecher und theoretische Begründer des Naturalismus zurückgelegt hat, und diese Abirrung ist keineswegs nur aus einer subjektiven Eigenart zu erklären; sie ist bedingt schon durch den ersten Schritt auf der falschen Kunstbahn. Was bei Zola sich in grandiosen Gestaltungen findet, findet man verkleinert natürlich auch bei Hauptmann; die verkommene Familie Krause ist umgeben von ihres Gleichen und auf die Frage: „Wie sieht es denn so in den Familien aus," erwidert der Arzt Schimmelpfennig: „Elend! . . . durchgängig . . . Suff! Völlerei, Unzucht und in Folge davon Degeneration auf der ganzen Linie." Hier ist ein ganzer Winkel Deutschlands, der von Menschen, wie die Krauses, bevölkert ist.

Jene Künstler, die bei der wirklichsten Wirklichkeit einsetzten, gelangen so allgemach bis zu einer wahrhaft mystisch verschrobenen Betrachtung des Lebens; und was als Naturalismus oder moderner Realismus beginnt, endet, und zwar ganz logischer Weise, nur zu oft als reinste Phantastik.

Objektive Wirklichkeit gibt also auch die modernste Kunst nicht; auch sie ist ein subjektiver Ideen- und Gefühlsträger und sie sollte mir mit dieser alten hergebrachten Eigenschaft aller Kunst willkommen sein, wenn ihre Ideen und Gefühle nur etwas bedeuten würden.

Ich glaube von enger Wohlanständigkeit frei zu sein; ich bin ein vertrauter Liebhaber von Rabelais; ich lese mit Genuß Boccaccio und bewundere die Holländer. Mich würden peinliche medizinische Erörterungen nicht schrecken, und ich wollte selbst den für die Modernen vielfach so charakteristischen und nothwendigen Schmutz ertragen, wenn ich nur auf diesem unbehaglichen Untergrund Offenbarungen erhielte, die mich vertiefen und die mir werthvoll wären. Aber hier scheint mir der schwerste Vorwurf gegen die neue Richtung zu liegen. Aus ihrem bis zur Phantastik überreizten Wirklichkeitssinn läßt sich, wie ich glaube, kein erstrebenswerther, kein allgemein bleibender Herzensgewinn ziehen. Die Künstler entlassen uns vor dem Fragezeichen, vor der mystischen Verschwommenheit oder vor der Trivialität, und sie müssen dies thun, wenn sie an ihrer Grundanschauung festhalten; glücklicherweise ist das nicht immer der Fall. Ihre Subjektivität können sie freilich nicht unterdrücken; aber sie gewähren sie nur widerwillig und was das höchste eines Künstlers ist, daß er durch seine Werke seine eigene tiefe Weltauffassung offenbart, das wollen diese Wirklichkeitsschwärmer nicht geben, denn sie hassen die Subjektivität, und die Weltauffassung lebt doch nur in der eigenen Künstlerbrust. So kommt etwas krankhaft zwiespältiges in diese moderne Richtung; das eigene chimärische Ziel erreicht sie natürlich nicht und auch nicht das Ziel alter und wahrer Kunst.

Zur Natur sind diese Modernen zurückgekehrt; aber nicht wie die Kinder des achtzehnten Jahrhunderts, sondern wie Sprößlinge unserer demokratischen und wissenschaftlichen Zeit. Die politische Doktrin macht alle Menschen gleich; für die Wissenschaft ist jedes Objekt interessant und das höchste Ziel der exakten Wissenschaft ist die Objektivität, die sich im Realen erhält. Diese Ideen, die so mächtig unsere Zeit durchfluthen, haben auch unsere modernsten Künstler ergriffen. Aber in der Kunst sind nicht alle Menschen gleich; in der Kunst ist nicht jedes Objekt interessant und in der Kunst ist nicht die platte, die greifbare Realität und Objektivität das Höchste. Gewiß gibt es auch eine Verlogenheit in der Kunst; aber eine Gestalt und eine Vision, die sich auf dieser Erde nicht nachweisen lassen, sie sind noch keineswegs darum verlogen. Wahr in der Kunst ist nicht das, was existirt, sondern das, was wir glauben können; und daher gehört nicht die Welt um uns der Kunst, sondern die Welt in uns; das sind zwei Welten, die sich berühren, aber die auch so fern von einander liegen, wie die außerhalb alles Realen stehende Gottesvorstellung von der greifbaren Wirklichkeit eines Düngerhaufens. Und in dieser Welt, die viel weiter als die der Modernen ist, sind künstlerisch gleich wahr Falstaff und die Dante'sche Hölle, Luini und Hals, Millet und Böcklin; Titania und der Kesselflicker Schnauz. Die Kunst soll daher auch nicht naturalistisch oder realistisch oder idealistisch sein, sondern nichts weiter als plastisch. Jene Welt, die in einer Künstlerbrust lebt — singende Engel oder sterbende Bettler — sollen so vor uns hintreten, daß wir an sie glauben und daß sie uns etwas werthvolles sagen; sie seien die Verräther tiefen Denkens und reichen Empfindens.

Als man vor hundert Jahren auf die Predigten Rousseau's zu hören begann und zur Natur zurückkehrte, da war es nicht die Idee, daß man nun die leibhaftige Wirklichkeit in Kunstformen einfangen wollte. Im innigen Verkehr mit Natur und Leben hoffte man sich von Vorurtheilen und engen Theorien zu befreien; empfindungsfähiger wollte man wieder werden und aus der Tiefe jener gesunden Empfindung, die das Leben gebildet hat, gedachte man neue Kunstwerke zu schaffen. Die Hoffnung war nicht eitel. Auch heute blickt man wieder auf die Natur; aber keineswegs künstlerisch vorurtheilslos, sondern in wissenschaftlichen und politischen Doktrinen befangen und nicht mit Empfindungstiefe und Wärme, sondern wenn es ginge am liebsten mit abstrakter Empfindungslosigkeit.

Ich leugne nicht, daß auch diese Rückkehr zur Natur schon Früchte gebracht hat. Die alten Schablonen werden von der talentvollen jungen Richtung stehen gelassen; und in alledem, was man Technik im weitesten Sinne nennen kann, sind wir, wie mir scheint, wieder etwas vorwärts gekommen. Aber das Wesentlichste und allein Entscheidende fehlt auch heute noch; und das sollte man über der Freude am dürftig Erreichten nicht vergessen. Diese in gewissem Sinne leibhaftigeren Gestaltungen haben uns meist gar nichts zu sagen, was da tageswerth wäre.

So weit nun meine Gedanken auch von dem stolzen Siegesvertrauen entfernt sind, das die Leiter der „Freien Bühne" beseelt, so wünsche ich doch, daß die neue Richtung freie Gelegenheit habe zu zeigen, was sie kann. Nur keine Vergewaltigungen weder im Leben noch in der Kunst. Mein Wunsch ist ein wenig mephistophelisch, ich gestehe es, denn ich glaube, daß die Verkehrtheiten der modernen Richtung am stärksten auf der Bühne sich offenbaren und daher durch die Bühne auch am schnellsten überwunden werden können.

Paul Nathan.

Ein Nachruf für Emile Augier.

Der Tod streckt. Seit dem Jahre Achtundsiebzig ist der Autor der Fourchambault mit keinem neuen Werk mehr hervorgetreten. Andere Kunstformen, andere Schulen und Namen suchten und erkämpften, dem bewährten Alten zum Trotz, Geltung. Allzu natürliche Erzähler und überkluge Kritiker der dritten Republik beschwiegen oder verdunkelten die Leistungen des Dramatikers des zweiten Kaiserreiches. Und der ernste, von seinen Mitstrebenden Dumas fils und Sardou auch in seinem Privatleben grundverschiedene Meister verschmähte in seiner freiwilligen Zurückgezogenheit, wie ehedem in den Tagen seiner lautesten, meistumkämpften Erfolge alle Kniffe der Kunst, Lärm und Geld zu machen. Nach wie vor hielt er sich an die Regel: bene vixit qui bene tacuit. Und nun, da er nach langen, harten Leiden die Augen geschlossen zum ewigen Schlaf, geht nicht bloß durch Frankreich die Klage, daß einer der ersten Männer

unserer Zeit geschieden, ohne ebenbürtige Nachfolger zurückzulassen.

Einer der ersten **Männer** unserer Zeit: wiederholen wir. Denn Emile Augier, den selbst sein kritischer Widerpart Zola als unbestrittenen Herrn und Gebieter der französischen Bühne anerkannte — (Mr. Emile Augier est à cette heure le maître de notre scène française heißt es in Nos auteurs dramatiques) — war mehr, war Größeres, als ein mit künstlerischen Mitteln schaffender, erfolgreicher Theaterdichter. Emile Augier gab der Mit- und Nachwelt Unvergänglicheres, als den Inbegriff seiner gedruckten und gespielten Oeuvres complètes: er gestaltete sein Leben selbst zum mustergültigen Beispiel: er beschied uns in Dichten und Trachten das Schauspiel eines — der Ausdruck ist fast so altväterisch geworden, wie die Sache — tugendhaften Charakters. Sittenstreng und unerschrocken, ingrimmig und launig sagte er den kleinen Menschen und großen Sünden seiner Tage die Wahrheit. In seinen Worten und Werken vernahm die Welt die Stimme des Gewissens von Frankreich.

In Zeiten der Vorherrschaft religiöser Empfindung stellen Leute seines Schlages ihre Beichtspiegel auf der Kanzel auf: heutzutage kann, ja muß mitunter der Komödiant den Pfarrer lehren: „seit man nicht mehr in die Kirche geht", meint der Josephiner Grillparzer, „ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, wie die Litteratur unsere Privatandacht ist." Aber ach! mit dem Glauben sind in Frankreich auch die früheren, die alte Monarchie stützenden Lebensmächte ins Wanken gerathen: Ordnung und Freiheit, die nach Emile Augier zusammengehören, wie die rechte und linke Hand, scheinen mit einander unverträglich zu sein: die Legitimisten und Klerikalen sind, wie die Effrontés, Lions et Renards bezeugen, die wüthigsten Minirer alles Bestehenden geworden: das Talent ward käuflich, die Presse zum Werkzeug der Streber und Glücksritter; mit der patriarchalischen Wirthschaft im Staate ist auch die patriarchalische Strenge des Familienlebens erschüttert worden; Habsucht und Genußsucht zerstören von Grund aus alle Ehrbegriffe, alle Sittlichkeit; Pessimismus und Skeptizismus treiben ihren Spott mit den überlieferten Moralvorschriften; die Ansteckung bedroht die Besten und Kräftigsten; der allgemeine Taumel verrückt, verflüchtigt die ehedem für haarscharf gehaltene Grenze zwischen Recht und Unrecht.

„Zur Stunde" — so orakelt ein vorurtheilsloser Gründer, „gibt es nur Einen Edelmann in Frankreich: das Geld; nur Einen mächtigen Mann: das Geld; nur Einen anständigen Mann: das Geld. Und die Antwort des so dreist herausgeforderten Aristokraten des Geistes und der Gesinnung macht leider mehr Augier's Herzen, als der Wirklichkeit Ehre: „Sie haben Recht, mein Herr. Die Welt liegt zu Ihren Füßen; aber in einem stillen Winkel steht nach wie vor ein blutarmer Edelmann, der sich Ihnen um keinen Preis beugt. Und dieser Edelmann, mein Herr, ist la conscience publique. (Ceinture dorée, III. 10.)"

Ueber ein Menschenalter war Augier der Wortführer dieser Todtgeschwiegenen: den ‚Mächlern und Blättlern', den journalistischen Bravos und den Abenteuerinnen der Galanterie hat er den Spiegel vorgerückt, nicht als Schönredner, vielmehr als ein Idealist, der seine Kunstmittel als echter Realist beherrschte. Seine Zeitbilder werden darum auch als Historien durch die Jahrhunderte gehen, spätere Geschlechter in ihm, wie in Balzac, einen der scharfsichtigsten Gesellschafts- und Menschenkritiker Neufrankreichs studiren. Mit besserem Fug und Recht, als die kurzsichtigen Staatsmänner Louis Philipps, als die selbstsüchtige Sippe des zweiten Empire und die Stellenjäger der dritten Republik, durfte dieser docteur ès sciences sociales die Grundschäden der herrschenden Ordnung aufzeigen, als Straf-, ja wenns Noth that, als Scharfrichter auftreten. Augier selbst sprach 1866 durch den Mund des Helden seiner Contagion (IV. 4), den die Morny's und Pereires und Villemessants in ihrer Sünden und Millionen Maienblüthe in ihren Kreis zu ziehen suchen, das Wahrwort: „Ihr denkt wohl meine Ehre unheilbar angesteckt zu haben? Aber Eure Wunde wird geheilt wie alle werden: mit glühendem Eisen. Adieu, Ihr Herren! Gewissen, Pflichten, Familie — treibt Euren Spott mit Allem, was wir bisher hochgehalten. Es kommt der Tag, an welchem die gehörten Wahrheiten durch Donnerschläge bekräftigt werden."

Jahrelang konnten die Freigeister, die Parteigänger der ‚Kunst um der Kunst willen' diese Zornreden als Phrasen aus der Kinderschule, als lächerliche Nachklänge aus der ‚Christenlehr' abfertigen: Der Zusammenbruch des zweiten Kaiserreiches erfüllte Emile Augier's Weissagungen durch ein Strafgericht, das Niemandem tiefer ins Herz schnitt, als dem edlen Patrioten.

Millionen Doppelgänger des Hausvaters und der Mutter Fourchambault hatten durch Schwäche und Leichtsinn Frankreich dem Verderben preisgegeben: Bernard, der republikanische Bastard, hätte das zerrüttete Staatswesen wieder auf gesunde Grundlagen stellen können; aber seinesgleichen war leider nicht Legion.

„Nach wie vor führt in Frankreich der Reichthum zu jeder Ehre, Machtfülle und Erdenfreude: das bestialische Schlagwort ist ausgegeben: à chacun selon ses appétits. Nicht Selbstverleugnung Begehrlichkeit heißt das erste Gebot im Kampf Aller gegen Alle: Das ancien régime erhob wenigstens die Chimäre der Ritterlichkeit über alle materiellen Genüsse und Ansprüche (Les Effrontés III. 4). Und doch irren sich die Ströme nicht in ihrem Lauf. Niemals hat in der Geschichte eine Gesellschaft die andere abgelöst, ohne der Welt eine überlegene Heilswahrheit zu bringen: das Alterthum anerkannte weder nach göttlichem noch nach menschlichem Gesetz die Gleichheit; das Mittelalter verkündigte sie im Himmel, 1789 auf Erden". (Le fils de Giboyer III. 16.) Die Revolution von 89 aber ist bis zur Stunde, ist überhaupt so lange nicht ernstlich zu Ende geführt, als der Allgewalt des Geldes nicht eine andere Aristokratie gegenübergestellt wird: eine Aristokratie, die auf dem Prinzip der Demokratie selbst: auf dem persönlichen Verdienst beruht. „Seit die Welt Welt ist, strebt sie dieser Entwicklung zu. Ich bin bereit, den Beweis dafür an der Hand der Geschichte zu erbringen, vom Alterthum an, das die rohe Gewalt vergötterte, bis zum XVIII. Jahrhundert, diesem unsterblichen Feldzug des Geistes, der zur Explosion von 89, zur Erklärung der Menschenrechte und zur Krönung des Genies führte (Les Effrontés III. 4.)."

Keine Frage, daß Augier mit diesen Trutzwahrheiten seines Giboyer Einer Meinung ist: keine Frage auch, daß er den ungelösten Zwiespalt, daß materielle Güter vererblich sind, während geistige Fähigkeiten es nicht sind, als gemäßigter Sozialist durch eine Reform des Familienrechtes schlichten möchte. So sehr er alles politische Kannegießern verabscheut, so sehr liebt und übt er die Heilung gesellschaftlicher Schäden. In diesem Sinne ist er bewußter Tendenzdichter, ein engerer Genosse von Dumas fils, dem er — von der Frage der Scheidung abgesehen — im Kleinen und im Großen freilich meist grundsätzlich gegenübersteht. Wo dieser den Einzelfall im Auge hat, fragt Augier nach der Gesammtheit: wo Dumas durch das Schicksal der Einen Marguerite Gauthier rühren will, verhärtet sich Augier durch den Hinweis auf die ungezählten Doñas Clorinde und Navarettes, die Elend und Entartung über ganze Geschlechter bringen. Wo Dumas mit falsch verstandenen oder angewandten christlichen Lehren wirken will, fordert Augier stoische oder altbiblische Selbstüberwindung, erforderlichenfalls um den Preis der Selbstvernichtung.

So scharf, so streng, so unbeugsam beharrte er, allen Parteien, allen Ständen gegenüber auf seinem Pflichtgebot, daß ihn die Romantiker als Schulmeister des gesunden Menschenverstandes, die Naturalisten als Zögling der Mucker in Verruf brachten. „Ich weiß nicht, welch böser protestantischer Wind uns auf einmal angeblasen hat", meint Zola verdrießlich, gelegentlich einer Besprechung der Lionnes pauvres.

Und in der That: der Mann, der Giboyer und Ber-

nouillet, die Aventurière und Olympe, den Marquis von Auberive und d'Estrigaud, Poirier und Maréchal in die Welt gesetzt hat, versteht sich wohl auf halbe und zwiespaltige Charaktere, nicht aber auf halbe und zwiespaltige Moral. Er paktirt so wenig mit der romantischen Nachsicht, irdische Gebrechen durch überirdische Milde zu verklären, wie mit der naturalistischen Ansicht, alles aus der thierischen Natur des Menschen herzuleiten. Emile Augier ist ein Jünger des kategorischen Imperativs: ein Warner und Bußprediger, der durch sehr gegenständliche, aus der unmittelbaren Gegenwart geschöpfte Gleichnißreden strafen und rächen, bessern und bekehren will.

Aus so reinen Absichten entspringen zugleich seine schlimmsten Schwächen: er, der seine Schelme und Sünderinnen, seine Spießbürger und Bohémiens so wahr und hart vergegenwärtigt, stattet seine Tugendhelden allzu freigebig mit jeder Vollkommenheit aus; in der Lösung seiner Stücke arbeitet er allzu oft mit den Hausmitteln der Rührung oder mit höchst verzwickten, modernen Ordalen, in welchen schwankende Naturen (wie der Bankier Charrier &c.) unversehens wie Märtyrer und Heilige Riesenvermögen herausgeben, andere dem Urtheil der Welt zum Trotz auf Zweikämpfe verzichten, oder der Stimme des Blutes ungeachtet, wie Paul Forestier, durch weise Moralreden sich bewegen lassen, von ihrer feurigen Liebsten zur frostigen Gattin zurückzukehren. Konsequente, erbarmungslose Schlüsse, wie in Maître Guérin und den „Armen Löwinnen" hat sich Augier nur selten erlaubt: selbst in den Effrontés und dem Fils de Giboyer bequemt er sich im Ausgang dem Herkommen, der Weichherzigkeit der Theatergänger an, die — wie oft — außerhalb des Schauspielhauses ohne jede fühlbare Beschwerde an unheilbarer Gemüthsverhärtung leiden. So heiligt selbst bei diesem hochgesinnten Künstler mitunter der Zweck, möglichst starke Bühnen- und moralische Wirkungen zu erzielen, Scribe'sche Hausmittel (wie ich das schon a. O. Allg. Ztg. B. 130, vom 11. Mai d. J. in einem Aufsatze „zur Charakteristik von Augier und Dumas fils" näher ausgeführt habe)

Sehr begreiflich, daß Augier solcher Art die Verehrer der idealen, absichtslosen Kunst nicht immer befriedigt. Noch begreiflicher, daß er Phantasten und Schwärmgeistern geradezu als Pedant erscheint.

Weltdichter wie Aeschylos, Shakespeare und Goethe gingen allerdings andere Wege

Als Nationaldichter aber, der mit reinem Herzen und fester Hand auf sein Volk wirken will, steht Augier hinter Keinem seiner Zeitgenossen, hinter Wenigen seiner Landsleute zurück. Erkrankte Liebe war sein ganzer Zorn. Sein reiches, weiches Gemüth vertrug sich mit seinem echt gallischen Mutterwitz, der bei allen Meistern der Moralisten von La Bruyère bis auf seinen Herzensfreund Mérimée gelernt hatte, jedem Schein zu mißtrauen, durch alle Hüllen und Schalen in den Kern der irdischen Dinge einzudringen: denn himmlische Weisheit verschmäht der Freidenker gleicherweise in Kunst und Leben. Als Poet war ihm Musset, als Psychologe Gustave Flaubert überlegen. Als Sittenschilderer seiner Zeit aber hat er Niemanden über, kaum irgendwen neben sich. In seinen Komödien ist Glück und Ende des zweiten Kaiserreiches, mehr als das: das typische Schicksal jeder nur auf äußere Gewalt gestellten Usurpator-, Gründer- und Hetären-Wirthschaft hinfälliger geschildert, als in irgend einem Geschichtswerk. Und wie der Herzog von Marlborough all seine Kenntniß der englischen Vergangenheit nur aus Shakespeare's Historien geschöpft hat, vermöchte ein berufener Staatsmann der Franzosen nur aus Augier's Dramen Gegenwart und Zukunft seines Vaterlandes richtig zu erkennen. In diesem Sinne war und bleibt Augier einer der kleineren Propheten Frankreichs.

Wien, Ende Oktober. A. Bettelheim.

Giordano Bruno und die Entwicklung der kosmologischen Anschauungen.

II.

Ueber der Lebensgeschichte Brunos lagerte sich bis vor Kurzem undurchdringliches Dunkel, welches seitdem durch die archivalischen Untersuchungen des bekannten italienischen Historikers und Politikers Domenico Berti einigermaßen aufgehellt worden ist. Man weiß jetzt, daß der erstere im Jahre 1548 nahe bei der Stadt Nola im Neapolitanischen geboren ward, daß er als elfjähriger Knabe nach Neapel kam und dort 1563 in den Orden der Dominikaner eintrat. Obwohl sehr bald begründete Zweifel an der Gesinnungstüchtigkeit des jungen Mönches rege wurden, der seinen satyrischen Neigungen damals schon ziemlich freien Lauf gelassen zu haben scheint, so verblieb er doch 13 Jahre im Kloster, aus dem ihn 1576 die Furcht vor einer bereits in der Vorbereitung befindlichen geistlichen Anklage vertrieb. Mehrere Jahre durchzieht er dann Italien, unstet mit Unterrichtgeben und litterarischer Arbeit den Lebensunterhalt erwerbend; dann endlich verläßt er die Heimath und überschreitet die Alpen, um in Genf eine Zufluchtsstätte zu finden. Allein da kommt er aus dem Regen unter die Traufe, und hatten dem feurigen, phantasievollen Italiener schon seine glaubenseifrigen Landsleute wenig gefallen, so sah er hier die Intoleranz in ganz neuer, womöglich noch rauherer Form ihre Orgien feiern. Dies ging soweit, daß die calvinistische Obrigkeit den Bruno, weil ihr einige Sätze einer soeben von ihm veröffentlichten Flugschrift nicht gefielen, ins Gefängniß werfen ließ, und jedenfalls wurde so erreicht, daß Bruno die „Reformirten", welche nach seiner Ansicht die Kirche „deformirt" hatten, nicht minder aus Herzensgrund zu hassen begann, wie bisher die Priester des Katholizismus. Besser erging es ihm in Frankreich und England, nach welchen Ländern sich der Ruhelose nun zunächst wandte; nur in Oxford fand der Eifer, mit welchem er für die Lehre des Copernicus eintrat, sehr wenig Anklang, und nun beginnt die Zeit seines Verweilens auf deutscher Erde. In Marburg ward ihm die Erlaubniß, philosophische Vorlesungen zu halten, verweigert; weit besser traf er es in Wittenberg, welche Universität damals noch die freisinnigen Ueberlieferungen ihres Meisters Melanchthon in Ehren hielt und dem kühnen Gelehrten zwei Jahre hindurch eine Freistätte gewährte. Weshalb Bruno auch hier nicht dauernder verweilte, muß dahingestellt bleiben, einige Wahrscheinlichkeit*) spricht dafür, daß Nahrungssorgen ihn dazu vermochten, den Wanderstab abermals zur Hand zu nehmen. Ueberall aber, wo er nachmals festen Fuß zu fassen suchte, in Prag, Helmstedt, Frankfurt a. M., Zürich, mißlang dieser Versuch, und so beging er das Wagniß, nach Italien zurückzukehren. Der weitere tragische Verlauf seines Lebens ist bekannt. Die Inquisition hielt ihn sieben Jahre in ihren Kerkern gefangen und bemühte sich aufs äußerste, einen Widerruf von ihm zu erpressen; da aber dies nicht gelang, so ließ man den unbeugsamen Mann die ganze Schwere des heiligen Zorns fühlen. Daß Giordano Bruno am 17. Februar des Jahres 1600 auf dem „Blumenfeld" nächst dem Vatikan den Scheiterhaufen besteigen mußte, ist eine Sache, an welche uns die unlängst stattgehabte Einweihung des ihm am Orte seines Todes errichteten Denkmals lebhaft genug erinnert hat.

Die litterarische Thätigkeit des Nolaners muß, wenn wir die Bedingungen, unter denen er zu arbeiten gezwungen

*) Ein gewisses Licht fällt auf Bruno's Pragreise durch eine gelegentliche Bemerkung von Strauß in seinem Werke „Leben und Schriften des Dichters und Philosophen Nikodemus Frischlin" (Frankfurt a. M. 1856. S. 414.). Frischlin's Schicksal weist mit demjenigen Bruno's, der 1588 sein Kollege in Wittenberg war, viele ähnliche Züge auf. Falsche Vorspiegelungen über die Freigebigkeit Kaiser Rudolfs II. vermochten den Italiener, dem letzteren persönlich einige seiner Schriften zu überreichen.

war, gebührend berücksichtigen, als eine sehr umfassende anerkannt werden. Durchweg fast hat die äußere Form seiner Schriften etwas dichterisches, denn das Wechselgespräch, in welchem er mit Vorliebe diejenigen auftreten läßt, welchen er seine Ansichten in den Mund legt, prägt diesen einen dramatischen Charakter auf. Als die Quintessenz aller dieser Erzeugnisse einer ebenso kühnen als rastlosen Feder haben zweifellos die beiden Dialoge „Lo spaccio della bestia trionfante“ und „De immenso et innumerabilibus“ zu gelten, in welchen der Verfasser, wie nicht zu leugnen, eine großartige philosophische Auffassung an den Tag legt. Der erstgenannte dieser beiden Dialoge, der bald nach dem Tode des Autors überaus selten wurde — die Dresdener Bibliothek bezahlte ihr Exemplar mit dreihundert Gulden — ist uns unlängst durch eine deutsche Ausgabe*) zugänglich gemacht worden; wir würden uns freuen, in näherer Zeit auch die zweite jener Schriften in deutschem Gewande vor uns zu sehen. Ja, wir wünschen dieses um so mehr, als unserer Ueberzeugung nach diese die weitaus bedeutendere ist.

Von der „Vertreibung der triumphirenden Bestie“ hat man sich, weil eben das Werk nur wenigen in die Hand kam, lange Zeit eine falsche Vorstellung gemacht. Da man es als selbstverständlich annahm, daß Bruno seinen erbittertsten Feind, die Kurie, aufs Korn genommen habe, so glaubte man es mit einer Streitschrift gegen die katholische Kirche zu thun zu haben, und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Papst durch Denunzianten auf dieselbe Meinung gebracht worden ist. Im Sinne des Schriftstellers, das muß man zugeben, war die Identifizirung des päpstlichen Stuhles mit einer Bestie wohl gelegen, denn bei einer anderen Gelegenheit — bei dem Nachrufe an Luther, den er als Wittenberger Privatdozent einmal hielt — spricht er von dem dreiköpfigen Höllenhunde mit der dreifachen Tiara“, der von dem deutschen Mönch bezwungen worden sei. In Wahrheit aber ist Bruno's Zweck ein anderer und höherer. Die antiken Sternbilder, welche ja zum überwiegenden Theile Thiere — „bestie“ — darstellen, will er vom Firmamente entfernen und an ihre Stelle die menschlichen Tugenden setzen. Diese an sich einfache und dem Zeitgeschmack*) entsprechende Tendenz gibt nun aber den Anlaß zu einer Reihe scharfsinniger und gemüthvoller Ausführungen über ethische Fragen; wenn auch die Gegenwart von der steten Folge allegorischer Bilder kaum in gleichem Maße erbaut sein wird, wie es die Leser jener Uebergangsperiode zweifellos gewesen sind, so fesselt doch auch uns die überaus gewandte Durchführung eines Grundgedankens, den wir von Anfang an als mit dem Fluche der Einförmigkeit behaftet bezeichnen möchten. Daß es an kaustischen Witzen und Seitenhieben auf die überlieferten Glaubensbekenntnisse nicht fehlt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Man begreift es ja wohl, daß die vielen ungerechten Anfeindungen, welche Bruno von katholischer und protestantischer Seite hatte erfahren müssen, ihn zu einem gründlichen Gegner jeder geoffenbarten Religion machen mußten, und daß er nun seinerseits wieder seiner Laune gar keinen Zaum mehr auferlegte, das darf uns nicht verwundern; aber ebenso wenig durfte er, der doch als gebranntes Kind das Feuer hätte scheuen können, sich wundern, wenn seine recht wenig feinen Spöttereien über den Goltmenschen, über das Symbol der Dreieinigkeit u. s. w. Tausenden ins Gesicht schlugen, die an sich einer freieren Gottesverehrung nicht abgeneigt gewesen wären, oder trotzdem durch die Heradziehung solcher Dinge sich in ihren Gefühlen gekränkt sahen.**)

Weit ungetheilter, wie wir schon andeuteten, ist die Befriedigung, mit welcher man den seinem Jahrhundert vorauseilenden Dialog über den unendlichen Weltraum und über die Vielzahl der belebten Weltkörper auch in der Jetztzeit noch zu lesen vermag. Freude an der Astronomie hat Giordano Bruno von je her empfunden; in Paris und Oxford, wie erwähnt, hat er Vorträge über diese Wissenschaft gehalten, und mit besonderer Vorliebe behandelte er das copernicanische Weltsystem, in dessen Begründer er — in vielen Punkten auch mit Recht — eine der seinigen kongeniale Natur verehrte. Die mathematische Deduktion freilich war seine Sache nicht, aber in der Verwerthung der neuen Lehre für die Begründung einer durchaus neuen Anschauung des Weltganzen ging er weit über den Meister selbst hinaus, der muthmaßlich selbst über die gewaltigen Konzeptionen des Jüngers in Erstaunen gerathen sein würde. Darüber, ob neben Copernicus auch der Kardinal Nikolaus von Cues den Gedankenflug Bruno's beeinflußt habe, läßt sich etwas sicheres nicht aussagen.***) Schon in seiner „Cena delle ceneri“ (Mahl am Aschermittwoch) trat letzterer für die Unendlichkeit des Weltalls ein; in den späteren Dialogen

*) Giordano Bruno's Reformation des Himmels, lo spaccio della bestia trionfante, verdeutscht und erläutert von Ludwig Kuhlenbeck, Dr. jur. Leipzig. 1889 Verlag von Rauert & Co. — Das mit einer Abbildung des in Rom errichteten Monumentes des Helden sowie mit seinem Facsimile geschmückte Buch kommt gegenwärtig einem wirklichen Bedürfnisse entgegen, und es möge deshalb uns gestattet sein, an dieser Stelle unsere Ansicht über dasselbe auszusprechen. Dem Uebersetzer ist es gelungen, einen gut lesbaren deutschen Text herzustellen, was Angesichts der großen Schwierigkeiten, welche die alterthümliche, halbgebundene Sprache des Originals darbot, als sehr verdienstlich anzuerkennen ist. Auch die zahlreichen Anmerkungen, welche fortlaufend die Darstellung begleiten, werden der großen Mehrzahl der Leser eine willkommene Hilfe gewähren, denn sowohl Bruno's unaufhörliche Anspielungen auf mythologische und astrognostische Dinge als auch seine geschichtlichen Hinweise und nicht weniger seine philosophischen Erörterungen bedürfen des Kommentares. Wenn wir sonach dieser Verdeutschung gerne das ihr gebührende Lob zugestehen, so müssen wir doch auf der anderen Seite betonen, daß an angreifbaren Stellen in den Zuthaten des Herrn Bearbeiters kein Mangel ist. Wer sich mit Giordano Bruno einläßlich beschäftigt, muß auch mit dem modernen Standpunkte der exakten Wissenschaften vertrauter sein. Es geht in einem wissenschaftlichen Werke nicht an, R. Falb als „den ersten wissenschaftlichen Prognostiker wahrer Einflüsse der Sternenwelt auf die Erde“ zu feiern; die alte, von keinem einzigen Fachmann der Gegenwart mehr gebilligte Hypothese Maedler's von der centralen Stellung der Alzyone in den Plejaden wird dem in der Sache nicht näher unterrichteten Leser als bündige Wahrheit vorgetragen; über die Quadratur des Kreises und über die Möglichkeit, auf spekulativem Wege über die Grundsätze der gewöhnlichen Geometrie hinauszugehen, äußert der Uebersetzer Ansichten, die unter den Mathematikern wenigstens Niemand theilen wird. Wie kann ein solcher Gegner dogmatischer Anschauungsweise, wie es Herr Kuhlenbeck ist, den dogmatischen Satz aufstellen, daß niemals eine krumme Linie durch eine grade meßbar sei, während ihm doch die Geometrie mit beliebigen Beispielen rektifizirter Kurven zu dienen vermag? Auch darin wird die Uebersetzung, wie wir hoffen, ziemlich allein stehen, daß sie der Astrologie (S. 186) „einen wahren Grundgedanken“ unterlegt. Aber auch abgesehen von solchen rein sachlichen Bedenken wird so mancher, der das Buch zur Hand nimmt, sich durch die philosophisch-religiösen Ausführungen in den Noten zum Widerspruche gereizt fühlen. Mit einer fast schwärmerisch zu nennenden Freiheitsliebe, die vielfach zu begeisterten, von jedem Leser der „Nation“ gewiß freudig begrüßten Erörterungen führt (so namentlich S. 258), vereinigen sich Aussprüche, die man in einem solchen Buche am wenigsten erwarten würde. So ist einmal von D. Strauß's „jüdischer Frivolität“, ein andermal von Spinoza's „schlechter Judenmoral“ die Rede! Der Enthusiasmus gegen Knechtung des Geistes aber läßt den Freiheitskämpfer nicht selten auch in eine rechte Unduldsamkeit verfallen; sagt er doch selbst, daß man gegen das „Niederträchtige“ nicht tolerant sein dürfe. und dieses Niederträchtige deckt sich eben fast völlig mit dem, was andere konservativen religiösen Sinn nennen. Wenn jeder zu vieljähriger Seelenwanderung durch die Leiber höchst zweifelhafter Vertreter des Thierreiches gezwungen ist, der sich von der auf S. 17 entwickelten Lösung der großen psychologischen Grundfragen nicht befriedigt fühlt, so wird es einem armen Verbannten wenigstens nicht an guter Gesellschaft fehlen.

*) Zutreffend führt die deutsche Bearbeitung eine Anzahl Unternehmungen von verwandter Tendenz auf. Schiller's „christlicher“ und Weigel's „heraldischer“ Himmel streben im Grunde dasselbe an; auch sie wollten die klassischen Wahngebilde vom Himmelsgewölbe vertreiben. Freilich aber bekundeten sie dabei eine echt deutsch-pedantische Geschmacklosigkeit, von der sich der feinfühlige Südländer weit genug entfernt.

**) Immerhin enthält der über jedes einzelne Sternbild gefällte Schiedsspruch der Götter auch recht viel Beherzigenswerthes, so daß zwei katholische Geistliche (Rixner-Sibei, Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker, 5. Heft, Sulzbach 1824, S. 11), im „spaccio“ sogar „die gesichteten und auserlesenen Samenkörner einer verbesserten Sittenlehre“ erkennen durften.

***) Gekannt hat Bruno den Cusaner, denn er citirt ihn wegen dessen vernünftiger Ansicht über die Natur des Sonnenkörpers. Ueberhaupt muß er als reformlustiger Agitator in den Schriften des Kardinals nicht wenige Berührungspunkte aufgefunden haben, denn auch Cusa war seiner Zeit weit voraus; daß er unter den Vorläufern des Coppernicus einen Ehrenplatz verdient, ist von uns bereits an anderem Orte dargethan worden.

sehen wir ihn sein Prinzip nach allen Seiten vertheidigen und ausgestalten. Das, was man Himmel nennt, ist etwas unendliches, unbegrenztes, ein Aetherozean, in dem unzählige Sonnen ihren Platz finden; denn jeder sogenannte Fixstern ist ein unserer Sonne ähnlicher Körper, und es hindert nichts, denselben von einem eigenen Planetensystem umgeben sich vorzustellen. Vorhanden sind diese kleinen Nebenerden ganz gewiß, meint Philotheos, einer der sich Unterhaltenden, aber wir sehen sie mit unseren schwachen Augen nicht, weil sie entweder zu klein oder zu weit entfernt sind, oder weil ihre Oberfläche nicht in gleichem Grade die Eigenschaft hat, das empfangene Licht zurückzustrahlen. Diese Vermuthung macht fast den Eindruck einer prophetischen Voraussagung, denn bekanntlich ist es in neuerer Zeit eine der schwierigsten und wichtigsten Aufgaben der Stellarastronomie geworden, die Bewegung unsichtbarer, nur an ihren Attraktionswirkungen erkennbarer Begleiter ferner Gestirne zu studiren. Auch die Kometen sind Himmelskörper, die nur in ihren Bahnverhältnissen gewisse Besonderheiten haben und deshalb nicht so regelmäßig sichtbar sind, wie die übrigen Wandelsterne. Bruno hält auch dafür, daß wir die Zahl unserer Mitplaneten noch gar nicht genau kennen, daß uns mancher derselben wohl bisher entgangen sein möge — man denke an Uranus, Neptun und an die dem dritten Hundert entgegengehenden Asteroiden. Im Ganzen muthen uns die der Kosmologie als solcher gewidmeten Schriften des Nolaners an wie die Einleitung zu einer besonderen Litteraturgattung: Kircher's „Iter ekstaticum", Huygens' „Cosmotheoros" und Fontenelle's „Entretiens sur la pluralité des mondes" sind Essays, die auf der von jenem eröffneten Straße liegen — allein man muß gerechterweise bekennen, daß gleich feurig-hinreißende Darstellungskraft keinem dieser späteren Litteraturprodukte eigen ist. Die Lehre von der Vielzahl der Weltkörper hat Giordano Bruno nicht bloß begründet, sondern auch sogleich in ebenso anziehender wie folgerichtiger Form in ein System gebracht.

Nur einen einzigen Konkurrenten besitzt derselbe in der zeitgenössischen Litteratur, der unseres Dafürhaltens bisher viel zu sehr im Schatten stand, dessen wir Deutsche aber wahrlich am allerwenigsten Ursache haben uneingedenk zu sein. Dies ist Johannes Kepler. An hohem Fluge der Phantasie konnte derselbe es mit dem Italiener aufnehmen; an wissenschaftlicher Befähigung überragt er ihn thurmhoch; die deutsche Gemüthsinnigkeit, verbunden mit seltener Tiefe der religiös-sittlichen Weltanschauung, lassen ihn auch nach dieser Seite hin dem anderen, dessen Wesen doch immer etwas Irrlicht-artiges behält, überlegen erscheinen. Noch ward der Versuch nicht gemacht, mit sorgfältiger Benützung all' der fast zahllosen Stellen in Kepler's Werken eine zusammenhängende Geschichte seiner Weltanschauung zu schreiben; daß aber eine solche zu dem von uns bezeichneten Resultate führen müßte, dafür glauben wir die Bürgschaft übernehmen zu können. Giordanos Bild vom „Weltenozean" ist auch dem schwäbischen Astronomen geläufig, und in diesem uferlosen Meere läßt er die Kometen „wie Fische im Wasser" umhertreiben. Auch die Umdrehung der Sonne um ihre Achse hat Kepler ganz unabhängig von seinem Rivalen zu einer Zeit behauptet, da noch kein Fernrohr nach dem gestirnten Himmel gerichtet worden war.

Wenn wir uns zur Ziehung des Facits anschicken, so müssen wir nachdrücklich betonen, daß Giordano Bruno unter denjenigen Philosophen, welche die Bedeutung der coppernicanischen Umwälzung für das Erstehen einer neuen Weltanschauung erfaßten, obenan steht, und ebenso haben wir einzuräumen, daß die Kurie durch den an dem Freidenker begangenen Justizmord eine schwere Sünde auf sich geladen hat. Aber wir wollen uns doch vor dem Pharisäismus hüten, der anläßlich der Denkmalfeier in Rom sich breit genug gemacht hat. Auch der Protestantismus besitzt seinen Giordano Bruno in Michael Servet, einem dem erstgenannten in so mancher Beziehung ähnlichen Märtyrer der Gedankenfreiheit, der in Bezug auf rein wissenschaftliche Forschung jenen sogar noch überragte. Und dazu ist noch zu bemerken, daß Calvin*) nicht persönlich durch Servet gereizt war, daß er in ihm einfach den Vertreter eines anderen theologischen — des sabellianischen — Standpunktes zu vernichten gedachte, während die katholische Kirche mit Bruno, dem entlaufenen Predigermönche, eine sehr lange Rechnung zu begleichen hatte. Aber wozu in eine so entfernte Vergangenheit schweifen? Kaum 170 Jahre sind es her, daß Friedrich Wilhelm I., ein Monarch, in dessen Verehrung so mancher moderne Bruno-Schwärmer sich nicht genug thun kann, dem wahrlich zahmen Philosophen Chr. v. Wolf die Ordre zuschickte, „bei Strafe des Stranges" in wenigen Tagen die preußischen Staaten zu verlassen. Vergegenwärtigt man sich solche Vorgänge, so sollte man doch wohl allen kulturkämpferischen Stolz — falls man solchen noch besitzt — an den Nagel hängen und bekennen, daß das „peccatur intra muros et extra" wieder eine recht eindrucksvolle Bestätigung erfahren hat. Nicht verdammen wollen wir, sondern dahin wirken, daß echte Toleranz das Gemeingut unserer Gegenwart in viel höherem Maße werde, als ihr dies leider vorläufig nachgerühmt werden kann. Auf diesem Gebiete bleibt im Deutschen Reiche noch recht viel zu thun übrig.

Giordano Bruno's Andenken hat bei manchem ernsten Freunde historischer Wahrheit durch den frenetischen Jubel eine Einbuße erfahren, mit welchem es seit Kurzem von einer gewissen religiös-politischen Richtung in Anspruch genommen wird. Wir stellen ihn als kühnen Denker und als einen der Begründer der neueren Kosmologie sehr hoch, allein so wenig wir den sehr unchristlichen Zorn begreifen, mit welchem die ultramontane Presse das Gedächtniß des Opfers seiner Ueberzeugung verfolgt, ebensowenig können wir uns in die Begeisterung derjenigen hinein versetzen, die da sich geberden, als solle von einem tieferen Einblick in die achtungswerthen Leistungen Bruno's eine neue Epoche philosophischer Erkenntniß datiren. Möchte doch auf beiden Seiten allmählich eine vorurtheilslosere Würdigung des thatsächlichen Sachverhaltes Platz greifen!

S. Günther.

Theater.

Residenz-Theater: Schwiegermama. (**Belle-maman.**) Lustspiel in 3 Akten von Victorien Sardou und Raimond Deslandes. Deutsch von Ernst Schabert.

Vor Jahresfrist etwa wurde an dieser Stelle die Frage aufgeworfen: „Ist Victorien Sardou ein moderner Dichter?" Und der Kritiker gab zur Antwort: Sardou ist stets nur ein Dichter nach der Mode gewesen. Ich möchte die Frage etwas anders stellen, denn das herrliche Wort „modern" fängt an, wie andere schöne Dinge auch, durch den steten Tagesgebrauch einigermaßen entwerthet zu werden; es ist damit wie mit den von Hand zu Hand gehenden Münzen, auf denen man schließlich die majestätischen Züge der einzelnen Potentaten nicht mehr unterscheiden kann: ein guter Sachse wird auf die Könige Johann und Albert schwören, während der echte Borusse davon nichts wissen will und sich an seinen alten Wilhelm hält. Gerade so ist es mit der Modernität bestellt: jeder denkt sich etwas anderes dabei, und mancher sogar etwas Gescheidtes. Für mich lautet die Frage also: Ist Victorien Sardou ein Dichter? Und ich antworte kurz und bündig: Nein.

Nein, Sardou ist kein Dichter; kein moderner und keiner nach der Mode. Er ist ein reichbegabter, ein außerordentlich geschickter Theaterschriftsteller. Emile Zola, dessen kritische Schriften man kennen sollte, selbst wenn man ihn nur verurtheilen will, hat dem glücklichen Autor so vieler

*) Die Wahrheit verlangt das Zugeständniß, daß zwar die Hauptschuld dem starrsinnigen Genfer Reformator zufiel, von dessen Theorie der Gnadenwahl auch Giordano sich mit Abscheu abwandte, daß aber auch Melanchthon, dieser sonst so vorurtheilsfreie, warmherzige Menschenfreund, die Schandthat gebilligt hat. Soweit konnte es die engherzige Kontroverstheologie des XVI. Jahrhunderts bringen.

Modestücke wohl ein Dutzend Mal das stolz' ablehnende Wort entgegengerufen: „M. Sardou n'a pas notre estime littéraire.“ Er hatte Recht: Sardou hat nach dem abgelehnten Drama „La haine“ kein litterarisches Werk mehr geschrieben. Emile Augier, dessen Verlust wir nun beklagen, war ein Dichter, obwohl seine allzu tugendsam philiströse Begrenztheit ihn blind machte gegen das Recht der Leidenschaft und ihn häufig zu schwächlicher Versöhnlichkeit da trieb, wo der wahre Tragiker und der große Dichter intransigent geblieben wäre und unerbittlich. Sardou besitzt sicherlich mehr ursprüngliche Erfindungsgabe, einen feineren Geist und vielleicht auch eine freiere Anschauung als der etwas bürgerlich pedantische Augier, dessen Ideal die fleckenlose „honnêteté“ war; es fehlt Sardou jedoch durchaus die künstlerische Sittlichkeit, durch die der nicht allzugroß gewachsene Dichter der „lionnes pauvres“ so stark war. Sardou ist ein Theaterschriftsteller; das ist nicht wenig. Aber ein Dichter sein ist mehr.

Ein Dichter, ein dramatischer Dichter stellt Menschen auf die Beine; er mag sie meinetwegen nehmen, wo er will: bei den Isländern oder bei den Australnegern, das wird jede von einseitigen Vorurtheilen freie Kunstbetrachtung ihm gern überlassen; aber Menschen müssen es schon sein. Sardou erfinnt Rollen. Ein dramatischer Dichter läßt seine Menschen in die durch die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Charaktere bedingte Wechselwirkung zu einander treten, und die künstlerisch ausgestaltete Analyse der sich hieraus ergebenden, ernsten oder heiteren Konflikte ist das Stück Leben, welches er uns zeigt. Das ist keine neue und keine „moderne“ Kunstformel: von Sophokles bis auf Kleist und den wunderthätigen Magus aus Norwegen haben alle wirklichen Dichter in ihren besten Werken so gepflegt und gethan. Sardou erfindet irgend eine merkwürdige Geschichte, er nimmt sie manchmal wohl auch, wo er sie findet, und nach den jeweiligen Bedürfnissen dieser Intrigue im Sinne Scribe's modelt er nun seine an Drähten schwebenden Bühnenhomunkel. Wie bei allen Eskamotagen und Taschenspielerstückchen heißt es auch hier: wenn man's kann, ist's nicht schwer. Aber können muß man es freilich; und Sardou kann es mit seltener Meisterschaft.

Erst neulich haben wir an einem der schwächeren Nachahmer des französischen Modethemaverdichters, an Herrn Paul Lindau und seinem korrekt unsittlichen „Schatten“ gesehen, um wie viel ärgerlicher solche manuelle Fertigkeit berührt, wenn sie an große Stoffe, an tiefer reichende Seelenprobleme mit ihrem kümmerlichen Handwerkszeug heranhaftet. Sie gibt fleißig zusammengesetztes Stückwerk, an dem man Stich bei Stich die mühseligen Nähte sieht, und anstatt einer großen, befreienden Empfindung hat man am Schluß ihrer Theaterstücke höchstens das Gefühl: Du lieber Gott, wie mag der Mann sich gequält haben, bis er endlich so weit war! Und man trampelt dem müden, abgehetzten Jockey Beifall zu, da er den Pegasus zwar nicht, doch ein wild aufgezäumtes Halbblut mit Sporenstichen und auf Umwegen doch noch ans Ziel gekeucht hat. „V'là!“, sagen die Cirkuskünstler mit verzweifeltem Lächeln zum Publikum, wenn sie ihre „Arbeit“ gethan haben.

Dieses stolze Grinsen hat uns Sardou oft gezeigt, wenn er uns tragisch kam und uns die Räubergeschichten seiner Doras, Fedoras und Theodoras mit künstlich gesteigertem Raffinement erzählte. Es ist ein wenig seine eigene Schuld, wenn man ihn nach so viel süßer Abscheulichkeit, nach jahrelanger Komödiantinnentragik nicht mehr erkennen wollte, da er uns neulich im „Residenz-Theater“ als ein liebenswürdiger Plauderer entgegentrat mit seiner „Schwiegermama“. Und doch ist es der echte Sardou, der hier spricht: mag M. Daslandes ihm die Idee eingeflüstert haben, die Schreckgestalt der schlauen Madame Bonivard durch die sechsunddreißigjährige Lebensfrische der Madame Noirel zu ersetzen: der Autor von „Nos intimes“, von „Pattes de mouche“ und „Rabagas“ verleugnet sich nicht einen Augenblick. Die Analyse seiner drei Hauptcharaktere interessirt ihn nicht lange; er gibt es bald auf, die Beziehungen der übermüthig lebenslustigen belle-maman zu ihrer pedantisch altklugen Tochter und deren echt pariserischem Gatten fortzuspinnen; alle erdenklichen Trics, alte und neue, tausend lustige und liebenswürdige Einzelheiten müssen weiterhelfen. Doch da das Ganze sich anspruchslos gibt, da es nichts weiter sein will als ein freundliches Konversationsstückchen aus der guten Gesellschaft, so kann man sich ohne allzu skrupulöse Vorbehalte für diesmal des sauber und niedlich — das ist das Wort! — ausgeführten Kunsthandwerkes freuen und M. Sardou nur wünschen, daß er der launige Gesellschaftsbeobachter bleiben und der ernsten Maske Spiel den Berufenen und den Auserwählten überlassen möge. Viele wird er freilich nicht finden in seinem Vaterlande „Rien n'est français comme le rire. Le génie national passe par Rabelais, par Molière, La Fontaine et Voltaire“, sagt Zola, der Kritiker. In der Nähe betrachtet, ist er nämlich gar nicht der schwarze Mann, der nur auf Taine und Balzac und Stendhal schwört; er ist weitherziger als die meisten seiner Beurtheiler.

Das angenehme Stück von Sardou wird in der vergröbernden Uebersetzung von Ernst Schubert, dem das Verdienst bleibt, den modischen und modernen Begriff der „Schneidigkeit“ auf die Pariser Boulevards hinübergeleitet zu haben, flott und lustig dargestellt. Herr Lautenburg, der noch weniger litterarisches Verständniß besitzen soll als sein Vorgänger, ist jedenfalls einer der besten Wortregisseure, die wir in Berlin haben; seine Schauspieler sind nicht wiederzuerkennen, wenn sie anderer Anleitung folgen. Die jugendfrische „Schwiegermama“ aber wird, so fürchte ich, nicht sehr alt werden im „Residenz-Theater“; unser Publikum ist an gröbere Kost gewöhnt worden. Doch soll es dem verteufelt talentvollen Geschmackverderber Victorien Sardou nicht vergessen sein, daß er in einer widerwärtigen Rohheitshetze auf die Seite der Verfolgten trat. Er hat den Schwiegersohn erfunden, der sich für die gekränkte Tugend seiner Schwiegermama schlägt. Die alte französische Galanterie lebt noch. Und wenn man kein Dichter sein kann, ist es immerhin hübsch, wenn man sich bestrebt zeigt, ein geistreicher Mann von gutem Geschmack zu heißen. Unsere deutschen Sardou's kennen selbst diesen Ehrgeiz nicht; sie sind wirklich zu bescheiden.

H—n.

Briefkasten der Redaktion.

M. W. in G. Von neugriechischen Grammatiken in deutscher Sprache sind besonders zwei zu empfehlen: 1. Neugriechische Grammatik von Daniel Sanders, Leipzig 1881 bei Breitkopf & Härtel (Preis 6 Mark); 2. Neugriechische Grammatik von Antonios Jannarakis, Hannover 1877, Hahn'sche Verlagsbuchhandlung (Preis circa 6 Mark). — Die letztere Grammatik empfiehlt sich besonders für solche, die kein Altgriechisch verstehen; die erstere hat den Vorzug, daß sie außer der Grammatik noch eine Sammlung von Briefen und Gesprächen enthält.

Das Abonnement auf die Zeitschrift Ἑλλάς geschieht durch schriftliche Anmeldung bei dem Sekretär des philhellenischen Vereins Dr. Muller in Amsterdam P. C. Hooftstraat 137.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 6. Berlin, den 9. November 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW, Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat Konstantinopel verlassen und wird nach einer nochmaligen Begegnung mit dem König von Italien und nach einem kurzen Zusammensein mit dem österreichischen Kaiser in Innsbruck nach Deutschland zurückkehren. Daß diese Reisen politische Folgen haben werden, erscheint so gut wie völlig ausgeschlossen; es wäre auch schwer zu sagen, in welcher Richtung die politischen Folgen liegen sollen. Die Verhältnisse zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich bedürfen keiner Neuregelung, und Griechenland und die Türkei zeigen nicht die geringste Neigung, ihrer Politik einen neuen Kurs zu geben. Die Türkei insonderheit, die für die orientalische Frage der maßgebende Faktor ist, wird nach offiziöser türkischer Darlegung aus ihrer vorsichtigen Zurückhaltung nicht heraustreten.

In Frankreich und in Rußland hat man daher mit völligstem Gleichmuth die Fahrten des deutschen Kaisers von Fest zu Fest und von einer Mittelmeerküste zur anderen verfolgt; sie wurden aufgefaßt als die Reisen eines jungen Monarchen, der die Welt zu sehen wünscht, und sie waren daher weit entfernt, Beunruhigung bei den Gegnern des Dreibundes hervorzurufen. Wie eine Bestätigung dieser Betrachtungsweise faßte man die Depeschen auf, die der Kaiser an den Fürsten Bismarck in die Heimath gesandt hat; sie enthalten nichts als den Ausdruck wonnevollen Entzückens über landschaftliche Schönheiten und über gelungene Feste.

Diese Depeschen haben die Frage nahe gelegt: war es nöthig, dieselben zu veröffentlichen? Daß diese Gefühlsergüsse dem Draht anvertraut worden sind, erscheint überaus natürlich, denn warum sollte ein Kaiser nicht berauscht von der Schönheit der Parthenon-Ruinen so gut zur Feder greifen, wie Tausend andere Besucher der Akropolis; und wenn diese eine plebejische Postkarte mit wenigen begeisterten Worten in die Heimath senden, so benutzt ein Monarch den bequemeren Draht. Jene Telegramme, die intime Gefühlsstimmungen ausdrücken, werden aber in ein völlig falsches Licht gerückt, wenn man sie durch offiziöse Blätter und offiziöse Korrespondenzbüreaus wie große Staatsakte der Oeffentlichkeit preisgibt. Die kurzen Telegramme, die eine augenblickliche Stimmung wiederspiegeln und die enge persönliche Beziehungen zur Voraussetzung haben, gerathen in eine schiefe und ungünstige Beleuchtung, sobald sie als gewichtige Manifestationen aller Welt mitgetheilt werden.

Graf Kalnoky hat sich nochmals zum Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh begeben. Diese zweite Zusammenkunft der beiden Staatsmänner, nachdem sie wenig früher schon in Berlin Zwiesprache mit einander gehalten hatten, erscheint auffällig und legt die Vermuthung nahe, daß die Anwesenheit des Kaisers von Rußland in der deutschen Hauptstadt die Veranlassung gewesen ist, welche diesen erneuten Gedankenaustausch wünschenswerth erscheinen ließ. In Wien hegt man die Befürchtung, daß Fürst Bismarck Oesterreich zur Nachgiebigkeit und zu Zugeständnissen im Orient veranlassen könnte, damit Rußland versöhnt werde. Vielleicht ist diese Voraussetzung richtig; nur würde damit die europäische Politik schwerlich in ein neues Stadium treten. Diese Zugeständnisse sind von Deutschland stets befürwortet worden, und Oesterreich hat sich vorübergehend sogar zu platonischen Zugeständnissen bequemt; sie waren aber eben platonisch. Die Rechte Rußlands auf Bulgarien wurden anerkannt; das ist sehr leicht geschehen; die Schwierigkeit entsteht erst bei der Frage, wie diesen „Rechten“ Geltung verschafft werden soll. Da auch die Bulgaren glücklicherweise ein Wort mitzusprechen haben, wenn über ihr Schicksal gewürfelt wird, und da sie sich freiwillig dem Zaren nicht ausliefern werden, so gelangt man immer wieder vor die folgenschwere Entscheidung: soll Rußland mit Waffengewalt seine alte

Stellung auf der Balkanhalbinsel sich wieder erobern dürfen? Daß Oesterreich-Ungarn hierzu seine Einwilligung geben wird, erscheint uns nicht glaublich, und auch die Türkei, Italien und England würden einer solchen Abmachung schwerlich wohlwollend zuschauen.

Aus **Zanzibar** sind zwei bedeutsame Nachrichten eingelaufen. Es ist nunmehr sicher, daß **Stanley** und Emin gegen die Küste in Anmarsch sind. Die Mahdisten haben Emin Pascha gezwungen sein Reich in Innerafrika preiszugeben; nach unglücklichen Kämpfen mußte der tapfere Genosse Gordons sich entschließen, Stanley's Hilfe anzurufen und schließlich ist er ihm auf dem Wege zum Meere gefolgt. Das äquatoriale Innerafrika ist somit zunächst für Europa verloren, aber Stanley und Emin werden voraussichtlich gerettet aus dem Innern zurückkehren.

Das entgegengesetzte Schicksal hat die Expedition des Dr. Peters ereilt. Auf dem Zuge in den schwarzen Kontinent hinein ist Dr. Peters und die Mehrzahl seiner Begleiter ermordet worden. Das ist der traurige und erschütternde Ausgang eines Unternehmens, das als Komödie begonnen hat.

In welchem lächerlichen Mißverhältniß die Pläne des Dr. Peters zu der zu lösenden Aufgabe standen, das kann jetzt auch der Verblendetste ermessen. Mit einem Gefolge von vielen Hundert Personen kehren Stanley und Emin flüchtig an die Küste zurück und mit einer winzigen Schaar, die dem ersten Ueberfall erlag, wollte Peters diesen beiden Männern zu Hilfe ziehen. Wer kann sich da wundern über den Ausgang, wie er jetzt eingetreten ist, und wie schwer sind jene belastet, die ungeachtet aller Warnungen diesem thörichten, kopflosen Unternehmen ihre materielle und moralische Unterstützung gewährt haben. Freilich haben schon viele Afrikareisende ihr Leben opfern müssen; aber kaum wird sich aus neuerer Zeit eine Expedition anführen lassen, die von Anbeginn an so hoffnungslos und so gefährdet jedem ernster Urtheilenden erscheinen mußte.

Das Unglück für Herrn Peters, der ein ehrgeiziger, tapferer Phantast gewesen ist, lag darin, daß Männer und Zeitungen, die für Fragen des öffentlichen Lebens Berücksichtigung beanspruchen, ihn ernst genommen haben und ihn förderten, wo ihm hätte entgegengetreten werden müssen. In dieser völlig falschen Beurtheilung von Menschen und Verhältnissen liegt ein typischer Zug unserer Kolonialpolitik. Wer sich anheischig machte, überseeische Länder für Deutschland zu erwerben, und mochte er noch so wenig geeignet und vorgebildet für dieses Unternehmen sein, der konnte auf den enthusiastischen Beifall und die Unterstützung der deutschen Kolonialschwärmer rechnen. So kam es, daß Herr Lüderitz die deutschen Kolonialpolitiker und die deutsche Regierung in Westafrika und daß Herr Peters sie in Ostafrika hinter sich hergezogen hat. Der eine Mann beglückte das Reich mit jener Sandwüste, die die Walfischbai einschließt, und wo jetzt Lieutenant François mit den Eingeborenen zu kämpfen hat, und der andere Mann schenkte uns jene Gebiete gegenüber Zanzibar, wo jetzt Hauptmann Wißmann Siege auf Siege erringen muß. Um die Besonnenheit und das kluge Wägen der deutschen Kolonialpolitik in Afrika zu charakterisiren, hat man nur nöthig, die ersten Erwerber unserer Besitzungen im schwarzen Welttheil zu nennen — Lüderitz und Peters. In einem Punkte gleichen beide einander, sie waren unbesonnene Phantasten. Und auch ihr Schicksal gestaltete sich ähnlich. Lüderitz wurde einst so gepriesen wie Peters; dann sank er in Ungnade. Peters ging gleichfalls allmählich das offizielle Wohlwollen verloren, und das Ende beider ist ein nutzloser, früher Tod in Afrika; Deutschland aber hinterließen sie nichts als Lasten.

Die **Gemeinderaths-Wahlen in England und Wales** haben den Konservativen und ihren Verbündeten, den Unionisten, neue Enttäuschungen gebracht. Auch auf diesem Kampfplatz haben die Gladstonianer bemerkenswerthe und große Erfolge errungen, so daß die schließliche Niederlage des Kabinets Salisbury in immer bedrohlichere Nähe zu rücken scheint.

Die „Erfolge" des Sozialistengesetzes.

Mit jeder neuen parlamentarischen Verhandlung über das Sozialistengesetz werden die Vertheidiger dieses unglückseligen Instruments der Repressionspolitik nachdrücklicher auf die Anklagebank gedrängt. Sie haben sich zu rechtfertigen gegenüber den Anklagen ihrer gesetzgeberischen Opfer, und diese Rechtfertigung, matt und lahm vorgetragen, voll logischer Widersprüche, entbehrt selbst jenes überzeugenden Arguments, mit dem in dieser realen Welt so manches nicht zu Rechtfertigende gerechtfertigt wird, des **äußeren** Erfolges. Das Sozialistengesetz dauert jetzt elf Jahre und die Sozialdemokratie war nie stärker, innerlich gefestigter, mehr von der Berechtigung ihrer Forderungen überzeugt, mehr von dem Unrecht des Sozialistengesetzes durchdrungen, als eben jetzt. Gelingt es den sozialdemokratischen Führern, die hinter ihnen stehenden Massen nach ferner von gewaltsamen Ausschreitungen zurückzuhalten, so muß das Sozialistengesetz weiter alljährlich zehntausende deutscher Staatsbürger in die Reihen der Sozialdemokratie führen. Das Mitgefühl mit den Leiden Anderer ist seit Anbeginn der Welt eine der wirksamsten politischen Kräfte. Diese Sympathie ist in jedem noch nicht völlig verlotterten Volke der stärkste Schutz der Schwachen. Dieses Mitgefühl kommt den Sozialdemokraten in demselben wachsenden Maße zu Gute, wie die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Sozialistengesetzes abnimmt. Es ist an sich schon eine starke Zumuthung an einen einfachen Verstand, gesetzliche Bestimmungen für gerecht zu halten, mittelst deren der eine Staatsbürger für dieselbe Handlung, die der andere straflos ausüben darf, Monate ins Gefängniß gesetzt wird; aber in Zeiten, in denen die Volksleidenschaften durch außergewöhnliche Vorgänge aufgewühlt sind, wird der Verstand nicht selten niedergerannt. Aber die ruhige Ueberlegung kehrt zurück und dann wird zur Plage, was vorher Wahlthat schien. Das Sozialistengesetz ist längst zur Plage geworden, auch für die herrschenden Parteien. Eine Zeit lang bestritt man den Mangel an stichhaltigen Gründen für die Aufrechterhaltung des Sozialistengesetzes mit der muthig zur Schau getragenen Hoffnung, die sogenannte „Sozialreform" werde die Aussöhnung der Sozialdemokratie mit der bestehenden Staatsordnung herbeiführen und so das Sozialistengesetz überflüssig machen. Aber diese Hoffnung ist dermaßen zusammengeschrumpft, daß selbst der Optimismus der sächsischen Regierung nur dahin geht, daß „sich auch bereits **Spuren einer nicht ungünstigen Wirkung** der neuen sozialen Gesetzgebung zu zeigen **scheinen**". Man kann kaum höflicher anerkennen, daß auch jene Hoffnung hinfällig ist.

Man sollte denken, solche Mißerfolge zwängen jedem Unbefangenen die Ueberzeugung auf, daß das Sozialistengesetz nicht rasch genug aufgehoben werden kann. Statt dessen — schlägt man vor, sich die Ohren zu verstopfen, indem man die Nöthigung der parlamentarischen Rechtfertigung des Sozialistengesetzes von Frist zu Frist durch Beseitigung jeder Fristbeschränkung aus der Welt schafft. Als ob damit auch nur das Mindeste gewonnen wäre. Die Angriffe gegen das Sozialistengesetz, die jetzt alle zwei Jahre sich stauten, werden in Zukunft niemals aufhören. Allerdings können die Vertreter der verbündeten Regierungen den Verhandlungen der Initiativanträge auf Beseitigung des Sozialistengesetzes, die in jeder Reichstagssession wiederkehren werden, fernbleiben. Sie können es auch bei der jetzt üblichen dürftigen Ausgestaltung der Rechenschaftsberichte über die Verhängung des kleinen Belagerungszustandes bewenden lassen. Aber diese Passivität parlamentarischen Beschwerden und Anträgen gegenüber wird die Lage für die Vertheidiger des Sozialistengesetzes nur schlimmer machen. Der Glaube, daß die Aufrechterhaltung des Sozialistengesetzes mit der Gerechtigkeit oder auch nur mit einer erleuchteten Staatsraison vereinbar sei, wird nach weit stärker, als es jetzt bereits der Fall ist, erschüttert werden, bis schließlich kein Mensch, dem an einem guten politischen

Gewissen etwas liegt, mit dem Sozialistengesetz noch weiter etwas wird zu thun haben wollen. Das Sozialistengesetz ist ein Dorn im Körper des Staats, der entweder herausgezogen wird oder herauseitert. Die herrschenden Parteien scheinen den letzteren Prozeß vorzuziehen.

Th. Barth.

Das gewerbliche Schiedsgericht in Berlin.

Mehr als zwanzig Jahre sind verflossen, seit bei Berathung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund auf Antrag der Abgeordneten Lasker und Runge den Gemeinden reichsgesetzlich die Befugniß ertheilt wurde, gewerbliche Schiedsgerichte ins Leben zu rufen. Von allen Seiten begrüßte man freudig diese Anregung, man hoffte ein Mittel zur Milderung der sozialen Gegensätze gefunden zu haben und der Antragsteller selbst sprach die Zuversicht aus, es werde an jedem größeren Orte zur Bildung derartiger Gerichte geschritten werden.

Gleichwohl wartet die deutsche Reichshauptstadt bis auf den heutigen Tag vergebens auf die Einführung einer so hochwichtigen Institution und es hat fast den Anschein, als solle sie auf unabsehbare Zeit noch dieser Segnung entbehren. Nach eingehendster Arbeit haben die Gemeindebehörden Berlins vor zwei Jahren ein Ortsstatut, betreffend die Errichtung eines gewerblichen Schiedsgerichts berathen; eine aus Magistratsmitgliedern und Stadtverordneten gebildete gemischte Deputation hatte den Entwurf fertig gestellt, durch eine Kommission der Stadtverordneten wurde er nochmals einer Prüfung unterzogen und nach abermaliger sorgfältigster Erörterung im Plenum der Stadtverordnetenversammlung suchte der Magistrat die nach dem Gesetz erforderliche Genehmigung des Oberpräsidenten nach. Achtzehn Monate sind seitdem verflossen, bis endlich vor einigen Tagen eine Antwort eingegangen ist, welche die Genehmigung zu dem Ortsstatut versagt, und es stehen jetzt die Gemeindebehörden vor der Frage, ob sie den Einwendungen des Oberpräsidenten nachgeben oder überhaupt auf die Schaffung des Schiedsgerichts verzichten wollen.

Die Fragen, um welche es sich bei diesen Einwendungen zum Theil handelt, sind von weittragender prinzipieller Bedeutung. Wir wollen nicht bei den redaktionellen Bedenken, die der Oberpräsident geltend macht, verweilen, da in dieser Beziehung zweifellos eine Einigung zu Stande kommen wird, aber nicht so leicht dürfte bei den übrigen Punkten eine Uebereinstimmung erzielt werden.

Indem der Oberpräsident alle Großjährigen unter 25 Jahr und alle betheiligten weiblichen Personen von dem Recht, die Richter zu wählen, ausschließen will, durchbricht er die grundlegende Idee des Schiedsgerichts, welche gerade darin besteht, daß die Rechtsuchenden von Richtern gerichtet werden, die sie sich selbst gewählt haben. „Die Wahlberechtigung an das vollendete einundzwanzigste Lebensjahr zu knüpfen und auf das weibliche Geschlecht auszudehnen," heißt es in dem Erlaß des Oberpräsidenten, „erscheint in hohem Maße bedenklich. Die Mitwirkung bei der Zusammensetzung des Schiedsgerichts stellt sich im Wesentlichen als eine Theilnahme an der Regelung öffentlicher Angelegenheiten dar; die Analogie der für die politischen Wahlen bestehenden Vorschriften ist daher unabweisbar und erfordert mindestens das vollendete 25. Lebensjahr, sowie den Ausschluß des Frauenwahlrechts. Die von dem Magistrat bezüglich der ersten dieser Fragen herangezogenen Vorschriften des Krankenversicherungsgesetzes über Zulassung aller großjährigen Personen können gegen diese Forderung nicht geltend gemacht werden, da es sich bei der Krankenversicherung um Wahlen von Vertretungen handelt, welche berufen sind, lediglich privatrechtliche Interessen der Gesammtheit der Kassenmitglieder bei der Verwaltung der gemeinsamen Kassenorganisation wahrzunehmen." Wir haben den Wortlaut dieser Erklärung hier wiedergegeben, weil schon durch die Art der Beweisführung ein eigenartiges Interesse erweckt wird. Bisher wurde stets bei Fragen der Krankenversicherung und Unfallversicherung von der Regierung und den Gerichten die öffentlich-rechtliche Natur dieser Institutionen betont. Hier mit einemmal hören wir, daß es sich bei der Krankenversicherung um Wahlen von Vertretungen handelt, welche berufen sind, lediglich privatrechtliche Interessen wahrzunehmen. Unserer Ansicht nach liegt die Sache gerade umgekehrt. Während bei der Krankenversicherung das öffentliche Interesse das privatrechtliche bei Weitem überwiegt, sind die Verhältnisse, welche vom Schiedsgericht beurtheilt werden, lediglich privatrechtlicher Natur. Weßhalb ein Mensch, der an sich über sein Vermögen bereits zu verfügen berechtigt ist, bei der Wahl des Richters, der durch Urtheilsspruch doch ebenfalls über sein Vermögen verfügt, mitzuwirken nicht berechtigt sein soll, vermögen wir nicht einzusehen. Wenn in Frankfurt a. M., in Leipzig, Stuttgart, Nürnberg die Volljährigkeit zum aktiven Wahlrecht genügt, warum soll in Berlin dies bedenklich sein? Und wenn man in Frankfurt a. M. und Leipzig keine Bedenken getragen hat, die Frauen zum aktiven Wahlrecht zuzulassen, warum soll in Berlin hierin eine Gefahr liegen? Dadurch daß man berechtigte Forderungen zurückdrängt, wird es nicht gelingen, eine Bewegung, die man in Berlin zu fürchten scheint, einzudämmen, gerade das Gegentheil wird man hierdurch erreichen. Wenn wir sehen, welcher Mitwirkung in England der Frau in den öffentlichen Angelegenheiten des kommunalen Lebens gestattet wird und welche segensreiche Thätigkeit sie dort in der Schulverwaltung und Armenverwaltung entwickelt, so erscheint es kaum begreiflich, daß man bei uns noch immer Anstand nimmt, auch nur die mindesten und gerechtfertigtsten Forderungen dem weiblichen Geschlecht zu verweigern, ja daß man gerade in der Hauptstadt des Reiches diejenigen Rechte den Frauen verweigert, die man in anderen deutschen Städten, ohne daß irgend welche nachtheiligen Folgen zu Tage getreten sind, ihnen gewährt hat.

Die bisher besprochenen Punkte sind von allgemeinerer und deshalb nach Ansicht Einiger vielleicht nur von mehr theoretischer Bedeutung. Das fernere Bedenken des Oberpräsidenten dagegen, wonach der ordentliche Rechtsweg gegen die Entscheidungen des Schiedsgerichts nicht ausgeschlossen werden dürfe, ist andererseits praktisch so erheblich, daß es besser wäre, lieber ganz von der Schaffung des Schiedsgerichts abzusehen, als in diesem Punkte nachzugeben. Es würde wenig der Würde und dem Ansehen des Schiedsgerichts entsprechen, wenn gestattet würde, daß der einzelne Amtsrichter befugt sei, einfach die schiedsrichterlichen Urtheile umzustoßen. Was hätte es für einen Zweck, einen so kostspieligen Apparat ins Leben zu rufen, derartig durch den Richterdienst die Bürger zu bemühen, wenn das ganze Verfahren vor dem Schiedsgericht nur ein vorbereitendes sein soll, und wenn nach Fällung des Urtheils, der ganze weite Weg vor den ordentlichen Gerichten noch eingeschlagen werden kann. Es wäre wirklich besser, es dann bei dem bisherigen Zustande zu belassen, denn ein Verfahren, wie der Oberpräsident es für wünschenswerth erachtet, würde die Abwicklung der Rechtsstreitigkeiten nur noch mehr, als bisher, in die Länge ziehen. Auf diese Weise würde das gewerbliche Schiedsgericht nichts weiter sein, als eine Instanz für das vorbereitende Verfahren und während im gewerblichen Schiedsgerichte ein Gerichtshof zusammengesetzt aus Männern des praktischen Lebens, unter gleicher Betheiligung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern und unter Vorsitz eines Juristen Recht spricht, würde sein Urtheilsspruch oftmals durch einen ganz jungen Assessor, einen Einzelrichter, der dem gewerblichen Leben gänzlich fern steht, einfach beseitigt werden können. Das heißt mit der einen Hand zurücknehmen, was man mit der andern Hand gegeben hat, denn gerade der Zweck, weßwegen man ein gewerbliches Schiedsgericht schaffen will, und welcher darin besteht, daß durch im Leben stehende Männer unter gleicher Betheiligung von Arbeitnehmern und Arbeitgebern die Gewerbestreitigkeiten

geschlichtet würden, dieser Zweck würde völlig illusorisch werden.

Die juristische Deduktion, auf Grund welcher der Oberpräsident den Ausschluß des ordentlichen Rechtswegs für unzulässig erklärt, erscheint nun aber obendrein gänzlich unhaltbar. Er ist der Ansicht, daß dem Schiedsgericht nicht das Recht ertheilt werden könne, Zeugen zu vereidigen, und aus dieser unrichtigen Prämisse folgt er dann konsequenter Weise, daß seine Urtheile nicht endgültig sein dürften, daß vielmehr die Beschreitung des ordentlichen Rechtswegs offen gelassen werden müsse.

Nun ist die Rechtslage aber einfach folgende:

Der § 4 des Ausführungsgesetzes zur deutschen Civilprozeßordnung bestimmt: Die Vorschriften der deutschen Civilprozeßordnung über die Vernehmung und Vereidigung von Zeugen finden in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, welche zu der ordentlichen streitigen Gerichtsbarkeit nicht gehören, entsprechende Anwendung.

Die Motive zu dem Ausführungsgesetz bemerken hierzu erläuternd (S. 7): „Die hier aufgeführten Vorschriften der Prozeßordnung haben eine über den Civilprozeß hinausgehende allgemeine Bedeutung, so daß dieselben angewandt werden müssen, wenn nicht nach dem zufälligen Umstande, ob vor den ordentlichen Gerichten zu verhandeln ist oder nicht, eine verletzende Ungleichheit eintreten soll.“ Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auf das Verfahren vor denjenigen Gerichten, die vom Gerichtsverfassungsgesetz neben den ordentlichen Gerichten anerkannt sind, auch die Vorschriften, betreffend die Vereidigung von Zeugen, anzuwenden sind. Zu diesen Gerichten gehören nun aber ebenso unzweifelhaft die gewerblichen Schiedsgerichte, denn der § 14 des Gerichtsverfassungsgesetzes besagt ausdrücklich:

„Als besondere Gerichte werden zugelassen ... Gewerbegerichte.“

Der Oberpräsident irrt also, wenn er annimmt, daß eine positiv-gesetzliche Vorschrift in Betreff der Abnahme des Zeugeneides für die Schiedsgerichte nicht vorliegt. Bei der Länge der Zeit, welche der Oberpräsident gebraucht hat, um das Ortsstatut zu prüfen, hätte man wohl erwarten dürfen, daß er in seinem Bescheide auf die Erwägung der obenangeführten Gesetzesparagraphen näher eingegangen wäre, anstatt diese wichtige Frage einfach mit den Worten abzufertigen, es sei das Institut des prozessualischen Eides so sehr positivrechtlicher Natur, daß es ohne ausdrückliche gesetzliche Einführung an keiner Stelle zugelassen werden könne und daß es an einer dahingehenden gesetzlichen Vorschrift mangele.

Wie wenig bisher die obersten Verwaltungsbehörden der vom Oberpräsidenten vertretenen Meinung gewesen sind, geht klar aus dem Ministerialreskript vom 19. November 1881 (M.-Bl. S. 279) hervor, in welchem den Gemeindebehörden, die bisher an Stelle von Schiedsgerichten mit der vorläufigen Entscheidung der gewerblichen Streitigkeiten betraut waren, das Recht der Vereidigung abgesprochen wird. Denn in diesem Ministerialreskript wird dies ausdrücklich damit begründet, daß die Eigenschaft von Gewerbegerichten, — und um ein solches handelt es sich bei dem vorliegenden Ortsstatut — welche gemäß § 4 des Ausführungsgesetzes zur Civilprozeßordnung zur Eidesabnahme befugt sind, den Gemeindebehörden nicht zukomme. Es ist also hier ganz deutlich ausgesprochen, daß die Gewerbegerichte auf Grund des erwähnten Paragraphen der Civilprozeßordnung sehr wohl diese Befugniß haben. Wäre die juristische Deduktion des Oberpräsidenten richtig, so würde bereits Jahre hindurch in den größten Städten Deutschlands gegen das Gesetz verfahren und es wäre schwer zu begreifen, wie die dortigen staatlichen Aufsichtsbehörden dies genehmigen konnten. Beispielsweise besteht das Vereidigungsrecht in dem Ortsstatut von Breslau, Leipzig und Hamburg, und in Erfurt, Frankfurt a. M., Hamburg, Dresden und Leipzig ist der ordentliche Rechtsweg gegen die Urtheile des Schiedsgerichts ausgeschlossen. Berlin dagegen soll den zweifelhaften Vorzug genießen, ein Schiedsgericht nur ins Leben rufen zu dürfen, das lediglich ein Schattenbild eines wahren gewerblichen Schiedsgerichtes ist.

Als bei Berathung der Gewerbeordnung vom Jahre 1869 die Bestimmung im Gesetz Aufnahme fand, auf welche sich jetzt die Errichtung des Schiedsgerichts gründet, da äußerte der Antragsteller (Stenogr. Berichte S. 549): „Die Schiedsgerichte, die ich herstellen will, sollen nicht nur mit vorläufigen Entscheidungen betraut werden, wie die Polizei- und Gemeindebehörden, sondern ich will ihnen definitive Entscheidungskraft beilegen.“ Diese Aeußerung, welche ohne Widerspruch vom Regierungstische oder irgend einer Seite des Hauses erfolgt ist, muß als der unzweifelhafte Ausdruck des Willens gelten, welcher bei der Schaffung des Gesetzes obwaltete. Die gänzliche Ignorirung dieses Umstandes seitens des Oberpräsidenten ist wiederum ein lehrreiches Beispiel dafür, wie gefährlich es ist, der späteren Interpretation die Feststellung desjenigen zu überlassen, was man mit Leichtigkeit im Gesetz selbst ausdrücken kann, und wie leicht es auf diese Weise geschieht, daß die Auffassung eines Verwaltungsbeamten sich über die des Gesetzgebers stellt.

Unserer Ansicht nach übernimmt die Regierung eine schwere Verantwortung, wenn sie unter so unhaltbaren Einwendungen noch länger das Inkrafttreten des gewerblichen Schiedsgerichts verzögert. Mit dem Schiedsgericht steht die Einrichtung des Einigungsamtes für drohende oder ausgebrochene Arbeitseinstellungen in engster Verbindung. Hätte ein solches Einigungsamt im letzten Jahre in Berlin existirt, so würde die Heftigkeit und Erbitterung des Lohnkampfes, wie derselbe in den Streiks dieses Jahres zu Tage getreten ist, sich wesentlich gemildert haben. Die Regierung, die so gern ihre guten Absichten auf sozialpolitischem Gebiete zu betonen pflegt, hätte hier eine Gelegenheit gehabt, sie durch die That zu beweisen.

Edmund Friedemann.

Parlamentsbriefe.

II.

Vor elf Jahren waren diejenigen, welche für den Erlaß eines Sozialistengesetzes am eifrigsten eintraten, von der Nothwendigkeit durchdrungen, die Gültigkeit dieses Gesetzes an eine bestimmte Frist zu knüpfen. Das Verlangen der Regierung, ein Gesetz dieser Art für ewige Dauer zu erlassen, wurde mit solcher Entschiedenheit zurückgewiesen, daß die Regierung es vorzog, auf demselben nicht zu bestehen. Die Frist, auf welche das Gesetz erlassen wurde, ist seitdem viermal abgelaufen und viermal in gleich beschränkter Weise erneuert worden; jetzt zum ersten Male findet sich eine Majorität, welche den Muth hat, eine lex sanctissima in perpetuum valitura zu erlassen. Die Frage, welche in diesem Augenblicke in erster Linie steht, ist dahin zu formuliren: Welche Umstände haben sich ereignet, die dazu verhelfen können, die Bedenken, welche vor elf Jahren und während elf Jahren gegen den Erlaß eines ewigen Gesetzes bestanden haben, zu überwinden? Auf diese Frage ist seitens derjenigen Parteien, welche jetzt für eine ewige Dauer eintreten, nicht in befriedigender Weise geantwortet worden; weder bei Herrn von Cuny, noch bei Herrn Hartmann oder Nobbe oder Kulemann finden wir darauf eine Antwort.

Zur Hälfte ist diese Antwort allerdings ertheilt worden. Es hat sehr große Unbequemlichkeiten, ein solches Gesetz alle zwei Jahre von Neuem zu debattiren. Der Wunsch der Majorität, sich dieser peinlichen Situation zu entziehen, ist sehr wohl verständlich. Aber dieser Wunsch würde ganz ebenso erfüllt, wenn man das Gesetz endgültig aufhöbe, als wenn man es endgültig einführte. Was immer man für die Zweckmäßigkeit eines solchen Gesetzes anführen möge, die Frage ist doch nicht zu umgehen, ob die zwingenden Gründe, welche die Majorität vor elf Jahren und während

elf Jahren verhindert haben, von der Ewigkeit des Gesetzes abzusehen, heute überwunden sind. Und dafür ist nichts angeführt; die Gewissensbedenken der früheren Majorität sind beschwichtigt, aber sie sind nicht beseitigt.

Allerdings bringt man eine Abänderung an, die man für eine Verbesserung ausgibt. Man fügt den Richter in das Getriebe des Gesetzes ein, den Verwaltungsrichter, wie den Strafrichter. Man läßt das Verwaltungsstreitverfahren gegen die polizeilichen Anordnungen zu, die auf Grund des Sozialistengesetzes erlassen werden; man setzt die höchste Instanz, die über das Verbot von Druckschriften zu entscheiden hat und in welcher bisher Mitglieder des Bundesraths ihren Platz hatten, ausschließlich aus Mitgliedern des Reichsgerichts zusammen. Das ist, wie man uns sagt, ein wesentlicher Fortschritt, eine Garantie. Ich frage, hat man diese Garantie erst jetzt, nach vergeblichem elfjährigen Nachsinnen entdeckt? Ist es eine kopernikanische That, zu finden, daß alle die Störungen, die sich bisher im geordneten Laufe des Rechts gezeigt haben, vermieden werden können, wenn man an die Stelle, wo bisher ein Verwaltungsbeamter gestanden hat, einen unabhängigen Richter setzt? O nein! Man hat an diese Art Garantie schon vor elf Jahren gedacht, und hat sie mit ebensoviel Einmüthigkeit wie Ueberzeugung zurückgewiesen. Erst jetzt bekehrt man sich zu dem Glauben, daß in dieser Abänderung in der That eine Garantie zu finden sei.

Es ist doch eine grobnaive, ich möchte sagen, eine naturalistische Auffassung der Dinge, wenn man meint, die Person des Richters verdiene an sich mehr Vertrauen, als die Person des Verwaltungsbeamten. Die Person des Einen wie des Anderen ist eine gänzlich unbekannte, eine jeder Berechnung sich entziehende Größe. Es gibt sehr wohlwollende Verwaltungsbeamte und sehr harte Richter; es gibt sehr einsichtige Verwaltungsbeamte und sehr kurzsichtige Richter. Es ist eine ganz haltlose Annahme, daß das Durchschnittsmaß der Tugenden in der einen Kategorie größer sei, als in der anderen. Es gibt Verwaltungsbeamte, in deren Hände ich die Entscheidung über mein Leben und Gut mit dem größten Vertrauen legen würde, wenn sie zu Richtern ernannt würden; es gibt Richter, an deren Unbefangenheit ich die größten Zweifel hegen würde, wenn sie zu Verwaltungsbeamten ernannt würden.

Das Volk trägt den Gerichten mehr Vertrauen entgegen als den Verwaltungsbehörden und ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieses Verhältniß erhalten bleibe. Aber dieser Ueberschuß an Vertrauen gilt ganz und gar nicht der Person, sondern ausschließlich dem Amte. Der Richter übernimmt die Pflicht, in richterlichem Geiste zu arbeiten. Er gewöhnt sich daran, in richterlichem Geiste zu arbeiten. Und diese Gewohnheit wird ihm dadurch erst ermöglicht, daß er die Aufgabe hat, nach festen Normen zu entscheiden, daß er gezwungen ist, diejenige Entscheidung aufzusuchen, welche der Gesetzgeber in verhüllter Form in die Norm niedergelegt hat, daß er sich vollständig dessen enthält, die Sache so zu entscheiden, wie er nach seinen persönlichen Wünschen, seiner persönlichen Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit hier entscheiden möchte, sondern daß er sich darauf beschränkt, aus dem Schooße des Gesetzes diejenige Entscheidung herauszugraben, die in demselben schon enthalten ist. Jener Pflicht und dieser Gewohnheit, und nicht der mir gleichgültigen Persönlichkeit gilt das Vertrauen, welches ich in den Richter setze. Ich setze voraus, daß das Bewußtsein einer beschworenen Amtspflicht den Richter in den Stand setzt, die Schwächen, die in seiner Persönlichkeit liegen könnten, zu überwinden, und daß die Gewohnheit, hiernach zu handeln, ihn von Tag zu Tag in seinem Bestreben mehr bestärkt. Man nehme dem Richter diese Pflicht und diese Gewohnheit, und es bleibt im besten Falle ein einsichtiger und wohlwollender Mensch übrig, der von den übrigen Menschen von gleicher Einsicht und gleichem Wohlwollen nichts voraus hat.

Nimmt man dem Richter die Möglichkeit, nach einer festen Norm zu urtheilen, welche die Entscheidung über den einzelnen Fall schon in ihrem Schooße trägt, so nimmt man ihm die Möglichkeit, in richterlichem Geiste zu entscheiden, man nimmt ihm die Möglichkeit dazu, man behält einen Mann, dessen richterlicher Charakter für den vorliegenden Fall verschwunden ist und der nun, nachdem er seinen Gewohnheiten entrückt worden ist, sich der Gefahr ausgesetzt sieht, auch in anderen Fällen seinen richterlichen Gewohnheiten untreu zu werden. Gesetzt, man legte die Anwendung des Gesetzes schon in der ersten Instanz in die Hand eines Richters, was würde die Folge sein? Ein Amtsrichter hätte darüber zu entscheiden, ob eine Druckschrift zu verbieten ist, weil in derselben auf Umsturz gerichtete sozialdemokratische Bestrebungen enthalten sind, ein Landgerichtsrath hätte die Versammlungen zu überwachen und sie aufzulösen, wenn solche Bestrebungen zu Tage treten. Freilich, solche Bestimmungen verbieten sich aus Schicklichkeitsgründen, aber von diesen Schicklichkeitsgründen ganz abgesehen, würde nicht jeder gewissenhafte Richter erklären, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen ist, weil ihm das Gesetz nicht die Mittel in die Hand gibt, seines Amtes nach juristischen Gesichtspunkten zu walten. Und es ist ein Widersinn, daß ein Richter in der zweiten Instanz dasjenige leisten könne, was er in der ersten Instanz nicht zu leisten vermag, das sind Anschauungen, die vor elf Jahren die herrschenden waren.

Dieselbe Majorität, welche fünfmal sich überzeugt erklärt hat, daß das Gesetz nur auf kurze Frist geschaffen werden dürfe, erklärt sich bereit, jetzt dasselbe Gesetz auf ewige Dauer zu verlängern, das ist ein Widerspruch. Um diesen Widerspruch zu lösen, wird jetzt angeführt, daß die Handhabung dieses Gesetzes fortan unter richterliche Kontrole gestellt werden solle. Allein damit wird kein Widerspruch gelöst, sondern nur ein zweiter ebenso unlöslicher Widerspruch geschaffen, denn dieselbe Majorität, die jetzt wohlgemuth diese richterliche Kontrolle schaffen will, hat vor elf Jahren die Einführung derselben für unmöglich gehalten.

Der Minister des Innern, Herr Herrfurth, der sich der schwierigen Aufgabe, dieses Gesetz zu vertheidigen, in so konniventen Formen entledigte, wie irgend möglich war, und dem man aufrichtig dafür dankbar sein muß, daß er den furchtbaren Ernst der bevorstehenden Entscheidung in keiner Weise bemäntelte, meinte, dem Gesetz werde sein Charakter als Ausnahmegesetz dadurch benommen, daß man die Fristklausel aus demselben entferne. Das ist ungefähr so, als ob man einer Flüssigkeit ihren giftigen Charakter dadurch benehmen will, daß man von der Flasche die Etiquette mit dem Todtenkopf hinwegnimmt. Der Ausnahmecharakter des Gesetzes ist dadurch begründet, daß es Strafwirkungen festsetzt, ohne die Kriterien des Verbrechens genau zu bezeichnen, ist darin begründet, daß sie die Strafbarkeit einer Handlung abhängig macht von den Gesinnungen, welche der Thäter, noch ganz abgesehen von dieser Handlung, bekundet hat. Die Gefahren, welche das Gesetz in sich schließt, liegen darin, daß der Versuch gemacht wird, der Ausbreitung einer Ueberzeugung mit mechanischen Mitteln entgegenzutreten und daß so der Anschein geweckt wird, als sei diese Ueberzeugung mit geistigen Mitteln nicht zu bekämpfen.

Die äußere Lage für das Gesetz ist die, daß die beiden konservativen Fraktionen dasselbe annehmen werden und wenn sie an demselben etwas zu tadeln finden, höchstens seine Milde angreifen. Die Nationalliberalen sind gleichfalls im Grundsatz entschlossen, das Gesetz anzunehmen, wollen aber an demselben allerlei Aenderungen vornehmen, die sie für Verbesserungen halten. Der Ausschlag bei der Abstimmung liegt bei ihnen. Daß sie ihre Verbesserungsvorschläge wieder einpacken, wenn sie sehen, daß sie durch Annahme derselben das Gesetz gefährden würden, ist ebenso wahrscheinlich als gleichgültig.

Außer dem Sozialistengesetz liegt noch die Novelle zur Bankgesetzgebung vor, welche das bestehende Gesetz erhalten und an demselben nur eine Abänderung vornehmen will, die für das öffentliche Interesse gleichgültig, dagegen für den Geldbeutel der Bankantheilsinhaber von Wichtigkeit ist. Das Bankgesetz ist vor fünfzehn Jahren nach sehr gründ-

lichen Erörterungen zu Stande gekommen und hat sich in diesem Zeitraum durchaus bewährt. Die Münz- und Bankgesetzgebung gehört zu denjenigen Theilen der Staatseinrichtungen, von denen es wünschenswerth ist, daß sie einen dauernden, im juristischen Sinne des Wortes einen ewigen Charakter tragen. Die wirthschaftspolitische Richtung, welche in den letzten fünfzehn Jahren zur Herrschaft gekommen ist, will indessen den gegebenen Augenblick nicht unbenutzt lassen, um auch auf diesem Gebiete ihre Orgien zu feiern. Das Recht auf Arbeit und das Recht auf Rente sind in diesen fünfzehn Jahren als Gespenster im hellen Tageslicht erschienen. Als dritter Genosse gesellt sich jetzt das Recht auf Kredit hinzu. Und wer wäre des Kredites würdiger, als der nothleidende Landwirth, der eine schlechte Ernte gemacht hat. Man kann nicht alle Tage etwas geschenkt erhalten; zuweilen muß man sich begnügen, wenn man etwas geborgt erhält, und wenn man nur nicht zur Rückzahlung gedrängt wird, so braucht man vor dem Worte Schuld keine besondere Furcht zu haben. Die Schuld ist nur dann der Uebel größtes, wenn sie bezahlt werden muß. Wenn man von Reichswegen dem nothleidenden Grundbesitzer Kredit gibt, ohne auf seine Kreditwürdigkeit und Kreditfähigkeit zu achten, so kann er existiren, bis ihm ein neuer Wunsch einfällt.

Vor der Hand werden Pläne dieser Art nur in der Presse ventilirt; im Reichstage richtet sich das Bestreben zunächst darauf, das in der Reichsbank arbeitende Privatkapital durch ein vom Reiche aufzunehmendes Anleihekapital zu ersetzen. Das ist eine Frage zweiten Ranges: wird aber diesem Begehren Genüge geleistet, so sind die Pforten geöffnet, um nach zehn Jahren einen wuchtigen Sturm auf die Grundlagen eines gesunden Kreditsystems auszuführen.

Proteus.

Aus der Goethe-Litteratur.

Die Goethe-Litteratur des letzten Jahres ist nicht minder reich, als die der früheren Jahre. Auch ist durchaus nicht zu erwarten, daß die Ebbe alsbald eintreten werde, vielmehr wird, so sehr dies den sonstigen Naturgesetzen widerstreitet, noch einige Zeit ohne Unterbrechung Fluth herrschen. Dies kommt, ganz abgesehen von sonstigen Gründen, z. B. der Widerspruchslust mancher Gelehrten, die grundsätzlich allem Gutgesagten entgegentreten, der handwerksmäßigen Papageienart Anderer und der unausrottbaren Kleinigkeitskrämerei Dritter, einfach daher, daß erst jetzt die Schätze des Weimarer Goethe-Archivs zur Kenntniß und daher zur Benutzung der Gelehrten und des großen gebildeten Publikums gelangen.

Die neue große Weimarische Ausgabe von Goethe's Werken, auf welche die Leser der „Nation“ wiederholentlich hingewiesen worden sind, schreitet, im Verhältniß zu den großen Schwierigkeiten, welche sie zu besiegen hat: dem unendlich weitläufigen Mitarbeiterapparat, der mühseligen, zeitraubenden Thätigkeit des Kollationirens und Korrigirens, rasch genug fort: zwei Bände Gedichte, ebensoviele Divan, zwei, oder, wenn man die Lesarten mitrechnet, drei Bände Faust, zwei Bände, die Meisterdramen enthaltend, fünf Bände Briefe, zwei Bände Tagebücher sind bereits erschienen und eine weitere fünf Bände umfassende Lieferung der Werke soll noch in diesem Jahre ausgegeben werden.

Das unbekannte Material, das in dieser Ausgabe — die eine Musterausgabe, eine für alle späteren Editionen grundlegende, den Text bestimmende sein soll — mitgetheilt und verwerthet werden soll, ist ein zweifaches: zunächst wirklich unbekannte, vollendete oder fragmentarisch vorhandene Dramen, Gedichte, Briefe, wissenschaftliche Aufsätze, Tagebuchaufzeichnungen; sodann Arbeitsmaterial, tastende Versuche des Dichters, des Schriftstellers, beabsichtigte, aber verworfene Stellen, prosaische Fassungen poetischer Stellen, Quellenhinweise, Notizen.

Der sogenannte wahre Goethefreund ist mit seinem Urtheile über die Bereicherungen der ersten Art von vornherein fertig: für ihn gibt es nur den einen Goethe in vierzig Bänden, den er kennt oder zu kennen vorgibt, eine Veränderung desselben, sei es Vermehrung oder Verminderung, erscheint ihm gleich unstatthaft. Den Goethephilologen verweist er mit großer Vornehmheit ihre Thätigkeit und hält ihnen die von starkem Selbstbewußtsein zeugende Mahnung entgegen, sie mögen erst das Vorhandene kennen lernen, ehe sie Neues zu dem Bekannten hinzufügen. Diesem Vorwurfe gegenüber, der vielleicht früher bei Wenigen berechtigt war, ist darauf hinzuweisen, daß der wirkliche Goetheforscher heutzutage mindestens ebenso Verehrer und Kenner des Meisters ist, als der Goethefreund; der vornehmen Anschauung des Letztern aber überhaupt ist zu entgegnen, daß wirklich das Goethearchiv sowohl, als Privatarchive und Sammlungen Schätze bergen, die wohl der Mittheilung und der Beachtung werth sind. Um nur Einzelnes hervorzuheben, das weitesten Kreisen bekannt ist, möge an Goethe's Briefe aus der Leipziger Zeit, an die unvergleichlichen Briefe aus Italien, an den Epilog zum Faust und an die Bruchstücke aus der Befreiung des Prometheus erinnert werden. Die ersteren zeigten den Leipziger Studenten als altklugen Jüngling, als leidenschaftlich verliebt, mit einem Anflug von Wertherstimmung, als merkwürdig frühreif in Empfindung, Urtheil und Ausdruck; die Briefe aus Italien gaben ein wesentlich anderes Bild von der Stimmung, mit welcher Goethe nach Italien ging, von den Anschauungen, welche er dort gewann, von der Umwandlung, die sich in ihm vollzog; der dritte bildet ein würdiges Seitenstück zu der Zueignung, mit welcher der Faust eröffnet wurde; die Bruchstücke endlich gewährten einen hochwichtigen Beitrag zur Erkenntniß von Goethe's Stellung zum klassischen Alterthum. Endlich mag man eine eben erschienene Veröffentlichung hinzufügen, den oft genannten, aber bisher nicht bekannten Entwurf eines deutschen Volksbuchs, den Goethe 1808 im Auftrag der bayrischen Regierung anfertigte, einen allerdings eilfertig hingeworfenen Plan*) eines großen lyrischen Volksbuches für die Deutschen, der, wenn er auch weder praktisch noch vollständig ist, das bedeutsame Verdienst beansprucht, Goethe's oft angezweifelte innige Antheilnahme an den patriotischen Bestrebungen der den Befreiungskriegen vorangehenden Epoche deutlich zu bekunden. Faßt man alle diese wahrhaften Bereicherungen des Goethe'schen Schriftschatzes zusammen, so erhält man ein ansehnliches Material, das den Anspruch des Goethekenners, seinen Goethe bereits ganz zu kennen und zu besitzen, als ziemlich unberechtigt erscheinen läßt.

Die Bereicherungen letzterer Art, d. h. das vom Dichter selbst während seines langen Lebens aufgespeicherte Arbeitsmaterial, können von dem großen Publikum, in Folge seiner mangelhaften fachmännischen Vorbildung, nicht ohne Weiteres gewürdigt werden. Aber auch hier ist es voreilig zu sagen, daß der Gebildete, der wirkliche Litteraturfreund, nicht der, dem es bloß um einen mühelosen, rasch abzumachenden Genuß zu thun ist, mit diesem Material überhaupt nichts anzufangen weiß. Es bedarf außer litterarischem Verständniß nur einer kleinen Quantität guten Willens. Der Leser muß die Erkenntniß haben, daß man Meisterwerke unserer Dichter nicht wie einen Unterhaltungsroman schnell durchfliegt, sondern gewissenhaft durchnimmt, um allmählich zu ihrem Verständniß vorzudringen. Ich bin überzeugt, daß viele gebildete Männer und Frauen mit einem ganz eigenen Genuß die Lustspielpläne Lessing's oder die große Zettelsammlung Schiller's zu seinem Demetrius — alle die kleinen Notizen, Auszüge, Szenarien, Fragmente, welche sich in seinem Nachlasse gefunden haben und in die größeren Schillerausgaben übergegangen sind — durchgenommen haben. Denn das ist ja eben eine Art, sich in die geistige Werkstatt des Dichters zu versetzen, seine Pläne und Entwürfe kennen zu lernen, seine Art des Arbeitens zu studiren, aus dem von ihm Verworfenen die Gedanken abzuleiten, denen er sich ursprünglich hingab und vielleicht manchmal das strenge Urtheil

*) Mitgetheilt von L. Trost in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ 1889/90, Heft 1.

zu bedauern, ja geradezu zu verdammen, durch welches der Dichter anfänglich Gewolltes verwarf und Minderwerthiges an Stelle des Erstgedachten, Besseren setzte. Was aber für Schiller und Lessing gilt, das gilt in noch weit höherem Grade von Goethe. Der Lesarten-Band zum 2. Theile des Faust, welchen Erich Schmidt aus den Schätzen des Goethe-Archivs herausgegeben hat (Weimarer Ausgabe, 15. Band, 2 Abtheilung), sollte nicht bloß von den Gelehrten studirt werden. Auch der Gebildete, wenn er auch nicht nöthig hat, alle Varianten anzusehen, sollte einen Blick werfen auf diese große Kollektaneenarbeit, aus welcher die Anstrengungen eines Menschenalters deutlich werden: Pläne, welche später fallen gelassen wurden, ein ganz seltsamer, dann später verworfener Plan zum zweiten Theil überhaupt, ein Plan zu einem Vorspiel zur Helena, zahllose Skizzen, Schemata, Verse sind der Beachtung werth. Aus diesen vielen ungedruckten Versen gerade diejenigen herauszuheben, welche zum Weiterlesen reizen, ist gewiß nicht leicht; auf gut Glück gebe ich dem Leser ein paar mephistophelische Brocken:

Und wenn du ganz was Falsches perorirst,
Dann glauben sie was rechts zu hören

oder den andern:

Indessen wir ins Fäustchen lachen,
So brüsten sie sich ohne Scheu,
Sie denken, weil sie's anders machen,
Es wäre neu.

Nicht von ebenso großem, aber doch von recht bedeutsamem Interesse ist die eben erschienene Ausgabe der „Nausikaa“ und „Natürliche Tochter“. Das freilich, worauf man etwa gehofft hatte, eine Fortsetzung des erstgenannten Fragments und eine Ausführung der geplanten Trilogie, welche den letzteren Titel führen sollte, erwartet man vergebens. Aber über das letztere Drama erhält man das hübsche Resultat, daß das Ganze ursprünglich nur ein Stück in fünf Aufzügen werden sollte, und daß Goethe aus dem dritten Aufzuge ein zweites, aus dem vierten und fünften ein drittes Stück gestalten wollte. Für Nausikaa erhalten wir aus einem Goethe'schen Handexemplar den Nachweis der von Goethe gelesenen und benutzten homerischen Stellen und einzelne frische Nachtragsverse zu diesem anmuthig-rührenden Goethe'schen Fragmente.

Den eigenartigsten Reiz erhält die neue Ausgabe durch die erste vollständige Sammlung der Goethe'schen Briefe. Fünf Bände dieser Abtheilung liegen vor, enthaltend 1502 Nummern von 1765 bis 1782. Nach diesen Zahlen eine genaue Berechnung anzustellen und für die folgenden 51 Jahre von Goethe's Leben etwa die dreifache Zahl von Briefen und demgemäß Briefbänden anzuschlagen, wäre gewiß irreführend; man wird sich aber jedenfalls auf mindestens 50 Briefbände und mindestens auf 20000 Briefe gefaßt machen müssen. Die bisher vorliegenden Bände bieten eine höchst anziehende Lektüre. Man verfolgt Goethe's Leben von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde. Gewiß steht in diesen Briefen manch unbedeutende Bemerkung, manch gleichgültiges Wort; aber es gewährt einen hohen Genuß, ein Vergnügen merkwürdigster Art, diese wechselnden Stimmungen, diese Aeußerungen freudiger und trauriger Aufwallung kennen zu lernen, diese zahlreichen Beziehungen zu Hohen und Niederen, zu Männern und Frauen der verschiedenen Stände und Beschäftigungsarten, diese Aeußerungen über Geschäftliches, Litterarisches, Politisches, Häusliches, diese freundschaftlichen Plaudereien, diese Bekenntnisse inniger, ja leidenschaftlicher Liebe zu vernehmen. Der Kenner des Goethe'schen Briefschatzes wird in dieser neuen Ausgabe nicht allzuviel Neues finden, als Hauptwerth derselben vielmehr zunächst die vollständige Sammlung des sehr zerstreuten Materials und die saubere, scharfsinnige chronologische Untersuchung über die undatirten Briefe anerkennen. Bedauerlich bleibt es, daß die Weimarer Ausgabe grundsätzlich die Erklärungen ausschließen muß, denn Briefe erklären sich keineswegs immer von selbst: die vielfachen Anspielungen, die halben Aeußerungen, die nur kurz erwähnten Persönlichkeiten, ich möchte sagen: die ganze Geheimsprache des Korrespondenten bedarf nun einmal der Nachhilfe des Kommentators. Da die neue Ausgabe eine absolute Vollständigkeit anstrebt, so sucht sie auch neues Material zu bringen: die jüngst erschienenen Bände enthalten mehrere unbekannte Briefe an Lavater, eigenthümliche Herzensbekenntnisse des Dichters; an den Minister v. Fritsch, Schriftstücke, welche aufs Neue die bis ins Kleinste gehende Theilnahme Goethes an amtlichen Dingen beweisen; hauptsächlich eine ziemliche Zahl von Briefen in Sachen eines schweizer Hirtenknaben Peter in Baumgarten, der Goethe von einem Freunde anvertraut worden war, Briefe, welche, um mit dem Herausgeber zu reden, „Goethe's treu liebevollen Sinn in hellem Lichte zeigen und als ein Beispiel seiner großen, geräuschlos geübten Wohlthätigkeit“ dienen können.

Mit dieser großartigen, durch fürstliche Munifizenz ins Leben gerufenen und erhaltenen Ausgabe läßt sich natürlich keine andere vergleichen. Aber man glaube nicht, daß durch jene die Thätigkeit anderer Herausgeber unterbrochen oder lahmgelegt worden ist. Von bloßen Textabdrücken, die entweder durch besondere Zierlichkeit oder durch überraschende Billigkeit den Leser reizen, oder von den illustrirten Ausgaben, die durch mehr oder weniger gelungene künstlerische Beigaben den Beschauer anlocken wollen, kann in dieser Uebersicht die Rede nicht sein. Wohl aber sei mit einem empfehlenden Worte auf die rüstig fortschreitende Goetheausgabe der Kürschner'schen National-Litteratur hingewiesen, in welcher Düntzer nach seiner Art viel Material zusammenträgt, Schröer verständige Erklärungen und gut orientirende Einleitungen gibt, Steiner mit ganz eigenartiger, freilich recht bestreitbarer Auffassung die naturwissenschaftlichen Schriften kommentirt. Daneben wird schon wieder eine neue Goetheausgabe von Adolf Stern in Dresden angekündigt, der man, bei der umfassenden Kenntniß des Herausgebers, ein günstiges Prognostikon stellen kann.

Sind diese und ähnliche Ausgaben für das große gebildete Publikum bestimmt, so mehren sich in neuester Zeit mit den Schulausgaben deutscher Klassiker überhaupt die für Schüler bestimmten Editionen Goethe'scher Dichtungen und Prosaschriften. Die Zeit ist noch nicht sehr entfernt, in welcher man es für ungeheuerlich erklärte, Goethe'sche Werke in der Schule zu lesen; wer weiß, ob es uns nicht noch beschieden ist, aufs Neue die Verbannung des großen Heiden aus den Händen unschuldiger Kinder zu erleben. Einstweilen freilich hat gerade der Verlag, der gerade wegen seiner Christlichkeit besonders bekannt ist (Velhagen & Klasing in Bielefeld), die beste derartige Ausgabe veranstaltet. Die Editionen einiger Dramen, Dichtungen, die Auswahl aus „Dichtung und Wahrheit“ mit ihren knappen Einleitungen und nützlichen Anmerkungen sind recht empfehlenswerth, Stephan Wätzold's Ausgabe der „Iphigenie“ ist für derartige Arbeiten ein treffliches Muster.

Wie die Weimarer Ausgabe bestrebt ist, zu dem bekannten Material Unbekanntes zu fügen, so suchen auch andere Herausgeber, freilich nicht aus so unerschöpflichen Fundgruben, wie dem Weimarer Goethe-Archiv, Neues bekannt zu machen. Ich denke im nächsten, 11. Bande des Goethe-Jahrbuchs mehr als 30 ungedruckte Goethe-Briefe zu veröffentlichen, ja es ist bei Erfüllung aller Verheißungen nicht unmöglich, diese Zahl auf ein halbes Hundert zu steigern. Ich darf schon jetzt sagen, daß sich unter diesen Briefen recht merkwürdige Dokumente finden, welche wichtige Aufklärungen über Thätigkeit und Lebensbeziehungen Goethe's enthalten.

Außer den Briefen hat man Goethe's Gesprächen seit lange theilnahmvolle Aufmerksamkeit geschenkt. Die Gespräche Goethe's mit Eckermann fangen an ein Volksbuch zu werden, ja sie werden vielleicht über Gebühr geschätzt, da sie oft mehr den „guten“, aber recht eitlen und schwatzhaften Eckermann zu Worte kommen lassen als nöthig und nützlich ist. Auch viele andere Unterredungen Goethe's sind in den letzten Jahrzehnten an verschiedensten Orten gedruckt worden. Daher war es ein glücklicher Gedanke W. v. Biedermann's, alle diese Gespräche zu sammeln. Gewiß war dazu keiner

berufener als dieser Veteran unter den Goethekennern, der den ungeheuren Stoff der Goethe-Litteratur in umfassendster Weise kennt und mit merkwürdiger Sicherheit beherrscht. Das Werk ist auf sechs Bände berechnet, von denen bereits zwei vollendet vorliegen. (Leipzig. 1889. Fr. W. von Biedermann.) Auch dies ist keineswegs ein für Gelehrte bestimmtes Werk, sondern ein Buch, das den Gebildeten als Lesebuch dienen kann und soll. Der Begriff des Gesprächs ist allerdings sehr weit gezogen, dergestalt, daß nicht bloß alle wirklichen Unterhaltungen Goethe's mitgetheilt werden — die Reden der Goethe'schen Freunde nur im Auszuge, soweit sie zum Verständniß unbedingt nöthig sind — sondern alle Stellen aus gedruckten, auch einigen wenigen handschriftlichen Briefen, Denkwürdigkeiten, Schriften der verschiedensten Art, in welchen irgend eine gesprächsweise gethane Aeußerung Goethe's berichtet wird. Die Anordnung der einzelnen Stellen ist natürlich chronologisch, aber obwohl diese Anordnung selbstverständlich ist, so macht das Werk dadurch einen einigermaßen zerrissenen Eindruck: der Leser wird nicht recht warm, er kann sein Interesse nicht genugsam konzentriren, kaum hat er angefangen, sich mit einer Person oder einem Gegenstand zu beschäftigen, so wird er schon zu anderen gezogen. Das ist freilich Schuld des Stoffes, nicht des Herausgebers; dieser hat vielmehr alles gethan, um die Sammlung dem Publikum in sauberer und anmuthiger Form vorzulegen.

Ein Gleiches kann man nicht von allen Herausgebern Goethe'scher Schriften und von denen sagen, welche sich mit Erklärungen Goethe'scher Arbeiten beschäftigen. Ein wenig erfreuliches Beispiel jener Editorenarbeit und dieser kritischen Thätigkeit mag hier gleichsam zur Warnung angeführt werden. Heinrich Düntzer, der sich durch Gelehrsamkeit und Unermüdlichkeit unter den Goethe-Erklärern einen guten Namen erworben hat, sündigt auch in seiner neuesten Arbeit — oder ist es gar nicht mehr die neueste? man kann diese Frage bei dem unendlich schreibfertigen Herrn nie sicher bejahen — durch das Uebermaß der Gaben, die er auftischt. Er hat Goethe's Tagebuch der ersten Weimarer Jahre (1776–1782) in lesbarer Gestalt, d. h. mit Auflösung der zahlreichen Abkürzungen und ausführlicher Erklärung herausgegeben.*) Soviel Gutes und Brauchbares der kenntnißreiche und fleißige Kommentator auch zusammengebracht hat, so ist seine Ausgabe doch mehr das Gegenbild einer wahren Erläuterung, als das Musterbild einer solchen geworden. Die Hauptfehler, welche Düntzer begeht, könnten mit Stillschweigen übergangen werden, wenn sie eben bloß in dieser Spezialschrift vorkämen; sie verdienen eine Hervorhebung, weil sie von Düntzer oft gemacht werden, ja weil sie typisch für eine gewisse Art von Kommentaren sind. Sie bestehen 1. in ungehöriger Mittheilung von Briefen und Notizen, welche nicht nothwendig in den Zusammenhang gehören, einen breiten Raum einnehmen, ohne zur Erklärung etwas beizutragen, 2. in Auseinandersetzung der selbstverständlichsten Dinge, die keiner Erklärung bedürfen, die von jedem nicht völlig sinnberaubten Leser selbst erklärt werden können, 3. in recht unnöthiger Polemik gegen die neue Weimarer Ausgabe, die, mit Umsicht geleitet und mit großer Sorgfalt im Einzelnen hergestellt, keinesfalls Angriffe seitens eines Gelehrten verdient, der nicht in der Lage ist, sich die Handschriften des Goethe-Archivs zu verschaffen und der trotzdem vermeint, diese Handschriften richtiger zu lesen als diejenigen, welche sie beständig vor Augen haben, 4. in der unausstehlichen Sucht, den früheren Erklärern entgegenzutreten und auf der eigenen gelegentlich vorgebrachten Meinung zu beharren, 5. in der Anhäufung gelehrter Bemerkungen, welche mit den zu erklärenden Stellen nur lose zusammenhängen, 6. in dem ewigen Nörgeln an Goethe's Behauptungen, einer Krittelei, die aus der Einbildung des Kommentators hervorgeht, besser über Goethe unterrichtet zu sein als Goethe selbst. Durch diese Fehler, die sich in dem neuen Kommentar noch zahlreicher und krasser finden als in Düntzer's früheren ähnlichen Arbeiten, wird diese Leistung, so verdienstlich das Streben des unermüdlichen Mannes ist, zu einer unerfreulichen und verfehlten.

Zwei Untugenden, welche Düntzer hauptsächlich auf die abschüssige Bahn geführt haben, müssen auch einem jüngern Forscher nachgesagt werden, der sich um die Straßburger Lokalgeschichte und um die Erkenntniß von Goethe's Aufenthalt in Straßburg Verdienste erworben hat, obwohl er freilich die Lokalchronik und den Häuserkultus zu weit treibt.*) Die eine Untugend ist, Goethe's Angaben von vornherein in Zweifel zu ziehen und über alles aus Goethe's Leben besser unterrichtet sein zu wollen als Goethe, die andere, mit gar zu starker und noch dazu unberechtigter Polemik gegen andere Forscher aufzutreten. Durch solches Verfahren würde Froitzheim seine Resultate diskreditiren, selbst wenn sie gesicherter wären als sie wirklich sind. Was Froitzheim gegen Goethe's rundweg abgegebene Erklärung vorbringt, nicht er, sondern H. L. Wagner sei Verfasser der Farce „Prometheus, Deukalion," ist durchaus bedeutungslos, weil es nur auf Klatschereien beruht, welche ein zeitgenössischer Gegner Goethe's einem Gesinnungsgenossen mittheilt. Auch die übrigen Widersprüche, welche Froitzheim in „Dichtung und Wahrheit" entdeckt zu haben glaubt, kleine Flüchtigkeiten, die er zu großen Fehlern aufbauscht, sind kaum der Rede werth; sollte Froitzheim wirklich in der einen oder andern Einzelheit gegen Goethe Recht behalten, was noch keineswegs über allen Zweifel erhaben ist, so sind die streitigen Punkte, über welche im einzelnen zu reden nicht Sache dieser Zeitschrift sein kann, so bedeutungslos, daß sie den Werth und die Authentie der Goethe'schen Autobiographie durchaus nicht tangiren. Dagegen ist in der That in einem andern Punkte Goethe mit Unrecht gegen Wagner aufgetreten, nämlich in dem Vorwurf, Wagner habe ihm seinen Stoff der Gretchentragödie in der „Kindermörderin" vorweggenommen: nicht Wagner, sondern Joh. Meyer aus Lindau wird durch diesen Vorwurf getroffen. Wagner hat den Stoff, der recht eigentlich damals in der Luft lag, frei gewählt, zu den Einzelheiten seiner Tragödie aber Straßburger Vorgänge der unmittelbar vorangehenden Zeit benutzt.

Man sieht vielleicht aus diesen wenigen Proben, was in der Goethe-Litteratur geschieht und wieviel noch zu thun ist. Freilich ist damit das gewünschte Ziel nicht erreicht. Das Ziel besteht darin, daß Goethe weit mehr als dies bisher geschehen ist, gelesen, daß sein geistiges Streben gewürdigt werde, daß sein Vorbild erziehlich auf die Deutschen wirke. Dies im einzelnen darzulegen, ist Zweck einer jüngst erschienenen, lebhaft, vielleicht nur etwas zu lebhaft geschriebenen Schrift.**) Der ungenannte Verfasser analysirt verständig Goethe's Dichtung, er betont namentlich Goethe's Freiheitsliebe, die bekanntlich von seinen Gegnern stark in Zweifel gezogen wird, er hebt das Moderne in Goethe's litterarischer Physiognomie hervor: seine Hinneigung zu den Naturwissenschaften und sein treues Festhalten an den Humanitätsideen. Seine Ansichten drückt er etwas kraß in folgenden Sätzen aus: „Goethe, ein viel gelobter, mäßig gelesener, wenig verstandener Dichter, ein Mann von unbestrittenem Genie aber verdächtig einer vaterlandslosen, volks- und freiheitsfeindlichen Gesinnung sowie eines egoistischen Charakters, Goethe, der gute Junge von Frankfurt wie die alte weimarische Exzellenz kann — um statt vieler Heilmittel nur das weitaus kräftigste zu nennen — unserer Zeit, die vergebens unter der leichten Tageswaare nach einem leuchtenden, lenkenden Stern Umschau hält, ein Führer und Meister auf dem Wege zum besänftigenden und beseligenden Ideal werden; er kann es grade unserer Zeit werden, weil er, ein durchaus moderner Geist, prophetischer Verkünder des national-politischen Zeitalters, in welchem wir stehen, Vorkämpfer der Volksfreiheit auf politischem und sozialem Ge-

*) Leipzig. 1889. Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.

*) Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Ein Wort der Kritik an unsere Goetheforscher. Von Joh. Froitzheim. (Beiträge zur Volks- und Landeskunde von Elsaß-Lothringen.) 10 Heft. Straßburg. J. H. E. Heitz, 1889.

**) Goethe und noch immer kein Ende. (Neue litterarische Volkshefte. Litteraturbriefe an einen deutschen Marineoffizier in Ostafrika. 5. Heft.) Berlin, R. Eckstein's Nachfolger, Hammer und Runge.

viele, sowie ein großer Charakter von vorbildlicher Bedeutung gewesen ist, ist und sein wird."

Solche Sätze sind gewiß beherzigenswerth; gerade wegen derselben verdient die kleine Schrift Hervorhebung. Nur irrt der Verfasser, wenn er meint, daß diese Sätze überraschend und neu sind. Herm. Grimm hat ähnliches in einer Festrede ausgesprochen, welche er (1887) in der Generalversammlung der Goethegesellschaft hielt und ich selbst habe ähnliche Gedanken erst neuerdings ausgedrückt.*) Aber ein Baum fällt nicht auf einen Streich; ein richtiger Satz findet im deutschen Publikum erst Eingang, wenn er von verschiedenen Seiten, in mannigfaltiger Form vorgebracht wird. Daher soll es mit Freude begrüßt werden, wenn von rechts und links der Ruf erschallt: „Goethe und kein Ende."

Ludwig Geiger.

Ueber einen Zwiespalt, der alt
zwischen zwei Mitarbeitern der „Nation", und älter
in der Kunst und Aesthetik ist.

Obgleich Holland sich gegen den spanisch-italienischen Geist lange und erfolgreich gewehrt hatte, war es mit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts dem französischen Einflusse in die Arme gesunken. Wilhelm III. hatte vom englischen Thron Besitz genommen und wurde darum von den niederländischen Republikanern für die Verminderung der Kraft ihres Landes verantwortlich gemacht; doch hatten nach 1650 die Holländer sich selbst verwandelt und die alte Energie war, als ein größerer Wohlstand sich über sie gelegt hatte, von ihnen gegangen. Der holländische Geist von ehemals hört auf; das Land sinkt von der ihm eigenthümlichen Höhe: — und der alte Rembrandt van Rijn und der alte Frans Hals, die in ihren früheren Jahren vor den Göttern der italienischen Glanzzeit sich zu beugen verweigert hatten, konnten nunmehr am Ende ihrer Tage hören, daß Lebrun Alles überstrahle und daß Poussin den großen Raffael, auf seinen Wegen weiter wandelnd, durch Korrektheit übertreffe. Vor welchen Aeußerungen ihnen vielleicht innerlich graute, aber sie waren durch die Werthschätzung, die Mieris erfuhr, schon geärgert genug.

Um diese Zeit erblindete der Maler Gerard von Lairesse aus Lüttich.

Heißt es einem Leser dieses Berichtes zu nahe treten, wenn wir annehmen, daß ihm im Augenblick der Name entschwunden sei? Nein, es heißt ihm nicht zu nahe treten; denn dieser Mann ist heutigen Tags etwas sekretirt. Damals war er aber eine bedeutende Größe. Sein Vater war Hofmaler des Fürstbischofs gewesen, und er selbst durch die Schülerschaft des Bertholet Flemalle zu Paris herangebildet. Zu Paris! Und dennoch — man muß vielleicht auch hier wie bei Gerard nicht um Verzeihung bitten, wenn man vermuthet, daß auch Bertholet Flemalle unbekannt ist. Er hatte eine italienische Erziehung empfangen und war danach durch Séguier und Colbert als sehr angesehener Künstler nach Paris als Professor an die Akademie berufen worden. Heute klingt uns das damalige Italien — es ist nur das Italien Poussin's — und die neue Akademie — es war nur eine Akademie — zu Paris keineswegs vornehmer, als die Schule von Holland in ihrer besten Zeit war; damals jedoch hielten die Klassen, welche Alterthum und Kunst zusammenhielten, auch in Holland die Werke ihrer Maler, die über Haarlem und über Amsterdam nicht hinaussahen, für eine niedrigere Gattung, und die homines elegantiores strebten höher.

Gerard de Lairesse also kam nach Paris zu Bertholet Flemalle in die Schule; und alle Lehre sog er so sorglich ein, daß er, als er ausgelernt hatte, Aufträge von den Kurfürsten von Brandenburg und von Köln erhielt, denen er, an verschiedenen Orten der Niederlande seinen wechselnden Wohnsitz nehmend, nachkam. So fruchtbar war er in den verschiedensten Darstellungen, daß er sich den Namen des holländischen Poussin erwarb. Poussin! — ja, heute klingt es nicht, wie es damals klang. Und wollte man es für einen modernen Leser dieser Zeitschrift plausibel zurechtlegen, was es damals bedeutet hat, so ist es, als ob man heute sagen würde, Carl Gehrts, der so sorglich und hübsch Zwerge malt, sei der Ariost der Zwerge.

In jenen Zeitumständen galten einige der Arbeiten Gerards aber für unübertreffliche Meisterwerke und er war so beliebt, daß Houbraken, der Biograph, über ihn sagt: „Es ist nicht möglich, alle die Kunst- und Kabinetbilder, Deckengemälde und Säle, die er ausgemalt hat, zu beschreiben, — oder es sollte wohl ein ganzes Buch füllen." Da es ein ganzes Buch füllen würde, auch nahezu unmöglich genannt wird, sie zu beschreiben, soll es uns um so ferner liegen, und wir begnügen uns mit der für diesen Bericht allein wichtigen Mittheilung, daß er, wie schon hervorgehoben, erblindete. Ja, er erblindete, und da er nun noch immer einige Verwendung seiner Fähigkeiten anstrebte, auch, wie schon ein altes Sprüchwort sagt, ein Unglück selten allein kommt, so hielt er Vorträge. Diese waren, wie es sich von selbst versteht, der Kunst geweiht, und als sie, vor einem Kreise von Künstlern und Kunstfreunden, gehalten worden waren, gab er sie, wahrscheinlich auf ein allgemeines Verlangen, in Buchform heraus.

In diesem Buche finden sich die Grundsätze, welche ihm, schon durch seine Geburt als Sohn des fürstbischöflichen Malers, dann durch seine Ausbildung, als Schüler des Professor Bertholet Flemalle, nahegelegt waren, enthalten, und sie waren auch für ihn ganz natürliche Grundlagen der Bildung. Denn er war ein eleganter und, wie man heute sagen würde, stets in fashionable Kunstkreise gekommener Maler gewesen, welcher immer das Edle der Kunst hervorgehoben hatte. Wie alle Bildung seiner Epoche, so visirte auch seine Kunst nach Frankreich, und schränkte dies nun zwar alle auf das Edle im höchsten Sinne gerichteten Forderungen in etwas ein, so ist doch nicht zu verkennen, daß einmal er selbst nicht ein Kind Italiens war und daß zweitens, mochte die französische Kunst auch eine Kunst zweiter Ordnung sein, sie immerhin eine einnehmende Größe und Form, schon durch ihre Beziehung auf den Hof, hatte, und durch verstandesklares Allegorisiren kraft ihres unleugbaren Talentes gefälliger Anordnung gutgebildeten Geistern zusagen konnte.

Und dieses Talent muß man der Zeit durchaus zugestehen, denn nichts ist schrecklicher, als das unduldsame Beharren auf den ganz absoluten Gütern. Wie sehr ist man immer Enttäuschungen ausgesetzt, wenn man nicht für jede Zeit nur das verlangen wollte, was der Zeit erreichbar ist. Wir können nicht für alle Zeit Ochsenfleisch verlangen, wohlan denn, seien wir manchmal zufrieden mit Kalbfleisch. Dieses ist der relativische Maßstab, als welcher nicht etwa sagt: Ochsenfleisch muß ich durchaus haben, sondern als welcher man kritisch ist und sagt: daß ich kein Ochsenfleisch, sondern Kalbfleisch vor mir habe sehe ich; nun frage ich nur: ist auch das Kalbfleisch gut? Dieses, wie gesagt, ist der relativische Gesichtspunkt, als welcher sich von dem hohen philosophischen wesentlich unterscheidet und unter welchem wir das Wohlgefallen einer späten Renaissance an der französischen Kulturkunst nachempfinden können.

Doch müssen wir noch ein zweites Mal unser kleines historisches Aperçu durch ein kleines moralisches Raisonnement unterbrechen. Nämlich wir müssen noch einmal darauf zurückkommen, auch andererseits einer eventuellen Unduldsamkeit unserer Leser zu begegnen: diese können sich vielleicht nicht recht hineindenken in die Schwierigkeit der Situation, denn sie sagen sich, Rembrandt und Frans Hals sind doch berühmter als Poussin, Mieris und Gerard. Aber zu jenen Zeiten stand das durchaus noch nicht fest: wenn es [illegible]

*) Vgl. den Vortrag: „Goethe und die Renaissance" in dem eben erschienenen Buche: „Vorträge und Versuche." Dresden, L. Ehlermann, 1890, S. 312 ff.

wird, einen nicht von uns erfundenen Vergleich zu übernehmen, so ist es, wie der Anblick eines Domes, von dem man in der Nähe nicht und nur von weitem erkennt, wie hoch er ist. Rembrandt und Frans Hals besanden sich noch nicht im Besitz jener sicheren Ruhmeskränze, welche ihnen heute von allen Gebildeten vorurtheilslos gereicht werden, da die Schnaase'schen und Kugler'schen Kunstgeschichten, die es uns so leicht machen, den Zoll der Anerkennung jedem, wie er ihn verdient, darzubringen, zu jener Zeit noch nicht gedruckt wurden. Schnaase sowohl wie Kugler hatten noch längst nicht daran denken können, sie zu schreiben, da sie noch nicht geboren worden waren. (Ich sage dies nicht mit der Absicht, die verdienstvollen Leistungen dieser beiden Herren herabzusetzen.) Aber auch Lübke schwamm noch holdselig wie stets in jenem Teiche, aus dem uns die Störche erst halen.

Man wußte daher zu dieser Zeit noch nicht, was man denken sollte, und da einem die Richtung schlechtweg jetzt nicht gefiel, so verhielt man sich, wie auch heute, dem Unbekannten gegenüber schweigend, und hörte zunächst Vorträge in den Vereinen an. Dieses war der Boden, auf welchem die Saat Gerards gedeihen konnte. Es ist zu fast allen Zeiten so gewesen, daß wir mit einer größeren Fähigkeit, Gedanken zu folgen, als sehen zu können, ausgestattet waren, und daher haben die Gebildeten fast aller Zeiten denjenigen der Maler — unter ihren Zeitgenossen — die Palme zunächst gereicht, welche, wie aus ihren Werken deutlich wurde, die Ideale, die uns erfüllen, zum Ausdruck brachten, gleichviel von welcher Qualität dieser Ausdruck war. Und so verstand es sich, daß der Sinn der Zeitgenossen sich nicht den düstern Farben des in phantastische Träume gesunkenen Rembrandt zuwenden mochte, noch an Frans Hals Befriedigung fand — sich vielmehr dem freudigen und glänzenden Aspekt der französisch-italienischen Kunst hingab, welche, umgeben von Allem, was in Gelehrsamkeit und Poesie hochgeachtet war, blühte und deren lichte Schönheit ihrem natürlichen Hange, ihren Idealen, reichliche Nahrung zu verheißen schien.

Unter diesem Gesichtspunkt freundlichen Verstehens, welchen einzunehmen uns keine Disziplin so sehr als die historische erleichtert, können wir den Holländern, welche einen Rembrandt für die Lehre eines Bertholet Flemalle verließen, gerecht werden und werden dem holländischen Publikum von 1690 verzeihen, daß ihnen Rembrandts Name just nicht wie von Golde umflossen deuchte; denn dem Publikum der Zeitgenossen ist es immer schwer, sich sofort eine Orientirung über die zukünftige Gestaltung des Ruhms zu verschaffen und es mißt die Großen und die Kleinen seiner Zeit nur mit dem Maßstabe der eigenen Potenz. So erklären sich seine Irrthümer, und so erklärt sich auch die Befriedigung, welche eine Generation an einem ja immer wünschbaren, doch selten in die Erscheinung getretenen Schönheitssinn ihrer Kunst zu haben pflegt. In der späteren Zeit wird über sie gerichtet, die Absicht und die That wird auseinander gehalten, und die Nachwelt sieht die Versuche, das Schöne mit unvollkommenen Talenten zu erreichen, weit grausamer an als die Mitwelt, welche sich an schönem Bestreben — am frommen Wunsche — erfreute. Die Nachwelt sagt, daß der Versuch, das Schöne zu leisten, sofern er sein Ziel nicht erreichte, ohne Werth war; und daß hingegen eine selbst das Schöne nicht zum Ziel nehmende, doch das, was sie zum Ziel hat, erreichende Kunst jene Versuche an Werth übertraf, wenn sie in Meisterhänden ruhte.

Lairesse, welcher das Gedankenhafte gegen die Naturauffassung ausspielte und Teniers und Ostade gar gering hielt, wandte sich gegen die „häßliche" Natur, durch deren Darstellung die holländische Kunst verfalle.

Er sagt, in der Idee liege das Hauptverdienst eines Bildes und die Römer wären groß geworden in der Malerei, weil sie viele würdige Bücher von Geschichte, Fabeln und Sinnbildern, und die Beschreibungen der alten Denkmünzen gelesen hätten. Weshalb fände sich kein Maler, der Stoffe aus der indischen Geschichte male? Weil es keine Schriftsteller gäbe, die daraus etwas Malenswerthes beschrieben hätten. Und was hülfe Alles, wenn es nicht malerisch sei; und was wäre malerisch außer der Schönheit? „Schönheit erweckt Liebe, Häßlichkeit Widerwillen."

Was sei malerisch? In einem Korbe mit reifem und unreifem, gutem und verfaultem Obst greife man nach dem reifen und guten: so müsse der Verständige das Schöne wählen und Anderes als unwürdig verwerfen.

Was ist schön?

„Eine Landschaft mit geraden Bäumen, schönen Durchsichten, azurblauer Luft, zierlichen Fontainen, stattlichen Palästen in wissenschaftlichem Baustil mit wahlgebauten Menschen und wohlgefütterten Kühen, Schafen.

Was häßlich? Mißgestaltete Bäume, die Stämme krumm, alt und geborsten, unebener Boden ohne Wege, scharfkantige Hügel und zu hohe Berge, rohe Gebäude oder verfallene, deren Ruinen überhaupt liegen, morastige Wasser, eine Luft voll schwerer Wolken, auf dem Felde mageres Vieh und ungeschickte Landstreicher: — das kann unmöglich für eine schöne Landschaft gelten."

Das Charakteristische dieses Buches und was ihm einen spaßigen Werth verleiht im Gegensatz zu den mehr verschwebenden Schönheitsregeln der gelehrteren Aesthetiker, ist die Bestimmtheit, mit welcher hier in ganz präziser Fassung ausgeführt wird, was schön und was häßlich sei.

Könne Jemand begründen, Das sei ein malerisches Männlein, weil es ein verkrüppelter und schmutziger Bettler sei, voll Fetzen und Lappen, großfüßig und plattfüßig, das Haupt mit einem gelben Tuch umwunden und das Fell wie ein englischer Bückling geröstet? — Noch einmal aber macht er sich daran, eine schöne Landschaft zu schildern, und daß man sehe, daß es nichts Neues gibt, so nennt er dieses: ein Schönes in freier Luft.

„Eine Gegend mit dreiten Wegen; man sieht Marmorbrunnen und Marmorbilder, und Balustraden im dorischen Stil. Ein Satyr dient als Wegweiser, eine Nymphe ruht mit einer Wasserurne, ein Grabmal von lichtrothem Marmor ist sichtbar, mit einer Platte von Lapis oder Azurstein. Eine Brücke wölbt sich über einen Fluß; in der Ferne sieht man steinerne Bauernhäuser, und einen Tempel von jonischer oder korinthischer Ordnung, und Fontänen mit wasserspeienden Löwinnen. „Das ist herrlich, großartig und vorzugsweise malerisch. Denn die Liebe ergötzt sich an Lusthäusern, und der Neid erlustigt sich in Wildniß und unter Ruinen."

Lairesse macht in der Theorie einen Spaziergang. Er gelangt in einen frembartigen Wald. Ein schwerer, vom Sturm gebrochener Eichbaum liegt am Boden. Es ist kein Weg, kein Pfad vorhanden. Bruchstücke einer Säule und eines Frieses liegen im Moraft (die theoretische Schilderung verfolgt ein Bild von Jac. Ruisdael), und hier sitzt nun ein junger Mann, voll Eifer, und zeichnet dies und belehrt Lairesse, ihn, den Schüler Bertholet Flemalles, der in Italien war, daß es nichts Schöneres auf der Welt gäbe, um es in Gemälden anzubringen. Das Stück Säule, der Wassertümpel, der zerbrochene Baum, eine düstere Ferne — das solle schön sein. Der junge Mann sei außer sich über die Schönheit solcher Gegenstände. Lairesse setzt seinen Weg fort, fahles Licht flimmert zwischen den Zweigen, — das malt Jemand — u. s. w. und dann kehrt Lairesse von seinem Phantasiegang zurück, „eh' der düstere Abend hereinbricht."

Nun, sagt er, „beurtheilt die Frage. Meine Ansicht kennt ihr; aber die Jünglinge vergiftet man in ihrem ersten Enthusiasmus, und redet ihnen ein, daß sie solche Gebrechen und Unfälle der Natur nachbilden sollten. Die Enthusiasten des Düstern, Chaotischen und Häßlichen seien ihm nicht besser als Verrückte. Aber Raffael, Poussin und Andere wären zum Glück noch da, uns zu erleuchten. — Er thut hierauf Ruisdael und Hobbema ab, niederländische Landschafter, welche Himmel malten, die von Wolken bedeckt waren, statt Himmel zu malen, welche licht waren, und wendet sich zu den Gestalten. — Nicht bei den Modellen von Fisch- und Apfelweibern, sondern in Büchern über die Proportion und vor Gipsstatuen seien sie zu erlernen. Allerdings nicht die Farbe; das Kolorit könne man ja aus dem Leben lernen, das sei leicht.

Rom war also wieder einmal gerettet; es war bewiesen worden, daß es ziemlich leicht sei, die Ideale zu erreichen. Die Nachfolge Gerards de Lairesse bethätigte sich in Adrian van der Werff; und der trefflichen Biographie dieses Mannes von Cort Lemcke entnahmen wir die Mittheilungen unseres obigen Berichtes.

Das ist nun Alles schön und gut — glaube ich wenigstens. Und ist gesagt worden, wie der so verständige Leser merken wird, um Herrn Aldenhoven zu bekämpfen. Denn Herrn Copernicus bekämpfe ich nicht mehr, da ich ihn nicht verstehe: er hat gesagt, ich prophezeite, und den Betrieb von Ahnungskünsten hatte er ganz allein in die Hände genommen. Aber Herrn Aldenhoven mußte ich früher oder später entgegnen, und sollte es doch nicht durch ein Eingehen auf seine Streitpunkte, um den Streit nicht zu einem ewigen zu machen. Was that ich? Ich gab ein Exempel aus der Geschichte früherer Kämpfe. Soll das ein Vergleich mit Aldenhoven sein? Keineswegs. Nur ein Exempel. Der sogenannte Spiegel der Geschichte sollte nur ein Gleichniß vorstellen. Die Erzählung, welche ich gab, gilt nur, zu sagen, als Problema. Doch alle Geschichten der Welt würde ich dafür hingeben, wenn ich in dem Moment hätte zugegen sein können, als der alte Curtius zum ersten Mal die realistischen Bildnisse sah, welche von alten Griechen angefertigt worden. Bei aller Verehrung für Curtius' Verdienste um griechische Geschichtschreibung — es hat für uns etwas Erfreuendes, wenn die Schwärmerei eines ganzen Lebens, notabene sobald wir nicht mit ihr sympathisirten, von der harten Wirklichkeit der Sachen korrigirt wird. Aber ob er seine Ueberzeugungen darauf geändert hat? Ob wir unser Denken nicht ein bischen lieber haben als die Dinge und zärtlicher pflegen? Ob unsere Grundüberzeugungen uns nicht, so lang es geht, mit Gründen versorgen, um gegen Gründe anzugehen? Ob Schopenhauer nicht recht hat, wenn er den Willen, das heißt, den Drang unserer uns unbewußten Natur, welche uns den Vortheil zu sichern wünscht, daß wir klug dastehen, für meistens kräftiger erklärt, als den Intellekt in uns, der uneigennützig nur erkennt? Es kann dies für Herrn Aldenhoven um so weniger beleidigend sein, als es mich selbst unter diese Regel stellt. Und mit der trübselig bescheidenen Befürchtung des Franzosen: les convictions sont, hélas! d'autant plus sincères qu'elles sont plus aveugles, wollen wir, jeder natürlich mit dieser Befürchtung in Betreff des Andern, die Austragung unseres Streites jener Zeit überlassen, die vielleicht so reinen Intellekts sein wird, daß sie ohne Eifer — jedem das seine gewähren kann. . . .

Herman Helferich.

Theater.

Königliches Schauspielhaus: Der Name. Schauspiel in 4 Akten von Hugo Lubliner. — Lessing-Theater: Der Zaungast. Lustspiel in 4 Akten von Oscar Blumenthal. — Kroll's Theater: Hohenstaufen und Hohenzollern oder Kaiser Rothbart's Erwachen im Kyffhäuser, ein Volksschauspiel von Dr. W. Falckenheiner in 2 Abtheilungen und 11 Bildern mit Volksgesängen.

Der feine Psychologe Edmond de Goncourt, den wir nun nächstens auch als Dramatiker kennen lernen sollen, schrieb 1879 in der Vorrede zur „Henriette Maréchal": „Die dramatische Kunst, die große französische Kunst der Vergangenheit, die Kunst der Corneille, Racine, Molière und Beaumarchais wird in spätestens fünfzig Jahren eine grobkörnige Zerstreuung ohne jede Gemeinschaft mit der schöngeistigen Literatur geworden sein, eine Unterhaltung, die sich würdig den Vorführungen dressirter Hunde und den Kunstleistungen der Marionettentheater anschließen dürfte. In fünfzig Jahren wird das Buch das Theater getötet haben." Die Versuche des Naturalismus, die Bühne zu erobern, hält Goncourt für völlig aussichtslos, denn „das Theater erträgt keine psychologischen Entwickelungen und kann sie auch nicht ertragen."

Der flüchtigen Betrachtung möchten diese Worte wohl allzu hoffnungslos erscheinen, und sicherlich fehlt in der Zukunftsberechnung des französischen Schriftstellers der hoffende Glaube an eine starke dichterische Persönlichkeit, die mit der Traumsicherheit des Genies dem Geist der Zeit die schwere Zunge löst, „zu reinigen die oft entweihte Scene zum würdigen Sitz der alten Melpomene". Darin aber scheint mir Goncourt nicht zu irren: die Bedeutung des Theaters, der Werth der Bühnenproduktion ist im schnellen Sinken, und — auch das habe ich eingesehen — kein künstliches Großziehen eines naturalistischen Epigonenthums wird hier helfen können. Denn was die literarischen Feinschmecker an denen um Ibsen so hoch und höchst schätzen: die Porträtähnlichkeit der Gestalten, das charakteristische Detail, die fein ersonnene Technik: für die große Menge des wirklichen Publikums wird alles das in Ewigkeit unverständlich bleiben und nebensächlich. Selbst Heinrich Kleist, dessen kraftvoll kränkelnde Romantik vielleicht zum ersten Male die Wesenszüge der Decadence: künstlich gesteigerte Brutalität und detaillirte Aehnlichkeitssucht, zu reinem poetischen Ausdruck brachte, selbst er ist nimmer heimisch geworden auf deutschen Bühnen; und nicht Hebbel, nicht Grabbe und Otto Ludwig haben den Spielplan unseres Theaters durch Jahrzehnte beherrscht, sondern Iffland, Kotzebue, Raupach und Charlotte Birch-Pfeiffer; nicht die angekränkelten Dichter, sondern die robusten Theaterhandwerker. Nur die Großen haben jene nicht zu verdrängen vermocht, und man mag daraus erkennen, daß auf der Bühne nur das lebendig ist und dauernd, was das pulsende Herz, nicht den spürenden Geist anspricht; und daß selbst der beschränkten Intelligenz eine weite Wirkung nicht versagt ist, wenn sie einen packenden Vorgang mit festem Griff hinstellt „illuminirt und fresko".

Die Stellung des zu öffentlichem Urtheil Verpflichteten ist augenblicklich nicht eben erfreulich; man könnte seine Lage der einer hoffnungslosen Oppositionspartei vergleichen, die inmitten der satten Zufriedenheit stolzer und glücklicher Volksgenossen nimmer ermüden darf, den warnenden Nothruf zu erheben. Nicht die albernen Selbstanbeter ärgern uns, die dem Kritiker in ihrer anmaßenden Thorheit zurufen, er solle es „besser machen", bevor er urtheilt; nein, solches Jammergeschrei impotenter Eitelkeit kann nur ungeheure Heiterkeit erregen, im Parlament wie in der Kunstbetrachtung; aber es ist ein so unfruchtbares Bemühen und so wenig befriedigend, immer wieder sagen zu müssen: Dieses Theaterstück, das ihr gestern belacht und beklatscht, es ist schlecht und leblos und geschmacksverderblich! Wahrhaftig, der junge Siebziger Fontane, der wilde Spätnaturalist mit den milden Augen hat Recht: es ist gar nicht leicht, heute Kritiken zu schreiben.

Da haben wir nun also zwei Stücke von Hugo Lubliner und Oscar Blumenthal gesehen. Der Erste hat fünf, der Zweite vier dürftige Handlungen lose an einander gereiht, und Jeder hat etwas hinzugethan, was dem ersten Blick wie eine Idee erscheinen mag. Statt eines Baumes, der aus einer Wurzel emporstrebt, geben sie uns ein Bündel dürrer Zweige, die ein schmales Bändchen zusammenhalten soll. Und auf dieses Streiflein schrieb Herrn Lubliners schnörkelnde Hand: „Der Name", während Herr Blumenthal seine feinere Waare mit der subtil gestrichelten Aufschrift „Der Zaungast" versah. Es würde ihnen nicht besondere Mühe kosten, die Marken einfach zu tauschen. Denn das Bändchen hat mit dem Inhalt nichts zu schaffen, und wenn man die prahlerische „Idee" bei Seite schiebt, könnte es bei Lubliner ebensowohl wie bei Blumenthal heißen: „Liebe, Liebe, Liebe — weiter interessirt mich überhaupt nichts auf dieser Welt." Und ob da drei, dort vier glückliche Paare gegen zehn vor einem hohen Adel und verehrlichen Publikum sich verneigen, das ist am Ende unter Kameraden ganz egal.

Der vielerfahrene Dulder Hugo Lubliner, dem von jeher die allermerkwürdigsten Dinge einfielen, hat diesmal seine etwaigen An- und Absichten in ein beinahe mystisches Dunkel gehüllt; aus dem entsetzlich ermüdenden und seichten Gerede über Werth und Bedeutung des Namens in der

modernen Gesellschaft löst sich schließlich nur die nicht besonders aufregende Wahrheit ab: mit dem Namen ist das so eine Sache; manchmal schadet er, manchmal nützt er auch. Von der bequemen Tendenzmacherei der alten Schule ist Herr Lubliner also frei, trotz Hauptmann, und wenn es nur auf die poetische Unverantwortlichkeit ankäme, wäre auch Herr Lubliner ein Moderner. Doch gilt zum Glück, den Einschachtelungsversuchern zum Leid, auch für die Kunst noch das Wort des Shakespeare:

„Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften;"

und so sank die duftlose und tiefsinnige Trivialität geräuschlos in das frühe Grab, wo sie so sanft ruhen, alle die nicht böse gemeinten Lublinerschen Dilettantereien

Auch Herrn Oscar Blumenthal ist etwas eingefallen, diesmal leider nur nicht viel Gutes. Einen „Zaungast" nennt Blumenthal den unbeholfenen Gelehrten, der anderen die „vollen Freudenbecher" kredenzt und selber leer ausgeht. Der Sprachgebrauch ist anderer Meinung: ihm ist ein Zaungast, wer das Vergnügen mitmacht und den Zaunplatz räumt, sobald es ans Bezahlen geht. Schon dieses Mißverständniß läßt keine rechte Freude an mancher gelungenen Einzelheit aufkommen, und vollends verdrießt es, dem feinen Kopf auf den schlimmen Pfaden schönthanisirender Potpourri-Dramatik zu begegnen, die durch ein bequemes Nebeneinander von mühselig zusammengesuchten Szenen jedes Interesse zersplittert, und auch die anspruchslosesten Zuschauer ermüdet, lange bevor ihr Ziel erreicht ist. Herr Blumenthal ist ein sehr begabter Sprachkünstler, und so hielt er durch dialektische Fußangeln und Witzfallen das Verderben eine gute Weile auf; im letzten Akt aber bemächtigte sich des Publikums jenes fatale Gefühl, für welches der Berliner das unersetzliche Wort „Geuhtsein" erfunden hat. Und als der verschmitzte Satiriker seinen Leuten gar zu sentimentalisch kommen wollte, lachten ihn die Undankbaren aus. Der schlagfertige Wortedrechsler wird sich gewiß bald rächen, indem er ein besseres und vor Allem ein lustiges Stück schreibt, ohne dann ängstlich darauf bedacht zu sein, den drei schönen Damen Petri, Groß und Barkany in jedem Akt je ein witzfunkelndes oder rührsames Sprechkouplet zuzuweisen. Herr Blumenthal durfte sich durch den Mißerfolg seines „Anton Antony" nicht aus den Bahnen scheuchen lassen, wo allein seine stechenden Heckenröslein blühen; die kecke Karrikatur des stelzbeinigen Mimenthums war ein echter Blumenthal; der „Zaungast" ist ein sorgsam korrigirter Schönthan mit eingeklebten Feuilletons.

Ueberraschend ist an beiden Stücken neben dem schnell schreitenden Verfall der alten Technik, die hier wieder dreist mit gehäuften Selbstgesprächen und mit Seitenbemerkungen ad spectatores arbeitet, der entschlossene Verzicht auf alles außerhalb der Verlobungsdramatik Liegende. Sogar den giftigen Satiriker Blumenthal scheint diesmal alles eitel Wonne und harmlose Glückseligkeit; das hängt im letzten Grunde mit den politischen Zuständen der Gegenwart zusammen: der Normaldeutsche von heute will keine Opposition und keine Satire, er will seinen Bennigsen und seinen Lindau, die ihm erzählen, wie wir es nun so herrlich weit gebracht. Und ihnen gesellt sich dann noch ein Herr Regierungs- und Schulrath Dr. W. Falckenheiner aus Kassel zu als Verfasser des „nationalen Kaiser-Festspiels: Hohenstaufen und Hohenzollern oder Kaiser Rotbart's Erwachen im Kyffhäuser". Dieser Herr überläßt der „Kunstbühne" gern „für ihr Lustspiel die geistreichen Variationen des ewig alten und neuen Themas, ob und wie sich die beiden kriegen," und er fährt fort: „gönne man uns dafür das Anschlagen jener einfachen Töne der Liebe zum Vaterlande, welche in jedem unverdorbenen deutschen Gemüth, in jedem deutschen Herzen wiederklingen. Mögen Kunstrichter dies hier und da als einen Rückschritt bezeichnen, wir nennen es Rückkehr zur Natur, in deren frischem Borne, wie unsere größten Geister anerkannt haben, die Kunst sich immer wieder erneut und verjüngt hat." Die Rückkehr zur Natur, wie sie Herr Regierungs- und Schulrath Dr. Falckenheiner versteht, läßt sich an einer zusammenhanglosen Aneinanderreihung deutschgeschichtlicher Daten genügen, und ihr hohes Ziel ist, den Grundgedanken erkennen zu lassen: „Fest steht, wie die Wacht am Rhein, unsere Treue zu Kaiser und Reich." Und anstatt zu diesem löblichen Zweck einen begeisterunglohenden Leitartikel zu des Kaisers Geburtstag in irgend ein Kartellblatt zu lanciren, bemüht Herr Falckenheiner vier Kaiser, einen König, einen Kurfürsten und sieben Jahrhunderte!

Solche Kindlichkeit ist ungefährlich; sollte aber der Ruf nach vaterländischen Stoffen wirklich die Begriffsverwirrung hervorrufen, als wäre mit schwarzweißen Fahnen, mit Weißbier und Hurrahgeschrei für das angestammte Königshaus, künstlerische Wirkungen zu erzielen, dann wäre es an der Zeit, auf solches Thun ein wachsames Auge zu haben. Mit dem Falckenheinerschen Schleuderausverkauf patriotischer Stoffe hat die kritische Betrachtung nichts zu schaffen; wer seine „nationale" Gesinnung theatralisch zu bethätigen sucht, für den gibt es nur eine erstrebenswerthe Kritik: den Kronen- oder Adlerorden. Und den habe ich wirklich nicht zu vergeben.

H—n.

Zeitschriften.

The Right Hon. Arthur J. Balfour, M. P.

(„The New Review".)

„The New Review", eine englische Monatsschrift, die im Sommer dieses Jahres ins Leben gerufen wurde und von uns bereits mehrfach herangezogen ist, enthält in ihrer Novembernummer einen außerordentlich interessanten Artikel über den gegenwärtigen Chief Secretary for Ireland Arthur Balfour. Der Genannte, ein Neffe Lord Salisbury's, trat erst vor etwa zwei Jahren in das englische Kabinet ein und ist heute neben Lord Salisbury das bei weitem einflußreichste Mitglied des gegenwärtigen Ministeriums. Er hat im Unterhause innerhalb weniger Jahre sich von einem ziemlich unbeachtet gebliebenen Mitgliede der Gefolgschaft des Lord Randolph Churchill zu dem bestgehaßten Gegner der Liberalen und zu dem meist bewunderten Führer der Tories aufgeschwungen. Lord Randolph Churchill ist durch dieses neue Gestirn vollständig in den Schatten gestellt und selbst der Finanzminister Goschen kann sich weder an Popularität noch an Einfluß innerhalb der gegenwärtig herrschenden Parteien mit seinem Kollegen Balfour messen. Würde es sich heute darum handeln, einen neuen Toryführer an Stelle von Lord Salisbury zu wählen, so könnte es keinem Zweifel unterliegen, daß Arthur Balfour auf den Schild gehoben werden würde

Eine Persönlichkeit, die in dieser Weise auf dem allerschwierigsten Posten in der kürzesten Zeit sich zum Idol der herrschenden Partei gemacht hat, kann kein unbedeutender Mann sein. „The New Review" charakterisirt den Menschen und den Politiker. Balfour ist erst 41 Jahre alt. Als im Jahre 1886 das gegenwärtige Kabinet ans Ruder gelangte, kam Mr. Balfour in die schottische Abtheilung des Ministeriums des Innern, woselbst er — politisch betrachtet — einen verhältnißmäßig untergeordneten Posten bekleidete. Er galt damals für einen Mann von sehr zarter Gesundheit. Als er deshalb an Stelle des sich zurückziehenden Sir Michael Hicks-Beach in das irische Amt berufen wurde, hielt man allgemein diese Berufung für gleichbedeutend mit einem ticket for the grave, einem Paß fürs bessere Jenseits. „Er medizinirte beständig, kam wenig an die frische Luft und war fast immer leidend. Gerade damals, als bekannt wurde, daß Balfour das Obersekretariat für Irland acceptirt habe, war das Kaminsims in seiner Bibliothek zu Carlton House Gardens buchstäblich mit Pillenschachteln und Arzneiflaschen überdeckt. Die Anstrengungen des irischen Amts hatten Sir George Trevelyan's Haar in zwei Jahren so gebleicht, als ob der Schnee von zehn Jahren darauf gefallen wäre. Denen, welche Mr. Balfour liebten, erschien die Annahme des Postens daher wenig anders als Selbstmord. Balfour hatte sich jedoch nicht entschlossen, ohne vorher ärztlichen Rath eingeholt zu haben, und zwar bei Sir W. Jenner. Dieser ausgezeichnete Arzt hatte nach einer sehr eingehenden Untersuchung Mr. Balfour nicht nur für vollkommen gesund erklärt, sondern ihm obendrein versichert, daß es seines Erachtens gar kein besseres Rezept für die Aufrechterhaltung

seiner Gesundheit gäbe, als die alle Kräfte anspannende Arbeit, die vor ihm liege. Mr. Balfour that nach des Doktors Worten und das Resultat hat das Urtheil Sir W. Jenner's vollauf bestätigt. Mr. Balfour ist gesund, seit er in das Kabinet getreten ist. Die Angriffe, denen er sich täglich ausgesetzt sieht, haben geradezu stählend auf ihn gewirkt. Er schläft besser, hat besseren Appetit und erfreut sich überhaupt einer ungleich besseren Gesundheit, seit er die Zielscheibe für die Speere der gesammten irischen Partei geworden ist. Sein Fall verdient schon deshalb Erwähnung, weil er ein drastisches Beispiel ist, für die wohlthätige Wirkung beständiger Aufregung und schwerer Verantwortlichkeit auf gewisse Konstitutionen. – Und wie mit seiner physischen Gesundheit, so ging es auch mit seinem moralischen und geistigen Wohlergehen. Sein Kardinalfehler war, wenn auch nicht gerade Indolenz, so doch eine gewisse gleichgültige Abneigung gegen Bemühungen jeder Art. Es war etwas vom Sybariten in ihm. Die bekannteste Illustration seiner Lebensweise war die absolute Weigerung, Zeitungen zu lesen. Jetzt wird er sie wohl lesen, aber bis er Kabinetsminister wurde, hatte er sich zur Regel gemacht, niemals eine Tageszeitung anzufassen. Wenn man ihn dieserhalb zur Rede stellte, so pflegte er zu erwidern: ‚Ich ziehe es vor, die Neuigkeiten von denen zu hören, die Geschichte machen, anstatt sie den mehr oder weniger ungenauen Berichten Dritter zu entnehmen. Ich höre alles, was zu hören der Mühe lohnt; und welchem Frohndienst entgehe ich im Uebrigen, indem ich keine Zeitung in die Hand nehme.' Diese paradoxe Anschauung ist mit einem tiefer gehenden Interesse für die Dinge, die in der Welt vorgehen, selbstverständlich nicht vereinbar. Dieses gleichgültige Sichgehenlassen, das auch darin zum Ausdruck kam, daß Mr. Balfour es liebte, bis Mittag im Bette zu liegen, ist denn auch unter den Anstrengungen der Verwaltung Irlands verschwunden."

Der Charakterzeichner der englischen Monatsschrift knüpft an diese thatsächlichen Mittheilungen die Frage: ob Balfour's Natur wohl tief genug sei, um ihn zur wirklichen Größe emporzuführen? Die Antwort lautet: „Es ist zu früh, darauf schon jetzt eine Antwort zu geben. Seine Reden sind klug und gewandt. Er versteht das rednerische Waffenhandwerk aus dem Grunde und handhabt es anscheinend mit blasirtem Cynismus. Es fragt sich, ob das bloß Maske ist oder der Leere seines Innern entspricht. Männer, die ihn genauer kennen, behaupten, daß Balfour im Grunde eine wahrhaftige Natur sei mit einem tiefen Glauben an die Realität der Dinge. Es ist allgemein bekannt, daß er im Privatleben gutherzig, liebenswürdig und voll von Theilnahme für die Leiden Anderer ist. Aber bislang fehlt seinen Reden noch jener Ton, der die Herzen der Hörer ergreift. Er wendet sich selten oder nie an die tieferen Gefühle der Menschenbrust. Vielleicht ist das Leben für ihn bisher zu eben verlaufen, als daß er gelernt hätte, jene volleren Akkorde anzuschlagen. Unglück ist der beste Erzieher. Wer nie litt, hat selten die Gabe, das Gefühl in Anderen zu erregen." Balfour ist — im Gegensatz zu Lord Randolph Churchill, der trotz seiner Zugehörigkeit zum herzoglichen Hause der Marlborough doch im Grunde ein Demokrat ist — ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle; aber nicht von jener Sorte, wie sie Lord Beaconsfield schilderte, die nichts lesen. Er ist im Gegentheil ein fleißiger, wenngleich etwas oberflächlicher Leser, der litterarisch gebildete Mann seiner Partei. Er besitzt einen feinen litterarischen Geschmack und würde gewiß mit Mr. Morley und Mr. Gladstone lieber bei Tische über Bücher reden, als im Hause der Gemeinen über Politik. Er ist sogar etwas von einem Philosophen, ein wenig pessimistisch angehaucht und mit einer Ader kaustischen Humors versehen. In dem Getümmel der irischen Redeschlacht ist die feinere Manier seiner Reden wohl einigermaßen abgestumpft, aber im Ganzen hat er sich doch gut gehalten. „Er spricht nicht in Epigrammen, wie Mr. Morley, noch witzelt er wie Mr Labouchere; aber wenn der gewöhnliche Mann auf der Straße Balfour's Reden liest, so lächelt er und seine politischen Gegner werden blaß vor Wuth." Die grundsätzliche Stellung, von der aus er die ganze irische Frage beurtheilt, ist eine durch und durch aristokratische. „Die Irländer — so pflegt er sich auszudrücken — haben große Gaben, Witz, Phantasie, Beredsamkeit, Elan; in vielen Beziehungen sind sie uns über. Aber in einer Beziehung stehen sie unter uns und kein Aufwand Gladstonescher Rhetorik kann sie anders machen: sie sind politisch unfähig, sich selbst zu regieren. . . . Man kann den Irländern die Kontrolle über ihr Geschick ebensowenig anvertrauen, wie man Kindern erlauben wird, das Haus zu verwalten, Steuern zu zahlen, Dienstboten anzustellen und den Haushalt zu führen."

Dieser ebenso einfache als — begreiflicherweise — von seinen Gegnern auf das heftigste angegriffene Standpunkt ist im Kern der Standpunkt jeder Repressionspolitik. Logisch fortgeführt würde er zur Beseitigung aller Freiheiten auch in England und Schottland führen. Aber der Vollblutengländer hat eben verlernt, den Irländer als seines Gleichen anzusehen. Der Kampf um Home Rule ist der Kampf um die Anerkennung des Irländers als gleichberechtigten Staatsbürgers. Die herrschenden Parteien sind die Repräsentanten des spezifisch englischen Nationalvorurtheils. Balfour spricht in den citirten Worten nur die innersten Gedanken der herrschenden Partei aus und, weil er das so ohne Rückhalt thut, ist er ihr Abgott geworden.

Es liegt nahe, daran zu erinnern, daß diese brutale, auf Rassevorurtheilen aufgebaute Repressionspolitik Irland gegenüber seit Jahrhunderten ohne Erfolg versucht worden ist. Als Balfour sein Amt antrat, hielt man ihm, diesem Gedankengange folgend, deshalb Cromwell's vergebliche Bemühungen vor. Die Antwort lautete: „Cromwell scheiterte, weil er sich bloß auf repressive Maßregeln beschränkte. Den Fehler werde ich nicht nachmachen. Ich werde ebenso unerbittlich wie Cromwell dem bestehenden Gesetze Achtung verschaffen, aber zugleich werde ich mich in der Beseitigung gerechter Beschwerden als radikaler Reformer erweisen." Wir haben in Deutschland für diese Politik die Bezeichnung: Zuckerbrot und Peitsche. Daß auf diese Weise große Erfolge zu erreichen seien, ist bisher nirgends zu Tage getreten.

T. B.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Dargestellt von Josef Ritter von Lehnert, k. k. Linienschiffskapitän, Dr. Carl Zehden, Professor an der Wiener Handelsakademie, Johann Holeczek, k. k. Korvettenkapitän, Dr. Theodor Cicalek, Professor an der Wiener Handelsakademie. Unter Redaktion von Alexander Dorn. Mit circa 400 Illustrationen und Hafenplänen. Wien. Volkswirthschaftlicher Verlag Alexander Dorn.

Von diesem Werk, welches in 50–60 halbmonatlichen Lieferungen à 2 Bogen (zum Preise von 50 Pf. per Lieferung) erscheinen soll, liegen uns die beiden ersten Lieferungen vor, welche von dem Gesammtwerk das beste erhoffen lassen. Die Herausgeber wollen eine Darstellung aller wichtigen Seehäfen der Erde geben und zwar nach ihrer geschichtlichen, landschaftlichen und kommerziellen Bedeutung. In der ersten Lieferung sind Triest und Fiume abgehandelt und zwar in sehr anziehender Weise. Die Gefahr der Eintönigkeit eines derartigen Werks, da bei jedem Hafen die zwar lehrreiche aber ermüdende Darstellung der Import- und Exportzahlen, der Tonnenzahl der aus- und eingelaufenen Schiffe, der Kapazität der Lagerschuppen, der Hafeneinrichtungen und Transportverbindungen u. s. w. sich wiederholen muß, ist geschickt umgangen durch die Einschiebung farbenreicher historischer und landschaftlicher Schilderungen, so daß der lehrreiche Kern in einer geschmackvollen, gewissermaßen feuilletonistischen Fassung ruht. Der großartig angelegte Plan soll in zwei Bänden zur Ausgestaltung gelangen. Im ersten Bande sollen die europäischen, im zweiten Bande die wichtigen Häfen der übrigen Erdtheile zur Abhandlung kommen. Die Lieferungen des ersten Bandes wechseln mit denen des zweiten Bandes. Lieferung 2 (1. Heft des II. Bandes) ist ebenfalls bereits erschienen und enthält Darstellungen von Quebeck, Montreal, Halifax, St. John und Boston (theilweise), während die dritte Lieferung, auf den I. Band zurückgehend, Venedig, Ancona, Brindisi, Corfu umfassen soll. Wie der erste Band von einer in großen Zügen dargestellten Geschichte der kommerziellen Bedeutung des mittelländischen Meeres eingeleitet ist, so führt uns in den zweiten Band eine Einleitung ein, welche die atlantische Küste von Amerika seit der Entdeckung Amerikas in ihrer kulturellen Entwicklung uns vor Augen führt. Von diesem Hintergrunde heben sich die am blauen Lorenzstrom gelegenen, mit allen Reizen der Natur ausgerüsteten kanadischen Häfen Montreal und Quebeck wirkungsvoll ab. — Von deutschen Seehäfen werden zur Darstellung kommen: Bremen, Hamburg, Kiel, Lübeck, Stettin, Danzig, Königsberg. Wir kommen auf das Werk, sobald weitere Lieferungen vorliegen, zurück. Zunächst möchten wir nur die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das interessante Werk richten. Der billige Preis ermöglicht es, daß nicht bloß Bibliotheken, Handelskammern und Behörden sich das Werk anschaffen, sondern daß auch Einzelne sich in den Besitz desselben setzen können. Wenn die späteren Lieferungen das halten, was die beiden ersten Lieferungen versprechen, so wird das Werk eine wesentliche Bereicherung der kulturgeschichtlichen und kommerziellen Litteratur bilden.

B.

Rumänische Volkslieder und Balladen, im Versmaße der Originaldichtungen übersetzt und erläutert. Von A. Franken. Danzig 1889. Verlag von A. W. Kafemann.

Das kleine Bändchen enthält mancherlei Interessantes und einzelne entzückende Balladen, deren poetischer Reiz in der Uebersetzung vortrefflich wiedergegeben ist. Der Uebersetzer hat die Dichtungen, mit denen er uns bekannt macht, vorzugsweise der Sammlung des rumänischen Dichters Vasile Alecsandri „Poesii populare ale Românilor“ entnommen.

Der dichterische Werth eines Liedes oder einer Ballade läßt sich nicht schildern, sondern nur wiedergeben, indem man die Melodie der Verse dem Ohre übermittelt. Wir widerstehen nur schwer der Versuchung, einige der schönsten Balladen, wie „Der Kuckuck und die Turteltaube“ und „Miorita“ (das Schäfchen) in vollem Umfange zum Abdruck zu bringen. — Die erste Ballade ist ein Wechselgespräch zwischen Kuckuck und Turteltaube: das Liebeswerben des Kuckucks und die schüchternen Einwendungen der Taube. Das Täubchen ängstigt sich vor der Mutter des Kuckucks:

Arges denkt ihr Sinn,
Sie ist Zauberin,
Wird mich sicher hassen,
Will ich Dich nicht lassen;
Sie verzaubert mich,
Herz' ich, Kuckuck, Dich.

Und als der Kuckuck weiter in sie dringt, schildert die Turteltaube, welcher Verzauberung sie ausgesetzt sein werde.

Laß in Frieden mich,
Sonst werd' wahrlich ich,
Ein Brot auf dem Herd,
Von der Gluth verzehrt,
Worauf Thränen fallen,
Und verschmäht von Allen.

Der verliebte Kuckuck aber antwortet:

Wandelst Du auch Dich,
Nimmer laß ich Dich;
Denn dann werde ich
Eine Schaufel klein,
Niedlich gar und fein,
Küsse Dich voll Gluth
Trotz des Feuers Wuth;
Will der Flamme wehren,
Soll Dich nicht verzehren.

Aber die Bestürmte gibt sich nicht zufrieden und wirft ein:

Besser wär es mir,
Ich entflöhe Dir,
Würd' ein Rohr sogleich
Hoch und schlank im Teich.

Doch der Mutter, traun,
Denke ich mit Graun.
Lieber, Kuckuck mein,
Würd' ein Bildchen klein,
Ich in der Kapelle
Dann wohl auf der Stelle.

Kuckuck:

Wandelst Du auch Dich,
Nimmer laß ich Dich,
Würde sicherlich
Dann ein Hirt sogleich,
Melodienreich
Schaut' im Thal ringsum
Nach 'nem Rohr mich um,
Träfe wohl Dich an,
Schnitte schnell Dich dann,
Bliese nun auf Dir,
Küßt' Dich für und für.

Turteltaube:

Nein, o Kuckuck, nein,
Nimmer kann das sein,
Du, mein Tauber lieb,
Schöner Herzensdieb,
Mit den bunten Flecken
Auf den Flügeldecken.
Wohl behagt' es mir,
Lebte ich mit Dir;
Doch der Mutter, traun,
Denke ich mit Graun.
Lieber, Kuckuck mein,
Würd' ein Bildchen klein,
Ich in der Kapelle
Dann wohl auf der Stelle.

Kuckuck:

Wandelst Du auch Dich,
Nimmer laß ich Dich,
Würde sicherlich
Ein Chorknab' sofort
An dem heiligen Ort.
Brächt' mit frommem Sinn
Gaben reich Dir hin,
Fiele Dir zu Füßen,
Wollte stets Dich küssen,
Traun, von Montag an
Bis zum Sonntag dann.
Und würd' ich Dich sehen,
Würde ja ich flehen:
„Heil'genbildchen mein,
Werd' ein Täubchen klein,
Daß wir zärtlich spielen
In dem Laub, dem kühlen,
Singen im Verein
Bei Mond- und Sonnenschein.“

In der Sammlung reiht sich an diese Perle der Volkspoesie unmittelbar die bereits erwähnte ‚Miorita‘. Eingeleitet wird diese Dichtung durch die Wiedergabe einer Stelle aus Carmen Sylva's Werk: „Durch die Jahrhunderte“, worin die schriftstellernde Königin erzählt, wie Alecsandri ‚Miorita‘ fand. „Ich wollte — so berichtet Alecsandri selbst — den Tschachlau besteigen und wurde, etwa in der Mitte desselben, von der Dämmerung überrascht. Da fand ich Hirten, die — das Alphorn vor sich auf den Boden gestützt — demselben die wunderbarsten Töne entlockten, auf welche von den Bergen ringsum geantwortet wurde. Dann setzte ein anderer die Flöte an die Lippen und blies eine Doina in weichen Klagetönen. „Könnt ihr mir nicht ein Lied singen?“ fragte ich. „O ja, das können wir.“ Und mit einem mandolinenartigen Instrument sich begleitend setzte einer der Hirten ein und sang mir ‚Miorita‘. Ich sammelte mit fliegender Hand die Worte, die ihnen wie Goldkörner unbewußt von den Lippen fielen. Manche Stellen ließ ich mir wiederholen, bis ich alles aufgeschrieben.“

‚Miorita‘ handelt von einem jungen Hirten, den neidische Genossen ermorden wollen. Ein Wunderschäfchen verräth ihm den Anschlag, aber er bleibt unbekümmert und wünscht nur bei seiner Heerde begraben zu werden.

Sprich: „Ihr seid gebeten
Legt zu Häupt' ihm Flöten,
Buchen eine sei,
Feiert Liebestreu;
Eine sei aus Bein,
Klagel Liebespein;
Ein' aus Hollerholz,
Tönet feurig stolz.“
Wenn der Wind dann leise
Weckt ihre Weise,
Sammeln bei den Tönen
Sich die Schaf' voll Sehnen,
Weinen blut'ge Thränen;
Aber von dem Mord
Rede nicht ein Wort.
Einer Fürstin, sprich,
Sei vermählet ich,
Die mit aller Welt
Ihre Hochzeit hält
Als der Bund geschlossen
Sei ein Stern erloschen;
Meine Hochzeitskrone
Hielten Mond und Sonne,
Tann' und Esp' als Gäste
Waren bei dem Feste;
Priester — Bergeskegel,
Musikanten — Vögel,
Vögel — tausend gar,
Fackeln — Sterne klar.
Doch wenn Du begegnest,
O, wenn Du erblickest
Mein alt Mütterlein
Mit dem Wollgurt fein,
Wie durch's Feld sie eilet,
Bittre Thränen weinet,
Alle Leute fragt,
Allen Leuten sagt:
„Wer hat ihn gesehn,
Meinen Hirten schön,
War so schlank und fein,
Ging durch's Ringelein;
Zart wie sein Gesicht
Ist der Milchschaum nicht,
Und der Schnurrbart auch
Der Kornähre gleich,
Rabenschwarz fürwahr
Seines Hauptes Haar;
Seiner Augen Glanz
Wie Brombeeren ganz?“
Schäfchen, mit der Armen
Habe dann Erbarmen!
Sag' der Mutter frei,
Fern vermählt ich sei
Einer Maid gar süß
In 'nem Paradies.
Aber ja bericht'
Mütterchen mir nicht,
Als der Bund geschlossen
Sei ein Stern erloschen;
Meine Hochzeitskrone
Hielten Mond und Sonne;
Tann' und Esp' als Gäste
Waren bei dem Feste;
Priester — Bergeskegel,
Musikanten — Vögel,
Vögel — tausend gar,
Fackeln — Sterne klar.

Einer weiteren Empfehlung, als durch diese Proben, bedarf die vorliegende Sammlung wohl nicht. —th.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 7. Berlin, den 16. November 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW, Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die Meinungen gehen darüber auseinander, wie oft Hauptmann Wißmann sich bereits bei Saadani Lorbeeren errungen hat; die neueste siegreiche Wiederbesetzung des Ortes eingerechnet, soll dies schon vier Mal geschehen sein; vier Mal mußten die primitiven Hütten mit den Waffen erobert werden, weil nach jeder Eroberung die Araber sich genau in früherer Weise als Feinde am alten Platze niedergelassen hatten. Diese Thatsache beleuchtet einigermaßen die Verhältnisse in Ostafrika; aber sie ist nicht überraschend und bestätigt nur die Erfahrungen, die so ziemlich bei jedem Kolonialkriege gemacht worden sind. Siege gegen barbarische Völker haben meist die Bedeutung, wie wenn in einem Urwald bald hier bald dort ein paar Bäume gefällt werden; kaum ist die Axt an einer Stelle zur Ruhe gekommen, so überwuchert auch schon die üppige Natur wieder die kleine Lichtung. Der einzelne Sieg wiegt gar nichts und der Tod von ein paar Dutzend Feinden ist ohne jede Bedeutung, denn das Leben ist in jenen Gegenden nur sehr geringem Werthe. Krieg und Raub sind anerkannte und mit Vorliebe geübte Erwerbszweige, so daß die eingeborene Bevölkerung die Folgen blutiger Zusammenstöße nicht besonders schwer empfindet, während für eine europäische Regierung selbst ein kleiner, langdauernder Krieg der Uebel größtes ist.

Sollen nun uncivilisirte Gegenden der Kultur erschlossen werden, so muß den Siegen eine weit schwerere Aufgabe folgen; jeder erkämpfte Fußbreit muß einerseits mit den Waffen festgehalten und dann allmählich jener seßhaften Kultur gewonnen werden, die wie ein Wall gegen die Meereswogen so langsam gegen die Unkultur vorgeschoben wird. Nur unter Aufwendung großer Mittel und bei zähester Anspannung bedeutender Kräfte ist ein derartiger Erfolg zu erringen.

Von diesen Wahrheiten waren die freisinnigen Gegner unserer Kolonialpolitik stets überzeugt; der Abschluß von Verträgen mit einheimischen Häuptlingen und das Hissen von Flaggen begeisterten sie daher gar nicht; sondern ihnen erschien als die allein bedeutungsvolle Vorfrage eine Untersuchung darüber, ob die zu erwerbenden Länder die ernsten und kostspieligen Mühen einer Kolonisation für Deutschland verlohnten, und ob Deutschland über Männer, die neben Begeisterung auch Verständniß besäßen, und über Kapitalien hinreichend für diese Zwecke verfügte. Die Kolonialenthusiasten und die Regierung hielten sich bekanntlich mit diesen Erwägungen nicht auf. Gleichwohl drängt sich unter dem Drucke der ernüchternden Ereignisse die Frage immer von Neuem hervor: Ist Ostafrika wirklich all dieser Kämpfe und der schwereren Pflichten werth, die später sich ergeben werden?

Auf dem Lordmayor-Bankett in der Guildhall hat Lord Salisbury als englischer Premierminister die hergebrachte politische Rede gehalten. Seine Ausführungen brachten keine Enthüllungen weder über die innere Politik Englands noch über die auswärtige Politik, und derartige Enthüllungen hat wohl auch Niemand erwartet; sie widersprechen dem Charakter des leitenden englischen Staatsmannes, der unähnlich dem verstorbenen Toryführer, Lord Beaconsfield, es meidet, durch Ueberraschungen die Hörer zu fesseln. Was Lord Salisbury über das wichtigste Problem der inneren Politik Englands, über die irische Frage sagte, war besonders dürftig; es brachte nur in der einen Richtung Aufklärung, darüber nämlich, daß das Ministerium nicht beabsichtigt, den Standpunkt der Opposition allmählich zu dem seinigen zu machen — wie das Toryort schon oft geweien und wie man es auch jetzt für möglich hielt.

Die internationalen Verhältnisse betrachtet Lord Salisbury als günstige und friedliche; er leugnet nicht, daß eine Reihe von Fragen zu bedenklichen Zerwürfnissen Anlaß geben könnten; aber er setzt voraus, daß die nächste Zeit vor unglücklichen Ereignissen bewahrt bleiben wird — das ist eine weit verbreitete Auffassung, die viel Wahrscheinlichkeit für

sich hat. Sollte gleichwohl ein internationaler Konflikt heraufziehen, so wird England sich jenen Mächten anschließen, die für die Aufrechterhaltung der bestehenden europäischen Besitzverhältnisse eintreten; ob dieser Anschluß aber nur ein diplomatischer sein oder auch kräftigere Formen annehmen wird, darüber schwieg der englische Premierminister und stellte die Entscheidung der Zukunft anheim. „Es würde nicht nur Wahnsinn, sondern eine Unmöglichkeit sein, uns hinsichtlich der besonderen Natur von Schritten, welche wir ergreifen dürften, zu binden.“ Verträge fesseln demnach England nicht. Vielleicht zerstört die Aufdeckung dieser Thatsache in Deutschland manch eine Illusion; wir waren stets davon überzeugt, daß selbst das wohlwollendste englische Ministerium die Freiheit seiner internationalen Stellung sich wahren werde.

Eine zweite Illusion ist durch das griechische Ministerium zerstört worden. Es gab bei uns Zeitungen, die den Kaiserbesuch in Athen sogleich in politische Münze umzusetzen bereit waren. Persönliche Einwirkungen sollten es zu Wege gebracht haben, daß Griechenland seine internationale Stellung den Wünschen Deutschlands und denen des Dreibundes entsprechend zu ändern sich anschicke. Diese Wendung wäre sehr erfreulich gewesen; aber leider ist auf sie durchaus nicht zu hoffen. Minister Trikupis erklärte in der Kammer mit runden Worten, daß Griechenland auf der bisher betretenen Bahn beharren werde und weit davon entfernt sei, sich durch die Politik anderer Mächte ins Schlepptau nehmen zu lassen. Als eine Bekräftigung dieses Standpunktes ist es anzusehen, daß die griechische Regierung in Betreff der kretensischen Wirren eine neue Note abgesandt hat, die gewiß den Friedensmächten nicht erwünscht sein wird. Griechenland bleibt daher augenscheinlich eine Figur im Spiel von Rußland und Frankreich; aber freilich hat diese einzelne Figur nur geringe Bedeutung, so lange die Republik und das Zarenreich zum letzten entscheidenden Spiel nicht bereit sind.

Die französische Kammer hat ihre Sitzungen begonnen und das politische Leben ist durch ein paar lärmende, doch harmlose Straßenscenen der Boulangisten eröffnet worden. Die Boulangisten haben dem Skandalmachen Erfolge zu verdanken; aber die letzten Wahlen hätten sie belehren müssen, daß der Skandal schließlich doch von der erdrückenden Mehrheit des französischen Volkes richtig geschätzt und gewürdigt wird. Zu ihrer Rechtfertigung kann nur eines dienen; es wäre schwer zu sagen, auf welche andere Weise Parteigänger des Generals Boulanger ihr politisches Leben fristen sollten, wenn nicht mit den bisherigen Mitteln lärmender Gassenjungen-Reklame.

Welche Bedeutung diese Elemente im politischen Leben Frankreichs noch haben werden, das hängt allein von der Haltung der republikanischen Parteien ab. Gelingt es, die Vertreter der jetzigen Staatsform auf ein gemeinsames, praktisch-durchführbares Arbeitsprogramm zu einigen, und hierfür wirken eifrig die besten Köpfe — dann wird nicht allein die boulangistische Episode schnell, ohne Folgen und endgültig wie ein leichter Taumel überwunden sein, sondern auch die Imperialisten und Royalisten werden sich unter diesen Umständen allmählich zu einer konservativ-republikanischen Partei umbilden müssen. Die ersten schwachen Anfänge für eine solche Entwicklung sind bereits sichtbar.

In den böhmischen Landtag hat sich die verstärkte Partei der Jungczechen so lärmend, wie nur erwartet werden konnte, eingeführt. Es ist bei den parlamentarischen Verhandlungen in Prag zu Skandalscenen gekommen, die selbst dem Grafen Taaffe kaum noch als eine Bekräftigung der vortrefflichen Wirkungen seiner Versöhnungspolitik erscheinen werden. Czechen und Deutsche sind nicht versöhnt; jetzt zerreißt Böhmen eine neue Fehde, die zwischen den Alt- und Jungczechen, von denen die einen die böhmische Selbständigkeit vom Throne erschmeicheln, die anderen sie rücksichtslos ertrotzen wollen.

Es wird keine leichte Aufgabe sein, in näherer oder fernerer Zeit das konservative System des Grafen Taaffe zu liquidiren; seine Versöhnungspolitik führte nur zu einer Verhetzung von Nationalitäten und Parteien. Kaum weniger schwierig wird sich aber dereinst auch die Liquidation eines anderen konservativen Systems vollziehen, das sich gleichfalls eine sehr schöne Devise gewählt hat; es wollte die sozialen Gegensätze versöhnen, und hat diese doch auch nur verschärft und verbittert. Das ist in Deutschland durch das Sozialistengesetz auf der einen und durch die wirthschaftliche Gesetzgebung auf der anderen Seite ausgiebig genug zu Wege gebracht worden.

Heute kann man bereits sagen, daß die Mißerfolge bei uns wie in Oesterreich gleich eklatante sind, und sie sind naturnothwendige, denn ein Ministerium, das sich auf konservative Parteien stützt, ist dazu genöthigt, aristokratische Vorurtheile und Standesbegünstigungen gelten zu lassen; auf diese Weise schafft man im Lande Gegensätze, aber man beseitigt sie nicht. Eine Versöhnung der Gegensätze des Lebens können eben weder Geschenke nach rechts und links, noch Bevorzugung hierhin und dorthin gewähren, sondern allein die strenge Gerechtigkeit des Liberalismus, die allen gleichmäßig zu Theil wird.

· · ·

Modernes Beamtenthum.

Es war im Jahre 1881, scharf wehte bereits in den höheren Regionen der Wind gegen das mobile Kapital und zu Gunsten des Großgrundbesitzes. Ein junger, aber weltkundiger Referendar hatte als schriftliche Arbeit für das Examen als Regierungsassessor einen Aufsatz über die beste Einkommensbesteuerung zu liefern und in Uebereinstimmung mit der herrschenden Richtung, machte er sich daran, in seiner Arbeit die Vorzüge einer stark progressiven Einkommensteuer zu preisen. Da erschien eines Tages unvermuthet in der „Provinzial-Korrespondenz“, dem damaligen offiziösen Organ des preußischen Ministeriums der s. Z. viel besprochene Artikel, welcher die progressive Einkommensteuer für einen Angriff auf die wirthschaftliche Kapitalbildung und in weiterer Folgerung für den ersten Schritt zum Rückfall in die Unkultur erklärte. Unser Referendar beeilte sich, die bereits fertig gestellte Examenarbeit von Grund aus umzuarbeiten und die Nachtheile der ungerechten und unwirthschaftlichen progressiven Einkommensteuer nachzuweisen. Der auf diese Weise umgestaltete Aufsatz wird ihm hoffentlich bei der Prüfung von wesentlichem Nutzen gewesen sein.

An diese kleine Erfahrung aus dem wirklichen Leben werde ich stets gemahnt, wenn ich jetzt die Thätigkeit angehender oder bereits wohlbestallter Regierungsbeamte sei es in literarischen Arbeiten, sei es in öffentlichen Reden betrachte. Nicht nur andere Länder, auch andere Zeiten, andere Sitten — heißt es mit Recht. Noch vor einem Menschenalter wäre es einem preußischen Beamten schwerlich eingefallen, in einer Broschüre oder in einem öffentlichen Vortrage seine Ansichten über die Nothwendigkeit politischer oder wirthschaftlicher Reformen auf eigener Faust vor das Forum der öffentlichen Meinung zu bringen. Die gründliche Wandlung, welche hierin eingetreten, ist in erster Linie das Resultat des mächtigen, unaufhaltsam vordringenden öffentlichen Lebens, welches in allen Verhältnissen eines modernen Staatswesens seinen Einfluß unwiderstehlich geltend macht. Die Stärkung des Staatsbeamtenthums im Reich und in den Einzelstaaten hat auch die Rückwirkung dieses Einflusses außerordentlich verstärkt. Ein junger Gelehrter, der Professor der Nationalökonomie werden will, muß eine Studie über eine wirthschaftliche oder soziale Fragen veröffentlichen; so ist es immer gewesen und nur mehr als je sichert heute die Tendenz einer

solchen Studie, wenn sie auf irgend ein staatliches Eingreifen ausgeht, ihren Erfolg. Man kann jetzt aber auch sagen, daß ein Assessor, der es schnell zum Geheimrath bringen will, nichts Besseres zu thun vermag, als einen Aufsatz, eine Broschüre über eine Agrar- oder Sozialreform zu publiziren oder in einer politischen Rede ein gleiches Thema abzuhandeln. Wer die Fluth wirthschafts- und sozialpolitischer Schriften und Vorträge, welche sich alljährlich über unser Vaterland ergießt, mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, muß betroffen sein von dem Antheil, welcher an dieser Art Litteratur auf das junge aufstrebende Beamtenthum entfällt. Hier ergeht sich ein Assessor in Untersuchungen über die Getreidezölle, die er im Interesse der Landwirthschaft noch viel höher bemessen sehen möchte, dort handelt ein Amtsrichter oder Regierungsrath die Arbeiterausstände ab, zu deren gründlicher Verhütung er irgend eine obrigkeitliche Zwangsorganisation empfiehlt. Niemand wird die Thätigkeit all dieser Autoren ohne Weiteres auf ein gewöhnliches Strebertum zurückführen, das unbekümmert um eigene Ueberzeugung Karriere zu machen sucht. Aber es bleibt doch ein beachtenswerthes Kennzeichen dieser Sorte Litteratur, daß darin ein offener Widerstand gegen die herrschende Wirthschafts- und Sozialpolitik, eine unbefangene Kritik verfehlter Maßnahmen kaum zu finden ist. Alle Reformvorschläge bewegen sich genau in derselben Richtung, welche Verwaltung und Gesetzgebung längst eingeschlagen haben. Es mag schweigen, wer in dem lauten Chor nicht einstimmen kann; aber derjenige, der die richtigen Anschauungen gewonnen hat, darf mit Recht in der litterarischen Produktion einen Hebel für die einen höheren Flug nehmende Karriere sehen.

Und seinen litterarischen Leistungen dankt unzweifelhaft auch viel der hohe Staatsbeamte, der durch eine Rede in der jüngsten Reichstagsdebatte über die Reichsbank die öffentliche Aufmerksamkeit plötzlich in besonderer, wenn auch nicht ganz schmeichelhafter Weise auf sich gezogen hat, Herr Gamp, Geheimer Ober-Regierungsrath und vortragender Rath im preußischen Handelsministerium. Zwar hat Herr Gamp im Reichstage selbst, ohne jede Zärtlichkeit für das Kind seines Geistes, lebhaft widersprochen, als ihm vorgehalten wurde, daß er seine Berufung in das Ministerium vorzugsweise seiner Schrift über den „Landwirthschaftlichen Kredit und seine Befriedigung“ verdanke, und es ist zuzugeben, daß grade diese 1883 erschienene Schrift nicht wohl seine bereits im April 1882 erfolgte Berufung als Hilfsarbeiter bewirkt haben kann. Aber Herr Gamp hat bereits als Regierungs-Assessor im Jahre 1880 ein Buch veröffentlicht, welches den volltönenden Titel führt: „Die wirthschaftlich-sozialen Aufgaben unserer Zeit auf industriellem und landwirthschaftlichem Gebiet“. Wie so manche unter vielversprechendem Aushängeschild herausgekommene Broschüre bietet auch diese für eine Gesammtreform unseres wirthschaftlichen und sozialen Lebens herzlich wenig; sie beschäftigt sich vornehmlich mit der Verlegung der industriellen Produktion auf das platte Land und der Abhilfe des landwirthschaftlichen Nothstandes, d. h. mit Fragen, deren Lösung grade von maßgebender Stelle mit einer zweifellosen Vorliebe betrieben wird. Mit einer entsprechenden Naivität fordert dabei der Verfasser die Einsetzung einer Enquete-Kommission, die aufs Haar der Kommission ähnelt, die in Sachsen die Lösung der sozialen Frage in die Hand nehmen sollte und wenn ihre Berathungen bis Mitternacht dauerten. Herr Gamp forderte damals eine Enquete-Kommission, „wie solche unlängst in England zur Untersuchung der Agrarverhältnisse eingesetzt worden ist, welche, mit genügenden Vollmachten ausgestattet, ihre Thätigkeit auf die Untersuchung der gesammten wirthschaftlichen und sozialen Lage des Landes zu erstrecken haben würde.“ An die Stelle der in England zur Untersuchung der Einzelfragen eingesetzten Untersuchungskommission bringt Herr Gamp im Handumdrehen eine Kommission zur Lösung der sozialen Frage, und er steckt auch den Berathungen dieser Kommission sogleich eine kurze Frist, indem er hinzufügt: „Findet in dieser Enquete-Kommission auch der Landtag eine geeignete Vertretung, so werden konstitutionelle Bedenken nicht dagegen erhoben werden können, daß der Regierung sofort ein bestimmter Kredit zur Verfügung gestellt wird, über den sie noch vor Beendigung der Untersuchungen der Kommission vielleicht unter Zustimmung derselben zur Verbesserung der ökonomischen Lage der Arbeiter verfügen kann. Es erscheint dieses um so nothwendiger, als selbst bei der angestrengtesten Thätigkeit der Kommission die Arbeiten derselben viele Monate in Anspruch nehmen müssen, und jeder Aufschub, wie wir oben dargethan, die wirthschaftlichen und sozialen Interessen des Landes aufs Tiefste schädigt.“ Wie schade, daß diese Gamp'sche Kommission nicht vor neun Jahren wirklich eingesetzt worden ist. Denn wenn sie auch „viele Monate“ zur Erfüllung ihrer großen Aufgabe gebraucht haben sollte, so würde doch nach den Absichten des Autors für die wirthschaftlich-sozialen Nothstände unserer Zeit längst Abhilfe geschafft sein, und Herr Gamp brauchte sich nicht mehr zu plagen, im Interesse der deutschen Landwirthschaft dafür zu kämpfen, daß die Reichsbank schlechte Wechsel diskontirt und dem Termingeschäft der deutschen Börsen der Garaus gemacht wird.

Leider ist der entscheidende Zeitpunkt für die Einsetzung einer solchen Reformkommission schmählich verpaßt worden, und was über den Mißerfolg der Schrift in dieser Hinsicht einigermaßen trösten muß, ist allein die Thatsache, daß der Verfasser einige Zeit darauf als Hilfsarbeiter in das preußische Handelsministerium berufen und neun Monate später zum vortragenden Rath befördert wurde. Leider ist aber der Sozialreformator Gamp mit dieser Aufwärtsbewegung gleichzeitig von dem einstigen Schwunge seiner Ideen tief hinabgeglitten, so tief, daß er in der letzten Reichsbankdebatte nur noch als der Vertreter einer einseitigen und beschränkten agrarischen Interessenpolitik erscheinen konnte. Herr Gamp hat die Forderung aufgestellt, daß die Reichsbank dem Landwirth gegen Wechsel mit einer Unterschrift auf Jahresfrist Kredit gewähre und sich dabei, zur Deckung des höheren Risikos, durch einen höheren Zinssatz, nöthigenfalls bis 15 Prozent, schadlos halte. In drastischer Weise ist ihm darauf erwidert worden vom Reichsbankpräsidenten von Dechend, daß Herr Gamp der Reichsbank zumuthe, Reitwechsel zu diskontiren und vom Abgeordneten Dr. Bamberger, daß Herr Gamp die Reichsbank auffordere, Wucherzinsen zu nehmen. Man hat sich in kaufmännischen Kreisen darüber gewundert, daß ein vortragender Rath im Handelsministerium nicht besser über das Wesen des Wechseldiskontgeschäfts unterrichtet ist, daß ein solcher Beamter sich in parlamentarischer Diskussion darüber belehren lassen muß, welche Aufgaben die Reichsbank zu erfüllen hat; man hat es nicht begreifen können, daß ein einflußreicher Rathgeber des preußischen Handelsministers so wenig von Handel und Verkehr verstehen könne, um das Centralkreditinstitut des Deutschen Reiches zu einer Pumpstelle für zahlungsunfähige Gutsbesitzer machen zu wollen.

Aber dieses Erstaunen der gewerbtreibenden Kreise beweist nur, daß dieselben den Bestrebungen des Herrn Gamp und der Beamten seinesgleichen bisher keineswegs die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben. Herr Gamp hat nicht allein — und zwar bereits als vortragender Rath im Handelsministerium — ein Buch über den landwirthschaftlichen Kredit geschrieben, in dem er genau dieselben Ansichten über die Ausnutzung der Reichsbank im agrarischen Interesse entwickelt, wie in seiner Reichstagsrede über das Bankgesetz, sondern er hat auch in den Angriffen auf das Termingeschäft der deutschen Börsen eine hervorragende Stellung eingenommen. Am 19. Mai d. J. hat er, auch als Reichstagsabgeordneter, gelegentlich einer Petition um Verbot des Terminhandels, eine Rede gehalten, welche beweist, daß er der Frage des Termingeschäfts genau mit demselben Maße von Unbefangenheit und Sachkenntniß gegenübersteht, wie der Bankfrage. Die eigenartige Schwierigkeit des Stoffes und der späte Zeitpunkt der Verhandlung haben damals eine gründliche Abfertigung dieser Gamp'schen Ausführungen verhindert; aber das Versäumte ist in trefflicher Weise nachgeholt worden in einer kürzlich über diese Frage erschienenen

Schrift*). Hier wird dem vortragenden Rath im Handelsministerium in ebenso sachkundiger wie scharfsinniger Argumentation nachgewiesen, daß er von dem Wesen und der Bedeutung des Terminhandels nichts versteht und statt auf eine Förderung des Handels, wie man sie wohl nicht mit Unrecht von einem Beamten in solcher Stellung erwarten dürfte, auf eine weitreichende Beschränkung der Vertragsfreiheit der Kaufleute ausgeht, wie sie bisher nur von kurzsichtigen Agrariern gefordert worden ist. Verständlich wird nach diesen Erfahrungen auch erst jenes handelsministerielle Reskript, welches dem Berliner Börsenvorstande auseinandersetzte, daß die Aufgabe der Produktenbörse sei, den inländischen Getreideproduzenten lohnende Preise für ihre Erzeugnisse zu verschaffen.

Wenn auch nicht in bestimmter Absicht, so wirkt doch thatsächlich Herr Gamp vornehmlich als Protektor der agrarischen Interessenpolitik, welche heute unsere Gesetzgebung ohnehin beherrscht, und diese Wirksamkeit entfaltet er ebenso in seiner amtlichen Stellung wie in seiner Nebenthätigkeit als Schriftsteller und Abgeordneter. Die neue Organisation der Reichsbank soll dem Landwirth sein Recht auf Kredit sichern, die Umgestaltung der Börsen durch Vernichtung des Termingeschäfts soll dem Landwirth zu seinem Recht auf Profit verhelfen. Und wenn es schließlich auffällt, daß in diesem Falle ein hoher preußischer Beamter, der unter dem Reichskanzler steht, einem hohen Reichsbeamten opponiren konnte, der ebenfalls unter dem Reichskanzler steht, so ist zu bedenken, daß das herrschende System allerlei Vorstößen freien Spielraum gewährt, wofern sie nur in einer genehmen Richtung erfolgen.

In packendem Gegensatz traten sich in der Debatte über die Reichsbank die Vertreter des alten und des modernen Beamtenthums gegenüber. Herr von Dechend hat keineswegs allezeit die allgemeine Anerkennung für seine Verwaltung geerntet, welche ihm am 8. d. M. neidlos und widerspruchslos von allen Seiten dargebracht wurde; er hat als Leiter der früheren preußischen Bank wegen büreaukratischer Neigungen manche Anfeindungen erfahren und aus seiner Thätigkeit als Berather bei Einstellung der Silberverkäufe ist ihm nicht mit Unrecht ein gewichtiger Vorwurf gemacht worden. Aber in dieser Debatte zeigte er unbestritten den Typus der alten preußischen Beamten in seiner besten Form: eine überlegene Sachkenntniß, ein keiner herrschenden Tendenz weichendes Pflichtgefühl, ein unbeirrtes Festhalten des allgemeinen Interesses. Eine wenig beneidenswerthe Rolle spielte daneben der Typus des modernen Beamtenthums, wie ihn Herr Gamp vertrat; hier zeigte sich allen Augen wahrnehmbar ein sehr gründlicher Mangel an Sachkenntniß, ein der herrschenden Richtung folgender Reformeifer, eine souveräne Geringschätzung der im freien Gewerbsleben thätigen Kräfte zu Gunsten einer den agrarischen Interessen dienenden Staatsallmacht. Ueber das Schicksal des deutschen Staatslebens wird nicht zum mindesten der hier hervorgetretene Gegensatz entscheiden.

Priscus.

Ueber kommunale Politik.

Im diesjährigen Julihefte der Schmoller'schen Jahrbücher findet sich ein Aufsatz des Herrn Dr. Otto Gerland, Senators und Polizeidirigenten in Hildesheim, der eine gewisse Beachtung verdient, nicht sowohl wegen seines eigentlichen Inhalts, als hinsichtlich der darin zu Tage tretenden Anschauungen über kommunale Verwaltung. Der Verfasser fordert eine einheitliche Städteordnung für Preußen, das sich bekanntlich in seinen verschiedenen Theilen zur Zeit nach einer ziemlich bunten Gesetzgebung auf diesem Gebiete erfreut, und er stellt die Grundsätze zusammen, die nach seiner Ansicht für eine gemeinsame Städteordnung maßgebend sein müßten.

Wir möchten vorweg bemerken, daß wir den bestehenden Zustand für ein sonderliches Unglück nicht halten und ein Einschreiten der Gesetzgebung nicht wünschen. Will man die letztere für die Kommunen in Bewegung setzen, so dürften sich wichtigere Probleme finden lassen: wir wollen hier nur an die Reform des kommunalen Finanzwesens erinnern.

Wenn wir uns dessenungeachtet mit der Gerland'schen Arbeit beschäftigen und sie zum Ausgangspunkt nachstehender kleinen Betrachtung machen, so geschieht dies, weil die freilich nur in beiläufigen Bemerkungen hervortretende Auffassung des Verfassers über kommunale Politik unseren Widerspruch herausfordert und um so weniger ignorirt zu werden verdient, als sie offenbar die Meinungen und Ansichten gewisser Kreise unseres höheren Beamtenthums getreulich wiederspiegelt.

Herr Dr. Gerland wirft, um die Grundlagen für seine einheitliche Städteordnung zu gewinnen, u. A. die Frage auf: „wie ist die städtische Verwaltung einzurichten?" Hierbei stellt er das in den östlichen Provinzen, in Hannover, Westfalen, Schleswig-Holstein und Nassau geltende sog. Magistratssystem dem rheinländischen Bürgermeistersystem gegenüber. Nach Aufzählung der bekannten beiderseitigen Vorzüge und Nachtheile entscheidet er sich für eine vermittelnde Einrichtung, wie sie in Kurhessen eingeführt ist. Es hätte vielleicht näher gelegen, auf die kommunale Provinzialverwaltung zu exemplifiziren, in welcher bekanntlich, — was dem Verfasser augenscheinlich als Ideal gilt, — der Landesdirektor die laufende Verwaltung führt, während die eigentliche Exekutive durch den Provinzialausschuß geübt wird. Indessen es liegt nicht in unserer Absicht, auf die Streitfrage, ob büreaukratische, ob kollegiale Verfassung vorzuziehen, hier näher einzugehen; mitunter taugen beide nicht viel, wie auch in beiden tüchtiges geleistet werden kann. Men, not measures. Es giebt büreaukratisch organisirte Verwaltungen, die an Schwerfälligkeit nichts zu wünschen übrig lassen, wie es Kollegien giebt, die, zumal unter genialer Führung, jeder Zeit eine frische und kräftige Initiative zu entwickeln gewußt haben.

Herr Gerland macht nun aber hierbei folgende Bemerkung (S. 168):

„Obwohl man sagen könnte, daß das Bürgermeistersystem der jetzigen Organisation der Landesverwaltung entsprechen möchte, indem es gewissermaßen eine Analogie der Stellung des Landraths oder Regierungspräsidenten bildet, so möchte es doch nicht angemessen erscheinen, in der städtischen Verwaltung, wo es sich regelmäßig weniger um ein schnelles verantwortliches Eingreifen (welches mehr der Ortspolizei überlassen bleibt) als um die Verwaltung von mehr oder weniger vermögensrechtlichen Angelegenheiten handelt, den Schwerpunkt der Verwaltung in die Thätigkeit eines einzelnen Mannes zu legen."

Gegen den hier kund gegebenen Standpunkt möchten wir uns mit allem Nachdruck wenden, denn es dürfte mit ihm eine völlige Verkennung der Aufgaben kommunaler Verwaltung verbunden sein. Die Städte, in denen nach diesem Rezept regiert wird, scheinen uns schlecht berathen, und wir möchten diejenigen Vorsteher größerer Städte, deren Witz sich in „der Verwaltung von mehr oder weniger vermögensrechtlichen Angelegenheiten" erschöpft, ihrer Stellung nicht für gewachsen halten. Daß in der Gemeinde, wie in jedem politischen Organismus, die Frage nach der Anpassung des Bedarfs an die vorhandenen Mittel und umgekehrt der Mittel an den Bedarf von ganz hervorragender Bedeutung wird, ist ja unbestreitbar. Allein offenbar hat dieser Gesichtspunkt dem Verfasser durchaus fern gelegen, das geht schon aus der Gegenüberstellung mit der Polizei hervor, welcher er hier und anderwärts in seinen Schriften die wichtigsten Funktionen des öffentlichen Lebens mit Beflissenheit vindizirt.

Ohne Frage hat die moderne Entwicklung größerer Bevölkerungscentren die Leitung derselben zu einer der

*) Heft 85/86 der „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen" mit dem Titel: Der Kreuzzug wider den Terminhandel. Von E. T. Berlin, L. Simion.

schwierigsten Aufgaben neueren Staatslebens gemacht. Es hat das verschiedene Ursachen. Zunächst strebt eine jede Stadt, und je größer sie wird, desto mehr, nach Universalität; eine jede sucht alle diejenigen geistigen und wirthschaftlichen Funktionen in sich zu vereinigen, die überhaupt städtischen Sitzes fähig sind. Immer mehr konzentrirt sich das intellektuelle und ökonomische Leben der Nation in den großen Städten. Ist doch die Bevölkerungszunahme der neueren Zeit fast durchweg Städtewachsthum, was um so mehr bedeutet, als die Zunahme hauptsächlich durch Zuzug aus den kräftigsten Altersklassen der Bevölkerung erfolgt. Nur Verblendung kann dieses Wachsen der Städte für ein Unglück halten. Je höher die Gesammtbevölkerung steigt, desto weniger wirthschaftlich wäre es, menschliche Nerven- und Muskelarbeit — jetzt das kostbarste Gut — für rohe Landarbeit zu verwenden, desto mehr muß mechanische Naturkraft in die Bodenproduktion eingesetzt werden. Gerade die fortgeschrittensten Länder Europas weisen die höchsten Prozentsätze städtischer Bevölkerung nach: England 61, Schweden nur etwas über 10 Prozent.

Ein anderer Faktor kommt hinzu, um die Schwierigkeiten der Aufgabe zu erhöhen: die Thatsache, daß die Mischung der eigentlichen Niederlassungsbestandtheile in jeder Stadt eine andere ist. Der Charakter einer jeden Stadt ist deshalb ein eigenthümlicher, individueller; jede ist das Ergebniß einer besonderen Geschichte und Entwicklung, das Resultat einer Kette von Kämpfen und Veränderungen, die so nur an dieser Stelle stattgefunden haben. Mit der steigenden Arbeitstheilung hat eine jede Gemeinde einen eigenthümlichen Antheil des sozialen Gesammtlebens durchzuführen, jede hat ein eigenartiges Territorium, jede eine besondere Lage und Umgebung.

Diese beiden Momente, das stete quantitative und qualitative Wachsthum und die spezifische, jedesmal besonderem Studium zu unterwerfenden Verschiedenheiten der Kommunen, haben die Städteverwaltung zu einer so schwierigen Kunst gemacht. Zu einer Kunst; handwerksmäßige Routine reicht nicht aus. Gerade hier machen sich die Einflüsse einer naturgemäß wachsenden Dezentralisation, welche immer neue Aufgaben den Gemeinden überweist, machen sich die stetig gesteigerten Ansprüche großstädtischer Bevölkerung auf kulturelle Reformen aller Art energisch geltend. Wie verfehlt erscheint es unter diesen Umständen, die „Verwaltung vermögensrechtlicher Angelegenheiten" in den Vordergrund zu stellen, als ob in der modernen Städteentwicklung der rein fiskalische Standpunkt anders als etwa aus der Seele des Stadtkämmerers heraus überhaupt noch eine Berechtigung hätte! Greifen wir einen beliebigen Zweig städtischer Verwaltung heraus, überall erblicken wir dieselbe expansive Tendenz, dasselbe Streben immer neuen, weiteren Aufgaben ethischer und wirthschaftlicher Natur sich zuzuwenden. Was ist in den letzten Dezennien aus der städtischen Armenpflege geworden! Ursprünglich ein ziemlich büttelmäßig betriebenes Zwangsmittel gegen Bettelei und Vagabondage ist sie herausgewachsen zu einer die verschiedenartigsten Richtungen gemeinnützigen Wirkens umfassenden, eminent sozialpolitischen Thätigkeit. Gewiß gibt es noch heute Armenverwaltungen, deren ganze administrative Kunst darin besteht, mit möglichster Intensität die verauslagten Kosten von den anderweit verpflichteten Korporationen, von Kassen, Dienstherren, Angehörigen wieder beizutreiben — aber man wird diese, die Armenpflege lediglich als „vermögensrechtliche Angelegenheit" betrachtende Auffassung als auf der Höhe moderner Anschauung befindlich schwerlich bezeichnen können. Die zunehmende Proletarisirung der arbeitenden Klassen und ihre Konzentration in den größeren Städten, die unaufhörliche Gefahr, in der sich Hunderttausende und Millionen stetig befinden, in wirkliche Armuth — im armentechnischen Sinne — zu versinken, an deren Grenze sie unausgesetzt wandeln, haben der Armenpolitik völlig neue Ziele eröffnet. Die Ueberzeugung von der Bedeutung der Prophylaxe hat auch hier sich Bahn gebrochen. Der Bau von Arbeiterwohnungen, die Bekämpfung der Trunksucht, die hauswirthschaftliche Ausbildung der Mädchen und Frauen, die Beförderung des Spartriebs — das und vieles andere sind Fragen, deren Studium eine weitblickende Kommunalpolitik sich heute gar nicht mehr entziehen kann. Im Unterrichtswesen zeigt sich die gleiche Erweiterung des Aufgabenkreises. Wir wissen nicht, ob Herr Dr. Gerland auch diesen Zweig städtischer Verwaltung als „vermögensrechtliche Angelegenheit" behandelt wissen will: in diesem Falle freilich müßte auf gewisse Postulate der Neuzeit, auf Fortbildungsschulen, auf Ausdehnung des Unterrichtsstoffs in der Elementarschule, auf Handfertigkeitsunterricht u. s. w. von vornherein verzichtet werden, weil durch alle diese Dinge zweifellos neue Anforderungen auch an die finanzielle Leistungsfähigkeit der Kommunen herantreten. Mit einem Wort, es gibt wohl überhaupt kein Gebiet, auf welchem gegenwärtig der gemeindefiskalische Standpunkt maßgebend sein kann und darf: überall tauchen unaufhörlich neue Probleme auf, die eine ganz andere Behandlung erheischen als die lediglich vom Standpunkt des Geldbeutels. Der Aufschwung im Transport- und Kommunikationswesen kann die Städteverwaltungen veranlassen, die neuen Mittel auf die eine oder andere Weise, direkt oder indirekt der städtischen Bevölkerung nutzbar zu machen. Die Lebensmittelversorgung, dem Prinzip der gesteigerten Arbeitstheilung folgend, geht in den großen Städten langsam aber sicher einer Umwandlung entgegen; wie beispielsweise mit der Errichtung von Schlachthäusern und Viehmärkten die Fleischversorgung eine andere, das Schlächtergewerbe in großem Umfang zum Fleischhandel wird, so wendet man sich hinsichtlich der Märkte von dem früheren Ideal vorsorglicher Stadtobrigkeiten — dem ausschließlichen und direkten Verkehr zwischen produzirender Landbevölkerung und konsumirenden Städtern — mehr und mehr ab. Die reichliche Zufuhr und geeignete Konzentration der Lebensmittel wird eine höchst wichtige Aufgabe kommunaler Politik. Es mag ferner auf die in der Fachlitteratur neuerdings wieder vielfach ventilirte Frage hingewiesen werden, inwieweit es möglich ist, die bei der Lichterzeugung, namentlich der elektrischen, gewonnene Kraft für das Gewerbe in Form von Kleinkraftmotoren nutzbar zu machen: ein Problem, von dessen Lösung Optimisten bekanntlich einen neuen Aufschwung für das Handwerk erhoffen, insofern es dem Großbetriebe gegenüber in ganz anderer Weise wie bisher konkurrenz- und leistungsfähig werden könnte. Und wenn man nur gar erst an die großartigen Maßnahmen denkt, zu welchen die Forderungen der Hygiene auf den verschiedensten Gebieten gedrängt haben und immer weiter drängen — an die Wasserwerke und Kanalisation, an die ganz neuen Gesichtspunkte bei der Bebauung, wenn man die verschiedenartigen gewerbepolitischen Aufgaben berücksichtigt, die Errichtung von Fachschulen, die Schiedsgerichte, die Förderung des Kassenwesens, die Einigungsämter — dann wird man wahrlich nicht sagen können, daß es „mehr oder weniger vermögensrechtliche Angelegenheiten sind", die im Schooße eines städtischen Kollegii verhandelt werden.

Wo ist nun aber, so könnte man hiernach zweifelnd fragen, die Grenze kommunaler Thätigkeit, wie ist zwischen dem unaufhörlich wachsenden Aufgaben und der theilweise recht beschränkten finanziellen Leistungsfähigkeit ein normales Verhältniß herzustellen? Wie sind die Gebiete abzustecken, die staatlicher Thätigkeit nach oben, individuellem, privatem Wirken nach unten ein für allemal vorbehalten bleiben müssen? Man kann darauf nur erwidern, daß eine allgemeine, erschöpfende Antwort nicht gegeben werden kann angesichts der außerordentlich großen Verschiedenheiten der städtischen Organismen. Einer Handelsstadt frommt vielleicht anderes als der Industriestadt, einer aufblühenden anderes als der herabgehenden, einer rührigen, hochentwickelten Bevölkerung anderes, als der kulturell tiefstehenden indolenten, einer an der großen Völkerstraße belegenen, reichen Kommune anderes als der der Woge des Verkehrs entzogenen armen. Es kann sich unter günstigen Verhältnissen möglicherweise nur darum handeln, mit den wachsenden Anforderungen Schritt zu halten, etwaige Hindernisse eines gesteigerten Verkehrs zu beseitigen, während es

anderwärts gilt, durch energische Initiative, durch positive Neuschöpfungen der Ungunst der Verhältnisse entgegenzutreten, Handel und Wandel zu heben und zu beleben. Und weiter wird man eine Scheidung zu machen haben: Unternehmungen wie der Bau von Wasserleitungen, Kanalisationsanlagen, Schulen müssen zunächst ohne besondere Rücksicht auf die Finanzlage ausgeführt werden, weil sie nicht nur die Steuerkraft der Bevölkerung unmittelbar oder mittelbar erhöhen, sondern gewissermaßen das Existenzminimum großstädtischer Bevölkerungen ausmachen. Ebenso wird man Einrichtungen wie Schlachthäuser, Markthallen nicht leicht der Privatspekulation überlassen dürfen, da die Interessen der Allgemeinheit die gemeinnützige Betriebsweise derartiger Anstalten wünschenswerth machen. Bei anderweitigen Instituten dagegen, bei Beleuchtungsanlagen, Transportunternehmungen u. dergl. wird man die oben hervorgehobenen Gesichtspunkte zu berücksichtigen haben und hierbei unter Umständen energisch darauf bedacht sein müssen, der Kommune zugleich eine Einnahmequelle zu sichern. Weniger bedeutungsvoll erscheint uns eine mehr akademische Unterscheidung, die hinsichtlich der von den Kommunen zu erfüllenden Aufgaben gemacht worden ist, insofern man einem Aufgabenkreis der allgemeinen Staatsinteressen den der örtlichen Sonderinteressen gegenüberstellt und den letzteren für besonders ausdehnungsfähig erklärt. Denn diese Distinktion begreift in sich offenbar keinen absoluten, höchstens einen graduellen Gegensatz. Richtig ist zwar, daß bei der Armenpflege und dem Unterricht, beim Polizei- und Militärwesen, bei den Einrichtungen des Verkehrs es sich zunächst um die Erfüllung von Pflichten handelt, die von Staatswegen den Kommunen überwiesen sind. Allein wir sahen bereits oben, wie auch innerhalb dieses Aufgabenkreises dem individuellen Belieben der betheiligten Städte ein weiter Spielraum gelassen ist. In der Armen- und Krankenpflege, im Unterrichtswesen, bei den Einrichtungen für Hygiene und Verkehr pflegt von großen Kommunen ganz erheblich mehr geleistet zu werden, als die strikte Erfüllung staatlicher Pflichten verlangt, eben weil hier überall staatliche und lokale Interessen sich aufs innigste berühren. Durchweg macht sich auf diesen Gebieten in den großen Städten als ein schwerwiegendes Moment jene Erhöhung der Ansprüche geltend, die sich aus der besonderen Art städtischen Gemeinlebens, der größeren Verbreitung von Wohlstand und Bildung, den Eigenthümlichkeiten des geselligen und Erwerbslebens ergibt. Deshalb ist es schwer zu sagen: bis hierher hat das absolut Nothwendige zu gehen, und hier fängt die spezifisch kommunale Fürsorge an. Verlangt doch beispielsweise die Eigenthümlichkeit städtischen Lebens nicht nur die Anlage von Straßen und Plätzen in den Grenzen nothwendigen Verkehrsbedürfnisses, sondern auch geschmackvolle Ausstattung derselben, das Vorhandensein von Erholungsstätten und Spaziergängen; wie sie sich auch nicht mit der staatlicherseits geforderten Befriedigung elementaren Unterrichtsbedürfnisses begnügt, sondern darüber hinaus Anstalten für höhere Bildung, ja für Unterhaltung und Belehrung (Theater, Museen u. dergl.) schafft. Und wie endlich die Thätigkeit der Kommunen nicht an der Grenze der Armenpflege Halt macht, nothdürftig für Obdach, Nahrung, Kleidung sorgt, sondern an den Bau großartiger Krankenhäuser, Waisenanstalten, Hospitäler u. s. w. herangeht, so sucht sie auch neben und außer dem Geschäftskreise der eigentlichen Wohlfahrtspolizei zahlreiche andere heilsame und auf Annehmlichkeit der Bürgerschaft zielende Aufgaben zu erfüllen.

Ist somit bei Absteckung der Grenzen kommunaler Thätigkeit nach oben wie nach unten ein formell gültiges Prinzip schwer aufzustellen, so kann man andererseits fragen, ob es sich nicht, zumal Angesichts des wuchtigen Schritts unseres modernen Staatssozialismus, aus allgemeinen Gründen empfiehlt, den Aufgabenkreis einzuschränken, privater Initiative auch für die großen gewerblichen Unternehmungen kommunalen Charakters das Feld frei zu geben. Man braucht deshalb gewiß nicht gleich soweit zu gehen, wie der Verfasser des mehrerwähnten Aufsatzes, welcher augenscheinlich der städtischen Verwaltung nur die Stellung als Verwalterin städtischen Vermögens eingeräumt wissen will, welche im Uebrigen die ihr obliegenden Zwangspflichten unter steter Betonung des gemeindefiskalischen Standpunkts zu erfüllen hat. Allein es ist nicht zu verkennen, daß die stete Erweiterung der Aufgaben, ganz abgesehen von der finanziellen Seite der Frage, gewisse Mißstände mit sich führen muß: wir möchten hier nur auf die allgemeinen Gefahren aller monopolisirten Betriebe, auf die einer Zersplitterung der Kräfte und eines schließlich leicht monströs werdenden Verwaltungsapparats hinweisen. Nichtsdestoweniger glauben wir behaupten zu können, daß auch große Kommunen, wie die Dinge zur Zeit bei uns liegen, und sofern im Uebrigen geeignete Voraussetzungen vorhanden sind, ihre Thätigkeit nicht einzuschränken nöthig haben, weil in der Selbstverwaltung ein wirksames Korrektiv gegen etwaige kommunalsozialistische Tendenzen gegeben ist, welches das dem rein staatlichen Betriebe anhaftende Odium sicherlich erheblich vermindert. Im Uebrigen dürfte den Kommunalverwaltungen der Gegenwart und den Mitgliedern städtischer Körperschaften vielleicht als eine besondere, wichtige, bereits vielfach geübte Thätigkeit die Aufgabe zufallen, vermöge ihres die kommunalen Verhältnisse übersehenden Standpunkts anregend, berathend, helfend auf die freie Initiative der Bürger nach Kräften hinzuwirken und dieselbe auf allen Gebieten städtischen Lebens immer mehr zu ungehinderter Entfaltung zu bringen.

Danzig. Richard Witting.

Parlamentsbriefe.

III.

Die Diskussion des Bankgesetzes gab Anlaß zu einer zwar kurzen, aber belehrenden Sitzung. Belehrend freilich nicht für denjenigen, der seine Kenntnisse über Bankeinrichtungen vermehren möchte, aber doch für denjenigen, der seine Kenntniß von den krausen wirthschaftlichen Vorstellungen, die jetzt in den Köpfen spuken, erweitern möchte. In der Rede des Abgeordneten Gamp vermißte man jede Erkenntniß von dem, was das Zettelbankwesen in seiner zweihundertjährigen Existenz geleistet und welche Funktionen es übernommen hat; dagegen trat das Verlangen hervor, daß das Reich demjenigen leihen soll, der sich durch ein augenblicklich empfundenes Borgbedürfniß als ein wirthschaftlich schwacher ausweist.

Zwei Anträge, die sich in früheren Sessionen von Seiten des Bundesraths die volle Anerkennung ihrer Berechtigung erworben hatten, betreffend die Reform des veralteten Militärstrafprozesses und den Gerichtsstand der pensionirten Offiziere, wurden in dieser Session von der freisinnigen Partei wieder aufgenommen und hatten das Schicksal, in Abwesenheit jedes Bundeskommissars verhandelt zu werden. In früheren ähnlichen Fällen wurde diese Enthaltsamkeit damit motivirt, daß die gestellten Anträge sich nicht innerhalb der Kompetenz des Reichstags bewegten. Diesen Einwand kann man diesmal unmöglich erheben. Wie weit durch ein solches demonstratives Fernbleiben die Würde des Reichstags berührt wird, das möge die Majorität ermessen; die freisinnige Partei hat deren Interessen nicht wahrzunehmen.

Zu sehr ausführlichen Erörterungen gab der Antrag Anlaß, der sich auf die Verhütung von Wahlbeeinflussungen bezieht. Die Majorität entschloß sich zur Annahme einer Resolution, welche die Ansicht ausspricht, daß Wahlbeeinflussungen, von ganz vereinzelten Ausnahmefällen abgesehen, die schon ihre Rüge erhalten hätten, nicht vorkommen. Das ist eine Frage, über welche Diskussionen nicht leicht zum Ziele führen können. Jeder einzelne Wähler im Deutschen Reich weiß, wie oft und mit welchen Mitteln ein Druck auf ihn ausgeübt worden ist und wird sich sein

Urtheil selbst darüber bilden können, ob Herr Rickert mit seinem Antrage oder Herr Müller mit seiner Resolution Recht hat. Diejenigen Fälle von Beeinflussungen, die in Protesten an den Reichstag und in Beschwerden an die Regierung zur Sprache gebracht worden sind, sind nur einzelne typische Vertreter des ganzen Systems. In allen Fällen, in denen die Wahl zu Gunsten dessen verläuft, gegen den eine amtliche Beeinflussung ausgeübt worden ist, liegt ein Anlaß zur Erhebung eines Protestes überhaupt nicht vor. In vielen anderen Fällen unterbleibt er aus Bequemlichkeit, weil die Verfolgung solcher Proteste nicht gerade eine dankbare Aufgabe ist. Die Wahlprüfungskommission hat sich während der jetzt ablaufenden Legislaturperiode auf den Standpunkt des Richters in Civilprozessen gestellt, für welchen dasjenige, was nicht in den Akten steht, überhaupt nicht in der Welt ist, und die Majorität des Plenums ist auf diesen Standpunkt gefolgt. Das System der Wahlbeeinflussungen ist es gerade, welches der heutigen Zeit seine Signatur gibt und die Behauptung rechtfertigt, daß wir in eine reaktionäre Epoche eingetreten sind. Wären die Wahlen frei, so könnte allerdings eine Reaktion nicht gedeihen. Kaiser Friedrich hegte die Ueberzeugung, daß die Wahlen nicht frei seien und entließ den Minister, dem er die Schuld der Unfreiheit beimaß.

Die Budgetberathung im Plenum ist bisher über die ersten Anfänge nicht hinausgediehen. Von Interesse waren die Erörterungen, die sich an die Errichtung des Denkmals für den Kaiser Wilhelm knüpften. Der Staatssekretair von Bötticher gab die Zusicherung ab, daß das Material, welches sich bei der Jury der Preisrichter aufgehäuft hat, dem Reichstage in seinem vollen Umfange zugänglich gemacht werden soll, und so wird sich die Möglichkeit bieten, über diese wichtige Frage eine eingehende sachliche Diskussion zu führen, während sich bisher die Neigung gezeigt hat, auf Grund vorgefaßter Meinungen eine Entscheidung zu fällen.

Die Arbeiten der Budgetkommission lassen erkennen, daß die Majorität keine Neigung hat, einen Abstrich an dem überhohen Etat zu machen. Namentlich scheint ihr die Einsicht noch nicht aufgegangen zu sein, daß die in der Kolonialpolitik beschrittenen Wege uns zu Zielen führen, welche die Finanzkraft des Deutschen Reiches auf eine harte Probe stellen. Bisher ist noch keine einzige ernsthafte Ersparniß beschlossen worden und der verantwortliche Reichsfinanzminister, den Herr von Bennigsen ersehnt, und der allein solche Ersparnisse durchsetzen könnte, ist noch nicht da und wird von Herrn von Bötticher als ein Hirngespinnst bezeichnet, das allein in dem Kopfe des Herrn von Bennigsen herumspukt.

Die Thätigkeit der Kommission für das Sozialistengesetz scheint einen großen Umfang annehmen zu wollen. Die ganze erste Sitzung wurde von dem Versuche des Herrn Kulemann absorbirt, die Gedanken, auf denen das Sozialistengesetz beruht, in den Formen des gemeinen Rechts festzulegen. Herr Kulemann hat sich das Verdienst erworben, den Beweis zu führen, daß eine solche Umarbeitung nicht möglich ist, und wenn er sich dieses Verdienst auch unfreiwillig erworben hat, so ist es darum nicht minder groß. Er selbst hat vor mehr als einem Jahre seine Hand an dieses schwierige Unternehmen gelegt, und er hat schließlich, indem er seinen Antrag zurückzog, zu erkennen gegeben, daß sein Versuch mißglückt sei. Ein Anderer als Herr Kulemann scheint aber nicht mehr geneigt, den Versuch zu unternehmen. Die Regierung versichert unermüdlich, daß es nicht ihre Absicht sei, einen Druck auf die Ueberzeugungen auszuüben; die Art, wie das Gesetz gehandhabt wird, zeigt aber täglich von Neuem, daß die untergeordneten Organe derselben in der That glauben, mit mechanischen Mitteln gegen Ueberzeugungen kämpfen zu können, und in diesem unmöglichen Bemühen treiben wir uns seit elf Jahren umher.

Proteus.

Zum Gedächtniß.

Eindrücke von der Pariser Weltausstellung.

Wenn ein berühmter Todter die Augen geschlossen hat, so ist es üblich das Bild des Entschlafenen in großen Zügen zum Gedenken fest zu bannen. Auch aus der Pariser Weltausstellung ist das Leben gewichen, die Pforten haben sich geschlossen und bald wird das eigenartige Gesammtbild zerfallen und verweht sein, kaum daß einige der bedeutendsten Bauten noch daran erinnern. Vielleicht ist dieser Augenblick nicht ungeeignet, um sich nochmals zu vergegenwärtigen, was dem Auge zwischen Trocadero und Maschinenhalle sich bot, und welche Eindrücke sich aus dieser überwältigenden Fülle der Erscheinungen mit hinfort nehmen ließen; nicht am Einzelnen soll bei solchem Unternehmen der Blick haften bleiben, nicht was in der Ausstellung war, sondern was die Ausstellung war, welche Wirkung aus der Gesammtheit alles Einzelnen sich zusammenfügte, das mag im Bilde der Erinnerung festgehalten werden.

Wie sah sie aus, als sie noch im glänzenden Sonnenschein, durchfluthet von Besuchern, dalag, eine gewaltige Riesenblume, die nun auch der Herbst geknickt hat. — — —

Von einer Anhöhe blickt der Trocadero herab. Der Hügel, auf dem in weitem Rund das Gebäude sich hinzieht, ist nicht hoch; doch hoch genug, um die schwere Steinmasse aus dem Häusermeer der Großstadt wirkungsvoll herauszuheben; es war eine nüchterne Phantasie, welche diese Baulichkeiten geschaffen hat; kein Detail ist künstlerisch reizvoll; aber das Auge wird auch nirgends durch eine herausfordernde Häßlichkeit verletzt. Der Blick, der langsam an diesen Mauern und Arkaden entlang gleitet, bringt dem Geist und dem künstlerischen Empfinden keine Anregung irgend wie besonderer Art; man erschaut schlichte, hausbackene Tüchtigkeit, die eine große Aufgabe anständig, doch ohne Schwung, ein wenig gesucht bewältigt hat. Mit diesen Eigenschaften bedeutet der Trocadero für sich selbst sehr wenig; aber er war werthvoll, um einem farbenprächtigen, reichbewegten und leicht verwirrenden Bilde als ruhig kraftvoller Abschluß zu dienen. Wie eine einfache und feste Küstenlinie, so begrenzte er auf der einen Seite die wogende Fülle von Menschen und Baulichkeiten, von Statuen und Baumgruppen, die sich in der Ausstellung zusammendrängten.

Vom Hügel des Trocadero abwärts ziehen sich breite Rasenflächen; mit leichtem Plätschern, in kleinen und großen Cascaden, rieselte Wasser über sie hin, um weiter unten in weitem Becken sich zu sammeln; und dem Laufe des Wassers folgen Wege, die sich zwischen Blumen zum Seineufer herniederschlängeln. Man betritt die Seinebrücke; leicht hätte sie eine werthvolle Einzelheit in dem Gemälde bilden können; aber sie war durch ein Zeltdach, das die Besucher vor dem Regen schützen sollte, aus dem Ueberblick gleichsam fortgewischt.

Gegen das Ungemach der Witterung waren die großen Wege, welche die verschiedenen Hauptgebäude der Ausstellung mit einander verbanden, durch Wandelgänge geschützt. Diese nach den Seiten offenen, nur oben zeltartig überdeckten Hallen, waren zu niedrig, um den allgemeinen Ueberblick stören zu können. Die Seinebrücke dagegen, die bei aller Breite doch nur eine Brücke ist, begrub ein solches Zeltdach vollkommen. Vor dem Regen sicher wandelten die Besucher hinüber, aber der reizvolle Anblick, den das von den Brückenbrüstungen eingefaßte Wogen der Menschen gewährt, unter dem dann wieder das besonders geartete Leben des Flusses dahinzieht, war verloren gegangen.

Gewiß war es die Absicht, daß das Bild der Ausstellung künstlerisch wirkungsvoll sei; aber es mußte doch auch vor Allem für die Bequemlichkeit der Besucher gesorgt werden. Diesen Kampf zwischen der nützlichen Bequemlichkeit und den Neigungen und Ansprüchen einer frei aus künstlerischen Motiven heraus schaffenden Phantasie gewahrte man häufig genug im Ausstellungsgebiet; er war charakteristisch; für die Gesammtwirkung war er von entscheidender

Bedeutung, und es war auch nur zu natürlich, daß in diesem Kampfe die biedere Zweckmäßigkeit stets den Sieg davon tragen mußte. Wo täglich Hunderttausende Gäste sind, da tritt eine solche Häufung trivialer Bedürfnisse ein, daß die Befriedigung, die für dieselben geschaffen werden muß, nothwendigerweise einen Zug von Nüchternheit und selbst Häßlichkeit an sich trägt.

Seitwärts der Brücke trat dann der Flußverkehr in den Rahmen des Bildes hinein. Die Seine strömt in stattlicher Breite aus den Häusermassen von Paris hervor und zieht hin zu den grünen, sich lieblich erhebenden, einander überragenden Hügelketten, die im Westen die Stadt umfassen. Ein Strom übt stets eine geheimnißvolle Wirkung aus. Die geräuschlose Lebendigkeit des Flusses, die Lebhaftigkeit und Stille des Verkehrs, der auf ihm sich entfalten kann, die Spiegelung auf seiner Oberfläche, welche Bilder gibt, die sich beständig verändern und lösen und unter denen die dunkele Tiefe liegt — diese Eindrücke, wechselvoll und unbestimmt, umstricken den Geist und heben ihn fort aus der unmittelbaren Wirklichkeit. Die Macht dieser Einflüsse in ihrer vollen Stärke hat nur der empfunden, der in Venedig gewesen ist; doch auch die Ausstellung, durch die die Seine dahinfließt, ließ diese Note wenigstens anklingen.

Jenseits der Seine gerieth man in ein kleines Chaos. Zahlreiche kleine Paläste, Baulichkeiten aller Art bis zur primitiven Hütte hinab, waren hier zusammengedrängt. Von einem die Wirkungen vorausberechnenden Geiste verspürte man an diesem Ort nicht einen Hauch. Einzelne der Gebäude waren zwar kleine architektonische Meisterwerke; eines vor allen war von einer besonders glücklichen, kecken und graziösen Phantasie erschaffen; aber diese Eindrücke vermochten nicht zur rechten Wirksamkeit zu gelangen; schönes und häßliches, plumpes und in leichten Formen anmuthig Aufragendes war so nahe an einander gerückt, daß das Auge verwirrt das Bild des Erfreulichen und Unerfreulichen im nämlichen Augenblick erfassen mußte.

Eine stattliche Straße durchbricht von der Seinebrücke geradeaus vorwärts führend diesen Theil der Ausstellung; und von hier aus gewann man wieder einen Standpunkt, vor dem sich in großen klaren Linien große Baulichkeiten hinlagerten. Vor den Augen breitet sich auf flachem, völlig ebenem Grund ein riesiges grünes Rasenviereck; davor, der Seine am nächsten, der Eiffelthurm, der auf vier gewaltigen Bogen ruhend, die Aussicht nicht behindert und auf den anderen Seiten die Rasenflächen begrenzend, langhingestreckte stattliche eiserne Hallen. Im Mittelpunkt jedes Hallenzuges unterbricht die Einförmigkeit der Linien eine aufragende Kuppel. Die rechts und links vom Eiffelthurm gleichen einander; sie sind von schlichter Einfachheit, in origineller, etwas schwerfällig aufliegender flacher Wölbung. Die Centralkuppel dagegen, die dem Thurm gerade gegenüber liegt und die das Auge über Rasenflächen, Wasserbecken, Springbrunnen und große plastische Gruppen hinweg erreicht, erhebt sich als schlanker Dom und ist umkleidet von einer Architektur pomphaften Reichthums. Hinter diesem Dom, das Bild begrenzend, zieht sich eine gerade feste Linie hin; es ist die höchste Wölbung der riesigen Maschinenhalle, die alle vorliegenden Baulichkeiten überragend auf dieser Seite den Abschluß bringt, wie auf der gerade gegenüberliegenden jenseits der Seine der Trocadero es thut.

Auf der Trocaderoseite verschmelzen Baulichkeiten und Gartenanlagen zu einer Wirkung, in der das landschaftliche Element das unbedingt vorherrschende ist; die Baumgruppen und die Rasenflächen, die auf dem Abhang sich lieblich-malerisch zur Seine hinabziehen, geben hier dem Bilde seinen Charakter. Völlig anders auf der Seite des Eiffelthurmes. Auch auf dem Marsfelde gibt es Wasserbecken, Beete und Gruppen von Sträuchern und Bäumen; aber auf der völlig ebenen Fläche schwebt sich zwischen die umschließenden Hallen das Grün dieser künstlich geschaffenen Natur nur wie ein schmaler Einsatz, der das Auge einen Augenblick wohlthuend erfrischt, doch nur dazu beiträgt, die Wirkung der Bauten zu erhöhen.

In einen glücklichen und abwechslungsvollen Gegensatz sind die beiden Theile diesseits und jenseits der Seine zu einander gebracht worden; auf der einen Seite der Reiz eines freieren landschaftlichen Ausblicks, auf der anderen Seite die Wirkung wohlgegliederter architektonischer Massen.

Das war die Ausstellung, soweit vorbedachtes Schaffen einen zusammenstimmenden, sich ergänzenden Eindruck hervorzubringen suchten. Was sich dann noch anfügte, das Seine-Ufer entlang bis zur Place des Invalides und was auf dieser selbst nebeneinander gestellt, sich erhob, das bot des Interessanten und Seltsamen genug im Einzelnen; als Ganzes war es doch nur Jahrmarkt oder Raritätenkabinet.

Zu einem Raritätenkabinet war vor Allem die Place des Invalides geworden. Die Fremden, die ziellos nur durch die Ausstellung zu schlendern liebten, hielten hier mit ganz besonders neugierigen Augen Umschau und die Franzosen verloren hier ihre harmlose Gutlaunigkeit und begannen eifrig Politik zu sprechen; sie befanden sich unter grell bemalten, vergoldeten und mit phantastischen Schnitzereien geschmückten Pagoden, in denen die Söhne des Ostens bei traurig einförmiger Musik ihre Gebete verrichteten, und zwischen ganz primitiven Hütten, in denen braune Männer und Weiber mit schwarzen Zähnen Betel kauend hockten — und das Alles hatten die französischen Kolonien gesandt, Anlaß genug zu Hohn, zu Stolz und zu schlechten Witzen. Es wäre politisch reizvoll, die englische Kolonialausstellung oder die Ausstellungen primitiver südamerikanischer Staaten mit dieser französischen in Vergleich zu ziehen. Doch dazu ist hier kaum der Platz. Die englischen Kolonien und die amerikanischen Kleinstaaten sandten meist Rohstoffe, deren Güte in langsamem Vorübergehen Industrielle zu prüfen pflegten; die französischen Kolonien in Asien sandten dagegen überwiegend die verwunderlichsten Schnurrpfeifereien, die aufgestellt auf eichenen Panälen vor dunkler leicht vergoldeter Ledertapete zwischen zwei Delfter Krügen, den Stolz vornehmer Junggesellenquartiere in den Villen am Rande des Bois de Boulogne ausmachen könnten. Die Place des Invalides war in halber Ausdehnung zu einem kostbaren Nippestisch der Republik umgewandelt, wo der blasirteste Geschmack durch kaum je geschaute Bizarrerie gekitzelt wurde und wo des Nützlichen und Brauchbaren höchst wenig zu erschauen war. Die Requisiten zu einem solchen Nippestisch zu beschaffen, war bekanntlich vor ein paar Jahren obligate Mode bei den europäischen Großstaaten, und was von der Republik hier aufgebaut worden, das hätte Italien und Deutschland durch eine ebenso phantastisch-abenteuerliche Beisteuer — doch von bescheidenerem Umfange — zu einem kleineren Museum für Ethnographen — nicht für praktische Volkswirthe — ergänzen können.

Vergegenwärtigt man sich das ganze Gebiet der Ausstellung und überblickt man alle Erzeugnisse, die menschliche Thätigkeit erschaffen aber doch zur Stelle gefördert hat, so findet man, daß an Reichthum des Dargebotenen zwei Schaffensgebiete jeden anderen Zweig völlig zurückdrängen und überflügeln. Auf diesen beiden Schaffensgebieten treten durchaus entgegengesetzte Fähigkeiten unseres arbeitsamen Geschlechtes in die Erscheinung, und so schien die Ausstellung die Thatsache wiederzuspiegeln, daß das heutige Streben vor Allem in zwei mächtigen Strömen dahinfluthet, in zwei Strömen, die weder von demselben Quellengebiet gespeist werden, noch die den gleichen Zielen entgegen eilen. Mit der Fülle der Maschinen und mit der Fülle der Gemälde und Statuen, die die Ausstellung barg, ließ sich keine andere einzelne Gruppe auch nur annähernd, auch nur im Entferntesten vergleichen — keine einzige. In der Maschinenhalle war trotz ihrer ungeheuren Dimensionen kein Plätzchen frei. Von Muskelkraft, von Dampf, von Elektricität in Bewegung gesetzt, drehte sich Rad neben Rad; Hebel regte sich neben Hebel sichtbar in mächtigen Schwingungen oder unsichtbar in dem feinen Gefüge zartester Konstruktionen; und gleich verwirrend und überwältigend war die Fluth von Gemälden, von Statuen und Zeichnungen, welche die eine große Seitenhalle umschloß. So traten durch die Fülle der Erscheinungen rivalisirend neben einander Kunstwerke und

Maschinen; Maschinen und Kunstwerke, welch' ein Gegensatz und welch' charakteristischer Gegensatz für unsere Zeit!

Unter den Kunstwerken, die in die Ausstellung aus aller Herren Länder zusammengetragen waren, konnten die Franzosen mit stolz erhabenem Haupte einherschreiten. Die Bilder und Zeichnungen, die von den Wänden, die Statuen, die von ihren Postamenten herabblickten, all diese Werke, die von fernen und entlegenen aber auch von den großen europäischen Kulturstaaten eingesandt waren, verkündeten überwiegend die Herrschaft, die heute der französische Geist, wie schon so oft, auf dem Gebiete der Kunst und dann auch des Kunstgewerbes ausübt. Es war unmöglich zu verkennen, daß französisches Empfinden, französische Art die Welt und Dinge zu betrachten von größtem Einfluß auf die anderen Nationen ist, und wäre es möglich, gleichfalls die Litteraturen der verschiedenen Völker verkörpert neben einander zu stellen, so würde man wiederum beobachten können, wie weitreichend die Herrschaft oder doch die Anregungen sind, welche von Frankreich über die Welt ausgestreut werden. Solch ein Bekenntniß schmeichelt der nationalen Eigenliebe nicht; aber wer verblendete Hoffarth nicht für die höchste der Tugenden hält, der wird diese Wahrheit nicht unterdrücken; und am Ende ist sie nicht einmal zu demüthigend.

Deutschland war es stets beschieden, für die großen Geisteskämpfe in Wissenschaft, in Religion und Kunst einige wenige oder auch nur eine einzelne Persönlichkeit zu stellen, die dann von so mächtigem Wuchse war, daß sie für alle Zeit als die letzte und höchste Verkörperung auf einem umgrenzten Gebiete menschlichen Strebens erscheinen mußte; diese Gestalten, die fast frei von den Fesseln einer bestimmten Nationalität und einer engen Epoche, den geistigen Entwicklungsgang der Menschheit bezeichnen, sind nicht ganz so häufig in Frankreich zu finden; dafür schenken die Franzosen in jenen Zeiten, wenn das Leben ruhiger dahinfluthet, der Civilisation eine solche Fülle und einen solchen Reichthum an Talenten und in so bedeutender und starker Eigenart, daß immer wieder französisches Geistesleben bis zu einem gewissen Grade zu einer geistigen Suprematie gelangt. Die bei weitem meisten dieser Talente haben ein scharfes nationales Gepräge, sie wurzeln im französischen Leben und nicht wenige zeichnet ein echt französischer, kämpfend-propagandistischer Zug aus. Mit diesen Schaaren, voll Begabung und Produktivität, die erobern wollen, erobert Frankreich die Welt sich immer von Neuem, während die seltene und vereinzelte große Gestalt anderer Nationen dem Wettlauf des Tages und dem zeitlichen Siege meist entrückter ist.

Als ich einen kompetenten Beurtheiler fragte, ob auch in der Maschinenhalle das Uebergewicht einer einzelnen Nation zu verspüren sei, leugnete er dies nachdrücklich. Es sei vielmehr charakteristisch, an wie verschiedenen Stellen und in wie verschiedenen Ländern häufig dieselben oder verwandte Entdeckungen und Erfindungen gemacht werden. Man versteht das. Es läßt sich das rechnerische Ergebniß bestimmter Kalkulationen von einem scharfen Kopfe so gut in einem reizend gelegenen italienischen Landhaus in der Nähe antiker Ruinen wie in einer öden nordischen Großstadtwohnung ziehen. So verbirgt sich denn auch das Ursprungsland einer Maschine, wenn äußere Merkmale entfernt sind, meist selbst dem kundigen Auge, wie man mir sagte; — durchaus im Gegensatz zu einem Kunstwerk, das fast stets so deutlich die Spuren des Erdreiches, in dem es gewachsen ist, an sich trägt, und nicht nur die Spuren der oberen Kulturschicht, sondern auch jener tieferen kaum entbehrlichen Schichten der Vergangenheit.

Ganz naturgemäß ist es daher, daß die Vereinigten Staaten in der Abtheilung der schönen Künste eine Ausstellung zusammengebracht hatten, die der eigenartigen Bedeutung ziemlich vollständig entbehrte; während dasselbe Land in der Maschinenhalle als vollberechtigter Rivale auftrat. Jenen ganzen höchst modernen Gedankenkreis, der seit hundert Jahren von Erfindung zu Erfindung geführt hat, ihn beherrschen die Amerikaner wie ihr Eigenthum und hier ernten sie daher auch wie die alten Kulturnationen.

Mit den Fortschritten auf diesen Gebieten ist es ähnlich wie mit den Fortschritten der Astronomie. Eine Anzahl Voraussetzungen führt nothwendigerweise zu einer Anzahl neuer Folgerungen und diese Folgerungen ziehen nicht selten eine ganze Reihe von Sternwarten oder eine ganze Reihe von Ingenieuren fast gleichzeitig. Die Entfaltung eines Genies ist darum nicht ausgeschlossen; es schreitet tiefer in die Dunkelheit Licht bringend hinein; aber auch die kleineren Leute wissen, wohin sie nutzbringend ihren Fuß zu setzen haben und diese ergebnißreiche und hoffnungsvolle Sicherheit, die in unseren Tagen vor Allem, — fast könnte man sagen allein diese Gebiete menschlichen Strebens belebt, sie ist die Ursache, warum die Maschinenhalle inhaltlich den Mittelpunkt der Ausstellung bildete. Hier kommt der moderne Geist zu einer wahrhaft siegreichen und zu seiner großartigsten Entfaltung.

Die Bedeutung anderer Zeiten für die Entwicklung des Gewerbes wird abgeschätzt nach dem Werthe der Erzeugnisse, die damals geschaffen worden sind; ob unsere Zeit bei diesem Maßstab auf eine besonders hohe Rangstufe gelangen wird, scheint sehr zweifelhaft zu sein. Nicht was heutigen Tages produzirt wird, erscheint unvergleichlich, wohl aber wie es produzirt wird; nicht das schließliche Erzeugniß, sondern die Werkzeuge sind einzig, und daher war denn auch jene Werkzeugsammlung, die die Maschinenhalle barg, kaum viel kleiner, als alle jene anderen Sammlungen zusammengenommen, die die Hauptergebnisse aller Industrien der ganzen Welt umschlossen.

Wenn man unter den Maschinen einherwandelte, gelangte man zur Klarheit darüber, warum gerade unsere Zeit immer nachdrücklicher eine kulturhistorische Betrachtung der Völkerschicksale verlangt. In der Vergangenheit erschien eine einzelne Person oder eine Reihe von Schlachten und Staatsaktionen die Geschicke der Länder endgültig zu bestimmen. Dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts mußte sich überwältigend die Beobachtung aufdrängen, daß eine einzige neue Maschine unter Umständen tiefer in das Leben eines Volkes und der Menschheit eingreifen kann, als ein ganzes Bündel von Gesetzen und politischen Ereignissen; und mit dieser Einsicht ausgerüstet, begann man auch die Vergangenheit zu durchforschen, und nun auch in ihr nach jenen unbeachteten und unscheinbareren Ursachen zu spähen, die den sozialen Bau langsam aber unerbittlich verändern. Die Erfinder der Maschinen sind, wiewohl unbewußt, doch die wahren Gesetzgeber unserer Zeit; die innere und die äußere Politik zeichnen sie zum nicht geringen Grade vor. Sie diktiren die soziale Gesetzgebung und die Kriegführung beherrschen sie. Vielleicht gibt es im Augenblick eine Erfindung, die einen Angriffskrieg fast zur Unmöglichkeit macht; oder vielleicht zerreißt diese oder jene Maschine, an der die Besucher vorüberstreiften, einen Handelsvertrag oder legt eine gefährliche Bresche in ein Schutzzollsystem; und vor den elektrischen Drähten Edison's mußte ich mich eines Ausspruches von Werner Siemens erinnern: Wenn es gelingt, jedem kleinen Handwerker in seiner bescheidenen Behausung die Benutzung elektrischer Kraft zu ermöglichen, dann kann er wiederum mit der Maschinengroßindustrie konkurriren und die Handwerkerfrage ist gelöst — anders als durch jene mittelalterlichen Gesetzesparagraphen des Herrn Ackermann, die unsere Zeit nicht zu fesseln vermögen.....

An Ausdehnung mochte die Kunstausstellung mit der Maschinenhalle fast sich messen können; aber wieweit steht sie an realer Bedeutung für unser modernes Leben und auch an innerer Bedeutung hinter dem Inhalt dieser zurück. Kaum gibt es eine Zeit, die so viel Kunst genossen hat, wie die unsere; aber tiefer ist die Kunst in früheren Epochen genossen worden, und für unser Leben ist sie keine beherrschende Macht. Wie in einer glücklichen Liebe vermählt sich der moderne Mensch jener exakt wissenschaftlichen Geistesrichtung, die in der Maschinenhalle ihre Triumphe feierte, wie in einer unglücklichen ringt er mit jener anderen, die die Galerien der schönen Künste bevölkert hat; sie schenkt ihm nicht das Höchste.

Und gleichsam als das gewaltige Symbol dieses un-

gleichen Kampfes zweier mächtigen Geistesströmungen mußte die Architektur der Ausstellung erscheinen.

Was der moderne Mensch erschaffen hatte, das wurde umschlossen von Bauwerken, wie sie der Zola'sche Künstlerkreis ahnungsvoll erträumt hatte:

„Er forderte, er verlangte mit leidenschaftlichen Gesten die Formel für die Architektur dieser Demokratie, jenes Werk aus Stein, das sie zum Ausdruck bringen sollte, ein Gebäude, in dem sie sich zu Hause fühlen würde, etwas gewaltiges und starkes, etwas einfaches und großes, jenes etwas, das sich schon ankündigte in unseren Bahnhöfen, in unseren Markthallen, in der kraftvollen Eleganz ihres eisernen Balkenwerkes, doch geläutert noch, gesteigert zur Schönheit, verkündend die Größe unserer Eroberungen."

Dieses Etwas bot die Ausstellung, doch nicht in monumentalem Stein. Die großen Gebäude waren ganz aus Eisen, und die mächtigen Bahnhofshallen der Neuzeit sind in der That ihre Vorläufer. Der kleine Nagel, der erst spät zwischen Holz und Stein bescheiden sich eingenistet hatte, und das dürftige Glasfenster, das noch viel später die mächtigen Wandflächen durchbrach, diese beiden unscheinbaren Eindringlinge der alten Architektur haben ihre Rivalen völlig überwältigt, und wo sie untergeordnet einst dienten, da herrschen sie jetzt unbeschränkt. Die neue Architektur ist aus Glas und Eisen. Die ungeheure Maschinenhalle, die Tausende aufnehmen konnte, die Dome, die das große Rasenviereck flankirten, der Eiffelthurm verkündeten diese neue Baukunst. Auch sie hat ihre Schönheiten. Das Auge, das an den schmalen Eisenrippen emporglitt, die in schöner Schwingung sich zur Kuppel wölbten oder die in mächtigem Bogen Riesenräume überspannten, schloß sich voll Befriedigung und ein Gefühl der Erhebung erfüllte die Seele. Wie zierlich, wie leicht und doch mit welcher Kraft waren diese Aufgaben gelöst. Galt lange genug Saint Denis als eine der Geburtsstätten der Gothik, so kann jetzt eine neue Gothik von Paris ausgehen. Wieder sind die Wandflächen verschwunden; die Wand, die begrenzte und stützte, braucht heute nicht mehr zu stützen; es gibt nur Strebepfeiler und weite Oeffnungen, die eine moderne Glasmalerei auszufüllen hätte und deren Verwerthung heute noch arge Verlegenheiten bereitet. Aber nicht mühsam und doch so schön lehnt sich wie bei der alten Gothik Pfeilersystem gegen Pfeilersystem, um ein Wunderwerk zu Stande zu bringen; — die moderne eiserne Stütze wächst gleichsam frei aus der Erde hervor.

Und doch, wie weit steht diese Architektur hinter der alten zurück! In den großen Verhältnissen sind auch die neuen Bauten schön und majestätisch, aber keine Einzelheit ist reizvoll; im Detail kann nicht mehr, wie in früherer Zeit, ein künstlerischer Geist leben.

Auf dem Marmordache des Mailänder Domes schaute ich zu, wie hochgewachsene norditalienische Arbeiter gemächlich an der Vollendung eines der unzähligen Thürmchen arbeiteten; sie meißelten langsam ihre Steinblumen und fügten in immer neuen Versuchen den alten Marmorblöcken einen neuen ein. So sind die gothischen Dome entstanden, die das Genie eines Baumeisters entwarf und denen Generationen auf Generationen liebevoll ihre Eigenart aufprägten. Die großen Linien der Eisenarchitektur stellt auch heute der Baumeister fest; aber dann liefert die Maschine das Material; sie formt in starrer Einförmigkeit die Eisenbarre, Eisenbarre setzt sich an Eisenbarre und es wird die individuelle künstlerische Eigenart zurückgedrängt durch die fast Alles beherrschende Maschine.

Der Eiffelthurm, der in den Einzelheiten so häßlich und in seiner Gesammtwirkung so eindrucksvoll und gewaltig ist, und die Architektur der Ausstellung, auch sie sind eine Verherrlichung und ein Triumph unseres rechnenden Maschinenzeitalters.

Eisen und Glas brachte die großen Eindrücke, die die Ausstellung gewissermaßen umrahmten, hervor; ein drittes kam noch hinzu: das Licht. Bei Tage durchfluthete es frei die Räume, und die Nacht verdrängten Gas und Elektrizität. Eine ganz unvergeßliche Wirkung entstand, wenn an einem dunkeln Abend, von schwarzem Gewitterhimmel sich abhebend, allmählich das Bild der Ausstellung wieder auftauchte; wenn die geschwungenen Linien des Trocadero, die Riesenformen des Thurmes, die prunkhaften Guirlanden des Centraldomes, die mächtige Wölbung der Maschinenhalle von dem scharfen, bläulich- und gelblichhellen elektrischen Lichte oder von unzähligen, dunkelorangefarbenen, zitternden Gasflämmchen umrahmt und durchleuchtet, in einer feurigen Architektur auferstanden; und zwischen dieser Wunderwelt schossen plätschernd Fontänen in wechselnden Farben, wie Ströme flüssiger Edelsteine auf. Diese Lichtwirkungen, die die Gedanken und die Sinne so unwiderstehlich in ihren Bann zogen, sie verdankt der moderne Mensch wiederum den Ergebnissen der Technik, den technischen Erfindungen.

Die Ausstellung verkörperte die Mächte des modernen Lebens und staunend wurde man gewahr, wie sehr unter diesen Mächten der Staat und die Kirche zurücktreten. Einst schirmte den kleinen Markt und die unscheinbare Messe im Abendlande das Kloster, und das Kloster drückte der entstehenden Industrie und Kunst auf lange den starken Stempel ihres Ursprunges auf. Auf der Pariser Ausstellung, dem späten Nachkommen niederer Jahrmarktsanfänge, konnte man fast der Kirchen vergessen; ein paar kirchliche Geräthe, ein paar religiöse Bilder, die mächtige Statue eines Buddha, die als Rarität ihren Platz gefunden hatte, das war so ziemlich Alles, was an die frühen Schützerinnen aller Kultur erinnerte. Und wie wenig hatte der Staat als Staat zu diesem Feste des menschlichen Geistes beigesteuert. Eine ehrbar derbe Statue der französischen Republik, die sich so charakteristisch von ihren hundert Jahre älteren, schlankgliedrigen und begeistert in die Welt hineinschreitenden Schwestern unterschied, Fahnen, Wappen und die Ergebnisse von nicht einem Dutzend öffentlicher Werkstätten, das erinnerte direkt an den Staat. Die Ausstellung mit ihrem unendlichen Reichthum war das Ergebniß individueller Kraft, jener Kraft und Civilisation, die aus der Höhe und aus der Tiefe so oft als vermorscht und bankerutt erklärt wird.

Millionen haben die Pariser Weltausstellung auf sich wirken lassen. Daß die Ausstellung Wissenschaft, Kunst und Industrie unmittelbar und bedeutend gefördert habe, bestreiten Kenner von großer Autorität; es mag das sein. Vielleicht sind die direkten Anregungen, die die einzelnen Zweige menschlicher Thätigkeit erfahren haben, nicht allzu bedeutend anzuschlagen; aber eine andere Befruchtung von hohem Werthe ist durch die Ausstellung ausgestreut worden; den Geldgewinn lasse ich außer Ansatz; doch jene Massen, die die Ausstellung halb betäubt und mit ziemlich blöden Augen durchflutheten, nahmen gleichwohl die dunkele, erhebende Vorstellung von dem Ungeheuren unserer Zivilisation mit hinweg; und dieser Vorstellung reihte sich schnell der Gedanke an: Das hat Frankreich vollbracht. Das alte Selbstvertrauen zum Vaterland kehrte bei den Franzosen wieder und Schaaren von Fremden trugen die Achtung vor französischem Können bis in die entlegensten Winkel der Welt.

Ein Skeptiker mag die Berechtigung zu diesem Stolze in Zweifel ziehen und ihm mag diese, wie jede ähnliche, Ausstellung als etwas irrationelles erscheinen; aber auch die Pyramiden Egyptens, vor denen ein Volk staunend und im Gefühle seines Könnens stand, sind etwas irrationelles, und vielleicht ist es charakteristisch für unsere Zeit, daß verwandte Empfindungen sich heute in der Seele der demokratischen, strebenden Massen nur durch eine Schaustellung wecken lassen, die wenigstens im Mantel der realen Nützlichkeit einherschreitet.

P. Nathan.

William Lloyd Garrison.

Dieser Name stand vor vier Jahren schon einmal über einem Artikel der „Nation" (Jahrgang III, Nr. 15). Es waren damals gerade die beiden ersten Bände der Biographie des großen Sklavenemanzipators erschienen. Diese Biographie, veranstaltet von Garrison's Söhnen Wendell Philipps und Francis Jackson, umfaßte den Zeitraum von 1805—1840. Sie schilderte, wie ein armer Setzer, der von der Hand in den Mund lebte, noch nicht 25 Jahre alt und noch gänzlich unbekannt, es unternahm, in den Vereinigten Staaten von Amerika das Evangelium der Sklavenbefreiung zu predigen; wie er mit dem Jahre 1831 begann, den „Liberator" herauszugeben, eine Wochenschrift, mit der er 35 Jahre lang einen unausgesetzten erbitterten Kampf gegen das Institut der Sklaverei und dessen Patrone in Staat und Kirche führen sollte; wie die Legislatur des Staates Georgia einen Preis von 5000 Dollars auf die Ergreifung jenes „Fanatikers" und „Vaterlandsverräthers" setzte, der im „Liberator" gegen die „geheiligte Einrichtung" der Sklaverei zu Felde zog; und wie der tapfere Setzer gegen Noth und Sorge, gegen den Mob der Straßen und der Paläste, gegen Schmähungen und Bedrohungen, gegen die Kleinmüthigkeit seiner Genossen und gegen den entmuthigenden Rath der Freunde das Banner der einen großen Idee: die Schwarzen von einer Handelswaare zum Range vollberechtigter amerikanischer Staatsbürger zu erheben: unerschrocken aufrecht erhielt.

Von dieser Biographie sind jetzt die beiden letzten Bände*) erschienen.

Diese zweite Hälfte des Werks ist von den Söhnen des ausgezeichneten Mannes mit derselben pietätvollen Umsicht, wie die erste Hälfte, und in einer Weise fertig gestellt, daß die Lebensbeschreibung zugleich die Geschichte der ganzen Antisklavereibewegung mit umfaßt. Allerdings bildet diese nur den breiten Hintergrund, auf dem sich das Bild William Lloyd Garrison's leuchtend abhebt. Aber das ist kein Nachtheil des Werks, denn uns tritt bei dieser Ausgestaltung nur um so plastischer ein Mensch entgegen, den man beim Lesen lieb gewinnt, den man als einen der echtesten Helden bewundern lernt und dessen Beispiel für empfängliche Naturen geradezu läuternd wirken muß.

Wer je für eine unpopuläre Sache eingetreten ist, der weiß, wie billig die Gründe sind, mit denen ein bequemer Opportunismus sich um die Verpflichtung herumzudrücken pflegt, dem eigenen Gewissen zu folgen. „Es ist unklug, mit dem Kopf durch die Wand rennen zu wollen"; oder — „wir allein können doch nichts ausrichten"; oder — „wir wollten schon, wenn nur die andern wollten", und wie sonst die wohlfeile Weisheit vorsichtiger Staatsbürger lautet, alles das und vieles Schlimmere wird dem nicht geschenkt, der die ungeschäftsmäßige Marotte hat, für eine Idee, die nichts eindringt, zu streiten. In Garrison lernen wie nun einen jener seltenen Männer kennen, der nicht bloß felsenfest an seiner Idee hängt, Alles für dieselbe zu opfern bereit ist, nie an dem endlichen Siege derselben verzweifelt, sondern der auch in den schwersten Kämpfen und aller Gemeinheit und Bosheit gegenüber sich die zarteste Empfänglichkeit des Herzens und eine Unbekümmertheit des Gemüths bewahrte, die ihn bis an sein Lebensende glücklich und jung erhielten.

Der vorliegende dritte Band der Biographie nimmt die Darstellung der Begebenheiten mit dem Jahre 1841 auf und führt dieselbe bis an die Schwelle des Bürgerkrieges: für Garrison zwei Jahrzehnte des furchtbarsten Ringens. In der Presse und in Versammlungen unermüdlich für die Sklavenbefreiung thätig, jedes faule Kompromiß ablehnend, agitirte er nicht nur in Amerika, sondern auch in England und Schottland, wohin er verschiedene Male reiste, um durch die Stärkung der Antisklaverei-Bewegung dort der Agitation im eigenen Lande einen mächtigen Rückhalt zu geben. Natürlich war das Hochverrath in den Augen der Sklavenbarone und — jener armseligen Schreier, die zu allen Zeiten ihre krummen Rücken dem Mißbrauch der Macht zur Stütze dargeliehen haben. Es darf nicht Wunder nehmen, daß auch die Kirche auf einen so rücksichtslosen Reformer schlecht zu sprechen war. Gäbe es in der protestantischen Kirche eine große Exkommunikation, so wäre Garrison ohne Gnade von derselben ereilt worden. In Ermangelung dessen suchten gelegentlich die Studenten der Gottesgelahrtheit mit wüstem Lärmen die Versammlungen zu sprengen, in denen der verhaßte Mann auftrat, der „Ungläubige". In der That hatte Garrison, der in einer hyperorthodoxen Umgebung aufgewachsen war, nach und nach die dogmatischen Fesseln gesprengt, die seinen Geist gefesselt hielten. Aber die tiefe Frömmigkeit seines Wesens trat nach dieser Befreiung nur um so reiner hervor. Den Dogmen der Kirche und den Büchern des alten und neuen Testaments gegenüber wahrte er sich das Recht der freien Prüfung. Buchstabengläubigkeit und Formalwesen verloren ihre Macht, so daß er auch seine Kinder nicht taufen ließ. Aber alles, was die Bibel Schönes und Gutes enthält, war in sein wahrhaft frommes Gemüth so tief eingedrungen, daß seine Reden und Schriften wie von einer apostolischen Leidenschaft erfüllt erscheinen. Und dabei diese bezaubernde Liebenswürdigkeit des Herzens. Für jedes Leid hat er ein offenes Ohr, für Freunde Rath und Hilfe, für Arme eine stets offene Hand. Wohin er kommt, verbreitet er sonnige Heiterkeit. Ein zärtlicher Familienvater ist er der Liebling aller Kinder, fremder und eigener. „Wenn wir krank waren — so berichten seine Söhne — sorgte er für die Krankenkost mit dem Instinkt und der Aufmerksamkeit einer Pflegerin. Seine Tochter (jetzt Mrs. Henry Villard) hat die erste deutliche Erinnerung an ihn, wie er einst zu ihr kam, um ihr in ihrem kleinen Bettchen den Gutenachtkuß zu geben, und sagte: Wie froh bin ich, daß mein Liebling ein so hübsches warmes Bett und liebevolle Eltern hat. Das arme Sklavenkind ist aus den Armen seiner Mutter gerissen. Mein Schätzchen muß deshalb ein gutes Kind sein und viel Mitleid mit den armen Sklaven haben!" — Ein solcher Mann ward verschrieen als ein „infidel of a most degraded class", als ein Ungläubiger schlimmster Sorte.

Dies Urtheil einer scheinheiligen Welt änderte sich mit dem Erfolg, der nach unsäglichen Mühen und Opfern eintrat. Der Schlußband des Werkes schildert den Ausbruch und die Zeit des Sezessionskrieges, die endliche Befreiung der Sklaven, die Triumphe des dann von aller Welt gefeierten Mannes und das würdige Alter des Agitators, der bis an sein Lebensende dem Grundsatz treu blieb, mit dem er als Jüngling in den Kampf eintrat: „my country is the world, my countrymen are all mankind (Mein Vaterland ist die Welt, meine Landsleute sind — die ganze Menschheit)."

Die Reihe der großartigen Triumphe begann am Schlusse des Bürgerkrieges mit einer Reise in den Süden des Landes, wo besonders die farbige Bevölkerung ihm einen enthusiastischen Empfang bereitete. In Charleston ward er von den befreiten Sklaven mit Blumen buchstäblich überschüttet, so daß sein treuer englischer Freund und Mitstreiter George Thompson ihm mit Recht sagen konnte: „Garrison, Sie begannen Ihren Feldzug im Norden Angesichts fauler Eier und harter Ziegelsteine; Sie beendigen ihn in Charleston auf einem Bett von Rosen." Garrison hatte das richtige Gefühl, daß nach dem gesetzlichen Siege der Freiheit nun auch die Instrumente, mit denen derselbe erfochten war, keine weitere Existenzberechtigung haben hätten. Er legte deshalb noch im Jahre 1865 das Präsidium der Amerikanischen Antisklaverei-Gesellschaft nieder und kündigte gleichzeitig an, daß der „Liberator" mit dem Ende des Jahres zu erscheinen aufhören werde. Seine Freunde waren mit diesem Verzicht keineswegs sämmtlich einverstanden. Speziell der um die Antisklavereibewegung hoch verdiente Wendell Philipps trat in der Antisklaverei-Gesellschaft Garrison entgegen und wußte es auch durchzusetzen, daß Garrison's

*) William Lloyd Garrison. The story of his life, told by his children. Volume III. 1841—1860. Volume IV. 1861—1879. Newyork 1889. The Century Co.

Antrag auf Auflösung nicht die Majorität erhielt. In der entscheidenden Versammlung hatte Garrison davor gewarnt, sich noch länger in einer besonderen Gesellschaft von der großen Masse des Volkes abzusondern; man solle sich nicht ohne dringenden Anlaß isoliren. Philipps hatte dagegen eingewandt, sie seien lange genug isolirt gewesen, und könnten die Isolirung wohl noch längere Zeit ertragen. Garrison's Antwort war charakteristisch; sie lautete: „Wenn Jemand mit seinem Gott allein im Kampfe steht für Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit, so ist es sein Ruhm, allein zu stehen; wenn die Grundsätze, die ihn isolirten, aber schließlich zum Siege gelangt sind, dann scheint es mir kein Beweis von Muth oder Treue, sich der Isolirung zu rühmen". Und er schloß seine Abschiedsrede mit folgenden Worten: „Ich danke Euch, Ihr lieben Freunde, die Ihr mir so manches Jahr die Ehre erwiesen habt, mich zum Präsidenten der Amerikanischen Antisklaverei-Gesellschaft zu erwählen. Ich würde den Posten niemals angenommen haben, wenn er populär gewesen wäre. Ich nahm ihn an, weil er unpopulär war; weil unsere Gesellschaft allenthalben verketzert, verfolgt, geschmäht wurde. Heute ist es populär, Präsident der Amerikanischen Antisklaverei-Gesellschaft zu sein. Meine Verbindung mit ihr, als Mitglied wie als Vorsitzender, endigt deshalb. Ich sage Ihnen herzlich Lebewohl." Noch schwerer wurde es Garrison, sich auch von seiner Wochenschrift zu trennen, in der er 35 Jahre um die Sklavenbefreiung gerungen hatte. Es ist rührend zu lesen, wie sich die treuesten Freunde und Mitarbeiter im Setzerraum versammeln, als die letzte Nummer des „Liberator" fertig gestellt wird. Garrison schreibt den Abschiedsgruß an die Leser und setzt mit eigener Hand den Schlußpassus. „Der Abend war hereingebrochen, und die kleine Gruppe stand schweigend da, um dem Schlußakt beizuwohnen. Als die Form zum letzten Mal durch den alten Herrinton geschlossen wurde, überkam alle Anwesenden ein Gefühl des Verlustes und der Trauer. Nur Mr. Garrison bewahrte seine gewohnte Freundlichkeit und Heiterkeit."

Das Blatt ließ ihn so arm zurück, wie er es vor einem Menschenalter begründet hatte, und erst ein Ehrengeschenk der Nation im Betrage von etwa 30 000 Dollars stellte sein Alter davor sicher, daß er nicht um's tägliche Brod zu arbeiten brauchte. Er nahm das Ehrengeschenk mit derselben Würde entgegen, die alle seine Handlungen auszeichnete. Im Jahre 1867 reiste er dann nach England, wo er der Gegenstand begeisterter Huldigungen wurde. Die Stadt Edinburgh verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht und alle Welt wetteiferte, ihn auszuzeichnen. Den Höhepunkt erreichten diese Huldigungen in einem Festmahl am 29. Juni 1867, bei dem unter John Bright's Vorsitz die besten Männer und Frauen Englands gegenwärtig waren. John Bright hatte sich bereits an der Nationaldotation betheiligt und seinen Beitrag mit den Worten übersandt: „Ich kenne keinen edleren Mann als William Lloyd Garrison, und Niemand kann es freudiger begrüßen, als ich, daß er den großen Tag der Befreiung noch erlebt hat. Ich hoffe, er wird davon überzeugt sein, daß unsere geringen Beiträge zum Fonds nur schwach die Achtung und Liebe zum Ausdruck bringen, die wir gegen ihn hegen." Diese Gefühle brachte Bright bei dem Festbanquet nun in einer vollendeten Rede zum Ausdruck. Der Herzog von Argyll begründete darauf die Willkommenadresse, die von Goldwin Smith verfaßt war. Auch Earl Russell, das alte Haupt der Whigs, nahm das Wort. Am tiefsten aber wurde John Stuart Mill dem festlichen Anlaß gerecht. Er zog gleichsam die geschichtliche Moral aus Garrison's Laufbahn. „Strebe nach etwas Großem — dahin faßte er diese Moral zusammen, — strebe nach dem schwer Erreichbaren; es gibt nichts Großes, das leicht zu erreichen wäre. Beschränke deine Ziele nicht auf Unternehmungen, deren Erfolg sich in wenigen Jahren oder auch nur während deines Lebens erhoffen läßt. Fürchte nicht den Vorwurf der Don Quixoterie oder des Fanatismus; hast du vielmehr erst reiflich erwogen, was du unternehmen willst, und siehst du deinen Weg klar vorgezeichnet, und bist du fest überzeugt, das Rechte zu thun, so gehe vorwärts, wie Mr. Garrison, selbst auf die Gefahr hin, in Stücke zerrissen zu werden von denselben Männern, durch deren gewandelte Herzen dein Vorhaben dereinst vollendet werden wird. Kämpfe mit aller Kraft gegen jedwedes Hinderniß, einerlei wie groß oder klein auch die Zahl derer ist, die dich unterstützen. Bist du im Recht, so wird die Zeit schon kommen, wo die kleine Gefolgschaft zu einer großen Menge anschwellen wird .... Die andere Lehre, die sich aus unseres Freundes Leben ziehen läßt, ist diese: Strebst du nach etwas Edlen und erreichst es, dann wirst du gewöhnlich noch vieles andere gleichzeitig mit erreicht haben. Hundert andere gute und edle Dinge, an die du gar nicht gedacht hast, werden nebenbei erreicht sein, und zwar um so sicherer, je schärfer und aufregender der Kampf war, welcher dem Siege vorher ging. Herz und Gemüth eines Volkes werden niemals bis zum Grunde aufgewühlt, ohne daß diese Bewegung mannigfache Frucht brächte.... Die ganze Intelligenz der Vereinigten Staaten ist gezwungen worden, über die fundamentalen Fragen der Gesellschaft und des Staates nachzudenken; die neuen Probleme, die jetzt zu lösen, die neuen Schwierigkeiten, denen jetzt zu begegnen ist, haben bereits eine neue Gedankenbewegung hervorgerufen, sodaß die Nation vermuthlich auf lange Zeit hinaus vor der schrecklichsten Gefahr eines völlig geordneten Zustandes im Staat und in der Welt der Meinungen gesichert ist, — vor der intellektuellen und moralischen Stagnation."

Ich widerstehe nur schwer der Versuchung, Garrison's große und liebenswürdige Charakterzüge auch noch in seiner interessanten Korrespondenz (mit Harriet Martineau, Mrs. Chapman, Mazzini, Mrs. Beecher-Stowe und unzähligen Anderen) zu verfolgen.

Es entspricht durchaus der Harmonie seines ganzen Wesens, daß Garrison bis an sein Lebensende sich und seinen Grundsätzen bis ins Kleinste treu blieb. Er trat für Alles ein, was ihm vernünftig und gut erschien; er half den Frauen in ihren Kämpfen um Gleichberechtigung und den Freihändlern in ihrem Kampfe gegen protektionistische Ausbeutung. Sein letztes öffentliches Auftreten — kurz vor seinem Tode — war ein kraftvoller Protest gegen die demagogische Manier, in der Blaine, der heutige Staatssekretär, die Chinesenfrage behandelte. Garrison nahm sich der Chinesen so warm an, wie seiner Zeit der Schwarzen.

In Boston steht heute Garrison's Monument. Seine Söhne haben ihm in dem vorliegenden Werke ein Monument errichtet, das werthvoller ist, als Erz und Stein, und hoffentlich — länger dauern wird.

Th. Barth.

Theater.

Königliches Schauspielhaus. „Aschenbrödel." Lustspiel in 4 Aufzügen von Roderich Benedix. — Wallner-Theater: „Verfolgt!" („La brebis égarée".) Schwank in 4 Akten von Meilhac, Grangé und Bernard.

Eine deutsche und eine französische Pensionärin haben in der letzten Woche auf zwei hauptstädtischen Bühnen ihr lustiges Wesen getrieben; die deutsche Naivetät trat der französischen ingénuité auf die Ferien, und neben mancher nationalen Verschiedenheit ließ sich an zwei älteren Mustern: Benedix und Meilhac; wieder einmal erkennen, wie weit wir von den freundlichen Pfaden echter Lustspielwirkungen abgeirrt sind, hüben und drüben.

Warum sollte man nicht auch einmal von Roderich Benedix sprechen? Er ist der typische Vertreter des echt deutschen Lustspiels; er hat eine ganze Reihe von scharf umrissenen Gestalten geschaffen, und seine ganze Persönlichkeit war durchwärmt von wohliger Gemüthlichkeit im ursprünglichen Sinne des schönen Wortes. Da gibt es noch keine zufällige Requisitenkomik, keine ängstliche Witzhascherei, kein

Prunken mit Geistesreichthum, keine emsige Notizbuchdramatik. Benedix ist ein demokratischer Theaterdichter, seine Menschen sind arbeitsam und tüchtig, selbst seine Adligen denken gut bürgerlich, und wenn er wie Iffland und Freytag voll philiströser Begrenztheit steckt, so ist er eben auch darin echt deutsch; und altdeutsch ist immer noch viel erträglicher als neudeutsch. Dabei ist dem stillen Roderich eine frisch zugreifende Keckheit ganz und gar nicht abzusprechen: die ängstliche Kleinstädterei der Reaktionszeit, die Studentenverfolgungen hat er geschildert so gut wie er den für seine Zeit neuen Typus des gewissenlosen Journalisten („Doktor Wespe") auf die Bühne brachte, und was ihm die Zeit bot: die Schuldhaft, das Protzenthum, die ersten Regungen der Frauenemanzipationsgelüste, er hat es nicht verschmäht. Und ältere Leute erinnern sich noch ganz wohl der zornigen Empörung über diese neumodischen Gräuel: eine alte Schauspielerin erzählte mir einmal, wie sie vom lieben Publikum mit Schmähbriefen überhäuft wurde, weil sie im „Doktor Wespe" den vorgeschriebenen Männeranzug zu tragen wagte. So geschehen etwa 45 Jahre vor Herrn Gerhart Hauptmann's geräuschvoller Bühnengeburt. Man mag auch hier erkennen, wie Recht Hamlet, der dänenreichsfeindliche Unzufriedenheiterreger, gehabt mit seinem Wort: „An und für sich ist nichts gut oder böse, das Denken macht es erst dazu."

„Aschenbrödel" ist eines der schwächeren Stücke des unendlich fruchtbaren Schriftstellers; die eigentliche Handlung ist dürftig, konventionell, und das alte romantische Geheimniß der diskreten Geburt spukt um Benedix' Elfriede wie um Kleist's Käthchen herum. Aber inmitten aller Sentimentalitäten und kindlichen Redensartlichkeiten verspürt man doch ab und zu einen Hauch von dem, was ich, auf die Gefahr hin, von den κατ'ἐξοχήν Modernen verhöhnt zu werden, Poesie nennen möchte. Es beginnt dann in den kleinen Philisterherzchen schneller zu klopfen, die niedere Decke der engen Schulstube thut sich auf, Blätter rauschen und ein blauer Himmel guckt gar freundlich herein. Die bescheidene Benedix-Poesie ist ganz und gar „blau", aber — liegt es an ihrer kernhaften Gesundheit oder an dem langanhaltenden grauen Nebelwetter, das depressionsbedrohlich über Deutschland steht? — wir schwimmen recht gern einmal wieder ins „Blaue" hinein.

Am stärksten wirkten auch diesmal wieder die Pensionsszenen mit ihren lustigen Skizzen aus der höheren Töchterwelt von dazumal; und ich möchte fast glauben, daß hier ein Wegweiser zu finden ist, der deutlich die dem deutschen Lustspiel anzuempfehlende Richtung zeigt. Es ist ja eine recht schöne Sache um den Satz, man solle jedes Talent getrost seinen eigenen Weg gehen lassen; nur bedeutet er, bei Lichte besehen, die Bankerotterklärung der Kritik, der alsdann nichts übrig bleibt als mühsam hinterdreinzuhumpeln wie ein alter Nachtwächter, der nur ab und zu einen besonders schlimmen Missethäter zur Wache spedirt. Die nachtwandlerischen Genies mag man ruhig ihres Weges gehen lassen: sie mögen sich wahren vor Schwindel und Sturz; der Mittelmäßigkeitstruppe muß man das Ziel weisen und die Richtung. Und dieses Ziel ist das entschlossene Ergreifen eines in der Zeit erschauten Milieu. Nicht die Intrigue: die politisch-journalistische Welt, die in humoristischer Anschauung wiedergegeben ist, verleiht Freytag's „Journalisten" ihren Werth; nicht die dünnen Handlungen der Benedix'schen Stücke fesseln uns heute noch, nicht die ziemlich gleichförmigen Verwechslungsspäße, sondern die plastische Darstellung gewisser zeitgenössischer Erscheinungsformen.

Alle wirklichen Lustspieldichter haben so gestrebt und gethan, und selbst von Molières Schöpfungen sind die zeitlosen Charakterstücke wie „L'avare" schneller verblaßt als die Werke, in denen der Zeit entwachsene Häßlichkeiten („Tartufe") oder Lächerlichkeiten („Le malade imaginaire") satirisch gegeißelt werden. Auch Meilhac und Halévy haben ihre Erfolge zunächst der Aufspürung interessirender Milieus zu danken, denen dann ihre szenische Geschicklichkeit und der pointenreiche Dialog die rechte Würze zu verleihen wußten. Selbst in dem alten Schwank „Verfolgt", dem Meilhac wohl nur die Bühnenappretur gegeben hat, läßt sich das erkennen. Nicht ob Mlle. Angèle de Lussan den Kandidaten ihrer jungen Liebe oder ihrer Eltern heirathen wird, interessirt uns; der Theaterball, die Lebewelt, das Ein und Aus bei Bignon läßt die bei der liederlichen Mache sonst unvermeidliche Langeweile keinen Augenblick aufkommen. Das Märchenglück des Aschenbrödels nehmen wir ebenso gleichgültig hin wie die Gutejungenseligkeit der kleinen Klosterschülerin, aber wir haben einige launige Bilder aus dem Leben der deutschen Kleinstadt und der französischen Großstadt gesehen, wir haben ergötzliche Typen kennen gelernt: wir sind zufrieden. Und die Moral von beiden so grundverschiedenen Geschichten ist für die kritische Betrachtung doch die nämliche: nicht die fein verschlungene Intrigue nach Scribes Muster thut es dem modernen Geschmack an, sondern das klar erfaßte Milieu, in dem sich die Menschen von heutzutage lustig tummeln. Und eben der gänzliche Mangel an diesen schönen und unterhaltsamen Dingen ist so ärgerlich an der neuesten Fabrikwaare mit ihren langweilig müssigen Kommerzienräthen, ihren druckfertig kausirenden Wittwen, mit den unwiderstehlichen Lieutenants und den gräßlichen, mit Ebers und Wolff und Schönthan aufgepäppelten Backfischen, die von der ahnungslosen Weltfremdheit der kleinen Angèle ebenso weit sind wie von dem kindisch schwärmenden romantischen Ueberschwang des lieben Aschenbrödel. Hat denn Niemand mehr den Muth, modern zu sein und lustig zugleich? Warum zerfasern sich die Blumenthal und Genossen an zusammengesetzten Liebesgeschichten und rückwärts gewendeten Anschmachtungen der guten alten Zeit? Es gibt noch runde Tische mit Hängelampen darüber, heute wie anno dazumal, aber es gibt auch andere schöne und obendrein noch neue Sachen zu schauen und zu zeigen. Wo ist der strebende Assessor mit dem gescheitelten Haupthaar und den Reserveoffiziersmanieren? Und der Doktor Wespe von heutzutage geht zwar nicht in den Schuldarrest; er hat zehn Zimmer und mindestens ebenso viele Orden, er schreibt Theaterstücke und fördert sie durch seine kritische Thätigkeit, er ist ein großer, ein hoch- und höchstberühmter Mann, vor dem sich alle beugen, die im Charakter rückenmarksleidend sind. Aber komisch ist er doch, unendlich komisch. Und Niemand lacht ihn aus! Ja — wir sind ein ernsthaftes Volk, wir nehmen uns alle furchtbar ernst, und selbst die Auguren haben das Lachen verlernt.

Maximilian Harden.

Adolf Friedrich Graf von Schack: Pandora. Vermischte Schriften. Stuttgart. 1890. Deutsche Verlagsanstalt.

Wahrhaft jung sind im Grunde nur die alten Herren unserer Litteratur. Heinrich Laube schloß als hoher Siebziger seine „Erinnerungen" mit dem Bekenntniß: er würde, wenn er seine Laufbahn wieder von vorn anfangen dürfte, das mit Freuden versuchen. Berthold Auerbach las als todtkranker Mann in Cannes den Homer und erklärte, alles Leben sei ihm so neu als heilig und Graf Schack erquickt uns in der stoff- und gedankenreichen Sammlung seiner kleineren Schriften mit höchst optimistischen Ansichten über die Entwicklung der „Weltlitteratur". Er ist trotz aller Verehrung für Schopenhauer's Ideen von dem unwandelbaren Glauben an eine fortschreitende Erziehung des Menschengeschlechtes erfüllt: die neuen Erfindungen, die Darwin'schen Lehren selbst erscheinen ihm als Unterpfand der stetig wachsenden Humanität: der Aberwitz abgeklungener Geschichtsepochen macht ihn hart gegen die Formen der bisherigen Religion: sein flammender Protest gegen die Hexenprozesse des Mittelalters („der Hexenthurm von Lindheim") überrascht geradezu in unserer kühler gewordenen Zeit der Ueberbedächtigen. Sehr bedeutsam ist auch Schack's „Wort über die Lyrik". Der Ueberschätzung des rein Volksliedmäßigen gegenüber vertritt er — wir glauben: mit gutem Grund — die Berechtigung der Gedankenlyrik, nach unserem Dafürhalten einer modernen Form der geistlichen Dichtung.

Prächtig sind auch die Großes und Kleines mit gleicher Liebe umfassenden Tagebucheindrücke „aus dem Odenwald“ und „vom Genfersee“: Rousseau und Byron, die Flora eines Moosbodens und das Getriebe eines Ameisenhaufens, das und Anderes mehr kommt gleicherweise zu seinem Recht. Ein hübsches Reiseblatt gibt Platen's „Grab in Syrakus“. Mit sicherer Meisterschaft würdigt der Kenner der spanischen und orientalischen Litteratur „Die Conquistadoren“ (ein Vorwurf, den kürzlich auch Melchior von Vogué in einem farbenreichen Gemälde behandelte), Firdusis' Königsbuch und Jussuf und Suleika. Sehr fein ist auch die Abhandlung über die erste (klassische) und die zweite (d. i. die orientalische) Renaissance. Nach Form und Inhalt reiht sich „Pandora“ würdig den Essays von Gregorovius an. Es ist das Buch eines ganzen Mannes, eines Geistes von seltener Vielseitigkeit und Unbefangenheit, eines Dichters und Denkers.

—m.

Franz von Holtzendorff. Ein Nachruf von Dr. Stoerk, ord. Professor der Rechte in Greifswald. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 71. Hamburg. 1889. Verlagsanstalt.

Wenige Namen hatten in der Juristenwelt einen solch populären Klang, wie der des verstorbenen Münchener Publizisten, dessen litterarischem Organisationstalent die Bereicherung der juristischen Litteratur um eine ganze Reihe durch genossenschaftliches Zusammenwirken entstandener Sammelwerke zu danken ist, die heute als standard works zum unentbehrlichen Rüstzeug der wissenschaftlichen Facharbeit gehören. — Stoerk gibt uns einen vollen, klaren Ueberblick über die reiche Lebensarbeit des verdienstvollen Forschers, dessen erstaunliche Arbeitskraft und bewundernswürdige Vielseitigkeit ihn fast als den geborenen Leiter und naturgemäßen Mittelpunkt großer litterarischer Kollektivunternehmungen erscheinen lassen. — In drei Gruppen wird der Ertrag dieser Arbeit uns vorgeführt, die eingestellt war „in den dreifachen Dienst der Wissenschaft, der humanen Volksaufklärung und in den Dienst des großen Vaterlandes“. In der ersten werden die straf- und völkerrechtlichen Schriften von Holtzendorff's beleuchtet, seine Studien über die „Deportation als Strafmittel“, „Das irische Gefängnißwesen“, „Die Kürzungsfähigkeit der Freiheitsstrafen“ u. a., dann das kurz vor seinem Ableben zum Abschluß gelangte „Handbuch des Gefängnißwissenschaft“, die umfangreichen Schriften über „Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe“ sowie „Die Physiologie des Mordes“, über „Die Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland“, und endlich sein „Handbuch des praktischen europäischen Völkerrechts“, durch das er der völkerrechtlichen Disziplin die breite Grundlage sicherte, die sie nach Umfang und Intensität der litterarischen Pflege als gleichberechtigt im System der juristischen Disziplinen erscheinen ließ. Hierhin gehören auch die interessanten Gutachten über die vielumstrittene Donaufrage „Rumäniens Uferrechte an der Donau“ und über den bekannten Eheprozeß der Fürstin Bibesco, seine Arbeiten über das Auslieferungsrecht und seine gerade heute besonders interessirende Studie über „Die britischen Kolonien“, in der er die überlegene kolonisatorische Kraft der germanischen Stämme gegenüber den romanischen nachdrücklich betonte. Das ideale Streben von Holtzendorff's, die geistige Volkserziehung zu heben und die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zum Gemeingut aller gebildeten Schichten der Nation zu machen, leitete ihn bei der Herausgabe der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, zu der er sich mit Rud. Virchow verband, sowie bei der Begründung des gleichartigen Unternehmens, der „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ in Gemeinschaft mit Oncken, in denen er auch selbst, ebenso wie in den allbekannten Handbüchern des Strafrechts und des deutschen Strafprozeßrechts, sowie in der Encyklopädie der Rechtswissenschaft werthvolle Beiträge lieferte. Die Betheiligung von Holtzendorff's an der Begründung des deutschen Juristentags, sein Hervortreten in die Oeffentlichkeit als Vertheidiger im Prozeß Arnim, sein maßvolles Eingreifen in die Erörterungen über die Frauenfrage vom Standpunkte ruhiger und vorurtheilsloser wissenschaftlicher Prüfung aus bezeichnen diejenigen Punkte, wo sein Wirken in den Strom des allgemeinen vaterländischen Lebens einmündete. — Ein arbeitsvolles und fruchtreiches Leben ist es, dessen Bild Stoerk uns in formvollendeter Darstellung entwirft und die Worte, mit denen der „Nachruf“ ausklingt, „groß ist das Werk, das er geschaffen, dessen Grundsteine er gelegt und das, ihn überlebend, segensreich fortwirken wird in ferne lichtvolle Tage“ — sie werden in der ganzen deutschen Juristenwelt lauten Widerhall finden.

M. de J.

Dr. Alfred Charpentier: Russische Wanderbilder. Oldenburg und Leipzig. 1889. Schulze'sche Hofbuchhandlung (R. Schwartz).

Anspruchslose und dennoch recht ansprechende Reiseskizzen. Außenseiten des russischen Lebens, wie sie ein gebildeter Tourist erblickt, der sich nur unterhalten will und dabei unwillkürlich soweit belehrt, als es mühelos geschehen kann, werden in dem Büchlein lebendig gezeichnet. Die leichte Sicherheit des Vortrags läßt uns alles anmuthig miterleben, und macht die Lektüre zum trefflichen Ersatz eines Ferienausfluges. Von moskowitischer Politik ist, wie man hieraus schließen wird, im Buche glücklicherweise nichts vorhanden, von sozialen Schilderungen wenig. Eine der letzteren, die zu denken gibt, theilen wir auszugsweise mit: „Es gibt wenig traurigeres als ein russisches Dorf. In anderen Ländern hat selbst ein elendes Bauernhaus mit seinem bemoosten Dache, den kleinen blumengeschmückten Fenstern, den an den Wänden aufgehäuften Holzvorräthen, dem duftenden Gärtchen, den gackernden Hühnern und der behaglich sich dehnenden Katze etwas Anheimelndes. Wie ganz anders hier! Auf kahlem, baum- und strauchlosen Felde steht gewöhnlich eine Anzahl hölzerner Hütten, ohne Garten, ohne Blume, ohne Hof und Vieh. Kein Baum beschattet das Haus, kein Huhn, keine Taube ist sichtbar. Das Haus ist aus der Länge nach über einander gelegten Balken gezimmert, deren Zwischenräume mit Werg ausgestopft sind. Inwendig ist gewöhnlich ein, sind höchstens zwei Räume. Den Hauptplatz beansprucht der große Ofen, auf welchem die Familie schläft, in dem sie bäckt, kocht und badet. Oft ist nicht einmal ein Schornstein da. Das Gemeindeland liegt gewöhnlich dicht beim Dorfe; da jeder Bauer periodisch einen Antheil erhalten muß, ist der Boden in lauter lange und schmale Streifen getheilt, welche oft kaum der Bearbeitung verlohnen. Viele verpachten ihr Land oder lassen es liegen und arbeiten in der Stadt oder beschäftigen sich mit Hausindustrie. Alles sieht elend und schmutzig aus. Die Kinder kriechen ganz oder halb nackt vor den Hütten umher. Halbwilde Hunde kläffen den Fremden an; fast nie sieht man ein Pferd, selten eine Kuh. Nur die Schnapskneipe fehlt nicht, wo den meisten Dörflern die einzige Lebensfreude blüht. Schulen stehen zwar gewöhnlich auf dem Papier, sind aber sehr selten zu finden. Das einzige Stattliche im Dorf ist gewöhnlich das Haus des bäuerischen Wucherers, des Kulak, und die Kirche, die mit ihren fünf Kuppeln, schön gemalt und gut im Stand gehalten, in einem merkwürdigen Kontrast zu den ärmlichen Hütten steht. Der Pope dagegen ist so schmutzig und elend anzusehen, wie seine Pflegebefohlenen. So ist es fast überall. In welchem Gegensatz steht diese Wirklichkeit zu der Verherrlichung des Bauern in der neuen russischen Litteratur! Wenn der Wohlstand der ländlichen Bevölkerung einen Maßstab für die wirthschaftliche Lage und Kraft eines Landes gibt, so ist es um das Zarenreich traurig bestellt.“ — In der geschilderten Lage befinden sich etwa 90 Prozent aller Russen. Auf diesem öden Elend einer stumpfen Masse beruhen die Macht und der Glanz des ausgedehntesten Reiches der Welt — eines Reiches, dessen Oberfläche der des Mondes etwa gleichkommt (allerdings mit dem Unterschied, daß sie nicht periodisch ab- und zu-, sondern nur immer zunimmt), und das neuerdings Europa und Asien obenein weiter erobern und „slavisch kultiviren“ will!

H. R.

Die Erwiderung auf Gustav Freytag's Schrift: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“, welche Herr Reichstagsabgeordneter Karl Schrader in Nr. 5 der „Nation“ veröffentlichte, ist bei Rosenbaum & Hart in Berlin im Separatabdruck erschienen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 8. Berlin, den 23. November 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Für die Berliner Stadtverordnetenversammlung haben partielle Neuwahlen stattgefunden; es handelte sich in der dritten Abtheilung um 16 und in der zweiten und ersten Abtheilung um je 14 Mandate. In der dritten Abtheilung haben die Sozialdemokraten ihre bisherigen zwei Vertreter nicht allein durchgebracht, sondern noch vier weitere Sitze sich erkämpft, und für vier Bezirke stehen sie außerdem in Stichwahl; die Kartellparteien, das heißt, Konservative, Antisemiten und Nationalliberale hatten 4 Mandate zu vertheidigen; sie behaupteten kein einziges im ersten Wahlgang und bringen es überhaupt nur zu zwei Stichwahlen, die aussichtslos erscheinen. Die Freisinnigen endlich kamen mit 10 Vertretern in Frage; sie gehen aus dem Kampfe mit 6 Mandaten hervor und sind bei zwei Stichwahlen betheiligt. In der zweiten und ersten Klasse siegte in allen 14 Bezirken die liberale Liste gegenüber dem Kartell; die Sozialdemokraten kamen hier nicht in Frage. Das Ergebniß der Wahl ist demnach eine vollständige Niederlage des Kartells und ein nicht unbedeutendes Anwachsen der Sozialdemokratie.

Es wäre eine lächerliche Heuchelei, wenn man behaupten wollte, daß die Wahlen ausschließlich von kommunalen Fragen beherrscht worden sind. Es gab eine Zeit, wo dies der Fall war; damals vollzogen sich die kommunalen Wahlen in Berlin ohne schroffe Kämpfe, und manch tüchtiger Bürger, der nicht der freisinnigen Partei angehörte, hatte in die städtische Verwaltung gleichwohl Eingang gefunden. Gewiß stand die Majorität in politischen Fragen auf einem entschieden liberalen Standpunkt; das ist durchaus naturgemäß, es entspricht den Verhältnissen, denn die intelligenten und besitzenden Klassen in Berlin bekennen sich zu diesen politischen Ueberzeugungen; aber niemals hat die städtische Verwaltung unter Hintenansetzung ihrer kommunalen Pflichten sich die Förderung einer bestimmten Parteipolitik angelegen sein lassen. Trotzdem wünschten die Gegner des Liberalismus, daß neue Männer das Berliner Rathhaus bevölkerten. Der Sturm auf das „rothe Haus“ und den „Fortschrittsring“ begann; Fürst Bismarck hatte das Signal gegeben; die Antisemiten griffen die Parole auf, Konservative und Nationalliberale folgten und heute hat man es glücklich dahin gebracht, daß der Kampf um die Vertretung in der Stadtverordnetenversammlung nach denselben Gesichtspunkten und mit ähnlicher Erbitterung wie die politischen Wahlkämpfe geführt werden; dem Kartell der Reichstagswahlen entspricht ein Berliner Lokalkartell, bei dem gleichfalls der Nationalliberale sich vertrauensvoll an den Antisemiten anlehnt.

Nachdem die Gegensätze diese Gestalt gewonnen haben, ist es durchaus folgerichtig, daß die allgemeine politische Situation auch ihr Licht und ihren Schatten auf die kommunalen Wahlen der Hauptstadt wirft, und das vorliegende Ergebniß spiegelt daher bei gebührender Berücksichtigung der Verschiedenartigkeit der Wahlsysteme die politische Stimmung der Bevölkerung in einem bestimmten Bezirke annähernd so gut wieder, wie die Kämpfe um die Reichstagsmandate. Und welches Facit ergibt sich da!

Jener Kampf, der von dem Fürsten Bismarck gegen die alte städtische Verwaltung wohlwollend gefördert worden war, ist ergebnißlos geblieben; die letzten Wahlen bedeuten einen vollständigen Zusammenbruch des Kartells. Aber ist der Angriff der „nationalen und königstreuen Männer“ von Rechts völlig mißglückt; so ist um so erfolgreicher der Angriff der Sozialdemokraten von der äußersten Linken gewesen, die vergeblich durch Polizeimaßregeln, durch das Sozialistengesetz und durch die soziale Gesetzgebung von der Regierung und ihren Anhängern bekämpft worden sind. Für die Vortrefflichkeit der herrschenden Regierungspolitik sind auch die Berliner Stadtverordnetenwahlen ein zählendes Beispiel.

Von Stanley und Emin Pascha sind jetzt die ersten zuverlässigen Nachrichten nach Europa gedrungen. Die beiden kühnen Männer haben Boten gegen die Küste gesandt, deren Berichte Hauptmann Wißmann weiter befördert hat. Aus den Mittheilungen dieser vorangeschickten kleinen Truppe ergibt sich, daß Stanley, Emin, ihre europäischen Begleiter, sowie der zahlreiche eingeborene Troß,

etwa zu Beginn des Dezember das offene Meer erreichen werden; an welcher Stelle dies geschehen wird, scheint noch zweifelhaft zu sein; voraussichtlich aber in jenem Gebiete, das die ostafrikanische Gesellschaft und Deutschland für sich in Anspruch nehmen. Weniger klar sind die Angaben der Leute über das Schicksal jenes innerafrikanischen Reiches, an dessen Spitze Emin Pascha so lange gestanden hat; die neuesten Berichte lassen eine Deutung zu, als sei der Sudan doch nicht völlig von den Schaaren des Mahdi erobert und als hielten sich auch jetzt noch im Innern Besatzungen Emin Paschas. In wenigen Wochen wird man klar zu sehen vermögen.

In Brasilien hat sich ohne jede Erschütterung eine Revolution vollzogen; an die Stelle des Kaiserreichs ist die föderative Republik getreten. Der Kaiser Dom Pedro, der als ein vortrefflicher, humaner und aufgeklärter Monarch bekannt ist und auch in seinem Lande bei allen Parteien als solcher geschätzt wird, hat mit seiner Familie zu Schiff sein Reich unbehelligt verlassen; er wird eine Pension beziehen und nimmt in einer Proklamation voll guter Wünsche für Brasilien und ohne Groll und Verbitterung über den Umschwung der Dinge Abschied von seinen Landsleuten. Die ruhige Stimmung, die er gegen die Revolutionäre hegt, hegen auch diese gegen ihn; ohne schrillen Mißklang scheidet man von einander.

Dem alten Gottesgnadenthum wäre eine derartige Lösung der Schwierigkeiten nicht möglich gewesen; nur bei einer durchaus modernen Auffassung ist dieser Ausgang denkbar. Dom Pedro betrachtete sich wie Friedrich der Große als den ersten Diener seines Staates und wenn in nachdrücklicher und unzweideutiger Weise diesem Diener bemerkbar gemacht wird, daß er seinen Platz räumen möge, so thut er das. Der Kaiser wußte zudem, daß gegen seine Person sich die Revolution durchaus nicht gerichtet hatte; die Antipathien der Bevölkerung regten sich nur gegen die Thronfolgerin, seine Tochter, die ausgesprochen klerikalen Neigungen huldigt; ursprünglich war es sogar die Absicht der Republikaner gewesen, jeden Anschlag bis zum Tode des jetzigen hochgeachteten Monarchen zu vertagen. Als innersten Anlaß zur Revolution kann man daher die Furcht vor einem klerikalen Regiment bezeichnen; um diesem vorzubeugen, schritt man — freilich mit ungesetzlichen Mitteln — zu einer Aenderung des Regierungssystems, und der Monarch unterwarf sich dem, wie etwa ein einzelner Minister, — auch ein Staatsdiener — sich durch einen Volksauflauf zur Abdankung bestimmen läßt, und sich alsdann mit Pension zurückzieht.

Daß die Haltung Dom Pedros die richtige gewesen ist, ergibt sich aus der Ruhe, die auch nach seinem Fortgang in Brasilien herrscht. Der Proklamirung der Republik ist nirgends im Lande auch nur der geringste Widerstand entgegengesetzt worden und die Geschäfte beginnen ihren Fortgang zu nehmen. Das Kaiserreich hatte keine Wurzeln mehr; es war geduldet aus Achtung vor dem Träger der Krone; aber die erste Erschütterung mußte es beseitigen. Die Konsequenz dieser Thatsache zog der Kaiser und es ist ein Beweis seiner großen Einsicht, daß er sein persönliches und sein Familieninteresse zu opfern bereit war, daß er ging und nicht durch einen Bürgerkrieg der Bevölkerung ein Regierungssystem aufzwang, für das die Fundamente augenscheinlich nicht mehr vorhanden sind.

Mit dem Kaiserreich in Brasilien ist der letzte wahrhaft monarchische Staat aus der neuen Welt verschwunden; denn Canada, das thatsächlich selbständig ist, und nur ganz lose mit England zusammenhängt, kann in der Reihe der eigentlich monarchischen Länder kaum noch genannt werden. Die brasilianische Revolution bringt daher eine bedeutungsvolle Entwicklung so gut wie zum Abschluß; und diese Entwicklung kann auch ihre ernste Rückwirkung auf Europa haben. In Spanien und Portugal, die am engsten mit Brasilien durch Bande der Stammesgemeinschaft verknüpft sind, werden die republikanischen Parteien aus den Vorgängen jenseits des Weltmeeres eine wesentliche Stärkung erfahren. Die ersten Anzeichen hierfür liegen bereits vor. Es verdient daher Beachtung, daß vorschauende Geister schon die Zeit verkünden, wo der ganze Westen des europäischen Continents republikanisch regiert sein wird.

Das französische Ministerium hat sein Programm vor der Kammer entwickelt; Frieden nach Außen und Versöhnung der Parteien im Innern sind die Aufgaben, die es sich steckt; statt tiefgreifender, prinzipieller Erörterungen über abstrakte politische Fragen soll sich die Kammer mit Reformen von naheliegender, praktischer Bedeutung beschäftigen. Dieser Standpunkt ist sehr weise und seine Vortrefflichkeit wird theoretisch auf allen Seiten anerkannt; gleichwohl scheint es nicht, als ob die republikanischen Parlamentarier nun auch sämmtlich ihr Verhalten von diesen Grundsätzen bestimmen lassen würden. Das Ministerium hat zwar für seine ersten Erklärungen ein Vertrauensvotum erhalten, hinter dem eine starke Majorität steht; aber in der Presse zeigen die Radikalen sich wenig befriedigt und die Gefahr ist noch durchaus nicht endgültig beschworen, daß die alte Zwietracht unter den Republikanern von Neuem zum Ausdruck kommt.

In Rumänien hat das bisherige Ministerium, das für russenfreundlich galt, sein Amt niedergelegt; an seine Stelle sind Männer getreten, die Oesterreich und dem mitteleuropäischen Dreibund feindlich gewiß nicht gegenüberstehen. Die Vortheile für eine friedliche Entwicklung der orientalischen Verhältnisse, die sich hieraus ergeben, sind nicht gering anzuschlagen. Der agitationslustige, ränkevolle Panslavismus hat von Neuem einen Stützpunkt verloren, von dem aus er im gegebenen Augenblick gefahrvolle Zettelungen hätte beginnen können.

* * *

Die Krisis in den Berathungen über das Sozialistengesetz.

Die Kommission, welche der Reichstag zur Vorberathung eines „ewigen" Sozialistengesetzes niedergesetzt hat, wird — soweit sich dis jetzt übersehen läßt — zu keinem positiven Beschluß kommen. Die Nationalliberalen schrecken davor zurück, in einem Gesetz ohne Fristbeschränkung die Ausweisungsbefugniß aufrecht zu erhalten und die Reichsregierung, unterstützt von den Konservativen, will keinenfalls auf die Ausweisungsbefugniß verzichten. Die Nationalliberalen aber geben, da im vorliegenden Falle das Centrum für eine konservativ-klerikale Majorität nicht zu haben ist, den Ausschlag. Ohne die Nationalliberalen kommt weder ein Sozialistengesetz mit Ausweisungsbefugniß und Fristbeschränkung, noch ein solches ohne Ausweisungsbefugniß und Fristbeschränkung zu Stande. Viele glauben deshalb, es werde, wie vor zwei Jahren, die Novelle unter den Tisch fallen und eine einfache kurzfristige Verlängerung beschlossen werden. Ob bei diesem Ausgange die sogenannten „Milderungen" und „Rechtsgarantieen" des jetzigen Entwurfs wieder mit in der Versenkung verschwinden oder nicht, ist von unwesentlicher Bedeutung.

Dagegen ist es klar, daß das abermalige Scheitern einer Novelle zum Sozialistengesetz einen neuen Erfolg der Sozialdemokratie bedeutet. Vor zwei Jahren schlug man Verschärfungen, diesmal Milderungen vor. Aber die Majorität von Volksvertretern, welche das Sozialistengesetz noch weiter zu stützen bereit ist, wagt weder vorwärts noch rückwärts zu gehen. In dieser Verlegenheit liegt eine herbe Kritik. Die wiederholten Veränderungsvorschläge der Regierung enthalten das Zugeständniß, daß das Sozialistengesetz nicht so bleiben kann, wie es ist. Aber selbst in dem reaktionärsten Reichstage, den Deutschland seit der Gründung des Reichs erlebt hat, findet sich trotz zweimaligen Anlaufs keine Ma-

forität, welche eine Aenderung im Sinne der Reichsregierung gut zu heißen wagt. In welchem Lichte muß dies Schwanken und diese Entschlußlosigkeit der behandelnden Aerzte dem Patienten erscheinen, der obendrein behauptet, nie krank gewesen, jedenfalls aber längst gesund zu sein? Was würde man wohl von einem Arzte sagen, der offen zugesteht, daß die von ihm verordnete Arznei, zum mindesten in der Dosis, verfehlt sei, der aber trotzdem in der Anwendung derselben fortfährt, weil er sich mit seinen Kollegen nicht über eine neue Arznei verständigen kann? Man würde sich empören gegen eine solche Heilmethode. — Diese Empörung theilt sich auch gegenüber dem Sozialistengesetz und seiner Anwendung immer weiteren Kreisen mit und die unmittelbare Folge dieser Empörung ist das rapide Wachsthum der sozialdemokratischen Partei. Man muß geradezu blind sein, um dasselbe nicht zu bemerken. Man blicke nur auf das Resultat der am Dienstag zu Berlin in der dritten Abtheilung vollzogenen Wahlen von 16 Stadtverordneten. Die Sozialdemokratie hatte 2 Mandate zu vertheidigen, erwarb sofort 6 Mandate und wird in der Stichwahl voraussichtlich 3 weitere Mandate erlangen. Aehnliche Anzeichen von der enormen Entwicklung der Sozialdemokratie gibt es in Hülle und Fülle. Nun pflegen die Anhänger des Sozialistengesetzes zwar zu behaupten, daß ohne das Sozialistengesetz die Dinge noch weit schlimmer stehen würden, aber gegen diese Behauptung sprechen alle Gründe der Wahrscheinlichkeit. Deutschland ist doch nicht so sehr von anderen Kulturländern verschieden, daß die Entwicklung unter gleichen Vorbedingungen nicht eine im Wesentlichen gleiche geworden wäre. Jene anderen Kulturländer haben kein Sozialistengesetz und keine Sozialdemokratie, die mit der deutschen an Bedeutung sich auch nur entfernt vergleichen ließe. Spricht das nicht schon prima vista gegen unser Sozialistengesetz? Aber weiter; man vergegenwärtige sich doch einmal die innerlichen Ursachen des Umsichgreifens der Sozialdemokratie. Die sozialistischen Lehren bieten der verstandesmäßigen Kritik unzählige Angriffspunkte dar. Einer derartigen Kritik mit ihrer zersetzenden Kraft ist durch das Sozialistengesetz die Spitze abgebrochen. An die Stelle logischer Beweise ist das Argument des Leidens getreten. Wer für eine Sache duldet, der erweckt damit von vornherein bei gleichgestimmten Seelen den Eindruck, daß diese Sache gut ist. Das ist ja die letzte Ursache für die ungeheure Wirkung jedes Martyriums, daß es verstandesmäßige Beweise überflüssig macht. Jede Ausweisung, jede Einkerkerung, jeder Prozeß auf Grund des Sozialistengesetzes wird deshalb zum Hilfsmittel der sozialdemokratischen Propaganda. Der Ausgewiesene, der Verurtheilte, der Verfolgte braucht sich nur hinzustellen und zu sagen: ich habe für etwas gelitten, was Jemand, der andere politische Gesinnungen hat, straflos thun darf, und das Auditorium wird ihn von dem Nachweise entbinden, daß seine politischen Bestrebungen verständige sind. Im zweiten Berliner Reichstagswahlkreise wird gegen Virchow bei der bevorstehenden Wahl ein geistig und körperlich invalider Mann Namens Janiszewski kandidiren. Die sozialdemokratische Wählerschaft hat Janiszewski einem ihrer hervorragendsten Berliner Genossen, Tutzauer, vorgezogen, weil er Jahre lang seiner sozialdemokratischen Bestrebungen wegen im Gefängniß gesessen hat. Es ist mit dieser Kandidatur der Grundsatz zum Ausdruck gebracht: die höchsten Ehren dem, der am meisten gelitten hat; und dieser Grundsatz enthält eine ungeheure propagandistische Kraft.

Die Geschichte aller von der Macht bedrückten Parteien offenbart uns, wie unklug es ist, Märtyrer irgend einer Ueberzeugung zu schaffen. Der Erlaß des Sozialistengesetzes war deshalb ein Fehler von Anbeginn an. Aber die Größe des Fehlers wuchs mit den Jahren in geometrischer Progression. Ausnahmemaßregeln, die nicht sofort wirken, wirken erfahrungsmäßig überhaupt nie. Eine Suspension der Rechtsgleichheit verträgt der moderne Mensch vielleicht in Fällen dringender Gefahr auf kurze Zeit, aber länger als ein Jahrzehnt und nachdem der Zustand, welcher der Ausnahmemaßregel zum Vorwande diente, in dem Gedächtniß der Massen beinahe ausgelöscht ist, kann ein Sozialistengesetz nicht dienlich sein, selbst wenn es in der ersten Zeit seines Bestehens gute Früchte getragen haben sollte.

Unter solchen Umständen ist von allen denkbaren Lösungen die einer einfachen nochmaligen Verlängerung des Sozialistengesetzes auf einige Jahre diejenige, für welche sich die wenigsten Verstandesgründe anführen lassen. Es ist die Lösung der gesetzgeberischen Impotenz. Das muß man festhalten, wenn man ermessen will, ob Aussicht vorhanden ist, daß auch der Reichskanzler mit dieser Lösung sich einverstanden erklärt. Fürst Bismarck ist durch das Verhalten der Nationalliberalen in der Kommission in eine Lage gebracht, die es ihm ermöglicht, den Reichstag wegen Verweigerung der Annahme eines „ewigen" Sozialistengesetzes zur Auflösung zu bringen. Die Nationalliberalen scheinen sich auf die Ausweisungsbefugniß genügend festgebissen zu haben; so daß eine pure Annahme der vorgelegten Novelle kaum noch möglich ist. Wird der Reichstag deshalb aufgelöst, so kommen die Nationalliberalen in eine arge Verlegenheit. Aber Fürst Bismarck pflegt in derartigen Lagen selbst politischen Freunden gegenüber nicht allzu rücksichtsvoll zu sein. Auch wird er schwerlich falsch rechnen, wenn er meint, daß die Nationalliberalen, als Partei, ihm nicht gram bleiben werden, wenn er auch einige ihrer Führer in eine verzweifelte Lage bringt. Wenn das sozialdemokratische Medusenhaupt in der Wahlperiode nur tüchtig geschüttelt wird, so werden jene deutschen Staatsbürger, die nur Gott fürchten und sonst nichts in der Welt, schon dieselbe Gänsehaut bekommen, wie sie durch die Pikrinsäure seligen Angedenkens hervorgerufen wurde. Daß die nächsten Reichstagswahlen sich ganz ohne Gänsehaut vollziehen sollten, das kommt uns nach den Erfahrungen von 1887 nicht wahrscheinlich vor. Man wird deshalb jedenfalls gut thun, sich auf etwas Ueberraschendes gefaßt zu machen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

IV.

Es ist in Preußen eine alte Gepflogenheit, daß in allen Zeiten der Reaktion ein Sturm von Vorwürfen über die Redelust der freisinnigen Partei und die dadurch hervorgerufene Verschleppung losbricht. Die Volksvertretung ist eine Maschinerie, die zur Votirung der Gesetze und zur Bewilligung von Geldern nun einmal unentbehrlich ist; hat sie dieses Geschäft vollbracht, so kann sie gehen. Und die Minorität, die einer regierungsfreundlichen Majorität gegenübersteht, ist ein überflüssiges Anhängsel der Volksvertretung, die am besten thäte, in schweigender Betrachtung ihre Reue über diejenigen Sünden zum Ausdruck zu bringen, die sie in eine Minorität versetzt haben. Ich erinnere mich, daß vor etwa 25 Jahren die „Nationalzeitung", damals das führende Organ der Oppositionsparteien, diese Auffassung in sehr witziger Weise bekämpft hat, indem sie von der etymologischen Betrachtung ausging, daß Parlament von parlare abgeleitet ist. Und will man diese Ansicht ernsthaft auf ihre politische Berechtigung hin prüfen, so bieten das beste Material die Werke von Gneist, in denen er auseinandersetzt, daß neben den Rechten der Volksvertretung auf Theilnahme an der Gesetzgebung und auf Feststellung des Budgets das dritte gleich werthvolle Recht steht, „Landesbeschwerden" zu erörtern.

Wenn jemals eine Maßregel der Regierung zu einer Landesbeschwerde geführt hat, so ist es die in weitem Umfange verhängte Viehsperre, die auf die Ernährung des Volkes einen so tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hat, daß unter den zufriedenen Klassen der Bevölkerung jetzt die Pferdeschlächter in der ersten Reihe stehen. Es läßt sich keine verkehrtere Maßregel als diese Viehsperre denken, deren Vergeblichkeit durch den ausgebreiteten Seuchenstand in

Deutschland täglich vor die Augen gelegt wird. Daß die Maul- und Klauenseuche ansteckend wirkt, mag richtig sein, daß aber die Ansteckungsgefahr durch die Absperrung verringert wird, ist entschieden falsch. Wenn Rinder oder Schweine über die deutsche Grenze gebracht werden, so haben sie nicht die Gewohnheit, bei ihren Kollegen Antrittsbesuche zu machen und ihnen dadurch eine Ansteckungsgefahr zu bereiten. Bei Weitem in den meisten Fällen vollzieht sich die Ansteckung nicht unmittelbar von Thier zu Thier, sondern durch Vermittelung des Menschen. Der Mensch, der mit einer kranken Heerde in Berührung gekommen, trägt die unsichtbaren Keime der Seuche mit sich herum und macht sie wirksam, wenn er mit einer gesunden Heerde in Berührung kommt. Wollte man durch Absperrungsmaßregeln der Seuche begegnen, so genügt es nicht, die Einfuhr von Vieh zu verbieten, sondern man müßte den gesammten Verkehr mit den durchseuchten Gegenden verhindern, den Eisenbahnverkehr einstellen, den Menschen das Reisen verbieten. Und das, man sieht es ein, geht doch nicht an. Offenbar lassen sich wirksamere veterinärpolizeiliche Maßregeln ergreifen, wenn man den Verkehr des eingeführten Viehs nach gewissen Schlachthöfen und Stapelplätzen lenkt, an denen man kräftige Desinfektionsmaßregeln ergreift. Daß man die Einfuhr aus dem ganzen Königreich Dänemark verbietet, weil an wenigen Orten die Schweinecholera herrscht, ist eine Maßregel, die weit über das Ziel hinausgeht. Herr Windthorst, der sich jüngst inter pocula rühmte, noch in seinem jetzigen Alter im Walzertanzen Erhebliches zu leisten, hat thatsächlich den Beweis geliefert, daß er im Eiertanz noch Hervorragenderes zu Stande bringt. Er warnte vorsichtig die Agrarier, nicht ihre zollpolitische Sehnsucht in die Behandlung veterinärpolizeilicher Maßregeln hineinzutragen. Als ob eine solche Vermischung nicht längst stattgefunden hätte! Ich will nicht gerade behaupten, daß das Agrarierthum der Vater der Sperrmaßregeln gewesen sei, aber es läßt es sich beim Gevatterschmause wohl sein.

In den kolonialpolitischen Debatten hat bisher nur ein Vorgeplänkel stattgefunden, und dabei hat sich gezeigt, daß diese oder jene Bestrebung, auf die früher ein großer Werth gelegt wurde, seither erheblich im Kurse gesunken ist. Das Anlaufen eines Hafens in Korea ist, wie man sich auf gut österreichisch ausdrückt, in Verstoß gerathen und hat nicht wieder zu Stande gebracht werden können. Die Dampferzweiglinie nach Samoa hat die Erwartungen, die man daran geknüpft hat, in keiner Weise erfüllt und die Majorität hat in eine kommissarische Prüfung gewilligt, ob diese Zweiglinie nicht ganz aufzuheben sei. Es hat eine Zeit gegeben, wo es kein sichereres Zeichen reichsfeindlicher Gesinnungen gab, als wenn Jemand sich weigerte, bei Korea oder bei Samoa zu schwören, und mit Behagen wurde hervorgehoben, daß an dem Aufschwunge des Verkehrs in Samoa der deutsche Handel in höherem Maße betheiligt sei, als der der übrigen europäischen Staaten zusammen: womit freilich noch nicht erwiesen ist, daß der Gesammtverkehr in Samoa größer ist, als derjenige in Buxtehude. Wenn die angekündigte Vorlage über eine ostafrikanische Dampferlinie bisher noch nicht eingebracht ist, so kann das als ein gutes Vorzeichen dafür betrachtet werden, daß die eintretenden Enttäuschungen beginnen, ihren Einfluß auszuüben und daß man in den regierenden Kreisen anfängt, die überseeischen Unternehmungen mit kritischeren Augen zu betrachten, als bisher.

Die gesetzliche Einführung von Gewerbeschiedsgerichten hat bisher nicht in Fluß gebracht werden können, obwohl es sich um eine sozialpolitische Aufgabe handelt, die keiner anderen an Wichtigkeit weicht. An dem Beispiele des in Berlin entworfenen Ortsstatuts konnte nachgewiesen werden, daß die preußische Regierung sich den reformatorischen Bestrebungen der Gemeindebehörden nicht allein nicht anschließt, sondern sich ihnen hemmend in den Weg stellt. Herr von Bötticher suchte sich über diese Vorhaltung mit der ungeduldigen Bemerkung hinwegzuhelfen, daß mit dieser ganzen Angelegenheit noch nicht einmal das preußische Staatsministerium befaßt gewesen sei; doch konnte ihm aktenmäßig nachgewiesen werden, daß seine Annahme irrthümlich war.

Das Heeresbudget führt in diesem Augenblicke in der Kommission zu umfangreichen Erörterungen, bei denen der neue Kriegsminister Herr Verdy du Vernois in den Vordergrund trat. Er ist kein Neuling im Parlamentarismus, da er schon unter der Verwaltung des Herrn von Kameke als Ministerialdirektor fungirt hat, und man brachte ihm keine Vorurtheile entgegen. Es hat sich sehr schnell gezeigt, daß er in allen Stücken die Anschauungen des Herrn von Bronsart theilt und vielleicht dieselben in noch schneidigerer Weise zum Ausdruck zu bringen vermag. Die Frage, ob ein Staatsbürger, welcher der Armee als Reserveoffizier angehört, aus diesem Grunde genöthigt ist, sich in der Ausübung seiner politischen Rechte Beschränkungen aufzuerlegen, ist vielleicht von keinem seiner Vorgänger mit so großer Bestimmtheit dahin beantwortet worden, daß Niemand Offizier sein könne, der mit der Regierung in Opposition lebt. Seine spätere Einschränkung, daß nicht die Gesinnung, sondern nur die Agitation es sei, die zum Offiziersdienste ungeeignet mache, hat bei der Unbestimmtheit des Begriffes „Agitation" einen sehr geringen praktischen Werth. Jede Handlung, durch welche Jemand die in ihm lebende Gesinnung bethätigt, ist nach dem Buchstabensinn eine Agitation und eine freisinnige Ueberzeugung der Offiziere wäre hiernach nur so weit zulässig, als sie nicht in Handlungen übergeht. Dafür, daß seit Jahren kein jüdischer Reserveunteroffizier es zum Offizier gebracht hat, schob der Minister die Verantwortlichkeit auf das Wahlrecht des Offizierkorps. Die Offizierkorps aber werden keine Neigung haben, Jemanden zu wählen, dessen Wahl voraussichtlich nicht bestätigt werden wird.

Proteus.

Beiträge zur Reform der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung.

I.

Die Verstaatlichung des geistigen Eigenthums der preußischen Staatseisenbahnbeamten.

Die preußische Staatseisenbahn-Verwaltung ist seit der Verstaatlichung der Privatbahnen in einen Stillstand getreten, der der gedeihlichen Fortentwicklung unseres Eisenbahnwesens wenig günstig ist.

Dieser Stillstand ist um so mehr zu bedauern, als mit der Verstaatlichung, mit dem Aufhören des Wettbewerbes zwischen Staats- und Privatbahnen, die aus diesem Wettbewerb entspringende allgemeine Anregung zu Verbesserungen weggefallen ist; insbesondere seitdem mehrere große Eisenbahnverwaltungen, deren einzelne mustergültige Einrichtungen dem Staate zum Vorbild dienten, in das Staatsbahnnetz aufgegangen sind und damit ihren anregenden Einfluß verloren haben.

Außerdem haben die bekannten Ministerialerlasse, welche jede schriftstellerische Veröffentlichung, falls sie nicht in den offiziellen Organen erfolgt und dort der Censur unterliegt, von der vorherigen ministeriellen Genehmigung abhängig machen, die litterarische Schaffensthätigkeit im Eisenbahnwesen, einzelne wenige Fälle ausgenommen, vollständig gelähmt und damit auch das Interesse für Fortschritte auf diesem Gebiet wesentlich abgeschwächt.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat zwar einen Ersatz dafür durch Gründung des Centralblattes der Bauverwaltung und des Archivs für das Eisenbahnwesen zu schaffen gesucht, von denen das erstere alle Gebiete der Bauverwaltung umfaßt und auch nicht selten interessante, das

Eisenbahnwesen betreffende Artikel bringt, während der Inhalt des letzteren Organs fast nur Verwaltung, Statistik und Rechtsprechung betrifft. So sehr wir aber auch beiden Organen unsere Anerkennung zollen; der darin befolgte Grundsatz, jede Kritik der staatlichen Einrichtungen auszuschließen, Mittheilungen aus dem Auslande, insbesondere über die englischen Eisenbahnen thunlichst zu vermeiden, um zu keinen unliebsamen Vergleichungen Veranlassung zu geben, macht es unmöglich, vorhandene Uebelstände selbst in der rücksichtsvollsten Weise zur Sprache zu bringen und erschwert jede schöpferische Thätigkeit. Durch Gründung dieser Organe sind daher die Nachtheile der vorerwähnten Ministerialerlasse nicht ausgeglichen worden und zwar um so weniger, als die früher eine gewisse Unabhängigkeit bewahrende Eisenbahnfachzeitung — die Zeitschrift des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen — ebenfalls einer weitgehenden Ueberwachung unterworfen wird.

Derselbe Minister hat ferner, einer Anregung des Verfassers folgend, seit einer Reihe von Jahren die sehr dankenswerthe Einrichtung getroffen, den Gesandtschaften in Paris, Washington, London, Rom und St. Petersburg technische Attachés zuzutheilen, welche fortlaufend amtliche Berichte über die baulichen Verhältnisse von Frankreich, Amerika, England, Italien und Rußland einsenden, die als größere Aufsätze oder in Form kleinerer Mittheilungen in dem Centralblatt der Bauverwaltung veröffentlicht werden.

Obgleich es nun nahe gelegen hätte, als technische Attachés in England und Amerika, den Ländern, welche auf dem Gebiete der Eisenbahntechnik am meisten Lehrreiches bieten, Eisenbahnfachmänner zu wählen, ist dies auffallender Weise nicht geschehen; der technische Attaché in London ist sogar neuerdings abberufen, auch sind bisher wohl nicht ganz ohne Absicht Mittheilungen über das englische und amerikanische Eisenbahnwesen möglichst eingeschränkt worden.

Endlich ist mit Rücksicht auf die den Eisenbahnbeamten auferlegte Pflicht, die von denselben gemachten Erfindungen an die Staatsverwaltung abzutreten, zur Entschädigung für diese Verstaatlichung des geistigen Eigenthums ein Prämienfonds von jährlich 15 000 Mark gebildet worden.

Aber abgesehen davon, daß dieser Betrag als eine Entschädigung für eine Erfindung von einiger Bedeutung im Vergleich zur sonstigen Verwerthung der Patente zu gering ist, scheinen auch so eigenthümliche Grundsätze bei Gewährung der Prämien befolgt zu werden, daß dadurch die Vortheile dieser Prämiirung wieder in ihrer Wirkung abgeschwächt werden.

Diese Verhältnisse, die natürliche Abneigung der Beamten, die Erzeugnisse ihrer freien geistigen Thätigkeit, sofern es Erfindungen sind, gleichsam im Enteignungswege gegen eine von dem Belieben des Enteigners — des Staates — abhängige Entschädigung an denselben abzutreten, oder falls es eine litterarische Arbeit ist, der Censur zu unterwerfen, haben zur Folge gehabt, daß der ohnedies schwer zu erreichende Wettbewerb zwischen Staats- und Privatbahnen einem Stillstand gewichen ist, der weder den bisher in der Eisenbahnverwaltung herrschenden Bestrebungen, noch den Ueberlieferungen der preußischen Verwaltung entspricht.

Wiederholte Interpellationen im Abgeordnetenhause haben bisher zu einer Aenderung der Sachlage nicht geführt.

Wer für den Ruf der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung Interesse hat; wer sich bewußt ist, daß dieselbe nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf einer so hohen Stufe erhalten werden kann, um ebenso unbestritten, wie unsere Armee, als Muster für das übrige Deutschland zu gelten; wer anerkennt, daß für dieses Streben die fortdauernde, schöpferische Gedankenarbeit, wozu in erster Reihe die wissenschaftlich litterarische Thätigkeit gehört, Vorbedingung ist; wer sich des regen Strebens aus der Zeit des Wettbewerbes zwischen Staats- und Privatbahnen erinnert, in der man bemüht war, die ausländischen Bahnen zu studiren, die gewonnenen Erfahrungen durch Wort und Schrift zu veröffentlichen, und sich die Fortschritte des Auslandes anzueignen, der wird mit Bedauern und mit Besorgniß für die Zukunft auf den Stillstand blicken, in dem sich die preußische Staatseisenbahn-Verwaltung befindet.

II.

Das Verhältniß der Juristen und Techniker in der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung.

Bei der großen Bedeutung, welche die Verwaltung der Staatseisenbahnen in dem preußischen Staatshaushalt einnimmt, ist auch die Organisation der Eisenbahnen und dabei insbesondere das Verhältniß der Juristen und Techniker in der Besetzung der höheren Beamtenstellen eine Frage, an welcher das öffentliche Interesse in nicht geringem Grade betheiligt ist, die jedoch bisher, ungeachtet ihrer Wichtigkeit, über den Rahmen der technischen Fachblätter hinaus wenig Beachtung gefunden hat. Wir glauben daher, um so mehr die öffentliche Aufmerksamkeit hierauf lenken zu dürfen, als die Beibehaltung des bestehenden Zustandes im Interesse der Eisenbahnverwaltung selbst nicht als empfehlenswerth bezeichnet werden kann.

Entsprechend der außerordentlichen Bevorzugung, welche die Juristen, wie überhaupt alle Nichttechniker, bei dem Eintritt in den höheren Verwaltungsdienst genießen, hat sich auch im Laufe der Zeit, und zwar insbesondere seit der im Jahre 1880 erfolgten Reorganisation die Besetzung der höheren Beamtenstellen gestaltet.

Von den vorhandenen 11 Eisenbahndirektionspräsidenten sind nur 2 Techniker; von den vorhandenen 33 Abtheilungsdirigenten nur 12 Techniker, und von den vorhandenen 75 Betriebsdirektorstellen sind etwa 50 mit Technikern besetzt.

Kein einziger Dirigent einer Verkehrsabtheilung ist Techniker; selbst die bei den Provinzialregierungen den Forstbeamten gewährte Rücksicht, daß der Oberforstmeister Mitdirigent der Abtheilung für Domänen und Forsten ist, hat man bei der Eisenbahnverwaltung nicht nachgeahmt. Dieses ungünstige Verhältniß der Techniker zu den Juristen läßt daher in der That nicht nur im Interesse der Techniker, sondern noch mehr im Interesse der Eisenbahnverwaltung selbst die Frage angezeigt erscheinen, ob dies Verhältniß der wirklichen Sachlage entspricht.

Wir wollen uns bemühen, die Prüfung dieser Frage mit möglichster Unbefangenheit vorzunehmen, und zu diesem Zwecke die verschiedenen Zweige der Eisenbahnverwaltung einer eingehenden Erörterung unterziehen.

Wenn wir mit der ersten Arbeit, welche dem Bau jeder Eisenbahn vorausgeht, mit den Vorarbeiten beginnen, so sind bisher sowohl die allgemeinen wie besonderen Vorarbeiten ausschließlich von Technikern ausgeführt worden, und erst in neuester Zeit sind bei den Ermittelungen über den zu erwartenden Verkehr der zu erbauenden Nebenbahnen Nichttechniker herangezogen.

Aehnlich wie bei den Vorarbeiten fällt auch beim Bau selbst fast die ganze Arbeit und Verantwortlichkeit den Technikern zu. Selbst die Erwerbung des zum Bau der Bahnen erforderlichen Grund und Bodens — eine Arbeit, die in der Regel den jüngsten Mitgliedern der Direktion oder des Betriebsamtes überlassen wird — ist in vielen Fällen der Kostenersparniß und der Beschleunigung des Baues wegen durch die ausführenden Baubeamten mit günstigem Erfolge bewirkt worden. Es verbleibt daher bei dem Neubau der Eisenbahnen nur die allgemeine Verwaltung, das Kassenwesen und die Information der mit der Führung der Prozesse betrauten Rechtsanwalte ausschließlich den Juristen vorbehalten.

Auch beim Betriebe fällt die Hauptaufgabe und fast die alleinige Verantwortlichkeit dem Techniker zu, da mit Ausnahme des Expeditionsdienstes und der Kassenverwaltung, sowie des gesammten Personen- und Gütertarifwesens, welche Dienstzweige ausschließlich den Juristen obliegen, alles Uebrige von Technikern besorgt wird.

Für die Eröffnung des Betriebes jeder neuen Bahn stellt der Techniker den Bedarf an Personen- und Güterzügen fest, entwirft den Personen- und Güterzug-Fahrplan, ermittelt die erforderlichen Betriebsmittel an Lokomotiven, Personen- und Güterwagen, sowie nach Aufstellung der Diensteintheilung den Bedarf an Bahnaufsichts-, Stations-, Lokomotiv- und Zugbeamten, beschafft die Betriebsmittel und die Ausrüstung der Stationen und trifft somit, außer dem Billet- und Güterexpeditionsdienst, alle Vorbereitungen zur Betriebseröffnung.

Bei den im Betriebe befindlichen Bahnen erfolgt die Unterhaltung der Bahn und der Betriebsmittel durch die Techniker, ebenso die Organisation, Handhabung und Beaufsichtigung des Betriebes, mit Ausnahme des Billet- und Güterexpeditionsdienstes, sowie des Kassenwesens.

Der Techniker ist somit ausführendes Organ für den gesammten Bau und Betrieb, und trägt die volle Verantwortlichkeit für die Sicherheit des Betriebes, ebenso wie auch bei der hochwichtigen Benutzung der Eisenbahnen für militärische Zwecke, insbesondere im Kriege, dem Techniker fast ausschließlich die alleinige Wirksamkeit zufällt.

Bleiben somit für den Juristen außer der allgemeinen Verwaltung und der Führung der Prozesse nur das Kassenwesen, der gesammte Expeditionsdienst, sowie die Personen- und Gütertarife übrig, so können wir selbst in Betreff der Tarife nicht unerwähnt lassen, daß außer den frühesten, überhaupt bekannt gewordenen Ermittelungen über die Eisenbahnfrachttarife von Henz aus dem Jahre 1836, erst das bahnbrechende Werk „Komparative Berechnungen" vom Regierungs-Baurath Garcke es möglich gemacht hat, ein sicheres Urtheil über die Höhe der Gütertarife zu gewinnen, und allein diesen von Technikern ausgegangenen Bestrebungen ist z. B. die Einführung des Pfennigtarifs zu verdanken. Ebenso sind die bis in die neueste Zeit fortgesetzten und für die Normirung der Tarife hochwichtigen Ermittelungen über die Höhe der Selbstkosten des Personen- und Güter-Transportes ausschließlich von Technikern angestellt worden.

Auch in Betreff der Personengeldtarife zeigt die Litteratur, daß sich an dieser Frage die Techniker in hervorragender Weise betheiligt und u. A. die ausführlichsten Mittheilungen über die Personengeldtarife der englischen Eisenbahnen veröffentlicht haben.

Mit der Leitung des Betriebes auf das Engste verbunden ist die Disposition und Kontrole der Güterwagen. Beide Dienstzweige sind von Technikern herangebildet und mit Ausnahme der gewöhnlich von Nichttechnikern bearbeiteten Wagenregulativ-Angelegenheiten fast ausschließlich von Technikern bearbeitet. Erst in neuerer Zeit mit Errichtung des Staatsbahnwagenverbandes haben sich auch Nichttechniker an diesen Angelegenheiten betheiligt und versucht, die Techniker zu verdrängen.

Gehen wir nunmehr zur Litteratur des Eisenbahnwesens über, so ist es eine bekannte Thatsache, daß bis in die neueste Zeit mit wenigen Ausnahmen die gesammte Litteratur des Eisenbahnwesens und zwar sowohl technischer wie nichttechnischer Natur, in periodischen und nichtperiodischen Schriften dem Streben und dem Fleiß der Techniker zu verdanken ist. Techniker, wie z. B. Henz u. A., sind es gewesen, die bereits Mitte der 30er Jahre, mehrere Jahre vor der Anlage der ersten Eisenbahn in Preußen, das englische Eisenbahnwesen studirt, die dort gewonnenen Kenntnisse für die Anlage der ersten Eisenbahnen in Preußen nutzbar gemacht und veröffentlicht haben. Techniker: Henz, Hartwich, Koch, v. Weber, Schwabe, Bartels u. s. w. sind es gewesen, die uns bis in die neueste Zeit auf Grund örtlicher Studien über Bau, Betrieb und Verwaltung der englischen und amerikanischen Eisenbahnen unterrichtet und die zweckmäßigen Einrichtungen dieser Eisenbahnen zur Nachahmung empfohlen haben, und erst in dem letzten Dezennium haben sich einige Nichttechniker an dem Studium englischer und amerikanischer Eisenbahnen betheiligt.

Techniker: Schwabe, v. Weber u. s. w. sind es gewesen, die bereits vor einem Vierteljahrhundert die hochwichtige Frage der Anlage von Sekundärbahnen an die Oeffentlichkeit gebracht und immer von Neuem wieder angeregt haben, bis es endlich, zum nicht geringen Theile angeregt durch den von Schwabe aufgestellten und veröffentlichten Eisenbahnplan, nach der Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen gelang, mit der Anlage von Sekundärbahnen in umfassender Weise vorzugehen.

Ein Techniker — Dihme — war es, welchem die „Statistischen Nachrichten von den preußischen Eisenbahnen", der besten Eisenbahnstatistik der Welt, ihre Entstehung verdanken, und Techniker waren es bisher fast ausschließlich, wir dürfen hier vorzugsweise Garcke, Scheffler, Launhardt nennen, welche dieses wichtige Material für die Beurtheilung wirthschaftlicher Fragen nutzbar gemacht haben.

Eine natürliche Folge davon, daß die Techniker die ausführenden Organe für den Bau und Bahnbetrieb, die wichtigsten Zweige des Eisenbahnwesens sind; daß die Techniker sich vorzugsweise mit dem wissenschaftlichen Studium des Eisenbahnwesen beschäftigt und fast die gesammte Litteratur desselben hervorgerufen haben, ist die Thatsache, daß alle Erfindungen und Verbesserungen im Eisenbahnwesen, alle Fortschritte und Reformen auf dem wirthschaftlichen Gebiet desselben fast ausschließlich Technikern zu verdanken sind, und daß dies Verhältniß wohl auch für die Folge so bleiben wird, falls nicht für den höheren Eisenbahnverwaltungsdienst eine Fachausbildung vorgeschrieben wird.

Nach diesen Ausführungen, die, wie wir meinen, auf vollständige Objektivität Anspruch haben, muß es im hohen Grade auffallend erscheinen, daß in Preußen die Techniker, denen doch vorzugsweise die Entstehung und Entwicklung des Eisenbahnwesens zu verdanken ist, im Gegensatz zu anderen Ländern, z. B. England, Frankreich, nach und nach in eine untergeordnete Stellung gedrängt worden sind, die in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer Leistung steht. Würde sich dieses Verhältniß nur auf die Frage zuspitzen, ob der Nichttechniker oder Techniker in der preußischen Eisenbahnverwaltung die Oberhand behalten soll, so würde ein öffentliches Interesse für diese Frage kaum vorhanden sein. Bei der hohen Wichtigkeit jedoch, welche die Eisenbahnen im wirthschaftlichen Leben und im Staatshaushalt einnehmen, bei der großen Bedeutung der Eisenbahnen in militärischer Beziehung kann es dagegen nicht gleichgültig sein, daß die Organe, denen vorzugsweise die Ausführung und Verantwortlichkeit obliegt, in eine ihrer Wirksamkeit nicht entsprechende und eine nutzbringende Thätigkeit hindernde Stellung gedrängt worden sind.

III.

Die Ausbildung für den höheren Staatseisenbahn-Verwaltungsdienst in Preußen.

„Ich halte es für einen Mißstand, daß die Eisenbahnverwaltungen darauf angewiesen sind, ihre Beamten im Wesentlichen aus Kreisen zu beziehen, die einen ganz fremdartigen Studiengang durchgemacht haben, und daß die Eisenbahn nicht ähnliche Einrichtungen wie die Post besitzt, die es ermöglichen würden, sich eine eigentliche Fachbildung zu verschaffen und das Eisenbahnstudium als Brotstudium schon auf der Universität oder den polytechnischen Anstalten beginnen zu lassen." (Fürst Bismarck. Rede im Herrenhause am 18 Mai 1876.)

Nach vorstehendem Urtheil des Herrn Reichskanzlers wird es auch uns wohl gestattet sein, das Urtheil über den Werth juristischer Kenntnisse für die Eisenbahnverwaltung auf das richtige Maß zurückzuführen.

Wenn es im Allgemeinen schon zweifelhaft erscheint, ob das juristische Studium und die weitere juristische Ausbildung in der bisherigen Weise für die in den höheren Eisenbahnverwaltungsdienst eintretenden Beamten von so entscheidendem Werth ist, so wird dieser Zweifel noch dadurch erhöht, daß ein wirkliches Bedürfniß dafür im höheren Eisenbahnverwaltungsdienst nur in verhältnißmäßig geringem

Umfange vorhanden ist. Als einen charakteristischen Beleg hierfür kann die Thatsache angesehen werden, daß während die Ablegung der Assessorprüfung als Vorbedingung für den Eintritt in den höheren Eisenbahnverwaltungsdienst gilt, und größtentheils Gerichtsassessoren in die Eisenbahnverwaltung eintreten, dieselben nach ihrem Eintritt und nach erfolgter einjähriger Ausbildung nur ungern die Geschäfte des Justitiars, des einzigen bei jeder Eisenbahndirektion vorhandenen, rein juristischen Decernats übernehmen. Dieser allgemeinen Abneigung der Juristen gegen die weitere Beschäftigung mit den Rechtswissenschaften — eine Abneigung, die insofern natürlich und begründet ist, als Rechtswissenschaft und Eisenbahnwesen Gebiete von zu großer Ausdehnung sind, als daß beide gleichzeitig ohne die größte Kraftanspannung völlig beherrscht werden könnten — ist es auch zuzuschreiben, daß das Justitiariat als Aschenbrödel in der Eisenbahnverwaltung gilt, und daher in der Regel solchen Direktionsmitgliedern zugetheilt wird, die für die eigentlichen Zwecke des Eisenbahnwesens — für das Verkehrswesen — weniger Interesse haben.

Außerdem ist zu berücksichtigen, daß die Geschäfte des Justitiariats, da die Führung der Prozesse durch Rechtsanwälte erfolgt, im Wesentlichen nur aus Rechtsgutachten bestehen und daher selbst bei den größten Eisenbahndirektionen die Thätigkeit eines Beamten nicht voll in Anspruch nehmen.

Wird ferner erwogen, daß dem Justitiariat bei größeren Eisenbahndirektionen 7—9 administrative Decernate für Personen- und Gütertarife, Expeditionsdienst, Kassen- und Etatswesen u. s. w. gegenüberstehen, für welche die juristische Vorbildung nicht nur keine nothwendige Vorbedingung ist, sondern insofern nachtheilig erscheint, als die in die Bahnverwaltung eintretenden Gerichtsassessoren zu spät mit dem eigentlichen Bahnverwaltungsdienst bekannt werden und in Folge dessen ihre Fachausbildung auf die viel zu kurze Zeit eines Jahres beschränkt sehen, so dürfte damit wohl der Nachweis geführt sein, daß der bestehende Zustand ohne schwere Schädigung der Eisenbahnverwaltung selbst nicht länger aufrecht erhalten werden kann und dringend einer Abänderung bedarf.

In der That muß es als ein in Preußen einzig dastehendes Vorkommniß bezeichnet werden, daß den verschiedenen Elementen, aus welchen zur Zeit die administrativen höheren Eisenbahnbeamten bestehen: Gerichts- und Regierungsassessoren, Staatsanwaltsgehilfen, Rechtsanwälten, Garnisonauditeuren, Bergassessoren, Bürgermeistern, Amtmännern, Kaufleuten u. s. w. die eine Eigenschaft eigenthümlich ist, daß sie vor ihrem Eintritt in den Eisenbahndienst keine fachmännische Ausbildung erhalten haben. Daß ein Theil dieser überwiegend aus Juristen bestehenden Beamten im Laufe der Zeit dahin gelangt ist, theils durch die Praxis, theils durch wissenschaftliche Studien, die vorhandenen Lücken auszufüllen und sich die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, ist der besonderen Befähigung und dem regen Triebe des Einzelnen zuzuschreiben. Wenn es daher auch an höheren Eisenbahnbeamten nicht fehlt, welche allen Anforderungen entsprechen, so giebt es deren doch auch eine große Anzahl, welche hinter denselben mehr oder weniger zurückbleiben. — Wenn man daraus einen Vorwurf entnehmen will, so wird man denselben in erster Reihe dem System machen müssen. Denn wer nach erlangter Befähigung zum Richteramt in den praktischen Eisenbahndienst tritt und Tag für Tag eine Menge laufender Verwaltungsgeschäfte auf einem weiten, ihm bis dahin gänzlich fremden Gebiete zu erledigen hat, wird sehr schwer und nur unter besonders günstigen Verhältnissen zu gründlichen wissenschaftlichen Studien Zeit und Geistesfrische behalten und sich daher mit der allmählichen Aneignung praktischer Routine begnügen müssen.

Es ist deshalb auch bereits öffentlich anerkannt, daß die Vorbildung zum höheren Eisenbahnverwaltungsdienst noch derjenigen Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit entbehrt, welche als eine nothwendige Bedingung für die Entwicklung dieses an Bedeutung für das Gesammtwohl täglich wachsenden Verwaltungsgebietes erachtet werden muß.

Um dem Mangel an praktischer Ausbildung zu begegnen, ist für die Anstellung der Hilfsarbeiter der Betriebsämter einstweilen schon die ausnahmsweise Zulassung solcher Personen offen gelassen, welche die höheren Staatsprüfungen nicht abgelegt haben. Es ist hierdurch die Möglichkeit gegeben, in der Praxis bewährte technische Kräfte, kaufmännisch gebildete Elemente, hervorragend qualifizirte Subalternbeamte, sowie etwaige Bewerber aus anderen Ressorts zur Besetzung dieser Stellen heranzuziehen und hierdurch zugleich einem etwaigen Mangel an solchen Bewerbern, welche die vorgeschriebenen Staatsprüfungen abgelegt haben, abzuhelfen.

Seit einigen Jahren ist auch der Versuch gemacht worden, dem Mangel einer eigentlichen Fachausbildung durch Einrichtung fachwissenschaftlicher Vorlesungen in Berlin, Breslau und Köln einigermaßen Ersatz zu leisten. Da aber kein Zwang zum Besuch dieser Vorlesungen besteht, auch beim Schluß keine Prüfung stattfindet, so hat das Interesse an diesen Vorlesungen soweit abgenommen, daß einzelne derselben, besonders in Breslau, kaum noch besucht werden, und wir können uns nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß es nach den wenig erfolgreichen Ergebnissen dieser Einrichtung ein großer Fehler sein würde, an den bisherigen Zuständen festzuhalten.

Der einzige richtige Weg zur Abhilfe ist allein in der vom Herrn Reichskanzler bereits 1876 angegebenen Richtung zu finden.

Da aber mit dem vollständigen Verlassen der bisherigen Gepflogenheit und mit dem Beginn eines besonderen Studiums für den höheren Eisenbahnverwaltungsdienst vom Universitätsstudium an eine längere Uebergangszeit erforderlich ist, so dürfte es schon als ein großer Fortschritt zu betrachten sein, wenn während dieser Uebergangsperiode ein, der Ausbildung der Regierungsassessoren entsprechendes Verfahren zur Einführung kommt, in ähnlicher Weise, wie dasselbe bei der Generaldirektion der sächsischen Staatsbahnen besteht.

Wenn wir auf die Einrichtung einer besonderen, mit praktischer Thätigkeit verbundenen Eisenbahnbeamtenlaufbahn für den höheren Verwaltungsdienst große Hoffnungen setzen, und dadurch besonders eine größere schöpferische Thätigkeit erwarten, so können wir nicht verschweigen, daß uns die Ausbildung der höheren technischen Beamten für den Betriebsdienst ebenfalls nicht befriedigt, und daß wir auch in dieser Beziehung eine Aenderung des Bestehenden für nothwendig halten.

Die Techniker sind zwar insofern in einer günstigeren Lage, als sie schon während des vierjährigen Studiums auf der Hochschule, ferner durch die zweijährige praktische Thätigkeit und demnächst nach Ablegung der Baumeisterprüfung bei Neubauten wie bei der Bahnunterhaltung Gelegenheit haben, sich die Kenntniß des Eisenbahnbetriebes zu erwerben.

Diese, im Wesentlichen mehr theoretischen Kenntnisse können jedoch bei der großen Wichtigkeit und Verantwortlichkeit der Stelle eines Betriebsinspektors, Betriebsdirektors oder betriebs-technischen Mitgliedes nicht für ausreichend erachtet werden, da bei diesen Stellen die Erfahrung nicht zu entbehren ist.

Dieser Mangel kann dadurch ausgeglichen werden, daß nach dem Beispiel des Auslandes und u. A. auch der österreichischen Eisenbahnen, den Regierungsbaumeistern, welche zum Eisenbahnbetrieb übergehen wollen, möglichst früh Gelegenheit gegeben wird, den Betriebsdienst in allen Einzelheiten kennen zu lernen und zu diesem Behufe ungefähr 1 Jahr lang eine größere Station selbständig zu verwalten. Um die so gewonnenen Kenntnisse zu verwerthen, sowie weiter auszubilden und dadurch besonders tüchtige Betriebsbeamte zu gewinnen, ist es dann allerdings nöthig, daß diejenigen, welche sich dem Betriebsdienst zugewandt haben und dafür als geeignet erkannt worden sind, auch dauernd dabei be-

lossen werden, da in der bisherigen Praxis: die Techniker, ohne besondere Rücksichtnahme auf ihre Qualifikation bald im Betriebe, bald bei der Badnunterhaltung zu beschäftigen, die Gefahr liegt, eine gewisse Oberflächlichkeit groß zu ziehen.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Hermann Schwabe.

Holländische Bildnisse.

Die Beobachtung ist oft gemacht, daß Bildnisse derselben Zeit eine auffällige Familienähnlichkeit haben und man ist im Allgemeinen geneigt, diese Erscheinung mehr auf die eigenthümliche Auffassung der Maler als auf das wirklich gleichmäßige Aussehen der dargestellten Menschen zurückzuführen. Von vornherein müßte man wohl Beides in Betracht ziehen, denn der Geist, welcher die Maler veranlaßte ihren Bildnissen einen bestimmten Ausdruck zu verleihen, ist doch derselbe, welcher in ihren Zeitgenossen lebte und ohne Zweifel auch in ihrem Aeußern sich ausprägte. Daß in Wahrheit nicht blos der geistige Ausdruck, sondern auch die Körperformen in der Folge der Geschlechter sich verändern, sieht man am deutlichsten in den Perioden, in welchen ein Volk nach langsamem Werdegang eine moralische und materielle Blüthezeit erlebt. So ist es bei den Italienern der Renaissance. Die großen Florentiner des fünfzehnten Jahrhunderts, welche uns ja aus zahlreichen Porträts bekannt sind, zeigen noch die herben unregelmäßigen Formen der Entwicklungszeit. Plötzlich am Ende des Jahrhunderts erscheint eine Generation, welche auch in den weichen und angenehmen Linien der Gesichts- und Leibesbildung dem feingebildeten Schönheitssinn der neueren Zeit entspricht. Derselbe Vorgang wiederholt sich bei den Völkern diesseits der Alpen im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts. Doch ist es in diesen Fällen nicht so leicht die Thatsache festzustellen, weil in den vorhandenen Bildnissen meistens solche Menschen dargestellt sind, welche durch Begabung oder äußere Stellung über den Durchschnitt ihrer Zeitgenossen hervorragten. Eine ganz sichere Anschauung dieser Entwicklung gewinnen wir nur da, wo wir die Veränderung an der breiten Masse des Volkes verfolgen können. Diese Gelegenheit bieten uns die Holländer in ihrer Heldenzeit von der Mitte des sechzehnten bis zum Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts. Den Bauernstand dieser Epoche kennen wir allerdings nur aus den künstlerisch abgerundeten Genrebildern, in denen die Dargestellten je nach Geschmack und Laune der Maler verzerrt oder veredelt sein könnten. Aber den Mittelstand, die Bürgerschaft, haben wir in Gemälden vor uns, welche nur die einfache Wahrheit wiedergeben wollen, in den zahlreichen Abbildungen der Schützengesellschaften und der Vorstände der Gilden und öffentlichen Anstalten. Das Material ist so bedeutend, daß der Zufall in der Wahl der Dargestellten ausgeschlossen ist, und andererseits nimmt die Veränderung in der Gesichts- und Körperbildung, in Tracht und Sitte und in dem geistigen und gemüthlichen Ausdruck einen so natürlichen und durchaus verständlichen Verlauf, daß auch an eine willkürliche Auffassung der Maler nicht zu denken ist.

Das älteste Bild der Art, das ich gesehen habe, befindet sich im Rijksmuseum zu Amsterdam und zeigt uns eine Schützengesellschaft aus dem Jahre 1529, gemalt von Dirck Jacobsz*). Wir sehen da siebzehn stattliche Männer in einfacher schwarzer Kleidung mit schwarzem Barett. Würden wir nicht an dieser würdigen Gewandung die wohlhabenden Bürger der mächtigen Handelsstadt erkennen, so möchten wir sie fast für Bauern halten. Es sind die echten niederdeutschen Dickköpfe mit vorspringenden Backenknochen, dicken Nasen und breiten Unterkiefern. Dazu kommt bei den Meisten ein dreiter festgeschlossener Mund über einem starken viereckigen Kinn. Die graublauen Augen sind meistens etwas klein und liegen ziemlich tief in der Höhle: sie haben einen mißtrauischen Blick und es konzentrirt sich in ihnen der Ausdruck eines festen, zähen Willens, welcher die ganze Erscheinung beherrscht. Daß ihnen das Denken noch Mühe macht, sieht man an den tiefen Falten über der Nase. Alle diese Züge finden wir noch heute bei unsern Bauern, wenigstens in abgelegenen Gegenden, namentlich die grobknochige Bildung, welche auch die hervorragenden Gestalten unserer Reformationszeit kennzeichnet. Es ist schwer das Gemüthsleben dieser Menschen sich klar zu machen, denn ihre Mienen haben etwas Verschlossenes, was von geistiger Unfreiheit zeugt Bei Einigen bemerkt man ein drückendes Nachdenken, wie wenn nicht blos Handels- und Gewerbsvortheil oder der gemeine Nutzen der Stadt, sondern auch die religiösen Fragen der Zeit, „das neue Licht“, ihre Gedanken beschäftigen. Jedenfalls ist die Befongenheit und Unschönheit in Form und Ausdruck nicht der Unfähigkeit des Malers zuzuschreiben, denn wir sehen lauter lebendige und fest ausgeprägte Charaktere trefflich dargestellt. Gerade diese Schützenbilder sind stets von den besten Malern ausgeführt und Amsterdam war damals schon eine große Stadt.

Die Niederlande haben unter Carl V. gute Zeit gehabt. Handel und Schiffahrt blühten. Amsterdam hatte als Getreidemarkt einen großartigen Aufschwung genommen und auch die anderen Städte waren rasch emporgeblüht; Häringsfang und Schiffsbau, Tuchfabriken und Färbereien, Bierbrauerei und Ziegelbrennerei und vor Allem die Landwirthschaft brachten so viel Geld ein, daß das kleine Holland allein dem Kaiser in manchen Jahren 600 000—800 000 Gulden an Steuern zahlte. Und daß wir auf dem Gemälde von Dirck Jacobsz nicht etwa kleine Leute, sondern angesehene Bürger vor Augen haben, lehren uns gleichzeitige Bilder in Utrecht. Dort sind die Mitglieder einer frommen Brüderschaft in den Jahren 1531 und 1541 von Jan van Scorel gemalt: sie gehören alle den patrizischen Familien an, welche in der alten Bischofsstadt den Kampf gegen den Pöbel und den geldrisch gesinnten Adel führten. Einige haben auch einen etwas hochmüthigen Zug, aber im Ganzen sind es doch dieselben grobknochigen Gesichter mit harten festen Zügen, auch die Schwächlinge unter ihnen wären nach heutiger Auffassung noch echte Bauern. — Von demselben Maler findet sich ein Schützenbild im Rijksmuseum, wo noch andere Bilder aus den dreißiger Jahren erhalten sind. Etwas behaglicher erscheinen die guten Bürger beim Essen, wie sie Cornelis Theunissen im Stadthause zu Amsterdam gemalt hat. Einige sind nach mürrisch nachdenklich mit der tiefen Denkerfalte zwischen den Augen, die meisten sehen mehr gemüthlich aus und ein blonder Lockenkopf singt recht vergnügt nach einem Notenblatt. Auch ein zwanzig Jahre jüngeres Bild an demselben Ort zeigt geringe Veränderung. Erst in den Jahren 1557 bis 1560 verwandelt sich der Ausdruck der Gesichter. Aus dieser Zeit stammen zwei Bilder von Theunissen im Rijksmuseum.

Die Formen sind allerdings nur wenig feiner geworden, einmal erscheint ein junger Mann mit regelmäßigen Zügen, gebogener Nase und schönen Brauen. Er sieht wie ein Fremdling unter den Holländern aus und kann recht wohl ein solcher gewesen sein, denn die Bevölkerung der großen Handelsstadt hatte von allen Seiten Zufluß und die Stürme der nächsten Jahre trieben noch zahlreiche Einwanderer aus dem Süden hierher. Während die älteren Bürger auch durch ihr glattrasirtes Kinn den heutigen Bauern ähnlich wurden, so gibt ihnen jetzt der lange Bart ein würdiges Aussehen; aber auch die Augen sind größer geworden, die Augenbrauen sind in die Höhe gezogen und das ganze Gesicht hat sich freier entwickelt. Ganz auffällig steigert sich dieser Eindruck auf zwei vortrefflichen Bildern von Dirck Barentz aus den Jahren 1564 und 1566. Bei diesen klugen offenen Gesichtern

*) Durch den Lichtdruck wiedergegeben ist dies wie andere hierher gehörige Gemälde in dem von Abraham Bredius herausgegebenen Photogravüren-Prachtwerk: Die Meisterwerke des Rijksmuseum zu Amsterdam (München, Franz Hanfstängl).

würden wir gewiß nicht mehr an Bauern denken, eher nach an Krämer und Handwerker: sie zeigen ohne Ausnahme ein entschiedenes Selbstbewußtsein, die Augen haben einen merkwürdig klaren aufmerksamen Ausdruck und ganz im Vordergrunde sitzen zwei ungewöhnlich klugblickende Männer, ohne Zweifel angesehene Bürger, welche sich durch höhere Bildung vor ihren Genossen auszeichneten. Bei den Uebrigen täuscht zuerst die lebendige Darstellung: sehen wir näher zu, so sind es wohl eigenartige und sicher auftretende, aber im Grunde doch gewöhnliche, vielleicht sogar etwas kleinliche Menschen. Was uns auf die Dauer fesselt, ist wiederum der Ausdruck des klaren festen Willens, welcher uns aus allen Mienen unverkennbar entgegensieht. Das sind die Leute, welche den Kampf mit der spanischen Weltmonarchie aufnahmen, als die königliche Willkür ihnen den zehnten Pfennig abverlangte. Denn als Alba mit seinem unbesiegten Heer heranzog, um die absolute Königsgewalt zu begründen, da hatte sich der Adel, welcher bisher an der Spitze der Bewegung stand, mit wenig Ausnahmen unterworfen; die Bürgerschaft mußte den Widerstand aufnehmen. Wer weiß, wie Mancher von diesen ehrlichen Männern, welche Dirck Barentz gemalt hat, in der nächsten Zeit durch die spanischen Gewaltmaßregeln Vermögen und Leben verloren hat oder verarmt und verfolgt zu den Wassergeusen geflüchtet ist. Schon 1572 begann mit der Einnahme Briels der allgemeine Krieg und es folgten die großen Thaten der Helden und Dulder von Haarlem, Alkmaar und Leiden. Holland und Seeland waren in dieser Zeit durch Ueberschwemmungen verwüstet worden, der Handel lag danieder und die Kriegsfurie hatte ganze Städte ausgemordet. Aus dieser Zeit haben wir keine Schützenbilder. Aber das Volk führte den Kampf muthig durch. Die alten katholischen Adelsgeschlechter hatten schon wegen der Religion die Regierung abgeben müssen, in allen Provinzen war die Selbstverwaltung eingerichtet und während der Unterzeichnung der Unionsakte zu Utrecht im Jahre 1579 läutete die große Domglocke die Herrschaft des dritten Standes ein. Bis 1584 hatte dann Wilhelm von Oranien den Aufstand mit genialer Energie zusammengehalten; bei seinem Tode wurde in Dordrecht unter Trompetenschall verkündet, daß man für die einmal angefangene Sache leben und sterben wolle. Holland und Seeland waren damals von Feinden gesäubert und der Handel hatte seine alte Blüthe längst wieder erlangt; er übernahm allmählich die ganze Vermittlung zwischen den Nord- und Ostseehäfen und den südlichen Ländern und die Holländer holten sich das Geld zu ihrer Kriegführung von den Spaniern selbst.

Das erste Bild aus der Zeit des großen Krieges habe ich in Haarlem gefunden, ein lebensvolles Werk des Cornelis Cornelisz von Jahre 1583. Die Menschen sind trotz der Heldenthaten, welche hinter ihnen liegen, wenig verändert. Sie sehen alle aus, wie Leute, welche eifrig bei der Sache sind und haben helle kluge Augen, aber im Grunde sind es doch noch ehrliche Krämer und Handwerker, den natürlichsten Ausdruck hat ein junger Mann, welcher mit halboffnem Munde in den zum Trinken angesetzten Zinnkrug blickt. Auch in Amsterdam sahen die Schützen vom Jahre 1584 noch recht derb aus. Doch hier in der führenden Stadt, dem Mittelpunkt des Handels, macht sich der Umschwung bald ganz überraschend geltend. Auf einem Bilde von 1588 sind unsere braven Bürger kaum wieder zu erkennen. Der Maler, Cornelis Ketel, mag ein besonderes Vergnügen an heroischen Stellungen und prächtigen Gewändern gehabt haben, aber das übermüthige Siegesbewußtsein, welches aus den Geberden dieser kraftvollen Männer hervorleuchtet, kann er nicht erfunden haben. Der Kapitän, Dirck Rosecrans ist eine vornehme Gestalt, sonst ist der geistige Ausdruck nicht bedeutend: es sind im eigentlichen und besten Sinne Spießbürger, kerngesunde, stolze, tapfere Philister. Den gleichen Charakter tragen andere Bilder in Amsterdam und Delft bis zum Ende des Jahrhunderts. Unterdessen ist eine neue Generation herangewachsen.

Der Einfluß des unendlichen Reichthums, die Verfeinerung aller Lebensgewohnheiten und die weitverbreitete Bildung macht sich auch bei den gewöhnlichen Bürgern geltend, zugleich aber hat sich eine neue Aristokratie gebildet, welche in der Fortführung des Kampfes gegen Spanien und in der Ausbreitung des holländischen Handels über die ganze Welt Charakter und Geist aufs herrlichste entwickelt. Das sind die Hans Brauer, Hans Bäcker und Hans Käsehändler, über welche die fremden Diplomaten spotteten und die in kurzer Zeit, das schmale Stück Land, das ihre Heimath war, zum reichsten und gefürchtetsten Staat Europas machten. Aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gibt es ein schönes Bild von Cornelis van der Voort. Da sehen wir ein wahres Heldengeschlecht: die alte Kraft und Derbheit spricht aus allen Zügen, aber der ganze Zuschnitt ist ein anderer geworden. Die Gesichter mit den hohen freien Stirnen und den kräftigen, vielfach etwas gebogenen Nasen erscheinen mehr oval als viereckig, was durch die spanische Haar- und Barttracht noch begünstigt wird. Die großen steifen Halskrausen und die prächtigen Rüstungen erhöhen den Eindruck. Man sieht, daß es kriegsgewohnte Leute sind, die für ihren Glauben und ihr Recht das Leben einzusetzen bereit sind, wie denn auch auf einem anderen Bilde von Adriaen van Nieulandt der Kapitän Abram Boom mit seinen Schützen erscheint, wie er im Jahre 1623 zur Vertheidigung von Zwolle gegen die Spanier ausgezogen ist. Uebrigens ist der Ausdruck der Gesichter nicht ganz frei von Härte und Beschränktheit. Wir müssen uns erinnern, daß diese Schützen meistens calvinistische Fanatiker sind, deren ebenso fester wie bequemer Kirchenglaube von Moritz von Oranien benutzt werden konnte, um den Gründer der Republik, Johan van Oldenbarnevelt auf das Schaffot zu bringen. Prinz Moritz selbst ist keine angenehme Erscheinung: er hat die klugen Augen und die hohe Stirn des Vaters, aber kalte hochmüthige Mienen und um den breiten Mund einen Zug niedrigerer Sinnlichkeit, welchen er vielleicht von seiner Mutter, der sächsischen Prinzessin, hatte. Aus dem Todesjahre Oldenbarnevelts, 1618, gibt es ein anderes Werk von van der Voort, das sechs feingebildete und liebenswürdige Männer schildert, in denen wir wohl Mitglieder der antioranischen Aristokratie erkennen dürfen. Auch in Leiden findet sich aus demselben Jahre ein Gemälde mit klugen, selbstbewußten, doch nicht grade vornehmen Regenten. Sonst hebt sich dieser neue Adel in seiner äußeren Erscheinung erst allmählich von der Bürgerschaft ab. Im allgemeinen sind die Bilder aus den zwanziger und dreißiger Jahren die anziehendsten. Zuweilen sehen uns die ehrsamen Bürger auf ihren Spieß gestützt ernsthaft und treuherzig an, vielfach sitzen sie an der Tafel. Die gesunde Luft, welche über die holländischen Weiden weht, hat ihre Wangen geröthet und das Essen und Trinken betreiben sie ebenso gründlich wie das Waffenhandwerk. Auf einem Bilde des Nicolaes Eliasz von 1632 zerlegt ein ältlicher Herr im Vordergrunde mit unendlichem Ernst einen Hahn und ebenso macht hinter ihm ein Kamerad die Nagelprobe. Aus diesen Jahren sind nicht bloß in Amsterdam zahlreiche Gemälde erhalten und ebenso einfach, tüchtig und gesund wie die Dargestellten sind ihre Maler: Thomas de Keyser, Nicolaes Eliasz, Jacob Backer, Jacob Lyon und vor allen andern Frans Hals in Haarlem. Gewiß erkennen wir seinen Geist in dem kraftvollen Leben und dem übermüthigen Humor, der aus den blühenden Gesichtern dieser Haarlemer Schützen leuchtet, aber sicherlich haben auch seine Mitbürger und er selbst so ausgesehen. Seine Regenten des Elisabethgasthuys vom Jahre 1641 sind wohl die liebenswürdigsten von Allen, durchaus nicht geistreiche, aber vollkommen kluge und gesunde Menschen. Auch im Haag sind mir die Bildnisse von 1636 als die anziehendsten erschienen und in Delft gibt es treffliche Schützenhauptleute von 1648. Den Haarlemern gleichen die Amsterdamer Regenten in den Werken von Claes Moeyart und Govert Flinck aus den Jahren 1641 und 1642 und aus derselben Zeit stammt das berühmteste von allen Schützenbildern, die „Nachtwache“ Rembrandt's, welche jetzt durch die Restauration einen guten Theil ihrer alten Klarheit und Lebendigkeit wieder erhalten hat. Hier kommen nun auch die Frauen hinzu, ja auf einem aus-

gezeichneten Gemälde von Dirck Sandvoort, welches die Regentessen des Spinnhauses vom Jahre 1638 darstellt. Das sind die ehrenfesten Hausfrauen mit den schwarzen Kleidern und den großen gesteiften Tellerkragen, deren Mütter und Großmütter noch die Waffen gegen die Spanier mit geführt haben, nicht gerade anmuthig, aber sehr verständig und willensstark, und die eine von ihnen ist sogar eine schöne alte Frau mit vornehmer Gesichtsbildung. Das beste Beispiel dieser alten derben wetterfesten Frauen ist wohl die von Rembrandt's Meisterhand gemalte Wittwe des Admiral Swartenhont im Rijksmuseum.

Aber um diese Zeit tritt zunächst in der Hauptstadt eine merkwürdige Veränderung ein. Sie fällt am meisten in die Augen bei der festlichen Versammlung, welche die Kompanie des Roelof Bicker im Jahre 1639 vor der Brauerei de Haan abhielt. Es ist ein wunderschönes Bild von Lebenskraft und Lebenslust: die hohen kräftigen Gestalten sind in reiche, farbenprächtige Stoffe gekleidet, unter den breitrandigen Hüten fallen die Haare in reicher Fülle auf die glatten Spitzenkragen und umrahmen lauter intelligente, blühende, auch vielfach schöngeformte Gesichter, welche kaum noch an die alten niederdeutschen Bauernköpfe erinnern. Aber der Ernst des Krieges ist verschwunden. Entzückend ist ein kleiner Knabe in vollem Schützenstaat, welcher einen Spieß hält, zweimal länger als er selbst. Das Ganze ist, was wir Schützenfest nennen würden. Der Maler dieser Leute ist Bartholomäus van der Helst. Auch Govert Flinck schildert in mehreren Bildern das Behagen und den Uebermuth der reichen Bierbrauer, Schiffsrheder, Ankerschmiede und Tuchhändler. Das ist die Zeit, da der Reichthum und die Macht des Staates ohne Mühe erhalten werden konnten, und den Höhepunkt erreicht diese Ueppigkeit in dem berühmten Festessen zur Feier des westfälischen Friedens 1648. Es ist kein Zufall, daß nach diesem Jahr die Schützenbilder selten werden. Dagegen gibt es noch zahlreiche Regentenstücke. Die meisten dieser Herren sehen geistreich und vornehm aus, andere schlicht bürgerlich. Zu den letzteren gehören Rembrandt's Staalmeesters, die Vorsteher der Tuchhalle zu Amsterdam vom Jahre 1661. Ohne Zweifel macht dies Bild, welches Manche für das beste Werk des Künstlers halten wollen, einen sehr bedeutenden Eindruck, aber dieser Eindruck beruht weniger auf der geistigen Bedeutung der Dargestellten als auf dem Schein des Lebens, welcher namentlich durch das warme Abendlicht hervorgerufen wird. Wie dann ein neues Geschlecht und eine neue Zeit sich bildet, zeigt ein Gemälde von Ferdinand Bol mit drei Regentessen: die eine ist klug und derb, die andere vornehm und geistreich, die dritte aber, eine ganz junge Frau in Goldbrokat mit langen Locken, hat ein weiches rundes Gesicht, große kalte Augen und eine kleine verwöhnte Hand.

Von demselben Künstler gibt es ein großes Bild „het Onderwys" von 1663. Da sitzt Minerva, eine sehr verständige ältere Dame, in vergoldetem Panzer und Helm und prächtig blau und weißem Kleide, und unterrichtet eine schöne Blondine, welche an ihren Knieen liegt. Das junge Mädchen ist in roth-goldenen Damast gekleidet, hat regelmäßige Züge, eine hohe Stirn, sehr kluge Augen, eine feine schmale Nase und volle Lippen. Das ist die neue Bildung, welche jetzt das herrschende Patriziat erfüllt.

Beide Damen sind so wenig Idealgestalten wie die beiden dicken Engelknaben, welche ein Buch herbeischleppen, doch wie wenig gleichen sie den Frauen des eben erst dahingegangenen Geschlechts! Es ist sehr merkwürdig, wie die hervorragenden Männer dieser Periode sich allmählich dem Typus nähern, welchen wir in der Umgebung Ludwig des Vierzehnten zu sehen gewohnt sind. Prinz Friedrich Heinrich hatte schon etwas Französisches in seinem Wesen von seiner Mutter Louise von Coligny und es mögen auch sonst die Familienverbindungen der vornehmen Welt diese Umbildung befördert haben. Sehr charakteristisch sind zwei Bilder von Jan de Baen: Hieronymus van Beverning, welcher den Nymweger Frieden von 1678 schloß, und seine Frau Joanna Le Gillon. Der Diplomat erscheint hier als ein geistvoller, aber leidenschaftlicher Herr und seine Gemahlin hat ein paar unruhige braune Augen unter hochgewölbten Brauen, ihre gezierte Haltung paßt zu der höfischen Tracht. Unter den Bildern stehen die Devisen: Ne te quaesiveris extra (suche dich selbst nicht außer dir) und Coeur content, grand talent, zwei weise Sprüche, welche eine Erkenntniß zu verrathen scheinen, die spät und theuer erkauft ist. Auch die Brüder Cornelis und Jan de Witt haben die krumme schmale Nase und die hochgezogenen Augenbrauen der Franzosen, während der Handwerkersohn de Ruyter noch die ganze Derbheit von Alt-Holland zeigt.

Im Haag bewahrt das städtische Museum seit Kurzem einen Daumen, welcher im Jahre 1672 dem Cornelis de Witt von dem rasenden Pöbel abgerissen ist. Nichts kann uns besser als diese Erinnerung den Abstand klar machen, der im Laufe eines Jahrhunderts sich gebildet hatte zwischen den vornehmen Geschlechtern, welche den Staat regierten, und der niederen Bürgerschaft. Vielleicht erhalten wir von dem Aussehen der letzteren ein Bild in Leiden, wo sich gerade in den Jahren 1672 und 1677 die Vorsteher der Kleermaken und der Torfträger abkonterfeien ließen. Es sind zumeist dürftige Menschen mit verkniffenen philiströsen Zügen, die Torfträger von 1677 erscheinen sogar entschieden bäurisch. So mag der Pöbel ausgesehen haben, welcher von der oranischen Partei aufgehetzt wurde, die de Witt's zu ermorden. — Schützenbilder aus dieser Zeit habe ich nicht gesehen. Allerdings haben in der Angst des Jahres 1672 die holländischen Bürger noch einmal zu den Waffen gegriffen und noch im Jahre 1702 hat die Bürgerschaft von Nymwegen sich gegen die Franzosen vertheidigt, aber mit dem achtzehnten Jahrhundert gibt sich das ganze Volk dem ruhigen Genusse des ererbten Reichthums hin und mit den tapfern Schützen und Regenten des siebzehnten Jahrhunderts ist auch das Geschlecht der Künstler ausgestorben, das sie malen konnte.

C. Aldenhoven.

Der junge und der alte Zola.

„Dieser Jugendroman aus dem Jahre 1867 war das einzige meiner Bücher, dessen Auflage vergriffen blieb und dem ich eine Neuausgabe verweigerte. Nun entschließe ich mich, es dem Publikum vorzulegen, gewiß nicht seines Werthes wegen, sondern um des interessanten Vergleiches Willen, den litterarische Spürer („les curieux de littérature") eines Tages zwischen diesen ersten Seiten und meinen späteren Werken anzustellen sich versucht fühlen möchten."

Diese stolz bescheidenen Worte hat Emile Zola dem ganz kürzlich*) erschienenen Band vorausgeschickt, in welchem vier Pariser Skizzen einem nicht sehr umfangreichen Roman angefügt sind, von dem das Buch den Titel „Le voeu d'une morte" („Das Vermächtniß einer Todten") empfing. Die knappen „esquisses parisiennes" sind flott und phantasievoll entworfen, aber sie zeugen nicht für die ganz außergewöhnliche Begabung ihres Verfassers. Eine köstliche Gabe freilich, die der Dichter der Rougon-Macquart seit den Tagen seiner schweren Jugendanfänge gänzlich verloren hat, finden wir hier in leisem Keimen: den frei waltenden Humor, der über menschliche Eitelkeit und Schwachheit zu lächeln vermag. In kecken Strichen zeichnet der kleine Zola das Profil einer spitzenumhüllten Kokotte, welche die Erinnerung an ihre Portierstubenvergangenheit jeden Morgen aus dem weichen Lotterbett austreibt, die Stiefel ihres vornehmen Freundes blitzblank zu putzen; der große Zola hätte aus ihr sicherlich ein beherrschendes Symbol gemacht, dessen rosige Nacktheit inmitten des schwarzen Stiefelputzzeuges die lasterbefleckte Weiblichkeit hätte darstellen müssen. Davon ist hier noch keine Spur zu finden: der Herr Graf trifft ganz einfach seine sehr theure Freundin bei der begeisternden Bearbeitung seines Schuhwerkes; er zieht die Stiefel an, geht davon und

*) Paris. G. Charpentier & Cie.

anstatt der verlangten Abstandssumme von hunderttausend Francs übersendet er ihr am nächsten Tage für „drei Monat Stiefelputzen à 25 Cts." die stattliche Summe von — dreiundzwanzig Francs.

Diese aus einer uralten gallischen Tradition herausgestalteten Kleinigkeiten sind nicht uninteressant, weil sie dem Bilde eines der merkwürdigsten Künstler unscheinbare, aber nicht unbedeutende Wesenszüge hinzufügen. Für jeden aufmerkenden Beurtheiler aber wird die Bekanntschaft mit dem Jünglingsroman „Le voeu d'une morte" werthvoll sein: der ganze Zola ist hier bereits zu finden; das junge, excentrische, vom Netzwerk keiner einseitigen Theorie noch umstrickte Talent tummelt sich da in unselbständigem Ueberschwang, und wie eine künstlerische Persönlichkeit entsteht und wächst und wird, mag man hier nicht ohne heiteres Staunen erkennen. Vom letzten Roman Zolas „Le rêve" führt zu diesem ersten ein fest gezimmerter Steg; der gefeierte Meister von Médan ist in seines Künstlerherzens Grunde derselbe geblieben, der er als Bewohner eines elenden Dachstübchens war: der Dichter der modernen Schicksalstragödie, der an die Stelle des antiken Fatums und mittelalterlicher Wundergläubigkeit große symbolische Verkörperungen zeitbestimmender Mächte setzt.

Es ist eine ganz einfache Geschichte, die uns der junge Zola da ganz einfach erzählt.

Daniel Raimbault, dessen Mutter bei einer Feuersbrunst ums Leben kam, die auch ihm frühzeitig die Gesundheit zerstörte, wird als Kind von einem adeligen Fräulein adoptirt. Fräulein Blanche, später Frau von Rionne, sorgt für den Knaben, sie läßt ihn studiren, und da er ihr zum ersten Male mit Worten seinen schwärmerischen Dank sagen könnte, findet er seine Wohlthäterin auf dem Totenbett. Vor der ekstatischen Hingebung des Achtzehnjährigen schwindet das muthige Schweigen der im Tode Verlassenen: sie erzählt ihm mit letzter Kraft die Geschichte ihres an Enttäuschungen überreichen Lebens. Blanche hat Herrn de Rionne geheirathet, einen rücksichtslosen Egoisten von schwächlicher Liebenswürdigkeit, der in der Ehe bald sein früheres Junggesellenleben wieder beginnt und den man aus dem Boudoir seiner bezahlten Freundin zum letzten Abschied von „seinem Weibe herbeiholen muß. Vor diesem Manne will Blanche ihre sechsjährige Tochter, die kleine Jeanne, beschützt wissen; sie fürchtet, der Luxus möchte ihr Kind verderben oder Jeanne möchte, wie ihre Mutter, einst einem Unwürdigen die Hand reichen. Die Sterbende weiß, „wie schwer das Alleinsein für eine Frau ist und wieviel Energie solch ein Vereinsamle braucht, um nicht zu fallen". Und den rein empfindenden Jüngling, der wie ein guter Engel an ihrer letzten Ruhstatt weint, beschwört sie, ihr Kind nie zu verlassen und über der kleinen Jeanne zu wachen, was auch geschehen möge. Der kränklich empfindsame Daniel gelobt, das Vermächtniß der Sterbenden heilig zu halten; er kämpft sich durch Noth und Entbehrungen hindurch, um Jeanne nahe bleiben zu können; er muß es mit ansehen, wie das junge Mädchen sich im öden Luxusleben verliert, wie sie eine liebeleere Vernunftheirath eingeht, und erst im äußersten Moment, da Jeanne das Glück, das ihr die Ehe versagte, in einem heimlichen Liebesbunde zu erlangen strebt, gelingt es dem wachsamen Eifer ihres geheimen Beschützers, sie zu erretten. Er legt die Hand des jungen Weibes, das er liebt wie ein Vater, wie ein Bruder und wie ein leidenschaftlich Liebender, in die seines besten Freundes, und findet dann im Anblick des offenen Meeres. „Und als er, an der Schwelle der Unendlichkeit, seinen letzten Seufzer aushauchte, da vernahm er aus der Tiefe jenes blendenden Glanzes, in welchen er einging, eine wohlbekannte, eine freudige Stimme, die zu ihm sprach: „Du gibst sie einem würdigen Manne, Deine Aufgabe ist vollendet . . . komm her zu mir." Wie der fromme Angélique, aus dem „Traum", so öffnet sich auch dem jungen Dulder Daniel der glanzerfüllte Himmel; einundzwanzig Jahre liegen zwischen der Publikation des „Voeu de la morte" und des „Rêve"; aber der Himmel hat sein strahlendes Blau bewahrt, und der uns entführt in das Reich des Aethers, es ist heute wie damals derselbe: Emile Zola, der von mystischen Vorstellungen befangene Romantiker.

In schwerwiegenden Litteraturgeschichtsbüchern steht zu lesen, die romantische Dichtung sei nichts anderes gewesen, als eine Sehnsucht nach der Heimath der katholischen Kirche, nichts als eine Abkehr von der Gegenwart zum farbigen Leben des Mittelalters. Diese Erklärung hat den großen Vorzug der Einfachheit für sich, aber wenn man die Dinge etwas tiefer faßt, erkennt man, daß hier Ursache und Wirkung mit einander verwechselt wurden. Es ist ein gewisser Vergrößerungsdrang, ein Sehnen und Streben nach dem Gewaltigen, was den Romantiker ausmacht, und weil man lange Zeit hindurch dieses Gewaltige und Weite im reichen Leben des Mittelalters fand, wurden die Anhänger der romantischen Schule diesen halb fabelhaften Stoffen zugeführt. Das andere Thema der Romantik, die Religion, ist urewig, denn stets wird der Gottesbegriff und die kirchliche Anschauungswelt im Leben unendlich vieler Menschen von bestimmender Bedeutung sein, und Goethe's Ottilie, die der Dichter selbst „die himmlische" nennt und die in der Verklärung, von allem Irdischen geläutert, dahinscheidet, sie ist heute noch ebenso „modern" wie Zola's Angélique. Die mittelalterlichen Ideale aber sind überwunden durch die Popularisirung der Geschichtskenntniß, die uns das alte, romantische Land der mondbeglänzten Zaubernächte in seiner ganzen brutalen Finsterniß zeigt. Und nun ist es überaus interessant zu beobachten, wie der Begriff der Romantik nach neuem Inhalt ringt, wie ein neues Geschlecht, mit dem Rüstzeug modernen Wissens ausgestattet und erfüllt von dem ernsten Willen, nichts als die Wirklichkeit zu geben, doch ganz und gar im Bann der alten, romantischen Vergrößerungssucht steht, die einen vollen Strom zu erblicken glaubt, wo kaum ein kümmerliches Bächlein einherschleicht, und ein Gebirge sieht, wo nur ein Hügel ragt.

In diesem modernen Sinn ist Zola, der sich für einen Naturalisten hält, der Pfadfinder der realistischen Romantik in Frankreich geworden. Vor mehr als zehn Jahren schon schrieb er: „Man behauptet, auch ich sei ein Romantiker! Nun ja, ich bin ein Romantiker; um so schlimmer für mich! Mit sechzehn Jahren haben wir alle das eingesogen." Und was er selbst in seiner Kritik von Victor Hugo gesagt, es gilt auch für sein eigenes Schaffen: „Welch ein Mißbrauch des Symbols! Es gibt kein freies, naives Geschöpf mehr, das gemüthlich seines selbstgewählten Weges zieht . . . Wir sind hier in einer symbolischen Märchenwelt, nicht vor einem Wirklichkeitsbilde. Ein fatalistischer Gedankengang beherrscht das ganze Werk . . ." Wie die Helden der romantischen Schule im Banne gewisser religiöser und politischer Zeitideen standen — Fichte's Einfluß hat hier viel gewirkt —, so beherrscht auch die Menschen der Zola'schen Dichtungen stets eine im sinnlich wahrnehmbaren Symbol verkörperte moderne Schicksalsmacht; eine Branntweinschenke im „Assommoir", ein Bergwerk in „Germinal", das Ackerland in „La terre", ein Wundergarten in „La faute de l'abbé Mouret", eine Kirche in „Le rêve", die weitgewölbten Markthallen in „Le ventre de Paris". Unter dem überragenden Einfluß dieser riesengroßen Personifikationen leben des Dichters Menschen eine unfreie, fast jeglicher individuellen Daseinsbethätigung beraubte Existenz; sie entwickeln sich nicht: sie sind, wie sie sein müssen, denn nicht sie selbst bestimmen ihr Sein und Werden, sondern das wie ein Fatum waltende Milieu.

Und auch zu dieser großen symbolischen Zusammenfassung, zu diesem modernisirten Mystizismus regt sich der Drang schon in dem Jugendroman, der nun vor uns liegt. Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß, und so behilft sich der junge Neuromantiker mit dem fortwirkenden Vermächtniß der Toten, das des kränklichen Helden Leben in bestimmte Bahnen zwingt. Mit einem frei ins Leben tretenden Menschen weiß Zola, der sich seiner Objektivität genau so gern rühmt wie ein Jeder der Vorzüge, die er nicht hat, ganz und gar nichts anzufangen: ererbter Hang oder unwiderstehliche Einflüsse der Umgebung müssen an die Stelle der feinsten und tiefsten Regungen des

individuellen Lebens treten. Unwillkürlich erinnert man sich bei Zola wie bei Tolstoi der Bestrebungen früherer Mystiker; von Hamanns Zeiten an haben alle unklaren Phantasten die „Rückkehr zur Natur“ empfohlen, und kulturfeindliche Ansätze sind auch bei Zola nicht selten zu entdecken. Zola hat keinen großen, keinen bedeutenden Menschen auf die Beine gestellt, und seiner thatkräftigsten Helden Thun ist höchstens ein passiver Widerstand gegen die packende Macht unlebendiger Dinge, die der vergrößernde Blick des Dichters in lebenerfüllter Breite vor sich sieht.

Damit ist die Möglichkeit einer glänzenden Charakteristik keineswegs ausgeschlossen, wenn auch der Hauptreiz psychologischer Durchdringung, die Fortentwicklung eines selbständigen Charakters aus seinem eigenen Wesen heraus, durch das fatalistische Walten des Symbols naturgemäß in den Hintergrund gedrängt wird. So sind es gewöhnlich die Nebenfiguren, an denen die kräftige Charakterisirungsgabe des Autors sich am sichersten übt. Herr de Rionne im „voeu de la morte“ ist ein Beispiel dafür. Die episodische Gestalt dieses feigen Schwächlings, der alle Dinge auf seine geliebte Person zurückführt, der sich beständig beobachtet, der seinen Appetit kontrollirt wie sein Herz und der sterbenden Frau sagt: „Sieh, wie ich verzweifelt bin — ich weine!“, sie zeugt von einem scharfsichtigen Wirklichkeitssinn, den die Darstellung der willenlosen und daher schattenhaften Hauptpersonen recht oft vermissen läßt. Auch Herr Tellier wäre hier zu nennen, der große Politiker, der seine Arbeiter schlecht bezahlt, aber phrasenreiche, philantropische Reden hält, weil „für ihn das Volk und die Freiheit abstrakte Dinge sind, die man platonisch lieben muß“.

Sprunghaft und unreif ist diese Jugenderzählung, und sentimentalisches Beiwerk drängt sich überall hervor, wo die junge Kunst des Erzählers noch nicht auf eigenen Füßen steht. Aber die schlichte Kraft der Sprache und die ganz wundervolle Anschaulichkeit der Naturbetrachtung lassen den werdenden Meister erkennen. Für Zola, den mystischen Symboliker, lebt die ganze Natur, und seine impressionistische Darstellungsart bringt es mit sich, daß jeder kleinste Wirklichkeitszug sich der Farbe und Art der Seelenstimmung anpaßt, die in jedem Moment seinen Helden erfüllt. Ein milder, sonniger Morgen leuchtet der friedlich sanften Trauer, ein „bleiches Licht von zarter Schwermuth“ scheint dem hoffnungslos Liebenden, und da der sehnende Liebesglaube wieder einzieht in sein Herz, erblickt er in der weiten Natur „einen einzigen, mächtigen Zärtlichkeitserguß“. Nicht der Dichter, sein Geschöpf schaut hier die Dinge an. Auch hier kündet sich im Keim schon an, was später zur Manie geworden ist, und wenn man den unglücklichen Daniel von einer stockfinsteren Regennacht umfangen sieht, erinnert man sich an den Färberbach des „Assommoir“, der — Zola sagt es ausdrücklich — die Farbe von Gervaise's Gedanken hat: hellgrün, wenn sie hoffend einzieht, himmelblau und hellroth in den kurzen Tagen ihres Glückes, schmutzig und von Unrath dampfend, da das Weib des Trunkenboldes der Straße verfällt.

Diese Belebung und Vergeistigung des Milieu ist ganz und gar romantisch, und in ihrer bei allem Realismus ungreifbaren Verschwommenheit wiederum ganz mystisch, obwohl sie sich in die Formel des Naturalismus, wie Zola sie gefaßt hat, bequem einfügt. Aber diese Formel („Une oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament“) schließt mit strikter Klarheit jene vielberufene Objektivität aus, auf die sich gerade die kleinen und unfähigen „Naturalisten“ so viel zu Gute thun. Das Stückchen Natur wird eben erst durch das eigenartige Temperament dessen, der es anschaut, zum Kunstwerk; keine noch so getreue Wirklichkeitsschilderung kann uns den Zauber eines muthig hervortretenden persönlichen Empfindens ersetzen. Und nur diejenige Subjektivität soll der echte Künstler meiden, die sich beständig leitend und kommentirend neben seinen Geschöpfen erhebt und sie an freiem Ausleben vor den Blicken des Betrachtenden verhindert.

Emile Zola ist keiner von den Großen, die dem drängenden Geist des Jahrhunderts das erlösende Wort auf die Lippen legen, aber er ist ein Dichter mit starkem poetischen Temperament. Man hat ihn oft einen Schmutzmaler genannt, aus Unkenntniß oder aus Böswilligkeit oder aus Unverstand: jedenfalls immer mit Unrecht. Es ist der romantische Blutstropfen in ihm, der ihn die Dinge, die schönen so gut wie die häßlichen, in phantastischer Vergrößerung erblicken läßt. Wie der Held seiner autobiographischen „confession de Claude“, ist der Dichter aus der sonnigen, weiten Provence nach der beengenden Hauptstadt gelangt, und vor ihren Schrecknissen und sozialen Schäden faßt ihn der unwiderstehliche Wunsch, „diese Herzen und Seelen zu durchforschen; vielleicht würde ich nur Schlamm auf dem Grunde finden, aber ich möchte diesen Schlamm untersuchen.“

Doch neben diesem ungeheuren Wahrheits- und Wissensdrang lebt in des Dichters Seele still verborgen ein reicher Schatz an mitleidiger Liebe zu den Objekten seiner vivisektorischen Versuche. Zola nennt den Daniel im „Vermächtniß der Toten“ einen „poetischen Mathematiker“ und einen „leidenschaftlich liebenden mit glühendem Herzen“ zugleich. Dieses Wort bezeichnet den Dichter selbst noch treffender als sein Geschöpf; und es ist das Interessanteste an dem Jugendwerk, von dem wir hier gesprochen, daß es uns den verkappten Mystiker, der dem freien Geist so wenig vertraut, in einem Stadium der Entwicklung zeigt, in welchem der im Bann einseitiger Theorien verstrickte Mathematiker noch hinter dem leidenschaftlich Liebenden zurücktrat.

Maximilian Harden.

Pestalozzi und die preußische Reformzeit.

So viel auch über die große Zeit der Wiedergeburt Preußens nach dem Frieden von Tilsit geforscht und geschrieben worden ist, so darf man doch nicht glauben, daß nicht immer noch eine reiche Aehrenlese übrig bliebe. Zu den Kapiteln dieser heroischen Geschichte, die noch einer Durcharbeitung bedürfen, gehört dasjenige, welches sich mit den damaligen Reformversuchen der Volkserziehung befassen müßte. Wer den jähen Zusammenbruch der Monarchie Friedrich des Großen, wer die allgemeine Auflösung und Demüthigung der ganzen deutschen Nation überdachte, mußte sich gedrängt fühlen zu fragen, ob nicht jeder ernstliche Versuch einer Erhebung bei der Bildung der Jugend anzusetzen habe. Niemand hat feuriger dafür gesprochen als Fichte. Eine „neue Nationalerziehung“, bei der „aller Unterschied der Stände völlig aufgehoben sei“, eine Erziehung, darauf berechnet, „Klarheit des Verstandes und Reinheit des Willens“ zu schaffen, das war es, was er mit Flammenworten, umgeben von feindlichen Bayonetten, belauert von feilen Spähern, in den Reden an die deutsche Nation forderte. Diese neue Erziehung sollte „das Gedächtniß nicht mit einigen Worten und Redensarten, die kalte und theilnehmungslose Phantasie nicht mit einigen matten und blassen Bildern anfüllen, sondern ihr Gemälde einer sittlichen Weltordnung bis zu der Lebhaftigkeit steigern, daß ihr Zögling von der heißen Liebe und Sehnsucht dafür und von dem glühenden Affekte, der zur Darstellung im Leben treibt, und vor welchem die Selbstsucht abfällt wie welkes Laub, ergriffen werde“. Sie sollte beginnen mit der Entwicklung des Vermögens, „Bilder, die keineswegs bloße Nachbilder der Wirklichkeit seien, sondern die da fähig sind, Vorbilder derselben zu werden, selbstthätig zu entwerfen“. Sie sollte enden mit dem Ziele, „den ganzen Menschen durchaus und vollständig zum Menschen zu bilden“.

Was Fichte hier in begeisterter Rede als Ideal der neuen Erziehungkunst pries, fand er annähernd erreicht im Wirken und Lehren Pestalozzi's. Dessen Schriften schienen ihm „das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit“ zu sein. Er sprach nur aus, wozu sich schon viele der besten Geister auch in Preußen bekannten. Man weiß, ein wie großes Interesse die Pestalozzische Methode hier bereits in den leitenden Kreisen erweckt hatte. Man besitzt Zeugnisse für die Bemühungen der Regierung aus den Jahren 1803

und 1804, das südpreußische Schulwesen nach den von dem schweizer Pädagogen gegebenen Anregungen einzurichten. Auch ist bekannt genug, daß es Plamann nach harten Kämpfen, ein Jahr vor dem Einbruch der politischen Katastrophe, gelang, seine, später so berühmt gewordene, Unterrichtsanstalt in Berlin zu eröffnen. Wie wirksam aber nach dem Sturze des alten Preußen der Einfluß Pestalozzischer Ideen war, daran erinnert aufs Neue der kürzlich erschienene Schlußband eines Werkes, in dem mit unermüdlichem Fleiße ein überreiches Material angehäuft worden ist.*) Auf Vollständigkeit konnte es dabei freilich nicht abgesehen sein. Wäre das der Fall gewesen, die denkwürdigen Aeußerungen wie vieler Staatsmänner, angefangen von denen Stein's, hätten da wiederholt werden müssen. Auch was die Gneisenau und Clausewitz von Pestalozzi's Grundsätzen und Verfahren zu rühmen wußten, hätte alsdann nicht übergangen werden dürfen. Und alles bliebe doch Stückwerk ohne Ausbeutung der Archive, die man billiger Weise keinem Biographen Pestalozzi's zumuthen wird.

Halten wir uns an das, was das Werk von H. Morf uns für das angedeutete Thema bietet, so tritt uns vor Allem die edle Gestalt von Nicolovius entgegen. Zwar ist manches Stück aus seiner Korrespondenz mit Pestalozzi bereits in seiner durch den Sohn herausgegebenen Biographie veröffentlicht worden. Nicht weniges von Bedeutung erscheint hier aber, was daselbst fehlt. Nicolovius hatte Pestalozzi viele Jahre vorher in Zürich kennen gelernt und sah in ihm einen Mann „durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß geläutert und mit apostolischem Geist erfüllt“. Er war immer mit ihm in Verbindung geblieben. Nun war er es, der als Mitglied des Departements für das geistliche, Schul- und Armenwesen in Vorschlag brachte, daß eine Anzahl von jungen Männern aus Preußen in das Institut Pestalozzi's nach Yverdon geschickt werden sollte, um „unmittelbar an der reinsten Quelle der neuen Erziehungsweise zur Erneuerung und Veredelung des Volksgeistes schöpfen zu können“. Er war es auch, der auf die Errichtung einer Normalanstalt zur Ausbildung von Lehrern in Pestalozzi's Geiste drang. In beiden Punkten sah er sich durch Wilhelm von Humboldt, sobald dieser an die Spitze der Sektion für Kultus und Unterricht getreten war, lebhaft unterstützt. Um Pestalozzi sammelte sich theils auf Kosten der Regierung, theils auf eigene Rechnung, eine kleine Schaar preußischer Schulamtskandidaten, denen Süvern eine weihevolle Instruktion mit auf den Weg gab. In Königsberg langte Heinrich Zeller an, der Sohn des Schwabenlandes, der einst zu Pestalozzi's Füßen gesessen hatte, um das Normalinstitut zu begründen.

Man muß die Aktenstücke selbst lesen, um sich in die Epoche der damaligen Reformbestrebungen zurückzuversetzen. Da hat man jene Instruktion vor sich, in der Süvern gegen „alle Werke mechanischer Künstelei“ eifert und den „einfachen Pfad der Wahrheit, der Natur und ihrer Beobachtung“ empfiehlt. Man stößt auf den Kabinetsbefehl des Königs an Altenstein und Dohna, der die richtige Bildung der nachwachsenden Generation als bestes Mittel bezeichnet, „der Nation durch Belebung aller noch unbenutzten Kräfte desto thätiger aufzuhelfen“. Man erfreut sich eines Briefes Wilhelms von Humboldt, der Pestalozzi einige neue Zöglinge ankündigt und darauf vertraut, „der Scharfblick des Meisters werde den guten Kern, der in jedem liegt, entdecken“.

Pestalozzi selbst läßt in seinen Briefen ein Gefühl der Genugthuung durchbrechen, das rührend erscheint. „Ich werde nicht sterben,“ schreibt er einmal an Nicolovius, „ohne daß die Frucht, die ich gesäet, sich ihrer Reife nähere. Mein Vater im Himmel, der mein Werk rettet, hat es jetzt auch dem Herzen deines Königs nahe gebracht. Ich werfe jetzt mein Auge auf ihn und nähre wieder Hoffnungen, die ich kaum mehr in mir selber nähren durfte.

Gott gibt auch den Königen Kraft für das Heil der Menschen. Aber freilich nicht durch das Blendwerk des Glanzes ihrer Throne. Er gibt sie ihnen, wenn er die Höhen dieses Blendwerks in ihren Grundfesten erschüttert, wenn ihre Reiche unter ihren Füßen erbeben, wie nichtiger Staub, den der Athem einer höheren Macht mit einem leichten Hauche aufhebt . . . Welche Ahnungen erheben mein Herz! Was kann Friedrich Wilhelm seinem Volke, was kann er der Menschheit werden, wenn er nur will.“ Von Nicolovius hatte er nur Gutes zu hören. „Die Waisenhäuser, ließ dieser ihn wissen, werden in Normalinstitute für die Einführung der Methode und zugleich für Pflanzschulen für künftige Lehrer umgeschaffen. Eine bedeutende Anzahl Landgeistlicher und Landschullehrer werden bei jedem immer unterhalten und, sobald sie vom Geist der Methode durchdrungen sind, heimgeschickt und von einer gleich großen Anzahl abgelöst.“ Schon glaubte dieser Gewährsmann versichern zu dürfen, daß, was in Königsberg begonnen worden, ohne Zeitverlust in den übrigen Provinzen fortgeführt werden solle, „bis das Werk im ganzen Staate ausgeführt ist“.

Sein Optimismus war so stark, daß Pestalozzi es für nöthig hielt ihm einen Dämpfer aufzusetzen. Die Sache sei noch nicht reif genug, liest man in einem seiner Briefe vom Mai 1809, „sie zu schnell als Staatssache allgemein zu machen.“ Und er fügt die tiefdurchdachten Worte hinzu: „Freund, der Mensch als Masse hat keine Tugend, nur das Individuum hat sie. – der Staat als solcher hat keine; er hat nur die Kraft, die Tugend der Individuen zu benutzen. Diese muß aber vorerst da sein. Menschen, die die Masse der Menschen tugendhaft und kraftvoll handeln machen wollen, ehe Tugend und Kraft in den Individuen da ist, führen den Staat leicht irre, indem sie das Aeußerliche der Tugend und Kraft den Menschen einbilden, ohne das Wesentliche der Sache in ihrem Innern vollendet sicher zu stellen.“

Indessen blieb die Frucht des damals ausgestreuten Samens nicht aus. Jeder Kenner der Geschichte des preußischen Volksschulwesens weiß, wie groß die Zahl der Lehrer, Seminarleiter und Schulräthe ist, welche die von Pestalozzi mittelbar oder unmittelbar empfangenen Anregungen in sich aufnahmen und fortbildeten. Wie sehr dies Pestalozzi unter den zunehmenden Sorgen und Kämpfen des Alters erhob, dafür gewährt das Werk von Morf gleichfalls manchen Beleg. „Die Preußen (Lanz und seine Begleiter), heißt es in einem Briefe Pestalozzi's an Nicolovius vom 1. Januar 1817, halten sich brav; ich bin von ihnen begeistert. Sie erproben sich auf eine Weise als Männer, wie ich in unseren Tagen sich wenige also erproben gesehen. Wäre ich jung und dürfte ich mein Vaterland verlassen, ich zöge mit ihnen nach Preußen. Ich sehe ihre Zwecke als mit den meinen vollkommen übereinstimmend und bestimmt selbst als die meinigen an.“

Er erlebte noch die Zeit, da sich, nach dem Erlahmen des großartigen Aufschwunges der Reform, in gewissen ängstlichen Regionen der Verwaltung des von ihm gepriesenen Staates eine Abneigung gegen seine Schule kundgab. Aber es blieb ihm erspart zu vernehmen, daß ein Minister eben dieses Staates vom „beschränkten Unterthanenverstande“ sprechen durfte. Allen in ihren zu hochgespannten Hoffnungen Enttäuschten konnten jedoch die Worte als Trost dienen, die sich in einem seiner letzten Briefe an Nicolovius finden: „Die Bäume der Wahrheit und Liebe blühen alle Jahre von Neuem. Auf Regen folgt Sonnenschein, und auf schlechte Jahrgänge folgen gute.“

Alfred Stern.

*) Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Von H. Morf. Vierter Theil. Winterthur. 1889. Druck und Verlag von Geschwister Ziegler.

Theater.

Verein Freie Bühne: Henriette Maréchal. Schauspiel in drei Akten von Edmond und Jules de Goncourt. Deutsch von Fritz Mauthner.

Das Drama der Brüder Goncourt hat bei seiner ersten deutschen Aufführung keinen Erfolg gefunden. Einzelne Szenen haben lebhaft interessirt, das Ganze hat die Hörer nicht gefesselt. Weder der Umstand, daß ich zu den Leitern der Freien Bühne gehöre, noch die Thatsache, daß meiner Initiative die Auswahl gerade dieses Stückes entsprang, kann mich veranlassen, die Dinge zu verschleiern, und nicht auszusprechen: daß „Henriette Maréchal“ den Zuschauern mißfallen hat.

Als wir das Drama zur Aufführung bestimmten, glaubten wir sie beide deutlich zu erkennen, die Vorzüge wie die Schwächen des Stückes: die Mängel der Technik auf der einen Seite, die lose Verknüpfung der Geschehnisse, das Vorwalten des Zufalls, die Ungeschicklichkeiten einer zumeist im Epischen geübten Kunst; die poetische Kraft auf der anderen Seite, welche angeschaute Charaktere schildert mit verweilender Deutlichkeit, in einer fein abwägenden Sprache — une langue littéraire parlée, sagen die Goncourts —, und welche die Originalität ihrer Kunstansicht bewahrt, auch in dem engen und konventionell begrenzten Stoffkreis des Ehebruchsstückes. Und wir glaubten, daß jene Fehler in den Schatten gestellt würden von diesen Vorzügen, ja zwar, daß das Stück bestehen könne neben und vor den Versuchen der Dumas und Sardou. So hoch ein Dichter steht über einem geistreichen Sophisten und einem gewitzigten Theaterschriftsteller, so hoch sahen wir (durch den Gehalt des Dramas, nicht durch seine Form) die Verfasser von „Henriette Maréchal“ über den Beherrschern der Pariser Bühne stehen, den Autoren der „Cameliendame“ und der „Dora“.

Für mich persönlich kam noch eins hinzu. Das Theater ist mir nicht nur das Theater, es ist auch ein Vehikel litterarischer Agitation, das stärkste, das es gibt: nicht das heißeste kritische Bemühen, nicht der glänzendst geschriebene Essay kann wirken was ein echter Erfolg der Szene wirkt. Eine einzige Aufführung der „Gespenster“, vor 600 Menschen im Berliner Residenz-Theater einst unternommen, hat durch die weithintragende Kraft der Bühne erreicht, was alle litterarische Anregung nicht erreichte: sie hat die hundert- und die tausendfache Zahl jener Hörer an Ibsen's Schöpfungen herangezogen, und den „Gespenstern“ ist im Geschwindmarsche die ganze Reihe seiner Dichtungen gefolgt, von den „Stützen der Gesellschaft“ und der „Nora“ bis zu „Rosmersholm“ und der „Frau vom Meere“. Diese Erwägung: wie die Bühne, die stagnirende, dem Leben entfremdete Bühne selbst unserer Zeit wirken kann, weit über den Kreis ihrer unmittelbaren Hörer hinaus, hat mich veranlaßt, die Freie Bühne mit zu begründen, und mein bescheidenes Können in ihren Dienst zu stellen: nicht nur den tausend Zuschauern, welche unsere Vorstellungen besuchen, — auch den Ungezählten allen, die draußen stehen und ihren Nachhall empfinden, gilt unser Bemühen. Das unschätzbarste Agitationsmittel in dem Kampf um eine neue Kunst, der jetzt mit gesteigerter Energie überall geführt wird, scheint uns diese Freie Bühne; und die ganz ungewöhnliche Wirkung, welche das Hauptmann'sche Stück geübt hat, dieses erregte Für und Wider, mit seinen tiefgreifenden Erörterungen wie mit seinen häßlichen Auswüchsen, bestätigte uns zu unserer Freude, daß wir recht gesehen: nicht nur unsere werthen Vereinsgenossen, auch tout Berlin, auch Krethi und Plethi haben „Vor Sonnenaufgang“ auf sich wirken lassen. Und so glaubte ich denn, als „Henriette Maréchal“ auf den Spielplan der Freien Bühne gelangte: es könne ein Erfolg dieses Dramas die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Schöpfungen der Brüder Goncourt im Ganzen hinleiten, und den Verfassern der „Manette Salomon“ und der „Germinie Lacerteux“ zu derjenigen Beachtung auch bei uns verhelfen, welche ihnen gebührt.

Ich muß es mir leider versagen, die litterarische Bedeutung der Goncourts in diesem Zusammenhange auch nur zu skizziren; denn es ist Zeit, daß ich meinem nächsten Gegenstande mich bestimmter zuwende, der „Henriette Maréchal“. Aber wenn sich u. A. mein hochverehrter Kollege, Karl **Frenzel** auf das „vernichtende Urtheil“ von M. **Brunetière** über die Brüder bezieht, so muß ich doch mit einem Worte noch feststellen, wie dieser ablehnende Pariser Beurtheiler völlig übertönt wird von dem Chore bewundernder Stimmen, welcher das Lob der Goncourts singt: daß unter die allerersten der Modernen *sie* zählen, ist für die Franzosen eine anerkannte Thatsache, nicht ein Gegenstand des Streites. Und wenn Karl Frenzel über den „falschen Naturalismus“ der Brüder klagt, so muß ich doch in aller Bescheidenheit fragen: Ja, ist ihm denn der *wahre* Naturalismus lieber? Die Leser der „Nationalzeitung“ zum Mindesten haben davon bis heute nichts bemerken können.

Ein „Ehebruchsdrama“ ist „Henriette Maréchal“ — und mit dem einen Worte glauben schnellfertige Beurtheiler ihre Ablehnung *bereits* begründet zu haben. Ein Ehebruchsdrama mehr, oder eines weniger, rufen sie, — war es nöthig, darum die Freie Bühne zu begründen? Die Frage, so gestellt, steht natürlich vollkommen schief; nicht aus der einzelnen Darstellung kann man das Unternehmen beurtheilen, sondern nur aus der Gesammtwirkung aller. Weder für Ibsen allein, noch für Hauptmann allein, weder für die Goncourts noch für Björnson, der jetzt vor der Thüre der Freien Bühne steht, brauchte man ein Theater aufzuthun. Aber haben Sie doch nur ein wenig Geduld, meine Herren, bis unser Spielplan sich voll entfaltet hat, und Sie alles in allem rechnen können — dann mögen Sie Ihre Frage von Neuem stellen und beantworten. Doch auch der Einwand, der aus dem Stoff der „Henriette Maréchal“ geholt ist, macht mir nicht den mindesten Eindruck: nicht auf das Was des Stoffes, auf das Wie der poetischen Anschauung kommt es an, und wer wirklich nicht sieht, daß zwischen dem Drama der Goncourt und den Theaterstücken der Dumas und Sardou eine Welt liegt, dem ist nicht zu helfen, er ist ästhetisch farbenblind.

Daß der Ehebruch kein neues poetisches Motiv ist, darüber müssen sich die Herren Beurtheiler beim Leben beklagen, nicht bei dem Dichter: weil es seit Helena und Paris in endlosen Variationen wiederholt worden, soll er darum die Augen verschließen vor dem, was jeder Tag erneut? Merkwürdig ist nur das eine: daß man durchaus nicht erkennen will, wie die Goncourts, echte Poeten, die sie sind, dem alten Thema eine völlig originelle und konsequent geführte Wendung gegeben haben. Nicht das ist die Seele dieser Fabel, daß Madame Maréchal, die reiche Frau, die an der Seite eines braven Mannes liebeleer gelebt, sich dem heftigen Werben des Jünglings Paul ergibt; der Nachdruck, aller ethische und ästhetische Nachdruck liegt auf dem Konflikt, in welchen Frauenliebe und Mutterliebe hier geräth: indem sie die Pflichten der Gattin brach, hat Frau Maréchal das Glück Henriettens auch zerstört, ihrer Tochter, welche Paul liebt, wie sie; und in das Innerste der Dichtung trifft darum die Klage, die die von Seelenqualen erschütterte Frau hervorstößt, da der Geliebte ein letztes Mal vor sie tritt: „Nicht wahr, Mütter sind dazu da, um ihren Töchtern das Glück zu schaffen, es für sie vom Himmel zu reißen, wenn es sein muß. Und ich habe meiner Tochter ihr Glück gestohlen. Ich habe es ihr gestohlen, für immer. Wissen Sie, wie mir da zu Muthe war! Ich bekam ein Grauen vor mir selbst! Und da habe ich meine Seele mit Füßen getreten und habe meine Liebe herausgerissen, heraus! Und jetzt sind Sie nicht mehr in meinem Herzen, nein, Sie sind nicht mehr darin.“ Der Titel des Dramas ist von hier aus gefunden: nach der Tochter, nicht nach der Mutter ist „Henriette Maréchal“ getauft; und seine Katastrophe ist von hier aus gefunden: an dem Liebsten, das die schuldgebeugte Frau besitzt, am Leben ihres Kindes, nicht an ihrem eigenen Leben rächt sich die Sünde ihrer Leidenschaft. Henriette, deren Glück für immer zerstört ist, die alles durchschaut hat und den Qualen einer hin und her gezerrten Empfindung zu erliegen droht, wird durch einen plötzlichen Tod allen Kämpfen entrückt: der Vater selbst, der in der Finsterniß der Nacht Mutter und Tochter verwechselt, erschießt sie. Gewiß bleibt dieses Ungefähr seltsam, auch für de jenigen, welcher seine tiefere Motivirung und seinen tragischen Sinn zu erkennen vermag; wir alle haben vorausgesehen, daß dieser Schluß brutal wirken würde, aber wir glaubten, die poetischen Schönheiten der Dichtung würden über ihn hinweghelfen, und ihr sehr gemäßigter Naturalismus würde die ästhetisch Aufgeregten wie die sittlich Entrüsteten beruhigen. Das hat sich als ein Irrthum erwiesen; und so hat denn die Freie Bühne, nach zwei lauten Erfolgen einen sanften, aber deutlichen Mißerfolg zu verzeichnen gehabt.

Otto Brahm.

Verantwortlicher Redakteur. Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 9. Berlin, den 30. November 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die Wahlen zur Berliner Stadtverordnetenversammlung haben nicht verfehlt, einen gewissen Eindruck auf die Kartellparteien zu machen; die „nationalen Männer“ mußten sich sagen, daß die vernichtende Niederlage, die sie bei dieser Gelegenheit erlitten hatten, von schlimmster Vorbedeutung für die Reichstagswahlen sei; und die Folge dieser Erkenntniß waren eine Reihe von Artikeln in der Berliner „Post“, dem freikonservativen und nicht selten zu offiziösen Mittheilungen benutzten Organ; in diesen wurde die Frage eines Kartells zwischen den nationalen Parteien und den Deutsch-Freisinnigen erörtert.

Welche Erwägungen können die „Post“ wohl zu ihrem Anerbieten bewogen haben? Spät erkannte Liebe zum Freisinn gewiß nicht. Eine Redefloskel, als handele es sich darum, dem Liberalismus eine Wohlthat zu erweisen, lassen wir unberücksichtigt; da die Nächstenliebe selten und in der Politik ein Märchen ist. Somit könnte die „Post“ ihre Ausführungen für zweckmäßig erachtet haben, um, auf dieselben gestützt, einen kleinen und kleinlichen Wahlpuff auszuführen. Einige heroische Deklamationen ließen sich schon zusammenschweißen, wenn man darauf hinweist, daß die „nationalen Parteien“ voll Selbstentsagung die Hand dem Freisinn zum gemeinsamen Kampf gegen die Sozialdemokratie geboten haben, während dieser in thörichter Befangenheit das schöne Bündniß zum allgemeinen Besten ausschlug. Als Abschlagszahlung, wenn nicht mehr herauszuschlagen, wird man sich mit diesem Leitartikelmotiv begnügen; ursprünglich jedoch dürfte die „Post“ mit ihrem Antrag ernstere Zwecke verfolgt haben.

Wenn man den „gemeinsamen Kampf“ gegen die Sozialdemokratie näher betrachtet, so stellt sich nämlich heraus, daß von einem einträchtigen Vorgehen des Kartells und der Freisinnigen gar keine Rede sein kann. Das Kartell bekämpft die Sozialdemokraten durch das Ausnahmegesetz, durch die soziale Gesetzgebung, durch möglichste Einengung der vorhandenen Freiheiten und durch eine Finanz- und Handelspolitik, welche am schwersten die niederen Schichten belastet und welche am günstigsten einzelne kleine Coterien der Besitzenden stellt. In allen diesen Punkten verlangt der Freisinn einen vollständigen Wechsel des Systems; es handelt sich also nicht um eine gemeinsame Bekämpfung der Sozialdemokratie, sondern im besten Falle um eine gemeinsame Jagd auf Reichstagsmandate, und das ist durchaus nicht dasselbe. Was aber, so muß man weiter fragen, kann wohl der „Post“ und ihren Auftraggebern daran gelegen sein, wenn wirklich statt eines Sozialdemokraten ein Freisinniger mehr im Reichstage sitzen sollte? Bei allen Versuchen, welche die Vergewaltigung politischer Rechte betreffen, werden die Freisinnigen genau so unbequem wie die Sozialdemokraten sein; bei jedem Ansinnen die wirthschaftliche Bevorzugung bestimmter Klassen weiter zu fördern, ist es nicht anders; bei der sozialen Gesetzgebung sind die Parteigenossen des Herrn Bebel sogar noch die Entgegenkommenderen und der Bestand der heutigen Gesellschaft ist schließlich ebensowenig gefährdet, ob fünfzehn oder dreißig Sozialisten im Reichstag sitzen. Fürst Bismarck hatte daher vom Standpunkt der Kartellgesetzgebung mit seinem Ausspruch gar nicht unrecht, ihm seien ein paar Sozialdemokraten immer noch lieber wie ein Freisinniger. Wenn trotzdem diese Parole heute nicht mehr beliebt wird, so muß das seine guten Gründe haben, und die lassen sich denn auch in der That erkennen.

Die nächsten Reichstagswahlen werden darüber entscheidenden Aufschluß geben, welche Wirkung für die politische Entwicklung Deutschlands zehn Jahre Sozialistengesetz, soziale Gesetzgebung, offiziöse Verhetzung und Korrumpirung

sowie die übrigen Zuthaten gehabt haben. Für diese Politik sind die Kartellparteien und ihre Gönner allein verantwortlich und die Freisinnigen bedanken sich dafür, diese ausschließliche Verantwortung durch ein Zusammengehen mit den Regierungsparteien zu verdunkeln. Aber gerade auf eine Vertuschung scheint es abgesehen zu sein. Im Interesse der deutschen Nation kann es dagegen nur liegen, daß die Abrechnung sich mit möglichster Uebersichtlichkeit und ohne jede Verwicklung vollzieht. Das Facit wird ergeben, in welchem Umfang das bisherige System die Zufriedenheit in Deutschland gesteigert hat — und dann mag sich die Bevölkerung noch bei Zeiten erinnern, daß es eine Partei gibt, die dem Sozialismus zwar schroff gegenübersteht, aber die mit den bisherigen erfolglosen Kuren und Heilkünstlern nichts, gar nichts zu thun haben wollte.

Offiziöse Blätter berichten und die unabhängige Presse bestätigt, daß eine große **Lotterie** veranstaltet werden soll, um mit dem Ueberschuß derselben die Häuser der **Schloßfreiheit** zu erwerben. Einem Wunsche des Kaisers entsprechend würde dann die Schloßfreiheit in Gartenanlagen umgewandelt und auf diesem Terrain das Denkmal errichtet werden, das vom Reiche und aus Reichsmitteln für Kaiser Wilhelm I. bestimmt ist. Auch einzelne freisinnige Männer sollen dem Comité zur Verwirklichung des Planes beigetreten sein, was wir aufrichtig bedauern.

Wäre es ein unbedingtes Erforderniß, daß die Häuser der Schloßfreiheit niedergelegt werden, so würden sich natürlich die Summen hierfür ohne Lotterie aufbringen lassen. Dieses Erforderniß ist jedoch bisher in keiner Weise dargethan, und was die allzu eifrigen Herren anstreben, ist somit nicht von der Nothwendigkeit diktirt. Die Loyalität verlangt doch nicht kaiserlichen Wünschen entgegenzukommen, die bisher aus sachlichen Gründen in der öffentlichen Meinung nur sehr geringen oder gar keinen Anklang gefunden haben. Vorläufig erwarten wir noch, daß der Plan nicht zur Verwirklichung gelangt; es wird hoffentlich vermieden werden, daß in der deutschen Reichshauptstadt der Platz für das Nationaldenkmal des ersten deutschen Kaisers durch ein kleines Hazardspiel gewonnen und durchgesetzt wird.

In **Elberfeld** findet im Augenblick wieder einer der üblichen Geheimbundprozesse gegen eine größere Anzahl Sozialisten statt. Das Ereigniß der bisherigen Verhandlungen ist die Entlarvung eines der Hauptbelastungszeugen als bezahlter Polizeispitzel; der Zeuge Weber gestand, daß er die Polizei durch theils falsche, theils übertriebene Aussagen irregeführt hatte. Wir werden auf den Prozeß nach seinem Abschluß zurückkommen; aber schon heute scheint uns unzweifelhaft zu sein, daß die Sozialdemokratie bei den nächsten Wahlen Tausende von Stimmen dem vortrefflichen Staatsanwalt zu verdanken haben wird, der diesen Prozeß in die Wege geleitet hat.

Die Schicksale von **Emin Pascha** und **Stanley** lassen sich jetzt ziemlich klar überschauen. Emin war durch eine Revolte einiger seiner Offiziere abgesetzt und eingekerkert worden; als die Schaaren des Mahdi dann die ihres alten Führers beraubten Truppen geschlagen hatten, verlangten die Soldaten stürmisch die Freilassung Emin Paschas; sie setzten sie durch; Emin schlug die Mahdisten zurück; aber seine Stellung war doch so erschüttert, daß er schließlich nach langem Drängen Stanley zur Küste gefolgt ist.

Emin Pascha scheint nie ein Held gehandelt zu haben, er war ein würdiger Nachfolger Gordon's, und ging Gordon auf seinem Posten unter, so hat Emin nur mit schwerem Herzen und unter dem äußersten Druck der Verhältnisse die Sudanländer von Neuem der Barbarei preisgegeben. Diese Thatsache wird eine unbefangene Kritik aus dem bisher veröffentlichten Material herauslesen; leider beginnt die Parteisucht sich auch bereits dieser Vorgänge zu bemächtigen und Stanley auf Kosten von Emin und umgekehrt zu erhöhen und herabzusetzen.

Es macht in der That den Eindruck, als ob zwischen Emin und Stanley nicht das beste Einvernehmen geherrscht hat. Emin scheint in seiner Stellung erschüttert worden zu sein, weil die Ersatz-Expedition in allzu kläglichem Zustande ihr Ziel erreichte; aus dieser Thatsache schmiedeten die konspirirenden Offiziere Emin Paschas Waffen, um dem Volke zu beweisen, daß die Ankömmlinge nur Abenteurer seien, welche die Eingeborenen als Sklaven verkaufen wollten, aber nicht das ägyptische Ersatzheer. So wurde Emin's Position geschwächt und er schließlich gezwungen, sein Reich im Innern aufzugeben, statt daß, wie er gehofft hatte, ihm aus der Ferne die Mittel zur Befestigung seiner Stellung kommen würden; Grund genug für Emin Pascha, daß er dieser Rettung nur bedingungsweise und mißmuthig zustimmte. Stanley wiederum scheint wenig erbaut, daß Emin sich nach wie vor im Dienst Aegyptens betrachtet und nicht geneigt sein dürfte, seinen Arm den englischen Kolonialgesellschaften zu leihen. Auf diese Voraussetzungen gestützt, debattirt die englische Presse bereits lebhaft das Ergebniß sowie das Verdienst, auf das beide Männer hinzuweisen haben.

Neben Stanley und Emin mußte Herr Peters stets klein und sein Unternehmen töcherlich erscheinen; aber ein Erfreuliches kann man jetzt doch von diesem deutschen Afrikafeudling melden; er soll nicht niedergemacht sein, sondern leben, und es soll ihm der beste Befehl aus der Heimath übermittelt worden sein, der ihm nur ertheilt werden konnte; nämlich der, zur Küste ungesäumt zurückzukehren. Wenn nicht im Innern, so kann er jetzt in gesicherter Gegend mit Emin und Stanley zusammentreffen.

In **Samoa** ist Malietoa zum König ausgerufen und von Deutschland, England und Amerika anerkannt worden. Das ist erfreulich, denn somit ist Fürst Bismarck aus der unangenehmen Lage befreit, daß ihm auf den Inseln Mataafa gegenübersteht, der ein so trauriges Loos unseren Seeleuten bereitet hat.

Das **italienische Parlament** ist mit einer Thronrede eröffnet worden, die an klangreichen Worten reich, wie einige meinen sogar zu reich ist. Neben den üblichen Friedensversicherungen findet sich eine Stelle in der Rede, die sehr erfreulich erscheint. Die Andeutung, daß auf politischem und handelspolitischem Gebiet Italien versuchen wird, sich in bessere Beziehungen zu Frankreich zu bringen. Das wäre ein Segen für Italien und ein Vortheil für den Weltfrieden.

Das Sozialistengesetz in seiner Wirkung auf Frauen und Kinder.

Vor wenigen Tagen kam vor einer Strafkammer des Berliner Landgerichts eine jener Anklagen wegen „Geheimbündelei“ zur Verhandlung, welche nachgerade ein Hauptobjekt der deutschen Rechtsprechung zu bilden scheinen. Der wichtigste Theil des Anklagematerials war hierbei in folgender Weise beschafft worden. Bei dem angeklagten Steinträger hatte ein Polizeiwachtmeister eine Haussuchung vorgenommen. Die Frau des Angeklagten versuchte während der Haussuchung ihre elfjährige Tochter mit einem Korbe, angeblich „zum Einholen“, fortzuschicken; der Beamte hielt das Kind an und fand bei Revision des Korbes in demselben mehrere Tausend „Sammelbons“ ohne Stempel und eine kleine Anzahl solcher mit Stempel vor. Da die Frau überdies augenscheinlich sich einem in der Küche helldrennenden Feuer zu nähern strebte, verlangte der Polizeiwachtmeister auch, daß sie ihre Taschen revidiren lasse. Der anwesende Gatte widersetzte sich einer solchen körperlichen Visitation. Der auf diese Weise entstandene Streit wurde schließlich dadurch ge-

schlichtet, daß die Frau ihre Kleidertasche ausleerte und der Beamte die dabei zu Tage gekommenen Zettel mit Abrechnungen und Quittungen an sich nahm. Das durch diese Kämpfe im Schoße der Familie gewonnene Material mußte vornehmlich zur Belastung des angeklagten Familienvaters dienen. Der sozialdemokratische Steinträger wurde für schuldig befunden und zu einer Gefängnißstrafe von mehreren Monaten verurtheilt.

Die Geschichte, die mit diesem summarischen Bericht erzählt worden, ist im Grunde heutigen Tages in deutschen Landen leider eine gewöhnliche; auf Grund ähnlichen Beweismaterials werden fort und fort deutsche Staatsbürger — in der Regel freilich Arbeiter! — von deutschen Gerichten zu Gefängnißstrafen verurtheilt. Aber ein Moment tritt in diesem Falle doch schärfer, als es sonst in den Gerichtsverhandlungen geschieht, in den Vordergrund: die Betheiligung der Familie an den sogenannten Strafthaten sozialdemokratischer Angeklagter.

Wer die praktische Thätigkeit der sozialdemokratischen Agitation unter dem Sozialistengesetz einigermaßen zu verfolgen Gelegenheit gehabt hat, kann längst nicht mehr darüber im Zweifel sein, welcher Antheil daran gegenwärtig der Frau zufällt. Es handelt sich dabei gar nicht in erster Linie um die Frauen, welche selbst als Arbeiterinnen in Fabriken thätig sind und sich bereitwillig der unter sozialdemokratischem Einflusse stehenden Arbeiterinnen-Bewegung anschließen. Es kommen dabei vorzugsweise die Frauen in Betracht, welche ausschließlich mit dem Hauswesen befaßt sind, weil ihre Gatten den zum Unterhalt der Familie nothwendigen Verdienst selbst erwerben. Wenn die Frau auch nicht, gleich dem Manne, allenthalben in der Fabrikarbeit steht, so steht sie doch gleich ihm heute fast überall in der sozialdemokratischen Bewegung — das ist das Urtheil aller derer, die nicht als Kriminalkommissare oder Polizeispitzel, sondern als einfache Beobachter der Entwicklung gefolgt sind. Sie ist gewonnen für die Anschauungen, welche er in seinem Arbeitsverhältniß und im öffentlichen Leben vertritt, sie hilft ihm bei den Arbeiten, welche er als Theilnehmer an der sozialdemokratischen Agitation auszuführen hat, sie sucht ihn mit ihrem Leibe zu decken, wenn die Häscher der politischen Polizei ihm und seinem Wirken auf der Spur sind. Unter Kundigen kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das Feuer des sozialistischen Fanatismus heute in mancher Frauenseele heißer lodert als in der Brust des Mannes, der unmittelbar im politischen Kampfe steht. Wenn dies nicht öfter unverhüllt aufgedeckt wird, so liegt es an der Intimität der Familienverhältnisse, welche meistens auch das rücksichtsloseste Polizeiauge nicht vollständig durchforschen kann. Einen Einblick in diese Verhältnisse gewährt trotzdem mancher Sozialistenprozeß, auch der gegenwärtig in Elberfeld verhandelte.

Kann es überraschen, wenn solche Gesinnung und Thätigkeit der Eltern auch die Kinder in den Dienst einer Agitation zwingt, welche für sie nicht allein ein Streit um materielle Interessen, sondern auch ein Kampf gegen brutale Ungerechtigkeit ist? Das elfjährige Mädchen, das in dem oben erwähnten Falle von der Mutter mit einem Korbe sozialdemokratischer „Sammelbons“ angeblich zum Einholen fortgeschickt werden sollte, wußte sicher sehr wohl, um was es sich handelte, war sich klar darüber, daß der durchsuchenden Polizei ein Schnippchen geschlagen werden sollte. Und wie dieses Mädchen, so sind heute Tausende, Hunderttausende von Kindern sozialdemokratischer Arbeiter in die Kniffe zur Hintergehung der Polizei eingeweiht. Man hat sich oft gewundert, mit welcher staunenswerthen Schnelligkeit in Großstädten trotz höchster polizeilicher Wachsamkeit sozialdemokratische Flugblätter in weit ausgedehnten Quartieren verbreitet werden. Die Lösung des Räthsels ist sehr einfach, wenn man erwägt, daß von den sozialdemokratisch gesinnten Eltern die Kinder in früher Morgenstunde, auf dem Schulwege, zur Verbreitung der Blätter angeleitet und angehalten werden. Die vielen Tausende von Kindern, die in ihren Mappen den schlimmen geistigen Zündstoff mit Blitzesschnelle weitertragen, lachen der paar Dutzende von behelmten Polizisten, welche die allenthalben verbreiteten Flugblätter zu sammeln und zu vernichten streben. Eine Schule zur Ueberlistung und Verhöhnung der staatlichen Polizeimacht ist die Benutzung der Kinder zu sozialdemokratischen Agitationszwecken längst geworden.

Inmitten dieser Welt, welche in einem fortwährenden, durch alle Verurtheilungen nur immer mehr verbitterten Kampfzustande mit der staatlichen Ordnung lebt, wachsen aber nicht Tausende, nein Hunderttausende, ja Millionen deutscher Knaben und Mädchen auf. Es ist nicht anzunehmen, daß sie der tiefen Jugendeindrücke sich bald oder auch nur überhaupt entschlagen. Die jungen Männer dringen in ihr Arbeitsverhältniß die von Kindheit an aufgenommenen Anschauungen hinein; auch wenn sie zum Dienst im Heere herangezogen werden, wird daran nichts geändert, denn die Behandlung der gemeinen Soldaten im deutschen Heere ist sicherlich am allerwenigsten geeignet, von sozialdemokratischen Anschauungen abzubringen. Die jungen Mädchen treten entweder für längere Zeit in Fabriken als Arbeiterinnen ein und halten als solche die einmal eingesogenen Ansichten erst recht fest, oder sie gelangen zu einer Ehe, in welcher sie in der Regel in diesen Ansichten ebenfalls nur befestigt und zu Müttern gleicherzogener Kinder werden.

Wenn diese Entwicklung eine mit dem Wesen der irdischen Dinge nothwendig verbundene wäre, so müßte man sich darein ergeben oder Abhilfe in neuen Mitteln suchen. Aber dies ist durchaus nicht der Fall. Wie die ganze polizeiliche und gerichtliche Verfolgung der sozialdemokratischen Arbeiter, so wurzelt auch die daraus folgende Verbitterung und Vergiftung der Familienmitglieder vorzugsweise im deutschen Sozialistengesetze. Was im Deutschen Reiche von den Polizeiorganen mit so grimmen Hasse verfolgt wird, bildet in keinem anderen Kulturstaate der Welt den Gegenstand irgend einer polizeilichen oder gerichtlichen Verfolgung. Das Vertheilen von Flugblättern sozialistischen Inhalts, wie sie in der Hauptsache von den deutschen Sozialdemokraten verbreitet werden, die Bildung von sozialistischen Vereinigungen und das Sammeln von Beiträgen für solche wird, nachdem das österreichische Ausnahmegesetz am 1. August d. J. ohne Erneuerung abgelaufen, nirgends, nur in Deutschland, als ein Verbrechen verfolgt. Das Sozialistengesetz hat zur Folge gehabt, daß die sozialdemokratische Bewegung sich zum großen Theil in das Dunkel geheimer Berathungen geflüchtet hat, und diese Berathungen zieht wiederum das Strafrecht als „Geheimbündelei“ vor sein Forum. So hat das Sozialistengesetz in Wahrheit erst die Strafthaten geschaffen, welche jetzt von der Polizei systematisch verfolgt und von der Rechtsprechung unbarmherzig beurtheilt werden. Wenn es in Deutschland kein Sozialistengesetz gäbe, so würde die Verbreitung von sozialistischen Flugblättern ungehindert in der Oeffentlichkeit erfolgen und das Einsammeln von Beiträgen mittelst sogenannter „Sammelbons“ hätte das Licht des Tages durchaus nicht zu scheuen. Ebenso wie die gleiche Thätigkeit aller anderen politischen Parteien, würde sich diese Arbeit der sozialistischen Partei einfach ohne jeden Konflikt mit Polizei und Gesetz vollziehen.

Unzweifelhaft ist die Ueberzeugung von dieser ausschließlich gegen die Sozialdemokraten geübten Ungerechtigkeit auch in der sozialdemokratischen Partei lebendig; sie beseelt den Einzelnen und reißt auch seine Familie zu den aus dieser Ueberzeugung folgenden Handlungen fort, die zwar mit dem bestehenden Gesetz nicht zu vereinbaren, vor dem höheren Forum einer wahren Gerechtigkeit aber als entschuldbar erscheinen. Das Märtyrerthum, das heute manchen verurtheilten Sozialdemokraten umstrahlt, wirkt deshalb auch unmittelbar auf die Familie weiter; nicht nur ein erlaubter, ein verdienstlicher Kampf gegen staatliche Willkür wird auch den Familienmitgliedern jede Vereitelung polizeilicher und richterlicher Gewaltmaßregeln.

Von allen unheilvollen Wirkungen des Sozialistengesetzes ist damit nur eine gekennzeichnet, aber sicher nicht die kleinste. Es ist so bequem, sich darauf zu berufen, daß man mit dem Sozialistengesetze doch nichts Schlimmes beabsichtige, daß man nur einen Damm gegen wüste Agitation aufrichten wolle. In Wahrheit verhält sich die Sache um-

gekehrt. Was man mit dem Gesetze niederhält, ist der unbedeutendste, unschädlichste Theil der sozialdemokratischen Bewegung; selbst diesen Theil aber verkehrt das Gesetz in ein Verbrechen und schafft dadurch neue Verbrechen mit allen ihren Folgen, die ohne das Gesetz gar nicht vorhanden sein würden. Die schwerste Verantwortlichkeit für die Zukunft tragen deshalb gerade diejenigen, welche sich aller Verantwortlichkeit entschlagen zu können glauben, indem sie der Fortdauer des Gesetzes zustimmen. Wenn sie sich über den Grundirrthum ihrer Anschauung ernstlich belehren wollten, so brauchten sie sich nur einmal mit den Kindern sozialdemokratischer Familien zu unterhalten; furchtbar, unabweisbar würde ihnen das Verdammungsurtheil entgegentönen aus dem Munde der Unmündigen.

M. Broemel.

Parlamentsbriefe.

V.

In den Verhandlungen der Kommission über das Sozialistengesetz ist eine einwöchentliche Unterbrechung eingetreten; für eine Parlamentssession, der von Anfang an eine ungewöhnlich kurze Dauer zugemessen war, ist das ein sehr beträchtlicher Zeitraum. Die Kommissionsverhandlungen, in denen mit beschränkter Oeffentlichkeit verhandelt wird, sollen abgelöst werden durch Fraktionsverhandlungen, die sich der Kenntniß der Oeffentlichkeit entziehen und durch Verhandlungen von Fraktion zu Fraktion, für welche man längst den Namen „Verhandlungen hinter den Koulissen" eingeführt hat.

Die Verhandlungen der Kommission trieben auf Grund der gegebenen Zahlenverhältnisse einem bestimmten Ziele zu; dem völligen Scheitern der Regierungsvorlage. Die Nationalliberalen wollten der willkürlichen Ausweisungsbefugniß ein Ende machen und darin hatten sie offenbar Recht. Die Regierung erklärte, von einem Sozialistengesetze, das eine Ausweisungsbefugniß nicht enthält, keinen Nutzen zu erwarten und darin können wir ihr nicht Unrecht geben. Auch ohne die Ausweisungsbefugniß und ohne den kleinen Belagerungszustand bleibt ja das Gesetz noch immer ein Ausnahmegesetz, das der Regierung ungewöhnliche große Befugnisse in die Hände legt. Sie ist im Stande, die Geltendmachung einer Ueberzeugung, welche der ihrigen widerstrebt, unmöglich zu machen, indem sie Preßerzeugnisse, selbst künftig erst zu erwartende Preßerzeugnisse unterdrückt und Versammlungen verbietet. Diese Befugnisse, so groß sie sind, weist die Regierung zurück, weil sie zu klein seien. Sie erklärt, von einem Gesetze, welches sich auf die Gewährung dieser Befugnisse beschränkt, keinen Nutzen zu erwarten. Wir geben ihr in der Sache recht, nur würden wir uns anders ausdrücken. Wir meinen, daß selbst in dieser Beschränkung noch das Gesetz unendlichen Schaden thun kann.

Wenn die Nationalliberalen einem Sozialistengesetze mit der Ausweisungsbefugniß und die Konservativen einem Sozialistengesetze ohne Ausweisungsbefugniß die Zustimmung verweigern, so kommt ein Sozialistengesetz überhaupt nicht zu Stande; das ist alsdann ein sachlich nothwendiges Resultat. Wir halten es für das wünschenswerthe Resultat; wir sind auch gar nicht im Zweifel darüber, daß früher oder später dieses Resultat erreicht werden wird. Freilich erscheint uns der Schaden sehr groß, wenn dieses Resultat verzögert wird.

Die Nationalliberalen haben in der Kommission die Gründe, welche sie bewegen, die Ausweisungsbefugniß nicht weiter zu verlängern, mit großer Klarheit und Entschiedenheit dargelegt. Die Ausweisung einzelner Personen aus bestimmten Orten thut der Verbreitung sozialdemokratischer Anschauungen keinen Abbruch, sondern leistet ihr Vorschub. Sie verhängt über dieselben ein Martyrium, das der verfolgten Sache zu Gute kommt. Es sind genau dieselben Gründe, mit denen die Sezessionisten, die ursprünglich für das Sozialistengesetz gestimmt hatten, in den Jahren 1884 und 1886 ihren Rücktritt von demselben begründet hatten. Daß die Nationalliberalen zu derselben Einsicht um einige Jahre später gekommen sind, daraus soll man ihnen billiger Weise keinen Vorwurf machen. Aber das ist von ihnen zu verlangen, daß, nachdem sie zu dieser Einsicht gekommen sind, sie an derselben auch festhalten, wie es die Sezessionisten gethan haben.

Aber hier sitzt der Knoten. Die Aussicht, daß wenn sie an ihrer Ueberzeugung festhalten, möglicher Weise ein Sozialistengesetz gar nicht zu Stande kommen wird, hat auf sie einen so erschreckenden Einfluß ausgeübt, daß sie sich bereit zeigen, ihre Ueberzeugung aufzugeben. Soll eine Vermittelung zu Stande kommen, so ist für dieselbe nur eine einzige Grundlage denkbar, nämlich, daß die Ausweisungsbefugniß beibehalten, aber nicht für ewige Zeit, sondern für eine beschränkte Reihe von Jahren, wie bisher, gegeben wird, und daß die Rechtskontrolle, welche in dieser kurzen Frist liegt, nicht geopfert wird. Ist man aber einmal zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine Einrichtung, die bisher bestanden hat, nicht einen zweifelhaften Nutzen, sondern einen offenbaren Schaden ergibt, so ist es gleich unbegreiflich, daß man dieselbe für kurze Zeit, wie daß man sie für ewig verlängert.

In der ersten Lesung des Gesetzes hatte die Regierung als das Unhaltbarste an dem Zustand, der jetzt besteht, die Fristbeschränkung bezeichnet. Diese und diese allein präge dem Gesetze den Charakter eines Ausnahmegesetzes auf. Die Nationalliberalen dagegen hatten als das Unhaltbarste die Ausweisungsbefugniß bezeichnet, während sie mit den übrigen Theilen des Gesetzes nach wie vor einverstanden sind. Jetzt steht ein Kompromiß in Aussicht, bei welchem jeder Theil dem anderen gerade dasjenige zugesteht, was er zuvor als das Unhaltbarste bezeichnet hatte. Die Fristbeschränkung und die Ausweisungsbefugniß sollen beide in das Gesetz hinein; gegen jede einzelne dieser Einrichtungen liegen vollgültige Zeugnisse vor, die sie als unerträglich bezeichnen. Aber wenn man zwei unerträgliche Dinge mit einander verbindet, so werden sie erträglich. Es gibt keinen schlagenderen Beweis, auf wie unnatürlichen Grundlagen der Kompromiß, welcher sich angebahnt hat, beruht.

Der Schwerinstag wird von dem Bundesrath mehr und mehr als ein Ferientag betrachtet. Sowohl bei den Berathungen über den Befähigungsnachweis wie bei denen über den Arbeiterschutz wiederholte sich die Erscheinung, daß kein Regierungsvertreter zu den Berathungen erschien. Sogar dem gut konservativen Herrn Ackermann wollte es so erscheinen, als sehe es um das verfassungsmäßige Recht des Reichstages, Initiativanträge zu stellen, doch eigentlich windig aus, wenn die Handhabung desselben durch eine so passive Haltung des Bundesrathes lahm gelegt werden könne.

Die Rechtfertigung, daß der Bundesrath sich erst äußern könne, wenn er sich schlüssig gemacht habe, und daß er sich erst schlüssig machen könne, wenn ihm ein fertiger Ausspruch des Reichstages vorliege, würde, wenn sie stichhaltig wäre, ein starkes Zeugniß wider die Vortrefflichkeit der Reichsverfassung ablegen. Man könnte auf Grund dieser Vorgänge die Forderung erneuern, daß ein verantwortliches Reichsministerium eingesetzt werde, damit ein harmonisches Zusammenwirken zwischen der Legislative und der Exekutive ermöglicht werde.

Aber die Rechtfertigung ist nicht stichhaltig. Der Bundesrath hat sich schon wiederholt über Initiativanträge des Reichstages geäußert, noch bevor ihm ein fertiger Beschluß dritter Lesung vorlag, und was er häufig gethan hat, kann er immer wieder thun. Die Praxis, sich von solchen Anträgen fern zu halten, wurde zum ersten Male vor wenigen Jahren angewendet, als man dem Reichstage die Kompetenz bestritt, sich über die Massenausweisungen in den östlichen Provinzen zu äußern, und sie ist dann wiederholt worden, auch wo solche Kompetenzbedenken nicht vorlagen.

Der Reichskanzler hat sich in einem Falle sogar über einen Initiativantrag des Reichstages geäußert, noch bevor derselbe eingebracht war, oder verständlicher gesprochen, er hat zur Einbringung dieses Antrages die Anregung gegeben. Das geschah bei der letzten Erhöhung der Getreidezölle, wo der Reichskanzler direkt den Reichstag aufforderte, ein Sperrgesetz einzubringen, gewiß, ohne daß ein vorgängiger Beschluß des Bundesraths vorlag. Der Vorgang zeigt, welchen Werth die Regierung dem Initiativrechte des Reichstags beimißt. Und ein Recht, welchem man solchen Werth beimißt, sollte man nicht in Verfall gerathen lassen.

Das Arbeiterschutzgesetz hat dasselbe Schicksal gehabt, wiederholt vom Reichstage so gut wie einstimmig angenommen zu werden um dann vom Bundesrath unbeachtet zu bleiben. Der Reichskanzler hat einmal geäußert, in Sachen der Kolonialpolitik habe er vor der öffentlichen Meinung kapitulirt, und er hat der freisinnigen Partei gerathen, dasselbe zu thun. Nun, in Sachen des Arbeiterschutzes hat die freisinnige Partei seinen Rath befolgt und hegt nun den Wunsch, der Reichskanzler möge dasselbe thun. Die freisinnige Partei hat vor der öffentlichen Meinung nicht in dem Sinne kapitulirt, daß sie Grundsätze, welche sie früher gehegt hätte, aufgegeben hat, aber doch in dem Sinne, daß sie einen Gegenstand, dem sie früher weniger Beachtung geschenkt hatte, anfängt wichtiger aufzufassen, weil sie sieht, daß die öffentliche Meinung ihre Aufmerksamkeit auf denselben richtet.

Daß die Anstrengung der Frauen und Kinder zur Fabrikarbeit gewissen Beschränkungen unterliegen muß, ist allgemein anerkannt. Wie weit diese Beschränkungen gehen sollen, darüber sind Meinungsverschiedenheiten gestattet. Nach der Grundanschauung der freisinnigen Partei wird die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, der Sonntags- und Nachtarbeit, ja der Arbeitszeit überhaupt, am besten durch die freie Thätigkeit der Gesellschaft herbeigeführt, aber das schließt nicht aus, daß sie ein Staatsverbot ausnahmsweise zuläßt, um schreiende Nothstände zu beseitigen. Nun ist gegenwärtig die Koalitionsfreiheit in Folge des Sozialistengesetzes so erschwert, daß die freie Thätigkeit der Gesellschaft auf Untiefen stößt, und gleichzeitig hat sich das Verlangen, gewissen Mißbräuchen in Beziehung auf die Frauen- und Kinderarbeit entgegenzuwirken, mit so überraschendem Nachdruck eingestellt, daß es zur Befestigung des sozialen Friedens wesentlich dienen wird, wenn man diesem Verlangen entgegen kommt.

Die freisinnige Partei behält freilich immer Unrecht. Beharrt sie auf jedem Punkte ihrer Anschauungen, so wird ihr Eigensinn vorgeworfen und thut sie auch nur den kleinsten Schritt, um fremden Anschauungen entgegenzutreten, so wird sie wegen Verleugnung ihrer Grundsätze verhöhnt.

Bei der Berathung des Budgets der auswärtigen Angelegenheiten vertrat Graf Bismarck zum ersten Male sein Ressort mit voller Selbständigkeit. Die Wendungen, deren er sich dabei bediente, waren dieselben, die man von dem Reichskanzler zu hören gewohnt ist, aber Herr von Kardorff hat in einem glücklichen Momente an den alten Ausspruch erinnert: Si duo faciunt idem, non est idem. Die Behauptung des Staatssekretärs, daß wenn er die Verhandlung einer politischen Frage als inopportun bezeichne, sich Männer im Hause finden würden, die nun erst recht darüber sprächen, gleichviel gegen welche Partei sie sich richtet, ist ziemlich die stärkste Herausforderung, die jemals irgend einer Volksvertretung zu Theil geworden ist, und der Ton, in welchem sie vorgetragen wurde, läßt keinen Zweifel übrig, daß wenn einmal aus unserer Politik der Spiritus verflogen sein wird, uns nicht der Trost übrig bleiben wird, das Phlegma sei geblieben.

Abgesehen von der Schweiz, in Beziehung auf welche wir die ebenso angenehme wie überraschende Versicherung erhalten haben, daß wir zu ihr in durchaus freundschaftlichen Verhältnissen leben, drehte sich die Diskussion ausschließlich um überseeische Angelegenheiten. Daß man jetzt das Heil für neue Kolonialunternehmungen von demjenigen Kapital erwartet, welches hinter der freisinnigen Partei steht, daß der Satz: „Hingegen soll der Branntewein in Afrika nicht schädlich sein," mit immer überzeugenderer Wärme verfochten wird, daß aus Togo ein Forschungsreisender von wissenschaftlichem Rufe ausgewiesen ist, weil er die afrikanische Staats- und Gesellschaftsordnung, die auf dem Geben von Geschenken beruht, umzustürzen versucht hat, das sind die hervorstechendsten Neuigkeiten, die uns aus der Diskussion entgegengetreten sind. Auch der parlamentarische Sprachschatz hat eine Bereicherung erfahren durch das Wort „ruppig," welches der Bundeskommissar Krauel demselben eingefügt hat. Das Wort ist schön, aber seiner Anwendung auf das Bestreben, für Brenner- und Spiritusfabrikanten Staatsgeschenke zu erzielen, werden sich doch vielleicht geschäftsordnungsmäßige Hindernisse in den Weg stellen.

Proteus.

Beiträge zur Reform der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung.

IV.

Die Organisation der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung.

Die zur Zeit bestehende, am 1. April 1880 eingeführte Organisation der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung schließt sich an die Einrichtung der bereits früher vorhandenen größeren Eisenbahndirektionen Berlin, Bromberg, Breslau, Hannover, Elberfeld mit ihren Eisenbahnkommissionen an.

Während jedoch bis dahin bei den Eisenbahndirektionen die bewährte altpreußische Kollegialverfassung bestand, ist dieselbe mit Einführung der neuen Organisation aufgehoben, der Vorsitzende der Direktion durch einen mit erweiterten Befugnissen ausgestatteten Präsidenten ersetzt, die Direktion selbst in 3 Abtheilungen mit Abtheilungsdirigenten an deren Spitze eingetheilt, und die Eisenbahnkommissionen unter dem Namen Betriebsämter mit einem Betriebsdirektor an der Spitze den Direktionen unterstellt worden.

In gleicher Weise sind nach erfolgter Verstaatlichung der preußischen Privatbahnen neue Direktionen in Magdeburg, Köln (rechts- und linksrheinisch), Frankfurt, Erfurt und Altona errichtet und die übrigen Staats- und Privat-Eisenbahndirektionen mit den vorgenannten großen Eisenbahndirektionen, von denen jede in eine entsprechende Anzahl Betriebsämter eingetheilt worden ist, verschmolzen worden.

Diese Verschmelzung von 13 659.79 km Privateisenbahnen mit dem Staatseisenbahnnetz, welches am Schluß des Jahres 1887/88 eine Ausdehnung von 22 405.61 km und eine Gesammteinnahme von 730 622 511 Mark hatte — eine der großartigsten und schwierigsten Aufgaben der Eisenbahnverwaltung — ist, wie von Freund und Feind der Staatseisenbahn-Verwaltung anerkannt worden ist, im Allgemeinen in anerkennenswerther Weise ausgeführt worden.

Wenn wir uns diesem Urtheil bereitwillig anschließen, müssen wir allerdings auch zugeben, daß bei aller Anerkennung, welcher der Organisation der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung in Betreff der leichten Aufnahme und Assimilirung der Privatbahnen zu zollen ist, doch verschiedene erhebliche Mängel sich im Laufe der Zeit herausgestellt haben.

Wie schon bei der ersten, im Jahre 1873 erfolgten Errichtung von Eisenbahnkommissionen für die königlichen Eisenbahndirektionen in Hannover, Elberfeld, sowie für die königliche Direktion der Ostbahn in Bromberg und der oberschlesischen Eisenbahn in Breslau, die als Vorbild dienende Organisation der früheren Generaldirektion der

hannoverschen Eisenbahnen dahin abgeändert wurde, daß an Stelle der nur aus Fachmännern (Technikern) bestehenden Betriebsdirektionen nunmehr Eisenbahnkommissionen mit überwiegend nicht sachmännischer (juristischer) Leitung eingesetzt wurden, so ist dieses Bestreben, unter vollständigem Verzicht auf die Fachausbildung der höheren administrativen Beamten, denselben dessenungeachtet die herrschende Stellung in den Direktionen und Betriebsämtern (den früheren Eisenbahnkommissionen) zu geben, mit der am 1. April 1880 eingeführten Organisation noch weiter ausgedehnt worden. So ist die Besetzung eines großen Theils der Betriebsdirektorstellen durch Juristen erfolgt, welche keine Fachausbildung genossen haben und deshalb auch nicht die volle Qualifikation eines Betriebsdirektors besitzen. Es muß dies um so mehr befremden, als früher aus Rücksicht für die Sicherheit des Betriebs die Stelle eines Betriebsdirektors grundsätzlich keinem Nichtfachmanne übertragen werden durfte, für die Betriebsdirektorstellen vielmehr, ebenso wie früher bei den Staatsbahnen, auch stets bei Privatbahnen, Techniker verwendet worden sind, und hiervon nur in ganz vereinzelten Fällen abgewichen wurde, wenn ein nicht technischer, im Uebrigen aber durch langjährige Erfahrung bewährter und vollständig qualifizirter Fachmann vorhanden war.

Wir halten es daher sowohl im Interesse der Sicherheit des Betriebes, als ganz besonders auch in militärischer Beziehung, mit Rücksicht auf die große Wichtigkeit der Eisenbahnen im Falle eines Krieges, für ein Gebot der Nothwendigkeit, die Betriebsdirektorstellen ausschließlich durch Fachmänner zu besetzen.

Es ist dabei durchaus nicht unsere Ansicht, daß an Stelle der juristischen Betriebsdirektoren nur Techniker, und zwar wie bisher nur Bautechniker zu verwenden seien. Wir halten vielmehr die Maschinentechniker für ganz besonders geeignet, auch zum Betriebsdienst verwendet und nach erfolgter Ausbildung und Gewinnung der erforderlichen Kenntnisse zum Betriebsdirektor befördert zu werden.

Auch halten wir es, wenn auch schwierig, so doch keineswegs ausgeschlossen, daß ein nicht technisch gebildeter Verwaltungsbeamter sich die vollen Kenntnisse eines Betriebsdirektors erwerben kann, doch wird dies wohl kaum auf anderem Wege als durch eine theoretische und praktische Fachausbildung geschehen können.

Die Einrichtung der Betriebsämter ist im Uebrigen noch mit anderen schwerwiegenden Nachtheilen verknüpft, die es zweifelhaft erscheinen lassen, ob es nicht noch jetzt an der Zeit sein würde, die Betriebsämter aufzuheben und dieselben durch die bei den Reichseisenbahnen, bezw. durch die bei den sächsischen Staatseisenbahnen bestehende Organisation zu ersetzen. Dadurch nämlich, daß die Betriebsämter Bau und Betrieb für einen bestimmten, räumlich begrenzten Bezirk umfassen, ist man der Bahnunterhaltung wegen gezwungen, sich auf eine viel geringere Ausdehnung zu beschränken, als dies für den Betrieb und das Maschinenwesen nothwendig und zweckmäßig ist, und in Folge hiervon ist man mehrfach zur Einrichtung von Betriebsämtern übergegangen, deren Abgrenzung für die Bahnunterhaltung zweckmäßig, für den Betrieb und das Maschinenwesen dagegen in hohem Grade nachtheilig ist, weil durch Theilung eines Verkehrsgebietes in mehrere Betriebsämter der Geschäftsgang erschwert und verlangsamt wird.

Diesem bei der Einrichtung neuer Betriebsämter mehr und mehr hervortretenden Uebelstande würde am vollständigsten zu begegnen sein, wenn in ähnlicher Weise, wie bei der Organisation der sächsischen Staatsbahnen, die Bahnunterhaltung ganz vom Betriebe getrennt und dadurch erreicht wird, die Ausdehnung der Bau- und Betriebsbezirke, unabhängig von einander, ganz den dienstlichen Anforderungen entsprechend zu regeln, auf diese Weise den Geschäftsgang zu vereinfachen und die Zahl der Beamten zu beschränken.

Die dem praktischen Bedürfniß wenig entsprechende Richtung, welche bei der Einrichtung der Betriebsämter eingeschlagen worden ist, hat einen noch entschiedeneren Ausdruck in der Organisation der Direktionen selbst gefunden. — Die beiden wichtigsten Zweige der Eisenbahnverwaltung: die Leitung und Sicherheit des Betriebes, sowie die Leistung der Bahnen in militärischer Beziehung, sind in vollständiger Verkennung ihrer Wichtigkeit, einem Nichtfachmann, dem Abtheilungsdirigenten der Verkehrsabtheilung, unterstellt, außerdem aber noch die Beschaffung der Betriebsmittel und das Telegraphenwesen einer anderen Abtheilung der Direktion, der Bauabtheilung zugewiesen worden.

Wenn die Uebelstände dieser Organisation, welche die Generaldirektionen der elsaß-lothringischen, der badischen, österreichischen Bahnen u. s. w. durch Einrichtung einer Betriebsabtheilung glücklich vermieden haben, im Frieden schon in nachtheiliger Weise hervorgetreten sind, so würde dies, nach den in den Jahren 1866 und 1870/71 gemachten Erfahrungen, bei dem Ausbruch eines Krieges in noch viel höherem Grade der Fall sein.

Nach den bisherigen Erfahrungen haben sich in dieser Beziehung folgende Nachtheile der bestehenden Organisation ergeben:

Verlangsamung des Geschäftsganges.

Von den schleunigen und dringenden Angelegenheiten, welche bei den Eisenbahndirektionen eingehen, betrifft die Mehrzahl den Betrieb, und in diesen Fällen findet nicht nur eine Verzögerung dadurch statt, daß gegen früher eine Instanz mehr zu passiren ist, da die eingehenden Sachen zuerst dem Präsidenten, dann dem Abtheilungsdirigenten und drittens erst dem betriebstechnischen Decernenten zugehen, und diese drei Instanzen zum Theil auch wieder beim Abgange zu passiren sind; sondern die Verzögerung tritt insbesondere auch dadurch ein, daß der betriebstechnische Decernent nicht mehr, wie früher, eine nur von der Zustimmung des Präsidenten abhängige, im Uebrigen aber selbständige und verantwortliche Stellung hat, vielmehr in allen und selbst in den dringendsten Fällen immer erst die Zustimmung des Abtheilungsdirigenten und eventuell des Präsidenten einholen muß, und zwar auch dann, wenn der betriebstechnische Decernent nur allein die volle Verantwortlichkeit übernehmen kann.

Wenn nun auch der Decernent durch direktes persönliches Benehmen in vielen Fällen in der Lage ist, die mit dem vorstehend erwähnten Geschäftsgange verbundenen Erschwernisse auszugleichen, so ist dies doch häufig deshalb nicht möglich, weil die eingehenden schleunigen Sachen zu spät in die Hände des Decernenten gelangen.

Sind diese im Allgemeinen eintretenden Verzögerungen schon nicht unerheblich und auch für das Publikum, im Vergleich zur früheren Organisation, wahrnehmbar, so erreichen dieselben noch einen größeren Umfang bei allen Angelegenheiten, welche zwei Abtheilungen betreffen, und dies ist bei einer großen Anzahl der eingehenden Schriftstücke der Fall, da dieselben gleichzeitig Betrieb und Werkstätten betreffen.

Nachtheile für den Betrieb im Allgemeinen.

In ähnlicher Weise, wie das betriebstechnische Mitglied durch die Unterordnung unter den Dirigenten der Verkehrsabtheilung an Ansehen und Bedeutung im Vergleich zu der früheren Gleichstellung mit dem bautechnischen und Verkehrsdecernenten verloren hat, ist auch die Vertretung der Bedürfnisse des Betriebes in der Direktion in ihrem Erfolge beeinträchtigt worden. Da von dem Dirigenten der Verkehrsabtheilung eine spezielle Kenntniß des Betriebes nicht verlangt, und daher auch die Nothwendigkeit und der Umfang der Anforderungen des Betriebes nicht in gleichem Maße, wie von dem betriebstechnischen Mitgliede beurtheilt werden kann, so ist es natürlich, daß bei der Beschaffung von Lokomotiven und Wagen, bei Einrichtung der letzteren, bei Stationirung der Lokomotiven, bei Herstellung der Rangirbahnhöfe, Gleisanlagen, bei der Ausrüstung der Bahn für den Telegraphenverkehr, kurz in all' den Beziehungen, welche in Bezug auf die Bewältigung des Verkehrs, sowie auf die Regelmäßigkeit und Sicherheit desselben von entscheidender

Wichtigkeit sind, jeder Schritt des betriebstechnischen Mitgliedes mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden ist.

Zunächst bedarf das betriebstechnische Mitglied zu jeder Anordnung die Zustimmung des Abtheilungsdirigenten, und erst, wenn dieselbe erreicht ist, was ja nicht immer ohne Weiteres geschieht, können gemeinsame Schritte geschehen, um die III. Abtheilung zu vermögen, die für den Betrieb erforderlichen baulichen Anordnungen zu treffen.

Da nun aber die III. Abtheilung wieder mit den Anforderungen des Betriebes weniger vertraut ist, auch nicht immer geneigt ist, auf dieselben in dem erforderlichen Umfange und mit der nothwendigen Beschleunigung Bedacht zu nehmen, das betriebstechnische Mitglied aber bei seiner untergeordneten Stellung außer Stande ist, seinen Ansprüchen, mögen dieselben auch noch so begründet sein, irgend welchen Nachdruck zu geben, so hat dieser Geschäftsgang auch eine entschiedene Benachtheiligung des Betriebes zur Folge.

Nachtheile für die Sicherheit des Betriebes.

Die vorerwähnten Nachtheile machen sich auch in Bezug auf die Sicherheit des Betriebes geltend, da zwar der betriebstechnische Decernent von allen Unfällen Kenntniß erhält, in Bezug auf alle zur Sicherheit des Betriebes zu treffenden Anordnungen u. s. w. aber ohne Einfluß ist, zu jedem Vorschlage in dieser Beziehung sich vielmehr erst der Zustimmung des diesen Verhältnissen weniger nahestehenden Abtheilungsdirigenten versichern muß, und dann erst bei der III. Abtheilung weitere Schritte thun kann. Bei diesem Geschäftsgange und da natürlich alle von der III. Abtheilung für die Sicherheit zu treffenden Anordnungen mit Mühe und Kosten verknüpft sind, ist es nur zu erklärlich, daß das betriebstechnische Mitglied bei seinen auf die Sicherheit des Betriebes gerichteten Bestrebungen wenig Entgegenkommen findet.

Nachtheile in Bezug auf die Fortschritte im Eisenbahnwesen.

Nachdem mit der neuen Organisation das betriebstechnische Mitglied unter einen nichttechnischen Abtheilungsdirigenten, und das maschinentechnische Mitglied unter einen bautechnischen Abtheilungsdirigenten gestellt worden ist, welchen beiden Dirigenten nur ausnahmsweise die Bedürfnisse des Betriebes bekannt werden, und somit die beiden Direktionsmitglieder, von denen bisher vorzugsweise die Fortschritte im Eisenbahnwesen ausgegangen sind, der für Verbesserungen im Eisenbahnwesen nothwendigen Initiative beraubt sind, wird dies zur unausbleiblichen, mehr und mehr hervortretenden Folge haben, daß auf dem Gebiet des Betriebes und Maschinenwesens ein gewisser Stillstand eintritt.

Nachtheile in militärischer Beziehung.

Wenn schon unter gewöhnlichen Verkehrsverhältnissen die Trennung des betriebstechnischen und maschinentechnischen Mitgliedes den Geschäftsgang erschwert und ein rasches, einträchtiges Handeln verhindert, so können diese Schwierigkeiten im Falle eines Krieges, wo stets Gefahr im Verzuge ist und Betrieb und Maschinenwesen in steter Harmonie und unmittelbarem Zusammenwirken handeln müssen, verhängnißvoll werden, und es ist daher anzunehmen, daß, wenn nicht schon früher, so doch voraussichtlich bei eintretenden kriegerischen Verwicklungen die Vereinigung der betriebs- und maschinentechnischen Angelegenheiten in einer Abtheilung erfolgen wird.

Die im Vorstehenden angegebenen Nachtheile lassen sich unschwer und vollständig vermeiden durch Errichtung einer besonderen Betriebsabtheilung, deren Dirigent gleichzeitig betriebstechnischer Decernent ist, unter Vereinigung mit dem Maschinenwesen, dem betriebstechnischen und maschinentechnischen Büreau, sowie der Wagenkontrolle und Disposition. Dadurch würde eine große Vereinfachung und Beschleunigung des Geschäftsganges erreicht werden, und in dem Dirigenten dieser Abtheilung zugleich ein Organ mit entsprechendem Einfluß gewonnen sein, welches die äußere Leitung des Betriebes bei außergewöhnlichen Gelegenheiten thatkräftig überwachen kann.

V.

Die Verminderung des Schreibwerkes bei der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung.

Die Zeitschrift „Stahl und Eisen" sagt in einem Artikel über die Mißstände bei den preußischen Staatseisenbahnen: „Die Vielschreiberei ist der Fluch unserer Staatsverwaltung, vergebens kämpft man dagegen an. Der Buchstabe der Verordnung tritt überall an Stelle des lebendigen Wortes und unmittelbaren Verkehrs; unter der Form verschwindet das Wesen der Sache."

In einem Artikel „Die preußische Verwaltungsorganisation in amerikanischer Beleuchtung" wird neben mancher Anerkennung über die preußische Eisenbahnverwaltung gesagt: Die preußische Eisenbahnverwaltung sieht eine sehr erhebliche Anzahl von Beamten vor, und thut ihr Geschäft in einer sehr regulären und systematischen Weise, aber, wie uns scheint, *mit einem großen Theil gänzlich unnützer Arbeit.*

So hart diese Urtheile klingen mögen, wir sind leider außer Stande, dieselben zu widerlegen, ja wir müssen sogar auf Grund unserer langjährigen Erfahrung bestätigen, daß die Vielschreiberei von Jahr zu Jahr lawinenartig wächst und daß bisher alle Bestrebungen zur Verminderung des Schreibwerks in der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung sich als vergeblich erwiesen haben, vielfach sogar in das Gegentheil umgeschlagen sind.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten selbst hat bei der Etatsberathung im Abgeordnetenhause im Jahre 1883 diesen Uebelstand anerkannt und sich dahin geäußert:

„Man hat über das viele Schreibwerk geklagt, aber wir befinden uns noch in einer Uebergangsperiode, und da ist die Organisation natürlich noch nicht geregelt."

Inzwischen sind mehr als 6 Jahre vergangen, die Verstaatlichung der preußischen Privateisenbahnen ist im Wesentlichen abgeschlossen; die preußische Staatseisenbahn-Verwaltung ist somit seit jener Uebergangsperiode in einen Zustand der Ruhe eingetreten, und hätte in dieser langen Zeit vollständig Muße gehabt, diese anerkannten Uebelstände zu beseitigen und die Organisation in einem auf die Verminderung des Schreibwerkes gerichteten Sinne anderweit zu regeln. Leider hat die Hinneigung zu dem Dogma ministerieller Unfehlbarkeit das Bestreben, unter Nichtachtung der aus zahlreichen höheren Beamten bestehenden Direktionen, selbst die größten Kleinigkeiten von der ministeriellen Entscheidung abhängig zu machen, die mit der Aufhebung der bewährten Kollegialverfassung eingetretene Beschränkung der Selbständigkeit der Direktionsmitglieder, bisher alle Bemühungen zur Vereinfachung und Beschleunigung des Geschäftsganges, zur Verminderung des Schreibwerkes vereitelt. Und da man von den Traditionen des altpreußischen Beamtenthums bereits soweit abgekommen ist, um es für besonders verdienstlich zu halten: Alles zu thun, was befohlen wird, auch wenn man es nicht für richtig hält, so hat man es in den Eisenbahnkreisen selbst aufgegeben, gegen diese Uebelstände anzukämpfen.

Wir könnten zahlreiche Beispiele aus den letzten Jahren anführen, welche das deutliche Bestreben zeigen, die geringen Befugnisse, welche die Eisenbahndirektionen überhaupt besitzen, von Jahr zu Jahr immer mehr einzuschränken, und dadurch naturgemäß zur Folge haben, daß in gleicher Weise die Direktionen wieder die Befugnisse der ihnen unterstellten Betriebsämter, Werkstätten u. s. w. beschränken, somit der ganze Geschäftsgang erschwert und verlangsamt, das Schreibwerk und damit die Zahl der Beamten vermehrt, sowie die Dienstfreudigkeit der Beamten in hohem Maße beeinträchtigt wird. Da wir uns versagen müssen, auf Einzelheiten einzugehen, so wollen wir uns darauf beschränken, die Haupt-

punkte zu erwähnen, welche zur Vermehrung des Schreibwerkes beigetragen haben.

In keinem Zweige der Verwaltung ist eine genaue örtliche Kenntniß der Verhältnisse von so großem Werth, wie in der Eisenbahn-Verwaltung; gilt es doch hier die aus Landwirthschaft, Bergbau, Handel und Industrie entspringenden Quellen des Verkehrs stets zu beobachten und für die zweckmäßigste, schnellste und billigste Ableitung derselben Sorge zu tragen.

Bei den Privatbahnverwaltungen wurde diese örtliche Kenntniß dadurch erleichtert, daß die Mitglieder der Direktion wie die Oberbeamten nur sehr selten wechselten, daher langjährige Erfahrung besaßen und auf Grund derselben in der Lage waren, Entscheidungen und Anordnungen zu treffen.

Bei der Staatsbahnverwaltung dagegen tritt ein so häufiger Wechsel ein, daß es dadurch sehr erschwert wird, sich eine eingehende örtliche Kenntniß der Verhältnisse zu erwerben, abgesehen davon, daß die Aussicht auf diesen steten Wechsel schon von vornherein das Bestreben, sich mit den Verhältnissen bekannt zu machen, abschwächt. Außerdem ist aber die Möglichkeit, sich durch Reisen Ortskenntniß zu erwerben, der Reisekosten wegen, von Jahr zu Jahr immer mehr erschwert worden, so daß nicht nur im Ministerium die Verwaltungsdecernenten die ihnen unterstellten Direktionsbezirke kaum kennen, sondern daß auch bei den Eisenbahndirektionen, insbesondere bei den größeren, nur wenige Mitglieder mit den Verhältnissen des Direktionsbezirkes genau bekannt sind.

Die Folge dieses Mangels an örtlicher Kenntniß der Verhältnisse äußert sich natürlich in der Weise, daß Alles auf den schriftlichen Weg verwiesen wird, dadurch eine Erschwerung und Verlangsamung des Geschäftsganges eintritt und die Zeit zu wirklich nützlicher und nutzbringender Thätigkeit verloren geht. Hierin liegt auch eine Erklärung für die vom Publikum so oft beklagte, überaus langsame Ausführung von Bauten.

Einen besonders fühlbaren Einfluß auf die Vermehrung des Schreibwerkes hat eigenthümlicher Weise die Aufhebung der altpreußischen Kollegialverfassung und die Einführung des französischen Systems zur Folge gehabt. Wie das letztere kein Kollegium, sondern nur den Einzelbeamten hat und der wesentliche Unterschied eines Kollegiums und des Einzelbeamten in dem Schutz besteht, den das Kollegium gegen die Willkür bietet, so hat sich auch hier gezeigt, daß durch das Aufheben der Bestimmung der Kollegialverfassung: „Seitens des Vorsitzenden dürfen sachliche Aenderungen an den Arbeiten der Direktionsmitglieder ohne deren Einverständniß nicht getroffen werden", dem Belieben des Abtheilungsdirigenten und des Präsidenten der weiteste Spielraum geöffnet ist und besonders von denjenigen, welche den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in das Korrigiren der Arbeiten der Direktionsmitglieder legen, in der ausgedehntesten Weise ausgeübt wird.

Da somit das geistige Eigenthum der Direktionsmitglieder als herrenloses Gut angesehen wird, welches sich der Abtheilungsdirigent und Präsident aneignen und abändern kann, so ist dadurch auch das Interesse für die Sache und für die Verminderung des Schreibwerkes soweit geschwunden, daß es, vom jüngsten Assessor an, allgemein üblich geworden ist, auf eigenhändig geschriebene Arbeiten zu verzichten und die Sekretäre, deren Anzahl dem entsprechend vermehrt worden ist, mit der Abfassung der Berichte zu beauftragen.

Wer sich noch des einfachen, schnellen und zweckentsprechenden Geschäftsganges früherer Zeilen erinnert, welcher sicher zum Ruhm der preußischen Staatseisenbahn-Verwaltung wesentlich beigetragen hat, der wird mit Bedauern wahrnehmen, daß mit der äußeren Ausdehnung der preußischen Staatsbahnverwaltung manche ihrer früheren Vorzüge verloren gegangen sind.

Hermann Schwabe.

Aus unserem Citatenschatz.

Maulseuche, Menschen und Kartellpresse.

Es ist allgemach eine Spezialität der Kartellpresse geworden: statt Gegner sachlich zu bekämpfen, deren Bemerkungen oder Anträge „komisch" zu finden. Das Mißgeschick will es, daß durch diese forcirte Fröhlichkeit fast regelmäßig die krasseste Ignoranz herausblickt. Vor wenigen Wochen wollte sich die „Kölnische Zeitung" halbtodt lachen über den freisinnigen Antrag zum Schutz der Wahlfreiheit durch Einführung von „Angstkammern". Das witzige Kartellblatt faßte sich erst wieder, nachdem man ihrer Unwissenheit durch die Mittheilung zu Hilfe gekommen war, daß diese „komische" Einrichtung in Australien, in verschiedenen Staaten der amerikanischen Union, in Belgien, in England, in Norwegen — zum Theil seit Jahrzehnten — in ständiger Ausübung sei und sich allenthalben auf das Beste bewährt habe.

Heute liegt ein neuer Fall von „Komik" vor.

Im Parlamentsbrief der letzten Nummer der „Nation" war bei Besprechung der Verhandlungen über das Schweine-Einfuhrverbot darauf hingewiesen, daß bei der Maul- und Klauenseuche die Ansteckung der Thiere vielfach durch Vermittelung des Menschen erfolge; der Mensch, der mit einer kranken Heerde in Berührung gekommen, trage die unsichtbaren Keime der Seuche mit sich herum und mache sie wirksam, wenn er mit einer gesunden Heerde in Berührung komme.

Die „National-Zeitung" hat diese Stelle durch Abdruck ihren Lesern mitgetheilt, indem sie dieselbe spöttisch als eine „Bereicherung der thierärztlichen Wissenschaft" bezeichnet. Und die „Nordd. Allg. Ztg.", welche diese Bemerkung weiterverbreitet, fügt dem aus dem eigenen Geistesschatze noch im Lapidarstil hinzu: „Etwas hinzuzufügen hieße der Komik dieser freisinnigen „Wissenschaftlichkeit" Abbruch thun."

Wie steht es nun mit dieser „Komik"?

Es ist eine sowohl durch praktische Erfahrung als durch wissenschaftliche Beobachtung festgestellte Thatsache, daß bei der Maul- und Klauenseuche die Uebertragung des Ansteckungsstoffes auf gesunde Thiere sehr häufig durch Menschen erfolgt. Man braucht z. B. nur einen Blick in die Veröffentlichungen des Reichsgesundheitsamtes zu werfen, um dafür ein völlig einwandfreies Beweismaterial in Hülle und Fülle zu finden. Hervorgehoben seien hier daraus nur einige Stellen.

In dem Jahresberichte über die Verbreitung von Thierseuchen im Deutschen Reiche für 1887, und zwar in den Mittheilungen über die Maul- und Klauenseuche heißt es:

„Die Ein- und Verschleppung des Ansteckungsstoffes findet sowohl durch seuchenkranke, als auch durch zu verseuchten Beständen gehörende, anscheinend gesunde Thiere statt. Ingleichen können Futter- und Streumaterialien, Personen und deren Kleider aus verseuchten Oertlichkeiten, sowie infizirte Aufenthaltsräume und Transportmittel die Uebertragung der Seuche auf gesunde Viehbestände vermitteln."

Die Berichte führen denn auch zahlreiche Beispiele an, in denen die Ansteckung thatsächlich durch Vermittelung von Personen stattgefunden hat. Im Jahresbericht für 1888 finden sich allein auf einer halben Seite (72) folgende Fälle dieser Art verzeichnet:

„Trotz vorschriftsmäßiger Ausführung der polizeilich angeordneten Sperrmaßregeln haben Uebertragungen der Seuche stattgefunden: In Hohenschönhausen, Malchow, Marzahn, Friedrichsberg durch Schlächter und Viehhändler, welche mit kranken Schweinen auf dem Centralviehhofe in Berlin in Berührung gekommen waren; auf den Rieselfeldern der Stadt Berlin durch den persönlichen und wirthschaftlichen Verkehr; in Tarnow durch das häufige Zusammentreffen des Stallpersonals verschiedener Gehöfte bei der Ablieferung von Milch an einen Milchpächter; im Regierungsbezirk Oppeln häufig durch Fleischer, welche mit kranken

Thieren in Berührung gewesen waren und sich vor dem Betreten anderer Stallungen nicht gereinigt hatten."

Zum Schutze gegen die Einschleppung der Seuche empfiehlt denn auch das Reichsgesundheitsamt den Besitzern der seuchenfreien Gehöfte an erster Stelle:

„das Gehöft gegen den allgemeinen Verkehr von Personen abzuschließen und insbesondere Händlern, Fleischern, Schäfern, Kastrirern den Zutritt zu demselben zu verweigern;

„in fremden Gehöften und namentlich in den Stallungen nicht zu verkehren."

Man ersieht aus diesen kurzen Ausführungen, mit welchem Rechte der Verfasser der Parlamentsbriefe zu der Schlußfolgerung kam: „Wollte man durch Absperrungsmaßregeln der Seuche begegnen, so genügt es nicht, die Einfuhr von Vieh zu verbieten, sondern man müßte den gesammten Verkehr mit den durchseuchten Gegenden verhindern, den Eisenbahnverkehr einstellen, den Menschen das Reisen verbieten."

Den Herren von der Kartellpresse aber ist zu rathen, statt durch unbegründeten Spott die eigene Unkenntniß zu verrathen, selbst nähere Bekanntschaft mit der Maul- und Klauenseuche zu machen. Ob ihnen ihre Hauptaufgabe, täglich ein paar freisinnige Abgeordnete herunterzureißen, zu solchen Studien die nöthige Muße läßt, mag freilich zweifelhaft sein.

Der Kampf ums Dasein.

Ein neues Schauspiel von Alphonse Daudet.

Ein neues Schauspiel von Alphonse Daudet — das ist ein Ereigniß und dazu ein großes, wenn dieses Schauspiel Erfolg hat. Die illustrirten Blätter pflegen bei solcher Gelegenheit auf ihrer ersten Seite ein Portrait des Schriftstellers zu bringen, damit jeder Theaterbesucher — wenn er neugierig ist — sich die Gestalt des Autors, dem er Beifall gespendet hat, vergegenwärtigen kann. Das ist entschieden eine sehr praktische Methode — aber wie soll ich sie anwenden? Gleichwohl reizt es mich, in Ermangelung des Stiftes mit der Feder die Gestalt Daudet's zu zeichnen, und ich thue das um so lieber, da er eine reizvolle Persönlichkeit ist. Gleich beim ersten Blick frappirt der südliche Typus, der sich im Schnitt seiner Züge ebenso wie in der Ueppigkeit seines Haarwuchses verräth. Die Augen sind sehr schön, schwarz, mandelförmig und offenbar kurzsichtig; die Nase regelmäßig gebildet, gerade bis zur Spitze; die Gesichtsfarbe blaß; hinter einem dichten, schwarzen, kaum von einzelnen Silberfäden durchzogenen Bart verräth sich der Mund hin und wieder durch ein feines Lächeln und oft durch einen heiteren Ausruf. Das Haupt bedeckt eine förmliche Mähne, sie ist immer noch schwarz, Löckchen beschatten die Stirn; man ahnt, daß sie breit und groß ist. Der Körper ist klein und der Gang ein wenig mühsam, denn unser großer Dichter ist krank; nur mit Hilfe des Stockes, auf den er sich stützt, kann er sich erheben. Er erkämpft sich jeden Schritt, während er beobachtet, wie sein Nächster um das Dasein kämpft.

So der Verfasser, und nun zum Stück. Seit lange schon war dieses Drama unter der Feder und das Pariser Publikum, welches so gern hinter die Koulissen guckt, kannte seine Entstehungsgeschichte Daudet, so hieß es, war geneigt, aus seinem Roman „l'Immortel" ein Schauspiel zu machen. Aber sehr bald hätte er die Gefahren eines solchen Unternehmens eingesehen. In „l'Immortel" hatte sich der Schriftsteller darin gefallen, die Académie Française und die Welten, die um diesen Fixstern kreisen, zu schildern und zu geißeln. Akademiker und Weltkinder waren schonungslos gezeichnet. Das haben sie empfunden und sie haben sich dagegen aufgelehnt. Aber ihr Entrüstungsschrei wäre ein weit durchdringenderer gewesen, wenn sie sich im Spiegel der Bühne hätten sehen müssen, sich selbst in Fleisch und Bein dargestellt von den Schauspielern komischer Rollen! Wär' das ein Lärm in Paris gewesen! Daneben blieb noch der eigentlich romanhafte Theil von „l'Immortel" übrig. Paul Astier, ein junger ehrgeiziger Streber und Sohn eines Akademikers will zu Ruhm und Geld durch eine Heirath gelangen. Nach einigen unfruchtbaren Versuchen entflammt er eine Herzogin von reifem Alter, eine Millionärin; er nimmt ihre Hand und ihre Börse — Das ist eine unsterbliche Geschichte, und sie ist alt wie die Welt. So viele Namen wären da zu nennen, daß man sie gar nicht mehr zählt; man brauchte nur mit Oedipus anzufangen, und das ein recht altes Stück ist. Der hat mit der Jocaste doch sicher auch keine Liebesheirath entrirt! Denn daß seine Mutter älter war als er — das steht fest; und Königinwittwen pflegen einigermaßen vermögend zu sein — was nicht gerade auf große Uneigennützigkeit bei ihrem Bräutigam schließen läßt.

Aus dem romanhaften Theil seines Werkes hätte Daudet also ein Theaterstück machen können. Aber man hörte bald, daß den Stoff zu dem in Rede stehenden Schauspiel ein zweiter Band des Romans liefern werde, ein Band freilich, der überhaupt nicht — geschrieben worden ist. Dieser ursprüngliche Plan, der dann aufgegeben war, reizte in hohem Grade die Neugierde. Es gab eine Zeit des Zweifels, während der die Liebhaber der Litteratur, die kleine Histörchen gern haben, gegen irgend einen Kamin gelehnt förmlich Hof hielten. Die gut Informirten schworen, das Stück werde la Lutte pour la Vie heißen und eine Fortsetzung von l'Immortel sein. Woher sie das wüßten . . . . . unmöglich zu erfahren, man dürfe ein Geheimniß nicht verrathen. . . . . Nahm man diese Zurückhaltung ernsthaft, so rief der Histörchenträger, die Hand schon zum Fortgehen auf der Thürklinke: Aber, meine Herrschaften, Sie fragen mich nicht einmal, wer mich so gut informirt hat; nun! Alphonse Daudet in höchsteigener Person! Andere behaupteten, daß diese Mittheilungen falsch seien. Man stritt sich darüber, welche Angabe mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe, und da man zum Warten verurtheilt war, so sprach man einstweilen von dem Stück, und zwar so ausgiebig, daß das Interesse für dasselbe weder durch die Konkurrenz der Ausstellung noch durch die Verzögerung der Aufführung geschädigt worden ist. Heute weiß man, daß die Handlung neu ist, wenn uns auch die handelnden Personen bekannt waren, besonders der Held des Stückes, Paul Astier, den Daudet einen „Kämpfer ums Dasein" nennt, einen „Strugglesforlifeur"; ein Wort, das englisch-französischer Kreuzung seinen Ursprung verdankt; für dasselbe wohl mehr englisch als französisch ist, und das von der Lehre Darwin's gebogt worden ist. Was ist aber ein „Strugglesforlifeur"? Ein junger Mann, dem der Erfolg, das Gelingen über Alles geht. Geld und Ruhm, das ist das Ziel, das er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu erreichen strebt. Zu solch einem Kampf mußte er sich mit allen Waffen der Offensive wie der Defensive ausrüsten und Skrupel und Rechtschaffenheitsvorurtheile hübsch zu Hause lassen. Was bedeutet die Moralität? Der Erfolg bedeutet ein freisprechendes Urtheil.

Uebrigens glaube ich, daß auf Darwin nicht in direkter Linie die Vaterschaft Paul Astiers zurückzuführen ist; hatten doch schon vor Daudet, Stendhal und Balzac, Julien Sorel, Rastignac und Marçay geschaffen. Diese Figuren waren in voller Rüstung dem Hirn ihrer Erzeuger entsprungen. Sie erinnerten in nichts an die bis dahin üblichen jungen ersten Liebhaber auf der Szene des Lebens, an jene melancholischen und verzweifelten Söhne und Enkel von Adolph und René. Wenn man le Rouge et le Noir las oder die Comédie humaine, so begriff man, daß auf dieser Erde auch Anderes sich erleben lasse, als Träume und Seufzer, und daß auch der Ehrgeiz sein Gutes hat.

Die stillen Seen, der Mondenschein, die Augen, in denen Thränen gleich Perlen glänzten, kamen aus der Mode. Eine neue Generation ehrgeizig Vorwärtsstrebender,

die sich noch nicht strugglefortifeurs nannten, erstand, und sie erstattete der erzählenden Litteratur zurück, was das Leben von jener empfangen hatte. Die Litteraturhelden hatten dem Leben einst als Vorbild gedient, jetzt diente das Leben dem Roman und dem Schauspiel als Vorbild für die ersten Liebhaber. Paul Astier ist ein Enkel von Rastignac, sein Vater hat unter uns gelebt, lebt vielleicht noch unter uns. Die Daten sprechen nicht dagegen.

In l'Immortel haben wir gesehen, was Paul für Anstrengungen gemacht hat, um den Erfolg zu erjagen und wie er sich's daran genügen läßt, die Prinzessin Padovani zu heirathen. Wir finden ihn, zu Beginn des Schauspiels „la Lutte pour la Vie", in einer hohen politischen Stellung, aber mit so zerrütteten Finanzen, daß Maria Antonia sich sehr bald genöthigt sehen wird, ihr Schloß Mousseaux in der Touraine zu verkaufen. Denn wie kann man mit höchstens fünfundzwanzigtausend Franken jährlicher Rente, die ihnen noch geblieben sind, ein prinzliches Schloß halten? Paul Astier hat indessen — gewiß zum Zeitvertreib — ein junges Mädchen, die Gesellschafterin seiner Frau, Lydie Vaillant verführt, und beschäftigt sich zugleich angelegentlich damit, einer jungen Israelitin den Hof zu machen, die mit ihren Millionen sein Portemonnaie so hübsch wieder vergolden würde, wenn es sich nur erreichen ließe, sie zu heirathen. Ja, aber wie das möglich machen? Ist er nicht verheirathet? Das sind die Elemente des Dramas und wir können keine der Personen, die ich hier aufgezählt habe, auf der Szene missen. — Sehen wir jetzt zu, auf welche Weise Paul sein Ziel erreicht; er opfert Marie Antonia, seine Frau, und Lydie, seine Maitresse, schiebt er einfach bei Seite. Esther de Sélény wird seine Frau werden, er will es und er wird es erreichen. Aber wie frei werden? Soll er auf ein sehr einfaches altes Mittel zurückgreifen, und eine zum mindesten verzeihliche Sünde begehen?

Frau Astier muß dazu gebracht werden, in die Scheidung zu willigen. Worüber würde sie sich denn auch zu beklagen haben? Ihr Schicksal wäre so schlimm nicht gewesen. Hat sie nicht das Glück genossen, an der Seite eines jungen, schönen, verführerischen Gatten zu sein? Und mußte sie nicht auf das Ende all' dieser Freuden gefaßt sein, da sie das einzige Gut, das sie sich hätte erhalten können, da sie selbst das Geld nicht zu wahren vermocht hat? Aber diese schönen Erwägungen scheitern an dem Widerspruch, den Marie Antonia der Scheidung entgegensetzt. Sie ist Katholikin und achtet ihren Glauben. Vielleicht hofft sie auch, — sich selbst kaum bewußt, — daß eines Tages ihr Mann sich ihr in zärtlicher Liebe wieder zuwenden könne. So endet das erste Scharmützel. Der „Struggleforlifeur" hat den Kürzeren gezogen. Also: neuer Ansturm! Nur zwei Mittel giebt es um eine Ehe zu lösen: die Scheidung und — den Tod. Wird er es wagen? Ja, und er kommt zu seinem Ziel auf folgende Weise: als Lydie Vaillant erfährt, daß Paul sich scheiden lassen will, um — Esther Sélény zu heirathen, will sie ihrem Leben ein Ende machen: sie vergiftet sich. Paul erscheint noch zu rechter Zeit. Er rettet sie und bemächtigt sich des Fläschchens, welches das Gift enthält. Dann kommt er eiligst in den Salon, um einem diplomatischen Diner beizuwohnen. Nach aufgehobener Tafel sieht er sich plötzlich seiner Frau allein gegenüber, die sich in ihr Boudoir zurückgezogen hat. Sie bittet ihn zu klingeln und ihr ein Glas Wasser zu bestellen. Welche Versuchung für Paul! Vor ihm das Glas mit Wasser, . . in seiner Tasche das Fläschchen, das ihm die Freiheit geben kann . . . . eine einzige entschlossene Minute und die Zukunft liegt glatt und eben vor ihm . . . . nichts, das ihn an einer Verbindung mit Esther hindern könnte . . . . nein, er zögert nicht . . . . kein Zaudern mehr . . . . rasch gießt er das Gift in das Glas. Aber kaum eine Sekunde danach ergreifen ihn furchtbare Gewissensqualen und er packt seine Frau beim Arm in dem Augenblick, da sie den Tod an die Lippe führt. Marie Antonia begreift — Alles.

Man vergegenwärtige sich diese dramatische Situation, und wenn dann die Darstellerin, welche die Herzogin giebt, eine hoheitsvolle Haltung wie Frau Pasca hat, und eine tiefe, klangvolle Stimme, und wenn sie diese Vorzüge im Dienste ihres reichen Talentes verwendet, so wird man die Erregung und den Beifall der Zuschauer ahnen können. Aber Daudet läßt sich nicht daran genügen den Schuldigen und sein Opfer einfach einander gegenüber zu stellen; er beobachtet und entwickelt an dieser Frau eine Empfindung, die gleich originell und zart ist. Angesichts dieses Mannes, den sie so unendlich liebt oder bis vor einer Minute so unendlich geliebt hat, und den sie eines solchen Verbrechens fähig sieht, empfindet sie weder Zorn noch Verachtung. Nein: ihr Herz ist erfüllt von einem grenzenlosen Mitleid. Ihrer Seele hat das Leben den leidenschaftlich pulsirenden Herzschlag geraubt, und den Quell ihrer Entrüstung haben die Leiden ausgetrocknet. Warum nicht in die Scheidung willigen?

Paul hat sein Ziel erreicht, ohne ein Verbrechen auf dem Gewissen zu haben — wenn er überhaupt etwas wie ein Gewissen besitzt.

Der letzte Akt spielt sich in der Orangerie des Schlosses Mousseaux ab, das Esther gekauft hat, und das somit Paul zum zweiten Mal besitzt. Paul und Esther sind umgeben von einem Kreis von Gästen und Neugierigen. Plötzlich tritt einer der Herren auf Paul zu, zieht einen Revolver aus seiner Tasche — ein Schuß und Paul ist nicht mehr unter den Lebenden. Herr Vaillant, Lydie's Vater, hat sich für den Selbstmord seines Kindes Genugthuung verschafft — denn es ist Lydie inzwischen gelungen, ihrem Leben ein Ende zu machen.

Das Stück hat einen großen Erfolg gehabt, und es erzeugt starke Effekte. Trotz des „Verlustes an Menschenleben" kann man nicht eigentlich sagen, daß es „schlecht" endigt — im Gegentheil, die Zuschauer verlassen das Theater mit der angenehmen Empfindung, dem Verräther sei die gerechte Strafe geworden. Ich für meinen Theil hätte es freilich vorgezogen, wenn der struggleforlifeur seinen Namen gerechtfertigt hätte und nicht das Opfer eines Zufalls geworden wäre. Wird er nicht bestraft, wie ein unartiges Kind, von dem eine kleine moralische Erzählung berichtet, wie es nun bei trockenem Brot aushalten muß? Im Leben wissen derartige gewandte Leute sich besser zu decken, und wer sie bestraft sehen will, muß meist sich bis zur anderen Welt gedulden.

Aber siehe da! Ich hatte mir vorgenommen, meine Leser mit Daudet's „Kampf ums Dasein" bekannt zu machen und nun habe ich ihnen — was ich freilich voraussah — kaum einen schwachen Begriff von dem Stück gegeben. Mit Ausnahme der Scene, die das Verzeihen und das hierauf folgende tiefe Mitleid der Herzogin schildert, und deren Originalität selbst diese flüchtigen Zeilen erkennen lassen, muß meinen Lesern die Empfindungswelt der Gestalten und die Situationen, in denen sich diese Empfindungen entfalten, mehr oder weniger alltäglich erscheinen. Sie erhalten ihren Werth erst durch Daudet's Begabung, in seine Gestalten lebendiges Leben hineinzuzaubern. Nicht einer in diesem „Kampf ums Dasein", der nach der Schablone einherstolzirte; jeder an seinem Platz und jeder in seiner Art voll Eigenart und Originalität. Ich habe hier bei Weitem nicht das ganze Personenverzeichniß aufgeführt. Aber auch die zahlreichen Herren und Damen, die mit dem Fortgang der Handlung nur in lockerer Verbindung stehen, verkörpern die Welt, wenigstens jenes Stückchen moderner Welt, in dem Leidenschaften aufeinander platzen. Ist es eine Kritik, und ist es eine Kritik gegen den Schriftsteller oder gegen die Darsteller, wenn ich sage, daß ich Daudet's Helden nicht auf der Bühne, nicht in Fleisch und Blut vor mir zu sehen brauche? Mir sind sie fast in noch höherem Grade leibhaftige Menschen, wenn ich sie lese, als wenn ich sie sehe und höre; sie knüpfen gewissermaßen ein freundliches geistiges Band zwischen ihrem Schöpfer und mir; wir sind dann intim zu dritt: ich, Daudet und die Persönlichkeit, die er durch eine subtile Schilderung ihrer Erscheinung, durch hundert für sie charakteristische Worte, zu lebenden Wesen gemacht hat. Welche Schaar von Menschen zieht nicht in seinen entzückenden Erzählungen, die er zu so köstlichen Sträußen vereinigt hat, an uns vorüber:

Männer, Weiber, Kinder, Thiere, denen allen er das werthvollste geschenkt hat, das er zu verschenken hatte: Leben. Und wie eigenartig der Hintergrund, von dem sich diese wunderbaren Daudet'schen Geschöpfe abheben! Wie sie uns lustig machen und wie sie uns rühren! Wie wir mit ihnen leben, uns mitfreuen an ihren Freuden und ihre Schmerzen mitleiden. Wie viel feine Züge, wie viele überraschende Entwickelungen auf wenigen Seiten!

Aber ich lasse meiner Begeisterung für den Erzähler Daudet so sehr die Zügel schießen, daß meine Leser vielleicht zu zweifeln anfangen, ob für den Dramatiker noch genug Begeisterung übrig bleibt? Sie mögen sich beruhigen. Von der Gesammtsumme meiner Bewunderung für diesen Schriftsteller entfällt auch ein gut Theil auf seine dramatischen Schöpfungen. Seine L'Arlésienne z. B. ist ein wahres Meisterwerk, zumal die Sprache hier förmliche Musik ist — was viel sagen will! Dieses Schauspiel, über dem ein eigener Duft liegt, zeigt uns südfranzösische Bauern und Bäuerinnen inmitten ihrer Felder — Leute die nicht erst in einem Roman auf ihre Lebensfähigkeit geprüft zu werden brauchten.

Anders im „Kampf ums Dasein." Zwar ist die Handlung neu; den handelnden Personen dagegen sind wir schon in l'Immortel begegnet. Ein paar Jahre jünger freilich, aber es sind dieselben. Paul Astier hat auf den Brettern gehalten, was er in l'Immortel versprochen; und die Prinzeß Padovani ist erst recht ein Opfer der Zeit und ihrer Liebe geworden.

In vielen Jahren, wenn Daudet ein Klassiker sein und wenn man nicht mehr danach fragen wird, ob er Akademiker war oder nicht, und wenn man auch in jenen Tagen dann noch Preisaufgaben stellen sollte, welch niedliches Thema wäre es zu verlangen: „einen Vergleich zwischen Roman und Drama an der Hand von Daudet's l'Immortel und la Lutte pour la Vie; Entwicklung der Grundbedingungen beider Arten und der Nachweis, wie der Verfasser diesen Anforderungen entsprochen hat, indem er dieselben Gestalten in verschiedenen Perioden ihres Lebens und in verschiedenen Dichtungsarten zur Verwendung gebracht hat." Die armen Schüler, die dieses Thema einfach durch Präzedenzfälle erläutern wollten, würden gründlich irre gehen. Sie hätten den Kernpunkt der Frage mißverstanden; er liegt in der Verschiedenartigkeit der Mittel, welche, richtig angewendet, hier den Gestalten des Romans und dort des Dramas zu lebensvoller Wirkung verhelfen.

Indem ich dieses Programm darlege, kommt mir der Gedanke, daß es das meinige hätte sein sollen, und anstatt die Kreuz und Quer über den gestrigen Erfolg zu plaudern, hätte ich selbst wie der Schüler der Zukunft, meine Thesen entwickeln und eine Rede mit Anfang, Mitte und Ende aufbauen sollen. Doch wie viele Hindernisse! Ich will nicht traurig über sie sein; ich hätte sicherlich viel mehr geschrieben und — wer weiß! — vielleicht habe ich schon zu viel gesagt.

A. Baignères.

Alfred Meißner und sein Hausgeist Franz Hedrich.

Selten hat sich die Innigkeit des deutschen Gemüthes so rührend geoffenbart, wie in diesen Tagen bei der Aufdeckung der traurigen Thatsache, daß Alfred Meißner, der mit Recht gefeierte Dichter des Ziska, nicht der alleinige Verfasser des zwar nicht bedeutendsten aber dem Umfang und dem litterarischen Ertrage nach größten Theiles der unter seinem Namen bisher verbreiteten Schriften sei. So unbekannt war sein werkthätiger Mitarbeiter dem großen Publikum geblieben, daß, als vor Kurzem die Meldung auftauchte, ein gewisser Hedrich wolle den Nachweis führen, daß er der Verfasser der bekanntesten und beliebtesten Romane Meißners sei, man eher geneigt war, diesen Mann für einen lächerlichen Abenteurer oder für einen Verrückten zu halten. Nun erscheint seine Schrift; der Verleger von Meißners geschätztestem Roman, Otto Jancke's Nachfolger, übernimmt selber den Verlag der Schrift, welche einem der beliebtesten Autoren des Verlages den Lorbeer von der Stirne reißt und bekundet damit allein schon, daß ihm überzeugende Beweise für die Behauptung Hedrichs vorliegen müssen, welche es der Buchhandlung als eine Art Ehrenpflicht auferlegen, dem wahren Autor seine litterarische Persönlichkeit auch vor dem Publikum wiederzugeben. Man liest mit steigender Erregung die von den Briefen Meißners begleiteten Enthüllungen Hedrichs und kaum Ein Leser legt das Buch anders als mit dem Gefühl aus der Hand, daß die bisherigen Meißnerschen Romane im Wesentlichen und zwar dem Inhalt wie der Form nach das Werk jenes Hedrich in dem Umfange, in welchem er die Autorschaft in Anspruch nimmt, gewesen sind — und doch, trotz der Enthüllung eines so schimpflichen Betruges, welcher durch drei Jahrzehnte an der litterarischen Welt begangen worden, trotz der Empörung, welche Jeden erfüllt, ist das überwiegende Element in den gesprochenen und gedruckten Urtheilen das Mitleid mit dem verstorbenen Meißner. So anmuthig war seine Persönlichkeit, so festeingewurzelt sein dichterisches Ansehen, daß er fast überall noch unter dem Gesichtspunkte seines tragischen Endes betrachtet wird. Und nun gar, nachdem eine Rechtfertigungsschrift seines Freundes und Schwagers, des Romanschriftstellers Robert Byr erschienen ist, welche in der Hauptsache nichts ist als ein Appell an das Gefühl, und deren eindringlichstes Ueberzeugungsmittel, die Vorführung der schmerzverzerrten Züge des unter einem schweren Drucke leidenden und endenden Meißner, wendet sich erst recht Alles gegen den „Teufel", den „Jago", der den armen Meißner in den Tod getrieben habe.

Solche Erscheinungen sind rührend, aber nicht erfreulich. Zwar nicht auf dem litterarischen Gebiet, wohl aber auf dem politischen hat sich in den letzten Jahren wiederholt das Schauspiel gezeigt, daß in Fällen, welche anderswo das Rechtsgefühl stürmisch aufgewühlt hätten, der Appell an andere Empfindungen, sei es an die Sentimentalität oder an den Heroenkultus genügte, um das empörte Gerechtigkeitsgefühl zur Ruhe zu bringen. Hier aber liegt wirklich einmal ein Fall vor, wo sich unbeirrt von äußeren Rücksichten das deutsche Volk als das kritische erweisen kann, wenn es nur einige Anstrengung macht, nicht Empfindsamkeit über das ruhige Urtheil siegen zu lassen. Wenn Jemand unerwartet mit einem Anspruch hervortritt und wir die Empfindung haben, daß ihm ein Anderer um das Seine gebracht habe, so sollte sich in erster Linie das Interesse nicht dem Räuber, sondern dem Beraubten zuwenden. Nicht um die Frage handelt es sich, wie etwa dem Ersteren zu Muthe gewesen sein mag, sondern darum, wie wird dem Beraubten zu dem Seinen verholfen? Natürlich muß zu diesem Ende vorher die Frage entschieden werden, ob wirklich ein Raub oder Betrug begangen, ob ein Beschädigter vorhanden ist, und die Frage, ob auch der Letztere ein Mann von zweifelhaftem sittlichem Werthe sei, ist dafür vollkommen gleichgültig. Will man schon Mitleid auf unser Urtheil Einfluß üben lassen, so wende man es doch nicht bloß dem Einen zu, den man kannte und lieb hatte, der aber sein Leben voll erfüllt hat, sondern auch dem Fremden, der im Beginn des Greisenalters, der äußeren Hilfe bedürftig, vor uns hintritt, und auf kaum widerlegliche Beweise gestützt, das natürliche Verlangen an die Welt stellt, ihn als den Schöpfer seiner Werke anzuerkennen, ein Anspruch, der vor dem Gericht der öffentlichen Meinung gerechtfertigt ist, selbst wenn Derjenige, der ihn erhebt, bisher selbst — sei es aus lauteren oder unlauteren Gründen — darauf verzichtet hatte, daß seine Schöpfungen seinen Namen führen sollten.

Für mich ist die Schuld Meißners außer allem Zweifel und zwar, wie ich nachweisen will, nicht nur durch seinen Ankläger, sondern auch durch seinen vermeintlichen Vertheidiger geführt; sie wird auch von allen, welche die Ange-

legenheit in der Presse beurtheilt haben, im Wesentlichen anerkannt, nur daß die Unbefangenen unter ihnen, wie es z. B. Fritz Mauthner in Nr. 8 seiner neuen Zeitschrift gethan, ein großes Gewicht darauf legen, daß Beide, Meißner und Hedrich, betrogen hätten, wovon denn seltsamer Weise auf den um seinen Lebenserfolg getäuschten, bisher ziemlich unbekannten Hedrich der Löwenantheil fallen soll. Hedrich aber, dessen Verfahren ich nicht beschönigen will, hat im Grunde Nichts gethan, als eigene Arbeiten unter einem anderen Namen gehen lassen, aber es sind durch ihn dem Publikum doch reelle Arbeiten geboten worden. Hätte er sich dazu eines fingirten Namens bedient, um persönlich zeitlebens im Hintergrunde zu bleiben, so hätte er keine größere Unwahrheit begangen, als viele andere Pseudonyme und sein Fall läge ungefähr wie der von Karl Postl, dem aus der Kutte gesprungenen mährischen Klosterbruder, welcher als „Charles Sealsfield“ das englische und deutsche Publikum jahrzehntelang mit seinen lebendigen Romanen unterhielt und über seine Persönlichkeit täuschte. Erst in neuester Zeit ist es durch Berichte von Leuten, welche Postl näher standen, bekannt geworden, daß auch diese vergleichsweise harmlose Unwahrheit auf Postls Gemüth schwer drückte und seine letzten Jahre verdüsterte. Daß Hedrich einem anderen zeitgenössischen Autor seine Werke überließ, um unter dessen bekannten Namen den Erzeugnissen seiner Feder Verbreitung zu verschaffen, war unredlich, aber vor der litterarischen Welt verliert er dadurch nicht seinen Anspruch, jenen Werken nun seinen Namen zu geben. Ob es sich damit ebenso für seine Rechtsansprüche verhält, muß man dahingestellt sein lassen; nach allgemeinen Rechtsanschauungen gibt ein Abkommen aus einer betrügerischen Handlung keinen rechtlich geschützten, klagbaren Anspruch; denn, wie auch schon Mauthner zutreffend bemerkte, Meißner und Hedrich haben gemeinsam ihre Verleger betrogen und wenn diese sich als betrogen erachten, kann es Hedrich wohl geschehen, daß er, so lange die von ihm für Meißner geschriebenen Romane des Letzteren Namen tragen, mit den Ansprüchen an Meißners Vermögensnachlaß von den Gerichten abgewiesen wird. Dem Publikum ist aber diese Seite des Streites vollkommen gleichgiltig; für dieses gilt nur die Frage: Ist Hedrich der Verfasser der Romane „Hastiwin“, „Sansara“, „Zwischen Fürst und Volk“, „Neuer Adel“, „Schwarzgelb“? Ist durch Hedrich der Nachweis dafür geliefert, sind für diese Behauptung noch andere Anzeichen vorhanden und endlich: war Meißner ein Mann, von welchem man sich einer solchen litterarischen Fälschung versehen konnte?

Es handelt sich nun einmal um einen in der Litteratur einzig dastehenden Fall von litterarischer Hochstapelei und er muß darum auch ein wenig unter kriminalistischen Gesichtspunkten behandelt werden. Hedrich theilt zum Beweise seiner Ansprüche eine große Zahl von Briefen Alfred Meißner's mit, welche er mit sehr geschickten Glossen versehen hat. Eine erhebliche Zahl davon ist in einem dunkeln, unverkennbar absichtlich verhüllenden Stile gehalten, dessen allegorische Wendungen sich nach Hedrich's sehr plausibler Darstellung nur auf das geheime Uebereinkommen der Beiden beziehen, wonach Hedrich's und Meißner's Romane und Erzählungen unter dem Namen des Letzteren erscheinen und alles, was dafür eingehen würde, unter Beiden getheilt werden sollte. Ich will aber gerade diese, wenngleich für das Verhältniß charakteristischen Briefe, ausscheiden und nur diejenigen Briefe Meißner's als beweisend ansehen, worin er unverhüllt die Gegenstände, um welche es sich handelt, bezeichnet. Bekanntlich begann das litterarische „Bündniß“ zwischen Meißner und Hedrich nach des letzteren Darstellung damit, daß im Jahre 1854, als Meißner's Hamburger Verleger vor Vollendung des Meißner'schen Buches über Heinrich Heine noch irgend ein anderes Werk zum Verlage wünschte und Hedrich Meißner's Ansinnen annahm, Hedrich's Roman „Zwischen Fürst und Volk“ unter Meißner's Namen erscheinen zu lassen. Das war die böse That, deren Fluch fortzeugend Böses gebären mußte. Diesen Theil der Hedrich'schen Schrift läßt Byr's Erwiderung und lassen auch Meißner's fragmentarische Selbstbekenntnisse, welche Byr mittheilt, beinahe unberührt, es geht aber aus den letzteren unzweifelhaft hervor, daß diese Sorte litterarischer Mitarbeiterschaft thatsächlich, wie Hedrich behauptet, 1854 ihren Anfang nahm. Indessen läßt sich eine solche einmalige Handlung auf beiden Seiten wohl erklären. Meißner konnte sie mit dem Vorsatz begangen haben, später, wenn er mit eigenen Schöpfungen mehr Erfolg errungen haben werde, der Welt den Sachverhalt zu enthüllen, während Hedrich einfach die Gelegenheit benützte, durch Meißner's bereits geachteten Namen sein, des Unbekannten Werk wenigstens in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Selbstische Motive allein braucht man bei keinem von Beiden in diesem Stadium anzunehmen; denn es liegen genug Beweise dafür vor, daß eine enthusiastische Freundschaft die durch gemeinsame Bestrebungen genäherten jungen Männer damals und noch viele Jahre nachher verband.

Die wichtige Frage, wie es kam, daß Hedrich so lange Zeit geschwiegen und das merkwürdige Joch einer anonymen Autorschaft bis nach Meißners Tode trug, ist von den meisten Kritikern als ein fast unerklärliches Räthsel behandelt worden, ohne daß man bedachte, daß Hedrich gerade für diese psychologische Schwierigkeit durch seine ganze Schrift eine durchaus glaubhaft klingende Erklärung gibt. Sie besteht darin, daß Hedrich Meißner gegenüber durchaus nicht passiv geblieben ist, sondern wie er erzählt, von dem zweiten für Meißner geschriebenen Buche an, dem „Freiherrn von Hostiwin“, welcher 1855 in Prag bei Kober in einer damals beliebten Romansammlung erschien, bis zuletzt bei jedem neu geschriebenen Werke den Anspruch erhob, als Mitarbeiter Meißners genannt zu werden. Dieser Anspruch war, selbst wenn Hedrich's Antheil nur den von Meißner in den hinterlassenen Bekenntnissen zugestandenen Umfang hatte, nicht mehr als billig. Aber Meißner soll, wie Hedrich es darstellt, seinen Freund von einem Buch zum anderen mit Vertröstungen und immer neuen Vorwänden hingehalten haben, ja, er scheint auch vor directen Hintergehungen des Mitarbeiters nicht zurückgeschreckt zu sein. Bald suchte ihn Meißner durch eine schmeichelhafte Widmung, wie beim „Hastiwin“ zu ködern, bald schuf er irgend ein fait accompli, welches für den jeweiligen Fall kein Zurückweichen gestattete, bald wußte er Hedrich durch Vorführung gemeinsamer materieller Interessen zum vorübergehenden Aufgeben seiner Forderung zu bestimmen. In den fünfziger Jahren war es der Hinweis auf Meißners greisen Vater, den Dr. Meißner, welcher wünschte, der Sohn solle wie er, Arzt werden und ihm gelegentlich mit Enterbung drohte, wenn er die litterarische Laufbahn nicht aufgebe. Es ist ganz glaubhaft, daß Meißner seinem Freunde die Gefahr sehr plausibel machte, in welche Meißner gerathen mußte, wenn der Vater entdeckte, daß der Sohn auch auf dem selbsterwählten Gebiete nicht auf eigenen Füßen stehen könne. Aus den Briefen geht hervor, daß Meißner's Vater Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre ernstlich leidend war, und es klingt daher ganz glaubhaft, wenn er erzählt, er habe in der Annahme, daß Meißner's Vater dem Tode nahe sei, in das Opfer willigen zu können geglaubt. Wider Erwarten lebte der alte Meißner aber bis zum 15. August 1868. Als nun Hedrich endlich am Ziele zu sein glaubte und die endliche Erfüllung der oft zwischen Beiden abgemachten aber wenigstens erörterten Vereinbarung, ihre Mitarbeiterschaft kundzumachen, erwartete, kam ein neuer Aufschub. Meißner verlobte sich und nun war es das bevorstehende eheliche Glück, welches der Freund durch eine solche Enthüllung nicht stören durfte. Hedrich, der von Meißner und stellenweise auch in seinen eigenen Briefen als eine ungewöhnliche Natur mit einem teuflischen Zug geschildert wird, ist ein nicht minder problematischer Charakter wie Meißner und scheint eine seltsame Mischung von Schlauheit und Einfalt, von Energie und Schwäche zu sein, eine Natur, welche von Meißner's gewinnender und zugleich diplomatischer Art ganz geschickt im Zaum gehalten wurde.

Uns erscheinen die von Hedrich dargelegten Manöver Meißner's, welche den Freund immer wieder um die verlangte Nennung als Mitarbeiter bringen sollten, durchaus nicht als Ausgeburten des Verfolgungswahns, sondern sie

sind ja durchsichtig, daß man sich nur wundern kann, wie Hedrich selbst sie erst so spät durchschaute. Zwei davon sind so drastisch, daß wir sehr befremdet waren, bei Byr auch nicht einmal den Versuch einer Widerlegung zu finden. Als „Die Sanjara", einer der Vorläufer von „Schwarzgeld" geschrieben wurde und bereits drei Bände des bei Grunow verlegten Romans im Druck waren, erklärte Hedrich, nachdem er wiederholt von Meißner vergeblich die Vorzeigung des Grunow'schen Briefes, der die Verlagsbedingungen enthielt, verlangt hatte, er werde keine Zeile vom vierten Bande schreiben, ehe er nicht aus Grunow's Brief ersehen habe, daß er als Mitverfasser der Sanjara genannt werde. Meißner sei dadurch in große Verlegenheit gerathen, und habe in der Stille selbst einen vierten Band „zusammengehackt und zusammengehudelt", der kaum hundert Seiten stark, nicht halb so groß wie die anderen Bände gewesen sei und später, weil er inhaltlich gegen die anderen Bände abstach, von Hedrich ebenfalls habe umgearbeitet werden müssen. Seltsamerweise habe ich in den größten hiesigen Leihbibliotheken jene erste kürzere nach Hedrich's Angabe von Meißner herrührende Fassung nicht auftreiben können; überall bot man mir nur spätere Auflagen, selbst aus dem Jahre, in welchem der Roman erschienen war, nämlich 1860. In dieser Fassung hat der Band 246 Seiten und es hätte sich für Byr wahrlich der Mühe gelohnt, durch eine Vergleichung der beiden Bearbeitungen wenigstens den Versuch einer Scheidung zwischen Meißner'schem und Hedrich'schem Eigenthum zu machen. In einem anderen Falle veröffentlichte Meißner 1862 Hedrich's Novellen „Nachtstücke aus dem Hochgebirge" allerdings mit Hedrich's Namen und mit einer diesen mit Gönnermiene rühmenden Vorrede. Man sollte meinen, dies wäre ein dem Hedrich erwiesener Dienst gewesen und es wäre kaum zu glauben, daß die Publikation, wie Hedrich entschieden betont, gegen seinen Willen erfolgte, wenn Hedrich nicht einen Brief Meißner's publizirt hätte, in welchem Meißner sehr kleinmüthig die Verantwortung für die Veröffentlichung auf den Verleger Janke abzuwälzen sucht. Hedrich aber erklärt, er habe damals die Veröffentlichung seiner Novellen als der vergleichsweise kleineren Arbeiten nicht gewünscht, weil er mit Sicherheit auf die Anerkennung seiner Miturheberschaft an den großen Romanen durch Meißner gerechnet habe. Unter diesen Umständen klingt seine Darstellung sehr glaublich, daß Meißner jene Novellen nur deshalb unter Hedrich's Namen veröffentlichte, um ihnen die Romane als seine Werke entgegenstellen zu können.

Daß aber an diesen letzteren Hedrich thatsächlich den eigentlich schöpferischen Antheil hatte, das geht denn doch so zwingend und zugleich so beschämend für Meißner aus dessen Briefen an Hedrich hervor, daß Robert Byr sich darauf beschränken mußte, ihre Deutung durch Hedrich in ganz nebensächlichen Punkten anzufechten. Diese Briefe sind aber die vernichtendste Selbstanklage, die man nur denken kann. So schreibt Meißner im August 1858, wo es sich um die Umarbeitung des 4. Bandes der Sanjara handelt, „daß ich hochbeglückt wäre, wenn spiritus familiaris den Plan zusendete, brauche ich kaum zu sagen"; der Brief führt dann aus, wie die von Meißner in dem improvisirten 4. Bande gegebenen Lösungen im Publikum getadelt werden; damit sich Hedrich orientire, sendet Meißner ihm den umzuarbeitenden Band. Als sich Hedrich dieser Arbeit unterzogen hat, dankt ihm Meißner: „Ich bin tief gerührt! Ihre Aufopferung ist wahrlich fast zu groß!" — In einer von Hedrich selbst als überschwänglich bezeichneten Art preist Meißner immer von Neuem in seinen Briefen Hedrich's dichterische Talente. Nun sucht Byr dies allerdings mit Meißner's Art in Superlativen zu reden, zu erklären, aber es ist doch immerhin beachtenswerth, an wen sich diese Superlative richten; auch Enthusiasten pflegen Leute, die von ihnen geistig abhängig sind, nicht mit Superlativen zu regaliren. Robert Byr, welcher dem einstigen Freunde Meißner's, wie wir glauben nicht mit Unrecht, Entstellung Meißner'scher Aeußerungen vorwirft, hat selbst aus Briefen von Meißner, die er aus Hedrich's Buch zitirt, die kompromittirenden Theile recht geschickt wegzulassen verstanden. So zitirt Byr aus einem Briefe Meißner's vom 26. August 1860 „das III. Buch hat 18 Druckbogen" und fragt naiv, wozu das nöthig war, wenn Hedrich der Verfasser war und sich doch selbst hierüber orientiren konnte. Allein gerade diese geschäftlichen und technischen Details gehörten in den von Meißner besorgten Verkehr mit den Verlegern; dagegen zitirt Byr wohlweislich nicht, was unmittelbar auf jene Worte folgt: „Könnte ich doch mithelfen! Meinen Sie, daß es besser wäre, wenn ich Ihnen zuflöge? Ich fürchte, Sie sind schon ganz müde. — O, schriebe man schon Ende des vierten Bandes. Adieu, Theuerster, Bester, lassen Sie bald etwas von sich hören und melden Sie, wie es mit Ihren Finanzen steht. Ich sende gleich, sobald Sie den Auftrag ertheilen. Der Ihrige zeitlebens Meißner." In einem Briefe von 1861 über einen Theil von „Schwarzgelb" heißt es: „Senden Sie bald wenigstens ein paar Kapitelandeutungen des II. Bandes. Ich möchte die Kabinette (ein bestimmtes Kapitel) beginnen, doch möchte ich wissen, wie Haldenried (eine wichtige Person im Roman) sich dazu verhält. Ich brenne vor Begierde Ihnen zu Hilfe zu kommen." Hier rügt Byr, daß Hedrich im Buche schreibt: „Ich möchte die Kabinette beginnen," während es in einer von Hedrich Herrn Byr mitgetheilten Kopie des Meißnerschen Briefes heiße, „ich werde beginnen". Abgesehen davon, daß dies ein Kopirfehler sein kann, hat der Unterschied der beiden Lesarten wirklich wenig für die Hauptfrage zu sagen, wenn man bedenkt, daß Meißner in demselben Briefe vorher schreibt, indem er das empfangene Manuskriptpacket kritisirt: „Ich sehe den Meister an der Vertheilung des Stoffes, Stellung von Schatten und Licht, einen großen Verstand im Bau. O möchten Sie Kraft, Lust und Stimmung behalten! Der Lohn wird süß schmecken und die Erholung."

Die Zahl der unverkennbaren Beweise von Meißner's bescheidener Rolle in der gemeinsamen Romanfabrik ist in den von Hedrich mitgetheilten Briefen sehr groß. Ich habe mich nur auf solche beschränkt, welche zugleich der Wahrheitsliebe Byr's ein kleines Licht aufstecken. Die Briefe von Hedrich an Byr erscheinen unter solchen Umständen als eine durchaus sachliche Darlegung und wir verstehen nicht, wie man den Mann, der einfach sein geistiges Eigenthum energisch und ohne illegitime Drohung fordert, zum Erpresser stempeln kann. Daß Hedrich den Werth seiner Ansprüche überschätzt, und ihren Geldwerth auf 10 000 Pfund taxirt, liegt an seinem allerdings nicht geringen Selbstbewußtsein; aber dies ist ein Laster, welches er mit einer großen Zahl von Autoren theilen dürfte. Wir dürfen indeß nicht vergessen, daß den in Rede stehenden Romanen ein gewisser litterarischer und geschichtlicher Werth innewohnt, der zur Zeit ihres Erscheinens durch die Kühnheit, mit welcher die Zustände und Gesellschaftstypen der österreichischen Reaktion gezeichnet wurden, weit größer war, als heute, wo sie etwas aus der Mode sind. Damals erntete, wer als ihr Autor genannt wurde, auch alle Ehren des Ganzen. Ist Hedrich ihr Haupturheber, so ist er auch der doppelt Geschädigte, da sein Eigenthum, auch wenn es ihm heute zugesprochen würde, entwerthet ist, wie ja aus den von Byr mitgetheilten Rechnungen von Pätel hervorgeht.

Unter diesen Umständen ist es nicht bedeutungslos, zu welchem Ergebniß eine genaue litterarische Vergleichung der anerkannt Meißner'schen Schriften mit den angefochtenen führen würde. Für mich hat eine ganz kursorische Vergleichung einiger Meißnerscher Schriften mit dem Hedrich'schen Buche, dessen Autorschaft für die von ihm in Anspruch genommenen Romane sehr wahrscheinlich gemacht. Hedrich hat eine lückenhafte Bildung genossen; er hatte nicht einmal das Gymnasium absolvirt, als er in die politische und litterarische Bewegung hineingerieth und sogar 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt wurde. Daher und wohl auch von seiner tschechischen Abstammung rühren sprachliche und orthographische Schnitzer in seinem jüngsten Buche. Er schreibt „Schluß vom September", „Ende vom Mai", läßt während und wegen mit dem Dativ statt mit dem Genetiv verbunden sein, schreibt

„lieberal" statt „liberal". Solche Schnitzer, welche dem gebildeten Meißner schwerlich passirt wären, finden sich aber auch in den Romanen. So schreibt er in „Hostiwin" bei Schilderung eines Schlosses „Boisserien" statt „Boiserien" (für Getäfel); dieses Doppel-s ist verrätherisch, weil es im ersten Bande von Sanfara, welcher aus dem früheren zweibändigen Roman „Hostiwin" besteht, ohne daß dies dem Publikum gesagt wurde, genau an derselben Stelle wiederkehrt. In „Schwarzgeld" wird vom böhmischen „Scheffield" statt „Sheffield" gesprochen, in Sanfara bei Wiedergabe einer italienischen Phrase „Quo demonio" statt „che demonio" geschrieben. Man findet ferner vulgärböhmische Wendungen, wie „Such Dir, wem (!) du magst" oder „sie ließ ihn abfahren", als gleichbedeutend mit unserem „Abfallenlassen". Solche Dinge scheinen uns zu zeigen, daß Meißner diese Romane in der Hauptsache nicht nur nicht geschrieben, sondern auch sehr flüchtig korrigirt hat. Was er hinzuthat, waren anekdotische und geschichtliche Episoden. Erfindung und Temperament in diesen Romanen haben etwas ganz Un-Meißnerisches.

Daß man sich von Meißner solcher Dinge versehen konnte, zeigt eine neue gegen ihn in der jüngsten Nummer von „Deutschland" von dem gelehrten deutsch-böhmischen Dichter und Kritiker S. Heller erhobene Anklage eines Plagiates an dem verstorbenen Dichter Moriz Reich. Daß ein Zug zum Unwahren in Meißner steckte, geht auch aus seinen widersprechenden Aeußerungen über Hedrich's unter dessen Namen erschienene Sachen hervor. Hedrich's in der „Gartenlaube" erschienene Novelle „Baldina" nennt Meißner in seinen letzten Niederschriften hart und ungenießbar, während er sie in einem Brief an Hedrich vom 14. August 1865 ein Buch im edelsten Stil, eine der idealsten Gestalten, welche Hedrich geschaffen, nannte, als „farbenreich und von verschwenderischer Figurenfülle" pries.

Niemand kann leugnen, daß die letzten Niederschriften Meißner's einen durchaus pathologischen Eindruck machen; aber an ihm nagte seit Jahren die Gewissensqual, nicht etwa der teuflische Dämon des Anderen, sondern das Gespenst seiner eigenen That. Nur durch ungeschminkte Wahrheit kann an Meißner's dichterischer Gestalt das erhalten werden, was der Erhaltung werth ist, nämlich der Verfasser der Gedichte und der Ziskasänger, endlich wohl auch der leichtlebige Feuilletonist und Reiseplauderer. Für alles Andere wird die Nachwelt den lange getäuschten und später verbitterten Freund, dessen Schicksal uns tragischer erscheint, als das Meißner's, der doch die Sonne des Glückes, wenn auch auf fremde Kosten, gesehen hat, setzen müssen und ohne Ansehen der Person auch hier sagen müssen: suum cuique.

Emil Schiff.

Theater.

Lessing-Theater: Die Ehre. Schauspiel in vier Akten von Hermann Sudermann.

Die deutsche Bühne ist um einen Theaterschriftsteller reicher geworden: Hermann Sudermann, der bereits mit mehreren Romanen und Erzählungen freundliche Aufnahme gefunden, hat auch durch seine erste dramatische Arbeit die Hörer lebhaft interessirt. Der unbestrittene Erfolg, den sein Schauspiel „Die Ehre" gefunden, wird den Verfasser ohne Zweifel zu fortgesetzter theatralischer Produktion veranlassen; unsere Bühne kann seine Unterstützung brauchen.

Man darf dem Werke, welches Sudermann uns gegeben hat, vieles Schätzbare nachrühmen, das ehrlichste Streben, theatralische Kraft, Geschicklichkeit, glückliche Beobachtung; aber Eines wird ein unbefangenes Urtheil dennoch vermissen, das Letzte und Beste: die litterarische Physiognomie. Keine schärfere Eigenart, kein individueller Reiz spricht mich aus diesem Drama an; es ist nach guten und weniger guten Vorbildern (auch nach dem besten: der Natur) aufgefaßt und zusammengefügt, aber allzu oft noch bleibt der Dichter jenseits des Grenzpfades, welcher die theatralische Konvention von poetischer Wahrheit trennt: er arbeitet für den Hausbedarf der Bühne mit Eifer und mit Glück, jedoch ein eigentlich litterarisches Werk liefert er nicht. C'est du théâtre, sagen die Franzosen.

Es ist nöthig, diesen Unterschied deutlich hier festzustellen, wo eine ernsthafte Beurtheilung der künstlerischen Vorgänge versucht wird; nicht nach den Bedürfnissen des Tages haben wir hier zu entscheiden, sondern wir dürfen ein wenig sub specie aeterni die Dinge betrachten. Und weil selbst der junge Ruhm unseres neuen Dramatikers schon mit schmetternden Uebertreibungen ausposaunt wird, weil man den „deutschen Augier der Zukunft" und was nicht sonst noch alles in ihm erblicken will, so schien es um so wünschenswerther, die Begrenzung dieses Talentes (so wie es heute sich darstellt), scharf zu kennzeichnen, — eines Talentes übrigens, dessen sympathische Wärme und ehrliches Wollen Niemand verkennen wird.

Soll ich mit kurzem Wort aussprechen, was mir als das Bemerkenswertheste an Sudermann's Schauspiel erscheint, so ist es dieses: das Vordringen des Realismus in die mittlere Schicht der deutschen Produktion. Dem Einfluß der führenden Dichter hat sich Sudermann nicht entzogen, er hat vielmehr vom Autor der „Wildente" die fruchtbarsten Eindrücke erfahren und sein Drama empfängt von den Szenen her, welche das Leben im „Hinterhause", diese brave Beschränktheit und rührende Stumpfheit der Armen im Geiste schildert, die kräftigsten Wirkungen. Aber leider gibt es in dieser „Ehre" nicht nur ein Hinterhaus, sondern auch ein kommerzienräthliches Vorderhaus, und hier werden wir in die Konvention der Romanlitteratur und des Theaters mitten hineingeführt; wir haben den hartherzigen Geschäftsmann, die vornehmthuerische Frau, den ausschweifenden Sohn, die tugendhafte Tochter, ganz wie sie im Buche stehen; wir haben die bösartigen, mit der Pistole bedrohten Verführungskünste auf der einen Seite, die sogenannte Liebe, die durch Jahre hindurch konservirte, auf Flaschen gezogene abstrakte Liebe des edlen Mädchens zum braven Jugendfreund auf der andern Seite. So, halb Marlitt, halb Ibsen im Herzen, hat Sudermann sein Drama durchgeführt: und er trifft damit die Instinkte unseres gegenwärtigen Publikums auf das Beste, nicht aus Berechnung, nein aus naivem Mitempfinden, und eben deshalb hat ihn der Erfolg so freundlich gegrüßt. Das Werk und seine Aufnahme beim Publikum, beide sind charakteristisch für die Geschmacksströmungen dieser Tage. Der Realismus hat noch nicht gesiegt, — darum trifft Gerhart Hauptmann auf erbitterten Widerspruch; aber der Realismus steht, Einlaß heischend, vor den Pforten des Theaters, und wer mit ihm zu paktiren weiß, ist der Mann des Augenblicks, — darum trifft Hermann Sudermann auf freudige Zustimmung.

Zwei Wege also stehen dem jungen Dramatiker für seine zukünftige Produktion offen: er kann in jener dem Publikum genehmen Mischung von altem und neuem Stil, von Konvention und Natur, von präparirten geistreichen Problemen und bescheidener Wahrheit fortfahren; oder er kann sich entschlossener auf die Seite des Realismus stellen und allen überlieferten Motiven des „Feuilleton-Romanes" resolut entsagen. Wohin ihn Temperament und Geschmack nun treiben werden, bleibt abzuwarten; ein beliebter Theaterschriftsteller kann er auf dem einen Wege werden, dessen Stücke, bei der Bettelarmuth unserer Produktion, allen Bühnen willkommen sein müssen, auf dem anderen Pfade kann er die poetische Entwicklung an seinem Theile fördern und eine litterarische Bedeutung gewinnen, über den Kreis der theatralischen Vergnügungen hinaus.

Nicht von der Anschauung allein, sondern von einer Kombination des Gesehenen und des bloß Gedachten ist Sudermann ausgegangen: unter dem Zwange einer These, im Stile der Franzosen, sieht der Dichter das Vorderhaus wie das Hinterhaus des Charlottenburger Fabrikherrn, und dem vorgefaßten Problem zu Liebe müssen die Gestalten und die Vorgänge sich regeln. Der junge Robert Heinecke, der Sohn des Arbeiters, kehrt mit den Anschauungen und Em-

pfindungen der höheren Stände nach jahrelanger Abwesenheit zurück, aber er findet bei den Seinen Enttäuschung über Enttäuschung; im Kampf ums Dasein sind die Armen ermattet, sie sind nicht schlecht, aber stumpf geworden, und den feineren Schwingungen der sittlichen Forderung vermögen sie nicht zu folgen. Darum würde der Idealist Robert (ein sehr abgeblaßter Gregers Werle) sich im Vaterhaus nicht heimisch fühlen, auch wenn die schlimmste Entdeckung ihm erspart bliebe: daß seine Lieblingsschwester der Verführung des jungen Fabrikherrn erlegen ist. Robert glaubt seine gekränkte Ehre herstellen zu müssen, mit der Waffe in der Hand; aber er muß nun erkennen, daß es „zweierlei Ehre" gibt (der ursprüngliche Titel des Stückes lautete so) und daß die Ehrbegriffe des Vorderhauses und des Hinterhauses durch eine Welt getrennt sind. Mit seiner „idealen Forderung" stößt der neue Gregers auf so geringes Verständniß, wie nur sein nordischer Vorgänger im Hause Hjalmar Ekdal's; und hier wie dort scheint es das Natürliche, durch Geld, durch eine Abstandssumme das Geschehene zu vergüten, nicht durch Blut es auszutilgen: und so wird denn der Idealist zuletzt mit Hohn vor die Thüre gesetzt, und nur Kommerzienraths Töchterlein, mit ihrer Romanliebe, begleitet den Scheidenden, auf daß nach all dem „Peinlichen" doch noch eine Art von gutem Ausgang die Hörer erfreut.

Ueberall, wo Beobachtung und eigene Anschauung den Dichter in diesen Szenen geleitet haben, interessirt er uns lebhaft; er schildert die Gestalt der jugendlich verderbten Alma, diese naive Dirnenhaftigkeit, diese dumpfe Beschränktheit des sein selbst nicht bewußten Lasters mit sehr guten Zügen, und auch die Eltern und Geschwister, den Vater mit dem falschen Gefühl, die Mutter mit ihrer bornirten Sorge um alles Kleinliche, die Tellerschleckerin von Schwester stellt er mit sicherer Bestimmtheit unerschrocken dar. Aber wenn schon hier, in der Neigung zu theatralischen Kontrasten, manche Uebertreibung unterläuft, wenn die Bescheidenheit der Natur, der Bühnenwirkung zu Liebe, oft verletzt wird, so tritt zumal in den theils trivialen, theils falsch geistreichelnden Szenen im Vorderhause, in den Betrachtungen des Raisonneurs im Stile von Dumas, Graf von Trast, in den blassen Liebesszenen, Konvention an Stelle der Beobachtung und eine gefährliche Geschicklichkeit an Stelle der Wahrheit. Doch auch in diesen Akten überrascht noch manche natürlichere Wendung angenehm, und mit wenigen, aber kräftigen Strichen wird eine moderne Gestalt, der korrekte Reservelieutenant mit seiner patentirten „Ehre", amüsant gezeichnet.

Das Lessing-Theater, welches das Verdienst hat, mit der Vorführung dieses Werkes einen neuen Schriftsteller der Bühne zugeführt zu haben, stellte seine besten Kräfte erfolgreich in den Dienst des Stückes; die zwei Stile, welche im Drama einander befehden, kehrten naturgemäß in der Darstellung wieder, und auch hier wurde der Sieg dem realistischen Lager. Den Gipfel an Unnatur bei dem Kommerzienräthlichen bezeichnete Frl. Barkany's Leonore; den Triumph der Natürlichkeit bei den Heineckes errang Frl. Petri's Alma: in der Verbindung von seelischer Kälte und körperlicher Anmuth, von armseliger Begehrlichkeit und naiver Verschmitztheit eine Gestalt von sprühender Lebendigkeit.

Otto Brahm.

Elias, der Prophet. Ein alt-hebräisches Epos besprochen in elf Predigten von Moritz Schwalb. Leipzig. 1889 Otto Wigand.

Die Kirchen sind leer und das kirchliche Leben welkt dahin. — Diese Klagen ertönen immer von Neuem. Und welche Ursachen liegen der Erscheinung zu Grunde? Die einen jammern über den Materialismus unserer Zeit und wälzen ihm alle Schuld zu; die andreren antworten, daß das kirchliche Leben, wie es heute überwiegend sich ausgestaltet hat, dem modernen Menschen nicht mehr an das Herz zu greifen vermag; die dritten endlich weisen auf die entwurzelnde Kraft der Naturwissenschaften hin. Der Wahrheit würde es entsprechen, einer jeden dieser Mächte ihren Antheil an den bestehenden kirchlichen Zuständen zuzuweisen, — doch in sehr ungleichem Verhältniß. Die Naturwissenschaften haben einen kritischen Geist großgezogen, neben dem die kirchliche Wortgläubigkeit alter Zeit nicht mehr bestehen kann; gewiß! Aber die religiösen Empfindungen haben die Naturwissenschaften nicht zerstört, wie denn oft genug darauf hingewiesen worden ist, daß Charles Darwin, der Modernste der bedeutenden Forscher, dem eine große Umwälzung der Naturbetrachtung zu danken ist, gleichwohl echt religiös und wissenschaftlich tief sein konnte. Auch ein träger Materialismus ist einem idealen Gedankenflug, in welche Sphäre er sich immer erhebe, hinderlich; nur hat jede Zeit mit Stumpfheit und mit Erdenschwere zu kämpfen gehabt. Wenn gleichwohl das kirchliche Leben der einen Periode die Menschen tiefer in seinen Bann gezogen hatte als zu anderen Zeiten, so war der letzte Grund stets der, daß hervorragende Männer die religiösen Bedürfnisse, die bei Millionen stets vorhanden sind, und das Gedanken- und Gefühlsleben einer Epoche in harmonische Wechselwirkung zu setzen vermochten.

Aehnliche Ueberzeugungen bestimmen, wie wir glauben, die Wirksamkeit, die sich Herr Dr. Schwalb, der Prediger zu St. Martini in Bremen, vorgesteckt hat. Er will religiöse Empfindungen tief in die Herzen seiner Pfarrkinder und seiner Leser pflanzen; aber diese religiösen Empfindungen bedingen nicht einen Verzicht auf die wissenschaftlichen und kulturellen Errungenschaften unsrer Epoche. Ganz im Gegentheil! Dem modernen Menschen auf der Höhe jener Bildung, die die Zeit bietet, und dem Halbgebildeten, der vom Unglauben angekränkelt ist, soll ein Pfad gezeigt werden, der ihn mit dem Unerforschlichen und jenem Ewigen verbindet, das durch die Jahrtausende hindurch in immer wechselnder Gestalt die menschlichen Seelen berührt hat. Aus der Ständigkeit des Dr. Schwalb, den die Leser der „Nation" wohl kennen, spricht ein freier Sinn, Unabhängigkeitsgefühl und resolutes Suchen nach Wahrhaftigkeit, jene besten Empfindungen, die den modernen Menschen auszeichnen, und daher werden diese Predigten auch den modernen Hörer zum ernsten Denken anregen, gleichviel welchen Standpunkt er religiösen Fragen gegenüber einnimmt.

Von Elias dem Propheten handeln alle jene Predigten; aber während der Blick des Dr. Schwalb auf den ehrwürdigen Worten der alten biblischen Erzählung ruht, steigt vor seinem Geiste unsere Zeit auf mit ihren Kämpfen und mit ihrem Ringen, und aus dem tapferen, unbeirrbaren Idealismus der jüdischen Gottesstreiter saugt er den Muth und die Kraft und sucht sie seinen Hörern und Lesern mitzutheilen, damit auch heutigen Tages über Engherzigkeit, Halbheit und Vorurtheil hinweg das Streben großen und den höchsten Zielen sich zuwende. Der Individualität des Dr. Schwalb entspricht es, das klare Denken tiefer zu beschäftigen als das Empfinden; aber dem Denker bieten seine Predigten reichlichen Stoff. Er zerstört, als moderner Mensch mit dem Rüstzeug der Wissenschaften ausgestattet, manche alt hergebrachte Vorstellung, — rücksichtslos und pietätlos werden die einen sagen, voll Wahrheitstrieb werden andere behaupten, — um in dem Kampf zwischen Wissenschaft und kirchlicher Ueberlieferung die Religiosität zu retten. Was sein Ziel ist, sagt er am Schlusse einer seiner Predigten:

„Gar viele unter uns, auch solche, die für sehr freisinnig gelten, meinen noch immer, daß die Sache der wahren Religion gar nicht gefördert werden kann ohne eine gewisse Beimischung von frommer Unwahrheit, von frommer Lüge, von frommer Phrasenmacherei. Dies gehört dazu, so meinen gar Viele. Ohne ein wenig Verstellung und Anbequemung kann man in der Kirche nicht fertig werden. Und das sind die Opfer, die man dem Gotte der Wahrheit, indem man die Religion der Wahrheit fördern will, darbringt: fromme Phrasen, halbe Wahrheiten, fromme Lügen! Darauf antwortet der große Dichter des Buches Hiob, indem er seinen Helden sagen läßt: ‚Wollt ihr denn Gott dienen mit euren Lügen! . . . Eure Gründe sind Lehmgründe.' — Bedarf denn Gott eurer Phrasen, eurer unwahren Huldigungen? Sprecht, was wahr ist, und habet den Muth, dem Gott der Wahrheit zu dienen mit reiner Wahrheit. Ihr werdet sehen, der Himmel stürzt nicht ein, wenn man die Eiche zu Geismar fällt."

P. N.

Konstantinopel, die dritte Hauptstadt Rußlands? Eine politisch-militärische Studie von X. Hannover. 1888. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. (Th. Mierzinski, Königl. Hofbuchhändler).

Ein recht übles Specimen der gegenwärtig vielfach von inkompetenten Federn gepflegten militärpolitischen Litteratur. Die politische Einsicht des Verfassers läßt sich daran ermessen, daß er unseren Frieden

durch einen österreichisch-russischen Krieg für nicht beunruhigt hält, da wir unserem Vertrage gemäß Oesterreich nur zur Hilfe zu kommen brauchen, wenn es von Rußland angegriffen wird, Rußland es aber leicht so einrichten könne, daß Oesterreich zuerst angreifen müsse. Der Mann glaubt also, daß die Macht- und Interessenfragen der Höfe und Völker sich innerhalb der Linien bewegen, welche in den Verträgen als elastische Richtschnur, aber nicht als Grenze festgesetzt zu werden pflegen. Er glaubt, daß, obschon uns an Oesterreichs Erhaltung und Freundschaft gelegen ist, wir es schwachen lassen können, müssen und werden, wenn nur der erste Schuß aus österreichischem, nicht aus russischem Gewehre kommt. Und er hält es für nöthig, das drucken zu lassen und uns zu trösten, daß es uns ja nichts angehe, wenn hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen! Und das, obschon, nächst Frankreichs Gegnerschaft, Rußlands aus dem letzten Orientkriege datirende Feindschaft uns die furchtbaren Rüstungen und Besorgnisse der letzten zehn Jahre aufgenöthigt hat! Nicht viel verläßlicher zeigt sich der Verfasser in wesentlichen Punkten seiner militärischen Betrachtungen. Leichthin ignorirend, daß Niemand die Aktion der von Parteiung und ärgeren Dingen beeinflußten rumänischen Regierung voraussehen kann, hält er es für sicher, daß die Russen, um dem rumänischen Widerstand zu entgehen, das nächste Mal nicht an der Donau, sondern am Bosphorus angreifen werden. Der Bosphorus aber soll nicht durch einen Marsch vom Kaukasus, sondern — wohl der Schnelligkeit wegen — durch eine Landung an der Nordwestküste Kleinasiens erreicht werden, für welchen Zweck die nöthige Anzahl Panzerschiffe allmählich vom Baltischen Meer in das Schwarze Meer zu schmuggeln sind. Diese haben dann den Bosphorus nach dem Schwarzen Meer zu schließen, welches dadurch den russischen Operationen ungestört verbleibt. Ist die blinde Naivität, die der Verfasser den anderen Mächten, oder diejenige, die er seinen Lesern zuschreibt, die größere? Oder ist seine eigene so groß, daß er sich die Frage nach der Quantität, in welcher diese unpolitische Eigenschaft bei anderen angetroffen wird, überhaupt nicht zu stellen braucht? Wir können denjenigen Lesern, welche durch die beigegebenen Mobilisirungs- und Aufmarschdetails gefesselt werden könnten, nur die Erwägung der höchst unwahrscheinlichen, wenn nicht unmöglichen Grundzüge anrathen, ehe sie die Betrachtung der Einzelheiten der Mühe für werth halten. Erst wenn Rußlands Schwarzemeerflotte durch seine Schmuggeleien verstärkt zu werden braucht, ist diese Art Ueberfall denkbar.

Mittlerweile tritt Rußland gegenüber allgemach ein Faktor in die Erscheinung, welcher in dieser „Studie" unberücksichtigt bleibt. Die Chinesen fangen endlich an, Eisenbahnen zu bauen und damit ihre 400 Millionen Menschenmaterial militärisch disponibel zu machen. So viel Schwankung ihre religiösen Vorurtheile ihnen auch noch darin bereiten dürften, man darf nach den abgeschlossenen Verträgen und Vorbereitungen annehmen, daß sie in zehn Jahren einige Hauptlinien im Innern und nach der russischen Grenze besitzen werden. Unser und der Türkei lieber russischer Nachbar wird dadurch binnen absehbarer Zeit auf seiner asiatischen Flanke, wo er bisher militärisch nachbarlos gewesen ist, auch sein Päckchen zu tragen bekommen, und vielleicht, noch ehe das Jahrhundert zu Ende geht, die Annehmlichkeit starker Konzentrationen an seiner Ostgrenze erfahren, wie er sie uns gegenwärtig im Westen mit so unverfrorener Grazie auferlegt. Es liegt durchaus kein Grund zu der Befürchtung vor, daß die Chinesen, sobald sie genügend zahlreich, genügend bewaffnet und verpflegt zur Stelle sind, sich mit geringerem Stoicismus todt schießen lassen werden, als die Russen zu thun gewöhnt sind. Sie sind im Gegentheil noch viel stärker als die Russen in jenem passiven Ertragen, welches immer den Hauptzug der russischen Armee gebildet hat. Ueberdies haben sie viermal so viel Menschen und sind über den Verlust des nordasiatischen Goldlandes ebenso erbittert, wie durch das Vorrücken der russischen Grenze an den Amur und die Amurküste in ihrer eigenen Hauptstadt zu Wasser und zu Lande gefährdet. Andererseits müssen wir uns freilich sagen, daß wenn sich somit die Aussicht auf ein besseres Gleichgewicht der Kräfte in einer nicht fernen Zukunft eröffnet, die Russen sich dasselbe sagen und dennoch ihre europäischen Pläne beschleunigen könnten, ehe ihre asiatischen Hemmnisse eintreten werden.

H. R.

Der Cicerone in der königlichen Gemäldegallerie in Berlin von Richard Muther. Mit einer allgemeinen Einleitung über Kunst und Kunstverständniß und einer kurzen Geschichte der malerischen Auffassungen und Techniken von Georg Hirth.

Es ist erklärlich, daß jedes neue Buch, wie jede neue Zeitschrift, mit der Behauptung auftritt, sie seien ins Leben gerufen worden durch zwingendes Bedürfniß. Recht selten eigentlich deckt sich diese Betheuerung mit der Wahrheit, und um so erfreulicher ist es dann, wenn dieser seltene Fall einmal eintritt. Mit diesem Cicerone ist es so. Die Verfasser haben ganz Recht, wenn sie den herkömmlichen großen Galleriekatalogen mehr eine Bestimmung für den Fachmann, den Kenner, den Kunstgelehrten zu schreiben, als für den Laien, und sie haben auch ganz Recht, wenn sie meinen, daß gerade für den Letzteren ein Buch recht sehr am Platze sei, daß ihn im Anschluß an die Darbietungen einer bestimmten Sammlung nicht bloß in diese, sondern überhaupt in das Verständniß der Meister und Schulen einführt. Diesen Zweck haben sie bereits einmal schön erreicht mit dem „Cicerone in der königlichen älteren Pinakothek zu München", und derselbe Erfolg ist bei diesem zweiten, gleichartigen Werke zu verzeichnen. — Schon die Einleitung aus der Feder Dr. Georg Hirth's, der selbst ein feinsinniger Kenner und Sammler alter Kunstwerke ist, erscheint geeignet, Genuß und Verständniß in Kunstsachen zu bewirken. Wessen Sache es nicht ist, selbstforschend genau sich mit den Grundfragen künstlerischen Schaffens und kunstfrohen Genießens zu beschäftigen, der findet hier in knapper schöner Form treffliche, gute Gesichtspunkte, werthvolle Belehrung, lebhafte Anregung in Fülle. Die Gedanken über Kunstgenuß und Kunstverständniß, über das Natürliche in der Kunst, über Stil, Charakteristik, Auffassung, Technik sind von geistreicher Schärfe und von jenem ruhigen Weitblick, der das Erzeugniß großen positiven Wissens und langjährigen Nachdenkens ist. Aeußerst instruktiv ist zumal die kurzgefaßte Geschichte der malerischen Auffassungen und Techniken vom Alterthum bis hinein ins Allermodernste. Erfreulich ist hierbei besonders, daß dieser ausgezeichnete Kenner der alten Malerei sich genug lebendigen Blick für das Heute in der Kunst bewahrt hat. So ist er denn auch der rechte Mann, die rechten Wege zur Kennerschaft anzugeben. Er thut dies in Beantwortung der beiden Fragen: „Ist es ein gutes Bild? — Ist es ein echtes Bild?" Nicht bloß Laien können aus seinen Antworten lernen. — Dieser Einleitung schließt sich würdig der eigentliche „Cicerone" von Richard Muther an. Der Verfasser gibt erst eine Geschichte der Sammlung und bespricht dann, immer im Anschluß an die Hauptwerke der Berliner Gallerie, die Künstler der verschiedenen Nationen in ihrer historischen Entwicklung. Er zeigt sich dabei nicht nur als mit reichen Kenntnissen ausgestatteter Kunstgelehrter, sondern auch als Mann von eigenem, frischem, freiem Geschmack, der mit schönheitempfänglichen Augen sieht, mit warmem Herzen empfindet, und mit lebendiger, charakteristischer Sprache all' das wiederzugeben und den Leser zu ähnlichem Genusse anzuregen weiß. Unterstützt wird seine brillante Schreibweise durch feinsinnig ausgewählte Reproduktionen (175 an der Zahl) der hervorragendsten Bildwerke, so daß der „Cicerone" auch als Erinnerungsbuch seinem Besitzer angenehme Dienste leistet. Außerdem sind noch beigegeben 23 Künstlerbildnisse und ein Plan. Die Ausstattung ist so, wie man sie bei Publikationen des Hirth'schen Kunstverlags gewöhnt ist: vornehm-schön.

D. J. B.

Zur Erinnerung an Kaiser Friedrich III. Von Anton Klette. Leipzig bei Findel.

„Zur Erinnerung an Kaiser Friedrich III." ist der Titel einer kleinen von Anton Klette verfaßten Schrift. Dieselbe enthält eine Sammlung der Proklamationen des Kaisers, einen ziemlich umfangreichen Auszug aus dem Tagebuche des französischen Krieges und den Wiederabdruck einer Anzahl lebendig geschriebener Zeitungsartikel vom Regierungsantritte des Kaisers an bis zu dem ersten Jahrestage seines Todes.

Das kleine Heft wird allen denjenigen, welche dem heimgegangenen Herrscher eine liebevolle Erinnerung bewahren, eine angenehme Gabe sein.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW Beuthstraße 8.

Nr. 10. Berlin, den 7. Dezember 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Auf den Wahlkampf des Jahres 1887 blicken die Kartellparteien mit so großer Befriedigung zurück, daß sie für die neuen in Aussicht stehenden Reichstagswahlen ein inhaltlich gleiches Bündniß wie damals geschlossen haben. Konservative, Freikonservative und Nationalliberale werden gegenseitig für die Aufrechterhaltung ihres bisherigen Besitzstandes an Mandaten eintreten; sie werden sich über gemeinsame Kandidaten einigen, um neue Wahlkreise zu erobern, und sie werden, falls Streitigkeiten dennoch entstehen sollten, die versöhnenden Rathschläge der Centralvorstände des Kartells einholen, um sich diesen Rathschlägen unterzuordnen. Gelingt es aber gleichwohl nicht, ein gemeinsames Vorgehen im ersten Wahlgang zu erzielen, und gelangt der Kandidat einer der verbündeten Fraktionen in die Stichwahl, so sind alsdann zum mindesten alle anderen Fraktionen verpflichtet, für ihn einmüthig einzutreten. Endlich wollen die Parteivorstände dahin wirken, daß in der Presse, in Aufrufen und Ansprachen alles vermieden werde, was ein einträchtiges Zusammenwirken der Nationalliberalen, der Freikonservativen und der Konservativen schädigen könnte. Der Inhalt des Vertrages läßt sich also in wenige Worte dahin fassen, daß die drei Parteien auf das Engste zu Schutz und Trutz zusammen stehen wollen.

Die Kartellparteien wollen während des Wahlkampfes jede entzweiende Polemik einstellen und jedes Zerwürfniß unter einander vermeiden. Man suchte es nun so darzustellen, als bedeute diese traute Verbindung keineswegs ein allmähliches Ineinanderwachsen der Parteien; aber dem ist dennoch so. Im Wahlkampfe treten die politischen Gegensätze am stärksten hervor; das ist nothwendig, denn in ihm steht nicht eine einzelne Frage zur Entscheidung, sondern das ganze politische System. An dem ganzen System liegt aber mehr als an einer gesetzgeberischen Einzelheit; und um so viel das eine bedeutungsvoller als die andere ist, um so viel muß auch der Wahlkampf den späteren parlamentarischen Kämpfen an nachdrücklicher Schärfe voranstehen. Wenn es also gelungen ist bei einem Anlaß, der die Geister politisch am tiefsten scheiden sollte, doch Konservative und Nationalliberale eng zu verknüpfen, so heißt dies, daß für die Zukunft erst recht die drei Parteien zu einer einzigen Aktionsmacht allmählich verschmelzen sollen.

Diese politische Entwicklung ist nur dadurch möglich geworden, daß die Nationalliberalen endgültig ihre Orientirung nach rechts genommen haben. In Wahrheit besteht nämlich die Hauptaufgabe des Kartells allein in einer Bekämpfung des Freisinns; dem Centrum gegenüber ist so gut wie nichts zu holen, und ein gemeinsames Vorgehen gegen Sozialdemokraten, Polen, Welfen, Elsässer wäre für die heutigen Kartellparteien selbstverständlich gewesen. Dagegen ist nunmehr entschieden, daß ein Nationalliberaler eine Stärkung der konservativen Richtung als das kleinere Uebel, eine Stärkung der liberalen Richtung dagegen als das größere Uebel zu betrachten hat; lieber ein ausgesprochener Reaktionär als ein Freisinniger. An die Reaktion hat die nationalliberale Partei Anschluß gesucht und gefunden; gegen den Freisinn kehrt sie ihre Waffen; an diesem Thatbestand ist nichts zu deuteln.

Wir haben seit Langem nicht mehr bezweifelt, daß die Führer der nationalliberalen Partei für diesen Schritt reif seien. Die Erneuerung des Kartells ist uns daher keineswegs eine Ueberraschung und ebensowenig ist sie uns unerwünscht. Denn die Frage, die bisher verschleiert an die nationalliberalen Wählermassen herantrat, läßt nunmehr an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig; der Heerbann des Herrn von Bennigsen hat sich zu entscheiden, ob auch ihm ein Parteigenosse des Herrn von Kleist-Retzow lieber als ein Parteigenosse des Freiherrn von Stauffenberg ist, und vielleicht fällt diese Entscheidung manchem Wähler im Land doch schwerer als den nationalliberalen Parteiführern in Berlin.

Der Prozeß Harmening ist in erster Instanz entschieden. Der Angeklagte ist zu einer Strafe von 6 Monaten

Festung verurtheilt worden, weil er in einer Schrift die niederträchtigen Verdächtigungen kritisirte, welche die Broschüre „Auch ein Programm aus den 99 Tagen", gegen den Kaiser und die Kaiserin Friedrich und gegen die freisinnige Partei enthielt, und weil er zugleich als den Verfasser dieses anonymen, würdelosen Pamphletes den Herzog von Coburg bezeichnet hatte. Diesem letzteren Umstande war es zu danken, daß eine Verurtheilung wegen Majestätsbeleidigung erfolgt ist.

Dieser Fall wird in die richtige Beleuchtung gesetzt durch die Aussage, die der konservative Universitätsprofessor Nippold aus Jena vor dem Gerichtshofe gemacht hat. Er begann seine Ausführungen mit den Worten:

„Ich gehöre zu den politischen Gegnern des Angeklagten."

und er schloß mit der Bemerkung:

„Ich bin der Meinung, daß von einigen Aeußerlichkeiten abgesehen, der Angeklagte über den Rahmen der berechtigten Polemik nicht hinausgegangen ist und daß ihm nicht darum zu thun gewesen ist, den Verfasser zu beleidigen, sondern lediglich unberechtigte Angriffe zurückzuweisen."

Die Berechtigung dieses Standpunktes leitete Herr Prof. Nippold aus dem Umstande her, daß die Broschüre „Auch ein Programm aus den 99 Tagen" gegen die freisinnige Partei den Vorwurf des „Hoch- und Landesverrathes erhebt, „ohne den geringsten Beleg dafür zu erbringen" und daß das Machwerk zudem „Angriffe gegen das monarchische Gefühl enthält, die in der That wehe thun müssen". Die Gerichtsverhandlungen haben daher wenigstens ein Gutes gehabt; der anonyme Pamphletist, den zu nennen unzweckmäßig ist und überflüssig dazu, da die öffentliche Meinung in dieser Beziehung ein ziemlich feststehendes Urtheil hat, — er ist nun auch öffentlich und nachdrücklich von unbetheiligter konservativer Seite für seine Infamien gebrandmarkt worden.

Herr Ernst von Wildenbruch hat ein neues Trauerspiel mit dem Namen „Der Generalfeldoberst" geschrieben. Die Aufführung dieses Stückes, das um 1620, also vor fast einem viertel Jahrtausend spielt, ist von der Polizei für Berlin verboten worden. Aus welchen Gründen? Dieselben sind durchaus unbekannt und nur die Vermuthung kann sich in diesem Falle vorwärts tappen.

Einer Vermuthung könnte die Haltung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Vorschub zu leisten scheinen. Sie hat einen Artikel des offiziösen „Wiener Fremdenblattes" übernommen, in dem es heißt:

„Eine Taktlosigkeit bedeutet es nach unserer Ansicht jedenfalls, solche Verse in einer Zeit in die Oeffentlichkeit zu schleudern, wo das deutsch-österreichische Bündniß der Angelpunkt deutscher und österreichischer Politik ist. Das Bühnenverbot des Wildenbruch'schen Stückes zeigt, daß man bemüht war, diese Taktlosigkeit des Dichters rasch und loyal zu korrigiren."

Und diese Auffassung unterstützt das Kanzlerorgan noch, indem es gleichfalls einen Artikel der „Post" wiedergibt, der völlig denselben Standpunkt vertritt.

Wenn eine derartig bewegte politische Diskussion sich um ein Theaterstück entwickelt, und wenn die Zensur zudem sich zu regen beginnt, so greift selbst der zu dem verpönten Stücke, welcher sonst seine Lektüre nicht mit Vorliebe bei Herrn von Wildenbruch gesucht hat; denn meist ist die Zensur so geistreich, durch ihr Eingreifen auf ein wirklich bedeutungsvolles, starkes Werk hinzuweisen, und die Wirkung desselben somit zu erhöhen und zu vertiefen. Leider ist unserer Zensur selbst diese gute Eigenschaft nicht nachzurühmen; denn welche Enttäuschung bringt das Stück von Wildenbruch! Seine ästhetische Würdigung ist einer anderen Stelle in der „Nation" vorbehalten; hier sei nur erwähnt, daß man als gedämpfte Begleitmusik beständig und ermüdend das begeisterte Lied zu hören glaubt: „Ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben", und daß gehässige, verhetzende Anspielungen sich erst dem offenbaren werden, der nach ihnen ausschauend die Worte nicht naiv und unmittelbar auf sich wirken läßt.

Soll man nun wirklich annehmen, daß dieses unseres Erachtens politisch durchaus harmlose Stück aus dem Grunde verboten worden ist, den die „Post" angibt und den die „Nordd. Allgem. Ztg." abdruckt. Wir fänden diese Voraussetzung geradezu ridicul, und es wäre der deutschen Nation unwürdig, selbst nur den Verdacht aufkommen zu lassen, als könne ein Dichter das Oesterreich des dreißigjährigen Krieges nicht so schildern, wie er will, weil damit vielleicht die Politik des Jahres 1889 beeinflußt werden könnte. Im Munde der Freisinnigen pflegt man nicht die herausfordernd klingenden Worte zu hören: Deutschland fürchtet Gott und sonst nichts auf der Welt; aber dafür würde sich auch ein Freisinniger nicht so erniedrigen, die dramatische Litteratur von den jeweiligen Schwankungen der auswärtigen Politik abhängig erscheinen zu lassen; wir würden dann in Zukunft, wie die offiziösen Zeitungen, ja auch das Repertoire unserer Bühnen nach der politischen Windrichtung stellen und jeweilig von dem Herrn von Giers oder dem Grafen Kalnocki oder dem Lord Salisbury abhängig machen müssen; vielleicht vervollständigt man dieses Programm dadurch, daß man auch zu den Gemäldeausstellungen immer nur historische Bilder zuläßt, die zuvor eine Kommission kompetenter und eingeweihter Politiker passirt haben.

In neuester Zeit hat sich das Eingreifen der Polizei bei der Aufführung von Bühnenwerken so unliebsam bemerkbar gemacht, und ist so räthselhaft geworden, daß es an der Zeit ist, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Zustände nachdrücklich hinzulenken. Es sind sehr zweifelhafte Befugnisse, die hier die Polizei ausübt, ohne daß es möglich wäre, irgend welche festen Grenzen zu erkennen. Und das muß um so deutlicher erscheinen, weil neben den großen Interessen einer freien Kunst auch bedeutende pekuniäre Interessen auf dem Spiel zu stehen pflegen. Die Summe für die Inszenirung eines Stückes wie der „Generalfeldoberst" wird man auf 15 bis 20 000 Mark sicher schätzen können; und da Niemand ein Verbot dieses Bühnenwerkes für denkbar gehalten hat, so war für die Aufführung Alles vorbereitet und es werden jetzt durch einen Federstrich der Zensur erhebliche Summen geopfert, die freilich von geringerer Bedeutung erscheinen neben dem Prinzip einer freien Kunst, das hier in Frage gestellt ist.

Die englischen Liberalen unter Gladstone gestalten ihr Programm in einem immer entschiedener demokratischen Sinne um; sie und ihr greiser Führer haben auf dem soeben in Manchester abgehaltenen Kongresse ihrer Partei ein Programm formulirt, dessen Ziele gerichtet sind auf Erweiterung des Wahlrechtes, Verkürzung der Parlamentsperioden auf drei Jahre, Diäten für Parlamentsmitglieder, Dezentralisation der Verwaltung, Abschaffung der Zölle auf Thee, Kaffee und Kakao, Beseitigung des Schulgeldes, sowie stärkere Heranziehung der Grundrente zur Besteuerung und endlich erweiterten Arbeiterschutz. Dieses Programm erweist sich so ziemlich in allen Punkten als der volle Gegensatz zu den bei uns herrschenden agrarisch-reaktionären politischen Prinzipien.

Der Kongreß der Vereinigten Staaten ist durch eine Botschaft des Präsidenten eröffnet worden. Wie die europäischen Thronreden — doch mit besserem Rechte — so betont auch diese republikanische Kundgebung die friedlichen Gesinnungen des Staatswesens, dessen Geschicke sie bespricht. Die große amerikanische Republik will mit allen Ländern in Frieden leben und die Beziehungen zu allen Ländern sind die besten. Dann kündigt die Botschaft eine Reform des Tarifwesens an; allein ein solches Versprechen ist aus diesem Munde von geringer Bedeutung. Die Republikaner, die augenblicklich an der Macht sind, werden unter dem Drucke der öffentlichen Meinung mit einer Tarifreform kokettiren, doch nicht um sie durchzuführen, sondern um eine ernste Durchführung gerade zu verhindern.

Von der freisinnigen Partei provozirt, hat Graf Bismarck im deutschen Reichstage erklärt, daß unsere Beziehungen zur Schweiz die besten seien und daß die deutschen Anstrengungen stets nur darauf gerichtet waren, die Eid-

genossenschaft zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Sozialdemokratie zu gewinnen. Diese Ausführungen haben jetzt in Bern ein Echo gefunden. Im Nationalrath erklärte Bundesrath Droz als Vertreter der Regierung, daß die Schweiz zwar ihre internationalen Verpflichtungen stets erfüllen werde, aber daß „sie fest entschlossen sei, mit Niemand einen Bund oder eine Bundesgenossenschaft behufs Unterdrückung von politischen Gedanken und Bestrebungen einzugehen.“ Die zweite Angabe des Grafen Bismarck über unser Verhältniß zur Schweiz erhielt dadurch ihre Beleuchtung, daß nach Angabe des Herrn Droz bisher irgend welche Verhandlungen über die Erneuerung des Niederlassungsvertrages nicht stattgefunden haben; und doch wäre ein neuer Vertrag wünschenswerth, um wirklich gute Beziehungen für die Zukunft zu sichern. Da zeigt sich von Neuem, daß das ganze Zerwürfniß sammt der Kündigung des Vertrages sehr vom Uebel waren.

* * *

Die zweite Auflage des Kartells.

Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Ebensowenig ist es dasselbe, wenn man zweimal dasselbe thut. Als vor drei Jahren zwischen den Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen das Wahlkartell abgeschlossen wurde, legten speziell die Nationalliberalen großen Werth darauf, das Kartell als Mittel zur Erreichung eines ganz bestimmten politischen Zwecks erscheinen zu lassen. Mittelst des Kartells sollte das Septennat durchgedrückt werden; und das Septennat erschien in den Prospekten der Kartellparteien als die Rettung des Vaterlandes. Mit etwas geringerem, als der Rettung des Vaterlandes, hätte man vor drei Jahren die intime Verbindung gar nicht zu entschuldigen gewagt. Ein akuter Fall von Rettung des Vaterlandes liegt nun zur Zeit nicht vor. Trotzdem wird das Kartell erneuert, sogar in bündigerer Form als vor drei Jahren. Die Situation erscheint somit von vornherein in einem wesentlichen Punkte verändert. Es ist kein bestimmter Anlaß, es sind vielmehr aus der politischen Gesammtlage hervorgegangene Erwägungen, welche den Abschluß des neuen Kartells zugestandenermaßen bewirkt haben. Mit anderen Worten: die trennenden Punkte werden innerhalb der Bundesgenossenschaft des Kartells mehr und mehr zurückgedrängt hinter die Punkte, betreffs deren man einig ist. Es ist das ein Entwicklungsprozeß, der Niemanden überraschen wird, dessen Endresultat — trotz aller kleinen Zänkereien im Schoße des Kartells — jeder voraussehen mußte. Ich gehe aber weiter. Meines Erachtens wäre gegen eine derartige Vereinigung auch vom Standpunkte der politischen Moral nichts einzuwenden, wenn das politische Kampagniegeschäft auf Grundlage gemeinsamer oder wenigstens im Wesentlichen gemeinsamer Prinzipien abgeschlossen wäre. Aber gerade das will kein Theil des Kartells wahr haben, und man kann billiger Weise auch nicht behaupten, daß die politischen Grundanschauungen der Herren Stöcker und von Kleist-Retzow auf der einen Seite mit denen der Herren Miquel und von Bennigsen auf der anderen Seite identisch seien. Die Verschiedenheit der Grundanschauung besteht gewiß, aber man verzichtet — und das ist die charakteristische Seite des Kartells — auf eine energische Geltendmachung derselben im Wahlkampfe. Dieser Verzicht auf die Geltendmachung politischer Grundsätze wird von den Herolden des Kartells nun obendrein als ein Akt lobenswerther Selbstbeschränkung gefeiert. Die Kartellparteien sind so national, so patriotisch, daß sie sogar ihre politischen Grundsätze auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern bereit sind. Als ob dem Vaterlande mit politischer Grundsatzlosigkeit etwas gedient wäre! Und was erreicht man mit diesem Opfer? Man schafft im günstigsten Falle eine Reichstagsmehrheit, die, ohne von gemeinsamen Prinzipien beherrscht zu werden, doch der jeweilig herrschenden Macht ihre Stimmen zur Verfügung stellt. Man enthebt auf diese Weise die Regierungen der Verpflichtung, sich mit politischen Ideen abzufinden und leistet damit der Interessenpolitik den verhängnißvollsten Vorschub. Die Grundsätze erscheinen danach als eine quantité négligeable; man schaart sich um andere Mittelpunkte. Man kämpft nicht für eine gemeinsame Idee, sondern gegen einen gemeinsamen Feind, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus taktischen Motiven; man folgt nicht dem eigenen Gewissen, sondern einer im Wege des Kompromisses gefundenen Parole. In dieser Zurückdrängung der Ueberzeugung als eines Faktors zweiten Ranges liegt etwas Demoralisirendes. Beim vorliegenden Kartell haben darunter vor Allem die Nationalliberalen zu leiden, denn bei ihnen wird der Konflikt des politischen Gewissens mit den Abmachungen des Kartells naturgemäß am häufigsten sein, weil die von dem Kartell gemeinsam zu bekämpfenden Gegner den Nationalliberalen immer noch näher stehen, als jeder anderen Gruppe des Kartells. Die neue Abmachung verpflichtet sie, für konservative Antisemiten, Zünftler, Agrarier, Bimetallisten einzutreten, nicht etwa bloß in Stichwahlen, sondern von vornherein, unter Unterdrückung der Wünsche nach einem eigenen Kandidaten und selbst dem gemäßigtsten freisinnigen Mitbewerber gegenüber. Damit ist zum Ausdruck gebracht, daß den Nationalliberalen jene liberalen Grundsätze, die sie von den Konservativen unterscheiden, nur noch von untergeordneter Bedeutung sind. Es ist gut, daß dieser Punkt durch den Neuabschluß des Kartells jetzt auch dem blödesten Auge sichtbar geworden ist.

Für uns Freisinnige erwächst aus diesem Vorgehen nur um so dringender die Verpflichtung, alle kleinen taktischen Künste bei Seite zu lassen und die liberalen Grundsätze ohne Kompromiß mit irgend einer Partei im bevorstehenden Wahlkampf zu vertreten. Wir haben uns weder ums Centrum, noch um die Sozialdemokraten zu kümmern, sondern in jedem Falle, auch da, wo kein eigener Kandidat in Frage kommt, einzig und allein zu prüfen, wie wir unseren eigenen Grundsätzen die größtmögliche Förderung — oder zum mindesten die relativ kleinste Schädigung — zu Theil werden lassen.

Je mehr vom Kartell die politischen Grundsätze vernachlässigt werden, um so stärker müssen wir dieselben betonen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

VI.

Von den beiden einzigen legislatorischen Vorlagen, welche die Regierung außer dem Budget für diese Session dem Reichstage vorgelegt hat, ist das Bankgesetz in der abgelaufenen Session zur zweiten Lesung gekommen und ist mit schwacher Majorität im Sinne der Regierung angenommen worden. Wie es dabei zugegangen, verdient eine Beleuchtung, um das Wesen des gegenwärtigen Reichstags zu charakterisiren. Man wußte, daß eine sehr zweifelhafte Abstimmung bevorstand. In solchen Fällen pflegen die Parteien Cirkulare an ihre Mitglieder zu erlassen, in denen sie zur zahlreichen Anwesenheit auffordern. Das war auch in diesem Falle, theilweise sogar in der Oeffentlichkeit geschehen. Der Erfolg war, daß beim Namensaufrufe 204 Mitglieder antworteten, fünf mehr als zur Beschlußfähigkeit schlechterdings gehören. In einer Session, welcher die dilucida intervalla der Beschlußfähigkeit sehr knapp zugemessen sind, konnte selbst eine zwar unscheinbare, aber doch hochwichtige Vorlage, konnte die Mahnung der Parteileitungen einen größeren Effekt nicht hervorrufen.

So oft die Rede auf Beschlußunfähigkeit des Hauses kommt, pflegt auch der Antheil der freisinnigen Partei an derselben einer strengen Prüfung unterworfen zu werden. Vielleicht nicht mit Recht. Hatte doch einst das Kartell der

Opposition zugerufen: „Wir sind die Majorität; wir führen die Geschäfte des Hauses!" Wer von einem so stolzen Bewußtsein durchdrungen ist, hat auch die Pflicht, für die Aufrechterhaltung der Bedingungen zu sorgen, unter denen allein die Geschäfte des Hauses geführt werden können. Einer Opposition, die gewohnt ist, die von ihr abgegebenen Stimmen als verlorene anzusehen, wird man es nicht überscharf anrechnen dürfen, wenn sie die Pflichten der Prüfung in etwas laxerer Weise erfüllt, als die Majorität. In diesem Falle kann aber die freisinnige Partei die strengste Prüfung in glänzender Weise bestehen. Von ihren 36 Mitgliedern waren 30 zur Stelle und stimmten einhellig für die Regierung. Die Partei war in einer Stärke von fünf Sechstheilen, von 83 Prozent anwesend, während die Betheiligung der nicht der freisinnigen Partei angehörigen Mitglieder sich auf 48 Prozent beziffrte. In diesem Fall hat die freisinnige Partei nicht allein die Beschlußfähigkeit, sondern allem Anscheine nach auch die Majorität für die Regierung gerettet.

Da es feststehender Grundsatz der Kartellparteien ist, der freisinnigen Partei aus Allem, was sie thut, einen Vorwurf zu machen, so muß ihr natürlich auch daraus ein Vorwurf gemacht werden, daß sie für die Regierung gestimmt hat. Ein der Regierung sehr ergebenes Organ fordert sogar auf, bei den Wahlen das Verhalten der freisinnigen Partei in ein scharfes Licht zu setzen. Dieses Verhalten bestand einfach darin, die Regierung rückhaltlos zu unterstützen und die tüchtigen Leistungen der Reichsbank und ihrer Verwaltung anzuerkennen, ohne darum an übertriebenen und überflüssigen Lobhudeleien theilzunehmen. Auch der besten Verwaltung einer Zettelbank läßt sich kein höheres Lob spenden, als daß sie sich von leicht zu vermeidenden Fehlern frei gehalten hat, und dieses Lob widerstrebt der Einkleidung in einen dithyrambischen Stil. Wenn man der Verwaltung einer solchen Bank das Lob der Genialität beilegen wollte, so überschritte man die Grenzlinie, bei welcher das Lob in herben Tadel umschlägt. Der freisinnigen Partei wird nachgesagt, daß sie sich in den Dienst des Kapitalismus gestellt habe. Es liegt auf der Hand, daß dieser Vorwurf sie nur dann treffen kann, wenn man der Regierung den völlig gleichen Vorwurf macht. Das ist auch nicht ausgeblieben. Dieselbe soll sich von den Grundlagen der kaiserlichen Botschaft vom November 1881 losgesagt haben. Wenn dem so ist, so muß die kaiserliche Botschaft von einem der beiden Theile mißverstanden worden sein, entweder von der Regierung oder von den Kartellparteien. Und was in dieser Beziehung das Wahrscheinlichere ist, bedarf keiner eingehenden Erörterung.

Die grundsätzliche Opposition derjenigen, welche an die Stelle der Reichsbank in ihrer gegenwärtigen Gestalt ein auf die eigenen Mittel des Reiches begründetes Unternehmen setzen wollte, hat keine Aussicht auf Erfolg gehabt. Der eigentliche Kampf entbrannte um einen sehr unscheinbaren Antrag des Herrn von Huene: den Gewinnantheil der Reichsbankaktionäre um noch einen geringen Bruchtheil zu kürzen. Der materielle Inhalt dieses Antrages konnte nur zu einer kalkulatorischen, nicht zu einer leidenschaftlichen Erörterung Anlaß geben, und da die kalkulatorische Abwehr durch den Reichsbankpräsidenten, den Staatssekretär des Innern und den Direktor im Reichsschatzamt in der sorgfältigsten Weise bewirkt worden war, gleichwohl aber die Vertheidigung des Antrages in ebenso leidenschaftlicher wie zäher Weise fortgesetzt wurde, so blieb nur übrig, hinter dem ausgesprochenen Antrage einen unausgesprochenen Sinn zu suchen. So ergab sich, daß der Zweck, die Reichsbank zu verstaatlichen, den man direkt nicht erreichen konnte, auf dem Umwege erreicht werden sollte, ein Abkommen über die Verlängerung des Bankprivilegiums zwischen Regierung und Bankinteressenten zu vereiteln, indem man den letzteren unannehmbare Bedingungen auferlegte. Und hiergegen mit Nachdruck aufzutreten, hatte die freisinnige Partei allerdings Anlaß.

In der Diskussion ritt Herr Gamp noch einmal in die Schranken, um seine Bilder von einem Bankwesen, das sich in seinem Kopfe anders abspiegelt als sonst wohl in Menschenköpfen, darzulegen, und mit dem Ausdruck der Sehnsucht zu schließen, er möchte endlich doch einmal erfahren, was ein Reitwechsel ist. Von Neuem wiederholte sich das Schauspiel, daß der Decernent im Ministerium für Handel und Gewerbe von dem Bankpräsidenten, der sichtlich das Bestreben hatte, ihn ernsthaft zu nehmen, in einer Form abgefertigt wurde, die unwillkürlich in einen ironischen Ton umschlug. In einem berühmten Calderonischen Schauspiel ereignet es sich, daß ein Grande, der von einem hohen Herrn, an welchem er unmittelbare Rache nicht nehmen darf, beleidigt wird, sein Schwert in die unschuldige Brust irgend einer Person aus den Umstehenden stößt, um seine verletzte Ehre mit irgend welchem Blute abzuwaschen; und so stieß auch Herr Gamp sein Ritterschwert in die Brust der „Nation", indem er ihr den Sinn für Ehre und Anstand absprach, weil sie mit vielen anderen den Mangel theilt, seine Anschauungen über das Bankwesen nicht ernsthaft nehmen zu können. Auch Herr von Kardorff fehlte in den Reihen der Opposition gegen die Regierung nicht, er ließ aber diesmal seine Ueberzeugung von der allein seligmachenden Kraft des Bimetallismus nur wie durch einen Flor hindurchscheinen.

Die Reihe, an einem Schwerinstage zur Diskussion aufgerufen zu werden, traf diesmal den freisinnigen Antrag, welcher den Bergarbeitern einige der Wohlthaten zugänglich machen will, welche die Gewerbeordnung den übrigen Arbeitern zu Theil werden läßt. Die Kartellpresse hatte sich in gewohnter Weise beeilt, den Antrag komisch zu finden; desto mehr muß es anerkannt werden, daß die Parteien im Hause demselben eine sehr ernsthafte Behandlung zu Theil werden ließen. Der Zweifel, mit dem man die „Komik" begründet hatte, ob denn das obligatorische Arbeitsbuch, dessen Abschaffung die freisinnige Partei fordert, überhaupt existire, wurde in drastischer Weise dadurch widerlegt, daß einige Exemplare dieses nicht existirenden Arbeitsbuchs in unangreifbarer Weise auf den Tisch des Hauses niedergelegt wurden. Herr Windthorst aber, der gleichfalls in die Debatte eingriff, war so weit davon entfernt, in dem Antrage etwas Komisches zu finden, daß er denselben vielmehr für den ernsthaftesten erklärte, welcher die Session überhaupt beschäftigt.

A tout seigneur tout honneur! Ich nenne unter Denen, die sich an der Diskussion betheiligten, in erster Linie den nationalliberalen Herrn Hammacher, der sich diesmal das Verdienst erwarb, die Sache in großem Stil zu behandeln. Ueber der ganzen Debatte schwebte der Schatten der Agitation, die von Neuem in den Kreisen westfälischer Bergarbeiter ausgebrochen ist, und im unglücklichen Falle zu einer vereinten Arbeitseinstellung führen kann. Herr Hammacher verkannte weder die folgenschwere Bedeutung eines solchen Ereignisses, noch die Fehler seiner Partei- und Berufsgenossen, die ein solches Ereigniß vorbereiten helfen, indem sie durch eine Aussperrungsmaßregel gegen die Leiter der Agitation den Samen einer üppig wuchernden Unzufriedenheit ausgestreut haben.

In großem Stil, sagte ich, faßte Herr Hammacher seine Aufgabe auf, indem er den Punkt muthig hervorzog, auf welchen es vor allen Dingen ankommt. Er erkannte an, daß man heutzutage keine Klasse des Arbeiterstandes, und insbesondere die Bergarbeiter nicht, nach patriarchalischen Grundsätzen behandeln könne. Der Arbeitsvertrag beruht heute auf dem Grundsatze der bürgerlichen Gleichberechtigung beider Parteien. Der einzelne Arbeitgeber mag dem einzelnen Arbeiter gegenüber das Gefühl sozialer Ueberlegenheit haben; sobald die Arbeiterschaft sich auf dem Wege der Koalition zu einer einzigen Person geeinigt hat, steht sie der Gesammtheit der Arbeitgeber gleich mächtig gegenüber. Und diesen Prozeß der Koalition vermag kein Gott zu hindern, und die Arbeitgeber, denen es auf die Wahrung des sozialen Friedens ankommt, müssen mit ihren vereinigten Arbeitern auf dem Fuße der Gleichberechtigung verkehren und dürfen sich nicht hinter den Einwand zurückziehen, daß man mit Arbeitern nicht verhandle. In der Zurückweisung des patriarchalischen

Standpunkts hat Herr Hammacher den Kernpunkt der Frage getroffen, die drohend unmittelbar über unserer Kohlenindustrie, mittelbar über unserer ganzen Industrie schwebt, und es wird sich darum handeln, ob die westfälischen Zechenbesitzer diesen ihnen gegebenen Wink verstehen und beherzigen werden.

Daß die freisinnigen Abgeordneten Schmidt und Baumbach ohne jeden parteipolitischen Hintergedanken sich im Frühjahr dieses Jahres um die Beilegung des Streiks eifrig und erfolgreich Mühe gegeben haben, ist jetzt ebenso unumwunden anerkannt, wie sie anerkennen, bei Herrn Hammacher willige Hilfe gefunden zu haben, und es ist daher nicht zu befürchten, daß die Verdächtigungen, die ihnen neuerdings zu Theil werden, einen Erfolg haben. Es ist darum überflüssig, auf diese Verdächtigungen zu antworten.

Die Regierung hat sich an der ganzen wichtigen Diskussion nur insoweit betheiligt, als Herr von Bötticher mit seiner gewohnten Frische erklärte, die preußische Regierung sei mit ihrer vor mehr als sechs Monaten begonnenen Enquete noch nicht fertig, und davon, daß sie noch nicht fertig sei, habe er zu seiner Ueberraschung soeben erst Kenntniß erhalten. Mit dem Entwurf eines Sozialistengesetzes wird die Regierung schneller fertig, als mit einer solchen Enquete, deren Abschluß doch zu den wichtigsten Aufgaben zählt, die ihr zu Theil werden konnten.

Der Reife des Sozialistengesetzes ist die achttägige Pause, die in den Berathungen eingetreten ist, nicht förderlich gewesen. Die Kluft, welche die Nationalliberalen in der Frage der Ausweisungsbefugniß von den Konservativen und der Regierung trennt, hat nicht überbrückt werden können. Und mit einer solchen unausgeglichenen Differenz hat man soeben das Kartell erneuert! Man ist über Alles einig, nur über die Hauptsache nicht, und darum kann man wohlgemuth auch ferner Hand in Hand gehen.

Proteus.

Das Koalitionsrecht der Arbeitgeber.

Daß bei den verbündeten Regierungen die Absicht bestehe, die Koalitionsfreiheit der Arbeiter irgendwie einzuschränken, hat Herr Staatsminister von Bötticher kürzlich in der Spezialdiskussion über den Etat des von ihm geleiteten Reichsamts des Innern in der bestimmtesten Weise in Abrede gestellt.

Gleichzeitig erfolgte seitens des Herrn von Bötticher „die beruhigende Erklärung", daß weder bei der preußischen noch bei der Reichsregierung eine Neigung hervorgetreten sei, im Wege der Gesetzgebung eine Bestrafung des Kontraktbruchs der Arbeiter herbeizuführen. Das wäre also in optima forma eine Ablehnung jener Vorschläge, welche in Folge des großen westphälischen Bergarbeiterstreiks von der Handelskammer in Dortmund in ihrer bekannten Petition und auch sonst in der Presse von berufener und unberufener Seite gemacht worden sind und welche im Wesentlichen auf eine Bestrafung des Massenstreiks hinausliefen. Die Regierung geht auch nicht so weit, wie Herr Oechelhäuser, welcher bereit ist, in eine Erwägung der Frage einzutreten, ob nicht eine strafrechtliche Verfolgung der Verleitung zum Kontraktbruch für solche Berufskategorien vorzuziehen sein dürfte, bei welcher die Folgen des Streiks, wie im Kohlenbergbau, tief in das ganze wirthschaftliche Leben der Nation eingreifen, ja daß öffentliche Interessen dadurch gefährdet werden.

Auf der andern Seite liegen aber dem Reichstag Petitionen aus den Kreisen der Arbeitnehmer vor, welche eine Wahrung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter und eine Vermehrung derjenigen Garantien bezwecken, welche unsere Gewerbegesetzgebung in dieser Hinsicht dem Arbeiterstande darbietet. Daß nämlich durch das Sozialistengesetz und durch dessen Handhabung das Recht der freien Koalition den Arbeitern vielfach geschmälert und öfters geradezu illusorisch gemacht worden ist, läßt sich in vielen Fällen nachweisen. Den hierauf bezüglichen Beschwerden der Arbeiter und ihrer Vertretungen möglichst abzuhelfen, sollte eine der wichtigsten Aufgaben bei den gegenwärtigen Berathungen über die Verlängerung oder Verewigung jenes unglücklichen Gesetzes sein.

Aber nicht bloß das Koalitionsrecht und die Koalitionsfreiheit der *Arbeiter* kommen dabei in Frage, sondern auch das den *Arbeitgebern*, ebenso wie den Arbeitnehmern zustehende Recht der freien Koalition. Daß dieses Koalitionsrecht der Arbeitgeber mehr als einmal mißbraucht worden ist, unterliegt keinem Zweifel. In verschiedenen Fällen sind Koalitionen von Arbeitgebern so weit gegangen, daß sie die Annahme „nicht ordnungsmäßig entlassener" Gesellen oder Arbeiter den Mitgliedern des betreffenden Arbeitgeberverbandes bei Strafe untersagten, und der Fall, in welchem die zu einer solchen Koalition gehörigen Arbeitgeber zur Sicherung der Zahlung eines derartigen Strafgeldes einen Sola-Sichtwechsel hinterlegen mußten, steht nicht vereinzelt da. In anderen Fällen hat man andere Mittel gewählt, um die Annahme von Arbeitern, welche „auf die schwarze Liste" gesetzt waren, seitens der koalirten Arbeitgeber auszuschließen.

Die Frage, um welche es sich nun z. B. in der Petition der „Geschäftsleitung der Maurer Deutschlands (Hamburg)" handelt, ist die, ob gegenüber solcher Koalitionen der Arbeitgeber und derartigen Ausschreitungen ihrer Koalitionsfreiheit die Vorschriften der Gewerbeordnung (§ 153) als genügende anzusehen sind oder nicht. Hier werden bekanntlich diejenigen (Arbeitgeber wie Arbeitnehmer) mit Strafe bedroht, welche Andere durch Anwendung körperlichen Zwanges, durch *Drohung*, durch Ehrverletzungen oder durch *Verrufserklärung bestimmen oder zu bestimmen suchen*, an solchen Koalitionen theil zu nehmen oder ihnen Folge zu leisten, oder welche Andere durch gleiche Mittel *hindern oder zu hindern suchen*, von solchen Verabredungen zurückzutreten.

Nach meinem Dafürhalten werden Fälle der oben bezeichneten Art schon durch diese gegenwärtige Fassung der Gewerbeordnung getroffen. Die vertragsmäßige Androhung einer Strafe für den Fall des Rücktritts von einer solchen Arbeitgeberkoalition wird in der That als eine Drohung im Sinne des § 153 der Gewerbeordnung aufzufassen sein. Dieser Paragraph erklärt zudem schon den *Versuch* für unzulässig und für strafbar, einem Andern hindernd in den Weg zu treten, wenn er von einer Koalition der fraglichen Art zurücktreten will. Es käme also nicht sowohl darauf an, ein neues Gesetz zu erlassen, als ein bestehendes wirklich und wirksam zu handhaben. Die Petition der Hamburger Geschäftsleitung des Maurerverbandes will dagegen eine anderweite Fassung des § 153 der Gewerbeordnung herbeiführen, und es ist gewiß einer ernstlichen Erwägung werth, ob nicht eine bessere Formulirung dieser gesetzlichen Bestimmung am Platze wäre.

Die Petenten schlagen aber weiter vor, den § 153 der Gewerbeordnung durch folgenden Zusatz zu ergänzen: „Einer Verrufserklärung ist es gleich zu achten, wenn Vorstände oder Mitglieder von Vereinigungen aller Art Listen (sogenannte schwarze) ausgeben, um sich gegenseitig zu verpflichten oder Andere zu veranlassen, bestimmten Personen den Eintritt in die Arbeit zu verweigern oder deren Austritt aus der Arbeit zu veranlassen."

Dieser Vorschlag entspricht demjenigen, welchen schon im Jahre 1886 die sozialistische Fraktion des Reichstags dem letzteren unterbreitete. Aber gerade die Verhandlungen des Reichstags, welche in dieser Woche anläßlich des freisinnigen Antrags, betreffend den Legitimationszwang für die Bergleute, stattfanden, lassen erkennen, wie diese Bestimmung denn doch nur eine einzelne Art der Arbeiteraussperrung treffen würde, und wie es den Arbeitgeberkoalitionen gleichwohl möglich wäre, auch *ohne schwarze Liste*

den zu maßregelnden Arbeiter aan der Arbeit innerhalb des Bannbezirks auszuschließen.

Der Antrag der freisinnigen Partei, welcher zu der großen zweitägigen Debatte über die Verhältnisse der Bergleute führte, bezweckt die Beseitigung jener Sonderbestimmung der Partikulargesetzgebung, welche Bergwerksbesitzer und deren Vertreter verpflichtet, Arbeiter, von denen ihnen bekannt ist, daß sie früher bei dem Bergbau beschäftigt waren, nicht eher zur Bergarbeit anzunehmen, als bis ihnen das vorschriftsmäßige Zeugniß über jene frühere Beschäftigung vorgelegt ist. Ferner will dieser Antrag auch für die Bergleute die Bestimmungen der Gewerbeordnung zur Anwendung bringen, wonach die Arbeitszeugnisse oder Arbeitsbücher nicht mit einem Merkmal versehen sein dürfen, welches den Inhaber günstig oder nachtheilig zu kennzeichnen bezweckt. Endlich handelt es sich darum, auch für den Bergarbeiter den Eintrag eines Urtheils über die Führung oder über dessen Leistungen in das Arbeitszeugniß auszuschließen.

Daß in dieser Hinsicht bezüglich der Bergarbeiter in Westfalen Mißstände vorliegen, ist nicht zu bestreiten. Aber der freisinnige Antrag, wäre er angenommen und zum Gesetz erhoben, würde doch nur eine gesetzliche Handhabe beseitigen, welche gegenwärtig gegeben ist, um durch eine Koalition der Arbeitgeber die Freizügigkeit der Bergarbeiter zu beschränken und mißliebige Bergleute von der Arbeit auszuschließen. Die Sperrmaßregel aber, welche in diesen Tagen im Reichstag so lebhaft besprochen und verurtheilt wurde, könnte gleichwohl fortbestehen, auch wenn jener Gesetzesvorschlag der freisinnigen Partei von den gesetzgebenden Faktoren des Reiches angenommen würde. Diese Sperrmaßregel ist eben ein Ausfluß des freien Koalitionsrechts der Arbeitgeber in dem rheinisch-westfälischen Kohlendistrikt. Der Ausschluß einer Anzahl von gemaßregelten Bergleuten von der Arbeit in den Gruben der koalirten Arbeitgeber, eine allem Anscheine nach ebenso inhumane als unkluge Maßregel, welche offenbar mit dem Streik vom Mai d. J. im Zusammenhang steht, hat die Bergarbeiter wiederum in lebhafte Erregung versetzt, und die Frage des Streiks wird von den dortigen Bergarbeitern aufs Neue ernstlich erwogen. Die große Versammlung der Bergleute, welche am 1. Dezember in Essen tagte, hat die Entsendung einer Deputation von sieben Mitgliedern an die Grubenbesitzer und deren Vertreter beschlossen, um mit diesen oder doch mit einer Kommission derselben über die völlige Aufhebung der Sperre zu verhandeln.

Wie es scheint, sind die Zechenbesitzer und die Grubenverwaltungen nicht einmal gewillt, sich auf eine solche Verhandlung einzulassen. Herr Dr. Natorp, der Geschäftsführer des „Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund“ soll sich wenigstens in diesem Sinne ausgesprochen haben.

Merkwürdiger Weise berufen sich dabei die Zechenverwaltungen — wenn anders die diesbezüglichen Mittheilungen der „Kölnischen Zeitung“ richtig sind — unter Anderem darauf, daß die Zahl der gemaßregelten und von der Arbeit ausgeschlossenen Bergleute eine nur geringe sei. Haben denn die Männer, welche einen solchen Beschluß gefaßt haben und diesen in der Ausübung ihres Koalitionsrechtes aufrecht halten wollen, aus dem Streik vom Mai d. Js. nicht erkannt, wie die Bergleute sich in solchen Fragen solidarisch fühlen? Haben jene Herren aus diesem Arbeiterausstand nicht die Lehre gezogen, daß der Bergmann die Unbill, welche seinem Kameraden zugefügt wird, mitempfindet? Haben sie sich nicht überzeugt, daß der Bergmann dem Arbeitgeber als ein Gleichberechtigter gegenübertreten will, und daß er gegen jede Zurücksetzung, die er in dieser Hinsicht von dem wirthschaftlich Stärkeren erfährt, in Ausübung des den Bergarbeitern zustehenden Koalitionsrechtes aufzutreten gewillt ist?

Freilich üben die Herren Arbeitgeber ja auch nur ihr Koalitionsrecht aus. Aber mögen sie nicht vergessen, daß das Recht zum Unrecht wird, wenn man es auf die Spitze treibt! Der Koalition der Arbeitgeber steht die Koalition der Arbeiter gegenüber und die Frage, welche von beiden Koalitionen sich als die stärkere erweisen wird, ist lediglich eine Machtfrage. Ihre Tragweite hat die Welt im Mai dieses Jahres erkennen lernen! Die Bergarbeiter bieten die Hand zum Frieden. Wollen die Grubenbesitzer sie wirklich zurückweisen?

Karl Baumbach.

Aus unserem Citatenschatz.

An einen Sohn.

Landau, 3. April 1851.

Für die Beamtenschaft, das Hungerbrot der Knechtschaft, will ich keinen Sohn mehr erziehen. Glaube nur, das Vaterland fordert von unserem Stande in den nächsten 30 Jahren weder Beamtenbildung noch juristische Kenntniß für den, welcher dem Gemeinwesen forthelfen soll, sondern Unabhängigkeit.

„Di libertà independenza è primo grado“ sage ich immer und immer wieder mit Dante. Es ist deutsche Tollheit, zu glauben, daß man ein freies Volk durch Beamte und Professoren bilden könne. Der unabhängige deutsche Bürgersmann soll mit Scharnhorst, dem Müllersohn, sagen: „Ich kann Kartoffeln essen“, allein diese Kartoffeln müssen auf seinem eigenen Boden wachsen oder mit seinem eigenen Gelde gekauft sein. Beamte im konstitutionellen Staate müssen das Lied ihres Herrn singen.

Ich würde mit schwerem Herzen sterben, wenn ich fürchten müßte, daß der (theuer erkaufte!) Glanz des väterlichen Hauses euch eine Vornehmigkeit gegeben hätte, welche euch das Bürgerliche „vulgär“ erscheinen ließe. Nichts ist mehr „vulgär“ als der Junkerpöbel, hier wie in Deutschland. Man muß durch die Form aufs Wesen dringen; durch die Schale in den Kern! Siehe, wo jetzt der Mittelpunkt der Ehre und des Ehrgefühls in der Nation ist! Sage dem trefflichen — —, er soll es den Deutschen und Christen nicht nachtragen, wenn man ihn als Juden hintenansetzt; es wird nicht lange dauern.

12. Februar 1852.

Hüte dich, je die Politik von dem Rechte und der Rechtlichkeit zu trennen. Nicht weil „honesty is the best policy“, was wenigstens sehr mißdeutet werden kann, sondern weil Politik nichts anderes ist, als Anwendung der sittlichen Vernunft auf die öffentlichen Angelegenheiten und Verhältnisse.

Christian Carl Josias Freiherr v. Bunsen.
Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Willwe.
(Deutsche Ausgabe von Fr. Nippold.)

Russische politische Gefangene.*)

Wenn der gemüthliche Deutsche beim Morgenkaffee in seinem Lieblingsblatte liest, es seien wieder einmal zehn, aber zwanzig oder hundert Nihilisten zum Tode verurtheilt und durch die Huld des Zaren zu sibirischem Bergwerk begnadigt worden, so befinden sich die Begünstigten bereits auf dem Schub nach einer jener Gold- oder Silberminen im nordöstlichen Asien, deren hauptsächlichste wir skizziren wollen.

*) Vergleiche „Nation“ 1888/89 Nr. 5, 6, 7, in denen auf die Enthüllungen George Kennan's hingewiesen wurde. Dieser Hinweis war die Veranlassung zu einer Verdeutschung der Schriften des Amerikaners; dieselbe liegt jetzt vor: Sibirien von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. Berlin, Siegfried Cronbach, 1890.

Die Karagoldgruben, etwa 200 Meilen westlich vom Stillen Ozean, 30 Meilen östlich vom Baikalsee und 2 Meilen nördlich vom Einfluß der Kara in die Schilka, die ihrerseits in den Amur geht, gelegen, sind seit dem Ende der liberalen Aera Alexander II. gewöhnlich für die Bestrafung der mittelschweren „Politiker" gewählt worden. Die leichteren Fälle werden in Westsibirien behandelt; die schwersten in den Jakuter Gefängnissen, jenseits des Polarkreises und in den Kasematten von Schlüsselburg und St. Peter und Paul, gegenüber dem Winterpalais.

Das Leben, welches die „Politiker" von 1863—1881 in den Karawerken führten, war das der an derselben Stelle detinirten gemeinen Verbrecher und läßt sich demnach aus dem Zustande, in welchem der amerikanische Reisende George Kennan die letzteren 1885 fand, ermessen. Die Gruben, welche sich mehrere Meilen weit im Karathal erstrecken, erforderten damals wie noch heut sechs geranderte Gefängnisse und zahlreiche Nebenhütten, um ihre 1800 Gefangenen und die 700 Weiber und Kinder, die ihnen freiwillig gefolgt waren, zu beherbergen. Zu ihrer Bewachung dienten 1000 Mann Infanterie und 150 Gensdarmen (wie die politischen Polizisten genannt werden), so daß fast auf jeden Fesselträger ein Büchsenträger, oder, wenn man die letzteren in zwei Ablösungen theilt, auf je 2 Gefangene 1 Mann Eskorte kömmt.

Von den 1800 Gefangenen war ein Theil in Blockhäusern, ein anderer in Nebenhütten untergebracht — die ersteren Neulinge, welche sich das Privileg der Nebenhütten noch zu verdienen hatten, die letzteren ältere Semester, denen der konstante Einschluß erlassen und mit eigenem oder fremdem Weib und Kind der Bezug oder die Erbauung einer Nebenhütte gestattet war. Die Leute in den Nebenhütten thun Zwangsarbeit und erhalten Rationen, wie die in den geschlossenen Gefängnissen; daß die meist willkürlich gewährte und entzogene Begünstigung, die sie genießen, dennoch eine große ist, folgt einerseits aus dem Zustand der Blockhäuser, dem sie entronnen sind, andererseits aus dem, den Nebenhütten vorbehaltenen Verkehr mit der weiblichen Bevölkerung, welcher sich häufig noch ganz in der Periode des Mutterrechts zu bewegen pflegt. Aus kolonialpolitischen Gründen wird das letztere Ingrediens der Bevölkerung amtlich mitverpflegt.

Der Zustand der Blockhäuser nun, in denen die Gefangenen ein oder mehrere Jahre nach ihrer Ankunft zuzubringen haben, spottet jeder Beschreibung. Was George Kennan in seinen eben veröffentlichten neuesten Mittheilungen darüber gegeben hat, ist die Grundlage der folgenden konzentrirten Passagen.

Major Potuloff, der Kommandant des Kara-Gefängnisses, führte die Reisenden ins Blockhaus. Sie stiegen einige Stufen herauf, die mit einer unbeschreiblichen, 1½ Zoll dicken Lage von Dreck und Eis fournirt waren. So gelangten sie durch eine schwere Plankenthür in einen langen, engen und dunklen Korridor, an dem die Zelleneingänge lagen. Der Boden war naß und schlüpfrig; die Luft feucht, warm und mit dem eigenthümlichen sibirischen Prisonodeur gesättigt, das Niemand, der es geathmet hat, je vergessen, und das dennoch Keinem, der es nicht geathmet hat, verständlich gemacht werden kann. Man denke sich dumpfigste Kellerluft, getaucht in den Ammoniak ungewaschener Leiber und gewürzt mit Exkrementen und faulendem Holz verschiedener Daten, und man wird sich noch lange keine Vorstellung von der Wirklichkeit machen können. Die Phantasie keiner Nase reicht soweit. Seuche liegt in jedem Athemzug. Der Kommandant, der eben vom Klavier und Schaukelstuhl seiner komfortablen Behausung aufgestanden war, bemerkte kurz: greulich!

Und das war nur der Anfang. Als die Reisenden in die erste Kamera — ein Gemach von 24 Fuß im Geviert und 8 Fuß Höhe — traten, war die Luft so viel grauenvoller als im Korridor, daß sie nahezu ohnmächtig umsanken. Die Fenster ließen sich nicht öffnen und die einzige Ventilation für Zimmer und Ofen kam von dem eben beschriebenen Korridor. Der Boden war mit einer Lage unanalysirbaren Mistes inkrustirt; die Balkenwände mit vielen tausenden von Blutflecken, die ebenso viele Wanzen-, Läuse- und Flöhenmorde markirten, tapezirt; ringsherum lief eine nackte Pritsche zum Schlafen, für welche weder Betten noch Stroh gegeben wird. Darüber waren Zettel mit tröstlichen Stellen aus der Heiligen Schrift, vom Zumirkommen, von der Freude der Engel u. s. w.; darunter standen 10 Stunden täglich die offenen Nachteimer. Während dieser 10 Stunden, in denen die Thüre überhaupt nicht geöffnet wird, hatte jeder der 29 Gefangenen, welche die Zelle enthält, 5 Kubikfuß Luft, und zwar Luft von der genannten Qualität zu seiner Verfügung. Die Folge ist eine dauernde Skarbut- und Typhusepidemie — unter 1800 Gefangenen waren im Jahr 1886 nicht weniger als 1208 Krankheitsfälle, mit einer Sterblichkeit von mindestens 20 pCt. Ja, im Jahre 1857, als ein besonders thätiger Gefängnißkommandant die Goldausbeute zu steigern unternahm, starben von den 1800 sogar 1000. Warum, frägt der praktische Amerikaner, werden die Leute nicht in den Pallisadenhof geführt, an die Wand gestellt und in wenigen Minuten zusammengeschossen? Der abgekürzte Prozeß müßte doch allseitig erwünscht sein. Freilich, das Todtschießen hat seine humanen Bedenken. Als Kennan mit Major Potuloff das Gefängniß besuchte, wurde der Herr Kommandant wiederholt von Sträflingen angegangen, welche behaupteten, sie seien nur zur Kolonisation nach Sibirien geschickt und rein aus Versehen mit in die Zuchthäuser gerathen, oder aber sie wären längst den Nebenhütten zugetheilt und blos irrthümlich eingesperrt geblieben. Andere erklärten gar, man habe sie nur so mitgegriffen und ihnen niemals gesagt, warum. Da der Kommandant nicht antwortete, flehten die Aermsten die amerikanischen Reisenden an und mußten abgeschüttelt werden. Abgeschüttelt in Korridor und Kamera hinein!

Jeden Morgen werden die Gefangenen gezählt und nachdem sie Thee und Schwarzbrot erhalten, im Sommer auf 14, im Winter auf 10 Stunden in die Bergwerke geführt. Ihre Arbeit in Kara besteht im Abtragen einer Lehm- und Kiesschicht, welche den Goldsand bedeckt, im Transport des Sandes zu den Wasch- und Wasserwerken und dem Bedienen derselben. Während dessen bekommen sie noch einmal Thee und Brot im Freien und erst nach der Rückkehr in die Kamera Suppe, Gemüse und etwas Fett oder Fleisch. Die Arbeit scheint, wie überhaupt in Rußland, so auch in den Gefängnissen nicht übermäßig gefordert zu werden und ist den Leuten, trotz der 20 oder 30 Grad Kälte, in der sie die Hälfte des Jahres zuzubringen haben, jeden Morgen eine Erlösung von der Zelle. Der Mann erhält oder soll wenigstens erhalten jede 6 Monate ein Hemd und ein Paar Linnenhosen, jede 12 Monate einen Tuchrock und ein Paar wollene Hosen und jede 24 Monate einen kurzen Schafpelz. Die Goldausbeute von Kara, welches, wie alle ostsibirischen, den Chinesen zu verschiedenen Zeiten abgenommenen Minen, kaiserliche Kabinetsmine ist und seinen Ertrag an die Privatschatulle abliefert, ist 400 Pfund das Jahr; der abgelieferte Gesammtertrag der ostsibirischen Minen, 3600 Pfund reines Gold das Jahr. Wie viel nebenbei geht, ist unberechenbar. Wahrscheinlich recht viel, da Ostsibirien und Westamerika, das Amurland und Kalifornien dieselbe Geologie haben und die Verwaltung, die am fernsten von Petersburg ist, schwerlich am genauesten beaufsichtigt werden kann. Die Minen, welche von Kabinetingenieuren Privatleuten als werthlos überlassen worden sind, sollen (was wahrscheinlich eine Ueberschätzung ist, oder den Stand der öffentlichen Meinung zeigt) allein das Zehnfache der kaiserlichen ergeben. Wenn wir hinzufügen, daß von den hunderttausend Sträflingen, die in Nebenhütten wohnen — die Leute werden im Gegensatz zu den Zellenmännern ernsthaft Freikammandas genannt — jährlich etwa 30 000, also 30 Prozent, im Sommer davonlaufen, um sich zum Winter wieder einfangen zu lassen und ihre Hiebe für die Ferienreise in Empfang zu nehmen, so dürften wir das sibirische Idyll einigermaßen erkennbar umrissen haben. Die Beamten lassen sie gerne davonlaufen, weil sie mittlerweile

die Rationen und Kleider der Flüchtlinge selber beziehen, und die Flüchtlinge ziehen ein paar Monate Wald mit Wurzeln und Beeren der Strafarbeit vor, bis Eis und Schnee sie wieder an den Tisch der Behörden zurücktreiben. Politische Verbrecher nehmen freilich an dieser Lizenz der Mörder und Einbrecher nicht Theil. Sie gelangen, wenigstens in Ostsibirien, das einen Ausweg nach China und dem Stillen Ozean bietet, selten in Freikommandos.

Wenn man ein Leben in verpesteten Kameras mit 25 Prozent Tod und Wahnsinn, wenn man die Arbeit im Eis offener Goldgruben und unterirdischer Bergwerke bedenkt, so wird man vielleicht der verzeihlichen Versuchung unterliegen, dies Geschick selbst für russische „Politiker" etwas herb zu finden. Die russische Regierung ist anderer Meinung gewesen. Sie hat seit 1881 den „Politikern" die Arbeit im Freien entzogen. Sie hat sie seitdem völlig arbeitslos in die stinkigen Kameras gesperrt, periodenweise gänzlich von Luft und Bewegung abgeschnitten und damit epidemisch dem Typhus, Wahnsinn und Selbstmord verfallen lassen. Sie hat die Mörder, die dem alten Gefängnißregime verblieben, seit neun Jahren leichter behandelt, als die „Politiker".

Die Sache machte sich also. Nachdem im Frühjahr 1881 ein besonderes Gefängniß für Politiker in Nieder-Kara gebaut worden war, wurden 100 männliche Gefangene dieser Klasse in vier Zimmern zu je 25 untergebracht, waren nun fast anhaltend eingeschlossen, durften nicht mehr an der Grubenarbeit theilnehmen und konnten nur noch seltene kleine Spaziergänge und manchmal ein wenig Tischlerarbeit im Gefängnißhofe unternehmen. Obschon sie einige Bücher zu ihrer Verfügung hatten, schilderte General Anuchin in einem Geheimbericht, den er im März 1882 dem Kaiser erstattete, ihr Schicksal als ein schweres und wies auf die Wahnsinns- und Selbstmordfälle hin, zu denen es bereits geführt. Die Maßregel war eine allgemeine ostsibirische gewesen und das Gleiche ließ sich mithin von allen Politikern in Ostsibirien, zusammen 432, sagen, von denen 217, nach dem genannten, Mr. Kennan unter der Hand mitgetheilten Bericht, ohne Anklage und Urtheil von der Polizei „verschickt" worden waren.

Weitere Folgen blieben nicht aus. Um sich der auferlegten Folter zu entziehen, suchten die Insassen einer politischen Kamera zu Nieder-Kara wenige Wochen nach General Anuchin's Bericht auszubrechen. Als der Sumpfboden den Versuch mißglücken ließ, kamen sie auf die Idee, nächtlich über die Pallisaden zu gehen, ihren Platz auf der Pritsche, wo die Gefangenen im Dunkeln gezählt werden, durch angezogene Strohmänner zu ersetzen und so wenigstens einen Vorsprung nach der Küste zu gewinnen. Die Flucht gelang, wurde im Lauf der nächsten vierzehn Tage von vier anderen nachgeahmt und erst in der dritten Woche entdeckt. Die äußersten Maßnahmen, die sofort getroffen wurden, führten dazu, daß alle sechs, zwei davon im Hafen Wladiwostok, ertappt und in Ketten nach Kara zurückgebracht wurden. Nun begann die Bestrafung. Nachts in den Hof geschleppt, wurden sämmtliche Politische gehauen, danach in Nachbargefängnisse abgeführt, unterwegs wieder gehauen und schließlich zu zweien in Zellen internirt, von denen die besseren ohne weiteres Möbel nur mit Nachteimern ausgestattet waren, die der strengeren Observanz auch diesen Komfort entbehrten. Nach mehreren Monaten, als Skorbut und Typhus ihre übliche Arbeit gethan und sechs Gefangene, die als besonders gefährlich galten, zu ewiger Einmauerung in die „Steinsäcke" von Schlüsselburg abgesendet worden waren, wurden die Politischen in ihr altes Heim zu Nieder-Kara zurückgeführt, wo sie sich durch eine Dreitheilung jedes Gemachs bei nahezu altem Belag und ununterbrochenem Genuß des Nachteimerluxus weiter bestraft fanden. Aus der Kammer heraus durften sie überhaupt nicht mehr. Auf diesem äußersten Gipfel des Elends griffen sie zum letzten Mittel der russischen Menschheit, dem Hungerstreik — einem Mittel, welches merkwürdigerweise von ihren Kerkermeistern, die sich doch sonst so guter Nerven rühmen können, gefürchtet wird. Als sie fünf Tage gehungert hatten, kam der neue Kommandant der Politischen, um sich nach den Bedingungen zu erkundigen, unter welchen sie wieder zu essen geneigt sein würden. Sie verlangten, daß die Nachteimer herausgenommen würden, daß sie täglich in die freie Luft dürften, Bücher bekämen und unter keinen Umständen gepeitscht würden. Die unbestimmten Versprechungen des Kommandanten führten zu keinem Kompromiß, der Streik dauerte fort und am dreizehnten Tage stand der Tod vor der Thür. Vor dem drohenden Massentode wich der Kommandant, wahrscheinlich im Auftrage der Petersburger Behörden, die, täglich telegraphisch informirt, zwei Wochen bedurft hatten, ehe sie die verlangten großen Konzessionen machten. Die Eimer gingen heraus, und die Menagen kamen herein.

Mr. Kennan macht sich anheischig, noch ärgere Eimer- und Nichteimervarianten sogar in den Geheimzellen jenes Petersburger Mustergefängnisses nachzuweisen, dessen größere wohlgehaltene Räume distinguirten Fremden als ein Beleg russischer Humanität gezeigt zu werden pflegen. Wir mögen diese und ähnliche Entsetzlichkeiten nicht wiederholen.

Die entsprechende Behandlung, welche gleichzeitig den weiblichen Politischen zu Ust-Kara unter den Augen des Transbaikal-Gouverneurs Iljaschewitsch zu Theil wurde, hatte den Selbstmord zweier insultirter Damen und fast den Mord des Gouverneurs zur Folge. Maria Kutitanskaja, eine Politische, welche die Züchtigung der Männer mit angesehen und danach zur Ansiedlung an die mongolische Grenze geschickt worden war, kehrte heimlich nach Tschita zurück, interviewte den Gouverneur und schoß ihn nieder. Er überlebte die Wunde, und ihre Hinrichtung wurde aufgeschoben, da sie schwanger war. Nachdem sie ein todtes Kind geboren, ist sie selber, man weiß nicht wie, aus dem Leben geschieden. Seitdem den Politischen diese Lektion gegeben wurde (wie die Gefängnißoffiziere den Vorgang Mr. Kennan gegenüber bezeichneten), sind sie theilweise nach östlichen Gefängnissen abgeführt worden, wo sie den neuen Regulativen gemäß weniger arbeiten und dadurch noch größeren Leiden ausgesetzt sind, als sonst.

Mr. Kennan berichtet, Alexander III. habe unter den oberwähnten Rapport General Anuchin's, der diese Horreurs nicht einmal enthält, geschrieben: Ein trauriges, aber nicht neues Bild. Die zarische Bemerkung würde die Folgerung bestätigen, welche die gesammten Mittheilungen Mr. Kennan's nahelegen: die russische Regierung glaubt die Vernichtung politischer Gegner — von Verbrechern läßt sich bei 50 pCt Administrativstrafen in europäischem Sinne nicht wohl reden — nicht entbehren zu können. Sie meint, sich noch heute auf den Standpunkt äußerster Abschreckung stellen zu sollen, wie ihn auch andere Länder in vergangenen Jahrhunderten kannten, aber niemals in annähernd systematischer oder umfassender Weise durchführten.

Die Männer und Frauen, welche dieser Behandlung in Rußland unterliegen, gehören meistens zu den wenigen Gebildeten eines Landes, welches 90 pCt. Analphabeten zählt. Die ganze Natur des russischen Staatswesens liegt in diesem Kontrast.

Herman Remmer.

Der Nachlaß Berthold Auerbach's.*)

In zwiefacher Beziehung kann den Litteraturfreund der Nachlaß eines Dichters von nationaler Bedeutung beschäftigen.

Er kann von den verschollenen Jugendversuchen ausgehen, über welche der Poet rasch und hoch hinauswuchs: mit den Schöpfungen der Vollreife die unreifen Erstlinge der Lehrjahre, die überreife Spätfrucht des Greisenalters vergleichen: er kann an den zurückgestellten Plänen des Mannes-

*) Vortrag, gehalten am 27. November 1887 im „Wiener Verein der Litteraturfreunde".

alters die Entwürfe messen, über deren Ausführung der Meister hinweggestorben: kurzum, sich an die Werke halten, die in verschiedenen Epochen aus verschiedenen Gründen gleicherweise nicht fertig geworden sind.

Wohl in keinem rechten Künstleratelier fehlt es an derartigen vorbereitenden Studien, an halb gelungenen oder vollendeten, an vergessenen und verdorbenen Arbeiten. Und diese Erscheinung ist tief in der Natur begründet. „Wie wenige Blüthen des Kirschbaums" — sagte Berthold Auerbach in einem oft gebrauchten Lieblings-Gleichniß — „setzen Frucht an, können Frucht ansitzen; wär's anders, so vermöchte der Obstbaum die Last des Segens überhaupt nicht zu ertragen."

Wer einen in aufsteigender Entwicklung begriffenen Autor nach Verdienst würdigen will, braucht nur sein Bestes zu kennen, zu genießen: wer aber den Geschiedenen ganz verstehen will, thut gut daran, sich in seiner Werkstatt umzusehen: der Künstler gibt dort unbefangener, unbewußter Rechenschaft über den Umfang seines Strebens, die Grenzen seines Könnens, die Gesetze seines Werdens. In diesem Sinne ist der Nachlaß eines Meisters nicht zu scheiden von dem Mann und seinem Werk; in diesem Sinne ist jedes Stoffbuch, jedes unscheinbare Skizzenblatt biographisch und kritisch von Bedeutung für seine Erkenntniß; in diesem Sinne wirkt oft sogar das Verfehlte und Ueberhaste, das Schwache und Häßliche wie der rechte Schatten neben den Glanzlichtern eines Charakterkopfes. — Man hat deshalb bekanntlich gerade an die Größen unserer Litteratur — an Goethe, Schiller, Lessing — eine Fülle dieser dem Kleinen und Kleinsten liebe- und mühevoll nachspürenden Behandlungsweise gewendet und verschwendet: wiederholt mit Glück und Erfolg: allzuhäufig freilich ohne Maß und Geschmack. Und also haben die Fehlgriffe einzelner Pedanten die ganze Richtung in Verruf gebracht als Papierschnitzel-, Reliquien- und Custode-Litteratur.

Daneben gibt es allerdings noch eine andere Art und Kunst, dem Andenken eines selbständigen Kopfes gerecht zu werden. Man steigt von seinem papiernen, greifbaren Nachlaß auf zu seinem geistigen Vermächtniß; man ergründet die letzten Ideen, welche seine Welt- und damit seine Kunstanschauung bedingten; man prüft die Wirkung und Nachwirkung, die er auf Landsleute und Kunstgenossen geübt; man kann feststellen, welche Aufgaben der Hochstrebende zum Heil der Nation zu Stande gebracht; man kann fragen, ob die Nachlebenden gut thun würden, von ihm ungelöste Probleme neuerdings oder anders in Angriff zu nehmen; man kann untersuchen, ob er Schule gemacht? ob und wieweit das folgende Geschlecht von seinem Nachlaß zehrt?

Jeder dieser Wege ladet bei Berthold Auerbach zu behaglichem Verweilen: beide führen über steile, wüste Stellen zu freier Weltschau: denn weit über sein Einzelleben hinaus greift m. E. die Bedeutung seines Nachlasses im engeren, wie im strengeren Wortsinn.

Nun mag Ihnen diese Meinung — die Meinung eines der letztwillig bestellten Ordner des Nachlasses von Berthold Auerbach — vielleicht befangen erscheinen. Haben mich doch so manche, sonst treue Parteigänger des Dichters mehr als einmal gefragt: ob es denn überhaupt der Mühe lohne, in Auerbach's Papieren herumzukramen? An die 70 Jahre — so sagen sie — ist Auerbach alt geworden: über 70 Bände hat er im Laufe seines arbeit- und erfolgreichen Lebens in die Welt geschickt; bis in seine letzten Zeiten war er als Liebling des ganzen deutschen Volkes von unseren namhaftesten Verlegern umworben; auf seine alten Tage wurde er, wie er selbst scherzte, noch ‚der Ueberall' in unseren Monatsschriften und Familienblättern; nahe Freunde, wie Lasker*), wußten, daß Auerbach trotz oder leider Gottes wegen seiner nahezu ein halbes Jahrhundert umfassenden Schriftstellerthätigkeit noch nicht Feierabend machen durfte — ist da von vornherein eigentlich zu vermuthen, daß der Dichter bei Lebzeiten irgendwie Beachtenswerthes zurückbehalten, daß er sein Bestes, sein Geheimstes noch gar nicht ausgesprochen?

Nun, solchem Zweifel mag gleich zu Anfang ein Meister der deutschen Aesthetik begegnen: Friedrich Theodor Vischer. Am offenen Grabe des heimgegangenen Landsmannes sprach er die wohlgegründeten Worte: „Mitten in seiner Arbeit hat der Tod dies Mannesleben entzweigeschnitten, viel zu früh für uns, viel zu früh für die Nation".

Und in der That: Berthold Auerbach hatte sein letztes Wort noch lange nicht gesagt. Als Erzähler, als Kritiker, als Selbstbiograph trug er sich mit Plänen, die sich nicht allein neben den Leistungen seiner Vollkraft behaupten, sondern das Greisenantlitz des Dichters wie verschönt durch neu hervortretende Züge erscheinen lassen.

Was zunächst die nachgelassenen Geschichten, Novellen und Romanentwürfe Auerbach's anlangt, so wollen wir uns nur kurz bei denselben aufhalten**). Kritik — so mag uns wiederum Vischer bezeugen,

ist keine Sichel,
Zu mähen kurz und klein,
Aber Verehrungsmichel
Kann man doch auch nicht sein

Wahre Pietät gebietet nicht etwa, abergläubisch alles zufällig Ueberlieferte, noch so Vergängliche aufzubehalten, sondern nur das Gesunde und Lebensfähige herauszugreifen. So handeln wir im Geiste des Dichters selbst, wenn wir von seinen Versuchen auf dem Gebiete des historischen Romans absehen, so lang und so redlich er sich auch mit dieser Kunstform abmühte.

Nicht umsonst hatte Walter Scott seine Jugend begeistert: nicht umsonst der Kreis Spinoza's, der Freundesbund von Lessing und Moses Mendelssohn in seinen ersten Erzählungen Eingang gefunden: geraume Zeit hielt er sich berufen, kulturgeschichtliche Darstellungen zu geben. In den vierziger Jahren dachte er daran — wie er Freiligrath in dem Dankbrief für die berühmte, poetische Verherrlichung der ersten Dorfgeschichten schrieb — den Bauernkrieg im Schwarzwald zum Vorwurf einer Erzählung zu wählen. In den fünfziger Jahren wollte er, auf den Rath von treuen Freunden, die Geschichte eines Bauerngeschlechtes durch fünf Jahrhunderte führen. Und fast ein Menschenalter vor dem Frankfurter Frieden träumte er davon, das Elsaß wenigstens dichterisch für Deutschland wiederzugewinnen.

Jahrzehntelang trieb er gründliche Reise- und Archivstudien zu einem Roman, der unter dem Titel „Zu Straßburg auf der Schanz" den Franzosenraub behandeln sollte. In den Mittelpunkt der Geschichte wollte er einen eingewanderten Steinmetz aus dem Breisgau, dazumal noch Schwäbisch-Oesterreich, stellen; die Heldin sollte die Tochter eines geheimnißvollen Thürmers sein, dessen Lebensgeschichte in den 30jährigen Krieg zurückführt; als romantischen Chorführer wollte er einen räthselhaft mythischen Bänkelsänger einflechten, von dem zuletzt das Volkslied ausgeht: Menschen und Schicksale aber bestimmt, beherrscht, überdauert das Münster, um dessen Besitz Katholiken und Protestanten mit einander hadern. — Nicht Zufall oder Willkür hatten Auerbach zu diesem Stoff geführt: frühe Kindheitserinnerungen wiesen ihn nach dem Elsaß. Straßburg liegt nicht allzuweit von seinem Geburtsort Nordstetten: die Maurer und Schreiner seines Heimathsdorfes erzählten an langen Winterabenden gern und viel von ihren Sommererlebnissen im Elsaß: Leute mit besonders guten Augen wollten bei klarer Fernsicht von der Höhe von Nordstetten die Thurmspitze von Meister Erwin's Wunderbau geschaut, Leute mit besonders guten Ohren in Straßburg abgefeuerte Siegesschüsse auf der Hochburg gehört haben: Anregung genug, schon die Phantasie des Knaben lebhaft für das am hellen Tage gestohlene, deutsche Land einzunehmen: Mahnung

*) In der Gedenkrede auf Auerbach (Berlin 1882) sagt Lasker S. 31: „Der an Arbeit und Lohn, an immer frische Lorbeeren gewöhnte Mann glaubte sich die Ruhe des Alters noch nicht gönnen zu dürfen, konnte sie sich wohl auch noch nicht gönnen".

**) Nähere Erörterung dieser, sowie mancher anderer hier nur mit einem Wort gestreiften Arbeiten wird meine bei Cotta erscheinende Biographie: „Berthold Auerbach. Der Mann — Sein Werk. — Sein Nachlaß" bringen.

genug für den schaffensfrohen Mann, in den 40er, 50er und 60er Jahren wochenlang im Elsaß umherzustreifen, ungedruckte Zeugnisse aus dem XVII. Jahrhundert aufzuspüren und neben der geschriebenen Ueberlieferung auch die lebendigen Söhne und Kenner des Elsaß, Gelehrte, wie Strobel und Witz, Patrioten, wie den Buchdrucker Heitz, den Besitzer des Tagebuches von Ammonn Reiseißen, zu Rathe zu ziehen. Gleichwohl ist aus dem weitgediehenen Unternehmen, wenngleich aus ganz anderen Ursachen, so wenig geworden, wie aus Scheffels Wartburg-Roman.

Auerbach erkannte unter der Arbeit, daß sich „Eines nicht für Alle schicke". Ihm war die Technik des historischen Romans so unbequem, „als ob er in einem Ritterharnisch lustwandeln sollte: mögen Andere" — so erklärte er klar und wahr — „den historischen Roman pflegen mit weit ausfassenden Geschichtsbildern: ich bleibe bei dem konkreten Leben der Gegenwart und bei dem Kleinen, aus dem sich doch schließlich alles große Leben zusammensetzt."

Je weniger er sich befähigt fühlte, als rückwärts gekehrter Prophet die Vergangenheit zu neuem Dasein zu beschwören, desto gewissenhafter folgte er allen Wandlungen der Zeit. Und unzählige Studien nach der Natur zu neuen Dorfgeschichten, Gesellschaftsromanen und Erziehungsbüchern offenbaren den sittlichen Ernst, mit welchem Auerbach der Neugestaltung des Volkslebens nachging, den ruhelosen Künstlerfleiß, mit welchem er alte Motive zu verjüngen und zu vertiefen bestrebt war.

Zu Anbeginn seines litterarischen Wirkens hatte er die echte und die falsche Romantik des Ghetto, der Synagoge, der Kabbalah zu schildern versucht: am Ende seiner Laufbahn beabsichtigte er die Umwälzung der Emanzipation, Fluch und Segen der modernen Gesellschaftsordnung in den Kreisen des entfesselten Ghettos zu veranschaulichen. In einem Judenroman „Ben Zion" wollte er, weder verzerrt, noch verzärtelt, seine nächsten Stammesgenossen schildern, in Ahnenstolz und Ahnenschande, in Fehlern und Vorzügen, in Kunst und Leben — als Dichter und Richter.

Und wie den Wandlungen innerhalb des deutschen Judenthums, ging er den kleinsten, wie den größten Veränderungen in Leben und Sitte der Bauern, der Handwerker und Arbeiter nach. Die Glaubensfrage sollte in den Geschicken einer Schwarzwälder Hugenottin behandelt werden; die soziale Frage erörtert Meister Wieland und seine Gesellen; Recht und Grenze der Staatsgewalt sollte bestimmt werden in einer Erzählung „Enteignet". Das Elend der Auszügler versuchte er, lange vor Turgénjew, in dem typischen, miterlebten Falle eines modernen Bauern-Lear zu vergegenwärtigen und gleichfalls lange vor Turgénjew's „Neuland" und Tolstoi's „Sendschreiben" schilderte er einen lateinischen Bauer, d. h. einen Mann der höchsten Bildung, der freiwillig, als Priester der Welt, zu den Mühseligen und Beladenen, hinabsteigt. Als ihresgleichen will er die Muttererde bebauen, Leid und Freud mit ihnen theilen, werkthätig an der Ausgleichung des Zwiespaltes zwischen Proletariat und Besitz, zwischen den Armen und den Edlen im Geiste mithelfen, auf die Gefahr hin, an dem kühnen Unternehmen zu scheitern. Vor übertriebener Phantastik und Empfindsamkeit in der Behandlung dieser ethischen Probleme bewahrte Berthold Auerbach seine alte Regel: ideale Gesinnungen in streng realistischer Kunstübung zu bewähren.

Den kühnsten Flug aber wagte seine Phantasie in dem Entwurf eines Kinderbuches, betitelt: Der neue Robinson oder Die Kinder vom Gotthard. Der Schauplatz der Erzählung war die große Brunnenstube Europas, der gewaltige Urgebirgsstock, der Deutschland und Wälschland mit seinem Wasserspeicher speist. Die Zeit der Handlung fiel in die Jahre der Durchbohrung des Gotthard-Tunnels. Die Träger der Fabel aber sollten zwei Waisenkinder sein, Geschwister, die durch Wechselfälle des Geschicks frühzeitig von einander getrennt, das Eine nach der deutschen, das Andere nach der italienischen Schweiz verschlagen werden. Nur auf die eigene Kraft gestellt, erleben sie in und mit dem Gelingen des großen Culturwerkes auch die Krönung der eigenen Beharrlichkeit. Dem rüstig aufstrebenden Jüngling, einem autodidaktischen Robinson der modernen Technik, war ein Hauptantheil an der Erfindung eines neuen Lufthammers zugedacht, der spielend die schwersten Eisen behandelt, und damit ein Hauptverdienst gesichert an der Beseitigung der alten Völkerscheide durch die gemeinsame Friedensarbeit der drei Culturvölker. Das Hochgefühl, das Berthold Auerbach bei seiner Gotthard-Wanderung erfüllte, sollte auf seine jugendlichen Leser übergehen: die Unterjochung der Natur durch den menschlichen Erfindergeist nicht lehrhaft, sondern in mächtigen Landschafts- und Massen-Bildern zur Anschauung kommen. Staunende Bewunderung äußerte der Dichter, als er sah, wie der wilden Reuß ein neues Bett gegraben wurde, um an der Stelle ihres jahrhundertalten, tief in die Felsenwälle eingerissenen Weges Raum für den neuen Bahnhof zu gewinnen. Den Donner der Sprengschüsse verglich er dem Geschützdonner vor einer Citadelle: die Berge schienen zu zittern, da das Menschenkind Einlaß in die ewige Feste verlangte und ertrotzte.

So durchwaltet ein großer sittlicher und künstlerischer Zug diesen Entwurf, den zu guter Stunde ein begabter Jünger Auerbach's, ein Mann nach dem Herzen unseres Rosegger, aufnehmen und frei umbilden sollte. Denn so wenig man dem nächstbesten Anfänger rathen möchte, ein Schiller'sches Fragment aufzugreifen — da doch nur Odysseus selbst den eigenen Bogen zu spannen vermag: Auerbach's symbolische Erziehungsgeschichte würde auch ein viel schwächeres Talent als das seinige stärken und stützen. Der Vorwurf selbst, die Verherrlichung modernen Schöpfergeistes und Arbeitsmuthes, heischt und erwartet geradezu künstlerische Bewältigung. Hat doch bis zur Stunde das hohe Lied von den eigentlichen Helden unserer Zeit, dem Heerbann namenloser Arbeiter mit ihren geistigen Führern, seinen sieghaften Sänger noch nicht gefunden. Schade, daß es Auerbach nicht mehr beschieden war, dieser Weihebestimmung den endgültigen, dichterischen Ausdruck zu verleihen: denn so scharf er sonst, wo's Noth that, die Nachtseiten der menschlichen Natur zu schauen und zu schildern wußte: in den „Kindern vom Gotthard" wollte er im Gegensatz zur allermodernsten, allzunatürlichen Kunst wieder einmal Zeugniß dafür legen, daß die Leute aus dem Volke nicht nur thierischer Verrohung, sondern, den rechten Lenkern, übermenschlichen Aufgaben gegenüber, göttlicher Begeisterung und idealer Selbstverleugnung fähig sind.

So kommt die eingeborene Missionärsnatur Auerbach's in seinem poetischen Testament zu vollem Durchbruch. Und dieselben Grundanschauungen beherrschen nicht nur sein dichterisches, sondern auch sein kritisches Vermächtniß.

Schon der Name, welchen er der Kritik gab — er nannte sie das Gesundheitsamt im Reich des Geistes — kennzeichnet seine Stellung und Haltung. Nicht das Kranke und Absonderliche, nur das Kräftige und Natürliche gewinnt seinen Antheil. Er hat ein Herz für das Dauernde und Ewige, nicht für das Modische und Vergängliche. So war es ihm persönliches und sachliches Bedürfniß, für das Echte und Rechte einzutreten, neuem Unbekannten, sowie altem nicht richtig Erkannten Anhang und Anklang zu verschaffen.

So schried er Ende der dreißiger Jahre die erste Anzeige von Immermann's Münchhausen; so wies er als einer der Ersten auf Mörike's hohe Dichterkraft hin; so führte er zuerst bei dem Leserkreise der „Augsburger Allgemeinen" Freytag's „Soll und Haben" und Gottfried Keller's damals nirgends beachtete „Leute von Seldwyla" ein.

Als unablässig strebender Poet, der es ernst und genau nahm auch mit der Technik seiner Kunst, versenkte er sich lernbegierig in das Studium seiner Lieblinge und Vorläufer. Und die Essays, welche er Goethe's Erzählungskunst, Hebel, Goldsmith, Turgénjew, Jean Paul und so Manchen der Besten gewidmet, bestimmten Julian Schmidt zu dem Ausspruch: „Auerbach ist auch als Kritiker sehr bedeutend, wenn er kommt nur dann zu seinem Recht, wenn er sich das allergescheiteste Publikum vor Augen hält, und sich die ernste Mühe gibt, das Publikum durch wissenschaftliche Schärfe zu gewinnen."

Nach alledem konnte es uns nicht verwundern, im Nachlaß Auerbach's allerhand Anfänge und Versuche über das „Münzrecht in der Sprache“, über Hebbel, Dickens, Musset, über Novellen und Romane von Konrad Ferdinand Meyer, Heyse und Spielhagen zu finden. Desto lebhafter und um es gleich eingangs zu sagen, desto freudiger überraschten uns völlig unerwartete, jahrzehntelang fortgesetzte Aufzeichnungen Auerbach's über unser Theater

Eine Art von dramaturgischem Tagebuch, fünf Hefte mit dem Obertitel Dramatische Eindrücke, mit dem Untertitel Gelesenes und Gesehenes lagen uns vor, in welchen der Dichter seine Ansichten über unsere Bühnenzustände von (1855—81) mit rückhaltlosem Freimuth aussprach.

Den äußeren Anlaß gaben das eine Mal bedeutende Shakespeare-Aufführungen in Dresden mit Dawison, der Bayer-Bürck und Emil Devrient; ein anderes Mal die Gastspiele der Ristori, eines Salvini, der Meininger; ein drittes Mal seine Entrüstung über den Verderb der Berliner Volks- und Possentheater; am häufigsten die mächtige Nachwirkung einsamer, eindringender Lektüre der Klassiker der dramatischen Kunst.

Die innere Nothwendigkeit aber, welche den Dichter immer wiederum zu diesen tiefgreifenden Untersuchungen über den Unterschied zwischen den Gesetzen des Epos und Dramas trieb, entsprang der Ueberzeugung, daß die stärksten künstlerischen und sittlichen Massenwirkungen vom Theater ausgehen, entstammte dem Bewußtsein, daß seine lebenslang gehegte Liebe zur Bühne lebenslang unerwidert geblieben.

Denn von Jugend an hat sich Auerbach mit dramatischen Entwürfen getragen. Als Gymnasiast dichtete er eine biblische Deborah und einen Hermann den Cherusker. Nach der Veröffentlichung seines ersten biographischen Romans „Spinoza“ plante er eine — meines Erachtens schon dem Stoff nach unmögliche — Tragödie: Spinoza's Tod. In seine zwanziger Jahre fallen die starken, wohlverdienten Mißerfolge eines Lustspiels: Ultima — nach dem Urtheile guter Bekannter: der schlechteste Ultimo, der jemals in Frankfurt erlebt worden — und eines bürgerlichen Trauerspiels: Oscar oder der Schwur. Dessenungeachtet versuchte er es auf der Höhe seiner Erfolge, nicht gewarnt durch Immermann's Andreas Hofer, die für den Epiker geborene, im Drama bestenfalls nur episodisch wirksame Gestalt des Sandwirth zum Helden eines Volksschauspiels zu machen und späterhin im „Wahrspruch“ das Thema einer starken Dorfgeschichte als schwaches Bühnenstück zu behandeln.

Umsonst erklärten ihm treue Freunde, wie Gustav Freytag, daß seine beschauliche Art dem Theater stets fremd bleiben müsse; umsonst kleidete Otto Ludwig diese harte Wahrheit in das milde Scherzwort: „Du taugst nicht zum Dramatiker, ein Dramatiker muß schlank sein und Du bist breitschultrig“: immer wieder ergriff ihn die Leidenschaft, auch durch die Bühne zu wirken.

Als ihn Wildrandt eines Frühlingsabends in Berlin besuchte, erzählte Auerbach dem jüngeren Freund von seinem dazumal noch nicht gedruckten Roman: „Der Forstmeister“. Er nahm sein Manuskript, vier Hefte in blauem Umschlag, hob aus jedem den Inhalt in fließender und beredter Erzählung heraus, sich voll Liebe in jede Stimmung und jeden Charakter vertiefend; dann legte er die Hand auf die Bücher: „Nicht wahr, das ist ein Stück?“ Wilbrandt bejahte. Während Auerbach erzählte, hatte sich ihm das Ganze schon wie von selbst in vier Aufzügen gegliedert, sich so verschiebend oder zusammenrückend, wie es die Bühne verlangte. Ueber Wilbrandt's Zustimmung glücklich, strahlende Arbeitslust in den vortretenden, feurigen Augen, setzte er sich an einen großen, zurecht gerückten Tisch, legte mehrere Bogen Papier vor sich hin, tauchte die Feder ein und schrieb mit großen, fliegenden Buchstaben: „Erster Akt. Erste Szene.“ Dann sagte er, als verstehe sich das von selbst: „Also fangen wir an! Erste Szene. Was geschieht in der ersten Szene: sagen Sie, diktiren Sie!“ — Durch seinen glühenden Eifer angesteckt aber aus Freude an einem ihm so ganz ungewohnten Unternehmen und dessen verrückten Humor nahm Wilbrandt all seine Geistesgegenwart zusammen und begann zu diktiren; dann sagte Auerbach seine Meinung; jeder Einwurf gab in seinem Gehirn einen neuen Funken. So rundete sich der erste, so der zweite Akt. In immer wachsendem Fieber des Phantasirens und Aufbauens segelten beide in den dritten Akt hinein; endlich trieb Auerbach der günstige Fahrwind gleichsam vom Stuhl empor, es litt ihm nicht mehr den Rock an den Schultern, er warf ihn ab und in Hemdsärmeln, aufgeregt durch das Zimmer gehend, wiederkommend, nahm er Wilbrandt's Arm, führte ihn hin und her, bis er plötzlich in jugendlich-unsinniger Seligkeit zu singen anfing:

> Du bist verrückt mein Kind
> Du mußt nach Berlin,
> Wo die Verrückten sind,
> Da gehörst Du hin.

Ueber dem Humor dieser Situation fiel ihm eine Geschichte ein, die er einst mit Otto Ludwig erlebt: er erzählte sie, auf dem Tische sitzend; dann sprang er wieder auf, kehrte auf den Dichterstuhl zurück und die Beiden bauten weiter. Nach zwei Stunden war das ganze Haus unter Dach; Szene folgte auf Szene, bis zum letzten Schluß. Es war aus dem Waldroman ein Waldschauspiel geworden, viel Heiteres und Rührendes, Gewaltsames und Versöhnendes durch- und nacheinander. Auerbach war glücklich wie ein Kind, erregt, wie ein Liebender, heiter und liebenswürdig wie sein bester Tag und Alles an ihm „Zigeuner“, Poet. Nahe an Mitternacht begleitete er Wilbrandt heim; dann wanderte er wie ein Jüngling, der die Sterne vom Himmel fallen sieht, in die Nacht zurück. „Ja — Auerbach blieb jung“, so schließt Wilbrandt seine anmuthige (für den Biographen verfaßte) Aufzeichnung.

Zu jung für einen Dramatiker, müssen wir hinzufügen. Er hat dies im Sturm eroberte Schauspiel so wenig ausgeführt, wie eine Tragödie Keppler, die ihn noch kurz vor seinem Tode beschäftigte. So oft die richtige Erkenntniß dem Kritiker Auerbach auch sagte: „es gebricht Dir an der angebornen Fähigkeit, Dich der theatralischen Kunstform zu bemächtigen“: den Dichter Auerbach drängte noch öfter ein edler Ehrgeiz, der innersten Natur zum Trotz, der Schwierigkeiten des Dramas Herr zu werden, zur Veredlung der Volksbühne das Seinige beizutragen. So reizte und ärgerte ihn um die Wette die spröde Bühnen-Schöne, wie die grande coquette Célimène, die Molières Misanthrop abwechselnd entzückt und empört, aber unablässig in Athem erhält.

Je genauer uns dieser Sachverhalt bekannt war, desto zweiflerischer traten wir an die Lektüre von Auerbach's Dramaturgie. Rasch und ganz beseitigte er aber unsere Bedenken durch den Wahrheitsmuth seiner Urtheile, durch die burschikose Derbheit und kräftige Unmittelbarkeit seiner Theaterreden. Der Patriot und der Volksbildner kommt zu seinem Recht in diesen dramaturgischen Monologen. Ab und zu, mehr als billig, auch der Moralist und der siebengescheite „Kohlebrater“: das erste und letzte Wort behält jedoch der Dichter.

Unsere Dichter aber grüßen — in Deutschland wenigstens seit Lessing, Schiller, Goethe — das Handwerk doch anders als die theoretischen „Charpiezupfer“, als die „Schul-“ oder wie Auerbach spottet, die „stallteise Aesthetik“. Aus lebendiger Kunstübung heraus schrieb August Wilhelm Schlegel seine Vorlesungen, Immermann seine Theaterbriefe, Tieck seine dramaturgischen, Schreyvogel seine Sonntagsblätter, Grillparzer seine Lope-, Otto Ludwig seine Shakespeare-Studien, Freytag seine „Technik des Dramas“, Hebbel sein „Wort über das Drama“. Als Kenner und Könner, gleichzeitig der Lehr- und Nährstand unserer Bühne, schenkten sie uns eine Poetik von Poeten für Poeten, in der fortan auch Auerbachs Dramaturgie ihre besondere Stelle gebührt.

Ich kann nicht verlangen, daß diese Ansicht auf Treu und Glauben hingenommen werde: noch weniger die dramatischen Eindrücke — ein ganzes Buch — vorlesen. Ein Hinweis auf die Kernsätze dieses künstlerischen Credo kann vielleicht noch am ehesten einen Vorschmack von Auerbach's Dramaturgie geben.

Shakespeare erscheint ihm so reich, wie die Bibel und Homer. Eine ganze Zeit, eine ganze Gesellschaft waren seine Mitarbeiter und darum ist er und sein Produkt größer als ein individuelles. An seinen tragischen Gestalten — Lear, Othello, Richard III., Macbeth — studirt er die „Grammatik der Seele". Vor diesem reinen Spiegel wird er der eigenen Fehler doppelt inne. Beschämt wiederholt er sich, wie er besonders von Shakespeare lernen müsse, alle Reflexion in die Personen, in die Handlung selbst zu verlegen. An den Lustspielen Shakespeare's berauscht ihn die Champagnerlaune, in der alle guten Geister der Komödie herumtollen, das musikalische Element, der Elfenreigen der Phantasie, der Rüpeltanz der Groteske. Er nimmt Shakespeare hin, wie eine großartige Naturerscheinung er vergleicht ihn dem Ozean und den Alpen. Er versenkt sich in all seine Heimlichkeiten. Er durchwandert Paradies, Fegefeuer und Hölle dieses Bühnenlosmos. Er beschreibt, er bewundert, er erläutert seine Offenbarungen. Aber er kritisirt ihn nirgends.

Die deutschen Klassiker dagegen — wiewohl er sich ihnen gegenüber vorkommt, wie eine Ameise am Fuße einer Eiche — sind ihm keineswegs unfehlbar oder unantastbar. Goethe's „Iphigenia" hat ihm etwas Canova-artiges. Im „Egmont" vermißt er den Volkshelden und das Heldenvolk. In Schillers Jugenddramen verletzen ihn bei der Lektüre überschwengliche Studenten-Renommistereien. Aber wie bittet er nach jedem neuen Bühneneindruck dem großen Landsmann jede Anklage ab; wie entzückt ihn in der scheinbaren Unnatur des Dramatikers die Uebernatur des Mannes; wie zieht es ihn unwiderstehlich vom Kunstwerk zum Schöpfer zurück. Wie dankt er, inmitten scharfen und begründeten Tadels, z. B. des „Carlos", dem Dichter den „Orgelklang seines Seeleninstrumentes". Wie richtig anerkennt er, daß der Maßstab nüchterner Wirklichkeit hier entgleitet: „eine einzelne Gliedmaße aus der Kolossalität ausgeschnitten, wird ungeheuerlich erscheinen: aber das Ganze in der Gesammtüberschau bleibt erhaben und gewaltig".

Seine sozialen Dramen vergleicht er dem „Lazareth-Gaul". Seine Helden treten z. B. schon im ersten Akt mit dem Dolch in der Brust auf und drücken sich den Mordstahl von Akt zu Akt immer tiefer bis an das Heft ins Herz.

Wenn Goethe Schiller Dank dafür sagt, daß er ihm seine dichterischen Träume auslegt, so gilt das gleiche tiefe Wort für Auerbach's Würdigung von „Fiesko", „Kabale und Liebe", den „Räubern", „Wilhelm Tell". An dem einzelnen Stück deutet er bis in seine Mängel und Gebrechen ein Stück Zeit- und Menschheitsgeschichte.

Wie fruchtbar diese kritischen Gänge dem eigenen Schaffen Auerbach's wurden, weiß jeder Leser von „Auf der Höhe": Lessing's Emilia Galotti ist in diesem Roman bekanntlich in ähnlicher Weise als treibendes Motiv eingesetzt, wie der Hamlet in „Wilhelm Meister". Je nachhaltiger Lessing's Trauerspiel aber Auerbach in den „Dramatischen Eindrücken", wie in seinem besten Roman beschäftigte: besto deutlicher wurde ihm der eine Grundfehler des Stückes: daß der Prinz die Schuld hat und die Galottis das Leiden; darum bleibt ein unbeglichener Bruch. Das aber kommt wesentlich mit davon her, daß ein großer, weltgeschichtlicher Stoff aus der Römerzeit in Kabinet und Lustschloß eines kleinen italienischen Fürsten verlegt erscheint. Die That des Virginius ist die Wendung einer großen politischen Katastrophe — nach ihr bricht die Revolution herein und sühnt. In der Galotti ist die That Odoardo's folgenlos an den Schluß gesetzt und sühnt nichts. Ethische Einwendungen Auerbach's deckten sich hier mit ästhetischen von Schiller, Grillparzer, Otto Ludwig und Hebbel.

Wer mit den Klassikern, trotz aber aus echter Verehrung, so ehrlich ins Gericht geht, bringt für die Epigonen wenig Schonung auf, am wenigsten für sich selbst: das Strengste und Wahrste, was die Kritik über Auerbach's dramatische Versuche — von Andree Hofer bis herab zu den Lustspielchen, die Laube im Stadttheater brachte — sagen könnte, ist in seinen eigenen Urtheilen vorweggenommen. Weil er groß dachte von den Aufgaben der Bühne, dachte er groß von den Aufgaben der Kritik.

So spricht er unter den Dramatikern der nachklassischen Zeit mit uneingeschränktem Lobe eigentlich nur von Heinrich von Kleist. Er freut sich des spartanischen Geistes seiner Dichtung, der granitenen Sprödigkeit des norddeutschen Lebens, das darin so kongenial zum Ausdruck kommt.

Hebbel war ihm — von den Nibelungen abgesehen — widerwärtig.

Grillparzer's klassizistische Dramen „Sappho", „Des Meeres und der Liebe Wellen" erschienen ihm wie in Sparin gegossene Antike: nur spät erst findet er Worte gemessener Anerkennung für „Esther", „Traum ein Leben", „Ottokar's Glück und Ende".

Man kann die sachliche Gültigkeit dieser eingehend begründeten Richtersprüche anfechten: persönliche Abneigung spielt dabei so wenig mit, wie persönliche Zuneigung.

Keinen Lebensfreund hat er inniger geliebt, als Otto Ludwig, keinen Kunstgenossen als Kenner und Berather höher geschätzt, als den Autor der Shakespearestudien: wenige Werke so warm in's Herz geschlossen, wie den Erbförster. Dessenungeachtet erkennt er die Schwächen der Dichtung, das Peinliche und Eigensinnige des Grundmotivs, das Unbefriedigende des Schlusses mit scharfem Blick und schwerem Herzen: denn in seinem treuen Freundessinn hätte er Otto Ludwig das Gelingen eines neuen Meisterstückes noch inniger gewünscht, als sich selbst.

Derselbe Fehler des willkürlichen, kranken Schlusses verleidet seinem gesunden Geschmack und Naturell auch Ibsen's „Nora", so hoch er im Uebrigen — gleich nach der ersten Lektüre — das Werk stellt als die Schöpfung eines ganzen Dichters, der „das hoch ausgebildete Kunsthandwerk der Franzosen mit nordischer Strenge und Assiduität paart." Die Kritik ist knapp, klar, warm eingehend auf alle technischen Vorzüge, voll Achtung und Antheil für die Geistesschärfe Ibsen's, maßvoll im Ausweis des Grundgebrechens: ein Muster in die Tiefe dringender Betrachtung.

So findet ihn jedes echte Streben bereit zur Anerkennung: mehr als das: zur Ueberprüfung erster Eindrücke, zur Berichtigung schiefer Urtheile.

(Schluß folgt.)

Anton Bettelheim.

Der Generalfeldoberst.

Vor einigen Wochen soll der Kaiser dem Leiter eines großen Berliner Theaters den Wunsch ausgesprochen haben, im Spielplan der deutschen Bühnen den „vaterländischen Stücken" einen breiteren Raum gewonnen zu sehen; und da er mit eingehendem Interesse auf peinlichste Echtheit in Wappen und Gewaffen drang, so mußte man in dem kaiserlichen Wunsch wohl die Absicht vermuthen, künftighin auch die Bühne für eine wahrheitsgetreuliche Darstellung der deutschen Geschichte in Anspruch zu nehmen. Den grundsätzlichen Gegnern jeder unkünstlerischen Tendenzmacherei erschien dieses Vorhaben nicht unbedenklich; heute mögen sie sich beruhigen: das Schicksal des neuesten Trauerspieles von Herrn Ernst von Wildenbruch ist nicht dazu angethan, zur Nachfolge auf dem gefährlichen Pfade der patriotischen Dramatik zu ermuntern.

„Der Generalfeldoberst. Ein Trauerspiel im deutschen Vers von Ernst von Wildenbruch",*) lautet, kriegerisch und deutsch zugleich, der Titel des Stückes, welches nun von allen preußischen Hofbühnen und von den berliner Privattheatern obendrein verbannt sein soll. Es ist das zweite Drama, welches Herr von Wildenbruch der preußischen Hohenzollerngeschichte entnahm; dem ersten wandte viel Ehre zu Theil: der Kaiser ließ zweimal vormittägliche Separatvorstellungen der „Quitzow's" veranstalten und am 27. Januar 1889 führte man das Stück der berliner Schuljugend

*) Berlin 1889. Verlag von Freund und Jeckel.

war, welcher bei diesem Anlaß die drei ersten Kundgebungen und das Porträt des Kaisers in Form eines Gedenkblattes überreicht wurden. Und nun sieht sich der Quitzowdichter noch in demselben Jahre beinahe auf eine andere Vormittagsbühne angewiesen, für welche das Theaterzensurverbot nicht gilt. Wir leben wirklich in einer Zeit der Ueberraschungen, und man mag sich noch auf manches Erstaunliche gefaßt machen. —

In die erste Epoche des dreißigjährigen Krieges, dem auch Julius Wolff seinen diesjährigen weihnachtlichen Goldschnittsang von den Pappenheimern entnimmt, führt uns Herr von Wildenbruch. Sein Trauerspiel beginnt unmittelbar nach der Taufe des kleinen Friedrich Wilhelm, den man später den Großen Kurfürsten genannt hat und an dessen Steckkissen uns nun sofort die herrlichsten Prophetenworte entgegen tönen. Zunächst drückt die Ahne, Kurfürstin Anna, Johann Sigismunds streng lutherische Wittwe, das Kind an sich:

„An mein Herz, Du herrlicher Wicht!
Das ist nicht ein Kind, ist ein Geschlecht!
Das ist Zukunft, Hoffnung und Macht!

. . . .
Glaubte, Hohenzollern sei todt —
Aber es lebt! Und hier in meinen Armen
Trag' ich das lachende Morgenroth!"

Später ahnt Aehnliches auch der Großoheim des kleinen Prinzen, der kalvinistische Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jaegerndorf. Das ist der Generalfeldoberst der schlesischen Stände und ein gar seltsamer Herr: er trägt beständig einen Büffelkoller; er haßt die Pfaffen, soweit sie katholisch sind; er schwärmt für Heeresreorganisationen im weitesten Umfange; und er ist in beständiger patriotischer Entrüstung. Sein Versuch, Kalvinisten und Lutheraner zum Kampfe gegen „Loyolas tödtlichen Odem" zu vereinen, scheitert an dem entschiedenen Widerspruch eines Hofpredigers von beinahe moderner Toleranz. Nicht besser ergeht es dem schneidigen Generalfeldoberst bei seinem Neffen: Kurfürst Georg Wilhelm hat nicht die mindeste Absicht, seine brandenburgisch partikularistische Politik aufzugeben, er steht ganz und gar unter dem Einfluß seines ersten Rathgebers, des Grafen Adam von Schwarzenberg, und — wie das denn ja zu Zeiten kommen mag — der Minister trägt den Sieg über den kriegsfreudigen Generalfeldoberst davon. Eine offiziöse Presse gab es 1620 noch nicht, und so sind die beiden feindlichen Herren genöthigt, einander ihre Grobheiten persönlich zu sagen, während der Träger der Krone mit würdiger Beharrlichkeit schweigt. Sein grimmer Oheim will ihn zu offener Empörung gegen den Kaiser Ferdinand II, den Jesuitenzögling, antreiben und zu dem brandenburgischen Kurhut will er die Kronen von Schlesien und Böhmen fügen. Aber Georg Wilhelm verspürt zu so weitausblickenden Unternehmungen nicht die geringste Neigung, und obwohl ihm der Generalfeldoberst zuruft:

„Hohenzollern, recke die Hand,
Sprich: ihre Lehre ist meine Lehre,
Deutschland ist nicht mehr in Wien,
Deutschland bin ich,
Deutschland ist in Berlin!"

fehlt dem Kurfürsten doch der Glaube an diese um knapp 250 Jahre vorweggenommene Lösung der deutschen Frage. Johann Georg scheidet vom Brandenburger Land und ihm geleiten Kurfürst Friedrich von der Pfalz nebst seiner Frau, der engelländischen Elisabeth.

Bis hierher — wir sind am Schlusse des zweiten Aufzuges — ist ein menschlicher Konflikt noch nicht einmal von fern gestreift; eine verworrene Darstellung von allerlei konfessionellen Kämpfen und Parteiumtrieben ist mit äußerlichem Theatergeschick auf szenische Bilder vertheilt, und wer dem Dichter mit gläubiger Einfalt gefolgt ist, dem muß wohl die Brandenburger Mark als der Wetterwinkel Europas erscheinen inmitten der Schrecken des beginnenden Weltkrieges.

Mit dem dritten Akt beginnt ein neues Stück; könnte, was vorher liegt, der „kleine Kurfürst" heißen, so gebührt dem folgenden Drama von Rechtswegen der Titel „Der Winterkönig." Wir sind nun nicht mehr in Berlin, sondern in Breslau und Prag; wir interessiren uns nicht mehr für das protestantische Schisma und für die Familienkämpfe der Hohenzollern, sondern für die böhmische Königsfrage. Die Böhmen haben eben ihren Ferdinand aufgejagt, und die ehrgeizige, kluge und leidenschaftliche Pfalzgräfin Elisabeth will ihrem schwächlich eitlen Friedrich die Herrschaft über Schlesien und die Wenzelkrone sichern. Ein begreifliches Mißverständniß kommt ihren Umtrieben zu Hilfe: Genoveva Jessenius, des kurfürstlichen Geburtshelfers mit wildenbrüchiger Prophetengabe besonders begnadetes Kind, erschaut in ekstatischem Somnambulismus den künftigen Herren Schlesiens, der „Habsburgs Vesten brechen und biegen" wird; und sie nennt „den Helden, den Sieger, den Retter" Friedrich; der größeren Deutlichkeit wegen hätte sie ihn lieber den „alten Fritzen" nennen können. Der brave Generalfeldoberst ist nicht wenig erstaunt, denn da er natürlich nicht gut an den Urenkel seines Großneffen denken kann, hält er den vorher verachteten Friedrich von der Pfalz für den Gotterwählten und er geleitet ihn nach Prag, das Friedrich nach kurzer Königsherrlichkeit als ein Landesflüchtiger wieder verlassen muß. Die Prophetin, die durch ihren historischen Weitblick all das Unheil angerichtet hat, wird mitsammt ihrem gelahrten Vater unter freundlicher Assistenz ihres mittlerweile bis zum Katholischwerden geärgerten Liebhabers auf offener Bühne abgestochen; der Generalfeldoberst aber, der unvorsichtig genug war, der jungen Sibylle zu trauen, hält, bevor er seinen alten Heldenleib den dumpf trommelnden Arkebusieren überliefert, noch eine längere gereimte Programmrede, von der hier der Schluß mitgetheilt sei:

„Du mein Erdenantheil und Recht,
Hohenzollern, Du mein Geschlecht,
Dir meine Seele vermache ich hier!
Dir mein Denken, Sehnen und Lieben,
Diese heilige Herzensnoth,
Die mich heut' in den Tod
Für die heilige Sache getrieben!
Hier das Erbtheil, das ich Dir lasse,
Das ich mit glaubender Seele umfasse:
Deutschland! Deutschland! Deutschland!"

Es ist überflüssig, auf die historische Kühnheit hinzuweisen, mit welcher hier einem brandenburgischen Haudegen von 1620 großdeutsche Aspirationen angedichtet werden, von denen die damaligen Märker sicherlich ebensowenig etwas wissen wollten und konnten, als die Leute der Quitzowzeit von der lohenden Begeisterung für das Haus Hohenzollern. Hier wie überall ist es Herrn von Wildenbruchs eigener Geist, in dem die Zeiten sich gespiegelt haben, und dieser Geist ist von einer einzigen, den Staatsbürger ehrenden, dem Dichter aber entbehrlichen Empfindung so ganz erfüllt, daß ihm die Geschichte des Menschengeschlechts nur durch den Sieg oder das Sinken der schwarz-weißen Fahne bestimmt erscheint. Selbst wo die historischen Thatsachen respektirt werden, erhält das Bild durch das ungestüme Vorwalten eines brandenburgisch-preußischen Patriotismus eine grundfalsche Beleuchtung, und wenn die übrigen deutschen Bundesstaaten ebenfalls je einen Wildenbruch besäßen, der die Geschichte der letzten vierhundert Jahre in deutsche Verse zu bringen vermöchte, so könnte das recht lustig werden. Ein Dichter, der sich in den Dienst eines Fürstengeschlechtes stellt, ist immer übel berathen, und auch Herr von Wildenbruch ist glücklicher gewesen, so lange er sich seine Stoffe in der Weltgeschichte und nicht in märkischen Chroniken suchte. Auch trifft er, nach meinem Empfinden wenigstens, den Ton dieses kargen Erdenfleckchens nicht eben glücklich: seine Sprache ist allzu pathetisch gestelzt, seine Darstellung gar zu humorlos, und im „Generalfeldoberst" vollends ist durch die Reimspielerei des eben nur angelernten Knüttelverses fast jede charakteristische Unterscheidung ausgeschlossen. An einzelnen Stellen glaubt man wirklich den biederen Menschheitsdichter Wilhelm Busch reden zu hören: man trinkt das Wohl des „Fridericus, Bohemiae Rex" — geschwind macht sich einer der Pagen 'nen „Klex"! Diese „schlitz-

wämmsigen Seiden-Affen", die als Chorus die mühselig dahinhumpelnde Handlung begleiten und uns alles Wissenswerthe und einiges mehr in Gewaltreimen erzählen, haben für Knallbonbonpoesie überhaupt einen stark ausgesprochenen Sinn. Eine von ihnen versteigt sich zu der folgenden Huldigung an die spiritistisch-chiromantisch-ekstatische Jungfrau Genoveva:

„Ach, wär' sie die Meine, die Reine, die Feine,
Die süße Narzisse am blumigten Raine,
Die Holde, die Traute,
Die Ambra-bethaute,
Die Honig-Viole im sonnigten Scheine —
Die göttliche Venus —
Wer kennt sie? wer nennt sie?"

Alle.

Genoveva Jessenius!

Für diese Provokation zu einem der bösartigsten Reime muß dann die arme „Seiden-Raupe" im letzten Akte freilich sterben. Die Strafe ist hart, aber wohlverdient. Es mußte einmal ein Exempel statuirt werden, sollte nicht die wieder zu Ehren gekommene Deutschthümelei uns rettungslos auf den Sand jener gereimten Trivialitäten werfen, deren fürchterliches Muster man in Julius Wolffs Versen erkennen mag:

„Die größte Huldigung von allen
Bracht' ihr der Leutnant aber dar,
Dem sie auch suchte zu gefallen,
Weil er — nun weil er Leutnant war."

Ich halte den „Generalfeldoberst" für Wildenbruchs schwächstes Drama; es ist wirr, zusammenhanglos, ungeeignet, ein tiefer dringendes Interesse an einem Menschenschicksal zu erwecken; ein Mißverständniß führt zur tragischen Katastrophe und selbst die rein theatralische Wirksamkeit würde nur durch laute szenische Künste zu erreichen sein. Dennoch ist es kaum zweifelhaft, daß die Bühnenaufführung des Werkes in jeder preußischen Stadt von tosendem Beifall begleitet sein würde, der dann freilich nicht den künstlerischen Qualitäten der Dichtung zu gelten hätte, sondern ihrer schreienden Tendenz und den geschmacklosen Prophezeiungen a posteriori. Das ist ja eben das Schlimme an dieser Hurrah-Dramatik, daß sie in das Kunsturtheil allerlei loyale Erwägungen hineinträgt und durch den Appell an den Patriotismus, und manchmal wohl auch an den Byzantinismus, die dichterische Mittelmäßigkeit zu herrlichen Siegen führt.

Die Kehrseite der Medaille hat der Fall Wildenbruch nun gezeigt: der „Generalfeldoberst" wird laut Verfügung des Polizeipräsidenten nicht in Berlin aufgeführt werden, die preußischen Hofbühnen haben sich ihm zu verschließen, und das „Militär-Wochenblatt" weigert sich sogar, in seinem Inseratentheil das Buch anzuzeigen! Es ist kein Reichsfeind und kein Naturalist, dem das begegnet: es ist Herr von Wildenbruch, der stets begeisterte Barde des Hohenzollernstammes, Herr von Wildenbruch, der unheimlich fruchtbare Prologdichter, den man nun aus der selbst gewählten schwarz-weißen Kunstheimath verbannt hat. Der Einzelfall reizt zu satirischer Betrachtung, als symptomatische Erscheinung aber ist er doch wohl recht ernst zu nehmen.

Man hat für das nunmehr erfolgte Verbot eine ganze Reihe von Gründen entdecken wollen: Ferdinand der Zweite und das Haus Habsburg sollen nicht mit der gebührenden Rücksicht angefaßt sein, und Blätter, die sich ernsthaft nehmen, glauben bereits das deutsch-österreichische Bündniß gefährdet zu sehen — durch ein Theaterstück! Dann wieder soll der Kurfürst Georg Wilhelm in dem Drama eine ebenso unbedeutende Rolle spielen, wie in der Geschichte, und man befürchtet von dem Anblick eines so wenig schneidigen Monarchen einen üblen Eindruck auf den beschränkten Unterthanenverstand. Und doch hat das brandenburgisch-preußische Volk im Laufe von drei Jahrhunderten unbedeutende Regenten auch auf dem „wirklichen" Thron, nicht nur auf dem brettернen Bühnenstuhl, gesehen, ohne darob in seinem monarchischen Bewußtsein Schaden zu nehmen.

Herrn von Wildenbruch hat ganz gewiß die Absicht einer poetischen Majestätsbeleidigung sehr fern gelegen; auch dem deutsch-österreichischen Bündniß will er wohl kaum ans Leben, trotzdem er seinen Generalfeldoberst sagen läßt:

„Wer sich auf Bundesgenossen verläßt,
Ist wie ein Mensch, der auf Krücken geht;
Gott hat dem Menschen Beine gegeben,
Damit er auf eigenen Füßen steht!"

Und selbst die merkwürdig oft und lebhaft betonte Vorliebe der Gattin Friedrichs für englisches Wesen und englische Kleidung, die Schilderung der den Gemahl weit überragenden Herrschsucht dieser englischen Königstochter und ihres leidenschaftlichen Ehrgeizes, — Herr von Wildenbruch konnte sie wohl in seinem Bilde nicht entbehren, sonst hätte ihn sicherlich sein Taktgefühl gehindert, die Erinnerung an unwürdige Verleumdungen aus jüngster Zeit aufs Neue wachzurufen.

Ueber künstlerische Leistungen sollte nur die öffentliche Meinung, geleitet und gelenkt von den berufenen kritischen Stimmführern, ein Urtheil abzugeben haben. Die Zensurplackereien sind eines modernen Staates unwürdig; sie geben untergeordneten Verwaltungsorganen ein Recht zur Ueberwachung der geistigen Nahrung, das denn doch etwas weniger leicht zu üben ist, als die öffentliche Milchkontrolle. Auf der einen Seite verlangt man nach vaterländischen Stoffen, auf der anderen errichtet man der wahrheitsgetreuen Geschichtsdarstellung unübersteigbare Schranken. Dieser Weg führt mit Nothwendigkeit zu einer offiziösen Historik und zum offiziösen Theater. Und wenn nicht gegen die polizeilichen Eingriffe das Volksgefühl mit entrüsteter Entschiedenheit reagirt, so ist am Ende die Zeit nicht mehr fern, wo die Kartellpolitik ihre Stützpunkte auch im Theater haben wird.

Herr von Wildenbruch hat ein preußisches Trauerspiel geschrieben: weder die deutsche Regierung noch selbst der Dichter hat sich jedes darin gesprochene Wort anzueignen, das nur die Zeit und der Charakter dessen, der es spricht, erklärt und bedingt. Der Versuch, die freie Kunst unablässig zu bevormunden, ist ein recht bedenkliches Zeichen von Schwäche; wer der eigenen Kraft muthig vertraut, braucht keine noch so ähnliche Wiedergabe der Wirklichkeit zu fürchten; nur die unschöne Eitelkeit verlangt ein geschmeicheltes Porträt. Und der „Generalfeldoberst" des Herrn von Wildenbruch ist obendrein wirklich kein Kunstwerk von grausamer Wahrhaftigkeit. Die ästhetische Kritik hätte das verfehlte Trauerspiel von der Schneidigkeit um jeden Preis mit viel rücksichtsloserer Entschlossenheit abweisen dürfen, wäre der äußerlich zupackende Eingriff der Zensur unterblieben.

Maximilian Harden.

Moriz Carrière: Lebensbilder. Leipzig. 1890 Brockhaus.

Ein namhafter Kritiker hat einmal in witzigen Wendungen die ernste, nachdenkliche Betrachtung angestellt, daß Schriften starken Kalibers à la Vischer beim großen Publikum nicht entfernt so durchgreifende buchhändlerische Erfolge aufzuweisen haben, als Carrière's ästhetische und kulturgeschichtliche Bücher. Die Gründe dafür wären leichter zu finden, als auszusprechen: denn man würde da ausnahmsweise den kritisirten Autor ebenso ärgern, wie die sonst herzlich gern, nur auf Kosten Anderer, mitlachende Leserwelt. Carrière ist auch in diesen biographischen Blättern der Alte. Er meint es sehr ehrlich: Tiefe ist ihm durchweg versagt; er kann im Innersten den Franzosen der älteren Art nicht verleugnen, die akademische äußere Eleganz höher achtet, als Eindringen in den Kern der Dinge. Einen Cromwell faßt er nicht mit voller Kraft. Seine Essays über Freiligrath, Geibel, Bettina haben mehr Verdienst als die Nekrologe für J. H. Fichte, Ulrici, Huber. Sehr naiv scheint der Friedensbrief an Renan: nur mit süßen Redensarten gibts da wenig zu ändern. Die vielberedete Schnurre „Wer ist der Faustdichter?" hat gleichfalls Aufnahme gefunden. —m.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt von Leonhard Simion in Berlin, betreffend: „Die Geschichte der neuesten Zeit" von Constantin Bulle bei.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 11. Berlin, den 14. Dezember 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat eine Reise durch das westliche Deutschland gemacht zum Besuche des großherzoglich hessischen Hofes in Darmstadt, zur Eröffnung eines Festspielhauses in Worms, und bei dieser Gelegenheit hat er auch Frankfurt a. M. berührt. Empfänge, Ehrenpforten, Ansprachen, Toaste, Spalierbildungen, Illuminationen und die Ueberreichung von Lorbeerkränzen bildeten die Staffage dieser Kaiserreise.

Wir sind weit davon entfernt, die Liebe zum Kaiserthum, die gleichzeitig die Liebe zu Deutschland ist, herabstimmen zu wollen; der Liberalismus kann nicht leicht in diesen Verdacht kommen. Aber die Freude am neugeeinigten Reiche und die Loyalität können sehr wohl bestehen, und gleichwohl kann man die Formen, in denen diese Empfindungen sich heute an das Tageslicht drängen, bedenklich und von unerfreulicher Vorbedeutung erachten. Ein berechtigtes Gefühl bis zur Exaltation gesteigert, ist ein Krankheitssymptom; so ist es auch mit dem patriotischen Enthusiasmus und leider tritt dieser, wenn er sich auf das Hurrahrufen beschränkt, meist nicht einmal rein auf, sondern ist zudem oft genug vermischt und durchsetzt mit Servilismus und nackter Heuchelei.

Die Berechtigung dieser Worte läßt sich leicht erweisen. Der heutige, immer erneute Festesjubel findet in Deutschland seinesgleichen nur an den Ovationen, die im Jahre 1871 den siegreichen Feldherren und Bringern eines einigen Deutschland entgegentönten. Aber die Zeiten sind jetzt andere als damals, und wird es Kaiser Wilhelm II. gelingen, Thaten von wahrhaft großer Bedeutung für das deutsche Volk zu vollbringen, wie will man ihn dann feiern, wenn schon heute jedes tönende Wort und jede festliche Veranstaltung vorweg genommen sind. Hier zeigt sich deutlich das Mißverhältniß und dieses Mißverhältniß ist auf tieferliegende, für die Volksgesundheit bedeutungsvolle Ursachen zurückzuführen. Es gibt daher ernste Patrioten bei allen Parteien, denen die lärmende Loyalität der neuesten Zeit durchaus nicht als eine Gewähr dafür erscheint, daß jene Opferfreudigkeit, die sich in Worten, Guirlanden und Gastmählern bewährt, schon als Maßstab für echte Opferfreudigkeit in schweren Zeiten zu betrachten sei.

Dem allgemeinen Bilde der Kaiserreise ist noch ein besonderer Zug einzufügen. Als Oberbürgermeister von Frankfurt hatte Herr Miquel einen Toast auf den kaiserlichen Gast auszubringen. Bei dieser Gelegenheit hat der Genannte seinen Ruf als geschickter Mann bewährt; er wußte seine Worte so vortrefflich zu mischen, daß ihm der uneingeschränkte Beifall des Monarchen zu Theil wurde. Kaiser Wilhelm erwiderte mit einem Trinkspruch auf die Stadt Frankfurt und — auf Herrn Miquel, und er zeichnete den Vertreter der Bürgerschaft in jeder Weise aus. Man wird sich erinnern, daß schon auf einer Abendgesellschaft beim Kriegsminister der Kaiser Herrn Miquel in ein längeres Gespräch gezogen hat. Der Frankfurter Oberbürgermeister ist also im Augenblick bei dem Monarchen persona grata oder soll man sagen gratissima, und diese Thatsache kann auch ihre Bedeutung für die Politik des Tages haben.

Mit welcher Wahlparole werden die Kartellparteien den Kampf um die Reichstagssitze zu bestehen suchen? Diese Frage beschäftigt lebhaft die politischen Kreise, und das versteht sich leicht, wenn man sich erinnert, daß im Jahre 1887 die „nationalen Männer“ ihre Erfolge im Wesentlichen einem nicht sehr sauberen, aber geschickten Wahlcoup zu verdanken hatten.

Späht man nun umher, unter welchem Zeichen der Wahlkampf sich abspielen könnte, so erscheint es immer von Neuem möglich, daß die Frage des Sozialistengesetzes eine ähnliche Rolle spielen wird, wie vor drei Jahren der Streit um das Septennat. Diese Möglichkeit ist bereits vor einiger Zeit in der „Nation“ (Nr. 8) durch einen Artikel des Herausgebers dieser Zeitschrift, Herrn Dr. Barth, unter der Ueberschrift: „Die Krisis in den Berathungen über das Sozialistengesetz“ angedeutet worden, und zu gleichen Gedanken veranlassen heute Ausführungen, die sich in der „Staaten-Korrespondenz“ finden, die die „Kreuzzeitung“ übernimmt, und deren offiziösen Ursprung dieses Blatt für nicht unwahrscheinlich erklärt. Die entscheidenden Worte in der „Staat-Korr.“ lauten:

„Von maßgebendster Stelle und von Seiten der verbündeten Regierungen hält man strikte an der Nothwendigkeit der Ausweisungsbefugniß fest und würde gegebenen Falles an dieser Frage das Gesetz scheitern lassen.“

Man könnte sich demnach die Entwicklung etwa folgendermaßen denken: Die Regierung vermeidet es, die Nationalliberalen schon jetzt zur Nachgiebigkeit zu zwingen; denn damit ginge das Sozialistengesetz als Wahlparole verloren. Der Entwurf wird demnach im Reichstage in einer Form angenommen, die die Regierung verwirft; es kommt mithin gar nichts zu Stande. Da aber die Anhänger der Herren von Bennigsen und Miquel am Scheitern des Gesetzes betheiligt sind, so könnte eine unmittelbare Auflösung kaum zweckmäßig erscheinen, denn in dem Wahlkampfe würden unter diesen Umständen auch die Nationalliberalen, diese so brauchbaren Mitglieder des Kartells, in die groteske Lage einer Oppositionspartei gedrängt werden. Wenn dagegen die Auflösung zunächst verschoben wird, und die Nationalliberalen in der Zwischenzeit sich den eindringlichen Vorstellungen der Regierung, wie zu erwarten, zugänglich erweisen, dann bestände das Kartell in alter Herrlichkeit fort, und gleichwohl hätte man von allen im Augenblick benutzbaren Wahlparolen noch die auf ängstliche Gemüther am stärksten wirkende zur Verfügung, nämlich die Frage des Sozialistengesetzes.

Gegen diese Entwicklung ließe sich vom Standpunkte der üblichen politischen Moral kaum Gewichtiges einwenden; die Nationalliberalen erschienen freilich nicht gerade als Helden; aber als Patrioten müssen sie auch ein Stück ihres Heldenthums zu opfern bereit sein für eine Wahlparole, welche die „nationalen Männer“ und die „gute Sache“ vielleicht zum Siege führen könnte.

Der Wahlkampf aber, der alsdann ausbräche, würde wahrscheinlich ähnliche Ueberraschungen bringen, wie wir sie im Jahre 1887 erlebt haben. Entdeckten die scharfen Fernrohre der Kartellparteien in jenen Frühjahrstagen bereits die französische Flotte in der Nähe von Helgoland und nicht allzufern von der Elbmündung, so werden nunmehr ebenso scharfe Augen einige äußerst verbrecherisch ausschauende Dynamitkisten zu entdecken haben, die sich später etwa als leer erweisen könnten. Mit einem Worte, kam die Gefahr vor drei Jahren drohend von jenseits der Grenze angezogen, so könnte sie drei Jahre später im Innern Deutschlands selbst erschrecklich ihr Haupt erheben und als Pendant zu dem Feldruf Krieg oder Septennat könnte der Feldruf Revolution oder Sozialistengesetz bei den Kartellparteien ertönen.

Das ist eine Möglichkeit, nichts weiter, aber die Erfahrungen, welche wir in den letzten Jahren haben machen müssen, zwingen dazu, auch sie in Rechnung zu ziehen. Um so sicherer werden jedoch derartige unerwünschte Ueberraschungen unterbleiben, je gewappneter gegen sie das deutsche Volk ist. Mit der Pikrinsäure und den Barackenbauten wurde der gesunde Menschenverstand einmal in die Flucht geschlagen. Mögen sich die Wähler recht gründlich und bei Zeiten abhärten, damit das rothe Gespenst ihnen nicht einen gleichen Streich spiele.

Ein neuer drohender Ausstand im niederrheinischen Kohlenrevier ist zunächst verhütet worden; die Zechenverwaltungen haben sich noch in zwölfter Stunde entschlossen, den Forderungen der Bergleute nachzukommen; einige jener Bestimmungen sollen nunmehr zur vollen Wahrheit werden, die bereits mit der nach Berlin entsandten Arbeiterdeputation vereinbart waren. Den Bergleuten wird zugesagt, daß ihnen aus der früheren Arbeitseinstellung kein Nachtheil erwachsen solle, und die bereits Entlassenen werden von Neuem Anstellungen erhalten; zudem verpflichten sich die Zechen, denjenigen Bergarbeitern in ihrem Fortkommen nicht hinderlich zu sein, die aus irgend welchen Gründen von einer Zeche auf die andere übersiedeln wollen; jene Bestimmungen werden damit hinfällig, auf Grund deren es den einzelnen Verwaltungen verboten war, Leute, die irgendwo ihre Entlassung erhalten hatten, wieder anzustellen, wodurch der gemaßregelte Bergmann thatsächlich brotlos gemacht war.

Daß die Zechenverwaltungen schließlich dieses Entgegenkommen bewiesen haben, ist erfreulich; aber die Einsicht kommt leider spät, und sie wird daher schwerlich alle jene guten Früchte zeitigen, die noch vor ein paar Monaten sich hätten pflücken lassen. Damals wiesen die Vertreter der Grubenbesitzer hochmüthig jene Vorschläge zurück, die unter Vermittlung freisinniger Abgeordneten zu Stande gekommen waren; jetzt gestehen sie unter der Noth der Verhältnisse das zu, was zu jener Zeit einen endgültigen Frieden hätte schaffen können. Diese Unklugheit hat böse Folgen gehabt; die Erbitterung unter den Bergleuten ist gewachsen, und Erbitterung ist nur zu leicht der Nährboden unbesonnener und für alle Betheiligten Schaden stiftender Entschlüsse.

Das Zerwürfniß, das im Augenblick — und zwar nicht nur am Niederrhein, sondern auch im Saargebiet, wo bereits neue partielle Streiks ausgebrochen sind, und überdies in Schlesien Bergleute und Bergwerksbesitzer entzweit, kann endgültig nur unter einer Bedingung beseitigt werden. Die Bergwerksbesitzer haben eine Schuld auf sich geladen, indem sie eine Art von Feudalismus auch in unseren Tagen ausübten; sie wußten ihre Angestellten politisch und sozial in Abhängigkeit zu erhalten. Die Forderungen in ihren Einzelheiten, um die sich heute die Debatte in den Grubenbezirken dreht, sind daher nur von untergeordneter Bedeutung; dem innersten Wesen nach führen die Bergleute einen Kampf um ihre Emanzipation; was Verfassung und Gesetz allen Staatsbürgern gewährt, die Gleichberechtigung im vollsten Umfange, das soll auch für sie zur Wahrheit werden. Vielleicht vergreifen sich die Bergleute hin und wieder in den Mitteln, — das Ziel aber, dem sie im dunklen Triebe nachtasten, verdient vollste Zustimmung; sie wollen freie Männer werden, Männer, die sich vereinigen können, um die Arbeitsbedingungen festzustellen, die wie Gleichberechtigte mit den Arbeitgebern verhandeln und die man nicht am Wahltage mit dem Zettel in der erhobenen Hand zur Urne treiben darf.

Soweit wie die Dinge jetzt gediehen sind, erscheint es ganz zweifellos, daß schließlich den Bergleuten der Sieg verbleiben wird; bei den Zechenverwaltungen aber steht es, ob dieses Endresultat unter bedrohlichen Zuckungen oder gefahrlos erreicht werden soll. Die letztere Möglichkeit ist vorhanden, wenn die Arbeitgeber gutwillig und ohne Hintergedanken sich ihrer dem modernen Leben widersprechenden Machtfülle entäußern, und wenn sie erkennen lernen, daß — wie die städtische, so auch die Bergwerksindustrie mit selbstbewußten Arbeiterschaaren sehr wohl zu gedeihen im Stande ist.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hat mit 70 gegen 28 Stimmen dem Vorschlage des Magistrats zugestimmt, und beide kommunalen Vertretungen haben sich somit bereit erklärt, die Schloßfreiheit für den Zoll zu übernehmen, daß dieselbe kostenlos der Stadt Berlin überwiesen werden sollte. Ihr Gewissen hat die Stadtverordnetenversammlung dadurch zu salviren gesucht, daß das Wort Lotterie aus dem von ihr gefaßten Beschluß entfernt worden ist. An dem Kern der Sache ändert diese diplomatische Wendung natürlich nicht das Geringste; den Berliner Stadtbehörden bleibt die volle Verantwortung, wenn durch ihre Stellungnahme die Lotterie zu Stande kommen sollte.

Nun fehlt nur noch, daß die preußische Regierung sich im letzten Augenblick gegen das Lotterieprojekt erklärte, und daß damit der freisinnigen Berliner Stadtverwaltung eine praktische Lektion über öffentliche Moral vom Ministerium Bismarck verabfolgt würde.

In Oldenburg hat in einer freisinnigen Parteiversammlung Professor Bulle eine Rede gehalten, der die Anwesenden nicht in allen Punkten zustimmten und gegen die auch die freisinnige Parteipresse in gewissem Umfange Verwahrung eingelegt hat. Wir würden diese Thatsache kaum erwähnenswerth finden, denn warum sollte ein freisinniger Reichstagsabgeordneter, dessen echt liberale Gesinnung über allem Zweifel erhaben ist, nicht einmal über taktische Fragen Ansichten äußern, die auf Widerspruch stoßen. Der Vorgang gewinnt nur dadurch an Interesse, daß die Kartellpresse, — allen voran natürlich die „National-Zeitung", aus diesem Zwischenfall auf Meuterei und Zerfall im freisinnigen Lager glaubt schließen zu dürfen. Auch als die Entscheidung schwankte, ob es Herrn Hänel möglich sein werde, ein Reichstagsmandat anzunehmen, auch damals trat — wiederum die „National-Zeitung" mit einem Artikel hervor, der aus diesem Umstand bedenkliche Gegensätze bei den Freisinnigen herauslas; und es war besonders geschickt, daß dieser tiefsinnige Artikel gerade in dem Augenblick veröffentlicht wurde, wo Herr Hänel seine Bereitwilligkeit zu kandidiren, thatsächlich bereits wieder zu erkennen gegeben hatte.

In der Art, wie die freisinnige Partei von der Kartellpresse beurtheilt wird, offenbart sich ein wirklich nicht geringes Maß von politischer Trivialität. Unsere spitzfinnigen Gegner machen sich ihre Aufgabe sehr leicht; zeigt sich bei den Freisinnigen nicht das geringste Zeichen von Meinungsverschiedenheiten, so sagen die Kartelleute: Seht, das sind die Folgen der schrecklichen Diktatur, unter der diese Partei leben muß; und zeigt sich, daß der Eine oder der Andre in Fragen ohne prinzipielle Bedeutung ganz unabhängig vorgeht, so sagen sie: Seht, das ist der Beginn des Zerfalls.

Auch diese kleinen Kniffe werden sich abnutzen und schließlich werden sich wohl die Leser der Kartellpresse davon überzeugen, daß die freisinnige Partei einer Diktatur nicht bedarf, weil sie durch den Kampf für gemeinsame Grundsätze und Ueberzeugungen fest genug zusammengehalten wird, ungleich fester, als etwa eine Kartellkoalition, die den Luxus gemeinsamer Ueberzeugungen nicht besitzt, und bei der dann in der That jene berufenen symbolischen Fußtritte des Fürsten Bismarck nachhelfen müssen, deren Verabreichung Herr von Helldorf zu bestätigen die Güte hatte.

Graf Lippe ist gestorben. Er war in Preußen Justizminister in der Zeit der traurigsten Reaktion und manche häßliche Erinnerung ist mit seinem Namen verknüpft.

Emin Pascha ist von einem schweren Unfall betroffen worden. Er hat glücklich die Küste erreicht; allen Gefahren war er entronnen, da wollte es ein unglücklicher Zufall, daß er einen Fehltritt machte, und in beträchtlicher Höhe aus einem Fenster herabstürzte. Sein Zustand ist bedenklich, doch hofft man, den tapfern Mann am Leben zu erhalten.

Jefferson Davis, der als Präsident den Kampf der Südstaaten im amerikanischen Sezessionskrieg geleitet hatte, ist zurückgezogen und einsam gestorben. An dem Todten rühmten selbst seine Gegner geistige Bedeutung; aber er setzte seine Fähigkeiten für eine schlechte Sache ein. Das Urtheil der Geschichte war ihm schon bei Lebzeiten gesprochen. Charakteristisch ist es, daß dieser Repräsentant der sklavenhaltenden amerikanischen Junker von unserer „Kreuz-Zeitung" als ein braver Mann und frommer Christ gefeiert wird.

* * *

Was versteht man unter einem „Agrarier"?

Die Agrarier beherrschen seit zehn Jahren unsere gesammte Wirthschaftspolitik. Die Gesetzgebung hat ihnen manches Verlangen, aber nicht den Appetit gestillt. Im Gegentheil, wenn man sie — wie z. B. während der verflossenen Woche im Reichstage — reden hört, so sollte man meinen, es sei bisher so gut wie nichts für sie geschehen.

Eine Partei von so robuster Aufnahmefähigkeit müßte — so sollte man meinen — ihre charakteristischen Merkmale so deutlich erkennen lassen, daß Niemand über ihre wahre Natur im Zweifel sein könnte. Und doch gehört der Agrarier noch immer zu den mannigfach verkannten Geschöpfen der vielgestaltigen politischen Welt.

Der Hauptgrund für diese Verkennung liegt in dem geschickt genährten Glauben, daß die Interessen der Agrarier und das Interesse der Landwirthschaft identisch seien. Nichts ist irriger, als dieser Glaube. Der Agrarier vertritt ausschließlich die Interessen des Grundbesitzes, nicht die der Landwirthschaft. Ein resoluter Vertreter der Interessen des Grundbesitzes behält er als oberstes Ziel immer im Auge: den Preis des Grund und Bodens zu steigern oder zum mindesten vor dem Sinken zu bewahren. Um dieses eine Ziel dreht sich alle agrarische Gesetzgebung. Jeder agrarische Schutzzoll ist darauf gerichtet. Betreffs der Getreidezölle gestand dies der ehemalige Staatssekretär von Burchard am 28. November 1884 im Reichstage auch rundweg zu, indem er erklärte: „Wenn der Getreidezoll das erfüllt, was er soll, wird sich der Bodenwerth des Grundbesitzes erhöhen." Betreffs der übrigen agrarischen Schutzzölle, sofern dieselben überhaupt wirksam sind, liegt die Sache genau so. Wenn Grund und Boden einer bestimmten Lage und Beschaffenheit unter gleicher Aufwendung von Kapital und Arbeit Produkte hervorbringt, deren Preis heute 1000 Mark beträgt und deren Preis nach einiger Zeit in Folge protektionistischer Gesetzgebungsmaßregeln um 20, 30 oder 50 Prozent über das natürliche Niveau gesteigert erscheint, so muß diese künstliche Konjunktur den Preis von solchem Grund und Boden, welcher die Ausbeutung dieser Konjunktur zuläßt, — unter Veranschlagung der muthmaßlichen größeren oder geringeren Dauer der Konjunktur — entsprechend steigern; das ist ebenso natürlich wie daß die Kohlenaktien an der Börse steigen, wenn die Kohlenpreise anziehen.

Genau denselben Effekt haben die anderweitigen Maßregeln agrarischer Gesetzgebung. Die „Liebesgabe", welche in der Höhe von jährlich 41½ Millionen Mark aus allgemeinen Mitteln den Branntweinbrennern zugeschoben ist und deren Erhöhung Herr Gamp in einer der letzten Reichstagssitzungen warm empfahl, sie klebt an der Scholle, und die Scholle, mit welcher das Differenzialsteuer-Privilegium verknüpft ist, muß natürlich werthvoller sein, als ein privilegienloser im übrigen gleicher Grund und Boden. Und dieser durch die Gesetzgebung geschaffene relative Mehrwerth drückt sich selbstverständlich auch im Preise des Grund und Bodens aus.

Auf dem Gebiete des Steuerwesens tritt die agrarische Politik vor Allem in dem Bestreben auf Herabminderung oder Aufhebung der Grundsteuer zu Tage. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Beseitigung einer festen mit dem Grund und Boden verknüpften Last den Preis des entlasteten Besitzes um den kapitalisirten Betrag der aufgehobenen Steuer erhöhen muß.

Wir haben hiermit nur drei Hauptpunkte der agrarischen Politik hervorgehoben. In diesen Hauptpunkten tritt das Wesen dieser Politik besonders deutlich hervor. Dies Wesen läßt sich aber generell charakterisiren durch das eine Ziel: mittelst der Klinke der Gesetzgebung auf Kosten inländischer Konsumenten und Steuerzahler die Rente und damit auch den Preis von Grund und Boden relativ zu steigern.

Es klingt wie Hohn, wenn das Streben nach diesem Ziel als im Interesse des landwirthschaftlichen Gewerbes liegend bezeichnet wird. Hat das Schuhmachergewerbe ein Interesse daran, daß das Leder recht theuer ist, oder die Baumwollspinnerei, daß der Preis der Baumwolle nicht

sinkt? Man mag über die Fragestellung lachen, und doch liegt die Sache nicht anders, wenn die Frage gestellt wird, ob das landwirthschaftliche Gewerbe ein Interesse daran hat, daß sein wichtigster Produktionsfaktor, der Grund und Boden, möglichst theuer sei. Unsere Agrarier klagen, wenn sie den Nothstand der Landwirthschaft darlegen, über die Höhe der Produktionskosten, und unter diesen Produktionskosten figurirt in erster Linie der Zinsaufwand für den Preis von Grund und Boden. Sie beklagen, wenn von der Konkurrenz fremder Länder gegenüber der deutschen Landwirthschaft die Rede ist, vor Allem, daß in den Hauptkonkurrenzländern der Grund und Boden „so gut wie nichts“ koste. Und um dieser Konkurrenz begegnen zu können, verlangen sie gleichzeitig gesetzgeberische Maßregeln, die darauf abzielen, daß bei uns der Grund und Boden immer mehr kostet. Geht aus diesem Widerspruch nicht sonnenklar hervor, daß die agrarische Politik nicht das landwirthschaftliche Gewerbe, sondern nur den Grundbesitz im Auge hat, und daß zwischen landwirthschaftlichen Interessen und den Interessen der Grundeigenthümer ein weiter Unterschied besteht?

Die Täuschung, als ob die agrarische Politik dem landwirthschaftlichen Gewerbe zu Gute käme, hat sich nur dadurch so lange aufrecht erhalten lassen, weil das landwirthschaftliche Gewerbe in sehr vielen Fällen von Grundeigenthümern betrieben wird. Die Interessen der Grundeigenthümer und die der Landwirthe werden deshalb von der agrarischen Agitation zusammengeworfen und schließlich erscheint dann der kleine Bauer als das Wesen, für das der edle Großgrundbesitzer im Schweiße seines Angesichts die Kastanien aus dem Feuer holt. Diesem Manöver gegenüber kann nicht oft und nicht deutlich genug darauf hingewiesen werden, daß die agrarische Politik den fleißigen und geschickten Landwirth benachtheiligt, indem sie durch eine künstliche Preissteigerung des Grund und Bodens ihm erschwert, sein Gewerbe auszuüben; daß diese Politik einzig und allein begünstigt: die Grundeigenthümer, einerlei ob sie zugleich Landwirthe sind oder nicht; am meisten jene rund 25 000 Großgrundbesitzer, welche mehr als ein Viertel der bewirthschafteten Gesammtfläche des Deutschen Reichs ihr eigen nennen.

Es gibt danach keine nacktere, den allgemeinen Interessen schroffer entgegenstehende Interessenpolitik, als die der Agrarier. In keinem Lande der Welt hat diese Politik aber so tief Wurzel gefaßt, wie heute in Deutschland. Das Ende dieser Politik wird trotzdem nicht ausbleiben und dann zugleich das Ende des in gar keinem Verhältniß zu wirklichen Leistungen stehenden Einflusses der preußischen Junkerpartei bezeichnen, eines Einflusses, den recht lange zu konserviren die Nationalliberalen in rührender Kartellbescheidenheit aufs Neue bei den nächsten Wahlen sich bemühen wollen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

VII.

Die zweite Lesung des Sozialistengesetzes wird erst nach Weihnachten stattfinden. Man kann den Oppositionsparteien nicht den Vorwurf machen, daß sie an einer Verschleppung Schuld seien; es war die Majorität, welche mitten in den Kommissionsberathungen eine einwöchentliche Pause eintreten ließ, die zur Verständigung dienen sollte, aber zur Verständigung nichts beigetragen hat. Man muß daran nachdrücklich erinnern, weil der freisinnigen Partei so gern der Vorwurf gemacht wird, daß sie durch ihre vielen Anträge und langen Reden Verzögerungen hervorrufe.

In keinem Lande der Welt hat man einen Zustand wie diesen jemals gesehen. Nachdem vor drei Jahren Wahlen stattgefunden haben, welche unter dem Einflusse einer gewaltigen Erregung für die jetzige Regierung so günstig ausgefallen sind, wie sich das kaum je wiederholen wird, ist es jetzt am Schlusse der Legislaturperiode zweifelhaft, ob die Regierung für eine von ihr für sehr wichtig erachtete Vorlage eine Majorität erhalten wird. Die Nationalliberalen und selbst ein Theil der Freikonservativen wollen aus dem Sozialistengesetz den kleinen Belagerungszustand und die Ausweisungsbefugniß völlig ausmerzen; die Regierung aber erachtet die Ausweisungsbefugniß für eine so wichtige, daß sie lieber auf das ganze Gesetz verzichten, als das Gesetz ohne diese Klausel annehmen will. Es erscheint fast unvermeidlich, daß ein Konflikt zwischen der Regierung und der Majorität entsteht, daß ein tiefer Bruch durch die Kartellparteien gehen wird. Allerdings hat man keine Sicherheit auch gegen die unerwartetste Ueberraschung. Die Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß das Sozialistengesetz zur Wahlparole gemacht wird. Und dabei leben alle Betheiligten in harmloser Fröhlichkeit dahin und setzen ihre Hoffnung darauf, daß im rechten Augenblicke sich ein rettender Gedanke einstellen wird.

In der Budgetberathung wurde von den verschiedensten Seiten der Antrag gestellt, die Lage der unteren Postbeamten durch Gehaltszulage zu verbessern. Es wird zwar bestritten, daß ein Zeitalter der Theuerung eingetreten sei; die Statistik giebt Mittel an die Hand, um zu beweisen, daß in irgend einem früheren Jahre Brot und Fleisch noch mehr gekostet haben als jetzt. Indessen darüber, ob ein Nothstand vorhanden sei, streitet man nicht; dessen ist man durch die Anschauung unmittelbar gewiß. Die Gemeinden, die Aktiengesellschaften, die privaten Unternehmer sind überall damit beschäftigt, ihren Beamten und Arbeitern Gehaltszulagen zu gewähren, weil sie einsehen, daß dieselben mit ihren bisherigen Bezügen nicht auskommen können. Auch die Lage der unteren Postbeamten ist eine schlechthin unauskömmliche geworden. Woher das Geld zu Gehaltsverbesserungen kommen soll? so fragen gerade die Leute am lautesten, die nie in Verlegenheit gewesen sind, für koloniale Unternehmungen und Dampfersubventionen Geld aufzutreiben.

Die Folgen der im Jahre 1879 eingeführten Wirthschaftspolitik fangen an, sich mit Unerbittlichkeit geltend zu machen. Man hatte geglaubt, einen Wohlstand zu schaffen, indem man einer Klasse von Unternehmern Vortheile in den Schooß warf, aber es stellte sich heraus, daß dasjenige, was dem Einen gegeben wird, dem Anderen genommen werden muß. Immer mehr Gruppen von Interessenten melden sich, welche von dieser Wirthschaftspolitik Nachtheile haben und trotzdem sind diejenigen, zu deren Gunsten sie ursprünglich eingeführt wurden, nicht zufriedengestellt. Die freisinnige Partei kann sich der Aufgabe nicht entziehen, die Folgen, welche durch die Getreidezölle, die neue Besteuerung des Spiritus, des Zuckers und Tabaks eingetreten sind, kritisch zu beleuchten. Ueberall herrscht Unzufriedenheit, die ihren charakteristischen Ausdruck darin findet, daß man unser solides Währungssystem zum Gegenstand der Angriffe macht und Sehnsucht nach jenen papiernen Zahlungsmitteln ausspricht, durch welche Rußland und Oesterreich so unaussprechlich glücklich geworden sind.

Die bestehende Wirthschaftspolitik kann auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden. Die Frage ist lediglich die, ob man die schlimmsten Auswüchse derselben allmählich durch schonende Reformen beseitigen oder ob man es darauf ankommen lassen will, daß ein Sturm das ganze Gebäude plötzlich hinwegfegt. Man kann die Augen nicht dagegen verschließen, daß bei den ungünstigen Ernteausfällen dieses Jahres sogar der Bezug von Saatkorn vielfach unter den übermäßigen Zollsätzen gelitten hat.

Die Schatten der in Westfalen noch immer herrschenden Unzufriedenheit der Arbeiter fielen in die Verhandlungen des Reichstages in sehr ernster Weise hinein. Eine erneute Arbeitseinstellung würde nicht allein für unsere Kohlenindustrie, sondern für unsere ganze Industrie ein Ereigniß von den ernstesten Folgen sein, dessen Abwendung dringend gewünscht werden muß. Aber man kann sich nicht verhehlen,

daß Mißgriffe der schwersten Art dieser Unzufriedenheit Vorschub geleistet haben. In den Bergdistrikten wird die protektionistische Vertheuerung jener Lebensmittel, die von der Landwirthschaft nicht in einer für den deutschen Konsum genügenden Menge hervorgebracht werden, besonders bitter empfunden. Die Eingriffe in die Koalitionsfreiheit der Arbeiter durch Aussperrung derjenigen Elemente, die sich bei den Agitationen hervorragend betheiligt haben, sind heute nicht mehr zu ertragen. Wenn Zufriedenheit in weiten Kreisen geschaffen werden soll, muß eine andere Politik befolgt werden, als die, welche bei uns im Schwange ist.

Proteus.

H. von Sybel's Buch über die Begründung des Deutschen Reiches.

Heinrich von Sybel's Buch über die Begründung des Deutschen Reiches*) ist von einem Theile der Kritik nicht ganz ohne vorgefaßte Meinung empfangen worden und schärfer, als es wohl gerechtfertigt ist, klingt in der Beurtheilung des Werkes, das der Historiker uns bietet, die Erinnerung an den Politiker hinein, der einst in den Jahren des preußischen Verfassungskonfliktes zu den eifrigsten Vertheidigern der Volksrechte gehört hat, und der jetzt in seinen Anschauungen der Regierungspolitik so nahe steht, daß der Reichskanzler ihm die Erlaubniß hat ertheilen können, die Schätze der preußischen Archive für die Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches verwerthen zu dürfen. Nun liegt es ja auf der Hand, daß eine solche Vergünstigung zugleich auch eine große Beschränkung einschließen muß. Niemand wird glauben, daß Herr von Sybel sich in der Lage befinden konnte, die Ereignisse einer kaum abgeschlossenen Vergangenheit und die Handlungsweise von Männern, die noch am Ruder sind, in derselben Weise lediglich unter dem Gesichtspunkte der historischen Wahrheit zu schildern, wie wenn er ein Jahrhundert nach ihnen lebte. Es mag sein, daß wir über Königgrätz — wie es in der Vorrede heißt — ebenso unbefangen reden können, wie über Kollin und Leuthen, obgleich man uns erst jüngst zu wissen gethan hat, daß selbst die Beurtheilung der Schlacht am Weißen Berge für den Bestand des deutsch-österreichischen Bündnisses gefährlich werden kann. Was Niemand behaupten wird, ist, daß man über den Fürsten Bismarck und seine Politik so unbefangen reden dürfte, wie über den alten Fritz, oder daß es gar gestattet sein könnte, den preußischen Archiven die Materialien zu entnehmen, welche etwaige bedenkliche Seiten der Politik des leitenden Staatsmannes zu enthüllen geeignet wären. Es ist das auch so selbstverständlich, daß im Prinzip Niemand daran Anstoß nehmen wird. Wie weit oder wie eng dabei die Grenzen gezogen werden, ist freilich eine andere Frage, und da die Beantwortung derselben von dem Verfasser des Immediatberichtes über das Tagebuch des Kronprinzen vom Jahre 1870 abhängt, wird man voraussetzen müssen, daß der Schleier manchmal auch da noch ungelüftet bleiben wird, wo der beschränkte Unterthanenverstand in seiner Unschuld es nicht ahnt, daß es sich um Staatsgeheimnisse handle, „deren Veröffentlichung den Bestand und die Zukunft des Deutschen Reiches gefährden“ würde. Allein in diese Beschränkung muß man sich nun einmal ergeben und zufrieden sein, wenn innerhalb derselben noch manches Wissenswerthe und der Aufklärung dienliche ans Licht gezogen wird.

Auch eine gewisse Zurückhaltung in der Kritik preußischer Regierungsmaßregeln darf man dem Verfasser nicht von vornherein zum Vorwurf anrechnen. Im Allgemeinen wird er ja nach seiner politischen Anschauung überall nur zu loben haben; ohne diese Voraussetzung hätte er die Genehmigung, aus den Staatsarchiven zu schöpfen, weder verlangen noch erlangen können. Daß er jetzt, auch in Fragen der auswärtigen Politik, vielfach zu anderen Urtheilen kommt als vor fünfundzwanzig Jahren, ist nur natürlich, und wenn man Aussprüche des Abgeordneten von 1863, die aus erwiesener Maßen irrigen Voraussetzungen abgeleitet waren, ins Gefecht führen wollte, um Urtheile des Historikers von 1889, die auf einer erweiterten Kenntniß und berechtigten Anschauungen beruhen, damit zu bekämpfen, so würde das ebenso thöricht wie unbillig sein. Niemand hat in den Zeiten des Militärkonfliktes schärfer als Herr von Sybel die „notorische Unfähigkeit“ des Ministeriums an den Pranger gestellt, Niemand energischer als er dagegen protestirt, daß sich das preußische Staatsschiff in den gährenden Ocean der europäischen Händel hinauswage, so lange Herr von Roon im Maschinenraum und Herr von Bismarck am Steuer sitze, und aus dieser Auffassung heraus hat er denn auch über einzelne Aktionen des Ministeriums, zum Beispiel über sein Verhalten in der polnischen Frage, die stärkste Verdammung ausgesprochen, während er heute lediglich bewundert. Wer an diesem scharfen Kontrast Anstoß nehmen wollte, müßte seine Vorwürfe doch in der That mehr gegen den Volksvertreter als gegen den Geschichtschreiber richten; aber auch jenen würden sie nach Maßgabe der Zeitverhältnisse nicht eben schwer treffen können: neun Zehntel der gebildeten Deutschen haben damals gedacht, wie Herr von Sybel damals dachte, und urtheilen heute, wie Herr von Sybel heute urtheilt, einfach deshalb, weil sie wie er durch die Erfahrung eines Besseren belehrt sind. Dies nun auch offen auszusprechen und an solchen irrthümlichen Voraussetzungen diejenige Kritik zu üben, zu welcher uns der Verlauf der Ereignisse befähigt und berechtigt, ist ohne Zweifel eine Pflicht des Historikers, deren Erfüllung man ihm in keiner Weise verübeln darf. Sehr viel bedenklicher wird die Sache allerdings da, wo Herr von Sybel seine heutigen Urtheile lediglich auf dasselbe Material stützen kann, mit welchem er einst das Gegentheil bewies. In solchen Fällen dürfte man erwarten, daß er die Fehler in seiner früheren Schlußfolgerung nachwiese und dadurch den Leser zwänge, sich der Logik zu beugen, der er selbst sich gebeugt hat. Daß dies immer versucht oder gar, wo es versucht ist, auch gelungen wäre, kann man denn freilich nicht zugestehen; besonders die Geschichte des preußischen Militärkonflikts gibt in dieser Richtung zu den begründetsten Einwürfen Veranlassung. Am nachsichtigsten mag man es beurtheilen, wenn Herr von Sybel da, wo er dem Verhalten des Ministerpräsidenten selbst heute noch nicht recht zustimmen kann, die Person desselben möglichst in den Vordergrund schiebt und seinen Tadel in die mildesten Worte kleidet. Das ist der Fall bei der Erzählung des verfassungswidrigen Beschlusses, durch welchen das Herrenhaus am 11. Oktober 1862 nach Ablehnung des Budgets, das ihm vom Abgeordnetenhause zugegangen war, die ursprüngliche Regierungsvorlage annahm. Sybel bezeichnet dies Verfahren als „ungeschickt, weil formell ordnungswidrig“; nur in Form einer Resolution hätte das Herrenhaus sich zur Annahme der Regierungsvorlage bereit erklären dürfen; jedenfalls sei von praktischer Bedeutung nur der negative Theil des Beschlusses gewesen, die Ablehnung des im anderen Hause beschlossenen Staatshaushaltetats. Diese mildernde Darstellung wird man nicht als richtig anerkennen dürfen. Das Abgeordnetenhaus war in seinem vollen Recht, als es zwei Tage später erklärte: der Beschluß des Herrenhauses verstoße gegen den klaren Sinn und Wortlaut des Verfassungsartikels 62 und sei deshalb null und nichtig. Was Herr von Sybel als formell ordnungswidrig bezeichnet, war in der That verfassungswidrig, und je heftiger gegen die zweite Kammer weiterhin die Anklage erhoben wurde, daß sie ihre Kompetenz zu überschreiten suche, um so mehr muß die Thatsache festgehalten werden, daß es das Herrenhaus war, welches unter Billigung der Regierung, ja auf direkte Befürwortung des

*) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten. Von Heinrich von Sybel. München und Leipzig 1889. Verlag von R. Oldenbourg. Erster und zweiter Band.

Ministerpräsidenten, seinerseits mit einer verfassungswidrigen Kompetenzüberschreitung begonnen hat. Auch war dieser Schritt keineswegs so gleichgültig, wie es nach der Sybel'schen Darstellung scheinen könnte; denn in der Polemik spielte der Umstand, daß zwei von den drei maßgebenden Faktoren sich auf das Budget der Regierung geeinigt hätten, eine große Rolle, und die Lage des Ministeriums wäre erheblich ungünstiger gewesen, wenn das Herrenhaus lediglich einen negativen Beschluß gefaßt und somit alle Ausgaben verweigert hätte.

Am befremdlichsten ist die Stellung, die Herr von Sybel zu der Bismarck'schen Lückentheorie einnimmt. Nachdem er in klarer und erschöpfender Weise die Gesichtspunkte entwickelt hat, die der Ministerpräsident zur Rechtfertigung seines Verhaltens geltend zu machen pflegte, bestreitet er rundweg, daß darin eine Umdeutung der Verfassung nach Art des Herrn von Westphalen enthalten sei: „Es ist im Gegentheil," fährt er fort, „der positive Wortlaut des Gesetzes, welcher dem entgegen gehalten wird, was wir anderen damals den Geist des Gesetzes nannten." Diese Behauptung ist schlechterdings unrichtig und steht sogar mit Sybel's eigener Entwicklung des Bismarck'schen Systems in handgreiflichem Widerspruch; denn in dieser beruft er sich auf den „gebieterischen Nothstand, daß irgend Jemand die erforderlichen Ausgaben leiste", nicht aber auf eine positive gesetzliche Bestimmung, deren Vorhandensein ja in der That auch die „Lücke" beseitigt haben würde. Ein gebieterischer Nothstand, solche Ausgaben zu leisten, welche das Abgeordnetenhaus verworfen hatte, konnte aber für einen Minister überhaupt nicht eintreten, da es diesem ja jederzeit freistand, sich einem etwaigen Widerstreit der Pflichten durch die Niederlegung seines Amtes zu entziehen; überdies aber wird der wahre Sachverhalt durch die Einschiebung des Wörtchens „erforderlicher" vor „Ausgaben" unvermerkt verschoben; es können damit, wenn von einem „Nothstande" die Rede sein soll, doch nur die für die Fortführung der Staatsverwaltung unentbehrlichen Ausgaben gemeint sein, nicht aber die von der Regierung einseitig als erforderlich betrachteten, und doch sind es diese allein, um welche sich der Streit drehte. Herr von Sybel verhehlt sich natürlich nicht, welche bedenkliche Konsequenzen aus den von ihm gebilligten Sätzen gezogen werden können. „Eine böswillige Regierung," so meint er, „kann damit das Budgetrecht des Unterhauses zum leeren Scheine machen." Statt aber weiter zu folgern, daß es unmöglich die Absicht der Verfassung gewesen sein könne, der Regierung eine Pforte offen zu lassen, um eine der wichtigsten Verfassungsbestimmungen zu zerstören, und daß somit die Bismarck'sche Auslegung in der That dem Geiste des Gesetzes widersprochen habe, beruhigt er den Leser mit der Betrachtung, daß ja auch das englische Unterhaus vermöge seines Budgetrechts Krone und Oberhaus jedem seiner Befehle zu unterwerfen vermöge. „Die Bürgschaft gegen solche Extreme liegt in der wachsenden Einsicht aller Theile, daß für einen jeden verständiges Zusammenwirken heilsamer ist als herrschsüchtiger Eigenwille. Es war Preußens und Deutschlands Glück, daß diese Einsicht nicht in den heißesten Augenblicken des Konflikts, und nicht im Vollgenuß der glänzendsten Siege aus dem Geiste des Königs und seines großen Ministers verschwand. Beide waren unerschütterlich in dem Entschluß, sowohl die Heeresreform als auch die Verfassung aufrecht zu erhalten." Das heißt mit anderen Worten doch nur: es hätte noch viel ärger getrieben werden können, und wir müssen froh sein, daß der Minister nicht die völlige Beseitigung der Verfassung sich zum Ziele gesetzt hat; jedenfalls ein sehr ärmlicher Trost und eine Moral, für die drastische Parallelen anzuführen ich mir lieber versagen will.

Es ist wohl anzunehmen, daß in den folgenden Bänden des Sybel'schen Werkes die Stellen, an denen man mit Bedauern konstatiren muß, daß der Verfasser seine früheren wohlbegründeten politischen Ansichten geändert hat, in erheblich größerer Zahl zu finden sein werde, als in den beiden, die bis jetzt erschienen sind. Denn diese reichen in der inneren Geschichte Preußens nur eben bis zum Beginn des Ministeriums Bismarck, während sie die auswärtige Politik noch fast ein Jahr weiter führen. Möglich ist es — und ich würde das mit Freuden begrüßen — daß der Verfasser die inneren Konflikte nur soweit in seine Darstellung hineinziehen wird, wie das unumgänglich nöthig ist. Der Titel seines Buches, der nur die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. als Inhalt verheißt, berechtigt ihn dazu ja vollkommen, und die bis jetzt vorliegenden Abschnitte zeigen in der Behandlung der preußischen Verfassungsfragen in den Jahren von 1848—1852 auch bereits eine große Beschränkung. Der rothe Faden, der sich durch die Erzählung hindurchzieht, ist die Geschichte der deutschen Politik des Berliner Kabinetts. Dank den reichen Quellen, die ihm zu Gebote stehen, hat der Verfasser vielfache neue Aufschlüsse geben können, wenn schon die Ausbeute an überraschenden Mittheilungen in diesen einleitenden Bänden nicht eben groß ist; es handelt sich zumeist um Bereicherung und Berichtigung unserer Kenntniß in dem Detail der diplomatischen Verhandlungen, und es würde ermüdend sein, hier auf solche Einzelheiten einzugehen. Für die Darstellung des Verfassers und für jede künftige Darstellung sind sie jedoch von großem Belang; wenn das Gesammtbild der Politik Friedrich Wilhelms IV sich nicht wesentlich ändert, so ist es doch durch Sybel's Werk farbenreicher und schärfer geworden, als es bis dahin entworfen werden konnte. Von irgend welcher Neigung, preußische Schwächen zu vertuschen oder ins Schöne zu malen, wird man kaum eine Spur finden, und ebenso wenig von dem Bestreben, den Liberalismus herunterzuziehen. Die Art, wie Herr von Sybel über die Burschenschaft, die süddeutschen Kammern, das Frankfurter Parlament spricht, steht in dem wohlthuendsten Gegensatz zu dem phrasenhaften Hochmuth, mit dem man heutzutage in Treitschke's Manier die Vorkämpfer der Freiheitsidee so oft verkleinern hört. „Keine Schande," so sagt er mit Recht in Bezug auf die Nationalversammlung, „sondern ein Ruhm ist es, seinen Zeitgenossen voraus zu sein, und deshalb zwar erfolglos in der Gegenwart zu bleiben, wohl aber den Samen einer großen Zukunft auszuwerfen" — ein Urtheil, das deutlich erkennen läßt, wie Unrecht man daran thut, Herrn von Sybel mit unseren erfolganbetenden Realpolitikern auf eine Stufe zu stellen. Alles in Allem darf man das Selbstzeugniß, welches der Verfasser im Vorworte sich ausstellt, bestätigen: ohne seine preußischen und nationalliberalen Ueberzeugungen zu verleugnen, ist er doch bestrebt, die im eigenen Lager vorgekommenen Fehler einzugestehen, das Verhalten der Gegner aber gerecht und billig zu beurtheilen, d. h. die Motive ihres Thuns nicht aus Thorheit oder Schlechtigkeit abzuleiten, sondern nach den historischen Voraussetzungen ihrer ganzen Stellung zu begreifen. Im Einzelnen würde ich ihm trotzdem nicht immer beistimmen können; aber jeder verständige Kritiker wird sich sagen, daß es schlechterdings unmöglich ist, ohne ein erhebliches Maß von Subjektivität, d. h. von persönlicher Befangenheit oder Gebundenheit, die Ereignisse einer so nahen Vergangenheit zu beurtheilen. Am stärksten tritt das natürlich in der Charakterskizze des Fürsten Bismarck hervor. Rein litterarisch betrachtet, ist das Bild, welches Herr von Sybel von ihm entwirft, ein kleines Meisterstück; daß es aber von dauerndem historischen Werthe nicht sein kann, ergibt sich aus der einfachen Thatsache, daß es darin völlig an jedem Schatten fehlt. Diesen hinzuzufügen wird eine unbefangenere Zukunft sicherlich nicht unterlassen; für die Gegenwart müssen wir uns damit begnügen, daß die lichten Züge wahr sind, wenn auch die dunkleren Linien fehlen und deshalb die volle Treue nicht erreicht werden kann. In dieser Richtung sehe ich denn auch den folgenden Bänden mit völliger Resignation entgegen: sie werden über Punkte, die schwer zu rechtfertigen sind, wie z. B. die Preßordonnanz, schonungsvoll hinweggleiten und alles Verdienstliche und Große der Bismarck'schen Politik ins hellste Licht stellen. Möge aber auch das, was ich an den vorliegenden Bänden gerühmt habe, in der weiteren Darstellung gewahrt bleiben: die billige und gerechte Würdigung der Gegner; dann wird das Werk, Dank den neuen Aufschlüssen, die es bringt, und Dank der

vollendeten Meisterschaft, mit welcher es geschrieben ist, auch in den Reihen der Opposition der verdienten Anerkennung nicht entbehren.

Constantin Bulle.

Ludwig Anzengruber.

„Hast Du nicht bemerkt, daß Alles, was ich gemalt habe, sich um die Lebensfreudigkeit dreht?"

Um die Morgenfrühe des 10. Dezember ist Ludwig Anzengruber dahingeschieden, der am 29. November fünfzig Jahre alt geworden war. Mitten aus seiner Lebensarbeit heraus hat ihn der Tod geholt: beim Lampenscheine saß der kranke Dichter in seinem Bett auf und las die Korrekturen für ein Witzblatt; und da er fertig war und alles im Reinen, that er einen Schrei — aus war's. Ohne Kampf und ohne Schmerz, nach kurzer Bettlägerigkeit und pünktlich besorgter Sache ist er gestorben; ein schweres, kämpfereiches Leben hat ein beneidenswerth leichter Tod beschlossen. „Wieder Einer weniger oder wieder Einer mehr, hieß es, je nachdem sich die Sprecher selbst dem Grabe ferner wähnten oder näher glaubten." Allesammt aber, die Jungen und die Alten, die Gesunden und die Kranken, empfanden insgemein: es war Einer, den wir da verloren haben.

Die ganze Größe des Verlustes wird erst in späteren Tagen erkannt werden. Wenn so ein Dichtersmann stirbt, da ist's gar merkwürdig, dem Eindruck nachzuspähen, den die Unheilspost hervorruft. Wir leben in keinem litterarischen Lande, und wenn sich die Erdarbeiter auf den französischen Landstraßen vom Tode Viktor Hugos erzählten, wenn Hunderttausende dem unglücklichen Fedor Dostojewsky das letzte Geleit gaben, so verspürt man bei uns solche Massenkundgebungen für pomphafte militärische Leichenzüge, bei denen die Trompeten schmettern und die Kanonen donnern, als gälte es, im Himmel standesgemäßes Quartier zu machen für einen anspruchsvollen Gast. Stirbt aber Einer, der die Feder geführt anstatt des Schwertes, dann geht's fein ruhig zu; höchstens, daß ihm, wenn er allezeit hübsch loyal war, eine leere Hofkutsche geräuschlos nachrollt in zopfig kalter Pracht. Er hat ja nur Bücher geschrieben oder gar Theaterstücke gemacht; die stolzen Männer der That und des praktischen Lebens haben nur herablassendes Bedauern für den armen Schelm, der Zeit seines Lebens hinter den Büchern saß. Und doch sind es die Bücherschreiber, deren Werke die kühnsten Thaten der Haudegen überleben; und doch ist des großen Napoleon Weltreich zerfallen und zerstückelt, indessen die Werke der Rousseau, Voltaire und Chateaubriand bestehen und dauern; und doch wäre Achill selbst, der Herrliche, und der verschlagene Odysseus vergessen, hätte Homer sie nicht zur Unsterblichkeit geführt.

Ein Mann der That war auch Ludwig Anzengruber, der Buchhandlungsgehilfe und Wandertruppenschauspieler und Polizeischreiber; für die geistige Befreiung seines Volkes hat er gestritten und gelitten; hätte er sein starkes Theatertalent benutzt, um „gemüthliche" Volksstücke und „fesche" Possen zu schreiben, ein Vermögen wäre ihm zugefallen, und er brauchte sich nicht im journalistischen Taglohn zu placken und allwöchentlich seine Portion Witze für den „Figaro" zu liefern. Daß er's konnte und dabei doch stets ein grundehrlicher Künstler blieb, gereicht ihm zur Ehre, weit über das Ehrengrab hinaus, das ihm der Wiener Gemeinderath nun bewilligt hat. Zwanzig Jahre lang hat er Theaterstücke geschrieben und Bauernromane und Dorfgeschichten, und hinterließ nun — vierhundert Gulden. Das ist auch eine Grabschrift. Was Anzengruber in seiner bedeutendsten Dorfgeschichte, im „Sternsteinhof", mit so gewaltiger Kraft in der Prachtgestalt eines jungen Weibes veranschaulicht hat, auch er hat es geübt und gepflegt: Treue gegen das eigene Selbst.

Er war ein grimmer Revolutionär, ein großer Unzufriedenheitserreger. Sein heller Blick umfaßte die kleine Welt seiner nächsten Umgebung und er sah da manches, was nicht gut war. Vor allem ärgerten ihn die Pfaffen, die „unsern Herrgott zum Vogelschrecker machen" wollen, und er ging ihnen mit kräftigen Bauernstreichen zu Leibe. Aus dem Tagesleben heraus griff er seine Stoffe, und wie er in seinem ersten und erfolgreichsten Stück den Pfarrer von Kirchfeld in kraftvoller Auflehnung gegen das eben verkündete Unfehlbarkeitsdogma und den Formelzwang sich erheben läßt, so tritt der Dichter in seiner letzten Schöpfung „der Fleck auf der Ehr'", mit schöner Wärme für den unschuldig Verurtheilten ein. Dazwischen liegt manches gute und manches schwächere Werk: Der „Meineidbauer," der nicht ohne etliche geschmacklose Theatereffekte zeigt, wie die kirchenfromme Dummheit den Menschen am Ende schlecht und verbrecherisch werden läßt; „Heimg'funden", das Weihnachtsstück von der Mutterliebe; das „vierte Gebot", in dessen verworrenem Handlungsreichthum mir freilich nur die Tendenz rühmlich erscheint, die ein verlumpter Lüdrian, der ohne rechte innere Nothwendigkeit zum Mörder geworden ist, etwas lehrhaft ausspricht: „Wenn Du in der Schul' den Kindern lernst: ‚Ehret Vater und Mutter,' so sag's auch von der Kanzel den Eltern, daß's danach sein sollen"; „Stahl und Stein"; der „G'wissenswurm," das satirische Bild bäuerlicher Heuchelei; endlich die „Kreuz'lschreiber," die Perle aller Anzengruberischen Dichtungen.

Auch hier ist es nicht der Hergang selbst, der possenhafte Kampf der altkatholisch gesinnten, für Döllinger begeisterten Männer mit den pfäffisch verhetzten Weibsleuten, der unser Auge aufleuchten läßt in der Betrachtung; alte Motive und äußerliche Geschehnisse drängen sich auch hier, wie fast überall bei Anzengruber, hervor, und im Sinne einer naturalistischen Kunstbetrachtung kann man den Dichter nicht preisen, der immer von der Idee ausging und immer seine Menschen nach ihr formte. Nicht die mehr theatralisch als dramatisch wirksame Gestaltung des Stoffes: die plastische Fülle der Charaktere bewundern wir und das reiche Geranke von nachdenklicher Weltweisheit, das sich über das manchmal grob gepinselte Bild hinbreitet. Und darum sind mir wenigstens die „Kreuz'lschreiber" stets als das beste seiner Bühnenstücke erschienen, weil es den strotzendsten Reichthum an kernhaften und tiefsinnigen Worten enthält. Keine prächtigere Gestalt hat Anzengruber geschaffen als den Steinklopferhannes mit seinem durch alles Erdenelend hindurchjubelnden Schrei: „'s kann Dir nix g'scheh'n!", den Landstraßenphilosophen, der „beim Stoanerschlag'n", den Finsterlingen und den Abergläubigen, den Feigherzigen und den Frommheitsprotzen sein Trutzverslein entgegensingt: „Der Herr braucht kein' Himmel, kein höllisch' Verderben, denn mitten durch's Herz führt die Straße zu ihm."

Anzengruber soll, so erzählt uns ein ihm persönlich Bekannter, von Ibsen's „Gespenstern" mit besonders hoher Bewunderung gesprochen haben. Ich glaube es wohl: es ist sein Lebensthema, das da anklingt, und wie der junge vermoulu könnte auch der österreichische Dichter sagen: „Mutter, hast Du nicht bemerkt, daß alles, was ich gemalt habe, sich um die Lebensfreudigkeit dreht? Immer und beständig um die Lebensfreudigkeit!" Aber der arme Oswald ist krank, und sein Dichter kommt aus einem düsteren Nebellande, wo alles eng ist und sinnenunfroh; die Sonne scheint nur seiner letzter Stunde. Anzengruber dagegen ist — ach! war — gesund und frohgelaunt; in seinem herrlichen Heimathlande hatte er es nur mit katholischen Kuttenträgern zu thun, die selber gern was Gut's in Ruhe schmausen mögen; die Sonne lachte ihm, und „'s kann dir nix g'scheh'n" rief er und jauchzte „der Herrgott hat's Leb'n zum Freudigsein 'geb'n." Er konnte bitterlich weinen über Menschenelend und knirschend grollen über Bosheit und Herzenshärte und Hinterhältigkeit; über Thränen und Zorn aber schmetterte sein hellfrisches Lachen, seine seelenbefreiende Heiterkeit, die freilich von der Art Molières und Raimunds war: „il y avait des gouffres dessous."

Viel und oft ist in diesen Blättern von Anzengruber gesprochen worden, und noch vor wenigen Wochen hat Anton

Bettelheim hier von dem Menschen und von dem Dichter ein anmuthendes Bild gegeben. Es kann mir nicht einfallen, in diesen unter dem frischen Eindruck der Todesbotschaft entstandenen Zeilen eine auch nur annähernd erschöpfende Charakteristik des Dichters versuchen zu wollen: nur flüchtig sollte angedeutet werden, was wir in ihm betrauern, und auch der Ansicht glaube ich am offenen Grabe des poetischen Wahrheitskämpfers Ausdruck geben zu dürfen, daß man ihn, den spät Erkannten und wenig Gewürdigten, nun auch nicht überschätzen sollte. Die Proportionen verwischen sich heute gar zu leicht und die litterarische Parteiung macht ungerecht wie die politische. Es erscheint mir verwegen, den drei Jahre nach Ferdinand Raimunds gewaltsamem Tode geborenen Dichter seinem großen Vorgänger so geradehin beigesellen zu wollen; und die Wahrheit, die immer die schönste Pietät ist, erfordert zu sagen, daß Anzengruber an den genialen Dichter des Menschenfeindes und des Verschwenders nicht heranreicht und daß ihm keine Szene von so großartiger symbolischer Durchdringung und so inniger Menschlichkeit gelungen ist wie der Abschied der Jugend und der erkältende Gruß des Alters im „Bauer als Millionär“. Anzengruber war in erster Linie der Dramatiker seiner Zeit und seines Landes, und wo man von pfäffischem Wesen, von österreichischer „Schlamperei“, von Prozessionen und von Kirchweihlust, von Kirchenliedern und von Schnadahüpfln nichts weiß, da möchte man ein gut Theil seiner Dichtung gar nicht verstehen. Zum Glück — oder zum Unglück? — kennt man diese schönen und häßlichen Dinge so ziemlich überall in der alten Welt. Der Menschheitsdichter ewiger Wahrheit ist Anzengruber immerhin nur selten: in seinen Dorfgeschichten häufiger als in seinen Theaterstücken, denen ihre laute Tendenz am Ende doch früher den Garaus machen möchte als dem „Schandfleck“ und dem „Sternsteinhof“.

Doch es ist schlechter Professorenbrauch, das Talent mit der Elle zu messen und ex cathedra zu verkünden, welcher Dichter einer Büste, welcher eines ragenden Denkmals würdig erscheint, wen man auf offenem Markt, wen im stillen Hain zu ehren hat; zu solcher Zensurenvertheilung verspür' ich weder Neigung noch Beruf. Mag drum ein Jeder Anzengruber feiern, wie es ihm eben ansteht; möcht' ihn nur auch jeder lesen oder seine Bekanntschaft suchen auf der Bühne! Er wird einen männlichen Dichter finden, den sein heißes Herz zu kräftiger Parteinahme gegen jede Unterdrückung trieb, der von kirchlicher und staatlicher Massenbeglückung nichts wissen wollte und das Individuum da suchte und fand, wo es in natürlicher Ursprünglichkeit, ohne das „doppelte Gehäuse“ der Ueberkultur, rückhaltlos und unverkünstelt sich äußert in Lust und Schmerz, in Bosheit und in gut geartetem Frohsinn. Unerbittlich ist Anzengruber und hart; aber er ist auch weitherzig und mild; er hat die strenge Kraft und von rührseliger Weichmüthigkeit hält er sich fast immer fern; aber er hat auch erkannt, daß „der Mensch so was wie eine Seel' hat“, und um diese Seele kämpft und ringt er in leidenschaftlicher Empörung mit frommen und unfrommen, mit weltlichen und geistlichen Teufelchen. In die schlimmsten Abgründe hat er hineingeleuchtet, und den erschrecklichsten Zwiespalt, der das Kind von den Eltern reißt, hat er nicht gemieden in ängstlicher Scheu; er durfte vieles wagen, denn er trug die rein flammende Fackel der Liebe, und so verletzt und beleidigt er uns niemals. Etwas von dieser Liebeskraft hat er wohl selbst ahnend empfunden, als er die Worte schrieb: „Dem Umgange mit der nackten Seele eines Anderen sich auszusetzen, ihn zu ertragen, wagt und vermag nur die Liebe und die Freundschaft, und wo diese fehlen, wirkt die seelische Nacktheit wie rohe, körperliche Entblößung abstoßend, schamlos, entwürdigend und verderblich.“ Es war ein tief sittlicher und wahrhaft frommer Mann, der Kirchenfeind und Unzufriedenheiterreger, um den wir nun wehklagen; ein Dichter war er und ein Mensch, und das heißt zwiefach ein Kämpfer sein.

Maximilian Harden.

Himmelskunde.

Die Anforderungen, welche die Gegenwart an einen „Mann von Bildung“ stellt, sind gerade nicht geringfügig. Eigentlich soll er von allem und jedem etwas wissen, und Angesichts der Dimensionen, zu welchen jede Einzelwissenschaft angewachsen ist oder doch zu wachsen sich anschickt, ist es keine kleine Aufgabe mehr, sich auch nur einigermaßen auf dem Laufenden zu erhalten. Nur den Naturwissenschaften gegenüber bekundet die sogenannte öffentliche Meinung eine größere Toleranz. Ein lateinischer Sprachschnitzer, ein grober Irrthum in einer Jahrzahl, die Zutheilung eines poetischen Kunstwerkes an einen falschen Autor — das sind Sünden, die kaum vergeben werden können, es müßte denn etwa der Sünder so hoch über dem Getreibe der Sterblichen stehen, daß er für die Wissenschaft und nicht mehr die Wissenschaft für ihn maßgebend wäre. Gleichgiltiger wird mangelhaftes Verständniß von Wahrheiten der Physik, Biologie, Astronomie, Geographie ertragen, wenn nicht etwa Ostafrika oder Deutsch-Melanesien in letzterem Falle das Objekt der Unterhaltung waren, denn diese Mignons der modernen Erdkunde geringzuschätzen, das ist ein schwerer Fehler. A. G. Kästner erzählt, ein junger Edelmann habe ihn einmal gefragt, ob der Mauerquadrant der Göttinger Sternwarte nach dem Pariser Meridian gestellt sei, und bezeichnet diesen Vorfall als eine Ungeheuerlichkeit. Wir zweifeln, ob heute, weit mehr denn hundert Jahre später, die Anzahl derjenigen eine recht große ist, welche überhaupt das Ungeheuerliche der Fragestellung richtig zu erfassen wissen; haben wir es doch selbst erlebt, daß ein höherer Beamter in einer klaren Nacht sein Erstaunen darüber aussprach, das Sternbild des Großen Bären jetzt, nach Verlauf einiger Stunden, an einer ganz anderen Stelle, denn vorher, zu erblicken. Wie geschehe das, da doch, wenn er recht wisse, der Bär zu den Fixsternen gehöre?! Wenn solche Dinge dem grünen Holze passiren, so dürfen wir uns über einen unvollkommenen Zustand des dürren gewiß noch weit weniger wundern, und vor allem dürfen wir nicht hochfahrend auf eine hinter uns liegende Zeit herabschauen, wenn sie auch von Spektralanalyse und Mondkarten, von Telephon und Phonograph noch keine Ahnung hatte. Denn das kann man dreist behaupten: eine Unkenntniß der einfachsten Naturerscheinungen, wie wir sie eben durch Beispiele kennzeichneten, wäre im Alterthum und Mittelalter bei Leuten von einigermaßen höherer Bildungsstufe und selbst bei einfachen Leuten aus dem Volke eine Unmöglichkeit gewesen.

Das Leben des Griechen*) und bis zu einem gewissen Grade auch des Römers spielte sich nicht, wie dies in unserem rauhen Klima nothwendig der Fall sein muß, hinter den Mauern des Wohnhauses, es spielte sich vielmehr in freier Luft, unter einem großentheils heiteren Himmel ab, und so war die scheinbare tägliche Umdrehung der Himmelskugel etwas jedem einzelnen aus eigenster Anschauung wohl Bekanntes, während heutzutage unsere Jünglinge diese Thatsache auf Treu und Glauben von ihrem Lehrer hinnehmen, praktisch aber damit nicht das Geringste anzufangen wissen. Und ebenso war man vertraut mit der Bewegung der beiden großen Gestirne, welche die Zeitrechnung des Menschen regeln, denn allein durch Beobachtung von Sonne und Mond konnte man erfahren, in welcher Zeit des Tages, des Monates, des Jahres man eben lebte. In der Gegenwart befragt man einfach Taschenuhr und Kalender und verschafft sich durch diese Hilfsmittel die Antwort mit einer Genauigkeit, welche vor zweitausend Jahren freilich nicht erreichbar war, allein man verzichtet zugleich gänzlich auf die Mitwirkung des eigenen Verstandes und kümmert sich wenig darum, ob durch steten Nichtgebrauch ein geistiges Organ degenerirt oder

*) Mit Geist und Geschmack wird von Partsch (vergl. C. Neumann-Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland, Breslau 1885, S. 84 ff.) gezeigt, wie die klimatischen Verhältnisse zumal von Ost-Hellas die Verlegung des ganzen Lebens aus dem nur als Schlafstätte dienenden Wohnhause heraus auf die Agora zu einer Art Nothwendigkeit machten.

nicht. Anders stand es beim Griechen. Wasser- und Sanduhren gab es in der Glanzzeit der athenischen Kultur noch kaum, diese Instrumente wurden vielmehr erst von den alexandrinischen Mechanikern mit leidlicher Genauigkeit angefertigt, und so blieb auch dem reichen Bürger nur übrig, an die Stelle zu gehen, wo ein Sonnenzeiger aufgerichtet war, wenn er nicht aus der Länge seines eigenen Schattens auf die Zeit schließen wollte, und das setzte immerhin einige Kenntniß des Sonnenlaufes voraus. Daß man nach dem Körperschatten den Termin eines Geschäftes, einer Einladung u. s. w. bestimmte, geht aus einer bekannten Stelle des Aristophanes deutlich genug hervor. Mit dieser rein praktischen Einsicht in astronomische Dinge hatte es aber sein Bewenden nicht. Schon die „Werke und Tage" des Hesiod belehren uns darüber, daß alle Verrichtungen des Landmannes zeitlich an das Auf- und Untergehen gewisser Sterne geknüpft waren, und die „Georgica" Vergil's können gleichfalls nur von dem richtig verstanden werden, der am gestirnten Himmel, wie er sich in den verschiedenen Jahreszeiten dem Auge darstellt, ordentlich Bescheid weiß. Wir brauchen freilich in dieser Hinsicht nicht bloß auf die agronomischen Schriftsteller Bezug zu nehmen, vielmehr findet man auch bei Thucydides, Livius, Ovid u. A. Gelegenheiten genug, freilich nicht die astronomisch-fachmännische Bildung der Alten zu bewundern, wohl aber sich von ihrer Vertrautheit mit der Natur und deren periodischen Vorgängen zu überzeugen — einer Vertrautheit, wie sie beim Durchschnittskulturmenschen von heute durchaus nicht mehr zu finden ist.

Das vielgeschmähte Mittelalter stand hierin dem klassischen Alterthum kaum nach. Das Ausmaß dessen, was ein nach dem höchsten Ziele gelehrter Bildung strebender Geist damals zu erlernen vermochte, war freilich ein geringes, und zudem war auch vieles, was der Adept am Schlusse seiner Laufbahn zu wissen vermeinte, sachlich falsch. Wir persönlich würden jedoch dem, der von den Bewegungen der Himmelskörper auf Grund der unrichtigen ptolemäischen Anschauung klare Rechenschaft zu geben wüßte, bei Weitem den Vorzug ertheilen vor einem Kinde der Neuzeit, das uns vielleicht trefflich vom coppernicanischen Weltsystem zu unterhalten versteht, dabei aber keinen deutlichen Begriff vom Wesen der Mondphasen besitzt. Gerade das aber, was man heutzutage als sphärische Astronomie bezeichnet, das lernten die Zöglinge einer frühmittelalterlichen Klosterschule, einer spätmittelalterlichen Universität sehr gründlich,[*]) und so wenig es auch in extensiver Beziehung gewesen sein mag, der Besitzer solchen Wissens konnte wenigstens etwas damit anfangen. Sogar auf die weibliche Erziehung erstreckte sich das Gesagte nicht selten; mußten doch z. B. die Nonnen eines Klosters mindestens soviel von der Sternkunde wissen, als zur Regulirung des Kalenders erfordert ward. Als Mathilda, die Schwester des Bischofs Burchard (im XI. Jahrhundert), zur Aebtissin ihres Klosters erwählt worden war, wurde sie auf Anordnung ihres Bruders unverzüglich in der Astronomie und im „Komputus" (Anwendung der Arithmetik auf die Feststellung der kirchlichen Feste) unterrichtet, um ihren Konvent auch nach dieser Seite hin vertreten zu können.[**]) Wir schrecken nicht zurück vor der Behauptung, daß junge Leute von 20 bis 30 Jahren vor 4—700 Jahren mit den Erscheinungen, welche das Himmelsgewölbe ohne Bewaffnung des Auges erkennen läßt, weit gründlicher bekannt waren, als es unter sonst gleichen Umständen Studierende eines nichtnaturwissenschaftlichen Faches und „höhere Töchter" in der großen Mehrzahl der Fälle sind.

Daß dies kein wünschenswerther Zustand sei, wird man uns nicht bestreiten, und da bei der Vielzahl von Dingen, welche unsere jungen Leute zu lernen gehalten sind, der Schulunterricht schwerlich eine gründliche Abhilfe zu bringen in der Lage ist, so handelt es sich darum, Mittel und Wege aufzuzeigen, mittelst deren eigene Thätigkeit das nachzuholen in den Stand gesetzt wird, was der übliche Lehrgang nicht gewährt. An populären Lehrbüchern fehlt es uns in Deutschland nicht, allein sehr viele, die sonstige Verdienstlichkeit ihrer Darstellung in allen Ehren, versehen es darin, daß sie den Lernenden viel zu rasch über jene Anfangsgründe hinwegführen, welche in älterer Zeit den eisernen Bestand der ganzen Wissenschaft ausmachten und ihn auch heutzutage noch bilden müssen, wenn das Studium der Astronomie mehr als ein bloßes Amusement sein soll.

Von den älteren dialektischen Schriften hat kaum eine das pädagogische Ziel, welches beim Unterrichte in einem bestimmten Fache niemals aus den Augen verloren werden sollte, so vollständig erreicht, wie das kleine Buch des bekannten Schulmannes Adolf Diesterweg. Ihm kam es nicht darauf an, den Lesern seiner Schrift ein möglichst großes Maß positiven Wissens zu übermitteln, wohl aber wollte er ihm die Naturerscheinungen vorführen und ihn zum Nachdenken über dieselben anspornen. Nur wenn der einzelne Mensch in seiner eigenen Anschauungs- und Gedankenwelt alle die Entdeckerprozesse selbstthätig von Neuem durchmacht welche den Lehren der Geschichte zu Folge die gesammte Menschheit im Laufe der Jahrhunderte vollendet hat, nur dann ist sein Wissen kein angelerntes, unselbständiges, nur dann ist es der Anwendung auf vorgelegte konkrete Fragen fähig. So dachte Diesterweg, als er nach und nach sechs Auflagen seines Leitfadens selbst zu besorgen das Glück hatte, und auch Strübing, der sich nach des Meisters Tode seines verwaisten Werkes annahm, wahrte bei weiteren vier Ausgaben pietätvoll die Traditionen, welche er von seinem Vorgänger überkommen hatte. Nunmehr aber liegt bereits die elfte Auflage vor uns[*]). Zwei verdiente Gelehrte, ein Astronom von Fach und ein durch seine Bestrebungen für eine zweckmäßigere Gestaltung des Mittelschulunterrichtes weit bekannter Physiker, haben sich der nicht leichten Aufgabe unterzogen, das Buch unter Beibehaltung seiner eigenartigen Vorzüge dem Standpunkte der Gegenwart anzupassen. Wir werden durch dasselbe mit dem Laufe der Sonne und des Mondes bekannt gemacht, indem zugleich durch eingestreute Fragen der großen Gefahr des Halbverstandenhabens entgegengearbeitet wird; dann erst, nachdem alles durchgenommen ist, was sich unter Voraussetzung einer platten Erde lehren ließ, werden die für eine Rundung unseres Wohnkörpers sprechenden Gründe erörtert, und darauf erst folgt wiederum die Lehre von der Achsendrehung und jährlichen Bewegung der Erde. Alle die Phänomene, welche ursprünglich nach dem Zeugniß der Sinne beschrieben waren, werden jetzt nochmals vorgeführt und in ihrem wahren gegenseitigen Zusammenhange gekennzeichnet. Die weiteren Abschnitte des Buches weichen selbstredend von anderen Kompendien hinsichtlich der Methodik weniger ab, indem die physikalische Astronomie und die sogenannte Astrophysik — Dinge, von denen zu Diesterweg's Zeiten herzlich wenig bekannt war — hier in den Vordergrund treten. Wenn also von diesem zweiten Theile in methodischer Beziehung weniger zu sagen ist, so ist dafür die große sachliche Vollständigkeit nebst der ansprechenden Schreibart hervorzuheben. Nicht unwahrscheinlich dünkt es uns, daß in der ersten Hälfte, für welche der Schwerpunkt ganz ungleich mehr im formalen als im materiellen Momente lag, Herr Schwalbe, in der zweiten, welche eine mit der Einrichtung der Sternwarte und mit den feineren Details des Sternenhimmels wohlvertraute Feder verräth, Herr Meyer die Herausgabe in erster Linie geleitet haben dürfte. Fügen wir noch hinzu, daß die Ausstattung als eine höchst gefällige, der Preis als ein anerkennenswerth niedriger bezeichnet werden muß, so glauben wir diesen Diesterweg redivivus

[*]) Eingehender hat sich mit dieser Frage der Verf. in seiner „Geschichte des mathematischen Unterrichtes im deutschen Mittelalter bis 1525" (Bd. III der „Monum. Germ. Paedagogica", S. 75 ff., S. 208 ff.) beschäftigt.

[**]) Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland, Stuttgart 1885. S. 271 ff.

[*]) Diesterweg's populäre Himmelskunde und Mathematische Geographie. Neu bearbeitet von Dr. M. W. Meyer, Direktor der Gesellschaft Urania unter Mitwirkung von Prof. Dr. B. Schwalbe, Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Berlin, Verlag von Emil Goldschmidt, 1889. Vollständig in 10 Lieferungen à 60 Pfennig.

seinem Verdienste nach als einen Führer zum Reiche der Gestirne sachgemäß empfohlen zu haben, an dessen Hand Jedermann, auch ohne besondere Vorkenntnisse, den Weg mit Hoffnung auf Erfolg anzutreten wagen darf.

S. Günther.

Der Nachlaß Berthold Auerbach's.

(Schluß.)*)

Lebendiges Zeugniß für diese Bereitwilligkeit Auerbach's, neidlos der Wahrheit die Ehre zu geben, legt das schöne Blatt, das er dem „Meineidbauer“ gewidmet hat:

„Ich habe Anzengruber Unrecht gethan. Das Stück „Der Pfarrer von Kirchfeld“ ist bei aller dramatisch konkrastirenden Kraft doch überschraubt; das Stück „Der ledige Hof“ gewaltsam — (natürlich immer mit bedeutenden Einzelheiten von schöner Kraft) und ebenso auch der Roman: „Der Schandfleck“. Aber „Der Meineidbauer“ zeigt, daß Anzengruber ein wirklicher Dichter ist und zwar ein dramatischer und ein tiefer und scharfer Kenner des Volksthums. Wie ist da Alles von Szene zu Szene gegipfelt, wie breit und in festen Quadern der Unterbau und immer eine Spannungskraft, die wahrhaft Staunen erregend. Daneben — oder eigentlich nicht daneben, denn es gehört zum innersten Kern — die Charaktere von schöner Farbe und in den Konflikten waschecht: — keine in den Coulissen erzeugte und in der Theater-Stickluft aufgewachsene Figuren, sondern aus dem Leben herausgeholt, mit der sie umschwebenden freien Luftschicht. Anzengruber hat eine merkwürdige Mischung von Naturmuth und Theatermuth. Die Art, wie er die unehelich geborenen Geschwister und die Geschichte ihrer Enterbung uns vorführt, ist ebenso kühn als geschickt. Dem unehelichen Geschwisterpaar steht das eheliche gegenüber: eine merkwürdige Parallelbildung. Auf der einen Seite wird ein Sohn durch die Enterbung ruinirt, auf der anderen ein Sohn durch das Wissen von der Unthat des Vaters erhöht und befreit und ebensolche Gegensätze sind die beiden Mädchen. Merkwürdig auch, wie der Dichter den Riß mit den kirchlichen Anschauungen und die Wahrnehmung von der nicht vorhandenen Ausgleichung im Weltzusammenhange zur Zerrissenheit und zum Pessimismus innerhalb der Volkskreise macht und machen kann. Ein tiefster Punkt im Dichter ist eine polemische Stimmung gegen die Kirche, die ihren Beruf nicht zu erfüllen vermag, den Rechtschaffenen zu seinem Recht und den Schlechten zu seiner Strafe zu verhelfen: — kurzum: Anzengruber ist ein echter, dramatischer Dichter und ein Kenner des Volksthums und der besonderen Psyche im Bauernleben, wie außer ihm nur noch Jeremias Gotthelf.“

(Eine ganze Reihe von Zwischengliedern in diesem Lobspruch mußte ich überspringen. Eine Glosse dagegen, die Auerbach vorbringt, zeigt, wie bedächtig er prüft und tadelt: weshalb verschwindet der Großknecht, der zu Anfang als bedeutsamer Erzähler eingreift, nach der Exposition? ist diese Theaterform des Dichters eigentlicher Wille? so fragt er in den dramatischen Eindrücken. Auerbach hatte richtig vermuthet. Von Anzengruber selbst wissen wir, daß die gegenwärtige Bühnen- nicht der Urgestalt des Werkes entspricht, in welcher dem Großknecht, als Chorus, das klärende Schlußwort zukam.)

Der unbefangene Ernst, die Liebe, ja der Enthusiasmus, mit dem Auerbach allem Bedeutenden entgegenkommt, es mochte klassisch oder modern, bestritten oder umjubelt sein, findet das naturgemäße Gegenbild in dem Unwillen, mit dem er der „künstlichen Kunst“, den Schäden unseres modernen Bühnenwesens, zu Leibe geht.

Zur „Tempelstille“, zur inneren Sammlung, welche Dichtungen wie Tasso, Die Geschwister, Nathan fordern, stimmt ihm unser tägliches Theaterspielen nicht. Wie alle Woche nur einmal Sonntag ist, soll alle Woche nur höchstens einmal Komödie gespielt werden. Das Uebermaß der Schaulust hat uns Ausstattungsstücke gebracht, illustrirte Dramen, wie die wissenschaftlichen Feerien von Jules Verne, denen Auerbach das nächstbeste Diorama vorzieht. Die stete Begehrlichkeit nach Neuem macht er mit verantwortlich „für die Saisonstücke, die nur Eine Saison dauern, die wirksamen Dramen, die nur Ekel bewirken“. — Alle Schalen seines Zornes ergießt er über die Gaukler, die nur „ein Leben für den Abend erheucheln, deren Gestalten kein Vorher und kein Nachher, lauter Lampenmöglichkeit, keine Sonnenwirklichkeit“ haben. — Bei unseren meistbelachten Schwänken erinnert er an die Reiterbuden, in welchen fünf, sechs gleich- aber verschiedenfarbig gekleidete Clowns sich fort und fort überschlagen, so daß man zuletzt nur noch ein Rad, keinen Menschen sieht, nicht mehr weiß, was unten, was oben ist.

Wer will all die Theaterindustriellen nennen, die diesem Todtengericht eines hochsinnigen Künstlers zum Opfer fallen? Ihr Name ist Legion. Auch bekämpft Auerbach nicht den Einzelnen, sondern die „ganze Sache und Mache“. Und er wird deshalb im Bewußtsein seiner reinen Absicht mitunter maßlos im Ausdruck gegen sie, wie gegen die Theaterbauern vom Schlag des Hanns Jürge; gegen die Waisenmutter des Deutschen Theaters: Frau Birch; gegen die Verlogenheit der großen Oper im Stil des Propheten; gegen die sogenannten „heiteren Theater“ und Operettenbühnen, in welchen nach seinem groben Zornwort Hundekotelettes und gepfefferte Würste aus verdorbenen Fleischresten servirt werden.

Er ist nach so pathetisch oder naiv, diese Entartung unserer Bühne, ein Jahrhundert nach unseren Klassikern, nicht zu begreifen oder gleichmüthig hinzunehmen.

Bei solchen Gesinnungen ist Auerbachs Haltung dem Theater der modernen Franzosen gegenüber ungefähr vorauszusehen. Er kann nicht verstehen, daß sie immer wieder nur Geld und böse Lust zu Triebfedern ihrer Stücke machen. Und die vielgerühmte Lebenswahrheit der Fabeln und Figuren ihrer Sittenbilder stellt er auf eine harte Probe durch den beherzigenswerthen Ausspruch: „Eine Nation, in der solche Schändlichkeiten durchgehende Regel wären, könnte keine drei Tage bestehen.“ Nicht dichterische Fähigkeiten, nur theatralische Fertigkeiten billigt er den Pariser Bühnenautoren zu und selbst Emile Augier nannte er nach dem „Fourchambault“ nur einen geschickten Maschinenbauer. Die außerordentliche Schraubenkraft dieser Bühnentechnik anerkennt Auerbach aber unbedingt: mehr als das, er wünscht und empfiehlt sie dem Durchschnitt der deutschen Theaterdichter.

Die künftigen Retter der deutschen Bühne freilich müssen noch andere Wunder fertig bringen. Auerbach hofft auf einen Hohenstaufen-Shakespeare, der alle Schwierigkeiten des Stoffes, der Form, der Zeit, der Censur überwinden, Kaiser und Papst so faßlich gegenüberstellen wird, wie der Brite den Kampf der beiden Riesen: gegen alle herkömmlichen Gebote: denn Riesen hauen jede Parade durch: für sie gibts kein Fechtreglement.

Ein künftiger sozialer Dichter aber wird alle Abgründe der modernen Weltordnung blitzartig beleuchten und mit dem Regenbogen der Phantasie überbrücken. Ohne an das Publikum zu denken — nach Auerbach die Wurzel alles Kunstverderbs — wird er gleich Saul ausgehen, um Eselinnen zu suchen und eine Krone heimbringen: — den Kranz eines wahrhaft nationalen Künstlers, der in allen Schichten des Volkes gleicher Weise geliebt, gekannt, verstanden sein wird: wie Schiller und Mozart.

Den Tondichter zumal feiert Auerbach geradezu mit hymnischem Schwunge. In seiner Sterbestunde will er die Zauberflöten-Melodien hören: Mozart's Genien singen für

*) In der in der vorigen Nummer abgedruckten ersten Hälfte dieses Aufsatzes sind folgende Druckfehler zu berichtigen: a) Der Vortrag „Der Nachlaß Berthold Auerbach's“ wurde am 27. November 1889 (nicht: 1887) gehalten. b) Der Absatz 3, S. 146, „Seine sozialen Dramen verglich er dem Lazareth-Gaul u. s. w.“ ist verhoben worden: jeder Leser (nicht bloß der Kenner der „Briefe an Jacob“ und der „Charakteristiken“ von Erich Schmidt) wird übrigens ohnehin gemerkt haben, daß diese Glossen zu Seite 146, Spalte 2, Absatz 2 zu der Beurtheilung Hebbel's gehören.

ihn, wie die Engelskinder auf Raphael's Sixtina von Rechtswegen singen sollten.

Schon diese dürftigen Andeutungen werden den Reichthum und die Bedeutsamkeit dieser Kunst-Beichte genugsam offenbart haben: doch noch reicher und bedeutsamer war nach Gehalt und Gestalt die Lebensbeichte Auerbach's angelegt.

Bereits 1862 regte sich in dem Fünfzigjährigen bei einem Besuch der Heimath der Wunsch, seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen: damals drängten Werke der freiwaltenden Erfindung die Ausführung zurück. Und als der Dichter nach dem Welterfolg von „Auf der Höhe", nach der Veröffentlichung des „Landhaus am Rhein" 1870 in seinem Geburtsort wiederum Rast machte, nur um das Idyll seiner Kindheit an Ort und Stelle zu verfestigen, brach der Krieg aus, der ihm die „Wurzelruhe" nahm. Nach der Aufrichtung des neuen Reiches, da er „den Flügelschlag einer großen Weltwende verspürte", wollte er erst recht nicht mit seinem Einzelschicksal hervortreten: er gab dafür nur in einer vaterländischen Familiengeschichte, im „Waldfried", Dichtung und Wahrheit aus seinen politischen Erlebnissen. Manche Züge der eigenen Natur hat er dem Helden dieser „Geschichte aus der Großvaterwelt" beigelegt: denn wie Waldfried konnte er am Morgen des Siegeseinzuges sagen:

„Mein Herz war so voll, daß ich diesen Tag erleben sollte und inmitten des hochgespannten freudigen Lebens kam es über mich, daß ich mir Rechenschaft gab über mein Leben. Wenn ich jetzt, wenn ich heute sterben muß: — ich habe mit bester Kraft der Wahrheit gedient, habe mit Willen Niemand beleidigt und habe die Menschheit und mein Vaterland geliebt von ganzer Seele. Ich war oft schwach, aber ich habe durch meine Schwäche Niemand wehe gethan, als mir selber."

Und mit dem Feldprediger seines „Waldfried" fühlte auch er sich „aufgerufen, eingereiht von der großen, allgemeinen Wehrpflicht für das heilige Reich des Geistes, der Ehre, der Freiheit, der Einigkeit".

Ein verschleierter Doppelgänger Auerbach's war Waldfried deswegen durchaus nicht: ein Selbstporträt konnte Waldfried weder sein, noch ersetzen. Das sagten dem Dichter nicht nur seine Getreuen: das sagte sich Auerbach selbst. Unablässig trug er weitschichtige Materialien für das eigentliche „Lebenswerk" zusammen, unablässig schrieb er Notizen, Charakterzüge, Betrachtungen, Anekdoten aller Art in die Sammelhefte ein, die er selbst mit dem Titel „Bausteine" bezeichnete. Als er dann endlich 1881 an den Geländen des Neckar, im Waldhaus von Niedernau, gehegt von edlen Frauen, angeregt von klugen Freunden, daran ging, den Bau einzurüsten, warf ihn schwere Krankheit darnieder, für die es in Schwaben sowenig als in Südfrankreich Heilung gab. Und von dem Werk selbst, das noch die Phantasieen des Sterbenden beschäftigte, ist nicht viel mehr auf uns gekommen, als der Grundriß: der Gesammtplan: betitelt: Ein Schwaben-Alter, das in vier Büchern den „Knaben auf dem Dorfe", den „Talmudschüler", den „Gymnasiasten und Studenten", endlich den aufstrebenden und anerkannten „Schriftsteller" bis zu dem Augenblick führen sollte, in welchem er auf der Hochzeitsreise in das Heimathsdorf zurückkehrt, um die geliebte, erste Frau von seiner Mutter segnen zu lassen.

Nicht einmal die endgültige Niederschrift des ersten Buches war dem Dichter vergönnt, so voll und schön durchkomponirt das Kindheitsidyll auch vor seinem Geiste stand. Beginnen wollte er mit einer Wanderung durch seinen Geburtsort: von Haus zu Haus, vom Anfang auf der Hochdux bis zur Ziegelhütte auf der Laimgrube gehen, jeden Menschen, den er gekannt, jeden Garten, in dem er gespielt, jeden Baum, in den er seinen Namen geschnitten, schildern: denn am Abend seines Lebens erkannte er, wie Alle und Alles auf seine Kindheit gewirkt und wie er als Mensch und Künstler sein Bestes, sein Eigenstes nur seinen Jugendeindrücken zu danken gehabt. Den Abschluß des Abschnittes „Der Knabe auf dem Dorfe" machte naturgemäß der Abschied vom Elternhaus, die Fahrt des Dreizehnjährigen mit dem Vater und Bruder nach dem Lehrhaus von Hechingen, die Erzählung, wie er dem in einer Staubwolke dahinrollenden Bernerwäglein nachlief und bitterlich weinte, bis es seinen Augen entschwunden war: denn im Tiefsten fühlte der Kleine, daß seine Kinderzeit dahin war.

Selbst von diesem Torso der Selbstbiographie hat sich nur ein Torso erhalten: das eine und das andere zu guter Stunde hingeschriebene oder diktirte Kapitel: Geburt und Sabbath; Eltern und Großeltern; komische und ernste Gestalten aus der Familiengalerie; die Charakterköpfe einer Kindesmörderin und der Dorfzigeuner; schaurige und tragische Abenteuer: ein verstohlener Gang auf den gespenstischen Synagogenspeicher*) und die erste Reise mitten durch den Schwarzwald zur Hochzeit einer Schwester; die fast mittelalterliche Geschichte, wie der Zehnjährige von Rangen der benachbarten Amtsstadt Horb geknebelt und gekreuzigt wurde, weil er sich weigerte, Christum zu preisen und muthwillige Knabenstreiche mit bäuerlichen Gespielen; Bilder aus dem häuslichen Kreise, so echt und gemüthlich, wie Oppenheim's Gemälde aus dem gebundenen, patriarchalischen Familienleben der Juden und daneben von verklärendem Jugendschmelz überhaucht die ersten Feld- und Waldgänge — wahrlich: Berthold Auerbach war im vollen Zug, den Weg in das Paradies der Kindheit zurückzufinden, wie außer ihm unter den Zeitgenossen nur noch Gottfried Keller, Bogumil Goltz und Florence Montgomery und die richtige Ueberschrift seiner biographischen Hefte wäre die Grabschrift, die Grillparzer unserem Franz Schubert gewidmet: „Hier begrub die Kunst einen reichen Besitz und noch viel schönere Hoffnungen."

Denn ein unersetzlicher Verlust — nicht bloß für die Kenntniß und Erkenntniß Auerbach's — bleibt es, daß ihm die Vollendung seiner Autobiographie nicht mehr vergönnt war. Ganz bewußt hatte er sich „Dichtung und Wahrheit" zum Vorbild genommen. Seinen persönlichen Schicksalen wollte er einen großen historischen Hintergrund geben. Er beabsichtigte, alle politischen und künstlerischen Bewegungen der Zeit in ihren bedeutsamsten Fragen zu vergegenwärtigen. Und Auerbach — der „Menschen-Bädeker", wie er mitunter scherzhaft genannt wurde — wäre, wie kaum ein Zweiter im Stande gewesen, die führenden Geister seiner Tage aus eigener, naher Anschauung zu schildern. Als Schüler hat er zu den Füßen von Uhland, Schelling, Schlosser gesessen; als Landsmann den großen Ludwigsburgern David Strauß, Vischer, Mörike brüderlich nahe gestanden. Engbefreundet war er mit Otto Ludwig und Freytag, mit Geibel und Heinrich Laube, dem er, beiläufig, die erste Anregung zu den „Karlsschülern" gab. Er verkehrte mit Liebig und Helmholtz, mit Rietschel und Kaulbach, mit Robert Schumann und Richard Wagner, mit den Fürsten und Herren, wie mit Bürgern und Bauern: mit Allen gleich und mit Allen recht: eine leutselige Natur in der Urbedeutung des Ausdrucks, so daß man wohl fragen kann, wer die Deutschen seiner Zeit besser und vielgestaltiger gekannt als Berthold Auerbach? Dabei war er — wie seine Charakteristiken von Freiligrath und Lenau bezeugen — nichts weniger als der Mann, der bei dem Persönlichen und Anekdotischen stehen blieb. Wenn er es auch liebte, abgeklungene Menschen und Zustände durch ein bezeichnendes Geschichtchen, ein sinnreiches Gleichniß kräftig wiederzubeleben: niemals vergaß er darüber, mit philosophischem Sinn für das Allgemeine die bewegenden Lebensmächte, die verborgenen, tieferen Ideen jeder Epoche aufzuzeigen. Kein berufsmäßiger Litterat, ein berufener Vor-Denker des deutschen Volkes hätte da Rechenschaft gegeben über das Wollen und Werden der Nation in den Jahren der Gährung und Klärung, der Verheißung und Erfüllung: sein Lebensbild hätte sich zum Zeit- und Weltbild erweitert.

Wie sehr dies Vermächtniß Berthold Auerbach am Herzen lag, bezeugt sein letzter Wille: wenige Stunden vor seinem Tode legte er seinem ältesten Freunde, einem Siebziger,

*) Mitgetheilt in meiner Studie: „Berthold Auerbach in Nordstetten". (Münchener Allgemeine Zeitung, Beilage vom 8. und 9. Januar 1889.)

die Bitte ans Herz: die Briefe, welche er während eines halben Jahrhunderts an ihn gerichtet, zu veröffentlichen. Die Correspondenz hat in unserer reichen Briefwechsel-Litteratur kaum ihres Gleichen. Als echter Stimmungsmensch, erzählt er dem Vertrauten von Allem, was ihn bedrängt und erhebt: als Lyriker, als Erzähler, als Monologist schüttet er sein Herz aus: das alltäglichste Ereigniß und die höchsten Glaubensfragen erscheinen gleicherweise durchdrungen von Auerbach's einziger Persönlichkeit und

> wer stillem Deuten
> Nachzugehen sich bemüht,
> Ahnt in einzelnen Gestaltungen
> Größeren Gedichts Entfaltungen
> Und als Einheit im Zerstreuten
> Unsres Dichters ganz Gemüth.

Das flüchtigste, wie das wichtigste Briefblatt Auerbach's trägt den Stempel seiner unvergleichlichen Natur: Hunderte, ja Tausende seiner Briefe habe ich in diesen letzten Jahren durchmustert und in Allen, vom letzten Geschäftsbrief bis zum entscheidenden Staatsbrief, verleugnete sich kaum irgendwo der ganze „Herzmensch". Hätte Auerbach nichts geschrieben, als diese Briefe an Freunde und Verwandte, an Machthaber und Künstler: — er hätte sich einen Platz unter den dauernd gelesenen Autoren unserer Litteratur gesichert, wie Voltaire, der heute doch hauptsächlich nur in seiner Correspondance générale, als Genie der Briefschreibekunst, fortlebt. Aber nicht nur die „Briefe an Jacob", deren Bedeutung für unsere Litteratur- und Culturgeschichte die stimmfähige Kritik sogleich anerkannt hat, nicht nur den noch nicht voll gehoben, sonstigen Briefschatz des Dichters: auch alle künstlerischen Bekenntnisse Auerbach's wird die Geschichtsforschung der Zukunft ausschöpfen müssen, wenn sie die Summe seiner Existenz, die Summe des geistigen Strebens seiner Zeit wird ziehen wollen.

Denn wenn Goethe all seine Dichtungen Bruchstücke einer tiefinnerlichen Generalbeichte genannt hat, wird man bescheidener Auerbach's Schriften als Bruchstücke der äußeren Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens ansehen dürfen. Er erzählt immer nur, was er selbst geschaut und durchgemacht: seine Ghetto-Romane waren der poetische Niederschlag der Emanzipationskämpfe, die Dorfgeschichten erwuchsen aus seinen Kindheits-Erinnerungen, seine Zeit-Romane den Stimmungen und Wandlungen der Bildungsgeschichte des modernen Deutschlands. Als „aufgeregter Zuschauer" hat er, nach seinem eigenen Wort, die Schicksale der Landsleute seiner Epoche verfolgt. Und als gestaltender Künstler — wie nach seiner Ansicht die großen Niederländer — alles „als Porträt im weitesten Sinne" behandelt. Seine Menschen, seine Stoffe, seine Probleme sind „nicht willkürliche oder rein ideale, zeit-, ort-, volklos: seine Kunst ist national und lokal": sein Auge haftete an dem Gegenständlichen, sein Herz an der in mächtiger Entwicklung begriffenen Gegenwart. Er hatte seine Lust an seinen Urbildern: seine Kunstübung war, wie er das von Rembrandt rühmt, Freude am Leben und das soll — nach Auerbach — eigentlich der innerste Trieb aller Kunst sein.

Die unbedingt herrschende Meinung ist das nicht mehr: vielleicht nicht einmal die herrschende. Weshalb das beschweigen oder auch nur beschönigen? Die scheinbare Beschränktheit seiner Weltkritik, die wirkliche Begrenztheit seines Stoffkreises hat Auerbach und seine Richtung augenblicklich zurückgedrängt.

Die Wirklichkeit der neuen Zeit gestaltet phantastischer, als die Dichterschule der alten Realisten. Auerbach selbst sprach nach den Feldzügen von Sechsundsechzig und Siebzig, bei seinem Besuche der Gotthardbahn rundweg aus, daß heute die Großthaten unserer Heerführer, die Wunder der Technik jede dichterische Erfindung beschämen. Die Weltgeschichte hat vorläufig die Dorfgeschichte — und nicht zum Schaden des deutschen Volkes — abgelöst. Neue Fragen, neue Ziele stellen sich der Staatskunst, neue Erscheinungen im Einzel- und Massenleben, tiefgreifende Umwälzungen in der Gliederung der Gesellschaft stellen auch den Volksdichter neuen, nicht immer schöneren Zuständen, neuen, nicht immer leichteren Aufgaben gegenüber. Wohl möglich also, daß, wie Kant und Goethe uns gelehrt haben, auch in der Litteratur von einem Zeitalter Friedrich des Großen zu sprechen, die kommenden Männer verkünden werden: daß mit und nach dem Jahr Siebzig im Deutschen Reich — auch im Deutschen Reich der Poesie — ein neues Zeitalter, das Zeitalter Bismarck's, anhebt.

Bis zur Stunde freilich haben die Triumphe des großen Krieges noch nicht ihren nationalen Sänger, geschweige einen alles beherrschenden Weltdichter gefunden: noch haben sie ihn, nach Berthold Auerbach, nicht finden können. 1871, am Tag des Abschlusses des Frankfurter Friedens, weilte der Dichter gerade in Wien. In seinem Absteigequartier, im Matschakerhof, unterhielt er sich da mit Anastasius Grün, Dingelstedt und anderen Besuchern über das welthistorische Ereigniß. Als nun Der und Jener meinte: nun müsse auch für die deutsche Poesie ein Zeitalter der Blüthe anbrechen, nach dem Schema des perikleischen und elisabethinischen, meinte Auerbach: „Ich wünsche es von Herzen. Doch werden wir das nicht mehr erleben. Die wahren Dichter dieser großen Zeit werden die Kleinen sein, in deren Kinderstube die Kunde dieser Siege drang, poetisch erhöht, zum Märchenhaften, zum Mythischen hinaufgesteigert."

Denn unerschütterlich hielt er mit Vischer an der tröstlichen Hoffnung einer neuen, glanzvollen Epoche der verjüngten Dichtung fest. Wie in einer alten Tiroler Sage der Berggeist spricht: „Ich bin so grau, ich bin so alt, sah sechs Mal den Berg als Wiese und sechs Mal als Wald": also mag, nach Auerbach, auch der deutsche Geist sprechen. „Wohl ist der Hochwald der klassischen Zeit gefällt und Niederholz bedeckt den Raum: jenseits des Niederholzes aber, so verhieß er, wird wiederum ein Hochwald erstehen und wer weiß wie prangend und gewaltig." In der Gegenwart sind Geschichte und Naturforschung, Gewerbefleiß und Staatswissenschaften zu einer Höhe emporgestiegen, wie noch zu keiner anderen Zeit. „Wir dürfen erwarten", — so verkündigte Auerbach schon vor mehr als einem Menschenalter, angesichts des Schiller-Goethe-Denkmals von Rietschel — „daß nach diesem großen Ausdrucke des Gesammtlebens wieder eine neue Poesie erstehe, mit neuem, ungeahntem Inhalt."

Wir hoffen, daß diese seine Weissagung von einem neuen Reich der Dichtung sich erfüllen möge, wie sich seine Weissagung von einem neuen, geeinten, Deutschen Reich erfüllt hat. Wir hoffen aber auch, daß die Sänger und Propheten dieses neuen Zeitalters ihre Pflicht gegen das deutsche Volk eben so treu und muthig, so warmherzig und wahrhaftig erfüllen werden, wie die Lehrer und Lieblinge der älteren Generation: die Hebel und Pestalozzi, die Reuter und Auerbach. Dann wird offenbar werden, daß das Jahr Siebzig nur deshalb der Anbeginn einer neuen Aera im Leben der deutschen Nation geworden, weil das Jahr Siebzig auch das Ende einer Aera gewesen, in welcher die reinsten Patrioten, die edelsten Geister ihre Kraft daran gesetzt, das Volk zu erziehen, in die Herzen Aller den Keim der Vaterlands-Begeisterung zu legen. Dann wird man erkennen, daß Thaten, wie sie das Jahr Siebzig hervorgebracht, kein Werk des Zufalls, sondern das Ergebniß einer jahrhundertalten Entwicklung, an welcher die Männer des Friedens und des freien Wortes zum mindesten soviel Antheil haben, wie Soldaten und Diplomaten. Dann wird sich herausstellen, daß die Geschichte dieser Zeit nicht zu begreifen ist, ohne die Geschichte des Erwachens und der Bildung des Volksgefühls: dann wird sich auch zeigen, wie es Männer aus der Tiefe des Volkes waren, der Enkel von Leibeigenen Voß, der Sohn eines Knechtes, Hebel, der Sprößling gedrückter Landjuden, Auerbach, welche redlich dazu mitgeholfen, das Vertrauen auf die unveräußerliche Hoheit der Menschennatur zu stärken, dem Volk seine idealen Geister, den idealen Geistern aber ihr Volk näher zu bringen.

Diese Begeisterungsfähigkeit hat ihre Kehrseite: in dem schönen Geleitsbrief, welchen Turgenjew der russischen Ausgabe des „Landhaus am Rhein" mit auf den Weg gab, meint er, die Sentimentalität sei die Achilles-Ferse der Be-

gabung des deutschen, ihm nahe befreundeten Erzählers, wie sie die Achilles-Ferse der Begabung von Dickens gewesen.

Gewiß: Auerbach war ein unheilbarer Optimist. Er mußte aller trüben, einzelnen Erfahrungen ungeachtet, groß und gut denken von seinem Vaterland, von seinem Volk, von der Erziehung des Menschengeschlechtes. Und als am Ende seiner Tage Enttäuschungen kamen, Thatsachen, die schlecht zu seinem Lebensprogramm stimmten, als die Noth der Zeit, die gewaltigen Revolutionen des Verkehrslebens die Welt in ihren Tiefen aufwühlten: als Anarchismus, Pessimismus, Naturalismus ihre Gemeinde fanden, sprach er das Wort:

„Ich war und bin heute noch ein Homo novus in der Welt: mir sind alle Erscheinungen und Einrichtungen neu oder ich forsche nach ihrem Urgrund. Darin liegt der Mittelpunkt meiner Berufsbesonderheit, deren Wesen man Naivetät nannte und aus diesem Grundmotiv schuf ich, was ich eben geschaffen habe, und alles Leben war mir so neu, als heilig."

Ein Ausspruch, so recht gemacht, belächelt und bespöttelt zu werden von überklugen Menschenverächtern, denen alles Leben so alt, als häßlich vorkommt. Doch so sehr es Auerbach davor graute, „ein Gestriger im Gegensatz zur immer jungen, heutigen Welt zu werden"; so unbefangen er „in den Energieen der neuen Kunst ein vollberechtigtes Novum" anerkannte: zum Glauben an die ursprüngliche Verderbtheit der menschlichen Natur ließ er sich niemals bekehren: diese kindliche oder, wenn man so will, thörichte Reinheit der Seele gab er nicht Preis. Im Leben und über das Grab hinaus lehrte er, daß die Welt zuletzt der Liebe und Milde, nicht dem Haß und Hohn zufällt; daß die Kunst nicht dem Kranken und Gemeinen, sondern dem Gesunden und Hohen gehört.

Trotzdem mahnte er zur Duldung, auch in Fragen des Geschmackes: denn mit Lessing baute er auf die innerliche, unüberwindliche, überzeugende Kraft eines neuen, ewigen Evangeliums; mit den Großen von Weimar war er voll

> Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
> Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Folgen wir seinem Beispiel: vergessen wir den Hader der Schulen: überlassen wir der Zeit das Schiedsrichteramt in der Streitfrage, wer den „gemeinen Mann" richtiger erkannt, wahrer vergegenwärtigt hat: der pessimistische Autor von La Terre*) oder die menschenfreundlichen Dichter vom Schlage der Burns, Hebel und Auerbach.

Um das Vermächtniß unseres Dichters wird uns bei alledem nicht bange. Denn wenn selbst Deutschland so reich an Denkern und Dichtern sein sollte, daß es einen Volksmann von Auerbach's Gaben und Gesinnungen vergessen dürfte: seine Sache kann niemals verdunkelt werden. Sie ist größer als seine Person, unzerstörbarer, als seine Werke und sein Nachlaß, mächtiger, als eine ganze Zeit, unvergänglicher, als ein ganzes Volk. Sie gleicht der messianischen Idee, der nie ganz erfüllten, nie ganz verlorenen Sehnsucht nach dem Reich Gottes auf Erden.

So war sich Auerbach zeitlebens eines Zieles bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren zurück bleiben kann. So ist er, auch in seinem Vermächtniß, Eines Sinnes mit den hohen Geistern, die er als die Leitsterne seines Lebens verehrte: Spinoza, der mit seiner geistigen Liebe über alle Wirren dieser Erde hinaushebt und Goethe, der in der „Zueignung" das selbstloseste, menschenfreundlichste Wort gesprochen, das jemals ein Dichtermund verkündigt:

> Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
> Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Anton Bettelheim.

*) Zola selbst hat übrigens einmal den Ausspruch gethan: Nos ouvriers et nos paysans seuls ont la carrure simple et forte des héros d'Homère. (Nos auteurs dramatiques 378 ff.)

Les Mirabeau. Nouvelles Études sur la société française au XVIII[ième] siècle par Louis de Loménie de l'Académie française. Deuxième Partie continuée par son fils. Tome troisième. Paris. 1889. E. Dentu. X und 731 S.

Zehn Jahre sind verflossen, seit die beiden ersten Bände dieses Werkes erschienen, welches eine ungeahnte Fülle neuer Aufschlüsse über die Familie Mirabeau darbot. Der Tod nahm dem hochverdienten Verfasser die Feder aus der Hand, aber er hinterließ Materialien und Bruchstücke ihrer Verarbeitung von solchem Werthe, daß nach langer Pause eine Fortsetzung seiner „Studien" möglich wurde. Wenn der Unterzeichnete jüngst im Vorworte seiner Biographie Mirabeau's ankündigen durfte, daß der Sohn des verstorbenen Akademikers in kurzem einen dritten Band des Werkes „Les Mirabeau" ans Licht treten lassen werde, so hat er nunmehr die Freude von dem Erscheinen dieses dritten, sehr umfangreichen Bandes Kunde zu geben. Er erstreckt sich von Mirabeau's Geburt bis zu seiner Thätigkeit als Schriftsteller auf dem Gebiete des Finanzwesens in den Jahren 1785—1787. Bedeutende Abschnitte seiner Lebensgeschichte vor der Revolution, von der revolutionären Zeit ganz zu schweigen, stehen also noch aus. Man wird den Entschluß begreiflich finden, das Erscheinen des dritten Bandes nicht von der Vollendung des Ganzen abhängig zu machen und sich von den noch fehlenden Bänden, nach diesem großartigen Stücke der Fortsetzung, ebenso viel Genuß wie Belehrung versprechen dürfen.

In der That finden sich hier alle die Vorzüge der vor einem Jahrzehnte veröffentlichten und jetzt neu aufgelegten Bände wieder: jener Reichthum aktenmäßiger Enthüllungen, wie er nur dem zu Gebote stand, der mit voller Freiheit aus den Familienpapieren schöpfen durfte, jene Klarheit der Darstellung, die auch das Dunkel verwickelter Fragen lichtet, vor allem jene Liebe zur Wahrheit, die nicht vor überkommener Tradition Halt macht, auf die Gefahr hin, fest eingewurzelte Vorstellungen zu verletzen. „Ich habe mir angelegen sein lassen," heißt es im Vorwort von Charles de Loménie, „hinsichtlich meines Helden mich ebensowohl vor einem Geiste der Feindseligkeit wie vor einem Geiste der Nachsicht zu hüten. Ich habe ihn dargestellt, so wie er mir nach der Gesammtheit der mir vorliegenden Dokumente erschien in der ganzen Macht, aber auch in der ganzen Zügellosigkeit seines moralischen und intellektuellen Wesens." Der jugendliche Mirabeau, wie er sich hier darstellt, ist freilich nicht ganz derselbe, den man aus den oft lückenhaften, oft unzuverlässigen Mittheilungen seines Adoptivsohnes, der alten Hauptquelle früherer Biographen, kennt. Allerdings kündigt sich in vielen Zügen schon das feurige Genie und der prophetische Weitblick des Tribunen an. Aber daneben durften auch abschreckende Zeugnisse einer Verwilderung nicht fehlen, von denen man ehedem keine Ahnung hatte, und über die man sich mit der allgemeinen Redensart von der Unhaltbarkeit der Zustände des ancien régime nicht hinwegsetzen darf. Eben daher konnte auch dieser Band, gleich den beiden vorhergehenden, in gewissem Sinne zu einer Vertheidigung des Vaters Mirabeau's werden. Nicht daß er von Schuld frei gesprochen würde, aber die mildernden Umstände fallen zu seinen Gunsten schwer ins Gewicht.

Schwerlich hat Jemand die Darstellung des Jugendlebens Mirabeau's, wie Ludwig Häußer sie in seine Vorlesungen über die Revolution einflicht, mehr bewundern können als der Schreiber dieser Zeilen. Er denkt jedoch zu hoch von der Wahrheitsliebe seines verstorbenen Lehrers, als daß er glauben könnte, Häußer würde nach Einsicht der neuerdings ans Licht gezogenen Dokumente nicht tief einschneidende Aenderungen seiner Erzählung vorgenommen haben. Der Mirabeau, der aus sehr unreinen Motiven im Kampfe der Eltern mehrmals leichten Herzens die Partei wechselte, der, unverfolgt vom Vater, giftige Schmähschriften gegen ihn verfaßte, der nach dem Verlassen von Vincennes einer Schwester, die zu seiner Befreiung mitgewirkt, die Uhr stahl und den Beamten, welcher während seiner Haft sein „guter Engel" gewesen war, um sein Hab und Gut brachte: dieser Mirabeau — um Aergeres zu verschweigen, was Charles de Loménie nur anzudeuten wagt — war wahrlich der Worte Häußer's nicht würdig, er trete „in dem ganzen schnöden Familienhandel noch als der ehrenhafteste Theil hervor". Auch sein Verhältniß zu Sophie muß sehr tief aus der idealen Höhe herabgerückt werden, in die es so häufig von gläubigen Gemüthern erhoben worden ist. Man muß sich nur von dem Wahne frei machen, in den gedruckten, oft nur für die Augen der Polizeibehörden bestimmten Briefen aus dem Thurme von Vincennes lauter ehrliche Herzensergüsse vor sich zu haben. Man muß die Hunderte von Stücken der geheimen nicht ostensibeln Korrespondenz, die prozessualischen Akten, die „Dialoge" der beiden Liebenden, die Mirabeau während seiner langen Haft aufsetzte, dazu nehmen, um ein richtiges Bild zu erhalten. Ein Theil dieser handschriftlichen Materialien

lag schon Sainte-Beuve vor, aber man braucht seine wohlklingenden Sätze nur mit den unleugbaren Thatsachen zu vergleichen, um zu bemerken, daß auch er der Versuchung der Schönfärberei erlegen ist.

Handelt es sich um den Redner Mirabeau, so zeigt das Beispiel Victor Hugo's, daß man ein großer Dichter sein, aber zugleich der historischen Wahrheit ins Gesicht schlagen kann. Mit vollem Rechte weist Charles de Loménie gelegentlich darauf hin, daß der Verfasser von Notre-Dame de Paris Mirabeau's Erscheinung auf der Tribüne sehr unrichtig zeichnet. Einer der besten Kenner der Revolutionsgeschichte, F. A. Aulard, hat dies bereits 1882 in seinem schönen Werke: „Les orateurs de l'assemblée constituante“ näher ausgeführt. Aber, daß Mirabeau während der Debatten der Konstituante gewöhnlich nichts ferner lag, als ungestüme Wildheit, ja, daß er die meisten seiner Reden ablas, will noch heute den Wenigsten in den Sinn. Die Mehrzahl der Menschen wird das poetische Trugbild, das ihr vorschwebt, nur ungern gegen die historische Wahrheit eintauschen. Es wird es noch geraume Zeit dauern, bis man zugibt, wie viel Bedenkliches in den kühnen Sprüchen des Visionärs und Feuergeistes Carlyle sich versteckt. Es klingt so schön, wenn er mit Phrasen wie „Mirabeau, der Schlangenbändiger“, „Kampf zwischen Herkules und Typhon“, „schwarzen Simsonlocken“ (beiläufig ohne Zweifel unter einer gepuderten Perrücke versteckt) und ähnlichem um sich wirft. „Als Poesiegut“ könnte man mit Friedrich Wilhelm III. darunter setzen. Prüft man aber die thatsächlichen Angaben des Herzenskündigers, der stolz darauf ist, „Realität“ statt des „Scheines“ zu bieten, so steht es damit oft sehr windig aus. „Der Riese Mirabeau“, heißt es bei einem Blicke auf die letzten Pläne desselben, „wandelt in Finsterniß, auf wilden Pfaden was seine Gedanken während dieser Monate waren, wird kein Bericht eines Biographen jemals enthüllen.“ Man sieht: von Mirabeau's großer Dezemberdenkschrift für den Hof, die bis ins Einzelnste geht, hatte der Visionär und Herzenskündiger Carlyle keine Kunde. Einmal läßt er sich sogar zu dem kühnen Spruche fortreißen: „Mirabeau liebte seinen Vater mit Wärme, mit Verehrung.“ Danken wir den beiden Loménie, daß sie es ernster mit ihrer Aufgabe genommen haben. Hoffen wir, daß die Fortsetzung des großen Werkes, welches mit ihrem Namen verknüpft ist, nicht lange auf sich warten läßt. Hier wird man Lebenswahrheit finden, nicht weil das Urbild vom Biographen mit einem Griffe gepackt ist, der gar zu leicht ein Fehlgriff sein kann, sondern weil ästhetischem Genusse falscher Ueberlieferung die historische Wahrheit nicht zum Opfer fällt.

Zürich. Alfred Stern.

Deutsche Klassikerausgaben und Anthologieen.

In einer früheren Notiz („Aus der Goethe-Litteratur“, „Nation“ Nr. 6 S. 88) deutete ich an, daß eine neue Goethe-Ausgabe, besorgt von Adolf Stern in Dresden, in Sicht sei; sie ist nun erschienen und es lohnt sich, ihr und einigen anderen in demselben Verlag*) veröffentlichten Ausgaben einige empfehlenden Worte mit auf den Weg zu geben.

Die Grundsätze, von denen die Verlagsbuchhandlung aller dieser neuen Editionen bei der Herstellung ihrer Bücher ausgeht, sind außerordentlich beherzigenswerth. Sie bestehen darin, äußerlich und innerlich Geschmack zu bekunden. Daher verfallen sie nicht in dieselben Fehler, in welche unsere meisten Klassikerausgaben verfallen, an Papier, Druck und Einband zu sparen, und durch derartige Ersparnisse einen ungewöhnlich billigen Preis zu ermöglichen, sondern sie suchen eine zugleich zierliche und handliche, mit schöner, lesbarer Schrift auf gutes Papier gedruckt, geschmackvoll und dauerhaft eingebundene Ausgabe unserer Klassiker zu bringen. Trotz aller dieser Vorzüge ist der Preis der sehr gut aussehenden Ausgaben ein sehr billiger zu nennen.**) Von früheren Ausgaben aber unterscheiden sie sich nicht nur durch das Aeußerliche, sondern durch einen inneren Grundsatz. Sie geben von Schiller und Goethe — den beiden einzigen Klassikern, die bisher in dieser neuen Sammlung figuriren — nicht sämmtliche Werke, sondern eine Auswahl. Selbstverständlich geht diese immerhin willkürliche Art nicht so weit, Fragmente einzelner Stücke zu geben, — vielmehr werden nur in sich abgeschlossene Arbeiten dargeboten, — und auch nicht so weit, nach rein subjektivem Ermessen das Eine auszulassen, das Andere aufzunehmen.

ehr sind diejenigen Werke Goethe's aufgenommen, die im höchsten Sinne des Wortes volksthümlich sind: Gedichte, Dramen, Romane, autobiographische Schriften. Die hier mitgetheilten Schriften werden ohne alle Begleitworte des Herausgebers gelassen. Wie die vornehme Ausstattung und der gute Druck, nur durch kleine Vignetten und Kopfleisten geziert, des Schmuckes der Illustrationen völlig entbehrt und entbehren kann, so sollen auch diese Meisterwerke ohne Einleitungen und Anmerkungen beschwert auftreten. Ob dies immer gut gethan ist, möchte ich bezweifeln. Gewiß bedarf ein Goethe'sches Liebeslied keinen Kommentar und der Gebildete wird die „Iphigenie“ auch ohne erklärende Anmerkungen voll zu genießen im Stande sein; zum zweiten Theil des „Faust“ aber gehören ganz gewiß für die meisten Leser reichhaltige Hinweise, Erörterungen, die ein Verständniß erst möglich machen; die „Leiden des jungen Werther“ — als Kunstwerk nie veraltend und noch heute die Seele des Lesers aufregend und erschütternd — gehören doch eben als Zeitbild einer vergangenen Epoche an und bedürfen als solches einer Einführung, wie die autobiographischen Schriften geschichtlicher Parallelen und Erläuterungen. Aber richtig ist immerhin, daß der Leser trotz des Fehlens aller dieser Zuthaten sich in den genannten Schriften zurecht finden kann, während er bei einer Lektüre der von dieser Auswahl ausgeschlossenen Schriften — z. B. den satirischen Jugenddramen, den Gelegenheitsversen, den „Annalen“ — ohne Kommentar rathlos dasteht.

Die Arbeit des Herausgebers besteht also ausschließlich in der Auswahl, der Anordnung, der Herstellung des Textes. Wird man bei jener nicht immer seiner Ansicht sein — z. B. wünschen, daß der „Westöstliche Divan“ schon einen Theil der ersten Serie ausgemacht hätte, während die kleinen Lustspiele aus der Leipziger Zeit, sowie die kleinen dramatischen und geschichtlichen Schriften der Revolutionszeit recht wohl aus diesen Hauptwerken hätten ausgeschlossen werden können — so wird man Anordnung und Herstellung wohl billigen. Denn gewiß wird der Herausgeber einer Auswahl nach anderen Gesichtspunkten verfahren dürfen, als derjenige, welcher dem Publikum eine kritische Ausgabe der gesammelten Werke darzubieten gedenkt. Während dieser sich nach Goethe's Vorschriften zu richten und die von Goethe selbst in den letzten Jahren seines Lebens nach wohlerwogenen Grundsätzen, unter dem erprobten Beirathe verständiger und gelehrter Freunde hergestellte „Ausgabe letzter Hand“ zu Grunde zu legen hat, darf jener sich etwas freier bewegen. Er wird zwei Wege einschlagen können: entweder die Werke chronologisch, nach ihrer Entstehung, ihrem Erscheinen oder sie nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit oder ihrer äußeren Aehnlichkeit ordnen. In dieser neuen Ausgabe ist der zweite Weg gewählt; fünf Gruppen: Lyrisches, Dramatisches, Episches, Erzählendes, Biographisches sind gebildet, denen die Hauptwerke zugewiesen sind. Bei der Herstellung des Textes ist der Editor einer für weitere Kreise bestimmten Ausgabe in großer Verlegenheit: soll er alte oder neue Orthographie befolgen, soll er die erste oder letzte Fassung mittheilen? Der Herausgeber hat in Hinsicht der Orthographie resolut das Neue bevorzugt; in Betreff der Fassungen einen Mittelweg eingeschlagen, indem er z. B. bei der „Stella“ die ursprüngliche Gestalt von 1775 wählte, in welcher das Drama bekanntlich mit einer Doppelehe schließt, bei anderen Werken nur gelegentlich auf die älteren Fassungen zurückgriff. Ich gestehe, daß ich in diesem Punkte konservativer und konsequenter bin und die einheitliche Durchführung eines bestimmten Grundsatzes auch in dieser Beziehung gewünscht hätte. Aber wenn ich auch in diesem Punkte und in einigen andern von den Ansichten des Herausgebers abweiche, so erkenne ich seine und der Verlagshandlung Absichten, die bei diesem Werke als würdige Mitarbeiterin erscheint, gerne an und freue mich dieser trefflichen Ausgabe, die eine rechte Augenweide ist und als würdiger Hausschmuck empfohlen werden kann.

Von der Schiller-Ausgabe, als deren Editor F. A. Krais in Stuttgart genannt wird, läßt sich ähnlich Rühmenswerthes sagen, wie von der Goethe's. Die Ausstattung ist dieselbe, Textkritik und Anordnung sind aber bei Schiller viel einfacher. Auch bei Schiller ist in der hier zur Besprechung vorliegenden Ausgabe eine Auswahl beliebt worden; dieser aber zuzustimmen wird mir schwer. Wenn irgend ein Schriftsteller, so ist Schiller ganz wie er war in das Gedächtniß der Nachwelt übergegangen: die Trennung in dichterische Schriften, welche in dieser ersten Serie dargeboten werden und in historische, ästhetische und kritische Schriften, welche einer zweiten Serie vorbehalten werden, scheint mir nicht angebracht zu sein. Dasjenige Publikum, welches Nachlaß und Uebersetzungen, welche beide einen Bestandtheil der neuen Ausgabe bilden, liest — und ich gehöre, wie ich ja in der „Nation“ schon mehrfach betont habe, gewiß zu denen, welche unser Publikum zur Lektüre, zum Studium dieser Dinge heranzuziehen bestrebt sind — bringt auch

---

*) Leipzig. F. W. Grunow.

**) Schiller in 5 Bänden 15 Mk, Goethe in 10 Bänden 30 Mk. In Leinwand gebunden. Die besseren Einbände (Halbfranz, Liebhaber-Ganzleder) erhöhen den Preis in entsprechender Weise.

jenen Prosaschriften genügendes Interesse und Verständniß entgegen. Es ist nicht wohlgethan, bei Schiller den Prosaiker von dem Dichter zu trennen. Seine philosophischen Gedichte bedürfen als nothwendige Ergänzung der philosophischen Aufsätze; ein großer Theil der Leser des „Dom Carlos“ und des „Wallenstein“ wird die großen geschichtlichen Darstellungen, welche sich auf den Abfall der Niederlande und den dreißigjährigen Krieg beziehen, nicht missen wollen als Kommentare zu jenen Dramen oder als Bethätigung der Doppelfähigkeit des Künstlers und des Gelehrten, die bei Schiller in so wunderbarer Weise hervortritt. Doch so wie sie ist, ist auch die neue Schiller-Ausgabe ein schöner Schmuck jeder Bibliothek und ein werthvoller Besitz.

Außer diesen Ausgaben zweier Klassiker hat dieselbe Verlagshandlung zu gleicher Zeit zwei Anthologieen veranstattet. Sie sind alle drei vorzüglich ausgestattet, eine wahre Freude fürs Auge und verdienen auch durch ihre innere Reichhaltigkeit und Gediegenheit rückhaltlose Anerkennung. Schon früher hatte dieselbe Verlagshandlung uns mit zwei ähnlichen Sammlungen aus dem Gebiete der Lyrik beschenkt, beide von dem kundigen und geschmackvollen G. Wustmann herausgegeben, zwei vortreffliche Liederbücher, jedes in seiner Art eine Mustersammlung, das eine aber, das sogenannte „altmodische“ „Als der Großvater die Großmutter nahm“, eine ganz besondere Herzenserquickung für alle diejenigen, die sich ihren Geschmack an der gepfefferten Lyrik der Neuesten noch nicht ganz verdorben haben, welche die frische Natürlichkeit, die naive Munterkeit, die behagliche Kleinmalerei und die gesunde Realistik der Dichter des vergangenen Jahrhunderts noch lieben, welche sich in Zeiten herüberträumen können, die einst waren und in ihrem Herzen ein Winkelchen übrig haben für das verlorene Ideal. Die zwei neuen Sammlungen, äußerlich einander sehr ähnelnd, sind innerlich verschieden. Das erste „Balladenbuch“ von F. A. Krais, dem Schiller-Herausgeber, ausgewählt, enthält die schönsten deutschen Balladen, Romanzen, Stimmen der Sage und Geschichte, poetischen Erzählungen, stimmungsvoll eingeleitet durch Uhland's bekanntes Gedicht „Märchen“. Die Eintheilung ist sehr hübsch: zuerst Sagen, welche in die graue Urzeit führen, dann geschichtliche Gedichte, wohl geordnet von der ältesten deutschen Zeit bis zum Kriege von 1870, dann poetische Geschichten, theils frei erfundene, theils an bestimmte Menschen, Orte und Zeiten geknüpft, ernste und heitere in buntem Wechsel. Die deutschen Dichter, deren Verzeichniß den Schluß macht, sind sehr reichlich vertreten, von den Großen des 18. Jahrhunderts bis zu den Neueren und Neuesten: Baumbach, Dahn, Fitger, Keller, Wolff. Mit besonderer Vorliebe ist Uhland bedacht; diese Bevorzugung verdient gewiß eher Zustimmung als Mißbilligung. Ebenso gut ist es, daß die Allerneuesten noch vor der Thüre bleiben. Wie lange noch, so werden sie auch eine nagelneue Balladentheorie fertig haben und uns einreden wollen, daß nur sie die Rettung auch dieses Theils der Poesie vermögen, wie sie ja auch die dramatische Dichtung gerettet und gepachtet zu haben vorgeben

Eine gleichfalls höchst interessante Sammlung ist die unter dem Titel: „Vaterlandslieder. Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts“ von Ed. Heyck herausgegebene, auch sie, wie das Balladenbuch mit einem sehr hübschen in Lichtkupferdruck ausgeführten Bilde geziert. Die Sammlung enthält eine recht gute Auswahl der Dichtungen aus der Napoleonischen Zeit und der Befreiungskriege, eine Auswahl, die einerseits wegen der großen Popularität vieler Lieder, andererseits wegen der Massenhaftigkeit des Stoffes sehr schwierig war. Aber die Schwierigkeiten sind gut besiegt, nur hätten die „fliegenden Blätter“ jener Tage, die eigentlich volksthümlichen Lieder mehr berücksichtigt, etwa einige im Dialekt geschriebene und durch ihren urwüchsigen Humor charakteristischen Gedichte mitgetheilt, außerdem über die speziellen Freiheitslieder, welche außer der äußeren Befreiung die innere Freiheit begehrten, hervorgehoben werden sollen. Sehr lehrreich sind auch die Abschnitte, welche die bange Friedenszeit nach 1813 umfassen, die schönen Aufrufe zur Vaterlandsliebe, das poetische Verlangen nach Verfassung und Einheit, wie es sich z. B. in den Burschenschaftsliedern äußert, die Klagen der Enttäuschten über das Fehlschlagen von Hoffnungen, die Nichterfüllung von Verheißungen, das Wiedererstarken des nationalen und politischen Bewußtseins in den Gedichten Grün's, Hoffmann's von Fallersleben, Freiligrath's, Herwegh's, Rob. Prutz u. A. Grade diese Abschnitte sind für den Geschichtsfreund die lehrreichsten, weil sie eine vergangene und vergessene Periode treffend darstellen. Die letzten Abschnitte aus den letzten großen nationalen Erhebungen hätten kürzer sein können: bei diesen Gedichten läuft gar viel Unbedeutendes, werthloser Kleinkram mit unter — ich kann nun einmal in den vielgerühmten Liedern Wilh. Jensen's nicht viel Poetisches entdecken —; ich befürchte, daß man durch derartige allzu eifrige Verherrlichung der eigenen Heldenthaten nicht echte Vaterlandsliebe, sondern übertriebenen Stolz großzieht.

Ich stimme nicht mit allem überein, was der Herausgeber in einer kurzen Einleitung über die neueste Gestaltung der deutschen Politik sagt und hätte demgemäß auch wohl die Auswahl im Einzelnen anders gewünscht, aber im Allgemeinen kann man das Buch als eine lehrreiche und erquickliche Sammlung wohl begrüßen und ihm zustimmend die Geleitworte auf den Weg geben, mit welchen der Herausgeber seine Vorbemerkung beschließt: „So gehe denn das Buch hinaus aufs Neue des deutschen Liedes Pracht zu künden: daß es nicht ärmer an tiefer, gewaltiger menschlicher Schönheit sei, wenn es jubelnd oder klagend, im hinreißenden Sturm oder im erschütternden Ton des Herzens dem Vaterlande, der Nation und den Tapferen des Heeres klingt. Und wie des glücklichen Menschen werthvollstes Gut die Erinnerungen sind, die seine ferneren Wege behüten, so möchte es in gleichem Sinne auch dem deutschen Volke ein Buch der Erinnerungen sein.“

L. Geiger.

P. J. Kowalewskij: Ivrognerie, ses causes, son traitement. Charkow 1889. Silberberg. 113 S. 12°.

Das vorliegende kleine Buch des bekannten russischen Psychiaters gibt eine kurze und klare Darlegung der Thatsachen, aus denen sich ergibt, daß die Trunksucht eine Krankheit ist. Daß Delirium tremens, Trinkerwahnsinn und eine gewisse Zahl von Erkrankungen der Haut, des Magens, der Leber, der Nerven &c. bei Gewohnheitstrinkern vorkommen, ist ja eine nun wohl allgemein bekannte Thatsache. Es gibt auch in Deutschland eine größere Anzahl wissenschaftlicher und populärer Darstellungen dieser Folgekrankheiten der chronischen Alkoholvergiftung, die meist unter dem Namen des „chronischen Alkoholismus“ zusammengefaßt werden. Aber in allen diesen Arbeiten — und Ref. kann die ausgezeichneten, erschöpfenden Arbeiten von Baer und Peeters nicht ausnehmen — findet sich keine Spur von der wohlbegründeten Theorie Kowalewskij's, daß es ererbte resp. erworbene Zustände des Nervensystems gibt, die ein krankhaftes unüberwindliches Verlangen nach alkoholischen Reizmitteln bedingen. Man wird oder ist also zunächst trunksüchtig, wird dann Gewohnheitstrinker und kann dann Alkoholist werden, d. h. an einer oder anderen der vergiftenden Wirkungen des Alkohols laboriren.

Nun will es eine gewisse Ironie des Schicksals, daß von Trunksucht vollkommen freie Leute, die der Zufall zu täglichem Alkoholgenusse zwingt (Bier- und Weinreisende, Gastwirthe, „Couleur“-Studenten), eines Tages trunksüchtig sind, den Alkohol nicht mehr entbehren können, um lange nach diesem Zeitpunkte erst Alkoholisten zu werden. Dieser sehr häufige Fall hat denn auch die bisher gültige Anschauung hervorgerufen, daß Trinken die Ursache der Trunksucht wäre.

Wie Kowalewskij den Beweis führt, daß die Trunksucht eine Krankheit ist, muß nachgelesen werden in dem Originale, dessen fesselnder, ungemein klarer Darstellung die elegante, fast kokette äußere Ausstattung entspricht.

Der wesentliche Gedanke des Buches ist für die deutschen Psychiater und sonstigen Aerzte ebenso neu, wie für das große Publikum; an sich ist er aber durchaus nicht neu; ein Blick auf die zahlreichen, nur englische Namen enthaltenden Citate Kowalewskij's zeigt, daß neben zahlreichen eigenen Beobachtungen ihn wesentlich die ausgezeichneten Forschungen der Amerikaner Crothers, Kerr, Mann und einzelner englischer Aerzte geleitet haben. Die pathologische Theorie der Trunksucht ist nicht das Produkt bloßen Raisonnements, sondern der zahllosen Beobachtungen, die in den großen Trinkerasylen Nordamerikas gemacht worden sind

Eingehend behandelt K. auch die Therapie der Trunksucht. Im gegebenen Fall handelt es sich da meist um eine komplizirte Aufgabe; ein Trinkerasyl wird Trunksüchtige meist in den vorgeschrittenen Stadien des chronischen Alkoholismus zur Behandlung bekommen, und zunächst diese oft recht schweren und zahlreichen Affektionen beseitigen müssen, ehe an die Behandlung der Trunksucht, d. h. der schweren Nervenkrankheit, welche das Bedürfniß nach Alkoholgenuß bedingt, gegangen werden kann. Bei den sehr mannigfaltigen, stets aber im Nervensystem gelegenen Ursachen der Trunksucht wird eine solche Behandlung nur von einem sehr erfahrenen Nervenarzt geleitet werden können, der unter allen Umständen auch der erste Verwaltungsbeamte des Asyls sein muß.

Der Alkoholismus ist unzweifelhaft eines der schlimmsten sozialen Uebel. Das einzige Mittel, das radikal helfen kann, wäre die absolute Isolirung der Trunksüchtigen in Trinkerasylen nach vorausgegangener Entmündigung.

Die — ganz aus Privatmitteln gegründeten — amerikanischen Inebriate-Asylums haben bisher in 30–40 pCt. der Fälle Heilung erzielt und behandeln jährlich Tausende dieser Unglücklichen. In Preußen hat die innere Mission einige kleinere Asyle gegründet und will andere im Anschluß an ihre Epileptikeranstalten gründen. Dem Referenten liegt der Jahresbericht einer solchen Trinkeranstalt vor, in der es heißt: „den Arzt können unsere Kranken entbehren, Jesum können sie nicht entbehren,“ und der Prospekt einer in Ostpreußen zu gründenden Anstalt, in der es heißt: „durch sittlich-religiöse Einwirkung und harte (sic!) vorwiegend landwirthschaftliche Arbeit“ solle das Asyl die Trinker heilen. Sapienti sat!

H. K.

Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Herausgegeben von Dr. Karl Hilty, Professor des Bundesstaatsrechts an der Universität Bern. Vierter Jahrgang. Bern. 1889. Druck und Verlag von K. J. Wyß. 769 S.

Auch der vierte Jahrgang dieses vortrefflichen Unternehmens, dessen schon mehrfach in der „Nation“ gedacht ist, wird sich wegen der Reichhaltigkeit seines Inhaltes viele Freunde erwerben. Auf eine lange Abhandlung des Herausgebers, die manchen Widerspruch in verschiedenen Lagern erwecken kann, „Ferdinand Lassalle und Thomas von Aquino“ folgt eine Studie von E. Blösch, Oberbibliothekar in Bern, „über die aristokratische Verfassung im alten Bern“. Hieran schließen sich polemisch gehaltene „Réflexions sur le déterminisme en droit pénal“ von Professor Mentha in Neuchâtel. Die „Eidgenössischen Geschichten“ („die Restauration“) mit wichtigen Aktenstücken, namentlich der ungedruckten Korrespondenz des Genfer Staatsrathes Pictet über seine beiden Missionen nach Paris und Turin 1815, 1816 ergänzen aufs erwünschteste die Mittheilungen der früheren Jahrgänge. Den Schluß bildet, wie gewöhnlich, eine Uebersicht des Herausgebers über Eidgenössische Politik, Gesetzgebung und politische Litteratur. Es läßt sich denken, daß dabei der Wohlgemuth-Handel mit allem, was daran hängt, keine kleine Rolle spielt. Auch für den Historiker ist dieser Handel nicht „abgethan“. Mit Recht sagt der Herausgeber: „Daß eine gewisse Nervosität eintritt, wenn einmal gelegentlich solches unschönes Kartenspiel vor ganz Europa aufgedeckt wird, ist nicht ganz unverständlich; schade aber ist es für das Blatt der Geschichte des Deutschen Reiches, auf dem einst neben besseren Thaten diese Spionengeschichten stehen werden“.

A. St.

J. Schipper: Zur Kritik der Shakspere-Bacon-Frage. Wien. 1889. Alfred Hölder.

Daß in England und Amerika, wo die merkwürdigsten Sekten und Lehrmeinungen gedeihen, auch die „Shakspere-Bacon-Hypothese“ nicht wenige Anhänger gefunden hat, kann nicht überraschen. In Deutschland hatte man sich bis in die jüngste Zeit gegen diese Frage kühl, ja ablehnend verhalten, bis sie durch das im vorigen Jahre erschienene Buch des Grafen Vitzthum mehr in den Vordergrund gerückt wurde. Da der Verfasser seinen Standpunkt ebenso maßvoll wie gewandt vertritt, so ist sein Werk, obwohl es — inhaltlich verfehlt erscheint, hie und da mit Beifall aufgenommen worden. Auch in dieser Zeitschrift (VI. Jahrgang Nr. 15) hat das Buch durch J. V. Widmann eine milde Beurtheilung erfahren.

Die Hauptquelle des Grafen Vitzthum ist das berüchtigte Werk des Amerikaners Donnelly, der in den Shakspere'schen Dramen eine geheime Chiffre entdeckt haben will, die von Bacon herrühren und dessen Verfasserschaft erweisen soll; Shakspere aber wird wie so mancher seiner Zeitgenossen als blaßer Strohmann Bacon's hingestellt. Gegen diese Theorie wurde in England alsbald energischer Einspruch erhoben; die diesbezüglichen Schriften sind aber auf dem Kontinent nur wenig bekannt geworden, und es ist daher mit Dank zu begrüßen, wenn ein Fachmann wie Prof. Schipper sich die Mühe nimmt, vor einem größeren Publikum zu zeigen, wie vertrauensunwürdig die Behauptungen Donnelly's und wie unhaltbar die Gründe der Baconianer überhaupt sind.

Er stellt zunächst die Entdeckungen Donnelly's in die richtige Beleuchtung. Es ist geradezu ergötzlich, nachgewiesen zu sehen, wie wenig dem Ansehen Bacon's mit den Enthüllungen genützt wird, die sich aus dem „großen Kryptogramm“ ergeben und die aus Vermuthungen ohne jede historische Gewähr bestehen. Denn was soll man dazu sagen wenn aus „Heinrich IV.“ herausgelesen wird, daß bei der Aufführung von „Richard II.“ ein großer Skandal stattgefunden habe oder daß die Königin Elisabeth, welche hier als „boshafte, alte Vettel“ bezeichnet wird einen Dr. Hayward durchgeprügelt habe? Was für ein Interesse konnte Bacon haben, derartige Dinge, vorausgesetzt daß sie wahr sind, zu verewigen? Daß Bacon ferner gar nicht als Dichter zu gelten verdient, geht ebenso aus den wenigen unter seinem Namen überlieferten Versen, wie auch aus seiner ganzen geistigen Anlage hervor, die eine künstlerisch hervorragend beanlagte gewiß nicht gewesen ist. Zu demselben Resultat ist fast gleichzeitig Prof. Heußler gekommen in seiner Schrift „Francis Bacon und seine geschichtliche Stellung“. (Breslau 1889).

Andererseits sind nun, wie Schipper von Neuem darlegt, die von Donnelly gegen Shakspere's Autorschaft vorgebrachten Gründe durchaus schwach und hinfällig. Die Gelehrsamkeit, die in den Dramen zu Tage tritt, ist, wenn auch ziemlich ausgebreitet, doch keineswegs derart, daß sie nicht von einem begabten Menschen unter sonst günstigen Bedingungen, wie sie thatsächlich auch in dem damaligen England vorhanden waren, hätte erworben werden können. Auch war die Familie des Dichters durchaus nicht so vulgär und ungebildet, wie sie Donnelly darzustellen beliebt: und ganz haltlos sind endlich die Schlüsse, welche derselbe aus wirklichen oder angenommenen Thatsachen auf den Charakter Shakspere's als Menschen zieht. Dem gegenüber führt Schipper eine Reihe von Zeugnissen hervorragender Männer jener Zeit an, mit welchen der Dichter Umgang und Freundschaft pflog. Von besonderer Wichtigkeit sind die Worte des alten, biederen Ben Jonson in seinen „Discoveries“ vom Jahre 1625, der von Shakspere rühmend sagt: „Er war in der That von offenem, freimüthigen Wesen, hatte eine vorzügliche Phantasie, treffliche Ideen und eine anmuthige Ausdrucksweise u. s. w.“ Aber freilich ist auch Ben Jonson wie so viele andere Dichter der Zeit nach der Auffassung der Baconianer lediglich ein Strohmann Bacon's und das von ihm gespendete Lob nur als Ironie zu verstehen!

Es wäre ein Irrthum zu glauben, daß es sich hier um eine rein philologische Streitfrage handelt. Zu den Kunstwerken gehört ein Künstler und jene erhalten für den tiefer Forschenden eine ganz besondere Beleuchtung durch die Person, die sie hervorgebracht hat. Damit rückt denn die Frage Bacon oder Shakspere aus ihrem rein akademisch-wissenschaftlichen Rahmen heraus und sie darf bei den Gebildeten überhaupt Interesse beanspruchen. Diesem Kreis gerade ist aber das Büchlein von Schipper bestimmt, das alle jene Materialien zusammenfaßt, die die Bacon-Theorie zu zerstören geeignet sind.

Georg Herzfeld.

E. v. Wildenbruch's „Generalfeldoberst“.

Von einem Mitarbeiter unserer Zeitschrift, welcher in der Lage ist, ein kompetentes Urtheil abgeben zu können, werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß der in der Besprechung des Wildenbruch'schen Stückes „Der Generalfeldoberst“ hingeworfene Gedanke: in der Schilderung der Elisabeth, Gemahlin des Winterkönigs, könnte eine, wenn auch nicht gewollte, Anspielung an häßliche Angriffe auf die Kaiserin Friedrich gefunden werden*): mit der Gesinnung des Dichters im grellsten Widerspruch stehe.

Es könne vielmehr, so fügt unser Gewährsmann hinzu, versichert werden, daß die Verehrung, welche Herr v. Wildenbruch dem Kaiser und der Kaiserin Friedrich gewidmet hat und heute noch widmet, eine so tiefe und warme sei, daß der Gedanke, sein Stück biete auch nur die Möglichkeit zu einer Ideenverbindung solcher Art, von ihm auf das Schwerste empfunden werden würde.

Obwohl der Wortlaut der betreffenden Stelle unseres Dafürhaltens nicht dazu angethan ist, in dem Leser jenen falschen Verdacht gegen Herrn v. Wildenbruch hervorzurufen, so tragen wir doch durch die Mittheilung des Vorstehenden zur Vermeidung jeder Mißdeutung gern bei.

Uebrigens genügt ein Einblick in die historischen Quellen, um auch objektiv zu zeigen, daß die Charakterschilderung ganz unbefangen aus denselben geschöpft werden konnte.

Redaktion der „Nation“.

*) Die betreffende Stelle lautete wörtlich: „Und selbst die merkwürdig oft und lebhaft betonte Vorliebe der Gattin Friedrichs für englisches Wesen und englische Kleidung, die Schilderung der den Gemahl weit überragenden Herrschsucht dieser englischen Königstochter und ihres leidenschaftlichen Ehrgeizes, — Herr von Wildenbruch konnte sie wohl in seinem Bilde nicht entbehren, sonst hätte ihn sicherlich sein Taktgefühl gehindert, die Erinnerung an unwürdige Verleumdungen aus jüngster Zeit aufs Neue wach zu rufen.“

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 12. Berlin, den 21. Dezember 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation",
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Ein neuer Massenstreik ist bisher unter den Bergarbeitern nicht zum Ausbruch gekommen; aber die Gährung dauert fort; im Saargebiet wie in Schlesien haben kleinere Ausstände stattgefunden, und in Westfalen wollen die Bergleute abwarten, ob die ihnen gemachten Zusagen auch dem vollen Inhalt nach zur Ausführung gelangen; erst wenn sie durch mehrwöchentliche Beobachtung von der Vertragstreue der Zechenverwaltungen sich überzeugt haben, werden sie den Plan zu einer zweiten allgemeinen Arbeitsniederlegung endgültig aufgeben.

Es kann nicht überraschen, daß in diesen vereinzelten Zuckungen die große Bewegung noch nachspukt; es dauert einige Zeit, ehe große Massen und starke Gegner, die ihre Positionen verschoben haben, in den neuen Verhältnissen sich einleben, und es wird Klugheit, Takt und Besonnenheit auf beiden Seiten erfordern, um weitere feindliche Zusammenstöße von ernster Bedeutung zu vermeiden. Ein so gewichtiges Ereigniß wie der Emanzipationskampf einer großen Arbeiterklasse, der auf dem Papier freilich längst vollzogen war, aber nicht in der Wirklichkeit, pflegt ohne Störungen nicht abgeschlossen zu werden.

Man vergegenwärtige sich den Lauf der Ereignisse. Ursprünglich hatten die Forderungen der Bergleute bei den Kartellparteien schroffe Zurückweisung erfahren. Die Zechenverwaltungen, von einer dienstbaren Presse unterstützt, gingen direkt auf das Ziel los, die Arbeiterbevölkerung wieder „unter den Daumen zu bekommen". Gegen eine derartige Vergewaltigung hat die freisinnige Presse und haben freisinnige Politiker auf das nachdrücklichste Protest eingelegt und die Macht der öffentlichen Meinung hat nicht wenig dazu beigetragen, um den kämpfenden Arbeitern zum Siege zu verhelfen.

Es ist wahr, daß der Liberalismus in den letzten Jahren manch harte Niederlage erlitten hat, aber seine Ideen gelangen doch langsam zur Verwirklichung. Ohne Koalitionsfreiheit und ohne jene Freiheit der öffentlichen Diskussion, die wir immerhin noch besitzen, wäre dieser ergebnißvolle und von Ungesetzlichkeiten nur an wenigen Orten getrübte Kampf der bergmännischen Bevölkerung nicht denkbar gewesen; die Freiheit, sich zu vereinigen und sich an die Oeffentlichkeit zu wenden, die man so gern als die nichtigen und schädlichen Errungenschaften politischer Doktrinäre und Ideologen auszugeben sucht, haben sich hier mächtig erwiesen, um das materielle Schicksal und die geistige Unabhängigkeit von Hunderttausenden in einem weit größeren Umfange zu fördern, als es irgend eines der Gesetze der neuesten Aera gethan hat. Wenn in einer Zeit rückläufiger Bewegungen dieses Ergebniß gleichwohl zu Stande kommen konnte, so beweist dies, mit welch ursprünglicher Gewalt das moderne Leben auf die Verwirklichung der liberalen Ideen hindrängt, und es mögen die Gegner des Liberalismus sich daher des Spruches erinnern: Fata ducunt volentem, nolentem trahunt; die Macht der all-

gemeinen Verhältnisse ist stärker als der Wille maßgebender Parteien.

Man muß anerkennen, daß in neuester Zeit auch die Regierungsbehörden vorurtheilsloser und freier als bisher die Vermittlung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern unternommen und daß sie einer einseitigen Parteinahme für die Zechenverwaltungen sich enthalten haben. Um so bedauerlicher ist es, daß sich bei den Behörden ein Rückfall bemerkbar macht. Der preußische Minister des Innern hat sämmtliche Polizeibehörden im Kohlenrevier beauftragt, die Arbeiterbevölkerung mit einem Erkenntniß des Reichsgerichts bekannt zu machen, demzufolge die öffentliche Aufforderung zur Arbeitseinstellung ohne Innehaltung der Kündigungsfrist unter § 110 des Strafgesetzbuches falle und demnach als Verleitung zum Ungehorsam gegen das Gesetz mit einer Geldstrafe bis zu 600 Mk. oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren geahndet werden könne. Und die Staatsanwaltschaft zu Bochum hat darauf hingewiesen, daß die Drohung der Arbeitseinstellung für den Fall, daß die Arbeitersperre nicht aufgehoben wird, als versuchte Erpressung (§§ 253, 43, 44 des Strafgesetzbuches) verfolgt werden wird; denn die Arbeiter wollen die Einstellung ihrer Genossen durch Drohungen gegen die freie Entschließung der Zechen erzwingen. Das eine wie das andere Vorgehen halten wir für gleich verfehlt.

Gewiß ist es überaus wünschenswerth, daß die Arbeiterschaft in allen Punkten ihre Vertragsverpflichtungen inne hält; aber dieses Ergebniß kann nur durch eine Stärkung des Rechtsgefühls erzielt werden; ein Hinweis auf das Reichsgerichtserkenntniß wird gewiß keinen Streik verhüten. An Stelle der bisherigen Aufforderungen zur Arbeitseinstellung wird eine andere vorsichtiger abgefaßte treten; und Alles steht dann auf dem alten Fleck. Noch ergebnißloser muß der Hinweis der Bochumer Staatsanwaltschaft erscheinen. Daß auf dieser Basis eine Bestrafung zu erzielen sein sollte, möchten wir für ganz undenkbar halten; wäre das möglich, so ließe sich überhaupt jede Streikandrohung mit dem Strafgesetz ahnden, und damit jeder Streik erschweren, denn es wäre dann ebenso gut Erpressung, wenn eine Arbeiterschaft sagt, wir legen die Arbeit nieder, wenn wir nicht höheren Lohn empfangen oder wenn wir nicht sämmtlich Anstellung erhalten. Und wo hörte die Erpressung auf? Machte sich der Bücherring nicht auch der Erpressung schuldig, wenn er den billiger verkaufenden Händlern die Lieferung von Schriften versagt und sie so zwingen will, sich seinen Satzungen zu unterwerfen?

Versuche, wie die hier gekennzeichneten, sind in doppelter Beziehung schädlich; in der einen Richtung sind sie wirkungslos, sie erreichen das Ziel nicht, das sie anstreben; eine wirkungslose Maßregel aber steigert nicht das Ansehen derer, welche sie erlassen haben; und in der anderen Richtung sind sie von unheilvoller Wirkung, denn sie wecken das Mißtrauen und die Erbitterung der Arbeiterbevölkerung. Wir haben uns bereits wesentlich der liberalen Auffassung genähert, die eine uneingeschränkte Gleichberechtigung der Arbeiterbevölkerung mit den Arbeitgebern anerkennt und jedes zweifelhafte Mittel im Kampfe verwirft; dieser Standpunkt darf auch nicht mehr durch den leisesten Schatten getrübt werden; erst dann wird der Streit zu einer rein wirthschaftlichen Auseinandersetzung werden, die ihre bedenklichen Eigenschaften verloren hat, weil sie nicht mehr gleichzeitig als ein Kampf gegen den bestehenden Staat und die bestehende Gesellschaft erscheinen muß.

Buschiri ist gefangen genommen und nach einem summarischen Verfahren hingerichtet worden. Nachdem er todt, erinnert jetzt die freiconservative „Post" daran, daß dieser Führer des Aufstandes wiederholentlich Beweise von Großmuth gegeben hat; er ließ die Reisenden Meyer und Baumann sowie die katholischen Missionare gegen Lösegeld los, und er gab die englischen Missionare frei; die Missionare zu Bagamoyo endlich hat er gar nicht belästigt. Ob unter diesen Umständen die Hinrichtung Buschiri's eine Nothwendigkeit war, wird erst die Zukunft ergeben.

Im Kriege muß vieles der Erfolg rechtfertigen, und wenn die Hinrichtung des Arabers den Aufstand und somit das Blutvergießen abkürzen sollte, so würde die Maßregel sich als zweckdienlich erwiesen haben. Andererseits ist freilich daran zu erinnern, daß die Engländer Arabi Pascha nicht füsilirten, sondern als Staatspensionär in Indien gefangen setzten. Diese Menschlichkeit hat der Staatsraison nicht geschadet, und vieles spricht für einen solchen Akt der Milde, denn man darf nicht unberücksichtigt lassen, daß Buschiri wie Arabi nach ihrer Auffassung nichts weiter thaten, als mit den ihnen geläufigen Mitteln — und die waren zum Theil sehr schlechte — das eigene Land gegen fremde Eindringlinge zu vertheidigen.

Die Zulässigkeit äußerster Strenge im Kampfe erkennen wir übrigens durchaus an; aber auch diese Strenge scheint uns Grenzen zu haben, die civilisirte Völker unter keinen Umständen überschreiten sollten. Auch im Kampfe mit primitiven Völkern darf eine civilisirte Nation nicht zu einer Kriegführung herabsinken, die sie erst von ihren Gegnern übernommen hat.

Nun ist uns mit der sehr berechtigten Bitte um öffentliche Verwerthung die „3. Mittheilung an die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege über die Thätigkeit der zur kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika entsandten Mitglieder, Horn-Hamburg, Ende November 1889", zugestellt worden. In dieser gedruckten Veröffentlichung findet sich eine „Anlage" mit Mittheilungen „über die erste Expedition, an welcher der Krankenpfleger H. in Ostafrika theilnahm (von Bagamoyo nach Sungo-Sunga, vom 13.—21. August 1889)." Hier lesen wir:

„... Es galt etliche Stunden westlich von Bagamoyo eine Station zu errichten, die Umgegend von aufrührerischen Eingeborenen zu säubern, ihre Dörfer niederzubrennen und die Einwohner selbst als Gefangene nach hier zu bringen. ...... Wir .. erreichten dann um 1 Uhr Nachmittags das erste Dorf (Sungo-Sungo), dasselbe wurde ohne Gegenwehr von etlichen Soldaten eingenommen, wobei 10 Gefangene gemacht wurden (**Weiber und Kinder**), alle Uebrigen waren entkommen, und nur wenige traf das tödtliche Blei. Um 4 Uhr Nachmittags war ein anderes Dorf (Mgonga) erstürmt und eingenommen. Die Einwohner flohen ins Dickicht und konnten nicht verfolgt werden; doch wurden viele Geräthschaften und Vieh erbeutet. ... Um 12 Uhr Nachts wurde aufgebrochen und alsbald weiter marschirt. Ein Theil der Mannschaften trat von hier aus den Rückweg an, um Hütten und Dörfer, die Tags vorher genommen waren, zu zerstören. Kaum hatten wir unser Dorf verlassen, da brannte es schon an allen Ecken und leuchtete weithin in die mondhelle Nacht. ... Um 7 Uhr wurde ein anderes Dorf erstürmt und eingenommen; hier wurden viel Geräthschaften, Ziegen und Hühner erbeutet. .... Nachdem .. alle sich an Speise und Trank gelabt hatten, wurde gegen 10 Uhr der Marsch fortgesetzt, zuvor aber dieses Dorf in Asche gelegt. .... Nach einer halben Stunde gings weiter, bis wir ... nach langem angestrengten Marsch wohlbehalten die neue Station wieder erreichten."

Dieser „Kriegsbericht" erwähnt nur das Niederbrennen von Dörfern, die Gefangennahme von Weibern und Kindern, die Fortführung von Hab und Gut — wir meinen, daß ein Bericht, den Tippo-Tipp über einen seiner Streifzüge zu erstatten hätte, etwa genau so lauten könnte; die Bedeutung dieser Mittheilung wird aber in ein noch helleres Licht durch den Umstand gesetzt, daß an einer Stelle der Publikation zu lesen ist:

„Mit der letzten Post ging eine größere Zahl umfangreicher Privatbriefe seitens unserer Pfleger bei dem Vorstand der Genossenschaft ein, Briefe, die noch in höherem Maße als die früheren das Interesse der Genossenschaftsmitglieder in Anspruch nehmen würden, **doch ist laut Tagesbefehl des Major Wißmann überhaupt untersagt worden Privatbriefe aus Afrika an die Oeffentlichkeit zu bringen.**"

Diese Vorsicht des Herrn Major Wißmann erscheint uns sehr erklärlich; das deutsche Volk soll nur von den Siegen hören und es soll ihm erspart bleiben zu erfahren, welcher Art diese Siege sind und wie sie — „im Namen der Civilisation und des Christenthums" — erfochten werden.

Durch eine Interpellation im österreichischen Parlament hat der **Abgeordnete Plener** den Minister Taaffe zu der Erklärung gezwungen, daß vorläufig die Regierung an eine Verwirklichung des „**böhmischen Staatsrechtes**" nicht denkt. **Vorläufig!** Im Uebrigen enthielt die Erwiderung

des Ministers Worte, nichts als Worte über die Versöhnung der Nationen, die praktisch in Böhmen darin besteht, daß die Deutschen unterdrückt werden. Das ist in Oesterreich; in Rußland stehen die Dinge für die Deutschen noch schlimmer. Der Augenblick ist nahe, wo in den Ostseeprovinzen das Deutschthum gänzlich geknebelt und vergewaltigt sein wird.

Wenn die Bismarck'sche Politik endgültig ihre Buchung erfährt, so wird man auch abzuwägen haben, ob das Ergebniß der Germanisirung, die wir im Innern treiben, so viel werth war, um Russen und Czechen ein Vorbild und einen Vorwand zu gleichem Thun in ihrem Lande zu geben. Wir glauben, daß die Schädigung, welche in diesen Jahren Angehörige der deutschen Nationalität in Böhmen und am Ostseestrande erfahren, auch politisch für uns eine unvergleichlich größere Einbuße darstellt, als durch unsere innere Kolonisation wieder herausgearbeitet werden kann. Für Deutschland, das seine Stammesangehörigen in aller Welt hat, ist eine freisinnige Fremdenpolitik nicht nur ein Gebot der Humanität, sondern auch der Klugheit.

Zwei Großmächte sind mit zwei Kleinstaaten in einen Konflikt gerathen. England streitet mit Portugal über die Abgrenzung seiner afrikanischen Ländereien; und Oesterreich hat ernste Vorstellungen nach Belgrad gerichtet, weil das serbische Ministerium kurzer Hand einer österreichischen Gesellschaft die Ausübung des Salzmonopols abgenommen hat. Die Debatten über beide Fragen werden mit Gereiztheit und bereits mit Drohungen geführt; gleichwohl wird man nicht zu bezweifeln haben, daß ein Ausgleich zu Stande kommt. Beide Streitpunkte sind zu einem Schiedsspruch vor Allem geeignet.

* * *

Die Aera der Toaste.

Im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts lebte zu Paris ein Schriftsteller mit Namen Gérard de Nerval. Uns Deutsche darf er besonders interessiren, weil er mit Liebe und Geschick viele unserer klassischen Dichterwerke, auch den Faust, ins Französische übersetzt hat. Diese Arbeiten und mehr noch die Originalität seines persönlichen Wesens brachten ihn in den Ruf eines Genies, aber freilich eines Genies von jener bedenklichen Gattung, die aus Ueberfluß an Geist mit der prosaischen Führung des Lebens nicht fertig wird und schließlich verbummelt. Zuletzt verfiel er dem Trunk, wie merkwürdiger Weise einige andere hervorragende Poeten seiner Nation; und eines Morgens fand man seine Leiche am Laternenpfosten eines verlorenen, jetzt verschwundenen Gäßchens, der rue de la lune, wo er sich in einer dunklen Winternacht aufgehängt hatte. Man erzählt allerhand schnurrige Geschichten von ihm. Eine kam mir jüngst wieder ins Gedächtniß, als ich las, ein beredter Mund hätte bei einem Gastmahl der Journalisten den Ausspruch gethan: alle bestehenden Parteien hätten sich überlebt, aber wie eine Zeitung das später frei übersetzte, sie seien zu altem Trödel geworden. Wenn Gérard de Nerval in seiner noch guten Zeit eine Erholungsreise machen wollte, so mochte er sich nicht erst lange den Kopf über den einzuschlagenden Weg zerbrechen. Er ging an den Schalter des Bahnhofs, griff in seine Hosentasche, langte eine Handvoll Münze heraus und legte diese dem Beamten aufs Zählbrett mit den Worten: „Geben Sie mir für mein Geld. Donnez moi pour mon argent“. In Paris gibt es fünf große Bahnhöfe, deren Linien nach den Hauptregionen in die verschiedenen Weltgegenden ausstrahlen. So konnte unser lustiger Patron nach immer sicher sein, daß er je nach dem Bahnhof, in eine Gegend des Nordens oder Südens, Ostens oder Westens gelangen werde. Verlege man ihn aber mit seiner Laune in den Centralbahnhof der Friedrichstraße, so würde die Methode noch viel abenteuerlicher. Nun scheint mir, daß der liebens- und bewundernswürdige Oberbürgermeister von Frankfurt den deutschen Wählern und Gewählten einen Rath ertheilt, welcher dazu angethan wäre, sie stark auf die Fährte des genialen Franzosen zu verlocken.

Zur Zeit als Herr Windthorst noch das Centrum regierte, pflegte er, wenn die Reichsregierung mit einem neuen Ansinnen hervortrat, den Schwerpunkt seiner Gegenrede in den Ausspruch zu legen, daß er erst wissen möchte: wohin die Reise geht. Mit diesem Programm, welches ungefähr das Gegentheil sagt, wie das neueste Motto des Herrn Miquel, hat Herr Windthorst über ein Jahrzehnt lang seine großen parlamentarischen Schlachten geschlagen und in einem langen, zähen Feldzug den Kanzler mitsammt seinem treuesten Anhang besiegt.

Allerdings diese schönen Zeiten sind auch für Windthorst vorüber. Nachdem er den Kanzler im Kampf um Rom überwunden, hat auch er den Wechsel des Kriegsglücks über dem Kampf um Kornzölle und Branntweinliebesgaben erfahren müssen. Er darf jetzt nicht mehr so laut fragen, wohin die Reise geht; es könnten sonst die stattlichsten Mannen in seinen eigenen Reihen zu meutern anfangen; und manchmal muß er ein Auge zudrücken, um den Weg, den die Reise einschlägt, nicht zu erkennen. Als er vermeintlich den Pfad der Begeisterung für die Befreiung der Sklaven betrat, stellte sich alsbald heraus, daß er nur ein Hilfsheer für die Zöllner des Sultans von Zanzibar auf die Beine gebracht hatte; er hatte gedacht mit dem Kardinal Lavigerie in See zu stechen und erwachte an Bord an der Seite des Herrn Direktor Vohsen von der Ostafrikanischen Gesellschaft.

Zu den Bräuchen vieler afrikanischen Stämme, mit denen wir uns aus nationalen Gründen jetzt immer mehr beschäftigen müssen, gehört es bekanntlich, auf dem Grabe eines ansehnlichen Todten eine Zahl seiner lebenden Angehörigen abzuschlachten. Bei dem Leichenfeste, welches der berühmte Parlamentarier in Frankfurt an den alten überlebten Parteien veranstaltete, durfte es auch an einer solchen Hekatombe nicht fehlen; und so schwang er, im Zuge wie er einmal war, sein blinkendes Opfermesser auch über das Parlament selbst. Er meinte, es mache seine Leute dumm. Man lege es also zu den Todten! Herr Miquel hatte damals, wie ganz unzweifelhaft feststeht, noch die bestimmte Absicht, zum nächsten Reichstag kein Mandat mehr anzunehmen, und so war es eigentlich nur konsequent, wenn er mit diesem, wenn auch für seine Vergangenheit wenig verbindlichen, Bekenntniß von der Bühne abtrat. Denn:

> Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
> Mußt dich ums Vergangene nicht bekümmern.

Inzwischen hat der Urheber jener beiden kraftischen Sätze sich, wie glaubhaft erzählt wird, von einer gewiß unwiderstehlichen Autorität bestimmen lassen, seine bewährte Kraft auch dem kommenden Reichstag nicht zu entziehen, und man kann auf den Gedanken verfallen, daß gerade seine geringe Meinung von den alten Parteien und von der parlamentarischen Weisheit zur Erhöhung des Vertrauens in seine künftige Wirksamkeit beigetragen hat. Die kleine Verlegenheit, welche solches Dilemma einem Durchschnittsmenschen bereiten könnte, wird er spielend überwinden. Eine abgethane Vergangenheit hinter sich und einen Reiseplan in unentdeckte Länder vor sich, was könnte es für einen unternehmenden Politiker Schöneres geben?

> Wir breiten nur den Mantel aus,
> Der soll uns durch die Lüfte tragen.
> Du nimmst bei diesem kühnen Schritt
> Nur keinen großen Bündel mit.
> Ein bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
> Hebt uns behend von dieser Erde.
> Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf;
> Ich gratulir' zum neuen Lebenslauf.

Ernsthaft, wie ich nun leider einmal bin, hab ich mir die Frage vorgelegt, ob man auf einen Trinkspruch so großes Gewicht legen dürfe, um daran gewissermaßen Betrachtungen über die Einweihung einer neuen Aera in der Entwicklung des deutschen politischen Lebens zu knüpfen. Die Toaste,

welche, wie schon das Wort sagt, aus England stammen, obwohl ihr Ursprung bis ins graue Alterthum zurückführt, genießen auf jenem ihrem klassischen Boden eine Art von Freibrief. Was ein Mann in einem Afterdinnerspeech gesagt hat, soll ihm am folgenden Tage nicht mehr bei Heller und Pfennig vorgerechnet werden. Auch ist, was insbesondere die Aussage von der verdummenden Gewalt des Parlamentarismus betrifft, noch zu beherzigen, daß sie vor einer Tafelrunde von Journalisten von einem der ersten deutschen Parlamentarier gethan worden. Dieser verfügt über alle Künste, aus denen die Kunst der Rede sich zusammensetzt, ich wüßte nicht eine, die ihm fehlte. Dazu gehört auch etwas Koketterie. Ich denke nicht schlecht von ihr, sonst würde ich das nicht so offen sagen. Mit Maß und Geschmack einem Schatz von guten Gaben beigemischt, trägt sie zum Reiz des Verkehrs nicht nur unter den beiden verschiedenen Geschlechtern bei. Sie ist eine jener Würzen, die ihren Adel dadurch bekunden, daß sie nur in der allerfeinsten Qualität oder gar nicht genießbar sind. Nun ist es gewiß schon ein Zug artigster Koketterie, wenn ein Mann, der die reichsten Lorbeeren in parlamentarischen Gefilden gepflückt hat, von der verdummenden Luft der Parlamente spricht. Thut er das aber gar vor einer Galerie von angeheiterten Journalisten, so ist er sicher, seinen Effekt aufs Höchste zu steigern, denn der Journalist ist dem Parlamentarier im Innersten seiner Seele — sagen wir: nicht gerade hold. Beide Theile stehen in einem Verwandtschaftsverhältniß, sie sind auf einander angewiesen, aneinandergekettet, und daraus erklärt sich, wie so oft, das diffizile Falschheit. Die Journalisten der Parlamente gar, die Berichterstatter, die sitzen oben auf der Galerie und schauen auf uns herab und müssen — fragt mich nur nicht wie? — nachschreiben, was wir sagen. Will mans ihnen verdenken, wenn sie den Kopf schütteln oder selbst fluchen? Und daß die Leute, welche Einen so aus der Nähe beobachten, mehr Dummheit sehen als andere, ist auch bekannt. Ob sie recht haben? ist ja eine andere Frage. Wenn sie unten säßen, würden sie es wohl auch nicht besser machen, besonders in einem deutschen Parlament. Denn kein Wesen macht eine so alberne Figur, wie eines, das nur der Schein von dem ist, was es sein soll. Machtlosigkeit mit dem Schein hoher Stellung verbunden ist ein trübselig Ding. Aber so meint es Herr Miquel ja nicht. Was ihm dumm und verdummend vorkommt, ist etwas ganz anderes, eigentlich das Gegentheil, mit einem Wort die Mühe, welche sich die Menschheit seit Jahrtausenden gibt, Freiheit und Gerechtigkeit gegen Macht und Ungerechtigkeit durchzusetzen.

Und wo ließen sich solche Gegensätze leichter überspringen, als bei Toasten? In England gehen sie seit alter Zeit neben dem parlamentarischen Brauch begleitend einher, aber wohl niemals hat man den Versuch gemacht, sie an die Stelle der parlamentarischen Autorität zu setzen. Deutschland hingegen steht gegenwärtig recht eigentlich unter dem Zeichen der Toaste. Man kann das schon an äußerlichen Merkmalen erkennen. Thue man nur einen Blick in die Zeitungen: die telegraphischen Eilberichte aus dem Reichstage werden in kleiner Schrift gedruckt, die Toaste aber in möglichst großer. Sie drängen sich vor alles Andere mit fettglänzenden Buchstaben hervor.

Nun ist es ja um Fest und Freude eine schöne Sache. Glockenklang und Gläserklingen, Lichterglanz und Fahnenschmuck sind nicht zu verachten, und bescheiden, wie die Menschheit einmal ist, — so bescheiden, wie sie jetzt bei uns ist, war sie seit lange nicht mehr gewesen — erbaut sich die große Zahl derer, welche nicht mit zur Tafel gezogen werden, schon an dem Studium der ausführlichen leckeren Speisekarte, sogar dann, wenn nicht die vaterlandslosen Saucen als deutsche Tunken eingetragen sind.

Ob man das nun gut finde oder schlecht, ob man's als eine tiefgehende Bewegung oder als eine Tagesmode ansehe, so viel steht fest: die Erscheinung ist eine herrschende, und wer sich über sie forthelfen wollte mit der Deutung, daß sie von Einzelnen gemacht, mehr oder weniger künstlich erzeugt sei, würde in denselben Irrthum verkehren, welcher dem Gedanken zu Grunde liegt, daß ein großes Gemeinwesen die Blüthe seiner tausendjährigen Entwicklung einigen Thautropfen fürstlichen Wohlwollens oder selbst vielen Schweißtropfen bürgerlicher Oberleitung verdanke. Nein, wenn irgendwo im kindischen Spiel ein tiefer Ernst zu finden ist, so hier im inneren Zusammenhang zwischen der Aera der Jubelouvertüren, in der wir leben, und dem Bekenntniß von der Nichtigkeit aller Parteiunterschiede und der Thorheit parlamentarischer Sinnesweise. Es ist doch mehr als ein Zufall, daß die beiden so verschieden angelegten, aber beide mit Recht sich hoher Ehren erfreuenden Repräsentanten des ehemals liberalen behäbigen Bürgerstandes eine Zeit lang dem Parlamente den Rücken gekehrt hatten und erst wiederkamen, um an Stelle der Zeiten saurer Arbeit die Zeiten der frohen Feste setzen zu helfen. Man kann doch nicht sagen, daß gerade in der dazwischen liegenden Zeit, nämlich in der ersten Hälfte des laufenden Jahrzehnts die Krönung des Gebäudes, an dem sie ihr Leben lang redlich mitgearbeitet hatten, so herrliche Fortschritte gemacht oder gar Vollendung erfahren habe. Sie selbst werden vielmehr kaum bestreiten, daß diese Arbeit zur Zeit ihres einstigen Ausscheidens abgebrochen und seitdem verworfen worden ist; und gerade diese Thatsache war daran Schuld, daß sie sich entfernten. Es ist in der That saure Arbeit zu allen Zeiten gewesen, in deutschen Landen noch mehr als in den meisten anderen, den Druck der Jahrhunderte abzuwälzen, und die Arbeit ist immer saurer geworden, je mehr die Energie auf Seiten des Bürgerstandes zurückging und auf Seiten seiner Gegner wuchs.

Vor etlichen und zwanzig Jahren, nach den ersten großen Erfolgen des damals durchaus liberalen Bürgerthums pflegte Miquel mit Vorliebe einen Grundgedanken voranzustellen und zu beleuchten. Es entspricht ja seinem phantasie- und geistvollen Naturell, stets irgend eine Lieblingsformel so recht aus ursprünglicher Tiefe mit überraschendem Effekt zu Tage zu fördern. Wie heute die Formel von den veralteten Parteien so war es damals die von der Grundverschiedenheit Deutschlands ost- und westwärts der Elbe. Der norddeutsche Bund war eben geschlossen, in Süddeutschland tobte der Kampf zwischen den Gegnern und Anhängern Preußens. Es hatte gewiß die Originalität für sich, darauf hinzuweisen, daß der wahre Zwiespalt nicht zwischen Nord und Süd, sondern zwischen Ost und West bestehe. Und was noch mehr ist, die Formel war gar nicht so falsch. Nur war sie, wohlverstanden, so gemeint, daß die Aufgabe für uns Liberale sei, den Geist des Ostens mit dem Geist des Westens zu besiegen, nicht Hannover mit Schwaben zu bekämpfen, sondern beider vorgerückte politische Kultur siegreich über die Elbe zu führen. Mit einigem Vergnügen, wenn auch nicht ohne einige Wehmuth, denke ich noch jetzt an die Stunden zurück, da der farbensprühende Feuergeist uns jene neue Lehre vortrug. Schade nur, daß sie just ins Gegentheil verkehrt worden ist. Denn wenn man's kurz zusammenfassen will, die Summe der inneren deutschen Entwicklung ist heute die: der Osten hat den Westen besiegt. Und besiegt in des Wortes tiefster Bedeutung: der Geist des feudalen Ostens hat den Geist des bürgerlichen Westens unterjocht und zu seiner Anbetung herabgedrückt. In der Sprache des Tages nennt man das „Kartell“. Das heißt die Junker des Ostens mit Gefolge ziehen in die Reichsfestung als Sieger ein, und die Bürger des Westens blasen die liberale Musik dazu. Kapellmeister sind eben die beiden großen Parlamentarier. Wenn ich von den Junkern spreche, muß ich mich immer dagegen verwahren, als dächte ich gering von ihnen. Schon weil sie unsere Herren geworden sind, fällt mir das nicht ein. Es ist thöricht und geschmacklos, sich über seinen Herrn lustig zu machen, zumal wenn er es geworden ist Dank der Eigenschaft, die uns selbst fehlt.

Auch hat man nie gehört bis jetzt, daß die weltlichen oder geistlichen Anführer des Ostens ihre Anhänger zu der Meinung bekehren wollen, ihre Partei oder ihre Parteigrundsätze hätten sich überlebt und seien, in der Nähe besehen, dummes Zeug. Im Gegentheil, den Moment, wo die Koryphäen des alten Liberalismus denselben für einen „überwundenen Standpunkt“ erklären, wählen die Koryphäen der verbündeten Junker und Klerikalen beider Konfessionen, um

dem Reich die Rückkehr zu der seit einem Jahrhundert überwundenen Zunftordnung des Handwerks aufzudrängen. Wenn man doch da einmal von „altem Tröbel“ reden und an die berühmte Formel: was wohl das Ausland dazu sagen möge? appelliren wollte! Das eben ist ja das Charakteristische an der nihilistischen Kartellpolitik, die gar keinen Inhalt hat, daß sie die Herrschaft des östlichen Feudalismus nicht wieder, sondern zum ersten Mal in Preußen, seit dem es besteht, ans Ruder gebracht hat. Preußen ist nie von den Junkern, sondern von seinen Monarchen und der Büreaukratie regiert worden. Die letztere aber hat neben manchen Fehlern auch große Vorzüge gehabt. Sie war im Grunde nie der Alterthümelei ergeben und nie frivol, sie hat in ihren guten Zeiten dem modernen Geist, wenn auch in ihrer Weise, gehuldigt. Ihre guten Zeiten sind freilich vorüber und wie ihr der Geist selbständigen Wissens und strenger Sachlichkeit ausgetrieben worden, ist bekannt.

Seitdem an Stelle der sauren Arbeit in den Reihen der Gesetzgeber wie der Büreaukratie die himmelhohen Zukunftsprojekte getreten sind, ist ganz naturgemäß an Stelle der ruhigen Abwägung der Dinge, auch der Posaunenton des Prophetenthums getreten; und schließlich sind wir an dem Punkt angekommen, wo Festeslärm und Festesblendung den Inhalt des politischen Lebens aufzusaugen drohen. In die Litteratur ist natürlich damit auch der Geschmack überschwänglichster Selbstverherrlichung eingezogen, und im Theater wird in des Wortes verwegenster Bedeutung unter Pauken und Trompeten das Prophetenhandwerk mit allen seinen Kunstgriffen geübt. Warum auch nicht, wenn schon im prosaischen Tagewerk die Zukunftsmusik alles andere übertönt? Wir leben nur noch im Futurum. Der Eine wirft sich mehr auf das einfache, der Andere auf das futurum exactum, die zukünftige Vergangenheit. Der Eine legt die ersehnten Ziele aller Mühsal freiheitsgläubiger Generationen als überwundene Standpunkte zu den Todten, um auf feurigem Wagen in den Himmel aufzufahren, wo ungeahnte Probleme gelöst werden; der Andere feiert die kümmerlichsten Anfänge von Versuchen als siegreich vollzogene Großthaten. Die nur noch auf dem Papier stehenden Paragraphen einer eng umschriebenen und hart umstrittenen Sozialgesetzgebung werden in stolzem Aufmarsch als die sicheren Vorboten einer gelösten sozialen Frage vor unseren Augen vorüber geführt; und in den Lederstrumpfgebilden der Kolonialromantik erscheinen die Lehmhütten afrikanischer Negerdörfer als die sicheren künftigen Rivalen hindostanischer Kultur, deren Entfaltung den Anfängen unserer eigenen um Jahrtausende vorangegangen ist. Schließlich, wenn die Zweifel aus der Nähe gar nicht zu bewältigen sind, muß der „Deutsche im Ausland“ zu Hilfe kommen. Natürlich im möglichst fernen Ausland, weit weit über die See. Wenn die Salutschüsse im Hafen erlönen, wenn die Flagge lustig im Morgenwinde weht, wenn der Konsul an Bord kommt und beim Knallen der Champagnerstöpsel die Gläser klingen, wenn das unterseeische Kabel all dies Herrliche nach Hause berichtet, — wie klein und eng erscheint dann der Mann, der sich unterfteht zu fragen, ob der draußen gefeierte Deutsche zu Hause hundert Millionen mehr oder weniger für eine Schlachtflotte aufzubringen nöthig hat? oder ob was Besseres dafür geschehen könnte?

Ein Kultus, der zur Ekstase drängt, braucht natürlich seine Idole; und wo Idole gebraucht werden, da stellen sie sich ein.

Kein größerer Gegensatz kann gedacht werden, als zwischen dem hausbackenen Liberalismus der alten Schule und der Toastpolitik der neuen. Selbst der Gegensatz, der uns von den Ultras der Rechten trennt, ist nicht so unübersehbar. Es handelt sich da doch nur um hundert und etliche Jahre Entwicklung. Die Begeisterten der neuesten Richtung dagegen meinen, alles Alterstrebte sei entweder erreicht oder nicht erstrebenswerth. Wir andern meinen, es sei noch wenig erlangt und schier noch alles zu thun. Jene meinen, wir ständen am Ende, wo uns scheint, wir stehen erst im Anfang. Der wohlerworbene Besitz von Freiheit und Gerechtigkeit als sichere Grundlage des politischen Daseins, das tägliche Brot eines emanzipirten Volkes ist, was uns noch fehlt.

Es war einmal ein Mann, der liebte schlecht und recht mit Maß und Ziel auch sein Schnäpschen, und er hatte sich sein Vaterunser auf den einfachsten Ausdruck gebracht. Jeden Morgen betete er: „Lieber Gott, gib mir heute mein täglich Brot, meinen Branntwein stell' ich mir selbst.“

Haben wir erst einmal unser täglich Brot von Freiheit und Gerechtigkeit, so wollen wir für den Branntwein der Begeisterung schon selber sorgen.

L. Bamberger.

Ueber Influenza.

Influenza — das ist das Wort, welches uns heute aus den Spalten aller Tagesblätter entgegentönt, das im Munde des Publikums lebt, ängstliche Gemüther mit nicht geringer Sorge erfüllt und dessen Objekt von der großen Masse als eine neue, unerhörte Erscheinung angesehen wird. Und doch handelt es sich dabei um eine überaus häufig beobachtete Volkskrankheit, welche allerdings durch das plötzliche Auftreten und die enorme Verbreitung, die sie innerhalb eines verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraumes in der Bevölkerung der von ihr heimgesuchten Orte gewinnt, Aufsehen zu erregen, keineswegs aber Besorgnisse, weder in Bezug auf ihren Charakter selbst, noch in Bezug auf die Gefahr, welche sie, wie behauptet wird, in ihrem Verhältnisse zu anderen Volkskrankheiten, wie namentlich zur Cholera, mit sich führt, hervorzurufen geeignet ist. — Jedenfalls ist das Interesse des Publikums für Influenza noch ein sehr reges, und so habe ich der Aufforderung des Herrn Herausgebers dieser Wochenschrift, einige aufklärende Mittheilungen über die Krankheit zu machen, in diesen Zeilen gerne Folge geleistet.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß Influenza (eine italienische Bezeichnung, welche auf den weitreichenden „Einfluß“ der Krankheitsursache, das Seuchenartige des Leidens hinweist), oder Grippe (ein von den Franzosen aus dem Worte „agriper“ gebildeter Namen) zu der Reihe der sogenannten Infektionskrankheiten gehört, welche nicht durch Witterungseinflüsse, alimentäre Schädlichkeiten u. a. ä. hervorgerufen werden, sondern der Einwirkung einer durchaus eigenthümlichen, spezifisch wirkenden Ursache ihre Entstehung verdanken. — Die wesentlichste Krankheitserscheinung bei Influenza bildet in der größten Zahl der Erkrankungsfälle eine Entzündung der Schleimhaut der Athmungsorgane — der sogenannte Katarrh, — die sich mehr oder weniger weit über die Schleimhaut der Nase, des Kehlkopfes, der Luftröhre und der Verzweigungen dieser innerhalb der Lungen erstreckt, seltener die Schleimhaut der Verdauungsorgane befällt oder in Mitleidenschaft zieht, und sich von dem gewöhnlichen, zumeist durch Erkältungseinflüsse erzeugten Katarrh dadurch in charakteristischer Weise unterscheidet, daß neben dem Katarrh gleichzeitig eine Reihe nervöser Zufälle, ein Gefühl von Mattigkeit und Hinfälligkeit, Unfähigkeit für geistige Arbeiten, Schwere und Schmerzen in den Gliedern, lebhafter Kopfschmerz, in schwereren Fällen auch wohl Unruhe, Schlaflosigkeit, Schwindel, selbst leichte Delirien, beobachtet werden, welche der Krankheit nicht weniger wie der Katarrh, eigenthümlich sind und eben auf eine spezifische und allgemeine Infektion des Organismus hindeuten. Nicht immer verläuft die Krankheit fieberhaft, eine Gefahr für das ergriffene Individuum erwächst aus derselben nur selten und zumeist nur dann, wenn, wie namentlich bei Greisen und sehr jugendlichen Kindern, der Katarrh sich bis auf die feinsten Luftröhrenverzweigungen erstreckt, oder wenn es sich um Individuen handelt, die von früher her an schwereren Erkrankungen des Herzens oder der Athmungsorgane, besonders an Lungenschwindsucht, gelitten haben. Die Krankheitsdauer beträgt gemeinhin nur wenige, in leichten Fällen 3—4, in schwereren 6—8 Tage auch wohl darüber, häufig aber, besonders bei

zarten, schwachen Individuen, bleiben nach Ablauf des Katarrhs nervöse Beschwerden zurück, die erst nach längerer Zeit, zuweilen erst nach Wochen, schwinden.

Die Nachrichten über das Vorkommen der Influenza reichen bis weit in das Mittelalter zurück; so viel ich zu ermitteln im Stande gewesen bin, datirt die erste verläßliche Mittheilung über die Krankheit aus dem Jahre 1173, in welchem sie in Deutschland, England und Italien geherrscht hat; dann folgen vereinzelte Mittheilungen über Influenza-Epidemien aus dem 14. und 15. Jahrhundert, aus dem 16. werden bereits 4 Jahre (1510, 1557, 1580 und 1593) namhaft gemacht, in welchem die Krankheit eine weite Verbreitung über Europa erlangt hatte. Von da an steigt die Zahl der Mittheilungen über dieselbe in dem Verhältnisse, in welchem das Interesse der Aerzte für die Beobachtung von Volkskrankheiten zunahm, gleichzeitig aber auch die Begründung wissenschaftlicher Zeitschriften die Gelegenheit zur Berichterstattung über dieselben in reicherem Maße bot, und so habe ich aus dem 18. Jahrhundert bereits 19. Influenza-Epidemien verzeichnet gefunden, in welchen die Krankheit sowohl auf der östlichen wie auf der westlichen, auf der nördlichen wie auf der südlichen Hemisphäre, bald in kleinerem, bald in größerem Umfange verbreitet gewesen ist, während in der Zeit von 1800 bis 1875 nur wenige (18) Jahre angetroffen werden, in welchen Influenza nicht an einem oder dem anderen Punkte der Erdoberfläche geherrscht hatte, oder — um mich richtiger auszudrücken — aus welchen ich keine Nachrichten über die Krankheit vorgefunden habe. Niemals kommt Influenza in vereinzelten Erkrankungsfällen vor, was für solche ausgegeben worden ist, waren schwerere Fälle einfachen Katarrhs der Athmungsorgane, auf welche die Bezeichnung mißbräuchlich angewendet wurde; Influenza tritt stets als Epidemie, d. h. als Volkskrankheit auf und erreicht als solche einen kleineren, auf einen oder einige Orte beschränkten, oder einen größeren, weite Landstriche umfassenden Umfang, oder sie nimmt selbst den Charakter einer Pandemie, d. h. einer über einen ganzen oder selbst mehrere Erdtheile verbreiteten Volksseuche an. In einer solchen pandemischen Form hat die Krankheit, um nur einige der neuesten Zeit angehörige Thatsachen zu erwähnen, in den Jahren 1781—82 auf der östlichen Hemisphäre von China bis Spanien, 1789—90 auf der ganzen westlichen Hemisphäre, 1807 und 1815—16 in Nordamerika, 1830—32 auf fast der ganzen Erdoberfläche, 1833 über Vorderasien, Nordafrika und Europa verbreitet, 1836—37 wiederum in einem großen Theile der östlichen Hemisphäre, 1855 an zahlreichen Punkten Europas geherrscht; die letzte Influenza-Pandemie datirt, soviel sich aus den vorliegenden Mittheilungen ersehen läßt, aus den Jahren 1874—75. — Diese Eigenthümlichkeit, als Weltkrankheit aufzutreten, theilt die Influenza nur mit der Cholera, unterscheidet sich als solche von dieser aber wesentlich darin, daß, während Cholera weite Strecken der Erdoberfläche noch unberührt gelassen hat und ihre Verbreitung über dieselbe stets auf eine Verschleppung der spezifischen Krankheitsursache durch den persönlichen oder sachlichen Verkehr aus ihrer indischen Heimath von Land zu Land zurückzuführen ist, kein Punkt der ganzen bewohnten Erde, wie es scheint, von Influenza verschont geblieben und die Verbreitung dieser Krankheit ganz unabhängig von Verkehrsverhältnissen erfolgt ist.

Der Ausbruch einer Influenza-Epidemie an einem Orte erfolgt gemeinhin mit plötzlichen Massenerkrankungen der Bevölkerung, und zwar ohne Unterschied der Geschlechts- und Altersverhältnisse, in allen Kategorien derselben und in den verschiedensten Ortstheilen; dann folgt eine schnelle Zunahme der Erkrankungen in einem zuweilen enormen Umfange, so daß die Hälfte oder ²/₃ der ganzen Bevölkerung von der Krankheit ergriffen wird; in der zweiten Woche des Bestandes erreicht die Epidemie gemeinhin den Höhepunkt und nach 3—4 Wochen pflegt sie gewöhnlich erloschen zu sein. Dieses Verhältniß von Influenza als Volksseuche gibt derselben ein durchaus eigenthümliches Gepräge, wie es bei keiner anderen Infektionskrankheit angetroffen wird. — In einzelnen Fällen sind Abweichungen von diesem Verlaufe der Epidemie beobachtet worden; so hat die Krankheit zuweilen längere Zeit in der militärischen Bevölkerung eines Ortes geherrscht, bevor sie in der Zivilbevölkerung aufgetreten ist, in einem Falle (1833 auf Réunion) ist die Garnison dagegen ganz verschont geblieben; andere Male bildeten zuerst einzelne Ortsquartiere den Sitz des Leidens, während andere erst später, oder auch wohl gar nicht ergriffen wurden; in noch anderen Fällen zeigte sich die Krankheit zuerst in der kindlichen Bevölkerung, bevor sie unter den höheren Altersklassen erschien, u. a. — Verhältnisse, welche eine längere Dauer der Seuche erklärlich machen.

Bei weitreichender oder pandemischer Verbreitung der Krankheit wurden nicht selten große Landstriche, ja ganze Länderkomplexe wie mit einem Schlage von derselben ergriffen, häufiger aber zeigte sich ein allmähliges Fortschreiten von Ort zu Ort oder von Land zu Land; diese Thatsache führte zu der, meiner Ansicht nach irrigen, jedenfalls unbewiesenen Voraussetzung, daß zwischen den einzelnen Gliedern einer solchen größeren Epidemie oder Pandemie ein innerer Zusammenhang besteht, daß die eigentliche Krankheitsursache von einem Punkte ausgehend sich über größere und immer größere Kreise verbreitet, und diese Annahme schien namentlich in dem Umstande eine Begründung zu finden, daß die Seuche häufig nach einer bestimmten Richtung, besonders von Osten nach Westen fortschritt. Abgesehen davon, daß in ein und derselben Epidemie, bezw. Pandemie die Richtung, welche die Krankheit einschlug, überaus häufig wechselte, bald von W. nach O., bald von N nach S erfolgte, spricht gegen jene Hypothese namentlich der Umstand, daß das Fortschreiten der Epidemie nicht ein gleichmäßiges, etwa lineares oder radiales war, sondern sprungweise sich gestaltete, wobei große, mitten in dem infizirten Gebiete gelegene Distrikte ganz verschont blieben, oder erst in einer viel späteren Zeit, als man es nach jener Annahme hätte erwarten dürfen, von der Seuche ergriffen wurden.

Die Influenza ist in allen Breiten der Erdoberfläche, unter allen klimatischen Verhältnissen vorgekommen; ob die Entwicklung einer Influenzaepidemie von Witterungseinflüssen abhängig ist, erscheint sehr fraglich. Von 125 Epidemieen, die in keinem Zusammenhange miteinander standen, haben, meinen Ermittelungen zufolge, 50 im Winter, 35 im Frühling, 16 im Sommer, 24 im Herbste ihren Anfang genommen, so daß kalte Witterung das Vorkommen der Krankheit zu fördern scheint, allein man wird diesem Momente keine zu große Bedeutung beilegen dürfen, wenn man berücksichtigt, daß die einmal entwickelte Epidemie bezw. Pandemie in ihrem Fortschreiten von Land zu Land durch alle Jahreszeiten gleichmäßig fortgedauert hat, einzelne Epidemieen im Sommer bei hohem Thermometerstande und großer Trockenheit der Luft aufgetreten sind, und mehrere Berichterstatter aus tropischen Gegenden, wie u. a. von der Indusebene, von den Antillen, erklären, daß gerade die heiße Jahreszeit hier die eigentliche Influenzasaison bildet; in der That haben von 24 in tropischen Breiten beobachteten Grippeepidemieen 9 in der heißen Jahreszeit ihren Anfang genommen. — In gleicher Weise erscheint die Krankheitsentstehung ganz unabhängig von Boden-, alimentären und anderen, sinnlich nachweisbaren Einflüssen, und eben dieser Umstand zwingt bei gleichzeitiger Berücksichtigung der eigenthümlichen Krankheitsgestaltung zu der Annahme, daß der Influenza eine spezifische Ursache, eine wahrscheinlich in der Luft suspendirte dieselbe „verunreinigende“ (miasmatische) Schädlichkeit, ein Krankheitsgift zu Grunde liegt, über dessen Natur sich vorläufig allerdings gar nicht urtheilen läßt. — Schon im vorigen Jahrhundert hatte sich den ärztlichen Beobachtern die Vermuthung aufgedrängt, daß die Krankheit einem in der Luft verbreiteten, organischen (thierischen oder pflanzlichen) Stoffe ihre Entstehung verdanke, dieselbe Ansicht findet sich heute ‚modernisirt‘ in der Annahme eines „Influenzabacterions“ ausgesprochen — Hypothesen, welche mit der supponirten Krankheitsursache das gemein haben, daß sie, vorläufig wenigstens, in der Luft schweben.

Für die Beantwortung der Frage, wo und wie dieses Krankheitsgift zu Stande kommt, fehlt jeder Anhaltspunkt,

nur so viel läßt sich mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten, daß es sich überall da, wo die Krankheit auftritt, ursprünglich entwickelt hat, daß es weder durch den Luftstrom, noch durch den persönlichen Verkehr von Ort zu Ort gelangt. Gegen die Annahme einer Verbreitung desselben durch die bewegte Luft spricht die Thatsache, daß das Fortschreiten der Epidemie häufig gegen die Windrichtung erfolgt ist, gegen die Uebertragung durch den persönlichen Verkehr, d. h. gegen den kontagiösen Charakter der Influenza ist vor allem der Umstand geltend zu machen, daß die Krankheit in den Epidemieen der neuesten Zeit trotz der vervielfachten und vervollkommneten Verkehrsmittel nicht schneller fortgeschritten ist, als in denen früherer Dezennien oder Jahrhunderte und daß sie sehr häufig auf einzelne Orte oder selbst Ortsquartiere beschränkt geblieben ist, die ganze, mit denselben im offenen Verkehr stehende Nachbarschaft aber vollkommen verschont hat. Der Schluß, den man aus den gehäuften Erkrankungsfällen in einem Hause oder in einer Familie auf den kontagiösen Charakter gezogen hat, erscheint vollkommen hinfällig, wenn man berücksichtigt, daß alle erkrankten Individuen gleichzeitig unter dem Einflusse der Krankheitsursache gestanden haben.

Eine der interessantesten Thatsachen in der Geschichte der Influenza Epidemieen, welche bisher kaum eine Beachtung gefunden hat, bildet das epidemische Auftreten der Krankheit auf Schiffen; ich muß mich darauf beschränken, aus der Reihe der hieher gehörigen, von mir gesammelten Beobachtungen einige derselben hervorzuheben. — Eine Gruppe dieser Beobachtungen umfaßt solche Fälle, in welchen die Mannschaft von Schiffen, und zwar ebenso plötzlich, wie die Krankheit auf dem Lande aufzutreten pflegt, zur Zeit des Verweilens der Schiffe in einem Hafen oder Kreuzens derselben an einer Küste, von Influenza befallen wurde, ohne daß weder vorher noch nachher sich eine Spur der Krankheit auf dem benachbarten Lande gezeigt hatte, so u. a. im Februar 1856 auf einer niederländischen Fregatte im Hafen von Macassar, auf welcher von der 340 Individuen zählenden Mannschaft innerhalb weniger Tage 144 erkrankt waren, und im Februar 1863 auf einer französischen Fregatte, auf der vier Tage nach Verlassen des Hafens von Gorée (Senegambien) die Krankheit ausbrach, während in der Stadt selbst nicht ein Erkrankungsfall von Influenza vorgekommen war, und ein anderes französisches Kriegsschiff, das zwei Tage zuvor aus demselben Hafen ausgelaufen war und dieselbe Route wie jenes genommen hatte, mit vollkommen gesunder Mannschaft in den Hafen von Brest einlief. — In einer anderen Gruppe von Fällen trat die Influenza zur Zeit allgemeiner Verbreitung derselben auf Kontinenten unter der Besatzung von Schiffen, welche sich, ohne vorher mit dem infizirten Lande kommunizirt zu haben, auf hoher See befanden, und zwar in eben der Zeit auf, in welcher der Ausbruch der Krankheit auf den den Schiffen zunächst gelegenen Küstenstrichen erfolgt war; so u. a. erkrankte im Jahre 1857 auf einem an der Küste von Cuba kreuzenden englischen Kriegsschiffe, das mit dem Lande nicht in Berührung gekommen war, der größte Theil der Mannschaft, während später festgestellt wurde, daß in eben derselben Zeit Influenza auf mehreren westindischen Inseln herrschte; unter der Besatzung eines von Malacca nach Canton bestimmten Ostindienfahrers brach, als das Schiff im chinesischen Meere segelte, die Krankheit mit einer solchen Heftigkeit aus, daß nur wenige Individuen von derselben verschont blieben, und zwar war dieser Ausbruch, wie sich bei dem Eintreffen des Schiffes in Canton ergab, in derselben Zeit erfolgt, in welcher Influenza auch hier in allgemeiner Verbreitung aufgetreten war. — So wenig diese und viele ähnliche Beobachtungen Aufschluß über die eigentliche Krankheitsursache zu geben vermögen, ja das Räthselhafte der Krankheitsentstehung in ein noch helleres Licht stellen, so können sie doch als unzweideutige Beweise dafür dienen, daß die einzelnen Krankheitsheerde in einer weit verbreiteten Influenzaepidemie nur so weit in Zusammenhang stehen, als das krankheitszeugende Agens gleichzeitig an verschiedenen Orten wirksam wird, jeder Ort aber einen isolirten Krankheitsheerd darstellt und die Epidemie in ihrer ganzen Entwicklung sich aus solchen räumlich und zeitlich getrennten, isolirten Heerden zusammensetzt, die Krankheit also überall einen lokalen Ursprung hat.

Die mehrfach geäußerte Ansicht, daß zwischen Influenza und anderen Volkskrankheiten, wie namentlich Cholera, gewisse innere Beziehungen bestehen, beruht auf einem irrthümlichen Schlusse, der aus dem zufälligen zeitlichen Zusammentreffen beider Krankheiten gezogen worden ist. — Ebensowenig hat Influenza, wie behauptet worden ist, mit der neuerlichst vielfach genannten Denguekrankheit irgend etwas gemein. — Dagegen steht unzweifelhaft fest, daß zur Zeit des epidemischen Vorherrschens von Influenza dieselbe Krankheit auch Thiere befallen hat, so namentlich Hunde, Katzen, vornehmlich aber Pferde, unter welchen sie wiederholt eine sehr bedeutende Verbreitung gefunden hat. Die Thatsache ist um so interessanter, als von den zahlreichen bei Menschen vorkommenden Infektionskrankheiten Influenza die einzige ist, welche — als Epizootie — auch in einzelnen Thierklassen beobachtet worden ist.

August Hirsch.

Auch eine Weihnachtsgabe.

Wer in der Erkenntniß des Tiefverborgenen Befriedigung findet, wen aus dem eindringenden Verständnisse des naturgesetzlich geordneten Werdens menschlicher Vorstellungen in dem Wirrsal ihres Gegenstreites das Gefühl der Versöhnung überkommt, dem können wir als Weihnachtsgabe ein Buch über Weihnachten vorlegen, das in seiner Form allerdings sehr absticht von den gemüth- und phantasievollen Erscheinungen auf dem Christmarkte der Bücherwelt.*) Aber auch die Wissenschaften bereiten, so will es scheinen, ihre Weihnachtsfeier vor: unsere Zeit hat noch die schwere Klage über ihr atomistisches Auseinanderfallen gehört, und sie klingt auf dem Gebiete des Unterrichtswesens noch nach; aber schon finden sie sich in engeren und weiteren Kreisen um einen Kern der Wissenschaft vom Menschen gereiht wieder. Noch vor Kurzem gestattete der Zunftphilologe keinen Vergleich seines „klassischen Heidenthums“ mit jenem gemeinen aber dafür lebenswarmen „Heidenthume“, das ein Gegenstand ethnologischer Forschung geworden ist; und namhafte Vertreter der letzteren Richtung wiesen wieder, des bunten Sammelkrams sich freuend, die Versuche der Einordnung nach den Methoden der älteren Wissenschaft völlig ab. Beiden weit entrückt hielt sich die heilige Theologie. Einen Zusammenhang einen genetischen gar zu suchen, galt als ein unwürdiger Gedanke.

Nun ist es uns, als hörten wir leise Weihnachtsglocken läuten — ein Versöhnungstraum der ganzen Menschheit! Das Buch, das uns an all das erinnert, ist kein Goldschnittband, auch nicht für den Zeitvertreib geschrieben, aber ein Kleinod deutscher Philologenforschung und Filigranarbeit. Der Leser verliert den Ausblick und vielleicht manchmal auch die Geduld, wenn immer wieder ein neues Fadenende aufgenommen und verfolgt wird; aber diese unvermeidliche Mühe ist nicht ohne großen Erfolg: wir sehen schließlich ein Gebilde geschichtlicher Entwicklung, allgemeinen Gesetzen folgend, entstehen, wo wir bisher nur vor der Unbegreiflichkeit des Wunders in Staunen standen. Einer der weitesten Risse in der Kausalität der Geschichte, eine scheinbar unausfüllbare Kluft zwischen wie in prädestinirter Abgeschlossenheit dastehenden Kulturkreisen beginnt sich allmählich vor den Augen des Ernstdenkenden zu überbrücken, leider in einer so späten Zeit, daß es nicht mehr gar Viele gibt, die ernstes Denken auf solche Dinge richten wollen;

*) Religionsgeschichtliche Untersuchungen von Hermann Usener. I. Theil: Das Weihnachtsfest. II. Theil: Christlicher Festbrauch. Schriften des ausgehenden Mittelalters. Bonn. 1889. Cohen und Sohn

das hat jene alte Sprödigkeit verschuldet. Für diese Wenigen aber werden die Erfolge der jüngeren Forschung um so gewisser, je mehr die von verschiedenen Richtungen aus gewonnenen Resultate einander decken und stützen. Wenn wir selbst vor vielen Jahren (in „Christenthum und Volksglaube") von einem mehr außerhalb der Spezialforschung gewählten, mehr ethnologischen Standpunkte aus zu dem Ausblick auf eine im Wesentlichen ganz gleiche Entwicklung des immer wachsenden, immer neu sprießenden Dogmengebildes gelangten und in diesem seinem organischen, durch keine Willkür und äußere Macht beeinflußten Wachsthum dieselben mit innerer Gesetzmäßigkeit waltenden Faktoren aufweisen konnten, zu deren Enthüllung jetzt der Philolog auf einem wesentlich verschiedenen Forschungswege und ohne die Richtschnur eines auf anderem Gebiete gewonnenen Grundgedankens gelangt, so ist diese überraschende Uebereinstimmung wohl als ein Merkmal der Wahrheit anzusprechen und kann gewiß als ein Zeugniß für die Richtigkeit jenes Grundgedankens gelten.

Wir könnten dieses Zeugniß nicht in dem gleichen Maße für uns beanspruchen, wenn der Autor auch nur einmal den philologischen Standpunkt verlassen und sich irgend eines unserer Argumente bedient hätte. Andererseits sehen wir aber auch jetzt noch in dem, was wir seiner Zeit in dem genannten Buche und in der „Geschichte des Priesterthums" niedergelegt haben, eine gar wesentliche Ergänzung der auf ausschließlich philologischem Wege gewonnenen Resultate. So ist es vor Allem nicht möglich, aus den Urkundenquellen des Christenthums allein das historische Wesen einer „Erlösung" und damit nicht möglich, die ganze Bedeutung des Christenthums in seiner Stellung zu Juden- und Heidenthum, zur Religion des Kultus überhaupt zu erkennen und zu begreifen; aber das kann auch hier nicht Gegenstand unserer Ausführungen sein: wir stehen nur vor dem „Weihnachtskreise".

Was wir als durch die frühesten der Kritik standhaltenden Quellen begründeten Bestand des Lebens Jesu vor uns haben, ist die Thatsache seiner Lehrthätigkeit in Galiläa und seines Leidens und Todes in Jerusalem. Daran schließt sich die Gruppe der Auferstehung, der Geistesergießung und der Begründung des neuen Mysteriums des Christenthums. Wie die letzteren Thatsachen im Bewußtsein der ältesten Mystengemeinde begründet erscheinen, kann uns hier nicht beschäftigen; sie sind aber die nothwendige Voraussetzung für die spezifisch christliche Auffassung der Thatsachen der ersten Gruppe. Dieser Beschränkung des Inhaltes der ältesten Geschichte entspricht genau die der ältesten Evangelienberichte — natürlich mit Einbeziehung der später durch den Canon ausgeschiedenen — und die der ältesten Feste des christlichen Jahres, Ostern und Pfingsten. Noch für Paulus ist die Thatsache der Erlösung — die Befreiung vom Gesetze des Kultes und der Furcht — nur durch die in ihm wohnende Gewißheit von der Auferstehung Christi besiegelt, und er hat diese Gewißheit, weil ihm selbst der Begrabene, also nothwendig „Auferstandene", erschienen ist. Dürften wir hier einen Exkurs auf das Gebiet ägyptischer Vorstellungen und der Bedeutung der „Auferstehung" oder „Hervorgehung" in diesem Bereiche machen, so würden wir Paulus und seine Gewißheit vollkommen verstehen; aber diesen weiten Umweg dürfen wir uns hier nicht gestatten. In diesem Vorstellungskreise genügte Paulus die Thatsache der Auferstehung für den Schluß auf die Gottheit Christi vollkommen; der „Auferstandene" war Gott. Er brauchte keinen Versuch zu machen, die Verbindung des Gottes mit dem Menschen in Jesu zu ermitteln und zu erweisen. Was Jesu vor seiner Lehrthätigkeit war, von welchen Eltern er stammte und all diesen ähnliche Fragen sind ihm nicht Gegenstand der Forschung, nicht der Lehre. Die Taufe als Einführung in den christlichen Mystenbund geschieht ihm „auf den Tod Christi".

Paulus hat denn auch Jesu im Leben nicht gekannt. Aber in den Berichten anderer Zeugen über die Lehrthätigkeit des letzteren erschienen schon früh historische Züge über seine Lebensverhältnisse eingeflochten; — ihnen nachzugehen wird ein natürliches Bedürfniß der frommen Anhänger, die nicht wie Paulus all ihre Gedanken in die Begründung des Erlösungsmysteriums versenkt haben. Da treten zwei Thatsachen des gläubigen Wissens an einander zu der Frage: wie ward der Mensch Jesu Gott? Usener zeigt, wie einstimmig diese Frage bis zu einer gewissen Zeit dahin beantwortet wurde: durch den Eintritt des Geistes Gottes in den Menschen Jesu bei Gelegenheit der Taufe (im Jordan). Und darin stimmen wieder auf das genaueste die Berichte der betreffenden Stufe und die Festfeier der Kirche: es tritt das Fest der Erscheinung, Epiphanie mit der Taufe, zu den großen Urfesten als drittes hinzu. Usener hat wohl alle Relationen erschöpft, deren Reste überhaupt noch aufzutreiben waren, und alle einigen sich in dem Berichte: bei der Taufhandlung kam der Geist Gottes als Taube in Jesus, blieb in ihm, und die Stimme vom Himmel rief (nach den ältesten Lesarten): „Du bist mein Sohn, heute habe ich Dich geboren." Die Thatsache, daß sich Gott in den Menschen, der Gott ist, begeben habe, kann als nothwendige Folgerung aus den Thatsachen gelten, die zu jener Frage führten; aber die Form der Vorstellung kann doch nur aus einer im Volksbewußtsein schon vorgebildeten hervorgegangen sein.

Gerade hier aber kann uns die Einbeziehung der ethnologischen Thatsachen zu den beschränkten Quellen des Philologen einen Schritt weiter führen. Gerade hierin aber reichen die Wissenschaftskategorien einander nur zögernd die Hand. Auch Usener schrickt vor dieser Berührung noch zurück. Wir können nur kurz andeuten, was zu ergänzen möglich ist. Die Handlung der „Taufe" in verschiedenen Formen zur Schließung eines neuen Blutsverwandtschaftsverhältnisses durch Einführung eines neuen Geistes in den durch die Untertauchung gleichsam Begrabenen und Gestorbenen ist ein der heutigen Ethnographie in seiner weiten Verbreitung wohlbekanntes Faktum. Ich kann nur wie in Bezug auf das Nächstfolgende auf die Belege in meiner „Geschichte des Priesterthums" hinweisen. Noch weiter verbreitet aber und gleichsam durch die ganze Menschheit wie ein Mycelium im Verborgenen dahinschleichend und überall in den mannigfaltigsten Bildungen an die Luft tretend ist die Vorstellungsweise des „Fetischismus", nicht in dem gemeinen Sinne, sondern in jenem religionsgeschichtlichen, für den nun einmal ein umfassenderer Name nicht gewählt werden konnte. Die Wissenschaft muß das durch die Gleichartigkeit des Grundbegriffes Verbundene ungetrennt erhalten und darf sich an der Mißdeutbarkeit des Namens durch Unkundige nicht stoßen. Ich habe an seinem Orte gezeigt, daß auch das alte Judenthum in der Vorstellung des Fetischismus sich von allen seinen Nachbarvölkern nicht trennte; sie ist der ganzen Menschheit eigen oder zu einer Zeit eigen gewesen, wenn auch erst in unserer Zeit ein Wort aus den vorhandenen für diesen Begriff gewählt werden mußte. Wer ein besseres weiß, wird uns verpflichten. Fetischismus in diesem weitesten Sinne ist dem Wesen nach die Vorstellung von einer Verbindung eines Geistes mit einem Körper, und ich habe gezeigt, wie diese Vorstellung so weit fortschreitet, daß nicht nur die Himmelskörper und der Himmel, sondern auch der lebende Mensch ein Geistessitz dieser Art werden kann — ein Geist tritt in ihn ein. Wird sonst der Körper — Fetisch im engeren Sinn — als das „Bild" im alten Kultsinne bezeichnet, so wird in der Vereinigung von dem „Bilde Gottes" gesprochen. So ist nach altägyptischem Sprachgebrauch der König als das irdische Gefäß des von Anbeginn an sein Volk regierenden Gottesgeistes das „Bild Ammons" oder des betreffenden Gottes. Er wird es aber erst durch eine Einleitung des Geistes im Wege einer Salbung durch Oel oder Wasser in ihn, in den Menschen, gerade so wie man das Steinbild durch Salbung zu einem Gottessitze machte. Indem aber derselbe Gott durch stets wechselnde „Bilder" sein Volk regiert und diese als seine stets erneuten Zeugungen aufgefaßt werden, stellt sich in Altägypten die Bezeichnung „Sohn Gottes" als Synonym neben die von „Bild Gottes". Aber ebenso ist der „Gesalbte" des Herrn nur ein Synonym, und wir haben die ganze Vorstellungsgruppe ebenso für die

syrisch-mesopotamischen Länder wie für Aegypten nachgewiesen. Für unrechtmäßig gehaltene Könige sind einem solchen Volke nicht die „Bilder“, nicht die „Söhne“ seines Gottes, und es sehnt sich wieder von seinem Gotte selbst mittels seines „Sohnes“ regiert und von fremder Tyrannei errettet zu werden — es sehnt sich nach seinem „Gesalbten“, seinem „Messias“. Das ist die geschichtliche Messiassehnsucht, welche die in die ersehnte Zukunft verwiesenen Hoffnungen zum Traume eines glückseligen, von allem Uebel erlösenden Zeitalter machen.

In solchem Sinne also — denn einen anderen kannte die Volksvorstellung nicht — ist aus Jesus durch den Eintritt des Gottesgeistes ein „Sohn Gottes“ geworden — ein Messias, Christus. Das bezeugen die Worte bei der Taufe „Du bist mein Sohn“ u. s. w. Von da ab tritt auf diese Weise die Gottheit Jesu hervor; wieder bleibt der übrige Rest seines Vorlebens für Mysterium und Dogma belanglos, und auf dieser Stufe bleibt ein Theil der Berichte stehen. Auch das Fest der Epiphanie bleibt da drei, dort vier Jahrhunderte lang dasjenige, welches den frühesten Zeitpunkt in der Lebensgeschichte Jesu markirt.

Sehr richtig hat Usener erkannt, welchen neuen Anstoß die Dogmenbildung durch den Uebergang des Christenthums aus dem von syrischen und ägyptischen Vorstellungen beeinflußten Galiläa und dem rein jüdischen Judäa in die immer ausschließlicher hellenischem Geiste unterworfenen Gebiete des Nordwestens erhielt. Auch bei den Griechen war einst die fetischistische Vorstellung allgemein, und sie herrschte wie in Altägypten in der roheren Form des Thierfetischismus vor. Schliemann's Erfolge haben uns das Gruseln vor dieser Vorstellung abgewöhnt, und ein nüchterner Blick in des Aristophanes „Vögel“ zeigt uns ganz deutlich die alte Volksauffassung, aber auch die eingetretene Reaktion gegen dieselbe. Zur Zeit der Verbreitung des Christenthums war auf hellenischem Bildungsgebiete — doch nicht ohne viele Ausnahmen — dem Fetischgedanken das Brandmal der Rohheit aufgedrückt; die anthropomorphische und anthropopathische Vorstellung war zur Vorherrschaft gelangt, und der alte Kultglaube war von seiner Basis abgehoben immer mehr zu mythologischen Phantasien verflüchtigt. Die republikanischen Verfassungen mit der vertragsmäßigen Theilung der Gewalten hatten die Vorstellung von einem fetischhaft im Menschen-Könige regierenden Gottesgeiste des Stammes in den Winkel gestellt; auch unter der Fremdherrschaft konnte darum Griechenland keinen Messiasglauben hegen und die „Sohnschaft Gottes“, wie sie der Aegypter faßte, war ihm fremd geworden. Dagegen feierte es — eine Folge des fortgeschrittenen Anthropomorphismus — die Geburtstage seiner Götter und in seinen Mythologien wimmelte es von göttlichen Zeugungen unter den Menschen. Wie wenig wir zu dem Grauen vor dem Fetischismus der Naturvölker berechtigt sind, das könnten wir aus einem Vergleiche mit dem so eingetretenen „Fortschritte“ entnehmen. Jene Sohnschaft Gottes, die den Menschen durch den Eintritt des Geistes in ihn zum „Bilde“ oder „Sohne“ macht — man muß sich nebenbei an das „Bild Gottes“ in der Genesis erinnern —, kannten die Griechen nicht mehr; an ihre Stelle war die anthropomorphische Vorstellung getreten.

Zu einer einfachen Aufnahme in das christliche System konnte diese jüngere Vorstellung allerdings nicht mehr gelangen — dagegen schützte der von den Juden überkommene Gottesbegriff —, aber ohne Einfluß blieb sie ebenso wenig. Zunächst tritt ihre Einwirkung in dem immer noch im Anwachsen begriffenen Berichte hervor: die alte Verbindung des Geistes mit dem Menschen bleibt als Epiphanie an ihrer Stelle stehen; aber voran tritt der Bericht von der göttlichen Zeugung und der Jungfrauengeburt; die Festfeier dieses Ereignisses aber folgt nur sehr langsamen Schrittes nach; sie löst sich erst ganz allmählich von der Feier der Epiphani als der älteren Geburtsfeier ab. Während dem entsprechend die älteren Feste ihre Heimat im Osten haben und ihren Weg von Ost nach West nehmen, erscheint das Weihnachtsfest als eine Gegengabe des Westens an den Osten. Aber auch in Rom, wo in jedem Sinne des Wortes die Wiege des Weihnachtsfestes stand, wurde noch im Jahre 353 die Epiphanie als Christi Geburtsfest gefeiert, das erste Weihnachtsfest aber erst im darauffolgenden Jahre 354. Von da verbreitete es sich auf der ganzen Strecke des Westens nach einem Worte des Chrysostomos von Thrakien bis Gades (Kadix), fand aber erst im J. 379 Aufnahme in Konstantinopel. In Antiochia wieder fand seine erste Feier im Jahre 388 statt; im ersten Drittel des fünften Jahrhunderts gelangte es nach Aegypten und nach Jerusalem und erst seit den fünfziger Jahren des fünften Jahrhunderts ist es mit Ausschluß von Armenien in der ganzen Christenheit zu Hause.

Seine Einführung in Rom im Jahre 354 durch den Bischof Liberius bezeichnet zugleich, wie Usener in sehr geistreicher Weise nachgewiesen hat, einen wichtigen Wendepunkt in der Politik der christlichen Kirche gegenüber dem Heidenthum. In ihrer Herrschaft sich gesichert fühlend will sie auch in den Massen des Landvolkes — den pagani — Fuß fassen — durch Zugeständnisse an ihre Lebens- und Kultgewohnheiten. Es beginnt über die Vorstellungen hinaus das Eindringen heimischer Kultfaktoren in christlicher Umdeutung, ein Ferment neuer Entwicklungsreihen. Es ist darum nicht zufällig, daß gerade unser Weihnachtsfest davon am meisten gewahrt hat, und das wohl auch mit ein Grund seiner anheimelnden Anziehungskraft. Zu diesen heimischen Zuthaten, dem Süden und Osten fremd — müssen wir bei uns das eigentliche Wahrzeichen des Festes, den Christbaum zählen. Mag auch der geschmückte Tannenbaum noch nicht zu lange Anwendung finden; älter ist die jetzt durch ihn verdrängte „Weihnachtspyramide.“ Beide sind, wie ich anderwärts gezeigt habe, in wechselnden Formen der Rest des alten „Malzeichens,“ ohne dessen Vergegenwärtigung unsere Vorfahren überhaupt kein Fest feiern konnten; dieses wieder war einst das schlichte Fetischbild des schirmenden Geistes ihrer Gemeinschaft. Es erscheint uns in andern Formen wieder in dem umtanzten Maibaum, in der Johannis- und Kirmeßkrone. Auch der Mistelzweig im englischen Hause ist ein letzter Rest eines solchen: in der Mistel als der scheinbaren Ausblüthe aus dem Innern des Eichbaums, des alten heiligen Malbaums der Kelten, ist dessen Fetischcharakter gleichsam kondensirt.

Von einem „Eichbaum inmitten des Hofes“ spricht auch ein tschechisch-slavisches „Koledalied,“ das der alte Mönch des böhmischen Klosters Brzevnov aus dem 14 Jahrhundert anführt, dessen Werkchen über die Weihnachtsbräuche seiner Zeit Usener im zweiten Theile seiner „Studien“ veröffentlicht. Von einem Weihnachtsbaum in der Wohnung weiß er nichts. Dafür kennt er doch noch so viel aus dem alten Volksbrauche, daß es sich lohnt einen Blick auch auf dieses Büchlein zu werfen. Es sind ihm sieben Hauptstücke, die das Fest auszeichnen: das Fasten und Wachen in der Vigilie mit dem nächtlichen Gottesdienst, das große Licht in der Stube auch des Aermsten und die offene Gastfreiheit, das wechselseitige Uebersenden von Gastgeschenken, das lange, weiße Brot mit dem für Jedermanns Gebrauch beiliegenden Messer auf dem gedeckten Tische, der Genuß von Obst und das Strohgewinde um die Obstbäume, das Gabensammeln von Haus zu Haus — calendizare — und das Bestreuen der Stuben und Kirchen mit Stroh. Der alte Mönch weiß für all das, was er selbst ein Fremdling im Lande von alten Leuten erfragt hat, eine schöne christliche Erklärung und Deutung, läßt uns aber doch, wiewohl selbst in einem bösen Anachronismus befangen, auf den alten heidnischen Untergrund durchblicken. Es sei leider einmal so in der Welt, seufzt er, daß von allem, was dem lieben Gott zu Ehren geschieht, auch der Teufel sein Theilchen haben wolle. Und so habe er denn alles ins Böse verkehrt. Wenn die ehrbaren Alten fasteten, um nach ein wenig genossener Ruhe zur Mitternachtsmesse zu gehen, habe es jetzt — im 14. Jahrhundert — der Teufel dahin gebracht, daß seine Diener die Nacht mit Essen und Trinken und Würfelspiel durchwachen, um mit der Morgenglocke, die sie wecken sollte, schlafen zu gehen. An das Würfelspiel aber knüpfte der Teufel den durch den ganzen Festbrauch

sich durchziehenden Gedanken des beginnenden neuen Jahres. Genau übereinstimmend mit der sich ablösenden Festfolge setzte die Kirche ihren Jahresbeginn erst auf Ostern, dann auf Epiphanie — heute noch im Volke „Großneujahr“ genannt — und dann auf Weihnachten, ehe die Rechnung nach dem bürgerlichen Jahre durchdrang. Der jeweilige erste Tag des Jahres aber war und blieb im Volksglauben bis heute noch der große „Lostag“ für das ganze Jahr. Daher herrsche am Weihnachtsabende auch in der ärmsten Hütte das Spiel, „um das Glück der Würfel für das ganze Jahr zu erproben,“ wie unser Gewährsmann klagt. Die „ehrbaren Alten“ hätten am heiligen Abend, den der Tscheche deshalb den „freigebigen“ nennt, das Haus bis in die obersten Räume geöffnet und während der Mahlzeit Geld und Kleinodien auf den Tisch gelegt, um sie bei Ankunft — eines Armen zur Hand zu haben; jetzt — 14. Jahrhundert — thun sie das, um damit zu einer glücklichen Vorbedeutung rühren zu können. Der Leser erinnert sich vielleicht, daß das Volk auch heute noch diese Glückslockung zu einem andern Jahresbeginn übt — wenn der Kuckuk zum ersten Male ruft! Das war also wohl noch ein älterer volksthümlicher Jahresbeginn, und der Brauch erhielt sich nun abgetrennt von diesem Gedanken und lediglich an den fetischhaften Vogel geknüpft. Und sollte nicht auch der Storch auf diesem Wege zum „Glücksbringer,“ zum Adebar geworden sein?

Das Zusenden der Weihnachtsgaben — die fromme Täuschung, daß sie der heilige Christ beschere, ist unserem Mönche noch völlig unbekannt — führt zu der alten Opfermahlzeit zurück, die dereinst, da die Gemeinden noch Geschlechterverbände darstellten, der Arme mit dem Reichen genoß. Und daher ist es auch in der aufgelösten Altfamilie Kultpflicht geblieben, durch Versenden von Mahlzeitsstücken den alten Ausgleich zu treffen oder zu — symbolisiren. So konnte aber auch im Allgemeinen das Almosen eine Kultpflicht werden. Das verrätherische Eierschätchen ist ja immer noch die daran geknüpfte Verheißung der Entlohnung.

So findet auch unser Mönch, daß man in seiner verderbten Zeit nur deshalb zu Weihnacht so reichlich spende, weil man glaubt, daß wer an dem ersten Tage des neuen Jahres „nicht Andere beschenke, vor Jahresablauf ins Elend geräth“, wie umgekehrt. Auch das weiße Brot mit dem Messer auf dem für Jedermann gedeckten Tische gehört in diesen Gedankenkreis. Doch tritt hierbei der ursprüngliche Sinn auch unserem Mönche noch sehr deutlich vor Augen: es gäbe, sagt er, Christen, die dieses Brod mit dem Messer nicht zur Ehre Christi — man beachte zugleich die Sublimirung des Begriffs — die Nacht über auf dem gedeckten Tische liegen ließen, sondern „damit in der Nacht die Götter kämen und davon äßen.“ Das gleiche der Handlungsweise derer, „welche auf die Gräber ihrer Lieben Speisen legten, damit die Seelen des Nachts aus den Gräbern kommend, davon äßen!“ Auch aus dem üblichen Obstessen habe man durch des Teufels Einfluß ein Orakel gemacht — unsere „schwarze Nuß“ —, und die Obstbäume habe man bekränzt, damit sie reichlicher tragen — eine Erinnerung an den alten Kult der Fetischbäume, zugleich vielleicht das slavische Seitenstück zum Aufputz unseres Christbaums, dessen Glanze dann das geisterbannende „große Licht“ in der Stube entspricht.

Die Sitte des „calendizare“, woraus die tschechische „Koleda“, der Sammelgang, entstand, ist nur die Kehrseite einer früher erwähnten. Schüler, Kirchen- und Gemeindediener und alle Aermeren beeilten sich, sich als Objekte der glückverheißenden Freigebigkeit anzubieten und mit Gesang auf ihre Gegenwart aufmerksam zu machen, gleichviel ob sie dabei den Gegendienst der Festansage auch zu leisten glaubten oder nicht. Der Umzug der Geistlichkeit mit Geisterbannung und Segen war dagegen an der Epiphanie haften geblieben, ein volksthümliches Zeugniß für ihr höheres Alter. — Als aber nachmals das „bürgerliche Jahr“ das Kirchenjahr aus dem Rechnungsbereiche verdrängte, da folgte der beweglichere Theil der Bevölkerung auch dieser Festverschiebung, und uns blieb dann der Neujahrsgruß und das Neujahrsgeschenk. — Und um zu der großen Sache mit einem Worte zurückzukehren, so lehrt uns die Geschichte auf der Grundlage objektiver Forschung im Großen wie im Kleinen: das Christenthum hat überall gewährt und Gewährtes aufgenommen in steter Wechselwirkung und in dieser immer klarer hervortretenden Erkenntniß liegt für die der Wahrheit nachstrebenden Menschen ein über Haß und Kampf der Zeit erhebender, ein wahrhaft versöhnender Gedanke, — der fernen Zukunft Weihnachtsgedanke!

Prag, Dezember 1889. Julius Lippert.

Gottschee, eine deutsche Sprachinsel in Krain.

„Und stechen mich die Dornen und wird mirs drauß zu kahl, geb ich dem Roß die Sporen und reit ins Neckarthal“, so läßt der unsterbliche Sänger des deutschen Humors seinen Werner Kirchhof sagen. Nicht „drauß“ ward es dem Schreiber dieser Zeilen zu kahl, sondern „drin“, innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches, das nun schon im dritten Jahre unter der sorgfältigen Hut des Kartellparlamentes jenes hochgemuthe, fröhliche Dasein führte, von dem uns unlängst ein berühmter Abgeordneter so viel zu erzählen wußte. Es gibt trotz dieses Hahenliedes auf die Februartage von 1887 doch immerhin noch deutsche Männer, welche sich der Meinung getrösten, ebenfalls gute, vielleicht sogar noch bessere deutsche Männer zu sein, als jene, die vaterländische Gesinnung nur mit einem ganz bestimmten Stempel passiren lassen wollen, und von diesen wiederum sind viele der Meinung, daß es auch draußen noch andere Deutsche gibt, nach denen sich umzusehen, mit denen Verbindungen anzuknüpfen auch als eine Art patriotischer Pflicht betrachtet werden könnte. Eine Fahrt in die deutsche Diaspora im Auslande kann, so dachten wir, vielleicht die gute Wirkung haben, die sich Scheffel's Trompeter von seinem Ritte ins waldige Thal versprach: sie kann die Brust lüften, den Blick schärfen und der daheim unter dem Drucke eines öden Chauvinismus seufzenden Seele jene Lust am deutschen Volksthum wiedergeben, die uns die Leitartikel gewisser aus Polen und Böhmen importirter „germanischer“ Oberredakteure wohl zu rauben geeignet sind. Nehmen wir also den Wanderstab zur Hand und suchen unsere Stammesbrüder im fernen Südosten auf, die seit Jahrhunderten vom lebenden Körper der Nation getrennt ihr Dasein führen müssen und sich desungeachtet bis zum heutigen Tage ihre Stammeseigenart mit einer Zähigkeit zu wahren wußten, wie sie leider unserem Volke nicht überall und unter allen Umständen nachgerühmt werden kann.

Wohl verschweigen wir uns nicht, daß selbst ein so harmloses und anscheinend berechtigtes Beginnen uns den Vorwurf der Reichsfeindschaft zuziehen kann. Man urtheilt in sehr nationalen Kreisen oft recht wenig günstig über die „Herbstzeitlosen“ drüben in Oesterreich, und gerade in den Spalten jener Organe, welche dem Reichsbürger seine Pflichten in besonders drastischer Sprache zu verkündigen berufen sind, pflegt kein guter Wind zu wehen für die mannhaften Bestrebungen derer, die deutsche Sprache und Sitte im Auslande gegen ein fremdes, die Hegemonie beanspruchendes Volk unter schweren Kämpfen vertheidigen. Wenn man hört, daß der Russe den Balten, der Czeche den Deutschböhmen, der Magyar den Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben unterdrückt, so zuckt wohl eines der leitenden „nationalen“ Blätter in Berlin oder Hamburg die Achseln: bedauern könne man den Stammesgenossen ja platonisch, aber zu helfen sei ihm nicht; er leide und unterliege eben als Opfer der in ihrer Art völlig berechtigten moskowitischen, großböhmischen, ungarischen Staatsidee, und der Reichsdeutsche, der in der Staatsraison selbst das höchste aller Leitmotive anzuerkennen habe, dürfe sich nicht beschweren, wenn andere Völker auf ihrem Territorium genau nach

demselben Rezepte die Einheit herbeiführten, das sich auch in Deutschland bewährt habe. Wir machen es ja mit Polen und Dänen auch nicht anders, also gleicht sich die Sache aus. Es dünkt uns bezeichnend, daß eine kräftige Vertretung der Rechte und Interessen der deutschen Volksenklaven im Auslande fast einzig und allein in der freisinnigen Presse zu finden ist; höchstens die selbständigen Organe der Rechtskonservativen, vorab die „Kreuzzeitung“, thun nach dieser Seite hin nach ihre Schuldigkeit, und namentlich über die Uebergriffe, die sich russisches Intransigententhum in Esth- und Livland erlaubt, führt die „Kreuzzeitung“ ein regelrechtes Protokoll. Die Offiziösen thun dergleichen nicht und haben von ihrem Standpunkte aus auch vollständig Recht damit. Wer kann sich für solch ein abgesprengtes Volksfragment „hinten fern in der Türkei“ interessiren, wenn es sich darum handelt, Somalis und Suahelis, Namas und Papuas von dem Werthe deutscher Kultur „schlagende“ Belege beizubringen? Lassen wir also jene ein Neudeutschland am fieberschwangeren Gestade tropischer Meere begründen und suchen wir ein uns werthvolleres Stück Altdeutschland auf, das seit langen Jahrhunderten die unmittelbare Fühlung mit dem Stammlande eingebüßt hat!

Unsere Wanderung führt uns nach einem Lande, von dem leider die ungeheure Mehrzahl deutscher Touristen kaum viel mehr als den Namen kennt — nach dem österreichischen Kronlande Krain. Der Norden der Provinz freilich, den die Norischen und Julischen Alpen begrenzen, der auch zwei an idyllischem Reize nicht leicht zu übertreffende Wasserbecken, die Seen von Wochein und Veldes, in sich schließt, wird wohl flüchtig berührt, aber über Laibach hinaus dringt ganz selten nur ein Fuß ins Innere vor. Wer vielleicht mit dem Wien-Triester Schnellzug das Ländchen durchkreuzt, bekommt nur einen sehr unvollständigen Eindruck von dessen Natur; die Karstwildniß, welche beim Franzdorfer Viadukte beginnt und erst bei Nabresina, an den blauen Wogen der Adria, ihr Ende erreicht, kann keinen Zauber auf den Vorübereilenden ausüben, und auch das wenige, was der Reisende von den Bewohnern ersieht und erfährt, dürfte ihn kaum zu längerem Verweilen anreizen. Denn leider ist seit dem Erstarken der großslovenischen Bewegung, deren oberster Leiter jedoch nicht unter seinen Stammesgenossen lebt, sondern als Professor an einem der bevorrechteten Gymnasien Wiens — mit selbstverständlich deutscher Unterrichtssprache — sein Leben unter den Njemci zu vertrauern genöthigt erscheint, die frühere Liebenswürdigkeit gegen den Fremden stark zurückgegangen; deutsche Laute werden nicht gern vernommen, und wer nicht mit den allernothwendigsten Redewendungen des Slovenokroatischen vertraut ist, wird von dem Augenblicke an, da er der Eisenbahn den Rücken kehrt, mit Schwierigkeiten aller Art zu ringen haben. Und doch ist das Karstgebiet mit seinen Kesselthälern oder Dolinen, mit seinen periodisch leeren und gefüllten Binnenseen, mit seinen unterirdisch fließenden Strömen und seinen an Großartigkeit unerreichten Höhlendomen wahrlich eines Besuches werth, und schon der Vergleich dieser Kalkberge mit den räumlich ihnen so nahen, dem Naturcharakter nach so grundverschiedenen Alpen muß jedem Naturfreunde zu hohem Genusse gereichen. Sagen wir es also, sagen dem bequemen Reisen, dem sonst für Oesterreich so bezeichnenden Komfort auf einige Zeit Lebewohl und schlagen uns von der Bahnstation Rakek aus südöstlich ins Land hinein! Zwei stramme Tagemärsche bringen uns von hier nach unserem Reiseziele Gottschee, und es empfiehlt sich fast, den Weg auf leidlicher Distriktsstraße mit dem von der Natur verliehenen Vehikel zurückzulegen, denn der kaiserlich königliche Postomnibus, der auf der Strecke verkehrt, erinnert an die Transportmittel einer altersgrauen Vorzeit und darf nur solche Insassen aufnehmen, deren Eingeweide durch keinen noch so heftigen Stoß in Unordnung gebracht werden. Der nicht reizlose Weg führt über Grachowo, Nowawes (Neudorf, vergl. die Umgegend von Potsdam), Soderschice, Ribenče (Reifnitz) nach dem mehrgenannten deutschen Städtchen, dem Zentralpunkt eines Bezirkes, auf dem ungefähr 30,000 Deutsche in strenger Sonderung von den Slaven wohnen. Auf drei Seiten grenzt der Bezirk an das Slovenische; auf der vierten reicht das kroatische Element über Brod und Brujaloka bis hart an das Gottscheer Gebiet heran, wenn schon dies letztere noch ringsum von Krain umschlossen ist. Zwischen Slovenen und Kroaten eine scharfe Scheidelinie zu ziehen, ist eben unmöglich; man hat es hier nur mit zwei Abzweigungen des nämlichen Volksstammes zu thun, welche sich weniger, als etwa Ober- und Niederdeutsche, von einander unterscheiden, wie denn neuerdings auch die Laibacher Volksbegründer ihr, wie sie glauben, zu armes Idiom durch alle möglichen Entlehnungen aus dem Kroatischen zu bereichern bemüht sind. Trotz dieser engen Umfassung also, trotzdem daß mehrere Tagereisen erforderlich sind, um von Gottschee aus die deutsche Sprachgrenze in Oberkrain oder Untersteier zu erreichen, ist das Gottscheer Völkchen seit Jahrhunderten das geblieben, als welches es der aus der alten Heimath zugereiste Wanderer mit frohem Erstaunen kennen lernt.

Bezüglich der deutschen Sprache und ihres Verhältnisses zum Slavischen halten wir eine kleine Einschaltung nicht für überflüssig. Gar häufig wird es so dargestellt, als sei Innerösterreich, wie man gewöhnlich die drei früher enge verbundenen Kronländer Steiermark, Kärnthen und Krain nennt, vor Zeiten ein homogenes deutsches Sprachgebiet gewesen, dessen Grenzen lediglich in Folge der Lauheit der Regierung und des mangelnden nationalen Sinnes der Bevölkerung allmählich nach Norden und Westen zurückgewichen seien. Diese Annahme ist geschichtlich und ethnologisch gleich haltlos. Vor tausend Jahren saßen die Slaven viel weiter hinauf; das nördliche Kärnthen und das östliche Tirol waren windische Länder, und nur langsam vermochte das deutsche Volkselement das slavische zurückzudrängen. Dann freilich, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, begann eine gewisse Suprematie des Deutschthums, aber sie kam nicht von innen heraus, sondern sie wurde von oben herab, von der österreichischen Staatsregierung in das Land hineingetragen; damals war das Deutsche, ohne daß sich die slavischen Unterthanen deshalb als Heloten vorgekommen wären, die Staatssprache, die es heute leider nicht mehr ist, und damals erhielten Land und Leute einen oberflächlichen deutschen Anstrich. Von eigentlichen Germanisirungsversuchen war keine Rede; sie hätten auch nicht gelingen können, weil dazu die Behörden zu schwach, die südslavischen Autochthonen zu unnachgiebig gewesen wären. Allein das war auch nicht von nöthen, Unterdrückung ist niemals zu billigen, und wenn der Slovene in Schule und Militärdienst soviel Deutsch lernte, um sich im Verkehr mit den Vorgesetzten verständigen zu können, so war das hinreichend, und auch derjenige Deutsche konnte damit wohl zufrieden sein, dem es nicht um Vernichtung einer fremden, sondern nur um die Erhaltung der eigenen Nationalität zu thun war. Aehnlich blieb das Verhältniß bis zum Anbruch der „Versöhnungsära“, die mit der Staatssprache reinen Tisch machte und es bald dahin zu bringen wußte, daß, in Unterkrain wenigstens, nur hie und da noch ältere Männer — Frauen niemals — den Sinn einer deutsch gestellten Anfrage zu verstehen und eine Antwort zu radebrechen im Stande sind. Der Fremde lasse sich ja von seiner Karte nicht täuschen, die ihm fast ausschließlich Ortsnamen von echt germanischem Klange vor Augen führt! In einzelnen Fällen, bei Städten wie Radmannsdorf, Krainburg u. s. w., mag es gelten, daß sie, von deutschen Ansiedlern erbaut, auch von Hause aus diese Namen führten und sich später erst die Uebersetzung in Radovča, Kran u. s. w. gefallen lassen mußten, aber in der Mehrzahl der Fälle hat umgekehrt der Kartograph in offiziellem Auftrage die Benennungen aus dem Windischen ins Deutsche übertragen, und der Ortseinwohner hat niemals ein Seedorf, Wiesen u. s. w., sondern stets nur ein Jezero, Travnik u. s. w. gekannt. Objektivität ist eine Hauptsache, wenn man sich vor Skylla und Charybdis, vor den Irrwegen des Pangermanismus und Panslavismus gleichmäßig in acht nehmen will.

Woher aber kommen in einem Landestheile, dessen altslavischen Charakter kein deutscher Enthusiast in Frage stellen wollen sollte, diese wenigen tausend Deutschen von Gottschee,

an deren Grenze sich die slavische Fluthwoge nun seit Jahrhunderten gebrochen hat? Die Aufklärungen, welche uns die historische Forschung über diesen wichtigen Punkt ertheilt, sind recht unzulänglich*). Viele nahmen das Wort Gottschee zum Anlasse, um die Gothen zu Erbauern der Stadt zu machen, Andere sahen in dieser ein altes Emporium der Vandalen. In Wirklichkeit aber ist es mit all diesen Spitzfindigkeiten nichts, denn soviel läßt sich den freilich dürftigen Urkunden doch entnehmen, daß die Besiedlung der vorher fast gar nicht bevölkerten Gegend durch deutsche Einwanderer sich unter Kaiser Karl IV., also vor etwa 5¹/₄ Jahrhunderten, vollzogen hat. Die Dynasten, welche den Siedlungsakt begünstigten, waren die Grafen v. Ortenburg, ein niederbayerisches Adelsgeschlecht, welches von jeher durch größeren Sinn sich auszeichnete, in den heimischen Religionskämpfen sich durch unerschütterliches Festhalten am Protestantismus hervorthat und zur Zeit durch ein geschäfts- und redegewandtes Mitglied in der bayerischen Reichsrathskammer vertreten wird. Den Ortenburgern, deren einst stattliches Stammschloß auf dem Gottschee überragenden Friedrichsstein eine sehenswerthe Ruine bildet, folgten später die Auersperge, und dieses Grafenhaus, dessen Angehörige nicht wie die Schwarzenberg, Schönborn, Kaunitz u. s. w. jämmerliche Apostaten wurden, sondern unentwegt treu zu ihrem Volke hielten, hat das Hauptverdienst daran, wenn das Gottscheer Ländchen seine deutsche Kultur und eine gewisse Wohlfahrt bewahrte. Zu leiden hatte es unsäglich viel, denn es lag während der schauerlichen Grenzkriege zwischen Christen und Türken diesen so recht auf dem Präsentirteller, da nur wenige Meilen dasselbe von dem damals durch seinen Fanatismus ausgezeichneten Paschalik Bosnien trennen. Und auch in unserem Jahrhundert entlud sich über Gottschee noch ein schweres Verhängniß, denn als Napoleon I. sein „Königreich Illyrien" gegründet hatte, wollten allein die Deutschen in Unterkrain von keiner Trennung von Oesterreich wissen, erhoben sich in Waffen und wurden von den übermächtigen Feinden mit furchtbarer Härte niedergeworfen. Das Schicksal des Hauptortes war dasselbe, wie das der hessischen Stadt Hersfeld, und wie letztere durch den Edelmuth eines badischen Jägerbataillons vom Verderben errettet wurde, so war in unserem Falle der im benachbarten Tschernembl kommandirende französische General der Retter; er ließ es bei „moderirter Verwüstung" bewenden, und die elastische Bevölkerung erholte sich bald wieder von dem Schlage.

Bis in die sechziger Jahre ist sodann das Ländchen vor jeder heftigen Erschütterung bewahrt geblieben; seine Bewohner nährten sich schlecht und recht mit der Arbeit ihrer Hände oder suchten ihren Erwerb draußen im Kaiserstaate als Hausirer, denn seit Kaiser Maximilian I. war den Gottscheern das Recht des — um korrekt reichsdeutsch zu sprechen — „Gewerbebetriebes im Umherziehen" gewährt. Das nationale Bewußtsein hat in dieser Ruheperiode sicherlich eher Rückschritte als Fortschritte gemacht; Slovenen gaben ihre Kinder zu den Deutschen, Deutsche zu den Slovenen ins Haus, um beide Landessprachen zu erlernen, und es bahnte sich ein Amalgamirungsprozeß an, der im Verlaufe eines Jahrhunderts vielleicht ein ähnliches Verschwinden, Aufgesaugtwerden des Deutschthums zur Folge gehabt hätte, wie er in den „Sette" und „Tredeci comuni" Venetiens eingetreten ist. Da entdeckten die Herren Bleiweis, Šuklje und Genossen den großslovenischen Staatsgedanken, und von diesem Augenblicke an fühlten auch die „Gottscheawer" wieder mit einem Male, weß Stammes sie selbst sind und seit dieser Zeit wird der Erhaltung der deutschen Sprache im Lande ein weit größeres Maß von Beachtung geschenkt, denn früher.

Der Dialekt des Gottscheers ist ein durchaus eigenartiger. Ein gebildeter Slovene, der sich in jenem gewählten, melodischen Deutsch gut auszudrücken wußte, das sich der Bewohner des Ostens durch regelrechtes Studium aneignet, versicherte dem Schreiber dieser Zeilen, derselbe werde „in der Gottschee" niemanden verstehen, denn das sei eigentlich gar kein wirkliches Deutsch, sondern nur eine Mischsprache. In gewissem Sinne hatte der Mann so unrecht nicht: wer unsere Muttersprache nur aus Grammatik und Wörterbuch kennt, den mag die isolirte Mundart, von der wir hier sprechen, fremdartig genug anmuthen, nicht so aber den Volksgenossen selbst, vor allem den aus Süddeutschland stammenden. Der Landesbewohner selbst unterscheidet sorgfältig „Deutsch", wie er es in der Schule lernt, von seinem „Gottscheawerisch"; dies aber ist nichts anderes als eine Mischung aus den verschiedenen oberdeutschen Sprachstämmen, wie denn auch Bajuwaren, Schwaben und Mainfranken sich als die drei Bestandtheile der mittelalterlichen Einwanderung nachweisen lassen. Den, der die Sprechweise der Germanen von Unterkrain wissenschaftlich analysirt sehen will, müssen wir auf die ausgezeichneten Aufsätze des bekannten Germanisten Schröer*) verweisen; für uns hier kann es sich nur darum handeln, einen Begriff von den Eigenthümlichkeiten des Dialektes zu geben. Hört man den Gottscheer reden, so gemahnt der markige, etwas schwerfällige Ausdruck unwillkürlich an das mittelhochdeutsche; im übrigen schwirren die deutschen Klänge verwirrend durcheinander. Nicht ganz im Einklange mit Schröer möchten wir persönlich, soweit uns Selbstgehörtes zum Führer dient, das altbayerische als den eigentlichen Kern der Sprache betrachten, aber dazwischen klingt besonders die stets gebrauchte Diminutivendung „e" (Püedle = Büblein, Goißle = kleine Ziege) recht schwäbisch vertraut, und wenn man die durchgehende Verwandlung des „e" in ein breites „a", die Weglassung der Endsilbe „en" bei den Zeitwörtern (Rabenschaft = Rebensaft, aß = essen, Labn = Leben) vernimmt, so möchte man sich in die weinreichen Gelände am Mittelmain, in den Landstrich zwischen Schweinfurt und Marktbreit versetzt fühlen. Ein kerniges Deutsch aber spricht der Gottscheer, und wenn er etwas langsam redet, so wird kein Hochdeutscher auf Schwierigkeiten des Verständnisses stoßen. Daß dieser entlegene Schößling des großen deutschen Sprachbaumes überaus rein von allen fremdartigen Schlingpflanzen sich erhalten hat — ähnlich wie das Vlämische, das Friesische, das Schwyzerdütsch der Urkantone — durfte bei seiner geographischen Sonderstellung von vornherein erwartet werden. Kaum merklich hat auf diese Mundart die fünfhundertjährige Nachbarschaft eines grundverschiedenen Stammes der indogermanischen Sprachfamilie eingewirkt; höchstens in der Aussprache der weiblichen Namen (Magretitzle = Margaritza = Gretchen) möchte ein Anklang an Slavisches zu erkennen sein.

Dieses Völkchen nun hat neben deutscher Sprache auch deutsche Art sich vollständig zu bewahren verstanden. Von welcher Seite man auch dem Hauptorte sich nähern möge, stets zeigt die Bauart der Dörfer, die Reinlichkeit der Wohnungen die Grenze an, auch wo noch nicht an das Kriterium der Sprachlaute appellirt werden konnte. Gottschee selbst ist nur ein kleines, aus zwei Straßen bestehendes Städtchen, das sammt seinem Vorort Gnadendorf nicht mehr denn 1200 Einwohner zählt, aber es ist das Zentrum des deutschen Wesens, und alle zu dessen Kräftigung dienenden Bestrebungen finden hier ihren Sammelpunkt in einer Bevölkerung, die einen im Verhältniß zu ihrer Größe überraschend großen Prozentsatz von gebildeten Leuten aufweist. Besonders wichtig ist für Stadt und Land das Bestehen des Unter- (Pro-) Gymnasiums, dessen wackere Lehrer unermüdlich an der Hebung des Volksbewußtseins arbeiten, und seitdem Schüler dieser Anstalt, welche das Klerikalseminar zu Laibach besucht haben, allmählich auch als Benefiziaten und Kapläne im Ländchen selbst Verwendung zu finden beginnen, ist auch die Gefahr geringer geworden, welche vielen deutschen Gegenden Oesterreichs von seiten einer fanatisch-antideutschen Geistlichkeit droht. Neben dem

*) Wir stützen uns in unserer Darlegung hauptsächlich auf die verdienstvolle Skizze des Gottscheer Gymnasialprofessors Joseph Obergföll „Ueber die Herkunft der Gottscheer", welche in Kleinhart's deutschem Volkskalender für Krain auf das Jahr 1888 abgedruckt ist. Auch des gleichen Verfassers Abhandlung „Gottscheer Familiennamen" (1882) empfehlen wir denen, die für das merkwürdige Völkchen Theilnahme empfinden.

*) 60. und 65. Band der Sitzungsberichte der k. k. Akad. d. Wissensch. zu Wien, Philol.-histor. Klasse.

Gymnasium besteht die gut dotirte Holzindustrieschule des deutsch.n Schulvereines.

Auch im politischen Leben stellt die Gottscheer Bevölkerung ihren Mann. Zum ersten Male seit längerer Zeit hat Gottschee wieder einen eigenen deutschen Abgeordneten zum Krainer Provinzialtandtag durchgebracht, während selbstredend bei der Reichsrathswahl an einen Erfolg nun und nimmer zu denken ist. Der gegenwärtige Deputirte, der um seine Vaterstadt sehr verdiente Apotheker Braune, hat erst kürzlich in der Laibacher Landstube Aufsehen erregt durch seine interessanten, wennschon unerfreulichen Mittheilungen über die hohe Ziffer der Krainer Auswanderung. Neben denen des eigenen Staates verfolgt man auch eifrig die politischen Vorgänge im stammverwandten Deutschen Reiche. Natürlicherweise gestaltet sich über diese Dinge das Urtheil etwas einseitig; wir Reichsdeutsche zerfallen nämlich in zwei große Gruppen, in die Bösen, welche dem führenden Staatsmanne nicht auf Schritt und Tritt folgen, und in die Guten, welche dies thun. Wer von uns „Böcken" aber wollte den braven Gottscheern ihre Anschauung verübeln? Sie sehen eben bloß makroskopisch, durch ein Fernrohr, und da erscheint gar vieles in anderem Lichte, als wenn man die Dinge in nächster Nähe vor dem Auge vorbeiziehen sieht. Rechnen wir es ihnen vielmehr um so höher an, daß sie mit der sie auszeichnenden Liebenswürdigkeit auch solche Reichsdeutsche bei sich aufnehmen, die nach ihrer Ansicht das ihnen gewordene Glück nicht in gleichem Maße zu würdigen wissen, wie sie, die „Deutschen in der Gottscheew", es an unserer Stelle thun würden.

Wer eine recht gute Meinung von deutschem Wesen gewinnen will, darf unser Volk nicht auf den Höhen des Ruhmes und der Macht, er muß es vielmehr beim Kampfe um die höchsten Güter aufsuchen. Da bekommt man einen vollen Eindruck von seiner Kraft, von seiner inneren Festigkeit, von seiner Respektabilität. Und wem deshalb bei der Lektüre der „Nordd. Allgem. Zeitung" der Nationalstolz etwas abhanden gekommen sein sollte, der gehe zu den Deutschen in der Diaspora: dort wird er ihn wiederfinden.

* * * *

Pastorengeschichten.

Mehr als hundert Jahre sind vergangen, seit der sterbende Voltaire auf die Frage des eifernden Pfarrers: „Croyez-vous à la divinité de Jesus-Christ?" die ärgerliche Antwort gab: „Au nom de Dieu, monsieur, ne me parlez plus de cet homme-là et laissez-moi mourir en repos!" Mancherlei hat sich seit jenen Maitagen des Jahres 1778 in der alten Welt verändert; der Legitimitätsgedanke hat sich von dem Streiche, der ihn elf Jahre später traf, nie mehr so recht erholt, und das alte Gottesgnadenthum, als dekoratives Schaustück ängstlich bewahrt, mußte in der Realität doch einer dem modernen Nationalismus mehr entsprechenden Anschauung vom Wesen der höchsten weltlichen Autorität weichen. Das Kirchendogma allein hat allen Anfechtungen eines Voltaire und Rousseau und der wissenschaftlichen Kritik eines Feuerbach, Strauß und Renan siegreichen Widerstand entgegengesetzt, und der alte Zwiespalt zwischen der reinen Lehre des Heilands und dem kritiklosen Wortglauben der erstarrten Dogmatik hat sich seit den Tagen der "Profession de foi du vicaire savoyard" kaum verengt. Mit wehmüthiger Resignation rührt Erneste Renan an den letzten Grund aller Kirchenmacht, wenn er sagt: „Die schlimmste Qual, durch welche der Mann, der sich zu einem Leben in der Reflexion durchgekämpft hat, für seine exceptionelle Lage büßt, ist die, aus der großen religiösen Familie, der die besten Seelen der Erde gehören, sich ausgeschlossen zu sehen, und von den Wesen, mit denen er am liebsten in geistiger Vereinigung leben möchte, als ein verderbter Mensch betrachtet zu werden. Man muß seiner selbst sehr sicher sein, um nicht erschüttert zu werden, wenn die Frauen und die Kinder die Hände falten und Einem sagen: O glaube wie wir!" Eine Institution, für deren Erhaltung die Frauen und die Kinder agitiren, kann den Angriffen des Verstandes der Verständigen lange Zeit trotzen, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts kirchliche Bestrebungen und Ansprüche mit nicht geringerem Muth ihr Haupt erheben als zur Zeit des Weisen von Ferney und des Bürgers von Genf.

Ein neues Moment brachte in unserer Zeit nur die Verquickung von kirchlichen mit sozialistischen Heilslehren herbei, zu welcher sich die moderne ecclesia militans entschloß und welche in den höchstberühmten Worten vom „praktischen Christenthum" und dem „christlichen Sozialismus" ihren tönenden Ausdruck fand. Eine Art von Parochialsport ward Mode, und so ist es denn nicht eben verwunderlich, wenn die Pastorengeschichten wieder einen breiteren Raum in unserer Litteratur zu beanspruchen beginnen, als sie seit der um mehr als hundert Jahre zurückliegenden Epoche Sir Oliver Goldsmiths inne hatten. Freilich geht es in den Pfarrhäusern dieser neuesten Geschichten minder idyllisch zu als in Wakefield und in Sesenheim oder bei den geistlichen Herren Hippels und Jean Pauls. Der Deutsche Max Kretzer und der Norweger Alexander L. Kielland haben fast gleichzeitig den nämlichen Stoff behandelt: den Pastoreneinfluß und die Macht des starren Dogmenglaubens. Kielland hat in engem Rahmen ein eindrucksvolles Bild geschaffen; Kretzer strebte dem weiten Kulturgemälde zu und gab ein kaum ernsthaft zu nehmendes Zerrbild.

Der Pastor in Kiellands „Johannisfest"*) ist ein kluger Geschäftsmann ohne einen Funken echter Frömmigkeit, aber auch ohne besondere Bösartigkeit. Die Welt erscheint ihm als ein voller Kramladen, und sein beständiges Streben ist nur, „drinnen" zu sein, und nicht vor den lockenden Auslagefenstern gierig gaffen zu müssen. Die erste starke Empfindung seines Lebens ist die Wuth über den Verlust seines vom Fallissement der großen Aktiengesellschaft „Fortuna" verschlungenen Vermögens; aber — den Kindern Gottes muß Alles zum Guten dienen — gerade diese unfromme Empörung läßt ihn in seinen Predigten einen persönlichen Ton finden, der mächtig in die an öde Litaneien gewöhnte Gemeinde einschlägt. Pastor Kruse, der so herrlich gegen die schlimmen Schätze dieser sündigen Welt zu wettern weiß, der die Sprache seiner Pfarrkinder spricht und ihnen von ihren Alltagssorgen erzählt, er wird der populärste Mann in Stadt und Land; er tritt an die Spitze weitverzweigter Hilfsvereine, und seine kinderlose Frau Friederike — „einige Gottlose behaupteten, sie sei zu geizig, um der Welt etwas zu schenken" — weiß die herbeiströmenden Spenden zum allgemeinen und zu des Pfarrhauses besonderem Wohlgefallen bestens zu verwalten. Morten Kruse ist zufrieden. Warum sollte er auch nicht? Er ist ja nun wieder „drinnen". Sein Ansehen wächst mit jedem Tage, bis er „wie ein Alp auf dem Lande lastet" und seine fromme Maulwurfsarbeit auch die politischen Verhältnisse unterwühlt hat. Und nun wird er wirklich „fromm"; denn „als der große Segen seiner Arbeit folgte, so daß er täglich, ja stündlich erfuhr, wie Gott mit ihm sei, da wurde sein Vertrauen groß und warm, denn sein Gott und er und er und sein Gott verstanden einander und arbeiteten sich in die Hände. Wo er ging und stand, war diese Zuversicht mit ihm — unter Freunden und inmitten der Feinde; was ihm auch geschah, was ihn bedrohte, stets fühlte er sich so sicher, als habe er seinen Gott in der Tasche". Und wenn Ehren-Kruse inzwischen auch gestorben ist: er lebt noch heute, und wir kennen ihn alle.

Auch die Pastoren des Herrn Kretzer kennen wir; nicht aus dem Leben zwar, aber aus alten Lieferungsromanen von der lesegierigen Jugendzeit her, die alles Gedruckte heißhungrig herunterschlang. Da sind sie uns wohl begegnet, diese grimmen Fanatiker, diese schnüffelnden, spionirenden Küsterfrauen, diese starkgliedrigen Beherrscherinnen

*) Deutsch von Mary Ottesen. Berlin. 1890. Verlag von S. Fischer.

frommen Männersinns; und an silberhaarigen Ehrengreisen hat es da ebensowenig gefehlt wie an wilden Sprößlingen pastoraler Daseinsbethätigungen. Herr Kretzer benutzt die noch übrig gebliebenen Vorräthe aus den alten Farbentöpfen des Kolportageromans, um uns in seiner „Bergpredigt“*) die sogenannte „Berliner Bewegung“ vorzuführen. Die älteste, mit Engelsgelock und Satansspuk plump hantirende Technik macht sich hier dreist und gottesfürchtig an den allermodernsten Stoff — denn was wäre wohl moderner und nationaler obendrein als die innere Mission und die Stöcker'sche Nächstenliebe? —, und so kommt ein abscheuliches Bastardungethüm zur Welt, das wie ein literarischer Zufallssprößling aus einer wilden Eintagsehe zwischen Zola und einer romanestrickenden Tugendboldin aus der Umgebung der Gartenlaube ausschaut. Schaudervoll, höchst schaudervoll.

Ein idealgesinnter junger Geistlicher, der sein theologisches Bekenntniß aus der Bergpredigt geschöpft hat, findet in einer Regennacht ein vierzehnjähriges Judenmädchen auf den Stufen seines Hauses; er speist das frühreife Kind in seiner Wohnung und schafft ihm dann bei seinem älteren Bruder, dem Pastor der Nachbargemeinde, ein vorläufiges Obdach. Natürlich ist dieser Bruder, der mit einer grauslich klugen und bösartigen Wirthschafterin haust, der Vater des kleinen jüdischen Mädchens; seine frühere Köchin hatte trotz ihrer Zugehörigkeit zum alten Bunde dem frommen Herrn gefallen. Der jüngere Bruder wird von den orthodoxen Genossen des älteren eines Sittlichkeitsverbrechens beschuldigt, weil eine von Katzen umgebene Küsterfrau behauptet, sie habe Küsse erlauscht, als sie den Thee für die kleine Josepha brachte. Dieser Verdacht wird zwar entkräftet, der junge Pastor aber wird nach seiner allzu liberalen Probepredigt vom Konsistorium des Amtes entsetzt. Und er scheidet von uns und dem ruhig weiter konkubinirenden Bruder mit der Absicht, die Kirchengemeinschaft zu verlassen, um „ein wahrhaftiger Christ“ sein zu können. Was er sich darunter denkt, verschweigt er klüglich; über einige billige Redensarten von Toleranz und anderen ebenso schönen wie seltenen Dingen kommt er nicht heraus. Daneben gibt es noch den vor wie nach Sonnenaufgang saufenden Pflegevater der kleinen Josepha, deren nicht weit vom Stamme gefallene Brüder, und einen herabgekommenen Kandidaten, der die junge Hausirerin auch einmal auf seinem Zimmer hatte, ohne gerade von den reinsten Empfindungen christlicher Nächstenliebe erfüllt zu sein. Kurz, es passiren die scheußlichsten Dinge in dem Stückchen Natur des Herrn Max Kretzer, und an dem bösen Willen des Verfassers liegt es gewiß nicht, wenn das Buch gar keinen Eindruck macht; er hat die Farben dick genug aufgetragen, und die Superlative des Schönen und des Gräßlichen platzen laut genug aufeinander.

Ich möchte wohl das mitleidige Lächeln sehen, mit welchem der „Vater der Berliner Bewegung“ sein verkretzertes Ebenbild betrachten würde, wenn seine weitschichtige Thätigkeit nach oben und nach unten ihm überhaupt Zeit zu derlei gottloser Lektüre ließen. Doch da er in einem Verzeichniß derjenigen Bücher, welche „dauernd auf ihn gewirkt“ haben, von den Herren Lessing, Goethe, Schiller nichts wissen will, so ist wohl kaum anzunehmen, daß Kretzer bei ihm mehr Glück haben sollte. Er tritt nämlich leibhaftig in der „Bergpredigt“ auf, der Herr Hofprediger — Bock, der Mann mit dem „Dutzendgesicht der Pastorenschablone: glattrasirt bis auf die Bartkrause, die nach englischer Manier vom Ohre herab die Wange bedeckte“. Die äußere Schilderung des Mannes ist auch sonst nicht übel: Sein „Mund glich einem breiten vernarbten Messerschnitt, der um so deutlicher hervortrat, wenn die buschigen Brauen über den kleinen, listigen Augen sich zusammenzogen; das Gesicht nahm dann einen unangenehmen Ausdruck an; etwas Abstoßendes und Rohes sprach aus ihm; wohin man blickte, sah man nur Härten und scharfe Linien. Nirgends ein Zug von Milde und wahrhaftiger Herzensgüte. Es war das Antlitz eines Komödianten, der über das Handwerk eines Theaterbösewichtes niemals hinausgekommen war und welcher seine Rolle auch im Leben nicht verleugnen konnte“.

Was ließ sich aus diesem Manne machen; und was hat Kretzer aus ihm gemacht! Den Theaterbösewicht hätten wir ihm noch hingehen lassen, käme er wenigstens aus einem politischen Intriguenstück und nicht aus einem verstaubten Melodramo. Aber was thut unser Hofprediger Bock? Er konspirirt mit einer Pfarrhauswirthschafterin und horcht bei nächtlicher Weile eine Küsterfrau aus, um einen jungen Amtsgenossen zu verderben; das ist alles. Du lieber Gott! Der Bock, den wir kennen, der sich als Gärtner der Berliner Bewegung etablirte, er hat sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben; er geht aufs Ganze und hat andere Gegner zu bekämpfen als junge, unklar schwärmende Pastoren, die man am leichtesten kirrt, wenn man sie ruhig im Besitzwahnen läßt.

Ein Vergleich der beiden Pastorengeschichten ist recht lehrreich: bei Kielland gibt sich alles wie von selbst, die kurze Erzählung spielt sich durchaus auf dem realen Boden der Alltäglichkeit ab, und die Nebenpersonen — wir kennen sie, wie den geistlichen Helden, schon aus des Verfassers früheren Romanen „Gift“, „Fortuna“, „Garman und Worse“ — sind mit knapper Kunst vortrefflich gezeichnet; bei Kretzer gerathen wir sofort in eine tendenziös zurecht gemachte Romanwelt, in der wie auf einem Schachbrett die Schwarzen und die Weißen, die Guten und die Bösen von einander getrennt sind. Der norwegische Realist ist „jenseit von Gut und Böse“ und gestaltet Menschen nach dem Ebenbilde derer, die er gesehen hat; der deutsche Romanschreiber knetet Figürchen nach seinem Augenblicksbedarf. Es ist immer dieselbe Geschichte, hier wie in der Mehrzahl unserer Theaterstücke: wer die Menschen nach den Bedürfnissen einer vorher gefundenen „Idee“ uniformt, schafft nichts Lebendiges. Das ganze Geheimniß des vielberufenen „Naturalismus“ ist da: den äußerlichen Reichthum an möglichst abenteuerlicher Handlung durch die auf Lebensbeobachtung beruhende logische Entwicklung des — physiologischen, nicht metaphysischen — Menschen zu ersetzen strebt alle „moderne“ Kunst. Und ist das angeblich von Zola erfundene Schlachtwort „Naturalismus“ alt — es findet sich in der heutigen Sinnbedeutung schon in Michel de Montaignes skeptischen „Essais“ —, so ist die Sache selbst nicht neuer und „moderner“. Es ist vielleicht etwas willkürlich, wenn Zola in Diderot den Vater der positivistischen Naturalisten, in Rousseau den Ahnherrn der Romantiker von Chateaubriand bis auf George Sand sieht; aber er könnte sich für den ersten Theil seiner Behauptung mindestens auf die Einleitungssätze der Encyklopädie berufen, in denen es heißt: „Die Quelle aller Erkenntniß ist die Erfahrung.“ Und auch das mag für die heutigen Naturalisten zutreffen, was Hermann Hettner von den Encyklopädisten gesagt hat: „Eine feste Standarte war aufgepflanzt, die Losung war ausgetheilt. Allmählich, aber sicher zog die Denkart der neuen Schule in die Gesinnungen und Ueberzeugungen der Menschen. Es ist durch die Encyklopädie viel thörichte Ueberstürzung in die Welt gekommen, ein flaches Fertigsein mit Dingen und Räthseln, die nicht schöngeistig beredet, sondern mühevoll beobachtet und emsig und tief durchforscht sein wollen. Aber der innerste Kern war trotz alledem gesund und trieb heilsame Früchte.“ Die entschlossene Oberflächlichkeit, mit der heutzutage soziale Kurpfuscher die tiefgreifendsten Zeiterscheinungen: der Frauenfrage, dem Alkoholismus und den Glaubenskämpfen litterarisch beizukommen sich erdreisten, läßt in der That die Erinnerung an die Schnellfertigkeit der société des gens de lettres erwachen. Ein glückliches Unglück ist's, daß jederzeit die Neuesten von denen nichts wissen, die vor ihnen die Neuen waren; wüßten sie davon, vor ihrer Gottähnlichkeit möchte ihnen am Ende doch bange werden.

Als ein Beweis der bei uns zu Lande herrschenden Begriffsverwirrung mag hier angeführt werden, daß Herr Max Kretzer im Sprachgebrauch der Litteraturregistratoren als ein schlimmer „Naturalist“ gilt; in Wahrheit ist er's so wenig wie Bock seinem Urbild gleicht. Kretzer hat viel Talent; auch in seinem neuen Roman beweisen das die

*) Dresden und Leipzig. 1890. E. Piersons Verlag.

lebendig wiedergegebenen Bilder aus dem Berliner Straßenleben, und ich will nicht so boshaft sein, die erschrecklich vielen Sünden gegen die „konventionellen" Konstruktionslehren der Grammatik für das Kennzeichen seines Naturalismus zu halten. Aber das vornehmste Material des gestaltenden Künstlers: den Menschen, kennt Kretzer jedenfalls nicht und nicht die wandelnde Kraft der Lebensumgebung; seine sympathischen Charaktere sind rosenroth überpinselt, trotz den Blaustrumpfdichterinnen der Familienblätter; und seine bösen Menschen sind schwarz wie die Rachegedanken eines gekränkten Schriftstellers. Kretzer ist — wenn ich mir den Ausdruck meines verehrten Kollegen Otto Brahm aneignen darf — der bequemste Tendenzmacher von der Welt, und wenn er zufällig eine ausgesprochene Vorliebe für den vierten Stand hat, so ist das doch wahrhaftig kein Grund, ihn für einen Naturalisten zu halten. Dagegen möchte ich ihn feierlich verwahren; er stammt wahrhaftig nicht von den Naturalisten des 18. Jahrhunderts ab: wie sein bockfeindlicher Held ist er ein unklarer Deist, der manches Gute will, ohne recht zu wissen, was er will und wie er sein verschwimmendes Ziel erreichen kann. Und so hat er auch diesmal blind wüthig auf die Orthodoxen losgeschlagen, ohne sie doch empfindlich zu treffen, denn — Kielland könnt's ihm sagen —: „sie sitzen wohlgeborgen in einer guten zähen Haut, die lange ausdauern kann."

Maximilian Harden.

Theater.

Freie Bühne: Ein Handschuh. Schauspiel in drei Aufzügen von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Emma Klingenfeld.

> Aus der Tiefe meiner Seele hasse und verwünsche ich jede Lehre, die nicht ein reines und heiliges Heim zu ihrem Eckstein macht. Alle Civilisation gründet sich auf das Familienleben, die Tugenden blühen in ihm und Früchte und Blüthen und Duft gehen über den häuslichen Herd aus, wo ein Mann ein Weib liebt. Die reichsten Worte der Welt sind: meine Braut, mein Weib, Vater, Mutter, mein Kind. Ohne diese Worte ist die Welt nur eine Lagerstatte und die Menschen sind nichts als Thiere.
>
> Und hiermit sind wir zu dem gelangt, wofür ich hauptsächlich aufgetreten bin. Die Vielweiberei, die viele von uns in der Jugendzeit getrieben haben — ist die so ganz ohne Schaden, läßt die keine Spuren zurück? Oder werden diese Spuren verlöscht sobald man sich verheirathet? Gibt es wirklich noch Jemand, der so dumm ist, das zu glauben?
>
> Björnson, Monogamie und Polygamie.

Björnson hat das Thema seines „Handschuh" in zwei verschiedenen Bearbeitungen zu erfassen gesucht: in der ersten entließ er die Hörer mit einem sogenannten versöhnlichen Schluß, in der zweiten stellte er sie vor das bekannte große Fragezeichen, welches ein Symbol zumal der Ibsen'schen Kunst geworden ist: „ich frage meist, antworten ist mein Amt nicht". Die Freie Bühne hat aus diesen beiden Bearbeitungen eine dritte hergestellt, welche die Vorzüge der einen wie der anderen zusammenzufassen strebt; Björnson hat die Einrichtung gebilligt.

Welches sind nun die Vorzüge der zwei Fassungen? Und wie haben sich die Hörer zu dem Versuch der Freien Bühne gestellt?

Da die zweite Bearbeitung des „Handschuh", welche in der Reclam'schen Ausgabe zu bequemer Benutzung vorliegt, ebenso allgemein bekannt geworden ist, wie die erste unbekannt blieb, will ich von dieser älteren zunächst sprechen. (Sie ist in deutscher Uebersetzung in der Wochenschrift „Der Zeitgenosse" erschienen, Stuttgart, bei Spemann.)

Björnson's Erfindung scheint von einer Anregung Ibsen's ausgegangen zu sein: in den „Gespenstern" steckt das Thema des „Handschuh". Wie Ibsen und Björnson, die Landsgenossen, die im Alter und in litterarischer Entwicklung Benachbarten, einander fort und fort Anregungen gegeben haben, wie sie, gerade durch den Gegensatz der Individualitäten, ein Jeder die eigene Physiognomie desto kräftiger ausgebildet haben, — so scheint zumal hier der Zusammenhang deutlich, und wir können den Finger auf die Stelle legen, von der Björnson's Fabel in Bewegung gesetzt wurde. In den „Gespenstern" nämlich, als von der Ehe zwischen dem Tischler Engstrand und der verführten Magd die Rede ist, sagt Pastor Manders:

> Aber denken Sie nur, hinzugehen und sich mit einer Gefallenen trauen zu lassen!
>
> Frau Alving: Was sagen Sie denn von mir, die hinging und sich mit einem gefallenen Manne trauen ließ?
>
> Pastor Manders: Was sagen Sie? — Ein gefallener Mann!
>
> Frau Alving: Glauben Sie vielleicht, daß Alving reiner war, da ich mit ihm an den Altar trat, als Johanna, da sie sich mit Engstrand trauen ließ?
>
> Pastor Manders: Daß Sie aber so ungleiche Dinge nebeneinander stellen mögen!

Die Frage, die Ibsen hier nur gestreift, faßte Björnson mit voller Energie auf und stellte sie in den Mittelpunkt seines Schauspiels; seine Heldin ward jene Svava, welche im Innersten ihres jungfräulichen Empfindens getroffen wird durch die Erkenntniß: daß Alf Christensen, ihr geliebter Bräutigam, ein „Junggesellenleben" geführt nach der landläufigen Art; und welche von ihm und den Ihren sich loszulösen scheint für immer, als sie, vom Widerstreit der Gefühle bedrängt, den Kampf zwischen Haß und Neigung, zwischen sittlicher Freiheit und Zwang der Leidenschaft nur durch einen gewaltsamen Entschluß zu enden weiß: den Handschuh wirft sie dem Geliebten ins Gesicht. „Ich warf ihn nicht nur gegen Alf, ich schleuderte ihn gegen dich und gegen euch alle, die ihr so denkt," ruft sie dem Vater zu, dem liebenswürdigen, eleganten Ries, einem wieder lebendig gewordenen Kammerherrn Alving, der auch in der Ehe es mit der Treue nicht ängstlich nimmt. „Daß ein Vater das Herz hat, sein Kind so etwas erleben zu lassen!" spricht Svava, als sie die Wahrheit über Ries erfährt, und harte Worte fallen von den Lippen der in ihrem liebsten Menschen doppelt Enttäuschten, aus reinen Vorstellungen schmerzlich Aufgestörten; aber eben, weil sie inne wird, daß Alles rings um sie herum, daß auch die Besten, die sie kennt, ihr Vater, ihr väterlicher Freund, Dr Nordan, die Forderung ihres Herzens ungerecht nennen, zeigt sie zur Versöhnung sich geneigt — zu einer Versöhnung, die nur eine oberflächliche Betrachtung „optimistisch" nennen kann: sie ist vielmehr tief pessimistisch, diese halbe Ausgleichung, sie enthält eine bittere Anklage und ein revolutionirendes Element, und deutlich klingt in uns, wenn das Spiel beendet, das Wort der Svava nach: „So tief muß man sich also beugen, um für das Leben zu passen!"

Nicht dieser Schluß ist es, der für eine ästhetische Auffassung anfechtbar erscheint: er ist das nothwendige, für Björnson's Temperament offenbar von Anfang an gegebene Ende, nicht eine nachträgliche Konzession an das Publikum. Der idyllische Schluß seines „Fallissements", das sanfte Ausklingen der „Neuvermählten" zeigen die gleichen, der Tragik abgeneigte Physiognomie. Allein das innere Gefüge des Werkes schien der Besserung sehr bedürftig: die Handlung schleppte sich nur langsam vorwärts, lange Debatten über die sittlichen Fragen wurden geführt, welche die dramatische Wirkung hemmten, und ein eigener Repräsentant des Dichters, Doktor Nordan, ein Mittelding von ehrwürdigem, skandinavischen Onkel und französischem Raisonneur, griff mit erkältenden Reden in die Geschehnisse hinein. Alle diese Schwächen wurden in der zweiten Bearbeitung gehoben: der Raisonneur fiel ganz fort, die Debatten wurden energisch verkürzt, alle Charaktere gewannen ein eigenes Leben; nur Alf Christensen, der Bräutigam, blieb schattenhaft, wie zuvor. Gleichzeitig aber fand der Dichter seinem Werke einen anderen Schluß: die Handschuhszene ward aus dem zweiten Akt an das Ende des dritten gelegt, und mit ihr wurde der Hörer nun entlassen. Denn Björnson selbst hatte inzwischen in den Anschauungen, welche er seine Svava entwickeln läßt, sich immer mehr bestärkt, er hatte ihre Forderung bedingt zu der seinigen gemacht — wenngleich er auch jetzt von schroffer theoretischer Zuspitzung soweit entfernt blieb, wie von frommer Scheinheiligkeit — und er hatte seine Ansichten in

einem, von Ort zu Ort, durch ganz Skandinavien wiederholten Vortrage zusammengefaßt: Monogamie und Polygamie*). Im Zusammenhang mit dieser Bewegung, in welcher Björnson auf der einen Seite, Georg Brandes und viele Jüngere auf der andern Seite standen, hat der „Handschuh“ diejenige Form gewonnen, welche die bekanntere ist, und er ist ein Thesenstück geworden, eine Tendenzschrift, deren unkünstlerisch abrupter Schluß den Handschuh nun in der That zu schleudern scheint — „gegen euch alle, die ihr so denkt“. Unmöglich, daß die Handlung hier endet, wo der Gegenstoß der Gesellschaft gegen Svava erst beginnt: mag sie nun zu Grunde gehen im Kampfe gegen eine ihr heterogene Welt, oder mag sie zu einem Ausgleich sich hindrängen lassen — immer wird uns der Dichter einen Ausblick auf das Schicksal der Heldin gönnen müssen, und er handelt lieblos gegen sein eigenes Werk, wenn er den Vorhang zum letzten Mal sinken läßt, vor der Entscheidung. Wenn Ibsen's Nora aus dem Hause geht, wenn sein Volksfeind zu verharren erklärt, Einer gegen Tausend, so sehen wir doch die Richtung sich andeuten, in der das Leben dieser Beiden nun verlaufen wird; der Schluß des zweiten „Handschuh“ aber läßt uns gerade so „verblüfft“ stehen, wie den guten Ries, und wir empfinden deutlich, wie die Tendenz das Kunstwerk getödtet hat.

Aus diesen Erwägungen heraus hat die Freie Bühne den Versuch gemacht, beides zu vereinigen: die Knappheit der jüngeren Fassung und den runden Schluß der älteren; sie hat dadurch die Szenen voll ergötzlicher Wahrheiten, in welchen die Charaktere des Ries und des Ehepaares Christensen sich entfalten, zu starker Wirkung gebracht, ohne doch ein Nachlassen des Eindruckes am Schluß verhindern zu können. Nicht nur, weil die meisten Zuschauer unter dem Eindruck der „unversöhnlichen“ Fassung standen, sondern auch weil die Tradition des französischen Thesenstückes bei uns noch so stark wirkt, wollte man nicht empfinden, daß jenes leiser verklingende Ende künstlerisch das bessere ist: verschiedene Ansichten, welche in menschlichen Köpfen leben und sich befehden, schildert der Dichter das eine Mal; das andere Mal hält er einen dramatisirten Vortrag. Aber stark und nachhaltig, das zeigen die lebhaften Debatten, welche sich um das Werk erhoben haben, wirkt auch in der Fassung der Freien Bühne noch der soziale Gehalt des Werkes, seine Tendenz und sein poetisches Problem; das fröhliche Weltkind Paul Lindau, als Wortführer der Ries-Naturen, streitet in aller Harmlosigkeit mit den „Männerbund“-Bestrebungen des „Reichsboten“, und bis zu den rheinischen Ultramontanen, in die Spalten der frommen „Kölnischen Volkszeitung“ pflanzt sich die Erörterung fort; und so darf die Freie Bühne, glaube ich, abermals das Verdienst für sich in Anspruch nehmen: geistige und künstlerische Anregungen gegeben zu haben, über den Rahmen des Theaterbetriebes hinaus.

Otto Brahm.

Vorträge und Versuche. Beiträge zur Litteraturgeschichte von Ludwig Geiger. Dresden. 1890. L. Ehlermann. XIV und 318 S.

In dieser Sammlung meistens früher — zum nicht geringen Theil in der „Nation“ — gedruckter, aber sorgfältig gefeilter und stellenweise umgegossener Arbeiten führt der Verfasser die Leser auf drei Gebiete, die ihm besonders vertraut sind: das der Renaissance-Litteratur, der Aufklärungszeit und der Epoche Goethe's. Es ist ein buntes Mosaik, dessen Steine nicht durchgehends von gleichem Werthe sein können, bei dessen Betrachtung aber für Jeden, der die geistige Entwicklung der letzten Jahrhunderte verfolgt, etwas abfallen wird. Wie man aus den Titelüberschriften ersieht, herrscht die Beschäftigung mit Erscheinungen des deutschen Geisteslebens vor. Dabei handelt es sich um abgeschlossene Bilder, wie den Humanismus an der Universität Heidelberg, die ältesten Berliner Wochenschriften, Berlin vor hundert Jahren, Goethe und die Juden, Goethe und die Renaissance oder eine Mittheilung von Dokumenten mit Erläuterungen, wie Briefe von David Friedländer, Corona Schröter, Friederike Oeser. Aber auch das Ausland ist in Aufsätzen über Margarethe von Navarra, die Renaissance in Frankreich unter Karl VIII., gelehrte Griechen in Europa im 15. und 16. Jahrhundert, Isota Nogarola, Erasmus in Italien, den ältesten römischen Musenalmanach vertreten. Der Vortrag Voltaire und Friedrich der Große, der bisher ungedruckt war, behandelt ein Thema, das immer einen eigenen Reiz bewahren wird und doch noch nicht erschöpft ist, wie denn zu hoffen steht, daß darauf bezügliche Aktenstücke, die das Frankfurter Stadtarchiv in sich birgt, nicht unbenutzt bleiben werden. An dem Urtheile über das Verhältniß beider Männer wird dadurch indessen nichts geändert werden. Man wird den sorgfältig abgewogenen Worten des Verfassers nur beistimmen können. Andere seiner Aussprüche, wie z. B. über Henriette Herz oder über den Ernst der „Gläubigkeit“ Heine's in seiner letzten Lebenszeit können zum Widerspruch reizen. Allein für Einzelheiten fehlt hier der Raum. Wir wünschen, daß es dem Verfasser möglich werde, seine ganze Kraft zur Schaffung einer Kultur- und Litteraturgeschichte Berlins zu sammeln, wofür sich in diesem Bande mancherlei Vorarbeiten finden.

A. St.

*) In deutscher Uebersetzung sind bei Hermann Lazarus, Berlin, erschienen.

Gustave Flaubert: Correspondance. (Deuxième série. 1850—54.) Paris. 1889 Charpentier.

Flaubert's Persönlichkeit ist uns durch die Darstellung Anderer — von seinem Jugendfreund Maxime Du Camp in den Souvenirs littéraires, von den Adepten seines Alters, Zola, Daudet, Guy de Maupassant, von den Genossen der Tafelrunde bei Magny Banville, Gautier, den Goncourt so bis ins Einzelne geschildert worden, daß wir hätten glauben dürfen, ihn zu kennen. Wir hörten da, daß der große Stilist des Realismus im Privatleben ein Fanatiker der redenden Kunst; daß er ein Epileptiker; ein Provinziale gewesen und Gott weiß wie viele Geschichtchen und Anekdötchen. Nun hat man zu guter Stunde Flaubert selbst zu Worte kommen lassen: zuerst in dem Briefwechsel mit der George Sand und jetzt in der Korrespondenz mit seiner Mutter, seiner Herzenskönigin, Louis Bouilhet u. s. w. Und Flaubert, der Mann, der Richter seines Landes, seiner Zeit, erscheint uns nun ebenso imponirend, wie ehedem der Autor. Flaubert war ein Märtyrer seiner Kunstreligion: aber wie überwältigend groß tritt er uns entgegen in seinen Bekenntnissen: wie trifft er in seinen Urtheilen über Shakespeare und Spinoza das Wahre: wie können wir den Mühen seiner Arbeit folgen: wie läßt uns dieses briefliche Tagebuch Einblick gewinnen in die Entstehungsgeschichte seines Meisterwerkes, der Madame Bovary. Wie begreifen wir seinen Ingrimm gegen die Entartung der Zeit, den Verderb des Kaiserreiches, in dem „Alles dergestalt prostituirt ist, daß die eigentlich Prostituirten noch die einzig ehrlichen, d. h. genau das sind, was sie vorstellen. . . .“ Flaubert's Korrespondenz wird eine der bedeutendsten Quellen nicht bloß zur Litteratur-, sondern auch zur Zeitgeschichte Frankreichs bleiben. Dabei schreibt der Künstler einen Stil, der selbst der unflätigen Derbheit an der rechten Stelle den Adel der Kraft und Wahrheit aufprägt. — Eine einläßliche Ausführung dieser Voranzeige behalten wir uns bis zum Erscheinen des Schlußbandes vor.

—m.

Freunden unserer Zeitschrift, welche geneigt sind, uns bei der Verbreitung der „Nation“ auch am Schlusse dieses Quartals zu unterstützen, würden wir für Adressen, an die Probenummern gesandt werden können, sehr verbunden sein. Auch stehen unseren Freunden Probenummern zur direkten Vertheilung stets unentgeltlich zur Verfügung.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 13. Berlin, den 28 Dezember 1889. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1889 unter Nr. 4018 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Das Jahr geht zu Ende und nach Menschenbrauch sammelt beim Herannahen dieses Zeitpunktes jeder Einzelne, was er an Schwungkraft der Seele und an Optimismus besitzt, um die Vergangenheit, wie sie auch war, und die Zukunft, wie dunkel sie auch sei, zu einem möglichst hoffnungsvollen Bilde zu verschmelzen. Es gibt Perioden, wo das Hoffen den Menschen leichter gemacht wird; die Kämpfe fehlen zwar keiner Zeit; aber dem Kampfe, der von Siegeszuversicht belebt wird, ist seine erdrückende Schwere genommen, und wenn diese Empfindung ein Volk durchdringt, so zieht durch die Seele ein Gefühl von Kraft und Zuversicht, als müßte die Sonne des Fortschritts sich immer siegreicher und immer strahlender erheben. Und es gibt andere Zeiten, wo der Erfolg nur im mühsamen Festhalten und im kümmerlichen, hart erstrittenen, fußbreiten Vorwärtsrücken besteht. Diese Zeiten sind schwere, aber in ihnen für Pflicht und Gewissen gestritten zu haben, ist kein geringer Ruhmestitel.

Wenn man nun die politische Neujahrsstimmung charakterisiren wollte, die bei dieser Jahreswende in Deutschland herrscht, so würde man von selbstsicherer Zuversicht für die Zukunft nicht allzuviel entdecken können.

Das Kartell hat drei Jahre die öffentlichen Geschicke beherrscht, und es ist für die nächsten Wahlen erneuert, aber die drei Parteien, die sich zu gemeinsamem Kampf verbunden haben, beseelt keine Siegesfreudigkeit; Mißtrauen, Mißgunst und gegenseitige Verbitterung trennen die Bundesgenossen; diese Stütze der heute herrschenden Politik mag vielleicht nochmals vor dem Zusammenbrechen bewahrt bleiben, aber innerlich morsch ist sie gleichwohl. Es ist bezeichnend genug, daß einige Wortführer des Kartells bei Becherklang und Glockenläuten lärmend immer von Neuem verkünden, wie glorreich die Zeiten seien, und wie verwerflich es wäre, sich die Freude an dem, was wir erreicht, durch einen Hinweis auf das Viele verkümmern zu lassen, was noch aussteht. Für ein feineres Ohr hat dieser Festesjubel etwas Erkünsteltes und Gemachtes; die Aufforderung zur Lustigkeit und Zufriedenheit ist ein verrätherisches Symptom; diesen Stimmungen geben sich die Menschen willig hin, wenn sie Grund dazu haben; aber wenn man sie erst ermahnen und anstacheln muß, heiter dreinzuschauen, so erinnert das an den guten Rath, sich mit einem vergnügten Gesicht über Zahnschmerzen hinwegzutäuschen.

Aus dem Centrum ist gleichfalls der kraftvoll einheitliche Geist entwichen; die Partei hält zusammen, aber auch dieser „Thurm in der Schlacht“ zeigt gefährliche Risse und hat ein alterndes Ansehen bekommen.

Die Freisinnigen harren unentwegt auf ihrem Platze aus, und sie hoffen auf einen endlichen Sieg, weil das, was sie vertreten, nach ihrer Ansicht Forderungen sind, die aus dem modernen Leben heraus mit unträglicher Gewalt auf Erfüllung hindrängen. Freilich mag diese Erfüllung noch fern liegen, denn den ganzen Anprall widerstreitender

politischer Weltanschauungen hat die freisinnige Partei auszuhalten; gleich heftig stürmen die Sozialdemokraten von links, und von rechts die Kartellparteien, gestützt von einer fast beispiellos mächtigen Regierung gegen sie an. In dieser Pressung ist Zähigkeit die höchste Tugend, und wer auf diesem Platze kämpft, wird nur mit Besorgniß daran denken können, was Deutschland erwartet, wenn einmal die Sturmfluth von rechts oder von links ganz ungehemmt hereinfluthen sollte.

Alle jene Parteien, die auf dem Boden des heutigen Staates und der heutigen Gesellschaftsordnung stehen, sind also von innerem Unbehagen und von ernsten Sorgen erfüllt und der Schein vermag darüber nicht zu täuschen, daß sie alle voll Unsicherheit in die Zukunft blicken. Lähmung, Zersetzung, Resignation, Trauer, das sind die Empfindungen, welche die bisher genannten großen Parteien erfüllen und ihnen gegenüber steht eine einzelne andere Partei, die den heutigen Staat verneint, und die darum von den schwersten Verfolgungen heimgesucht wird, aber die gleichwohl vertrauensvoll und mit Siegeszuversicht in die nächste Zukunft blickt. Diese extreme Partei hat hierzu ein Recht aus der Vergangenheit und wenn man die kommenden Reichstagswahlen ins Auge faßt, so läßt sich in der That mit völliger Sicherheit nur eines voraussagen, und zwar, daß die Sozialdemokratie neuen Siegen entgegengeht. Dieser Umstand ist ein Prüfstein der herrschenden, weihrauchumdufteten Politik; von der äußersten Rechten bis zur freisinnigen Linken haben die gebietenden Mächte Hemmung, Stillstand und Verkümmerung geschaffen; nur die Sozialdemokratie erfreut sich eines blühenden Wachsthums, und doch soll ihre Bekämpfung eine der Hauptaufgaben der von der Regierung geleiteten Kartellpolitik gewesen sein.

Von den Sorgen, mit denen die nächste Zukunft am schnellsten an uns herantreten wird, steht zu oberst die Frage des Sozialistengesetzes. Noch zum Schlusse des alten Jahres zeigt der Elberfelder Prozeß, welch traurige Wirkungen die bisherige Art des Kampfes gegen die sozialdemokratische Partei gezeitigt hat; ganze Bevölkerungsschichten sehen den heutigen Staat und die heutige Gesetzgebung als einen erbitterten Feind an, und jeder neue Prozeß vergrößert nur die Schaar, welche so denkt; auf der andern Seite aber hat das Ausnahmegesetz die Folge, in Spitzeln und Geheimagenten die Korruption groß zu ziehen; so werden im Streite miteinander zwei Parteien geschaffen, die nachsichtslos und ohne Versöhnung einander mit allen Mitteln befehden.

Um das Sozialistengesetz wird der nächste große Kampf entbrennen; das ist die traurige Erbschaft, welche uns das Jahr 1889 hinterläßt; und das Sozialistengesetz mag wohl die Entscheidung darüber bringen, welche Gestalt unser politisches Leben in den nächsten fünf Jahren erhalten wird, denn immer zahlreicher werden die Stimmen, welche annehmen, daß auch der nächste Wahlkampf unter diesem Zeichen ausgekämpft werden wird.

Der Redakteur der „Staatsbürgerzeitung", des bekannten antisemitischen Tageblattes, Dr. Bachler, war wegen doloser, persönlicher Ehrenkränkung des Reichstagsabgeordneten Singer, der bekanntlich Sozialdemokrat und Jude ist, im Privatklagewege vom Gericht rechtskräftig zu 400 Mark Geldstrafe verurtheilt worden. Wie der Verurtheilte jetzt in seinem Blatte triumphirend mittheilt, ist diese Strafe — ohne daß seitens des Verurtheilten darum nachgesucht wäre — vom König im Gnadenwege erlassen. Der Gnade des Königs ist verfassungsmäßig der weiteste Spielraum gewährt; aber bezeichnend bleibt es, bei welchen Anlässen die Begnadigung erfolgt.

Die italienische Volksvertretung hat mit erdrückender Majorität den Beschluß gefaßt, die Kampfzölle gegen Frankreich aufzuheben. Bei der Begründung dieser Maßregel hat Crispi eine bemerkenswerthe Rede gehalten. Er sagte, daß Italien von der bisher innegehaltenen Wirthschaftspolitik sich abwenden müsse, gleichgültig, ob nun auch Frankreich diesem Beispiel folge oder nicht. In hohem Grade zu wünschen wäre dies; aber am Ende werde Italien allein im eigenen Interesse zu seinen Maßregeln veranlaßt, und die Haltung Frankreichs sei für dieselben nicht von Ausschlag gebender Bedeutung. In diesen Worten liegt das Bekenntniß, daß eine Annäherung an den Freihandel an und für sich schon für ein Land segensvoll ist, und daß ein derartiger Vortheil wohl gesteigert, aber nicht erst dadurch hervorgerufen werde, daß nun auch jenes Land, dem diese Maßregel zu Gute kommt, einen gleichen Standpunkt wählt. Auf dem europäischen Festland sind von einem regierenden Staatsmann lange nicht von öffentlicher Tribüne herab solche Anschauungen bekannt worden.

Neben der wirthschaftlichen Bedeutung hat der Beschluß des italienischen Parlamentes aber auch seinen Werth für die internationale Politik. Es ist zu hoffen, daß mit der Milderung des Zollkrieges auch die italienisch-französische Verbitterung allmählich schwindet. Wir würden ein solches Ergebniß mit Freuden begrüßen, denn wir glauben, daß die Tripelallianz ihrer Aufgabe, den Frieden zu erhalten, um so leichter gerecht werden kann, je freundschaftlicher die Beziehungen der einzelnen verbündeten Mächte zu den außerhalb des Bundes gebliebenen Staaten sind; und es erscheint uns als eine Politik brutaler Kurzsichtigkeit, die Festigkeit des Dreibundes nur in einem künstlich geschaffenen feindlichen Abschluß gegen alle anderen Länder garantirt zu sehen. Bei dieser Politik würde die Spannung niemals in Europa herabgemindert werden, während ein Italien, das dem Dreibund angehört und in guten Beziehungen zu Frankreich steht, mit heilsamstem Einfluß nach allen Richtungen hin wirken könnte.

Es scheint, daß die republikanische Regierung in Brasilien Beweise erhalten hat, die darthun, daß der entthronte Kaiser doch nicht endgültig auf die Krone zu verzichten geneigt ist. Die Folge dieser veränderten Auffassung ist die, daß der Kaiser und seine Familie für eine Reihe von Jahren aus Brasilien verbannt worden sind, und daß eine Pension Dom Pedro nicht gezahlt werden soll. So hat denn auch diese friedlichste aller Revolutionen noch einige schärfere Maßregeln im Gefolge gehabt; vielleicht bleiben sie nicht vereinzelt, denn es scheint, daß die neue Regierung auch im Innern auf Schwierigkeiten stößt.

Emin Pascha soll außer Gefahr sein. Langsam schreitet seine Genesung fort, und so wird er bald wohl im Stande sein, neben Stanley das Wort zu nehmen. Stanley hat die unfreiwillige Muße, die Emin sich auferlegen mußte, nicht gerade großmüthig benutzt, um den Werth und die Bedeutung seines Genossen herabzusetzen. Dort, wo Stanley näher bekannt wird, wundert man sich über dieses sein illoyales Vorgehen nicht; man geht sogar noch einen Schritt weiter und legt seinen Darlegungen keineswegs unanfechtbare Glaubwürdigkeit bei.

In China sind die angefangenen Bahnbauten ein- und die in Aussicht genommenen zurückgestellt worden; der Druck der öffentlichen Meinung soll sich aus religiösen Vorurtheilen der Herstellung von Eisenbahnen mit zwingender Gewalt widersetzt haben. Vielleicht gibt es neben diesen Motiven noch andere, und es wäre wohl denkbar, daß Rußland in diesem Falle die Hand im Spiele hat. Bisher ist das Zarenreich in Asien ohne jeden gefährlichen Nachbar; wenn aber China durch Eisenbahnbauten seine Hilfsquellen erschließt und dadurch seine Menschenmassen militärisch aktionsfähiger macht, so würde Rußland auch in Asien mit einem ernsten Gegner zu rechnen haben und sich dann seinen europäischen und kleinasiatischen Unternehmungen nicht mehr mit gleicher Freiheit widmen können. Handelspolitisch wie politisch sind daher Bahnbauten in China von großer Bedeutung.

* * *

Rückblick auf das Jahr 1889.

Dasjenige Ereigniß des scheidenden Jahres, welches die meisten Menschen, die meisten Buchstaben der Druckerpresse und die meisten Goldstücke in Bewegung gesetzt hat, war die Industrieausstellung, welche die Franzosen veranstaltet haben, um das hundertjährige Gedenkfest der großen Revolution feierlich zu begehen. Die unbefangene Berichterstattung, die sich von thörichter Begeisterung und von thörichter Abneigung gleich entfernt hält, kann nicht umhin, festzustellen, daß diese Ausstellung einen großen Erfolg bedeutet. Wir sind nicht auf schwankende und bestreitbare Empfindungen angewiesen, um das festzustellen; wir haben einen völlig sicheren Maßstab in Händen, den Kassenerfolg. Während man sich seit Jahrzehnten an die Vorstellung gewöhnt hatte, daß eine Weltausstellung untrennbar mit einem Defizit verbunden sei, hat sich das Pariser Unternehmen als ein günstiges Geschäft herausgestellt; den Veranstaltern sind eine stattliche Anzahl von Millionen in der Tasche geblieben. Aber alle die Geldsummen, die als Eintrittsgeld, als Platzmiethe und unter ähnlichen Titeln in die Ausstellungskasse geflossen sind, bilden doch nur einen winzigen Theil des Geldes, das, wie man sich auszudrücken pflegt, „in das Land gekommen ist“. Tausende von sehr zahlungsfähigen Fremden sind, namentlich über das Meer her, nach Paris gekommen, und nach der in den liberalen Kreisen herrschenden Anschauung von der Bedeutung des Geldes und der Handelsbilanz, haben wir auf die geistigen Verbindungen, die sie neu oder wieder angeknüpft haben, eine viel größere Bedeutung zu legen, als auf die Zahl der Dollars, die sie zurückließen. Die Redewendung, daß Paris die Hauptstadt der Welt sei, stammt nicht von Viktor Hugo her, der gewöhnlich als der Urheber betrachtet wird; lange vor ihm hatte Goethe sie in „Hermann und Dorothea“ angewendet. Wie in den schimmerndsten Tagen des Kaiserthums hat sich der Blick und der Fuß der Völker wiederum der Seinestadt zugewendet.

Was aus dieser Erscheinung zu lernen ist, bedeutet vielleicht nicht viel, allein das Wenige soll man wenigstens klar erfassen. Es steckt in den Franzosen nach schweren und nicht unverdienten Schicksalsschlägen, die sie erduldet haben, noch immer eine erstaunliche Lebenskraft und nichts wäre verkehrter, als sie in die Reihe der absterbenden Völker zu stellen und etwa Parallelen zwischen ihnen und den Spaniern zu ziehen. Es steckt in ihnen eine Geschicklichkeit, für welche sie allein in ihrer Sprache das zutreffende Wort haben, das savoir faire, welches sie spielend die Menge der kleinen Hemmnisse zu überwinden lehrt, die sich einem bedeutenden Unternehmen entgegenstellen. Nicht ohne eine gewisse Beschämung kann man daran denken, daß im Frühjahr allerlei kleine Versuche gemacht worden sind, den Erfolg des französischen Ausstellungsunternehmens zu untergraben. Patriotische Pflicht sei es, den Franzosen nichts zu verdienen zu geben; die Ausstellung zu sehen, sei gewiß nicht der Mühe werth, man habe ja in Berlin und Hamburg auch recht beachtenswerthe Ausstellungen, und der Eiffelthurm sei vollends mordsgarstig. Alle diese kleinen Mittel haben natürlich ihren Zweck völlig verfehlen müssen. Die patriotischen Erregungen sollten sich darauf richten, ein Gebiet zu finden, auf welchem Deutschland sich in gleicher Weise auszuzeichnen vermag, wie Frankreich sich mit dieser Ausstellung ausgezeichnet hat.

Das Ergebniß des Sommers hat nebenher dazu geführt, Frankreich von einer peinigenden und lächerlichen Krankheit zu befreien, von welcher es seit Jahren heimgesucht worden ist, von dem Boulangismus. Es gewinnt den Anschein, als habe die Rückkehr eines berechtigten Selbstgefühls den Franzosen geholfen, sich dem Einflusse eines Abenteurers völlig zu entziehen, der eine Rolle zu spielen nur so lange im Stande war, als dem Volke das Gefühl der Selbstachtung getrübt war.

Industrieausstellung und Eiffelthurm stehen mit den Gedanken von 1789 nur in einer losen Verbindung; zu näherer Beschäftigung mit dem Gedankeninhalt jenes großen Wendepunktes veranlassen uns die großen Arbeitseinstellungen, die in Deutschland, von Westfalen ausgehend, sich über alle Bergbezirke verbreiteten und dann in London zu einer folgenschweren Erschütterung führten. Der Grundgedanke der französischen Revolution war der, daß das patriarchalische Abhängigkeitsverhältniß der Menschen von einander, auf welchem alles Staatswesen seit mehr als einem Jahrtausend beruht hatte, keine passende Grundlage mehr biete, um darauf das Zusammenleben der Menschen in friedlicher Weise zu ordnen, und daß in dem Grundsatz von der bürgerlichen Gleichberechtigung der Menschen eine neue Grundlage geschaffen werden müsse, um ein neues solides Gebäude darauf zu errichten. In der Wissenschaft hatte diese neue Anschauung der Dinge seit langer Zeit einen völligen Sieg davongetragen, allein es fand sich die Hand nicht, welche Kraft und Geschicklichkeit genug besaß, den alten Bau abzutragen und die neuen Fundamente zu legen und so stürzte das alte Haus in Trümmern.

Was unsere Zeit bewegt, was den eigentlichen Inhalt derjenigen Bestrebungen ausmacht, die man gewöhnlich unter dem unklaren Namen der sozialen Frage zusammenfaßt, ist der Versuch, auch das Verhältniß zwischen dem Unternehmer und dem Arbeiter auf der Grundlage des Prinzips der bürgerlichen Gleichberechtigung in vertragsmäßiger Weise neu zu ordnen. Alles, was der Staat dem Arbeiter zu geben vermag, ist jene bürgerliche Gleichberechtigung, die ihn in den Stand setzt, zu mächtigen Gesellschaften vereint über die Grundlagen des Arbeitsvertrages zu verhandeln; das Koalitionsrecht, nicht durch polizeiliche Ueberwachungsversuche verkümmert, nicht durch fehlleitende Bestrebungen kriminaljuristischen Scharfsinns beeinträchtigt, ist das einzige Mittel, diejenige Scheidung zu vollziehen, nach welcher Jedermann sucht, der Scheidung zwischen den „wirklich berechtigten Forderungen der Arbeiter“ und den „auf Umsturz der Gesellschaft“ gerichteten Bemühungen. Im Besitze des Koalitionsrechts befindet sich der Arbeiterstand auch im Besitze der Macht, seinen erfüllbaren Forderungen zur Erfüllung zu verhelfen, und was er durch die Anwendung dieses Mittels nicht erreichen kann, wird er durch gesetzgeberische Quacksalbereien noch weniger erreichen können, weil es unerfüllbar ist.

Die Bedeutung des westfälischen Arbeiterausstandes hat darin gelegen, daß eine Bevölkerung, in der bis dahin alle Versuche, durch den Gebrauch der staatsbürgerlichen Rechte zu einer Organisation zu gelangen, nur geringen Erfolg gehabt hatten, plötzlich wie durch eine Eingebung sich der Macht der Koalition bewußt wurde und berechtigte Forderungen mit Nachdruck durchsetzte. Wenn einzelne Angehörige der freisinnigen Partei in diese Bewegung eingegriffen haben, so konnten sie, gemäß den Prinzipien der Partei, welcher sie angehörten, nichts weiter thun, als den Arbeitern dazu zu verhelfen, die Wünsche, welche dieselben in unklarer Weise hegten, klar zu formuliren und sie in dieser klaren Formulirung an die zuständige Adresse gelangen zu lassen, um darüber zu verhandeln. Da tönte ihnen ein Wort entgegen, welches vielleicht das Gefährlichste ist, durch welches jemals der soziale Frieden bedroht worden ist, das Wort: „Mit Arbeitern verhandeln wir nicht.“ Dieses Wort verleugnet die Grundlagen, auf denen die Staats- und Gesellschaftsordnung des heutigen Tages recht eigentlich beruht, verleugnet den Satz, daß diejenigen, die zu gemeinschaftlichem wirthschaftlichem Wirken berufen sind, sich über die Art ihres Zusammenwirkens durch einen freien Vertrag einigen müssen. Dieses Wort, wenn mit seiner Durchführung Ernst gemacht worden wäre, würde die Herstellung des sozialen Friedens von Grund aus vereitelt haben. Glücklicher Weise ist damit kein Ernst gemacht worden. Es ist mit den Arbeitern verhandelt worden, und auch der nachträgliche Versuch, nach Beendigung der Verhandlungen an allen, welche während derselben das Wort geführt haben, eine kleinliche persönliche Rache zu nehmen, hat zurückgezogen werden müssen. Und man darf der Regierung das Zeugniß nicht vorenthalten, daß sie diesem Versuch schlechthin keinen Vorschub geleistet hat.

Es wäre zweifellos eine übertrieben optimistische Auffassung, wenn man meinen wollte, die strenge Durchführung der Koalitionsfreiheit sei ein Mittel, alle Störungen des sozialen Friedens völlig zu vermeiden; sie ist lediglich ein Mittel, um diese Störungen auf das möglichst geringe Maß zurückzuführen. Es ist schlechthin keine Aussicht dafür, daß nicht die Arbeiterkoalitionen ihre Forderungen hin und wieder überspannen werden. Es ist dafür um so weniger Aussicht, als alle Interessen-Koalitionen sich bei uns daran gewöhnt haben, in solcher Ueberspannung ihrer Forderungen mit einander zu wetteifern. Man denke an die Verhandlungen über das Bankgesetz, man denke an die kuriosen Verhandlungen, die aus Anlaß des Margaringesetzes geführt wurden, um festzustellen, mit einem wie starken Prozentsatz von Kuhmilch man das Rinderfett höchstens verbessern dürfe, damit nicht ein Produkt entstehe, welches besser ist, als sein Ruf; man denke an die Forderungen der Künstler, die selbst unserer allen künstlerischen Bestrebungen aufrichtig zugethanenen Regierung als übertrieben erscheinen; man denke an die unablässigen Agitationen für die Erhöhung der Schutzzölle, und man findet überall den leitenden Faden, daß derjenige, der viel erreichen will, unermeßlich viel fordern muß. Es wäre geradezu wunderbar, wenn nicht auch die Arbeiter sich dieselbe Praxis aneigneten und Forderungen stellten, deren Undurchführbarkeit ihnen erst durch die Erfahrung dargethan werden kann, und das Verlangen, die Produktionszeit zu beschränken, um die Konsumptionsfähigkeit zu erhöhen, ist ein solches, von welchem angenommen werden muß, daß sich seine Unmöglichkeit an der Hand der Erfahrung herausstellen wird. Daß aber es gefährlicher sei, den Arbeitern den Ausdruck ihrer Wünsche zu gestatten, als anderen Gesellschaftsklassen, die sie an Begehrlichkeit übertreffen, ist nicht anzunehmen.

Die äußere Lage Europas als eine friedliche zu betrachten sind die politischen Wetterkundigen übereingekommen, und da sich im Laufe des Jahres Nichts zugetragen hat, was die Friedenszuversicht hätte erhöhen können, sieht man sich zu dem Schlusse genöthigt, daß die Lage stets eine friedliche gewesen und daß sie nur von den Wetterkundigen verkannt worden ist. Selbstverständlich wird sich Niemand damit brüsten, zu wissen, daß der Friede in unwiderruflicher Weise und auf eine wie lange Reihe von Jahren gesichert ist. Man kann von solchen Dingen nur in menschlicher Weise sprechen. Ueber jeden Menschen, in wie voller Kraft der Gesundheit er auch prange, schwebt in jeder Minute die Gefahr eines plötzlichen Todes und über dem Erdtheile schwebt in jedem Augenblicke die Gefahr einer plötzlichen kriegerischen Verwickelung. Mehr als ein Menschenalter ist verflossen, seitdem Zar Nikolaus die Türkei für einen kranken Mann erklärte, und seit der Zeit hat sich Nichts ereignet, was sie als gesunden erscheinen ließe, aber auch Nichts, was ihre Auflösung als unmittelbar bevorstehend erscheinen ließe. Seitdem Zar Alexander nach der Ermordung seines Vaters den russischen Thron bestieg, ist der Grundzug seines Charakters in völlig unzweideutiger Weise hervorgetreten. Er ist nicht ein Mann jäher und plötzlicher Entschlüsse, sondern der Mann zähen, brütenden Abwartens. Er hat keine Neigung, unter eigenen Gefahren Früchte vom Baume zu pflücken, von denen er erwartet, daß sie ihm ohne sein Zuthun reif in den Schoß fallen werden. Die Unfertigkeit der Zustände in Bulgarien, in Serbien, dessen König den psychologisch schwer zu enträthselnden Entschluß der Abdankung gefaßt hat, verursacht Niemandem weniger Ungeduld als ihm. In seinen Händen mehr als in denen eines andren Menschen ruht die Entscheidung über Krieg und Frieden; so thöricht uns die in anderen Ländern verbreiteten Befürchtungen erscheinen müssen, daß Deutschland mit der Absicht umgehe, den Frieden zu brechen, so scheinen doch die Vermuthungen, welche dem Zaren gleiche Absichten zugeschrieben haben, keinen besseren Grund gehabt zu haben.

Unsere Zeit lebt schnell; es mag Vielen als eine alte Geschichte erscheinen, wenn man heute noch von dem Geffckenprozeß, von der Hetze gegen den englischen Botschafter in Petersburg, ja von den Walderseeartikeln und dem Wohlgemuth-Handel spricht. Und doch fällt von jenem Prozesse die endgültige Entscheidung, und von der Morierhetze noch ein Theil in das ablaufende Kalenderjahr, während die Walderseeartikel noch um mehrere Monate der Gegenwart näher liegen, und von dem Konflikt mit der Schweiz sogar die sommerlichen Vergnügungsreisenden berührt wurden. Alle diese Erscheinungen sind zusammenzufassen als Symptome für einen ungewöhnlichen Zustand, in welchem sich unser Staatswesen befindet. Fürst Bismarck führt das Ruder des Staates jetzt seit siebenundzwanzig Jahren. Die Reihe von glänzenden Erfolgen, die er errungen, wird von keiner Seite verkleinert; dem genehmsten unter unseren lebenden Historikern sind die Archive des Staates auch in ihren geheimsten Fächern eröffnet, um das Leben dieses Staatsmannes zu erläutern und zu preisen. Und doch stellt sich Eines täglich mit immer größerer Deutlichkeit heraus: Fürst Bismarck wird der mächtigste Staatsmann in Europa bleiben, so lange er lebt, und nach ihm wird die Geschichte Deutschlands andere Wege gehen als die, welche er vorgezeichnet hat. Er hat sich Gehilfen herangezogen, die ihn in seinen Werken unterstützen, so lange er lebt, aber keinen Schüler, der sein Nachfolger werden könnte. Das Wort: „Der kommende Mann“ ist in den Reihen der freisinnigen Partei nicht erfunden worden. Wir nehmen es auf, weil wir es so oft gehört haben, daß uns die Ohren davon gellen.

Herr von Puttkamer, Graf Waldersee, Herr von Bennigsen, Herr Miquel und selbst Herr von Huene haben es sich gefallen lassen müssen, daß sie der Reihe nach als kommender Mann an die Wand gezeichnet wurden. Wir legen auf alle diese Prophezeiungen wenig Werth; die Zeit wird sich den Mann fordern, welchen sie braucht, und jeder Versuch, im Voraus ein Programm aufzustellen, wird sich als ohnmächtig erweisen. Nur das ist völlig klar, daß Niemand wieder Kanzler in Deutschland werden wird, der es vermag, heute den Deklaranten den Krieg auf Tod und Leben zu erklären und morgen die Nationalliberalen an die Wand zu drücken. Wer in Zukunft Deutschland verwalten will, wird sich der Aufgabe nicht entziehen können, sich eine ständige und zuverlässige Majorität in der Volksvertretung zu schaffen, mit welcher gemeinsam er seine Pläne erwägt.

Die Zukunft des deutschen Volkes ist uns verhüllt; noch tiefer im Dunkeln liegt diejenige unseres nächsten Bundesgenossen, Oesterreichs, vor uns. Das Reich des Doppeladlers ist von einem schweren Verluste betroffen worden. Ein Thronfolger, auf den die höchsten Hoffnungen gesetzt wurden, ist ihm in der Blüthe seiner Jahre entrissen worden. Schmerzlich ist der Verlust; noch schmerzlicher die Art, wie er zugefügt wurde. Ein Mann, dem so hohe Aufgaben winkten, wie selten einem Sterblichen, hat nicht die Kraft gehabt, sich dem Andrange niederer Leidenschaften zu entziehen. Die Politik, welche in Oesterreich seit langer Zeit verfolgt wird, und die man mit dem Euphemismus der Versöhnungspolitik bezeichnet, die Politik, welche darauf ausgeht, das Deutschthum in eine gedrückte Lage zu versetzen und die „Herbstzeitlosen“ auszuraufen, hat eine schwere Niederlage erlitten. Den Czechen zu Liebe hatte Graf Taaffe die Deutschen zurückgedrängt und nun zeigt es sich, daß statt der Altczechen, mit welchen er ein friedliches Verhältniß anzuknüpfen bestrebt gewesen war, die Jungczechen auf dem Plan sind, um — ein Kraftwort Friedrich Hebbel's möge neu belebt werden — das „struppige Kariatydenhaupt zu schütteln“.

Zu denjenigen Ereignissen des scheidenden Jahres, welche auf lange Zeit hinaus nachwirken werden, gehört, daß die ägyptische Aequatorialprovinz der europäischen Kultur verloren gegangen ist. So nebensächlich für die Kulturentwicklung der Erde die Regelung der Verhältnisse in Samoa, welche das Resultat der Samoakonferenz bildet, ist, so bedeutsam erscheint der Verlust der ägyptischen Aequatorialprovinz. Nach einem rühmlichen Widerstande hat Emin Pascha den Posten, auf welchem er lange treu ausgeharrt, geräumt. Fünf Jahre sind verflossen, seitdem allgemein die Hoffnung verbreitet war, es werde in kürzester Frist gelingen, das gesammte, der Er-

kenntniß nunmehr aufgeschlossenen Afrika der christlich-europäischen Kultur zu gewinnen. Seitdem haben wir die Erfahrung gemacht, daß wir in Afrika nicht, wie die Conquista in Amerika seinerzeit, einer Anzahl von Naturvölkern gegenüberstehen, die sich im Handumdrehen kultiviren lassen, sondern daß eine zwar geringe, aber schnelle und zähe Kultur, die von religiösem Fanatismus getragen wird, herrscht. Lange vor dem Morgengrauen der europäischen Kultur haben sich die Araber hier festgesetzt, haben den Welttheil mit einem Netze von Handelsverbindungen überzogen, den Sklavenhandel zur Grundlage ihrer Macht gemacht und schicken sich nun an, den alten religiösen Fanatismus des Islam wieder zu erwecken, um denen entgegenzutreten, die sie in ihrem Besitze bedrohen. Nicht dem ritterlichen Eroberer, sondern der ausdauernden Arbeit des Kaufmanns, an den, wenn er auszieht, Güter zu suchen, das Gute sich anknüpft, wird es im Laufe der Jahrhunderte gelingen, allmählich der Gesittung hier ausgebreitete Gebiete zu schaffen.

In Amerika ist die letzte Monarchie dahin gesunken, die im Welttheil noch bestand. Ein so weiser und milder Herrscher Dom Pedro gewesen, er hat von der Stelle weichen müssen und nimmt nichts mit als die Achtung und Liebe, die in so reichem Maße kaum jemals einem entthronten Herrscher zu Theil geworden.

Alexander Meyer.

Die Münzpolitik der Kulturstaaten am Ende des Jahres (1889).

Die wichtigste Entscheidung, welche in der laufenden Session des Reichstags bis jetzt gefallen ist, galt der Erhaltung der Reichsbank in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Sollten auch nicht alle Sachverständigen dem Lande dazu Glück wünschen, so trifft dies doch ohne Zweifel auf die bei Weitem größte Zahl derselben zu. Und selbst die, welche irgend einer politischen Schattirung zu Liebe einigen Abänderungsvorschlägen Beifall gezollt haben, werden wohl hinterher, sofern es ihnen um die Sache selbst zu thun ist, sich im Stillen eher gefreut haben, daß wir der Gefahr entgangen sind, an einer gesunden Anstalt von so tief ins Leben eingreifender Bedeutung aus Experimentirlust mit scharfen Eingriffen zu operiren. Die Gefahr schien eine Zeit lang nicht gering. Zwar stand die nationalliberale Partei fest zu der Regierungsvorlage; aber das Wahlbündniß von 1887 hatte doch dafür gesorgt, daß Rechte und Centrum vereinigt auch in dieser wichtigen Lebensfrage Regierung und Nationalliberale hätten überstimmen können. Nur zufälligen Absenzen ist es zu verdanken, wenn das nicht geschah. Nächst diesem günstigen Zufall ist es der Reichsregierung zu verdanken, daß Alles glücklich verlief. Man darf aber noch hinzusetzen, daß ohne die Anstrengung der kleinen freisinnigen Partei selbst die korrekte Haltung der Regierung nicht ausgereicht hätte. Denn die Stimmen der Freisinnigen, welche bei den betreffenden Entscheidungen beinah vollzählig auf dem Platze waren, gaben den Ausschlag für die Herstellung der schwachen Mehrheiten, mit welchen die Beschlüsse zu Stande kamen. Hätte das Wahlkartell von 1887 etwa ein Dutzend Freisinnige mehr zu Gunsten von Konservativen beseitigt, so war die Regierung überstimmt. Es ist nichts so schlimm, es ist für etwas gut.

Ist die große organische Einrichtung der Reichsbank solcher Weise auf ein weiteres Jahrzehnt hin in Sicherheit gebracht, so haben die bei diesem Anlaß gepflogenen Verhandlungen auch das Gefühl verstärkt, daß eine andere gesetzliche Grundlage unseres gesammten Wirthschaftslebens, eine noch viel unentbehrlichere, jetzt als geborgen angesehen werden kann, wenigstens nach menschlichem Ermessen. Auch die Goldwährung schien einmal von der Gefahr bedroht, dunkler Experimentirlust zum Opfer zu fallen, und diese Gefahr war wohl eine geraume Zeit lang eine viel ernstere, als die, welche über der Reichsbank geschwebt hat.

Bei den Verhandlungen über die Bankvorlage hatte man allgemein erwartet, daß die Bimetallisten des Reichstags einen großen Vorstoß machen würden. Sie vermieden aber sorgfältig jede Annäherung an den Gegenstand. Zwar erklärte ihr Wortführer, Herr v. Kardorff, die beiden Angelegenheiten hätten gar nichts mit einander gemein. Aber wenn man erwägt, daß beinahe gar keine Aufgabe in der Gesetzgebung zu finden ist, in welcher derselbe Abgeordnete nicht Schmerzen entdeckt, die mit Silber zu kuriren wären — man denke nur an seine Ausführungen in sozialen und kolonialen Debatten — so darf man doch zweifeln, ob bloß korrektes Denken ihn bestimmt habe, zwei so nah aneinander grenzende Gebiete wie Geld und Banknoten diesmal säuberlich auseinander zu halten.

Es war doch viel eher das richtige Gefühl, daß für den Bimetallismus zur Zeit in Deutschland nichts zu holen ist, welches solche schöne Diskretion nahe legte. Und wenn man noch eines Beweises dafür bedürfte, so ergäbe er sich aus den Reden, welche die bimetallistischen Abgeordneten bei der Debatte über die Bank gehalten haben. Sie alle erkannten nämlich in erfreulicher Uebereinstimmung an, daß die Reichsbank in erster Reihe die Aufgabe habe, für die Aufrechthaltung und zureichende Fülle der Währung zu sorgen, und sie zollten der Bankleitung ihren innigen Dank dafür, daß sie dieser Aufgabe so trefflich nachgekommen sei. Wohlan denn, das heißt doch ein Loblied auf die Goldwährung anstimmen. Denn was heißt Aufrechthaltung der Währung anderes, als Aufrechthaltung der Zahlung in Gold? In Silber oder Papier zu zahlen wäre keine Kunst und auch schwerlich als Kunst gepriesen worden. Nein, wir wollen es dankbar anerkennen, daß die Herren von Kardorff, Graf Mirbach und ihre Freunde ihrer Befriedigung und ihrem Lob für die Durchführung und Befestigung der Goldwährung Ausdruck gegeben haben und wir verbinden damit die Hoffnung daß sie sich dieser guten Regung auch in Zukunft nicht schämen werden. Das Lob, welches sie dafür insbesondere so reichlich auf den Scheitel des Bankpräsidenten häuften, sei diesem auch mit nichten verschränkt oder mißgönnt; denn wenn schon auch er einmal eine Zeit durchgemacht hat, in welcher sein Verhältniß zur Goldwährung nicht ganz zweifelsohne war, so darf man ihn doch schon seit lange zu den Bekehrten rechnen und sich darum doppelt über ihn freuen. Auch war was aus seinen Reden zu Gunsten der Goldwährung hervorging noch ungleich viel wichtiger als die Bekenntnisse der bimetallistischen Wortführer. Wies er doch mit gerechtem Stolz darauf hin, daß die Bank sich zur Aufgabe und Ehre vor Allem mache, stets nur mit Gold zu zahlen, wo es verlangt werde, im Gegensatz zur Bank von Frankreich, die sich ein Agio dafür bezahlen lasse. Der Enthusiasmus, den unsere konservativen Herren bei dieser Gelegenheit für die Bank von Frankreich an den Tag legten, war überhaupt ein sonderbares Intermezzo, und vielleicht wären sie in einige Verlegenheit gerathen, wenn man sie einem Examen über den Unterschied zwischen der Praxis dieser Bank und der der übrigen großen Zettelbanken der Welt unterworfen hätte. Noch wichtiger als der Hinweis auf die flotte Bereitwilligkeit zur Goldzahlung waren in der Rede des Bankpräsidenten die Andeutungen darüber, daß diesem guten Willen auch die nöthige Kraft beigesellt sei; denn darauf kommt es doch am meisten an. Auch mit dieser Kraft sah es eine Zeit lang nicht unbedenklich aus, besonders nachdem der große Fehler der Einstellung der Silberverkäufe im Frühjahr 1879 begangen worden war. Aber Zeit und Glück haben uns von der damals geschlagenen Wunde geheilt. Der Bankschatz, so darf man jetzt nach jenen Andeutungen ruhig annehmen, besteht auch heute noch, nachdem er seit vorigem Jahr, in Folge einer über die ganze Welt herrschenden Konjunktur, beträchtlich zurückgegangen, zu etwa drei Viertheilen aus Gold, und wenn man bedenkt, daß nach der bekannten Peelsakte selbst im alten Lande der Goldzahlung die englische Bank ein Fünftheil ihres Schatzes in Silber halten darf,

so ergibt sich daraus vergleichsweise für uns ein beinah normales Verhältniß. Abnorm ist ja dabei, daß die Zusammensetzung des Baarschatzes noch immer geheim gehalten wird. Der Bankpräsident sagt, es herrsche zwischen ihm und den verbündeten Regierungen Einverständniß darüber, bei dieser Geheimhaltung einstweilen zu verharren; aber wenn der Herr Präsident jetzt mit den verbündeten Regierungen ein gutes Wort reden und ihnen zeigen wollte, daß dieser Schleier ohne Gefahr vor Erkältung gelüftet werden könnte, — wer weiß, ob diese guten Regierungen sich nicht überzeugen ließen?

Konnte nun so die Goldwährung in seliger Ruhe hoch über den Stürmen dieser Bankdebatte schweben, so war doch noch eine Ursache dabei im Spiele, die ungleich viel mehr, als alles bis jetzt Erwähnte, eine solche Situation geschaffen hat. Nämlich die große bimetallistische Pauke hat neuerdings ein fürchterliches Loch bekommen, ein Loch, so groß, daß man fragen kann, was denn von dem ganzen Instrument noch übrig ist.

Wer dies Loch näher besehen will, der nehme die erste beste Rede oder Abhandlung der letzten zehn Jahre irgend eines Doppelwährungsfreundes zur Hand. Er wird nicht zehn Zeilen zu lesen brauchen, um auf die schrecklichste der Anklagen gegen das Gold zu kommen, daß es nämlich den Niedergang aller Preise in der Welt beinah ganz allein auf dem Gewissen habe, und daß allen Unglücklichen, die ihre Waaren nicht mehr so theuer wie ehemals verkaufen könnten, vor Allem den vortrefflichen Landwirthen, nur mittelst der Wiedereinführung des Silbers zu besseren Preisen verholfen werden könnte.

Und siehe da! die Preise steigen wieder, und die Preise der unentbehrlichsten Massenartikel sind wieder gestiegen um zehn, zwanzig bis hundert Prozente, ehe das Silber sich auch nur von seinem tiefsten Fall erholt hatte, und jedenfalls ohne daß seine Wiedereinführung in den Geldverkehr, die sogenannte Rehabilitation, sich auch nur um Haaresbreite gerührt hätte!*) Ja die Ironie des Schicksals will es, daß nachträglich der Preis des Silbers im Gefolge der andern Waarenpreise sich selbst ein wenig zu rühren angefangen hat und als ein Geschöpf wie andre mitgestiegen ist, aber nicht viel, bis jetzt etwa fünf Prozent von seinem allerniedrigsten Tiefpunkt. Manche führen diese Aufwärtsbewegung des Silbers auf Spekulationen zurück, welche sich aus der silberfreundlichen Gesinnung der ans Ruder gelangten neuen Regierung in Washington erklären sollen.**)

In der That rühren sich die Silberfreunde in den Vereinigten Staaten, und von verschiedenen Seiten derselben sind Projekte vorgebracht worden, welche aus einem unerträglichen Zwitterzustand, der immer mehr zur Entscheidung drängt, heraushelfen sollen. Natürlich möchten sie das Dilemma zu Gunsten des Silbers lösen. So hat sich vor einigen Wochen in St. Louis eine „Silberkonvention" zusammengefunden, welche zwar sehr schwach besucht war, aber dafür in der Schneidigkeit ihrer Beschlüsse nichts zu wünschen ließ. Sie formulirte den Antrag, daß die Silberprägung von Standarddollars zu dem festen Goldverhältniß von 1 zu 16 in den Vereinigten Staaten ganz frei gegeben werde. Präsident Benjamin Harrison und sein Schatzsekretär Windom haben sich aber entschieden ablehnend gegen dies wirklich unsinnige Projekt erklärt. Dagegen zeigt der Präsident einem Vorschlag, welchen der genannte Schatzsekretär neuster Zeit veröffentlicht hat, ein freundlicheres Gesicht. Windom schlägt vor, die jährlich gemäß der bekannten Blandbill stattfindende begrenzte Ausprägung von Standarddollars einerseits abzuschaffen, während andrerseits die Regierung die Verpflichtung übernähme, gegen jede ihr angebotene Quantität von Silberbarren sogenannte Silberzertifikate auszugeben und die letzteren auch auf Verlangen wieder in Silberbarren einzutauschen (oder wenn sie es vorzöge gegen Gold), in beiden Fällen nach dem wechselnden effektiven Marktpreis des Silbers. Es ist hier, wo nur in der gedrängtesten Kürze die neusten Erscheinungen auf diesem Gebiet gekennzeichnet werden sollen, natürlich nicht an eine Kritik dieses Vorschlags zu denken. Bis jetzt scheint er nicht einmal bei den Silberfreunden viel Beifall zu finden. Und obwohl der Cynismus wirthschaftlicher Interessenpolitik vielleicht nirgends so unverschämt auftritt wie in den Vereinigten Staaten, darf man doch glauben, daß der Vorschlag schon an der Unberechenbarkeit seiner komplizirten Wirkungen scheitern wird. Der Präsident behält sich vor, über den Gegenstand später mit dem Kongreß sich ins Benehmen zu setzen. An seiner silberfreundlichen Gesinnung läßt er keinen Zweifel. Dagegen hat die Silberpartei insofern eine Enttäuschung erlebt, als sie sich der Hoffnung hingegeben hatte, einen ihrer Anhänger zum Sprecher des Repräsentantenhauses von Washington ernannt zu sehen. Dies ist ihr aber nicht gelungen. Es ist vielmehr „ein Mann des Ostens", welcher für Silberbeutezüge nicht zu haben ist, gewählt worden.

Um ein Verständniß für den Plan Windom's zu haben, muß man sich vergegenwärtigen, daß die erwähnten Silberzertifikate in den Vereinigten Staaten seit wenigen Jahren viel mehr als ehedem in Aufnahme gekommen sind. Dieselben sind nämlich ein sogenanntes fundirtes Papiergeld, welches gegen die gemäß der Blandbill in den Staatsgewölben sich aufhäufenden Silberdollars ausgegeben und vom Staat überall in Zahlung genommen wird. Es hat sich dabei gezeigt, daß das amerikanische Publikum für den Gebrauch von Papierzahlungsmitteln einen so ausgesprochenen Geschmack hat, daß es nach der größeren oder geringeren Solidität des dem Papier zur Deckung dienenden Werthes wenig fragt. Man hat sich immer mehr an die Bequemlichkeit eines in der Brieftasche zu tragenden Geldes so gewöhnt, daß man sogar nicht einmal mehr Goldmünzen in der Tasche tragen will. Uebereinstimmend wird berichtet, daß man in den allermeisten Staaten der Union überhaupt beinahe kein Gold mehr zu sehen bekommt. Diese bemerkenswerthe Erscheinung hat dazu geführt, ein Problem eigenthümlicher Art aufzuwerfen, für welches die Lösung noch nicht gefunden ist. Der leider eben abgegangene amerikanische Münzdirektor Kimball, dessen Berichte musterhaft waren, gibt selbst, indem er sich mit dieser Frage beschäftigt, eine Aeußerung des New-yorker Commercial and financial Chronicle wieder, in welcher es heißt:

„Was das umlaufende Gold angeht, so muß sich dasselbe allesammt in den Pacific-Staaten befinden, denn in den östlichen, westlichen und südlichen Staaten empfängt sicherlich nicht ein Mensch unter Hunderten im Laufe eines ganzen Jahres bei gewöhnlichen Geschäften ein einziges Goldstück oder auch nur ein Goldzertifikat."

Wo steckt also das Gold? „Wo ist die Katz?" könnte man fragen, wenn nach den statistischen Veranschlagungen in den Vereinigten Staaten noch über 700 Millionen Dollars Goldmünzen vorhanden sein müssen, in allen Niedertagen des Staats und der Banken aber nicht mehr als 420 Millionen zu finden und für den Umlauf in den dem Papier abholden Pacific-Staaten höchstens 40 Millionen Dollars zu verrechnen sind? Wo steckt die Katz von 240 Millionen Dollars? Das Chronicle meint, es sei alles „hoarded" thesaurirt. Eine Vermuthung, zu der man sich schwer entschließen kann.

Aber dem sei wie ihm wolle. In der Geringfügigkeit des goldenen Baarumlaufes zeigt sich derselbe Zug, welcher im gröberen Maßstab das Silber von seiner Herrschaft als civilisirte Courantmünze unwiderruflich entthront hat. Die Beweglichkeit des modernen Lebens scheidet die schweren Münzen aus. Die in England jetzt in Fluß gekommene Bewegung zu Gunsten von Ein-Pfund-Banknoten, welche

*) So ist, um nur das Wichtigste anzuführen, Roggen die Tonne seit 1887 von 110 auf 180 Mk. gestiegen, Eisen von 39½ Mk. im November 1886 auf 90 Mk. im Dezember dieses Jahres, von Kohlen, Fleisch und vielen anderen bekannten Steigerungen nicht zu reden.

**) Die Hauptursache liegt höchst wahrscheinlich im vermehrten Bedarf für den Osten. Die Ausfuhr von Silber nach Indien hat sich in diesem Jahr gegen das vorige beinahe verdoppelt, die nach den sogenannten Straits-Settlements sogar verdreifacht, letztere in Folge des lebhafteren Geschäfts in Zinn. Auch die Goldausfuhr nach Indien ist stark gewachsen. Dazu kommen noch vermehrte Silberprägungen in England, wo der Schatzkanzler Goschen einen Theil der goldenen halben Sovereigns durch Silber im Kleinverkehr zu ersetzen bemüht ist.

ohne Zweifel in der Gesetzgebung durchdringen wird, entspringt derselben Quelle. In dieser ganzen Evolution wird aber der Nachdruck für die richtige Münzpolitik darauf zu legen sein, daß in demselben Maße als die papiernen Zahlmittel sich zur Expansion drängen, die Sorgfalt für die Solidität ihrer Deckung um so schärfer werden muß. An diesem Gebot wird schließlich auch die Verallgemeinerung der Maßregel eines nur mit Silber gedeckten Papiers scheitern müssen. In dieselbe Gedankenreihe gehört die jetzt in England auftauchende Anregung, ob nicht dem Hin- und Hersenden von Gold in Barren und Münzen von Land zu Land durch ein internationales Clearing-System abgeholfen werden könnte, ein Gedanke, der wohl schon Manchem längst gekommen war, aber an einiger Verwandtschaft, wenn auch nur entfernter, mit dem Wunsch allgemeiner Abrüstung leidet.

Die wichtigsten Entscheidungen werden im Jahre 1890 wohl auf dem Boden der Vereinigten Staaten zu erwarten sein, und aus diesem Grunde ist oben mit einiger Ausführlichkeit auf das, was zum Verständniß nöthig, hingewiesen worden. Europa bleibt enthaltsam, wartet ab oder bewegt sich in entgegengesetzter Richtung, d. h. nach der Goldwährung hin. Die große englische Enquête, welche so viel Zeit, Mühe und Papier gekostet hat, ist, wie zu erwarten war, theoretisch und praktisch resultatlos verlaufen. Es denkt kein ernster Staatsmann an ein bimetallistisches Experiment. Neuerdings hat es großes Aufsehen erregt, daß einer der angesehensten und meistgenannten englischen Statistiker, Robert Giffen, den man sogar eine Zeit lang zu den Bimetallisten hatte rechnen wollen, dieser Lehre einen Absagebrief geschrieben hat, wie er schärfer nicht geschrieben werden konnte, in der Monatschrift „Nineteenth Century“ vom November, worauf eine Widerlegung in der folgenden Nummer derselben Zeitschrift, von dem bekannten Bimetallisten, Professor Nicholson, erfolgt ist. Ohne in die Controverse zwischen den beiden Fachmännern hier eintreten zu wollen, kann man es als bezeichnend für die ganze Lage ansehen, daß Giffen mit einer wegwerfenden Rücksichtslosigkeit von der bimetallistischen Lehre spricht, die wohl als Symptom gelten darf, daß dieselbe von der öffentlichen Meinung in England gar nicht getragen ist. England beschäftigt sich zur Zeit nur mit der Einziehung und Ersetzung seiner unterwerthig gewordenen Goldmünzen und hat dabei das vom deutschen Münzgesetz gegebene Vorbild, dies auf Staatskosten zu thun, mit Recht befolgt.

Frankreich hat soeben den Münzvertrag der lateinischen Nationen mit sämmtlichen Contrahenten erneuert und damit nebst den letzteren bekundet, daß bis auf Weiteres Alles beim Alten bleiben soll. Auf einem freien Kongreß, welchen das Haupt der Bimetallisten in Europa, Herr Cernuschi, gelegentlich der Ausstellung in Paris veranstaltet hatte, war von deutscher Seite (außer einem Herrn Koch) nur das Haupt der deutschen Bimetallisten, der preußische Landtagsabgeordnete Dr. Otto Arendt, erschienen, welcher ein Sendschreiben des Herrn von Kardorff verlas; in demselben war der Welt versprochen, daß, wenn sie den Bimetallismus einführen wollte, Herr von Kardorff sich verpflichte, in Deutschland den Freihandel einzuführen. Daß man damit die Franzosen für die Sache gewinnen würde, läßt sich nach neueren Beobachtungen bezweifeln. Ob Herr von Kardorff sich vorher Vollmacht vom Reichskanzler geholt hat, scheint auch nicht ganz gewiß. Er braucht sich aber dieserhalb keine schlaflose Nacht zu machen. Es wird noch einige Zeit dauern, bis man ihm seinen Wechsel präsentirt. Im Uebrigen ist der ganze Kongreß klanglos zum Orkus hinab gefahren.

Rumänien hat beschlossen zur Goldwährung überzugehen. Oesterreich ist mit Ungarn in ernste Unterhandlung wegen der Wiederaufnahme der Baarzahlung getreten. Allem Anschein nach hat nur die Annahme der Goldwährung Aussicht auf Berücksichtigung. Sehr rasch wird die Sache schwerlich gehen. Für Deutschland hat sie, wie schon der Bankpräsident in den jüngsten Reichstagsverhandlungen erwähnte, ein praktisches Interesse auch in unmittelbarer Beziehung. In Deutschland sind noch etwa an 90 Millionen Mark Thaler österreichischen Gepräges theils in Umlauf, theils auf Lager, in letzterer Gestalt vermuthlich zwei Drittel des Ganzen in den Kellern der Reichsbank. Wenn Oesterreich seine alten Münzen einzieht, wird dies ein Mittel bieten, einen beträchtlichen Theil unserer überschüssigen Silberthaler zu besseren Bedingungen als dem Metallwerth abzustoßen. Zu diesem Zweck wird zwischen den beiden Ländern ein billiges und freundliches Abkommen getroffen werden müssen, und wenn die kompetenten Männer in der Reichsverwaltung auf diese Eventualität ihr Augenmerk richten wollten, könnten sie wenigstens einen Theil der Sünde wieder gut machen, die mit der unseligen Maßregel des Frühjahrs 1879 begangen wurde.

Auf alle Fälle aber dürfen wir uns der Beruhigung anheimgeben, daß, wie die letzten Bankdebatten von Neuem gezeigt haben, die Goldwährung in Deutschland sobald nicht mehr der Gefahr gesetzgeberischer Experimente ausgesetzt ist. Wenn die Leitung der Bank sich durch ihre Bemühungen um Verstärkung des Goldvorraths dabei ein unleugbares Verdienst erworben hat, so wollen wir nicht vergessen, daß uns dies nicht gerettet hätte, wenn nicht die Goldwährung in dem preußischen Finanzminister Herrn von Scholz einen scharfsinnigen und überzeugten Vertheidiger gefunden hätte, der in den meist gefährdeten Momenten die agrarischen Husarenritte ins Währungsgebiet mit Energie zurückschlug.

L. Bamberger.

Der Zonentarif.

Reisepläne machen ist eine angenehme Beschäftigung in müßigen Stunden. Inmitten des modernen Kulturlebens, das auf allen Gebieten die Kräfte des Verstandes zur höchsten Anspannung drängt, sprechen doch auch manche Momente, vor Allem die technischen Erfolge der Verkehrsmittel die Phantasie an, und die Vorstellungen und Hoffnungen, welche sich an die von der Technik ermöglichte Ueberwindung des Raumes anspinnen, sind nicht ein unnützes Spiel, sie helfen dem menschlichen Geiste, sich selbst im Gleichgewicht zu halten. Kaum jemals aber sind wir in Deutschland schneller und nachdrücklicher zu allerlei Ausflügen in der Phantasie angeregt worden, als im letzten Jahre, wo die Vorschläge zu einer vollständigen Umwälzung der Personentarife der Eisenbahnen zu den luftigsten Reisen ins Blaue einluden.

Was in diesen Vorschlägen den tiefsten Eindruck machte, vor Allem gefiel, war zweifellos eine gewisse Ueberschwenglichkeit. Der Gedanke, daß man in Zukunft, ebenso wie einen Brief mit einer einfachen Briefmarke, auch seine eigene werthe Person gegen Erlegung einer kleinen, einheitlich bemessenen Summe in alle Fernen des Erdballs spediren könne, wirkte packend, entfesselte bei den Einen gläubige Begeisterung, bei den Anderen freilich auch zweifelnden Spott. Selbst der Reklamestil ist nicht verschmäht worden. „Für eine Mark durch ganz Deutschland! Sensationell und interessant für Jedermann“ — ist auf dem Titel einer der allerneuesten Broschüren über die Frage zu lesen. Mit der Einführung des Zonentarifs auf den ungarischen Staatsbahnen, der mit seiner Abstufung in 16 Klassen freilich dem Ideal eines „Personenportos“ noch sehr wenig entspricht, aber durch das gleiche Fahrgeld für alle weiteren Entfernungen doch auch in eine Art von Einheitssatz ausläuft, scheint Vielen der Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters sehr nahe gerückt, in welchem der Zaubermantel, den Faust selbst für einen Königsmantel nicht feil erachtete, Jedem, auch dem Aermsten, ohne sonderliche Schwierigkeit zu Diensten sein würde.

Es ist nicht zu bestreiten, daß in dieser Anschauung selbst in ihrer phantastischen Ausgestaltung, ein berechtigter Kern vorhanden ist. Ob das Eisenbahnwesen bei den bestehenden Tarifen dem Güterverkehr das in vollem Maße leistet, was es leisten kann, ist eine Frage, die vielfach,

namentlich in Interessentenkreisen verneint wird. Aber fraglos haben die Eisenbahnen auf dem Gebiet des Personentransports auch selbst in großem Abstande nicht einmal geleistet, was sie auf dem Gebiete des Gütertransports doch thatsächlich geleistet haben. Der Senior der deutschen Statistiker, der hochverdiente Dr. Ernst Engel, der so manches knifflische statistische Problem mit einem seltenen Maße von Scharfsinn und Sachkenntniß in überraschender Weise gelöst, hat auch für diese Frage Berechnungen angestellt. In seiner großartigen Arbeit über „Das Zeitalter des Dampfes in statistisch-technischer Beleuchtung" hat er auch die Frage aufgeworfen, welche Ersparnisse denn durch die Dampf-Eisenbahnen in Wirklichkeit für das wirthschaftliche Leben der Völker erzielt worden sind. Zur Beantwortung der Frage untersucht er, welche Kosten entstanden sein würden, wenn ein gleich großer Personen- und Güterverkehr, wie er jetzt von den Eisenbahnen besorgt wird, auch auf Grundlage der alten Verkehrsverhältnisse, mit den früheren, durch Pferde gezogenen Personen- und Lastfuhrwerken, ermöglicht worden wäre. Seine Berechnungen beziehen sich ausschließlich auf den Verkehr der preußischen Eisenbahnen von 1844 bis 1878. Indem er berechnet, wie viel die Beförderung zum Kostenpreis des alten Lastwagens und der alten Postkutsche gekostet hätte, und hiervon die Gesammtsumme der von den Eisenbahnen in ihren Tarifen thatsächlich erhobenen Beträge abzieht, findet er in der Differenz den wirthschaftlichen Gewinn für die Gesammtheit. Die während der erwähnten 35 Jahre von den preußischen Bahnen für Gütertransport vereinnahmten Beträge beliefen sich nun auf rund 4691 Millionen Mark, während die für ein gleiches Güterquantum von gewöhnlichem Fuhrwerk berechneten Kosten auf 23 252 Millionen Mark belaufen haben würden, so daß hier die Eisenbahnen das ungeheure Ersparniß von 18 561 Millionen Mark geliefert haben. Beim Personentransport haben dagegen die preußischen Bahnen in dem angegebenen Zeitraum 2030 Millionen Mark vereinnahmt, während die Beförderung mit gewöhnlichem Eilfuhrwerk 2830 Millionen Mark gekostet haben würde, so daß im Ganzen hier nur 800 Millionen Mark erspart sein würden. Beim Gütertransport stellte sich nach dieser Berechnung die Ersparung auf circa 400 Prozent, beim Personentransport nur auf 40 Prozent der Eisenbahntarife. Engel hat Angesichts dieses Mißverhältnisses versucht, auch den Werth zu berechnen, den die größere Schnelligkeit in der Personenbeförderung besitzt; er veranschlagt den hierbei erzielten Gewinn auf 955 Millionen Mark, so daß die Gesammtersparung für den Personenverkehr sich im Ganzen auf 1755 Millionen Mark stellen würde. Aber auch hiermit würde der wirthschaftliche Vortheil bei der Personenbeförderung noch immer weit zurückstehen gegen den Vortheil bei der Güterbeförderung.

Man könnte gegen solche Berechnungen mit Recht einwenden, daß sie auf allzu unsicheren Grundlagen beruhten, um zutreffende Schlußfolgerungen zuzulassen. Aber ihre Ergebnisse werden übereinstimmend bestätigt durch die Zusammenstellungen der im Laufe der Zeit von den Bahnverwaltungen für die Personen- und die Güterbeförderung erhobenen Tarifsätze. In dem erwähnten Aufsatze von Engel findet sich eine Uebersicht über die Entwicklung des Personen- und Güterverkehrs sowie der Einnahmen auf der Leipzig—Riesa—Dresdener Bahnlinie von 1840 bis 1877. Die Tarife für beide Verkehrsarten waren anfangs den im Last- und Postverkehr üblichen Sätzen angepaßt, aber die Entwicklung gestaltete sich sehr bald völlig verschieden. Im Güterverkehr traten durch Spezialisirung der Tarife sehr bald beträchtliche Ermäßigungen ein, im Personenverkehr blieb die Herabsetzung des Tarifs trotz mancherlei Erleichterungen doch im Ganzen nur gering. So erklärt es sich, daß in der Zeit von 1844 bis 1877 die Einnahme für eine auf einen Kilometer beförderte Tonne Güter von 16,72 Pf. auf 4,94 Pf. sank, während die Einnahme für eine auf einen Kilometer beförderte Person nur eine Ermäßigung von 4,02 Pf. auf 3,80 Pf. erfuhr. Genau wie bei den Engel'schen Berechnungen ist das Resultat also auch hier, daß einer außerordentlichen Verwohlfeilerung des Güterverkehrs eine verhältnißmäßig nur geringe Herabsetzung der Tarife im Personenverkehr gegenübersteht. Für die neuere Zeit fehlt es leider, in Folge der in den statistischen Aufstellungen eingetretenen Aenderungen, an ähnlichen Vergleichen. Aber auch das letzte Jahrzehnt, 1879—1888, würde, wenn das Material zu ähnlichen Bearbeitungen vorhanden wäre, trotz der inzwischen vorgenommenen Herabsetzungen schwerlich ein weit abweichendes Ergebniß liefern.

Diese unbestreitbar feststehenden Resultate der Entwicklung unseres Eisenbahnverkehrs müssen natürlich die besten Waffen denjenigen liefern, welche den Ruf nach einer gründlichen Umgestaltung des Personentarifsystems erheben. Man beruft sich darauf, daß unser Eisenbahnwesen zwar für die **schnelle** Beförderung der Personen viel, dagegen für die **billige** Beförderung sehr wenig gethan habe.

Dieses Urtheil findet eine praktisch sehr werthvolle Unterstützung in den finanziellen Ergebnissen des Personentransports. Wer nur als Laie den oft recht erheblichen Betrag für eine Sommerreise an der Bahnkasse zu erlegen hat, mag sich leicht denken, daß die Bahnverwaltung bei solchen Preisen doch auch einen außerordentlich hohen Gewinn machen müsse. Das ist indessen keineswegs der Fall, ja es ist geradezu fraglich, ob die deutschen Eisenbahnen bei aller, so viele Kräfte und so viele Mittel absorbirenden Personenbeförderung überhaupt einen nennenswerthen Profit erzielen. Die Beantwortung dieser Frage hängt naturgemäß von der Entscheidung der weiteren Frage ab, wie hoch sich die Selbstkosten des Personentransports für die Bahnverwaltung stellen. Bei einem so komplizirten Betriebe, wie es ein großes Eisenbahnunternehmen ist, das nicht allein sehr verschiedenartige Einrichtungen umfaßt, sondern auch diese Einrichtungen mit sehr verschiedenartigen Leistungen des Waaren- und Personentransports auszunutzen berufen ist, läßt sich diese bei jedem gewerblichen Unternehmen höchst schwierige Frage nach den Selbstkosten freilich am wenigsten unanfechtbar beantworten. Aber alle mit ausreichender Gründlichkeit ausgeführten Berechnungen über die Selbstkosten des Eisenbahnbetriebes kommen doch ausnahmslos darauf hinaus, daß der Güterverkehr trotz aller in den Gütertarifen vorgenommenen Ermäßigungen noch immer einen sehr respektablen Reingewinn abwirft, während aus dem gesammten Personentransport für die Bahnverwaltungen nur ein geringer, wenn überhaupt, ein Reingewinn resultirt. Für die preußischen Staatsbahnen liegt eine solche Ertragsberechnung bezüglich des Jahres 1883/84 vor. Danach hat dieses große Bahnnetz von ca. 18 000 Kilometern beim Güterverkehr eine Einnahme von 433,4 Millionen Mark gehabt, der eine Ausgabe von 213,0 Millionen Mark gegenübersteht, so daß sich ein Ueberschuß von 220,4 Millionen Mark ergibt; dagegen hat der Personenverkehr bei einer Einnahme von 152,9 Millionen Mark einen Unkostenaufwand von 133 Millionen Mark verursacht, so daß sich hier nur ein Ueberschuß von 19,9 Millionen Mark herausstellt. Noch ungünstiger ist das Resultat in letzter Zeit. Auf derselben Grundlage, auf welcher die Berechnung für 1883/84 angestellt worden ist, ergeben die Ziffern für 1887/88 beim Güterverkehr einen Ueberschuß von 257,2 Millionen Mark, beim Personenverkehr von 14,7 Millionen Mark. Werden die von anderer Seite aufgestellten, dem Personenverkehr noch ungünstigeren Selbstkostenberechnungen zu Grunde gelegt — 3,3 Pf. für den Personenkilometer und 1,9 Pf. für den Tonnenkilometer — so würde sich ebenfalls für 1887/88 beim Güterverkehr sogar ein Ueberschuß von 262,4 Millionen Mark, beim Personenverkehr dagegen ein Zuschuß von ½ Million Mark ergeben.

Wie man nun auch über diese Selbstkostenberechnungen im Einzelnen denken mag, so steht es doch außer Zweifel, daß alle Berechnungen, auf welcher Basis immer sie angestellt worden, ausnahmslos zu dem Ergebniß geführt haben, daß bei den heutigen Tarifsätzen der Güterverkehr einen sehr erheblichen, der Personenverkehr nur einen geringen oder gar keinen Reinertrag abwirft. Daß dieses ungünstige Ergebniß in der Hauptsache auf eine ungenügende Ausnutzung der beim Eisenbahntransport bewegten Personen-

plätze zurückzuführen ist, kann ebensowenig einem Zweifel unterliegen. Die ungenügende Ausnutzung der vorhandenen Plätze hat sogar noch in allerneuester Zeit zugenommen. Auf den preußischen Staatsbahnen waren i. J. 1883/84 von den auf einen Kilometer bewegten Plätzen besetzt 25,3 Proz., i. J. 1887/88 nur noch 24,6 Proz. Eine besonders schlechte Stellung nehmen dabei die höheren Platzklassen ein. Besetzt waren in der 1. Klasse nur 8,94 Proz., in der 2. Klasse nur 20,48 Proz., was also weit hinter dem Durchschnittssatz von 24,6 Proz. zurückbleibt. Ueberraschen kann es demnach auch nicht, daß alle Berechnungen darauf hinauskommen, daß in den höheren Wagenklassen, in der ersten und zweiten Klasse, der Tarifsatz nicht einmal die Selbstkosten deckt, während das Erträgniß aus den beiden unteren Klassen dieses Defizit decken und darüber hinaus noch einen Ueberschuß liefern muß. Der Passagier, der für eine Reise in erster Klasse ein recht ansehnliches Transportgeld zahlen muß, mag sich in der Vorstellung wiegen, daß er der Bahnverwaltung einen guten Verdienst zuwendet, einen besseren Verdienst, als die Hunderte von Passagieren, die in demselben Zuge in dritter oder vierter Klasse mitfahren. Das Gegentheil entspricht nach allen sachmännischen Berechnungen der Wahrheit. Soweit darüber Berechnungen vorliegen, muß angenommen werden, daß der Passagier 1. Klasse nur ein Sechstel, und auch der Passagier 2. Klasse nur zwei Drittel der Kosten deckt, welche der Transport der Bahnverwaltung verursacht; den Ausfall zu decken haben die Passagiere 3. Klasse, die ca. 15 Proz., und die Passagiere 4. Klasse, die ca. 26 Proz. über die Selbstkosten der Bahnverwaltung liefern.

Man mag an diesen Ergebnissen, die naturgemäß nur auf Grund einer umständlichen Berechnung zu gewinnen sind, im Einzelnen noch so viel mäkeln. Unbestreitbar bleibt, daß der Personentransport bei den heutigen Tarifsätzen der Eisenbahnen wenig oder gar keinen Gewinn abwirft, daß speziell die höheren Klassen wahrscheinlich eher Verlust als Gewinn bringen und das vortheilhafteste Geschäft auf diesem Gebiet noch mit den niedrigeren Klassen gemacht wird. Der Personenverkehr der Eisenbahnen, der gewinnbringend sein soll, kann allein im Massenverkehr seine Grundlage finden. Diesen Massenverkehr in allen Theilen des Personentransports zu entwickeln, muß demnach die Aufgabe einer zweckentsprechenden Tarifpolitik sein.

Den deutschen Eisenbahnverwaltungen würde man Unrecht thun, wenn man annähme, daß sie sich dieser Erkenntniß völlig verschließen. Umgekehrt ist bei uns gerade aus den Kreisen der Eisenbahnverwaltung selbst der Ruf nach einer durchgreifenden Ermäßigung der Personentarife rückhaltlos erhoben worden. Die Frage der Ermäßigung steht gewissermaßen außer aller Debatte; es bleibt zur Entscheidung die Frage, ob man dabei auf dem bisherigen Grunde fortbaut oder zu einem neuen System, dem System der Zonen oder des Einheitsportos, übergeht.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

M. Broemel.

Fontane.

Zwischen Weihnachten und Sylvester des Heilsjahres 1819 gab es im Himmel ungeheure Heiterkeit: der altgewohnten fröhlich-seligen Feststimmung, der die ganze Welt nach Lebkuchen, Tannennadeln und Punsch duftet, hatte sich diesmal noch ein ganz besonderer Anlaß zu vergnüglichster Himmelslust beigesellt. Unter den um die Jahreswende zur gefälligen Kenntnißnahme eingesandten Büchern befand sich nämlich eines, das in jenen lichten Höhen, allwo die alten und die neuen Götter mit allerlei Dichterslenten fraternisiren, zunächst Kopfschütteln und dann schallende Heiterkeitsausbrüche hervorrief. Es trug den Titel „Die Welt als Wille und Vorstellung“ und mußte just erschienen sein. Da stand in wundervoller stilistischer Verschnörkelung zu lesen, wie der Menschen Leben eitel Prellerei und Mystifikation und eine unnützer Weise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts sei. Nun ist man im Himmel nicht empfindlich; Anklagen wegen Gotteslästerung oder Majestätsbeleidigung kommen dort kaum vor, und so trugen denn auch die Lebenslästerlichkeiten des großen deutschen Feuilletonisten aus der Goethestadt nur zur Belebung der Feiertagslaune bei. Am Ende aber kam man doch darin überein, es müsse etwas geschehen; und nach längerer Debatte ward beschlossen, dem Nichtigkeitsdeklaranten da unten einen so recht seelenvergnügten Poeten entgegenzustellen. Ganz schön; aber wo den hoffnungsvollen Sprossen so schnell hernehmen? Denn noch im selben Jahr sollt' er ins Leben treten. Der liebe Herrgott hielt denn nun fleißig Umschau, und richtig fand er kurz vor Jahresschluß noch, was er brauchte. Schon vor Darwin gab man dort oben viel auf Descendenz, und da es sich traf, daß in dem Städtlein Neu-Ruppin Abkömmlinge hugenottischer Gascogner, die in der Mark heimisch geworden waren, just einem kleinen Familienzuwachs entgegensahen, glaubte man allgemein, die rechte Mischung gefunden zu haben. Ein barbeiniges Ding — ein Engel oder eine Muse — ward herabgeschickt in Herrn Joachim Hans von Ziethens Geburtsstadt, und mit sothaner himmlischer Assistenz kam pünktlich am 30. Dezember 1819 ein Knäblein auf die Welt. Sie nannten es Theodor Fontane. Und der in Neu-Ruppin geboren vor siebzig Jahren, heute schreitet er in der deutschen Reichshauptstadt den Jüngsten und Modernsten rüstig voran im wilden Litteraturstreit; getreulich aber seiner optimistischen Mission, lacht er in den düstersten Winterabend kreuzfidel hinein:

„Das Leben lacht, trotz Sturm und Klippen,
Nur Steuer muß die Liebe sein.“

I.

Zu den schönsten Enttäuschungen meines Lebens zähle ich den Eindruck des Havellandes in der Potsdamer Gegend. Da ist man nun in Berlin aufgewachsen und hat allen Spottreden über die „Jejend“ lokalketzerischen Sinnes gelauscht, und plötzlich, nach kaum halbstündiger Eisenbahnfahrt, erblickt man diese herrlichen Wasserflächen im Waldeskranz; und wieder über ein Weilchen, so steht man auf der Pfaueninsel, die wie ein Baumbouquet aus dem blauen Wasser taucht und uns allerlei vertraute Erinnerungen weckt an eine unglückliche Königin, an einen sagenhaften Goldmacher und eine nervöse Tragödin aus der Lutetiastadt. Und während man in entzücktem Staunen auf die buntfröhlichen Haveldörfchen schaut, kommt wohl ein alter Gärtner oder einer vom Pfauenhofstaat des Weges und erzählt, wenn er die Freude an dem einsamen Erdenflecken anmerkt, von manchem Fest, das hier gefeiert ward, und bei dem der blonde Herr der Fröhlichste war von allen, der nun dort drüben begraben liegt —: „Da — Sie sehen ja wohl den Thurm der Friedenskirche über's Wasser weg!“

Gerade so ist es mir mit Theodor Fontane gegangen. Seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ — vier dicke, große Bände, denen sich als nicht minder umfangreiches Supplement die „Fünf Schlösser“ anreihen — blickten mich von den Repositorien der Leihbibliothek so unverliehen langweilig an, daß ich nie den Muth finden mochte, einen der schwarz gebundenen Gesellen zu entführen. Wanderungen durch die Mark Brandenburg: das klingt so nach der historischen Botanisirtrommel, und wenn man öfters mit Gymnasiallehrern patriotische Landpartien in den Grunewald unternommen hat, faßt einen lebenslang ein heiliges Grauen vor solchen Dingen. Die Pflicht sollte mich auch hier zu echtem und rechtem Genuß führen: es galt, die „Fünf Schlösser“ zu besprechen*), und so mußten wohl die Vorgänger auch gekannt sein. Offen gestanden: mit Seufzen ging ich dran; was ich aber fand, nicht besser kann ich's ausdrücken als mit Fontanes Worten über die

*) „Nation“ Jahrg. 6 Nr. 11.

Schönheiten der Mark: „Eine Fülle, ein Reichthum sind mir entgegengetreten, denen gegenüber ich die bestimmte Empfindung habe, ihrer niemals Herr werden zu können. . . . . Möchten sie auch in Andern jene Empfindungen wecken, von denen ich am eigenen Herzen erfahren habe, daß sie ein Glück, ein Trost und die Quelle echtester Freuden sind."

In Schottland, „angesichts eines im Leven-See sich erhebenden alten Douglas-Schlosses", kam Fontane der Gedanke: „Je nun, so viel hat Mark Brandenburg auch. Geh' hin und zeig es." Er zog aus, ein Vorurtheil zu bekämpfen und entdeckte — das preußisch-deutsche Feuilleton. Diese „Wanderungen" sind ein Originalgewächs; sie gleichen jenen köstlichen Weinen, die nur in bestimmtem Gelände reifen konnten, und an deren blumiger Würze sich doch nachher alle Welt mit innigem Behagen letzt. Und wie die alten Weine wollen auch diese zwanglos durch die Jahrhunderte fortlaufenden Kulturbilder genossen sein: langsam, gemächlich, schlückchenweise, würde Fontane sagen. Vom alten Fritzen und vom alten Ziethen, von den Quitzows, den Puttlitz, den Koeckeritz und Lüderitz und Itzenplitz wird uns da erzählt, und wenn wir Anfangs auch ein bischen zweifeln in berlinisch verdorbener Demokratenart: am Ende glauben wir es dem erprobten Führer doch, daß die Junker anders sind und besser als ihr Ruf, und daß sie mitunter in später Zechstunde allerlei skeptische „Radikalismen laut werden lassen, Urtheile von einer Fortgeschrittenheit, als flösse nicht die Nuplitz oder die Notte, sondern mindestens der Hudson oder Potomac an ihrem alten Feldsteinthurm vorüber". Wer auch nur einen preußischen Junker von der rechten Art gekannt hat, wird zugeben müssen, daß es ein Meisterstück knapper Charakteristik ist, wenn Fontane schreibt: „Er ist von einem scharfen und eindringenden, ja, soweit lediglich praktische Dinge mitsprechen, von einem umfassenden Blick, und führt seinen Existenzkampf nicht **deshalb** so hart und erbittert, weil er des Gegners Recht verkennte, sondern gerade deshalb, **weil** er es erkennt. Er vermag nur nicht den einen letzten Schritt zu thun, den vom **erkennen** bis zum **anerkennen**." Und Fontane ist konservativ.

Mit verweilender Umständlichkeit werden diese Fußwanderungen geschildert; geschildert, nicht erzählt; denn Fontane ist unter den Deutschen der, dem die sinnlichste Sprache zu Gebote steht; ihm lebt alles, und selbst wenn er keuchend dem letzten berliner Zuge entgegenstrebt, bemerkt er noch die pickenden Sperlinge am Droschkenstand. Ein Muster solcher Vergegenständlichung ist z. B. im IV. Bande der „Wanderungen" die Weihnachtsfahrt nach Malchow: in zehn Zeilen ist da das weihnachtliche Treiben am Alexanderplatz, die verschneite Chaussee nach Weißensee mit ihren wintertraurigen Vergnügungslokalen zu lebendigster Anschaulichkeit gebracht. Das Beste aber soll noch kommen. Nach einer erkälteten Abweisung von Seiten des Malchower Schulmannes kehrt unser Wanderer auf „Schusters Rappen" im Pfarrhause ein. „Und hier war ich denn nun und wartete. Unter Umständen nichts angenehmer als solche Wartevierteltstunden, in denen man die Geschichte des Hauses oder den Charakter seiner Bewohner von den Wänden liest. Denn nichts spricht deutlicher als Zimmereinrichtungen und selbst die nichtssagenden und modisch-indifferenten machen keine Ausnahme. Sie weisen dann eben auf nichtssagende und modisch-indifferente Leute hin. In der Studirstube zu Malchow aber war nichts indifferent, und die Grec-Borte der Gardinen, der gothisch geschnitzte Schlüsselkasten mit Bild und Spruch, dazu der über dem Sopha thronende Thorwaldsensche Christus inmitten der abgestuften Schaar seiner Jünger, alles stimmte zu den hohen Bücherrealen, auf denen die theologischen und Fritz Reuterschen Schriften in aller Friedlichkeit beisammenstanden. Und dazu die „Kreuz-Zeitung" auf dem Tisch, und ein Luftton, in welchem die Morgen-Cigarre nachdämmerte. Das märkische Pfarrhaus in seiner anspruchslosen und doch zugleich von Kunst und Schönheit leise berührten Behaglichkeit hatte nie lebendiger zu mir gesprochen." So sieht ein Dichter, und so vom Einzelfall auf's Ganze generalisirt ein beschaulicher Weltweiser. Und wer nun nicht die Leute kennt, die in solchem Zimmer passen und lesen und kopfschütteln, der wird sein Lebtag kein Fontaneverständiger werden.

Malchow bietet dem Raritätensammler nichts: eine gleichgiltige, schändlich restaurirte Kirche und ein Kirchenbuch; aber doch: „ein entzückender Tag. Die Gruft hatte nichts herausgegeben. Aber das Leben hatte bunt und vielgestaltig zu mir gesprochen. Und das bedeutet das Beste."

Da haben wir den unverwüstlichen Optimisten, den seine wundervolle Gutgelauntheit überall zu Hause sein läßt. Gibt's keine Rosen zu pflücken, ein Tannenzapfen sieht sich auch hübsch an; und schweigen die alten Chroniken, so schwatzt wohl am Wege eine märkische Magd.

II.

Sechzig Jahre war Fontane alt, als seine erste poetische Erzählung erschien. Der Neu-Ruppiner Apothekerlehrling — wie Ibsen hat er Pillen gedreht, doch mögen sie süßer geschmeckt haben als die von Grimstadt in Norwegen — war inzwischen längst ein Zeitungsschreiber geworden und ein Wanderer durch England, Schottland, Schleswig-Holstein und Frankreich, von wo er seine Eindrücke stets getreulich mit heimbrachte, den Freunden zu zeigen, was man erlebt, wenn einer eine Reise thut. Die Bücher: „Ein Sommer in London", „Jenseit des Tweed", „Aus den Tagen der Okkupation", „Kriegsgefangen" hatten einen nicht zu großen Leserkreis erfreut, als (1878) der erste Roman von Fontane erschien. Es war ein Berliner Roman aus der Zeit zwischen der Jenaer Katastrophe und dem Befreiungs- oder wie man wohl euphemistisch sagt: Freiheitskriege, und er hieß: „Vor dem Sturm." Die vier Bände bringen, in ungleich feinerer Ausführung freilich, was den Ruppiner Landsmann Gustav Kühn so mark- und weltbekannt gemacht hat: bunte Bilderbogen; Reste der französirenden Bildung des 18. Jahrhunderts, preußische Junker, polnische Kavaliere, Herrnhuterinnen und Nachkömmlinge der Markgräfin von Bayreuth, märkische Gradheit und Rheinsberger Esprit: das alles findet sich hier auf prächtig erschautem landschaftlichem Hintergrunde abgebildet. Dennoch vermißt man den langen Athem des Epikers; der Kulturroman zerbröckelt in Genrebildchen von erlesenem Reiz, und es ist ein schönes Zeichen von des Dichters ehrlicher Selbsterkenntniß, daß er nie wieder in der Freskomalerei des historischen Romans sich versucht hat. Wer soviel aus Eigenem Dazuthun will, muß sich den Rahmen enger spannen. Und Fontane wollte nur Bestes geben; er durfte sich diesen Luxus gestatten.

Seitdem hat er, seiner empirischen Natur gemäß, anstatt ins Breite zu pinseln, den Einzelfall gesucht, und von diesem erst ist er aufgestiegen ins Ganze. Immer lockt irgend ein apartes psychologisches Problem, und so entsteht eine Novelle; meist aber wölbt sich über dem besonderen Geschehniß ein weiter, blauer oder auch wohl grauer Horizont, und so wird, eh' man sich's noch versah, ein Roman daraus. Das alles vollzieht sich gleichsam zufällig, instinktiv, wie es der Stoff und das Temperament des Gestaltenden eben so mit sich bringt. Fontanes Wesen ist die Verneinung aller korrekten Pedanterie, und ich bin überzeugt, er weiß erst, was er geschaffen, wenn's fix und fertig vor ihm steht. So wenigstens wirkt es: unmittelbar und mühelos bei aller Neigung zur Reflexion. Man vergißt die sechs Schöpfungstage mit ihrer Last und freut sich nur des Siebenten.

Fontane ist muthig; er hat früh nach Stoffen gegriffen, die von der satten Reporterkritik „peinliche" genannt werden; auch der Dieb findet es peinlich, wenn man ihn beim Kragen nimmt. Und wenn der Dichter im „Schach von Wuthenow" z. B. einen Offizier von 1806 vorführt, der, durch höchsten Befehl gezwungen, ein von ihm verführtes Edelfräulein zu heirathen, „im Moment des Gehorchens den Gehorsam in einer allerbrüskesten Weise bricht" (diese schmunzelnde Diskretion ist echt Fontanesch!), so ist hier mit konzentrirterer Kraft und dadurch eindrucksvoller in dem Einzelfall „ein Symptom, eine Zeiterscheinung dargestellt, welche sich nur in jener Armee zutragen konnte, die statt der Ehre nur noch

den Dünkel und statt der Seele nur noch ein Uhrwerk hatte." Und so, gesellschaftskritisch gestimmt, aber mild und betrachtsam, schritt nun der Wanderer fort; wie er früher alle Burgen gesucht hatte und Gräber und Mauersprüche, so schaute er nun nach jungen Seelen aus und nach alten Originalen; sein Fortschreiten war noch immer ein Vorwärtsschreiten, und ganz plötzlich stand er mitten drin im allermodernsten Berliner Leben, zwischen schneidigen Reiteroffizieren und behäbigen Gemüsezüchtern, mitten in den „Irrungen, Wirrungen." Wieder sah er, was vor ihm kein Deutscher gesehen: das „Verhältniß", nicht eine imitirte Flirtation oder ein collage nach Daudet'schem Muster, sondern wiederum etwas Neues: den typisch-berlinischen Herzensbund auf Zeit, der von den Sinnen geschlossen und vom Verstand gelöst wird in herzlicher Freundschaft. Von wilder Leidenschaft ist da freilich keine Spur; der märkische Junker ist schwerfällig, aber voll praktischen Sinnes; er weiß: eines schönen Tages heißt es Abschied nehmen und ein gutgemästetes Gänschen heimführen aus einem reichen Edelhof, denn „Ehe ist Ordnung." Und auch Lene Nimptsch, das gutgeartete Mädchen, weiß es nicht anders; sie ist weich und träumerisch-sinnlich, wie fast alle Frauen bei Fontane, aber sie ist auch vernünftig und lebensfroh; sie hat ihren Lieutenant von ganzem Herzen geliebt, uneigennützig und unorthographisch, und nie kann sie ihn vergessen; aber auch sie weiß es: „Ehe ist Ordnung", und so nimmt sie am Ende den wackeren Gideon, da ihr der Botho in adliger Unerreichbarkeit entgleitet. Ganz leise scheint mir jedoch schon in diesem einzig gearteten Buch die Frage anzuklingen: Ist auch wirklich alles gut in unserer Gesellschaftswelt? Muß man ein prächtiges Geschöpfchen wirklich lassen aus Standes- und Standesamtsvorurtheilen? Fontane ist konservativ und mit einem kleinen Seufzer antwortet er: Es muß wohl so sein. Aber ich bin nicht sicher, daß er nicht eines Tages — meinetwegen mit achtzig Jahren — laut und deutlich, und am Ende gar in der „Vossischen Zeitung", sagen wird: Nein.

III.

Eifrig hatten wir diskutirt, und die bedrohlichen Worte auf „ismus", bei deren Anblick die Redakteure nervös und die Leser ungeduldig werden, waren nur so durch die toleranten Lüfte geschwirrt. Du lieber Gott! was sollte die Kunst alles nicht! Keine historischen Stoffe und keine Ideen, keine Kommerzienräthe und keine Geschichten von sogenannter Liebe; darstellen sollte sie, nicht schönfärben, auf der Erde bleiben und nicht in die Wolken klettern; und wie der germanische Poet ganz anders zu verfahren habe als sein romanischer Genosse: es wurde alles festgesetzt und sauber registrirt von klarköpfigen Leuten. „Und alles ohne Liebe."

Nun kam ich nach Hause, und da lag ein neuer Band mit der einfachen Aufschrift „Gedichte von Theodor Fontane.*) Vorn eine treffliche Photogravure des Dichters, die nur freilich sein Bestes nicht geben kann: das große, blaue Fritzenauge, das aus dem Büreaukratenkopf hervorlacht wie ein Band Goethe aus einem Aktenstoß. Erst wollt' ich nur naschen; aber immer hastiger wühlte das Messer zwischen den Blättern des wohlbeleibten Buches, und hätte nicht heimtückisch Petroleummangel der nächtlichen Lesung ein Ende gesetzt, ich wäre bis zur letzten Seite 439 vorgedrungen. Das war force majeure, und so mußt' ich's aufgeben; aber als ich nun, zum Licht tappend, des heißen abendlichen Kunstgezänkes dachte, da fand ich mit den Schwedenhölzchen zugleich das erlösende Wort: Ist ja alles Unsinn!

In dem Gedichtband da stand von Helden und Königinnen aus dem Jahre 1066 und von Sprungriemenassessoren aus dem Jahre 1889; vom Brittenkönig Heinrich und vom Dulderkaiser Friedrich; von den Hamiltons und Gray's und von dem Ribbeck auf Ribbeck im Havelland; von Derfling und Bismarck; von Marien Stuart und Schwerin-Putzar, dem Märzminister; — Schlösser und Hütten, Vorder- und Hinterhäuser thun sich auf; märkische Stoppelfelder reihen sich an schottisches Hochland; Herren und Todtengräber, Fürstinnen und Fischermädchen, üppige Tyrannennaturen aus der Renaissancezeit und Kolonialwaarenlehrlinge aus Alt-Berlin sprechen zu uns, jeder in seiner Sprache, jeder aus seiner Anschauungswelt heraus. Und die Kunst soll oder soll nicht —?! Ist ja alles Unsinn! Von Fontane hab' ich's gelernt, und jeder wird's lernen, dem dieser Dichter spricht.

Unter seinen trefflichen Bemerkungen zu Ibsens „Gespenstern" findet sich eine, die, in ihrer allgemeingiltigen Selbstverständlichkeit heute natürlich vergessen, auch unseres Fontane Macht erklärt; nicht in der absoluten Wahrheit, sagt er da, in der Macht der Ueberzeugung beruht alle Wirkung in Kunst und Leben. Da ist ausgesprochen, was mancher wohl dunkel gefühlt hat: kommt eines Tages wieder ein Dichter mit leidenschaftlichem Glauben an die Hellenenwelt, so haben wir ein Griechendrama, und packt uns eines Anderen schaffenskräftige Phantasie und reißt uns ins Mittelalter, so glauben wir auch ihm, wie wir heute inbrünstig an die Meerungethüme von Boecklin glauben, die doch wohl sicherlich nicht „wahr" und nicht „modern" sind. Nur der Glaube macht den Künstler selig; nur die Ueberzeugung ist seine Wahrheit. Und nur weil Fontane die märkischen Landschaftswunder innig glaubt, vermag er uns zu erwärmen für

„Bamme, Damme, Kriele, Krielow,
Petzow, Retzow, Ferch am Schwilow,
Zachow, Wachow und Groß-Bähnitz.
Marquardt an der stillen Schlänitz,
Senzke, Lenzke und Marzahne,
Lietzow, Tietzow und Rekahne,
Und zum Schluß in dem leuchtenden Kranz:
Ketzin, Ketzür und Vehlefanz."

Fontanes Balladen, besonders die modernen („John Maynard", „Die Brück' am Tay", „Und alles ohne Liebe", „Kaiser Friedrichs letzte Fahrt" u. a.) sind in ihrer wundervollen Verschmelzung von Wirklichkeitstreue und Romantik dem Allerbesten beizugesellen in unserer Litteratur. Den historischen Balladen fehlt es wohl manchmal — wie dem historischen Roman — an einer letzten, langathmigen Kraft; die Art aber, wie z. B. in der „Brück' am Tay" ein Eisenbahnunglück, dem man nur noch im Lokaltheil der Tagesblätter zu begegnen glaubt, in wild-phantastische Beleuchtung gerückt ist, wie der Kehrreim: „Tand, Tand, Ist das Gebilde von Menschenhand", die Katastrophe einleitet und abschließt, das ist von feinster poetischer Originalität. Fontane ist ein Meister der Stimmungserzeugung: mit einem Sätzchen, einem kecken Reim hat er uns, wo er uns haben will. Er ist heute ohne allen Zweifel der bedeutendste deutsche Lyriker, und ich bekenne offen, daß ich seine warme, weiche und weitherzige Poesie den meist schweizerisch ungeschlachten und oft trockenen Gedichten von Gottfried Keller weit vorziehe. Fontane hat ein feines Ohr: er hört „die tiefe Stille der Natur".

Die schönsten Töne und die eigensten Farben, „das Haus, die Heimath, die Beschränkung" hat sie ihm gegeben; ich muß es mir leider versagen, aus der Fülle herrlicher Gedichte einzelne von größerem Umfang hierherzusetzen, sonst würd' ich resolut zur „Siegesbotschaft" von Düppel greifen, die Laatsche-Neumann aus Cremmen nach dem Krug zu Vehlefanz bringt und die dann alle Vehlefanzer insgemein in's benachbarte Schwante tragen.

„Neumann laatscht nach.
Schwante lag schon im Schlaf,
Als aber die Siegesbotschaft es traf,
Ward's wach.
Der Mond am Himmel stand,
Und in Jubel stand das Havelland."

Wie aber ein Dichter in anderthalb Dutzend Halbzeilen zwei ganze Menschenschicksale auf einen deutlich erkennbaren Gesellschaftsgrund malen kann, das wenigstens mag man erschauen in dem Gedicht „Lebenswege":

*) Dritte vermehrte Auflage. Verlag von Wilhelm Hertz. 1889.

„Fünfzig Jahre werden es ehstens sein,
Da trat ich in meinen ersten „Verein“.
Natürlich Dichter. Blutjunge Waare.
Studenten, Leutnants, Refrendare.
Rang gab's nicht, den verlieh das „Gedicht“,
Und ich war ein kleines Kirchenlicht.
So stand es, als anno 40 wir schrieben,
Aber ach, wo bist du Sonne geblieben,
Ich bin noch immer, was damals ich war,
Ein Lichtlein auf demselben Altar,
Aus den Leutnants aber und Studenten
Wurden Genräle und Chefpräsidenten.

Und mitunter, auf stillem Thiergartenpfade,
Bei „Königin Luise“ trifft man sich grade.

„Nun, lieber F.(ontane), noch immer bei Wege?“
„„Gott sei Dank, Excellenz, . . . trotz Nackenschläge . . .““

„Kenn' ich, kenn' ich. Das Leben ist flau . . .
Grüßen Sie Ihre liebe Frau.“

Das sind wirklich zwei „Lebenswege“, und, wie immer bei Fontane, sind sie zugleich typisch und individuell; die leutselige Excellenz war einmal jung, der „liebe Fontane“ ist es geblieben. Und nun sie sich wieder treffen, stiehlt sich der Alte in höflicher Gewirtheil vorbei; dem Jungen fröstelt's.

Fontane ist konservativ, er begeistert sich für „festes Gesetz und festen Befehl“, aber schon 1848 ruft er Schwerin-Putzar zu:

„Treulos sind alle Knechte,
Der Freie nur ist treu!“

Und es will mir scheinen, als habe der gesellschaftssatirische und korrektheitsfeindliche Hang seither kräftige Fortschritte gemacht in Kopf und Herzen unseres „Balladenbarden und Schlachtendummlers mit ekligen Gefahren im Gefolge“. Die Subalternen und die Erfolganbeter, die strebernden Nullen („jüngstens empfing er den siebenten Orden — ist aber drum nicht schöner geworden“) und die feiertichen Offiziellen trifft sein Spott, und am Ende glaubt man auch hinter dem Bekenntniß seines Konservatismus die Worte zu lesen: „Ist ja alles Unsinn.“ Wenn schon die konservativen Siebziger anfangen zu kribbeln und zu höhnen, dann kann man wohl getrost sagen: Es geht zu Ende mit der Autoritätsgläubigkeit. Die christlich-theologische Weltanschauung mit ihren absoluten, theistischen Maßstäben für Gut und Böse, sie sinkt mählich dahin, und an ihre Stelle tritt im Erfindungsjahrhundert die — ja, nun muß es doch noch heraus —: die naturalistische Lebensauffassung, die alles verstehen will, um alles verzeihen zu können. Und was Fontane so jung erhalten hat, daß wir beim Lesen seiner merkwürdig schönen Gedichte ein über's andere Mal die Hände zusammenschlagen in staunend stummer Entzücktheit, das ist eben die ganz und gar überraschende Uebereinstimmung zwischen der Weltanschauung des Musengesegneten von 1819 und unserer stolzen Modernität. Ganz leise nur will ich's auszusprechen wagen, daß es ja keiner von den vereideten Kalokagathie-Wächtern hört: Theodor Fontane ist — im universellen Sinn des Wortes — ein Naturalist! Freilich einer, den die Liebe, nicht die Galle — keine litterarische Anatomie wird sie in ihm entdecken! — zum Allesverstehen geführt hat und zum Allesverzeihen; er glaubt „an diese Welt trotz dieser Welt“ und er weiß: „Wer schaffen will, muß fröhlich sein.“ Und da wir die Feiertagsgeschichte seiner Geburt kennen und seine antischopenhauerische Erdensendung, können wir bei aller Bewunderung doch wenigstens begreifen, wie sie durch ein halbes Jahrhundert der Zurücksetzung und des gleichgiltigen Uebersehens ihm treu zu bleiben vermochte, die „holde Fee aus Tagen seiner Kinderzeit, die stille Herzensheiterkeit“.

* * *

„Ich bin Märker, aber noch mehr Gascogner“, sagt Fontane. Er hat Recht; der alte Fritzenbewunderer erinnert in seiner Barockstil-Persönlichkeit am lebhaftesten an „jene reizvolle, aus prosaischen und poetischen Elementen wunderlich gemischte Zeit, die „ihr Kleid in den Schlössern der Ludwige, ihren Gehalt aber in den Schlössern der Friedriche empfing.“ Märkerstrammheit und skeptischer Esprit, ernsthaftes Pflichtgefühl und ausgelassene Lachlust, ja: alle vier lebengründenden Elemente des Sylvesterpunsches mischen sich in seinem Wesen zu einem Trank von unvergleichlich herber Süße; tüchtig und gewissenhaft ist Fontane wie sein Landsmann Ziethen und von gallisch naiver Sinnlichkeit trotz Rabelais und dem „rappligen“ Voltaire. Man muß es in den „Wanderungen“ lesen, welche Schlußfolgerungen der Uebermüthige aus der unterhalb der Brust beginnenden Verstümmelung eines Porträts der Russenkaiserin Katharina II. zieht: das ist ganz rabelaisisch. Und oft, wenn ich mit immer gleicher Freudigkeit unseres „Th. F.“ im Verlage der Vossischen Erben erscheinenden Theaterkritiken lese, kommt mir vor ihrer unserer bedenklichen Nüchternheit übertrieben erscheinenden Fortgeschrittenheit in Lob und Tadel der Gedanke: Wenn er's liest, wird er selber den alten Hitzkopf schütteln. En France tout le monde est un peu de Tarascon.

Der lebensfrohe Menschenfreund hat es zu Stande gebracht, selbst denen eine Freude zu bereiten, die alle Welt sonst schmäht und haßt: den Kritikern. Ich bin überzeugt: jeder schreibt gern über Fontane, nicht nur, weil er meist fruchtbares Neuland betritt, sondern weil er das Köstlichste entdeckt und das Seltenste in unserer uniformirten Zeit: eine ganze und eine ganz poetische Persönlichkeit. Wie der Wanderer durch die Mark hab' auch ich es gehalten: „Sorglos hab' ich gesammelt, nicht wie einer, der mit der Sichel zur Ernte geht, sondern wie ein Spaziergänger, der einzelne Aehren aus dem reichen Felde zieht.“ Und wunderherrlich trifft sich's, daß man in friedsamster Weihnachtsstimmung über den Dichter schreiben durfte und daß man das Geschriebene liest um St. Sylvester's Punschtag. Wenn ihm die Nächsten am 30. Dezember Glück wünschen, wir wollen uns gratuliren am 31. Und laut wollen wir's ihm zutrinken, unserem Meister Theodor Fontane: Prosit Neujahr! Und auf manches gute Jahr! Alt?! Ist ja alles Unsinn!

Maximilian Harden.

Ein verlassener Bruderstamm.*)

Titel und Plan eines von dem damaligen bekannten Volksmann, Assessor Rasch, vor dreißig Jahren geschriebenen Buches nachahmend, das die dänische Unterdrückung Schleswig-Holsteins schilderte, hat ein ungenannter baltischer Autor die Vergangenheit und traurige Gegenwart, welche die russische Tyrannei seinem Vaterlande bereitet, zum Vorwurf einer lesenswerthen Schrift gemacht. Möge die Wirkung beider Schriften dieselbe sein!

Das baltische Deutschland ist älter als das preußische. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts, ein Menschenalter ehe der Deutsche Orden den Landweg über die Weichsel zur Bekehrung der heidnischen Preußen fand, fuhren lübische Handelsschiffe über Gothland nach Livland und gründeten an der Dünamündung eine Kolonie. Der kurisch-livisch-esthnische Urbewohner, ein Zweig des finnischen Stammes, nahm die Ankömmlinge freundlich auf, theils um ihre Waaren einzutauschen, theils um ihre Unterstützung gegen die umwohnenden Preußen und Letten zu gewinnen, die, litthauischer Abkunft, mit ihren andersprechenden Nachbaren in steter Fehde lagen.

Dem holsteinischen handeltreibenden Seemann folgte der holsteinische taufende Missionär. Nachdem die lübischen Schiffer etwa ein Vierteljahrhundert von der Dünamündung aus gehandelt und hin- und hergesegelt waren, gesellte sich ihnen 1180 der Augustinermönch Meinhard, vom Stifte Sageberg, welcher rasch eine Anzahl Heiden christianisirte, vom Erzbischof von Bremen zum Bischof von Livland ernannt wurde und

*) Ein verlassener Bruderstamm. Vergangenheit und Gegenwart der baltischen Provinzen Rußlands. Von einem Balten. Berlin. 1889 A. Deubner.

Uexküll, die erste deutsche Veste an der Düna, erbaute. Als Meinhard 1196 starb, hatten die Liven einen Rückfall ins Heidenthum, brieten einige deutsche Mönche auf ihren alten Altären, und konnten auch durch ein Kreuzheer, welches der kriegerische Berthold, der zweite Bischof, in Deutschland zusammenbrachte, nicht überwunden werden. Der Neubegründer und eigentliche Stifter der Kolonie wurde dadurch der 1199 zum dritten Bischof ernannte bremische Domherr Albert von Appeldern, der, Krieger, Staatsmann und Priester zugleich, Energie, Verstand und Glauben genug vereinte, um seine Hand dauernd auf das ferne Land zu legen. Mit der Gewalt anhebend, um mit der Religion fortzufahren, begann er damit, in Bremen und Lübeck ein Kreuzheer von 4000 Mann zu sammeln, welches im Frühling des Jahres 1200 in die Düna einlief, die Liven zu Paaren trieb, und die Stadt Riga an einer hafenartigen, zwei Meilen oberhalb der Mündung gelegenen Ausbuchtung gründete. Ein Theil der Kreuzfahrer ging zurück; ein anderer vereinte sich zum Orden der Schwertritter, um unter bischöflichem Patronat das Land zu erwerben und den Glauben zu verbreiten. Sie und das gesammte deutsche Element im Lande zu vermehren, reiste der Bischof alljährlich in die Heimath und brachte Ritter, Bürger und Priester, hauptsächlich aus Friesland und Westfalen, zurück. So geschah es, daß die Mannhaftigkeit der Einwanderer, unterstützt von den inneren Zwistigkeiten der wilden Eingeborenen, in einigen zwanzig Jahren die Eroberung des ganzen Gebietes vollendete, welches nunmehr als Baltische Mark in das Deutsche Reich aufgenommen wurde. 1225 erhob Friedrich II., der Hohenstaufe, das rigische Bisthum zu einer Markgrafschaft und Bischof Albert zum Fürsten des Reiches; etwas später wurde die gleiche Würde den Bisthümern von Kurland, Esthland und Oesel zu Theil. Schon vorher war der rigische Dom begonnen, waren ein Dutzend starker Vesten und Klöster über das Land vertheilt, waren in ihrem Schutze zahlreiche selbstbewußte und regsame niedersächsische Bürgerschaften emporgewachsen. An Schnelligkeit und Gedeihen übertrifft diese Entwicklung, die Klima, Boden und rasches Einleben für sich hatte, die Anfänge der amerikanischen Kolonisation.

Dies Ergebniß ist um so erstaunlicher, als die Kolonisten in dem einen Menschenalter, in welchem es sich vollzog, theils untereinander, theils mit fremden Mächten zu kämpfen hatten. War die rasche Eroberung des Landes durch die Kreuzheere gelungen, welche die Kurie mit dem Ablaßzettel in der Hand ebenso eifrig nach dem finnischen wie nach dem syrischen Meere sendete, so wurde sie durch die weltlichen Interessen des Papstes wiederum gefährdet. Um den rigischen Bischof, den ersten Souverän des Landes, nicht allzu unabhängig werden zu lassen, setzte der Papst mehrere andere Bischöfe ein, und trat in ihren Streitigkeiten mit dem lehnspflichtigen Schwertorden auf die Seite des letzteren, was die Bischöfe ihrerseits veranlaßte, die Dänen zu Hilfe zu rufen. Die Dänen drangen unter ihrem unternehmenden König Waldemar in Esthland ein, worauf die Esthen die Russen herbeiholten, welche, damals noch aus dänisch-schwedischem Adel und finnischem Volk bestehend, den Weg zur See, welchen die Väräger gekommen waren, nur allzu leicht zurückfanden. So gab es zwischen Dorpat und Reval während der ganzen letzteren Hälfte der fünfundzwanzig Gründungsjahre ein allgemeines Melée, dessen wechselnde Erfolge auch die Besitzverhältnisse in Kurland und Livland berührten. Endlich, nachdem der Orden die Dänen aus Esthland vertrieben, der Bischof aber durch eine neue Kreuzschaar dem Orden die Anerkennung seiner Lehnsherrlichkeit im größten Theil des Landes ausgenöthigt hatte, verbanden sich beide, warfen die Russen ebenfalls heraus und zwangen schließlich den päpstlichen Legaten, der Esthland durch Bannflüche für sich selber acquiren wollte, schleunig abzureisen. Um 1230 waren Papst, Dänen und Russen besiegt und die baltischen Kolonien wieder ausschließlich deutsch.

In diesen Kämpfen bereitete sich ein Ereigniß vor, welches sich bald darauf vollzog, eine außerordentliche Bedeutung besaß, und eine noch größere und dauerndere hätte gewinnen können, hätte uns nicht das lose Gefüge des Reiches alle unsere Grenzmarken allmählich verlieren lassen. Im Ringen gegen Bischof, Fremde und Einheimische hatte der livländische Orden der Schwertritter mehrmals um Vereinigung mit dem Deutschen Orden nachgesucht, welcher sich mittlerweile im benachbarten Preußen gebildet hatte. Der Deutsche Orden, noch vollauf mit sich selber beschäftigt, lehnte zuerst ab, nahm aber das Anerbieten im eigenen Interesse etwas später an, als die Schwertritter, von den Litthauern empfindlich geschlagen, eine Kooperation beider Orden gegen den gemeinsamen Feind unumgänglich gemacht hatten. Der Papst stimmte unter der Bedingung zu, daß den Dänen Reval zurück- und ihm somit eine Karte gegen die einheitliche Landesmacht in die Hand gegeben wurde. Im Jahre 1237 vollzog sich die Vereinigung beider Orden, welche den Sitz der gesammten Herrschaft nach Marienburg verlegte und das ganze Küstengebiet zwischen der pommerschen Grenze und dem heutigen Petersburg denselben Händen übergab, aus denen es nachmals um dreiviertel verkürzt in die brandenburgischen überging.

Die nächsten hundert Jahre waren dem Ringen mit den erstarkenden Litthauern gewidmet, welche, durch Kuren, Esthen und Russen verstärkt, die kleine Schaar der Deutschen schwer bedrängten. Diese hundert Jahre bilden die heroische Zeit des Landes und hämmerten den Stahl seines Charakters zu der elastischen Härte, die sich seitdem so vielfach bewährte. Alle Heermeister, fast alle Ritter dieser Epoche fielen im Felde. Es gab kaum einen Bürger, der anders zu sterben erwartete. Obschon die Bischöfe, um sich der Ordensmacht zu entziehen, inmitten der gemeinsamen Gefahr mit Litthauern, Dänen und Russen zu bündeln pflegten, obschon die Bischofsstädte gezwungenerweise häufig zu den Bischöfen hielten und der Papst mit Bullen und Interdikten gegen den einen und anderen, wie es die Sicherung seiner Oberherrschaft verlangte, fleißig nachhalf, hielt der baltische Ritter und Bürger Stand und zog sogar aus dem Unglück seiner preußischen Landsleute neue Kraft. Als die Polen, mit den Litthauern amalgamirt, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die baltische Bühne betraten und der Deutsche Orden es trotz des livischen Zuzugs bei der erdrückenden Uebermacht der Gegner nicht verhindern konnte, daß Westpreußen polnisch und Ostpreußen polnisches Lehen wurde (1466), schlossen sich die baltischen Bischöfe und Ritter wenigstens lange genug zusammen, um den Einfall des neuen Feindes zu verhindern.

Schon vorher hatten die langen Feindseligkeiten zwischen den beiden landesherrlichen Gewalten den beiden anderen Mächten des Landes, die bisher nur eine örtliche Autorität besaßen, die Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten verschafft und den ersten Landtag zu Wolk veranlaßt (1435). Hier traten Grundbesitzer und Bürger, die friedlichen Elemente, zwischen Bischöfe und Ritter, die streitenden, vermittelnd in die Schranken: wo alle Korporationen das mittelalterliche Recht der eigenen Verwaltung als selbstverständlich besaßen, konnte jede, als sie über ihre eigenen Angelegenheiten hinaus eine geordnete Theilnahme an den allgemeinen erhielt, das Gewicht, das sie früher mehr gewaltsam ausübte, nunmehr nicht weniger nachdrücklich in Frieden geltend machen. So endete der alte Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Autorität in gesunder Weise mit der Theilnahme aller Berechtigten und gab den niedersächsischen Mannen, die sich so lange einzeln tapfer gewehrt, einen neuen gemeinsamen Halt. Der Orden hatte die Bischöfe besiegt nur um mit den Ständen zu theilen. Der heimische Frieden schuf danach den äußeren. Er schreckte die Feinde, schuf eine Waffenruhe von nahezu fünfzig Jahren und hob den Wohlstand zu einer Höhe, welche zahlreiche deutsche Einwanderer ins Land zog und die Reformation, trotzdem der rigische Erzbischof die Moskowiter gegen die Lutheraner herbeirief, ruhig durchzuführen gestattete.

Daß das Land dennoch jene Selbstständigkeit verlor, ist denselben Mächten beizumessen, die vorher das deutsche Element in dem benachbarten Preußen theils gestürzt, theils unterworfen hatten: den slavischen. Preußen unterlag den Polen, Livland (wie bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts der

baltische Gesammtstaat genannt wurde) den Polen und Russen. Als Iwan der Gräßliche die beginnende Organisation seiner Horden darin bekundete, daß er Heer über Heer sengend und brennend nach Livland sendete, schlossen sich die Geplünderten, von Kaiser und Reich in den beginnenden Religionswirren verlassen, an die benachbarten Staaten an.

So kostete uns die Reformation, deren Ende uns unsere westliche Front von Holland bis Franche Comté nahm, schon im Anfang unsere östliche von Memel bis Petersburg.

Esthland warf sich, um sich zu retten, Schweden in die Arme; Oesel und ein Theil Kurlands wurde dänisch; das mittlere Livland polnisch; das nördliche Kurland selbstständig unter polnischer Hoheit; der esthnische Osten und Südosten konnte Rußland nicht mehr entzogen werden. Doch war inmitten der durch die anhaltenden russischen Blutbäder herbeigeführten Verzweiflung noch genug von der früheren Würde erhalten, um von Schweden, Dänemark und Polen förmliche Garantien für die Wahrung der alten Institutionen zu erlangen. Da der größte Theil des Landes an Polen ging, so ist der polnische Unterwerfungsvertrag von 1561, das sogenannte Privilegium Sigismundi Augusti, das nachmals von allen russischen Zaren bis auf den gegenwärtigen ablehnenden ratifizirt wurde, noch heute die Hauptgrundlage der rechtlichen Existenz Livlands und Kurlands als deutsches und protestantisches Land.

Obenein hatte die Selbstzerreißung des baltischen Landes nicht einmal den ersehnten Erfolg. Polen hatte Unterthanen, Lehensträger und Steuern gewonnen, ohne den versprochenen Schutz zu gewähren. Noch während zwanzig Jahre nach dem Untergang der livländischen Selbstständigkeit durften die russischen Schaaren rauben und morden, ohne anderen erheblichen Widerstand zu finden, als den die Deutschen ihnen aus eigenen ungenügenden Mitteln todesmuthig leisteten. Nachdem Polen und Schweden vereint die Russen endlich zurückgeschlagen (1582), brachen die Polen das Privilegium Sigismundi in anderer Form, indem sie den Protestantismus in ihren neuen Erwerbungen gewaltsam auszurotten unternahmen. Ehe sie zum Ziele gelangen konnten, brach indeß der polnisch-schwedische Erbfolgekrieg aus, welcher, wiederum innerhalb der baltischen Provinzen ausgefochten, denselben neue Leidensjahre auferlegte, aber wenigstens damit endete, daß das ganze Land bis auf Kurland, das unter polnischer Lehenshoheit blieb, an Schweden fiel (1629). Gustav Adolph bestätigte das Privilegium nicht allein, sondern hielt seine Bestätigung. Das Land athmete auf und gehörte wieder sich selbst, bis der drohende Staatsbankerott — die Folge der langen Kriege — die schwedische Regierung zu dem ungeheuerlichen Entschlusse drängte, allen Landbesitz, der einmal öffentliches Eigenthum gewesen sein konnte, für den Staat zu reklamiren (1680). Fünf Sechstel alles livländischen Grundbesitzes wurde eingezogen und der Einspruch des Landtags mit der Aufhebung der Verfassung beantwortet. Die Thorheit, an so exponirter Stellung Edikte erlassen zu haben, die sich nur für gesicherte Lagen eignen, sollte sich an Schweden schleunig und furchtbar rächen. Hauptmann von Patkul, ein livländischer Edelmann, der in der Sache vergeblich vom Landtag nach Stockholm deputirt worden war, wendete sich an August II. von Polen, Peter I. von Rußland und den dänischen König und überzeugte alle drei von der Gelegenheit zu Sieg und Annexion. August hatte Livland nicht vergessen; Peter, der eine neue Hauptstadt am finnischen Golf gründen wollte, war sofort von der Partie; Dänemark konnte nicht lieben, wo alles haßte. So wurde die livländische Expropriation der Grund des nordischen Krieges, welcher, trotz Karl XII. Heldenmuth, Schweden von seiner europäischen Stellung herabstürzte und eine neue Gruppirung der nordischen Staaten schuf. Am Ende des Krieges spielte Peter seinem Verbündeten Augustus, dem bronzenen Herrn der Dresdener Blockhauswache, noch einen Streich, der die Polen prellte, den Livländern indeß wesentlich zu gute kommen sollte. Nachdem er seine Schaaren lange hatte à la Iwan hausen lassen, kontremandirte Peter plötzlich den letzten Sturm, der Riga nach neunmonatlicher furchtbarer Belagerung in seine Hände geben mußte. Nach dem Bündnißvertrage sollten nämlich Livland und Esthland nach der Eroberung an Polen, Ingermannland, der östliche esthnische Zipfel, an Rußland fallen; aber brauchte der Bündnißvertrag eingehalten zu werden, falls die betreffenden Provinzen nicht erobert wurden, sondern sich freiwillig ergaben? In seinen gewissenhaften Erwägungen entschied sich der gescheidte Peter dahin, diese Frage sich zu stellen und mit nein zu beantworten. Er schenkte also den Rigensern den Sturm, trat mit den livischen und esthnischen Ritterschaften in freundwillige Verhandlungen und sicherte ihnen in den Kapitulationen von 1710, als Entgelt für die spontane Uebergabe, unter Zugrundelegung der früheren Verträge und besonders des Privilegii Sigismundi Augusti alle früher erworbenen Rechte und Privilegien zu. Er verpflichtete sich zumal, sich und alle seine Nachfolger auf dem Throne, zur Aufrechthaltung und zum Schutz der lutherischen Landeskirche, des einheimischen Rechts, der Verfassung und Selbstverwaltung des Landes, der deutschen Obrigkeit und der deutschen Sprache in Kirche, Schule, Gericht und Verwaltung. Dazu versprach er die Neugründung der im Kriege untergegangenen deutschen Universität und ließ sothanen Kapitulationen und Verträgen durch den Nystädter Frieden von 1721, der den Nordischen Krieg beendete, eine internationale Bestätigung geben.

Kurland erhielt die russische Bestätigung seiner alten Institutionen etwas später. Bei der Selbstauflösung des livischen Gesammtstaats im Jahre 1561 dem letzten Heermeister des Ordens, Gothard Ketler, zum Dank für seine unpatriotischen Intriguen als selbstständiges Herzogthum unter polnischer Hoheit überlassen, wurde es nach dem Aussterben der Ketler's 1737 auf Betrieb der Kaiserin Anna von Rußland dem Grafen Biron, ihrem Günstling, einem eingewanderten ehrsamen deutschen Gewerbsmann, übermacht. Nach der dritten Theilung Polens, als der Lehensherr nicht mehr existirte, unterwarfen sich Herzog Biron und der Mitauer Landtag der Kaiserin Katharina, welche 1795 durch Manifest Besitz nahm und den Einwohnern ihre Rechte, Sprache, Religion, Eigenthum und Verwaltung bestätigte. Alle Theile Altlivlands waren wieder beisammen.

Dies sind die Verträge, Kapitulationen und Manifeste, deren Bruch die gegenwärtige baltische Lage geschaffen. Von den baltischen Landen gewonnen theils als Preis mannhafter Selbstbehauptung in den Gefahren ihrer exponirten Lage, theils als eine der wenigen günstigen Folgen der internationalen Rivalitäten, die sie so oft zum Spielball der Mächte gemacht, bedurfte es der außerordentlichen Verhältnisse, die in den letzten Jahrzehnten eingetreten sind, um sie brechen zu lassen und das gesammte Deutschthum der Baltiker dem gegenwärtigen Versuche einer systematischen Vernichtung auszusetzen.

Herman Remmer.

Zum Tode August Försters.

Wien, 24. Dezember.

Nicht viel länger als ein Jahr hat Förster's Burgtheater-Herrlichkeit gewährt. Es war der Traum seines Lebens, der Nachfolger seines Meisters Laube als Direktor der ersten deutschen Bühne zu werden. Und er hat diesem Wunsche das größte Opfer gebracht, dessen er überhaupt fähig war: der leidenschaftliche Komödiant, der zu Anbeginn seiner Wirksamkeit der Kirchenkanzel den Rücken drehte, um der Lessing'schen Bühnenkanzel sich zuzuwenden, hatte endgiltig auf jede schauspielerische Thätigkeit verzichtet.

Und all das vergebens. Denn Förster war ein vom Tod gezeichneter Mann, als er das Deutsche Theater verließ. Seine näheren Bekannten wurden nicht überrascht von der Kunde seines Todes: viel eher dürfte es Wunder nehmen, daß der im Innersten getroffene Mann so lange und so thatkräftig seines schweren — in den Tagen der Uebersiedlung

vom alten in das neue Burgtheater doppelt schweren — Amtes hat walten können.

Hervorragendes zu leisten wäre in so kritischer Zeit dem bedeutendsten Dramaturgen schwer gefallen. Galt es doch, einen ganz neuen, vielfach unglücklich gearteten Boden nen zu bereiten. Förster that sein Bestes: er war unermüdlich als Leiter der Proben, als Wortführer der Nothwendigkeit von Umbauten.

Eine schöpferische Natur, eine geistige Begabung wie Schreyvogel, Laube, Wilbrandt war er nie. Unvergleichlich, unersetzlich als „erste zweite Kraft“ einer Theaterleitung, unentbehrlich als der rechte Arm selbständiger Köpfe vom Schlage Laube's und Dingelstedt's, war er zeitlebens und in der besten Bedeutung des Wortes ein Praktiker, ein Bühnen-Techniker (wir wollen nicht sagen: Bühnen-Handwerker, da unbegreiflicher Weise dieser markige Ausdruck leicht eine geringschätzige Nebenbedeutung annimmt). Auch das aber nur im engeren Wortsinn. Eduard Devrient's Lieblingssatz: daß der beste Theaterleiter, wie der beste Theaterdichter, im Grunde nur aus dem Schauspielerstande herauskomme (man denke nur an Shakespeare und Molière und viel bescheidener, und doch noch achtbar genug, an Schröder und Ferdinand Raimund) — diese blinkende Halbwahrheit kommt August Förster kaum zugute. Er war als Darsteller brav, gewissenhaft, voll Verständniß für die großen Vorbilder eines Anschütz als Nathan, Lear, Musikus Miller: im Kern aber blieb er eine nüchterne Schauspielernatur.

Und genau so, wie mit dem Darsteller, stand es mit dem Theaterdirektor. Aus strengem Pflichtgefühl gab er die Klassiker, wie er sie bei Laube hatte schätzen und abschätzen gelernt: Shakespeare, Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist, den (von Laube zuerst der Bühnenwelt warm empfohlenen) Anzengruber. Sein ganzes Herz aber gehörte dem Sardou der „Pattes de mouche“, diesen geistreich modernisirten Scribe, Emile Augier und Dumas fils. Die neuere deutsche Lustspielindustrie hat an Förster einen entschiedenen Gönner verloren, wenngleich er derselben im Innersten Vater Benedix vorzog. Eine seiner letzten Neuszenirungen im Burgtheater war „Ein Lustspiel“.

Wagte dieser wackere, nur etwas prosaische Mann aber einmal ein Experiment, dann gehörte es mehr dem Bereich des Absonderlichen, als des Verwegenen an. Er nahm Hebbel's „Gyges und sein Ring“ auf: gab aber keinen einzigen Ibsen. Und als Meister der Ausstellung kam er uns gar zu oft mit archäologischen Spielereien: sein Schloßtheater im „Hamlet“ war die naturtreue, allzu getreue Bühnenillustration von Shakespeare's Globe-Theater. Und als er vor der Neuszenirung des „Lear“ stand, erhielt ich zu meinem nicht geringen Erstaunen eine briefliche Anfrage von ihm, ob mir nicht bekannt sei, daß der Narr zu Shakespeare's Zeiten von einem Frauenzimmer sei gespielt worden? Ich erwiderte: daß mir die Sache höchst unwahrscheinlich vorkomme, da ja meines Wissens dazumal Frauenrollen zumeist von Männern vergegenwärtigt wurden: die beiden besten Shakespeare-Kenner unter meinen Bekannten — der Grazer Germanist Anton E. Schönbach und der Göttinger Gelehrte A. Brandl — durchstöberten alle Kommentare und Shakespeare-Jahrbücher, um schließlich zu demselben Ergebniß zu kommen, wie mein Laienurtheil: daß vermuthlich irgend eine reisende Virtuosin der Gegenwart den weiblichen Hamlet, Frl. Vestvali, mit einem frauenzimmerlichen Narren habe übertrumpfen wollen. Förster gab sich nach diesen Mittheilungen noch immer nicht ganz geschlagen. Er meinte: dergestalt könne ihn sein Gedächtniß kaum trügen. Allein der einen Augenblick ernstlich gehegte Plan, die Rolle einer Künstlerin des Burgtheaters zu übertragen, kam nicht zur Ausführung.

Nun fragt wohl der eine und der andere Freund Förster's, weßhalb wir denn zunächst diese Schattenseiten hervorheben? nun erinnert sich wohl gar der eine und der andere Freund der „Nation“ (die Förster zu ihren hochgeschätzten Mitarbeitern zählen durfte) seiner Erklärung in Sachen des Schillerpreises und Ludwig Anzengruber's und der daran geknüpften Hervorhebung der Verdienste Förster's um unser deutsches Bühnenwesen (wenn wir nicht irren: „Nation“, erste Jännerwoche 1888). Gemach! Die Leistungen Förster's in dem ihm angemessenen Wirkungskreise gedenken wir heute so wenig zu verdunkeln oder zu verkleinern, wie dazumal: heute aber beschäftigt uns die Frage, ob er der richtige Direktor des Burgtheaters gewesen oder vielmehr ob ein Mann seiner Art und Schule der richtige Nachfolger Förster's wäre?

Die Antwort glauben wir schon vorweggenommen zu haben. Eine Kraft, wie diejenige Försters, ist jedem Hof- und Privattheater unschätzbar, sofern sie richtig verwendet d. h. nicht zur Alleinherrschaft ausersehen wird. Sehr bezeichnend hat ihn Laube in den fünfziger Jahren zum Unter-Regisseur ernannt: da war er in seinem Element: er arbeitete Laube in die Hand: Niemand errieth besser die Absichten eines überlegenen Führers, Niemand war glücklicher, auf einer Entdeckungsreise nach neuen schauspielerischen Talenten, dem Alten die richtigen Adressen anzuempfehlen u. s. w. Die gleiche Begabung machte den Günstling Laube's zum Liebling von dessen hartnäckigstem Widersacher: Dingelstedt. Dieselben Fähigkeiten offenbarte Förster in Leipzig und Berlin. Dieselben Fähigkeiten: im guten und im minder guten Sinne. Er bleibt der beste Unter-Regisseur, den irgend eine deutsche Bühne irgendwann besessen.

M. a. W.: auf die Dauer genügt an erster Stelle doch nur eine geistige Kraft ersten Ranges. Der „unsichtbare Direktor des Burgtheaters,“ von dem Wilbrandt einst so schön und weise sprach, die Tradition großer Kunstübung und edler Pflichterfüllung verschwindet, wenn den Künstlern nicht immer wieder neue, hohe, begeisternde Aufgaben gestellt werden. Wilbrandt hat seine Sendung — wie ich in der „Nation“ mehr als einmal dankbar anerkannt — solcherart aufgefaßt: Sophokles, Calderon, Shakespeare, Turjenjew hat er gebracht: Kleist's „Penthesilea“, Ibsen und Anzengruber wollte er „burg“-möglich machen. Ceterum vero censeo: der Würdigste, das Burgtheater zu beherrschen, war und bleibt Wilbrandt. So lange auch nur der schwächste Hoffnungsschimmer sich zeigt, diesen idealen Charakter neuerdings zur Uebernahme dieses Amtes zu bewegen, kommt er nur, er allein für diese Stellung in Betracht.

Nach ihm Alfred Berger. Der Mann ist jedenfalls eines Versuches werth und der Einwand: der Gatte von Stella Hohenfels könne nicht unparteiisch den Anforderungen seines Postens genügen, leuchtet uns nicht ein. Berger ist hochgebildet, weltläufig; untadelig im Wesen und Behaben, sehr ernstlich bemüht, auch das Technische zu meistern: weshalb sollte man es nicht mit ihm wagen? weshalb nicht den ersten Pflichtenkonflikt abwarten? Das Burgtheater ist zur Stunde nicht so reich an geistigen und schauspielerischen Kräften, daß es auf die Hohenfels oder auf Herrn Berger Verzicht leisten sollte oder könnte. Seien wir in diesen trüben — Verlust auf Verlust häufenden — Zeiten doppelt haushälterisch mit dem, was uns übrig bleibt. Stammt doch von Wilbrandt das wahre Wort: es gibt 40 Millionen Deutsche und unter ihnen keine 40, die dem Burgtheater vorzustehen vermöchten.

A. Bettelheim.

Theater.

Wallner-Theater: „Seine Haushalterin“. Schwank in 3 Akten von Alexandre Bisson. — Residenz-Theater: „Pepa“. Lustspiel in 3 Akten von Henri Meilhac und L. Ganderax. Deutsch von Ernst Schubert.

Früher interessirten sich französische Schwankersinner für die Ehe nur, wenn sie gebrochen wurde; seit aber Herrn Naquets Bemühen erfolgreich war, hat es ihnen die Scheidungsfrage angethan. Schlimm ist es, aber wahr: mit der Liederlichkeit haben die Herren ihrer Lustigkeit bestes Theil eingebüßt; die jüngsten Hahnreiverspotter wurden alte Klosterschulendramatiker.

Einen feinen Konflikt hat M. Bisson, der halbe Dichter der „Madame Bonivard“ gegriffen: wie die endlich erlangte Wohlhabenheit das arbeiterfüllte Leben eines Mannes später Liebe erschließen kann; wie der Chemiker Chamorin auf dem ungewöhnlichen Umwege über das Kokottenreich sein junges Weib finden lernt in der ihm angetrauten Haushälterin, wollte er zeigen. Aber dem guten Willen wehrten üble Schwanksitten, und am Ende muß das altersprodte Bühnenmittel der Eifersuchterregung forthelfen. Sardous in den ersten beiden Akten klassisch zu nennendes Scheidungslustspiel „Divorçons“ ist auch hier wieder einmal das ängstlich nachgeahmte Muster, und die komische Figur des geldsüchtigen Eheaspiranten hat Bisson einfach von Sardou entlehnt. Während aber der ältere Dramatiker entschlossen auf ein Ziel losschritt, zerfasert der Jüngere seine Wirkungen: die Provinzialstadt und die Metropole, Orleans und Paris, die anständige Frau und die Kokotte sollen in Gegensatz treten und nebenher soll aus dem rastlos thätigen Chemiker ein weltmännischer Lebemann erstehen. Das ist zuviel des Guten für drei knappe Akte, und ohne die dreiste Lustigkeit der Darstellung, für welche die Herren Gimnig und Alexander das Beste thaten, wäre das überfrachtete Schifflein noch im Hafen gescheitert.

Hält Herr Bisson sich an Sardou, so steigen die Herren Meilhac und Ganderac bis zu Scribe empor; oder auch hinab, wie man es nehmen will. Das Lustspiel „Pepa“ ist langweilig wie ein schlechter Scribe und anständig wie ein Normal-Ohnet. Es wäre über die umständliche und redselige Quartett-Geschichte vom Finden und Wiederfinden junger und älterer Herzen nichts zu sagen, wenn es da nicht noch nebenbei, ohne rechten Zusammenhang mit dieser gezierten und gezogenen Intrigue, ein interessantes Milieu zu betrachten gäbe. Ich denke mir die Genesis der „Pepa“ etwa so: M. Ganderac hatte ein sauberes, langweiliges Lustspiel geschrieben, für welches er einen berühmten Gevatter wünschte. M. Meilhac, seit Labiches Tod „de l'Académie“, war bereit, dem reinlichen Kindlein seinen unter den Palmenträgern etwas anrüchigen Namen zu geben, aber — was sonst bei berühmten Kollaboratoren selten ist — er hatte auch eine Idee. Er wollte die „Rastaquouères“ schildern, jene exotischen Pflanzen, die in der pariserischen Atmosphäre so vortrefflich gedeihen, jene geheimnißvolle Aristokratie aus dem fernsten Südwesten, bei deren fürstlichen Festen schreiender Luxus sich mit den Manieren der „vie de bohème“ vermischt. In den siebziger Jahren hat Edouard Pailleron in seinem Lustspiel „L'Age ingrat“ diesem — übrigens aus dem „Nabab“ von Daudet bekannten Typus — zum ersten Male die Bühne erobert. Der Salon der Gräfin Julia Walker, zu deren Soupers Jedermann kommt, nur nicht die Eingeladenen; dieses ganze Haus, wo der Wirth das Silberzeug verbirgt und der Gast die Dienerschaft duzt, wo man im Schlafzimmer ißt und im Eßzimmer schläft: das alles erregte das Entzücken von ganz Paris. Inzwischen haben sich die Rastaquouères weiter entwickelt, in zahllosen Feuilletons hat man sie verspottet, und so hielt Meilhac, dessen Talent hauptsächlich in der Aufspürung und keck parodistischen Zeichnung derartiger Milieus wurzelt, die Gelegenheit zu abermaliger Vorführung dieses Typus für günstig. Seine Rechnung stimmt, soweit es sich um Paris handelt: „Pepa“ durchlebte die Ausstellung, die Rastaquouères retteten die langweilige Liebesgeschichte. Da fand sich ein einsichtsloser Mann, der das Stück hierher importirte, zu uns, die wir von dieser farbenschillernden Abenteurerwelt so wenig wissen wie der neue Pharao von Joseph; der Mißerfolg konnte nicht ausbleiben. Pepa ward doppelt heimathlos; die parodistische Satire fiel ins Wasser, und nur die Langeweile blieb schwerlastend zurück. Dazu kam noch eine unglückselige Darstellung: eine heißblütige Südamerikanerin gab Fräulein Zipser, deren monotones Gezwitscher auf die Nerven fällt und deren ewig gleich kümmerliche Altklugheit schon längst ermüdend wirkt, besonders wenn ihr die affektirte Theaterspielerei des Fräulein Bertens mundspitzend sekundirt. Und Herr Pansa, dem der „Ramiro Vasquez, bevollmächtigter Minister von Tieres Calientes“ zugefallen war, kann nur sich selbst vortrefflich geben; Herr Lautenburg, dessen Talent in ähnlicher Zwangslage ist, wäre diesmal besser am Platze gewesen.

Dieser Possenabschluß des Jahres beweist nur, was schon der Anfang gelehrt: wir sind der Pariserei müde, und dieses Gefühl der Uebersättigung wird immer mehr zunehmen mit der fortschreitenden Ausbildung unserer eigenen hauptstädtischen Physiognomie. Die einst so weltberühmten „articles de Paris“ werden in Berlin jetzt in gleich vortrefflicher Qualität gemacht, und wenn es mit den Theaterstücken auch noch nicht ebenso weit her ist, so bemühen sich doch die Herren Franzosen, unserer eigenen Dürftigkeit manchen Schritt entgegenzuthun. Auf diesem Wege müssen wir einander bald begegnen, und dann wird es hüben und drüben heißen: „Les planches sont vides.“ Vielleicht fängt man dann in beiden Ländern an, die Komik im wirklichen, thätigen Leben zu suchen und die müßige Bühnenwelt zu meiden; einstweilen ist's mit der Fröhlichkeit schlimm bestellt — das ist kein erfreulicher Sylvestergedanke, und nur ein trüber Trost ist es uns, daß es dem Volk nicht besser ergeht, dessen „älteste Marseillaise das Lachen ist.“ —

Je weniger das von Meilhac getaufte Lustspiel mit seinen kargen Scherzen unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte, desto lebhafter besprach man in den Pausen die neue Trauerbotschaft aus der glückverlassenen Wienerstadt. Der Burgtheater-Direktor Dr. August Förster, der am 3. Juni 1828 im sächsischen Lauchstädt geboren ward, ist am 22. Dezember auf dem Semmering ganz plötzlich gestorben. Ein Herzschlag hat den rüstigen Mann hinweggerafft. Das „Deutsche Theater“ in Berlin hat schon vor einem Jahr den gebildeten Bühnenpädagogen, die starke Schauspielerindividualität verloren, und an mancher Unausgeglichenheit, an mancher Erstarrung merkte man sein Fehlen; man wird es wieder merken, wenn dem Tartufe demnächst sein breit behäbiger Orgon nicht zur Seite tritt. Das ganze Deutsche Theater aber sargt nun viel ein mit August Förster: einen warmblütigen, gescheiten und gewissenhaften Mann, der es verstand, einem Dichterwerk gerecht zu werden, seine Schwächen zu stützen, seine Vorzüge in das hellste Licht zu setzen. Förster war eine glückliche Persönlichkeit: seine gründliche Bildung erhob ihn über die rein schauspielerische Einseitigkeit, und sein lebendiges Bühnentemperament hielt ihn von akademischer Verzopftheit fern. Mit der großen deutschen Theatergemeinde werden ihm auch die Leser der „Nation“ ein freundliches Angedenken bewahren, dem seltenen, doch stets gern gesehenen Gast auf publizistischem Gebiet.

—n.

Karl Greist: „Deutsch-Ungarisches.“ Stuttgart. 1889. Adolf Bonz & Co.

Ein gewandter Journalist, wirkt der Verfasser auch im Buche tüchtig und anmuthend. Manches scharf umrissene Bild aus dem Pußtenlande erfreut durch Sicherheit der Zeichnung und Sauberkeit der Ausführung; der Kampf zwischen altväterisch beschränkter Tüchtigkeit und dem modernen Leben mit seiner höheren Sucht nach Genuß, aber auch seiner energischeren Fähigkeit der Arbeit wird hübsch, nur etwas zu breit vielleicht dargestellt. Ein gefälliger Humor, der behaglich über die Oberfläche der Dinge hingleitet, kömmt zu Wort. Das Allerbeste freilich ist: „Die Melone“, eine Art Sage, die echt ist oder es zu sein verdient; sie ist so bezeichnend dafür, wie lebendig einem echt katholischen Volke seine Heiligen sind, wie es sich ihr Leben ganz nach dem Bilde des Eigenen geführt denkt, daß man mit der Geschichte seine wirkliche Freude haben muß. Ihretwillen allein wird es Keinen, der Sinn für fröhliche Naivität hat, gereuen können, das Buch durchgenommen zu haben.

J. D.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 14. Berlin, den 4. Januar 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW, Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4018 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Preußische Landtag ist auf den 15. Januar zusammenberufen.

In dem Elberfelder Sozialistenprozeß ist am 30. Dezember das Urtheil gesprochen. Von den 87 Angeklagten sind 43, darunter die Reichstagsabgeordneten Bebel, Grillenberger und Schumacher, freigesprochen und 44 verurtheilt, darunter der Reichstagsabgeordnete Harm zu sechs Monaten Gefängniß. Insgesammt erreichten die in diesem Prozeß erkannten Gefängnißstrafen die Dauer von mehr als elf Jahren. Sieht man von einer in diesem Monstreprozeß mit verhandelten Majestätsbeleidigung ab, so sind die sämmtlichen Freiheitsstrafen verhängt worden wegen solcher Handlungen, die straffrei waren, bevor das Sozialistengesetz erlassen wurde und straffrei sein werden, sobald die sozialdemokratische Partei wieder unter das allgemeine Strafrecht gebracht ist. Eine eingehende Würdigung des Prozesses hoffen wir in der nächsten Nummer aus der Feder des Vertheidigers in diesem Prozesse, des Herrn Rechtsanwalts Lenzmann, bringen zu können. Einstweilen begnügen wir uns mit dem Hinweis darauf, daß der objektive Thatbestand, der zu dieser Massenbestrafung geführt hat, sich im Wesentlichen um die Verbreitung des „Sozialdemokrat" dreht, dessen Zugkraft durch diese Verfolgung aller Voraussicht nach nur verstärkt werden wird.

Wie viel kraftvoller und selbstbewußter erscheint dem gegenüber das schweizerische Verhalten in dem Neuenburger Anarchistenprozeß. Wir können uns nicht versagen, aus einem diesen Gegenstand berührenden Briefe des unserem Blatte befreundeten Herrn Dr. J. V. Widmann in Bern einige charakteristische Stellen hier zum Abdruck zu bringen:

„Das freisprechende Urtheil der Geschworenen auf dem Neuenburger Schloß hat die ganze freisinnige Schweiz, ja, wir dürfen vermuthen, auch unsere Konservativen wie von einem lastenden Alp befreit. Gewiß! wir haben es alle ganz in der Ordnung gefunden, daß unsere oberste Landesbehörde, als ein Anarchistenmanifest in der Schweiz verbreitet wurde, dieser Sache Beachtung schenkte und einen für diesen besonderen Fall ernannten außerordentlichen Anwalt mit dem Auftrage betraute, die Urheber und die Verbreiter dieses Manifestes richterlich zu stellen, so daß genau untersucht werden konnte, ob sie wirklich ein Attentat auf die Sicherheit und Ordnung unseres Gemeinwesens begangen oder befreundete Regierungen ernstlich bedroht hätten. Aber schon als wir vernahmen, daß der Verfasser des Manifestes ein Volkssänger und Poet sei und man daher annehmen durfte, die verhältnißmäßig harmlosen Uebertreibungen eines Exaltados vor sich zu haben, der wohl auch in anderen Dingen stark aufzutragen die Gewohnheit hat, wünschten wir allgemein die Freisprechung und hofften, die vom Bundesanwalt ad hoc angehobene Klage auf Verletzung der §§ 46 und 48 des Bundesstrafrechtes werde von den Geschworenen schwerlich ernsthaft genommen werden. Und nun ist es ja gekommen, wie wir hofften; die Geschworenen haben auf „Nichtschuldig" erkannt. (Sonnabend den 21. Dez.) . . . .

Uns erscheint es natürlich, daß um politischer Ansichten willen, auch wenn sie extreme sind und nicht bloß verborgene Gedanken bleiben, sondern in Wort und Schrift zu Tage treten, Niemand könne richterlich verfolgt werden. Denn erstlich beruht doch die Gründung und die Forteristenz einer demokratischen Republik auf der freien Meinungsäußerung ihrer Bürger, die auch im Gegensatz zum Bestehenden gar wohl Neues in Vorschlag bringen dürfen, möge immerhin dieses Neue die alte Ordnung der Dinge umstürzen: was ja nur geschehen kann, wenn die Mehrheit es billigt und was in diesem Falle also recht ist. Sodann aber sieht auch die demokratische Republik gerade in solcher freiesten Diskussionsmöglichkeit der extremsten Meinungen das beste Korrektiv der unvernünftigen Ansichten. In dieser Beziehung hat das Neuenburger Urtheil den fröhlichen Sinn, daß auch verrückte politische Ansichten zu äußern ein unverkürzbares Recht des Bürgers sei. Wenn unreife Geister sich freiwillig vor allem Volk auf die Eselsbank setzen, so mag das zwar ihren Familienangehörigen und ihren Freunden leid thun; aber es ist kein Grund vorhanden, so lange sie nicht thatsächlich die Ruhe und die Ordnung des Staates bedrohen, sie zu ihrer Blamage noch zu strafen... So ist es gekommen, daß zwar der gesunde Sinn der ganzen schweizerischen Bevölkerung jenes Anarchistenmanifest seiner Zeit einmüthig verurtheilt hat als einen Bubenstreich, daß ferner die Mehrheit des Volkes die gerichtliche Untersuchung der Sachlage gutgeheißen, — dies namentlich aus Gewissenhaftigkeit gegenüber den nachbarlichen Staaten, die für derartige Aeußerungen empfindlicher sind als wir Schweizer, — daß aber ebenso die ganze Schweiz sich nun freut, keinen ihrer Bürger verurtheilt zu wissen."

So denkt man in der Schweiz; ähnlich denkt man — wie der nachstehende Artikel des Herrn Poultney Bigelow in treffender Weise an der Behandlung von Jefferson Davis ausführt — in der großen Republik jenseits des Ozeans. Und Republiken sollen doch, wie unsere Hofhistoriographen uns versichern, so sehr viel loser gefügt und gegen die Störung der öffentlichen Ordnung so sehr viel weniger widerstandsfähig sein, als Monarchien.

Könnte man es da nicht auch einmal mit etwas Freiheit bei uns versuchen?

Zu den Errungenschaften der letzten Tage des abgelaufenen Jahres gehört auch die Sicherung des Zustandekommens der Schloßfreiheitslotterie. Die erforderliche obrigkeitliche Erlaubniß ist dazu ertheilt, daß zum Zwecke der Erwerbung einiger Häuser für einen Kaufpreis von 4,9 Millionen Mark eine Lotterie von 200 000 Loosen à 200 Mark veranstaltet werde. Die Provisionen der Bankhäuser und Kollekteure werden 5,7 Millionen Mark betragen; 2 Millionen Mark verschlingt die Reichsstempelsteuer; 27,4 Millionen gelangen als Gewinne an die glücklichen Besitzer von 10 000 Gewinnloosen. Es mag dahingestellt bleiben, unter welche Rubrik der großen Erscheinungen der Gegenwart ein Treitschke der Zukunft diese Lotterie bringen wird, ob unter die Kategorie der Sozialreformen oder die des praktischen Christenthums oder die der werkthätigen Loyalität. Wir machen daraus kein Hehl, daß wir diese 40 Millionenlotterie, die im Jahre des Heils 1890 durchgesetzt worden soll, für ein Paradigma hatten, an dem alle schlechten Seiten des Lotteriewesens zur Erscheinung kommen. Auf 20 Loose entfällt 1 Gewinn, d. h. 38 Millionen Mark werden den Ersparnissen der Bevölkerung in einem Jahre entzogen, ohne daß irgend ein anderes Aequivalent dafür eingetauscht wird, als enttäuschte Hoffnungen.

Die Besitzer der 10 000 Gewinnloose dagegen holen mit ihrem Einsatz — vom blinden Zufall, nicht vom eigenen Verdienst begünstigt — zum größten Theil kleine, zu einem geringen Theile riesige Gewinnste aus dem Spielfonds. Und dabei predigt man noch gegen das Börsenspiel, bei dem es im Vergleich hierzu doch musterhaft solide zugeht, und bekreuzigt sich vor dem Roulette von Monaco, obgleich doch auch ein hübscher Bruchtheil des dortigen Gewinnstes zur Verschönerung von Monte Carlo verwandt wird und dort wenigstens nicht die eigenen Landeskinder, sondern die Fremden ausgeplündert werden. Nur einen Einwand unserer Gegner lassen wir gelten. Sie behaupten nicht mit Unrecht, daß das, was gegen die Schloßfreiheitslotterie zu sagen ist, mutatis mutandis gegen alle Lotterien gesagt werden kann. Ganz recht. Eben deshalb sollten staatliche und kommunale Behörden bei keiner Lotterie die Hand im Spiel haben. Speziell die preußische und andere staatliche Klassenlotterien stehen zu gesunden moralischen und volkswirthschaftlichen Grundsätzen in einem schreienden Gegensatz.

Es ist schlimm genug, wenn die einzelnen Bürger sich an Glücksspielen betheiligen, aber es ist unverzeihlich, wenn die hohe Obrigkeit sie dazu anreizt. Hoffentlich trägt diese außergewöhnliche Lotterie dazu bei, neben der Spielwuth auch den Widerstand gegen alles Lotteriewesen im Volke soweit zu steigern, daß wenigstens die staatlichen Klassenlotterien — wegen deren uns ja wohl selbst nach Herrn von Bennigsen's Meinung das Ausland nicht beneidet — endlich vom deutschen Boden ebenso verschwinden, wie die grünen Tische aus den Kursälen von Homburg und Wiesbaden verschwunden sind.

Die in unserer vorigen Wochenübersicht erwähnte Begnadigung des antisemitischen Redakteurs Dr. Bachler entbehrt, wie sich inzwischen herausgestellt hat, jeder politischen Bedeutung. Das Triumphgeschrei des Herrn war unmotivirt. Seine Begnadigung ist eine verspätete Folge der Amnestie Kaiser Friedrichs; und wie der über den Antisemitismus dachte, ist bekannt.

Zwischen Bayern und dem übrigen Reich ist ein neues Band geschlungen, ein Band der Einheit in den Farben der Postmarken. Freue Dich, nationaler Mann, ob dieser gewaltigen Konzession an den Gedanken der deutschen Einheit! Und nachdem dies Zugeständniß gemacht ist, wird man doch von Bayern nicht noch verlangen wollen, daß die einheitlich gefärbte Postmarke einer im ganzen Reiche gültigen Postmarke Platz mache? Man muß auch Maß zu halten wissen. Was sollte wohl aus dem Königreich Bayern werden, wenn ihm das Reservatrecht der separaten Postmarke verloren ginge? Und das wegen einer solchen Illusion, wie es die Verkehrserleichterung ist. Ob nicht überhaupt das Briefschreiben thunlichst erschwert werden sollte, wie die Beförderung von Drucksachen, bei denen die Zwischenstufe zwischen den Portosätzen von 3 und 10 Pfennigen trotz allen Petitionirens nicht erreicht werden kann. Der Generalpostmeister Herr von Stephan hat sich dieserhalb manches Unangenehme sagen lassen müssen. Wir können kaum glauben, daß sein Reformeifer so völlig verflogen sein sollte. Aber der Herr Generalpostmeister ist der Untergebene des Herrn Reichskanzlers und es ist leider in Deutschland nicht Sitte, daß Minister und Staatssekretäre ihrer besseren Ueberzeugung wegen ihr Portefeuille aufs Spiel setzen.

In Ostafrika hat der hingerichtete Buschiri in dem Araberhäuptling Bwana Heri einen Nachfolger erhalten, der etwa 6000 Mann um sich versammelt haben soll. Wenn die Gefahr, die von dieser Seite der deutschen Schutztruppe droht, auch vielleicht überschätzt wird, so zeigt die unliebsame Nachricht doch, daß von einer wirklichen Pazifizirung auch noch nicht entfernt die Rede sein kann. Es sieht vielmehr ganz so aus, als ob man sich auf eine dauernde Stationirung von Truppen in jenen Gegenden gefaßt zu machen hat. Wir entfernen uns eben immer weiter von der ursprünglich beabsichtigten Kolonialpolitik und jene behalten Recht, die von vornherein meinten, in diesen Dingen könne nur das principiis obsta in Frage kommen. Wie weit man jetzt schon gekommen ist, zeigt nichts deutlicher, als eine Auslassung der Hamburger Handelskammer in ihrem jüngsten Jahresbericht. Noch vor zwei Jahren erklärte sich die Hamburger Handelskammer gegen eine subventionirte Dampferlinie nach Ostafrika. Die Linie war damals als eine Zweiglinie der bereits bestehenden subventionirten Linien gedacht und wäre damit den bremischen Rhedereiinteressen zu Gute gekommen. Jetzt handelt es sich um eine direkte Linie, die nach Lage der Sache nur von Hamburg ausgehen kann. Aber selbst wenn man diesen veränderten Interessenstandpunkt gebührend berücksichtigt, so muß man staunen, mit einer wie dürftigen Begründung ihrer veränderten Stellungnahme die Hamburger Handelskammer sich glaubt begnügen zu dürfen. Damals — vor 2 Jahren —, so führt der Bericht der Kammer aus, „waren die Verhältnisse in dem ostafrikanischen Schutzgebiet noch völlig ungeklärt und der Handelsverkehr mit jenen Gegenden war nicht bedeutend genug, um die Anwendung von Reichsmitteln für ihn anrathen zu können." Es klingt fast wie Ironie, heute von einer Klärung der Verhältnisse und von einer Entwicklung des Handelsverkehrs mit unserem ostafrikanischen Schutzgebiet zu reden, nachdem auch die schwachen Anfänge der Plantagenkultur in jenen Gegenden niedergetreten sind. Dieser Eindruck wird noch gesteigert, wenn man im folgenden Satz liest: „Nachdem aber das Reich in Ostafrika eine eigene Schutztruppe unterhält . . . . ., ist das Verlangen durchaus gerechtfertigt, für die Beförderung der Nachrichten, Personen und Waarentransporte, welche dadurch bedingt werden, eine zuverlässige deutsche Verbindung zu besitzen." Für diesen „Handelsverkehr", der von den Bedürfnissen der Schutztruppe ausgeht, soll auf 10 Jahre eine subventionirte direkte Dampferlinie geschaffen werden. Und dieser wundervollen Kolonialpolitik verweigert der Deutschfreisinn den Zoll der Begeisterung; es ist empörend!

Die Politik der Welt stand im Uebrigen während der abgelaufenen Woche unter dem Zeichen der Influenza. Alle Völker Europas und alle Stände leiden gleichmäßig unter dieser Krankheit. Es giebt wenigstens noch Leiden, bei denen sich die Menschheit solidarisch fühlt.

* * *

Politische Neujahrsbetrachtungen.

Es sind selten die wichtigsten Dinge, die in der Politik den größten Lärm erregen. An gar Vielem, das in der Gegenwart zu trojanischen Kämpfen führt, wird schon eine nahe Zukunft achselzuckend vorübergehen. Dahin gehört ganz sicher das Kartell mit seinen „patriotischen" Bocksprüngen und dem heißen Bemühen der Partner, sich nach Möglichkeit bei den nächsten Wahlen über's Ohr zu hauen. Die Kartellbrüder sammeln sich nicht um eine gemeinsame Fahne, sondern um die große nationale Reklametrommel. Sobald der Trommler die Arme ruhen läßt, läuft der Haufe wieder auseinander.

Von einer ganz anderen Bedeutung, als diese Formation zu unserer Rechten, ist die politische Entwicklung zu unserer Linken. Das Sozialistengesetz hat hier eine Situation geschaffen, der gerade wir Freisinnigen mit größter Vorurtheilslosigkeit entgegen treten sollten. Man muß anerkennen, daß die Sozialdemokratie mehr und mehr zu einer radikalen Arbeiterpartei sich auswächst. In dem Maße, wie der Prozeß sich weiter entwickelt und an die Stelle theoretisch-sozialistischer Ziele praktisch-politische Forderungen treten, wird die Anziehungskraft dieser Partei zunehmen. Eine derartig sich innerlich und äußerlich entwickelnde Partei unter einem Ausnahmegesetz zu lassen, ist ein Fehler, der jedem Staate auf die Dauer verhängnißvoll werden muß, wenigstens jedem Staat, in dem das allgemeine Wahlrecht herrscht. Das Sozialistengesetz zieht einen breiten Graben zwischen der sozialdemokratischen Partei und allen anderen politischen Parteien. Jenseits des Grabens werden viele Akte der Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, die diesseits gestattet sind, mit schweren Strafen geahndet. Um die Kluft zu erweitern, hat man die Sozialdemokraten auch dadurch politisch zu boykotten gesucht, daß man den Begriff der sogenannten „Ordnungsparteien" erfand, die sich, bei aller Verschiedenheit im Uebrigen, doch der Sozialdemokratie gegenüber solidarisch fühlen sollten. Auch das war eine Kurzsichtigkeit sonder gleichen. Allerdings entsprach dies Verhalten dem System der allgemeinen Verhetzung, die, das letzte Mittel jeder bankerotten Staatskunst, seit Jahren im Deutschen Reiche immer virtuoser gehandhabt wird. Gegen irgendwen muß immer gehetzt werden: bald gegen die „Reichsfeinde" im Allgemeinen, bald gegen die Katholiken, bald gegen die Juden, bald gegen die Sozialdemokraten, von der Hetze gegen einzelne Personen ganz zu schweigen. Und immer ist es die nationale Idee, die einem solchen Gebahren zum Vorwand dienen muß.

Diesem politischen Boykottirungssystem sich mit aller Kraft entgegen zu stellen, sollte die vornehmste Aufgabe speziell des Liberalismus sein. Ein wirklich liberaler Mann kann sich deshalb aber auch nicht blindlings einrangiren lassen in die Armee der sogenannten „Ordnungsparteien". Der wahre Patriotismus erfordert vielmehr, daß man einer Partei gegenüber, die mehr als eine Million deutscher Wähler zählt, sich nicht auf den hochnäsigen Standpunkt stellt: mit Euch verhandeln wir nicht! sondern daß man sachlich prüft, welche Forderungen dieser Partei man als berechtigt anerkennen kann, welche man ablehnen muß. Es ist eine Lebensfrage für das deutsche Volk, daß sich die Sozialdemokratie nicht in der Weise weiter entwickelt, wie das in den letzten zehn Jahren geschehen ist, das heißt: politisch abgetrennt von der übrigen Bevölkerung, gleichsam wie ein fremder Körper im staatlichen Organismus. Ein so großer Bruchtheil der Bevölkerung, der nicht ausgestoßen werden kann, der zusehends wächst, der den größten Theil der politisch denkenden Arbeiter des Landes umfaßt, darf nicht weiter isolirt, er muß wieder assimilirt werden. Deshalb nieder mit allen gesetzlichen Schranken und mit allen Schranken des Vorurtheils, durch welche die Sozialdemokratie von der übrigen Bevölkerung getrennt wird. Ihre Zurückführung in den breiten Strom des nationalen Lebens ist nur auf diese Weise zu ermöglichen. Behandeln wir die Sozialdemokraten genau so, wie alle anderen politischen Parteien.

Stellt man sich auf diesen objektiven Standpunkt, so wird man auch leicht eine große Anzahl politischer Berührungspunkte finden. In den Fragen des Sozialistengesetzes, der Lebensmittelbesteuerung, der Handwerkerpolitik, der Koalitionsfreiheit, der Wahlfreiheit, ja in allen Punkten, wo die politische Freiheit ins Spiel kommt, fällt der Standpunkt des wahren Liberalismus mit dem der sozialdemokratischen Partei durchaus zusammen. Auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes hat sich eine Annäherung vollzogen. Die Zwangsversicherungsgesetzgebung läßt beide Parteien unbefriedigt. Die letzten Ziele der Sozialdemokratie sind für uns allerdings schlechterdings unannehmbar und daher kann auch von einer engeren Verbindung zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten keine Rede sein. Aber diese letzten Ziele der Sozialdemokratie sind unseres Erachtens auch völlig unerreichbar. Sie treten um so weiter zurück, je mehr man sich ihnen zu nähern scheint, denn die bürgerliche Freiheit, über welche man zum sozialistischen Idealstaat zu kommen sucht, steht demselben schnurstracks entgegen. Die eigentliche Sozialdemokratie entwickelt sich deshalb auch, wie England und die Vereinigten Staaten erweisen, dort am wenigsten, wo die bürgerliche Freiheit am größten ist. Es ist nur logisch, anzunehmen, daß sie auch bei uns in demselben Maße zurückgehen wird, wie sie ihre freiheitlichen Ziele zur Erfüllung kommen sieht. Was kann uns unter solchen Umständen abhalten, mit den Sozialdemokraten ein gutes Stück Weges zusammen zu wandeln? Ob uns die Kartellbrüder deswegen in die tiefste Tiefe der nationalen Hölle verbannen, kann uns doch ebenso wenig anfechten, wie wenn — um mit dem Reichskanzler zu reden — der Wind durch den Schornstein fährt. Welche Konsequenzen eine derartige Auffassung in wahltaktischer Beziehung mit sich bringt, ist nicht generell zu erledigen. Aber die Sozialdemokraten prinzipiell als unterstützungsunwürdig zu behandeln, ist eine Beschränktheit der politischen Auffassung, deren sich unsere Freunde im Lande diesmal hoffentlich nirgends schuldig machen.

Noch ein anderer Neujahrswunsch mag hier seinen Ausdruck finden. Er betrifft auch eine Hetze, die Judenhetze. Sie gehört zu den widerlichsten Erscheinungen der Gegenwart und es ist selbstverständlich, daß ein Freisinniger derselben fern bleibt. Aber einem solchen schimpflichen Unfug gegenüber genügt die bloße Neutralität nicht. Der Fall kommt noch immer nicht selten vor, daß z. B. bei der Auswahl eines Reichstagskandidaten von einer an sich vortrefflich geeigneten Persönlichkeit abgesehen wird, weil dieselbe israelitischer Konfession ist, und man sich fürchtet, durch die Herausforderung antisemitischer Vorurtheile die Wahlchancen zu vermindern. Häufig sind gerade die jüdischen Wähler in dieser Beziehung am Aengstlichsten. Eine derartige Konzession an den Antisemitismus ist ebenso gefährlich, wie der kleine Finger, den man dem Teufel gibt. Hier kann nur der entschiedenste Radikalismus helfen. So lange für die politische Beurtheilung eines Menschen seine Zugehörigkeit zum Judenthum nicht ebenso gleichgültig erscheint, wie die Farbe seiner Haare, wird man des Antisemitismus auch nicht Herr geworden sein.

Unser Neujahrsgruß erschöpft sich darnach in dem Gedenkspruch Jos. Victor von Scheffel's:

> Stoßt an: ein Hoch dem Deutschen Reich,
> An Kühnheit reich, dem Adler gleich
> Mög's täglich neu sich stärken.
> Doch Gott behüt's vor Klassenhaß
> Und Rassenhaß und Massenhaß
> Und derlei Teufelswerken.

Th. Barth.

Der Zonentarif.

II.

Alle Vorschläge, welche die Einführung eines einzigen Einheitssatzes oder einer beschränkten Zahl von Zonentarifsätzen für den Personenverkehr bezwecken, stützen sich im Wesentlichen auf zwei Erwägungen.

Der Personentransport leidet unter dem Uebelstande, daß verhältnißmäßig nur ein kleiner Theil der in den beförderten Zügen vorhandenen Plätze ausgenutzt wird. Da nach den Ergebnissen der Eisenbahnstatistik auf den deutschen Bahnen durchschnittlich nur ein Viertel der Plätze besetzt ist, so werden thatsächlich für jeden besetzten Platz drei unbesetzte Plätze ohne Nutzen für die Verwaltung mitbefördert. Wenn es möglich wäre, diese ungenügende Ausnutzung der vorhandenen Plätze wesentlich zu steigern, so würden dadurch die Selbstkosten des Betriebes wenig oder gar nicht gesteigert werden. Denn das Gewicht der Wagen, der Lokomotiven ꝛc. ist so bedeutend, daß bei einer Durchschnittsberechnung auf jeden beförderten Passagier das Vielfache seines eigenen, persönlichen Gewichts entfällt. Die Transportkosten können deshalb kaum eine Steigerung erfahren, wenn durchschnittlich eine größere Zahl der beförderten Plätze mit den in diesem Falle wirklich leichten Personen besetzt ist, während auch die übrigen Einrichtungen, die Bahnhöfe, das Aufsichtspersonal u. s. w. ohne sonderliche Vermehrung für einen weit stärkeren Verkehr ausreichen würden. Bei einer ausgiebigeren Ausnützung der Plätze könnten demnach die Bahnen dasselbe oder gar ein besseres finanzielles Resultat erzielen, wenn sie dieses Ziel durch eine wesentliche Ermäßigung der Fahrpreise anstreben wollten, denn die Selbstkosten sind nur so hoch, weil die Frequenz so gering ist und die höhere Frequenz muß niedrigere Selbstkosten zur Folge haben.

Die bestehenden Personentarife selbst aber sind insofern auf einer unrichtigen Grundlage aufgebaut, als in allen Wagenklassen und bei allen Zügen für den Kilometer ein Einheitssatz angenommen ist, welcher sich genau nach der Zahl der zurückzulegenden Kilometer vervielfältigt. Auf den preußischen Staatsbahnen werden z. B. bei den Personenzügen für die vier Wagenklassen die Sätze von 8, bezw. 6, 4 und 2 Pf. pro Kilometer erhoben. Nun ist es oft genug ausgesprochen und auch in allen sachverständigen Kreisen ausnahmslos anerkannt, daß die Selbstkosten der Beförderung keineswegs genau im gleichen Verhältniß wie die Länge der zurückgelegten Fahrstrecke wachsen. Ein sehr erheblicher Theil der Kosten, welche bei einer Durchschnittsberechnung auf den einzelnen Passagier entfallen, sind in ihrem Betrage vollständig oder nahezu unabhängig von der Zahl der vom Passagier durchfahrenen Kilometer. Dahin gehören nicht allein die Zinsen für das Anlagekapital, sondern auch wichtige Theile der eigentlichen Betriebsausgaben, wie die Kosten der allgemeinen Verwaltung, des Oberbaues, der Bahnhöfe u. s. w. Aber auch die verbleibenden Kosten vertheilen sich keineswegs gleichmäßig auf den Kilometer, sondern nehmen bei den einmal in Bewegung gesetzten Zügen mit der steigenden Entfernung pro Kilometer ab. Ein richtig konstruirter Tarif würde demnach für jede Fahrt aus zwei Theilen zu bestehen haben: aus einem unveränderlichen Theile, einer Grundtaxe, die für jeden Passagier, gleichviel wie weit er fährt, in demselben Betrage anzusetzen wäre, und aus einem veränderlichen Theile, einem Kilometergelde, welches nach der Zahl der zurückzulegenden Kilometer und zwar mit einem bei wachsender Entfernung allmählich, staffelweise fallenden Einheitssatze zu erheben wäre. Im Vergleich zu den gegenwärtigen Tarifen würden die nach diesen Grundsätzen gebildeten Tarife naturgemäß für kürzere und längere Entfernungen weit geringere Differenzen aufweisen. Diese Wirkung würde noch erheblich verstärkt werden, wenn es gelänge, durch die besprochene bessere Ausnützung der Plätze die heutigen Selbstkosten beträchtlich zu verringern und eine durchgreifende Herabsetzung der Fahrpreise vorzunehmen. Die Fahrpreise für kürzere und längere Entfernungen würden bei einem solchen System von ermäßigten und den Selbstkosten angepaßten Tarifen sich einander weit mehr nähern, als es jetzt der Fall ist.

Gegen die Richtigkeit dieser Erwägungen und Schlußfolgerungen wird schwerlich von irgend einer Seite ein triftiger Einwand erhoben werden. Sie sind auch durchaus nicht neu. Das Neue in den jetzt diskutirten Reformvorschlägen liegt vielmehr nur in der Art, in welcher die Konsequenzen aus solchen Betrachtungen gezogen werden sollen. Die Differenzen in den Fahrpreisen für kürzere und längere Strecken sollen, wie beim Personenporto, ganz verschwinden oder, wie beim Zonentarif, auf eine kleine Zahl von Abstufungen reduzirt werden; die Ermäßigung soll die Fahrpreise für den Lokalverkehr auf die Hälfte, ein Drittel, ein Zehntel, für den Fernverkehr auf ein Zwanzigstel, ein Fünfzigstel, ja ein Hundertstel des gegenwärtigen Betrages herabmindern.

Den Reigen dieser Tarifreformer, die zuerst in den sechziger Jahren, in der Heimath des Pennyportos, in England aufgetaucht sind, hat in Deutschland im Jahre 1869 Dr. Fr. Perrot mit einer Schrift über „Die Reform des Eisenbahntarifwesens im Sinne des Pennyportos" eröffnet. Diese Schrift enthält im Wesentlichen die Grundzüge sowohl der Beweisführung als des Systems, welche in allen späteren Schriften über die Frage wieder auftauchen. Perrot selbst hat zu dieser Litteratur in den folgenden Jahren noch mehrere Beiträge geliefert, in denen er auch andere Projekte, namentlich die Verstaatlichung aller deutschen Bahnen durch das Reich verfocht. In den Jahren 1884 und 1885 nahm Dr. Theodor Hertzka, damals Herausgeber der „Wiener Allgem. Zeitung" in Wien, die Frage auf und behandelte sie in mehreren Vorträgen und in einer eigenen Schrift, in deren Titel „Das Personenporto" er die bezeichnendste Benennung des projektirten Systems fand. Auf breiterer Grundlage, unter scharfer kritischer Besprechung von mancherlei Uebelständen im Eisenbahnwesen, erörtert das Problem das im Jahre 1888 erschienene, vielgenannte Buch von Dr. Eduard Engel „Eisenbahnreform".*)

Allen diesen Schriften ist das Verdienst zuzuerkennen, daß sie die Frage einer gründlichen Ermäßigung der bestehenden Personentarife mit mehr oder minder Geschick, mit größerem oder geringerem Erfolg zur öffentlichen Diskussion gebracht haben. Am wenigsten haben seiner Zeit Perrot's Arbeiten die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, wenn sie auch in wissenschaftlichen Werken, in Fachschriften besprochen worden sind und noch besprochen werden; dagegen kann sich Perrot rühmen, daß die Einrichtung des einheitlichen Packetportos im Deutschen Reiche in der Hauptsache seinen Vorschlägen entspricht. Das größte Interesse hat die Engel'sche Schrift erregt; die gewandte, lebhafte Darstellung und manche treffende Ausführung im Einzelnen mögen dazu nicht minder beigetragen haben, als die rührige Verwerthung der Schrift in der Presse und die einem Reformplan überhaupt günstigen Zeitumstände. Einen unmittelbaren Einfluß auf die Eisenbahnfachleute hat nur Hertzka gesucht und gefunden. Im „Klub österreichischer Eisenbahnbeamten" in Wien hielt er im Jahre 1884 zu zwei verschiedenen Malen Vorträge über die Frage. An der alsdann darüber eröffneten Diskussion betheiligte sich eine Anzahl der angesehensten und höchstgestellten Eisenbahnfachmänner Oesterreich-Ungarns und die Verhandlungen fanden ein so weitreichendes Interesse, daß ihnen noch drei volle Diskussionsabende gewidmet wurden. Nicht nur mit überlegener Dialektik, sondern auch mit sicherer Sachkenntniß vertrat hierbei Hertzka seinen Standpunkt den Fachmännern gegenüber, die sich sämmtlich prinzipiell als Gegner des vorgeschlagenen Systems bekannten, und er entriß ihnen manches wichtige Zugeständniß. Mit wohl allzu triumphirendem Optimismus theilt er in seiner Schrift mit, die Diskussion habe zu dem Resultat geführt, daß ein sehr großer Theil der in dem genannten Vereine vertretenen österreichischen Eisenbahnmänner mit größter Entschiedenheit, theilweise mit Begeisterung die Idee des Personenportos acceptirten. Immerhin mag aus der Thatsache, daß der erste umfassende Versuch zur Umgestaltung der Personentarife in einer ähnlichen Richtung in Ungarn gemacht

*) Häufig ist dieser Autor mit dem hochverdienten Statistiker Geheimrath Dr. Ernst Engel verwechselt worden.

worden, entnommen werden können, daß jene Verhandlungen nicht fruchtlos gewesen sind. Die Frage liegt nahe, warum es nicht auch im Deutschen Reiche, in Preußen, zu einer gemeinsamen Diskussion des Problems durch Theoretiker und Praktiker gekommen ist. Die strengere, büreaukratische Abgeschlossenheit, welche im preußischen Staatsbahnwesen herrscht, hat wohl in erster Linie solchen öffentlichen Verhandlungen zwischen nationalökonomischen Schriftstellern und amtlichen Vertretern der Bahnverwaltungen Schwierigkeiten bereitet, welche in Oesterreich-Ungarn, wo der Haupttheil der Bahnen noch Privatunternehmungen sind, nicht existiren.

In den Einzelheiten der Reformvorschläge ist es auch Hertzka, der am konsequentesten verfährt. Nach seinem Plane sollen die Bahnverwaltungen nur eine Wagenklasse fahren lassen, während es allerdings Privatunternehmern überlassen bliebe, Luxuswagen zu stellen, für deren Benutzung ein besonderes Entgelt zu entrichten wäre. Die Züge sollen nicht zu bestimmten Zeiten abgehen, sondern sobald alle Plätze besetzt sind, so daß regelmäßig eine volle Ausnutzung aller vorhandenen Plätze stattfindet. Es wird angenommen, daß bei enorm zunehmendem Verkehr die Züge sich in kurzen Zwischenräumen folgen würden. Als Einheitssatz für das ganze Bahnnetz der österreichisch-ungarischen Monarchie hat Hertzka 25 Kr. vorgeschlagen, so daß man also für 50 Pf. von der polnischen Grenze bis nach Triest, eine Strecke von mehr als 1300 km, würde fahren können. Daneben würde für den Lokalverkehr bis auf Entfernungen von 30 km ein Satz von nur 10 Kr. einzuführen sein. Perrot und Engel wollen bei ihren Vorschlägen die bisherigen drei ersten Wagenklassen bestehen lassen. Der erstere schlägt ebenfalls, neben einem Lokaltarif für den Verkehr bis auf 10 Meilen Entfernung, einen Einheitssatz für alle Entfernungen vor, der für die dritte Klasse 1 Mk. betragen soll; der letztere will vorläufig drei Zonen — bis 25 km, von 25–50 km, über 50 km —, für die letzte Zone würde sich der Tarifsatz in der dritten Klasse auch auf 1 Mk. stellen.

Die Begründung aller dieser Vorschläge stützt sich auf eine Berechnung, nach welcher die Selbstkosten, welche in gleichem Verhältniß mit der Länge der Fahrstrecke zunehmen, schon gegenwärtig, bei den bestehenden Kilometertarifen und dem beschränkten Verkehr, so minimal sind, daß sie bei Bemessung der Fahrpreise außer Ansatz bleiben können. Allerdings sind die Selbstkosten, welche eine Bahnverwaltung bei Beförderung eines Reisenden auf einen Kilometer — d. h. pro Personenkilometer — hat, nicht bekannt; alle Versuche, auf dem Wege scharfsinniger Unterscheidungen und umständlicher Berechnungen hinter das Geheimniß zu kommen, haben kein zuverlässiges Ergebniß geliefert. Die Tarifreformer müssen deshalb auf Umwegen zu ihrer Beweisführung gelangen. Perrot z. B. berechnet aus der preußischen Eisenbahnstatistik, daß die Kosten der Zugkraft sich für jeden Zentner des Gewichts eines ganzen Zuges auf nur einige Hundertstel Pfennig pro Meile stellen, und folgert daraus, daß die Kosten für die Nettolast, d. h. für den einzelnen Passagier, vollends verschwindend klein sein müssen. Hertzka geht auf Grund der österreichischen Eisenbahnstatistik davon aus, daß die Selbstkosten überhaupt für eine Tonne, auf einen Kilometer befördert, $^{4}/_{10}$ Kr. betragen, demnach auf einen mit 40 Personen besetzten Wagen, der etwa 10 Tonnen wiege, ein Selbstkostenbetrag von 4 Kr. und auf jede Person ein solcher von nur $^{1}/_{10}$ Kr. pro Kilometer entfalle. Verflüchtigen sich schon nach diesen Berechnungen die Selbstkosten der Bahnen für den Transport einer Person pro Kilometer nahezu, so muß dieser Argumentation noch eine besondere Stütze daraus erwachsen, daß ja durch die angestrebte Reform ein neuer Massenverkehr entwickelt und damit der Selbstkostenbetrag pro Person noch viel mehr verringert werden soll.

Die Anwendung eines ganz geringen Einheitssatzes, ähnlich wie beim einfachen Brief, wird dann auch für unbedenklich erachtet, zumal die im Durchschnitt von einem Reisenden zurückgelegte Strecke überall nur eine verhältnißmäßig kurze, ca. 25 km ist. Voraussetzung ist nur die nöthige Entwicklung des Massenverkehrs. Man formulirt daraufhin sogar ein eigenes Prinzip der modernen Beförderungswissenschaft. Perrot spricht dies dahin aus: Jede Transportverbesserung geht dahin, nicht nur Raum und Zeit, sondern auch das Gewicht, als mitwirkende Faktoren der Tarifbildung beim Transport, mehr und mehr zu reduziren. Engel stellt vorsichtiger, aber doch noch immer sehr allgemein den Grundsatz hin: Bei der regelmäßigen Massenbeförderung gleichartiger Gegenstände auf feststehender Linie übt die Entfernung, welche der einzelne Gegenstand zurücklegt, einen so verschwindenden Einfluß auf die Gesammtkosten der Beförderung, daß sie praktischer Weise völlig unberücksichtigt bleiben kann.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß mit dieser Art Beweisführung eine Bahn beschritten wird, auf welcher man nach dem Muster uralter Sophismen sehr reale Dinge in Nichts verflüchtigt, indem man sie begrifflich in Atome zerschlägt, von denen jeder einzelne so gut wie nichts bedeutet. Wenn in der That Entfernung und Gewicht von so geringer Bedeutung für die Selbstkosten sind, daß sie bei einem nach den Selbstkosten aufgestellten Tarif geradezu außer Rechnung bleiben können — warum in der Methode der Außerachtlassung bei diesen Faktoren stehen bleiben? Fällt das Gewicht thatsächlich nicht mehr ins Gewicht, so kann es doch auch nicht sonderlich viel verschlagen, ob der beförderte Gegenstand einige Centimeter länger, breiter oder höher ist; es gelingt auf diese Weise neben dem Gewicht auch noch den „Umfang“ als gleichgültig auszustoßen. Wenn es, um mit Perrot zu sprechen, ziemlich gleichgültig ist, ob 1 Ztr. oder 10 Ztr. Ladung auf einen Waggon von 100—120 Ztr. Eigengewicht drücken, warum für 10 Personen, die zusammen vielleicht 10 Ztr. wiegen, einen zehnmal höheren Tarif nehmen als für eine Person, die einen Zentner wiegt? Es müßte doch unter solchen Umständen möglich sein, auch die Zahl aus der Reihe der die Selbstkosten wesentlich beeinflussenden Faktoren zu eliminiren. Gibt es doch auch in der That im Transportwesen Einheitssätze, bei welchen auf die Zahl keine Rücksicht mehr genommen wird, z. B. Droschkentarife, die denselben Satz berechnen, gleichviel ob nur ein Platz oder der ganze Wagen besetzt ist.

Zu solchen Betrachtungen wird man um so mehr angeregt, als die Herren Vorkämpfer für das Personenporto in volkswirthschaftlichen Fragen überhaupt aparte Wege wandeln. Herr Dr. Hertzka hat vor einigen Jahren originale Ideen über eine sozialistische Vertheilung des Volkseinkommens in einem Buche niedergelegt, welches in dieser Zeitschrift von berufenster Seite einer ebenso belehrenden wie unterhaltenden Kritik unterzogen worden ist, und seine neueste Erfindung „Freiland“ verdient eine gleiche Beleuchtung in reichstem Maße. Herr Dr. Perrot hat sich, außer durch seine Eisenbahnschriften, auch durch seine heftigen Broschüren gegen den Aktien- und Börsenschwindel bekannt gemacht, in welchen er sich bis zu der Forderung eines gänzlichen Verbots aller Aktiengesellschaften verstieg. Herr Dr. Engel, der sich durch seine litterarischen Leistungen auf anderen Gebieten ein wohlverdientes Ansehen erworben, hat sich bisher über andere wirthschaftliche und soziale Fragen nicht im Druck ausgesprochen, aber manche volkswirthschaftliche Ausführungen in seiner „Eisenbahnreform“ lassen keinen Zweifel darüber, daß er das Talent besitzt, sich seinen Spezialkollegen im Personenporto auch bei anderen Problemen anzureihen. Es würde in dieser Charakteristik, mit welcher die vielen trefflichen Ausführungen aller drei Herren über die Personentarife durchaus nicht herabgesetzt werden sollen, ein Zug fehlen, wenn nicht des Stolzes gedacht würde, mit welchem Jeder sich seines „Systems“ rühmt. Der Entdecker des Gesetzes der Schwere und der Erfinder der Dampfmaschine können kaum mit größerem Selbstbewußtsein erfüllt gewesen sein, als man sich in diesen Schriften zuweilen im Triumph über die Lösung eines Weltproblems ausspricht.*)

*) Ein heißer Streit ist auch bereits über die Priorität der Erfindung ausgebrochen. Herr Perrot beschuldigt seine beiden Mitstreiter in jüngster Zeit in der Presse und in einer eigenen Broschüre offen des Plagiats. In seinem Uebereifer geht er indessen fehl, denn er wittert nahezu in jeder Erörterung eines Themas, das er auch ähnlich erörtert hat, einen Raub an seinem geistigen Eigenthum. Und doch läßt sich

In Wahrheit sind die Grundsätze, welche aus der Argumentation der Vertheidiger des Personenportos hergeleitet werden, niemals als allgemeingültig anerkannt; sie sind auch niemals in der Tarifpolitik irgend einer modernen Verkehrsanstalt durchgeführt worden und werden auch wohl niemals durchgeführt werden. Am allerwenigsten ist dies in der immer als selbstverständliches Muster hingestellten Post geschehen. Die deutsche Reichspost z. B. befördert zwar einen einfachen Brief bis zum Höchstgewicht von 15 Gramm für 10 Pf. durch das ganze Gebiet des Reiches ohne Rücksicht auf die Entfernung. Aber bei einem darüber hinausgehenden Gewicht wird die Taxe sofort verdoppelt und Briefsendungen über 250 Gramm Gewicht befördert die Post überhaupt nicht. Nur in einem sehr beschränkten Umfange sieht danach die Postverwaltung das Gewicht als gleichgültig an, in der strikten Abgrenzung nach oben erkennt sie es geradezu als maßgebend an. Das Packetporto bietet einen Einheitssatz von 50 Pf. für das sogenannte „Postpacket", aber für dieselben ist nicht allein ein Höchstgewicht mit 5 Kilogramm, sondern auch ein Höchstumfang mit 60 Centimeter in der Ausdehnung vorgeschrieben; Mustersendungen in Rollenform dürfen nicht mehr als 250 Gramm wiegen und das Maß von 20 Centimeter in der Länge und 7½ Centimeter im Durchmesser nicht überschreiten. In ähnlicher Weise sind gerade bei den Gegenständen, welche zu einem Einheitssatze befördert werden, Gewicht und Umfang, bei Postanweisungen auch der Werthbetrag eng begrenzt. Ueberdies aber werden für Gegenstände, deren Beförderung unzweifelhaft die gleichen Kosten verursacht, sehr verschiedene Portosätze berechnet. Ein Brief von 5 Gramm Gewicht kostet 10 Pf., eine Postkarte von gleichem Gewicht 5 Pf. und eine Drucksache von demselben Gewicht 3 Pf., obwohl die Mühwaltung der Post und ihre Selbstkosten hierbei schwerlich irgend welche Abweichung zeigen. Die Erklärung liegt auf der Hand; gewisse Arten von Postsendungen würden geradezu verschwinden, wenn sie mit dem höheren Porto belegt würden, sie könnten den höheren Satz nicht tragen und werden deshalb zu billigerem Satze befördert, während andere Postsendungen den höheren Satz tragen können und deshalb auch mit demselben belegt sind. Der Tarif der Post ist eben nicht als ein nach einem Prinzip der Beförderungswissenschaft konstruirtes Schema dem Verkehr aufgezwängt, sondern er ist nach wirthschaftlichen Gesichtspunkten gebildet worden, welche sich aus den Besonderheiten des Postverkehrs ergeben. Gleichviel ob man das allgemeine Verkehrsinteresse, das in seiner Vieldeutigkeit stets nur einen sehr unsicheren Maßstab abgibt, oder die finanzielle Rücksicht, welche zu einer geschäftlichen Behandlung der Tarife drängt, voranstellt, selbst bei dem Staatsinstitut par excellence, der Post, können in der Tarifstellung kaufmännische, gewerbliche Erwägungen nicht zurückgedrängt werden.

Aus diesem Grunde kann auch die private Gewerbthätigkeit im Transportwesen ebenso gut mit einem Einheitstarif arbeiten, wie die Staatsanstalten. Tarife, d. h. feste Sätze, welche von vornherein für gewisse Leistungen im Transportwesen mit obrigkeitlicher Genehmigung oder auf Grund freien Entschlusses als allgemein gültig aufgestellt worden sind, sind niemals genau nach den Selbstkosten bemessen worden; Einheitssätze hat es auf diesem Gebiet gegeben, ehe Rowland Hill seine Idee des Einheitsportos entwickelte. So gibt es denn in vielen Städten einen Einheitssatz für die Benutzung von Droschken und Miethswagen für jede Fahrt innerhalb des Stadtgebiets, ohne Rücksicht auf die Entfernungen. In Paris bestehen für Pferdebahnen und Omnibusse Einheitstaxen. In Venedig hat man auf dem Vaporetto zehn Centesimi zu erlegen, gleichviel ob man die ganze Länge des Canale grande durchfährt oder sich nur von dem einen Ufer zum andern übersetzen läßt. Es mag wohl vorkommen, daß bei solchen Einheitssätzen ein Passagier, welcher die ganze Strecke durchfährt, die Selbstkosten nicht voll deckt, welche seine Beförderung verursacht, aber doch ist es für den Unternehmer vortheilhafter, auf diese Weise nur einen Theil der Selbstkosten erstattet zu erhalten, als den Platz ganz leer zu fahren. Der Umstand, daß bei jedem Transportunternehmen ein bestimmter Betrieb von vornherein feststehen muß, gibt die wirthschaftliche Grundlage für eine solche Tarifirung. Im übrigen gewerblichen Leben ist es vielfach nicht anders. In jeder Industrie gibt es Artikel, welche wenig oder nichts abwerfen, aber doch in der Gesammtheit des Betriebes nicht fehlen dürfen. Der Detailhandel macht bei Luxusgegenständen und Neuheiten häufig große Profite, bei Hauptkonsumartikeln deckt er nicht selten kaum die eigenen Kosten. Im Ausverkauf wird schließlich die zurückgebliebene Waare doch noch nützlich, wenn auch unter den Anschaffungskosten verwerthet. Ein großes Lebendiges ist eben auch das Wirthschaftsleben. Nicht einer besseren Berechnung der Selbstkosten und eines darauf begründeten Schemas bedarf es, sondern einer Tarifstellung, welche sich aus den Eigenheiten der einzelnen Transportanstalt ergibt.

Diese Rücksicht dürfen denn auch die Eisenbahnen für ihre Tarifstellung beanspruchen. Von den Eisenbahnfachmännern ist auch dieser Gesichtspunkt, nur mit einer gewissen logischen Unbehilflichkeit, geltend gemacht worden, wenn sie sich darauf berufen, daß der Personentransport der Bahnen in seiner Technik und in seiner wirthschaftlichen Bedeutung von dem Nachrichtenverkehr der Post und der Telegraphie grundverschieden, daß er einer solchen Massenentwicklung, namentlich auf weiteren Entfernungen gar nicht fähig sei, weil für den Menschen neben dem Fahrgelde auch die Unterhaltungskosten und der Zeitverlust ein wichtiges Moment bilden. Die Eisenbahn befindet sich auch insofern in einer Ausnahmestellung, als sie zur Beförderung aller sich meldenden Personen, aller angebotenen Güter verpflichtet ist. Sie ist deshalb, namentlich beim Personentransport, wo die sofortige Beförderung mit dem fahrplanmäßigen Zuge verlangt wird, zur Haltung einer starken Wagenreserve, zu Leerfahrten vieler Wagen gezwungen. Es ist ganz richtig, daß unter diesen Verhältnissen eigentlich diejenigen, welche fahren, für diejenigen mitbezahlen müssen, welche nicht fahren. Aber zum Theil liegt darin eben eine Art Versicherungsprämie für die Sicherheit, überhaupt fahren zu können. Das an sich berechtigte Drängen nach einer besseren Ausnutzung der beförderten Sitzplätze findet demnach, abgesehen von den auch nicht unwichtigen Rücksichten der Gesundheit und der Bequemlichkeit, sowie von dem Einflusse des einseitigen Verkehrs an Markttagen, bei Vergnügungszügen 2c., auch in einer der werthvollsten Leistungen der Bahnen von vornherein eine Grenze.

Im Allgemeinen wird man nach den bisherigen Erfahrungen als nothwendige Vorbedingungen für die erfolgreiche Anwendung von Einheitssätzen in der Personenbeförderung ansehen müssen: 1. daß es sich um einen Massenverkehr handelt, welcher eine solche Ermäßigung der Selbstkosten herbeiführt, daß der Einheitssatz auch für die kleinste Transportleistung als mäßig anzusehen ist; 2. daß der Einheitssatz durch Vereinfachung des Betriebes zu besonderen Ersparnissen führt.

Daß im Personenverkehr der Eisenbahnen oder doch wenigstens in einem wichtigen Theile desselben, im Lokalverkehr, diese Vorbedingungen nicht erfüllt werden können, läßt sich von vornherein nicht behaupten. Der großartige Versuch, welcher jetzt mit dem Zonentarif auf den ungarischen Staatsbahnen gemacht wird, scheint bestätigen zu sollen, daß auch hier Probiren über Studiren geht. Mit einem Personenporto hat dieser Zonentarif freilich noch wenig Aehnlichkeit. Er umfaßt für den Lokalverkehr zwei Zonen,

eine Frage, wie das Personenporto, gar nicht besprechen, ohne daß ähnliche Anschauungen und Beweisführungen bei verschiedenen Schriftstellern vorkommen, von denen doch Jeder im Wesentlichen auf eigenen Füßen steht. Was Hertzka's Schrift anlangt, so ist sie durchaus eine geistig selbständige Arbeit, die durchweg an die speziellen österreichischen Verhältnisse anknüpft. Die Engel'sche Arbeit verräth mehr Anlehnung an Einzelheiten in Perrot's Schriften, sie bietet aber ebenfalls ein so reiches, selbständig gesammeltes Material, so viele eigenartige Ausführungen, daß sie wohl für sich bestehen kann. Einen ungünstigen Eindruck macht es nur, daß Herr Engel kurzer Hand Herrn Perrot als „angeblichen Vorgänger" abthut und keine einzige Schrift Perrot's mit ihrem Titel citirt.

von der Abfahrtsstation bis zur nächsten Station und bis zur zweitnächsten Station; hieran schließen sich für den weiteren Verkehr 14 Zonen, von denen die erste 25 km Entfernung umfaßt, jede der folgenden von der zweiten bis elften 15 km, die zwölfte und dreizehnte Zone je 25 km. Die vierzehnte Zone bilden alle Entfernungen über 225 km ohne Rücksicht auf die Fahrstrecke. Die neuen Preise stellen durchschnittlich eine Herabsetzung um 40 pCt. der bisherigen Sätze dar. In dem Haupttheil des Tarifs, von der zweiten bis elften Zone berechnen sich diese Preise für 15 km in der III. Klasse auf 50 Pf., während die preußischen Staatsbahnen dafür 60 Pf. berechnen, in der II. und I. Klasse stellt sich der ungarische Tarif in jeder dieser Zonen auf 80 Pf. resp. 1 Mk., während auf preußischen Staatsbahnen für die gleiche Strecke 90 Pf. resp. 1,20 Mk. berechnet werden. In der ersten Zone ist der Tarif etwas niedriger, in den beiden letzten Zonen dagegen etwas höher. In der letzten Zone, wo jeder Zuschlag für die weitere Entfernung fortfällt, übertrifft der ungarische Tarif naturgemäß alle anderen Tarife weit an Billigkeit. Für die Eilzüge sind die Sätze um 10—25 Proz. höher. Für das Gepäck ist ein Tarif mit nur drei Zonen eingeführt. Eine Besonderheit ist, daß die Hauptstadt Budapest nicht umgangen werden darf; bei jeder Durchfahrt endet hier die Zonenberechnung und beginnt eine neue Zonenberechnung. Für die praktische Handhabung schien das etwas verwickelte Tarifsystem anfangs nicht unerhebliche Schwierigkeiten zu bieten; durch eigene Handbüchlein sollte der einzelne Reisende in den Stand gesetzt werden, sich in jedem Falle darüber zu informiren, in welche „Zone“ er seine Fahrt machen wolle. Ohne Umstände hat sich indessen die Sache so gestaltet, daß der Reisende, wenn er nicht genau Bescheid weiß, nach wie vor an der Kasse das Billet nach der Bestimmungsstation fordert und darauf das Billet nach der richtigen Zone erhält. Die Vereinfachung des Billetwesens ist sehr erheblich; an jeder Station sind eben im Fernverkehr nur 14 Billets für jede Wagenklasse, und gesondert für Schnell- resp. Personenzüge zu halten. Die Kontrolle ist einfach. Das Billet zeigt auf der Vorderseite den Namen der Abfahrtsstation, die Nummer der Zone, für welche es gilt, und den Fahrpreis, auf der Rückseite sind die Stationen aufgeführt, mit welchen die Zone in den verschiedenen Richtungen endet. Ueber diese Stationen darf der Passagier nicht hinausfahren, die Kontrolle wird dadurch geübt, daß das Billet beim Verlassen des Bahnhofs abgegeben werden muß. Die Billets für die letzte Zone tragen auf der Rückseite die Bemerkung: Gültig für alle Stationen. Ueber die Zunahme des Verkehrs und die Steigerung der Einnahmen verlautet in letzter Zeit viel Günstiges, der Verkehr soll um fast 100 Proz. zugenommen haben. Indessen wird für ein Schlußurtheil das Ergebniß der Abrechnung mit den Nachbarbahnen abzuwarten sein.

Man hat in dem neuen ungarischen System schlechthin einen Triumph des Prinzips des Personenportos sehen wollen, doch mit Unrecht. Ein Mitglied der Direktion der Ungarischen Staatsbahnen, Herr A. Schober, hat vor einiger Zeit in der „Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen“ einen Aufsatz über die leitenden Grundgedanken des Systems veröffentlicht. Er gibt darin zu, daß der Fortfall jeglichen Preisunterschiedes für die letzte Zone die Idee des Personenportos und die damit verbundenen Vereinfachungen verwirklicht. Er bemerkt indessen gleich weiter: „Keineswegs ging man dabei von dem Grundsatze einiger Anhänger des Porto- oder Zonensystems aus, daß die Leistung mit der Entfernung nicht zunehme. Die Leitung der ungarischen Staatsbahnen wenigstens bekennt sich durchaus nicht zu diesem „Grundsatze“, wie denn überhaupt finanzielle Motive und Erwägungen theoretischer Natur, wie z. B. Verhältniß von Leistung zu Gegenleistung u. s. w. bei der Einführung der geplanten Reform nicht maßgebend waren.“ Als Gründe für die Annahme des Zonensystems führt er dagegen an: „Für Ungarn, welches bei einem etwa gleich großen Flächeninhalt wie Preußen nur halb so viele — zumeist ländliche — Einwohner von geringer finanzieller Leistungsfähigkeit besitzt, und wo die Entfernung der Grenzbezirke von der Hauptstadt — dem einzigen wirklichen Verkehrsmittelpunkte im Lande — bis zu 700 km beträgt, mußte die Form des Zonentarifes mit einer mit der Entfernung stark fallenden Skala als die zweckmäßigste erscheinen. Galt es ja doch, den größtentheils ärmeren Gebirgsgegenden des Ostens und Nordens die Hauptstadt und die reichen Niederungen des Landes erreichbar zu machen, namentlich aber die industrielle Entwickelung dieser sowie der übrigen Grenzbezirke zu heben, und so den wirthschaftlichen Druck zu mildern, unter dem dieselben eben wegen ihrer großen Entfernung von den Konsumplätzen zu leiden haben, und überhaupt den Bann zu heben, der auf den Bewohnern Ungarns lastete, wenn sie einen weiter gelegenen Punkt ihres Vaterlandes besuchen wollten.“

Nicht aus prinzipieller Voreingenommenheit für die Vortrefflichkeit des Personenportosystems, sondern aus Rücksichten auf die besonderen wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes hat man zu dem neuen System gegriffen. Herr Schober bestreitet denn auch gar nicht, daß für Oesterreich und für Deutschland ein den besonderen Verhältnissen dieser Länder besser passendes System gefunden werden könne. Ob es möglich ist, auf den deutschen Eisenbahnen, wie jetzt in Ungarn, mit einem Schlage eine Herabsetzung der bestehenden Tarife um 40 Prozent vorzunehmen und an welches Tarifsystem man sich dabei zu halten hat, ist denn auch die Frage, welche noch einer besonderen Untersuchung bedarf.

(Ein Schlußartikel folgt.)

M. Broemel.

Ueber die Behandlung von Rebellen — in Amerika.

Ein großer militärisch-politischer Führer ist aus unserer Mitte geschieden, zum Grabe geleitet unter zahlreichen Manifestationen der Anhänglichkeit an seine Person und der Achtung vor der Sache, die er während seines Lebens vertrat. Der Trauerfall rief in den Zeitungen nicht bloß die üblichen Nekrologe hervor, sondern gab Anlaß, die Thaten des Verstorbenen von den verschiedensten Richtungen aus zu erörtern. Kein anderer Einwohner der Vereinigten Staaten, vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Generals Sherman, würde bei seinem Ableben ein gleich großes Interesse hervorgerufen haben; und doch war der Verstorbene — im eigentlichen Sinne des Worts — nicht einmal ein Bürger des Landes. Er war der einzige Mann, der die Wiederherstellung der Union nicht als eine vollendete Thatsache ansah; er blieb neunundzwanzig Jahre lang ein Rebell und stieg ins Grab als „der Letzte der Konföderirten“. Seine Thaten blieben unbereut und wurden doch vergeben.

Der große Bürgerkrieg ging vor einem Vierteljahrhundert zu Ende, und fast während dieser ganzen Zeit lebte der Mann, welcher die Furien der Revolution entfesselt hatte, unbelästigt auf einem hübschen Landgut an der Küste des Golfs von Mexico nahe der Mündung des Mississippi. Er, der Nacht und Tag an der Zerstörung des Bundes, an der Sezession der Südstaaten arbeitete, der indirekt Napoleon veranlaßte, seine Truppen nach Mexico zu senden; der die britische Regierung ermuthigte, die Verpflichtungen des Völkerrechts außer Acht zu lassen und bewaffnete Kreuzer zur Zerrüttung des Handels der Nordstaaten auszurüsten; der eine Armee von mehr als einer halben Million Soldaten organisirte und ausrüstete, — dieser selbe Mann konnte sich, nachdem die Rebellion, deren Seele er gewesen, zerschmettert war, in das Privatleben zurückziehen, wie ein Politiker, der in einem Wahlkampf besiegt wird. Wenn die Rebellion ein todeswürdiges Verbrechen wäre, so hätte Niemand mehr verdient, gehängt zu werden, als Jefferson Davis, der Präsident der konföderirten Staaten und der oberste Führer ihrer Armeen. Statt dessen gestattete ihm die Regierung, seine Jahre inmitten einer Bevölkerung zu beschließen, die sich unter seinen Parteigänger ganz besonders hervorgethan hatte. Diese großherzige Behandlung erschien, während die

Hitze des Bürgerkrieges noch nachwirkte, kaum zu rechtfertigen. Je mehr sich aber der Rauch der großen Feuersbrunst verzog, und je unbefangener man die Ursachen des Streites begreifen lernte, um so allgemeiner ward die Billigung dieser Großherzigkeit. Wir erkennen heute vorurtheilslos an, daß auch Rebellen in der Geschichte Gutes gewirkt haben und in Zukunft wirken werden, und daß, wenn ein Rebell auch keinen Pardon erwarten darf, doch die Gesellschaft, die es über sich vermag, ihm Verzeihung zu gewähren, die Elemente großer nationaler Kraft in sich birgt.

Die ersten Ansiedler in den Neuenglandstaaten waren Rebellen, die lieber nach Amerika flohen, als sich der englischen Staatskirche unterwarfen. Dann rebellirten wir im Jahre 1776 gegen das Haus Hannover, kämpften als Rebellen gegen England sieben Jahre und setzten unsere Unabhängigkeit durch.

Die Südstaaten rebellirten Anfangs der sechziger Jahre gegen uns, weil sie in einigen Punkten der nationalen Gesetzgebung anderer Ansicht waren, als wir. Sie vertrauten ihre Sache dem Kriegsglück anstatt der Wahlurne an und wurden geschlagen.

Vor zehn Jahren wurden ich und Leute meiner Ueberzeugung als Feinde Amerikas verschrieen, weil wir uns an der Agitation für den Freihandel betheiligten. Ich erschien in den Augen meiner Gegner als ein „Reichsfeind“. Heute zeigt die Wahlurne, daß die Partei der Hochschutzzöllner es nicht mehr riskiren kann, den Freihandel als unpatriotisch zu verschreien. Sie ist in die Defensive gedrängt und muß ihren Opponenten mit anderen Waffen zu begegnen suchen. Mit anderen Worten: ob Freihandel oder Schutzzoll — das ist heute eine brennende Frage der **nationalen** Politik geworden.

Freihändlerische Rebellen gibt es heute bei uns auf den Universitäten wie in den Werkstätten. Gott sei Dank, stehen dieselben nicht in Waffen; ihre Thätigkeit wird auf dem Katheder und an der Wahlurne ausgeübt. Aber wegen ihrer Rebellion gegen die herrschende Politik ist ihnen die Allgemeinheit zu Dank verpflichtet, denn sie zwingen die Regierung, vernünftig und gerecht zu sein. Eine Regierung ohne Opposition ist ein Unglück, denn das bedeutet die geistige Stagnation eines Volkes.

Deshalb bin ich auch meines Rebellenthums froh und versage selbst dem Grabe des Erzrebellen Jefferson Davis meine Achtung nicht.

Newyork, 20. Dezember 1889.

Poultney Bigelow.

Ernesto Rossi's Memoiren.

„Quarant' anni di vita artistica“*) (Vierzig Jahre künstlerischer Thätigkeit), so betitelt sich das in 3 Bänden nunmehr vorliegende Werk, in dem uns Ernesto Rossi auf 1200 Seiten die Wechselfälle seines Lebens und Schaffens erzählt. Das Buch ist ein Zeugniß dessen, daß Schmock auch auf italienischem Boden und auch unter Schauspielern gedeiht. Auch Adelaide Ristori's im Jahre 1887 erschienene „Ricordi e studi artistici“ (Erinnerungen und Studien einer Künstlerin) sind gerade nicht das Werk einer Philosophin, die italienische Tragödin hatte vielmehr ein Beispiel weiblicher Eitelkeit damit gegeben, denn sie geleitete uns in ihren Memoiren zu den Stätten ihrer Triumphe und mit Primadonnenlaune hieß sie uns jegliches Kränzlein, das man ihr im Theater zugeworfen, vom Boden für sie aufheben. Aber so geschmacklos, so eitel, so trivial wie ihr jüngerer toskanischer Kollege ist sie doch bei Weitem nicht. Rossi's dreibändiges Werk ist voll von vulgären Redensarten, Provinzialismen dem geistigen Gehalte und dem sprachlichen Ausdrucke nach, voll weicher, aller herben Männlichkeit entrathender Bemerkungen.

Der Historiker seiner Vergangenheit offenbart sich in dem berühmten Bühnenhelden als Philister, der mit kleinlicher Eitelkeit jede äußere Auszeichnung verbucht, die ihm im Leben geworden, und mit dieser seiner Manier vermögen wir uns nur abzufinden, weil sie mehr kindisch als raffinirt ist. So ist es denn mehr der Theaterprinz als der Tragöde, der da in Rossi's Persönlichkeit vor uns einhermarschirt. Da Rossi's Memoiren ausschließlich ad maiorem gloriam Sr. Bühnenhoheit geschrieben sind und wir weit weniger den Schauspieler in seinem sachlichen Verhältnisse zum Theater als vielmehr den Menschen in seiner persönlichen Beziehung zu hohen und allerhöchsten Herrschaften kennen lernen, so will das Werk auch in diesem Sinne gelesen und beurtheilt sein.

In dem ersten Bande erzählt uns der italienische Interpret der dramatischen Werke Shakespeare's seine Erlebnisse auf den Theatern Italiens, Frankreichs, der Niederlande und Englands; in dem zweiten Bande sehen wir den unternehmungslustigen Bühnengenius Rußland, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Schweden, Norwegen und Dänemark, Spanien und Portugal durchziehen; in dem dritten Bande sind Rossi's Wanderfahrten in Griechenland, der Türkei, Kleinasien und Egypten, in Nord- und Südamerika geschildert. Diejenigen, die gern aktuelle Dinge lesen, mögen in den auf Brasilien und Kaiser Dom Pedro bezüglichen Kapiteln blättern.

Ueberall macht sich in Rossi's Werke die gerechte Verbitterung geltend über das Darniederliegen des vaterländischen Theaters.

Italien hat es bis auf den heutigen Tag nicht zu einem ständigen Theater gebracht. Während das kleinste Nest bisweilen mehr als ein Theater in dem gegenständlichen Sinne hat, daß es über mehrere Theatergebäude verfügt, besitzen nicht einmal Städte, wie Mailand, Rom und Neapel, ständige Theater in der persönlichen Bedeutung von Theatergesellschaften. Man stößt in Italien nach dieser Richtung hin auf die eklatantesten Kontraste: Schreiber dieser Zeilen hatte in den letzten Tagen Gelegenheit, in dem kleinen venetianischen Landstädtchen Treviso Maestro Alberto Franchetti's neue Oper „Asrael“, die einen kolossalen Aufwand an Dekorationen und Orchester erfordert, mit einigem Glanze aufführen zu sehen, — und in eben demselben Städtchen ging Wagner's „Lohengrin“ im letzten Herbste wiederholt über die Bretter — aber es ist andererseits nur Zufall, daß Venedigs Fenice-Theater, ein Haus, das 3000 Personen faßt, in der nächsten Saison geöffnet sein wird. So wenig geregelt sind die Bühnenverhältnisse in Italien. Bekommt man Häuser, wie die Scala in Mailand, das Carlo Felice-Theater in Genua, das San Carlo-Theater in Neapel, die Pergola in Florenz zu Gesichte, dann sollte man meinen, es fehle diesen großen Theaterpalästen nicht an einem dieselben ausfüllenden Theater, und doch besteht ein arges Mißverhältniß zwischen den Gebäuden und der Institution. So irrt denn der italienische Schauspieler, bei dem Nichtvorhandensein eines ständigen Theaters, wie der siebenbürgische Zigeuner oder der böhmische Musikant durch die Welt. Wo kein Theater ist, da fehlt es auch an Bühnendichtern, und gibt es solche, so liegt doch ihr Talent brach; der bekannte Genueser Dichter Giulio Antonio Barrili machte wohl vor einiger Zeit 30 Männer namhaft, die sich als Autoren in den Dienst der nationalen Bühne stellen könnten, aber auch er ist der Ansicht, daß erst diese geschaffen werden müßte, um dem Wirken jener fruchtbare Anregungen zu geben. Rossi nennt die dramatische Kunst in Italien „die große Kranke unserer Tage“ und erhofft wirkliche Heilung derselben nur dann, wenn den italienischen Bühnentalenten Gelegenheit geboten werden wird, ihren Genius zu disziplinieren. Werde die Regierung erst in Rom ein ständiges Theater errichten, dann dürften Neapel, Mailand, Turin, Venedig und Florenz kaum lange hinter dem so gegebenen Beispiele zurückbleiben, und Italien werde bald von

*) Volumi tre. Firenze, Niccolai. 1887—1890.

einem Netze guter Theater durchzogen sein und dann nicht nur Schauspieler, sondern auch Bühnendichter haben.

Wie brennend übrigens die Theaterfrage in Italien ist, beweist die Thatsache, daß dieses Problem nach dem im letzten März in Mailand erfolgten Tode des Lustspieldichters Paolo Ferrari nicht mehr von der Oberfläche der Diskussion des Tages verschwunden ist. Mit Ferrari glaubte man eben nicht nur den italienischen Komödiendichter par excellence, in dem die gegenwärtige Generation einen neuen Goldoni sah, sondern die italienische Komödie überhaupt zu begraben. Was thut man nicht alles, um die leidende Muse zu kuriren! Eine „Regierungskommission für dramatische Kunst", die schon seit Jahren an dem Krankenbette der Thalia Italiens wacht, alle Augenblicke neue Tränklein für die dahinsiechende Dame braut und sich gleichwohl bisher nur als Kurpfuscherin bewährt hat, verfiel sogar auf den Gedanken, „Concorsi e premi drammatici" einzurichten, d. h. Staatskonkurse auszuschreiben und Staatspreise festzusetzen, um die Dramen schreibenden Dichter zu alljährlichen Wettrennen auf der theatralischen Palestra einzuladen. Dem gegenüber bemühte sich nun der Piemontese Giuseppe Giacosa, der Verfasser des mit dem Staatspreise gekrönten Dramas „Il conte rosso" (der rothe Graf) und des Lustspiels „Una partita di scacco" (eine Schachpartie) — eines Stückes, das nicht nur der Sekretär des Wiener Burgtheaters, Alfred v Berger, für die Bühne bearbeitet, sondern auch Theodor Mommsen für einen kleineren Kreis, anläßlich der Vermählung seiner Tochter mit dem Professor Wilamowitz-Möllendorf, ins Deutsche übersetzt hat, — das Unnütze, ja Verderbliche solch' einer Maßregel darzuthun. Und so wie seinerzeit in Deutschland anläßlich des von Puristen und Chauvinisten geführten übertriebenen Krieges gegen die Fremdwörter einige unserer hervorragendsten Gelehrten und Schriftsteller, die trotz ihres Patriotismus vernünftig geblieben sind, dagegen protestirten, daß man die deutsche Sprache von Staats- und Regierungswegen meistere und in ihrer Fortentwicklung hemme, indem man von oben her gegen die Fremdwörter einschreite, so beschwor auch Giacosa jene Regierungskommission für dramatische Kunst, sie möchte das italienische Theater ungeschoren sein lassen; sie möchte doch nicht eine Staatszensur und einen Regierungsgeschmack schaffen gegenüber dem seelisch kräftigeren und künstlerisch berechtigteren Urtheile, dem Applaus und dem Verdammungsvotum des Publikums. Anknüpfend an ältere toskanische Traditionen dachte man allerdings daran, Staatspreise für solche Stücke auszuschreiben, die bereits an mehreren Bühnen Italiens Beifall gefunden. So war es auch seit 1860 Brauch in Florenz, und von Toskana übernahm es Italien, daß alljährlich die Autoren, die sich um den Staatspreis bewarben, ihr Lustspiel und gleichzeitig den Schlüssel zu einer Theaterloge an eine zu diesem Zwecke eingesetzte Kommission überschickten, die das Stück las, der Aufführung desselben beiwohnte und dann dem Dichter den Preis zuerkannte oder versagte. Giacosa warnte nun davor, diesen seither abgekommenen Brauch neuerdings einzuführen, mit der Bemerkung: „Was wollt Ihr auf einen mit Beifall aufgenommenen „Barbier von Sevilla" eine Prämie setzen? — gebt dem „Barbier" lieber den Preis, wenn er durchgefallen."

Doch mit Rossi, der nunmehr gewöhnlich auf seinen Lorbeeren in seiner behaglichen Villa zu Florenz ausruht oder sich ab und zu vergeblich bemüht, auf den Brettern der Siebenhügelstadt „die entarteten Nachkommen Cäsars" für Shakespeare und dessen „Julius Cäsar" zu erwärmen, wollen wir uns nicht den Kopf für das italienische Theater zerbrechen und mehr an die Erfolge unseres Schauspielers als an jenes denken.

Mit Genugthuung darf sich Rossi sagen, daß er vor einem Parterre von Königen gespielt hat, die mehr sind als Könige. Es ist ihm gelungen, sich zu vielen großen Männern unserer Zeit, zumal zu solchen seines italienischen Vaterlandes, in eine gewisse persönliche Beziehung zu setzen. Gern heben wir den Lorbeer auf, den ihm Cavour, der Staatsmann, der den feinsten künstlerischen Geschmack besaß, spendete. Für Cavour war Shakespeare, was Homer für den Mazedonierherrscher gewesen; Dante's „Divina Commedia" hat er nie gelesen, zu dem Grabe des dämonischen Florentiners nach Ravenna pilgerte er nie, aber den großen Briten las er immer und immer wieder, und anläßlich einer Reise nach England wallfahrtete er nach Stratford on Avon. Es war kurz vor dem Tode des piemontesischen Staatsmanns, als Rossi in Turin auftrat. Selten versäumte es Cavour, Zeuge des Spiels des Toskaners zu sein, der sich ganz besonders in Shakespeare'schen Dramen auszeichnete. Da saß Cavour in einer Loge des Carignanotheaters, und Auge und Ohr hatte er nach der Bühne hin mit gespannter Aufmerksamkeit gerichtet. Nach der Vorstellung pflegte er Stück und Aufführung zu analysiren. Rossi ist überzeugt davon, daß das italienische Theater, für das Cavour das lebhafteste Interesse hegte, heute nicht so darniederläge, wenn der edle Staatsmann noch am Leben wäre. Gern ermunterte der italienische Kabinetschef die an ihn empfohlenen Schauspieler, es mit den besten Stücken der Dichter von jenseits der Alpen zu versuchen, um so den Geschmack der Bewunderer Pulcinello's zu verbessern. Unsere Leser mag es übrigens nebenbei interessiren, daß Cavour, dessen poetischer Heiliger der britische Dramatiker mit der tiefpsychologischen Motivirung seiner Charaktere und Handlungen war, so gern er sich auch als positiver Staatsmann seiner wenig ästhetischen Neigungen rühmte, doch das war, was wir einen „Schöngeist" nennen. Fürst Bismarck bemerkte einmal — irren wir nicht, so Busch gegenüber — ein italienischer Dudelsackbläser interessire ihn mehr als eine Oper, und so war denn für die große Menge nicht nur der letzte Zarenbesuch in Berlin, sondern auch der gleichzeitige Besuch der Oper durch den Reichskanzler ein historisches Ereigniß. Anders Cavour. Er besuchte das Theater mit einiger Regelmäßigkeit, empfing nach italienischer Gewohnheit Diplomaten in der Loge und verhandelte in den Pausen, wie wir dies aus den jüngst erschienenen Memoiren Michelangelo Castelli's erfahren, sogar im Theater über wichtige Staatsgeschäfte. Und hatte er als eine heitere praktische Natur auch wenig Sinn für das diabolische Pathos Dante's und die narkotische Würze der von patriotischen Schmerzensschreien erfüllten Dichtung Leopardi's, so schlürfte er doch gern den milden Honigseim der Poesien Manzoni's oder die berauschende Blume der Opern Verdi's, den er sogar aus Bewunderung seiner Musik für ein Deputirtenmandat vorschlug — mit der witzigen Bemerkung, „Italien sei durch Harmonie entstanden, und so solle denn der Meister der Harmonieen nicht im Parlament fehlen." Ja, aus den vor Kurzem von dem Exminister Domenico Berti veröffentlichten Tagebüchern Cavour's ersehen wir sogar, daß der große Staatsmann in seinen jungen Jahren Theaterrezensionen, wenn auch nicht gerade für die Oeffentlichkeit, schrieb Während eines längeren Aufenthaltes in Paris besuchte er häufig das „Théâtre français", und da lernte er die Naville und die Rachel verehren, ohne sich jedoch, wie viele Andere es thaten, in einen an Fetischismus grenzenden Kultus der Letzteren zu versenken. Er hatte eine tiefe Abneigung gegen ein frivoles oder nur auf Sensation und Schauer berechnetes Theater. An der Rachel setzte er aus, daß sie sich, um Effekt zu machen, zu Stücken herabließ, die er einer so bedeutenden Tragödin nicht würdig fand. Eine große künstlerische Interpretin solle sich, so meinte er, von einem großen Dichter fortreißen lassen, nicht aber trivialen Effektstücken durch ihre Kunst zum Leben verhelfen. Er bewunderte unter Anderem an der Rachel, daß sie sich darin prüfte, wie weit der Triumph ihres Talentes gehe, um Schwierigkeiten jeder Art zu überwinden, und daß sie es verstand, die absurdesten und geschmacklosesten Dinge plausibel zu machen; er fand, daß die gefeierte Primadonna des „Théâtre français" zuweilen ihre Eitelkeit auf Kosten der Kunst und des wahren Ruhmes befriedigte und in der Uebertreibung der übertriebensten Leidenschaften ein neues Mittel zur Entfaltung ihres Talents suchte; er fand, daß sie, indem sie leidenschaftlich bis zum Exzeß sein wollte, aus der praktischen Natur heraustrat und sich in eine exzeptionelle Welt begab, die zwar wahr sein mag, die man aber nur mit Schaudern sieht; er hatte manchmal das Gefühl, als ob

die Rachel mehr peinliches Staunen als beifällige Bewunderung in ihm hervorrufe. Exzedirte demnach Cavour nicht in der Anbetung der Rachel, so mag er auch Rossi's Spiel nicht ohne Vorbehalt geschaut haben, und gewiß verfiel er bei Anblick des toskanischen Mimen nicht in jene Ekstase, die Ernesto Rossi a priori als Normalstimmung in allen Jenen voraussetzt, die ihn auf den Brettern zu Gesichte bekommen.

Wie Cavour, so ist Rossi auch Garibaldi, Victor Emanuel, den modernen Staatsmännern Italiens, den Männern der Wissenschaft und Kunst näher gekommen. Zu dem italienischen Schauspieler Gustavo Modena sah er in frühester Jugend wie zu einem Orakel empor, in ihm sah er sein einstiges Ich. Oefter war ihm Gelegenheit geboten, an der Seite der von ihm verehrten Adelaide Ristori aufzutreten.

Wie gesagt, fast ganz Europa hat unser Bühnenheld durchzogen: den heißen, romantischen Süden, wo die Wiege der Muse im Schatten einer tropischen Flora entstanden, bis zu jenem Norden, wo sich Thalia, um nicht dem Froste der kälteren Breiten und dem Froste der kühleren Geister zum Opfer zu fallen, in einen warmen Pelz hüllen muß. Und darf man dem italienischen Tragöden Glauben schenken — er übertreibt allerdings nicht selten — so hat er von der Bühne herab seine Zuhörer an der Newa oder am Sund nicht weniger elektrisirt als am Tajo oder am Golf von Neapel. Den Südländern ist ja Leidenschaft, Enthusiasmus, stürmischer Beifall so eigenthümlich wie eine organische Funktion, so riß sie denn der toskanische Tragöde mit sich fort, wenn er sich in das Pathos des großen Briten hineinraste; auf den Nordländer aber wirkte er, wie es scheint, nicht nur durch sein künstlerisches Temperament, sondern auch noch durch die Sprache des Landes, wo das Si ertönt. Diese Sprache berauscht uns Deutsche an sich durch ihre seelenvolle Lyrik und ihre entzückende Musik; und verdolmetscht uns ein Schauspieler durch das infernale Idiom Dante's Shakespeare'sche Tragik, dann tönt der große Dichtergedanke in einem seiner würdigen majestätischen Wohlklange aus. Darum hat denn auch Rossi solche Triumphe in Deutschland gefeiert; die deutsche Sprache packt nicht die Italiener, die italienische aber packt die Deutschen. Die Deutschen sind an sich ihrer Bildung nach ungleich universeller als die Italiener, jeglicher fremde Geist findet — oder fand — gastliche Aufnahme an dem Kulturherde Deutschlands. Wenn Salvatore Farina in seinem Wahnort Mailand oder in irgend einer Stadt Italiens seine neuesten Schöpfungen vorträge, wie wenige, wenige von der Gilde der Autoren und noch weniger vom großen Publikum, kämen, um ihn zu hören! In Berlin jedoch lauschten jüngst auf die Recitation seiner neuesten Novelle die hervorragendsten Männer der litterarischen und der wissenschaftlichen Welt. Ja, unsere Leser mögen es sich sogar gesagt sein lassen, daß der italienische Dickens, dessen Arbeiten die „Deutsche Rundschau“ seit Jahren die Spalten dieser vielgelesenen Zeitschrift einräumt, in Berlin weit mehr bekannt ist als in Rom. So feierten die Berliner vielleicht auch Herrn Rossi seinerzeit etwas überschwenglich.

Betrachtungen allzu ernster Natur hat Ernesto Rossi keineswegs in Deutschland angestellt. Der deutsche Staatenbund kommt unserem Schauspieler sehr zu gute, denn nicht nur der eine Kaiser, sondern auch die vielen Bundesfürsten dekoriren ihn. Goldene Sterne und Kreuze in allen Gestalten flagen dem Mimen an seine Brust, die für konkrete Orden nicht weniger empfänglich ist als für das abstrakte Schöne und Gute. Rossi ist außerordentlich exakt in der Wiedergabe deutscher Namen: Keine geringere als die Niemand Grade (sic!) ist in Blumenthals „Ein Tropfen Gift“ aufgetreten. Goëthe, Barneim, Schroder, Pheiffer, Hunger, Schonenfeld .... diese Namen mischt der Autor kunterbunt durcheinander und nicht immer erkennt man die Personen, die hinter den Schemen stecken. Mit dem Superlativ des Lobes wird jeder Kritiker ausgestattet, der im Superlativ von Rossi sprach: von Landau bis Lindau. Das Interessanteste, was uns Rossi zu erzählen weiß, sind die Anekdoten, die er kennt, und er hat deren viele aus allerhöchstem und hohem Munde gehört. Bei seiner Anwesenheit in Berlin z. B. lag es dem Italiener nahe, dem italienischen Botschafter an dem deutschen Kaiserhofe, Grafen De Launay, seine Aufwartung zu machen. Er erzählt von dem Dekan des Berliner diplomatischen Corps: De Launay hatte schon unter König Karl Albert von Sardinien gedient, dessen Privatsekretär er eine Zeit lang war. Die Schlacht bei Novara war geschlagen — Karl Albert entsagte nach dem glänzenden Siege Radetzky's der Krone und wanderte ins Exil nach Portugal; der unglückliche Herrscher nahm seinen Aufenthalt in Oporto, um nie wieder nach Piemont zurückzukehren. De Launay stand seinem Souverän bis zum letzten Athemzuge zur Seite und begleitete dann die Leiche desselben nach Superga, der Grabesstätte der Fürsten aus dem Hause Savoyen. Es war in den letzten Tagen Karl Alberts, der König fühlte sich in Oporto leidender als je, da näherte sich ihm einmal sein Vertrauter De Launay und sagte zu ihm: „Majestät sollten vielleicht daran denken, deren letzte Wünsche niederzuschreiben und Ihr Testament abzufassen.“ Da lächelte der König melancholisch und bemerkte: „Mein Testament — Sie haben Recht, ich hatte nicht daran gedacht — Morgen!“ Am nächsten Tage erschien Graf De Launay mit dem ganzen nöthigen Personal in dem Vorzimmer des königlichen Gemaches, in der Erwartung, der Monarch werde ihm nun das Testament diktiren. So klopfte er denn an der Thüre des Schlafgemachs des Königs. „Sind Sie es, mein Getreuer?“ fragte der Fürst. „Ah,“ fuhr er fort, „ich hatte ganz vergessen. Das Testament! Schließen Sie die Thüre, damit uns Niemand höre. Kommen Sie da an mein Bett“ Und da flüsterte der König dem Grafen mit Nachdruck ins Ohr: „Ich besitze keinen Centesimo — was für ein Testament soll ich also machen? In Armuth habe ich gelebt, in Armuth will ich sterben. So geziemt es sich für die Könige aus dem Hause Savoyen.“

Die Spezies der Könige, die in Rossis Memoiren, vor uns auffpaziert, ist durchaus pikant, durchaus geistreich, durchaus waschecht. Ist der Monarch nicht gerade so gelehrt wie der nunmehr verstorbene Portugiesenkönig Ludwig oder der entthronte Kaiser Dom Pedro, so ist er doch wenigstens, wie von Gottes Gnaden Monarch, so auch von Gottes Gnaden schlagfertig, witzig, interessant. Ob Se. Majestät Abdul Hamid oder Milan heißt, ob der Souverän auf einem europäischen Festlandsthron oder auf einem Inselthron der Südsee residirt, er ist stets jener edle, hilfreiche und gute Herrscher, wie wir ihn in den Kinderjahren in irgend einem Heldenbuche oder später in romantischen Geschichtsbüchern kennen lernten. Rossi's Memoiren sind voll von jenen Ammenmärchen, in denen sich nicht die Könige, die einmal waren vor vielen, vielen Jahren, sondern auch diejenigen, die wir noch im Lichte der Zeitgeschichte wandeln, Kanonen gießen und große Politik machen sehen, als unsere lebendige Vorsehung darstellen.

Aber Ernesto Rossi selber hat ja Weltgeschichte gemacht! Im Jahre 1873 will er dem Kaiser Franz Josef von Oesterreich ein Schreiben des Königs Victor Emanuel von Italien überbracht haben, in dem dieser jenem ankündigte, daß er zum Besuche der Weltausstellung nach Wien zu kommen gedenke. Der schlichte Ritterkönig aus dem Hause Savoyen sollte da dem Schauspieler, wie dieser es uns wenigstens berichtet, den Brief mit jener dramatischen Pose überreicht haben, mit der Helden welthistorische Akte auszuführen pflegen.

Ein König und ein Rossi machen eben Weltgeschichte, und der letztere schildert genau wie das zugegangen ist, da es sich doch die Epigonen einmal einfallen lassen könnten, das betreffende Stück Welthistorie auf einem Historienbilde für ewige Zeiten zu fixiren. Victor Emanuel kam, wie bekannt, im Herbst des Jahres 1873 in Begleitung des damaligen Ministerpräsidenten Marco Minghetti nach Wien. Ob Rossi thatsächlich der Ueberbringer der ersten Nachricht von des Königs bevorstehender Reise gewesen, die bei den früheren gespannten Beziehungen zwischen der Wiener Hofburg und dem Quirinal nicht ohne politische Folgen blieb, ist ein Mysterium.

Etwas mysteriös sind Rossi's Memoiren überhaupt. Man könnte sie, ohne dem Autor allzu nahe zu treten, „Wahrheit und Dichtung" taufen, wobei die Wahrheit allerdings im ganzen interessanter ist als die Dichtung.

Venedig. Sigmund Münz.

Robert Elsmere.

In unserer, an erfolgreichen Romanen wahrlich nicht armen Zeit, genießt das neueste Werk einer bisher nach wenig bekannten Schriftstellerin, Robert Elsmere, von Mrs. Humphry Ward, einen ungewöhnlichen Erfolg. Obwohl erst anderthalb Jahre alt, und aus drei Bänden bestehend, hat es schon 18 Auflagen erlebt und sich in wenigstens 100 000 Exemplaren verbreitet. Englische und amerikanische Zeitungen haben es gelobt, getadelt, empfahlen oder verworfen. Prediger haben darüber, in vollen Kirchen, ganze Reihen von Kanzelreden gehalten. Gladstone hat es einer Rezension gewürdigt. In Deutschland ist es, obwohl schon seit einem Jahr in die Tauchnitz'ische Sammlung aufgenommen und kürzlich übersetzt (von Therese Leo. Schorer's Verlag, Berlin), noch wenig bekannt. Und doch wäre es geeigneter als manche andere Waare unseres Büchermarktes, Gutes auch bei uns zu schaffen oder vorzubereiten. Daß es auf englischem Sprachgebiet so viele dankbare Leser gefunden hat, gereicht dem englischen Publikum, und noch mehr Mrs. Humphry Ward zur Ehre. Sie hat es meisterhaft verstanden, „das Nützliche mit dem Süßen zu vermischen", und ein Werk zu schaffen, das beides ist: ein ausgezeichneter Roman und im besten Sinn des Wortes, wenigstens für gar viele Leser, ein Erbauungsbuch voll religiöser Belehrung und Anregung. Und doch wird Niemand mit einigem Rechte nur sagen können, daß sie einen von Schiller bespöttelten Kunstgriff gebraucht, „den Teufel und daneben die Wollust gemalt habe, um den Kindern der Welt und den Frommen zu gefallen," denn die Wollust hat sie nirgends auch nur mit einem Strichlein gemalt, sondern sie überall mit echt frauenhafter Keuschheit verborgen. Und den Frommen im Schiller'schen Sinn des Wortes muß ihre sehr ketzerische Religionslehre gründlich mißfallen.

Das Romanhafte nimmt in Frau Ward's Buche einen großen, vielleicht zu großen Raum ein. Doch ist es überall von religiösen Gedanken und Tendenzen durchdrungen. Es steht nicht als ein widerstrebendes Element neben dem Religiösen da, sondern ist eine Darstellungsform, ein Vehikel der Religionslehre. Diese aber wird auch ein paar Mal in direkter Form, in einer vor Oxforder Studenten gehaltenen Laienpredigt, in einem vor einer Volksversammlung gehaltenen Vortrag, in vorgelesenen Stücken Augustin's und Bunyans, mitgetheilt, doch immer so, daß von frömmelnder Gezwungenheit nicht die Rede sein kann. Meistens aber kommen die religiösen Gedanken in freien Gesprächen, im Kampf entgegengesetzter Meinungen, bei Mahlzeiten, bei geselligen Zusammenkünften in eleganten drawing rooms oder in elenden armen Wohnungen, am Bette Kranker und Sterbender, zu einer freien, nirgends konventionellen Selbstdarstellung. Die Szenerie des Ganzen, die Bühne sozusagen, auf welcher die Erlebnisse Robert Elsmere's und seiner Leute sich entwickeln, ist von außerordentlicher Mannigfaltigkeit und Schönheit. Sie zeigt uns in einer fast zauberhaften Aufeinanderfolge die rauhen Thäler und großartigen Klippen Westmorelands, die paradiesischen Wiesen und Haiden Surreys, das der Wissenschaft und Religion sichtlich geweihte Oxford, einige großartige Bilder Londoner Straßen und Bauten, die Ufer des Genfer Sees und eine auch im Winter blühende Landschaft Algiers. Diese Dekorationen alle sind nur zu reichlich ausgestattet und haben vielleicht den Fehler an sich, daß in ihnen die Natur fast immer und überall die Erlebnisse und Stimmungen der handelnden und leidenden Menschen gleichsam wie ein sympathischer und prophetischer Chor mit melodischer Stimme begleitet.

Die fünf von Frau Ward mit einer oft übermäßigen Ausführlichkeit und psychologischen Genauigkeit erzählten, zu einer einheitlichen Gruppe kunstvoll verschlungenen Liebesgeschichten, sollen hier nicht nacherzählt, nicht einmal resumirt werden. Es genüge zu bemerken, daß in Robert Elsmere's Liebe zu Catherine und in seiner Ehe mit ihr, sich beides mit voller Kraft geltend macht: die in der Gemeinsamkeit der praktischen Ziele begründete Harmonie und der im Laufe des Lebens und der geistigen Entwicklung unvermeidliche Zwiespalt zweier Seelen, von denen die eine fromm und frei, die andere fromm und unfrei war, und daß der Zwiespalt durch die Macht der Liebe und durch den Glanz einer beiderseits unverkennbaren religiösen Echtheit schließlich, ehe der Tod Beide trennte, nicht völlig, aber doch gewissermaßen sich in Harmonie auflöste.

In der ersten Liebesgeschichte der jüngsten Schwester Katherinens, der lieblichen, ihres Namens vollkommen würdigen Rose, zeigt uns die Dichterin das ganze Elend eines durch religiöse Unduldsamkeit, durch geistigen Zwang zum willenlosen, jedes Entschlusses unfähig gewordenen, obwohl mit edlen Anlagen begabten und mit reichem Wissen ausgerüsteten Mannes. Langham, Elsmere's Lehrer und Freund, hat sich, soweit er einer Liebe fähig ist, in Rose verliebt, durch seine Geistesüberlegenheit, durch seine Klugheit hat er in ihr ein Gefühl geweckt, das ihr selbst als Gegenliebe erschien und echte Liebe werden konnte. Zweimal hat er sich mit ihr so gut als verlobt, zweimal hat er sie verlassen, auf sie verzichtet, in richtiger Erkenntniß seiner Willens- und Charakterschwäche. Später findet das herrliche Mädchen einen von ihr sehr verschiedenen, aber ihrer würdigen Mann. Der einer hoch aristokratischen Familie entsprossene, aber von jedem Adelsstolz freie Flaxmann wird sie, die Tochter eines Lehrers, die Enkelin eines Bauern, heirathen, beglücken, ausbilden. In seiner Ehe mit ihr, wie in manchem andern, das uns von Frau Ward erzählt wird, zeigt sich das kommende, demokratisirte England.

Doch genug von allem Romanhaften, das hier noch besprochen werden könnte. Wenden wir uns zum Kern des Romans: zu Elsmere's Religionslehre.

Robert Elsmere war der Sohn eines englischen Geistlichen. Schon als Kind verlor er seinen Vater und wurde mit großer Treue und Liebe von seiner Mutter erzogen. Diese, eine sehr originelle Frau, eine Irländerin mit gesundem Verstand, lebhafter Phantasie, kräftigem Willen begabt, ebenso frei, wenigstens in allen Fragen des praktischen Lebens, als herzlich fromm, eine Feindin der Pfaffen, eine leidenschaftliche Freundin der Armen und Verwahrlosten, bildete ihren Sohn zu einem strebsamen, in seinem Dichten und Trachten kerngesunden Menschen heran. In Oxford studirte er und erkannte nach einigen Schwankungen das geistliche Amt als seinen Beruf. Zwei seiner Lehrer, der damals durch seine Skepsis noch nicht völlig entnervte, durch seine Gründlichkeit anregende Langham, und der fromme, kühn und tief denkende Grey übten auf ihn, den für eine solche Einwirkung wohl vorbereiteten Jüngling einen entscheidenden Einfluß aus. Doch als er Oxford verließ, ja noch einige Jahre später als er in Murewell sein Amt antrat und mit seiner Catherine sich verheirathete, hatten in ihm die kritischen von Langham und Grey empfangenen Anregungen die überlieferten Glaubenssätze kaum gelockert, geschweige denn umgewälzt. Eine solche Krisis trat erst allmählich, wenn auch schon nach einem Jahre, ein. Sie war schließlich die Wirkung der geschichtlichen Studien, denen Elsmere in der großartigen Bibliothek des Squire von Murewell, Mr. Wendover, mit Eifer sich hingab. Dieser Mann, ein vorurtheilsfreier, wahrheitsliebender Stubengelehrter, der aus Liebe zur Wahrheit und seinen Büchern die Aufgaben des praktischen Lebens und gelegentlich auch die einfachsten Forderungen der Menschenliebe sich sorgfältig fern hielt, wirkte auf Elsmere abstoßend und anziehend zugleich. Die Hartherzigkeit des vornehmen Egoisten ärgerte, empörte den jede Noth seiner Gemeindeglieder mitempfin-

benden Geistlichen; die Gelehrsamkeit und die Wahrheitsliebe des Forschers zogen ihn unwiderstehlich an. Zuerst platzten die beiden Geister gewaltig aufeinander. Allmählich aber befreundeten sie sich in schönster Weise. Elsmere blieb seinen Armen ein treuer, liebevoller Pfleger, und wurde für den alten Wendover ein unentbehrlicher Gesellschafter. Ihm zu Liebe that Wendover manches gute Werk vernünftiger Wohlthätigkeit, und fand eine hohe Freude daran, Elsmere zum Erben seines Wissens und seiner Bestrebungen heranzubilden. Elsmere unternahm es, in der Bibliothek des Squire und unter dem Einfluß seines Geistes, die Anfänge der französischen Geschichte zu studiren. Bei dieser Arbeit wurde ihm zweierlei klar: die Unzuverlässigkeit der geschichtlichen, selbst von Augenzeugen herrührenden Zeugnisse, namentlich ihrer mit Aberglauben, mit frommer Täuschung oder Selbsttäuschung behafteten Wunderberichte, und der geringe Werth des mittelalterlichen Christenthums in den Priestern, die es verkündigten, sowohl als in den Laien, die blindlings daran glaubten. Im Lichte dieser Erkenntniß erinnerte er sich lebhaft einiger geflügelten Worte seines Lehrers Langham über den „fairy tale of christianity", einiger sehr ernsten Aeußerungen Grey's über den völligen Unwerth aller, die Geschichtlichkeit der sogenannten Heilsthatsachen betreffenden Fragen. Und mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit kam er zu dem Schlusse, daß auch die biblischen, namentlich die neutestamentlichen Wunderberichte, von denen er bisher geglaubt hatte, daß sie von Augenzeugen herrühren, auch ungeschichtlich seien.

Nun galt es für ihn, neben diesen Wunderberichten, die er nur noch als Allegorien zu verwerthen wußte, die geschichtliche Gestalt Jesu zu erfassen. Es blieben ihm zur geschichtlichen Erkenntniß Jesu im Wesentlichen nur die in den drei ersten Evangelien enthaltenen Reden: eine authentische Selbstdarstellung des Meisters, zugleich aber auch, in ziemlich vielen Zügen, ein Beweis, daß Jesus in manchen Irrthümern seines Volkes und seiner Zeit befangen war. Der Glaube an die Unfehlbarkeit Christi, an die unbedingte Autorität seines Wortes verschwand für Elsmere als ein unhaltbarer Wahn. Doch blieb ihm eine herzliche Verehrung Jesu, als eines durch seine Frömmigkeit und seine Liebe hervorragenden Menschen. Sündlos erschien ihm Christus nicht mehr, aber doch erschien er ihm als ein Sohn Gottes unter vielen Brüdern, und zwar als derjenige Sohn Gottes „der für uns Europäer und Engländer durch die Macht der Verhältnisse", durch den ganzen Verlauf der Geschichte, in ganz besonderer Weise geeignet ist, das gottselige Leben zu veranschaulichen und uns nahe zu bringen.

Daß für andere außereuropäische und nicht englische Kreise der Menschheit andere Männer Gottes in gleicher Weise das Höchste und Größte, das gottmenschliche Leben in Worten und Thaten dargestellt haben, verbarg er sich nicht; vielmehr fand er in der Anerkennung dieser Thatsache eine hohe Befriedigung. Das Christenthum war ihm nicht mehr die einzig wahre, allein seligmachende Religion, sondern, wie alle andern Religionen, ein Weg, der uns zur Gemeinschaft mit Gott, zur wahren Religion führen kann und soll. Ueberhaupt sah er überall in der Welt in allem Natürlichen das Göttliche, in jedem theoretischen oder praktischen Erkennen, in der wissenschaftlichen Arbeit der Gelehrten und Denker, sowie in der Lebenserfahrung eines jeden Menschen eine wahre, wirkliche, ja die einzige Offenbarung der Gottheit. Wie das verborgene, sozusagen überweltliche Leben dieser Gottheit zu denken, zu nennen, ob unser Begriff der Persönlichkeit damit zu verbinden sei oder nicht, darüber wußte er keine in Worten faßbare Antwort zu geben. „Und wozu," meinte er, „soll man das auch nur versuchen? ich liebe das Wort jenes Franzosen, der da sagte: ‚quand on me demande ce que c'est que Dieu, je l'ignore; quand on ne me le demande pas, je le sais très-bien!' Nein, wir können ihn nicht in Worten darstellen; wir können ihn nicht in Begriffen beschreiben; wir können bloß in ihm leben und in ihm sterben." Daß wir so leben und so sterben können, bewies er thatsächlich, indem er so lebte und so starb, ohne sich um die nach seinem Ermessen unlösbaren Fragen zu kümmern, wo, wie, — und sogar ob er wieder erwachen würde.

Das war die Religion Elsmere's. Sie zu verbreiten, die Menschen seiner Umgebung zu dieser Religion zu erziehen, durch sie zu beseligen, war bis zur Erschöpfung seiner Kräfte seine Lebensarbeit.

Die Methode, die er bei diesem Bestreben befolgte, war durchaus rationell. Weil die Offenbarung für Elsmere nichts anderes war als das Erkennen der Natur, des Menschenlebens und des Menschenherzens, so wollte er die Leute dahin bringen, daß sie der Stimme ihres Gewissens und ihrer Vernunft lauschten, daß sie die Natur überall genau beobachteten, das Menschenleben im Spiegel der Geschichte und ihrer eigenen Erfahrung anschauten. Sie sollten sich nicht scheuen zu denken, sondern im Gegentheil ihre Denkkraft anspannen und durch Uebung vermehren. Ihr Geist sollte nicht in dem engen Kreis ein für alle Mal festgesetzter Vorstellungen, sondern frei und möglichst kräftig sich bewegen. Glauben sollten die Leute lernen, wahrhaft und von ganzer Seele, aber nicht an alte, ihnen selbst fremde Glaubensformeln, sondern an die ihnen selbst entgegentretende, einleuchtende Wahrheit, ohne irgend welche willkürliche Selbstnöthigung, ohne Furcht vor einer dem Irrenden bestimmten Hölle, ohne Begierde nach einem dem Rechtgläubigen allein offenen Himmel. Und das Rechte sollten sie thun, aus Achtung für sich selbst und aus Mitgefühl für ihre Mitmenschen. Diese hohen und nach gewöhnlichem Ermessen unerreichbaren Ziele erstrebte Elsmere mit ebenso wirksamen als einfachen Mitteln. In seiner Landpfarre Murewell gründete er einen Klub, dessen Mitglieder sich die Aufgabe stellten, die Fauna und Flora der Gegend genauer kennen zu lernen. Sie suchten und sammelten Raritäten. In ordentlich geleiteten Sitzungen, an Sonntagen und Feierabenden, besprachen, kontrollirten, registrirten sie ihre Beobachtungen. Am Sonntag Nachmittag hielt Elsmere für sie und für jeden, der ihn hören wollte, einen Vortrag, ein story telling. Da erzählte er, theils in freier Rede, theils vorlesend, wahre und erdichtete Geschichten. Shakespeare, Walter Scott, Dickens, Dumas und manche andere lieferten ihm dazu Stoff und Form. Die Hörenden lauschten mit Spannung seinem Worte, und folgten mit lebhafter Theilnahme der Entwicklung menschlicher Schicksale und Empfindungen. Bei günstigem Wetter machte Elsmere mit seinen Leuten Ausflüge oder spielte mit ihnen lawn tennis. Seine Amtswürde blieb bei all dem ungefährdet. Sie fand einen sicheren Schutz in der wohlbegründeten Hochachtung und Liebe seiner Gemeinde. Unwürdige, Aergerniß gebende Mitglieder des Klubs konnten durch ein Votum der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Ein roher, aber doch mit geheimem Ehrgefühl begabter Bursche wurde einmal so exkommunizirt und, weil er nicht weichen wollte, von Elsmere selbst, mit Hilfe anderer, nicht ohne Mühe an die Luft gesetzt. Durch diese Radikalkur aber wurde der Mensch in seinem ganzen Wesen so durchwühlt, daß er ohne die geringste Muckerei sich wahrhaft bekehrte. „Auf eins nur," sagte Elsmere gelegentlich zu seinen Burschen, indem er ihnen auf die Schulter klopfte oder ihnen die Hand gab, „kommt es an: ein Mensch zu sein und nicht ein Thier, dafür zu sorgen, daß einem das Herz sauber bleibe und sich nicht verhärte."

Diese Art der Seelsorge kostete Elsmere viel Zeit und Kraft, doch behielt er von beiden noch genug übrig, um seine Vormittage fast alle in Wendover's Bibliothek oder bei seinen eigenen Büchern zuzubringen, und selbstverständlich auch um die kirchlichen Obliegenheiten seines Amtes in herkömmlicher Weise zu erledigen. Dieser letzte Theil seines Amtslebens wurde aber bald für ihn eine unerträgliche Last. Er konnte und wollte nicht allsonntäglich seine Kanzel besteigen und Dinge predigen, die er nicht glaubte, Worte gebrauchen, die er in einem anderen Sinne verstand, als seine Zuhörer sie verstehen konnten. Waren unter ihnen ein paar Verständige, der Squire z. B., so wollte er weder ihrer Nachsicht noch seiner geheimen Auslegungskunst seine Stellung verdanken. Er wollte als ein ehrlicher Mann vor sich selbst

dastehen, eine perfect sincerity üben. Man fragt sich, warum er es nicht in der einfachsten Weise that; warum er nicht predigte, was er glaubte, nur, was er glaubte, und nur so, daß die Leute seinen Worten den Sinn beimessen mußten, in dem er selbst sie gebrauchte. Vielleicht wäre er abgesetzt worden, vielleicht aber auch wäre er, wie schon mancher andere in der englischen Kirche, trotz seiner ausgesprochenen Ketzereien, in seinem Amte verblieben. Er konnte doch den Versuch wagen, auf einer der Wahrheit angeblich geweihten Kanzel Worte der Wahrhaftigkeit zu reden. Vielleicht hätte er durch einen solchen Versuch manche Amtsgenossen, deren Heterodoxie in sachkundigen Kreisen kein Geheimniß war, zu gleicher Selbstbefreiung ermuthigt. Und wo wäre dann in England die Kirchenbehörde zu finden gewesen, die alle diese sich selbst enttarvenden Ketzer abzusetzen oder auch nur zu maßregeln gewagt hätte? Von seinem kleinen Murewell, oder von einer anderen mehr hervorragenden Stelle aus, zu welcher er gewiß berufen worden wäre, hätte er in der englischen Kirche eine große Reform des kirchlichen Lebens schaffen können. Hat doch Luther, 370 Jahre früher, vom elenden Wittenberg aus, ein solches Wunder gethan, das Wunder aller Reformatoren und Religionsstifter. — Doch eine solche Perspektive enthüllte sich ihm, wie es scheint, gar nicht. Er wollte in der einfachsten, aber — man kann wohl sagen — auch in der ungeschicktesten und unfruchtbarsten Weise ein ehrlicher Mann sein. Deshalb legte er sein Amt nieder und übersiedelte nach London, um dort die Wahrheiten zu verkünden, die er seinen Lieblingen in Murewell schuldig blieb. Seine Catherine folgte ihm, nach einem herzzerreißenden Kampfe, als seine treue, liebende Frau. Doch blieb sie von jetzt an, zu ihrer und seiner Qual, ein paar Jahre lang seinem innersten Leben und Streben fremd, dem Gotte ihres Vaters und ihrer Kindheit unwandelbar, mit frauenhafter Starrheit, treu.

In London gründete Elsmere schließlich unter den Arbeitern des Ostendes einen Klub, in dem er ungefähr so wie in Murewell das Werk eines erziehenden Religionslehrers betrieb. Auch in einem anderen Klub, der sich durch sein entschiedenes rohes Antichristenthum in frechster Weise hervorthat, hielt er einen freien Vortrag und ließ er sich in rückhaltslose Besprechungen mit verständigen, wenn auch ungebildeten Gegnern ein. Bald gewann er Freunde, Mitarbeiter unter diesen in der Lebensluft unbeschränkter Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit zu einem hohen Maß von Intelligenz, ja zu einem gewissen Parlamentarismus herangereiften Handwerkern. Mit ihnen und mit Hilfe einiger den höheren, aristokratischen Schichten angehörenden Männer, namentlich Flaxmann's, gründete er eine neue Gesellschaft Jesu, „the new brotherhood of Christ“, eine Gesellschaft, die zunächst in ihren eigenen Grenzen, aber doch stets nach Erweiterung ihrer Grenzen trachtend, vernünftige Wohlthätigkeit trieb, nach intellektueller Bildung strebte und einen eigenen, von den herkömmlichen Formeln befreiten, mit einigen frei geschaffenen Riten bereicherten Gottesdienst feierte.

So glaubte Elsmere eine neue Religion in die Welt gebracht zu haben. Doch dachte er, auch in den Stunden seiner größten Begeisterung, nicht daran, daß diese Religion die Grenzen Englands überschreiten sollte. Seinem englischen Vaterland hatte er sich geweiht; für die übrige Welt fühlte er, obwohl er die Allgemeinheit der göttlichen Offenbarung erkannt hatte, in Folge einer auffallenden Beschränktheit, wenig Sympathie. Für Deutschland und für Frankreich wenigstens, hatte er nur kleinliche Sticheleien. Und auf eine künftige Gewinnung der Israeliten, Muhamedaner und Buddhisten war ihm durch sein Festhalten an Christus, als an das „für uns Europäer und Engländer“ am Ende doch unentbehrliche Vorbild, jede Aussicht verschlossen.

In seiner neuen, jugendlich eifrigen Gesellschaft arbeitete Elsmere rastlos. Bald aber brach seine schon seit Jahren unterminirte Gesundheit zusammen. Er erkrankte plötzlich und schwer. Der Arzt, hoffnungslos, schickte ihn, ohne weder ihm noch den Seinigen viel zu versprechen, für den Winter nach Algier. Da verlebte Elsmere mit seiner Frau und seiner Schwägerin Rose in einer herrlichen, von blühenden Orangen geschmückten Landschaft ein paar schöne Wintermonate; da fand und genoß er wieder seine frühere Geistesgemeinschaft mit seiner vielgeliebten Catherine, die übrigens schon in London, im Lichte seiner Werke und seiner Menschenliebe, ihn als ein eigenartiges Kind ihres himmlischen Vaters erkannt hatte. Da hatte er auch noch die Freude, die Verlobung Rose's mit Flaxmann mit seinen Wünschen einzusegnen. Ein paar Tage nach dieser Verlobung starb Elsmere, wie sein verehrter Freund Grey ein paar Jahre früher gestorben war: „Gottes allein gewiß“, Gott auf den Lippen und im Herzen.

„Die neue Brüderschaft Jesu,“ so sagt uns Frau Ward, „besteht noch fort und wächst immer. . . . . Manche haben gedacht, daß sie, weil sie durch Elsmere's Geist aus der Erde hervorgerufen wurde, mit ihm auch sterben würde. Nicht so.“

Doch diese durch ihre Kühnheit überraschende Behauptung wird man schwerlich ohne Einschränkung annehmen können. Einige Monate noch konnte eine derartige Brüderschaft ein kränkelndes Dasein fristen, dann mußte sie entschlafen und sterben. Denn Elsmere's Mitarbeiter: einige eifrige, aber auch etwas eitle und ungebildete Handwerker, einige edelgesinnte, opferwillige, schwerlich beharrliche Edelleute, die tief trauernde, aus Pietät zur Brüderschaft, aus Glaubenstreue zur alten Kirche sich haltende Wittwe Elsmere's, ein sehr anständiger, aber mit keiner besonderen Geisteskraft ausgerüsteter unitarischer Geistlicher, der gute Murray Edwards, sie alle konnten nur in sehr beschränktem Maße des Stifters Nachfolger sein — und ihnen selbst folgte wohl Niemand. So wäre denn gewiß diese Brüderschaft, wie manches andere Gleichartige, zum Vergehen bestimmt gewesen. Doch in einer empirisch nicht wahrnehmbaren Form wird sie allerdings noch leben, und so mag sie mit anderem Gleichartigen verbunden, verschmolzen, einst wieder ans Licht treten. Denn gewiß hat Frau Ward recht, wenn sie am Schlusse ihres Buches sagt: „Elsmere's Streben war nicht das seinige. Es war bloß ein Zug im Streben der Menschheit. In diesem Streben und in der göttlichen Kraft, die sich dahinter verbirgt, liegt unser Vertrauen, wie das seinige darin lag. Andere, ich zweifle nicht daran, werden das Ende unserer Mühen sehen, und wenn wir vergessen und unbekannt sein werden, werden kleine Kinder, die von uns, von den Todten, ausgestreute Saat als ihr Eigenthum heimbringen.“

M. Schwald.

Theater.

Belle-Alliance-Theater: Der Fleck auf der Ehr'. Volksstück mit Gesang in drei Akten von Ludwig Anzengruber.

In ein scenisches Bild läuft Anzengruber's letztes Drama aus: am Seegestade erwarten sie, Männer und Frauen, das Schiff, das unter Glockengeläut und Feiertagsklängen herangezogen kommt über das stille Wasser. Ein Sarg steht darauf, mit Bahrtuch und Kränzen und kirchlichem Schmuck; Fackeln lodern auf, Gesang und Posaunenton erschallt; und wie sie näher kommt, die Leiche in ihrem schwarzen Gehäuse, da verstummt aller Hader und Kampf, entblößten Hauptes stehen die Männer da, und die Majestät des Todes stimmt auch die Armen im Geiste zu Ehrfurcht und Andacht.

Nicht von starker dramatischer Wirkung ist dieses Bühnenbild, und kühles Urtheil mag es melodramatisch-effektvoll heißen; und nicht von starker Wirkung ist das Schauspiel, welches es abschließt: neben dem „Meineidbauer“ und den „Kreuzelschreibern“ wird dieses jüngste Werk nur als ein Anzengruber von mittlerer Qualität erscheinen. Aber wie wir jenen Sarg auf dem Wasser nicht können näherkommen sehen, ohne des plötzlich uns Entrissenen in Rührung zu gedenken und in Trauer, so stehen wir auch vor dem ge-

sammten Werke mit der wehmüthigen Erinnerung an den lebensvollsten deutschen Dramatiker, der, ein Meister in seinem fest umschriebenen Gebiet, aus der Fülle seiner Kunst und Kraft uns Jahr um Jahr mit immer neuen Gaben beschenkte, bis daß der Tod dem nimmermüden Manne die klugen, milden Augen sanft zugedrückt. Vor mir liegt, während ich dies schreibe, einer von Anzengruber's letzten Briefen, ganz in seinen feinen, zierlichen Zügen gehalten, in denen jeder Buchstabe so sauber und sicher sich reckt; und ergriffen lese ich von den „häuslichen Wirren peinlichster Art“, in die sich der Dichter verstrickt findet, lese ich weiter, wie er den Vorschlag, sein „viertes Gebot“ an der Freien Bühne aufzuführen, mit freundlichen Worten annimmt. Wir hatten Anzengruber eingeladen, der Aufführung beizuwohnen und durften hoffen, seine Zusage zu erhalten; denn, schreibt er, „ich gedenke im ersten Quartal des neuen Jahres zu reisen“; und er kommt im Verlauf des Briefes noch einmal auf diese Absicht zurück: „wenn ich, was also zweite Hälfte der Theatersaison geschehen wird, nach Berlin komme, so . . .“. Aber Anzengruber's geplante Reise sollte nicht bis ins erste Quartal des neuen Jahres aufgeschoben werden; und sie sollte den Dichter weiter führen, diese Reise, als von Wien nach Berlin! Wir aber, statt den Lebenden zu feiern in froher Gegenwart, gedenken vor dem letzten Werke seiner Hand in Wehmuth des Todten. —

Anzengruber hat den „Fleck auf der Ehr'“ aus seinem „Schandfleck“ herausgearbeitet, einem größeren Roman, in welchem Stadt und Land, der Einzug einer Magd in die Großstadt und ihre Schicksale unter den vornehmen Leuten mit vielen charakteristischen Einzelheiten abgeschildert sind. Im Drama mußte der Stoff, auf das enge Maß des Theatralischen zusammengedrängt, dürftig und dünn erscheinen: wir sehen hier nicht, wie die Zellendorfer Franzl, durch die neuen Verhältnisse der Residenz geblendet, in den ungerechten Verdacht des Diebstahls sich immer mehr verstrickt, sondern wir erleben nur den letzten Ausklang der Geschehnisse, das plötzliche Auftauchen des Flecks auf der Ehre in der jungen Ehe, Kampf und Lösung. In einer naiven Technik, mit der ganzen Sorglosigkeit des Volksstückes, wird die Vergangenheit aufgedeckt: der alte, reiche Bauer, der der jungen Frau seine väterliche Neigung geschenkt hat, muß durch das zufällige Erlauschen eines Streites zwischen der Franzl und dem unverbesserlichen Vagabunden Hubmayr die Wahrheit erfahren. Wie viel natürlicher, wirksamer und rührender wäre es, wenn in Gegenwart des Alten, gereizt durch grobe Worte und unfreundliches Thun, der Vagabund das verderbliche Geheimniß enthüllte! Nur auf dem Theater spielen diese äußeren Behelfe der Intrigue, dieses Lauschen und Vertauschen und Verwechseln die wichtige Rolle, nicht in der Wirklichkeit; und Anzengruber, der Poet, der in allen inneren seelischen Vorgängen der Wahrheit mächtig war, hat mit allzu großer Sorglosigkeit hier die überlieferten Mittel des Theaters noch angewendet.

Der Schatten, der durch die Enthüllung des Hubmayr auf die Wirthshauslustigkeit des ersten Aktes gefallen ist, wird im zweiten immer dichter. Hatte man dort beziehungsvoll gesungen: „Immer soll's halt a so bleiben, wie's i's.“ so zeigt sich nun, daß Nichts geblieben, daß vielmehr Alles traurig verändert ist. Der reiche, launische Herr Vetter hat sich jäh abgekehrt von der Franzl, die Todesangst treibt die Arme daher, die es ahnt, daß ihr Geheimniß entdeckt ist, die alte Bäuerin, neugierig und gutmüthig und schwatzhaft, steht zwischen ihnen, und der Gatte Franzls kommt von Erwartung getrieben gleichfalls dazu; und so ergibt sich eine Folge spannender, drängender Szenen voll dramatischen Lebens, Gegensätze stoßen aufeinander, harte Reden fallen, und der Konflikt zwischen den nicht tiefen, aber deutlich angeschauten, poetisch wahren Charakteren, kommt auf seinen Höhepunkt. Schnell, und allzuschnell bringt dann der Vagabund die völlige Lösung, wir erfahren genau, wie gänzlich zu Unrecht die Franzl ihr Strafmaß zuertheilt bekam, und aus der krausen Rede des Hubmayr blickt uns die Tendenz des Stückes deutlich an. Daß die Menschen nicht nur, Einer gegen den Andern, ihr Recht suchen, daß sie auch nach der Gerechtigkeit in ihnen selbst fragen, mahnt der Dichter; und er bezeugt seinen milden Sinn und seine Fühlung mit modernen Forderungen von Neuem, wenn er mit tapferen Worten dafür streitet, den unschuldig Verurtheilten ihre Ehre feierlich zurückzugeben, nicht sie ins Leben schutzlos zurückzustoßen: „Kanonen lösen, Glocken läuten,“ sagt der Hubmayr, „dös that mer nur, wann a gar G'fährlicher wo aus aaner Festung ausbricht, — beim Entlassen der Franzl is 's in aller Still'n hergegangen; Steckbrief schickt mer nach allen Ecken und Enden hinter oa'n Gravierten her — ihrethalb'n ist koan oanziger Freibrief nur nach oa'm Enderl wohin ab'gangen; a Oesten picken alle Mäuern voll Kundmachungen mit ausg'setzte Belohnungen, — z'weg'n ihr is nie kundg'macht word'n eppa mit oaner zug'sprochenen Entschädigung und dös waar vielleicht 's Oanzige, was 'n Leuten d' Augen öffnet, wann af'm G'moanamt der Brief mit die fünf Siegel einlanget und 's Geld dort ausg'händigt wird; denn dös überzeuget die Dümmsten! Wann amal so a Aktenstoß mit Protokollen, Urtheilsschöpfungen und — waoß der Teuxl — was noch All'm über aan Menschen vollg'schrieb'n word'n ist, dann kriegt davon leicht selber Oan's sa an Tintenspritzerl für sein Lebzeit ab! G'sessen — g'sessen is 's doch!“ Nach so breiter Enthüllung kann der dritte Akt nur den gemächlichen Ausklang des Themas noch bringen, Versöhnung und Frieden; und nachdenklich, gefesselt scheiden wir von dem Werke, aus dem uns der todte Dichter noch einmal mit klugen Augen angeblickt, mahnend und streitend für schöne Menschlichkeit.

Wir haben den Münchnern vom Gärtnerplatz, die uns den „Fleck auf der Ehr'“ gebracht haben, für eine wohlgelungene Aufführung zu danken. Sind auch einige der tüchtigsten Kräfte, Herr Albert an der Spitze, aus der Gesellschaft ausgeschieden, so fügt doch die gute Tradition auch mindere Kräfte in das wohlgeordnete Ensemble glücklich ein; und die besten Stützen der Münchener stehen noch fest an der alten Stelle: Herr Neuert, vielleicht das kräftigste Naturell unter allen, Herr Hofpaur, erheiternd in jeder Bewegung und von verblüffender Sicherheit in den Wirkungen, Frl. Schönchen, die oberbairische Frieb-Blumauer, mit ihrer unveränderlichen, unwiderstehlichen Komik und ihrem unveränderlich rothen und rührenden Regenschirm.

Otto Brahm.

Zeitschriften.

Die politische und wirthschaftliche Lage in Japan.

(„L'Économiste Français“.)

Ueber die politische und wirthschaftliche Lage in Japan enthält die Pariser Wochenschrift „L'Économiste Français“ einen Brief von einem geborenen Japaner, Namens Ourakomi, aus Tokio vom 14. November, dessen interessanten Mittheilungen nachträglicher Auszug entnommen ist.

Seit dem Jahre 1868, wo die bekannte große Staatsumwälzung vor sich ging, welche aus dem Mikado den alleinigen Herrscher und aus dem Lande ein richtiges Kaiserthum machte, waren es ausschließlich Männer aus den südwestlichen Provinzen, welche den Staat regierten, wie auch ihnen die erwähnte Umwälzung, und damit in Verbindung der Sturz des Feudalwesens, zu verdanken war. Sie waren es zugleich, welche nach und nach europäische Sitten und Gebräuche einführten. In politischer Beziehung legten sie den Grund zu einem förmlichen konstitutionellen Regiment, welches durch ein Dekret vom Jahre 1881 eingeführt wurde. In demselben versprach der Kaiser dem japanesischen Volke für das Jahr 1890 die Einsetzung eines Parlaments und am 21. Februar des ablaufenden Jahres wurden die betreffenden Gesetze verkündet. Während dreier Tage, vom 19. bis 21. Februar, wurden dieser Einführung zu Ehren im ganzen Reiche und namentlich in der Hauptstadt Tokio große Feste gefeiert.

Dieser moderne Entwickelungsgang hat auch zur Bildung von verschiedenen politischen Parteien geführt, wovon eine als die liberale, die andere als die Fortschrittspartei und eine dritte erst jüngst hinzugetretene als eine solche bezeichnet wird, die man dem Wortlaut nach mit „große liberale Partei“ übersetzen könnte. Einen Hauptanstoß zu diesen Parteibildungen gab die Frage der mit den europäischen Nationen neu abzuschließenden internationalen Verträge. Der Vertreter derjenigen Richtung, welche diesen Verträgen relativ am günstigsten ist, ist ein Graf Okuma, welcher der Fortschrittspartei angehört. Seinem Plane nach sollte an Stelle der Exterritorialität, welche die alten Verträge den Fremden gewähren, nach zwölf Jahren die Beseitigung dieses Vorrechts treten. Dagegen sollten fremde Richter bei den japanesischen Gerichten mit ernannt und allen Fremden Zutritt ins Innere des Landes gestattet werden. Aber die beiden anderen Parteien erhoben hiergegen heftigen Widerspruch. Inmitten dieser Kämpfe wurde Graf Okuma das Opfer eines gegen seine Richtung entflammten Fanatikers, der eine Dynamitgranate in dem Moment, wo Okuma aus dem Auswärtigen Amt heraustrat, auf ihn schleuderte. Der Getroffene kam zwar mit dem Leben davon, mußte sich aber beide Beine amputiren lassen. Dies Ereigniß brachte das ganze Ministerium aus Rand und Band. Die den neuen Verträgen abholde Partei kam wieder zur Macht und die Unterhandlungen wegen der Abschließung der Verträge ist seitdem ins Stocken gerathen.

In den wirthschaftlichen Dingen, namentlich im Eisenbahnwesen, ist ein erfreulicher Fortschritt wahrzunehmen. Die ersten Schienenwege wurden in den Jahren 1869 und 1870 angefangen. Seitdem sind zwölf neue Linien in Angriff genommen worden, von denen 905 englische Meilen in Betrieb, 520 im Bau und 341 entworfen sind. Alle werden von Privatgesellschaften betrieben, die sich gut rentiren und fast durchweg zwischen 6 und 10 pCt. Dividende vertheilen. Noch besser gehen die Trambahnen und die Omnibusse, welche seit einigen Jahren in Tokio betrieben werden. Auch die Gaswerke sind seit derselben Zeit in vollem Gange, und jetzt beginnt auch das elektrische Licht ihnen bereits Konkurrenz zu machen. In Tokio bestehen schon zwei elektrische Beleuchtungsgesellschaften Papierfabriken und Webereien sind im Aufschwung. Alle die verschiedenen technischen Berufszweige, welche zu diesen Industrien erfordert werden, sind jetzt von Eingeborenen bedient. Japanesische Ingenieure und Mechaniker bauen sowohl die Schienenstränge als die Lokomotiven, und die meisten Europäer, welche bis dahin angestellt waren, werden mit Ablauf ihrer Verträge entlassen. Im Ganzen kann man sagen, daß das Land seiner Modernisirung in wirthschaftlicher Beziehung bis jetzt große Fortschritte verdankt.

B.

Some recollections of the late Edouard Laboulaye. By John Bigelow. Privately printed. Newyork. 1889.

Der bekannte Herausgeber der Werke Benjamin Franklin's hat einige Erinnerungsblätter über den im Jahre 1883 verstorbenen Edouard Laboulaye erscheinen lassen, die nach mehr als einer Richtung hin höchst anziehend sind. John Bigelow war in den sechziger Jahren zuerst Konsul und dann Gesandter der Vereinigten Staaten von Amerika in Paris. Als er im Herbst 1861 nach Paris kam, war eine der ersten namhaften Bekanntschaften, welche er machte, die von Edouard Laboulaye, der damals bereits einen berühmten Namen trug, seit 16 Jahren de l'Institut und seit 12 Jahren Professor für vergleichende Gesetzgebung am Collège de France war. Laboulaye stand in dem großen amerikanischen Bürgerkriege, der gerade ausgebrochen war, von vornherein entschieden auf Seite des Nordens und er ließ seine einflußreiche Feder im Journal des Débats für diese Sache thätig sein. Diese wirkungsvolle Sympathie für den Norden führte Bigelow und Laboulaye zusammen, und es entwickelte sich daraus ein freundschaftliches Verhältniß, dessen Bedeutung für die amerikanische Union nicht gering anzuschlagen ist. Wie Bigelow in seinem 1888 veröffentlichten interessanten Werke „France and the Confederate Navy“ nachgewiesen hat, war im Verlauf des Sezessionskrieges die kaiserliche Regierung in Frankreich sehr nahe daran, den Südstaaten eine Unterstützung zu Theil werden zu lassen, die damals vielleicht den kriegerischen Gang der Entwicklung wesentlich verändert hätte. In solchen kritischen Zeiten ist die Stimmung der öffentlichen Meinung eines Landes von ungewöhnlicher Bedeutung, und diese Stimmung in der richtigen Weise zu beeinflussen, höchst verdienstvoll. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet verdankt die amerikanische Union während des Sezessionskrieges von allen Franzosen am meisten Berryer und Laboulaye. Indem Bigelow die Verdienste Laboulaye's in dieser Beziehung in seinen „Recollections“ gebührend hervorhebt, hat er zugleich den Punkt getroffen, in welchem die öffentliche Laufbahn des gelehrten Franzosen ungeschmälerte Anerkennung verdient. Man kann das nicht von seiner Laufbahn im Ganzen sagen. Der Interpret der amerikanischen Konstitution, der Verfasser von Paris en Amérique, besaß sehr wenig von den öffentlichen Tugenden, die er an den Amerikanern erkannte oder vielmehr zu erkennen glaubte, denn seine Amerikaner — Laboulaye war selbst nie in Amerika — sind mehr mit der Phantasie als mit Augen erschaut. Laboulaye war vielmehr durch und durch französischer Bourgeois im Professorentalar. Diese Mischung von Philisterhaftigkeit, moralischer Tüchtigkeit und wissenschaftlichem Doktrinarismus in ansprechenden litterarischen Formen und mit höflichen Manieren war nicht dazu geschaffen, im politischen Leben Frankreichs eine größere Rolle zu spielen. Selbst als im späteren Alter sein Wunsch, ins parlamentarische Leben einzutreten, erfüllt wurde, war der Einfluß des vielseitig gebildeten Mannes unerheblich. Für uns Deutsche ist in Bigelow's „Recollections“ nichts interessanter als Laboulaye's Stellung zu den Ereignissen der Jahre 1870/71 Bigelow, der Deutschland kannte und mit sicherem Blick sofort herausfand, wo in dem Streit die größere Kraft war, theilt einige sehr charakteristische Briefe Laboulaye's mit. Der Letztere kann sich schlechterdings nicht zu einer vorurtheilsfreien Anschauung erheben. Er ist nichts als Patriot in der plattesten Bedeutung des Wortes. Nicht von jener gefährlichen Sorte der Chauvinisten, die so lange mit der Macht und Herrlichkeit des Vaterlandes renommiren, bis die öffentliche Meinung zu jeder Thorheit fortgerissen werden kann; aber von jener respektabeln patriotischen Beschränktheit, die da glaubt, im Mißgeschick alles vertheidigen oder zum mindesten entschuldigen zu müssen, was ins Unheil geführt hat. Es fehlte Laboulaye in hohem Maße an jener nationalen Selbstkritik, die so unerläßlich ist für die gesunde Entwicklung jedes Volkes. Auch bei seinem Urtheil über Gambetta steckt er tief in konventionellen Vorurtheilen. Es liegt etwas Typisches in dieser politischen Mittelmäßigkeit, und das hat Bigelow in seinen Mittheilungen mit überraschender Anschaulichkeit wiedergegeben.

Das kleine Heft enthält noch eine Anzahl von Briefen eines Freundes von Bigelow, W. H. Huntingdon, der bei der Erwerbung des Originals von Franklin's Autobiographie — ebenso wie Laboulaye — mitthätig war. Diese Briefe sind von einer entzückenden Frische und mit einem angelsächsischen Humor geschrieben, der sich zwischen den eleganten aber farblosen Briefen Laboulaye's ausnimmt wie ein Strauß frischer Feldblumen in einem Makart-Bouquet.

Es scheint, daß Bigelow's „Recollections“ im Buchhandel nicht zu haben sind und daß wir nur einer speziellen Liebenswürdigkeit des Verfassers den Genuß der Lektüre verdanken. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, das interessante Heft auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Th. B.

Le Pater. Drame en un acte, en vers par François Coppée. (Le Figaro. No. 357.)

Auch aus Frankreich kommt nun die Kunde von Censurverboten, und wenn Seneca Recht hatte, mögen wir uns des nachbarlichen Uebels getröstet freuen. Zunächst hat Herr von Freycinet die gerichtliche Beschlagnahme des Romanes „Les Sous-Offs“ (Die Unteroffiziere) von Lucien Descaves durchgesetzt. Descaves, der in seinem Buche den verderblichen Einfluß des Kasernenlebens auf die jungen Männer und die schon von Goncourt in „La fille Élisa“ hervorgehobene Intimität der Troupiers mit den Kasernenbewohnerinnen der käuflichen Liebe sehr detaillirt schildert, ist einer der drei Schriftsteller, die sich nach der Veröffentlichung von „La Terre“ höchst feierlich von Zola lossagten. Zola rächt sich jetzt dafür, indem er mit zwei Dutzend der hervorragendsten Schriftsteller einen geharnischten Protest gegen das Verbot der „Sous-Offs“ an die Regierung richtet. Das zweite Verbot gewohnt an den Fall Wildenbruch: Die Aufführung des einaktigen Dramas „Le Pater“ (Das Vaterunser) von François Coppée ist dem Théâtre français untersagt worden, nachdem die Rollen bereits vertheilt waren. Der „Figaro“ hat nun das kurze Stückchen veröffentlicht, und wiederum stehen wir staunend vor der Censurweisheit. Das Drama spielt zur Zeit der

Niederwerfung der Kommune, im Mai 1871, zu Belleville, dem Wahnsitz der Gambettaschen „esclaves ivres“. Ein junger Abbé, dessen ganzes Leben nur den Werken der wahrhaft christlichen Nächstenliebe geweiht war, ist als Geißel von den Kommunarden erschossen worden. Seine ältere Schwester, die dem Bruder alles war, ist in wilder Verzweiflung und wehrt der milden Tröstung des herbeieilenden greisen Pfarrers; sie erfleht den Mördern den grausamsten Tod und schleudert den Rosenkranz zur Seite, da sie das Vaterunser nicht beenden kann; sie vermag nicht zu sagen: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Sie will nicht vergeben. Da stürzt, gehetzt von den verfolgenden Versaillern, einer der Führer der Kommunarden in ihr Haus und fleht im Namen theurer Anverwandten um Schutz und Hilfe. Sie will ihn ausliefern; doch da er ihr, auf das Kreuz deutend, zuruft:

„Femme sans coeur, il faut qu'au moins je vous le dise:
Ceux-là qui font semblant d'adorer dans l'église
L'innocent mis en croix qu'ils nomment Jésus-Christ
Ignorent le pardon et livrent au proscrit!“

ist sie bezwungen, und unter dem geistlichen Gewand des Bruders rettet sie einen seiner Mörder. Nun kann sie ihr Gebet vollenden. Die kleine Szene ist in wundervollen Versen geschrieben und poetisch empfunden; es findet sich sogar eine Stelle von köstlichstem Reiz: Die selbstlose Liebe des alten Mädchens wird geschildert, das alles dem Bruder geopfert, Liebeslust und Mutterglück:

„Un coeur de soeur aînée, un coeur de vieille fille,
C'est un coffret d'avare, un trésor plein d'amour.“

Was die französische Regierung an diesem feinen Seelengemälde staatsgefährlich finden konnte, erscheint unbegreiflich. Daß die Geißeln erschossen wurden, ist doch ebenso bekannt wie die übrige Schreckensgeschichte des Kommuneaufstandes, und wenn von einer entrüsteten Magd die Pariser „des gens à bagne“ genannt werden, so mögen sie sich damit trösten, daß Gambetta seine einst so geliebten Belleviller „souteneurs de filles“ nannte und sie in ihren Höhlen aufzusuchen versprach. Auch dieses Verbot erscheint als ein höchst überflüssiges Glied in der langen Kette von Bevormundungen, die jetzt von Land zu Land fortwuchernd sich verbreiten. Keinen einzigen derartigen Fall sollte man ohne energischen Widerspruch vorübergehen lassen; und es ist vielleicht erlaubt, im Angesicht dieser Kunstvergewaltigungen hier ein neues Gedicht von Hermann Lingg*) anzuführen, welches lautet:

Freie Kunst.

„Im Reich der Schönheit und Gedanken
Galt nie ein fremdes Machtgebot,
Sie selbst nur geben sich die Schranken,
Von andrem Einspruch unbedroht.

„Die Quelle der Empfindung springe
In ungehemmter Kraft hervor;
Ein großer Sinn nimmt groß die Dinge,
Und hebt nach, was er stürzt, empor.

„Es sei dem Spott, dem bittern Hohne
Das derbe Wort nicht untersagt,
Nie werde vor der Wahrheit Throne
Die Muse, welche zürnt, verklagt.

M. H.

Fünfzehn Vorträge aus der brandenburgisch-preußischen Rechts- und Staatsgeschichte. Von Adolf Stölzel. Berlin. 1889. Verlag von Franz Vahlen.

Wem Stölzel's 1888 erschienenes zweibändiges Werk: Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung zu umfänglich ist, dem wird in diesen Vorträgen, welche während des Wintersemesters 1887/88 an der Berliner Universität gehalten wurden, Gelegenheit geboten, in kürzerer Form sich über die Entstehung und Entwicklung des preußischen Rechtes zu unterrichten. Leider ist der Abschluß des preußischen Landrechtes als Grenze genommen, und so bleibt denn die Zeit des 19. Jahrhunderts unberücksichtigt. Die äußere Form des Vortrags ist auch in der Ausdrucksweise beibehalten. Auf die Bedeutung der rechtshistorischen Forschung macht Stölzel besonders aufmerksam. „Nicht Jeder von Ihnen“, sagt er, „wird in der Lage sein, durch jahrelanges Studium von Urkunden und Akten sich das Verständniß der einzelnen Zeitperioden nach ihrer juristischen Seite hin zu erschließen, aber aus Erfahrung kann ich versichern, daß solches Studium einerseits reichen Lohn bringt, andererseits vor Fehlgriffen schützt. Vor allem mache ich darauf aufmerksam, daß die Rechtssprache besondere Beachtung verdient; sie ist es, welche die untrüglichsten Fußspuren für die Erkenntniß vergangener Zeiten zurückgelassen hat.“ In dieser Hinsicht sind die Untersuchungen von Interesse, welche den Ausdrücken Geheimerrath und Staat gewidmet werden. Letzterer Ausdruck war ursprünglich gleichbedeutend mit Stand und erst in der Zeit des großen Kurfürsten verstand man das darunter, was heute damit verbunden wird. Wie es den ersten Hohenzollern gelungen, der Geistlichkeit die angemaßte Gerichtsbarkeit zu entziehen, wie sich dann aus dem Hofgericht das Kammergericht bildete und wie zur Heranbildung eines gelehrten Richterstandes gerade die Stiftung der Universität Frankfurt beitrug, wird in fesselnder und wissenschaftlich wohl begründeter Form dargelegt. Die Reformation brachte dann dem Kurfürsten die Vollgewalt im geistlichen und weltlichen Gericht. Im 17. Jahrhundert bedürfen die beiden Distelmeyer und die Einsetzung des Geheimrathes einer genaueren Betrachtung. Aber die Zeit des dreißigjährigen Krieges zerstört manchen begonnenen Keim, und erst unter Friedrich Wilhelm I. kommt es zu einem neuen Emporblühen der Justiz. Die Eigenart des großen Soldatenkönigs in seinem Verhalten zur Rechtspflege ist noch lange nicht eingehend genug behandelt, und namentlich seine Stellungnahme gegenüber den Advokaten, welche S. 117 nur kurz berührt wird, verlohnte eine ausgiebigere Betrachtung. Freilich mag das nicht im Plane Stölzel's gelegen haben. Doch konnte hier wohl die Einführung der neuen Justizordnung und der Prozeß Michaels von Klement Erwähnung finden. Bereits Friedrich Wilhelm I. faßte den Plan zu einem allgemeinen preußischen Landrechte, sein Sohn setzte die Arbeit fort, aber erst dem Enkel war der Abschluß des Werkes beschieden. Dem weitbekannten Prozeß des Müllers Arnold ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Stölzel meint, daß es dem König fern gelegen habe, durch einen „Machtspruch“ eine Entscheidung in dem Prozeß herbeizuführen. Einen solchen enthielt keins der im Interesse Arnold's erlassenen Kabinetsreskripte; denn materiell hatte der König keine zu Gunsten Arnold's sprechende Entscheidung getroffen; er hatte nur die gerichtlichen Entscheidungen scharf getadelt. Alles, was geschehen war, ließ sich immerhin als Ausfluß des königlichen Oberaufsichtsrechtes über die Justizverwaltung betrachten. So erging denn sein Entscheid gegen den Kammergerichtsrath Ransleben, nicht für den Müller Arnold. Mit Hilfe seiner oberstrichterlichen Gewalt hat der König dann allerdings dasselbe erreicht, was er durch einen das kammergerichtliche Civilerkenntniß vernichtenden Machtspruch erreicht haben würde. Eine weitere Ausführung verdiente dann ein anderer Gedanke, den Stölzel angeregt hat, von welchem Einflusse Voltaire's siècle de Louis XIV. auf Friedrich den Großen und dessen Rechtsanschauungen gewesen ist.

hr.

*) Jahresringe. Neue Gedichte von Hermann Lingg. Stuttgart 1889. Cotta.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 15. Berlin, den 11. Januar 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Dem ersten Kaiser des neuen Deutschland ist hochbetagt seine Gattin in das Grab gefolgt; achtundsiebenzig Jahre alt, ist die Kaiserin Augusta gestorben. Von jener merkwürdigen, in ihrem Wesen noch so wenig aufgeklärten Krankheit, die jetzt ihren Zug durch die ganze civilisirte Welt hält, wurde auch die hohe Frau ergriffen; zahlreiche Leiden hatten in den letzten Jahren ihre niemals starke, doch überaus widerstandsfähige Konstitution untergraben, und so überwältigte schließlich die Influenza mit ihren Folgen den geschwächten Körper der Kaiserin. Sie war eine geistig vornehme Frau.

Der Tod hat in diesen Tagen noch eine ganze Reihe von sympathischen Gestalten niedergeworfen. In Deutschland starben der frühere Minister von Patow und der Bonner Professor der Nationalökonomie Erwin Nasse; Oesterreich verlor den Fürsten Carlos Auersperg. Allen Dreien gemein war die Eigenschaft, daß sie Charaktere waren, und das bedeutet etwas in einer Zeit, wo auf der öffentlichen Bühne sich immer dichter die Streber drängen, jene Species, deren höchstes Ziel es ist, unter allen Umständen etwas zu werden, sei es als Liberale oder als Konservative, als Sozialisten oder als Antisozialisten, als Autoritäre oder als Volksmänner, und die mitleidig auf ihre Mitbewerber herabsehen, die nicht zuerst darauf sehen, daß sie selbst etwas werden, sondern daß ihre Ideen und ihre Ueberzeugungen eine Zukunft haben. Patow war 1848 Handels- und 1858 Finanzminister; er war sein Lebtag ein Altliberaler, der, wenn es sein mußte, seine Aemter niederlegte und zur Opposition übertrat. Nasse hegte konservative Gesinnungen; er hat vorübergehend im Parlament der freikonservativen Partei sich angeschlossen; aber er gehörte nicht zu jenen Elementen, die sich besser schlechtweg Gouvernementale nennen sollten. Nasse brachte seine Ueberzeugungen nicht zum Opfer; er fühlte sich verpflichtet, in den letzten Jahren bei manchem Anlaß nachdrücklich der Wirthschaftspolitik der Regierung entgegenzutreten. Auersperg endlich war ein vornehmer und hervorragender Repräsentant jenes hohen Adels, der gebildet, materiell unabhängig und durch seine Stellung im Leben einflußreich mit modernen Anschauungen sich politischen Beschäftigungen widmet. In Oesterreich und Süddeutschland gibt es einige solche Geschlechter; in Preußen sind sie fast unbekannt; wir haben statt dessen den Junker, der meist ungebildet, meist für seine Ansprüche materiell armselig gestellt ist, der in unmodernen Anschauungen lebt und dessen Einfluß nur auf seiner Zähigkeit, seiner selbstbewußten Anmaßung und der historischen Tradition beruht. Auersperg war ein Führer der Liberalen und ein Kämpfer dafür, daß dem Deutschthum im österreichischen Gesammtstaat eine würdige, dem Reiche gedeihliche Stellung eingeräumt werde. Daß er gerade jetzt gestorben ist, wo unter Leitung der österreichischen Regierung dem Anschein nach folgenschwere Ausgleichsverhandlungen zwischen den Führern der Deutschen und der Czechen in Wien stattfinden, ist ein doppelt herber Verlust.

Die Neuwahlen zum Reichstag sind durch kaiserliche Verordnung vom 8. Januar auf den 20. Februar angesetzt worden.

In Offenburg hat eine Vertrauensmännerversammlung der freisinnigen Elemente Badens stattgefunden; daran schloß sich eine Volksversammlung, deren Hauptredner der Reichstagsabgeordnete Rickert gewesen ist. Ein Zug freudiger Zuversicht und energischer Thatkraft beseelte die Zusammenkunft. Es wurde beschlossen, alle liberalen Elemente, die außerhalb des Kartells stehen, zu gemeinsamem Vorgehen zusammenzufassen. Wir hoffen daß nunmehr Angesichts des ausgeschriebenen Wahltermins auch in den

übrigen Theilen Deutschlands die Wahlarbeit mit allen Kräften aufgenommen wird.

Es ist ein unscheinbarer Zug, aber ein Kulturhistoriker der Zukunft wird doch nicht verschmähen, darauf hinzuweisen, daß im Jahre 1890 für die preußischen Hoffeste die Escarpins wieder zu Ehren gekommen sind. Für die Zeit Ludwig XIV. fand man es mit Recht charakteristisch, daß Lenôtre Strauch und Baum mit der Scheere in erkünstelte Formen brachte; der Zopf, die Puderperrücke und der Galanteriedegen waren nicht weniger bezeichnend. In diesem Sinne haben auch die Escarpins ihre Bedeutung.

In England versteifte sich vor einiger Zeit ein Arbeitervertreter darauf, im schlichten Rock bei Hofe zu erscheinen, und man ließ ihn zu; in Berlin führt man die Escarpins zwar nicht obligatorisch ein, aber sie werden gewünscht; es ist das eine Rückkehr zur Vergangenheit. In unserer Zeit, mit ihrem demokratischen Hang nach freier Ungezwungenheit, lebt eine entschwundene, steife, höfische Etiquette von Neuem auf.

Der Aufstand in Ostafrika ist keineswegs mit der Hinrichtung Buschiri's niedergeschlagen; an Stelle des aufgeknüpften Buschiri ist ein anderer Araber, Bana Heri, getreten; er hat neue Schaaren um sich gesammelt; er hat in der Nähe von Saadani, das schon ein halbes Dutzend Mal erobert und zurückerobert worden ist, einen Angriff Wißmann's siegreich abgeschlagen, und er ist erst nach einem zweiten Kampfe, länger als eine Woche später, in heißem Ringen aus seinem Lager vertrieben worden. Wir haben also einen jener Kolonialkriege, dem nicht einer der unerfreulichen und so charakteristischen Züge fehlt. Siege, unglückliche Gefechte und halbe Siege, und das Ergebniß all dieser Anstrengungen immer gleich Null. Der Feind, der hier zurückgedrängt ist, taucht dort wieder auf, und wird er dort geschlagen, so zeigt er sich am alten Orte in früherer Stärke. Dieser ergebnißlose Kreislauf wird für den Kulturstaat, der zur Kriegführung verdammt ist, eine immer steigende Last, während die primitiven Völkerschaften in diesen Kämpfen Beschäftigung, Erwerb, Mannesgenuß sehen. Diese Erfahrungen machen die Franzosen in Tonkin bis auf den heutigen Tag; diese Erfahrungen machen wir jetzt in Ostafrika, und das kriegerische arabische Element, das im dunkeln Welttheil so großen Einfluß übt, kann uns noch manchen bitteren Becher statt der erhofften kolonialen Genüsse kredenzen. Aber wer wollte bei Zeiten auf die Warnungen der „Ofenhocker" hören, die die kolonialen Fragen so richtig beurtheilt haben?

Auf der falschen Bahn schreiten wir nun munter weiter. Heute macht der Soldat unsere Kolonialpolitik, und den Handel, der nicht da ist, der zerstört darniederliegt, sollen subventionirte Dampferlinien wieder künstlich hervorlocken. Eine Vorlage, die hierauf für Ostafrika abzielt, ist dem Reichstage zugegangen. Nach dem ursprünglichen Programm sollte der Kaufmann bei den überseeischen Unternehmungen die Tete nehmen; jetzt schickt der Staat seine Truppen voran, sendet seine subventionirten Dampfer hinterher, und diesen Spuren wird, wie man hofft, erst der Kaufmann folgen. Millionen, die sich auf Heller und Pfennig berechnen lassen, werden ausgegeben, um chimärische Handelsvortheile zu züchten, die wahrscheinlich niemals ein Gewicht im deutschen Erwerbsleben haben werden. Fürst Bismarck nannte dieses Vorgehen das französische System der Kolonialpolitik, und er verwarf es vor Jahr und Tag unbedingt; er wird den Liberalen gestatten müssen, daß sie seine guten Gründe von damals jetzt gegen ihn selbst ins Feld führen.

Der afrikanische Streitfall zwischen England und Portugal ist noch nicht geschlichtet; leider haben sich die Gegensätze vielmehr verschärft, und man spricht davon, daß die englische Flotte den Auftrag erhalten hat, durch kriegerische Demonstrationen den Forderungen des Londoner Kabinets Nachdruck zu verleihen. Ein solches Vorgehen wäre bedauerlich. Ein so mächtiger Staat, wie England, braucht einem so kleinen Lande, wie Portugal gegenüber nicht gleich zu dem äußersten Mittel der kriegerischen Vergewaltigung zu greifen. Die Aufgabe des fortgeschrittenen Englands wäre es vielmehr gewesen, der Welt zu zeigen, wie internationale Gegensätze sich durch friedliche, rationelle Einwirkung auf den Gegner ausgleichen lassen. Ersetzt bei diesem Anlaß ganz überflüssiger Weise das Tory-Kabinet seine Argumente durch Kanonen, so bezeichnet dies einen Rückfall in die chauvinistische und häufig bramarbasirende Politik des Lord Palmerston. In England giebt es übrigens große Kreise, welche diese Ueberzeugungen theilen; die einflußreichen Peace Societies machen lebhafte Anstrengungen, um die öffentliche Meinung, die in England alles bedeutet, für friedlichen Ausgleich und Schiedsspruch und gegen eine kriegerische Demonstration zu gewinnen.

Seit langer Zeit hat Rußland wieder einmal durch eine diplomatische Note die bulgarische Frage zur Erörterung gestellt. Es erklärt die Verpfändung zweier bulgarischer Bahnen, um dadurch die Unterlage für eine Anleihe zu schaffen, als einen Verstoß gegen den Berliner Vertrag. Eine staatsrechtliche Untersuchung darüber, ob ein solcher Verstoß vorliegt, wird man sich ersparen können. Rußland selbst hat den Berliner Vertrag mehr als einmal auf das Schwerste verletzt, und doch drückten alle Kongreßmächte müde beide Augen zu. Die Frage bleibt immer die, ist ein Staat vorhanden, der eine vermeintliche oder eine reale Rechtsverletzung zu dulden nicht bereit ist, das heißt, will ein Staat im äußersten Falle für seine Anschauungen mit der Spitze der Bajonette Propaganda machen? Im vorliegenden Falle wird man annehmen dürfen, daß Rußland hierzu nicht entschlossen ist, und dann wird die Petersburger Note sanft in den Archiven schlafen.

* * *

Kaiserin Augusta.

Kaiserin Augusta ist am 7. Januar aus diesem Leben geschieden. Nur leicht und vorübergehend beschlichen Todesahnungen die Kranke. Sie sagte zu ihrer Umgebung: Wer weiß, ob ich es noch überstehe; dann aber zog auch Zuversicht in diesen elastischen Geist wieder ein und ohne Qualen, gelassen trug sie ihre Leiden, bis ihre Sinne sich leicht umnachteten und sie dann, ein letztes Zeugniß ihrer festen Natur, in ganz allmählicher Kräfteabnahme, nach Stunden und Stunden, dem Tode in die Arme sank.

Mit der Kaiserin Augusta verschwindet wieder einer jener Geister, die das alte mit dem neuen Deutschland verbanden; die die entscheidenden Eindrücke ihrer Jugend in der vormärzlichen Zeit empfangen, und die in ihrem Alter die Tage der Erfüllung erschaut hatten. Bald werden die letzten hervorragenden Gestalten dieser Generation abberufen sein; und an ihre Stelle tritt dann jener Nachwuchs, dessen erste starke Erinnerungen aus dem Leben sich mit den Siegen des Jahres 1870 verknüpfen. Eine tiefe Kluft trennt diese Geschlechterfolgen. Die einen trugen die Sehnsucht nach der Größe Deutschlands Jahrzehnte lang unbefriedigt, während trauriger Wechselfälle im Herzen; und war ihre Natur dazu fähig, so fanden sie Erfrischung und Befriedigung allein in jenen großen deutschen Litteraturschöpfungen, die mit voller, lebendiger Gewalt fast die ganze erste Hälfte dieses Jahrhunderts noch beherrscht hatten. Die Jungen beobachteten nicht das langsame, schmerzvolle Werden; sie sahen nur das siegreich Vollbrachte; und sie glauben daher allein an die fest zufahrende That. Die Erfahrungen der Alten, welche beobachten konnten, wie die Keime großer Thaten in den langsam reifenden Ideen der Besten liegen, sind für jene fast verloren gegangen. Ein reicheres Gedankenleben überwiegt in dem einen Zeitabschnitt; eine größere Thatkraft in dem anderen; und woran jene Jahrzehnte Ueberfluß hatten, daran sind diese arm. Einen Ausgleich aber brachten nur einige wenige Gestalten, die mit dem inneren Reichthum der früheren Zeit in das starkbewegte Leben der jüngsten Gegenwart hineinragten.

Zu dieser Gruppe kann man auch die Kaiserin Augusta rechnen. Sie hat nicht machtvoll in die Ereignisse eingegriffen; aber sie war doch eine eigenartige und in gewissem Sinne eine typische Figur.

Den großen Eindruck ihres Lebens hatte sie von Goethe in ihrer Jugend empfangen. Niemals, auch nicht in ihrem hohen Alter, vergaß sie der Weimarer Tage, und sie legte entscheidenden und hohen Werth darauf, mit dem größten der deutschen Dichter in enger, persönlicher Beziehung gestanden zu haben. In diesem Verhältniß erblickte sie eine Verpflichtung fürs Leben. Als sie die Königskrone und später die Kaiserkrone trug, wußte sie in ihrem Palais, wo die Musen nicht besonders heimisch waren, doch stets einen kleinen Kreis von Männern um sich zu versammeln, die in Goethe'schem, nicht in modern philologischem Sinne, Kunst und Litteratur betrachteten. Und in diesem weiten und humanistischen Gedankenkreise wurzelnd, blieb ihr, — eine so gute Deutsche sie war, — jeder Chauvinismus fern. Sie erfuhr Anfechtungen dafür, und hat doch nicht verleugnet, daß französische Litteratur und französisches Geistesleben ihr reich und befruchtend erschienen. Auf Babelsberg konnte man in ihrer Bibliothek eine geschmackvolle Auswahl hervorragender französischer Schriftsteller versammelt sehen. In anderer Beleuchtung zeigte sich dieselbe vorurtheilslose Geistesrichtung in ihrem Verhalten dem Antisemitismus gegenüber. Sie hat sich nie zu ihm bekannt und hat in ihren humanitären Bestrebungen bis an ihr Lebensende mit Jüdinnen zusammengearbeitet.

Kaiserin Augusta soll nicht von besonderer Begabung für das praktische Leben gewesen sein; aber gleichwohl ging sie nicht in reiner Gedankenthätigkeit auf. Sie liebte die geistvolle, mit ästhetischen Fragen sich beschäftigende Geselligkeit, die im Anfang dieses Jahrhunderts geblüht hat, und sie war noch als alte Dame eine eifrige Briefschreiberin, — auch ein wenig im Geschmack der entschwundenen Zeit. Daneben jedoch interessirten sie lebhaft die Ereignisse des Lebens und der Politik. In den Jahren 1848 und 1849 bewies sie ein ungleich größeres Verständniß für die Erfordernisse der Zeit als ihr königlicher Schwager Friedrich Wilhelm IV. Das würde sehr wenig besagen; man kann jedoch hinzufügen, sie hatte in Wahrheit ein warmes Herz für die damaligen Einheitsbestrebungen und machte einen wohlthuenden, nachhaltigen Eindruck auf jene freisinnigen Volksvertreter, die ihr zu jener Zeit nahegetreten waren. Auch später soll sie wiederholentlich den Versuch gemacht haben, Einfluß in ihrer Weise auf die Politik zu gewinnen. Kenner der Verhältnisse behaupten, daß ihr ein Deutschland vorschwebte, in dem ein etwas patriarchalisches Regiment Religiosität, doch keine Muckerei, Kultur und Humanität verbreitete. Diese religiösen Empfindungen, gepaart mit ihren künstlerisch-phantasievollen Neigungen, erzeugten in der Kaiserin ihre vielbesprochene wohlwollende Sympathie für den Katholizismus; doch ist diese Geistesrichtung wohl auch durch persönliche Beziehungen wesentlich gefördert worden, die der Entschlafenen stets sehr theuer gewesen sind.

Derartige Anschauungen konnten über Männer wie Wilhelm I und seinen leitenden Minister keine Gewalt gewinnen; so zog sich denn die Königin und nachmalige Kaiserin gänzlich von der Einwirkung auf politische Fragen zurück; sie erkannte später die großen Erfolge, die Preußen und Deutschland errungen, willig an; aber es scheint nicht, daß sie jemals gänzlich befriedigt auf die Gestaltung des deutschen Lebens geblickt hat; das Gewordene zeigte zu verschiedene Züge von dem, was sie ersehnt hatte. Das Antlitz des neuen Deutschland war von starrer Festigkeit; es fehlte der Zug einer edleren Sittlichkeit und geistigen Freiheit, den die Tochter Weimars nicht entbehren mochte.

Die Kaiserin zog sich in dem letzten Abschnitt ihres Lebens gänzlich auf humanitäre Bestrebungen zurück. Der Krankenpflege im Felde und im Frieden, der Erziehung und der Volksernährung, den Volksküchen, wandte sie ihre Fürsorge zu. Sie soll es nicht verstanden haben, praktisch zu organisiren; aber anzuregen, zu fördern, zusammenzuhalten wußte sie.

Kaiserin Augusta war keine moderne Gestalt; sie hatte für ihre Weltbetrachtung die reichen Schätze der Vergangenheit nutzbar zu machen gewußt; aber ihren Anschauungen hing auch manch altfränkisches Anhängsel an; sie fand sich nur langsam und resignirt in die neue Zeit; doch brachte sie unsern Tagen, und das ist ihr Verdienst, die humaneren, freieren Gesinnungen der älteren Generation. Die Kaiserin war eine vornehme und gebildete Dame im Charakter jener Kultur, die den Anfang unseres Jahrhunderts beherrscht hat. Am Berliner Hof, wo das preußische Junkerthum die erste Rolle spielte, repräsentirte sie die Antheilnahme an geistigen Interessen und die menschlich liebenswürdigere Vorurtheilslosigkeit.

* *

Die Eröffnung des Wahlkampfes.

Am 20. Februar werden die Neuwahlen zum Reichstage stattfinden. An eine ordnungsmäßige Erledigung der schwebenden Reichstagsgeschäfte ist nunmehr — wenige Wochen vor den Wahlen — kaum noch zu denken. Der Wahltermin am 20. Februar bedeutet insbesondere meines Erachtens den Verzicht auf die Erledigung der Sozialistengesetzvorlage und es tritt jene Konstellation ein, welche wir schon vor mehreren Wochen als wahrscheinlich bezeichneten: das Sozialistengesetz wird den Mittelpunkt des Wahlkampfes bilden.

Es gilt nunmehr, nach links wie nach rechts eine feste Stellung zu nehmen und dann mit voller Kraft in den Wahlkampf einzutreten.

Wie sich das Verhältniß der Freisinnigen zu den Sozialdemokraten gestalten sollte, darüber hat sich die „Nation“ in der vorigen Nummer eingehend geäußert. Nach rechts hin liegt die Sache noch einfacher, seitdem es mit dem „Zerfall“ der freisinnigen Partei einmal wieder nichts ist. Alle Hoffnungen der Kartellpresse, die an die Oldenburger Rede des Herrn Bulle anknüpften, sind aufgegeben und der Chor der Gegner steht da mit dem geistreichen Gesicht, das Leute zu machen pflegen, die sich zu früh gefreut haben. Die Kartellpresse hat die lächerliche Rolle, in die sie gerathen ist, diesmal, wie schon öfter, der wahrhaft verblüffenden Unkenntniß zu verdanken, die bei ihr über die Verhältnisse innerhalb der freisinnigen Partei herrscht. Allerdings ist diese Unkenntniß zum Theil affektirt. Um naiven Gemüthern das politische Gruseln beizubringen, stellt man sich so, als ob man an das Geschwätz von der sogenannten Diktatur Eugen Richter's glaube oder an eine Art freisinniger Partei-Inquisition, die jede Abweichung von den festgestellten Dogmen schrecklich ahnde. Aber viel von der zur Schau getragenen Unkenntniß ist doch echt. Ohne das hätte man an den Oldenburger Vorgang niemals so weitreichende Erwartungen geknüpft, wie es thatsächlich geschehen ist. Herr Bulle steht ohne jedes Schwanken auf dem Boden der freisinnigen Partei. Er hat für sich das Recht in Anspruch genommen, das jedem Freisinnigen unverschränkt ist: seine Meinung darüber zu äußern, wie die freisinnigen Ideen am besten populär zu machen und damit zur schließlichen Herrschaft zu bringen seien. Ob diese Meinung eine richtige ist, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Ich glaube, Herr Bulle überschätzt die politische Kraft in jener bisher unorganisirten Wählerschaft, die zwischen den Freisinnigen und den Nationalliberalen hin und her schwankt. Diese fluktuirenden Elemente werden mehr von Stimmungen und Verstimmungen, als von einem klaren politischen Wollen geleitet. Abgeordnete, die diese Elemente repräsentiren, werden sich deshalb auch schwerlich in dem harten Kampf der Parteien länger behaupten, während sie als bequeme Kompromißkandidaten in schwierigen Wahlkreisen ja gelegentlich ganz nützlich sein können. Es wäre freisinnigerseits sehr thöricht, dieselben in jedem Falle zu bekämpfen.

In logischer Konsequenz dieser Anschauungen hat der

bayerische Landesausschuß der freisinnigen Partei, welcher vor Kurzem in Nürnberg zusammen war, den Freisinnigen Bürgerins empfohlen: falls sie das Bessere, einen Abgeordneten, welcher der freisinnigen Fraktion beitritt, nicht durchsetzen können, wenigstens das Gute anzustreben, nämlich einen Abgeordneten, der in den wesentlichsten Fragen der gegenwärtigen Politik sein Mandat in freisinnigem Sinne ausübt. Als die freisinnigen Minimalforderungen, die man an einen solchen Kandidaten zu stellen habe, hat man in richtiger Auswahl folgende bezeichnet: er muß Gegner der Lebensmittelzölle sein und für deren Aufhebung stimmen; — er muß gleichfalls Gegner **jedes** Ausnahmegesetzes sein; — er muß für die Erhaltung der Wahlfreiheit eintreten und zwar des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts; — er muß Gegner eines jeden Monopols sein.

Diese vier Forderungen bilden in der That den Kern dessen, was heute von **jedem** liberalen Manne beansprucht werden muß. Wer sich auf diese Mindestforderungen nicht verpflichten will, an dessen Wahl können auch die Freisinnigen kein Interesse nehmen. Er ist für sie nur ein größeres oder geringeres Uebel. Das in jenen vier Forderungen niedergelegte Programm ist zugleich durchaus aktuell. Die Lebensmittelzölle bilden den Mittelpunkt der gegenwärtig herrschenden Wirthschaftspolitik, Monopole den naturgemäßen Endpunkt der gegenwärtig herrschenden Steuerpolitik. Der Kampf gegen das Sozialistengesetz erweitert sich mehr und mehr zu einem Kampf um Rechtsgleichheit, Preß-, Versammlungs- und Koalitionsfreiheit. Das allgemeine Wahlrecht aber kann neben einem dauernden Sozialistengesetz gar nicht auf die Dauer bestehen. Sobald es gelungen ist, das Sozialistengesetz zu verewigen, wird man sich bemühen, der Sozialdemokratie auch das letzte Agitationsmittel, die Tribüne des Reichstags, zu nehmen. Ein auf fünf Jahre gewählter Reichstag, dessen Mehrheit Wachs in den Händen des Fürsten Bismarck ist, wird auch für eine Abschaffung oder Modifizirung des allgemeinen Wahlrechts zu haben sein. Eine runde und klare Antwort auf die Frage nach der Stellung zum allgemeinen gleichen und direkten Wahlrecht sollte deshalb vor Allem kategorisch von jedem Kandidaten bei den bevorstehenden Wahlen verlangt werden.

Th. Barth.

Der Sozialistenprozeß in Elberfeld.

In die Reihe der gegen die Sozialdemokraten geführten Geheimbundsprozesse ist durch den in den letzten Wochen des Jahres 1889 beim Landgericht Elberfeld verhandelten Riesenstrafprozeß ein neues Glied eingefügt, das des Charakteristischen gar Mancherlei bietet.

Schon die lange Dauer des Prozesses — 6 volle Wochen hat er in Anspruch genommen —; die große Anzahl der Angeklagten — ursprünglich sollte gegen 330 prozedirt werden, welche Zahl dann durch den Rathskammerbeschluß des Landgerichts Elberfeld auf 66 reduzirt und durch Beschluß des Oberlandesgerichts Köln wieder auf 91 erhöht wurde —; das kolossale Beweismaterial — gegen 600 Zeugen waren geladen, von denen circa 450 vernommen sind, unzählige Schriftstücke sind in der Anklage allegirt und verlesen: alle diese Momente zeichnen den Prozeß vor sämmtlichen bisher verhandelten aus.

Was ihn aber vor allem bedeutsam macht, ist die Art der Anklagebegründung, die Qualität des Beweismaterials und die winzigen Resultate, die der kolossale Apparat schließlich zu Tage gefördert hat.

Die Anklage ging davon aus, daß eine über ganz Deutschland verbreitete allgemeine geheime Verbindung der Sozialdemokraten bestehe, welche sich an den verschiedenen Orten in ebenfalls geheime Lokalverbindungen gliedere. Beide, die allgemeine und die Lokalverbindungen, sollten den Zweck haben, den früher in Zürich, jetzt in London erscheinenden „Sozialdemokrat" und andere verbotene Schriften zu verbreiten und dadurch, sowie durch die Herstellung und Verbreitung sonstiger Schriften, deren Verbot zu erwarten, die Vollziehung des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie zu verhindern. Auf diese doppelte Annahme von geheimen und gesetzwidrigen Verbindungen stützte sich die in der Anklage verlangte Anwendung der §§ 128, 129 Strafgesetzbuchs gegen sämmtliche Angeklagte, denen man vorwarf, daß sie die Theilnahme an den Verbindungen durch Unterstützung der Verbindungszwecke — eigenes Halten des „Sozialdemokrat", Verbreiten von sozialdemokratischen Druckschriften — oder durch direkte Entwicklung einer Verbindungsthätigkeit dokumentirt hätten.

Die allgemeine Verbindung sollte in dem Fraktionsvorstand und den Administratoren des „Sozialdemokrat" ihre Leitung und in den Kongressen ihr Kontrollorgan haben, welche beide durch Schiedsgerichte, schwarze Liste und Ausschließungen eine strenge Disziplin über die Verbindungsmitglieder ausübten.

Die örtlichen Verbindungen sollten wiederum der allgemeinen Leitung unterstellt, dabei aber für sich je nach den Orten verschieden organisirt sein. Während das bekannte Reichsgerichtsurtheil in dem Chemnitz-Freiberger Geheimbundprozeß vom 23. Dezember 1885, welches überhaupt zuerst im Deutschen Reiche das Vorhandensein einer über das ganze Deutsche Reich sich erstreckenden Verbindung der Sozialdemokraten annahm und dadurch die Serie der großen Sonderbündeleiprozesse ermöglichte, noch von der präziseren Ansicht ausgeht, daß der Begriff „Verbindung" sich mit dem Begriff „Verein, Gesellschaft" decke, und somit einen scharfen Gegensatz zur „Partei", und auch zu der „organisirten Partei" bilde, während der bedeutendste Strafrechtskommentator Olshausen noch weiter geht, und die Annahme eines Unterschiedes zwischen „Verbindung" und „Verein" dahin, daß erstere eine intensivere, innigere Zusammenschließung der Mitglieder darstelle, als letzterer, nicht für unrichtig erachtet, ging die Elberfelder Anklage von der diametral entgegengesetzten Auffassung aus, indem sie ohne Bedenken jede „organisirte Partei" eine „Verbindung" im Sinne des Strafgesetzbuches nennt, und die Anwendung des letzteren heischt, sobald die Parteiorganisation eine geheime ist und die Parteiaufgaben verbotene Gesetzesverhinderungen in sich schließen. Auch in anderer Beziehung überbot die Elberfelder Anklage das allegirte Reichsgerichtserkenntniß. Die Freiberger Angeklagten Bebel u. s. w. wurden von der Theilnahme an einer „geheimen" Verbindung freigesprochen und nur wegen Theilnahme an einer allgemeinen Verbindung, die den Zweck habe, den „Sozialdemokrat" zu verbreiten, verurtheilt. Die Elberfelder Anklage hält auch bei der **allgemeinen** Verbindung den strafbaren Begriff des „Geheimen" fest und verlangt daher die Verurtheilung auch aus § 128 des Strafgesetzbuches.

Es liegt auf der Hand, daß diese Ansicht eine völlig verfehlte ist. Wenn je eine Parteiorganisation, wenn je Parteiführer ihre ganze Thätigkeit vor den Augen der Behörden in öffentlichster Form in die Erscheinung treten lassen, so ist es bei der Sozialdemokratie und ihren Führern, namentlich den Angeklagten Bebel und Grillenberger, der Fall. Ihre Proklamationen erscheinen in unverbotenen Lokalblättern, über ihre Kassenverhältnisse legen sie öffentlich Rechnung, ihre Kongreßeinladungen werden den Blättern aller Parteien zugänglich gemacht, überall bemühen sie sich öffentliche Volksversammlungen zu Stande zu bringen, die Redner der Partei werden, wo eigene Versammlungen nicht zu ermöglichen sind, in die öffentlichen Versammlungen anderer Parteien gesandt u. s. w. Es würde auch bei der genauen Beobachtung, welche die Polizei allen sozialdemokratischen Vorgängen zu Theil werden läßt, wohl kaum denkbar sein, daß ein geheimes Gebahren auch nur eine Spanne Zeit unentdeckt bliebe.

Um den **Verbindungs**charakter der Parteiorganisation darzuthun, bemühte sich die Anklage, ein direktes Verhältniß zwischen der Fraktion, der Redaktion des „Sozialdemokrat"

und den örtlichen Vereinigungen nach der Richtung hin zu beweisen, daß der „Sozialdemokrat“ lediglich Unternehmen der Partei, seine Redakteure und Administratoren Beamte der Partei und die Mehrzahl seiner Artikel nichts anderes als Proklamationen der Parteileitung seien. Zu diesem Behufe wurden eine Unzahl von Artikeln aus dem „Sozialdemokrat“, die Protokolle der Parteikongresse, die Jubiläumsschrift der Sozialdemokratie und Reichstagsreden verschiedener Abgeordneter verlesen. Wie vorauszusehen, war es der Vertheidigung und namentlich dem Angeklagten Bebel ein Leichtes, darzuthun, daß alle diese Artikel sich von den Kundgebungen in den Organen anderer Parteien absolut nicht unterscheiden, daß der „Sozialdemokrat“ nichts anderes ist, als ein hervorragendes Organ der Partei, ebenso wie es z. B. die „Kölnische Zeitung“ für die Nationalliberalen, die „Kreuzzeitung“ für die Deutsch-Konservativen ist. Bei einer Reihe von Artikeln passirte der Staatsanwaltschaft das Malheur, daß ihr bei der sorgsamen Kontrolle der Beweisstellen nachgewiesen wurde, daß sie *außerordentlich entlastende Theile ausgelassen und nur scheinbar belastende Stellen in der Anklage reproduzirt hatte.* Nicht minder mußte sie es sich gefallen lassen, daß eine Serie anderer Artikel einen zeitweiligen Zwiespalt zwischen Redaktion und Fraktion darthat, wie z. B. aus Veranlassung der Reichstagsdebatten über die Dampfersubvention. Eine nach dem Freiberger Erkenntnisse erlassene solenne Erklärung des gesammten Fraktionsvorstandes, daß Angesichts dieses Erkenntnisses jede Beziehung der Fraktion zu dem Parteiblatte aufgehoben sei, glaubte die Staatsanwaltschaft mit der beweislosen Behauptung abthun zu können, daß diese Erklärung reine Komödie und Spiegelfechterei sei, — eine Argumentation der Staatsanwaltschaft, die allerdings geeignet wäre, die ganze Beweistheorie des deutschen Strafprozesses umzustoßen, indem der Angeklagte genöthigt würde, nachzuweisen, daß frühere Willensäußerungen, bei denen er noch gar nicht an einen demnächstigen Prozeß dachte, nicht scherzhafte, sondern ernsthafte gewesen seien. Mit dieser Theorie des Staatsanwalts würde man in allen Fällen zur Präsumption der Gesetzwidrigkeit kommen können.

Mit Recht gab der Angeklagte Bebel seiner Entrüstung darüber Ausdruck, daß man durch jene Annahme die Verfasser der Erklärung der Lüge zeihe, obgleich dieselbe lediglich zu dem Zwecke abgegeben sei, den durch das Freiberger Erkenntniß geschaffenen Rechtszustand zu respektiren. Auch die Verwaltung des Parteifonds soll nach der Ansicht der Staatsanwaltschaft von der Redaktion des „Sozialdemokrat“ in Verbindung mit dem Fraktionsvorstand besorgt werden. Warum? Weil im „Sozialdemokrat“ über den Eingang von Geldern zu verschiedenen Fonds quittirt wird! und weil der Staatsanwalt sich nicht zu denken vermag, daß die Verwaltung einer Jahreseinnahme und Ausgabe von 20—30000 Mark von *einer* Person ohne jeglichen komplizirten Kassenapparat besorgt werden kann. Als ob nicht weit größere Privateinnahmen und -Ausgaben von einem einzigen Vermögensverwalter besorgt würden! Wenn übrigens die Fraktion als Vorstand einer gesetzwidrigen strafbaren Verbindung anzusehen ist, dann versteht man nicht, weßhalb nur 2 Mitglieder der Fraktion — Bebel und Grillenberger — angeklagt wurden, und wenn die Zugehörigkeit zu einer organisirten Partei und die Entwicklung irgend welcher Parteithätigkeit die betreffende Person zu einem *Verbindungs*mitgliede stempelt, dann ist nicht abzusehen, weßhalb nicht gegen Hunderttausende von Sozialdemokraten wegen Geheimbündelei prozedirt wird.

Zum Nachweise der örtlichen Verbindungen bediente sich die Anklage im Wesentlichen sogenannter Polizeiberichte, d. h. es traten zwei Polizeikommissare auf, welche während einer Reihe von Jahren der Staatsanwaltschaft über angebliche Vorkommnisse auf dem Gebiete der sozialdemokratischen Bewegung schriftliche Berichte erstattet hatten, und nunmehr diese Berichte einfach im Wege der Zeugenvernehmung, theils in freier Rede, theils durch wörtliches Vorlesen (!) wiederholten. Die beiden Polizeibeamten mußten zugeben, daß sie nicht eine einzige der von ihnen referirten Thatsachen aus eigener Wahrnehmung wußten, daß sie niemals sich die Mühe gegeben hatten, angebliche geheime Versammlungen, obgleich sie ihnen vorher avisirt gewesen, selbst zu beobachten, daß sie den vermeintlichen Parteitagen nie selbst beigewohnt, daß sich vielmehr ihre ganze Wissenschaft auf sogenannte *Gewährsmänner, denen sie volles Vertrauen schenkten,* stützte. Auf die Fragen der Vertheidigung, wer denn eigentlich diese Gewährsmänner seien, ob ihnen ihre Dienstleistungen bezahlt würden, wie sie in den Dienst der Polizei gekommen, alles Fragen von der größten Bedeutung, um die Zuverlässigkeit der Gewährsmänner zu kontrolliren, verweigerten die Polizeikommissare auf *ausdrücklichen Befehl ihrer vorgesetzten Dienstbehörde* die Auskunft, weil dadurch das Staatswohl gefährdet würde. Eine Beschwerde der Vertheidigung an die höheren Regierungsinstanzen hat nichts gefruchtet. Es ist nach wie vor bei der Auskunftsverweigerung geblieben.

Den Angeklagten war es auffallend, daß ein gewisser Julius Weber fast bei allen sogenannten geheimen Versammlungen in Barmen eine Hauptrolle gespielt, daß er sich als Vorsitzender gerirt, selbst wenn man gar keinen Vorsitzenden haben wollte, daß er sich eifrigst bemüht, verbotene Schriften zu verbreiten und den „Sozialdemokrat“ zu verschaffen. Trotz dieser hervorragenden Thätigkeit des Julius Weber, der in der Anklage häufiger, als jeder andere genannt wurde, war gegen ihn Anklage nicht erhoben. Weßhalb nicht, darüber wurde trotz Anfrage befriedigende Auskunft nicht ertheilt. Die Angeklagten vermutheten deshalb in diesem Weber einen bezahlten Polizeispion, sie ließen ihn als Zeugen vorladen, und der Mann mußte zugeben, daß er seit Jahren gegen Bezahlung Polizeispiondienste geleistet, weiter aber auch, daß er der Polizei erfundene Thatsachen berichtet, daß er Wirthshausgespräche zu geheimen Versammlungen aufgebauscht, daß er die Polizei gründlich belogen hatte.

Noch mehrere bezahlte oder unbezahlte Polizeispione wurden entdeckt und entlarvt. Eine Menge thatsächlicher Unrichtigkeiten in den Polizeiberichten wurden durch unumstößliche Alibi- und sonstige Beweise dargethan. Trotzdem verblieben die Polizeikommissare dabei, daß sie ihre Berichte nur aus zuverlässigen, lauteren Quellen geschöpft hätten! Diese Art des Beweismaterials ist in der That das Traurigste, was der ganze Prozeß zu Tage gefördert hat. Die Staatsanwaltschaft muthet dem Gerichte zu, in unserm Strafprozeß, dessen wesentliche Grundlage das mündliche Verfahren und der unmittelbare Zeugenbeweis ist, seine thatsächliche Feststellung auf Grund von Berichten zu treffen, die lediglich auf Hörensagen von sogenannten Vertrauensmännern beruhen, die außer der Polizei Niemand kennt, deren Namen den Angeklagten systematisch vorenthalten werden, und von denen die entdeckten Individuen nichts weniger als den Eindruck der Vertrauenswürdigkeit machten. Die Staatsanwaltschaft protestirte sogar energisch dagegen, als die Vertheidigung diese Ehrenmänner mit dem richtigen Titel belegte, der ihnen nach deutschem Sprachgebrauch zukommt.

Und nun das Urtheil! —

Scheinbar gibt es der Anklage Recht, aber nur scheinbar und auf den ersten Blick. Bei näherer Prüfung zeigt sich, daß das richterliche Erkenntniß die Anklage in dem wesentlichsten Punkte desavouirt. Das Urtheil stellt zwar nach den mündlich publizirten Gründen — die schriftlichen Gründe sind noch nicht bekannt — fest, daß eine über ganz Deutschland sich erstreckende Verbindung einer großen Anzahl Personen mit der Redaktion und Expedition des „Sozialdemokrat“ zum Zwecke der Verbreitung dieses Blattes und anderer in dem Verlage des „Sozialdemokrat“ herausgegebener, meist verbotener Druckschriften besteht, es nimmt ferner an, daß in Elberfeld und Barmen örtliche Verbindungen zu gleichem Zwecke existiren, deren Dasein geheim gehalten werden sollte. Auf Grund dieser Feststellungen ist die Verurtheilung einer Anzahl Angeklagter, welche das erkennende Gericht für überführt erachtet, der einen oder andern Verbindung angehört

zu haben, und bewußterweise die verbotenen Verbindungszwecke gefördert zu haben, zu verhältnißmäßig nicht allzu strengen Strafen erfolgt, welche zu den hohen Strafanträgen der Staatsanwaltschaft in einem wohlthuenden Gegensatz stehen.

Jedoch negirt das Erkenntniß ausdrücklich die Existenz einer von der sozialdemokratischen Fraktion geleiteten und mit ihr in Beziehung stehenden allgemeinen Verbindung.

Das Urtheil erkennt also nur das Vorhandensein einer Art verbotener Kolportagezunft für Deutschland und nichts weiter an. Der große Apparat hat trotz des dringenden Wunsches der Staatsanwaltschaft auch in diesem Monstre-Prozeß wiederum nicht dazu geführt, die allgemeine verbotene Verbindung der Sozialdemokraten zu entdecken. Die neue Theorie von der Identität zwischen „Verbindung" und „organisirter Partei" ist kläglich ins Wasser gefallen, und so ist zu hoffen, daß die strafverfolgenden Behörden es endlich aufgeben werden, ein Phantom beleben zu wollen, welches, wenn es zur leibhaftigen Existenz käme, allerdings jeden Gerichtshof des Deutschen Reiches autorisiren würde, tausende von Menschen, denen nichts weiter vorzuwerfen ist, als daß sie einer organisirten Partei angehören, vor ihr Forum und zur Bestrafung zu ziehen.

Die Staatsanwaltschaft hat keinen Sieg davon getragen, sondern eine eklatante Niederlage erlitten, die um so empfindlicher ist, als der aus dem Neustettiner Synagogen-Prozeß und dem Prozeß gegen den Pfarrer Thümmel bekannt gewordene Staatsanwalt des Elberfelder Landgerichts wahrlich an Eifer, Arbeitsaufwendung, Aufbietung der gesammten Polizeimittel und Kosten es nicht hat fehlen lassen, um endlich das zuwege zu bringen, was bisher noch keinem Staatsanwalt gelungen ist, nämlich: die Vernichtung der sozialdemokratischen Partei mit Hilfe des allgemeinen Strafgesetzbuchs.

Die Sozialdemokratie muß mit diesem Prozeß und seinem Ausgang außerordentlich zufrieden sein. Nicht nur, daß wiederum ein gewaltiger Schlag gegen sie abgeprallt ist, sondern der Prozeß hat auch mehr als jedes andere Mittel dazu gedient, für die Partei Propaganda zu machen. Diejenigen, welche mit solchen Waffen bekämpft werden, die der gesunde Sinn des Volkes verwirft, — wie Verrath, Spionage und Hinterlist, — erlangen allzuleicht eine an sich vielleicht nicht verdiente Sympathie, und so ist es nicht zu verwundern, daß selbst in den loyalsten Kreisen der Wunsch laut wurde, daß es der Anklage nicht gelingen möge, zu triumphiren.

Sodann hat die Sozialdemokratie des Westens Gelegenheit gehabt, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung in den feierlichen Sälen des Gerichts, unbehelligt von allen Polizeichikanen, sozusagen einen offiziellen Sozialistenkongreß abzuhalten. Was die Einzelnen noch nicht wußten, in diesem Prozeß haben sie es gelernt. Aus allen Gegenden Deutschlands wurden die Angeklagten zusammengeführt. Sie haben mit einander Bekanntschaft geschlossen, ihre Ideen austauschen dürfen, ihre Führer gehört, Unklarheiten geklärt, neuen Muth und neue Kampfesfreudigkeit gewonnen, Artikel und Flugschriften, welche von der Polizei für so gefährlich erachtet wurden, daß sie sofort nach dem Erscheinen dem Verbot anheimfielen, hier wurden sie mit größtmöglichster Oeffentlichkeit verlesen und diskutirt. In feierlicher Stille lauschten Angeklagte und Publikum den verlockenden Lehren, die auch wir für verderblich halten und daher so gerne im offenen Geisteskampfe bekämpfen möchten, wenn das Sozialistengesetz nicht die Möglichkeit dazu nähme.

Für die Gegner der Sozialdemokratie sind diese Folgen des Wupperthaler Monstreprozesses gewiß wenig erfreulich. Noch unerfreulicher ist es aber, daß die Art und Weise, wie Seitens der Polizeiorgane verfahren ist, in weiten Kreisen das Vertrauen zur Staatsautorität und den Respekt vor derselben erschüttern wird. Selbst der loyalste Staatsbürger wird sich nur mit dem Gefühle des Unbehagens entschließen, die Verwendung bezahlter Spione zu entschuldigen. Keiner aber wird es begreifen, wie man den Angeklagten die Namen ihrer Verräther vorenthalten und dieses mit der Bezugnahme auf das Staatswohl rechtfertigen konnte, wie man selbst in den höheren Instanzen sich dazu entschließen konnte, die unteren Polizeiorgane zu autorisiren, ganz nach freiem Ermessen ihrer Zeugenpflicht zu genügen oder die Auskunft zu verweigern, wie man entgegen dem ernsten Bestreben der hervorragenden Angeklagten und der Vertheidigung, die Wahrheit zu ermitteln, durch Vorenthaltung der Beweisquellen von Staatswegen sich bemühte, das wichtige Enthüllungsmaterial der Polizeiberichte so werthlos zu machen, daß selbst das erkennende Gericht diese Berichte als ein unzuverlässiges, nicht zu verwerthendes Beweismittel erklären mußte.

Am Allerwenigsten wird man es aber mit den Aufgaben der Rechtspflege und des Rechtsstaats in Einklang zu bringen vermögen, wenn die Polizeibeamten, wie sie unter Eid erklärten, gesetzwidrige Handlungen, wie das Einschmuggeln verbotener Schriften, das Abhalten geheimer Versammlungen 2c. ruhig geschehen ließen, obschon sie im Voraus rechtzeitig Kenntniß davon erlangt hatten, sie also ohne Weiteres verhindern konnten, nur um umfangreicheres Belastungsmaterial zu erlangen; oder wenn gar die „ehrenwerthen" Gewährsmänner Angeklagte, die gesetzlich handeln wollten, zu gesetzwidrigen Handlungen, theils mit Erfolg, theils ohne Erfolg anzustiften versuchten!

Auf solche Weise bekämpft man nicht die Sozialdemokraten, sondern züchtet sie.

So hat der Riesenprozeß, ganz abgesehen von den kolossalen wirthschaftlichen Nachtheilen, die er mit sich gebracht, lediglich der Sozialdemokratie genützt, dahingegen aber, das ist unsere gewissenhafte, aufrichtige Meinung, im Uebrigen die Staatsinteressen auf das Schwerste geschädigt.

Lüdenscheid, Anfangs Januar 1890.

Julius Lenzmann.

Der Zonentarif.

III.

Für eine durchgreifende Reform der Personentarife auf den deutschen Eisenbahnen liegt gegenwärtig naturgemäß die Frage am nächsten: Welches Vorbild kann uns der ungarische Zonentarif in seiner Ermäßigung der Fahrpreise und in seinem neuen Tarifsystem bieten?

Hält man sich zunächst an die Frage der Tarif-Ermäßigung, so wird es darauf ankommen, ein richtiges Urtheil über die gegenwärtige Höhe der ungarischen Fahrpreise zu gewinnen. Bei der Verschiedenheit der in Ungarn neu eingeführten und der in Deutschland von jeher üblichen Tarifkonstruktion, sowie bei der Mannigfaltigkeit der in den einzelnen Staaten Deutschlands bestehenden Tarife ist ein in allen Einzelheiten genau zutreffender Vergleich zwischen den ungarischen und den deutschen Tarifsätzen nicht ohne Weiteres ausführbar. Aber es fehlt doch auch nicht an einer Grundlage, um eine im Wesentlichen richtige und sehr lehrreiche Vergleichung anzustellen.

Den Haupttheil des neuen ungarischen Tarifs bilden, wie erwähnt, zehn Zonen von je 15 Kilometern Länge; jede dieser Zonen kostet den gleichen Fahrpreis, bei einer mehrere Zonen berührenden Fahrt wird dieser Einheitssatz mit der Zahl der durchfahrenen Zonen multiplizirt. An diesen Grundstock schließt sich oben für den Lokalverkehr eine Zone von 25 Kilometern; unten folgen zwei Zonen für den Fernverkehr ebenfalls von je 25 Kilometern Länge und endlich die allgemeine Fernzone, in welcher der Fahrpreis für alle Entfernungen unverändert bleibt. Stellt man nun den Haupttheil dieses Tarifs, der für alle Reisen von 26 bis 175 Kilometern gilt, mit den wichtigsten deutschen Tarifen

zusammen, so erhält man unter Umrechnung des österreichisch-ungarischen Guldens zu 1,70 Mk. Reichswährung, folgendes Ergebniß:

Fahrpreis für eine Zone mit 15 Kilometern

	Ungarischer Zonentarif	Süddeutsche Eisenbahnen*) bei Retourbillets	Süddeutsche Eisenbahnen*) bei einfachem Billet
I. Kl.	85 Pf.	85,5 Pf.	120 Pf.
II. Kl.	68 "	60 "	79,5 "
III. Kl.	42,5 "	39,75 "	51 "

	Ungarischer Zonentarif	Preußische Staatsbahnen (einschl. 25 kg Freigepäck) bei Retourbillets	Preußische Staatsbahnen (einschl. 25 kg Freigepäck) bei einfachem Billet
I. Kl.	85 Pf.	90 Pf.	120 Pf.
II. Kl.	68 "	67,5 "	90 "
III. Kl.	42,5 "	45 "	60 "
IV. Kl.	—	30 "	30 "

Diese Uebersicht läßt auf den ersten Blick erkennen, daß die Einheitssätze des ungarischen Zonentarifs zwar niedrig, aber keineswegs beispiellos niedrig sind. Bei den Preisen für einfache Fahrt sind allerdings die Sätze sowohl der süddeutschen als der norddeutschen Bahnen um circa 15—40 Proz. höher als die ungarischen Sätze. Aber bei den Retourbillets stellt sich die Sache ganz anders. Auf den süddeutschen Bahnen sind hier die Fahrpreise, abgesehen von der ersten Klasse, geringer als die ungarischen Preise. Die preußischen Sätze für Retourbillets sind zwar in ihrem Betrag durchweg um einige Pfennige höher, da indessen darin die Zuschläge für 25 kg Freigepäck enthalten sind, so stellen sich auch alle diese Sätze thatsächlich niedriger als die ungarischen Sätze, welche keinen Aufschlag für Freigepäck enthalten.

Man mag vielleicht geneigt sein zu glauben, daß im Grunde doch nur die Normalsätze der deutschen Bahnen für einfache Fahrt, nicht die Sätze der Retourbillets, mit den ungarischen Sätzen verglichen werden dürften. Das wäre indessen ganz und gar nicht richtig. Nach der neuesten Eisenbahnstatistik fuhr nämlich im Jahre 1887/88 auf den deutschen Eisenbahnen bereits mehr als die Hälfte aller Reisenden — genau 50,92 Proz. — mit ermäßigten Billets, wie Retourbillets, Rundreisebillets, Abonnementsbillets; mehr als zwei Fünftel der Einnahmen aus der gesammten Personenbeförderung sind den deutschen Eisenbahnen aus diesem Verkehr zugeflossen. Wenn man erwägt, daß der neue ungarische Tarif für Retourfahrten und Rundreisen gar keine Herabsetzung des normalen Fahrgeldes gewährt, so muß eine unparteiische Vergleichung diese ermäßigten Sätze der deutschen Bahnen mit in erste Linie stellen.

Was endlich die IV. Klasse anlangt, welche auf den ungarischen Staatsbahnen zwar bestanden hat, aber vor längerer Zeit wieder abgeschafft worden ist, so mag man dieselbe als wenig geeignet für den Personentransport ansehen und ihre vollständige Beseitigung auch in Deutschland fordern. Thatsächlich wird diese Klasse von der unbemittelten Bevölkerung in großem Umfange benutzt, sie spielt auch in den Erträgnissen der Bahnen eine wichtige Rolle. Fuhr doch im Jahre 1887/88 auf den deutschen Bahnen mehr als ein Fünftel aller Reisenden in der IV. Klasse, nahezu ein Viertel aller durchfahrenen Kilometer und nahezu ein Sechstel der Gesammteinnahme entfällt auf diese Klasse. Mit ihrem Normalsatze von 2 Pf. pro Kilometer übertrifft sie — ohne Retourbillets 2c., welche hier nicht vorkommen — den ungarischen Tarif für die III. Klasse weit an Billigkeit.

Es ist nicht möglich, alle hier aufgeführten Momente dieser Art bei einer Vergleichung ziffernmäßig in Anschlag zu bringen. Aber wenn man den Umfang berücksichtigt, in welchem auf den deutschen Bahnen die Personenbeförderung zu ermäßigten Tarifen und in der IV. Klasse mit sehr niedrigen Fahrpreisen stattfindet, so wird man als unbestreitbares Ergebniß des angestellten Vergleichs konstatiren müssen:

Der größte Theil des Personenverkehrs erfolgt gegenwärtig auf den deutschen Eisenbahnen bereits zu ähnlichen oder niedrigeren Tarifsätzen, als sie der neue ungarische Zonentarif gewährt.

Zu dem gleichen Resultat ist betreffs der Fahrpreise der österreichischen Staatsbahnen auch der österreichische Reichsraths-Abgeordnete Dr. Ruß gekommen. In einem Vortrage in der „Gesellschaft österreichischer Volkswirthe“ in Wien hat er vor einigen Wochen nachgewiesen, daß der ungarische Zonentarif zwar für die erste Klasse billiger, für die zweite und dritte Klasse aber theurer, als die auf den österreichischen Staatsbahnen thatsächlich erhobenen Fahrpreise ist. Und mit vollem Rechte faßte er sein Urtheil in dem Ausspruch zusammen: „Wenn der Zonentarif für ein Wunder von Billigkeit erklärt wird, so ist dies ein Irrthum.“

Mit der Feststellung dieser Thatsachen verfliegt unzweifelhaft recht viel von dem Zauber, der in der öffentlichen Meinung seit einigen Monaten den ungarischen Zonentarif umgibt. Von deutscher Seite wie von magyarischer Seite ist eben mit dem neuen Tarif ein gut Stück Reklame getrieben worden. Im großen Publikum hat sich durch die lebhaften Schilderungen, welche von der in Ungarn vorgenommenen „Verkehrsumwälzung“ gemacht worden sind, die Vorstellung festgesetzt, daß man dort jetzt allgemein zu märchenhaft billigen Fahrpreisen reisen könne. Wenn in den Besprechungen des ungarischen Zonentarifs von vornherein klar gestellt worden wäre, daß es sich dabei im Wesentlichen um eine Herabsetzung der ungarischen Personentarife auf das Niveau der auf den deutschen Bahnen thatsächlich erhobenen Fahrpreise handelt, so würde man dafür schwerlich ein Zehntel der öffentlichen Aufmerksamkeit rege gemacht haben, welche sich dieser Reform jetzt zugewendet hat.

Mit dieser nicht allein berechtigten, sondern nothwendigen Kritik soll dem wahren, großen Verdienst, welches sich die Urheber des neuen ungarischen Tarifs erworben haben, nicht im Geringsten zu nahe getreten werden. Die ungarischen Personentarife gehörten bisher zu den höchsten Tarifen ihrer Art; durch die Reform vom 1. August v. J. sind diese Tarife mit einem Schlage um ca. 40 pCt. herabgesetzt und damit den billigsten bestehenden Personentarifen nahe gebracht worden. Die Großartigkeit der Reform liegt überwiegend in der muthigen Entschlossenheit, mit welcher man eine für ungarische Verhältnisse sehr beträchtliche Tarifermäßigung allgemein durchgeführt hat, und nur insofern kann das Vorgehen der ungarischen Staatsbahnverwaltung anderen Bahnverwaltungen als ein nachahmenswerthes Beispiel vorgehalten werden.

Allerdings bietet der ungarische Zonentarif in seinem äußersten Theile, den Einheitssätzen für alle Entfernungen über 225 km Länge, noch ein ganz apartes Stück Reform. Dieser Theil des Tarifs, der auf einem beschränkten Gebiet die Idee des Personenportos verwirklicht, hat naturgemäß auch den lautesten Beifall der Tarifsystematiker gefunden. Selbstverständlich schlägt der ungarische Tarif mit diesen Einheitssätzen auch thatsächlich alle sonst bestehenden niedrigsten Tarife bei Weitem. Die Einheitssätze gelten, abgesehen von dem zu Gunsten der Hauptstadt Budapest gemachten Vorbehalt, für die ganze Ausdehnung des ungarischen Staatsbahnnetzes, d. h. für Strecken von mehr als 800 km Länge. Einen Vergleich mit deutschen Tarifen an diesen äußersten Endpunkten mag folgendes Beispiel geben:

Budapest—Kronstadt (nahe der rumänischen Grenze), 731 km, kostet bei Eilzügen für die drei Klassen 16,32 Mk. bezw. 11,90 Mk. und 8,16 Mk.; Berlin—Eydtkuhnen, 741 km, kostet bei Kurierzügen 66,80 Mk., bezw. 49,50 Mk. und 34,70 Mk.

Zur richtigen Würdigung dieser Differenzen muß man indessen beachten, daß die Leitung der ungarischen Staatsbahnen solche Fahrpreise in ihren Tarif eingestellt hat, nicht weil sie angenommen hat, daß dieselben den Selbstkosten

*) Die angeführten Sätze gelten für die badischen Staatsbahnen; bis auf geringfügige Abweichungen stimmen damit die Sätze der bayerischen und württembergischen Staatsbahnen sowie der elsaß-lothringischen Bahnen überein. Auf den sächsischen Staatsbahnen sind die Normalsätze den preußischen, die Retourbilletpreise dagegen den süddeutschen gleich.

entsprächen, sondern weil sie den bisherigen geringfügigen Fernverkehr auf ihren Linien entwickeln will. Es ist ein wirthschaftliches Experiment, das gemacht wird, nicht eine Tarifkonstruktion einem neuen Prinzip zu Liebe. Vor Allem aber beziehen sich diese Preise auf einen sehr kleinen Theil des Verkehrs. Aus keiner Eisenbahnstatistik ist zu ersehen, wie groß oder vielmehr wie klein im Verhältniß zum Gesammtverkehr die Zahl der Personen ist, welche in ununterbrochener Fahrt mehr als 225 km zurücklegen, es läßt sich nur vermuthen, daß sie nicht mehr als wenige Prozente, vielleicht noch nicht ein Prozent, ausmacht. Selbst die eifrigsten Vertheidiger des Personenportos stützen sich denn auch in ihrer Argumentation immer darauf, daß die überwältigende Mehrheit der Reisenden nur kurze Strecken fahren und selbst bei den niedrigsten Tarifen der Fernverkehr relativ wenig ins Gewicht fallen würde. Beispiellos niedrige Fahrpreise bietet danach der ungarische Zonentarif nur in einem Theile, der theoretisch am anfechtbarsten und praktisch am unwichtigsten ist.

Wenn die deutschen Eisenbahnen mit der Höhe ihrer Tarifsätze neben dem ungarischen Zonentarif in der Hauptsache, wie wir gesehen haben, gar nicht übel bestehen können, so ist dies vornehmlich den in den letzten Jahren durchgeführten Verbesserungen zu danken. Man wird billigerweise anerkennen müssen, daß in dieser Zeit eine auf Erleichterungen ausgehende Reformarbeit nie geruht hat. Auf den preußischen Staatsbahnen sind z. B. die auf einzelnen Strecken noch erhobenen höheren Fahrpreise allmählich auf den normalen Stand herabgesetzt worden, der Verkehr mit Retourbillets, Rundreisebillets und Abonnementbillets ist durch Ausdehnung der Gültigkeitsdauer und durch Preisermäßigungen gefördert worden. Auch die Verbesserungen im Betriebe durch Einstellung bequem eingerichteter Wagen und Beschleunigung der durchgehenden Züge kommen auf eine Steigerung der Leistungen hinaus, welche einer gewissen Herabsetzung des Preises für das Publikum entspricht. Aber wenn auf diese Weise im Einzelnen manche kleine Verbesserung eingetreten ist, so hat es doch an dem entschlossenen Anfassen eines durchgreifenden Reformgedankens gefehlt. Obwohl die Entwicklung des Personenverkehrs und die immer unübersehbarer werdende Kompliziertheit des Tarifsystems dringend zu einer Reform von Grund aus mahnen mußten, haben sich die Bahnverwaltungen überall im Deutschen Reiche in dieser Hinsicht geradezu theilnahmslos verhalten.

In der fachmännischen Literatur hat es allerdings an Reformvorschlägen nicht gefehlt, und nachdem vorher der prinzipiellen Tarifreformer im Einzelnen gedacht worden, seien hier wenigstens auch einige wichtige Arbeiten von Eisenbahnfachmännern erwähnt. Im „Archiv für Eisenbahnwesen", welches vom Preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegeben wird, hat im Jahre 1886 Oberregierungsrath Todt in Köln, Mitglied der dortigen Eisenbahndirektion, einen Aufsatz über den Personenverkehr auf den preußischen Staatsbahnen veröffentlicht, welcher eine unumwundene Kritik des bestehenden Systems und sehr weitgehende Vorschläge zur Abhilfe enthält. In demselben Jahre hat der Geheime Regierungsrath Ulrich, damals Mitglied der Eisenbahndirektion in Elberfeld, ein Werk über das Eisenbahntarifwesen herausgegeben, welches sich auf die Vorlesungen stützte, die derselbe im Auftrage des Ministers von Maybach über Nationalökonomie in ihrer Anwendung auf Eisenbahnen an der Universität Bonn gehalten hatte; auch hier wird eine umfassende Reform der Personentarife offen für dringend nothwendig erklärt. Beide Verfasser haben manche wirthschaftspolitische Anschauungen entwickelt, gegen die begründeter Widerspruch erhoben werden könnte, aber mit ihrer Kritik vorhandener Uebelstände und mit dem Kern ihrer Vorschläge treffen sie das Richtige.

Gleich den theoretischen Vorkämpfern für das Personenporto gehen beide Eisenbahnmänner von der ungenügenden Ausnutzung der Fahrmittel als dem Hauptmißstande aus. Die Ergebnisse der neuesten deutschen Eisenbahnstatistik bestätigen die in den genannten Werken aus früheren Jahren beigebrachten Angaben in frappanter Weise.

Es wurden nämlich auf den deutschen Bahnen Personen befördert:

	1880/81	1887/88
in I. Klasse . .	2 233 522	1 807 647
„ II. „ . .	29 124 135	32 869 610
„ III. „ . .	134 568 407	206 624 434
„ IV. „ . .	43 399 564	67 359 874
Militär	5 695 564	7 330 182
Zusammen . .	215 021 198	315 991 747.

Der Verkehr hat sich danach in sieben Jahren im Ganzen um ca. 47 pCt. gehoben. Aber während in der III. und IV. Klasse die Zunahme sogar mehr als die Hälfte, rund 55 pCt. beträgt, hat die II. Klasse nur eine Steigerung um ca. 13 pCt. und die I. Klasse sogar einen Rückgang um nahezu 20 pCt. erfahren! Wie manche andere Beobachtung, so sprechen auch diese Zahlen überzeugend dafür, daß ein stetig wachsendes Reisebedürfniß vorhanden ist; da aber die Preise in den oberen Klassen zu hoch, wendet sich das Publikum in immer stärkerem Maße den unteren, weil billigeren Klassen zu. Selbst die gesellschaftlichen Rücksichten, die sonst bei der Benutzung öffentlicher Fahrmittel so wesentlich mitsprechen, können diese Bewegung nicht aufhalten.

Beide Eisenbahnmänner fordern denn auch sehr einschneidende Aenderungen des bestehenden Systems. Vor Allem thatsächliche Reduktion der jetzigen vier Wagenklassen auf zwei. Beide wollen die vierte Klasse ganz beseitigen. Ulrich empfiehlt außerdem überhaupt nur eine Klasse mit Polstersitzen und eine Klasse mit Holzsitzen fortbestehen zu lassen; Todt schlägt vor, in Personenzüge nur Wagen II. und III. Klasse, in Schnellzüge nur Wagen I. und II. Klasse einzustellen. Die weiteren Grundzüge der Reformvorschläge kommen übereinstimmend hinaus: auf eine wesentliche Verbilligung der Fahrpreise, Abschaffung aller nur unter Beschränkungen gewährten Ermäßigungen, wie Retour-, Rundreise- und Saisonbillets, Aufhebung des sogenannten Freigepäcks unter Einführung einer wohlfeilen Gepäcktaxe.

Als naheliegende Folgerung aus diesen Grundgedanken ergibt sich, die Ermäßigung der Fahrpreise mit einer Vereinfachung des Tarifsystems und des Betriebes dadurch zu verbinden, daß, unter Beseitigung aller Extrapreise, die normalen Sätze für einfache Fahrt allgemein ungefähr auf den Betrag der jetzt für Retourbillets gültigen Sätze herabgesetzt werden. Man braucht sich dabei keineswegs in allen Einzelheiten ängstlich an die gerade bestehenden Tarifsätze zu halten; der Rücksicht auf den angestrebten Zweck einer besseren Ausnutzung der Wagen, namentlich der oberen Wagenklassen, und auf besondere Verkehrsverhältnisse darf auch ein angemessener Einfluß eingeräumt werden. Angesichts der oben gegebenen Vergleichung der deutschen Tarifsätze mit dem ungarischen Zonentarif wird man aber ein Reformprogramm für Deutschland auch dahin formuliren können: Eine Reform der Personentarife der deutschen Eisenbahnen muß allgemein zu wesentlich niedrigeren Einheitssätzen führen, als sie der gegenwärtige ungarische Zonentarif, abgesehen von der Fernzone, gewährt.

In dem Todt'schen Aufsatze sind als künftige Normalsätze für die preußischen Staatsbahnen vorgeschlagen: in Schnellzügen für die I. Kl. 7 Pf. pro Kilometer, in der II. Kl. 5 Pf.; in Personenzügen für die II. Kl. 4 Pf., für die III. Kl. 2 Pf. Gegen die bestehenden Sätze involviren diese Vorschläge fast durchweg beträchtliche Ermäßigungen; der Normalsatz für die III. Klasse soll danach z. B. mit einem Schlage um die Hälfte herabgesetzt und dem jetzigen Satz für die künftig wegfallende IV. Klasse gleichgestellt werden. Ein Uebelstand bei diesem sich sonst durch Einfachheit und Wohlfeilheit empfehlenden System ist der Ausschluß der III. Klasse von den Schnellzügen. Gerade wer die Nothwendigkeit einer Hebung des Massenverkehrs als nothwendige Vorbedingung alles ernstlichen Fortschritts in der Personenbeförderung anerkennt, darf diese wichtigste Klasse nicht ausschließlich in die langsam fahrenden Personenzüge verweisen. Fügt man demgemäß in den Todt-

schen Vorschlag noch einen Satz von 3 Pf. pro Kilometer für die III. Klasse in Schnellzügen, so würde ein neuer Kilometertarif auf den preußischen Bahnen sich im Vergleich mit dem ungarischen Zonentarif folgendermaßen gestalten:

Fahrpreis für 15 Kilometer

	in Schnellzügen		in Personenzügen	
	Ungarischer Zonentarif	Preußischer Reformtarif	Ungarischer Zonentarif	Preußischer Reformtarif
I. Klasse	102 Pf.	105 Pf.	85 Pf.	—
II. „	85 „	75 „	68 „	60 Pf.
III. „	51 „	45 „	42,5 „	30 „

Mit Ausnahme der Sätze für die I. Klasse in Schnellzügen würde danach der deutsche Tarif durchweg niedriger als der ungarische Tarif sein. Den finanziellen Ausfall berechnet Todt für die preußischen Staatsbahnen nur auf wenige Millionen Mark unter der Voraussetzung, daß bei den ermäßigten Preisen die I. und II. Klasse etwas stärker als bisher benutzt werde und das Gepäck künftig einen Mehrertrag von 7—8 Millionen Mark liefert. Uebrigens dürfte mit solchen Einheitssätzen das Tarifsystem keineswegs starr abgeschlossen sein. Für den Lokalverkehr könnte immerhin noch durch Ausnahmesätze, Abonnementbillets 2c. Fürsorge getroffen werden. Ein Muster können dafür z. B. die allmählich auf der Berliner Stadtbahn durchgeführten Ermäßigungen liefern. Dort bestehen Abonnementssätze, gegen welche der ungarische Tarif für den Lokalverkehr geradezu enorm hoch ist. Man muß sich ja überhaupt stets gegenwärtig halten, daß alles Drängen nach Einheitssätzen im Verkehrswesen nur eine relative Berechtigung besitzt. In einem gegebenen Moment kann die Herstellung eines Einheitssatzes wegen der damit verbundenen Ermäßigung der Preise und Vereinfachung des Betriebes mit Recht als ein Fortschritt angesehen werden. In anderen Fällen hängt der Fortschritt gerade von einer neuen Differenzirung der Sätze ab. Bei der deutschen Reichspost bietet das Streben nach ermäßigten Sätzen für Ortsbriefe und Drucksachen im Gewicht von 51 bis 100 Gramm dafür ein lehrreiches Beispiel.

Bei alledem ist freilich von einem Zonensystem nicht die Rede, und wer den Hauptnachdruck auf die Aenderung des Systems legt, wird deshalb in diesen Vorschlägen das Wichtigste vermissen. Indessen ist doch nicht zu bestreiten, daß, wenn man sich von einer energischen Herabsetzung der Fahrpreise eine ansehnliche Hebung des Verkehrs verspricht, diese Hebung doch nicht allein aus dem Grunde ausbleiben wird, weil statt neuer Zonenbillets weiter Stationsbillets nach bisherigem Muster ausgegeben werden. Auch eine sehr beträchtliche Vereinfachung des Betriebes würde bei dieser Reform ebenfalls durch die vollständige Abschaffung der Retourbillets, Saisonbillets, Rundreisebillets 2c. eintreten. Die Berechnung der Fahrpreise nach Kilometern ist auf den deutschen Bahnen erst auf Grund der Maßordnung, welche die Meile als Wegemaß beseitigte, vorgenommen worden. Bis dahin erfolgte die Berechnung nach Meilen von 7½ Kilometern Länge. Im Vergleich zum Kilometer konnte diese Meile auch als eine Art „Zone“ gelten und der ungarische Tarif hat in seinem Haupttheil die Ausdehnung dieser Zone gewissermaßen nur verdoppett, insofern er nach Zonen von 15 Kilometern rechnet. Aber die besondere Eigenheit des ungarischen Tarifs, von welcher wiederum seine Einfachheit wesentlich abhängt, liegt darin, daß mit der 14. Zone die bis dahin übliche Eintheilung ganz fortfällt. Wenn auf die ganze Länge der ungarischen Staatsbahnstrecken die Eintheilung in Zonen von 15 Kilometern fortgeführt worden wäre, so würde man zu einer Zahl von 50 und mehr Zonen gekommen sein und von einer Einfachheit des Systems würde schwerlich mehr die Rede sein können. Bei einem ausgedehnten und vielmaschigen Bahnnetz, wie es z. B. die preußischen Staatsbahnen bilden, würde ein solcher jäher Abbruch der Rechnung nach gleich langen Zonen noch viel mehr und viel eher eine Nothwendigkeit sein, wenn das Tarifsystem nicht noch verwickelter werden sollte, als es jetzt ist. Umgekehrt würde auf einem kleinen abgerundeten Bahnkomplex, z. B. auf den sächsischen Staatsbahnen, wohl das Zonensystem ohne sonderliche Schwierigkeit strikt durchgeführt werden können. Man könnte allerdings, um die Zonenrechnung leichter anwendbar zu machen, die Zonen selbst länger wählen. In Ungarn soll man auch bereits eine Verringerung der Zahl der Zonen durch Ausstoßung einzelner als nächstes Ziel ansehen und für die österreichischen Bahnen ist ein System mit Zonen von 50 km Länge in Vorschlag gebracht. Mit vierzehn solcher Zonen würde man freilich auf eine Bahnstrecke von 700 km reichen, ohne zu einer allgemeinen Fernzone, ohne weitere Unterscheidung der Entfernungen, zu kommen. Aber zwischen den einzelnen Zonen würden dafür, wenn man z. B. die gegenwärtigen Normalsätze des ungarischen Tarifs als Grundlage nehmen wollte, sehr starke Preisdifferenzen entstehen, die nur durch viel weiter gehende Ermäßigung des Einheitssatzes zu mildern wären. Neben den prinzipiellen Bedenken müssen diese praktischen Schwierigkeiten, welche in Deutschland durch den Umstand, daß eine größere Anzahl gesonderter Bahnnetze besteht, noch wesentlich vermehrt werden, mindestens davon abrathen, die Frage des Tarifsystems als ausschlaggebend in die erste Linie zu stellen. Durch entschlossene Herabsetzung der Fahrpreise soll das wichtigste moderne Beförderungsmittel leichter als bisher zugänglich gemacht werden. Diesen Zweck zu erfüllen sind die oben vorgeschlagenen Ermäßigungen sicher geeignet, denn sie gehen nicht nur bis auf 225 km, sondern bis auf Entfernungen von 300 und 350 km unter die Sätze des ungarischen Tarifs hinunter; weitergehende Herabsetzungen, namentlich auf den süddeutschen Bahnen, sind damit ja auch nicht ausgeschlossen.

Von den lockenden Aussichten, welche die Männer des Personenportos mit einem Tarife von 1 Mk. für Reisen durch ganz Deutschland der Phantasie bieten, kann freilich eine solche Reform nichts gewähren. Aber wenn durch eine weitgehende Tarifermäßigung ein neuer großartiger Verkehr überhaupt entwickelt werden kann, so müßte dieses Ziel doch einigermaßen erreicht werden durch eine Maßregel, welche mit einem Schlage für den ganzen Personenzugsverkehr den Fahrpreis für die II. Klasse auf den bisherigen Satz für die III. Klasse und den Fahrpreis für die III. Klasse auf den bisherigen Satz für die IV. Klasse herabsetzt. Die Durchführung einer solchen Reform wird freilich auch den Bahnverwaltungen erst abgerungen werden müssen. Ungleich manchen seiner hochgestellten Betriebsbeamten, deren Vorschläge oben besprochen worden sind, hat der Leiter der preußischen Staatsbahnverwaltung sich bis in die jüngste Zeit gegen alle Anträge auf allgemeine Ermäßigung der Personentarife sehr spröde gezeigt. Indessen drängt nicht allein die immer umfassendere Erörterung des Problems, sondern vor Allem die Entwicklung des Verkehrs selbst zu einer Entscheidung; auch das Vorgehen Ungarns, dessen ermäßigte Tarife bereits einem Theile der österreichischen Bahnen merkbare Konkurrenz bereiten, kann in weiterer Wirkung einen Einfluß in derselben Richtung ausüben. Schreckt man vor der Verantwortung zurück, mit dem gesammten Verkehr auf allen preußischen Staatsbahnstrecken ein Tarifexperiment zu machen, so mag man sich ein beschränktes Versuchsfeld wählen. Ober-Regierungsrath Todt hat schon vor vier Jahren empfohlen, die vorgeschlagenen Ermäßigungen probeweise in einem Bahnbezirk von 1000 bis 1500 km Ausdehnung einzuführen; Perrot hat einen ähnlichen Antrag für einen Versuch mit einem Zonentarif bei Herrn v. Maybach gestellt. Nach langen Jahren gelegentlicher kleiner Ausbesserungen ist die Zeit zu einer Reform aus einem Guß gekommen. Und mit der entschlossenen Aufnahme einer solchen Reform sollte um so weniger gezögert werden, als bereits eine andere Frage, deren Lösung für die wirthschaftliche und soziale Entwicklung von ungleich größerer Bedeutung, als alle Personentarifsysteme ist, die allgemeine Ermäßigung der deutschen Gütertarife, immer dringlicher hervortritt.

M. Broemel.

Briefe von Goethe's Mutter.

Ehedem gab es in Deutschland und anderwärts viel mehr bewußte und unbewußte Briefkünstlerinnen als heutzutage, Frauen, die nicht ihr Bestes im Gesellschaftsgespräch ausgaben, die sich durch die Zeitungen nicht ihre Mittheilungslust verderben ließen und, die trotz Wochen- und Monatsschriften, die freilich nicht so massenhaft wie heutzutage ihre Nahrung bildeten, ihre Neigung zu litterarischem Geplauder beibehielten. Politik beschäftigte, selbst in den Zeiten der französischen Revolution, die Frauen sehr wenig; jener Caroline Böhmer, die eine, freilich nicht allzureine Freiheitsschwärmerin war, lassen sich nur wenige Geschlechtsgenossinnen an die Seite stellen, welche ihre Gesinnungen theilten und bereit waren, diese ihre Ansichten durch die That zu bewähren. Litteratur und Theater bildeten die großen Angelegenheiten derjenigen Frauen, welche für Höheres Sinn hatten; diese Liebhaberei, so stark sie auch sein mochte, beherrschte sie jedoch nicht ausschließlich, sondern ließ ihnen Zeit zu wirthschaftlicher Beschäftigung, zu fleißiger weiblicher Arbeit.

Eine Frau dieser Art ist Frau Katharina Elisabeth Goethe, des Dichters Mutter, Frau Rath, wie sie nach dem Titel ihres Gatten sich nannte, Frau Aja, wie sie nach der Mutter der vier Haimonskinder, einer gern von ihr erzählten Geschichte, von dem Freundeskreise ihres Sohnes genannt wurde. Wir kannten sie schon früher. Der dankbare Sohn hatte der verehrten Mutter, wenn er ihr auch das große Ehrendenkmal nicht stiftete, welches er ihr zugedacht hatte, eine lebenswahre und warme Schilderung in seiner Selbstbiographie gewidmet und manchen Frauen seiner Dichtungen, besonders der Mutter in „Hermann und Dorothea“, der Elisabeth in „Götz von Berlichingen“ Züge seiner Mutter geliehen. Auch von ihren Briefen besaß man viel. Manche Briefe an Schauspieler, an Frankfurter Freunde, an einzelne Mitglieder des Weimarer Kreises, an die „Enkelein“, d. h. die Schlossers, die Nachkommen von Cornelia Goethe waren bekannt, nicht wenige Briefe an den Dichter waren gleichfalls veröffentlicht worden, einige nach nicht ganz zuverlässigen Abschriften, die einer der Sekretäre Goethe's von den Originalen genommen, einer (an Goethe nach Italien gerichtet) nach dem Original des geheimen Wiener Archivs, wohin es als Beilage eines Gesandtschaftsberichts gelangt war, da der Gesandte gemeint hatte, Goethe überwachen und seiner Korrespondenz eine liebevolle Theilnahme widmen zu sollen. Aber auch sämmtliche erhaltene Briefe der Frau Aja an die Herzogin Mutter Anna Amalia sind vor einigen Jahren als erste Weihnachtsgabe der Goethe-Gesellschaft an ihre Mitglieder vertheilt und kürzlich, da auch weitere Kreise nach dieser Sammlung Verlangen trugen, durch einen Neudruck Allen zugänglich gemacht worden; nun liegen, gleichfalls nur den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft bestimmt, die Briefe vor, welche Goethe's Mutter an Sohn, Schwiegertochter und Enkel schrieb*).

Diese Briefe, 209 an der Zahl, umfassen Alles, was von dieser Korrespondenz erhalten, nicht aber Alles, was geschrieben ist. Vollständig, bis auf sehr wenig verloren gegangene Nummern, sind die Briefschaften vom 4. Dezember 1792 bis zum 1. Juli 1808, also bis einige Wochen vor dem Tode der Schreiberin. Aus der früheren Zeit sind nur drei Briefe erhalten, auch sie nur zufällig, weil sie damals nicht mehr in Goethe's Besitz waren, daher dem großen Autodafé entgingen, dem seine Korrespondenz im Jahre 1792 zum Opfer fiel. Die erhaltenen, bald kürzeren bald längeren Schreiben, die bald rasch auf einander folgen, ald durch längere Zwischenräume getrennt sind, geben ein anschauliches Bild von dem Wesen der merkwürdigen Frau, von ihrer Thätigkeit, von ihrem Verhältniß zu ihren Lieben in Weimar.

Frau Rath ist keine gelehrte, nicht einmal eine unterrichtete Frau. Ihre Handschrift ist weder zierlich, noch regelmäßig, noch bedeutend; ihre Orthographie und Interpunktion ist gänzlich regellos, Kommata sind ihr ziemlich unbekannt, statt dessen Gedankenstriche beliebt, aber sie werden bisweilen an Stellen gesetzt, wohin sie nicht gehören, geradezu den Zusammenhang unterbrechend; Vieles muß förmlich errathen werden; der Sinn mancher Stellen tritt erst beim Vorlesen hervor, sobald man durch den Klang des Gelesenen das durch die Schriftzüge sich Ergebende verbessert. Sie schreibt z. B. „Tadlo, prenumorirt, Troblen, Romur (st. Rumor), Lusjus, Taxtation, exelenz (st. excellent) Contiportion (st. Kontribution), Argiev (st. Archiv).“ Aber sie steht nicht nur mit den Fremdwörtern auf dem Kriegsfuß, sondern schreibt auch deutsche Wörter, ohne sich um die Regeln zu bekümmern, wie sie ihr gerade in die Feder kommen: „ehlentange, Geträsche, Verzigt, Schnuppen, Hanpitze, einpteuen u. v. a.; ungerechnet, daß sie Doppelkonsonanten an unrechte Stellen setzt, einfache Konsonanten braucht, wenn man Verdoppelung erwartet, daß sie Dehnungs-h und -e ganz nach Belieben einsetzt und ausläßt, und sich überhaupt die größten Willkürlichkeiten erlaubt. Sie kennt ihre Schwäche übrigens ganz gut und entschuldigt sie einmal drollig genug mit den Worten: „Daß das Bustawiren (Buchstabiren) und Grabeschreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört, müßt Ihr verzeihen, der Fehler lag am Schulmeister.“ Auch ihrer Unwissenheit spottet sie gern; ihren kleinen Enkel lobt sie, daß er ihr in seinen langen schönen Briefen alle möglichen wissenswerthen Dinge mittheile und bittet ihn, in derartigen Unterweisungen fortzufahren.

Aber so wenig ein Brief durch richtige Orthographie interessant und lesenswerth wird, so wenig verliert er durch willkürliche und fehlerhafte Zeichen- und Buchstabensetzung. Ja man könnte sagen: in diesem Falle ist der Mangel ein Reiz mehr. Das kernhafte selbständige Wesen dieser Frau, die Summe von Eigenthümlichkeiten, die man bei Anderen Originalität nennt, tritt auch in dieser Schreibart hervor. Denn sie ist eben nicht wie die Anderen, sie ist ein Weib für sich. Sie lebte, nach dem Tode ihres Gatten, allein, ohne Kinder und Enkel, in Frankfurt, — erst spät und nur auf kurze Zeit zog ihr Schwiegersohn Schlosser ebendorthin — aber als echte Frankfurterin war sie nicht zu bewegen, ihre Stadt, die sie über Alles liebte, zu verlassen. Sie bewunderte das, was in Frankfurt geschah und die Menschen, die dort lebten, ihren Muth, wenn sie auch manchmal das überquellende Angstgefühl Einiger bespöttelte, ihre Freundlichkeit, ihre Freigebigkeit Sommer und Winter boten ihr Vergnügungen: in jenem bezog sie abwechselnd die Gärten ihrer Freunde, in diesem besuchte sie das Theater; und wenn das Erwachen des Frühlings ihr kein schwärmerisches Lob entlockt, so jubelt sie dem Herbst entgegen wegen der solideren Freuden, welche derselbe gewährt, der Kastanie und des Weines. Die ersteren wanderten regelmäßig nach Weimar, und es war eine Hauptsorge der Mutter, daß nur recht wohlgerathene den Tisch des Sohnes zierten; das Gedeihen der Kastanien hing aber mit dem des Weines zusammen und darum hegte sie für diesen die besten Wünsche, vielleicht in dankbar-wehmüthiger Erinnerung an die schönen Stückfässer, die noch aus den Zeiten des Herrn Rath und aus früheren Tagen im Keller des alten Hauses gelegen hatten und zugleich mit dem alten Hause verkauft worden waren. Nun aber hatte sie ein neues Logis am Roßmarkt bezogen und genoß die schönste Aussicht der Stadt: denn die beständig wechselnden Aufzüge der Soldaten aus Freundes- und Feindesland, der Fremdenverkehr, das Drängen und Hasten der geschäftigen Menge, das Alles war Ergötzen für die einsame, aber lebensfrohe, im Schauen und Genießen nicht er-

*) Briefe von Goethe's Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe. Mit einem Lichtdruck. Schriften der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Bernhard Suphan. 4. Band. Weimar. Verlag der Goethe-Gesellschaft. Die Schrift ist im Buchhandel nicht zu erhalten, nur den Mitgliedern der genannten Gesellschaft zugänglich. Der Herausgeber hat der Sammlung eine stimmungsvolle Einleitung vorangestellt und ausgezeichnete Anmerkungen hinzugefügt, welche das Verständniß der zahlreichen erklärungsbedürftigen Stellen erleichtern, ja erst ermöglichen. — Die im Folgenden mitgetheilten Briefstellen sind nicht in der Schreibung des Originals, sondern in modernisirter Orthographie und in üblicher Interpunktion gegeben.

müdende Frau. Denn mochte auch die Stadt durch Kontribution, durch die schweren Sorgen der Fremdherrschaft, durch das trübe Schauen in eine unsichere Zukunft leiden, mochte Frau Rath auch durch Einquartirung, Theuerung und exceptionelle Lasten bedrückt werden, sie behielt Lust am Spenden, Fröhlichkeit und Gottvertrauen.

Lust am Spenden bewahrte sie dem Sohn gegenüber nicht bloß durch die jährliche Sendung der Kastanien und des Wälschkorns, das ebenso regelmäßig geschickt wurde, wie jene, sondern auch durch die Weihnachtsgeschenke für Weib und Kind, — Geburtstagsangebinde kannte sie nicht. Regelmäßig im Oktober oder November erkundigte sie sich, womit sie den Genannten eine Freude bereiten könnte, suchte das Gewünschte aus, empfahl beim Oeffnen große Heimlichkeit, um die Ueberraschung vollkommen zu machen, pries auch wohl, in jener naiven Weise, welche Kennzeichen älterer Frauen ist, Werth und besondere Vorzüge ihrer Gabe und freute sich, in den Danksagungsbriefen den Ausdruck der Zufriedenheit zu erkennen. Die „Bonbons“ folgten dann der eigentlichen Weihnachtskiste und machten den besonderen Stolz der Spenderin aus. Diesen kleineren Gaben reihten sich größere an: sobald die Mutter Kapitalien flüssig machte, in den Besitz unerwarteter Gelder gelangte, zufällig von bedeutenden Ausgaben des Sohnes hörte, sandte sie Summen nach Weimar, damit durch dieselben neue Bedürfnisse oder kostspielige Liebhabereien leichter befriedigt würden. Immer spendete die Mutter freudigen Herzens, aber manchmal in Besorgniß, der Sohn werde sich Mühen und Verpflichtungen aufladen, denen er nicht gewachsen sei.

Die Fröhlichkeit der alten Frau — unsere Briefe beginnen, da Frau Rath den Siebzigen sehr nahe war, aber die muntere Stimmung macht uns das Alter der Schreiberin oft vergessen — blieb ungetrübt bis ans Ende. Diese Fröhlichkeit bekundet sich nicht bloß in einzelnen humoristischen Ausdrücken und lustigen Späßen, z. B. wenn sie in ihrer Erwartung der ersten Aufführung von Schiller's Tell die Worte braucht „die Leute um und neben mir sollen sich nicht unterstehen die Nasen zu putzen, das mögen sie zu Hause thun“, oder wenn sie von ihrer Gesandtschaft zu Mama La Roche nach Offenbach erzählt (April 1794), welche den Zweck hatte, Wieland's ehemalige Geliebte von ihrer geplanten Reise nach Weimar zurückzuhalten. Damals verdiente sie sich eine Bürgerkrone, 1799 kam die Gefürchtete doch; und es ging über Erwarten gut, so daß Goethe nicht einmal nöthig hatte, wie die Mutter dem Sohne gerathen, seine Seele in Geduld zu fassen oder — nach Jena zu gehen. Frau Rath liebte es, wie sie einmal sagt, „sich einen Buckel zu lachen“, auf ihre Kosten oder auf die Kosten Befreundeter, z. B. wenn sie beschreibt, wie der ihr nahestehende Crespel, eine bekannte Persönlichkeit aus Goethe's Jugendzeit, in einem Dorfe, einem „Kickelsort“, wo es keine Handwerker gebe, sich ganz allein ein Haus baue: „es wird ein Haus werden wie seine Hosen, die er auch selbst fabrizirt; Muster, leihe mir deine Form!“ Sie bevorzugte derbe Ausdrücke, die manchen Nichtfrankfurterinnen grob und manchen zierlichen Damen unpassend vorkommen mögen. Sie war selbst fröhlich und mochte keine traurigen Gesichter um sich sehn. Der Grund ihres Wesens war ein gesunder Optimismus: das Verlangen, den Augenblick zu genießen, überflüssige Sorgen wegzuweisen, die kleinen Freuden mit Bewußtsein und Dankbarkeit willkommen zu heißen und die größeren zu erwarten. Oder, wie sie selbst es einmal kurz ausdrückt: „Ich bin keine Heldin und halte das Leben für gar eine hübsche Sache“; und ein anderes Mal etwas ausführlicher: „Es gibt doch viele Freuden in unseres lieben Herrgotts seiner Welt. Nur muß man sich aufs Suchen verstehn — sie finden sich gewiß — und das Kleine ja nicht verschmähen. Wie viele Freuden werden zertreten, weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken und, was zu ihren Füßen liegt, nicht achten. Das war einmal eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherei.“

Auch ihr Gottvertrauen war echt und unverwüstlich. Als fleißige und wahre Bibelleserin kannte sie nicht nur die biblischen Sprüche und wendete dieselben gerne an, sondern hatte auch deren Weisheit vollständig in sich aufgenommen. Daß Gott Alles zum Guten wenden werde, ist ein Axiom, von dem sie nicht abgeht, von welchem sie vielmehr auch bei den schwersten Schicksalsschlägen aufrechterhalten wird. Gott habe es nicht gewollt, der Mensch solle nicht klagen, weil er durch Klagen doch nichts zu ändern vermöge, das ist eine Maxime, die sie hoch hält und Anderen predigt, so bei den vielfachen Todesfällen, von denen des Sohnes Haus heimgesucht wurde. Wie sie in der schweren Stunde der Geburt ihres Sohnes aufrechtgehalten wurde durch den Bibelspruch: „Man wird Weinberge pflanzen an den Bergen Samariae, pflanzen wird man und dazu pfeifen,“ so sieht sie in seinen Werken die Weisheit anderer Bibelsprüche bestätigt. Da sie ihren Dank für die Verherrlichung der Klettenbergerin, in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ ausspricht, kann sie sich nicht enthalten, die biblische Wendung hinzuzufügen, es erhelle deutlich daraus, „daß kein gutes Samenkorn verloren geht, sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit; so laßt uns Gutes thun und nicht müde werden, denn die Ernte wird mit vollen Scheuern belohnen.“

War auch Frau Rath durchaus keine Schriftstellerin, — behauptete sie ja auch, sie sei keine Briefschreiberin, sie könne nur sprechen, nicht schreiben — so nahm sie doch redlichen Antheil an den litterarischen Vorgängen jener Tage. So lange Goethe in Frankfurt lebte, hatte er seine dichterischen Genossen der Mutter zugeführt, von Weimar aus sandte er Werke und Personen. Daher kannte und liebte sie Wieland, verehrte sie Schiller. Es macht einen eigenartigen, durch Worte nicht wiederzugebenden Eindruck, wie mütterlich vertraulich sie über Schiller spricht, wie er ihr — sie drückt dies nicht so aus, aber fühlt es — als nothwendige Ergänzung ihres großen Sohnes erscheint. Weimar ist ihr das neue Jerusalem. „Ihr Weimaraner“, schrieb sie einmal, „seid glückliche Menschen; alles Schöne, alles Große, alles Vortreffliche habt Ihr im Ueberfluß; wir danken Gott für die Brosamen, die von Eurem Tisch fallen.“ — Zwar empfängt sie auch minderwerthige Gaben mit vielem Vergnügen, reklamirt regelmäßig die ihr von Weimar zugesagten „Merkure“ und „Modejournale“ — erst im Jahre 1804 lehnt sie erstern ab, weil er ihr keine „sonderliche Ergötzlichkeit“ mehr mache — nimmt gerne Romänchen an, welche Goethe, als ihm werthlos, der Mutter schickt, statt sie zu vernichten, erfreut sich ganz ungemein an Kotzebue's Lustspielen, frägt bei Goethe an, ob K. wohl geneigt sein würde als Regisseur nach Frankfurt zu kommen, ja bittet den Sohn (18. Jan. 1802, also gerade zu einer Zeit, da der Lustspieldichter mit Goethe in offener Fehde lebte) „Kotzebue in ihrem Namen für sein Epigramm zu danken“, dessen großartigen Erfolg in Frankfurt sie schildert, und beehrt auch sonst die Mittelmäßigkeit mit allzugroßer Zärtlichkeit. Man möchte meinen, daß der Sohn, welcher der Mutter sonst in schönster Pietät ergeben war, doch wohl den Kopf schüttelte, als er einen leidenschaftlichen litterarischen Ausruf der Mutter zu lesen bekam, in welchem sie die während der Messe gespielten Hanswurst-Schnurrpfeifereien also beklagt: „Ueber so ganz entsetzlich plattes Zeug Ifflands, Kotzebue's und andere gute Stücke zu vernachlässigen, um den Hanswurst, der keine Ader von einem rechten Hanswurst hatte, — nein es ist zu toll!“ Aber auch sie trat manchmal dem Weimarer Geschmack entgegen; vornehmlich hatte sie eine Aversion gegen die lateinischen Lettern. Diesen geht sie energisch zu Leibe; von ihnen, „die wie ein Lustgarten der Aristokraten“ sind, „wo Niemand als Noblesse und Leute mit Stern und Bändern hineindürfen“, will sie durchaus nichts wissen, sie pränumerirt nicht auf die prächtige Wielandausgabe, weil diese lateinisch gedruckt ist, und ist Schiller böse, daß er für die „Jungfrau von Orleans lateinische Typen gewählt habe.“ Sie vertheidigt eben mit Scherz und Ernst das Recht der Schwachen an Geist, welche ausschließlich oder mit größerer Bequemlichkeit deutsche Lettern lesen, und sendet einmal dem Sohn, welcher die „Natürliche Tochter“ in den „verwünschten“ Lettern hatte drucken lassen, folgende köstliche Prophezeiung, von der ein Theil wirklich eingetroffen ist: „Wenn das Ding so fortgeht, so wird in fünfzig Jahren kein Deutsch mehr weder

geredet noch geschrieben und Du und Schiller, ihr seid hernach klassische Schriftsteller, wie Horaz, Livius, Ovid und wie sie alle heißen. Denn wo keine Sprache mehr ist, da ist auch kein Volk; was werden alsdann die Professoren Euch zergliedern, auslegen und der Jugend einbläuen, — darum, solang es geht, deutsch, deutsch geredet, geschrieben und gedruckt."

Doch fehlt es ihr keineswegs an Verständniß für die Großen in Weimar. In den Lesezirkeln, in denen sie mit Freunden und Freundinnen dramatische Werke mit vertheilten Rollen las, bevorzugte sie die Schauspiele der Heroen; Aufführungen Schiller'scher Stücke waren ihr wirkliche Feste; Wielands Oberon kannte sie auswendig und Goethesche Werke „Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister, Benvenuto Cellini" begrüßte sie nicht blos mit Begeisterung und Mutterstolz, sondern las sie mit Verständniß. Daher bestanden auch zwischen ihr und dem Sohne gewisse litterarische Beziehungen: sie empfahl, freilich ungern, nur mächtiger Fürsprache weichend, dem Sohne Schauspieler und Schauspielerinnen, die in Weimar ihr Glück zu machen dachten, aber schickte ihm, wohl auf seinen eigenen Antrieb, Beurtheilungen neuer Stücke oder Frankfurter Aufführungen, einmal sogar ein vollständiges Verzeichniß der Frankfurter Bühnenkünstler, mit kurzer Kritik ihrer Leistungen. Sie freute sich, wenn des Sohnes Name mit Ehren genannt wurde, theilte ihm gelegentlich eine ihr zugekommene Rezension mit und spürte begierig dem Eindrucke nach, den seine Werke in ihrem Bekanntenkreise hervorriefen; so erwähnte sie gern das Beispiel eines Frankfurter Geistlichen, der in Gelegenheitspredigten Verse aus „Hermann und Dorothea" mit Vorliebe anwandte.

Denn ihr größter Ruhmestitel war und blieb es doch, Goethe's Mutter zu sein. Sie selbst lehnte bescheiden alle Huldigungen von sich ab. Die Freundschaftsbezeugungen und Huldbeweise der Weimarer Herrschaften, vieler anderer Fürstlichkeiten, besonders auch des Königs und der Königin von Preußen, der unvergeßlichen Luise, die schon als Prinzessin in ihrem Hause gespielt hatte, betrachtete sie als Gaben, die sie nur ihrem Sohne schuldete. „Ich werde", so schreibt sie mit einer gradezu rührenden Bescheidenheit, „ohne daß ich begreifen kann, wie es eigentlich zugeht, von so vielen Menschen geliebt, geehrt, gesucht, daß ich mir oft selbst ein Räthsel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben." Trotzdem duldete sie die Menschen, entzog sich ihnen nur selten u. A. der Frau von Staël. „Mich hat sie gedrückt, als wenn ich einen Mühlstein um den Hals hängen hätte. Ich ging ihr überall aus dem Wege, schlug alle Gesellschaften aus wo sie war und athmete freier, da sie fort war. Was will die Frau mit mir? Ich habe in meinem Leben kein ABC-Buch geschrieben und auch in Zukunft wird mich mein Genius davor bewahren."

Aber Goethe war ihr mehr als ein berühmter Schriftsteller. Er war ihr Sohn, ihre Wonne, ihr Lebensglück. Wenn sie nur aus Weimar gute Nachrichten erhielt, war sie zufrieden, mochte sie auch sonst Unangenehmes erleben und Unerfreuliches erfahren; jedes Wort aus Weimar verjüngte sie. Frau Rath war keine expansive Natur, hielt vielmehr mit Zärtlichkeitsausdrücken Erwachsenen gegenüber zurück, ihre Liebe äußerte sich mehr in Thaten als in Worten, aber ein schlichtes Wort wie das folgende: „Gott erhalte Dich. Das ist mein Morgen- und Abendgebet" oder das an den Enkel gerichtete Zeugniß: „Dein lieber Vater hat mir nie, nie Kummer oder Verdruß verursacht", bedeutet mehr als redselige Liebesversicherungen.

Was der Sohn that, hatte ihren Beifall. In der ersten Weimarer Zeit hatte sie einmal auf Anregung Anderer einen bestimmten Rath zu ertheilen versucht; in den späteren Jahren vermied sie sorgfältig jedes Dreinsprechen in seine Angelegenheiten. Sie billigte, was er that, auch das, was Andere, namentlich die Frauen, dem Dichter damals verdachten und heute noch nicht verzeihen können: seine Verbindung mit Christiane Vulpius. Sie betrachtete die Geliebte ihres Sohnes, die dieser von Anfang an für seine Frau gehalten wissen wollte, als seine rechte Gefährtin, sie unterließ nie, Grüße „an alle Deine Lieben", an „Alles was Dir lieb ist", so wagt geradezu an den „Bettschatz" zuzufügen, und bedauerte nur, daß sie ihre Enkel nicht ins Wochenblättchen setzen könne. Nachdem sie ihre Schwiegertochter 1797 kennen gelernt hatte, versagte sie ihr auch den Namen „Tochter" nicht, wenn sie auch das steife Sie zeitlebens beibehielt, und trat mit ihr und dem Enkel August, den sie konsequent „Augst" nannte, in eine ziemlich regelmäßige Korrespondenz. Seit jener persönlichen Bekanntschaft war die Mutter nicht mehr auf die Vermittelung des Sohnes angewiesen, sondern konnte ihr eigenes Urtheil sprechen lassen. Dieses Urtheil fiel nun aber gänzlich zu Gunsten Christianens aus. „Sie verdienen seine ganze Zärtlichkeit und Liebe", schrieb sie der Tochter schon 1798, und auch in den folgenden Jahren hatte sie keinen Mangel an Ausdrücken der Anerkennung für die Frau. Den Enkel ermahnte sie häufig, die Eltern zu lieben, wie diese es verdienten, die Tochter liebte sie, nicht bloß weil diese den Sohn liebte und pflegte, sondern weil sie ihr durch ihr ganzes Wesen Anerkennung abnöthigte. Als Goethe ihr seine endliche Verheirathung (Oktober 1806) anzeigte, wünschte sie ihm Segen, Heil und Wohlergehen zu seinem neuen Stand, „da hast Du nach meines Herzens Wunsch gehandelt"; und als Christiane in Frankfurt zum zweiten Besuche gewesen war (1807), schrieb die Mutter in vollster Begeisterung Folgendes: „Dein Brief, welcher die glückliche Ankunft meiner lieben, lieben Tochter mir verkündigte, hat mir Herz und Angesicht fröhlich gemacht. Ja wir waren sehr vergnügt und glücklich bei einander. Du kannst Gott danken! So ein liebes herrliches unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten. Wie beruhigt bin ich jetzt, da ich sie genau kenne, über Alles, was Dich angeht; und was mir unaussprechlich wohl thut, war, daß alle Menschen, alle meine Bekannten sie liebten; es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen, die nach 10jähriger Bekanntschaft nicht inniger hätte sein können, — mit einem Worte, es war ein glücklicher Gedanke, sich mir und allen meinen Freunden zu zeigen. Alle vereinigen sich mit mir, Dich glücklich zu preisen und wünschen Euch Leben, Gesundheit und Alles Gute, was Euch vergnügt und froh machen kann, Amen."

An diesen Proben mag es genug sein. Sie sind — das weiß derjenige am besten, der die köstlichen Briefe der Frau Rath gern und wiederholt gelesen hat und die Beschäftigung mit ihnen als eine wahre Festtagsfreude betrachtet — eben nur ein kleiner Vorschmack, ein dürftiger Auszug und vermögen nicht eine Gesammtcharakteristik dieser einzigen Frau zu liefern; aber sie sollen dies auch nicht. Vielmehr sollen sie einzig und allein Leser und Leserin lüstern machen nach den Briefen selbst, sie höchstens vorbereiten auf den Genuß, der ihrer wartet, eine Uebereinstimmung anregen zwischen manchen modernen Menschen und dieser seltenen Frau, die im besten Sinne die gute alte Zeit repräsentirt. Freilich, der an letzter Stelle mitgetheilte Gefühlserguß, der sicherlich die unverfälschte Meinung der Schreiberin wiedergiebt, wird, wie zu fürchten steht, leider nicht allgemein geglaubt werden. Es wird auch ferner nicht an Solchen fehlen, welche den Klatsch der Weimaraner gläubig nachbeten. Alles werden sie an unserer kernhaften, frohgemuthen, kindlichfrommen, geistesfrischen, liebewarmen Briefschreiberin bewundern, aber daß sie über die Mißverbindung ihres Sohnes nicht auch die Hände gerungen und die Augen verdreht hat, werden sie nicht begreifen wollen und können. Diesen gegenüber, die an der heute verbreiteten Unart leiden, alles besser zu wissen als unbefangene zeitgenössische Zeugen, kann man nur ein Wort brauchen, mit dem auch Frau Rath sich gelegentlich resignirte und tröstete: „Den Gelehrten ist gut predigen."

Ludwig Geiger.

Hermann Sudermann.

Fast allabendlich kann man jetzt auf einer großen berliner Bühne den schneidigen Reservelieutenant und Kolonialwaarenhändler Lothar Brandt sein großes Wort gelassen aussprechen hören: „Ein Appell an die Furcht wird in deutschen Herzen nie ein Echo finden!“ Der forsche Herr, der selbst beträchtliche Spesen für seine „Ehre“ nicht scheut, ist schnell auf der Bühne heimisch geworden; die Umkehrung des Buchhalzenschicksals hat ihn betroffen: ward dort eine komische Episodenfigur zum Helden und zum Muster nachstrebender Nützlichkeitsbekenner, so ist nun wiederum ein Heldentypus der Satire verfallen. In Zukunft wird man den wundervollen modernen Ritter im gestrammten Beinkleid mit dem korrekten Scheitelhaar nicht mehr beim Schoppenstechen aufhauen hören können, ohne des ergötzlichen Brandt zu gedenken, dessen empfindliche Kavallerieehre nur da eine Grenze hat, wo das Kaffeegeschäft gewinnverheißend winkt. Die Schneidigkeitsgefahr hat viel an Furchtbarkeit verloren, seitdem Tausende einen ihrer würdigsten Kämpen verlacht haben.

Der lang nachhallende Theatererfolg des von moderner, freiheitlicher Weltanschauung erfüllten Schauspiels „Die Ehre“, welches, als symptomatische Zeiterscheinung sicherlich noch beachtenswerther denn als Dichtung, zum ersten Male gewisse Auswüchse des neudeutschen Lebens in die satirische Beleuchtung der Bühne rückte, hat nun die immer träger werdende Aufmerksamkeit des Lesepublikums endlich auch auf den Dichter hingelenkt, und sein jüngst erschienener Roman „Der Katzensteg“*) gibt willkommenen Anlaß, die Physiognomie des Romanciers zu betrachten, der als Dramatiker so glücklich ward.

Hermann Sudermann, der heute wohl noch nicht viel mehr als dreißig Jahre zählt, kam vor nicht allzu langer Zeit aus der ostpreußischen Heimath „Studirens halber“ nach der Reichshauptstadt. Im Littauer Walde hatten die Eltern nach schlimmem geschäftlichem Ungemach ein bescheidenes Nest gefunden, und von dort zog der kräftig ausgeschaffene Sohn aus, die Welt zu erobern. Es wurde ihm nicht leicht, obschon er starke Arme und helle Augen mitbrachte. Mit langmüthiger Geduld mag sich wappnen, wer in Deutschland seiner schriftstellerischen Produktion Leben und Ansehen danken will; die Ehre und der Ehrensold wird ihm mit erschrecklicher Gemächlichkeit zufließen. Von den mächtigsten Motiven: von Mangel und Ehrgeiz, angespornt, entwickelte Sudermann eine Thätigkeit, bei der ein schwächliches Talent alsbald am Ende seines Phantasiekapitals angelangt wäre: mehr als hundert kleine Erzählungen hat er für das freisinnige „Reichsblatt“ geschrieben und auch in Tagesblättern trat er mit belletristischen Arbeiten hervor. Wie allen, die wirklich etwas sind, — „ceux qui ont quelque chose dans le ventre“, sagt Zola — hat auch ihm diese von impotenter Vornehmthuerei wohl gering geschätzte Rastlosigkeit seiner schweren Anfänge nicht geschadet. Drei starke Romanbände sind ihm in drei Jahren entstanden, von einem vierten, der den verheißenden Titel „Die Junker“ führen soll, wußte er bereits vor Jahresfrist zu berichten, und schon hören wir, daß auch die „Ehre“ bald ein Geschwister erhalten soll, und wir freuen uns auf „Sodom's Ende“. Solche Ausgaben kann sich nur ein robustes Talent gestatten; die großgekümmerten Zärtlinge pflegen sparsamer zu sein; sie wissen, warum.

Mit gesundem Instinkt hat Sudermann in seinem ersten Buche wiederzugeben versucht, was er geschaut und kennen gelernt hatte: die Heimath und die Sorge. Aus den Zuckersüßigkeiten des kränkelnden Romans gucken die kräftigen Reize der ostpreußischen Erde anheimelnd hervor, und machte man sich auch mit der romanhaften Holdseligkeit der Liebesgeschichte nicht recht befreunden, man war doch betroffen über den Muth, der hier nach dem großen Thema der Alltäglichkeitstragik griff: der Noth. Ein Novellenband folgte: der Heimath war der Dichter treu geblieben, Frau Sorge aber schien er, wie er den Eltern in einem warmen Gedicht versprochen hatte, glücklich zur Thür hinausgejagt zu haben. Ein Vorschreiten war zunächst noch kaum erkennbar; die Seelenkenntniß war älter geworden und reifer in den Geschwisternovellen, den persönlichen Ton aber vermißte man und die eigenartige Lebensauffassung aus der „Frau Sorge.“ Wohlmeinende Ungeschicklichkeit hat die „Geschichte der stillen Mühle“ dem novellistischen Meisterwerke von Gottfried Keller vergleichend zur Seite gerückt; das war ein schlechter Freundschaftsdienst des Beurtheilers und ein schlechterer des Verlegers, der diese Kritik — sie stammt von Ernst Wichert — den späteren Büchern prahlerisch aufdrucken ließ: kein größerer Widerspruch ist denkbar als der sich zwischen der selbst im Tragischen gemächlichen Abgeklärtheit des großen Schweizers und der jungen Gewaltsamkeit des Ostmärkers aufthut. Dieselbe Kritik enthält auch das Wort, dessen unbedachte Anwendung von Litteraturrechtswegen nächstens in die Kategorie des „groben Unfugs“ verwiesen werden sollte: Sudermann wird von Wichert — und von vielen anderen Beurtheilern — ein Realist genannt; ich weiß, er hält sich selbst dafür; aber ich denke, er nimmt es mir nicht übel, wenn ich in ihm — soll denn schon eine andere Unterscheidung gelten als die zwischen Talent und Handwerk — vielmehr einen Idealisten sehe. Idealist ist der Dichter der „Sorge“, der „Ehre“, des „Katzensteg“; nicht darstellen will er, nicht die Welt zeigen, wie sie ist, und uns die Schlußfolgerung aus diesem Erdenzustand selbst überlassen: mit vollem Bewußtsein stellt er sich in den Dienst einer selbst gefundenen oder von außen her empfangenen Idee.

Tadle ihn drum, wer selbst nie eine Idee gehabt hat. Auch der andere junge Autor, von dem die letzten Monate so häufig Kunde brachten, auch Herr Hauptmann scheint mir in ähnlichem Falle zu sein: auch er scheidet die Schwarzen von den Weißen, auch er hat ein Allheilmittel, auch er ist ein Idealist. Und es mag die Schuld dieser wundervollen Kinderkrankheit junger Menschen und Litteraturen sein, wenn beider Dichter Weltgemälde in wesentlichen Stücken schief erscheinen und verzeichnet.

Der Eintritt in die fremdartige Gesellschaftswelt der Reichshauptstadt hat wohl, so wenigstens denke ich mir, in dem nachdenklichen Sinn des poetischen Adoptivsohnes der Littauer Mark die Wahrnehmung erstehen lassen, wie doch die Ehre dieser Welt von so mannigfacher Gestalt und Art ist; wie man sie ererben, erschmeicheln, erlisten, ertrotzen und erstreben kann, und wie sie oft Der prunkend zur Schau stellt, dem ihr Gebot im Innersten stets fremd blieb. Shakespeare's dicker Räsonneur, der ewige Jüngling und Illusionär Sir John Falstaff, hat der Ehre auf dem Schlachtfelde von Hastings eine gar köstliche Grabschrift gedichtet. Sudermann steht bei den Mageren, und da ihn die Noth des Lebens zu früher Strenge herangereift hat, setzt er kühn an die Stelle des großen Ehrenphantoms den fester gegründeten Tempelbau der Pflicht. Aus diesem Vorstellungskreise heraus entstand das Schauspiel von der „Ehre“ und fast gleichzeitig auch der Roman „Der Katzensteg“.

Der Kampf um die Ehre wird auch hier gekämpft. Im Jahre 1807 hat der Freiherr von Schranden, ein schlimmer Herr und toller Christ, aus Polenfreundlichkeit den Franzosen den Durchzug über den Katzensteg gestattet bei nächtlicher Weile. Nun kehrt im Siegesjahre 1814 der Sohn des alten Sünders aus dem heiligen Kriege zurück in das ostpreußische Vatererbe. Die unbestattete Leiche des Alten findet er zwischen verkohlten Trümmerresten, und erbitterter Haß begegnet dem schuldlosen Sohn des Vaterlandsverräthers, sobald er den im Kriegsgewühl angenommenen Namen ablegt und ein Schranden sein will und ein Schaubenspraffe. Kraftvoll nimmt er den schweren Kampf auf mit den romanhaft bösartigen Dorfbewohnern; und schon hoffen wir, das Individuum nach gewaltigem Ringen Herr werden zu sehen über das blödsinnige Massenvorurtheil; da treten äußerliche Zwischenfälle ein: die Gnade des Königs — ein altbewährtes Rettungsmittel! — schmückt des Verfehmten Brust mit dem

*) Berlin 1890. F. und P. Lehmann. In demselben Verlage sind auch die übrigen Werke des Verfassers erschienen.

eisernen Kreuz; zum anderen Male entgeht er der hinterlistig dräuenden Kugel, und ehe der Kampf ums individuelle Recht noch ausgefochten ist, ruft das Vaterland wiederum, und wiederum folgt Boleslav von Schranden seinem Mahnruf. „Bei Ligny soll er gefallen sein." —

Vielleicht mußte Sudermann sein Thema für diesmal im Stich lassen, um sein Schauspiel schreiben zu können; offenbar ist die „Ehre" aus dem „Katzensteg" herausgewachsen. Dem Roman ward diese Abgrabung des ursprünglichen Grundmotives zum Schaden; so wie er jetzt vor uns sich aufzubauen versucht, fällt er klaffend auseinander. „Historisch" oder gar „kulturhistorisch" wollt' er Gottlob nie sein; auf dem Untergrunde einer deutlich bestimmten Zeit aber sollte sich der tobende Kampf abspielen zwischen den bäurisch beschränkten Vertheidigern der sittlichen Erblichkeitslehre und der kraftvoll nach Entfaltung ringenden Persönlichkeit. Eine eigenthümliche und — trotz dem Körnerkostüm — ganz moderne Dichtung konnte so entstehen, wo wir jetzt nur eine märchenhafte Robinsonade erblicken, freilich eine, die uns ein Dichter erzählt. Es wäre Unrecht, wollten wir Sudermann einen der bedeutendsten unter den jüngeren deutschen Erzählern nennen; unsere Armuth verschleiert keine Komparation; nennen wir ihn also einfach einen starken Erzähler. Der Positiv ist hier viel mehr als der nichtssagende Superlativ.

Keck und doch überlegsam zugleich ist Sudermann diesmal vorgegangen: in vier knappen Anfangsseiten gibt er den zeitbestimmenden Grundakkord, um dann sogleich entschlossen vom allgemeinen zum besonderen Schicksal vorzudringen. Die jedem Friedensschlusse folgende selbstherrliche Verrohung, die protzige Brutalitätsbewunderung jener ersten preußischen „Aera der Toaste" sind vortrefflich wiedergegeben, und der Gastwirthssohn und Lieutenant Felix Merckel vertritt nicht unwürdig die Schneidigkeit von 1814 neben Freund Brandt, dem Schneidigen von 1889. Aber welche romantisch verzerrte Welt hat sich der Dichter zurechtgemacht! Wie in der biblischen Lasterstätte, die Feuer und Schwert vom Erdboden tilgte, möchte man auch in Dorf Schranden keinen einzigen Gerechten auffinden: Säufer, Wilddiebe, Mörder und Mordbrenner hausen allda in friedlicher Zwanglosigkeit; ihre Privatvergnügligkeit an schönen Sonn- und Feiertagen bilden Menschenjagden; und ein unglaublicher Pfarrer, der recta aus „Notre-Dame de Paris" zu kommen scheint, spendet ihnen in erhabener Lächerlichkeit das ewige Heil. Und dabei ist diese Sippe in puncto Ehre von einer unerbittlichen Empfindlichkeit, von einer vorstadtdramatischen Rachsucht, als bestünde sie aus lauter demokratischen Catonen und als wäre der liebekonsumirende Herr von Schranden der einzige Vaterlandsverräther unter den Edelsten der Nation von 1807 gewesen! In jener Armee, die „statt der Ehre nur noch den Dünkel und statt der Seele nur noch ein Uhrwerk" *) hatte, in jener Hofgesellschaft gab es so viele Schranden, daß, hätte man all ihre Söhne boycottiren wollen und in den Tod hetzen, ein guter Theil unseres Adels inzwischen ausgestorben wäre

Aber Sudermann brauchte den messerscharfen Ehrbegriff, um ihn in wirkungsvollen Gegensatz zu stellen mit dem tief wurzelnden Sittlichkeitsbegriff des ungelähmten Naturmenschen; er brauchte das Mistbeet, denn ihm sollte die wilde Lilie entsprießen; er brauchte das Groteske als Relief des Erhabenen. Der vermeintliche Realist erscheint ganz und gar befangen in den Anschauungen Victor Hugo's, der als Erster dieser merkwürdigen Welteintheilung poetischen Ausdruck gab und der, stolz auf seine Entdeckung, ausrief **): „Dans la poésie nouvelle, tandis que le sublime représentera l'âme telle qu'elle est, épurée par la morale chrétienne, le grotesque jouera le rôle de la bête humaine." Dieses kategorische Futurum von 1827 sollte die Legislatoren von heute eigentlich etwas nachdenklich stimmen. Die moderne Erkenntniß findet in derselben Menschenbrust die Elemente von Gut und Böse; sie glaubt im atomistischen Jahrhundert weder an Engel noch an Teufel, sondern nur an die Menschheit und an den Menschen. Sudermanns wirkunganstrebende Phantastik stößt auf schlimme Zweifelsucht; wir glauben nicht an seine Regine Hackelberg, die schönheitstrotzende Dirne des Vaters, der die unerhört keusche Liebe des Sohnes — wiederum nach dem berühmten Muster der Marion Delorme — eine zweite Jungfräulichkeit bereitet. Wenn ich ihn recht verstand, so wollte der Dichter in seinen beiden Hauptgestalten Herrenmoral und Sklavenmoral einander gegenüberstellen; sicherlich ein großes Thema; aber, ganz abgesehen davon, daß ihm durch den gleichzeitig ergriffenen Ehrenkonflikt der unentbehrliche Raum entzogen wurde, es mußten die beiden Prinzipienträger auch Menschen sein. Und das sind sie nicht; sie sind beide, der Kulturmensch und das märchenhaft opferwillige Naturkind, gerade so „erhaben", wie ihre Gegnerschaft vom Dorfe „grotesk" ist, wir sind in einer durchaus romantischen und romanhaften Welt.

Romantisch ist die Sucht, das Leblose zu verpersönlichen. Fuchsfallen „sperren ihren mageren Rachen gierig auf" und eine Leiche legt gar „ein Veto ein"! Romantisch ist auch die fast ausnahmslos ungeheure Uebertreibung jeder Empfindung, jeden Affektes: da genügen wenige Tropfen Weines, um das Blut einer Bauerndirne, die Jahre lang mit einem Greise bescheidentlich konkubinirt hat, in kochende Raserei zu versetzen; ein Kuß, den Boleslav der Taumelnden raubt, hinterläßt auf seiner Lippe eine taglang brennende blutige Spur; und der Hungerruf eines in der Ackerfurche verirrten Junghäschens läßt den Helden „die Noth der Kreaturen durchschauern"! Es ist dieselbe Uebertreibung, die auch die Charakteristik beeinträchtigt und aus der im Koth erwachsenen Regine ein romantisch-mystisches Ideal, eine göttliche Menschenbestie, eine Art von Kybele gemacht hat. Unwillkürlich gemahnt diese Regine an die gleichfalls allmählich vergötterte Désirée aus Zolas „La Faute de l'abbé Mouret"; freilich läßt der große Franzose den jüngeren deutschen Romantiker an Tiefe des Erfassens weit hinter sich zurückbleiben.

Sudermann denkt in Bildern; er sieht eine starke Situation in buntfarbiger Beleuchtung vor sich und zu ihr muß er gelangen, ging's auch über Geschmacklosigkeiten und Wahrscheinlichkeitsmorde hinweg. Das Aufspüren von Kontrastwirkungen ist ihm zur spätromantischen Manie geworden, und seine Darstellung ist — im Roman wie im Drama — recht häufig theatralisch überhitzt und aufgeputzt. Er bestrebt sich wohl, gerecht wie ein Richter und objektiv wie ein Dichter zu sein, aber seine stürmende Subjektivität vereitelt meist die gute Absicht. Seine erhabenen Menschen sprechen gleichmäßig erhaben, die Grotesken gleichmäßig grotesk; keine Spur individualisirender Sprachbehandlung ist zu entdecken, keine Spur auch von impressionistischer Naturschilderung: nicht die Menschen sehen bei Sudermann die Natur je nach dem Temperament des Betrachtenden; immer ist der Dichter uns zur Seite, er erklärt, er beschreibt, und manchmal schildert er wohl auch. Zum Glück besitzt der nie vermißte Führer ein außerordentlich lebhaftes Empfinden für die Natur und für das Natürliche.

Es ist erstaunlich und ein kleines Wunder, wie dieser Dichter mit dem romantisch vergifteten Blut doch dazu kam, im modernsten Leben das Ziel für seinen kräftig satirischen Hang zu finden. Zwei Seelen wohnen auch in seiner Brust: die eine zieht es gewaltsam zu Victor Hugo, dem überhitzten Effektromancier; die andere strebt in derber Lebenslust nach dem stacheligen Ruhm eines deutschen Beaumarchais. Und wenn man von anderer Seite Sudermann den erstaunlich thörichten Rath gegeben hat, er solle der Dichter der Hinterhäuser werden und jede saubere Vordertreppe sorglichst meiden, gleich als ob die blaue Blume der modernen Kunst nur in schmutzigen Höfen erblühen könne, so möchte ich nicht rathen, aber wünschen, daß Sudermann, der Satiriker, Sudermann, den Romantiker überwinden lernt. Wenn seine erlesene Einbildungskraft durch scharfäugige Lebensbeobachtung gestützt werden könnte, dann würde er die nie gesehenen Liebespaare,

*) Theodor Fontane „Schach von Wuthenow".
**) In der Vorrede zum „Cromwell". (1827.)

die immer erhitzten Pathetiker und die mystischen Jungfrauen aus dem Schlamm dahinfahren lassen ins alte, romantische Land; und, befreit von lastendem Gepäck, auf dem der Staub der grauen Vorzeit fingerdick ruht, könnte er mit gedoppelter Kraft den ganz und gar modernen Kampf aufnehmen gegen die Lüge, von deren vielfältigen Abarten keine ihn — und mit ihm uns — mehr empört, als die patriotische Lüge, die herrlich schillernde Giftpflanze auf dem Moorboden eines stagnirenden Staatswesens.

Maximilian Harden.

Zeitschriften.

Die deutsche Tagespresse.

(„The Nineteenth Century".)

Das Januarheft der angesehenen englischen Monatsschrift „The Nineteenth Century" bringt aus der Feder des Reichstagsabgeordneten Ludwig Bamberger eine interessante Studie über die deutsche Tagespresse. Mit Rücksicht darauf, daß Herr Bamberger einer fremdländischen Leserschaft eine schwierige Materie klarzulegen hatte, für deren Verständniß er bei seinen Lesern nicht eben viel Vorkenntnisse voraussetzen durfte, hat der Verfasser sein Thema mehr philosophirend, vom psychologischen Standpunkte aus, behandelt. Er konnte es so zugleich vermeiden, die mannigfachen Schäden, welche das Preßwesen Deutschlands aufweist, an der Hand bestimmter Vorgänge und bestimmter Zeitungen näher darzustellen. Die einzelnen Blätter der deutschen Tagespresse werden deshalb — mit Ausnahme der „Münchener Allgemeinen Zeitung" und der „Vossischen Zeitung", deren gleichsam historische Stellung mit Rücksicht auf die Diskussion wissenschaftlicher Gegenstände gelegentlich hervorgehoben wird — nicht einmal genannt. Auch die Entwicklung der deutschen Politik ist nur mit der äußersten Diskretion — soweit es sich eben bei einem so politischen Stoff vermeiden ließ — berührt Es zeigt Bamberger's ungewöhnliche litterarische Feinheit, daß er trotz dieser mannigfachen Selbstbeschränkung den Stoff anschaulich, und selbst für deutsche Leser instruktiv zu gestalten wußte

Wie viel zu gut Bamberger in seinem Aufsatze übrigens einen Theil der deutschen Tagespresse behandelt hat, das hat das „Deutsche Tageblatt" nicht unterlassen, sofort klarzustellen Dies Organ der deutschen Tagespresse zieht in einem Leitartikel seiner Morgenausgabe vom 9. Januar über den in Rede stehenden Aufsatz in den höchsten Tönen nationaler Entrüstung her. Da heißt es denn unter Anderem: „Seine (Bamberger's) Arbeit enthält nicht eine ehrliche Klarstellung, sondern eine tendenziöse Entstellung unserer Preßverhältnisse; ...... sie ist eine Parteileistung ersten Ranges, eine Tendenzleistung schlimmster Art. ..... So ist ein Zerrbild entstanden, das wohl bei den Unkundigen im Auslande, bei den offenen oder geheimen Neidern des deutschen Namens und der deutschen Erfolge schadenfrohen Beifall wachrufen kann, von dem die Kundigen im Inlande aber — und auch die dem Autor politisch Näherstehenden — mit Unwillen oder Bedauern sich abwenden müssen." — Nun kann man gewiß der Sorte von Tagespresse, welche durch das „Deutsche Tageblatt" repräsentirt wird, alles zutrauen. Daß sie aber derartige Urtheile formulirt, ohne den verbrecherischen Artikel, den sie in die nationale Acht erklärt, auch nur gelesen zu haben, das zeugt doch von einer phänomenalen Unempfindlichkeit gegen die Erfordernisse publizistischen Anstandes. Das Schönste aber ist, daß das „Deutsche Tageblatt" selbst gar kein Hehl daraus macht, den Bamberger'schen Artikel mit keinem Auge gesehen zu haben. Das Blatt führt diesen Umstand wie zur Entlastung selbst verschiedentlich in seinem Leitartikel an. Aber woher hat denn das „Deutsche Tageblatt" seine Wissenschaft? Man höre und staune: — aus dem Pariser „Figaro". Jedermann kennt die Erfindungsgabe dieses Pariser Blattes, selbst der deutsche Journalist untersten Ranges. Eine Anklage auf Vaterlandsverrath gegen einen deutschen Abgeordneten auf Grund einiger phantastischen Bemerkungen dieser Wahrheitsquelle zu erheben, das bringt in der That nur ein „nationaler" Mann fertig Dabei ist das „Deutsche Tageblatt" noch obendrein so ungenirt, selbst manches, was der „Figaro" zugestandermaßen aus Eigenem gibt, Herrn Bamberger gleich ebenfalls mit in den Mund zu legen — Sogar die „National-Zeitung", die selten fehlt, wo es etwas gegen die Freisinnigen zu hetzen gibt, vermag im vorliegenden Falle nur mit halber Kraft zu arbeiten. Sie klagt Herrn Bamberger nur an, „in seinem Aufsatze „allerlei Andeutungen und Anspielungen" gemacht zu haben, „welche die Böswilligkeit und die Unwissenheit bequem ausbeuten könnten".

Wie man über den „Figaro"-Artikel aber dort denkt, wo man diese Zeitung genauer kennt, dafür liefert der sehr gut unterrichtete Pariser Korrespondent der „Weser-Zeitung" einen Beleg, indem er schreibt: „Das Gift, das dies kleine Ungethüm de Wyzewa (so ist der bezügliche Artikel im „Figaro" unterzeichnet) verspritzt, kann Niemanden verletzen. Es kommt von keinem, der von Deutschland etwas weiß; es wird überdies durch die Ueberschwenglichkeit seiner boshaften Phantasie fast harmlos." — Hiermit vergleiche man die Ausführungen des „Deutschen Tageblatts".

Wenn Herr Bamberger neben seiner gemäßigten und vorsichtigen Studie in der „Nineteenth Century" einmal eine beißende Satire auf unsere Preßzustände schreiben will, so würde dieser Vorgang aus dem Treiben des „Deutschen Tageblatts" einen wirkungsvollen Hintergrund abgeben können.

Th. B.

Populäre Vorträge und Aufsätze. Von Dr. Julius Möller, weil. Professor der Medizin und Reichstagsabgeordneter. Hamburg. 1890. J. F. Richter.

Die zusammenfassende Herausgabe von populären Schriften, die ihren Gegenstand aus verschiedenen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft entnehmen, darf nur dann auf Beifall rechnen, wenn besondere Vorzüge für die Gewißheit einer dauernden Wirkung Bürgschaft leisten. Daß die schriftstellerische Eigenart des vor zwei Jahren dahingeschiedenen Professor Julius Möller solche Vorzüge in reichstem Maße aufweist, wissen die Leser der „Nation" aus den trefflichen Beiträgen, die ehedem der Lebende an dieser Stelle veröffentlicht hat. Wie in jenen Abhandlungen, so überrascht auch in der hübsch ausgestatteten Sammlung seiner ausgewählten Vorträge und Aufsätze vor allem die seltene Gabe des echten Populärschriftstellers, einem größeren Kreise ein Thema von allgemeinem Interesse aus seinem innersten Kerne klar und deutlich zu entwickeln, ohne daß die Tiefe des Inhalts durch die Verständlichkeit der Darstellung Einbuße erlitte. Mit Recht betonen die Herausgeber in dem gut orientirenden biographischen Vorwort, daß die durchsichtige Erörterung schwieriger Probleme, verbunden mit einem weiten Ueberblick über ihre Beziehung zu den das Publikum bewegenden aktuellen Fragen, nur einem Gelehrten möglich war, der neben autoritativem Wissen in seinem engeren Fache zugleich eine durchgreifende philosophische und eine ebenso ausgebreitete allgemeine Bildung besaß. Dazu kam bei Möller noch das feine Taktgefühl für das dem Gesichtskreise des einfachen Hörers Faßbare; denn nicht nur dem gebildeten Laien galt seine Belehrung, sondern auch den niederen Volksschichten, denen die harte Arbeit des Tages nur karge Stunden zur Befriedigung ihres Bedürfnisses nach Aufklärung übrig läßt, während sie hilfreiche Anleitung dazu dankbar empfinden. Aus den vorliegenden Blättern, die gleichzeitig allen Freunden ein bleibendes Andenken an den Verstorbenen sein werden — sein wohlgetroffenes Bildniß schmückt das Titelblatt —, weht dem Leser wohlthuend ein Zug aufrichtiger Menschenfreundlichkeit entgegen; in jedem Worte lebt ein Mann, dem weder schmerzliche Erfahrungen den Glauben an eine bessere Zukunft noch herbe Enttäuschungen die werkthätige Liebe für die Unterdrückten zu rauben vermocht haben. Und was die Hauptsache ist: überall tritt eine aus dem Vollen gehauene Gestalt von kerndeutscher Art hervor, eine markige Persönlichkeit, deren strenge Geschlossenheit uns nur Ehrfurcht gebieten würde, wenn nicht milde und gemüthvolle Züge sie gleichzeitig unserem Herzen menschlich nahe brächten.

Die politischen Reden und Flugschriften Möller's, die auf die Stimmung des Augenblicks wirken wollen, haben dem Charakter des Buches gemäß keine Aufnahme gefunden. Daß die liberale Weltanschauung des Verfassers sich trotzdem nirgends verleugnet, daran wird nur eine oberflächliche Auffassung von wissenschaftlicher Objektivität Anstoß nehmen. Wo politische Fragen in den Gegenstand hineinspielen, sorgt die Art der Behandlung dafür, daß historische Gesichtspunkte sie über das Interesse des Tages weit hinausheben. So enthalten die beiden Nekrologe auf Dr. Johann Jacoby und Freiherrn Leopold von Hoverbeck, nach ihrem Ursprunge Denkmale freundschaftlicher Pietät, in knappen Zügen eine beredte Schilderung des verdienstvollen Antheils, den der ostpreußische Liberalismus an der Gestaltung des preußischen

Verfassungslebens genommen hat; Möller's ruhige Darlegung der politischen Verkehrtheiten aus Jacoby's letzten Lebensjahren bezeugt, wie weit er bei aller Festigkeit seiner demokratischen Ueberzeugungen und warmen Anerkennung der uneigennützigen Gesinnung seines Freundes von geschichtswidrigem Radikalismus entfernt war. Die gleiche musterhafte Unparteilichkeit darf dem zuerst in der „Nation“ publizirten Aufsatze über „Die polnischen Juden“ nachgerühmt werden; mit genauer Sachkenntniß verbindet er ein reifes, Licht- und Schattenseiten gerecht abwägendes Urteil, wie es nur dem an der Hand fester Grundsätze geprüften Resultat langjährigen Studiums entspringen kann. Mit unverminderter Theilnahme werden zahlreiche Mütter noch heute den 1870 gehaltenen Vortrag „über unsere weibliche Erziehung“ lesen; in manche Wunde wird hier der Finger gelegt, mit klarem Blick mancher praktische Rathschlag ertheilt; ein wichtiges Stück sozialer Frage faßt ein ernstdenkender Mann ins Auge, pädagogische Fehler theils mit sittlicher Strenge theils mit herzerquickendem Humor beleuchtend. Ganz in das Gebiet der sozialen Ethik fallen die Essays: „Die Bedeutung und Berechtigung der Nationalität“ und „Unser Fortschritt zum ewigen Frieden“. Eine historisch-kritische Wanderung durchs neunzehnte Jahrhundert erbringt den Beweis, daß der moderne Nationalitätsbegriff als Produkt freiheitlicher Bewegung sich entwickelt hat; sodann daß ihm vom chauvinistischen Dünkel nicht geringere Gefahr droht als von der internationalen Phrase. Eine Betrachtung der Voraussetzungen, unter denen ein friedlicher Zusammenschluß der Nationen möglich und wünschenswerth erscheint, bildet die glückliche Ergänzung zu Ausführungen, die gegenüber dem wüsten Geschrei von „Reichsfeindschaft“ heut doppelter Aufmerksamkeit würdig sind. Dem genialsten Vertreter der Idee vom ewigen Frieden gewidmet ist der Aufsatz: „Immanuel Kant, sein Leben und Wirken“, bei Gelegenheit der Einweihung des Königsberger Kant-Denkmals verfaßt; mit Recht steht er symbolisch am Eingange des Buches, denn er vereinigt alle Vorzüge von Möller's Darstellungsweise. Eine Vergleichung mit anderen — mißlungenen — Versuchen, die Entdeckungen des Kriticismus für Nichtphilosophen zu bearbeiten, zeigt, mit wie weiser Beschränkung Möller verfahren ist, wenn er sich begnügt, im Leser eine bewundernde Ahnung für Kant's geistesgeschichtliche Größe zu erwecken sowie für die merkwürdige Thatsache, daß seine Gedanken, obwohl in ihrer metaphysischen Tiefe nur Wenigen zugänglich, doch durch unzählige Kanäle befruchtend in das gesammte geistige und sittliche Leben unseres Volkes eingedrungen sind und reiche Früchte getragen haben.

Fast die Hälfte der Sammlung nehmen Abhandlungen naturwissenschaftlichen Inhalts ein; die Wahl der Themata ist die denkbar zweckmäßigste. Eine wie ungeheure Rolle spielt z. B die Zellentheorie in der modernen Naturforschung; wie wenige Außenstehende aber — Hand aufs Herz! — haben sich eine gründliche Vorstellung von ihrem Wesen und ihrer Bedeutung gebildet! Derartige Lücken nach Möglichkeit auszufüllen, ist hier ein ebenso bequemer wie zuverlässiger Weg gebahnt. Andere Aufsätze aus dem nämlichen Gebiete belehren uns über die Herkunft unserer Hausthiere und Kulturpflanzen, über den Tod, über die Geschichte des Aberglaubens in der Heilkunde; noch andere über Dinge täglichen Gebrauchs, wie Salz, Alkohol und Zucker.

Die Herausgeber haben sich durch ihre Mühewaltung um weite Kreise ein dankenswerthes Verdienst erworben. So kräftige und nahrhafte Kost wird dem Laien selten geboten; die meisten Schriften, die mit dem Anspruch auf Popularität auftreten, belohnen die Lernbegier des Lesers herzlich schlecht: gewöhnlich bringen sie verflachte Auszüge aus sekundären Quellen, während die wenigen sachlichen vielfach durch die Schwerfälligkeit der Form ihr Ziel verfehlen. Ein Volksbuch von der schlichten, körnigen Gediegenheit, wie wir es in Möller's hinterlassenen Aufsätzen erhalten haben, muß von Urtheilsfähigen aufs freudigste begrüßt werden. Wer der schwierigen Aufgabe eines thatkräftigen Wirkens für Volksbildung Verständniß entgegenbringt, sollte sich nach Kräften die Verbreitung angelegen sein lassen, die das Buch im Hinblick auf die Tüchtigkeit seines Inhalts, die Löblichkeit seines Zwecks und schließlich auch die Billigkeit seines Preises reichlich verdient.

Hugo Falkenheim.

Napoleon I. Eine Biographie von Dr. August Fournier, Professor an der deutschen Universität Prag. Dritter Band: Die Erhebung der Nationen und Napoleons Ende. Leipzig. 1889. G. Freytag. Wien und Prag. F. Tempsky. VII und 303 S.

Mit dem dritten Bande dieser Biographie Napoleons schließt ein Werk ab, in dem viel mehr Arbeit steckt, als der oberflächliche Leser vermuthen sollte. Nur wenn er einen Blick auf die „litterarischen Anmerkungen“ am Schluße der Bände wirft, wird er wenigstens annähernd ermessen können, welche Masse von Einzelstudien der Verfasser zu machen hatte, ehe er es wagen konnte, die unzähligen, zu kaum übersehbarer Fülle aufgehäuften Materialien in eine neue Form zu gießen. Auch für den dritten Band hat er sich nichts von Bedeutung entgehen lassen, was bis auf die jüngste Zeit mit Bezug auf sein großes Thema erschienen ist. Selbst kleinere Beiträge, die an abgelegenen Stellen zu suchen sind, werden von ihm herbeigezogen, und hier und da hat er sogar gewußt, noch eine Ergänzung von Bekanntem aus handschriftlicher Quelle beizubringen. Der Charakter des Werkes ist dabei derselbe geblieben. So verführerisch es gewesen wäre, sich etwa bei der Schilderung des russischen Feldzuges der Beschreibung der Entscheidungstage von Leipzig und Waterloo gehen zu lassen, hat der Verfasser sich wohl gehütet den knappen Rahmen, wie er von Anfang an gespannt war, auszudehnen. Diese weise Oekonomie wäre ohne genaue Ueberlegung, ohne vorsichtige Abwägung mitunter von Zeilen und Worten nicht möglich gewesen. Bei einzelnen zweifelhaften Punkten, z. B. bei Berührung der Frage des Selbstmordversuches Napoleons in der Nacht vom 12. auf den 13. April 1814, bot sich doch noch Raum für eine kritische Note. Erschien ein Gesammturtheil der gigantischen historischen Erscheinung am Schluße unthunlich, so mag man dafür die Ausführung am Ende des ersten Kapitels dieses Bandes hinnehmen, die an Goethe's Worte anknüpft: „Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet“.

A. St.

Blüthe der Leidenschaft. Novellen von Mathilde Serao. Autorisirte Uebersetzung von Alfred Friedmann. Zweite Auflage. Schottländer. 1890.

Die Erzählungen der Serao sind nicht eigentlich Novellen. Von einem Roman erwarten wir ein Gewebe von Handlung, von der Novelle doch einen Faden; Augenblicksbilder, Situationsstücklein, Stimmungsmalereien bezeichnen wir als Skizzen. Auch unter den Kielland'schen Novelletten finden sich derartige Kleinigkeiten; aber die Knötchen verrathen den Faden: entweder eine tiefe Vergangenheit oder eine weite Zukunft, meist ein ganzes Menschenleben in einen Moment zusammengefaßt. Vergangenheit und Zukunft sind der Serao gleichgültig; sie fesselt der leibhaftige Augenblick: die Situation, der Kontrast, die Pointe. Mit eleganter Technik führt sie ihre Momente herauf, mit unfehlbarer Sicherheit spielt sie die Trümpfe aus. Stimmung und Milieu sind von äußerster Zartheit; auch die Charakteristik ist fein, besonders köstlich der Scharfblick für weibliche Flirtationen und die Inkonsequenzen der Leidenschaft. Hie und da läuft ein wenig romanische Weichlichkeit mit unter; die südländische Neigung zum Posiren veranlaßt manche theatralische Wendung, manchen äußerlichen Effekt. Einmal hat sie sich im Stoff vergriffen: in der Geschichte von der Dame im Gewand von dem Schwarz ihrer Haare und mit der Korallennadel von dem Roth ihrer Lippen; das Unheimliche und der Wahnsinn sind für sie unwirthschaftliche Gebiete. An den Abgründen des Elends und an den Höhen des Heroismus gleitet ihre feine Kunst gefällig vorüber. Der Feinschmecker wird ihre Genüsse mit Behagen schlürfen: zwar nicht Brot und Wein, aber Punsch und Konfekt.

B.

Briefkasten der Redaktion.

hm. in Wien. Besten Dank. Es ist zutreffend: Anzengruber's „Fleck auf der Ehr'“ entstammt der Kalendergeschichte: „Wissen macht Herzweh“, nicht aber dem Roman: „Der Schandfleck“.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 16. Berlin, den 18. Januar 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

In dem Augenblick, wo die Neuwahlen für den Reichstag ausgeschrieben wurden, stand es außer Zweifel, daß die politische Diskussion über unsere innere deutsche Politik ihre Fortentwicklung fast ausschließlich im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlkämpfe erhalten werde. Die Politik des Tages tritt vor der Politik der Zukunft zurück und wird von ihr beherrscht. Das ist begreiflich, denn jeder Erfolg oder Mißerfolg gewinnt seine ausschlaggebende Bedeutung erst je nach dem Gewicht, das er zu der Entscheidung liefert, wie die deutsche Volksvertretung in den nächsten fünf Jahren beschaffen sein wird.

Für die freisinnige Partei erwachsen aus dieser neuen Situation keine neuen Anforderungen; die liberale Opposition fußt auf festen und bekannten Grundsätzen, zu denen sie sich in den letzten drei Jahren mit Nachdruck und immer von Neuem kämpfend, bekannt hat; sie wird daher in der Wahlschlacht genau jene Stellungen festhalten, die sie im Parlamente innegehabt hat. Ganz anders ist die Lage bei den Kartellparteien. Es scheint nicht, daß diese das Zutrauen hegen, ihre parlamentarischen Leistungen würden kräftig genug für sie zu den Wählern sprechen; und so warten die Nationalliberalen und die Konservativen nicht ohne Beklemmung auf eine Wahlparole, das heißt auf ein populäres Schlagwort, welches genügend erregend wirkt, welches das klare Urtheil betäubt, die Eindrücke der letzten Wahl sowie die Eindrücke der dreijährigen Kartellpolitik fortwischt, und in dem Taumel des Augenblicks dann von Neuem einen Reichstag schafft, der politisch und materiell Deutschland dafür büßen lassen wird, daß die Nerven des Volkes nicht fest genug und seine Kaltblütigkeit nicht ausreichend für politische Geschäfte ist. In jeder Wahlparole steckt mindestens ein Stück Schwindel, das sollten die Wähler niemals vergessen; denn eine Wahlparole konzentrirt die Aufmerksamkeit auf eine Einzelheit des politischen Lebens, während die Wahl selbst eine langjährige Entscheidung über die Gesammtheit der öffentlichen Angelegenheiten bringt. Der aber wird mit dem Stimmzettel allein eine wohlbegründete Willensmeinung abzugeben im Stande sein, der unter allen Umständen sich die Freiheit seines Blickes bewahrt und seine Entschließungen nicht in momentaner Erregung trifft, sondern in ruhiger Schlußfolgerung aus den politischen Thatsachen der letzten drei Jahre und in bedachtsamem Hinblick auf die Ereignisse, die demnach in logischer Entwicklung zu erwarten sind.

Die politische Situation des Augenblicks wird treffend durch diese Erscheinungen charakterisirt. Die Kartellparteien wünschten, daß die Wahl nochmals wie in einem betäubenden Rausche zu Stande kommt; die Freisinnigen wenden sich an das Volk und rufen: Behaltet, was auch geschehen mag, für diesen wichtigsten Akt des politischen Lebens Eure kaltblütige Ueberlegung, und Jeder, der es vermag, baue in seinem Kreise eifrig und bei Zeiten jenen Einflüssen vor, die auf die leicht erschreckbare Schwachherzigkeit berechnet sind. Es scheint nicht, daß deren Sache schlecht stehen kann, die für sich die ruhige Urtheilskraft aufrufen.

Was soeben gesagt worden ist, soll keineswegs als Prophetenwort erscheinen; das Prophezeien ist am lächerlichsten in der Politik, wo immer ein Dutzend Möglichkeiten sich eröffnen und wo jeder Tag neue Möglichkeiten schafft. Aber ein Heer stellt im Felde Posten nicht darum aus, weil ein Ueberfall erfolgen muß, sondern weil ein Ueberfall erfolgen kann; und gegen diese Gefahren haben sich auch die Freisinnigen zu schützen, die seit dem letzten Wahlkampfe wissen, daß zur Taktik ihrer Gegner auch der tückische Hinterhalt gehört. Ob ein solcher und wie er gelegt ist, wird die allernächste Zeit erweisen; vorläufig erscheint es uns noch immer sehr wahrscheinlich, wahrscheinlicher sogar als bisher, daß die Frage des Sozialistengesetzes von den Kartellparteien bei den Wahlen in ähnlicher Weise verwerthet werden wird, wie die Septennatsfrage vor drei Jahren. Damals Franzosen — diesmal Sozialisten und drohende Arbeiterausstände, die, wie offiziöse Blätter — natür-

lich ohne jeden Beweis — andeuten, mit französischem Gelde genährt werden; also vielleicht Verknüpfung des inneren mit dem äußeren Feinde. Auf diesen Punkt ist zunächst in beobachtender Vorsicht das Auge zu richten.

Die bisherigen Wahlvorbereitungen machen es nothwendig, noch auf eine zweite Erscheinung hinzuweisen. Das Kartell hat sein Aussehen nämlich einigermaßen verändert. Nachdem die offiziöse Presse ihren Kampf gegen die „Stöckerei" eröffnet hatte, konnte man darauf rechnen, daß die äußerste Rechte vor weiteren Anfechtungen nicht eher sicher sein würde, bis sie sich unbedingt dem Fürsten Bismarck unterworfen haben wird. Das ist bisher wohl nicht geschehen, und so zeigt denn dieser Wahlkampf, daß die Herren Hammerstein, v. Kleist-Retzow, Stöcker, mithin die führenden und selbständigen Elemente der Konservativen, von den Nationalliberalen als Kandidaten bekämpft werden, obgleich beim Kartellabschluß diese Männer ausdrücklich in das Bündniß aufgenommen worden sind. Die papiernen Attaquen der Bismarck'schen Offiziösen übertragen die Nationalliberalen also in die reale Wirklichkeit.

Eine besondere Wendung hat der Kampf gegen Herrn von Hammerstein genommen. Nochmals ist gegen ihn kein Geringerer als der Kaiser in die Schranken getreten. Angeblich ist bei einer vertraulichen Besprechung konservativer Männer in Bielefeld die Behauptung aufgestellt worden, daß Herr von Hammerstein sich trotz allem Vorgefallenem der schützenden Gunst des Kaisers zu erfreuen habe, den nur die Umstände zwingen, mit seinen Gesinnungen zurückzuhalten. Diese, wie konservative Zeitungen behaupten, entstellten Aeußerungen sollen von einem Spion zur Kenntniß der Behörde gebracht worden sein; die weitere Folge war, daß der Monarch sich mit aller Entschiedenheit gegen diese Unterstellung wehrte und das Ausliegen der „Kreuz-Zeitung" in den königlichen Schlössern verbot.

Der Bannstrahl, der Herrn von Hammerstein getroffen hat, wird von der nationalliberalen Presse eiligst dazu benutzt, um den Wählern folgendes Exempel vorzurücken; da der Kaiser mit Herrn von Hammerstein schlecht steht, so muß er mit uns, den Nationalliberalen, sehr gut, ganz ausgezeichnet stehen; die Männer des Kaisers sind **wir** mithin. Die nämlichen Gründe, die zum Verbot der „Kreuz-Zeitung" in den Schlössern geführt haben, ließen sich daher, wie man sieht, auch gegen ein Dutzend nationalliberaler Zeitungen geltend machen. Wer dem Monarchen eine Intervention angerathen hat, der diente mithin nicht der so wünschenswerthen Loslösung des Kaisers aus den Kämpfen des Tages, sondern nur **einer** Parteirichtung gegen eine andere; und so kommt denn wiederum der Standpunkt der Freisinnigen zur Geltung, die dem Staatsoberhaupt eine so hohe Stellung zugewiesen wünschen, daß jegliche Erklärung für oder gegen ein kleines, wechselnd beleuchtetes und wenig aufgeklärtes Tagesereigniß unnöthig wird.

Die politischen Folgen, die das Hinausdrängen der selbständigen Rechten aus dem Kartell haben wird, lassen sich leicht ermessen. Wir haben für Herrn von Hammerstein, für Herrn Stöcker und Herrn von Kleist-Retzow, die Antisemiten, Agrarier und Erzreaktionäre sind, nicht einen Funken von Sympathie; ein Kampf gegen diese politische **Richtung** hätte mithin unsern vollen Beifall. Allein so stehen die Dinge nicht. Die offiziöse Presse hat diese Elemente nicht wegen ihrer politischen **Richtung** als vogelfrei erklärt, sondern wegen ihrer politischen **Selbständigkeit**. Die letzten drei Jahre haben uns eine Politik gebracht, mit der bekanntlich die Rechte durchaus zufrieden gewesen ist; aber diese Rechte birgt Männer, die auf diese Entwicklung unter Umständen auch direkt einzuwirken beabsichtigen. Das ist ihr Verbrechen und wie die Selbständigkeit auf der Linken, so wird auch die Selbständigkeit auf der Rechten bekämpft, um so dem Ideal jener willenlos bismarckisch gesinnten Partei Knoblauch immer näher zu kommen.

Wir würden nun zwar eine Herrschaft der Kreuzzeitungspartei in Deutschland für ein namenloses Unglück halten. Aber noch größer wäre das Unglück, wenn es gelänge, jede politische Selbständigkeit zu knicken; das ist der sittliche Ruin eines Volkes, wie ihn der „große" Metternich für seine Periode heraufbeschworen hat. Auch er hatte schließlich den Ruhm, jede unbequeme Kraft neben sich beseitigt zu haben. Wir sollten der Sybel'schen Charakteristik gedenken, die dieser Bismarck'sche Historiker freilich in anderem Ausblick geschrieben hat: „In erschreckender Weise zeigte sich, wie wenig geistige Kräfte unter Metternich's langer Verwaltung in Oesterreich herangewachsen waren. Mit seinem Ausscheiden wurde das Staatsschiff steuerlos, und trieb eine geraume Weile vor den wechselnden Stürmen schwankend dahin."

Der detaillirte Lotterieplan für die **Niederlegung der Schloßfreiheit** ist jetzt veröffentlicht. Unser Standpunkt bleibt gegenüber diesem Unternehmen der der entschiedensten Mißbilligung.

Es verdient noch darauf hingewiesen zu werden, daß in unserer Zeit der Sozialreform auch den ärmeren Leuten die Antheilnahme an dem Hazardspiel durch Ausgabe von $^1/_{20}$, $^1/_4$ und $^1/_2$ Loosen erleichtert wird.

Ignaz von Döllinger ist im einundneunzigsten Jahre gestorben; die Influenza hat auch diesen Patriarchen in das Grab hinabgestoßen.

Fast ist es ein Jahr her, da veröffentlichte die „Nation" (Jahrg. VI Nr. 21) einen umfassenden Aufsatz über den Entwicklungsgang und die Bedeutung dieses seltenen Mannes. Die Linien, die damals von kundiger Hand gezogen worden sind, brauchen heute nicht nochmals nachgezeichnet werden. An dieser, politischen Angelegenheiten gewidmeten Stelle, sollen nur die Beziehungen Döllinger's zu einer bestimmten Frage, die in das politische Leben Deutschlands tief eingegriffen hat, kurz angedeutet werden, und zwar zur Verkündung der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Als das vatikanische Konzil tagte, war Döllinger vor Allem jene Quelle, welche die Gegner der Unfehlbarkeit mit intimen Nachrichten aus Rom versah. In einem seiner Briefe findet sich die folgende den heißblütigen, christlichen Gottesmann, Pius IX., so trefflich charakterisirende Stelle:

„Der Ausdruck, den der Papst gebraucht, als man ihm von der Krankheit vieler Bischöfe und der Nothwendigkeit der Prorogation sprach, war: crepino tutti."

Im Mittelpunkt des Kampfes befand sich damals Döllinger, und er überschaute am Besten die Ereignisse. Er war tapfer und er ist nicht zurückgewichen. Aber ein Kämpfer, der die Herzen der katholischen Massen hätte packen können, war er nicht. Seine Stimmungen und Gesinnungen spiegelt am besten die Antwort wieder, die er auf die Aufforderung ertheilte, sich der päpstlichen Autorität zu unterwerfen.

„. . . Ich habe seit einigen Wochen begonnen, die große Frage von Natur und Umfang der päpstlichen Autorität und ihrem Verhältniß zur Kirche zum Gegenstand eines erneuten Studiums und einer möglichst sorgfältigen und eindringenden Forschung zu machen. Ich lese und prüfe Alles . . . soweit es für mich erreichbar ist. Wenn es mir gelingt, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß diese Lehre die wahre . . . dann werde ich nicht anstehen, dies ohne Rückhalt und ohne Beschönigungsversuch vor der Welt zu bekennen. . . . Ich weiß sehr wohl, daß der Priester bereit sein muß, der Kirche auch dieses höchste und schwerste Opfer zu bringen. . . . Aber doch nur unter der einen Bedingung: daß er nämlich auch wirklich an der Wahrheit dessen, was er neu bekennen soll und der Falschheit dessen, was er bisher gelehrt hat, überzeugt sei."

Die Wissenschaft war Döllinger der Pfad zur Wahrheit, und der Wahrheit gehörte sein Leben; das ist die höchste Auffassung, die man vom gelehrten Beruf haben kann; aus dem Gelehrten erwuchs dann auch der Kämpfer gegen Rom. Um die Werbetrommel mit propagandistischem Lärm zu schlagen, dazu war diese Natur nicht geeignet. Aber eine große, wenn auch stille propagandistische Kraft liegt in der Wahrhaftigkeit, in der Charakterstärke und in dem riesenhaften Wissenstriebe der Döllingerschen Gestalt; durch diese Eigenschaften wirkt sie vorbildlich und zur Nacheiferung aufstachelnd. In unserer Zeit der Arbeitstheilung, da es so viele kleinliche, anmaßende und charakterlose Duodezfürsten des Geistes gibt, war Döllinger von encyklopädischem Wissen und ein großer, vornehmer Herrscher im Gebiete der Wissenschaft.

England hat Portugal durch ein Ultimatum zur Nachgiebigkeit in dem afrikanischen Streitfall gezwungen. Die Politik, die das Kabinet Salisbury befolgt hat, ist mithin die der Brutalisirung des Schwächeren durch den Starken; wie diese Methode niemals unsern Beifall findet, so ist sie im vorliegenden Falle um so weniger angebracht, weil die Kongoakte ausdrücklich vorschreibt, daß afrikanische Streitigkeiten zunächst durch Vermittelung oder durch Schiedsspruch zu schlichten versucht werden sollen. England hat sich also auch über diese Vertragsbestimmungen, die es unterzeichnet hat, hinweggesetzt. Aber was schlimmer ist, das Torykabinet weicht mit seiner Politik völlig von jener Linie ab, die England seiner ganzen Entwicklung nach einhalten muß. Das englische Volk will Handel, Civilisation, friedliche Beziehungen und Rückstauung der Rüstungen; das kurzsichtige Vorgehen Salisbury's muß dagegen die Spannung in Europa vermehren, und wenn ein neuer Beweis geliefert ist, daß die Stärke der Waffen in erster Reihe für die Schlichtung internationaler Fragen maßgebend ist, so müssen sich die militärischen Aufwendungen der Staaten weiter ins Ungemessene steigern.

Gegen diese Politik roher Schneidigkeit, die in letzter Zeit nur auf dem Kontinente üblich war, erheben sich bereits zahlreiche und bedeutungsvolle Stimmen in England. Humane, moderne Anschauungen sind jenseits des Kanals eine Macht, und daneben sind die Engländer zu gute Rechner, um nicht eine Bilanz bedenklich zu finden, die gegen einander stellt: einen afrikanischen Besitz von zweifelhaftem Werthe und die Mißbilligung der gesammten öffentlichen Meinung in Europa, dazu die portugiesische Feindschaft. Und schließlich! Wer möchte sich der Ueberzeugung erwehren, daß England seine Ansprüche auch mit weniger gewaltthätigen Mitteln hätte durchsetzen können.

* * *

Ueberzeugungstreue.

Der in diesen Tagen gestorbene Joseph Ignaz von Döllinger war eine der wissenschaftlichen Zierden Deutschlands und die Wissenschaft durfte stolz auf ihn sein. Aber seine geschichtliche Stellung beruht nicht auf der Gelehrsamkeit seiner Werke, noch auf der litterarischen Feinheit seiner akademischen Vorträge, sondern darauf, daß er in einem weltgeschichtlichen Moment, seinem Gewissen folgend, **nein** sagte.

Der Knechtssinn im Menschen offenbart sich in tausend verschiedenen Formen; aber es ist nur ein Grad-, kein Wesens-Unterschied, ob Jemand seine Ueberzeugung zum Opfer bringt, weil er den Verlust eines Kunden oder die schiefen Gesichter seines Skatklubs fürchtet, oder ob er dem Papst oder einem Kaiser oder Könige zu Liebe das sacrifizio del intelletto bringt, weil er einen Konflikt fürchtet, der die Wurzeln seiner ganzen Existenz zu untergraben droht. Wer es dagegen über sich vermag, jede Rücksicht auf Rang und Stellung, auf Beförderung und Ehren, auf Behaglichkeit und Ruhe, jede Besorgniß vor politischer, gesellschaftlicher oder kirchlicher Exkommunikation hintenan zu setzen, weil ihm ein gutes und stolzes Gewissen höher steht, als alle Güter dieser Welt, der gehört zu den großen Männern seines Volks, nicht um seiner etwaigen Erfolge, sondern um seines Kampfes willen: weil er den Muth besaß, auf jede Gefahr hin vor der ganzen Welt Zeugniß abzulegen für die oberste aller Tugenden, die innere Wahrhaftigkeit. In diesem Rebellenthum gegen die Fesseln, welche die herrschenden Mächte dem freien Gewissen anlegen wollten, liegt ja auch die Größe Martin Luthers.

Mir scheint, es gibt keinen besseren Text für eine Wahlpredigt, als den, welcher von der Verwerflichkeit des sacrifizio del intelletto handelt.

Die Königstreue wird heute vielfach so dargestellt wie eine Art von Lehnspflicht der politischen Ueberzeugung dem Monarchen gegenüber. Und manche konstruiren neben dieser Lehnspflicht noch eine weitere gegenüber dem Fürsten Bismarck. Man stellt es dar als eine Pflicht der Loyalität oder der Dankbarkeit, unter Umständen auch seine Ueberzeugung zum Opfer zu bringen. Neben das kirchliche Roma locuta est stellt diese Theorie ein politisches rex locutus est. Es ist interessant, daß ein Hauptvertreter dieser Theorie, der Leiter der „Kreuzzeitung", Gelegenheit bekommen hat, diese Theorie an sich selbst praktisch zu erproben.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Herr von Hammerstein den Konflikt wie ein Döllinger auszufechten bereit ist. Um das zu thun, müßte er ja jenes starre Autoritätsprinzip aufgeben, welches im Credo der preußischen Junker eine so große Rolle spielt, allerdings in der Erwartung, daß man selbst nicht darunter zu leiden haben werde. Die Unfehlbarkeit der Autorität ist die letzte Konsequenz jedes Autoritätsglaubens, auch in der Politik. Jener große deutsche Gelehrte, der in seiner Bismarckbegeisterung so weit ging, seine Unterwerfung unter das Urtheil des Fürsten Bismarck selbst dann in Aussicht zu stellen, wenn er mit dem Kanzler bei der Auslegung einer Stelle im Gajus in Konflikt gerathen sollte, handelte deshalb ganz logisch. Entweder man glaubt oder man überzeugt sich. Zwischen Glauben und Ueberzeugung gibt es keine Brücke. Der Glaube führt bisweilen zum Kadavergehorsam, die Ueberzeugung reißt gelegentlich ein ganzes Staatswesen zusammen.

Um diesen Gegensatz zwischen Autoritätsglauben und freier Ueberzeugung dreht sich die Weltgeschichte. Der Liberalismus steht und fällt mit dem Grundsatz der rückhaltlosen Treue gegen die eigene Ueberzeugung, das eigene Gewissen.

Th. Barth.

Treitschke's Urtheil über David Friedrich Strauß.

„So will ich für Hektorn zeugen."

Der siebente Abschnitt des eben erschienenen vierten Bandes von Treitschke's deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert*) handelt von „Dem jungen Deutschland". Derselbe hebt stimmungsvoll an mit dem alternden Goethe; aber schon hier greift Treitschke fehl in Verkennung der durch und durch unprotestantischen Mystik am Schluß des Faust, die zu dem echt protestantischen Geist des ersten Theils so wenig passen will. Darauf folgen die drei Abschnitte dieses Kapitels. Erst Heine und Börne und was sich daran anschließt; bedauerlich eng in seinem blinden Fanatismus gegen Juden und Judengenossen. Treitschke selbst sagt: „wer in einer engen Gasse zwanzig Juden vor den Thüren stehen sieht, schwört darauf, es müßten ihrer hundert sein" — besser kann man die Stimmung des Antisemiten nicht charakterisiren, der überall Judenthum sieht und sogar darauf schwört; und doch sind Meineid und Falscheid strafrechtlich verboten. Um so schöner ist dann das Mittelstück, der Abschnitt über die Poesie der Schwaben, über Immermann, über Musik und bildende Künste in den dreißiger Jahren; hier wird Treitschke sogar einem „Deutschen jüdischer Abstammung", Felix Mendelssohn, gerecht. Komisch macht es sich dazwischen hinein freilich, wenn sich um des Effektes willen die Schwaben von 1835 „um die beiden Patriarchen Uhland und Kerner schaaren" müssen, von denen damals der eine 48 und der andere 49 Jahre alt war: Die Patriarchen waren nach dem Ausweis meiner Bibel erheblich älter. Endlich die Wissenschaft. Erst die Historiker und Philologen; dann etwas dünn die Naturwissenschaften: eine verstimmte Aeußerung Liebigs über die Chemie wird

*) Anm. der Redaktion: Eine allgemeine Würdigung dieses IV. Bandes wird „Die Nation" in einer der nächsten Nummern bringen.

ohne Grund und Werth in die Mitte gestellt; zuletzt die Philosophie, der Zerfall der Hegel'schen Schule unter dem Ansturm ihrer eigenen Linken, wobei ganz ohne Noth, aber mit viel Behagen Derbheiten Ruge's über die Rahel und die Juden überhaupt verzeichnet werden. Und nun zunächst ein kurzes Wort über Ludwig Feuerbach, den aber Treitschke nur aus den Urtheilen früherer Gegner zu kennen scheint; in einem Augenblick, wo Religionsphilosophie und Ethik sich von den verschiedensten Seiten aus anschicken, die Gedanken Feuerbachs nutzbar zu machen und gründlicher zu verstehen, nehmen sich die Lamentationen über den unhistorischen Sinn dieses „Schwärmers“ und über seine „ungeheuerlichen Trugschlüsse“ recht veraltet und abgegriffen aus.

Doch nicht von Feuerbach soll hier die Rede sein, sondern von David Friedrich Strauß und dem Urtheil, das Treitschke über ihn fällt.

Es hat wohl nicht nur bei den „blinden Verehrern“ von Strauß, sondern in weitesten Kreisen Staunen und Unmuth erregt, wie absprechend Treitschke sich über diesen Mann und seine wissenschaftlichen Leistungen äußert. Selbst bei solchen, die mit heimlicher oder offener Freude und Schadenfreude noch immer jedes Wort, das gegen Strauß gesagt wird, lesen oder hören, mag doch ein bedenkliches Schütteln des Kopfes entstanden sein über die Prädikate wie Oberflächlichkeit und Plumpheit, Philisterhaftigkeit und verbockte Stubengelahrtheit. Das Rezept, in dieser Weise erst das Bedeutende klein zu machen, um es dann desto leichter und hochmüthiger abthun zu können, mögen sich aber doch immerhin Manche gemerkt haben. Und dagegen muß Protest erhoben werden. Um so mehr, als Treitschke zu diesem seinem Urtheil über Strauß so wenig als zu dem über Feuerbach, durch die nöthige Sachkenntniß berechtigt und berufen erscheint.

Schon die Persönlichkeit des Mannes kennt er nicht; denn was er darüber sagt, ist so schief als möglich. Strauß, heißt es, „hatte den beengenden Zwang der württembergischen Klosterschulen ertragen und, wie vormals der junge Schiller, eine glühende Sehnsucht nach Freiheit sich angeeignet, weil sein stolzer Sinn den Druck dieses evangelischen Klosterlebens nicht ertragen konnte.“ Hier hat der Historiker Treitschke einfach ein Bild nach berühmten Mustern zusammenphantasirt, das nur leider ganz unhistorisch ist. Schiller und Strauß: nur eins haben die beiden Schwaben gemein, daß sie von Treitschke als veraltet abgethan werden. „Wir empfinden schon den nur bedingten Werth Schiller'scher Ideale; nur die unerfahrene Jugend kann sich ihm noch ganz hingeben“, heißt es. Es wäre trostlos, wenn es nicht so bezeichnend wäre; denn warum in Treitschke's Augen die Ideale Schiller's veraltet sind, ist ja klar. Aber wie kommt Treitschke zu jener Vorstellung von der glühenden Sehnsucht Straußen's nach Freiheit, aus der das Leben Jesu ebenso zu erklären sei, wie die Räuber aus dem beengenden Zwang der Stuttgarter Karlsschule? Man würde sich vergebens den Kopf zerbrechen, wie dieses Phantasiebild entstanden sei, wenn nicht eine Stelle aus dem zweiten Band der christlichen Glaubenslehre von Strauß (S. 626), nachher von Treitschke zitirt, uns zeigte, wie er zu seinen falschen Schlüssen gekommen ist. Es ist die Stelle von den armen Knabenseelen, die in Württemberg „jährlich durch den Speck der Stiftungen in die theologische Mausfalle gelockt werden, in der gerade die besten am jämmerlichsten zu Grunde gehen“. Dieser von Treitschke persönlich gedeuteten Stelle stehen nun aber nicht nur die bestimmtesten Erzählungen und Aussagen der Jugendfreunde, sondern vor allem das eigene Zeugniß von Strauß selbst, seine reizende Schilderung der in Blaubeuren und Tübingen verlebten Zeit entgegen — in seinem „Christian Märklin“, den Treitschke, wie wir nochmals sehen werden, offenbar nicht gekannt hat. Gerade für eine Gelehrtennatur, wie sie Strauß in erster Linie gewesen ist, boten Seminar und Stift zur Genüge das, was er brauchte, die Freiheit des Lernens und des Denkens, diese ist ihm dort von keiner Seite verkümmert worden. Ich rede hier als ein bene expertus: auch ich kann den württembergischen Klosterschulen dieses Zeugniß geben und das Wort von der „Mäusefalle“ daneben doch ganz gut verstehen.

Also mit der psychologischen Erklärung des Lebens Jesu durch Treitschke ist es nichts. Nun aber das Zweite: warum bleibt Strauß auch nach dem Leben Jesu noch Theologe? „Auf die Dauer hätte ihm ein philosophischer Lehrstuhl kaum entgehen“ können. Allein „der schwäbische Starrkopf verlangte nach einer theologischen Professur, obgleich er schon fast alle Grundlehren des Christenthums in Frage gestellt hatte; es war genau dasselbe, wie wenn Martin Luther gefordert hätte, mitsammt seiner Frau Katharina General des Augustinerordens zu werden“. Sehr witzig gesagt; aber der Witz macht eine Sache nicht wahr. Der schwäbische Starrkopf, warum wollte er keine philosophische Professur? Zunächst weil ihm, soviel ich weiß, auch vor dem „Züriputsch“ keine angeboten worden ist. Und dann, Treitschke urtheilt doch selbst von Strauß, daß er „weder ein Philosoph noch ein Historiker“ gewesen sei. Wie, wenn das Strauß selbst gefühlt und gewußt hätte? wenn er bis 1839 so durchaus Theologe gewesen wäre, daß er eben deshalb einen theologischen Lehrstuhl hätte haben wollen? wenn er geglaubt hätte, daß er der Theologie und in der Theologie noch manches zu sagen habe — nur natürlich nicht als praktischer Geistlicher oder als „Reformator“, wohl aber als gelehrter Universitätstheologe, der er war und bleiben wollte, und mit „dem sittlichen Ernst“ eines solchen, der ihm wahrlich nicht gefehlt hat. Kein „sonderbares Begehren“ also eines „schwäbischen Starrkopfs“, sondern ein zum mindesten psychologisch durchaus berechtigtes und begreifliches Verlangen, das zu werden, was er seiner reich veranlagten Natur und seinem ganzen Bildungsgange nach werden konnte und wollte und durfte.

Und dazu kommt, daß Strauß in der Schlußabhandlung zur dritten Auflage — also vor seiner Berufung nach Zürich — in der That erhebliche Zugeständnisse gemacht hat, gerade auch was die Dignität der Person Christi anlangte, und in den „friedlichen Blättern“ schon 1838 neben dem Nein auch das Ja laut werden ließ, damit das Publikum sehe, daß er nicht der Geist sei, der stets verneint. Aber diese Verständigung wurde von seinen theologischen Gegnern schnöde zurückgewiesen. Denn es ist, wie Hausrath bemerkt, die Praxis der Männer der Kirche zu allen Zeiten gewesen, die Ketzer erst zum Widerruf zu verführen, um sie dann um so bequemer zu vernichten. Nur daß jene Konzessionen nicht sowohl ein Widerruf, als vielmehr der ehrenhafte und ehrliche Ausdruck dessen war, was damals in Strauß vorging, und daß sich Strauß nicht so bequem vernichten ließ. Von alle dem erzählt Treitschke — nichts! Hat er davon nichts gewußt, dann hat er überhaupt kein Recht, Strauß sein Verhalten in und vor der Züricher Berufungsfrage zum Vorwurf zu machen und ein Urtheil darüber abzugeben; hat er es aber gewußt und es einfach todt geschwiegen, dann um so schlimmer für den Historiker, der uns die wichtigsten Thatsachen vorenthält. Sollte das in anderen Theilen seines Buches am Ende auch so sein?

Und nicht bloß gegen Strauß, auch gegen die Gesinnungsgenossen desselben ist Treitschke ähnlich ungerecht, wenn er in einer effekthaschenden Parallele zu den praktischen Theologen, die „die Verschmachtenden labten und die Elenden trösteten“, von „mehreren der Genossen der Tübinger Schule“ berichtet, sie haben „nach Straußens Vorgang bald die Theologie aufgegeben, weil ihnen an der Kirche wenig lag“. Auch das ist wieder so falsch als möglich: nicht sowohl weil ihnen an der Kirche, als vielmehr weil der Kirche zum mindesten ebenso wenig an ihnen gelegen war, haben diese Männer der Theologie den Rücken gekehrt. Treitschke freilich, der seit langen Jahren stets auf der Seite der causa victrix steht, weiß wohl kaum mehr, wie es dem zu Muthe ist, der Wind und Wetter gegen sich hat, und hat es sicher niemals gehabt, jenes Ketzergefühl, d. h. „das Gefühl ausgestoßen, exkommunizirt, mit dem Geruche der Pest umgeben zu sein.“ Aber da er es nicht kennt und auch von den inneren und äußeren Kämpfen dieser Männer offenbar keine Ahnung hat, so hätte er es sich wenigstens

von Strauß sagen lassen sollen, der in seinem „Christian Märklin" so deutlich zeigt, wie es die Kirche mit denen hielt, an denen ihr so wenig lag.

Alle diese Dinge beweisen zunächst nur, wie wenig Treitschke von dem inneren und äußeren Leben dieser spekulativen Theologen der dreißiger Jahre weiß, über die er so leichthin ein schonungsloses Urtheil abgibt. Aber nicht nur persönlich und historisch. Auch das philosophisch-theologische Wissen, das Treitschke in diesem Abschnitt an den Tag legt, berechtigt ihn dazu nicht.

Strauß „sagte im Grunde wenig Neues, sondern stellte nur in umfassender Uebersicht alle die Widersprüche der evangelischen Berichte zusammen, die seit den Tagen Lessing's und des Wolfenbüttler Fragmentisten vorlängst erkannt, doch immer wieder künstlich verdeckt worden waren". Treitschke nennt es „ein armseliges Ergebniß, woran denkende Historiker nie gezweifelt hatten, daß die Evangelien keine reine Geschichte enthalten". Unbegreiflich ist Angesichts dessen nur „die verblüffende Wirkung seines Buches"; denn damit, daß Strauß „mit radikaler Härte heraussagte, was Unzählige (sic!) insgeheim dachten," ist die Sache doch nicht erklärt, und so bleibt sie selbst heute noch einem Treitschke „verblüffend". Es ist nämlich einfach nicht wahr, daß Strauß nur gesagt habe, was Unzählige dachten: kein Mensch, wenigstens seit Lessing kein Mensch mehr, wußte, wie tief das Ungeschichtliche in die Berichte der Evangelien dringe. Das Umfassende und Tiefgründende des Angriffs, nicht die radikale Härte, erklärt die ungeheure Wirkung; und von diesem Umfang hatte Niemand, auch kein Historiker vor Strauß, eine Ahnung. Zu dieser Erkenntniß aber führte eben jenes „doktrinäre mythenbildende Prinzip". Hier zeigt sich das absolute Nichtverstehen Treitschke's, wenn er darüber sagt, daß es „aus nichts etwas geschaffen haben sollte, mithin noch viel wunderbarer sei als die Wundergeschichten der Evangelien". Der Mann, der es Strauß zum Vorwurf macht, daß er „von dem Wesen der Religion gar keine Ahnung gehabt habe", hat vielmehr selbst keine von dem einfachsten Begriff in diesem Wesen der Religion, vom Mythus; er weiß nicht, daß der Mythus nicht ein Nichts, sondern ein Etwas ist, und vor Allem, daß er ein Etwas voraussetzt, nämlich — den Glauben einer religiösen Gemeinschaft. Eben darum aber konnte Strauß in dem Mythus den Schlüssel zu jenem Lessing'schen Wort finden, daß die Bibel nicht das Christenthum sei: das Christenthum ist älter als die Bibel, jener Glaube an Christum ist älter als die Berichte über ihn. Und deshalb liegt allerdings in der Anwendung des mythenbildenden Prinzips die Erklärung der evangelischen Berichte und ihrer Gestalt, und liegt hier die Bedeutung von Strauß. Vielleicht eine Sache, so einfach, wie das Ei des Kolumbus, aber offenbar noch nicht einfach genug, um in ihrer Tragweite von einem Historiker des Jahres 1890 begriffen zu werden.

Nun erst konnte auch der große und nothwendige Schritt von der Kritik der evangelischen Geschichte zu einer Kritik der Evangelien selbst gemacht werden; und nun konnte man allenfalls auch finden, daß neben dem Mythus Absicht und Tendenz in der Aufstellung oder noch besser in der schriftstellerischen Gestaltung des Kanons eine Rolle gespielt habe. Jetzt weiß freilich jeder Primaner, was Strauß nicht gewußt hat, daß die Kritik der Evangelien der Kritik ihres Inhalts vorangehen müsse. Aber daß es jetzt jeder Primaner weiß, das verdanken wir vor Allem dem Leben Jesu von Strauß. Und überdies, ist es historisch geurtheilt, wenn man einem Mann zum Vorwurf macht, daß er ein Kind seiner Zeit sei und auf dem Boden dieser seiner und nicht unserer Zeit stehe? Das ist freilich nur ein Spezialfall jener Manier Treitschke's, das „wie haben wirs so herrlich weit gebracht" gegen alle diejenigen auszuspielen, welche vor 50 und vor 70 Jahren unter anderen Voraussetzungen gelebt, gehandelt und gestritten haben.

Aber noch viel unhistorischer ist, daß Treitschke den Zusammenhang zwischen dem Auftreten von Strauß und den sich daran anschließenden kritischen Arbeiten Baur's und der Tübinger Schule so wenig versteht. Denn wie äußerlich faßt er ihn doch, wenn er sagt: Baur sei dadurch „veranlaßt" worden, „die historischen Untersuchungen über die Anfänge des Christenthums, an denen er seit Jahren gearbeitet, weiterzuführen!" Freilich diese Tübinger Schule —, „viele ihrer Behauptungen sind heute schon längst widerlegt." Armer Baur! Warum hat er nicht die Dogmengeschichte von Harnack geschrieben, dann würde heute nicht so viel von ihm widerlegt sein, und erst in 50 Jahren würde ein anderer Treitschke kommen müssen und triumphirend ausrufen können: viele von diesen Harnack'schen Behauptungen sind heute schon längst widerlegt! Vielleicht würde der Historiker von 1940 aber doch fragen: sind sie darum werthlos gewesen? Und vielleicht wird man 1940 einen Historiker, der nicht so fragt, überhaupt für keinen Historiker halten wollen.

Aber was hätte Strauß thun sollen? Erst that er zu viel, weil er eine Kritik der Geschichte statt einer Kritik der Quellen gab, und nun viel zu wenig. „Mit jugendlicher Kühnheit hat er sich an ein Unternehmen gewagt, das weit über seine Kräfte hinausging"; denn „ihm fehlte die Gestaltungskraft des schöpferischen Historikers, der nicht ruht, bis er aus dürftigen oder getrübten Quellen ein lebendiges Bild des Geschehenen gewonnen hat". Also ein Charakterbild Jesu hätte er schreiben sollen. Aber wie? Strauß hat es ja versucht, im Leben Jesu für das deutsche Volk vom Jahr 1865. Allein was kam dabei heraus? Gerade weil Strauß historischen Merks genug besaß, fühlte er alsbald, wie wenig er bieten könne, wie schatten- und schemen-, wie skizzenhaft ein solches Bild ausfallen mußte. Und allen Anderen, die es vor oder nach ihm gewagt haben, ist es nicht besser ergangen, den einen Renan ausgenommen, der „schöpferischer Historiker" genug war, um aus dem Jesus der Geschichte den Helden eines Romans zu machen. Dem gegenüber war Strauß ehrlicher, wenn er im alten und neuen Glauben bekannte: „Der Jesus der Geschichte, der Wissenschaft, ist lediglich ein Problem". So lange uns aber jenes „lebendige Bild", das Treitschke fordert, Keiner vorzeichnet, so lange glauben wir lieber, daß Strauß mit seiner Bescheidenheit Recht hat, daß es überhaupt nicht gezeichnet werden kann. Selbst die Kunst eines Treitschke, der doch ein Meister ist in der Charakteristik, würde an dieser Aufgabe ihre Grenze finden.

Damit fällt wohl auch ein gut Theil des gerade hierauf gegründeten Vorwurfs dahin, daß „dem wesentlich kritischen Geiste von Strauß das liebevolle Verständniß für Menschenschicksal und für Menschenthum" gefehlt habe. Daß er, wo die Quellen ausreichten, Menschen schildern konnte, ich denke die Hutten und Frischlin, die Voltaire und Klopstock, die Schubart und Märklin werden es ihm bezeugen.

Allein der Vorwurf dringt tiefer: „von dem Wesen der Religion hatte der scharfsinnige Theologe gar keine Ahnung; gleich allen Hegelianern sah er in ihr nur ein unfertiges Denken; er wähnte, das Christenthum selbst überwunden zu haben, weil er nachgewiesen hatte, daß einige der evangelischen Erzählungen mythisch sind." Das letztere ist einfach nicht wahr: daß Strauß das Christenthum überwunden habe, hat er niemals geglaubt, sondern nur, daß er und seine Gesinnungsgenossen keine Christen mehr seien. Und auch das glaubte er nicht auf Grund seines mythenbildenden Prinzips: nicht durch das Leben Jesu von 1835, sondern erst durch die Kritik der christlichen Glaubenslehre von 1840 hat er sich aus dem Christenthum herausgeschrieben. Und ebenso falsch ist das andere, daß alle Hegelianer in der Religion nur ein unfertiges Denken gesehen haben. Schon für Hegel's Religionsphilosophie selbst ist diese Formulirung so schief und so oberflächlich als möglich, wie denn die landlaufigen Skizzen derselben nach einer richtigen Bemerkung von O. Pfleiderer „mehr Karikaturen als wirkliche Darstellungen" sind; einer solchen Karikatur verdankt offenbar auch Treitschke sein Wissen davon. Und dann „alle Hegelianer": Treitschke kennt wohl kaum Zeller's Abhandlungen über die Religion aus den ersten Jahrgängen der theologischen Jahrbücher, in welchen dieselbe doch mehr ist als ein unfertiges Denken. Aber auch Strauß selbst hat nicht nur in der schon genannten Schluß-

abhandlung der dritten Auflage, sondern noch im alten und neuen Glauben gezeigt, daß er zwischen Christenthum und Religion wohl zu unterscheiden wußte, wenn er die Frage: sind wir noch Christen? verneint und die andere: haben wir noch Religion? bejaht, und zwar bejaht mit der ausdrücklichen Hinweisung auf „das Abhängigkeitsgefühl, das wir jedem Menschen zumuthen“. Daß er dabei der Religion nicht nach allen Seiten hin gerecht geworden ist, soll durchaus nicht bestritten werden.

Aber nun der höchste Trumpf, der von Treitschke gegen Strauß ausgespielt wird: derselbe habe „niemals begriffen, daß die Idee des Gottmenschen in einem angeborenen, unausrottbaren Drange unserer Seele wurzelt und also eine Forderung der praktischen Vernunft ist, daß alle Liebe, Alles, was Menschenherzen beseligt, auf der Vorstellung beruht, irgendwie müsse sich das Ideal verwirklichen.“ Dem gegenüber habe Strauß „bestritten, daß die Idee der Menschheit sich in einem Manne verkörpern könne, und versichert, die sündhaften Menschen seien gleichwohl als Gattung untadelhaft, in einem beständigen Fortschreiten begriffen“; damit habe er — „das Gewisse geleugnet und das Ungewisse behauptet“. Nun könnte man diesen Einwand, so seltsam er sich gerade im Munde des optimistischen Treitschke ausnimmt, gefallen lassen, wenn dieser nur nicht 70 Seiten zuvor selbst verkündigt hätte, „der höchste Gedanke der neuen deutschen Philosophie sei die Erkenntniß der nie auf Erden ganz verwirklichten, aber ewig sich verwirklichenden Idee“. Und weil nun Strauß diesen von Treitschke gepriesenen Gedanken auch gehabt und ihn auf die Person Jesu angewendet hat, wird er von Treitschke so hart angelassen und ihm vorgeworfen, daß er das Gewisse, d. h. die Verwirklichung dieser nie verwirklichten Idee geleugnet habe. Es ist das einer jener flagranten Widersprüche, in denen sich Treitschke überhaupt bewegt, wo er über philosophische Dinge redet. So um gelegentlich nur einen anzuführen, heißt es auf S. 428, man habe bei Hegel lernen können, „jedes sittliche Gesetz als überwundenen Standpunkt abzufertigen“, und S. 485 sagt er von demselben Hegel, er „habe die Einheit des göttlichen und des menschlichen Lebens als eine sittliche Ordnung aufgestellt“ und seine radikalen Nachtreter haben, dem Meister das Wort im Mund verdrehend, „den konkreten Menschen selbst für einen Gott erklärt“. Und damit sind wir wieder bei Strauß: hat dieser radikale Nachtreter Hegel's wirklich den konkreten Menschen für einen Gott erklärt? und wird er nicht vielmehr gerade deswegen von Treitschke gescholten, weil er es nicht gethan, weil er „das Gewisse geleugnet“ habe? In dieser Weise reißt uns Treitschke von Behauptung zu Behauptung fort; was er Strauß zum Vorwurf macht, derselbe „verschmähte auch schlechte Sophistenkünste nicht“, könnte ein Böswilliger auch von dieser seiner Polemik sagen.

Aber um was handelt es sich denn? Für Strauß war die Frage die: ist der Gottmensch in Jesus geschichtlich, die Idee desselben in seiner konkreten Person verwirklicht worden? Strauß hat sie ehrlich, wie er war, verneint; die Idee aber suchte er zu retten, zu retten freilich in den Hegel'schen Kategorien seiner Zeit, die natürlich längst veraltet sind. Und im Schlußwort zur dritten Auflage ging er sogar soweit, zuzugeben, daß im Selbstbewußtsein des christlichen Christus diese Einheit des Göttlichen und Menschlichen zuerst und mit einer Energie aufgetreten sei, welche in dem ganzen Umfang seines Gemüths und Lebens alle Hemmungen dieser Einheit bis zum verschwindenden Minimum zurückdrängte; und in den friedlichen Blättern hieß es: in Jesus ist innerhalb des religiösen Gebiets das Höchste erreicht, über welches keine Zukunft hinausgehen kann. Weiß davon Treitschke nichts oder ist ihm das nicht genug? Glaubt er selber an die Geschichtlichkeit des Gottmenschen im theologischen Sinn des Wortes, an seine Unsündlichkeit und schlechtsinnige Vollkommenheit, an seine übernatürliche Erzeugung und seine Gabe Wunder zu thun? Wenn ja, dann sage er es deutlich und unbekümmert darum, ob das einem „menschenkundigen, gebildeten Jahrhundert kindlich erscheinen muß“; wenn nein, so hat er doch kein Recht, Strauß zu hofmeistern, als wenn er, Treitschke, ein Orthodoxer und der andere ein übler Ketzer wäre.

Und noch eines, Strauß war ein gelehrter Theologe, ein Mann der Wissenschaft; also kann man gegen ihn doch nicht die Leistungen des praktischen Christenthums ins Feld führen. Jeder hat seinen Beruf; es muß Praktiker und Theoretiker geben, das fordert die Theilung der Arbeit. Und es ist keinem zum Vorwurf zu machen, wenn er, zum Seelsorger nicht geeignet, spekulative Bücher schreibt, so wenig als der Historiker darob zu tadeln ist, daß er Geschichte nicht macht, sondern schreibt und dabei wohl auch Mythen und Legenden zerstört. Aber diese praktischen Wirkungen des Christenthums? Gewiß sind sie da. Allein Treitschke vergißt, daß sie vielfach an Dogmen geknüpft sind, die nicht mehr für alle einleuchtend sind. Und daraus entstehen Konflikte, schwere innere und äußere Kämpfe, wie sie Strauß in seinem „Christian Märklin“ so wahr geschildert hat. Wo aber eine solche Zwiespältigkeit vorliegt, da hat die Wissenschaft nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, mit ihrer Fackel hinzuleuchten und den Widerspruch aufzuzeigen, nicht ihn zu vertuschen; denn nur dadurch kann er aus der Welt geschafft werden. Darüber nun einen Vertreter der Wissenschaft zu schelten, daß er seine Pflicht gethan hat, ist von einem Historiker ganz unbegreiflich und zeigt nur, daß ihm dieser Widerspruch zwischen Moral und Dogma, zwischen Liebe und Glaube, woran so viele unserer Zeitgenossen so schwer tragen, noch niemals zu schaffen gemacht hat.

Endlich aber noch die Wirkung des Strauß'schen Buchs auf seine Zeit, die ja Treitschke in vollem Umfang zugiebt: sie war „zugleich wohlthätig und tief verderblich“. Das erste wird kurz abgethan: Strauß weckte die Theologie aus einer falschen Ruheseligkeit und „veranlaßte“ Baur, seine historischen Untersuchungen über die Anfänge des Christenthums weiterzuführen. Viel anders das zweite, das „tief Verderbliche“. „In einer Zeit, da die Macht der römischen Kirche sich wieder streitbar erhob“, hat Strauß den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus verkannt, den deutschen Protestantismus gelähmt in dem Augenblick, da das Papstthum wieder zum Angriff vorschritt, und durch seine maßlose Polemik die Pietisten und Orthodoxen „fast gezwungen alle wissenschaftliche Kritik zu verdammen und das credo quia absurdum auf ihre Fahne zu schreiben.“ Zunächst das letztere: ich habe bis jetzt geglaubt, daß das credo quia absurdum est, in der christlichen Kirche viel älter sei als das Leben Jesu von Strauß; daß es schon 1600 Jahre früher ein gewisser Fanatiker und Zelote Namens Tertullian auf die Fahne der christlichen Kirche geschrieben habe. Aber Treitschke ist Historiker, der offenbar auch die „ganze wundervolle Kirchengeschichte“ kennt; er muß es also besser wissen. Und weiter, so viel mir bekannt ist, hat Hengstenberg seine evangelische Kirchenzeitung schon im Jahre 1827, also 8 Jahre vor dem Auftreten von Strauß als Organ des Kampfes gegen den Rationalismus, „diesen geborenen und geschworenen Feind Christi und seiner Kirche“ begründet, wie er auch schon 1828 ordentlicher Professor geworden war, und in ihr hat er eine zum mindesten nicht maßvolle Polemik entfesselt. Eben aber hat C. Varrentrapp in seinem Buch über Joh. Schulze gezeigt, daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. nicht erst 1836 Baur's Berufung nach Halle hintertrieben hat, weil sich derselbe „den Ansichten eines Dr. Strauß angeschlossen“ habe; sondern schon im Jahr vor dem Erscheinen des Leben Jesu ist Baur's Berufung nach Berlin „durch geheime Einflüsterungen und Proteste verhindert“ worden. Es ist immer gut, Mythenbildung zerstören zu können; nicht immer gehts so leicht, wie in diesem Falle mit Hilfe Varrentrapps. — Also nicht erst durch das Auftreten von Strauß ist die Berufung Baur's nach Preußen hintertrieben worden, sondern schon vor demselben durch die Partei der evangelischen Kirchenzeitung und ihre hohen Gönner.

Was aber das andere, das Verhältniß zum Katholizismus anlangt, so vergißt Treitschke bei seinem Vorwurf

gegen Strauß eines, was er doch selbst 30 Seiten vorher erzählt, daß damals auch ein Mann wie Ranke „die augenblickliche Macht des Vatikans sehr niedrig angeschlagen hat", daß sich also Strauß mit diesem seinem Irrthum in sehr guter, keineswegs radikaler Gesellschaft befunden hat, d. h. Treitschke vergißt wieder einmal, daß Strauß in diesem Punkte lediglich die Anschauungen seiner Zeit getheilt hat und ein Kind dieser seiner Zeit gewesen ist. Das zweite aber, daß Strauß durch die Entfesselung des Kampfes zwischen den Wissenden und den Glaubenden den deutschen Protestantismus gelähmt habe: glaubt Treitschke wirklich, daß die protestantischen Orthodoxie und der Pietismus diesen Kampf hätten führen können und führen werden? und glaubt er, daß er unter Friedrich Wilhelm IV. besser und siegreicher geführt worden wäre, wenn Strauß sein Leben Jesu gar nicht oder doch wenigstens lateinisch geschrieben hätte? Man muß den Geist des Protestantismus schlecht kennen, wenn man ihm den geistigen Kampf im Innern versagen und verbieten will, um ihn als bloße Macht zu einer Aktion nach außen zusammenballen zu können.

Damit könnte ich schließen. Denn diese Bezugnahme auf den Katholizismus enthüllt uns, zum Theil wenigstens, die Gründe für Treitschke's Anathema gegen Strauß. Weil er den Protestantismus und die protestantische Kirche wesentlich nur politisch, d. h. als Macht gegen Macht begreifen kann, hat er für die Geisteskämpfe, die in ihr gekämpft und aus ihr heraus verpflanzt werden und auf anderen Gebieten so reiche Früchte getragen haben — man denke, um nur Eines zu nennen, an Schwegler's römische Geschichte —, so wenig Verständniß und vermag sie in ihrer Bedeutung so wenig zu würdigen. Aber Eines zwingt mich zur Abwehr. Gleich zu Anfang dieses Abschnitts sagt Treitschke von Strauß: „er zählte zu jenen tief unglücklichen Talenten, die sich in absteigender Linie entwickeln, sein erstes Buch blieb sein bestes, und wenn ihm orthodoxe Gegner — — voraussagten, er werde ein schlechtes Ende nehmen, so haben sie schließlich doch Recht behalten". Das ist häßlich. Nicht als ob ich glaubte, daß es Treitschke häßlich gemeint habe, sondern weil ich überzeugt bin, daß es von der Mehrzahl seiner Leser so häßlich werde verstanden und gedeutet werden. Treitschke meint damit offenbar das letzte Buch von Strauß, den alten und den neuen Glauben, mit seiner materialistischen Wendung. Aber daran werden die Wenigsten denken. Sondern die einen finden darin sicherlich mit vielen seiner orthodoxen Gegner der dreißiger Jahre eine Hinweisung auf den bekannten Finger Gottes und werden es auf das letzte Schmerzens- und Krankenlager des Mannes deuten, das doch so schön und so echt menschlich war und daher jene schnöde Voraussage so gründlich Lügen gestraft hat. Und wieder Andere werden wenigstens das Bild des vereinsamten Denkers vor sich aufsteigen sehen, der im Leben und in der Presse so oft vogelfrei dagestanden ist und an dem es so bequem war, Ketzergerichte zu vollziehen und das Loos des Ketzers zu exemplifiziren. Solche Gedanken muß der Schriftsteller voraussehen und daher Wendungen vermeiden, die sie fast mit Nothwendigkeit wach rufen.

Weil ich aber die Wirkung dieser Aeußerung so häßlich finde, will ich nicht damit, sondern lustiger schließen. Strauß „blieb sein Tagelang in seiner ganzen Lebensführung ein schwäbischer Philister". Schwäbisch ist bei Treitschke zuweilen fast wie ein Schimpfwort, und Philister ist es immer, etwa so wie bei uns Plebejern das Wort Junker. Also Strauß ein schwäbischer Philister. Daran ist etwas Wahres, und es trifft ebenso auch auf den „minder glänzenden, aber ungleich stärkeren und tieferen Geist", auf Ferdinand Christian Baur zu. Beide waren schlichte, gediegene, altbürgerliche Männer, und diesem Sinn und Geist hat Strauß in seinem letzten Buch den charakteristischen Ausdruck gegeben: „Ich bin ein Bürgerlicher und bin stolz darauf es zu sein. Der Bürgerstand, man mag von beiden Seiten her reden und spotten, soviel man will, bleibt doch immer der Kern des Volks, der Heerd seiner Sitte, nicht allein Mehrer seines Wohlstands, sondern auch Pfleger aan Wissenschaft und Kunst. Der Bürgerliche, der sich zu ehren meint, wenn er die Erhebung in den Adelsstand nachsucht oder gar erkauft, schändet sich in meinen Augen; und selbst wenn ein verdienter Mann aus dem Bürgerstande die ihm als Belohnung gebotene Standeserhöhung dankbar annimmt, zucke ich die Achseln als über eine mitleidswerthe Schwäche." Daß Treitschke für diesen bürgerlichen Sinn kein Verständniß hat, ist längst bekannt, und wir bürgerlichen Schwaben wissen das zu ertragen. Aber es ist charakteristisch, wie er deshalb geradezu mit zweierlei Maß mißt. Derselbe Abschnitt des vierten Bandes gibt dazu ein hübsches Beispiel. Von dem Fürsten Pückler-Muskau heißt es: „selbst die Sprachmengerei, die er sehr weit trieb, klang bei ihm nicht so unnatürlich, wie bei den jungdeutschen Plebejern, weil die aristokratische Gesellschaft in der That noch in solchem Kauderwälsch zu reden pflegte." Von einem solchen quod licet Jovi, non licet bovi wissen wir uns im Süden allerdings vermöge unseres „Philisterthums" gänzlich frei: wir würden meinen, daß, was den jungdeutschen Plebejern schlecht angestanden, auch im Munde des Fürsten oder Junkers häßlich klinge, zumal wenn derselbe zu dem plebejischen Beruf eines Litteraten herabsteige. Darin liegt in der That unser liberaler Philistergeist, an dem Strauß, der sich selbst nach Treitschke „immer zu gemäßigten politischen Grundsätzen bekannte", sein Leben lang schlicht und recht festgehalten hat. Strauß und Treitschke, Philister und Junker, „Leben Jesu" und „Kreuzzeitung": so allerdings stellen sich hier etwa die Gegensätze.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Parlamentsbriefe.

VIII.

Eine Wahlagitation im Lande und eine gründliche Verhandlung im Hause vertragen sich sehr schwer mit einander. Als vor drei Jahren die Fluthen der Wahlbewegung für den neuen Reichstag sehr hoch gingen, sah sich sogar der Landtag genöthigt, seine Verhandlungen auf längere Zeit auszusetzen. Die Ausschreibung des neuen Wahltermins dient dazu, die Verhandlungen über den Rest der dem Reichstage noch vorliegenden Aufgaben wesentlich abzukürzen. Ersparungen im Militäretat herbeizuführen hatte sich die freisinnige Partei nach Kräften bemüht; den aussichtslosen Kampf im Plenum wieder aufzunehmen, durfte sie sich füglich ersparen. Die zweite Lesung des Budgets wird in dieser Woche beendigt sein und die dritte wird wenig Zeit in Anspruch nehmen.

Daß das Sozialistengesetz nicht mehr zum Abschlusse kommt, kann unter diesen Verhältnissen als unzweifelhaft gelten. Zu welchem Zeitpunkt und an welcher Stelle die Regierung die Erklärung abgeben wird, sie lege auf die Fortführung der Berathung kein Gewicht, läßt sich noch nicht übersehen, allein da keine Aussicht vorhanden ist, innerhalb der Kartellparteien einen Ausgleich der Meinungen herbeizuführen, muß ein solcher Ausgang als nahezu gewiß gelten. Das bestehende Gesetz läuft erst mit dem September ab; die Regierung kann den neu zu wählenden Reichstag im Frühjahr einberufen und wird es voraussichtlich thun. Unter diesen Umständen ist es unvermeidlich, daß die Verlängerung des Sozialistengesetzes einer der hervorragendsten Punkte in der Wahlbewegung wird. Der freisinnigen Partei kann dies nur willkommen sein; ihre Forderung, daß mit der Ausnahmegesetzgebung vollständig gebrochen wird, ist eine so grundsätzliche, daß sie auch eine grundsätzliche Entscheidung darüber verlangen muß. Von anderer Seite hatte man seit Jahren schon das Augenmerk fest darauf gerichtet

daß dieser aus den Septennatswahlen hervorgegangene Reichstag dazu benutzt werden solle, um dem Sozialistengesetz, wenn auch vielleicht unter gewissen Milderungen, einen dauernden Bestand zu sichern, und so die Frage aus den wiederkehrenden Wahlbewegungen völlig auszuscheiden. Diese Absicht ist glücklicher Weise gescheitert; die Macht der Verhältnisse drängt auf eine klare Antwort hin.

Ob die Vorlage wegen der Dampfersubvention für Ostafrika noch völlig durchberathen werden wird, oder ob sie das Material für die Frühjahrssession vermehren wird, steht dahin. Rücksichten der Sparsamkeit würden die Majorität nicht abhalten, auch diese Millionen noch herauszugeben, denn mit der Sparsamkeit beschäftigt sich diese Majorität nur bei der ersten Lesung des Budgets, bei welchem eine Abstimmung nicht stattfindet.

Das Schmerzenskind der zünftlerischen Partei, das Gesetz über den Befähigungsnachweis, ist noch nicht geborgen. Die dritte Lesung desselben steht noch aus. Ob ihm in derselben, wie in der zweiten Lesung, eine kleine Majorität zufallen oder ob eine etwas veränderte Besetzung des Hauses diese Majorität in eine Minorität verwandeln wird, ist ungewiß; noch ungewisser, ob für die Verhandlung sich ein Tag gewinnen lassen wird, bevor die Regierung die kaiserliche Botschaft über den Schluß des Reichstags verliest, und am ungewissesten endlich, ob an diesem Tage das Haus in beschlußfähiger Anzahl versammelt sein wird.

Daß die Erledigung der Wahlprüfungen sich bis in die letzten Tage, ja bis in die letzte Stunde der Legislaturperiode hineinzieht, ist eine alte Gepflogenheit des Reichstags, und so ist denn auch die Wahl des Abgeordneten Wedekỳ für Waldenburg erst in diesen Tagen für ungültig erklärt worden, nachdem der Herr sein Mandat fast drei Jahre lang ausgeübt hat. Es ist kaum jemals ein Fall vorgekommen, in welchem schlimmere Wahlbeeinflussungen erfolgt sind, und dem Interesse der Sache hätte es entsprochen, daß die Wahlprüfungskommission diesen Fall besonders hervorgezogen und mit besonderer Beschleunigung behandelt hätte. Allein erst in der zweiten Session wurde über denselben Bericht erstattet und die Beweisaufnahme angeordnet; in der dritten Session, als das Ergebniß dieser Beweisaufnahme vorlag und die Kommission aus demselben Schlüsse gezogen hatte, welche sogar dem Herrn von Bennigsen bedenklich erschienen, trat dieser nicht offen gegen die Anträge der Kommission auf, sondern beantragte, den Bericht in die Kommission zurückzuverweisen, damit diese sich eines Besseren besinnen könne. Und als in der vierten Session die Kommission sich eines Besseren nicht besonnen hatte, entschied endlich eine Minderheit der nationalliberalen Partei im Verein mit den Oppositionsparteien die Ungültigkeit der Wahl.

In früheren Jahren hätte kaum Jemand die Gültigkeit einer solchen Wahl offen zu vertheidigen gewagt. Man handelte damals nach folgendem Grundsatze: Wenn es erwiesen ist, daß das Beamtenthum zu Gunsten eines bestimmten Kandidaten öffentlich einen ungebührlichen Einfluß ausübt, und wenn dieser Kandidat dann gewählt wird, so hat sich die Wählerschaft nicht in jenem Zustand der Freiheit befunden, welcher die Gültigkeit der Wahl gewährleistet. Es ist nicht erwiesen, daß die vorliegende Wahl gültig ist und demgemäß muß sie als ungültig betrachtet werden. Seit dem Jahre 1881 sind in eine Minorität der Wahlprüfungskommission andere Grundsätze eingezogen, und seit drei Jahren hat sich diese Minorität in eine Majorität verwandelt. Das Wahlprüfungsverfahren wird jetzt nach den Grundsätzen des berüchtigten alten gemeinrechtlichen Schadenprozesses behandelt. Es wird demjenigen, der Beschwerde führt, nicht allein der Beweis auferlegt, daß ein Unrecht geschehen sei; diesen Beweis muß er führen und wenn er ihn nicht führen kann, soll er schweigen. Es wird ihm aber auch der Beweis auferlegt, was geschehen wäre, wenn jenes Unrecht nicht begangen worden wäre, und dieser Beweis ist unmöglich zu führen. Der gemeinrechtliche Schadensprozeß dauerte regelmäßig sehr lange Zeit und endete fast regelmäßig mit der Abweisung des Klägers, weil die Forderung nicht hinreichend „substantiirt“ war; und es war ein Zielpunkt richterlichen Ehrgeizes, Lücken in der „Substantiirung“ aufzufinden. Es galt für einen Triumph der Jurisprudenz, wenn man irgend einen Punkt als besonders beweisbedürftig hinstellen konnte, der dem Laien ohne Weiteres sonnenklar war. Diese verkehrte Anschauung, welche man jetzt endlich in Deutschland aus dem bürgerlichen Verkehr entfernt hat, hält nun in das Wahlprüfungsverfahren ihren Einzug. Und je mehr man sieht, daß begangene Ungehörigkeiten ohne ernstliche Rüge von Seiten des Reichstags bleiben, desto mehr nimmt selbstverständlich die Neigung zu, Ungehörigkeiten zu begehen, deren Folgen sich voraussichtlich doch nicht werden substantiiren lassen.

Wo das geheime Wahlrecht ernsthaft durchgeführt ist, da werden freilich die Wahlbeeinflussungen unmöglich, und vielleicht ist die ernsthafte Durchführung des geheimen Wahlrechts das einzige Mittel, um Wahlbeeinflussungen vorzubeugen; jedenfalls ist es viel wirksamer, als jeder Tadel über eine begangene Wahlbeeinflussung und jede Mahnung zur Unparteilichkeit. Bei uns steht allerdings das geheime Wahlrecht in der Verfassung, aber daß es ernsthaft durchgeführt wäre, läßt sich nicht behaupten. Die Mehrzahl der Wahlvorsteher wird bekunden, daß, wenn ihnen ein verdeckter Zettel in die Hand gegeben wird, sie ohne Weiteres wissen, welcher Name auf demselben gedruckt steht. Die zarteste Farbenschattirung des Papiers, seine Größe, Dicke und Glätte, Umstände, auf die man im gewöhnlichen Leben kaum merkt, werden Gegenstand der Aufmerksamkeit, sobald der Mensch sich mit nichts Anderem als mit solchen Papierabschnitten beschäftigt. Sobald man anfängt, solche unwillkürlich erworbenen Kenntnisse auszubeuten, ist es um die Wahlfreiheit geschehen.

Es kommt somit darauf an, ein mechanisches Verfahren zu finden, durch welches man solche Eindrücke in das Geheimniß der Wahl vermeidet, und es versteht sich von selbst, daß ein solches Mittel in größter Vollkommenheit gefunden werden kann. Daß man jede rein mechanische Vorschrift leicht in das Lächerliche ziehen kann, liegt auf der Hand; die zu Grunde liegende Absicht aber, die Wahlfreiheit zu schützen, läßt sich nicht in das Lächerliche ziehen und die Verhandlungen, welche über den freisinnigen Antrag auf Schutz der Wahlfreiheit gepflogen sind, werden früher oder später zu einem Ergebnisse führen.

Die Eröffnung des Landtages hat stattgefunden und die Länge der Thronrede, mit welcher er eröffnet worden, scheint ihm ein langes Programm in Aussicht zu stellen. Bei genauer Durchsicht der einzelnen Sätze verflüchtigt sich indessen dieses Programm zum großen Theil. Ueber den Ausfall der Ernte, über den Umfang der Arbeitseinstellungen finden sich längere Betrachtungen, von denen man nicht recht sieht, in welches gesetzgeberische Ergebniß sie auslaufen sollen. Für die Steuerreform, welche im vorigen Jahre in Aussicht genommen war, ist der Boden völlig verändert. Nicht mehr die Reform der Einkommensteuer, sondern die Ueberweisung der Grundsteuern an die Gemeinden soll in erster Linie stehen. Das ist ein Thema, über welches seit vielen Jahren sehr vieles Interessante gesprochen worden ist und auch in Zukunft noch viel Interessantes gesprochen werden wird. Es ist nicht dringlich, auf diesen Gegenstand einzugehen. Dagegen scheint die angekündigte Einführung von Rentengütern den nächsten Sieg agrarischer Ideen zu bezeichnen.

Proteus.

Protestantismus und Byzantinismus im Kampf.

Die im Anfang des vorigen Jahrhunderts beginnende russische Herrschaft brachte dem baltischen Lande zunächst einen langen äußeren und inneren Frieden. Polen und Schweden konnten mit der nunmehr europäisch organisirten Macht der russischen Massen nicht mehr konkurriren und hielten Ruhe; die Russen selbst, die noch alles von Europa zu lernen hatten, freuten sich der halben Genossenschaft eines europäischen Elements unter demselben Souverain, suchten sich die höheren Eigenschaften desselben zu erhalten und waren gern bereit, sie für ihre eigenen Zwecke vortheilhaft zu verwerthen. Wie hätten sie anders handeln können in einer Zeit, welche überall die Kultur, nicht die Nationalität betonte, welche zumal die russische Nationalität ihren eigenen vorwärtsstrebenden Lenkern als Barbarei, als wegcivilisirbar und vernichtungswürdig erscheinen ließ? Als Kulturwesen geschätzt, als Lehrer, Beamter und Offizier im ganzen Reiche gesucht, wurde der baltische Deutsche in seinem eigenen Stück Landes unbehelligt der Pflege der Qualitäten überlassen, die ihn seinem russischen Herrscher werthvoll machten. Dank dieser Politik blieben die ererbten Institutionen intakt und gewannen die Balten Zeit, sich in ihrer eigenen Weise von den Wunden der Vergangenheit zu erholen. Die zähe Treue, mit der sie sich in altväterischen Bahnen hielten, und, von der Büreaukratisirung des übrigen Deutschland unberührt, nur sehr allmähliche Reformen zuließen, erlaubt einen merkwürdigen Rückschluß auf die Zustände, die sich auch in anderen Gegenden heute zeigen würden, hätten ihnen nicht Gewalt und Zweckmäßigkeit, verbunden und unverbunden, ein Ende gemacht. Zwischen Mecklenburg und England, zwischen freier Aristokratie und Gemeinfreiheit sind die baltischen Provinzen stehen geblieben — nicht bloß deutsch, sondern altdeutsch in Sprache, Sitte und Selbstverwaltung, wie wenige Theile unseres Volksthums.

Gegen dieses, in siebenhundertjähriger Entwicklung immer neue Elemente zur Theilnahme an der Selbstregierung zulassende und durch seinen stetigen Gang gefestete Gemeinwesen ist nach langem friedlichen Zusammenleben die russische Vergewaltigung in Gang gesetzt und schließlich auf ihre gegenwärtige Höhe gesteigert worden. Die Kulturinteressen, welche die Duldung des Deutschthums von Peter bis Nikolas verlangten — die zarische Verpflichtung trug natürlich immer nur den bekannten hinfälligen Charakter alles Irdischen, dem die Verträge besonders stark unterliegen — waren allmählich anderen Gesichtspunkten gewichen. Die Russen hatten sich in den 150 Jahren, die mittlerweile verflossen waren, soviel europäische Technik angeeignet, als sie zur Schaffung eines wirksamen Armee- und Steuerdienstes vorläufig bedurften. Damit war dem ersten Machterforderniß genügt und neuen Zwecken die Bahn bereitet. Als daher die französische Revolution von 1830 seine Abneigung gegen westliche Gedanken steigerte, hatte Nikolas, der den Protestantismus für eine Hauptquelle alles Umsturzes ansah, kein Bedenken, das Lutherthum der baltischen Provinzen auf die Gefahr hin zu beschränken, daß dadurch ihr so lange als nützlich angesehenes Deutschthum mitgeschädigt würde. Die griechische Kirche wurde von dem prinzipiellen Herrn plötzlich zur herrschenden in den baltischen Provinzen erklärt, der Uebertritt zu ihr als verdienstlich, der Austritt aus ihr als ein sibirienwürdiges Verbrechen qualifizirt. Obschon ein direkter Bruch der bestätigten Privilegien, blieb die Neuerung bei dem durchweg lutherischen Charakter der Provinzen gleichgültig, bis die Regierung der theoretischen durch eine praktische Maßnahme zur Hilfe kam. Der Mißwuchs der Jahre 1839—41 hatte eine Hungersnoth hervorgerufen, als die Regierung, ihre Gelegenheit ersehend, den damals noch undotirten baltischen Bauern gerüchtweise unentgeltliches Domänenland versprechen ließ, wenn sie zur griechischen Kirche übertreten würden. Das Gerücht, zusammen mit der Ausstattung einiger weniger Konvertiten, genügte, um bis 1848 hunderttausend Bauern der russischen Orthodoxie zuzuführen. Die Bewegung zu schüren wurde den Bekehrten gestattet, Jahre lang ihre evangelischen Gebet- und Gesangbücher beizubehalten und sich von russischer Beichte und Abendmahl zu dispensiren, obschon alles dies nach russischen Landes- und Kirchengesetzen rite ins Zuchthaus führt. Auch brauchte man sich nicht unterrichten und nicht taufen, sondern nur rasch ein bischen aus der Hand weg salben zu lassen, um den Anspruch auf orthodoxe Seeligkeit zu erwerben; auch theilten die heiligen Popen vertraulich mit, das Salböl sei demnächst konsumirt, ließe sich nicht immer nach Bedarf produziren, und, wer sich nicht beeile, würde wohl nächstens nach Jakutsk in Gang gesetzt und obenein, wenn seine Frau es wolle oder selbst überträte, von ihr geschieden werden. Um kein Alter von der beseeligenden Bewegung auszuschließen, wurde den Schulkindern beigebracht, die Salbung befreie sie von dem lutherischen, und damit von jedem Unterricht, was vielen Karlchen Mießniks schleunigst eingeleuchtet und den richtigen orthodoxen Geist inspirirt haben soll. Indes blieb die Reaktion nicht aus. Die Konvertiten hatten doch zu lange in einem ernsten Lutheranismus gelebt, um sich nicht ihrer Gewissen zu erinnern, als ihnen kein Land zufiel. Auch war die Parallele zwischen der ordinären niederen Geistlichkeit der russischen Religion und den ehrbaren, wohlwollenden und unterrichteten Predigern, die sie verlassen, allzu aufklärend gewesen. Den Opfern moskowitischer Gläubigkeit trotz Entsetzung, Verbannung und Gefängniß entgegen kommend, hatten die lutherischen Prediger die schließliche Genugthuung, fast alle Bekehrte am protestantischen Gottesdienst wieder theilnehmen zu sehen, und denjenigen, die ihnen nicht persönlich als übergetreten bekannt waren — also allen Nichtgemeindegliedern — das Abendmahl reichen zu dürfen.

Hatte sich diese rückläufige Verständigung der Betreffenden schon in den letzten Jahren des Kaiser Nikolas geltend gemacht, dessen Polizei die vorgängige Verorthodoxirung mit ihrer ganzen Gewalt unterstützte, so wurde die moralische Strömung in den ersten liberalen Jahren seines Nachfolgers noch stärker. Nach den belehrenden Erfahrungen des Krimkrieges vom Wunsche erfüllt, seinem mechanisirten Staatswesen einige weitere Gran belebenden Geistes zuzuführen, milderte Alexander II. das herrschende Regime auch in den baltischen Ländern und ließ es nur selten noch zu, daß ganze Dörfer, die bekehrt sein sollten aber nicht mehr sein wollten, von Gendarmen in die orthodoxen Kirchen geprügelt wurden. Auch geschah es in dieser toleranten Aera nicht mehr regelmäßig, daß neugeborene Kinder sogenannter Konvertiten nächtlicherweile von Popen und Kosaken abgeholt, griechisch getauft und wiedergegeben oder auch nicht wiedergegeben wurden, wie es gerade kam. Auch wurde es zuletzt fast immer geduldet, daß sogenannte Konvertiten in wilder Ehe mit Lutheranern lebten, weil sie dadurch die Berechtigung erlangten, ihre Kinder lutherisch taufen zu lassen, und nicht, wie sie sonst oft genug thaten, in die weite Welt laufen mußten, um nur die Nachkommen, die, wenn sie legitim waren, dem Popen gehörten, vor der Orthodoxie zu retten. Diese seine Anfangspraxis bestätigend, ging Alexander II. auf dem Höhepunkt seines Liberalismus, Ende 1863, so weit, dem livländischen Landtagsmarschall Fürst Lieven, der ihm das unendliche Elend selbst der milderen Observanz schilderte, zu erklären, „er zweifle nicht daran, daß die lettisch-esthnischen Uebertritte der vierziger Jahre nur in Erwartung äußeren Gewinns erfolgt seien. Er wünsche die Gewissen zu beruhigen, die verworrenen Zustände zu ordnen und den Skandal vor Europa zu vermeiden.“ Der demgemäß zur Berichterstattung nach Livland entsendete Generaladjutant Graf Bobrinski hatte nach dieser kaiserlichen Aeußerung den Muth, in seinem Rapport vom April 1864 zu sagen, „es sei ihm als rechtgläubigen Russen peinlich gewesen, die Erniedrigung der orthodoxen Kirche durch einen zu Tage liegenden amtlichen Betrug mit ansehen zu müssen.“

Die Furcht vor europäischem Skandal — die russische Regierung fürchtete dergleichen, als sich die Kulturvölker der Franzosen und Montenegriner noch nicht zur permanenten zarischen Claque konstituirt hatten — würde damals wohl eine ernstliche Abhilfe herbeigeführt haben, wäre nicht gerade im kritischen Moment die Rückkehr vom Liberalismus in sein Gegentheil erfolgt. Nachdem der Zar mit der Aufhebung der Leibeigenschaft und mit der Gerichtsreform sein Land genügend vitalisirt zu haben glaubte, wurde die erneute Niederschlagung Polens der Anlaß, in der erweckten nationalen Gluth die inneren Gegner der Regierung, die Liberalen, mitzuverbrennen. Zumal die exemplarische Thätigkeit Murawieff's, der in Polen Hunderte hing und Tausende deportirte, wirkte auf die gesammte russische Polizei anregend genug, um sich auch in den baltischen Ländern in der alten Weise fühlbar zu machen und zarische Aeußerung und generaladjutantlichen Rapport im Sturme der Zeit verschwinden zu lassen. Gegen die sogenannten Konvertiten, die eben noch von den höchsten Stellen als Opfer eines amtlichen Betruges bezeichnet worden waren, und die lutherischen Prediger, die ihrer Gewissensnoth zur Hilfe kamen, geschah nun wieder das Aeußerste.

Nach einiger Zeit führte das Uebermaß zu einem nochmaligen Halt. Das Eingreifen des Herrn von Bismarck, der dem Herrn von Oubril im März 1865 bedeutete, König Wilhelm habe die Verfolgung des Protestantismus in den Ostseeprovinzen übel vermerkt, brachte, da Rußland uns damals noch rücksichtsvoll zu behandeln pflegte, die Konzession, daß der Zar einen Geheimbefehl zur Ermöglichung gleichberechtigter gemischter Ehen erließ. Gleichzeitig wurde allerdings den Popen gestattet, oder, was dasselbe bedeutet, von ihrer Branche der zarischen Behörden aufgetragen, männiglich zu versichern, der Geheimbefehl, der in Berlin, aber nicht in Livland bekannt gegeben worden war, existire überhaupt nicht, und wer danach handeln zu dürfen glaube, würde Gelegenheit erhalten, seinen Irrthum am Nordpol einzusehen. Die Entschlossenheit, mit welcher in dieser Phase die vom Geheimbefehl unterrichteten protestantischen Geistlichen des Landes die sogenannten Konvertiten, die sich fast bis auf den letzten Mann an sie wendeten, als Protestanten behandelten, that etwas, um die Regierung ein Auge zudrücken zu lassen; die Beziehungen zu Preußen thaten mehr. Preußen hatte Oesterreich aus Deutschland verdrängt und Rußland bereitete sich darauf vor, sich den Preis seiner Zulassung im Orient zu holen: gegen Oesterreich gerichtet, mochte es Preußen nicht verletzen und duldete die rechtmäßige Handlungsweise der protestantischen Pastoren, als wäre sie auch zarisch gesetzlich. Als die Zeit des letzten orientalischen Krieges nahte und man uns gegen Oesterreichs etwaige größere Forderungen in Reserve behalten wollte, während man gleichzeitig Oesterreichs Anfangshaltung durch Konzessionen erkaufte, an deren Gewährung man uns nicht theilnehmen ließ, wurde man sogar so weich, daß ein zarischer Ukas vom 22. Juli 1874 sämmtliche Anklagen gegen livländische Pastoren niederzuschlagen befahl. Bis zum Datum dieser Amnestie hatten freilich von den 105 Predigern Livlands nur 12 keine geistlichen Handlungen an Konvertiten verrichtet, und diese 12 hatten keine Konvertiten in ihren Gemeinden. Am Anfang der also eintretenden Waffenruhe hatte die griechische Kirche nach alledem eine Anzahl unsicherer Eroberungen in den baltischen Ländern gemacht, der baltische Protestantismus aber in Kirche und Gemeinde durch Druck, Kampf und theilweisen Sieg neue Festigung und Freudigkeit gewonnen.

Wir kommen zur jüngsten Wendung im Geschick der baltischen Kirche. Wie alle früheren durch die wechselnden weltlichen Ziele des russischen Hofes geschaffen, ist sie, der gespannten Lage der gegenwärtigen internationalen Politik entsprechend, eine extreme geworden. Je nachdem es die Diplomatie gebrauchen konnte, war den Herzogthümern die russische Beziehung zum Jenseits immer erbaulich aufgenöthigt oder gebildet lächelnd erlassen worden. Nun da Alexander II., der unserthalben den baltischen Protestantismus zuletzt vergleichsweise geschont, die Türkei nicht hatte unterwerfen können, den Fehlschlag aber dem Mangel unserer Unterstützung zuzuschreiben liebte, suchte Alexander III., der in pronancirter Abneigung gegen die Deutschen aufgewachsene Erbe seiner Pläne, die Hilfe, die sein Vater in Berlin nicht gefunden, in Paris und hatte somit keinen politischen, also überhaupt keinen Grund, die baltischen Länder und den Protestantismus derselben anders als à la russe zu behandeln. Dies ist denn auch mit der ganzen Konsequenz, welche der Aktion primitiver, von der Vorsicht Blässe noch nicht angekränkelter Völker zu eignen pflegt, geschehen. Als Einleitung der Campagne ließ sich der neue Zar, dessen Vater jene freimüthige Aeußerung über die baltischen Bekehrungen gethan, die Bekehrung eines esthnischen Kirchspiels zu seiner Krönung nach Moskau melden. Daß die Bekehrten wiederum dadurch gelockt worden waren, daß man ihnen Befreiung von allerlei Lasten und Ausstattung mit allerlei deutschen, demnächst gewaltsam zu acquirirenden Landgütern versprochen hatte, war in den Telegrammen nicht bemerkt; daß man, da mit den enttäuschten Liven nichts mehr anzufangen war, sich diesmal an die Esthen gewendet, war ebenfalls nicht besonders hervorgehoben. Bei Esthen und Kuren blieb man denn auch, hat aber auch hier, mit Anwendung der äußersten Mittel, während der ganzen Regierungszeit des gegenwärtigen Herrschers keine 4000 Konvertiten mehr erzielen können. Obschon die für die innere russische Mission arbeitenden Popen überall Land versprachen, wenn erst eine gewisse Zahl übergetreten sein würde; obschon jeder Verbrecher, wenn er übertrat, amnestirt, und jeder Uebergetretene von den protestantischen Kirchenschulsteuern befreit und von der zarischen Polizei, die nunmehr wie in Rußland Landesregierung wurde, geschont und geschützt war, ließ sich doch nicht mehr als eine Handvoll Tagelöhner und Spitzbuben orthodox konvertiren. Während so die in den neuen Jagdgebieten auf die Strecke gelegte Seelenzahl somit eine geringe und verhältnißmäßig werthlose blieb, wurde der wiederkehrende Druck in den Residuen der alten livischen Verfolgungsdomäne desto schwerer empfunden. Nachdem Alexander III. den auf preußische Intervention erlassenen Geheimbefehl Alexander II. vom 19. März 1865 durch Ukas vom 26. Juli 1885 widerrufen, wurden die dem Geheimbefehl gemäß gestatteten Ehen zwischen Konvertiten und Nichtkonvertiten für Konkubinate angesehen, die Kinder als illegitim, unerbfähig und obenein von der russischen Kirche reklamirbar erklärt. Allem konnte nur durch neue russische Trauung und Auslieferung der Kinder an das russischkirchliche Staatsdepartement vorgebeugt werden. Ebenso wurden die „Konvertiten" und ihre Nachkommen, welche sich seit dem Geheimbefehl zur evangelischen Kirche gehalten und von den geistlichen Vertretern derselben stillschweigend als evangelisch angenommen worden waren, von der russischen Kirche zurückgefordert und mit Schlägen, Geldstrafen und Klostereinsperrungen gezüchtigt — eine Maßregel von der größten Tragweite, da es sich hier um eine ehrenwerthe seßhafte Bevölkerung von einigen Hunderttausenden handelte, welche sich lieber gar nicht als russisch trauen lassen will, lieber in ungeheuerliche Sekten zerfällt als mit den Popen lebt, und durch alles dies der religiösen und politischen Erbitterung völlig preisgegeben ist.

Gleichzeitig mit dem Raub protestantischer Seelen hat in dieser letzten Periode auch die in den früheren Kosakaden noch nicht gewagte direkte Demolirung des Protestantismus begonnen. Lutherische Kirchen in den drei baltischen Ländern dürfen neuerdings wohl expropriirt und abgerissen, aber weder neu erbaut, noch auch nur ausgebessert werden. Lutherisches Kirchengut kann verkauft, lutherische Pastoraleinnahmen vernichtet oder, was dasselbe ist, den Gemeindebehörden entzogen und zarischen Tschinowniks überantwortet oder, wo es beliebt, als Staatsgut angesehen und schlechtweg sequestirt werden. So verfallen die lutherischen Kirchen oder dürfen nicht benutzt werden, während auf Betrieb der unter dem Schutz der ehemals lutherischen Kaiserin stehenden sogenannten kirchlichen Vereine prächtige russische Tempel sich zahlreich erheben. Auf dem Gute Ittuk in Esthland ist eine neue protestantische Kapelle amtlich geschlossen, dagegen eine

russische fünfthürmige für eine Gemeinde von sieben Seelen gebaut worden, obgleich eine andere desgleichen sich in der nächsten Nachbarschaft befindet. Da die braven Prediger den Protestantismus nicht aufgeben wollen, so stehen, nachdem eine Anzahl bereits eingekerkert und deportirt worden sind, gegenwärtig zweidrittel aller livländischen und mehrere fünfzig esth- und kurländische unter peinlicher Anklage.

Die Petitionen, in welchen die drei baltischen Ritterschaften den Zaren unter Berufung auf die beschworenen Verträge im Herbst 1885 baten, die Forderungen des Rechtes und der Gewissen zu erfüllen, sind denselben also nicht umsonst zurückgegeben worden. So milde sie im Vergleich zu der rigenser Landtagspetition des Jahres 1870 waren, in welcher der livländische Adel dem Vorgänger des gegenwärtigen Zaren sich zu bemerken gestattete, Russifizirung bedeute für ihn nicht die Annahme einer anderen, sondern einer geringeren Civilisation, so viel schroffer wurden sie, da Deutschland die letzten zwanzig Jahre lang schweigend zugesehen hatte, abgewiesen. Ja, als im August 1887 die in Genf versammelte Evangelische Allianz den Zaren um Gnade für den baltischen Protestantismus bat, durfte der treffliche Pobedonoszew, der Chef der russischen Kirche, die Antwort geben, die russische, nicht die lutherische Religion sei in den baltischen Provinzen die angegriffene. Denn die erhabene russische Religion dürfe so gut Konvertiten machen, wie jede andere, und wenn man sie daran hindern wolle, beschränke man sie in Recht und Pflicht. Die Mischung byzantinischer Religiosität und obligater russischer Vergeßlichkeit betreffs Verfassungsbruch, Landversprechungen und Sibirisirungen, die sich in einem Schwalle fauliger Eloquenz in diesem Aktenstück entfaltete, wird denjenigen Deutschen, die Herr Pobedonoszew nicht zu denationalisiren vermag, unvergessen bleiben.

Herman Remmer.

Giovanni Verga.

Der einzige moderne Romanschriftsteller Italiens, der bisher in Deutschland wirklich bekannt war und beliebt genannt werden kann, ist Salvatore Farina, ein Mann, dem weder Talent, noch manche eigenthümlichen Reize des Stils und der Sprache abzusprechen sind. Er ist aber keineswegs der einzige lebende italienische Novellist von hervorragender Bedeutung, und ein Italiener, der gefragt würde, welcher unter den italienischen Romanschriftstellern der Gegenwart der bedeutendste sei, würde eher Giovanni Verga als Farina nennen. Letzterer pflegt mit den Worten „Idealist und Frömmler“ abgethan zu werden, und so wird er besonders von einseitigen Kritikern bezeichnet, welche ihn seinem sicilianischen Zeitgenossen Verga gegenüberstellen, einem Naturalisten vom reinsten Typus. Des Letzteren Naturalismus besteht darin, daß er genau wiedergibt, was er sieht; und zwar sieht er mit scharfem Auge. Er ist ein Künstler in seinem Fach, der sich seine eigenen Bahnen vorgezeichnet hat.

Vorauf schicken müssen wir indessen, daß wir eigentlich zwei ganz verschiedene Verga's haben, von denen der Eine ebenso abgedroschen und konventionell geschrieben hat, wie der Andere geistvoll und originell ist. Und während der Eine seine Stoffe in der höheren Gesellschaftsklasse sucht, mit der er offenbar nicht sympathisirt, die er nur von der verderbten und gleißnerischen Seite kennt, hat der andere, der Sicilianer, das innigste und liebevollste Verständniß für seine Landsleute, die Fischer, die an den Küsten ihrer klassischen Heimath ihr unsicheres Gewerbe treiben.

Verga's Salonnovellen besitzen keinen ausgesprochen italienischen Charakter. Sie führen nur die allen Romanlesern hinlänglich bekannten Marionetten vor, die in jedem Lande und unter jedwedem Himmelsstrich leben könnten. Ist auch hie und dort die Hand des Meisters zu erkennen, so ragen diese Arbeiten doch im Ganzen nicht über das Niveau des durchschnittlich Gebotenen hinaus. Und wäre nicht der Schilderer Siciliens in ihm erwacht, so möchten wir bezweifeln, ob der Name Verga jemals das Interesse der Welt erregt hätte. „Eros“, „Eva“, „Tigre reale“, „Il Marito di Elena“ — dies sind die Titel der Geschichten, die so wenig Eigenart verrathen, und die darin vorkommenden Personen sind Balletttänzerinnen, verlassene oder treulose Gattinnen und untreue oder betrogene Ehemänner. Aus dem charakteristischen Vorwort zu „Eva“ scheint hervorzugehen, daß Verga selbst auf tadelnde Stimmen seitens einer ernsthaften Kritik vorbereitet war.

„Die Civilisation besteht in der Wohlfahrt, und auf dem Grunde derselben, wenn sie, wie heutzutage, exklusiv ist, werdet Ihr, die Ihr Muth und Ehrlichkeit genug besitzt, um logisch zu sein, Nichts weiter entdecken, als materielle Genüsse. Bei aller Ernsthaftigkeit, von der wir jetzt beherrscht sind, und bei all' unserer Antipathie gegen das, was nicht positiv ist — zählen wir hierzu auch die müßige Kunst — bleiben zuletzt nur die Tafel und die Weiber übrig. Wir leben in einer Atmosphäre der Aktiengesellschaften und industriellen Unternehmungen, und die fieberhafte Genußsucht unserer Tage ist auf den Ueberfluß dieses Lebens zurückzuführen. Schellet nicht die Kunst, deren einziger Fehler der ist, daß sie mehr Herz hat, als Ihr, und statt Eurer um die durch Eure Genüsse erzeugten Schmerzen weint. Predigt keine Moral, Ihr, die Ihr Euch nur soviel davon bewahrt habt, um die Augen zu verhüllen vor dem Elend, das Ihr schafft — Ihr, die Ihr darüber verwundert seid, daß Andere Herz und Ehre dort zurücklassen, wo Ihr nur Eure Börse laßt; Ihr, die Ihr leichten Sinnes auf Euren Lackschuhen daherschreitet, wo alle Trunkenheit Possen treibt oder wo dumpfe Wehlaute erschallen, durch Schmerzen erpreßt, die Euch nicht bekannt sind, von der Kunst aber erfaßt und Euch ins Gesicht geschleudert werden.“

Trotz seiner „Apologia“ vertritt Verga die Sache der Schwachen und Elenden weit wirksamer, wenn er uns, anstatt in die parfümirte Sphäre der Boudoirs mit den ermüdend einförmigen und farblosen Gestalten nach den Feldern und Bergen des Südens führt, mitten hinein in die Natur, deren Laute er bisher vermissen ließ. Und wo könnte ein Autor wohl mehr verborgene Schätze finden, als in jenen Provinzen Italiens, deren Sprache und Sitten sich in Folge der politischen Zerrissenheit in unabhängiger Eigenart entwickelt haben? Hier gibt es eine reiche Ernte einzuheimsen, und es ist das Verdienst der neueren italienischen Schriftsteller, an deren Spitze Giovanni Verga steht, daß sie dies erkannt haben und emsig zu Werke gehen, die hier gebotenen Schätze zu sammeln.

Im Gegensatz zu Farina wünscht Verga als ein objektiver Schriftsteller zu erscheinen. Auf jeder Seite, die jener Sardinier schreibt, erkennen wir dessen liebenswürdige Individualität, wohingegen Verga eine reservirte Haltung beobachtet. Auch von seinem Leben ist wenig bekannt; man weiß nur, daß er 1840 in Catania geboren ist; daß er einen Theil seines Lebens in Florenz und Mailand zubrachte, wo er seine ersten Salonnovellen schrieb; daß er dann nach Catania zurückkehrte, wo er harte Verluste in seiner Familie zu erleiden hatte; und daß er vor einigen Jahren Mailand zum beständigen Wohnort gewählt hat. „Meine besten Eingebungen aber“, so sagt er sehr richtig, „habe ich von dort erhalten, wo ich meine Kindheit und erste Jugend verlebte.“

Sein erstes Buch (1873) war „La Storia di una Capinera“. Die ziemlich sentimentale Geschichte eines junges Mädchens, das, gegen ihren Willen für das Klosterleben bestimmt, ihre Schmerzen und Kämpfe, ihre Sehnsucht nach Freiheit, Glück und Liebe, in einer Reihe von Briefen an eine befreundete Seele enthüllt. Ihre geistigen Kämpfe enden im Wahnsinn, und obwohl der Widerstreit zwischen der mächtigen Stimme der Natur und der einer falschen, pharisäischen Moralität mit psychologischer Wahrheit dargestellt ist, macht das Ganze doch einen krankhaften Eindruck.

Mit der vollen Kraft seines Könnens gerüstet ist Verga dann mit „Nedda“, einer sicilianischen Skizze, hervorgetreten. Alle ungesunde Sentimentalität ist abgeworfen, und jetzt zeigt er sich uns als ein Schriftsteller, der den Pulsschlag der ländlichen Bevölkerung kennt, deren Leben er uns mit ergreifender Naturwahrheit schildert. Er lehrt es uns in allen Phasen kennen — heroisch durchkämpfte

Schicksale innerhalb einer niederen Sphäre; das Elend und die Nachtseiten des Daseins inmitten der herrlichsten landschaftlichen Schönheiten; qualvolle, von Fiederschauern zerrüttete Existenzen in einer Umgebung, welche die Natur verschwenderisch mit ihren Reizen geschmückt hat.

„Nedda“ enthält innerhalb der engen Grenzen einer kurzen Erzählung eine Dorftragödie von großer Kraft, obgleich der Kreis, in welchem sie spielt, nur folgende Personen umfaßt: Ein jämmerlich armes junges Mädchen, heißblütig, stark empfindend und erfüllt von einer instinktiven Furcht vor der Versuchung; ihr dörflicher Liebhaber, der mit einem täppischen Wesen ein treues, braves Herz verbindet und in seltsam linkischer Weise um sie wirbt; ein engherziger Priester; eine grausame Welt, die mit gleicher Härte im Dorfe, wie in der Großstadt über die Gefallenen urtheilt; und der gutmüthige Onkel Giovanni, der so großmüthig ist, wie nur die Armen es zu sein vermögen. Diese auf dem sonnenvergoldeten sicilianischen Hintergrunde kräftig hervortretenden Gestalten werden unserem Gedächtniß tief eingeprägt.

„Vita dei Campi“, „Per le vie“, „Novelle“, „Novelle rusticane“, dies sind die Titel, unter denen Verga seine Dorfgeschichten gesammelt hat. Alle zeugen von gewissenhaftem Studium und gründlicher Beobachtung. Naturwahr und frei von jeder litterarischen Künstelei zeichnen sie sich aus durch gedrängte Ausdrucksweise und Kraft der Diktion. Verga sagt mit zehn Worten mehr, als Andere mit hundert sagen würden — ein charakteristisches Merkmal, das in direktem Widerspruch mit unserer Idee von südländischer Geschwätzigkeit steht. Unter dieser Zurückhaltung spüren wir aber den tiefen Ernst, von dem der Autor durchdrungen ist. Er gleicht einem seiner Helden, Alfio, der in ruhigem Tone spricht, während ein Orkan in seiner Brust tobt.

Verga's sicilianische Studien und Beschreibungen des Lebens in den Dörfern und verfallenen Häusern an der Küste und auf den Ebenen von Catania sind nicht allein von künstlerischem, sondern auch von kulturhistorischem Werthe. Sie mögen dereinst als Belege zur Geschichte des modernen Italiens dienen. Diese Erzählungen streben an Grazie den Novellen Mérimée's nach; an urwüchsiger Kraft und Frische kommen sie den Argonautengeschichten Bret Harte's gleich. Wie Bret Harte, so ist auch Verga unter das Volk gegangen und hat die menschlichen Leidenschaften dort studirt, wo sie, noch nicht durch konventionelles Formenwesen herabgedämpft, sich häufig in ihrer ganzen natürlichen Wildheit offenbaren.

Was Verga in seinen Erzählungen vornehmlich zu veranschaulichen strebt, ist der Krieg, den die Reichen und Bösen gegen die Armen und Arglosen führen — ein Kampf, in welchem die Letzteren stets unterliegen; denn wie könnten sie gegen die Gesetze, die Vorurtheile, die kirchlichen Einrichtungen, kurz, gegen den ganzen sozialen Organismus, der von den Mächtigen als Werkzeug der Unterdrückung so häufig benutzt wird, wohl erfolgreich ankämpfen? Er behandelt seinen traurigen Stoff ruhig, mit einer Kälte, die wir sonst für Ironie zu halten uns versucht fühlen möchten, wenn wir uns nicht fragten, ob er überhaupt reden würde, wenn er nicht von dem, was er erzählt, aufs Tiefste ergriffen wäre. Er zaudert nicht, die Schäden des Volkslebens schonungslos zu berühren, aber deshalb ist er keineswegs grausam oder unmoralisch.

Das Resultat seiner Beobachtungen ist ein trübes. Das Leben der schwer arbeitenden Landleute ist nicht so heiter und sorglos, wie diejenigen es darzustellen lieben, die an Arkadien glauben; an jenes Arkadien, das nirgends existirt hat, als in der Phantasie der Dichter und der Bildner zierlicher Meißener Porzellanfiguren. Verga's „Rosso Malpelo“, „Jeli il Pastore“, „Cavalleria Rusticana“, „La Lupa“ bieten sämmtlich keine amüsante Lektüre. Was wir hier geschildert finden, ist Hirtenleben, ohne Zweifel; aber nicht jene Schilderungen, die man in der Litteraturgeschichte unter der Bezeichnung Hirtenpoesie begreift. Ein mit Vorliebe von ihm gewählter und im sicilianischen Volksleben wohl nur zu sehr der Wirklichkeit entsprechender Stoff ist der, welcher der Erzählung „Jeli“ zu Grunde liegt. Einem Weibe gelingt es, ihren Gatten zu hintergehen, bis dieser Argwohn schöpft und seinen Verdacht bestätigt findet. Nun, da das heiße Blut des Südländers in ihm aufwallt, wird aus dem gefügigen Ehemann ein Tiger, der, alles Andere vergessend, nur dem Instinkt des Augenblicks folgt und die Schuldigen ermordet.

Die impressionistische Richtung, welche in der modernen Malerei Italiens herrscht, finden wir auch in der Litteratur wiedergespiegelt. Als eine Probe von Wortmalerei, vom Impressionismus in Worten, ist Verga's Skizze „Malaria“ hervorzuheben. Von dem schwer und furchtbar auf der Gegend und ihrer Bevölkerung lastenden Fluche gewinnen wir hier ein Bild in Worten. Meisterhaft sind auch die beiden Gegenstücke „Cos' è il re?“ und „Libertà“, in welchen Skizzen er mit treffender Schärfe die Ideen des Volkes über erbliches Königthum und Freiheit darstellt. Die alte Monarchie mit dem stets ihres Winkes gewärtigen Henker, die bei allebem eines gewissen Zaubers, vielleicht in Folge der hie und da von ihr ausgestreuten Goldstücke, nicht entbehrte, finden wir der vielgepriesenen Freiheit gegenübergestellt. Was hat die Freiheit, die heißersehnte, dem Volke gebracht? Eine wilde Raserei ist über die Massen gekommen; sie kühlen ihren Muth an den Reichen; Brand, Raub und Plünderung ist die Losung. Dann kehrt die Ruhe zurück; ein Jeder geht wieder an sein Tagewerk. Die Galantuomini können das Land nicht eigenhändig bebauen; und die armen Leute können sich nicht ohne die Galantuomini ernähren. So machen sie denn Frieden mit einander. „Aber die Gerichte und die Galeeren! Und kein Fußbreit Erde mein! Da sagt man uns, die Freiheit sei gekommen!“ so spricht das Volk.

In „Per le vie“ bietet er uns eine Anzahl Studien aus dem Stadtleben der Armen; ein Leben, das er jeder Abwechslung bar schildert, und dessen erdrückender Monotonie zu entrinnen, die Frauen den Weg der Schande wandeln. Diese Skizzen sind alle traurig, und manche, wie „Il Canarino del No. 15“, tief ergreifend. Der Vogel im Käfig ist ein gelähmtes Mädchen, deren Ausblick auf das Leben nur über die enge Straße vor ihrem Fenster reicht. Die Mädchen in diesen Erzählungen kommen fast immer zu Falle, und dies erregt schwerlich unsere Verwunderung. Ihr ethisches Gefühl ist kaum geweckt worden; in hohem Grade aber beherrscht sie der den Südländern eigene Hang zum Lebensgenuß und Vergnügen. Bemerkenswerth ist, daß die Väter sich durchweg mehr über der Töchter Fall grämen, als die Mütter. Ist auch der Stoff einer jeden dieser Novelletten nur spärlich, so wirkt der Eindruck derselben doch nachhaltig auf das Gemüth des Lesers.

Noch habe ich von Verga's bedeutendstem Werk „I Malavoglia“ zu sprechen. „I Malavoglia“ ist die erste Erzählung eines unter dem Titel „I Vinti“ (die Besiegten) geplanten Cyklus, dessen leitende Idee Verga selber darlegt als „ein ernstes, leidenschaftsloses Studium des rastlosen Strebens nach sozialem Aufschwung in seiner Entstehung und seinen verschiedenen Entwicklungsphasen, deren erste sich als ein unter den niedrigsten, elendesten Lebensbedingungen genährtes unbestimmtes Sehnen des Menschen nach einer besseren materiellen Lage darstellt.“

„Ist die erste bescheidene Sehnsucht allmählich befriedigt, so stellt sich eine Gier nach Reichthum ein, die ich durch den Typus eines Bürgers in den Verhältnissen einer Provinzialstadt zu veranschaulichen gedenke, im „Maestro Don Gesualdo“. Dann bildet sich die aristokratische Eitelkeit aus, die in „Duchessa di Leyra“ und der Ehrgeiz, der in „Onorevole Scipione“ zur Darstellung gelangen soll; und zum Schluß werden sich im „Uomo di lusso“ alle diese Wünsche und Begierden in der Brust eines Menschen vereinigt zeigen, der sie sämmtlich begreift, unter ihnen leidet und von ihnen verzehrt wird. Dies sind die Besiegten, die im Kampf ums Dasein Gescheiterten. Das verhängnißvolle, ruhelose, anstrengende, fieberhafte Ringen, in welchem die Menschheit den Fortschritt zu erobern strebt, gewährt, nach seinen Erfolgen beurtheilt und als ein Ganzes aus der Ferne betrachtet, ein gar herrliches Schauspiel. Vor dem prächtigen Glanz, der über dem Kampfplatz liegt, treten die Aufregungen, die Begierden, der Egoismus zurück — alle Leidenschaften, alle in Tugenden verkehrten Laster, alle Schwächen, welche das große Werk fördern helfen; alle Widersprüche, deren Reibung

das Licht der Wahrheit erzeugt. Das großartige Ergebniß für die Menschheit verdeckt Alles, was an Gemeinheit und kleinlichem Geiste in den Privatinteressen steckt, durch welche es hervorgebracht wird; ja, dieses Resultat läßt solche Regungen fast gerechtfertigt erscheinen, als Etwas, das nöthig ist, um die Thätigkeit des unbewußt fürs Gemeinwohl arbeitenden Individuums anzuspornen. Dem Beobachter steht, obwohl er selbst vom Strome mitgerissen wird, nur das Recht zu, sich für die Schwachen zu interessiren, die in der Strömung zurückbleiben; für die Müden, welche sich zuletzt in die Wogen gleiten lassen, um schneller zu enden; für die Besiegten, die verzweiflungsvoll die Arme emporstrecken und das Haupt unter den rohen Fußtritten der über sie hinschreitenden Sieger beugen — die Sieger des Tages, die wiederum in dem wilden Vorwärtsstürmen nach dem ersehnten Ziel morgen überholt sein werden. . . . Wer immer dieses Schauspiel beobachtet, ist nicht berechtigt, darüber zu urtheilen; es ist schon viel, wenn es ihm gelingt, sich für einen Augenblick dem Kampfesgetümmel zu entwinden, um die Scene ohne leidenschaftliche Erregung zu studiren und in richtiger Beleuchtung wiederzugeben — ein Bild der Wirklichkeit, wie sie gewesen ist oder sein mußte."

Dieses Programm eines Novellencyklus mit einer planmäßig durchzuführenden Idee hat natürlich zu einem Vergleich mit Zola's „Rougon Macquart" geführt; und es mag sein, daß Verga hierdurch die erste Anregung zu seinem Vorhaben empfangen hat. Aber er weicht von seinem französischen Kollegen insofern ab, daß es bei ihm nicht eine blinde, grausame, erbliche Nothwendigkeit oder eine äußere Zufälligkeit ist, welche die von ihm gezeichneten Charaktere zum Handeln treibt, sondern vielmehr eine ethische Macht, die, ihnen unbewußt, ihr Thun beeinflußt.

Wir sehen mit Bedauern, daß „I Vinti" nur langsame Fortschritte macht und statt dessen eine Reihe von Feuilletonerzählungen Verga's wöchentlich in der italienischen Zeitungspresse publizirt werden. Indessen wird „Don Gesualdo" bald erscheinen, was auf eine Folge der übrigen Romane hoffen läßt

„I Malavoglia" hat allerdings keine große Popularität in Italien errungen.

„Malavoglia" ist der Name, oder vielmehr der Spitzname einer sizilianischen Fischerfamilie, deren Schicksale der Verfasser mit eingehender Genauigkeit schildert, und um welche er die ganze Einwohnerschaft des Dorfes, einige dreißig Personen, gruppirt hat. Anfänglich werden wir etwas verwirrt durch die Menge dieser Gestalten, bis wir sie alle näher kennen gelernt haben, diese mehr oder minder unbedeutenden Menschen, deren jeder jedoch ein Charakter — eine kämpfende und leidende Menschenseele ist. Wie eindringlich ist die Leere, die Fadheit des Landlebens gezeichnet, unter dessen Bann der Heroismus sich in fruchtlosem Kampfe aufreibt, die Tugend ohne Glück nur hochmüthige Verachtung erntet, und das Leid nicht minder schwer empfunden wird, ob auch seine Ursachen uns kindisch erscheinen, die wir aus dem größeren Gebiet unseres Strebens darauf herabsehen. Der Held ist der jüngere 'Ntoni, dem etwas von den „neuen Ideen" zu Ohren gekommen ist, die bei ihm fruchtbaren Boden gefunden haben. Auch er will rasch und mühelos zu Reichthum gelangen. Als sein Vater seine hierauf bezüglichen Reden vernimmt, kratzt er sich nachdenklich den Kopf und fragt: „Reich! Und was werden wir thun, wenn wir reich sind?" Hierauf sinnt 'Ntoni mit der gleichen nachdenklichen Geberde eine Weile nach und spricht dann endlich: „Wir werden thun, wie die Anderen. Wir werden in der Stadt leben und wie die Reichen Nichts thun und alle Tage Fleisch und Weißbrot essen." Dies ist das Grundmotiv der Handlung, die selbstverständlich zu schlechtem Ende führt. 'Ntoni versinkt tiefer und tiefer in Entehrung und zieht seine ganze Familie mit sich in den Abgrund seines Ruins. Die krampfhaften Anstrengungen, mit denen die Unglücklichen sich gegen den Strom stemmen, der sie langsam ergreift, um sie schließlich zu vernichten, sind in ergreifender Weise geschildert.

Doch darf aus dem bisher Gesagten nicht gefolgert werden, daß Verga's Erzählungen ausnahmslos von traurigem Charakter seien. Cicero machte schon die Bemerkung, ein Sizilianer werde sich niemals ja unglücklich fühlen, daß ihm kein Bonmot mehr zur Verfügung stehe; und Verga ist ein zu scharfer Beobachter, um nicht auch diesem Zug gerecht zu werden. Seine Bauern besitzen viel Humor und einen schlagfertigen Witz.

Noch ein Wort über Verga's Sprache. Er hatte eine spezielle Schwierigkeit zu überwinden, wo es sich um die Redeweise seiner Sizilianer handelt; denn ihr Dialekt wird nirgends außerhalb des Bereiches der Insel verstanden. Er mußte sich also, wenn er in ganz Italien gelesen sein wollte, so gut er konnte, aus dem Dilemma befreien und seine Personen toskanisch reden lassen. Doch hat er es verstanden, durch eine glückliche Beimischung von charakteristischen sizilianischen und gewerblichen Ausdrücken in den Grenzen des Volksthümlichen zu bleiben und so die Wirkung zu erzielen, daß die Abstammung seiner Charaktere nie vergessen wird. Der Erfolg seiner Novellen dient am besten dazu, die Ansicht derer zu widerlegen, die ihn wegen dieses Schrittes getadelt haben.

Florenz. H. Zimmern.

Theater.

Lessing-Theater: „Die Kreuzelschreiber." Bauern-Lustspiel in 3 Akten von Ludwig Anzengruber.

Daß Ludwig Anzengruber in seinem kerngesunden Meisterlustspiel einen ganz und gar modernen Stoff gegriffen hat, möchte wohl von den Hörern und Lesern keiner bezweifeln: die Handlung spielt sich in einem bayerischen Dorfe um's Unfehlbarkeitsjahr ab; die Kreuzelschreiber votiren, ländlich, analphabetisch, für den jüngstens verstorbenen Döllinger und seinen Protest; etwas wie ein Ehekonflikt, ein ländlich Stücklein Frauenfrage spukt hinein: alle Kriterien der Modernität scheinen gegeben, und es dürfte nicht an Stimmen fehlen, welche das Glücken des Meisterschusses aus der gegenwartsichtbarlichen Nähe des Zieles erklären möchten.

Wenn nun aber nachzuweisen wäre, daß derselbe Stoff bereits die Athener in dem Archontenjahre des Kallias 412/411 ergötzt hat; wenn die überraschende Aehnlichkeit der „Kreuzelschreiber" mit der „Lysistrate" des Aristophanes bis in die bezeichnendsten Einzelzüge festzustellen wäre, wie dann? Nun, dann wäre eben nur wieder einmal bewiesen, daß der Mensch inmitten der Kulturwandlungen die immer gleiche nackte Menschlichkeit bewahrt unter der rasch wechselnden Kleiderhülle von Körper und Geist; es wäre bewiesen, daß Anzengruber sein Bestes gab und bleibend Köstliches, wo er, nicht von der Augenblickswoge getragene Tendenzen, nicht weise und närrische Eintagslehren, sondern die unwandelbaren Triebe der Menschlichkeit zu greifen gewußt hat. Der Kirchfelder Pfarrer wird altern und veralten mit seiner pathetischen Kirchenpolemik; die „Kreuzelschreiber" werden bestehen, die herzenbefreiende Menschlichkeitsposse eines in seiner Erkenntniß frohgemuthen dramatischen Plastikers.

Einen lustigen Beitrag zur Unterscheidungslehre von der „naiven und sentimentalischen Dichtung" im Sinne Schillers böte der Vergleich zwischen den Possen des athenienſischen und des oberösterreichischen Schalkes; beider Theaterstücke sind ausgelassen tollende Satiren auf das Ueberzeugungsheldenthum; aber wo der Alte natürlich empfindet, da empfindet der Neue das Natürliche. „Der Dichter," sagt Schiller, „ist entweder Natur, oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter." Aristophanes ist Natur, und da auch seinen Zuschauern die natürlichen Dinge nicht schmählich erscheinen und schamenblößt, so kann er in zwangslosester Gemächlichkeit den von der schlauen Männerkennerin Lysistrate ersonnenen Friedensfeldzug der athenienſischen und der lakonischen Frauen schildern mit allen dem Priap ungefälligen Folgen für die bettvereinsamten Kämpfer des peloponnesischen Krieges. Es wird ihr nicht leicht, der braven Lysistrate; denn, ob auch die Aufreizung zum Ehestreik damals noch durch kein Reichsgerichtserkenntniß mit

Strafe bedroht war, ihr friedenerstrebender Keuschheitsbund trägt den Keim der Desorganisation in sich selbst: auch die Schwurgenossinnen des zeitlichen Cölibats haben Blut und Sinne, und unter mannigfach gewitztem Vorwande sucht bald diese, bald jene zu entlaufen, dem katerhaft miauzenden Manne entgegen; „es männert sie,“ sagt Lysistrate. Mit kluger Rede aber weiß die wackere Strategin dennoch ihren ersten, über neidenswerthe Beruhigungsmittel gebietenden Friedenskongreß zusammen zu halten: das stärkere Geschlecht gibt, das klügere, nach; in zitternder Hast wird der Friede geschlossen, und „find't seinen Deckel jeder Topf“. Mit keck aristophanischer Freiheit — Frechheit, würden philiströse Griesgrämler der Kunstkritik sagen — ist das alles geschildert, mit einer Freude am sexuellen Detail, die unserer Beinkleidprüderie haarsträubend erscheint. Aber da es des Dichters naive Natürlichkeit ist, die auch hier feigenblatträuberisch waltet in phantastischer Wirklichkeitentrücktheit, bleibt, wer das Natürliche noch zu empfinden vermag, von jenem fatalen Gefühl gänzlich verschont, das uns die „nun 'mal naturalistisch“ sein Wollenden immer wieder erregen.

Anzengruber schrieb nicht für die Dionysien und Lenäen von Athen, sondern für ein k. k. konzessionirtes Theater mit Doppelcensur des kunstmeisternden Staates und des naturentwöhnten Publikums; er wußte ganz genau, man dürfe nie vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können. Er suchte, ein empfindsamer Großstadtbewohner, die Natur; und daß er sie fand in künstlerischer Weitherzigkeit, mit ihren kraftvollen Schönheiten und ihren possirlichen mehr als häßlich erscheinenden Schwächen, das gesellt ihn hier, in seinem strotzenden Meisterspiel, den Großen bei und den Größten; das hebt ihn, den mit Schöpfergerechtigkeit schaltenden Künstler, hoch hinaus über die schwärzlichen Schaaren Derer, die objektiv zu sein glauben und wahrheitssichtig, weil sie, nicht minder farbenblind als ihr schönpinselnden Widersacher, die Hinterhäusler in schmutzstarrendem Aufputz ins Treffen führen gegen die Gutgekleideten.

Heimlich stiehlt sich „der Beischlafide Kinesias“ zu seinem Eheweib Myrrhine; die Ränkereiche narrt ihn, und erst, da der Friede geschlossen ist, darf er das ersehnte Opfer bringen, für das er längst schon sich gerüstet hat und bewehrt; und auch Anton Huber, der Bauer vom gelben Hofe, darf erst dann den trunkenen Leib durchs Kammerfenster schlüpfen lassen zu seinem frommen Weibchen Josefa, als er versprochen hat in feierlicher Nachtzeit, die Führerschaft der Kreuzelschreiber im Stich zu lassen und zu dem gerüttelten Pfunde des Katholizismus auch noch die paar Unzen Unfehlbarkeit mit in den Kauf zu nehmen. „La bête humaine“ nennt, in bewußter Bezugnahme auf ein apokalyptisches Wort, Zola seinen nächsten Roman; wer weiß, was er uns da Schlimmes und Grausliches sinnt; wie das kribbelnde Thierlein den stolzen, ideengläubigen Menschen bei der liebgewordenen Gewöhnung faßt und am Ende unter kriegt; wie die prahlend bekannte „Sache“ dem Anspruch der lieben Körperlichkeit weichen muß: der attische Schwankesalzer und sein österreichischer Nachfolger haben es uns im lustigsten Ernst gezeigt.

Doch nicht wie bei Aristophanes schließt bei Anzengruber der Triumph der enthaltsameren Weiblichkeit das Stück ab: der Gelbhofbauer ist ein moderner Mensch, und also glaubt er bei Tage vergessen zu dürfen, was er im nächtig dunklen Drange versprach; der Schlafgemachfriede scheint vor der hellen Sonne nicht bestehen zu wollen, und erst der Steinklopferhanns, auch ein sentimentalischer Natursucher und -finder bringt durch eine an das Alter des Stoffes heranreichende List alles ins rechte Geleise: da jeder der von pfäffisch verhetztem Weibersinn nach Rom entsandten Bußwaller eine schmucke Betschwester als Wegzehrung mitzunehmen trachtet, schreien nunmehr die Weibsen ihr eifersüchtiges: Halt! Und, trotz Döllinger und dem Unfehlbarkeitsstreit, bleibt alles im Lande in redlicher Ehe.

Aristophanes kennt keinen Steinklopferhanns, keinen „Raisonneur“; seine Lysistrate ist ein und alles: Frau und Heldin und Anführerin der Ehelagerrebellen in Streit und Berathung; die Betrachtsamkeiten über die Heldenschwachheit überläßt der Dichter den Hörern. Auch von Eifersucht weiß er nichts, ein Kind seiner sittlich anarchistischen Zeit, und nichts von den tausend feinen Fäden der Gewöhnung, die das Nebeneinander und Füreinander unseres Ehelebens leise spinnt. Den alten Brenninger, der den Husten seiner Baucis-Annamirl nicht missen kann, und den die Trennung von der durch ein halbes Jahrhundert des Beisammenseins ihm unentbehrlichen Gefährtin in den stillen Wassertod treibt: nicht der attische Dichter und nicht sein Publikum hätten ihn verstanden. Dort schreien bei Jung und Alt nur die hungernden Sinne; die sentimentalische Zuthat ist des modernen Dichters Theil.

Die „polemische Stimmung gegen die Kirche“ und ihre Unzulänglichkeit hat, nach der dankenswerthen Mittheilung Bettelheims, Berthold Auerbach als einen „tiefsten Punkt“ im Wesen Anzengrubers erkannt. Es ist wahr: die zornige Empörung schafft wohl starke Werke; schönere die fröhliche Freiheit in Geist und Gemüth, die durch den lustigen Krieg der Kreuzelschreiber tollt. Ein tieferes Erfassen des Religionsthemas, die entschlossene Loslösung von der dürftigen altkatholischen Episode und der Verzicht auf das Komödienmittelchen der nur amüsanten Schlußszene, das ja bequem durch die Rathlosigkeit der freiwillig vereinsamten Frauen vor den drängenden Wirthschaftssorgen zu ersetzen war, hätten dem Stück ein bedeutenderes Relief gegeben. Doch wie es nun ist: mit seiner duldsamen Menschlichkeitsironie, mit der plastischen Fülle seiner Gestalten und dem prunklosen Reichthum seines dialektischen Weltweisheitsschatzes, steht es als ein organisches Ganze vor uns da, ein durch die Zeiten ragender Gipfel humoristischer Dichtung, die mehr ist als deutsch: menschheitgemein.

Eine Gedächtnißfeier für Ludwig Anzengruber beging das „Lessing-Theater“ mit der Aufführung des wundervollen Bauernlustspiels. Die Weltlichen hielten sich tapfer: Herr Ranzenberg gab sich als stattlicher Gelbhofbauer, rauflustig und verzärtelt zugleich; Herr Klein war ein interessanter Steinklopferhanns: in diesem Lob liegt ein schlimmer Tadel; Hanns hat sich in der Natur wiedergefunden, Herr Klein hat die Natur in sich verloren durch kluge, feinstrichelnde Künstlichkeit. Den Frommen, denen es auf Erden gemeiniglich so gut ergehen soll, auf der Bühne ging's ihnen schlecht. Die keifende Koketterie des Fräulein Groß konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß da ein kleines, frisirtes Talent an einer dichterischen Aufgabe erlahmte. Welch prächtiges Charakterbild hat Marie Geistinger aus dem kirchengläubigen Teufelchen Josefa geschaffen, das bei nächtlicher Weile für seinen Pfaffenglauben kämpft und listet.

Ein Prolog von Fulda leitete den Abend ein; dem Publikum ward Gelegenheit, auf der Bühne und auf dem Theaterzettel die männlichen Züge des Dichters zu erschauen, dessen frühen Tod es unter Lachthränen beklagte. Und wenn wir hier des Dichters erst am Schlusse unserer Betrachtung trauernd gedenken, so meinen wir, nach Lessings Wort, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.

M. Kent.

Hermann Lingg: Jahresringe. Neue Gedichte. Mit dem Portrait des Dichters nach dem Original von Franz von Lenbach. Stuttgart. 1889. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Ein Gutes haben die leidigen Geburtstagsjubelfeiern, deren Tafeln und Bechern selbst die nüchternsten Menschen oft zu Schmeicheldichtern macht: sie zeigen uns, etwas lärmend freilich und zuweilen in festtäglicher Uebertreibung, daß wir uns, in modischer Schnellvergeßlichkeit, doch ärmer wähnten, als wir in der That sind. Dem aufrechten Meister Gottfried von Zürich folgte im Aufmarsch der Jubilare unser Theodor Fontane, dessen siebenzigjähriger Jugend mit einem wirklichen Minister sogar die Jüngsten huldigten und die Neusten; am 22. Januar ist der

Ehrentag Hermann Lingg's, des Sängers vom „Schwäbischen Meer"; und bald darauf gilt es, dem liebegläubigen Sechziger Paul Heyse das lorbeerduftende Festmahl zu rüsten. In bunter Reihe lösen sie sich ab: der Schweizer und der Neu-Ruppiner, der Schwabe und der Berliner; und nichts scheint ihnen gemeinsam als die kräftig ausgesprochene Eigenart und ein unmodern gewordener Hang zu geräuschloser Zurückhaltung, die nun der lärmende Gratulantenchor begeisterungswüthig durchbricht. Der beschaulichen älteren Generation, die nicht gellen wollte, sondern sein, beut so in feierlicher Stunde das neue, ellenbogenkräftige Geschlecht ehrfürchtige Begrüßung. Die Lauten huldigen den Stillen.

Ein stiller Poet ist auch Hermann Lingg, der zu Lindau am Bodensee im Jahre 1820 das Licht der schönen Schwabenwelt erblickte und der nun, nachdem er dem militärärztlichen Berufe früh entsagt, seit langen Jahren in München lebt, der einzigen Stadt, in deren Gemarkung Apoll und Gambrinus einträchtiglich herrschen. Nicht nur das schöne Träumerauge, das auf einen von bitterem Trotz festgeschlossenen Mund herabschaut, auch ein Rundgang durch die Schöpfung dieses Dichters belehrt uns, daß hier ein weltenferner und wohl auch weltenscheuer Künstler leise waltend wirkte. Wenn die modernen Dichter gemeiniglich an Kurzsichtigkeit leiden and sich das Weltbild so nahe vor die naturwissenschaftlich aus- oder auch eingebildete Nase rücken, daß ihnen vor lauter klar erkannten Einzelheiten am Ende das Ganze entgleitet und sie den Wald nicht sehen vor lauter Bäumen, so gehört Lingg vielmehr zu den Weitsichtigen. Weitab vom Weltgemälde sucht er seinen Platz, in einer stillen Ecke, wohin der Gaffer Schwarm nicht dringt; mit zwei, drei Gleichgestimmten tauscht er Rede und Gegenrede; und während die Nahestehenden aus den schnell erfaßten Einzelzügen nicht selten ein einseitig verzerrtes Totalbild gewinnen, erfüllen sich dem fernen Blick allmählich die weiten Umrißlinien mit lebendiger Körperlichkeit. So mag es geschehen sein, daß er gerade in seinen letzten Gedichten gewisse charakteristische Wesenszüge unserer Zeit schärfer erkannt hat und bewußter wieder gegeben als viele, die mitten im modernsten Leben stehen als selbstzufriedene Kinder einer in Selbstanbetung versunkenen Zeit. Die verhimmelte Unsittlichkeit des Gewaltrechtes und der diplomatischen Regierungskunst trifft sein Wort:

„Wie Du gebaut, so wirst Du wohnen;
Wer nur Vertraun auf Stärke setzt
Und nimmer will des Schwachen schonen,
Den stürzt ein Stärkerer doch zuletzt."

„Der Listige wird überlistet,
Gefangen wird, wer Netze stellt,
Wer Fristen gibt, dem wird gefristet,
Wie wir sie denken, ist die Welt."

Und der prächtige „Chor der Achselträger", könnte als Wahlschlachtsgesang gewisser Parteien in allernächster Zeit seine Schuldigkeit thun. Den unseligen modernen Byzantinern, die nicht wissen, wie der Wind von oben weht, könnte der modernste Reichsfeind die Zunge gelöst haben zu ihrem stammelnden Jammerruf:

„Ist es Zeit zum Lispeln, Säuseln,
Oder rauh die Stirn zu kräuseln?
Ach, es geht gewiß was vor!
Wer es wüßte, ob ein Thränchen,
Ob ein Lächeln Vorschrift ist?
Alt und rostig ist das Fähnchen,
Welches sich zu drehn vergißt!
Vor dem Unsinn, vor der Fadheit
Legen wir uns auf den Bauch
Denn verhaßt ist uns Geradheit,
Wahrheit ist nur Dunst und Rauch —
Wahrheit ist allein — die Gunst:
Sie zu haschen, sie zu fassen,
Ewig nicht mehr auszulassen,
Ist der Menschen höchste Kunst."
— — — — — — —
„O wie bangt uns vor den Wahlen,
Wenn die Frage wird entstehn:
Soll man mit den Liberalen
Oder mit den Klerikalen
Oder gar mit beiden gehn?"

„Ach, wem beides wär' erreichbar,
Einem Gott wär' der vergleichbar!
Wir beneiden wir Dich schon,
Krokodil, um Deine Thräne,
Um Dein Winseln Dich, Hyäne,
Und erst Dich, Chamäleon!"

Vor der jungen Kampfstimmung dieses und ähnlicher satirischer Gedichte erfaßt uns fast ein Bedauern darüber, daß der ruhelose Wandertrieb und ein kulturhistorischer und geschichtsphilosophischer Hang unseren Dichter so lange umhertrieb an ferne Gestade und an menschenleere Trümmerstätten. Hermann Lingg, der um die Mitte der sechziger Jahre — fast gleichzeitig mit Hamerling's „Ahasver in Rom" und Wilhelm Jordan's „Nibelungen" — sein mehr umfangreiches als großes, vom „Hundertrad der gereimten Chronik" nicht immer genügend entferntes Epos „Die Völkerwanderung" veröffentlichte, er hat auch in seiner Lyrik der Ethnographie und einer häufig recht flachen Geschichtsphilosophie allzu breiten Raum gewährt. Der starke und bei aller poetischen Steigerung einfache und schlichte Empfindungsausdruck seiner ersten Gedichte, der die „Schifferfrau", „Alte Briefe" u. a. dem Besten beigesellt, was die deutsche Lyrik hervorgebracht hat, machte in späterer Zeit oft einem hohe Warten mühsam erkletternden Pathos Platz, dem sich bei jedem geringfügigsten Anlaß weltgeschichtliche Parallelen in überreichlicher Fülle aufdrängten. Bei diesen alterthümelnden Länderdurchquerungen und poetischen Ausgrabungen ging häufig das Beste verloren, was uns — aller Modetheorie zum Trotz — ein Dichter schenken kann: die besondere Persönlichkeit. Daß sie dennoch nicht in ferner Meerfluth versank während der freiwilligen Odyssee zu Vandalen und Goten, zu Hellenen und Indern und Italern und Mohren, wir erkennen es in freudigem Staunen, da wir nun den neuen Gedichtband durchblättern. Die spielende Formengewandtheit, die mühelos die Sprache meistert, mitunter freilich wohl auch vergewaltigt, bewundern wir fast immer bei Lingg; aber wir werden nicht recht warm in diesen Raritätenkabinets, in diesem hallenden Tempel der Völkerkunde; und nur wo der Dichter auf menschlichen Schmerz, auf menschliche Lust und Schwachheit die leise Hand legt, die des Wundenheilens gewöhnt ist, nur da schmiegt sich an die kühlere Bewunderung auch die Liebe und die herzpochende Freude.

Von historischer Weltbetrachtung ging Hermann Lingg aus, und von humanistischen Idealen war sein junges Herz geschwellt, da es ihn früh nach Italien trieb. Der Dichter ist älter geworden und die Welt praktischer: Lingg ist „nicht in der Mode" bei den Utilitariern, denn seinem humanistischen Ideal ist er treu geblieben inmitten der Kraftbewunderer, und der „Königl. bayerische Militärarzt a. D." ruft dem vielverspotteten Völkerrechtskongreß zu:

„Tagt, Völkerrechtsbegründer,
Tagt, werdet Friedenheilverkünder!"

Ein solcher Geist konnte es auch fassen, was wir mit Kaiser Friedrich begruben: „nicht nur Standarten, auch aller Menschheit tiefst' Gefühl" regt seinem Sinn die Trauerkunde:

„Die Erde scheint ein Todesgarten
Mit Blumen von dem Licht erhellt
Aus einer andern, höhern Welt."

„Dann reden Geister, reden Thaten —
Auch nur gewollte sprießen kühn
Zur Zukunft auf in Saaten;
Und Deine, großer Kaiser, blühn,
Ein Hoffnungswort Europas Staaten,
Ein Friedensheil und Segensstand
Dem deutschen Volk, dem deutschen Land!"

Der Erzähler Hermann Lingg — wir kennen ihn aus den „Byzantinischen Novellen" und finden ihn in den jüngst erschienenen „Furchen" kaum verändert wieder — reicht an den lyrischen Epiker nicht heran. In gleichmäßig glatter Schriftsprache erzählt uns ein ästhetisch feingebildeter Mann allerlei absonderliche Fälle aus aller Herren Ländern, und nur selten gelingt es ihm, uns auch nur die Welt zu zeigen, die er sieht. Verwöhnterem Anspruch vermag die dürftige Psychologie so wenig zu genügen wie die unsinnliche Beschreibung; Freunde der historischen Novellistik werden noch am ehesten ihre Rechnung in diesen sauber geschriebenenen, aber individualitätlosen Büchern finden.

Dem Verskünstler, der oft ein bedeutender Dichter ist, gilt unser bescheidentlicher Festtagsgruß. Es ist ein starkes Geschlecht, das von 1818 und 1820, und auf die Postille sich zu bücken, scheinen sie keine Neigung zu verspüren, die Keller und Fontane und Lingg. Sie haben noch

andere Zeiten gesehen, Zeiten, die weniger Erworbenes besoßen und mehr hochstrebende Wünsche, Zeiten der Sehnsucht, nicht der satten Verdauung, und es mag daran liegen, daß, wo sich heute noch irgendwo ein Kopf mißbilligend schüttelt ob der rücksichtslosen Modernitätsbespiegelung, es sicherlich ein Greisenkopf ist. Die Alten fangen an zu verstehen, um aufzuhören, sich zu freuen. Und wenn für den Entrüstungsoptimisten Hermann Lingg vom Verstehen zum frisch-fröhlichen Angreifen nur ein Schritt sein sollte, so wäre ein zweites Faatanewunder auch im deutschen Süden geschehen. Ironisch hat Lingg den Wunsch geäußert: „In der Mode möcht' ich sein!“ Das kann er geruhig dem Geschlechte der Kotzebues überlassen und sich und uns getrösten mit dem eigenen Spruch:

„Was gut ist, wird nicht unterliegen
Trotz alledem, trotz Acht und Bann,
So laut wird manches totgeschwiegen,
Daß man es deutlich hören kann!“

M. H.

Deutsches Leben in der Vergangenheit. Von August Sach. Erster Band. Halle a. S. 1889. Buchhandlung des Waisenhauses.

Seit Freytag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit hat es an wiederholten Versuchen nicht gefehlt, kulturhistorisch besonders wichtige Abschnitte aus der Geschichte unseres Volkes in anschaulicher Weise zur Darstellung zu bringen und das Leben und Treiben deutscher Vorzeit lebendig zu vergegenwärtigen. Auch das vorliegende Buch, von welchem jetzt der erste stattliche Band, achthundert Seiten umfassend, vorliegt, verfolgt einen ähnlichen Zweck; der Verfasser erklärt, daß er sich bei der Ausarbeitung des Buches das Ziel gestellt habe, das deutsche Leben in der Vergangenheit in einzelnen abgerundeten und aus sich selbst verständlichen Bildern nach den verschiedensten Richtungen zur Darstellung und zum lebendigen Verständniß zu bringen. Wenn man erwägt, welche große Schwierigkeiten bei der Lösung einer solchen Aufgabe zu überwinden waren, so kann man dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß er mit redlichem Eifer danach gestrebt hat, den Ansprüchen, welche man an ein derartiges Werk stellen kann, gerecht zu werden. Das Buch ist verständlich und klar geschrieben; der Verfasser hat, soweit nachverglichen werden konnte, die wichtigeren Quellen und neueren Darstellungen immer herbeigezogen und mit umsichtiger Sorgfalt benutzt. Die Germanen der Urzeit schildert der erste Abschnitt, dem passend ein Aufsatz über die Gräber der vorgeschichtlichen Zeit angefügt ist; hierauf werden die Religion der Germanen und die Runenschrift behandelt und die friedlichen Einflüsse der Römer auf die Germanen auseinandergesetzt. Dann führt uns der Verfasser in das Treiben der Völkerwanderung ein, nach Priskus schildert er Attila und verfolgt die Ansiedlungen der Germanen auf romanischem Boden. Die Stellung der Franken wird skizzirt, das Leben am Hofe Karls des Großen durch gut ausgewählte Züge veranschaulicht und Recht und Verfassung der karolingischen Zeit geschildert. Keiner der öffentlichen und privaten Vorgänge aus dem eigentlichen Mittelalter ist übergangen und ebenso ist das ausgehende Mittelalter im Gegensatz zu den übrigen kulturgeschichtlichen Werken sorgfältig berücksichtigt. Mit dem endenden Mittelalter schließt der vorliegende Band ab; ein zweiter Band soll, von den Bewegungen, welche die Reformation einleiten, die Entwicklung des geistigen und materiellen Lebens Deutschlands in ihren Hauptzügen bis in das neunzehnte Jahrhundert verfolgen.

Des Verfassers Absicht war es offenbar nicht, neues Material zu erschließen, wohl aber das bereits Bekannte auf Grund nochmaliger sorgfältiger Vergleichung der Quellen in anschaulicher Weise zusammenzufassen. So wird der Kenner zwar eigentlich Neues nicht in dem Buche finden, es aber als zusammenfassende Uebersicht und gut geschriebene Lektüre willkommen heißen. Als bequem orientirendes Hilfsmittel ist es namentlich den Lehrern zu empfehlen; zur Belebung des Unterrichts lassen sich viele Abschnitte des Buches gewiß vortrefflich verwenden. Aber auch in weiteren Kreisen, welche über die Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Urzeit und im Mittelalter sich unterrichten wollen, wird das belehrende Buch dankbare Leser finden.

J. E.

„Durch die Brandung ans Land!“ — Roman von H. Fries-Schwenzen. Berlin. F. Fontane.

Dieser Titel mit dem pathetischen Ausrufezeichen hat mir einen Schrecken eingejagt; — ich leide nicht an Visionen, aber es war mir fast, als sähe ich, wie ich ihn las, irgend ein Stöckerhaftes Wesen mit aufgehobenem Zeigefinger und nach oben gedrehten Augen auf der Kanzel stehen. Ein „frommer“ Roman, dacht' ich mir, eine Bußpredigt mit etwas Mordgeschichte, und ich ging mit Schaudern an die Lektüre. Aber Herr Fries-Schwenzen ist nur ein Schalk, er versetzt mit seinem frommen Titelausrufezeichen den Leser in eine gelinde Angst, um ihn angenehm weltlich zu enttäuschen. Dieser Roman ist ein gutes, schön-modernes Buch, dem man nur wenig ansieht, daß sein Verfasser noch ein halber Anfänger ist, (eine kleine Novelle erschien einmal von ihm in Lindau's „Nord und Süd“), und es ist ein so gut geschriebenes Buch, daß man sich wundert, zu hören, sein Schöpfer sei ein Ausländer und dabei eigentlich nicht Schriftsteller von Beruf, sondern Maler. Mit Vergnügen dürfen wir diesen norwegischen Maler als deutschen Schriftsteller begrüßen: sein Erstlingsroman ist eine gute Kraftprobe eines tüchtigen, kraftvollen, d i c h t e r i s c h e n Realismus. Nichts Verzerrtes in ihm weder in bonam noch in malam partem: Frische, echte Natürlichkeit, festes Ebenmaß, lebendige geistige Fülle. Der Verfasser scheut nicht ängstlich zurück vor „gewissen“ Dingen, die allzu gewiß in unserem modernen Gesellschaftsleben vorhanden sind, als daß sie ein moderner Dichter aus Rücksicht auf höhere Töchter mit dem rosarothen Schleier eines Pseudoidealismus verhüllen dürfte, aber er hat glücklicher Weise die realistischen Flegeljahre hinter sich, in welchen man mit einer fatalen Vorliebe diese gewissen Dinge allzu liebevoll eingehend behandelt. Daran erkennt man das Wesen des zielsicheren, harmonischen, sich ruhig auslebenden Talentes. Irgendwie Geniales, Reißendes ist nicht in dem Buche: kräftigen, gemessenen Schrittes geht ein gesunder Mann mit offenen Augen seines Weges. — kein stürmischer Jüngling, der sich die Lungen ausjagt, um beim Ziele vorbeizurennen und schließlich abseits liegen zu bleiben, wie wir leider so manchen haben. —

„Durch die Brandung ans Land!“ ist in gewissem Sinne ein Tendenzroman: das predigende Ausrufezeichen ist doch nicht so ganz ohne Bedeutung. Es handelt sich hier um die Ehefrage, wie sie in der Heimath des Verfassers von Björnstjerne Björnson angeregt wurde. In der Hauptstadt Norwegens spielt auch diese Geschichte, hauptsächlich in Künstlerateliers, nur einmal springt sie hinüber nach Berlin, um bei Professor Begas einen ganz persönlichen Besuch abzustatten. Drei Ehegeschichten sind es eigentlich, die den Inhalt des Buches ausmachen, und in zweien derselben haben die Ehemänner stark zu kämpfen, ehe sie durch die Brandung (sehr verschieden bei beiden) ans Land gelangen. Die dritte Ehe aber ist ein ganz sauberbares Ding, kühn gedacht und keck hingestellt, ganz episodisch zwar und doch köstlich bestimmt hineingefügt in das Ganze. Mit Absicht deute ich nur an und spiele nicht den kritischen Verräther, denn ich hoffe, daß dieses Buch viele Leser finden möge, obwohl sein Verfasser noch nicht zu den Berühmtheiten gehört, und diesen Lesern möchte ich nicht ihr Interesse verkürzen. Sie würden zwar auch, wenn sie die Handlung kännten, das Buch mit Antheilnahme lesen, denn es bietet vorzügliche Einzelheiten, zumal hinsichtlich der straffen, feinen Charakterschilderung und in einer echt poetischen Art der Hineinverwebung von Natursymbolik in die Geschehnisse. Auch an Humor, der leider bisher fast allen Realisten fehlt, mangelt es erfreulicherweise nicht in diesem Buche, das an sich so ernsthaft tugendsam-tendenziös ist und in seinen tragischen Stellen wirklich ergreifend wirkt. — Wer Empfänglichkeit für moderne Poesie hat, für die schlichte Wirklichkeitspoesie, an der unser Leben durchaus nicht so arm ist, wie uns die Schlagwort-Realisten und -Idealisten glauben machen möchten, der wird sich gerne einversenken in dieses Dichtwerk, das in der Wahrheit des Lebens wurzelt und doch mit echter Schönheit ausgestattet ist.

O. J. Bierbaum.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW Beuthstraße 8.

Nr. 17. Berlin, den 25. Januar 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Genau wie bei dem Septennat beginnt jetzt die abhängige Presse ihren Angriffsplan zu enthüllen, die Bevölkerung zu bearbeiten und jene Beunruhigung künstlich zu erzeugen, die schließlich die Truppen der freisinnigen Gegner ins Wanken bringen soll. Einige aus diesem oder jenem offiziösen Blatte herausgegriffenen Zeilen werden genügen, um die Pläne zu enthüllen, nach denen die Kartellparteien voraussichtlich zu operiren haben werden.

In zahlreichen Kreisblättern hat ein Artikel Aufnahme gefunden, der die Ueberschrift trägt: „Die Wahlparole", der sich gegen die Freisinnigen wendet und in dem es dann heißt:

„Um einer billigen Heuchelei des Freisinns die Wege zu verlegen, halten wir es für richtig, das Sozialistengesetz nicht bereits in dem gegenwärtigen Reichstag zu erledigen, d. h. dem Freisinn nicht den Gefallen zu thun, diese Frage aus dem Wahlkampf ausscheiden zu lassen."

Noch bemerkenswerther ist, was durch die große Signaltrompete für die gesammte Reptilienpresse verkündet wird. In einem Leitartikel schildert die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" die Gefahren, welche dem Bürgerthum und der heute bestehenden Gesellschaftsordnung durch die deutschen Sozialdemokraten und durch ihre außerdeutschen sozialistischen Verbündeten drohen. Gegen diese nationalen und internationalen Gefahren müsse sich die gesammte bürgerliche Bevölkerung zu gemeinsamer Abwehr zusammen schließen. Auch die freisinnigen Wähler des Landes werden für diese Verbindung zu gewinnen sein, „sofern man sich nur an sie selbst und nicht an die im Parteifanatismus verknöcherten Fraktionspolitiker wendet". Und dann schließt der Artikel mit den Worten eindringlicher oder vielmehr aufdringlicher Deutschkeit:

„Gegen die Sozialdemokratie und gegen ihre Begünstiger! hätte also jene Parole zu lauten, mittelst deren dem internationalen Vorstoße der Sozialrevolutionäre bei uns zu begegnen wäre."

Diese Darlegungen erinnern auf das Lebhafteste an einen Aufsatz, den die freikonservative „Post" Ende November veröffentlicht hatte. Das „Büschlein" berichtet, daß Fürst Bismarck von einem Artikel, der ihm besonders gefiel, mit einer seiner glücklichen Wendungen gesagt hat: „Er muß Junge kriegen". Die Jungen des Post-Artikels sind jetzt ausgekrochen. Dasselbe sophistische Kunststück, das damals wie ein erster Versuch gegen die Freisinnigen ausgespielt und von uns als solches charakterisirt worden ist, wird heute mit noch größerem Selbstbewußtsein und an eindrucksvollerer Stelle wiederholt. Gewiß wollen auch die Freisinnigen die Sozialdemokratie bekämpfen; aber diese politische Lehre wird nicht dadurch bekämpft, daß man die Zahl ihrer Vertreter im Reichstage herabdrückt. Die Sozialdemokratie kann im Parlamente eine ganz winzige Macht sein und doch kann die Schaar ihrer Anhänger im Lande von Jahr zu Jahr in allergefahrdrohendster Weise wachsen. Ein Freisinniger, der sich dem Kartell anschließt, um die Sozialdemokratie zu bekämpfen, trägt mithin vielleicht dazu bei, ein äußerliches und nebensächliches Symptom der Krankheit zu verdecken; aber die Krankheit selbst wird von dieser Kur nicht im Geringsten berührt. Die Frage, die sich die Wähler vorzulegen haben, ist vielmehr die, wollen wir gegen die Sozialdemokratie Ausnahmegesetze und wollen wir eine Wirthschaftspolitik, die die arbeitenden Klassen schwer benachtheiligt; mit einem Worte, wollen wir die Fortführung jener Politik, die jetzt seit länger als einem Decennium in Deutschland das Steuer führt, und die von Wahl zu Wahl den Heerbann der Socialdemokratie gesteigert hat, oder wollen wir es mit dem entgegengesetzten Programm der Freisinnigen versuchen? In dieser Alternative liegt die Entscheidung, und es ist klar, daß die offiziösen Blätter ein starkes Zutrauen zur politischen Dummheit in Deutschland haben müssen, wenn sie behaupten, wer nur die Krankheit bekämpfen wolle, könne sich auch den Kartellparteien zugesellen. Als wäre der Arzt gleichgültig und die Wahl der Kurmethoden; und doch ist von den einen vergeblich erprobt worden Zwangsjacke und Nahrungsentziehung, während die anderen gute

Ernährung und freie Bewegung, genau das Entgegengesetzte, vorschlagen.

Nicht allein durch diesen etwas plumpen Fallstrick ist der Artikel der „Nordd. Allg. Zeitung“ bemerkenswerth, sondern auch dadurch, daß er den inneren Feind in Konspiration mit den Revolutionären jenseits der Grenze erscheinen läßt. Diese Tonart kennen schon die Leser der „Nation“, und es bleibt daher wahrscheinlich, daß in ihr die große Wahlmelodie komponirt werden wird.

Das Kreisblatt für Ruppin stimmt bereits — ganz wie in der Septennatszeit — den plumpen, gellenden Schlachtgesang mit Unterlage dieser Noten an. Es schreibt, daß die Franzosen den deutschen Sozialisten 20 bis 30 Mill. Mk. anonym zuschicken würden, um die Bergarbeiter zu veranlassen, so lange die Kohlenförderung einzustellen, bis die Franzosen in das Land gekommen seien und Deutschland, welches aus Mangel an Kohlen für die Eisenbahnen wehrlos gemacht sei, erobert werden könnte.

Hier ist denn auch bereits das letzte Glied der Kette eingefügt; zum Ausland und zur Sozialdemokratie sind die unter Umständen bevorstehenden Arbeitseinstellungen der Bergleute als Drittes hinzugefügt. Wir meinen, daß die Karten somit ziemlich offen liegen. Auf dem Wahltheater werden sich in drohender Erscheinung die heimischen und die fremden Revolutionäre zeigen; als erster furchtbarer Vorgeschmack des Umsturzes werden die Arbeitseinstellungen vorgeführt, und in lauernder Freude wird das Ausland zuschauen auf jenes arme Deutschland, das nur ein neuer Kartellreichstag retten kann; wovor? — vor den Segnungen einer freieren politischen Entwicklung.

Die Bewegungen unter der bergmännischen Bevölkerung können in den bevorstehenden Wahlkämpfen eine sehr ernste Rolle spielen, um so mehr, als die Stellung der Regierung heute den Bestrebungen der Bergleute gegenüber sich wesentlich zu deren Ungunsten verschoben hat; es ergibt sich dies klar aus der nunmehr veröffentlichten „amtlichen“ Untersuchung der Arbeiter- und Betriebsverhältnisse in den Steinkohlenbezirken.

Wer sich ein eigenes, objektives Urtheil über diese Verhältnisse bilden will, dem werden die amtlichen Aktenstücke als Unterlage für dasselbe ganz und gar ungenügend erscheinen. Für derartige Untersuchungen gibt es nur eine einzige Vertrauen erweckende und Vertrauen verdienende Methode, das sind die in England üblichen parlamentarischen Enqueten, bei denen im Kreuzverhör Arbeitgeber und Arbeitnehmer vernommen werden und wo dann die Gesammtheit der Aussagen und alles zusammengetragene Material gedruckt der öffentlichen Diskussion zur eigenen Urtheilsbildung unterbreitet wird. Von alledem ist bei uns nichts geschehen; die Protokolle über die Aussagen der Betheiligten sind zurückbehalten; gedruckt wurden nicht die unmittelbaren Aufzeichnungen, sondern Resumes, Deduktionen, Lehrmeinungen, welche die Behörden aus den ihr gewordenen Darlegungen zu ziehen für gut befanden. Also nicht wie die Verhältnisse sind, erfährt man aus diesen Aktenstücken, sondern wie die Behörden die Verhältnisse betrachtet wissen wollen; und zur Charakterisirung des Standpunktes, auf dem fußend die Regierung ihre Betrachtungen angestellt hat, genügt es, einen kleinen Absatz hierher zu setzen. An einer Stelle des Berichtes heißt es:

„Es dürfte nicht zu bezweifeln sein, daß für diese zum größten Theile unverheiratheten Arbeiter die Lohnsätze auch vor dem Ausstande hoch gestanden und den betreffenden Personen eine Lebenshaltung ermöglicht haben, welche Unordnungen hervorgebracht hat.“

Wenn höhere Löhne, das heißt die Möglichkeit besserer Lebenshaltung, die Arbeiter zu Unordnungen verführt, so sind niedere Löhne im Interesse des Friedens natürlich geboten; schärfer brauchen freilich nicht die grundlegenden Gedanken herausgehoben zu werden, von denen sich die Regierung in ihrer Beurtheilung der Lohnkämpfe leiten läßt.

Aus diesen Aktenstücken mögen die Bergarbeiter ersehen, daß sie auf ein freundliches Wohlwollen der Regierung nicht zu rechnen haben. Die offiziösen „Hamburger Nachrichten“ geben diesem Gedanken überdies nach besonderen Ausdruck mit Hinweisung auf den entsprechenden Abschnitt in der preußischen Thronrede.

Unter diesen Umständen verlangt die allgemeine politische Lage die höchste Besonnenheit von der bergmännischen Bevölkerung. Nun haben aber die Bergleute im Ruhrrevier neue Forderungen an ihre Arbeitgeber gestellt mit der Drohung der Arbeitseinstellung im Falle der Nichtbewilligung. Die Zechenbesitzer haben die Ansprüche ihrer Angestellten zurückgewiesen; auch in anderen Gegenden Deutschlands gährt es. Brechen jetzt neue Streiks aus, so werden diese nicht allein die Entscheidung über Lohn und Arbeitsbedingungen bringen, sondern vielleicht und zum Theil auch über den Ausfall der Reichstagswahl; und der Ausfall der Reichstagswahl kann gleichzeitig entscheidend sein für das Wahlrecht und für die Koalitionsfreiheit, diese stärkste und segensvollste Waffe der Arbeiterbevölkerung; das dürfen die Bergleute nicht übersehen. Ihr Schicksal ist auf das engste mit der allgemeinen freiheitlichen Entwicklung Deutschlands verknüpft und ihr Schicksal kann sich bleibend nur bessern, wenn liberale Anschauungen die deutsche Politik in allen ihren Theilen durchdringen. Die Bergleute würden daher direkt ihren Gegnern in die Hände arbeiten, wenn sie durch Unordnungen oder Unbesonnenheiten der revolutionären Strömung in Deutschland neues Wasser auf die Mühle trieben. Alle, die es vermögen, müssen dieser Auffassung mit größtem Nachdruck bei der Arbeiterbevölkerung Eingang zu verschaffen suchen, damit den Kartellparteien auch nicht der geringste greifbare Vorwand zu ihren Deklamationen gegen das rothe Gespenst geboten wird. Nur ein Narr oder ein agent provocateur kann in diesen kritischen Wahlzeiten die Arbeiter zu einer Politik blinden Zufahrens verleiten, die ihnen statt Erfolge nur Fesseln bringen wird.

Aus den hier skizzirten Verhältnissen können Ueberraschungen aller Art noch hervorwachsen; und wir meinen, daß man selbst die verwegensten Phantasien klüglich in Rechnung ziehen sollte. Was auch geschehe, die Bevölkerung muß kaltblütig bleiben.

Das **Centrum** und die **Freikonservativen** sind bereits mit Wahlaufrufen hervorgetreten; über allgemeine Redewendungen kommen diese Ansprachen nicht hinaus und sie mußten diesen bedeutungslosen Inhalt haben, weil sie zu einer Zeit veröffentlicht wurden, wo der Reichstag noch tagte und wo daher über das Sozialistengesetz, diese entscheidendste Frage der Wahlbewegung, das letzte Wort nicht gesprochen war.

Durch die Regierung der Vereinigten Staaten haben wir jetzt endlich die Festsetzungen der **Berliner Samoakonferenz** kennen gelernt. Man mag einzelne der Bestimmungen für praktisch wenig zweckmäßig erachten; dies kann aber nicht hindern, daß man den grundlegenden Gedanken der Vereinbarung durchaus zustimmt. England, Amerika, Deutschland gestehen sich gegenseitig auf den Inseln völlig dieselben Rechte zu; die Vorherrschaft einer einzelnen Macht für die Gegenwart und Zukunft ist ausgeschlossen und damit auch jede bedenkliche Rivalität. Sollte also wirklich die eine oder die andere Festsetzung sich als verfehlt erweisen, so wird auf der Basis der Gleichberechtigung sich leicht ein neuer Ausgleich finden lassen. Der **Ausgang** des Samoahandels findet also unsern vollen Beifall.

In dieser Thatsache liegt eine genügend starke Kritik jenes Zwischenspiels, während dessen die deutschen Konsuln unnützer Weise einen maßgebenden Einfluß auf den Inseln anstrebten. Man blicke auf den Weg hin, den unsere Diplomatie zurücklegen mußte. Bis etwa zum Jahre 1886 friedliche Zustände bei Gleichberechtigung, dann der Vorstoß unserer Vertreter, die Niedermetzelung unserer Soldaten und Offiziere; die Benachrichtigung des Kabinets in Washington durch den Fürsten Bismarck, daß wir mit dem Angreifen im „Kriegszustand“; die Anweisung des Grafen Bismarck nach Apia, daß gegen die Aufständischen „Kriegszustand“ **eingetreten** und „Repressalien nothwendig“ sind; und jetzt, nachdem vergeblich unsere deutschen Marine-

truppen und Matrosen geopfert, verstehen wir uns ohne Genugthuung, ohne Repressalien — was noch das Klügste ist — zur Anerkennung jener Verhältnisse, wie sie bis zum Jahre 1886 bestanden hatten.

Wieder sind in diesen krankheitsvollen Wintertagen eine Reihe von Männern in hervorragender Stellung oder mit bedeutender Vergangenheit gestorben. Der regierende Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, der stets in nahen Beziehungen zum preußischen Königshaus stand, der Herzog von Aosta, der vorübergehend die spanische Königskrone trug, Lord Napier of Magdala, der den glücklichen Kriegszug Englands gegen Abyssinien kommandirte, und der Freiherr von Franckenstein, einer der Führer unserer Centrumspartei, sind ins Grab gesunken.

Die interessantesten dieser Gestalten sind der Herzog von Aosta und der Freiherr von und zu Franckenstein.

Mit dem Bruder des Königs von Italien verschwindet wieder einer jener modernen Fürsten, die auf einen Thron verzichten, wie ein Beamter, der mit seiner Stellung unzufrieden ist, sei es, daß ihm die Würde des Amtes nicht mehr behagt, sei es, daß seine Gesinnungen und die Verhältnisse zu einem Konflikt gegen einander geführt haben, der nur durch das Niederlegen der Krone eine friedliche Lösung finden kann. So zahlreich sind diese fürstlichen Männer im 19. Jahrhundert, daß man in ihrer Auffassung vom Herrscherberuf einen charakteristischen Zug unserer Epoche verkörpert finden muß.

Den bayerischen Freiherrn von Franckenstein hat der Kaiser durch ein besonderes an den Reichstag gerichtetes Telegramm geehrt, worin das Beileid des Monarchen kundgegeben und betreffs des Todten hinzugefügt ist: „Ich ehre in ihm einen Mann von vornehmer Gesinnung, von wahrem Patriotismus, der für sein bayerisches und deutsches Vaterland allezeit ein warmes Herz hatte.“ Herr von Franckenstein war neben Windthorst der angesehenste Führer des Centrums; er vertrat in dieser Partei die agrarisch-zünftlerisch-konservative Richtung. Es ist bekannt, daß Herr von Franckenstein im Jahre 1870 sowohl gegen die Kriegserklärung Bayerns an Frankreich, wie später auch gegen den Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich wirkte. Nicht bloß aus diesen Gründen, sondern auch wegen seiner Zugehörigkeit zur Centrumspartei mußte er sich lange den Vorwurf der „Reichsfeindschaft“ gefallen lassen; besonders in jenen Jahren, als die Centrumspartei wegen ihrer „Reichsfeindschaft“ sogar für unwürdig gehalten wurde, im Reichstagspräsidium vertreten zu sein. Die Ehren, die jetzt über den Todten ausgeschüttet werden, stehen zu der Verketzerung früherer Jahre in einem nicht uninteressanten Gegensatz.

Auch der Gegensatz gibt zu denken, welcher bemerkbar wird zwischen der Haltung der offiziellen Welt bei diesem Todesfall gegenüber ihrer Haltung bei dem Hinscheiden des unvergleichlich viel bedeutenderen und um Deutschland verdienteren Parlamentariers Eduard Lasker.

Die Verhandlungen zwischen den Führern der Deutschen und der Czechen in Oesterreich haben zu einem Ergebniß geführt. Der Inhalt der Abmachungen ist noch nicht in den Einzelheiten bekannt; jedoch steht soviel fest, daß dem deutschen Element für seinen Wiedereintritt in den böhmischen Landtag nicht unwesentliche Zugeständnisse gemacht worden sind.

Die Boulangistische Partei in Frankreich hat eine neue Evolution durchgemacht; sie hat sich mit dem Antisemitismus verquickt. Blöde Fanatiker, verkrachte Existenzen, verbummelte Adlige und ähnliche ehrenwerthe Staatsbürger hetzen gegen die Juden. Also auch dort die Anfänge einer Partei Stöcker-Liedermann von Sonnenberg; man nennt die Clique mit einem geschickten Wort: panier percé; irgendwo hat der Korb aller dieser Leute, im Kampf mit dem Leben, ein Loch bekommen.

In Dänemark haben die Wahlen zur Volksvertretung der entschiedenen Opposition eine nicht unerhebliche Stärkung gebracht; aber da das Ministerium ohne Parlament regiert, so hat diese steigende Gegnerschaft des Landes gegen die regierenden Gewalten zunächst nur die praktische Bedeutung einer neuen ernsten Warnung.

* * *

Zwischen Thür und Angel.

Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée. Der gegenwärtig noch immer tagende Reichstag scheint sich dieser alten Regel nicht erinnern zu wollen. Zwischen Thür und Angel sitzt das Sozialistengesetz und Niemand vermag, während der Reichstag bereits in den letzten Zügen liegt, mit Sicherheit zu sagen, was aus dieser wichtigsten Vorlage wird. Die Reichsregierung hat es in der Hand, ein dauerndes Sozialistengesetz ohne Ausweisungsbefugniß zu erhalten, denn Herr von Helldorff hat in der zweiten Lesung Namens der Konservativen erklärt, daß für die konservative Partei das Gesetz ohne die Ausweisungsbefugniß zwar unannehmbar sei, die Konservativen würden aber trotzdem für dasselbe stimmen, falls die Regierung mit einem Gesetz ohne Ausweisungsbefugniß sich zufrieden gebe. Der Reichskanzler hat also jetzt die Wahl: er kann ein dauerndes Gesetz ohne Ausweisungsbefugniß durch Nationalliberale und Konservative annehmen lassen oder das gescheiterte Sozialistengesetz in den Mittelpunkt des Wahlkampfs stellen. Im ersteren Falle können die verbündeten Regierungen außerdem ruhig abwarten, wie der neue Reichstag ausfällt, und je nach dem Ausfall der Wahlen sich mit dem Erreichten begnügen oder eine neue Vorlage einbringen. An und für sich erscheint diese Wendung als die wahrscheinlichere. Nur würde die Frage des Sozialistengesetzes damit ihre eigentliche agitatorische Kraft für die kommenden Wahlen einbüßen. Denn wenn der Wähler, sei er auch noch so ängstlich, weiß, es ist noch ein Gesetz im Vorrath da, das durch die bloße Zustimmung des Bundesraths in Kraft gesetzt werden kann, und zwar dauernd, — so wird er nicht in jenen Zustand der Erregung gerathen, wie er vor drei Jahren anläßlich des Kriegslärms sich für die Kartellparteien so nützlich erwies. Von einer rechten Wirkung des rothen Gespenstes kann vielmehr nur die Rede sein, wenn man den Wähler vor eine Situation stellt, in der die zu Wählenden allein die Verantwortung dafür tragen, wenn das jetzige Sozialistengesetz im Herbst ohne Ersatz abläuft.

Sollten die Konservativen bei der am 25. Januar stattfindenden dritten Lesung also ihre hypothetische Drohung wahrmachen und in Ermangelung einer Willenserklärung der Regierung, daß sie mit dem Ergebniß der zweiten Lesung faute de mieux zufrieden sei, die Vorlage ablehnen, weil die Ausweisungsbefugniß herausgestrichen ist, so wird man mit dem rothen Gespenst bei den Wahlen ernsthaft zu rechnen haben. Anderenfalls tritt die Frage des Sozialistengesetzes bei der ganzen Wahlbewegung einigermaßen in den Hintergrund.

Man sieht, der Wahlkampf wird seinen wesentlichsten Charakterzug erst noch in den nächsten Tagen erhalten. Die Ungewißheit des Schicksals der Sozialistengesetzvorlage hindert die Entwicklung der Wahlagitation, wie der Kork auf einer Weinflasche das Ausströmen des Weines. Sobald der Kork heraus ist, wird die Agitation sich plötzlich entwickeln. Soweit sich die Stimmung im Lande kontrolliren läßt, ist dieselbe den Freisinnigen diesmal günstiger, als seit langer Zeit. Um die günstigen Aussichten aber zu verwirklichen, ist eine unablässige Wahlarbeit nöthig. Ohne diese kein Erfolg.

Th. Barth.

Der Reichsetat.

Die Einsetzung eines „wirklich verantwortlichen Reichsfinanzministers“ ist von Herrn von Bennigsen bei der ersten Berathung des nunmehr abgeschlossenen Reichsetats für die nächste Budgetperiode — als eine wohl begründete hingestellt worden; wohl begründet nicht nur wegen der Bedeutung unserer Reichsfinanzverwaltung, sondern auch namentlich wegen der verwickelten Verhältnisse und Beziehungen dieser Reichsfinanzverwaltung zu den Finanzverwaltungen der Einzelstaaten. Daß Herr von Bennigsen diese Anregung im Laufe der Session nicht weiter verfolgte, ändert an dem Interesse nichts, welches seine Forderung an und für sich und mit Rücksicht auf die Stelle, von welcher sie ausging, in Anspruch nehmen mußte. Von Seiten des Herrn Reichskanzlers freilich dürfte dies Verlangen schwerlich Beifall gefunden haben, bei dessen Abneigung gegen ein verantwortliches Reichsministerium, von welchem „der wirklich verantwortliche Reichsfinanzminister“ des Herrn von Bennigsen ein Stück bilden würde. Und doch wird man sicherlich in künftiger Zeit das verantwortliche Reichsministerium als eine wichtige Organisation erachten, um den staatlichen Charakter unseres Deutschen Reichs, unbeschadet der den Einzelstaaten gebliebenen Selbständigkeit, zum Ausdruck zu bringen, während jetzt, wenigstens auf dem Gebiet der Finanzverwaltung, der Charakter des Bundes noch immer als der prävalirende erscheint.

Gewiß konnte Herr von Bennigsen mit Recht von dem verwickelten Verhältniß sprechen, in welchem die Finanzverwaltung des Reichs zu derjenigen der Einzelstaaten steht. Aber diese in der gegenwärtigen Finanzverfassung des Reichs begründete, verwickelte Lage wird durch die Selbständigkeit eines Finanzministers nicht beseitigt. Was nützt der selbständige Finanzminister, wenn die Finanzen nicht selbständig sind? Der Abgeordnete von Bennigsen hat die gegenwärtige Stellung des Reichsschatzsekretärs in der That als eine besonders macht- und verantwortungsvolle nicht bezeichnen können. Das Reichsschatzamt hat eben gegenwärtig eine mehr kalkulatorische, als finanzpolitische Stellung. Herr von Bennigsen will nun freilich den Reichsfinanzminister so hoch gestellt wissen wie kaum irgend einen der anderen Finanzminister in Deutschland, den preußischen nicht ausgeschlossen. Das ist aber bei unserer gegenwärtigen Verquickung der Reichsfinanzen und der Finanzen der Einzelstaaten kaum durchführbar. Die Unselbständigkeit der Reichsfinanzen verdammt eben den Chef der Finanzverwaltung des Reichs zu einer großen Unselbständigkeit, ganz abgesehen von seiner Unselbständigkeit gegenüber dem einzigen verantwortlichen Minister des Reichs, als dessen Vertreter er allein in politische Aktion treten kann.

In den Matrikularbeiträgen der Einzelstaaten haftet dem Reich die finanzielle Unvollkommenheit des Bundes an. Das Reich ist von diesen Beiträgen abhängig, ebenso wie die Finanzen der Einzelstaaten es von den Ueberweisungen sind, welche aus der Reichskasse in die Kassen der Einzelstaaten fließen. Ja die finanzielle Abhängigkeit der Einzelstaaten vom Reich lastet auf den Budgets der Einzelstaaten, wenigstens soweit es sich um die Mittel- und Kleinstaaten handelt, vielleicht noch in empfindlicherer Weise, als die Abhängigkeit von den Einzelstaaten auf der Reichsfinanzverwaltung.

Staaten mit mehrjähriger Budgetperiode sind bei dem fortwährend schwankenden Verhältniß zwischen Matrikularbeiträgen und Ueberweisungen ja kaum noch in der Lage, ihr Budget auf mehrere Jahre hinaus mit einiger Sicherheit zu bilanziren. Das Reich aber ist zu einer fortwährenden Rücksichtnahme auf die Finanzen der Einzelstaaten gezwungen.

Um einige Millionen zu Theuerungszulagen für die Beamten des Reiches flüssig zu machen, mußte das Deutsche Reich erst auf den Vorgang Preußens und auf das preußische Budget warten.

Heute sind die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten für das Etatsjahr 1890/91 auf 265 197 802 Mk. festgestellt. Im vorigen Etatsjahr betrug die im Budget ausgeworfene Matrikularumlage nur 218 748 079 Mk. Wie sich die Ziffer für das Etatsjahr 1891/92 ungefähr stellen wird, ist heute noch gar nicht zu beurtheilen. Ebenso schwankend sind die Ueberweisungsziffern. Es mag hier daran erinnert werden, daß nach der Franckenstein'schen Klausel von den Intraden aus den Zöllen und aus der Tabaksteuer dem Reich nur 130 Mill. Mk. verbleiben, während der überschießende Betrag den Einzelstaaten matrikularmäßig zufließt. Ebenso werden die Erträgnisse der Börsensteuer nach dem Verhältniß der Kopfzahl der am 1. Dezember 1885 ortsanwesenden Bevölkerung an die Einzelstaaten vertheilt. Dasselbe geschieht bezüglich der Verbrauchsabgabe für den Branntwein. Die Abrechnung zwischen dem Reich und zwischen den Einzelstaaten soll nach dem Voranschlag pro 1890/91 folgende sein:

Einnahme an Zöllen und an Tabaksteuer	295 850 000	Mk.
Davon behält das Reich	130 000 000	„
Die Einzelstaaten erhalten	165 850 000	Mk.
Hierzu Brantweinkonsumsteuer	110 530 000	„
Börsensteuer	22 130 000	„
Gesammtbetrag der Ueberweisungen . . .	298 510 000	Mk.
Hiervon ab an Matrikularbeiträgen . . .	265 197 802	„
Bleibt für die Einzelstaaten	33 312 198	Mk.

Ueberschuß. Im Etatsjahr 1889/90 dagegen betrug die Plusdifferenz für die Einzelstaaten 62 691 921 Mk. Es werden also nach dem neuen Reichsetat rund 29,3 Mill. Mk. weniger an die Einzelstaaten überwiesen als im Vorjahr.

Der Grund hierfür ist in der Erhöhung der Ausgaben in dem vorliegenden Budget und in der daraus folgenden Erhöhung der Matrikularbeiträge zu suchen, während die Ueberweisungen aus den Zöllen und aus der Tabaksteuer sich höher stellen als im vorigen Etat (165,8 Mill. gegen 150,8 Mill.). Die Ueberweisung aus dem Ertrag der Verbrauchsabgabe für Branntwein ist nahezu dieselbe wie im Vorjahr (110,5 Mill. gegen 110,6 Mill.), während die Ueberweisung aus dem Ertrag der Reichsstempelabgaben 22 130 000 Mk. beträgt gegen 19 961 000 Mk. im vorigen Reichsetat.

An dem Etat der fortdauernden Ausgaben, deren Steigerung hauptsächlich die Erhöhung der Matrikularbeiträge und die Herabminderung der Plusdifferenz bei den Ueberweisungen verursacht, haben Budgetkommission und Reichstag nur wenige Abstriche gemacht und, wie die Dinge liegen, auch nur wenige Abstriche machen können. Allerdings liegt der Schwerpunkt des Budgetrechts der deutschen Volksvertretung in der Festsetzung der Ausgaben. Die Einnahmen des Reichs sind, abgesehen von den Matrikularbeiträgen und außerordentlichen Deckungsmitteln, theils Verwaltungseinnahmen, theils Erträgnisse des indirekten Steuersystems, welche durch unsere Reichsgesetzgebung festgesetzt sind. Eine eigentliche jeweilige Bewilligung durch die Volksvertretung findet dabei nicht statt. Ein wirkliches Steuerbewilligungsrecht hat eben der Reichstag nicht, weil dem Reiche die direkten Steuern noch fehlen. Beweglich ist allerdings die Ziffer der Matrikularbeiträge. Allein die Höhe derselben richtet sich einfach nach der Höhe der Ausgaben. Sind die Ausgaben bewilligt, so ergibt sich die Ziffer der Matrikularbeiträge nahezu von selbst. Denn soweit sonstige Deckungsmittel nicht vorhanden sind, müssen die Ausgaben einfach auf die Einzelstaaten umgelegt und von diesen matrikularmäßig aufgebracht werden. Der Finanzminister von Scholz konnte mit Recht einmal sagen: Ein eigentliches Defizit ist im Budget des Reichs gar nicht möglich; denn jeder Ausgabemehrbetrag muß durch die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten gedeckt werden.

Was aber die Bewilligung der Ausgaben anbetrifft, so kann, wie gesagt, die Volksvertretung auf ihre Bemessung, soweit es sich um die laufenden oder fortdauernden Ausgaben handelt, einen bedeutenden Einfluß nicht ausüben.

Die Etatsberathungen haben insoweit mehr die Bedeutung einer parlamentarischen Kontrolle der Verwaltung. Die Volksvertretung steht im Uebrigen einem verfassungsmäßig eingerichteten Verwaltungsorganismus gegenüber, in welchen sie nur in ganz besonderen Fällen eingreifen kann und wird. In dem Etat für das Jahr 1890/91 wurden von den Regierungen zu laufenden Ausgaben im ordentlichen Etat gefordert 849 614 835 Mk., 38 578 323 Mk. mehr als im Vorjahr. Von dieser großen Summe hat die Budgetkommission mit nachfolgender Zustimmung des Reichstags nur den kleinen Betrag von 20 141 Mk. bei dem Seeoffizierkorps und bei dessen Stellenzugang gestrichen. Das ist der ganze Abstrich bei diesem kolossalen Ausgabebudget im Ordinarium. Die Kommission hat aber bei dem Militäretat sogar einen nicht unerheblichen Zusatz gemacht, nämlich einen Zusatz im Betrag von 2 557 171 Mk., und zwar bei der Brot- und Fouragelieferung für die Naturalverpflegung der Truppen. Dies Vorgehen rechtfertigt sich dadurch, daß die Vertheuerung der hierbei in Betracht kommenden Gegenstände und namentlich die Erhöhung der Getreidepreise bei der Aufstellung der Regierungsvorlage noch nicht in vollem Maße berücksichtigt werden konnten. Zu beachten ist aber, daß in den ordentlichen Ausgaben die Ueberweisungen an die Einzelstaaten mit enthalten sind, so daß an reichseigenen Ausgaben eine wesentlich geringere Ziffer verbleibt. Die Rechnung stellt sich hiernach so:

Fortdauernde Ausgaben nach dem Etatsentwurf		849 614 835 Mk.
hiervon sind abgesetzt .	20 141 Mk.	
dagegen zugesetzt . . .	2 557 171 „	
so daß zuzusetzen bleiben		2 537 030 „
Die Summe der fortdauernden Ausgaben erhöht sich also auf		852 151 865 Mk.
hiervon gehen ab die Ueberweisungen mit		298 510 000 „
bleiben reichseigene fortdauernde Ausgaben		553 641 865 Mk.

Davon entfallen auf das Reichsheer allein 379 357 984 Mk., auf die Marine 38,2, auf die Staatsschuld 46,6, auf den Pensionsfonds 37,9, den Reichsinvalidenfonds 25,8, das Reichsamt des Innern 8,5, das Auswärtige Amt 8,8, die Reichsjustizverwaltung 1,8 Millionen Mark u. s. w.

Was die einmaligen Ausgaben anbetrifft, so habe ich in meiner Besprechung des vorjährigen Reichsetats in dieser Wochenschrift*) darauf hingewiesen, wie neuerdings eine Trennung des Etats der einmaligen Ausgaben in einen ordentlichen und in einen außerordentlichen Etat für gut befunden ist. Man hat dadurch den Reichsetat übersichtlicher machen wollen, aber vielleicht weit mehr das Gegentheil erreicht. Denn der Etat ist jetzt noch viel verwickelter. In den außerordentlichen Etat werden nämlich diejenigen einmaligen Ausgaben verwiesen, welche aus außerordentlichen Mitteln, nämlich aus besonderen Fonds (Reichstagsgebäudefonds, Präzipualbeiträge Preußens zum Nordostseekanal 2c.) und aus der Anleihe, zu decken sind. Der ordentliche Etat der einmaligen Ausgaben enthält dagegen die aus der laufenden Einnahme zu bestreitenden einmaligen Ausgaben. Aber beide Etats laufen wiederholt in einander, da es Ausgabeposten gibt, die theils aus laufenden, theils aus extraordinären Mitteln bestritten werden. Die auf die Anleihe verwiesenen Ausgaben sind diesmal besonders hoch. Im vorigen Etat waren nur 72 970 176 Mk. auf die Anleihe verwiesen. Diesmal sind es 255 696 053 Mk. Es erklärt sich dies durch die großen einmaligen Aufwendungen für Heer und Marine. Die Budgetkommission und der Reichstag haben bei diesen einmaligen Ausgaben nun allerdings erheblichere Abstriche eintreten lassen als bei den laufenden Ausgaben, wenn auch ein großer Theil der weiter gehenden Anregungen der freisinnigen Partei in dieser Hinsicht erfolglos gewesen ist. Im ordentlichen Etat wurden verlangt:

81 349 597 Mk. Abgesetzt wurden
7 026 229 „ , so daß
74 323 368 Mk. verbleiben. Dabei ist zu beachten, daß vom Reichstage auf Antrag der Budgetkommission 2 800 000 Mk. für Marineersatzbauten aus dem außerordentlichen Etat in den ordentlichen Etat herüber genommen worden sind; mit andern Worten, diese 2,8 Mill. Mark sind an der Anleihe gekürzt und auf die Matrikularbeiträge verwiesen worden. Im außerordentlichen Etat verlangten die Regierungen

277 700 307 Mk. Abgesetzt sind
11 093 254 „ , so daß
266 607 053 Mk. verbleiben. In dem Abstrich sind jene 2 800 000 Mk. mit enthalten. Hiernach ergibt sich folgender Gesammtabschluß:

Ordentlicher Etat, fortdauernde Ausgaben	852 151 865 Mk.
Ordentlicher Etat, einmalige Ausgaben	74 323 368 „
Außerordentlicher Etat, einmalige Ausgaben	266 607 053 „
Summa	1 193 082 286 Mk.
Kürzt man hiervon die Ueberweisungen mit	298 510 000 „
so bleiben	894 572 286 Mk.

welche im Reich verausgabt werden.

Die entsprechenden Ziffern der drei Ausgabeetats für das Etatsjahr 1889/90 waren folgende:

806 425 340 Mk.	fortdauernde Ausgaben,
56 232 477 „	einmalige Ausgabe (Ordinarium),
83 523 882 „	einmalige Ausgabe (Extraordinarium)
946 181 699 Mk.	Summa. Hiervon ab
281 440 000 „	Ueberweisungen, bleiben
664 741 699 Mk.	

Kehren wir nun nochmals zu den Einnahmen zurück, so darf zunächst daran erinnert werden, daß sowohl der Etat der Reichspostverwaltung wie derjenige der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen ein Einnahmeetat ist, indem die Verwaltungsüberschüsse in die Einnahme eingestellt werden. Bei den Reichseisenbahnen beträgt der Ueberschuß rund 20 Millionen Mark. Die einmaligen Ausgaben sind auf die Anleihe verwiesen. Bei der Reichspostverwaltung wird nur der Betrag von 1 400 000 Mk. für das deutsch-norwegische Telegraphenkabel auf die Anleihe genommen, während sämmtliche Postbauten aus der Posteinnahme zu bestreiten sind, außerdem natürlich auch die fortdauernden Ausgaben mit 186 101 454 Mk. Immerhin bleibt ein stattlicher Ueberschuß von rund 26 Millionen Mk. Seitens der freisinnigen Partei war bei der Reichspostverwaltung eine Erhöhung der Einnahmeziffer aus dem Porto und den Telegraphengebühren angeregt worden, welche mit 200 690 000 Mark, allerdings um 16 820 000 Mk. höher als im Vorjahr, immerhin aber mit Rücksicht auf die steigenden Verkehrsverhältnisse zu niedrig gegriffen ist. Ebensowenig verstand sich die Majorität des Reichstags zu einer Erhöhung der Intraden aus den Zöllen, welche offenbar in viel zu niedriger Gesammtziffer in den Etat eingestellt sind.

Der vorliegende Etat nimmt nämlich eine Zolleinnahme von 285 522 000 Mk. in Aussicht gegen 270 800 000 Mk. pro 1889/90, also ein Plus von 14 722 000 Mk. Nun sind aber die Einnahmen aus den Zöllen, namentlich aus den Getreidezöllen, ganz enorm gestiegen, so daß dies Plus dem thatsächlichen Steigerungsverhältniß keineswegs entspricht. Die Isteinnahme im Etatsjahr 1888/89 hat bereits 283 149 441 Mk. ergeben, darunter 71,9 Millionen Mark aus den Getreidezöllen; 46,8 Kaffee; 38,4 Tabak; 35,2 Petroleum; 16,6 Wein; 10,5 Holz; 5,5 Baumwolle; 4,4 Vieh; 3,6 Reis; 3,6 Schmalz; 3,1 Branntwein; 3 Mill. Heringe; 2,6 Salz, 2,2 Roheisen und 1,7 Mill. Mark Ertrag des Seidezolls. Die pro 1890/91 veranschlagte Einnahme aus den Zöllen übersteigt also die wirkliche Zolleinnahme im Jahre 1888/89 nur um 2,3 Mill. Mark, während allein aus den Getreidezöllen eine Einnahme von weit über 100 Mill. Mark zu erwarten steht. In dem laufenden Etatsjahre 1889/90 betrug die Isteinnahme aus den Zöllen im ersten Halbjahr bereits

*) Vergl. „Nation", Bd. VI, S. 277.

158 330 266 Mk., gegen die Einnahme in dem entsprechenden Zeitraum des Vorjahrs 41 138 277 Mk. mehr. Davon entfallen allein 23 Mill. Mark Mehreinnahme auf die Getreidezölle. Bei dem Voranschlage pro 1889/90 ist auf eine muthmaßliche Einfuhr von 5 175 199 Doppelzentner Roggen gerechnet worden. Aber es sind schon in dem ersten Halbjahr 1889/90 4 039 349 Doppelzentner eingeführt. Kein Zweifel also, daß die Ziffer pro 1890/91 viel zu niedrig gegriffen ist!

Allerdings ändert sich ja die für das Reich verbleibende Einnahme von 130 Mill. Mark aus den Zöllen und aus der Tabaksteuer nicht. Aber die Ueberweisungen an die Einzelstaaten wären erheblich höher zu etatisiren. Vielleicht soll aber gerade verhindert werden, daß die Einzelstaaten ihre Budgets auf höhere Ueberweisungen einrichten, weil bei noch größeren Anforderungen des Reichs die Matrikularbeiträge künftighin steigen werden und die Plusdifferenz zwischen Ueberweisungen und Matrikularbeiträgen sich alsdann wesentlich verringern und bald ganz verschwinden wird. Man denke nur z. B. an den künftigen Reichszuschuß zur Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter!

So stellen sich denn die Deckungsmittel für die Ausgaben im Gesammtbetrage von 1 193 082 286 Mk. in folgenden Gruppen zusammen:

298 510 000 Mk.	Ueberweisungen (durchlaufender Posten),
269 168 140 „	reichseigene Einnahme an Zöllen, Steuern auf Bier, Branntwein, Salz, Tabak und Zucker, an Stempelabgaben und statistischer Gebühr,
265 197 802 „	Matrikularbeiträge,
255 696 053 „	aus der Anleihe,
37 694 372 „	aus sonstigen außerordentlichen Deckungsmitteln und aus dem Reichsinvalidenfonds,
66 815 919 „	Ueberschüsse der Post, der Eisenbahnen und sonstige Verwaltungseinnahmen,
1 193 082 286 Mk.	

entsprechend der oben angegebenen und in ihren einzelnen Bestandtheilen erläuterten Gesammt-Ausgabeziffer unseres Budgets.

Karl Baumbach.

Parlamentsbriefe.

IX.

Am Montag Abend brachten fast sämmtliche Berliner Zeitungen ohne Unterschied der Parteistellung eine Nachricht des Inhalts, es stehe nunmehr fest, daß auf die Durchberathung des Sozialistengesetzes in dieser Session Verzicht geleistet worden sei. In derselben Minute, in welcher die Setzer damit beschäftigt waren, diese Nachricht auf das Blei zu bringen, vollzog sich im Reichstag der Umschwung. Von Ohr zu Ohr erzählte man sich, die Regierung bestehe auf der Erledigung des Sozialistengesetzes. Es muß plötzlich ein Brief angekommen sein, denn der deutsche Parlamentarismus hat vor denjenigen anderer Länder die Eigenthümlichkeit voraus, daß in wichtigen Augenblicken der Brief in ihm eine bedeutende Rolle spielt.

Es muß festgestellt werden, daß hier einmal wieder eine jener jähen und überraschenden Entschließungen stattgefunden hat, welche unserer Politik das Gepräge aufdrücken. Als am Schlusse der Montagssitzung Herr Windthorst in Form einer Bemerkung zur Geschäftsordnung die Frage aufwarf, ob und wann das Sozialistengesetz zur Berathung gestellt werden würde, und Herr von Levetzow darauf die diplomatische Antwort gab, in Ermangelung anderen Berathungsmaterials werde er das Sozialistengesetz alsbald zur Berathung stellen, wurde dieser Vorgang zwar im Saale, aber nicht auf den Tribünen verstanden, und ein Theil der Presse ging noch am folgenden Morgen in die Irre. Man erwartete, in Ermangelung anderen Berathungsmaterials werde der Schluß des Reichstages die Verlegenheit abschneiden, das Sozialistengesetz auf die Tagesordnung stellen zu müssen.

So war die allgemeine Erwartung, so der fast allgemeine Wunsch. Und dieser Wunsch war ein berechtigter. Berathungen im Reichstage und eine Wahlbewegung für einen neuzubildenden Reichstag vertragen sich schlecht mit einander, und eine solche Komplikation ist völlig neu für Deutschland und selten in dem parlamentarischen Leben anderer Völker. Durch die Anberaumung eines frühen Wahltermins hat sich die Regierung die Möglichkeit offen erhalten, eine Frühjahrssession einzuberufen und noch vor Ablauf des Sozialistengesetzes ihre Wünsche hinsichtlich der Verlängerung desselben zur Kenntniß und Entscheidung der neu zu wählenden Volksvertreter zu bringen. Aber die Regierung hat nicht auf die Chancen verzichten mögen, von dem jetzigen Reichstag günstigere Bedingungen zu erhalten, als von dem neu zu wählenden.

Diese Chance ist gleichwohl gering. Die einzelnen Fraktionen des Reichstages haben ihre Stellung so fest eingenommen, daß keine von ihnen, ohne eine erhebliche Einbuße an Ansehen zu erleiden, von dieser Stellung zurücktreten kann, und die Konstellation deutet darauf hin, daß die Fraktionen sich nicht einigen können. Die Nationalliberalen haben sich gegen die Ausweisungsbefugniß so fest engagirt, daß sie dieselbe unmöglich für die Dauer und kaum noch für Zeit bewilligen können, und die Konservativen meinen, daß die Regierungen mit ihren bisherigen Zugeständnissen schon über die wünschenswerthe Grenze hinausgegangen seien.

Das Kartell ist erneuert worden; die Genossen desselben müssen den dringenden Wunsch haben, die Meinungsverschiedenheiten, die zwischen ihnen bestehen, möglichst zu verbergen; die Debatte über das Sozialistengesetz zwingt sie, dieselben nicht allein zu offenbaren, sondern zu vertiefen, wie denn die Konservativen bereits damit begonnen haben, Amendements einzubringen, durch welche sie die Zugeständnisse, welche die Nationalliberalen der Regierung in der Kommission abgerungen haben, wieder rückgängig machen wollen.

Welche Absichten die Regierung geleitet haben, als sie darauf bestand, den gegenwärtigen Reichstag noch mit dieser Aufgabe zu belasten, verbirgt sich in undurchdringliches Dunkel; die Parteien der Opposition haben Veranlassung, ihr aufrichtig dankbar zu sein, denn ihnen muß es vor allen Dingen am Herzen liegen, die Naturgeschichte des Kartells, welches seit drei Jahren auf uns gelastet hat, in das volle Licht zu stellen und die Sprünge und Risse in demselben aufzuzeigen.

Die freisinnige Partei hat noch in den letzten Tagen die Genugthuung gehabt, ihre Anschauungen in zwei Punkten, hinsichtlich deren sie sehr heftig angefochten worden ist, zur Geltung gebracht zu sehen. Sie hatte die Verbindung eines kaiserlichen Absteigequartiers mit dem Neubau des Frankfurter Postgebäudes als unnöthig von vornherein auf das lebhafteste bekämpft. In der nun einmal üblich gewordenen Weise wurde sie deswegen mit Beschimpfungen aller Art verfolgt; es wurden ihr illoyale Absichten untergeschoben, die auch nur anzudeuten nicht einmal geraten sein mag. Und sie hat der Reihe nach drei Erfolge gehabt. Zunächst fand die Majorität, daß es besser sei, diese Frage vor den Wahlen nicht zur Erledigung zu bringen, sondern sie zu vertagen. Dann zog die Regierung diese Vorlage, soweit sie das Absteigequartier betrifft, mit ausdrücklicher Ermächtigung des Kaisers selbst zurück und es wird nicht statthaft sein, diese Ermächtigung auf andere als streng sachliche Gründe zurückzuführen. Und endlich brachte die freisinnige Partei einen Antrag zur Annahme, nach welchem das Postgebäude selbst unverzüglich in Angriff genommen werden soll, da der Bau desselben eine dringende Nothwendigkeit

ist, während ein Theil der Konservativen nicht übel Lust gezeigt hatte, nachdem der Mantel, das heißt das Abiteige-quartier gefallen war, auch den Herzog, das heißt das Postgebäude, nachfolgen zu lassen.

Der zweite Punkt, in welchem die freisinnige Partei einen Erfolg aufzuweisen hat, ist der, daß die Regierung nunmehr das Bedürfniß, die Gehälter der Postbeamten aufzubessern, anerkannt hat, nachdem sie lange Zeit hindurch eine völlig ablehnende Haltung eingenommen halte. Das Bedürfniß ist im Grunde nicht in Abrede zu stellen; die Regierung hatte indessen gefürchtet, durch eine Zulage an die am schlechtesten besoldeten Beamten das Zugeständniß abzulegen, daß eine Theuerung bestehe. In dieser Beziehung kann man ihr ja entgegen kommen. Ich scheue mich nicht, das Zugeständniß abzulegen, daß von einer eigentlichen Theuerung bei uns zwar nicht die Rede sein kann, wohl aber von einer Preiskonjunktur, die den gemeinen Mann zwingt, fast alle nothwendigen Lebensbedürfnisse sich unter sehr erschwerenden Bedingungen zu verschaffen. Das genügt und rechtfertigt eine Zulage vollkommen.

Die plötzliche Erkrankung und der Tod des Freiherrn von Franckenstein, des früheren ersten Vizepräsidenten des Hauses, hat die lebhaften Sympathien des Reichstags erweckt. Vielleicht ist die Zahl der Mitglieder sehr gering, die in allen Stücken mit seinen Ueberzeugungen übereinstimmte, aber Jedermann hatte das Gefühl, hier einen Mann vor sich zu sehen, der seine Ziele mit der aufrichtigsten Ueberzeugung und mit Entschlossenheit verfolgte und bei aller Unerschütterlichkeit der Ueberzeugung Duldung für fremde Ueberzeugungen hegte. Er genoß einer hohen Achtung und seine stattliche Persönlichkeit zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Daß an seinem Sarge die Zeichen der Sympathie mit Wärme auf allen Seiten kundgegeben werden, ist sehr erfreulich. Es wäre zu wünschen, daß es zur Regel würde, die Ablehnung eines politischen Standpunktes nicht mit einer Befehdung der Persönlichkeit zu verwirren. Damit stimmt es freilich sehr schlecht, daß an demselben Tage, an welchem das Beileid sich für diesen Mann in so lebhafter Weise äußerte, Herr von Kardorff es für angemessen halten durfte, die sachlichen Gründe, welche Herr Langwerth von Simmern gegen das Sozialistengesetz vorgebracht hatte, mit der kurzen Bemerkung abzufertigen, dieser Herr sein ein „Welfe."

Das Abgeordnetenhaus hat seine allgemeine Debatte über den Staatshaushalt erledigt. Von einem sehr hervorragenden Deutschen, an dessen Gedanken und Abenteuern Jedermann seinen Geist erfrischt hat, erzählt man, daß wenn er auf blumigen Auen und bequemen Pfaden sich erging, er jedesmal tief geseufzt und geklagt hat, weil er schon an den Augenblick dachte, wo er unwegsame Berge erklimmen müsse. Daß der Geist dieses hervorragenden Mannes in Deutschland noch lebendig ist, bewies die Budgetdebatte des Abgeordnetenhauses, in welcher weit weniger von den Ueberschüssen die Rede war, die uns augenblicklich eine Verlegenheit bereiten, als von dem Defizit, dem wir früher oder später entgegengehen werden.

Das abgelaufene Jahr hat einen Rechnungsüberschuß von etwa 60 Millionen gebracht; im laufenden Jahr berechnet man denselben vorläufig auf 80 Millionen und von dem zukünftigen Jahre erwartet man vorläufig auch einen erheblichen Ueberschuß. Eine Finanzwirthschaft, die von Jahr zu Jahr mit einem Defizit rechnet, ist schlecht; aber eine Finanzwirthschaft, die von Jahr zu Jahr Ueberschüsse überträgt, ist um wenig besser oder vielleicht eben so schlecht. In der Staatskasse sollen so viel Gelder vorhanden sein, daß die liquiden Staatsbedürfnisse gedeckt werden können, und die Reform, welche zur Deckung der zukünftigen Staatsbedürfnisse dient, soll im Vermögen des Volkes ruhen. In England hält man es für die Aufgabe eines Schatzkanzlers, in jedem Jahre das Gleichgewicht für dieses Jahr herzustellen und darauf zu vertrauen, daß diese Aufgabe in jedem kommenden Jahre eben so gut, wie in diesem Jahre gelöst werden wird. Von einem Schatzkanzler, der Gelder aufhäuft, um für die zukünftigen Bedürfnisse die Mittel bereit zu haben, würde man urtheilen, daß er nicht allein gegen konstitutionelle Prinzipien verstößt, sondern auch eine schlechte Finanzwirthschaft führt. Dafür nimmt man freilich auch in England niemals die Lösung einer Staatsaufgabe in Angriff, von welcher man nicht sicher weiß, daß sie in bestimmbarer Zeit zur Erledigung wird gebracht werden können.

Gegen Herrn von Scholz, gegen dessen mannigfache gute Eigenschaften wir ja nicht blind sind, hat die freisinnige Partei von jeher den Vorwurf erhoben, daß er bestrebt sei, Mittel aufzuhäufen, über deren zukünftige Verwendung er selbst noch keine Klarheit besitzt. Und daß dieser Vorwurf ein vollkommen begründeter war, zeigt die augenblickliche Situation. Freilich hat sich dieser Vorwurf weit weniger gegen eine Person, als gegen das ganze System unserer Politik zu richten.

Eine Politik, die es sich zur Aufgabe macht, Aufgaben, die nur im Laufe der Jahre allmählich zu lösen sind, mit einem Schlage zur Lösung zu bringen und schon heute der Zukunft unübersehbare Lasten aufzuerlegen, eine Politik, die sich in Beziehung auf das Kolonialwesen Bestrebungen unterzieht, die sie niemals klar begrenzt hat, eine Politik endlich, die im Reiche Mittel aufdringen will, von denen Einzelstaaten, Provinzen, Kreise und Gemeinden zehren sollen, eine solche Politik gestattet es einem Finanzminister nicht, seine Pflicht in der sauberen und bemessenen Weise zu erfüllen, an welche ein englischer Schatzkanzler gewöhnt ist. Eine solche Politik wird und muß von der freisinnigen Partei unablässig bekämpft werden. Eine solche Politik ruft aber auch bereits in den Kartellkreisen Klage darüber hervor, daß ihre Ziele schwankend und ihre Richtung nicht zu erkennen sei.

Proteus.

Erinnerungen an die Kaiserin Augusta.

Wenige Leute können sich eine Vorstellung von der Arbeitsamkeit der Fürstin machen, welche am 7. d. M., im wahren Sinne des Wortes das Zeitliche segnend, zur Ruhe eingegangen ist. Bis in die geringste Einzelheit des Lebens, Alles darin war Arbeit, d. h. (wenn man mir das Wort durchgehen lassen will) die mühesüchtige Erfüllung dessen, was die Kaiserin als Pflicht erkannte. Ihr, der Reichbegabten, hatte die verschwenderische Natur nur Weniges versagt; zu dem Wenigen gehörte jene Leichtigkeit des Entschlusses, jenes Selbstvertrauen; nennen wirs: — der köstliche, hermesgleiche Leichtsinn, welcher den eigenen Schultern nicht mit Vorliebe größere Lasten als fremden aufzulegen trachtet. Alle Tage und zu jeder Stunde blieb der Bogen gleich scharf gespannt; jedes Gespräch, auch das geringfügigste, bloß freundschaftliche, behandelte in strenger Folge die dazu vorher zurechtgelegten Gegenstände; schwerlich hat die hohe Frau sich jemals einen Spaziergang erlaubt, zu welchem nicht neben der Pflicht, sich gesund zu erholten, auch noch irgend ein in ihren Augen königlicher Dienst den Anlaß gab.

Von diesem Mittelpunkte aus wäre, meiner bescheidenen Ansicht nach, das Leben der Kaiserin wesentlich zu beurtheilen. Sein hoher Werth für die deutsche Geschichte sowohl, wie die häufig ungenügenden Erfolge dieser zehrenden Bemühung finden darin ihre Erklärung. Unerreichbar wird ihr Andenken immerfort dastehen müssen auf Grund der grenzenlosen Hingebung, mit der sie nach bestem Wissen und Vermögen all ihr starkes Wallen und Wünschen in den Dienst des Herrscherhauses stellte, welchem sie durch Heirath angehörte.

Von dem Tage, da sie die Segenswünsche ihres greisen Verehrers Goethe halberräthend einholte und aus dem geistig durchwärmten Luftkreise Weimars schied; von der

Stunde an, da sich die noch nicht Achtzehnjährige auf den kälteren Boden Berlins versetzt sah, war ihr jeder Tag ein Werkeltag und „Wirken" das Panier ihres Lebens. Ich habe mir von einem Mitgliede des damaligen Hofkreises erzählen lassen, daß ihn, den Welterfahrenen, nie eine Erscheinung gleich lachenden, ja strahlenden Glanzes in das Auge getroffen habe, als die der jugendlichen Prinzessin Wilhelm. Dieser stets galante Freund vermag noch immer sein Bedauern nicht zu überwinden, daß die früh begonnenen energischen Heißwasserkuren in Baden-Baden der damaligen wohlthuenden Fülle der Körperformen ein Ende machten. Die Prinzeß war bezaubernd. Sie pflegte an dem alternden aber bedeutenden Hofe die Bekanntschaft mit Wilhelm von Humboldt (la première intelligence de l'Europe, wie Frau von Staël den in seiner ganzen Größe auch heute noch nicht begriffenen Mann genannt hat), wie mit seinem Bruder Alexander, mit Gneisenau und Boyen und anderen geistvollen Männern des ehemaligen Berlin. Von Zeit zu Zeit erging ein verbindliches Schreiben an Goethe in dem ihr eigenen reizvollen Deutsch, welches man als die Sprache eines in Deutschland weilenden litterarischen Franzosen bezeichnen könnte. Denn die Umgangssprache, welche ihr am leichtesten ankam, in welcher sie z. B. mit dem geliebten Bruder zu verkehren pflegte, war die französische. Aber nicht aus Vorliebe allein, sondern im Bewußtsein, damit Berlin ein gutes Beispiel zu geben, trieb sie französische und englische Studien, unterhielt sie mit hervorragenden Männern beider Nationen Briefwechsel, begünstigte sie jede Annäherung an den Westen Europas.

Zu keiner Zeit ihres Lebens hat sie den Kultus edlen Geschmacks, in dem sie aufgewachsen war, verleugnet. Auf welchem Gebiet auch immer, so oft die Männer des strengen Wissens sich bereit finden ließen, von den Früchten ihrer Arbeit an die breitere Schicht der Gebildeten abzugeben, eilte sie zu den Versammlungsstätten oder zog die Willigen an ihren Theetisch. Man hat ihr nachgesagt, daß sie bei keinem Vortrage des „Wissenschaftlichen Vereins" (der Volkswitz nannte ihn „Verein zur Hebung der höheren Volksklassen") von F. v. Raumer's Zeiten bis ans Ende je gefehlt habe. Auf einen solchen Vortrag von Ernst Curtius über die Akropolis Athens folgte, wenn ich nicht irre, dessen Berufung zur Erzieherstelle beim Prinzen Friedrich Wilhelm. Bewundernd horchte sie den so schlicht hingeworfenen und doch neue Welten erschließenden Worten ihres Freundes Helmholtz. Es ist bekannt, mit welchem Hochgenusse sie Professor Werder's Shakespearestudien reifen sah. Herman Grimm's kerniges und nicht selten überraschendes Meister-Deutsch erklang, gesprochen oder gelesen, gar oft in den Räumen des Königshauses unter den Linden. Sie wußte, daß sie that, was ihres Amtes sei, wenn sie nach Möglichkeit jedem Aufblitzen des Genius in deutschen Landen ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Es ist im Grunde nur wenig, was selbst die höchstgestellte Frau fürs Gedeihen des Geisteslebens im Lande thun kann, das Wenige hat sie mit Anmuth und Ausdauer gethan.

Ueber ihre Wirksamkeit zum Besten der Armen und Leidenden wird es an wohlverdienten Zeugnissen heutzutage nicht fehlen. Es genügt an dieser Stelle wohl, die Versicherung zu geben, daß Diejenigen sich durch den Anschein täuschen ließen, die da meinten, sie sammle zur Mithilfe ausschließlich die sogenannt konservativen Kreise. Sie wurde, um nur ein Beispiel zu erwähnen, nicht müde, dem „Berliner Asylverein für Obdachlose", dessen Leitung in liberalen Händen ruht, ihre Theilnahme zu bezeugen.

Zur Politik fühlte sich die hohe Frau mit allen Fasern ihres Wesens hingezogen. Es würde der Wahrheit nicht entsprechen, wenn man nicht zugeben wollte, daß auf politischem Gebiet eine Wandlung in ihren Ansichten sich vollzogen habe. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt zählte sie sich, obwohl in diskreter Weise, zu den liberalen Elementen der preußischen Hauptstadt. Der Schleiermacherische Geist, den sie daselbst in herrschender Stellung vorfand, war dem heimischen, wenn auch überlegen, doch vielfach verwandt. Die Männer ihres näheren Verkehrs gehörten sämmtlich einer freieren philosophischen Richtung an. Es kam ihr ganz natürlich vor, daß der in ihrem Heimathland so gut gelungene Verfassungsversuch in Preußen, wo das Publikum mit jedem neuen Jahr die Verkündigung von Reichsständen erwartete, nicht allzulange auf sich warten lassen dürfe. Solche Anschauungen gewannen an Festigkeit, als die Provinzialtage zuerst, der vereinigte Landtag später das Vorhandensein ungewöhnlicher politischer Begabungen außer Zweifel stellte. Ein erster Besuch bei ihrer Tante, der verwittweten Königin Adelheid von England, zeigte ihrem klaren Auge die Festigkeit der Grundlagen, auf denen das Königthum daselbst ruht. So schrecklich ihrem Empfinden wenige Jahre hernach der plötzliche Zusammenbruch einzelner und das zeitweilige Schwanken fast aller europäischer Throne auch sein mußte, sie ward in geringerem Maße als Andere davon überrascht. Desto ruhiger und großherziger; — ein Beobachter jener Tage (1848) gebrauchte das unrichtige Wort: „desto männlicher" — war ihr Benehmen, als sie ihren Gemahl unter dem Bann einer schlechterdings unverdienten Volkswuth ins Ausland wandern sah, als sie geradezu um Sicherheit und Leben ihrer beiden Kinder bangen mußte. Anwandlungen einer verzweifelnden Stimmung, wer hätte sie ihr dazumal verargen können? Aber nicht auf Augenblicke verließ sie das Vertrauen in die Zukunft. Es ist mir aus der Geschichte vergangener Zeiten nur ein genau ähnlicher Fall siegreichen politischen Glaubens gegenwärtig: — ich meine den Brief, welchen Blücher am Tage nach der Jenaer Schlacht aufsetzte, um seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß jetzt endlich (so lautet ungefähr die Stelle) „die rechten Leute in den Sattel kommen" würden. Kein Mittel hat die Prinzessin versäumt, um durch Wort und Beispiel Andern Muth einzuflößen. Die Nachwelt hat allen Grund, ihr dafür Dank zu wissen.

Von gleicher Gesinnung mit ihrem Gemahl beseelt, wußte sie drei Jahre später (1851) die Hofzettelungen zu durchkreuzen, welche nichts Geringeres bezweckten als die Reise des Prinzenpaares zur Eröffnung der ersten Weltausstellung in London zu verhindern. Als der Prinz und die Prinzeß von Preußen sich nach längst eingeholter Genehmigung des Königs bereits auf der Reise befanden, in Aachen, erreichte sie der Minister des Innern, um den Thronfolger noch in letzter Stunde zur Umkehr zu bestimmen —, fußfällig, wie man sagt. Der Londoner Besuch verlief in wahrhaft erfrischender Weise. Am Morgen nach der Eröffnungsfeier äußerte der Prinz einem jungen Preußen gegenüber: — „Solch eine Ausstellung könnten wir am Ende auch schaffen. Aber ob es wohl möglich wäre, wie gestern geschah, eine halbe Million Menschen ohne alle Polizeiaufsicht sich ausbreiten zu lassen? Nun, die Leutchen waren eben zufrieden. Die Sache ließe sich versuchen." In der That konnte nach fünf Jahren auf Befehl desselben Prinzen am Einzugstage seines Sohnes mit der neuvermählten Gattin in derselben Weise und mit demselben günstigen Erfolge die ganze Bevölkerung Berlins ohne alles Hemmniß dem Festzuge anwohnen.

Für die Prinzeß von Preußen waren jene Maitage 1851 an Hoffnungen jeder Art reich. Sie sah die politische Annäherung Preußens an die stammverwandte, unter glücklicheren territorialen Verhältnissen zu größerer Macht und zu festgefügter Kultur gelangte Nation im Geiste bereits vollzogen. Ein gleichartiges Vorgehen hüben wie drüben, die bewußte und ausgesprochene Uebereinstimmung zwischen Fürst und Volk, sollte zum Heil Deutschlands und der Menschheit ausschlagen. Ihr waren schwere Enttäuschungen vorbehalten! Sie war es, die meinem Vater die erste Schreckenskunde vom Olmützer Tag in einem Briefe zusandte, der mit den Worten begann: — „Das alte Preußen ging am 18. März 1848 unter, das neue vor zweien Tagen." Unablässig kämpfte sie weiter, eine bessere Zukunft vorzubereiten, in der die Ideale ihrer Jugend ihre Verwirklichung finden möchten. Es ist bekannt, mit welchem Eifer sie es sich vom Koblenzer Schlosse aus angelegen sein ließ, die, wenn auch ohne volles Staatsbewußtsein, ohne die altpreußische Freudigkeit, gesetzestreuen Rheinländer durch ver-

ständnißvolles Entgegenkommen wie durch weitverzweigte Mildthätigkeit fester an Preußen zu binden. Wer das Feld kennen will, wo die unverwüstliche Arbeitskraft der eben Heimgegangenen den reichsten Erfolg auch in den Gesinnungen des Volkes gefunden hat, der besuche das Rheinland und insbesondere Koblenz.

Bei der Bildung des Ministeriums Hohenzollern 1858 wird sich wohl, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, der Finger der Prinzessin erkennen lassen. Die „neue Aera" war ein kühner Versuch. Wir wissen Alle, daß und weshalb er kläglich mißlang. Noch in der Mitte Dezember 1860 war die hohe Frau voller Befriedigung. „Unzählig sind die Ursachen meiner innigsten Dankbarkeit gegen Ihren verstorbenen Vater und sein Andenken", so sprach sie damals zu dem Schreiber dieser Zeiten, „zuerst und vornehmlich für seinen reichgesegneten Einfluß auf den Regenten, insbesondere in der Zeitepoche, da es galt, das Alte beiseite zu legen, — da Alle, Alle verzweiflungsvoll in die Zukunft blickten. Ihr Vater ganz allein zauderte niemals den neuen Weg zu weisen, der zur Wohlfahrt des Vaterlandes führen würde; er machte den Prinzen mit den politischen Einrichtungen Englands bekannt und wies siegreich auf die Kraft, welche darin geborgen lag. Weiterhin, — wie unablässig war er bemüht, eine politische Einigung zwischen den beiden Ländern herbeizuführen! Ohne ihn, das Eine will ich noch nennen, ohne seinen langjährigen Aufenthalt in England, wäre die Verschwägerung der beiden Herrscherfamilien unmöglich gewesen. Diese eheliche Verbindung, welche Gottes Segen begleitet, ist im vollsten Sinne des Wortes, das Werk Ihres Vaters. Ich will zwar gern bekennen, daß während meines ersten Besuchs in England mir einige ernste Gedanken an eine solche Zukunft für meinen Sohn aufgestiegen waren; als aber Ihr Vater mir das Ganze näher entwickelte, packte mich der Wunsch mit ganz anderer Gewalt."

Obwohl in Obigem die Einwirkung des Gesandten doch wohl überschätzt gewesen sein mag, so wolle man mir noch gestatten, ein artiges Diplomatenstückchen aus der Zeit jenes „ersten Besuches" der Prinzessin von Preußen im Jahre 1846 zu erwähnen. Früh am Morgen vor der Abreise war Bunsen in das Vorzimmer im St. James-Palast getreten, um sich zu verabschieden. Der Tisch war mit Kupferstichen aller Art, unter denen die erlauchte Frau noch eine Auswahl treffen wollte, ganz bedeckt. Er verfiel auf den Gedanken, ein damals sehr geschätztes englisches Bild, die Begegnung Blücher's und Wellington's darstellend, mit der Unterschrift La Belle Alliance, abseits zu legen und hierüber die Bildnisse des jugendlichen Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzeß Royal so zu breiten, daß jene Unterschrift sichtbar blieb. Im Augenblick da die Prinzessin von Preußen eintrat, war er hiermit eben fertig geworden. Ihr rasches Auge hatte die Zusammenstellung gleich bemerkt. Man verstand sich.

Von diesen Gesinnungen erfüllt, konnte die Prinzessin die Wandlungen der inneren Politik, welche von 1861 an begonnen und 1862 durch die Berufung des Herrn von Bismarck ihre volle Kennzeichnung empfingen, nur mit Trauer und Mißgunst betrachten. Erst viel später söhnte sie sich damit aus und namentlich seit der Kulturkampf aufgegeben wurde, lenkte sie mit ganzer Seele in das neue Fahrwasser ein. Denn obwohl die Kaiserin ihr Leben lang gläubige Protestantin blieb, hatte sie dem so nothwendigen Frieden mit der katholischen Bevölkerung des Landes aus der Fülle ihres Wollens und so lange Zeit hindurch ihre Gedanken und ihre Thatkraft gewidmet, daß sie allmählich, wie sich das ja psychologisch so leicht erklärt, auch der katholischen Kirche selbst in Hochachtung zugethan wurde.

Einen obersten und Jedem ohne Ausnahme, der ihr im Leben näher treten durfte, unvergeßlichen Charakterzug habe ich mir zum Schluß dieser kurzen Skizze aufgespart: — die persönliche Treue. Wem die Kaiserin Augusta je einmal ihr Vertrauen geschenkt hatte, von dem vermochte kein Lebensereigniß, kein Wechsel der Meinungen, keine noch so lebhafte Verurtheilung durch den Verstand, keine Versetzung von außerhalb, sie innerlich zu trennen. Solcher gedachte sie bis zu den letzten Tagen ihres Erdendaseins mit echt menschlicher Freundschaft. Wer etwa die Kaiserin Augusta deshalb für eine innerlicher Schlichtheit entbehrende Weltdame gehalten hat weil ihr Auftreten allezeit des königlichen Glanzes voll war, der möge ihr heute, da sie im Grabe ruht, Abbitte thun. Sie war eine wahrhaft gute Frau.

Cannes, 19. Januar 1890.

Georg v. Bunsen.

Stanley's Briefe als Buch.

Stanley — sagen wir es nur frei heraus — ist uns im Anfang seiner Laufbahn nicht besonders sympathisch gewesen. Wir haben an diesem amerikanischen Journalisten, der für Afrika zum modernen Conquistador geworden ist, eben von solcher Conquistadorengewaltthätigkeit zu viel gefunden. Indessen Stanley von heute ist nicht Stanley von 1870. Wie er von der Auffindung Livingstone's eisgrau zurückkam, der noch jugendliche Mann, so scheint er uns auch innerlich geläutert. Dies beweisen unter Anderem namentlich seine jetzt als Buch bei F. A. Brockhaus in Leipzig in deutscher Uebersetzung von J. Wobeser über Emin Pascha's Befreiung erschienenen Briefe. Sie bilden kein Buch im gewöhnlichen Sinne, sind vielmehr eine Aktensammlung über eine der kühnsten Entdeckerfahrten des Jahrhunderts.

Sagen wir, diese Briefe seien kein Buch, weil sie mehr als das sind, so müssen wir jedoch zugeben, daß sie in einer Beziehung allerdings ein Buch sind, nämlich im Vergleich zu dem bisherigen bruchstückweisen Erscheinen dieser Briefe in den Zeitungen. Wenn dieselben in englischen und amerikanischen Journalen auch vollständig abgedruckt waren, so werden doch die Leser erst jetzt, da man diese Briefe und Berichte ordentlich beisammen und dazu eine gute Karte hat, die ganze Sachlage und Tragweite dieser gewaltigen Unternehmung zu würdigen im Stande sein. Uns persönlich wenigstens hat erst diese Buchausgabe vollständige Klarheit gebracht und unser Bestreben ist nun darauf gerichtet, auch unsern Lesern recht einfach und deutlich die Hauptmomente dieses unvergleichlichen Marsches quer durch Afrika zu skizziren.

Im Sudan verwaltete seit 1878 der edle Deutsche Eduard Schnitzer, unter dem Namen Emin Pascha, mit Hilfe ägyptischer Offiziere und ägyptischer Truppen eine dem Khedive unterworfene Provinz, die sich ungefähr vom 2. bis zum 9. Grade nördlicher Breite erstreckt und so weit östlich liegt, (28—33° östl. Länge von Greenwich), daß, wer in gewöhnlichen Zeiten dorthin reisen würde, dies entweder von Zanzibar aus thun, oder vom Norden her, aus Aegypten, vordringen mußte. Der letztere Weg aber war versperrt seit dem Fall Khartum's, seit dem Tode Gordon's und dem Siege der fanatischen Heeresmassen des Mahdi. Nachdem der englische General Hicks mit seinem Heere von etwa 16 000 Mann eine Niederlage erlitten hatte, welche in Stanley's Buch als eine der gründlichsten bezeichnet wird, — denn kaum 62 Mann sind heil davon gekommen! — war die Emin-Pascha-Provinz für Aegypten verloren, und wie sehr sie überhaupt abgesperrt war, konnte man der einfachen Thatsache entnehmen, daß weder nach Zanzibar, noch sonst irgendwohin zu civilisirten Völkern eine zuverlässige Nachricht über sie und über Emin Pascha drang.

Da man nun sicher erwarten konnte, die Mahdisten, wenn sie es nicht schon gethan hätten, würden auch Emin Pascha's Provinz überfallen und Emin das Schicksal Gordons bereiten, regte sich die öffentliche Meinung in England. Es war böses Gewissen und Reue in dieser Erregung. Man fühlte daß man Gordon's Tod zu sühnen hatte. Und war diesmal der Verlassene zwar kein Engländer, sondern ein

Deutscher, so solle nichtsdestoweniger die frühere Fahrlässigkeit sich nicht wiederholen. An Emin Pascha gut zu machen, was man gegen Gordon gesündigt, — das war, neben praktischen Zielen, der ideale Beweggrund, der die Gründung eines Emin-Pascha-Komitees zu Stande brachte, 1886. Welche Mittel gesammelt und welche sonstigen Anstrengungen gemacht wurden, übergehen wir hier. Uns kommt es nur auf die Hauptsachen an; von diesen aber war die wichtigste, daß Stanley, von Amerika her telegraphisch berufen, die Leitung der Expedition zur Befreiung Emin Pascha's übernahm.

Und nun kam sofort eine Ueberraschung. Nicht, wie man angenommen hatte, von dem verhältnißmäßig nahen Zanzibar aus drang Stanley zu Emin Pascha vor. Von dieser östlichen Seite ihm nahend, konnte die Hilfe demjenigen, den man retten wollte, geradezu verderblich werden. Eine von dieser Seite anrückende europäische Entsatz-Mannschaft bedrohte das Leben der in der Macht des Königs Muanga von Uganda befindlichen Missionäre und konnte überhaupt den ganzen Sudan, die Araber, die Mahdisten in verfrühte, für Emin Pascha gefährliche Aufregung bringen. Es war, wie wenn man einem Verschütteten beistehen will; man muß Obacht geben, daß die eindringenden Brechstangen ihn nicht verletzen, statt ihn zu befreien. Zwar war Stanley in Zanzibar eingetroffen, um sich dort an Ort und Stelle den Stand der Dinge näher anzusehen. Dann aber dampfte er nach dem Süden, fuhr ums Kap der guten Hoffnung herum und landete im Kongostaate, um also vom Westen aus das seinem Befehl unterstellte Befreiungskorps quer durch den ganzen Erdtheil nach der Aequatorialprovinz zu führen. Das Befreiungskorps war anfänglich mehr als tausend Mann stark; freilich waren diese Mannschaften lauter Afrikaner (Sudanesen, Somali, Zanzibarleute), aber befehligt von 9 europäischen Offizieren.

Von der Kongomündung bis Matadi konnte die Expedition sich gemietheter kleiner Dampfer bedienen; aber diese Strecke beträgt höchstens den zwölften Theil der ganzen beabsichtigten Reise vom atlantischen Ozean bis zu den Grenzen der Provinz Emin Paschas. Bei Matadi hört die Schiffbarkeit des Kongo auf; es folgen, 200 englische Meilen lang, Wasserfälle und Stromschnellen. Daher ging es von Matadi weg zu Land. Anfangs Juni erreichte Stanley die Mündung des Aruwimiflusses in den Kongo (zwischen dem 24. und 25. Grad östlicher Länge und 2 Grad nördlich vom Aequator). Hier schlug er ein verschanztes Lager auf und ließ dasselbe sammt der Nachhut unter dem Befehl des Majors Barttelot und der Offiziere Dr. Bonny, Jameson, Rose Troup und Ward, um mit der marschfähigen Elite seiner Leute (383 Mann) rascher dem Ziele Wadelai, „Hauptstadt" Emin Paschas, zuzustreben. Major Barttelot sollte später nachkommen, sobald der berühmte oder besser berüchtigte Araber Tippu Tib die 600 Träger ihm würde zugeführt oder zugesandt haben, welche Tippu Tib zu liefern sich verpflichtet hatte. Hier sei sogleich eingeschaltet, daß Tippu Tib treuloser Weise kontraktbrüchig wurde. Dies führte zum Untergang der zurückgelassenen Nachhut Stanleys; von 257 Mann blieben nur noch 71 übrig. Der Major Barttelot und der Offizier Jameson wurden von Eingeborenen ermordet unter Umständen, die nach den vorliegenden Aktenstücken dieses Buches noch nicht völlig klar sind. Greifen wir übrigens der dramatischen Entwicklung dieser tragischen Ereignisse nicht vor, sondern begleiten wir zunächst Stanley auf seinem nun beginnenden Todesweg; so nämlich darf man einen Weg wohl nennen, an dem die Leichen so vieler seiner Reisegefährten liegen, einen Weg, auf welchem, als er ihn zum zweiten Male unternahm, mit dem Rest der Nachhut, an einem einzigen Halteplatz unweit des Flusses Ituri, 21 seiner Leute Hungers sterben mußten (im Dezember 88).

Aus allen vorliegenden Briefen Stanley's, seien sie an das Emin-Paschakomitee in London, oder an seinen Verleger oder an traute Freunde gerichtet, geht hervor, daß das Hauptschrecknis des Marsches ein nicht enden wollender Wald war, in welchem Stanley, wie er immer wieder mit Schaudern hervorhebt, 160 Tage zugebracht hat, ohne in dieser Zeit die Sonne zu sehen. Nach unseren gewöhnlichen Vorstellungen von einer Reise durch Mittelafrika, noch dazu in nächster Nähe des Aequators, wären wir geneigt, einen solchen gegen die Sonne Schutz verleihenden Wald für einen wahren Segen zu halten. Aber der Tropenwald ist nicht unser deutscher Wald. Die ungeheure Waldwildniß Centralafrikas mag ja für die sonst an zu großer Dürre leidenden übrigen Gegenden des Erdtheils außerordentlich werthvoll sein; gleich einem riesenhaften Schwamme liegt dieser Wald da und aus ihm steigen dampfend die Wasserdünste empor, die den anderen Landstrichen Afrikas erquickenden Regen bringen. Aber 160 Tage durch einen solchen Wald ziehen an der Spitze von 130 theilweise muthlos gewordenen, fieberkranken und vom Hungertod bedrohten Schwarzen — das war eine furchtbare Aufgabe. Vernehmen wir, wie Stanley seinem Freunde Bruce in Edinburg den Wald schildert: „Denken Sie sich ein dichtes schottisches Gebüsch, triefend von Regen; stellen Sie sich dieses Gebüsch vor als nur aus Unterholz bestehend, aufgezogen unter dem undurchdringlichen Schatten alter Bäume von 100—180 Fuß Höhe; Dornen und Stacheln im Ueberfluß, Bäche, welche sich träge durch die Tiefe des Dickichts schlängeln . . . Denken Sie sich, daß dieses Waldesdickicht sich in allen Stadien des Verfalls und des Wachsthums befindet, alte Bäume, welche fallen, sich in gefährlicher Weise überlehnen, am Boden liegen. Denken Sie sich Ameisen und andere Insekten jeder Art, Größe und Farbe umherschwirren, Affen (Schimpanse) über Ihnen, seltsame Geräusche von Vögeln und vierfüßigen Thieren, das Zerbrechen des Unterholzes durch die eilige Flucht einer ganzen Elephantenheerde, mit vergifteten Pfeilen bewaffnete Zwerge, die sich hinter einem Baumstamm sicher versteckt haben, braunfarbige Eingeborene mit scharfen Speeren in völlig regungsloser Stellung, so daß man sie für abgestorbene Baumstümpfe halten könnte; den Regen jeden zweiten Tag auf Sie niederplätschernd, eine unreine Luft mit ihren gefürchteten Begleitern: Fieber und Dysenterie; undurchsichtiges Düster bei Tage und fast greifbare Finsterniß in der Nacht. Denken Sie sich dann, daß ein solcher Wald auf dem ganzen Wege von Plymouth bis nach Peterhead sich ausdehnt, und Sie werden einen annähernden Begriff von dem Ungemach bekommen, das wir vom 28. Juni bis zum 5. Dezember 1887 und vom 1. Juni 1888 bis zum heutigen Tage (4. Septbr. 1888) zu ertragen gehabt haben und noch bis zum 10. Dezember 1888 fortsetzen werden, an welchem Tage ich dem Kongowalde ein letztes Lebewohl zu sagen hoffe."

Die Anbetung am Schlusse dieser Briefstelle wird dem Leser verständlich, wenn er erfährt, daß Stanley den Schreckenswald nach dem ersten Zusammentreffen mit Emin Pascha ein zweites Mal betrat, um seine verlorene Nachhut zu suchen.

Das erwähnte Zwergvolk, welches Stanley in diesem neuen, niemals früher von einem Europäer betretenen Lande antraf, wird auch Wambuttivolk genannt. Stanley schildert die Wambutti als eine überaus hinterlistige Rasse. Das Gift für die Pfeile bereiten sie fern von ihren elenden Wohnungen im tiefsten Waldesdunkel. Die Mischung ist so furchtbar, daß sie, wenn noch ziemlich frisch, selbst Elephanten zu Boden streckt. Um nicht selbst die Opfer ihrer Pfeile zu werden, umwickeln die Zwerge die mit dem Gift bestrichenen Spitzen mit Blättern. Das Zusammentreffen mit diesem Zwergvolk war immer ein feindliches und für beide Theile verhängnißvolles; ausnahmsweise fing Stanley einzelne Zwerge lebendig und zwang sie, ihm als Wegweiser durch das Dickicht zu dienen.

Als endlich am 5. Dezember 1887 Stanley mit dem Rest seiner Leute den Saum dieses furchtbaren Waldes erreicht hatte, als vor den entzückten Blicken der aus dem Dunkel hervorbrechenden Wanderer eine offene weite Grasebene mit von Menschen bewohnten Dörfern sich ausbreitete, da befiel eine Art Wahnsinn, ein bis zur Raserei gesteigerter Taumel der Freude die ganze Schaar. „Wie eine Menge Verrückter stürmten wir auf die Ebene hinaus", schreibt

Stanley. „Wonneberauscht badeten wir in dem warmen Sonnenschein, wie Gefangene, die, ihrer Fesseln entledigt, jaeden in Freiheit gesetzt sind. Wer uns gesehen hätte, würde geglaubt haben, wir hätten unsern Verstand verloren. Wir liefen mit unsern Lasten über die weite Flur, die, wegen der Weichheit des Grases mit einem englischen Park Aehnlichkeit hatte. Heerden von Büffeln und Antilopen standen mit gespitzten Ohren und geöffneten Augen in der Ebene und betrachteten verwundert die plötzliche Woge menschlicher Wesen, die mit Freudengeschrei aus der dunkeln Tiefe des Waldes hervorbrach." Ja, die Menschen sind Sonnenkinder! dessen wird man so recht inne bei dieser Schilderung, in der noch der Jubel jenes durch so schwere Entbehrungen erkämpften glücklichen Augenblicks nachzittert.

Bis zum Albert Nyanza-See, der mit seinem Nordende bis in die Emin Pascha-Provinz hineinreicht, wäre nun der Marsch ein verhältnißmäßig leichter gewesen, da er durch ein schönes, offenes, fruchtbares und reichlich bevölkertes Land ging. Aber diese Bevölkerung, trotz allen Unterhandlungsversuchen Stanley's, beharrte bei ihrer Ueberzeugung, „von Westen her könnten keine guten Männer kommen". In der That sind von Westen her Raubkarawanen der Manjuema (Sklavenhändler) in diese Gegenden eingefallen. Stanley selbst war noch vor Betreten der Waldeswildniß mit einer solchen, wieder nach dem Kongo westwärts ziehenden, Manjuemakarawane zusammengetroffen und zwar in einem Zeitpunkt, da in seinem Lager der größte Mangel an Lebensmitteln herrschte. Diese Manjuema deuteten die Nothlage der Stanley'schen Expedition auf das Grausamste aus. Nicht nur verkauften sie den Leuten Stanley's tägliche Lebensmittel zu so ungeheuerlichen Preisen, daß darüber ein großer Theil des mitgeschleppten Eigenthums der Expedition in die Hände der Manjuemas überging; sie verführten auch viele der Begleiter Stanley's zum Abfall und nahmen sie mit auf ihre Fahrt stromabwärts. Diese Sklavenhändler sind es auch, welche Dr. Parke, den Arzt der Expedition und Kapitän Nelson, als dieselben auf einer Station zurückgeblieben waren, bis aufs Blut peinigten, und Stanley bedauerte eine Zeit lang, „diese wirklichen Teufel ohne das geringste Mitleid" nicht angegriffen und, wo möglich, vernichtet zu haben; aber später freute er sich, die Rache einer höheren Macht überlassen zu haben. Denn diese „kaltblütigen Mörder" kamen selbst auf der Rückreise alle um durch Hunger, „indem sie einander aufzehrten."

Solche Sklavenhändler, der Fluch Afrikas, waren nun Schuld daran, daß Stanley einer sonst gutartigen Bevölkerung Gefecht um Gefecht, ja, eigentliche Schlachten liefern mußte. Als er das zweite Mal, nach dem ersten Zusammentreffen mit Emin Pascha, zu ihnen kam, boten sie ihm Blutsfreundschaft an, dies nicht bloß aus Furcht vor den überlegenen europäischen Gewehren, sondern auch, weil sie inzwischen eingesehen hatten, daß dieser weiße Mann anderer Art ist als jene Sklavenhändler.

Wir halten uns in dieser Skizze der Stanley'schen Briefe bei den Gefechten auf dem Plateau von Kawali u. s. w. nicht auf, sondern eilen zur ersten Zusammenkunft mit Emin Pascha. Dieser war durch Boten benachrichtigt worden, sein Befreier Stanley sei am Südende des See's angelangt. Am 29. April 1888 traf Emin Pascha ebendaselbst ein auf dem kleinen Dampfboot „Khedive" (mit Signor Casati und dem von Stanley an Emin abgesandten Herrn Jephson). Und nun ergab sich, um es kurz zu sagen, die eigenthümliche Thatsache, daß Emin Pascha, zu dessen Rettung der ganze abenteuerliche Zug war unternommen worden, sich nicht entschließen konnte, sich retten zu lassen. Noch täuschte sich der ganz mit seiner Kulturaufgabe im Sudan verwachsene hochherzige Deutsche. Wie einst Gordon, konnte auch er sich nicht vorstellen, alles das müsse von ihm aufgegeben werden, was er seit Jahren in treuer Pflichterfüllung angepflanzt hatte, das große Werk einer wenigstens verhältnißmäßig werthvollen Civilisation inmitten barbarischer Länder. Daß schon damals seine ägyptischen Offiziere seine Autorität nicht mehr achteten, hatte er nicht bemerkt, da man dem Manne, dem auch seine Feinde nicht den leisesten Vorwurf einer gewaltthätigen oder ungerechten Handlung machen konnten, auch dann noch mit rücksichtsvoller Freundlichkeit und Achtung begegnete, als man schon längst nicht mehr daran dachte, ihm in wichtigen Dingen zu gehorchen.

Stanley, die verkörperte Energie des Entschlusses, ganz Nero und willensstark in Entwürfen wie in Handlungen, war dieser durch die ehrenvollsten Beweggründe bestimmten Unentschiedenheit Emin Pascha's gegenüber beinahe fassungslos. Aber er hatte eine zu wichtige Aufgabe hinter sich zurückgelassen, — die Ermittelung des Aufenthaltes der Nachhut unter Major Barttelot, die fortwährend ausblieb, — als daß er den Entschluß Emin Pascha's, die Provinz aufzugeben, hätte abwarten können. Emin Pascha mochte sich entscheiden, bis er, Stanley, ein zweites Mal eintreffen würde, nachdem er die Nachhut aufgesucht und womöglich gefunden und gerettet hätte.

Nach 26 Tagen nothdürftiger Erholung brach also der unermüdliche Mann wieder auf. Jephson blieb bei Emin Pascha zurück. In einem einige Tagereisen weiter zurückliegenden, früher schon aufgeworfenen, befestigten Lager (Fort Bodo) ließ Stanley ferner seine Offiziere Stairs, Nelson und Dr. Parke zurück und tauchte am 16. Juni 1888 wieder in die Wildniß ein mit den marschfähigsten seiner farbigen Begleiter. Nach 61 Tagen traf er den traurigen Rest der Nachhut unter Dr. Bonny. Der arme Major Barttelot war, wie bereits gesagt, erschossen worden von eben den Hilfsträgern, die zu bekommen er so viele Monate vergeudet hatte. Von 257 Mann der Nachhut waren noch 71 übrig und unter diesen konnten „nur zehn als geeignet für den vor uns liegenden weiten Marsch bezeichnet werden". Die andern waren entweder durch empfangene Wunden leidend oder sonst krank.

Gleichwohl — was blieb anders übrig, als sofort den Weg nach Osten, zur zweiten Vereinigung mit Emin Pascha einzuschlagen und in Gottes Namen zu versuchen, wie viele Leute man lebendig durchbringen könnte? Im Anfang, da man den Fluß benützen und die Kranken, wenn auch langsam, in Kanoes fortzuschaffen vermochte, traten nur wenig Todesfälle ein. Aber vom 30. Oktober an mußte zu Fuß weitergewandert werden, dießmal, da Stanley die Schrecknisse des Südufers des Ituriflusses genügend gekostet hatte, am Nordufer. Hier plünderte die Expedition eine große Bananenpflanzung der Zwerge, um vor Eintritt in die unfruchtbare Waldeswildniß sich noch einmal recht satt zu essen; die Klügeren verproviantirten sich auch mit dem Mehl gerösteter Bananen. Gleichwohl erfolgte nun eine schreckliche Zeit der äußersten Entbehrungen. Mehr als zwei Monate dauerte es, bis sie wieder auf jene offene Grasebene gelangten und die Schrecknisse der Hungersnoth im Walde hinter sich hatten. An einem gewissen Tage im Dezember bestand die Nahrung für 130 Mann aus einer Suppe, die man aus einem Pfund Butter, einem Topf kondensirter Milch und einer Tasse Mehl bereitet hatte. „Nach allen meinen afrikanischen Erfahrungen bin ich dem absoluten Verhungern nie so nahe gewesen wie hier." Außer am Hunger starben auch viele der Unglücklichen an den Pocken.

Am 9. Januar 1889 endlich lag zum zweiten Male die Wildniß hinter ihnen. Aber welche aufregenden Nachrichten erhielt Stanley bald darauf (am 16. Januar 1889) von dem zurückgelassenen Emin Pascha und Jephson! Ein Brief des letzteren, vom 7. November 1888, enthielt die für Stanley fast betäubende Mittheilung, daß Emin Pascha fast unmittelbar nach Stanley's Abreise zum Aufsuchen der Nachhut, von seinen ägyptischen Offizieren und Soldaten war gefangen genommen worden; ebenso Jephson. Und spätere Briefe vom Dezember meldeten, daß Emin Pascha und Jephson zwar anständig behandelt würden, frei herumgehen dürften, daß jedoch inzwischen die Armee des Mahdi an der Nordgrenze der Provinz angelangt sei und den nun einer eigentlichen centralen Leitung entbehrenden ägyptischen rebellischen Soldaten bereits mehrere für die letzteren ungünstige Gefechte geliefert hätten.

An diesen Nachrichten war das einzige Gute, daß nun doch die Hoffnung sich zu eröffnen schien, Emin Pascha, nicht bloß abgesetzt von seinen eigenen Leuten, sondern durch die Mahdisten mit Gordon's Schicksal bedroht, werde diesmal, wenn nur überhaupt die Flucht ihm noch gelinge, ohne Zaudern seinem Befreier sich anschließen.

Diese Hoffnung erfüllte sich zunächst nicht. Emin Pascha wollte auch jetzt noch nicht von seinem Posten weichen, so daß Jephson ihm eines Tages sagte: „Wenn je die Expedition in unsere Nähe gelangt, werde ich Herrn Stanley rathen, Sie zu verhaften und mitzunehmen, ob Sie wollen oder nicht", worauf Emin Pascha erwiderte: „Nun! ich werde Sie nicht hindern, das zu thun."

Es ist indessen bekannt, daß es soweit nicht kam. Am 17. Februar 1889 traf Emin Pascha sammt Jephson und mit einigen ägyptischen Offizieren, die ihn eskortirten, im Lager Stanley's auf dem Plateau von Kawalli ein und brachte die Erklärung, daß so ziemlich alle Aegypter im Lande mit Weibern und Kindern und ihrer Habe sich ihm und Stanley anschließen würden zum Marsch an die Ostküste und nach Zanzibar. Es wäre eine Art Völkerwanderung geworden, 10 000 Köpfe. Indessen scheint sich Emin Pascha in seinen Leuten getäuscht zu haben. Schließlich waren es nur etwa 600, die ihn aus dem Lande begleiteten und den Zug an die Ostküste unter Stanley's Führung mitmachten; darunter 84 verheirathete Frauen, 187 Kebsweiber oder Dienstboten, 74 Kinder über zwei Jahre, 35 auf den Armen getragene Kinder. Auch Emin Paschas Tochter Feridah war dabei. Da Stanley selbst 850 eingeborene Träger engagirt hatte, wuchs mit Stanley's eigener Expedition die Gesammtzahl auf 1500 Personen. An der Absicht der ägyptischen Soldaten, mitgehen zu wollen, war indessen doch etwas Wahres, aber eine böse Wahrheit: ein beabsichtigter Verrath. Aus Stanley's Brief vom 17. August 1889 geht deutlich hervor, daß die ägyptischen Soldaten und Offiziere in Ueberzahl dem Zuge sich anschließen wollten, um unterwegs die Europäer zu überfallen und nach Gutdünken über deren Eigenthum, sicherlich auch über deren Leben zu verfügen. Stanley erkannte dies, als schon die verhältnißmäßig wenigen Begleiter Emin Paschas einen Lagerkrawall hervorriefen, den Stanley mit Gewalt niederschlug. Es wurde hier nun klar, daß der Aufbruch, den jene ägyptischen Offiziere noch hinausschieben wollten, so rasch als möglich erfolgen müsse, damit die zu einer solchen Wanderung noch nicht hinlänglich gerüstete ägyptische Soldateska gezwungen war, zurückzubleiben.

Und so ist es denn geschehen. Diese Eile Stanley's hat vermuthlich ihm, Emin Pascha und allen anderen Europäern das Leben gerettet. Die schließlich erfolgte glückliche Ankunft an der Küste ist hinlänglich bekannt. Stanley selbst erkrankte unterwegs heftig.

Von geographischen Entdeckungen auf dem Heimwege ist die wichtigste diejenige des ungefähr 18 000 Fuß hohen, schneebedeckten Ruwenzori, den Stanley für identisch erachtet mit dem von alten Geographen erwähnten fabelhaften „Mondgebirge" und dessen ersten Anblick er mit den Versen begrüßte:

„Dort in der Ferne ragten blaue Berge,
Gekrönt mit ew'gem Schnee und weiß erglänzte
Ihr hoher Gipfel überm Horizont." —

So hat dieses Drama in Afrika seinen Abschluß erreicht und — glücklicher Weise — nicht mit dem Tod der Helden, wie eine Tragödie; sondern sie leben, diese Männer, die so Großes erlitten und so Großes vollbracht haben. Und nun, nachdem Stanley's aufregende Briefe die erste Neugier gestillt haben, harrt die gebildete Welt in Spannung auf die ausführlichen Berichte, die wir von Stanley und hoffentlich auch von Emin Pascha, wenn der Zustand seiner Gesundheit es ihm gestattet, erhalten werden.

J. V. Widmann.

Theater.

Deutsches Theater: Zwischen den Schlachten. Schauspiel in 1 Aufzug von Björnstjerne Björnson. Deutsch von W. Lange. — Der Tartüff. Lustspiel in 5 Aufzügen von Molière. Frei übersetzt von Ludwig Fulda.

Lessing-Theater: Die Geigenfee. Lustspiel in 3 Akten von Hans Olden und Paul von Schönthan.

Der Norweger Björnstjerne Björnson war noch kein Europäer, als er vor mehr als dreißig Jahren seinen ersten dramatischen Versuch beendete. Der einfachste Konflikt: die Lockerung der Kindesliebe durch den Geschlechtstrieb fesselte die gar nicht geistreiche Geradheit des bäuerischen Pastorensohnes; sein muthiges Wollen griff keck in das moderne Leben seiner engen Welt hinein; die ungefüge Kraft aber war noch zu jung, der Versuch blieb liegen, und erst nach zehn Jahren ward das Schauspiel von den „Neuvermählten" vollendet. In einen sagenhaften Stoffkreis rettete der Dichter Theile seines ursprünglichen Plans hinüber, und so mag es geschehen sein, daß in dem Erstlingsschauspiel „Zwischen den Schlachten" der geschichtsferne Hintergrund von der empfindsamen Psychologie der Hauptgestalten so seltsam absticht. Inmitten der kampfgewohnten Rohheit des zwölften Jahrhunderts wird es uns schwer, an Halvard Gjäta zu glauben und an Inga, sein Weib, die einander suchen und nicht finden können, weil beide eigensüchtig sind in ihrem Lieben: dem Sehnen des Weibes zum Vater blickt Halvard finster, dem Vaterlande neidet Inga des Mannes Thatendrang. Aber das Wunderbare, an das der Menschheitszweifler Ibsen nur in seinem letzten Werke mit resignirtem Zögern glauben will, bei Björnson geschieht es stets: der Priesterkönig Sverre führt, „zwischen den Schlachten", die Gatten zu einander, und nun, da sie sich gefunden haben, sind sie stark genug, um sich trennen zu können. Halvard folgt dem König in den heiligen Bürgerkrieg, und wenn er „mit Krach und Flammen" die Nordlandshütte niederbrennt, in der die Unfrohen so lange gehaust, so fühlen wir, daß an der Stelle des hölzernen Glückes ein neues sich aufbauen will, dem kein Element mehr zu schaden vermag. Wie ein empfindsames Idyll muthet uns heute das Stück an, dem man 1856 die Bühnen verschloß, weil die Wildheit der Szenerie und die knorrige Härte der Sprache dem an Oehlenschläger, an Heiberg und Hertz erzogenen Zeitgeschmack nicht entsprach. Die lauten Tadler jeden beherzten Kunsterneuerungsversuches sollte solche Erkenntniß doch etwas nachdenklich stimmen; nicht alles ist groß, was Aergerniß erregt; doch nichts wahrhaft Großes wird ohne Widerspruch der Massen aufgenommen.

Wir brauchen die Beispiele nicht weit zu suchen: das Stück, das auf der Bühne des „Deutschen Theaters" dem norwegischen Drama folgte, ist ein kräftig lebender Beweis für die alte Wahrheit. In seiner Vorrede zu „L'Imposteur ou Le Tartufe" schrieb Molière 1667: „Voici une comédie dont on a fait beaucoup de bruit, a été longtemps persécutée, et les gens qu'elle joue ont bien fait voir qu'ils étoient plus puissants en France que tous ceux que j'ai joués jusques ici." Die gesammte ehrenwerthe Tartüfferie fand das zornige Stück Molière's unendlich peinlich, und auch bei uns wird es ganz gewiß noch heute nicht an braven Leuten fehlen, die in sittlicher Empörung der Geißelung frommer Hochstapelei zuschauen. Nicht zufällig nur heißt der würdige Gehilfe des Frömmlers: Herr Loyal. Ich muß es mir versagen, das grausame Lustspiel hier näher zu betrachten; erst kürzlich, (Jahrgang 6, Nr. 45,) hat Herr Dr. theol. M. Schwald eine Reihe scharfsichtiger Bemerkungen „zur Interpretation des Molière'schen Tartufe" in diesen Blättern veröffentlicht, und da ich in der besonders angenehmen Lage bin, in allen wesentlichen Punkten dieser ausführlichen Darstellung beizustimmen, so möchte ich mich auf eine Kritik der Aufführung beschränken. Vorher aber sei nicht vergessen, daß Ludwig Fulda die Alexandriner des Originals mit Geschick und Geschmack in deutsche Knüttelverse übertragen hat, die freilich, gemäß der Eigenart

des Uebersetzers, mehr zierlich als kräftig an unser Ohr klingen.

Ein „Lustspiel" nennt der Zettel das Stück; das romantische „drame" und die neumodische „pièce" waren noch nicht erfunden, und so blieb für Molière nur die weitreichende Bezeichnung „comédie". Vielleicht würde das Wort „Schauspiel" den neudeutschen Theaterverhältnissen besser entsprechen; ein so robuster Irrthum wie die Aufführung des „Deutschen Theaters" wäre dann wenigstens unmöglich. Einen Abgrund deckt der Dichter auf, und einer Katastrophe drängt alles entgegen: Tartufe hat die Mittel in Händen, den arglosen Freund von Haus und Hof zu treiben und obendrein noch vor Gericht zu stellen; es geht um Ehre und Leben, und ohne die ganz äußerliche und gewaltsame Hineinziehung der königlichen Gnade wäre das Glück der Familie für immer vernichtet. Und mit Ausnahme von Orgon und seiner thörichten Mutter sind alle Betheiligten der Größe der Gefahr sich wohl bewußt: nicht aus Uebermuth entläuft der junge Hitzkopf Damis dem Vaterhause; nicht dreiste Schwatzsucht löst der derben Magd Dorine die Zunge; und nicht die müßige Laune einer unbeschäftigten Frau treibt die wackere Elmire, dem plumpen Werben des lüsternen Heuchlers sich auszusetzen: dem verblendeten Gatten und Vater, der die Grimasse der Frömmigkeit für ihr heiliges Wesen nimmt, wollen sie die Augen öffnen, und ihn und sich selbst wollen sie bewahren vor den listig gelegten Fallstricken eines schlauen Schuftes. Der Regisseur des „Deutschen Theaters" hat alle grausame Bitterkeit, allen entrüsteten Ernst aus dem schneidenden Gelächter des Dichters getilgt; er hat die gesunde Verstandessprache Cleants als überflüssig und störend in schnellstem Tempo herunterhaspeln lassen, und sein ganzes Streben scheint dahin gegangen zu sein, eine harmlos lustige Possenstimmung zu erzeugen. Die unerbittliche Charaktersatire wurde gespielt wie ein alberner Schwank, und wenn Herr Schwald hier durchaus zutreffend schrieb: „zur Entrüstung und zum Zorn gibt dieses Lustspiel mehr Anlaß, als zum Lächeln und Lachen", so hätte er auf und vor der Bühne des „Deutschen Theaters" von zorniger Entrüstung nichts verspürt. Orgon war ein komischer Kauz, Elmire eine leere Salonschwätzerin, der Sohn ein dummer Junge, Valer ein Fant, Dorine ein kokettes Soubrettchen. Im Kampf mit dieser thörichten Sippe genügte dann freilich das unvorsichtige Zupacken des Herrn Kadelburg als Tartüff.

Ueber eine mißglückte Vorstellung könnte man wohl mit kürzerem Tadelwort hinweggehen; aber der Fall ist typisch. Der geschmacklose Ausstattungsplunder und die zeitlose Richtigkeit der modernen Lustspielproduktion, sie haben in schönem Verein auch unsere besten Regisseure verdorben. Nicht der Grundstimmung eines künstlerischen Werkes streben sie gerecht zu werden; die Pracht der Dekoration und die streng historische Richtigkeit des Kostüms bilden das niedere Ziel ihres Ehrgeizes. Die vielbewunderten Schneeschuhe in Björnson's Schauspiel waren gewiß echt; das überladene Prunkgemach des Orgons war gewiß zeitgemäß; aber der Ton der Aufführung war ganz gewiß verfehlt und schlecht. Und dafür bieten alle Schätze des Dekorationsmagazines und der zum Kunstgewerbemuseum erweiterten Requisitenkammer keinen Ersatz.

„J'avoue qu'il y a eu des temps où la comédie s'est corrompue", sagt Molière, der Dichter und Theaterdirektor. Auch wir leben in einer solchen Zeit: fast sämmtliche Bühnen der Reichshauptstadt nähren sich heute von altbackener Waare, und findige Regiekünstler durchwühlen den klassischen Schatz der Weltlitteratur, auf der Suche nach neuen, nie gesehenen Ausstattungseffekten. Und wer etwa vornehm die Achseln zuckt über Herrn von Moser, der jetzt das Repertoire dreier berliner Theater beherrscht, dem möge der Anblick der beiden letzten Novitäten den Hochmuth vertreiben. Das leblose Verschwörungstrauerspiel „Erich Brahe" von Otto Girndt hat im Schauspielhause die pflichtgemäße Rothtaufe empfangen, um bald darauf sanft zu verscheiden; und das sogenannte Lustspiel „Die Geigensee" von Hans Olden und Paul von Schönthan wurde von der qualvoll gelangweilten Hörerschaft des „Lessing-Theaters" verdientermaßen ausgezischt. Dem Herrn von Moser Reverenz! Er schreibt eine liederliche, unlitterarische Sprache, er scheut vor keinem Mittel zurück, er ist der ewige kavalleristische Dilettant, aber er hat Talent. Und die Verfasser der jetzigen „Geigensee", die es ihm an künstlerischer Gewissenlosigkeit, ach, so gern, gleich thun möchten, auf den schönen Luxus der Begabung haben sie in übergroßer Bescheidenheit durchaus verzichtet; es sind trockene Naturen, denen selbst zur Geschmacklosigkeit der tollkühne Muth fehlt. Jedes kümmerliche Witzlein versehen sie mit einer langathmigen Einleitung, und in dickflüssige Syrupsentimentalität begraben sie die dürftigen Ansätze zur Charakteristik.

Das Publikum ist dieser verlogenen Thorheiten gründlich müde; es ist das große Verdienst der gewaltigen Anreger aus Frankreich und Rußland und Norwegen, daß sie an die hölzerne Theaterhütte das Feuer gelegt haben, in welcher mit der Zimperlichkeit die Albernheit allzulange gewirthschaftet hat. Was aus den Flammen erstehen wird, wir wissen es nicht, und der schmutzige Qualm steigt oftmals ärgerlich in empfindliche Nasen. Aber wenn sich das schwarzgeballte Gewölk verzogen hat, werden wir wieder den Himmel sehen anstatt der wasserblauen Theatersoffiten. Einstweilen herrscht Aprilwetter in der deutschen Dramatik: es thaut, die Straßen sind nicht gerade reinlich, und mancher Blasebalg spielt den Sturmentfesseler Aeolus; aber in der schmutzigen Feuchtigkeit regen sich leise Keime, die kein korrekt abgeplatteter ästhetischer Stiefel als revolutionäre Erdtriebe niederzutreten vermag. Ohne April kein Sommer und ohne Sturm und Drang keine Kunsterneuerung. Björnson, den Georg Brandes einmal den großen Säemann Norwegens genannt hat, wählte sich zum Lieblingsmonat den April,

„Wo Alles bricht zusammen,
Und Neues Wurzeln, feste,
Bekommt, bei Krach und Flammen;
Nicht Frieden ist das Beste,
Nein — daß man etwas will!"

M. Kent.

Henrik Ibsen. 1828—1888. Ein litterarisches Lebensbild von Henrik Jäger. (Deutsch von H. Zschalig. Dresden und Leipzig. 1890. Verlag von Heinrich Minden.)

Das vorliegende Werk hat bei seinem Erscheinen im vorigen Jahre in Dänemark und Norwegen so reichliche Aufmerksamkeit erweckt, daß eine Uebertragung ins Deutsche als ein dankenswerthes Unternehmen von vornherein anzusehen ist. Das Lebensbild, welches Henrik Jäger von dem vielumstrittenen norwegischen Dichter entwirft, wird zur Klärung der Meinungen, zur Berichtigung vieler Vorurtheile über den Verfasser der „Nora", der „Wildente" wesentlich beitragen. Das Werk kommt dem Bedürfniß auch der deutschen Litteraturfreunde, Näheres über den äußeren Lebenslauf und die innere Entwicklung Ibsen's zu erfahren aufs Beste entgegen und wir zweifeln daher nicht, daß es viel gelesen werden und im selben Verhältniß dem Dichter neue Freunde und aufgeklärtere Verehrer verschaffen wird.

Schon der Eingang dieser Lebensbeschreibung ist geeignet, andere Darstellungen zu zeitigen, als sie zur Zeit ziemlich feststehende über Ibsen sind. Während man in Deutschland geneigt ist, den wesentlich norwegischen Charakter der Dichtung Ibsen's bei jeder Gelegenheit hervorzuheben, versucht sein norwegischer Lebensschilderer vielmehr hervorragende und merkwürdige Eigenschaften des Dichters auf dessen deutsche Abstammung zurückzuführen. In der That, wenn man den Stammbaum Ibsen's genauer betrachtet, so ist die ganze Reihe der Mütter und Urgroßmütter gut deutscher Abkunft. Und es ist zuzugeben, daß Ibsen, dessen Dichten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Denken des Königsbergers Immanuel Kant hat, ganz gewiß gerade in Deutschland so großen Einfluß nur gewann, weil die eigenthümliche Verfassung seines Geistes durch Eigenschaften wirkt, die im deutschen Geiste seit Luther und Kant immer wieder nach Gestalt gerungen haben. Die Eigenart

der sittlichen Lebensanschauung Ibsen's, die Strenge und Wahrhaftigkeit, die Unnachgiebigkeit derselben hat eine wesentlich deutsche Färbung. Viele in Deutschland fühlen sich zu einer Art absichtsloser „Gemeinde“ für das Walten dieses Dichters verbunden, weil er gegenüber einer ebenso echt deutschen philisterhaften Flachheit des sittlichen Empfindens, die besseren und tiefgründigeren Regungen aufruft. Man wird streiten können, ob die Art, wie Ibsen die aufgeworfenen sittlichen Fragen beantwortet, immer die richtige, die unbedingt zwingende ist, aber nicht wird man im Zweifel sein können darüber, daß eine in ihrer Art eigenartige und sittliche Weltanschauung in den Gebilden des Dichters ein gewichtiges Wort redet, das auf alle Fälle gehört werden will. Und soweit dieser Geist nicht allgemein menschlich und weltbürgerlich wirkt, so weit hat er sicher seinen sittlichen Bestandtheilen nach viele wesentlich deutsche Eigenschaften, norddeutsche, niedersächsische insbesondere aufzuweisen.

Indessen wird der Deutsche, im Gegensatz zu dem nordischen Lebensschilderer, gar manche dichterische Eigenschaft Ibsen's auf eine norwegische, eine nordische Herkunft zurückzuführen geneigt sein. Die kurzangebundene Sprache seiner Leidenschaft, der Lakonismus des Ausdrucks ist entschieden nordisch. Schon die „Edda“ erscheint, verglichen mit den deutschen volksthümlichen Bearbeitungen derselben Sagenstoffe im Nibelungenlied u. s. w., merkwürdig durch die lakonische Schilderungs- und Darstellungsart. Wie der Deutsche, der leidenschaftliche Franke nicht nur, sondern fast alle Stämme in Obersachsen, Baiern, Schwaben, am Rhein u. s. w. im wirklichen Leben zur wortreicheren Aussprache und Entladung ihrer Leidenschaft und Gefühlsäußerung neigen, so verlangt der Deutsche, um ganz befriedigt zu sein, auch in der Dichtung, auf der Bühne die Leidenschaft in reichen Worten und Vorstellungsverknüpfungen sich auswirken zu sehen und das sogenannte Schiller'sche „Pathos“ aber auch die Shakespeare'schen Gewitterstürme sich austrasender Leidenschaft entsprechen daher bei Weitem mehr der Art des „furor teutonicus“, der „furia tedesca“, und der Berserkerlustigkeit, in welche der Deutsche aufzuthauen pflegt, als die einsilbige, lakonische Art des Nordländers Ibsen, der in dieser Richtung entschieden nicht als ein Kind deutschen Geistes anzusehen ist.

Wir sind unwillkürlich in der Besprechung der Lebensschilderung auf die Erörterung einer Kunstfrage gerathen, weil auch das Werk Henrik Jäger's die Lebensnachrichten über den Dichter nur im kurzen Umriß als eine Unterlage zur weit eingehenderen Würdigung der Werke Ibsen's mittheilt.

Unter diesen Nachrichten ist gleich im Anfang besonders anziehend eine Schilderung der Eindrücke seiner Kindheit, welche Ibsen selbst niedergeschrieben und dem Verfasser zur Verfügung gestellt hat. Sie darf als ein Meisterstück anschaulicher Darstellung bezeichnet werden, in der man auch den Dichter selbst von einer ganz neuen Seite seiner Begabung kennen lernt. Es wird die deutschen Verehrer nicht wenig anziehen, dann auch in der Folge so vieles von den Kämpfen und den litterarischen Schicksalen Ibsen's zu lesen, welche er in seiner Heimath erfuhr, ehe er sich nach Rom, Dresden und München in die freiwillige Verbannung begab. Man wird seine dramatische Thätigkeit noch mit anderen Augen ansehen, wenn man sein langjähriges Wirken als Theaterdichter, Theaterleiter und Spielordner näher kennen lernt und aus solchen Erfahrungen allmählich die eigenthümliche Kunstübung und Pflege des Bühnenhandwerks sich entwickeln sieht, welche ihn so wesentlich von all dem unterscheidet, was zur Zeit unsere deutschen Dichter, welche für die Bühne schreiben, in dieser Hinsicht sich angewöhnt haben.

Ibsen ist größeren Kreisen in Deutschland, neuerdings auch in England, zunächst nur bekannt geworden durch die eigenthümlichen Gesellschaftsdramen seiner letzten Zeit von den „Stützen der Gesellschaft“ ab bis zur „Frau vom Meere“. Daß vor diesen Schöpfungen nicht weniger als vierzehn dramatische Arbeiten liegen, die dem Verfasser zum Theil schon in jungen Jahren namhafte Bühnenerfolge verschafften, daß diese Dramen fast alle der geschichtlichen und zum Theil auch der phantastischen Gattung angehören, wird nothwendig sein, genauer zu verfolgen, um auch nach dieser Seite ein berichtigtes Bild von dem Streben und Wallen des Verfassers zu gewinnen. Einreißend, umstürzlerisch ist dieses Wallen allerdings von Anfang an gewesen. Und wenn der gereifte Ibsen im Jahre 1870 schon an Georg Brandes schrieb: „Der Staat muß fort! Bei dieser Revolution werde ich sein. Man untergrabe den Staatsbegriff, man stelle die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das einzig Entscheidende für eine Vereinigung auf, das ist der Beginn zu einer Freiheit, die etwas werth ist“, so wird man zur Beurtheilung der Ibsen'schen Gesellschaftsdramen seiner letzten Entwicklungszeit von 1877—1889 den Schlüssel haben. Denn so manche Antwort, die Ibsen in der „Nora“ und anderen Dramen, auch in der „Frau vom Meere“ noch zuletzt gibt, ist nur aus dieser Gegnerschaft des Dichters gegen den zeitgenössischen Staatsbegriff und seine Auffassung der Ehe und anderer Einsetzungen auf die Dauer zu verstehen.

Henrik Jäger's Buch enthält, neben den Angaben zum Lebenslaufe, eine eingehende Würdigung der vierundzwanzig Dramen des Dichters. Da die „Frau vom Meere“ noch nicht erschienen war, als das Buch Jäger's in Norwegen und Dänemark herauskam, so hat er für die deutsche Ausgabe dem trefflichen Uebersetzer eine ergänzende Studie zur Verfügung gestellt. Die Erklärung und Darlegung des geistigen Zusammenhanges der Gesellschaftsdramen aus dem letzten Jahrzehnt dürfte der Glanzpunkt der Jäger'schen Arbeit sein und gerade sie dürfte geeignet erscheinen, auch in Deutschland richtige Vorstellungen über Ibsen's Wirken zu verbreiten.

Henrik Ibsen selbst hat dem deutschen Uebersetzer desgleichen mancherlei Beiträge und Mittheilungen zu seinem Lebenslaufe gemacht, mit welchen die uns vorliegende Arbeit gegenüber der nordischen Urschrift vervollständigt ist. Ein schönes, klares und sprachlich gereinigtes Deutsch ist der hervorstechendste Zug der ebenso gewissenhaften wie kundigen und gediegenen Uebersetzung.

Da der nordische dem deutschen Verleger auch die Holzstöcke zum Bilderschmuck des Werkes zur Verfügung gestellt hat, so ist das Buch mit mehreren sehr wohlgelungenen Bildnissen Ibsen's aus verschiedenen Abschnitten seines Lebens und mit Ansichten von Ibsen's Geburtsstadt und sonstigen Orten von Bedeutung für diese Lebensgeschichte geziert.

Wolfgang Kirchbach.

Salomon Geßner. Mit ungedruckten Briefen. Von Heinrich Wölfflin. Mit Reproduktionen von Radirungen Salomon Geßner's. Frauenfeld. 1889. Verlag von J. Huber.

Nicht allein eine „reinliche“ Arbeit, wie ein Lieblingswort Salomon Geßner's lautet: das feine Buch eines feinen Geistes haben wir in dieser „litterarhistorischen Erstlingsarbeit“ mit Vergnügen kennen gelernt. Wölfflin kehrt sich bei aller Milde im Ton des Vortrags sachlich sehr bestimmt gegen einzelne verurtheilende Aeußerungen von Schiller, A. W. Schlegel, Gervinus, Scherer. Dem Dichter Geßner läßt er das Fürwort Gottfried Keller's, dem bildenden Künstler die schönen Worte in Ludwig Richter's Selbstbiographie zugute kommen. Ungemein „reich und mit Geschmack so reich“ sind die Kapitel „Natur und Aufklärung“, „Antike“, „Empfindsamkeit“, „Sprache und Form“. Nicht durchweg wird dem Autor zugestimmt werden können, werden müssen: sehr vermißt haben wir zumal eine Geschichte der Entwicklung des Volksgefühls — eine Untersuchung, die längst von einem selbständigen Kopf hätte versucht werden sollen: sie scheint uns künstlerisch und ethisch von viel tiefer greifender Bedeutung als die bis zum Ueberdruß beredete Entwicklung des landschaftlichen Gefühls. Ganz vortrefflich erklärt Wölfflin dagegen die Ursachen des Welterfolgs Geßner's: „er gab, was seine Zeit wollte. Er idealisirte die Naturzustände soweit, daß nichts Verletzendes sich darin zeigte. Er eröffnete neue Quellen des Lebensgenusses und darum wurde er überall gelesen.“ Verdienst und Grenze dieser Kunst scheint uns in diesen Schlagsätzen so wahr, als nachsichtig bezeichnet. Sehr hübsch und ergiebig ist auch die Bemerkung: „für den deutschen Geist der Aufklärung ist die Idyllenpoesie so charakteristisch wie für den englischen die Robinsonade.“ — Harmonisch stimmt zu dem reinen und reifen Inhalt der nicht bloß für Fachkreise bemerkenswerthen Schrift die liebevolle Gewandung unseres Buches, an dem noch Gehalt und Gestalt Salomon Geßner selbst seine Freude hätte haben können.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 18. Berlin, den 1. Februar 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW, Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Kaiser Wilhelm hat seinen zweiunddreißigsten Geburtstag gefeiert. Die Trauer für die verstorbene Kaiserin Augusta verbot allzu rauschende Feste; der Tag verlief daher ein wenig stiller, doch sonst in üblicher Weise.

Die politischen Verhältnisse, unter denen die Neuwahlen zum Reichstag stattfinden, sind genau so beschaffen, wie zahlreiche Betrachtungen in diesen Blättern seit Ende November es vorausgesehen hatten. Der Regierung wäre es durchaus möglich gewesen, die Annahme des Sozialistengesetzes herbeizuführen; ein Druck auf die Nationalliberalen hätte voraussichtlich die Regierungsvorlage gerettet; ein Wink für die Konservativen hätte sicher den nationalliberalen Aenderungen eine Majorität verschafft. Da die zwei sich darbietenden Möglichkeiten von der Regierung nicht benutzt worden sind, so ist es klar, daß die leitenden Kreise gerade jene Situation herbeiführen wollten, vor der wir jetzt stehen.

Erst nachdem die Entwicklung bis zu diesem Punkte gediehen, trat das Unerwartete ein. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß der Schluß der Reichstagssitzungen in der einen oder in der anderen Form eine bedeutungsvolle Kundgebung bringen werde. Machte die Regierung das Sozialistengesetz zur Wahlparole, so mußte man annehmen, sie werde versuchen, die Wirkung dieser Wahlparole nach Möglichkeit zu erhöhen; sie werde den Muth ihrer Anhänger zu schüren und die Vorbedingungen zu schaffen suchen, damit den Nationalliberalen und Konservativen, die bei der Berathung des Sozialistengesetzes auseinander gegangen waren, der Zusammenschluß bei den Wahlen erleichtert werde. Aber statt der Stimme des Fürsten Bismarck, die gewichtige Worte in diesem Sinne hätte aussprechen sollen, ließen sich nur einige offiziöse Zeitungen ohne rechte Kraft vernehmen.

Diese Organe gaben bekannt, daß das Kartell nach wie vor fortbestehen bleibe, und dies glauben wir herzlich gern. Die einzige Grundlage des Kartells ist der Wunsch aller Betheiligten, sich dem Willen der Regierung zu unterwerfen. Die Konservativen erklärten ausdrücklich ihre Bereitwilligkeit hierzu und an der Bereitwilligkeit der Nationalliberalen ist auch ohne Erklärung nicht zu zweifeln. Es gibt überdies schon eine ganze Reihe von Zeitungen nationalliberaler Richtung, die schwungvoll den Satz verfechten, daß die Partei im nächsten Reichstag auf Verlangen unbedingt das Sozialistengesetz in der diesmal verworfenen Form anzunehmen verpflichtet sei. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ kann daher schreiben:

„Die Meinungsverschiedenheit zwischen der Regierung und der nationalliberalen Partei wird durch die Ereignisse der Zukunft früher oder später ausgeglichen werden, aber ihr heutiges Bestreben zu einer Feindschaft aufbauschen zu wollen, ist ein unehrliches Parteibestreben, durch welches weder die Festigkeit des Kartells noch die Stellung der Kartellparteien zur Regierung geschädigt werden wird.“

Die nationalliberalen und konservativen Parlamentarier operirten diesmal gegeneinander, weil die Regierung es zuließ, und weil man auch in diesem schweigenden Geschehenlassen einen wohlberechneten Willensakt der maßgebenden Kreise vermuthen durfte. Nur durch ein derartiges Auseinandergehen konnte das Sozialistengesetz ja abgelehnt und damit zur Wahlparole werden; die dafür wie die dagegen Stimmenden machten sich also wohlverdient und zwar in demselben Maße um das Vaterland, und die einen wie die anderen sind daher gleich würdig dem Kartell anzugehören. Wir sehen gar keinen Grund ein, warum Herr von Bennigsen sich von Herrn von Helldorff trennen

sollte, und warum beide nicht wie bisher dem Fürsten Bismarck gleich nahe und vor Allem gleich fern stehen könnten.

Eine andere Frage dagegen ist es, ob auch die Wähler, und zwar konservative sowohl als nationalliberale, nicht allmählich die Freude an Führern verlieren, die blindings und auf Grund von versiegelten Befehlen nach dem Gebot eines Höheren ihre Truppen die Kreuz und Quer führen. Es gibt doch noch Nationalliberale und Konservative, die für ihre eigenen unabhängigen Ueberzeugungen kämpfen wollen, und denen die Unterwürfigkeit nicht als die höchste und einzige politische Tugend erscheint. Diesen Kreisen bringt die jetzige Krisis eine neue, ernste Gewissensfrage, und man darf gespannt sein, wie sie dieselbe lösen werden.

Mit den alten parlamentarischen Cadres und mit der seit Wochen gehörten Parole marschirt also das Kartell gegen die langjährigen Widersacher. Daß diese Schaaren von besonderer Siegeszuversicht erfüllt sind, kann man nicht behaupten; ihre Leistungen in den letzten drei Jahren beschweren ihr Gewissen, und wie ihre Haltung stets durch äußere Beeinflussungen bedingt war, so erwarten sie auch in diesem Wahlkampfe Leitung und Führung von dem Fürsten Bismarck und von den Offiziösen.

Die Offiziösen glaubten bereits das wirkungsvolle Wort gefunden zu haben; der drohende Ausbruch neuer Streiks hätte die erwünschte Anknüpfung bieten können, um in gewissenloser Uebertreibung die Lohnkämpfe als den Vorläufer der sozialen Revolution erscheinen zu lassen. Aber die Bergarbeiter besaßen genügenden Scharfsinn und genügenden politischen Ueberblick, um die Folgen einer Arbeitseinstellung im jetzigen Augenblick zu überschauen; sie vertagten jede ernste Auseinandersetzung über ihre Forderungen bis nach den Wahlen, und so ist denn dieser glimmende Funke glücklich ausgetreten, den die Offiziösen zu einem tüchtigen Brand in den Zeitungen anzufachen hofften.

Und Fürst Bismarck — schweigt bisher!

Noch eine Hoffnung haben die Kartellparteien; sie nehmen an, daß der Kanzler das im Reichstag Versäumte im Landtag nachholen werde. Das wäre ein verspätetes Auskunftsmittel, und zwar von charakteristischer Eigenart. Man müßte dann folgern, daß selbst der jetzige Reichstag dem Fürsten Bismarck noch zu viele und so starke Oppositionsleute enthält, daß er das parlamentarische Duell mit diesen Männern sich nicht glaubte zumuthen zu dürfen, und daß er aus diesem Grunde den noch zuverlässigeren Landtag sich ausgesucht hat; — den überdies verödeten Landtag, denn alle Führer der Opposition sind durch die Wahlgeschäfte in das Land hinausgeführt worden. Vielleicht macht Fürst Bismarck aber auch diese Kraftanstrengung nicht; in dem einen wie in dem anderen Falle würde das Bild des Reichskanzlers einen Zug bekommen, den es bisher nicht besaß.

Man war gewohnt, daß Fürst Bismarck je eher je lieber seinen Gegnern die Stirne bot, und daß er vor keinem noch so ernsten Zusammenprall sich zurückzog. Auf diesen Reichskanzler hatten die Kartellparteien gerechnet; sie hatten erwartet, daß die innere Kraft, die ihnen fehlt, von dem Fürsten in das Kompagniegeschäft eingeschossen werden würde. Aber ist der Reichskanzler des heutigen Tages noch der der Vergangenheit? Seit dem Tode des Kaisers Friedrich hat die Bismarck'sche Politik eine Unbegreiflichkeit nach der anderen zu Tage gefördert und eine Niederlage nach der anderen eingeheimst; man denke, um nur einiges zu nennen: an den Immediatbericht, den Geffckenprozeß, die Moriererörterung, den Schweizerhandel und den Samoakonflikt. Eine ganze Kette von Unbegreiflichkeiten, von Niederlagen; und Fehlschläge waren doch nicht das Charakteristische der Bismarck'schen Politik früherer Zeiten.

Für jene Kreise, welche der Person des Fürsten Bismarck ferner stehen, sind die letzten Ursachen der Wandlung zwischen einst und jetzt noch verhüllt und nur durch Kombination zu errathen. Für die Aufgaben des Augenblicks ist diese Dunkelheit aber ohne Bedeutung; die freisinnige Partei wird Erfolge im Allgemeinen und Erfolge bei diesen Wahlen nur dann erringen, wenn sie für die politische Entwicklung abnehmende Thatkraft und abnehmenden Scharfblick beim Fürsten Bismarck freilich als möglich in Rechnung setzt und wenn sie doch gleichzeitig darauf vorbereitet und völlig dagegen gewappnet ist, daß auch die alte wohlberechnete Energie des Reichskanzlers plötzlich und unerwartet wieder hervorbrechen könnte.

Die wichtigsten Protokolle der **Samoakonferenz** sind durch die „Kölnische Zeitung“ als Erläuterung des zwischen Deutschland, England, Amerika abgeschlossenen internationalen Vertrages veröffentlicht worden. Aus diesen Protokollen ergiebt sich noch deutlicher als bisher, daß die Konferenz ihr Uebereinkommen im Wesentlichen auf jener Grundlage geschlossen hat, deren Linien in diesen Blättern durch Herrn Prof. von Bar in Göttingen (Nation VI Nr. 30 S. 450) vorgezeichnet worden sind, und zwar ehe noch die Konferenz ihre Sitzungen begonnen hatte. So bietet sich ein neuer Maßstab, um die Größe der Schwenkung zu veranschaulichen, die unsere offizielle Politik in der Samoafrage durchgemacht hat. Bis zum Winter 1889 machte die freisinnige Partei und diese Wochenschrift der von dem Fürsten Bismarck verfolgten Samoapolitik nachdrückliche Opposition und im Frühjahr 1889 bequemte sich dann die deutsche Regierung dazu, im Großen und Ganzen das zu verwirklichen, was als die Vorschläge der Opposition noch vor Kurzem den nationalen Schützen zur Zielscheibe ihrer Entrüstung gedient hatte.

An anderer Stelle veröffentlichen wir über den **deutsch-böhmischen Ausgleich** einen größeren Aufsatz. Hier mag nur erwähnt werden, daß vorläufig die Flitterwochen der Versöhnung noch nicht vorüber sind. Die Czechen und in größerem Grade noch die Deutschen sind glücklich, zu einer Vereinbarung gelangt zu sein, die ein friedliches Zusammenleben der beiden Volksstämme in Aussicht stellt. Die Deutschen sind überdies stolz, durch ihre Standhaftigkeit und Ausdauer einen Erfolg errungen zu haben, den ersten wieder seit langer Zeit; und dieser Stolz ist vollberechtigt. Ob sich nicht, wenn der erste Rausch verflogen, neue Gegensätze ergeben werden, wird abzuwarten sein; gleichviel, das Errungene darf nicht unterschätzt werden; denn jedenfalls ist heute die Stellung der Deutschen für neue Prüfungen stärker als bisher.

Im Jahre 1892 wird **Frankreich** freie Hand bekommen, um auch mit dem letzten seiner Handelsverträge aufräumen zu können. Die Schutzzöllner machen sich daher schon jetzt an die Arbeit, um die Republik von diesem Zeitpunkt an gründlich gegen den internationalen Handelsverkehr abzusperren. In einer parlamentarischen Kommission, die niedergesetzt worden ist, um die Zollfragen vorzubereiten und zu erörtern, haben die Gegner einer liberalen Handelspolitik die erdrückende Majorität. Gleichwohl wird man aus diesem Beginn der Kampagne noch keine Schlüsse auf ihr Endergebniß ziehen dürfen.

Die chauvinistische Leidenschaft ist freilich eine starke Macht in Frankreich und mit der Interessenpolitik hat sie sich verbunden, um den § 11 des Frankfurter Friedensvertrages als eine unwürdige Fessel für Frankreich auszuschreien; jenen Paragraphen, der Deutschland das Recht der meistbegünstigten Nationen sichert. Da man diesen Vortheil uns nicht gewähren will, so möchten egoistische Schutzzöllner und gedankenlose Heißsporne das französische Volk dazu verleiten, lieber auf jeden Handelsvertrag zu verzichten. Wenn die Kraft dieser Strömung schon nicht unterschätzt werden darf, so ist doch auch der gesunde Menschenverstand in Frankreich von respektablem Einfluß, und vielleicht gelingt es ihm, sich noch bei Zeiten Gehör zu verschaffen.

* * *

Wahlaufrufe.

Die drei Kartellparteien haben jetzt sämmtlich ihre Wahlprogramme veröffentlicht.

Natürlich werden von ihnen die Thaten des Reichstages in der letzten Legislaturperiode hoch gepriesen und neben der Reichsregierung der Kartellmehrheit zugeschrieben — ein Ruhm, den wir beiden gern lassen wollen. Das neue Kartellbündniß wird von den Konservativen gar nicht, von Freikonservativen und Nationalliberalen in einer so vorsichtigen Weise erwähnt, daß, wer es nicht weiß, es gar nicht findet. Daß das Sozialistengesetz durch den Zwiespalt der Kartellparteien zu Falle gebracht ist, bleibt völlig unberücksichtigt, nur der nationalliberale Wahlaufruf spricht überhaupt von dem Gesetze, aber in einer Weise, welche der künftigen Entscheidung völlige Freiheit läßt.

Gemeinsam ist allen drei Programmen das unbedingte Vertrauen zu der Reichsregierung; der nationalliberale Aufruf macht dem Reichskanzler noch eine besondere Verbeugung und nennt ausdrücklich die Reichsregierung eine starke, gerechte und wohlwollende. Allerdings steht dies im Widerspruche mit frühern Anschauungen der Nationalliberalen und insbesondere des Herrn von Bennigsen, der seine vollste Unzufriedenheit mit der inneren Politik öffentlich ausgesprochen hat und schwerlich wird nachweisen können, daß in derselben seitdem etwas Wesentliches geändert ist.

Bezüglich der künftig zu verfolgenden Politik kommt der konservative Aufruf überhaupt nicht über die Mahnung hinaus: „für die Grundlagen unseres Staatslebens — Kirche, Monarchie, Familie — für die Wahrung unserer Gesittung und nationalen Einheit einzutreten und in der Gesinnung echten Christenthums mit deutscher Treue für die Erhaltung des innren Friedens im gesammten Leben des Volkes und für die gleichmäßige Förderung der Wohlfahrt aller seiner Klassen zu wirken." Die Freikonservativen erheben von Neuem Klage über die Noth der Landwirthschaft, der durch die Zölle nicht geholfen sei, und versprechen in allgemeinen Ausdrücken anderweite Unterstützung. Das Handwerk wollen sie durch Begünstigung der Zünftlerei fördern. Arbeiterschutz wollen sie gewähren. Damit ist nicht viel gesagt. Desto interessanter ist das Anerkenntniß, daß die vorhandenen Steuern zur Deckung der Ausgaben für Invaliditäts- und Altersversicherung und Erhöhung der Beamtengehälter nicht ausreichen und daß die dazu nöthigen Mittel „ohne Belastung der produktiven Gewerbe und der minder Bemittelten", durch stärkere Heranziehung der vermögenskräftigeren Bevölkerungsklassen, namentlich des mobilen Kapitals zu beschaffen seien." Die Nationalliberalen scheinen in dieser Beziehung anderer Ansicht zu sein. Ihr Aufruf spricht nicht von Steuererhöhungen, sondern von regelmäßiger Schuldentilgung und von Erleichterung der Minderbegüterten durch die Steuergesetzgebung der Einzelstaaten und stellt die sehr gewagte Behauptung auf, daß die großen außerordentlichen Heeresausgaben im Wesentlichen ihren Abschluß gefunden haben; er verspricht, in der auswärtigen und in der Kolonialpolitik der Regierung zu folgen, erwähnt in allgemeinen Ausdrücken des bürgerlichen Gesetzbuches, der Sozialreform, des Arbeiterschutzes und des Sozialistengesetzes, und schließt das Programm der Zukunft mit dem Verlangen nach einem Reichstage, „dessen Mehrheit fern von allen persönlichen Gegensätzen und grundsätzlicher Opposition unbefangen und unabhängig die Vorlagen der Reichsregierung prüft und lediglich nach sachlichen Rücksichten entscheidet." Die Nationalliberalen wollen eben eine starke gouvernementale Partei, die sich der Leitung der Reichsregierung unterordnet und auf eigene Initiative, in wichtigen Dingen wenigstens, verzichtet.

Wer über die Politik der nächsten Zeit sich aus diesen Wahlaufrufen belehren wollte, würde völlig fehlgehen; er würde daraus nur ersehen, daß er sich an eine andere Instanz zu wenden hätte.

Aber wer ist diese Instanz? Für jetzt würden ihn alle drei Parteien an den Fürsten Bismarck verweisen; aber wie, wenn der nun nicht mehr Reichskanzler sein will oder kann? Schon jetzt füllt er nach seiner eigenen Aussage seine Stellung nicht mehr aus, weil seine Kräfte nicht mehr ausreichen; er beschränkt sich wesentlich auf die auswärtigen Angelegenheiten, und manche Vorgänge gerade der allerletzten Zeit legen die Vermuthung nahe, daß seine Zurückhaltung in innerpolitischen Dingen noch größer wird.

Wie werden dann die verbundenen Parteien, oder wie wird jede einzelne von ihnen sich verhalten, wenn der Reichskanzler seinen Posten verläßt, wenn Graf Waldersee oder Graf Bismarck oder vielleicht Herr v. Bennigsen sein Nachfolger wird? Gilt ihr Vertrauen jeder Reichsregierung als solcher? Darauf fehlt jede Antwort, unzweifelhaft ist nur, daß der Fortbestand eines Bündnisses, welches jeder der Verbündeten nur eingegangen ist, um seine besonderen Ziele zu erreichen, unmöglich wird mit dem Wegfall des Mannes, der sie alle beherrscht.

Wenn je, so ist jetzt die Zeit, in welcher die Parteien mit ihren eigenen politischen Anschauungen und Zielen hervortreten und sie den Wählern klar und deutlich, nicht bloß in allgemeinen Ausdrücken, darlegen müssen.

Die deutsche Nation kann nicht für volle 5 Jahre, eine Periode, in welcher die für ihr Wohl wichtigsten Entscheidungen zu treffen sind, ihre Geschicke in die Hand von Vertretern legen, über deren voraussichtliche politische Haltung sie nicht unterrichtet ist. Sie hat sich lange genug eines eigenen Einflusses auf ihre Angelegenheiten begeben und Alles einem Mann überlassen. Auch wer dies für richtig hält, muß zugeben, daß es ein Ausnahmezustand ist, welcher mit irgend einem andern Reichskanzler schlechterdings unmöglich ist, denn selbst wenn sich Jemand fände, der an Fähigkeit dem Fürsten Bismarck gleich wäre, so würden ihm doch die großen Erfolge und das auf sie gegründete Vertrauen fehlen, ohne welche auch diesem die Behauptung seiner Stellung in allen Wechselfällen und Schwierigkeiten unmöglich gewesen wäre.

In einem Lande, in welchem der Volksvertretung eine maßgebende Bedeutung beigemessen wird, würde, wenn ein so großer Wechsel eintritt, wie ihn das Ausscheiden eines fast allmächtigen Ministers aus der Regierung herbeiführt, eine Neuwahl des Parlamentes stattfinden; in Deutschland ist dies nicht zu erwarten; alle Parteien müssen deshalb schon bei der bevorstehenden Wahl sich auf diesen Fall einrichten. In ihrer Art thun es die Kartellparteien. Bei den Wahlen suchen sie möglichst stark zu werden und dabei werden selbst die lieben Verbündeten nicht geschont; die Konservativen wirken auch an anderer Stelle kräftig für sich, wie die Preßfehden über Waldersee, Hammerstein und Aehnliches deutlich zeigen. Den Nationalliberalen ist dieser Weg verschlossen, sie klammern sich krampfhaft an den Reichskanzler, der aber ihr Liebeswerben sehr kühl aufnimmt und schwerlich Neigung hat, ihnen die Schüssel, aus welcher er sie jetzt nicht mitessen lassen will, für die Zukunft wenigstens warm zu stellen — wenn er über die Zukunft überhaupt etwas zu sagen hat. Den Boden in der Nation haben die Nationalliberalen durch ihre Haltung im Reichstage verloren; vielleicht hätten sie ihn wieder gewinnen können, wenn sie jetzt sich auf ihren Liberalismus wieder besonnen und in aufrichtiger Gemeinschaft mit den Freisinnigen die Konservativen bekämpft hätten. Mit der Erneuerung des Kartells haben sie den letzten Rest ihrer Unabhängigkeit aufgegeben und sind nur zu einem trotz ihrer Zahl wenig berücksichtigten Anhängsel ihrer Verbündeten geworden; zieht die Regierung ihre Hand von ihnen ab, so wird ihre Zahl gewaltig verringert werden.

Die einzige größere Partei, welche mit einem klaren positiven Programm an das deutsche Volk herantreten kann, ist die freisinnige. Sie ist nach allen Seiten unabhängig, hat von jeher genau gewußt, was sie will, und hat trotz ihrer geringen Zahl, die freilich Abstimmungserfolge ausschloß, doch eine große Bedeutung im Parlamente gehabt und darf auf eine lebhafte Zustimmung in weiten Kreisen

des Volkes rechnen. In den beiden letzten Legislaturperioden hat sie sich hauptsächlich auf die Vertheidigung beschränken müssen, bei diesen Wahlen muß sie suchen, in eine Lage zu kommen, welche ihr die Verfolgung positiver Ziele ermöglicht. Sie ist verpflichtet, Alles, was sie vermag, zu diesem Zwecke zu thun, denn sie ist die einzige Partei, welche die Aufgabe wieder aufnehmen kann, welche dem Deutschen Reich bei seiner Neugründung gesetzt war; nicht blos die Einheit und Macht, sondern auch die Freiheit, den inneren Frieden und die Wohlfahrt aller Klassen der Bevölkerung Deutschlands fest zu begründen. Diese Ziele verfolgt die jetzige Politik nicht und die nationalliberale Partei, welche in ihrer früheren Zeit sie ausdrücklich als die ihrigen anerkannt hat, thut nichts mehr dafür, arbeitet vielmehr eifrig nach der anderen Richtung hin.

Ein Aktionsprogramm in diesem Sinne stellt die freisinnige Partei zu den jetzigen Wahlen auf. Sie muß wieder anknüpfen an die ersten Zeiten des neuen deutschen Reichs. Ohne zu vergessen, daß Geschehenes nicht ohne Weiteres wieder zu beseitigen ist, muß da, wo es nöthig ist, eine zielbewußte Reform angebahnt werden. Eine feste, klare, dem Reichstage die erforderliche Einwirkung sichernde, Sparsamkeit und zweckmäßige Verwendung der Einnahmen verbürgende Reform des Finanzwesens, eine Gestaltung des Steuer- und Zollwesens, welche die Ungerechtigkeiten in der Belastung der weniger Bemittelten beseitigt und den Handel wieder durch Tarifverträge sichert, volle Durchführung der Gleichberechtigung der arbeitenden Klassen durch Beseitigung des Sozialistengesetzes, durch Sicherung der Koalitionsfreiheit, der Freizügigkeit, durch Gewährung des nöthigen Arbeiterschutzes und durch Freiheit und Schutz des Versammlungs- und Vereinsrechtes, Erhaltung und Schutz des Wahlrechtes: das sind die hauptsächlichsten durch die politische Lage gegebenen Punkte für einen Wahlaufruf der freisinnigen Partei. Weit über deren Kreis hinaus könnten sich solche Grundsätze alle diejenigen aneignen, welchen an einer friedlichen und freiheitlichen Entwicklung Deutschlands gelegen ist.

K. Schrader.

Die Begünstiger der Sozialdemokratie.

Es gelingt nichts mehr, nicht einmal die Kreirung einer packenden Wahlparole. Der lahme Schluß der Reichstagssession mit der vor aller Welt erwiesenen Unfähigkeit der Kartellparteien, sich über eine der Regierung genehme Form des Sozialistengesetzes zu einigen, zeigt, daß der Spiritus verflogen ist. Man tappt nur noch unsicher nach jener seit Monaten erwarteten Wahlparole, deren innere Unwahrheit durch die unsichere Haltung der Kartellparteien inzwischen auch für die Schwachen im Geist offenkundig geworden ist. Man möchte den deutschen Michel diesmal gegen die Freisinnigen als die „Begünstiger“ der Sozialdemokratie hetzen. Das alte Lied von den „Ordnungsparteien“ wird aufs Neue angestimmt, in welche Genossenschaft womöglich alle Bürger einrangirt werden sollen, die einen guten Rock anhaben. Ich hoffe, diese aufwieglerische Phrase von den „Ordnungsparteien“ wird die kommenden Wahlen nicht überleben. Es wird in Deutschland schon genug gebonkottet. Speziell die Gegner des Sozialistengesetzes dürfen sich diesem Schlagwort nicht unterordnen, denn die Aufhebung des Ausnahmegesetzes muß logischer Weise auch die Beseitigung der Ausnahmestellung der sozialdemokratischen Partei innerhalb des deutschen Parteiwesens bedeuten. Wir wollen die Sozialdemokraten bekämpfen, aber nicht ächten. Durch eine gehässige Aechtung bekämpft man die Sozialdemokratie nicht, sondern fördert sie. Die Befürworter der Theorie von dem nothwendigen Zusammenschluß aller Parteien gegen die Sozialdemokraten handeln wie jene Kurpfuscher, die ein Uebel kurirt zu haben glauben, wenn sie die äußeren Symptome desselben beseitigen. Was ist denn gewonnen, wenn es durch eine Vereinigung aller Parteien gegen die Sozialdemokraten gelingen sollte, diesen letzteren ein oder zwei Dutzend Reichstagsmandate weniger zukommen zu lassen, als worauf sie nach der Stimmenzahl ihrer Anhänger im Lande Anspruch erheben können?

Vor 3 Jahren gaben rund 7½ Millionen Wähler (77½ Prozent aller Wahlberechtigten) ihre Stimmen ab. Nehmen wir einmal an — das ist sehr hoch gerechnet —, am 20. Februar 1890 würden gegen 8 Millionen Stimmen in die Wahlurne gelegt. Es kämen dann auf jeden der zu wählenden 397 Abgeordneten rund 20 000 Stimmen. Sollten nun, was wahrscheinlich ist, die Sozialdemokraten bei der diesjährigen Wahl mindestens 1 Million Stimmen aufbringen, so würden sie proportionell einen Anspruch auf 50 Mandate erheben können. Niemand glaubt, daß sie diese 50 Mandate wirklich bekommen werden. Aber sind denn die Gefahren, die von jener Seite drohen, geringer, wenn es durch allerlei unnatürliche Wahlverbrüderungen gelingen sollte, die den Sozialdemokraten nach ihrer Anhängerzahl zukommende Menge der Mandate auf die Hälfte zu reduziren?

Nicht bei den gewählten Sozialdemokraten, sondern bei den sozialdemokratischen Wählern liegen die Gefahren.

Für die gesetzgeberische Verwirklichung des spezifisch sozialdemokratischen Staatsideals bedeuten 50 Abgeordnete so wenig wie 25. Zur Verhinderung reaktionärer Maßnahmen dagegen ist jedes sozialdemokratische Mandat von Bedeutung. Es ist deshalb mehr als naiv, den Freisinnigen zumuthen zu wollen, den Kartellparteien auf Kosten der Sozialdemokraten Mandate erjagen zu helfen. Wenn die Kartellparteien das Anwachsen der sozialdemokratischen Mandate für ein so schreckliches Uebel halten, so bietet sich ihnen ja allenthalben Gelegenheit, durch Unterstützung der Freisinnigen das kleinere Uebel zu wählen. Es ist aus der Vergangenheit zur Genüge bekannt, daß die Kartellparteien statt dessen in gar mancher Stichwahl den sozialdemokratischen Kandidaten direkt zum Siege verholfen haben. Sie waren nicht bloß Begünstiger, sondern direkte Unterstützer der Sozialdemokratie.

Aber noch etwas Weiteres ist zu berücksichtigen. Nach dem erbarmungswürdigen Fiasko, welches die Kombination von Staatssozialismus und Ausnahmegesetzgebung der Sozialdemokratie gegenüber erlitten hat, kann jedes Beharren der herrschenden Mächte auf den Bahnen der bisherigen Politik die sozialistischen Ideen nur weiter stärken. Wer deshalb dazu beiträgt, daß ein Mitglied des Kartells gewählt wird, der hilft die politischen Zustände erhalten, unter denen die Sozialdemokratie sich so reißend entwickelt hat.

Der Zeitpunkt ist jetzt gekommen, wo statt des Polizeistockes die Freiheit zur Bekämpfung der Sozialdemokratie anzuwenden ist. Die Feinde einer freiheitlichen Entwicklung Deutschlands sind deshalb recht eigentlich die Begünstiger der Sozialdemokratie.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

X.

Dem Anschein nach hat das Scheitern des Sozialistengesetzes außerhalb des Reichstages in weiten Kreisen große Ueberraschung hervorgerufen. Wo man sich mit dem Gange der Verhandlungen eingehender beschäftigte, hatte man seit Monaten diesen Ausgang vorhergesehen und die Presse hat auch nichts unterlassen, um denselben mit aller Bestimmtheit vorherzusagen. Im großen Publikum scheint man sich an den Gedanken nicht gewöhnt zu haben, daß der aus den Septennatswahlen hervorgegangene Reichstag, der sich drei Jahre lang so gefügig erwiesen, am letzten Tage in einer Frage von solcher Wichtigkeit versagen könnte.

Das Ueberraschende der Lage liegt nicht darin, daß das Sozialistengesetz abgelehnt worden ist, sondern darin, daß die Regierung, welche die Verhältnisse genau übersah, es auf diese Ablehnung hat ankommen lassen, obwohl es in ihrer Hand gelegen hätte, den Reichstag um einige Tage früher zu schließen und so zu vermeiden, daß die in dem Kartell eingetretene Spaltung in ein grelles Licht gesetzt würde. Augenscheinlich liegt der Regierung sehr viel daran, daß das Kartell für die bevorstehenden Wahlen aufrecht erhalten bleibt, daß also die innerhalb desselben bestehenden Meinungsverschiedenheiten zur Zeit möglichst verdeckt bleiben. Der Gang, welchen die Regierung eingeschlagen hat, führt aber dahin, daß diese Meinungsverschiedenheiten selbst denen in der auffälligsten Weise vor die Augen treten, welche sie bisher nicht sehen wollten oder konnten.

Die Nationalliberalen, denen sich in diesem Falle die Freikonservativen anschlossen, wollten das Sozialistengesetz verlängern, jedoch die Ausweisungsbefugniß aus demselben entfernen. Es würden in demselben die sehr umfassenden Vollmachten hinsichtlich der Behandlung der sozialdemokratischen Schriften und Versammlungen übrig geblieben sein. Die Konservativen hielten die Ausweisungsbefugniß für so unentbehrlich, daß sie lieber auf jene der Regierung ertheilten Vollmachten verzichten, als einem Gesetze zustimmen wollten, das die Ausweisungsbefugniß nicht enthielt. Sie vereinigten ihre Stimmen mit denjenigen, welche das Gesetz grundsätzlich ablehnen. An demselben Tage traten die Führer der Kartellparteien zusammen und beschlossen, daß diese zwischen ihnen streitig gebliebene Frage als eine offene behandelt werden und dem Zusammengehen bei den Wahlen kein Hinderniß in den Weg legen solle. Die Wähler werden dieses Abkommen kaum verstehen; jeder einzelne Wähler wird wissen wollen, ob der Kandidat, welchem er seine Stimme geben wird, für ein Sozialistengesetz mit Ausweisungsbefugniß, für ein Sozialistengesetz ohne Ausweisungsbefugniß oder gegen jedes Sozialistengesetz stimmen wird. Die Lossagungen einzelner Wahlkreise von dem Kartell, die schon vor der Schlußabstimmung in recht stattlicher Zahl vorgekommen waren, haben seit derselben in reißender Weise zugenommen.

Der Hergang zeigt in der deutlichsten Weise, daß es den Nationalliberalen nicht gelungen ist, Fühlung mit der Regierung zu gewinnen. Daß die Regierung mit ihren Vorschlägen hervortritt, ohne sich vorher Sicherheit zu verschaffen, ob sie für dieselbe eine Majorität im Reichstage gewinnen kann, hat die nationalliberale Partei längst als einen Uebelstand empfunden. Als das Kartell abgeschlossen wurde, verkündeten sie triumphirend, nun würde das anders werden. Die Regierung so wenig wie die Konservativen würden sich entschließen, mit Vorschlägen hervorzutreten, für welche sie der Zustimmung der Nationalliberalen nicht sicher wären, um die schwer errungene Einigkeit nicht wieder in Frage zu stellen. Wäre diese Hoffnung in Erfüllung gegangen, so wäre das vor dem Richterstuhl der Geschichte für das Kartell schwer in das Gewicht gefallen, denn ein bedeutender Fortschritt hätte allerdings darin gelegen, wenn wir zu einem Zustande gelangt wären, in welchem die Regierung sich gewöhnt, mit der Mehrheit der Volksvertretung Hand in Hand zu gehen. Aber es war von vornherein klar, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen würde; man hatte nur nöthig, sich der wiederholten Aeußerungen des Reichskanzlers zu erinnern, daß er, wenn er seine Absichten nicht durchsetzen könne, wenigstens eine Quittung haben müsse. Und die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen ist. Sie hat es zum ersten Male bei der Erhöhung der Getreidezölle gelehrt, hat es wiederholt bestätigt, und hat es am eindringlichsten bei der Schlußabstimmung über das Sozialistengesetz gepredigt.

Die Nationalliberalen sind zu der Einsicht gelangt, daß die Ausweisungsbefugniß zur Bekämpfung der Sozialdemokratie nicht nützt, sondern daß sie schadet. Das ist schön und gut. Auch viele Mitglieder der früher sezessionistischen Partei sind zu dieser Einsicht nur durch die Erfahrung gelangt. Daß den Nationalliberalen diese Einsicht um ein paar Jahr später gekommen ist, darf keinen Anlaß zur Ueberhebung oder zur Gehässigkeit dieten. Nur wäre zu wünschen, daß auch die nationalliberale Partei sich der Gehässigkeiten gegen diejenigen enthielte, die inzwischen zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß auch die Ausnahmegesetzgebung gegen Presse und Vereine nicht nützt, sondern schadet. In dem Bestreben, der sozialdemokratischen Bewegung einen Damm zu setzen, sind wir ja einig. Kurz, die Nationalliberalen sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Ausweisungsbefugniß nicht aufrecht erhalten werden kann, und wenn sie die Beseitigung derselben nicht mit dem Zugeständniß einer ewigen Dauer für die übrigen Ausnahmebestimmungen erkaufen wollte, wären wir in der Lage, ihre Haltung beifällig zu begrüßen. Sie haben sich auf die Ueberzeugung von der Schädlichkeit der Ausweisungsbefugniß so festgenagelt, daß es ihnen schwer werden wird, davon loszukommen.

Trotz alledem darf bezweifelt werden, ob die Nationalliberalen sich so fest gebunden haben würden, wenn sie vorausgesehen hätten, daß sie dadurch in einen schweren Konflikt mit der Regierung hineingetrieben werden würden. Sie haben anfänglich gehofft, daß die Regierung sich ihrem Standpunkte anbequemen würde. Sie haben die sichere Erwartung gehegt, daß das Gesetz in der Form, die sie ihm gegeben haben, durch die Hilfe der konservativen Partei und des Bundesraths zu Stande kommen würde. Hätte die Regierung ihnen diese Hoffnung zeitig und vertraulich geraubt, so hätte sie die nationalliberale Partei auf eine sehr schwere Probe gestellt. Wie sie diese Probe bestanden haben würde, wage ich nicht zu entscheiden. Aber die Regierung hat sie in der Ungewißheit gelassen bis zum letzten Augenblick und hat sie dadurch in eine Lage gebracht, die augenscheinlich entmuthigend auf sie eingewirkt hat.

Der Reichstag ist in feierlicher Sitzung durch eine Thronrede geschlossen worden, und diese Thronrede, welche Dinge von viel geringerer Wichtigkeit erwähnt, erwähnt das Sozialistengesetz mit keinem Worte, gleich als ob dasselbe nicht der wichtigste Gegenstand der abgelaufenen Session gewesen wäre. Sie spricht sich mit keinem Worte über die zukünftigen Absichten der Regierung aus und wir sind auf Muthmaßungen angewiesen. Das Sozialistengesetz läuft noch bis zum 30. September; bis dahin kann die Regierung den kleinen Belagerungszustand in denjenigen Distrikten aufrecht erhalten, über welche er verhängt ist, und kann jede einzelne Maßregel betreffend Ausweisungen und Druckschriftenverbote aufrecht erhalten. Am 1. Oktober würde das gemeine Recht in vollem Umfang in Kraft treten. Es ist ausgeschlossen, daß die Regierung diesem Zeitablauf schweigend zusieht. Der Termin, zu welchem die Wahlen anberaumt sind, deutet darauf hin, daß man sich auf eine Frühjahrssession eingerichtet hat. In derselben wird die Regierung dasselbe fordern, was sie jetzt gefordert hat, denn wenn sie mit weniger zufrieden sein wollte, hätte sie es schon jetzt haben können. Daß sie das, was sie fordert, erhält, ist nicht anzunehmen. Es müßten dazu zwei Voraussetzungen erfüllt werden; erstens daß die Kartellparteien in derselben Stärke wiederkehren, in welcher sie im letzten Reichstage vertreten gewesen sind, und zweitens, daß die Nationalliberalen bis auf den letzten Mann umfallen und sich zu der Ansicht von der Nothwendigkeit der Ausweisungsbefugniß bekehren. Und von diesen beiden Voraussetzungen ist die eine ebenso unwahrscheinlich wie die andere. Daß die Regierung sich bei einem abweisenden Beschlusse befriedigt zeigen wird, ist nicht anzunehmen, und so wird eine Auflösung des noch nicht gewählten Reichstages schon jetzt in den Kreis der Betrachtung gezogen, und was auf dieselbe folgen wird, liegt außerhalb der Berechnung. Es ist nicht wohlgethan, sich unerfreuliche Bilder schon auszumalen, bevor die Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß sie zur Wirklichkeit werden. Auf eine Umstimmung derjenigen, die einmal Gegner des Sozialistengesetzes geworden sind, oder gar derjenigen, die von Anfang an Gegner desselben gewesen sind, ist nicht zu rechnen, und wie weit sich schon die Ueberzeugung von der

Schädlichkeit des Gesetzes verbreitet hat, zeigt die Rede des Prinzen Carolath, die einen bedeutenden Eindruck auf keiner Seite des Hauses verfehlte, und die ohne ein maßloses Wort zu enthalten, mit Festigkeit den Satz vertrat, daß es der Volksvertretung zustehen müsse, sich über die Zweckmäßigkeit der von der Regierung vorgeschlagenen Mittel ein eigenes Urtheil zu bilden.

Nachdem das Sozialistengesetz gefallen ist, bleibt die Verlängerung des Bankgesetzes neben Geldbewilligungen die einzige zum Abschluß gelangte gesetzgeberische That der jetzt geschlossenen Session und an dieser hat die freisinnige Partei einen hervorragenden Antheil. Bei der dritten Lesung waren von den 36 Mitgliedern der Partei 35 anwesend und diese stimmten sämmtlich für die Regierung. Der einzige, der in Folge geschäftlicher Behinderung fehlte, hatte wenigstens bei der zweiten Lesung sein Votum in gleichem Sinne abgegeben. Eine so starke Betheiligung einer Partei an einer Abstimmung ist kaum jemals dagewesen, und sie war nothwendig, um die doppelte Gefahr der Beschlußunfähigkeit und der Verunstaltung des Gesetzes abzuwehren. Die Vorwürfe über die grundsätzlich nörgelnde Haltung der Partei sind ihr trotz dieses überzeugenden Gegenbeweises auch diesmal nicht erspart geblieben.

Der Reichstag ist zu Ende gegangen, ohne den Reichskanzler ein einziges Mal in seiner Mitte gesehen zu haben. An dem letzten und wichtigsten Tage der Session ist er wenigstens in Berlin anwesend gewesen. Die Thatsache bedarf der Erwähnung, weil sie unsere Zustände kennzeichnet. Daß es die Geschäfte wesentlich fördert, wenn der verantwortliche, der allein verantwortliche Träger der Regierungspolitik an den parlamentarischen Arbeiten theilnimmt, ist ein Satz, dessen ausführlichere Begründung wohl Niemand ohne Zeichen von Ungeduld anhören würde. Fürst Bismarck hat für die einzelnen Zweige der Verwaltung Stellvertreter einsetzen lassen; ob aber dieselben über seine Ansichten stets in ausreichendem Maße unterrichtet sind, ist sehr zweifelhaft. Auch in den regierungsfreundlichen Parteien werden Klagen darüber laut, daß es unserer inneren Politik an Klarheit und Durchsichtigkeit gebreche. Man wird es begreifen, daß die verwandten Klagen der freisinnigen Partei sich in einen noch lebhafteren Ausdruck zu kleiden pflegen.

Proteus.

Die amtliche Untersuchung über die Lage der Bergarbeiter.

„Aufklärung sowie Vermittelung zwischen den streitenden Interessentengruppen herbeizuführen", dies sollte der Zweck der amtlichen Untersuchung sein, welche bezüglich der Arbeiter- und Betriebsverhältnisse auf den Steinkohlengruben des Dortmunder Oberbergamtsbezirks in Folge des großen Arbeiterausstandes vom Mai 1889 angeordnet worden war. Gleichzeitig wurde zu einer solchen Untersuchung in den Aachener, Saarbrücker und den nieder- und oberschlesischen Steinkohlenbezirken geschritten, in welchen, und zwar wesentlich mit unter dem Einflusse des westfälischen Bergarbeiterstreiks, gleichfalls Arbeitseinstellungen stattgefunden hatten. Nicht gering waren die Erwartungen, welche man bezüglich dieser Untersuchungen hegte. Will man Beschwerden abhelfen, so ist vor allen Dingen eine Klarstellung derjenigen Verhältnisse nöthig, welche zu den Beschwerden Veranlassung gegeben haben oder doch gegeben haben sollen. Es handelte sich ferner darum, diejenigen, gegen welche sich jene Beschwerden richteten, d. h. die Grubenbesitzer und deren Vertreter, über die Richtigkeit der Beschwerden zu hören, und endlich galt es, zwischen beiden Theilen, Arbeitern und Arbeitgebern, zu vermitteln und auf die Abstellung begründeter Beschwerden hinzuwirken. Noch in der Reichstagssitzung vom 4. Dezember v. J., als über den freisinnigen Antrag, betreffend die Unterstellung der Bergarbeiter unter die Gewerbeordnung verhandelt wurde, bezeichnete Herr Staatsminister von Bötticher den Abschluß der Enquete als dringend wünschenswerth, „damit einmal darüber im Lande volle Klarheit verbreitet würde, welche Gründe die Veranlassung zu der Streikbewegung gegeben haben, und damit sich Jedermann ein Urtheil darüber bilden könne, welche Mittel ergriffen werden müssen, um künftig ähnlichen Streikbewegungen vorzubeugen."

Die Resultate jener Enquete sind jetzt endlich veröffentlicht. Aber schmerzlich enttäuscht legt man „die Denkschrift über die Untersuchung der Arbeiter- und Betriebsverhältnisse in den Steinkohlenbezirken" aus der Hand. Wer sich aus dieser Denkschrift volle Klarheit über die Veranlassung der Streikbewegung verschaffen und sich ein selbständiges Urtheil über diese Ausstände und ihre Lehren bilden soll, der ist wirklich übel dran. Denn nicht die Erhebungen der Untersuchungskommissionen werden uns mitgetheilt, nicht die Vernehmungsprotokolle selbst, sondern nur ein Extrakt, aus den thatsächlichen Mittheilungen der vernommenen Bergarbeiter und ihrer Arbeitgeber, nachdem dieselben durch das kritische Sieb der mit der Sichtung und Begutachtung der Untersuchungsergebnisse betrauten Ministerialkommissarien hindurch gegangen sind. Die Denkschrift bemerkt dazu, daß, abgesehen von dem Umfang des Aktenmaterials, folgender Umstand für diese Behandlungsweise entscheidend gewesen sei: Allerdings ist nur in zwei Fällen im Ruhrkohlengebiet jegliche Angabe von den betreffenden Werksverwaltungen verweigert worden, und ebenso hat der Generalbevollmächtigte eines Werksbesitzers in Oberschlesien sogar einen umfangreichen Protest gegen das Verfahren eingereicht; während im übrigen die Anfragen der Untersuchungskommissionen in zuvorkommender und zuverlässiger Weise beantwortet wurden. „Allein die betreffenden Erklärungen sind doch, insbesondere soweit sie persönliche Verhältnisse berühren oder Näheres über die finanzielle Lage der Bergwerke enthalten, zum Theil mit der ausdrücklichen Voraussetzung abgegeben worden, daß eine Veröffentlichung nicht erfolge. Zum Theil hat diese Voraussetzung jedenfalls bei Abgabe der Erklärungen vorgewaltet, und die königliche Staatsregierung hält sich für verpflichtet, auf diese Vorbehalte Rücksicht zu nehmen."

Daß dies geheime Verfahren eine Verwerthung der Enqueteergebnisse gegenüber den Bergleuten geradezu ausschließt, liegt auf der Hand, und wenn sich die Delegirtenversammlung der Bergarbeiter in Bochum am vorigen Sonntag gegen die Denkschrift gewandt und „die allein maßgebende, reine Sachlichkeit" derselben stark angezweifelt hat, so kann dies bei solchem Verfahren wahrhaftig nicht wundernehmen. Nun kommen zu den Vernehmungen der Bergleute einerseits und zu denjenigen der Betriebsbeamten und Vertreter der Bergwerksbesitzer andererseits aber noch die gutachtlichen Aeußerungen der Untersuchungskommissionen hinzu. Aber auch diese Gutachten sind wiederum in der Ministerialinstanz bearbeitet, gesichtet und begutachtet worden, um so schließlich die Auffassung der Herren Ministerialkommissarien selbst zum Ausdruck zu bringen. „Die in der Denkschrift enthaltenen Beurtheilungen thatsächlicher Verhältnisse — so wird ausdrücklich hervorgehoben — kennzeichnen sich hiernach als die Auffassung dieser letzteren Kommissarien." Nun, diese Auffassungen haben ja ganz gewiß auch ihren Werth, namentlich für die Chefs der Ministerien, welche die Enquete veranlaßt haben. Wer aber nicht den Bericht einiger Ministerialreferenten, sondern thatsächliches Material zu selbständiger Beurtheilung jener Verhältnisse erwartet hat, muß sich in der That enttäuscht fühlen.

Freilich war auch das ganze Enqueteverfahren ein solches, daß auf diesem Wege das gesteckte Ziel, „Aufklärung und Vermittelung zwischen den Interessentengruppen", über-

haupt nicht erreicht werden konnte. Bei dem Mißtrauen, welches nun einmal unsere Arbeiterbevölkerung vielfach gegen die Behörden hegt und dessen Gründe hier nicht erörtert zu werden brauchen, ist eine rein behördliche und büreaukratische Enquete von vornherein nicht besonders aussichtsvoll. Hätte man den Lokaluntersuchungskommissionen, welche für jedes Bergrevier aus dem betreffenden Revierbeamten und dem Landrath bestanden, wenigstens einige Vertreter der Arbeitgeber und einen Vertreter der Arbeiter beigegeben, so hätten die Verhandlungen einen ganz anderen Charakter bekommen, und sie würden weit mehr zur Aufklärung und zur Verständigung geführt haben. Noch besser würden freilich derartige Untersuchungen nach englischem Vorbild von parlamentarischen Enquetekommissionen angestellt werden, die eines größeren Vertrauens sicher sein dürfen.

Wie sind nun jene „Untersuchungskommissionen" zu Werke gegangen? Die Denkschrift gibt in ihren Anlagen ein paar Proben dieses Verfahrens, indem sie die Aussagen und Gutachten über diejenigen Zechen beifügt, auf denen die Bergleute Schröder und Siegel beschäftigt waren. Diese „Proben" sind denn eigentlich das Interessanteste in der ganzen Denkschrift. Man wird sich erinnern, daß Schröder und Siegel mit Bunte zusammen die sogenannte Berliner Deputation der westfälischen Bergleute bildeten, und daß Schröder vor Seiner Majestät dem Kaiser der Wortführer dieser Deputation war.

Die Kommission vernimmt — allerdings in Gemäßheit ihrer Instruktion — zunächst (der Terminstag ist nicht ersichtlich) den Delegirten Schröder und zwei andere Bergleute von der Zeche „Westphalia" über die festgestellten Vernehmungsrubriken (Löhne, Schichtdauer, Ueberschichten, Nullen der Wagen, geaichte Kohlenförderwagen, Füllkohlen, Abgaben der Betriebsmaterialien zum Selbstkostenpreise, Abschaffung der Strafgelder, Gewährung billiger Hausbrandkohlen, Unternehmerwesen, Waschkaue und Abkehrscheine). Später wird der Bergwerksdirektor über die einzelnen Punkte gehört (29. Juni) und am 5. Juli 1889 gibt dann die Kommission ihr Gutachten zu den Akten. Bei der Zeche „Zollern", auf welcher der Bergmann August Siegel arbeitete, werden die Bergleute, und zwar zwei Delegirte, ein Knappschaftsältester und drei andere Bergleute, am 3. Juli verhört. Fast 3 Wochen später, am 22. Juli, werden die Direktoren „zu den einzelnen Beschwerden" vernommen, und daran schließt sich dann ein anscheinend wiederum später redigirtes Gutachten.

Die Mangelhaftigkeit dieser Prozedur springt sofort in die Augen. Warum in aller Welt hat man Bergarbeiter und Betriebsbeamte nicht in einer und derselben Verhandlung und in einem kontradiktorischen Verfahren gehört? Es ist doch klar, daß nur so die vorhandenen Differenzpunkte erklärt, und daß nur so die Grundlage zu Verständigungen gewonnen werden konnte! Jedenfalls werden bei der getrennten Verhandlung die Parteirollen völlig ungleich vertheilt. Denn dem Vertreter der Grubenbesitzer wird die Aussage der Bergleute unterbreitet, ihm wird Gelegenheit gegeben, sich Punkt für Punkt darüber zu äußern. Wo aber bleibt der Bergarbeiter gegenüber der Aussage des Arbeitgebers? Ist es gerechtfertigt, daß nach der Vernehmlassung des Beklagten die Akten alsbald geschlossen werden, ohne dem Kläger die Replik zu verstatten?

Wenn z. B. in dem Fall „Siegel", Zeche Zollern, dem Deputirten Siegel Gelegenheit gegeben worden wäre, sich über die Auslassungen der Direktoren und der übrigen Bergleute, welche vernommen wurden, zu äußern, wenn die Kommission die Parteien, wie es bei den Enqueten in England üblich ist, in einem Kreuzverhör zur Klarstellung der Sache gehört hätte, so würde diese verehrliche Kommission vielleicht nicht zu dem Schlußresultat gekommen sein: „Das Ergebniß der Verhandlung läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Betriebs- und Arbeitsverhältnisse auf Zeche „Zollern" gut geordnet waren, und keinerlei begründete Veranlassung zum Streik vorgelegen hat."

Sehen wir uns namentlich einen Hauptbeschwerdepunkt, die Nichteinhaltung der normalen achtstündigen Schicht und den angeblichen Zwang zu Ueberschichten etwas näher an! Der Bergmann August Siegel sagt unter Anderem: „Vor dem Ausstand ist es auf Zeche „Zollern" wiederholt vorgekommen, daß denjenigen Leuten, welche die von der Verwaltung angesetzte Ueberschicht nicht verfahren wollten, die Seilfahrt nicht zur Verfügung gestellt wurde. Die Betreffenden waren gezwungen, auf den Fahrten auszufahren. Mir selbst ist es im vorigen Jahre passirt, daß ich nicht in der Lage war, Ueberschicht zu verfahren, nach Ende meiner eigentlichen Schicht die Seilfahrt aber nicht in Betrieb gesetzt wurde." Die Direktoren bemerken bei ihrer Vernehmung hierzu u. A. Folgendes: „Wir erklären ausdrücklich, daß Demjenigen, welcher die Ueberschicht nicht mitmachen will, keinerlei Nachtheil erwachsen soll. Wenn wirklich vor dem Streik in irgend welcher Beziehung ein Druck ausgeübt sein sollte, so ist es ohne Vorwissen und im Gegensatz zu der Absicht der Direktion geschehen." In dem Gutachten der Kommission heißt es aber: „Die Aussagen der übrigen Vernommenen widerlegen die Angaben Siegels, daß bei angesetzten Ueberschichten die Seilfahrt nach der eigentlichen Schicht nicht zur Verfügung gestanden habe." Nun sind aber außer Siegel noch vier Bergleute zusammen vernommen worden, welche hierüber Folgendes aussagten: „Es mag wohl vorgekommen sein, daß ein Druck zum Verfahren von Ueberschichten seitens der Zechenbeamten ausgeübt worden ist. **Uns persönlich** ist dies nicht widerfahren. Dem mit Ausfahrtschein versehenen Bergmann ist nach der eigentlichen Schicht stets die Seilfahrt zur Verfügung gestellt worden." Ein fünfter Bergmann aber sagt: „Auf Zeche Zollern wurde nur denjenigen Arbeitern, welche die Ueberschicht nicht verfahren wollten, Seilfahrt gestattet, sofern sie die schriftliche Erlaubniß des Steigers hierzu hatten. Diese Erlaubniß wurde jedoch erst nach mannigfacher Rückfrage, weshalb man denn die Ueberschicht nicht verfahren wolle, ertheilt. Wir fühlten immer, daß auf uns ein gewisser Zwang zum Verfahren der angesetzten Ueberschichten ausgeübt werden solle. Es sind hierüber vielfach Klagen laut geworden." — Wie man nun hieraus folgern will, daß diese Aussagen seiner Mitarbeiter jene Angaben Siegels **widerlegen**, das ist geradezu unerfindlich!

Die betreffende Lokalkommission legt ferner großes Gewicht darauf, daß Siegel bei seiner Vernehmung die **Lohnfrage** für „die wichtigste der ganzen Ausstandsbewegung erklärt habe", im Gegensatz zu der Erklärung Schröder's vor Seiner Majestät dem Kaiser: „Wir fordern, was wir von unseren Vätern ererbt haben, nämlich die achtstündige Schicht. Auf die Lohnerhöhung legen wir nicht Werth!" Nun, warum hat man denn den Bergmann Siegel nicht auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht und eine Aufklärung desselben herbeigeführt? Vielleicht hängt die Sache einfach damit zusammen, daß zu dem Zeitpunkt, als jene Audienz stattfand, eine Lohnerhöhung von den Grubenbesitzern bereits in Aussicht gestellt war. „Welchen Werth — so heißt es dann weiter — welchen Werth Siegel's und der übrigen vernommenen Bergleute Forderung eines Minimalhauerlohns für den Streik auf Zeche Zollern hat, charakterisirt sich am besten dadurch, daß Siegel einen Hauerlohn von mindestens 3,50 Mark verlangt, während der Nettolohn eines Hauers der Zeche Zollern vor dem Streik 3,32 Mark betragen hat. Der Unterschied zwischen dem verdienten und geforderten Lohn ist 18 Pf.!" — Ja, 18 Pf. pro Schicht, etwa 55 Mk. Arbeitslohn im Jahre mehr, das ist für einen Bergmann schon ein Gegenstand, und diese Bemerkung der Kommission ist wirklich in mehr als einer Hinsicht eine bedenkliche; ebenso bedenklich, wie der in dem Generalbericht enthaltene Satz: „Es dürfte nicht zu bezweifeln sein, daß für diese zum größten Theil unverheiratheten Arbeiter (die Schlepper nämlich) die Lohnsätze auch vor dem Ausstande hoch gestanden und den betreffenden Personen eine Lebenshaltung ermöglicht haben, welche Unordnungen hervorgebracht hat." Dahin gehört auch die Ausführung, daß die Arbeiter

„den näheren Beweis für die Behauptung schuldig geblieben seien, daß die Löhne nicht auskömmlich wären.“ Hat man sie denn überhaupt aufgefordert und ihnen Gelegenheit gegeben, diesen Beweis anzutreten?

Sowohl Schröder wie Siegel haben sich ferner für die Einsetzung von Schiedsgerichten zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern ausgesprochen; ein Verlangen, über welches man die betreffenden Arbeitgeber nicht gehört hat. Die Kommissionen aber haben diesen wichtigen Punkt gar nicht in den Kreis ihrer gutachtlichen Betrachtungen mit aufgenommen.

Endlich sind auch die Arbeiterausschüsse, welche nach dem Berliner Protokoll zur Vertretung der Belegschaften den Grubenverwaltungen gegenüber und namentlich zur Vereinbarung bezüglich der Ueberschichten eingesetzt werden sollten, besprochen worden. Schröder kommt auf diesen Vorschlag bei seiner Vernehmlassung über die Ueberschichten zurück. Sein Direktor sagt: „Wir müssen diesen Vorschlag von der Hand weisen, weil wir jedem den freien Willen zum Verfahren der Ueberschicht unbeeinflußt lassen wollen, von dem Ausschusse aber ein Majorisiren der Minderheit befürchten müssen.“ Die Lokalkommission geht kurz darüber hinweg, indem sie meint, daß auch bei Arbeiterausschüssen die Zeche einen indirekten Druck zum Verfahren von Ueberschichten werde ausüben können. Der Generalbericht dagegen weist auf die Auffassung der Arbeitgeber hin, daß der Bergmann sich gewissermaßen in einem dienstlichen Abhängigkeitsverhältnisse befinde, in welchem bei Uneinigkeiten der Wille des Dienstherrn ausschlaggebend sei, während der Arbeiter die rein vertragsmäßige Seite des Verhältnisses betone. Auch bei den früheren Verhandlungen hat sich ja die entschiedene Abneigung der Arbeitgeber gegen die Arbeiterausschüsse als eine Art Direktoriatinstanz, geeignet, die Lockerung der Disziplin zu fördern, deutlich gezeigt. Allein eine solche Organisation der Arbeiter würde die Disziplin nicht lockern, sondern stärken. Eine Menge Fragen, nicht bloß die Regelung der Ueberschichten, sondern z. B auch Abmachungen über die Regelung der Ein- und Ausfahrt, über die bei dem Gedingelohn sich ergebenden Schwierigkeiten, über die Abstellung des in der Enquete erörterten „blauen Montags“, über die Arbeitsordnung überhaupt, könnten durch das Medium der Arbeiterausschüsse zur Verhandlung zwischen beiden Theilen kommen, und beide würden aus dieser Einrichtung Vortheil ziehen. Die Enquete hat auch in diesem sehr wichtigen Punkt die Bergarbeiterfrage nicht um einen Schritt gefördert. Und so sehen wir uns denn mit dieser Enquete leider recht enttäuscht. Ihre Resultate werden außerdem zu einer Zeit mitgetheilt, in welcher die westfälischen Bergleute wiederum sich mit dem Gedanken erneuter Arbeitseinstellungen befreunden. Fern liegt es mir, einfach für die neueste Forderung eines Theils der Bergarbeiter, welche auf eine Lohnerhöhung von 50 pCt. gerichtet ist, eintreten zu wollen. Ueberspannte Forderungen können der Sache der Bergarbeiter nur schaden. Aber die Grubenverwaltungen werden sich der Nothwendigkeit nicht entziehen können, mit den Bergarbeitern in Verhandlung zu treten, und zwar so, daß sie die Gleichberechtigung des Arbeiters als vertragschließenden Theiles anerkennen. So lange dies seitens der Arbeitgeber nicht geschieht, wird auf einen dauernden Frieden nicht zu rechnen sein. Und der Grundfehler jener Enquete, das, was jene Berichterstattung so unerfreulich und so unsympathisch macht, ist eben der Umstand, daß der Ausgangspunkt für die Verhandlungen nicht die Anerkennung jener Gleichberechtigung der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer gewesen ist.

Karl Baumbach.

Die Bedeutung des „deutsch-tschechischen Ausgleiches“.

Während die Wiener „Ausgleichskonferenz“ tagte, stieg in dem Fürsten Carlos Auersperg der letzte österreichische Staatsmann in die Gruft, der noch die im guten Sinne altösterreichische Tradition in sich getragen und verkörpert: Oesterreich als moderner Staat eine Schöpfung deutscher Arbeit sucht in den Schöpfungen deutscher Kultur seine Stütze, in der deutschen Sprache das äußerlich die Mannigfaltigkeit der nationalen Kräfte verknüpfende Band. Seit er verletzt durch die hinter seinem Rücken angesponnenen Verhandlungen mit den Tschechen das Ministerpräsidium niedergelegt, hatte dieses Prinzip in den Kreisen der Regierung Oesterreichs keinen Vertreter mehr. Diejenigen, welche die moderne Kultur überhaupt in ihren Erscheinungen und Anforderungen bekämpfen, bildeten zusammen mit denen, welche sich nur, um das Joch der deutschen Sprache abzuschütteln, mit ihnen verbündeten, fortan die nur in dieser Negation geeinigte Regierungspartei

Unter dem älteren Regime genossen die 2½ Millionen Deutschen in Böhmen zweifellos einen großen Vortheil: die Staatssprache war deutsch und daher fand sie auch in den Mittelpunkten des tschechischen Lebens eine gewisse Geltung, während die tschechische Sprache aus keinem ähnlichen Grunde ein Gleiches in den deutschen Gebieten beanspruchen konnte. Dadurch fand das ungleiche Ziffernverhältniß der beiden Stämme in Böhmen eine Ausgleichung, welche die Grundlage einer wirklichen Gleichstellung werden konnte, wenn sich seiner Zeit dies tschechische Element kulturell gehoben hätte. Daß dank dem allgemeinen Kulturfortschritte unserer Zeit eine solche Hebung thatsächlich stattgefunden hat, muß von einem objektiveren Standpunkte aus eingestanden werden, wenn wir auch Angesichts der abstoßend wirkenden Selbstüberschätzung, die rasch aufstrebenden kleinen Nationen eigen ist, diejenigen begreifen; denen eine solche Anerkennung schwer wird. Indem nun diese Thatsache mit dem Aufgeben des altösterreichischen Gedankens, mit der Verzichtleistung auf das Bindemittel einer erklärten Staatssprache zusammenfiel, vollzog sich ein Umschwung, dessen weitgehende Folgen das Ausland in allen Einzelheiten kaum bemerken konnte. Für Böhmen schien nun die Zeit zur Rekonstituirung auf Grund eines sogenannten „böhmischen Staatsrechtes“ gekommen zu sein. Dieser Staat sollte in der tschechischen Sprache seine Staatssprache erkennen, und alle Vortheile, die dereinst die Deutschen durch ihre Sprache genossen, sollten auf die Tschechen übergehen. Die hierauf gerichtete Aktion vollzog sich unter dem Namen einer „Gleichberechtigung“, wie sie die Tschechen verstanden. Die sogenannten „Sprachenverordnungen“ des Justizministeriums kamen ihr zur Hilfe. Es gab weder für die Tschechen noch für die Regierung mehr ein deutsches Gebiet in Böhmen, für jene nur da und dort auf „böhmischem“, d. i. tschechischem Boden einige unvollkommen entwickelte „Böhmen“, die „noch nicht“ tschechisch, die Sprache des Landes, können. Es galt nun auf dem Wege der Landesgesetzgebung und unterstützt von dem Wohlwollen der Regierung durch entsprechende Veranstaltungen dieses Land so zu durchsetzen, daß es auch ethnographisch für ein deutsches nicht mehr gelten konnte. Dann war gleichzeitig zweierlei erreicht: der theoretische Anspruch auf die „Einheit“ des Landes war durchgesetzt, und ein namhafter praktischer Vortheil gewonnen; und auch auf diesen mußte es den Tschechen gar sehr ankommen.

Niemand wird einen Tadel dafür finden, daß das gerade durch die engere Berührung mit dem Westen intellektuell und wirthschaftlich und dadurch zu höherem Selbstbewußtsein gehobene Volk der Tschechen nun auch die Förderung und Sicherung seiner nationalen Eigenart sich zum Ziele setzt. Es ist sein Verhängniß, daß es dabei auf Grund geographischer Thatsachen in ein Dilemma gerathen mußte, das deutschen Bestrebungen ähnlicher Art fern bleiben kann.

Erfolge gewinnen die Massen; seit zwanzig Jahren hat das Tschechenthum eine große Menge zweifelhafter, zweisprachiger Elemente an sich gerissen. Diesen Zuwachs in den nachfolgenden Generationen festzuhalten, mußte das Hauptbestreben der tschechischen Propaganda sein. Es entstanden die rein tschechischen höheren Schulen, die tschechische Universität und man ist glücklich, eine erste Generation zu sehen, deren Nationalbewußtsein durch die Kenntniß der deutschen Sprache nicht getrübt ist; auf diese Weise ist ihr Rückfall, ein Rückgang des Zahlenverhältnisses zu Gunsten der Deutschen ausgeschlossen. Das Land produzirt in diesem Sinne weiter; erfreulich mehrt sich mit jedem Jahre der Stolz der Nation, die Zahl der akademisch gebildeten Tschechen — und damit ihr Anspruch auf Stellungen Das rein tschechische Gebiet ist überfüllt. Das Kleingewerbe macht hier unverkennbare Fortschritte, aber eine Großindustrie will sich nicht entwickeln. Soll man mit dem Prinzipe der Sprachbeschränkung brechen? Kein Führer dürfte ungestraft einen solchen Antrag wagen; er würde beschuldigt werden, dem „nationalen Aufschwunge" Fallen zu legen. Die paar Dutzend tschechische Kinder in den deutschen Schulen Prags sind der Schrecken der Prager Stadtväter und der Anstoß und die Besorgniß der ganzen Nation. — Es bleibt also nur der zweite Weg offen: der tschechischen Sprache Geltung auch im deutschen Gebiete des Landes zu verschaffen. Es ist ja auch das nur ein winziges Gebiet; aber auf dem Globus von Böhmen spielt es die Rolle des unendlichen Weltmeeres. Das „böhmische Staatsrecht" ist keine platonische Schwärmerei, sondern eine Sache von sehr praktischer Bedeutung.

Die Verwirklichung dieser Pläne war für die Deutschen schon beängstigend weit gediehen; auch sie haben ja nach Lage der politischen und wirthschaftlichen Grenzen kein Hinterland, in das sie vor dem Andrange der Tschechen ausweichen könnten. Nur mit einer Verwahrung zu Gunsten ihres „Staatsrechtes" waren die Tschechen vor zehn Jahren in den Reichsrath nicht als Abgeordnete, sondern als die „Delegation des Staates Böhmen" eingetreten, und die Regierung glaubte ihnen dieses staatsrechtliche Spielzeug in den Händen lassen zu dürfen. Die „Sprachenverordnungen" hielten den Tschechen die Richterstellen im deutschen Gebiete offen; die Leugnung der Existenz eines deutschen Landestheites, die rechtliche Ausschließung des Begriffes eines solchen aus der gesammten Gesetzgebung und Verwaltung schuf überall Utraquismus und auf Seite der Deutschen das Gefühl des Bedrohtseins und der Schutzlosigkeit. Landesgesetze selbst mit noch so fernliegenden Stoffen, wie Sanitätsangelegenheiten u. dergl., utraquisiren weiter und weiter; in Vorbereitung begriffene Gesetze sollten dem Ueberschuß tschechischer Bildung ein Unterkommen in deutschen Gemeinde- und Bezirksämtern sichern; das geplante Schulgesetz aber sollte jeder vordringenden tschechischen Kolonie ganz ohne Rücksicht auf ihre eigene Leistungsfähigkeit den nationalen Schutz einer „Minoritätsschule" schaffen — auf Landeskosten. Andererseits wurden Mittel gefunden, die Zahl der deutschen Schulen herabzudrücken; zum Statthalter wurde ein Kavalier ernannt, der sich für die böhmische Königskrönung, für die Tschechen das Symbol der Wiederbelebung jenes Staatsrechtes, erklärt hatte. Die Ansprüche auf die Kenntniß der deutschen Sprache in der Armee wurden ermäßigt, die Feststellung des Bestandes einer Staatssprache abgelehnt; — kurz die Deutschen sahen sich dem siegreichen Ansturme des aufblühenden Tschechenthums auf allen Gebieten preisgegeben.

Es ist nicht minder nothwendig, den Zusammenhang dieser Thatsachen als die Punktationen des eben geschlossenen „Ausgleichs" sich vor Augen zu halten, um den letzteren einer richtigen Würdigung zu unterziehen. Es ist richtig: die Deutschen sind berechtigt, in einzelnen Punkten mehr zu wünschen, als ihnen dieser Ausgleich bietet. Nicht als Böhmen, als Oesterreicher müssen sie die Scheu bedauern, mit welcher das Ministerium immer noch zögert, eine Staatssprache oder Geschäftssprache des Staates anzuerkennen. Im anderen Falle hätte die Lösung der Sprachenfrage bei den Aemtern im deutschen Gebiete eine endgültige und prinzipielle sein können; jetzt hat es sich die Regierung vorbehalten, sie nur für die einzelnen Fälle und lediglich nach technischen Gesichtspunkten zu lösen. Die Theilung des Landesschulraths hätte auch eine Theilung des Landesschulfonds einschließen müssen, um beiden Nationen vollkommene Freiheit zu gewähren. Die von den Deutschen vorgeschlagene Lösung der Frage der sog. „Minoritätsschulen" stieß bei der Regierung auf „technische" Schwierigkeiten — aber selbst aus diesen Mängeln leuchtet andererseits der große Gewinn hervor, den der Ausgleich den Deutschen in Böhmen brachte, denn **das** ist der große Umschwung der Dinge, daß in der Lösung der einzelnen Fragen **technische** und materielle Gründe die Doktrinen eines eingebildeten „**Staatsrechtes**" aus dem Felde geschlagen haben. Nehmen wir hinzu, daß jetzt mit leuchtender Vaterfreude die Regierung auf den Täufling in ihren Armen blickt, dessen Pathenstelle zu übernehmen sie sich noch vor Kurzem ziemlich feierlich verschworen hat; so ist der Kernpunkt der Sache bezeichnet.

Das „böhmische Staatsrecht" ist für absehbare Zeiten dem „böhmischen Museum" überwiesen; das „geschlossene Gebiet" der Deutschen in Böhmen wird die Regierung neu begrenzen — also auch anerkennen, und die neue Eintheilung der Gerichtsbezirke wird auch ohne sofortige Aufhebung der „Sprachenverordnungen" die Möglichkeit zur Regelung der Sprachverhältnisse nach **technischen** Bedürfnissen bieten. Der Grundsatz, daß der Richter in **allen** Bezirken des Landes der tschechischen Sprache mächtig sein müsse, ist beseitigt, und ein neu zu schaffender **deutscher** Senat des Oberlandesgerichtes wird auch den **deutschen** Richtern ein Aufrücken in höhere Stellungen eröffnen. Das Landesgesetz über den Gebrauch der Sprache bei den autonomen Behörden, das der tschechische Landtag beschlossen, wird in dieser Form nicht sanktionirt, die deutsche Stadt Reichenberg also nicht zu tschechischer Amtirung gezwungen werden. Die Oberverwaltung des Volksschulwesens im deutschen Gebiete wird einem deutschen Landesschulrathe zugewiesen, die Erhaltung der Minoritätsschulen nicht nach den tschechischen Anträgen, sondern so geordnet werden, daß für die Errichtung tschechischer Schulen in deutschen Gemeinden nicht eine durch die Agitation hinzugezogene fluktuirende, sondern nur eine ständigere Bevölkerung maßgebend sein wird. Ebenso wird die Fürsorge für Landeskulturzwecke an zwei nach der Nationalität getrennte Körperschaften überwiesen sein. Zum Schutze der nationalen Minorität im Landtage wird den neu eingerichteten nationalen Kurien, zu denen gegen den ursprünglichen Antrag der Deutschen die der Grundbesitzer als Dritte tritt, nicht nur das Kommissionswahlrecht, sondern auch ein Vetorecht in allen die Nationalität betreffenden Vorlagen eingeräumt werden.

Werden diese Vereinbarungen thatsächlich durchgeführt, so fällt von den Deutschen in Böhmen, die fortan in den Landtag wieder eintreten werden, ein großer Druck: sie werden sich fortan nur noch gegen die natürliche Expansion des Tschechenthums zu wehren haben, ohne daß ihnen dabei wie bisher die Maßnahmen der Regierung und die Prätensionen eines „böhmischen Staatsrechts" die Hände binden werden. Namentlich der heftigen Agitationsweise des Jungtschechenthums werden sie vor wie nach ausgesetzt sein, vor wie nach ihr gegenüber des Schutzes der beiden großen „Schulvereine" bedürfen; aber den Jungtschechen wie den Alttschechen wird es benommen sein, zu Zwecken dieser Agitation „die Klinke der Gesetzgebung" zu drücken.

Daß dieses national-radikale **Jungtschechenthum** zum Ausgleiche nicht zugezogen wurde, mag für die Zukunft eine Schwäche des letzteren bedeuten; im gegenwärtigen Augenblick war es unmöglich; denn gerade **gegen** das Jungtschechenthum wurde der Ausgleich geschlossen. Es ist kaum ein Zweifel, daß es der Name „Huß" war, der die bisher tauben Ohren der Regierung hören machte Es ist wahr, die Jungtschechen sind Hussiten, aber nur im politischen Sinne; das Gegentheil von all dem, was der „Ausgleich" enthält, ist ihr Programm. Dieser Hussitismus hat gar keine kirchliche Beziehung; seine Bibel ist das „böhmische Staatsrecht." Die Führung der Massen, denen dieses

Evangelium faßbarer ist, als die diplomatisirende Politik der klugen Alttschechen, dürfte in Folge des Ausgleiches ganz an die Jungtschechen übergehen. Darin liegt aber für die Deutschen in Böhmen, die zu kämpfen gewohnt sind, nichts Erschreckendes, so lange sie nur den Schutz des Gesetzes für sich haben.

Mit mehr Sorge erfüllt uns der Einfluß, den der Ausgleich auf die Parteigliederung im Reichsrathe gewinnen kann. Daß die Deutschen daselbst nicht mehr in der Weise eine Oppositionspartei bleiben können, wie sie es bisher waren, ist so natürlich; war denn aber die Mißachtung ihrer nationalen Beschwerden das einzige, was die liberalen Deutschen von dieser Regierung trennte? Es wird sich nun zeigen müssen, ob die Fragen der Freiheit und des Fortschrittes dieselbe kittende Gewalt haben werden wie die Frage der nationalen Selbsterhaltung. Wir sehen nicht ohne Besorgniß der Antwort auf diese Frage entgegen. Wenn sich nicht leugnen läßt, daß die Schwenkung der Regierung jetzt noch einem Siege der „vereinigten deutschen Linken“ durchaus ähnlich sieht, so können wir in Jahresfrist vielleicht vor einem Siege der Regierung stehen.

Prag, 27. Januar 1890. Julius Lippert.

Zur Burgtheater-Frage.

Noch hat das Burgtheater keinen Direktor. Alfred Berger, der gleich nach dem Tode Försters mit diesem höchsten Ehrenamt eines deutschen Dramaturgen wäre betraut worden, wenn er nicht der Gemahl unserer ersten Naiven, Stella Hohenfels, wäre, wird wohl unablässig von der stimmfähigen Kritik als eines Versuches würdig genannt. Ludwig Speidel, der unserer Intendanz gegenüber beiläufig dieselbe Stellung einnimmt, wie der unabhängige Führer einer — versteht sich: englischen — Parlamentsmehrheit dem Ministerium gegenüber, hat Baron Bezecny, der ihn besuchte, um seinen Rath einzuholen, erklärt, daß er für seine Person neuerdings die Uebernahme der Theaterleitung ablehnen müsse: im Uebrigen aber hat er mit allem Nachdruck öffentlich seine Stimme zu Gunsten Bergers erhoben, den mittlerweile auch Adolf Wildbrandt als den Berufensten für die verantwortliche Stellung nennt und anerkennt.

Und all das sollte wirklich gar kein Ergebniß haben und die öffentliche Meinung gar nicht in Betracht kommen den Beamten der Hofbehörde gegenüber?

Seit dem Heimgange Schreyvogels waren nur zwei Oesterreicher als Dramaturgen des Burgtheaters thätig: Deinhardstein und Friedrich Halm (Baron Münch); die andern alle: Holbein, Laube, Wolf, Dingelstädt, Wilbrandt waren aus dem Reich berufen worden. Nun bietet sich zum erstenmal die Möglichkeit, einem geborenen Wiener diesen Posten anzuvertrauen: einem Mann von poetischer Begabung und vielseitigem, philosophischem, litterarischem und ästhetischem Wissen: dem tüchtigen Sohn eines Vaters von hervorragender Begabung und Geltung, gegen dessen Ernennung praktisch nur der einzige Umstand spricht, daß er bisher in selbständiger, leitender Stellung noch nicht die verwickelten, geradezu Herrschertalente fordernden Geschäfte eines Theaterkommandanten besorgt hat. Und da kommt man uns mit durchweg brüchigen Ausreden gegen die Berufung Bergers. Mit der Erklärung, daß er zu schroff und rasch seine Entlassung als provisorischer, „halber“ Direktor neben Sonnenthal gefordert; mit der bis zum Ueberdruß wiederholten Bemerkung, der Direktor dürfe nicht der Gemahl einer Darstellerin sein.

Was den zweiten Punkt betrifft, ist darüber schon so viel in diesen Blättern gesagt worden, daß wir füglich nur zu wiederholen brauchen: diese Schwierigkeit leuchtet einem Laienverstand an sich nicht ein; man warte den ersten Pflichtenkonflikt getrost ab und erinnere sich im Uebrigen, wie viele Bühnenleiter von ihren Divas willig oder unwillig sich tyrannisiren lassen: man vergesse nicht, daß selbst ein Goethe seine Theaterdirektion niederlegen mußte, weil sein Serenissimus, der Karl August hieß, sein Herz an die Jagemann verschenkt hatte.

In Betreff des ersten Punktes aber wird jeder Unbefangene Berger beistimmen müssen. Denn beim Befehligen einer wirklichen oder einer Bühnenarmee gibt's keine halbe Verantwortung, deshalb auch kein getheiltes Kommando. Es geht schlechterdings nicht an, solche Zweimännerwirthschaft im Burgtheater einzuführen, das immer nur dann geblüht hat, wenn ein energischer Wille, ein selbständiger Kopf an der Spitze stand, Leute, die nach oben und nach unten ihr Ansehen in gleicher Weise zu wahren wußten.

Wenn Baron Berger überhaupt Proben seiner Begabung, den Beweis seiner Zulänglichkeit beibringen sollte, dann hieß es, ihn frischweg — und wenn auch nur provisorisch — zum Leiter des Burgtheaters bestellen. Das aber geschah nicht. Er hätte mit einem (gewiß vortrefflichen, als Charakter, im Privatleben und als Künstler gleich vortrefflichen) Darsteller sich über jede Kleinigkeit berathen sollen: jede Besetzung und Neuszenirung war, wie jede Wahl neuer Stücke, nicht selbständig, sondern mit dem Oberregisseur zu berathen, zu entscheiden. Das taugte nicht und deshalb verlangte Berger entweder seine Entlassung oder seine Ernennung zum alleinigen, allein verantwortlichen Theaterleiter

Die Intendanz hat in diesem Falle so kurzer Hand entschieden, als ob es sich um die Entlassung eines gleichgültigen, widerspenstigen Schreibers handeln würde. Nicht so sehr der Gemahl von Stella Hohenfels, als vielmehr der unbotmäßige Beamte sollte getroffen werden. Und in dieser Beziehung scheint man sich die Sache doch nicht genügend überlegt zu haben. Der alte Spaß von der schlagfertigen Sängerin, welche Friedrichs des Großen Wort: sie verlange mehr als ein Feldmarschall, mit der kecken Erwiderung widerlegte: dann möge Se. Majestät dem Feldmarschall ihre Rollen übertragen — kommt auch hier zu Ehren.

Dramaturgen waren stets spärlich zur Stelle. Augenblicklich sind sie fast ausgestorben. Man kann nur Praktiker ohne sichere litterarische Bildung berufen (Emil Claar, Savits, Werther) oder Litteraten ohne Bühnenerfahrung (Hopfen, Lindau u. s. w.). Am ehesten kämen noch Naturen in Betracht, die in ganz anderer Lebenssphäre die nöthigen Eigenschaften für die Aufgabe, verwickelte Angelegenheiten, Menschen und Zustände, wahrhaftig und weltläufig zugleich zu behandeln, an den Tag gelegt. Aber solche Leute denken schwerlich daran, ihre behagliche Ruhe mit dem Sorgenstuhl des Dramaturgen auf dem Michaelerplatze zu vertauschen, geschweige in einem Hause, das als Verderb, ja als Mausoleum des alten Burgtheaters gilt, ihre Kräfte zu vergeuden. So stehen wir ungelösten Räthseln gegenüber.

Uebereilte Entschlüsse, in Zorn und Ueberdruß vollzogene Ernennungen haben von vornherein nicht die Bürgschaften des Bestandes in sich: denn so lange auch der alte, selbstherrliche Wiener Kunstgeschmack nicht vollends umgebracht ist, weiß die Zuhörerschaft und ihre kritische Vertretung sich zu helfen. Wie schwer eine erste Bühne aber schon einzig und allein durch rasche Direktionswechsel, durch schlechte, lässige Auswahl von Neuigkeiten geschädigt werden kann, das haben wir traurig und geärgert seit Wilbrandts Rücktritt unterlebt. Sonnenthal und Förster hatten Schauspielergeschmack. Sie waren außer Stande, mit sicherer Hand Neues, Lebensfähiges herauszufinden. Wir brauchen und suchen deshalb vor Allem einen litterarisch berufenen Direktor. Daß Berger nach dieser Seite keinen Vergleich mit irgend einem lebenden Dramaturgen zu scheuen hat, ist gewiß. Vielleicht gelingt es deshalb doch noch in zwölfter Stunde, einen Ausweg zu finden und entweder dem gescheiten Mann die Direktion provisorisch anzuvertrauen

oder ihn als Dramaturgen mit erweitertem, selbständigem Wirkungskreise, neben einem Verwaltungsbeamten an der Spitze des Institutes, festzuhalten.

Die nächste Aufgabe aber bliebe für Berger wie für jeden anderen neuen Burgtheaterleiter nach wie vor die Ergänzung und Auffrischung des Personales.

Das erste, alte Burgtheater hat Schreyvogel geschaffen, weil er die berühmte alte Garde (Anschütz, La Roche, Fichtner, Julie Rettich u. s. w.) ward; das zweite, junge Heinrich Laube (mit der Wolter, Sonnenthal, Lewinsky, Kraftel, Harlmanns, Gabillons, Schoene u. s. w.).

Werden wir ein drittes erleben? U. A. w. g. — leider nicht der selbstherrliche Apollo, der auch als Marmorbild auf dem neuen Burgtheater thront, sondern der nicht minder selbstherrliche Beamtenstab unserer Hofbehörden.

Wien, 27. Januar 1890. A. Bettelheim.

Ferdinand Lotheissen's Nachlaß.

Als Ferdinand Lotheissen, erst dreiundfünfzig Jahre alt, einem schweren Leiden erlag, hinterließ er außer einer kleinen Zahl historischer und zeitbildlicher Monographien die Anfänge einer Kulturgeschichte Frankreichs im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, welche das Facit seiner wissenschaftlichen Bestrebungen zu werden verhieß. Diese Bruchstücke und jene Aufsätze, welche zum Theil den Charakter einer Vorarbeit tragen, hat Anton Bettelheim, der den Lesern der „Nation“ ein werther Bekannter ist, pietätvoll herausgegeben*) und dem liebenswürdigen Bildniß des Verstorbenen, das den Nachlaß schmückt, ein feinsinniges Porträt seiner geistigen Persönlichkeit an die Seite gesetzt. In den Kämpfen der Jugendzeit und dem stillzufriedenen Forschen der Mannesjahre, auf dem Lehrkatheder der Wiener Universität und im Schooße seiner Häuslichkeit, auf der Wanderschaft durch die Provence und in der Stille des Krankenzimmers, wo die geliebten Kinder dem sanften Mann die letzten Tage durch Liebe und geistige Genossenschaft verschönen, begleitet und schildert ihn der Biograph; sich selbst und den Anhängern des Verblichenen errichtet er ein Denkmal der Liebe, dem Fremden rückt er ein stilles, segensreiches, geistesgütiges Gelehrtenleben vor Augen, und dem Betrachter liefert er zugleich manchen Schlüssel zur Erkenntniß von Lotheissen's schriftstellerischem Wesen.

Zwei Züge treten an diesem milden Gelehrtenantlitz zu Tage: eine tief bescheidene, selbstlose Menschenliebe und ein die schaffende Hand beseelendes Malerauge. Jene Menschenliebe schaut der Epoche in das Herz, vertieft sich genießend in das Einzelleben und sucht das Individuum, indem sie es in das Licht zeitgeschichtlicher Betrachtung erhebt, auch in seinem dunklen Wesen, Wollen und Empfinden zu würdigen; der malerische Zug seines Naturells bestimmte seinen Styl wie die Weise seiner historischen Betrachtung. Bettelheim verräth uns seine Neigung, die landschaftlichen Eindrücke seiner Wanderfahrten in Veduten festzuhalten, und Lotheissen selbst hat in dem schönen Essai über das französische Galeerenwesen, einer Perle der kleinen Sammlung, diesem Naturgefühl einen gar lieblichen und rührenden Ausdruck gegeben; dürfte man den Begriff der Vedute auch auf Zeitbildliches erweitern, so möchte man sagen, Lotheissen habe immer in Veduten gesehen. Das Plastische lag seinem Wesen fern; wie seine Sprache, dem Periodenbau abhold, sich in keuscher Schlichtheit und Schlankheit durchsichtig und seidenweich dahinschmiegt, so gestaltete sich ihm jede historische Erkenntniß zeitbildlich; das Monumentale der Weltgeschichte, die über die Völker hingehenden Wogen, die innere Wechselwirkung, welche sich in Litteratur und Kunst so gut wie in Kultur und politischen Begebenheiten offenbart, mit den geistigen Errungenschaften des Italikers den Deutschen, mit den germanischen Protest den Franzmann waffnet und den Geist Petrarkas an dem Hof des absolutistischen Königthums nachmals seine Schwingen regen läßt — dies Alles stand im Hintergrunde seiner Betrachtung. Er sah die Zeit als solche, wie sie war, als ein Ganzes, in dem sich politische, kulturelle und litterarische Momente zu einer untrennbaren Einheit verwoben; freilich überwog das kulturelle Moment, die litterarischen Persönlichkeiten waren zeitbildliche Offenbarungen und die politische Gestaltung eben auch ein zeitbildlicher Faktor. Dem modernen Standpunkt, die Litteraturgeschichte wie eine Naturgeschichte des menschlichen Geistes zu fassen, war er noch fremder wie jener welthistorischen Fragestellung.

Aus diesen Bemerkungen schließe der Leser nicht, daß Lotheissen's Methode des Prinzips der Entwicklung entbehrte. Er geht im Gegentheil von der weisen Anschauung aus, daß jeder Epoche gewisse Tendenzen innewohnen, welche sie, gleichsam als ihre Ideen, verwirklicht, um in dieser Verwirklichung abzuwirthschaften und die Führung an eine in der Stille sich vorbereitende neue Richtung abzugeben. So läßt er die Periode des siebzehnten Jahrhunderts aus einer Darstellung seines Vorläufers herauswachsen. Aber das Zeitalter der Hugenottenkämpfe, so sein er es zeitbildlich empfunden und dargestellt hat, läßt sich in seinem Wesen wie in seinen Wirkungen nur weltgeschichtlich überschauen. Der Hugenottenkampf war nicht eigentlich ein Glaubenskrieg; wohl wurden die religiösen Leidenschaften aufgewühlt und die Protestanten durch den Gewissenszwang fanatisirt; aber waren etwa die Guises von fanatischem Katholizismus beseelt? war Katharina von Medici in der That eine eifrige Katholikin? welcher neuere Forscher glaubt noch, daß die Bartholomäusnacht von der Glaubenswuth angezettelt wurde? und wie konnte überhaupt der religiöse Zwiespalt in Frankreich ausbrechen und eine so riesenhafte Ausdehnung gewinnen? die Vorzeit verrieth nicht die Nothwendigkeit eines solchen Sturmes, und als er verrauscht und unter starker Fürstenhand wieder segnender Friede über das erschöpfte und milde Land gekommen war, da ließ man mit dem neu erwachten Wohlstand wie nur je in Italien den Papst und den lieben Gott einen guten Mann sein und begnügte sich mit dem Quäntchen Religion, das für den Hausbedarf gerade ausreichte. Ganz anders stand es in Deutschland. Italien wie Frankreich hatten sich nie im Gegensatze zu dem Papst empfunden; den deutschen Königen aber war aus dem Alterthum die römische Kaiseridee verderblich überkommen, und da das Papstthum sich an ihnen zu gleichen Idealen entflammt hatte, war jenes wüste Ringen entstanden, das mit dem Siege des Papstes, aber nicht der Beruhigung der germanischen Gemüther endete. Hier war also der geeignete Boden für den Zündstoff antipäpstlicher Gedanken. Auch nach aus einem anderen Grunde. Der Romane ist von Natur nicht so glaubenseifrig, eben so wenig wie er den glühenden Wissensdurst, die brennende Forscherleidenschaft des Deutschen empfände; Petrarkas antiquarische Bestrebungen waren durchaus künstlerisch-selbstischer Natur, er wollte die Denkmäler einer großen Vergangenheit retten und entdeckte dabei die in der Scholastik verloren gegangene alte Kultur; aber während der Italiker in dem Alterthum sich selbst, den individuellen Menschen entdeckte, entdeckte der Deutsche in dem Alterthum die Wissenschaft. Dem Italiker hieß die Quintessenz der Antike der Ruhm, die Größe, dem Deutschen die Erkenntniß, die Forschung. Der Italiker brauchte an keiner Autorität zu rütteln; er verstand sich mit seinem Papst, und der Individualismus bestieg den Stuhl Petri in jenen Kolossalgestalten eines Rodrigo Borgia und Julius II., welche die Höhe und Selbstzersetzung der Papstmacht bedeuteten; der Deutsche, in Glauben und Ueberzeugung streng und fromm, rüttelte an der päpstlichen Autorität, und der Religionskrieg entbrannte.

Noch ein Drittes kommt hinzu. Das Mittelalter war von zwei Tendenzen erfüllt: von dem Kampf der deutschen Könige mit dem Papst um den römischen Weltkaisergedanken, und von der Entwicklung der Feudalität. Der König, von Feudalität und Papstthum in die Mitte genommen, erlag;

*) Zur Kulturgeschichte Frankreichs im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Wien. 1889. Gerold.

aber mit dem Sieg und der Hochblüthe hatten Papst und Feudale abgewirthschaftet und verfielen unter den üblichen Erscheinungen der Völlerei und Despotie. Ein in der Stille aufgewachsenes Element wird Träger der neuen Zeit: das Bürgerthum. Wer hat die Wissenschaften erweckt? der Bürger. Wer hat die neue Welt entdeckt? der Bürger. Das reiche Bürgerthum Italiens bemächtigte sich der Renaissance und erhob sie zu ihrer Allgewalt. Und wieder entflammte der deutsche Protestgedanke das städtische Bürgerthum; man sieht in der Zeit der Bauernkriege vielfach die Gemeinden sich des religiösen Revolutionarismus bemächtigen und die extremsten Ideen verfechten. So zündete der protestantische Funke auch in Frankreich in den Städten, und die Folge ist der wildeste Katholizismus der feudalen Partei.

In Frankreich trat nun noch ein Moment hinzu. Abwirthschaftung bedeutet immer Zerfall, Decentralisation. Italien und Deutschland waren für einen centralistischen Rückschlag derzeitig nicht geeignet, Frankreich hingegen schon nach seinen topographischen Verhältnissen im höchsten Grade. Bereits Franz I. hat mit vollem Bewußtsein und Erfolg nach Centralisation gestrebt. Katharina haßte die feudalen Herren, welche sie zu beherrschen trachteten; die religiöse Frage war ihr ohnehin von untergeordneter Bedeutung aber die katholische Partei stützte das mächtige Spanien, und England und Deutschland ließen die Hugenotten im Stich; so mußte die schwankende Fürstin sich den Guises in die Arme werfen und benutzte, den erbitterten Protestanten zuvorkommend, die Anwesenheit aller ihrer Führer zu deren Vernichtung; sie war nicht umsonst eine Medizäerin. Die Bartholomäusnacht war ein Auskunftsmittel fürstlicher Verlegenheit; was nun folgte, war eine Orgie feudaler Bestialität.

Auf solche Ausschreitungen mußte eine um so straffere Centralisation reagiren. Wie Heinrich IV. eigentlich unmittelbar auf Franz I., und wie auf jenen Richelieu und Ludwig XIV. in steter Steigerung folgten, hat Lotheissen lichtvoll dargestellt. Es ist immer das gleiche Schauspiel: so bald ein starker König stirbt, tritt das Interregnum ein, und die Feudalen lassen ihre Bluthunde los; die Folge ist, daß der nächste starke König die Konzentration um so straffer anzieht, anders gewendet: den Absolutismus steigert. Und noch ein Weiteres stellt Lotheissen klar: sobald der entartete Feudalismus die Ketten bricht, blutet das Bürgerthum, und sobald er dem Königthum unterliegt, blüht es herrlich wieder auf. So sind Bürgerthum und Absolutismus natürliche Verbündete, und sobald dieses sich von jenem löst, ist es verloren.

Heinrich IV. war, um seine centralistischen Bewegungen durchzusetzen, zum Katholizismus übergetreten; das nennt Lotheissen den Sieg des Staatsgedankens über die religiöse Idee. Meines Erachtens nicht recht zutreffend. Die religiöse Idee ist in Heinrich nie sehr lebhaft gewesen; als politisches Moment war sie für Frankreich etwas Importirtes, ein Ferment, das Gährung schuf und die Entwicklung unterbrach, bezüglich modifizirte; denn der eigentliche epochale Inhalt dieser Entwicklung war auch für Frankreich das Entarten und Absterben des Feudalismus und das Aufblühen des Bürgerthums, nur hier verknüpft mit dem Siege der Centralisationstendenz.

Die Epoche Ludwigs XIV. hat Lotheissen wundervoll charakterisirt. Es ist interessant, zu seinen Ausführungen zu glossiren, wie jetzt erst auf diesem günstigen Boden der italische Individualismus seinen Einzug hält mit der Allgemeingültigkeit des Individuums, klassischen Litteraturformen und römischen Eroberungsgedanken. Wieder ist die Cäsarenidee ein zerstörendes Gift, das die Selbstzersetzung des überblühten Absolutismus befördert. Er geht an seiner größten Kulturthat zu Grunde: an der Heraufzeitigung eines, der politischen und kulturellen Selbständigkeit bedürftigen Bürgerthums. Lotheissen sieht mit schmerzlichen Gefühlen die gewonnene Kultur im Strudel der Revolution versinken, und er wirft die Frage auf, ob die letztere nicht der französischen Nation mehr genommen wie gegeben habe! Diese allzu zeitbildliche Frage widerlegt sich aus seinen eigenen Ausführungen, denn jene gewaltige Bewegung, die das faulende Königthum und seine morsche Welt zertrümmerte, gebar den modernen Petrarka, der den Menschen wieder entdeckte, aber nicht mehr den individuellen Menschen der Renaissance, welcher sich Alles galt, sondern den Mitmenschen, der so viel gilt wie wir — ich spreche von Voltaire, dessen höchste Ruhmesthat es ist, den großen Schritt von dem Humanismus zur Humanität gethan zu haben. Die französische Revolution war nur die praktische Verwirklichung des neuen Prinzips; man soll ihr um deswillen Viel verzeihen.

Der Leser merkt, daß Lotheissen's Fragmente erfüllt sind von den politischen Zeitereignissen und ihren treibenden Ideen; es ist uns eben nur der Unterbau seines Werkes zu Theil geworden. Wie viel verloren ging, ahnen wir an dem köstlichen Essai aus dem high-life des vorigen Jahrhunderts, einem klassischen Meisterstück. Auch in dieser unvollendeten Gestalt können wir Lotheissen's Hinterlassenschaft der Leserwelt nicht genug an das Herz legen; jede Seite zeugt von dem reichen Wissen und der Fülle weiser Erkenntniß, die mit ihm in das Grab gesunken ist.

Ludwig Beer.

Theater.

Verein Freie Bühne. Die Macht der Finsterniß. Dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben in fünf Akten von L. N. Tolstoi.

Es ist ein weiter Weg von Tula nach Berlin, aber Lew Nikolajewitsch Tolstoi hatte ihn nicht gescheut. Er wollte mit eigenen Augen sehen, wie sein Drama „Die Macht der Finsterniß“ auf die westlichen Kulturmenschen wirken würde. Manches erblickte der gräfliche Muschik mit dem wallenden Greisenbart, das ihm nicht gefiel: das helle Luxustheater und die bösartigen Schauspieler, die schlimmen Textauslassungen und das unbäuerliche Gebahren, die falsche Tracht und das falsche Pathos, — das alles verdroß den Künstler und den Russen. Der Sittenlehrer aber war zufrieden und der idealistische Sozialrevolutionär, denn lautrauschender Beifall folgte allen Sätzen, welche von der Verderblichkeit des Bank- und Zinsenwesens, des Luxus und der Völlerei, der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen mit apostolischer Entrüstung sprachen. Lew Nikolajewitsch war sehr glücklich; hier verstand man ihn und seine Lehre. — Hoffentlich ist er schleunigst wieder abgereist; denn hätte er gesehen, wie seine andächtige Gemeinde sich eiligst in die fashionablen Restaurants vertheilte, um die neuesten Kursdepeschen zu lesen und das Dienstpersonal schlecht zu behandeln, er hätte seinen Erfolg spottwohlfeil hingegeben; legt er doch auf künstlerischen Ruhm schon längst keinen Werth mehr. Und mit schmerzlich erstauntem Kopfschütteln hätte er ganz sicherlich gefragt: Was ist nun dies für eine Welt, was sind nun das für Menschen, die eine Heilslehre mit Jubel begrüßen, der sie doch selbst in alle Wege niemals nachleben möchten?! Ja, Väterchen Lew Nikolajewitsch, so schauen sie bei uns aus, die neuesten Männer der „Wahrheit in Kunst und Leben“.

Diese Enttäuschungen sind dem Dichter erspart geblieben, die freundliche, wie die schmerzliche; er sitzt geruhig auf seinem Stammgute Jasnaja Poljana im Gouvernement Tula, er beackert sein Feld und predigt, ein christlicher Glaubensstifter der ältesten Zeit, siebenzig Millionen russischer Bauern das Heil. Sein Drama hat er wohl nie auf einer Bühne gesehen, denn den russischen Theatern ist das vor vier Jahren entstandene Stück fern geblieben; nur in einem Privatkreise, in einer Petersburger Liebhabervereinigung, hat man es vor zwei Wochen dreimal gespielt. Ueber diesen Punkt sollte man nicht so schnell hinweggehen: Tolstoi ist der gefeiertste Dichter des Zarenreiches, und dennoch ist sein Drama „Die Macht der Finsterniß oder: Ist ein Krällchen fort, folgt der Vogel nach“ niemals in seiner Heimath öffentlich aufgeführt worden. Nicht ein Censurverbot hat das verschuldet, auch nicht der an ungeheuerlichen Geschehnissen reiche Inhalt; in dieser Hinsicht sind die Russen viel weniger

nervenschwach als wir, die Censur und das Publikum lassen sich in der Litteratur ganz andere Dinge gefallen, als unsere Schulweisheit sich vor Eröffnung der „Freien Bühne" träumte. Aber man fand die Schilderung Tolstois sprechend unähnlich, und nirgend regte sich das Bedürfniß, dieses Stück, das jedermann gelesen hatte, nun auch auf der Bühne zu sehen. Die guten Leute, die in Berlin W. entdeckt haben, der Dichter der „Macht der Finsterniß" sei ein großer Realist und ein unübertrefflicher Wirklichkeitsschilderer, mögen sich mit dieser Thatsache abfinden.

Lew Tolstoi will nicht Dichter sein, sondern Volkserzieher und Prophet; und nicht darstellen will er, sondern heilen und lehren. Was er von der morallosen Kunst hält, deren Zeit ja nun gekommen sein soll, in seinem Aufsatz über „Die Bedeutung von Kunst und Wissenschaft", hat er es deutlich gesagt: Nichts. Man muß den großartigen Primitivitätswahnsinn des Finsternißdichters kennen, um sein Drama überhaupt verständlich zu finden. Er hat sich einen Experimentirmenschen zurecht gemacht, um an ihm seine Seelenarzneikunde doziren zu können. Dieses lebendige corpus vile hat nicht nur einen Kropf und skrophulöse Ausschläge: es zeigt, nach Art des „fehlerhaften Pferdes", auch sonst noch alle übrigen Gebresten, von denen ein Lebewesen geplagt sein kann. Nikita, so heißt der Experimentirmensch, säuft, lügt und betrügt; er treibt Unzucht und Völlerei in großem Stil; er schwört Meineide und mordet sein eigen Kind, und nur eines ist menschlich an diesem teufelmäßig ausstaffirten Schreckbild: seine zimperliche Schwäche. Nikita ist ein Gemüthsmensch. Sein Schöpfer blies ihm eine Seele ein und sprach: Gehe hin, mein Sohn, und sündige. Und der Zärtling, der nach der eigenen Mutter Zeugniß kein Hühnchen schlachten kann, sah zu, wie die Frau, mit der er lebte, ihren kranken Mann vergiftete und ihre eigenen Töchter um das Erbe bestahl; er heirathete die Mutter und verführte die blödsinnige Tochter, und da sie ihm ein Kind gebar, nahm er auf gütliches Zureden der braven Großmutter und der braveren Urgroßmutter ein Brettlein und zerdrückte damit den kleinen Körper, bis daß die Knöchelchen unter ihm geknackt halten. Dann verscharrte er die Leiche und griff, einer liebgewordenen Gewohnheit folgend, zur Branntweinflasche. Alles das m u ß t e nicht, es s o l l t e so kommen, denn nun erst war der empfindsame Mörder reif zu Umkehr und Sühne: ein besoffener Knecht, der den Muth seines periodischen Alkoholismus hat, lehrt ihn die Menschen verachten; der alte christgläubige Vater tritt ihm entgegen, und Nikita beugt sich vor der Hochzeitsmenge zur Erde und bekennt freiwillig seine Gräuelthaten. Vor jedem neigt er knieend das Haupt, den er gekränkt und verdorben hat, und einen vor Gott Entsühnten empfängt die irdische Justiz. Ein Sünder hat Buße gethan, ein Unglücklicher wird gebunden zum Tode geführt.

Niemals vielleicht hat ein Dichter so großen und schweren Sieg errungen wie Tolstoi in diesem didaktischen Trauerspiel; er hat ihn errungen durch seine erlösende Menschenliebe, die das grauenerregendstumpfsinnige, horizontlose Dunkel durchleuchtet. Nicht führerlos läßt er uns, ein moralllos schattender Realist, in den gräßlichen Abgrund hinabtauchen: uns zur Seite schreitet, den wegunkundig Irrenden ein fester Halt, der Dichter selbst, unter der durchsichtigen Hülle des alten Akim. Das ist Nikitas Vater, ein „unansehnlicher Bauer", der stammelt und sich beim Sprechen wiederholt. Dieser wackere Mann ist seines Zeichens Kloakenreiniger und er ist es gern. Er räumt den Unrath fort in den Städten und schafft der schwarzen Kornerde guten Dünger. Nichts anderes will Lew Nicolajewitsch selbst vollbringen, und schlimm haben den Dichter diejenigen mißverstanden, die da meinten, des Akim senile Schwatzhaftigkeit solle zeigen, wie auch die schlichte Frömmigkeit unwirksam wird durch geistige Begrenztheit. Als ob Tolstoi an die Macht der Vernunft, an den Segen der Bildung glaubte! Die „allerschrecklichsten Worte" nennt er — in „Mein Glaube" — Civilisation, Wissenschaft, Kunst; von der „schurkischen Thorheit der Vernunft" scheint ihm („Anna Karenina") alles Uebel zu stammen, und die denkunfähigen Organismen, die Pflanze, das Thier, sie entsprechen am meisten seinem Ideal vom Wahren, Schönen, Guten. Zu dieser Erkenntniß rückentwickeln sich alle seine Helden: Olenin („Die Kosacken"), Bezuchow („Krieg und Frieden"), Levin („Anna Karenina"); und als vollkommenster Ausdruck dieses mystischen Primitivitätswahns steht Akim da, der geistesschwache, glaubensstarke Gottesmann. Aus Akims Munde hören wir Tolstoi, der den Ueberfluß verdammt und die Inanspruchnahme der menschlichen Arbeitskraft, der den Geldumlauf und das Bankwesen für tief unsittliches Teufelswerk hält, der die Städter haßt und ihr Luxusleben, der die eigene Frau in Sünden wandeln läßt und die Menschheit mit Heilandsliebe umfaßt. Akim ist Tolstoi: nichts ist ihm das Individuum und die thierische Persönlichkeit, die in den Nächsten nur das eigene Wohlbehagen liebt; alles ist ihm die Menschheit; und nur den preist er glücklich, der sein Leben verliert um Christi willen. Tolstoi spricht: Du sollst nicht tödten und du sollst nicht richten; er verdammt den Krieg und verachtet das Gesetz; schlägt man die rechte Wange, er bietet die linke; er glaubt nicht an eine Auferstehung, wohl aber nach Art der Sadduzäer an ein tausendjähriges Gottesreich auf Erden. Und nicht die Fackel der Vernunft will er anzünden in der Finsterniß; in mystischer Reine soll die Gottgläubigkeit leuchten. Vor ihm hat Mancher diesen Wundertraum vom urchristlichen Kommunismus geträumt, und ein geistreicher Franzose rief, da er Tolstois späte Theorien kennen gelernt hatte, erstaunt aus: „Heureuse Russie, où ces belles chimères sont encore neuves!"

Aber dieser rückwärts gekehrte Prophet, dieser unwissenschaftliche Sozialphilosoph, der für die ökonomischen Ursachen des menschlichen Elends nicht das mindeste Verständniß hat und der an einen sittlichen Idealismus glaubt, wie er nie und nirgend in der Masse ward gefunden, er ist ein großer Dichter. Er leugnet die Macht des Genies und verkörpert sie doch in seinem Dichten. Daß und was ein Dichter alles kann, beweist, alle Parteitheorie jäh zu Boden schlagend, das Schicksal der „Macht der Finsterniß": russische Bauern sollte das Drama lehren, wie in das Erdendunkel nur die gottesfürchtige Menschheitsliebe Licht dringen kann; in einer schwerfälligen, auch dem bescheidensten Intellekt leicht erfaßlichen Bauernsprache ist das Werk geschrieben, und doch hat es die hoch- und höchstgebildeten Leute von Paris und Berlin gefesselt, bewegt und endlich in undurchdrechlichen Bann geschlagen. Solche Wunder wirkt auch heute noch das Genie. Und wer auch nach dieser Erfahrung noch eine bestimmte Kunstrichtung als einzig und allein daseinsberechtigt hinstellen will, dem ist nicht zu helfen; er hat den ästhetischen Schnupfen, und weil ihm alle Dinge gleichmäßig geruchlos sind, meint er, so müßt's nun sein und bleiben bis an der Welten und des Realismus Ende. Die Anschauungen des Grafen Tolstoi sind ganz gewiß nicht modern; er will ganz gewiß eine Tendenz machen, und eine, die unserem Empfinden entgleitet; er ist ein gottgläubiger Idealist, aber so mächtig ist in ihm die Ueberzeugungskraft und so gewaltig wider eigenen Willen sein poetisches Fühlen, daß er uns zwingt, mit ihm zu weinen und mit ihm zu beten, mit ihm zu lieben und mit ihm zu büßen.

In unserem stolzen Wissensbewußtsein mag es uns immerhin nachdenklich stimmen, daß alle die großen Erneuerer am Ende in den Mystizismus hineingerathen: Zola und Ibsen mit ihrer überschraubten Symbolik, Boecklin mit seinen wundersamen Visionen aus den Gefilden der Seligen, Richard Wagner und Lew Tolstoi mit ihren menschlichen Heilandsträumen. Sie alle gingen von ganz modernen Anschauungen aus und dünkten sich höchst wissenschaftlich; bald aber stießen sie an die feste Grenzmauer der menschlichen Erkenntniß, und da sie darüber hinwegschauen mochten, verlor sich ihr Blick ins Wesenlose. Denn auch das ist eine Macht der Finsterniß, daß sie gerade die Neugierigsten unwiderstehlich anlockt.

Die „neueste Kunst" ist die Kunst des Mitleidens, es ist eine sozialdemokratische Kunst. Die Armen und die Elenden und die Sünder sind ihre Helden: durch die Berührung der großen Sünderin Kundry wird der reine Thor

zum Erlöser; vor der Straßendirne Sonja wirft sich der Mörder Raskolnikow in den Staub, und der Superlativsünder Nikita tritt ihnen zur Seite. Fast muß man sich schon schämen, kein Verbrecher zu sein oder nicht mindestens Hunger zu leiden. Karl Frenzel hat in der „National-Zeitung" aus dem Beifall, den die Bankverurtheilung Tolstois fand, gefolgert, daß wir mählich in den sozialistischen Staat hinübergleiten. Diese Besorgniß erscheint mir übertrieben: die guten Leute und Vormittagsenthusiasten spielen nur gern ein bischen die grimmen Weltverbesserer; ich bin überzeugt, viele von ihnen sind nach dem Mittagessen gut nationalliberal und ordnungsparteilich: die wildesten Litteraturrevolutionäre sind gemeiniglich die zahmsten Politiker; trotz allem Sträuben gehören sie ja doch dem jüngsten Deutschland an, und was ihnen in der Kunst Naturalismus heißt, im Leben nennen sie es: Bismarck. Näher aber und nahe scheint die vielleicht schlimmere Gefahr zu liegen, die Mitleidigen möchten vergessen, daß nicht die Verbrecher und die Dulder, nicht die körperlichen und die geistigen Krüppel die Träger der Kultur sind. Kürzlich las ich in diesem Blatte, die Sozialdemokraten hätten einen Kandidaten aufgestellt, der im Gefängniß sich langjähriges Siechthum zugezogen hat; das war seine einzige Empfehlung, und sie genügte. Da haben wir den Berührungspunkt des politischen mit dem künstlerischen Radikalismus.

Man hat dem großartigen Kulturhasser Tolstoi Beifall gerufen, und in keiner einzigen Kritik seines Werkes habe ich eine Einschränkung nach dieser Seite hin gefunden. Das mag den Scherz entschuldigen, der diese Besprechung einleitete. Nein: noch wollen wir hoffen, der große Dichter nur hat gesiegt, und seinen für die Kulturmenschheit unbrauchbaren Liebeskommunismus hat man einfach nicht verstanden. Es ist eine ungeheure Kraftprobe, die Tolstoi da gewagt und bestanden hat; und dennoch können wir nur wünschen, er möchte nicht länger tausendjährige Saatkörner auswerfen, die unserer Zeiten Sonne nimmermehr reifen kann, reifen soll; und mit seinem Volksgenossen Turgenjew können auch wir ihm nur in bewunderndem Sinn die Bitte entgegentragen: „Kehre zum künstlerischen Schaffen zurück, großer Dichter der russischen Erde!"

M. Kent.

Remarques sur l'exposition du centenaire par le Vicomte E. M. de Vogüé de l'Académie française. Paris. 1889. Plon.

Unsere modernen Weltausstellungen nennt der Autor der trefflichen Studien über Le roman russe zeitlich begrenzte Weltuniversitäten: als „anspruchsloser Student" hat er vom Eröffnungstage an diese lebendige Encyklopädie durchforscht und in gedankenreichen Betrachtungen legt er die Ergebnisse seiner Studien und Anschauungen nieder. Bescheiden erklärt Vogüé eingangs, daß ihm die Vielseitigkeit des Wissens fehle, um über alle einschlägigen Fragen Aufschluß zu geben: ja er spricht den Zweifel aus, ob es überhaupt irgendwen gebe, der einer solchen Aufgabe gewachsen wäre? Unseres Erachtens hätte Diderot vollauf die Fähigkeit besessen, als Generalberichterstatter einer modernen Weltausstellung Bescheid zu ertheilen über die Entwicklung aller Gewerbe und Künste, über Art und Unart der modernen Entdecker, Forscher, Kunst- und Gesellschaftsphilosophen. Mit diesem Alles umfassenden Geiste will und kann Vogüé nicht verglichen werden. Er geht seine eigenen Wege, als weltkundiger, belesener, unterrichteter Mann, der über die Umbildung der Architektur durch die jüngsten Wunder der Eisenkonstruktionen so eigenthümlich zu sprechen weiß, wie über die Nothwendigkeit, zeitweilig die Republik als Staatsform gelten zu lassen, und über die religiös-mystischen Bedürfnisse der französischen Jugend, durch einen Glauben humanen Gemeingefühls aus dem Banne des Taine'schen Materialismus, des Renan'schen Skepticismus sich zu retten. All das und Anderes hört sich, in Vogüé's Vortrag zumal, ungemein schön an: einstimmen wird der Unbefangene nicht immer. Gut sind die Kunstgespräche, die unser Autor Angesichts der modernen Malerei halten läßt: Wiederholungen alter Lieblingsgedanken seine Ausführungen: daß augenblicklich in der Kulturwelt das große Wort der Techniker hat, weil er der erste Werkmeister ist: ebendeshalb spielt der Ingenieur (Carnot) im französischen Staatswesen, wie in der französischen Gesellschaft, die erste Rolle. Das sollten sich nach Vogüé die naturalistischen und pessimistischen Romanschreiber gesagt sein lassen und an der lebensfrohen Zuversicht dieser Männer thatkräftigen Wirkens sich begeistern. Vogüé kehrt damit auch in seinem letzten, bedeutenden (wenn auch nicht bedeutendsten) Buche zu seinen Grundanschauungen zurück: er predigt, er moralisirt, aber er packt und erschüttert auch in überzeugt durchgeführten Texten: seid hilfreich, seid arbeitsam, vertraut der eigenen Kraft, wendet Euch ab von der Irrlehre der Verzweiflung in Kunst und Leben. Auch wer das Philisterweisheit schelten will, wird zugeben müssen, daß Vogüé dieselbe als Künstler zum Ausdruck bringt. Mitunter auch als Phantast. Alle Märchen der modernen Elektrizität liest er eines Abends aus dem Prometheus des Aeschylus heraus und alle Kernsätze der Naturforschung Darwin's und seiner Leute deutet er ein andermal in die Lehren der Kirche (Erbsünde, Gnadenmahl u. s. w.) hinein. Mit all diesen Absonderlichkeiten bleibt Vogüé gleichwohl einer der Propheten des neu-französischen Gedankenlebens, das sichtlich neue Pfade und Ziele verfolgt. Bourget's Disciple, E. Rod's Sens de la vie, Vogüé's Schriften: sie Alle weisen gleichzeitig auf eine religiöse, romantische Erregung der Gemüther.

—m.

„Carmela Spadaro" Von Ludwig Doczi. Stuttgart. 1889. Adolf Bonz & Co.

Alle nationale Hetzerei und Beschränktheit war noch nicht im Stande, in Ungarn ernsthafter und fruchtreicher Pflege der deutschen Sprache ein Ende zu machen; immer noch erscheinen zahlreiche Zeitungen in ihr, die angesehenste und die verbreitetste darunter, und der vielleicht bedeutendste Dichter des Landes: Ludwig Doczi gehört beiden Zungen in ziemlich gleichen Theilen an. Ein feiner Lustspieldichter, dessen Stücke zumal in Wien viel gespielt und gerne gesehen werden, bekundet er sich in seinem neuesten Buche „Carmela Spadaro" auch als höchst beachtenswerther Erzähler und beweist nebenher, daß er wirklich eigenartig ist, sofern der Novellist dieselben Vorzüge und Fehler hat, wie der Dramatiker: dieselbe Vorliebe für gewagte Sätze, dieselbe Fähigkeit, sie glaubhaft zu machen, die gleiche Kunst der scharfgeschliffenen, stählern blanken und geschmeidigen Sprache. Das Elfrieden-Motiv gibt den Grundton — der Vertraute eines hohen Herrn benutzt die Gelegenheit, die ihm geboten wird, sich dem Gegenstande der Leidenschaft seines Gebieters gewissermaßen im Auftrage desselben zu nähern, und heirathet ihm das Mädchen weg. Er ist aber dazu berechtigt; denn sein Freund und Herr ist ein Wüstling, der noch dazu sein System hat: ihn interessirt jedes Weib nur, bis er's einmal genossen; das aber, das ihm dann noch nicht gleichgültig ist, soll sein bleiben. Eine Variante des Don Juan-Typus somit. Gegenspielerin: Dona Juanita; die Frau, die ganz offen die freie Liebe predigt und dabei doch im Innersten brav und selbst körperlich unberührt ist. Die beiden gehören zusammen und sie finden sich nach mancherlei Irrungen und Wirrnissen, die dadurch, daß der Freund von damals dem gefährlichen Verführer nicht beichtet, daß jene Carmela Spadaro, welcher der Fürst damals nachgestellt, nun dem Wiener vermählt ist, und durch eine Verwechslung ein ganz bedrohliches Aussehen gewinnen, um schließlich doch eine etwas gewaltsame freundliche Lösung zu finden. Gemacht ist die Erzählung mit ganz außerordentlicher Geschicklichkeit; die Figuren leben; die Sprache ist so voll Geist im besten Sinne des Wortes, so glänzend und sicher geführt, daß man des Bedenklichen wohl gar recht eigentlich Unsittlichen des Problems sich kaum bewußt wird. Doczi hat eine neue Probe seiner Begabung abgelegt; der Lustspieldichter verleugnet sich freilich keinen Augenblick und ihm verdankt der Novellist seine besten Wirkungen, die eben nur dort nicht so ganz sicher treffen, wo eigentlich das gesprochene Wort und die lebendige Handlung der Bühne nothwendig zur Ergänzung wären.

J. D.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 19. Berlin, den 8. Februar 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Noch vor acht Tagen konnte man schwankende Konjekturen darüber anstellen, welche Gründe die Regierung veranlaßt hatten, ein Scheitern des Sozialistengesetzes herbeizuführen, und warum alsdann die Thronrede an diesem wichtigsten Ereigniß der Session wortlos vorübergegangen war. Die Frage des Sozialistengesetzes war zur Wahlparole gemacht worden, und doch wurde diese Parole, nachdem sie einmal vorhanden, nicht in der Weise benutzt, wie man das hätte erwarten können. Diese Widersprüche lösen sich jetzt unschwer; es lassen sich die Ursachen deutlich erkennen, die diese Situation bedingt haben.

Zwei Thatsachen bringen das erwünschte Licht. Fürst Bismarck ist nicht mehr preußischer Handelsminister, und der Kaiser hat einen Doppelerlaß der Oeffentlichkeit übergeben, der für die Behandlung der Arbeiterfragen eigenartige Grundlinien vorzeichnet. Diese Ereignisse scheinen mit der Frage des Sozialistengesetzes und mit der besonderen Gestalt, die die Thronrede aufwies, in keinem unmittelbaren Zusammenhang zu stehen, und doch wird man schwerlich fehl gehen, wenn man diesen Zusammenhang voraussetzt, der dann gleichzeitig charakteristisch ist für die Gegensätze, die in unseren höchsten Regierungskreisen vorhanden sind und die offiziös — abgeleugnet werden.

Ist den Thronreden am Schlusse einer Session eine Aufgabe zuzuweisen, so ist es die, nach großen Gesichtspunkten die Ergebnisse der Berathungen zusammenzufassen. Die Richtung, welche die Politik genommen hat, wird nochmals in überschaulicher Weise dargelegt, und diese Richtung, welche in der Vergangenheit eingehalten worden ist, bestimmt gleichzeitig die Erwartungen, welche die Bevölkerung für die Zukunft hegen darf. Wenn aber in einem solchen Bilde ein so schwerwiegendes Ereigniß, wie die Ablehnung des Sozialistengesetzes, gar keine Berücksichtigung findet, so muß das seine tiefliegenden Gründe haben. Die Thronrede, mit welcher der deutsche Reichstag geschlossen worden ist, legte daher ohne Weiteres den Verdacht nahe, daß das Sozialistengesetz aus dem Grunde unerwähnt geblieben war, weil über die Form der Erwähnung sich eine Einigung unter den maßgebenden Persönlichkeiten nicht hatte erzielen lassen. Diese Vermuthung kann man jetzt wohl als Gewißheit betrachten.

Die vorliegenden Erlasse des Kaisers an den Fürsten Bismarck und den preußischen Handelsminister wird man in ihrer programmatischen Bedeutung als eine Ergänzung der Thronrede betrachten dürfen. Der Arbeiterbewegung gegenüber scheint der Standpunkt des Kaisers der zu sein, daß zwar auf das Sozialistengesetz zur Zeit nicht verzichtet werden könne, daß aber andererseits das Streben der Arbeiter auf Abkürzung der Werkzeit, auf Besserung ihrer sozialen Lage volle Berücksichtigung verdiene, und daß vor allem „ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben“ müsse. Neben dieses Programm stelle man nun jene Ansichten, die Fürst Bismarck bisher vertreten hat. Die Arbeiterschutzanträge, die der Reichstag schon vor drei Jahren zum Beschluß erhoben hatte, sind bisher nicht ins Leben getreten, weil Fürst Bismarck ihnen Widerstand entgegensetzte; von dem Versuch einer internationalen Regelung gewisser Arbeiterfragen will Fürst Bismarck gleichfalls nichts wissen und seinen Standpunkt gegenüber den großen Streiks des vergangenen Jahres präzisirte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ noch vor wenigen Tagen mit den Worten:

> Die Auffassung des Fürsten Bismarck war, „daß die Regierung dem Streik gegenüber sich darauf beschränken solle, Personen und Eigenthum, sowie das Arbeitsrecht der nicht streikenden Arbeiter zu schützen, im Uebrigen aber sich jeder Intervention zu enthalten“.

Der Kaiser aber hat es schon damals für zweckmäßig erachtet, durch persönliche Einwirkung die Grubenbesitzer in ihrer Haltung gegenüber den Forderungen der Bergleute zu erschüttern.

Die Ziele des Monarchen und des Kanzlers gehen mithin auseinander; der Kaiser erkennt den Emanzipationskampf der Arbeiter, vor Allem der Bergleute, als berechtigt an, und ihr Streben nach besseren Daseinsbedingungen hat seine Sympathie; der Kanzler aber steht dieser Bewegung ablehnend oder skeptisch gegenüber; sie hat auf seine Förderung nicht zu rechnen. Wie auf die Großgrundbesitzer, so stützt seine Politik sich auch auf die Großindustriellen und ist für diese beiden Kategorien zugeschnitten. Gemeinsam scheinen Monarch und Minister nur an dem Sozialistengesetz festzuhalten.

Bei dieser Sachlage kann es nicht Wunder nehmen, daß die Thronrede kein Wort über die Ablehnung des Ausnahmegesetzes enthielt. Das Sozialistengesetz konnte nicht erörtert werden, ohne die Stellung der Regierung zur Arbeiterbewegung im Allgemeinen zu beleuchten. Und wie wäre das möglich gewesen, da Fürst Bismarck die Kampfparole ausgeben ließ: gegen den „internationalen Vorstoß der Sozialrevolutionäre!", während der Kaiser in seinem Erlasse den großen Industriestaaten eine gemeinsame und wohlwollende Prüfung jener Bestrebungen anempfiehlt, „über welche die Arbeiter dieser Länder unter sich schon internationale Verhandlungen führen".

Das Schweigen der Thronrede war also von beredtester Bedeutung; und vielleicht hat man einen leiseren Nachklang der Gegensätze auch in dem Umstand zu sehen, daß die zwei Erlasse des Kaisers der Gegenzeichnung eines Ministers entbehren.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die deutsche Politik im Augenblick zu einem entscheidenden Entwicklungspunkt gelangt ist. Jahrzehnte hindurch schien es bei uns nur eine Bismarck'sche Politik zu geben, jetzt tritt neben dieselbe in sichtbarer Deutlichkeit eine abweichende kaiserliche Politik. Fürst Bismarck hat das Portefeuille als preußischer Handelsminister augenscheinlich nicht niedergelegt, weil untergeordnete Gründe eine anderweitige Vertheilung der Ressorts als wünschenswerth erscheinen ließen; so möchten die offiziösen Blätter den Vorgang erklären; in Wahrheit dürfte das Eintreten des Herrn von Berlepsch in das Ministerium aber etwas ganz anderes bedeuten. Das preußische Handelsministerium — und sein Einfluß erstreckt sich auch auf Reichsangelegenheiten hinüber, — soll in Zukunft nach Prinzipien verwaltet werden, die unabhängig vom Fürsten Bismarck aufgestellt worden sind, zum Theil wohl sogar im Gegensatz zu ihm.

Neben den Fürsten Bismarck tritt mithin ein Kollege, für dessen Selbständigkeit die Vorbedingungen geschaffen sind. Von der Person hängt es ab, ob sie verstehen wird, ihre Unabhängigkeit sich zu wahren. Setzen wir dies voraus, so halten wir die jetzt eingetretene Entwicklung für einen Segen; und zwar lassen wir zunächst die Frage ganz außer Ansatz, ob Herr von Berlepsch sein Ressort in einem Sinne verwalten wird, der freisinnigen Anschauungen zusagt. Aber war es ein Uebel — und als solches haben wir es stets betrachtet —, daß die deutsche Politik im Wesentlichen nur von einem Kopfe geleitet wurde, der plötzlich zu denken aufhören konnte, so ist es nunmehr ein Fortschritt, daß diese Alles beherrschende Individualität in ihrem Wirkungskreise langsam beschränkt wird.

Für die Wahlbewegung kann der materielle Inhalt der kaiserlichen Erlasse eine neue, ganz überraschende Gruppirung der Parteien herbeiführen. Ueber die Ausführbarkeit einzelner Gedanken des Monarchen mögen in freisinnigen Kreisen sich sehr ernste Zweifel regen; viel wird auch abhängen von der Art, wie die Pläne im Einzelnen ausgestaltet werden, und in welcher Hand schließlich die Ausführung der Bestimmungen liegt. Aber mit den Grundanschauungen der Erlasse stimmt die freisinnige Partei vollständig überein, und während nationalliberale und offiziöse Blätter nur mit einer gewissen respektvollen Kälte oder ohne jede Bemerkung die Kundgebung aufgenommen haben, so hat sie in freisinnigen Zeitungen ohne Ausnahme eine durchaus entgegenkommende Zustimmung gefunden. Die Freisinnigen erscheinen mithin im Augenblick als eine Stütze und Helferin der kaiserlichen Bestrebungen, während große und einflußreiche Bruchtheile der Kartellparteien nur schweren Herzens sich mitschleifen lassen.

Welch eine Ironie des Schicksals und welche Bedeutung hat bei dieser Sachlage noch das Kartell der — nationalen oder der kaiserlichen Parteien?

Noch einen zweiten Schlag erhielt die nationalliberal-konservative Verbindung und zwar durch den Umstand, daß Fürst Bismarck nicht mehr in seiner alten Allmacht dasteht. Nicht Programme ermöglichten den Zusammenschluß der Kartellparteien, sondern die Bereitwilligkeit aller Betheiligten, sich dem Willen des Reichskanzlers zu beugen. Konnte man diesen Willen auch nicht immer, so vertraute man doch dem Fürsten Bismarck bei den Regierungsparteien ziemlich blindlings um seiner Vergangenheit willen. Ist aber der Wille des Reichskanzlers nicht mehr allein maßgebend, dann wird das Kartell vollends zu einer inhaltlosen Farce, mit der die Wähler Zielen entgegengelockt werden, die nicht die Führer und nicht die Geführten zu erkennen im Stande sind.

Der Prozeß Parnell's gegen die „Times" ist endlich beendet. Der Führer der Iren erhielt 5000 Lstrl. als Schadloshaltung für die Verleumdungen, mit denen die „Times" ihn verfolgt hat. Bedeutsamer ist, daß Parnell völlig gereinigt aus dem Prozeß hervorgegangen ist.

Der Herzog von Montpensier ist gestorben. Die spanische Dynastie ist damit von einem Gegner befreit, der seit langer Zeit durch Intriguen aller Art die Nachkommen des Königs Alphons um ihr Recht auf den Thron zu bringen suchte.

In Bulgarien ist wieder einmal eine Verschwörung entdeckt worden. War sie von Rußland angezettelt? Wahrscheinlich. Man hat eine kleinere Anzahl von Offizieren festgenommen, die den Prinzen zu entthronen beabsichtigten, und wie es scheint, ist damit die Ruhe von Neuem gesichert.

* *
*

Die sozialpolitischen Erlasse des Kaisers.

Der Kaiser hat an den Reichskanzler einen Erlaß gerichtet, mittelst dessen er anordnet, daß „zunächst in Frankreich, England, Belgien und der Schweiz amtlich angefragt werde, ob die Regierungen geneigt sind, mit uns in Unterhandlung zu treten behufs einer internationalen Verständigung über die Möglichkeit, denjenigen Bedürfnissen und Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, welche in den Ausständen der letzten Jahre und anderweit zu Tage getreten sind".

Gleichzeitig hat der Kaiser als König von Preußen an die preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten und für Handel und Gewerbe einen Erlaß gerichtet, in welchem der Zusammentritt des Staatsraths unter dem Vorsitz des Kaisers in Aussicht genommen wird: zwecks Berathung von „gesetzlichen Bestimmungen über die Formen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten betheiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen der Regierung befähigt werden"; — zwecks „Prüfung der bestehenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter, um den auf diesem Gebiete laut gewordenen Klagen und Wünschen, so weit sie begründet sind, gerecht zu werden"; — und endlich zwecks „Herstellung eines organischen Verhältnisses der königlichen Bergbeamten zu den Betrieben (des Privatbergbaues) behufs einer der Stellung der Fabrikinspektionen ent-

sprechenden Aufsicht, wie sie bis zum Jahre 1865 bestanden hat".

Die beiden kaiserlichen Erlasse knüpfen, wie man sieht, an internationale und nationale Vorgänge der jüngsten Vergangenheit an. Mit dem Erlaß an den Reichskanzler wird der Gedanke aufgenommen, den die eidgenössische Regierung seit längerer Zeit zu verwirklichen bemüht gewesen ist, ohne in ihren Bemühungen, speziell bei der deutschen Regierung, rechte Unterstützung zu finden. Es ist zu erwarten, daß die jetzt von Deutschland zu gewärtigende Anregung um so wirksamer sein wird, als sie von einem ungleich mächtigeren Staate und von einer bisher zögernden Regierung ausgeht. Der Umstand, daß das in dem kaiserlichen Erlasse in Aussicht genommene Programm der internationalen Konferenz weit weniger bestimmt ist, als die artikulirte Tagesordnung, welche der Einladung für die Berner Konferenz zu Grunde gelegt war, wird voraussichtlich die einzuladenden fremden Regierungen nicht abhalten, die Einladung einer so einflußreichen Großmacht, wie es Deutschland ist, abzulehnen. Für den praktischen Erfolg der internationalen Verhandlungen auf der zu berufenden Konferenz selbst wird diese Unbestimmtheit des Programms jedoch schwerlich ohne Nachtheil bleiben. Ueberhaupt wird man sich die Schwierigkeiten einer internationalen Regelung dieser Fragen sehr groß vorstellen müssen, um nicht durch das endliche Resultat enttäuscht zu werden. Es ist ein Leichtes für jede Regierung, die nicht ein lebhaftes Interesse daran nimmt, daß wirklich etwas Brauchbares zu Stande kommt, die Verhandlungen durch verzögernde und andere Einreden zu resultatlosen zu machen. Trotzdem begrüßen wir die Anregung des deutschen Kaisers auf das Wärmste; schon der bloße Umstand, daß die vornehmsten Industriestaaten Europas zur Berathung gemeinschaftlicher wirthschaftlicher Kulturfragen zusammentreten, ist in gewissem Sinne ein Erfolg der Humanitäts- und Friedensbestrebungen. Es liegt darin ein werthvolles Anerkenntniß der Solidarität aller wirthschaftlichen Kultur, der ja bekanntlich gerade innerhalb des letzten Jahrzehnts von den Anhängern der Politik der Handelssperre so außerordentlich wirksam entgegengearbeitet worden ist.

Was die dem königlichen Erlaß zu Grunde liegenden Bestrebungen anlangt, so erscheint uns als der bei Weitem wichtigste Punkt die Konzession an den Standpunkt derjenigen, welche — ausgehend von der Nothwendigkeit, die Stellung der Arbeiter im Arbeitsvertrage zu einer der Stellung der Arbeitgeber völlig ebenbürtigen zu machen — die Bildung von Arbeiterausschüssen seit langer Zeit empfohlen haben.

Der Widerstand, den der Bundesrath in dieser Frage bisher geleistet hat, wird sich nach dem Vorgehen des Kaisers gewiß unschwer beseitigen lassen. In diesem Punkte, wie auch betreffs der Ausdehnung der Institution der Fabrikinspektionen auf den Bergbau, darf deshalb in der nächsten Zukunft, trotz des einflußreichen Widerstandes, der auch hier seitens mancher Großindustriellen noch zu überwinden sein wird, auf eine erfolgreiche gesetzgeberische Entwicklung gerechnet werden.

Die beiden Erlasse des Trägers der Krone von Deutschland und Preußen zeichnen somit einen Weg nationaler und internationaler Gesetzgebung vor, den die freisinnige Partei gern betreten wird, ohne zu verkennen, daß gerade auf dem in Rede stehenden Gebiete zwischen der guten Absicht und der endlichen Erfüllung ein weiter Zwischenraum liegt, den in befriedigender Weise nur eine hohe Staatskunst überwinden wird.

Aber in magnis voluisse ist auch schon viel. Im politischen Leben sind die Bestrebungen kaum minder wichtig, als der Erfolg. Nur hüte man sich vor Illusionen und vergesse man nie ob der Dinge, die erstrebenswerth sind, die Dinge, die zunächst erreicht werden können. Und da sind es denn vor Allem zwei Schäden in unserer Gesetzgebung, auf die nicht oft und nicht nachdrücklich genug die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt werden kann. Der eine Schaden ist das Sozialistengesetz, der andere die Besteuerung der nothwendigsten Lebensmittel. Keine noch so wohlwollende sozialpolitische Maßregel wird die große Masse der arbeitenden Bevölkerung den besitzenden Klassen wieder wesentlich näher bringen, bevor nicht jene Maßnahmen rückgängig gemacht sind.

Die Rechtsgleichheit ist die erste Voraussetzung für den sozialen Frieden. Statt dessen steht zum mindesten der achte Theil der Bevölkerung grollend unter einem Ausnahmegesetz. Man mag demselben noch so viel Zuckerbrot in Aussicht stellen, so lange man daneben die Peitsche zeigt, ist keine Versöhnung denkbar. Und statt des Zuckerbrotes hat man noch obendrein das tägliche Brot jährlich um Hunderte von Millionen Mark künstlich vertheuert, im Wesentlichen zu Gunsten einer kleinen Minderheit von großen Grundbesitzern. Die Steuer von jährlich 50 Mk., um welche die Arbeiterfamilie von 5 Köpfen ihre Haushaltung durch die Getreidezölle beschwert sieht, ist unerträglich. Die Steuer repräsentirt die Arbeit von Wochen, indem sie — bei einem Tagelohn von 2½ Mk. — schon den Arbeitslohn von 20 Tagen aufzehrt. Jede gesunde Sozialpolitik bleibt Stückwerk, welche einen derartigen gesetzlichen Zustand nicht beseitigt.

Ganz mit Recht rücken deshalb in der diesmaligen Wahlbewegung auch die Fragen der Beseitigung des Sozialistengesetzes und der Besteuerung der Brotsteuer in den Vordergrund der Diskussion. Erst wenn diese beiden Haupthindernisse einer gesunden politischen Entwicklung fort sind, kann von einer wirklich fruchtbaren Sozialpolitik im positiven Sinne die Rede sein.

Th. Barth.

Die Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers.

I.

Die Staatsarchive glichen noch vor einem halben Jahrhundert den Höhlen, in welche es zwar einen Eingang, aber aus denen es keinen Ausgang gab. Die Geheimnisse, welche sie umschlossen, schienen für ewige Zeit gehütet werden zu sollen. Von welchen Absichten die Fürsten und Staatsmänner des Reformationszeitalters geleitet wurden, hat uns erst Ranke erschlossen, obwohl es an keinem Punkte der Welt Aufregung hätte hervorrufen können, wenn man diese Aufschlüsse schon um hundert Jahre früher gegeben hätte. Neuerdings sind die Archive sehr gesprächig geworden. In vier starken Bänden hat Herr von Poschinger die Aktenstücke, welche die preußische Politik zwischen Olmütz und Königgrätz beleuchten, zu einer Zeit herausgegeben, in welcher diese Periode erst um ein halbes Menschenalter hinter uns lag. Herrn von Sybel ist eine umfassende Einsicht in Hunderte von Aktenfascikeln eröffnet worden, die noch nicht einmal zur Ablieferung an das Archiv reif waren, mit der Erlaubniß, von den Ergebnissen seiner Forschung der Oeffentlichkeit Rechenschaft abzulegen, natürlich, so weit ihm dies nach seinem weltklugen Ermessen nützlich erschien. Wenn der Geschichtschreiber der Gründung des Deutschen Reiches Auskunft über die Reibungen zwischen den Kabinetten geben durfte, so ist neuerdings dem Herrn von Poschinger die Erlaubniß ertheilt worden, auch über die verborgenen Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitgliedern eines und desselben Kabinets zu berichten. Das Werk „Aktenstücke zur Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck", dessen erster Band jetzt vorliegt, ist eine Iliade, welche uns den Kampf der Anschauungen des Fürsten Bismarck mit denjenigen der Herren Delbrück, Camphausen und des preußischen Geheimraths erzählt und den endlichen Sieg des Ersteren an das Licht stellt.

Nicht Jedem freilich wird es gestattet, an der Quelle zu schöpfen. Einem Forscher, der die Geschichte des preußischen Beamtenthums erzählen wollte, ist die Einsicht in die Akten aus der Zeit König Friedrich Wilhelms II rundweg abgeschlagen worden. Herr Geffcken hat noch bösere Erfahrungen gemacht. Wahres darf uns erzählt werden, aber

die volle Wahrheit nicht. Die Herren von Poschinger und von Sybel sind Männer, welche für die Aufgabe, die ihnen gestellt war, sehr wohl ausgewählt worden sind. Sie werden nicht den Vorwurf auf sich laden, daß sie ihrem Nachfolger gar Nichts zu erforschen übrig gelassen haben. Ich bin übrigens der Ansicht, daß es für uns besser ist, ein Stück der Wahrheit zu erfahren, als wenn uns auch dieses Stück vorenthalten würde.

Den Aktenstücken, welche Herr von Poschinger veröffentlicht hat, ist als Motto ein Satz aus einer Reichstagsrede vorangestellt, die Fürst Bismarck am 24. Februar 1881 gehalten hat. Derselbe lautet:

Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steure, bestanden: salus publica.

Eine sehr beifallswürdige Maxime, ohne Zweifel. Nur ein gewissenloser Staatsmann würde in seinen Handlungen diese Maxime verleugnen, und eine solche Gewissenlosigkeit ist einem Staatsmann selten zuzutrauen. Ich bin der Ansicht, daß Metternich, daß König Philipp II. dieser Maxime gemäß gehandelt haben und daß sie fest überzeugt waren, alle ihre Schritte dienten dem öffentlichen Wohl. Nur ein Staatsmann, der ein hohes Maß von Gewissenlosigkeit mit einer kaum geringeren Thorheit verbände, würde diese Maxime in ausdrücklichen Worten verleugnen. Und das ist in außerordentlich seltenen Fällen geschehen.

Aber so bestechend jene Maxime ist, so schwer ist es, sie praktisch zu verwerthen. Um sie mit Sicherheit handhaben zu können, muß man genau wissen, was denn das öffentliche Wohl erfordert. Und das ist, gelinde gesagt, ein wenig schwierig. In freien Ländern sucht man dieser Schwierigkeit dadurch zu begegnen, daß man in unbefangenem Gedankenaustausch der Lösung näher zu kommen sucht. Ein mathematischer, oder auch nur ein deduktiver Beweis dafür, was das öffentliche Wohl erfordert, ist niemals zu erbringen. Kein Mensch übersieht den Zustand der menschlichen Gemeinschaft von allen Seiten, der eine sieht diese und der andere jene Seite der Sache und indem sie ihre Erfahrungen austauschen, gewinnen sie einen Boden, auf welchem sie ihre Meinungsverschiedenheiten vermitteln können. Jeder hat zu dem andern das gleiche Zutrauen, wie zu sich selbst, daß derselbe das öffentliche Wohl und nur das öffentliche Wohl wolle; im schlimmsten Falle traut er ihm einen Irrthum zu. „Das Moralische versteht sich immer von selbst", sagt Vischer's „Auch Einer". Und wo alle streitenden Theile von dieser Anschauung ausgehen, entsteht das, was man eine sachliche Diskussion nennt. Was dem öffentlichen Nutzen entspreche, ist uns weder von der Gottheit offenbart worden, noch kann es in allen Fällen durch die Intuition des Genius ersetzt werden. Nur auf dem Wege des diskursiven Denkens kann man sich der Erkenntniß nähern. Man kommt nur zu relativen Wahrheiten.

Aber nicht überall „versteht sich das Moralische von selbst". Es hat zu allen Zeiten Personen gegeben, die von der Richtigkeit ihrer eigenen Ansichten so fest überzeugt sind, die in so hohem Grade davon durchdrungen sind, daß ihre Vorschläge allein dem öffentlichen Wohl entsprechen, daß sie einem Jeden, der ihren Anschauungen widerspricht, unsittliche Motive unterlegen. Er wird ihnen zu einem Mann, der nur eine Doktrin, nur ein Fraktionsinteresse im Auge hat, der ein Nörgler, ein Reichsfeind ist. Auf diesem Wege wird man von dem Boden der sachlichen Erörterung abgedrängt; der Faden des diskursiven Denkens wird abgeschnitten und dasjenige, was durch Verstandesoperationen erledigt werden sollte, wird in das Gewissen geschoben.

Ohne Zweifel gelingt es dem Einen besser und dem Andern minder gut, dasjenige, was das öffentliche Wohl erfordert, mit klarem Blicke zu erkennen. Den Einen unterstützen ausgedehnte Erfahrungen und Studien, einen Zweiten sein in die Tiefe bohrender Scharfsinn, einen Dritten angeborene natürliche Begabung, die ihn zur Intuition befähigt. Zur vollkommenen Einsicht kann aber niemals ein einzelner Mensch gelangen. Ein Jeder bleibt, wie Bacon sagt, geblendet durch die idola specus. Er ist aufgewachsen in einer gewissen Umgebung, in einem gewissen Kreise von Interessen, in gewissen Gewohnheiten. Diese Gewohnheiten und Interessen prägen sich seinem Geiste mächtiger ein, als andere Dinge, die ihm von Hause aus fremd geblieben sind, und die er sich erst später, wenn auch mit redlichem Streben angeeignet hat. Die Gefahr ist für Niemanden ausgeschlossen, daß er das allgemeine Wohl mit dem Wohle eines begrenzten Kreises verwechselt; dieser Gefahr zeitweilig zu erliegen, kann Niemandem zum Vorwurf gemacht werden, wohl aber ist es ein Vorwurf, wenn Jemand die Möglichkeit dieser Gefahr bei sich für völlig ausgeschlossen hält und das Eintreten derselben bei anderen für eine unumstößliche Thatsache erachtet.

Der Herausgeber hat, indem er für seine Veröffentlichungen das bezeichnete Motto wählte, ausdrücken wollen, der Fürst Bismarck sei völlig über das Klasseninteresse erhaben gewesen, dem seine Gegner erlegen seien. Aber nicht allein über das Klasseninteresse, sondern auch über die Schulmeinungen, und die Schulmeinungen seien ein noch gefährlicherer Gegner des allgemeinen Wohles als selbst die Klasseninteressen. Fürst Bismarck sei frei von Schulmeinungen, weil er die Gabe hat, „Dinge auch ohne Vermittlung von Wörtern zu sehen". Was ich mir bei diesem Satze denken soll, setzt mich einigermaßen in Verlegenheit; ich habe bisher nicht angenommen, daß „Wörter" ein Mittel sind, durch das man sieht, weil ich auch ferner nicht weiß, ob der Herausgeber die Pluralform „Wörter" von der gleichfalls berechtigten Pluralform „Worte" scharf aus einander gehalten hat. Diese Wörter müssen, wie es ja im Allgemeinen ihre schlechte Angewohnheit ist, sich eingestellt haben, wo die Begriffe fehlten. Ich will indessen darauf verzichten, diese Worte oder Wörter weiter zu klauben und glaube durchaus loyal zu verfahren, wenn ich dem Herausgeber die Meinung unterlege, Fürst Bismarck habe politische Fragen ohne Ausnahme nach der Lage des einzelnen Falles entschieden, ohne sie — um einmal wieder eine Wendung von Bacon zu gebrauchen — durch ein axioma medium hindurchgehen zu lassen, ohne den Versuch zu machen, eine allgemeine Norm aufzustellen, der, als dem major, der einzelne Fall als der minor unterzuordnen sei, um zu einer conclusio zu gelangen.

Ist das nun wirklich die richtige Art, die staatlichen Angelegenheiten zu betreiben, wenn man jeden allgemeinen Satz, jeden Lehrsatz bei Seite schiebt und für jeden einzelnen Fall die Entscheidung aus der Gesammtlage schöpft? In gewissem Sinne ja, in gewissem Sinne nein. Der Feldherr hat lediglich die Aufgabe zu siegen. Hat er einen Sieg erfochten, so wird er gerühmt; ist er geschlagen worden, so wird es ihm fast unmöglich, ein verdammendes Urtheil von sich abzuwenden. Am wenigsten wird er mit der Einrede gehört, daß er seine Maßregeln mit den bewährtesten Lehrbüchern der Kriegskunst in der Hand rechtfertigen könne. Er soll sich nicht nach den vorhandenen Lehrbüchern richten, sondern er soll so handeln, daß auf Grund seiner Thaten ein neues besseres Lehrbuch geschrieben werden kann. Ganz dieselben Vorschriften gelten für den Diplomaten im engeren Sinne des Wortes; wer die Machtverhältnisse der Völker erwägt, wer sie zu verschieben bestrebt ist, wer sein eigenes Volk zu höherer Macht erheben, die Macht anderer Völker niederdrücken will, der kann aus den Lehrbüchern schlechthin gar Nichts lernen, denn er findet sich in jedem einzelnen Falle einer völlig neuen Lage gegenüber, die kein Verfasser eines Lehrbuches berücksichtigen konnte, weil er sie nicht kannte.

Auf diesem Gebiete liegt die Größe des Fürsten Bismarck. Er durchdringt in jedem einzelnen Falle die Sachlage. Er überschaut die Kräfte der Gegner, er durchschaut ihre Absichten und ihre geheimsten Gedanken. Er ist im Stande, dem Gegner Anerbietungen zu machen, deren Annahme ihn in die größte Verlegenheit setzen würde, weil er mit Sicherheit voraussetzt, daß diese Anerbietungen zurückgewiesen werden. So bildet namentlich das Studium der schleswig-holsteinischen Phase eine Quelle von stets neuen Ueberraschungen, weil sich hier klar zeigt, wie er und allein

er die gesammte Lage der Verhältnisse stets auf das Klarste im Auge gehabt hat. Die ganze Klarheit und Ueberlegenheit, die ein Schachspieler an hölzernen Figuren und einem beschränkten Brett ausübt, zeigt er, wo es sich um lebendes Material und ein unbeschränktes Feld handelt. So erscheint er uns in der Zeit, über die das Urtheil nunmehr abgeschlossen vorliegt. Ob ihm sein Genius und sein Glück in der späteren Zeit gleich treu zur Seite gestanden, wird die Zukunft entscheiden. Er erscheint hier bewundernswerth, den Männern der Vergangenheit, mit denen man ihn wohl verglichen hat, weit überlegen.

Die Frage ist aber, ob diese Art der geschäftlichen Behandlung, welche für die eigentlich diplomatischen Fragen, für die Behandlung der Machtverhältnisse zwischen Staat und Staat die beste, ja die einzig mögliche ist, sich übertragen läßt auf dasjenige politische Gebiet, in welchem es sich nicht um die Verhandlungen zwischen Staat und Staat, sondern um die Regelung der Ordnung in einem gewissen Staate handelt, um die Akte der Gesetzgebung.

Die Menschheit strebt dem Ziele zu, jeden einzelnen Staat auf das Beste zu ordnen, neue Grundsätze aufzufinden, durch deren Durchführung die Quellen aller Streitigkeiten für immer verstopft werden. Ein großer Gelehrter, Leopold von Ranke, hat in einem posthumen Werke, gewiß zur Ueberraschung Vieler, die Ansicht verfochten, auf sittlichem Gebiete sei dem Menschengeschlecht der Fortschritt versagt, der sich in der technischen Beherrschung der Natur so kräftig äußert. In Beziehung auf die Ordnung des Staatswesens seien wir über Plato und Aristoteles niemals hinausgekommen.

Ich halte diese Anschauung für falsch. Die Denker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts haben über Recht und Staat eine Anzahl von neuen Sätzen aufgestellt, die dem Plato und Aristoteles verschlossen waren, die bis vor wenigen Jahren als unumstößlich galten und von deren Richtigkeit ich auch heute noch überzeugt bin. Zu diesen Sätzen zähle ich die, daß die Wissenschaft und ihre Lehre frei sein muß, daß das religiöse Bekenntniß keiner staatlichen Beschränkung unterworfen werden darf, daß die Rechtspflege durch unabhängige Richter, auf welche die Staatsgewalt keinen Einfluß ausüben darf, gehandhabt werden muß, lauter Sätze, die den griechischen Philosophen geradezu unverständlich gewesen sein würden. Und wenn es den Denkern gelungen ist, im Verlaufe der letzten zwei Jahrhunderte solche neue Sätze aufzufinden, an deren Richtigkeit nicht mehr gezweifelt werden darf, so ist die Hoffnung gerechtfertigt, daß es dem Vordringen der Wissenschaft gelingen wird, auch eine feste Grenze aufzufinden, welche auf dem wirthschaftlichen Gebiete die berechtigte Thätigkeit des Staates von der unzerstörbaren Freiheit des Einzelnen rein und sauber ausscheidet.

Wenn es richtig wäre, daß die Forschungen über das Wesen des Staates zu anerkannten und ewigen Wahrheiten nicht führen können, dann enthielte allerdings jedes politische und volkswirthschaftliche Werk nur „Schulmeinungen", und da die Aufstellung derselben zu keinem Fortschritte führen kann, so bliebe nur der Erfolg übrig, daß sie den Geist in Fesseln legen; dann wäre ohne Zweifel jede theoretische Beschäftigung mit politischen und volkswirthschaftlichen Fragen eine gemeinschädliche Thätigkeit, nur dazu angethan, dem genialen Praktiker Fesseln anzulegen.

Wenn es richtig wäre, daß jedes Gesetz, das heute gut genannt wird und deswegen mit Recht erlassen oder aufrecht erhalten wird, schon morgen schlecht sein kann und deswegen mit Recht aufgehoben werden muß, wenn es wahr wäre, daß darüber, ob in diesem Augenblicke ein Gesetz gut oder schlecht genannt werden muß, die Schulmeinung, das heißt die Wissenschaft gar nicht mitzusprechen hat, und lediglich der intuitive Blick darüber entscheidet, dann wäre allerdings die Beschäftigung mit politischen und volkswirthschaftlichen Dingen die unersprießlichste aller Thätigkeiten und es wäre weder von den Erörterungen der Presse, noch von den Berathungen der Volksvertretung irgend ein Nutzen abzusehen.

Der Regel nach aber hat man über diese Dinge anders gedacht und aller Wahrscheinlichkeit nach wird man in Kurzem zu der alten Denkweise zurückkehren. Sonst war es der Stolz des Gesetzgebers, für die Ewigkeit zu arbeiten. Er mochte sich über die Haltbarkeit seiner Gesetzgebung täuschen, oder daß er die Ueberzeugung von dieser Haltbarkeit hatte, das allein gab ihm Kraft zu seiner Thätigkeit. Solon verpflichtete die Athener, an seiner Gesetzgebung nicht zu rütteln, bis er von seiner Reise wiederkäme, und um sie auf dieses Versprechen festzunageln, kam er nicht wieder.

Die Thätigkeit des Diplomaten, welcher die augenblickliche Lage der Dinge erforscht und seine Handlungen derselben gemäß einrichtet, und diejenige des Gesetzgebers, der die dauernden Bedürfnisse des Staates erforscht und zu befriedigen sucht, nehmen so verschiedene Fähigkeiten in Anspruch, daß es nicht möglich ist, dieselben in Einer Persönlichkeit vereinigt zu sehen. Die Irrungen einer genialen Persönlichkeit lassen sich stets menschlich begreifen; aber das Streben, solche Irrungen als eine Norm für alle Zukunft hinzustellen, bleibt unbegreiflich.

Alexander Meyer.

Parlamentsbriefe.

XI.

Das preußische Abgeordnetenhaus, dem eine nennenswerthe gesetzgeberische Aufgabe noch nicht zugewiesen worden ist, ist mit der zweiten Lesung des Staatshaushalts beschäftigt und erledigt dieselbe in sehr eintöniger Weise. Es sind aus den Verhandlungen nur drei Punkte herauszuheben.

Die Regierung hat mit Entschiedenheit jede Auskunft über ihre Stellung zu dem Steuerreformprojekt mit Rücksicht darauf verweigert, daß die Verhandlungen noch schweben. Am leichtesten schweigt man über solche Dinge, über welche man Nichts zu sagen weiß, und man darf darum annehmen, daß dem Herrn von Scholz das Schweigen nicht schwer geworden ist. Wenn ein Redner des Abgeordnetenhauses gesagt hat, daß in der Mitte des Hauses 433 verschiedene Ansichten über die Steuerreform existiren, — offenbar ist er dabei von der Ansicht ausgegangen, daß sogar jedem erledigten Mandat eine eigene Meinung innewohnt, wie etwa das Römische Recht der hereditas jacens eine besondere Persönlichkeit zuschreibt, — so darf man unter Anlegung desselben kalkulatorischen Maßstabes annehmen, daß im Staatsministerium 10 und nach dem Eintritt des Herrn von Berlepsch 11 verschiedene Ansichten vorhanden sind. Vom Regierungstische aus sucht man die Verantwortlichkeit dafür, daß die Reformfrage keine Fortschritte macht, der Zersplitterung der Ansichten im Abgeordnetenhause zuzuschreiben; dieses habe Resolutionen angenommen, und nachher einen Gesetzentwurf, der auf Grundlage dieser Resolutionen ausgearbeitet war, nicht angenommen. Ich will jene Resolutionen nicht vertheidigen und habe es nicht nöthig, da die freisinnige Partei gegen dieselbe gestimmt hat; indessen an dem letzten Hinderniß, welches sich dem Reformwerk entgegen warf, ist das Abgeordnetenhaus sicher unschuldig. Der Vorgang wird sich aus dem Gedächtnisse der Menschen nicht verdrängen lassen, daß die Regierung nach Ostern vorigen Jahres das Abgeordnetenhaus zusammenrief, damit es eine Vorlage aus ihren Händen entgegennahm. Und als das Abgeordnetenhaus erschien, zeigte ihm die Regierung ihre leeren Hände. Der Entwurf, den sie vorlegen wollte, war urplötzlich in die vierte Dimension gegangen, weil Meinungsverschiedenheiten im Staatsministerium entstanden. Das Nähere werden wir wohl in zehn Jahren von Herrn von Poschinger erfahren.

Sodann ist hervorzuheben, daß ein großer Theil der Diskussionen sich immer wieder um Reichstagsfragen bewegt.

Die Agrarier mühen sich an der probatio diabolica ab, daß die Getreidezölle den Preis des Brotes nicht vertheuert haben. Herr von Kardorff führte zum Beleg dafür, daß auf das Einmaleins überhaupt im praktischen Leben kein Verlaß sei, den alten Scherz des Gorgias an, daß Achill eine Schildkröte nicht einholen könne. Herr Brömel erwiderte darauf freilich, daß diese Beweisführung nur ein abschreckendes Beispiel dafür sei, wohin die Sophistik führe. Er wird damit nur einen geringen Erfolg erzielt haben, denn Herr v. Kardorff läßt sich nicht abschrecken; er verdient den Beinamen des Unerschrockenen. Ob das Brot und andere Lebensbedürfnisse theurer geworden sind, darüber braucht mit dialektischen Kunststücken nicht gefochten zu werden, das wissen die Wähler besser als die Abgeordneten und brauchen von diesen nicht belehrt zu werden.

Und an dritter Stelle ist hervorzuheben, daß die Nationalliberalen einen heiligen Eifer entwickeln, um der Regierung neue Steuern vorzuschlagen. Herr von Eynern namentlich geht niemals in das Haus, ohne ein ganzes Bouquet mit sich zu führen. Er hat eine Erbschaftssteuer und eine Erhöhung der Gewerbesteuer in Bereitschaft. Er fühlt sich beschämt, daß die Gewerbesteuer in Preußen so sehr viel weniger einbringe als in Frankreich, und wenn auch ein echter deutscher Mann keinen Franzen leiden mag, so hat er doch dessen Steuern gern. Man könnte darauf wohl erwidern, daß die Franzosen keine Einkommensteuer haben und daß die Gewerbesteuer einen großen Theil der Funktionen der letzteren erfüllen muß. Indessen verspreche ich mir aan der Beweiskraft dieses Arguments nicht viel. Herr Professor Wagner betrachtet es als ein Ziel deutschen Ehrgeizes, jede Steuer zu haben, die in irgend einem anderen Lande vorhanden ist; kein Land soll sich überheben dürfen, daß es vor Deutschland irgend Etwas voraus habe, und sei es eine Steuer. Und die Funken, die er gesprüht hat, haben Flammen entzündet. In einem Lande, das sich in diesem Augenblicke unter der Last der Ueberschüsse beugt, auf die Jagd nach neuen Steuern zu gehen, ist ein Beweis von Gründlichkeit, wie er nur dem Deutschen möglich ist.

Schließlich verdient der freisinnige Antrag Erwähnung, „die königliche Staatsregierung zu ersuchen, die bestehenden Personen-, Gepäck- und Gütertarife einer Reform zu unterziehen, welche durch Ermäßigung der Tarifsätze und Vereinfachung des Tarifsystems die preußischen Staatsbahnen für die wirthschaftlichen Interessen des Landes in erhöhtem Maße nutzbar macht“. Der Antrag ist durch den Abgeordneten Brömel in umfassender Weise begründet worden. Der von ihm dabei eingenommene Standpunkt ist unseren Lesern aus den Artikeln des Herrn Broemel in der „Nation“ (Nr. 13, 14, 15) wohl bekannt.

Proteus.

Der Harmening'sche Broschürenprozeß.

Der mit dem Urtheil des Reichsgerichts vom 23. Januar geschlossene Broschürenprozeß ist ein echtes Kind unserer Zeit! Auf der einen Seite ein Anonymus, der in seiner Schrift („Auch ein Programm aus den 99 Tagen“) die deutschfreisinnige Partei und Allerhöchste Persönlichkeiten des programmäßigen Hoch- und Landesverraths beschuldigt; auf der anderen Seite („Wer da? Eine nöthige Frage als Antwort auf einen unnützen Angriff“) ein der angegriffenen Partei zugehörender, mit offenem Visir kämpfender Autor, dem es, wie aus den im Thatbestand des Strafkammerurtheils aufgenommenen Sätzen seiner Schrift hervorgeht, darum zu thun war, die in der Angriffsschrift enthaltenen Lügen und Verläumdungen zu bekämpfen.

Zur Strafe für die Bekämpfung der Unwahrheit wird Harmening sechs volle Monate lang seinen Berufsgeschäften und der Freiheit auf der Citadelle Osterburg entzogen werden; seine Vertheidigungsschrift darf nicht mehr erscheinen. Jener unbekannte Verfasser der Schmähschrift dagegen rüstet sich zur fünfzehnten Auflage seines Werks.

Es muß dem Angeklagten zur großen Befriedigung gereicht haben, daß im Prozeß ein Vertheidiger mitwirkte, der sich im Lauf seiner Rede als politischen Gegner des Angeklagten, als treuen Anhänger der nationalliberalen Partei bezeichnete und daß dieser sowohl, wie der als Sachverständiger vernommene konservative Professor Dr. Nippold aus Jena die Broschüre des Anonymus einer vernichtenden Kritik unterzogen haben. Hierdurch ist der Harmening'schen Broschüre der Charakter einer politischen Parteischrift, den einzelne Tagesblätter ihr zu geben versuchten, völlig abgestreift und der Stempel der Vertheidigung eines entrüsteten deutschen Mannes gegen die Unwahrheit und die Verläumdung aufgedrückt worden.

Die Auslassungen des Vertheidigers und des Sachverständigen finden sich im Wesentlichen abgedruckt in einer eben erschienenen Broschüre („Prozeß gegen Dr. jur. Harmening wegen Beleidigung des Herzogs von Coburg-Gotha. Leipzig. Verlag von J. G. Findel. 1890“) Das öffentliche Interesse an dem jetzt rechtskräftig erledigten Prozesse wird aber durch diese Broschüre nicht in vollem Maße befriedigt, weil sie lediglich objektiv den Verlauf des Prozesses vor Augen führt. Es fehlt ihr die Kritik, von der der Herausgeber — Harmening selbst — als Betheiligter mit Recht keinen Gebrauch gemacht hat.

Der Grundsatz, daß neben Gesetz und Wissenschaft auch die unmittelbare Volksüberzeugung als Rechtsquelle gelten müsse, ist, obwohl von modernen Juristen angefeindet, noch in Kraft. Unser öffentlich-mündliches Verfahren ist mehr als jedes andere dazu geeignet, jenen Grundsatz zur praktischen Bethätigung zu bringen, Mängel des Rechts aufzudecken und dem Volke Gelegenheit für die Prüfung zu gewähren, ob eine Bestimmung des Rechts noch von der rechtlichen Ueberzeugung des Volks getragen werde oder nicht, und im Verneinungsfall sie nicht mehr zu respektiren oder auf formalem Wege die Beseitigung der Bestimmung durch Gesetz zu erstreben.

Zweck dieses Aufsatzes ist: die springenden Punkte im Harmening'schen Prozeß einem größeren Leserkreise bekannt zu geben und den Leser in den Stand zu setzen, zu beurtheilen, ob der Richterspruch der Volksüberzeugung entspricht oder nicht.

Es ist im Urtheil der Strafkammer des Großherzoglichen Landgerichts zu Weimar, und zweifellos mit vollem Recht, die Thatsache festgestellt worden, daß die Broschüre „Wer da?“ Aeußerungen objektiv ehrenkränkenden Charakters gegen den Autor der anonymen Schrift enthält, sowie, daß Seine Hoheit der Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha sich durch diese Aeußerungen für beleidigt halten konnte, weil er in der inkriminirten Schrift als der Verfasser der namenlosen Broschüre ausdrücklich bezeichnet worden ist.

Dagegen ist im Urtheil die Frage nicht erörtert, ob in der Schrift „Wer da?“ auch Aeußerungen enthalten seien, welche der Form nach als beleidigend anzusehen sind, z. B. Schimpfworte, oder ob aus den Umständen, unter welchen die Aeußerung gemacht wurde, die beleidigende Absicht hervorgehe. Die Strafkammer hat diese Frage für nicht erheblich erachtet, weil nach feststehender Praxis und Wissenschaft die Vorschrift des § 193 Strafgesetzbuchs an sich keine Anwendung findet auf das Vergehen der Beleidigung des Landesherrn und der Bundesfürsten (§§ 94 ff., §§ 98 ff. Strafgesetzbuchs). Mit dieser Vorschrift hat es folgende Bewandniß:

Zum Thatbestand der strafbaren Beleidigung gehört Zweierlei: erstens eine Aeußerung objektiv ehrenkränkenden Inhalts und zweitens die Vorsätzlichkeit der Kundgebung dieser Aeußerung mit dem Bewußtsein des ehrenkränkenden Charakters derselben.

Nun bestimmt der § 193: daß auch beim Vorhandensein dieser, in der Regel für die Strafbarkeit genügenden, Momente eine Bestrafung dann nicht eintrete, wenn die Aeußerung zur Ausführung oder Vertheidigung von Rechten oder zur Wahrnehmung berechtigter Interessen ge-

macht wurde, es sei denn, daß das Vorhandensein der Beleidigung aus der Form der Aeußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgehe.

In Folge der bezeichneten günstigen Position, in welcher der Landesherr als Beleidigter nach Wissenschaft und Praxis sich befindet, war demnach dem Angeklagten die Befugniß, sich auf die Vorschrift des § 193 zu berufen, verschränkt. Und die weitere Folge war, daß die Strafkammer keine Veranlassung hatte, zu untersuchen: ob etwa die beleidigende Aeußerung zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht worden sei und ob im Bejahungsfall etwa die Aeußerung dennoch strafbar erscheine, weil der Angeklagte in der Form gefehlt habe oder andere Umstände vorliegen, aus denen das Vorhandensein der Beleidigung hervorgehe.

Die Vertheidigung mußte also darauf bedacht sein, den Umstand, daß der Angeklagte gegen die Unwahrheit und Verläumdung habe zu Felde ziehen wollen und folglich in Wahrnehmung höchst berechtigter Interessen gehandelt habe, in anderer Weise als durch Bezugnahme auf § 193 juristisch zu verwerthen. Denn daß in diesem Umstand die Kernfrage des Prozesses stecke, lag für den Juristen klar zu Tage und wird auch der Nichtjurist einsehen, wenn er sich die beiden Fragen aufwirft:

> Ist es Recht, daß die erhabene Persönlichkeit eines Bundesfürsten, wenn dieser sich unter die Litteraten begibt, vor allen übrigen Litteraten eines besonderen Schutzes deshalb genießt, weil er Bundesfürst ist? Ist es Recht, daß derjenige, welcher — gegen eine Schmähschrift sich vertheidigend — beleidigt, in seiner Vertheidigung ungünstiger gestellt ist, wenn der Litterat der Schmähschrift ein Bundesfürst, als wenn er ein Litterat gewöhnlichen Schlages ist?

Demgemäß wurde von der Vertheidigung darauf hingewiesen, daß Jemand, der die ausschließliche Absicht gehabt habe, die in der anonymen Broschüre enthaltenen Angriffe gegen die freisinnige Partei und hochgestellte Persönlichkeiten abzuwehren, nicht beleidigt haben könne und ferner, daß der in der Broschüre konkret gewordene Verfasser als Litteratenindividualität von der Person Seiner Hoheit des Herzogs abzusondern sei, und die beleidigenden Angriffe der Schrift „Wer da?“ nur auf den durch die anonyme Broschüre individualisirten Verfasser in abstracto zu beziehen seien. Es wurde beantragt: Seine Hoheit den Herzog als Zeugen darüber zu vernehmen, daß er der Urheber der namenlosen Broschüre sei.

Die Strafkammer wies die erste Schutzbehauptung des Angeklagten mit der Erwägung zurück, daß ein Hinüberziehen des § 193 auf das Gebiet der Beleidigung eines Bundesfürsten (§ 99) ausgeschlossen sei, prüfte die zweite Schutzbehauptung (Unterscheidung der Individualität) lediglich bei Beurtheilung des objektiven Thatbestandes, wies sie gleichfalls als unerheblich zurück und lehnte den gestellten Beweisantrag ab:

> „weil wir der Versicherung des Angeklagten Glauben schenken, daß er bei seiner Veröffentlichung von der Autorschaft Seiner Hoheit überzeugt gewesen sei, eine Ueberzeugung, aus welcher zu Gunsten des Angeklagten überall die gleichen Folgerungen zu ziehen sind, wie aus der Thatsache der etwaigen Autorschaft Seiner Hoheit selbst.“

Hier liegt der Schwerpunkt des Prozesses! Das Reichsgericht hat die Revision zurückgewiesen, scheint also die Ausführungen des ersten Richters gebilligt zu haben.

Wir stimmen dem Strafkammerurtheil darin bei, daß für die Frage nach dem Vorhandensein des objektiven Thatbestandes kein Unterschied gemacht werden kann zwischen der angegriffenen Litteratenindividualität und der angeblich nicht angegriffenen Person des Beleidigten, glauben aber, daß beide Schutzbehauptungen des Angeklagten noch unter einen andern juristischen Gesichtspunkt gebracht werden können, als unter den von der Strafkammer für maßgebend erachteten.

Wenn wir uns in der Sprache des Zivilrechts ausdrücken könnten, so würden wir sagen: der § 193 Strafgesetzbuchs enthält eine exceptio, eine wirkliche Einrede im Gegensatz zum Leugnen des Klaganspruchs. Das heißt: der § 193 läßt es unter den von ihm gemachten Voraussetzungen (Wahrnehmung berechtigter Interessen) zu, daß der Angeklagte sich gegen die objektiv und subjektiv begründete Beleidigungsklage mit der Einrede: er habe nicht die Absicht gehabt, zu beleidigen, wehren kann. War nun auch die Geltendmachung dieser Exzeption, also die Heranziehung des § 193 an sich, ausgeschlossen, weil es sich um die Beleidigung eines Bundesfürsten handelte, so blieb doch noch Raum für die Prüfung der Frage übrig: ob die Schutzbehauptungen des Angeklagten in substantiirter Weise ein Leugnen der Beleidigungsabsicht enthielten, oder mit andern Worten, ob der Angeklagte, indem er die in der Druckschrift vorkommenden ehrverletzenden Aeßerungen machte, Nichts weiter bezweckt habe, als gegen die Unwahrheit und die Verläumdung zu vertheidigen. Denn das ist nicht zu bestreiten, daß die Behauptung, man habe zur Wahrung berechtigter Interessen gehandelt, wenn sie in gehörig substantiirter Weise vorgebracht ist, geeignet sein kann, das Bewußtsein von dem ehrenkränkenden Charakter der Aeußerung, also das Vorhandensein des subjektiven Strafmoments auszuschließen. So hat denn auch das Reichsgericht in dem Urtheil in Bd. VIII S. 340 ff der „Entscheidungen“ ausgesprochen, daß „insoweit der § 193 nur die allgemeinen Grundsätze über dolus zum Ausdruck bringe, das ihm zu Grunde liegende allgemeine, den strafbaren Vorsatz beherrschende Prinzip auch für die Majestätsbeleidigungen anwendbar sein müsse“ und „daß sich, nicht aus dem § 193 sondern aus der begrifflichen Natur der Beleidigung, unabweisbar die Folgerung ergebe, daß die ausschließliche Absicht, sein Recht und nur sein Recht zu wahren, das Vorhandensein des zur Beleidigung erforderlichen Vorsatzes aufhebe.

Von diesem Gesichtspunkt, der Negation des dolus aus, scheint unsers Erachtens das Vorbringen des Angeklagten nicht in der von ihm gewünschten Weise geprüft zu sein. Zwar wird an einer Stelle des Urtheils ausgeführt, daß für den bewußten Angriff gegen die Ehre Sr. Hoheit des Herzogs insbesondere die Art und Weise charakteristisch sei, in welcher der Angeklagte auf S. 61—63 seiner Schrift den Boden einer Kritik der Programmbroschüre verlassen und die Diskussion auf das rein persönliche Gebiet hinübergespielt habe, um allerhand absprechende Bemerkungen über den politischen Charakter Sr. Hoheit des Herzogs an den Mann zu bringen. Diese Ausführung findet sich aber am Schluß des die beleidigende Absicht behandelnden Abschnitts des Urtheils, nachdem bereits in den ihr vorhergehenden Sätzen das Vorhandensein des dolus ohne Berücksichtigung des von uns hervorgehobenen Gesichtspunkts festgestellt worden war. Sie ist also offenbar nicht dazu bestimmt, das Vorhandensein der beleidigenden Absicht zu begründen und zwar um so weniger, als die Behauptungen auf S. 61—63 der Druckschrift im Urtheil selbst als ehrverletzende nicht bezeichnet worden sind.

War aber die Vertheidigung des Angeklagten von dem von uns erörterten Standpunkt aus für rechtserheblich zu halten, dann wäre auch die nothwendige Konsequenz die gewesen, durch Beweisaufnahme festzustellen, ob der Herzog Urheber der Programmbroschüre war oder nicht. Denn: war der Herzog nicht der Verfasser, so konnte dem Angeklagten seine Schutzbehauptung nichts nützen; er hatte dann den Herzog ohne jede Veranlassung beleidigt. War er es aber, so hätte eine Vergleichung des Inhalts der Programmschrift mit dem der inkriminirten Druckschrift ergeben müssen, ob der Angeklagte in der Absicht und lediglich in der Absicht gehandelt habe, gegen Unwahrheit und Verleumdung die Vertheidigerrolle zu übernehmen.

Ein zweites Bedenken, das uns beim Lesen des Strafkammerurtheils entgegentritt, ist die Ablehnung des Beweisantrags. Auch wenn man sich nämlich auf den Standpunkt des erkennenden Gerichts stellt und die beleidigende

Absicht als vorhanden annimmt, so scheint uns doch die Feststellung der Thatsache: wer der Urheber der Programmschrift sei, nicht bedeutungslos zu sein für die Ermittelung des Strafmaßes. Die Strafkammer identifizirt in den Gründen den Umstand, daß der Angeklagte von der Autorschaft Sr. Hoheit überzeugt gewesen sei, mit der Thatsache der Autorschaft selbst, daraus die nämlichen Konsequenzen zu Gunsten des Angeklagten ableitend. Ob diese Folgerung in Bezug auf die Strafzumessung richtig ist, kann bezweifelt werden. Für die richtige Ermittelung des Strafmaßes scheint es uns nicht allein auf Wille und Ueberzeugung, auf die Richtung der Kritik anzukommen, sondern auch auf die Form und die Wucht des kritisirten Angriffs. Es läßt sich der Fall denken, daß die Angriffe in der Programmschrift in höherem oder geringerem Maße verletzend wirken und zu einer sehr scharfen oder weniger scharfen Kritik herausfordern mußten, je nachdem Se. Hoheit oder ein Anderer der Verfasser war. In jenem Fall würde die Kritik milder zu beurtheilen sein als in diesem Fall, und dieser Unterschied hätte wiederum auf das Maß der Strafe einwirken können.

Wir haben die von uns dem Urtheil gegenüber erhobenen Bedenken besonders wegen der Wichtigkeit der Prinzipienfrage angeregt, ob der § 193 des Strafgesetzbuchs auf die Beleidigung des Landesherrn und des Bundesfürsten keine Anwendung finde.

Wenn nämlich unsere Bedenken unbegründet sein sollten, dann steht zu erwägen: ob nicht Wissenschaft und Praxis umzukehren haben. Die schweren Strafen, welche das Strafgesetz der Beleidigung des Landesherrn und des Bundesfürsten androht, haben ihren Grund in der Majestät der angegriffenen Persönlichkeit und in der ihr untergeordneten Stellung des Beleidigers. Es wird weder dem Juristen noch dem Laien einleuchten, daß diese Majestät auch dann besonders geschützt werden müßte, wenn sie hinabsteigt in das Getriebe und den Kampf des bürgerlichen Lebens. Wir halten dafür, daß ein Landesherr oder Bundesfürst, wenn er sich auf das Gebiet der Schriftstellerei, der Anwaltschaft, der Heilkunde, des kaufmännischen Erwerbs u. s. w. begibt, sich die Kritik seiner bürgerlichen Beschäftigung gefallen lassen muß und daß kein Grund vorhanden ist, bei der Prüfung der Beleidigung einer Majestät, in so weit sie veranlaßt wäre durch diese bürgerliche Thätigkeit und nicht gegen die Majestät als solche gerichtet war, anders zu verfahren, als bei der Beleidigung, welche den gewöhnlichen Sterblichen widerfahren. Wir halten eine Ausnahmsstellung in dem Umfang, wie sie von den Juristen angenommen wird, für ungerecht und von größtem Nachtheil für die „Majestät" selbst.

* * *

Aus unserem Citatenschatz.

Lebensmittelpreise und Arbeitslohn.

„Lassen Sie uns das Resultat der Erfahrung des beständig sich vermindernden Schutzes mit Rücksicht auf Arbeitslohn, auf Handel und auf die Staatseinkünfte betrachten. Wer kann die Thatsache leugnen, daß während der drei Jahre, welche dem letzten Oktober vorhergingen, die Preise der Lebensmittel im Verhältniß niedrig waren. Verhältnißmäßig hatten wir Wohlfeilheit und Fülle, und doch war der Arbeitslohn zu keiner Periode höher. Wenn Sie die drei vorhergehenden Jahre nehmen, so finden Sie hohe Preise der Lebensmittel und zugleich mit ihnen niedrigen Arbeitslohn. Ich habe eine sechsjährige Erfahrung vor mir liegen. Während der ersten drei Jahre habe ich hohe Preise und niedrigen Arbeitslohn; während der letzten drei Jahre niedrige Preise der Lebensmittel und hohen Arbeitslohn, und ich kann mich nicht der Schlußfolgerung enthalten, daß der Arbeitslohn nicht mit dem Preise der Lebensmittel steigt."

Aus der Rede Sir Robert Peel's für die Aufhebung der Kornzölle.
Gehalten am 19. Januar 1846.

Boyen's Denkwürdigkeiten.*)

Als Kaiser Wilhelm am 31. März 1871 eine Deputation von Senioren des eisernen Kreuzes empfing, die an die ruhmvollen Befreiungskriege erinnert hatte, erwiderte er: „Wir müssen es anerkennen, daß wir nur auf den Grundlagen weiter gebaut haben, welche zu jener Zeit gelegt sind, und damit auch die großen Verdienste der Männer jener Zeit, insbesondere Boyen's, der leider oft und viel verkannt worden ist." „Hochverdient und vielverkannt": für wie manche Lebensgeschichte, in welcher Kampf gegen die Fremdherrschaft und Sieg der Reaktion die Hauptkapitel bilden, könnten diese Worte als Motto gelten. Wen wollte es Wunder nehmen, wenn der Verdiente und Verkannte der Erzähler seines eigenen Lebens wird, ihn von Gefühlen der Verbitterung und der Melancholie beherrscht zu sehen. In Boyen's Denkwürdigkeiten, so weit sie bis jetzt vorliegen, ist keine Spur davon zu finden. Sie würden zwar durch manche Stelle verrathen, daß sie in der Zeit der gezwungenen Muße des Helden niedergeschrieben sind, auch wenn sie nicht stückweise mit dem Datum ihrer Entstehung („Angefangen den 14. Dezember 1833" u. s. w. bis 9. März 1838 am Ende des zweiten Bandes) versehen wären. Der Verfasser wendet sich gegen die „vornehmen Leute", welche glauben, man habe während der Reformzeit viel zu leichtsinnig alte Rechte aufgeopfert und zu viel versprochen". Er ist empört darüber, daß man die königliche Zusage, „dem Lande eine zeitgemäße Verfassung zu geben, als die revolutionäre aber unbesonnene Tendenz einer Partei ansehen will". Er empfindet es bitter, daß man nach Wiener Muster auch in Berlin „das ewige Aufpassen und Spioniren" gelernt, die Furcht vor „geheimer Polizei und Angeberei" verbreitet habe. Er findet, daß die „Parade-Effekte des Exerzierplatzes" und die „alten Drill-Meister-Ideen" wieder die Oberhand gewinnen. Immer aber gelten seine zürnenden Worte der Sache. Was er selbst an Enttäuschungen im Leben erfahren hat, der Schöpfer des preußischen Wehrgesetzes, dem das verhängnißvolle Jahr 1819 ein Verbleiben auf dem Ministerposten unmöglich machte, deutet er mit keiner Silbe an. Das Bewußtsein, seiner Fahne treu geblieben zu sein, hebt ihn über jede Anwandlung von persönlicher Verstimmung hinweg, und ein köstlicher Humor vergoldet die Schilderung so mancher Abenteuer kriegerischen und friedlichen Daseins, die sich mit der Erinnerung an gefahrvolle und schwüle Stunden verknüpft. An einer Stelle spricht der bei Seite Geschobene mit dem ihm eigenen kindlich frommen Sinn es sogar aus, daß selbst „in vorgerücktem Alter und bei ungünstigen Verhältnissen" das Vertrauen in seine „Lebensbestimmung noch nicht ganz erstorben sei". Man weiß, daß seine Hoffnung nicht getrogen hat. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. stand er nochmals als rüstiger Greis an der Spitze des Kriegsministeriums.

Kennern der großen Zeit von Preußens Wiedergeburt war es kein Geheimniß, daß im Boyen'schen Familienarchive noch ein schöner Fund zu heben sei. Man mußte bedauern, daß, während Gneisenau, Clausewitz, Scharnhorst, zum Theil dank ihren eigenen Aeußerungen, dem lebenden Geschlechte

*) Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrag der Familie herausgegeben von Friedrich Nippold. Erster Theil. 1771—1809. Zweiter Theil. 1809 bis zum Bündniß von Kalisch. — Leipzig. 1889. Hirzel.



näher gebracht wurden, das Bild ihres edlen Genossen, nach Justus Gruner's Ausspruch „fast des Ersten an Kraft und Geist im preußischen Heere", den meisten nur in sehr verschwommenen Zügen vorschwebte. Indessen waren die Bedenken von Boyen's Sohn, des langjährigen Vertrauten Kaiser Wilhelms, gegen eine Herausgabe der ihm gehörigen handschriftlichen Schätze zu würdigen. Bei eifriger Beschäftigung mit den ihm theuren Reliquien und unausgesetzten Versuchen, sie in neue Formen zu gießen, konnte er sich doch nicht entschließen, sie zum Gemeingut zu machen, so lange Kaiser Wilhelm lebte. Er fürchtete dessen trübste Jugenderinnerungen zu wecken und scheute sich außerdem, die Träger dieses und jenes Namens, der kein gutes Andenken hinterlassen hatte, zu verletzen. Nur ausnahmsweise stellte er einzelne Stücke, so z. B. aus dem Briefwechsel seines Vaters mit Gneisenau, zur Verfügung. Nach seinem Tode und nach dem Hingange Kaiser Wilhelms fielen aber die Bedenken weg, und die Hinterbliebenen entschlossen sich, zunächst die eigenhändigen Erinnerungen des Feldmarschalls, welche bis zum 18. Oktober 1813 reichen, nach ihrem Urtexte zu veröffentlichen. Der Herausgeber, ein Freund des Hauses, hatte mit dem Sohne Boyen's alle Möglichkeiten der litterarischen Aufgabe durchsprochen. Er war seit lange in ihre Bedeutung eingeweiht, aber in manchen Einzelheiten, z. B. bei Erhaltung der veralteten Schreibung, an ausdrückliche Bestimmungen gebunden. Auch die Auswahl der urkundlichen Beilagen in ihrer Masse war gegeben. Theilweise hatte der Verfasser der Erinnerungen selbst sie vorgenommen. An sein Vermächtniß mußte man sich halten, obgleich inzwischen schon Gedrucktes dabei mit unterlief*).

Indessen überwiegt auch in diesen Beilagen das Unbekannte durchaus. Es läßt sich noch gar nicht absehen, wie viele Ergänzungen man hieraus für frühere Darstellungen allgemeiner oder biographischer Natur wird gewinnen können. Zumal die Geschichte des Jahres 1811, in dessen kritischen Momenten die besten Männer Preußens den heroischen Entschluß des Volkskrieges vertraten, wird noch weit heller durch Denkschriften und Briefe Hardenberg's, Gneisenau's, Scharnhorst's, Röder's, vor allem aber Boyen's selbst beleuchtet, als es schon bisher der Fall war. Desgleichen ist der Werth der dem Jahre 1812 angehörigen Dokumente nicht hoch genug anzuschlagen. Boyen's Berichte über seine Unterhandlungen mit dem Kaiser Alexander, bisher nur durch die Auszüge in Ranke's Werk über Hardenberg bekannt, werden hier, vermuthlich dem Konzepte nach, wörtlich mitgetheilt. Boyen konnte damals die ihm gewordenen Aufträge nicht rechtzeitig ausrichten, da er an der Grenze Galiziens, in Radzilowo angehalten wurde. Auch von dieser Station der Fahrten und Wanderungen des Helden datiren nicht wenige Aktenstücke vom höchsten Interesse, darunter keines merkwürdiger als eine zur Gewinnung des Fürsten Metternich bestimmte Denkschrift. Sie würden sich durch Mittheilungen aus dem Wiener Archive noch ergänzen lassen. Hätte Boyen die daselbst befindlichen Weisungen Metternich's an den österreichischen Gesandten in Berlin gekannt, so würde ihm über jeden Zweifel festgestanden haben, daß er den unfreiwilligen, peinlichen Aufenthalt in Radzilowa nur der Furcht des Ministers verdankte, dem Boyen, als Anhänger „der Sekte", d. h. des für revolutionär geltenden Tugendbundes, doppelt verdächtig war.

Wenden wir uns von den urkundlichen Beilagen zum Texte der Erinnerungen selbst, so ist schwer zu sagen, was an ihnen am meisten zu rühmen wäre: die Zuverlässigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhaltes, die Ruhe und Sorgfalt des Urtheiles, die Feinheit und Sicherheit der Charakteristik von Haupt- und Nebenpersonen. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich die Ansicht äußere: Wäre Boyen nicht ein großer Soldat geworden, er hätte das Zeug zu einem großen Historiker gehabt. Die hohe Begabung für geschichtliche Anschauung und Darstellung, die schon früher neben anderem*) seine 1833 erschienenen „Beiträge zur Kenntniß des Generals von Scharnhorst" verriethen, tritt hier in jedem einzelnen Abschnitte aufs glänzendste hervor. Nichts natürlicher, als daß einzelne Irrthümer vorkommen. Häufig war der Erzähler nur auf sein Gedächtniß angewiesen, da er beim Einrücken der Franzosen in Berlin im Jahre 1812 viele seiner Papiere aus Vorsicht verbrannt hatte. In anderen Fällen mußte er fehlgreifen, weil Quellen der Erkenntniß, die sich erst in weit späterer Zeit erschlossen, ihm verborgen waren. Aber alles in allem wird sein Bericht des Verlaufes der Ereignisse durch das, was wir von anderer Seite wissen, durchaus bestätigt. Und für die Geschichte der wichtigsten Vorgänge, darunter solcher, die zu lebhaften Streitfragen Anlaß gegeben haben, bringt er eine Fülle von Bemerkungen völlig origineller Färbung bei. Man durchgehe, um sich davon zu überzeugen, nur die Geschichte der Kämpfe in Polen 1773 und 1794, des Feldzuges von 1806 und 1807, der Zeit fieberhafter Spannung von 1809, der Agonieen von 1811, der Wendung im Beginn des Jahres 1813, der Entstehung der preußischen Landwehr.

In die Erzählung der Thatsachen werden ab und an allgemeine Betrachtungen eingeflochten, welche den philosophisch und nationalökonomisch gebildeten Schüler von Kant und Kraus, den nie an der Oberfläche haftenden, stets in den ideellen Zusammenhang sich vertiefenden Denker verrathen. Mag er die Ursachen der Theilung Polens erörtern, die Uebelstände des alten preußischen Staatswesens ausmalen, die Reformgesetzgebung Stein's und Hardenberg's überblicken, an Napoleon's Verhalten im Kriege von 1812 Kritik üben oder Land und Leute schildern, wie er sie bei seinem Aufenthalte in der Fremde, im Verkehre mit den Machthabern kennen lernte: immer wird man sich durch den Reichthum der Gedanken und die Schärfe der Beobachtung angezogen fühlen. Nur selten wird man finden, daß ein ausgesprochenes Urtheil vor dem Auge des kühler denkenden Nachlebenden nicht Stich hält. Dies ist z. B. der Fall, wenn Boyen nur „krassen Egoismus" darin sehen will, daß Napoleon 1812 „sein Heer im Unglück verlassen habe". Er verkennt hier, daß Napoleon, wenn man sich auf seinen Standpunkt versetzt, damals noch Wichtigeres obliegen mußte, als „die heiligen Pflichten des Feldherrn bis zum letzten Augenblick zu erfüllen".

Uebrigens ist Boyen selbst sich sehr wohl der Gefahren bewußt, denen das Urtheil eines Geschichtsschreibers seiner eigenen Zeit ausgesetzt ist. Er liebt es daher, mag er dem Leser große Veränderungen der Staatseinrichtungen oder schwankende Lagen der allgemeinen Politik vorführen, das Für und Wider abzuwägen, und somit auch den Gegner zu Worte kommen zu lassen. Von sich bekennt er ohne Rückhalt, daß die feurige Begeisterung für heldenmüthige Entschlüsse ihn hie und da weiter fortgerissen habe, als gut gewesen sei. „Wie es in der Welt geht, wenn man ein System vertheidigt, so wird man leicht leidenschaftlich und vergißt, daß die fortdauernde Selbstbeherrschung am sichersten zum Ziele führt". Diese dem wahren Historiker unschätzbare Fähigkeit der Objektivität macht Boyen denn auch zu einem Portraitisten ersten Ranges. Es sind wahre Kabinetsstücke, diese Charakterköpfe, die sich dem Rahmen des allgemeinen Zeitbildes ungezwungen einfügen. Aus der großen Schaar der Gesinnungsgenossen, mit denen Boyen in allem Wesentlichen sich eins wußte, der Stein, Gneisenau, Grolman, Blücher, Gruner hebt doch einer als der Erste sich ab: Scharnhorst, dessen Haupt mit dem schönsten Lorbeer geschmückt wird. „Noch habe ich keinen gefunden", heißt es einmal, „der mit so edler Selbstverleugnung wie Scharnhorst seine Pflichten er-

*) Dies hätte indessen bemerkt werden sollen, so II 362 verglichen mit: Pertz: Gneisenau II. 111, II. 400 Anm. vgl. mit Lehmann: Scharnhorst II. 377, II. 543 Nr. 13 vgl. mit Oncken: Oesterreich und Preußen I. 123. — Auch waren einige irrige Daten zu verbessern, so lese man II. 254 unten wohl „3. August" (vgl. II. 362) II. 368 unten wohl „Ihr Schreiben vom 12. April" (vgl. II. 373), II. 536: „Radzilow 31. Dezember 1812." — Ein Druckfehler ist Band II. S. 330 Z. 4 „Landschaftsrath Kest" statt „Kist".

*) Auffälliger Weise spricht Boyen selbst nicht von einer merkwürdigen Jugendarbeit: „Ueber den Einfluß der stehenden Heere auf die Kultur" in Woltmann's Zeitschrift für Geschichte und Politik 1800 Band 2 S. 369—391, die auch Boyen's kundiger Biograph in der Allgemeinen Deutschen Biographie verschweigt. Hoffentlich läßt der Herausgeber sich diese Jugendarbeit für das versprochene Verzeichniß von Boyen's Druckschriften nicht entgehen.

fühlte, dessen Entwürfe so tief durchdacht gewesen wären." Dies hätte auf dem Titel jener abgesonderten Schrift Boyen's über seinen größten Freund gesetzt werden können, auf die er den Leser für alles Nähere verweisen durfte. Die Gegner, Feinde der Reformen auf bürgerlichem und militärischem Gebiete, Fürsprecher einer Unterwerfung unter den Willen Napoleon's, häufig mit dem Gesammtnamen der „Maulwürfe" bezeichnet, werden nicht minder treffend in einigen Hauptvertretern, wie Kalkreuth, Lottum, Hatzfeld, Wittgenstein u. A. getroffen. Aber auch Nebenpersonen bleiben nicht vergessen, wie Nagler, der „gewöhnliche Intrigant" oder Ancillon, „die höchste Potenz von Eigendünkel und Egoismus", der „geistliche Diplomat, der nichtssagende Phrasen mit Pathos vortrug" oder der „kleine, wohlbeleibte, gutmüthige, flache, glatte, durch seine Gattin tyrannisirte Graf Goltz", oder die neuerdings so oft überschätzte Oberhofmeisterin, die Gräfin Voß, „die so viel als möglich streng auf den gesellschaftlichen Unterschied der Stände hielt und nur an ihrem Geburtstage eine großmüthige Ausnahme machte, indem sie ohne Unterschied alle diejenigen bei sich aufnahm, die ihr Geschenke brachten".

Das eingehendste Studium hat Boyen aber dem Charakter Friedrich Wilhelms III. gewidmet, den er beim Vortrag im Kabinet, bei fast täglichem Verkehr aus nächster Nähe kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Das Bild des Königs wird nach dem Gemälde, das man hier erhält, weit mehr verlieren als gewinnen. Niemals vielleicht sind die Schranken seiner Intelligenz, seine instinktive Abneigung gegen alles Geniale, sein „Mangel an festem Willen", seine „natürliche Unentschlossenheit", seine einseitige Liebhaberei „für das Treiben der Exerzierplätze und Revüen" so scharf gezeichnet worden wie von der Feder dieses durch und durch monarchisch gesinnten Gewährsmannes. Doch bemüht er sich auch hier, Licht und Schatten zu vertheilen und allgemeine Erklärungsgründe für das Verhalten des Königs, wo er es an sich mißbilligen muß, anzugeben. Am wenigsten ist ihm dies vielleicht in denjenigen Abschnitten seines Buches gelungen, die sich mit der Frage beschäftigen, warum der König nicht während der österreichischen Erhebung von 1809 auf die Seite der Kriegspartei getreten sei. Hier zieht er wohl die Nothwendigkeit, auf den unberechenbaren Kaiser Alexander Rücksicht zu nehmen, zu wenig in Betracht. Aber wie er an dem „redlichsten Willen" des Königs nicht zweifelt, seine „edle, bürgerliche Einfachheit" gelegentlich rühmt, so gibt er auch zu bedenken, in welche „verhängnißvolle Zeit" seine Regierung fiel: eine Zeit, die mehr als „achtenswerthe menschliche Eigenschaften" von einem Fürsten forderte. Und er vergißt nicht, noch einer stets wiederkehrenden Ursache zu gedenken, die, wie so viele Träger der Krone, so auch Friedrich Wilhelm III. häufig verführte, mittelmäßig- oder niedrigdenkenden Menschen sein Ohr zu leihen, statt dem Rathe der Besten zu folgen: „Von allen Verhältnissen ist der fürstliche Stand derjenige, in dem sich die wenigste Menschenkenntniß erwerben läßt. Nur mit einem kleinen Theil der Nation kommen sie in Berührung; dieser gehört entweder von Haus aus nicht immer zu den besseren oder muß sich nach der einmal angenommenen Etikette immer halb verschlossen gegen sie zeigen; unter diesen Verhältnissen lernen daher die Fürsten oft nur die schlimmen Seiten einer kleinen Anzahl von Menschen kennen, gewöhnen sich nach diesen ihr ganzes Volk zu beurtheilen, von dem sie eben denselben anscheinend blinden Gehorsam als aus dem Kreise ihrer Höflinge erwarten".

Von allen den einzelnen Persönlichkeiten, die den Leser dieser Erinnerungen fesseln, wird ihm doch begreiflicher Weise keine so vertraut und merkwürdig wie die des Schreibers selbst. Es sind nicht nur seine äußeren Lebensschicksale, die den Betrachter immer in Spannung erhalten. Es ist der aus jeder Zeile sprechende hohe, menschlich freie Sinn, aus dem man, wie aus einem erquickenden Bade oder wie aus reiner Bergluft Kraft und Erhebung der Seele saugt. Boyen's Lebensaufgabe war eine fachmännisch-soldatische. Aber da er sie, gleich Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, um nur dies Dreigestirn zu nennen, vom höchsten Gesichtspunkte aus faßte, da für den begeisterten Verfechter des Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht Heer und Volk durch keine Schranke getrennt waren, so wurde er auch als aufgeklärter Soldat immer zu der Frage geführt, was bei der Ausbildung militärischer Institutionen volksthümlich sei, und gezwungen mit Vorstellungen, die auf dem Boden der Absolutie oder der Feudalität erwachsen waren, den Kampf aufzunehmen. Von da war nur ein Schritt zur grundsätzlichen Gegenwehr wider diese beiden Feinde nationaler Entwicklung der Neuzeit. „Wenn die Völker nicht ungerecht regiert und sklavisch unterdrückt werden, sagt er einmal, so werden sie auch, wenn ihre Nationalehre und Selbständigkeit von außen bedroht wird, einer Aufforderung ihrer Regierung, für das Vaterland zu kämpfen, wohl Folge leisten." Und er findet, daß „dies heilige Gefühl, kein Vaterland nicht von Fremden unterjochen lassen zu wollen, oft stärker in der ärmlichen Bauernhütte schlägt als in den prunkenden Sälen". Vielfache Erfahrungen haben ihn belehrt, daß das Gefühl der Vaterlandsliebe „im Durchschnitt viel kräftiger in den ärmeren, sogenannten unteren Ständen" wohnt, „sie zu Aufopferungen bereitwilliger macht als bei den Vornehmen und Reichen". Daher ist ihm denn auch das angebliche „Standesvorrecht" des Adels „zur Besetzung der Offiziersstellen" ein Dorn im Auge. So spottet er der Leute, die „es für eine Unmöglichkeit ausgeben wollen, daß eine Provinz ohne Adel bestehen könne" und mahnt das Haus der Hohenzollern, sich nie durch eine „Begünstigung gutsherrlicher und adliger Privilegien" zu erniedrigen. So geißelt er es, daß ein protestantischer Regent, der katholische Stifter zum allgemeinen Besten einzog, evangelische Stifter bestehen ließ, „die keinen anderen Zweck hatten, als einen schädlichen Kastenstolz zu nähren", daß man „das bereits aufgehobene Domstift zu Brandenburg hergestellt und ähnliche Einekturen im Herzogthum Sachsen erhalten hat". Was sein eigenstes Gebiet betrifft, so wird er nicht müde, vor einer Vernachlässigung der nationalen Rüstung in Friedenszeiten zu warnen, aber zugleich jede „unnütze Ausgabe oder kostspielige Spielerei in der Kriegsverwaltung" für verwerflich zu erklären. Vor allem dringt er darauf, die „unvertilgbare Würde des Menschen" wie in jedem Staatsbürger, so im Soldaten zu ehren. Seine erste litterarische Arbeit „über Militärstrafen" halte sich gegen die körperlichen Züchtigungen erklärt und den Gedanken durchgeführt, „daß der Weg der Ehre der einzig richtige in der Behandlung des Soldaten sei". Es erfüllte ihn mit gerechtem Stolze, daß er später diesem Gedanken mit zum Siege verhelfen konnte.

Doch man mag dieses Buch aufschlagen wo man will: immer wird man einen Mann reden hören, dem der Geist höher steht als die Form, die Freiheit höher als der Zwang, und dem deshalb auch das „unerträglich langweilige Hofleben" mit seinen „Schranken und Ceremonieen" ebenso verhaßt ist wie die Atmosphäre „materieller Genußliebe der sogenannten feinen Gesellschaften". Geistige Erhebung des Volkes, Entwicklung seines Selbstgefühles, Erziehung seiner Söhne zu wackeren Menschen, damit sie in der Stunde der Gefahr auch wackere Vertheidiger des heimischen Bodens seien: das sind die Ideale, die ihm vorleuchten. Und so ordnet sich das kriegerische Erforderniß den Aufgaben humaner Bildung unter. — Clausewitz schreibt einmal von Koblenz aus an Gneisenau, als ein daselbst befindliches, schönes, zu einem Gymnasium bestimmtes Gebäude in eine Kaserne verwandelt werden sollte, an einer Kaserne könne sich nicht das Auge eines edleren Geistes weiden. „Sie kann nicht der Stolz und die Freude einer Bürgerschaft werden wie eine in Ruf und Ehren stehende Lehranstalt". Dies war auch die Denkweise Boyen's. So lange der Idealismus in Deutschland noch nicht ausgestorben ist, wird sein Name in hohen Ehren bleiben. Und wenn sein Standbild unter den Denkmälern auf den Straßen und Plätzen der deutschen Reichshauptstadt noch fehlt, werden seine „Erinnerungen" ein Denkmal dauernder als Stein und Erz bilden.

Alfred Stern.

Elektrische Wellen.

Während die technische Anwendung der Elektrizität in der jüngsten Zeit ganz überraschende Ausdehnung genommen und sowohl in Bezug auf Uebertragung des Schalles, als auch in Bezug auf Kraftübertragung, sowie auf Beleuchtung großartige Resultate gezeitigt hat, konnte die rein wissenschaftliche Behandlung der Elektrizität, diese Stütze aller technischen Anwendung, mit der Letzteren nicht gleichen Schritt halten. Die Wissenschaft der Elektrizität hat im Wesentlichen neue Methoden gezeigt, die Elektrizität hervorzurufen, sie lehrte die Stärke der entstandenen Elektrizität genauer und immer genauer messen, aber schließlich muß man sagen, daß dieser Theil der Physik sich auf die Beschreibung der Erscheinungen beschränken und auf Erklärung derselben vorläufig Verzicht leisten mußte. Zu diesem so lange Zeit hindurch nicht zu beseitigenden ungünstigen Verhältniß trug neben den in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten wohl gerade die große Menge und Mannigfaltigkeit der elektrischen Erscheinungen bei — es war gleichsam unmöglich, alle diese Thatsachen unter gemeinsame Gesichtspunkte zu bringen, und an dieser Schwierigkeit scheiterten lange die Erklärungsversuche auch der hervorragendsten Physiker.

Die zuerst naheliegende Erklärung, daß die Elektrizität ein sehr feiner Stoff wäre, der in den elektrisirten Körper hineinströmte, war mit einer ganzen Reihe von Thatsachen unvereinbar, und als sich um die Mitte unseres Jahrhunderts zeigte, daß auch die Wärme nicht, wie man früher immer geglaubt hatte, ein feiner in den erwärmten Körper einströmender Stoff ist, sondern daß die Wärme durch eine Bewegung der feinsten Körpertheilchen, der Moleküle und Atome, hervorgebracht wird, war auch jener Annahme von einem Elektrizitätsstoff aller Boden entzogen. Seit jener Zeit ist die Physik dazu übergegangen, alle physikalischen Vorgänge durch gewisse Bewegungen der Körper und ihrer kleinsten Theile zu erklären: der Schall wird hervorgerufen durch eine Bewegung der Luft, das Licht entsteht durch eine Bewegung des überall in der Welt befindlichen Aethers, die Wärme ist ebenfalls als Bewegung erkannt — man war aus theoretischen Gründen überzeugt, daß auch die elektrischen Erscheinungen durch Bewegungen irgend welcher Art entständen, und es handelte sich nur noch darum, festzustellen, welcher Art diese Bewegung wäre. Aber hier stand die Sache zunächst still. Gewisse Erklärungsversuche nahmen an, daß die Elektrizität durch ein Strömen des schon erwähnten Aethers veranlaßt werde. Der Aether ist nämlich nach der allgemein herrschenden Annahme ein ungemein feiner Stoff, der nicht bloß außerhalb der die Welt zusammensetzenden Körper, also im leeren Raum, existirt, sondern der die kleinsten Theile der Körper selbst so durchdringt, wie die bewegte Luft die Blätter eines Baumes. Der Aether ist aber innerhalb der Körpermoleküle nicht in regellosen Massen vorhanden, sondern gerade so, wie die Krystalle nach regelmäßigen Gesetzen aufgebaut sind, ist auch durch die zwischen den Körpertheilchen und den Aethertheilchen bestehende, durch feste Naturgesetze geregelte Anziehung eine regelmäßige Anordnung des Aethers veranlaßt. Nun nahmen einzelne Erklärer an, daß die Elektrizität eines Körpers dadurch entstehe, daß der gesammte in einem Körper vorhandene Aether, oder doch ein großer Theil desselben, sich plötzlich auf den einen Theil des Körpers hinbegebe, so daß an dieser Stelle ein Ueberschuß, an den anderen Körperstellen ein Mangel an Aether hervortrete — dieser Ueberschuß und dieser Mangel zeigten sich, meinte man, als positive und als negative Elektrizität. Aber gegen diesen Erklärungsversuch wurden manche Thatsachen ins Feld geführt, die sich damit nicht vereinigen ließen. Der englische Physiker Maxwell nahm nun an, daß die Elektrizität hervorgerufen werde dadurch, daß der Aether nicht im Körper fortgeführt wird, sondern daß nur einzelne Aethertheilchen enger zusammengepreßt und dabei natürlich die Entfernung dieser zusammengepreßten von den benachbarten Aethertheilchen vergrößert werde. Wir wissen, daß ein Stückchen Gummi, welches wir zusammenpressen, in Folge einer ihm innewohnenden Kraft, die wir unter dem Namen „Elastizität" kennen, sofort nach Aufhören der Pressung seine frühere Gestalt annimmt; eine solche Elastizität besteht auch im Aether, und sie veranlaßt, daß, wenn einige Aethertheile durch irgend eine Gewalt zusammengedrückt sind, sie nach Aufhören des Drucks in ihre Gleichgewichtslage zurückkehren. In dieser Gleichgewichtslage angelangt, kommen sie aber nicht sofort zur Ruhe, sondern in Folge des Beharrungsvermögens setzen sie die einmal angefangene Bewegung weiter fort, sie entfernen sich über die Gleichgewichtslage hinaus von den benachbarten Aethertheilchen, mit denen sie soeben noch übermäßig zusammengedrückt waren — dadurch sind sie aber den Aethertheilen, von denen sie während der ersten Pressung übermäßig entfernt waren, nunmehr übermäßig nahe gerückt, und dann macht sich wieder die Elastizität geltend, welche die bewegten Aethertheilchen in die Gleichgewichtslage zurückführt. Dieses Spiel wiederholt sich längere Zeit hindurch, und es entsteht auf diese Weise eine hin- und herschwingende Bewegung der Aethertheilchen; die so in Schwingung versetzten Aethertheilchen stoßen die in ihrer Nähe befindlichen Aethertheile an und versetzen sie ebenfalls in schwingende Bewegung, und es entsteht auf diese Weise schließlich eine Aetherwelle. Diese Aetherwellen können wir uns am Besten vorstellen, wenn wir eine Wasserwelle betrachten; denn in der That entsteht auch eine Wasserwelle dadurch, daß der Wind, oder der Schlag des Ruders, oder sonst irgend eine Kraft gewisse Wassertheilchen nahe an einanderbringt und in ihnen das Bestreben erweckt, sich wieder in die ursprüngliche Lage zu begeben. Während wir aber ganz bequem sehen können, wie Wasserwellen, die dadurch entstehen, daß wir einen Stein ins Wasser werfen, sich langsam ausbreiten, geht die Ausbreitung einer Aetherwelle so rasch vor sich, daß sie sich in einer Sekunde um etwa 40 000 Meilen fortbewegt. Indes nun die Aetherwelle dadurch entsteht, daß ein in Bewegung gesetztes Aethertheilchen die benachbarten anstößt, und diese wiederum andere in Schwingungen versetzen, wiederholt das erste Aethertheilchen unbekümmert um die Ausbreitung der Welle seine eigene Schwingung, und auch die Zahlen, welche angeben, wie oft ein einzelnes Aethertheilchen in einer Sekunde schwingt, sind über unsere Vorstellungen weit hinausgehend. Diese Schwingungszahl der Aethertheilchen richtet sich wesentlich nach der Natur des ihnen ertheilten Stoßes, und darnach richtet sich auch der Eindruck, den die Aetherschwingung auf unsere Sinnesorgane macht, und vermöge deren wir überhaupt nur von ihr Kenntniß bekommen. Wenn die Aethertheilchen in jeder Sekunde 420 Billionen Schwingungen machen, so empfinden wir diese Bewegung als rothes Licht, d. h. einen Körper, zwischen dessen einzelnen Atomen sich Aethertheile so oft schwingend hin- und herbewegen, daß sie in der Sekunde 420 Billionen Schwingungen machen, nennen wir einen rothen Körper; machen die zwischen den Körpertheilen befindlichen Aethertheilchen etwa 840 Billionen Schwingungen in der Sekunde, so sagen wir, der Körper ist violett; machen die Aethertheilchen weniger als 420 Billionen Schwingungen in der Sekunde, so machen sie auf unser Auge gar keinen Eindruck mehr; diese Aetherbewegungen äußern sich nicht mehr als Licht-, sondern als Wärmestrahlen, und wenn gewisse Theile des Aethers mit großer Schwingungszahl schwingen, andere Theile mit kleinerer Schwingungszahl, so kommen sowohl Licht- als auch Wärmestrahlen auf uns zu. Die Sonne z. B. setzt den zwischen ihr und unserer Erde befindlichen Aether auf diese komplizirte Art in Bewegung, und darum empfangen wir von der Sonne Licht und Wärme. Nun meint Maxwell, daß auch die elektrischen Erscheinungen auf Schwingungen des Aethers beruhen, er hält es auch für wahrscheinlich, daß diese elektrischen Wellen den Lichtwellen sehr ähnlich sind, aber diese Annahme hatte eben nur eine Wahrscheinlichkeit für sich, und um zur Gewißheit zu werden, mußte das Vorhandensein der elektrischen Wellen durch das Experiment nachgewiesen und ihre spezielleren Eigenschaften festgestellt

werden. Dem Professor Heinrich Hertz in Bonn ist es nun in der That gelungen, durch eine Reihe ingeniös ersonnener und sehr geschickt ausgeführter Experimente zu zeigen, daß die Elektrizität sich durch Strahlen, also durch eine Wellenbewegung, fortpflanzt, und daß diese elektrischen Strahlen den Lichtstrahlen sehr ähnlich sind und sich von ihnen nur ebenso unterscheiden, wie die Wärmestrahlen, d. h durch die Zahl der Schwingungen, welche das einzelne Aetherteilchen in der Sekunde ausführt.*)

Unter gewissen Umständen entsteht eine besondere Art von Wellen, die man „stehende Wellen" nennt; sie zeichnen sich vor den übrigen Wellen dadurch aus, daß bei jenen einzelne Punkte des schwingenden Körpers in völliger Ruhe beharren, während die zu beiden Seiten dieser ruhenden Punkte, der sogenannten Knotenpunkte, befindlichen Theile des in der Wellenbewegung befindlichen Körpers ihre Schwingungen ausführen. Solche stehende Wellen haben wir z. B. an gestrichenen Violinsaiten, und wir können dies sehr einfach dadurch nachweisen, daß wir kleine Streifen Papier auf die Saite hängen und letztere dann mit dem Violindogen streichen. Diejenigen Papierstreifen, welche auf Knotenpunkten sitzen, bleiben ruhig hängen, diejenigen Streifen aber, welche auf den zwischen den Knotenpunkten befindlichen Seitentheilen sitzen, werden durch die schwingende Bewegung heruntergeschleudert; dabei können wir bemerken, daß die gerade in der Mitte zwischen zwei Knotenpunkten befindlichen Papierstreifen am heftigsten heruntergeschleudert werden, während die in der Nähe der Knotenpunkte befindlichen Papiere mit viel geringerer Heftigkeit fortgestoßen werden. In der That schwingen auch die in der Mitte zwischen zwei Knotenpunkten befindlichen Saitentheile am kräftigsten, während die Schwingung nach beiden Enden hin um so mehr abnimmt, je mehr man sich den Knotenpunkten nähert. Hertz hat nun nachgewiesen, daß es auch für die Elektrizität stehende Wellen mit Knotenpunkten gibt. Ein kreisförmig geschlossener, nur an einer Stelle aufgeschnittener Drahtring läßt sich bekanntlich benutzen, um zu erkennen, ob in seiner Nähe Elektrizität vorhanden ist oder nicht; ist das erste der Fall, so springen an der durchschnittenen Stelle Funken über. Hertz führte nun einen solchen Funkendraht an einem gespannten Draht vorüber, den er in schnellen Unterbrechungen elektrisirte und wieder unelektrisch machte. Dabei zeigte der Funkendraht, wenn er neben gewissen Punkten des gespannten Drahtes sich befand, Elektrizität an, neben anderen Punkten aber ließ er das Nichtvorhandensein von Elektrizität erkennen. Es findet hier also dasselbe statt, wie in den Violinsaiten — die in dem gespannten Draht vorhandene Elektrizität hat Unterbrechungsstellen oder Knotenpunkte. Die Uebereinstimmung tritt noch deutlicher dadurch hervor, daß gerade in der Mitte zwischen den Knotenpunkten der Funkendraht die energischsten Funken zeigt, während ihre Stärke nach beiden Seiten hin allmählich abnimmt; also gerade wie bei der stehenden Schallwelle zeigt auch die Elektrizität in der Mitte zwischen zwei Ruhepunkten die größte Stärke. Diese Erscheinungen sind nicht anders zu erklären, als dadurch, daß der Induktionsstrom in dem gespannten Draht sich in der Form von stehenden Wellen fortpflanzt.

Damit nicht zufrieden, zeigte Hertz, daß beim elektrischen Strom sich auch das Phänomen der Interferenz findet. Wir haben gesehen, daß das Licht sich in der Weise fortpflanzt, daß ein in Bewegung gerathenes Aetherteilchen die ihm benachbarten ebenfalls in Bewegung versetzt; nun kann es kommen, daß in einem Raum zur selben Zeit zwei leuchtende Punkte so aufgestellt sind, daß die von diesen beiden Leuchten ausgehenden Aetherbewegungen genau in einem und demselben Zeitmoment bei einem bestimmten Aethertheilchen ankommen, daß also dies Aethertheilchen zwei Anstöße auf einmal erhält. Kommen nun diese beiden Bewegungsimpulse derartig bei dem betroffenen Aethertheilchen an, daß sie beide das letztere noch einer und derselben Richtung hin bewegen wollen, so werden sie zusammen das Aethertheilchen stärker bewegen, als wenn nur ein Anstoß vorhanden wäre; kommen die beiden Impulse aber so an, daß der eine dem betroffenen Aethertheilchen einen Anstoß nach der einen Richtung hin gibt, der andere Impuls es aber nach der entgegengesetzten Seite hin in Bewegung setzen würde, so werden die beiden Bewegungsanstöße einander schwächen, oder, wenn die beiden entgegen kommenden Bewegungen einander an Größe genau gleich und ihre Richtungen einander genau entgegengesetzt sind, werden die beiden Lichtwellen sich geradezu auslöschen. In der That kann man durch passende Anordnung es dahin bringen, daß durch das Zusammenwirken zweier Lichter Dunkelheit hervorgebracht wird, die sogenannte Interferenzdunkelheit. Hertz ließ nun auf seinen Funkendraht zu gleicher Zeit zwei elektrische Ströme wirken. Durch die verschiedenen Stellungen, die er seinen Apparaten gab, brachte er es wirklich dahin, daß der im Funkendraht überspringende elektrische Funke bald stärker war, als wenn nur ein elektrischer Strom auf ihn gewirkt hätte, bald wieder schwächer. Es ist also hier eine deutliche Interferenzwirkung zwischen den beiden auf den Funkendraht einwirkenden elektrischen Strömen nachgewiesen, und hierdurch wird noch deutlicher, als durch den ersten Versuch, dargethan, daß die Elektrizität sich als Strahl, in Gestalt einer Aetherwelle fortbewegt.

Eine andere Eigenschaft der Lichtwelle ist ihre Polarisirbarkeit. Man kann es nämlich durch gewisse Mittel dahin bringen, daß bei der Lichtwelle alle Aethertheilchen sich einander parallel bewegen, und dieses Licht nennt man polarisirtes Licht. Es hat die Eigenthümlichkeit, daß es durch gewisse Krystalle nur nach bestimmten Richtungen zu gehen im Stande ist, während es, wenn man den Krystall in anderen Richtungen vor die Lichtwelle stellt, durch diesen ebenso wenig hindurch zu gehen vermag, wie durch ein dickes Stück Holz oder Metall. Hertz zeigte, daß auch der elektrische Strahl polarisirt ist. Brachte er seinen Funkendraht vor einen galvanischen Strom und zwischen beide ein aus Eisenstäben bestehendes Gitter, so sprangen im Funkendraht elektrische Funken über, wenn er das Eisengitter in einer gewissen Richtung hielt, wenn er aber das Gitter um einen rechten Winkel drehte, so sprangen keine Funken über; im ersten Fall also konnte der galvanische Strom seine Strahlen bis an den Funkendraht senden und in diesem ebenfalls eine elektrische Wellenbewegung hervorrufen, im letzteren Fall aber konnte die elektrische Welle ebenso wenig durch das Eisengitter fortgehen, wie der polarisirte Lichtstrahl durch den in auslöschender Richtung aufgestellten Krystall. Die Rolle, welche beim Lichtstrahl der Krystall mit seinen regelmäßig angeordneten Molekülen spielt, nimmt beim elektrischen Strahl das aus regelmäßig zusammengestellten Eisenstäben bestehende Gitter ein. Ueberhaupt erweisen sich gewisse Substanzen als undurchlässig für den elektrischen Strahl. Nämlich nicht jeder Stoff ist für alle Aetherschwingungen in gleichem Maße durchgängig. Diejenigen Strahlen, bei denen die einzelnen Aethertheilchen 420 Billionen oder mehr Schwingungen in der Sekunde machen, und welche wir Lichtstrahlen nennen, können, wie Jedermann weiß, durch Glasscheiben mit ziemlich unverminderter Stärke hindurchdringen, diejenigen Strahlen aber, bei denen die Aethertheilchen weniger oft schwingen, die Wärmestrahlen, können durch das Glas fast ebenso wenig durchdringen, wie das Licht durch eine Metallscheibe; dagegen dringt die Wärme ziemlich unvermindert durch Steinsalz. Für die elektrischen Strahlen erwiesen sich Metallschirme und der menschliche Körper als undurchlässig, dagegen lehrten Versuche, daß die Elektrizität durch trocknes Holz ebenso gut dringen kann, wie durch Luft.

Läßt man einen Lichtstrahl durch einen schmalen Spalt im Fensterladen in das Zimmer dringen, so kann man nachweisen, daß der Lichtstrahl sich nicht nur in der ihm durch den Spalt angewiesenen Richtung bewegt, sondern daß auch seitlich, in unmittelbarer Nachbarschaft, ein schwacher Licht-

*) Prof. Hertz hat die Resultate dieser Arbeiten in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, im 34., 36., 37. Bande von Wiedemann's Annalen der Physik und Chemie, sowie endlich auch durch einen in der jüngsten Naturforscherversammlung zu Heidelberg gehaltenen Vortrag veröffentlicht.

strahl fortgepflanzt wird. Das Gleiche zeigt sich beim elektrischen Strahl. Hält man vor den galvanischen Stromkreis Metallscheiben, in die man einen feinen Spalt schneidet, so daß der elektrische Strahl nur durch diesen Spalt gehen kann, so zeigen sich im Funkendraht nicht nur dann Funken, wenn man ihn in die durch den Spalt gehende Linie hält, sondern auch dann, wenn man ihn unmittelbar neben diese Linie bringt — allerdings sind die Funken dann erheblich schwächer, als im ersten Fall; man sieht also, daß dieses beim Lichtstrahl vorhandene Phänomen, welches man mit dem Namen der „Beugung“ bezeichnet, auch beim elektrischen Strahl sich wiederfindet.

Der elektrische Strahl spiegelt sich ebenso gut wie der Lichtstrahl. Unter Spiegelung versteht man bekanntlich die Erscheinung, daß ein Lichtstrahl, der an einer glatten Fläche ankommt, von dieser Fläche so zurückgeworfen wird, daß der neu entstandene Strahl mit der spiegelnden Fläche denselben Winkel bildet, wie der zuerst angekommene. Ließ Hertz mit denselben Mitteln, wie bei den eben beschriebenen Beugungsversuchen, einen einzelnen elektrischen Strahl auf eine glatte Wand fallen, und hielt er den Funkendraht so, daß seine Verbindungslinie mit dieser Wand denselben Winkel bildete, den die Wand mit dem auffallenden Strahl macht, so zeigten sich im Funkendraht so starke Funken, wie wenn er dem auf die spiegelnde Wand fallenden Strahl direkt ausgesetzt gewesen wäre; sobald als er den vom galvanischen Stromkreis ausgehenden und auf die spiegelnde Wand fallenden Strahl unterbrach oder in anderer Richtung sich bewegen ließ, hörten die elektrischen Funken im Funkendraht auf, so daß die Wirkung auf letzteren wirklich nur durch Spiegelung hervorgebracht gewesen sein muß. Schließlich wies Hertz auch nach, daß die Elektrizität von ihrem Wege abgelenkt werden kann, daß für sie eine Brechung in demselben Sinn existirt, wie für das Licht. Gelangt ein Lichtstrahl auf seinem Wege von der einen Substanz, in der er sich bisher bewegte, in eine andere Substanz, also etwa aus Luft in Glas, so ist seine Richtung im Glase nicht etwa die geradlinige Fortsetzung seiner Richtung in der Luft, sondern diese beiden Richtungen bilden zusammen einen Winkel. Um zu prüfen, wie sich der elektrische Strahl in dieser Beziehung verhält, ließ Hertz einen isolirten elektrischen Strahl durch eine große, in prismatische Form gegossene Masse Erdpech wandern; die Untersuchung mit dem Funkendraht zeigte dann, daß dies Erdpechprisma den elektrischen Strahl von seinem geradlinigen Wege abgelenkt hatte, und besonders interessant war die Thatsache, daß die Größe dieser Ablenkung derjenigen gleichkam, um welche ein Lichtstrahl, der ein durchsichtiges Harz durchwandert, von seinem geradlinigen Wege entfernt wird. Hier war also eine direkte, zahlenmäßig nachgewiesene Uebereinstimmung zwischen Lichtstrahl und elektrischem Strahl vorhanden. Uebrigens hatte Hertz schon früher aus der Entfernung der Knotenpunkte von einander und aus der Art der Interferenzerscheinungen berechnen können, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der elektrischen Wellen in der Luft ungefähr ebenso groß ist, wie die der Licht- und Wärmewellen, so daß auch hierdurch die völlige Uebereinstimmung zwischen Licht-, Wärme- und elektrischen Wellen nachgewiesen ist. Die Erdpechstücke, durch welche Hertz den elektrischen Strahl von seinem Wege abgelenkt hatte, waren nicht etwa so zierliche Prismen, wie die Glasprismen, durch welche man die Lichtstrahlen gehen läßt, sondern es waren Pechklumpen von zwölf Zentner Gewicht, die man, um ihnen eine feste Gestalt zu geben, in Holzformen gegossen hatte; diese Holzkisten störten die Versuche nicht, da, wie früher erwähnt, der elektrische Strahl durch Holz so gut geht, wie durch Luft. Aber schon aus der Massenhaftigkeit dieser Erdharzstücke kann man schließen, daß es sich bei der Elektrizität um Wellen handelt, die viel größer sind, als die Licht- und Wärmewellen; während die Länge jeder der Wellen, die den Lichtstrahl bilden, noch nicht den tausendsten Theil eines Millimeters beträgt, ist die elektrische Welle etwa neun Meter lang — also Millionenmal so groß, als eine Lichtwelle; dafür macht aber auch das einzelne Aethertheilchen in der Lichtwelle Millionenmale so viele Schwingungen, als in der elektrischen Welle, und das ist eben ihr wesentlicher Unterschied: bei der Lichtwelle macht das einzelne Aethertheilchen mindestens 420 Billionen Schwingungen in der Sekunde, bei der Wärmewelle beträgt die Schwingungszahl nur etwa vier Fünftel der eben genannten Zahl, und eine elektrische Welle endlich ist eine Aetherwelle, bei der das einzelne Aethertheilchen nur einige Millionen Schwingungen in der Sekunde macht. — Des Vergleichs wegen sei erwähnt, daß bei den höchsten für uns Menschen wahrnehmbaren Tönen die Luft Wellenbewegungen ausführt, bei denen das einzelne Lufttheilchen in der Sekunde 36 000 Schwingungen vollendet.

Durch die hier geschilderten Errungenschaften der Wissenschaft sind selbstverständlich noch nicht alle Fragen, die uns die elektrischen Erscheinungen stellen, beantwortet; aber der erste, wichtigste Schritt ist gethan, der Nachweis ist erbracht, daß die Elektrizität keine unvermittelt in die Ferne wirkende Kraft ist, sondern sich von Aethertheilchen zu Aethertheilchen fortpflanzt, wie es Faraday annahm. Damit ist, wie Hertz in Heidelberg selbst ausführte, ein wichtiger Schritt gethan, um jene großen Aufgaben zu bezwingen, die heut noch vor uns liegen, wie in ewigen Schnee gehüllte, noch unerstiegene Berggipfel, von denen es ungewiß ist, ob wir sie jemals uns zugänglich machen können; die Fragen nach der Existenz von fernwirkenden Kräften überhaupt, insbesondere die Frage, ob die Anziehungskraft, die einzige, die heut noch als fernwirkende Kraft gilt, wirklich eine solche ist, und schließlich die Frage nach dem Wesen der Elektrizität selbst.

H. Gerstmann.

Theater.

Lessing-Theater: Das Bild des Signorelli. Schauspiel in 4 Akten von Constantin Prachs. (Richard Jaffé.)

Vor einigen Jahren veröffentlichte Friedrich Spielhagen einen grimmigen Ausfall gegen das sogenannte Premièrenpublikum der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Der Zorn des berühmten Schriftstellers entzückte die Angegriffenen; nie waren sie sich so bedeutend vorgekommen: sie hatten einen Dichter geärgert. Denn diese Vereinigung zum Theil kunstfremder und häufig urtheilsloser Leute kennt meist nur ein Ziel, aufs innigste zu wünschen: den Skandal. Talente zu entdecken ist der Mehrzahl unter ihnen fast noch ein lieberer Sport als anerkannte Poeten zischend heimzuschicken. Ihre Zustimmung wie ihre Ablehnung nimmt fast ausnahmslos die Form geschmackloser Uebertreibung an. Mit einem Wort, sie sind — die Mehrheit.

Der Mehrheit hat das neue Schauspiel „Das Bild des Signorelli“ ganz ausnehmend gefallen. Der Verfasser, der sich Constantin Prachs nannte und, wie jetzt bekannt wird, Richard Jaffé heißt, war bisher ganz unbekannt; es gab also etwas zu entdecken; und er kam seinen Hörern mit derben Effekten; es gab also für Viele etwas zu bewundern. Mich hat das Publikum in seiner Gottähnlichkeit mehr interessirt als das Theaterstück, das ich weder gut noch wahr noch schön finde, obgleich es sich als eine starke theatralische Kraftprobe giebt. Der Verfasser stammt aus jenem jüngeren Geschlecht, welches unter dem Einfluß der französischen Effekt- und Rollendramatik allmählich eine Wiedergeburt des Birchpfeifferthums in modernisirtem Gewande vollzieht. Zwischen Richard Voß, dem Größten unter diesen Effektmischern, und den viel kleineren Philippi und Olden steht Constantin Prachs; er ist kein Dichter wie der zuerst Genannte, aber er besitzt offenbar viel mehr Bildung und Geschmack als die Väter der Ilsen und Danielen. Er war nicht Luca Signorelli, der Maler des jüngsten Gerichtes, dem Platen ein schönes Gedicht geweiht hat, es war ein anderer großer Italer, der einem malerischen Wunderkinde den ernsten Rath gab, zunächst einmal alles zu verlernen, was

ihm bisher beigebracht worden war. Dann erst könne der Knabe hoffen, dereinst mindestens gut zu sehen. Nichts Besseres wird die Kritik Herrn Constantin Prachs sagen können: auch er ist mit unheimlicher Routine auf den Plan getreten; aus verbrauchten und unedlen Materialien hat er einen ragenden Bau aufgeführt, vor dem die Gaffer staunend stehen; will man sich aber darin wohl sein lassen, so stürzt einem die Decke über dem Kopf zusammen.

Ein kleiner Herzog ist ein großer Mäcen; er kauft, soweit die vorhandene Krondotation reicht, alle berühmten Bilder, deren Echtheit von besseren, aber ärmeren Kennern festgestellt ist. Ein Kunsthändler bietet ihm eine Kreuzabnahme des Signorelli zum Kauf; der Herzog will das Bild erwerben, wenn Professor Waede, ein gelehrter Kunsthistoriker und besonders feiner Kenner der Praeraphaeliten, ihm dazu räth. Waede weiß genau, das Bild ist kein echter Signorelli; aber sein leichtfinniger Sohn ist in den Händen eines Wucherers, der — zufällig natürlich! — der Bruder des Kunsthändlers ist. Des Sohnes Leben zu retten, wird Waede zum ungetreuen Richter und diese erste Lüge seines Lebens führt ihn zum Wahnsinn und zum Tode. Wie der Herr Lieutenant nun weiter leben wird, mit diesem Vatermord auf der inzwischen geadelten Seele, darüber schweigt des Dichters kluge Vorsicht.

Mit raffinirter Geschicklichkeit sind die einzelnen Auftritte dieses Theaterstückes gesteigert, und wo ein Schauspieler von der glitzernden Virtuosität des Herrn Klein die Hauptrolle spielt, wird der laute Beifallsruf gewiß nicht ausbleiben. Der gesunde Menschenverstand aber schüttelt zu diesen schlau ersonnenen Abenteuerlichkeiten verdrossen das Haupt. Das ist ja Alles gar nicht wahr! Dieser Kunsthändler, der sein ganzes Vermögen zum Ankauf eines Bildes verwendet, ohne vorher das Urtheil des für seinen Sonderzweck einzig maßgebenden Sachverständigen einzuholen und der einem berühmten Gelehrten, mir nichts, dir nichts, wie der Berliner sagt, eine Bestechungssumme dietet, er kommt aus der ältesten aller Bühnenwelten. Und die Retorte der bewährtesten Romanfabrikanten hat die übrigen Herrschaften hervorgebracht: das unähnliche Brüderpaar, dessen Idealismus und Lüderlichkeit sich in einer sentimentalen Liebesleidenschaft begegnet, das hypernaive Töchterlein und die ewig hochgestimmte Lieutenantsbraut. Nicht in einer deutschen Residenzstadt der Gegenwart, wie der Theaterzettel verheißt, sondern auf der Bühne, zwischen bemalter Leinwand, spielt sich die Handlung in rein äußerlicher Entwicklung ab. Es geht mit diesen Stücken wie mit den Trucs derselben Akrobaten: manchmal glückt's, manchmal glückt's auch nicht. Diesmal ist es, Dank der vortrefflich abgestimmten Darstellung und der wohlwollenden Entdeckerlaune des verehrlichen Publikums, geglückt; aber wir wären ungetreue Richter wie der Professor Waede, wenn wir Herrn Constantin Prachs nicht offen sagten, daß er als „Artist“ gesiegt hat, nicht als Künstler; sein Erfolg war unecht wie das Bild des Signorelli. Die kritische Lüge führt zwar nur selten zum Wahnsinn, desto häufiger aber zur rettungslosen Verdummung.

Die beiden neuen Männer, die im Laufe dieses Winters die freie und die unfreie Bühne des Lessing-Theaters betraten, brachten ihre ganz persönliche Nuance mit. Man weiß heute, wer Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann ist. Die Persönlichkeit des Herrn Konstantin Prachs hüllte sich nicht nur auf dem Zettel der ersten Vorstellung in geheimnißvolles Dunkel; auch aus seinem Werk tritt uns keine deutlich erkennbare Physiognomie entgegen. Einstweilen ist er uns ein geschickter Kunststückemacher; nicht mehr, aber auch nicht weniger. Und wenn man aus dem Fall Prachs eine Erfahrung schöpfen kann, so ist es nur diese: die technische Beherrschung des Bühnenapparates beginnt Allgemeingut zu werden im Lande der Buchdramatik; den französischen Ficeleurs folgen die deutschen Macher, und die jenseits des Rheines bereits überlebte Sensationstheatralik hält als funkelnagelneue Mode ihren Einzug in das Reich der Dichter und Denker. Es ist seit manchem Jahrzehnt un[...] litterarisches Schicksal, daß uns nur einfällt, was d[...] Franzosen schon zu vergessen angefangen haben, und kein [...] wegischer Puritanismus kann unserem Theaterpublikum [...] Pariser Stimmung rauben.

M. Kent.

Lebensmächte. Roman in vier Büchern von Stefan Milow. [...] Bonz und Comp. Stuttgart. 1890.

Es ist ein wunderliches Unternehmen, ganz abseits und seit Jah[...] vom modernen Leben geschieden, wie es in den Großstädten alh[...] zuckt, einen sozialen, großstädtischen Roman schreiben zu wollen. [...] sich ein wirklicher Dichter daran, dann mag es merkwürdig und [...] regend genug erscheinen; ganz gelingen wird es kaum. So lebt [...] Milow seit langem in Görz, und auf seine „Lebensmächte“ sind [...] Sätze gemünzt. Wo die unmittelbare Anschauung des Poeten — [...] Niemand will Milow an diesen stolzen Titel rühren — noch [...] dort ist sein Buch vortrefflich; so verdient die Schilderung der [...] guten Gesellschaft, in der die Erzählung anhebt, alles Lob. Vortre[...] ist auch die Wirthschaft auf dem Mallnitzer Schlosse des Fürsten [...] stein, das fürstliche Eheleben gezeichnet — die Fürstin versucht [...] Erzieher ihres Knaben zu lieben, der Fürst verführt die Erzieherin [...] Töchter, die obendrein das Kind einer ihm befreundeten Familie ist. [...] wie er aber den Kreis, dem er durch Stand und Geburt als [...] und Edelmann, das Land, dem er nach Heimathsrecht und Ansäs[...] angehört, überschreitet, wird er unsicher und ein Mangel an pla[...] Gestaltungskraft macht sich empfindlich fühlbar. Zwischen Triest [...] Wien spielt der Roman; aber was in Wien geschieht, das ist durch[...] unvergleichlich minder herausgearbeitet, als was dem Süden ange[...] Hier gebietet er über Lokalfarbe — dort fehlt sie ihm ganz, trotz [...] Dialektes, den er wohl sehr gerne, aber nicht ebenso glücklich anwe[...] In der Beziehung haben uns Pötzl und Chiavacci verwöhnt. Auch [...] man nur zu sehr, wie Milow Stellung zu Bewegungen nehmen [...] die er nur vom Hörensagen und aus Zeitungsberichten kennt: [...] sozialen, zur antisemitischen. Es mag lange her sein, daß er in [...] haus gelebt, daß er einer Volksversammlung, einem Konventikel [...] gewohnt hat; sonst wären die bezüglichen Stellen seines Werkes [...] kräftiger, lebendiger ausgefallen. Dazu kömmt ein störender Reich[...] an Hauptmotiven, deren zwei vollkommen gleichberechtigt nebenein[...] gehen, so daß Keines rund und voll herauskommen kann — weder [...] das Kind der Sünde der Sünderin zur Strafe selbst wird, noch [...] der Entsühnung einer Gefallenen. Auch Logik und Wahrscheinlich[...] kommen manchmal zu kurz: es ist schwer zu glauben, daß eine [...] hingeworfene Bemerkung einen leichtlebigen jungen Mann mit [...] Schlage in ein Muster von Sittenstrenge wandle; daß dieser Jüngl[...] ruhig zusehen und schweigen werde, während ein Wüstling ihm das [...] liebte Mädchen verderbt. Das mag ja vorgekommen sein; aber [...] muß es der Dichter sehr stark, sehr nachdrücklich begreiflich machen; [...] aber auf das bare, nackte Leben berufen, daß wird Milow, dessen [...] und merkwürdige Begabung an unzähligen Stellen durchbricht, [...] zu allerletzt thun. Fast macht der Roman den Eindruck, als hätte [...] der Verfasser in erster Reihe für sich selbst geschrieben, um sich von [...] wissen Fragen zu befreien, die ihn wohl quälten, und ihm doch [...] nicht durchweg in Gestalten lebendig geworden waren. Das würde [...] erklären — Vorzüge wie Mängel, und den zweifelnden Eindruck des [...]

J. D.

Nochmals: „Ferdinand Lotheissen's Nachlaß.“

Gestatten Sie mir zu dem gleichnamigen Aufsatz in der vorig[...] Nummer der „Nation“ die Bemerkung, daß die mühselige Arbeit [...] Herausgabe, die Ueberwachung des Druckes und der Korrektur der le[...] Schriften Lotheissen's von der Tochter des trefflichen Mannes ([...] Dr. Moritz Necker) besorgt wurde. Mir fiel bei der Zusammenstellung des Materials nur die Rolle eines Berathers zu.

Wien, 2. Februar 1890. Dr. Anton Bettelheim.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 20. Berlin, den 15. Februar 1890. 7. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die politische Aufmerksamkeit wird im Augenblick nach zwei Richtungen hingelenkt: naturgemäß auf die bevorstehenden Wahlen und auf die kaiserlichen Erlasse.

Es ist richtig, daß die Erlasse auch in der Wahlbewegung eine gewisse Rolle spielen. Ein Redner in öffentlichen Versammlungen wird schwerlich umhin können, der Kundgebungen des Monarchen Erwähnung zu thun; aber in den Ausführungen der Kandidaten wird dieses neueste Element, das in die Erörterungen hineingeworfen worden ist, nicht leicht einen besonders breiten Raum beanspruchen. Der Kaiser gab Anregungen allgemeiner Natur; diesen Anregungen gegenüber hatten die einen Redner mit ihren Sympathien, die anderen mit ihrer kühlen Vorsicht, die dritten mit ihrer Skepsis nicht zurück; den Stoff jedoch für tiefgehende Auseinandersetzungen konnten die kaiserlichen Erlasse schon darum nicht bieten, weil der wohlwollende Gedanke die politischen Geister nicht leicht scheiden kann. Die Diskussion pflegt erst dann zu beginnen, wenn dem Gedanken eine konkrete Form gegeben werden soll.

Für die Wahlbewegung sind die Erlasse daher nur ein einzelnes Moment und zwar kein Moment von bestimmender Bedeutung. Sozialistengesetz und Wirthschaftspolitik, die Vertheuerung der Lebensmittel und die Gleichheit vor dem Gesetze: diese Stichworte sind es vielmehr, die immer von Neuem aus den Wählerversammlungen heraustönen; wobei dann die einen darthun, daß das Sozialistengesetz eine heilsame Nothwendigkeit und die Vertheuerung der Lebensmittel eine Fabel sei, während die anderen diese Heilsamkeit zugeben, doch nur zur weiteren Ausbreitung der Sozialdemokratie, welche Thatsache sich durch einige wenige Zahlen mit überwältigender Deutlichkeit veranschaulichen läßt; und mit gleichem Erfolge pflegen für die steigenden Kosten des Lebensunterhalts die Wirthschaftsbücher der Frauen citirt zu werden.

Für die Presse beanspruchen diese letzteren Erörterungen nicht mehr die lebhafteste Antheilnahme. In den Zeitungen wird weit mehr den kaiserlichen Erlassen eine ernste Aufmerksamkeit zugewandt.

So ist eine gewisse Zwiespältigkeit in die jetzige politische Bewegung hineingekommen; die zwei vorhandenen Strömungen berühren einander, doch gehen sie nicht in einander auf; in den öffentlichen Versammlungen werden die Resultate langjähriger Diskussionen zu ziehen versucht, und die Wahl selbst wird die Rechnung abschließen; in der Presse werden dagegen, ihrem Charakter entsprechend, zukünftige Entscheidungen mit tastender Vorsicht vorbereitet. Die Erlasse sind der erste Posten auf einer neuen Rechnung, deren Endergebniß noch Niemand voraussehen kann.

Nur eine kurze Strecke Weges läßt sich voraussblicken.

Für jene internationale Konferenz, die der Kaiser zur Berathung der Arbeiterfragen zusammenzurufen beabsichtigt, ergibt sich zunächst nämlich eine seltsame Schwierigkeit. Fast im nämlichen Augenblick, da die kaiserlichen vorbereitenden Erlasse erschienen sind, wurden durch die Schweiz bereits an die Mächte formelle Einladungen zu einer Konferenz mit gleicher Aufgabe verschickt. Sollen diese beiden Konferenzen neben einander tagen? das wäre ein schädlicher Ueberfluß. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß in dem sozialpolitischen Wettlauf zwischen Deutschland und der Schweiz wir den Preis davontragen. Die Regierung der Eidgenossenschaft scheint frei von dem Drange zu sein, gerade eine Konferenz im eigenen Hause zu verlangen. Schweizer Preßstimmen betonen, es sei die Hauptsache, daß etwas geschieht und nicht an wessen Tisch die Berathungen stattfinden.

Auch im Uebrigen stehen die Aussichten für den Zusammentritt einer Konferenz nicht ungünstig. Italien hat sich bereits mit der Beschickung derselben einverstanden erklärt. Eine offiziöse französische Preßstimme verkündet,

daß, wenn die Großmächte gemeinsam berathen wollen, die Republik nicht fehlen werde. An Oesterreich zweifelt Niemand; die Schweiz ist nur noch durch formelle Bedenken gefesselt; Belgien und Holland schließen sich gewiß nicht aus; und auch England wird erscheinen, wenn ihm die nöthigen Garantien dafür gegeben werden, daß die Berathungen sich in Bahnen bewegen, die den wirthschaftlich und politisch freiheitlichen Tendenzen des Vereinigten Königreiches nicht widersprechen. Die englischen Bedenken könnten das stärkste Hinderniß sein. Von dem Grundsatze, daß das erwachsene Individuum nicht durch engen Zwang bevormundet werden dürfe, wird England nicht abgehen, und dieser Grundsatz ist auch uns theuer. Doch meinen wir, daß sich aller Voraussicht nach ein Weg finden wird, um die Theilnahme des Inselreiches herbei zu führen. Wenn ein so mächtiges Land wie Deutschland die Staaten zu einem Meinungsaustausch einladet, und wenn der Monarch Deutschlands selbst die Initiative ergriffen hat, so wird sich nicht leicht ein Reich gänzlich ablehnend verhalten. Die Anwesenheit bei den Berathungen ist ein Akt der Höflichkeit, den man bereitwillig gewähren wird, und ein Akt entgegenkommender Gesinnung, der zunächst noch — zu gar nichts verpflichtet.

Wie groß die Schwierigkeiten sein werden, die die Konferenz zu überwinden haben wird, kann man im Augenblick nicht beurtheilen, denn das Programm der Berathungen ist unbekannt. Schwierigkeiten anderer Art treten dagegen schon völlig deutlich zu Tage, und sie sind nicht in der Sache selbst begründet, sondern in den Gegensätzen, die unsere preußische und deutsche Politik beherrschen.

Was wir vor acht Tagen aus den Ereignissen glaubten herauslesen zu dürfen, das wird jetzt nachträglich in offiziösen Blättern als Thatsache mitgetheilt. Wurde es zunächst bestritten, daß zwischen Kaiser und Kanzler ein Gegensatz besteht, so gibt man das jetzt unumwunden zu. In der Thronrede fand das Sozialistengesetz keine Erwähnung, weil der Kaiser die Gedanken der Erlasse bereits mit sich herumtrug, und weil in der Schnelligkeit sich eine „Verständigung“ nicht hatte erzielen lassen; das ist unsere Ansicht gewesen, das ist jetzt auch die Darstellung, die durch die Tagespresse nach Mittheilungen von „bestunterrichteter Seite“ geht, und die in der „Nordd. Allg. Ztg.“ gleichfalls abgedruckt, dann freilich wieder dementiert wird. Diese „bestunterrichtete Seite“ gesteht des Weiteren sogar zu:

„Hätte Fürst Bismarck das Handelsministerium behalten, so würde er dem Inhalt der Erlasse nicht haben zustimmen können, und um die Kabinetsfrage zu stellen, waren die streitigen Punkte dem Kanzler nicht durchschlagend genug.“

Wie einschneidend die Gegensätze auch heute noch sind, läßt die „bestunterrichtete Seite“ endlich durch die Bemerkung erkennen, daß

„die Idee, mit den Erlassen zunächst den Staatsrath zu befassen, dem Wunsche entsprungen ist, die eigentlich amtlichen Erwägungen zeitweilig vertagt zu wissen.“

Um Zeit für einen Ausgleich zu gewinnen, wurde also der Staatsrath berufen, dessen Berathungen mithin keine weitreichende Bedeutung beanspruchen dürfen; ohnehin wäre man bei der Zusammensetzung dieser Körperschaft nicht leicht in Versuchung gekommen, mit besonders neugierigen Augen auf ihren Zusammentritt zu blicken.

Ein derartiges Auskunftsmittel erweist aber um so deutlicher, daß der Kanzler, nur dem kaiserlichen Drucke gehorchend, für den Zusammentritt der Konferenz wirkt; und was ist von einer Konferenz zu erwarten, die unter diesen Umständen zusammentritt? Wenn der leitende Minister des einladenden Staates der Konferenz so wenig geneigt ist, dann möchte man schon jetzt die Unkosten für die Zustellung der Einladungen bedauern. Die offiziösen „Hamburger Nachrichten“ ziehen daher mit bitterer Konsequenz bereits die letzten Folgerungen und betonen, daß wenn die Konferenz scheitert, jede weitere „Aktion überhaupt unterbleiben“ muß. So spiegelt sich denn hier die Möglichkeit, daß jene kaiserlichen Erlasse, die neue Aspirationen bei der Arbeiterbevölkerung wachgerufen haben, leicht kein anderes Ergebniß als die Enttäuschung des vierten Standes zeitigen könnten — wenigstens, wenn es nach dem Willen derer geht, die als die Interpreten der Bismarck'schen Politik sich ausgeben.

Wir sind von Neuem in der Zeit der Friktionen, und man kann lehrreiche Beobachtungen darüber anstellen, in welcher Gestalt diese Friktionen in die Erscheinung treten, je nachdem ein gesunder oder ein kranker Kaiser auf dem deutschen Throne sitzt. Unter Friedrich III. hätte die offiziöse, „königstreue“ Meute kleffend ihre Zähne gezeigt; heute begnügt sie sich mit sehr leisem, verhaltenem Knurren; man sieht, wie ermuthigend und anregend ein Krebsleiden auf diese edlen, „nationalen“ Seelen wirkt.

Die Folgerungen, die sich aus diesen Friktionen ergeben, wird hoffentlich die Bevölkerung am Wahltage ziehen; bei ihr steht die Entscheidung, nachdem die Vorarbeiten für die Wahl jetzt so gut wie beendet sind. Für die Aufstellung freisinniger Kandidaten ist gesorgt; es sei erwähnt, daß von unseren Mitarbeitern sich nicht weniger als vierundzwanzig um einen Parlamentssitz bewerben. In den acht Tagen, die uns von der Entscheidung trennen, muß die Agitation nochmals mit erneuter Wucht einsetzen, die Wähler aber werden sich zu erinnern haben, daß selbstbewußte, von eigenen festen Ueberzeugungen geleitete Männer dem Parlament doppelt nothwendig sind, wenn die Kräfte der leitenden Kreise gegen einander arbeiten, statt zu einheitlicher Führung zusammengefaßt zu werden. Und beginnt die offiziöse Presse den Inhalt der kaiserlichen Erlasse bereits langsam zu verflüchtigen, so wird es um so nothwendiger sein, auf die freisinnigen Programmpunkte hinzuweisen: Aufhebung des Sozialistengesetzes und Beseitigung der Lebensmittelzölle — mit diesen Mitteln ist die Arbeiterbevölkerung jedenfalls von einem beklagenswerthen materiellen und einem beklagenswerthen geistigen Druck zu befreien.

Seit langem kränklich, ist plötzlich der Sultan von Zanzibar gestorben. In orientalischen Ländern sind mit Thronwechseln häufig politische Erschütterungen verknüpft, und so kann dieser Todesfall denn auch seine Folgen für die deutsche Kolonialpolitik haben.

Das englische Parlament ist mit einer Thronrede von Neuem eröffnet worden; für das Ausland ist der bedeutungsvollste Punkt derselben die Erwähnung des Streites mit Portugal. Schon aus der Eröffnungsrede ging hervor, daß Lord Salisbury seinen bisherigen Standpunkt zu verlassen nicht Willens ist. Noch weniger ermuthigend lauten die Ausführungen, welche von Seiten der Regierung bei den ersten Debatten im Unterhause gemacht worden sind. Danach lehnt es die englische Regierung ab, einen Schiedsspruch über die Regelung der afrikanischen Besitzverhältnisse herbeizuführen. Diese Weigerung macht den Eindruck, daß das Ministerium des Lord Salisbury auf die seinen Anforderungen zur Seite stehenden rein sachlichen und rechtlichen Gründe nicht allzufest vertraut. Der größeren Sicherheit wegen wird wieder einmal in Europa das Recht des Stärkeren mit allem Nachdruck und recht unverhüllt zur Geltung gebracht.

Für diese Politik der Kanonen ist die wirkungsvollste Rechtfertigung immer noch die Nützlichkeit. Vielleicht wird sich aber herausstellen, daß Lord Salisbury selbst diese für nicht sich reklamiren kann. In Portugal steigt der Haß gegen England beständig, und dieser Haß bedeutet für das Vereinigte Königreich sehr reale Handelsnachtheile. Dazu kommt ein Weiteres; die republikanische Propaganda erweist sich in Lissabon und anderen großen Städten immer mächtiger; Straßenemeuten haben bereits stattgefunden. Wenn Portugal Republik wird, so kann leicht Spanien folgen, und es ist doch fraglich, ob es für England bequem ist, wenn der ganze Westen Europas republikanische Staatsformen annimmt, wenn hierdurch ein neues Moment für das nähere Aneinanderrücken dieser romanischen Länder geboten wird, und wenn sich dann unter diesen Republiken zwei, Portugal und Frankreich, befinden, die für England keineswegs wohlwollende Gesinnungen hegen.

In Paris ist plötzlich der junge Herzog von Orleans aufgetaucht, angeblich zu dem Zwecke, um sich in die Militär-

liste einschreiben zu lassen. Da der Herzog jedoch zu den verbannten Prinzen gehört, zeichnete man ihn nicht ein, sondern nahm ihn fest und verurtheilte ihn zu zwei Jahren Gefängniß. Diese Vorgänge, die sich mit großer Schnelligkeit und ohne ernsten Zwischenfall abspielten, gaben der französischen reaktionären Presse Veranlassung, ihre fast erloschene Propaganda wieder anzufachen. Die Reaktion hat von Neuem einen Helden und einen Märtyrer. Der Herzog von Orleans hat also seinen Zweck erreicht: vor acht Tagen war er ein unbekannter Mensch, von dessen Existenz nur die Kenner des Gothaer Almanachs zuverlässige Nachricht hatten; heute ist er eine Person. Das ist für einen Prätendenten schon etwas. Mit einem Pagenscherz, wie der des Herzogs, kann in Frankreich unter Umständen eine Laufbahn beginnen; aber freilich, jeder Pagenstreich gibt noch nicht die Gewähr für ernste Schicksale.

In **Rußland** ist einer der liberalen Staatsmänner aus der Aufklärungs-Aera des verstorbenen Zaren gestorben. Der frühere Minister Walujew, der seit Langem keinen Wirkungskreis mehr hatte, ist aus dem Leben geschieden. Mit seinem Namen ist die Bauernemanzipation verknüpft, diese fast einzige und jedenfalls größte civilisatorische That, die in diesem Jahrhundert die russische Entwicklung aufzuweisen hat.

Die **Verschwörung gegen den Prinzen Ferdinand** von Bulgarien scheint doch ernster gewesen zu sein, als man ursprünglich angenommen hat. Es steht jetzt außer Zweifel, daß die Fäden wiederum von russischen Emissären in der Hand gehalten wurden, und daß in verschiedenen Städten einflußreiche Unzufriedene geworben waren. Ist der Anschlag auch diesmal mißglückt, so ist doch die Welt nochmals daran erinnert worden, wie leicht im Südosten Europas neue Erschütterungen eintreten können.

* * *

Die Physiognomie des Wahlkampfs.

Was den diesmaligen Wahlkampf von demjenigen des Jahres 1887 vor Allem unterscheidet, ist der Mangel einer zielbewußten Direktive von Seiten jener obersten Instanz, deren Urtheil für die Haltung der Kartellparteien bisher maßgebend war. Die Enthaltsamkeit wird in dieser Beziehung so weit getrieben, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" neun Tage vor dem Wahltermin Zeit und Platz gefunden hat, um in einem langen Leitartikel ein so dringendes Thema zu behandeln wie: „Der sogenannte immaterielle Schaden nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs." Selbstverständlich tadeln wir diese Abstandnahme von früheren Gewohnheiten im Wahlkampfe nicht; wir konstatiren sie nur und lassen es dahingestellt, ob derselben sonstige Erwägungen oder der Groll des Peliden zu Grunde liegen. Jedenfalls kommt diese passive Haltung dem Prinzip, daß Sonne und Schatten bei Wahlkämpfen zwischen allen Parteien möglichst gleich zu vertheilen sind, näher als die frühere Praxis.

Die Kartellparteien, und speziell die Nationalliberalen, haben sich in die ungewohnte Situation, die starke Hand entbehren zu müssen, nur allmählich gefunden. Sie haben die Parole: Gegen die Sozialdemokratie und ihre Begünstiger: zwar aufgenommen, aber nicht mit solchem Elan, daß von einer wirksamen Resonanz die Rede sein könnte. Sie haben sich ferner bemüht, die Erinnerung an das Melinit und die Pikrinsäure des Jahres 1887 nach Möglichkeit wieder aufzufrischen, aber dieser Schatten eines Schattens ist gar zu blaß. Endlich finden auch die alten Ladenhüter im Phrasenkramladen, jene Redensarten von den „nationalen" Parteien, und den „Ordnungsparteien" und den „staatserhaltenden Parteien" keinen rechten Absatz mehr. Das alles ist für die Nationalliberalen recht schlimm, und es scheint in manchen Kreisen dieser Partei denn auch lebhafter das Gefühl zu erwachen, daß man sich durch Ratifizirung des von den Führern abgeschlossenen Kartells ganz überflüssiger Weise kompromittirt.

Alle diese Umstände, zusammengenommen, haben die Stellung der nationalliberalen Partei im gegenwärtigen Wahlkampfe zu einer so unsicheren und unentschlossenen gemacht, daß sie voraussichtlich größere Verluste an Mandaten wie an Stimmen erleiden wird, als irgend eine andere Partei. Als am weitesten vorgeschobenen Posten der Kartellparteien wird die nationalliberale Partei von der Opposition am stärksten bedrängt. Ihr Verlust wird im Wesentlichen den Freisinnigen und der Volkspartei sowie den Sozialdemokraten zu Gute kommen. Wenn sie mit einem Verlust von zwanzig Mandaten davon kommt, so kann sie von Glück sagen.

Die Freisinnigen werden an Stimmenzahl erheblich und voraussichtlich auch an Mandaten nicht unbeträchtlich gewinnen. Das Verhältniß würde sich noch wesentlich günstiger gestalten, wenn sie nicht so viel Kraft zur Bekämpfung der Sozialdemokratie abzugeben hätten. Dieser Kampf wird in vielen Wahlkreisen höchst nachdrücklich geführt. Tumultuarische Szenen in Wahlversammlungen sind dabei mehr die Regel als die Ausnahme. Der Umstand, daß die ernstliche öffentliche Diskussion mit den Sozialdemokraten so lange unterbrochen gewesen ist, macht sich dabei unbequem fühlbar. Beide Theile sind dadurch entwöhnt, sich so zu einander zu stellen, wie es den eigenen Interessen am meisten entspricht. Wir werden alle Kinderkrankheiten der Versammlungsfreiheit nochmals durchzumachen haben, sobald das Sozialistengesetz aufgehoben ist. Aber diese Krankheiten sind nicht lebensgefährlich. Ich habe in den letzten Wochen eine Reihe von Massenversammlungen mitgemacht, in denen es — oft unter tosendem Lärm — zu lebhaften Auseinandersetzungen mit Sozialdemokraten kam, aber es gelang dennoch in jedem Falle, eine wirkliche Diskussion zu führen. Der Gedankengang, in dem die sozialdemokratischen Redner sich dabei bewegten, war ein so gleichartiger, die Logik so brüchig und das Zutrauen zu den haltlosesten Behauptungen meistens so naiv, daß man nichts dringender wünschen muß, als diesen Rednern die ausgiebigste Gelegenheit zu geben, sich im kontradiktorischen Verfahren vor großen Massen zu äußern. Wenn das Sozialistengesetz nicht schon aus so viel anderen Gründen verwerflich wäre, der eine Grund würde zu dessen Verwerfung genügen, daß es die Sozialdemokraten hindert zu beweisen, wie wenig Stichhaltiges sie in Wirklichkeit zu sagen wissen.

Dank dem Sozialistengesetze werden die Sozialdemokraten diesmal wahrscheinlich mehr als eine Million Stimmen zählen und mit großem Selbstbewußtsein aus dem Wahlkampfe hervorgehen. Den Freisinnigen wird in Zukunft mehr als je die Aufgabe zufallen, die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Sie sind dazu entschlossen, aber man bleibe uns mit den Hilfsmitteln polizeilicher Ausnahmegesetze vom Leibe. Man kann den Sozialismus nur mit Freiheit, nicht mit Zwang kuriren.

Th. Barth.

Deutsche und englische Arbeiterverhältnisse.

Bei den Verhandlungen, welche jetzt im preußischen Staatsrathe über die Einrichtung von Arbeiterausschüssen und Einigungsämtern beginnen, verdiente vor Allem auch der Bericht zu Rathe gezogen zu werden, welchen die im Herbst vorigen Jahres von industriellen und wirthschaftlichen Vereinen entsendete Kommission über ihre Untersuchung der dortigen Arbeiterverhältnisse jüngst erstattet hat. Die Mitglieder der hohen Körperschaft können, wenn sie mit einigermaßen unbefangenen Augen an die Lektüre dieses Berichts herantreten, darin manches Beherzigenswerthe finden, können darin vor Allem lernen, die Blicke über den Rahmen

hinauszurichten, welcher ihren Berathungen durch das bisher kundgegebene Programm gezogen zu sein scheint.

Es liegt ein Stückchen weltgeschichtlichen Humors darin, daß die Sendboten der größten Vereinigungen der deutschen Schutzzöllner im September v. J. hinausgezogen sind nach dem freihändlerischen England, um dort zu studiren, was einer Industrie frommt; es liegt eine unfreiwillige, aber treffende Kritik der deutschen Sozialpolitik darin, daß aus dem Lande, wo ein vorzugsweise die arbeitenden Klassen bedrückendes Ausnahmegesetz besteht, wie es in keinem anderen Kulturstaate existirt, und wo sozialpolitische Zwangseinrichtungen hergestellt sind, um welche uns nach der Behauptung der Offiziösen und der Kartellparteien alle Staaten der Erde beneiden — daß aus diesem Lande eine ganze Kommission von den doch zunächst betheiligten Großindustriellen hinausgeschickt wird nach dem Lande, wo der Aussprache politischer und sozialer Lehren der freieste Spielraum gewährt ist und wo die Gesetzgebung die arbeitenden Klassen mit allen angeblichen Segnungen staatssozialistischer Zwangskassen verschont hat, um dort zu lernen, wie friedliche Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf die Dauer am besten gewahrt werden können. Es liegt in diesem Vorgehen dieser Männer, zu dieser Zeit eine Huldigung des kontinentalen Staatssozialismus vor dem englischen Manchesterthum, wie man sie sich drastischer kaum vorstellen kann.

Verbunden hatten sich zu dem Studienwerke, neben dem wirthschaftspolitisch ziemlich farblosen „Verein zur Wahrung der wirthschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe", gemeinhin der „Verein mit dem langen Namen" genannt, vier große schutzzöllnerische Vereinigungen: der Centralverband deutscher Industrieller; der Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen, gewöhnlich kurz der „unwirthschaftliche" genannt; die nordwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller; der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund. Die Delegirten waren Generalsekretär Dr. Beumer, Generalsekretär Bueck, Fabrikbesitzer Möller-Brackwede, Fabrikbesitzer Caron-Rittershausen.

Das von diesen Herren über ihre Arbeiten bisher der Oeffentlichkeit übergebene Material ist nicht allzu umfangreich. Zunächst liegt ein ungefähr zwei Druckbogen umfassender „Bericht" vor. Es muß anerkannt werden, daß in demselben über das englische Arbeitervereinswesen manche Mittheilungen gemacht werden, welche als wichtige Ergänzungen der sonst schon in Schriften und Aufsätzen vorhandenen Schilderungen dieser Verhältnisse gelten können. Vornehmlich sind dabei die englischen Gewerkvereine, Trade-Unions, berücksichtigt. Ein besonderer Vorzug des Berichts ist es, daß in der Darstellung der Art und Weise, in welcher Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern seitens der Gewerkvereine und der ihnen gegenüberstehenden Arbeitgebervereinigungen behandelt werden, überall die neuesten Organisationen und Abmachungen geschildert sind. Recht anschaulich ist auch der Gegensatz dargelegt, der sich in jüngster Zeit zwischen den alten Gewerkvereinen, welche zu ihren Mitgliedern vorzugsweise gelernte Arbeiter zählen, und den neuen Vereinigungen, zu welchen der Londoner Dockarbeiterausstand den Anstoß gegeben und in welchen hauptsächlich ungelernte Arbeiter (unskilled men) sich zusammengeschlossen haben, herausgebildet hat.

Eine wichtige Ergänzung hat dieser Bericht indessen durch zwei Publikationen erfahren. Auf einer von den Vereinsvorständen am 13. Dezember v. J. abgehaltenen Konferenz hat Jeder der vier Theilnehmer der Erforschungs-Expedition seine besonderen Beobachtungen und Urtheile mitgetheilt; auch diese Vorträge sind zugleich mit dem Bericht veröffentlicht worden. Vorher ist indessen noch eine Reihe von Einzelberichten, welche die Reisenden während ihrer Fahrt abgesandt hatten, in der Presse erschienen; ein Berliner sozialdemokratisches Blatt, welchem Abdrücke dieser Berichte durch einen Vertrauensbruch zugänglich gemacht wurden, hat nicht gezögert, dieselben vollständig abzudrucken. Wie sehr ein solches Verfahren vom Standpunkte des Rechts und der Sitte auch zu verurtheilen sein mag, so werfen doch gerade diese unter den unmittelbaren Eindrücken abgefaßten, nur für einen engeren Leserkreis bestimmten Briefe ein recht klärendes Licht auf diese sozialpolitische Forschungsreise, und es liegt um so weniger ein Grund vor, diese Briefe zu ignoriren, als ihre vollständige Authentizität niemals bestritten worden ist.

Aus allen erwähnten Berichten, Vorträgen, Briefen ergibt sich nun, daß die Kommission vor Allem über zwei Punkte Klarheit erlangen wollte. Einmal wollte man sich unterrichten, ob die bisherige Wirksamkeit der Trade-Unions und das ganze Verhältniß, welches sich zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern infolge jener Wirksamkeit herausgebildet hat, als ein für die Industrie förderliches und befriedigendes betrachtet werden kann. Sodann wollte man erforschen, „ob Anzeichen vorhanden sind, bezw. ob die Befürchtung gehegt wird, daß durch das Eindringen sozialdemokratischer Ideen und Bestrebungen, namentlich durch die Organisation der bisher unorganisirten Arbeitermassen in sozialdemokratischem Sinne, auch ernste Gefahren für die englische Industrie, wie überhaupt für die wirthschaftlichen und sozialen Zustände Englands entstehen könnten".

Praktisch hat sich die Sache so gestaltet, daß die Beantwortung der zweiten Frage nahezu die Hauptaufgabe unserer Reisenden geworden ist. Die Herren Sendboten erscheinen sämmtlich ganz von dem Gedanken beherrscht, daß, wenn in die Arbeitervereine sozialdemokratische Anschauungen eingedrungen, von allen Arbeitsausschüssen und Einigungsämtern ein Heil nicht mehr zu erwarten sei; namentlich ihre Briefe machen an vielen Stellen den Eindruck, als ob die Herren ausgezogen seien, nicht um die thatsächlich vorhandenen Einrichtungen in ihrer Wirksamkeit zu studiren, sondern um die Sozialdemokratie in Großbritannien zu entdecken. England und Schottland ziehen sie auf und ab, um nach Anzeichen sozialdemokratischer Agitation in der englischen Arbeiterbewegung zu spähen, um Spuren sozialdemokratischen Geistes in den englischen Arbeitervereinigungen aufzufinden. Anfangs hatten die Herren indessen trotz heißen Bemühens gar keinen Erfolg. Die englischen Großindustriellen, an welche sie sich wandten, erklärten ihnen ziemlich übereinstimmend, daß der gegenwärtige Stand der Dinge als Folge einer unaufhaltsamen Bewegung und als etwas Unvermeidliches hingenommen werden müsse, daß er aber, auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, allgemein befriedige. Ohne irgend welches erkennbare Gefühl der Erregung gegen die Arbeiter wurde den deutschen Delegirten, die doch wohl etwas erstaunt dreinschauen mochten, geschildert, in welcher Weise in vielen Großindustrien Englands die Vertreter der Arbeitgeber und Arbeiter in Schlichtung der auftretenden Streitigkeiten mit einander *auf dem Fuße voller Gleichberechtigung* verkehren und wie die Arbeitgeber selbst mit dem Resultat vollkommen zufrieden sind. Den deutschen Sendboten wollte es nicht einmal gelingen, mit den englischen Großindustriellen zu einer Verständigung über den „Begriff der Sozialdemokratie in deutschem Sinne" zu gelangen. Wohl war den englischen Herren der Begriff des Kommunismus geläufig; aber sie hatten auch vor ihm keine Furcht, denn nach ihrer Auffassung würde ihn jeder Engländer zurückweisen. Das Wort „Sozialdemokratie" kannten sie dagegen überhaupt nicht! Sie sprachen nur von Sozialisten, die ein Eingreifen des Staates in die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse erstreben. Auch bei den Vorstehern der großen englischen Gewerkvereine konnten die deutschen Delegirten kein besseres Resultat erreichen; auch von diesen wurde auf die Frage, ob irgend eine Hinneigung zur Sozialdemokratie in den Trade-Unions bestehe, fast durchweg mit großer Entschiedenheit eine verneinende Antwort gegeben.

Nur einen schwachen Trost gewährte es augenscheinlich den auf der Jagd nach englischer Sozialdemokratie befindlichen deutschen Sendboten, das, was sie von den im praktischen Leben stehenden Vertretern der englischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht zu hören bekommen konnten, wenigstens von deutschen Landsleuten, die nur als Beobachter die Vorgänge verfolgen, bestätigt zu erhalten. Bestritten englische

Industrielle, im Hinblick auf die geordneten Verhältnisse in ihren Trade-Unions und auf die verständige Leitung derselben, daß eine Hinneigung zur Sozialdemokratie in denselben herrsche, „so war man — so heißt es bezeichnender Weise wörtlich in einem der Briefe — in dem deutschen Generalkonsulat, wohl gestützt auf die bessere Kenntniß der Sozialdemokratie und ihres Wesens, vollkommen anderer Ansicht"; dort nahm man an, daß John Burns, der Führer im Dockarbeiterstreik, ein ausgesprochener Sozialdemokrat sei, und durch Vereinigung der bisher unorganisirten Massen eine rein sozialdemokratische Organisation schaffen wolle.

Große Freude widerfuhr deshalb auch den deutschen Sendboten, als sie auf ihren weiten Hin- und Herfahrten endlich einen englischen Industriellen fanden, der zugab, daß in der englischen Arbeiterbewegung sich sozialdemokratische Tendenzen geltend machten. Noch größere Genugthuung gewährte ihnen augenscheinlich die Unterhaltung mit John Burns selbst, an dessen gut sozialdemokratischer Gesinnung ihrer Ansicht nach nicht zu zweifeln sei, wenn er sein Programm auch nur „Schritt für Schritt" verwirklichen wolle. Mit nicht ganz ungemischten Gefühlen werden sie dagegen dem ruhig und klar urtheilenden Mr. Burnett, der als Labour Correspondent im Board of Trade etwa die Stellung eines geheimräthlichen Dezernenten für Arbeiterfragen in einem deutschen Ministerium einnimmt, zugehört haben. Mr. Burnett gab nämlich den deutschen Fragern zu, daß wirkliche sozialdemokratische Führer mit einem gewissen Anhange in England vorhanden seien, selbst in den Trade-Unions, wenn auch vorläufig in geringer Zahl; er sprach auch die Befürchtung aus, daß bei dem Wiedereintritt schlechter Geschäftsjahre die Bewegung größere Dimensionen annehmen könne. Aber mit echt britischem Vertrauen auf den common sense bestritt er, daß Burns mit seinem Streben, die jetzt unorganisirten Massen nach Berufszweigen in Vereinigungen für das ganze Reich zusammenzufassen, Erfolg haben könne; diese Vereinigungen müßten zusammenbrechen, da sie mit der ganz auf lokalen Verbänden und auf der Seßhaftigkeit ihrer Mitglieder beruhenden Entwicklungsgeschichte der englischen Arbeiterbewegung und auch mit dem Charakter des englischen Arbeiters in Widerspruch ständen.

In dem Bilde, welches die Schilderungen der Reisenden von ihren Beobachtungen und Eindrücken entwerfen, würde ein charakteristischer Zug fehlen, wenn nicht schließlich noch des echt schutzzöllnerischen Mißtrauens gedacht würde, das an letzter Stelle die Gemüther der Deutschen erregt hat. Die englischen Arbeitgeber haben sich überwiegend günstig über die Wirkung der Trade-Unions auf die englische Industrie ausgesprochen. Die deutschen Schutzzöllner wittern aber bereits hinter diesem Urtheil den Wunsch, die kontinentalen Löhne möchten in die Höhe steigen und es möge dadurch die Produktion auf dem Kontinent erschwert werden, damit England das ihm entrissene Exportgebiet zum Theil wiedergewinnen könne; sie kommen deshalb einfach zu dem Schluß: „daß zur Steigerung der Löhne auf dem Kontinent die Einführung der Trade-Unions das beste Mittel sein würde, hörten wir aus den uns abgegebenen Urtheilen der Arbeitgeber deutlich heraus." Man vergegenwärtige sich nur einmal die durch diese Verdächtigung offen angedeutete Sachlage: deutsche Delegirte kommen, ausgerüstet mit den besten Empfehlungen, zu hervorragenden Industriellen Englands, werden von denselben freundlich aufgenommen und mit Informationen aller Art versehen; nach Hause heimgekehrt, proklamiren sie laut den Verdacht, daß die Engländer nur auf Lug und Trug ausgegangen sein möchten, um hinterlistig die deutsche Konkurrenz zu Fall zu bringen. O perfides Albion! O deutsche Treue! Man kann sich in der That eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren bei dem Gedanken, daß die Männer, welche den Muth haben, für eine gastfreundliche Aufnahme in England mit einer offenen Aussprache eines solchen Verdachts zu danken, jenseit des Kanals in gewissem Sinne als Vertreter Deutschlands betrachtet worden sind.

Ob dieses Verhalten auch als „national" anzusehen ist, in dem häßlichen Sinne, welchen das schöne Wort durch den leidigen Mißbrauch als Parteischlagwort angenommen hat? Jedenfalls sind, nach ihren Berichten zu schließen, die nach England gegangenen Sendboten die rechten Repräsentanten des „nationalen" Geistes, der die Thaten der Mehrheit des Kartellreichstags bestimmt hat. Diese Mehrheit hat den Bau der sozialpolitischen Zwangsgesetzgebung durch das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz zu krönen gesucht, sie ist bereit gewesen, die angeblich unerläßlichen Machtmittel zur gewaltsamen Bekämpfung der Sozialdemokratie für alle Zeiten vertrauensvoll in die Hände der Regierung zu geben, aber sie ist doch die bleiche Furcht vor der Sozialdemokratie niemals los geworden. Und unter der Herrschaft derselben Furcht hat die nach England gegangene Kommission beobachtet, gesucht, geurtheilt.

An zwei schweren Fehlern krankt in Deutschland die Beurtheilung der sozialistischen Bewegung und demgemäß auch die Beurtheilung der anwendbaren Heilmittel. Die sozialistische Lehre hat, begünstigt vom Ministertisch, von der Parlamentstribüne und vom Universitätskatheder, Eingang gefunden in breite Schichten des gebildeten Bürgerthums. Selbst aus den Berichten jener nach England gegangenen Sendboten tönt es wie ein schlechtes Gewissen heraus; sie fürchten offenbar, auf die Versicherung des Sozialisten Burns hin, daß der organisirten Arbeiterbewegung gegenüber das private Kapital trotz aller Assoziationen ohnmächtig sein werde, und aus dieser Ueberzeugung erwächst ihr sonst durch Thatsachen gar nicht begründeter Widerspruch gegen ähnliche, wohlgemerkt freie Organisationen auf deutschem Boden. Wie wohlthätig sticht gegen diese Angst, die sich nur noch mit einem schwächlichen Nein helfen zu können glaubt, das, man möchte sagen, urwüchsige Vertrauen ab, mit welchem einsichtige englische Arbeitgeber und Arbeitnehmer der weiteren Entwicklung der Arbeiterbewegung gegenüber stehen. Die englischen Gewerkvereine haben auch eine schwere Sturm- und Drangperiode durchgemacht; es hat Jahre hindurch den Anschein gehabt, als ob der im ersten Gefühl der Kraft geübten Gewaltthätigkeit dieser Vereinigungen auch nur durch eine gewaltthätige Gesetzgebung wirksam begegnet werden könne. Aber wie ungeberdig sich auch der Most gezeigt, er hat doch einen Wein gegeben. Heute stehen die englischen Gewerkvereine nicht allein da als wichtige Glieder in einer weit ausgedehnten freien Organisation, welche im Ganzen den sozialen Frieden ehrlich erstrebt, sondern sie sind auch in ihrer immer wieder und wieder offen kundgegebenen Ueberzeugung von den berechtigten Ansprüchen des Kapitals geradezu kräftige Stützen einer Wirthschaftsordnung, die mit ihrer Grundlage freier individueller Thätigkeit eben die einzige Ordnung wirthschaftlicher Kultur überhaupt ist. Wer will es den Engländern verargen, wenn sie mit unerschütterlichem Vertrauen — man denke nur an die oben erwähnten Worte des „Geheimrath" Burnett — auch dem Ausgange einer neuen Phase der Arbeiterbewegung, der Organisation der ungelernten Arbeiter, dem Aufkommen des „fünften" Standes entgegensehen? Kein Land der Welt hat ein so hohes Maß der industriellen Entwicklung erreicht wie England und kein Land ist deshalb von den Nachtheilen, welche diese Entwicklung neben ihren Vortheilen herbeiführt, in so hohem Maß bedroht, wie England. Aber doch hat kein Land bisher, trotz mancher heftigen Kämpfe, die vom Leben untrennbar, wie Sturm und Wogen vom Meer, die sozialen Probleme in gleichem Maße einer friedlichen Lösung zuzuführen verstanden, wie England.

Auch der Bericht der vielgenannten Kommission bietet in seinem thatsächlichen Theile dafür schöne Belege. Erwähnt wird dort mit Recht, daß in England zwar die Unterstützungskassen, die Konsumvereine und die Bausparkassen eine von den Trade-Unions gesonderte Existenz führen, daß alle diese Institutionen durch selbständige, von einander ganz unabhängige genossenschaftliche Organisationen repräsentirt werden, daß aber in dem Zusammenwirken aller dieser Verbände das Geheimniß ihres Erfolges liegt. „In ihnen allen kommt die Kraft der Einigung, die Fähigkeit, sich der

Führung Anderer unterzuordnen, sowie die Hartnäckigkeit und Energie in der Verfolgung gesteckter Ziele zum Vorschein, und der englische gelernte Arbeiter hat, ohne daß die Verbesserung seiner Verhältnisse Gegenstand eines Regierungsplanes gewesen wäre, Bewunderungswerthes erreicht. Er hat nicht bloß Interessen verfolgt, sondern sich Pflichten auferlegt und sich zu jener Selbstständigkeit (self dependence) erzogen, die einen Ruhm darin sieht, selbst für die eigene Zukunft zu sorgen, eine Selbständigkeit, die wir leider in Deutschland bei einem großen Theile auch der „gelernten Arbeiter" nur allzu sehr vermissen." Und aus dem amtlichen Bericht des englischen Handelsministeriums für 1887 über die Trade-Unions wird weiter folgende Stelle angeführt: „Im Gegensatze zu früheren Zeiten führen heutzutage Arbeitsstreitigkeiten keine Aufstände und Empörungen mehr herbei. Die Gewerkvereinler sind bessere Bürger geworden; die Vereinsthätigkeit findet jetzt öffentlich, nicht mehr im Dunkeln statt; ebenso ist die öffentliche Meinung für die Gewerkvereine günstiger geworden .... Die friedliche Erledigung der Streitpunkte wird jetzt erreicht, während früher die Erledigung durch Gewalt herbeigeführt wurde. Streiks sind natürlich noch nicht ganz überflüssig geworden, aber es besteht die Tendenz, sie thunlichst zu vermeiden, und die Trade-Unions tragen ihr Theil hierzu bei."

Der Bericht der deutschen Kommission kommt zu dem Schluß, daß es, namentlich in Rücksicht auf die von der Sozialdemokratie drohenden Gefahren, nicht zu empfehlen sei, die englischen Einrichtungen ohne Weiteres nach Deutschland zu übertragen. Als ob dies überhaupt möglich wäre! Als ob man eine Entwicklung, welche sich im Laufe von Jahrzehnten unter einer, freien Raum zur Selbstthätigkeit gewährenden Gesetzgebung vollzogen hat, mit einem Schlage durch Gesetz oder kaiserliche Verordnung auf einen ganz anderen Boden verpflanzen könnte, auf dem alles nur nach zwangsweise wachsen darf. Gerade die neueste sozialpolitische Gesetzgebung hat in Deutschland die Selbstthätigkeit der arbeitenden Klassen überall eingeengt, die theilweise vorhandenen Keime zu einer selbständigen Entwicklung geradezu erdrückt. Bezeichnend ist es, daß auch einer der Herren von der Kommission in seinem Vortrage mahnte, man möge doch den Bau von Arbeiterwohnungen u. s. w. wenigstens den Arbeitern selbst überlassen; es sei dringend erforderlich, dem deutschen Arbeiter doch auch etwas der eigenen Selbstverantwortung zu überlassen, wenn man es nicht dahin bringen wolle, daß er sich in allem und jedem auf den Arbeitgeber oder auf den Staat verlasse! Das Sozialistengesetz hat das Treiben der sozialistischen Vereinigungen aus der Oeffentlichkeit verdrängt und die arbeitenden Klassen recht eigentlich zu einer geheimen Thätigkeit im Dunkeln angeleitet. Genau das Gegentheil von dem, was oben in den Citaten aus englischen Quellen der englischen Entwicklung mit Recht als besonderer Vorzug nachgerühmt wird, hat die deutsche Gesetzgebung seit mehr als einem Jahrzehnt in jeder Weise gefördert. Schier unüberwindliche Schwierigkeiten scheint es heute zu bieten, von diesem verkehrten wieder auf den richtigen Weg zu gelangen, für die lebendige Bewegung der arbeitenden Klassen von den Zwangsgesetzen den allmäligen Uebergang zu einem Zustande gedeihlicher freier Thätigkeit zu gewinnen.

Und doch muß der Versuch hierzu gemacht werden, er ist heute, wo neue Einrichtungen zur Förderung des sozialen Friedens vorbereitet werden, nöthiger als je. Vielleicht versucht man es, das zwar von den gesetzgebenden Faktoren genehmigte, aber noch nicht in Kraft getretene Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz vor seiner definitiven Anwendung derartig umzugestalten, daß dieser ungeheure bureaukratische Apparat auf diesem wichtigen Gebiet doch nicht alle freie Thätigkeit der arbeitenden Klassen vollends erstickt. Jedenfalls ist eine auch nur einigermaßen erfolgreiche Lösung der in den jüngsten kaiserlichen Erlassen aufgestellten Reformprobleme nicht möglich, wenn nicht mit dem Sozialistengesetz gründlich aufgeräumt wird. Welche Vorschläge auch immer die Berathungen des jetzt zusammentretenden Staatsraths zu Tage fördern mögen, in welche Formen auch immer die gesetzgebenden Faktoren schließlich die Einrichtungen zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer kleiden mögen, eine vollständige Gleichberechtigung, welche die unabweisbare Vorbedingung eines Erfolges ist, kann so lange nicht verwirklicht werden, als über den Häuptern derjenigen Mitglieder eines Arbeiterausschusses, die Sozialdemokraten sind, das Damoklesschwert des Sozialistengesetzes schwebt. Es ist undenkbar, daß mit Arbeitgebern zu gedeihlichem Wirken an demselben Tische Arbeitnehmer sich vereinigen, die in jedem Augenblicke mit der Verwaltungsmaßregel der Ausweisung bedroht sind; es ist undenkbar, daß neben Unternehmern mit ehrlichem Streben nach Versöhnung Arbeiter Platz nehmen, die in jedem Augenblick auf Grund ihrer politischen Thätigkeit wegen Geheimbündelei in einen langjährige Gefängnißstrafe verheißenden Kriminalprozeß verwickelt werden können; es ist selbst undenkbar, daß Hunderttausende deutscher Arbeiter auch nur mit Vertrauen auf eine von den schönsten Tendenzen der Versöhnung diktirte Institution sehen, so lange sie und ihre Genossen fort und fort mit schweren Strafen ein Ausnahmegesetz trifft, welchem keine andere Partei untersteht. Das Gelingen jeder aus den kaiserlichen Erlassen hervorgehenden Initiative zur Schaffung neuer Organisationen ist deshalb in erster Linie von der Abschaffung des Sozialistengesetzes abhängig. Gerade der Bericht der nach England gegangenen schutzzöllnerischen und kartellparteilichen Kommission bestätigt an der Hand der in England gemachten Erfahrungen, daß für das soziale Wohl und Wehe Deutschlands ein Verzicht auf die Fortsetzung der gegenwärtigen Zwangs- und Ausnahmegesetzgebung unerläßlich ist.

M. Broemel.

Die Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers.

II.

Bisher war die Anschauung verbreitet, bis zum Jahre 1876 habe der Reichskanzler sich vorzugsweise mit den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt, die ihn so in Anspruch genommen hätten, daß er alle inneren Angelegenheiten dem Präsidenten des Reichskanzleramts, oder wie man ihn halb scherzend genannt hat, dem Vizekanzler Delbrück überlassen habe. Um so williger fand diese Anschauung Aufnahme, als Fürst Bismarck selbst im Reichstage wiederholt Aeußerungen gethan hat, die in diesem Sinne gedeutet werden können. Er sei genöthigt gewesen sich mit diesen Angelegenheiten zu beschäftigen, weil sein Mitarbeiter Delbrück ihn verlassen habe. Hiernach würden erst in den Jahren 1876 bis 1878 die Maßregeln angeregt worden sein, die später Schlag auf Schlag in das Leben traten.

Andere haben sehr wohl gewußt, daß der Rücktritt Delbrücks die Wirkung und nicht die Ursache davon gewesen, daß ein Wandel in der Wirthschaftspolitik vorbereitet war. Die glaubwürdigste Version geht darauf hinaus, daß Delbrück seinen Abschied gefordert, als er gesehen, die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die zuerst in der Gestalt des Reichseisenbahnprojekts erschien, sei so fest beschlossen, daß sein Widerspruch daran Nichts ändern könne. Hernach wären die Keime der Bismarckschen Wirthschaftspolitik im Jahre 1873 zu suchen. Das Buch Poschingers läßt indessen keinem Zweifel darüber Raum, daß sich der Reichskanzler mit den bedeutendsten Projekten, die er später in das Leben gerufen von dem Augenblicke an beschäftigt hat, wo er preußischer Ministerpräsident wurde, und daß er den Kampf für dieselben Jahre lang in der Stille der Bureaux geführt, bevor er ihn in die Oeffentlichkeit getragen.

In der Vorrede drückt Herr von Poschinger diese Thatsache in der denkbar schroffsten Form aus. „Bismarck sah sich vergeblich nach willigen Gehülfen um; wo er die nächste

Hilfe zu suchen angewiesen war, wurden seine Vorschläge bald scherzend, bald verächtlich bei Seite gelegt. In einer Sache blieben siebzehn Erinnerungsschreiben ohne Antwort; durch rücksichtsloses Zu-den-Akten-schreiben hoffte man den lästigen Projektenmacher zu ermüden." Natürlicher Weise sind diejenigen Aktenstücke, welche diese Schilderung in ihrem vollen Umfange hätten bestätigen müssen, nicht mit zum Abdruck gebracht worden. Alles wird auch nicht zu den Akten geschrieben sein; der Regel nach werden die Delbrück und Camphausen die an sie gerichteten Schreiben beantwortet haben und ihre Antworten fehlen gänzlich, so daß man von den damaligen Kämpfen nur ein unvollständiges Bild erhält. Aber ohne Zweifel ist die Thatsache richtig, daß schon in dem Jahrzehnt, welches man als das der liberalen Gesetzgebung zu bezeichnen pflegt, ein recht tiefgehender Gegensatz zwischen dem Kanzler und seinem alter ego bestanden hat, und daß Delbrück sich dieses Gegensatzes mit voller Bestimmtheit bewußt gewesen ist.

Es ist anzunehmen, daß der Reichskanzler die Hauptstücke dieser liberalen Gesetzgebung, also das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz, die Gewerbeordnung, die Ermäßigungen des Zolltarifs, das Münzgesetz, das Bankgesetz ohne Freude hat entstehen sehen. Er hat sie zugelassen, aber er hat sie nicht befürwortet. Bei manchen Punkten mag ihn der Gedanke an eine spätere Revision schon damals beschäftigt haben, zum Beispiel hinsichtlich der Erweiterung der Innungsrechte. „Die Klinke der Gesetzgebung in die Hand nehmen", dieser oft gebrauchte Ausdruck ist zum ersten Male vom Reichskanzler gebraucht worden; es thut Noth, daran zu erinnern, weil jetzt die Neigung herrscht, das miserable Deutsch fortschrittlicher Zeitungsschreiber dafür verantwortlich zu machen. Von der Möglichkeit, ein Gesetz zu machen und es nachher, wenn es sich nicht bewährt, wieder abzuschaffen, hat er öfter mit einer Leichtigkeit gesprochen, die ein Staatsmann, der seine Lorbeeren mehr auf dem Gebiete der Gesetzgebung, als auf dem der Diplomatie sucht, vermieden haben würde. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat den Freihandel ununterbrochen bekämpft, hat auch gegen andere Konsequenzen der wirthschaftlichen Freiheit häufig genug abfällige Bemerkungen gemacht, und zwar in einer Weise, die nicht darauf schließen ließ, daß sie lediglich ihren privaten Ueberzeugungen zum Ausdruck verhelfen wollte. Hält man alle diese Symptome zusammen, so gelangt man dahin, daß man nicht mehr die Frage aufwirft, warum Delbrück gegangen ist, sondern umgekehrt die Frage, wie es gekommen ist, daß er trotz der grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Reichskanzler so lange im Amte bleiben konnte.

Die Stellung des Reichskanzlers ist schon damals wie heute die gewesen, daß ein Minister, mit dem er nicht zusammen arbeiten wollte, sich nicht im Amte erhalten konnte. Will sich heute ein Minister nicht als sein williger Gehilfe erweisen, so verschwindet er und es wird ein willigerer an seine Stelle berufen. Man macht auch heute noch keinem Minister einen Vorwurf daraus, wenn er es vorzieht, zu gehen, als seine persönlichen Ueberzeugungen zu verleugnen, und keiner der noch im Amte befindlichen Minister ist davor gesichert, daß auch an ihn die Reihe kommt, wo er es nicht mehr mit seiner Ueberzeugung vereinigen kann, Maßregeln durchzuführen, die in einem anderen Kopfe als dem seinigen entsprungen sind. Um so weniger ist es von einem Mann wie Delbrück zu verlangen gewesen, der doch alle seine Nachfolger bei Weitem überragt. Wenn also Herr von Poschinger Klage darüber führt, daß der Reichskanzler nicht willige Gehilfen gefunden hat, so ist darauf mit der Frage zu antworten, warum er sich nicht schon früher willigere Gehilfen gesucht hat.

Und darauf ist die Antwort zu geben, daß Delbrück in den ersten zehn Jahren nach Begründung des Deutschen Reichs nicht entbehrt werden konnte. Das Deutsche Reich war in einem blutigen Kriege begründet, in einem zweiten blutigen Kriege erweitert und befestigt worden. Der Drang der deutschen Nation nach Einheit hatte sie in diese Kriege verwickelt. Sollte das Blut nicht vergeblich vergossen sein, so mußte die Einheit in Reichsgesetzen ihren Ausdruck finden. Es war schlechthin nöthig, die Verschiedenheiten in der Heimathsangehörigkeit, im Recht zum Gewerbebetrieb, in Münze, Maß und Gewicht, in der Ausgabe papierner Zahlungsmittel, im Strafrecht und im gerichtlichen Verfahren zu beseitigen; es mußte eine neue Gesetzgebung von gewaltigen Dimensionen geschaffen werden, und die Kräfte, eine solche Gesetzgebung aufzurichten, konnte man nur in dem preußischen Beamtenthum finden, und der hervorragendste Vertreter dieses preußischen Beamtenthums war Delbrück. Jeder andere Preuße, den man an seine Stelle gesetzt hätte, würde seine Aufgabe mit weniger Geschicklichkeit, aber doch in demselben Geiste gelöst haben. Für die kleinstaatlichen Politiker, die Hofmann, Varnbüler und Mayr war die Zeit noch nicht gekommen. Die Baiern und die Württemberger nahmen, wenn auch zum Theil widerwillig, aus preußischen Händen eine neue Gesetzgebung an; aber der Baier würde sie nicht vom Württemberger und umgekehrt angenommen haben.

Der erste, der eine Lebensgeschichte des Reichskanzlers geschrieben hat, war George Hesekiel, der in jüngeren Jahren freundschaftlich mit ihm verkehrt hatte und einen Einblick in seine Gedankenwelt gewonnen hatte. Derselbe sagt in seinem Buche, der Reichskanzler habe einen Feind des preußischen Königthums nach dem andern niedergeworfen, den Liberalismus, den Partikularismus, den Neid des Auslandes, jetzt hole er aber zum Schlage aus gegen den böseiten Feind, gegen den Bureaukratismus, der hinter grünen Tischen verschanzt, das Königthum bekämpfe. Die Wendung erschien damals, als sie gedruckt wurde, etwas wunderlich und die Geschichte der nächsten Jahre hat sie nicht bestätigt. Die Feinde, gegen welche sich die nächsten Schläge richteten, waren die katholische Hierarchie und das Declarantenthum, und dem armen Hesekiel ist darüber das Herz gebrochen. Hätte er nur ein paar Jahre länger gelebt, so würde es sich bestätigt haben, daß er die Glocken an der ganz richtigen Stelle hat läuten hören.

Der Reichskanzler hat in der That eine herzliche und tiefe Abneigung gegen das preußische Beamtenthum, wie es sich seit Hardenbergs Zeiten entwickelt hatte. Er hat dieser Abneigung den lebhaftesten Ausdruck gegeben in Briefen, die in seiner Frankfurter Zeit geschrieben wurden und der Meinung Ausdruck gaben, daß ein solches Beamtenthum den Staat dem unvermeidlichen Untergang entgegen treibe, in manchen Reichstagsreden, in denen er dem Beamtenthum vorwarf, die Interessen des Grundbesitzes in unzulänglicher Weise vertreten zu haben. Er hat einmal die Reihe der preußischen Finanzminister von Klewitz an bis auf Camphausen aufgeführt, um so den Beweis zu liefern, daß keiner von ihnen sich über die Mittelmäßigkeit erhoben habe, ein Urtheil, das mindestens in Beziehung auf Maaßen ungerecht ist. Jetzt stellte sich nun heraus, daß er das von ihm so ungünstig beurtheilte Beamtenthum vor der Hand nicht entbehren könne, daß er die Abrechnung mit demselben hinausschieben müsse, bis die einheitliche Gesetzgebung für Deutschland, die er brauchte, wenigstens in den Grundzügen fertig geworden sei. Gleichzeitig mit dem Erlaß dieser Gesetzgebung vollziehen sich aber schon die Vorbereitungen, diese Gesetzgebung zu einem späteren Augenblick wieder zu ändern. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat längst, ehe der Ansturm gegen diese Gesetzgebung offen und wild hervorbrach, unablässig sich bemüht, wirkliche oder vermeintliche Gebrechen derselben an das Licht zu ziehen, und Schäden, die sich im öffentlichen Leben zeigten, als die Folgen dieser Gesetzgebung hinzustellen.

Die Politik des preußischen Staates ist in der Periode, die zwischen den beiden Kanzlern, Hardenberg und Bismarck, liegt, recht eigentlich durch das höhere Beamtenthum bestimmt worden. Ich nannte in meinem ersten Artikel als die Gegner, gegen welche sich die neuere Wirthschaftspolitik wendet, neben Delbrück und Camphausen als den dritten im Bunde den „preußischen Geheimrath" und ich meinte damit nicht diese oder jene einzelne Person, sondern ich meinte die Gattung, den Typus. Wer als Verwaltungsbeamter über die Sphäre der Provinzialbehörden sich erhob,

und als vortragender Rath in ein Ministerium gelangte, der stand in dem Bannkreise gewisser Anschauungen, vielleicht auch Vorurtheile, die er sich in langjährigem Umgange mit seinen Berufsgenossen angeeignet hatte. In allen Hauptfragen dachte einer wie der andere. Die Persönlichkeit des Ministers blieb dabei ohne Einfluß; Minister zu werden war ein Schritt mehr in dem Avancement, das den Rath vierter Klasse in die drei höheren Rangklassen geführt hatte. Nur wenige unter den Ministern, wie Altenstein, Motz, Maaßen zeigen eine bestimmt ausgeprägte Physiognomie. Der Minister hatte im Ganzen weniger Einfluß als die Gesammtheit seiner Räthe. Gesetzlich war und ist der vortragende Rath nur das Organ, das den Willen des Ministers ausführte; thatsächlich bestand ein Kollegialsystem. Die Räthe traten unter dem Vorsitz des Ministers zu Sitzungen zusammen und die Ansicht der Majorität wurde zum Beschluß erhoben.

Es ist vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte, daß die communis opinio doctorum, die Meinung der besoldeten Berufsbeamten, die Richtung der Politik eines großen Staates beeinflußte. Eine Volksvertretung bestand nicht; der absolute König unterwarf seinen Willen meist dem Rathe seiner Minister und diese den ihrigen dem Rathe ihrer Gehilfen. Die Interessengruppen waren nicht organisirt, und wo ein einzelner Mann, wie Herr von Bülow-Cummerow den Versuch machte, Klasseninteressen zum Ausdruck zu bringen, hat er der Regel nach damit geringe Erfolge gehabt.

Man kann von einer Politik und Nationalökonomik des höheren preußischen Beamtenthums in dem halben Jahrhundert von 1815 bis 1865 sprechen, und dieses System darzustellen, lohnte wohl eine eingehend monographische Behandlung. Da wo man Auskunft darüber suchen sollte, in dem Geschichtswerk von Treitschke, findet man so gut wie nichts. Wie dieses Beamtenthum den Staat auf den Gebieten der eigentlichen inneren Verwaltung, der Justiz und der auswärtigen Politik geleitet hat, welche Verdienste es sich erworben und welche Sünden es auf sich geladen, gehört nicht in den Rahmen dieser Betrachtung; hier ist nur von seiner Nationalökonomik zu sprechen.

Gewiß verdient es nicht das uneingeschränkte Lob, das ihm beispielsweise der General von Brandt in seinen Memoiren gespendet hat, der da meint, bis zum Jahre 1848 hin sei jedes Staatsinteresse in der umfassendsten Weise erwogen worden, und mit dem Jahre 1848, als die Minister anfingen, in den Conseils zu rauchen und im Civilkleide, statt in der Uniform ihre Berathungen zu pflegen, sei die Sündfluth hereingebrochen. Dies Beamtenthum hat in wirthschaftlicher Beziehung manche Verschuldung auf sich geladen; es ist blind gewesen gegen die Nachtheile, welche die Auflösung des Freistaats Krakau und welche das Eintreten für die spanische Legitimität für den deutschen Verkehr im Gefolge haben mußte. Noch weniger aber verdient es den herben Tadel, den Fürst Bismarck in seinen Frankfurter Tagen gegen dasselbe ausgesprochen, als treibe es den Staat dem Abgrund zu. Des gerechten Richters, der seine Verdienste und seine Fehler gegen einander abwägt, harrt es noch.

Zwei leitende Gedanken treten mit Klarheit hervor. Zunächst: der Staat muß gleiche Gerechtigkeit gegen alle Interessen üben; er darf nicht den einen gegen den anderen begünstigen. Das verlangt die Idee des Großstaats. Wenn in einem kleinen Staatswesen wie Hamburg oder Bremen die Kaffee- und Tabakhändler die Politik des Staates eigentlich gelenkt haben, so ist das sehr natürlich. Wenn in Baden die Interessen der Tabakbauer und in Württemberg die der Spinner zu einem hervorragenden Einflusse gelangt sind, so ist das mindestens noch begreiflich. Ein Staat aber, der von der Memel zum Rhein reicht und in dem die Lebensverhältnisse in den einzelnen Landestheilen von unendlicher Mannigfaltigkeit sind, darf sich auf eine solche Politik nicht einlassen; er muß jedem Sonderinteresse gegenüber kühl bleiben bis an das Herz hinan.

Und ferner: der Staat muß außerordentlich vorsichtig sein, bevor er mit positiven Maßregeln in das wirthschaftliche Leben eingreift. Der als manchesterlich formulirte Gedanke, daß der Staat gar nicht in das wirthschaftliche Leben eingreifen dürfe, ist niemals anerkannt worden. Wohl aber sind in der Praxis alle solche Eingriffe verzögert worden, bis man die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaubt, daß ein solcher Eingriff nicht mehr Schaden als Nutzen bringen werde. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das beschauliche Eisenbahngesetz vom Jahre 1838, das in einer langen Anzahl von Paragraphen eigentlich nur den einzigen Gedanken zum Ausdruck bringt, daß der Staat, bevor er in die Gestaltung des Eisenbahnwesens eingreift, abwarten müsse, wie sich dasselbe entwickeln wird.

Fürst Bismarck war anderer Ansicht. Er war der Ansicht, daß es die Aufgabe des Staates sei, nicht gegen jedes Interesse gleich kühl, sondern für jedes Interesse gleich warm zu sein. Er war ferner der Ansicht, daß der Staat, wenn er irgendwo einen Mangel entdecke, den Versuch machen müsse, durch Gesetze und Verwaltungsmaßregeln dagegen anzukämpfen. Schlage der Versuch fehl, bewähre sich das Gesetz nicht, so könne man ja nach einiger Zeit ein anderes Gesetz machen.

Alexander Meyer.

Voltaire und der Gottesglaube.

Für eine von religiösen Zweifeln bewegte Freundin hat Voltaire 1722 ein Gedicht geschrieben, Le pour et le contre, das in der Abwägung des „Für und Wider" mit besonderem Nachdruck die Gründe hervorhebt, welche dem Verfasser wider die Glaubwürdigkeit der christlichen Kirchenlehre zu sprechen scheinen.

Schon in diesem Gedicht des Achtundzwanzigjährigen finden sich Stellen wie:

> Entends, Dieu que j'implore, entends du haut des cieux . . .
> Mon incrédulité ne doit pas te déplaire;
> Mon cœur est ouvert à tes yeux:
> Je ne suis pas chrétien; mais c'est pour t'aimer mieux . . .

welche die profession de foi enthalten, zu der sich Voltaire bis an sein Ende bekannt hat: er verwirft die Offenbarung, aber nicht zugleich auch den Gottesglauben.

An diesem hält er aus Vernunftgründen fest, im Unterschied von so vielen seiner Mitaufklärer, mit deren Lehren seine Meinungen niemals schlechthin zusammengeworfen werden dürfen. Und zwar sind es wesentlich drei solcher Gründe, welche ihn zwingen, an einen Gott zu glauben. Diese drei Gründe oder Gottesbeweise sind nicht von Voltaire erfunden; sie sind vielmehr so alt wie das philosophische Denken der Menschen selbst. Voltaire hat sie nur adoptirt und ohne systematische Zusammenfassung in seiner über ein halbes Jahrhundert ausgedehnten philosophischen Schriftstellerei, in Abhandlungen, Briefen, Flugschriften, Romanen, Gedichten sie verwendet. Es sind dies:

Erstens der kosmologische Beweis, der auf folgender Ueberlegung beruht: Alles was in der Welt existirt und sich bewegt, hat diese Existenz und Bewegung nicht aus sich selbst, sondern von einem Anderen und dieses Andere weist wieder auf etwas Anderes als Bewegungsursache zurück u. s. f., so daß man nothwendig auf eine ewige Lebens- und Bewegungsquelle schließen muß.

J'existe, so resümirt Voltaire diesen Beweis, donc quelque chose existe de toute éternité.

Dabei fühlt er aber wohl, daß diese Ueberlegung zwar zur Annahme eines ewigen Grundwesens führt, nicht aber ohne Weiteres zur Annahme einer persönlichen Gottheit. Denn man kann ja auch die Materie selbst mit den ihr innewohnenden Kräften als dieses ewige Grundwesen ansehen, wie dies die materialistische Weltanschauung thut. Nun

hätt Voltaire allerdings die Materie für ewig, aber Gott in ihr aufgehen zu lassen, ist ihm unmöglich. Er hat also das Bedürfniß, den kosmologischen Beweis weiter zu führen, mit besonderem Hinblick auf den Materialismus, den er bekämpft und diese Weiterführung schließt mit der Behauptung, daß die Annahme eines bloß materiellen Grundwesens nicht im Stande sein werde, die Existenz fühlender und denkender Wesen, wie die der Menschen zu erklären und, eifrig geworden, schließt er sein Räsonnement:

Qu'on me le pardonne: il faut avoir perdu le sens ou la bonne foi, pour dire que le seul mouvement de la matière fait des êtres sentants et pensants. Une cause intelligente peut seule m'avoir donné l'entendement.

Daher seien die Materialisten mit dem einzigen Worte zu widerlegen: J'existe, donc il y a un Dieu.

Voltaire's Weltanschauung ist also eine dualistische: hier die ewige, unerschaffene Materie, dort das ewige geistige Prinzip, von welchem alles Geschehen ausgeht und dem er die Materie durch widerspruchsvolle metaphysische Spekulationen dann doch wieder unterzuordnen sich bemüht.

Der zweite von Voltaire ausgeführte Gottesbeweis ist der sogenannte teleologische, derselbe geht bekanntlich von der Anschauung aus, daß die kunstvolle Einrichtung der Welt das Wirken bestimmter Zwecke (causes finales), bestimmter zu erreichender Endziele verrathe, daß also z. B. der komplizirte Organismus des Auges zu dem Schlusse zwinge, daß das Auge mit der Bestimmung als Organ des Sehens zu dienen, so gebaut ist, wie es eben ist.

Diese Auffassung der Welt als eines Baues nach bestimmten Endzielen zwingt, nach Voltaire, zu der Annahme eines bewußten, zwecksetzenden Baumeisters, aus dessen Hand diese kunstvolle Schöpfung hervorgegangen ist.

Die teleologische Weltanschauung ist schon im Alterthum angegriffen worden. Ihre Gegner behaupten, es sei unstatthaft, daß zur Erklärung der Naturvorgänge Zweckvorstellungen zur Hilfe genommen werden; es sei das eine Täuschung, welche die Anschauung vom menschlichen Handeln in die Betrachtung der Natur hineintrage. In der Natur verlaufe Alles ohne Zweck, ohne Endziel, nach dem Mechanismus der Kausalität. Was uns als zweckmäßige Einrichtung erscheine, sei nichts anderes als eine der unendlich vielen möglichen Kombinationsformen der Materie und sei hervorgebracht durch die dieser Materie ewig inne wohnenden Lebens- und Entwicklungskräfte. Diese materialistische Anschauung, welche man aus der modernen Naturwissenschaft kennt, ist vielen Aufklärern des XVIII. Jahrhunderts natürlich und gemein. Holbach z. B. vertritt sie im Système de la nature. Voltaire hat sie als eine Quelle des Atheismus aufs Eifrigste bekämpft: c'est, ce me semble, se boucher les yeux et l'entendement que de prétendre qu'il n'y a aucun dessin dans la nature. — Tout douteur que je suis, cette démence me paraît evidente.

In diesen seinen populärphilosophischen Räsonnements ist ihm namentlich das Bild der Uhr geläufig. Das Auge, meint er, sei ebenso evident zum Zweck des Sehens gebaut, wie die Uhr zum Zweck der Zeitangabe gebaut sei: Si une horloge n'est pas faite pour montrer l'heure, j'avouerai alors que les causes finales sont des chimères et je trouverai fort bon qu'on m'apelle un cause-finalier, c'est-à-dire un imbécile.

Wenn aber das Uhrwerk zu dem bestimmten Zweck der Zeitangabe gebaut ist, so setze dies die Existenz eines zwecksetzenden Werkmeisters, eines Uhrmachers voraus. Die Existenz dieses Uhmachers Angesichts einer gehenden Uhr zu leugnen, wäre, meint er, nicht weniger absurd, als die Existenz des Weltbaumeisters Angesichts der Schöpfung zu leugnen: tout ouvrage démontre un ouvrier.

Die Auffassung Gottes als des artisan suprême führt Voltaire weiter zu einer Auffassung der Natur, die er im philosophischen Wörterbuch, Artikel Nature, niedergelegt hat. Der Artikel ist dialogisch; die Natur führt ein Zwiegespräch mit dem Philosophen, in dessen Verlauf sie ihm erklärt, daß man sie mit einem ungeeigneten Namen bezeichne, man nenne sie Natur, während sie doch ganz Kunst sei: on m'a donné un nom qui ne me convient pas: on m'appelle nature et je suis tout art.

Und so wird für Voltaire die Liebe zu Gott ähnlich der Liebe, die man zu einem Künstler hege, dessen herrliches Werk uns bezaubere: „Wir bewundern ihn, wir lieben ihn, ohne daß wir davon den geringsten Vortheil hätten. Es ist ein Gefühl voller Reinheit, oft empfinden wir sogar Verehrung, Freundschaft für den Urheber und wenn er vor uns stände, würden wir ihn an unser Herz drücken. Auf diese nämliche Weise allein können wir unsere tiefe Bewunderung und unsere Begeisterung für den ewigen Baumeister der Welt erklären."

Mit besonderer Vorliebe bedient sich Voltaire des moralischen Gottesbeweises. Derselbe beruht bei ihm auf der doppelten Ueberzeugung:

1. daß das Vorhandensein eines allgemein giltigen Sittengesetzes im Menschen auf einen höchsten sittlichen Gesetzgeber hinweise, und

2. daß wir dieses Gesetzgebers zugleich als des höchsten sittlichen Richters bedürfen.

Voltaire hat gegen seine englischen und französischen Mitaufklärer immer mit großem Nachdruck und Eifer, in schwungvollen Versen und in beredter Prosa, darauf hingewiesen, daß die fundamentalen Vorstellungen von Gut und Böse bei allen Menschen und zu allen Zeiten dieselben seien:

Tous ont reçu du ciel avec l'intelligence
Le frein de la justice et de la conscience.

Mit diesem Glauben an ein unwandelbares Sittengesetz steht und fällt nach seiner innersten Ueberzeugung die Wohlfahrt der Menschheit. So sehr in einzelnen Punkten die Anschauung über das, was erlaubt und was unerlaubt sei, mit den Zeiten und Völkern wechsele, so sei daraus doch nicht der Schluß gestattet, daß es kein festes, allgemein giltiges Moralprinzip gebe. Plus j'ai vu les hommes différents par le climat, les mœurs, le langage, les lois, le culte ... plus j'ai remarqué qu'ils ont tous le même fond de morale. Es gebe es kein Volk, bei dem es als ehrenhaft gelte, seine Eltern hungern zu lassen, kein Volk, das die Verleumdung für eine tugendhafte Handlung ansehe u. s. w. La voix qui dit à tous les hommes: Ne fais point ce que tu ne voudrais pas qu'on te fit, sera toujours entendue d'un bont de l'univers à l'autre. — D'où vient cette unanimité sinon de l'intelligence suprême, sinon du grand Demiourgos? Ohne daß der Mensch bei seiner Geburt die Tugendidee als angeboren mit auf die Welt bringe, sei doch seine Natur und Entwicklung überall und zu allen Zeiten dermaßen übereinstimmend, daß er in einem bestimmten Alter die unwandelbare ewige Idee des Guten und Bösen erkenne und die Stimme seines Gewissens höre, welche ihm sage: adore un Dieu et sois juste! Diese Gleichheit der Entwickelung, die zur moralischen Erkenntniß führt, beweist nach Voltaire, daß ein höheres Wesen hier ein Gesetz in die Menschennatur gelegt hat und dieses Gesetz, dieses Sittengesetz nennt er: la loi naturelle: la morale est la même chez tous les hommes, donc elle vient de Dieu; le culte est différent, donc il est l'ouvrage des hommes. Deshalb, das spricht er oft aus, sollten wir uns über die Ansprüche feindlicher Kulte und Bekenntnisse erheben und, ohne uns über dieselben zu ereifern oder zu ängstigen, in der Befolgung der loi naturelle unsere praktische Religion erkennen.

Was die zweite Form des moralischen Gottesbeweises anbetangt, nämlich die Forderung, daß es einen höchsten sittlichen Richter über uns geben müsse, so hat Voltaire es an zahllosen Stellen auf das Schärfste ausgesprochen, daß der Atheismus zur Unsittlichkeit führe.

Wohl gibt er zu, daß es sittlich unanfechtbare, ja hochstehende Atheisten gegeben habe, des athées gens de bien wie Epikur, Lukrez, Spinoza; er nennt diese Art friedlicher Atheisten des athées de cabinet:

L'athée de cabinet est presque toujours un philosophe tranquille ... de mœurs douces et agréables .... il peut très bien mener une vie innocente, heureuse et honorée, aber immer sei es ein Mensch, der eines festen moralischen Haltes entbehre und den ein geringer Anstoß aus der Bahn der Sittlichkeit zu werfen vermöge. Im Uebrigen glaubt Voltaire nicht recht daran, daß diese von ihm so geheißenen Studirstubenatheisten wirklich im Innersten überzeugte Gottesleugner seien.

Wenn nun der Atheismus in der ruhigen Eintönigkeit des Privatlebens bisweilen ohne verhängnißvolle Folgen bleiben könne, il doit porter à tous les crimes dans les orages de la vie publique. Der Atheist im Strome des Lebens müsse zum Verbrecher werden; auf dem Königsthron sei er eine Geißel seiner Unterthanen, auf dem Richterstuhl ein Scherge. An Gefährlichkeit für das öffentliche Leben komme dem Atheisten nur noch Einer gleich: der abergläubische Fanatiker, le superstitieux, le fanatique. Der Fanatiker bedroht die Gesellschaft aus religiösem Wahn, der Atheist bedroht sie, weil ihm der sittliche Zügel fehlt. Fanatiker und Atheist heißen die beiden Extreme, welche man meiden soll wie die Pest; beide sind Ungeheuer. „Der Atheist ist ein Ungeheuer, welches verschlingt, um seinen Hunger zu stillen; der Fanatiker ist ein anderes Ungeheuer, welches die Menschen zerfleischt aus Pflicht... . der Atheist wird Iphigenie vergewaltigen, die Achill ihre Hand am Altar zu reichen im Begriff steht; aber der Fanatiker wird sie in aller Frömmigkeit am nämlichen Altare abschlachten, in der Ueberzeugung, daß Jupiter ihm dafür Dank wissen muß; der Atheist wird aus einer Kirche goldenes Geräthe stehlen, um es in einer Orgie mit Dirnen zu verprassen; aber der Fanatiker wird einen Autodafé in dieser Kirche feiern und Juden verbrennen, indem er aus voller Kehle hebräische Gesänge dazu singt. Oui mes amis, l'athéisme et le fanatisme sont les deux pôles d'un univers de confusion et d'horreur. La petite zone de la vertu est entre ces deux pôles: Marchez d'un pas ferme dans ce sentier; croyez un Dieu bon et soyez bons!"

Es lassen sich die Stellen beliebig vermehren, wenn noch irgend ein Zweifel darüber bestehen sollte, daß Voltaire, dem man häufig genug Alles unterschiebt, was Gottesleugnerisches im Munde der Menschen umgeht, geradezu leidenschaftlich den Atheismus bekämpft hat, weil er in ihm das sittliche Verderben der Menschen erblickte. —

Seit am Ende des XVII. Jahrhunderts der gewaltige Pierre Bayle von Neuem mit eindringlichen Worten auf die Frage hingewiesen hatte: Wie ist das Vorhandensein des Unglücks und Jammers in der Welt mit der Vorstellung von einem guten Gotte zu vereinigen? — seit dieser Zeit war das Problem vom Ursprung des Uebels wieder in den Vordergrund der philosophischen Diskussion gerückt und beschäftigte die denkenden Geister auf's Lebhafteste. Die Esprits forts machten es zur kräftigsten Stütze ihres Atheismus. Andere glaubten die Summe des vorhandenen Uebels überhaupt geringer darstellen zu dürfen und schlossen daran die Erklärung, daß das Uebel nothwendigerweise an die Seite des Guten gehöre, wie der Schatten zum Licht, daß Gott von diesem unvermeidlichen Uebel die geringste Summe für uns ausgesucht und uns die beste unter den möglichen Welten geschaffen habe, daß das Unglück des Einzelnen im Glück des Ganzen harmonisch sich auflöse und ja das allgemeine Wohl sich eben aus dem mannigfachen individuellen Unglück zusammensetze. Man nennt die Weltanschauung, welche auf diese Weise das Uebel leugnet, indem sie es in einem höheren Sinne selbst als gut auffaßt und rechtfertigt, den Optimismus. Voltaire hatte in England persönlich verkehrt mit einigen der konsequentesten Vertreter des Optimismus, deren Meinung in dem Satze gipfelte: tout est bien: es ist alles auf's Beste.

Er hat diese Auffassung nirgends in seinen Schriften vertheidigt. Wohl hat er in jüngeren Jahren, im Vollgenuß des Lebens, die Summe des irdischen Jammers verhältnißmäßig gering angeschlagen, wie es für die Jugend natürlich ist. Er fand damals, daß am Ende Alles ganz ordentlich eingerichtet sei: si tout n'est pas bien, tout est au moins passable, und daß das Glück überall in der Welt, wenn auch nirgends vollkommen, zu finden sei. Er hat das Uebel nicht geleugnet und die Frage nach seinem Ursprung von Anfang an trotz aller Versuche als eine für uns unlösbare bezeichnet.

In seinem Roman Zadig von 1747 frägt der tugendhafte, aber vom Unglück verfolgte Held Zadig einen ihm erscheinenden Engel des Himmels: mais quoi! il est donc nécessaire qu'il y ait des crimes et des malheurs? Der Engel bejaht die Frage, indem er erklärt, daß nur der Sitz des Höchsten frei von der Unvollkommenheit des Uebels sein könne und schließt mit der an Zadig gerichteten Aufforderung: faible mortel, cesse de disputer contre ce qu'il faut adorer — Mais, dit Zadig .. . — Comme il disait mais, l'ange prenait déja son vol vers le ciel. Zadig, à genoux, adora la Providence et se soumit.

Man sieht, es ist eine Abstandserklärung in aller Form: cesse de disputer und unterwirf dich dem Willen der Vorsehung, deren Wege du nicht begreifst: soumission!

Schon läßt sich indessen bemerken, daß mit dem kommenden Alter in Voltaire die Neigung wächst, auf das Uebel mit größerem Nachdruck hinzuweisen als früher. Er wird mittlerweile sechzig Jahre alt. Da ereignet sich das Erdbeben von Lissabon 1755 und dieses Beben der Erde hat bekanntlich auch eine Erschütterung der geistigen Welt mit sich geführt. In Voltaire schwindet auch der letzte Rest optimistischer Auffassung. In seinem Gedicht: Le désastre de Lisbonne sagt er: les sages me trompaient, die Philosophen haben mich getäuscht. Und von nun an stellt er sich das quälende Vorhandensein des Uebels selbstquälerisch und andere quälend dar. So schreibt er 1759 seinen Candide zur Verhöhnung der Leibniz'schen Idee von der besten aller möglichen Welten; so spottet er in bitteren Worten über die Vertreter des tout est bien: ceux qui ont crié que tout est bien, sont des charlatans. Rings um uns Leiden und Tod! ein Geschöpf fristet sein Dasein durch die Vernichtung des anderen et tout renaît pour le meurtre — une boucherie universelle.

Und da sollte man, frägt er 1770, in der Ansicht der Optimisten Trost finden, welche lehren, daß dieser Jammer, dieses Elend eigentlich etwas Gutes, Vortreffliches sei; daß Gott, seine großen Ziele verfolgend, mit derselben kaltblütigen Ruhe einen Sperling, einen Helden, oder eine ganze Welt untergehen sehe! diese philosophische Lehre stelle den Schöpfer einfach als einen mächtigen und bösen Herrscher dar, dem es nicht darauf ankomme, Hunderttausende von Menschen zu opfern, Hunderttausende in Hunger und Elend zu bringen, pourvu qu'il vienne à bout de ses dessins. Eine solche Lehre sei nicht tröstend, sondern niederschlagend et la question du bien et du mal demeure un chaos indébrouillable pour ceux qui cherchent de bonne foi. Demander pourquoi il y a du mal sur la terre, c'est demander pourquoi nous ne vivons pas autant que les chênes.

Er schließt 1770 mit einem non liquet wie 1747.

Voltaire hat die Summe des irdischen Jammers nicht immer gleich hoch angeschlagen während seines Lebens, aber er hat nie ernstlich geschwankt in der Ueberzeugung, daß zur Erklärung des Uebels unsere Erkenntniß nicht ausreiche.

Wenn er ja die Lösung des Räthsels durch den Optimismus konsequent verwirft, so verwirft er nicht weniger entschieden jene Lehre, welche aus dem Vorhandensein des Uebels auf die Nichtexistenz eines guten Gottes schließt. Der Jammer der Welt hat ihn so wenig in seinem Glauben an Gott irre gemacht, daß er vielmehr gerade um seinetwillen zu der Annahme eines höchsten, guten und gerechten Richters sich unwiderstehlich gezwungen fühlt. Angesichts des physischen und moralischen Elendes der Welt diesen Richter leugnen, heiße verzweifeln. Daher in jenem Gedichte gegen ein atheistisches Buch der berühmte Vers: Si

Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer, der weit davon entfernt, eine Leichtfertigkeit zu sein, der Ausdruck innerster, ernster Ueberzeugung ist. Wenn je, so heißt es in diesem Gedicht im Zusammenhang, die Himmel den Stempel der Erhabenheit verlieren und aufhören könnten, uns Gottes Dasein zu offenbaren; ja wenn Gott nicht existirte, man müßte ihn erfinden, die Weisen sollen ihn verkündigen; die Könige sollen ihn fürchten:

Rois, si vous m'opprimez, si vos grandeurs dédaignent
Les pleurs de l'innocent que vous faites couler,
Mon vengeur est au ciel; apprenez à trembler!

Nimmt man den Menschen, so urtheilt er, den Glauben an einen höchsten Richter, predigt man ihnen den Atheismus, so macht man aus ihnen verzweifelte, moralische desperados; aller sittliche Halt geht verloren, die Menschheit muß untergehen. Il faut pour le bien commun de nous autres animaux misérables et pensants, admettre un Dieu rémunérateur et vengeur, qui nous serve à la fois de frein et de consolation ou il faut rejeter cette idée ou nous abandonnent à nos calamités sans espérance et à nos crimes sans remords, heißt es im philosophischen Wörterbuch. Daher ruft er seinen Freunden und Mitarbeitern in der Aufklärung, den Diderot, D'Alembert u. s. w., den athées de cabinet, zu: Nehmt Euch in Acht mit Euren Lehren! Ihr schafft den höchsten Richter aus der Welt — das sittliche Chaos wird die Folge sein. Wenn Euch meine philosophischen Ausführungen nicht überzeugen, wenn Ihr für Euch nicht einen Gott wollt, so laßt ihn doch Euern Mitmenschen, deren Trost, deren Zügel er ist! Laßt den Gottesglauben aus Gründen der allgemeinen Wohlfahrt, der Ordnung, des gemeinen Nutzens bestehen! C'est une utile croyance. Gut, sagt er ihnen gleichsam (in seiner Kritik der Encyclopédie), streiten wir uns gar nicht über die Wirklichkeit der Existenz Gottes, weil wir uns darüber ja nicht einigen können — es kann doch darüber kein Zweifel bestehen, daß es nützlich ist, den Gottesglauben zu schützen. De quoi s'agit-il dans notre dispute? De consoler notre malheureuse existence. Qui la console, vous ou moi? Ihr gesteht, daß der Glaube an Gott einzelne Menschen am Rande des Verbrechens zurückgehalten habe. Dieses Eingeständniß genügt mir. Wenn der Gottesglaube nur zehn Morde, zehn Verleumdungen, zehn ungerechte Urtheile bisher auf Erden verhindert hat, je tiens que la terre entière doit l'embrasser. — Quoi, parce qu'on a chassé les jésuites, faut-il chasser Dieu? Au contraire, il faut l'en aimer d'avantage.

Da Voltaire als welterfahrener Mann weiß, daß, wo philosophische Meinungen die Menschen trennen, die Ueberzeugung des gemeinsamen Vortheils wieder Solidarität zu schaffen versteht; weil er weiß, daß manchmal ein Nützlichkeitsbeweis da ein offenes Gehör findet, wo ein metaphysischer Beweis tauben Ohren gepredigt wird, insistirt er überall in seinen Schriften gegen seine atheistischen Mitaufklärer auf dieser Utilitätsrücksicht. Aber das ist für Voltaire das Sekundäre; das Primäre ist seine philosophische Ueberzeugung. Die Nützlichkeitslehre ist ein taktisches Mittel, und doch wohl ein erlaubtes Mittel; muß denn nicht Jeder dasjenige, was er logisch und moralisch als das Richtige erkannt hat, auch im höchsten Sinne als das Nützlichste betrachten? Und macht nicht die Lehre des Christenthums selbst von diesem Mittel einen ausgiebigen Gebrauch?

„Wird Dein neuer Pächter Dir Deine Zinsen deswegen pünktlicher bezahlen, weil er nicht an Gott glaubt," frägt er seinen Gegner, den Atheisten, diesen raisonneur faux. „Werden Deine Kinder Dir besser gehorchen, wird Deine Frau ehrbarer sein?"

Tes enfants à ta voix seront ils plus dociles?
Tes amis, au besoin, plus sûrs et plus utiles?
Ta femme plus honnête? Et ton nouveau fermier,
Pour ne pas croire en Dieu, va-t-il te mieux payer?

Solche Verse sind berüchtigt geworden. Indem man sie außerhalb des Zusammenhanges citirt, hat man Voltaire den Vorwurf gemacht, er habe gerade durch diese Behandlung der Frage den Beweis geleistet, daß er den Gottesglauben nur als eine äußerliche Lehre, als einen Popanz für die große Menge betrachtet*), daß er Gott gelehrt, aber im Grunde selbst nicht geglaubt habe. Ich darf wohl annehmen, daß aus vorstehenden Ausführungen die Oberflächlichkeit und Ungerechtigkeit eines solchen Vorwurfs erhellt.

An Gott zu glauben ist Voltaire ja nicht Herzensbedürfniß, da er nicht fromm ist. Aber es ist ihm eine Forderung des Verstandes und vor Allem persönlichstes, innigstes sittliches Bedürfniß. Kein Vorwand, sagt er an einer Stelle, kann den Atheismus rechtfertigen und wenn alle Christen einander erwürgt hätten und nur ein einziger übrig geblieben wäre, so würde dieser einzige beim Anblick der Sonne das höchste Wesen anerkennen und verehren und schmerzvoll ausrufen: mein Vater und meine Brüder waren Ungeheuer, aber Gott ist Gott. La certitude de son existence est notre besoin le plus grand. —

Voltaire hat zu wiederholten Malen es ausgesprochen, daß wir uns damit begnügen müßten, zu wissen, daß Gott existire; das Wie dieser Existenz zu ergründen, dazu reiche unsere Erkenntniß nicht aus. Mon cher, schreibt er an einen Freund, ni vous, ni moi ne savons ce que c'est que Dieu. Bornons nous à savoir qu'il en existe un. Nous ne pouvons faire un pas au-delà. Il y a une témérité insensée de vouloir deviner si Dieu est étendu ou non, s'il existe dans un lieu ou non, comment il existe, comment il opère. Puisse-t-il me préserver à jamais d'entrer dans ces subtilités métaphysiques. Er hat freilich der Versuchung nicht immer widerstanden und ist häufig genug metaphysischen Spekulationen nachgegangen; aber so oft er ihnen folgte, endete sein Philosophiren in Rathlosigkeit. Doch konstatirt er, daß aus dem kosmologischen und dem teleologischen Beweise die Ewigkeit, die Weisheit und die Macht Gottes folge und daß der moralische Beweis seine Gerechtigkeit fordere. Aber auch hierin liege keine sichere Erkenntniß; denn, wenn wir Gott solche Attribute beilegen, so stellen wir uns dieselben immer unter dem Bilde unserer eigenen endlichen Eigenschaften vor. Wir nennen z. B. Gott gerecht d'après les idées du peu de justice que nous apercevons autour de nous.

So denkt und spricht Voltaire von Gott. Es ist das Glaubensbekenntniß eines Deisten. Daß diese Fragen von ihm durchaus würdig und ernst behandelt sind, darauf mag noch ausdrücklich hingewiesen werden, da man Voltaire des Mangels an Ernst zu beschuldigen und schlechthin einen Spötter zu nennen gewohnt ist. Seinen Spott nimmt er nur da zu Hilfe, wo er gegen Dünkel und Anmaßung kämpft oder zu kämpfen glaubt. —

In der „Aufklärungsphilosophie" nimmt der Deist Voltaire eine mittlere Stellung ein. Er erfuhr, was mittlere Stellungen immer erfahren: er wurde von beiden Seiten angegriffen. Die kirchlich Gesinnten mußten ihn wegen seines Unglaubens bekämpfen; die weiter links stehenden Esprits forts spotteten über ihn als über einen Esprit faible. Einer der Wortführer der Encyklopädisten, Grimm, sagt von ihm:

Voltaire raisonne là-dessus comme un enfant, mais comme un joli enfant qu'il est.

Zürich. H. Morf.

*) So z. B. noch der Kritiker der Revue des deux mondes, F. Brunetière, in seinen neuesten Etudes critiques, III. Serie (1887), p. 272.

Suggestion im täglichen Leben.

Während die seltsamen Erscheinungen der Hypnose und hypnotischen Suggestion, wie sie durch öffentliche Schaustellungen auch einem größeren Publikum zugänglich werden, lebhaftes Interesse und täglich steigende Kontroversen bei Aerzten und Laien erregen, sind wir auf dem besten Wege über den merkwürdigen Thatsachen auf diesem Gebiete, die kleinen, im täglichen Leben stündlich, ja in jedem Augenblick auf unser Denken, Vorstellen und Handeln einwirkenden Suggestionen völlig zu vernachlässigen, obwohl sie in ihrer Summe eine weit höhere Bedeutung für uns besitzen als alle Wunder der „großen" Suggestion und wir für das psychologische Verständniß einer erheblichen Anzahl unserer Seelenthätigkeiten aus ihnen weit mehr gewinnen können als wir aus den vielfach verwickelten und verschlungenen Erscheinungen der bisher fast ausschließlich betrachteten „großen" Suggestion je abzuleiten im Stande sein werden.

Unter Suggestion versteht man bekanntlich jene Einwirkung einer Person auf eine andere, bei welcher die der Suggestion unterliegende die Befehle und Willensäußerungen der herrschenden mit Kadavergehorsam im strengsten Sinne des Wortes ausführt, bei der die eine Person ein völlig willenloses Werkzeug der anderen wird. Diese Abhängigkeit geht so weit, daß die befehlende der gehorchenden Person alle möglichen falschen Vorstellungen über Dinge, lebende Wesen, Zeit, Ort, kurz, über alles, was sie nur irgend will, beibringen kann. Sie kann ein Stück Papier als Dolch bezeichnen und die Suggestion ertheilen, eine bestimmte Person damit zu ermorden. Alsdann geht die Versuchsperson mit gezücktem Papierstreifen wüthend auf den Bezeichneten los, der Hypnotiseur kann bei der erwachsenen Versuchsperson die Vorstellung erwecken, sie sei ein Kind, dann benimmt sie sich wie ein solches, er kann bestimmte Personen für den der Suggestion gerade Unterliegenden unsichtbar, bestimmte Töne unhörbar machen*). Auf dieselbe Weise können Lähmungen und bestimmte Stellungen der Glieder erzeugt und wieder beseitigt werden, kurz, der Mensch wird wie Thon in des Bildners Hand. Auch um bestimmte Dinge Jemandem auszureden ist das Verfahren tauglich. So kann Trinkern durch Suggestion das Trinken, Unordentlichen die Unordnung, Unreinlichen die Unsauberkeit „ausgeredet" werden.

Die hier aufgezählten Wunderdinge stellen nur einen geringen Theil der zahllosen Experimente dar, die mit Hilfe der Suggestion an geeigneten Personen angestellt worden sind. Wie diese Erscheinungen wissenschaftlich zu erklären sind, wie weit das Verfahren der Suggestion zur Heilung von allerhand Leiden und Gebrechen, körperlichen wie moralischen, geeignet ist, ob die Erzeugung des für die Suggestion besonders empfänglich machenden Zustandes der Hypnose, des künstlichen Schlafes, schädlich oder unschädlich ist, wie sich das Verhältniß des natürlichen Schlafes zu diesem künstlich erzeugten gestaltet, alles das soll an dieser Stelle nicht näher erörtert werden. Es ist naheliegend, anzunehmen, daß die Versuchsperson während der Dauer der Suggestion von ihren im Gehirn aufgespeicherten Erinnerungen abgeschnitten wird, sie erscheint unwissend und leichtgläubig wie ein Kind, das erst wenig Erinnerungsbilder besitzt**). Die Suggestion gelingt am besten in der Hypnose, während derselben eingegebene Suggestionen können aber auch nach ihrem Aufhören (posthypnotisch) zur Ausführung gelangen.

Es findet sich nun im täglichen Verkehr und in den gegenwärtigen Beziehungen und Einwirkungen der Menschen aufeinander eine große Reihe von Erscheinungen, die mit den Suggestionen in der experimentell erzeugten Hypnose die allergrößte Aehnlichkeit haben. Alle diese Erscheinungen haben das Gemeinsame, daß dabei Vorstellungen, die nur aus dem Gedächtniß reproduzirt sind, verdrängt und ersetzt werden durch unmittelbare mit den Sinnen wahrgenommene Eindrücke, die den gedächtnißmäßigen Vorstellungen gewöhnlich entgegengesetzt sind. Der unmittelbare sinnliche Eindruck besitzt eine solche Lebendigkeit und Kraft, daß dasjenige, was die Erinnerung uns darbietet, daneben verblaßt, matt, farblos und schattenhaft erscheint und schließlich völlig zurücktritt. Die Gegenwart siegt dabei über die Vergangenheit, der Zusammenhang mit dem, was war, ist abgeschnitten, ganz wie bei der echten Suggestion, der Augenblick, der nach einem Ausspruch Schiller's der mächtigste von allen Göttern ist, wird zum Herrn. Darum ist der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert, denn die guten Vorsätze sind nichts als Erinnerungen, die aber leider den Suggestionen des entscheidenden Moments meistens nicht gewachsen sind. Nach Kant besteht das ganze moralische Bestreben darin, dasjenige, was wir in besseren Stunden als Einsicht gewonnen haben (Erinnerung in unserem Sinne) im entscheidenden Moment zur Geltung zu bringen (d. h. gegenüber den Suggestionen des Moments festzuhalten). In diese Kategorie der den Suggestionen des Augenblicks hingegebenen Menschen gehören die wankelmüthigen, die willensschwachen, wie wir sie nennen, die stets dem Manne überzeugt zustimmen, der gerade mit ihnen spricht, stets mit ihrer Zeitung einer Meinung sind und von jedem Buch, das sie lesen, bekehrt werden, heute zu dieser, morgen zu jener Richtung. Daß derartige Personen nicht willens-, sondern gedächtnißschwach sind, wußte schon der große Psychologe Shakespeare. Der Vorsatz ist nach ihm nur ein Sklave des Gedächtnisses (Purpose is but the slave to memory. Zwischenspiel im Hamlet). Auf diesem Gegensatz zwischen Erinnerung und sinnlicher Wahrnehmung beruht die Macht einer sieghaften Persönlichkeit, der gegenüber kein Vorsatz des Widerstandes Stich hält, beruhen alle Erfolge des persönlichen Zaubers. Gewissen historischen Personen hat der Besitz dieses Talismans wesentliche Triumphe verschafft. So verstand Napoleon I. vortrefflich, die Diplomaten und Gesandten fremder Mächte, dadurch, daß er mit jedem einzeln verhandelte (das gehört zum vollen Erfolge dieser Art Suggestion) willenlos und in allem gefügig zu machen*). Preußen erwuchs 1806 ein gewaltiger Schaden aus dem Umstande, daß Herr v. Haugwitz, der preußische Gesandte bei Napoleon, solchen Suggestionen im höchsten Grade zugänglich war. Sehr anschaulich schildert Pierre Lanfrey in seinem Werke „Histoire de Napoleon I." was zwischen den beiden vorgegangen ist und auf welche Weise Preußen damals zu dem Danaergeschenk von Hannover kam. Auch die junge parlamentarische Geschichte Deutschlands ist reich an einschlägigen Beispielen. Wem fällt da nicht die Fabel von den Schlangen ein, die durch ihren Blick ihre armen Opfer willenlos machen, daß sie starr an ihrem Flecke bleiben und sich ohne Widerstand ergreifen lassen. Gewisse Diplomaten haben strikte Weisung, mit Männern, die in dem Ruf eines derartigen Einflusses stehen, nur schriftlich zu verkehren. Darum sind auch die Rathsherren immer klüger, wenn sie vom Rathhaus kommen und den Kandidaten fällt leider immer erst nachher ein, was sie im Examen Schönes und Gutes hätten sagen können. Die Suggestionen des Augenblicks schnitten beide von ihren aufgestapelten Erinnerungen ab. Eine der lustigsten Suggestionen ist das von Fritz Reuter erzählte Studentenstück, in welchem ein Paar Greifswalder Studenten einem Bäuerlein, der sein Kalb zu Markt treibt, so lange einreden, das Kalb sei eine Gans, bis er es ihnen wirklich als Gans verkauft. Die mächtigsten Suggestionen sind immer diejenigen, die von vielen einer einzelnen Person gegenüber ausgeübt werden. Vielleicht ist es mehr als ein Zufall, daß gerade gegenwärtig

*) Alle diese Erscheinungen sind von Prof. Krafft-Ebing, früher in Graz, jetzt in Wien, beobachtet worden. Auch Prof. Forel in Zürich hat über ähnliche Versuche berichtet.

**) Franz Müller in Graz, Verfasser eines jüngst erschienenen Buches über Hypnotismus und Suggestion u. s. w., berichtet dementsprechend, daß Kinder im wachen Zustande Suggestionen leicht zugänglich sind.

*) So läßt auch Bulwer am Schlusse seines Buches „Paul Clifford" den Professor Tomlinson eine ähnliche Vorschrift geben, wie man einen solchen Charakter beherrscht: „Suche ihn allein zu treffen, verlange etwas mit Nachdruck von ihm und er kann nicht nein sagen."

zu einer Zeit, in welcher die Uniformirung der Geister auf politischem Gebiet so große Fortschritte gemacht hat, die Lehre von der Unselbständigkeit ein so breites Feld in der wissenschaftlichen Erörterung einnimmt*).

Allein in dem oben dargelegten Gegensatz zwischen der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung und der gedächtnißmäßigen Reproduktion liegt noch nicht der letzte Schlüssel zum Verständniß des Zustandekommens der Suggestionen des täglichen Lebens. Viele Forscher**) haben bereits auf diese Suggestionserscheinungen hingewiesen, aber noch Niemand hat ihren psychischen Mechanismus im Einzelnen dargelegt. Hierzu soll im Folgenden ein Versuch gemacht werden und zu dem Zweck ist es nöthig, Einiges aus der Mechanik des Gedächtnisses heranzuziehen.

Das Denkvermögen des Menschen verfügt über zwei mit einander eng verknüpfte Kräfte, die ihm einzeln und zusammenwirkend die erheblichsten Dienste leisten. Die eine von diesen kann als das aktive oder produktive Denkvermögen bezeichnet werden, durch welches wir im Stande sind, neue Begriffe aus den vorhandenen abzuleiten oder völlig neu aufzunehmen. Es scheint, als ob dieses Vermögen, wenigstens für die Ableitung aus dem Vorhandenen, auch automatisch (unbewußt) thätig sein kann. Die zweite Kraft ist die reproduktive Thätigkeit, Erinnerung, Gedächtniß. Die erste ist zu vergleichen dem Gesteinsbohrer, der vordringend immer neue Felsmassen losbricht, die zweite den Maschinen, welche das losgebrochene Gestein bei Seite schaffen und aufschichten. Alles, was wir neu lernen, lernen wir durch das aktive Denkvermögen. Allmählich wird das Erworbene der Erinnerung überliefert und in ihren Schatzkammern aufbewahrt. So müssen wir bei unseren ersten Schreibversuchen für jeden Strich und Punkt, für jeden Buchstaben, jede Silbe, Wort und Satz die aktive Denkkraft in Anspruch nehmen, während später dieselbe Leistung durch Kopien der Erinnerungsbilder zu Stande kommt, „mechanisch", wie wir ganz zutreffend sagen. Alle Thätigkeit der aktiven Denkkraft hat etwas Mühseliges an sich, sie gelangt nur schrittweise vorwärts, die Reproduktion geschieht elegant und leicht. Auf diese Weise lernen wir die komplizirten Muskelbewegungen beim Gehen, Tanzen, Schlittschuhlaufen, Singen und Klavierspielen. Wäre diese Anordnung nicht vorhanden, müßten wir bei jeder Reproduktion die gesammte aktive Denkkraft wiederum mit Beschlag belegen, so würde sie ausschließlich für diese aufgebraucht und wir könnten keine neuen Probleme in Angriff nehmen. Aehnlich wie für den Einzelnen verhält es sich für das ganze Menschengeschlecht. Was die aktive Denkkraft früherer Geschlechter in Anspruch nahm, ist für uns Inhalt der Erinnerung geworden, so daß stets neue Kräfte für neue Fragen verfügbar werden. Das ist der Sinn des Goethe'schen Wortes: „Wenn Du als Mann die Wissenschaft vermehrst, so kann Dein Sohn zu größerem Ruhm gelangen."

Beide Kräfte können bis zu einem gewissen Grade nebeneinander und unabhängig von einander wirksam sein, es kann Jemand gleichzeitig rezitiren und über irgend etwas nachdenken; während die Lippen Gebete murmeln, kann die aktive Kraft sich mit den profansten Dingen beschäftigen und anderes mehr. Allein eine solche gleichzeitige aber getrennte Beschäftigung beider Kräfte ist auf die Dauer unmöglich, zur Reproduktion gehört auch die Anspannung eines Theils des aktiven Denkvermögens, das die Produktion aus der Erinnerung gleichsam kontrolirt. So gerathen wir in Schreibfehler, lassen Worte und Silben aus oder schreiben doppelt, wenn wir während der Niederschrift eines Satzes bereits den nächsten in Gedanken hin- und herwälzen. Es fehlt dann eben die bei der Reproduktion unerläßliche Aufsicht der aktiven Denkkraft. Die Sprechfehler der Redner erklären sich auf dieselbe Weise. Danach wird es einleuchten, daß keine Reproduktion stattfinden kann, wenn die aktive Denkkraft völlig in Beschlag genommen ist; wo dies der Fall ist, wird der Mensch von seinen Erinnerungen abgeschnitten, wie wir es zum Zustandekommen der Suggestion als erforderlich angenommen haben. Nun absorbirt aber nichts die aktive Denkkraft stärker als lebhafte Sinneseindrücke. Soll eine sinnliche Wahrnehmung haften bleiben, so bedarf es der gleichzeitigen Anspannung der aktiven Kraft (die hier mit bewußter Thätigkeit, Aufmerksamkeit ziemlich identisch ist). Wer durch eine Straße mit vielen Häusern, Läden und Menschen geht, empfängt unendlich viele Sinneseindrücke, von denen jedoch keiner haftet, wenn die aktive Denkkraft anderweitig abgelenkt ist. Das ist der Unterschied zwischen Sehen und Beobachten. Auf ähnliche Weise können bei völliger Fesselung der Aufmerksamkeit im Zimmer gesprochene Worte gänzlich überhört werden.

Hiermit ist die Beweiskette geschlossen. Wir unterliegen der Suggestion durch diejenigen Personen und Umstände, welche unsere Aufmerksamkeit völlig in Beschlag zu nehmen verstehen.

Es sei hier nur noch kurz der „Autosuggestion" gedacht, d. h. der Beeinflussung durch eigene, frühere Vorstellungen, welche im täglichen Leben gleichfalls eine Rolle spielt. Als Beispiel möge dienen: Das Erwachen zu einer gewollten Stunde. Diese Erscheinung hat viel Aehnlichkeit mit der „posthypnotischen" Suggestion. Wir haben für ihr Verständniß eine vortreffliche Analogie in der Art der Ton- und Farbenempfindung. Für die Tonempfindung nehmen wir an, daß die Falten der Grundmembran der Schnecke (Membrana basilaris) wie Saiten auf eine bestimmte Höhe abgestimmt sind, und nur durch Schwingungen, deren Zahl ihrer Tonhöhe entspricht, erregt werden können. Aehnlich nehmen wir nach der Young-Helmholtz'schen Theorie für die Farbenempfindung dreierlei Arten von Zapfen der Netzhaut an, roth-, grün- und violettempfindende. Bei jeder Lichtempfindung wird die ganze Netzhaut erregt, aber durch grünes Licht die grünempfindenden Zapfen stärker u. s. w. Aehnlich werden auch, wie wir annehmen müssen, bei der Autosuggestion bestimmte Ganglienzellen auf eine bestimmte Erregung „abgestimmt" durch die sie, wenn sie eintritt, besonders erregt werden.

Wenn daher eine so große Gefahr besteht, durch Suggestion unbewußt die Richtung zu verlieren, in die Bahn eines fremden Willens gedrängt zu werden, so liegt gewiß eine dringende Veranlassung vor, auf Mittel zu sinnen, durch welche wir uns der Fremdsuggestionen erwehren können. Für Personen in verantwortlicher Stellung, welche rasch und sicher ihre folgenschweren Entscheidungen treffen müssen, ist Freiheit von diesen Einflüssen von der allergrößten Wichtigkeit und diese Untersuchung wäre unvollständig, wenn sie nicht auch die Abwehr der Suggestionen in Betracht zöge.

Das souveräne Mittel gegen Suggestionen ist die Uebung. Es genügt nicht, einen reichen Schatz von Vorstellungen und Erinnerungsbildern zu besitzen, wenn auch manche dem Reproduzirten eine große Frische und Lebendigkeit zu geben vermögen, sondern im entscheidenden Momente müssen die Vorstellungen bei der Hand sein. Die Aufgabe besteht darin, möglichst oft im Feuer zu stehen, um jederzeit schlagfertig zu sein, möglichst häufig in Lagen sich zu begeben, in denen alles, was man weiß, kann und vermag nur in einem Moment, dem entscheidenden, helfen kann und nachher nicht mehr. Andere Gegenmittel besitzen wir nicht.

Die im vorigen angeführten Thatsachen erheben nicht den Anspruch, das berührte Gebiet nur im geringsten Punkt zu erschöpfen, allein sie lehren doch so viel, daß für das, „was man sonst auf einen Schlag getrieben, wie Essen und Trinken frei" ein tieferer Zusammenhang, eine intimere Verknüpfung besteht, als man bisher annahm. Weit entfernt, die Lehre von der Unfreiheit des Willens zu bekräftigen, lehren sie vielmehr, ihn gegen fremde Einflüsse zu festigen und zu sichern und dienen somit zur Förderung der persönlichen Freiheit in ihren letzten Quellen.

Fr. Rubinstein.

*) Es existirt bereits eine „Bibliographie des Hypnotismus", zusammengestellt von Max Dessoir mit mehreren hundert Nummern.

**) Z. B. Professor Winternitz in Wien. K. K. Gesellsch. der Aerzte in Wien. Sitzung vom 7. Juni 1889: „. . . . ihr (der Suggestion) unterliegt der Mensch im wachen Zustande im täglichen Leben häufig. . . ."

Theater.

Deutsches Theater: Nordische Heerfahrt. Trauerspiel in 4 Aufzügen von Henrik Ibsen. — Residenz-Theater: Marquise. Lustspiel in 3 Akten von Victorien Sardou. Deutsch von R. Buchholz.

Die nationalliberale Partei, deren Name später erst in Deutschland angenommen wurde, bestimmte den literarischen Geschmack in den skandinavischen Landen, als Henrik Ibsen, noch nicht dreißig Jahre alt, die „Nordische Heerfahrt“*) schrieb. In demselben Jahre 1857 hatte Björnson seine Bauernnovelle „Synnöve Solbakken“ veröffentlicht, in deren Helden das alte Wikingerblut in verjüngter Frische pulst; Ibsen selbst, der eben als Instruktor an das Norwegische Theater zu Christiania kam, hatte eine Abhandlung, „Vom Heldenlied und seiner Bedeutung für die Kunstpoesie“, herausgegeben, die den neuen Stil für das Sagendrama zu suchen unternahm; und wie völlig er damals in dem nationalen Gedanken aufging, mag man aus der Thatsache ersehen, daß der später mit so einseitigem Fanatismus für das alleinstehende Individuum eintrat, in jenen Jahren einen Verein zur Bekämpfung des Ausländischen gründete, an dessen Spitze er mit Björnson und dem 1888 verstorbenen Staatsminister Richter trat. Ibsen als Vizepräsident eines chauvinistisch-nationalen Vereins, das ist der Dichter der „Nordischen Heerfahrt“.

Mißtrauisch blickte er schon damals auf die Gesellschaft seines Landes. Dem schwächlichen Geschlecht der Gegenwart wollte er — er „wollte“ immer etwas — im Spiegelbilde die großen Ahnen zeigen, jene kampflustigen, kräftigen Wikinger, die sich selbst durchgesetzt hatten in Glück und Leid. Es schwebte ihm wohl etwas vor von jener Aufgabe des Volkserweckers, die fast fünfzig Jahre früher den Preußen Heinrich Kleist zur „Hermansschlacht“ entflammt hatte. Aber das aktive Pathos war Ibsen's Sache niemals; selbst in dem viel bedeutenderen Schauspiel „Die Kronprätendenten“ lockt ihn weniger die unmittelbare Wirkung, die Kleist mit brutaler Entschlossenheit sucht, als die symbolische Zusammenfassung der in der Volksseele treibenden Kräfte. Und so ist der Seekönig Sigurd der „Nordischen Heerfahrt“ keine Hermannnatur, kein Rufer zum Streit für den nationalen Gedanken, sondern ein später Wiking, ein christianisirter Heide, der entsagungsvoll an den „weißen Gott“ glaubt, ob auch das Sehnen seines Innern ihn zu der trotzigen Kraftherrschaft der Heidenwelt hinzieht, hin zu Hjördis, dem Weibe Gunnars, des Lehnsmannes. Auch hier schon finden wir den symbolischen Hang des Dichters der „Gespenster“: nicht Mann und Weib stehen sich in Sigurd und Hjördis gegenüber; Hjördis nennt selbst ihre Liebe „nicht verlangend wie die weichlicher Weiber“; es ist auch nicht nur die Kraft, die zur Kraft strebt aus schwächlicher Gemeinschaft: Christenmoral und heidnische Morallosigkeit treffen auf einander in hartem Anprall. Sie möchten sich fassen und halten, um aus ihrer Umarmung die Söhne jenes dritten Reiches zu gebären, von dem des Dichters Apostata träumt; aber die Kraft des Mannes, der einst den starken Eisbären erlegte, um dem Freunde Gunnar das im nächtigen Dunkel bezwungene Gemahl zu freien, ist nun gebrochen durch moralisirende Erwägungen, durch das unheidnische Gefühl der Pflicht. Hjördis fühlt, daß der geliebte Mann ihr im Leben verloren ist, aber ihr keine Schranke erkennender Glücksdrang hofft auf eine siegreiche Schlacht gegen die schattenhaften Heidengötter: „mit ihnen wollen wir kämpfen! Fort aus diesem Leben, Sigurd; auf den Himmelsthron will ich Dich setzen und mich selbst an Deine Seite.“ Von ihrem Pfeil durchbohrt, fällt der Starke, und erst des Sterbenden Lippe kündet ihr, daß er ein Bekenner des bleichen Gottes und daß sie nun allein die Heimfahrt lenken muß nach Walhall. Auf schwarzem Wolkenrosse schnaubt sie dahin. Und wie nun die Zurückgebliebenen den Trieb stärkerer Naturen nicht zu verstehen vermögen, wie Dagny in der Tötung ihres Gatten nur der Feindin Hjördis Haß, wie Gunnar nur des toten Weibes Liebe zu ihm selbst in eben dieser That erblickt, das ist, in der ironischen Beleuchtung des kleinen Egoismus, ganz und gar ibsenisch und ganz und gar nicht tragisch. Diese subtile Beobachtung kleiner Menschlichkeiten schneidet messerscharf in die tragische Stimmung hinein, und vor das gewaltige Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, drängt sich störend der menschheitsmißtrauische Dichter.

Brandes erzählt irgendwo die Aeußerung eines Franzosen, der vor Ibsens in Rom ausgestellter Büste sagte: „Der Ausdruck ist mehr spirituell als poetisch.“ Ich finde, das gilt auch für die Mehrzahl der hochbedeutenden Werke dieses mächtigsten Anregers unserer Zeit. Dieser Fanatiker der Freiheit ist im Grunde doch nicht frei genug, um wahrhaft poetisch zu empfinden; nicht wie ein König in seinem angestammten Reiche: wie ein Richter auf seinem durch Geisteskraft eroberten Posten, spricht er poetisches Recht, unparteiisch wohl, aber nicht königlich, nicht absolut und von oben herab. Der Tragiker herrscht in einer toleranten Despotie, seine Verwaltung muß die einfachste, sein Thron auf hoher Warte sein; er kann die kleinen Diebe und die kleinen Schwächen ruhig laufen lassen, wenn er nur die Großen an festem Eisennagel aufknüpft. Von solcher Art ist Ibsen nicht, und drum fühlt sich sein Genie wohler in der Dachstube des Photographen Ekdal, wo es große Diebe überhaupt nicht giebt, als in der Riesenwelt der Heldensage, deren gewaltige Einfachheit er, dem Zuge seines von unten herauf revoltirenden Wesens folgend, höchstens in „wilde Unheimlichkeit“ umzuwandeln vermag.

Die komplizirte Wirrniß, die uns namentlich zu Beginn der „Nordischen Heerfahrt“ umfängt, mag durch die Entstehung des Trauerspieles zum Theil erklärt werden. Eine ganze Reihe nordischer Geschlechtssagen hat die junge Kraft des Dichters hier zusammengeschweißt. Von einer Dramatisirung der Wölsungasage wird man nicht kurzweg reden können: Sigurd, der Seekönig und der Christ, hat nichts gemein mit Sigurd, dem Drachentöter, so wenig wie Gunnar mit seinem Namensgenossen und Dagny mit der Gudrun des Heldenliedes. Nur ein Motiv, freilich das mächtigste und das entscheidende, ist der Wölsungasage entlehnt: der Kampf Sigurds an Stelle Gunnars um den Besitz des Weibes und der Verrath des Geheimnisses durch Sigurds ungeliebte Gefährtin. Aber auch hier hat Ibsen die ursprüngliche Kraft des Mythos verkleinert, man könnte auch sagen: modernisirt. Brünhild ward das Opfer eines ungeheuren Treubruches, den sie ungeheuerlich rächt; sie war Sigurds Weib, ehe er Vergessen trank, und sie dem Gunnar zuführte; dafür muß Sigurd sterben und sie mit ihm. Viel komplizirter und auch darum schon viel weniger tragisch ist das Verhältniß bei Ibsen, wo alles eigentlich einem Mißverständniß entspringt: Sigurd und Hjördis haben sich immer geliebt, ohne es zu ahnen; und da auch Gunnar das starke Islandkind liebt, opfert Sigurd sein schweigend bewahrtes Gefühl dem Freunde und geht, mit gebrochenem Herzen, in den Bärenkäfig. Ein sentimentaler Gewaltiger, der in der onkelhaften Darstellung des Herrn Pittschau völlig zum rührseligen Riesen wurde.

Die stärkste und tiefste Gestalt des bedeutenden, aber in seiner Wirkung zersplitternden Trauerspieles ist Hjördis. Man muß auch hier die Erinnerung an Brünhild bannen. Zwar stammt, wovon die getrüffelte Leidenschaft des Fräulein Pospischill freilich wenig merken ließ, auch Hjördis aus dem Geschlecht der Walküren, aber ihre boshafte Keifsucht sowohl wie ihr Drang ins Weite, Ungemessene, lassen hinter der Walkürenmaske doch die ganz modern unbefriedigte Frau erkennen, die dem Weibe des geliebten Mannes das Recht der Leidenschaft und das Evangelium von der wahren Ehe predigt. Man mag an die Vestalin Furia in Ibsen's

*) Der ursprüngliche Titel ist: „Heermänner auf Helgeland“. Die erste Uebersetzung wurde unter Mitwirkung von E. Klingenfeld von Ibsen selbst veranstaltet (München, Th. Ackermann, 1876). Ferner: Deutsch von M. v. Borch (Univ. Bibl. Nr. 2633). Das „Deutsche Theater“ hat auf die ältere Uebersetzung zurückgegriffen.

frühestem Drama „Catilina“ denken, die sich hinaussehnt aus dem „leeren, thatenlosen Treiben,“ wo „kein Gedanke rüstet sich zur That“; wie Furia den Catilina, so tötet Hjördis den Sigurd; besitzen wollen beide, wenn nicht im Leben, doch im Tode. Und zum Besitz schreiten sie über Leichen, wie die Chriemhild der Sage zur Rache schritt. Ihr Wille bricht sich an der harten Schranke der Möglichkeit. Die skandinavische Kritik hat es dem Dichter tadelnd vorgerückt, daß er die alte Saga verpfuscht habe. Der Vorwurf bliebe thöricht, selbst wenn er besser begründet erschiene; aber die Aehnlichkeit mit dem durch das ältere Sigfridslied auch uns vertrauten Wölsungamythus ist doch groß genug, um unser Empfinden zu beeinflussen und zu verwirren. Und vielleicht darf man auf alle dramatischen Behandlungen des altgermanischen Stoffkreises das Urtheil anwenden, welches J. L. Heiberg, ein früher Frenzel Dänemarks, über die „Nordische Heerfahrt“ gefällt hat: „Die Wildheit und Rohheit mildert sich in ihrer ursprünglichen Form durch die epische Darstellung; indem man sie aber dramatisirt, bleibt nur der Stoff in seiner Rohheit zurück; denn im Drama muß alles Harte noch härter werden als in einer epischen Bearbeitung.“ In der That hat denn auch das Trauerspiel eine unmittelbare Wirkung nur an der Stelle geübt, wo das sagenhafte Element gänzlich in den Hintergrund tritt und der heroische Vaterschmerz des treuen Oernulf in einfacher Größe breit ausströmt. Herr Pohl ist heute beinahe der einzige Schauspieler, der den großen, tragischen Stil beherrscht, ohne in leere Deklamation zu verfallen; er hat den Auftritt meisterhaft gespielt.

Wie Marbod zu Herman, steht Oernulf zu Sigurd: der geborene Vasall zum geborenen Herrscher, der Mann, der am Gut hängt und an der Meinung der Welt, zum freien Herrn seines Geschickes. Ob Ibsen Kleist gekannt hat, mag zweifelhaft sein; aber der Nachahmungstrieb, der die Jugend aller Talente vor ihrer Selbständigkeit erfüllt, hat sicherlich in ihm auch gewaltet: nicht nur Oernulfs Totenklage und die Darstellung des Festgelages sind, mit dem Wölsungamotiv, den alten Sagas entlehnt; es weisen auch Oernulfs Verhaltungsmaßregeln an den jungen Sohn ganz deutlich auf Shakespeare und seinen Polonius. Aber wenn wir auch nie klarer empfunden haben, welche Kluft den Nachahmer von dem großen Muster trennt. Ibsen von Shakespeare, den unerbittlichen Richter von dem in Gnaden schaltenden König: nicht als einen Unmündigen erblicken wir ihn auf des Britten Pfaden. Die sorgfältige Aufführung des Dramas im „Deutschen Theater“ ist dankenswerth; sie wird zur Klärung des Urtheils über den maßlos unter- und überschätzten Dichter wesentlich beitragen, wenn auch die „Nordische Heerfahrt“ in Berlin kaum viel länger leben dürfte, als in Dresden, wo sie 1876 nur an zwei Abenden gespielt wurde. —

Vom wildnordischen Mythus zur kecken Boulevardsatire sei heute nur ein Schritt, vom Erhabenen zum Lächerlichen.

Victorien Sardou hat den Stoff zu seiner Komödie „Marquise“, der er zur Besänftigung französischer Gemüther die sittliche „Belle-maman“ schnell folgen ließ, einem Urtheil des Pariser Kassationshofes entnommen. Allda ward folgender Fall verhandelt, zum Gaudium des „Gil-Blas“ und seiner Leserinnen: Eine fromme, aber hübsche und reiche Wittwe wollte Marquise heißen; es fand sich denn auch ein herabgekommener Träger des Marquisats, der sich gegen eine jährliche Rente zur Eheschließung und zur sofortigen Abreise nach der Ceremonie kontraktlich verpflichtete. Da aber die Nacht herniedersank, regte sich in dem gealterten Viveur, der längst nicht mehr was Gut's in Ruhe geschmaust hatte, mit steigender Dringlichkeit der Wunsch, die schöne Scheingattin an den letzten Funken seiner eleganten Gluth zu erwärmen. Madame widerstrebte und bestand auf ihrem gestempelten Schein, Monsieur wollte sich selbst durch das Recht auf Rente nicht abkühlen lassen, und da der code civil an diesen einigermaßen ungewöhnlichen Fall natürlich nicht gedacht hatte, konnte die nullité de mariage nicht ausgesprochen werden. Das Ende der Sensationsaffäre hüllt sich in Dunkel.

Aus der jungen Beichtschwester hat Sardou eine unverehelichte Dame von vorurtheilslosesten Sitten gemacht, une Momentanée für Paris, eine weitherzige Operettensängerin für Berlin. Ich glaube, diese Aenderung sollte nicht nur an besonders reizbarer Stelle das liebe Publikum kitzeln; sie war nothwendig, um der Satire auch noch in anderer Hinsicht eine pikante Spitze zu geben. E. de Goncourt hat in einem seiner feinsten Romane eine Jedem feile Dirne gezeichnet, die den einzigen Mann, den sie liebt, tötet, um seinem grobsinnlichen Begehren nicht weichen zu müssen. Diese Spitzfindigkeit mag Sardou verlockt haben, und so tritt der „Fille Élisa“ seine „Fille Garousse“ zur Seite, nach ihrer minder ursprünglichen Art. Lydia Garousse hält auf reelle Grundsätze; sie ist gewöhnt, für gutes Geld gute Waare zu liefern, aber ihr Geschäftssinn empört sich bei dem Gedanken, nun einem Manne angehören zu sollen, den sie bezahlt. Auch das ist eine Moral. Sie hat den langersehnten Titel, der Marquis hat sein Geld — er mag gehen. Bis hierher ist das Stück ausgezeichnet, von phantastischer, beinahe aristophanischer Lustigkeit durchtollt, die selbst durch die für ebenso deutsche wie keusche Ohren beliebten Milderungen nicht allzusehr beeinträchtigt wird. Hätte die schöne Lydia freilich neben ihrer Liebe nicht noch einen Beruf, es würde ungleich drastischer wirken, wenn sie in schöner Entrüstung gegen den ererbten Adelsbesitz ihre selbsterworbene Machtstellung ins Treffen führt.

Aber, wie immer bei Sardou, ist, wenn auch alles gut ist, das Ende schlecht. Eine kleine Grisette, die der Herr Marquis in Ermangelung einer standesgemäßen Geliebten unterhält, wird in seinem Zimmer — nach der Pariser Variante: in seinem Bett — entdeckt; das ist flagrant délit, Einführung einer fremden Frauensperson in die eheliche Wohnung, der Marquis ist geschlagen und muß abziehen, Lydia ist bekehrt und wird in Zukunft schlechtweg Madame Pignenot heißen. Auch diese wilde Hetzjagd des letzten Aktes bringt manche hübsche Szene und mehr als eine feine Wendung, aber die Wirkung ist hier doch empfindlich abgeschwächt. Für meinen Geschmack wäre die Satire erst vollendet gewesen, wenn Lydia im Angesicht der späten Flamme ihres Titulargemahls erkannt hätte, wie „chic“ nun eine echte, eine nicht nur markirte Marquise sein müßte; wenn sie ihre liederlichen Freunde mit strengem Wort zum Tempel hinausgejagt hätte, um nun mit ihrem Marquis Campobello, dem Sprossen Roberts des Teufels, in aristokratischer Ehrbarkeit auf ihrem schönen Schlosse zu hausen. Der verkommene Edelmann mit der reichen Courtisane in einer wahren Ehe vereint, vielleicht auch nach dem Wiedererscheinen der gefälligen Freunde, der Stamm oder eines neuen, reichlich mit demokratischem Blute und ebenwolchem Gelde versehenen Adelsgeschlechtes — das wäre, nach meinem Gefühl, der rechte Abschluß der göttlich frechen Satire gewesen.

Sardou hat ihn anders gewollt, und das ist bedauerlich, denn seine Komödie reiht sich dem Besten an, was die romanische Satirik in ihrer naiven Ungebundenheit geschaffen hat. Die gelassene Freimüthigkeit, mit der hier in streng logischer Ruhe die heikelsten Dinge erörtert werden, kann nur Diejenigen empören, die zur Prüderie wohlbegründete Ursache haben. „Der Aussätzige mag sich jucken; unsere Haut ist gesund“, sagt Hamlet, der gar nicht prüde war.

Die Aufführung im „Residenz-Theater“ war glatt, doch zu zahm. An der Verschleppung des Tempo trug Herr Reicher die Hauptschuld, der übrigens als Marquis eine meisterhafte, nur allzu stilistisch gehaltene Leistung bot. Den Typus aber, den dieser modernste Schauspieler Berlins da geschaffen hat, wird man sehen müssen; leider ward dem Marquis keine Marquise, nicht im Stück und nicht im Spiel.

M. Kent.

König Friedrich der Große. Von Reinhold Koser. Erster Band. Stuttgart. 1890. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Nachfolger.

Auf dem Gebiete der Geschichte des großen Preußenkönigs ist in den letzten Jahrzehnten eifrig gearbeitet. Anstoß dazu gaben namentlich die von der Berliner Akademie der Wissenschaften angeregten Publikationen, wie die politische Korrespondenz und die Staatsschriften. Aber der Gedanke, die Gestalt Friedrichs in ihrer Größe zu veranschaulichen, indem für weitere Forschung eine quellenmäßige Grundlage geboten wurde, wurde erzeugt durch die großen politischen Vorgänge der Gegenwart. Auf den Schlachtfeldern Böhmens war der von Friedrich einst begonnene Kampf gegen Oesterreich zum Austrag gebracht. „Auf daß ein neues Deutschland in Kraft und Schöne erstehen könne, ward die alte Form zerbrochen, über deren innere Unwahrheit sich Friedrichs helles Auge nie getäuscht hatte, und die 1815 und 1850 aus der Todtenkammer der Geschichte wieder hervorgeholt worden war. Erst in der Geburtsstunde der deutschen Einheit war die bahnbrechende Bedeutung der Regierung Friedrichs auch für die deutsche Geschichte erwiesen: sein Auftreten war doch mehr als eine vorübergehende Episode gewesen." Reinhold Koser hat bereits durch sein Buch über „Friedrich der Große als Kronprinz" Stuttgart 1886 gezeigt, daß er unter den Jetztlebenden am meisten berufen sei, eine Geschichte des großen Preußenkönigs zu schreiben. Er hat sich zu diesem Werke durch Jahre lang fortgesetzte ernste Quellenstudien vorbereitet, und sicher möchte es jetzt Niemand geben, der besser als er das Material beherrscht. So kann denn seine Arbeit, von der jetzt nur ein erster Halbband vorliegt, mit dem Wunsche begleitet werden, daß das gesammte Werk in nicht zu langen Zwischenräumen zum Abschluß gelange.

Was gegenwärtig vorliegt, geht nur bis zum Dresdener Frieden. Mit demselben war Friedrichs zweite Sturm- und Drangperiode abgeschlossen. Er hatte, sagt Koser, die Schranken seines Vermögens, der politischen und militärischen Leistungsfähigkeit Preußens erkannt und allen Eroberungsplänen aufrichtig entsagt; er hatte in der Beschränkung sich als den Meister bewährt. Er werde fortan keine Katze mehr angreifen, äußerte er zu Dresden in seiner drastischen Art, es sei denn, daß man ihn dazu zwinge: er betrachtete seine militärische Laufbahn als abgeschlossen. Sein Ehrgeiz war gesättigt und innerlich überwunden. Wenn es ihm gelungen war, Preußen eine Stimme im Rathe der europäischen Mächte zu erringen, so hat er dies lediglich sich selbst und seiner Kraft zu verdanken. Seine Minister hatten ihn mehr als einmal vor allzu kühnen Pfaden gewarnt und gerade die französische Allianz war ihnen im Grunde ihres Herzens zuwider gewesen. Wie ganz anders, als man erwartete, hatte sich dieser junge König entwickelt. Diejenigen, welche hofften, wegen der Rheinsberger Freundschaft, zu seinen intimsten Berathern zu gehören, waren arg enttäuscht. Wohl schien es anfangs, als ob die Mark sich zu einem Sitze der Wissenschaft entwickeln sollte, doch vergaß der König dabei nicht die ernsten Regierungsgeschäfte. Zu allen Aufgaben, die ihn erwarteten, hatte er sich im Stillen, im Zwiegespräch mit sich selbst vorbereitet; seine Ansichten waren scharf ausgeprägt. In durchaus ansprechender Weise legt Koser dar, wie eifrig sich der junge König den einzelnen an ihn herantretenden Aufgaben widmete, von der Memel bis zur Maas eilte, um durch persönliche Anschauung überall die Bedürfnisse des Landes kennen zu lernen. Dann gab der Tod Karls VI. eine Perspektive zu weiterer diplomatischer Thätigkeit. Es galt jene alten, schon verloren geglaubten Ansprüche auf Schlesien wieder geltend zu machen. Wie dann militärische und diplomatische Interessen im bunten Gemisch durcheinander den Geist des Königs in Anspruch nahmen, soll hier nicht erörtert werden, sondern es mögen aus der Darstellung nur zwei Punkte Erwähnung finden, weil deren Beurtheilung von Bedeutung ist. Als Friedrich den Breslauer Frieden schloß, ließ er die Franzosen fallen und machte sich damit streng genommen eines Vertragsbruches schuldig. Mit Vorliebe hat Friedrich die heikle Frage nach der unbedingten und eingeschränkten Verbindlichkeit der Staatsverträge zum Gegenstand seines Nachdenkens und dialektischer Erörterung gemacht. Schon im Antimachiavell hatte er sich über die Fälle ausgesprochen, in denen nach seiner Ansicht der Vertragsbruch gerechtfertigt schien. Unmittelbar nach der Unterzeichnung des Breslauer Vertrages sah er sich auf die Unterscheidung zwischen der Ehre eines Privatmannes und der eines Fürsten gedrängt: der Privatmann, bei dem es sich nur um den eigenen Vortheil handelt, muß seinen Vortheil ohne Schranken dem Wohle der Gesellschaft zum Opfer bringen; der Fürst, der den Vortheil eines großen Volkes im Auge hat und im Auge haben soll, muß sich selbst und seine Verpflichtungen opfern, sobald sie dem Wohle seines Volkes entgegen zu sein beginnen. Friedrich hat nach Koser's Meinung an dieser Entscheidung von nun an festgehalten. Wegen des Beginns des zweiten schlesischen Krieges ist der König vielfach angefeindet. Geleitet wurde er dabei durch seine Reichspolitik. Er hatte den Versuch gemacht, die kleineren Höfe für die antiösterreichische Partei zu gewinnen. Aber noch nicht war hier die Einsicht in die gefahrdrohenden Pläne des Hauses Habsburg so weit gediehen, wie später 1785. Truppen wurden hier nicht zum Schutze des Landes, sondern zum Geldverdienen gehalten. „Wo dieser rein geschäftliche Gesichtspunkt für die Politik ausschlaggebend war, da ließ sich kein Fürstenbund zu großen nationalen Zwecken gestalten; wer im achtzehnten Jahrhundert die kleinen deutschen Höfe zu solchen Zwecken haben wollte, mußte sie bezahlen." Da die Wormser Verträge nun Friedrich zu drohend erschienen, so beschloß er loszuschlagen. Die schwere Prüfungszeit des zweiten schlesischen Krieges, sagt Koser, ist für Friedrich nicht bloß die Schule der Kriegskunst gewesen, sie wurde ihm mehr noch eine Schule der Selbsterkenntniß und der Selbstzucht, gleich jener, die er einst zu Küstrin durchgemacht. Wie man damals den Kronprinzen, als er wieder an den Hof kam, zum Erstaunen verändert fand, so versichert uns Volney, es sei Niemand gewesen, der nicht bemerkt hätte, wie umgewandelt der König Ende 1744 aus dem böhmischen Feldzuge heimgekehrt sei: „Er hatte weniger Anmaßung; er hörte; seine Aeußerungen waren zartfühlender und weniger schneidend." hr.

Aus der schönen, wilden Lieutenantszeit. Roman aus dem österreichischen Kavallerieleben von Carl Baron Torresani. 3 Bände. Dresden und Leipzig. 1889. E. Pierson's Verlag.

Der tragische Abschluß einer leichtfertig geknüpften Offiziersliebschaft wird hier erzählt: ein junger Kavallerielieutenant entflammt das Herz einer schönen Frau, deren viel älterer Gatte zwischen natürlicher Raubheit und den ersten Anzeichen einer Geisteskrankheit umhergetrieben wird. Das junge Weib folgt dem neuen Freunde in ein kurzes, vom Gesetz nicht ordnungsmäßig abgestempeltes Glück, das ihr die ruhelose Flatterhaftigkeit des Gefährten gar bald zerstört. Diese alte Geschichte einer schmerzlichen Herzensenttäuschung ist jedoch für den Herrn Baron Torresani kaum mehr als ein Vorwand, um allerlei heitere und ernste Bilder „aus der schönen, wilden Lieutenantszeit" heraufzubeschwören. Wer den „feschen" Geist der österreichischen Reitertruppe einmal kennen lernen will, der wird in diesem Buche seine Rechnung finden: auf dem Marsche, im Boudoir, in der Einquartierung, am Spieltisch und — besonders häufig — bei schönen Damen treffen wir „die von der Kavallerie" an; wir blicken in eine völlig fremde Welt hinein, die von unserem eigenen militärischen Treiben recht verschieden erscheint. Die Sprache des Buches, der sich recht oft leichtsinnige Austriacismen beimischen, ist meist flott, frisch und nicht ohne eine kräftige Originalität im Ausdruck; wie sich denn überhaupt inmitten der bunten, regellosen und verwirrenden Darstellungen von Zeit zu Zeit ein eigene Pfade suchendes Talent offenbart, das freilich noch einigermaßen im Dilettantischen stecken geblieben ist. Jedenfalls hat der Verfasser gegründete Aussicht auf die Nachfolge der Hackländer und Winterfeld als Soldatengeschichtenerzähler, und schon die buntgemischte Nationalitätenmenge im österreichischen Heere gibt seinen Schilderungen ein ganz eigenartiges Relief. Von preußischer „Schneidigkeit" findet man freilich nichts in diesen Wanderjahren eines österreichischen Kavalleristen; er und seine sporenklirrenden Kameraden sind leichtsinnige, mitunter auch liederliche Leute mit heißem Blut, die zu jedem tollen Streich zu haben und in ihrer Gesellschaft nicht eben wählerisch sind. Manche feine Bemerkung über die heimischen Verhältnisse findet sich zwischen seitenlangem Geschwätz, wie es in den Kasinos wohl üblich sein mag; so wird einmal der österreichische Staatenbau mit einem Komplex kleiner Häuschen verglichen, welche auf dem Ponte Rialto aufgeführt sind. „Sie stehen auf dem kühnsten aller Bogen, und ihr Fundament ist der Abgrund. Oesterreich ist so ein riesiger Brückenbogen, der über die Woge der fanatischen Rassenantipathien hinüber die Nationalitäten verbindet; und unbillig ist der, der verlangt, es sollen da ausnahmlos Prachtbauten aufgeführt dastehen wie in einem anderen Reich, das auf dem festen Granit der natürlichen Einheit bauen kann." Vielleicht sichtet Baron Torresani ein späteres Werk mit strengerer Selbstkritik; er wird die angenehme Wirkung seiner zwanglosen Bummelschilderungen dadurch nicht unerheblich verstärken. Rechtzeitige Schweigsamkeit ist auch eine schätzenswerthe Eigenschaft für einen Erzähler. M. H.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 21. Berlin, den 22. Februar 1890. **7. Jahrgang.**

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die bisher bekannten Wahlresultate beweisen eins mit überwältigender Deutlichkeit, und zwar ein alle Erwartungen noch übertreffendes Anwachsen der Sozialdemokratie. Nicht allein in den größten Städten, wie Berlin, Hamburg, Breslau, Königsberg, Bremen, Stettin, Magdeburg, München, Nürnberg, sondern auch in manchen Städten zweiten Ranges und in nicht wenigen industriellen ländlichen Bezirken hat die Sozialdemokratie so stark zugenommen, daß sie entweder im ersten Wahlgange bereits gesiegt hat, oder doch mit meist einer sehr erheblichen Stimmenzahl in die Stichwahl kommt. Wie groß schließlich die Zahl der sozialdemokratischen Mandate sein wird, läßt sich noch nicht übersehen. Daß dagegen die Gesammtsumme der abgegebenen sozialdemokratischen Wahlzettel ungefähr eine halbe Million Zuwachs gegen das Jahr 1887 aufweisen wird, erscheint durchaus wahrscheinlich. In dieser Thatsache liegt eine zerschmetternde Kritik der Politik des Sozialistengesetzes, der künstlichen Lebensmittelvertheuerung und des Staatssozialismus.

Die Kartellparteien haben vielfach einen bedeutenden Rückgang an Anhängern zu verzeichnen. Eine Anzahl von Wahlkreisen haben sie schon jetzt definitiv verloren; während von einem Gewinn noch nichts bekannt ist. Die Kartellmajorität des letzten Reichstages darf daher als gesprengt angesehen werden.

Das Centrum scheint sich auch diesmal im Großen und Ganzen behauptet zu haben.

Was die freisinnige Partei anbelangt, so sind sofortige Siege in der Hauptwahl bisher nur wenige gemeldet; darunter derjenige Richter's in Hagen und der des Herausgebers dieser Zeitschrift in Hirschberg. Verloren gingen, so weit bekannt, nur Halle, wo Alexander Meyer nicht zur Stichwahl kommt, und Bremen, wo gleichfalls die deutschfreisinnige Partei durch die Sozialdemokratie, die den riesigen Zuwachs von 7000 Stimmen in drei Jahren aufweist, von der Stichwahl ausgeschlossen worden ist.

Zu den charakteristischen Erscheinungen des diesmaligen Wahlkampfes gehört das ganz ungewöhnlich häufige Auftreten von Stichwahlen, deren Ausgang noch nicht zu übersehen ist, und damit erscheint es denn zur Stunde auch ausgeschlossen, einen selbst nur einigermaßen sicheren Ueberblick über die Stärke der einzelnen Parteien im nächsten Reichstage zu erlangen. —

Den Wahlen gegenüber rücken im Augenblick alle anderen politischen Ereignisse in den Hintergrund. Man kann die Spannung und Ungewißheit, die bis zu dem Zeitpunkt die Gemüther belasten wird, wo sich die Ergebnisse der Abstimmung an den Urnen klar überschauen lassen, mit dem Zustand vergleichen, der auf einem Schiffe herrscht, das mit versiegelten Befehlen, die erst an einem bestimmten Tage geöffnet werden sollen, in See gegangen ist. Das Schiff ist das alte, es ist auch die alte Mannschaft, die zunächst die Leitung weiter in Händen haben wird, aber diese Leitung ist bedingt von einem noch unbekannten Faktor, und vielleicht wird die Richtung, die alsdann das Schiff zu verfolgen hat, sogar Neubesetzungen im Kommando verlangen. Erst wenn sich die Ergebnisse des 20. Februar überschauen lassen, werden auch die letzten politischen Ereignisse aus der Zeit vor den Wahlen in ihrer inneren Bedeutung für die fernere Entwicklung zu erkennen sein; bis dahin sind sie vieldeutige Symptome, die zu registriren genügen wird.

Als solche Symptome von bemerkenswerther Art sind die Gerüchte über Veränderungen in unseren höchsten Regierungskreisen zu bezeichnen. Die offiziösen Blätter weisen immer von Neuem auf die Möglichkeit hin, daß Fürst Bismarck aus dem preußischen Ministerium endgültig ausscheiden könnte, und sich dann nur auf die Reichsgeschäfte zurückziehen würde. Eine Inventuraufnahme im Reichskanzlerpalais hat zu noch weitgehenderen Folgerungen Veranlassung gegeben; sie wird darauf gedeutet, daß Fürst Bismarck vielleicht sogar an einen völligen Rücktritt aus dem Staatsdienst denkt. Dazu kommen Andeutungen, daß der Minister Maybach sich zurückziehen wollte, wie das Gleiche Herr von Scholz vor einiger Zeit zu thun beabsichtigt hat. Endlich ist Herrn Miquel die Stelle als Oberpräsident der Rheinprovinz angeboten worden; er lehnte jedoch ab, und das kann bei der Weltklugheit des Frankfurter

Oberbürgermeisters nicht Wunder nehmen. Ein Oberpräsident ist der Untergebene eines Ministers, ein Oberbürgermeister dagegen ist ein unabhängiger Mann, der sich mithin weit eher eine einflußreiche politische Stellung wahren kann, als ein Staatsbeamter, der seinem Vorgesetzten zu gehorchen hat. Herr Miquel wird der Ansicht sein, daß von Frankfurt der Weg bis in ein Ministerhotel sicher angenehmer und keineswegs schwieriger ist, als wenn die nämliche Strecke vom Sessel eines Oberpräsidenten aus zurückgelegt werden soll.

Besonders erwünscht scheint der nationalliberalen Partei diese Zurückhaltung ihres Führers zu sein; es wäre auch in der That eine Erscheinung von charakteristischer Bedeutung gewesen, wenn die leitenden Männer der Nationalliberalen, wenn Herr von Bennigsen und Herr Miquel, auf ihre alten Tage in der Stellung eines Oberpräsidenten Station gemacht hätten. Man würde ein derartiges Ereigniß als symbolisch für die augenblickliche Stellung der Nationalliberalen im Kartell auffassen können; sie sind Gehilfen, deren Unterstützung willig entgegen genommen wird und die als Entgelt in hübschen Subalternstellungen festgehalten werden.

Alle diese Vorgänge deuten auf den nämlichen Punkt; es bereiten sich in der Regierung Umgestaltungen vor. Wie diese Umgestaltungen im Besonderen beschaffen sein mögen, ist ungewiß; sicher ist nur, daß neben dem Fürsten Bismarck und im Gegensatz zu ihm sich Kräfte regen, die in der einen oder in der anderen Gestalt Einfluß auf die zukünftige politische Entwicklung gewinnen werden.

Nichts ist natürlicher, als daß die Publizisten in der Bismarck'schen Livree der neuen Zeit, die mit sichtbarer Deutlichkeit heraufdämmert, mißvergnügt entgegenschauen. Der unmittelbar hinter uns liegende Abschnitt deutscher Geschichte war der Bismarck'scher Allmacht; der kommende, wie er auch beschaffen sein mag, wird diesen Stempel nicht tragen, und die verpflichtet waren, für das Alte einzutreten, sie müssen daher gegen das Kommende sich kehren. Mit Vorsicht geschieht das seitens der offiziösen Presse; natürlich mit Vorsicht! Es geht durch die abhängigen Blätter ein leises Säuseln des Unmuths, und am unmuthigsten scheinen diese Organe darüber zu sein, daß die Andeutung, Fürst Bismarck könne seine Aemter niederlegen, so wenig Eindruck und Erregung selbst bei der befreundeten Presse der Nationalliberalen und Konservativen hervorruft. Es gibt offiziöse Korrespondenzen, die direkt den Kartellparteien einen bitteren Vorwurf daraus machen, daß sie wort- und klaglos sich das Bild eines die Koffer packenden Reichskanzlers vor die Seele rücken lassen. Nicht der geringste Ausdruck des Schmerzes ließ sich bisher inszeniren und noch weit weniger jener tobende Zorn aus dem Frühjahre des Jahres 1888.

Es sind das sehr bemerkenswerthe Erscheinungen. Der bisher politisch mächtigste Mann Deutschlands besitzt keine Gefolgschaft, auf die er sich stützen könnte; seine Gegner hat er in genügende Entfernung von sich gestoßen und seine Anhänger sind nach harten Kuren schließlich allzu gelehrige Schüler geworden, als daß sie nicht unbedingt der Macht sich zu beugen und anzubequemen wünschten. Fürst Bismarck erfährt jetzt, daß allein das stützt, was auch widersteht, und der Reichskanzler hat die Seinen zum Widerstehen gegen einen machtvollen Druck längst unfähig gemacht. In dieser Entwicklung, die so nothwendig eintreten mußte, steckt ein Stück tragischer Ironie und diese wird noch verstärkt durch das Verhältniß des Kanzlers zum Kaiser.

Es war im April 1888, da bezeichnete der damalige Prinz Wilhelm, der heute regierende Monarch, in einem Toast, den er im Kanzlerpalais ausbrachte, den Fürsten Bismarck als Bannerträger, dem Alle willig folgen; in gewiß absichtsvoller Erwägung, mit klugem Ziele benutzte Fürst Bismarck eine andere Gelegenheit, um zu sagen: der Kaiser wird einst sein eigner Kanzler sein. Auch dieser Same, den damals Fürst Bismarck ausgestreut hat, beginnt jetzt aufzugehen; vielleicht zu schnell; und auch diese Ernte wird kaum nach den Wünschen des Reichskanzlers sein. Gegen den Fürsten Bismarck kehren sich seine eigenen Erziehungsresultate. Er erduldet das Schicksal dessen, den die neidischen Götter erhörten.

Die Anregungen, welche die jüngsten sozialpolitischen Erlasse des Kaisers enthalten, zeitigen langsam die Wirkungen, welche vorausgesehen wurden. Die Berufung des Staatsrathes bedeutete zunächst einen Stillstand der Weiterentwicklung. Nachdem der Staatsrath durch eine Rede des Kaisers, welche die schweren Aufgaben mit Vorsicht bezeichnete, eröffnet worden war, trat sogleich eine Vertagung ein; erst am 26. Februar werden die mit der Erörterung der Angelegenheit betrauten Abtheilungen wieder zusammentreten. Um Auskunft über die einschlägigen Verhältnisse zu ertheilen, sollen dann eine Anzahl sachkundiger Personen zugezogen werden, und was das bemerkenswertheste ist, Herr Miquel ist zum Referenten für die Berichterstattung ernannt worden; auch hier taucht dieser Name wieder auf. — Die internationale Ausgestaltung der kaiserlichen Ideen ist gleichfalls im Wesentlichen noch nicht gefördert worden. Eine Reihe kleinerer Staaten hat freilich sich bereit erklärt an den Berathungen theil zu nehmen, sei es bedingungslos, sei es unter der Voraussetzung, daß gewisse einschränkende Garantien gewährt werden. Mit der Zustimmung von dieser Seite ist aber keine Gewähr für das Zusammentreten der Konferenz gegeben. Der Schlüssel der Situation liegt vielmehr, wie das zu erwarten war, in der Hand Englands. Die französische Regierung hat durch eine offiziöse Note erklären lassen, daß sie zu Berathungen geneigt ist, wenn auch England erscheint; aber England hält mit seinen Entschließungen bisher zurück.

Die Gewerkschaften und Bergwerksgesellschaften des Dortmunder Bezirkes wollen sich zu einem Versicherungsverband zusammenschließen, der die einzelnen Zechen vor Verlusten schützen soll, die ihnen durch Arbeitseinstellungen zugefügt werden könnten. Uns erscheint der Plan weder besonders lebensfähig, noch wirkungsvoll. Doch darüber werden sich die Betheiligten allein den Kopf zu zerbrechen haben; die neue Koalition der Arbeitgeber macht es jedoch um so nothwendiger, daß alle jene Hindernisse beseitigt werden, die auch den Arbeitnehmern eine wirkungsvolle Vertretung ihrer Interessen, erschweren oder unmöglich machen.

Abseits von der Politik des Tages, doch gleichwohl bedeutungsvoll ist ein Erlaß des Kaisers, der sich mit Strenge gegen die Mißhandlung der Soldaten durch Vorgesetzte richtet. In diesem Kaiserlichen Schriftstück finden sich die schönen Worte:

„In Meiner Armee soll jedem Soldaten eine gesetzliche, gerechte und würdige Behandlung zu Theil werden."

Es ist charakteristisch für unsere preußischen und deutschen Verhältnisse, daß die nachdrückliche und öffentliche Verurtheilung der Soldatenmißhandlungen durch den Kaiser in gewissem Sinne als ein Ereigniß erscheint. Eine derartige Verurtheilung ist zwar nothwendig, denn Mißhandlungen fördern nicht die Disziplin, sondern sie erzeugen nur Unlust und Widerspenstigkeit, und weil eine solche Verurtheilung im eigensten Interesse des Heeres geboten ist, darum sollte sie auch selbstverständlich sein. Allein bei uns galten die Armeeverhältnisse bisher in dem Grade für ein Rührmichnichtan, daß selbst die berechtigte energische Beschneidung von Auswüchsen lieber vermieden wurde. — Ein zweiter Armeeerlaß des Kaisers enthält Anregungen für eine bessere Gestaltung des Lehrplanes der Kadettenanstalten.

Der neue Sultan von Zanzibar heißt Said Ali; man sagt ihm nach, daß er bisher enge Beziehungen zu den fanatischen Araberelementen unterhalten hat. Es möchte jedoch voreilig sein, aus dieser Thatsache weitere Folgerungen zu ziehen, denn der Schritt vom Kronprinzen zum Monarchen und vom Prätendenten zum Sultan ist groß genug, um eine entsprechende Wandlung in der Auffassung der politischen Verhältnisse im Gefolge zu haben.

Graf Andrassy ist gestorben. Obgleich er nicht mehr dem aktiven Staatsdienste angehörte, so hat dieser Todesfall doch tiefe und aufrichtige Trauer in Oesterreich-Ungarn hervorgerufen. Das ist leicht begreiflich, denn wenn der Heimgegangene auch nicht mehr das Steuer führte, so verfolgte doch nach seinem Rücktritt gleichwohl das Staatsschiff genau den Kurs, den er vorgeschrieben hatte. Graf Andrassy hat Oesterreich-Ungarn an die Seite Deutschlands gebracht, und diese Verbindung hat sich für beide Staaten bis zur heutigen Stunde als eine segensvolle That erwiesen; sie ist der feste Punkt, um den sich zur Zeit die internationale Politik Europas bewegt, und es ist nur billig, daß einem von denen, welche dieses Fundament gelegt haben, die öffentliche Sympathie und Anerkennung hierfür über das Grab hinaus folgt.

Graf Andrassy war einer jener Männer voll persönlicher Liebenswürdigkeit und glücklicher Leichtigkeit, die, wenn sie bedeutende Erfolge haben, sich schnell den Ruf der Genialität erwerben; denn sehr mit Unrecht betrachtet man vielfach die Genialität, bedingt durch eine gewisse Mühelosigkeit des Schaffens, während doch in Wahrheit meist vor dem Genie der ruheloseste Fleiß Wache hält. Von stetiger Arbeitsamkeit hatte der todte Staatsmann freilich nichts; auch als Minister war er ein leichtlebiger Kavalier, daneben aber voll klarer Gedanken, einsichtsvoll und von fest zufahrendem Entschluß. Und dieser Kavalier hatte noch eine sehr gute Eigenschaft; er war ein moderner Mensch; der Revolutionär des Jahres 1848 hatte überlebte Vorurtheile von sich abgestreift, er sah die Welt mit hellen und frischen Augen; er war weder ein Büreaukrat, noch ein Reaktionär.

In Frankreich haben Ersatzwahlen für die Deputirtenkammer stattgefunden; dabei sind eine ganze Reihe Boulangisten, deren Mandat für ungültig erklärt worden war, von Neuem in das Parlament gekommen. Diese Nachwahlen haben also kein neues Ergebniß gezeitigt, sondern nur das Ergebniß der Hauptwahlen nochmals bestätigt. Von einem siegreichen Vordringen der boulangistischen Partei kann also keine Rede sein; aber auch die Republikaner haben keine Fortschritte gemacht, und in dieser Thatsache liegt eine ernste Mahnung für die herrschenden Parteien, die denn auch in Wirklichkeit von dem Ergebniß mißmuthig überrascht sind. Die Republikaner hätten sich diesen Mißmuth und ihren Gegnern einen relativen Erfolg ersparen können, wenn sie jene Warnungen beherzigt hätten, die ihnen widerriethen, die Wahlen ihrer Widersacher aus Rücksichten politischer Opportunität und aus politischem Fanatismus zu annulliren, statt ausschließlich strenge Gesetzlichkeit walten zu lassen.

Parnell kann jetzt in der öffentlichen Meinung Englands als völlig rehabilitirt gelten. Auch die Parlamentskommission, die zur Untersuchung der gegen die irischen Abgeordneten vorgebrachten Anklagen niedergesetzt worden ist, hat ihn freisprechen müssen; einige andere irische Abgeordnete erscheinen dagegen mehr oder minder belastet.

* * *

Zum hundertsten Todestage Josephs des Zweiten.

Am 20. Februar 1790 starb zu Wien, an Leib und Seele gebrochen, an dem Brustleiden, das er sich im letzten Türkenkriege geholt, Kaiser Joseph der Zweite. In nicht geringem Grade war die Klage des sterbenden Fürsten begründet, daß er „alle seine Entwürfe habe scheitern sehen", aber darin irrte er sicher: in der Sorge, daß er ungeliebt ins Grab sinken werde. Vielmehr hat der Nachruf Recht behalten, welchen die amtliche Wiener Zeitung von Sonnabend, 20. Februar 1790, dem Kaiser widmete und aus welchem nach einem kürzlich in der „Neuen Freien Presse" erschienenen Abdruck die folgenden Worte hier angeführt sein mögen: „Die Geschichte wird ihm die Gerechtigkeit leisten, daß er mächtige Vorurtheile zum Theile glücklich besiegt und daß er großen Wahrheiten nicht nur den Weg zum Throne eröffnet, sondern auch einen ausgebreiteten Einfluß verschafft hat. Er hat auch in der kurzen Zeit seiner Regierung so viele wichtige Anstalten gemacht und so viele Denkmäler der Weisheit und Güte hinterlassen, daß der Dank der Nachkommenschaft seinen Namen verewigen wird". Die Geschichte hat ihn den Zierden der Throne an die Seite gestellt, neben einen Marc Aurel und Friedrich den Zweiten, wenn er sich auch mit dem Ersteren an geistiger Abgeklärtheit, mit dem Letzteren an staatskluger Ueberlegenheit nicht vergleichen läßt. Sein Andenken wird heute, bei der hundertsten Wiederkehr seines frühen Todes, in Oesterreich wie in Deutschland als dasjenige eines jedem guten Herzen theuren Todten begangen und es drängt sich die Frage auf, nicht so sehr nach seinen Tugenden und nach den heute von jedem Primaner und jeder höheren Tochter überlegen beurtheilten Schwächen, sondern die Frage: Was ist unsterblich an Kaiser Joseph? Wie kommt es, daß die gebildete Welt das Andenken dieses Fürsten, der sich nur durch den Widerruf der meisten seiner Regierungshandlungen den inneren Frieden seines Reiches und einen ruhigen Tod erkaufen konnte, heute doch nur in Liebe und Verehrung feiert und vor Allem, daß er auch der heutigen Zeit, deren ganzem Wesen seine Persönlichkeit in Vielem so fremd ist, dennoch so sympathisch blieb?

Zu dieser Frage möchte ich erst zurückkehren, nachdem ich eine Vorfrage beantwortet, welcher eigentlich der größte Theil der folgenden Zeilen gewidmet ist, ob wir es heute mit einem Urtheil über Kaiser Joseph zu thun haben, welches von dem seiner eigenen Zeit über ihn abweicht. Erst dann wird man das hergebrachte Wort, daß Joseph zu früh für seine Zeit gekommen war, bestätigen oder widerlegen können. Vor mir liegt ein merkwürdiges Büchlein, welches uns zeigt, daß Kaiser Josephs Zeitgenossen oder mindestens die Gebildeten und Aufgeklärten unter ihnen über den Werth seiner geschichtlichen Persönlichkeit im Ganzen und Großen bereits genau dasselbe Urtheil hatten, wie die heutige Geschichtschreibung. Es heißt „Ueber Kaiser Joseph den Zweiten. Einige Vorlesungen vom Hofrath und Professor Meusel in Erlangen. Leipzig. In der Weidmannischen Buchhandlung 1790". Diese Vorlesungen, gehalten von dem durch die Sorgfalt seiner Arbeiten mehr als durch schriftstellerische Eigenart ausgezeichneten Kunsthistoriker und Statistiker Johann Georg Meusel, wurden acht Tage nach dem Tode des Kaisers begonnen und sind so auch ein schöner Beweis dafür, mit welchem Eifer man an den damaligen deutschen Universitäten den Zeitereignissen auf dem Fuße folgte. Es dürfte auch den Lesern dieser Zeitschrift von Interesse sein, zu erfahren, wie damals ein unabhängiger akademischer Publizist über einen eben verstorbenen Fürsten schrieb, dessen Regierung er keineswegs in den meisten Stücken mit seinem Lobe begleitete. Die Erinnerung an den unmittelbaren Eindruck des Ereignisses wird am besten durch die Worte wachgerufen, mit welchen Meusel seine Vorlesungen einleitete:

„Meine Hochgeehrtesten Herren! Heute vor acht Tagen, als ich mich mit Ihnen von der gegenwärtigen höchst bedenklichen und schwankenden Lage der politischen Angelegenheiten Europens unterhielt, sagte ich unter Andern: „„Allem menschlichen Vermuthen nach lebt jetzt, da wir hier beisammen sind, Kaiser Joseph nicht mehr."" Diese Vermuthung war nur allzusehr gegründet. Schon einige Stunden vorher, war Er, der Dulder schwerer Leiden, zu seinen Vätern hinübergeschlummert. Aber lange hatte es gewährt, ehe ihm so wohl ward. Lange sah er unsern gemeinschaftlichen Freund Hein vor sich stehen. Lange aber vergebens, streckte er die abgezehrten Arme nach ihm aus. Joseph sollte noch vor dieser Umarmung den bittersten Kelch der Leiden leeren, mit dem die Vorsehung Millionen Sterbliche, die dem Range nach tief unter ihm standen, verschont. Die Langwierigkeit körperlicher Schmerzen, die aus einigen seiner Erbstaaten auf ihn zueilenden widrigen Nachrichten, den Gram, die wenigsten seiner Pläne ausgeführt zu sehen, und vollends — die niederdonnernde Botschaft von dem schmerzvollen Ende seiner ihm

so theuren Elisabeth, die er nach zwei Tage überleben mußte — dies, dies mußte Joseph leiden, litt es aber mit wahrer Seelengröße, mit seltener Standhaftigkeit. Er starb, ut imperatorem decet."

In der eigentlichen Darstellung der darauf folgenden Vorlesungen finden wir eine Kennzeichnung des Charakters und der Regierungsthätigkeit Josephs, die bereits durchweg dieselben wesentlichen Züge trägt, wie in der modernen Auffassung. Aus Josephs Jugend hebt Meusel hervor, daß an dem Beispiel der Standhaftigkeit, mit welcher Maria Theresia die Kämpfe gegen den von ihr tödtlich gehaßten Preußenkönig durchführte, sich auch Josephs Seele bildete; daher vielleicht seine Beharrlichkeit, die oft in Starrsinn ausartete, wodurch selbst seine Mutter dann und wann verdrießlich gemacht wurde, so daß sie ihn Stutzkopf oder Starrkopf schalt. „Von den drei schlesischen Kriegen, die seine Mutter mit Preußen führte, entstand ganz natürlich seine Abneigung gegen diese Macht, aber in reiferen Jahren doch auch Bewunderung des großen Mannes, der sie regierte." Der Verfasser bekundet den Eifer, mit welchem Josephs Vater, Franz Stephan von Lothringen, als zärtlicher Hausvater dessen Erziehung leitete.

„Der lebhafte Geist Josephs ließ Anfangs fürchten, es möchten Leichtsinn und Verachtung des Unterrichts bei ihm überhand nehmen. Mit seinen Geschwistern wetteiferte er nicht darin, sie in der Pünktlichkeit der Unterweisungsstunden zu übertreffen: vielmehr schweifte seine noch junge Seele oft in anderen Regionen herum, wenn seine Lehrer von trockenen Gegenständen sprachen. Kaum aber schlossen sie den Mund, so stürzten hundert Fragen von den Lippen des jungen Prinzen, die deutlich genug verriethen, daß seine Seele nicht bestimmt sei, dem Schneckengange des pädagogischen Unterrichts sich zu unterwerfen, sondern, daß sie selbst nachdenke, selbst ausfliege, um Kenntniß zu sammeln. Joseph war der nachlässigste Auswendiglerner, aber dafür der geschäftigste Selbstdenker."

Nach dem Hubertusburger Frieden wurde Joseph 1764 zum Nachfolger in der Kaiserwürde, zum römischen — oder lieber, wie Meusel mit großem Eifer korrigirt — zum „teutschen" König gewählt, um schon im Jahre darauf, nach dem Tode des Vaters, deutscher Kaiser zu werden. Sofort stach er durch seinen Eifer hervor; er war „über alles Erwarten thätig und einsichtsvoll". An seinem Hofhalt wurde die größte Einfachheit eingeführt, die spanische Etiquette, die italienische und französische Hofsprache beseitigt. „Joseph — schreibt unser Autor — zeigte sich in diesen und in andern Stücken als ein teutscher Mann. Wer sich bei ihm beliebt machen wollte, mußte sich der teutschen Sprache bedienen. Denn ob er gleich auch italienisch, französisch, ungrisch und böhmisch sprechen konnte, so wollte er doch, als Oberhaupt des teutschen Reiches, auch einen teutschen Hof haben." Sehr bezeichnend für Joseph wie für den Beurtheiler und das Verhältniß der deutschen Zeitgenossen zum Kaiser ist die Beleuchtung des Einflusses Friedrichs des Großen auf Joseph.

„Die Großthaten Friedrichs des Einzigen während des siebenjährigen Krieges, und dessen kluge, wohlthätige Handlungen nach demselben, und die daraus entstandene allgemeine Bewunderung dieses unvergeßlichen Monarchen scheinen mächtigen Einfluß auf Josephs Denkart gehabt zu haben. Ihn nahm er sich zum Muster, ihm wollt' er nacheifern. Eben jene Einfachheit und Popularität in seinen Handlungen war eines seiner ersten Stücke, das er von Friedrich kopirte. Ein zweites war der Entschluß, selbst zu regieren, mit eigenen Augen und Ohren zu sehen und zu hören, sich folglich nicht ganz auf Minister und Räthe zu verlassen. Hat auch Joseph sein erhabenes Vorbild nicht erreicht, so muß man doch bekennen, daß schon das Bestreben, es zu erreichen, ihm zur größten Ehre gereicht, daß es in einigen Stücken vortheilhaft für ihn und seine Unterthanen war, und daß er doch in diesem und jenem Punkt Friedrichen es gleich that."

Dieses Messen Josephs an dem großen Friedrich kehrt in Meusels Darstellung öfter wieder, stets stellt er dabei Friedrich als den größeren Mann hin, um aber immer wieder selbst die Nacheiferung dieses Vorbilds als hohes Verdienst anzuerkennen. So vor Allem bei seinem Vergleich zwischen der von Joseph erlassenen neuen Gerichtsordnung von 1781 mit der gleichzeitigen neuen preußischen Gerichtsordnung Friedrichs des Großen. Hier liege freilich keinerlei Nachahmung vor; die Gleichzeitigkeit sei eine zufällige. Beide Gesetze hätten fast nichts miteinander gemein, als die allgemeine Absicht, das Glück der Völker durch Einführung einer besseren Rechtspflege zu vermehren.

Wir wissen, daß Joseph, auch nach seiner Erhebung zum deutschen Kaiser in den österreichischen Erblanden nur der Mitregent seiner Mutter war, welche ihm bloß das Heerwesen allein überließ. Seine Verdienste um die Hebung des Heeres und um die Stellung seiner Angehörigen waren so groß, daß dies nach dem Urtheil Meusels der einzige Stand war, dessen vollkommene Ergebenheit Joseph mit ins Grab nahm. Allein auch in den übrigen Gebieten wußte er Einfluß zu erlangen und Reformen durchzusetzen, wobei er aber, bei der mißtrauischen Eifersucht Maria Theresias auf ihre Herrscherwürde, sich oft der List bedienen mußte. Daß Joseph durch große Reisen in Ungarn, Siebenbürgen, Mähren, Galizien, den Niederlanden, der Lombardei, sowie im Ausland, namentlich in Frankreich und Rußland sich genau über die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Länder unterrichtete und besonders auf seinen Inkognitoreisen durch sein eigenes Gebiet, die er als Graf Falkenstein ohne allen Prunk und Etikette machte, die Bedürfnisse seiner Völker studirte, erwähnte auch Meusel, sowie daß hierüber schon damals allerlei Anekdoten erzählt wurden; hier soll daraus nur die von Meusel nicht berichtete, aber volksthümlichste hervorgehoben werden, die Erzählung von der Furche, die Kaiser Joseph auf einem Acker unfern von Brünn zog, indem er einem Bäuerlein den Pflug aus den Händen nahm. Ich habe bereits erwähnt, daß der Schriftsteller, dessen Zeugniß über Joseph hier hauptsächlich wiedergegeben ist, keineswegs zu seinen blinden Bewunderern zählte. Um so werthvoller ist daher seine Charakterzeichnung.

„Bei aller Einfachheit in Betragen und Lebensart — schreibt Meusel — bei dem immerwährenden Bestreben, den Körper besonders durch die Jagd abzuhärten, war Joseph doch kein Feind von Vergnügungen, vielmehr liebte er Musik und Schauspiel, jedoch nicht leidenschaftlich, sondern nur zur Erholung. Ueberdies war er viel zu gesellig und menschenfreundlich, als daß er diese und andere Vergnügungen nicht auch Anderen hätte gönnen sollen. Mit Wohlgefallen vielmehr sah er Freude und Zufriedenheit auf den Gesichtern seiner Unterthanen verbreitet". Als Beleg hierfür diene die 1774 erfolgte Schenkung des Augartens an die Wiener. Er ließ auch den dabei liegenden, in der letzten türkischen Belagerung Wiens verwüsteten Palast wieder aufbauen, bestimmte ihn zur öffentlichen Belustigung für das Publikum und ließ über den Haupteingang folgende Worte setzen: „Allen Menschen gewidmet zur öffentlichen Ergötzung von ihrem Schätzer." Meusel erwähnt hierbei auch der bekannten Beschwerde des Wiener Adels über die „Encanaillirung" des Wiener Praters durch dessen Eröffnung für den „Pöbel" und die Antwort Josephs: „Wenn ich nun immer auch mit meines Gleichen umgehen wollte, so müßte ich ja in die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern steigen und darin meine Tage zubringen. Ich liebe," setzte er hinzu, „die Menschen ohne Einschränkung, und Der hat bei mir einen Vorzug vor dem Andern, der gut denkt und ehrlich handelt, nicht aber Der, der Fürsten zu Stammvätern hat." Es ist von Interesse, daß diese beiden populärsten Anekdoten von Kaiser Joseph vor hundert Jahren genau so wie heute als seine bezeichnendsten Züge galten.

Daß in einer so durch und durch gütigen Natur neben dem glühendsten Bestreben für die Wohlfahrt jedes Einzelnen auch ein lebhaftes und rücksichtsloses Verlangen nach Ländererwerb bestehen konnte, begreift sich leicht aus dem despotischen Charakter des achtzehnten Jahrhunderts, wie sich andererseits Josephs vielfache Mißerfolge auf diesem Gebiete durch den Zusammenstoß seiner Wünsche mit denen seines überlegenen Nebenbuhlers auf dem preußischen Throne erklären. Die beherrschten Länder erschienen den Fürsten des vorigen Jahrhunderts mehr als je vorher, da es keinen Vasallenwiderstand mehr zu brechen galt, als ein persönliches Besitzthum; sie gewannen neue Länder lediglich um ihren Besitz „gar schön zu ründen." Nur stieß Joseph bei seinen Ansprüchen auf das bayrische Erbe, bei der Theilung Polens bei der gemeinsamen Bekämpfung der Türkei an der Seite Katharinas auf den stets wachsamen preußischen Gegner, der gegenüber den bayrischen Ansprüchen Josephs den

Fürstenbund, das erste Vorbild der späteren preußischen Führung in Deutschland, schuf und es sogar nicht verschmähte, sich mit der Pforte gegen Oesterreich zu verbünden.

Einen anderen und noch viel zäheren Widerstand mußte Joseph mit seinen inneren Reformen finden, in denen seine, vielfach von ganz allgemeinen, zwar ganz richtigen, aber den besonderen Verhältnissen nicht angepaßten Begriffen ausgehenden Verordnungen an der Macht des geschichtlich Gegebenen scheitern mußten. Er war auch hierin ein Kind seiner Zeit, der Aufklärungsperiode, welche in der Freude über neue Erkenntnisse und über die Befreiung des Denkens von religiösen Vorurtheilen eine Geringschätzung und Unkenntniß des geschichtlich Gewordenen an den Tag legte, wie kaum eine andere Periode der Geschichte. Auch dies ist nicht bloß ein Charakterzug Joseph's, in dessen Regierungshandlungen sich nur wegen der Eigenart der alten Einrichtungen, die er bekämpfte, jener Gegensatz am stärksten ausprägte; sondern es läßt sich derselbe Zug des Abstrakten auch bei Friedrich des Großen innerer Verwaltung nachweisen und seine äußerstendsten Folgen haben sich, wie Tocqueville und Taine gezeigt haben, am schärfsten in der auf der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts fußenden Gesetzgebung der französischen Revolution gezeigt. Allein diese abstrakte Aufklärung war dennoch bei allen ihren Schwächen eines der segensreichsten Ergebnisse der neueren Kulturentwickelung. Vieles davon ist stehen geblieben und selbst, was wieder dem Alten Platz machen mußte, war schon durch sein kurzes Dasein ein verheißender Keim für eine bessere Zukunft.

Was die Nachwelt als Joseph's verhängnißvollste Fehler erkannte, seine Vielregiererei und Gleichmacherei, dafür waren, wie uns ebenfalls die Vorlesungen des Hofraths und Professors Meusel zeigen, auch bei seinen Lebzeiten Joseph's unparteiische Verehrer nicht blind. Meusel sagt:

„Wie erscheint uns also Joseph als Gesetzgeber und Reformator überhaupt? Als ein Fürst, der den besten Willen und den wärmsten Eifer besitzt, allen Mißbräuchen und Gebrechen seiner Staaten in geistlichen und weltlichen Dingen abzuhelfen, dem es auch in einigen Fällen gelingt, in den allermeisten Fällen aber fehlschlägt. Eben die Begierde, alles, was krumm war, gerade zu machen, ließ ihn jeden Plan ergreifen, den ihm eigenes Nachdenken an die Hand gab oder andere Leute vorlegten. Er war dabei ebenso betriebsam als ausharrend. Aber dennoch scheiterte diese Beharrlichkeit an einer Menge von Schwierigkeiten, die sich der Vollziehung in den Weg stellten, so daß er gar manche Verordnungen zurücknehmen oder anders einrichten mußte, so hart er auch daran ging. Ueberdies gab er der Gesetze und Verordnungen zu viel; sie folgten Schlag auf Schlag und darüber kam nur wenig zum Vollzug. Man hat ein Handbuch über alle Verordnungen dieses Kaisers, die 1781 bis 1786 ergangen sind, und dieses Handbuch füllt allein sechs Oktavbände. Man denke ein Handbuch von sechs Bänden!!“

Da es sich hier um eine Charakteristik Josephs und zwar um eine vergleichende zwischen den Anschauungen seines Jahrhunderts und des unsrigen handelt, nicht um eine Geschichte im Einzelnen, so darf sich diese Darstellung mit einer kurzen Andeutung der weltbekannten wichtigsten Thaten Josephs begnügen. Es sei also nur daran erinnert, daß eine seiner ersten, leider unvollendet gebliebenen Unternehmungen die große Visitation des Reichskammergerichts war, mit dem Endziel das Gerichtsverfahren im Reiche zu vereinfachen. Und hier möge als ein Beweis für den Zauber seiner Persönlichkeit und für die Werthschätzung auch seines Wirkens im Reich der köstliche Brief der Mutter Goethe's an ihren Sohn vom 17. Juni 1781, den wir der neuesten Veröffentlichung der Goethegesellschaft verdanken, angeführt werden; denn er reiht sich den werthvollsten Zeugnissen über den Kaiser an.

„Der Kayser Joseph,“ schreibt Frau Aja, „hat unserer Stadt ein groß gaudium gemacht, Er kam zwar im strengsten Incognito — aber das half alles nichts — die Franckfurther als echte Reichsbürger stunden zu Tausenden auf der Zeil am römischen Kayser (wo das Quartir bestellt war) Drey Kutschen kamen, alles hatte schon das Maul zum Vivatrufen aufgesperrt — aber vergebens — Endlich kam er in einer schäße mit vier Pferden — Himmel und Erde was war ein Lermen! Es lebe der Kayser! Es lebe unser Kayser — nun kamt aber das Beste — Nachdem er gespeißt (um 4 Uhr) ging Er zu Fuß in sein Werbhauß im rothen Ochsen auf der Schäffergaß — vor Freude ihren Kayser zu Fuß gehen zu sehen hätten ihn die Menschen bald erdrückt. Die Soldaten wollten zuschmeissen um Platz zu machen — laßt sie halter gehn — schlagt ja nit — sagte er. Er sahe alle freundlig an, zog den Hut vor Jedem ab — Als Er zurückkam stelte Er Sich in ein Fenster (nicht auf den Balcon) und der Lermen ging mit Vivatrufen von neuen an. So groß aber die Freude der ganzen Stadt war; so übel machte die Ankunft des Monarchen dem Herrn von Schmauß, du wirst dich des dicken Kerls noch wohl erinnern — Als Kriegs-Commissair hatte er alle Lieferungen — betrog aber so, daß so wie der Kayser hier ankam — aus Furcht zur Rechenschaft gezogen zu werden — Sich in Mayn stürzte und ersoff. Du fragst, wie der Kayser aussieht — Er ist gut gewachsen, sehr mager, von der Sonne verbrant — hat einen sehr gütigen Blick im Auge — Sein Anzug war, ein grauer überrock die Haare in einem Zopf — Stieffeln, Batistne Manschetten — Jetzt wart es alles auf seine Zurückkunft denn es ist ein Spaß und eine halbe Krönung. Franckfurth ist ein kurioser Ort, alles was durchpasirt muß den nehmlichen Weg wieder zurück — Vivat Franckfurth!!!“

Dieser liebenswürdige Brief gibt uns ein sprechendes Bild des Volksfreundes und Reformators, als römisch-deutscher Kaiser, aber seine unsterblichen Reformversuche, von denen immerhin manche entweder dauernd geblieben oder wieder aufgelebt sind, galten seinen österreichischen Erblanden. Und hier sei vor allem erwähnt das Toleranzpatent vom 13. Oktober 1781 — die bedeutendsten seiner österreichischen Reformen datiren nach 1780, in welchem Jahre er die alleinige Herrschaft über Oesterreich nach dem Tode Maria Theresias übernahm — womit den Protestanten erst die rechtliche Gleichstellung mit den Katholiken unter Anderem das Recht, Aemter zu erlangen und Grundbesitz zu erwerben, gegeben wurde. Freilich wurde das Edikt von Joseph selbst vielfach in einseitigster Weise eingeschränkt. 1783 erschien gar — schreibt Meusel — ein Edikt, vermöge dessen Leute, die sich von Anfang des Jahres 1784 als Protestanten melden würden, gar nicht mehr angenommen werden sollten. „Wie intolerant, fügt er hinzu, wie traurig! In Glaubenssachen kann man doch Niemand präkludiren oder Fristen setzen. Die freie Untersuchung aller Glaubenslehren, die freie Bekennung zu der Wahrheit, die man erkennt, muß ganz unbeschränkt gelassen werden oder man muß nicht sagen, daß wahre Toleranz vorhanden ist.“ Indeß finden solche Seltsamkeiten in dem eigentlichen Despotismus des Jahrhunderts ihre genügende Erklärung. Der Geist der Maßregeln des Kaisers muß aus ihrem Ganzen beurtheilt werden. Er bewies seine religiöse Duldsamkeit auch in den Verordnungen zur Befreiung und Bildung der Juden. Freilich erregte er auch die Unzufriedenheit der am Alten hangenden Juden durch Eingriffe in die Gerichtsbarkeit der Rabbiner, besonders in Ehesachen, „weil, wie Meusel bemerkt, sonst ebenso wenig an eine Verbesserung der Juden sich denken läßt, als Aufklärung des Katholizismus mit Beibehaltung der Ohrenbeichte“. Den größten Widerstand, besonders der katholischen Hierarchie erregte Joseph durch die gewaltsame Aufhebung aller Klöster, die blos „ein beschauliches oder vielmehr faullenzerisches Leben führen, die — nach den eigenen Worten des Kaisers — zum Besten der Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts Sichtbarliches beitragen, die weder Schulen halten, noch Kranke bedienen, noch predigen, noch den Beichtstuhl versehen, noch Sterbenden beistehen, noch in Studien sich hervorthun.“ Er verstand darunter die Karthäuser, Camaldulenser, Eremiten und die entsprechenden Frauenklöster. Der Vorwurf, daß die Maßregel nur zur Bereicherung des Staatsschatzes erfolge, wurde schon damals zurückgewiesen, da Joseph das gesammte Einkommen der aufgehobenen Klöster in den noch heute bestehenden Religionsfonds umwandelte, aus welchem Besoldungen und Ruhegehalte der Geistlichen bestritten werden. Zu nennen ist noch die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern, und die Aufhebung der Zensur, jedoch nur für die inländischen Schriften und auch da nur so weit sie sich nicht mit „Religion und Sitten“ befaßten. Immerhin wurde dadurch eine ausgedehnte Preßfreiheit eingeführt und der Kaiser sah in einer ungehemmten, gegen ihn und seine Beamten gerichteten Kritik ein werthvolles Korrektiv. Freilich ging er in dem für die Fürsten seiner Zeit charakteristischen Bevormundungseifer so weit, durch verkehrte Mittel eine litterarische Bildung schaffen zu wollen. Meusel rügt scharf, daß Joseph indem er, um Bücher ins Land zu ziehen

den Nachdruck der im Reich erschienenen Schriften gestattete, Spitzbuben befördert und eine Litteratur seichter Skribler hervorgerufen habe. Dennoch habe die Josephinische Preßfreiheit das Gute gehabt, daß der große Haufe an Ideen gewöhnt worden, deren ruhige Annahme man unter Maria Theresia schwerlich hätte erwarten dürfen.

Die Gewaltsamkeit, mit welcher Joseph die eigene Gerichtsbarkeit der Niederländer beseitigte und diese dadurch zum Aufstand trieb, mit welcher er den Ungarn den alleinigen Gebrauch der deutschen Amtssprache aufdrängen wollte, findet ebensowenig die Billigung des zeitgenössischen Geschichtsschreibers, wie der heutigen Beurtheiler, obschon wir heute von einer strengen Auffassung des öffentlichen Rechtes und seiner nothwendigen Achtung durch den Monarchen ausgehen, die dem Publikum des vorigen Jahrhunderts durchaus fremd war. Von Interesse ist es, daß Meusel auch die fiskalische Steuer- und Zollpolitik Josephs, welcher die Industrie durch hohe Zölle und möglichste Absperrung der Grenzen heben wollte, aus Gesichtspunkten beurtheilt, die deutlich die Schule Adam Smith's verrathen und sich dem Freihandel der Neuzeit sehr verwandt zeigen.

„Was soll man, fragt er, von Verboten urtheilen, die zwar einigen Tausend Menschen vortheilhaft aber Millionen derselben nachtheilig sind? Die österreichischen Unterthanen mußten nicht nur manche Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten entbehren, die man sich anderwärts, wo der Handel frei ist, verschaffen kann; sondern sie mußten auch alles oder fast alles, womit sie sich putzen oder kleiden, in weit schlechterer Qualität und nota bene um höhere Preise aus den Händen inländischer Fabrikanten und Kaufleute annehmen, als um welche sie ehemals viel bessere Waaren von geschickteren auswärtigen Fabrikanten empfingen. Solche Verbote sind im Grunde nichts anderes als harte Auflagen, die von vielen Millionen Menschen erhoben werden, um unter einige Tausende von Fabrikanten vertheilt zu werden."

In der That sei es hierin „Josephen so gegangen wie Friedrichen", indem durch Bestechung der Mauthner und den Schmuggel fremde Waaren und Lebensmittel, die am schärfsten verboten waren, am emsigsten gesucht und zu den billigsten Preisen zu haben waren.

Und nun sei die am Anfang gestellte Frage wieder aufgenommen, was uns denn heute noch geistig mit diesem Fürsten verbindet, welchen der wachsende Widerstand in seinen Staaten zur Widerrufung fast aller seiner Reformen mit Ausnahme des Toleranzediktes nöthigte, welcher Aufklärung und eigene Geistesfreiheit mit einem System von Polizei verband, das in der besten Meinung die Unterthanen unerhört bevormundete und unter Anderem statt der herkömmlichen Begräbnißart die Bestattung der Leichen ohne Sarg und im Sack anordnete, die Auswanderung verbot und das Reisen ins Ausland erst vom 28. Jahre an gestatten wollte. Diese unsere innere Verbindung mit Kaiser Joseph, welche ihn für den modernen Menschen zu einer der theuersten edelsten Gestalten der Geschichte macht, beruht darin, daß er neben Friedrich dem Großen eines der wichtigsten Bindeglieder zwischen der alten absoluten Monarchie und dem heutigen Rechtsstaat, zwischen dem Sturm und Drang der Aufklärungszeit und dem Humanismus des 19. Jahrhunderts ist. Wilhelm Wundt wies in seiner jüngsten Rektoratsrede über den Zusammenhang zwischen Philosophie und Zeitgeschichte darauf hin, daß die französische Aufklärungszeit zwar die Vorstellung der Menschenrechte schuf, daß aber der Begriff der Pflicht erst durch den Staat des großen Friedrich und auf dessen Grundlage durch Kant's Moralphilosophie ins moderne Bewußtsein gelangt sei. Diese Wahrheit ist dahin zu erweitern, daß die Idee der Pflicht nicht minder auch von Maria Theresia durch ihr Beispiel und von ihrem edlen Sohn durch Beispiel und Lehre eindringlichst verbreitet worden ist. Keinen glänzenderen Beweis gibt es dafür, als Kaiser Josephs berühmtes Handschreiben, welches er im Jahre 1783 bei seiner Abreise nach Italien an die Chefs aller höheren Aemter richtete, um nicht nur seine eigenen Grundsätze auszusprechen, sondern auch Maximen für das Verhalten der Beamten anzugeben. Nachdem er darin ausgeführt, wie er alte Vorurtheile „durch Aufklärung geschwächt und mit Beweisen bestritten habe", sagt er: „Ich habe die Liebe, die ich für das allgemeine Beste empfinde, und den Eifer für dessen Dienst jedem Staatsbeamten einzuflößen gesucht. Hieraus folget nothwendig, daß von sich selbst anzufangen, man keine andere Absicht bey seinen Handlungen haben müsse, als den Nutzen und das Beste der größeren Zahl". Das ist lediglich eine andere Fassung für den Kantischen kategorischen Imperativ der Pflicht. Aber dieser wäre nur ein formales Gebot gewesen, wenn ihm Joseph nicht durch die beiden großen Ideen der Toleranz in religiösen Dingen und der Gleichheit aller Menschen vor dem Staat einen lebenden Inhalt gegeben hätte. Allerdings war diese Gleichheit nur vorhanden vor dem Herrscher. Sie verlieh über Jeden dem Fürsten gleiche Gewalt, verlangte gleichen Gehorsam; denn das 18. Jahrhundert kannte nur das Recht des Einzelnen, nicht das der Gesammtheit. Immerhin war die Josephinische Gleichheit eine Anerkennung der Menschenwürde, welche die Errungenschaft des 19. Jahrhunderts vorbereitete: die Anerkennung nicht nur des Einzelnen, sondern des Volkes als Ganzen durch den Herrscher. So lange sie nicht verwirklicht war, wirkte die edle Persönlichkeit Josephs durch das, was er, wenn auch nicht erreicht, doch gewollt und mittelbar angebahnt hatte, auf die Nachlebenden. In den meisten deutsch-österreichischen Städten, besonders Böhmens und Mährens, findet der Wanderer heute Denkmäler des edlen Kaisers, die Zeugniß ablegen, daß es bislang noch nicht der Mahnung, welche ein charaktervoller Historiker, Wilhelm Wachsmuth, aussprach, bedurft hat: „Wollte Oesterreich Josephs Andenken nicht ehren, so würde die Menschheit es zur Ordnung rufen. Und nicht ganz wird der Hauch eines unphilosophischen Zeitalters verwehen, was Joseph gesät hat, im falschen Vertrauen, daß er zur rechten Zeit gekommen sei."

Emil Schiff.

Die Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers.

III.

Der Kampf der Meinungen zwischen dem Reichskanzler auf der einen, den Trägern der alten Wirthschaftspolitik auf der anderen Seite wurde zuweilen genau in den Formen ausgekämpft, in denen diplomatische Kämpfe ausgekämpft werden. Schon früher war es bekannt geworden, daß der inzwischen verstorbene Minister von Bülow ein Mittelsmann war, welcher gleich einem bevollmächtigten Gesandten die Anschauungen des Reichskanzlers dem Finanzminister Camphausen wie einer fremden Macht gegenüber vertrat. Es wurde der Meinungsaustausch auf direktem schriftlichem Wege vermieden; Herr von Bülow erhielt seine Instruktionen, wie er mit Herrn Camphausen verhandeln solle und berichtete über das Resultat seiner Unterhandlungen. Aus dem Werke des Herrn von Poschinger geht hervor, daß auch Herrn Delbrück gegenüber derselbe Weg eingeschlagen wurde. Herr Delbrück hatte eine Denkschrift ausgearbeitet und dem Reichskanzler ohne Begleitschreiben zugehen lassen; dieser antwortete darauf mit einer Denkschrift, die nun gleichfalls dem Herrn Delbrück unter Couvert ohne Begleitschreiben zuging. Aber sie ging durch die Hände des Herrn von Bülow, der zugleich angewiesen wurde, „sich über den Gegenstand auf kein Verhandeln einzulassen, sondern nur, wenn derselbe von der anderen Seite zur Sprache gebracht werden sollte, den Inhalt als Beschwerdepunkt geltend zu machen". Das ist eine Form, die im Verkehr zwischen Staaten Anwendung findet, wenn die Stimmung schon recht gereizt geworden ist. In der That fügt hier Herr von Poschinger aus eigenen Mitteln, mit denen er ja im Uebrigen recht sparsam umgeht, die Bemerkung hinzu, daß „der Ministerpräsident seit Ende 1875 in den großen prinzipiellen Fragen im Grunde mit jedem einzelnen der Kollegen uneins war". Selbst in der offiziösen Presse seien seine

schauungen nicht zu Worte gekommen. Die Provinzial-Korrespondenz sei freihändlerisch geblieben und habe gar die schwerleidende Industrie durch den Abdruck eines französischen Artikels zu trösten gesucht. Wenn übrigens Herr von Poschinger meint, das Publikum sei über diese Meinungsverschiedenheiten nicht unterrichtet gewesen, so kann man darauf erwidern, daß das Publikum die Sachlage wohl durchschaut hat, daß es aber, wenn es seine Ahnungen offenbarte, von der offiziösen Presse, deren Sünden immer erst nach fünfzehn Jahren offenbar werden, dahin belehrt wurde, daß Herr Delbrück lediglich aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied gefordert habe.

Als Diplomat und nicht als Volkswirth hat Fürst Bismarck seine volkswirthschaftliche Gesetzgebung begonnen. Zunächst ging er nicht von Betrachtungen darüber aus, was im Allgemeinen dem wirthschaftlichen Wohl der Völker zuträglich sei; sondern von Betrachtungen darüber, was in einer gegebenen Lage dem Staate gegenüber nützlich sei, um seine Stellung anderen Staaten gegenüber zu wahren. Am frühesten mußte diese Auffassung selbstverständlich in der Zollpolitik zum Durchbruch kommen. In den ersten Jahren, in denen Fürst Bismarck das Ministerpräsidium führte, wurde seine Kraft überwiegend dafür in Anspruch genommen, den deutsch-französischen Handelsvertrag zur Durchführung zu bringen. Es kann jetzt, und zwar zum Theil auf Grund seiner eigenen Erklärungen für ausgemacht gelten, daß der positive Inhalt des Vertrages mit Einschluß der Tarife ihm sehr wenig Interesse abgewonnen hat, daß er in demselben aber ein werthvolles Mittel erkannte, die politische Stellung Preußens im Zollverein zu verbessern. Der spätere Umschwung zu schutzzöllnerischen Anschauungen begann damit, daß — schon im Oktober 1875 — die Nothwendigkeit angeregt wurde, zu Zollrepressalien zu greifen.

Fasse ich das Wesen der Diplomatie richtig auf, so besteht die diplomatische Größe darin, in jedem Augenblicke zu erkennen, welcher Gesichtspunkt der wichtigste ist und diesem als richtig anerkannten Gesichtspunkt jeden anderen, selbst solche, die uns noch gestern an das Herz gewachsen waren und vielleicht morgen schon wieder an das Herz gewachsen sein werden, erbarmungslos unterzuordnen. Liest man die Geschichte eines begabten aber schwachen Fürsten, so findet man stets, daß derselbe zwischen zwei verschiedenen Gesichtspunkten, von denen jeder seine Berechtigung haben mochte, hin und her schwankte. Der Ausspruch des großen Kurfürsten, daß er es sich zur Sünde anrechnen würde, neutral zu bleiben, führt mich darauf zurück, daß er in jedem Augenblicke sich Rechenschaft darüber abzulegen pflegte, welches von zwei einander bekämpfenden Interessen das wichtigere sei. Wie der Diplomat ist auch der Feldherr auf ein solches Handeln angewiesen. Die bedeutendsten militärischen Aktionen führen sich fast immer auf einen sehr einfachen Gesichtspunkt zurück, dem alle anderen untergeordnet werden.

Diese Fähigkeit, das im Verhältniß minder Wichtige praktisch als gänzlich unwichtig für einen gegebenen Augenblick zu behandeln, macht das eigentliche Wesen der Energie aus und solche Energie ist dem Reichskanzler in seltenem Grade eigen. Sie ließ ihn für kurze Zeiten Bestrebungen begünstigen, denen er im tiefsten Herzen abgeneigt war, weil sie ihm Verbündete zuführten, die er im Augenblicke brauchen konnte; sie ließ ihn Bestrebungen verleugnen, denen er im tiefsten Herzen zugeneigt war, sobald er sah, daß er sie nicht unterstützen konnte, ohne andere Bestrebungen zu schädigen, die ihm noch mehr am Herzen lagen.

Diese Methode nun, die sich auf seinem eigentlichen Gebiete in so hohem Grade bewährt hat, hat er auf das Gebiet der inneren Gesetzgebung übertragen. Er griff einzelne Fragen heraus, die er als besonders dringlich betrachtete und setzte seine ganze Kraft daran, diese eine Frage zur Lösung zu bringen. So war es einmal die Beseitigung der untersten Stufen der direkten Steuern, ein anderes Mal die Ansiedelung deutscher Kolonieen, ein drittes Mal die Arbeiterversicherung, die ihn ausschließlich beschäftigte und jedesmal hat eine ganze Reihe von Grundsätzen, die sich seit Jahren in der preußischen Gesetzgebung und Verwaltung befestigt haben, geopfert werden müssen. Oder es haben übertriebene Geldopfer gebracht werden müssen, um seine Pläne zu erfüllen, wie beim Zollanschluß der Hansestädte. Dagegen ließen ihn andere Fragen, die von nicht minderer Wichtigkeit waren, vollständig kalt, wie bis in die letzte Zeit hinein die Erweiterung der Arbeiterschutzmaßregeln und die Einsetzung von Gewerbegerichten. Während er bei gewissen Gelegenheiten das unmittelbare und scharfe Eingreifen der Staatsgewalt verlangte, um Zustände zu beseitigen, die er für Uebelstände hielt, konnte er bei anderen Gelegenheiten Aeußerungen thun, die mit dem vollsten Rechte als manchesterlich bezeichnet wurden.

In der inneren Gesetzgebung ist es nicht thunlich, Ein Interesse für das allein maßgebende zu erklären und alle anderen für untergeordnet zu erklären. Hier kommt es fort und fort darauf an, verschiedene Interessen gegeneinander abzuwägen, und dazu ist eine kollegialische Berathung unerläßlich, eine diktatorische Regierung verderblich.

In wie hohem Grade der Reichskanzler geneigt war, sich bei seinen volkswirthschaftlichen Maßnahmen von augenblicklichen Impulsen leiten zu lassen, zeigt am schlagendsten das Votum, welches er im Staatsministerium am 11. Juni zur Vorbeugung einer wirthschaftlichen Krisis beim Ausbruche des Krieges mit Oesterreich abgegeben hat; er verlangte ein Wechselmoratorium, ein Verbot des Zuschlages bei Subhastationen zu einem unangemessenen Preise und die Suspension der Schuldhaft. Der Herausgeber ist, wie überall, auch hier voll von Bewunderung und findet den Grund, daß diesen Anregungen keine Folge gegeben wurde, darin, daß schon im August die vollkommen wirthschaftliche Beruhigung eingetreten sei. Hätte die Staatsregierung die Absicht gehabt, auf diese Anregungen überhaupt einzugehen, so hätte sie sicherlich nicht bis zur Beendigung des Krieges, nicht einmal bis zum Ausfall der Entscheidungsschlachten gewartet. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß die Ministerkollegen des Fürsten Bismarck die verheerende Wirkung eines Zwangsmoratoriums gewürdigt und sich demselben mit aller Entschiedenheit widersetzt haben. Und man darf sich darüber freuen; eine so verderbliche Maßregel würde in die damalige Siegesfreude einen sehr bitteren Tropfen gegossen haben.

Auch das Eintreten des Fürsten Bismarck für die unzufriedenen Weber im Kreise Waldenburg würde ein Herausgeber, der die Absicht hatte, irgend eine Kritik zu üben, wahrscheinlich verschwiegen haben. Der Reichskanzler hat in Beziehung auf die Schützlinge, die er sich damals erwählte, entschieden Unglück gehabt, und würde wahrscheinlich mit seinen Maßregeln nicht hervorgetreten sein, wenn er sich nicht Aussicht gemacht hätte, auf diese Weise Anhänger der Fortschrittspartei dieser abtrünnig zu machen.

Die Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck hat sich viele Freunde erworben, die sie laut preisen, aber kaum einer, der sie selbständig zu unterstützen verstände. Fürst Bismarck hat auf diesem Gebiete keine Schule gemacht. Es ist wunderbar, wie viele von denen, deren ganzer Ehrgeiz in dem Bestreben aufging, nur Gehilfen des großen Staatsmannes zu sein und die sich mit der Hoffnung schmeicheln, ganz in den Sinn desselben eingedrungen zu sein, doch eines Tages die Erfahrung machten, daß sie sich gründlich geirrt haben. Würden Männer wie Friedenthal und Hobrecht, um von andern zu schweigen, jemals einen Ministerposten angenommen haben, wenn sie nicht die Ueberzeugung gehabt hätten, die Intentionen des Ministerpräsidenten günstig aufzufassen und zu ihrer Verwirklichung beitragen zu können? Herr von Scholz ist ein sehr weites Stück Weges mit ihm gegangen, und die Ereignisse, die sich vor einem Jahre abspielten, deuten doch darauf hin, daß sich urplötzlich Meinungsverschiedenheiten aufgethan haben, die man vielleicht auf beiden Seiten nicht geahnt hatte. Vortragende Räthe, von denen es schien, als seien sie vorzugsweise berufen, die Ideen des Reichskanzlers in Form von Gesetzesparagraphen auszuprägen, sehen sich plötzlich in die Lage versetzt, ihr Dezernat aufzugeben. Und auf dem Gebiete der konsularen

Thätigkeit gar bat der Kanzler über die Mißverständnisse seiner Agenten so ernste Klagen zu führen gehabt, daß er sich gern der Verantwortlichkeit für diesen Zweig der Politik völlig enthoben sähe.

Die Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers wird fortgesetzt werden, so lange er persönlich sie leitet, länger nicht. Jeder Staatsmann muß den Wunsch hegen, daß sein Werk noch seinem Tode in seinem Geiste fortgesetzt werde. Und Fürst Bismarck hegt zweifellos nicht allein diesen Wunsch, sondern auch noch manchen Seiten diese Hoffnung. Er sieht Männer um sich, zu denen er das Zutrauen hat, daß sie im Stande sein werden, ihn nach der einen aber nach der anderen Richtung hin zu ersetzen. Daß er aber Jemanden gefunden haben sollte, zu dem er das Zutrauen hat, daß er seine Wirthschaftspolitik fortsetzen werde, ist sehr unwahrscheinlich. Es werden Zeiten kommen, in denen sich die üblen Wirkungen erlassener Gesetze mit vollem Nachdruck geltend machen und eine Reform erheischen werden. Und in einer solchen Zeit wird es als ein schwerer Mangel empfunden werden, daß es in dem Beamtenthum keine festen Traditionen mehr gibt, die es gestatten, auch ohne geniale Begabung das Staatsschiff durch die Klippen hindurchzusteuern.

Der erste Band des Werkes, das zu diesen Betrachtungen Veranlassung gegeben hat, schließt mit dem Augenblick, wo Fürst Bismarck das Handelsministerium übernahm, und mit dem Ausdruck der Freude, daß er es übernommen. In dem Augenblick, wo das Buch die Presse verließ, gab der Fürst das Handelsministerium ab, weil ein von ihm mit Vorliebe vertretener Grundsatz nicht länger aufrecht erhalten werden konnte.

Alexander Meyer.

Die agrarische Schutzzollbewegung in Frankreich.

Die Tageszeitungen haben bereits vor einiger Zeit mitgetheilt, daß sich in der französischen Deputirtenkammer eine aus 55 Mitgliedern bestehende Kommission, die sogenannte „Commission des douanes" gebildet hat. Sie trat ins Leben, um über einen Zoll auf Mais zu berathen; aber alle Welt wußte vom ersten Tage an — und das ist auch offiziell zugegeben worden —, daß die Aufgabe der Kommission sich auf diese bescheidene Frage nicht beschränken werde. Sie hat vielmehr den umfassenden Auftrag empfangen, über das wirthschaftliche Regime zu diskutiren, unter dem Frankreich in Zukunft leben soll. Da die Kommission, ein verkleinertes Ebenbild der Kammer, aus 39 Protektionisten unter 55 Mitgliedern besteht, so kann man voraussehen, daß sie die Kündigung der Handelsverträge vorbereiten wird, die die große Mehrheit der Mitglieder durch Generaltarife an den Grenzen zu ersetzen versprochen hat. Es bereitet sich also in Frankreich eine große wirthschaftspolitische Bewegung vor; über die Folgen derselben mag man verschiedener Ansicht sein; aber ihre Bedeutung wird sich nicht bestreiten lassen. Es mag daher angebracht sein, kurz die Verhältnisse klar zu stellen, unter denen die Bewegung ins Leben getreten ist.

Der Protektionismus hat in Frankreich niemals viele theoretische Anhänger gehabt; die Namen J. B. Say und Michel Chevallier haben vielmehr zum Ruhme der Freihandelstheorien beigetragen, denen in Frankreich fast alle jene anzugehören pflegen, die ernste ökonomische Studien getrieben haben. Während der letzten dreißig Jahre haben vor Allem die wissenschaftlich gebildeten Elemente eine ausschlaggebende Stellung bei uns eingenommen, und sie haben in ihren Zeitungen und in ihren Büchern sich stets energisch oder weniger energisch zu den freihändlerischen Theorien bekannt. Bis zum Jahr 1880 hatten die Schutzzollideen zu Vertheidigern nur gewisse Industrielle, die direkt bei den Fragen interessirt waren und deren Anstrengungen nicht einmal ein rechtes Echo fanden. Dann aber machte sich eine empfindliche landwirthschaftliche Krisis fühlbar, deren Ursachen theils in den internationalen Verkehrserleichterungen, theils in speziell französischen Vorgängen zu suchen sind. Die Wirkungen, welche die Erschließung ferner Gebiete im Gefolge hatte, sind häufig dargestellt worden; wir beschränken uns darauf, die gerade in den französischen Verhältnissen wurzelnden Begleitumstände zu schildern.

Selbst eine oberflächliche Betrachtung der Ergebnisse des französischen Ackerbaues zeigt, wie veraltet und zurückgeblieben seine Produktionsmethoden sind. Das Ergebniß des Getreidebaues geht beispielsweise im Durchschnitt nicht über die Hälfte des Erträgnisses in England hinaus. Der Großbetrieb, — übrigens selten genug, — wandelt in den alten Bahnen, und der kleinen Landwirthschaft fehlt die Kraft für bedeutungsvolle Neuerungen. Zieht man auch nur diese eine Seite in Rechnung, so bietet sie doch schon einen sehr greifbaren Grund für das Zurückstehen der französischen Landwirthschaft gegenüber ihren Rivalen.

Dazu kommen andere Ursachen. Der Großgrundbesitzer in Frankreich widmet sich dem Landbau selten selbst. Gewöhnlich übergibt er seine Liegenschaften an Pächter, die nun ihrerseits mit Hilfe von bezahlten Händen arbeiten, oder die einzelne Meier anstellen, welche dann die meisten Erträgnisse mit jenen zu theilen haben. Es gibt also drei verschiedene Gruppen von Personen, die von den Produkten des Bodens leben, und unter ihnen eine Gruppe, die zur Erhöhung der Bodenproduktivität in keiner Weise beiträgt. Sind die vorausgegangenen Jahre nun gute gewesen, so blüht das Geschäft der Pächter und die Leute reißen sich auf dem Lande darum, eine Pachtung zu erhalten. Läuft eine solche ab, so finden sich zehn statt eines Bewerbers bei dem Eigenthümer ein, der es sich nun angelegen sein läßt, durch die Konkurrenz den Preis in die Höhe zu treiben, und der die Bearbeitung von Grund und Boden gewissermaßen dem Meistbietenden zuschlägt. Auf diese Weise hatte der Preis der Güter und noch mehr der Zins der Pächter eine Höhe erreicht, die außer allem Verhältniß zu dem vollen Werthe der Objekte stand. Die Mehrzahl der Eigenthümer und der Pächter, die gerade engagirt waren, als die Krisis ausbrach, hatten von der bisherigen Hausse gar keinen Vortheil gehabt; sie hatten erst neuerdings zu hohen Preisen ihren Besitz erworben; dagegen hatten ganze Generationen ihrer Vorgänger sich bereichert; ihre eigene Lage war traurig; aber die wirthschaftlichen Gesetze sind blind für die Personen; mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit wirkten sie, und Sache der Betheiligten ist es, das Unvermeidliche vorauszusehen und mit ihren Handlungen nicht gegen die Lehren der Wissenschaft zu verstoßen.

Es erübrigt noch, auf die klimatischen Einflüsse hinzuweisen, die eine so verhängnißvolle Wirkung auf eine Reihe aufeinander folgender Ernten ausgeübt haben. Das sind dann die Hauptursachen, welche jene landwirthschaftliche Krisis hervorgerufen haben, deren Vorhandensein und deren Gefahren man um das Jahr 1880 zuerst konstatirte.

Aus dem Vorausgegangenen ergibt sich, daß die eine Reihe von Ursachen den Naturverhältnissen entstammte; die andere Reihe war eine direkte Folge des Verhaltens der französischen Ackerbauer, die für ihre mangelnde Einsicht die Strafe erfuhren. Allein sie wollten nur jene Ursachen sehen, für die sie nicht verantwortlich waren.

Zunächst dachte man sich durchaus nicht, die Produktionsmethoden zu verbessern und es bedurfte erst des Zwanges der Verhältnisse, um die Eigenthümer zu einer Herabsetzung der übertriebenen Pachtsummen zu veranlassen. Einzelne verharrten sogar in ihrer Starrköpfigkeit. Es gab Departements, wie das Departement l'Aisne, wo die Eigenthümer, mochte auch ein Pächter nach dem andern zu Grunde gehen, ihre Güter lieber brach liegen ließen, als daß sie mit den Preisen herabgegangen wären. Für all dieses Unglück liebt man es, die auswärtige Konkurrenz allein verantwortlich zu machen, und gegen sie schlug man ein freilich sehr einfaches Schutzmittel vor: die Einführung von Schutzzöllen. Diese Formel

war geeignet, die Landbebauer zu entzücken, deren ökonomische Kenntnisse mehr als begrenzte sind, und die, so scharfblickend sie für das Nächstliegende sind, doch gar keine Fähigkeit haben, allgemeine Verhältnisse in Rechnung zu ziehen. Man verliebte sich, allerorten in die Schutzzollformel, die mit ungewöhnlicher Schnelligkeit einen Siegeszug vollführte, und zwar nicht allein durch das eigene Schwergewicht, das ihr innewohnte, sondern auch weil sie eine politische Waffe in den Händen der Parteien wurde.

Hatte die Krisis zuerst die Pächter ergriffen, so wurden nunmehr auch die großen französischen Grundeigenthümer in Mitleidenschaft gezogen; ihr unmittelbares Interesse drängte sie also dazu, Schutzzöllner zu werden. Dieser Strömung widerstanden sie nicht und sie fanden starke Unterstützung, sowohl bei den kleinen Eigenthümern als auch bei den ländlichen Arbeitern. Es kam der Augenblick, da, wie schon angedeutet, alle Welt zu der Ansicht neigte, die ausländische Konkurrenz sei die Ursache aller Uebel, und Schutzzölle seien ein unfehlbares Heilmittel.

Nun gehört aber die große Mehrheit der Großgrundbesitzer zur monarchischen Partei. Ihnen kam daher der sehr natürliche Gedanke, die wirthschaftliche Stimmung, die sich bemerkbar zu machen begann, für ihre politischen Ideen auszunützen. Es war gerade auch die Zeit, wo die wissenschaftlich gebildeten Elemente, die bisher die Inhaber der Deputirtenmandate gewesen waren, anfingen in Mißgunst zu kommen. Man hatte genug „Advokaten“ und „Schönredner“. Die ländlichen Wähler, die das Uebergewicht haben, waren geneigt zu glauben, daß die Interessen eines Großgrundbesitzers den eigenen Interessen verwandter seien, als die Interessen eines Advokaten oder Arztes.

Alles vereinigte sich also, um die Entwicklung der schutzzöllnerischen Bewegung zu begünstigen. Aus zweifachen, aus wirthschaftlichen und politischen Gründen gaben die Großgrundbesitzer, welche Herren der mächtigen Vereinigung der „Agriculteurs de France“ sind, einen nachhaltigen Anstoß den „Syndicats agricoles“; diese, die ursprünglich die Aufgabe hatten, Saatkorn und Vieh für gemeinsame Rechnung zu beschaffen, zögerten nicht, sich in Wahlbüreaus zu verwandeln.

Die Republikaner bemerkten wohl, welche bedeutenden Erfolge ihre Gegner unter dem Deckmantel machten, protektionistische Ideen zu fördern. Mehrere Deputirte — so der Deputirte der Vogesen Mr. Méline, der Deputirte des Pas-de-Calais Mr. George Graux, — suchten neben der reaktionär schutzzöllnerischen Richtung auch eine republikanisch schutzzöllnerische Richtung ins Leben zu rufen. Die Beweismittel der Schutzzöllner auf der Rechten und Linken waren nicht allzu verschieden; man wies auf das Blühen Amerikas hin; man nannte den Frankfurter Vertrag verderblich; und den Schluß der Auseinandersetzung bildete immer jene Formel, die alle Welt verstand: „Die ausländische Konkurrenz drückt die Getreidepreise, legen wir auf das Getreide einen Eingangszoll, so wird der Preis steigen und wir werden überdies an der Grenze nach Zolleinnahmen einstreichen.“ Das erschien so einfach, daß man den hierin liegenden Widerspruch nicht ein Mal bemerkte.

In ihrem Beginn sind derartige Strömungen in Frankreich kaum zu bekämpfen. Die Freihändler protestirten selbstverständlich, aber sie wurden sogleich über den Haufen geworfen. Im Jahre 1883 begann man mit einem Getreidezoll von 3 Fcs; während der Wahlen von 1885 spielte dann die Frage der Schutzzöllnerei eine bedeutende Rolle. Die meisten Programme, die in den Provinzen ausgegeben wurden, befürworteten die Erhöhung und Ausdehnung der Schutzzölle. Nur die großen Städte blieben den Freihandelsideen treu. Von 1885 bis 1889 verstärkte sich die Bewegung nur noch weiter: Die Syndikate, die landwirthschaftlichen Vereinigungen arbeiteten ohne Unterlaß in der bisherigen Richtung; der Bruch der handelspolitischen Beziehungen mit Italien trug weiter dazu bei, die Leidenschaften zu überreizen. Man dachte nur noch an den Ablauf der Handelsverträge im Jahre 1892.

Das waren die Verhältnisse, unter denen die Wahlen im Jahre 1889 zu Stande gekommen sind. Es gab keinen ländlichen Wahlbezirk, wo die landwirthschaftlichen Syndikate den Kandidaten nicht ein Programm aufgenöthigt hätten, das jene Resolutionen inbegriff, die der während der Ausstellung abgehaltene Agrikulturkongreß als zusammenfassende Beschlüsse votirt hatte.

Bei dieser leidenschaftlichen öffentlichen Stimmung war man genöthigt, dieses Programm anzunehmen, oder man mußte sich damit vertraut machen, die ländlichen Wähler, das heißt die Majorität, gegen sich zu haben. Und so ist denn auch mit Ausnahme in den großen Städten das schutzzöllnerische Programm ausdrücklich oder mit einiger Zurückhaltung fast aller Orten angenommen worden. Hieraus erklärt sich, warum die gegenwärtige Kammer in so großer Majorität schutzzöllnerisch gesinnt ist.

Die folgende Darlegung bietet ein schlagendes Beispiel für die Erfolge der Schutzzöllner. Ein reicher Zuckerraffineur, Mr. Gustave Lebaudy, hatte eine rein freihändlerische Vergangenheit hinter sich. Aber da er in der Deputirtenkammer einen ländlichen Wahlkreis vertrat, den von Nantes, so mußte er, um den Sieg zu erringen, am verflossenen 22. September trotz seines persönlichen Einflusses und seines großen Reichthums, ein schutzzöllnerisches Glaubensbekenntniß ablegen. Er ist kürzlich gestorben und sein Sohn Mr. Paul Lebaudy, tritt an seine Stelle; und nun lese man die wichtigsten Punkte des Programms, das er anzunehmen für erforderlich hielt:

1. Schutz der Landwirthschaft gegen die fremde Konkurrenz. — Beseitigung des Systems der Handelsverträge, die im Jahre 1892 ablaufen. — Revision des allgemeinen Zolltarifs. — Ein Zoll von durchschnittlich 15 Proz. auf alle ausländischen landwirthschaftlichen Produkte, die von gleicher Beschaffenheit wie die französischen Produkte sind. — Aufrechterhaltung des Getreidezolles. — 10-Frankszoll auf den Hektoliter fremder Weine. — Zoll auf getrocknete Rosinen im Verhältniß zum Zoll auf ausländische Weine.

2. Die fiskalischen Lasten, die auf dem Ackerbauer liegen, sind zu erleichtern; sie sind auf gleiche Höhe zu bringen mit den Lasten, die den anderen Kategorien der Steuerzahler auferlegt sind.

3. Eisenbahntarife. — Eine Herabsetzung für den Transport von Vieh, von Maschinen, von Werkzeugen und landwirthschaftlichen Produkten ist in Uebereinstimmung mit den Eisenbahngesellschaften anzustreben. — Revision der sogenannten „Eingangstarife“ durch Bevollmächtigte der Landwirthschaft, die in hinlänglicher Anzahl in die Ober-Kommission für die Eisenbahntarife aufzunehmen sind.

Und schließlich sei von den zahlreichen beanspruchten „Maßregeln allgemeiner und verschiedener Art“ unter Nr. 4. des Programms nur noch das eine Verlangen erwähnt: „Aufrechterhaltung der Steuergesetzgebung über den Zucker.“ Das ist denn auch zugleich das Programm, das in den Sitzungen am 20., 21. und 22. Juni 1889 der Kongreß der „Syndicats des Agriculteurs de France“ diskutirt und votirt, und das die Generalversammlung der „Société des Agriculteurs de France“ mit ihrer Billigung versehen hatte.

Man wird nunmehr leicht verstehen, daß eine Abgeordnetenmajorität, die auf Grund solcher Programme gewählt ist, nichts eiligeres zu thun haben kann, als eine Kommission für Abschaffung der Handelsverträge zu bilden. Weit eher ist als ein der Beachtung werthes Symptom die relative Mäßigung zu bezeichnen, welche die Erklärungen jener Kommissionsmitglieder auszeichnet, die als Schutzzöllner gewählt worden sind. Sie selbst scheinen ein wenig erschreckt über die Gewalt der Strömung, die sie auf ihren Platz getragen hat. Die Eröffnungsrede, die Mr. Méline gesprochen hat, der früher Minister war und der Präsident der Kommission ist, muß unter diesem Gesichtspunkt besonders charakteristisch erscheinen. Er spricht — und zwar zum ersten Mal seit langer Zeit — von den Interessen der Industrie und des Handels, die zu schützen seien.

Dann ein zweites Symptom. Man hat den Freihändlern in der Kommission eine nicht unbedeutende Anzahl Plätze überlassen; und unter diesen Männern befinden sich Personen, die eines hohen Ansehens genießen; so Léon

Say, Aynard-Lyon, Roux-Marseille, Raynal-Bordeaux. Es ist wahrscheinlich, daß die Volkswirthe, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung, welche ihnen die plötzliche siegreiche schutzzöllnerische Bewegung eingeflößt hat, erholt haben werden, von Neuem zur Offensive übergehen werden. Sie werden sich zweifellos auf die Handelskammern stützen, auf die von Lyon, die niemals geschwankt hat, und die den Markt für Seide vertheidigt; auf die von Marseille, die für diesen großen Handelshafen zu kämpfen hat; auf die von Roubaix, die einen Augenblick durch den Ansturm der Protektionisten erschüttert war, aber die seitdem zu den alten volkswirthschaftlichen Grundsätzen zurückgekehrt ist.

Allein diese Männer und diese Körperschaften repräsentiren nur die geistige Ueberlegenheit, doch nicht die Masse, und in Frankreich herrscht allein die Zahl. Es ist richtig, daß auch die Radikalen überwiegend Freihändler sind, und sie haben die städtischen Arbeiter hinter sich. Werden sie auch die ländlichen Arbeiter sich erobern? Bisher hat sich der Konsument nicht besonders beunruhigt über die Vertheuerung des Lebens in Folge der Zölle. Er glaubt den Schutzzöllnern, die unaufhörlich den Arbeitern versichern, daß sie freilich in Folge der Schutzzölle das Brot täglich vielleicht um einen Sou theurer bezahlen müßten, daß sie aber dafür auch viel mehr gewönnen, denn sie hätten überhaupt Arbeit. Es ist wahrscheinlich, daß die Erfahrung allein eine der jetzt herrschenden entgegengesetzte Strömung wird hervorrufen können.

Paris. Harry Alis.

Salvatore Farina.

Salvatore Farina genießt die ehrenvolle Auszeichnung, der einzige lebende italienische Novellist zu sein, dessen Werke in Deutschland ebenso sehr wie in Italien geschätzt werden. Ja, man möchte fast sagen, daß er sich beim deutschen Lesepublikum einer noch höheren Werthschätzung zu erfreuen hat, als bei seinen eigenen Landsleuten. Werden doch viele seiner Erzeugnisse verdeutscht und in der „Deutschen Rundschau" gedruckt, bevor sie noch in italienischer Auflage erschienen sind. Und welche freundliche Aufnahme findet er stets, wenn er persönlich nach Deutschland kommt, um in seiner wohlklingenden Muttersprache Stellen aus seinen eigenen Werken vorzulesen!

Dieser Schriftsteller, der füglich als ein würdiger Nachfolger von Manzoni betrachtet werden kann, war der erste unter den jetzt lebenden italienischen Novellisten, dem es gelang, die Kluft zu überbrücken, welche in der Belletristik Italiens die alte Schule von der neuen trennte. Farina verschmäht es, irgend einer der modernen Richtungen zu huldigen. Er ist weder ein realistischer, noch ein sensationeller Autor. Er liebt es nicht, sich in die Grenzen irgend welcher Schule einzuzwängen. Die Sphäre seiner Beobachtungen ist die der ruhigen, ereignißarmen Durchschnittsexistenzen. Er schildert keine unmöglichen Helden und Heldinnen, noch führt er uns aufregende Abenteuer oder überraschende Verwicklungen vor. Das Alltagsleben bietet ihm den Stoff zu seinen Dichtungen; das Haus, die Familie sind seine Domäne. Hausbacken würde vielleicht Mancher naserümpfend die Umgebung nennen, in der er sich mit Vorliebe bewegt. Er aber weiß diesem hausbackenen Treiben Poesie abzugewinnen und das verleiht seiner Begabung so großen Werth.

Die ruhige, friedliche Liebe am häuslichen Herd, die unserm täglichen Leben Gehalt gibt, die so ganz anders ist, als jene, von der Dante und Petrarca singen; die auch Nichts von der tollen Leidenschaft hat, welche wir bei den französischen Romantikern oder der englischen Erzählerin Ouida finden — sie inspirirt ihn zu seinem besten Schaffen. Farina's litterarische und persönliche Eigenart muß daher in seinen Familienromanen studirt werden, die Individualität des Verfassers offenbart sich hier unverkennbar, und dies ist vielleicht durch seinen höchst einfachen Lebenslauf erklärlich. Sagt er doch selbst: „Mein künstlerisches Leben und mein häusliches Leben sind mit einander verschmolzen."

Farina wurde am 10. Januar 1846 zu Sorso in Sardinien geboren. Nachdem er das Studium der Rechtswissenschaft beendet hatte, verheirathete er sich. „Vor meiner Heirath," sagte er, „war ich kein Künstler, ich träumte nur von der Kunst. Kurze Zeit darauf ging ich jedoch nach Mailand und wendete meinen juristischen Büchern den Rücken, um mich der Litteratur zu widmen und Novellist zu werden. Es ist vielleicht mein einziges Verdienst, daß ich nur wünschte, Novellist und Vater zu werden — nichts weiter."

Diese Ehe mit einer Wittwe, die einige Jahre älter war als er, brachte seinem Leben den Sonnenschein häuslichen Glückes, bevor der junge Mann noch unter den Stürmen des Lebens gelitten hatte und verhütete daher eine unwürdige Vergeudung seines frischesten Empfindens. Seine Gattin, welche ihm, um wiederum seine eigenen Worte zu wiederholen, „Inspiratrice, Freundin, Schwester, Mutter, Alles" war, raubte ihm der Tod vor sechs Jahren. Nach diesem Verlust ließ Farina lange Zeit seine Feder ruhen, doch waren es nicht Kummer und Krankheit allein, die ihn verstummen machten; es war auch eine gewisse Bestürzung über die kürzlich in der Litteratur Italiens zur Herrschaft gelangte Richtung. In einem Briefe über dieses Thema schrieb er mir: „Heutzutage ist die flüchtige sinnliche Empfindung auf jedem Kunstgebiet en vogue, und die Litteratur gibt diesen Ton an. Es wird nicht so bleiben, wie wir im Interesse Aller hoffen wollen, die neben der Farbe auch die Form sehen; die außer dem sinnlichen auch geistiges Empfinden lieben; denen die schöne Wahrheit mehr gilt, als herbe rohe Wahrheiten. Die Wahrheit ist eine der Errungenschaften der modernen Kunst; dieser Begriff darf aber nicht alla diavola gedeutet werden, wie es heute geschieht, um so vieles Schöne und Gute, das nur den einen Fehler hat, der gemeinen Sinnesart nicht verständlich zu sein, in den Bann zu thun."

Sein künstlerisches Credo gibt er in folgenden Worten: „Ich habe das Häßliche gesehen und ich huldige dem Schönen." Das Böse hat keine Anziehungskraft für ihn, und er flieht es selbst in seinen Büchern. Er findet die Schlechten künstlerisch nicht so zu verwerthen, wie die Guten, und noch viel weniger erachtet er sie den Schwachen an künstlerischem Werthe gleich:

„Ich vermeide sie" (die Schlechten), gesteht er, „und zwar, weil Jemand erst viele Monate hindurch tagtäglich mit mir zusammen gewesen sein muß, ehe ich ihn als Typus für eine Romanfigur verwenden kann. .... Ich gebe zu, daß beim Wägen der Menschheit vielleicht das Böse das Uebergewicht haben würde; immerhin ist aber das Gute auch vorhanden, und es ist genau so wahr, wie das Schlechte, und künstlerisch steht es ihm gleich. Noch besser lohnt es, das Gute in dem Schlechten zu suchen, und meine liebste Aufgabe ist die, eine menschliche Seele zu erkunden."

Ich habe des Autors Worte so ausführlich citirt, weil er in der korrekten Selbstkritik eines echten Künstlers seine liebenswürdige Person und seine Schöpfungen viel treffender geschildert hat, als ich es vermöchte. Nicht minder richtig sind die Bemerkungen, mit denen er die Uebersicht seiner Werke begleitet. Er schreibt: „Ich habe (1869) meine Laufbahn mit einer sehr mittelmäßigen Novelle „Due Amori" begonnen, der eine andere „Un Segreto" folgte, die nicht mehr werth war, als die erste." (Von beiden hat er nie einen zweiten Abdruck gestattet.)

Darauf erschien eine Romanze, in welcher nach meiner Ansicht und auch nach der Meinung der Kritiker, die warme Schilderung eines Menschenherzens enthalten war: „Il Romanzo d'un Nedovo". Einen wirklichen Erfolg habe ich jedoch erst durch „Il Tesoro di Donnina" errungen, und

auf diese Erzählung folgten weitere, die von stets zunehmender Sicherheit zeugen."

Jene älteren Novellen Farina's sind in einem Stil gehalten, den er glücklicherweise bald wieder aufgegeben hat. Er hatte noch nicht seine künstlerische Eigenart entdeckt und ließ sich verlocken, der französischen Richtung zu folgen, die Bohémienne zu schildern, was für seine Natur wie für seine Lebensanschauungen durchaus nicht paßte. Erzählungen von verbotener Liebe, von Lebensschicksalen, die durch so verführerische Sirenen, wie sie außer in Büchern selten zu finden sind, Schiffbruch leiden, waren seiner Begabung nicht angemessen, und Farina hat die Grenzen seiner Fähigkeiten genau erkannt, als er von der Schilderung so erbärmlicher Charaktere, wie der Wittwer Castelli und die bezaubernde Signora Aldruzzi, Abstand nahm. Der einzige Charakter von kräftigem Gepräge ist Lelitia, die beleidigte Gattin, eine edle, sympathisch berührende Figur.

In „Il Tesoro di Donnina" (1873) besinnt sich Farina auf seine eigene Natur und beweist, daß ihm die Darstellung der Lichtseiten und nicht die der Nachtseiten des Lebens am besten gelingt. Hier finden wir das Lob des lauteren Familienglückes, welches er so meisterlich zu schildern weiß, und dessen Wirkung er nie dadurch künstlerisch beeinträchtigt, daß er in einen lehrhaften Ton verfällt. Dieses Buch hat Farina den Beinamen „des italienischen Dickens" eingetragen, eine jener unglückseligen Benennungen, die an einem Menschen haften bleiben und so leicht zu einer irrigen Meinung über ihn führen können. Der Name an und für sich ist freilich ehrenvoll genug; ihn aber auf jeden Humoristen anzuwenden, ist eine wohlfeile Form der Kritik und besonders im vorliegenden Falle durchaus nicht zutreffend, da der Humor dieser beiden Männer sehr verschiedener Natur ist. Das ihrem Humor Gemeinsame besteht nur darin, daß er bei dem Einen, wie bei dem Anderen einem warmen, von Liebe für die Menschheit erfüllten Herzen entsprungen ist. Während Dickens jedoch bei den dunkleren, schrofferen Seiten des Daseins verweilt und sich, wo er solche den einfachen guten gegenüberstellt, im Karrikaturenzeichnen gefällt, ist die Schilderungsweise des Italieners eine leichte und anmuthige, und er vermeidet mit dem ihm angeborenen Schönheitssinn allzu scharfe Gegensätze und jene Geschmacklosigkeiten, die nicht selten aus der, dem Nordländer eigenthümlichen urwüchsigen Derbheit hervorgehen. Wie beim Italiener die Reflektion nicht die Naivetät erstickt oder Melancholie erzeugt, so artet auch bei ihm der Humor nicht in possenhafte Uebertreibung aus. Der Humor Farina's ist ein feiner und liebenswürdiger. Auch er kann ironisch werden, doch seine Ironie ist niemals verwundend. Der Hintergrund in „Tesoro di Donnina" ist allerdings etwas düster, denn der Schauplatz der Handlung ist eine Irrenanstalt, und hier läßt er seinen Helden und seine Heldin einander finden und ihre Liebesschwüre wechseln.

Der Stil dieser Erzählung ist noch ein wenig steif; verschiedene Härten des Ausdrucks und zu viele geringfügige Ereignisse beeinträchtigen auch die künstlerische Wirkung des Ganzen.

In „Amoro Bendato" zeigt sich dann der vollendete Künstler. Es ist dies eine reizvolle Erzählung, in der sich die tüchtigsten Eigenschaften des Autors entfalten — eine geradezu meisterhafte Analyse des Herzens. Die Geschichte handelt von einem jungen Ehepaar, welches das wahre häusliche Glück nicht zu finden vermag. Leonardo hat geheirathet, weil es so einem wohlhabenden Manne geziemt, und er liebt seine kleine Frau auch in seiner Weise, ohne jedoch ihretwegen auf die Annehmlichkeiten des Junggesellenlebens, seine Klubs und den Verkehr mit seinen Freunden Verzicht leisten zu mögen. Ernesta, eine tiefer angelegte Natur, sehnt sich danach, ihm mehr als ein Spielzeug zu sein und fühlt sich unbefriedigt in der Verlassenheit ihres luxuriös eingerichteten, leeren Hauses. Sie trennen sich; Leonardo geht auf Reisen, Ernesta bleibt daheim, und bald findet sich auch Jemand, der gern bereit ist, die junge Frau zu trösten; es ist dies der Arzt der Familie und ein Freund des abwesenden Leonardo. Diesen Moment würde ein gewöhnlicher französischer oder italienischer Schriftsteller für eine seiner abgedroschenen Liebesintriguen benutzt haben. Nicht so Farina. Ernesta leiht den ihr neuen, materialistischen und bequemen Lebensansichten Agenore's nur ein gleichgültiges Ohr, und obgleich dieser sich einen wohldurchdachten Plan zurecht gelegt hat, um das nach Liebe schmachtende junge Weib zu bestricken, kommt sie ihm in keiner Weise entgegen. Freilich schwebt sie in Gefahr, schließlich aus purer Langerweile zu unterliegen. Als es so um sie steht, kehrt Leonardo, der schon früher augenleidend war, völlig erblindet in die Heimath zurück. Ernesta erkennt sofort ihre Pflicht; sie pflegt ihn mit weiblicher Hingebung, und während seiner langen Krankheit und endlichen Genesung gedeiht die Liebe, welche bei ihr nahe am Erlöschen, bei ihm noch kaum erwacht war, zur vollen Entfaltung. Mit der wiedererlangten Sehkraft gewinnt Leonardo eine andere Auffassung vom Leben und dessen Pflichten, und wir wissen jetzt, daß das Glück des Paares von nun an gesichert ist.

Außerordentlich zart gehalten ist die Schilderung des allmählichen Wiedererwachens ihrer Liebe — wie Ernesta zuerst nur der Pflicht gehorcht; dann zum Bewußtsein gelangt, daß ihr Leben einen Zweck hat, daß sie ihm Augenlicht, Stütze, kurz, seine Welt sein muß; wie sie freudigen Herzens diese Aufgabe begrüßt — noch bevor sich in Folge einer Operation die Hoffnung auf Wiederherstellung seines Sehvermögens eingestellt hat. Er steht zuerst seiner schönen jungen Frau etwas befangen gegenüber in dem Gefühl, ihrer Aufopferung nicht werth zu sein; und gleichzeitig hegt er die bange Besorgniß, daß der ihm neue Wunsch, sich ihr anzuschließen, nur eine egoistische Regung sein könnte, hervorgegangen aus dem Behagen, welches ihm ihre hingebende Pflege bereitet. Mit großer Geschicklichkeit und Feinheit hat der Autor Agenore die Rolle des Liebesboten zwischen den beiden Gatten zuertheilt, und mit köstlicher Ironie wird er, Dank der weiblichen Schlauheit Ernestas, aus dieser peinlichen Stellung durch die Verlobung mit einer ihrer Cousinen erlöst, welche längst für den Doktor geschwärmt hat. Ernesta stellt sein ganzes früheres Werben um sie als indirekt der Cousine geltend hin, und so schließt das Buch heiter und ohne jeglichen Mißton. Zart in der Idee und der Behandlung des Stoffes ist dieses Werk eine Perle der heutigen italienischen Litteratur.

Das zunächst veröffentlichte Buch enthält vier kurze Erzählungen, von denen „La Famiglia del Signor Onorato" uns das Bild eines Familienglückes vorführt, dessen poetischer Reiz freilich in der Resignation liegt. Ein Geschwisterpaar — Bruder und Schwester — schaffen sich das ihnen sonst versagte Familienleben durch die Sorge für verwaiste Kinder. In „Fante di Picche" sehen wir, wie ein leichtherziger Bursche durch treue Liebe vor dem Geschick bewahrt wird, als Spieler zu Grunde zu gehen. Es ist dies eine fein durchgeführte psychologische Humoreske, die einige köstliche Figuren aufweist, wie den Onkel Martin, den Vormund und väterlichen Beschützer des Jünglings. — „Una Seperazione di letto e di mensa" schildert zwei alte Leute, die, seit fünfzig Jahren verheirathet, Leid und Freud mit einander getheilt haben; sie gerathen trotzdem oft so ernstlich in Streit, daß sie geloben, sich zu trennen. Natürlich vertragen sie sich stets wieder und werden noch zuletzt durch ein junges Paar versöhnt, das auf diese Weise zum eigenen Glücke gelangt. Als die alte Frau stirbt, kann ihr Gatte ihren Verlust nicht überleben, und einige Stunden nach ihrem Tode wird auch er als Leiche gefunden, ein Lächeln auf dem Antlitz, das zu sagen scheint: „Selbst der Tod war nicht im Stande, uns zu trennen." Farina's Kunst zeigt sich nie glücklicher, als in diesen kleinen Genrebildern, die dem Alltagsdasein entnommen sind, welches er durch seinen liebenswürdigen Humor, seinen Hang, bei Allem die lichte Seite anzusehen, seinen starken Glauben an den Sieg des Guten in eine ideale Sphäre erhebt. Mit leichter Hand gezeichnet und voll trefflicher Züge ist auch die Humoreske „Fra le corde d'un Contrabasso", eine Studie der verschiedenen Arten, in welchen sich die große Leidenschaft des Herzens offenbart. Ein Vater und seine

beiden Söhne, von denen der eine im jugendlichen Mannesalter steht, während der andere fast noch ein Knabe ist, lieben ein bezauberndes Mädchen, und sie liebt den älteren der Söhne, welcher jedoch so in Musikstudien vertieft ist, daß er sich seiner Herzensgefühle zuerst gar nicht bewußt wird.

Obgleich Farina's Talent sich am glücklichsten in diesen Novelletten — und ihre Zahl ist noch größer als wie angegeben — offenbart, so wollen doch auch seine größeren und anspruchsvolleren Werke berücksichtigt werden. Zu diesen gehört „Capelli Biandi", französischer Richtung, der mißglückt, keiner Erörterung bedarf. Dagegen zeigt sich Farina in „Ora Nascosto", einer Schilderung aus dem italienischen Mittelstandsleben, wieder in seinem Element. Die Fabel der Erzählung ist von keiner Bedeutung; der Werth des Werkes besteht in der Zeichnung und Durchführung der Charaktere, und Farina's feiner Sinn, wie sein zartfühlendes Herz fanden hier Gelegenheit, sich in ihrer ganzen Schönheit zu offenbaren. Vor der Gefahr, seinem liebenswürdigen Humor ab und zu die Zügel ein wenig schießen zu lassen, schützt ihn der Takt des Südländers.

In „Amore ha cent' occhi", seinem umfangreichsten Werk, zeigt sich ebenfalls die dem Autor innewohnende Liebe zur Menschheit, das uns so wohlthuend berührende Streben, das Gold ans Licht zu fördern, welches in jeder Menschenbrust, ob auch oft tief verborgen, ruht. Der Schauplatz ist dieses Mal Farina's heimathliche Insel, und die von ihm hier geschilderten Sitten muthen uns in ihrer naiven Einfachheit fast homerisch an. Als Ganzes ist das Werk jedoch in mancher Hinsicht verfehlt. Es entbehrt hier und da des Zusammenhanges; an manchen Stellen ist es zu weitschweifig, und dann wieder zu sehr gedrängt. Ueberhaupt zeigt sich Farina in seinen längeren Erzählungen nicht von seiner besten Seite. Der Aufbau ist zumeist lose gefügt und entbehrt der richtigen Proportionen. Und seltsamerweise trifft dieser Vorwurf die meisten italienischen Schriftsteller, die in Skizzen und Novelletten Vorzügliches leisten. Es mag daher kommen, daß hauptsächlich Feuilleton-Staff von ihnen verlangt wird, und sie sich zu diesem Zweck gewöhnt haben, gleichsam im Fluge zu erzählen, während sie in der Kunst, Charaktere und Situationen langsam zu entwickeln, minder geschickt sind. Farina's Meisterwerk „Mio Figlio" ist zwar ein Buch von größerem Umfang, in Wirklichkeit aber nur eine zusammenhängende Reihe einzelner Novelletten, die alle in einer Familie spielen, von denen jede indessen eine Skizze für sich bildet. Hier finden wir alle liebenswürdigen und besten Züge seiner Muse vereint — seine leichtherzige Philosophie, sein gesundes Gefühl, seine feine Beobachtungsgabe. Er hat hier eine Prosadichtung des Familienlebens geschaffen, ein Epos der Liebe und des Glückes im Hause, einen Cyklus von Bildern, treu nach dem Leben am häuslichen Herde.

In neun Skizzen erzählt der Advokat Placide, in welcher Figur unschwer kleine Aehnlichkeiten mit dem Autor zu entdecken sind, die Geschichte seines Sohnes von der Zeit vor dessen Geburt bis zur Heirath desselben. Jede dieser Erzählungen enthält das vollendete Bild einer Lebensstufe innerhalb der Familie, und die ganze Serie umfaßt die menschliche Laufbahn in den Schicksalen einer Familie dargelegt. Aus dem Herzen heraus geschrieben, spricht das Buch zum Herzen, und gerade das einfache, aus dem Alltagsleben geschöpfte Thema verleiht ihm seinen charakteristischen Typus. Es ist mit jenem naiven, unschuldigen, kindlichen Freimuth geschrieben, der fern von jedem argen Gedanken, der Denk- und Sprechweise des Nordens ein wenig fremd ist. In der Uebersetzung verliert das Werk auch dadurch, daß die Reize seiner Sprache, die einen anmuthigen, kosenden, bisweilen sogar rythmischen Klang hat, sich nicht wiedergeben lassen.

Durch den Tod seiner Gattin hat die Gesundheit Farina's einen argen Stoß erhalten; hoffen wir, daß sich seine Kraft und seine Seelenruhe zu neuem liebenswürdigen Schaffen wieder aufrafft.

Florenz. H. Zimmern.

Theater.

Berliner Theater: Der gefesselte Prometheus. Von Aeschylus. Nach der J. J. C. Donner'schen Uebersetzung eingerichtet von Emil Drach. — König Oedipus. Von Sophokles Bearbeitet von Eugen Zabel. — Deutsches Theater: Der Unterstaatssekretär. Lustspiel in 4 Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Dem Spruch des Cimon ward nach zwei Jahrtausenden Bestätigung: mit dem Sohn des Miltiades gibt auch unser modernes Empfinden dem Sophakles den Preis, den Preis gegen Aeschylus. Auf der Bühne des „Berliner Theaters" traten sie vor uns hin, die großen Tragiker der Alten, und wenn wir der Klage des gefesselten Prometheus taub blieben in ungerührtem Herzen, des Labdakiden furchtbar verworrenes Geschick hat uns im Innersten bewegt.

Nicht dem Gotte versagte sich unser Ohr, vom Uebermenschlichen erschreckt, um sich dem Menschenloose zuzuwenden; auch der titanische Japetide ist uns, der für die Menschheit Leidende, ein Mensch, und seinen Trotzruf gegen die undankbare Legitimität der Himmlischen können wir, da er mit jedem neuen Tage sich erneut, begreifen. Des Lesers Sinn schwelgt in der großartig wilden Tropenwelt der aeschyleischen Sprache, in dem revolutionären Pathos des griechischen Felsangeschmiedeten, des Leidgenossen des bleichen Christenheilands. Die unmittelbare Anschauung der Bühne erst läßt uns erkennen, was hier das tragische Vergnügen schmerzlich entbehrt: die organische Schürzung und Lösung des Knotens, das eigentlich Dramatische, die Handlung. Was wir erblicken, ist ein Bild: der Titan, von den Okeaniden umringt, vom Gotte gefesselt und mit Vernichtungsqual bedroht; es ist der Geist, den das Mitleid fürchtend bejammert, da ihm Gewalt den Untergang sinnt. Und somit wären die drei ewigen Einheiten der tragischen Kunst gegeben, wäre nur der Geist auch frei und wehrkräftig. Aber nur in Worten kann der Gefesselte sich aufbäumen, den die Kette dem Fels gesellt. Wir sehen nicht seine Schuld, wir hören nur seine Klage, und ein Donner, den wir nicht glauben, schlingt ihn am Ende hinab. Der „Gefesselte Prometheus" ist nichts als eine gewaltige Katastrophe, und Schiller hat es in seinen Untersuchungen über das Wesen des Tragischen mit dem Scharfblick des echten Dramatikers herausgefunden: „Ein einzelnes Ereigniß, wie tragisch es auch sein mag, gibt noch keine Tragödie. Es kommt darauf an, daß wir die vorgestellte Handlung in ihrem ganzen Zusammenhang verfolgen, daß wir sie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußerer Umstände hervorfließen sehen."

Und er fährt gleich darauf fort: „So entsteht und wächst und vollendet sich vor unseren Augen die Neugier des Oedipus". . . Der ganze, für uns kaum noch zu ermessende Fortschritt, der die Sophokleische Dramatik über des Aeschylus Dramatisirung der Chorelemente hinausführte, stellt sich in dieser Unterscheidung so anschaulich dar, daß wir darüber den alten Philologenstreit, wer von den beiden Tragikern der τριταγωνιστής als der Erste eingeführt hat, wohl ruhen lassen dürfen. Sophokles, der sich dem Euripides gegenüber rühmte, die Menschen, wie sie sein sollten, darzustellen, und der daher nach modernem Begriff ein unwirklicher Idealist geheißen sein müßte, war vielleicht minder genievoll, doch sicher bewußter als der ältere Meister der Perser und des Prometheus. Man zitirt das kaum verbürgte Wort des Koloniaten: „Was Aeschylus mache, gerathe ihm zwar, sei zwar gut; allein er wisse selbst nicht, warum es ihm gerathe, warum es gut sei" Sophokles, der ein naives Genie nicht war, der immer Maß hielt und niemals, auch nicht im höchsten Wirbelwind der Leidenschaft, die freie Heiterkeit eines harmonisch in sich beruhenden Künstlergeistes verlor, er wußte stets, warum es ihm gerieth; denn fest und ragend wie des Kadmos alte Burg strebt seiner Dramen planvoll plastischer Bau in hellenischer Anmuth empor.

Auch der „König Oedipus" ist, ob er gleich als Anfang der Trilogie erscheint, eine Schlußkatastrophe: alles ist, da das

Stück anhebt, längst geschehen; nur allmählich zieht sich, auf des Schuldigen Betreiben, ein Vorhang nach dem anderen fort von der Vergangenheit Gräueln; und wie, der stolz auf des eigenen Willens, der eigenen Weisheit Kraft gepocht, doch im lastenden Banne des unabwendlichen Schicksals steht, werden wir nun, entsetzenerfüllt, gewahr. Hier, auf den Höhen der alten, großen Kunst entspringt auch der Quell, in dessen Frische die Einsichtsvollen unter den Modernsten gesund sich baden wollen nach den romantischen Ausschweifungen; aus der sophokleischen Einfachheit hat Ibsen sein letztes dramatisches Ideal gewonnen: der Technik des Oedipus entspricht durchaus die rückentwickelte, in ihren Wirkungen nur, nicht in den Ursachen sichtbare Gespenstertragik. Und gerade hier mag man wiederum erkennen, wie diejenigen irren, die, naturalistische Oedipusse sie selbst, die alten Seher trotzend von der Schwelle weisen und ihr eigenes Leben leben wollen, nach neuer, vermeintlich neuer Anschauung. Die da glauben, erst jetzt sei des Menschen Wille unfrei geworden, da man das naturwissenschaftliche Gesetz für seine Unfreiheit fand, sie gleichen jenen druckgläubigen Leuten, die ein selbstgeschautes Ereigniß nicht eher für bestätigt halten, als bis es, haarklein beschrieben, im Wochenblättchen stand; die Sphinx mögen sie, das häßliche Theaterungethüm der romantischen Uebertreibung, in den Abgrund stürzen durch knappen, klugen Spruch; doch wenn sie eindringen in die uralte Menschheitsdichterburg, so ist es ihre Mutter, die sie umarmen, und rathlos, selbstgeblendet, stehen sie vor des Schicksals Noth.

Des Menschen Wille brach sich, in gerechter Empörung erstarkt, zu allen Zeiten, vor und nach Darwin und Schopenhauer, an der Möglichkeit harter Schranke, denn der Mensch ist immer gleich in Dem, was ihn zum Menschen macht, in seiner Stärke und in seiner Schwäche. Des Geistes und des Körpers Kleid nur wechselt im Vorschreiten der Kulturentwicklung, und darum haben dieses Kleides die wahrhaft großen Menschheitsdichter nicht geachtet; den alten Bildnern haben sie nachgestrebt, die das gleichgiltige Gewand vom Körper streiften, auf daß die nackte Menschlichkeit dem Künstlerauge sich offenbare. Des Aeschylus Götterlehre glauben wir nicht mehr; sein Prophetenthum mag die entrückte Io bewegen, uns berührt es nicht, indessen des Oedipus Menschenschicksal in seiner durch eigenen Forscherdrang heraufbeschworenen Tragik uns mächtig erschütternd anpackt. Er leidet, weil er zu wissen begehrte; das Auge trifft er, das sehen wollte; und mit ihm leiden wir alle, wir wissen Wollenden, die das Bewußtsein erst zu Schwachen macht und zu Leidenden. Die Götter Griechenlands regieren nicht mehr die schöne Welt, das delphische Heiligthum kündet nicht mehr die Menschengeschicke, in Trümmern vergraben liegt die helle Heldenwelt, aber über der Zeiten Wandlung hinaus spricht auch zu uns noch nach Jahrtausenden der poetische Nachschöpfer des nackten Menschen, Sophokles, der „ein Echo voll Musik dem Volk der Griechen hinterlassen."

Auf den offenen Markt führt uns die alte Kunst; auf dem „freien Platz vor dem Königspalast in Theben" bleiben wir, denn „die Handlungen und Schicksale der Helden und Könige sind schon an sich selbst öffentlich und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr," sagt Schiller. Verborgen bleiben uns die innerlichen Vorgänge und in des Oedipus blutschändenden Ehebund schauen wir nicht hinein; erst das Weib, erst Antigone, führt uns in den Königspalast und geleitet uns zugleich zu den feineren, tieferen Regungen der Menschenbrust. Ihre Hand mag der moderne Dichter ergreifen und in dem Hause mag er, sei es nun eine Hütte oder ein Palast, den Menschen suchen; wo immer er ihn findet, wollen wir ihn loben.

Die Aufführung der antiken Tragödien war lehrreich für das Urtheil über die heutige Gestaltung unserer Szene. Gewaltig wirkte, ohne die zerstreuende Unterbrechung der Pausen, der einheitlich abgerundete Vorgang der Sophokleischen Dichtung; und wie wir hier in empfindlicher Deutlichkeit erkannten, was uns verloren ging mit der gesteigerten Ueberladung des szenischen Apparates, dessen Anspruch den Theaterabend ungebührlich reckt und durchbricht, so sahen wir eben denselben Luxusapparat erlahmen an der einfachen Großartigkeit des Aeschyleischen Bühnenbildes. Ich weiß nicht, ob der Regisseur des „Berliner Theaters", der sich ungerufen vor dem Publikum verneigte, des Aeschylus überlieferten Hang für die theatralische Bühnenauszierung, für die von Horaz und Lessing ihm tadelnd vorgerückte Κατασκευη der Schauspielkunst getreulich wiedergeben oder ob er nur eigener, oft genug unbehaglich vermerkter Gewohnheit treu bleiben wollte: genug, die szenischen Künste versagten völlig, und nicht das große, nicht das kleine Himmelslicht, nicht die buntfarbigen Strahlen der elektrischen Lampe konnten den Lichträuber für unser Empfinden erretten. Woran er gesündigt, daran ward Prometheus gestraft — im „Berliner Theater".

Im Oedipus versagte der Chor, der in der kraftvollen Uebersetzung Wilhelm Jordans auf drei Sprecher vertheilt worden war. Nicht nur der freilich betrüblich mangelhafte Vortrag, auch diese Vertheilung trug daran Mitschuld. Der Chor des Sophokles greift nicht in die Handlung ein, er ist ein Echo der Vorgänge, die er betrachtend begleitet. Wandelt man nun, wie hier geschah, die thebanischen Greise, die der Dichter verlangt, in jüngere, der Betrachtsamkeit minder zugängliche, in bewegten Gruppen agirende Männer, so entsteht eben dadurch eine störende Zwiespältigkeit, und der Zweck wird verfehlt, den besonderen Fall durch die chorische Wechselrede in die Sphäre der Allgemeinheit erhoben zu sehen. Von der würdigen Ruhe einer nur selten bewegten Gerontenversammlung hätte sich die grausame Tragik des Einzelgeschickes weit wirksamer abgehoben. Unter den Darstellern fanden sich nur die Männer, und unter ihnen auch nur die Herren Kraußneck, Kober, Drach in den ungewohnten Stil. Die leere Theaterspielerei des Fräulein Baumgart zeigte sich in selbstbewußtem Unvermögen: ihre Jokaste krümmt und windet sich, wo sie erstarrt im Schrecken aufrecht stehen sollte. Das stürmische Geseufz' beklemmten Athems, das auch die Darstellerin der Io entfaltete, thut es hier nicht; hier gilt nur, was über allem Schein, und nicht der Trauer äußeres Kleid und Zier.

Es ist bekannt, daß Sophokles als Lohn für die Antigone die Feldherrnwürde empfing. Die Zeiten sind vorbei, da man den Dichter so seltsam ehrte, sonst müßte Adolf Wilbrandt, der heute etwa in dem Alter des poetischen Führers gegen die Samier steht, von Regierungswegen mindestens ein Hofrathtitel zugebilligt werden für seinen „Unterstaatssekretär". Denn in diesem verstaubten Lustspiel, wo „die Regierung die Opposition heirathet", hat er, zur Freude aller Kinder und Gutgesinnten, gezeigt, daß die angegriffensten Regierungsträger eigentlich die besten, edelsten, patriotischsten, schneidigsten — wo nehme ich alle hier erforderlichen Superlative nur her? — Menschen sind. Wird solches Verdienst nicht mehr gelohnt, dann gibt es auch heute noch keine Gerechtigkeit, und der Themis titanischer Sohn mag nicht allein über Undank klagen.

Die „Opposition" verkörpert sich bei Wilbrandt in einem für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit unklar erglühten Oberstentöchterlein, welches, von Rostock aus, in einer hauptstädtischen Zeitung politisch-satirische Artikel gegen die Stützen des Staates veröffentlicht. Die Hauptstütze dieses stützenreichen Gebäudes nun, Herr Unterstaatssekretär von Storgard, findet sich, Seebadenshalber, in und bei Rostock ein; niemand kennt ihn, niemand erkennt ihn, denn: er führt einen fremden Namen, wie dies in deutschen Lustspielen wohl so der Brauch. Und doch scheint er, obwohl ihm kein berühmter Vater vom Dichter zugebilligt ward, in den deutschen Landen der Allmächtige zu sein. Diese „Regierung" und diese „Opposition" liebt sich, zankt sich, heirathet sich. Fräulein Sorma vollführt das Alles mit anmuthiger Kunst. Und alle die unverehelichten Damen, die sie in den Armen des zuerst gehaßten Unterstaatssekretärs so überglücklich wiedersehen, werden in Zukunft nicht mehr zweifeln dürfen, daß aller beschränkten Unterthanen Opposition nichts ist als altjüngferlich verdrossene Nörgelei.

In einem Punkte gleicht Wilbrandt hier dem Sophokles:

auch er schildert den Unterstaatssekretär nicht, wie er ist, nein, wie er sein sollte. Aber ob auch sein Stück im Deutschland der Gegenwart spielt und der Kolonialpolitik Erwähnung thut: lauter spricht und mächtiger als alle diese in modernem Gewande auftretenden Zeitlosigkeiten, zu unserem Menschengeist die alte, große Menschenbildnerkunst, der selbstgläubige Litteraturmeßner schon längst das Grabgeläute rüsten.

M. Kent.

Henrik Ibsen. Théâtre. (Les revenants. La maison de poupée.) Traduit du norvégien par M. Prozor. Avec une préface d'Edouard Rod. Paris. Albert Savine.

Interessant und tröstlich zugleich ist die Beobachtung, wie inmitten des siegreich sich behauptenden Nationalitätenhaders doch von Volk zu Volk feinere und festere Bande sich knüpfen von Geistes Gnaden, wie da und dort, trotz nationalen Ringmauern und dem wüsten Geschrei furchtsamstolzer Schutzzöllner, unabhängig denkende Männer Fühlung suchen mit ihres Gleichen, die unter anderen Lebensbedingungen zu anderen Lebensanschauungen gelangt sind. Von diesem Standpunkt aus werden sich der vor einigen Monaten erschienenen französischen Uebersetzungen zweier Ibsen'scher Dramen auch solche Gegner der geistigen Pestkordons freuen dürfen, die nicht zu den unbedingten Verehrern des großen norwegischen Pflichtenlästerers gehören. Emile Zola, der Dichter der „joie de vivre", hat sich für die Akklimatisirung des Norwegers, in dessen Dichten, wie im Wollen seines jung als Symbol hingeopferten Helden, alles sich um die „Lebensfreudigkeit" dreht, lebhaft interessirt, und seiner Anregung entstammt auch die Uebersetzung des M. Prozor. Sie ist im Allgemeinen als wohlgelungen zu bezeichnen, wenn auch der zur bauschigen Stilisirung hinneigende französische Sprachgeist der kargen Rauhheit Ibsen'scher Diktion einigermaßen widerstrebt. Das — etwas mystische — „Wunderbare" ist hier le plus grand des prodiges, und Oswald's: „Ich muß immer an kirschrothe Draperien denken" wird vollends zur Tapezirerphantasie in den Worten der Uebertragung: „Je suis constamment porté à me représenter des draperies de velours de soie, nuance rouge cerise." Edouard Rod hat der Uebersetzung der „Gespenster" und der „Nora" eine Einleitung vorausgeschickt, die in erster Linie beweist, daß er den feinen Essay von Otto Brahm mit Erfolg gelesen hat; wie vor ihm mancher deutsche Ibsen-Student hat er die persönlichen Eindrücke Brahm's aus dem Café Aranjo in Rom einfach übernommen, und auch das sorgsamer ausgeführte Ibsen-Porträt von Georg Brandes kennt der französische Eklektiker ganz genau. Mit erfreulicher Offenheit erzählt Rod von der beinahe kindlichen Unklarheit, die in Frankreich über die skandinavischen Zustände herrscht, und seiner französischen Exaktheit gelingt es sogar, in knappen Zeilen die verworrenen Seelenvorgänge aus „Rosmersholm" zu erzählen. Werthvoller als diese recht oberflächliche Einführung erscheinen mir die Vorbemerkungen des M. Prozor, der die Wirkung Ibsen'scher Dramatik an der Quelle studirt hat und der auch unser Vaterland genau genug kennt, um in der „disette littéraire, qui sévit dans l'Allemagne contemporaine" die bedeutsamste Ursache des modischen Ibsen-Erfolges erkannt zu haben. Daß Prozor, der in wörtlicher Uebersetzung eines Wortes von Brandes Ibsen einen „terrible remueur de consciences" nennt und von einem deutschen Kritiker dafür belobt ward, auch eigene Worte von bezeichnender Kraft zu finden vermag, das beweist u. a. die Stelle, wo er, an die Stockholmer Aufführung anknüpfend, den Charakter der Frau Alving analysirt: „Je vois encore, dans ce rôle, la vaillante norvégienne, à la chevelure blanche rejetée en arrière, au regard franc allant droit au pasteur avec une bonté sincère n'excluant pas un brin de scepticisme, étalant ensuite devant lui, avec une hardiesse simple et convaincue, le souverain orgueil d'une conscience qui s'est façonnée, elle-même, les convictions amères que la vie lui a inspirées . . ." Noch ist keines der Ibsen'schen Dramen auf einer französischen Bühne erschienen, der Boden aber ist ihnen bereitet durch die außerordentlichen Erfolge der Russen und durch ihre Abstammungsverwandtschaft mit den Hervorbringungen des französischen Naturalismus. An Schopenhauer'schen Ideen haben sie sich groß genährt, die neuesten Männer von Nord und von West, und unwillkürlich erinnert man sich heute des Wortes von Jean Paul, der 1820 von der „Welt als Wille und Vorstellung" sagte, diese Schrift sei „ein genial-philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe — vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finsteren Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht". Wenn von dem heiteren, gallischen Himmel ein freundlicher Sonnenstrahl auf den „melancholischen See in Norwegen" fiele, den eng umgrenzten Horizont mit hellem Schein aufklärend, es könnte wahrhaftig nicht schaden. Und auch der Uebersetzer hat Recht, wenn er wünscht, seine Landsleute möchten — unbeschadet ihrer Lebensfreudigkeit — von den Norwegern lernen: „le plaisir de méditer."

M. H.

Ein Grundriß der französischen Theatergeschichte. (Le théâtre en France. Histoire de la littérature dramatique depuis ses origines jusqu'à nos jours par L. Petit de Julleville, professeur de la faculté des lettres de Paris. Armand Colin & Cie. Paris. 1889.)

Der tüchtige Kenner des mittelalterlichen Theaters, in der Gelehrtenwelt hochangesehen durch seine Histoire du théâtre en France au moyen âge: Les Mystères und La comédie et les moeurs en France au moyen âge bietet uns in diesem eher schmal als beleibt zu nennenden Bande ein Werk, dem wir nicht bloß einen berufenen Uebersetzer, sondern ehebaldigst ein Gegenstück für die deutsche Theatergeschichte wünschen. In XIII Abschnitten behandelt er die Mysterien, Moralitäten, Farcen und Sottien, die Tragödie und Komödie im XVI. Jahrhundert, die Bühnenzustände vor Corneille, das Theater des Autors des Cid und der Athalie, Molière, die Tragödie im XVIII. Jahrhundert, die Komödie von 1700—1750, die Reformen Diderot's, das Theater der Revolution und des ersten Kaiserreiches, die Bühne von 1815—1848, die romantische und die moderne Schule. All das haben ausführlicher und eleganter schon sehr viel Andere gethan. So tüchtig und gescheit wie Petit de Julleville, in so knapper Fassung so gehaltreich, kaum Einer. Nicht allen Abschnitten wird jeder Richter unbedingt beipflichten: welcher selbständige Kopf könnte immer und überall Einer Meinung mit Anderen sein! Meisterstücke aber, wie sie unser Autor in dem Abriß der mittelalterlichen Theatergeschichte gibt, verdienen nur herzlichen Dank und ungetheiltes Lob. Es ist sehr beachtenswerth, was Petit de Julleville über den Zusammenhang der allerjüngsten Thesenstücke mit der alten Form der Moralitäten vorbringt: wie es denn überhaupt das Hauptverdienst unserer Arbeit bleibt, daß ein gelehrter Kenner des alten Theaters mit feinem Blick und Urtheil den neuesten Zeiterscheinungen gerecht zu werden weiß. Am schwächsten in der Würdigung des „klassischen" Zeitalters Ludwig XIV. ist Julleville ganz besonders glücklich in der Beurtheilung von Marivaux und Beaumarchais: am bedeutendsten aber in seiner Kritik des Naturalismus. „La Bruyère meinte, da er vom Cid sprach: ein Werk sei gut, sofern es edle Empfindungen erwecke und daß man keine andere Regel als Maßstab heranzuziehen brauche. Woher kommt es nun, daß unser gestriges und heutiges Theater so selten diese edlen Empfindungen erweckt?" „Einzig und allein aus der Philosophie, welche die Weltanschauung unserer gegenwärtigen Dramatiker beherrscht und der reine Determinismus ist. Darin liegt der große Gegensatz zwischen der klassischen Ueberlieferung und der zeitgenössischen Bühne beschlossen; denn alles andere ist Rahmen- und Formfrage und alle Rahmen sind gut, wenn nur das Werk gut ist; und alle Formen sind so viel werth wie der Genius, der sich ihrer bedient. Während aber das klassische Theater freie und für ihren Heldenmuth wie für ihre Laster verantwortliche Menschen vorführte, zeigt uns das moderne Theater, ohne das ausdrücklich zu bemerken, nur mehr Menschen, welche Verhältnissen unterjocht sind, die sie nicht geschaffen haben und damit Gestalten, die an dem Guten, wie an dem Bösen, das sie thun, gleich schuldlos sind." „Nun kann man sich aber wohl für Puppen interessiren, die Menschen vorstellen: man wird sich aber schlechterdings nie für Menschen interessiren, die im Grunde nur Puppen sind." Es ist eine der stärksten Proben von Petit de Julleville's Theater-, Menschen- und Weltkritik, die wir hier mittheilen und er offenbart sich aber auch sonst in jedem Abschnitt als Denker, dem sein Wissen die angeborene geistige Kraft geschärft, nicht aber — wie das vorkommen soll — verdunkelt hat.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 22. Berlin, den 1. März 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Das Ergebniß der Hauptwahlen zum Reichstage ist im Allgemeinen so ausgefallen, wie das in dieser Wochenschrift wiederholt vorausgesagt wurde; die Kartellparteien haben eine harte Einbuße erlitten und unter ihnen sind am stärksten die Nationalliberalen mitgenommen worden. Das Centrum hat sich behauptet, die Freisinnigen haben einen erfreulichen Aufschwung zu verzeichnen, und nur in einer Beziehung mußten die Vorausberechnungen berichtigt werden; für wie groß man auch das Wachsthum der Sozialdemokratie veranschlagte, so hat doch die Wirklichkeit selbst kühne Annahmen noch übertroffen. Einige Zahlen werden diese Thatsachen deutlich genug veranschaulichen.

Konservative sind bisher gewählt 51; während 1887 im ersten Anlauf 71 Vertreter dieser politischen Richtung durchkamen; bei der Reichspartei lauten die entsprechenden Zahlen 16 gegen 33; bei den Nationalliberalen 16 gegen 88; zusammen brachte mithin das Kartell im Jahre 1887 sogleich 192 Vertreter durch; diesmal nur 83; das ist also eine vorläufige Verschlechterung um 109 Mandate. Die freisinnige Partei hat bisher 21 Sitze erworben gegen 14 im Jahre 1887; das Centrum 91 gegen 92; die Welfen haben ihre 2 Mandate behauptet; die Polen 14 gegen 13; die Volkspartei 2 gegen 0; die Dänen verfügen wieder über einen Vertreter; die Elsaßer 13 gegen 15; die Antisemiten haben von Neuem einen Abgeordneten; und endlich besitzen die Sozialdemokraten diesmal nach der Hauptwahl 20 Mandate gegen 6 Mandate vor drei Jahren. Dazu kommen 149 Stichwahlen, bei denen am stärksten die Nationalliberalen und zwar 78 Mal betheiligt sind; dann folgen die Freisinnigen in 62 und die Sozialdemokraten in 59 Wahlbezirken. Betrachtet man die für die großen Parteien abgegebene Stimmenzahl, so tritt der Umschwung der Zeiten noch deutlicher hervor; gegen das Jahr 1887 verloren die Konservativen überhaupt 274,858, die Reichspartei 235 259 und die Nationalliberalen 489 046 Stimmen; während die Freisinnigen 202 561, die Sozialdemokraten 567 405, die Volkspartei 22 066 und die Wilden 71 206 Stimmen gewonnen haben. Alle anderen Parteien haben kleinere Einbußen zu verzeichnen. In Summa ergibt sich, daß die Regierungspolitik, welche sich auf das Kartell stützte, rund über zwei und eine halbe Million Anhänger verfügt, und daß die „Reichsfeinde" aller Grade und Gattungen rund vier und eine halbe Million Streiter in das Feld geführt haben!

Noch in einem Punkte verdient das zahlenmäßige Ergebniß eine hellere Beleuchtung. Die Erfolge des Freisinns, der Volkspartei und der Sozialdemokratie müssen nämlich um so bedeutender erscheinen, da diese Parteien fast ausschließlich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen waren; und dementsprechend ist die Niederlage des Kartells um so schwerer, weil in der überwiegenden Mehrzahl der Wahlkreise die Anhänger dreier Parteien gemeinsam zusammenstanden, um schließlich gemeinsam so übel zugerichtet zu werden. Die Freisinnigen vor Allem haben in schwieriger Stellung sich tapfer durchgekämpft; sie sollten zwischen Kartell und Sozialdemokratie zerrieben werden und sie hatten in der That von beiden Seiten einen harten Anprall auszuhalten; aber statt aufgerieben zu werden, haben sie von Neuem Raum für den Liberalismus erstritten.

Das Wahlergebniß in seiner Totalität ist unzweifelhaft eine zerschmetternde Verurtheilung der Bismarck'schen Politik. Noch bemerkenswerther aber wird diese Verurtheilung, wenn man in die Einzelheiten des Gesammtergebnisses einzudringen versucht.

Nach allen Richtungen erweisen sich heute die Maßregeln, die Fürst Bismarck in der inneren Politik Preußens und Deutschlands neuerdings durchzuführen gewußt hat, als gleich verfehlt. Die Polenausweisungen, die Schaaren fleißiger Menschen aus ihrer Thätigkeit fortrissen und über die Grenze trieben, die den Arbeitermangel auf den Gütern unserer östlichen Provinzen steigerten und die den

Deutschen in Rußland grausame Vergeltungen eintrugen, sie haben das Polenthum keineswegs geschwächt; dazu kommen die Ansiedelungsgesetze, und gleichwohl zieht die polnische Fraktion stärker wieder in den Reichstag ein als bisher; das Welfenthum zeigt ebenfalls einen Aufschwung; die Paßmaßregeln in Elsaß-Lothringen haben die Bevölkerung tief erbittert, sie sind allseitig als nutzlos erkannt, und hat das Deutschthum irgend wo erhebliche Fortschritte in den Reichslanden gemacht? Vom Kleineren schreite man zum Größeren. Das Sozialistengesetz, die soziale Gesetzgebung und die Wirthschaftspolitik haben eine Blüthe der Sozialdemokratie gezeitigt, wie der ärgste Feind unserer bürgerlichen Gesellschaft sie sich nur erträumen konnte. Als eine besondere Probe auf die Güte des Sozialistengesetzes können aber die Ergebnisse der Wahlen in Sachsen gelten; dort, wo die polizeiliche Fesselung am virtuosesten ausgebildet ist, hat die Sozialdemokratie ihre größten Erfolge und das Kartell seine schwersten Niederlagen erlitten. Und wenn endlich das Kartell den Sinn für bürgerliche Freiheit und Selbständigkeit im politischen und wirthschaftlichen Leben der Nation völlig ersticken sollte, so zeigt sich, daß auch dieses Unternehmen glücklicher Weise fehlgeschlagen ist. Nicht eine jener Kräfte, die Fürst Bismarck der Vernichtung weihen wollte, ist er zu überwinden im Stande gewesen; sie alle erheben sich nur stärker gegen ihn und sein System.

Fürst Bismarck hat auf dem Gebiete der auswärtigen Politik große Erfolge errungen; und seine Anhänger wußten Jahre hindurch den Glauben zu verbreiten, als sei er gleich groß für die innere Politik. Den entgegengesetzten Standpunkt zu vertreten, war schwierig und zu Zeiten kaum noch durchführbar. Es gehörte unerschütterliche Ueberzeugungstreue dazu, um vor dem Ansturm dieser mächtigen Persönlichkeit und seiner riesigen Machtmittel Stand zu halten. Heute ist die Entscheidung gefallen, und der Abschluß ist ungünstig genug.

Das erste Jahrzehnt deutscher Reichspolitik erhielt seinen politischen Charakter durch den Kulturkampf; das zweite Jahrzehnt durch den Kampf gegen den Liberalismus und die Sozialdemokratie; im Kulturkampf ist Fürst Bismarck der Unterlegene; im Kampf gegen den Liberalismus und die Sozialdemokratie desgleichen. Der Reichskanzler leugnet seit langem, daß er jemals ein Kulturkämpfer gewesen ist; er verwahrt sich neuerdings dagegen ein „Kolonialmensch“ zu sein; es wäre für ihn bequem, wenn er heute auch die Verantwortung für die Wirthschafts- und Sozialpolitik und für das Sozialistengesetz ablehnen könnte, diese Marksteine der Entwicklung in dem letzten Dezennium.

Noch auf eine entscheidende That in der inneren Politik kann sich Fürst Bismarck berufen. Er hat der Reichsverfassung ihren Zuschnitt gegeben; oder man sollte besser sagen, er hat die Reichsverfassung in Formen gebracht, die seiner eigenen Individualität gemäß sind. Aber es ist unzweifelhaft, daß auch die Reichsverfassung fundamentaler Aenderungen in kürzester Zeit bedürfen wird, sobald nämlich Fürst Bismarck seines Amtes nicht mehr waltet! Was aber hat sich dann von jener inneren Politik bewährt, die Fürst Bismarck im eigentlichsten Sinne als sein Werk ansprechen kann? Es werden als segensvolle Werke nur eine Anzahl Einrichtungen fortbestehen, die der Reichskanzler nach seinem eigenen Eingeständniß gegen seine Neigungen der liberalen Zeitrichtung des jungen Kaiserreichs hat gewähren müssen.

Für den schärfer Zublickenden ist aber die Bismarck'sche Legende gar nicht erst durch die letzten Wahlen zerstört worden; denn wenn es im Jahre 1887 nur unter Anwendung der bekannten ungeheuerlichen Mittel gelungen ist, einen Reichstag mit so kleiner Kartellmajorität zu schaffen, so darf man behaupten, daß schon vor drei Jahren das morsche Gebäude für den Zusammensturz reif war. Ein System, das nur durch die allgemeine Verwirrung und Benebelung der Gemüther gesiegt hat, war verurtheilt. Unter diesen Umständen ist es durchaus folgerichtig, daß die offiziösen Blätter heute bereits von einem Scheiden des Fürsten Bismarck aus seinen sämmtlichen Aemtern, auch aus seinem Amte als Reichskanzler sprechen. Voraussichtlich treten diese Aenderungen nicht unmittelbar ein; aber sie erscheinen kaum abwendbar. Jene Bismarck'sche Politik im eigentlichsten Sinne des Wortes, die weder echt konservativ noch liberal, sondern allein bismarckisch war und die mit dem Sozialistengesetz begonnen hat, sie ist nicht mehr haltbar. In Deutschland werden damit wieder Prinzipien und die alten wohlbegründeten Gegensätze zur vollen Geltung gelangen: der Gegensatz von Liberal und Konservativ und als drittes Element tritt die Sozialdemokratie hinzu. Für die heutige nationalliberale Partei aber, die üppig nur im Boden kritikloser Bismarckbegeisterung und Bismarckanschmiegung gedeihen konnte, schwindet der Boden.

Die Linien für die neuen Gegensätze treten bereits mit einiger Deutlichkeit jetzt bei den Stichwahlen hervor. Entsprechend der eigenen Verschwommenheit und Prinzipienlosigkeit haben die nationalliberalen Blätter für die Stichwahlen sogleich als Programm den „Zusammenschluß aller bürgerlichen Parteien“ verkündet. Allein dieses Programm hat weder bei den Konservativen noch bei den Freisinnigen Anklang gefunden und das mit Recht; denn die Worte „Zusammenschluß aller bürgerlichen Parteien“ sind nichts als eine leere Phrase. Die Sozialdemokraten bekämpft man nicht dadurch, daß man wiederum Vertreter jener Politik in den Reichstag schickt, durch welche die Sozialdemokratie groß geworden ist: so mußten sich die Freisinnigen sagen; und die Konservativen, welche die Zwangsgesetze und die heutige agrarische Wirthschaftspolitik für durchaus nothwendig halten, können mit gleichem Rechte ihre Beihülfe der freisinnigen Partei verweigern, welche gerade diese Maßregeln als die allerverderblichsten betrachtet.

Wir halten es daher für durchaus konsequent, daß die Konservativen Berlins sich der Stimmabgabe bei der Wahl zwischen einem Freisinnigen und Sozialdemokraten enthalten wollen; denn ihnen kann es gleichgültig sein, ob ein Freisinniger oder ein Sozialdemokrat mehr im Reichstag sitzt; Beider Standpunkt verwerfen sie. Aber freilich werden die Freisinnigen, auf ihren Prinzipien fußend, die gleichen Folgerungen ziehen dürfen; auch ihnen erscheint es in einer bestimmten Beziehung von geringer Bedeutung ob ein Sozialdemokrat mehr im Reichstag sitzt oder nicht; denn damit kommen wir dem sozialistischen Staat nicht um einen Schritt näher.

Für die Stichwahlen und Nachwahlen kann somit die Parteigruppirung nur von einem einzigen Gesichtspunkte beherrscht werden, und ihn bestimmt weder Sentimentalität, noch Verbitterung, noch kleinlicher Parteiegoismus, sondern allein kühle politische Berechnung, Berechnung im Dienste jener Ideen, die man am heilsamsten für Deutschland hält. Es müssen sich Jene zusammenfinden, welche die bisherige Politik noch weiter im reaktionären Sinne ausbauen wollen; und die ferneren Etappen können nicht zweifelhaft sein; es verlangen die konservativen Blätter bereits eine Aenderung des Wahlrechtes und das ist logisch; und es müssen sich jene anderen zusammenschließen, die über den praktisch nächstliegenden Zweck einig sind, nämlich darüber, daß auf der bisher beschrittenen, augenscheinlich verhängnißvollen Bahn nicht ein Schritt weiter vorwärts gemacht werden soll.

Das Zustandekommen der Berliner Konferenz zur Vorberathung einer internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung steht außer Zweifel. Die Schweiz hat ihre Einladungen zurückgezogen, und da England und Frankreich ihr Erscheinen in Berlin zusagen, so ist der Zusammentritt gesichert. Auch ein materieller Erfolg —? Darüber kann man heute noch nicht einmal Vermuthungen anstellen.

Die Berliner Stadtverordneten-Versammlung hatte, da die Amtszeit des Herrn von Forckenbeck abläuft, zur Neuwahl eines Oberbürgermeisters zu schreiten. Wie es nicht anders erwartet wurde, ist der verdienstvolle Leiter der Reichshauptstadt mit der überwältigenden Majorität von 85 Stimmen bei 92 gültigen Stimmzetteln, 7 waren unbeschrieben, auf fernere 12 Jahre wiedergewählt worden. Bei der Regierung steht nun die Bestätigung.

Französische Kolonialtruppen sind angeblich von Schaaren des Herrschers von Dahomey angegriffen worden. Solche

Angriffe finden bekanntlich stets dann statt, wenn Frankreich seine überseeischen Territorien ausdehnen will; Dahomey gegenüber war dieses Streben seit Langem bekannt; die Republik wird also wieder einen kleinen Kolonialkrieg inszeniren. Wir wünschen viel Vergnügen!

Rußland hat Bulgarien eine neue Unannehmlichkeit zuzufügen gesucht. Es verlangt die Abtragung der noch ausstehenden Kriegsbeisteuern. Da jedoch die bulgarisch Regierung in der Lage ist, die Summe zu zahlen, so hat auch diesmal das Zarenreich den Kürzeren gezogen. Das Ansehen Bulgariens muß sich befestigen, wenn die Welt immer von Neuem sieht, wie leistungsfähig der kleine Staat ist.

* * *

Die Moral des Wahlergebnisses.

Was lehren uns die Wahlresultate? Vor Allem eins: Will man die Sozialdemokratie wirksam bekämpfen, so muß man die Bahnen der bisher herrschenden Politik verlassen. Die Bismarck'sche Politik der letzten zwölf Jahre, welche in der Bildung des Kartells ihre parlamentarische Blüthe erreichte, hat jene bitteren Früchte gezeitigt, die der Unbefangene seit lange vorausfah. Am Ende der zwölfjährigen Periode des Sozialistengesetzes steht die Partei, gegen welche sich die polizeilichen Ausnahmemaßregeln richteten, der Stimmenzahl nach als eine der beiden stärksten Parteien des Landes triumphirend da. Der Staatssozialismus mit seiner Zwangsversicherungsgesetzgebung hat die sozialistischen Wünsche gestärkt, aber nicht im Geringsten befriedigt. Der Protektionismus, der in der Zoll- und Steuerpolitik des letzten Jahrzehnts einen so breiten Raum einnahm, die Begünstigung des Großgrundbesitzes aller Welt sichtbar machte und selbst vor einer enormen künstlichen Vertheuerung des Brodes nicht zurückschreckte, war wie dazu geschaffen, die bereits vom Sozialismus ergriffenen Arbeiter gegen die herrschenden Stände zu erbittern. Endlich aber hat die Art und Weise, wie der politische Kampf, speziell von der offiziösen Presse, gegen die politische Opposition geführt wurde, das Uebrige gethan, um die einzelnen politischen Parteien gegen einander zu verhetzen und so die Sozialdemokratie zu kräftigen. Die Freisinnigen, die den naturgemäßen Damm gegen die sozialistische Fluth bildeten, wurden geschmäht und verlästert. Man feierte jedes Schwächerwerden dieses Dammes als einen „nationalen“ Sieg. Man bildete gegen die Freisinnigen ein Kartell, deren oberster Grundsatz die Grundsatzlosigkeit war, um der Macht ein zu Allem brauchbares parlamentarisches Instrument zu liefern. Ein Blinder hätte erkennen müssen, daß diese Politik und diese Kampfmethode der extremsten Partei immer neue Wählerschaaren zuführen werde.

Für das riesige Anwachsen der Sozialdemokratie sind deshalb in erster Linie die Beförderer und Begünstiger der Bismarck'schen Politik verantwortlich zu machen, die Kartellparteien. Wenn deshalb von diesen Parteien jetzt der Angstruf erschallt: Zusammenschluß mit den Freisinnigen zur gemeinsamen Bekämpfung der Sozialdemokratie — so muß die erste Gegenfrage lauten: Wollt Ihr Eure bisherige Zwangs- und Begünstigungspolitik aufgeben? Es wäre doch schlechthin unverständlich, wollten die Freisinnigen behülflich sein, Volksvertreter in den Reichstag zu bringen, denen man zutrauen kann, daß sie eine Politik weiter verfolgen, deren Verderblichkeit den Freisinnigen nie zweifelhaft war und deren Bankerott jetzt vorliegt.

Gewiß ist der Kampf gegen die sozialdemokratischen Ideen eine der wichtigsten, vielleicht die wichtigste Aufgabe der nächsten Zukunft, aber eben deshalb soll man sich hüten, in die Fehler der Vergangenheit zurückzufallen. Ueberdies ist es für die Stärkung der Sozialdemokratie von ganz nebensächlicher Bedeutung, ob die sozialdemokratische Fraktion im Reichstage aus den Stichwahlen mit zehn oder selbst zwanzig Mandaten mehr oder weniger hervorgeht. Ihren spezifisch sozialistischen Zielen kommt sie auch in ersterem Falle keinen Schritt breit näher. Worauf die Sozialdemokratie mit Recht den bei Weitem größten Werth legt, ist das Anwachsen ihrer Anhängerzahl im Lande und dies Wachsthum kann durch eine unnatürliche Kampfgenossenschaft der Freisinnigen mit politischen Gegnern, die sie noch eben bekämpft haben, nur verstärkt werden.

Es gibt jetzt nur noch ein Mittel der Bekämpfung der Sozialdemokratie, wenn man sich nicht auf die brutale Gewalt zurückziehen und damit einer ernsten Katastrophe entgegentreiben will: es muß liberal regiert werden. An Stelle von Zwang und Begünstigung muß Freiheit und Gerechtigkeit treten. Man darf die Sozialdemokraten nicht länger als Rebellen, man muß sie als kriegführende Macht wie jede andere Oppositionspartei behandeln und sie dadurch zu besiegen trachten, daß man ihre berechtigten Beschwerden erfüllt und ihren utopischen Zielen gegenüber den gesunden Menschenverstand mobil macht.

Nur in dieser Richtung kann die Politik der Freisinnigen liegen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XII.

Das Abgeordnetenhaus hat während der Wahlagitation eine Pause von vierzehn Tagen gemacht und hätte dieselbe immerhin auf eine weitere Woche ausdehnen können. Die gegenwärtig noch tosende Agitation um die Stichwahlen kann füglich für einen Wahlkampf gelten, wie er sich in früheren Jahren bei den Hauptwahlen nicht heftiger erhob, und eine große Anzahl von Abgeordneten hat durch ihr Fortbleiben zu verstehen gegeben, daß ihre Anwesenheit draußen im Lande wichtiger sei, als drinnen im Hause.

Man versäumt in diesem Augenblick auch nicht viel; irgend eine bedeutende gesetzgeberische Vorlage ist dem Landtage noch immer nicht gemacht worden, und die Berathung des Budgets trägt immer nur den Charakter des kleinen Kriegs. Zu einer Debatte in großem Stil ist es bisher nicht gekommen; als ein interessantes, wenn auch nicht erfreuliches Ergebniß mag es immerhin verzeichnet werden, daß der Minister Herrfurth die Hoffnungen, es könne in absehbarer Zeit zu einer Reform der Landgemeindeordnung kommen, so ziemlich auf Nichts zurückgeführt hat.

Interessanter als der Inhalt ist der Ton der Debatten. Wir sind seit langer Zeit gewöhnt, von tumultuarischen Szenen in der französischen Deputirtenkammer zu hören; wir haben aus dem Unterhause in Pest Berichte erhalten, bei denen wir nicht umhin konnten, den Kopf zu schütteln. Jetzt ist die Erwartung berechtigt, daß die Sprechweise des preußischen Abgeordnetenhauses sich diesen Mustern anschmiegen wird und zwar ganz ohne antisemitische Hilfe, die sich in dieser Beziehung freilich am kräftigsten erweisen würde.

Die nationalliberale Partei ist offenbar in sehr schlechter Laune aus dem Wahlkampf in das Haus zurückgekehrt, und wer hätte ein so hartes Herz, daß er sie darum schelten möchte? Sie haben ungefähr eine halbe Million Stimmen verloren; sie sehen das Werk, an welchem sie so mühevoll gearbeitet haben, das Kartell, zerstört. Die Partei der Zukunft, die Partei des Aufschwungs, hat ungewöhnlich schlechte Geschäfte gemacht. In Worten erleichtert sich der schwerbeladene Busen und Niemand hätte es ihnen verdacht, wenn sie ihrem Unmuth gegen die sie bekämpfenden Parteien einen kräftigen Ausdruck gegeben hätten.

Aber sie haben mehr gethan; sie sind zu Verdächtigungen der Personen übergegangen. Ihre Presse hat sich auf diesem Gebiete schon längst ausgezeichnet. Der gefälschte Brief des Herrn Rickert, mit welchem das „Frankfurter Journal“ gekrebst hat, die schmählichen Verleumdungen, die über Herrn Hinze ausgegossen wurden, sind Dinge, die nicht vergessen werden können. Und auch das verdient in Erinnerung gebracht zu werden, daß, als Herr Rickert den ihm unterge

schobenen Brief im „Reichstage als eine Niederträchtigkeit bezeichnete, Herr von Cuny in einem Zwischenrufe verlangte, daß Herr Rickert für diese nothgedrungene Abwehr zur Ordnung gerufen werde. Jetzt finden solche persönlichen Angriffe schon im Saale des Abgeordnetenhauses selbst statt.

Daß die Nationalliberalen bei früheren Wahlgängen die Sozialdemokraten unterstützt haben, ist eine Thatsache, zu deren Aufdeckung es keiner Verletzung des Briefgeheimnisses bedurft hätte; dem Herrn Muthoff gereicht es zur Ehre, daß er sie unumwunden zugestanden hat. Der Beweis war aus den Aeußerungen nationalliberaler Blätter in zwingender Weise zu führen. Und wenn Herr von Eynern sich dagegen verwahrte, daß man die Partei für Aeußerungen ihrer einzelnen Organe verantwortlich mache, so stellte er eine Regel auf, gegen welche Niemand häufiger verstößt als er selbst, denn Niemand ist so gespickt mit Citaten aus freisinnigen Zeitungen, die er im Abgeordnetenhause zum Besten gibt.

Eine Verletzung des Briefgeheimnisses ist ja nicht zu rechtfertigen. Die „Kölnische Volkszeitung“ hätte korrekt gehandelt, wenn sie einen Brief, der nicht für sie bestimmt und nur durch einen Zufall in ihre Hände gerathen war, so behandelt hätte, als hätte sie ihn niemals gelesen. Aber etwas Anderes ist es doch, einen Hergang objektiv zu verurtheilen, etwas Anderes, für diesen Hergang eine Person verantwortlich zu machen, die zu demselben in keiner Beziehung steht. Der Gebrauch, einem Abgeordneten Alles dasjenige, was er in Beziehung auf seine eigenen Handlungen oder Unterlassungen aussagt, unbedingt zu glauben, ist der Eckstein aller parlamentarischen Ordnung, und an diesem Gebrauch haben sich einige nationalliberale Abgeordnete dem Herrn Bachem gegenüber vergangen.

Daß gerade die Herren von Eynern und Bachem so hart an einander geriethen, kann Verwunderung erregen. Sie haben doch ein lebhaftes Gefühl mit einander gemein, den Haß gegen die Stadt Berlin. Herr Bachem hat vor Jahren zuerst den Ausdruck „der Wasserkopf Berlin“ gebraucht, und Herr von Eynern hat sich heuer dieses schöne Wort so angeeignet, als ob es von ihm herrührte. Sollte ihm nicht die Dankbarkeit Verpflichtungen gegen den Vater dieses Wortes auferlegen?

Proteus.

Wahlverheißungen, Gegenströmungen und das Programm der freisinnigen Partei.

Ein Theil der Kartellpresse tröstet sich bei der diesmaligen Wahlniederlage mit der Bemerkung, daß die Früchte dieses hauptsächlich die nationalliberale Partei hart treffenden Ausfalls der Wahlen doch nur zum geringen Theile der freisinnigen, in der Hauptsache dagegen der sozialdemokratischen Partei zu Gute kommen. Wir wollen das einstweilen zugeben, obwohl ein Zuwachs von Mandaten auch für die freisinnige Partei sicher erscheint, und obwohl die Wahlen für die süddeutsche Volkspartei zweifelsohne auch für das Programm der freisinnigen Partei erheblich ins Gewicht fallen. Aber was würde aus jener tröstlichen Bemerkung der Kartellpresse folgen? Unseres Erachtens nichts Anderes, als daß eine Partei wie die freisinnige, welche nach Maßgabe ihrer Prinzipien dem Volke nur einfache, harte Wahrheiten predigt, und welche ihm insbesondere immer den Satz vorzuhalten gezwungen ist, daß nur eigene Arbeit, Selbsterziehung und Intelligenz dem Einzelnen der allgemeinen Regel nach eine bessere materielle Lage zu verschaffen im Stande ist, eine Partei also, welche wesentlich nur von der Wegräumung von Hindernissen der freien Entwicklung der Kraft, nicht aber von Wohlthaten reden kann, die dem Einzelnen ohne dessen Zuthun in den Schooß fallen sollen, einen schweren Stand hat bei Wahlen, die in einem politisch nach verhältnißmäßig wenig geschulten Volke sich vollziehen. Einen besseren Stand haben die Parteien, welche von einer unbestimmten rosigen Zukunft zu sprechen vermögen, mag dieselbe auch wie bei der welfischen Partei in der theilweisen Wiederherstellung früherer Zustände bestehen, oder noch wirksamer, wie bei den Sozialdemokraten, in der allgemeinen und gleichmäßigen Beglückung Aller. Ja, auch die Regierungsparteien haben es in dieser Beziehung besser als die armen Freisinnigen; können sie doch fortwährend sprechen von der ihrer Ansicht nach mehr und mehr eintretenden Volksbeglückung durch Alters- und Invalidenversicherung — nur daß die gegenwärtige Belastung durch Lebensmittelzölle und das Zwangsgesetz gegen die Sozialdemokratie zur Zeit doch schwerer wiegen, als jene mehr für die Zukunft verheißene Beglückung.

Bei Erwägung dieser Umstände kann man den Ausfall der Wahlen vom 20. Februar nur als einen Fortschritt in der politischen Bildung des Volkes bezeichnen. Wäre derselbe ein Rückschritt, so hätte die freisinnige Partei, statt Sitze zu gewinnen, deren verlieren müssen; denn von allen Parteien tritt sie am schärfsten der Theorie einer bisher ungeahnten, auf ganz neuen Grundlagen beruhenden Volksbeglückung entgegen. Das Anwachsen der Sozialdemokratie kann in dieser Anschauung nicht irre machen. Eine auf so verschiedene Weise — auch durch vermeintliche Gegenmittel, und durch diese nicht am wenigsten — geförderte Bewegung der Massen muß erst eine große Ausdehnung erlangen, ehe die Welle sich überstürzt und zurückläuft. Daß sie deshalb nicht Gefahren mit sich bringen könne, ist damit allerdings nicht behauptet.

Zum Verständniß der verschiedenen Strömungen und insbesondere Wahlbewegungen, seit wir ein geeinigtes Deutsches Reich besitzen, mögen wir uns des Hegel'schen Satzes erinnern, nach welchem jedes Existirende den Gegensatz hervorruft, in diesen umschlägt. In der allgemeinen Weise, in welcher Hegel diesen oft verspotteten Satz verwendet, ist letzterer allerdings unrichtig; aber er ist unbestreitbar psychologisch-historisch zutreffend. Kein Gesetz und kein Zustand der menschlichen Gesellschaft ist absolut und vollkommen besser als Dasjenige, was dadurch in der Vergangenheit beseitigt und ersetzt worden ist. Die Schattenseiten und Nachtheile erstrebter neuer Zustände treten immer hervor, sobald das Erstrebte Wirklichkeit geworden ist. So ruft jedes Neue den Gegensatz historisch-psychologisch in der Seele des Volkes, ganz besonders aber in den breiten Massen der weniger Gebildeten hervor, und je weniger politisch-reif ein Volk ist, um so stärker werden die Gegenströmungen werden, genau wie es auch das Zeichen unreifer Jugend ist, sich z. B. nicht finden zu können in die freie Arbeit der Erwachsenen und dann sich zurückzusehnen zu der früher so verhaßten Leitung der Schule, die für jeden Tag ein bestimmtes Pensum vorschrieb, mit diesem aber sich befriedigt erklärte. Wirthschaftliche Freiheit, Befreiung von obrigkeitlicher Bevormundung, der Einfluß großartiger technischer Erfindungen läßt also politisch-unreifen Personen alle überwundenen Zustände wiederum als Ideale erscheinen. So entstehen die Gegenströmungen. Politische Parteien und Staatsmänner, welche diese Gegenströmungen geschickt benutzen, werden leicht populär und können große Macht erringen. Wie aber die Geschichte einst über sie urtheilen wird, ist eine andere Frage, und schließlich könnte aus der fortwährenden Benutzung von Gegen- und Unterströmungen der Zustand eines politischen und wirthschaftlichen Chaos entspringen.

Die freisinnige Partei hat es von jeher verschmäht, mit Gegenströmungen zu arbeiten, in der klaren Erkenntniß, daß kein Zustand ohne Mängel ist, daß aber die Mängel geduldig ertragen und durch allmähliche Verbesserungen überwunden werden müssen, wenn die Vortheile überwiegen. Sollte sie langsam, aber stetig an Wahlsitzen gewinnen, so würde sie es leicht ertragen können, daß andere Parteien, denen andere Zugmittel zu Gebote stehen, zu Zeiten mehr glänzender Erfolge sich rühmen.

Wenn aber in diesem Augenblicke ein Hauptorgan der konservativen Partei den Freisinn für „die Wurzel alles Uebels", für den vor allem zu schlagenden „Urian unserer sozialen Mißstände" erklärt, so kann eine Partei, welche die großen Denker und Staatsmänner von Aristoteles bis auf Tacqueville und Cavour auf ihrer Seite hat, hoffen, daß von den jetzt sogenannten staatserhaltenden Parteien im Verhältniß zum Freisinn schließlich das Dichterwort gelten werde:

„So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte."

L. v. Bar.

Aus unserem Citatenschatz.

Arbeitslohn und Lebensmittelpreise.

Unter dem Vorwand, daß die Löhne zuletzt immer im Verhältniß zu dem Preise der nothwendigsten Lebensmittel steigen und fallen, behaupten die Physiokraten, daß der hohe Preis der Lebensmittel durchaus nicht den Interessen des Volkes zuwiderlaufe: Necker widerlegt dieses gefährliche Sophisma mit warmem Eifer. Das Brot wird heute theurer und mein Lohn soll erst in ein, in zwei, in drei Monaten größer werden! Soll ich in der Zwischenzeit umkommen? Und Necker rief aus (Sur la législation et le commerce de grains. Paris 1796, t. I. chap. XXVI. 180):

„Fragt diesen Mann, der den Pflug lenkt; fragt diese Schaar Schnitter, denen man einen möglichst kleinen Lohn zahlt, ob sie die Theuerung der Lebensmittel wünschen; sie würden höchlichst erstaunen, wenn sie lesen könnten und sähen, daß man so etwas in ihrem Namen fordert. Es ist ein großer Mißbrauch, das Mitleiden für das Volk dazu zu benutzen, um die Vorrechte der Eigenthümer zu befestigen; fast heißt dies jenen schrecklichen Thieren nachahmen, die an den Flüssen Asiens die Stimmen der Kinder annehmen, um die Menschen zu verschlingen."

Louis Blanc in l'histoire de la révolution française.

Johannes Schulze.*)

Unter den Männern, denen Preußen nach den Befreiungskriegen den Ruhm verdankte, als „Staat der Intelligenz" gepriesen zu werden, steht Johannes Schulze mit in der vordersten Reihe. Zwar ist sein Name nicht als der des leitenden Ministers in die Annalen des preußischen Schulwesens eingeschrieben. Aber was er soviele Jahre hindurch als rechte Hand Altenstein's leistete, giebt ihm einen Anspruch darauf, als die Seele seiner Verwaltung des höheren Unterrichtes betrachtet zu werden. Wäre die Neigung nicht noch herrschend, nach dem Ausdrucke des Engländers John Richard Green die „Trommel- und Trompetengeschichten" zu bevorzugen, so hätte Johannes Schulze vielleicht schon früher sein historiographisches Denkmal erhalten. In der That hat sich vor Jahren Köpke, der Sohn eines der vertrautesten Jugendfreunde Schulze's, mit diesem Gegenstande beschäftigt. Er konnte Aufzeichnungen benutzen, die Schulze selbst noch in den letzten Monaten seines Lebens niedergeschrieben hatte. Aber Köpke's Tod trat ein, ehe nur die Anfangskapitel vollendet waren. Verhandlungen mit einem anderen Gelehrten, von Schulze's Sohn eingeleitet, um das gesammelte Material nutzbar zu machen, zerschlugen sich. Endlich ließ sich Varrentrapp gewinnen, die lockende Aufgabe zu übernehmen. Er hat sie in musterhafter Weise gelöst. Zu den autobiographischen und brieflichen Reliquien aus Schulze's Nachlasse durfte er die Schätze der preußischen Staatsarchive, der Akten des Kultusministeriums, des rheinischen Provinzialschulkollegiums u. a. m., als Ergänzung heranziehen. Aus der gedruckten Litteratur halb Verschollenes auszugraben, das ihm von Werth sein konnte, hat er sich keine Mühe verdrießen lassen. Indem er über der einzelnen Persönlichkeit die Bedingungen ihres Wachsthums und Wirkens nicht vergißt, schafft er ein allgemeines, farbenreiches Kulturbild. Auch auf weiter zurückliegende Episoden, wie die des Wirkens Wilhelm's von Humboldt in den Jahren 1809 und 1810, fällt neues Licht. Besonders wohlthätig berührt in einer Zeit, da das Fortissimo des historischen Stiles viele Anhänger zu gewinnen scheint, bei aller Wärme für den gewählten Gegenstand, die würdige Einfachheit, mit der er behandelt wird.

Johannes Schulze gehört zu der großen Schaar von Mithelfern der Wiederaufrichtung und Neubildung des preußischen Staates, die nicht Preußen von Geburt waren. Seine Wiege hat in dem kleinen mecklenburgischen Städtchen Bruel gestanden, wo er am 15. Januar 1786 geboren wurde, seine Kindheit hat er in Dömitz verbracht. Die guten Verhältnisse des Vaters, Verwalters des Elbzolles, erlaubten, dem Sohne eine vortreffliche Erziehung zu geben, deren Früchte der durch einen frühen Tod Weggeraffte freilich nicht mehr erlebte. Die Stadtschule von Dömitz, die Domschule zu Schwerin, zuletzt eine preußische Lehranstalt, diejenige des Klosters Berge bereiteten den jungen Schulze auf den Besuch der Universität Halle vor, wo er sich theologischen und philologischen Studien widmete. Es war das Halle Friedrich August Wolfs und Schleiermachers, in das sich der junge Mecklenburger versetzt sah, und die Anregungen, die er namentlich von diesen beiden Männern empfing, waren bestimmend für sein Leben. Aesthetische Einwirkungen von mancherlei Art verschönten diese Zeit frohgemuthen Strebens. Schneidige Freunde des Frühschoppens werden es vermuthlich belächeln, daß Schulze seine Erholung darin fand, mit ein paar Kommilitonen regelmäßig Shakespeare's, Goethe's und Schiller's Dramen in vertheilten Rollen zu lesen. Er sah Goethe selbst in Lauchstädt, wohin ihn die Vorstellungen der Weimarer Schauspieler zogen, wohnte der Todtenfeier Schillers, der Aufführung der Glocke bei, begeisterte sich für Iffland als Franz Moor. Aber der Genuß der Kunst, heroisch wie sie selbst in so vielen ihrer damaligen Gebilden war, erschlaffte ihn nicht, sondern stärkte ihn für die Kämpfe des Lebens. Die Mahnungen Schleiermacher's, alle Kräfte zu sammeln, um sie in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, gingen nicht spurlos an dem jungen Manne vorüber, der von Halle aus den Kanonendonner von Jena hörte, einige Tage nachher trauernd vernehmen mußte, daß Napoleon die Aufhebung der Hochschule, einer Brutstätte „der schlechten Geister", dekretirte, und durch den Machtspruch des Imperators gezwungen ward, mit der Mehrzahl der Studenten binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen.

Nach ermüdender Wanderung in Berlin angelangt, war er Augenzeuge des Einzuges Napoleons. Bald darauf in der Heimath traf er wieder auf die triumphirenden Franzosen, gegen die er sich seiner bedrängten Vaterstadt nach Kräften annahm. Die Hoffnung auf die Wiedereröffnung der Universität Halle führte ihn noch einmal dorthin zurück. Aber mit dem Wegzug von Wolf und Schleiermacher verlor die Stadt ihren Reiz für ihn. Er entschloß sich, seine Studien in Leipzig fortzusetzen, wo Gottfried Hermann sein Lehrer wurde, während der Umgang mit Pius Alexander Wolff, Ludwig Devrient, Seume ihn mit den Musen in Berührung hielt. Mit den letzten und einigen anderen jungen Männern verband ihn noch besonders innig das tiefe Gefühl der Schmach über den Zustand des Vaterlandes. In ein paar Logenreden gab er

*) Johannes Schulze und das höhere Preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit von Dr. C. Varrentrapp. Mit einem Bildniß Schulze's, gestochen von Hans Meyer. Leipzig, Teubner 1889.

dem Gedanken Ausdruck, daß es so nicht bleiben dürfe und nicht bleiben könne, „wenn ein jeder kräftig handelt an seinem Ort, es nie vergessend, daß die Ursache des Elends, das uns niederbeugt, vornehmlich in uns und unseren Mitbürgern ruht.“ Sein nationales Gefühl wurde noch tiefer verwundet, als er im Frühling 1808 zum Zwecke der Benutzung einer Sallusthandschrift in Dresden und danach als Hauslehrer auf einem adligen Gute in Schlesien verweilte. Besonders verletzte es ihn, daß die weiblichen Kreise der höheren Stände der „Sitte und dem einschmeichlerischen Wesen“ der Sieger Anerkennung und Lob spendeten. Er athmete auf, als die Berufung an das Weimarer Gymnasium, die er seinem Landsmanne Passow verdankte, ihn mannigfachen Konflikten entrückte und auf eine Stätte der Wirksamkeit versetzte, der schon längst seine Neigung und Bewunderung galt.

Fast vier Jahre hat er an dem „heiligen Orte“, wie Passow Ilm-Athen nannte, gelebt, unter einem Fürsten, den er als edlen Patrioten verehrte, in praktischer und wissenschaftlicher Thätigkeit, die ihn in hohem Maße befriedigte, mit der jungen Generation der Zeit vom Geiste der Romantik ergriffen, die ihm in hervorragenden Repräsentanten, wie Bettina und Achim von Arnim, leibhaftig nahe trat, und doch immer wieder zum Genius der Antike zurückgeführt, durch dessen Anschauen seine Schüler „Klarheit des Denkens und Handelns“ erlangen sollten. Es beglückte ihn, daß er auch Schiller's Sohn Ernst zu diesen Schülern rechnen durfte. Schiller's Wittwe, so manche romantische Ueberschwenglichkeit des jungen Lehrers sie tadelte, machte ihm ihr Haus zu einer Heimstätte. Andere der hochgebildeten Weimarer Familien kamen ihm nicht minder herzlich entgegen. Auch Goethe nahm ihn freundlich auf, nachdem anfängliche Mißverständnisse beseitigt waren. Ein nahes persönliches Verhältniß zu dem Altmeister stellte sich aber nicht her, so sehr nach dessen Sinne Schulze's eifrige Betheiligung an der Ausgabe von Winckelmann's Werken sein mußte. Ein Schriftchen Schulze's über Calderon's standhaften Prinzen, auf Goethe's Aufforderung hin abgefaßt, konnte doch der herben Verurtheilung des großen Heiden nicht entgehen. Er sah in Schulze einen Apostel der ihm widerwärtigen „neueren religiösen Poesie und poetischen Religion“ und fand sich, als Schöpfer des „christlichen Faust“ bezeichnet, gründlich mißverstanden. Umgekehrt mußte die kühle Ruhe, die sich Goethe unter dem Drucke der Fremdherrschaft bewahrte, den reiz- und streitbaren Jungdeutschen verstimmen. Denn auch in Weimar benutzte Schulze jeden Anlaß, seinem Herzen Luft zu machen, um an der Wiedererweckung der Geister zum Kampfe gegen die verhaßten Eroberer zu arbeiten.

Während Napoleon beim Erfurter Fürstenkongreß sein Parterre von Königen um sich sammelte, machte Schulze's Antrittsrede die Runde, welche die seiner Leitung anvertrauten Jünglinge mahnte, im Alterthum „wahre Größe anbeten zu lernen“ und sich über das Kleine und Niedrige der unglücklichen Gegenwart zu erheben. Als die vornehmen Gäste nach Weimar kamen, fiel Schulze die Aufgabe zu, Talleyrand die Schätze der dortigen Bibliothek zu zeigen. Er war in seinem Franzosenhasse nicht so verblendet, um nicht den Scharfsinn des gesprächigen Ministers zu bewundern, so wenig er jemals die Wirkung von Talma's Spiel in Voltaire's „Tod Cäsar's“ vergaß. Daß aber an jenem Theaterabend die Weimarer Schauspieler nicht als Statisten dienen mußten, verdankten sie, wie er sich rühmte, seiner Fürsprache bei der Jagemann. Mehrere Predigten, durch die er in Weimar wie in Rudolstadt fromme Gemüther begeisterte, eine in der Weimarer Loge gehaltene Rede und andere Aeußerungen, die nicht geheim blieben, bekundeten dieselbe Tendenz wie sein Antrittsvortrag. Müffling und Rühle von Lilienstern schlossen Freundschaft mit dem patriotischen Pädagogen und Redner. Davoust und seine Späher verklagten ihn beim Herzog. Karl August warnte ihn, da er ihn nicht werde schützen können. Als aber Schulze erklärte, er wisse das und rechne nicht auf seinen Schutz, fügte der Herzog hinzu: „Nun dann predigen Sie nur ruhig fort; ich gehe nicht in die Kirche, aber meine Gemahlin, und diese ist von Ihnen sehr erbaut.“

So reich der Ertrag des Weimarer Lebens für Schulze's Geistesbildung auch war, fühlte er doch nur allzudeutlich, daß er in Gefahr gerathe sich zu zersplittern. Ein Herzenskonflikt, der immer neue Aufregungen aber keine Lösung in Aussicht stellte, trug noch dazu bei, ihm ein Abbrechen wünschenswerth zu machen. Und so entschloß er sich, einem Rufe Karls von Dalberg, damaligen Großherzogs von Frankfurt, als Oberschulrath und Leiter des reformirten Hanauer Gymnasiums zu folgen. Er hatte Dalberg schon 1810 während einer großen Reise nach Süddeutschland, der Schweiz und Oberitalien kennen gelernt. Die zweite Sammlung seiner Predigten war dem Fürsten gewidmet, der in „Gottesverehrung und Menschenliebe“ mit ihm übereinzustimmen bezeugte. So wenig Dalbergs, des Politikers, empfindliche Schwächen einem Manne von Schulze's Gesinnungen entgehen konnten, hat er seinem redlichen Streben auf dem Gebiete des Bildungswesens doch immer ein treues Andenken bewahrt. Was er in Hanau durch Aufstellung eines Lehrplanes und Auswahl tüchtiger Lehrer zu leisten suchte, war ganz nach Dalberg's Sinne. Ruhige Ausgestaltung des Begonnenen machten jedoch die Stürme der Zeit unmöglich. Am 16. Dezember 1812 langte ein Schlitten in Hanau an, der den Führer der in Rußland vernichteten großen Armee trug, und Schulze war der Erste, welcher den Kaiser erkannte, als er zu kurzer Rast ausstieg. Als der Befreiungskrieg im Osten begann, feuerte er seine Schüler in so unverblümter Weise an, „wenn das Vaterland ruft, dem Tode entgegenzugehen,“ daß die Polizei drauf und dran war, ihn als Gefangenen nach Mainz abzuführen. Er erfuhr aus Dalbergs Munde kurz vor der Schlacht von Leipzig dessen Entschluß der Abdankung. Er beobachtete vom Thurme des Gymnasiums aus, wie der verwundete Löwe sich noch einmal aufrichtete und Wrede seine Tatze fühlen ließ. Alle Schrecken dieser Tage, in denen sein Haus von den Flammen bedroht war, traten zurück vor dem Jubel über das Erreichte. Schulze's patriotische Reden aus dieser Zeit, „den wiedergeborenen Hessen“ gewidmet, seine Kriegslieder tönen ihm nach. Hätte es nur von ihm abgehangen, so wäre er von Worten zur That fortgeschritten. Er bat Müffling, ihm den Eintritt als Freiwilliger ins preußische Heer zu ermöglichen. Aber Müffling rieth ihm, seinen Posten nicht zu verlassen, auf dem er dem Vaterlande mehr nützen könne.

So blieb er, um bald genug zu erfahren, welche Art von Segen der von ihm begrüßte „angeerbte Fürst“, der sein Erbe wieder übernahm, ausspendete. Die kurfürstlich hessische Restauration, welche den Zopf im wirklichen und allegorischen Sinne mit sich brachte, und die alles auf den Zustand von 1806 zurückzuschrauben bestrebt war, wurde auch Schulze's Schöpfung und ihm selbst gefährlich. Wenn schon die von ihm geleitete Anstalt bestehen blieb, so flossen die Gelder für sie doch nur sehr knapp, und sie drohte zu verfallen. Schulze empfand persönlich die Entbehrungen um so schwerer, da er eben dazu schritt, sich einen Hausstand zu gründen. Eine Zeit lang hoffte er in seinen Ansprüchen als Beamter des ehemaligen Großherzogthums Frankfurt durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses gedeckt zu werden. Dann wandte er sich an Stein, welcher Namens der Verbündeten hinsichtlich Hanaus mit dem Kurfürsten verhandelt hatte. Der Reichsfreiherr konnte jedoch nur erwidern: „Herr, geben Sie mir mehr Kanonen, als der hat; sonst kann ich Ihnen nicht helfen.“

Unter solchen Umständen zögerte er nicht, im Frühling 1816 einen Antrag der preußischen Regierung anzunehmen, der vor allem auf Süvern's Betreiben erfolgte. Er wurde Schulrath in Koblenz. Eine seinen Fähigkeiten entsprechende Wirksamkeit in den Deutschland zurückgewonnenen rheinischen Gebieten hatte er längst ersehnt und mit Görres darüber verhandelt. Nun genoß er den ganzen Zauber des schönen Geländes von Rhein und Mosel, der einzigartigen Gemeinschaft bedeutender Menschen — Gneisenau und Clausewitz, Gröben und Meusebach, Görres und Schenken-

dorf —, denen, wie ihm, ein hohes Ziel vorschwebte, und die sich über alle engen Formen erhoben. Freilich wurde bald manche Lücke, die Schulze schmerzlich empfand, in diesen Kreis gerissen. Auch der Gegensatz von Altpreußenthum und rheinischem Wesen ließ ihn nicht unberührt. Er nahm lebhaften Antheil an den politischen Bewegungen des Tages, wünschte die Fortsetzung des unterdrückten rheinischen Merkurs, unterzeichnete die Koblenzer Verfassungsadresse und zog sich dadurch eine amtliche Rüge zu. Uebrigens mußten seine Vorgesetzten zugestehen, daß Niemand so erfolgreich wie er dafür thätig war, dem Strome deutscher Bildung in der neuen Provinz ein breites Bett zu graben. Seine Denkschrift über Kirche und Schule am Rhein vom Ende des Jahres 1816 entwickelte ein ganzes Programm. Grundsätzliche Erklärung des Schulwesens als Staatssache, Besetzung der Lehrerstellen mit tüchtigen Männern ohne Rücksicht auf konfessionelle Bedenken, Aufbesserung der Besoldungen, Gründung einer rheinischen Hochschule, Reorganisation des Gymnasialunterrichtes: das waren einige der wichtigsten Forderungen, die er erhob und an deren Verwirklichung er allen Schwierigkeiten zum Trotz unablässig arbeitete.

Es konnte nicht fehlen, daß er von Hardenberg bei dessen Aufenthalt am Rheine gewürdigt ward. Durch den Staatskanzler dem Minister Altenstein empfohlen, trat er zunächst als Hilfsarbeiter, dann Anfangs 1819 dauernd als vortragender Rath ins Ministerium ein und gelangte somit an den Mittelpunkt der Verwaltung. Freilich galt es zunächst, den Stürmen zu trotzen, die sich gegen die freie Entwicklung des Unterrichtswesens erhoben. Die bösen Zeiten der Reaktion waren angebrochen. Burschenschafter und Turner wurden verfolgt, angesehene Professoren von bewährter vaterländischer Gesinnung verdächtigt und gekränkt, Lehrer mit der Gefahr bedroht, zu Märtyrern ihrer politischen Ansichten zu werden. Mit den Karlsbader Beschlüssen hoffte man das Gift der demagogischen Umtriebe auszuscheiden. Johannes Schulze war selber anrüchig. Eine vertrauliche Zusammenkunft, die er während einer Inspektionsreise nach Schulpforta mit dem „Altburschen", nach Metternich's Bezeichnung, mit Karl August, hatte, machte ihn noch verdächtiger. Aber er behauptete sich auf seinem Posten und half Altenstein nach Kräften die schlimmen Geister beschwören. Er trat für Schleiermacher ein, schützte die Brüder Welcker, suchte bei der angeordneten Ueberwachung der Lehranstalten nach dem mildesten Verfahren, kämpfte gegen die Wittgenstein, Kamptz, Schultz, denen nur eine gänzliche Umgestaltung des herrschenden Schul- und Erziehungswesens, Unterordnung der Schulen unter die Kirche, Knebelung der Universitäten, insbesondere Degradirung der philosophischen Fakultät, völlig genug zu thun schien.

Er hatte die Befriedigung, daß seine Gegner zum Schweigen gebracht wurden, theilweise sogar später die Verdienstlichkeit seines Wirkens anerkannten. Das nächste Feld desselben war die Bearbeitung der Angelegenheiten der Gymnasien. Die Verfügungen, die hinsichtlich dieses Gegenstandes aus seiner Feder flossen, waren allein ein ganzes Stück Lebensarbeit. Das Reglement über die Abiturientenprüfung von 1834 sicherte besser als irgend eine frühere Maßregel eine gleichmäßige Vorbildung der Universitätsbesucher in ihrer Mehrzahl. Die Förderung der Lehrer, Heranziehung neuer Kräfte, Anlage von Schulbibliotheken u. s. w. erschienen im Hinblick auf die Knappheit der Geldmittel bewundernswerth. Wenn Schulze die harmonische Ausbildung der Jugend als Aufgabe der Gymnasien hinstellte, so blieb ihm die Beschäftigung mit den klassischen Sprachen hierfür die Hauptsache. Er hatte sich schon vor Jahren zu dem Satze bekannt: „Unsere ganze moderne Bildung ruht doch einzig auf der Kenntniß des Alterthums und diese auf dem Erkennen der alten Sprachen". Aber wie er der durch die Zeit immer dringender geforderten Errichtung von Bürgerschulen neben den Gymnasien das Wort redete, so wollte er an diesen selbst den Naturwissenschaften, der Mathematik, Geschichte, Geographie, Deutsch, Französisch Spielraum gewähren. Nur daß ihm dilettantische Vielwisserei ebenso verhaßt war wie philologische Abrichtung, die den Geist ertödtete. Schon vor Jahren hatte er in Briefen an Passow sein herbes Urtheil gesprochen über den „Vokabelkram, wenn das Zeug sich zum Zweck machen will, da es doch nur Mittel ist" und über die Philologen, „welche Register und Wörterbücher durchsuchen und nie die Zeit haben, einen Schriftsteller ganz und in der Folge zu studiren".

Ein zweites Gebiet, auf dem sich Schulze's Arbeitskraft, Sachkenntniß und reines Streben bethätigte, war das der Fürsorge für die Universität. Von wie hohen Gesichtspunkten er hierbei ausging, eine wie glückliche Hand bei Besetzung erledigter Stellen er hatte, wie er sich vor einseitiger Begünstigung einzelner Disziplinen zu hüten suchte, in dürren Jahren für Bibliotheken, Seminarien, Institute aller Art Geld herausschlug, mit der Liebe zur Sache stete Rücksicht auf die persönliche Individualität verband: dafür bringt sein Biograph aus den Akten zahlreiche, unwidersprechliche Zeugnisse bei. Mancher Beitrag zur Gelehrtenbiographie, wie der Ranke's, Ritter's, Böckh's, Johannes Müller's, Schönlein's wird von ihm eingeflochten. Daß Hegel in dieser Reihe der erste Platz gewährt werden mußte, begreift Jeder, der weiß, wie sehr Schulze mit Altenstein im Banne dieses Philosophen stand. Doch wird man vielleicht finden, daß die üblen Folgen, die dies hatte, noch schärfer hätten hervorgehoben werden können. Es war doch wirklich so, wie Treitschke im neuesten Bande seiner deutschen Geschichte sich einmal ausdrückt, daß Hegel's Lehre unter Altenstein's Ministerium förmlich als preußische Staatsphilosophie anerkannt wurde. Zum Glück läßt sich von der Theologie nichts Aehnliches sagen. Es gehört zu Altenstein's und Schulze's Ruhmestiteln, daß sie hervorragende Theologen verschiedenartiger Richtungen unterstützten. Mehr als einmal plante Schulze sogar eine Berufung Baur's, den er in Tübingen kennen und schätzen gelernt hatte. Mit Hengstenberg und Tholuck war jedoch auch der Kronprinz über so verderbliche Regungen empört. Es war vorauszusehen, daß, wenn der Romantiker den Thron der Cäsaren bestiege, mancher harte Strauß für Schulze auszufechten sein würde, und dies um so eher, da Altenstein im Mai 1840 weggerafft wurde.

Zwar die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. hatten viel Erfreuliches. Die Wiederaufnahme der Turnübungen in den Unterrichtsplan für die männliche Jugend, Berufung der Brüder Grimm und Dahlmann's, Wiedereinsetzung Arndt's: alles das mußte Schulze wie eine späte Sühne begangenen Unrechts erscheinen. Dann aber kamen die unerwünschten Berufungen von Stahl und Schelling, die unvermeidlichen Gegensätze zu Altenstein's Nachfolger Eichhorn, die Sorgen wegen der Zugeständnisse, welche der Staat der katholischen Kirche machte. Schulze verlor seinen Einfluß auf die Gymnasien und mußte noch einmal erleben, daß die Regierung dem „revolutionären Zeitgeiste" auf den Universitäten den Krieg erklärte. Die Revolution von 1848 räumte mit manchen Hemmnissen freier Entwicklung auf. Der auf sie folgende Rückschlag brachte aber neue Enttäuschungen. Schulze suchte unter den wechselnden Ministerien den erprobten Grundsätzen Anerkennung zu gewinnen, hatte die Genugthuung, Haupt, Jahn und Mommsen für Preußen zu erobern und durfte bei seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum von sich rühmen lassen, daß er „zu allen Zeiten und unter allen Umständen die Freiheit der Forschung geehrt habe".

Geistig noch völlig frisch und feurig, glaubte er sich doch verpflichtet, die Verwaltung seiner wichtigen Aemter nicht ferner „von dem immer unsicheren Gesundheitszustand eines vierundsiebzigjährigen Greises abhängig zu machen." Nur die Stellungen in der Militär-Studien-Kommission und in der Direktion der allgemeinen Kriegsschule behielt er noch eine Zeit lang bei. Endlich auch dieser Würde entledigt, genoß er ein otium cum dignitate, Tag für Tag mit seinen geliebten Alten beschäftigt, durch den Umgang mit dem General von Pfuel und anderen Freunden erfrischt, an allen großen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens theilnehmend.

Er hat die umwälzenden Ereignisse von 1866 noch erlebt und freudig begrüßt. Seine Ueberzeugung war und blieb, daß „vom preußischen Staate die bessere Zukunft nicht nur Deutschlands, sondern auch Europas bedingt sei“. Am 20. Februar 1869 erlag er, vierundachtzigjährig, einem Anfall von Grippe. Mit ihm schied einer jener Idealisten, auf die das heutige Geschlecht oft etwas mitleidig herabsieht, und denen es doch so Vieles von dem verdankt, was es besitzt.

Alfred Stern.

Ein Kultur-Roman.

In einem schlechten Lustspiel hörten wir jüngstens einen Oberst dem thörichten Geschwätz eines Backfischchens Ruhe gebieten mit dem Donnerwort: „Sei still — zwanzigstes Jahrhundert!“ Merkwürdigerweise wurde der arme Autor gerade von den eifernden Gegnern der Dichterverantwortlichkeit auf dieses Zufallswörtchen festgenagelt; er ist nicht modern, hieß es, er will das zwanzigste Jahrhundert nicht zum Wort kommen lassen. In der That hatte jedoch nur ein tintenfleckendes Mägdelein, nicht das kommende Säkulum das Wort verlangt; das zwanzigste Jahrhundert spricht noch nicht auf unseren Bühnen; dem Ideal selbst der radikalsten dramatischen Menschheitserretter ist unsere Gegenwart reif, und unmoderner als der schlimmste Reaktionär möchte ihnen erscheinen, wer ein Bürger künftiger Zeit zu leben sich erdreistete. Des Marquis Posa Kosmopolitismus ist eine Phrase, erklären die Pächter der neuen Anschauungen, und sie bekennen sich als Ewig-Heutige wohl auch zu des großen Strategen Wort: „Der ewige Frieden ist ein Traum — und nicht einmal ein schöner Traum.“ Und nun kommt plötzlich eine Frau und wirbt und kämpft am hellen Tage mit Geisteswaffen für diesen Traum; ich bin neugierig, wieviele von den gestrengen Tadlern des Lustspieloberften nun ihrerseits rufen werden: „Sei still — zwanzigstes Jahrhundert!“

Die Friedensstreiterin ist Frau **Bertha von Suttner** und ihr zweibändiges Manifest trägt auf brandrothem Umschlag den Titel: „Die Waffen nieder!“*) Diese Deckblattemphase ist aber auch der einzige Stilbeweis von des Verfassers Weiblichkeit, denn die Frau, die aus dem Buche zu uns spricht, denkt und forscht und zweifelt trotz einem Manne. Und daß sie daneben wie ein echtes Weib fühlt und glaubt, ist ihrer friedlichen Mission nur förderlich. Die Weltgeschichte kündet von mancher weiblichen Heroenthat, und der Pucelle Lorbeer hat nicht nur die Berufenen verlockt; wo es aber gilt, die freigewordene moderne Frau in den Dienst der Kulturmächte zu stellen, da mag man getrost des alten Wortes sich erinnern, des ersten von weithin tönendem Klang, das hellenische Kunst auf eines Weibes Lippe gelegt: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da. Ein edles Weib des zwanzigsten Jahrhunderts tritt die Heldin des Suttnerschen Kultur-Romans vor uns hin.

Es ist eine Bekehrte, die uns da ihr Leben erzählt: mit siebzehn Jahren trug sie, die Tochter eines österreichischen Generals, in ihr schon damals rothgebundenes Tagebuch den tief nachempfundenen Mädchenwunsch ein: „Oh“ — die starke Aspiration ist hier geradezu unentbehrlich — „Oh, Jeanne d'Arc, — Du himmelsbegnadete Heldenjungfrau, könnt' ich sein wie Du! Die Oriflamme schwingen, meinen König krönen und dann sterben — für das Vaterland, das theure!“ So fangen wir alle an, und bei Einigen hält diese Hurrahstimmung zeitlebens an, ohne daß sie darum freilich auf das Sterben für's Vaterland besonderen Werth legten; es lebt sich ja so wunderschön für's Vaterland, das theure. Wir werden von Kindheit an zur Bewunderung von kriegerischem Heldenruhm erzogen; ich möchte den der Frau von Suttner so verhaßten Bleisoldaten noch nicht einmal eine so große Bedeutung beimessen wie den militärischen Bilder- und Kinderbüchern: um die fröhliche, selige Weihnachtszeit wird in den Auslagefenstern aller Sortimentsbuchhandlungen mobil gemacht, und von da aus marschirt und schwimmt die stolze Wehrmacht zu Land und zu See stracks in die Kinderstuben. Der Herr Papa sorgt für die kleidsame Soldatenmütze, die Frau Mama für den bewiesenen Tornister; ein ausgestopftes Schlachtroß und ein heiter blinkender Kindersäbel vervollständigen die feldmarschmäßige Ausrüstung des jungen Sprossen. Dann lehret man uns in der Schule manchen Tag, wie wir es nur durch die Schlachtengewinner so herrlich weit gebracht und welche klägliche Rolle von altersher die „Civilisten“ in der Weltgeschichte gespielt haben. Man frage nur: unter sechs kleinen Tornisterträgern werden gewiß fünf den Lützower Körner als den Ersten unter den bis zur Vernachlässigung gelobten „Klassikern“ namhaft machen. Und erschauen sie zum ersten Male den einzigen schulberühmten Staatsmann, dem schon vom wegen des Wortes vom Blut und Eisen die Knabensympathieen entgegenfliegen, so stehen die Büblein abermals befriedigt: Er trägt einen Kürassierrock, Er ist kein Federfuchser.

„Soldatenzüchtung“ nennt das Frau von Suttner, und sie meint, das gehöre so zum patriotischen Erziehungssystem. „Da aus jedem Schüler ein Vaterlandsvertheidiger herangebildet werden soll, so muß doch schon des Kindes Begeisterung für diese seine erste Bürgerpflicht geweckt werden; man muß seinen Geist abhärten gegen den natürlichen Abscheu, den die Schrecken des Krieges hervorrufen könnten, indem man von den furchtbarsten Blutbädern und Metzeleien, wie von etwas ganz Gewöhnlichem, Nothwendigem, so unbefangen als möglich erzählt, dabei nur allen Nachdruck auf die ideale Seite dieses alten Völkerbrauches legend — und auf diese Art gelingt es, ein kampfmuthiges und kriegslustiges Geschlecht zu bilden.“ Die weibliche Jugend vergeht zunächst vor Neid, „nicht mitthun zu dürfen“, und erstirbt bei reiferem Alter in Militärvergötterung; das Nähere mag man in der deutschen Lustspielkaserne erfragen.

Natürlich verliebt sich denn auch Frau von Suttners Martha mit gar nicht bedächt'ger Schnelle in einen flotten Husarenoffizier; sie wird seine Frau und die Mutter eines kleinen Soldaten, der, wie ein rechter Kronprinz, schon nach zwei Monaten zum Gefreiten befördert und vermutlich mit den Knöpfen am Kittelkragen photographirt wird. Sehr hübsch und fein ist es entwickelt, wie die hero-worship und die baby-worship aus der gleichen Quelle fließen: in beiden Anbetungsfällen „läßt sich so gut mystisch und heilig, gerührt und pathetisch, naiv und lieblich — kurz, ungeheuer poetisch gestimmt sein“. In das Kinderstubenidylle — der junge Dreimonatsheld ward inzwischen schon Korporal — platzt im April 1859 die österreichische Kriegserklärung gegen Sardinien herein; der junge Ehemann wird von der Knabenparade auf das Schlachtfeld gerissen und bei Magenta findet er den Tod.

Frau Martha ist Wittwe, ihr kleiner Korporal ist vaterlos, Oesterreich ist geschlagen. Nun beginnt die Peripetie in dieser Lebenstragödie: der Heroenkultus verfliegt, die Friedensliebe erwacht. Zwei neue Bücher üben Einfluß auf das jung vereinsamte Weib: Charles Darwin und Thomas Buckle werden ihre Führer auf dem Kulturpfade, zum größten Aerger ihres gut kriegerischen Vaters, der die Konföderation der italienischen Staaten und die Hegemonie Oesterreichs für unendlich wichtigere Dinge hält als die Evolutionslehre aus „The Origin of Species“. Von nun an zieht sich der Friedensstreit in mitunter etwas ermüdender Breite durch das ganze Lebensbuch: die Tochter hat erkannt, daß zu allen Zeiten das Ansehen des Kriegerstandes in umgekehrtem Verhältniß zur Kulturhöhe eines Volkes stand; des Vaters militärfrommer Sinn wehrt sich leidenschaftlich gegen diese „weibische“ Auffassung, und erst in seiner Todesstunde, nachdem er die Seinen auf dem Schlachtfeld und an der Kriegsseuche umkommen sah, vereint er sich mit der Tochter in der Verwünschung des **Krieges**.

*) Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.

Inzwischen hat die Wittwe einen neuen Ehebund geschlossen; auch ihr zweiter Gatte ist Offizier, aber er bekennt sich zu ihrem „edelmenschlichen" Ideal und legt nach dem preußischen Feldzug froh die Waffen nieder. Dieser Friedrich Tilling ist offenbar eine in's Bürgerliche übertragene Nachbildung jenes anderen Friedrich, der, „unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten", die Vermeidung jeden Krieges für „die größte Pflicht" erklärte, und der deshalb von erbitzten Philistern als eine schwache Natur mit mitleidigem Lobe bedacht ward. Während der Schreckensherrschaft des Pariser Kommuneaufstandes wird Friedrich Tilling, der seit Jahr und Tag friedlich mit Weib und Kind in der französischen Hauptstadt lebt, in Folge eines bei ihm aufgefundenen berliner Briefes als Spion standrechtlich erschossen. Die Erbin seiner völkerversöhnenden Mission wird Martha.

Es ist ein muthiges und ein kluges Buch, das Frau von Suttner geschrieben hat; denn muthig darf man Den gewißlich heißen, der offen auszusprechen wagt, was Hunderttausende im tiefsten Herzen scheu verbergen; und klug nenne ich dieses Buch, weil es nicht mit schönen Allgemeinheiten, sondern mit wissenschaftlichem Rüstzeug in diesen ganz und gar modernen Kulturkampf eintritt. Vier große Kriege werden uns vom ersten Auftauchen des bekannten „schwarzen Punktes" am Horizont bis zum Friedensschluß geschildert, mit unerschrockenem Eingehen auf die gräuelvollsten Details der Schlachtfelder und der Krankenberichte; vom obligaten Siegesrausch der Nation hebt sich in düsterem Schwarz die Einzeltrauer ab; die patriotische Phrase wird gegeißelt, und in die ganze Hoffnungslosigkeit des verhängnißvollen Kreislaufes der sogenannten Friedensrüstungen blicken wir hinein. Frau von Suttner beherrscht ihr Material vollkommen: Kriegsproklamationen und Schlachtansprachen druckt sie ab, und in seiner ganzen Tragikomik spricht zu uns der grausame Witz der Weltgeschichte, wenn immer wieder beide Gegner im Namen desselben Gottes und derselben Humanität mit einander in die Schranken treten, zu kulturzerstörendem, barbarischem Gemetzel.

Noch heute, beinahe ein Jahrhundert nachdem Immanuel Kant seine Abhandlung „Zum ewigen Frieden" geschrieben und alle Konsequenzen der steten Kriegsbereitschaft vorausverkündet hat,*) pflegt man den Krieg wohl, mit Luthers Wort, als „eine gar köstliche Sache" zu preisen, als ein frisch-fröhliches Mittel der Befreiung vom „skrophulösen Gesindel". Und doch ist Unmoderneres nicht zu denken als dieser Rückfall in die Barbarei, der alle raffinirtesten Hilfsmittel der völkerverbindenden Kultur nur zu ihrer Vernichtung benützt. Von Virgil bis auf den Abbé de St. Pierre, von Mirabeau bis auf Napoleon III. und Hodgson Pratt hat es an Propheten des ewigen Friedens niemals in der Welt gefehlt. Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges sprach Ernest Renan: „Ist es nicht herzzerreißend, zu denken, daß Alles, was wir Männer der Wissenschaft in fünfzig Jahren aufzubauen bestrebt waren, mit einem Schlage zusammengestürzt ist: die Sympathieen zwischen Volk und Volk, das gegenseitige Verständniß, das fruchtbare Zusammenarbeiten?! Wie tötet ein solcher Krieg die Wahrheitsliebe! Welche Lüge, welche Verleumdung des einen Volkes wird nun nicht aufs Neue in den nächsten fünfzig Jahren mit Begierde von dem andern geglaubt werden und sie für unüberschauliche Zeiten von einander trennen! Welche Verzögerung des europäischen Fortschritts! In hundert Jahren werden wir nicht wieder aufführen können, was diese Menschen an einem Tage heruntergerissen haben." Das war 1870, und schon 1770 hatte Voltaire gesagt: „Jeder europäische Krieg ist ein Bürgerkrieg."

Man sieht: die Kulturarbeit geht nicht so schnell von statten; es findet sich immer wieder irgend ein „Capitaine", der die nationalen Empfindlichkeiten zu rechter Stunde wachzukitzeln weiß, zum Schaden des Menschheitsbewußtseins. Nur unter der Nothwendigkeit hartem Druck wird der Traum vom Weltfrieden zur Wahrheit werden, vielleicht erst, wenn das berüchtigte Märzwort in modernisirter Fassung lautet: Gegen Sozialdemokraten hilft nur Verminderung der Soldaten. Immerhin aber beweist das treffliche Buch der Frau von Suttner, daß allmählich auch die Frauen anfangen, ungeduldig zu werden und sich von dem die Zukunft der vereinigten Staaten von Europa ernstlich bedrohenden Gloireschwindel zu emanzipiren; sie erkennen, daß hier für sie eine Lebens- und Glücksfrage der Lösung harrt. Hier stehen sie am rechten Ort, die nach Thaten dürstenden modernen Frauen, denn in ihren Händen ruht zunächst die Erziehung der künftigen Generation. Die Bleisoldaten mögen sie den Kleinen getrost auch fernerhin lassen, wenn sie den jungen Heldenmuth nur lehren, daß man, auch ohne eine Uniform zu tragen, ein muthiger und ein starker Mensch sein kann.

Maximilian Harden.

*) Paragraph 3 der „Präliminarartikel" lautet: „Stehende Heere (miles perpetuus) sollen mit der Zeit ganz aufhören. Dieselben bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu scheinen, reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen, und indem durch die darauf gewendeten Kosten der Friede endlich noch drückender wird als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursachen von Angriffskriegen, um diese Last los zu werden."

Wilhelm Raabe.

Unbedingteste Objektivität in der Dichtung wird immer unerreichbar sein. Denn der Poet kann doch nichts darstellen, das er nicht innerlich erlebt oder beobachtet hat. Er mag so wahrhaft sein wollen, als nur irgend ersinnlich: was er schildert und berichtet, wird auf dem Wege durch seine Seele mannigfache Wandlungen durchmachen, etwas von der Färbung annehmen müssen, die in der vorherrscht. Je stärker und eigenartiger sie nun ist, desto mehr werden jener Abweichungen sein: etwa wie das Licht selbst im feinsten Medium, in der Luft, seine Brechung und seine Ablenkung vom geraden Wege erfährt. Annähernd von echter objektiver Gerechtigkeit werden nur wenige Große sein, so Viele es versuchen mögen.

Neben ihnen aber, neben den Objektiven und denen, die nach der strengen Gerechtigkeit ringen, haben auch sie ihr volles Recht und ihre Berechtigung, die im Vornherein erkennen, daß ihre Eigenart es nicht leidet, kühl und sachlich über den Dingen zu stehen. Sie, unter Umständen, sind die schwächeren Künstler, die stärkeren Naturen; nicht minder wahr, als jene, nur daß sie die Wahrheit geben, wie sie ihnen erscheint; nicht minder wirksam, woferne ihre Eigenart anders nur bedeutsam genug ist, auch Anderen den Eindruck zu vermitteln, den sie selbst von den Sachen erhalten, es auch Anderen wichtig erscheinen zu lassen, wie sie über Ereignisse und Geschehnisse denken. Sie sind die Männer der gefestelen Weltanschauungen, die ihnen das Ruhende ist, von dem aus sie die Flucht der Tage und den Wandel der Begebenheiten prüfen und beurtheilen: mit ihrer Weltanschauung halten sie nicht zurück, ganz im Gegensatz zu den Objektiven.

Von einem durchaus Subjektiven nun, von einem Manne von ganz absonderlicher Art handeln diese Zeilen. Sie sollen Wilhelm Raabe's Eigenart nicht erschöpfen; dazu ist hier der Raum nicht einem Poeten gegenüber, der so viel hervorgebracht hat und dessen mißlungenste Arbeit — denn auch ihm ist nicht Alles gerathen — immer noch beachtenswie bemerkenswerth ist.

Von einem überzeugten Pessimisten; dem die Wirrsale dieser Welt unerträglich erscheinen mußten, hülfe nicht der Humor über sie hinweg; dem das Leben nur der Verneinung werth bedünken dürfte, wäre nicht ein achselzuckendes Lächeln das beste Mittel, sich mit diesem wunderlichen Sein abzufinden. Vom besten deutschen Humoristen, den die Zeit hat und kennt, denn selbst Gottfried Keller's „Gerechte Kammmacher", dies Kleinod, das man desto mehr bestaunt, je öfter man sich seines Glanzes erfreute, sind nicht frei von Schalk-

haftigkeit, von Ironie, die nicht so unmittelbar im Geschilderten steht, wie der Humor. Sie hat die weitere Aussicht, der Humor aber spinnt sich in seinem Eckchen ein und behagt sich darin; ist absichtlich, wenn der gerade durch das Gelegentliche und Zufällige seine besten und stärksten Wirkungen erzielt.

Darüber nun, daß Raabe subjektiv im höchsten Grade ist, kann wohl kein Streit sein. Spräche nichts Anderes dafür, wäre nicht schon der Umstand vollwichtigstes Zeugniß, wie einander ähnlich, wie wunderlich geschnörkelt er gerade seine Lieblingsgestalten sämmtlich sprechen läßt, daß man sieht, der Autor selbst habe das, was sie zu sagen haben, vorher durch das Medium seines eigenen Herzens gehen lassen; führte er nicht selbst in „Alte Nester" den Verfasser der „Kinder von Finkenrode", also sich selber ein, so genügte wohl das, daß er auch sonst nicht selten in einem Werke Bezug auf ein anderes nimmt. Das wird Niemand thun, der den ersteren Weg geht, was sich von dem losgelöst hat, das ist abgethan; jedes Werk muß ihm für sich stehen und bestehen können. Aus dem Einzelnen formt sich dieser sein Bild der Welt; von dem Weltbilde, das er in sich trägt, das er sich durch Denken und Schauen geschaffen hat, löst jener das Einzelne los, ist so des Zusammenhanges des Ganzen — und auch sein Schaffen gehört ja dazu — klarer bewußt und begehrt desto wahrscheinlicher, nicht nach den Theilen seines Selbst, wie er sie in diesem oder jenem Buche vorbringt, sondern nach der Gesammtheit des Erdichteten und selbst des Gewollten beurtheilt zu werden. Er mahnt gerne des Einklanges, in dem er das All sieht und somit auch darstellt.

Auch darüber, daß bei Raabe das Erschaute die Hauptsache, das Ersonnene nur wenig von Belang daneben ist, kann schwer ein Zweifel obwalten. Es ist ziemlich gleich, wen der Erzähler bespäht und studirt; er kann seine Nebenmenschen dazu gebrauchen, er kann, ist er nach Art reich und vielfältig genug, mit sich selber das Auskommen finden. Immerhin, auch die größte innerliche Wandelbarkeit hat ein Maß und ein Ziel; es gibt eine Grenze, über die kein Novellist hinaus kann, der nur in sich, nicht um sich blickt und wir haben bei Vielgefeierten Gelegenheit, zu gewahren, wie enge diese eigentlich gesteckt ist. Nun: Raabe's Gestaltenreichthum ist so groß und so staunenswürdig, daß man nur Eines kann von Zweien: die Schätze bewundern, die er in sich trägt oder die Schärfe der Augen, die ihm jene unsägliche Menge feiner und kleinster Züge zubrachte, mit der er der Welt, die er schafft und mit seinen Figuren bevölkert, Leben und innere Glaubhaftigkeit zu leihen verstand. Nimmt man den Fleiß, von dem jede seiner guten Erzählungen spricht, für den schon sein Wissen zeugt, das groß und ungeheuer vielseitig ist, das in Allem Bescheid kennt, was nur irgend Bezug auf Kulturgeschichte hat, das ihm in seinen historischen Stoffen — das Juwel: Unseres Herrgotts Kanzlei ist darunter — jede Einzelheit der Tracht und der Zeitfarbe geläufig sein läßt, so wird man sich wohl dafür entscheiden müssen, daß das Sehen Ausschlag und Entscheidung gibt in seiner Produktion.

Es wäre auch zu merkwürdig, fände Einer in sich selbst Gestalten wie Frau Claudine Fehleysen, unsere liebe Frau von der Geduld, die in der Katzenmühle sitzt und die sickernden Tropfen über das zerfallende Rad rieseln hört, für jeden einen Trost, ein gutes Wort, ein Gebet hat, während Niemand sie trösten oder für sie beten kann, während ihr toller Sohn sich als Kornelius van der Mook mit seinem zerschellten Leben in die weite Welt flüchtet, bis nach „Abu Telfan" im Mondgebirge gelangt, tausend Gefahren und Abenteuer besteht, ohne doch den Muth finden zu können, seiner Mutter unter die Augen treten zu können. Und daneben jenen Lieutenant Kind von der Strafkompagnie, dem eine freche Laune Höherer Glück und Leben zerstört hat, und der nun geduldig wartet, bis er's ihnen heimzahlen kann, bis er mit seiner blechernen Stimme den Sündigen an das gemahnen darf, was er verschuldet; und Felix Täubrich, genannt Täubrich Pascha, der in Mar-Saba einschlief, um erst in der Heimath, in Deutschland, zu erwachen, der noch immer von den Palmen des Morgenlandes träumte unter denen er einmal gewandelt, und der darum, weil ihm holde Spukgesichte und häßliches Leben in Eines verrinnen, zugleich ein Glücklicher und ein Weiser ist. Raabe versteht zu charakterisiren wie Wenige; wie viele Gestalten lassen sich als Beweis anführen! Rasche, starke Striche, und der Mensch steht vor dem Lesenden und sieht ihn an mit den Räthselaugen Tonie Häußlers, der schöneren Tochter der schönen Marie, der Enkelin Dietrich Häußler's, der in Krodebeck im Westfalenlande erst ein Barbier und ein Lump war, um dann in Wien ein großer Herr zu werden und ein Hallunke zu bleiben.

Und wem entfiele jemals eine der Gestalten aus der „Chronik der Sperlingsgasse", dem hellsten und liebenswerthesten, was Raabe jemals gemacht hat? Wem die beiden Kinder der Gasse, die sich lieben, so daß an der Erbin einer Todten der Sohn ihres Verführers das gut macht, was der Vater gesündigt? Ueber der Sperlingsgasse liegt volle, lachende Sonne; der Humor des Dichters ist noch nicht in die tiefen Schächte niedergestiegen, in denen er in seinen späteren, gemüthstieferen und deutsameren Werken mit Vorliebe weilt. Hier lacht Raabe noch; der Leser thut's mit, wenn später der Humor und die Laune häufig nur noch die Lichter sind, die über eine Wolkenwand gleiten, deren Grau sonst allzu schwer und traurig wirkte. Hier ist echte Waldluft; man athmet sie tief.

Raabe gehört überhaupt zu den vorzüglichsten Naturschilderern, deren wir uns zur Zeit berühmen können. Dabei ist er stark bei der Romantik in die Schule gegangen; von ihr hat er die Gabe, in ein rasches, glückliches Bild eine ganze Stimmung zu zwängen. So ist sein Wald in der Regel der Wald schlechtweg; und doch gebietet er wieder manchmal in seltener Weise über örtliche Farbe, über Lokalton. Das sogar in höchstem Maße und größter Ausdehnung: echt wienerisch sind seine Schattenrisse in „im alten Eisen" und in „Schüdderump"; lebendige Bilder von der Ostsee hat der „Hungerpastor"; zahlreich sind die Berliner Bezüge und ganz besonders in kleinen Städten ist er sehr zu Hause. Man muß für „Wunnigel" nicht schwärmen — der Schreiber dieser Zeilen thut es selber nicht — und man wird sich an dem Bilde einer kleinen Residenz erfreuen müssen, das darinnen steckt. Da ist er klar und anschaulich, wenn sonst ein Zug zum Mystisch-Symbolischen nicht selten in ihm durchbricht, der an die Romantik, der ganz besonders an Hoffmann erinnert, mit dem Raabe überhaupt Manches gemein hat. Vor Allem die Fähigkeit, ehrlichen Schauder zu erwecken, dann Vieles in der Art der Sprache und der Darstellung. Es ist eine innere Verwandtschaft; an bewußte Anlehnung ist schon darum nicht zu denken, weil der Hang zum Fratzenhaft-Grotesken, der Beiden gemein ist, erst in späterer Zeit bei Raabe auftritt, fast im Zusammenhange mit seiner beginnenden und immer stärker werdenden Freude an wunderlich deutsamer Namengebung; wie denn seine Entwicklung wesentlich nach der Tiefe geht, so daß ihm dann freilich Alles wichtig und dienlich für seine Zwecke werden muß. Selbst sein Humor geht häufig in Abgründe und verläßt das helle Licht, das eigentlich sein Bereich sein sollte. Da ist „Horacker" beachtenswerth. Dieser Räuber, mit dem man eine ganze Landschaft ängstet und der dabei eigentlich ein armer verhungerter Bursche ist, dem seine bettelarme Mutter aus ihrer Dürftigkeit heraus sein Bischen Essen bringt, der sich selbst nach dem Zuchthause wieder sehnt, ist doch sicherlich von allerschneidendster Ironie.

Man irrt überhaupt, nimmt man Raabe für einen „unterhaltlichen" Schriftsteller. Er fesselt manchmal, er interessirt immer; nie aber durch die Fabel. Die ist sehr häufig dürftig, oft sogar so sehr, daß eine Wiedererzählung einfach unmöglich ist. In ihr lägen seine Wirkungen auch dann nicht, hätt' er nicht einen ganz eigenthümlichen technischen Kunstgriff, die Spannung zu erhöhen. Er verräth nämlich fast nie, worum es sich eigentlich handelt. Es bleibt dunkel, warum die schöne Marie des Schäfers in „Fabian und Sebastian" ihr Kind tödtet; dunkel, was den einen der feindlichen Brüder in der gleichen Erzählung übers Meer treibt; ein Räthsel, woran Tonie Häußler stirbt: ob an der Niedertracht ihres Großvaters, die ihr unmittelbare Qualen bereitet, ob

aus Ekel davor, ob an ihrer unverstandenen Neigung zum Junker Henning von Lauen. Er ist tief: durch eine Idee bindet er drei der Entstehungszeit und der Handlung wie der Ausführung nach so weit von einander abliegende Erzählungen wie die vielgerühmte Trilogie: „Der Hungerpastor“ — mit dem merkwürdigen Oheim Grünebeck — der den Hunger nach Allem, nicht bloß nach dem, was dem Leibe frommt, behandelt; „Abu Telfan“, die Tragödie der Heimathlosigkeit in der Heimath, endlich den „Schüdderump“, der Geschichte van Tod Befreier und Vernichter zu einem großen Gemälde des Weltenelends. Er denkt, und darum begehrt er auch denkende Leser — die sind ziemlich rar geworden in Deutschland. . . .

Erscheint Raabe hier unklar, dann ist immer noch die Frage, ob die Schuld sein, ob sie dessen ist, dem der Mühe zuviel ist, in seine Welt einzudringen, die ein eigener Schleier umgibt. Ist er es manchmal aber wirklich, dann liegt die Ursache in einem besonderen Grunde. Jede seiner Sachen erscheint dem Kenner durchkomponirt und dem Plane nach wohl überlegt und dennoch wird er selten, sehr selten einen rein künstlerischen, fast nie einen runden und vollen Eindruck machen. Der Mann ist nämlich zu reich; ihm quellen die Gedanken beim Schreiben. Sie sind manchmal, häufig sogar tief wie kaum eines zweiten Lebenden bei uns; häufiger sind's Schrullen und stören. In dieser Beziehung liegt eben allein seine vielbemerkte Aehnlichkeit mit Jean Paul, dem er als Künstler sonst weit überlegen ist. So ganz formlos wie der Franke wird der Niedersachse eben doch nie, das macht die Zeit, das macht die strengere Zucht, deren der Erzähler heute gewöhnt ist. Aber auch er verliert häufig über dem Kleinen das Große aus den Augen: das Ziel, dem er denjenigen zuführen gewollt, der sich seiner Führung anvertraut; doch belohnt er ihn nicht selten überreich dafür, daß der Leser ihm durch dichtes Gehege gefolgt ist, wohin sonst Niemand käme, läßt ihn aber auch zu andermalen im Unerfreulichen stecken, wo es am wenigsten erbaulich ist, daß er miß- und zornmüthig wird. Das gibt dann Enttäuschungen und schiefe Urtheile, und über Mangel an derlei hat der Dichter kaum wohl je zu klagen gehabt; das erklärt die Kleinheit seiner Gemeinde, die ihm dafür allerdings desto ehrlicher und überzeugter anhangt. Und thatsächlich, er allein ist fähig, durch eine Wendung, durch ein Wort zu entschädigen für viele Mühe und Plage. Oder wer vergäße einen Satz, wie den die Wittwe Haracker ihrem Sohn, dem jämmerlichen Räuberhauptmann Cord, zuruft: „Oh Cord, Cord! die Ewigkeit kann nicht so lang sein, als die Nächte, die ich wach um Dich auf dem Strohsack gesessen bin!“

Das ist ein Beispiel für viele und erweist, wie tiefe und unmittelbare Töne, welche Naturlaute Wilhelm Raabe aus dem Borne der Sprache zu schöpfen weiß. In ihm schläft eben ein reicher Hort von Lyrik; der bestimmt mit seinen hohen Rang unter den Zeitgenossen, trotz aller Bedenken, trotz aller Einwände, die man ihm gegenüber erheben mag. Seine Mängel quellen aus seiner Natur und darum sind sie entschuldbar. Man darf sie nicht verschweigen, aber man muß sie erklären. Fehler wie Vorzüge sind Eines in ihm, der neben vielen Verdiensten noch ein besonderes hat: lange, ehe das moderne Schlagwort vom Naturalismus erhoben wurde, dessen Berechtigung eigentlich doch nur darin liegt, daß er der Dolmetsch der Stummen, der Anwalt der Schwachen sein will, hat Raabe nach seiner Art an der stärksten Aufgabe der wahren und der wahrhaftigen Dichtung mitgearbeitet. In die Stätten der Armen und Elenden stieg er nieder und leuchtete in ihre Höhlen. Er that's nicht mit jener Ruhe, die eine moderne Richtung solchen Aufgaben gegenüber verlangt; sie fordert, daß der moderne Erzähler etwas von der Ruhe des Pathologen habe, der bedacht Schwäre nach Schwäre seines Objekts aufdeckt und dessen Hand nicht zittert, wenn sein Herz erbebt. Er that's mit tief innerem Grauen und verhehlte nicht, wenn's ihn schüttelte; aber vielleicht wirkte er gerade darum mehr als Alle, die Gelassenheit erzwingen und darum einer Theilnahmslosigkeit verdächtigt werden, die ihnen ferne genug liegt und theuer genug kömmt. Er kann sich eben nichts abringen; dazu ist sein Naturell zu stark, und er sucht in seiner wahrhaftig nicht fröhlichen Weltanschauung Ausgleich, in seinem Humor Versöhnung für das, was ihm sonst zu hart und schneidend in die Seele griffe. Auch er kann in der menschlichen Seele lesen und Präparate daraus loslösen und sie sauber zubereiten, wie Einer; aber er thut's nicht gerne, er schildert das Häßliche nicht gern. Das sagt er selber in „Abu Telfan“, da er die Wege des Herrn von Glimmern, des Mörders der Tochter des Lieutenants Kind, nicht verfolgen zu wollen erklärt, weil ihm die Hetze des Rächers nach seinem Wilde darzustellen widerstrebe. Darum mag er wohl gerne den Schleier über zu Häßliches spreiten, dessen gedacht worden ist und der so manches verkümmert von reinem — denn klar und rein sind mir gleich — Genießen in seinen Werken. Aber — darin, daß ein solcher Mann von den kleinen Leuten, deren Thun und deren Leben er mit zuerst für die deutsche Dichtung entdeckt hat, wie er's denn auch mit seltener Kleinkunst auszugestalten weiß, daß er von diesen Menschen so viel Trauriges erzählen, so vieles Elendes gedenken muß, wo er's lieber nicht sähe, darin liegt eine Anklage, so hart wie sie nur irgend einer der Ankläger der modernen Gesellschaft und ihrer Sünden erheben kann. Nicht blind gegen die Fehler der Gegenwart, ist er's auch nicht gegen die abgethaner Tage; wer die Kleinstaaterei so genau kennt wie er, der wird der Errungenschaften sich herzlichst mit erfreuen, die auch des Fernestehenden Brust schwellen machen, fühlt er sich anders als Deutschen. Er ist durchaus national, und den großen Tagen der Einigung und der Erhebung hat er mehr als einmal Wort geliehen; aber nicht im Junkerthum, in der Welt der Arbeit und der bürgerlichen Tüchtigkeit sieht er den „deutschen Adel“. . . .

Eine Berechtigung zum Urtheile darüber wird ihm Niemand streitig machen. Denn auf deutschestem Boden ist er erwachsen und die besten Züge des Charakters jenes Volkes, dem er zugehört, weist sein wunderlich eckig, verschroben liebenswerth Bild: Gründlichkeit, die ins Tiefste geht, und doch eine keusche Schamhaftigkeit ungerne läßt. Einen melancholisch-säuerlichen Humor, dem ein herzhaft Weinen näher, denn ein fröhlich Lachen. Eine Formlosigkeit, die sich schwer meistern kann und Dinge verdirbt, die sonst erstaunenswürdig werden müßten. Und endlich, zu höchst, eine Menschlichkeit, der Antigone's herrliches Wort: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“, das er nicht umsonst einem seiner besten Werke vorangesetzt hat, aus der Seele gesprochen ist. Es ist Alles echt und bodenwüchsig bei ihm, da muß man ihn denn auch nehmen, wie er nun einmal ist, und sich freuen damit. Ein Reicher darf mal mit Rechenpfennigen zahlen; man weiß, er kann sie auslösen, er hat gemünzt wie ungemünztes Gold im Schrein zu Genüge ruhen. Ein Armer nicht. Und Raabe ist reich — es ist fast ein Unglück, daß er selber gar nicht weiß, wie viel in Barren und in altem und nicht mehr recht gangbaren Gelde er daheim liegen hat. . . .

J. J. David

Theater.

Lessing-Theater: Die Hochzeit von Valeni. Schauspiel in 4 Akten von Ludwig Ganghofer und Marco Brociner.

Valeni ist ein Gut und Dorf in Rumänien. Der Gutsherr Aristide Natara ist ein Leuteschinder, der, auf seine herrenrechtliche Weise, für die Verbesserung der bäuerischen Rasse sorgt. An einem schönen Sonn- oder Feiertage hat er eines Zigeunermusikanten Weib mit Hunden hetzen und zu Tode peitschen lassen, weil die Verblendete sich seinen wohlmeinenden Ehereformplänen widersetzte. Die Tochter erfährt von dieser Schauergeschichte erst, als sie dem Mörder ihrer Mutter angetraut ist; ihr lieber Vater theilt ihr, eine Stunde nach der Hochzeit zu Valeni, mit, wessen

Weib sie geworden ist. Warum er gerade diese immerhin ungewöhnliche Stunde wählt, das mögen die Dichter wissen. Ein glücklicher Zufall fügt es, daß die Neuvermählte, die einen schönen Rechtsanwalt liebt und von einem buckligen Staatsanwalt brünstig begehrt wird, just einen Giftbecher zu eigenem Bedarf gemischt hat. Warum sie gerade diese immerhin ungewöhnliche Stunde wählt, das mögen die Dichter wissen. Der bezechte Ehegreis stürzt das schlimme Gebräu herunter und sinkt alsbald entseelt zu seiner jungfräulichen Wittwe Füßen nieder. Natürlich sieht die böse Welt in der blendend schönen Zigeunerin sofort die Mörderin des widrigen Millionärs. Der bucklige Staatsanwalt, ein Morphinist, der sich für geistreich hält, bietet der engelhaften Sanda einen Vergleich: Liebe mich, spricht er, dann rett' ich Dich; liebst Du mich aber nicht, dann giebt es noch Richter in Valeni. Mit aller Empörung, deren die geschminkte Tugend zwischen 7 und 10 Uhr Abends fähig ist, wird der Antrag des Herrn Staatsanwalts zurückgewiesen. Die kaum verehelichte Sanda kommt auf die Anklagebank, und wer weiß, was geschähe, wenn sie nicht durch den Schuß aus einer Insurgentenflinte vor den Schranken niedergestreckt würde. Sterbend legt sie die Hand des geliebten Rechtsanwaltes in die bräutliche Rechte seines Wahlmägdeleins; ein letzter Sonnenstrahl trifft noch, da schon die Operngucker ungeduldig knacken, ihr brechend Auge; der Staatsanwalt aber geht und nimmt auch seinerseits Gift. So endet die Hochzeit von Valeni.

Alles dies und noch mehr trägt sich in einem leider beifällig aufgenommenen Theaterstücke zu, welches Herr Ludwig Ganghofer, der halbe Dichter des „Herrgottschnitzer von Ammergau" und schlimmerer Bühnenstreiche, aus dem Roman des Rumänen Marco Brociner zurecht geschneidert hat. Die erbarmenswürdige Technik, neben der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer uns als eine ebenso keusche wie moderne Poetin erscheinen will, weist diese Dramatisirung eines mittelmäßigen Hintertreppenromans weit fort von allen ernsthaften Bühnen; im Ostend-Theater mag dergleichen die Hörer entzücken. Dort mag man auch an einer Sprache keinen Anstoß nehmen, die uns mit „abbrennenden Augen" bekannt macht und mit Sätzen wie dieser, den der öffentliche Ankläger von Valeni leistet: „Warum läßt der liebe Gott solche Augen wachsen?" Uns ist das Rumänisch.

Es wäre ein gar zu billiges Vergnügen, die Herren Ganghofer und Brociner der verdienten Lächerlichkeit preiszugeben, auch haben sie diesen Theil ihrer Arbeit selbst besorgt. Wir hätten uns an dem Trauergeleite der „Hochzeit von Valeni" gar nicht betheiligt, wenn es nicht nothwendig erschiene, bei so trübem Anlaß gegen eine zu befürchtende Mobilmachung des Realismus mit einiger Entschiedenheit Einspruch zu erheben. Sie wird gewißlich erfolgen, und man wird an diesem Handwerkerstück wieder einmal den Triumph der neuen Kunst ad oculos demonstriren. Mit Unrecht. Nicht am mangelnden Realismus ging die „Hochzeit von Valeni" zu Grunde, sondern an der aufgeblasenen Talentlosigkeit der Hochzeitlader. Zu allen Zeiten hat es solche unkünstlerische Gräueldramen gegeben, wie es zu allen Zeiten ein Publikum für salzlosen Possenkram gab. Majestätsbeleidigung ist es, Ibsen an Schönthan zu messen und Anzengruber an Ganghofer.

Wir würden dieses schlechte Melodrama, in welchem zwei bis drei Dutzend der banalsten Motive zu einem ungenießbaren Potpourri zusammengequirlt sind, nicht in dem Hause des früher so kritischen Herrn Blumenthal gesehen haben, wäre dem theatralischen Ungethüm nicht in Wien ein langandauernder Erfolg erblüht. Wien ist nicht mehr die deutsche Theaterhauptstadt, das haben wir mit froher Genugthuung diesmal empfunden; das Wiener Theaterleben wird von Schauspielererfolgen beherrscht und von Schauspielerstücken; das Wiener Theaterpublikum hat Grillparzer nicht verstanden und Anzengruber zur Witzblatttagelöhnerei gezwungen. Wien hat noch eine Schauspielkunst und einen Schauspielkritiker; für die moderne Bühnenpoesie muß Wien noch erobert werden aus der Umklammerung bunter Gaukelei.

Wo nur Rollen zu spielen, nicht Menschen darzustellen sind, kann auch des Mimen Kunst nur billige Dutzendwaare spenden. Das gänzlich ungeschulte Talent des Fräulein Reichenbach sollte vor so verderblichen Aufgaben sorglich bewahrt werden; hier erwächst uns vielleicht einstens eine tragische Liebhaberin. Daß Herr Klein in diesem Schundladenstück wieder ganz und gar zum künstelnden Virtuosen ward, sei ihm, der erschwerenden Umstände halber, gern verziehen. Einige der Hochzeitsgäste von Valeni machten aus der Noth ihrer Textunsicherheit eine Tugend; vielleicht waren sie mit einem der beiden Autoren befreundet, verschwägert oder verwandt und wollten auf das gute Recht der stilistischen Zeugnißverweigerung nicht verzichten.

M. Kent.

An authors love. Being the unpublished letters of Prosper Mérimée's „Inconnue". 2 vol. London. 1899. Macmillan and Co.

Wenn es sich ein deutscher Autor beifallen ließe, zwei dicke Bände „Briefe der Frau von Stein an Goethe" herauszugeben und auf dem letzten Blatt zu erklären: ich bin bei der Lektüre von Goethe's Briefen im Park von Weimar eingeschlafen: die beiden vorliegenden Bände der neuen Briefsammlung sind mir nur als Traumbild aufgestiegen: — was würden die Goethefreunde dazu sagen? Soweit sich Männer von Geschmack unter ihnen finden, dürften sie die Spielerei gelten lassen, unter der Bedingung, daß die Mystifikation Geist vom Geiste der Stein offenbart oder doch — offenbaren könnte. Denn nicht immer sind die Herzensgebieterinnen großer Dichter ihrer Verehrer würdig; gar oft sogar muß erst eine Poetenphantasie die Beatricen and Lauras verklären, um sie überhaupt nur erträglich zu machen. — Unser Urtheil über das Pasticcio der Briefe von Mérimée's „Unbekannter" bedarf keiner weiteren Begründung. Der namenlose Herausgeber (ist's wirklich ein Autor? keine authoress? hat in Cannes angeblich beim Anblättern der Briefe Mérimée's an die Inconnue ein traumreiches Schläfchen gehalten: die Ergebnisse desselben sollen diese zwei dicken Bände sein. Pedantisch genau wird für jeden Brief Mérimée's eine Paraphrase oder Zusatzantwort der „Unbekannten" zum Besten gegeben. Wir wissen nicht, ob die „Inconnue" in Wahrheit also oder anders geschrieben: schlechter als Mérimée hat sie die Kunst des Briefschreibens jedenfalls geübt.

—m.

„Sturmvögel". Sechzig deutsch-nationale Klage- und Zornlieder von Karl Pröll. Zweite vermehrte Auflage. Berlin. 1890. Hans Lüstenöder.

Auch die löblichste Gesinnung entschuldigt es nicht, wenn schlechte Leitartikel in ihrer würdige Reime gebracht werden, wie's Karl Pröll in diesem Werkchen gethan hat. Als Politiker und gesinnungstüchtiger Mann mag er seine Verdienste haben; an seiner ehrlich deutschen Gesinnung zu zweifeln wäre, wie ein Blick in diese „Sturmvögel" erweist, ein Unrecht — aber es ist leider auch kein Zweifel, daß er kein Lyriker ist. Eine überstiegen-pathetische Sprache allein macht den nämlich nicht; und mit unglücklichen Bildern und mit Härten der Form ist in dem Büchlein geradezu eine ganz unziemliche Verschwendung getrieben worden. Das klingt hart — aber man seh' es einmal an und man wird begreifen, daß Rezensent eine der segensreichen Folgen des deutsch-böhmischen Ausgleiches darin sieht, daß vielleicht dem Ueberwuchern solcher Poesie ein wenig gesteuert wird.

J. D.

Briefkasten der Redaktion.

Zittau: Freundlichen Dank für die gütigst übermittelten Zahlen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 23. Berlin, den 8. März 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Das Ergebniß der Haupt- und Stichwahlen liegt nunmehr abgeschlossen vor. Danach wird der nächste Reichstag bestehen aus 107 Mitgliedern des Centrums, 71 Konservativen, 69 Deutschfreisinnigen und 10 Mitgliedern der mit den Freisinnigen eng verbündeten Volkspartei, 42 Nationalliberalen, 35 Sozialdemokraten, 19 Vertretern der Reichspartei, 16 Polen, 12 Deutschhannoveranern, 10 Elsässern, 4 Antisemiten, 1 Dänen und dem Prinzen Carolath, von dem bisher nur bekannt ist, daß er der Reichspartei nicht wieder beitreten wird. Die Kartellmajorität ist also endgültig vernichtet, und am schwersten mitgenommen von den drei verbündeten Parteien sind die Nationalliberalen.

Dieses Ergebniß entspricht nach zwei Richtungen den Wünschen der freisinnigen Partei. Ihr Streben mußte es sein, die Fortsetzung der bisherigen Politik unmöglich zu machen. Zu diesem Zwecke war es nothwendig, das Kartell in allen seinen Theilen so sehr zu schwächen, wie sich das nur erreichen ließ. Erfreulicherweise ist dies in einem Umfang geglückt, daß selbst die Bildung einer Majorität aus den konservativ-agrarischen Elementen des Centrums und der Rechten nicht mehr zu befürchten steht. Daneben aber war es geboten, zugleich die Nationalliberalen zu bekämpfen. Sie mußten in zweifachem Sinne als Feinde betrachtet werden, denn sie waren die Stützen der bisherigen Politik und zugleich sind sie Pseudoliberale, die ein politisch und wirthschaftlich reaktionäres Regiment immer von Neuem als maßvoll, freisinnig und volksthümlich auszuschreien versuchten. Sollten unsere inneren Verhältnisse gesunden, so mußte diese Legende zerstört und mußten jene geschwächt werden, deren Existenzberechtigung und deren Werth für die herrschenden Kreise im Wesentlichen darin bestand, daß sie konservative Gesetzesfracht unter liberaler Flagge in den Hafen zu bringen behilflich waren. Jetzt, nachdem die Kartellmajorität verweht und die nationalliberale Partei aus ihrer einflußreichen Stellung verdrängt ist, wird die Aenderung der bisherigen politischen Richtung eine Nothwendigkeit; der Sieg des echten Liberalismus bietet aber eine Bürgschaft dafür, daß in der Zukunft wenigstens in rein politischen und Verfassungsfragen nur mit einer solchen Politik wird vorwärts zu kommen sein, die auf die freisinnigen Anschauungen der breiten Schichten des Bürgerthums Rücksicht nimmt.

Es ist durchaus erklärlich, daß die Kartellparteien diesen Wechsel des Glückes, den sie verdientermaßen zu erdulden haben, nur schwer ertragen; in welcher Weise sie sich aber in die neuen Verhältnisse finden, das ist überaus charakteristisch und verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Auch die freisinnige Partei hatte vor drei Jahren bei den Wahlen schlimme Erfahrungen gemacht; doch kann man ihr zum Ruhme nachsagen, daß sie die Niederlage, die sie erduldet, nicht zu vertuschen und umzudeuteln gesucht hat. Sie brauchte das nicht, denn sie war der Ueberzeugung, daß nicht die Prinzipien der Partei, sondern äußerliche Dinge die ungünstige Entscheidung herbeigeführt hatten. Diese Haltung nach schweren Einbußen konnte als Gewähr künftigen Sieges gelten, und so kann denn entsprechend auch die jetzige Aufführung der offiziösen Presse und der maßgebenden nationalliberalen Zeitungen für ein ferneres Symptom des Niederganges der bisherigen Regierungskunst und der so eng mit dieser verknüpften nationalliberalen Partei angesehen werden.

Es ist begreiflich, daß die unabhängige konserva-

tive Partei, die ihre Vertretung in der „Kreuzzeitung“ findet, am besten die Fassung zu bewahren im Stande ist. Auch diese Partei weiß, wofür sie kämpft, und ein Fehlschlag braucht nicht bleibend über ihr Geschick zu entscheiden. Ganz anders bei den Offiziösen und Nationalliberalen. Diese Schaaren gleichen einem Heere, das prahlerisch in den Kampf zog und das, weil ihm innere Kraft und Widerstandsfähigkeit fehlt, sogleich nach einem unglücklichen Gefecht das Bild trostloser Zerfahrenheit bietet. Kein Zug fehlt, um die völlige Deroute dieser Elemente zu charakterisiren. Zuerst leugneten sie, daß sie geschlagen; und keinesfalls sollten die Freisinnigen die Sieger sein. Noch am 27. Februar schrieb die „Nationalzeitung“: „Selten ist ein Versuch, die Welt zu täuschen, so rasch zu kläglichem Ende gelangt, wie die Fabel vom deutschfreisinnigen Aufschwung“. Nachdem dann die wahre Sachlage sich nicht länger verhüllen ließ, begann man in logischer Fortentwicklung nach dem Schuldigen zu suchen. Die Preßlakaien der Bismarck'schen Politik, die viele schlechte Eigenschaften besitzen, aber denen eine falsche Sentimentalität unmöglich nachgesagt werden kann, waren sogleich bei der Hand, die Nationalliberalen preiszugeben, die sich so willfährig bis zur letzten Minute hatten ausbeuten lassen. Sie waren die Schuldigen, weil sie mit dem Liberalismus zu kokettiren angeblich noch immer nicht unterlassen konnten. Diese Anklage erschien den Nationalliberalen unerhört, nun ihrerseits das kann man nachempfinden, und sie entdeckten, daß der eigentliche Schuldige — horribile dictu — der Fürst Bismarck in eigener Person sei, der während der ganzen letzten Reichstagssession es unterlassen hatte, führend in die Politik einzugreifen. Die Fassungslosigkeit führte die Geschlagenen dann noch einen Schritt weiter; nicht allein der Reichskanzler oder die Nationalliberalen, sondern auch das Reichstagswahlrecht wurde verantwortlich gemacht, und was die Nationalliberalen vor dem 20. Februar auszusprechen sich wohl gehütet hatten, das ließen sie sich jetzt in ihrem Schmerz entschlüpfen. Da sie so große Verluste erlitten, so muß eine Aenderung des Reichstagswahlrechts ins Auge gefaßt werden; dieses Zugeständniß ist werthvoll genug und wenn die Nationalliberalen heute nicht die Macht zu einer Verfassungsänderung haben, so ist doch nunmehr klar, wessen man sich von ihnen zu versehen hat, wie es im Kanzleistil heißt. Aber wie sollte jene Verfassungsänderung wohl beschaffen sein, welche die Nationalliberalen vor dem Verdikt des Volkes zu bewahren im Stande ist! Die „Nationalzeitung“ schlägt das Listenskrutinium vor und übersieht in ihrer Geistesverwirrung, daß eine Listenwahl für die Opposition noch günstigere Resultate hätte ergeben müssen; denn das Kartell hat bei rund 2 500 000 Stimmen 132 Abgeordnete durchgebracht, während die entschiedene Opposition, bestehend aus Freisinnigen, Volkspartei und Sozialdemokraten bei rund 2 600 000 Stimmen nur 114 Vertreter im Parlamente besitzen wird. Diese Vorschläge sind daher zwar kompromittirend, aber sie wären nicht einmal zweckentsprechend.

Und glaubt man wirklich einen gewichtigen Trumpf auszuspielen mit der Drohung, daß die Kartellparteien keinen der Ihrigen in das Reichstagspräsidium entsenden werden. Wir sind der Meinung, daß es für die Opposition nur vortheilhaft sein kann, wenn ein Präsidium aus ihrer Mitte beweist, wie sachgemäß und unparteiisch es die Geschäfte des Parlamentes zu leiten im Stande ist; einer solchen „Schwierigkeit“ sehen wir mit behaglicher Freude entgegen.

Alle jene Anschuldigungen, Vorschläge und Drohungen, die vor allem die „National-Zeitung“ enthält, erscheinen wie die Zuckungen der Agonie. Mit kühler Mitleidslosigkeit wird man zuschauen, wie hier das Werk der Selbstzerstörung vollendet wird, und wenn dieses Organ und neben ihm vor allem die „Kölnische Zeitung“ auch in der persönlichen Verunglimpfung der Gegner noch einen Trost im Leid suchen, so wird man auch dies gebührend verstehen; die genannten Zeitungen können es eben ihren früheren Parteigenossen durchaus nicht verzeihen, daß diese überzeugungstreue Männer geblieben sind.

Zeigen die Parteien des Kartells die deutlichen Zeichen der Zersetzung, so scheint nicht weniger altersschwach und siech jene Macht, welche das Kartell erschuf, und welche es zusammengehalten hat. Es sind die kleinen alten, verbrauchten und verächtlichen Mittel der Verhetzung und der Zeitungsintrigue, mit denen auch nach den Wahlen noch fortgewirthschaftet wird. Die Wahlen brachten die tiefe Mißstimmung des Volkes gegen die Bismarck'sche Politik zu unzweideutigem Ausdruck; man wird nicht behaupten können, daß für die Wiederherstellung des Welfen- oder Polenreiches heute im Volke mehr Sympathieen vorhanden sind, als bisher; aber wenn auch diese Parteien wie jede andere Oppositionspartei gestärkt aus dem Wahlkampfe hervorgegangen sind, so liegt darin der Beweis, daß die Bevölkerung jede sich nur bietende Gelegenheit benutzte, um ihr Veto in möglichst kräftiger Weise gegen die bisherige Führung der Geschäfte zum Ausdruck zu bringen. Das ist in erster Linie der Grund der polnischen, der welfischen und zahlreicher sozialdemokratischer Siege. Und dieser ernsten Sachlage gegenüber produzirt die offiziöse Presse nicht einen neuen politischen Gedanken; sie ist unfähig, neue politische Wege zu weisen und begnügt sich mit der alten Trivialität, die Sozialdemokratie als Söldlinge Frankreichs, und die Freisinnigen als Kryptorepublikaner auszugeben. Die Zeit für diese decrepiden Scherze ist vorüber. Das deutsche Volk erkennt, daß seine ärgsten Feinde jene sind, die das von ihnen vertretene politische System nicht anders als durch Verhetzungen und Verdächtigungen zu stützen wissen.

Aus allen diesen in der Oeffentlichkeit sichtbaren Anzeichen schließen wir, daß in den oberen Sphären die Katastrophe nicht ausbleiben wird. Bemerkenswerth für das, was zu erwarten, ist die Stellung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ gegenüber den Gerüchten, daß der Reichskanzler von seinen Aemtern zurücktreten wird. Die „Norddeutsche“ widerspricht weder diesen Gerüchten, noch bestätigt das Blatt dieselben; sondern es druckt sowohl jene Stimmen ab, die das Bestehen einer Kanzlerkrisis behaupten, wie jene andern, die eine Krisis ableugnen. Auch hier produzirt sich ein wohlbekannter, ergrauter Kniff. Nach dem Prinzip, daß ein Feuer, welches von zwei Seiten angeblasen wird, nur um so kräftiger brennt, möchte man die Diskussion über die Kanzlerkrisis dadurch beleben, daß der eine offiziöse Mund in die Welt hinaus bläst, der Kanzler geht, während der andere sagt: Nein er bleibt. Aber wie nichts mehr gelingt, so läßt sich nicht einmal über die Kanzlerfrage eine stärkere Erregung erzeugen.

Diese Diskussionen, die das vorgesteckte Ziel nicht erreichen, können zudem der Opposition nur willkommen sein; sie liefern den Beweis, daß das Gehen des Fürsten Bismarck nicht die oft prophezeite Erschütterung erzeugen wird, und sie bereiten daher, was auch die Opposition sich stets hat angelegen sein lassen, in dankenswerther Weise, wenngleich wider Willen auf jenes Scheiden des Kanzlers vor, das aus dem einen oder andern Grunde ja doch einmal eintreten muß. Und noch einen Vortheil bringen diese Erörterungen. Ist der Rücktritt des Fürsten Bismarck in so große Nähe gerückt, wie die Offiziösen es erscheinen lassen, dann muß ungesäumt bei dem Zusammentritt des Parlamentes eine Neuregelung in der Vertheilung der politischen Reichsgeschäfte und in der Verantwortlichkeit der leitenden Männer betrieben werden. Das Argument, das sich aus den offiziösen Krisengerüchten ableiten läßt, werden sich die Freisinnigen bei der voraussichtlichen Erörterung der Einführung der verantwortlichen Reichsministerien daher gern zu Nutze machen.

Ob Fürst Bismarck bleibt oder geht, die Frage beherrscht überhaupt nicht mehr so sehr die gesammte Situation, wie es noch vor Kurzem erscheinen konnte. Die Hauptsache bleibt, daß das System Bismarck beseitigt wird; alles Andere ergibt sich alsdann von selbst, und daß das System Bismarck schwer getroffen am Boden liegt, dafür sprechen die deutlichsten Anzeichen.

Die offiziellen Einladungen zu einer „Konferenz behufs Regelung der Arbeit in industriellen Anlagen und Bergwerken“ sind ergangen und mit diesen Einladungen

wurde ein Programm für die Verhandlungen verschickt. Die Berathungen werden sich demnach nur erstrecken auf eine eventuelle Regelung der Sonntags-, der Kinder- und der Frauenarbeit. Diese Beschränkung hatten wir für vortheilhaft, denn gelingt es nicht, zu einer internationalen Verständigung zu gelangen, so wird auf diesem umgrenzteren Gebiete auch Deutschland allein reformatorisch vorgehen können, und es wird so vermieden werden, daß die heute genährten Hoffnungen zu bitteren und gefährlichen Enttäuschungen führen.

Ein zweiter Schritt vorwärts auf dem Wege volksfreundlicher Reformen besteht in der Einführung von **Arbeitervertretungen** auf den königlichen Steinkohlenbergwerken im Saarrevier. Durch einen sehr liberalen Wahlmodus bezeichnen die Arbeiter ihre Vertreter. Diese Basis gibt zu Erinnerungen keinen Anlaß; allein fraglich erscheint es, ob die Aufgabe, die diesen Vertretungen gestellt wird, eine ausreichende ist. Sie sollen nur dazu da sein, Wünsche und Beschwerden zum Ausdruck zu bringen; sie sind ein Beirath, doch ohne unmittelbaren Einfluß. Die Lebensfähigkeit dieser Institution wird sich erst praktisch zu erweisen haben; aber jedenfalls bedeutet sie einen Fortschritt; sie stellt sich dar als eine besondere Form, in der das Koalitionsrecht der Arbeiter zur Geltung kommt, sie bekräftigt somit das Koalitionsrecht und auf dieser Unterlage wird sich mindestens weiter bauen lassen.

Herr von **Saucken-Tarputschen** ist gestorben. Wie sein Vater war er ein überzeugungstreuer Liberaler und in einer langen parlamentarischen Laufbahn hat er mit Kraft und Geschick für die Freiheit im wirthschaftlichen und politischen Leben gekämpft. Er gehörte zu jener heute fast ausgestorbenen Schaar von Adligen aus dem preußischen Osten, die ihr Stammbaum nicht abhielt, sich zur freisinnigen Opposition zu bekennen und die, obgleich sie Gutsbesitzer waren, es verschmähten, eine agrarisch-junkerliche Politik zu fördern. Mit Saucken-Tarputschen ist ein fester, treuer Mann geschieden.

Es scheint, daß das **französische Kabinet** zusammenbrechen wird; eines seiner hervorragendsten Mitglieder, der Minister Constans, ist bereits ausgeschieden; andere werden voraussichtlich folgen, so daß eine Krisis unvermeidlich erscheint. Der unmittelbare Anlaß für den Austritt von Constans soll zwar nur in einem persönlichen Zerwürfniß mit dem Ministerpräsidenten bestehen; aber man setzt voraus, daß hinter diesem Anlaß noch sonstige Ursachen liegen. Constans scheint die Tage des Kabinets für gezählt gehalten zu haben und wollte sich daher bei Zeiten retten. Warum das Ministerium aber seine feste Stellung dem Parlament gegenüber verloren hat, ist noch dunkel. Am wahrscheinlichsten ist, daß die politische Intrigue wieder ihr Werk gethan hat, und zudem soll die Annahme der Einladung zur Berliner Arbeiterschutzkonferenz sehr überflüssiger Weise den Ministern von zahlreichen Parlamentariern verübelt werden.

Fast jede Neuwahl bringt dem Kabinet **Salisbury** eine Niederlage. Diesmal haben die Gladstonianer den Konservativen in London einen Sitz abgenommen.

Emin Pascha ist jetzt von seinem Sturze glücklich soweit wieder hergestellt, daß er nach Zanzibar übersiedeln konnte. Die Pläne, die er für die Zukunft hegt, sind bisher unbekannt; es scheint, daß er selbst noch nicht zu einem festen Entschluß gelangt ist.

* * *

Die politische Stellung der Freisinnigen nach den Wahlen.

Die Kartellmehrheit ist gründlich beseitigt. Insbesondere die Hauptträger des Kartellgedankens, Freikonservative und Nationalliberale, sind dem Unwillen des Volkes zum Opfer gefallen. Noch nicht die Hälfte ihrer Mandate bringen diese Bismarck'schen Kerntruppen in den neugewählten Reichstag zurück. Mit einer unglaublichen Würdelosigkeit und Unklugheit hat vor Allem die große nationalliberale Presse dies Verdikt des Volks entgegengenommen. Die fassungslose Wuth, mit der Organe, wie die „Kölnische Zeitung“, die „National-Zeitung“ und die „Hamburger Nachrichten“ über das allgemeine gleiche, direkte und geheime Wahlrecht herfielen, ist geeignet, die Befriedigung darüber, daß dem Kartell die Zähne ausgebrochen sind, bei allen Unbefangenen noch wesentlich zu steigern.

Im politischen Leben kann man sich aber nicht lange bei den Besiegten aufhalten. Jeder Tag hat seine neue Plage und kein Erfolg ist der Mühe werth, der nicht den Ausgangspunkt für weitere Erfolge bildet.

Die Freisinnigen sind durch die gewaltige Niederlage der nationalliberalen Partei und das riesige Anwachsen der Sozialdemokratie in eine ganz neue parlamentarische und damit auch in eine vielseitig veränderte politische Lage gebracht. Der Liberalismus, in seiner Gegensätzlichkeit zur Zwangs- und Begünstigungspolitik einerseits und zum Kollektivismus der Sozialdemokratie andererseits, kann in Zukunft eine wirksame Vertretung nur noch in der freisinnigen Partei finden. Sie bildet jetzt mit ihren — einschließlich der süddeutschen Volkspartei — rund 80 Reichstagsmandaten mehr als je den Krystallisationspunkt für alle liberalen Bestrebungen, die in der deutschen Nation sich Geltung verschaffen wollen, und außerdem den Stützpunkt für jenen politischen Liberalismus, der in anderen Parteien, verquickt mit gesonderten Parteibestrebungen, gleichsam in partibus infidelium enthalten ist. Das Letztere gilt sowohl für die liberal angehauchten Elemente der nationalliberalen wie für die demokratischen Theile der Centrumspartei und auch für jene fluktuirenden Massen, welche augenblicklich der Sozialdemokratie zugefallen sind, ohne sich eigentlich dem sozialdemokratischen Programm angeschlossen zu haben.

Die freisinnige Partei muß es als ihre politische Mission ansehen, alle diese liberalen Kräfte an sich zu ziehen, um auf diese Weise dem Liberalismus eine herrschende Stellung in Deutschland zu erobern. Das Ziel liegt klar vor Augen, aber der Weg zum Ziele ist schwerer zu erkennen.

Ueber eins zwar wird man kaum verschiedener Meinung sein können, nämlich über die Nothwendigkeit, daß sich die Freisinnigen in weit besserer Weise organisiren, als das bisher der Fall gewesen ist. Der Zusammenschluß aller energischen freisinnigen Männer zu Wahlvereinen, welche zwischen zwei Wahlen Alles soweit vorbereiten, daß man durch keinerlei Neuwahl in Verlegenheit gesetzt werden kann, ist eine dringende Nothwendigkeit. Beständige Fühlung zwischen den Vertrauensmännern des Kreises und der Leitung der Wahlvereine, frühzeitige Beschaffung der Geldmittel für die Kosten der nächsten Wahl und rechtzeitige Bestimmung des Kandidaten, das bleiben die Haupterfordernisse einer guten Organisation. Es gibt einzelne Wahlkreise, die in dieser Beziehung als Muster aufgestellt werden können, die größere Anzahl der Wahlkreise dagegen geht mangelhaft gerüstet in den Wahlkampf.

Natürlich wird auch die bestorganisirte Partei keine großen Erfolge erringen, wenn die Sache, die sie vertritt, keine Anziehungskraft auf die Massen ausübt. Diese Anziehungskraft zu stärken, wird vornehmlich die Aufgabe der leitenden Männer einer Partei bilden müssen. Ihnen fällt diese Aufgabe naturgemäß zu, denn die Art und Weise, wie man versucht, politische Ideen zur Durchführung zu bringen, ist nicht selten, ja in der Regel dafür entscheidend,

ab sie überhaupt zur Durchführung gelangen. Die Geschichte aller Parteien ist erfüllt von zahlreichen Fehlern, die in dieser Beziehung gemacht worden sind, und auch die Freisinnigen haben — hoffentlich nicht umsonst — empfindliche Erfahrungen gemacht. Die Stellung der freisinnigen Partei als Mittelpunkt des gesammten deutschen Liberalismus wird aber die Anforderungen an Energie, Umsicht und Takt noch erheblich steigern.

Nichts würde in dieser Lage verhängnißvoller sein, als, in der Hoffnung, es Allen recht machen zu können, einen möglichst verdünnten Liberalismus dem Volke kredenzen zu wollen. Das wäre das beste Mittel, um der Sozialdemokratie immer neue Schaaren zuzuführen. Im Gegentheil, will man dem Abbröckelungsprozeß nach der Seite der Sozialdemokratie hin Einhalt thun und bereits verlorene Volkstheile wiedergewinnen, so kann das nur durch eine weitherzige und sehr entschiedene liberale Politik geschehen. Der Wahlerfolg der Freisinnigen ist zur Hauptsache hervorgegangen aus der nachdrücklichen Bekämpfung des Sozialistengesetzes und der Besteuerung der nothwendigsten Lebensmittel. Diesen Kampf kann die freisinnige Partei im Reichstage jetzt mit erheblich größerem Nachdruck führen. Sollte sie in diesem Kampfe erlahmen, so würde ihre Niederlage bei den nächsten Wahlen größer werden, als ihr diesmaliger Wahlerfolg. Glücklicherweise ist auch nicht der geringste Anlaß für die Annahme vorhanden, daß über diesen Punkt innerhalb der Partei Meinungsverschiedenheiten entstehen werden. Schwieriger liegt die Frage, wie man sich der sozialpolitischen Bewegung gegenüberstellen will. Die Zeit der generellen Sympathieerklärungen ist vorbei, und jede Partei wird Farbe bekennen müssen. Was das Gebiet des eigentlichen Arbeiterschutzes anlangt, so ist die freisinnige Partei grundsätzlich nicht behindert, allen in das Gebiet der sozialen Hygiene fallenden gesetzlichen Maßnahmen zuzustimmen. Anders liegt die Sache, sobald man an gesetzliche Maßnahmen kommt, die auf eine staatliche Lohnregulirung abzielen. Die sozialistische Bewegung zur Herbeiführung eines generellen Maximalarbeitstages von 8 Stunden hat bewußtermaßen dies letztere Ziel im Auge. Hier wird die Expansionsfähigkeit des freisinnigen Programms ihre Grenze erreichen, jenseits welcher voraussichtlich ein heftiger Kampf mit dem Sozialismus entbrennen wird.

Innerhalb dieser Grenze bietet sich jedoch dem Liberalismus ein weites Feld zur reformatorischen Thätigkeit in politischer, sozialpolitischer und steuerpolitischer Beziehung. Der Wahlaufruf der Partei hat die Punkte bezeichnet, welche zunächst in Angriff zu nehmen sind. Eine kräftige parlamentarische Initiative wird den Nachweis zu liefern haben, daß es sich dabei um erreichbare Dinge handelt.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XIII.

Ein Schwerinstag hat in die Budgetdebatten des Abgeordnetenhauses, die nach wie vor das Interesse wenig anzuregen vermögen, eine Abwechselung gebracht.

Die Städteordnung enthält die Bestimmung, daß bei jeder Stadtverordnetenwahl jeder Wahlbezirk genau ebenso abgegrenzt sein muß, wie er es bei der vorhergehenden Wahl gewesen. Mit anderen Worten, die durch eine Verwaltungsmaßregel für einen einzigen Fall vorgeschriebene Eintheilung der Wahlbezirke wird zu einer lex in perpetuum valitura. Diese Bestimmung konnte zu ihrer Zeit nur erlassen werden, weil man sich die Folgen derselben nicht klar gemacht hatte. Für das Reich und für den Staat sind die Wahlbezirke durch das Gesetz abgegrenzt; diese Einrichtung ist unzweifelhaft nothwendig, aber sie führt ebenso unzweifelhaft auch hier zuweilen zu recht unbequemen Folgen. Bei einer Stadt ist eine solche Einrichtung auf die Dauer unmöglich. Ein Wahlbezirk, der bei einer Wahl 5000 Wähler gehabt hat, kann nach sechs Jahren bei der nächsten Wahl 20 000 Wähler haben, wenn er an der Grenze des Weichbildes liegt und die Baulust sich gerade auf ihn wirft. Ein anderer Stadtbezirk in der Mitte der Stadt kann in demselben Zeitraum an Wählerzahl einbüßen, wenn sich Wohnhäuser in Geschäftshäuser verwandeln. Ein Eintheilungsplan, der bei seiner Aufstellung den Grundsätzen der Gerechtigkeit auf das Strengste entsprach, wird nach zehn Jahren schon schief und nach fünfzig Jahren völlig verkehrt sein. Je größer eine Stadt ist, desto mehr wird sie unter dieser Einrichtung leiden und Berlin leidet besonders schwer unter ihr.

Schon vor acht Jahren hatte darum die freisinnige Partei einen Antrag auf eine Novelle eingebracht, welche den Wahlbezirken eine mäßige Elastizität verleihen sollte. Der Antrag war so überzeugend motivirt, daß er die Zustimmung nicht allein des Hauses, sondern sogar auch des Herrenhauses erwarb. Die Regierung lehnte ihn ab. Herr von Puttkamer vertrat den Standpunkt, daß es besser sei, die Fehler der Bezirkseintheilung durch eine Auflösung der ganzen Stadtverordnetenversammlung als durch eine mäßige Abänderung der Grenzen zu korrigiren. Nur ein Staatsmann von der Eigenart des Herrn von Puttkamer konnte einen solchen Standpunkt einnehmen. Es lag ihm damals daran, die Auflösung der Berliner Stadtverordnetenversammlung herbeizuführen, an welche er gewisse Hoffnungen knüpfte, die sich nicht verwirklicht haben.

Das Oberverwaltungsgericht hat sich inzwischen dahin ausgesprochen, daß jene hölzerne Bestimmung der Städteordnung mit buchstäblicher Strenge durchgeführt werden müsse. Schon die Verlegung eines einzelnen Hauses aus einem Wahlbezirk in den anderen schließe eine Verletzung des Gesetzes in sich, die, wenn sie von Einfluß auf den Ausfall der Wahl gewesen, deren Vernichtung im Gefolge haben müsse. Juristisch läßt sich dagegen nichts einwenden, aber es führt zu praktisch unmöglichen Resultaten. Das Gesetz ist fehlerhaft und hat nur darum seit 35 Jahren fortbestehen können, weil es in unzähligen Fällen straflos verletzt worden ist. Die freisinnige Partei hat unter diesen Umständen ihren früheren Antrag erneuert, und da gegen die Nützlichkeit desselben nichts einzuwenden ist, da er auch von keinem Parteiinteresse diktirt ist, ist zu hoffen, daß er diesmal ein besseres Schicksal haben wird als früher.

Ein zweiter Antrag ist von der ultramontanen Partei eingebracht und bezieht sich auf den Wildschaden. Man spricht viel von dem Nothstande der Landwirthschaft; das schwerste Gebrechen, über welches die Landwirthschaft zu klagen hat, ist das, daß der Fleiß des Bauern nicht geschützt ist gegen die Verwüstungen, welche das verderbliche Wild anrichtet, das in unseren Wäldern gehegt wird. Der Bauer, der sieht, daß seine Kornfelder vor der Zeit der Ernte von Hirschen zertreten und abgefressen werden, hat das Recht, die Nacht hindurch zu wachen und zu sehen, ob er durch das Rühren einer Klapper einen moralischen Eindruck auf die Vernichter seines Wohlstandes machen kann. Sobald er zum Schießgewehr greift, verfällt er dem Gefängniß. In der letzten Zeit brachten die Zeitungen noch Berichte über einen Fall, wo zwei Verbrecher dieser Art, im Uebrigen hoch ehrenwerthe Leute, abgestraft worden sind.

Seit Jahren vergeht keine Session, wo nicht Beschwerden hierüber geführt und Versuche angestellt werden, dem Uebel abzuhelfen. Die Agrarier, die ja sonst hinreichende Gelegenheit finden, dem Bruder Bauer die Hand zu schütteln, sehen dieser Bewegung kalt lächelnd zu. Die Landwirthschaft ist zwar ein schönes Ding, aber das Jagdrecht ist noch schöner. Der Minister der Landwirthschaft nimmt entweder an den Debatten keinen Antheil oder er beschränkt sich auf die Erklärung, daß der Wald „nicht veröden“ dürfe; diesmal befand er sich in Folge einer Verletzung am Fuße so leidend, daß er nicht einmal einen Kommissarius abschicken konnte. Durch die Reihen der konservativen Partei geht zuweilen

die Ahnung, daß diese Frage ihr an irgend einem Tage verhängnißvoll werden kann und darum ist sie im Plenum bemüht, ihr warmes Interesse an den Tag zu legen. Sie steht der Sache „sympathisch“ gegenüber und ist „voll und ganz“ entschlossen, den gerechten Beschwerden des Bauernstandes abzuhelfen. Wenn dann die Vorlage bis in eine Kommission gediehen ist, so finden die scharfsinnigsten nationalliberalen Juristen zur Stelle, um eine solche Fülle von Distinktionen zu machen und so viele Bedenken zu erheben, daß ein praktisches Ergebniß vereitelt wird.

Der Antrag des Herrn Conrad befriedigt uns nur sehr mäßig. Er will, daß der Landwirth, der Wildschaden erlitten hat, von dem Jagdberechtigten entschädigt werde. Möglicher Weise genügt das dem einzelnen Landwirth; die Landwirthschaft und der Nationalwohlstand gehen leer aus. Eine verständige Gesetzgebung kann sich nur darauf richten, daß die Entstehung von Wildschaden unmöglich wird, und das geschieht, indem man die Schädlinge, die Hirsche und Wildschweine, ausrottet und sie höchstens dort duldet, wo ein sehr jagdlustiger Waldbesitzer die Forst, in der er sein Wild hegt, umgattert. Es wird die Zeit kommen, in der man den Nutzen und Schaden des Wildstandes in verständiger Weise gegen einander abwägt und dafür sorgt, daß der kleine Landwirth nicht unter den noblen Passionen seines größeren Nachbarn leidet.

Bei der Berathung des Justizbudgets wurde die Frage nach dem Schicksal des bürgerlichen Gesetzbuchs angeregt; die Antwort ergab lediglich von Neuem, daß die Regierung selbst noch keine klare Vorstellung davon hat, wann dieses große nationale Werk zum Abschluß gebracht werden kann.

Proteus.

Die Selbsteinschätzung bei der Einkommensteuer.

I.

Die Hoffnung, gelegentlich der neulichen Budgetberathung im Abgeordnetenhaus über den jetzigen Stand der Steuerreform in Preußen Klarheit zu erhalten, ist nicht in Erfüllung gegangen: Herr von Scholz hat sich ausgeschwiegen und damit auf die Haltung der Regierung gegenüber dieser Frage ein neues interessantes Licht geworfen.

Der bisherige Verlauf der Angelegenheit ist bekannt. In Folge der Zollgesetzgebung des Deutschen Reiches wurden in Preußen durch das Gesetz von 1883 die Einkommen bis zu 900 Mark von der Staatssteuer befreit, diejenigen bis zu 4200 Mark in der Steuer ermäßigt. Im Dezember des gleichen Jahres legte die Regierung den Abgeordneten zwei Gesetzentwürfe vor, welche die Umgestaltung der Einkommensteuer und daneben die Einführung einer Kapitalrentensteuer bezweckten. Nach dreitägiger Debatte wurden die Entwürfe einer Kommission überwiesen, aus deren Schoß sie nicht wieder zum Vorschein gekommen sind. Die Thronreden vom Januar 1885 und Januar 1889 kündigten neue Ausarbeitungen der Vorlagen an und das Haus trat zu deren Empfangnahme nach den Osterferien v. J. nochmals zusammen. Man wußte, daß einige Tage vorher der Ministerrath den Entwurf gutgeheißen, der Kaiser ihn unterzeichnet hatte: um so größer war das Erstaunen, als der Schluß der Session verkündigt wurde, ohne auch nur mit einem Worte jener Vorlage zu gedenken. Seitdem hat man hiervon nichts weiter gehört; ein neues Gesetz soll ausgearbeitet werden, ob mit mehr Glück, als seine Vorgänger, wer will das sagen?

Die Entwürfe von 1883 hatten in der Kommissionsberathung die verschiedenartigsten Anfechtungen erfahren. Von freisinniger Seite war die Quotisirung der Kapitalrentensteuer, die Wahrung des Wahlrechts bei den Landtags- und Gemeindewahlen für die von der Einkommensteuer befreiten Staatsbürger und ein von den Verwaltungsbehörden (den Landräthen) unabhängiges Veranlagungsverfahren gefordert worden. In ihrer Mehrheit hatte die Kommission zum Grundsatz erhoben, daß nicht nur bei Erlegung der Kapitalrentensteuer — wie die Regierung es vorgeschlagen hatte —, sondern auch bei der Einkommensteuer der Steuerpflichtige mit einem Jahreseinkommen von mehr als 3000 Mk. verpflichtet sein solle, dieses für jede Einkommensquelle getrennt (1. Kapitalvermögen; 2. Grundvermögen; 3. Handel, Gewerbe und Pachtungen; 4 Rechte auf periodische Hebungen oder Vortheile irgend welcher Art und aus gewinnbringender Beschäftigung) selbst anzugeben. Die Regierung machte dieses Verlangen zu dem ihrigen. Die Thronrede von 1889 betonte zur Empfehlung der angekündigten Vorlage, daß in ihr „die Einführung einer Deklarationspflicht“ vorgesehen sei. Trotzdem ist späterhin der Zeitungsnachricht nicht widersprochen worden, daß Fürst Bismarck jene Selbsteinschätzung zwar für die Allgemeinheit der Steuerzahler, nicht aber für die Landwirthe gutgeheißen habe und daß aus diesem Grunde der schon vom Kaiser unterzeichnete Gesetzentwurf in letzter Stunde wieder zurückgezogen worden sei.

Der Gedanke liegt nahe, daß der Widerstand des Reichskanzlers auf das zur Genüge bekannte Interesse für seine agrarischen Freunde*) zurückzuführen sei; indessen ist auch von anderer Seite die Selbsteinschätzung lebhaft bekämpft worden, so in der Schrift des Herrn v. Eynern „Zur Reform der direkten Steuern in Preußen“. Auf einen werthvolleren Bundesgenossen kann aber Fürst Bismarck in der wissenschaftlichen Litteratur hinweisen, auf Professor Soetbeer. Dieser hat seit fast zwei Jahrzehnten der Ermittelung des preußischen Volkseinkommens im Vergleiche mit demjenigen in Sachsen und England eingehende Untersuchungen gewidmet und den Gegenstand so zu vertiefen gewußt, daß seine Anschauungen auch von den Gegnern die ernsteste Beachtung erheischen. Noch im Jahrgange 1888 der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft gab Soetbeer seinen Bedenken gegen jede Selbsteinschätzung erneuten Ausdruck. „Beim Deklariren des Einkommens handele es sich in sehr vielen Fällen — so führte er aus — nicht um einfache Thatsachen, sondern um Verhältnisse, bei denen eine große Zahl Zweifel bestehen bleiben könne, und da solle man frisch darunter setzen: „auf Ehre und Gewissen!“ Die Verpflichtung zu einer solchen Deklaration werde in sehr vielen Fällen zu einer Prägravation der streng gewissenhaften und ängstlichen und auf eine Prämie für den schlauen und minder gewissenhaften Steuerzahler hinauskommen“. Er berief sich dabei auf das Gutachten eines ehemaligen höheren Finanzbeamten über den Entwurf, welchem er u. A. entnahm: „Die Ermittelung des eigenen steuerpflichtigen Einkommens aus Gewerbe- und Grundbesitz erfordert einen Grad von Intelligenz und Unbefangenheit, der höchst selten angetroffen wird. Sowohl bei der Mehrzahl der Gewerbe als beim selbstbewirthschafteten Grundbesitze ist es überaus schwierig, den Werthbetrag der großentheils oder theilweise aus der Wirthschaft zum Haushalte entnommenen Gegenstände oder Leistungen richtig zu schätzen, und ebenso schwierig, den Werth von Meliorationen oder Werthverminderungen zutreffend zu veranschlagen. Unzählige, auch in gutem Glauben abgegebene Deklarationen werden weit hinter der

*) Wie stark die steuerpolitischen Prätensionen derselben noch immer sind, geht drastisch hervor aus den Resolutionen, die „zur Reform der direkten Steuern“ Seitens des Vorsitzenden, Grafen von Mirbach-Sorquitten, dem Ausschusse der Steuer- und Wirthschaftsreformer vor einigen Tagen unterbreitet sind. In diesen Resolutionen heißt es unter Anderem auch:

„Falls die Gesetzgebung einen Deklarationszwang verlangt, so ist derselbe auf mobiles Kapital (die Kapitalrentensteuer) zu beschränken, nicht auf Einkommen aus Handel, Gewerbe, Industrie, Landwirthschaft u. s. w. auszudehnen. . . . . . Die Reform der direkten Steuern hat mit einer Beseitigung der Doppelbesteuerung zu beginnen, welche in manchen Einzelstaaten, z. B. in Preußen, noch besteht. Die Einkommensteuer in Preußen neben der Grund-, Gebäude- oder Gewerbesteuer ist zu beseitigen.“

Wirklichkeit zurückbleiben. Die Annahme solcher Deklarationen seitens der Veranlagungskommissionen wird zur Ermäßigung anderer in gleicher Lage befindlichen Steuerpflichtigen und zu ungleichmäßiger Veranlagung führen." Auch die in England gemachten Wahrnehmungen bestärkten Soetbeer in seinen Anschauungen. Dort habe auf Grund festgestellter Steuerhinterziehungen trotz des daselbst herrschenden Einschätzungszwangs des Einkommens aus Handel, Gewerbe und litterarischen Berufen die oberste Steuerbehörde angenommen, daß durchschnittlich das deklarirte Einkommen aus Handel und Gewerbe nahezu nur die Hälfte des betreffenden wirklichen Einkommens erreiche. Und im Jahrgang 1889 der Conrad'schen Jahrbücher für Nationalökonomie fügt Soetbeer ein weiteres Bedenken hinzu: „Die unmittelbare Folge der Selbsteinschätzung wird sein, daß die Einnahmen von Zinsen und Renten zum vollen Betrage die Steuern entrichten werden, weil hier über die zu deklarirenden Summen gar kein Zweifel obwalten kann und nach eingetretener Untersuchung jede Hinterziehung offen vorliegt und die gesetzliche strengste Bestrafung zu gewärtigen hat. Ganz anders liegt die Sache bei dem Einkommen aus der Landwirthschaft, Industrie und Handel. Hier dürften zu niedrige und zwar viel zu niedrige Deklarationen sehr häufig vorkommen und sich von den bisherigen Veranlagungen schwerlich weit nach oben entfernen. Die Methode und Praxis wonach die Berechnungen von Landwirthschaft, Industrie und Handel stattfinden können und auch stattfinden, sind nach der subjektiven Auffassung der Interessenten außerordentlich verschieden und dehnbar. . . . Rechtlich denkende Zensiten werden nach eingeführter Selbsteinschätzung ihr Einkommen sowohl aus Landwirthschaft, Industrie und Handel, als auch Zinsen und Renten richtig deklariren und in der Regel mehr zahlen als beim jetzigen Veranlagungsverfahren. Diejenigen Zensiten jedoch, die ein weiteres Gewissen und einige Geschäftsgewandtheit in solchen Sachen haben, werden hinsichtlich der zuerst erwähnten Einnahme die Deklaration schon so einzurichten verstehen, daß die Steuer sich möglichst knapp stellt und daß im Falle einer Untersuchung eine eigentliche Defraude nicht nachzuweisen sein wird, sondern nur unrichtige Auffassung des Steuergesetzes."

In der That gibt die jetzige Methode der Einschätzung des Einkommens, zumal des Grundbesitzes, diesen Befürchtungen eine gewisse Berechtigung. Daß die ländlichen, besonders die größeren Grundbesitzer zu niedrig veranlagt würden, hat schon ein ausführliches und mit reichem Zahlenmateriale versehenes Zirkular des Finanzministers von Patow vom 24. Oktober 1860 hervorgehoben. Neun Jahre später betonte Finanzminister von der Heydt in der Begründung des in 1869 vorgelegten Gesetzentwurfs zur Einführung der Selbsteinschätzung die bemerkenswerthe Ungleichheit der Veranlagungsresultate der Großgrundbesitzer und der kleineren Grundbesitzer: „Während beispielsweise in Ansehung der Grundbesitzer die Klassensteuer in einer großen Anzahl der Regierungsbezirke von 12 bis zu 40 Prozent des Grundsteuerreinertrages steigt, beziffert sich in denselben Bezirken die Einkommensteuer der größeren Rittergutsbesitzer bei einem Grundbesitz von mehreren tausend Morgen und verhältnißmäßig geringer Schuldenlast auf nur 2 bis 4 Prozent des Katastralreinertrags." Und endlich sei an die neulichen Anfragen Rickert's an den Finanzminister erinnert, ob es wahr sei, daß in Schlesien unter landräthlicher Mitwirkung die Großgrundbesitzer „dem Herkommen gemäß" nur mit der Hälfte ihres Einkommens eingeschätzt würden, und an die dabei an das Licht gezogene Bekanntmachung des Landraths in Osterode, daß kleine Grundbesitzer höher einzuschätzen sind nach dem Reinertrag der Fläche, als große, weil bei jenen alle Familienangehörigen mitarbeiteten und sie daher weniger Dienstpersonal nöthig hätten. Herr von Scholz hat zwar mit dem Worte „Sommermärchen" auf Rickert's Frage geantwortet; aber wenige Tage darauf ward die famose Verfügung des Landraths des Kreises Glogau vom 5. Januar 1888 bekannt, nach welcher bei der Steuerveranlagung des Grundbesitzes „in der Regel bei einer Grundsteuer bis zu 10 Mk. der zehnfache Grundsteuer-Reinertrag, von 11 bis 20 Mk. Grundsteuer der achtfache Grundsteuer-Reinertrag, von 21 bis 30 Mk. der sechsfache Grundsteuer-Reinertrag u. s. w. als Einkommen aus den selbstbewirthschafteten Ländereien zu berechnen seien." — eine Verfügung, welche in offenbarem Widerspruche mit dem geltenden Gesetz steht, welches die höheren Einkommen mit einem steigenden Prozentsatze zur Steuer heranziehen will, nicht aber mit einem fallenden, wie es dort geschieht.

Gerade diese Erscheinungen zeigen, wie trügerisch die Hoffnungen sind, welche Soetbeer noch vor Jahresfrist auf eine bessere Handhabung der Einkommen-Einschätzung durch die jetzt fungirenden Kommissionen setzte. Es ist deshalb gewiß nicht von ungefähr, daß auch er sich seitdem mit der Selbsteinschätzung abgefunden hat. Zwar seine Bedenken dagegen sind noch die alten; indessen verschließt er sich nicht der Erkenntniß (Jahrbücher für Nationalökonomie 1889), daß bei der bevorstehenden Steuerreform in Preußen das entschiedene und fortgesetzte Streben fast aller politischen Parteien das Prinzip der Selbsteinschätzung zur praktischen Geltung bringen werde. Er gesteht zu, daß die Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit und Unerträglichkeit der bestehenden Veranlagung zur Einkommensteuer immer allgemeiner geworden sei. Nachdem Jedermann von der hierbei obwaltenden Ungleichmäßigkeit und Willkür durchdrungen ist und die bisherigen Bemühungen, hierin Wandel zu schaffen, keinen Erfolg gehabt haben, erscheine der Gesammtbevölkerung eine hohe Steuer, wenn solche allgemein ist und in zweckmäßiger und gerechter Weise erhoben wird, nicht so unangenehm, wie eine Steuer, von der man weiß, daß sie Anderen, die in gleicher wirthschaftlicher Lage sich befinden, theilweise willkürlich erlassen wird, ohne daß dieselben sich einer Gesetzesübertretung schuldig machen. „Es ist doch offenbar eine schreiende Ungerechtigkeit und arge Verkehrtheit, wenn Jahr für Jahr die Zensiten in Berlin, Köln und anderen Plätzen völlig oder doch nahezu zur Entrichtung der vorgeschriebenen Einkommensteuer herangezogen werden, während in manchen anderen Städten und namentlich in den meisten ländlichen Bezirken nur etwa die Hälfte oder noch weniger vom wirklichen Einkommen zur Versteuerung veranlagt werden. . . Das gegenwärtige verkehrte und ungerechte Verfahren bei den Veranlagungen erscheint, nachdem deren Ungerechtigkeit mehr an das Licht gebracht ist, Vielen widerwärtiger, als die mit der Selbsteinschätzung verbundenen Unzuträglichkeiten."

Es ist einleuchtend, daß die Popularität oder Unpopularität eines steuerpolitischen Programms für dessen Verwirklichung im Staatsleben nicht entscheidend sein kann. Am wenigsten würde zweifellos ein Mann von so hoher wissenschaftlicher Bedeutung wie Soetbeer einem solchen Verlangen aus jenem Grunde das Wort reden. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß die in anderen Staaten mit der Selbsteinschätzung gemachten Erfahrungen das Gewicht seiner früheren Einwendungen in seinen eigenen Augen geschmälert haben.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

F. Thorwart.

Der Essayist Herman Grimm.

Drei Gruppen mag man heute unterscheiden in der Schaar der aus Beruf oder Neigung kritischen Kunstbetrachter. Die größte an Zahl der ihr Zugehörigen umfaßt jene klüglich bescheidenen Leute, die im dunklen Gefühle eigener Gedankenarmuth das Ziel ihres stolzen Strebens nicht höher suchen, als in einer wechselnd beständigen Uebereinstimmung mit dem Instinkt und der Intelligenz der Masse. Es sind die Schwachen im Geist, die, zu kraftlos, um sicher allein stehen zu können, in der politischen wie in der künstlerischen Parteiung sich stets auf die Seite der Mehrheit schlagen.

Sie beurtheilen einen Staatsmann nach dem Einfluß, den er augenblicklich übt, ein Buch nach der Zahl seiner Auflagen; über das stoffliche Interesse kommen sie niemals hinaus und an die Stelle des künstlerischen Genießens tritt ihnen höchstens der Erregungsgenuß. Sie suchen ihren Platz dicht vor dem Bilde, sie betrachten das Dargestellte, allenfalls auch nach den mehr oder minder dicken Farbenauftrag, und, wäre es nicht ausdrücklich untersagt, sie würden die ausgestellten Kunstwerke mit tastendem Finger berühren. Von den unterirdisch lebenden Ideen verspüren sie nichts; sie gleichen jenen „jungen Berliner Dichtern", die Heinrich Heine nicht verstanden, als er ihnen erzählte, wie er beim Schreiben der „Neuen Gedichte" über seinem Haupte ein Rauschen wie den Flügelschlag eines Vogels gehört zu haben meinte; sie versicherten einstimmig, „daß ihnen nie dergleichen passirt sei".

Die zweite Gruppe besteht aus feinhörigeren Leuten; der neuen Ideen haben sie einen Hauch verspürt, und so fühlen sie sich schnell als ihre berufenen Propheten. Ihre erste Verkündigung stößt auf thörichten Widerspruch von Seiten derer, denen „nie dergleichen passirt" ist, und da ungerechter Widerspruch immer zu eigensinnigem Beharren verleitet, stellt sich flugs die Uebertreibungssucht ein. Die neuen Ideen sollen nicht mehr nur mitklingen, sie sollen allein die Welt durchtönen und bewegen. Man beginnt von dem lastenden Wust des Alten zu sprechen, der endlich abzuschütteln sei; man will „unbefangen" fühlen und denken, als ein nie rückblickender Moderner; ewige Gegensätze, die so alt sind wie die Kunst selbst, werden zu allerneuesten Tageskämpfen umgewandelt; was kümmert uns das Frühere, heißt es, wir wollen uns nicht länger von irgendwem, von irgendetwas imponiren lassen. Dieser Drang, sich nicht imponiren zu lassen, ist der entscheidende Zug im geistigen Bilde der neuen Propheten; und da man an seiner Schwäche gestraft zu werden pflegt, könnte es ihnen noch bei Lebzeiten beschieden sein zu erschauen, wie eine noch rücksichtslosere Generation sich wiederum von den Vorläufern nicht imponiren lassen will. Die Führer dieser zweiten Gruppe stehen meist dem Leben, zu dessen getreulichem Abbild sie die Kunst gestalten wollen, fern; oft sind es stille, nur im ästhetischen Genießen großgewordene Kunstgourmands, die nun, was sie im Leben nie gesehen oder selbst geflohen haben, im Spiegel der Kunst mit einseitiger Inbrunst umfassen möchten. Wer mitten im Weltgetriebe steht, wird geneigt sein, vom Künstler die Ausgestaltung der in seiner Phantasie geborenen Welt zu fordern; wer von den Büchern, von archäologischen Studien kommt, wird, sobald ihm ein modernes Empfinden überhaupt aufgegangen ist, mit der hellen Freude einer ersten Bekanntschaft jede Wirklichkeitsdarstellung betrachten und alles Andere als dekorativen Plunder aus der Zeit der Basalte und Ritterburgen bei Seite schieben, ohne zu bedenken, daß sein Streben anstatt der Kunst für Alle eine Kunst für Einige erschaffen müßte. Auch die Männer der zweiten Gruppe, die schon kleiner ist, nehmen ihren Platz unmittelbar vor dem Bilde; sie drücken auch wohl, nach Kenner Art, ein Auge zu und spähen nach „feinen Zügen"; nicht das Ganze: die Einzelheit reizt ihren kurzsichtigen Blick, und je verborgener die feinen Züge sind, je reichere Nahrung ihr Spürsinn findet, desto größer ist ihre freudige Befriedigung.

Nun aber naht noch ein kleiner Trupp von Männern; meist sind sie alt und ihre Wiege stand noch in der Goethezeit. Was jede Zeit Großes und Bleibendes hervorgebracht hat, ist ihnen bekannt; bei den Künstlern und Schriftstellern aller Völker und Epochen sind sie in die Schule gegangen; aber eben darum sind sie empfangsfreudig geblieben auch für die neue Schönheit des neuen Tages. Ihr Optimismus ist freilich mit weltmännischer Skepsis untermischt: ihr Erinnern reicht noch zu jener Zeit zurück, da man Kotzebue als einen kerngesunden Realisten den gräcisirenden Weimaranern entgegenstellte, da der „Freymüthige" als das Organ der „neuen Richtung" den „Propyläen" der Alten gegenüber gepriesen ward, und selbst die lärmendste Tagesmode kann sie nach solcher Erfahrung nicht beirren. Sie rücken den Dingen nicht zu nahe; aus einiger Entfernung, „in behaglicher Sicherheit" betrachten sie die Schöpfung der Kunst. „Sicherheit soll hier das Gefühl vollendeter Erziehung in künstlerischen Dingen ausdrücken, deren Goethe sich wohl bewußt war".

Einer von diesen Sicheren, dem diese Worte über Goethes Stellung zur Kunstkritik entlehnt wurden, ist Herman Grimm. Er ist einer der letzten Vertreter der Universalität, der Goetheschen Welt- und Kunstbetrachtung. „Goethe und die Seinen" sind ihm Leitsterne gewesen durch mehr als sechzig Jahre, und „Goethe und den Seinen" gesellen wir heute ihn selbst zu. So reich ist seine Persönlichkeit und so sicher beruht sie im Erworbenen, daß wir hier sofort die Unzulänglichkeit der klassifizirenden Scheidemünze empfinden: Herman Grimm ist weder ein Idealist, noch ein Realist schlechtweg; er ist weder ein Professor, noch ein Gelehrter im üblen Sinne des Wortes; er will nichts beweisen, und alle Aufdringlichkeit liegt ihm fern; er ist vielmehr ein Künstler, der von seinem Standpunkte aus die Kunst betrachtet, als ein weitherziger und weitsichtiger, dazu eigenartiger Mann. Lessings vielberufenes Wort mag wohl auf Herman Grimm die beste Anwendung finden: der Biograph Raphaels ist ein ohne Hände geborener bildender Künstler; kein Raphael, kein Genie sicherlich, keiner von den Völkerbewegern und Gedankenwälzern, aber ein feiner, ein vornehmer Geist, auf dessen Besitz das deutsche Volk um so mehr stolz sein sollte, weil er sich selbst höheren Ruhm weiß, als ihn die entschlossene Zugehörigkeit zu einem Volke verleiht. Auch für ihn mag das Goethesche Wort gelten: „Vielleicht überzeugt man sich bald: daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden." Wenn man sich auch heute, beinahe sechzig Jahre nach Goethes Tode, noch nicht davon überzeugt hat, wenn überall die nationale und die patriotische Kunst in hochmüthigem Abschließungsdrang sich regt, so wird man wohl thun, in den neuen Kampf die alten Streiter voranzuschicken, und da der Meister uns entrissen ist, müssen die Jünger die Arbeit seines Lebens aufnehmen. Ein solcher Jünger ist uns Herman Grimm.

„Goethe im Dienste unserer Zeit" ist der erste seiner neuesten Essays*) überschrieben, aber die Ueberschrift gilt zugleich für die ganze Reihe seiner kunstkritischen Schriften. Goethe ist ihm die „höchste Instanz", und das Ziel, auf das er losgeht, ist, „den Geist Goethes dem Volke in höherem Maße noch zu vermitteln, als bisher geschah. Ihn voll in den Dienst unserer Zeit zu stellen." Von der subtilen Textkritik hofft er für diese Aufgabe nichts, und nichts von dem, was er „die Sortirung der Fundstücke" nennt. „Es stellt sich heraus," so sagt er im Vorwort, „daß aus schlechten Textrezensionen dieser Geist sich vielleicht ebensogut herauslesen lasse wie aus guten, und daß es heute nöthiger sei, den Einfluß der Werke in ihrer Gesammtheit zu betrachten, als dem nachzuspüren, was darin von ihren Autoren etwa daher oder dorther genommen sein könnte." Wie Goethe Winckelmann in sich aufgenommen und ihn dann „als Träger von Gedanken, die allen Zeiten angehören", nachdem er alles Vergängliche ausgeschieden, „in den Dienst der Gegenwart von 1805" gestellt hat, so will auch Grimm eine das „Reinmenschliche" in umfangreichstem Maße umfassende Wiedergeburt der Goetheschen Persönlichkeit aus dem modernen Empfinden heraus vorbereiten helfen. Neben oder vielmehr: über dem Bismarck-Ideal soll das Goethe-Ideal wieder thronen in reinem Ewigkeitsglanze. Herman Grimm, der das politische Gebiet nie betritt, spricht auch das nicht offen aus, zwischen den Zeilen aber steht dieser Gedanke zu lesen.

Was er aber offen und in immer wiederkehrender Wiederholung ausspricht, ist seine Geringschätzung der ausschließlich historischen Methode, der „exakten Forschung". Man erkennt einen bedeutenden Mitlebenden am besten an

*) Aus den letzten fünf Jahren. Fünfzehn Essays von Herman Grimm. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1890.

seinen Gegnern; wen er und wer ihn bekämpft, das ist für seine Beurtheilung vom höchsten Werth. Nächst dem Geschlecht, das sich nicht imponiren lassen will, treffen die niemals giftigen Pfeile Grimms die „wissenschaftlichen Beamten", deren Berechtigung er natürlich nicht in Zweifel zieht, denen er aber doch zuruft: „sobald sie sich für das momentan einzig berechtigte Element ausgeben, ist im Dienste des öffentlichen Wohles hervorzuheben, daß Materialanhäufungen für zukünftigen Gebrauch nur bedingter Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung innewohnt. Diese sammelnden Naturen wünschen, daß Autoritäten feste Normen geben. Exakte Herausgabe von Quellen steht ihnen höher als Gedankenproduktion. Ihnen ist das Individuelle verdächtig; sie möchten Alles in Symptome auflösen, die sich irrthumslos registriren lassen. Kunstgeschichte, d. h. Geschichte der nationalen Phantasie, hängt durchaus aber von der Individualität dessen ab, der sie schreibt." In dem Aufsatze über „die neue Goethe-Ausgabe" beschäftigt er sich noch eingehender mit dem Gegenstande; er sagt da u. a.: „Besser, einen Theil Kenntniß weniger besitzen und um so tiefer von dem Geiste des Dichters sich doch berühren zu lassen;" und das noch bessere Wort: „Die Wege, auf denen musikalische, bildnerische, dichterische Schöpfungen sich im Geiste eines Künstlers wachsend vorwärtsbewegen, sind ebenso sehr verhüllt und geheimnißvoll wie die Verwandlung der eigenen Erlebnisse eines Künstlers in ein Kunstwerk es ist. Wer sich damit abmüht, die Pfade wieder aufzufinden, die hier gegangen worden sind, wird nie über Vermuthungen hinauskommen." Er wendet sich hier auch direkt gegen seinen Freund Wilhelm Scherer, der an den Goetheschen Werken die „Nähte" nachweisen zu können glaubte. Den Scharfsinn des so früh uns entrissenen Literarhistorikers, der ein Enthusiast seiner Methode war, bewundert Grimm aufrichtig; wie aber, was für Scherer historische Wahrheit gewesen, oftmals nur „sehr einleuchtende Wahrscheinlichkeitsberechnung" genannt werden dürfte, beweist er an dem Nausikaa-Plan. Bekanntlich hat Scherer die Tragödie in geistreicher Weise rekonstruirt. Die Rekonstruktion fand nicht den Beifall Herman Grimms, der als ein künstlerisch Denkender annahm, Goethe selbst würde sich nicht an sein Schema gebunden haben. In der That fanden sich denn auch schon in den von Erich Schmidt herausgegebenen „Tagebüchern und Briefen Goethes aus Italien" (1888) neue Notizen zum Nausikaa-Plan, die eine theilweise Umgestaltung des von Scherer mit so liebevoller Sorgfalt errichteten Gebäudes erfordert hätten. Und wieder knüpft Grimm daran die Mahnung: „Das Bedenkliche der, wie man heute kurzweg zu sagen pflegt, ‚philologischen' oder ‚streng wissenschaftlichen' Methode, liegt überhaupt darin, daß man, nachdem alles aufzutreibende Material aufgetrieben und strengstens untersucht worden ist, sich für befugt hält, aus diesem Bestande absolut zuverlässiger Mittheilungen nun bindende Schlüsse zu ziehen. Aber dies aufgebrachte Material beruht in seiner Totalität nur auf dem Zufalle. Man darf Fragmente eines Bestandes niemals dessen vollen Umfang repräsentiren lassen. Jeder zufällige neue Fund ändert ja die Lage der Dinge von Grund aus."

Mit Goethe faßt auch Herman Grimm die Geschichte als „Entwicklung der geistigen Arbeit der vornehmsten Männer" auf. Er ist ein Aristokrat, der leidenschaftlich an die große Persönlichkeit glaubt und diese nur aus sich selbst heraus, nicht „historisch" erläutert und begriffen wissen will. Das Bild eines dahingeschiedenen Dichters oder Künstlers ist ihm etwas Einheitliches, das die chronologische Betrachtung seiner Werke nur zerreißen kann. „Was er in jugendlicher Ahnung hinstammelte, wächst mit dem, was er in lichter Klarheit in hohem Alter aussprach, zusammen Eins das Andere ergänzend. Eins ohne das Andere nun nicht mehr denkbar. Eins das Andere bestätigend." Nur die Ordnung schaffende, zurichtende Haushälterin ist für Grimm die philologische Archäologie, nicht aber die geliebte Lebensgefährtin, nicht die Mutter seiner Geisteskinder. Goethe hat seine Wirthschafterin geheirathet, aber seine Christiane war eine Natur, kein Pergament; so mancher Philologe umfängt heute in hochzeitlichem Verlangen seiner exakten Wissenschaft ehrwürdig graue Hochgestalt: aber die Ehe bleibt fast immer unfruchtbar, und wo papierne Früchte sprießen, da leben sie höchstens für die enge Welt der „Fachgenossen". „Das ist Deine Welt, das heißt eine Welt!"

Ein bedeutender Mensch wirkt stärker und nachhaltiger auf seine Zeit als diese auf ihn. Die „handkräftige Archäologie" aber will den großen Menschen aus der kleineren Zeit ableiten; sie will durch das Kind die Mutter erklären. Wie nun, wenn ein exakter Forscher des Jahres 2200 die Persönlichkeit Bismarcks aus dem von ihm recht eigentlich abstammenden Geschlechte heraus entwickeln wollte; ohne Zweifel würde er zu grundfalschen Ergebnissen gelangen, ebenso unzweifelhaft aber würde er jeglichen Trugschluß für einen Triumph seiner wissenschaftlichen Methode halten. Den großen Menschen kann nur die Phantasie rekonstruiren; man muß ihn empfunden haben, um ihn lebendig machen zu können, und wer die Fähigkeit dieses Nachempfindens einer ganzen, zur Einheit gewordenen Individualität nicht besitzt, der wird trotz der Beherrschung des gelehrten Materials zur Kunst niemals in ein festes, lebendiges Verhältniß treten können. Ein großer Archäologe mag er genannt werden, ein berufener Kunstkritiker wird er niemals sein, wenn ihm die feminine Anschmiegungsfähigkeit fehlt, durch deren Besitz alle wirklich einflußreichen Literaturkritiker, von Sainte-Beuve bis auf Georg Brandes, gesiegt haben. Und darum verstehen wir, warum ein künstlerisch empfindender Mann wie Herman Grimm immer wieder auf diesen Punkt zurückkommt und warum er endlich sagt: „Die Frage ist heute, ob wir den Weg zu der verlassenen Tradition Goethes und Winckelmanns zurückfinden werden oder ob wir uns dem redlichen, aber rohen Eifer der Fachleute anvertrauen und unter dem Anscheine, mühsame Pfade bergauf zu erklimmen, trotzdem bergab marschiren wollen .... Die „allgemeinen, großen Ideen" sind keine hohlen Redensarten. Immer war die, in uns unbekannten Gedankentiefen bevorzugter Geister gebildete Anschauung vom Wesen der Dinge das, was die Völker zum Licht geleitet hat. Mit Staunen sehen wir, wieviel an realen Kenntnissen Winckelmann, Herder, Goethe abging, und wie richtig trotzdem ihr Gefühl der Dinge war." —

Mit einer knappen Rückschau auf die Geschichte des Essay leitet Grimm seine neue Sammlung ein: „Ein aus dem Griechischen in das spätere Latein übergegangenes exagium wird als der Ursprung des französischen essai und des italiänischen saggio angenommen. Saggio bedeutet einen Theil einer größeren Menge, aus dem man auf die Beschaffenheit des Ganzen schließt. Eine Probe." Proben seiner Denkungsart wollte der erste Essayist der Neuzeit, Montaigne, der skeptische Autor des Wortes: „que scay-je?", geben, während Francis Bacon von Verulam, einer der frühesten Gegner der Scholastik, wiederum „kurze Auszüge gleichsam ungeschriebener, umfangreicher Bücher" in seinen „Essaies" zu bieten strebte. Beiden Auffassungen wird Herman Grimm gerecht: jeder seiner Essays ist „ein Theil einer größeren Menge, aus dem man auf die Beschaffenheit des Ganzen schließt", und viele darunter sind Auszüge ungeschriebener Bücher. Es ist deshalb auch nicht nöthig, die fünfzehn neuen Essays hier der Reihe nach durchzugehen: überall spricht zu uns die gleiche, im tiefsten Innern eigenartige Individualität, gleichviel, ob Schulfragen erörtert werden und in geistvollster Weise dem Prüfungsunwesen und dem banausischen Drange sogenannter Realienfanatiker entgegnet, ob die Berliner Jubiläumsausstellung oder die Frage des Kaiser Wilhelm-Denkmals behandelt wird: immer ist es die gleiche universelle Betrachtung sub specie aeterni, im ruhigen Ausblick zu dem nimmer alternden Ideal der Goetheschen Kunstanschauung. Und auch jenem Anspruch wird Grimm stets gerecht, den er selbst aufgestellt hat: „Zum wirklichen Essay ist heute erforderlich, daß er in fließenden, individuell gehaltenen Gedankenreihen etwas allgemein Verständliches rasch behandle."

Herman Grimm ist weder ein glänzender Stilist, noch ein farbenmächtiger Porträtist; er rühmt gelegentlich die Farblosigkeit der Goetheschen Prosa; er überrascht uns

selten, er überwältigt uns nie; weder die Impetuosität Carlyles, noch die etwas sprunghafte Gedrungenheit Emersons — dessen Essays über Goethe und Shakespeare er übersetzt hat — sind ihm eigen. Seine Wesenszüge sind vielmehr jene „Sicherheit", die er selbst an Goethe und den Seinen preist, und eine mitunter wohl ein wenig kühle und auf das Absonderliche gerichtete Gehaltenheit, die der Einzelerscheinung die Wärme versagt, um sie der ganzen Menschheit zuzuwenden. Immer bleibt eine mit vollem Bewußtsein errichtete Schranke zwischen dem Vortragenden und seinen Hörern bestehen; Grimm ist kein Lehrer, dem man sich blind vertrauend in die Arme wirft; er hat bei aller Modernität etwas Priesterliches in seinem Wesen, das uns in den Vorhof seines Tempels zurückscheucht. Freilich, er selbst hat gesagt: „Sich im Vorhofe zu fühlen ist überhaupt und überall nur das Höchsterreichbare."

Es ist zu beklagen, daß dieser Mann, der offenbar die modernste Kunstentwicklung bis in alle Einzelheiten hinein genau beobachtet, nicht öfter dazu das Wort ergreift. Wieviel Gutes er in der kritischen Verwirrung des Augenblicks stiften könnte, mag man in seinen Aufsätzen über die Jubiläumsausstellung von 1887 und über Salvatore Farina erkennen. Er bewundert die Werke Uhdes und Liebermanns, aber er bemerkt auch: „Das Freudige, das Befreiende des altniederländischen Werkes fehlt dem modernen nicht nur, sondern soll ihm fehlen." Und in ähnlichem Sinne sagt er bei Farina: „Es gibt eine liebevolle Beobachtung der Menschen und der Dinge, die nicht veraltet. Der klargeschliffene Spiegel einer Künstlerseele fängt Menschen und Dinge auf, und aus den Abbildern dieser Bilder entsteht ein Kunstwerk. Ein Künstler, der Bleibendes schafft, hat keine Absichten. Er ist kein Professor, der etwas erklären oder beweisen will. Ein Drang und eine Fähigkeit unbekannter Herkunft nöthigen ihn zur Arbeit und gewähren die Mittel dazu. Die Resultate solcher Arbeit, die in bester Qualität zu schaffen nur wenigen vergönnt sein kann, gehören zum allgemeinen nationalen Reichthume und ihr innerer Besitz ist für Jedermann vortheilhaft."

Solche Arbeit zu schaffen ist auch Herman Grimm zu seinem Theile bemüht. Wie ein Vermächtniß des 18. Jahrhunderts ragt er in unsere praktische Nützlichkeitszeit hinein, und wenn wir uns in dankbarem Gemüthe des inneren Besitzes seiner Lebensarbeit freuen, so empfinden wir es tröstlich, wie Paul Heyse, da ihn im Vatikan „im Gewühl der Stumpfgebor'nen ein Blitz aus nordischem Augenlid" traf:

„. . . . . ., daß im Auserkornen
Der schönste Bund noch immer sich vollzieht,
Der Bund hellenischer Kunst mit deutschem Geiste."

Maximilian Harden.

Judenthum und Christenthum im Lichte moderner Geschichtsforschung.

In der von Wilhelm Oncken herausgegebenen Allgemeinen Geschichte ist nun seit Ende 1888 die Geschichte des Volkes Israel vollständig erschienen. Dr. Bernhard Stade hat sie von ihren Anfängen an bis zur Zeit Alexanders d. G. und Lic. Oskar Holtzmann von Alexanders Zeit bis zur völligen Auflösung des jüdischen Staatswesens erzählt. Die zwei letzten Theile dieser jedenfalls sehr verdienstvollen Arbeit sind noch mehr als der erste (im 6. Jahrgang der „Nation" Nr. 39 besprochene) mit dem Fehler übermäßiger Gründlichkeit und Ausführlichkeit behaftet, mit einer ungeheuern Masse sehr gelehrter, meistens sehr glücklicher, aber kaum für Fachmänner, geschweige denn für ein größeres Publikum interessanten Erörterungen überladen. Die schriftstellerischen Talente aber, die Herr Stade, wenigstens auf einigen Blättern seines ersten Bandes, meisterhaft zur Geltung gebracht hatte, vermißt man bereits im zweiten Bande fast völlig, und Herrn Lic. Holtzmann scheinen sie gänzlich zu fehlen. Seine Darstellungsweise ist zwar sehr einfach, höchst bescheiden, dazu vollständig frei von „Zorn und Eifer", aber auch farb- und reizlos, nirgends anziehend oder gar fesselnd. So wird denn dieses gewiß sehr bedeutende Geschichtswerk in den Bibliotheken hoffentlich vieler Theologen und einiger Gelehrten mit großem Nutzen seine Stelle ausfüllen. Auch von höher Gebildeten und religiosgeschichtliche Belehrung suchenden Laien wird es aufmerksam durchblättert und öfter nachgeschlagen werden. Mit Spannung aber und mit Vergnügen, von Anfang bis zu Ende, wird es wohl Niemand lesen können. Allgemein wird man fühlen, daß hier echte Schätze verborgen liegen, die nur sehr Wenige, im Schweiße ihres Angesichtes zu heben im Stande sind. Doch wird von diesen Schätzen im Laufe der Zeit Manches und gerade das Gemeinnützigste und Werthvollste allmählich ans Licht gebracht werden und sich in immer weitere Kreise verbreiten. Um so mehr, als die Hauptresultate der auf dem Gebiet der israelitischen Geschichte ausgeführten, von Herrn Stade und Holtzmann allerdings etwas bereicherten, aber im Ganzen doch nur kontrollirten und registrirten, Forschungen von manchen andern Schriftstellern theils gewonnen, theils berichtet worden sind. Man denke nur an die von Stade in seiner schönen Einleitung ehrenvoll erwähnten Männer: Hitzig, Vatke, Reuß, Graf, Wellhausen, Kuenen, denen man unter vielem Vorbehalt auch Colenso und sogar Renan beifügen kann.

Soweit die Ansichten der genannten Gelehrten und ihrer Gesinnungsgenossen über vieles Einzelne auseinander gehen mögen, so ließe sich doch zwischen ihnen mit verhältnißmäßig leichter Mühe ein die wichtigsten Fragen beinahe einstimmig beantwortender Konsensus herstellen, der in Stade's und Holtzmann's Geschichtswerk zum Ausdruck, zu einer motivirten Darstellung kommt. Und darin liegt die hoffentlich epochemachende Bedeutung ihres Werkes.

Thatsache ist, daß nach den Ergebnissen moderner Geschichtsforschung weder im Alten noch im Neuen Testament irgend ein Wunder von einem Augenzeugen berichtet wird; daß also, abgesehen von allen gegen die Möglichkeit übernatürlicher Wunder erhobenen philosophischen Gründen, für den Historiker — und auch für den einfachen laienhaften, wenn nur denkenden Leser der heil. Schriften — kein Grund vorliegt, irgend eine der darin enthaltenen Wundererzählungen als einen geschichtlichen Bericht anzusehen. Die alt-israelitische Religion hat sich aus der Tiefe des israelitischen Geistes, — selbstverständlich wie alles in der Welt unter der natürlichen Einwirkung Gottes — entwickelt. Die äußeren Umstände, unter welchen die religiösen Stimmführer des Volkes und das Volk selbst gelebt haben, die Schicksale, die sie zu ertragen oder zu genießen hatten, ihr Verkehr mit fremden Völkern und mit fremden Religionen haben ihnen vielfach Anregung, Stoff und Form zur Ausbildung ihrer eigenen religiösen Vorstellungen und Einrichtungen gegeben. Die Religion Israels hat sich sehr langsam, in einem Zeitraum von beinahe anderthalb Jahrtausenden, zu der Gestalt entwickelt, die sie am Ende der vorchristlichen Zeit angenommen hatte.

Von Mose, den man nach konventionellem Sprachgebrauch als den Stifter des Judenthums, des „Mosaismus" betrachtet, haben wir keinen geschriebenen Buchstaben, geschweige denn fünf Bücher oder einen Kodex göttlicher Gesetze. Das älteste der fünf sogenannten Bücher Mose, das fünfte, wie wir es nennen, ist im Jahre 622 v. Chr., also, nach recipirter Chronologie, 900 Jahre nach Moses Tod, zum ersten Mal erschienen, wahrscheinlich auch erst kurz vorher geschrieben worden. Die anderen Theile der „mosaischen Bücher" sind noch viel jünger, wenigstens tausend Jahre jünger als Mose. Was Mose, der erste israelitische Prophet, überhaupt war, ist geschichtlich nicht aufzuhellen. Seine Biographie und sein Werk sind ein unlösbares Problem.

Einige der wichtigsten „Gesetze Moses“, solche, die bis auf den heutigen Tag das Leben der Israeliten vielfach und mit schwerem Drucke hemmen, die Gesetze z. B., welche die Beschneidung, die strenge Sabbathruhe fordern und eine sehr beträchtliche Anzahl von Speisen — nicht bloß Schweinefleisch! — verbieten, sind, wie sich erweisen läßt, eigentlich heidnischen Ursprungs, beruhen auf einer alten, gänzlich verschwundenen Kultur und Denkweise, nicht im Mindesten auf rationellen, allgemein gültigen Gründen.

Wenn nun einmal die Erkenntniß dieser Thatsachen eine genügende Verbreitung und die ihr gebührende Geltung erreicht, so muß und wird sie gewiß eine Reform des Judenthums herbeiführen. Das Bild von Mose wird sich ändern, wenn die Angehörigen der Synagoge einmal sicher wissen, daß man von ihm nichts Sicheres weiß, noch wissen kann. Sie werden nicht immer mit größter Sorgfalt, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, als göttliche und ewige Ordnungen, Gesetze beobachten wollen, deren rein menschlicher Ursprung und unhaltbare Begründung ihnen von der Wissenschaft dargethan werden kann. Wie in der ganzen gebildeten Welt kein Vater sich oder die Seinigen körperlich verstümmelt, um einer Volkssitte australischer oder afrikanischer Stämme zu gehorchen, so wird auch ein israelitischer Vater sich bedenken, seine Söhne beschneiden zu lassen, wenn es einmal notorisch geworden ist, daß die Beschneidung, wie gewisse Arten der Tättowirung und Verstümmelung, ursprünglich nur ein Stammeszeichen barbarischer oder abergläubischer Völkerschaften war. Auch über die Sabbathfeier wird man freier denken und den siebenten Wochentag getrost, je nach Umständen, zur Ruhe oder zur Arbeit gebrauchen, wenn einmal die Erkenntniß durchdringt, daß der Sabbath wahrscheinlich dem Moloch oder der Astarte geweiht war und vor dem babylonischen Exil, sogar noch in der ersten Zeit der Rückkehr, mit großer Freiheit gefeiert oder nicht gefeiert wurde. Die Speisegesetze werden sich vor den Augen der Wißbegierigen in ein sehr interessantes Denkmal altsemitischer Naturempfindung, altsemitischer Religionsgeschichte und Ethnographie verwandeln, aber keinen Israeliten mehr in seinem geselligen Verkehr hemmen, kein schwaches Gewissen mehr beunruhigen.

Fallen aber diese Gesetze, so sollte auch im Laufe der Zeit die das zerstreute Israel von der Christenheit, wenigstens von der protestantischen Christenheit, trennende chinesische Mauer versinken. „Warum bleibst du draußen stehen? komm herein, du gesegneter Jahwe's!“ So wird man alsdann mit den Worten eines althebräischen Dichters zu dem in der Christenheit — und doch außerhalb ihrer Grenzen lebenden Israel sagen. Schon längst richten manche Christen eine solche Aufforderung an die Juden, erhalten aber auch meistens, im Großen und Ganzen kann man wohl sagen: überall, eine energisch zurückweisende Antwort. Aus nahe liegenden Gründen: Denn nicht bloß wirkt, wenn auch mit abnehmender Kraft, in vererbten Erinnerungen die Geschichte der grausamen Judenverfolgungen fort, und die schwächliche Fortsetzung dieser Verfolgungen im neuesten Antisemitismus; aber die Christen stellen auch überall, wo sie den Glaubensgesetzen und Ordnungen ihrer Kirchen genauen Gehorsam zollen, den Juden, die zu ihnen übertreten wollten oder könnten, den Eingang zur Christenheit erschwerende Bedingungen. Die Juden, deren Ahnen in früheren Jahrhunderten gar oft Gut und Blut geopfert haben, um dem e i n i g e n Gott treu zu bleiben, sollen den Glauben an den D r e i e i n i g e n bekennen, sich im Namen des Dreieinigen taufen lassen. Mit dem Glauben an den Dreieinigen nehmen es schon längst in der protestantischen Kirche gar manche Täufer — das weiß Jedermann, und sie selbst verschweigen es kaum — nicht besonders genau. Aber das Bekenntniß dieses Glaubens fordern sie fast Alle von jedem Juden, den sie in die christliche Gemeinschaft aufnehmen. Sie fordern es von ihm mit weihevollen Worten und andächtigster Miene — gerade in der Stunde, wo er vor Gott sich zu einem neuen Leben in christlicher Wahrheit weihen soll. Ein solches Bekenntniß aber vermag mancher Jude aus tiefinnerlicher Ueberzeugung nicht abzulegen. Und das wird man verstehen, wenn man bedenkt, daß die Juden, als in der Verehrung des einigen eifrigen Gottes erzogene, mit ererbten, streng monotheistischen Denkgewohnheiten so zu sagen von ihrer Kindheit an behaftete Menschen, gegen den Christuskultus eine unüberwindliche Antipathie hegen müssen. Und noch mehr als den unkirchlichsten Protestanten, muß ihren Gefühlen und ihrer Phantasie das andächtige Essen des Abendmahlbrotes und das Trinken des gesegneten Kelches widerstreben, besonders da, wo Brod und Wein mit starker Betonung als „der wahrhaftige Leib und das wahre Blut unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi“ dargereicht werden. Denn von den Juden kann man mit noch größerem Recht als von den Führern der mittelalterlichen Kirche sagen, daß sie Blut verabscheuen. Auch können sie, außer dem Gott, den ihre Propheten und Dichter von je her als den Heiland erkannt und gepriesen haben, keinen Heiland sich denken und eines Mittlers zwischen sich und diesem Gott, den auch sie als ihren „Vater im Himmel“ anrufen, glauben sie nicht zu bedürfen.

Diese Hindernisse sind offenbar sehr groß; für die Masse der Juden sowohl als für ihre geistige Elite fast unüberwindlich. Wie Berge stehen sie da zwischen Kirche und Synagoge. Daß die Juden — mit verrenktem Wahrheitssinn oder mit verstauchtem Gewissen — darüber hinweg kommen, kann man nicht einmal wünschen. Wohl aber zeigt sich ein anderer Pfad zum Ziele. Die trennenden Berge werden nicht blos durch die Macht des konfessionellen Indifferentismus übersehen oder übersprungen, sondern durch die noch stärkere, wenn auch stiller und verborgener wirkende Macht zunehmender geschichtlicher Erkenntniß unaufhörlich angeweht, und langsam abgeschliffen. Warum sollten sie nicht endlich ganz verschwinden? Warum sollte man nicht einfach die Thatsache konstatiren, daß sie jetzt schon nur durch die Macht einer ehrwürdigen — oder auch unehrwürdigen Tradition so fest dastehen? Denn wahrlich, im Lichte moderner Geschichtsforschung, also im Lichte der für uns sicher erkennbaren Thatsachen betrachtet, haben sie zu ihrem Dasein kein größeres Recht als die jüdischen Eigenthümlichkeiten, die wir vorhin erwähnt haben. Die Wunder Jesu sind geschichtlich nicht besser bezeugt als die Wunder der alttestamentlichen Helden und Propheten. Die ihm zu Theil gewordene und von ihm ausgesprochene Offenbarung ist allerdings ebenso göttlich, aber auch ebenso natürlich als die den Propheten Israels zu Theil gewordenen und durch sie verkündigten Worte Jahwes. Keine neue Religion, nicht einmal eine vom jüdischen Volk getrennte Religionsgemeinschaft wollte er gründen. Er hat weder antijüdische Dogmen, noch neue Zeremonien angeordnet: Von der Dreieinigkeitslehre findet sich in seinen Reden keine Spur. Die Taufe hat er schwerlich befohlen, und als er das letzte Abendmahl mit seinen Jüngern feierte, hat er jedenfalls nicht einen der protestantischen Abendmahlsfeier oder der katholischen Messe ähnlichen Ritus gestiftet.

Wenn also die Christen einmal in größerem Maße als sie es jetzt thun, Jesus, wie er war, sehen und hören, statt ihn bloß zu loben oder anzubeten, werden sie nothwendiger Weise zu einem für alle frommen und echten Israeliten, annehmbaren Christenthum hingedrängt werden, und auch einsehen, wie viel sie als Christen dem von ihren Ahnen so grausam mißhandelten Volke Israel von ihren besten geistigen Gütern zu verdanken haben. Allerdings müssen die Israeliten ihrerseits, auf konvergirendem Wege, gleiche Fortschritte machen in der Erkenntniß ihrer eigenen Religionsgeschichte. Auf beiden Seiten, bei Christen und Juden, ist diese Bewegung schon lange, besonders seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, im Gange. Jetzt scheint sie, wie manches Andere, besonders in unserem hochgebildeten Deutschland, stille zu stehen oder gar rückgängig zu werden. Sie wird aber, weil sie in der Natur der Dinge, in einer logischen und psychologischen Nothwendigkeit, in der Wahrheit selbst begründet ist, sich von ihrer augenblicklichen Schwäche erholen, mit neuem Schwung sich entwickeln und ihr Ziel erreichen. Dies meinte gewiß Herr Stade als er

in seiner Einleitung zur Geschichte Israels (Seite 7) folgende Worte schrieb:

„Die seit vorigem Jahrhundert innerhalb des Judenthums unter dem Einflusse der christlichen Kultur entstandenen Bewegungen lassen hoffen, daß das Judenthum ... das Christenthum als echte Weiterentwicklung der alttestamentlichen Religion anerkennen werde ... Freilich wird als Voraussetzung dieser Hoffnungen geltend gemacht werden müssen, daß inzwischen das Christenthum sich naturgemäß weiter entwickelt, und nicht durch Bewegungen, welche weder religiös noch christlich sind, einer Verknöcherung entgegengeführt wird."

M. Schwalb.

Theater.

Berliner Theater: Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides von Friedrich Schiller. — Hexenfang. Phantastisches Lustspiel in 1 Akt von Hans Hopfen. — Verein Freie Bühne: Das vierte Gebot. Volksstück in 4 Akten von Ludwig Anzengruber.

Auf welche Verkehrtheiten ein Bühnenleiter verfallen kann, wenn er nach langer Kunstentfremdung von inbrünstigem Sehnen erfaßt wird nach dem kastalischen Quell der parnaßgeborenen Klassik: mit Staunen haben wir es jüngst im „Berliner Theater" erschaut. Es ist gewiß tödtich, wenn Herr Barnay dem zerfahrenen Spielplan seiner Bühne endlich einige Goldkörnlein echter Poesie zuzuführen beflissen ist; aber dieses erfreuliche Vorhaben wird gänzlich vereitelt, wenn ihm die Leitung eines sicheren ästhetischen Empfindens fehlt. Die Art bildungsprotzigen Parvenuthums ist es, zum blos dekorativen Schaustellungszweck kritiklos zusammenzuraffen, was an Werken berühmter Meister just zu ergattern ist; und es erinnert ärgerlich an den barbarisch bunten Kunstschmuck gewisser stilvoller Salons, wenn der Direktor des „Berliner Theaters" im Laufe von zwei kurzen Wochen die drei großen Tragiker von Hellas bemüht, nur um sie, zwischen allerlei abgetakelter Alltagsproduktion, „auf dem Repertoire zu haben".

Nach dem „gefesselten Prometheus" und dem „König Oedipus", die beide nach kurzem Bühnenleben wieder verschwunden sind, ward nun der große Dekadent der alten Welt, Euripides, zum Wort verstattet; an einem Abend, der mit Moser abschloß, wurden die ersten Scenen aus den Phönizierinnen aufgeführt, die, mit einer unendlich ermüdenden prologischen Einleitung anhebend, eben da zu Ende gehen, wo mit dem Bruderstreit der Oedipuskinder unser Interesse wach zu werden beginnt. Da es sich um ein uns vollständig erhaltenes Werk des vielgeschmähten hellenischen „Realisten" handelt, ist diese Abtrennung eines, ehrlich gestanden, herzlich langweiligen Drittheils zwecklos und unverständlich; und der zufällige Umstand, daß Schiller nur dieses Fragment, übrigens mit Auslassung des schönsten Chorliedes, übersetzt hat, kann doch unmöglich zur Rechtfertigung der Wunderlichkeit genügen. Daß Schiller durch die in den Tagen des Zwiespalts zwischen Athen und Sparta von allen Tragikern bevorzugte Geschichte des Eteokles und Polyneikes die entscheidende Anregung zur „Braut von Messina" empfing, war uns auch ohne das überflüssige Experiment der Aufführung nicht unbekannt; seine formenschöne Uebersetzung ist ganz im Stil der weimaranischen Modernisirungen gehalten, und da er das gerade bei Euripides in seiner gedankenreichen Betrachtsamkeit bedeutende Chorelement fast gänzlich ausgemerzt hat, gewinnen wir zu dem fragmentarischen Zwitterwesen kaum auf flüchtige Augenblicke ein innigeres Verhältniß. Will man Euripides spielen, so wird es nöthig sein, die antike Skene in ihrer primitiven Einfachheit wiederherzustellen; und wie das fürchterlich anachronistische Bauwerk, das im „Berliner Theater" des Oedipus Palast bedeuten soll, ist auch das falsche Prunken mit Schätzen vom Uebel, die uns keine sind. Wir lassen uns Laubes Handwerkerei gefallen, um das Demetriusfragment zu retten und sollen nun mit der verworrenen Exposition eines vorhandenen und getreulich übersetzten Stückes vorlieb nehmen? Das mag ein Professor begreifen.

Wie in des Euripides Werken die Beziehungen auf den dem Dichter befreundeten Alkibiades und seine Verbannung immer wiederkehren, so liebt es auch Hans Hopfen, der im „Berliner Theater" den Griechen mit Herrn v. Moser verbinden mußte, uns immer wieder an seine freundschaftliche Verehrung für einen berühmten Zeitgenossen zu erinnern. Dem vielgenannten Arzneikünstler, der, nachdem er Außerordentliches vollbracht, in Berlin „ordentlich" wurde, hat Hopfen sein „Rühmeilmittel" gewidmet und auch der bekehrte „weise Meister" der einaktigen Burleske „Hexenfang" trägt die deutlich erkennbaren Züge des gewaltigen Freundes. Und da ist es denn recht spaßig zu hören, wie ein züchtig Mägdelein des Arztes Gottähnlichkeit in hohen Worten preist, während dieser nur darauf denkt, sich möglichst viele Hexlein einzufangen, zu unerhörter Liebeslust. Denn alles hat Meister Albertus schon erprobt und jeden Kursum durchschmarutzt, nur ein Höllenliebchen wußt' er sich bis heute nicht zu gewinnen. Den Blocksbergreiterinnen legt er eine Schlinge, und der Hexen zwei gehen ihm richtig ins blinkende Garn: ein von jeglichem Appetit geplagtes Nönnlein ist die Eine, die Andere eine blasirt-gewitzte Bankierfrau, die nur der Teufel allenfalls noch reizen kann. Mit seinen Freundinnen durchtollt der Herr Professor Albertus die Walpurgisnacht; da aber der Morgen graut, da die Vetteln welk erscheinen und des Volkes Murren am Ende unliebsame Weiterungen nach sich ziehen möchte, läßt den getahrten Herrn der Wunsch, was Gut's in Ruhe zu schmausen, und in katzenjämmerlicher Sotibilät reicht er einem tugendsamen Bürgerkinde die nicht ganz saubere Hand.

Es ist die echte Hopfenmischung, die uns da kredenzt wird: etwas bajuvarische Derbheit und Brutalitätsbewunderung, ein guter Schuß Philisterhaftigkeit, die sich vergebens genial geberdet, einige Tröpflein schämig verdünnten Antisemitismus, über dem Ganzen ein kräftiger Hofbräuhausduft; das schmeckt gar nicht übel, und wenn die phantastische Kleinigkeit auch einen im Verhältniß zu der Trivialität und ruppigen Zahmheit des Gedankens übermäßig anspruchsvollen Apparat auf die Beine bringt, so hört man doch gern dem lustigen Knüttelversgepolter zu. Eine ausgelassenere Darstellung als die der etwas hölzernen Hexenkünstler des „Berliner Theaters" hätte die Wirkung des Fastnachtspaßes wesentlich erhöhen können. Was Hopfen hier vermissen läßt, mag man an der launigen Genialität erkennen, die Heyses wundervolle „Furie" belebt; viel feiner und freier zugleich ist aber auch der in dieser Burleske behandelte echt satirische Gedanke, daß jedes eifersüchtige Weib zur Furie wird, als die äußerlich überhitzte Hausbackenheit, in die Hopfen seinen Possenfaust ausklingen läßt.

Ein Volkstheater edlen Stils sollte das „Berliner Theater" werden und hastet nun zwischen Euripides und Moser, zwischen Aeschylus und Lindau planlos und unruhig einher; mit gieriger Hand wird nach Schätzen gegraben, und schließlich angeln die Regenwürmer den hungrigen Zug der Menge herbei. Und dennoch fehlt es nicht an Werken, die einer Volksbühne künstlerischen und realen Ertrag zugleich verschaffen könnten; aber so wirksam ist in unseren Theaterleitern die Macht der Trägheit, daß sie das Aufspüren und Entdecken getrost von Anderen besorgen lassen. Diesmal haben die leitenden Männer der „Freien Bühne" die Mühe auf sich genommen; sie haben das berliner Publikum mit einem Volksstück bekannt gemacht, das, vor etwa dreizehn Jahren entstanden, nach wenigen lieblos nachlässigen Aufführungen in einem hiesigen Sommertheater spurlos verschwunden ist.

Die Tragödie des Urwienerthums hat Anton Bettelheim einmal Ludwig Anzengrubers „viertes Gebot" genannt, und wenn das Urwienerthum gleichbedeutend ist mit Schlamperei und Lüderlichkeit, wird man des hübschen Wortes sich freuen dürfen. Daß aber das ausgezeichnete Volksstück unter der Lokalfarbe einen Kern verbirgt, der

aller großstädtischen Kultur gemeinsam ist, das beweist schlagend der Vergleich des Stückes mit Sudermanns Schauspiel „Die Ehre“. Die beiden Dramen sehen einander ähnlich wie eine Großstadt der anderen, und wenn Anzengruber, als der ungleich gestaltungskräftigere Dichter, den jüngeren Genossen weit hinter sich läßt in der ausschlaggebenden Kunst der Herzensoffenbarung, so überholt ihn Sudermann wiederum in allem Technischen, in der energischen Gedrungenheit seiner Handlungsführung, die bei Anzengruber auf den Krücken einer hypernaiven Volksstücktechnik doch mehr vorwärts springt als festen Fußes nach einem genau erkannten Zielpunkt vorschreitet. Charakteristisch für die kindliche Leichtfertigkeit der Motivirungen im „vierten Gebot“ erscheint mir die Art, wie im ersten Akt der ziemlich schablonenhaft ausgefallene Liebhaber von der Bühne fort und wieder zurückgebracht wird: der Vater seines Mädchens hat den armen Teufel mit rauhem Wort aus dem Hause gewiesen; er müßte, tausendfach gekränkt, gehen, aber der Dichter braucht ihn noch und so schickt er ihn, rasch entschlossen, noch einmal ins Haus, weil der von heißem Liebesschmerz Geplagte nicht ohne seine — Cigarrenspitze heimwärts kehren will und dieses unentbehrliche Mannesrequisit noch auf dem Klavier ruht! Das ist, in seiner hüllenlosen Einfalt, beinahe anmuthender noch als alle subtile Kunstfertigkeit, die der Verständigen Verstand zu üben vermag.

Ein Vorder- und ein Hinterhaus thut sich auch bei Anzengruber vor uns auf, und wenn ich mich auch durchaus nicht zu der Ansicht bekenne, daß die moderne Kunst auf die Hintertreppen, auf die Mansarden und Spitäler, angewiesen sein soll, so muß ich doch dem Hinterhause diesmal den Preis geben. Nicht, daß hier die Charakteristik tiefer wäre und reicher; der eitle umherlüdernde Privatier und seine scheinsüchtige Frau, der cretinirte Rückenmärker von Bräutigam, sie sind in knappen Linien meisterlich skizzirt; aber die blasse Liebesgeschichte mit ihrer uralten Briefintrigue verdirbt uns das ästhetische Vergnügen an dieser gut geschauten, ganz modernen Welt, und unsere Theilnahme kann ein Mädchen nimmermehr fesseln, das sich, weil es „nicht leichtsinnig genug ist“, der Stimme des natürlichen Empfindens zu folgen, an einen widerwärtigen Trottel verkuppeln läßt. Sie wähnt, dem vierten Gebot zu gehorchen und gegen den Spruch des Gesetzgebers vom Berge Sinai richtet auch der Dichter seine tendenziöse Spitze; aber der da sprach: Du sollst Vater und Mutter ehren, er hat von blindem Kadavergehorsam nichts verlangt, kurzsichtige oder dolose Ausleger haben den schönen Gedanken des ewigen Buches verfälscht, und es ist nicht viel mehr als eine selbstverständliche Trivialität, wenn, in feierlicher Todesstunde, der junge Raufbold aus dem Hinterhause dem Geistlichen zuruft: „Wenn Du in der Schul' den Kindern lernst: ‚Ehret Vater und Mutter‘, so sag's auch von der Kanzel den Eltern, daß's darnach sein sollen.“

In Wahrheit mag man diesem Martin Schalanter alle erdenklichen Fehler ankreiden: daß er durch übertriebenen Gehorsam gegen die Eltern ins Unglück gerieth, wird ihm sein Feind nicht nachsagen können. Es ist ihm vielmehr ergangen, wie es heute nach Wunsch und Willen einer gewissen Kritik den künstlerisch Produzirenden ergehen sollte; er ist gar nicht erzogen worden; blind verrannt, hat man alle seine kleinen und großen „Eigenarten“ bewundert und gehegt; wäre er ein Künstler gewesen, er wäre in öder Manierirtheit umgekommen; da er Soldat ward, führt ihn die gewaltthätige Eigenart zum Tode. In diesem Martin war das Zeug zu einem ganz tüchtigen Kerl; er hat ein starkes Temperament, und sein Haß gegen die Leute mit den guten Zeugnissen weckt alte Streberantipathien in unserem Herzen. Und wie der Bruder, so ist auch die junge Schwester, die in der Degradation viel schnellere Fortschritte macht als jener im „Awanschman“, erst „nach und nach sa schwarz word'n;“ von verkommenen Eltern wurden sie verhätschelt; harte Arbeit sollten sie nicht thun und „was sein's konnt' mer Euch nit lernen lassen“; so endet das Mädchen als Dirne, der Sohn als Mörder; und der Vater spricht sich selbst zu spät das Urtheil, wenn er auf seines Weibes Klage: „Mir had'n a Unglück mit dö Kinder!“ das Erkenntnißwort findet: „Ja, ja — mir mit sö — oder sö mit uns!“

Der Verherrlichung des natürlichen Triebes dient alle Dichtung Anzengrubers; und es verdient bemerkt zu werden, daß er hier dennoch eine Einschränkung macht und für junge Gemüther, für unerfahrene Intelligenzen ausdrücklich die Leitung selbstsuchtloser Liebe verlangt. Er bekämpft den Egoismus der Elternliebe, wie Ibsen mit besonderer Vorliebe dem Egoismus des männlichen Ehegatten Krieg ansagt; der große Mißtrauenszug, der heute die moderne Welt zur skeptischen Prüfung aller überkommenen Werthe treibt, wirkt und waltet auch in dem österreichischen Volksdichter: aber wenn er uns auch durch den Schlamm führt und die schmutzige Kuppelwirthschaft der tief unsittlichen Geldheirathen unerschrocken aufdeckt, immer glauben wir, durch alles Erdenweh, durch Thränen und bitterliche Noth, den herzbefreienden Ruf seines Steinklopfers zu hören: 's kann dir nix g'schehn! Diese freie Herzensheiterkeit ist es, die Anzengruber auch den Beifall der furchtsamen Leute gewinnt, die da glauben, man könne das Erdenleid bannen, wenn man sein Spiegelbild schmäht und meidet.

Dem prächtigen Theaterstück kam eine ganz ausgezeichnete Darstellung zu Hilfe; wenn ich die der jüngeren Damen ausnehme, waren beinahe alle Rollen in den rechten Händen. Es traf sich glücklich, daß nur echte Volksschauspieler aufgeboten waren, die von jeder ungesunden Pathetik frei sind; dadurch kam der Volksstückcharakter des Werkes zu seinem Recht, und die nicht geringen künstlerischen Mängel verschwanden vor der plastischen Menschlichkeit der Vorgänge und Gestalten. Das Stück wird nun in den Spielplan des „Lessing-Theaters“ aufgenommen werden, und das Publikum wird es sicherlich nicht versäumen, einen Vergleich anzustellen zwischen den Hinterhäusern von Berlin und Wien, zwischen den Gefahren der Schneidigkeit und der Schlamperei.

M. Kent.

Zeitschriften.

Repräsentativverfassung in Indien.

(„The New Review“.)

Im Märzheft der bereits mehrfach in diesen Blättern erwähnten englischen Monatsschrift „The New Review“ befindet sich ein höchst interessanter Artikel des bekannten radikalen englischen Parlamentsmitgliedes Charles Bradlaugh über den am Ende des vorigen Jahres in Bombay abgehaltenen indischen Nationalkongreß. Dieser Kongreß war der fünfte seiner Art. Der erste im Jahre 1885 in Bombay zusammengetretene Nationalkongreß war von 72 Delegirten beschickt, der Kongreß in Calcutta 1886 bereits von 400, der von Madras 1887 von 607. In Allahabad traten 1888 bereits mehr als 1200 Delegirte zusammen und der letzte Kongreß in Bombay zählte über 2000 Delegirte. Man hat es, wie man sieht, mit einer stark wachsenden nationalen Bewegung zu thun. Dieselbe wird vorzugsweise von Hindus, in geringerem Grade von Muhamedanern getragen. Das Ziel ist die allmähliche Einführung einer Repräsentativverfassung in Englands indischem Reich von 210 Millionen Seelen.

Die Reformbewegung ist durch die abgehaltenen Kongresse soweit gefördert, daß Bradlaugh, welcher dem letzten Kongresse in Bombay beigewohnt hat, dem englischen Parlament in nächster Zeit eine Bill unterbreiten wird, in welcher die wesentlichsten Forderungen des indischen Nationalkongresses zur gesetzgeberischen Formulirung gelangen und damit der parlamentarischen Diskussion unterstellt werden sollen.

Die Vorschläge des 1889er Kongresses gehen nun im Wesentlichen dahin, daß die Mitgliederzahl der jetzigen legislativen Körperschaften für das indische Reich und die einzelnen Provinzen vermehrt werde, „so daß mindestens ein Mitglied auf eine Million Seelen entfalle,“ — daß ferner mindestens die Hälfte dieser Mitglieder gewählt werde und zwar mittelst eines beschränkten und indirekten Wahlrechts.

Das Recht, Wahlmänner zu wählen, soll denen zu Theil werden, die eine Landtaxe von mindestens 50 Rupien oder eine direkte Steuer von mindestens 10 Rupien entrichten bezw. ein jährliches Einkommen von mindestens 150 Rupien haben. Wahlmänner, welche einem höheren Census unterworfen werden sollen, sind vorgesehen 12 auf je 1 Million Einwohner. Diese Wahlmänner hätten die Abgeordneten zu dem Reichsrath und den Provinzialräthen zu erwählen.

Für diese neu zu schaffenden Parlamente wird dann das Recht der Interpellation und der Diskussion über innere Fragen, speziell Finanzfragen, beansprucht.

Als die Hauptpunkte, wo die gesetzgeberische Reformarbeit zu beginnen habe, werden das Justizwesen, das System der Landverpachtung (die Landtaxe) und die Salzsteuer bezeichnet. Die Justiz soll von der Verwaltung getrennt, die Geschworenengerichte sollen dort eingeführt werden, wo sie noch fehlen. Die Umgestaltung des gesammten Landverpachtungswesens (der Staat erscheint als der Verpächter) unter Beseitigung der Salzsteuer dürfte von allen gesetzgeberischen Reformen die schwierigste und weittragendste sein. Es handelt sich dabei um die Beseitigung der in Indien chronischen Hungersnoth. Allein in Bengalen schätzt man die Zahl derer, die — um mit einem englischen Volkswirth zu sprechen — scarcely ever lose the sensation of hunger, auf 13 Millionen Personen. Wenn es gelingt, den Hunger in Indien zu besiegen, dann wird Indien unseren Agrariern auch nicht länger als Konkurrent für Weizen gefährlich erscheinen. Das Experiment, Indien an den Segnungen einer Repräsentativverfassung theilnehmen zu lassen, eröffnet nach allen Richtungen hin weite Perspektiven und verdient die ernste Aufmerksamkeit aller Freunde einer fortschreitenden Civilisation.

T. B.

Pfiffig und Genossen. Von Karl Vogt. Breslau und Leipzig. 1890. S. Schottländer.

Als ich im vergangenen Sommer einige Wochen in Genf verlebte, hatte ich das Glück, Karl Vogt persönlich kennen zu lernen. Seine hohe Gestalt, die noch immer von Kraft strotzt, obwohl er die Siebzig bereits überschritten hat, sein ausdrucksvolles Gesicht und vor Allem die Einfachheit und Gradheit des Mannes, der sich im Laboratorium und in der Kneipe am wohlsten fühlt, gewinnen auf den ersten Blick. Nunmehr begriff ich, wie er, der seit mehr denn 30 Jahren in welscher Umgebung lebt und selbst französisch, und sogar, wie man mir versicherte, recht gut verträgt, ja echt deutsch hat bleiben können. Allerdings ist der Genfer, wenn er auch eine andere Sprache spricht als wir, unserem Charakter nahe verwandt. Es fehlt ihm nicht die französische Liebenswürdigkeit, aber er verbindet mit ihr in der Regel Gesetztheit und eine ernste Lebensanschauung. Dazu kommt der unabhängige Sinn der Bevölkerung, der die ganze Atmosphäre erfüllt und den selbst der Fremde zusammen mit der Gebirgsluft einathmet. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß sich Karl Vogt in der fremden Stadt, die ursprünglich für ihn eine Verbannung aus dem Vaterlande bedeutete, eingelebt hat.

Soviel mir bekannt ist, ist es zum ersten Mal, daß Vogt Novellen veröffentlicht. Daß sie unterhaltend sind, erwartet man mit Recht von einem Manne, der selbst in seinen naturwissenschaftlichen Schriften eine außerordentliche Gabe der Popularisirung gezeigt hat. Und diese Erwartung wird nicht getäuscht. Aber sie sind mehr als das, sie enthalten ein reiches Stück Kulturgeschichte. Keller mit Vogt zu vergleichen wird Niemandem einfallen. Aber eine gewisse Aehnlichkeit in der Behandlung des Stoffes läßt sich nicht verkennen. Wie Keller in seinem „Martin Salander“ die eigenthümlichen Verhältnisse seines schweizerischen Vaterlandes nicht bekrittelt oder bespöttelt, sondern in seiner mächtigen Schöpfungskraft sie vor uns hinstellt, daß wir selbst zu einem Urtheil uns herausgefordert fühlen, in ähnlicher Weise schildert Vogt vergangene Zustände seiner hessischen Heimath. Und Beiden ist ein eigener Humor gemeinsam, der sich über die Dinge erhebt, indem er an ihnen herzlichen Antheil nimmt.

Die erste unter den hier vereinigten Erzählungen, welche dem Buche den Namen gegeben hat, führt die Aufschrift „Geschichte des jungen Pfiffig“. Sie ist nicht nur die längste, sondern — der Positiv ist in diesem Falle stärker als der Superlativ — in der That etwas lang ausgesponnen. Die Geschichte schreitet langsam vorwärts und es werden erst auf ein paar Dutzend Seiten die Schicksale der Eltern Pfiffigs geschildert, ehe dieser zum ersten Male „die Wände aus einer kunstvoll vom Vater gedrechselten Wiege beschrie.“ Aber diese Schilderungen haben ihren eigenen, idyllischen Reiz. Der ältere Pfiffig war ein Pfarrer in einem kleinen Dörfchen Mitteldeutschlands. Wie dieser mit seinen Amtsbrüdern, deren Reichthum ebenso wie der seinige in ihren Kindern besteht, unter den bescheidensten Verhältnissen und doch frisch und vergnügt dahinlebt, wie sie einen Schachbund gründen, dem sie den Namen des „Mitteldeutschen Schächerbundes“ beilegen, wie dieser dem Fürsten als hochverrätherisch denunzirt wird und der Minister sich durch seine vermeintlichen Enthüllungen unsterblich blamirt — Alles dies ist mit dem Herzen und mit witzigem Behagen dargestellt. Der junge Pfiffig soll natürlich auch Pfarrer werden, obwohl er selbst keine große Neigung hierzu hat und sich ein guter Freund des Hauses, der alte, aber immer noch lustige Domänenrath, entschieden widersetzt.

Auf der Universität erging es nun dem jungen Pfiffig nicht zum Besten. Das Treiben in dem frommen Studentenverein „Wingolf“, in den er nach alter Tradition eintreten mußte, gewisse Zustände in der theologischen Fakultät und vor Allem der Antisemitismus erhalten hier scharfe Schlaglichter. Zum Ueberfluß hatte sich Wilhelm noch vor seinem Maturitätsexamen verliebt und seine Braut, ein überspanntes Schloßfräulein, arm wie eine Kirchenmaus, aber voll von aristokratischem Dünkel und phantastischen Ideen, quälte ihn mit empfindsamen Briefen und sonderbaren Wünschen. Als schließlich auch seine finanziellen Verhältnisse immer schlechter wurden, entschloß er sich, von seiner Empfehlung an den Trödler Löb Itzig Gebrauch zu machen. Der alte Pfarrer hatte mit den Juden seines Ortes immer im besten Einvernehmen gelebt. Nun genoß der Sohn die Früchte davon. Denn der Trödler, der hinter seinem schmutzigen Laden eine behagliche Wohnung hatte, stand ihm in der uneigennützigsten Weise mit Rath und That bei. Durch den Umgang mit ihm und seiner Familie lernte der junge Pfiffig den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragen, woran es ihm bisher so sehr gefehlt hatte.

Er schrieb dem Fräulein mit dem verwunschenen Schloß, das, wie er sich doch überzeugen mußte, für ihn keine geeignete Lebensgefährtin war, mit schwerem Herzen einen Abschiedsbrief und erhielt als Antwort ein unfrankirtes Schreiben mit einem vertrockneten Vergißmeinnicht und den Worten: „Möge das Bewußtsein, ein jungfräulich liebendes Herz gebrochen zu haben, nicht allzu schwer auf Ihrer Seele lasten! Clotilde von Dartingen.“ Dann diente er sein Jahr beim Militär ab und wurde, unter der Anleitung des braven Domänenraths, ein tüchtiger Landwirth.

Der Held der Geschichte ist einer von denen, die träumend ins Leben treten nach bevor sie ernstlichen Schaden nehmen, und zur Besinnung und inneren Befestigung gelangen. Im Verlaufe dieser Bildungsgeschichte, wie man sie nennen könnte, stellt Vogt mehr als einmal ältere bescheidene Zustände den gegenwärtigen entgegen, und obwohl er dem Fortschritt huldigt, hat er doch für die Poesie der ersteren volles Verständniß.

Ueber die drei folgenden kurzen Novellen kann ich mich selbst kurz fassen. „Mein Freund Fritz“ ist fast ein Stück Autobiographie. Vogt erzählt im eigenen Namen und augenscheinlich im engen Anschluß an die Wirklichkeit Vorgänge aus den Zeiten der Demagogenverfolgungen zwischen der Julirevolution und der von 1848, welche letztere ihn bekanntlich seine Professur in Gießen gekostet hat. Sein Freund Fritz ist einer der Verfolgten und wir begleiten ihn bei seinen wechselvollen Schicksalen als Schreiber bei einem Notar, als Oberst der Bürgergarde und schließlich als Leiter einer großen kaufmännischen Unternehmung in Spanien. „Der Pfarrer von Pasitana“ ist eine hübsche italienische Volksstudie in der Art, wie wir sie von Richard Voß gewöhnt sind. Den Beschluß macht eine etwas seltsame Geschichte, wie schon ihr Titel ergiebt: „Der lange Christian. Ein Beitrag zur Geschichte der Wandgeister und der spiritualistischen Erscheinungen.“ Ich will von ihrem Inhalte nichts verrathen; man mag sie lesen.

Arthur Pakscher.

Hans Sachs und die Reformation. Von Waldemar Kawerau. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Jahrg. VII.; erstes Stück.) Halle. 1889. M. Niemeyer.

Die vierhundertjährige Wiederkehr des Geburtstages Luther's hat eine große Reihe von Publikationen veranlaßt, die für die Erkenntniß des Zeitalters der Reformation und seiner Litteratur von hoher Wichtigkeit sind. Die große Luther-Ausgabe, die leider etwas langsam vorschreitet, verdankt ihre Entstehung dem Jubeljahr, auch die von der Grote'schen Verlagsbuchhandlung so ausgezeichnet ausgestatteten deutschen Drucke in Nachbildungen begannen 1883 zur Feier des Jahres mit der Nachbildung der Septemberbibel; leider haben sie seit dem Tode Scherer's zu erscheinen aufgehört. Unter allen diesen durch die Jubelfeier des Reformators hervorgerufenen Publikationen verdienen die Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte mehr Theilnahme, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden ist. Fast alle die in diesen Schriften veröffentlichten Arbeiten sind von mäßigem Umfang und für einen mäßigen Preis zu erwerben; alle legen Gewicht auf eine geschmackvolle Darstellung und wenn auch jede darauf ausgeht, an ihrem Theile die Wissenschaft zu fördern, so verzichten sie doch sämmtlich auf das gelehrte Rüstzeug, um jedem Gebildeten die Möglichkeit zu gewähren, sich aus ihnen über den Gesammtcharakter oder einzelne Persönlichkeiten und Zustände jener großen Epoche zu unterrichten. Um nur einige der in den Schriften veröffentlichten Darstellungen hervorzuheben, sei darauf hingewiesen, daß Wiclif, Zwingli, Heinrich von Zütphen und Bugenhagen gute und lehrreiche Biographien gewidmet sind; auch die Gegner des Protestantismus, wie Herzog Heinrich von Braunschweig, haben ihre Biographen gefunden, und in einem geistreichen und anregenden Essay hat Eberhard Gothein das Leben und Wirken des Ignatius von Loyola sowie die Anfänge des Jesuitenordens behandelt. Die Vorgeschichte des Bauernkrieges führt uns in die Anfänge der sozialen Bewegungen, die mit der Reformation in so verhängnißvollen Beziehungen standen, während das Verhältniß der Reformation zum Humanismus gut durch Pirckheimer's Gestalt versinnbildlicht wird. Der berufenste Beurtheiler Karls V., Hermann Baumgarten, hat Karls V. Stellung zur Reformation vortrefflich dargestellt; eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Wormser Reichstages, die Depeschen des Nuntius Aleander, die aber sprachlich, namentlich wegen der in ihnen herrschenden Sprachmischung, manche Schwierigkeiten bieten, sind von Kalkoff übersetzt und mit Erläuterungen begleitet. Eine Gesammtdarstellung des deutschen Dramas im Zeitalter der Reformation hat Hugo Holstein unternommen.

Zum deutschen Drama führt uns zum Theil wenigstens auch die vorliegende Schrift, welche die Stellung Hans Sachsens zur Reformation behandelt. Der Verfasser hat sich schon um die Darstellung einzelner Epochen der deutschen Litteraturgeschichte des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts verdient gemacht. Die Forschung hat Hans Sachs in einer Beziehung ziemlich vernachlässigt; zwar seine Werke hat man nach der von dem Dichter selbst veranstalteten Ausgabe wieder zum größten Theil herausgegeben, auch in vortrefflicher Auswahl wieder allen Gebildeten zugänglich gemacht, aber für die Darstellung und Erforschung Hans Sachsens ist bei Weitem nicht so viel gethan wie für andere Autoren des sechzehnten Jahrhunderts. Daher ist die vorliegende Untersuchung gewiß Allen, die dem Reformationszeitalter Interesse entgegenbringen, eine willkommene Gabe. Sie behandelt einen wichtigen Abschnitt aus Hans Sachsens Leben, seine Stellung zu der großen religiösen Frage, welche die Zeit bewegte. Diese ist in dem vorliegenden Buche sehr gut dargestellt; der Verfasser zeigt überall eine ausreichende Belesenheit in Hans Sachsens Werken und erörtert die in Betracht kommenden Quellen meist so, daß man mit ihm sich einverstanden erklären kann. Er schildert zunächst kurz das geistige Leben Nürnbergs und versucht dann, soweit das bei dem Fehlen aller Zeugnisse möglich ist, anschaulich darzustellen, wie sich in dem Nürnberger Schuster allmählich der Anschluß an Luther's Sache vollzog. Hierauf analysirt er die Wittenbergische Nachtigall und behandelt dann in dem zweiten und gelungensten Kapitel die vier Dialoge, bei deren Betrachtung alle litterar- und religionsgeschichtlichen Voraussetzungen sorgsam beobachtet und lehrreich dargestellt sind. Im dritten Kapitel wird dann auf Grund der übrigen Gedichte noch Hans Sachsens Stellung zu den einzelnen Fragen, die sich bei der Durchführung des Reformationswerkes ergaben und zu den für die Entwicklung der Reformation wichtigsten Ereignissen näher erläutert.

Die Darstellung Kawerau's ist schlicht und einfach, so daß sich jeder Litteraturfreund, auch ohne mit den einschlägigen Dingen vertraut zu sein, aus ihr belehren kann. Der Verfasser hat sich mit liebevoller Hingebung in die Schriften Hans Sachsens vertieft und so auch in dieser Schrift manchen schönen Beitrag zur Gesammtcharakteristik des Dichters geliefert, man vergleiche die Schilderung seines Schaffens gegen Anfang des Buches und die zusammenfassenden Schlußworte, die sich als eine Probe der Darstellung hier anschließen mögen: „Er ist ein Mann, der klar seine Aufgaben wie seine Schranken erkennt, erstere erfüllt, letztere innehält. Er bleibt in allen Stürmen der Zeit immer aufrecht und geistesfrisch, in aller Erregung der Geister immer nüchtern und besonnen. Er ist eine gesunde Natur durch und durch, im Leben wie im Schreiben und nicht zuletzt auch in seiner Frömmigkeit. Diese ist untrennbar von seinem ganzen Wesen, immer mild und schlicht und fern von jeder Aufdringlichkeit, ohne Ziererei und Duckmäuserei, aber auch ebenso fern von jeder Halbheit und Verschwommenheit. Er ist evangelisch durch und durch, denn auf dem Glauben liegt bei ihm der Ton, nicht auf der bloßen fides historica, auf der Freiheit, nicht auf der Unterwerfung. Er ist zugleich auch eine weltfreudige Natur, die sich nicht im kleinen Kreise verengen kann, sondern allen Angelegenheiten des geistigen und öffentlichen Lebens ein warmes Interesse entgegenbringt. Er hat viel, erstaunlich viel gelesen, aber er ist doch kein Mann trockener Buchweisheit, sondern seine eigentliche hohe Schule ist das Leben. Er bleibt in engem Zusammenhange mit der Zeit und dem Volke und schreibt nur nieder, was er selbst erlebt, erlitten und erkämpft hat. Und so sehen wir in seinen Dichtungen in einem reinen Spiegel die Erscheinungen der Zeit aufgefangen; wir haben in ihnen Bilder aus der deutschen Vergangenheit mit weitem, historischen Hintergrund, gezeichnet mit frischem Realismus und gesunder Naivetät und mit einer erstaunlichen Kraft der Beobachtung und Darstellung. — Hans Sachs hat die Eigenschaft, immer größer und liebenswürdiger zu werden, je näher man an ihn herantritt. Und nirgends ist seine Erscheinung größer und erquicklicher, als in der Rolle eines tapferen Kämpfers wider Rom und für die Freiheit eines Christenmenschen. Hier ist er ein Volksredner mit der Feder, der in Prosa wie in Versen seinen Deutschen ans Herz und ans Gewissen greift; hier ist alles übersprudelnd von Leben und Feuer, von Glauben und Hoffnung."

E.

Jules Lemaître: Dix contes. Paris. H. Lécène et H. Oudin

Der Autor gilt unbestritten als einer der ersten lebenden Kritiker Frankreichs. Aber, so hieß es einmal in einem seiner Feuilletons im Journal des Débats, man ist verzweifelt wenig, wenn man sonst nichts ist, als ein Kritiker. Er ließ es bei diesem Stoßseufzer nicht bewenden: mit halbem Erfolg versuchte er sich in Révoltée als Dramatiker und seiner ersten Sammlung von Geschichten, Satiren und Humoresken „Sérénus" (vergl. „Nation" 1887 Nr. 48) läßt er nun eine zweite Reihe von Erzählungen folgen, die uns, von Künstlern ersten Ranges illustrirt, in einem Prachtband zugehen. Feine, zierliche, anmuthende Nippes, sinnreiche, für die Familie, selbst für die Frommen im Lande zugängliche Skizzen aus dem Orient im Stil der Lettres persanes; aus dem Griechenland der französischen Klassiker; aus dem Mittelalter, wie wir es mehr aus Voltaire, als aus Michelet kennen; aus dem neronischen Rom mit sehr frommen Anwandlungen; aus der modernisirten Märchenwelt von Charles Perrault; aus dem XVIII. Jahrhundert der hochadeligen Klosterschule von Lucian Perey (Abbaye-aux bois): kurzum durchweg sehr geschmackvoll anempfundene Nachdichtungen und höchstens in der hübschen Charakteristik Mélie etwas, wie eigene Schöpferkraft. Als „Festgeschenk" ein ausnahmsweise anregendes Buch, halten die Contes neben den eigentlichen Litteratur- und Theaterstudien Lemaitres doch nicht voll Stand. Der Erzähler Lemaitre wird von dem Kritiker in den Schatten gestellt. Es ist am Ende doch nicht gar so wenig, scriptor additus scriptori zu sein: nicht als Dichter, als Kunstrichter lebt Sainte-Beuve unsterblich fort.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Gefälligst abtrennen!

An die Freunde der „Nation"

richten wir jetzt nach den Reichstagswahlen erneut die Bitte, uns in unsern Bemühungen um die Weiterverbreitung der „Nation" gütigst zu unterstützen.

Eine unerschrockene Vertretung der liberalen Weltanschauung — das bleibt die Aufgabe, der die „Nation" sich auch ferner mit allem Nachdruck widmen wird.

Von allen äußeren Mitteln der Propaganda hat sich die Werbung neuer Freunde durch die alten als das bei weitem wirksamste erwiesen. Wir verdanken dem lebhaften Interesse mancher unserer Abonnenten einen beträchtlichen Theil der Erfolge, welche die „Nation" allmählich erzielt hat.

Wollen unsere Freunde uns weiter unterstützen, so ersuchen wir dieselben: **sich in dem Kreise ihrer Bekannten die Gewinnung neuer Abonnenten und weiterer Leser angelegen sein zu lassen. (Eventuell auch durch Einführung der „Nation" in Clubs, Lesezirkel, Cafés etc.)**

Probenummern stellen wir unseren Freunden in beliebiger Anzahl gratis und franco zur Verfügung.

Wir würden desgleichen für die Aufgabe von Adressen dankbar sein, an die wir Probe-exemplare der **„Nation"** senden könnten und bitten wir diejenigen Leser unserer Zeitschrift, die uns in dieser Weise behülflich sein wollen, sich der nachstehenden Liste zu bedienen und dieselbe nach Eintragung von Adressen an die **Expedition der „Nation" in Berlin SW., Beuthstraße 8** gelangen zu lassen.

Hochachtungsvoll

Die Redaktion der „Nation".

NB. Bitte die Namen recht deutlich zu schreiben!

Name und Stand	Wohnort, Straße und Nr.

verte!

NB. Bitte die Namen recht deutlich zu schreiben!

Name und Stand	Wohnort, Straße und Nr.

Nr. 24. Berlin, den 15. März 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Nachdem jetzt die Reichstagswahlen abgeschlossen sind, mußte sich naturgemäß die politische Erörterung der Frage zuwenden, welche Bahnen wird die Regierung mit der neuen Volksvertretung zu wandeln versuchen. Die Entscheidung ist zur Zeit unmöglich, denn zweifellos gehen im Augenblick die Ansichten der regierenden Kreise darüber, was zu geschehen hat, noch weit auseinander. Der Kaiser wünscht eine Politik zu verfolgen, die offenkundig von der des Fürsten Bismarck stark abweicht; diese Gegensätze könnten dazu führen, daß der Reichskanzler seine Aemter niederlegt, und damit würde die Möglichkeit einer freieren Entfaltung der in den kaiserlichen Erlassen aufgetauchten politischen Anschauungen gegeben sein. Doch scheint es nicht, als würde diese Wendung schon jetzt eintreten.

Fürst Bismarck hat sich der Macht der Verhältnisse stets anzubequemen gewußt; oft hat er die Verhältnisse nach seinem Willen geformt; aber er war auch stets geneigt, seinen Willen zu beugen und seine früheren Anschauungen preiszugeben, wenn er sich unfähig fühlte, den Widerstand zu brechen, der sich ihm entgegenstellte. So blieb er unter allen Wandlungen der letzten Zeiten doch stets am Ruder; im Verfassungskonflikt, dann liberal und wieder konservativ-puttkamerisch regierend, als Freihändler und Schutzzöllner, als Kulturkämpfer und Papstfreund, als Kolonialpolitiker und als Gegner überseeischer Abenteurer wurde er wiederholt ein vollkommen anderer; nur in einem nicht: er blieb Minister und entsagte nicht der Fülle der Macht, die in seinen Händen lag. Man nennt das mit einer höflichen Bezeichnung, Realpolitik treiben. Und machten sich wirklich einmal jene wohlbekannten Friktionen besonders unbequem bemerkbar, so kam dem Fürsten Bismarck eines seiner Talente noch ganz besonders zu statten; er besitzt das Talent, einer Bitte, die ihn zum Verharren auf seinem Posten auffordert, zugänglich zu sein. Bisher war es wenigstens stets so; und da die offiziösen Blätter angelegentlich die Mittheilung verbreiten, daß auch diesmal höchste Personen dem Reichskanzler zum Verbleiben in seinen Aemtern dringend zureden, so wird man folgern dürfen, daß jetzt wie früher die Wirkung dieselbe sein wird. Im Shakespeare heißt es: „Ich bin ja nicht von Stein.“

Diese inneren Gründe finden ihre Stütze in einem äußeren Umstand. Uns scheint die Haltung, welche neuerdings die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, das Kanzlerblatt im eigentlichsten Sinne des Wortes, beobachtet, dafür zu sprechen, daß der Rücktritt des Fürsten Bismarck vertagt ist. Man kann behaupten, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vorübergehend politisch gestreikt hat; sie beschäftigte sich mit den Rechtsverhältnissen des Orients und wäre gewiß geneigt gewesen,

sinnige Betrachtungen über das soziale Leben der Eskimos zu veröffentlichen; nur vermied sie mit größter Sorgfalt, über die brennendsten Fragen der deutschen inneren Politik sich zu äußern. Dieser Zustand eines sonnigen, weltfremden Gleichmuths gegenüber der nahen, rauhen Wirklichkeit ist jetzt überwunden, und da man im Kanzlerorgan wieder die unendlich oft aufgeführten Kriegstänze gegen die Freisinnigen zum Besten gibt, so darf man annehmen, daß auch der Kanzler von seinen alten liebgewordenen Beschäftigungen zunächst nicht weichen wird.

Aus dieser Betrachtungsweise ergibt sich gleichzeitig, wie die Verleihung des schwarzen Adlerordens an den Minister v. Bötticher zu beurtheilen ist. Vorübergehend neigten sich die Ansichten zu dem Glauben, daß dieser Orden der Vorläufer größerer Auszeichnungen sein könnte, daß Herr v. Bötticher etwa als Nachfolger des Fürsten Bismarck dekorirt worden sei. Die Wahrscheinlichkeit spricht für diese Auffassung nicht mehr; Herr v. Bötticher erhielt an einem Gedenktage jenen Orden, weil er ein thätiger und gewandter Mitarbeiter der Sozialreform unter Wilhelm I. gewesen ist, und der Reichskanzler dürfte sich entschieden haben, zur Zeit zu bleiben, obgleich er mit seiner Auffassung der politischen Lage und mit seinen Anschauungen dem jetzigen Kaiser, — wie er sich ausdrückt, — „zu imponiren“ nicht mehr vermag.

Der Ausgleichung der Gegensätze zwischen Kaiser und Kanzler wird die nächste Zeit gehören; wie dieser Ausgleich im Einzelnen beschaffen sein wird, läßt sich natürlich nicht voraussagen; aber wohl läßt sich der Charakter der beiden Kräfte, die sich hier gegenüber stehen, erkennen.

Der Kaiser ist einer Politik geneigt, die neue Pfade zu betreten bereit ist; der Kanzler will sich im alten Kreise fortbewegen. Der Monarch scheint nicht abgeneigt, für die Durchführung seiner neuen Politik sich neuer Mittel und neuer Kräfte zu bedienen; der Minister will die alten Schranken ängstlich aufrecht erhalten wissen. Hier eine vorwärtsstrebende Initiative, die augenscheinlich vorhanden, aber von der sich noch nicht deutlich erkennen läßt, wohin sie führt und der gegenüber daher eine vorsichtig abwartende Haltung geboten ist; dort der Wunsch, den bisherigen, gefährlichen Ankergrund nicht zu verlassen. Unzweifelhaft beseelt den Kaiser ein brennendes Verlangen, daß die nächste Zeit bedeutungsvolle gesetzgeberische Thaten zeitigen soll, während vom Fürsten Bismarck der Ausspruch berichtet wird, es sei am besten, zunächst ruhig zuzuschauen, wie der jetzige Reichstag in seinem eigenen Fette schmore. Eine Meinungsverschiedenheit über eine einzelne noch so gewichtige gesetzgeberische Frage würde nicht das Gewicht haben können, das diesen Gegensätzen des Temperamentes und des allgemeinen Strebens innewohnt. Man mag ein Paar Mal die Schwierigkeiten überwinden; aber immer neue müssen entstehen, wenn das Ziel des jugendlichen Monarchen rüstiges Schaffen, das des alternden Ministers ein zuwartendes und ausruhendes Beharren ist.

Die Persönlichkeit des Monarchen und die des Ministers, sowie eine Verständigung zwischen beiden ist aber schließlich doch keineswegs allein maßgebend für den Lauf der Politik; als ausschlaggebender Faktor tritt das Volk mit seinen Wünschen und Anforderungen hinzu, und die entscheidende Frage wird sehr einfach die sein: Vermag Fürst Bismarck noch ferner den Anforderungen der Zeit, — und die Zeit ist ernst, zu genügen? Die abschließende Antwort, die der Reichskanzler hierauf zu geben hat, wird erst die Zukunft bringen; aber vielleicht kann man die Haltung der offiziösen und der Kartell-Presse als bezeichnendes Vorspiel für die Schlußworte betrachten.

Welchen Standpunkt hat nun jene mit Bismarck'schem Geiste genährte und der Bismarck'schen Politik dienende Presse gegenüber jener neuen politischen Lage gewählt, die durch die Reichstagswahlen geschaffen worden ist?

Es gibt Kartellblätter, welche ausklügeln und berechnen, wie viele Mitglieder der freisinnigen Partei wohl für eine Schwenkung nach Rechts zu haben sein würden, und wie auf diese Weise eine Majorität sich zusammen addiren lasse; es gibt andere Kartellblätter, die eine andere Addition vorziehen und welche die konservativen Elemente des Centrums an die Kartellparteien anreihen; die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ endlich führt seit langem mit Befriedigung und Skrupellosigkeit den zahlenmäßigen Nachweis, daß das gesammte Centrum mit seinem Anhange und dazu die Konservativen eine Majorität für eine der bisherigen verwandte Politik ergeben werde; das wäre eine Mehrheit aus Polen, Konservativen, Welfen, Elsässern, Ultramontanen, und nach dem bisherigen Sprachgebrauch der Offiziösen, — den wir uns freilich niemals zu eigen machen werden — wird man diese Parteiverbindung eine nationale Mehrheit nicht gerade nennen können. Das Kanzlerblatt ist also jetzt glücklich zu jenen politischen Ueberzeugungen gelangt, welche die „Kreuz-Zeitung“ und Herr von Hammerstein, Herr von Kleist-Retzow und Herr Stöcker seit langem vertreten haben, und die bisher aus dem Regierungslager so unerbittlich bekämpft worden sind. Es ist kein geringer Triumph für das Organ des Herrn Hammerstein, daß das Organ des Reichskanzlers sich für die Zukunft zum Programm der „Stöckerei und Muckerei“ zu bekehren bereit ist. Diese Wandlung tritt auch noch in einem zweiten bemerkenswerthen Vorgang zu Tage; Herr Stöcker hat die ihm zeitweilig verbotene politische Agitation in Berlin mit Nachdruck wieder aufgenommen.

Wir tragen kein Verlangen, die Rechenkünste der Kartellblätter nachzuprüfen; daß dieselben meist recht große Fehler enthalten, werden die Thatsachen schon ergeben. Uns genügt es, festzustellen, daß gegenüber den ernsten Problemen, welche durch das Ergebniß der Wahlen angeregt worden sind, die Kartellparteien sich damit begnügen, zu addiren und zu subtrahiren, bis schließlich eine Anzahl Volksvertreter sich zusammenfindet, die wohl geneigt sein könnten, eine einigermaßen brauchbare Krücke für das bisher herrschende System zu sein. Daß aber das bisherige System die Bevölkerung mit tiefer Unzufriedenheit erfüllt hat, daß Wandlungen dringend nothwendig sind, berücksichtigen diese weisen Staatsmänner nicht. Für die Politik dieser Supernumerare ist dies ganz gleichgültig; sie sind zufrieden, wenn im Parlament nur Alles einigermaßen beim Alten bleibt; an das Volk, das hinter dem Parlamente steht und die Befriedigung seiner Verlangen heischt, denken sie nicht.

Vollends deutlich trat die Geistlosigkeit und der Cynismus dieser politischen Preßschaaren bei der Ankündigung hervor, daß die Regierung mit neuen, sehr bedeutenden Militärforderungen dem Parlament sich nahen werde. Diese Nachricht ist von den Kartellblättern mit wahrem Jubel begrüßt worden, und voll Behagen spinnen sie sich in den Gedanken ein, daß die Ansprüche der Regierung ganz außerordentliche sein könnten, so große und unmotivirte, daß der jetzige Reichstag dieselben ablehnen oder verkürzen wird. Dann erfolgt nach ihrer Meinung eine Auflösung, und wenn die Auflösung nur geschickt inszenirt wird, so wird die Opposition geschlagen und eine neue Kartellmajorität zieht siegreich in das Parlament ein. Mit fröhlichem Herzen wollen wir neue Lasten auf das Volk wälzen, wenn nur das Kartell und seine Politik wieder ersteht: so diese Trefflichen. Und was wird hierdurch erreicht sein, darf man höflich fragen? Wird es einen Unzufriedenen im Lande weniger geben, wenn es durch einen geschickten Kniff gelingen sollte, die alte politische Wirthschaft von Neuem zu etabliren, und gibt es ein besseres Mittel, die Sozialdemokratie ins Ungeheure zu steigern, als wenn der Staat, wie er heute ist, dem Moloch des Militarismus freigebig immer neue Opfer zu bringen bereit ist? Das wäre die Politik des après nous le déluge, zu der niedergehende Parteien häufig genug herabsinken, und es ist nicht das erste Mal, daß Elemente, die sich gerade „staatserhaltende“ nennen, sorglos mit dem Gedanken der Sintfluth spielen. Welche Gefahren eine solche Politik birgt, ist klar; wer statt der vorsichtigen Reform ernste Katastrophen wünscht, der wird gut thun, diese Wege weiter zu weisen.

Ein großer Theil der Kartellpresse ist geistig und sittlich ausgepovert. Bei diesen Organen findet man auch nicht das geringste Verständniß für die Aufgabe, welche der

deutschen Politik heute gestellt ist. Es handelt sich nicht um ein geschicktes Ausspielen der verschiedenen Parteien gegen einander, wie das ein Jahrzehnt hindurch geschehen ist, und auch nicht um einen so fein ersonnenen Coup wie jenen vom Jahre 1887, sondern darum, eine weitverbreitete und tiefgewurzelte Unzufriedenheit der Bevölkerung zu bannen. Da ein Jahrzehnt konservativen und staatssozialistischen Experimenten gewidmet worden ist mit übelstem Erfolg, so scheint uns der Beweis erbracht, daß die Schäden nur ein verständig liberales Regiment heilen kann, und ein solches Regiment erwarten wir vom Fürsten Bismarck nicht.

Der frühere Minister Friedenthal ist gestorben. Vom Jahre 1874 bis 1879 hat er das landwirthschaftliche Portefeuille besessen; als der große Umschlag dann in der Politik des Fürsten Bismarck eintrat, verließ er mit Falk und Hobrecht das Ministerium; nicht früh genug, um seine Grundsätze völlig retten zu können; auch er hat sich herbeigelassen, die ersten agrarischen Zollsätze zu vertreten, doch nicht leichten Herzens. Der Todte besaß nicht die Stärke, um sich energievoll einer von ihm für falsch gehaltenen politischen Richtung entgegen zu stemmen; aber er war eine wohlmeinende Natur, und seine Ueberzeugungen hinderten ihn schließlich doch, die verhängnißvolle Fortentwicklung der agrarischen Politik mitzumachen.

Nach zweitägigem Kampfe, der auch für die Deutschen mit Verlusten verknüpft war, hat Major Wißmann von Neuem ein Lager Bona Heris erstürmt; vierzig von den Anhängern des Araberführers, der selbst entkommen ist, sollen gefallen sein. Was dieser Sieg werth ist, ließe sich nur sagen, wenn man wüßte, wie viele künftige Siege er überflüssig gemacht hat. Ein kleiner Anhaltspunkt zur Abschätzung dieses Erfolges läßt sich freilich finden; der Kampf hat nämlich nur einige Stunden landeinwärts von Saadani stattgehabt. Das beweist, in welchem Umkreise es bisher Herrn Wißmann gelungen ist, gesicherte Verhältnisse zu schaffen. Saadani wurde ein halbes Dutzend Mal erstürmt, und einige Stunden von diesem Nest entfernt stehen jetzt von Neuem die Araber.

Das Ungarische Kabinet befindet sich in einem Umbildungsprozeß. Tisza, das Haupt des bisherigen Ministeriums tritt zurück; seine Kollegen verbleiben im Amte und die neuen Mitglieder, die hinzutreten, werden doch die bisher verfolgte Richtung der Politik nicht ändern. Der Rücktritt eines Ministers unter diesen Umständen ist befremdlich; Tisza besitzt das Vertrauen des Monarchen, seine Politik bleibt die herrschende und er geht. Den äußeren Anlaß zu seinem Scheiden bot eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seinen Kollegen über den Inhalt eines zu erlassenden Heimathgesetzes, aber auch nur den äußeren Anlaß — vielleicht den Vorwand. Der innere Grund scheint der zu sein, daß Tisza sich alt fühlt, und daß er empfindet, wie das Vertrauen seiner eigenen Partei zu ihm nicht mehr ganz das frühere ist. Er will daher weise in allen Ehren zurücktreten, ehe die Verhältnisse ihn stürzten. Das Scheiden aus der Macht bei Zeiten zeigt hohe Einsicht und Selbstbeschränkung; es erhöht den Ruhm der Person und es nützt dem Vaterlande. Nicht alle Staatsmänner haben gewußt, sich einen so guten und ehrenvollen Abgang zu sichern.

In Portugal gährt es; Straßendemonstrationen finden statt, den Munizipalrath von Lissabon hat die Regierung aufgelöst und sie hat einen Regierungsbeamten mit der Führung der städtischen Geschäfte beauftragt. Diese Anzeichen wird man verfolgen müssen, um nicht unvorbereitet von einer republikanischen Erhebung oder einem Putsch überrascht zu werden.

* * *

Die internationale Arbeiterschutzkonferenz.

Die Versuche einer Lösung der Arbeiterschutzfrage im Wege der internationalen Fabrikgesetzgebung reichen weit zurück. Mehrere Jahrzehnte sind vergangen, seit zuerst Daniel Legrand diesen Vorschlag machte. Der Schweizer Eidgenossenschaft aber gebührt das Verdienst, damals schon eine praktische Verwirklichung jener Idee in Anregung gebracht zu haben; wie denn auch neuerdings seitens des Bundesraths in Bern zuerst die Initiative zu der Berufung einer internationalen Arbeiterschutzkonferenz ergriffen ward.

Es ist bekannt, wie diese Anregung zur internationalen Verhandlung über die wichtige Angelegenheit, welche gegenwärtig im Vordergrund des öffentlichen Lebens steht, früher namentlich bei der englischen Regierung auf entschiedenen Widerspruch gestoßen ist. Die Verschiedenartigkeit der Arbeitsbedingungen in den betheiligten Ländern mit einer zum Theil hoch entwickelten, zum Theil erst in den Anfangsstadien begriffenen Industrie schien eine so große zu sein, daß eine einheitliche Regelung des Arbeiterschutzes für ausgeschlossen erachtet wurde.

Jetzt nimmt das Deutsche Reich jenen Plan wieder auf, um, wie es in dem kaiserlichen Erlaß an den Reichskanzler heißt, jene Bestrebungen einer gemeinsamen Prüfung zu unterziehen, über welche die Arbeiter der an der Beherrschung des Weltmarktes betheiligten Länder bereits unter sich internationale Verhandlungen führen. Dadurch, daß diese Anregung von dem Oberhaupt des Deutschen Reichs ausgeht, hat die Idee sicherlich eine ganz bedeutende Verstärkung erfahren; wie denn jene Februarerlasse Seiner Majestät des Kaisers und die im Anschluß daran erfolgte Berufung des preußischen Staatsraths einen entscheidenden Wendepunkt in der Arbeiterschutzpolitik des Reiches selbst bezeichnen.

Irrig wäre freilich die Annahme, als ob es sich bei den internationalen Verhandlungen, deren Eröffnung in diesen Tagen bevorsteht, in erster Linie darum handeln könnte, unsere deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung auf die Höhe der ausländischen Gesetzgebung zu bringen. Ein vergleichender Blick auf die Arbeiterschutzgesetzgebung der kontinentalen Staaten zeigt uns vielmehr, wie wir mit unserer Fabrikgesetzgebung, auch wenn sie seit dem Jahre 1878 nur wenig weiter entwickelt ist, gleichwohl unseren industriellen Nachbarstaaten zum Theil in mehr als einer Hinsicht voraus sind. Dies gilt nicht nur von der belgischen Monarchie, auf deren bedenkliche Arbeiterverhältnisse die Ereignisse von Charleroi die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt haben, sondern es trifft namentlich auch für unsere Nachbarn im Westen zu. Wir haben z. B. in Deutschland längst das Verbot der Beschäftigung von Arbeiterinnen unter Tag, und jene Zustände in der französischen Montanindustrie, welche Emile Zola für seinen Germinal den düsteren Hintergrund lieferten, kennen wir nicht. Bei uns wird die Altersgrenze von 12 Jahren für die Beschäftigung von Kindern in den Fabriken streng inne gehalten; während Frankreich schon vor diesem normalen Minimalalter unter Umständen die Fabrikarbeit von Kindern gestattet, und jenseits dieser Altersgrenze in einem größeren Umfang erlaubt, als dies nach der deutschen Gewerbeordnung der Fall ist. Selbst in England können, um einmal bei der Kinderarbeit stehen zu bleiben, Kinder schon vom zehnten Lebensjahr an beschäftigt werden. Die Schweiz hat allerdings das absolute Verbot der fabrikmäßigen Beschäftigung von Kindern unter 14 Jahren eingeführt. Aber die Berichte der Kantonsregierungen und der eidgenössischen Gewerbeinspektoren verschweigen nicht, daß trotz dieses Verbots nicht wenige Kinder in Schweizer Fabriken beschäftigt sind. Wird aber in Deutschland das gleiche Verbot erlassen werden, so wird dies auf die strikte Durchführung des für die Schweiz bereits bestehenden Verbots von wesentlichem Einflusse sein, und die Beschwerden darüber, daß in den Schweizer Grenzdistrikten deutsche Kinder zur Fabrikarbeit herangezogen werden, finden voraussichtlich ihre Abstellung.

Welches Prognostikon man nun im Allgemeinen der internationalen Arbeiterschutzkonferenz stellen soll? Welche Hoffnungen man von ihren Berathungen hegen kann? Ich meine, keine allzu weit gehenden, aber auch nicht die Bedeutung dieses Versuchs unterschätzende Erwartungen! Daß die Konferenz keine bindenden Beschlüsse fassen kann, ist klar. Sie kann eine internationale Arbeiterschutzgesetzgebung vorbereiten, aber selbstverständlich nicht direkt in eine solche eintreten. Wer von dieser Konferenz eine sofortige Lösung der Arbeiterschutzfragen für die betheiligten Länder erwarten wollte, würde gründlich fehl gehen. Aber schon der wechselseitige Austausch der Ansichten über die Fragen des Arbeiterschutzes ist von Wichtigkeit. Welche Erfahrungen in den einzelnen Ländern gemacht worden sind, wird von den Vertretern der einzelnen Regierungen vorgelegt werden, auch welche Mißstände abzustellen sind, und welche Mittel Gesetzgebung und Verwaltung zu eben diesem Zweck ergreifen sollen. Auf den Gutachten der verschiedenen Regierungen wird sodann die Einzelregierung mit ihrer Volksvertretung weiter bauen können, und die Ergebnisse der Konferenz werden hoffentlich ein erwünschtes Material für die einzelstaatliche Gesetzgebung und somit allerdings auch zugleich für eine gemeinsame Regelung der gemeinsamen Fragen in den betheiligten Staaten liefern. Nicht eine internationale Arbeiterschutzgesetzgebung ist es, um die es sich hier im Grunde genommen handelt, sondern eine internationale Arbeiterschutzenquête, in welche die Regierungen eintreten, die diese Konferenz beschicken.

Dazu kommt die Frage am Schlusse des Berliner Konferenzprogramms, entsprechend der auch in dem Berner Programm gestellten Schlußfrage: „Sollen wiederholte Konferenzen von Vertretern der betheiligten Regierungen abgehalten, und welche Aufgaben sollen ihnen gestellt werden?“ Wir meinen, daß die erstere Frage von den Regierungen, welche einmal zur internationalen Regelung des Arbeiterschutzes die Hand geboten haben, nicht verneint werden kann. Auf diese Weise wird die Regelung der Arbeiterschutzfrage im Flusse bleiben. Die betheiligten Regierungen werden mit ihren Volksvertretungen die nöthige Verständigung suchen müssen. Man wird über die Erfolge solcher Bemühungen in einen Meinungsaustausch treten, und eine Klärung der gesetzgeberischen Situation in den einzelnen Ländern wird nicht ausbleiben, hoffentlich auch nicht die angestrebte Verständigung selbst. Allerdings wird die Konferenz die einzelnen Arbeiterschutzfragen nur in großen Umrissen behandeln können. Das Detail des Gesetzgebungswerkes und der Ausführung durch die Verwaltung muß den Einzelstaaten bei der großen Verschiedenheit der Volks- und Lebensverhältnisse in den einzelnen Ländern von vornherein überlassen bleiben.

Die Hauptpunkte des Berliner Programms stimmen mit dem von dem Schweizer Bundesrath aufgestellten Konferenzprogramm überein. Die Berliner Konferenz soll sich allerdings überdies mit den Verhältnissen der Bergarbeiter speziell befassen. Besonders beachtenswerth ist es aber, daß das aufgestellte Programm über einen Normal- oder Maximalarbeitstag für erwachsene männliche Arbeiter nichts enthält. Abschaffung der Sonntagsarbeit, Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und der industriellen Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern bilden die Hauptpunkte des Programms; während der Maximalarbeitstag für Erwachsene, wie gesagt, nicht ins Auge gefaßt ist. Auch das Berner Einladungsprogramm hatte von dem Normalarbeitstag, der Hauptforderung der sozialdemokratischen Partei, abgesehen, was um so charakteristischer war, als die Schweiz ja doch recht eigentlich das Land des Normalarbeitstages ist. Wer freilich die amtlichen Mittheilungen kennt über die Handhabung des elfstündigen Maximalarbeitstages der Schweiz, über die Ueberzeitbewilligungen und über die thatsächlichen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung jener Bestimmung hindernd in den Weg stellten, den wird es nicht in Erstaunen setzen, wenn der Bundesrath in Bern sich nicht bewogen fand, den Schweizer Maximalarbeitstag als ein der internationalen Nachahmung besonders werthes Institut aufzufassen.

Wollte man wirklich daran denken, all die unendlich verschiedenen Industriezweige in den verschiedenen Industriestaaten in eine einzige Schablone des Maximalarbeitstages hineinzuzwängen, so müßte diese Maximalarbeitsdauer in der That so weit gegriffen werden, daß die Durchführung einer solchen Maßregel für viele Industrieen und für die darin thätigen Arbeiter keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt bedeuten würde. Was wäre denn mit dem von der klerikalen Partei des Reichstags vorgeschlagenen Elfstundensystem erreicht? Für wichtige und große Industriezweige ist dieser Vorschlag längst durch die Praxis überholt. In Berlin z. B. bildet der zehnstündige Arbeitstag die Regel. Vielfach kommt aber noch eine kürzere Arbeitszeit vor, und das Verlangen der Bergleute nach einer achtstündigen Normalschicht ist ganz gewiß kein ungerechtfertigtes. Ein elfstündiger Maximalarbeitstag birgt vielmehr die Gefahr in sich, daß man in manchen Industrien von der Erlaubniß zu elfstündiger Arbeit nun auch wirklich Gebrauch machen, und daß man von der thatsächlich eingeführten kürzeren Arbeitszeit wiederum zu der gesetzlich erlaubten längeren Zeit übergehen könnte.

Aber die internationalen Bestrebungen der sozialistischen Arbeiterpartei sind ja auf die Einführung des **achtstündigen** Normalarbeitstages gerichtet, der auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von verschiedenen Arbeitervereinigungen als die „Platform of labor“ proklamirt ward. Das wäre nun freilich für unsere industriellen Arbeiter ein gewaltiger Fortschritt! Aber kann die internationale Gesetzgebung denselben dekretiren? Ohne das sozialistische Korrelat der amtlichen Lohnfeststellung ist dies Problem zur Zeit einfach unausführbar. Die obrigkeitliche Feststellung des Lohns aber ist nur im sozialistischen Staate möglich.

Kein Zweifel also, daß die internationale Arbeiterschutzkonferenz an der vollen Vertragsfreiheit dem erwachsenen Arbeiter gegenüber festhalten muß! Aber auch dem Arbeitgeber gegenüber! Wahrung der Koalitionsfreiheit, freies Vereinsrecht für den Arbeiter und die Bildung von Arbeitervertretungen, welche mit dem Arbeitgeber über die Arbeitsdauer verhandeln, werden dem Arbeiter es ermöglichen, diejenige Beschränkung der Arbeitszeit herbeizuführen, welche er billiger Weise fordern kann. In Streitfällen wird künftighin das Einigungsamt angerufen werden können.

Dabei ist aber auch noch eins zu beachten. Sicherlich giebt es bei uns industrielle Betriebe, in welchen die Arbeitszeit eine viel zu lange und die Gesundheit der Arbeiter gefährdende ist. Hier wird auch der Staat einschreiten können und müssen. So gut die Gewerbebehörde in der Lage ist, dem Unternehmer die Abstellung von Mängeln in der äußeren Einrichtung seines Betriebes vorzuschreiben, welche Leben und Gesundheit des Arbeiters gefährden, ebenso gut muß ihr auch die Möglichkeit gegeben sein, da einzuschreiten, wo diese Gefährdung von Leben und Gesundheit der Arbeiter durch eine maßlose Ausdehnung der Arbeitszeit stattfindet. Ich war immer der Ansicht, daß die Bestimmung des § 120 der deutschen Gewerbeordnung, wonach die Gewerbeunternehmer verpflichtet sind, alle diejenigen Einrichtungen herzustellen und zu unterhalten, welche mit Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Gewerbebetriebs und der Betriebsstätte zu thunlichster Sicherheit gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendig sind, — in diesem Sinne auszulegen sei. In den Berichten unserer Fabrikinspektoren finden sich auch bereits Mittheilungen über ein derartiges Einschreiten der Behörden gegen übermäßige Arbeitszeit. In dem Meißener Bezirk hatte z. B. ein Dampfkesselheizer regelmäßig von früh 6 bis Abends 10 Uhr zu arbeiten. „Durch Vermittelung der Behörde — so heißt es in dem amtlichen Bericht — wurde dem Kesselbesitzer unter Androhung von 100 M. Strafe aufgegeben, einen Nachtfeuermann anzustellen und den Tagfeuermann nur 12 Stunden zu beschäftigen.“

Zu einer Regelung der Arbeitszeit in den **einzelnen Betrieben** in diesem Sinne gehört allerdings noch eins: Eine gehörige Fabrikinspektion. Aber die deutschen Regie-

rungen, welche jetzt an die Spitze der Arbeiterschutzbewegung treten, das Deutsche Reich, welches diese Bewegung führen will, können es doch unmöglich daheim bei der bisherigen Mangelhaftigkeit eines Instituts bewenden lassen, ohne dessen gehörige Organisation und Ausbildung die schönsten Gesetzesparagraphen nur wenig Werth haben. Die Anregungen, welche man seit Jahren im Reichstag in Betreff unserer Fabrikinspektoren, der Vermehrung der Stellen und der Fortbildung und Fortentwickelung dieser wichtigen Institution gegeben, werden nunmehr hoffentlich auf fruchtbaren Boden fallen.

Die Einberufung der internationalen Arbeiterschutzkonferenz enthält das Zugeständniß der Nothwendigkeit einer Verbesserung unserer eigenen Arbeiterschutzgesetzgebung. Der Reichstag hat nach Jahre langen, mühseligen Verhandlungen wiederholt die Hand dazu geboten. Ueber eine Reihe von Fragen ist in der Volksvertretung eine Verständigung erzielt worden. Jetzt ist es an den verbündeten Regierungen, das ihre zu thun! Der in dem internationalen Konferenzprogramm angedeutete Weg für die Herbeiführung einer Verständigung wird der deutschen Volksvertretung gegenüber mit der sicheren Aussicht auf Erfolg beschritten werden können.

Die Zulässigkeit des Verbots der Sonntagsarbeit wird von keiner Seite prinzipiell bestritten. Es kommt nur darauf an, die Ausnahmemöglichkeiten im Interesse des öffentlichen Verkehrs und der Bedürfnisse des Publikums, sowie mit Rücksicht auf die Eigenart gewisser Industriebranchen festzustellen und gehörig zu umgrenzen. In dieser Hinsicht wird sich das Gesetz darauf beschränken müssen, die leitenden Grundsätze auf- und festzustellen. In eine förmliche Kasuistik kann sich die Gesetzgebung nicht einlassen. Für die Fabrikindustrie wird ferner das Verbot der Kinderarbeit nunmehr auszusprechen sein. In der Hausindustrie kann einer verwerflichen Ausbeutung der Kinderarbeit durch die Unterstellung unter die Gewerbeinspektion entgegengearbeitet werden. Was die Frauenarbeit anbetrifft, so soll der arbeitenden Frau die Möglichkeit eines redlichen Erwerbes nicht verkürzt werden. Hebung und Förderung der Frauenarbeit, nicht Unterdrückung derselben, müssen wir verlangen. Im Interesse der Sittlichkeit, der Gesundheitspflege und des Familienlebens sind Einschränkungen und sonstige Maßregeln der Gesetzgebung und der Verwaltung geboten. Aber einer prinzipiellen Zurücksetzung der arbeitenden Frau gegenüber dem männlichen Arbeiter wäre entgegenzutreten. Im Uebrigen aber wäre an der Vertragsfreiheit und an der Gleichberechtigung des Arbeiters gegenüber dem Arbeitgeber festzuhalten. Will die internationale Konferenz dies Prinzip zu dem ihrigen machen, will sie auf solche Weise zu einer Stärkung der sozialen Stellung unserer Arbeiter mit beitragen, dann soll sie uns erst recht willkommen sein.

Karl Baumbach.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Es läßt sich schon jetzt mit voller Sicherheit übersehen, daß die sogenannten Polengesetze, mit welchen vor einigen Jahren der Landtag plötzlich überschüttet wurde, dem Zwecke, die Germanisirung der ehemals polnischen Landestheile zu fördern, nicht im Mindesten gedient haben; sie haben eher in der entgegengesetzten Richtung gewirkt. Ein Redner, der im Abgeordnetenhause kürzlich diese Gesetze besprach, erzählte dabei eine kleine Geschichte, die im höchsten Grade lehrreich ist. Ein polnischer Großgrundbesitzer, der von der Ansiedelungskommission ausgekauft worden war, verwendet den Erlös, um einem deutschen Besitzer im Kreise Schwetz dessen Rittergut abzukaufen, und beginnt nun hier, in einer Gegend, in welcher die polnische Agitation bisher machtlos gewesen war, eine solche Agitation auszuüben. Das Seltsamste an dieser Geschichte, die den schlagendsten Beweis für die Vergeblichkeit des Ansiedelungsgesetzes liefert, ist, daß sie von einem Abgeordneten erzählt wurde, der das Gesetz lobte.

Als man das Gesetz erließ, ging man von der Ansicht aus, daß der polnische Großgrundbesitzer, der von der Ansiedelungskommission ausgekauft wird, den Staub von seinen Schuhen schütteln, dem undankbaren Preußen den Rücken kehren und sich jenseits der galizischen oder russischen Grenze ankaufen werde. So eifrig die freisinnige Partei vor einigen Jahren auch den Erlaß des Ansiedelungsgesetzes bekämpft hat, so ist ihr doch das Argument nicht eingefallen, daß ein von seiner Scholle weichender Pole den Versuch machen würde, die polnische Kultur nach Westen zu tragen. Und das war ein Glück; denn wäre es ihr eingefallen so hätte sie es auch ehrlich ausgesprochen. Und hätte sie es ausgesprochen, so würde die Kartellpresse ein Hohngelächter darüber angestimmt haben, daß die freisinnige Partei zu den unwahrscheinlichsten Erfindungen greife, um eine nützliche Regierungsvorlage zu bekämpfen. Nun, was uns noch vor einigen Jahren ob seiner Unwahrscheinlichkeit nicht einmal eingefallen ist, das ist zur Thatsache geworden, zu einer Thatsache, die Herr von Puttkamer-Plauth verbürgt. Es gibt kaum einen schlagenderen Beweis als diesen, wie wenig sich die Wirkung eines Gesetzes, das mit mechanischen Mitteln wirken soll, im Voraus berechnen läßt.

Indessen dies ist ein Nebenpunkt. Der eigentliche Nachtheil des Gesetzes liegt auf einem anderen Gebiete. Das Ansiedelungsgesetz will gewissen Staatsbürgern Wohlthaten gewähren, denn die Möglichkeit, unter leichten Formen und wohlfeilen Bedingungen Grundbesitz zu erwerben, ist als eine Wohlthat aufgefaßt; ob sie sich als solche erweisen wird, thut Nichts zur Sache. Und von dieser Wohlthat werden die Staatsbürger polnischer Zunge grundsätzlich ausgeschlossen, im Widerspruch mit dem Wortlaut der Verfassung, nach welchem alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleich sind, und im Widerspruch mit dem, was die Wohlfahrt des Landes erfordert. Nichts führt die Menschen so nahe zusammen, als das Bewußtsein, gemeinsam Unrecht zu dulden, und die Thatsache, daß die polnisch redenden Staatsbürger den deutschen gegenüber zurückgesetzt sind, muß der polnischen Agitation eine mächtige Waffe liefern. Und die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vom Montag und Dienstag haben den Beweis geliefert, wie wirksam dieses Agitationsmittel ist.

Es ist sehr zu wünschen, daß die Regierung mit jenen Bestrebungen Erfolg hat, die darauf abzielen, daß jedes Kind, welches im preußischen Staatsbürgerthum erzogen wird, auch die deutsche Sprache beherrschen lernt. Es ist im eigenen Interesse derselben zu wünschen, denn ein Mensch, der nicht die Staatssprache des Landes kennt, in welchem er aufwächst, entbehrt eines wichtigen Werkzeuges im Kampfe um das Dasein. Es ist im öffentlichen Interesse zu wünschen, denn die Zweisprachigkeit ist ein lästiger Zustand und eine Justizpflege, welche durch Dolmetscher vermittelt wird, ist stets nur eine mangelhafte Justiz.

Aber die Sorge wird sich immer nur darauf richten können, daß das Kind das Deutsche neben dem Polnischen lernt; die Muttersprache auszurotten, ist ein unmögliches Unterfangen und trotz aller Ansiedelungsunternehmungen wird in den ehemals polnischen Landestheilen stets polnisch gesprochen werden.

Es ist ferner sehr zu wünschen, daß alle Staatsbürger polnischer Zunge sich daran gewöhnen, sich als vollberechtigte Bürger des preußischen Staates und nunmehr auch des Deutschen Reiches zu fühlen. Was zwischen ihnen und diesem Gefühl steht, sind leere Träumereien, die sie dazu veranlassen, edle Kräfte nutzlos zu verzehren. Aber zu erzwingen ist eine solche Wandelung nicht; sie kann nur das Ergebniß der Entwicklung und des Zeitverlaufs sein, der alle Wunden heilt. Was eine solche Entwicklung fördern kann, ist allein das Bewußtsein, mit allen übrigen Staatsbürgern rechtlich gleich gestellt zu sein und an allen diesen

gewährten Rechten vollen Antheil zu haben. Wer ihn vergessen läßt, daß er ein Preuße ist, zwingt ihn, sich dessen zu erinnern, daß er ein Pole ist.

Jede Polendebatte gibt den Konservativen eine stets willkommene Veranlassung, ihren Zorn auch die freisinnige Partei fühlen zu lassen. Die Polen sind Reichsfeinde, die Freisinnigen sind es auch; das ist die Brücke, auf welcher man von dem einen Gegenstande zum anderen hinübergelangt. Beweis sind die Wahlen, bei welchen die beiden Elemente Hand in Hand mit einander gehen. Ich wüßte nicht, daß auch nur ein Mitglied der freisinnigen Partei eine besondere Vorliebe für die Polen hätte; sie haben uns dazu niemals Veranlassung gegeben. Aber wir müssen es freilich auch entschieden ablehnen, sie mit unserem Haß zu verfolgen. Von einer polnischen Mutter geboren werden, ist kein Verbrechen; seine Muttersprache lieben und seine Stammesgenossen ehren, ist auch kein Verbrechen. Läßt sich ein Pole eine strafbare Handlung zu Schulden kommen, so wird ein Freisinniger eben so entschieden wie ein Konservativer verlangen, daß ihn dafür die gebührende Strafe trifft. Aber der Nationalitätenhaß ist aus der Denkweise der Freisinnigen ein für alle Male ausgeschlossen.

In Stichwahlen haben die Freisinnigen zuweilen für einen Polen gestimmt; die Konservativen haben mindestens eben so oft dasselbe gethan. Bei Stichwahlen kann man nicht für einen Kandidaten nach seinem Herzen stimmen und gibt darum den Erwägungen Gehör, die dem politischen Kalkül entstammen. Bei Stichwahlen haben auch die Polen zuweilen für einen Freisinnigen, zuweilen für einen Konservativen gestimmt. Nach den Anschauungen der Kartellpresse ist jede Allianz verwerflich, die ein Freisinniger schließt und jede Allianz gestattet, die ein Kartellbruder schließt. Mit solchen Anschauungen ist nicht zu rechten. Mit Recht wurde in der Debatte die Thatsache festgenagelt, daß die Stadtverordnetenversammlung in Posen, deren überwiegende Majorität deutsch ist, einen Polen zum Stadtrath gewählt hat, weil den Konservativen und Nationalliberalen derselbe besser behagte, als der Kandidat der Freisinnigen. Man hat einen sehr unbequemen Standpunkt, wenn man mit einer solchen Vergangenheit den Freisinnigen ihre Wahlbündnisse mit den Polen vorwirft.

Eine eigenthümliche Debatte knüpfte sich an das Budget des Bauministeriums. Der Abgeordnete Broemel warf die sehr zeitgemäße Frage auf, wie es sich mit den Erhöhungen der Beamtengehälter verhalte, und das führte zu Erörterungen, die sich in geradezu ziellosser Weise über eine Reihe von Fragen des Verfassungsrechts und der hohen Politik erstreckten. Herr Graf Konitz bestritt der freisinnigen Partei das Recht, sich um Gehaltserhöhungen der Beamten überhaupt zu bekümmern, da sie keine Mittel für solchen Zweck bewilligt habe. Es ist die Wiederaufnahme des Rufes: „Ruhe in der Minorität! Wir führen die Geschäfte des Landes!“ Es ist der Gipfel der Ueberhebung, wenn die Majorität es unternimmt, in dieser Weise die Minorität mundtodt zu machen, denn die Minorität ist dazu da, daß sie zu Worte kommen. Indessen muß man sagen, daß in diesem Falle die Ueberhebung mehr einen komischen als einen ärgerlichen Eindruck macht.

Man kann die Thatsachen nicht in seltsamerer Weise auf den Kopf stellen, als wenn man behauptet, die Agrarier hätten durch die Erhöhung der Getreidezölle der Regierung größere Mittel zugeführt, um diese in die Möglichkeit zu setzen, die Beamtengehälter aufzubessern. Die Sache liegt umgekehrt; erst die Vertheurung der Lebensmittel hat die Nothwendigkeit der Gehaltszulagen hervorgerufen. Die künstliche Verschiebung der Preise an einer Stelle ruft Preisverschiebungen an allen anderen Stellen hervor. Das ist ein Satz, den nur diejenigen leugnen können, welche von den Gesetzen der Volkswirthschaft überhaupt nichts wissen wollen. Die Agrarier waren so weit davon entfernt, bei der Erhöhung der Getreidezölle an Gehaltsverbesserungen zu denken, daß sie sich gegen die Nothwendigkeit derselben so lange als möglich blind gestellt haben, und man wird der freisinnigen Partei das Verdienst nicht absprechen können, zur rechten Zeit und wirksam auf diese Nothwendigkeit hingewiesen zu haben.

Weiter ging dann Graf Konitz dazu über, die Ausübung des Petitionsrechts durch Beamte überhaupt bemängeln zu wollen; da er aber mit dieser Ausführung auf heftigen Widerspruch bei allen Parteien stieß, zog er sich darauf zurück, es für einen „Schleichweg“ zu erklären, wenn die Lehrer in Privatschreiben sich an einzelne Abgeordnete wenden. Das ist nicht mehr der Ausfluß konservativer Parteianschauung, das ist vielmehr einer von den Sätzen, für welche man die besondere Bezeichnung Canitzianum erfinden möchte. Die Abgeordneten haben alle Veranlassung, sich über die Verhältnisse des wirklichen Lebens zu unterrichten und es ist ihnen die Schranke gesetzt, daß sie vor dem berechtigten Amtsgeheimniß Halt machen. Eine schärfere Kritik könnte sich die Volksvertretung nicht zuziehen, als wenn sie ihre Entscheidungen ohne Kenntnisse des wirklichen Lebens fällt.

Von hier aus zog sich die Debatte, es ist sehr schwer nachzuweisen, an welchem dünnen Faden, bis hin zu jenem Gesetzentwurf über die Reform der direkten Steuern, der um die Osterzeit des vorigen Jahres einen so tragikomischen Abschluß fand. Diesen Punkt zur Sprache zu bringen, hatte die Majorität allerdings eine sehr zureichende Veranlassung und es ist auffällig, daß sie eine Anfrage von freisinniger Seite, die sie selbst für unberechtigt hielt, abwarten mußte, um dann auf „Schleichwegen“ auf einen Punkt zu gelangen, den sie längst aus eigenem Antrieb hätte aufsuchen müssen.

Unfreundlicher ist nie eine Majorität von einer Regierung, der sie ganz und gar ergeben ist, behandelt worden. Man bestellt die Herren an einem schönen Frühlingstage nach Berlin, um ihnen einen hochwichtigen Gesetzentwurf vorzulegen und nachdem sie sich eingestellt haben, zeigt man ihnen die leeren Taschen und entläßt sie nach 24 Stunden wieder. Der Hergang zeigt schlagend, wie schwer es der Regierung wird, mit einer Majorität zusammen zu arbeiten, die fest entschlossen ist, mit ihr zusammen zu arbeiten. Es zeigt, wie sich die parlamentarischen Zustände gestalten, wenn man eine Majorität nur auf den Namen der Regierung wählt.

Die Sitzungen des Abgeordnetenhauses sind ziemlich mangelhaft besucht; das Publikum zeigt sich nur wenig begierig, denselben zuzuhören und die Zeitungen ohne Unterschied der Parteifarbe kürzen ihre Berichte in einer Weise, wie es früher kaum jemals der Fall gewesen ist. Die Berathungen des Staatshaushalts ziehen sich in ungewöhnlicher Weise hin, aber sie bewegen sich unsicher von einem Gegenstande zum andern und selten wird ein Punkt getroffen, der ein allgemeines Interesse wachruft. Am beliebtesten ist es, Reichstagsthemata aufzugreifen oder der freisinnigen Partei ihre Sünden vorzuhalten. Selbst in diesem Hause ist das Gefühl verbreitet, daß es nicht auf der Höhe steht, auf welcher sich die preußische Volksvertretung in früheren Jahren gehalten hat, und außerhalb ist dieses Gefühl noch viel lebendiger.

Proteus.

Die Selbsteinschätzung bei der Einkommensteuer.

II.

In Bayern, Württemberg, Baden und Hessen geschieht die Versteuerung des Einkommens aus Zinsen und Renten auf Grund der Selbsteinschätzung der Steuerpflichtigen. Dagegen ist in den freien Städten Hamburg und Bremen und im Königreiche Sachsen die Selbsteinschätzung des gesammten Einkommens zum Zwecke dessen Versteuerung Gesetz. In letzterem Staate trat dieses im Jahre 1875 in

Kraft; der seitdem verflossene Zeitabschnitt und die Zahl der daselbst Steuerpflichtigen sind wohl genügend groß, um an den in Sachsen gemachten Erfahrungen die Vortheile und Nachtheile der Selbsteinschätzung gegen einander abzuwägen. Dies um so mehr, als besonders zwei sehr besonnene und gewiß unverdächtige Zeugen, Professor Böhmert in Dresden und Dr. Gensel in Leipzig, die volkswirthschaftliche Litteratur mit werthvollen Mittheilungen über die vorliegende Frage bereichert haben.

Nach dem Gesetz von 1878, durch welches das Gesetz von 1874 in mehreren Punkten abgeändert wurde, sind in Sachsen steuerpflichtig die Einkommen aus:

1. Grundbesitz (Verpachtung von Grundstücken, Vermiethung von Gebäuden oder Benutzung derselben zur eigenen Wohnung, Betrieb der Land- oder Forstwirthschaft auf eigenen Grundstücken);
2. Renten (Kapitalzinsen, Renten, Apanagen, Dividenden von Aktien oder Kuxen, Naturalgefälle, Auszüge oder sonstige Gerechtsame);
3. Gehalt und Löhne (Bekleidung einer ausschließlich oder zum Theil mit festem Gehalte oder Lohn verbundenen amtlichen oder sonstigen Stellung, ingleichen der Bezug von Pension und Wartegeld);
4. Handel und Gewerbe (Handel, Gewerbe, einschließlich des Betriebes der Landwirthschaft auf fremden Grundstücken und jede andere Erwerbsthätigkeit).

Die unterste Steuerpflicht beginnt mit dem Einkommen von 300 bis 400 Mk., die Skala der Steuersätze ist eine steigende: bei der untersten Steuerklasse beträgt sie ½ Mk., um allmählich bei den Einkommen von 5400 Mk. und mehr 3 pCt. zu erreichen. Steuerpflichtig sind alle Personen, soweit sie 16 Jahre alt sind und einen eigenen Erwerb haben, ferner auch die sogenannten juristischen Personen. Alle Steuerpflichtigen, deren Einkommen nicht zweifellos unter dem Betrage von 1600 Mk. bleibt, werden zur schriftlichen Deklaration ihres Einkommens — nach den vorstehenden Quellen getrennt — und unter Einräumung einer achttägigen Frist bei Verlust des Reklamationsrechtes für das laufende Jahr aufgefordert. Die Ortseinschätzungs-Kommissionen kontroliren die Angaben und vollziehen diese selbständig, soweit die Einkommen zweifellos unter dem Betrage von 1600 Mk. bleiben oder die Selbsteinschätzung nicht erfolgt. Handelt es sich um Einkommen, deren Betrag nur durch Schätzung gefunden werden kann, so genügt es, wenn der Beitragspflichtige in die Deklaration statt der ziffermäßigen Angabe des Einkommens diejenigen Nachweisungen aufnimmt, deren die Kommission zur Schätzung desselben bedarf.

Ueber die Ergebnisse der sächsischen Einkommensteuer-Gesetzgebung hat Böhmert in der Zeitschrift des königl. sächsischen Statistischen Bureaus (Jahrgang 1879, 1880, 1885 und 1889) ausführlich berichtet und interessante Erörterungen daran geknüpft. Es sei hier daraus entnommen, daß die Zahl der eingeschätzten Personen 1875: 971 886, 1880: 1 119 546, 1884: 1 213 188, 1888: 1 327 771, deren Einkommen nach Abzug der Schuldzinsen 1875: 1 017 580 784 Mark, 1880: 982 451 967 Mk., 1884: 1 140 977 502 Mk., 1888: 1 337 624 568 Mk. betrug. In dem Zeitraume von 1880 bis 1888 hat sich die Zahl der eingeschätzten Personen um 18,6 pCt., des eingeschätzten Einkommens um 36,2 pCt. vermehrt, während die Bevölkerung nur um 10,7 pCt. gewachsen ist. Bemerkenswerth erscheint, daß die Zahl der Personen, welche mit einem Einkommen von über 1600 Mk. eingeschätzt wurden, 1875: 97 482, 1880: 93 747, 1884: 106 478, 1888: 124 269, die Zahl derer dagegen, welche eine Deklaration abgegeben haben, 1875: 128 311, 1880: 148 585, 1884: 144 170, 1888: 156 515 groß war. Es hat also auch ein erheblicher Theil der Personen, welche ein Einkommen von weniger als 1600 Mk. besaßen, Deklarationen eingereicht, obgleich das Gesetz dies nicht verlangt. Reklamationen gegen die Veranlagungen durch die Schätzungskommissionen wurden eingebracht in erster Instanz 1880: 22 258, 1885: 27 367, in zweiter Instanz 1880: 1486, 1885: 1680.

Als das Gesetz von 1874 durchberathen wurde, gaben die Landstände sowohl als die Regierung mehrfach ihrer Anschauung Ausdruck, daß es sich nur um einen Versuch handeln werde, dessen praktische Erprobung der Zukunft anheimzustellen sei. Zweimal ist seitdem an die gesetzgebenden Gewalten die Gelegenheit herangetreten, zu prüfen, ob das Gesetz den gehegten Erwartungen entsprochen habe: 1878 bei dessen Revision und 1882 gelegentlich eines Antrages aus dem Landtage, in der Deklarationspflicht gewisse Beschränkungen eintreten zu lassen. Aber dieser Antrag fand keinen Anklang. Selbst ursprüngliche Gegner des Gesetzes erklärten, daß sie sich für eine Aenderung desselben nach Lage der Sache nicht aussprechen könnten, und von anderer Seite wurde gewarnt, das Bewußtsein der Pflichten gegen den Staat, das jetzt endlich zu wachsen begonnen habe, durch einen solchen Antrag zu gefährden. Abgeordnete der verschiedensten Parteirichtungen zollten dem Gesetze Anerkennung; Bebel nannte es eines der besten, welche das Land besitze. Der Antragsteller mußte seinen Antrag zurückziehen, der Angriff gegen das Gesetz war in sein volles Gegentheil umgeschlagen.

Dr. Gensel, dessen Darstellung wir auch die Schilderung der eben erzählten Episode entnehmen, hat im Jahre 1875 mit Genehmigung des Finanzministeriums über die Wirkung des Gesetzes auf die Steuerpflichtigen eine Privatenquête veranstaltet und deren Ergebnisse im Jahrgang 1885 der Jahrbücher für Nationalökonomie niedergelegt. Er richtete eine Reihe von Fragen an mehr als hundert Mitglieder von Einschätzungs- und Reklamationskommissionen, von denen 74 mehr oder weniger ausführliche Antworten einliefen. Durchweg mit großer Mehrheit ist von diesen betont worden, daß das Gesetz im Ganzen eine annähernd richtige Einschätzung des Einkommens der Steuerpflichtigen erziele, daß die Deklarationen in der Mehrzahl als zuverlässige Unterlage für die Einschätzung betrachtet werden können und einen brauchbaren Anhalt bieten, um auch die Einkommen Derjenigen, welche nicht deklarirt haben, mittelst Vergleichung zu schätzen. Ebenso sind die Fragen, ob ohne Deklaration die Einkommen aus Zinsen und Renten, sowie aus Handel und Gewerbe annähernd ebenso richtig geschätzt werden können, von der Mehrheit der Antworten verneint worden. Allerdings wurde auch hervorgehoben, daß die Deklarationen aus den Kreisen des ländlichen Grundbesitzes noch viel zu wünschen übrig lassen; begreiflich genug: eine Buchführung, wie sie allein die Richtigkeit der Deklarationen verbürgen könnte, fängt dort erst an, sich einzubürgern. Indessen wird auch hier ein Fortschritt zum Besseren bezeugt. Die Zahl der Deklarationen und die Prozentzahl der richtigen Selbsteinschätzungen nimmt von Jahr zu Jahr zu; in einer Kommission konnte die Hälfte der eingegangenen Deklarationen ohne Weiteres als richtig anerkannt werden. „Die Deklarationspflicht weckt Ehrgefühl und Wahrheitsliebe," äußert sich eine Stimme; „in den letzten Jahren hat sich das Verständniß des Gesetzes wesentlich vermehrt," eine andere. Ein städtischer Beamter weist auf Grund der bei Nachlaßregulirungen gemachten Erfahrungen darauf hin, daß die Deklarationen reicher Leute oft hinter der Wirklichkeit zurückbleiben; neuerdings hätten jedoch einige Straffälle einen heilsamen Schrecken in diesen Kreisen verbreitet. Durchweg gilt heute die Deklarationspflicht zur Einkommenschätzung für unentbehrlich. „Mit was sollte sie ersetzt werden?" fragt ein Rittergutsbesitzer, Vorsitzender von Einschätzungs- und Reklamationskommissionen, dessen Thätigkeit bei den Einschätzungen auf dem Lande besonders gerühmt wird. Auch daß die Deklarationspflicht einen günstigen Einfluß auf die Ausbreitung wirthschaftlicher Bildung, insbesondere einer geordneten Buchführung unter den Gewerbetreibenden und Landwirthen ausübe, wird von mehreren Seiten bestätigt.

In gleicher Weise verzeichnet Böhmert a. a. O. eine Reihe von Thatsachen, welche erkennen lassen, daß die Vorschrift der Selbsteinschätzung sich als eine höchst wichtige, dem Finanzinteresse und der Gerechtigkeit entsprechende Maß-

regel" bewährt hat. Der Gesetzentwurf der Regierung von 1878 wollte die Personen mit Einkommen von weniger als 3300 Mk. von der Deklarationspflicht entbinden, weil bei ihnen die Fähigkeit zur Abgabe einer richtigen Deklaration wegen Mangels ordentlicher Buchführung und überhaupt eines klaren Ueberblicks über die eigenen Einkommensverhältnisse nicht vorausgesetzt werden könne. Aber im Landtag überwog die Stimmung für Beibehaltung des Betrages von 1600 Mk. als Ausgangspunktes der Deklarationspflicht. „Seitdem sind die Einwendungen gegen die Selbsteinschätzung auf Grund der vermeintlichen Undurchführbarkeit immer mehr verstummt. Die Einschätzung zur Einkommensteuer ist für eine große Anzahl von Steuerpflichtigen eine alljährlich wiederkehrende heilsame Aufforderung zur Prüfung ihrer finanziellen Lage und eine Mahnung an die büchermäßige Aufzeichnung der Einnahmen und Ausgaben und aller wichtigen Vorgänge im Hause und Beruf; sie hat dahin geführt, auch die kleineren Landwirthe zu einer besseren Buchführung anzuregen. Die alljährlich gestiegenen Erträge der sächsischen Einkommensteuer sind wohl nicht allein der Verbesserung des Volkswohlstandes, sondern auch der größeren Gewissenhaftigkeit der Steuerzahler, der besseren Einübung der Steuereinschätzungskommissionen, sowie der häufigeren Anwendung des Nachzahlungs- und Strafverfahrens bei Steuerhinterziehungen zu verdanken.*) Jene Steigerung wäre ohne die freiwillige Mitwirkung der Bevölkerung und ohne die Erkenntniß der Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit der Steuerveranlagung wohl kaum erreicht worden."

Wie schon erwähnt, kann die Einreichung der Deklaration seitens des Steuerpflichtigen unterbleiben, es erfolgt jedoch in diesem Falle die Einschätzung seitens der Kommissionen, gegen welche eine Reklamation nicht zulässig ist. „Nach und nach — sagt Böhmert — hat das verbesserte und strengere Einschätzungsverfahren die Steuerzahler in der Ueberzeugung befestigt, daß sie nicht nur redlicher, sondern auch klüger handeln, eine Selbsteinschätzung einzureichen, als diese zu unterlassen. Dadurch wird eine allmähliche Gewöhnung der Bevölkerung an die Einschätzungspflicht erzielt. Es ist ein Vorzug der Selbsteinschätzung, daß sie das Pflichtgefühl der Staatsbürger schärft. Selbst der geringste Bürger soll sich das Bewußtsein der Steuerpflicht aneignen und dem Staate wenigstens eine kleine direkte Abgabe leisten. Man hat es daher in Sachsen auch nur gebilligt, daß das Gesetz die Einwohner bis zu 300 Mk. Einkommen herab zur Steuer heranzieht. In der That wollen in vielen sächsischen Landestheilen selbst arme Weber nicht darauf verzichten, ihre Einkommensteuer zu zahlen, und rechnen es sich zur Ehre an, daß sie nicht steuerfrei sind."

Soetbeer gewinnt seine bekannten Uebersichten des preußischen Volkseinkommens, indem er auf die Ziffern der Steuerlisten bis zu der Einkommenklasse, welche die über 84 000 Mk. hinausgehenden Veranlagungen umfaßt, einen gleichmäßigen Zuschlag von 25 pCt. aufrechnet. Bei den Einkommen von 84 000 Mk. und mehr ermäßigt er diesen Zuschlag auf 10 pCt., indem er gerade bei den großen Einkommen eine schärfere Einschätzung seitens der Kommissionen voraussetzt. „Ist es wahrscheinlich — fragt er — daß z. B. ein wirkliches Einkommen von 200 000 Mk. in der Regel um 50 000 Mk. zu niedrig eingeschätzt sein sollte?" Aber Böhmert theilt aus der sächsischen Praxis einen einschlagenden und sehr charakteristischen Fall mit. „Es ist vorgekommen, daß Jemand, der die Selbstdeklaration unterließ, von der Einschätzungskommission zuerst zu 25 000 Mark Einkommen abgeschätzt wurde, dann zu 50 000 Mk., dann zu 100 000, dann zu 150 000 und endlich zu 200 000 Mark. Erst bei der letzten Einschätzung rührte sich der Betreffende und gab an, daß er nur 180 000 Mk. einnehme." Zweifellos hat die Einschätzungskommission schon im ersten Jahre jenen Steuerpflichtigen eher zu hoch als zu niedrig einschätzen wollen, um ihn zur Selbstdeklaration zu zwingen. Nichts destoweniger erreichte sie erst im fünften Jahre ihrer Einschätzung den wirklichen Betrag des Einkommens. Und welchen Rückschluß läßt dieses Vorkommniß auf den Werth der durch Kommissionen überhaupt bewirkten Einschätzungen zu!

In dieser Empfindung werden wir aber noch bestärkt, wenn wir an ganz gleichartige Erscheinungen erinnern, welche das statistische Amt der Stadt Berlin gelegentlich der Untersuchung der Lohnverhältnisse dortiger Arbeiter im vorigen Jahre bei den niedrigsteingeschätzten Steuerpflichtigen ermittelte. Bei 656 Arbeitern, auf deren Einkommen sich die amtlichen Erhebungen erstreckten, ergab sich, daß die Steuerveranlagung im Durchschnitte um 36 Proz., bei Einzelschwankungen zwischen 21 bis 54 Proz., hinter der Wirklichkeit des Einkommens zurückblieb. Und dies bei Lohnarbeitern, deren wahrscheinliches Höchsteinkommen durchweg allgemein bekannt ist, bei welchen man also Mindereinschätzungen von Erheblichkeit gewiß nicht erwarten sollte!

Die erste Besteuerung des Einkommens aus Zinsen und Renten erfolgte im Jahre 1798 in England durch William Pitt in der fast unerschwingliche Opfer fordernden Zeit der Kriege gegen Frankreich. Damals — am 8. August 1800 — schrieb aus Manchester der alte Vincke an den Freiherrn vom Stein (Bodelschwingh, Leben Vincke's): „Mein Gott, wenn der König einmal genöthigt werden sollte, etwas ähnliches als eine Income Tax bei uns zu verlangen! Hier hat Niemand widersprochen und Adel und Kaufmannschaft bezahlen sie neben der ungeheuren Last anderer Auflagen, welche aber die Wohlhabenden so ganz vorzüglich treffen, ohne alles Murren! Jeder wetteifert mit den Anderen, das Gouvernement auf alle Weise zu unterstützen und durch eigene Aufopferung zu befestigen; dagegen der größere Haufe unseres Adels noch immer wähnt, der Staat könne nicht bestehen ohne seine unbedingte Exemtion von allen wesentlichen Beiträgen, ohne Druck und Dienstbarkeit der anderen Stände, und die geringste Abänderung und Nachgiebigkeit müsse unfehlbar den Zusammenbruch des Gouvernements zur Folge haben!" Die Weigerung, das Einkommen aus dem hauptsächlich in den Händen unseres Adels sich befindenden Grundbesitze in Preußen der Selbsteinschätzung zu unterwerfen, ist nur ein neuer Beitrag zu jenem alten Kapitel. Aber trotzdem halten wir an der Erwartung fest, daß keine Reform der preußischen Einkommensteuer-Gesetzgebung in das Leben treten wird, welche nicht die Selbsteinschätzung des Einkommens der Steuerpflichtigen aus allen Berufsklassen und aus allen Zweigen des Erwerbslebens zur Voraussetzung haben wird!

F. Thorwart.

---

*) Anfänglich wurde neben der Einkommensteuer auch noch die Gewerbe- und Personalsteuer beibehalten; seit 1878 ist diese aufgehoben worden. Die Grundsteuer, 1876 noch 9 Pf. betragend, wurde inzwischen auf 4 Pf. herabgesetzt; ebenso sind die Zuschläge zur Einkommensteuer — Anfangs 50, dann 20 vom hundert — seitdem beseitigt worden.

Paul Heyse.

Von Gottfried Keller hatten wir gesprochen und uns wieder einmal ganz thöricht geärgert über das Ausbleiben eines breiten Erfolges für den großen Schweizer. Das „Warum", so eifernd wir es suchten, schien nicht zu entdecken. Da hub Einer an zu sprechen, der lange geschwiegen hatte. „Warum? Das will ich Euch geschwind sagen: Weil er die Frauen nicht für sich hat, Euer Schweizer; weil in seiner herben, klaren Bergluft nur die starken und die gesunden Weiber athmen können, und wieviele starke und gesunde Frauen es heute gibt, das sagt Euch gefälligst selbst und vergeßt auch nicht die Frage, ob Ihr gerade die Starken und die Gesunden unter uns am meisten liebt." Denn der Eine, der lange geschwiegen hatte, war eine Frau. Da saßen nun die Eiferer alle stumm.

Zu allen Zeiten sind, seit unsere Aeltermutter sich die erste Laudrobe fabrizirte und kritischen Umgang pflog, die

künstlerischen Erfolge wesentlich durch die lieben Frauen bestimmt worden; sie haben in der Neuzeit Jean Paul auf den Thron erhoben, sie haben Heine bekränzt und Hamerling gefeiert, obwohl sich deutsche Professoren alle erdenkliche Mühe gegeben haben, ihnen diese Ideale aus dem Herzen zu reißen; von Kleist und Keller haben sie niemals viel wissen mögen, und dem schweizerischen „Shakespeare der Novelle“ haben sie stets ihren Paolo vorgezogen, den poetischen Frauenarzt mit den weichen Zügen und den sanften Händen. Und wenn der bekannte Spruch des Fürsten Bismarck, Paul Heyse sei kein Dichter für Männer, in einer Epoche des unbedingten Bismärckerthums jedem anderen Poeten vielleicht die Wege versperrt hätte, Heyses Beliebtheit hat ihn überdauert, denn ihn hütete und hegte eine stärkere, von keiner Seite zu zerschmetternde Macht: das Amazonenkorps der ewig jungen Frau Eva. Der schöne Troubadour aus dem deutschen Norden ist heute ein Sechzigjähriger; noch durchzieht ihm kein grauer Faden das braune Gelock und auch das strahlende Auge blickt noch jung; aber die Fülle blühenden Fleisches hat die geschmeidige Elastizität der Gestalt in behagliche Korpulenz umgewandelt, der Dichter der schönen Seelen hat Fett angesetzt. Und doch ist ihm seine beschürzte Gemeinde, die Ibsens schlecht sitzenden Rock nicht vergessen kann, treu geblieben und zum 15. März wird es an duftenden Briefchen und anonymem Stickwerk nicht fehlen in der Münchenerstadt.

Paul Heyse ist eben ein Sonntagskind in allem: in Berlin ist er geboren und ist doch ein Romane und ein Provençale eher als ein nüchterner Norddeutscher; im Triumphjahr der Romantik, 1830, trat er ins Leben, als eben in Paris die entscheidende Hernanischlacht geschlagen wurde, und doch, bei aller Verehrung für Eichendorff und andere Taugenichtse, hat ihm kein dickflüssig romantischer Blutstropfen die Phantasie vergiftet; „Roms verschollene Glocken“ läuten nicht in sein Dichten hinein, und will man ihm die Blutsverwandten suchen, so wird man an Goethe und Hoelderlin eher als an die Sänger der mondbeglänzten Zaubernächte, an Alfred de Musset eher als an Hugo denken müssen. „Un enfant du siècle“ hat sich Musset genannt, ein Kind der Welt ward Heyse, und kein passenderes Motto wüßt' ich für den reichen Schatz der Heyse'schen Novellistik als jene kleine tyrolerische Romanze, die dem Rolladichter seine erste Geliebte sang und die ihm haften blieb im Ohr, als er schon liebesmüde in den berüchtigt schönen Armen der treulosen Aurore Dudevant kurze Rast fand:

„Altra volta gieri biele,
Blanch' e rossa com' un fiore;
Ma ora nò. Non son piu biele,
Consumatis dal' amore.“ *)

Die Frauengestalten, die Heyse in langem Zuge uns vorüberführt, sie waren alle einstens schön weiß und rosig; an allen aber auch — von L'Arrabiata bis zur Stiftsdame — zehrte das feine Feuer erotischer Gluth, und wenn sie von uns schieden, waren sie selten anders als „Consumatis dal' amore.“

I.

Ein klassischer Philologe war des Dichters Vater, seine Mutter eine Glaubens- und Gesinnungsgenossin Rahels; die Blutmischung, auf die der Determinist Heyse so große Stücke hält, hat in ihm ein herrliches Produkt der Racenkreuzung zu Tage gefördert. Auch er mag wohl vom Vater die Statur haben und die hellenistische Weltanschauung obendrein; die Mutter mögen wir uns vielleicht denken, wie Edwin in den „Kindern der Welt“ seine Mutter beschreibt: „Sie hatte, was man einen Anflug von Romantik zu nennen pflegt, ein Ungenügen an der trockenen, kahlen, wunderlichen, aber wunderlosen Wirklichkeit der Dinge um sich her; da dies nur einem Bedürfniß ihrer Natur entsprang und sie vor Niemand damit prunkte, wenn sie es auch vor Niemand verleugnete, so behielt diese poetische Neigung, sich eine lichtere Welt über dieser nüchternen und armseligen zu erbauen, durchaus den Reiz des Natürlichen und war zumal für den schlichter gearteten Mann eine Quelle steter Verjüngung.“ Wer erkennt hier nicht das mütterliche Erbe des Poeten, seine Stärke und seine Schwäche zugleich? Der unvergleichliche „Reiz des Natürlichen“ bleibt ihm immer getreu, wenn er uns in seine lichtere Welt geleitet; und daß auch ihm die „trockene, kahle, wunderlose Wirklichkeit“ nichts gilt, haben wir oft mit Betrübniß erfahren. Er hat einmal irgendwo gesagt: „Je mehr man den Menschen und den Dingen auf den Grund kommt, desto häßlicher werden sie.“ Da ist es denn kein Wunder, wenn die anmaßlichen Führer der erdaufwühlenden Literatur von Heyse nichts mehr hören wollen und ihm höchstens mit mitleidigem Lobspruch sein Formentalent attestiren. Es geht ein demokratischer Zug auch durch die Kunst, hat der ehrliche Enthusiast Fontane neulich gesagt; wie sollte da der vornehme Aristokrat Paul Heyse nicht literarisch vereinsamt sein, er, der immer von der Menschheit Höh'n herabgeblickt hat auf das Gehudel und Gewimmel da unten?

„Ein Märtyrer der Phantasie“, so lautet der Titel einer feinen Novelle von Heyse; und ein Märtyrer, aber auch ein Held der Phantasie ist er selbst, der nie etwas anderes war als ein Dichter, der nie einen anderen Beruf kannte als den eines Apollopriesters. Vor beinahe vierzig Jahre erschien seine erste Dichtung — „Die Brüder. Eine chinesische Geschichte in Versen“ — und seither hat seine erstaunlich reiche Natur in geruhigem „Sich gehen lassen“, ohne Hast und ohne Zwang, außerordentlich reiche Ernten geliefert: zwei große Romane, etwa fünfundfünfzig Novellen, weit mehr als ein Dutzend Dramen, das Epos „Thekla“, kleinere epische Gedichte wie „Der Salamander“, „Raffael“ u. a. sind ihm entstanden, und ein beträchtlicher Gedichtband*) umschließt seine herrliche Lyrik. Rechnet man dazu noch vier Bände italienischer Uebersetzungen, jene Meisterwerke ebenbürtiger Nachdichtung, die Mauthner in diesen Blättern vor Jahresfrist besprochen hat, so wird man vor so üppiger Fruchtbarkeit, vor so müheloser Produktionskraft, in Bewunderung stehen. Und man wird auch begreifen, warum es dem des Gottes vollen Dichter mit der gesammten Wirklichkeitswelt ergehen mußte wie seinem Märtyrer der Phantasie mit dem Weibsvolk von Fleisch und Blut: „Was ich so rund um mich her von artigen Frauen und Jungfräuleins kennen gelernt, schien mir aus viel zu grobem Stoff, zu wenig appetitlich für einen Feinschmecker meines Schlages, der das Rarste und Ausgesuchteste, so oft er nur wollte, sich in der Phantasie auftischen konnte.“

Noth und Bitternisse sind Heyse erspart geblieben, und wo er sie bei Anderen sah, da hat er sich eiligst aus dem Staube gemacht, weil er sich aus so traurigem Anblick keinen Vortheil ersah; er ist, wie fast alle Aristokraten und wie ihr großer Parteiführer Wolfgang, ein wenig Egoist und ein ganz klein wenig eitel; mit der altruistischen Mitleidenspoesie, die im Zeitalter des Arbeiterschutzes mit nächtiger Klage hervorkriecht, hat er nichts gemein. Fürstengunst und Frauenhuld sind ihm, wie selten Einem, zu Theil geworden, und es spricht für seine kernechte Natur, daß er auch aus güldenem Käfig sich stets herausgesehnt hat in die schönere Freiheit, wie sein Antinous sich fort sehnt aus den schimmernden Fesseln, mit denen ihn der kaiserliche Freund Hadrian an seinen Hof gekettet hält. Wir müssen den tief wurzelnden, echt aristokratischen Hang des Dichters zur Vornehmheit und Schönheit konstatiren, weil dieser Zug erst den Schöpfer und die Geschöpfe recht erklärt; aber die unbefangene Betrachtung, die vom prachtschillernden Pfauen kein Spatzengezwitscher verlangt, wird, wie Abraham Licoln zu dem Fürstensprossen, auch zu Paul Heyse sprechen müssen: Ihr Adelsbrief soll Ihnen bei uns nicht schaden!

*) Musset übersetzt den Vers: „Autrefois j'étais belle, blanche et rose comme une fleur; mais aujourd'hui non. Je ne suis plus belle, consumée par l'amour.“

*) Vierte, stark vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz. 1889.

II.

Natur und Freiheit! Das sind die Losungsworte, denen Heyse gefolgt ist. Er geht nicht von der Natur aus, er sehnt sich nach ihr zurück; er empfindet nicht natürlich wie die Alten: er empfindet, ein sentimentalischer Poet, das Natürliche. Er ist ein Kind der Aufklärungszeit; und wo er einmal, die vornehme Gelassenheit bei Seite werfend, „offenen Krieg“ ansagt, — ohne ihn übrigens durchzukämpfen — da gilt sein Fehderuf den lichtfeindlichen Sittenrichtern, die uns das Andersdenken, das Andersfühlen „ins Gewissen schieben“, die das Natürliche verkümmern wollen und die freie Sittlichkeit der Ganzen einpressen in das athemraubende Schnürleib jener Sitte, der die Halbheit, die zur Nachtzeit nur den Heiland sucht, sich willig beugt und biegt. Hier ist Heyse ein ganz moderner Geist und — im religiösen Sinn des Wortes — ein Naturalist, kein Offenbarungsgläubiger. Ein leidenschaftlicher Atheismus zieht sich durch sein ganzes Dichten, und Heyse begegnet dem robusteren Dichter des „vierten Gebotes“, wenn er, mit stark persönlichem Accent, sein merkwürdiges Zwittergeschöpf Toinette („Kinder der Welt“) sprechen läßt: „Wenn die Elemente meines Wesens, die mich vom Glück ausschließen, durch eine große blinde Fügung des Weltlaufes sich gefunden und vereinigt haben, und ich an dieser Konstellation zu Grunde gehen muß — so ist das fatal, aber kein unerträglicher Gedanke. Ein Gottvater aber, der mich unseliges Geschöpf de coeur léger oder auch aus pädagogischer Weisheit so traurig zwischen Himmel und Erde herumlaufen ließe, um mir später einmal für die verpfuschte Zeit in der Ewigkeit eine Gratifikation zukommen zu lassen — nein, lieber Freund, alle durchlauchtige und undurchlauchtige Theologie kann mir das nicht plausibel machen.“ Und wie spricht Anzengruber's verkauftes Weib? „Vor Jahren wohnte ein Mediziner in unserem Hause, den ich, als kleines Mädchen, von ganzem Herzen verabscheute, weil er arme Kaninchen lebend zerschnitt. Er wußte ganz genau, wie weit er sich auf die Stärke dieser Thierchen verlassen konnte, ob sie ihm todt unter dem Messer bleiben würden, oder wie lange sie lebend und leidend zu erhalten waren, wenn er ihnen durch gute Pflege ‚Kraft verlieh, die Prüfungen zu ertragen‘. Wollen Sie mich glauben machen, Gott wäre so ein Mediziner?“ Für Heyse wie für Anzengruber, so weit ihre Pfade auch sonst auseinanderführen, ist der Zustand des Leidens etwas den natürlichen Daseinsbedingungen Widerstrebendes, nicht, wie etwa für Tolstoi, ein heiligendes, sittlich läuterndes Moment; sie sind heitere, frohe Künstler und zur christmoralischen Märtyrschaft haben sie, wie Egmont zur spanischen Lebensart, auch nicht den mindesten Blutstropfen in sich.

Und darum ist Heyse, trotz seinem ganz modernen Freiheitsdrang, ein Fremdling in unserer engbrüstigen bekleideten Welt; er sucht das Nackte, das fröhlich Sinnliche, ihn bangt es nach Sonne und im Italerland ist er zu Hause; im kalten Norden hat er sich nie heimisch machen können, denn hier liefe er Gefahr, „die innere Harmonie, auf die alles ankommt“, zu verlieren. Er ist der „letzte Centaur“, dessen herrliche Wundergestalt man verlacht, dem man den Rücken kehrt, um allerlei fünfbeinigen und zweizüngigen Kälbern nachzulaufen. Paul Heyse ist der Fleisch gewordene Protest der Natur gegen jegliches Dogma, er ist ein sinnenfreudiger, konvenienzverachtender Heide, der nun mit wehmüthiger Melancholie die feigenblätterige Wirklichkeit erschaut, und von ihm selbst mag gelten, was er seinem Liebling Friedrich Hölderlin zurief:

„. . . . Mit hellem Griechenblick
Hast Du ermessen, in Dein Loos ergeben,
Den jähen Abgrund zwischen Traum und Leben
Und der Verspätung herbes Mißgeschick.“

Vor diesem jähen Abgrund mochte auch Heyse zaudernd einstmals Halt gemacht haben; Muth gehörte dazu, um entschlossen in das volle Leben hinabzutauchen, wie es heute, oft nicht ohne Beinbruch aber schwere innere Verletzung, der Realismus thut; Kraft und Genie und nicht geringeren Muth aber braucht es auch zum adlerkühnen Wolkenflug, und Heyse vernahm, da er am Abgrund stand, die Stimme:

„. . . . . Erschrick
Vor dieser Tiefe nicht! Hinüberheben,
Wird Dich ein Schwingenpaar mit sicherem Schweben,
Die ätherleichten: Dichtung und Musik“

Wem niemals Schwingen sproßten, der mag nach dem den offenen Griechenhimmel Suchenden mit Steinen werfen. Treffen wird er ihn nicht, denn „mit prachtvollem Sprunge setzte der Centaur über die Köpfe der verfolgenden Bauern hinweg.“

III.

Der liebe Gott ist gar nicht so rachsüchtig, wie uns seine Subalternbeamten oft glauben machen wollen: er hat das atheistische — oder, was vielleicht im Grunde dasselbe sagt: das pantheistische — Kind der Welt unter die Schaar der Gotteskinder aufgenommen, denen alle Dinge zum Guten dienen müssen. Selbst der tiefste Schmerz, der den Menschen traf, den Dichter hat er nur gefördert: der Verlust geliebter Kinder hat Heyse — in „Marianne“ und „Ernst“ — die schönsten und die ergreifendsten Töne lyrischen Empfindens auf die Lippe gelegt. Der vom Leiden sich verstimmt abwandte, aus Furcht, „die edle Harmonie zerstört zu sehen,“ das Leiden erst hat ihn auf die erhabene Höhe lyrischer Ausdrucks geführt. Damals erst hat es sein „liebeverwöhntes Menschenherz“ empfinden gelernt, daß „kein Tändeln frommt wenn wir am Leben kranken,“ und waren es manchmal gar zu süßliche Düfte, die seines „Herzens Rosenbeet“ enthauchte, so wehte nun ein erfrischender, kräftig aufrüttelnder Sturmwind darüber hin.

Liebe, Liebe, nichts als Liebe finden wir in Heyses Novellen. Der „Falke“, die eigentliche Geschichte, das Spezifische, das sie von tausend anderen und ähnlichen Geschichten unterscheidet, alles das wechselt in immer neuer phantastisch ersonnener Gestalt; das Motiv bleibt fast immer dasselbe, im Paradies wie in der Welt, in der Provence und in Rothenburg ob der Tauber, im sechzehnten und im neunzehnten Jahrhundert Immer gibt es ein blondes oder auch ein schwarzes, meist auch ein wildes und vornehmes Jungfräulein, das consumatis dal' amore ist, weil es den Rechten nicht bekommen konnte oder weil es im rechten Augenblick das natürliche Gefühl ängstlich eindämmte und nun für solche Versündigung an der Menschlichkeit schwer leiden muß. Heyse, Turgenjew und — Zola sind die drei einseitigsten Liebegläubigen der gesammten modernen Literatur; alle drei sehen nur die eine treibende Kraft in der Welt, die den beiden Novellisten Liebe und Zola schlechtweg Paarungstrieb heißt. Man hat es Zola oft und nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß er durch eine an Manie grenzende Ueberschätzung der Bedeutung geschlechtlicher Dinge sein Weltbild verzerrt; und daß man auch den Dichter der „moralischen Novellen“ lüsterner Unsittlichkeit geziehen hat, ist allbekannt. Beide sind eben, der Naturalist wie der Idealist, der Sammler menschlicher Dokumente wie der himmelanstrebende Hellasschwärmer, Märtyrer ihrer Phantasie, und während es scheint, „als ob sie sehr heißblütige sinnliche Gesellen wären, mit einer rechten Türkenphantasie, die ihnen nun, da sie arme Teufel von guten Christen sind und keinen Harem halten können, Alles, was gut und theuer ist, wenigstens aus dem Geisterreich heraufbeschwört,“ sitzen sie gemüthlich, der eine in München, in Médan der Andere: bons bourgeois, bons pères de famille, bons gardes nationaux und so weiter. Das ist Dichterloos.

Von Stil und Vortrag hält Heyse nicht viel, und doch dankt er, genau wie Turgenjew, seinem Stil und Vortrag die schönsten und die feinsten Wirkungen. Beide sind mehr Erzähler als Schilderer; von der modernen Art der Vergegenständlichung ist ihre Subjektivität weit entfernt, und auch darin mag man den deutschen und den russischen

Klassiker der Novelle einander gesellen, daß sie beide von extremem Ueberschwang mit seinem Bewußtsein fern bleiben. Heyses Empfinden bewegt sich stets in dem konzentrischen Kreise des schönen Maßhaltens; er lächelt öfter als er lacht, und er weint still, „mit dem Tuch vorm Munde“. Diese harmonische Gehaltenheit läßt ihn den heiß begehrten Lorbeer des Dramatikers nicht erhaschen, obwohl auch seine verfehltesten Bühnenstücke mehr werth sind als die gesammte wildenbruchige Theatralik; aber das Publikum, dem man das Zuhören im Theater mit schrecklichem Erfolge abgewöhnt hat, weiß mit diesen leisen Subtilitäten nichts anzufangen und verlangt nach zupackender Gewaltsamkeit. Heyses Natur und Begabung ist eine feminine und so gelingt ihm kaum je ein Aufsteigen ins Allgemeine, ein Zusammenfassen von Einzelerscheinungen zu einem großen Bilde; auch seine Romane sind nur künstlich verschlungene Novellenbündel; er bleibt stets bei den ewigen Paradiesestypen von Mann und Weib, wenn er sich auch freilich bei der Idylle nicht so lange und mit solcher Vorliebe aufhält wie bei dem „Sensationsroman der Weltgeschichte,“ der mit dem Sündenfall beginnt. Weiblich nenne ich dieses Klammern ans Individuelle nach dem Wort des Daniel Stern, der, selbst ein Weib und eine Gräfin dazu, gesagt hat: „La femme ne généralise point; l'individu est tout pour elle“.

Zola ward erwähnt, und es mag zum Abschluß gestattet sein, die Stellung unseres Poeten zu jener Bewegung abzugrenzen, die in dem französischen Romancier ihre höchste Spitze und ihren kräftigsten Ausdruck findet. „La bête humaine,“ der Titel seines neuesten Romans, dessen gelbes Deckblatt mit der erstaunlichen Ziffer „31.e Mille“ mir eben neben Heyses Gedichtband entgegenschielt, könnte den Sammeltitel abgeben für alle Hervorbringungen des „Naturatismus“. Zola und die Seinen sehen nur das Thier — die Uebersetzung „Bestie“ erscheint mir, beiläufig gesagt, nicht sehr glücklich — im Menschen; nachdem die Hugoisten mit ihrer berüchtigten Unterscheidung zwischen Erhabenem und Groteskem, zwischen Guten und Bösen, überwunden sind, kommen nun die Zolaisten mit ihrem scheinwahren Wissenschaftssatz: Tugend und Laster sind Produkte wie Vitriol und Zucker. Sie sind Thiermaler vom allerersten Range und ihr Meister ist ein großer und starker Künstler. Das Höchste aber und das Feinste in der Menschennatur, den Geist, oder — theologisch gesprochen — den göttlichen Odem, der das Thier erst zum Menschen macht, lassen sie uns fast immer schmerzlich vermissen; Zola selbst hat keinen bedeutenden, keinen über den primitiven Instinkt hinauswachsenden, keinen aufrecht einherschreitenden Menschen auf die Beine gestellt, und in den Werken seiner Nachtreter wird man vergebens nach edlen Racentypen suchen. Entspricht diese neumodische Begrenztheit nun der Wirklichkeit? Ist es die „vérité vraie,“ daß alles Große, Starke und Feine, das wir tagtäglich vollbracht sehen, von zufällig entwickelteren Thieren geleistet wird? Die ganze Lebensfrage dieser Art von Naturatismus wird durch die Antwort auf diesen Satz bedingt.

Paul Heyse sagt: Nein. Und er fügt hinzu, auf die vorüberwandelnden Schaaren seiner freien Adelsmenschen deutend: „Achten Sie auf die feine Form der Köpfe und die zarte Bildung der Schläfen, und im Gang und Tanz und Sitzen die natürliche Anmuth.“ Und wenn ihn ein treuewedelnder Hund zu trösten kommt im ersten bitteren Schmerz seines sonnigen Lebens, er scheucht den Geistlosen fort und ruft: „Des Menschen Weh versteht der Mensch allein, kein Gott, kein Thier. Der Kummer ist erlaucht, und Du, so treu Du winselst, bist gemein.“

Maximilian Harden.

Der Stifter des Christenthums nach Oskar Holtzmann's Darstellung.

Das Christenthum ist die durch ihre Verbindung mit dem Hellenismus — und durch andere Verbindungen reich und vornehm gewordene Tochter des Judenthums, geboren zur Zeit als Israel, fast am Vorabend seines langen furchtbaren Todeskampfes, unter den grausamen Händen Roms schon darnieder lag. Weil dem so ist, nimmt das Bild Jesu, des Stifters des Christenthums, in dem letzten, von Herrn Oskar Holtzmann geschriebenen Theile der hier schon zweimal besprochenen*) Geschichte des Volkes Israel einen verhältnißmäßig großen Raum ein (Seite 560—612). Leider ist dieses Bild, wie alle anderen, die Herr Holtzmann uns in diesem Werke darbietet, sehr wenig anschaulich! grau in grau gemalt, dazu noch in seinen Umrissen schwankend und verworren gezeichnet. Doch bietet es dem geduldigen, beharrlichen Beschauer einen Lohn seiner Mühe. Wenn man einmal den rechten Gesichtspunkt gefunden hat, sieht man Bilder, die zuerst wie in verschiedenen Schichten auf und in einander liegen, sich von einander trennen, sich abheben. Und wenn man nur das Glück und den Muth hat, von diesen verschiedenen Bildern das faßbarste, das in sich selbst vollendetste, scharf ins Auge zu fassen, alles was sich daran und darum lagert tüchtig abzuschütteln, gewinnt man eine gewiß sehr werthvolle, und durch ihre hohe Wahrscheinlichkeit sich aufdrängende Anschauung. Versuchen wir es, nach der angegebenen Methode in dem Holtzmann'schen Buche zu lesen.

Jesus war ein Mensch. Er hat viel gelernt aus den heiligen Schriften seines Volkes und in der Schule der Schriftgelehrten. Er war sehr fromm. Doch blieb zwischen dem, was er erstrebte, und dem, was er erreichte, zwischen dem Ideal, das in ihm lebte, und dem, was er von diesem Ideal zu verwirklichen vermochte, ein Abstand. Er hielt sich selbst nicht für gut. Wohl aber gelangte er, noch vor dem Beginn seines öffentlichen Lebens, zu dem seinen ganzen Geist erfüllenden und bestimmenden Bewußtsein, daß er „der Sohn Gottes“, der Liebling des himmlischen Vaters sei. Von diesem Bewußtsein aus kam er zu dem, eigentlich schon darin liegenden, Glauben, daß er der Messias, der Gründer des von den Propheten geweissagten, von Israel erwarteten, „Himmelreiches“ sei. Auf Erden, zunächst im jüdischen Lande und für das jüdische Volk, sollte dieses Himmelreich geschaffen werden. Ein Reich der Gerechtigkeit und der Glückseligkeit sollte es sein. Als Reich der Gerechtigkeit sollte es sich allmählich und durch menschliche Thätigkeit verwirklichen. Die Gerechtigkeit sollte zuerst gelehrt, dann gelernt und geübt werden. Als Reich der Glückseligkeit aber sollte das Himmelreich, wenn einmal die Gerechtigkeit in genügendem Maße da wäre, durch plötzliche wunderbare Wandlungen eintreten.

Jesus predigte die Gerechtigkeit, ein neues, wenn auch den Lehren der Propheten und Schriftgelehrten gewissermaßen sich anschließendes Lebensideal. In einigen Punkten allerdings stand dieses Lebensideal zu der in der Umgebung Jesu herrschenden Orthodoxie in einem schroffen Gegensatz. Jesus lehrte einige tiefgreifende Ketzereien. Er war ein Gegner der pedantischen peinlichen Sabbathruhe. Indem er den Satz aussprach, daß „nichts, was zu des Menschen Mund eingeht, den Menschen verunreinigt“, zerstörte er in dem mosaischen Codex den Grund nicht bloß der Speisegesetze, sondern auch aller anderen, eine äußere „Reinheit“ als Bedingung des göttlichen Wohlgefallens fordernden Gesetze. Ein Gleiches that er, indem er das von Mose den Männern „wegen ihrer Herzenshärtigkeit“ konzedirte Recht, ihre Eheweiber mit einem Scheidebrief zu entlassen, als ein mit Gottes ursprünglicher Ordnung unvereinbares Recht aufhob.

Durch diese Ketzereien zog er sich die Feindschaft der

*) „Nation“ VI. 39 und VII. 23.

Schriftgelehrten und der Frömmler zu, und als er, bei seinem letzten Festbesuch in Jerusalem, im Vorhof des Tempels entschieden reformatorisch auftrat, Käufer und Verkäufer aus dem Heiligthum hinaustrieb, faßten seine Feinde endgültig den Entschluß, den Neuerer zu vernichten. Mit Hilfe eines Verräthers und des weltlichen Armes, gelang ihnen ihr Vorhaben. Sie klagten Jesus vor Pilatus an als den Messias, als den König der Juden, und Pilatus fällte über ihn mit römischer Geringschätzung eines nicht römischen Menschenlebens, ein grausames Todesurtheil, das in bekannter Weise vollzogen wurde.

Die Quellen, aus welchen Holtzmann die hier reproduzirten Thatsachen, und überhaupt das Material zu seiner Biographie Jesu schöpft, sind unsere drei ersten Evangelien. Das vierte Evangelium betrachtet Holtzmann als ein späteres und nicht geschichtliches Buch. Auch in den drei ersten Evangelien betrachtet er, wie schon angedeutet worden ist, alle Wundererzählungen als ungeschichtlich. Es bleiben also auch in den drei ersten Evangelien, als geschichtliche Dokumente, nur die Reden und Aussprüche Jesu übrig. Und selbst in diesen Reden findet Herr Holtzmann manche unechte Einzelheiten, manche Alterationen. Sogar eine ganze Rede, diejenige, in welcher angeblich Jesus eine ausführliche Schilderung der letzten, seiner Rückkehr und der Gründung des Messianischen Reiches vorangehenden Drangsale gibt, betrachtet Herr Holtzmann als eine spätere Komposition. In all diesen Punkten trifft der Referent, und treffen gewiß manche kritisch gerichtete Leser unserer Evangelien mit Herrn Holtzmann zusammen. Leider aber muß er doch von ihm entschieden abweichen und sich lossagen. Denn dieses hier zuerst gegebene, nachskizzirte Bild hat Herr Holtzmann eigentlich nirgends rein ausgeführt, sondern überall mit anderen heterogenen Bildern überladen und oft bis zur Unkenntlichkeit vermischt. Hiervon soll dem Leser im Folgenden ein Begriff gegeben werden.

Das vierte Evangelium, das Johanneische, hält Herr Holtzmann, und hierin werden ihm heutzutage nur wenige Sachkundige widersprechen, nicht für ein geschichtliches Dokument. Den Evangelisten Johannes ist Herr Holtzmann, wenn man so sagen darf, los, auch den Johanneischen Logosbegriff; nicht aber eine gewisse mit dem Geist des Johannes-Evangeliums verwandte Verflüchtigungsmanie, die ihn besonders da beherrscht, wo ihm aus den drei ersten Evangelien Jesus in etwas stark jüdischer Form, oder gar als Messias entgegentritt. In solchen Fällen schlägt Herr Holtzmann, in wohlverhüllter Verzweiflung, die verwegensten Pfade ein, um nur der lästigen Erscheinung irgend wie zu entgehen. Einige Beispiele mögen diese Anklage erklären und rechtfertigen.

Von der „Bergpredigt" haben wir bekanntlich zwei verschiedene Rezensionen: die eine bei Matthäus, die andere bei Lukas; beide zum Theil auffallend ähnlich, zum Theil aber auch von einander sehr verschieden. Der Eingang der Lukanischen Rezension ist offenbar, wie Herr Holtzmann auch annimmt, der genaueste. „Wohl Euch, Ihr Armen, denn Euer ist das Reich Gottes! Wohl Euch, die Ihr jetzt hungert, denn Ihr werdet satt werden! Wohl Euch, die Ihr jetzt weinet, denn Ihr werdet lachen!" Daß Jesus vor einem Haufen armer Leute so gesprochen, und nicht „die im Geiste Armen, nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden" mit salbungsvoller Stimme selig gepriesen habe, glauben wir Herrn Holtzmann gerne. Nicht aber glauben wir ihm, wenn er meint, daß Jesus mit diesen glühenden Worten die Armen aufgefordert habe, auf Wohlstand, Sättigung und Freude, auf die erwarteten Güter des Gottesreiches zu verzichten. Auch halten wir dafür, daß der eigentliche Körper der Bergpredigt, der Theil, in welchem Jesus allerdings sein Lebensideal darstellt, bei Matthäus besser uns erhalten worden ist als bei Lukas. Bei Matthäus dreht sich hier alles um einen sehr einfachen, den Zuhörern sehr nahe liegenden, unmittelbar verständlichen Gedanken: der Redner will „das Gesetz nicht auflösen, sondern erfüllen", nicht lockern, sondern fester und strenger fassen; während bei Lukas die Rede ohne scharfe Begrenzung wie im Sand verläuft. Doch, oder gerade deshalb, zieht Herr Holtzmann hier Lukas dem Matthäus vor, und erhält so allerdings das Schema zu einem gerade nicht unjüdischen, aber doch nicht gesetzlichen Lebensideal. Aus drei Stücken besteht dieses von Herrn Holtzmann dem Stifter des Christenthums zugeschriebene Ideal: Geduld, Selbsterziehung und Gottvertrauen. Daß dieses Lebensideal „alles bisher im Judenthum Gegebene weit überragt", wird Herrn Holtzmann Niemand glauben, der seine und Herrn Stade's Geschichte Israels mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat. Denn wie Vieles und Herrliches findet sich da in den reproduzirten oder besprochenen Reden der älteren und jüngeren Weisen Israels über Geduld, Gottvertrauen und auch Selbsterziehung!

Die drei ersten Evangelisten erzählen uns einstimmig, daß Jesus am letzten Abend seines Lebens mit seinen zwölf Jüngern nach jüdischer Sitte das Osterlamm aß, und am folgenden Tage, am ersten Ostertage (15. Nisan) den Kreuzestod starb. Der vierte Evangelist allein läßt seinen Christus, der eigentlich kein Jude ist, am Vorabend des Tages, an welchem die Juden das Osterlamm zu schlachten hatten, „vor dem Feste", wie er ausdrücklich meldet, mit seinen Jüngern, ohne Lamm und ohne die geringste Anspielung auf den Osterritus, ein Abschiedsmahl feiern. Was thut hier Herr Holtzmann? er folgt, ohne zu sagen, wem er folgt, dem Johannes, insofern er Jesus am 13. Nisan zum letzten Mal mit seinen Jüngern speisen, und am 14., am Vorabend des Festes, sterben läßt; insofern auch er bei der letzten Mahlzeit Jesu von einem Osterlamm und einem jüdischen Osterritus nichts erwähnt. Er folgt aber, merkwürdiger Weise, zugleich den drei ersten Evangelisten, besonders dem Lukas, für welchen er eine gefährliche Vorliebe hegt, indem er Jesus bei seinem Abschiedsmahl die nur bei Lukas gegebenen Worte sprechen läßt: „Dies ist mein für Euch gegebener Leib, so thut's zu meinem Gedächtniß. Dieser Becher ist der neue Bund, durch mein Blut; so thut's, so oft Ihr trinkt, zu meinem Gedächtniß." Daß diese Worte in den besten Handschriften des Lukas gar nicht geschrieben stehen, sondern nur bei Paulus zu finden sind; daß sie, getrennt von dem jüdischen Osterritus, der wie gesagt, von Herrn Holtzmann hier nicht erwähnt wird, ganz in der Luft schweben, äußerst wunderlich oder ganz unverständlich sind, das alles kümmert, wie es scheint, unsern Biographen nicht. Er zieht aus diesen Worten nur den Schluß, daß Jesus seinen Jüngern empfohlen habe, so oft sie ein gemeinsames Mahl hielten, seiner zu gedenken. Einen neuen gottesdienstlichen Ritus habe Jesus nicht gestiftet. Das hat er allerdings nicht gethan; gewiß aber hat er auch seinen Jüngern nicht die äußerst sentimentale Empfehlung gegeben, die Herr Holtzmann hier findet. Er hat ganz einfach, wie die drei ersten Evangelisten erzählen, das jüdische Ostermahl gefeiert, und Worte gesprochen, welche, soweit wir sie in den uns erhaltenen Berichten erfassen können, einerseits in der jüdischen Osterliturgie, andererseits in seinen eigenen Todesgedanken und Zukunftsträumen ihre volle Erklärung finden.

Die drei ersten Evangelisten lassen Jesus, so scheint es wenigstens, nur ein Jahr öffentlich wirken, Johannes läßt ihn wenigstens dreimal als Prediger das Osterfest besuchen, und berichtet, wie zufällig, die Rede einiger Juden, die zu ihm sagen: „Du bist noch nicht 50 Jahre alt" . . ., woraus man schließen muß, daß Jesus, nach der von Johannes angenommenen, und auch nach bei Anderen erhaltenen Ueberlieferung, älter als 40 Jahre geworden ist. Dieser Ueberlieferung folgt Herr Holtzmann, ohne es gerade laut zu sagen, doch entschiedenen Schrittes. Mit Unrecht, wie uns dünkt. Denn schwerlich hat jemals ein vierzigjähriger oder noch älterer Mann in sich alle Gluthen getragen, die Jesus in sich haben mußte, um den Glauben zu erfassen, daß er der Messias sei, und um diesen Glauben unter allen äußeren und inneren Anfechtungen bis zum letzten Angstschrei am Kreuze festzuhalten.

Nach Herrn Holtzmann's Darstellung allerdings gehörte zu diesem Messianischen Glauben — um es kurz zu sagen: keine besondere Schwärmerei. Jesus hielt sich zwar,

so meint Herr Holtzmann, für den Messias — ganz einfach weil er sich von Gott geliebt fühlte; weil er, als er von Johannes sich taufen ließ, wir wissen nicht mehr nach welchen inneren Erfahrungen, auf einmal in einer Vision den Himmel offen sah, und eine Stimme hörte, die zu ihm sprach: „Du bist mein lieber Sohn!" So kam er zu seinem Glauben an sich selbst, als an den Messias. In einer zweiten Vision, die uns in der bekannten Versuchungsgeschichte — besonders genau, wie Herr Holtzmann meint, bei Lukas — erzählt wird, hielt er diesen Glauben gegen alle aus dem jüdischen Messiasthum hervorgehenden Anfechtungen aufrecht; fand ihn also damit vereinbar, daß er selbst in Armuth leben mußte, über die Reiche der Welt nicht herrschte und keine Wunder that. Wollte er aber wirklich über Israel herrschen? Hoffte er jemals auf Erden irgend etwas wie einen Thron zu besteigen? Aufrichtig gesagt: Aus Holtzmann's Darstellung wird wohl Niemand — vielleicht darf man behaupten: Herr Holtzmann selbst nicht — uns eine Antwort auf diese Frage geben. Jesus wollte „die Hoffnungen seines Volkes nicht eigentlich verleugnen". Ob und wie er sie erfüllen wollte, erfahren wir nicht klar. Er hielt sich für den Messias; er gab seinen Jüngern, gab dem Täufer Johannes und sogar dem Volke manchmal — ja viel öfter und stärker als Herr Holtzmann meint — zu verstehen, daß er der Messias sei. Thatsächlich verstanden sie es Alle, sogar seine Feinde; und nie trat Jesus ihrer Meinung durch ein einfaches; „ich bin's nicht" entgegen. Doch verbat er, wie Herr Holtzmann auf Grund eines sehr unklaren, und in diesem Punkte sehr unglaublichen Berichtes annimmt, seinen Jüngern, den Leuten zu sagen, daß er der Messias sei — nachdem er selbst es ihnen oft genug gesagt hatte, und jetzt wieder sagte! Als er vor seinem Richter, vor Pilatus, erschien und dieser ihn fragte, ob er der König der Juden, der Messias, sei, antwortete er mit unüberwindlichem Stillschweigen. Er schien also, nach der bekannten Rechtsregel, die Frage zu bejahen. Er hätte sie, das scheint Herr Holtzmann zu glauben, ebenso gut mit einem Nein erwidern können, ohne seine ganze Vergangenheit, sein ganzes Wirken und Lehren zu verleugnen. Er verneinte sie aber nicht, sagt Herr Holtzmann, weil eine Verneinung oder auch nur eine Erklärung, wodurch er den unpolitischen Charakter seiner Messianität hervorgehoben hätte, unter den gegebenen Umständen nothwendiger Weise als eine Feigheit erschienen und nutzlos gewesen wäre. Als ob es jemals, gerade unter solchen Umständen, nutzlos sein könnte, die Wahrheit zu bekennen, unheilvolle Mißverständnisse durch ein einfaches Wort zu verhindern!

Dem Referenten, und gewiß vielen Andern, ist diese ganze Schilderung des Messiasthums Jesu, wie sie hier gegeben wird, durchaus unverständlich. Wahrlich, wenn Jesus in seinem Denken so unklar, so miß- und unverständlich; so schwankend in seinem Hoffen und Wollen; in seinem Reden und Thun so schwächlich war, dann hätte Niemand vernünftiger Weise einen Grund, aan ihm zu sagen, was Herr Holtzmann, allerdings im Namen Millionen Anderer sagt, daß Jesus „der gewaltigste Genius der Menschheit, der größte religiöse Genius der Welt" gewesen sei. Viel größer jedenfalls als er erscheint uns der wirkliche geschichtliche Jesus, dessen Bild in allgemeinen Umrissen wir im ersten Theil unseres Referates aus Herrn Holtzmann's Schilderung mit freiem Griffe entnommen haben. Doch um seine Größe zu würdigen, muß es uns genügen zu wissen, daß er in dem ihm gegebenen Spiegel der Erkenntniß die Wahrheit schaute; daß er seine Mitmenschen, sein Volk, die Armen vorzüglich, leidenschaftlich, beharrlich liebte; daß er die Frömmler, die Heuchler kräftig haßte; die unwürdigen Machthaber geringschätzte; daß er den Sieg des Guten, des Rechts, mit kühner schwärmerischer Hoffnung in nächster Zukunft erwartete; daß er das Reich Gottes auf Erden und sich als einen gottgeliebten König in diesem Reiche sah. Solches kann man von ihm mit genügender Sicherheit wissen, und wenn man durchaus mehr von ihm sagen wollte, so wäre dieses Mehr weniger.

M. Schwalb.

Zola's „Bête humaine".

Dem neuen Roman Zola's „La bête humaine"*) legt der Verleger ein unscheinbares Blättchen bei mit der Anzeige, daß die Reihe der Rougon-Macquart mit diesem Bande eine Auflageziffer von einer Million Exemplaren überschreite. Es ist wohl der erste Fall im Hause Charpentier und nicht bloß in diesem, daß ein Mode-Romancier in nicht ganz zwei Jahrzehnten einen derartigen Massenabsatz erzielt. Ohnet, Daudet, Jules Verne haben von Zeitschriften, Bühnen und Buchhändlern gewiß auch Millionenhonorare eingenommen: zum Bände-Millionär, wie Zola, hat es bisher noch Keiner gebracht. Eine Million Bücherkäufer, noch dazu von Werken, die ursprünglich in Tagesblättern aller Zungen erschienen sind, das bedeutet mindestens fünf Millionen Leser: Leser in allen Ständen und Ländern, kurzum einen äußern, unbestreitbaren Welterfolg. Und wenn das Leibsprüchlein eines Börsenkönigs: es sei nur schwer, die erste Million zu erreichen, auch auf das Reich des Geistes Anwendung fände, dann könnten die Rougon-Macquart an Verbreitung allgemach mit den klassischen und heiligen Schriften wetteifern. Allerdings — wenn!

So gewiß nun aber das eine und andere Buch Zola's auf die Nachwelt kommen wird: auf der Höhe ihres anfänglichen Einflusses und Eindruckes werden sich diese Fibeln des Naturalismus so wenig behaupten, wie Dumas' Musketiere und Sue's Geheimnisse von Paris. Der augenblicklichen Wirkung in die Breite wird die dauernde Nachwirkung in die Tiefe nun und nimmer entsprechen. Tout passe, tout casse, tout lasse. Ein mächtiges, plebejisches Talent, dessen Kraft Flaubert und Turgénjew schon beim Anfänger herausfühlten und anerkannten, hat Zola zu seinen Millionen-Erfolgen verholfen: mit dieser starken natürlichen Begabung wuchs aber auch der Mißbrauch des Talentes: die krankhafte Neigung oder bewußte Berechnung, die thierische Natur des Menschen darzustellen und zu verzerren. Diese Ausmünzung aller Todsünden hat dem Manne freilich in den Höhen und Tiefen der Gesellschaft Anhänger oder doch wenigstens sichere Kunden geworden. Daß und weshalb ein Rückschlag jedoch nicht ausbleiben kann, hat Ludwig Pfau in seiner bedeutenden Zola-Studie und kürzlich wiederum der paradoxen- und gedankenreiche „Deutsche" in dem merkwürdigen Buche „Rembrandt als Erzieher" überzeugend auseinandergesetzt:

„Durch ihre Beschränkung der künstlerischen Freiheit, die Trostlosigkeit ihrer Gesinnung, sowie durch die große ‚Billigkeit' ihres geistigen Standpunkts erinnert die Zola'sche Arbeitsweise direkt und indirekt an die heutzutage kaufmännisch so beliebte „Zuchthausarbeit"; bedeutende kaufmännische Erfolge sind auch der ersteren beschieden gewesen; aber weniger auf Grund ihrer guten Eigenschaften, als weil sie an gewisse Instinkte der Masse appellirt, die man hier lieber nicht nennt und die gleichfalls stark an Zuchthaus-Atmosphäre gemahnen. In dieser kann die Kunst nicht gedeihen. Sicherlich gibt es Nichts, was dem Zolaismus mehr entgegengesetzt ist, als jener zarte und dabei doch so starke Geist, welcher in den Werken echt deutscher Künstler, wie z. B. eines Walther von der Vogelweide, Dürer, Goethe, Mozart lebt; und dieser Geist ist noch nicht todt; er ruht jetzt nur, wie er auch zwischen dem 12. und 18. Jahrhundert oftmals ruhte. Wer weiß wie bald wieder eine Blüthe an dem grünenden Baume ausbricht! Jedenfalls werden die deutschen Nachahmer Zola's, in Litteratur wie in Malerei, sich nie dauernd halten können; die fremde Unpoesie wird verschwinden und die deutsche Poesie wird bleiben. Mode vergeht, Kunst besteht."

Einstweilen aber wird sich der Moralist und Kulturhistoriker mehr noch, als der Kritiker und Litterarhistoriker mit dem Millionen-Plebiscit für Zola zu beschäftigen haben. Je genauer man einen Gegner beobachtet, desto leichter kann

*) Paris. G. Charpentier & Cie., 1890. Deutsche autorisirte Uebersetzung von A. Ruhemann. Grimm. Budapest.

man ihm an den Leib rücken: diese Kampfesregel kannte und übte schon Marius, als er seine Legionen tagelang an den Anblick und das Kriegsgeschrei der Barbaren gewöhnte. Zola ist nicht schwerer auszustudiren, als die Cimbern und Teutonen: „zwar in Frankreich geboren" — ist er nach der zutreffenden, übrigens vorher schon von anderen gemachten Bemerkung unseres deutschen Rembrandt-Schwärmers — „nach Namen, Herkunft und Temperament ein reiner Italiener. Brutalität, Sinnlichkeit und kalte Berechnung, gelegentlich mit ein wenig Sentimentalität und Romantik untermischt, charakterisiren ihn. ‚Lebendige, aber plumpe Erfindung', schreibt ein feiner Kenner der altetruskischen Kunst zu; die neuitalienische Kunst hat dies Erdtheil beibehalten und Zola ist ihr bester Repräsentant. Abtönung ist seine Sache nicht; gesunde und zugleich feine Empfindung sucht man bei ihm vergebens. Er zählt zu jenen gewaltthätigen italienischen Kraftnaturen, welche sich wie Napoleon, Gambetta und Andere an die Spitze der führungsbedürftigen Franzosen zu schwingen wissen. Er ist Keltoromane und was er schreibt, könnte man hinzufügen, sind keltische Romane. Das Krasse und Wüste, was seinen Werken eigen ist; ihr Mangel an tieferer geistiger Architektonik; die Unruhe und der Pessimismus, welcher sie erfüllt; hier und da auch ein verzückter Blick, der nach oben fällt, — alles das sind gallische Züge."

Leider fehlt nur jede romanische Laune, der Humor der Rabelais, Cervantes und Molière, die Gabe, Spitzbuben und Narren, Diener und Gaukler glaubhaft und dabei doch nicht unerträglich erscheinen zu lassen. Was er sinnt, ist Schrecken und was er schreibt, ist Blut. Gerade diese Gräuelmalerei verfehlt jedoch ihres Reizes nicht auf den ganz unverbildeten, rohen, wie auf den ganz verbildeten, abgestumpften Geschmack: in der Zola-Gemeinde finden sich, wie in der Arena der Stierkämpfer, gesellschaftlich scharf geschiedene Gruppen, der gemeine Mann und der vornehme Müßiggänger, friedlich zusammen. So weit wirthschaftet er mit dem unerschöpflichen Anlagekapital der menschlichen Gemeinheit und Thorheit.

Neue Gebiete eroberte er dagegen sich und der Kunst mit den Werken, welche dem sozialistischen Zug der Zeit entgegenkommen: mit der Schilderung von Massenelend und Klassenkämpfen: mit den Arbeiterromanen L'Assommoir und Germinal. In diesen Geschichten vom Blousenmann und Bergarbeiter hat sich Zola als Tendenzschriftsteller großen Stils den Dank der Leute des vierten Standes und den Antheil jedes unbefangenen, seiner Kunstübung noch so feindseligen Menschenfreundes verdient. Mit allen häßlichen Muttermalen und Uebertreibungen legen diese Schöpfungen Zeugniß dafür, daß Zola ein Herz hat für die Leiden der Armen und Elenden. Seine Schilderungen aus der Gifthütte greifen nicht nur den Temperenzlern in's Innerste und die Historie des großen Arbeiterausstandes in Germinal predigt, wirksamer, als alle Fachschriften und Hetzblätter, die Nothwendigkeit sozialer Fortschritte. Diese Verdienste Zola's sollen nicht verdunkelt werden, so kindlich beschränkt auch seine Theorie vom wissenschaftlich-experimentalen Roman, so abstoßend auch das Uebermaß seiner Pornographie. Nicht aus seinen Manifesten und Verirrungen, nur aus seinen besten litterarischen Leistungen, aus seinen menschlich schönsten Thaten wird wohlwollendes Urtheil die Summe seiner künstlerischen Existenz ziehen: in dieser Endabrechnung aber wird das letzte Werk Zola's kaum in Betracht kommen.

Einen Eisenbahnroman wollte er ursprünglich schreiben, und man hätte denken sollen, daß er den Mechanismus des Verkehrswesens mit so scharfem Blick erfassen würde, wie den riesigen Lebensmittelmarkt im Ventre de Paris, wie die kolossalen, jeden Kleinbetrieb aufsaugenden Modemagazine im Bonheur des Dames. Am glücklichsten bewährt sich denn auch Zola in den episodischen, meisterhaften Charakteristiken der „Uhrenexistenzen" der Unterbeamten und Bahnwärter, in den Schilderungen eines Schneesturms, eines Eisenbahnunglücks u. s. w. Freilich besitzt gerade auf diesem Gebiete unsere Litteratur in Max Maria v. Weber's Genrebildern „Vom rollenden Flügelrade" Musterschöpfungen, die — wie z. B. „Eine Winternacht auf der Lokomotive", „Rothes Glas" u. s. w. — in ihrer Knappheit, Anspruchslosigkeit und echt menschlichen Gesinnung neben den breit angelegten, sorgsam durchkomponirten Virtuosenstücken Zola's in hohen Ehren bestehen. Während der Deutsche die Eisenbahn als hohe Schule der Ordnung, das Dampfroß als den besten Wanderlehrer, die Heizer, Maschinisten, kurzum die kleinen Leute als ausnehmend tapfer und tugendhaft hinstellt, spricht der Franzose rundweg aus: daß ungeachtet aller technischen Fortschritte der Mensch eine wilde Bestie bleibt: ein Blitzzug nach dem andern saust vorüber doch nicht nach dem erträumten Schlaraffenland des ewigen Friedens: ça passait, ça passait, mécanique, triomphal, allant à l'avenir avec une rectitude mathématique, dans l'ignorance volontaire de ce qu'il restait de l'homme, aux deux bords, caché et toujours vivace, l'éternelle passion et l'éternel crime.

Zur Erhärtung dieser Ansicht führt uns Zola ein Dutzend Menschenkinder vor, die, unter der Herrschaft übermäßiger Instinkte, willenlos, wie Besessene, Verbrechen auf Verbrechen häufen: Mörder aus Eifersucht, Lustmörder, Weiber, die zum Gattenmord aufreizen, Männer, die um ein paar Hundert Francs ihr Weib vergiften, Säufer, Spieler, greise Wüstlinge, Viragos, die aus Rache für unerwiderte Liebe einen Eisenbahnzug entgleisen lassen. Und all diesen Tollen und Ungeheuern stellt er nicht eine Kontrastfigur gegenüber: die Richter, welche den Knäuel dieser Verbrechen entwirren sollen, sind aber — witzige Gecken oder Kreaturen des sinkenden Kaiserreichs, welche die Justiz auf einen Wink der Machthaber beugen: die Verwaltungsräthe der Eisenbahn Paris-Havre, gewissenlose Weiberjäger oder bestenfalls Skeptiker, Leute, qui ont bu au néant des choses: vorurtheilsfreie Naturen, die aus „Staatsklugheit" dem herrschenden System keine Verlegenheit bereiten wollen und deshalb Unschuldige ruhig in den Bagno schicken lassen, da die Verurtheilung der eigentlichen Frevler zu viel Aergerniß verursachen würde.

Unsereiner begreift nicht, daß in Wirklichkeit soviel Niedertracht auf einem so kleinen Fleck Erde, in eine so kurze Spanne Zeit sich zusammendrängen kann: noch weniger aber den Erzähler, der wohlgemuth 35 engbedruckte Bogen mit solchen Fabeln zu füllen im Stande ist. Zittert ihm, trotz aller Millionenerfolge, nicht die Hand, wenn er seine Landsleute, die Bauern in La terre, den Mittelstand in Pot-Bouille, die Lebewelt in ‚Nana', die Eisenbahnmänner und Richter in La bête humaine dem Ekel der Welt preisgibt? Zur Ehre Frankreichs muß gesagt sein, daß, selbst am Vorabend von Sedan, die Zustände nicht so unheilbar verderbt waren, wie sie Zola vergegenwärtigt, zur Ehre unseres Geschlechtes Einspruch dagegen erhoben werden, daß sein „Menschengethier" die leibhaftige Menschheit darstellt; Denn mit all ihren Lastern und Schwächen könnte sie keine drei Tage fortbestehen, wenn in Wahrheit nur homo homini lupus, wenn neben den Schlechten und Kranken nicht immer und überall auch Gute und Gesunde gedeihen würden. Vergebens verkündigt Zola, daß jedes einzelne von ihm verbuchte Ereigniß auf Thatsachen beruhe: in ihrer Gesammtheit haben sie sich niemals so verknüpft, wie in dem Kriminalroman La bête humaine. Nicht dies und jenes verlorene Menschenkind, nicht dies und jenes soziale Uebel: die menschliche oder vielmehr die viehische Natur des zweizinkigen Gabelthiers ladet er auf die Anklagebank.

Roubaud, ein Abkömmling der Rougon, hat eine Schutzbefohlene des Eisenbahnkönigs Grandmorin geheirathet, der die kleine Séverine aussteuert und ihrem Mann im Betriebsdienst ein bescheidenes Vorwärtskommen ermöglicht. Da erfährt Roubaud jählings durch eine unbedachte Aeußerung seiner Frau, daß sie als halbes Kind das Opfer der Lüste Grandmorins geworden. Unter Todesdrohungen zwingt er Séverine, den greisen Wüstling zu einem neuen Stelldichein zu bereden: unterwegs, im Eisenbahnwagen, ermordet Roubaud, dem seine Gattin Hilfe leisten muß, den Alten, dessen Leiche er über den Bahndamm wirft. Mit kaltblütiger Selbstbeherrschung weiß er jeden Verdacht von sich abzulenken.

Der einzige, der zufällig die Schreckensszene gesehen, als der Blitzzug aus dem Tunnel hervorsauste, ist Jacques, der Sohn von Gervaise und Lantier, dieser Unsterblichen des „Assommoir". Dämonische, dunkle Gewalten haben den jungen Lokomotivführer an diese Unglücksstelle geführt: der Brave hat einen dienstfreien Tag zum Besuch seiner Base Euphresie benutzt, beim Abschied von der Tochter des Hauses, der jungfräulichen Flore, ist aber sein unbezwinglicher Hang erwacht, das Mädchen zu tödten, wie jedes weibliche Geschöpf, das seine Sinnlichkeit reizt. Diese Geisteskrankheit Jacques', das Erdtheil seiner Familie, cette fêlure héréditaire bleibt fortan ein treibendes Element der Handlung. Zola will dies Vampyrmotiv mit dem gewaltigen Seelenkampf in Dostojewski's Roskolnikow vergleichen. Was bei dem genialen Russen aber rein geistig und seelisch behandelt, verinnerlicht und gesühnt erscheint, ist bei Zola ganz animalisch, ein krankhafter Trieb. Ja, der Versuch des französischen Erzählers, diese bestialische Regung aus dem Drang nach Vergeltung zu erklären, streift an die Parodie. So oft in Jacques das unbezwingliche Bedürfniß erwacht, ein Weib zu morden, stellt sich bei Zola die stereotype Redensart ein: cela venait-il donc de si loin, du mal que les femmes avaient fait à sa race, de la rancune amassée de mâle en mâle, depuis la première tromperie au fond des cavernes?

Nein! dieser Jacques untersteht nicht der Prüfung der litterarischen Kritik, sondern der Beurtheilung der Irrenärzte, die — das getrauen wir uns zu behaupten — die Entwicklung seiner Geschichte und Krankengeschichte nicht in ihre Lehrbücher aufnehmen werden. Séverine setzt Alles daran, Jacques' Schweigen, Jacques' Liebe zu erkaufen. Je zärtlicher ihr Bund mit dem schuldlosen Mitwisser wird, desto grimmiger entfremdet sie sich ihrem Gatten. Dieser — Roubaud — ist kein Verbrecher von der romantischen Größe des Balzac'schen Vautrin, des Victor Hugo'schen Jean Valjean: er ist — vielleicht die naturwahrste Gestalt des Romans — ein Durchschnittsmensch, dessen Kraft durch den Mord gebrochen und der allmählich, aber sicher herabsinkt. Er wird Spieler, um sein Gewissen zu betäuben; er, der Mörder aus Eifersucht, duldet mit sehenden Augen das ehebrecherische Verhältniß Séverinens mit Jacques; er tastet zuguterletzt sogar die 10000 Franks an, welche er dem erschlagenen Grandmorin abnahm, um die Polizei auf falsche Fährte zu lenken; dazumal weltenfern von jedem habsüchtigen Gedanken. Der Rächer seiner Ehre sinkt zum gemeinen Raubmörder herab. Séverine wiederum, die Jacques Alles gebeichtet hat, will von dem verhaßten Gatten um jeden Preis befreit sein. Immer dringender, immer deutlicher verlangt sie von dem Geliebten, daß er Roubaud tödte: abermals soll sich dieses im Grund sanftmüthige Weib als instrument de mort, instrument de plaisir erweisen. Jacques vermag es jedoch trotz seines festen Vorsatzes nicht, Roubaud zu erschlagen. Und als ihm Séverine, die er sonst nur im Dunkel umarmte, plötzlich, bei einem neuen Mordanschlag, im Nachtlicht, grell beleuchtet, entgegenkommt, vermag er seines krankhaften, jahrelang bekämpften Triebes nicht länger Herr zu werden. Er sticht der Geliebten das Messer, das sie ihm zur Ermordung Roubauds in die Hand drückte, dasselbe Messer, mit welchem Grandmorin abgeschlachtet wurde, bis an das Heft in den Hals. Nach dieser Bluthat beruhigt sich Jacques vollkommen. Er läßt es ruhig geschehen, daß Roubaud und ein ganz schuldloser, zufällig in das Haus tretender Steinbrecher dieses Mordes verdächtigt und schuldig erkannt werden. Er lebt fortan auch, geheilt von allen Anfechtungen zu morden, mit der Konkubine seines Heizers Pecqueux. Nur der — wenig glaubhafte — Zufall, daß dieser gemüthliche Trunkenbold und Schlemmer mit eins eifersüchtig wird, verschuldet Jacques' Ende. Pecqueux besteigt mit seinem Nebenbuhler eine Lokomotive, welche im Juli Siebzig einen endlosen Soldatenzug von Havre nach Paris führen soll. Der Heizer überheizt gegen Jacques' Verbot den Kessel: von Worten gehen die Beiden zu Thätlichkeiten über: in wildem Ringkampf stürzen beide von der Maschine. Und nun rast der Zug unaufhaltsam, Alles verheerend, ohne Wegweiser, ohne anderes Ziel, als das sichere Verderben dahin: sans conducteur, au milieu des ténèbres, en bête aveugle et sourde qu'on aurait lâchée parmi la mort, elle roulait, elle roulait, chargée de cette chair à canon de ces soldats déjà hébétés de fatigue et ivres qui chantaient . . . Ein Sinnbild des zweiten Kaiserreiches, das von Wahnwitzigen mißleitet und im Stiche gelassen, Unheil drohend und dringend, einem Ende mit Schrecken entgegenraste . . Ein Sinnbild aber auch des toll gewordenen Naturalismus, der, aller Warnungssignale nicht achtend, ohne Bremse, ohne Halt als train fou durch die Lande saust, bis der überheizte Kessel springt und mit der Lokomotive Todtes und Lebendiges, Güter und Menschen le bétail humain und alle Weltfreuden unter Trümmern begräbt.

Wien, Anfangs März. A. Bettelheim.

Theater.

Königliches Schauspielhaus: Feurige Kohlen, Charakterbild in fünf Aufzügen von Ottomar Beta. — Berliner Theater: Galante Könige. Ein Lustspielabend in 4 Abtheilungen von Emil Granichstädten. — Bühnenverein und Bühnenangehörige.

Die Theaterereignisse der letzten Woche gehören der schlimmsten aller Gattungen an, dem genre ennuyeux. In dem vergilbten Bande eines Familienblattes findet man wohl noch die Geschichte von dem braven Knaben, der, zum stattlichen Mann herangereift, just in dem rechten Augenblick eine bescheidene Million flüssig machen kann, wo die Wohlthäterin seiner Jugend Neigung verspürt, an den Bettelstab zu gerathen. Auch Herr Ottomar Beta hat diese sittenveredelnde Geschichte sicherlich in einer schlaflosen Nacht gelesen: vielleicht hatte er Zahnschmerzen wie der selige Keil, da er die unselige Marlitt entdeckte. Und nun lag Herr Ottomar Beta, nachdem er das Licht sorglich ausgepustet hatte, mit offenem Auge, des Schlafes gewärtig; aber der wollte nicht kommen. Wäre es hell gewesen, Herr Beta hätte vielleicht das Tapetenmuster abgezählt oder der Spinnenpolitik nachgespäht; aber es war stockdunkel, und so verfiel er auf den seltsamen Gedanken, der Gartenlaubengeschichte nachzusinnen. Der brave Knabe wurde zum schwarzlockigen Campagnarden, er erhielt einen Leierkasten und, da es im Bett gar so heiß war, mußte der Junge halberfroren aufgefunden werden. Herr Beta schlief noch immer nicht. Er erfand noch einen wunderlichen Krösus, der dem kleinen Musikanten zur Million verhalf, und einen bösen Bänker, der taktvoll genug war, nicht eher Bankerott zu machen, bis daß die erste Wohlthäterin durch den zweiten Wohlthäter gerettet werden konnte. Es schlug eins. Aber die Rechnung stimmte noch nicht. Konnte nicht der alte Goldmann die Jugendwohlthäterin geliebt und einen Korb erhalten haben? Nichts einfacher als das. Eine schmucke Tochter fand sich wohl auch für den Millionenmusikanten; die edle Familie war gerettet durch den edleren, früher schmählich verkannten Freund, und nun kam auch der Schlaf, unerbeten, unerfleht am willigsten. Wäre der ewig getreue Freund um ein Stündlein früher erschienen, wir hätten das „Charakterbild" von den „Feurigen Kohlen" nicht zu verschlucken brauchen. Es ist ein übles Ding um die Schlaflosigkeit und ihre Folgen.

Derselbe alte Jahrgang des Familienjournals könnte recht wohl auch die vier „historischen Skizzen" enthalten, aus denen Herr Emil Granichstädten seinen „Lustspielabend" zusammengeschweißt hat, mit heißem Bemühn. „Galante Könige" sollen wir kennen lernen, und richtig ziehen drei Ludwige und der vierte Heinrich obendrein unserem Blick vorüber. Im Jahre 1598 beginnt unsere Wanderung, und sie schließt erst 1755 ab. Aber es ist eine traurige Wüstenei, durch die wir da geschleift werden, und von den galanten Königen sehnen wir uns fort zu den galanten Damen des sech-

zehnten Jahrhunderts und zu ihrem Geschichtsschreiber, dem sehr ehrenwerthen Herrn Abbé de Brantôme, dem köstlich naiven Sohn des Trüffellandes Périgord. Dieser Wackere hätte uns nichts von der sittlichen Entrüstung der Herzogin von Guise über ihres Heinrich kleine Aventuren, nichts von monarchischer Enthaltsamkeit und von Mädchenstolz vor Königsthronen vorgeflunkert, denn er liebte die Dinge beim rechten Namen zu nennen, als ein echter, leichtsinniger Boudoirheld des alten Frankreich und ein Sinnesgenosse Boileau's, der gesagt hat: „J'appelle un chat un chat et Rolet un fripon.“ Von diesem kecken Programm hält sich Herr Granichstädten ebenso fern wie von historischem Sinn; seine vier Könige kommen recte aus dem Kartenspiel. Von des dreizehnten Ludwig gar nicht genug zu preisender Kunst zu verschwinden, weiß er nichts, und sein Enthusiasmus entflammt sich nur bei dem Gedanken an den jungen Sonnenkönig, der seine Minister mit der Reitpeitsche zu Paaren trieb, der immer neue Hofceremonielle ersann, von einem echtbürtigen Prinzen beim Hemdewechseln bedient sein wollte und die hundert Jahre später blutig gerächte Volksmajestätsbeleidigung aussprach: Der Staat bin Ich. Das ist Herrn Granichstädtens Mann. Im Uebrigen wird in seinen drei Jahrhunderten immerfort gesprochen, und die gesammte Gentilhommerie befindet sich auf einer ebenso andauernden wie erfolglosen Jagd nach witzigen Pointen. Vier Könige, vier Damen, und doch keine Trümpfe.

Aber das verehrliche Publikum ist ein merkwürdiges Ungethüm; es hat sich bei Bela kräftiglich gelangweilt, und die noch viel öderen steifen Königsgeschichten des Herrn Granichstädten haben es interessirt. Es ist auch gar zu nett, so ungenirt drei Stunden lang „bei Königs“ verkehren und alle die hübschen Maitreßchen von Angesicht sehen zu dürfen; und Herr Barnay, der seine Leute kennt, hatte für vier Pracht- und Prunksäle weislich gesorgt. Wie sollte das Schauspielhaus mit seinen guten Stuben und guten Schauspielern dagegen aufkommen? Die einzige Sehenswürdigkeit, über welche es in diesen Tagen der chronischen Novitätennoth verfügt: der Herr General-Intendant, geruhen sich in undurchdringliches Dunkel zurückzuziehen, und will man seines reichsunmittelbaren Daseins froh werden, so muß man seine Encykliken studiren, mit denen er übrigens durchaus nicht kargt.

Bolko, Graf von Hochberg, der den Frack ins Orchester eingeführt hat, der Bülow durch einen kräftigen Logenschließer exmittiren ließ und der von seinen Schauspielern auf der Bühne nicht angeredet sein will, er ist so recht der Mann, am Ende aller Tage zu erscheinen und fürchterliche Musterung zu halten im Kunststaat. Nach Herrn von Hülsen, dem galanten Intendanten, ist er der absolute Intendant von Gottes Gnaden. Ich wünsche ihm von Herzen ein langes Leben und ein langes Wirken, denn alsdann möchte er vielleicht der letzte Intendant im alten, patriotischen Sinn des kunstfremden Wortes sein.

Aber Herr Graf Bolko von Hochberg ist auch zugleich Präsident des „Deutschen Bühnenvereins“, und in dieser Eigenschaft hat er jüngst seinen neuesten Streich vollführt. Der Deutsche Bühnenverein ist ein Kartellverband der theatralischen Arbeitgeber, der, wie alle ähnlichen Koalitionen, den Zweck verfolgt, die Arbeitnehmer gehörig zu kirren. Diese wiederum haben sich vor etwa zwanzig Jahren in der „Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger“ vereinigt, um die Interessen ihres Standes zu wahren und eine Pensionsanstalt zu begründen. Den ersten Theil ihres Programms haben sie recht schlecht erfüllt, denn die Rechtszustände des Theaters sind einfach ungeheuerlich geblieben; es bietet sich vielleicht bald die Gelegenheit, davon mehr zu sagen.

Zwischen beiden Koalitionsverbänden hat es nun — der Anlaß ist einstweilen gleichgültig — einen Konflikt gegeben, und Graf Hochberg, der auch Assessor ist, steht „voll und ganz“ auf dem Standpunkt seines Kollegen Kradler: auch er verhandelt mit Arbeitern nicht. Er verlangt von der Bühnengenossenschaft eine bündige Abbitte in offiziellster Form, weil ein Mitglied derselben, „der pp. Kadelburg“, sich so fürchterlich erdreustet hat, an einer Maßnahme des Herrn Generaldilettanten höflich und sachlich Kritik zu üben. Darob große Aufregung im Lager der Bühnenangehörigen. Die „unentwegt“ Gouvernementalen schicken dem Bühnenvereinspräsidenten, die Oppositionellen und Theaterreichsfeinde schicken dem Genossenschaftspräsidenten, der nicht nach Canossa gehen will, Zustimmungsadressen. Nachrichtenhungrige Zeitungsredakteure bemächtigen sich des Vorfalls und verarbeiten ihn, mit durch keinerlei Kenntniß der Theaterverhältnisse getrübter Objektivität, in spaltenlangen Artikeln.

Wie die Dinge heute liegen, bleibt der „Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger“ nur die Alternative, sich löblich, wie immer bisher, zu unterwerfen, oder den aufgenommenen Kampf auszufechten bis ans Ende. Wählt sie den ersten Weg, so wird man ihr gewißlich goldene Brücken bauen, und Alles bleibt beim Alten; wählt sie den Krieg, so wird zunächst ein innerer Läuterungsprozeß nothwendig sein. An der Spitze der Genossenschaft steht ein vortrefflicher und wohlmeinender, aber direkt vom Grafen Hochberg abhängiger Mann: der Meister- und Kammersänger Franz Betz; er muß durch eine gänzlich unabhängige Persönlichkeit ersetzt werden. Ferner muß die Genossenschaft auf die Zuwendung von Geschenken durchaus verzichten, die ihr seit achtzehn Jahren durch Gewährung von Benefizvorstellungen von Seiten des Bühnenvereins bewilligt worden sind und die — nach Angabe des Grafen von Hochberg — die Höhe von rund 300 000 Mk. erreicht haben. Wer Geschenke annimmt, gesteht damit die Unzulänglichkeit der eigenen Kraft zu und begibt sich dem Spender gegenüber des größten Theils seiner Rechte; er wird weder verwundert, noch gar entrüstet sein dürfen, wenn er als Almosenempfänger betrachtet und behandelt wird. Bevor die Schauspieler nicht lernen, der eigenen Kraft zu vertrauen, werden sie nicht zu laut auf ihre Rechte und auf ihre Standesehre pochen dürfen; und wenn sie ein hochgeborener und kunstunmittelbarer Herr koramirt, so wird man zwar den verspäteten Absolutisten belächeln, die lässigen Gabenempfänger aber nicht mit dem sonst jedem ehrlichen Emanzipationsbestreben gebührenden Nachdruck unterstützen dürfen.

Das ist der springende Punkt, der bisher in den müßigen und umständlichen Debatten unerwähnt blieb. Herr Graf v. Hochberg droht, ein Kavalier wie andere Kavaliere, mit der Entziehung der Benefizien, wofern man nicht schleunigst zu Kreuze kriecht. Die Herren Schauspieler werden ihre Entscheidung zu treffen haben: wenn sie das Zuckerbrot begierig herunterschlingen, werden sie auch ab und zu einen reichsgräflichen Peitschenhieb mit in den Kauf nehmen müssen. Nach preußischem Recht unterstehen die Schauspieler, so zu sagen, der Gesindeordnung; wie können sie milde Umgangsformen von einem Intendanten verlangen, der selbst ihre Herrin, die Kunst, wie eine tagelöhnernde Aufwartefrau behandelt?

M. Kent.

Aus der vierten Dimension. Briefe des alten Drinkwitz. Mitgetheilt von Hans Merian. Leipzig. 1890 Verlag von Carl Reißner.

Herr Merian, der sich als lustiger Ebers-Parodist bekannt gemacht hat, benützt nun, mit einiger Verspätung, den Resauer Spiritistenunfug, um allerlei moderne Lebenserscheinungen: die Philisterose, die Korpsstimpelei, die unbewußte Transscendentalphilosophie, die Feigenblätterei und dergleichen mehr satirisch zu beleuchten. Die Schilderung, wie der Verfasser durch den regelmäßigen Genuß von zwölf Seideln und einem Schnitt zum Medium ward, ist recht ergötzlich und die verquollene Schreibart der metaphysisch-spiritistisch-mystischen Literatur ist mit guter Laune karrikirt. Der witzige Verfasser unterschätzt aber, ganz wie Mauthner in seinem Spiritistenlustspiel, die Wurzelkraft dieses Wunderschwindels, der sich mit einem pseudo-wissenschaftlichen Schein umgibt. Zerbrechliche Pfeilchen thun es da kaum; weit mehr ist rücksichtslos schallendes Gelächter am Platze.

—n.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 25. Berlin, den 22. März 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation",
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

In einem huldvollen Schreiben vom 20. März gibt der Kaiser dem Fürsten Bismarck bekannt, daß er dessen Wunsche nach Entbindung von allen seinen Aemtern stattgibt. Der Kaiser verleiht dem Fürsten Bismarck bei seinem Rücktritt in das Privatleben die „Würde eines Herzogs von Lauenburg" und ernennt ihn zum General-Obersten der Kavallerie mit dem Range eines General-Feldmarschalls. Zum Reichskanzler und Präsidenten des Preußischen Staatsministeriums ist General von Caprivi berufen worden und mit der Leitung des preußischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ist Graf Herbert Bismarck, der bisher schon Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war, „einstweilen" beauftragt.

Man konnte als sicher annehmen, daß die Gegensätze zwischen Kaiser und Kanzler ihrer Natur nach zu einem schließlichen Bruche führen würden; wann, ob schon in kürzester Zeit das letzte entscheidende Ereigniß zu erwarten war, mußte dagegen zweifelhaft sein; es ist bereits jetzt eingetreten und wie man hinzusetzen muß, nicht einmal zur Ueberraschung derer, welche aufmerksam die Entwicklung der Verhältnisse und vor Allem die Eigenart der handelnden Personen beobachtet hatten. Daß Fürst Bismarck erst unter dem zwingendsten Druck der Nothwendigkeit aus seinen Aemtern scheiden würde, lehrte eine achtundzwanzigjährige Vergangenheit; daß dagegen der jugendliche Kaiser bedächtigem Zuwarten, fleißem Ausgleichen, Hinziehen und Nachgeben nicht geneigt sein würde, erschien ebenso wahrscheinlich. Es mußte seiner Natur entsprechen, eine rasche, einschneidende Lösung dem Kampf mit immer wieder auftauchenden chronischen Schwierigkeiten vorzuziehen; diese Impetuosität seines Charakters, die schon vielfach hervorgetreten war, trug den Sieg davon, und so ging die latente Krisis unmittelbar in ein akutes Stadium über und statt eines allmählichen Einschränkens der Wirksamkeit des Fürsten Bismarck erfolgte sein gänzlicher Rücktritt aus dem Staatsdienst. Auch Graf Herbert Bismarck soll die von ihm einstweilen noch bekleideten Posten niederzulegen beabsichtigen; das wäre ein Ereigniß, welches ein Familien-, doch kein öffentliches Interesse hat.

Das Scheiden des Fürsten Bismarck ist ein Vorgang von mächtiger Bedeutung, Niemand wird das in Abrede stellen; um so unerfreulicher wirkt die würdelose Haltung, welche die bismarckisch-offiziösen Blätter auch bei diesem Anlaß bewahrt haben. Im Interesse des Fürsten Bismarck hätte man wünschen müssen, daß sein Scheiden aus der Oeffent-

lichkeit als eine letzte energievolle und zielbewußte Handlung der Welt erschiene. Diesen Eindruck haben die Freunde der Bismarck'schen Politik in der Presse gründlich zu zerstören gewußt; sie kündigten den Rücktritt des Reichskanzlers in einer Form an, die deutlich erkennen ließ, daß mit diesen offiziösen Nachrichten, die von seinem Fortgehen sprachen, seinem Bleiben die Wege geebnet werden sollten. Das war das alte, wohlbekannte und unschöne Spiel nochmals am Schlusse dieser gewaltigen Laufbahn.

Die Schwankungen, die ja in der Auffassung der Lage entstanden und die dem schließlichen Ereigniß seine Würde raubten, sind charakteristisch; Fürst Bismarck, dieser Mann der Thatkraft und des energievollen Entschlusses, erschien bei der letzten großen Entscheidung zögernd und mehr getrieben als treibend. Da er der Neugestaltung der Verhältnisse nicht ein kraftvolles und unzweideutiges „ich gehe" entgegensetzte, so entstand der Eindruck, daß nicht der eigene freie Entschluß den Reichskanzler in das Privatleben zurückführte, sondern, daß die Ereignisse langsam über ihn hinweggingen und ihn aus seinen Aemtern hinausschwemmten. Die offiziösen Blätter, die aus ihren Zeilen dieses Bild hervortreten ließen, erweckten damit die Erinnerung an einen anderen Großen, an Napoleon I. Jene Männer, die allein an die Macht glauben, vermögen, so hervorragend ihre Energie und ihre menschenkundige Einsicht ist, nicht die Kraft und Weisheit zu finden, um mit wahrer Größe auf die Macht zu verzichten, und so pflegt meist ihr Ausgang in einem tiefen Gegensatz zu ihrem Leben zu stehen.

Den Gegensatz verschärft für den Fürsten Bismarck noch ein Umstand; diese gewaltige Gestalt tritt von einer Stellung zurück, die nicht ihres gleichen in der Welt hat, und keine Hand erhebt sich, um den stürzenden Minister zu halten. Seine früheren Freunde streuen dem Fürsten Bismarck bereitwillig Weihrauch; man preist ihn; aber das Ereigniß geht vorüber, ohne daß nur von irgend einer Seite im Volk der Versuch gemacht würde, sich ihm entgegenzustemmen. Jene Parteien, auf die Fürst Bismarck sich stützte, hatte er gelehrt der Macht sich zu fügen, und jetzt, da die Macht den Händen des ersten Reichskanzlers entfällt, beweisen seine Schüler, wie gelehrig sie gewesen sind.

Von Liebe nichts in all' den süßen Schuften
Und lauter Höflichkeit . . . ,

so ist im Timon von Athen, einer zeitgemäßen Lektüre zu lesen.

Der Rhythmus in dem die Lobeshymnen für den scheidenden Minister komponirt sind, ist allerorten in der Bismarck ergebenen Kartellpresse so ziemlich der nämliche. Das Grundmotiv lernt man vortrefflich aus einem Leitartikel der „National-Zeitung" kennen; es läßt sich dieses Motiv in die Worte zusammenfassen: Man ehrt den Fürsten Bismarck am besten dadurch, daß man über seinen Fortgang sich nicht grämt. Ob Fürst Bismarck wohl auch für diese Form der Ehrenbezeugung empfänglich ist? Es steckt in dieser Philosophie eine blutige Ironie des Schicksals, und die Philosophen sind die nämlichen, welche vor zwei Jahren einen Sturm gegen den Thron entfesselten, nicht um den Fortgang des Fürsten Bismarck zu verhindern — der stand nie in Frage — sondern um seine Stellung noch mächtiger und unangreifbarer zu machen. Das damals und heute scheint unlogisch auseinander zu folgen und ist doch so logisch. Die tapferen Bismarckstreiter sind stets gleich weltweise gewesen; ein sterbender Kaiser und ein scheidender Kanzler durften von ihnen keiner anderen Behandlung gewärtig sein.

Von seinen „Freunden" in der Oeffentlichkeit tönen dem Fürsten Bismarck nur hallende Worte nach; von seinen Gegnern kann er nur strenge Gerechtigkeit und würdige Zurückhaltung erwarten. Eine kleinliche Kritik wäre in diesem Augenblick ebenso unpassend, wie schwachherzige Sentimentalität. Wenn ein Großer dieser Welt zusammenstürzt, er sei gewesen wie immer, so pflegt sich die Empfindung zu regen, aber die Empfindung darf das Urtheil nicht trüben und gegen den Freund wie gegen den Gegner bleibt das Streben nach Unparteilichkeit die höchste Tugend. In der Politik vor Allem ist falsche Empfindsamkeit der Uebel größtes und zu den guten Folgen des Bismarck'schen Regimentes kann man es rechnen, daß unter seiner eisernen Zucht und bei seinem Vorbilde die gefahrvolle Weichherzigkeit der 48er Zeit ziemlich vollständig, wenn auch noch nicht gänzlich verschwunden ist. Aus seiner Umgebung machte Fürst Bismarck realistische Streber, aus seinen Gegnern realistisch Strebende. Der Liberalismus, der die eigene Vergangenheit nicht schwächlich verleugnen will, muß es daher auch in diesen Tagen klar aussprechen, daß Fürst Bismarck, der die segensvolle Einigung Deutschlands vollzogen hat, durch seine innere Politik während der letzten zwölf Jahre nach freisinniger Auffassung einen Niedergang unserer sittlichen, sozialen und politischen Verhältnisse herbeigeführt hat.

Das Ausland kann die Lage wesentlich anders beurtheilen. Es sah den Fürsten Bismarck aus der Entfernung; die tiefen Risse, die sein System der inneren Politik im Laufe der Jahre zeigte, das verdächtige Krachen, das sich seit längerer Zeit vernehmen ließ, beides entging dem Ohr und dem Auge der Fernerstehenden. Für die fremden Staaten kam Fürst Bismarck allein als der überaus erfolgreiche Leiter der deutschen auswärtigen Politik in Frage, die auch in den letzten Jahren nur kleinere Mißerfolge aufwies, und diese internationale Politik war zudem für die Allgemeinheit wahrhaft segensvoll, denn sie hat es sich unverkennbar zum Ziele gesetzt, den europäischen Frieden zu erhalten. So findet denn Fürst Bismarck aufrichtige und uneingeschränkte Anerkennung nicht sowohl bei seinen Landsleuten, die ihn zu gut kannten, als bei den Ausländern, die, indem sie nur den Einiger Deutschlands und den Friedensfreund in ihm sahen, einen einheitlichen Helden aus ihm machen konnten.

Die Friedenspolitik war es denn auch, die immer noch ein Band bildete zwischen dem Liberalismus und dem Fürsten Bismarck, und um so fester vertrauten die Liberalen auf die kriegsfeindliche Stimmung des Leiters der Politik, weil in dieser Frage das öffentliche Interesse noch eine Stütze fand in dem, was für den scheidenden Minister Voraussetzung alles Schaffens war. Ein unglücklicher Krieg mußte ihn stürzen; ein großer glücklicher Krieg hätte ihn überflüssig gemacht. Diese Erwägungen beschäftigen jetzt auch die auswärtige Presse, und man fragt sich, ob das gleiche Gewicht der Gründe die Nachfolger des Fürsten Bismarck's belasten werde? Die Stellung der Personen in dieser entscheidensten Frage läßt sich freilich nicht für alle Zeiten vorausberechnen; dagegen bleibt ein Faktor der alte — und ihn muß man als den ausschlaggebenden betrachten — das ist die aufrichtig friedliche Stimmung der deutschen Bevölkerung, und auch der Kaiser hat seine friedlichen Absichten in wiederholten, unzweideutigen Aeußerungen festgelegt.

Wollte man voraus bestimmen, in welche Bahnen nunmehr die innere Politik Deutschlands und Preußens einlenken wird, so müßte man wissen, im Kampfe gegen welche Maßregeln Fürst Bismarck unterlegen ist. Aber der Mittelpunkt dieses Kampfes ist nur unvollkommen bekannt. Man vermuthet, daß der Kaiser im Gegensatz zum Kanzler das Sozialistengesetz habe aufgeben, den Welfenfonds habe liquidiren, die offiziöse Preßwirthschaft habe beseitigen wollen, und daß der Monarch beabsichtigt habe, die Arbeiterbewegung durch Opfer zu hemmen, welche die besitzenden Klassen zu leisten hätten. Diese Politik würde in der That den Fürsten Bismarck der Stützen in der Bevölkerung und der Machtmittel beraubt haben, mit denen bisher sein System aufrecht erhalten worden ist; und gewiß ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Kaiser weder diese Stützen noch diese Machtmittel zu respektiren geneigt ist. Des Kaisers soziale Neigungen sind offenkundig und seine Antipathien gegen Sozialistengesetz, Welfenfonds und offiziöse Presse wären erklärlich. Man braucht nicht vorauszusetzen, daß der Monarch auf gleichen Ideen wie der Liberalismus fußend, zu jenen Folgerungen gelangt ist, die auch der Freisinn zieht. Weit näher liegend ist es anzunehmen, daß der Kaiser diese Auffassung sich aneignete, durchdrungen von dem Kraft- und Machtgefühl, das ihn sichtbar beherrscht. Sein Standpunkt dürfte der sein: Ein deutscher Kaiser bedarf

dieser Zwangsmittel anfechtbarer Art nicht; er kann mit seinen Gegnern auch ohne dies fertig werden. Vielleicht wären die Prinzipienfragen noch nicht einmal bei der Wandelbarkeit des Fürsten Bismarck das unübersteiglichste Hinderniß gewesen; ein Ausgleich mußte aber unmöglich werden, weil auch diese Prinzipienfragen nur eine Folge der Selbständigkeit des Kaisers waren; die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" drückt dies mit den Worten aus:

„Die Meinungsverschiedenheiten in den maßgebenden Regionen haben sich vorwiegend auf staatsrechtlichem Gebiet bewegt, und die Grenzen der ministeriellen Verantwortlichkeit nach Lage der Verfassung, sowie die Beziehungen des Ministerpräsidenten zu seinen Kollegen und die bisher dafür geltenden Unterlagen zum Gegenstand gehabt."

Fürst Bismarck, der — wie er wenigstens sagte — nichts sein wollte als der Diener seines Kaisers, der die Verfassung recht frei zu behandeln liebte und der das Parlament so oft auf seine untergeordnete Stellung verwiesen hat, wurde in gerechter Schicksalsfügung das erste Opfer der von ihm ausgestreuten Saat.

Das Programm des Kaisers ist noch nicht deutlich erkennbar, und Fürst Bismarck hinterläßt in der inneren Politik überhaupt kein Programm. Gewiß hat auch er aufrichtige Anhänger im Lande; sie fanden sich in der Bewunderung seiner Person zusammen. Aber, wollte man sagen, welche sachliche Betrachtungsweise sie jetzt noch einigen sollte, so wäre man in äußerster Verlegenheit. Die Politik des Fürsten Bismarck ist eine Reihe von Widersprüchen, und er thut sich etwas darauf zu gut, kein „Doktrinär" zu sein, und das heißt in seiner Sprache, keine unwandelbaren Grundsätze zu haben. In einer seiner großen Parlamentsreden aus dem Anfang der 80er Jahre heißt es:

„Doktrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen. Alle Systeme, durch die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie; in erster Linie kommt die Nation, ihre Stellung nach Außen, ihre Selbständigkeit, unsere Organisation in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt frei athmen können. Alles, was nachher folgen mag, liberale, reaktionäre, konservative Verfassung — meine Herren, ich gestehe ganz offen, das kommt mir in zweiter Linie, das ist ein Luxus der Einrichtung.... Man kann es so machen und so; es gibt viele Wege, die nach Rom führen. Es gibt Zeiten, wo man liberal regieren muß, und Zeiten, wo man diktatorisch regieren muß; es wechselt Alles, hier gibt es keine Ewigkeit...."

Die innere Ausgestattung eines Staatswesens ist aber nicht eine Sache geringerer Bedeutung, wie Fürst Bismarck annahm; das war sein großer Irrthum.

In der That hat Fürst Bismarck nur die äußere Form geschaffen, die Stellung Deutschlands in der Welt; das ist nicht wenig; darüber hinaus ist alles in Dunkelheit gehüllt und von zweifelhaftem Werthe. Die Fundamente sind nicht fest und es gibt keine klar ausgesprochene Richtung in der Politik der letzten Jahre, die mit einiger Sicherheit als zum Heile führend betrachtet werden könnte.

Da hat Cavour, der mit Bismarck stets in Parallele gestellt zu werden pflegt und der auch kein Washington an Charakterreinheit war, seinem Lande eine andere Erbschaft hinterlassen. Auch er einigte sein Vaterland; aber er war dazu nach Bismarck'schen Begriffen ein „Doktrinär". Im Jahre 1848 schrieb er in einem Briefe:

„Ja, ich glaube nach meinem innersten Gewissen erklären zu können, daß ich stets unerschütterlich danach gestrebt habe, Italien einig und frei zu sehen und unser Land im vollen Besitze eines aufrichtig konstitutionellen Systems zu wissen, kraft dessen der Thron auf der sicheren festen Basis der Volksfreiheit ruht."

Und ein Jahr vor seinem Tode schrieb der nämliche wiederum in einem Brief:

„Ich bin ein Kind der Freiheit; ihr verdanke ich alles, was ich bin. Müßte man ihre Statue verhüllen, möchte ich's nicht thun.... Meiner Meinung nach wäre es kein geringer Nutzen für Italien, eine Nation zu bilden, sich von der absolutistischen Herrschergewalt zu befreien, ohne die Phase der Diktatur eines Cromwell durchzumachen oder dem revolutionären Despotismus anheim zu fallen."

Man sieht, der Anfang und das Ende des Lebens von Cavour schließt sich einheitlich zusammen; kein Bruch trat ein. Auch der Bismarck des Jahres 1848 ist der Vorläufer des Bismarck vom Jahre 1890; doch liegt dazwischen die Zeit des Opportunismus; und zeigt die Nadel des Strebens bei Cavour durch alle Wechselfälle hindurch nach einer gemäßigten Freiheit, so bei Bismarck nach konservativreaktionärer Bevormundung.

Beide waren große Männer; aber wenn die wahre Größe darin besteht, das ungewöhnliche Können in den Dienst zeitgemäßer, verwirklichungsfähiger Ideen zu stellen, so steht Bismarck weit zurück. Cavour hatte die Strömung der Epoche erkannt. Er sagte:

„Wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Gesellschaft schreitet mit Riesenschritten der Demokratie entgegen."

Fürst Bismarck suchte nochmals ein autokratisch-konservatives Regiment zu etabliren. Während aber Italien nun seit neunundzwanzig Jahren bei ruhiger Entwicklung in den Cavour'schen Bahnen sich fortbewegen kann, zweifelt schon heute Niemand mehr, daß die Ziele, die Fürst Bismarck in der inneren Politik verfolgt hat, aufgegeben werden müssen und aufgegeben werden; und welche Formen wird Deutschland nach einem Vierteljahrhundert aufweisen?

General von Caprivi, der die Last der Bismarck'schen Erbschaft übernimmt, hatte schon ein Mal als Marineminister ein größeres Ressort zu verwalten und vor dem Parlament zu vertreten. Die politischen Grundsätze des General Caprivi kennt man nicht im Einzelnen, aber man schätzt an ihm in parlamentarischen Kreisen seine Arbeitskraft, seine strenge Sachlichkeit und eine Festigkeit, die ihn veranlassen wird, nur das zu vertreten, was er glaubt billigen zu können. Er gilt für eine Persönlichkeit und keine Marionette, es sei in der Hand von wem immer. Das ist schon etwas. Nach Lage der Verhältnisse kann man daher die Berufung des Herrn von Caprivi als einen geschickten Zug betrachten; der neue Reichskanzler wird im Parlamente mit keinen Vorurtheilen zu kämpfen haben.

Als charakteristisch bei dieser Berufung muß es erscheinen, daß Herr von Caprivi ein General ist. Immer ärmer und ärmer wurde die Civilverwaltung unter der Bismarck'schen Bevormundung an Talenten und Charakteren, und es erscheint daher als eine keineswegs überraschende Konsequenz, daß eine selbständige und eigenartige Gestalt aus den Militärverhältnissen geholt werden mußte, in die Fürst Bismarck nicht hineinzugreifen vermocht hat. Allein diesen aus den Verhältnissen sich ergebenden sachlichen Grund möchten wir aus dieser Berufung eines Militärs herauslesen.

Die internationale Arbeiterschutzkonferenz ist in Berlin eröffnet worden; die Berathungen sind geheime; und so hört man wohl von den Diners, welche den fremden Abgesandten gegeben werden, aber nichts von dem Ergebniß ihrer Berathungen.

Neben der bedeutungsvollen Berliner Ministerkrisis, hat diese Woche auch Frankreich und Ungarn neue Ministerien gebracht. An die Stelle von Tisza ist Graf Szapary getreten und das französische Kabinet Tirard ist durch ein Kabinet Freycinet ersetzt worden. Die politisch-parlamentarische Lage der beiden Länder dürfte durch diesen Wechsel aber nicht berührt werden.

* * *

Bismarck's Rücktritt.

Der gefürchtetste Mann Europas tritt aus einer kaum je dagewesenen Machtstellung ins Privatleben zurück — und das nervöse Zittern, von dem die Welt so oft bei geringfügigen Anlässen ergriffen wird, bleibt aus. Und was am merkwürdigsten ist, die Erregung ob des großen Ereignisses scheint um so geringer zu sein, je näher man der Erscheinung steht. Die Stimmen des Auslandes schlagen einen lebhafteren Ton an, als die öffentliche Meinung Deutschlands, die sich in die vollendete Thatsache überraschend schnell findet. Diese kühle Ruhe kommt den Meisten unerwartet und doch entspricht sie den Gesetzen der Kausa-

lität. Das System Bismarck konnte Furcht und lärmende Bewunderung erwecken, aber keine Zuneigung. Ein großer Virtuose in der Handhabung staatlicher Machtmittel, erschien Fürst Bismarck als ein unerschütterlicher Fels im öffentlichen Leben Deutschlands und so verkannte man nur zu lange, daß seine Macht im Wesentlichen auf äußerem Zwang und nicht auf innerer Ideengemeinschaft beruhte. Die Methode des „Divide et impera" hat sich an ihm furchtbar gerächt, denn nachdem er mit wahrhaft dämonischer Geschicklichkeit alle ihm entgegenstehenden Kräfte gespalten, die Parteien wie Dominosteine hin- und hergeschoben und mit einer staatsmännischen Vorurtheilslosigkeit sondergleichen bald diese bald jene politischen Grundsätze seinen Zwecken dienstbar gemacht hatte, sah er sich schließlich vergeblich nach festen Stützpunkten für seine allzu persönlich gewordene Politik um. Er hinterläßt wenig persönliche und wenig politische Freunde und — wenigstens in der inneren Politik — nicht eine einzige Idee, deren Lebenskraft außer Zweifel stände.

Wir haben in dieser Zeitschrift den Kampf gegen die Bismarck'sche Staatskunst zu lange und zu nachdrücklich geführt, als daß wir bei diesem Ende Neigung zu sentimentalen Betrachtungen verspüren könnten.

Aber wir sind zugleich durchdrungen von der Richtigkeit der Cavour'schen Maxime: En politique il n'y a rien d'aussi absurde que la rancune; und deshalb werden wir es den bisherigen unterwürfigen Schmeichlern des mächtigen Mannes überlassen, für die unwürdige Rolle, die sie so lange gespielt haben, sich durch nachträgliche Rachsucht schadlos zu halten. Uns genügt es, daß das Bismarck'sche System gefallen ist, und zwar für immer. Denn was Fürst Bismarck mit seinem Geschick und seiner Autorität nicht länger aufrecht erhalten konnte, das wird Niemand nach ihm zu neuem Leben erwecken, kein Minister und auch kein Souverän. Man stellt die Entwicklung der Dinge jetzt vielfach so dar, als ob an die Stelle Bismarck's der Kaiser treten und, wenn auch mit mannigfach anderen Anschauungen, das persönliche Regiment fortsetzen werde, das der scheidende Reichskanzler nicht länger aufrecht zu erhalten vermochte. Der Kaiser, so hat man sich wohl ausgedrückt, werde in Zukunft sein eigener Kanzler sein. Wir glauben einstweilen nicht an eine derartige Absicht. Sollte sie aber gehegt werden, so würde sich nach unserer festen Ueberzeugung die Undurchführbarkeit derselben in aller Kürze erweisen. In einem Lande mit allgemeinem Wahlrecht ist auf die Dauer keinerlei persönliches Regiment, und sei es das klügste und wohlwollendste, durchführbar. Man vergißt nur zu leicht, daß ein Volk, dem man durch das allgemeine Wahlrecht die Möglichkeit gegeben hat, seinen Willen in unzweideutiger Weise zum Ausdruck zu bringen, auch nach seinem eigenen Willen regiert sein will. Diesen Willen kann man von oben herab in gewissem Umfange beeinflussen, man kann die Erfüllung desselben verzögern oder beschleunigen, aber auf die Dauer wird man ihm nicht widerstehen können. Die öffentliche Meinung ist auch in den monarchischen Staaten unserer Zeit die oberste Macht, die — wie nach Bacon's Ausspruch die Natur — nur parendo vincitur.

Es gab eine Zeit, wo mit allem Eifer die Theorie vertreten wurde, die beste Staatsform sei die absolute Monarchie, vorausgesetzt, daß der absolute Monarch ein vollkommenes Wesen sei. Die Zeit ist dahin. Der alte triviale Satz, daß des Menschen Wille sein Himmelreich sei, hat sich im Staatsleben mehr und mehr Geltung verschafft. Man weiß nur das recht zu schätzen, was als der Ausfluß der eigenen Ueberzeugung erscheint. Das ist ja auch die eigentliche Ursache, weßhalb die parlamentarischen Regierungsformen trotz ihrer Unvollkommenheit sich die zivilisirte Welt unterworfen haben. Nichts ist leichter und wohlfeiler, als den Parlamentarismus mit seiner Zerfahrenheit, seinen mannigfachen Widersprüchen, seinem oft so platten Gerede lächerlich zu machen. Es gehörte zu den nie versagenden dialektischen Künsten des Fürsten Bismarck, diesen Parlamentarismus dadurch zu diskreditiren, daß er ihn zu einer zielbewußten starken Regierungsgewalt in einen ironischen Gegensatz stellte. Aber dieses Parlament, das er scheinbar so gering achtete, es wurde dennoch der Mittelpunkt seines staatsmännischen Sinnens und Trachtens, weil es der Niederschlag des politischen Willens der Bevölkerung war. Jene oft gehörte Redensart, daß in Deutschland kein Boden für eine parlamentarische Regierung sei, kann darnach auch gar nicht ernst genommen werden. Parlamentarisch regieren heißt regieren nach dem Willen der Bevölkerung. Die Nothwendigkeit dazu wird nicht durch Verfassungsparagraphen begründet, sondern durch die allmähliche politische Kulturentwicklung. Dieser Kulturentwicklung ist das persönliche Regiment des Fürsten Bismarck zum Opfer gefallen. Hätte er mit dem Parlament statt über ihm, nach festen politischen Prinzipien statt als genialer Impressionist regieren wollen, dann hätten die Wurzeln seiner Kraft so tief ins Volk hineingereicht, daß seine Stellung ganz anderen Stürmen gewachsen gewesen wäre, als denen, die ihn jetzt umgeworfen haben. Wir Freisinnigen haben dieser Katastrophe gegenüber daher weniger als je Anlaß, an der Triebkraft unserer politischen Ueberzeugungen zu zweifeln.

Th. Barth.

Heinrich von Treitschke.

Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert.

(Vierter Theil).

Es gibt zweierlei Maßstab für die Beurtheilung eines Menschen und seines Thuns. Man kann ihn messen entweder nach seinem eigenen Vorsatz oder nach seiner Leistung vom Standpunkt des allgemeinen Nutzens. Die dritte Frage, ob im einzelnen Fall jener Vorsatz auf diesen Nutzen gerichtet sei, muß bis zum Beweise des Gegentheils zu Gunsten des Urhebers entschieden werden.

Um ein gerechtes Urtheil zu fällen, empfiehlt es sich immer, mit Anlegung jenes ersten Maßstabes zu beginnen. Und gerade wo uns das Thun eines Menschen als ein vorzugsweise ungerechtes erscheinen will, regt sich um so lebhafter kraft einer Art von Gegenwirkung die Lust, ihn mit Gerechtigkeit zu behandeln, d. h. ihn vor jeder weiteren Untersuchung nach seinem eigenen Wollen zu beurtheilen.

Wer erreicht, was er sich vorgesetzt hatte, gibt einen Beweis von Kraft, die uns Anerkennung aufdrängt. In den niederen und mittleren Schichten des menschlichen Lebens schiebt sich die Frage dazwischen, ob das Gewollte mit sogenannten erlaubten Mitteln erreicht worden ist oder nicht. In den höheren und höchsten Regionen verschwindet bekanntlich auch diese Unterscheidung mehr oder weniger hinter der Thatsache des Erfolges.

Heinrich von Treitschke kann sich rühmen, daß es ihm gelungen ist, einen starken Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Geisteslebens unserer Tage zu gewinnen. Er hat nicht nur der seit einem Vierteljahrhundert herangewachsenen Generation ihre Neigungen abgelauscht und dieselben verdichtet wiedergegeben, sondern er hat auch aus seinem eigenen inneren Vorrath ein Reis hineingepflanzt und dessen Samen weiterverbreitet.

Ein Mann, dem das geglückt ist, kann verlangen, daß man ihm denjenigen Tribut zolle, welcher der Verbindung von hervorragender Fähigkeit mit bedeutender Macht verständiger Weise nicht versagt werden kann.

Dagegen bleibt Jedem das Recht, uneingeschränkt zu fragen, ob das, was der Andere gewollt und erreicht hat, auch als gut befunden werden soll. Die Entscheidung hängt hier vor Allem davon ab, ob man mit dem Historiker einig geht über die Aufgabe, die der Geschichtsschreibung zu stellen ist, aber die Lösung ist auch damit noch nicht erschöpft.

Der Historiker, welcher nicht nur eine falsche Methode anwendet, sondern auch mit dieser eine falsche Weltanschauung verbindet, sündigt doppelt an der Lehre und an den Menschen. Und hier betreten wir im weitesten Umfang das Reich des Widerspruchs gegen unseren Autor.

Es sind jetzt gerade hundert Jahre, daß Schiller in Jena seinen Studenten den einleitenden Vortrag über die Zwecke des Studiums der Universalgeschichte hielt. Wer etwa zu der Vermuthung hinneigen möchte, hier auf veraltete Voraussetzungen zu stoßen, wird sich auf den ersten Blick vom Gegentheil überzeugen, wenn er z. B. liest, wie ein guter Theil der eindringlichsten Mahnungen sich gegen die Enge und Niedrigkeit der nur auf das Brodstudium bedachten Jugend richtet. So alt und neu bleibt die Welt sich gleich, und ebenso neu und alt klingt zur Richtschnur der Geschichte Schiller's Wort an unser Ohr: „Was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit?"

Dies ist aber offenbar nicht ganz Treitschke's Meinung. Er deutet es selbst an, z. B. in Anführung einer dazu verwertheten Stelle aus Niebuhr; und wenn er es auch nicht ausdrücklich sagte, sein ganzes Sein und Handeln strotzt von der Ueberzeugung, daß man Geschichte darstellen müsse, nicht um zu erzählen, was gewesen ist, sondern um zu erzielen, was sein soll. Die Geschichte, wie vielleicht Alles, soll nach ihm darauf hinausgehen, die Menschen zu Mustermenschen zu erziehen. Ob das Muster selbst ein gutes oder schlechtes ist, bleibt einer zweiten Entscheidung vorbehalten; aber es springt in die Augen, daß eine Lehre, welche bewußter Weise auf solch ein bestimmtes Ziel los geht, keine Lehre der Wahrheit sein kann. Wer nur Wahrheit sucht, braucht sich kein anderes Ziel zu setzen.

Zu allen Zeiten ist Geschichte in einem bestimmten Geist geschrieben worden. Die Ansicht, daß es überhaupt keine wahre Geschichte gebe, weil kein Mensch sich über die voraus bestimmten Grenzen seiner Anschauung hinaussetzen könne, ist zu einer Art von Gemeinplatz geworden.

Wie in allen menschlichen Dingen ist hier die Qualität von der Quantität abhängig. Es fragt sich, in welchem Maße der wahrnehmende Sinn von seiner vorgefaßten Meinung beherrscht ist, ferner wie weit er von derselben beherrscht sein will. Aber selbst die stärkst bewußte Tendenz deckt sich noch nicht mit dem Grundzug des Treitschke'schen Wesens; denn dessen Absicht geht sichtbar hinaus über die Richtigstellung rückwärts liegender Entwicklung zu der Disziplinirung des Zukünftigen. Die neuste, zur Herrschaft in Deutschland vordringende Richtung, das ganze Leben in den Staat zu verlegen, findet hier ihre Anwendung auf die Unterordnung der Erkenntniß unter das Staatsbeste.

Es ist etwas ganz anderes, ob man die vergangenen Dinge aus einem bestimmten Gesichtswinkel ansieht oder ob man für die künftigen Entscheidungen einen solchen vorerziehen will, wenn schon beides zusammenhängt. Die aristokratisch-republikanische Auffassung eines Tacitus, die rationalistisch-ironische eines Gibbon, selbst die whiggistisch-gesättigte eines Macaulay, die revolutionstrunkene eines Louis Blanc oder die romantisch-autoritäre eines Heinrich Leo sind alle nur die aus einem bestimmten Geistesspiegel zurückgeworfenen Bilder; und selbst derjenige unter den modernen Historikern, welcher an gewollter Einseitigkeit Treitschke am ersten vergleichbar erscheint, Janssen, bleibt doch immer noch Historiker, weil sein Geist, wenn auch mit schärfster vorgefaßter Anstrengung, darauf gerichtet ist, Recht und Unrecht, Vernunft und Unvernunft, Nutzen und Schaden menschlicher Handlungen in einem besonderen Lichte hervortreten zu lassen. Will man sich nach Mustern umschauen, die einige nähere Verwandtschaft mit Treitschke zeigen, — und diese Vergleichung tritt ihm gewiß nicht zu nahe — so wären am ehesten noch Carlyle und Taine zu nennen. Aber wenn auch beide mit ihm gerade die Eigenthümlichkeit gemein haben, daß sie sich im Verlauf ihrer kritisch-historischen Feldzüge zu immer wachsendem Groll steigern, so erreichen sie doch das deutsche Ebenbild lange nicht im Maße der grimmig verzerrenden Manier.

Unter den Versuchen, den Menschengeist durch systematische Belehrung über Welt und Wissen einem besonderen Zwecke dienstbar zu machen, gibt es nur Eines, allerdings ein Großartiges, welches darin weiter geht als unser nationaler Geschichtschreiber, das ist der Jesuitismus. Es ist kein Zufall daß unter Treitschkes Feder das Wort „Zucht" so oft wiederkehrt. Das Wort ist hier ganz in dem strengen Sinn gemeint, wie das Ideal der Unterwerfung des selbständigen Denkens unter eine auf Eroberung der Welt ausgehende Gesellschaft sein System ausgebildet hat. Es ist auch kein Zufall, daß von der „Vernunft", von auf Vernunft gegründeten Rechts- und Staatsverfassungen überall mit einer an Affektation grenzenden Verachtung gesprochen wird. Hier wie dort wird die Gesammtheit der Gläubigen als ein Heer in Waffen gedacht, und die militärische Ordnung ist Grundstein wie Vorbild der ganzen Staatsordnung. Man muß sich ferner daran erinnern, daß der Schriftsteller in seinen wissenschaftlichen Arbeiten immer zunächst vom Katheder ausgeht, die Jugend sinnlich und geistig vor Augen hat und, wie die Gesellschaft Jesu, mit der Schulung der jungen Köpfe die dauernde Verbrüderung der aus der Schule in die Welt entsendeten Zöglinge ins Auge faßt. Es ist auch kein Zufall, daß seitdem unter den Auspizien dieser Richtung die Züchtung eines eng umgrenzten Staatsideals auf den Universitäten mit klarem Bewußtsein verfolgt wird, die von ihr begünstigten Studentenverbindungen eine früher nicht dagewesene praktische Bedeutung für das spätere bürgerliche Leben gewonnen haben. Zwar umfassen die Korpsverbindungen die Minderheit der studirenden Jugend. Aber das thut ihrer Macht im Leben keinen Eintrag, kommt ihr eher zu Nutze. Die weltliche Verfeinerung, deren Aufwand den Eintritt ins Korps erschwert, ist auch ein bewährtes Mittel der jesuitischen Ausbildung, und je enger der Keil zusammengehalten wird, desto fester lassen sich die Bande der praktischen Ausnützung im Leben ziehen. Früher suchte sich der Student seine Verbindungen nach dem Zufall der Neigung und des Herkommens. Aber jetzt ist, wie das Studium selbst immer mehr auf den weltlichen Erfolg gerichtet wird, sogar die Lust und Laune des jugendlichen Uebermuths in diesen Dienst gestellt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß neuerdings die jungen Leute ihre Korpsverbindungen mit Rücksicht auf ihre spätere Beamtenstellung hin wählen, und daß die Eltern dafür die drückendsten Geldopfer bringen, weil man ihnen sagt, daß die damit in der Zukunft gesicherte Gunst die schweren Auslagen am sichersten wieder eindringen werde. Das ist ein öffentliches Geheimniß, welches an jeder Universität besprochen wird, und die Sache selbst könnte sich nicht erhalten, wenn es sich nicht bewährte, daß viele hohe Beamte in der Förderung von Stellenberechtigten darnach fragen, ob der Bewerber einem Korps und welchem er angehört hat, oder vielmehr noch angehört, da ja die Mitgliedschaft jetzt durch das ganze Leben bis ins hohe Alter fortgesetzt und durch Veranstaltungen in Kraft erhalten wird.

Wollte man diese Analogie mit der welthistorischen Stiftung Loyola's wörtlich nehmen, so würde man natürlich der Uebertreibung beschuldigt. Die Unterschiede der Grundbedingungen und der tragenden Kräfte sind ja ungeheuer groß, daß es lächerlich wäre, erst mit deren Aufzählung anzufangen. Aber eine Aehnlichkeit des Bestrebens und des Sinnes, ja sogar des thatsächlich Erreichten ist doch vorhanden. Rechne man auch hinzu, was zur Ergänzung des Werkes der Militarismus im engeren Sinne des Wortes thut, wie der Reservelieutenant mit dem Korpsburschen parallel geht und hier abermals Unterwerfung unter einen und denselben strengen Geist, äußere Haltung und Kameradschaft durch alle Sphären des Lebens in einander greifen; wie dem Ganzen ein gewisses Ideal, eine Art weltliche Kirche voll Glanz und Allmacht vorangestellt wird: so bleibt Stoff genug, um über die Analogie der Absichten und der Mittel — aber auch über das Ende solchen Entwicklungsganges nachdenklich zu werden.

Man braucht den Kern der Ideen, welchen Treitschke's Geschichtschreibung dienen soll, nicht lange zu suchen. Das

preußische Königthum in seiner persönlichen Verkörperung tritt uns hier als das einzige und unfehlbare Heil des deutschen Volkes entgegen. Die ganze deutsche Geschichte dient lediglich zum Beweise dieser dogmatischen Wahrheit, deren Unfehlbarkeit in den kleinsten Zügen an Freund und Feind bewiesen wird, und deren Nutzanwendung darauf hinweist, wie auch die Zukunft diesem unangreifbaren Dogma angepaßt werden müsse. Die persönliche Entwicklung des Verfassers liefert den einfachen und unwiderleglichen Nachweis dafür, daß mit dieser Schilderung sein Gedanke richtig gekennzeichnet ist. Aus dem Publizisten, der im Bunde mit den deutschen Liberalen der fünfziger und sechziger Jahre in dem preußischen Staat das unter den obwaltenden Umständen allein gegebene Werkzeug für die Herstellung eines geeinten modernen deutschen Staatswesens erblickte, ist der Mystiker geworden, welcher den in der Tagespolitik seiner Sinnesweise entsprechenden Platz nur noch im Schatten der Kreuzzeitungspartei zu finden weiß. Es ist kein Geheimniß, daß sein Austritt aus der Redaktion der von ihm begründeten „Preußischen Jahrbücher" sich damit erklärt, daß Verleger und Mitarbeiter sich weigerten, dieselben zu einem Organ der Kreuzzeitungspartei zu machen; und das jüngst erfolgte persönliche Auftreten in einer Berliner Wahlversammlung zu Gunsten eines schärfst ausgeprägten Vertreters derselben Partei entspringt, ebenso wie der Inhalt der bei diesem Anlaß gehaltenen Rede, dem inneren Bedürfniß, jeden Zweifel nach Außen zu beseitigen. Wir haben es also fortan mit einer geschichtlichen Richtung zu thun, welche schlechthin in den ultraorthodox-lutherisch-monarchisch-absolutistischen Mystizismus mündet.

Da Treitschke eine durch und durch militirende Natur ist, so entspricht es gewiß seinem eigenen Sinn, daß sein persönlicher Entwicklungsgang zur Beurtheilung seines Werkes mit hereingezogen wird. Wir müssen uns überhaupt glücklich schätzen, wenn wir einen solchen unfehlbaren Schlüssel für den Ausgangspunkt eines urtheilenden Zeugen auffinden können. Wie viel besser stünde es um unser gesammtes historisches Wissen, wenn uns viele dergleichen untrügliche Einblicke in die Geisteswerkstätte der älteren Autoritäten vergönnt wären!

Aber noch ganz Anderes fällt hier ins Gewicht als das menschlich subjektive Verhalten des Künstlers zu seiner Schöpfung. An derselben Stelle nistet zugleich der unüberwindliche Widerspruch zwischen dem behandelten Stoff und seiner Behandlung; hier sitzt das Uebel, an welchem sich das Krankhafte nachweisen läßt.

Es ist schon recht schwer, man könnte, wenn in der Psychologie das Wort nicht ausgeschlossen wäre, sagen unmöglich, zu begreifen, wie ein Mann von solchen Gaben und im Besitz eines solchen Materials, das er — so anschaulich belebt — auf seiner kritischen Tenne durchwürfelt unter den Händen hat, zu einem so wunderlich dürftigen Schluß kommen, wie er an der ultima Thule landen kann, wo die ganze moderne Entwicklung des deutschen Volkes, wie aller anderen Völker nachträglich für todtgeboren erklärt wird. Vom Standpunkt der alten Kreuzzeitungspartei ist diese Negation, dieser harte Widerstand konsequent. Sie erkennt eigentlich nichts in dem Gewordenen an, weil sie das Werden selbst von Anbeginn verworfen hat, und heute noch verwürfe sie das Gewordene, wenn sie es vermöchte. Wo sie sich mit den Thatsachen abfindet, ist es nur um der Unabänderlichkeit willen, hie und da weil man gute Miene zum bösen Spiel machen muß; sauersüß bleibt die Miene doch. Wer an öffentlichen Staatsfeiertagen durch die Straßen Berlins wandert und von diesem oder jenem Hause statt der drei Reichsfarben die schwarz-weiße Fahne herausrogen sieht, kann sich sagen, daß dahinter jener korrekte Standpunkt wohnt, welchem eigentlich lieber wäre, es wäre in den letzten fünfundzwanzig Jahren überhaupt nichts geändert worden. Eine Anwandlung von dieser Stimmung brachte auch bekanntlich König Wilhelm I. noch in den Prunksaal von Versailles mit, wo er zum Kaiser ausgerufen ward, und es ist wohl zeitlebens ein Niederschlag davon in seinem Gemüth zurückgeblieben. Daran, daß die kleine aber mächtige Zahl der Verehrer des absoluten preußischen Königthums heute gelegentlich auch mit der deutsch-nationalen Losung um sich wirft, braucht man sich nicht zu stoßen. Seitdem Fürst Bismarck ihnen das agrarische Thor zu seinem Herzen so sperreweit wieder geöffnet hat, haben sie mit dem nationalen Beiwerk so glänzende Geschäfte gemacht, daß es ihnen auf eine Wagenladung großer Worte mehr oder weniger nicht anzukommen braucht.

Aber wer die deutsche Geschichte der letzten achtzig Jahre schreibt und, trotz aller schließlich eingenommenen extremen Parteistellung, nicht um zu zeigen, daß Alles schief gegangen und mißrathen ist, nicht um zu zeigen, daß besser überhaupt nichts geschehen wäre; wer vielmehr umgekehrt als letztes ganz vernünftiges Postulat die Freude am Vaterland, wie es geworden, aufpflanzt; wer die ganze Kette der kleinen und großen Evolutionen forschend und prüfend durch die Finger laufen ließ, um zu zeigen, wie Alles und Jedes gekommen ist, — der kann doch unmöglich dies Alles mühevoll und in einem gewissen Sinne auch liebevoll zu Stande gebracht haben, um zu dem Schluß zu gelangen, daß das zuletzt als vernünftig begrüßte Endergebniß und die zur gerechten Freude auffordernde Gestaltung der Dinge aus lauter Unvernunft hervorgegangen sei. Denn wozu wäre denn die Vernunft da, wenn das Alles lediglich mit Hilfe der puren Unvernunft zu Stande gekommen wäre? Wer dem Faden dieser Erzählung folgt, dem bleibt nicht einmal die Zuflucht, welche Schiller seinen Hörern als letzte eröffnet: „So lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den besten Aufschluß noch zurückhält, erklärt er (der philosophische Geist) die Frage für unentschieden, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstand die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit anzubieten hat."

Nur ein einziger Fels ragt aus dem weiten Meer der trostlos sündigen Vergangenheit hervor, wenigstens bis zum Jahre 1840, das ist nicht einmal Preußen schlechthin, sondern so recht ganz und zweifelsohne nur allein sein König Friedrich Wilhelm III.

Es gibt einen Punkt in jeder Debatte, wo der Streit endet, weil, wie die populäre Redensart besagt, gewissen Behauptungen gegenüber eben Alles aufhört, auch der Streit. Man könnte denken, über diesen Gegenstand wären die Akten geschlossen. Sie waren es auch, ehe noch Hermann von Boyen's Denkwürdigkeiten die letzte, jede Berufung abschneidende Besiegelung brachten. Wozu all die Widerwärtigkeit aufstöbern, die an einer der antipathischsten Herrschergestalten aller Zeiten schon haftete, ehe wir Boyen's Aussprüche lasen? Wozu vielleicht manch ehrliches Gemüth, welches an Treitschke's kecker Herausforderung unschuldig ist, mit der Analysirung eines Fürsten ärgern, dessen abstoßende Züge aus den Mittheilungen gerade seiner treuesten, ergebensten Anhänger am schärfsten hervortreten, aus dem, was wir von Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Clausewitz, um nur die größten zu nennen, wissen? Nun haben wir noch Boyen dazu, und damit es auch an den kleinsten, aber für das Große so bezeichnenden Zügen nicht fehle, läßt z. B. die Geschichte von dem übel vermerkten, weil schlecht befestigten Zopfband vor der Schlacht bei Jena sogar nichts mehr unwahrscheinlich an der Erzählung Leopold von Coburg's vor der Schlacht bei Leipzig, da der König nicht ausrücken wollte, so lange er nicht vom Kaiser von Rußland über die anzulegende Uniform Befehl erhalten hätte.

Die Freude am Paradoxen gehört für Jeden, der Treitschke's litterarische und oratorische Thätigkeit verfolgt hat, zu dessen hervorstechenden Anlagen, mit der Freude das Gefecht dazu. Seine rhetorische Gelenkigkeit, und er ist ein ausgezeichneter Rhetor, hat sichtbar ihr Pläsir daran, eine provozirende Behauptung recht tief in das Fleisch des Andersdenkenden hineinzubohren und dann noch einmal die Klinge um und um zu drehen, bis daß der Verletzte aufschreit. Vorher ist dem Fechter nicht wohl; das gehört zur Besonderheit seines aus Trotz und Humor zusammengefaßten Naturells. Damit hängt offenbar auch sein Wohlgefallen an einem lustigen und unbarmherzigen Kriegswesen zusammen.

Allerdings, wenn wir nach Durchlesung dieses vierten Bandes dahin gekommen sind, daß der Monarch, dem von seinen großen Feldherren und Staatsmännern in Verbindung mit seinem Volke die Rettung seines Staates erst abgenöthigt werden mußte, welcher der Reihe nach unter der Furcht Napoleons, Metternichs und Nikolaus' lebte, der ewig gerechte, grundgütige, pflichtgetreue, selbstlose, fest entschlossene Retter, Führer und Begründer einer heilvollen Entwicklung nicht nur Preußens, sondern auch Deutschlands gewesen — und das ist der herrschende Eindruck, welcher zurückbleibt, wenn man gläubig liest — dann, alsdann ganz gewiß sind wir bereit, Alles unterschiedslos aus der Hand des gütigen Erzählers hinzunehmen und nach Jesuitenvorschrift in dieser Hand zu sein sicut baculus, wie ein Stock.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

XV.

Der große Wendepunkt, der in unserem politischen Leben eingetreten ist, hat auf die Unterhaltungen im Foyer des Abgeordnetenhauses einen belebenden Einfluß ausgeübt; die Berathungen im Sitzungssaale sind von demselben kaum beeinflußt worden. Zu einer umfassenden Diskussion hat das Budget des Bergwesens Veranlassung gegeben, weil dabei die große Arbeitseinstellung der Bergarbeiter in Westfalen und Schlesien zum Gegenstand der Betrachtung gemacht werden konnte. Eine ähnliche Berathung hatte schon im Reichstage stattgefunden, und man kann nicht sagen, daß die Verhandlungen im Abgeordnetenhause trotz ihrer viertägigen Dauer neue Gesichtspunkte in den Vordergrund geschoben haben.

Die Grubenbesitzer mochten die Empfindung gehabt haben, daß sie im Reichstage durch die Herren Kleine und Haarmann in elokutorischer Beziehung sehr schwach vertreten gewesen sind und sie hatten sich diesmal besser vorgesehen. Sie führten eine neue Kraft in das Feld, den Generaldirektor der dem Fürsten Pleß gehörigen Gruben, einen Mann, dem die Gabe, ore rotundo zu sprechen, in stattlichem Maße zur Verfügung steht. Ihm zur Seite stand ein erfahrener Staatsbeamter, der Bergrath Schultz; Herr Schmieding, von Fach ein Richter, indessen durch seine Fraktionsangehörigkeit und seinen Wahlkreis eng an die Arbeitgeberinteressen gefesselt; Herr Vopelius, Fabrikbesitzer und einer derer um Stumm; allen diesen hatte sich zugesellt ein früheres Mitglied der Fortschrittspartei, Herr Berger, der aus Anlaß der Septennatsverhandlungen von 1874 wild geworden war und seitdem immer noch ein wenig wilder geworden ist, der Abkömmling einer alten und angesehenen Gewerkefamilie, der zwar versichert, jetzt durch kein Vermögensinteresse an eine Bergwerksunternehmung gebunden zu sein und völlig unparteilich dazustehen, der aber doch gleichzeitig zugab, als ein Anwalt der Unternehmer vor dem Forum der öffentlichen Meinung aufzutreten. Anwalt und unparteiisch, wie reimt sich das? Wenn man sich das von ihm gebrauchte Bild gefallen lassen will, so muß man zur Ergänzung hinzufügen, daß die Gegenpartei der Unternehmer in dieser Gerichtsverhandlung nicht zu Worte kommen konnte, weil sie im Hause nicht vertreten war.

Faßt man Alles zusammen, was diese Interessentengruppe gesagt hat, so kommt man zu dem Satze: die Bergwerksbesitzer sind gut und die Arbeiter sind schlecht; wenn auch unter den älteren derselben sich noch brave Elemente befinden, so ist doch von den jüngeren nichts zu erwarten. Die Grubenbesitzer haben in jeder Beziehung ihre Schuldigkeit gethan und die Arbeiter, haben sie nicht gethan. Die Arbeitseinstellung war eine in jedem Betracht ungerechtfertigte.

Wenn ich geneigt wäre, solchen Versicherungen Glauben zu schenken, so würden mich doch zwei Umstände stutzig machen. Zunächst die Rede, die Herr Hammacher im Reichstage gehalten hat und die ganz anders lautete. Herr Hammacher, ein sehr bedeutender Bergwerksunternehmer und damals durch eine schwere Krankheit, die einige Tage später zu ihrem vollen Ausdruck kam, sichtlich schon beeinflußt, stellte sich keineswegs auf den Standpunkt, den Unternehmern in allen Stücken Recht zu geben, sondern er rief **beiden** Parteien in eindringlichster Weise zu, sie möchten lernen, Gerechtigkeit zu üben. Es ist ein lautes Geheimniß, daß Herr Hammacher um dieser Rede willen zu seinen Berufsgenossen in ein gespanntes Verhältniß gerathen ist und den Vorsitz im berg- und hüttenmännischen Verein niedergelegt hat, mit dem er so untrennbar verwachsen schien, wie Fürst Bismarck mit dem Reichskanzleramt.

Herr Hammacher ist nichts weniger als ein philantropischer Schwärmer; er ist vielmehr ein sehr nüchterner Rechner, und wenn er sich veranlaßt gesehen hat, diese Rede zu halten, die ehrenvollste That seiner langen parlamentarischen Laufbahn, so muß er einen tiefen Einblick in die Schwäche gehabt haben, die der Haltung der Unternehmer anhaftet, und das Zeugniß des im Abgeordnetenhause nicht anwesenden Herrn Hammacher wiegt schwerer als die Zeugnisse der Herren Schultz, Schmieding, Vopelius, Ritter und Berger zusammengenommen.

Und dazu kommt ein Zweites. Das Wort des Herrn Grubendirektors Krabler: „Mit Arbeitern verhandle ich überhaupt nicht", gehört der Weltgeschichte an und ist aus derselben nicht wieder auszulöschen. Und dieses Wort reicht hin, um den vollgültigen Beweis zu führen, daß die Grubenbesitzer keine Engel sind. Wer mit einem andern kontrahiren will, muß mit seinem Mitkontrahenten unterhandeln, und wer sich dessen weigert, nimmt den mit unseren heutigen Rechtszuständen unvereinbaren Standpunkt ein, daß der Arbeitgeber befehlen und der Arbeiter gehorchen soll.

Und was hilft das, wenn man sagt, eine Lohnforderung sei gerecht oder ungerecht, ein Streik sei gerechtfertigt oder ungerechtfertigt? Wer eine Lohnforderung bewilligt, gibt damit die Gerechtigkeit derselben selbst zu und Alles, was er dagegen äußert, ist ein protestatio factis contraria. Wer sich den Bedingungen eines Streiks unterwirft, gibt damit zu, daß die Annahme dieser Bedingungen für ihn eine nothwendige war, und er tadelt sich selbst dafür, daß er es auf die ultima ratio hat ankommen lassen, und dadurch die ihm erwachsenden Nachtheile vergrößert hat.

Hinsichtlich der Bestimmung eines gerechten Preises gibt es nur zwei mögliche Standpunkte. Entweder nimmt man an, daß die Wage, auf welcher die Schwergewichte der einander bekämpfenden Interessen ermittelt werden, den Preis bestimmt, daß Angebot und Nachfrage die wirthschaftliche Welt regieren. Das ist der volkswirthschaftliche Standpunkt. Oder man behauptet, es sei die Aufgabe des Staates, die Preise festzusetzen; das ist der sozialistische Standpunkt. Und wer sich zu diesem bekennt, muß den Muth und die Ehrlichkeit haben, ihn in allen Stücken durchzuführen. Den Schutz des Staates für die Arbeitgeber zu verlangen, und den Schutz der Arbeiter dem manchesterlichen Spiel der Kräfte zu überlassen, ist das Unmöglichste von Allen.

Damit Angebot und Nachfrage die Preise in einer Weise bestimmen können, bei welcher sich alle Parteien wohl befinden, muß das Koalitionsrecht frei sein; es muß um so freier sein, als jede Störung in der Ausübung dieses Rechts es erschwert, von demselben einen richtigen Gebrauch zu machen. Das war der Grundgedanke in der Rede des Abgeordneten Broemel und dieser Grundgedanke allein bildet den sicheren Kompaß, der uns durch die Klippen der heutigen Arbeiterbewegung hindurch leitet. Wie aber halten es die Arbeitgeber mit dem Koalitionsrecht?

Herr Ritter sagte, jeder Streik sei ein Kontraktbruch und sei darum unrecht, unmoralisch und unvernünftig. Man

traut den Augen und Ohren nicht. Ein Streik kann mit einem Kontraktbruch verbunden sein, wenn die Kündigungsfristen nicht innegehalten werden, und zur Rechtfertigung des Kontraktbruchs werden wir unsere Stimme niemals erheben. Aber Herr Ritter geht weiter und sagt, jeder Streik sei ein Kontraktbruch. Die Thatsache allein, daß der Arbeiter müßig geht, statt zu arbeiten, schließe den Kontraktbruch in sich. Und um jeden Zweifel auszuschließen, wiederholt er in der Form einer persönlichen Bemerkung den Satz, er wolle die Koalitionsfreiheit in keiner Weise antasten, aber er verwerfe die Streiks, weil sie einen Kontraktbruch in sich schließen. Das ist das Unverständlichste, was ich mir denken kann. Jemandem die Koalitionsfreiheit gestatten und die Streiks verbieten ist so, als wenn man Jemandem erlaubt, auf die Jagd zu gehen, aber die Bedingung hinzufügt, er solle das Schießgewehr zu Hause lassen.

Den Ernst der heutigen Arbeiterbewegung verkennt Niemand, aber derjenige steigert diesen Ernst zur höchsten Gefahr, der den Versuch macht oder auch nur den Vorschlag erhebt, die bürgerliche Gleichberechtigung, die Rechtsgleichheit zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zu beeinträchtigen. Der Standpunkt, den die Gruppe der Arbeitgeber entwickelte, hat bei keiner Seite des Hauses Beifall gefunden. Herr Hitze zog eine sehr gerechtfertigte Parallele zwischen den Arbeitseinstellungen und den Preiskartellen, und der Redner aus der konservativen Partei, Graf Limburg-Stirum, der im Uebrigen eine sehr bedenkliche Neigung zu vermehrter Staatseinmischung an den Tag legte, erwarb sich doch das Verdienst, die thörichte Furcht zu geißeln, die man davor hat, daß in den Arbeiterausschüssen, die jetzt einen so großen Theil der öffentlichen Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen, die Sozialdemokraten zu Worte kommen könnten.

Er traf hiermit den wildliberalen Herrn Berger sehr empfindlich, der die Hände darüber gerungen hatte, daß kein Minister es verhindert hat, sozialdemokratisch-gesinnte Arbeiter zur Audienz beim Kaiser zuzulassen. Es ist der unglückselige Gedanke, daß der Sozialdemokrat ein außerhalb des Gesetzes stehender Staatsbürger sei. Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, wenn sich die Vorstellung verbreitet, daß ein Sozialdemokrat für sein Anliegen nicht in derselben Weise Gehör finden könne, wie jeder andere Staatsbürger.

Die großen Verhandlungen, denen man beim Kultusbudget entgegensah, sind mit Rücksicht auf die schwebende Krisis wenigstens von der Tagesordnung der zweiten Lesung abgesetzt worden. Von Interesse war es, daß der Kultusminister die Einbringung eines Gesetzes über die Verwendung der Sperrgelder in baldige Aussicht stellte; von noch größerem Interesse, daß er einen antisemitischen Vorstoß des Herrn Stöcker, der auf eine Ausschließung jüdischer Kinder aus christlichen Schulen abzielte, mit einem bisher noch nicht dagewesenen Wohlwollen aufnahm. Ist das der Anfang einer neuen Aera?

Proteus.

Karl Werder's Vorlesungen über Schiller's Wallenstein*).

Wallenstein's Charakterbild schwankt nicht bloß in der Geschichte, wie es im Prolog zum „Lager" heißt, auch in Schiller's eigener Dichtung steht die Gestalt keineswegs so fest, daß die Urtheile der Erklärer oder die Darstellungen der Schauspieler mit einander und unter sich übereinstimmten. Der Dichter hat seinem Helden anscheinend so widersprechende Eigenschaften geliehen, daß dieser je nach dem Gesichtspunkte des Beschauers ein ganz verschiedenes Aussehen gewinnt. Aber das scheint eben nur so; denn wenn das Bild des geschichtlichen Wallenstein, aus verschiedenen Zeichnungen zusammengestellt, „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt" bleibt, so müssen die Züge des dichterischen Wallenstein, wie sie aus der einheitlichen Konzeption schöpferischer Phantasie hervorgegangen sind, sich auch wieder zu einer einheitlichen und klaren Anschauung zusammenfassen lassen.

„Jedes Ding hat zwei Seiten", wenigstens für uns irdische Wesen, weil unsere ganze Organisation auf dem Prinzip der doppelseitigen Richtung beruht. Von jedem Gegenstande sieht das einzelne Auge nur ein flächenhaftes Bild, das rechte ein anderes als das linke, erst dem gemeinsamen Blick beider Augen erscheint es körperhaft. Derselbe Vorgang wiederholt sich in der Wirkung des Stereoskops, welches zwei von verschiedenen Standpunkten aufgenommene Abbilder eines Gegenstandes mittels zweckmäßig geschliffener Gläser so in die beiden Augen lenkt, daß sie in der Empfindung des Beschauers zusammenfallen und den Eindruck voller Körperlichkeit hervorbringen.

Ganz ähnlich geht nun der Dichter zu Werke, wenn er einen Charakter plastisch darstellen will. Ein Mensch, dessen Wesen so einfach erscheint, daß es mit einem einzigen Eigenschaftswort bezeichnet werden kann, wirkt flach; erst die Verbindung verschiedener Eigenschaften verleiht dem Charakter Fülle und Leben.

Es finden sich aber zuweilen stereoskopische Bilder, bei denen die Verschiedenheit der beiden Standpunkte für den durchschnittlichen Abstand zweier Menschenaugen zu weit genommen ist. Bei ihrer Betrachtung hat man zuerst das unbehagliche Gefühl des Schielens, weil der dargestellte Gegenstand abwechselnd von dem einen und dem andern Standpunkt aus erscheint. Nimmt man aber schärfer geschliffene Gläser, dann stellen sich auch die Augen richtig ein, und der Gegenstand zeigt sich in einem Glanze körperlicher Deutlichkeit, der selbst den Eindruck der Natur überbietet und gleichsam eine erhöhte und verklärte Wirklichkeit hervorbringt.

Solchen Bildern, die sich nicht ganz mühelos zu einem einheitlichen Eindruck verbinden, gleichen die beiden Seiten des Wallenstein'schen Charakters, wie ihn des Dichters „Kunst unsern Augen, auch unsern Herzen näher bringt". Man sieht bei ihrer Betrachtung gewöhnlich entweder nur die eine Seite, oder man empfindet einen Widerspruch zwischen beiden. Da kommt uns denn das Buch Karl Werder's als der vortrefflichste Apparat zu Hilfe. Schaut man durch die Gläser, die er da so scharf und fein geschliffen hat, so verschwindet das Gefühl des Schwankens, und die hochstrebende Gestalt des Heerführers, der sein Geschick an die Sterne knüpft, tritt uns in jener klaren und glänzenden Bestimmtheit entgegen, wie sie nur die höchste dichterische Schöpferkraft ihrem Werke verleihen konnte.

Versucht man, Wallenstein's Charakter aus einer Vergleichung seiner Reden und Handlungen, aus seinem Benehmen den andern Personen des Stückes gegenüber zu erkennen, so drängen sich eine Menge zweifelnder Fragen auf. Ist dieser Mann ein phantastischer Träumer oder ein berechnender Intrigant? Sinnt er von vornherein auf Verrath, oder wird er erst durch das Mißtrauen des Hofes dazu getrieben? Ist das größere Recht bei ihm oder bei dem Kaiser? Hat er wirklich die Absicht, dem Reiche den Frieden wiederzugeben, oder will er nur für sich die böhmische Krone erlangen? Lügen ihm die Sterne, oder versteht er nur nicht, in ihnen zu lesen? Spricht er in den Monologen die innerste Meinung seines Herzens aus, oder täuscht er sich auch über sich selbst, wie er sich in den Andern getäuscht hat? Er will die Treue brechen und weiß doch so schön über sie zu reden. Er hat planvoll alle Mittel zu dem großen Schlage vorbereitet und zaudert doch im entscheidenden Augenblick, sie zu gebrauchen. Bald zeigt er sich treuherzig und offen, bald hinterlistig und gewissenlos, bald diplomatisch verschlossen, bald überströmend redselig, jetzt argwöhnisch und menschenverachtend, dann wieder naiv vertrauensvoll. Ist das Eine das Wesen und das Andere nur Schein? Oder kann er

*) Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. Vgl. „Nation" Jahrg. VI Nr. 31, wo ein Abschnitt der Werder'schen Arbeit vor deren Veröffentlichung als Buch zum Abdruck gelangt ist.

wirklich Beides sein, je nach den Umständen, die auf ihn einwirken?

Alle diese Zweifel müssen sich lösen, sobald es gelingt, in Wallenstein's Grundwesen die gemeinsame Quelle aufzuzeigen, aus welcher so verschieden geartete Manifestationen seines Willens fließen.

Und das ist es, was den Hauptwerth und den Hauptinhalt dieses überaus anregenden Buches ausmacht. Werder beleuchtet die unterirdischen Gänge in Wallenstein's Charakter von dem Knotenpunkte ihres Zusammentreffens aus. Er dringt geradeswegs in das Herz seines Helden und damit auch in das Herz des Stückes vor. Denn hier ist der Held das Stück, und zwar nach Werder's Meinung das ganze, nur äußerlich in drei Theile zerschnittene Stück. Und in der That, obgleich Wallenstein im „Lager“ gar nicht und in den „Piccolomini“ nur während des zweiten Aktes persönlich auftritt, so dreht sich doch Alles, was in diesen beiden Theilen gethan und gesprochen wird, einzig und allein um die Persönlichkeit des Feldherrn. Sein Geist ist es, der sich in dem Thun ud Treiben des von ihm geschaffenen Heeres verkörpert, sein Dämon, der nicht bloß seine eigene Handlungsweise, sondern auch die seiner Anhänger und Gegner, der Illo und Terzky sowohl wie des Kaisers und Questenberg's, nothwendig bedingt und dem Verhältniß der beiden Piccolomini zu ihm, ja sogar zu einander das Gepräge gibt.

Dieser Dämon, der Wallenstein eingeboren ist, der ihn längst vor Beginn der das Stück ausmachenden Handlung beherrscht hat, der ihn selbst unaufhaltsam vorwärts treibt und seine ganze Umgebung für ihn und gegen ihn in Bewegung setzt, das ist „sein maßloser Wahnglaube an sich selbst“, das unerschütterliche Vertrauen auf seinen Glücksstern, die Sucht nach unbedingter Souveränität, jene aus dem Gefühl der Ueberkraft entspringende Verblendung einer gewaltigen That- und Wagenatur, welche macht, daß der Mensch sich für ein berufenes Werkzeug des Schicksals hält und deshalb für sich die Berechtigung in Anspruch nimmt, auch seinerseits die Menschen nur als Werkzeuge seiner Pläne zu behandeln.

Werder selbst bezeichnet es als den Gipfel seiner Aufgabe, „dies Individuellste, dies gerade als den schöpferischen Mittelpunkt des Charakters, als die Quelle seines Thuns und Leidens, als seine erste und letzte Schuld, als sein Schicksal, als den Dämon des Mannes zu fassen; und ebenso in dieser Komplexion des Helden den Genius des Werkes, seine innerste und eigenste Art, den Lebensfunken, die Tiefe der Erfindung in ihm, die Macht seiner Wirkung, seine tragische Gewalt und das Geheimniß seines Reizes und seines Interesses zu erkennen.“

Von diesem Gipfel aus gesehen, zeigt sich denn auch Alles, was früher dunkel erscheinen mochte, in voller greifbarer Deutlichkeit. Da zeigt sich vor allem der Unterschied zwischen Wallenstein's Verbrechen und seiner Schuld, und daß beides hier viel tiefer liegt, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Nicht daß Wallenstein dem Kaiser die Treue bricht, daß er das Heer abwendig machen will, ja nicht einmal, daß er ein Bündniß mit den Schweden eingeht ist sein eigentliches Verbrechen, für diese seine Handlungen ließe sich in dem Benehmen des Hofes gegen ihn die Veranlassung finden; es fragt sich überhaupt in dem Konflikte zwischen Wallenstein und dem Kaiser nicht, wer von beiden mehr Recht, sondern wer mehr Unrecht hat, und da steht die Sympathie auf der Seite des Feldherrn, der die gesunde Kraft vertritt. Nicht, was er jetzt gegen den Kaiser unternimmt, sondern was er früher in Gemeinschaft mit ihm ins Werk gesetzt hat, die Aufstellung des Heeres auf Kosten des Reiches und zu dessen Vergewaltigung, das ist das Grundverbrechen, aus welchem der Konflikt erwächst und alle späteren Handlungen Wallenstein's nothwendig hervorgehen. Seine Schuld aber ist das, was ihn zur Begehung eines solchen Verbrechens getrieben hat, die Gewissenlosigkeit seiner Seele, die maßlose Selbstüberhebung, die Begier nach unumschränkter Herrschaft, kurz, eben das innerste Grundwesen seines Charakters.

Es zeigt sich ferner, daß Wallenstein's Schicksal nicht in den Sternen, sondern in seiner eigenen Brust liegt. Nicht die Beschäftigung mit den Gestirnen und eine günstige Konstellation ist es, was in ihm den Glauben an sich selbst hervorgerufen hat, nein, umgekehrt, sein unerschütterliches Selbstvertrauen sucht die Bestätigung einer höheren Macht, und deshalb knüpft er selbst sein Geschick an die Sterne. Aber so hoch und feierlich er von ihrer Wahrheit redet, im Grunde glaubt er ihnen doch nur, was mit seinem innersten Grundtriebe übereinstimmt. Das Schicksal, als dessen berufenes Werkzeug er sich fühlt, erschafft er sich selbst nach dem Bilde seines Innern, er gibt ihm die Richtung seines eigenen Willens, er schreibt ihm die Zeichen vor, durch die es zu ihm sprechen soll, er erwartet von ihm nichts anderes als die Bekräftigung seines Vorhabens und ein Pfand des Gelingens. Darum erscheint ihm seine Frage an das Schicksal, sein Traum und Octavio's Aufforderung in einem so bedeutungsvollen Zusammenhange; darum wird sein Glaube an die Sterne doch nicht wankend, als er sich von Octavio verrathen sieht; darum wieder vertraut er sich Buttler an, obgleich ihn die innere Stimme vor ihm warnte und er auch sonst allen Grund hätte, den Mann zu scheuen, gegen den er eine Falschheit begangen; darum weist er Seni ab, als dieser ihm den gefahrdrohenden Stand der Gestirne meldet, und darum deutet er sich das ominöse Springen der Gnadenkette nach seinen geheimen Wünschen aus.

Diese eigenwillige Verblendung, welche macht, daß er nur sieht, was seinen Absichten günstig ist, diese schrankenlose Selbstüberhebung, welche alle andern Menschen nicht nach ihrem eigenen Wesen, sondern nur nach dem Werthe gelten läßt, den sie für seine Pläne haben, diese unbedingte Schuld ist zugleich sein Glück und sein Verderben, seine Sünde und seine Strafe. Sie bestimmt nicht blos sein eigenes Thun, sondern auch die Handlungsweise der Andern gegen ihn. Der Kaiser muß ihn fürchten, weil er aus Zwang der Noth ihm eine souveräne Stellung im Heere eingeräumt hat, die sich mit seiner eigenen Oberhoheit nicht verträgt; er muß ihm die fürchterliche Waffe, die er ihm selbst geliehen, heimlich wieder zu entwinden suchen, weil er nicht die Macht hat, sie ihm in offenem Kampfe zu entreißen. Octavio, der treueste Diener seines Kaisers, muß an Wallenstein zum Verräther werden, weil dieser ihn blindlings in seine Pläne eingeweiht hat, ohne sich zuvor seiner Einstimmung zu versichern. Die Generale müssen ihn verlassen, sobald sie ihren Vortheil darin sehen, weil er sie nicht durch das innere Band der Gesinnung, sondern nur durch den eigensüchtigen Trieb, der ihn selber beseelt, an seine Person gefesselt hat. Das von ihm selbst geschaffene Heer, das Werkzeug seiner Macht, muß ihm aus den Händen gleiten, weil es eine vaterlandslose Masse ist, die nicht durch eine Idee, sondern nur durch die Aussicht auf Gewinn und Beute seinen Fahnen zugeführt wurde und durch nichts zusammengehalten wird, als durch den Ruf des Glückes, der an seinem Namen haftet. Max muß sich von ihm losreißen, weil der reine Begriff der Pflicht, der des Jünglings ganze Seele erfüllt, in dem Gemüthe des Mannes, der nur sich und seine Sache als den höchsten Zweck kennt, keinen Widerhall findet. Selbst Thekla verläßt das elterliche Haus nur darum ohne innern Kampf, weil sie in ihm keine Heimath findet, weil für diesen Vater auch das Dasein seines Kindes keine eigene Geltung hat, weil er auch sie nur „zum Pfande größeren Glücks“ nimmt, weil er in ihr nur gleichsam die Fortsetzung seines eigenen Ichs liebt, dem er königlichen Glanz zu verleihen strebt. Daß endlich Buttler's Rache, die nur in dem Tode des Beleidigers Genüge findet, durch Wallenstein's menschenverachtendes Verfahren gegen ihn unmittelbar hervorgerufen und durch dessen arglose Verblendung erst möglich gemacht wird, liegt auf der Hand.

Weil Wallenstein nur an sich und seine höhere Berufung glaubt, erscheint ihm seine Sache als die einzig berechtigte, und deshalb schlägt ihm nicht das Gewissen wegen des Unrechts, das er gegen Andere begeht, er wird aber doppelt empfindlich getroffen durch das vermeintliche Unrecht, das gegen ihn selbst gerichtet ist. So fällt sein eigenes Thun

auf ihn zurück, und seine Rechtfertigung vor sich selbst wird zur Verdammung vor dem Geiste der höchsten Wahrheit.

Aber er selbst weiß nichts davon. Derselbe Wahnglaube, der ihn dem Untergange weiht, umgiebt ihn bis zu seinem Lebensende wie mit einer glänzenden Wolke, und ohne Enttäuschung, noch im vollen Vertrauen auf seine Kraft sucht er die letzte Ruhestätte auf, auf welcher ihn unerwartet der jähe Tod überrascht.

Diese wenigen Andeutungen sind nur ein dürftiger Ausschnitt aus der reichen Fülle von Aufschlüssen und Betrachtungen, welche sich aus dem überaus fruchtbaren Aperçu Werder's über den Grundcharakter Wallenstein's ergeben. Sie erstrecken sich weit über das Wesen des Helden hinaus auf die Gestalt der ganzen Dichtung, auf ihre innere und äußere Organisation, auf das Wesen des Konfliktes, auf die Verknüpfung der Handlung, auf die tragische Ironie des Kontrastes, auf die Bühnendarstellung des Stückes wie der einzelnen Hauptpersonen.

Wie das Alles zusammenhängt und aus einander folgt, das ist von Werder mit einer Kraft der Ueberzeugung und Geschlossenheit der Beweisführung, mit einem Reichthum treffsichern Ausdrucks, einer liebevollen Vertiefung und einer eindringlichen Beredsamkeit entwickelt, denen sich auch eine widerstrebende Meinung gefangen geben muß.

Das Buch ist aus einer Reihe von Vorlesungen entstanden, die der Verfasser zuerst im Winter 1860/61 und später wiederholt an der Berliner Universität gehalten hat, und bewahrt getreulich auch in der jetzigen Gestalt selbst bis auf die Eintheilung den Charakter seines Ursprungs. Jedem Satze merkt man das gesprochene Wort und die unmittelbare Beziehung des Redners zu einer großen und auserwählten Zuhörerschaft an. Man hört den wechselnden Ton, man sieht die bezeichnende Miene, die nachdrückliche Geberde, von welcher jede überraschende Wendung begleitet wird. Man fühlt, daß nichts am Studirtisch ergrübelt, daß Vieles aus der Eingebung des Augenblicks hervorgegangen ist, und dadurch erhält der ganze Vortrag eine schwungvolle Frische und dramatische Lebendigkeit, daß er selbst gelesen noch fast wie eine Improvisation wirkt.

Den Anfang und den Schluß der Untersuchung bildet der Nachweis, daß die elf Akte der sogenannten Wallenstein-Trilogie durchaus nicht aus drei Stücken bestehen, sondern im Grunde nur ein untheilbares zehnaktiges Trauerspiel mit einem Prologe, dem „Lager" ausmachen, und zwar eine neue Art der Handlung, wie sie vor Schiller in dieser Form nur bei den Griechen, und auch bei ihnen nicht in dieser Ausdehnung dagewesen: nämlich eine bloße Katastrophe, deren Voraussetzungen und Bedingungen alle vor dem Beginn des Stückes liegen und durch die staunenswertheste Kunst als Vergangenes vergegenwärtigt werden.

Die Eintheilung der ganzen Handlung in zwei selbständige Stücke zu je fünf Akten: „Die Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" betrachtet Werder als eine nur durch den äußerlichen Umstand der übermäßigen Länge gebotene. Dem innern Zusammenhange und den natürlichen Einschnitten der Handlung gemäß wären jene zehn Akte in sechs und die beiden Stücke in ein einziges untrennbares Drama zusammenzufassen, dessen Eintheilung sich dann folgendermaßen gestalten würde: „Nach dem Prolog Akt 1 und 2 der „Piccolomini" als erster Akt; 3. und 4. „Piccolomini" als zweiter; 5. „Piccolomini" und 1. von „Wallensteins Tod" als dritter. . . . Dann folgte Akt 2 von „Wallensteins Tod" als vierter Akt, Akt 3 „Wallensteins Tod" als fünfter und Akt 4 und 5 . . . . als sechster". Wer sich die Mühe geben will, die Gründe Werder's mit dem Texte der Dichtung in der Hand nachzuprüfen, wird sich des überraschenden Eindrucks ihrer Gültigkeit nicht erwehren können.

Ganz folgerichtig fordert dann Werder, daß der Versuch gemacht werde, das so zusammengefaßte ganze Drama auch an einem Abend aufzuführen, um durch die Darstellung einen gewaltigen einheitlichen Eindruck zu erzielen, wie er bisher durch die getheilte Aufführung nicht möglich gewesen. Freilich müßten dann starke Kürzungen [illegible]genommen werden, aber nicht in den Scenen — mit [illegible]nahme der Scene Buttler's mit den Hauptleuten, welche aus dem Stil und der Stimmung des Ganzen herausfällt —, sondern nur durchgängig in der verschwenderischen Breite der Rede.

Auch dann noch berechnet Werder die Dauer der Aufführung auf sechs Stunden, also zu lang für einen gewöhnlichen Theaterabend. Er schlägt daher vor, das Stück in dieser Gestalt nur zu ganz besonderen Gelegenheiten als ein Festspiel zu geben. Daß sein frommer Wunsch bald einmal in Erfüllung gehen dürfte, glaubte er vor dreißig Jahren, als diese Vorlesungen entstanden, selber nicht. „Denn in ganz Deutschland existirt zur Zeit kein Schauspieler, der den Wallenstein so, wie er gespielt sein will, zu spielen im Stande wäre. Keiner, so weit die Talente bekannt geworden." Ob das heute anders geworden ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Moriz Ehrlich.

Gegen den französischen Naturalismus.

Mit Manifesten und Programmen werden Kunstschulen weder begründet, noch aus der Welt geschafft: das Glaubensbekenntniß, welches einer der Wortführer Jungfrankreichs, Edouard Rod, seinem neuesten Roman: Les trois cœurs (Paris, Perrin, 1890) vorangeschickt hat, taugt deshalb auch nicht viel mehr, als die Talentprobe, die er als Schaffender gegeben hat und weiterhin zu geben im Stande sein wird. Ein Diderot hat in seinen Dialogen über die dramatische Kunst ausnahmsweise Anregungen ausgestreut, deren Verwirklichung nicht seine eigenen Schöpfungen, sondern erst die Sara Sampson, die Galotti, Kabale und Liebe, in unserem Jahrhundert aber die besten Sittenbilder von Augier und Dumas Fils bringen sollten. In der Regel aber fordert man von dem Neuerer in der Kunst, daß er sich an Goethe's Wort hält: „Bilde, Künstler, rede nicht, Deine Rede sei Gedicht." Kein Einsichtiger mißt Hugo's fragwürdige Verdienste nach der gedanken- und phrasenreichen Préface zum Cromwell, sondern nach dem kläglichen Widerstreit zwischen Wollen und Können in Hernani, Ruy Blas, Le roi s'amuse und den anderen gespreizten, (erst durch Verdi und Donizetti zu einem Scheinleben auf der Bühne berufenen) Opern.

Herr Edouard Rod ist denn auch nicht der Mann, die Teufel Zola's festzuhalten. In seiner lesenswerthen Beichte sagt er uns, daß er, als Zwanzigjähriger von der Naturgewalt des Assommoir u. s. w. gepackt worden, mehr und mehr aber im Laufe der Zeit von dem Glauben an die alleinseligmachende Lehre des Roman expérimental abgekommen sei: im letzten Jahrzehnt hätten ihn neue Richtungen, Richard Wagner, Schopenhauer, Leopardi, Vogüés Hinweis auf die russischen Erzähler, Bourget's Essais de psychologie contemporaine, auf neue Ideen gebracht; er habe eingesehen, daß unser hochgesteigerter Individualismus das Emporkommen von Massenmeinungen und Kunstgemeinden überhaupt nicht mehr begünstige; an die Stelle der Beobachtung der äußeren Wirklichkeit müsse tiefgründende Erforschung der Innerlichkeit treten; den Naturalismus der „Intuitivismus" ersetzen. Nach wie vor hege er für Zola, als Mann von mächtiger Willens- und Schaffenskraft alle Achtung; zu seinen litterarischen Grundsätzen aber bekenne er sich nicht mehr.

Mit so platonischen Erklärungen mag sich nun ein unbefangener Leser oder Kunstrichter abfinden; ein Belletrist von Beruf würde seine Gegnerschaft durch thatsächliche Leistungen zur Geltung bringen. Solchen Forderungen erscheint Rod's Begabung freilich nicht gewachsen. Sein früherer philosophischer Roman: Le sens de la vie,*) die

*) Vergl. „Nation" Jahrg. VI. Nr. 29.

Geschichte eines weltmüden, von Zweifeln zerrissenen Denkers, den erst Leiden und Sorgen der Ehe, der Vaterschaft zur Resignation erziehen, hatte den Reiz persönlicher Konfessionen: Les trois cœurs sind die schwache Kopie der schwächsten Geschichten von Paul Bourget. Nun sind schon leidliche Kopien von Meisterwerken kein Labsal für die Wissenden: Nachahmungen manierirter, überkünstelter Originalarbeiten werden geradewegs unerträglich. Wie in Cruelle Enigme, Un crime d'amour und manchen anderen, allzu subtilen Herzensanalysen Bourget's, kommt uns nun auch sein Jünger Rod mit der Geschichte eines überreichen, überbildeten, blasirten Ehemannes, der keine seiner zahlreichen Liebsten herzhaft liebt, keiner treu bleibt, von keiner auch nur einen Tag lang voll beglückt wird, weil er keine dauernd glücklich machen kann; kurzum, ein Typus, dessen Ahnentafel auf René und Benjamin Constant's Adalphe zurückweist und dessen Selbstbespieglung auf einen ausgiebigen Kursus bei den Grübelvirtuosen von Standhade Beyle hinweist. Den rohen Geschmack der Menge gewinnt man mit so schemenhaften Wesen sowenig, wie den Antheil heikler Litteraturmandarinen. Denn der Durchschnittsleser heischt stofflichen Reiz, der Kenner aber Ursprünglichkeit und keines dieser Begehren wird von Rod befriedigt.

Gefährlicher, als so matte Widersacher, können dem Naturalismus dagegen seine Heißsporne werden: Leute dieses Schlages vergessen gar zu leicht, daß der dauerhafteste Magen zuletzt scharfe Gewürze nicht als Alltagsgemüse verdauen will: Zeuge dessen das Théâtre complet von Henry Becque (2 Bände, Paris 1890, Charpentier). Wir wollen eine Weile völlig vergessen, daß die Kunst zu Zeiten doch auch zu ergötzen und zu erheben vermag: wir wollen davon ausgehen, daß die Welt heutzutage verzweifelt ernst geworden und deshalb auch die Litteratur alles, nur kein „Vergnügungslokal" sein darf (was unsere Schauspielhäuser mitunter, Dank selbst Molière und Shakespeare, waren). Wir wollen annehmen, daß die Beichtspiegel unserer Dramatiker den Beichtstuhl des Priesters, das Ordinationszimmer des Arztes ersetzen sollen; wir wollen davon absehen, daß die wirkliche Menschenwelt (und somit auch ihr Abbild: die Bühne) weder ausschließlich ein Gottes-, noch ein Zucht-, noch ein Narren-, noch ein Freudenhaus, sondern all das miteinander und noch etwas mehr ist; wir wollen nicht pedantisch mit den besonderen Ansprüchen der theatralischen Kunstform kommen und sagen, daß man auf Fernwirkung berechnete, Riesenwandflächen füllende Fresken nicht mit der Technik von Miniaturen malen soll; nicht der Behauptung nachgehen, daß allerhand Vorwürfe und Probleme besser in Maximen und Satiren als in Bühnenstücken behandelt werden . . . und trotz oder wegen dieser Nachgiebigkeit bedauern, daß ein so starkes Talent, wie das unseres Autors, die Thatsache der Erfahrung verkennt, daß im leibhaftigen Leben nicht nur Ekel und Blödsinn, Unzucht und Niedertracht, sondern daß im Guten, wie im Bösen hienieden Abwechslung, das Gesetz des Widerspruchs, Vielgestaltigkeit, nicht Einförmigkeit gedeiht.

Becque zeichnet Alles schwarz in schwarz, seit er Alles schwarz in schwarz sieht. Das war nicht immer so bei ihm. Als er 1867 mit einem Opernlibretto nach Byrons „Sardanapal" begann, war er Entrüstungspessimist. — Ein Volksstück, das er 1870 im Porte Saint Martin-Theater spielen ließ, Michel Pauper — beiläufig gesagt, eine nahezu „plagiatorische Vorahnung" von Richard Voß' mindestens ein Jahrzehnt später geschriebener „Eva" — ist mit aller Stillosigkeit und derb zufahrenden Effekthascherei eine symbolische Gleichnißrede vom armen, gemeinen Mann, dessen Herzensgüte aristokratische Frivolität, dessen Arbeitskraft der betrügerische Kapitalismus ausbeutet, bis er in Irrsinn verkommt.

Seine stärksten Trümpfe spielte Becque aber erst aus, als er sich vorsetzte, nicht so sehr der Spiegel und die abgekürzte Chronik, d. h. der Annalist des Zeitalters, sondern sozusagen der Journalist, der Tagebuchführer seiner Gesellschaft zu sein. Mit soviel Witz, als Galle vergegenwärtigt er in der Komödie L'enfant prodigue die Aufgeblasenheit und Thorheit tugendstolzer Provinzphilister, deren Beschränktheit an der Verderbniß der Pariser Lebewelt schmählich zu Schanden wird. — Mit übermüthiger Keckheit verpflanzte er in dem — in seiner Art genialen — Einakter La navette — das vielberufene Thema „Le plus heureux des trois" in die Kokottenwelt. — Mit seltener Bosheit paradirte er die Idyllik der Honnêtes femmes dahin, daß eine wackere Bürgersfrau, die eine unleugbare Anfechtung in einer harten Tugendprobe bestanden, nur von dem — Rechten zur Untreue bewogen wird, daß eine gescheite Dame also in der Wahl ihres Verführers nicht vorsichtig genug sein kann.

Sein bedeutendstes Werk endlich: Les Corbeaux — ein Sittenstück, das in Paris der Ehren der comédie française, in Deutschland wunderlicherweise nicht einmal eines Versuches an der Freien Bühne würdig gehalten wurde — stellt uns in einer grellen Gleichnißrede vor Augen, wie grausam das Leben die Besten klein kriegt. Ein braver, reicher Fabrikant stirbt an demselben Abend, an welchem er einer seiner Töchter das Brautmahl rüstet, an einem Schlagfluß. Der Tod des Hausvaters beschwört alles Elend über die unglücklichen Frauen der Familie herauf. Der Handelsgesellschafter des Kaufherrn, ein gewissenloser, abgelebter Wucherer betrügt die Aermsten nicht bloß um ihr Hab und Gut: er setzt alle Praktiken in Bewegung, um eine der blutjungen Töchter des Verewigten und zwar gerade die schönste und unschuldigste in seine Fänge zu bekommen. Und sein Vorhaben gelingt, da alles sich wider die Verlassenen verbündet: die andere Tochter, die ihr Bräutigam in einer schwachen Stunde bethört hat, wird verrückt, als der Wicht von der Verarmten nichts mehr wissen will: betrügerische Lieferanten plündern die Weltunkundigen: alle Rechtsanwälte und Notare, die in diese Händel eingreifen, sind ausbündige, für das Zuchthaus reife Biederschufte. Nicht, um sich vor dem Hungertod zu bewahren, nur, um die Ihrigen alle vor noch grauenhafterem Jammer zu bewahren, opfert sich das selbstlose Mädchen dem abgefeimten, welken Greis. . . .

Keine Frage, daß Becque in dieser dramatisirten Strafpredigt wider die Herzenshärtigkeit gegen Waisen, wider die Allgewalt des Geldes eine Fülle von wahrer Häßlichkeit und häßlicher Wahrhaftigkeit zum Besten gegeben; daß er Menschen vor uns aufleben läßt, deren Doppelgänger wir längst zu kennen glauben, daß wir die niederdrückende Glaubhaftigkeit dieser Ereignisse schauen, so deutlich, daß uns die Augen beißen. — Und trotz aller Verschwendung an aufregenden Vorgängen, trotz der meisterhaft geführten Handlung, mit allen mots, die Becque's Stücke nebenher zu einer Aphorismensammlung machen, begreifen wir, daß diese Komödie nicht den dauernden Antheil der Kenner und Laien wecken konnte. Die Sprichwort-Weisheit „Allzu scharf macht schartig" ist, unbeschadet allen Philisteriums, eben auch eine Weisheit.

Die Kunst um der Kunst willen treiben Moralisten vom Schlage Becque's grundsätzlich nicht. Sie sind bewußt oder unbewußt an die Stelle der polternden Bußredner getreten, die ehedem von der Kirchenkanzel mit Drohungen von ewigem Heulen und Zähneklappern nicht sparten, so heilsamen Schrecken aber nur in dieser Absicht verbreiteten, auf daß die sündige Menschheit in Sack und Asche Buße thue für alle Anfechtungen der Fleischeslust, für alle Gräuel der sieben Todsünden. An Lebenserfahrung hat es diesen geistlichen Weltverbesserern so wenig gefehlt, wie an Donnerworten. Sie haben sicherlich mehr als einmal Recht gehabt und — zur Ehre der Menschheit wollen wir das hoffen — trotz oder wegen mancher Uebertreibungen mehr als einmal wohl auch Recht behalten. Daß ähnliche, pfäffische, fanatische Gleichnißreden sich neuerdings in der Litteratur vor- und auf die Bühne eindrängen, ist ein Anzeichen dafür, daß die kirchlichen Eiferer ihren Einfluß auf die Massen theilweise eingebüßt haben und daß an ihre Stelle vielfach die Weltmacht der Zeitungs- und Bücherschreiber getreten ist. Denn das Gesetz der Erhaltung der Kraft gilt auch im Reich des Geistes.

Daß man die gebrechliche Einrichtung der Welt auch durch Milde und Duldsamkeit stützen, daß man die zwei

zinkigen Gabelthiere auch durch Hinweis auf das Gute und Schöne veredeln könne, bleibt deshalb erst recht eine tröstliche Wahrheit. Die Unbefangenen oder Kurzsichtigen, welche im Naturalismus weder etwas besonders Neues, noch Keimkräftiges zu erkennen vermögen, stoßen sich darum auch nicht an dem Uebereifer der Apostel der jüngsten Heilslehre. Je renommistischer die Parteigänger der littérature brutale ihre mitunter (z. B. bei Becque) außergewöhnliche Begabung bethätigen, desto rascher schaffen sie Klarheit. Je absichtlicher sie die Bestie im Menschen vergegenwärtigen, desto offener erklären wir, daß ihre Kunst nicht die Kunst ist, die den Gott im Menschen erkennt, die Kunst, die wir von Homer und Aeschylus bis auf Shakespeare und Goethe ahnen und lieben gelernt haben. Sie geben zeitlich und örtlich bedingte Zustands-, keine ewigen, aus dem Gemüth geschöpfte Weltbilder. Sie sind bestenfalls sekundäre Naturen; sie leben nicht aus eigener Dichtergenialität; sie zehren nur von der Verderbtheit ihrer Nebenmenschen. Sie beißen und knuten und brandmarken, weil sie nicht heilen und wohlthun können. Das mag dem Karrikaturisten anstehen (der von lustigen Uebertreibungen lebt, wie der zelotische Moralist von ernsthaften): der echte Künstler und Lebenskünstler wird sich an Otto Ludwig's Rath halten:

„Siehst Du, daß Andre falsch sind, sei Du selbst
Gerecht, so mußt an der Gerechtigkeit
Der Welt Du nie verzweifeln und behältst
Die Thatkraft unzerbrochen."

Wien, 2. März 1890.

A. Bettelheim.

Adolf Wilbrandt: „Der Meister von Palmyra" *).

Unter einen ehernen Himmel, in eine feststarrende Oede geleitet uns die Muse:

„Schweigsame Wüste! Deine Wellen schlafen;
Stumm alle Kreatur. Nur Adler kreisen
Geräuschlos in der meeresblauen Ferne
Und steigen unsichtbaren Ufern zu."

Hier gähnt die finstere Höhle des Lebens. Zu dem großen Geiste, dem Herrn des Lebens, schleppen sich die Daseinsdurstigen; doch Pausanias, der schwarze Geist, den alle fliehn und hassen, erscheint den Todgeweihten und blickt in milder Majestät mit den bleichen, fatten Augen scharf bis in ihr Herz: „Fallen muß das welke Laub, damit andres keim' und wachse." Sie alle, diese Staubeskinder, klammern sich an das Bestehen, wollen leiden, dulden, nur nicht sterben, bis auf Eine, die furchtlos dem Tode entgegensieht in feuriger Sehnsucht nach dem Paradies. Diese heilige Gluth überflammt jeden Zweifel, daß ein Wahn die gläubige Seele täuschen, daß sie entschlummern könne, ohne zu erwachen. Von Damaskus treibt Gottes Wille die jungfräuliche Zoe nach Palmyra, damit sie den Heiden sein Wort predige. Sie hat sich in die Höhle verirrt. Nun soll sie, durch Geisterspiel dem Bewußtsein entrückt, ein Wunder schauen, bevor ihr Schicksal sie ereilt. Die Verkörperung der Lebenslust, der Schaffensfreudigkeit, der blühenden Manneskraft, tritt Apelles, der Meister von Palmyra, waffenstrahlend in die Höhle des Lebens, bekränzt mit dem zwiefachen Lorbeer des Künstlers und des Kriegshelden. Im Jubel der Schlacht, durch welche er seine Vaterstadt errettet hat, wurde dem Siegberauschten zugerufen: Du bist unsterblich! Nun will er es versuchen, ob ihm dies Wort von Menschenlippen ein Gott erfülle. Als schönstes Gut fordert er ein unverwelkliches Leben, welches ihm die Kraft des Geistes, das Mark des Armes ewig jung erhält. Vergebens warnt ihn eine Stimme: ein Leben ohne Ende könne Reue werden ohne Ende. Sein Wunsch wird ihm erfüllt, ihm allein, nach des höchsten Willens Schluß. Wachen soll er ohne Schlaf des Todes, allen Erdenkindern ein Beispiel, das des Todes Lehre predigt, das des Lebens Räthsel lichtet: „Und von dieses Segens Fluch wirst du nicht Erlösung finden, bis die Seele — — Schweigend schläft das dunkle Wort. Geh und lebe!" Und Apelles geht, sein unzerstörbares Dasein als echter Sohn der blühenden Welt zu umfassen in segensreicher Mühsal, die dem Genusse vereint des Lebens Lust behüten soll. Die selig in dem Traum des Himmels schwelgt, die todesmuthige Christin sendet der große Geist dem lebensfreudigen Hellenen nach. Wiederkehren wird sie, die leichtbeschwingte Seele, ein Abbild des ewig neu geformten Lebens, um den zu führen und zu belehren, der in sich verharren will: „Irre wandelnd, vorwärts schreitend, und in jeder deiner Formen ihm begegnend, neu und fremd, unbewußt dem Unbewußten — bis sich Gottes Werk vollendet. . . . Geh zu sterben!" — Beide ziehn sie nach Palmyra. Während aber alle Seligkeit in reichster Fülle auf den herrlichen Apelles niederströmt, Mutterliebe, Freundschaft, neidloser Ruhm und Künstlergröße den Glücklichsten der Menschen zu den Sternen erheben, verkündet Zoe die Eitelkeit seiner Welt und fällt als Blutzeugin des Christenthums. Als Apelles die Sterbende in seinen Armen hält, und der bleiche Tod zu ihren Häupten steht, umfängt der Zauber der Geisterhöhle ihre erkennenden Seelen. —

Die Erinnerung an diesen Tag des Grames hat der Mann jahrzehntelang treu im Herzen getragen. Sie ließ sich selbst durch das Küssen und Kosen Phöbes nicht bannen, der anmuthigen Hetäre, die der Künstler aus Rom nach der glühenden Wüstenstadt entführt hat. Eine blühende Rose, der lebensprühende Abgott Aller, überschüttet die Hotde das Heim des Apelles mit dem Duft und Schimmer hellenischen Frohsinns. Geselligkeit und Lust, Minneseligkeit und Schönheitswonne sprießen empor unter ihren Feenhänden. Wohl rührten sich einst seltsam, heimlich, gleichwie ein Erbtheil aus vergangenem Leben, heilige Gefühle in diesem Kinderherzen; Reiz und Verlockung haben sie hinweggetändelt. Räthselhaft zieht es Apelles zu ihr hin, die ihrem Ebenbilde, jener Christin aus Damaskus, gleicht „wie der Tag der Nacht, Weltlust dem Opfertod". Und doch derselbe Geist in beiden Formen! — Schmeichelnd rankte sich dieser flatternde Leichtsinn empor an der ernsten Jupitergestalt des Apelles, aber der erste Sturm der Sorge fegt ihn hinweg. Die Würde des Geliebten, die stumme Pracht der Wüstenlandschaft ersticken die Blume von Bajae. Genuß ist ihr das Leben, Armuth der Tod. Als ihr Gebieter stolz sein Vermögen hingibt, um seine Ehre zu retten, flieht sie mit einem glattzüngigen Lüstling hinweg nach dem üppigen Rom in den Strudel rauschender Freuden. Vernichtet bricht Apelles zusammen, und der bleiche Geist, der ihm ins Antlitz starrt, scheint zu fragen, ob diese wunde Brust noch begehre, endlos zu athmen. Doch der stolze Mann triumphirt über seinen Schmerz; von neuem will er schaffen und, Sieg im Herzen, des Lebens Werth bezeugen und behaupten. —

Einsam bleibt der Meister aber rüstig mit seines Leids Gefährtin, seiner Kunst. Wie von anderen Sternen, weltenweit, tönt ein Gruß aus einem alterswelken Blatt, von einer Hand beschrieben, die einst so süß ihm wohl that, dann so weh. Früh hatte ein schneller Tod seine Phöbe hinweggerafft, und nun klingt ihr wehmuthvolles Scheidewort ihm wieder wie Gesang! Eine neue, kalte, anmuthslose Welt ist emporgestiegen: der Christengott ist allmächtig geworden. Aber Apelles ist der Schönheit und den alten Göttern treu geblieben, während Mode und Eigensucht seine greisen Genossen in die Basilika geführt haben, welche der große Meister neben seinem Tempel der Glücksgöttin erbaut hat — dem Flehen seiner Gattin Persida folgend. Staunend hatte Apelles sie heranblühen sehen, so ähnlich der Phöbe, doch ernster und edler. Dasselbe heimliche Feuer hatte ihr

*) Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Stuttgart, 1889. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

tief im Auge gebrannt, nur so vergänglich nicht wie in Phöbe. Unbewußt war seine Liebe erwacht, und sonnige Jahre, gleich Frühlingstagen, hatten sie durchlebt, bis der wilde Durst nach Glaube und Opfern in ihre Seele eingezogen war. Gegen Apelles' Mannessinn, „in Geistesfeuer und Schicksalswind gehärtet", ist sie ohnmächtig, aber gegen ihre Tochter Tryphena, die ihr Herz einem wackeren Heidenjüngling geschenkt hat, läßt der eisernde Priester Herennianas, Persida's Bruder, seine Intriguen spielen. Und wie Phöbe schwach gegen Verführung fällt die fromme Mutter aan den Ihrigen ab. Derselbe Palmyrener, der einst die christliche Zae gesteinigt hatte, ruft nun, ein wahnwitziger Greis, den Pöbel gegen den Gräuel eines heidnischen Ehebundes auf. Das alte Heldenthum lodert in dem gewaltigen Apelles. Scheu weicht das Valk zurück var seinen Zornesblitzen, und selbst den Geist des Todes ringt er zu Baden. Vall Verachtung wendet er, die Tochter im rettenden Arme, der Stadt den Rücken, während die abtrünnige Persida, dem Kampfe in ihrem Busen erliegend, zusammenbricht. —

Wieder ist ein Menschenalter hingezagen. Tief im wüsten Gebirge, wa dach die Mutter Erde ihren Kindern Nahrung gönnt, „ahne heiliges Wenn und Aber", lebt Apelles, nach immer ein stattlicher Mann, mit seinem Tochtersahn. In hellenischem Geiste ist Nymphas zum herrlichen Jüngling erblüht. Zae, Phöbe und Persida sind in ihm zu höherer Vallendung gediehen; er ist nun dem Apelles Weib und Kind und Alles. In ihre Mitte tritt Pausanias, der „Sorgenlöser", als griechischer Sänger. Sein Lied vam sterbenden Adanis, das den graßen Julian entzückte, begeistert auch des Nymphas' Künstlerseele: es ist der grausig lackende Todesfang, der jene mit unwiderstehlichem Zauber bethört, die van der Welt zu scheiden haben. — Van den Thaten des Heidenkaisers erregt, wallen die Anhänger der gestürzten Götter die alte Herrlichkeit mit dem Schwerte zurückerabern. Nymphas ist mitten unter ihnen in Palmyra, und Apelles, unvermögend den Liebling zu halten, ist entschlassen, mit ihm zu siegen ader zu fallen. Ueber dem Brausen des Kampfes ertönt durch den glühenden nächtlichen Himmel eine geisterhafte Stimme: „Der Kaiser Julianus ist gefallen! Der Apastat ist tadt!" Die Heiden werden geschlagen, und Nymphas stirbt in den Armen des verzweifelnden Apelles, der vergebens den Tad sucht. In seinem „Tempel des Glückes" begräbt er den letzten Sprassen seiner Lebensfreude, während die siegenden Christen Feuer in die göttlichen Hallen schleudern. —

Zertrümmert sind die Mauern des Hauses, der Tempel, die kunstvolle Basilika, zerfallen wie das Glück, welches einst hier blühte. Die prophetischen Worte der sterbenden Zae haben sich erfüllt. Blumen überwuchern die Stelle, wa var einem Jahrhundert der Sieger Apelles seine Triumphe gefeiert; nur das Lieblinglied des Nymphas erklingt nach aus dem Munde bekränzter Jünglinge: „Alsa will's der ewige Zeus: Du mußt nun niedersteigen unter die blüh'nde Erde, mußt die dunkle Persephaneia küssen, schöner Adanis." — Zwischen den Säulen des gestürzten Tempels steht einsam lauschend eine phantastische Gestalt, das graue Haar verwildert: der Meister van Palmyra. Es ist der Tag, an dem die kühne Schaar hinsank im Kampfe für die Freiheit und die alten Götter. Den flüchtigen Freuden der Stunde lebt nun ein morsches Geschlecht in der verödeten Stadt. Der Heldengeist ruht in den Gräbern; van fernher aber donnert der Kriegshammer des Germanen an die Thore des Römerreichs. Wandermüde ist Apelles, der die Länder der Welt durchirrt hat wie Ahasver, mit dem er in der Erinnerung des Valkes verschmitzt. Dahin sind Stalz und Tratz; er will des Todes Recht, er will sterben, der Todte. Nun ringt er die Hände nach ihm, den er einst den blutlas finstern Feind der Menschen, den schnöden Tad gescholten; denn der Spruch des Sorgenlösers ist ihm zur schrecklichen Wahrheit gewarden: „Schwerer als zu sterben ist zu leben!" An dem Unsterblichen aber hat der Tod keinen Theil und auch Vergessenheit nur für die Seinen. Da tritt ein Weib dem Apelles entgegen, den Geisterblick der Zoe in dem wehmuthsvollen Antlitz, jenen Blick, der ihm den Fluch des Lebens auf die Stirne gezeichnet. Sie ist umringt van Hilfsbedürftigen, die milden Trost empfangen van der klagelosen Dulderin Zenabia. Auch sie, die ihn nie gesehen, erkennt ihn wieder „in räthselhafter Dämm'rung des Gedankens." Nun lichten sich ihm des Lebens Fragen. Die kühle Hand legt sich ihm auf die schmachtende Stirn — und ein selig Stillestehen durchschauert ihn. Während das Lied vam Scheiden des Adanis anhebt, stirbt Apelles, die halde Mutter Erde grüßend, die er sa sehr geliebt. Pausanias steht hinter ihm: „Noch eine Hand berührt mich; kalt. — Du bist's! — Ich danke dir." — Und näher braust verheißungsvall der Gesang der griechischen Jünglinge: „Wenn im Lenz dann wieder die Quellen rauschen, aufwärtssteigen wirst du, beweinter Jüngling, küssest froh die goldene Aphradite, schöner Adanis!" —

Eine tiefsinnige Lebensweisheit spricht aus diesem Werke; der uralte Glaube an die Seelenwanderung, der sich aan den fernsten Anfängen menschlicher Kultur durch die griechische Philosophie zieht und in unserer klassischen Litteratur neu ersteht, berührt sich mit einer modernsten Theorie van der Nichtigkeit des Individuums. Nur das Geschlecht lebt. Diese Kette zu sprengen, titanenhaft zum Eigenleben sich emporzuringen, ist die Quintessenz der Tragödie. Das Alterthum hob seine Haldgötter hinauf in die heitere Höhe der Unvergänglichkeit, wa sie in ewig gleichem Kreise ein seliges Leben genassen; eine entsetzliche Oede birgt dies Geschick für uns, die wir nur im Kampfe gesunden. Hier ist ein Halbgott germanischen Gepräges in seiner Unsterblichkeit mitten in den Strom der Zeit gestellt warden: „Nur der kann leben, der in andern lebt, an andern wächst, mit andern sich erneut." Wohl erlahmt ihm nie die Kraft des Körpers und des Geistes, aber sein Menschengemüth ist verwelklich; heiß sehnend umfängt es und stirbt ab, Stück für Stück, mit den geliebten Wesen, bis das Herz kahl ist und öde. Und ihm, der in faustischem Thatendrange die Welt zu gewinnen strebte zu unendlichem Genuß, ihm zerfließt die reinste Seligkeit unter den Händen: keine der schattenhaften Frauen vermochte seine Seele ganz zu erfüllen. „Die lieben können, können nicht berauschen," lautet seine Klage; und die berauschen, lieben mehr den Zauber, der dich berauscht, als dich" — Ein tragisches Geschick macht ihn vollends zum leidenden Helden: „Wir werden sein — und sind schon gewesen! Langsam reift der Menschengeist, nicht in Einem Leben." Diese indische Weisheit predigt ihm nicht nur das äußere Geschehen, er erlebt sie qualvall in eigener Seele. Apelles, der einzelne Mensch, vermag sich nicht zu verwandeln wie das Geschlecht der Menschen; er altert nicht körperlich, sondern geistig. Zeitlos leben, ruft er, sei des Menschen Glück! Was ihm Schönheit war, ist versunken, und das Neue dünkt ihm abscheulich. Vam Meer des Lebens umrauscht, taumelt er weiter, ein einsam Schifflein; denn „eng ist des Menschen Ich, nur eine kann es van den tausend Formen fassen und entfalten". Und sollt es dauern, müßt es „im Wechsel blühn". Das Nichtsein flimmert vielgestaltig in dem Ewigvergänglichen, das allein dem Zeitensturme trotzt. Es ist die Philosophie Heraklit's, die hier aufzuleben scheint.

Welchen Reichthum hat der edle Dichter über die Gestalt des Helden gebreitet und über die Persanen, welche denselben umgeben! Apelles' Mutter, die rührende Balona, Timolaos, der kratzbürstige Zyniker mit dem goldenen Herzen, der endlich in schalkhafter Frömmigkeit zu Kreuze kriecht — ein naher Verwandter van Shakespeare's Apemantus —, Longinus, der milde Weise, und das Gegenspiel: die Selbstsucht der weltlichen und geistlichen Großen Palmyra's, die stumpfe Gesinnungsrohheit der Bürger — alle Details überstrahlt van echter Poesie! Wir glauben in den prächtigen Rollen die Porträts vornehmer Künstler des Burgtheaters zu erkennen, dem wohl der scheidende Führer das Gedicht als köstliche Gabe hinterlassen hat. Welche Macht dramatischen Szenenbaues in diesem Hohenliede der Lebensfreude! Und doch — warum wirkt der „Meister van Palmyra" episch-lyrisch und nicht dra-

matisch? „Hamlet" ist ein Stück frisch pulsirenden Lebens einer Gegenwart. Aus ihm schöpft die Philosophie. Wilbrandt dagegen sucht das Gerüst eines philosophischen Problems mit dem Scheinleben einer Vergangenheit zu umkleiden, die für Niemand lebendig war, noch ist. So entsteht kein Drama. Sollte Wilbrandt dies empfunden haben, als er sein nunmehr preisgekröntes Werk eine „dramatische Dichtung" nannte? Auch der mythologische Apparat ist verstaubt und von Spinnweben überzogen. In der Zeit erzwungener Beschaulichkeit wollten sich unsere Väter berauschen an den Wundern eines erträumten Märchenreiches. Hier finden wir sie wieder, die anmuthigen Zauberkünste Raimunds, aus dem Naiven ins Pathetische übertragen. Die geradewegs dem Volksgemüth entsprungene, romantisch-nebelhafte Geisterwelt hat Wilbrandt kühnlich ins Sonnenlicht gestellt. Pausanias, der „schwarze Geist", wurde durch die höchste Poesie zur Balladengestalt geschaffen; wenn er aber die Szene betritt, um mit jedem Aktschluß seine Opfer zu holen, so erscheint er uns ebenso unwahr wie die Calderon'sche Glaubenswonne mit dem Zusatze des modernen Skeptizismus. Die Seelenwanderung ist zu dogmatisch, zu greifbar eingeführt. Wer hätte es nicht an sich selbst gefühlt, daß eine fernausdämmernde Erinnerung neue Situationen als längst bekannte Erlebnisse erscheinen läßt? Wenn aber Zenodia den ihr gänzlich fremden Apelles plötzlich mit seinem Namen ruft, so sträubt sich unser Unglaube gegen den Wunderspuk. Nicht zum geringsten leidet die dramatische Konstruktion unter der philosophischen Wucht, die sie zu tragen hat; denn nicht eine abgeschlossene menschliche Tragödie baut sich vor uns auf: die Katastrophen einer Reihe von Dramen sind durch das lose Band der Reflexion zu einem Schauspiele vereint, und ihre Fünfzahl ist lediglich ein konventionelles Zugeständniß.

Der „Meister von Palmyra" bleibt ein schönes und großes Werk deutscher Poesie, auch wenn man ihn nicht auf die Bühne drängt, die ohnehin schon mehr philosophische Erbstücke unserer Litteratur zu dramatischem Scheinleben zu galvanisiren hat, als es für ihre Volksthümlichkeit ersprießlich ist. Wir wollen nicht, daß der Geist des Buchdramas der Seelenwanderung anheimfalle. Nicht die verschleierte Tiefsinnigkeit, die weltflüchtige Symbolik ist das Gebiet einer zu neuer Jugend erstarkenden szenischen Kunst: das echte Drama greift schlicht und klar nach der lebendigen Wahrheit in dem Herzen der Gegenwart.

Richard Fellner.

Theater.

Königliches Schauspielhaus: Loni. Lustspiel in 5 Aufzügen von Leopold Günther. — Berliner Theater: Antoinette. Schauspiel in 4 Akten von Hans Norweg und Curt Kraatz.

Wenn einer zweimal im Theater war, so sollte er eigentlich etwas erzählen können. Ich kann's nicht. So verlockend es erscheinen mag, sich für sechs bange Stunden der Langweile dadurch zu rächen, daß man sich nachträglich Schmerzesgenossen zu schaffen sucht: die Klugheit gebietet und die Vorsicht, die Bürden seiner Würden ergeben zu tragen. Weder über die Kinderstubengeschichte von der doch noch geheiratheten Loni noch über die hohle Dilettanterei der süßen Antoinette soll mir ein Wörtlein entfahren: die beiden von Schauspielern z. D. und a. D. gezeugten Theaterprinzessinnen seien gnädig bedeckt mit Nacht und mit Grauen. Auf dem dramatischen Leidenswege dieses harten Winters bedeuten diese in der Sprache gebildeter Kammerjungfern geschriebenen Handwerkerstücke bisher die trostlosesten Stationen, und in schrecklicher Resignation harren wir nun dessen, was noch werden will und kommen soll. „Ich bin voller Fehler", sagt die Loni; „verschanze Dich nicht hinter dein gebildetes Schweigen", ruft die Antoinette. Das genügt. Und es ist nur nöthig, festzustellen, daß unsere ersten Theater heute derartigen Machwerken freundliche Unterstatt gewähren, die früher kaum auf entlegenen Vorstadtbühnen ein verborgenes Dasein fristen durften.

Unsere ersten Theater: Das Königliche Schauspielhaus und das Berliner Theater. Der traurige Anlaß ist uns dennoch willkommen, weil er Gelegenheit bietet, die Legitimationspapiere dieser „ersten" Theater einmal in Ruhe zu prüfen. Dank, liebe Loni und Antoinette; Dank, liebe Antoinette und Loni! Jetzt erst verstehe ich ganz, warum Ihr gepaart erscheint.

Das Königliche Schauspielhaus hat seit sechs Monaten einen neuen Direktor, den Doktor h. c. Otto Devrient. Von Oldenburg kam er, der Sohn des Geschichtsschreibers der deutschen Schauspielkunst, und es ging ihm der Ruf eines kleinstädtischen Antiquitätensammlers voran. Wer aber die Menschen nach ihren Thaten, nicht nach ihrem Ruf beurtheilt, der konnte manche Freude an Herrn Otto Devrient erleben: Der neue Schauspieldirektor ließ sich seine Kompetenzen genau umschreiben, er erhielt größere Vollmachten als seine Vorgänger und ging mit resolutem Eifer an die Auffrischung des klassischen Repertoirs. Außerdem bewies er für schauspielerische Individualitäten einen guten Blick: auf seinen Wunsch wurde Fräulein Poppe angestellt, das stärkste und verheißendste tragische Talent der Hauptstadt, und das lange sträflich vernachlässigte Fräulein Conrad zog er aus der Vergessenheit hervor. Einige vortreffliche Aufführungen wurden zuwege gebracht. Und da seit langen, langen Jahren zum ersten Male wieder eine litterarische Persönlichkeit der alternden Hofbühne vorstand, begannen die Unbefangenen mit freundlicherem Hoffen nach dem Schillerplatz zu blicken.

Als Heinrich Laube im Herbst 1849 Direktor des Burgtheaters wurde, forderte er als conditio sine qua non einen fünfjährigen Vertrag; er sagte, klug und nüchtern von jeher: „In den ersten Jahren werde ich mir sehr viele Feinde machen müssen. Ich muß ausräumen, muß absetzen. Nach zwei bis drei Jahren bin ich im Wesentlichen nur verhaßt; schaffen und mir Freunde erwerben kann ich erst im vierten und fünften Jahre." Auch Herrn Otto Devrient, der gar für zehn Jahre der Unsere ist, wird man nach seinen schweren Anfängen nicht beurtheilen dürfen; man wird des Guten, das er schon geleistet, sich freuen, das Schlechte und Verfehlte aber in den Kauf nehmen müssen, bis sich der neue Mann Raum verschafft hat. Das Bedauern aber darf schon heute nicht zurückgehalten werden, mit dem wir auch unter der litterarischen Leitung die schnöden Lonis sich breit machen sehen im Hause Schillers.

Es ist ein schlimmes Ding um das Repertoire unseres Schauspielhauses. Das Wiener Burgtheater, das man spottend auch wohl das „Komtessentheater" zu nennen pflegt, ist eine wahrhaft freie Bühne neben unserem Hofkunsttempel. Augier, Dumas, Sardou erscheinen im Prachtbau des Baron Hasenauer; am Schillerplatz macht man beim „Glas Wasser" ängstlich Halt. Das Schauspielhaus soll keine Uebersetzungen geben, heißt es, und Herr von Hülsen wußte sich nicht wenig auf die „Sauberkeit" seines Spielplanes; er pflegte stolz zu sagen, „sein Theater könne jedes junge Mädchen ungefährdet besuchen." In dankenswerther Pietät gegen seinen toten Standesgenossen ließ er übrigens den „Faust" aufführen, worin, wie männiglich bekannt, eine Verführung unter erschwerenden Umständen und überdies — shocking! — ein Kindesmord vorkommt; auch um Gedankenfreiheit wurde ab und zu gebeten. Inzwischen sind wir noch etwas frommer geworden: Friedrich Hebbels „Judith", die früher im Repertoir der Hofbühne stand, wird vom Regime Hochberg nicht mehr geduldet — das Schauspielhaus ist heute mädchensicherer denn je. Aber es steht in dringender Gefahr, auch vor Männern bald sicher zu werden, denn ein Theater, das sich allen starken und modernen Konflikten scheu verschließt, verdammt sich selbst zur Invalidenhausthätigkeit. Hat man doch einem bekannten und begabten Dramatiker vor einiger Zeit sein im Jahre 1500 spielendes Stück „mit Rücksicht auf den sogenannten Kulturkampf", ein anderes, das zur Zeit der Bauernkriege spielt, gar „mit Rücksicht auf das Sozialistengesetz" abgelehnt! Nun, der Kultur-

kampf ist ja wohl zu Ende und das Sozialistengesetz liegt vielleicht in den letzten Zügen; könnte es Herr Devrient da nicht mit Heinrich Bulthaupt versuchen? Von welchen Erwägungen die leitenden Männer der Hofbühne ausgehen, das hat in letzter Zeit das Schicksal des patriotischen „Generalfeldoberst“ bewiesen.

Für ein solches Theater, in welchem für die Kirche, die Politik, die Alliirten, die Gegner und die gute Sitte eine beständige Schonzeit herrscht, ist nicht leicht ein Spielplan zusammengebracht; und die Schwierigkeit steigert sich erheblich in einer Stadt, die fünf Theater mit fast gleichem Repertoir aufzuweisen hat. Der komplizirte und veraltete Apparat einer Hofbühne mit ihrem Instanzenzuge kann da nur mühselig nachhinken, wo die Initiative eines selbständigen Direktors rasch und entschlossen zupackt. Man räth Herrn Devrient, sich zeitig um die werdenden Bühnenstücke zu bewerben; wie sollte er's, da er nie wissen kann, ob nicht im letzten Augenblick aus den seligen Höhen der Intendanz ein zerschmetterndes Veto erschallt? Bevor hier nicht ein Machtwort gesprochen und mit den alten Vorurtheilen gründlich aufgeräumt wird, muß sich das Schauspielhaus wohl oder übel mit den alten Schätzen begnügen. Und hier gibt es denn allerdings noch viel zu thun. Ein Theater, das ohne Rücksicht auf Gelderwerb arbeiten — sollte, muß doch mindestens von Sophokles und Kalidasa, von Calderon und Shakespeare bis auf Kleist und Grillparzer alles irgend Erreichbare sein Eigen nennen. Und wie steht es im Schauspielhause damit? Die Alten fehlen gänzlich; die Königsdramen — die in Dingelstedt's raffinirter Bearbeitung in Berlin überhaupt noch nicht aufgeführt wurden — sind lange verschollen; Romeo, Othello, Lear — das ist im Wesentlichen das Shakespearerepertoir der preußischen Hofbühne, die auch von Kleist nur noch den „Prinzen von Homburg“ kennt. Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig sucht man vergebens, vergebens Molière und Beaumarchais, vergebens das junge und das jüngste Deutschland. Hier wird Herr Otto Devrient mit ganzer Kraft einsetzen müssen, wenn er nicht scheitern und seinen berühmten Namen preisgeben will; er kann auch hier keinem besseren Meister und Muster folgen, als Heinrich Laube, der gesagt hat: „Mein Ideal war, jedem Gaste aus der Fremde sagen zu können: bleibe ein Jahr in Wien, und Du wirst im Burgtheater Alles sehen, was die deutsche Litteratur seit einem Jahrhundert Klassisches oder doch Lebensvolles für die Bühne geschaffen; Du wirst sehen, was Shakespeare uns Deutschen hinterlassen, wirst sehen, was von den romanischen Völkern unserer Denk- und Sinnesweise angeeignet werden kann.“ Dies Ideal kann von dem rechten Manne auch im Hochberg-Theater verwirklicht werden, und über ein Kleines werden wir mit Herrn Devrient streng ins Gericht zu gehen haben, wenn er noch fernerhin bei jeder beliebigen Loni Zeit und Mühe vergeudet.

Kürzer können wir die Motive fassen, die zur rückhaltlosen Verurtheilung des „Berliner Theaters“ führen. Hier gibt es nur ein Hinderniß, und das ist der Direktor, Herr Ludwig Barnay, selbst. Daß es in seinem Theater einen Dramaturgen gibt, glaube ich nicht; im ersten Jahre wurde Herr Franz von Schönthan ehrenhalber als Dramaturg aufgeführt, aber der ist wohl mit den übrigen „Sternen“ erloschen. Seitdem ist von den dramaturgischen Thaten dieser Bühne nur eine bekannt geworden: Die Ablehnung von Sudermann's „Ehre“. Vielleicht darf es hier eingeschaltet werden, daß Herr Dr. Blumenthal seine lautesten Erfolge der — sagen wir: der Vornehmheit seiner Herren Kollegen dankt: Das „Berliner Theater“ geizte nicht nach der „Ehre“; das „Deutsche Theater“ wies das „Bild des Signorelli“ zurück, und der „Fall Clémenceau“ wurde vom „Residenz-Theater“ abgelehnt. Und man klagt über den Mangel an brüderlicher Nächstenliebe! Herr Blumenthal klagt nicht.

Herr Barnay geht von der Ansicht so manches Mächtigen aus, daß nämlich außer ihm selbst nur Dummköpfe die Welt bevölkern. Er hat als Schauspieler sein Leben lang mit Surrogaten gewirthschaftet, er hat Augenrollen für Zorn, heftige Schulterbewegungen für Leidenschaft ausgegeben, und er setzt dies Geschäft nun als Theaterdirektor mit gänzlich ungeschwächten Kräften fort. Im ersten Jahre suchte er durch ein Aufgebot von Virtuosen zu blenden: Klara Ziegler, Hedwig Niemann, Friedrich Haase lösten einander in fettem Druck auf dem Theaterzettel ab. Nun sind sie entschwunden, und was übrig blieb, ist das Ensemble einer mittelmäßigen Provinzbühne. Man spielt in keinem Berliner Theater so schlecht wie im „Berliner Theater“. Zwei, drei männliche Darsteller genügen höherem Anspruch; von den Damen kaum eine Einzige. Es ist ein Jammer, und ein doppelter Jammer, daß der allein kluge Direktor mit seinen glänzend aufgeputzten Nichtigkeiten obendrein Recht behielt: Der Theaterkassirer bescheinigt ihm die Thorheit seines lieben Publikums. Freilich wirkt für die „Erfolge“ des „Berliner Theaters“ eine Claque, wie sie bisher in Berlin nie und nirgends ward gefunden; selbst die unselige „Antoinette“ brachte es nach jedem Akt zu drei- und vierfachem Hervorruf; und doch war über Stück und Darstellung nur ein Ausruf des Entsetzens zu vernehmen. Mit solchen „diplomatischen“ Mitteln siegt man sich zu Tode, Herr Barnay; das war ehedem paradox, aber nun bestätigt es die Zeit.

Die Aufführung der beiden gleich schlechten Stücke war recht lehrreich. Im Schauspielhause gibt es einen etwas zopfigen, trockenen und kahlen Darstellungsstil; alles bleibt leise, sittig, wohltemperirt; subtile Wirkungen werden gesucht, aber auch gefunden; die ehrsamen Abonnenten wollen beileibe nicht derb angepackt sein, nicht in Lust und nicht in Schmerz. Es ergibt sich schließlich die Stimmung eines gut bürgerlichen Theeabends mit dünnen Butterschnitten, an dem kein lautes Wort fällt. Wenigstens, wenn Herr Matkowsky nicht spielt. Man spricht im Allgemeinen gut und deutlich bei Herrn Devrient, aber man agirt oft hölzern und gezwungen. Im Hause Barnay sieht es anders aus. Dort hat Antoinette viele echte Brillanten, aber nicht einen echten Ton; dort kommen zunächst die Dekorations- und Beleuchtungseffekte und dann noch lange nicht die Schauspieler; dort wird die Leidenschaft in Fetzen, in rechte Lumpen zerrissen von haarbuschigen, handfesten Gesellen, und die bei Herrn Barnay den Narren spielen, sagen und thun immer mehr, als in ihrer Rolle steht. Und doch spielt Herr Barnay selbst den Hamlet und er läßt die schöne Ermahnung an die Schauspieler nicht einmal fort.

M. Kent.

Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland. Von Max Jähns. Erste Abtheilung. Alterthum, Mittelalter, XV. und XVI. Jahrhundert. München und Leipzig. 1889. Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Für die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, welche von der historischen Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird, hat es der in weitesten Kreisen bekannte Militärschriftsteller Max Jähns übernommen, die Kriegswissenschaften in ihrer geschichtlichen Entwicklung darzulegen. Er machte es sich zur Aufgabe, nachzuweisen, welche Kenntnisse von den Kriegsmitteln und welche Auffassung von deren Beschaffung und Verwendung jeweilig wissenschaftlich niedergelegt worden und im Laufe der Geschichte maßgebend gewesen sind. Unter Kriegswissenschaften versteht er die Kunde von der Heeresaufbringung und Heeresverfassung, die Waffenlehre, die Kunde von der Heeresverwaltung und dem Kriegsrechte, die Taktik, Fortifikation und Strategie. Wenn auch alles streng vermieden werden sollte, was etwa in eine Geschichte der Kriegskunst oder gar des Kriegswesens gehörte, so mußte doch auch die Praxis der jedesmaligen Zeit Erwähnung finden. Denn die Theorie des Krieges ist eine durchaus ableitende; sie kann nicht a priori konstruiren; sie hat die Erscheinungen vor sich und entnimmt ihre Grundsätze den bedingenden und maßgebenden Potenzen. Da nun bei den Fachschriftstellern bis in die Tage Friedrichs des Großen

ein Anlehnen an die Taktiker des Alterthums bemerkbar ist, so mußte, um das Bild deutlich zu gestalten, auf diese zurückgegriffen werden. Jähns charakterisirt die Militärlitteratur des Alterthums in ihren einzelnen Vertretern genau, genauer vielleicht als es wünschenswerth erscheint. Denn die Inhaltsangabe von Caesar's Kommentarien konnte wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Auch in den Litteraturangaben hätte manche neuere Ausgabe, z. B. von Frontin und Polyän, berücksichtigt werden können. Doch wäre es ja möglich, daß das Werk lange Zeit im Druck gewesen ist. Auf den Kenntnissen des Alterthums bauen hauptsächlich die Byzantiner weiter; sie begnügen sich meistens, das Gewonnene zu erhalten. Die Germanen leisteten verhältnißmäßig wenig. Von Wichtigkeit sind hier die Heeres- und Dienstordnungen. Das fünfzehnte Jahrhundert leitet dann den gewaltigen Umschwung ein. Voran gehen die Neuerungen der Hussitenzeit, dann ist Albrecht Achilles epochemachend und demnächst Philipp von Cleve. Im sechzehnten Jahrhundert bilden die Schlacht bei Pavia, die Belagerung von Metz und die Schlacht vor Nieuport wichtige Abschnitte. Der Stoff ist ein so reichlicher geworden, daß eine Scheidung nach vier sachlichen Kapiteln sich als nothwendig herausstellte. Am Ende des Jahrhunderts leitet dann Graf Johann von Nassau eine neue Epoche ein, indem er den Vorschlag macht, die Unterthanen müßten einen „Auszug“ machen von jungen und beherzten Männern, welche am besten zu solchem Handel qualifizirt und auskommen können. Die Durchführung dieses Gedankens war einer späteren Zeit und einem anderen Lande vorbehalten. Jähns hat nicht nur die gedruckte Litteratur eifrig durchforscht, sondern auch in Archiven und Bibliotheken nach Material gesucht. So ist denn manches, was im Verborgenen lag, ans Licht gezogen. Die weitverzweigte Thätigkeit auf dem Gebiete der Militärlitteratur wird hier in dankenswerther Weise vorgeführt. Um noch etwas rein Aeußerliches zu bemerken, so sei der Wunsch ausgesprochen, daß die Noten etwas größer gedruckt werden. Gegenwärtig sind sie wahres Augenpulver. Zwei weitere Bände werden das Werk zum Abschluß bringen.

hr.

Gemüthliche Geschichten. Zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt. Von Joseph Victor Widmann. Berlin. 1890. Paetel.

„Nicht eisenbahnmäßig, sondern höchstens diligenceartig schieben sich“ nach dem Selbstbekenntniß des Dichters diese anspruchslosen Geschichten vorwärts: „zu den Weltereignissen verhalten sie sich nicht anders, als wie sich der Besuch, den eine Libelle am Wiesenbächlein den Binsen abstattet, zu einem alle fünf Oceane aufwühlenden Orkan verhält.“ Und dennoch aber ebendarum erquicken uns diese idyllischen, bescheidenen, gemüthlichen Motive, wie eine Lortzing'sche Weise nach der Wagner'schen Tetralogie. Widmann führt uns in das schweizerische Landstädtchen Weidling an der Erpel, in welchem es lange nicht so phantastisch aber tragisch zugeht, wie in Seldwyla, diesem Krongut des unsterblichen Zürichers: mit anheimelnder Laune, mit behaglicher Breite macht uns Widmann aber mit allerhand romantischen Jugendeseleien der verliebten Kleinstädter bekannt, die, einer zugereisten bildschönen Deutschrussin zu Ehren, eine neue Ordensritterschaft der Rose stiften und nach mancherlei drolligen Fährlichkeiten das Mädchen aus der Fremde mit einem schmucken Iwan davonziehen sehen. In dem Gegenstück zu den „Rosenbrüdern“ vergegenwärtigt er „die Löwen im Landstädtchen“: welsche und polnische Abenteurer, die eine Weile die Herzen der unvermählten Weidlingerinnen in Aufruhr versetzen, zuguterletzt aber vor der Mannhaftigkeit ganzer Kerle nicht bestehen können. Je unscheinbarer die Fabeln Widmann's, desto gefälliger verschlingen sich ihre Episoden: Jean Paul'sche Anklänge fehlen so wenig, wie Ariostisches Spiel mit anmuthigen Abschweifungen: das letzte Wort behält aber immer J. V. Widmann selbst, der liebenswürdige Poet, dessen Eigenart den Lesern der „Nation“ durch kritische Aufsätze von Fritz Mauthner und dem Referenten, zum allerbesten aber durch — leider allzu seltene — Beiträge des wackern Schweizers näher gebracht wurde.

—m.

Das Armenwesen. Sonderabdruck aus dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Conrad, Elster, [illegible] Loening. Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Die vorliegende Schrift, welche eine Sammlung von Aufsätzen aus der Feder berufener Fachmänner enthält, begrüßen wir mit großer Freude, dieselbe gibt eine so erschöpfende und klare Uebersicht des gesammten Armenwesens, wie sie unseres Wissens in dieser Form bisher noch nicht geboten worden ist. Auf eine allgemeine Einleitung, welche die wesentlichsten Fragen des Armenwesens in kurzen, aber sehr klaren Zügen vorführt, folgt eine Darstellung der Geschichte der öffentlichen Armenpflege. Hieran schließt sich eine Besprechung der Armengesetzgebung und Armenpolizei in den einzelnen Staaten, wobei dem Armenwesen Deutschlands, Oesterreichs, Großbritanniens, der Schweiz, Frankreichs, Belgiens, Italiens, Dänemarks, Schwedens und Norwegens besondere eingehende Aufsätze gewidmet sind. Gerade diese Vergleichung mit den übrigen Ländern eröffnet außerordentlich werthvolle Gesichtspunkte und gibt vielfach Ideen für eine Reform unserer heimischen Armenpflege. Die klare, interessante Art der Darstellung, welche trotz der Vertiefung in den Gegenstand sich nicht in gelehrte Details verliert, sondern stets die wesentlichen Punkte in den Vordergrund zu stellen weiß, macht die Schrift auch für den Laien zu einem sehr lesenswerthen Buch. Wir sind überzeugt, daß die Mitglieder unserer Kommunalverwaltungen, welche mit der Organisation und Ausübung der Armenpflege betraut sind, werthvolle Anregungen für ihre praktische Thätigkeit hier schöpfen würden. Wenn wir einige Aussetzungen machen, so soll hierdurch der Werth des Buches keineswegs herabgesetzt werden. So begegnen wir z. B. in der Darstellung der Geschichte der öffentlichen Armenpflege bei den Juden auch hier einem weitverbreiteten Irrthum, den wir nicht unwidersprochen lassen möchten, da er nicht nur ein historisches Interesse hat, sondern in der antisemitischen Bewegung unserer Tage leider vielfach ausgebeutet wird. „Wie die Religion bei Israel noch national beschränkt ist“, heißt es daselbst, „so auch die Nächstenliebe. Es fehlt noch ihre Beziehung auf den Menschen als Menschen ganz ohne Rücksicht auf das Volksthum.“ Wir glauben, daß hier der Verfasser dem Judenthum durchaus Unrecht thut. Gerade die Stellen des alten Testaments, welche von der Nächstenliebe sprechen, heben ganz besonders hervor, daß diese Pflicht nicht nur dem Stammesangehörigen, sondern auch dem Fremdling gegenüber gilt. So heißt es im 3. Buch Mose 19, 33, 34: „Gleich einem euerer Einheimischen soll euch der Fremdling sein, der bei euch weilet und sollst ihn lieben wie Dich selbst, denn Fremdlinge waret ihr im Lande Aegypten“, ferner 2. Mos. 23, 9: „Denn ihr wisset ja, wie dem Fremdling zu Muthe ist, die ihr Fremdlinge waret im Lande Aegypten“, und ähnlich 5. Mos. 10, 17—19: „Gott schaffet recht den Waisen und der Wittwe und liebet den Fremdling, ihm zu geben Brot und Gewand; darum liebet auch ihr den Fremdling, denn Fremdlinge waret ihr im Lande Aegypten.“ Diesen und vielen anderen Stellen gegenüber (wir verweisen noch auf 3. Mos. 24, 22; 2. Mos. 22, 21; 5. Mos. 27, 19) sollte man endlich einmal aufhören, den Irrthum stets zu wiederholen, als ob das alte Judenthum die Nächstenliebe nur auf den Stammesgenossen ausgedehnt habe.

Edmund Friedemann.

Briefkasten der Redaktion.

Dr. K. in Br. Ihr Wunsch wird in allernächster Zeit erfüllt werden. Eine eingehende Studie über den achtstündigen Maximalarbeitstag ist bereits im Satz.

Hamburg. Eine Auskunft in Betreff des Citates konnte uns nicht einmal ein Goethe-Forscher ertheilen; — das genannte Buch hat unseres Wissens keinen tieferen Eindruck in Deutschland gemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW, Beuthstraße 8.

Nr. 26. Berlin, den 29. März 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Ueber die Ursachen, welche den Rücktritt des Fürsten Bismarck herbeigeführt haben, liegen jetzt einige positive Nachrichten vor. Diese Nachrichten bringen in keiner Weise eine Ueberraschung; sie bestätigen nur das, was man bisher nach Lage der Verhältnisse vorausgesetzt hatte.

Daß Fürst Bismarck freiwillig und ohne Bitterkeit im Herzen geschieden sei, hat Niemand angenommen. Die offiziöse Wiener „Montags-Revue“, welche Beziehungen zu den verschiedenen europäischen Kabinetten und zu den leitenden Politikern unterhält, zerstreut nun auch den letzten Zweifel, indem sie die folgende ihr „auf außerordentlichem Wege“ zugegangene Mittheilung zum Abdruck bringt:

> „Fürst Bismarck hat den Titel eines „Herzogs von Lauenburg“, der ihm ohne sein Wissen verliehen wurde, sofort abgelehnt; nicht weil er nicht über die standesgemäßen Mittel verfügt, sondern weil es ihm darum zu thun war, in scharfer Weise zu markiren, daß ein Bruch und keine wohlwollende Auseinandersetzung, ein Sturz und keine freiwillige Entlassungsnahme vorliegt.“

Auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat es sich angelegen sein lassen, freilich in zarterer Weise anzudeuten, daß die Laufbahn des Fürsten Bismarck mit einem Zerwürfniß zwischen ihm und dem Monarchen zum Abschluß gekommen ist. Keine Versuche haben von maßgebender Seite stattgefunden, um den bisherigen Reichskanzler zur Zurücknahme seines Entlassungsgesuches zu veranlassen; auch ist es nicht in Frage gekommen, eine Ausgleichung der Gegensätze dadurch herbeizuführen, daß Fürst Bismarck seine Thätigkeit noch weiter einschränkte und etwa allein die auswärtigen Angelegenheiten sich vorbehielt. Als ein Symptom von gleichfalls bezeichnender Bedeutung kann es endlich gelten, daß jetzt dem Graf Herbert Bismarck auf seinen eindringlichen Wunsch die definitive Entlassung bewilligt worden ist. Die von ihm „einstweilen“ versehene Leitung des preußischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten hat er schon nach acht Tagen niedergelegt, und Herr von Caprivi hat nun gleichfalls dieses Ressort übernommen, während Herr von Marschall Staatssekretär des Auswärtigen geworden ist. Durch den freiwilligen Austritt des Grafen Herbert Bismarck sollte jedenfalls zum Ausdruck kommen, daß die Bismarck'sche Familie in Zukunft keinerlei Verantwortung weder für die innere, noch für die auswärtige Politik übernehmen wollte, oder um es mit den präcisen Worten der „Montags-Revue“ auszudrücken, daß „ein Bruch und keine wohlwollende Auseinandersetzung . . . . vorliegt“.

In dem Nachdruck, mit dem diese Erklärungen aus

dem Bismarck'schen Lager abgegeben wurden, liegt etwas Befreiendes. Eine Persönlichkeit, wie Fürst Bismarck, kann nicht wie der Minister Schulze oder Müller mit einer der hergebrachten Lügen in das Privatleben zurücktreten. Ein Paar wohlwollende Worte des Monarchen, die einem Manne wie dem ersten Reichskanzler des neuen Deutschland natürlich nicht vorenthalten werden können, dürfen nicht trügerisch darüber hinwegtäuschen, daß innere, tiefliegende Gegensätze den Kaiser von seinem Minister getrennt haben. Fürst Bismarck mit seiner Vergangenheit ist es seinem Leben schuldig, zu sagen, was ihn veranlaßt hat, von der Leitung des Reiches zurückzutreten, und mit je größerer, nach Lage der Verhältnisse erlaubter und rein sachlicher Offenheit dies geschieht, um so willkommener muß das dem deutschen Volke sein.

Eine Nation, wie die deutsche, hat ein Recht, die Ursachen kennen zu lernen, warum eine tief gehende Aenderung der politischen Verhältnisse herbeigeführt wird. Nicht darum kann es sich handeln, Parteiungen unter dem Schlachtruf „Hie Kaiser“ und unter dem entgegengesetzten „Hie Kanzler“ hervorzurufen; das ist vollkommen ausgeschlossen. Aber an ernsten Wendepunkten des politischen Lebens muß ein Volk, das eine Verfassung und ein Parlament besitzt, wissen, in welcher Richtung die Weiterentwicklung sich vollziehen soll; in England, in Frankreich, in Italien, um nur die großen Staaten zu nennen, könnte kein gewichtiger Ministerwechsel eintreten, ohne daß seine Bedeutung völlig klar wäre. Es hieße daher einen niedrigen Standpunkt einnehmen, wenn für uns jede freie Auseinandersetzung verboten sein sollte, welche die sachlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Monarchen und seinem Minister klar stellt. Wir Liberale müssen gewiß die Ansicht vertreten, daß auch ein Minister das Recht hat, seine Auffassung deutlich zum Ausdruck zu bringen, und ist es verwerflich, wenn diese Auseinandersetzungen dazu dienen sollen, Stimmung gegen die Krone zu machen, so ist es durchaus dienlich, durch eine objektive Feststellung der Thatsachen die Bevölkerung über Vorgänge zu unterrichten, die für sein Schicksal von großem Gewichte sind.

Wir sehen daher gar nicht ein, warum die Ursachen des Bismarck'schen Rücktrittes mit ängstlicher, schönfärderischer Scheu verhüllt werden sollen; die Kenntniß dieser Ursachen ermöglicht es erst, daß das Volk gegen seinen scheidenden Minister gerecht ist, und daß es in Ausübung seiner verfassungsmäßigen Rechte zu der Neugestaltung der Verhältnisse mit sachgemäßer Klarheit Stellung nehmen kann.

Als unmittelbarer Anlaß für das Scheiden des Fürsten Bismarck aus seinen Aemtern werden nun zwei Momente angegeben. Es soll den Kaiser außerordentlich verstimmt haben, daß der bisherige Reichskanzler Herrn Windthorst empfangen hat. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ berichtet über diesen Punkt:

„Der Verkehr des Kanzlers mit Windthorst spielt in der ganzen Krisis nur insofern eine Rolle, als der Kanzler sich geweigert hat, seinen Verkehr mit Abgeordneten einer Kontrolle zu unterwerfen.“

Den anderen Gegensatz hat eine Kabinetsordre aus dem Jahre 1852 geliefert, die den Geschäftsgang zwischen dem Monarchen und seinen Räthen in der Weise regelt, daß die Beziehungen zwischen beiden nur unter „Kontrolle“ des Ministerpräsidenten stattfinden dürfen. Fürst Bismarck, der seine Beziehungen zu den Abgeordneten einer Beaufsichtigung und Einschränkung nicht unterstellen wollte, will andererseits die geschäftlichen Beziehungen des Monarchen zu den Ministern überwachen. Wir hatten daher Recht, wenn wir voraussetzten, daß sachliche Gegensätze über einzelne gesetzgeberische Fragen, die sich weit eher vertagen und ausgleichen lassen, den letzten Anlaß für die Krisis nicht geboten haben. Den entscheidenden Anstoß gab vielmehr eine Machtfrage, wie das auch durchaus den beiden Charakteren entspricht, die einander gegenüberstehen; es handelte sich um die Abgrenzung der monarchischen gegenüber der ministeriellen Machtbefugniß.

Will man den Gegensatz in aller Kürze veranschaulichen so kann man sagen, Kaiser Wilhelm will, daß die Minister Werkzeuge in seiner Hand sind, und Fürst Bismarck vertrat den Standpunkt, daß der Monarch freilich das Recht habe, seine Minister zu wählen und zu entlassen; aber der Minister, der einmal gewählt ist, gewinnt damit auch eine selbständige Stellung, und diese Selbständigkeit kommt noch besonders dadurch zum Ausdruck, daß der Ministerpräsident, um eine einheitliche Führung der Geschäfte zu ermöglichen, das Gesammtministerium dem Monarchen gegenüber vertritt. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Bismarckische Auffassung dem Standpunkt eines entwickelteren Konstitutionalismus entspricht, während die Auffassung des Kaisers eine Annäherung an ein durch die Machtbefugnisse des Parlamentes eingeschränktes persönliches Regiment darstellt; oder wie ein offiziöses Blatt sagte: eine mit dem Parlamentarismus verquickte „Fridericianische Kabinetsregierung“.

Daß Fürst Bismarck natürlich nicht als ein aufrichtiger Vertheidiger des Konstitutionalismus gefallen ist, bedarf keines Wortes. Er gehörte zu jenen Konservativen, deren Wahlspruch es ist:

Und der König absolut,
Wenn er uns den Willen thut.

Fürst Bismarck spielte häufig genug den Monarchen gegen das Parlament aus; er fand es bequem, für nichts zu gelten als für den getreuen Diener seines Herrn — doch mußte der Herr lenksam sein — und schließlich fiel er, weil ein Mann, wie er, der natürlich ein stets gefügiges Werkzeug nicht sein kann, die konstitutionellen Anschauungen gegen den Kaiser zu betonen begann. Jenes monarchische Machtgefühl einer hinter uns liegenden Epoche, das Fürst Bismarck, so lange es ihm nützlich war, auf alle Weise neu zu beleben versucht hatte, kehrte sich am Abend seiner Tage gegen ihn selbst, und so schließt sein öffentliches Wirken so folgerichtig, als hätte es sich nicht abgespielt in dieser Welt, wo der Zufall eine so große Rolle spielt, sondern als wäre es die Schöpfung eines Künstlers, in der Ursache und Wirkung, Schuld und Sühne sichtbar zusammenschließen. Fürst Bismarck wurde bestraft an dem, womit er gesündigt hatte.

Der bedeutungsvolle Inhalt der Katastrophe besteht darin, daß das Leben des Fürsten Bismarck den Beweis dafür liefert, wie unmöglich der Absolutismus in dieser oder jener Form und selbst getragen von außerordentlichen Geistesgaben im modernen Leben ist. Mit wunderbarer Geschicklichkeit suchte Fürst Bismarck eine ministerielle Allgewalt zu schaffen; er unterlag in diesem Unternehmen; und würde ein Monarch ihm nachstreben, so müßte auch er die Erfahrung machen, daß dieser Weg nicht zum Heile führt. Eine enge Fühlung mit der breiten Masse des Volkes und eine ausgiebige Berücksichtigung seiner Wünsche, wie sie allein durch einen aufrichtigen Parlamentarismus zu erzielen ist, schwächt nicht die Macht der Regierung, sondern ist, wie immer wieder hervorgehoben werden muß, die einzige Grundlage, auf der ein zukunftsicheres Regiment sich aufbauen läßt.

Beweist der Rücktritt des Fürsten Bismarck die innere Schwäche des Systems, das er vertrat, so thun die begleitenden Umstände dieses Ereignisses zugleich überzeugend die korrumpirende Wirkung dar, die eine solche Herrschaft schließlich auf eine Nation ausüben muß. Millionen haben den Fürsten Bismarck umjubelt und lebten Jahr aus Jahr ein in einer Attitude, als seien sie jeden Augenblick bereit, sich für ihn todtschlagen zu lassen. Manch' aufrichtiger Anhänger von damals schweigt heute resignirt; die lautesten Schreier dagegen bemühen sich bereits ihre Vergangenheit vergessen zu machen und die eifrigsten Kartellzeitungen sind am beflissendsten, den Fürsten Bismarck so schnell und so lautlos wie möglich zu begraben.

Man wird milde gegen diese Bethätigung der Gesinnungstüchtigkeit gestimmt, wenn man die Haltung zur Vergleichung heranzieht, die das preußische Abgeordnetenhaus bei der offiziellen Nachricht beobachtet hat, daß Fürst Bismarck aus allen seinen Aemtern zurückgetreten ist. Der Mann, der 28 Jahre hin-

durch die Geschäfte des Landes geführt hat, der Preußen in seiner Stellung unter den Staaten zu einer Macht erhoben hat, die es nie besessen, und der den Kartellparteien als ein Halbgott erschien, so lange er in der Macht war, — er findet nicht einen Anhänger, der, entsprechend der Größe des Momentes, ihm, dem scheidendenden Minister, ein Wort der Dankbarkeit und Anerkennung nachruft. Mit der Gelassenheit, als hätte eine bedeutungslose Null ihre Arbeit niedergelegt, nahmen die „Freunde", die „Anhänger", die „begeisterten Jünger" des Fürsten Bismarck die Nachricht von seinem Fortgehen auf. Der Opposition, die aus ernster Ueberzeugung den Fürsten Bismarck auf so vielen Gebieten bekämpft hatte, stand es natürlich nicht zu, an die Bedeutung dieses Mannes zu erinnern; das wäre eine Satire gewesen. Hatte sie bei dieser Gelegenheit nichts zu sprechen, so zeigte das Schweigen, das die vor wenigen Tagen noch bismarckbegeisterten Nationalliberalen und Konservativen im Abgeordnetenhaus beobachtet haben, bis zu welch tiefem Stand politischer Takt und politische Selbstachtung bei den Repräsentanten eines großen Theiles der Bevölkerung herabgesunken sind.

Die Ernte, die Fürst Bismarck damit eingeheimst hat, ist für ihn, wie für die Gesammtheit der Nation traurig genug. Die Liberalen können nur bedauern, solche Gegner zu haben, und es ist trübselig für den Fürsten Bismarck, solche „Freunde" zu besitzen. Diese Elemente sind eine feste Stütze für Niemand und für Nichts. Keine Aufgabe der nächsten Zeit kann daher wichtiger sein, als die Sorge dafür, daß unser öffentliches Leben wieder in allen seinen Theilen von selbstbewußten und selbständigen, dem Augenblick gewachsenen Charakteren getragen wird.

Die internationale Arbeiterschutz-Konferenz nähert sich ihrem Ende. Bei den Mitgliedern scheint allgemein die Ansicht vorzuherrschen, daß ihre Arbeiten nicht gänzlich vergeblich gewesen seien. Den wesentlichsten Erfolg wird man zunächst in einer Beeinflussung der öffentlichen Meinung Europas im Sinne der Beschlüsse der Konferenz zu erblicken haben; erst in weiterer Konsequenz würden daraus gesetzgeberische Maßregeln in den einzelnen Staaten sich ergeben können.

Die Nachwahlen zum deutschen Reichstage sind für die Freisinnigen in Meiningen, Liegnitz und Berlin I. günstig verlaufen. Besonders erfreulich ist es, daß in Berlin Alexander Meyer sofort gesiegt hat, während vorher erst eine Stichwahl die Entscheidung gebracht hatte.

Der Prinz von Wales war zum Besuche des Kaisers in Berlin; dieser Besuch legt Zeugniß ab für die guten Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und London. Ein Organ des englischen Ministeriums geht bemerkenswertherweise noch einen Schritt weiter, und bezeichnet die Anwesenheit des englischen Thronfolgers in Berlin als einen Beweis der engen politischen Gemeinschaft der beiden Staaten. — Seit langer Zeit zum ersten Male hat bei einer Neuwahl die englische Regierungspartei einen Erfolg errungen; sie hat Ayr Burghs den Gladstonianern entrissen. Die Bedeutung dieses Sieges wird man aber nicht allzuhoch veranschlagen dürfen. Die Gladstonianer unterlagen, weil sie in einem Wahlkreis, der stets sehr gefährdet war, einen ungeeigneten Kandidaten aufgestellt hatten.

Nach langem Stillstand hat die republikanische Sache in Frankreich einen größeren und bedeutungsvollen Fortschritt gemacht. Es ist nach manchem vergeblichem Versuche gelungen, eine kleine Gruppe der Rechten zu einer republikanisch-konservativen Partei umzubilden. Dieser Beginn einer Zersetzung der bisherigen antirepublikanischen Opposition ist ein verheißungsvoller Vorgang.

* * *

Heinrich von Treitschke.

Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert.

(Vierter Theil).

II.

Wer ein Werk mit Nutzen und Vergnügen lesen will, muß sich vor der Gewohnheit mancher Leute hüten, über der Lektüre in einem fort mit dem Autor in Gedanken zu hadern. Damit schmälert man sich zunächst einen der größten Lebensgenüsse und mit der Erschwerung des Verständnisses auch die Frucht des Lesens. Für den, welcher diese Gefahr zu vermeiden weiß, wird selbst wenn er sich von der Tendenz und der ihr angepaßten Manier abgestoßen fühlt, in der Bekanntschaft auch mit diesem neuesten Bande Treitschke's noch manches Vergnügen zu finden sein. Die Auflehnung lasse man erst hinterher zu Worte kommen, und sie kommt ganz von selbst, aber beruhigt und abgeklärt. Das Buch ist sehr reich und mannigfaltig an Stoff, mehr als an Gedanken; denn die Gedanken wiederholen sich und sehen sich an den meisten Stellen zum Verwechseln ähnlich, weil sie alle nur auf die ewige Tendenz hinausgehen, dem Leser Alles zu verleiden, was nicht zu dem einen unerschütterlichen Glauben hinleitet. In verschiedenen Abstufungen erscheint die ganze übrige große und kleine Welt schlecht.

Aber das Alles ist mit einer Virtuosität durchgeführt, welche durch die Fülle des Materials und die Gewürztheit der Zubereitung die Nerven kitzelt und den Appetit zunächst befriedigt. Wer darf sich rühmen, nicht dem Vergnügen der Médisance zugänglich zu sein? Sie bildet bekanntlich das Salz und die nie versiegende Quelle der Unterhaltung. Hier ist auf historischem Gebiet Großes darin geleistet. Man hört das dankbar schallende Gelächter der Studenten, welches den amüsanten Wechselgang zwischen schärfstem Sarkasmus und höchstem Pathos begleitet; man sieht deutlich, wie in seinem Geist der Schreiber sich in sein so effektvoll behandeltes Auditorium versetzt fühlt. Die kleinen Lästerzungen, welche in neuerer Zeit geschichtlichen Skandal zusammengetragen haben, die Vehse und die Scherr, sie bleiben dahinter als arme unschuldsvolle Engel zurück. Aber gerade, wenn man an die jüngeren Generationen denkt, welche den ersten unvorbereiteten und kritiklosen Eindruck von dem Thun und Dichten der unmittelbar vorangegangenen zwei oder drei Generationen empfangen, fragt man sich: was mag in ihrer Vorstellung und in ihrem Gemüthe von all dem zurückbleiben? Kann sich wirklich aus dieser Summe der Verneinung alles Erstrebten und Geschehenen die eine haarscharfe und himmelhohe Bejahung des ihnen vorgehaltenen, dem Autor allein heiligen Ideals triumphirend behaupten, nicht weil, sondern obgleich beinahe alles Vorausgegangene verkehrt, schief, albern oder lächerlich gewesen? Selbst für den unschuldigst aufnehmenden Jüngling muß bei einigem Besinnen der logische Widerspruch auftauchen, der hier aus allen Ecken und Enden herausplatzt. Nehmen wir nur den Eckstein des ganzen Gebäudes! Nicht einmal der enge preußische Monarchismus läßt sich durchführen. Wir wissen ja, wie Kaiser Friedrich, der doch ein Hohenzoller war und gewiß kein unechter, von derselben Feder zum reinen Thoren gestempelt, wie der Genius des deutschen Volkes über dessen grausames Schicksal zu frohlocken aufgefordert ward. Nicht zu reden von den gesammten anderen deutschen Dynastieen. In der That, wenn die Krone Preußen für das Gebahren ihres feierlich bestallten Hofhistoriographen damit eine Art moralischer Verantwortlichkeit übernommen hätte, so könnte sie in ihrem Verhältniß zu ihren treuen Bundesgenossen arg ins Gedränge kommen. Zwar am allerschlimmsten wird nur mit denen verfahren, welche seit 1866 und später (wie Braunschweig) beseitigt worden sind. Aber die vorurtheilslose Entblößung aller Schandflecke, die auf dem welfischen, hessischen und nassauischen Purpur haften und einem etwa frivol republikanischen

Auge zum Wohlgefallen gereichen müßten, kann doch an den verschont gebliebenen Heiligkeiten nicht vorüberziehen, ohne einen Schauder zu wecken. Viel glimpflicher kommen auch die Wittelsbacher nicht durch, nicht zu reden von den Koburgern und den stammverwandten Holstein-Gottorpern, dem fürstlichen Komödiantenthum par excellence, wie es da in der Regel bezeichnet wird.

Abstrahirt man von dem einen Idol, so bleibt eigentlich kein Grund zur Klage über Parteilichkeit. Es werden namentlich die Liberalen aller Länder und Zeiten sich nicht beschweren dürfen, sehr viel schlechter behandelt zu sein, wie ihre Fürsten; ja es finden jene sogar eine nachsichtigere Würdigung, wenn sie der „fremden" Welfischen Dynastie gegenüber stehen, obgleich man doch eigentlich sagen muß, daß die Engländer mehr im Rechte waren, wenn sie ihre braunschweig-hannoverschen Könige als Deutsche behandelten, denn ein Deutscher, welcher dieses alte deutsche Fürstengeschlecht wie Fremdlinge hinstellt. Die Episode des hannöverschen Verfassungsbruchs und der Göttinger Sieben ist die einzige, in welcher die Opposition nicht schlechthin als verworfen oder jämmerlich erscheint. Aber zum Schluß muß doch auch hier der Liberalismus seinen Fußtritt erhalten und die Zeit beklagt werden, wo Professoren sich des gekränkten Rechts annahmen, denn das schickt sich eigentlich nicht für sie. Die Bildung, heißt es, war in Deutschland immer konservativ. Dem Herzog von Cumberland aber wird noch dadurch ein Recht auf Anerkennung gerettet, daß er wenigstens ein wilder Reitersmann war, wobei der Accent offenbar mehr auf der Wildheit als auf dem Reiten liegt.

Die Methode, mittelst welcher der Geist des lebenden Geschlechts für die Herrschaft eines unbedingt und eng beschränkten politischen Glaubens in Fesseln geschmiedet werden soll, ist auf diese Weise konsequent nach rechts wie nach links durchgeführt. Jahrzehnte lang wandern die Deutschen ziellos durch die Wüste, bis der Moment kommt, wo der, ihnen unbewußt, von Anfang an verkannt und ungeahnt, vorangegangene Genius der Preußen als der „stolzen Männer ihres Königs" allein den Zauber löst. Man kann sich nach dem, was wir über das Jahrzehnt von 1830 bis 1840 zu hören bekommen, schon ein Bild machen von dem Strafgericht, das sich da vorbereitet für die folgenden Zeiten und namentlich für 1848. Ein Fritz Mauthner könnte nach berühmtem Muster dem Historiker den Streich spielen, diesen fünften Band in seinem Geist und Stil vorauszuschreiben.

Die Versuchung ist ja groß, allen Schwächen und Irrthümern, welche dem deutschen Staatselend der Vergangenheit anhaften, kritisch in die Augen zu sehen. Aber zwei Betrachtungen wird man gerade, wenn man sich der Wahrheit nicht verschließen will, dabei immer in den Vordergrund stellen müssen: daß ein furchtbares Mißgeschick in Deutschlands alter Zerrissenheit waltete und daß seit dem Sturz des ersten Kaiserreichs ein ehrliches Suchen und Streben nach Besserung die Gebildeten und die regsamen Köpfe der Nation abwechselnd bald da, bald dort vorwärts trieb. Es war so furchtbar schwer, durch den Schutt der Jahrhunderte und gegen die Hartnäckigkeit der befestigten Gewalten Bahn zu brechen, daß aus dem ungeschickten Anfassen und dem vielfachen Mißlingen gewiß unendlicher Stoff für Karikatur sich ansammeln läßt. Gerade der Historiker hätte hier die Pflicht, einsichtsvolle Gerechtigkeit zu üben, mitzufühlen mit den Tausenden, die in der für ihren Glauben und ihr Wagen unentbehrlichen Unterschätzung aller höllischen Schwierigkeiten, zwischen großsprecherischen Anläufen und philiströser Verzagtheit hin- und hergejagt, sich aufgezehrt haben. Statt dessen, welch' kalter Spott, welche Fülle des schneidendsten Sarkasmus für jene ersten Kämpfe um etwas Recht und Freiheit, die in Baden, Baiern, Hessen seit Anfang der dreißiger Jahre geführt wurden; welche Verachtung für die, welche Verfassung und Gesetz auf Vernunft gründen wollten, als wäre es nicht schließlich doch die Vernunft, welche allein zu entscheiden hat, auch dem historischen Hochgefühl gegenüber, ob ein historisches Recht besser sei als ein rein ve[illegible]gemäßes.

Es ist merkwürdig, daß gerade in dieser Manier Treitschke Die übertrumpft, welche er am meisten mit seinem teutonischen Zorn verfolgt. Börne hat nicht boshafter über den königlich bairisch blauen Himmel des jungen Otto von Griechenland und Heine nicht satirischer über die schwarz-rothgoldenen Quasten und die leichtgläubige Polenschwärmerei gespottet als ein halbes Jahrhundert später der Geschichtschreiber, der nicht, wie Jene, die Entschuldigung für sich hat, daß er vom Mißmuth der Augenblicksstimmung angestachelt war und dem Bedürfniß gehorchte, den Stachel in die Seite der Mitlebenden zu bohren. Und wenn auch ihm für die Schwäche und Hilflosigkeit der kleinbürgerlichen Auflehnungsversuche es an Sarkasmen nicht fehlen lassen, wo wäre beispielsweise unter ihrer Feder ein so abstoßend frostiges Wort zu finden, wie da, wo Treitschke in seiner Vornehmheit an dem Schicksal der wegen burschenschaftlicher Spielereien mit grausamen Strafen belegten Opfer nichts zu beklagen weiß, als „das zwecklose Einerlei des Gefängnißlebens, in welchem so viele junge Männer verkamen?" Mit welcher anerkennenden Gelassenheit wird u. A. als ein besonders kluger, ruhiger und billiger Mann der hessen-darmstädtische Minister Du Thil vorgeführt, unter dessen Regiment der Prozeß gegen den Pfarrer Weidig spielt, eine Häufung von Scheußlichkeiten, die noch heute beim Lesen mit Entsetzen erfüllen. Uebrigens entgeht bei der Darstellung jener Schandthaten unserem Verfasser eine Hauptsache, daß das edle Opfer zu Wahnsinn oder mindestens zu Halluzinationen getrieben war, ehe man es mit barbarischer Mißhandlung in den Tod trieb. Die aktenmäßige Darstellung des sehr loyalen hessischen Obergerichtsraths Nöllner, ein sehr umfangreicher Band, bezeugt mehr als der ganze Treitschke, wie berechtigt die Freiheitsbestrebungen jener Zeit waren.

Wie viel Wahrheit und wie viel Dichtung in der sprüchwörtlich gewordenen Lesart von der deutschen Gemüthlichkeit steckt, sei dahingestellt. Aber gewiß ist, daß die politische Misere der Zeit des heiligen römischen Reichs und seines Nachfolgers, des deutschen Bundes, nicht lediglich aus dem Ueberschuß an schöner Gemüthlichkeit erklärt werden kann.

Gleichwohl ist es in neuester Zeit bei uns immer mehr Mode geworden zu meinen, daß um den Kitt zu härten, welcher die Fugen des neuen Deutschen Reiches zusammenhalte, die Pflege harter Gesinnung das erste Erforderniß sei. So empfahl sich, Haß und Zorn als staatserhaltende Elemente auszubilden im Gegensatz zu jener Weichheit der Empfindung, die angeblich das Erbübel gewesen war. Mit dem launigen Uebermuth, den wir kennen, läßt sogar irgendwo Treitschke eine nicht etwa deutsche, sondern die spezifisch „preußische Langmuth" als eine von der Weltgeschichte notorisch festgestellte Erscheinung auftreten!

Zur historischen Begründung einer solchen Methode ließ sich natürlich an den Haß und Abscheu zunächst gegen alles Fremde anknüpfen, und ist der Kniff einmal gefunden, so gehört wenig Witz dazu, wo immer es dient, auch im eigenen Hause das Fremde zu entdecken.

Treitschke ist in seiner Weise ein Sprachkünstler. Er hat versucht, im Dienste seiner Tendenz auch ein neues Wort zu schaffen, aber man wird nicht sagen können, daß es ihm damit gelungen sei. Der Gedanke ist eben ein gemachter und trägt den Stempel des Gemachten, wie das Wort selbst: „Fremdbrüderlichkeit" heißt es. Der Erfinder braucht nicht zu fürchten, daß man es ihm stehle. Kein Mensch wird es ihm streitig machen oder nachreden. Ebenso falsch und gemacht ist ja auch die von ihm befolgte Manier, möglichst oft für französisch welsch zu schreiben. Wem fällt es denn ein, in der Unterhaltung oder selbst auf der Rednerbühne das Wort zu gebrauchen? Eine Darstellung, die sich in so gekünstelten Formen bewegt, gibt sich selbst das Zeugniß ihrer gekünstelten Empfindung. Und diese Künstlichkeit wird hier darauf zugespitzt, jede Berührung mit fremdem Element als

verächtlich hinzustellen. Beiläufig gesagt, bedeutet nach historischem Sprachgebrauch Wälsch auch mehr Italienisch als Französisch. Wälschland wird Jeder mit Italien übersetzen. Was würde die loyale Gesinnung heute dazu sagen, wenn einer ihrer Diener den König Humbert von Italien einen wälschen Fürsten nennte? Mit der „Fremdbrüderlichkeit“, dem abgeschmackten und geschmacklosen Wort, soll der Deutsche abgeschreckt werden von einer falschen Sentimentalität, die ihn aus lauter mißverstandenem Edelmuthe dahin gebracht hätte, sein eigenes Land dem Fremdling zu opfern. Gegen seine eigene Schwäche soll er gewarnt und im Verhalten zum Nichtdeutschen soll ihm der Gedanke nahe gelegt werden, nicht in verderbliche Schwäche zu verfallen. Zu diesem Zweck muß er natürlich sich stets als zu gut, zu treu und zu edel vorkommen; der Andere muß ihm als zu schlecht, zu treulos und zu gemein gezeigt werden.*) Das System ist mit Konsequenz in diesem neuesten Bande durchgeführt. Beinahe niemals wird ein fremdes Volk oder ein fremder Staatsmann erwähnt, ohne daß ein schmähendes Eigenschaftswort neben dem Namen figurirte. Während die „rechtschaffenen Germanen“ den „sittlich feigen“ Franzosen gegenüber gestellt werden, wird der ganze Wortschatz der Anglophobie, welchen der beschränkteste französische Chauvinismus seit hundert Jahren gegen England erfunden hat, dankbar aufgenommen. Der Geschichtschreiber des Zollvereins und der in demselben zur Entwicklung gekommenen freien Handelspolitik versagt sich nicht das armselige Vergnügen, im Geist jener Verdächtigungen zu schreiben, welche während des ersten Wüthens der deutschen Schutzzöllnerei sich gegen die internationale Scheinheiligkeit des perfiden Albions und die auf Korruption ausgehende Bosheit des Cobdenklubs in offiziösen Broschüren erging.

Es ist doch schon schlimm genug und wird im Grunde von den ehrlichen Leuten aller Länder gleichmäßig beklagt, daß ein Theil der Tagespresse in Deutschland und Frankreich diese Verhetzungspolitik treibt. Wie viel schlimmer und unwürdiger tritt aber solche Einseitigkeit im Gewande der Geschichtsschreibung auf und gar in diesem feierlichen und imposanten Gewande.

Wie, wenn dies nach dem obersten Gesetz Kantischer Moral, daß eines Jeden Handlungsweise die Probe des Vorbildes für alle Anderen aushalten müsse, die Regel für die Geschichtschreibung aller Völker und Zeiten würde? wenn alle Geschichtschreibung, von diesem sogenannten nationalen Gesichtspunkt ausgehend, eine Anklageschrift gegen alle anderen Völker und eine pflichtmäßige Selbstverherrlichung würde? Müßte nicht der Unsinn einer solchen Konsequenz sich Jedem aufdrängen und die Geschichte zu einem Spottbild werden lassen?

In der Praxis der jüngstvergangenen Zeit wurde die Aufstachelung gegen das Fremde als Hebel der nationalen Politik verwandt, und sie wird als Methode auf die historische Darstellung dadurch übertragen, daß Alles, was nicht zum System paßt, als aus der Fremde genommen und Alles was aus der Fremde genommen, als unpassend zu erscheinen hat. Die Forderung, daß ein Volk sich historisch entwickle, wird so zur unhistorischsten aller Forderungen. Denn seitdem es eine Kultur gibt, konnte sich kein Volk aus sich allein entwickeln und hat sich glücklicher Weise keines aus sich allein heraus entwickelt, sondern aus seinem Zusammenhang mit der Welt und in Wechselwirkung mit ihr und ihrem gesammten Werden. Von keiner Zeit gilt das mehr als von dem Abschnitte, welcher mit der Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Kolonien beginnt. Zwei Elemente tragen diesen Zusammenhang ganz naturgemäß, Inhalt und Form. Den Inhalt bilden die von Volk zu Volk wandernden Gedanken und Empfindungen, die Form drückt sich aus in der Nachbildung der Institutionen. In der Verhöhnung der Fremdbrüderlichkeit wird der Inhalt, in der Verhöhnung der konstitutionellen Bestrebungen wird hier die Form verketzert. In der That hat der deutsche Idealismus der Reihe nach für die Bastillestürmer (man denke an Klopstock!) für die Griechen, für die Polen geschwärmt. Er hat noch vor einem Vierteljahrhundert dem amerikanischen Norden gegen die Sklavenstaaten beigestanden. Soll der Geist der Völker dieses Zugs beraubt werden? Hat etwa die Königstreue ihre Wurzeln in einem andern Boden als in diesem idealen? Kann und soll sie ihn etwa nach ihrem enthusiastischen Verkünder in einem anderen Boden haben? Fürst Bismarck sagte einmal zu einem französischen Journalisten, dem er nach dem Kriege von 1866 in einem seiner Zeit viel verbreiteten Interview den tieferen Zusammenhang der eben geschehenen Dinge auseinandersetzte: wenn ein Berliner Arbeiter im Feldzug einen Arm verliert, so begrüßt ihn bei seiner Rückkehr sein Weib mit Stolz und Zärtlichkeit; käme er aber aus einem Straßenkampf mit zerschossenem Glied nach Hause, so würde er von seiner Ehehälfte mit Scheltworten empfangen. Meint Herr von Treitschke, Bismarck hätte damit sagen wollen, die Frau habe kraft tiefen Nachdenkens sich für soldatische Königstreue und gegen das Recht der Revolution entschieden? Alle großen Triebe, welche die Massen in selbstlose Bewegung setzen, wurzeln im Gemüthe, d. h. im Idealismus, noch viel stärker als die, welche im einzelnen Menschen den Ausschlag geben. Denn schon das Bindemittel, welches den Einzelnen über sich selbst hinaushebt und zum Gemeingefühl mit der Gesammtheit fortreißt, kann nicht dem analysirenden Verstand entspringen. Ein Skeptiker hat einmal den Ausspruch gethan: „Mit klugen Leuten stürmt man keine Schanzen“. Der beißenden Form entkleidet heißt das so viel als: mit der Klugheit allein geht niemand in den Tod für ein höheres Ziel, für eine Idee; und für den König doch auch sicher nicht, weil derselbe ein Mensch, sondern weil er eine Idee ist. Die Verspottung des Idealismus ist am meisten vom Standpunkt des hingebenden Royalismus aus selbstmörderisch. Nicht umsonst lieben Thron und Altar zusammenzustehen. Die Königstreue, die nicht eine Art Religion ist, muß gerade ihren überzeugten Aposteln besonders verdächtig sein; sie sinkt auf die niedrige Stufe der orleanistischen und koburgischen Monarchie der dreißiger Jahre hinab, die ihnen verwerflich erscheint, weil sie keinen höheren Anspruch erhebt, als den „die beste der Republiken“ zu sein.

Der Freiheitstrieb, aus welchem die politische Bewegung des deutschen Bürgerthums zunächst im Südwesten hervorging, war nicht ausländischen Ursprungs. Die Bewegung der dreißiger Jahre knüpft ohne Unterbrechung an die der Befreiungskriege und der Burschenschaft an. Viele ihrer Führer entstammen jener Verbindung, auch der obengenannte Weidig. Aber die Lust entfachte sich neu an den Erlebnissen in der Nachbarschaft, und es ist undenkbar, daß sie sich entfacht hätte ohne einen Zug großmüthiger Sympathie mit den Menschen, welche draußen diese Ideen vertraten. Lief Kritiklosigkeit dabei mit unter, so war sie unentbehrlich. Mit der kalten und sogar falschen Kritik, welche Treitschke nachträglich zum alleinigen Maßstab nimmt, wäre an ein Erwachen überhaupt nicht zu denken gewesen. Selbst eine gewisse heilige „Jugendeselei“ gereicht bekanntlich den Menschen eher zur Zierde als altkluge Engherzigkeit. Aber es war gar keine Jugendeselei. Auch ist es falsch, eine undeutsche Richtung dabei für vorherrschend zu erklären. Das selbstständig Deutsche tritt in der Mehrzahl der Reden und Schriften der Epoche hervor. Die Nachahmung der Formen und Stichworte, welche die Julirevolution geliefert hatte, lag in der Luft, und nur aus dem, was in der Luft liegt, kann Bewegung in die Massen kommen. Mit Rezepten aus der Apotheke und selbst mit Lehrbüchern läßt sich das nicht machen. Aus den veränderten Voraussetzungen und Maßstäben entstanden Mißverhältnisse, die zu Verzerrungen und zu Mißerfolgen führten. Aber schließlich konnten die Dinge auf gar keine andere Weise ins Rutschen kommen, und nur auf diese Weise sind die ersten Anläufe gegen den elenden kleinen

*) Ein Freund erzählte mir diesen Sommer, er habe in einem Schweizer Eisenbahnwagen eine Unterhaltung zweier Deutschen mit angehört, deren einer zum andern sagte: „Wir Deutsche sind doch eine zu großmüthige Nation, daß wir diesen Franzosen erlaubt haben, ihre Ausstellung zu machen.“ Das war sicher ein Schüler unseres Meisters.

Polizeistaat zu Stande gekommen, mit dem wir noch heutigen Tags nicht ganz aufgeräumt haben. Auch der Rotteck-Welcker'schen Verfassungsseligkeit kann man den Vorwurf nicht ersparen, der gerade in ihrer Aehnlichkeit mit der Propaganda Treitschke's liegt. Auch Jene verfaßten Geschichtswerke und Staatswörterbücher im Geist und im Dienst einer einseitig ausgeprägten Staatslehre. Aber sie waren dabei mit voller Naivetät an der Arbeit, was Treitschke nicht bestreiten wird. Denn gerade diese Naivetät gewährt ihm den Anhalt zu seiner sarkastischen Behandlung, und er wird eben deshalb nicht dieselbe Entschuldigung für sich in Anspruch nehmen. Das Staatslexikon, welches Hermann Wagener im Dienste der Kreuzzeitungspartei in die Welt entsendete, war gewiß ebenfalls einseitig, aber man wird nicht behaupten, daß der Mann zu den naiven gehörte, so wenig wie Treitschke, der mit größerem Ingenium und mit größeren Mitteln denselben Weg verfolgt. Naive Einseitigkeit kann sich ins Ueberschwängliche versteigen, welches die Ironie herausfordert; aber gewollter Paroxismus treibt zur Verzerrung, welche abstößt. Man wird schwerlich in der Rotteck-Welcker'schen Litteratur einem Ausspruch begegnen wie dem Seitenhieb, welchen dieser vierte Band einmal gegen den Geist der Berliner Bevölkerung damit zu führen sucht, daß er u. A. ihr verdildetes Wesen aus der frühen Bekanntschaft mit ausländischen Affen in den Menagerien, „wo sie sich ihrer eigenen Affenähnlichkeit bewußt werden", und aus ihrer Unbekanntschaft mit deutschen Rinderheerden ableitet. Beiläufig gesagt: heute sind in dem Berliner Viehhof wohl mehr deutsche Rinder zusammen als in irgend einem Dorfe Pommerns oder Preußens. Gleichen Kalibers ist u. A. der Ausspruch, daß die Rheinländer mit deutscher Treue an ihrer französischen Gesetzgebung hingen. War doch diese Anhänglichkeit schon groß, als noch kein halbes Menschenalter der Treue die Zeit des Entstehens gelassen haben konnte, und sie wurzelte, wie jeder in dieser Atmosphäre Großgewordene weiß, in ganz anderen Bewandtnissen.

Wer wüßte nicht, wie viel Geschmack, guter und schlechter, an französischen Dingen in Deutschland geherrscht hat und sogar noch herrscht, seit Jahrhunderten bis zur heutigen Bühnen- und Romanlitteratur*), nicht am wenigsten genährt und gefördert von deutschen Fürsten und Adelsgeschlechtern. Aber gerade die liberale Bewegung der dreißiger Jahre ist weder aus der Schwäche für das Fremde, noch aus dem Brudersinn für die Fremden hervorgegangen, sondern aus dem inneren Drang der gebildeten deutschen Welt. Der französische Konstitutionalismus der Julimonarchie war einfach die Formel, welche das europäische Festland sich aus der Uebernahme des englischen Vorbildes nach seinen anders gearteten Grundlagen zurecht gelegt hatte, und in dieser Form ergriff der neue Geist alle westlichen Nationen, den südwestlichen Theil Deutschlands um so mehr, als er in seiner eigenen Geschichte gar keinen Anhalt für einen Umschwung in neue Wege vorfand. Denn daß die altwürttembergische Stände- und Schreiberopposition nicht dazu gemacht war, hat die Erfahrung gelehrt und gibt auch Treitschke zu.

Was an diesem rationalistischen Verfassungsdoktrinarismus in allen seinen Spielarten gut oder schlecht war, kann eine offene Frage bleiben und ist in einem gewissem Maße noch heute eine ungelöste Frage. Die gebildeten Klassen des westlichen Europas hatten gar keinen anderen Weg als durch diese Evolution, denn nur diese bot ihnen die Geschichte dar. Das sollte ein Historiker, wenn er nicht Pamphletist sein will, nicht verkennen, d. h. verspotten. Wenn die Liberalen nach Paris sahen, so geschah es, weil damals die nationalen Gegensätze nicht in Frage standen und alle Augen dahin gerichtet waren, wo das Experiment vorbildlich zum Durchbruch kam. Die Liberalen im Südwesten Deutschlands verfolgten die französischen Kammerverhandlungen und Parteikämpfe mit dem Solidaritätsgefühl eigener geistiger Interessen.

*) Ich selbst habe schon vor dreißig Jahren eine Studie darüber geliefert, „Die Französelei am Rhein, wie sie kam und wie sie ging" (Demokratische Studien, Hamburg 1861).

Vielleicht interessirt es Treitschke und kann er es verwerthen, daß der erste Vizepräsident des jüngsten sogenannten Kartellreichstages, Herr Buhl, in der Taufe den undeutschen Vornamen Armand erhielt zum Andenken an Armand Carrel, den drei Jahre vorher im Duell gebliebenen radikalen Redakteur des Journals Le National.

Die ganze ununterbrochene Reihe der deutschen Entwicklung, welche mit den Befreiungskriegen anhebt, 1830 und 1848 in neuen Wendepunkten neue Lebenskraft gewann und 1866 und 1870 ihren großen Abschluß fand, ist nicht als eine Episode der Entartung, sondern als eine legitime Geschlechtsfolge zu verstehen. Auch ist es falsch, daß das Eintreten des preußischen Staates in diese Entwicklung unabhängig von den Vorgängen des Südens gekommen wäre. Der Zollverein allein hat es nicht gemacht. Während unter Friedrich Wilhelms III. patriarchalischer Herrschaft jede äußere Regung in Preußen erstarrt war (die absolutistische Schönseligkeit sagt: aus zarter Rücksicht für den greisen König, aber ohne Gegenseitigkeit) lebte der Norden im Geiste mit den liberalen Kämpfern des Südens und Westens, wie auch die Rheinländer und Westfalen nachher an die Spitze der liberalen Bewegung in Preußen traten. Den berechtigten Grundzug aller dieser Erscheinungen in der Politik zu übersehen, ist ebenso falsch, wie es falsch ist, die gleichzeitige unter dem „Jungen Deutschland" zusammengefaßte philosophisch-litterarische Bewegung der Geister parallel mit der politischen unter den Eindruck eines herabwürdigenden Gesammturtheils zu stellen, freilich beides in konsequenter Verfolgung derselben Absicht.

(Ein dritter Artikel folgt.)

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Wie doch die Zeit vergeht! Da ist nun über dem vielen Plaudern der März abgelaufen und der Staatshaushalt ist nicht zu Ende berathen worden. Die klare Vorschrift des Artikel 99 der Verfassungsurkunde ist nicht beobachtet worden. Ehrlich gestanden, hat sie schon im vorigen Jahre Noth gelitten; die Gesetzsammlung veröffentlichte den Staatshaushalt nicht, wie die Verfassung es vorschreibt, „im Voraus"; dann hätte es spätestens am letzten Tage des alten Budgetjahres, also am 31. März geschehen müssen, sondern sie veröffentlichte ihn erst in den ersten Tagen des April. Wir haben damals drei Tage lang ein budgetloses Regiment gehabt.

Man hat damals um der Geringfügigkeit der Frist willen diesen Umstand nicht besonders beachtet und die natürliche Folge ist, daß sich in diesem Jahre eine weit erheblichere Verspätung einstellt. Sie wird wenigstens so viele Wochen betragen, als es im Vorjahre Tage waren. Daß das Abgeordnetenhaus die dritte Lesung noch vor Ostern erledigt, ist nunmehr unmöglich geworden; daß das Herrenhaus sie erst nach Ostern beginnen kann, war schon längst gewiß. Und das Herrenhaus hat noch im vorigen Jahre sehr stark betont, seine Würde erfordere, daß man ihm Zeit lasse. Es kann zwar an dem Staatshaushalt kein Tittelchen ändern; es könnte ihn allerdings in Bausch und Bogen ablehnen, aber einen solchen Schritt auch nur in Erwägung zu ziehen, liegt nicht der Schatten einer Veranlassung vor. Die Bestätigung des Staatshaushalts ist nichts mehr und nichts weniger als eine leere Förmlichkeit, aber das Herrenhaus will diese Förmlichkeit mit einer gewissen Umständlichkeit vollziehen.

Man kann es mit der buchstäblichen Erfüllung der Vorschriften der Verfassung nicht ernsthaft genug nehmen. Es gibt eine sehr lehrhafte und erbauliche Erzählung von Zschokke, welche den Titel führt: „Das Loch im Aermel".

Es wird darin gezeigt, wie ein Knabe, der ein ganz kleines Loch im Aermel hat — es war nur durch das Platzen einer Naht veranlaßt — und nicht rechtzeitig dafür sorgt, daß dasselbe wieder zugenäht wird, nun von Stufe zu Stufe sinkt, bis der Bettelvogt über ihn Herr wird. Im vorigen Jahre war bei der Berathung des Staatshaushalts eine Naht geplatzt; in diesem Jahre geht der Riß schon in das Zeug selbst und es ist gut, wenn man denselben schnell zustopft, damit Niemand Veranlassung hat, den Vergleich mit Zschokke's Knaben weiter auszuführen!

In Preußen ist man lange daran gewöhnt gewesen, daß ohne rechtzeitige Feststellung des Staatshaushalts regiert wurde. Am 1. Januar begann das Etatsjahr, am 15. Januar trat erst der Landtag zusammen, und berieth drei Monate. Der Regel nach wurde der Staatshaushalt, der „im Voraus" festgestellt werden soll, erst im Mai publizirt. Mehrere Jahre hinter einander kam er sogar gar nicht zu Stande. Aber man wird jene Zeit nicht als ein Vorbild, sondern nur als ein warnendes Exempel hinstellen können. In jenem Zeitraum, der die Aera der Landrathskammer und die Aera des Militärkonflikts umfaßt, war es mit der Beobachtung der Verfassung überhaupt sehr schwach bestellt und es läßt sich somit zeigen, wie die Vernachlässigung einer Verfassungsbestimmung sehr schnell zur Vernachlässigung der ganzen Verfassung führt. Es war ein erfreulicher Wendepunkt, als im Jahre 1867 der Staatshaushalt zum ersten Male rechtzeitig fertig wurde und man nahm sich ernsthaft vor, sich diesen erfreulichen Zustand zu erhalten. Diesen Vorsatz hat man auch gehalten. Einige Male, als sich Hindernisse einstellten, hat man ein Nothgesetz gemacht, auf Grund dessen die Verwaltung bis zur Verkündigung des Staatshaushalts geführt werden konnte. Das war freilich ein Flicken, aber ein Flicken ist besser als ein Loch.

Der Regierung liegt die Sorge ob, darüber zu wachen, daß die Verfassung beobachtet wird. Schon längst hat die Presse darauf aufmerksam gemacht, daß in diesem Jahr der Erlaß eines Nothgesetzes nothwendig werden würde. Herr von Goßler hat die Frage, ob die Regierung die Vorlage eines solchen Nothgesetzes beabsichtige, mit einem kurzen Nein beantwortet, ohne sich in eine weitere Erörterung einzulassen. Die konservative Partei sprang ihm sofort mit einer staatsrechtlichen Deduktion zur Seite, die so originell war, wie die konservativen Staatsrechtslehren überhaupt zu sein pflegen. Die Regierung, sagten sie, habe das Budget rechtzeitig vorgelegt und sonst Alles, was in ihren Kräften stand, gethan, damit dasselbe auch rechtzeitig zu Stande komme. Die Redelust des Hauses sei Schuld, daß sich die Sache verzögert habe, und darum könne man der Regierung keine Zumuthung machen.

Originell ist diese Deduktion, weil sie die Sache so auffaßt, als sei der Erlaß eines Nothgesetzes nicht eine objektive Nothwendigkeit, sondern eine Pönitenz, welche sich die Regierung auferlege, und auf eine solche Pönitenz könne kein Richter erkennen, wenn nicht ein böser Vorsatz oder eine Fahrlässigkeit festgestellt sei. Um an eine sehr bekannte Anekdote anzuknüpfen, es kommt doch in diesem Augenblick darauf an, daß uns nicht die Hände frieren und nicht darauf, wer es versäumt hat, die Handschuhe zu kaufen. Seltsam ist es, daß es der Regierung nicht gelingt, mit diesem Abgeordnetenhaus, das so regierungsfreundlich zusammengesetzt ist, wie nie ein anderes zuvor, ein Ziel zu erreichen, zu dem man seit mehr als zwanzig Jahren unter schwierigeren Umständen ohne Mühe gelangt ist. Es ist ein Seitenstück dazu, daß der Kartellreichstag, der der Regierung eine sichere Majorität bieten sollte, sie gerade bei derjenigen Aufgabe im Stiche gelassen hat, die sie für die wichtigste hielt, nämlich beim Sozialistengesetz.

Man hat die erwachsene Schwierigkeit schließlich — wenn auch unvollkommen — aus der Initiative des Hauses heraus dadurch zu lösen gesucht, daß man einen Antrag Olzem-v. Zedlitz annahm: „Die bis zur gesetzlichen Feststellung des Staatshaushaltetats innerhalb der Grenzen derselben geleisteten Ausgaben werden hiermit nachträglich genehmigt".

Die Frage, wie sich die Berathung des Staatshaushalts so lange hat verzögern können, ist nun freilich schwer zu beantworten. Es hat in Folge der Wahlagitationen eine vierzehntägige Pause stattgefunden; das war 1887 auch der Fall und hat damals ähnliche Folgen nicht gehabt. Andererseits hat das Centrum sein ganzes Kulturkampfmaterial von dem Programm der zweiten Lesung gestrichen. Es sind sehr viele Dinge gesprochen worden, die man nur in den stenographischen Berichten aufsuchen kann, denn die Zeitungen haben diesmal ihre Berichte gekürzt, wie dies kaum je dagewesen.

An dieser „Sprecherei", wie sich Herr Graf Stirum wegwerfend ausdrückt, sind nun die Konservativen keineswegs unschuldig. Im Gegentheil, sie haben den Löwenantheil gehabt. Sie haben Themata diskutirt, die der Reichstag zu entscheiden hat, und sie haben in ihrer Mitte eine Anzahl Herren, die sich besondere Mühe zu geben scheinen, durch ihre Reden den Beweis zu liefern, daß sie sich zu Reichstagskandidaten nicht eignen, was man ihnen ja allenfalls schon auf ihr Ehrenwort hin geglaubt haben würde, ohne daß sie thatsächliche Beweise beizubringen nöthig gehabt hätten.

Herr Stöcker hielt den Zeitpunkt für gekommen, wo sich die Judenhetze wieder mit Erfolg aufnehmen läßt. Daß seine Rede eine antisemitische Hetzrede im strengsten Sinne des Wortes war, läßt sich schon aus dem einen Worte genügend darthun, daß man das Judenthum als ein „Kollektivum" auffassen müsse. In geläufiges Deutsch übersetzt heißt das nichts Anderes, als daß man alle Juden für dasjenige verantwortlich machen darf, was man etwa an einem Juden zu tadeln hat. Gerade hierin liegt der tief unsittliche Charakter des Antisemitismus begründet. Alle wahre Sittlichkeit geht davon aus, daß der Mensch die Verantwortlichkeit trägt für seine Handlungen und Gesinnungen, daß man aber nicht eine ganze durch Abstammung, Stand oder Bekenntniß abgegrenzte Klasse verantwortlich macht für dasjenige, was einzelne Mitglieder derselben gesündigt haben mögen.

Daß Herr Stöcker so sprach, wie er es gethan, wird Niemanden überraschen; desto lebhaftere Verwunderung darf die Haltung erregen, die Herr von Goßler in dieser Frage eingenommen. Er dankte dem Herrn Stöcker für die sachlichen Anregungen, die derselbe gegeben und hatte für dasjenige, was in seiner Rede hetzerisch gewesen war, schlechthin kein Ohr. Er hatte kein Wort der Zurückweisung für die Behauptung, daß Eltern, die ihre Kinder in eine öffentliche Schule schicken, davor geschützt sein müssen, daß diese Kinder mit den Kindern jüdischer Eltern auf einer Bank sitzen. Die Reden des Herrn von Goßler haben den Eindruck hinterlassen, als sympathisire er mit den antisemitischen Tendenzen des Herrn Stöcker in derselben Weise wie Herr von Puttkammer, der aus diesen Sympathieen niemals ein Hehl gemacht hat. Herr von Goßler hat mit diesen Reden den günstigen Eindruck beeinträchtigt, den manche seiner früheren Leistungen, namentlich zur Förderung der Wissenschaft und Kunst, unleugbar hervorgebracht haben. Der ganze Hergang war um so bedauerlicher, als er sich an einem wichtigen Wendepunkte abspielte, der in unserer Politik eingetreten ist und der Annahme Vorschub leistete, daß unsere künftige Politik eine antisemitische sein wird.

Ich theile eine solche Befürchtung nicht. Eine offene und gerade Soldatennatur wie die des neuen Reichskanzlers wird sich mit solchen Machenschaften, wie sie von unseren Antisemiten ausgehen, niemals befreunden können und man darf hoffen, daß, wenn ähnliche Vorgänge sich bei der Anwesenheit des Herrn v. Caprivi wiederholen sollten, er sie in kurzer und schlichter Art ablehnen wird. Daß Herr Stöcker in dem Augenblicke, wo zwei Epochen sich von einander scheiden, noch einen Orden erlangt hat, ist wohl auf die Rechnung der abscheidenden und nicht der anbrechenden Epoche zu setzen. Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, das System Bismarck in objektiver Weise zu schildern, wird der Charakterzug nicht übergangen werden dürfen, daß unter diesem System der Antisemitismus sich mit einem Anschein von Recht rühmen durfte, in der Sonne der Gunst sich zu bewegen.

Während die vorstehenden Zeilen geschrieben wurden, ist das Menu der aus dem Grafen Stirum so abfällig beurtheilten Sprecherei noch dadurch gemehrt, daß unter seiner eigenen Mitwirkung eine Interpellation erörtert wurde, welche die Frage aufwarf, ob die Regierung für die Hinterbliebenen des in Köpnick ermordeten Gendarmen sorgen werde. Man nahm an, daß diese Interpellation eine Handhabe bieten sollte, um die ganze Sozialistenfrage zur Debatte zu stellen. Die bedauerlichen Vorgänge in Köpnick bilden den Thatbestand eines gemeinen Verbrechens: Aufruhr und Todtschlag. Es versteht sich ganz von selbst, daß gegen die Urheber und Theilnehmer dieses Verbrechens mit der ganzen Strenge des Gesetzes vorgegangen werden muß. Der Staat, der das für Alle erlassene Gesetz auf Alle gleichmäßig anwendet, hat eine starke Stellung und ein gutes Gewissen. Es versteht sich ebenso von selbst, daß die allgemeine Theilnahme sich einem Beamten zuwendet, der in Erfüllung seiner Pflicht das Leben eingebüßt hat und daß diese Theilnahme sich den hilflos zurückgelassenen Hinterbliebenen desselben zuwendet. Die freisinnige Partei wird nichts einwenden, wenn für solche Hinterbliebene allgemein und grundsätzlich, und nicht nur, wie im Falle Rumpf, durch ein Spezialgesetz, auskömmlicher gesorgt wird.

Aber bei alledem ist die Ermordung jenes Gendarmen kein Ereigniß, welches der Politik angehört. Es kommt Jahr für Jahr vor, daß ein Beamter ein Opfer seiner Pflichttreue wird. Das ist traurig, aber es wird hingenommen als eine Folge der Mangelhaftigkeit unserer menschlichen Zustände. Es kommt nicht selten vor, daß ein Zollwächter von einem Schmuggler meuchlings erschossen wird; man hat das nie zum Ausgangspunkte der Frage genommen, ob man nicht durch Beseitigung der Schutzzölle einem solchen Ereigniß vorbeugen soll. Es kommt jährlich mehrere Mal vor, daß ein Förster im Kampfe gegen Wildbiebe fällt und niemals ist daraus ein Anlaß genommen worden, die Abänderung der Jagdgesetze zu debattiren. Es ist sogar vorgekommen, daß ein Polizeipräsident das Leben verlor, weil er einer Spielerbande ohne Ansehen der Person zu Leibe ging. Man nannte das nicht einen Mord, sondern einen ritterlichen Zweikampf, und unterließ es gänzlich, die Frage zu erörtern, ob nicht dem grauenhaften und sündlichen Unwesen des Duells einmal mit Ernst entgegengetreten werden solle. Für eine hochpolitische Debatte gibt die Ermordung eines Gendarmen durch eine Anzahl von gesetzlosen Strolchen schlechthin kein Material her.

Das scheinen denn auch die Herren Interpellanten nachträglich eingesehen zu haben, und so hat die Interpellation nur den Eindruck hinterlassen, daß sie überflüssig war.

Proteus.

Rechtseinheits-Bestrebungen.*)

Die Einheitsbestrebungen auf dem Gebiete des Privatrechts sind der politischen Einigung des Deutschen Reichs, wenigstens mit theilweisem Erfolge, vorausgegangen; es gelang bereits zur Zeit des alten, im Jahre 1866 aufgehobenen, Deutschen Bundes die Allgemeine Deutsche Wechselordnung und das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch, welche übereinstimmend in den einzelnen Bundesstaaten publizirt wurden, zu schaffen, Gesetze, welche jetzt als Reichsgesetze im deutschen Reiche gelten. Diese beiden Gesetzbücher hatten gewissermaßen den bekanntlich bestrittenen Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung erwiesen.

Mit der Gründung des Norddeutschen Bundes traten die Rechtseinheits-Bestrebungen kräftiger hervor. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes bezeichnete bereits als der Gesetzgebung desselben unterliegend:

„Die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren. (Art. 4 Nr. 13.)"

Wie viel auch schon damit erreicht war oder wenigstens erreicht werden konnte, so genügte doch selbst diese erweiterte Kompetenz des Norddeutschen Bundes bezw. Deutschen Reiches nicht den vorwärts drängenden Einheitsbestrebungen auf dem Rechtsgebiete. Nicht bloß der Reichstag und verschiedene größere parlamentarische Körperschaften deutscher Bundesstaaten verlangten in wiederholten Beschlüssen eine weitere Ausdehnung der Gesetzgebungs-Zuständigkeit des Reichs; auch die Wissenschaft nahm diesen Standpunkt ein. Vor Allem hat sich Goldschmidt das Verdienst erworben, die Undurchführbarkeit des Beschlusses, die Reichsgesetzgebung auf das Obligationenrecht zu beschränken, aus juristisch-technischen Gründen nachzuweisen. In der That war es unthunlich, ein Rechtsgebiet von den übrigen zu isoliren, das fast in alle Rechtsgebiete eingriff.

Schon durch das Gesetz vom 20. Dezember 1873 wurde die oben gedachte Verfassungsbestimmung dahin geändert, daß als der Gesetzgebung des Reichs unterliegend bezeichnet wurde:

„Die gemeinsame Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren".

Bereits im Jahre 1870 war ein einheitliches Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund geschaffen worden, welches nach Gründung des Reichs die Bezeichnung „Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich" erhielt und auf das ganze Reich ausgedehnt wurde, in dem es noch heute mit einigen Abänderungen gilt.

Durch die sogenannten Reichsjustizgesetze vom Jahre 1877 ist sodann die vorstehende Verfassungsbestimmung, soweit sie „das gerichtliche Verfahren" betrifft, ausgeführt worden. Wir haben auf Grund dieser Gesetze bereits seit dem Jahre 1879 ein einheitliches Civil-, Straf- und Konkursverfahren; gleichmäßig organisirte Gerichte in ganz Deutschland, bestimmt durch das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877, handhaben nach denselben Grundsätzen des Verfahrens das Recht, und zwar das im Wesentlichen in den einzelnen Bundesstaaten gleichmäßige Strafrecht (vom Landesstrafrecht abgesehen) und das in den einzelnen deutschen Bundesstaaten — von einzelnen besonders kodifizirten Theilen abgesehen — noch nicht gleichmäßige bürgerliche Recht.

Hier soll das neue bürgerliche Gesetzbuch eingreifen und für das ganze Deutsche Reich ein einheitliches materielles Recht schaffen.

Nachdem Ende des Jahres 1873 in der obengedachten Weise die verfassungsmäßige Grundlage für Kodifikation des gesammten bürgerlichen Rechts gewonnen war, wurde diese selbst alsbald in Angriff genommen. Der Bundesrath berief bereits Anfang des Jahres 1874 eine Kommission — die sogenannte Vorkommission —, um zunächst über Plan und Methode, nach welchen bei Aufstellung des Entwurfs eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches zu verfahren sei, gutachtliche Vorschläge zu machen." Die fünf Mitglieder dieser Kommission waren: Professor Dr. Goldschmidt, damals Rath beim Reichsoberhandelsgericht; von Kübel, Direktor des Obertribunats in Stuttgart; von Schelling, der jetzige preußische Justizminister, damals Appellationsgerichtspräsident in Halberstadt; von Neumayer, der Präsident des Oberappellationsgerichts in München, und von Weber, der Präsident des Oberappellationsgerichts in Dresden.

Auf Grund eingehender Berathung der Vorkommission wurde bereits am 15. April 1874 über die vorstehende Frage

*) Anm. d. Redaktion: Die „Nation" wird an der kritischen Beurtheilung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich in nächster Zeit Antheil nehmen. Wir bringen deshalb zunächst über die Entstehung des Entwurfs einen orientirenden Aufsatz.

dem Bundesrath ein Gutachten nebst Vorschlägen unterbreitet.*)

Ueber dieses Gutachten erstattete der Ausschuß des Bundesraths für Justizwesen am 9. Juni 1874 einen umfangreichen Bericht, in welchem er im Allgemeinen die in dem Gutachten der Vorkommission enthaltenen Ansichten und Vorschläge billigte.

Das Gutachten der Vorkommission und der Bericht des Justizausschusses — beide von bedeutendem Werthe und Einfluß auf das große nationale Werk — waren wesentlich in Folgendem einig, wobei wir uns der Darstellung des Berichts anschließen.

I. Was den Umfang der Aufgabe betrifft, so sollte der zu schaffende Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches das gesammte bürgerliche Recht umfassen mit Ausnahme: 1. des Handelsrechts (indem eine besondere Revision des Handelsgesetzbuches in Aussicht genommen war); 2 des Bergrechts; 3. einzelner im Absterben begriffener, überwiegend deutschrechtlicher Institute — namentlich des Lehnrechts, der Reallasten, des Erbzins- und Erbpachtrechts, der Emphyteusis, des Näherrechts, des Rechts der Stammgüter und Familienfideikommisse; hier sollte theilweise der Landesgesetzgebung Raum gelassen, theilweise im Entwurf nur allgemein über die Gestattung, Ausschließung oder Einschränkung dieser Institute Bestimmung getroffen werden; 4. des bäuerlichen Güterrechts, welches provinziell oder lokal verschieden ist, wenn man sich auch vielleicht über allgemeine Gesichtspunkte einigen könnte; 5. einer Anzahl von Instituten, welche von dem Bedürfnisse einzelner Distrikte abhängig sind und für deren Regelung polizeiliche Rücksichten in Frage kommen, wie Forstrecht, Wasserrecht, Mühlenrecht, Flößereirecht, Fischereirecht, Jagd-, Deich- und Sielrecht, Baurecht, Gemeinheitstheilungsrecht, Expropriationsrecht und Gesinderecht, wobei jedoch die privatrechtlichen Grundprinzipien dieser Institute sich zur gemeinschaftlichen Regelung im Gesetzbuch eignen würden. Im Uebrigen sollte das künftige deutsche Gesetzbuch im Wesentlichen vollständig sein und als einheitliches Ganzes in das Leben treten.

II. Bezüglich der Beschaffenheit des zu verarbeitenden Stoffes stellte sich die Aufgabe als eine dreifache dahin dar:

1. „Es ist der Gesammtbestand der innerhalb des Deutschen Reichs geltenden Privatrechtsnormen mit Rücksicht auf deren Zweckmäßigkeit, innere Wahrheit und folgerichtige Durchführung zu untersuchen. 2. Es ist sorgsam zu prüfen, wieweit die von der gemeinsamen Grundlage des sogenannten gemeinen Rechts (gemeinen Civilrechts und deutschen Privatrechts) abweichenden Bestimmungen der neuen großen Civilgesetzgebungen, der Landesgesetze und der etwaigen Reichsgesetze beizubehalten seien, oder ob und welche Ausgleichung zu versuchen sei. 3. Es ist endlich auf richtige Fassung und Anordnung die höchstmöglichste Sorgfalt zu verwenden."

Auch darin war Uebereinstimmung vorhanden, daß kein schon vorhandenes Gesetzbuch bezw. kein Entwurf für das Kodifikationswerk unmittelbar zu Grunde zu legen, daß vielmehr ein selbständiges, dem Stande der Gesetzgebung und Wissenschaft entsprechendes, einheitliches Gesetzbuch zu schaffen sei.

III. Die Verarbeitung und Eintheilung des Stoffes sollte in einem Einführungsgesetze, welches die Uebergangsbestimmungen und Bestimmungen über das Verhältniß des neuen Gesetzbuches zu den bestehenden Gesetzen enthalten sollte, sowie in dem Gesetzbuch selbst erfolgen; bezüglich eines sogenannten allgemeinen Theils waren das Gutachten und der Bericht insofern nicht ganz einig, als das Gutachten einen allgemeinen Theil, wenngleich von mäßigem Umfang, für unentbehrlich hielt, — das Allgemeine sollte allmählich von dem Besonderen ausgeschieden werden — während der Bericht die Abstraktion der allgemeinen Rechtsbegriffe und Rechtswahrheiten aus dem Besonderen nicht für Sache des Gesetzgebers, sondern der Theorie ansah und der künftigen Kommission in dieser Beziehung freie Hand lassen wollte.

Thatsächlich enthält der vorliegende Entwurf in seinem ersten Buch einen allgemeinen Theil, der 205 Paragraphen umfaßt.

Das neue Gesetzbuch sollte als Reichsrecht, weil es aus einer übergeordneten Rechtsquelle fließt, den Landesgesetzen vorgehen.

IV. Was die Methode der Redaktion anbetrifft, so sollte die Formulirung der aufzunehmenden Rechtssätze sich gleichmäßig von einer gelehrten Geheimsprache, wie von einer die unentbehrliche technische Bestimmtheit und Genauigkeit verwischenden Popularisirung fern halten, vielmehr gedrungene Kürze und eine zwar gemeinverständliche, aber in konsequenter Technik durchgeführte Rechtssprache erstrebt werden. Auch eine kasuistische Entwicklung und die Aufnahme lediglich reglementärer, zur richterlichen Instruktion dienender Vorschriften erschienen unangemessen, es sollten jedoch, wie das bei anderen neueren Entwürfen geschehen ist, neben den leitenden Prinzipien auch die wichtigsten Folgesätze und die Ausnahmen zu regeln sein.

Man war sich im Uebrigen darüber klar, daß hier die Hauptsache der Einsicht der Redaktoren überlassen bleiben mußte und daß dem freien Ermessen der Gesetzgebungskommission in dieser Beziehung keine Schranken gezogen werden sollten.

V. Der Bericht und das Gutachten äußerten sich sodann über die Art und den Umfang der Revision des Handelsrechts, die zur Zeit noch nicht vorliegt bezw. durch das Reichsgesetz, betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften vom 18. Juli 1884, theilweise bereits unterdeß zum gesetzlichen Abschluß gelangt ist.

VI. Was die geschäftliche Behandlung der ganzen Aufgabe anging, so wurde für das Angemessenste eine richtige Verbindung von selbständiger Einzelarbeit und zusammenfassender Gemeinarbeit erachtet; dagegen wurde die Uebertragung der Ausarbeitung des Gesammtentwurfs an einen einzigen Rechtsgelehrten abgelehnt.

Die nach dem Bericht aus 11 (nach dem Gutachten aus 9) Personen bestehende Kommission sollte die Redaktion der Hauptabtheilungen an 5 Mitglieder übertragen. Zuerst wären von dieser gewisse einleitende Fragen festzustellen, auch sollten die — durch Spezialkommissare und Gutachten von Behörden — unterstützten Redaktoren sich mit einander in Verbindung setzen und es sollte die Möglichkeit der Ausgleichung von Differenzpunkten durch die Kommission gegeben sein. Die Theilentwürfe sollten von der Kommission geprüft und festgestellt und alsdann einheitlich — durch einen von der Kommission zu bestellenden Hauptreferenten — zusammengefügt werden.

Der so fertig gestellte Entwurf sollte veröffentlicht werden; die eingehenden Urtheile der Kritik wären dann durch die Kommission oder einzelne Mitglieder derselben zusammenzustellen und zu würdigen, wonach dann der in zweiter Lesung hergestellte Entwurf dem Bundesrath zu unterbreiten sei.

Auf Grund des Berichts des Ausschusses für Justizwesen hat der demselben beitretende Bundesrath mittels Beschlusses vom 22. Juni 1874 eine aus elf (9 praktischen und 2 theoretischen) Juristen bestehende Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches berufen. Die Mitglieder der Kommission waren folgende Personen: der damalige Präsident des Reichs-Oberhandelsgerichts Wirkliche Geheime Rath Dr. Pape; der Kaiserliche Appellationsgerichtsrath, jetzige Reichsgerichtsrath Derscheid; der badische Ministerialrath Dr. Gebhard; der preußische Geheime Ober-Justizrath Johow; der württembergische Obertribunals-Vize-

*) Dasselbe ist abgedruckt in Gruchot's Beiträgen zur Erläuterung des deutschen Rechts (Jahrgang 1877) Band 21 Seite 167 in einem Aufsatz von Rassow: „Die Verhandlungen der Kommission zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland." Der Aufsatz enthält überhaupt viel dankenswerthes Material über die vorliegende Frage. Vergl. auch Behrend: „Die neueren Privatrechtskodifikationen" in von Holtzendorff's Encyklopädie der Rechtswissenschaft. 5. Aufl. S. 403 ff. Jacobi: Entstehung und Inhalt des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. Berlin, 1888 S. 2 ff.

präsident Dr. von Kübel; der preußische Geheime Ober-Justizrath und vortragende Rath im Justizministerium Dr. Kurlbaum II; der preußische Appellationsgerichtsrath Geheime Justizrath Dr. Planck; der bayerische ordentliche Professor der Rechte Dr von Roth; der bayerische Ministerialrath, jetzige Oberlandesgerichtspräsident Dr. von Schmitt; der sächsische Oberlandesgerichtspräsident, Wirkliche Geheime Rath Dr. von Weber; der sächsische Geheime Rath und ordentliche Professor der Rechte Dr. von Windscheid.

Die Kommission trat am 17. September 1874 in Berlin zusammen, stellte eine Geschäftsordnung für ihre Thätigkeit fest und faßte bezüglich des Umfanges des künftigen Gesetzbuches und der Vertheilung des Stoffes sowie der Arbeit ihre im Wesentlichen mit den oben mitgetheilten Vorschlägen übereinstimmenden Beschlüsse. Für die Aufstellung der Theilentwürfe ernannte sie 5 Redaktoren und zwar für die Ausarbeitung eines Entwurfs:

a) des Allgemeinen Theils den badischen Ministerialrath Dr. Gebhard;
b) des Obligationenrechts den württembergischen Obertribunals-Vizepräsidenten Dr. von Kübel;
c) des Sachenrechts den preußischen Geheimen Ober-Justizrath Johow,
d) des Familienrechts den preußischen Geheimen Justizrath Dr. Planck,
e) des Erbrechts den bayerischen Ministerialrath Dr. von Schmitt.

Auf den Bericht des Präsidenten der Kommission sind als Hilfsarbeiter zur Unterstützung der Redaktoren bei ihren Arbeiten und bezw zur Wahrnehmung der Verrichtungen als Schriftführer bei Aufnahme der Berathungsprotokolle der Kommission — theilweise erst später — beigegeben worden: der preußische Oberlandesgerichtsrath Neubauer; der preußische Oberlandesgerichtsrath Achilles; der sächsische Landgerichts-Direktor Boerner; der preußische Oberlandesgerichtsrath Struckmann; der braunschweigische Oberlandesgerichtsrath von Liebe; der württembergische Landgerichtsrath Ege; der preußische Obergerichtsrath, jetzige Ober-Konsistorialrath Braun; der hessische Geheime Justizrath Vogel; der mecklenburgische Kanzleirath Dr. Martini

Im Laufe der Zeit traten noch einige Veränderungen hinsichtlich des Personalbestandes der Kommission ein; als wichtigste Veränderungen seien hier hervorgehoben, daß Professor Windscheid im Oktober 1883 aus der Kommission ausschied, um nicht länger seinem akademischen Berufe in Leipzig entzogen zu werden, und daß im Januar 1884 der Redaktor des Entwurfs (bezw. eines Theils) des Obligationenrechts von Kübel starb und durch Professor von Mandry ersetzt wurde.

Die Kommission hat sich in den ersten Jahren nach ihrer Konstituirung fast ausschließlich mit der Erörterung grundlegender Fragen und der Feststellung derjenigen Grundsätze, nach denen dieselben in dem Gesetzbuche zu beantworten sind, beschäftigt. Alsdann wurde die Ausarbeitung der Theilentwürfe durch die einzelnen Redaktoren, welche durch ihre Hilfsarbeiter unterstützt wurden, in Angriff genommen; die Gesammtkommission vereinigte sich alljährlich zu längeren Sitzungen, um über prinzipiell wichtige Fragen Beschluß zu fassen und eine Verständigung über die maßgebenden Gesichtspunkte herbeizuführen. Im Jahre 1881 waren die Vorentwürfe zum größten Theil vollendet; nur der Theilentwurf über das Obligationenrecht ist in Folge tödtlicher Krankheit des Redaktors von Kübel nicht beendigt worden; an seiner Stelle diente theilweise der sogenannte Dresdener Entwurf eines Allgemeinen deutschen Gesetzes über Schuldverhältnisse den Berathungen zur Grundlage. Die Gesammtkommission nahm, nachdem die — übrigens nicht veröffentlichten — Vorentwürfe soweit gefördert waren, alsbald ihre auf Feststellung des Entwurfs im Ganzen gerichteten Berathungen auf; diese Plenarberathungen dauerten vom Oktober 1881 bis Ende Dezember 1887. Die ursprünglich beabsichtigte Bestellung eines Hauptreferenten kam nicht zur Ausführung, dagegen wurde ein Redaktionsausschuß bestellt, der die Aufgabe hatte, die Theilentwürfe gemäß den Beschlüssen der Kommission und unter Berücksichtigung der darin geübten Kritik der Mitglieder der Kommission fertig zu stellen Nachdem in dieser Weise sämmtliche 5 Theilentwürfe hergestellt waren, wurden dieselben durch die Gesammtkommission zum endgültigen Abschlusse der ersten Lesung einer allgemeinen Revision unterzogen. Am 27. Dezember 1887 hat der Vorsitzende der Kommission Dr. Pape, der unterdeß auch verstorben ist, den Entwurf dem Reichskanzler überreicht. Der Bundesrath hat darauf unter dem 31. Januar 1888 die Veröffentlichung des in erster Lesung fertig gestellten Entwurfs nebst Begründung beschlossen. Diese Begründung umfaßt nicht die gesammten überaus umfangreichen Vorarbeiten der Kommission; vielmehr sind auf Beschluß der Kommission durch die Hilfsarbeiter besondere Motive auf Grund der von den Redaktoren ausgearbeiteten Motive zu den Vorentwürfen, sowie auf Grund der von der Kommission genehmigten Berathungsprotokolle, aufgestellt worden, welche einer Prüfung und Genehmigung durch die Gesammtkommission nicht unterlegen haben. Auch diese abgekürzten Motive umfassen 5, theilweise sehr starke, Druckbände.

Die Kommission hat übrigens ihre Sitzungen noch bis zum 30. März 1889 fortgesetzt und sich in dem letzten Jahre ihrer Thätigkeit mit dem Entwurf des Einführungsgesetzes, dem Gesetzentwurf über Bestimmungen bezüglich des internationalen Privatrechts, dem Entwurf einer Grundbuchordnung und eines Gesetzes über die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen beschäftigt. Die Kommissions-Berathungsprotokolle, welche bezüglich des eigentlichen Entwurfs des bürgerlichen Gesetzbuches 12 309 Folioseiten zählen, umfassen nach der vorgedachten weiteren Thätigkeit 14 764 Folioseiten.

Man sieht hieraus, welch ungeheures Material für die große gesetzgeberische Arbeit, die fast 15 Jahre in Anspruch nahm, zusammenzutragen und zu bewältigen war.

Und doch bedarf es noch vieler mühevoller Arbeit, ehe das Riesenwerk seinem Ende entgegengeführt werden kann. Die deutsche Rechtswissenschaft hat bereits in Versammlungen und zahllosen wissenschaftlichen Arbeiten größeren oder kleineren Umfangs zu dem Entwurf und einzelnen Theilen desselben Stellung genommen; der Entwurf ist zustimmend und ablehnend beurtheilt worden, man hat vielfach Vorschläge zu seiner Abänderung und Verbesserung gemacht. Auch Kreise von Interessenten — insbesondere Vertretungen der Landwirthschaft und des Handelsstandes — haben ihre Ansichten über den Entwurf bezw. die sie betreffenden Abschnitte desselben geäußert und ihre Wünsche zum Ausdruck gebracht. Nunmehr sollen auch praktische Juristen, insbesondere Richter, über den Entwurf, der auch von dem deutschen Anwaltsstande und zwar in überwiegend günstiger Weise beurtheilt worden ist, nach der neusten Erklärung des Justizministers von Schelling (Sitzung des Preußischen Landtages vom 3. März 1890) gehört werden Durch alle diese Kundgebungen wird die Stellungnahme der einzelnen Regierungen zu dem Entwurfe vorbereitet bezw. erleichtert.

In welcher Weise — nach Eingang der Aeußerungen der Regierung mit dem Entwurfe verfahren werden wird, steht zur Zeit noch nicht fest; es wird sich voraussichtlich hauptsächlich darum handeln, ob der Entwurf in der Gestalt, in der er sich befindet, dem Reichstag vorgelegt oder vorher unter Verwerthung der eingegangenen Urtheile, Vorschläge und Wünsche einer Umarbeitung unterzogen werden soll, welchen Umfang dieselbe nehmen und wer (die frühere — vielleicht verstärkte — Kommission, eine neu zu bestellende Kommission oder ein Einzelner?) damit betraut werden soll. Jedenfalls wird noch geraume Zeit bis zur Einbringung des Entwurfs im Reichstage vergehen. Auch die Verhandlungen des Reichstages, die Durchberathung in einer jedenfalls zu wählenden Kommission des Reichstages und die Annahme des Gesetzes durch den Reichstag und Bundesrath werden wiederum vielleicht Jahre in Anspruch nehmen. Und endlich wird entsprechend der großen Bedeutung dieses in alle Lebens- und Rechtsverhältnisse tief eingreifenden Gesetzes dasselbe mit einem sehr geräumigen

Zwischenraum zwischen Publikation und Inkrafttreten eingeführt werden müssen, damit es vor seiner Geltung gekannt, sein Inhalt erläutert, seine Anwendung vorbereitet werde.

Aber wie weit der Weg zum Ziel auch noch sein mag, Eines ist sicher: die große bisher aufgewandte geistige Arbeit für die Rechtseinheit des deutschen Volkes ist keinesfalls eine vergebliche gewesen. Selbst Gierke*), vielleicht der energischste Bekämpfer des vorliegenden Entwurfs, erkennt an, daß eine „Umschmelzung" desselben möglich ist und daß die von ihm gewünschte gründliche Umarbeitung des Entwurfs in absehbarer Zeit zu vollenden sein wird. Möge aber auch seine Mahnung (a. a. O. S. 591, 592), daß die fernere Arbeit an dem weitreichenden schweren Werke in höherem Grade als bisher im Licht der Oeffentlichkeit sich vollziehe, die Beachtung finden, die sie verdient.

J. Ollendorff.

Ein amerikanischer Journalist.

In einem Lande, woselbst die öffentliche Meinung unumschränkt regiert, wie das in den Vereinigten Staaten von Amerika der Fall ist, muß die Presse eine besonders einflußreiche Stellung einnehmen. Aber sie übt fast durchweg diesen ihren mächtigen Einfluß nicht aus, indem sie der öffentlichen Meinung die Wege weist — nirgends geschieht das vielleicht weniger, als in der amerikanischen Union —, sondern indem sie der öffentlichen Meinung sich dienstbar macht und ihr zum kraftvollen Ausdruck verhilft. Jene Selbständigkeit des Charakters, die unbekümmert um die jeweilig herrschende Strömung der Wahrheit nachstrebt, ist deshalb auch unter den Journalisten Amerikas nicht eben häufig.

Um so interessanter müssen solche amerikanischen Journalisten erscheinen, die, vom Typus abweichend, ihre Stellung nicht als die eines Dieners, sondern als die eines Erziehers der öffentlichen Meinung ansehen. Niemand hat diese höhere Aufgabe mit größerem Erfolg zu lösen gewußt, als William Cullen Bryant, der ein halbes Jahrhundert an der Spitze der „Evening Post" in Newyork thätig war. John Bigelow, der selbst mehrere Jahre zusammen mit Bryant die „Evening Post" leitete, hat es unternommen, in der Serie der „American Men of Letters" das Charakterbild Bryant's zu entwerfen. Das Werk ist vor Kurzem erschienen**) und zeichnet sich durch dieselben Vorzüge aus, die John Bigelow's litterarische Arbeiten überhaupt anziehend machen. Es führt hier ein Mann die Feder, der dem politischen und geschäftlichen Getriebe des Tages entrückt, den geistigen Interessen seiner Zeit nach die volle Aufmerksamkeit widmet, der durch seinen langen Aufenthalt in Europa, in amtlicher Stellung — als Gesandter in Paris — wie als Privatmann, gelernt hat, auch den Vorurtheilen seines Landes gegenüber sich eine objektive Stellung zu bewahren, und der mit einer gewissen weltmännischen Skepsis an die Dinge herantritt, ohne daß seine Empfänglichkeit für die großen Fragen des sittlichen Lebens, für Humanität und Freiheit, gelitten hätte. Es ist ein geistig vornehmer alter Herr und der Sproß eines jungen Volkes, der zu uns spricht.

William Cullen Bryant's Leben umfaßt einen Zeitraum von 84 Jahren (1794—1878), in welchem Abschnitt der ganze riesige Kontinent von den atlantischen Staaten aus der Civilisation unterworfen wurde. Die besten Kräfte des Landes waren thätig, Städte und Staaten zu gründen, die wirthschaftliche Kultur in die Prärie zu tragen, Eisenbahnen zu bauen und Fabriken zu gründen. Bryant beschränkte sich auf eine rein geistige Thätigkeit. Er bemühte sich, das reinste und klarste Englisch zu schreiben; er beschenkte die Litteratur seines Landes mit einigen der schönsten Gedichte, als er noch ein Jüngling war, und mit der besten Uebersetzung von Homer's Ilias und Odyssee im hohen Greisenalter.

Dazwischen lag die fünfzigjährige Thätigkeit des Redakteurs einer großen Tageszeitung. In beständiger Berührung mit allen politischen und wirthschaftlichen Interessen des Landes und allen Verführungen des politischen und wirthschaftlichen Ehrgeizes ausgesetzt, verfolgte Bryant unter stetiger Selbstkontrolle und mit der Würde eines echten Republikaners die Grundsätze, welche er für richtig hielt.

In einer solchen Haltung wird man selten populär. Aber man gewinnt die Hochachtung seiner Zeitgenossen. Und so erwarb sich Bryant einen Einfluß im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten, der ihn, welcher nie ein öffentliches Amt bekleidete, zu einem der ersten Bürger seines Landes emporhob. Feind jeder Reklame, einfach im Leben und Wirken, ohne äußerlich erkennbare Leidenschaft, kein eigentlich glänzender aber besonders tiefer Geist, aber echt und klar in seinem ganzen Wesen, war er das Vorbild eines guten Bürgers und eines Censors der öffentlichen Meinung, dessen mißbilligendes Schweigen gelegentlich stärker wirkt, als das giftigste Pasquill und die blutigste Satire. Als der Mann starb, senkten sich zum Andenken dieses einfachen Bürgers die Flaggen der im Hafen von Newyork liegenden Schiffe auf Halbmast, sein Bild erschien in allen Schaufenstern und Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften beklagten den Verlust des Landes. So huldigte man der Bürgertugend eines Zeitungschreibers. Was diese harmonische Existenz nach besonders geeignet erscheinen ließ, als Vorbild zu dienen, war der Umstand, daß die Harmonie der körperlichen und seelischen Kräfte kein angeborenes Geschenk der Natur, sondern das Resultat einer unablässigen Selbsterziehung war. In der Jugend schwächlich und reizbar, hielt er Körper und Geist unter ständiger Disziplin. Bis ins hohe Greisenalter hinein fing er jeden Tag damit an, daß er ein bis anderthalb Stunden seinen Leib durch körperliche Uebungen aller Art abhärtete und geschmeidig erhielt. Mäßig in allen Genüssen der Tafel, regelmäßig in seinen Gewohnheiten, ein unermüdlicher Spaziergänger, erreichte der schwächliche Knabe so ein hohes Alter ohne Krankheit und ohne Abnahme der Sinneskräfte. Dieselbe Methode des Maßhaltens in allen Dingen übertrug er auch auf das geistige Leben, um sich von allen Schlacken der Leidenschaft zu befreien. Selbst in Bryant's Poesien ist dieses Streben zur äußeren und inneren Klarheit der am meisten charakteristische Zug. Auch als Poet vermied er alles Unsaubere, in der Form wie in der Idee. Trotz dieser Zurückhaltung und einer gewissen Kühle üben manche seiner Gedichte einen großen Zauber aus. Welch tiefes Gefühl spricht nicht aus dem Gedicht, das der Neunundsiebzigjährige in Erinnerung an seine vor Jahren gestorbene Gattin niederschrieb, und das mit den wundervollen Versen beginnt:

> The morn hath not the glory that it wore,
> Nor doth the day so beautifully die,
> Since I can call thee to my side no more,
> To gaze upon the sky.

Es ist merkwürdig, daß dieser Verskünstler, dessen Dichtungen von Wohlklang erfüllt waren, gänzlich unmusikalisch war.

Bryants Gedichte haben oft einen moralisch-didaktischen Inhalt, aber es ist nichts aufdringlich Moralisirendes in ihnen. Sie lehnen sich gern an die Erscheinungen der äußeren Natur an, und aus dem feinen Naturgefühl des Dichters quillt dann gleichsam die ethische Betrachtung hervor. Nirgends tritt auch nur eine Spur von Affektation zu Tage. Dabei fehlt es ihm nicht an jenem Humor, der in der amerikanischen Litteratur wie im amerikanischen öffentlichen Leben eine so glückliche Rolle spielt, nur ist selbst dieser Humor weniger

*) Gierke: Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches und das deutsche Recht. Leipzig 1889. Veränderte und vermehrte Ausgabe der in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung &c. erschienenen Abhandlung. S. 585.

**) William Cullen Bryant. By John Bigelow. Boston and Newyork. Houghton Mifflin and Company. 1890.

derb, weniger gewaltsam und weniger originell, als man ihn bei seinen Landsleuten vielfach findet. Bryant vermied auch da das Uebermaß, wo eine gewisse Uebertreibung zum Wesen der Sache gehört.

Ein solcher Mann war wenig dazu geschaffen, als Mittelpunkt eines geselligen Kreises zu glänzen. Er bevorzugte die Unterhaltung mit wenigen guten Freunden und weilte am liebsten auf seinem Landsitz Roslyn in der Nähe von Newyork. Daß er nicht einrostete, dafür sorgten seine Bücher, seine Obliegenheiten als Zeitungsredakteur und häufige Reisen nach Europa, die ihn mit der Kultur der alten Welt vertraut machten. Aber nach Washington zu gehen, Politiker zu beeinflussen, einflußreiche Bekanntschaften anzuknüpfen, war nicht seine Sache.

Nichts ist lästiger, pflegte er zu sagen, als:

„Geld schuldig sein — um eine Gefälligkeit bitten und — Bekanntschaften suchen.“ Der Ausspruch charakterisirt den Mann, der von Niemandem abhängig sein und sich Niemanden aufdrängen wollte.

Bei den einseitigen Vorstellungen vom amerikanischen Leben, die in Europa herrschen, ist es besonders lehrreich, zu sehen, wie dieser jeder Ostentation, jedem Protzenthum, jeder Reklame so völlig abgeneigte Geist einen so tiefen Einfluß auf das öffentliche Leben der Vereinigten Staaten von Amerika gewinnen konnte. Die tiefliegende Ursache dieser Erscheinung faßt John Bigelow in folgende Schlußworte seines biographischen Werkes zusammen:

„Es war Bryant's beständiger und erfolgreicher Kampf gegen jede unwürdige und niedere Neigung, die in seinem Herzen Zuflucht suchen wollte, was ihn zu einer solchen moralischen Macht im Lande erhob, was jeder Veranstaltung, bei der er gegenwärtig war, eine besondere Würde verlieh, was seinem persönlichen Beispiel einen seltenen Einfluß und ungewöhnliche Autorität verschaffte, was seine Laufbahn zu einem Musterbilde machte, das Niemand ohne Erhebung betrachten kann, Niemand ohne Neigung, ihm nachzuahmen, näher studiren wird, und das Niemand nachahmen wird, ohne seine guten Regungen gestärkt und die Gewalt der schlechten Regungen gemindert zu sehen.“

Th. Barth.

Briefwechsel zwischen Rietschel und Rauch.*)

Wer sich der Bemerkungen erinnert, mit denen an dieser Stelle eine neuere Veröffentlichung von Rauch's Briefen begrüßt wurde,**) der kennt des großen Künstlers Verehrung für Goethe. Für die Echtheit dieser Gesinnung bedarf man keines neuen Zeugnisses; verlangte man ein solches, so würde man es in dieser neuen Sammlung finden. Diese Goetheverehrung geht auch auf Rietschel, der durch Rauch empfohlen nach Weimar kam, über, dergestalt, daß auch letzterer Goethe's Werke begeistert liest, Zeichnungen nach Goethe'schen Motioen macht und sich an Zeichnungen Anderer zu Goethe's Werken erfreut, einen am 28. August geborenen Sohn Wolfgang nennt. Später, aber freilich viele Jahre nach der Zeit, mit welcher der vorliegende Band abschließt, hatte Rietschel Gelegenheit, bei der Errichtung des Goethe-Schiller-Denkmals in Weimar seine Begeisterung für den Altmeister zu bethätigen.

Aber in der Korrespondenz zwischen einem Meister und seinem Schüler — denn als solchen fühlte sich Rietschel auch noch, nachdem er längst Meister geworden war — sucht man in erster Linie nicht nach Aeußerungen der Verehrung für einen Dritten. Vielmehr will man das Verhältniß der Beiden erkennen und charakteristische Beiträge erlangen zum Verständniß des Lebens und der Gesinnung Beider. Dies Verhältniß aber ist so rührend und schön, wie es nur irgend gedacht werden kann. Rietschel, dreißig Jahre jünger als Rauch, trat als etwa 20jähriger bei dem berühmten Rauch ein, zitternd, in Furcht dem Meister zu mißfallen. An die Stelle der Furcht trat aber bald, in Folge der Güte des Meisters und der hohen Begabung des Schülers, Vertrauen; die Kameradschaft wurde zur Neigung, zur innigen Freundschaft. Beide gingen eine Zeitlang zusammen nach München; Rietschel blieb dann daselbst als Rauch's Vertreter bei Ausarbeitung und Guß des Denkmals für Max Joseph von Bayern und empfing als Antwort auf seine getreuen Berichte erquickende Reiseschilderungen aus Italien, später aus Bad Gastein. Dann (1831) geht Rietschel selbst nach der Heimath der Kunst. Er wandert auch dort möglichst in den Wegen seines Meisters, sieht mit dessen Augen, bewundert die Alten und verwundert sich über die Neuen, von denen er freilich Thorwaldsen wahrhaft achtet, den er schon in Rauch's Vertretung in München empfangen hatte. Er schwärmt für den Reiz der italienischen Natur, freut sich der Kunstjünger, sowohl einheimischer als fremder, denen er sich mit aller jugendlichen Frische anschließt, vermag aber den italienischen Aufenthalt nicht mit derjenigen Genußfreudigkeit auszukosten, die manchem anderen Studiengenossen gegeben war. Denn ihn drängts nach der Heimath, nach den Freunden, nach der Arbeit, und nach der still im Herzen Geliebten.

Von drei ehelichen Verbindungen hat Rietschel dem Meister zu erzählen, zuerst mit einer Predigerstochter aus Lauchhammer, dann mit der Tochter des bekannten Arztes, Naturforschers und Goethe-Freundes Carus in Dresden, endlich mit Marie Hand aus Jena. Das Alles in noch nicht einem Jahrzehnt! Es ist eine Tragödie der erschütterndsten Art. Das jüngere der zwei Mädchen aus erster Ehe stirbt der Mutter bald nach; dem Töchterchen aus erster Ehe, dem Sohne aus zweiter Ehe gibt Rietschel in der dritten Frau eine liebevolle Mutter. Sein Herz verlangt nach Liebe, nach häuslichem Behagen, nach Pflege; und es ist wahrlich keine Pietätlosigkeit, wenn er verhältnißmäßig kurze Zeit verstreichen läßt, ehe er zu neuen Lebensverbindungen schreitet. Sein Meister, Rauch, kennt sein Herz und billigt sein Thun. Rietschel weiß jubelnd sein Glück zu verkünden, tief und edel von seinem Schmerze zu reden. Herzzerreißend und doch zugleich erhebend klingt seine Klage nach dem Verlust der ersten Frau: „Von Eltern und Geschwistern und wer sie kannte, keins weiß es, daß sie je Jemand betrübte. Ihr Wesen war Liebe, ihr Grund der Glaube; mich hat sie so ganz ganz glücklich gemacht; und wie ich jetzt von ihr spreche, so habe ich immer in meinem Innern gedacht, nur zu einigen der Nächsten mein Glück geäußert. Ich fand nichts, wo ich hätte denken müssen: wenn dies doch anders wäre!“

Der Freund spendet dem Freunde keinen wohlfeilen Trost, sondern weist ihn auf die Arbeit als auf die einzige Trösterin hin, welche ihn schon in manchem Leid erhoben habe und jetzt auch in dem schwersten ihn stärken werde. Rietschel arbeitete unverdrossen weiter, er schmückte sich in Dresden sein eigenes Heim, vollendete früher Begonnenes und begann Neues, ging aber, wie es seine Gewohnheit war, zaghaft und unentschieden an seine Arbeit. Der Schwierigkeiten gab es freilich für Rietschel mancherlei: Dresden war damals (1832—1840) keine Kunststadt in dem Sinne wie Berlin und München. Das Publikum war, dem Zeugniß Rietschel's, eines scharfen und rücksichtslosen Beobachters zufolge, nur in sehr geringem Grade kunstverständig, die Großen kauften wenig, nicht einmal solche Kunstwerke, welche durch ihren Gegenstand in erster Linie sie hätten interessiren sollen, Former und Gießer waren schwer zu be-

*) Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Erster Band. Mit einem Lichtdruck der Büste der Phototypie eines Briefes Rauch's und mehreren Hochätzungen. Berlin. 1890. F. Fontane. XI. und 525 SS. — Die Sammlung enthält 162 Briefe, ziemlich gleichmäßig zwischen beiden Korrespondenten vertheilt, vom 3. November 1829 bis 27. November 1840. Der Herausgeber, der verdiente Rauch-Biograph, Eggers, hat der Sammlung eine kurze Einleitung vorangeschickt und die wenigen erklärungsbedürftigen Stellen genügend erläutert.

**) Siehe „Nation“ Jahrg. VI. Nr. 39 S. 584 „Rauch und Goethe“.

schaffen, das Schülermaterial war schlecht und die Zeit, welche der mittelmäßig besoldete Lehrer für die Schüler aufzuwenden hatte, war unverhältnißmäßig groß. Das Störendste aber für Rietschel war, daß er seinem Urtheil allein nicht vertraute, seine Kraft geringschätzte.

Denn Vielen, nicht etwa nur dem Meister allein gegenüber betrachtet sich Rietschel beständig als einen Jünger, als einen Lernenden. Freilich er war in der Periode, die uns hier zu beschäftigen hat, noch nicht zu jener Vollendung gelangt, die er später erreichen sollte, oder die Stellung, die er in Dresden einnahm, der Ruf nach München, den er erhalten, die kleineren Werke, die er geschaffen hatte, besonders aber das Friedrich August-Denkmal in Dresden, — dies Alles hätte ihn berechtigt, mit Selbstbewußtsein aufzutreten und Vertrauen zu seinem Können zu hegen. Aber dieses Selbstbewußtsein fehlt ihm durchaus. Sein Meister steht ihm unerreichbar hoch, aber auch manche der Genossen erscheinen ihm unvergleichlich. Mit welch naiver Bewunderung, mit welch neidloser Freude spricht er von den Leistungen seiner Mitschüler Kiß und Drake, mit welcher Wärme tritt er für die Vertreter befreundeter Künste, z. B. den Maler Bendemann ein. Sobald die Künstler, die er kennt, etwas Redliches wollen, sind sie ihm würdig, ja ehrwürdig. An sich selbst aber stellt er die höchsten Anforderungen; er ist nicht zufrieden mit dem, was er schafft und erlangt niemals die Stufe, die er sich vorgesetzt. Einer seiner Klagerufe über seine Stimmung, welcher dem Jahre 1832 angehört, mag uns sein Inneres erkennen lehren. Er schreibt, „daß die Erfahrungen so schwer und kostbar zu sammeln sind und die Anwendung erst dann möglich wäre, wenn Alles vorbei ist und das Leben dazu. Man möchte manchmal verrückt werden, daß das Wollen und Können so gar selten harmonisch ist und daß ein solcher Zwiespalt einem doch recht viel Lebensfreuden verbittert. Die Erkenntniß des Guten steigt (wenigstens im Verhältniß zum Können) zum Erschrecken und man fühlt sich nur vom Ziele wie immer weiter zurückgeschleudert."

Rietschel bezeichnet solche Aussprüche dann freilich selbst als Jeremiaden; er wird von seinem Meister Rauch immer wieder als würdiger Mitstrebender bezeichnet und gerade die Anerkennung dieses von ihm Geseierten gibt ihm Muth und Kraft. Rauch und Rietschel sind einig in ihrer Auffassung der Kunst und bekämpfen gemeinsame Gegner. Der Kampf, den sie zu kämpfen hatten, ist dem heutigen ähnlich, wenn auch freilich nicht ganz ihm gleichzustellen. Die Schlagworte sind andere, statt Realismus und Idealismus heißt es Alterthum und Naturphilosophie. Nur freilich steckt in unseren Korrespondenten, den eifrigen, wenn auch nicht einseitigen, Verehrern des Alterthums, so unendlich viel Idealismus, daß sie unseren Realisten, geschweige Naturalisten, als die ärgsten Ketzer erscheinen würden. Sein System faßt Rauch einmal in die Worte zusammen: „Halten Sie sich, lieber Freund, entfernt von der Weisheit der Herren Schubert und Creuzer (d. h. der Naturphilosophen und Philologen) und halten Sie sich immer an das Einfache und Wahre und weihen Sie sich dafür der ältesten Lehre."

Das Berühren solcher allgemeinen Fragen gibt dem Briefwechsel einen eigenthümlichen Reiz, aber es findet sich Derartiges verhältnißmäßig selten. Freunde, die in Grundanschauungen einig sind oder einig zu sein glauben und die sich von Zeit zu Zeit sehen und während des persönlichen Zusammenseins allgemeine Fragen durchzusprechen Gelegenheit nehmen, berühren in ihren Briefen statt des Allgemeinen lieber das Persönliche, reden von den augenblicklichen Arbeiten, den Vorgängen des Tages. All diesem zu folgen, wird der Leser des Briefwechsels gern sich unterziehen, der Berichterstatter darf aber aus dem mannigfachen Material nur eine kleine Auswahl treffen.

Beide Künstler haben eine Zeit lang in München gelebt, für München gearbeitet, sie kennen die dortigen Verhältnisse und Persönlichkeiten, sie stehen mit König Ludwig I. in einem gewissen Zusammenhang. Dessen Stellung zur Kunst beurtheilen sie aber in verschiedener Weise. Rauch schreibt einmal: „König Ludwig lebt gewiß so lange, um die große Aufgabe, die ihm der Himmel in Deutschland gestellt hat, alles das in der Kunst zu erfüllen, was alle Fürsten Deutschlands wunderlicher Weise unterlassen." Rietschel dagegen, der schon während seines Münchener Aufenthalts allerlei kleine Bosheiten über den König, über dessen seltsame Anreden an die Künstler und seine nicht immer leicht erfüllbaren Forderungen zu berichten weiß, dieselben mit einer gewissen Vorliebe auskramend, zeigt auch in der Ferne keinen großen Respekt vor des Königs Kunstförderung. „Er hat," so klagt er einmal, „einen Kunstsinn wie ein Aegypter, viel und groß, wenn auch roh." Er bedauert, daß Vieles durch den genialen Schwanthaler „so unwürdig behandelt wird". Er ruft jammernd aus: „Was könnte da entstehen und was entsteht?" Stets sei der König nur von einer Furcht erfüllt, „es könnte später fertig werden"; daher der Schlachtruf: „nur fort, fort, viel; wie? das ist gleich."

Wie in diesem Münchener Falle, so ist auch in einem Berliner Rietschel in seinem Urtheile viel nüchterner als sein Meister. Rauch berichtet voll Entsetzen und doch voll Bewunderung von dem Selbstmorde der Charlotte Stieglitz, die durch ihren freiwilligen Tod ihren unmännlichen Gatten aus seiner Thatenlosigkeit aufzurütteln und zur Hingabe an große sein ganzes Wesen erfüllende Aufgaben bestimmen zu können vermeinte (1834). Diesem tragischen Ereignisse gegenüber, das die damalige Berliner Gesellschaft Wochen lang beschäftigte, ja weit über Berlin hinaus lange Tagesgespräch blieb, bewahrt Rietschel eine ruhige, fast grausame Beurtheilung. „Sie schraubte sich zu Leiden hinauf", so urtheilt er, „welche sie nie aufsuchen wollten, sie hatte die Kräfte in dieser Unglücksstunde, noch Ansprüche zu machen, sich anzukleiden, sogar die Wunde zuzuhalten, um einen recht poetisch tragischen Tod zu sterben, welcher Wahnsinn, welche den tiefsten Unwillen erregende That, die uns zugleich die heißesten Thränen der Theilnahme abzwingt, doch kaum wegen ihr, des unglücklichen Gatten wegen."

Stimmen in diesem Falle Rauch und Rietschel in ihrer Beurtheilung nicht überein, so finden sie sich zusammen in ihrer Auffassung der politischen Lage Preußens. Beide Künstler sind keine Politiker, aber sie verfolgen doch mit Interesse die Entwickelung Preußens und Deutschlands. Im Jahre 1830 erzählt Rauch, nach Mittheilung mancher Kunstnachrichten, von den durch Beuth geförderten großen Bauarbeiten. „In allen Theilen herrscht die größte Thätigkeit mit tüchtigen Mitteln, aber ein böser Wurm nagt dennoch im gesunden Körper, es ist der satonische Hochmuth der Frömmler, deren Wahnsinn und Verachtung alles Anderen dem Könige gewiß großen Kummer verursacht, wie dem Staate Nachtheil."

Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. schien den Freunden eine neue Aera zu beginnen. Rietschel jubelt im Gedenken an den Huldigungstag und schreibt (22. Oktober 1840): „Ich habe die Reden des Königs mit wahrer Begeisterung gelesen, sie sind wahre Kunstwerke, d. h. nicht gemacht, denn das soll man am Kunstwerk auch nicht sehen, habe es auch Mühe gekostet, sondern sie sind geworden und sind aus der tiefsten Empfindung hervorgeströmt, begeistert und begeisternd, schlagend, gedankenschwer, schön und eigenthümlich, und möchte man auch wünschen, der König möchte dem Drange der Zeit entsprechend den künftigen Geschlechtern die Garantie ihrer Rechte sichern, so ist von ihm doch das Schönste und Beste zu erwarten und Preußen kann mit wahrem Stolz auf ihn blicken."

Solche Worte bedürfen keines Kommentars. Aus dem Wenigen aber, das hier aus dem dargebotenen Briefwechsel zweier bedeutender Künstler mitgetheilt werden konnte, mag man ersehen, daß derselbe nicht bloß Belehrendes für Kunstfreunde bietet, sondern mannigfache Anregung für Jeden, der in dem Umgange zweier trefflicher Menschen sich wohlfühlt und sinnigen Blicks die Kulturgeschichte vergangener Jahrzehnte zu betrachten liebt.

Ludwig Geiger.

Die Konfessionen und die höheren Lehranstalten.

Die schwankenden Ausführungen, mit denen der Minister von Goßler im preußischen Abgeordnetenhaus sich den Stöcker'schen Anschauungen über die Aussonderung der jüdischen Kinder aus den Schulen vorsichtig anzunähern suchte, haben, wie zu erwarten war, im Lande einen tiefen und überraschenden Eindruck gemacht; ein besonderes Zeugniß dessen sind uns die zahlreichen Zuschriften, die wir aus diesem Anlaß erhalten haben.

Unser Standpunkt in der Antisemitenfrage — denn um diese handelt es sich — ist natürlich unverändert der alte. Die innere Berechtigung dieser Frage erkennen wir überhaupt nicht an; die sogenannte „Judenfrage" ist für uns nichts weiter, als ein einzelner charakteristischer Zug in der Gesammtheit der reaktionären Bestrebungen auf politischem und sozialem, auf religiösem und wirthschaftlichem Gebiet. Und nur mit dem Siege liberaler und humaner Anschauungen überhaupt kann auch der Antisemitismus verschwinden in seiner krassen wie in seiner zarteren und vorsichtig abgetönten ministeriellen Färbung.

Dieser prinzipielle Standpunkt läßt es jedoch nicht überflüssig erscheinen, auf die einzelnen Argumente der Gegner näher einzugehen; und wir veröffentlichen daher aus den uns zugegangenen Zuschriften die folgende, in der ein sachverständiger Mann die einschlägigen Verhältnisse mit objektiver Ruhe erörtert: —

„Der eigentliche Kernpunkt der vom Herrn Minister von Goßler als ein noch ungelöstes Problem bezeichneten Frage ist bei der Diskussion, wie mir scheint, nur gestreift worden und nicht deutlich genug hervorgetreten. Die Frage spitzt sich so zu: Haben die Juden das gesetz- und verfassungsmäßige Recht, in jede öffentliche Schule zu gehen, wie kann man dann von einem Problem sprechen, welches durch die mit Vorliebe erfolgende Ansiedelung der jüdischen Bevölkerung in den Städten entstehe? Wie kann dann von etwaigen Maßnahmen die Rede sein, welche sich an das statistische Material über die Religionsverhältnisse der Schüler an einigen höheren Schulanstalten knüpfen sollen? Ohne Aufhebung der von der Verfassung gewährleisteten Gleichberechtigung aller Staatsbürger wird sich keine Maßnahme durchführen lassen, welche die Juden von dem Besuche irgend einer öffentlichen Lehranstalt ausschließt. Denkt der Minister aber an die Beseitigung oder Einschränkung dieser Verfassungsbestimmung: warum sagt er es dann nicht frei heraus?

Was soll es ferner heißen, daß er den Juden für den Fall, daß sie als Juden allein bleiben wollen, die Verpflichtung zur Erhaltung ihrer Schulen auferlegt? Das heißt doch die Sache geradezu auf den Kopf stellen. Die Juden in Preußen haben noch niemals den Wunsch geäußert, daß ihre Kinder in den Schulen allein bleiben sollen; es wird nur umgekehrt von einigen unduldsamen Christen Klage darüber geführt, daß ihre Kinder in den Schulen mit Juden zusammen sein müssen. Da wäre es doch richtiger gewesen, daß denjenigen, denen ein solches Zusammensein unangenehm ist, der Rath ertheilt würde, sich eigene Lehranstalten zu gründen und zu unterhalten, nicht aber den Juden, denen es gar nicht in den Sinn kommt, an der konfessionellen Mischung auf den höheren Bildungsanstalten Anstoß zu nehmen. Hielten die Juden die Gründung besonderer jüdischer Gymnasien für ersprießlich, so würden sie sicherlich wenigstens an den Orten, an denen sie zahlreich vertreten sind, aus eigenen Mitteln solche zu errichten nicht zögern, gleichwie sie sich ohne Staatshilfe Synagogen, Religionsschulen und Lehrerbildungsanstalten schaffen, und sie hätten hierbei noch den Vortheil, manche tüchtigen Philologen und Mathematiker, die wegen ihres jüdischen Glaubensbekenntnisses an staatlichen Anstalten nur sehr schwer, wenn überhaupt eine Anstellung finden, im Schuldienste zu verwenden. Aber sie wollen es lieber ertragen, an den öffentlichen Schulen ihre Kinder von christlichen Mitschülern, mitunter auch von christlichen Lehrern lieblos behandelt und mannigfachen Verunglimpfungen und Zurücksetzung unterworfen zu sehen, als daß sie die bestehende konfessionelle Kluft durch Kreirung besonderer Anstalten noch erweitern. Und sie thun wohl daran. Denn wenn den Bekennern der verschiedenen Religionen nicht schon im Kindes- und Jünglingsalter die Möglichkeit zu gegenseitiger Annäherung geboten, wenn ihnen jede Gelegenheit eines freundschaftlichen und kameradschaftlichen Verkehrs, wie ihn die Schulbank trotz alledem nun einmal anregt, entzogen wird: wie soll da im späteren Leben ein einträchtiges Zusammenwirken zum Wohle des Vaterlandes, der Kommune und der gemeinnützigen Bestrebungen überhaupt stattfinden?

Nun kommen aber die jüdischen Feiertage, die nach des Herrn Ministers Aussage der Schulverwaltung so viel zu schaffen machen und schon einige Male — horribile dictu — dazu geführt haben, daß in Berlin Ferien eingerichtet werden mußten, weil die Juden ihr Neujahrsfest feierten und die Zahl der jüdischen Schüler eine so große war, daß in ihrer Abwesenheit ein ordnungsmäßiger Unterricht nicht ertheilt werden konnte. Die Juden haben, wie aus jedem Kalender ersichtlich, 13 hohe Feiertage im Jahre, von denen fast immer ein Theil in die Oster- und Michaelisferien, mitunter auch in die Pfingstferien fällt. Im Jahre 1890 fallen beispielsweise nach der für die höheren Schulen Pommerns geltenden Ferienordnung nur fünf jüdische Feiertage auf Schultage. Die meisten jüdischen Eltern lassen aber ihre Kinder jährlich nur drei Tage aus religiösen Gründen die Schule versäumen, und oftmals kommt es auch nicht einmal zu einer dreitägigen Schulversäumniß, da der eine oder der andere Feiertag auf einen Sonntag oder in die Michaelisferien fällt. Die katholischen Schüler, welche protestantische Gymnasien besuchen, fehlen bekanntermaßen am Frohnleichnamsfeste und an anderen katholischen Feiertagen, es hat aber bisher durchaus Nichts davon verlautet, daß der Unterrichtsverwaltung ein großer Nachtheil hieraus erwächst. Auch hat man bislang Nichts davon gehört, daß an den katholischen Lehranstalten weniger als an den protestantischen geleistet werde, obwohl an denselben öfters durch Feiertage der Unterricht unterbrochen wird. Das katholische Oesterreich und mehrere deutsche Mittel- und Kleinstaaten, namentlich Bayern und Baden üben den jüdischen Schülern gegenüber die weitgehende Toleranz und gestatten ihnen, ohne weiteres, d. h. ohne jedesmalige Erlaubnißeinholung, an ihren Feiertagen von der Schule fern zu bleiben. Nur in Preußen sollten der Unterrichtsverwaltung durch die in einzelnen Gymnasien befindliche große Zahl der jüdischen Schüler so schwierige Aufgaben erwachsen?

Glaubt übrigens der Herr Minister, daß die Schule auf die Konfession der Minderheit nicht Rücksicht zu nehmen hat, so möge er in Gottes Namen den Direktoren der höheren Unterrichtsanstalten eine entsprechende Weisung zugehen lassen, wie er es ja schon vor Jahren hinsichtlich der Abiturientenprüfung gethan hat. Die Juden, die für sich kein Sonderrecht begehren, müssen dann zusehen, wie sie das an ihren Feiertagen Versäumte nachholen. Die an den religiösen Satzungen strenger Festhaltenden sind ohnehin daran gewöhnt, für ihre Religion Opfer zu bringen, und werden sich zu trösten wissen, wenn ihre Kinder im allerschlimmsten Falle durch die Heilighaltung der Festtage ein oder zwei Semester länger die Schule besuchen oder durch Nachhilfestunden die entstandenen Lücken ausfüllen müssen. Nimmermehr aber werden sich die Synagogengemeinden auf den ihnen vom Unterrichtsminister angedeuteten Weg der Gründung von jüdisch-konfessionellen höheren Schulen drängen lassen; weil sie dadurch das ihnen verfassungs-

mäßig zustehende Recht der Mitbenutzung der öffentlichen Anstalten, zu deren Erhaltung sie beisteuern, thatsächlich preisgeben und ein gefährliches Präjudiz schaffen würden, dessen Konsequenzen sich gar bald auch auf anderen Gebieten geltend machen könnten.

Stettin, 24. März 1890.

Vogelstein.

Zeitschriften.

Die Stellung des Kaisers nach Bismarck's Entlassung.

(„The Economist“.)

Die bekannte englische Wochenschrift „The Economist“ beleuchtet in ihrer letzten Nummer die politische Situation, welche entstehen würde, wenn jene Redensart wahr werden sollte, daß „der Kaiser sein eigener Kanzler sein werde“. Die Engländer sind durch ihre konstitutionellen Erfahrungen wohl vorbereitet, die etwaigen Folgen eines derartigen Versuchs klar zu stellen. „The Economist“ bespricht das Thema mit ersichtlicher Sympathie für den deutschen Kaiser. Er hegt die ernstesten Bedenken; ein derartiger konstitutioneller Versuch würde — so meint er — den Kaiser in eine höchst ungünstige Lage bringen. „Der Kaiser würde nicht mehr die letzte Instanz bilden, an die nach Erschöpfung aller Argumente appellirt wird, sondern er würde in den Meinungsstreit direkt hineingerathen . . . Jeder Mißerfolg würde ihm zugeschrieben werden und jeder Erfolg würde nicht einem Minister, den man entlassen kann, sondern ihm selbst, der an der Spitze der Geschäfte bleiben muß, Feinde erwecken. Er wird die Wahrheit nicht in der Weise zu hören bekommen, wie ein Minister. . . . Der Kaiser würde thatsächlich ein absoluter Herrscher sein und doch nicht die Möglichkeit haben, wie andere absolute Herrscher zu entscheiden ohne Gründe anzugeben, denn er ist der Souverän eines Landes, das über das Stadium wirklicher Autokratie hinaus ist. Ein völliges Stillschweigen ist in Deutschland nicht zu erzwingen; wenn aber eine Kritik möglich ist, so würde die Stellung des Trägers der Krone, der sein eigener Premierminister sein will, der aber andererseits nicht persönlich in die parlamentarische Arena hinabsteigen kann, gar bald unbequem, ja sogar gefährlich werden, da alle Kritik sich nach und nach auf seinem Haupte sammeln würde.“

„The Economist“ führt dann des Weiteren aus, wie die stark pointirte Sozialpolitik dazu angethan sei, die Gefahren einer solchen Lage noch wesentlich zu erhöhen. Sodann fährt die englische Zeitschrift fort:

„Sollte der Kaiser sich dagegen entschließen, einen großen Theil seiner Verantwortlichkeit auf das Parlament abzuwälzen und diesem eine direkte Kontrolle der Geschäfte zu übertragen, so würden gar manche der von uns skizzirten Schwierigkeiten beseitigt werden; aber der Kaiser scheint bisher dazu wenig Neigung zu verspüren. . . Er sucht Information bei berathenden Körperschaften, welche dies und das empfehlen können, aber keine wirksame Kontrolle auszuüben vermögen. Wünscht er eine Gruppe von Arbeiterfragen zu ordnen, so beruft er eine internationale Konferenz zusammen, welche diskutiren, aber keine Verträge abschließen kann. Zur nationalen Lösung einer anderen Gruppe solcher Fragen belebt er den Staatsrath, eine berathende Körperschaft von Notabilitäten, aber mit keinem anderen Recht, als dem, ihre Meinung zu äußern. Handelt es sich um ernsthafte Pläne zur Veränderung der auf das Militärwesen bezüglichen Gesetze, so befiehlt er den Armeekorpskommandanten sich um ihn zu versammeln. Alle diese berathenden Körperschaften bergen — das darf man wohl annehmen — Männer in sich, die eine große Fülle des Wissens aufgesammelt haben, aber sie haben wenig Einfluß auf die öffentliche Meinung, und sie können in keiner Weise als Puffer dienen zwischen dem Souverän und seinen Unterthanen. Die Letzteren werden nicht jene Berather für den Rath verantwortlich machen, den sie der Krone gegeben haben, sondern Se. Majestät dafür, daß der Rath verworfen oder angenommen ist. . . . Der Reichstag wird vermuthlich den Anspruch erheben, selbst wenn es vergeblich sein sollte, seinen Antheil an der Macht zu erhalten. Wird diesem Anspruch stattgegeben, so mag sich in unseren Befürchtungen für den Kaiser manches als unbegründet erweisen.“

T. B.

Florentiner Novellen. Von Isolde Kurz. Stuttgart. 1890. Göschen.

Isolde Kurz hat sich im vorigen Jahre mit ihren Gedichten als ein zumal in der Frauenlitteratur so selten künstlerisch begabter Geist eingeführt, daß man nach ihren Novellen mit dem besten Vorurtheil und mit einigen Ansprüchen greift. Wir wollen nur gleich gestehen, daß wir keine Enttäuschung erlebt haben, ihre Florentiner Novellen sind in mehrfacher Beziehung, inhaltlich nicht weniger als künstlerisch, hervorragend. Die vier, an Umfang sehr ungleichen Dichtungen führen uns sämmtlich in die Zeit der Florentiner Renaissance, an den Ausgang des fünfzehnten und Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. In der Stadt hat das Bürgerthum den Sieg über die alten Ritter davongetragen, die zwei Parteien stehen sich noch in bitterem Haß gegenüber. Die Medici sind an die Spitze des Gemeinwesens getreten; unter der Regierung des glanzvollen Lorenzo hat die Renaissance der Antike ihren Einzug in Florenz gehalten. Die Begeisterung für das Alterthum ist grenzenlos; sie durchdringt alle Lebenskreise. Die Nachahmung der Antike hat zuweilen schon drollige Formen angenommen. Die Künste nehmen einen gewaltigen Aufschwung; die Menschen fangen an, durch die Antike sich der Natur bewußt zu werden. Selbst die hohen geistlichen Herren pflegen den Kult des Alterthums. Die Sinnlichkeit wird entfesselt, alles drängt zum Lebensgenuß. Da erhebt sich mitten im Taumel die düstere Gestalt des Dominikanermönches Savonarola, der zur Askese, zur Entsagung, zur Weltflucht mahnt, und er findet Gehör, denn Lorenzos glänzendes Regiment hat auch seine faulen Seiten, er selbst ist krank und schwach geworden. Und zu alledem bricht 1527 die Pest über Florenz herein und vernichtet einen Menschenfrühling, wie er seitdem niemals wieder in der Weltgeschichte erschienen ist. Das sind in den äußersten Umrissen jene Motive der Kurz'schen Novellen, die der Geschichte entlehnt sind. Die Haltung der Dichterin zur Geschichte ist allein schon der Ausdruck eines hohen und scharfen Geistes. Sie nimmt nicht Partei, weder für Lorenzo noch für Savonarola, die äußersten Gegensätze der Zeit, sie steht wahrhaft poetisch frei über ihnen. Aber so fesselnd diese Seite ihrer Novellen ist — denn die Kurz ist förmlich untergetaucht im Geist der Renaissance — so sind sie doch nichts weniger als kulturhistorische Erzählungen. Unser Gemüth wird von den Menschen und Ereignissen der eigentlich novellistischen Erfindung vollständig in Anspruch genommen, die rein epische Spannung ist überall so groß, daß wir gar nicht zu kulturhistorischen Betrachtungen gelangen, und dies scheint uns den eigentlichen Werth der Florentiner Novellen auszumachen. Die Geschichten haben sämmtlich einen beinahe phantastischen Charakter. In der „Vermählung der Todten“ heirathen nach vielen Hindernissen die Liebenden, nachdem schon das Mädchen scheintodt im Sarge aufgebahrt war. In den „Humanisten“ rettet sich der Held in wunderbarer Weise aus einem brennenden Hause; so, das Feuer ist ihm unter's Bett gelegt worden und er kam heil davon. In der Novelle „Sankt Sebastian“ spielen visionäre Zustände eine große Rolle, ein Abenteuer jagt das andere. In „Anno pestis“ rächt sich eine von der Pest befallene Frau in furchtbarer Weise an ihrem treulosen Geliebten dadurch, daß sie ihn in ihrem todtbringenden Zustande an sich lockt. Mit Ausnahme der letzten Teufelei würden unsere Naturalisten alle anderen Novellen vermuthlich als gar zu phantasiereich ablehnen. Und doch kann man dem Banne dieser Erzählerin nicht entgehen, die vorsichtig motivirt, mit großer Anschaulichkeit schildert, das Abenteuerlichste wahrscheinlich macht, die Gestalten sicher charakterisirt und auch Humor in liebenswürdiger Form offenbart. Freilich von lehrhafter Tendenz, und sei es auch nur, um die Wirklichkeit zu lehren, hält sie sich gänzlich fern. Das Meisterstück ist zweifellos „Sankt Sebastian“: der häßliche Maler des heil. Sebastian ist unbewußt, ja gegen sein eigenes Interesse, der „Galeotto“ zwischen seiner geliebten Pia und seinem schönen Halbbruder, dem jugendlichen Kardinal geworden. Das Verhältniß zwischen den zwei Brüdern, zwischen dem Maler und Pia, die Schöpfung der verhängnißvollen Fresken, ihre Wirkung auf das schöne Mädchen: das ist alles ganz meisterhaft erfunden und dargestellt. Und noch ein Vorzug der Florentiner Novellen ist ihre schlichte Prosa, die nicht archaisirt und der Ausdruck einer reichen, vornehmen Bildung ist.

M. N.

Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. Dresden und Leipzig. 1890. E. Pierson's Verlag.

„Das Bühnenmärchen von den ‚Letzten Menschen' ist vom Verfasser als ein melodramatisches Ausstattungsstück gedacht, welches neben seinen rein dichterischen Eindrücken in erster Hinsicht die Wirkungen des Zaubermärchens auf der Bühne sucht." Von diesem Standpunkt aus, auf welchen uns der Autor selbst bescheidentlich in seinem Nachwort an die Bühnenleiter hinweist, kann man die „letzten Menschen" nur freundlich willkommen heißen. Wenn ein fein und poetisch empfindender Mann wie Wolfgang Kirchbach, der sich vom lärmenden Cliquengetöse weislich fern hält, ein szenisch anspruchsvolles Zaubermärchen schreibt, so versteht es sich von selbst, daß er damit nicht in den Wettbewerb der spektakelnden Ausstattungsdramatiker eintritt, die ihren zweifelhaften Lorbeer mit Maschinenmeistern und Theaterschneidern theilen müssen. Kirchbach führt uns in die antike Fabelwelt der Satyrn, Faunen, Nymphen und Tritonen, die nach der Vereisung des Erdballs noch einmal zu kurzer Daseinsherrlichkeit aufleben; sogar Proteus hat nun das Parlamentsbriefeschreiben aufgegeben und gebietet wieder den nicht wahlberechtigten luftigen Geistern. Wir sehen den großen Pan sterben, nachdem er vergebens versucht, als ein moderner Frackträger der letzten Menschin Liebe zu erbetteln. Von dem längst ausgestorbenen Menschengeschlecht ist nur noch Ahas am Leben, der letzte von Adams apfellüsternen Söhnen; ihn hütet sorglich Amymone, die Sirenenkönigin, während die Herren Silene in ihrer vereisten Modernität den Menschen nur noch als ein „Ammenmärchen aus vergangenen Tagen" gelten lassen. Doch Ahas lebt:

> „Ein Erbe der vergangenen Menschheit lebt er
> An Edelmuth und Weisheit und an Fülle
> Des Geistes. Wie in zarter Knospenhülle
> Die Blüthe leicht verborgen ruht, so webt er
> In seinem Sinne mühlos das Errung'ne,
> Der Menschheit in Jahrtausenden Gelung'ne.
> Doch ward ihm zugeschworen,
> Er sei sich selbst verloren,
> Wenn je das andre Wesen ihm erscheint,
> Wenn mit dem Weibe er sich je vereint,
> Der lockenden Verführerin zum Leben,
> Die Dasein ewig muß dem Dasein geben."

Die Sirenenkönigin ist bestrebt, vielleicht nicht ohne einige Selbstsucht, den letzten Menschenmann in ihren Armen von seinem Schicksal fern zu halten; doch der schlimme Proteus sucht sich auf seine alten Tage noch einen Kuppelpelz zu verdienen, was ihm in Anbetracht der abnormen Temperaturverhältnisse nicht sonderlich zu verübeln ist; Ahas trifft die letzte Genossin, die natürlich noch immer Eva heißt, und da sich beide gefunden und vereint in später Gattungsliebe, bettet sie ein gemeinsamer Tod in die eisigen Klüfte nächst dem erstarrten Meer. Selig sterbende Sirenen singen ihnen den Grabgesang.

Die Dichtung ist nicht arm an poetischen Schönheiten; besonders gelungen erscheint die leider allzu karg bemessene Satire; die faunische Abschätzung der Menschenhabe, die zur Verachtung des geprägten Goldes und zu wildem Streit um einen Menschenstiefelknecht führt, ist sehr ergötzlich, doch hätte sich gerade hier und auch durch kräftigere Herausarbeitung des Grundgedankens, daß jeder Mensch ein Erster und zugleich ein Letzter ist, die poetische Wirkung wohl noch steigern lassen. — Die hübschen Märchen vom „gestiefelten Kater" und vom „Klein-Däumling" sind längst von unseren Ausstattungsbühnen verbannt; auch die Schaustücke streben jetzt nach „Wissenschaftlichkeit". Vor einigen Jahren tanzte uns eine geschmackvoll entkleidete Ballerina den „Triumph der Civilisation" vor, und seit sieben Monaten erhitzt sich die berlinische Kolonialbegeisterung an einem öden Machwerk, das uns Stanleys Reisen in Afrika vorführt. Diese bunten Thorheiten bieten trotz allem aufgewendetem Glanze, vielleicht auch gerade deswegen, der Phantasie nicht die mindeste Nahrung; und doch könnten wir heute, wo die Wahrheit, die künstlerische und die banausische, mit hartem Schritt von den ernsteren Bühnen Besitz ergreift, eine von keiner Wahrscheinlichkeitsschranke eingeengte Stätte der verfolgten Phantasie recht wohl gebrauchen. Kirchbach hat einen ersten Versuch zur Schaffung eines phantastisch-poetischen Ausstattungsstückes gemacht; er hätte den fabelhaften Charakter noch kräftiger betonen, den Kulturmenschen mit den Geschöpfen des Mythos in noch engere und kecker kontrastirte Beziehung setzen, die etwas gleichförmige Verskenen öfters unterbrechen und, nach Shakespeare's großem Sommernachtstraummuster, das satirische Salz reichlicher spenden dürfen. Doch auch so, wie es nun geworden, verdient sein Bühnenmärchen durchaus aufgeführt zu werden; und ich wünsche dem Verfasser, daß er einen muthigen Theaterdirektor findet, bevor die nächste Eisperiode eintritt, was — nach Herrn Rudolf Falb's Verkündigung — immerhin noch 4500 Jahre währen möchte.

M. H.

Die konservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der Revolution. Zustände und Personen. Von Eugen Guglia. Gotha. 1890. Friedrich Andreas Perthes.

Eine durchaus dankbare und in mehr als einem Betrachte nicht unwichtige Aufgabe hat sich ein junger Wiener Historiker, Eugen Guglia, gestellt und in dem hiermit angezeigten Buche in sehr dankenswerter Weise gelöst: eine Untersuchung Alles dessen, was am Vorabend jener ungeheuren Bewegung, deren Folgen wir heute noch empfinden, an Elementen vorhanden war, die fähig und gewillt erschienen, die alten Formen in Staat wie Gesellschaft zu erhalten, sie allenfalls im Sinne eines vernünftigen Fortschrittes weiterzubilden, ohne doch mit einem völligen Umsturz des Bestehenden einverstanden zu sein, wie ihn die Revolution für Frankreich bedeutete. So läuft denn seine Untersuchung wesentlich auf die Frage hinaus: was war in jenen Tagen und in jenem Staate noch gesund, nicht innerlich angefault, und was war somit lebensfähig. Man könnte sich eben leicht über Umfang und Bedeutsamkeit der konservativen Elemente irren, zieht man nur in Betracht, wie wenig Widerstand jener entsetzensvolle und dennoch segensreiche Sturm fand; man sieht — und auch die Geschichtsforschung ist da nicht ohne Schuld — nur den Strom nicht aber den Gegenstrom. Ihn verfolgt und nachgewiesen zu haben, ist Guglias verdienstliches Werk, das ihm freilich seine persönliche Neigung erleichterte, die ihn mehr zum Bestehenden, als zum Werdenden hinzog. Allenthalben geht er ihm nach: er weist die Ansätze und Keime verfassungsmäßiger Zustände nach, die nur weiterentwickelt und gehegt zu werden brauchten; ihm ist — mit Lorenz von Stein — das Königthum Ludwig XIV. die erste und gefährlichste jener Gewalten, die durch Rechtsbruch und Nichtachtung des Bestehenden die neue Zeit heraufführten. Den Aufklärern stellt er die Schriftsteller entgegen, welche die Autorität vertheidigten: in den Parlamenten, den obersten Gerichtshöfen, erkennt er ein Element, das aller Achtung werth war: im Klerus sieht er mehr Gutes, als man gewohnter Weise darin zu sehen pflegt. Dabei belegt er durchwegs quellenmäßig, was er behauptet, er verfügt über eine vornehme Sprache, die im Dienste einer mehr als gewöhnlichen Darstellungskraft steht. Einzelne seiner Charakteristiken sind vortrefflich, besonders, wenn er jene Frauen zeichnet, die sich der modigen Richtung nicht anschlossen, die sich ihren Gott nicht nehmen lassen wollten, oder ihn suchten, nachdem sie ihn verloren, hat er auch künstlerische Züge. Man muß seinen Standpunkt nicht theilen, aber man bekommt Achtung vor Guglia's Können und Wollen.

J. D.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr 27. Berlin, den 5. April 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Die vorliegende Nummer kommt des Charfreitags wegen einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Den Politikern geht es in diesem Augenblick, wie den Insassen eines Segelbootes beim Wenden. Wenden ist der technische Ausdruck dafür, daß das Steuer auf die andere Seite gelegt und die Segel umgelegt worden sind. Aus der früheren Segelstellung ist der Wind heraus und in der andern Lage hat er die Leinwand noch nicht zu fassen vermocht; die Fahrt steht dann ein paar Sekunden still, bis der „todte Punkt“ überwunden ist. Auch in der Politik sind wir jetzt zum todten Punkt gelangt; die alte Richtung ist im Augenblick aufgegeben; in der anderen Richtung geht es noch nicht vorwärts, und die ganze Bewegung besteht nur in einigen leise nachzitternden Schwankungen, die durch den Wechsel des Kurses erzeugt worden sind.

Die Zeit, da der Rücktritt des Fürsten Bismarck vom politischen Standpunkt aus besprochen wurde, ist jetzt vorüber. Die verschiedenen Parteien haben, entsprechend ihrer Vergangenheit, über die Wirksamkeit des ersten deutschen Kanzlers die Rechnung aufgenommen und abgeschlossen, und nunmehr drängt sich, statt der kühl rechnenden Vernunft, die Empfindung hervor, die stets sich einstellt beim Falle eines Großen. Die parlamentarischen Anhänger des Fürsten Bismarck haben, soweit das möglich war, jenen Eindruck wieder zu verwischen gesucht, den ihre tonlose Ruhe bei der Verkündigung des Bismarck'schen Rücktrittes im preußischen Abgeordnetenhause zurückgelassen hatte. Die Kartellparteien haben Adressen an den Fürsten Bismarck gesandt; „Worte, nichts als Worte“ hätte der Empfänger ausrufen können; und bismarckisch gesinnte Elemente der Bevölkerung haben dem scheidenden Minister bei seiner Abreise von Berlin und bei der Feier seines Geburtstages in Friedrichsruh sympathische Ovationen bereitet.

Diese Vorgänge sind naturgemäß, und jener Bruchtheil des deutschen Volkes, der dem Fürsten Bismarck Dezennien hindurch bei allen denkbaren und undenkbaren Anlässen begeistert zugejubelt hat, bleibt jetzt mit diesen Kundgebungen nur seiner Vergangenheit treu, und solche Treue gegen die eigene Vergangenheit ist jedenfalls achtungswerth; achtungswerther als die Schwenkung jener „Klugen“, die so glücklich sind, heute bereits vergessen zu haben, wem ihre Kniebeugungen vor drei Wochen gegolten haben.

Gerade aber, wenn man die Treue gegen die eigene Vergangenheit schätzt, so muß man sich auch jener Sentimentalität entgegenstellen, die hier und dort sich heute bemerkbar macht, und die alles, was hinter uns liegt, fortwischen möchte, um die Gesammtheit der deutschen Parteien zu einer Huldigung vor den Fürsten Bismarck hinzuführen. Gewiß ist Fürst Bismarck als Persönlichkeit eine riesige Figur, und es ist richtig, daß unter seiner Leitung Deutschland jene Gestalt gewonnen hat, die es heute aufweist. Aber diesen beiden Momenten steht ein drittes Moment gegenüber. Fürst Bismarck hat auch jene innere Politik getrieben, der sich die freisinnige Partei entgegengestellt hat, weil sie dieselbe für überaus verhängnißvoll hielt und heute noch hält. Erst wenn man alle diese Seiten der Bismarck'schen Persönlichkeit gleichmäßig berücksichtigt, gewinnt man ein Bild, das nach freisinniger Auffassung der Wahrheit entspricht, und es wäre daher eine schwachherzige Schönfärberei, wollte man in einer Gefühlsaufwallung überaus wesentliche Charakterzüge fortschminken. Freisinnige Männer sollten zu

vornehm sein, um einer gefallenen Größe die üblichen Eselsfußtritte zu verabreichen und zu selbstbewußt, zu eingedenk der Vergangenheit, um sich von ihrem Standpunkt sachgemäßer, wahrhaftiger und nach Gerechtigkeit strebender Kritik zu kritikloser Verschwommenheit hinüberziehen zu lassen.

Ueber die Ursachen, die den bedeutungsvollen Rücktritt des Fürsten Bismarck herbeigeführt haben, weiß man heute nur so viel wie vor acht Tagen; zur Beurtheilung der Verhältnisse genügt das aber vollkommen. Und werth, aus der Fülle der verbürgteren und weniger verbürgten Gerüchte herausgehoben zu werden, bleibt nur eines; es ist thatsächlich das eingetreten, was der Abgeordnete Ludwig Bamberger vor nunmehr einem Jahre in der „Nation" als möglich vorausgesagt hatte: (Vgl. „Nation" Nr. 22, 23, 24: Die Nachfolge Bismarck's.)

„So unwahrscheinlich sie sei, ganz ausgeschlossen ist die Möglichkeit nicht, daß dem Fürsten Bismarck einmal das Vertrauen der Krone entzogen würde, und nur dieser Entziehung, nicht einer parlamentarischen Mehrheit würde er weichen."

Die damalige Voraussage ist jetzt Wirklichkeit; und man muß dankbar dafür sein, daß Korrespondenzen von bismarckisch-offiziösem Charakter in den verschiedensten Zeitungen mit aller Deutlichkeit immer von Neuem betonen: der Kanzler erhielt vom Monarchen seine Entlassung; er hat dieselbe nicht freiwillig erbeten. Wir könnten uns Ereignisse denken, wo es zweckmäßig wäre, daß dieser Punkt der Zeitgeschichte allen Zweifeln entrückt ist, und es wird daher gut sein, daß an den sicherlich folgenschweren Rücktritt des Fürsten Bismarck sich eine mythenschaffende Umbildung nicht heranwogen kann.

Unmittelbar nach dem Schluß der internationalen *Arbeiterschutzkonferenz* sind die Ergebnisse der Berathungen veröffentlicht worden. Jene haben Recht behalten, die nur bescheidene Hoffnungen diesem Gedankenaustausch zwischen den Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten entgegengebracht haben; aber diese bescheidenen Hoffnungen sind erfüllt worden. Gerade weil man die Grenzen eng gesteckt hat, war es möglich, wenigstens zu einer theoretischen Verständigung zu gelangen.

Praktisch ist damit zunächst so gut wie gar nichts, man kann sagen, gar nichts erreicht. Für Deutschland speziell enthalten die Festsetzungen der Konferenz keine einzige Bestimmung, die über den Rahmen desjenigen hinausgeht, was man auch national und unabhängig vom Ausland bei uns zu verwirklichen bereit wäre. Wohl aber ist eine Grundlage geschaffen, auf der sich fortbauen läßt. Der Arbeiterschutzgesetzgebung aller Staaten ist ein segensvoller Impuls gegeben, und es ist im Prinzip anerkannt, daß diese ganze Gruppe von Bestrebungen internationaler Förderung sehr wohl fähig ist. Damit ist ein neues Band der Beziehungen zwischen den Staaten gewoben und auf einem neuen Gebiet die Solidarität aller Kulturvölker anerkannt.

Kommen diese den Beschlüssen innewohnenden Tendenzen dem Frieden und dem gesellschaftlichen Fortschritt zu gute, so ist andererseits auch durch die Konferenz der Beweis erbracht, daß die europäischen Regierungsgewalten in ihrer Gesammtheit eine Schutzwehr gegen den Staatsozialismus bilden. Kein einziger Beschluß der Konferenz wagt sich auf den schwankenden Grund vorgeschrittener staatsozialistischer Experimente vor; dieser Verzicht auf jede sozialistische Hinneigung war geboten, wollte man nicht die Berathungen überhaupt scheitern lassen. Der Ausgang der Konferenz bestätigt damit jenen Standpunkt, den die deutsch-freisinnige Partei in diesen Fragen innegehalten hat, und es hat sich wieder einmal erwiesen, daß die anderen europäischen Staaten keineswegs geneigt sind, in staatsozialistische Bahnen einzulenken.

Die *Schuldebatte*, welche Herr Stöcker im preußischen Abgeordnetenhaus angeregt und Herr Minister von Goßler so wohlwollend fortgesponnen hatte, greift in so hohem Grade in öffentliche und kulturelle Interessen hinein, daß es nur natürlich ist, wenn sich an diese Vorgänge noch immer lebhafte Erörterungen anknüpfen. Die Haltung des Ministers ist freilich scheinbar von ganz unanfechtbarer Objektivität; Herr von Goßler sagte: Ich habe der Frage gegenüber gar keinen Standpunkt; und wenn Jemand gar keinen Standpunkt hat, so kann man ihn doch auch um seines Standpunkts willen nicht angreifen. Auch das ist möglich und sogar geboten; denn würde heute Jemand behaupten, auch die Hörigkeit sei für ihn eine offene Frage, er sammle Material und wolle sich dann entscheiden, so würde man unfehlbar gegen diese Standpunktlosigkeit auf das schärfste vorgehen; gewissen Aspirationen gegenüber sollte es bei unserer heutigen Kultur kein Schwanken mehr geben und zu diesen Aspirationen gehören jene, welche Herr Stöcker verfolgt. Wir wollen nicht religiös und politisch und sozial das Volk in seine einzelnen Bestandtheile auseinanderreißen; sondern diese Bestandtheile, soweit irgend möglich, einander nähern und unauflöslich in nationaler Eintracht und nationaler Bildung zusammenschweißen. Mit der weisheitsvollen, allen zukünftigen Wandlungen gerechten Objektivität des Herrn von Goßler ist daher ein Pakt nicht zu schließen.

Diese Objektivität setzt aber um so mehr in Erstaunen, wenn man nämlich die wenigen Thatsachen näher prüft, die Herr von Goßler für die Stöcker'schen Theorien in das Feld zu führen die Konnivenz hatte. Der Kultusminister wies auf die Schulverhältnisse in Frankfurt a. M. hin, wo die Juden angeblich die Absonderung von den christlichen Kindern selbst herbeigeführt haben sollen. Wie stehen aber die Thatsachen? Es ist nothwendig auf die Gründung der jüdischen und in Sonderheit der Frankfurter jüdischen Schulen zurück zu gehen.

Die Juden strebten allgemein am Schlusse des letzten Jahrhunderts nach deutscher Bildung und wollten für ihre Kinder deutsche Schule. So entstand eine ganze Reihe von Schulen in Deutschland, die von Juden ins Leben gerufen worden sind; es wären zu nennen die jüdische Freischule in Berlin; die Jacobson-Schule in Seesen, die Franz-Schule in Dessau; eine Schule in Märkisch-Friedland u. s. w. Schon 1794 fanden sich auch einige Frankfurter Gemeindemitglieder zu gleichem Zweck zusammen. Innere Verhältnisse der Gemeinde und die Kriegszeiten traten hindernd in den Weg, aber im Jahre 1804 kam endlich die Gründung einer Schule zu Stande, man nannte sie Philantropin. Warum schickten denn aber die Juden damals die Kinder nicht in eine staatliche oder städtische Schule? Weil es außer dem Gymnasium deren keine gab. Es gab damals in Frankfurt „erblich und wiederverkäuflich konzessionirte Quartierschulen". Eine derselben wurde 1803 vom Senate angekauft, und es wurde mit dieser erworbenen Schulgerechtigkeit die Frankfurter Musterschule gegründet. Das lutherische Konsistorium veranlaßte Geldsammlungen, und so wurde die Schule der Oberaufsicht des Konsistoriums unterstellt. In Summa: alle Schulen waren Annexe der Kirchengemeinden. Und da traten auch Frankfurter Juden zusammen und gründeten eine deutsche Schule, nicht um sich abzusondern, sondern um sich deutsche Bildung anzueignen und in den Bildungsgang des deutschen Volkes einzutreten.

Der erste Hauptlehrer des Philantropin war, was unter diesen Umständen ebenso erklärlich, wie charakteristisch ist, ein *Katholik* Namens Molitor; an dessen Stelle 1806 ein Jude, Namens Dr. Herz, trat; Molitor aber blieb noch längere Zeit Lehrer. Wie nach und nach auch christliche Schüler in das Philantropin eintraten, so wurde die Musterschule und das Gymnasium wiederum von jüdischen Schülern besucht. Eine Scheidung wurde niemals angestrebt, und es ist denn auch das Lehrerkollegium an der jüdischen Schule von jeher ein gemischtes gewesen. Gegenwärtig wirken an der Schule 6 definitiv angestellte christliche Lehrer und 2 christliche wissenschaftliche Hilfslehrer, ebenso 3 definitiv angestellte christliche Lehrerinnen.

Die Schule ist auch nicht in der Hinsicht als konfessionell anzusehen, daß etwa die einzelnen Lehrgegenstände vom konfessionellen Gesichtspunkte aus gelehrt werden; das ist grundsätzlich ausgeschlossen. Eine Thatsache wird schließ-

lich den Charakter, den diese Schule stets gehabt hat, am besten klarstellen. Als 1811 ein christlicher Bürger um Aufnahme seines Sohnes ersuchte, gaben die Vorsteher dieser Schule einstimmig zu Protokoll:

„Schon der Name der Schule spricht für die Zulassung von Kindern ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, und die Vorsteher freuen sich um so mehr, durch diesen Zufall ihre Gefühle der Toleranz öffentlich an den Tag zu legen u. s. w."

Dem entsprechend wurde beschlossen, die Schule nicht mehr „jüdisches Philantropin", sondern einfach „Philantropin" zu nennen.

Da der Staat Frankfurt nun bis in die letzte Zeit seiner Existenz für das Schulwesen so gut wie gar nichts gethan hat und die Schulen Annexe der Kirchengemeinden waren, so ist es geschehen, daß zur Zeit, als die Frankfurter orthodoxen Juden eine Separatgemeinde bildeten, sie gleichfalls nach dem Vorgange der evangelisch-lutherischen, evangelisch-reformirten und katholischen Gemeinden eine besondere Schule gründeten. Dies geschah am 1. April 1853. Man beachte die Jahreszahl. Direktor wurde der orthodoxe Rabiner Dr. Hirsch, jetzt ist es dessen Sohn. Es unterrichten aber auch an dieser Schule jüdische und christliche Lehrer friedlich neben einander.

Die historische Entwicklung gibt also für die Frankfurter Verhältnisse eine wesentlich andere Erklärung, als sie Herr von Goßler dem Parlamente glaubte bieten zu sollen. Auf die Frankfurter Zustände wird sich Herr von Goßler nicht stützen können. Im politischen Zusammenhang wird man vielmehr behaupten müssen, daß der Minister, ohne durch die äußeren Verhältnisse gedrängt zu sein, freiwillig an die Traditionen der reaktionären Raumer-Mühler'schen Epoche wieder anzuknüpfen versucht hat; jener Epoche, deren Ideal es in der That war, jeder Schule den Charakter einer exklusiven, starren Kirchlichkeit aufzudrücken, und die damit schon in die Kinderjahre eine schroffe, intolerante Abschließung gegen anders Denkende und anders Glaubende einführte.

Aus **Zanzibar** ist die Nachricht eingetroffen, daß es gelungen ist, mit Bana Heri Frieden zu schließen. Das ist eine erfreuliche Thatsache. Eine zweite Nachricht behauptet, daß Emin Pascha in deutsche Dienste getreten sei, und daß Dr. Peters mit seinen Begleitern nicht ermordet wurde, sondern seinen Zug in das Innere wohlbehalten fortsetzt. Daß Peters lebt, ist gewiß gut; aber es wird zweckmäßig sein, die Augen offen zu behalten und rechtzeitig zu warnen, wenn durch Peters und Emin neue koloniale Abenteuer eingeleitet werden sollten. Denn bei aller Hochachtung vor der Tüchtigkeit Emin's wird man den freisinnigen prinzipiellen Standpunkt in kolonialpolitischen Fragen nicht verlassen dürfen. Die langwierigen Kämpfe in den Küstengebieten haben von Neuem bewiesen, wie gefahrvoll jeder Schritt in Afrika hinein ist; und die ersten Schritte, die von der Flotte unterstützt werden konnten, sind noch die bei weitem leichtesten.

Aus **Rußland** kommen wieder Nachrichten von Verschwörungen gegen das Leben des Zaren; Studentenunruhen die an verschiedenen Universitäten ausgebrochen sind, legen gleichfalls von der beständigen Gährung der Gemüther Zeugniß ab.

In **Portugal** haben die Wahlen zum Parlament stattgefunden und den monarchischen Regierungsparteien einen überwältigenden Sieg gebracht. Soll man daraus vorbehaltlos schließen, daß die republikanische Richtung, die das Haupt vor Kurzem so kühn zu erheben begann, machtlos am Boden liegt? Die Erfahrungen in den verschiedensten Ländern haben gelehrt, daß eine geschickte Regierungsmaschinerie eine Volksvertretung zu Stande bringen kann, welche die Volksströmungen nur sehr unvollkommen wiederspiegelt.

Der achtstündige Maximalarbeitstag.

I.

Seitdem die beiden internationalen Arbeiterkongresse, welche im Sommer des vorigen Jahres zu Paris tagten, als das nächste Hauptziel der praktischen Agitation die Herbeiführung eines achtstündigen Maximalarbeitstages bezeichnet haben,*) hat die Achtstundenbewegung allmählich an Bedeutung so zugenommen, daß die öffentliche Diskussion sich einer gründlichen Erörterung des Gegenstandes dieser internationalen Bewegung nicht mehr entziehen kann. Diese gründliche Erörterung erscheint um so nothwendiger, als es sich hier um eine Frage handelt, zu deren rationeller Beantwortung die öffentliche Meinung bisher noch sehr wenig vorbereitet ist.

Daß das Ziel, die Tagesarbeitszeit der Lohnarbeiter nach Möglichkeit zu reduziren, an sich ein erstrebenswerthes ist, wird nur von wenigen unter denen, die es mit den Lohnarbeitern wirklich gut meinen, geleugnet werden. Je mehr Zeit und Kraft der Arbeit um das tägliche Brot abgewonnen werden kann, um so mehr Gelegenheit zur körperlichen und geistigen Ausbildung ist geboten, eine Gelegenheit, die zwar nicht in allen, aber doch in sehr vielen Fällen benutzt werden, und damit der ganzen Menschheit zum Segen gereichen würde. Der Menschheit zum Segen — den heute privilegirten Ständen allerdings nicht zur Bequemlichkeit! Denn je gebildeter ein Arbeiter wird, umsomehr muß man mit ihm verhandeln, umsoweniger kann man ihm einfach befehlen. Diese Bequemlichkeit wird aber niemals als dauerndes Hinderniß eines Kulturfortschritts in Betracht kommen. Die daraus herzuleitenden Widerstände gegen den achtstündigen Maximalarbeitstag werden verhältnißmäßig leicht überwunden werden. Die eigentlichen Schwierigkeiten liegen auf einem anderen Gebiete. Die wesentlichen Bedenken richten sich nicht gegen das Ziel, sondern gegen das vorgeschlagene Mittel zur Erreichung desselben, gegen die **zwangsweise Durchführung des Achtstundentages im Wege der Gesetzgebung.** Kann ein derartiges Gesetz durchgeführt werden, ohne die wirthschaftliche Gesammtlage der Lohnarbeiter zu schädigen? Diese Frage bildet den Kernpunkt des Streites. Läßt sich dieselbe bejahen, so ist die Erfüllung des Verlangens nur eine Frage der Zeit.

Die Räthlichkeit der Einführung eines Normalarbeitstages ist nun aber selbst unter den Sozialdemokraten nicht unbestritten. Gerade die konsequenter Denkenden, wie z. B. die Abgeordneten Liebknecht und Bebel, haben der Forderung eines gesetzlichen Maximalarbeitstages von jeher sehr kühl gegenübergestanden. In der sozialistischen Monatsschrift „Die Neue Zeit" veröffentlichte Bebel noch im Januar 1886 (also **nachdem** die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags ihren Antrag auf Einführung eines gesetzlichen Maximalarbeitstages von 10 Stunden bereits längst eingebracht hatte) einen Artikel, in dem er die Einführung eines Normalarbeitstages für eine inkonsequente und im Wesentlichen nutzlose Forderung erklärte. „Jeder Eingriff — so führte er wörtlich aus — des Staates in das Lohnverhältniß ist unmöglich, weil von der Lohnfrage die Produktionsform untrennbar ist."

Eine derartige prinzipielle Stellungnahme schließt natürlich nicht aus, daß auch die konsequentesten Sozialisten aus Erwägungen taktischer Natur — z. B. um die Arbeiter-

*) Der bezügliche Beschluß des Marxistenkongresses lautete:

„1. Es möge eine **große einheitliche** Manifestation der Arbeiter aller Länder derartig veranstaltet werden, daß an dem nämlichen vereinbarten Tage in allen Ländern bezw. allerorts die Arbeiter die Vertreter der herrschenden Kreise auffordern, die gesetzliche Dauer des Arbeitstages auf acht Stunden zu beschränken.

2. In Erwägung, daß eine ähnliche Manifestation von dem im Dezember 1888 stattgehabten Kongreß der amerikanischen Föderation der Arbeit für den 1. Mai 1890 beschlossen worden, ist dieses Datum für die internationale Manifestation zu bestimmen.

3. In jedem Lande sollen die Arbeiter die Manifestation in der Weise veranstalten, welche die Gesetze und Verhältnisse daselbst bedingen bezw. ermöglichen."

massen um ein gemeinschaftliches Ziel zu sammeln — unter Umständen die Achtstundenbewegung mitmachen. Thatsächlich machen die Sozialdemokraten aller Länder dieselbe jetzt ohne Ausnahme mit und sie ziehen in diese Bewegung auch immer weitere Kreise der außerhalb der Sozialdemokratie stehenden Arbeiter hinein. Nirgends tritt das deutlicher hervor, als in England, wo selbst die Gewerkvereine dem Gedanken der gesetzlichen Durchführung des achtstündigen Maximalarbeitstages theilweise gewonnen sind.

Die konkreteste Form hat diese Bewegung unter den englischen Kohlenbergarbeitern angenommen, welche direkt das Einbringen einer Coal Miner's Eight Hours Bill verlangen. Dies Verlangen haben dieselben im Februar d. J. durch drei verschiedene Deputationen dem Home Secretary, Mr. Gladstone sowie Lord Randolph Churchill und Lord Dunraven vortragen lassen. Dabei ist wohl zu beachten, daß thatsächlich die Arbeitszeit in den Kohlengruben Englands fast durchweg 8 Stunden am Tage nicht überschreitet. Es handelt sich also im Wesentlichen nur um die gesetzliche Fixirung einer bereits in Uebung befindlichen Maximalarbeitszeit. Aber gerade dieser Umstand steigert die prinzipielle Tragweite des Verlangens. Materiell findet die öffentliche Meinung Englands die Forderung, beim Kohlenbergbau die Arbeiter nicht länger als 8 Stunden täglich arbeiten zu lassen, denn auch durchaus begründet. Nur scheut man davor zurück, den Weg der gesetzgeberischen Regelung zu beschreiten.

Wie dieser jüngste Vorgang völlig klar stellt, hat die Achtstundenbewegung das eigentliche politische Gebiet bereits ergriffen und es ist nicht ausgeschlossen, daß schon in wenigen Jahren die Forderung des gesetzlichen Maximalarbeitstages von acht Stunden eine erhebliche Rolle in der praktischen Politik Englands spielen wird. Einstweilen ist allerdings selbst unter den englischen Radikalen die Neigung, der Achtstundenbewegung nachzugeben, nicht groß. Nicht nur Gladstone selbst, nicht nur Lord Rosebery und John Morley, die muthmaßlichen Haupterben des Gladstoneschen Einflusses, sondern selbst so weitgehende Radikale wie Mr. Labouchere, Mr. Mundella und Mr. Bradlaugh*) haben sich verschiedentlich mit größtem Nachdruck gegen jede Intervention des Staats bei Regelung der Arbeitszeit erwachsener Arbeiter erklärt.

Es fällt demgegenüber wenig in die Wagschale, daß Sir Charles Dilke, der ersichtlich jeden Anlaß benutzt, um wieder in die Politik einzutreten, aus der er durch seinen Skandalprozeß verdrängt wurde, schon im Mai v. J. in einer öffentlichen Versammlung, wie seitdem öfter, ausdrücklich Partei für die Achtstundenbewegung ergriffen hat.

Daß unter den englischen Regierungsparteien ebenfalls wenig Neigung besteht, der gesetzgeberischen Fixirung eines Maximalarbeitstages zuzustimmen, geht deutlich hervor aus deren vorigjähriger Haltung gegenüber der Einladung zur Berner Konferenz. Obgleich unter den Vorschlägen, welche der schweizerische Bundesrath der Konferenz unterbreiten wollte, ein Maximalarbeitstag für erwachsene männliche Arbeiter gar keine Stelle gefunden hatte, so glaubte die

*) Anmerkung. So beginnt z. B. ein Artikel, den Bradlaugh im Sommer des Jahres 1889 in der Monatsschrift „The New Review“ veröffentlichte, mit den Worten:

„Es handelt sich hier darum, Stellung zu nehmen zu der Frage, ob die achtstündige Tagesbeschäftigung für das ganze Königreich und für sämmtliche Gewerbe gesetzlich vorgeschrieben werden soll. Dieser Bewegung, sofern es sich dabei um Erwachsene, einerlei ob Männer oder Frauen, handelt, widersetze ich mich aufs allerentschiedenste aus folgenden Gründen: Erstens, weil es nicht die Aufgabe des Parlaments sein sollte, die Zahl der Stunden zu bestimmen, während welcher ein Erwachsener zu arbeiten hat. Es macht sich eine im Wachsen begriffene Tendenz von sehr gefährlichem Charakter geltend, deren Ausfluß diese Achtstundenbewegung ist. Sie lehrt den Blick auf die Gesetzgebung oder die Regierung richten, um Abhilfe für alle Uebel zu schaffen, die, welcher Art immer, im Kampf ums Dasein auftauchen. Zweitens, weil eine möglichst kurze Arbeitszeit in jedem Gewerbe, wenn schon erstrebenswerth und für den Arbeiter eine Wohlthat, doch Gegenstand besonderer Verhandlung und Vereinbarung in jeder Industrie sein und nach gegenseitiger Auseinandersetzung und Abmachung zwischen den Arbeitgebern und den organisirten Arbeitern festgesetzt werden sollte.“

englische Regierung ihrer Erklärung, die Konferenz beschicken zu wollen, doch die Klausel anhängen zu sollen, daß ihr Bevollmächtigter sich an einer allenfallsigen Debatte über den Normalarbeitstag für erwachsene männliche Arbeiter nicht betheiligen dürfe. In der Diskussion, welche diese Antwort im Parlament hervorrief, genirten sich die Anhänger der Regierung durchaus nicht, die Forderung eines gesetzlich zu normirenden Maximalarbeitstags für erwachsene männliche Arbeiter als eine „sozialistische Quacksalberei“ zu bezeichnen. Diese starke Zurückweisung wurde fast durchweg gebilligt. Von namhaften Parlamentariern war Lord Randolph Churchill eigentlich der Einzige, der das Verfahren der Regierung mißbilligte, wie er auch inzwischen mehrfach Gelegenheit genommen hat, gegenüber der Achtstundenbewegung seine Sympathie zum Ausdruck zu bringen. Im Ganzen muß man aber konstatiren, daß die Neigung, sich der Achtstundenbewegung anzuschließen, in den politischen Kreisen Englands bisher nur erst geringe Forschritte gemacht hat. Trotz dieser ablehnenden Haltung der meisten politisch in Betracht kommenden Männer, die auch anläßlich der jüngsten Berliner Konferenz zu Tage getreten ist, hat jedoch die öffentliche Diskussion über die Frage in England sich stetig verbreitert. Fast alle großen Revuen haben seit dem Sommer vorigen Jahres die Achtstundenbewegung einer eingehenden Besprechung unterzogen und dabei mit englischer Fairness hervorragenden englischen Sozialisten, wie Burns, Champion u. A., zur Vertheidigung ihres Standpunkts das Wort gegeben. Die öffentliche Diskussion ist jedoch bisher auch in England mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen, so daß von einer irgendwie erschöpfenden Behandlung des Problems auch nicht entfernt die Rede sein kann. Immerhin ist die ernstliche Debatte gerade über diese Frage in England weiter gediehen, als irgendwo sonst. Selbst in den Vereinigten Staaten von Amerika, woselbst der gesetzlichen Einführung eines achtstündigen Maximalarbeitstages nach den demokratischen Institutionen des Landes die wenigsten Schwierigkeiten entgegenstehen würden, ist die Untersuchung der muthmaßlichen Folgen einer generellen Durchführung des Prinzips noch in den Anfangsstadien,*) während auf dem europäischen Kontinent an die generelle gesetzliche Einführung eines achtstündigen Maximalarbeitstages — außer in rein sozialistischen Kreisen — bisher nirgends ernstlich auch nur gedacht wird. Zwar existirt ja in einzelnen Ländern, wie in der Schweiz und in Oesterreich ein gesetzlicher Maximalarbeitstag; aber kein achtstündiger, sondern ein elfstündiger, und auch dieser mit so vielen Ausnahmen, daß seine praktische Bedeutung nicht groß ist. Gleichwohl könnte man meinen, daß diese gesetzgeberischen Versuche — ungeachtet ihrer Unvollkommenheit — das Prinzip selbst, die Regelung der täglichen Maximalarbeitszeit für erwachsene Arbeiter im Wege der Gesetzgebung, zur Geltung gebracht haben. Aber hier liegt einer jener Fälle vor, wo das angewandte Maß für das Prinzip mit entscheidend ist. Man beabsichtigte bei der gesetzlichen Festsetzung eines elfstündigen Arbeitstages, nur in jene Arbeitszweige einzugreifen, die ihre Arbeitszeiten gleichsam über das allgemeine industrielle Arbeitszeitniveau hinausgetrieben oder über demselben festgehalten hatten. Ferner war die ratio legis eine vorwiegend sanitäre.

Die Forderung eines achtstündigen Maximalarbeitstages in dem Sinne der Beschlüsse der Pariser Arbeiterkongresse ist dagegen ein bewußter Eingriff in die Regelung der Lohnfrage. Darin liegt ihre charakteristische Bedeutung, und unter diesem Gesichtswinkel, nicht unter demjenigen der sozialen Hygiene, muß die ganze Frage heute behandelt werden, wenn man der Sachlage Genüge leisten will.

Ein vom Standpunkt der sozialen Hygiene empfohlener Maximalarbeitstag ist etwas wesentlich anderes, als ein vom Standpunkt der Lohnregulirung aus empfohlener. Soweit

*) Anmerkung. Vom sozialistischen Standpunkt aus hat der Amerikaner George Gunton neuerdings in einer Abhandlung über „Wealth and Progress“ die Frage behandelt, jedoch nichts weniger als tief.

Kinder und jugendliche Arbeiter in Frage kommen, darf der grundsätzliche Widerstand gegen eine Einmischung der Gesetzgebung in die Regelung der Arbeitszeit als durchweg beseitigt angesehen werden. Auch rücksichtlich erwachsener Frauen ist der Widerstand erheblich geringer geworden. Betreffs der erwachsenen männlichen Arbeiter besteht dagegen noch eine starke Ansicht, welche die Arbeiter ausschließlich auf Selbsthilfe verweist und die Gesetzgebung nur zur Beseitigung aller Hindernisse der Selbsthilfe, speziell aller Beschränkungen der Koalitionsfreiheit, in Anspruch nehmen will. Nun mag man ein noch so entschiedener Anhänger der Selbsthilfe sein und wird sich doch nicht verhehlen können, daß der Appell an die Selbsthilfe seit dem Eindringen des Staatssozialismus in die moderne Gesetzgebung an Resonanz erheblich verloren hat. Besonders darf ein Hinweis darauf, daß aus sanitären Gründen — um eine entkräftigende Ueberarbeitung zu verhüten — die staatliche Gesetzgebung sich in die Regelung des Arbeitsvertrages einzumischen habe, in der Regel ziemlich sicher darauf rechnen, bei sehr Vielen Anklang zu finden. Man verlernt es immer mehr, zwischen schutzbedürftigen Personen, wie Kindern und allenfalls Frauen, und erwachsenen männlichen Arbeitern zu unterscheiden, und sucht die Vormundschaft des Gesetzes auf die gesammte Lohnarbeiterschaft zu erstrecken. Der Staatssozialismus wünscht dabei zunächst zwar den Standpunkt der sozialen Hygiene noch festzuhalten, aber die Gefahr liegt nahe, daß gesetzliche Beschränkungen der Arbeitszeit, die aus Gründen der sozialen Hygiene eingeführt sind, sich zu weiteren Beschränkungen aus allgemeinen Gründen scheinbarer Nützlichkeit entwickeln. Immerhin ist dabei in grundsätzlicher Beziehung noch eine weite Kluft zu überspringen.

Aehnlich liegt es mit der Forderung der Einführung eines achtstündigen Maximalarbeitstages für alle in staatlichen oder kommunalen Diensten stehenden Arbeiter. Die englischen Radikalen scheinen geneigt, in dieser Beziehung Konzessionen zu machen, und sie heben hervor, daß es prinzipiell etwas durchaus anderes sei, ob der Staat als Arbeitgeber oder als Gesetzgeber den achtstündigen Maximalarbeitstag verwirkliche. Das ist völlig richtig, aber es ist ebenso gewiß, daß die große Masse diesen grundsätzlichen Unterschied nicht leicht erkennen wird und daß deshalb eine Durchführung des achtstündigen Arbeitstages in Staatswerkstätten der Forderung einer gesetzmäßigen Einführung des Achtstundentages großen Vorschub leisten würde. Das darf natürlich kein Grund sein, sich einer derartigen Maßregel entgegenzustemmen, wenn dieselbe an sich zu rechtfertigen ist. Eine solche Rechtfertigung läge ohne weiteres darin, wenn man die Erfahrung machen sollte, daß die Lohnarbeiter des Staates in 8 Stunden ebensoviel nützliche Arbeit verrichteten, wie andere Arbeiter in 10 oder 11 Stunden. Würde die Arbeitsleistung in den Arbeitsstätten des Staates oder der Kommunen aber in der kürzeren Arbeitszeit nicht relativ gesteigert und für die absolut geringere Arbeitsleistung doch der gleiche Tagelohn, wie auf dem freien Arbeitsmarkt bezahlt, so läge die Bevorzugung einer kleinen Kategorie von Arbeitern auf Kosten der Allgemeinheit vor, die den Anforderungen der Gerechtigkeit durchaus widersprechen würde und zu allerlei Begünstigung und Gönnerschaft führen müßte.

Ich will diese Gesichtspunkte — sowohl was die Einführung eines achtstündigen Maximalarbeitstages in Staatsbetrieben anlangt, wie auch die vom Standpunkt sozialer Hygiene etwa zu gewinnenden — hier nicht weiter verfolgen; möchte dieselben vielmehr bei den weiteren Betrachtungen definitiv ausscheiden, um alles Licht auf die sozialistische Formulirung des Verlangens, wie sie der jetzigen internationalen Bewegung zu Grunde liegt, zu werfen.

Ich lege dabei den Gedankengang zu Grunde, den der sozialdemokratische Abgeordnete Grillenberger bei Besprechung der Forderung eines zehnstündigen Maximalarbeitstages in der Sitzung des Reichstags vom 1. März 1886 verfolgte und den der englische Sozialist H. H. Champion in einem sehr eingehenden Artikel über „An eight hour law" im vorigjährigen Septemberheft der englischen Monatsschrift „The Nineteenth Century" augenscheinlich spontan mit überraschender Genauigkeit reproduzirt hat, weil — wie ich glaube, die landläufige sozialistische Anschauung in Grillenberger's und Champion's Ausführungen korrekt wiedergegeben ist. Champion führt in jenem Artikel wörtlich aus:

> „Die Löhne würden in jedem Arbeitszweige und jeder Zeit höher sein, wenn sie allein durch den Wunsch der Arbeiter gesteigert werden könnten. Der thatsächliche Grund, warum sie nicht höher sind, liegt nicht darin, daß der Arbeitgeber nicht mehr zahlen kann, sondern darin, daß der Arbeiter weiß, er wird entlassen, wenn er mehr verlangt. Man nehme z. B. irgend eine Fabrik mit hundert Arbeitern, die jeder 20 sh. die Woche verdienen; jeder dieser hundert Arbeiter würde lieber einen Schilling per Woche mehr verdienen; er bekommt ihn aber nicht, er wagt nicht einmal, ihn zu verlangen, weil er weiß, daß am Thore der Fabrik Leute ohne Beschäftigung sich befinden, die glücklich sein würden, mit ihm den Platz zu tauschen. Das weiß auch der Arbeitgeber, und da er, der Regel nach, wie immer seine politischen und religiösen Anschauungen sein mögen, sein Geschäft nach ‚gesunden, wirthschaftlichen Grundsätzen' führt, so wird er Niemandem in seiner Fabrik einen Heller mehr geben, als wofür er außerhalb der Fabrik willige Hände zur selben Arbeit findet. Der Ausschlag gebende Faktor in der Lohnfrage ist deshalb der unbeschäftigte Arbeiter. Bei jeder Agitation für eine Lohnerhöhung ist die Gegenwart oder Abwesenheit unbeschäftigter Arbeiter dafür entscheidend, ob das Kapital oder die Arbeit siegreich ist."

Mr Champion begreift natürlich, daß diese Argumentation, falls sie überhaupt zutreffend ist, nur in so weit gelten kann, als nicht die Lohnanforderungen der Arbeiter den ganzen Produktionsgewinn absorbiren. Aber er glaubt, daß dieser Produktionsgewinn fast durchweg ausreichend sei, um die Schmälerung, welche der durchgeführte achtstündige Maximalarbeitstag zur Folge haben würde, tragen zu können. Soweit Ausnahmen vorhanden sein sollten, erachtet er die Vernichtung der betreffenden Etablissements für kein großes wirthschaftliches Unglück. Das sind Anschauungen mehr thatsächlicher Natur, die zunächst außer Betracht bleiben können. Mr. Champion fährt dann in seiner Gedankenentwicklung fort:

> „Wenn meine Vordersätze richtig sind, so ist es klar, daß vom Gesichtspunkt der Arbeiterinteressen aus die wichtigste Frage, betreffs des Achtstundentages, die ist, ob die Reduktion der Arbeitsstunden jene unbeschäftigten Arbeiter absorbiren wird, deren Konkurrenz heute die thatsächliche und direkte Ursache bildet, warum die Löhne nicht höher sind."

Mr. Champion spricht seine feste Ueberzeugung aus, daß das der Fall sein würde, und schließt:

> „Die Situation der Arbeitgeber und der Arbeiter würde damit völlig umgedreht sein; anstatt daß die Arbeiter um die Gelegenheit, ihren Lebensunterhalt zu erwerben, zu kämpfen hätten, würden die Arbeitgeber um die Hände zu konkurriren haben, aus deren Arbeit sie ihren Gewinn holen."

Dieser Grundgedanke, von dem Champion's Ausführungen beherrscht sind, findet sich in der erwähnten Rede des Abgeordneten Grillenberger in folgender Form wieder:

> „Der seichteste Einwand, m. H., der gegen den Normalarbeitstag erhoben wird, ist noch der, daß bei einer Reduktion der Arbeitszeit ganz von selbst auch der Arbeitslohn sinken müßte. In einigen wenigen Fällen will ich das zugeben; es wird Unternehmungen geben, welche — namentlich in solchen Branchen, wo es nicht darauf ankommt, daß qualifizirte Arbeit geleistet wird, sondern wo man jeden nächsten besten hinstellen kann, um die nöthige Handarbeit zu verrichten — in der ersten Zeit, also

immerhin nur eine Zeit lang, den Lohn eine Kleinigkeit herunterdrücken werden; aber, m. H., das, was der Maximalarbeitstag für die Arbeiterklassen ganz besonders bringen soll und bringen wird, das ist die **Steigerung des Arbeitslohns**. Denn, m. H., durch eine derartige Verkürzung der Arbeitszeit, wie ich sie Ihnen angegeben habe, wenn in einem solchen kleinen Betriebe, den ich Ihnen vorhin als Beispiel anführte, 20 bis 30 neue Arbeiter nothwendig sind, da ist es ganz unausbleiblich, daß in den vielen Tausenden von Fabriken und Gewerbebetrieben in Deutschland hunderttausend neue Arbeitskräfte nöthig werden. Dadurch wird die **Reservearmee**, die zur Zeit auf der Landstraße liegt, und die zu jeder Zeit bereit ist, **um jeden Preis** ihre Arbeitskraft anzubieten und ihre Kollegen zu verdrängen, hereingezogen in die Produktion. Die Fabrikanten werden dann nicht mehr in der Lage sein, zu **jeder Zeit** ein Angebot von Händen zu haben, die um jeden Preis arbeiten, und dadurch wird ganz von selbst der Lohn in die Höhe getrieben werden. Das ist so klar, daß man glauben sollte, in einer so illustren Versammlung, wie der Deutsche Reichstag sein soll, nicht erst darauf noch zu sprechen kommen zu müssen, das sollte sich von selbst verstehen, daß das Jedermann wüßte und anerkennt."

Es ist interessant, zu beobachten, mit welcher Unbekümmertheit um die täglichen Vorgänge des wirthschaftlichen Lebens hier sowohl von dem englischen wie von dem deutschen Sozialdemokraten argumentirt wird. Wenn die Konkurrenz der industriellen Reservearmee der ausschlaggebende Faktor bei der Lohnbildung wäre und wenn, wie Herr Grillenberger meint, die Arbeit dieser Reservearmee „um jeden Preis" zur Verfügung stände, so müßte diese Konkurrenz doch den Lohn beständig weiter herabdrücken. Es wäre doch schlechterdings unverständlich, weshalb diese Konkurrenzwirkung, wenn sie in der behaupteten Form bestände, nur das Steigen des Lohnes verhindern und nicht auch das Sinken des Lohnes herbeiführen sollte. Nun zeigt aber jeder Blick in das wirkliche Leben, daß die generelle Tendenz, bei allen kleinen zeitlichen Schwankungen, keineswegs auf Lohnminderung, vielmehr auf Lohnsteigerung geht. Wer in England oder in Frankreich oder in Deutschland oder in den Vereinigten Staaten die Löhne von heute mit denen vor 25 oder gar 50 Jahren vergleicht, kann darüber nicht im Zweifel sein*). Aber weiter! Wenn es wirklich die Hauptaufgabe einer aufgeklärten Volkswirthschaft sein müßte, die sogenannte industrielle Reservearmee in den Produktionsprozeß mechanisch hineinzuziehen, d. h. die zu bewältigende Arbeitsleistung durch Verkürzung der Arbeitszeit unter mehr Hände zu vertheilen, welche reale Wirkung kann dadurch erzielt werden?

Bevor ich der Beantwortung dieser Frage näher trete, scheinen mir einige allgemeinere Betrachtungen über die Begriffe **Arbeitslohn** und **Arbeitszeit** und das Verhältniß beider Begriffe zu einander am Platze zu sein.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Th. Barth

*) Man vergleiche in dieser Beziehung z. B. die interessante Zusammenstellung des bekannten amerikanischen Volkswirths David A. Wells, in dessen ausgezeichnetem jüngst erschienenen Werke: „Recent economic changes" (Newyork 1889 bei D. Appleton & Comp.) pag. 406 flg.

Heinrich von Treitschke.

Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert.

(Vierter Theil).

III.

Professor Theobald Ziegler in Straßburg hat in diesen Blättern*) die Behandlung, welche dem großen deutschen Gelehrten David Friedrich Strauß von Treitschke zu Theil geworden ist, zum Gegenstand einer besonderen Abwehr gemacht. Schon aus Anlaß der vorausgegangenen Bände haben andere Fachmänner, wie Baumgarten und Stern, sich gegen eine Reihe einzelner Darstellungen auf Grund kritischer und thatsächlicher Einwürfe erhoben. Mit der gegenwärtigen Besprechung ist weder die Möglichkeit noch der Anspruch verbunden, nach solchem Vorbild an die Charakteristik des gesammten in diesem Bande verarbeiteten Materials zu gehen. Sie muß sich begnügen, den Geist der Darstellung zu schildern und aus dem Gesammteindruck hie und da etwas herauszuheben, was ein besonders scharfes Licht auf die Eigenart des Verfassers und seine Leistung wirft.

Gerade zunächst als Ergänzung der von Ziegler im Einzelnen nachgewiesenen Irrthümer und Widersprüche bleibt hier noch der leitende Grundgedanke zu kennzeichnen, aus dem sich Treitschke's ablehnende und selbst in Geringschätzung verfallende Haltung einem Manne gegenüber erklärt, welcher in der Wissenschaft und der geistigen Bewegung seiner Zeitgenossen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus hohe Verehrung genossen hat. Diese Haltung liefert uns eben den Schlüssel zu dem ganzen Kapitel, welches vom jungen Deutschland und der philosophischen Richtung seiner Zeit handelt. Strauß muß hier als der vornehmste Repräsentant einer Weltanschauung herhalten, welche zu dem System Treitschke nicht paßt und deshalb wie alles, was ihm nicht paßt, als undeutsch der Verdammniß überliefert wird. Ziegler bemerkt selbst mit Recht, daß über Treitschke's eigener philosophischer Ueberzeugung ein nicht leicht zu durchdringender Schleier ruht. Es kommt auch bei ihm weniger als bei irgend einem anderen Denker darauf an, diesen Schleier zu lüften. Denn nach seiner ganzen Absicht lehrt er weniger um zu sagen, wie die Dinge sind, als um dahin zu wirken, wie sie werden sollen. Die furchtlose Kritik, welche gerade der hervorstechende Zug der deutschen Philosophie ist, paßt daher am allerwenigsten in sein System, und sie hindert ihn am meisten, wo sie, wie in der neuhegel'schen Zeit, sich ins litterarische und politische Leben hinüberspielte, oder da, wo sie, wie in dem letzten größeren Werk von Strauß den theoretischen Versuch machte, eine Brücke zum Leben hinüber zu schlagen. Den Engländern spricht Treitschke an einer Stelle den spekulativen Sinn ab. Man kann das, wie jedes schlechthin absprechende Urtheil, dahingestellt sein lassen, aber soviel kann man ihm gerne zugeben, daß unter den neueren keine Nation mehr die Begabung zur spekulativen Vertiefung gezeigt hat, als die deutsche. Daher ist auch die von dieser deutschen Philosophie seit Kant entwickelte Kritik wirksamer als alle vorausgegangene und gleichzeitige gewesen. Die Deutschen haben eben wegen der ernsten Vertiefung in die Abstraktion, zu der sie veranlagt sind, die glaubensfreiste Bildung der modernen Welt. Alle Kunststückchen, an Goethe herumzudeuteln, um ihn für fromme Zwecke auszustaffiren, scheitern an zahllosen positiven Aeußerungen seiner Poesie und Prosa in Schrift und Leben; und es gibt, ihn inbegriffen, in keinem Volk eine klassische Litteratur, welche so ganz auf dem Boden der geistigen Freiheit steht, wie die deutsche. Desgleichen hat keine Nation unter den neueren eine so stattliche Folgenreihe philosophischer Schulen, die ganz auf dem unabhängigen Denken beruhen. Was sind Schulen, was sind Systeme?

*) Nr. 16 der „Nation" vom 18. Januar 1890.

Das Wichtigste ist die innere Freiheit, und diese ist das Charakteristische und das Bleibende an allen Schulen, die von Kant bis Schopenhauer einander abgelöst und auch einander befehdet haben. Der „französische Atheismus", mit dem Treitschke Schrecken erregen will, ist daneben nur eine Vogelscheuche. Er hat nicht einmal in der Zeit seiner größten Macht die ganze Encyklopädistengesellschaft beherrscht. Es wird wohl schwerlich je gelingen, der gebildeten deutschen Gesellschaft die englische Kirchlichkeit mit ihrem Cant oder die Verbindung von Voltairianismus mit katholisirendem Comme-il-faut beizubringen. Darin haben wir zum Glück die Vorzüge unserer Fehler. Auch Treitschke, so sehr er das Bedürfniß fühlen mag, kennt doch seine Deutschen zu gut, um nach der positiven Seite hin stark ins Zeug zu gehen. Einige theosophische und mystische Andeutungen sind hie und da eingestreut. So z. B. heißt es eben von Strauß, als dem scharfsinnigen Theologen, der vom Wesen der Religion keine Ahnung gehabt habe: „er begriff auch niemals, daß die Idee des Gottmenschen in einem eingeborenen, unausrottbaren Drange unserer Seele wurzelt und also eine Forderung der praktischen Vernunft ist".

Wenn Treitschke Recht hat, und darin hat er einmal Recht, daß die ganze geistige Bewegung des jungen Deutschland sich vor Allem auf den Einfluß der Junghegelianer zurückführen läßt, so bleibt hier wenigstens kein Raum für den Vorwurf der Nachahmung der Ausländer und für die „Fremdbrüderlichkeit". Weder Hegel noch seine Schüler haben etwas aus der Fremde genommen. Der Schwabe Hegel schöpfte ganz aus dem Kern seines eigenen Wesens wie der Schwabe Strauß. In der Philosophie sind die Deutschen nicht Schüler, sondern Lehrer des Auslandes gewesen, etwa von England und Schottland abgesehen. Franzosen und Italiener haben aus deutschen Quellen geschöpft von Hegel bis Schopenhauer. Ist also auf diesem Gebiet die Anklage der Nachäfferei nicht einmal dem Schein nach aufrecht zu erhalten, so liegt die innere Nothwendigkeit, welcher die Bewegung des jungen Deutschland entsprang, sonnenklar zu Tage. Diese hatte die Aufgabe, zu vermitteln zwischen einerseits der menschlichen und andererseits der staatlichen und gesellschaftlichen Bildung der Nation, aus ersterer die Konsequenzen zu ziehen für letztere. Was unsere klassische Epoche in den Köpfen ausgereift hatte, das mußte die folgende ins Leben hinüberführen. Dem entsprechend fällt der Wendepunkt gerade mit Göthes Tod zusammen. Ueber den dem Staat und der sogenannten nationalen Idee abgewandten Sinn der klassischen Epoche ist so viel verhandelt worden, daß man heute kein Wort mehr darüber zu verlieren braucht. Wenn dieser Sinn in der Zwischenzeit der dreißiger oder vierziger Jahre auch seine herbe Kritik erfahren hat, so sind wir längst zur gerechteren Erkenntniß zurückgekehrt, und jene Herbigkeit erklärt sich aus den ersten heftigen Ansätzen des Umschlags. Gerade der von Treitschke bestgeschmähte Heine hat jene Angriffe auf Göthes Olympierthum stets mit wahrer Empörung zurückgewiesen, was natürlich Treitschke verschweigt. Heine stand an Geisteshöhe und Freiheit Göthe unendlich viel näher als Treitschke. Selbst die Verflachung, welche eine ins Leben hinüberführende litterarische Richtung annahm, war unvermeidlich. Treitschke meint, heute lese Niemand mehr die Schriften des jungen Deutschland. Man wird wohl die Frage offen lassen dürfen, wer nach fünfzig Jahren noch die Werke Heinrichs von Treitschke lesen wird. Aber Heine lebt noch so sehr, daß noch heute, fünfzig Jahre nach seiner Glanzzeit, die größten Anstrengungen gemacht werden, um die Errichtung seines Denkmals zu bekämpfen.

Es ist abzuwarten, ob Treitschke im folgenden Bande dazu kommen wird, die politische Wendung der Jahre 1866 und 1870 von den Ereignissen des Jahres 1848 gänzlich loszulösen und damit selbst die Aktion Bismarcks in ihrem Anknüpfungspunkt zu verleugnen. Wer das aber nicht fertig bringt, wird zugeben, daß ein erster Anlauf zu einem großen, politisch civilisirten Deutschland ohne eine unmittelbar vorausgegangene philosophische und litterarische Gährung gar nicht denkbar war. Daraus erklärt sich, warum die Professoren- und Litteratenwelt so stark im Frankfurter Parlament vertreten war, daß sie ihm, auch zu seinem Unglück, ihr Gepräge gab.

Wenn man noch in Betracht zieht, daß zwischen der Periode klassischen Stillebens und der des jungen Deutschland eine Zeit der Romantik fällt, welche aus der Stille in die Dämmerung geführt hatte, so springt erst recht deutlich in die Augen, daß die Anregung, welche von den Neuhegelianern, von Arnold Ruge, Ludwig Feuerbach, Bruno und Edgar Bauer u. A. ausging, die Zensurkämpfe der Halle'schen Jahrbücher und des Leipziger Litteratenstammes den Sauerteig zur späteren Umgestaltung Deutschlands geliefert haben.

Aber auch das soll Alles nur äußere fremde Mache sein. Was zur Herabwürdigung der kleinen Verfassungskämpfe noch neben den Franzosen fehlte, die unentbehrlichen Juden, hier finden sie sich. Zwar mit aller Anstrengung kann Treitschke im Verlauf eines ganzen Menschenalters deren nur fünfe auftreiben, um zu zeigen, wie sie das große Deutschland verderbt haben. Aber dies einräumend, setzt er zu seiner Rechtfertigung wohlweislich hinzu, es sei ja bekannt, wie die Juden sich in ihrer Wirkung verzehnfachen könnten; wo ein paar zusammenständen, machten sie den Eindruck eines großen Haufens. Nach Offenbarung dieser tiefen geschichtsphilosophischen Wahrheit zählt er die fünf auch auf: Rahel, Börne, Heine, Eduard Gans und wunderbarer Weise den Verleger Zacharias Löwenthal in Mannheim. Solche Ehre hätte der gute Mann bei Lebzeiten sich nicht träumen lassen. Er hat unter einem noch von ihm veränderten Namen (so wenig glaubte er an seine Unsterblichkeit) ein Geschlecht hinterlassen, welches in den Reihen der christlich-deutschen Wissenschaft eine ehrenvolle Stelle behauptet. Zum Christenthum übergetreten waren übrigens alle fünf schon zur Zeit, als ihre unheilvolle Wirksamkeit begann. Damit ist der Beweis geliefert, daß sich das Antisemitenthum nur auf die Rassentheorie und nicht auf die Religion zurückziehen kann. Ohne ein genealogisches Reichsstammbaumsamt wird demnach die große Reform der Zukunft nicht durchzuführen sein, und man darf sich einstweilen auf die heiteren Enthüllungen freuen, mit welchen manches hochansehnliche Geschlecht beglückt werden wird. Irgendwo im Verlauf seiner Erzählung hat der Geschichtschreiber noch den sechsten Juden aufgetrieben. Bei etlichen Stuttgarter Unruhen wird der jüdische elsasser Bierbrauer Denninger aufgeführt. Dem Mann ist Unrecht geschehen, und Treitschke in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit wird das sicherlich gut zu machen wünschen. Die von dem Stuttgarter Standesamt ertheilte Auskunft lautet wörtlich: Joh. Jakob Denninger, evangelisch, Bierbrauer aus Schiltigheim bei Straßburg, geboren 21. April 1787, gestorben 28. April 1860, Sohn des Partikulier Denninger, evangelisch, und einer gleichfalls evangelischen Mutter."

Was aber hat Rahel verbrochen? Ihr kann doch wohl nicht das vorgeworfen werden, was Treitschke und seine Freunde dem jüdischen Einfluß zuschreiben: zersetzendes skeptisches Verhalten zu den höchsten Dingen. Niemals schlug ein Herz wärmer für das Schöne, Wahre und Gute. Oder fühlte sie sich nicht als Deutsche? Sie, die preußische Patriotin, deren Briefe aus dem Jahre 1813 solch eine glühende Begeisterung, solches Glück über die Wiedererstehung ihres Landes athmen? Sie, die kranke Soldaten pflegte, mit hundert Händen half und heilte? Sie, die bei der Nachricht, daß der von ihr angebetete Fichte gestorben, sich schämte, daß sie am Leben geblieben war? Was konnte nun Treitschke veranlassen, nachdem er sie halbwegs glimpflich behandelt, zu ihrer Herabwürdigung aus einem Brief Arnold Ruge's, ohne jegliche Verwahrung, eine Stelle abzudrucken, wo dieser sagt: „die Rahel, das „eklige Mensch"". Wenn er das nicht thut, um sein Wohlgefallen daran auszudrücken, warum denn? Hat ein Wort, das in einem Privatbrief hingeworfen, nicht entfernt zur Oeffentlichkeit bestimmt, wenn es so unpassend ist, seinen Platz in einem Geschichtswerk? Ruge hätte sich gehütet, es drucken zu lassen. Er hatte eine lose Zunge, die im Briefschreiben und im Reden die Schimpfworte

lachend umherwarf. Seinen besten Freund konnte er gelegentlich ein Pferd nennen. Es war ein polternder, aber gutmüthiger Schulmeisterhumor. Ich erinnere mich, daß er einmal, als die Rede auf Renan kam, ausrief: „Der? der ist ja noch abergläubischer als Strauß“. Als ich seine Briefe für die Veröffentlichung hergab, habe ich mich gehütet, alle Personennamen stehen zu lassen. Und was meint Treitschke von dem, was in denselben Briefen, denen er die häßliche Stelle über die Rahel schmunzelnd entnimmt, über ihn selbst gesagt wird? Er hat es doch wohl auch gelesen und wird der Ansicht sein, daß es nicht schön wäre, es als Citat drucken zu lassen. Die Verletzung aller Ehrbarkeit ist um so größer, als Rahel niemals durch unweibliches Hervortreten die Kritik herausgefordert hat. Sie hat nichts drucken lassen. Erst nach ihrem Tode erfuhr die Welt von ihr, was sie ihren Freunden in ihrem heiligen Ernst anvertraut hatte. Mag Treitschke Bettina höher stellen, das ist Geschmackssache. In diesem Punkt züchtiger Weiblichkeit kann sie nicht den Vorrang beanspruchen. Es ist aber freilich im Wesen Rahel's Etwas, das wie eine um lange Jahre vorausgegangene Verurtheilung Treitschke's verstanden werden und seine besondere Antipathie erwecken kann. Klingt es nicht wie an seine Adresse gerichtet, wenn sie schreibt:

„Man sollte sich wirklich Alles von seinen Landsleuten gefallen lassen! denn je mehr sie uns tadeln und verfolgen, je mehr man in Disharmonie mit ihnen ist, je gewisser ist es, daß man auf sie gewirkt hat.“

Oder ein andermal:

„Großer Gott, was ist es leicht und natürlich, sein Vaterland zu lieben, wenn es einen nur ein bischen wiederliebt! Man thut es ja schon ohne Gegenliebe.“

Oder:

„Geschichte ist in närrischen Händen sehr schädlich . . . Sollten Männer wie . . . . . nicht selbst wissen, wo der dunkle Punkt in ihren neuesten Schriften ist, über welchen sie wegsehen und willkürlich anzusetzen anfangen? Sie machen einen selbst schwanken zwischen dem Zweifel an der Schärfe ihrer Einsicht oder dem an ihrer Redlichkeit; man weiß nicht, welche man von beiden beleidigen soll.“

Und zum Schluß noch dieses:

„Was mich empört, ist diese Klasse, die mit Prätension sittlich!!! sind. Dies hebt alles auf, geradezu auf, was nur so genannt werden kann, — und nichts anderes, ich kann es zum Himmel schwören, ist meiner Seele so zuwider.“

Eben diese der Rahel so widerwärtige sittliche Prätension erklärt aber auch die innere Wüthigkeit des Ketzergerichts, dem Heine sowohl als geborener, wie als getaufter Jude verfällt. „Er wurde dem Glauben seines Volkes abtrünnig“, heißt es vorwurfsvoll. Gerade das, worin Treitschke und Heine sich ähneln und das, worin sie sich von einander unterscheiden, stößt den ersteren ab. Heine ist noch ein viel größerer Virtuos als Treitschke in der Kunst, die, welche er nicht mag, als schlecht und lächerlich hinzustellen. Aber er spottet und schmäht lachend, er trauert nicht pathetisch, er geht nicht auf thurmhohen Stelzen einher als ein Gesalbter des Herrn, der von der Erhabenheit seines sittlichen Thrones herab zu Gerichte sitzt über die Lebenden und die Todten. Er ist menschlich, oft „menschlich ordinär“, wie er es einmal ausdrückt. Man kann nicht von ihm sagen ridendo castigat mores, denn es kommt ihm auf die mores weiter nicht an, aber es wandelt ihn auch nicht entfernt an, sich für einen Sittenrichter auszugeben und Jemanden darüber in Zweifel zu lassen; er macht sich nicht besser als er die Anderen macht; und darum ist er, der Cyniker, eigentlich besser als der Tugendbold, welcher sich mit feierlichem Ernst in seinem Spiegel bewundert. Ueber des Dichters Ruhm zu streiten ist einfach überflüssig. Er hat sich mit unauslöschlichen Zügen in das Buch der deutschen Litteratur und der deutschen Sprache eingeschrieben, und es war keine Uebertreibung, wenn er von sich sagte: „nennt man die besten Namen, so wird auch der meine genannt“. Noch heute, nach länger als einem halben Jahrhundert, werden seine Lieder gesungen und gesprochen, seine Verse citirt so weit die deutsche Zunge klingt. Aus seinem eigenen Born hat er den Schatz der deutschen Sprache bereichert und Formen der Dichtung eingebürgert, die weiter wirken bis auf diesen Tag. Nichts ist darin aus fremdländischen Elementen entnommen. Und nichts ist komischer als wenn Treitschke sagt, daß den Juden das deutsche Sprachgefühl abgehe. Das kommt ungefähr auf die Geschichte jener Hamburger Dame heraus, die, als die Schauspielerin Rachel in Racine's Britannicus auftrat, klug bemerkte: „man hört aus ihrem Französisch doch die Jüdin heraus, denn sie sagt Kapitol statt Kapital“. Es gehört zu Treitschke's kleinen Künsten, daß er solche Gickchen und Gackchen auslüftelt, die er als tiefe und feststehende Bemerkungen wie etwas Selbstverständliches einfließen läßt. So soll man an dem jungen schönen Herzog von Orleans, als er am Berliner Hofe erschien, die ganze Erscheinung bewundert, aber alsbald den falschen Zug der Familie Orleans erkannt haben. Von dieser allgemeinen physionomischen Thatsache als einer notorischen hört man in diesem Geschichtswerke zum erstenmale. In hundert ähnlichen Kunststückchen aus Zufällen herausgegriffenen Citaten, wiederholt sich dies Spiel. Ich habe vor langen Jahren bei Besprechung seines Bonapartismus einmal erzählt, welche komische Geschichte ihm mit dem ernstgenommenen Straßenwitzwort: si Paris avait une Cannebière ce serait un petit Marseille passirt ist.

Ist es nicht auch hohe Komik, wenn Heine den Vorwurf hören muß: er, der Orientale, hätte nicht einmal ein deutsches Trinklied zu Stande gebracht? Zwar wird auch zur Abwechslung den süddeutschen Liberalen ihre Kneipseligkeit vorgeworfen, aber das steht auf einem anderen Blatt. Nun findet sich weder in Lenau's noch in Mörike's noch in Uhland's Gedichten — um nur diese drei zu nennen — ein Trinklied. Das einzige Gedicht, welches in Uhland's Sammlung diese Ueberschrift trägt, athmet nichts weniger als Kneipluft.

Aber wer kennt nicht Heine's prächtiges Gedicht:

„Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.
Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglase sich wieder spiegelt“ u. s. w.

Und wo steht denn geschrieben, daß den Orientalen der Wein fremd ist? Die Legende des Noah und des Loth scheint doch aus dem Orient zu stammen; das alte Testament trieft förmlich von Citaten des Weins, von seiner Pflege und seiner Verherrlichung; Boas trinkt sich einen Rausch, David und Salomon halten sich gute Lager, und der Sänger des hohen Liedes wird von seinem Freund in den Keller geführt: „esset und trinket meine Freunde und werdet trunken.“ Endlich, wer hat ausgelassenere Trinklieder gedichtet als Hafis? Zwar ein Arier, nach der gelehrten Unterscheidung, zu welcher die Verfolgungssucht ihre Zuflucht nimmt, aber ein Occidentale doch gewiß nicht.

Heine hat sich wie über Juden und Christen so über Franzosen und Deutsche mit gleicher Schonungslosigkeit lustig gemacht. Folgt man ihm aber aufmerksam, so ergibt sich, daß er an dem Französischen mehr das Glänzende und Anmuthige, an dem Deutschen mehr das Ernste und Tiefe bewundert. Er hat auch die Libertinage des Pariser Lebens gepriesen wie ein deutsches Weltkind, dem sie imponirt. Wie viel gute Deutsche hat Paris vor und nach ihm nicht ebenso und mehr entzückt. Man lese die Briefe aus alter und neuer Zeit, die Briefe Gutzkow's und Dingelstedt's aus den vierziger Jahren. Und was ist noch über die letzte Ausstellung geschrieben worden!

Hat denn das deutsche Selbstbewußtsein zu seiner Begründung nöthig, alles Gewinnende an anderen zu bestreiten? Wie schwach stellt es sich hin, wenn es nur um diesen Preis sich aufrecht halten läßt! Gerade die, welche so verfahren, zeigen den schwächsten Glauben. Es ist ganz falsch, wenn Treitschke diesen Glauben an Deutschland in Heine vermißt. Er bricht unzählige Mal in seiner Prosa und Poesie durch. Mit der merkwürdigen Sehergabe, mit der er Jahrzehnte voraus beschrieb, wie einst die Kommune die Vendomesäule umwerfen werde, hat er den Sieg des großen Krieges vorausgesagt. Das weniger bekannte Gedicht aus dem Jahre 1840 mag darum hier einen Platz finden.

Deutschland 1840.

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme.
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet Euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern.

Es ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche
Und schlägt Euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen,
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzwei geschlagen.

Ja, Du wirst einst wie Siegfried sein
Und tödten den häßlichen Drachen.
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird Deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn tödten und seinen Hort,
Die Reichskleinodien, besitzen.
Heisa! wie wird auf Deinem Haupt
Die goldene Krone blitzen!

Treitschke stellt sich Allem, was er undeutsch und falsch nennt, — und was nennt er nicht Alles undeutsch und falsch! — als den Musterdeutschen gegenüber. Wenn mit Recht Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und Gutmüthigkeit zu den deutschen Vorzügen gerechnet werden, so darf man fragen, ob Treitschke wirklich ein vollbürtiger Deutscher ist, was Manche nach der Leidenschaftlichkeit seines Wesens und nach äußeren Anzeichen bezweifeln. Es würde dem unstreitig großen inhaltlichen Reichthum seines Werkes nicht zum Nachtheil ausgefallen sein, wenn er unterlassen hätte, in zahllosen pikanten Bemerkungen fertige Urtheile über Zustände und Menschen einzustreuen, welche eine ernste Prüfung auf ihre Legitimation nicht aushalten und um so verdächtiger erscheinen, als sie immer vorgefaßten Meinungen zu dienen bestimmt sind, oft mit einer malitiösen Absicht, die sich nicht beschweren dürfte, als hämisch bezeichnet zu werden. Solche sichtbar der Tageslaune gemachten Zugeständnisse erweisen sich allerdings insofern nützlich, als sie dem Leser einer späteren Zeit von selbst wie Warnungszeichen gegen zu großes Vertrauen in die Augen springen werden. Es wird auch schwerlich ein zweiter Geschichtschreiber aufzuweisen sein, der in solchem Maße mit schnell fertigen Urtheilen über Alles und Jedes auf Grund seiner eigenen höchsten Sachverständigkeit aufwartet, nicht bloß über die Politik, Litteratur und Volkswirthschaft, die in sein Gebiet gehören, sondern auch über alle anderen Besonderheiten von Welt und Leben, über Theologie, Philosophie, Naturwissenschaften, bildende Kunst und sogar über Musik! Wer absprechende Urtheile über Alles in bequemer und unterhaltender Form einheimsen will, findet hier seine Rechnung. Auf diese ganze Art, Geschichte zu machen, paßt genau ein Wort, das jüngst der berühmte Theologe Professor Harnack als Warnung ausgesprochen hat:

„Die geschichtliche Lüge ist der Jammer der Legende, denn sie entstellt, und wir machen uns solcher Legendenschaffung schuldig, wenn wir unter der Einwirkung verschiedener Stimmungen Thatsachen leichtfertig beurtheilen. Der Tendenzlegenden müssen wir uns vor allem hüten. Die römische Kirche ist die Virtuosin der Tendenzlüge, und daß auch wir nach dieser Richtung es im Dilettantismus ziemlich weit gebracht haben, beweist die Parteilegende, welche die Geschichte für sich in Anspruch nimmt und Alles herauszustreichen bemüht ist, was nicht hineinpaßt."

L. Bamberger.

Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, besonders in sozialpolitischer Beziehung.

Die Kritik über den im Jahre 1888 veröffentlichten Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich ist bereits zu einer umfangreichen Litteratur herangewachsen.*) Es würde schwierig sein, in dem Rahmen einer nicht-fachwissenschaftlichen Zeitschrift ihren Inhalt zu skizziren. Aber das Gesammturtheil dürfte sich wohl dahin feststellen lassen, daß der Entwurf jedenfalls nur nach höchst gründlicher Umarbeitung zum Gesetz erhoben werden darf. Bald nach dem Erscheinen des Entwurfs auf Grund zunächst nur einer oberflächlichen Durchsicht äußerte ich einem namhaften ausländischen Juristen gegenüber auf Befragen die Meinung, daß anscheinend die in fünf starken Bänden niedergelegten Motive des Entwurfs der beste Theil der mühsamen etwa vierzehnjährigen Arbeit der Kommission seien. Ich möchte diese Ansicht auch jetzt noch aufrecht erhalten, und vielleicht werden Manche dieselbe theilen. Die Motive können nicht nur Anspruch erheben auf den Titel einer höchst beachtenswerthen Arbeit vergleichender Jurisprudenz, allerdings nur unter Beschränkung auf die deutschen Partikularrechte, das gemeine römische und das französische Recht: sie sind auch reich an werthvollen legislativen Erwägungen. Der Entwurf in seiner gegenwärtigen Gestalt dagegen könnte weder jemals ein volksthümliches Gesetzbuch werden noch befriedigt er irgend die Ansprüche, welche die gelehrte Jurisprudenz auf Präzision und Schärfe des Ausdrucks erheben muß. Ja man könnte sagen, er sei reich an mißgebildeten Konstruktionen, an Versündigung gegen den Geist der Sprache, an üblen Unbequemlichkeiten für den Leser, und wer mit einiger Sachkunde die einzelnen Paragraphen studirt, bemerkt bald, wie üppig auf ihnen die Kontroversen emporschießen werden, wie in so vielen Materien, allerdings nicht in allen, ein starrer Formalismus herrscht, der das materielle Recht und das Rechtsgefühl des Volkes schädigen wird. Merkwürdigerweise tritt uns auf der anderen Seite neben dem zuviel an mehr theoretischen Bestimmungen, welche die Freiheit der Wissenschaft und Praxis einengen, eine eigenthümliche von den gewichtigsten Autoritäten mit Recht getadelte Unvollständigkeit oder völliger Mangel an Bestimmungen da entgegen, wo es sich handelt um Vorschriften des Privatrechts, welche das öffentliche Recht berühren. Hier macht der Entwurf mit tiefer Reverenz vor den Landesgesetzen, d. h. vor dem Partikularrecht Halt, während die Kodifikationen anderer großer Staaten, z. B. die Gesetzgebungen Frankreichs und Italiens gerade in diesen sowohl dem Privatrechte wie dem öffentlichen Rechte angehörenden Rechtssätzen Grundpfeiler ihrer Rechtsordnung erblicken, sie zu den, gewissermaßen, wie man auch sagt, zwingenden Gesetzen rechnen. Wir machen hier z. B. aufmerksam auf den Mangel an Bestimmungen über Forstrecht, Wasserrecht, Familienfideikommisse, Stammgüter u. s. w., auf die dürftigen Bestimmungen, welche das Recht der juristischen Personen und Stiftungen betreffen. Es wird wichtig sein, in diesen Rechtsmaterien, dem partikularen Rechte und der Verschiedenheit der Bedürfnisse, vielleicht auch nur den verschiedenen Gewohnheiten einige Konzessionen zu machen. Allein wo in aller Welt sonst außer im Deutschen Reiche würde man noch von einem gemeinsamen Rechte sprechen, wenn die Regelung aller jener wichtigen Dinge vorherrschend oder gar ausschließlich dem Partikularrechte überwiesen bliebe?

Allerdings haben jene vom Entwurfe stiefmütterlich be-

*) Die vollständigste Darstellung und Benutzung dieser Litteratur findet sich in der werthvollen Arbeit Gierke's, der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. (Veränderte und vermehrte Ausgabe der in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. erschienenen Abhandlung desselben Verfassers.) 1889. Die Litteratur ist selbstverständlich seit dem Erscheinen dieser Schrift noch weiter angewachsen.

handelten Materien, wie man bemerkt, eine stark politische Seite, aber dies ist kein Grund sie auszuschließen oder sie etwa nur mit einem leeren Rahmen abzufinden; denn auch in anderen gesetzlichen Bestimmungen, welche doch der Entwurf ausführlich hat behandeln müssen, wird der Sachkundige alsbald einen politischen Kern entdecken, wenngleich er dem weniger geübten Auge zunächst verborgen bleiben mag, so in den Bestimmungen über Familien- und Erbrecht, aber auch im Sachenrechte und im Recht der Forderungen und Schuldverhältnisse. Wie es bei den früheren großen Kodifikationen dem preußischen allgemeinen Landrecht, dem österreichischen Gesetzbuche und dem französischen geschehen ist, wird man sich darüber klar sein müssen, ob man vorwärts oder rückwärts gehen will, und der Ruhm des Gesetzgebers wird hier darin bestehen, den wackren Zug der Zeit unbeirrt durch vorübergehende und zum Theil künstliche Rück- oder Seitenstauungen zu erkennen, ohne Uebertreibung, aber auch ohne Rückhalt und Scheu. An eine rein technische Kommission ist freilich dies Verlangen nur zu stellen, wenn sie unter der Direktive steht eines politisch selbständigen Ministers, der seine Ideen vor der Vertretung des Volkes darzulegen und zu verfechten hat. Einen solchen Justizminister haben wir bekanntlich im Deutschen Reiche nicht, und so wird in diesem Falle das so oft belobte nicht-parlamentarische System, dessen wir uns erfreuen, zur Folge haben, entweder daß der Entwurf ein rein technischer, bloßer der eigentlichen nationalen Triebkraft entbehrendes Gebilde bleibt, oder daß in unendlich mühseliger Arbeit erst der Reichstag demselben einen kräftigeren Lebensodem einhaucht.

Aber — und dies ist in der Gegenwart besonders wichtig — die politische Seite eines umfassenden Civilgesetzbuches ist zugleich oder sogar vorherrschend auch von sozialer Bedeutung, und so müssen wir es denn als ein Verdienst anerkennen, daß zwei bedeutende Juristen — der eine ein Angehöriger des Deutschen Reiches, der andere ein Angehöriger des uns so nahestehenden österreichischen Kaiserstaates — in besonderen Arbeiten*) die soziale Bedeutung des Entwurfs zu würdigen übernommen haben. Allerdings können wir weder dem Einen noch dem Anderen vollständig beitreten.

Zunächst glauben wir uns gegen den Ausgangspunkt beider Schriften erklären zu müssen. Gierke geht von der Ansicht aus, daß besonders das deutsche Recht im Gegensatze zum römischen als eine gesunde soziale Basis des bürgerlichen Rechts zu betrachten sei; er polemisirt auch aus diesem Grunde gegen den Entwurf und vertheidigt (wenigstens in gewissem Umfange) insbesondere die mittelalterliche eben durch die Ablösungen (Grundentlastungen) beseitigte Gebundenheit des Immobiliar-Sachenrechtes, die Rentengüter im Gegensatze zum freien bäuerlichen Eigenthum, das Anerbenrecht eines Einzigen bei der Erbfolge in bäuerliche Güter, eine starke ehemännliche Gewalt, welche dem Manne regelmäßig während der Ehe eine weitreichende Verfügungsgewalt auch über das Vermögen der Frau gewähren soll.

Wenn man indeß unbefangen die deutsche Rechtsgeschichte prüft, so wird man kaum zu dem Resultate gelangen, daß gerade das deutsche Recht dem Armen und Schwachen so besonders günstig war. Viele Jahrhunderte hindurch hat das sogenannte getheilte Eigenthum mit seinen die Kultur des Landes hindernden Beschränkungen mit der persönlichen Abhängigkeit, in welche sehr leicht die Besitzer solcher nicht zu vollem Eigenthum besessenen Güter gegenüber dem Großbesitzer (dem Obereigenthümer) geriethen, sich als ein vorzügliches Unterdrückungsmittel der unteren Klassen erwiesen, und ich zweifle sehr, ob das an sich harte römische Schuldrecht auf die Dauer den unteren Klassen so nachtheilig gewesen ist, wie jene neuerdings wieder so sehr gepriesenen deutschrechtlichen Spaltungen des Rechts am Grund und Boden, welche überall die Verfügungsfreiheit beschränkten: die Schulden der Eltern brauchen die Kinder doch nicht zu zahlen; aber in einen überlasteten unverkäuflichen Grundbesitz pflegt die Arbeitskraft und das Kapital der Familien hineingesteckt zu werden, und dann vermögen sich auch folgende Generationen nur schwer von einem Besitze zu trennen, der in Wahrheit die Quelle und zugleich die Kette ihres Elends wurde.

Menger geht von mehr abstrakten Gesichtspunkten aus. Er meint, das Privatrecht sei überhaupt nur eine Schöpfung der gesellschaftlich Starken und so kehre es überall seine Spitzen gegen die besitzlosen Klassen: wie könne man doch glauben, daß eine Privatrechtsordnung, welche $^4/_5$ oder $^9/_{10}$ der gesammten Bevölkerung von dem Genuß der Güter ausschließe, aus dem Geiste der Nation hervorgegangen sei, wie freilich die historische Schule annehme. Nun ist es aber jedenfalls unrichtig, bei den nicht vollkommen despotisch regierten Völkern daran zu denken, daß die gesammte Rechtsordnung ursprünglich beruht habe auf einer bewußten Uebervortheilung der wirthschaftlich Schwächeren, und wenn die Rechtsordnung im Vermögensrechte anscheinend sich gegen die Besitzlosen wendet, so ist dies nur eine einfache Folge davon, daß jede Rechtsordnung die Rechte schützen muß, die sie anerkennt, d. h. daß sie eine gewisse Exklusivität sanktioniren muß gegenüber Denjenigen, die das fragliche Recht im einzelnen Falle nicht haben. Der Ausgangspunkt Menger's ist also ein unrichtiger. Denn da genau betrachtet, die große Menge, wenn sie will, immer die Macht hat, so könnte man ebenso gut sagen, daß auch dann, wenn die große Menge sich im elendesten Zustande befindet, sie es für sich selbst als das Beste erachtet, daß eine kleine Mehrheit allein die Güter des Lebens genieße.

Von jener unrichtigen Auffassung beeinflußt und daher wiederum unrichtig ist, was Menger gegen den Gebrauch der Rechtsanalogie und gegen den (unserer Ansicht im Civilrecht unentbehrlichen) Satz der Annahme der Rechtskenntniß bei den Parteien bemerkt*).

Aber in vielen anderen Punkten muß man ihm Recht geben. So hat das eheliche Güterrecht des Entwurfs, ungeachtet es verschiedene Systeme zur Auswahl der Eheleute stellt, auf die Sicherung der Frau in den unbemittelten Volksklassen zu wenig Rücksicht genommen. Die Frau trägt, wie so manche traurige Gerichtsverhandlung zeigt, in den unteren Volksklassen oft thatsächlich mehr als der Mann die Kosten und Lasten der Ehe und der Aufziehung der Kinder und ist nicht selten dazu noch der brutalsten Behandlung seitens des Mannes ausgesetzt. Es wird z. B. angezeigt sein, daß insbesondere der Erwerb, welchen die Frau durch Handarbeit oder durch Ausübung einer liberalen Profession, z. B. durch Stundengeben macht, ihr de jure und ohne daß es einer besonderen vertragsmäßigen Bestimmung bedarf, allein zusteht. Das moderne englische Recht, wie es durch die Married women's property acts von 1870, 1874 und endlich von 1882 fixirt ist, hätte hier in manchen, wenngleich nicht in allen Beziehungen doch benutzt werden können.**) Wenn dergleichen Bestimmungen nach §§ 1338 ff des Entwurfs durch besonderen Ehevertrag freilich getroffen werden können, so steht der praktischen Wirksamkeit dieser Paragraphen, doch der Umstand entgegen, daß einerseits in den meisten Gegenden Deutschlands eine dem natürlichen Zartgefühl entspringende Abneigung gegen besondere Verträge über das eheliche Güterrecht besteht, und daß anderseits gerade die unbemittelten Klassen am wenigsten daran denken, solche besondere Verträge zu schließen, und

*) Gierke, die soziale Aufgabe des Privatrechts, Vortrag gehalten am 5. April 1889, und Ant. Menger, das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen, eine Kritik des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich (Sonderausgabe aus dem Archiv für soziale Gesetzgebung) 1890.

*) Rechtsirrthum schadet! Will man diesen Satz nicht gelten lassen, so trägt, da sich im Civilrecht zwei Parteien gegenüberstehen, derjenige den Schaden der sich bemüht hat, das Recht kennen zu lernen. Das wäre doch offenbar ungerecht.

**) Es fällt auf, daß weder der Entwurf noch die Motive auf die doch so sehr beachtenswerthe neue Gesetzgebung anderer großer Kulturstaaten Rücksicht nehmen. Die vergleichende Jurisprudenz, die z. B. in Frankreich jetzt eine so bedeutende Pflege erfährt, existirt aber bei uns kaum. „Graeca sunt; non leguntur.“ Dafür steht bei uns begriffsspaltende Jurisprudenz und die ewige Wiederholung oft unrichtiger Kontroversen vielfach in hohen Ehren.

daß § 1335 noch dazu für solche Verträge die gerichtliche oder notarielle Form verlangt, welche den Betheiligten bedeutende Kosten und Weiterungen auferlegt.*)

Ferner dürfte Menger in mehrfacher Beziehung Recht zu geben sein in Demjenigen, was er über die Rechte der unehelichen Kinder und Mütter gegenüber den Bestimmungen des Entwurfs geltend macht. Die Bestimmungen des gegenwärtig in einem großen Theile des Deutschen Reiches noch geltenden gemeinen Rechts verdienen den Vorzug, und mehrere der von Menger vorgeschlagenen Verbesserungen und Vervollständigungen ernste Beachtung.**) Uebrigens aber handelt es sich hier nicht vorzugsweise, wie freilich Menger annimmt, nur um das Verhältniß der höheren und reicheren Klassen gegenüber den unbemittelten sondern unserer Ansicht nach noch mehr um die Hebung der Sittlichkeit auch in den arbeitenden Klassen. Hierin liegt ein nicht ganz geringer Theil des sozialen Problems verborgen; nicht minder aber auch in der Beseitigung der jetzt so, in allen, namentlich aber in den unteren Ständen, überhand nehmenden und für diese besonders verderblichen zu frühen Eingehung der Ehen, welche sie dem sozialen Elend und der physischen und vielleicht noch mehr der psychischen Degeneration zuführt.

Sodann ist Gierke und Menger beizustimmen, wenn sie es tadeln, daß der Entwurf so oft die Glätte und leichte Handhabung der Rechtsvorschriften dem materiellen Rechte vorgehen lasse: es ist nicht nöthig, die Schärfe, aber auch die Einseitigkeit der Bestimmungen des Wechselrechts auf beliebige andere Rechtsmaterien zu übertragen und so oft von der Billigkeit (Aequitas)***) abzusehen, wenn sie Grundsätze, welche für den Handelsverkehr passen, als allgemein gültige behandeln und so z. B. die gerade für die ärmeren Klassen so wichtige Verfolgung des Eigenthums an beweglichen Sachen praktisch in so vielen Fällen ausschließen. Wenn Gierke und Andere vom Standpunkte des deutschen Rechts aus allgemein mit dem Entwurfe den deutschrechtlichen Satz vertreten, daß Sachen, welche der Eigenthümer freiwillig aus seinem Besitze gelassen hat, von ihm aus den Händen Dritter nicht vindizirt werden dürfen („Hand wahre Hand"), so scheint Menger dem gegenüber Recht zu haben, wenn er darin eine namentlich für die ärmeren Klassen höchst gefährliche, für das Rechtsbewußtsein verderbliche Abschwächung des Eigenthumsrechts erblickt, welche von den Partikularrechten auf das gemeine Recht zu übertragen nicht angemessen sein dürfte: vertrauensvolles Leihen von Sachen, womit man sich gegenseitig aushilft, spielt gerade in den ärmeren Klassen eine große Rolle, und das solle man mit dem Verluste der Eigenthumsverfolgung wahrlich nicht bestrafen, wenn der Leihende treubrüchig die Sachen veräußert oder verpfändet. Auch begünstigen die Bestimmungen über den Besitzesschutz allzu sehr das offenbare Unrecht†) und führen, wie Menger richtig bemerkt, zu einer Art von Faustrecht.

In dem Gebiete der obligatorischen Verträge muß zwar im Allgemeinen das Prinzip der Vertragsfreiheit herrschen, d. h. es muß dasjenige gelten, was die Parteien als ihren übereinstimmenden Willen erklärt haben. Aber eine zu weitgehende Vertragsfreiheit ist der persönlichen Freiheit gefährlich, wie das Beispiel eines auf Lebenszeit etwa geschlossenen Dienstvertrages deutlich zeigt. Daß der Entwurf hier eine Reihe von Beschränkungen der Vertragsfreiheit streicht, welche der allgemeinen Erfahrung nach sich als für den Schutz der persönlichen Freiheit nützlich erwiesen haben, ist mit Recht getadelt worden, und von besonderer Wichtigkeit für das Wohl und Wehe der bedürftigen Klassen, zu welchen hier aber auch nicht selten höher Gebildete, z. B. Sekretäre, Hauslehrer und Erzieherinnen zählen, ist in jener Beziehung selbstverständlich gerade der erwähnte Dienstmiethenvertrag. Darauf machen auch Gierke und Menger aufmerksam. Die Bestimmungen des Entwurfs über das Kündigungsrecht sind äußerst hart für Diejenigen, welche ihre Dienste vermiethen, wie Gierke mit Recht hervorhebt, und das eigentliche Gesinderecht wird, was beide genannte Beurtheiler streng tadeln, fast gänzlich dem Partikularrechte überlassen. Menger bemerkt in dieser Beziehung, selbst die Volkssitte habe im Anschluß an überlebte gesetzliche Bestimmungen über das Gesinderecht den Geist vergangener Epochen festgehalten, und sehr häufig vergäßen selbst die Besten im häuslichen Verkehr mit dem Gesinde, daß ein Mensch niemals nur als Mittel für die Zwecke Anderer behandelt werden dürfe. Allerdings darf man nicht glauben, daß allein durch gesetzliche Bestimmungen alles Wünschenswerthe sich erreichen lasse. Wenn der Dienstherr z. B. mit der Noth des Lebens kämpft, wenn Krankheit und Unglücksfälle eintreten, dann sind Rechtssätze, wie sie Menger will, welche der Dienstherrschaft vorschreiben, absolut die persönlichen Güter (insbesondere die Gesundheit) des Gesindes nicht zu gefährden, machtlos, und in wörtlichem Sinne genommen würden sie auch gleichkommen einer gesetzlichen Streichung der Treue und Aufopferung und andererseits Dankbarkeit, welche wir doch glücklicher Weise immer noch in dem Verhältniß von Herrschaft und Gesinde wahrnehmen. Andererseits wird oft manchen arbeitslosen Personen selbst durch Annahme eines schlechten, auf die Dauer freilich ihre Gesundheit gefährdenden Dienstes zeitweilig eine Hilfe gewährt. Der Nachdruck ist hier nicht so wohl zu legen auf faktisch oft unerfüllbare Forderungen, als vielmehr auf eine zweckentsprechende gesetzliche Regelung des Kündigungsrechts, beziehungsweise des Rechtes, ohne Kündigung den Dienst zu verlassen. Ebenso steht es mit der Vermiethung von Wohnräumen. Man kann da theoretisch den schönen Satz aufstellen, daß es ein Urrecht jedes Menschen sei, nicht in Räumen zu wohnen, welche irgend die Gesundheit gefährden, und man kann aus diesem Satze, nach dem Vorbilde berühmter Sozialpolitiker, auf Grund der Wissenschaft der Hygieine — wie es übrigens ähnlich schon im vorigen Jahrhundert der Rechtsphilosoph Christian Wolff gethan hat — eine ganze Reihe von Forderungen ableiten, welche in Gemäßheit eines Miethsvertrags ohne Weiteres von dem Vermiether einer Wohnung zu erfüllen wären. Es fragt sich aber nur, wer solche Musterwohnungen für schlechte Miethzahler erbauen oder gar erst noch mit großen Kosten jenen Anforderungen nicht entsprechende Wohnungen niederreißen will. Auch hier wird das Civilrecht bescheiden sein müssen, wenn es sich nicht in die Utopie verlieren will. Ein Satz aber, etwa dahin gehend, daß eine offenbar stark ungesunde Wohnung jeder Zeit ohne Zahlung einer Vergütung für die Zukunft verlassen werden darf, wenn der Vermiether dem Mangel nicht nach geschehener Aufforderung binnen angemessener Frist abgeholfen hat, könnte allerdings in das Gesetzbuch aufgenommen werden, und er würde gegen den sog. Wohnungswucher einige Abhilfe gewähren, falls ein Verzicht auf jene Befugniß des Miethers für ungültig erklärt würde.

Von besonderer sozialer Bedeutung ist selbstverständlich das Erbrecht. Die Frage, wie der Entwurf die gesetzliche Erbfolge geregelt hat, mag hier, da sie zu sehr in das juristische Detail führen würde, übergangen werden. Bemerken wir nur, daß das gesetzliche Erbrecht der Ehegatten im Entwurfe ein für alle Stände wenig angemessene ganz besonders aber für die unteren Stände unpassende — weil zu vielfachen Härten und Streitigkeiten Anlaß gebende —

*) Dazu kommt, daß der freiwilligen Gerichtsbarkeit in vielen Gegenden keineswegs die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Interessen der Betheiligten werden oft, ungeachtet der hohen Gebühren, die jene zahlen müssen, nicht genügend berücksichtigt. Wie das Beispiel der englischen Gesetzgebung zeigt, dürfte doch der Abschluß von Rechtsgeschäften vor Zeugen in vielen Fällen dem Bedürfnisse genügen. Unbemittelte könnten sich dann an angesehene Vertrauenspersonen wenden, diese würden die Sache oft mit mehr Interesse für die Betheiligten erledigen und ohne Kosten.

**) Die Idee (S. 36 ff.), die Benutzung von Ammen gesetzlich zu verbieten, ist freilich ebenso sonderbar wie unausführbar.

***) Man vergleiche hierüber z. B. die trefflichen Ausführungen G. Hartmann's, Der Civilgesetzentwurf, das Aequitasprinzip im Archiv für die civilistische Praxis, Bd. 73, S. 309 ff.

†) Diese Bestimmungen sind zum großen Theile auch juristisch höchst unglückliche Erfindungen, abgesehen von ihrer sozialen Bedeutung. Man vergl. Gierke a. a. O. S. 294 ff., v. Jhering, Der Besitzwille, 1889, S. 502 ff.

Regelung erfahren hat*). Auch die Bestimmungen über letztwillige Verfügungen, über das Pflichttheilsrecht können als sozial faktisch weniger wichtig hier übergangen werden*). Dagegen muß die Reichsgesetzgebung — worauf insbesondere Menger mit allem Nachdruck aufmerksam macht — namentlich nachdem sie die soziale Frage mit soviel Anstrengung und unter Erregung so großer Erwartungen in ihr Programm aufgenommen hat, nothwendig Stellung nehmen zu demjenigen, was man gewöhnlich die Sonder-Erbfolge, und was Menger nicht unpassend das System der zwangsweisen Erbvereinigung nennt, d. h. zu denjenigen Rechtsinstituten, welche es verhindern sollen, daß gewisse Grundstücke unter mehrere Erben getheilt und beziehungsweise veräußert werden: sog. Anerbenrecht und Stammgüter und Fideikommisse haben eine eminent soziale Bedeutung; sie beruhen, während bei uns sonst fortwährend von der **Ausgleichung** der Vermögen gesprochen wird, auf dem Prinzipe der Ungleichheit, und ganz besonders ist das der Fall bei den Fideikommissen. Während das Anerbenrecht, die Bevorzugung eines Einzelnen bei der Erbfolge in ein Bauerngut noch den gewiß berechtigten Zweck hat, die kleineren (oder Bauern-) Güter in einer für die Kultur angemessenen Größe und ohne zu große Verschuldung zu erhalten, und somit indirekt auch der Latifundienwirthschaft entgegenzutreten, welche die nicht mehr existenzfähigen kleineren Besitzer auskauft, ist das Familienfideikommiß nichts als eine künstliche Veranstaltung, um Einzelnen eine absolut höhere, glänzende Existenz und damit indirekt das Ansehen einzelner Familien für unabsehbare Zeit zu sichern, was dann eben nicht anders sich bewerkstelligen läßt, als dadurch, daß zugleich das Gut für unveräußerlich erklärt und somit dem Verkehre entzogen wird. Es ist klar, daß wenn der Grund und Boden in einem Lande nach und nach in immer steigendem Verhältniß mit Fideikommißqualität oder einem ähnlichen Veräußerungsverbote als sog. Stammgut belegt wird, daraus unleidliche Zustände entstehen können. Schon aus diesem Grunde und weil die Errichtung und der Fortbestand von Familienfideikommissen ein stark in die Augen fallendes **Vorrecht** bildet, ist in vielen Gesetzgebungen z. B. in denjenigen Frankreichs, Italiens u. s. w. die Errichtung von Familienfideikommissen für unzulässig erklärt. Auch die preußische Verfassungsurkunde Art. 40 enthielt ein derartiges Verbot. Beim Beginn der Reaktionszeit ist dasselbe wieder beseitigt worden, und jetzt scheint im deutschen Reiche das Fideikommißwesen immer größere Landflächen dem freien Verkehr zu entziehen**), und dauern etwa die hohen Getreidezölle fort, welche wesentlich den Besitzern großer Gutskomplexe, nicht aber den Besitzern kleinerer Güter nützen, so erscheint der Bauernstand in einem nicht unerheblichen Grade bedroht. Das Reich **kann** diesem Zustande mit verschränkten Armen nicht auf die Dauer zusehen, und das Mittel zum Eingreifen bietet hier, ohne daß irgend eine Verfassungsveränderung des Reiches erforderlich wäre, die Einführung des Civilgesetzbuchs. Selbstverständlich ist damit noch nicht die Frage entschieden, ob die bereits bestehenden Fideikommisse aufgehoben werden sollen, wie das allerdings in der preußischen Verfassungsurkunde bestimmt war;***) denn größere Vermögen und stabiler Besitz sind in gewissem Umfange und unter gewissen Voraussetzungen keineswegs ein Nachtheil für Staat und Gesellschaft. Aber wie kommt denn jetzt der Staat dazu jedem reich gewordenen Kaufmann, Fabrikanten oder auch Spekulanten die Befugniß beizulegen, große Stücke des Grundes und Bodens des Landes, der doch nicht einer Vermehrung fähig ist, für unabsehbare Zeiten aus dem Verkehr zu ziehen, damit die Familien jener Personen **immerdar** zu den „vornehmen" auch ohne weitere persönliche Anstrengung gehören? Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die überwiegenden volkswirthschaftlichen Nachtheile eines sehr ausgedehnten Fideikommißbesitzes in einem Lande darzulegen. Soviel ist aber sicher, daß in höherem Grade nichts die auf den allgemeinen Umsturz gerichteten Tendenzen mehr herausfordern wird, als eine ungesunde Vertheilung des **Grundes** und Bodens, eine immer mehr hervortretende Vereinigung des Grundbesitzes in wenigen bevorzugten Händen. Die ungleiche Vertheilung des beweglichen Kapitals erscheint weit weniger gefährlich. Das erklären auch unparteiische Sozialpolitiker wie **Miaskowski** und **Menger** unumwunden, während allerdings bei uns es andere Schriftsteller gibt, welche die in jüngster Zeit jedenfalls für sie glückliche Eigenschaft besitzen, auf der einen Seite dem mobilen Kapital und Einkommen aus mobilem Besitz — natürlich nur soweit es größer ist, als das ihnen zu Gebote stehende, oder anderer Art ist als das ihre — den Krieg so ziemlich in sozialdemokratischer Weise erklären zu müssen, auf der anderen Seite aber die Gefahren der Latifundienwirthschaft, welche in einigen Theilen Deutschlands anfängt recht fühlbar zu werden, nicht zu erblicken. Wenn diese letztere Ansicht, welche **nur** das mobile Großkapital bekämpft, in Deutschland zur Zeit die Oberhand hat, so liegt das eben einerseits in dem Vorherrschen der reaktionären Tendenzen während der letzten anderthalb Decennien, andererseits aber in anderen zufälligen Einflüssen begründet. Um aber das Facit aus allem diesen für das Civilgesetzbuch zu ziehen, so wäre zu sagen: das Civilgesetzbuch braucht sich mit **der** Frage, ob und inwieweit die bestehenden Familienfideikommisse aufzuheben oder zu beschränken sind, zwar nicht nothwendig zu befassen; aber die Frage der Errichtung neuer Fideikommisse **muß** in einem deutschen Civilgesetzbuch, welches auf den Namen eines **gemeinen** Rechts Anspruch erhebt, entschieden werden.

Während **Gierke**, wie bemerkt, fast durchgängig in der Rückkehr zu wesentlich rein deutschrechtlichen Prinzipien die allein richtige soziale Tendenz eines deutschen Civilgesetzbuchs erblickt, hält **Menger** besonders viel von einer Art Bevormundung der unteren Klassen durch das Eingreifen des Gerichts, und Beide sind Freunde der Unfalls-,*) Invaliden- und Altersversorgung in der Art, in welcher diese Einrichtungen neuestens bei uns eingerichtet sind oder eingerichtet werden.

Mit allem diesen möchte ich mich nicht oder nicht ganz einverstanden erklären. In manchen Beziehungen hat die deutsche Rechtsbildung nur zu sehr auf die Sitte und den Edelsinn der Berechtigten gerechnet und damit dem Mißbrauche und der Unterdrückung, wie leider die Geschichte zeigt, vielfach Thor und Thür geöffnet. Durchaus gefährlich aber erscheinen mir die wohlgemeinten Bevormundungstendenzen **Menger's**. Es klingt sehr schön, wenn man sagt, der Richter selbst müsse im Prozeß Berather der Unvermögenden sein, und wenn man die Ausdehnung der Wuchergesetze auf Lohn-, Kauf-, Mieth- und Pachtverträge vorschlägt oder mittelst einer Ausdehnung der dem Juristen bekannten (übrigens durch die neuere Gesetzgebung meist abgeschafften) Vorschriften über sog. Laesio enormis dem Richter ein Moderationsrecht gegen das Uebermaß von Leistungen beilegen will, welche eine Partei in einem Vertrage übernommen hat, u. s. w. Aber abgesehen von der entnervenden, verdummenden Wirkung, welche eine solche Fürsorge ausüben könnte, wer bürgt dafür, daß die ungeheure, wesent-

*) Es soll nicht die der Innigkeit des ehelichen Lebens allein entsprechende Regel „Längst Leib längst Gut" gelten (d. h. der Ueberlebende erbt bei kinderloser (nicht beerbter) Ehe den gesammten Nachlaß; sondern die Seitenverwandten bezw. Ascendenten der verstorbenen Ehegatten sollen zur Hälfte miterben. Die begüterten Klassen pflegen jenen ersteren Satz regelmäßig testamentarisch oder im Ehevertrage festzusetzen; die ärmere Bevölkerung läßt ihn oft faktisch, sei es aus Rechtsunkenntniß oder aus Anstandsgefühl, gelten. Die Erbfolge der Seitenverwandten, insofern sie den überlebenden Ehegatten beeinträchtigt, ist ein aristokratisches, nur für bedeutendes Grundvermögen passendes Rechtsinstitut.

) Man vergleiche in dieser Beziehung auch v. **Miaskowski (das Erbrecht und die Grundeigenthumsvertheilung im Deutschen. II. Abtheilung S. 16), der freilich bemerkt, daß **genauere** Angaben fehlen.

***) Die Familienfideikommisse der regierenden Familien würden, da die Erhaltung der besonderen Stellung dieser Familien ein **öffentliches** Interesse ist, ausgenommen sein. Vergl. auch preußische Verfassungsurkunde Art. 41.

*) Beiläufig sei bemerkt, daß diese **Zwangs**-Genossenschaften doch gegen die freien Genossenschaften des bisherigen Rechts sehr erhebliche Differenzen zeigen.



lich nach einem ganz unbestimmten Ermessen dem Richter eingeräumte Macht richtig ausgeübt werde, daß sie nicht auch oft einseitig gerade gegen den Unvermögenden sich wende? Auch das Richterpersonal ist nicht in allen seinen Gliedern den herrschenden Tendenzen zu entziehen, und dies könnte auch einmal von den pseudo-aristokratischen oder Streberthumstendenzen gelten. Es ist ferner leicht, in sozialpolitischen Schriften von Wohnungswucher u. s. w. zu sprechen; aber die richterliche Beurtheilung einzelner Fälle würde mit nicht geahnten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, z. B. wenn der Vermiether nachweist, daß er keine Mittel hat, die Wohnung in besseren Stand zu setzen, daß er selbst so viel wie nichts daran verdient u. s. w. So hat die Gesetzgebung doch wohl guten Grund gehabt, bis jetzt sich auf den Geldwucher zu beschränken. Eine laxe Schuldgesetzgebung aber kann erst recht den Anlaß zu frecher Ausbeutung des Publikums geben, da nun der Spekulant sich nichts mehr daraus macht, zahlungsunfähig zu werden. Und wenn die Gesetzgebung dem Volke erst den Glauben beibringt, das gegebene Wort bei Verträgen sei nicht bindend, so untergräbt sie eins der Fundamente jeder sozialen Kultur und Ordnung.

Daß der Entwurf nicht in bestimmter Weise zu den Fragen Stellung genommen hat, welche das politische oder soziale Gebiet stärker berühren, ist zwar ein Fehler des Entwurfs, nicht aber der Kommission; denn die Kommission entbehrte jeder politischen Direktive, wie solche allein ein selbständig verantwortlicher, konstitutioneller Justizminister zu geben vermag; aber ein weiterer Fehler ist es, daß die Kommission nun diese mangelnde Stellungnahme nicht als eine Lücke des Entwurfs bezeichnet hat, sondern die einschlagenden Materien wesentlich der Landesgesetzgebung überlassen will.

Der Entwurf leidet, wie bemerkt, auch nach dem überwiegenden Urtheile der Juristen an sehr wesentlichen technischen Fehlern, welche schließlich auch Recht und Rechtsbewußtsein empfindlich schädigen werden. Es wird demnächst darauf ankommen, neben der Beseitigung der technischen Fehler auch das Gesetzgebungswerk politisch-sozial richtig, aber wie es einem bürgerlichen Gesetzbuche angemessen ist, in v o r s i c h t i g s c h o n e n d e r Weise zu gestalten. Dazu genügen lediglich juristisch gebildete Kräfte nicht; es müssen auch Personen herangezogen werden, die mit der juristischen Technik vertraut, zugleich politisch-historisches Verständniß für den wahren Zug der Zeit besitzen, und der Reichstag darf nicht, wenn das große Gesetzbuch wirklich einen nationalen Fortschritt begründen soll, wie etwa seiner Zeit das preußische allgemeine Landrecht, das österreichische Gesetzbuch und der Code Napoléon, das Werk ohne weitere Prüfung en bloc annehmen, wenngleich es unrichtig wäre, die Mehrzahl der einzelnen Bestimmungen im Plenum festzustellen. Noch weniger kann es darauf ankommen, bei weiteren Vorarbeiten möglichst Juristen aller unserer einzelnen Bundesstaaten heranzuziehen. Vielmehr würde es nunmehr richtig sein, einer kleinen Elite ohne Rücksicht auf das besondere Vaterland die weitere Verarbeitung anzuvertrauen. Das Partikularrecht ist anscheinend genügend in dem vorliegenden Entwurfe und den Motiven zu Sprache gekommen. Aber noch dürfte die Zeit nicht gekommen sein, festzustellen, wie d i e s e Arbeit des R e i c h s t a g s am besten zu organisiren sei.

L. v. B a r.

Aus unserem Citatenschatz.

Ehrenbezeugungen für politische Gegner.

William Pitt starb am 23. Januar 1806, nachdem er länger als zwei Jahrzehnte Englands allmächtiger Premierminister gewesen war. Unter den öffentlichen Ehren, die man dem Todten zu Theil werden ließ, war auch die Errichtung eines Monuments in der Westminster-Abtei aus öffentlichen Mitteln. Ein entsprechender Antrag wurde am vierten Tage nach Pitt's Tode im englischen Unterhause eingebracht. Charles James Fox, der warmherzigste, edelste und liberalste Politiker seiner Zeit, widersprach in einer Rede, die von Macaulay als ein Muster guten Geschmacks und politischer Charakterfestigkeit gepriesen ist. Die Rede gipfelte in folgenden Sätzen:

„Wir dürfen uns in Fällen dieser Art unsere Zustimmung nicht abschmeicheln lassen, wenn unser politisches Pflichtgefühl der Uebertragung solcher Ehren widerstrebt. Oeffentliche Ehren sind Dinge von der höchsten Wichtigkeit, weil sie mehr oder weniger die Nachwelt beeinflussen müssen. Sie sollten deshalb nicht leichthin gespendet werden, sondern nur da, wo über das zu ehrende Verdienst keine Meinungsverschiedenheit besteht. . . . Nun bin ich aber stets der Meinung gewesen und denke noch heute so, daß ein unglückseliges Regierungssystem die ganze staatsmännische Laufbahn des zu Ehrenden charakterisirte. . . . Die Schuld an diesem System ist ihm um so mehr zuzuschieben, als ohne den Glanz seiner geistigen Begabung, der es ihm möglich machte, die häßliche Mißgestalt dieses Systems unter einem gefälligen Schleier zu verbergen, jenes System nach meiner festen Ueberzeugung den vielfachen Angriffen nicht widerstanden und seine verhängnißvollen Wirkungen nicht bald so lange ausgeübt haben würde.

Niemand kann mehr als ich wünschen, daß die Erinnerung an jenen Streit, in dem wir so lange verwickelt waren, der Vergessenheit überliefert werde. Aber ich kann meine Zustimmung nicht geben zur Uebertragung öffentlicher Ehren auf einen Mann, der nach meiner Ansicht vielleicht die einzige, gewiß aber die Hauptstütze eines Systems war, das ich früh gelernt habe, als verderblich zu betrachten. . . . . . Da ich so denke, kann man nicht erwarten, daß ich meine öffentlichen Pflichten und die von mir stets bekannten Grundsätze so weit vergessen sollte, um dem gestellten Antrage zuzustimmen; denn damit würde ich ein Verdammungsurtheil über eben diese Grundsätze unterschreiben."

The Speeches of
Charles James Fox in the House of Commons
VI, 629/630. London 1815.

Elektrische Bahnen.

Eine der interessantesten Formen der elektrischen Kraftübertragung ist der Betrieb von Fahrzeugen mittels des galvanischen Stroms. Der Erfinder dieser Methode, unser berühmter Landsmann, Werner Siemens, führte eine solche Einrichtung — die erste „elektrische Eisenbahn" — im Jahre 1879 auf der Berliner Gewerbeausstellung dem Publikum vor. Dort konnte man eine 300 Meter lange, in sich geschlossene Schienenbahn sehen, auf der während der Ausstellung etwa 100 000 Personen befördert wurden

Die Bewegung der Wagen, von denen immer drei zusammengekoppelt waren, vermittelte man durch eine kleine elektrische Lokomotive, welche wiederum im Wesentlichen aus einer Dynamomaschine bestand. Den treibenden elektrischen Strom empfing diese durch die äußeren Schienen, von einer zu diesem Zwecke errichteten Station, welcher sodann innerhalb einer inneren Schiene zurückkehrte und so den Kreis schloß.

Es erschien damals als zweifellos, daß die neue elegante Methode bald den schwerfälligen Pferdebetrieb verdrängen würde, und enthusiastische Gemüther glaubten gar in der elektrischen Lokomotive die Nachfolgerin des Dampfwagens zu sehen! Die Folgezeit hat diese Hoffnung nicht erfüllt.

Im Vaterlande „der elektrischen Bahn", ja auf dem Boden des alten Europa überhaupt, ist ihre Einführung eine sehr beschränkte geblieben, obgleich es an wiederholten Anregungen von Seiten hervorragender Techniker nicht fehlte.

War es doch selbst einem Siemens nicht möglich, den Bau einer elektrischen Hochbahn zur Entlastung des Verkehrs in der belebtesten Straße der Reichshauptstadt durchzusetzen! Besser erging es diesem modernsten Verkehrsmittel in den Vereinigten Staaten von Amerika. Dort haben sich die verschiedensten Systeme entwickelt und vielfach ist die elektrische Bahn an Stelle des Pferdebetriebes getreten.

Unsere Ingenieure müssen deshalb jetzt nach Amerika pilgern, um die deutsche Erfindung in ihrer neuen Form dem Vaterlande wiederum zuzuführen.

Im Allgemeinen haben sich zwei Methoden entwickelt, nach denen es möglich ist, Fahrzeuge mittels Elektrizität auf einer Schienenbahn zu bewegen. Man beschickt nämlich dieselben entweder mit Strom durch ein oberirdisches bezw. versenktes Kabel, oder man erzeugt die bewegende Kraft durch Akkumulatoren. Mit der letzten Betriebsart sind besonders von Reckenzaun in Berlin, Julien in Brüssel und van Huber in Hamburg Versuche angestellt worden. Es ergab sich, daß diese Form die beste sei, da bei derselben, die immerhin lästigen Zuleitungsdrähte fortfallen und jeder Wagen ein einheitlicher Körper für sich wird. Leider ist aber die Entwicklung der Akkumulatoren noch nicht so weit vorgeschritten, daß ihre Einführung pekuniär und technisch zu empfehlen wäre!

Die Stromzuführung durch oberirdische Drähte ist zur Zeit, nach der reichen Erfahrung amerikanischer Techniker, als die praktischste zu bezeichnen. Und zwar sind die Systeme von **Frank Sprague** und von **Thomson und Houston** die verbreitetsten und besten.

Wurden doch durch die „Sprague Electric Railway- and Motor Company“ bereits 69 Bahnen hergestellt, welche 725 km Schienen mit 477 Motorwagen befahren. Und die „Thomson-Houston Electric Company“ vollendete kürzlich die 83. Anlage, wodurch im Ganzen 1066 km Schienen und 1039 Motorwagen in den Dienst des Publikums traten. Auch ist auf die großartige Anlage in Boston (Mass.) hinzuweisen, woselbst in kurzer Frist das 500 km lange Schienennetz, welches man bisher mit 1700 Wagen und 9000 Pferden betrieb, durch die Westend Street Railway Company nach elektrischer Methode umgewandelt wurde.

Die Resultate, welche mit dem elektrischen Betriebe auf dem amerikanischen Kontinente erreicht worden sind, erweisen sich, wie die Geschäftsberichte der Direktionen ergeben, als außerordentlich günstige. Auch unparteiische und sachkundige Beobachter, die zur Kenntnißnahme der neuen Systeme die Vereinigten Staaten bereisten, sprechen sich durchaus anerkennend über das Erreichte aus.

Bei einer vergleichenden Betrachtung des Pferde- und des elektrischen Betriebes kommt zunächst die bedeutungsvolle ökonomische Thatsache in Betracht, daß Pferde mit Heu und Hafer ernährt werden müssen, während die Strom erzeugende Maschine nur der billigen Kohle bedarf! Wie sich herausgestellt hat, wurden allein hierdurch, also nur bei der Zugkraft, 30 bis 35 pCt. erspart. — Hierzu kommt die größere Geschwindigkeit.

Die weitverbreitetsten Systeme „Sprague“, bezw. „Thomson und Houston“ befahren z. B. in einer Stunde eine Strecke von 6 bis 16 km; und diese Geschwindigkeiten lassen sich noch weit überschreiten. Sind doch jetzt Packetbahnen im Bau, bei denen 300 km für die Stunde erstrebt werden. Trotz dieser größeren Geschwindigkeit hat der Führer den Wagen durchaus in seiner Gewalt und ist im Stande, denselben fast im Augenblick zum Stillstand zu zwingen.

Es würde ermüden, wenn wir alle die trefflichen Eigenschaften des modernen Fahrzeuges hier im Einzelnen anführen wollten. Möge daher nur noch an die Fähigkeit des elektrischen Stromes erinnert werden, sich den Arbeiten entsprechend, welche von ihm gefordert werden, selbstthätig zu reguliren. Man ist somit ohne Weiteres im Stande, eine beliebige Anzahl von Wagen, wenn es der Verkehr erfordert, zusammenzukoppeln.

Wir freuen uns mittheilen zu können, daß man endlich auch in Deutschland der Einführung des elektrischen Betriebes näher tritt. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin hat mit der Sprague-Company Vereinbarungen getroffen, vermöge welcher sie sich der reichen Erfahrungen, welche in Amerika gewonnen sind, bedienen darf. So wird man jetzt in der Reichshauptstadt, wenn es die betreffenden Behörden gestatten, mit dem Bau einer Linie beginnen. Man beabsichtigt immer zwei Wagen mit einander zu verbinden, von denen nur der eine einen Motor von etwa 5 Pferdestärken besitzt. Die Kosten eines solchen Fahrzeuges sollen 1000 Mk. betragen.

Auch die Firma Siemens und Halske hat kürzlich die Ausführung einer elektrischen Hochbahn, zwischen Elberfeld und Barmen, übernommen, welche die immerhin respektable Länge von 10 km haben soll. — Es ist anzunehmen, daß darnach bald zahlreiche Pferdebahn-Gesellschaften erkennen werden, daß der elektrische Betrieb eine berechtigte Forderung der Zeit ist, der man sich nicht mehr verschließen kann.

Franz Bendt

Theater.

Lessing-Theater: Juliette. Schauspiel in 3 Akten von Octave Feuillet. — Deutsches Theater: König Midas. Schauspiel in 4 Aufzügen von Gunnar Heiberg. Deutsch von M. von Bo[illegible]

Eine Abschiedsvisite und einen Antrittsbesuch haben wir empfangen: p. p. c., als seine letzte Bühnenarbeit, kündigte uns M. Octave Feuillet das Schauspiel „Le divorce de Juliette“ an; der junge Norweger Gunnar Heiberg stellt sich, ein neuester Mann, uns vor mit seinem „König Midas“. Beide Besucher unterhielten uns von bereits vollzogenen Ehebrüchen. Eine verheirathete Frau und Gräfin gibt ihren Liebhaber ihrer jungen Freundin zum Manne, um ihn desto sicherer für sich behalten zu können; nach einem Jahre bemerkt die Neuvermählte den Verrath und nach Thränen und Szenen gibt es eine lustige Versöhnung: die junge Frau siegt, die alternde Geliebte wird geopfert. So will es M. Octave Feuillet. So Heiberg sehen die Dinge recht anders aus. Der Mann ist todt, die junge Wittwe lebt von dem Gedanken an seine freiwillig in der Sterbestunde betheuerte Treue, und da sie erfährt, daß der von ihr bereits mit einem heitern, einem nassen Auge Betrauerte sich einst zur dumpfen Sommerszeit mit einem schlanken Dienstmädchen vergaß, führt die Erkenntniß von der Mangelhaftigkeit aller Ideale aus Fleisch und Bein sie zum tobenden Wahnsinn. Wieder sieht man an und für sich ist nichts gut oder böse; das Denken macht es erst dazu. Bei Feuillet fehlt kein erschwerender Umstand weder der Dolus des Betruges bei der Eheschließung noch die Fortsetzung der sträflichen Beziehungen im ehelichen Domizil; und doch endet alles in schwankbekannter Wonne. Das geringfügigste Vergehen hat Heiberg erwählt, die flüchtige Verirrung einer schwülen Stunde; der Mann ist todt, die Frau steht im Begriff, ein neues Band, bald nach unbewußt, zu knüpfen; und doch stellt sich, auf die bloße Nachricht von des Gatten allzu leutseliger Herablassung, Todsucht und Wahnsinn ein. Wer hat nun Recht, Feuillet oder Heiberg, der Alte oder der Junge? Am Ende keiner.

Ob der Bühnenaustritt des M. Feuillet ernsthaft gemeint ist? Ich möchte zweifeln und neige zu dem Glauben, sein soeben in der „Revue des deux mondes“ erscheinender Roman „Honneur d'artiste“ werde übers Jahr in dramatisirter Form vor uns auferstehen. Es liegt für Feuillet kein ernsthafter Rückzugsgrund vor; er ist ganz der Alte und jung war er ja doch nie. Zwar die Zeit der Massenerfolge ist für ihn dahin; sein Verleger, Herr Calmann Lévy, hat jüngst im Aerger über die Charpentier-Reklame erzählt, von „Le roman d'un jeune homme pauvre“ seien nicht weniger als 230,000 Exemplare auf dem Büchermarkt gebracht und abgesetzt worden. Der eine verarmte Edelmann hat also fast den vierten Theil der Leser der weitverzweigten Familie Rougon-Macquart an seine adlig frisirte Person gefesselt. Damit ist es vorbei; die verarmten Edelleute geben nicht mehr den Ton an. Heute triumphirt die schwielige Faust des ehren-



festen Maître de forges und wer mit Feuillet Glacéhandschuhe trug, der schwört heute zu Ohnet. Immerhin aber ist auch für die feine, die geschminkte, pomadisirte und zauberhaft schnell bekehrte Frivolität des höfischen M. Octave noch Raum. Feuillet, der sich geschmackvoll immer in litterarischen Grenzen hielt, hat eine besondere Spezialität in sich ausgebildet: die erbärmlichsten Gesellen, die größten — nein, sogar die kleinsten Schurken weiß er durch reichliche Anwendung von Rosenöl und Moschus, durch gut sitzende Kleider und tadellose Eleganz dem lieben Publikum für ganz charmante Weltmänner auszugeben. Sein Montjoye stiehlt, betrügt und versucht den Sohn des von ihm um Hab und Gut und Leben Gebrachten im Duell zu morden; das verhindert den liebenswürdigen Mann aber nicht, sich die wohlwollende Sympathie seines verehrlichen Publikums zu bewahren, und wenn schließlich der angebliche homme fort, im letzten Zwischenakt bekehrt, zum weichlich rührseligen Familienpapa wird, so ist alle Welt entzückt und Herr Feuillet lächelt verschmitzt ob des Erfolges seiner Taschenspielerei.

Dieser Spezialität ist er auch in dem schwachen Clichéstück „Juliette“ treu geblieben und wieder hat sie sich bewährt. Roger van Epinoy läßt sich an ein junges unschuldiges Geschöpf verkuppeln, um mit der raffinirten Freundin vereint zu bleiben. Er betrügt zwar seine Frau, sie betrügt zwar ihren Mann — was thuts? Die beiden feinen Familien verkehren in den besten Formen miteinander, die Männer spekuliren, die Gattinnen kausiren. Und endlich weist der brave Roger alle Pflichten gegen seine illegitime Freundin von sich mit dem anmuthigen Bemerken, daß er nicht der Erste war. Eine brutalere Rohheit ist niemals auf einer Bühne ausgesprochen worden. Aber Niemand findet das Stück unsittlich, Niemand ruft nach Schutz für die geohrfeigte Moral. Die Leute haben zu feine Manieren, und wenn Held Roger zu seiner Frau sagt: „Ich erwarte Ihre Befehle, gnädige Frau“, so ist das doch zum Küssen gar.

In dieser ganzen parfumirten und soignirten Welt vernehmen wir nicht einen einzigen wahren Ton, nicht in Lust und nicht in Schmerz. Feuillet findet Glauben, weil man gern glaubt, was man glauben möchte; und sollte seinem letzten Stück ein längeres Bühnenleben beschieden sein, so mag er sich bei Denen bedanken, die den schwachen Magen unseres Publikums mit bitteren Wahrheiten in neuester Zeit überladen haben. Die Lust an Süßigkeiten, an aromatischem Konfekt läßt sich gewaltsam nicht unterdrücken; der gebrechliche Organismus des Durchschnittsmenschen bedarf der bequemen Stützen, die ihm die holde Lüge, der schöne Schein bereitwillig gewährt.

Und damit sind wir beim Thema Gunnar Heibergs angelangt. Gegen die Männer der unbedingten Wahrheit führt er großkalibriges satirisches Geschütz auf. Ihn dünkt, „es lügt keiner so garstig wie die, so umhergehen und die Wahrheit reden, denn die richten sich nicht nach dem Leben, die sehen nicht auf das, was vorgeht, die bemerken nicht, daß der Montag nicht dasselbe ist wie der Dienstag, — sie predigen und prophezeien und schwatzen die Wahrheit und so vergessen sie zuletzt, daß es doch menschlichen Inhalt haben müßte; aber es hat keinen menschlichen Inhalt und dann stehen sie da und schwingen die Wahrheit — accurat wie ein Triebrad, das sich dreht, ohne daß ein Treibriemen drum ist — es geht ohne einen Zweck und nützt zu nichts, aber es kann Unheil genug anrichten, wenn man hineingeräth.“

In Norwegen wird das Triebrad ohne Treibriemen unentwegt geschwungen. Wahrheit um jeden Preis, forderte Ibsen; Wahrheit, und wenn die Welt zusammenkracht, wüthet Björnson. Ibsen ist zu spirituell, um sich bei einem tönenden Schlagwort lange aufzuhalten; er klopfte die von Frau Alving noch siegreich den „Idealen“ entgegengestellte Wahrheit sorgsam ab und sein prüfender Finger fand hohle Stellen. Er schrieb die „Wildente“ und läßt seinen satten Materialisten Relling sagen: „O das Leben könnte schon ganz gut sein, wenn wir nur vor diesen lieben Gläubigern verschont blieben, die uns Armen das Haus einlaufen mit ihrer idealen Forderung.“ Björnson dahingegen verrannte sich immer mehr in seine Wahrheitsmanie und so finster wurde am Ende seine Poenitenzlehre, daß die frische Jugend energisch gegen den grimmgemuthen Wanderprediger zu reagiren begann. Das erste Zeichen dieser erfreulichen Reaktion ist Gunnar Heibergs Stück, in dem es heißt: „Sehen Sie, wir müssen jetzt bald Luft schöpfen, und Humor haben wir im Lande, und es ist uns Noth, daß wir ihn brauchen, und wir können lachen — lachen, daß es schallt — und dann hüten Sie sich, Sie, wir fangen jetzt bald an zu lachen, und dann hat das Gelächter kein Ende, denn wir sind gepfropft voll von Lachen, und wir haben nur geglaubt, es ginge nicht gut an ...“

Es ginge schon ganz gut an; wir lachen, daß es schallt, wenn der Wahrheitsprotzen Ramseth derb abgeführt wird, wenn er sich als diktatorischer Feind jeder freien Ueberzeugung entpuppt und wir vermögen nicht mit Heiberg's Heldin in den „Andern“ das Hinderniß zu erkennen, das „die großen Dichter unserer Zeit abhält, eine lustige Komödie zu schreiben.“ Eugène Labiche, dem es nur an Galle fehlte, um ein Molière des 19. Jahrhunderts zu sein, hat in seiner erschütternd lustigen Komödie „Le Misanthrope et l'Auvergnat“ die unbegrenzte Wahrheitssucht derb beim Ohrläppchen gepackt: nach einer Stunde hat der wackere Chiffonet der Wahrheitspillen so viele von seinem eigens dafür bezahlten Auvergnaten verschluckt, daß er die Hälfte seines großen Vermögens gäbe, um den bitteren Gesellen los zu werden. Das ist einfach, knapp, froh, und ein gallisch helles Lachen verbirgt uns beinahe den tiefen philosophischen Kern, der darin steckt.

Welch einen komplizirten Apparat baut uns dagegen Heiberg auf! Da wird mit symbolischen Anspielungen auf des Midas güldenes Elend gearbeitet, ohne daß man recht weiß, wohin das zielt; da muß die nachträgliche Entdeckung von des toten Gatten Eintagsuntreue Frau Anna Hielm in den Wahnsinn treiben, ohne daß man recht erkennt, ob sie über die zertrümmerten Ideale oder durch anerzogene Hysterie verrückt geworden ist; da wird französisch raisonnirt, deutsch philosophirt und gut norwegisch polemisirt, oft lustig, manchmal auch geistreich. Und alles das, um uns zu beweisen, was Ibsens Gina in einem Satz ausgedrückt hat: „So geht es, wenn verrückte Leute kommen und die intrikate Forderung präsentiren;“ das alles, um uns zu zeigen, daß die splitternackte Wahrheit nur den wirklichen, den echten und starken Menschen taugt, während sie das mitunter morsche, aber behagliche Glück der Allgemeinheit zerstört und mordet. „Il y a fagots et fagots“, sagt Sganarelle.

König Midas ist eine beachtenswerthe Talentprobe und eine tröstliche Erscheinung obendrein. Wie der unselige Venusritter hatten wir zuviel gescherzt und gelacht, wir sehnten uns nach Thränen: da kam Björnson, Ibsen und alle die Anderen; nun es genug ist der wüsten Wahrheitshascherei, nun wir in Gefahr stehen, das Glück zu verlieren und die Freude am Dasein, mit dem Wermuthstrank im Leibe und den radikalen Weltverbesserungsplänen in der Hand, nun kommen die Heiberg und wollen uns wieder das Lachen lehren, wie ihre Altvordern uns das Fürchten gelehrt. Ein wechselnd Weben, ein glühend Leben; so treibt es am sausenden Webstuhl der Zeit der Erdgeist; so will es auch der Kunstgeist. Und die da wähnen, die Wahrheit, die absolute, objektive, zu haben und zu halten, sie mögen sich wahren. Ueber ein Kleines werden wir über sie lachen, lachen, daß es schallt, wenn sie bei uns zu Lande auch nicht die Alten sind, sondern der „Bund der Jugend“.

Gunnar Heiberg fürchtet sich nach; vor der eigenen Gesundheit, vor der jauchzenden Jugendmunterkeit, vor der rücksichtslosen Spottlust, die ihn spornt und stachelt. Er möchte ebenso komplizirt und überfein, ebenso „tief“ sein, wie seine Widersacher. Drum holt er sich bei den Franzosen Prasselfeuerwerk, bei den Feinden kondensirte Psychologie, anstatt der frischen Natur in sich keck zu vertrauen und einfach zu sein, wie alle großen Dichter waren. Jung Siegfried, auch ein Nordlandsrecke, lernte das Fürchten nicht: mit blitzendem Schwert schlug er den Drachen, deß giftiger

Hauch die Daseinslust zerstörte und die Lebensfreudigkeit. Aber freilich: Heiberg ist nicht der hell lachende Siegfried, den wir erharren; er ist nur Gunnar, der Lehnsmann. Auch ihm wird ein Stärkerer den bräutlichen Preis erstreiten müssen —: Gunnars Arm ist zu schwach.

M. Kent.

Bismarck-Album des Kladderadatsch. Mit dreihundert Zeichnungen von Wilhelm Scholz und vier facsimilirten Briefen des Reichskanzlers. Berlin. A. Hofmann & Co.

Von den vier Briefen des Fürsten Bismarck hat der erste, der vom 2. Dezember 1849 datirt ist, ein ganz besonderes Interesse. Der Kladderadatsch hatte eine unbesonnene Notiz gebracht, durch welche auf das Verhalten der gunu Bismarck in der Franzosenzeit ohne Grund ein ungünstiges Licht geworfen wurde, und der damalige Landedelmann Otto von Bismarck-Schönhausen forderte hierfür Genugthuung, indem er zugleich Thatsachen anführte, aus denen hervorgeht, daß seine Geschlechtsangehörigen sich in den Franzosenkämpfen tadellos benommen haben. Er erklärt, daß er Kränkungen seiner Familie nicht dulden werde, während er Angriffen, die seine Person betreffen, niemals mit anderen Mitteln der Abwehr begegnen werde, als solchen, welche die Presse gewähren kann.

Bekanntlich ist er diesem Programm nicht treu geblieben. Zwar begegnete er noch im Jahre 1862, als er Ministerpräsident geworden war, selbst bösartigen persönlichen Angriffen mit demselben Mittel, das Sokrates dem Aristophanes gegenüber zur Anwendung gebracht hatte. In den Schaufenstern der Photographenläden waren einige Karikaturen zu sehen, die man ohne jede Beschönigung als unanständig und albern bezeichnen muß. Die Polizei entfernte sie sehr schnell; der Ministerpräsident aber erschien persönlich im Geschäftslokal des Verbreiters, und erbat sich, indem er demselben ausdrücklich Straflosigkeit zusicherte, für seine Sammlung, auf deren Vollständigkeit er halte, ein Exemplar.

Die Reihe derjenigen die wegen Bismarck-Beleidigung in das Gefängniß wandern mußten, wird nach meinen persönlichen Erinnerungen eröffnet durch einen Rechtsanwalt Biedenweg in Stade, einen Mann, der zu den entschiedenen Anhängern der auswärtigen Politik des Reichskanzlers gehört hatte, aber den liberalen Standpunkt nicht verleugnen mochte. Es wird im Jahre 1873 gewesen sein. Wie schnell die Fluth jener Prozesse anschwoll, die selbst einen Mann wie Mommsen nicht verschonte, ist in allgemeiner Erinnerung. Auch Kladderadatsch, der längst in das Lager der glühenden Verehrer des Reichskanzlers übergegangen war, ist nicht verschont geblieben. Er hat im Jahr 1878 wegen eines Bildes, das heute den Eindruck der größten Harmlosigkeit macht (Seite 119), eine Geldstrafe erdulden müssen.

Der Kladderadatsch hat Alles, was er vom 4. November 1849 bis zum 23. März 1890 in Bild und Wort über Bismarck gebracht, in einen Quartband zusammengestellt. Fast Alles; daß manches weggefallen ist, was auf minder wichtige Episoden Bezug hatte, wird man ja billigen können. Aber ich finde eine Lücke, die mir schmerzlich und unbegreiflich ist. Zu den besten Bildern, die der Kladderadatsch jemals gebracht hat, gehört eines, welches Heine's Gedicht vom Fichtenbaum und der Palme auf Bismarck und Lasker anwendete. Beide stehen da, halb Menschenfigur, halb ein sich belaubender Baum und betrachten einander mit sehnsüchtigen Blicken. Es steckt in diesem Bilde so viel Phantasie und grotesker Humor, daß es, wenn irgend eines, verdient hätte, der Vergessenheit entrissen zu werden. Sollte durch die Auslassung dieses Bildes wirklich in Vergessenheit gebracht werden, daß es eine Zeit gegeben hat, wo Bismarck sich mit liberalen Männern und Ideen aufrichtig befreunden konnte?

Kladderadatsch hat dem Landedelmann von Bismarck, dem Bundestagsgesandten und anfänglich dem Ministerpräsidenten mit blutigem Hohn gegenübergestanden. Er gibt damit die öffentliche Meinung wieder und Niemand ist berechtigt, sich darüber zu wundern. Es ist kaum anzunehmen, daß er selbst von dem Umfang seiner künftigen Leistungen eine zutreffende Vorstellung hatte; daß sie ein anderer hätte haben sollen, ist unmöglich. Seit dem Jahre 1866 gibt das Witzblatt seiner Bewunderung einen unverhohlenen Ausdruck, aber stets untermischt mit scharfer Kritik einzelner Maßregeln; seit dem Jahre 1884 erstirbt die Kritik vollständig.

Der jetzt erfolgte Rücktritt des Reichskanzlers gibt zu so vielen politischen Erörterungen Anlaß, daß es nicht angemessen erscheint, sie aus Anlaß eines Bilderalbums zu vermehren. Es mag erlaubt sein den Blick auf einen anderen Punkt zu richten; der Wechsel in der äußeren Erscheinung Bismarck's wird durch diese Publikation sehr anschaulich gemacht. In früheren Jahren trug er einen Vollbart, der die charakteristischsten Theile des Gesichts, das Kinn, die Partien um den Mund verhüllte. Als er sich im September 1862 den Kammern als Ministerpräsident vorstellte, erschien seine in bürgerliche Kleidung gehüllte Gestalt schlank, weil sie sich mit Eleganz bewegte. Der Vollbart war gefallen und nur der Schnurrbart stehen geblieben. Er machte den Eindruck eines Mannes, der sich noch mit Vergnügen auf Hofbällen und ähnlichen Festlichkeiten bewegte. Das Auge hatte einen lebhaften, doch freundlichen Glanz. Das spärliche, aber gut arrangirte Haar hatte noch seine dunkle Farbe. Von da ab hat er sich vor unseren Augen allmählich verwandelt; die Gestalt wurde immer breiter, die Haltung strenger, die Züge nahmen einen immer härteren Charakter an. Die Vergangenheit des Mannes fing an, sich in seinen Zügen auszusprechen. Der Unterschied, den die Portraits des ersten Konsuls Bonaparte und diejenigen des Kaisers Napoleon aufweisen, wird uns aus der Entwicklung verständlich, welche die Züge Bismarck's vor unseren Augen durchgemacht haben.

Ernst Dohm, der den Kladderadatsch während der längsten Zeit seines Bestehens geleitet, war ein Mann von feinem politischen Verständniß; auf ihn trafen die Worte Platen's zu:

> Doch willst Du glänzen mit des Witzes Strahle,
> Kredenz' der Anmuth erst die Zauberschale

Er hat nicht allein den Text redigirt, sondern auch dem Zeichner Wilhelm Scholz die besten Anregungen gegeben, die dieser nach Dohm's Tode schwer vermißte. Der Kladderadatsch hat mit dieser Edition nicht allein eine Geschichte Bismarck's gegeben, sondern auch ein gutes Stück von der Geschichte seiner selbst geben müssen. Er behauptet, derselbe geblieben zu sein; darüber ist Nichts weiter zu sagen, da dem Leser selbst die Mittel an die Hand gegeben sind, um zu urtheilen.

A. M.

Die Bestrebungen zur Gründung einer eidgenössischen Hochschule 1758—1874. Bearbeitet von Dr. Karl Geiser. Bern. 1890. K. J. Wiß.

Die Frage, ob der Artikel 27 der schweizerischen Bundesverfassung im Sinne der Gründung einer eidgenössischen Universität neben dem Polytechnikum oder im Sinne der Unterstützung bestehender kantonaler Hochschulen ausgebaut werden soll, wird neuerdings wieder lebhaft behandelt. Die Wünsche der Verfechter des Ideals eines zweiten großen wissenschaftlichen Centrums von eidgenössischem Charakter und die Mahnungen der kühler denkenden Praktiker, nach deren Ansicht der rechte Moment schon vor mehr als einem halben Jahrhundert verpaßt worden sei, treffen dabei aufeinander. Es verlohnt sich jedenfalls, den Gang der Dinge historisch zu verfolgen, was in der kleinen Schrift von K. Geiser mit Geschick durchgeführt worden ist. Der Verfasser geht auf die Zeiten der helvetischen Gesellschaft zurück, widmet danach, wie sich denken läßt, der Thätigkeit Stapfer's, des Unterrichtsministers der helvetischen Republik, eine ausführliche Betrachtung, betrachtet den Versuch von 1832, die Gründung einer eidgenössischen Hochschule auf dem Wege des Vertrages einzelner Kantone zu bewerkstelligen, und gelangt alsdann zur Geschichte der Bundesverfassungen von 1848 und 1874, wobei er lehrreiche Auszüge aus den bezüglichen Debatten einflicht.

A. St.

Den Freunden unserer Zeitschrift, die sich auf unser Ersuchen für die Verbreitung der „Nation" bei diesem Quartalswechsel bemüht haben, sagen wir unsern verbindlichsten Dank.

Redaktion der „Nation".

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 28. Berlin, den 12. April 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat eine Kabinetsordre erlassen, die sich gegen den Luxus im Offizierkorps wendet; sie schließt mit den Worten:

„Ich wünsche von Herzen, daß ein jeder Meiner Offiziere nach erfüllter Pflicht seines Lebens froh werde. Dem überhandnehmenden Luxus in der Armee muß aber mit allem Ernst und Nachdruck entgegengetreten werden."

Die Einschränkung des übertriebenen Wohllebens hat ihre sittliche Bedeutung; der Charakterbildung der Offiziere kann es nur zu gute kommen, wenn eine verweichlichende Genußsucht nicht zu den Eigenthümlichkeiten gehört, die einen günstigen Boden für ihre Entfaltung im Offizierstande finden.

Man kann den Erlaß unseres jetzigen Kaisers nicht lesen, ohne sich gleichzeitig der Worte zu erinnern, mit denen Kaiser Friedrich sich bei seiner Thronbesteigung an den Fürsten Bismarck gewandt hat. In jenem Schriftstück, das für eine allzu kurze Regierung das Programm enthielt, wies Kaiser Friedrich auf die Gefahren der Halbbildung hin und auf die so häufig mit ihr verknüpfte Neigung, in einer äußeren glanzvollen Lebensführung Ersatz für geistige Befriedigung zu suchen. Er gab seinen Anschauungen die folgende Fassung:

„Es ist Mein Wille, daß keine Gelegenheit versäumt werde, in dem öffentlichen Dienste dahin einzuwirken, daß der Versuchung zu unverhältnißmäßigem Aufwande entgegengetreten werde."

Die Absichten seines Vaters sucht Kaiser Wilhelm, was das Offizierkorps anbetrifft, jetzt zu verwirklichen, und dieses Streben ist zweifellos mit Freude zu begrüßen; es wird nur seine Ergänzung finden müssen, indem die öffentliche Meinung nun auch ihrerseits diesen Gedanken aufgreift und als Maßstab für ihr Urtheil verwerthet.

Vornehm und verschwenderisch fingen bei uns an Begriffe zu sein, die ganz nahe aneinander grenzten, ja die sogar in kleineren Kreisen als zu einander gehörig betrachtet wurden. Einer derartigen Entwicklung macht eine einzelne Kabinetsordre allein nicht den Garaus; um die Sitten zu ändern muß die öffentliche Auffassung sich umbilden; aber diese Umbildung der Anschauungen kann wohl unter Umständen beschleunigt und gefördert werden, wenn der Monarch selbst seine Stimme erhebt und vor Allem, wenn der Hof und die Hofkreise mit ihrem Beispiel vorangehen.

Es gibt in einem Volke stets gewisse Schichten, die ihre Handlungen nicht von ihrem selbständigen Urtheil abhängig machen, sondern davon, was als „guter Ton" gilt. Gehörte es zum „guten Ton", daß vor Allem junge Offiziere und junge Korpsstudenten — das bürgerliche Gegenstück jener — ein zuchtlos verschwenderisches Leben führten, so kann nunmehr sich eine tiefgehende Aenderung nur vollziehen, wenn der wohlmeinende Erlaß des Kaisers vorbildliche Thaten zeitigt und wenn dann gleichzeitig die öffentliche Meinung jener Kreise, auf welche die „feudalen" jungen Herren zu achten gewohnt sind, mit aller Schärfe eine Grenzlinie zwischen vornehm und verschwenderisch zu ziehen beginnt.

Eine weitere Folge des kaiserlichen Erlasses liegt darin, daß das Offizierkorps nicht nur einen Anstoß für seine innere Umbildung erhält, sondern daß gleichzeitig sich auch der Kreis erweitert, aus dem der Nachwuchs der Offiziere entnommen werden kann; und gerade die Frage der Ergänzung des Offizierkorps scheint den vornehmsten Anlaß für die kaiserliche Aeußerung geboten zu haben.

Es zeigt sich hier wiederum, daß die modernen demokratischen Volksheere, die auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhen, mit Nothwendigkeit die Verbreitung liberalerer Auffassungen im Gefolge haben. Das Volk in Waffen läßt sich nicht ausschließlich vom Adel befehligen; auch die bürgerlichen Kreise müssen hinzugezogen werden, — das betont der kaiserliche Erlaß ausdrücklich; und indem der Aufwand der Offiziere beschränkt wird, bietet sich auch für weniger Begüterte die Möglichkeit, sich der höheren militärischen Laufbahn zu widmen. Wie ein Jeder Soldat ist, der sich körperlich dazu eignet und der seine Unbescholtenheit bewahrt hat, so muß auch Jeder Offizier sein können, der für diese Stellung die nöthige Bildung und die nothwendigen Charaktereigenschaften besitzt; für die Vertheidigung des Vaterlandes muß jede verwendbare Kraft und jede verwendbare Intelligenz nutzbar gemacht werden. Diese Auffassung erscheint völlig selbstverständlich, und der kaiserliche Erlaß erinnerte

nur daran, wie weit wir vom Selbstverständlichen vielfach noch entfernt sind.

Eine einzelne Wendung in dem kaiserlichen Schriftstück bot noch besonders den Anlaß, um erneut die Erfahrung zu machen, daß überkommene Vorurtheile bei uns in gewissen Kreisen erschrecklich tief sitzen. In dem Erlasse des Kaisers heißt es:

Ich erblicke „die Träger der Zukunft Meiner Armee auch in den Söhnen solcher ehrenwerthen bürgerlichen Häuser, in denen die Liebe zu König und Vaterland, ein warmes Herz für den Soldatenstand und christliche Gesittung gepflegt und anerzogen werden."

Konservative Zeitungen haben wohlgefällig aus dem Verlangen nach „christlicher Gesittung" herauslesen wollen, daß die Juden prinzipiell von dem Avancement zu Offizieren ausgeschlossen sein sollen. Eine solche Auffassung steht im Widerspruch mit unserer Verfassung und mit dem modernen Gefühl für Gerechtigkeit. Da es in Frankreich, in Italien, in Oesterreich aktive jüdische Offiziere und zwar in den beiden zuerst genannten Ländern selbst in den höchsten Chargen gibt, so widerlegt auch die praktische Erfahrung, was theoretisch im neunzehnten Jahrhundert längst als falsch erkannt worden ist; und wie die Entwicklung nothwendig dazu geführt hat, dem bürgerlichen Offizier neben dem adligen immer breiteren Raum in der deutschen Armee zu gewähren, so würde es auch nur eine Frage der Zeit sein können, wann der Jude, der sich dazu eignet, in die Befehlshaberstellen des Heeres einrückt. Heute treibt die „Kreuz-Zeitung" noch mit einem General Levy oder Cohn ihren Spott; aber da Juden und jüdische Sprößlinge bereits Minister in den verschiedensten Staaten und auch in Preußen gewesen sind, was die „Kreuz-Zeitung" gleich unerhört findet, so läßt sich wirklich nicht absehen, warum nicht gleichfalls ein Cohn seinem Vaterland als General kriegerische Dienste dereinst leisten könnte. Wir sind zudem schon auf gutem Wege, denn auch Emin Pascha, der für uns mit den Waffen ein afrikanisches Reich gründen soll, stammt ja von Juden ab.

Die Kolonialpolitik ist in eine neue Entwicklungsphase getreten. Dr. Peters hat Nachrichten an die Küste gesandt; er lebt und es scheint zweifellos, daß er auf seinem Zuge in das Innere Verträge mit eingeborenen Herrschern abgeschlossen und „Erwerbungen" für Deutschland vorgenommen hat. Dazu kommt, daß auch Emin Pascha mit starkem Gefolge im Auftrage des Deutschen Reiches einen Zug in den dunkeln Kontinent hinein antritt. Welches Ziel ihm gesetzt worden, ist fraglich; doch kann man sicher annehmen, daß er gleichfalls koloniale Eroberungen anstrebt. Das ursprüngliche Bismarck'sche Kolonialprogramm ist also in allen seinen Theilen verlassen; die deutsche Regierung beschränkt sich nicht darauf, den Handel in überseeischen Gebieten dort zu schützen, wo derselbe bereits festen Fuß gefaßt hat, sondern sie sucht Eroberungen mit bewaffneter Hand zu machen, und ob der Handel in diese Gebiete dann nachfolgt, das wird der Zukunft überlassen.

Die traurigen Erfahrungen, die Frankreich mit dieser Methode gemacht hat, sind häufig genug geschildert worden; aber es genügt auch schon, wenn wir einfach bei den heimischen Lehren bleiben.

Seit einem Jahre führen wir jetzt in Ostafrika Krieg, und nicht einmal in dem schmalen Küstenstrich unserer Besitzungen haben wir durch ergebnißvolle Siege völlig geordnete Verhältnisse herzustellen vermocht. Eine augenblickliche Ruhe ließ sich nur erreichen, indem unser Gegner, der „Rebelle" Bana-Heri zu Gnaden angenommen und in seine alte Stellung wieder eingesetzt worden ist. Diese Aussöhnung scheint klug zu sein; aber einen Beweis dafür liefert sie gewiß nicht, daß wir im Stande gewesen sind, unsern Gegner zu bedingungsloser Unterwerfung zu zwingen. Steht es so im nördlichen Theil des Küstengebietes, so konnte bisher nicht einmal der Versuch gemacht werden, die südliche Küstenlinie zurück zu erobern. Das ist das Ergebniß der kriegerischen Bemühungen eines Jahres, und mit diesen ernsten und unerfreulichen Erfahrungen hinter uns soll nun das Wagniß einer militärischen Expedition in das Innere unternommen werden.

Ein Zug in das Innere gleicht einer Spekulation, deren Endergebniß Niemand auch nur mit einiger Sicherheit voraussehen kann. Zunächst ist es gänzlich ungewiß, ob der äußere Erfolg, den wir einmal voraussetzen wollen, der Mühen und Kosten werth ist. Dann aber besitzen wir, wie die Erfahrung gelehrt hat, in Deutschland gar nicht die Kräfte und Kapitalien, welche geneigt sind, in schwierige koloniale Unternehmungen sich hinein zu wagen. Das ist eine Thatsache, welche die Kolonialschwärmer bedauern mögen, aber die vorhanden und sehr erklärlich ist. Unsere Kolonialpolitik trägt den Charakter eines Sportes und wurde finanziell bisher — man kann sagen — von Wohlthätigkeitsspenden getragen; der geschäftliche Unternehmungsgeist wandte sich den Kolonien nicht ernstlich zu, aus dem sehr einfachen Grunde, weil für ihn weit weniger gefahr- und mühevolle Unternehmungen in der Nähe sich abwickeln lassen. An diesen durch die historische Entwicklung gegebenen Verhältnissen kann aber von heute auf morgen nichts geändert werden.

Ein Schritt weiter führt dann zu der Erwägung, wird es überhaupt gelingen, ein auch nur einigermaßen ausdauerfähiges Feld in Afrika zu eröffnen? Die Erfahrung spricht dagegen; die älteren europäischen Kolonien an der Ost- und Westküste Afrikas haben zu einer Blüthe nicht gelangen können; auch das riesige Experiment des Kongostaates wirkt keineswegs ermuthigend; die klimatischen und Bodenverhältnisse entsprechen durchaus nicht den ersten Hoffnungen und immer neue kriegerische Verwicklungen hemmen selbst eine dürftige Entwicklung. Es scheint keineswegs ausgeschlossen, daß die wenigen europäischen Stationen im Kongostaat eines Tages wieder hinweggeschwemmt sein werden, wie die englisch-ägyptische Herrschaft im Sudan und wie das Reich Emin Pascha's. Andererseits ist es auch möglich, daß es Emin gar nicht gelingt, selbst nur vorübergehende Erfolge zu erringen; Hicks-Pascha und Gordon sind mit Armeen in Innerafrika vernichtet worden; Emin könnte von einem gleichen Schicksal ereilt werden.

Nun ist es zweifellos, daß auch ein Staat unter Umständen in ein gewagtes Unternehmen eintreten darf, dann nämlich, wenn der Siegespreis in einem Verhältniß zu den Opfern steht; aber da es völlig unbekannt ist, ob der afrikanische Siegespreis auch nur einen Pfifferling werth ist, so sind wir im Begriffe, ohne irgend eine sichere Aussicht auf Vortheile, schwere Sorgen auf uns zu laden. Das sollte ein Staat nicht. Einzelne oder auch Gesellschaften mögen auf derartige Abenteuer sich vielleicht einlassen; sie können in jedem Augenblick sich zurückziehen; und daher braucht die englische Regierung meist private Unternehmer als koloniale Pioniere. Ein Staat dagegen, der mit irgend einer seiner Unternehmungen Schiffbruch leidet, setzt sich der Gefahr aus, daß dieses Fiasko auf seine Stellung in der Welt überhaupt ungünstig zurückwirkt.

Die afrikanischen Unternehmungen, in die wir uns einzulassen im Begriffe stehen, bergen schließlich noch eine weitere Gefahr; die Gefahr einer Kollision mit englischen Interessen oder doch einer Trübung jener guten Beziehungen, die augenblicklich zwischen Berlin und London vorhanden sind. Wie schnell in fernen Gegenden derartige Verwicklungen entstehen können, haben wir in der Samoafrage erlebt; ein wenig Uebereifer, ein wenig Hitze, ein wenig Ungeschicklichkeit bei ein paar untergeordneten Organen und ein Konflikt ist da. Die Vorbedingungen für ähnliche Schwierigkeiten scheinen aber in Ostafrika durchaus vorhanden zu sein; eine englische Expedition ist in das Seeengebiet unterwegs; Emin Pascha soll ein gleiches Ziel sich gesteckt haben; und es könnte daher nicht überraschen, wenn in Kürze ernste Rivalitäten sich herausbildeten.

Es wäre nun eine thörichte Uebertreibung, wollte man diese Möglichkeit unmittelbar zu einem ernsten Zerwürfniß

zwischen England und Deutschland aufputzen. Das nicht; aber Verstimmungen, unbequeme Intriguen, Zettelungen könnten sich ergeben; die Engländer könnten es für zweckmäßig erachten, uns in Afrika Steine in den Weg zu werfen; wir könnten geneigt sein, dies heimzuzahlen, und schließlich ist es unvermeidlich, daß derartige Ereignisse auch auf die europäische Politik zurück wirken.

Die Stellung Italiens im Dreibund wird aber wesentlich durch die Haltung Englands bedingt; denn die Festigkeit der Friedensallianz beruht zum Theil mit darauf, daß ein Deutschland und dem Dreibund günstig gesinntes England die italienischen Küsten unter Umständen zu beschützen bereit ist. Es erscheint uns daher nicht zweifelhaft, daß Fürst Bismarck im Hinblick auf diese Möglichkeiten als erste Vorbedingung für die deutsche Politik in Afrika ein aufrichtiges Hand-in-Hand-gehen mit England verlangt hat. Und diese gute Tradition der Bismarckschen Politik für zweifelhaftesten Gewinn zu gefährden, erschiene uns gänzlich verfehlt.

Für den 6. Mai ist der **Reichstag** berufen worden; über die Aufgaben, die ihm gestellt werden sollen, sind bisher nur mehr oder weniger verbürgte Gerüchte verbreitet.

Die **serbisch-bulgarischen Beziehungen** gestalten sich immer gespannter; die Gegensätze haben bereits eine solche Schroffheit angenommen, daß Oesterreich in Sofia wie in Belgrad zur Besonnenheit hat mahnen müssen.

* * *

Eine neue Aera.

Alle Welt ist darüber einig, daß jetzt — nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck — eine neue Aera in der deutschen Politik beginnen muß, aber niemand vermag einstweilen zu sagen, welchen Charakter dieselbe haben wird. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß schon die nächste Zukunft in dieser Beziehung Klarheit schafft. Deutschland wird vielmehr anscheinend zunächst noch eine politische Sturm- und Drangperiode durchzumachen haben, eine Periode der großen Anläufe, der hochherzigen Aspirationen, der weiten Pläne mit unberechenbarem Ausgang. Als höchste Zielpunkte der Stürmer und Dränger tauchen bereits in dunkelen Umrissen auf: ein großes deutschafrikanisches Reich und die Beglückung Deutschlands durch ein „soziales Königthum. Wir können uns der patriotischen Besorgniß nicht entschlagen, daß derartige phantastische Pläne, wenn sie weiter um sich greifen sollten, dem deutschen Volke theuer zu stehen kommen werden. Diese Besorgniß erscheint um so mehr gerechtfertigt, als offensichtlich einflußreiche Kreise bemüht sind, dem deutschen Kaiserthum die volle Verantwortlichkeit für die gewagteste Initiative auf kolonialem wie auf sozialem Gebiete zuzuweisen. Es würde für die Entwicklung Deutschlands wahrhaft verhängnißvoll sein, wenn es auf diese Weise gelingen sollte, den Träger der deutschen Kaiserkrone so eng mit einer in ihren Erfolgen gänzlich unsicheren Politik zu verknüpfen, daß die Freiheit des Monarchen, nach Mißerfolgen neue Wege einzuschlagen, dadurch erheblich verschränkt würde. Es gehört zum Wesen der praktischen Politik, niemals außer Augen zu lassen, daß auch die Träger der Krone denselben Irrthümern unterworfen sind, wie andere sterbliche Menschen. Diese Auffassung scheidet das konstitutionelle Königthum vom alten Gottesgnadenthum, und dieser Auffassung entspringt auch das konstitutionelle Bestreben, den Monarchen über die Parteien zu erheben, damit er sich und seine Stellung durch das Fehlschlagen politischer Bestrebungen nicht diskreditirt. „Eine peinlichere, unsicherere, in schlimmerer Weise schiefe Stellung — so meint Lecky, in seiner ‚Geschichte Englands im XVIII. Jahrhundert' — ließe sich kaum denken, als die des Souveräns, der in einer konstitutionellen Monarchie als thätige Partei in der Politik auftritt." Und wenige Sätze weiter sagt der konservative englische Geschichtschreiber: „Sobald das Parlament ein direkter Ausdruck des Volkswillens geworden ist, und besonders, wenn die Existenz einer freien Presse, wie die Anhäufung eines zahlreichen Theils der Bevölkerung in großen Städten, der populären Meinung ein unwiderstehliches Gewicht verleiht, ist es für die Sicherheit wie für die Würde des Souveräns gleich wesentlich, daß er sich aus der Arena zurückzieht."

Wir sind darauf gefaßt, dem Einwande zu begegnen, daß diese englische Auffassung für das Hohenzollern'sche Königthum nicht passe. Aber man übersieht bei dieser loyalen Phrase, daß die Trennung der politischen Verantwortlichkeit von dem Träger der Krone in jeder konstitutionellen Monarchie ein logisches Postulat ist und sich deshalb auch allenthalben da, wo das Parlament kein bloßes Scheinleben führt, ganz von selbst geraitlicht hat. In Deutschland und in Preußen ist diese Entwicklung nur dadurch aufgehalten, daß ein allmächtiger Minister in ganz exceptioneller Stellung zwischen Krone und Parlament stand. Jetzt, wo dies anormale Verhältniß beseitigt ist, wird das Bedürfniß nach einer wahrhaft konstitutionellen Entwicklung sich naturgemäß geltend machen. Diese konstitutionelle Neuregelung ist eins der wichtigsten Erfordernisse in Deutschland wie in Preußen. Angesichts dieser Sachlage, die eine besonders klare und nüchterne Auffassung erfordert, ist es sehr charakteristisch, daß der „Reichsanzeiger" den Beginn der neuen Aera mit einer Serie von Artikeln begrüßt hat, die an Verschwommenheit alles hinter sich lassen, was seit langer Zeit irgendwo an ernster Stelle in Deutschland gekündigt worden ist. Wir meinen die viel beachteten Artikel, die in den Beilagen des „Reichsanzeigers" vom 28., 29. und 31. März unter dem Titel „Sozialpolitik, Sozialreform und Sozialismus" erschienen sind. Man vergegenwärtige sich z. B. Sätze, wie die folgenden, die zu den geistigen Mittelpunkten des Aufsatzes gehören:

„Wenn auch die Vertheilung der inneren Machtverhältnisse im Staatsleben noch keine vollständige Gleichgültigkeit hervorruft, so drängt doch die Entwicklung immer mehr dazu hin, den Streit über den Staat ruhen zu lassen und ihn stark zu erhalten, und statt dessen sich der Ordnung der gesellschaftlichen Zustände zu widmen und die Macht des Staates für die Beseitigung der gesellschaftlichen Mißstände in Anspruch zu nehmen."

Und ferner heißt es gegen den Schluß des Aufsatzes:

„Gegenüber dem Schrecken, mit welchem die Gesellschaft vor dem Sozialismus und den Ideen der Sozialdemokratie erfüllt wird, und gegenüber den Gefahren, welche aus einem dem Sozialismus gegenüber beobachteten Laissez faire erwachsen würden, müssen die Parteien sich fest zusammenschließen, die Streitaxt begraben, die politischen Machtfragen ruhen lassen und sich um den Hüter aller Klassen der Gesellschaft, um den Träger der starken und mächtigen Krone schaaren."

Diese Sätze bilden thatsächlich den Kern der ganzen Artikelreihe, soweit man bei derartigen körperlosen Ausführungen überhaupt von einem Kern sprechen kann. Welch eine naive Vorstellung gehört dazu, auf dem Boden einer nicht näher substantiirten sozialen Politik eine allgemeine Parteiverbrüderung herbeiführen zu wollen! So lange man sich darauf beschränkt, die Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen als „ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen" darzustellen, wird unter allen Parteien allerdings leicht die schönste Harmonie bestehen. Die Meinungsverschiedenheit beginnt aber sofort, wenn die Frage aufgeworfen wird, wie dies Ziel erreicht werden soll. Wir Freisinnigen sind beispielsweise der Ansicht, daß es zur Erreichung dieses Zieles nothwendig ist, das System der Besteuerung der Arbeit zu Gunsten des Kapitals, wie es im Protektionismus zu Tage tritt, zu beseitigen. Die protektionistische Gesetzgebung, welche seit zehn Jahren in Deutschland in Kraft ist, bewirkt es, daß alljährlich viele hunderte von Millionen Mark in Form künstlicher Preissteigerungen, in Form von Exportprämien und Branntweinsteuervergünstigungen den Arbeitern genommen und zur Aufbesserung der Rente aus geschützten industriellen und landwirthschaftlichen Betrieben einer kleinen Anzahl privilegirter Personen zugeschoben werden. Diese Art „ausgleichender Gerechtigkeit" gehörte bisher mit zur

offiziellen Soziolpolitik oder zur „Opferpolitik“, wie der Verfasser der Artikel des „Reichsanzeigers“ in unbewußter Ironie die Sozialpolitik der letzten Jahre nennt. Wie mag er sich dieser „Opferpolitik“ gegenüber wohl die gewünschte Einigkeit der Parteien vorstellen? Glaubt er, daß, wenn die Krone sich für das Aufgeben dieser Opferpolitik entscheidet, die Protektionisten in stiller Ergebenheit dem Abbruch des Gebäudes zusehen würden, das sie mit vieler Mühe seit zehn Jahren errichtet haben? Oder daß die Freisinnigen, die von der Ungerechtigkeit der protektionistischen Gesetzgebung durchdrungen sind, ihre Opposition dagegen aufgeben werden, sobald die Krone sich für die Aufrechthaltung dieser Gesetzgebung ausspricht?

Schon bei dieser einen Frage tritt hervor, wie nebelhaft die Vorstellungen vom wirklichen Leben sind, denen der „Reichsanzeiger“ einen so breiten Platz eingeräumt hat.

Aehnlich liegt es mit allen anderen wichtigen Fragen des politischen Lebens. Politische Parteien sind eben keine willkürlichen Gebilde, wie Studentenverbindungen oder Kavallerieregimenter. Sie sind der organische Ausdruck politischer Ueberzeugungen und Interessen. An die Stelle dieser vielgestaltigen Ansichten die Initiative von oben setzen und die politischen Parteien zu bloßen Gehilfen des königlichen oder kaiserlichen Willens machen zu wollen, ist eine Utopie. Wenn die Krone nicht überhaupt darauf verzichtet, auf das politische Kampffeld — und die Sozialpolitik ist ja nichts anderes, als Politik überhaupt — hinabzusteigen, so wird sie immer nur die Politik einzelner Parteien machen können. Eine Einigung der Parteien wird ihr nur in jenen Fällen gelingen, in denen dieselbe auch ohne ihre Mitwirkung eintreten würde. Eben deshalb liegt es im Interesse der Monarchie, sich nicht an die Spitze von Parteien, sondern mit weiser Reserve über die Parteien zu stellen.

* * *

Der achtstündige Maximalarbeitstag.

II.

Arbeitslohn ist ein Entgelt, wofür? Für verbrauchte Zeit? Das scheint beim *Tagelohn* der Fall zu sein, während beim Akkordlohn ersichtlich nicht die aufgewandte Zeit, sondern nur die *Arbeitsleistung* selbst der Lohnberechnung zu Grunde gelegt wird. In Wirklichkeit ist jedoch auch beim Zeitlohn die Leistung und nicht der Zeitaufwand das für die Lohnberechnung Entscheidende. Der Unternehmer hat keinerlei Interesse daran, eine Arbeitsleistung, die in 8 Stunden absolvirt ist, geringer zu entlohnen, als dieselbe Arbeitsleistung, zu der 10 oder 11 Stunden verbraucht sind. Im Gegentheil, in je weniger Zeit ein Arbeitsprodukt hergestellt wird, um so vortheilhafter — wenigstens bei der Fabrikarbeit — auch für den Arbeitgeber, da die Unkosten, wie Ueberwachung, Heizung, Licht u. s. w., sich ja bei jeder Verkürzung der Arbeitszeit zu seinen Gunsten ebenfalls vermindern. Soweit eine Verkürzung der Arbeitszeit nicht von einer Verringerung der Arbeitsleistung begleitet ist, liegt somit ein derartig zusammenfallendes Interesse von Arbeitgebern und Arbeitnehmern vor, daß man an einer Regelung im Wege des freien Arbeitsvertrages nicht zu verzweifeln braucht. Erst wenn in Folge der Reduktion der Arbeitszeit die Arbeitsleistung sich verringert, beginnen ernstere Schwierigkeiten. Soll in diesem Falle der Arbeitslohn der verringerten Arbeitsleistung entsprechend reduzirt werden? Die Vertheidiger des achtstündigen Maximalarbeitstages lehnen den Gedanken rundweg ab. Nach ihnen darf der Lohn selbst bei verringerter Arbeitsleistung nicht verkürzt werden.

Nehmen wir einmal an, diese Lohnverkürzung sei auf irgend eine Weise zu verhindern. Dann könnte weiterhin nur zweierlei eintreten: der Mehraufwand an Lohn wird auf den Preis des Arbeitsprodukts geschlagen oder der Antheil des Unternehmers am Produktionsgewinn wird entsprechend vermindert. Eine dieser beiden Wirkungen oder eine Mischung beider muß eintreten. Ist zu erwarten, daß die letztere eintritt und der Unternehmer den Mehrlohn einfach aus seinem Antheil am Produktionsgewinn bezahlt? Es wäre naiv, das ohne weiteres anzunehmen. Der Arbeitgeber muß sich eine derartige Entwicklung vielleicht gefallen lassen, wenn die Konkurrenz ihn dazu zwingt. Tritt jedoch für alle Konkurrenten *dieselbe* Veränderung in den Produktionsbedingungen ein, so liegt für den einzelnen Unternehmer ebensowenig Anlaß vor, die Mehrkosten der Produktion auf sein Spezialkonto zu übernehmen, wie das bei einer Vertheuerung des Rohmaterials oder bei der Vertheuerung irgend eines anderen Produktionsfaktors der Fall ist. Die Logik spricht somit dafür, daß — wenn man absieht von den abnormen Verhältnissen der Uebergangsperioden — jede mittelst der Gesetzgebung erzwungene allgemeine Lohnerhöhung abgewälzt wird auf den Preis des Arbeitsprodukts. Nun richtet sich ferner aber der Preis einer Waare nicht nach den Produktions-, sondern nach den Reproduktionskosten, d. h. nicht die ursprünglichen Kosten der Herstellung sind für den Preis eines Gegenstandes maßgebend, sondern jene Kosten, die aufgewandt werden müssen, wenn man den Gegenstand augenblicklich produziren will. Nach dieser Regel beschränkt sich die Wirkung einer Steigerung des Arbeitslohns nicht bloß auf die noch zu produzirenden, sondern sie erstreckt sich auch auf die *bereits* produzirten Tauschwerthobjekte. Mit anderen Worten: die Vertheuerung der Arbeitsleistung vertheuert entsprechend auch alle Produkte solcher Arbeitsleistung.

Welche Bedeutung für die wirthschaftliche Gesammtlage des Arbeiters hat nun unter solchen Umständen die Steigerung des Arbeitslohns? In welchem Maße handelt es sich dabei um einen realen Vortheil? Oder sollte der Vortheil etwa gar nur ein scheinbarer sein?

Wenn von einem Arbeitslohn in Geld, sagen wir z. B. von einem Tagelohn in Höhe von 3 Mark die Rede ist, so handelt es sich dabei — trotz der scheinbaren Bestimmtheit — um eine ganz unbestimmte wirthschaftliche Größe. Um dieselbe zu einer bestimmten zu machen, muß man zunächst die Arbeitsleistung des Arbeitstages (mit Rücksicht auf die Zahl der Arbeitsstunden, die Qualität der Arbeit ꝛc.) kennen. Aber es sei vorausgesetzt, diese stehe fest; was bedeutet dann der Lohn von 3 Mark für den Arbeiter? Je nach den Theuerungsverhältnissen eines Landes oder eines Ortes kann man für 3 Mark mehr oder weniger kaufen. Es liegt auf der Hand, daß für die wirthschaftliche Lage des Arbeiters 3 Mark in einem Distrikt ebensoviel bedeuten, wie 6 Mark in einem andern Distrikt, wo alles doppelt so theuer ist. *Daraus aber folgt weiter, daß jede Lohnerhöhung nur eine scheinbare ist, die von einer entsprechenden Vertheuerung der Lebensbedürfnisse des Arbeiters begleitet ist.* Dieser Punkt wird nur zu häufig übersehen. Auch bei Streiks sind die Erfolge solcher Lohnsteigerungen, die auf den Preis der Arbeitsprodukte abgewälzt werden, für die Arbeiter sehr problematischer Natur. Bleibt die Lohnsteigerung auf einen einzelnen Arbeitszweig beschränkt, so springt für die Arbeiter auf diesem Arbeitsfelde natürlich etwas dabei heraus, da die Lohnsteigerung ihnen allein zu Gute kommt, die Vertheuerung der von ihnen hergestellten Objekte dagegen allen Verbrauchern oder Gebrauchern derselben zur Last fällt. Aber eine generelle Lohnerhöhung mit einer generellen Abwälzung des höheren Lohns auf den Preis der Arbeitsprodukte, bedeutet für die Gesammtlage des Arbeiterstandes nichts wesentlich anderes, wie für die Länge eines Menschen das Maß, mit dem er gemessen wird. Ob das Maß ein Meter oder eine Elle ist, bleibt sich gleich. Man vergegenwärtige sich die aufgestellten Behauptungen an einem konkreten Beispiele. Wenn im Schuhmachergewerbe die Löhne um 50 Proz. steigen, die Lohnsteigerung voll auf das Produkt abgewälzt wird und der Preis der Schuhwaaren dadurch, sagen wir um 25 Proz. steigt, so bezahlen die Konsumenten von Schuhwaaren in

ihrer Gesammtheit den Mehrlohn in den erhöhten Preisen des Arbeitsprodukts. Der Schuhwaarenarbeiter sieht dabei seine wirthschaftliche Lage natürlich wesentlich verbessert, da der Mehrlohn ja nur durch die Mehrkosten seines Verbrauchs an Schuhwerk geschmälert wird, im Uebrigen jedoch voll zur Geltung kommt. Alle übrigen Arbeiter werden jedoch in ihrer Eigenschaft als Verbraucher von Schuhwerk bei dieser Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der Schuhwaarenarbeiter benachtheiligt. Das wiederholt sich bei jeder Lohnerhöhung, die in irgend einem andern Arbeitszweige, als dem eigenen, vor sich geht und in einer Abwälzung auf den Preis des Arbeitsprodukts ihr Ende findet. Ist dieser Prozeß nun gleichmäßig in allen Arbeitszweigen durchgeführt, so wird die Steigerung des Preises sämmtlicher Lebensbedürfnisse die Lohnerhöhung nahezu (durch die außerhalb des eigentlichen Produktionsprozesses stehenden Konsumenten wird das Verhältniß ein wenig zu Gunsten der Arbeiter verschoben) in ihrer wirthschaftlichen Bedeutung aufgehoben haben.

Das Schlußresultat aller dieser Erwägungen läuft darnach darauf hinaus, daß eine mechanische Erhöhung des Arbeitslohns, eben wegen der damit in Verbindung stehenden Erhöhung des allgemeinen Preisniveaus, für den Arbeiterstand an sich noch so gut wie nichts bedeutet, daß vielmehr alles darauf ankommt: einmal, daß die Arbeit selbst produktiver wird, d. h. daß mit demselben Aufwand von Arbeitskraft ein immer bedeutenderes Arbeitsprodukt hervorgebracht wird, und sodann, daß der Antheil der Arbeiter an den Arbeitsprodukten ein relativ, d. h. im Verhältniß zu dem Antheil der Arbeitgeber am Produktionsgewinn, immer größerer werde.

Würde die Durchführung eines gesetzlichen Maximalarbeitstages von 8 Stunden in diesen beiden Beziehungen eine Wirkung ausüben?

Wir wollen zunächst die Frage mit Rücksicht auf die Steigerung der Produktivität der menschlichen Arbeit zu beantworten suchen.

Es liegt auf der Hand, daß die Vertheidiger eines gesetzlichen Maximalarbeitstages von 8 Stunden ihre Position ungemein verstärken würden, wenn sich nachweisen ließe, daß durch den verlangten Akt der Gesetzgebung eine Lage zu schaffen sei, in der aus 8 Arbeitsstunden dieselbe Arbeitsleistung hervorgehe, wie bisher aus 10, 11 oder mehr Arbeitsstunden. In diesem Falle stände in der That ein ungeheurer Kulturfortschritt in Frage.

Nun läßt sich ja ohne Zweifel annehmen, daß im Allgemeinen eine kürzere Arbeitszeit intensiver ausgenutzt werden kann, als eine längere. Aber ebenso gewiß ist es, daß diese Regel irgendwo — und in den verschiedenen Produktionszweigen wie in den verschiedenen Entwicklungsstadien eine verschiedene — Grenze hat. Wer das nicht zugeben wollte, würde ja konsequenter Weise statt eines achtstündigen Maximalarbeitstages einen solchen von noch viel kürzerer Dauer vorschlagen müssen. Damit würde man sich dann der wirthschaftlichen Logik jenes Irländers annähern, dem ein Ofenfabrikant seine neuen Oefen anpries, weil man bei einem solchen Ofen die Hälfte der Kohlen spare, und der darauf meinte: dann wolle er lieber gleich noch einen zweiten neuen Ofen nehmen, um auch die andere Hälfte der Kohlen zu ersparen.

Wo befindet sich nun die Grenze, wo mit der relativ geringsten Arbeitszeit die relativ größte Arbeitsleistung hervorgebracht werden kann?

Man wird hier von vornherein zwei Gruppen von Arbeitszweigen unterscheiden müssen: solche, in denen die menschliche Arbeit auf eine Beaufsichtigung hinausläuft oder an selbstthätige Maschinen geknüpft ist — und solche, in denen die menschliche Arbeit bloß mit todten Werkzeugen verrichtet wird. In der ersteren Gruppe ist eine Erhöhung der Arbeitsleistung nur in einem sehr beschränkten Maße denkbar. Wer eine Dampfmaschine bedient oder einen Wärterposten inne hat, der kann niemals in kürzerer Zeit dasselbe leisten, wie in längerer. Die menschliche Arbeit kann auf diesen Gebieten im Großen und Ganzen nur durch eine Vervollkommnung der Maschinen oder durch eine Vervollkommnung der Organisation produktiver werden. Anders liegt die Sache allerdings bei der andern Gruppe von Arbeitszweigen. Wenn Jemand Holz hackt oder abschreibt oder näht oder mauert, so kann es leicht sein, daß er bei emsiger Arbeit in 8 Stunden ebensoviel beschickt, wie bei weniger emsiger Arbeit in 10 oder mehr Stunden. Aber es leuchtet ohne weiteres ein, daß auch auf allen diesen Arbeitsgebieten die Frage, in welchem Umfange die Verringerung der Arbeitszeit auf die Erhöhung der Arbeitsqualität einzuwirken geeignet ist, in unendlich verschiedener Weise beantwortet werden muß.

Aus allen diesen Gründen kann es nur als eine oberflächliche Redensart gelten, wenn seitens mancher Befürworter eines gesetzlichen Maximalarbeitstages von 8 Stunden behauptet wird, die Reduktion der Arbeitszeit werde ohne weiteres durch eine Steigerung der Arbeitsleistung ausgeglichen werden.

Es ist ja gewiß nicht ausgeschlossen, daß auf einzelnen Arbeitsgebieten durch die Einführung eines gesetzlichen achtstündigen Maximalarbeitstages der Anstoß gegeben wird zu einer Reduktion der Arbeitszeit, die aus wirthschaftlichen Gründen schon längst zu rechtfertigen gewesen wäre. Es wird ja selten ein Gesetz so schlecht sein, daß es nirgends etwas Gutes wirkt. Aber im Allgemeinen dürfte in dem ganzen Umfang des wirthschaftlichen Lebens kaum ein Punkt sein, bei dem der schablonenmäßigen gesetzgeberischen Regelung so mannigfache Bedenken entgegenstehen, wie das rücksichtlich der gesetzgeberischen Fixirung der Arbeitszeit der Fall ist. Ein gesetzgeberischer Eingriff ist aber außerdem nirgends weniger nöthig, da gerade bei der Festsetzung der Maximalarbeitszeit die Arbeiter, zum wenigsten allenthalben da, wo die Koalitionsfreiheit nicht beschränkt ist, im Wege der Selbsthilfe alles erreichen können, was erreichbar ist, ohne den Arbeitslohn herabzumindern. Thatsächlich hat sich doch auf diesem Wege auch eine stetige Verringerung der Tagesarbeitszeit innerhalb der letzten Dezennien in allen Kulturländern vollzogen. Dieser Prozeß ist ganz allmählich vor sich gegangen im engen Anschluß an die gewaltige wirthschaftliche Kulturentwicklung unseres Jahrhunderts, deren oberstes auf unzähligen Wegen angestrebtes Ziel die beständige Erhöhung der Produktivität der menschlichen Arbeitskraft ist.

Es bleibt nun noch die fernere Frage übrig zu erörtern: kann durch eine gesetzliche Reduktion der Arbeitszeit wenigstens der Antheil der Arbeiter am Produktionsgewinn zu Ungunsten des Antheils der Arbeitgeber gesteigert werden? Mit anderen Worten: wenn schon durch die zwangsweise Einführung des achtstündigen Maximalarbeitstages das Gesammtquantum der Arbeitserzeugnisse vermindert wird, läßt sich durch die gesetzgeberische Maßregel wenigstens erreichen, daß der Antheil der Arbeiter an diesem gesammten Güterquantum relativ erhöht wird?

Man nehme beispielsweise eine Fabrik mit 100 Arbeitern, in der heute 1000 Centner einer gewissen Waare hergestellt werden, deren Erlös zu $^{5}/_{10}$ als Lohn an die Arbeiter, zu $^{3}/_{10}$ als Kapitalzins und Unternehmergewinn an den Unternehmer geht, während der Rest von $^{2}/_{10}$ auf die verwandten Materialien entfällt. Wenn nun die Arbeitszeit gesetzlich herabgesetzt wird, so daß der Fabrikant, um dasselbe Quantum Waaren hervorzubringen, 120 Arbeiter beschäftigen muß, werden dann mehr als $^{5}/_{10}$ des Arbeitsproduktes, etwa $^{6}/_{10}$ als Lohn an die Arbeiter gehen, so daß dann der Antheil des einzelnen Arbeiters am gesammten Arbeitsprodukt derselbe bliebe?

Ich vermag die zwingende Ursache zu einer derartigen Verschiebung nicht einzusehen: Freiwillig werden die Unternehmer selbstverständlich nicht in die Verminderung ihres Antheils am Arbeitsprodukt willigen. Wodurch aber könnten sie zu einer solchen Verminderung gezwungen werden? Die Größe des Arbeitgeberantheils in jeder wirthschaftlichen Unternehmung bestimmt sich nicht nach dem Umfang der Produktionskosten, sondern geht aus der Konkurrenz der

Kapitalisten und Unternehmer unter einander hervor. Je mehr Kapital und Unternehmungsgeist einem Arbeitszweige zugewandt wird, um so tiefer sinkt der Antheil der Kapitalisten und Unternehmer am Arbeitsprodukt. Ob dagegen die verwandte Arbeitskraft durch viele oder wenige Lohnarbeiter geliefert wird, ist für die Antheilsfrage irrelevant.

Man mag die Sache deshalb drehen und wenden, wie man will, man wird schließlich anerkennen müssen, daß die Gesetzgebung außer Stande ist, eine mechanische Lohnregulirung zu Gunsten der Lohnarbeiter vorzunehmen, welche die wirthschaftliche Lage dieser Klasse wirklich — und nicht blos formell — verbessert.

Alle Bemühungen, durch die Erzwingung eines gesetzlichen Maximalarbeitstages die Lohnlage der Arbeiter wesentlich zu ändern, werden deshalb fruchtlos sein, auch wenn sie äußerlich von Erfolg begleitet sind.

Am wenigsten aber würde dieser Erfolg ein realer sein, wenn im Wege einer internationalen Verständigung in allen Industrieländern der Erde eine gleichmäßige mechanische Verkürzung der Tagesarbeitszeit herbeigeführt werden könnte. Denn dann fiele der in der internationalen Konkurrenz liegende Impuls, den Ausfall der Arbeitsleistung in der kürzeren Arbeitszeit durch eine Steigerung der Produktivität der menschlichen Arbeit wieder auszugleichen, obendrein fort. Man ersieht aus dem Vorstehenden, zu welchen äußerst komplicirten Erwägungen die Frage der Einführung eines Maximalarbeitstages Anlaß bietet.

Die Gefahr, daß derartige Erwägungen in einer populären Bewegung durch einen Haufen Schlagworte erstickt werden, ist nicht gering. Um so nöthiger aber erscheint es, die öffentliche Diskussion rechtzeitig anzuregen und zu vertiefen.

Th. Barth.

Die Organisation der Reichsregierung und die Parteien.

I.

Daß Fürst Bismarck als Reichskanzler keinen Nachfolger haben werde, galt seit langem der öffentlichen Meinung als zweifellos; und auch jetzt, nachdem das Unerwartete geschehen, glaubt man allgemein nicht an die Dauer der gegenwärtigen Organisation der Reichsregierung; empfindet dieselbe vielmehr als ein Provisorium. Nicht ausschließlich in der überragenden Persönlichkeit des ersten Kanzlers liegt der Grund für diese Disposition der öffentlichen Meinung; sondern auch in dem Umstande, daß jene Organisation gerade gemäß der Individualität Bismarck's gestaltet; die staatsrechtliche Rolle des Reichskanzlers ihrem ersten Träger gewissermaßen auf den Leib geschrieben ist.

Es ist wahrlich kein Zufall, sondern Logik der Thatsachen, welche stärker ist als die der Menschen, daß „Friktionen" staatsrechtlicher Natur schließlich den Krug zum Brechen gebracht haben. So sagte die „Nordd. Allg. Ztg.": „Die Meinungsverschiedenheiten in den maßgebenden Regionen haben sich vorwiegend auf staatsrechtlichem Gebiet bewegt, und die Grenzen der ministeriellen Verantwortlichkeit nach Lage der Verfassung, sowie die Beziehungen des Ministerpräsidenten zu seinen Kollegen und die bisher dafür geltenden Unterlagen zum Gegenstand gehabt". Wenn hier nur die preußischen Verhältnisse genannt werden, so stehen dieselben doch offenbar, wie wir dies noch im Folgenden genauer sehen werden, in unlöslicher Wechselwirkung mit der Gestaltung der Reichsregierung. Grundfalsch nun wäre die Meinung, daß jene staatsrechtlichen Fragen durch den Rücktritt Bismarck's erledigt oder weniger akut geworden seien. Im Gegentheil; denn wenn auch einerseits die gegenwärtige Gestaltung der höchsten Aemter im Reich und in Preußen gerade in Verbindung mit der Individualität Bismarck's sich besonders drückend fühlbar machte, so war doch andererseits eben diese Individualität mit ihrem einmal thatsächlich gegebenen Uebergewicht und Einfluß die conditio sine qua non jener staatsrechtlichen Organisation. Daher wird wiederum die Logik der Thatsachen jene Fragen in den Vordergrund des öffentlichen Interesses dringen mit oder ohne Willen der Mächtigen. Gerade der jetzige Augenblick ist aber besonders günstig für eine angemessene Erörterung dieser verfassungsrechtlich organisatorischen Fragen, d. h. für ihre Behandlung sine ira et studio. Dafür hat der Rücktritt des ersten Reichskanzlers erst die Voraussetzung geschaffen; denn bis dahin konnte man bei solcher Erörterung — je nach dem Resultate, zu dem man gelangte — dem Vorwurfe entweder der Bismarck-, d. h. Reichsfeindschaft oder des Kanzlerservilismus kaum entgehen. Zudem war jede auf Einschränkung der kanzlerischen Machtvollkommenheit etwa hinauslaufende Untersuchung von vornherein zu praktischer Aussichtslosigkeit verdammt. Damit hat's jetzt ein Ende; und andererseits ist uns das neue Regiment noch ein leeres Blatt; man tritt ohne Voreingenommenheit und ohne Pflicht pietätvoller Schonung an die Frage heran. Diese — voraussichtlich nur kurze — Gunst der Lage sollte nicht unbenutzt bleiben. Und wenn demnach die einst viel erörterten Kontroversen vom Reichsministerium, vom Kollegial- und Bureausystem in der Ministerialinstanz, und was damit zusammenhängt, wieder lebhafter aufgenommen werden, so wird sich jetzt bald klar ergeben, in wiefern hier die Schwierigkeiten in der Natur der deutschen Staatsverhältnisse selbst liegen, da die in der Persönlichkeit Bismarck's liegenden Hindernisse, durch welche jene andern theils unter schiefen Gesichtspunkten übertrieben, theils aber auch im irregeleiteten Parteikampf verdunkelt wurden, nunmehr fortfallen. Dabei tritt denn auch die Haltung der in Betracht kommenden politischen Parteien zu diesen Fragen von selbst in ein richtigeres Licht, als dies bisher der Fall sein konnte.

In dieser Hinsicht darf man folgende historische Thatsachen nicht außer Acht lassen. Die heutige staatsrechtliche Stellung des Reichskanzlers und die damit zusammenhängende Organisation ist vornehmlich das Werk der nationalliberalen Partei; aber nicht, weil die Partei diese Organisation an sich für gut oder auch nur wünschenswerth hielt, sondern weil sie besseres, in Sonderheit ein Reichsministerium nicht durchzusetzen vermochte, und die jetzige Organisation immerhin eine Verbesserung des ursprünglichen Entwurfs bildete. Eben jener Mangel eines verantwortlichen Reichs- (bezw. damals Bundes-) Ministeriums, also die Gestattung des Kanzleramts war für die alte Fortschrittspartei der eigentlich bewegende Grund zur Ablehnung der ganzen Verfassung. So sehr die Partei auch die Diätenlosigkeit der Abgeordneten, die Bestimmungen über Militär- und Budgetrecht bekämpfte, so erklärte doch Waldeck in der Schlußberathung des konstituirenden Reichstags von 1867 ausdrücklich:*) „.... der Hauptpunkt liegt doch noch ganz wo anders; der Hauptpunkt liegt in dem Kardinalfehler: Sie machen keine Bundesgewalt; Sie machen keine Centralgewalt mit verantwortlichen Ministern durch diese Verfassung. Das ist der Hauptfehler. .... Diese Verfassung enthält nur die Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers, die aber gar keine Verantwortlichkeit ist, da der Kanzler namentlich in den wichtigsten Punkten gar keine Verantwortung hat; die übrige Verantwortlichkeit ist beharrlich abgelehnt worden. Ohne ein verantwortliches Ministerium existirt keine annehmbare Centralgewalt, und ohne dieses Hauptprinzip ist die Verfassung überhaupt nicht annehmbar." — Beide liberale Parteien waren also über das zu erstrebende Ziel, ein verantwortliches Ministerium an Stelle des Kanzleramts, durchaus einig. Jedoch glaubten die Nationalliberalen dies Ziel sicherer zu erreichen, wenn man vorerst das Gebotene annähme, um es dann in jenem Sinne fortzubilden; während der Fortschritt, nach den in Preußen gemachten Erfahrungen, kein Vertrauen in die spätere Fortbildung der

*) Vergl. Bezold: Materialien Bd. II S. 674, 678 ff.

einmal angenommenen Verfassung setzte, sondern glaubte, durch Ablehnung des ganzen Werkes die Regierungen zur Gewährung des von der Majorität für nöthig erachteten Systems nöthigen zu können, umsomehr, als dieses System schon früher sogar von einigen norddeutschen Regierungen (z. B. der oldenburgischen) gefordert worden war. Die Konservativen endlich — in Uebereinstimmung mit der preußischen Regierung d. h. Bismarck — nahmen jene Organisation auch nur widerstrebend an, weil sie die von ihnen für besser erachtete Gestaltung des Entwurfs gegen die Liberalen nicht durchzusetzen vermochten. So ergibt sich denn, daß die Grundlage der ganzen Reichsverfassung von Haus aus in einer Weise gestaltet wurde, die eigentlich gar Niemanden befriedigte; und daß sofort die Frage des Bundes- bezw. Reichsministeriums von der Regierung und den Konservativen einerseits, vom Fortschritt andererseits für so entscheidend angesehen wurde, um daran eventuell das ganze Verfassungswerk scheitern zu lassen.

So wenig befriedigend auch das Ergebniß war, welches die Arbeit des konstituirenden Reichstages in diesem Punkte erzielte, so wurde doch erst durch sie etwas wenigstens vorläufig und unter den gegebenen Umständen Mögliches an die Stelle der Unmöglichkeit des ursprünglichen Entwurfs, wie ihn der Präsident der Bundeskommissarien v. Bismarck einbrachte und vertrat, gesetzt. Man hat vielfach unsere Reichsverfassung als ein Meisterwerk der sogenannten Realpolitik gepriesen. Uns scheint dagegen grade durch sie ein eklatanter Beweis geliefert zu sein, wie unfruchtbar und ohnmächtig eine prinzipienfremde, ideenfeindliche Staatskunst auf dem Gebiete verfassungsrechtlicher Organisation ist und nothwendig sein muß. Denn man darf nicht vergessen, daß die Bedingungen irgendwelcher Lebensfähigkeit in die heutige Verfassung erst mühsam hineingeflickt worden sind von Männern, die wenigstens damals die Bedeutung von Prinzipien und Ideen zu würdigen wußten. Des großen Realpolitikers eigenstes Werk, der ursprüngliche Verfassungsentwurf war einfach unmöglich, ein Unding — darüber herrschte in dem sehr gemäßigten Reichstage nur eine Meinung, wenn man absieht von den mehr oder weniger verschämten preußischen und sächsischen Partikularisten, deren Zustimmung noch belastender ist als der Tadel der Andern. In der That hat denn auch der Reichstag aus dem Entwurf etwas wesentlich anderes gemacht; und zwar vornehmlich durch die Abänderung in dem uns beschäftigenden Punkt, der hier das eigentliche punctum saliens bildet.

Lediglich den „thatsächlichen Verhältnissen" und dem „unbedingt Nothwendigen" Rechnung tragend, ohne die aus der staatsrechtlichen Idee sich ergebenden Konsequenzen zu ziehen, begnügte sich der Entwurf, rein mechanisch die früheren preußischen Forderungen bezüglich einer Bundesreform zu realisiren, nachdem das Haupthinderniß, die Frage der s. g. „Spitze", durch den Krieg beseitigt war. Die Centralisirung in Heerwesen und Diplomatie ward im wesentlichen durch Hegemonierechte Preußens angestrebt; daneben blieb der alte Bundestag mit einigen Modifikationen als Bundesrath bestehen. Nun hatte aber Preußen auch „eine Volksvertretung am Bunde" gefordert; sie allein konnte ein festeres Band der Einheit um die deutschen Staaten schlingen. Also setzte der Entwurf ohne lange Skrupel eine Vertretung des einheitlichen Gesammtvolks, den Reichstag des norddeutschen Bundes hin; fügte ihn nicht organisch ein, sondern stellte ihn rein mechanisch daneben. Das wäre denn in der That die wunderbarste Bildung der Verfassungsgeschichte geworden: ein Parlament ohne Regierung. Denn irgend etwas einer Bundesregierung Aehnliches war in dem Entwurf schlechterdings nicht vorhanden. Die gesammte etwa mögliche Thätigkeitssphäre einer solchen war danach aufgetheilt zwischen dem Bundesrath und der preußischen Regierung als solcher. Ohne auf das konstitutionelle Verhältniß von Regierung und Parlament, im besondern auf das Problem der Ministerverantwortlichkeit hier zunächst einzugehen, dürfen wir es doch als selbstverständlich ansehen, daß von einem konstitutionellen Leben nicht die Rede sein kann, wenn es an einem Faktor fehlt, mit welchem das Parlament verhandeln könnte, welcher dem Parlamente Antwort zu geben, Auskunft zu ertheilen, Vorlagen zu begründen verpflichtet ist. Der Entwurf enthält nichts dergleichen. Denn der Bundesrath stimmte nach den Instruktionen von 22 verschiedenen Regierungen; konnte daher vom Reichstag in keiner Weise für seine Beschlüsse verantwortlich gemacht werden. Und die preußische Regierung sollte auch in Bundessachen als solche handeln d. h. unter Verantwortlichkeit des preußischen Staatsministeriums gegenüber dem preußischen Landtage. Der Reichstag wäre demnach dazu verurtheilt gewesen, Monologe zu halten; er hing nach dem Entwurfe völlig in der Luft; ganz so, wie es einer Volksvertretung am alten Bunde geschehen wäre. Man kann eben Verfassungen nicht prinzipienlos schaffen, indem man heterogene Einrichtungen einfach mechanisch an einander flickt.

Allerdings kam in dem Entwurfe auch ein Bundeskanzler vor; indessen war das nur ein neues Wort für eine alte Sache. Dieser Bundeskanzler sollte wesentlich nichts anderes sein, als der frühere österreichische Präsidialgesandte am alten Bunde, vom Oesterreichischen ins Preußische übersetzt. Wie jener im Bundestage, so sollte dieser im Bundesrathe die Stimmen der Präsidialmacht führen; Vorsitz und Geschäftsleitung haben. Die vom Präsidium, d. h. der Krone Preußen in Gemäßheit der Bundesverfassung zu erlassenden Anordnungen sollten vom Kanzler „mitunterzeichnet" werden. Selbstverständlich lediglich als Beglaubigung, keineswegs als verantwortliche Kontrasignatur. Von einer solchen konnte nach der ganzen Struktur keine Rede sein; sie ward durch die beabsichtigte Stellung des Kanzlers geradezu ausgeschlossen, welche der Vater des Entwurfs, Bismarck selbst, als die eines „preußischen Unterstaatssekretärs für die deutschen Angelegenheiten" bezeichnete, der als solcher unmittelbarer Untergebener des preußischen Ministers des Aeußeren sein, von ihm seine Instruktionen empfangen sollte. Der Reichstag hätte auch mit diesem ausschließlich preußischen Beamten füglich nichts anfangen können; denn für seine Haltung war sein Chef verantwortlich; — aber nicht dem Reichstag, sondern dem preußischen Landtag!

Man hat oft gespottet über die bekannte Republik mit dem Herrn Großherzog an der Spitze. Dieser Entwurf stellt sie in den Schatten; er hätte einen unkontrollirbaren Absolutismus mit 22 Parlamenten geschaffen! Jeder Verehrer Bismarcks muß bekennen, der Mann war zu geschickt, um diese horrende Ungeschicklichkeit — unabsichtlich zu Stande zu bringen. Ja, wäre dieser Entwurf Gesetz geworden, so war das Staatsideal verwirklicht, welches dem Entdecker der Lückentheorie im preußischen Staatsrecht stets vorschwebte. Bei Leibe keine Beseitigung der Volksvertretung, vielmehr Gewährung der dreitesten demokratischen Grundlage im allgemeinen und gleichen Wahlrecht. Aber eine solche Gestaltung der parlamentarischen Kontrole, daß sie zum Messer ohne Heft würde, dem die Klinge fehlt. In der preußischen Verfassung fehlte ihr zwar schon die Klinge eines Ministerverantwortlichkeits-Gesetzes; aber sie hat doch noch eine Art von Heft. Das beseitigte der Entwurf auch noch.

Hier mußte die Arbeit des konstituirenden Reichstags einsetzen, wenn anders aus dem Entwurf überhaupt eine wirkliche Verfassung zu machen war. Denn auch für den allergemäßigtsten Liberalen, für Jeden, dem es auch nur mit den elementarsten Forderungen eines bescheidenen Konstitutionalismus Ernst war, bestand über die Unannehmbarkeit jenes Zustandes des Entwurfs kein Zweifel. Der Reichstag als Vertretung der Bevölkerung des Gesammtstaates mußte nothwendig eine Regierung des Gesammtstaates sich gegenüber haben — das war die Quintessenz aller liberalen Verbesserungsvorschläge. So mußte mit der Frage der konstitutionellen zugleich die der bündischen Organisation angeschnitten werden; und naturgemäß gesellten sich den Feinden jener sofort die Gegner dieser Gestaltung: Reaktionäre und Partikularisten im Verein, geführt vom Kreuzzeitungs-Wagener. Damals kam zuerst die seitdem häufig angewandte Taktik in Schwang, gegen die liberalen Bestrebungen zugleich das

nationale Pathos und die partikularistischen Beklemmungen auszuspielen.

Von den zahlreichen Amendements, welche in dieser Angelegenheit eingebracht wurden, sind zwei von besonderer Wichtigkeit. Sie tragen die Namen der beiden Führer der nationalliberalen Partei, **Lasker** und **Bennigsen**. Ein Amendement Lasker hatte den Zusatz verlangt: „Dem Präsidium steht es zu, für einzelne Zweige der Verwaltung besondere Kommissarien zu ernennen, welche nach Maßgabe des erhaltenen Auftrags den Bundeskanzler vertreten und für den Bund zu vereidigen sind." Es war das die denkbar abgeschwächteste Formulirung der liberalen Forderung eines Bundesministeriums; sie enthielt gewissermaßen nur den Embryo eines solchen. Trotzdem wurde sie abgelehnt; sie scheiterte an dem unüberwindlichen Widerspruch Bismarck's, welchen die reaktionären und partikularistischen Gruppen lebhaft unterstützten. Einerseits wurde die Unmöglichkeit betont, mit zwei Ministerkollegien, einem bündischen neben dem preußischen, zu regieren, andererseits sollte darin die „Eliminirung des Bundesraths", der erste Schritt zum Einheitsstaate enthalten sein.

Nun erschien zu einer anderen Stelle des Entwurfs ein Amendement Bennigsen, welches jene harmlose Bestimmung bezüglich der Mitunterzeichnung des Kanzlers dahin abänderte, daß die Anordnungen und Verfügungen des Präsidiums „**zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Kanzlers bedürfen, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.**" Das Unbegreifliche — hier wards gethan. Dieses Amendement, welches unendlich viel tiefer in die Grundlagen des Entwurfs einschnitt, als jener Antrag Lasker, wurde ohne großen Widerstand angenommen. Die Bundesminister war man los; der Bundesminister ward erst hierdurch geschaffen. In der That war damit die Verfassung auf eine völlig andere Grundlage gestellt. In jenem Augenblick wurde eine eigene und selbständige Regierung des deutschen Gesammtstaates geboren; der Grund gelegt für die heutige Organisation der Reichsregierung.

Denn unmöglich konnte der Kanzler verantwortlich gemacht werden für Entschlüsse des Bundesraths, auf die er ohne entscheidenden Einfluß war; und ebenso wenig für Handlungen der preußischen Regierung als solcher, die ja unter Verantwortlichkeit des preußischen Ministeriums zu geschehen hatten. Vielmehr ward durch jene zu ihrer Gilligkeit der verantwortlichen Gegenzeichnung des Kanzlers bedürfenden Regierungsakte die selbständige Sphäre einer eignen Bundesregierung bezeichnet, die als solche sowohl von der Sphäre des Bundesraths wie von der der preußischen Regierung begrifflich sich loslöste. Innerhalb dieser Sphäre ward der Kanzler etwas völlig anderes, als der preußische Nachfolger des ehemaligen österreichischen Präsidialgesandten; er ward der verantwortliche Minister einer wirklichen Bundesregierung, die nunmehr als homogene Institution dem Reichstage gegenüber trat und ihn erst lebensfähig machte. In dieser Eigenschaft hörte der Kanzler nothwendig auf, preußischer Beamter zu sein; er ward Bundesbeamter; in dieser Eigenschaft konnte er nicht mehr abhängig sein von den Instruktionen des preußischen Ministeriums; er ward der selbständige Leiter der Bundespolitik. Das alles hat mit seinem Amendement, welches den heutigen Art. 17 der Verfassung schuf, der Herr v. Bennigsen gethan.

Alle diese fundamentalen Veränderungen in der Stellung des Kanzlers waren zugleich fundamentale Aenderungen des Verhältnisses von Preußen zum Bunde. Absolut losgelöst von der preußischen Macht, war nach Lage der Dinge eine selbständige Bundesregierung haltlos. War nun diese Loslösung einerseits begrifflich begonnen, so mußte doch andererseits die Verbindung wieder hergestellt werden. Konnte der Kanzler als verantwortlicher Leiter der Bundespolitik nicht mehr Untergebener des preußischen Ministeriums sein, so mußte er nothwendig mit dem Leiter der preußischen Politik identisch sein. Der preußische Unterstaatssekretär für die deutschen Sachen verschwand; an seine Stelle trat der preußische Ministerpräsident als Kanzler. Bis dahin war der Geheimrath v. Savigny zum Bundeskanzler in Aussicht genommen; nach Annahme des Amendements Bennigsen mußte Bismarck selbst jenes Amt übernehmen. Es gab dies den Anlaß zum ersten, aber durchaus nicht einzigen Fall in Bismarck's Laufbahn, daß sich Herzen mieden, die sich dereinst geliebt. Uebrigens ward dadurch, daß sich Bismarck selbst auf jenen Platz stellte, jene Umgestaltung nicht nur thatsächlich erst ermöglicht, sondern auch den Parteien rechts und links die Zustimmung erleichtert. Denn die preußischen Hochkonservativen und ihr partikularistischer Anhang vertrauten, daß er als Chef der Bundesregierung die von dieser angeblich drohende Unificirung abwenden werde; während umgekehrt die Nationalliberalen zu ihm das Vertrauen hatten, daß er diesen nothdürftigen Anfang einer Bundesregierung in ihrem Sinne ausbauen werde. Denn darüber, daß diese Einrichtung nur ein Nothbehelf war, der der Fortbildung und Ergänzung dringend bedurfte, war man sich von Anfang an klar. Die durch das Amendement Bennigsen herbeigeführte Umgestaltung kam sonst nirgends in der Verfassung zum Ausdruck; recht heterogene Bestimmungen z. B. bezüglich des Bundesraths blieben daneben stehen; und Bennigsen selbst erkannte an, „daß die bisherigen Anträge der Linken (d. h. des Fortschritts) . . . große Vorzüge haben, daß sie für die Stetigkeit und Einfachheit einer Regierung viel bessere Formen herbeiführen würden".*) Indessen dies Bessere schien zur Zeit unerreichbar; die ärgste Unmöglichkeit des Entwurfs war beseitigt, denn dem Reichstage stand wenigstens ein prinzipiell verantwortlicher Bundesminister gegenüber; und die Losung war, Deutschland in den Sattel zu heben, reiten würde es schon können. Also that man und das Reiten begann.

Unter den mannigfachen Einwänden gegen Bundesminister war auch der zu hören gewesen, daß es diesen Herren an Arbeit fehlen würde. Kaum hatte aber der Bund seine Thätigkeit begonnen, so erwies sich die Arbeitslast des einen Bundesministeriums, des Kanzleramts, als eine ganz gewaltige; und seitdem hat fast jedes Jahr irgend eine Ausdehnung dieses Wirkungskreises gebracht, so daß er ins Ungeheure angewachsen. Gleich im Anfang bedurfte der Kanzler einer Entlastung, welche durch die Stellung eines „Präsidenten des Bundeskanzleramts" geschaffen wurde; schon dies war de facto, wenn auch nicht de jure, ein Vizekanzler. Demgemäß erschien bereits 2 Jahre nach dem Inkrafttreten der norddeutschen Bundesverfassung, im April 1869 im Reichstage der Antrag Twesten-Münster: „den Bundeskanzler aufzufordern, für die zur Kompetenz des Bundes gehörigen Angelegenheiten eine geordnete Aufsicht und Verwaltung durch verantwortliche Bundesministerien, namentlich für auswärtige Angelegenheiten, Finanzen, Krieg, Marine, Handel und Verkehrswesen im Wege der Gesetzgebung herbeizuführen." — Schon damals erregte die bloße Ankündigung dieses Antrages einen Sturm der Entrüstung in der offiziösen Presse, ähnlich dem, der 15 Jahre später gelegentlich des deutsch-freisinnigen Programms wegen der gleichen Forderung losgelassen wurde. Man wollte darin durchaus einen Akt persönlicher Feindschaft wider den Kanzler sehen; und dieser selbst beantwortete im Reichstage die nachdrücklichste Betheuerung des Gegentheils mit einer ironischen Verbeugung. Und doch war schon damals die Empfindung, welche Twesten in den Worten ausdrückte: „Wir laufen in der That Gefahr in chaotische Zustände zu gerathen"**) — so weit verbreitet, daß nicht nur die Liberalen aller Schattirungen, sondern auch die antipartikularistischen Konservativen für den Antrag eintraten; neben Twesten, Schulze-Delitzsch, v. Unruh, Lasker, die Grafen Münster und Bethusy-Huc. Dagegen sprachen außer den Vertretern des Bundesraths unter Bismarck's Führung einzig v. Blanckenburg von der äußersten Rechten und — — Windthorst! Der Reichstag nahm denn auch, trotzdem Bismarck mit aller Schärfe die Kabinetsfrage stellte, den Antrag an;

*) Bezold a. a. O. Bd. I. S. 667.
**) a. a. O. Bd. III. S. 1186.



aber der Bundesrath sagte natürlich nein; und so blieb es beim Alten.

Und dabei blieb es auch, als die norddeutsche Bundes- in die deutsche Reichsverfassung übergeführt wurde. Wohl ward die Ministerfrage bei den Generaldebatten wiederholt berührt; aber Art. 17 der Verfassung mit dem allein verantwortlichen Reichskanzler blieb unverändert. Wohl erkannte man mit dem Abg. Löwe-Kalbe, „daß diese Verfassung nicht blos gemacht ist als Auskunftsmittel nach den Eingebungen des Moments, sondern daß sie gemacht ist für die leitenden Menschen des Moments; sie ist so zu sagen den leitenden Menschen auf den Leib zugemessen, daß sie damit arbeiten können; — ob andere? das wird die Zukunft lehren."*) Aber weniger als je vermochte man angesichts der neuen Verhältnisse den leitenden Mann zu zwingen, der jede Umänderung der Regierungsorganisation im Reiche unentwegt verwarf. Wieder waren sich die ausschlaggebenden Parteien bewußt, ein Provisorium zu schaffen; aber man vertraute der Entwicklung und der unbezwinglichen Logik der Thatsachen.

Nicht völlig ward dieses Vertrauen getäuscht. War durch die Einfügung der Kanzlerverantwortlichkeit erst die Möglichkeit einer selbständigen Reichsregierung geschaffen worden, so entfaltete sich intensiv und extensiv der Wirkungskreis dieser Regierung, besonders seitdem die verschiedenen Befugnisse der Krone Preußen als solcher, als Präsidium, als Bundesfeldherr zusammengefaßt waren zu den kaiserlichen Regierungsrechten. Ohne jene ministerielle Verantwortlichkeit des Kanzlers wäre die Ausbildung einer monarchischen Stellung des deutschen Kaisers, wie sie thatsächlich erfolgt ist, unmöglich gewesen.**) Bismarck selbst hat wohl gelegentlich einmal die Existenz einer Reichsregierung überhaupt geleugnet; wollte nichts von einer solchen, sondern nur von den verbündeten Regierungen etwas wissen. Das Auftauchen dieser Behauptung war stets ein untrügliches Zeichen, daß der Reichstag wieder einmal etwas geduckt werden sollte; denn diese Behauptung schloß die Impotenzerklärung des Reichstags in sich. In Wahrheit stand sie wohl mit Bismarck's ursprünglichem Entwurf, aber nicht mit der lebendigen Verfassung in Einklang. Danach mußte der Kanzler selbst am allerbesten wissen, daß er an der Spitze einer wahren und wirklichen Reichsregierung stand, die sich im Umfang der Geschäfte mit der Regierung jedes Einheitsstaates messen konnte. Dem staatsrechtlichen Bedenken, für den ganzen Umfang solcher Regierung die Verantwortlichkeit eines einzigen Mannes zu statuiren, entsprach die physische Unmöglichkeit einer solchen absoluten Centralisation. Aus der Alleinheit des sogenannten Reichskanzleramts sonderten sich mehr und mehr für die verschiedenen Verwaltungszweige besondere Reichsämter aus, welche ganz nach Art der Ministerien organisirt sind; nur daß sie alle den Kanzler zum allein verantwortlichen Chef haben. Schließlich hat sich das allumfassende Reichskanzleramt völlig in solche Reichsämter aufgelöst, lediglich die kleine Reichskanzlei als eine Art Centralbüreau oder Kabinet des regierenden Kanzlers zurücklassend. Daneben bediente sich der Kanzler zu seiner Entlastung der Al. 2 des Art. 15 d. Verf., wonach er sich durch jedes andere Mitglied des Bundesraths vermöge schriftlicher Substitution vertreten lassen kann. Nun bezieht sich aber diese Bestimmung nach ihrer Stellung und Entstehung unzweifelhaft lediglich auf die Geschäfte des Kanzlers als Vorsitzenden des Bundesraths; absolut nicht auf diejenigen, welche ihm aus Art. 17 als verantwortlichem Reichsminister obliegen. Ihre gegen den Sinn der Verfassung verstoßende Anwendung hierauf beeinträchtigte nicht nur die Rechte des Reichstags, demgegenüber die Verantwortlichkeit verdunkelt wurde; sondern auch die des Kaisers, dem der Kanzler völlig selbständig den stellvertretenden Reichsminister bestellte. So setzte denn endlich der Reichstag die gesetzliche Regelung dieser Verhältnisse durch im Stellvertretungsgesetz vom 17. März 1878. Es war dies ein glänzender Sieg, welchen die Logik der Thatsachen über den Eigenwillen des Mächtigen davontrug; denn dies Gesetz ist im wesentlichen die Verwirklichung des einst so scharf bekämpften Amendements Lasker; die erste wichtige Konzession an die liberale Forderung eines Reichsministeriums; allerdings mit Einschränkungen, durch welche sich der Kanzler die Alleinherrschaft nach unten — und oben sicherte.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Hugo Preuß.

*) A. a. O. S. 199.

**) Vgl. Näheres in meinem Aufsatz: „Die organische Bedeutung der Art. 15 und 17 d. R.-V." Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. Jahrgang 1889 S. 420 ff.

Die Kreutzersonate.

In den Briefen aus der Schweiz erzählt der von sentimentalischer Wertherstimmung umwitterte jugendliche Goethe dem Freunde, wie er in Genf den lange genährten Wunsch, „ein Mädchen im Naturzustande zu sehen", zu stillen wußte. Er fand, was er gesucht. „Sie fing an sich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem anderen herabfiel, und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erschien und beinahe, möcht' ich sagen, mir einen schauerlichen Eindruck machte. Ach! mein Freund, ist es nicht mit unseren Meinungen, unseren Vorurtheilen, Einrichtungen, Gesetzen und Grillen auch so? Erschrecken wir nicht, wenn eine von diesen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird, und irgend ein Theil unserer wahren Natur entblößt dastehen soll? Wir schaudern, wir schämen uns, aber vor keiner wunderlichen und abgeschmackten Art, uns durch äußeren Zwang zu entstellen, fühlen wir die mindeste Abneigung."

Goethe entkleidete, der geborene Hellene und der echte Realist, den Menschen; er maß der Menschenschwäche und der Menschenkraft das Ziel, das hohe, doch zu erreichende. Die Großen unserer Tage gehen umgekehrt zu Werke: sie reißen unsere Meinungen, unsere Vorurtheile, Einrichtungen, Gesetze und Grillen nieder und schmälen, als radikale Idealisten, mit dem Erdenkloß, den in der kahlen Naturwelt ein banger Schauder überkommt. Die Menschheit hat in Jahrtausenden Erkleckliches geleistet: es soll nicht gelten; eine Summe von Vorurtheilen und Konventionen hat sich gehäuft: mit eins soll sie ausgetilgt werden. Die Weltgeschichte soll von vorn beginnen. Der Kreis ist durchlaufen, und nach dem Rationalismus, Pantheismus, Pessimismus, Nihilismus sind wir wieder einmal beim Mystizismus angelangt. Wer genau zusieht, kann gar nicht zweifeln: die Mystik lebt, wie zur Zeit Rousseaus und Hamanns, wieder auf; die meisten der besonders modern gepriesenen Bücher von 1890 könnten getrost von 1790 datiren; selbst Zola begegnet in bluttriefender Brunst dem Schatten des Marquis de Sade widrigen Angedenkens. Sie sehen sich beängstigend ähnlich, diese fins de siècle.

Rußland lebt rascher als der Westen; ohne Uebergang folgt dort der Sommer dem Winter; wo heute Eis war, blühen alsbald Blumen und, eh' sie reiften, sind die Früchte faulig. Die Zwischenstufen fehlen, in der Natur wie im Denken. In Rußland ist man denn auch am schnellsten beim alten, neuen Ziel angelangt: auf den liberalen Aufklärer Turgenjew folgte der exzentrisch-geniale Panslavist Dostojewsky, der, das Evangelium in der Hand, ein intransigentes Urchristenthum predigte, und nun fand Lew Nicolajewitsch Tolstoi sich das Ideal — im China des sechsten und siebenten vorchristlichen Jahrhunderts, bei Kong-futse und Lao-tse.

Zwar eine Stelle des Evangeliums Matthäi (V., 28) setzt Tolstoi seiner im vorigen Sommer entstandenen „Kreutzer-

sonate"*) als Motto voran und der sorgliche Uebersetzer gibt sich alle Mühe, in der Einleitung schon uns auf den Boden des evangelischen Urchristenthums zurückzuführen. Aber Tolstoi ist so tapfer rückwärts geschritten, daß er heute bereits über die Evangelisten hinaus gelangt ist: mit Lao-tse ist ihm die Welt der Erscheinungen nichtig; durch Verneinung derselben, durch gänzliches Sichversenken in sich selbst muß der Mensch diese Nichtigkeit aufheben; das menschliche Glück fällt mit der Selbstvernichtung zusammen. Schon aus früheren Schriften kennen wir Tolstois Glückseligkeitslehre und in der Kreutzersonate finden wir sie wieder. „Der Zweck der Menschen wie der Menschheit ist Glück. Zur Erlangung des Glücks aber ward der Menschheit das Gesetz gegeben, das sie zu erfüllen hat. Dieses Gesetz besteht in der Einheit des Menschengeschlechts. Der Einheit stehen die Leidenschaften im Wege. Von diesen Leidenschaften ist die stärkste und schlimmste die geschlechtliche, sinnliche Liebe; wenn die Leidenschaften unterdrückt werden und mit ihnen die stärkste, die sinnliche Liebe, dann wird die Einheit geschaffen sein, die Menschheit hat ihr Gesetz erfüllt und hat keinen Grund zum Leben." Die Wurzeln dieser mystisch dunklen Theorie beruhen im Urchristenthum, das Tolstoi neu entdeckt zu haben wähnt; ihre Aeste aber ragen tief in den Brahmismus und Buddhismus hinein. Wie Kong-futse, der latinisirte Confucius, will Tolstoi „die himmlische Tugend in ihrer ursprünglichen Reinheit und Vollkommenheit in sich herstellen". Mit Kleinigkeiten gibt er sich nicht ab. Er hat die Bergpredigt eifrig studirt; er hat die Armen im Geiste gepriesen, deren das Himmelreich ist; den Sanftmüthigen und Friedfertigen, so da nicht den Uebeln widerstreben, hat er mit Christus das Erdreich versprochen. Nun macht er bei Vers 28 Halt und schreibt getrost vor sein neues Buch: „Ich aber sage euch: wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen". Und er fügt hinzu, daß diese Worte der Schrift „sich auf die Frau, auf die Schwester beziehen, nicht nur auf die fremde Frau, die Frau eines Andern, sondern vor allem auf die eigene Frau".

Lew Nicolajewitsch hat die Frauenfrage entdeckt, die „wahre Frauenfrage, die Frage, wie das vom Manne abweichend organisirte Wesen beschaffen ist und wie die Frau sich selbst und wie die Männer die Frauen zu betrachten haben". In einem Eisenbahncoupé läßt er den Diskurs darüber entbrennen. Ein Altgläubiger (Raskolnike) sieht in der Bildung, im Fehlen der Zucht und der Furcht vor dem Manne alles Unheil; er will der Frau eine dem Manne gänzlich untergeordnete Stellung zugewiesen wissen. Eine emanzipirte Dame schwärmt beinahe ibsenisch für die wahre Ehe, welche von der Liebe geheiligt ist. Andere Mitreisende bleiben indifferent, vermittelnd. Da mischt sich ein nervöser Herr ins Gespräch mit der Alle verblüffenden Behauptung, „daß die Liebe, die echte Liebe, nicht, wie wir gewohnt sind anzunehmen, die Ehe für's ganze Leben heiligt, sondern im Gegentheil zerstört". Der nervöse Herr heißt Posdnyschew, aber er ist, wie Olenin („die Kosacken"), Bezuchow („Krieg und Frieden"), Ljowin („Anna Karenina") Tolstoi selbst; mindestens spricht er, als er nun mit einem Reisegenossen allein bleibt, des Dichters moralphilosophische Gedanken aus.

Posdnyschew hat sein Weib ermordet, da er es zur Nachtzeit mit einem Manne allein beim Musiziren traf. Das Gericht hat ihn, als den Rächer seiner Ehre, freigesprochen; Posdnyschew spricht sich schuldig. Er hat, nach einem ausschweifenden Jugendleben voll bezahlter Genüsse, eine Gesellschaftsehe geschlossen; aber „die einfältige, lichte, reine Beziehung zum Weibe, die Beziehung von Bruder und Schwester" hat er, ein gefallener Mann, für immer verloren. In jedem jungen Weibe, auch in dem eigenen, sieht er nur einen Gegenstand der Lust; instrument de plaisir, sagt Zola. Er bildet sich ein, zu lieben und nur seine hungernden Sinne schreien nach Befriedigung; er bildet sich ein, dem Ruf einer gleichgestimmten Seele gefolgt zu sein und was ihn reizte, war der schlanke Körperbau, die pralle Taille, das krause Gelock des Weibes. Auf einen unruhig erregten Brautstand folgt die Eheschließung, die Hochzeitsreise. „Man verkauft einem Wollüstling ein unschuldiges Leben und gibt diesem Verkauf die allerreizendsten Formen." Die Flitterwochen bringen, wie der erste Satz der Kreutzersonate, ein wildes Presto heißer Leidenschaft. Die Körper umklammern sich, die Geister trennen sich, da jeder vom andern nur Genuß heischt, in langsam aufkeimendem Haß. Künftighin verschwindet dieses feindselige Verhältniß nur noch in den Perioden der „Verliebtheit, d. h. Sinnlichkeit", um mit der Uebersättigung pünktlich wieder zu erscheinen.

In beiden Gatten erwacht die Eifersucht, die unbewußte, unbestimmte Eifersucht. Beide haben sich erkannt, beide wissen sich sinnlich und genußsüchtig; die Frau kennt des Mannes Vorleben, sie spürt den Blicken nach, die er auf andere Frauen wirft, sie zittert, so oft sie Mutter wird. Der Mann sieht in jedes anderen Mannes Auge die Flamme, die er in den eigenen Sinnen brennend fühlt, ihn empört jeder Blick, jede tastende Handberührung; darf er mit seiner polygamischen Vergangenheit denn von der eigenen Frau Enthaltsamkeit erwarten?

Nach einer Krankheit, in deren Folge die Aerzte der Frau Kinderlosigkeit anbefehlen, blüht sie zu herausfordernder Schönheit auf. „Sie stand in der Vollkraft der dreißigjährigen, gutgenährten, erregten Frau ohne Mutterpflichten. Ihr Anblick rief Furcht hervor: sie glich einem arbeitslosen feurigen Zugpferd, dem man die Zügel abgenommen hat." Und „sie war in der Vorstellung erzogen, daß es auf der Welt nur eins gibt, was der Beachtung werth ist: die Liebe." Die zügellose Leidenschaft steigert sich auf beiden Seiten und mit ihr accentuirt sich auch der eheliche Haß. Ein geckiger Musikant kommt ins Haus und führt die auch ohne ihn unvermeidliche Katastrophe herbei. Posdnyschew sieht, unter dem Einfluß der gefühlerregenden Musik, das Weib sich entgleiten; er tödtet, die er nie besessen, mit der er, da er sie stets nur begehrend ansah, tausendfach die Ehe gebrochen. —

Posdnyschew wird freigesprochen. Tolstoi aber ladet die gesammte moderne Welt auf die Anklagebank: die Eltern, die ihre Kinder zur Lust erziehen, die ihre Töchter geputzt feilbieten, anstatt ihnen, „wie die Chinesen, die Inder und Mohamedaner thun", selbst einen Mann zu suchen; die „Schufte von Aerzten", die durch ihren Materialismus die sittliche Zersetzung herbeiführen und mehr mörderische Verbrechen begehen als die Inquisition; endlich aber und vor Allem gilt sein anklägerischer Entrüstungsausbruch dem Schönen, das unser Leben schmückt: der süßen, fetten, überreichlichen Nahrung, der Kunst, dem Vergnügen, der Gefühlserregung, der Musik. Hier haben wir den ganzen Tolstoi, den Fanatiker der Primitivität. Er fragt: „Was ist die Musik? Was leistet sie? Es heißt, die Musik wirkt seelenerhebend — Unsinn, Lüge! Sie wirkt weder erhebend noch erniedrigend, sie wirkt erregend auf die Seele. Die Musik zwingt mich, meine wahre Lage zu vergessen, sie versetzt mich in eine fremde Lage; unter dem Eindruck der Musik glaube ich zu empfinden, was ich in Wirklichkeit nicht empfinde, glaube ich zu begreifen, was ich nicht begreife, glaube ich zu können, was ich nicht kann." So spricht Lew Nicolajewitsch, der große Künstler, der zum Pflug gegriffen hat und als ein Dichter nicht mehr gelten will; er haßt die Städte, die Verweichlichung, die Bildung, die Kultur, die Kunst. Und da er in der Musik die wichtigste Gefühlserregerin erkannt hat, trägt sein neues Buch den Vielen wohl auch nach der Lektüre noch unverständlichen Titel: Die Kreutzersonate.

Und eine Kreutzersonate ist ihm auch die moderne Ehe: ein wüstes Presto als erster Satz, dann ein schleichendes Andante con Variazioni, endlich, wiederum Presto, das unruhig erregte Finale. So soll es in neunundneunzig Hundertsteln aller Ehen sein. Und wie Tolstoi selbst nicht an den Geist glaubt, wie er im Göttlichen, das er so brünstig verehrt, nur die Gerechtigkeit, die Wahrhaftigkeit und die entsagende Liebe, nicht aber den Keim der weltenbildenden Gedanken-

*) Uebersetzt vom Bibliographischen Bureau zu Berlin. Mit einer Einleitung von Raphael Loewenfeld. 1890.

entwicklung erkennt, so führen auch seine männlichen und weiblichen Schreckbilder nur ein rein animalisches Leben. Von Posdnyschews Weibe gilt, was der jüngere Dumas am Schluß seiner famosen Thesenschrift „L'homme-femme“ schrieb: „Ce n'est pas la femme, ce n'est pas même une femme, elle n'est pas dans la conception divine, elle est purement animale; c'est la Guenon du pays de Nod, c'est la femelle de Caïn.“ Und der Boulevardphilosoph gibt Posdnyschew Recht, wenn er schließt: „Tue-la!“

Was sollen wir, wenn wir Tolstoi folgen, thun? Der Mann soll **einem** Weibe sich verbinden; dieses erste Weib, mit dem er sich auf Lebenszeit vereint, soll er zur Mutter machen. **Ehelosigkeit** wäre freilich der höchste Glückseligkeitszustand für Mann und Weib, denn er fördert die Selbstvernichtung des Menschengeschlechtes. Matthäus läßt den Bergprediger sagen: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, der macht, daß sie die Ehe bricht; und wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe.“ Und Tolstoi fügt — in „Mein Glaube“ — hinzu: „Ich begreife jetzt die Worte Christi: Gott schuf im Anfang den Menschen als Mann und Weib, auf daß zwei eins sein sollten, und daß deshalb der Mensch das nicht trennen soll, was Gott vereint hat. Ich begreife jetzt, daß die Monogamie das natürliche Gesetz der Menschheit ist, das nicht übertreten werden darf. Ich begreife jetzt vollkommen die Worte, daß wer sich scheidet von seinem Weibe, mit dem er sich zuerst verbunden, um einer Andern willen, — der veranlaßt sie zur Buhlerei und bringt gegen sich selbst neues Uebel in die Welt. Ich glaube daran und dieser Glaube ändert meine ganze frühere Abschätzung des Guten und Hohen, des Schlechten und Niederen im Leben. Was mir früher als das Beste erschien — ein verfeinertes, verschönertes Leben, eine leidenschaftliche poetische Liebe, wie Dichter und Künstler sie preisen — erscheint mir jetzt schlecht und verächtlich; gut hingegen erscheint mir ein arbeitsames, dürftiges, einfaches, die Begierden mäßigendes Leben.“ Es wird also, wenn es nach Tolstois Willen geht, hienieden ein sich kasteiendes, unfrohes, geistloses, in mystische Schwärmerei versunkenes Geschlecht geben, das den Ehepflichten mit sachgemäßer Leidensmiene obliegt, ein Geschlecht ohne Lust, ohne Kunst, ohne Schönheit und Sonne. Aber Tolstois Register hat ein Loch und sogar mehr als eines: er hat nicht nur die ökonomischen Ansprüche und Bedürfnisse der Eheschließung, ein in die Wolken entrückter Soziologe, weggelassen; er hat auch die alte Schlange vergessen, die immer noch ein Theil ist von jener Kraft, die stets das Böse will und — oft das Gute schafft. Der fromme Nazarener von Tula nähert sich bedenklich der mephistophelischen Weisheit, der's besser däucht, „wenn nichts entstünde.“ Die beiden Flagellanten der unbedingten Keuschheit — Björnson ist der Andere — haben übrigens die Sechzig überschritten. —

Ohne Zweifel ist Tolstoi die merkwürdigste Persönlichkeit unserer Zeit; nicht nur, weil er die sittliche Hoheit und den bedauerlichen Muth hat, sein Leben und seine Werke mit seinen auf Trugschlüssen und mystischen Verirrungen aufgebauten Lehren in Einklang zu setzen; er zeigt auch, und das ist das einzig Erfreuliche an seinem weltentrückt quietistischen Radikalismus, wohin wir steuern und was die vermeintlich neuen Anschauungen von Kunst und Leben im letzten Grunde werth sind. Vor Isis-Kybele kniet Zola; nach Brahma und Buddha schmachtet Tolstoi. Glück auf den Weg, wer ihm folgen will. Aber der kühne Rückwärtsreisende verhehle es sich nicht: Es hilft kein Mundspitzen mit Zola — es muß gepfiffen sein mit Tolstoi. Der Finsterling aus der hellen Lichtung, dessen letztes, in Rußland verbotenes und auch in Deutschland nur einem engbegrenzten Kreise zu empfehlendes Lehrbuch man lesen muß, um unter dem Schutt zahllose Goldkörner aufzusammeln, er schreitet heute den Allerneusten voran — nach China und Hindostan. J. J. Rousseau schrieb einst im „Contrat social“: L'empire de Russie voudra subjuguer l'Europe et sera subjugué lui-même. Les Tartares, ses sujets ou ses voisins, devriendront ses maîtres et les nôtres; cette révolution me paraît infaillible.“ Sollen wir für die Tartaren die Chinesen und für das Reich die Litteratur, die Kunst setzen?

Ist Tolstoi's Christenthum das rechte, so bleibt es darum doch das schlechte. Einem unfrohen, der Selbstvernichtung geistlos entgegendämmernden Menschengeschlecht kann der milde Bergprediger nicht gestorben sein, um ihm zu leben. Er hat auch gesagt: „Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden.“ Und von dem Himmel, dessen auch das ärmlichste Menschengethier ein Stück in der Brust, in Geist und Herzen trägt, erharren wir uns den Lohn schon auf der schönen Gotteserde, wenn wir, fröhlich und getrost, uns die Kreutzersonate und die Lebenslust nicht rauben lassen. Wir sündigen und wir fehlen; so wir aber Menschen sind mit Menschengeist und Menschenkunst, wird uns vergeben werden um unseres Menschenthums willen. Die Bußprediger und die Geißelbrüder haben der wahren Sittlichkeit noch nie auf die Beine geholfen. Und was ist wahre Sittlichkeit? Am Ende doch nur: alle geistigen und sittlichen Kräfte in sich entwickeln und nichts thun, was man vor sich selbst und vor dem eigenen Menschheitsbewußtsein nicht verantworten kann.

Und wieder gedenken wir Goethes und seiner herrlichen Braut von Corinth. Diese wahrlich nicht nur fleischliche Hingabe an ein heißes Liebesglück wäre gewiß nicht nach Tolstois Geschmack. Aber wenn er von dem „warmen Orte“, aus dem Erdenparadies uns vertreiben, wenn er ins kalte Leichentuch uns betten, uns alle Lust mißgönnen will, dann eilt unser Sehnen nach Glück und Daseinsheiterkeit den alten Göttern zu und wir scheiden von dem engen Nazarener mit dem jauchzenden Seufzer des corinthischen Menschenweibes:

„Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.“

Maximilian Harden.

Heinrich von Sybel's dritter und vierter Band.*)

I.

Wenn die liberale Jugend der ersten sechziger Jahre heute an die Stimmung zurückdenkt, in welche sie durch den Tod Friedrichs VII. von Dänemark, durch die Hoffnung, Schleswig-Holstein wieder ganz für Deutschland zu gewinnen und durch die „empörende“ Politik, zu welcher Herr v. Bismarck seinem Könige rieth, versetzt wurde, so wird sie sich vielleicht eines Lächelns über ihr aufbrausendes Ungestüm nicht erwehren können, aber gewiß keine Ursache haben, sich dessen zu schämen. Denn eine Zumuthung, wie sie damals von der Diplomatie an die nationalen Empfindungen gestellt wurde, hätte selbst einem fischblütigen Geschlechte das Blut in Wallung bringen müssen, zumal da die Vergangenheit Bismarck's und besonders seine Stellung zu der früheren holsteinschen Erhebung jedem tröstenden Zweifel an seiner Absicht, deutsches Blut für die dänische Integrität zu vergießen, den Zutritt verwehrte. Selbst heute, wo die meisten damals verborgenen Fäden des politischen Gewebes offen vor uns liegen, wird sich in die Gewandtheit, mit welcher der preußische Minister bald hier einer Schlinge entschlüpfte, bald dort dem Gegner eine neue knüpfte, oft genug die Frage mischen, ob denn nicht der entgegengesetzte Weg, ein enges Bündniß Preußens mit den Mittelstaaten, ein entschiedenes Eintreten für die nationalen Forderungen, ebenso sicher zum Ziele hätte führen müssen. Es würde ja thöricht sein, eine solche Frage weiter ausspinnen oder gar bedingungslos be-

*) Vgl. „Nation“, Jahrg. 7, Nr. 11.

jahen zu wollen; allein, nicht minder verkehrt würde es sein, wollte man daraus, daß Bismarck dieselbe verneint und ein ganz verschiedenes Verfahren eingeschlagen hat, den Schluß ziehen, daß der entgegengesetzte Weg ungangbar gewesen wäre. Denn für den preußischen Staatsmann waren nicht die deutschen Interessen maßgebend, sondern die preußischen, und für diese wäre allerdings bei der Einsetzung des Augustenburgers durch den Bund nicht viel zu gewinnen gewesen. Sehr bezeichnend äußerte sich Bismarck darüber schon 1856 in einem Bericht an Manteuffel: er mahnte zur größten Umsicht und Bedächtigkeit in der Behandlung der Sache; ob Preußen dabei für sich bestimmte Vortheile gewinnen werde, sei doch sehr zweifelhaft, keinesfalls habe es Grund zu dem Wunsche, daß die Holsteiner unter ihrem Herzog sehr glücklich lebten; denn dann würden sie gar kein Interesse mehr für Preußen haben, was doch gelegentlich sehr nützlich sein könne. In dieser Betrachtungsweise hat sich auch später nichts geändert: der Vortheil Preußens blieb das treibende Motiv für Bismarck's Politik, und nur insofern mittelbar Alles, was Preußen gewann, auch Deutschland zu gute kam, durfte man von nationalen Gesichtspunkten reden. In der heute herrschenden populären Auffassung ist diese Thatsache so vollständig verdunkelt, daß es unendlich Vielen fast wie eine Lästerung, jedenfalls aber wie eine böswillige Verkleinerung der historischen Größe Bismarck's und König Wilhelm's klingt, wenn man darauf hinweist, daß ihre ganze erfolgreiche Thätigkeit für die Einigung Deutschlands von der Basis des preußischen Partikularismus ausgegangen ist; und doch ist Nichts zweifelloser, Nichts aber auch naturgemäßer als diese Entwicklung, und Jedem, der Sybel's vortreffliche Darstellung unbefangen liest, wird dies zur vollen Klarheit werden.

Die Verschiedenheit des preußischen und nationaldeutschen Standpunktes läßt sich in letzter Linie darauf zurückführen, daß von jenem aus lediglich die Verfassungsfrage, die durch das dänische Märzpatent von 1863 und durch die Novemberverfassung neu in Fluß gekommen war, in Betracht gezogen wurde, während für diesen die Ordnung der Thronfolge, die durch den Tod Friedrichs VII. am 15. November 1863 zur Entscheidung gestellt war, jedes andere Interesse in den Hintergrund drängte. Preußen hatte das unbestrittene Recht, für die Erfüllung der ihm und Oesterreich im Januar 1852 gemachten dänischen Zusagen einzutreten und deren Verletzung durch das Märzpatent als einen Kriegsfall zu betrachten; es konnte, wenn der Krieg einmal ausgebrochen war, auch von dem Londoner Protokoll und der dadurch geschaffenen Thronfolgeordnung zurücktreten, da durch eine seltsame Ironie der Geschichte jenes Protokoll gegen den Wunsch Manteuffels auf Rußlands Verlangen nicht als ein die sieben Unterzeichner gegenseitig bindender Vertrag, sondern als ein Abkommen Dänemarks mit jeder der sechs anderen Mächte vollzogen worden war. Für den Deutschen Bund, die meisten Einzelregierungen und vollends für das deutsche Volk hatte das Londoner Protokoll aber überhaupt keine verpflichtende Kraft, und es war deshalb selbstverständlich, daß diese Faktoren sich nicht auf den beschränkteren preußischen Standpunkt versetzen konnten. Für die preußische Diplomatie wäre es dagegen ein Leichtes gewesen, ihren Uebertritt auf den deutschen Standpunkt zu vollziehen; denn da die Unterzeichnung des Londoner Protokolls nur auf Grund der dänischen Zusagen vom Januar 1852 erfolgt war, so brauchte Preußen, nachdem Dänemark diese gebrochen hatte, sich auch an jenes nicht mehr gebunden zu halten, sondern konnte, wenn es ihm zweckmäßig erschien, die Frage der Erbfolge als eine völlig offene behandeln. Aber gerade die Zweckmäßigkeit leugnete Bismarck. Schon in einem vertraulichen Briefe vom 22. Dezember 1862 hatte er es ausgesprochen, daß er weit größeres Gewicht auf die Stellung der außerdeutschen Großmächte, als auf die Intriguen der Würzburger Regierungen und auf deren Einfluß auf die Stimmung in Deutschland lege. Eine günstige Lösung der ganzen Sache schien ihm schon damals nicht erreichbar ohne einen Krieg mit Dänemark; aber er konnte es „nicht für ein preußisches Interesse halten, denselben zu führen, um im günstigsten Falle in Schleswig-Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der aus Furcht vor Annexionsgelüsten am Bunde gegen Preußen stimmen und dessen Regierung ein bereitwilliges Objekt österreichischer Umtriebe sein würde, ungeachtet aller Dankbarkeit, die er Preußen für seine Erhebung schulden möchte".

Die beste Sicherung gegen eine Einmischung der außerdeutschen Großmächte fand Bismarck in einem engen Bündniß mit Oesterreich. Erinnert man sich, wie scharf er mit dieser Macht soeben erst aus Anlaß des Frankfurter Fürstentages zusammengestoßen war, so wird man die Schwierigkeit, eine Verständigung anzubahnen, für sehr groß halten. In der That aber wurde sie ganz außerordentlich vermindert durch den Umstand, daß Napoleon eben damals seine Einladung zu einem europäischen Kongreß erließ und daß Oesterreich, welches sich im Besitze Venetiens dadurch bedroht fühlte, sofort das größte Bedürfniß empfand, sich Preußen zu nähern. So gingen denn auch die ersten entgegenkommenden Schritte von Rechberg, nicht von Bismarck aus. Schon vor dem Tode des dänischen Königs erklärte der österreichische Minister sich bereit, die Bundesreformpläne fallen zu lassen; jetzt handle es sich um wichtigere Dinge; Preußen werde doch hoffentlich dasselbe Interesse wie Oesterreich an der Erhaltung der Verträge von 1815 nehmen.

Daß Bismarck sich in einer Nothlage befunden hätte, in die dargebotene Hand einzuschlagen, kann man nicht behaupten; abgesehen von der guten Stellung Preußens zu Rußland war die Möglichkeit einer intimen Verbindung mit Frankreich gegeben. Zu den interessantesten neuen Aufschlüssen, die Sybel uns bringt, gehört die Mittheilung, daß Drouyn de L'huys schon am 23. November, also kaum 8 Tage nach dem Tode des dänischen Königs, sich gegen den preußischen Gesandten dahin äußerte: er halte eine Theilung Schleswigs für empfehlenswerth, glaube aber, daß es besser sei, den südlichen Theil und Holstein zu einer preußischen Provinz zu machen, als einen besonderen Staat daraus zu bilden. Als Gegenleistung beanspruchte er nur die guten Dienste Preußens in anderen Fragen: an territoriale Abtretungen denke er nicht. Auch der Kaiser selbst sprach sich ähnlich aus und regte geradezu eine Allianz mit Preußen an. Herr von der Goltz war diesem Gedanken sehr geneigt, König Wilhelm aber verhielt sich ablehnend und fand es befremdlich, daß sein Gesandter sich ohne besondere Autorisation überhaupt in solche Spekulationen einlasse. Bismarck theilte mit seinem Könige die Abneigung, sich allzu eng mit Napoleon zu verbinden; aber er hütete sich natürlich wohl, den gefährlichen Nachbar vor den Kopf zu stoßen, und brachte es durch geschicktes Laviren fertig, daß man in den Tuilerien selbst seinem Bündniß mit Oesterreich eine gute Seite abgewann und sich schon im voraus des Augenblickes freute, wo die beiden Alliirten über die Beute in Streit gerathen würden. Keine der Großmächte zeigte während der ganzen Zeit der Verwicklung soviel Wohlwollen für Preußen wie Frankreich, und wenn die Triebfedern selbstverständlich egoistische waren, so darf uns das nicht von der Anerkennung abhalten, daß Napoleons Politik für Deutschland von großem Vortheil gewesen ist.

Von ganz besonderem Interesse sind, wie man denken kann, die Verhandlungen zwischen Bismarck und Rechberg, für die sehr viel neues Material verwerthet ist. Es würde zu viel Raum beanspruchen, dieselben hier auch nur in großen Zügen zu skizziren; doch mag besonders hervorgehoben werden, daß der österreichische Minister durchaus keine so traurige Figur spielt, wie man in der Regel annimmt. Er ist ja allerdings von dem Ziele, das er sich gesteckt hatte, der Personalunion Schleswig-Holsteins mit Dänemark, allmählich hinweggedrängt worden, aber doch nicht ohne zähen Widerstand und nicht, ohne mehr als einmal den verbündeten Gegner zum Rückzug zu nöthigen. Am Ende stand die Partie im Oktober 1864, als Rechberg von seinem Posten zurücktrat, für Oesterreich durchaus nicht schlecht; es hatte in dem Mitbesitz der Herzogthümer ein Objekt,

für das sich werthvolle Gegenleistungen Preußens beanspruchen ließen. Eine Gebietsabtretung an der schlesischen Grenze hatte der König allerdings schon entschieden abgelehnt und auch eine Garantie für den gesammten österreichischen Länderbestand zurückgewiesen; aber eine reichliche finanzielle Entschädigung würde ohne Zweifel leicht zu erreichen gewesen sein, und bei des Königs guten Gesinnungen gegen Oesterreich hätte ein freundschaftliches Abkommen dieser Art sicherlich seine fernere Politik gegen den Kaiserstaat auf das stärkste beeinflußt. Bismarck selbst sah es nicht gern, daß Rechberg von seinem Posten zurücktrat, und es bedeutete die Art, wie das geschah, in der That auch für ihn selbst eine kleine Schlappe. Der österreichische Ministerpräsident hatte nämlich in den Verhandlungen über die Erneuerung des Handelsvertrages mit dem Zollverein großen Werth darauf gelegt, daß die Klausel, welche nach Ablauf desselben Berathungen über eine vollständige Zolleinigung zusicherte, abermals in den Vertrag aufgenommen würde; nur dann glaubte er das Feld gegen die Widersacher der preußischen Allianz behaupten zu können. Bismarck war denn auch bereit nachzugeben, obgleich er kein Hehl daraus machte, daß er jener Klausel nur den Werth einer Redensart beimessen könne. Anderer Ansicht war jedoch Delbrück, und er vertrat seine Auffassung so nachdrücklich, daß der König, um sein Ausscheiden aus dem Dienst zu vermeiden, sich für ihn erklärte und dabei trotz wiederholter Bemühungen Bismarck's beharrte. So erbat und erhielt Rechberg denn an demselben Tage seine Entlassung, an welchem der definitive Friede mit Dänemark paraphirt wurde.

Herr von Bismarck befand sich um diese Zeit in Biarritz, wo er zu vielfachem vertraulichem Verkehr mit dem französischen Kaiser Gelegenheit hatte. Irgend welche Enthüllungen darüber gibt Sybel nicht, während er von der Zusammenkunft des folgenden Jahres ausführlich redet. Ob man daraus schließen darf, daß 1864 keine ernstlichen Versuche einer Verständigung gemacht worden sind? Ganz sicher bin ich dessen nicht, da man, wie ich früher schon hervorgehoben, erschöpfende Vollständigkeit billigerweise auch von Sybel's Buch nicht erwarten darf; mancherlei Rücksichten können es verbieten, dies oder jenes in seinem Werke, das doch nun einmal einen gewissen offiziösen Charakter hat, schon heute zu behandeln. Wahrscheinlich erklärt sich daraus auch die überraschende Dürftigkeit der Mittheilungen, welche auf die Verhandlungen des Erbprinzen von Augustenburg mit dem Könige, dem Kronprinzen und dem Ministerpräsidenten Bezug haben. Als bedeutungslos kann man dieselben nicht hinstellen wollen; denn auch aus Sybel's Erzählung erhellt mit voller Klarheit die unbestrittene Thatsache, daß der König — und mehr noch der Thronfolger — dem augustenburgischen Prätendenten sehr wohl geneigt war. In welchem Maße die eigenen Fehler des Prinzen und seiner Freunde dazu beigetragen haben, seine Aussichten zu verderben, und in welchem Maße Bismarck's diplomatische Gewandtheit dabei nachgeholfen hat, läßt sich heutzutage nur erst unvollkommen beurtheilen. Und doch war die Beseitigung der augustenburgischen Kandidatur, der heute ja Niemand mehr eine Thräne nachweinen wird, die Grundlage für die ganze weitere Politik Bismarck's, so daß es wohl des Dankes werth wäre, darüber volles Licht zu verbreiten. Vielleicht ist die Hoffnung nicht unbegründet, daß Sybel's Darstellung, wenn sie erst vollständig vorliegt, in diesem wie in anderen Punkten Ergänzungen von der Gegenseite veranlassen wird: zu dem unmittelbaren Verdienst, welches sich das bedeutsame Werk durch so manche wichtige Bereicherung unserer Kenntniß erwirbt, würde sich dann das mittelbare gesellen, auch andere zum Reden gebracht zu haben, da wo es selbst aus irgend welchen Gründen nicht reden will oder kann. Politische Motive des Schweigens werden ja jetzt, nachdem ein Vierteljahrhundert die neuen Zustände befestigt hat, kaum noch maßgebend sein: wie weit aber persönliche Rücksichten geboten sind, vermag der Außenstehende freilich nicht zu beurtheilen.

Bremen. C. Bulle.

Theater.

Königliches Schauspielhaus: Der Sturm. Zauberkomödie in 5 Aufzügen von Shakespeare. — Verein Freie Bühne: Die Familie Selicke. Drama in 3 Akten von Arno Holz und Johannes Schlaf. — Auf dem Heimwege. Charakterbild in einem Akt von Alexander L. Kielland.

„War es schön?“

Kindlicher Sinn hat die Frage erfunden, die den vom Schauspiel Heimkehrenden begrüßt. Und ob der geblendete Oedipus aus der Königsburg auszog, ob wir des tollen Lear Rasen auf öder Haide hörten, ob wir Ferdinand und Luise sterben sahen am süßen Gift: immer können wir, hat erst das seelenreinigende Gewitter ausgetobt, die frohe Antwort geben: Ja, es war schön; die Empfindungen, die uns geweckt wurden, waren mächtig, befreiend, schön.

Wenn man nun die Mitglieder des Vereins Freie Bühne nach der Aufführung der „Familie Selicke“ gefragt hätte: War es schön? Die Miene völligen Verblüfftseins hätte den unmodernen Frager geantwortet. Nein, es war nicht schön, es sollte auch gar nicht schön sein; schön war die alte Kunst, „die vor dem Tage auswich“; der „Bannerspruch der neuen Kunst, mit goldenen Lettern von den führenden Geistern aufgezeichnet, ist das eine Wort: Wahrheit.“ Und wirklich hat man ganz allgemein, im Privatgespräch wie in der kritischen Betrachtung der Tagesblätter, sich auf die Erörterung der Frage beschränkt, ob es in Berlin N. denn nun thatsächlich so zugeht, wie uns die Herren Holz und Schlaf glauben machen wollen. Soweit haben wir es nun mit Hilfe der „führenden Geister“ glücklich gebracht.

Ich muß offen gestehen, mir ist es ganz gleichgiltig, ob es solche Selickes gibt oder nicht. Charakteristisch ist die im Hause Selicke grassirende kindisch widrige Rührseligkeit für das Berlinerthum gewiß nicht, das sich viel eher durch eine dralle Skepsis, durch rüden Witz und selbstbewußte Unverfrorenheit hervorthut. Aber das alles ist, es kann nicht laut genug wiederholt werden, ganz gleichgiltig und werthlos für die Kunstbetrachtung. Wer ein Bild erst loben kann, wenn er die Aehnlichkeit mit dem Original festgestellt hat, der lernt es nie, was Kunst ist, was Kunst sein kann, sein muß.

Da hat Shakespeare, der ja wohl zur alten Kunst gehört, eine phantastische Zauberkomödie geschaffen, den „Sturm“, der jetzt im Schauspielhause in leuchtender Märchenpracht erstanden ist. Wir wissen es Alle: es gibt und es gab keine Zauberer, die durch ihres Stäbchens Schlag Wind und Wellen bewegen konnten und Bäume hervorsprießen lassen und fabelhafte Pflanzen. Und doch glauben wir an Prospero und seine Wunderwelt, wir glauben an Ariels zierlichen Spuk, denn der wirkliche Prospero, der mächtigste aller Zauberer, zwingt uns in seinen Bann: der Dichter. Und selbst Caliban, der wilde und mißgestaltete Sklave, der dem gewaltigen Phantasten gern den Garaus machen wollte, sieht am Ende ein, daß es doch besser ist, einem Prospero zu dienen und seinen Künsten unterthan zu sein, als einen Säufer sich zum Gott zu wählen und „anzubeten diesen dummen Narren“. Wollen unsere konsequenten Realisten sich von einem Caliban beschämen lassen? Sie schicken, mit großem Getöse, sich an, die „Lüge“ zu morden, ihr lustiges Geisterreich zu zerstören und setzen auf den Thron eine stammelnde, von Schwären zernagte Mißgeburt. Ist denn ein grell gepinseltes Schreckbild wahrer als das Gemälde einer Heiligen?

Wenn sich ein Paar tüchtiger Männer zusammenfinden könnten in dem festen Vorsatz, künftighin die thörichten Schlagworte, als da sind: „Realismus“, „Naturalismus“, „neue“, „lebendige Kunst“, grundsätzlich zu meiden, es wäre ein großer Gewinn. Dann erst würde die Selickemacherei in ihrer ganzen kahlen Aermlichkeit vor uns stehen. Denn — um die Sprache von Berlin N. zu reden — das mit der neuen Kunst ist ja „allens Mumpitz!“ Die Familie des Musikus Miller ist viel realistischer und viel moderner als die Familie Selicke; auch dort schreckt man vor einem wettern-

den Kraftwort nicht zurück, aber das schlägt dann auch ordentlich ein. Das Hinterhaus Brandgasse Nr. 9 aus Gutzkows „Ritter vom Geist" ist 1850 erbaut, aber es steht heute noch fester als die merkwürdig verwinkelte Architektur der Herren Holz und Schlaf. Und Adolph L'Arronge, den man nie recht für voll ansehen wollte, hat in seinen besten Stücken das berliner Volksleben mit ganz anderer Kraft und Frische angepackt als die beiden Herren, die sich am Ostermontag schmunzelnd und ungerufen vor dem gepeinigten Publikum verneigten.

Neu ist an der „Familie Selicke" nur der bewußte Verzicht auf jegliche Handlung. Die konsequenten Realisten wären nach konsequenter gewesen, wenn sie ihre Angststudie nicht „Drama" genannt hätten; denn Drama, mit goldenen Lettern haben es die führenden Geister in die griechisch-deutsche Grammatik eingetragen, heißt nach immer Handlung. Und was wir zu sehen und zu hören bekommen, das ist ein Tag aus dem Leben der Familie Selicke, ein Tag wie alle Tage. Zwar stirbt zufällig ein schwindsüchtiges Meladramenkindchen, aber auch das wäre der Welt erhalten geblieben, wenn der Stoff sonst zugereicht hätte. Dieser Kindesmord ist eigentlich auch eine Inkonsequenz, denn ob das kleine Rührlieschen lebt oder stirbt, das ist für das Allgemeinbefinden der Selickes „schnuppe".

Und noch viel inkonsequenter ist die Eintheilung in Akte und das Fallen des Vorhanges. Das Stück beginnt am Weihnachtsheiligabend und endet am ersten Feiertag früh zehn Uhr dreißig Minuten. Von diesen sechzehn bis siebzehn Stunden wollen wir keine Minute verlieren, wir wollen nicht nur Vater Selicke schnarchen hören, wir wollen auch am Schnarchen seiner Sprossen die Familienähnlichkeit konstatiren. Es gibt gar keinen stichhaltigen Grund, uns aus der intimsten Intimität so netter Leute auszuschließen. Die alte Kunst, die vor dem Tage auswich, sah Kleinigkeiten für Kleinigkeiten an; ein alter Künstler hätte mit fünf Strichen, in zehn Zeilen, uns die ganze Familiengeschichte der Selickes, ihr Werden und Vergehen, gemalt. Aber für die „neue Kunst" gibt es doch keine Kleinigkeiten; von ihr müssen wir also auch verlangen, daß sie uns nichts fortseskamotirt. Die Familie Selicke ist uns mindestens ebenso interessant, wenn sie schweigt, als wenn sie spricht.

Eifrig habe ich mich bemüht, den Ursprung des Leidens aufzufinden, an dem die Familie Selicke krankt. Die Leute wohnen schlecht, es fehlt an Geld, die Mutter kränkelt, der Vater trinkt gern ein Glas über den Durst; aber ihre Hausgenossen, bei denen es wohl nicht besser aussieht, sind doch kreuzfidel und singen und lachen und klatschen. Woran liegt es also, daß gerade die Selickes zu keiner Daseinsfreude kommen können? Die Familie leidet eben an chronischem, an erblichem „Realismus"; sie sieht nur den Schmutz in den Ecken, die üblen Eigenschaften an den Menschen und sie ärgert sie sich um das bischen Glück herum, das auch in Berlin N. zu finden wäre. Und sollte diese Art von „neuer Kunst" sich je die Bühne erobern, wir würden gar bald alle werden wie die Selickes. Mit einem Fünkchen gesunden Menschenverstandes wäre der ganzen Misere aufzuhelfen; aber weder der salbadernde Herr Kandidat, der immer verschwindet, wenn er allen Grund zum Bleiben hätte, noch der sozialdemokratische Schwachkopf Kapelcke besitzt etwas von dieser echt berlinischen Köstlichkeit. Theodor Fontane, der sich neuerdings die trübselige Rolle eines Schutzpapas der Neuesten zurechtgemacht hat, erklärt sich dem Onkel Kapelcke verwandt. Früher war der märkische Wanderer ein rüstiger Bekämpfer von „Kuddelmuddel und Gequatsche", ein gesunder Mensch und ein Poet dazu.

Ueber das Talent der Herren Holz und Schlaf kann man verschiedener Meinung sein. Sie sind reifer und minder geschmacklos als Herr Hauptmann, dem sie die „entscheidende Anregung" zu seinem ersten Drama gegeben haben, aber ihre Kraft ist auch weitaus geringer als die des Angeregten. Sie arbeiten, ganz wie unsere Schwänkeschreiber, mit dem Notizbuch, mit sogenannten Beobachtungen; es fehlt jede poetische Durchdringung, jede Erhebung über den kleinlichen Staff. Man nennt das jetzt Objektivität; früher hieß es Schwäche, Mangel an dichterischer Begabung. Die führenden Geister langweilen uns nicht mit dieser engen, horizontlosen Objektivität, nicht Tolstoi und nicht Dostojewsky, nicht Zola und nicht Ibsen; die sind allesammt ganz himmlisch subjektiv. Und ich muß offen gestehen, daß ich auch bei den Herren Holz und Schlaf nicht an den bösen Willen glaube. Sie haben sich eine Theorie zurecht gemacht, hinter der sie die Mängel ihres Könnens geschickt, fast virtuos verbergen. Sie schreiben berlinisch, weil sie, wie die Vorrede zur „Familie Selicke" mit entsetzlicher Deutlichkeit lehrt, nicht hochdeutsch schreiben können; sie halten sich an die kleinen und kleinsten Leute, weil sie den komplizirten Geistesapparat höher stehender Lebewesen nicht meistern könnten; kurz, sie thun wie alle Künstler, alte und neue, thaten und ewig thun werden, was sie müssen, nicht aber, wie man uns weismachen möchte, was sie wollen. Ihr „Papa Hamlet" ist eine ins Norwegisch-Komödiantische übersetzte Familie Selicke: der trinkende Phraseur, die verdrossene Mutter, das sterbende Kind, sie sind auch da schon alle beisammen. Die Spezialität der Herren Holz und Schlaf ist eine raffinirte und gesuchte Verstimmungsmacherei; darin sind sie schon heute Meister. Sie fangen da an, wo der Vater der französischen Decadencelitteratur, Gustave Flaubert, aufgehört hat, und sollte eine zweite Auflage der Familie Selicke nöthig werden, so schlage ich als passendstes Motto das Wort vor, das der französische Romancier von seinem trüben Spätlingswerk „Bouvard et Pécuchet" gesagt hat: „Je veux produire une telle impression de lassitude et d'ennui, qu'en lisant ce livre on puisse croire qu'il a été fait par un crétin." Das dürfte der Gipfel der Objektivität sein.

Alexander L. Kielland strebt nicht nach solchem Ruhm. Von ihm, aus seiner winzigen Novellette „Erotik und Idyll" können unsere konsequenten Realisten lernen, wie man, auch ohne die schmutzige Leibwäsche mit Behagen auszubreiten, eine Familienmisere auf wenigen Seiten plastisch uns vor Augen führen kann. Das kleine Stückchen, das uns die Freie Bühne brachte, ist vielleicht das Schwächste, was Kielland je geschaffen hat; es bleibt alles doktrinär, lehrhaft, tendenziös in dem Charakterbilde „Auf dem Heimwege"; dennoch horchen wir froh auf, da ein bedeutender Mensch zu uns spricht, und wenn Frau Norbahl gegenüber dem Getrömmel des Pastors auf ihre Nähmaschiene deutet, die auch ein Vater der Verwaisten, auch ein hilfreicher Freund der Armen und Elenden ist, dann empfinden auch wir etwas vom Rauschen jener modernen Ideen, von denen die am lautesten reden, die ihrer nimmer einen Hauch verspürten.

Mit Calibans wollte Prosperos blödsinniger Sklave die ganze Zauberinsel bevölkern. Der mächtige Meister ward gewarnt vom freiheitsdürftigen Ariel, einem kerngesunden Elfen. Schläft denn nicht irgendwo im Zauberland der Poesie ein Prospero, der mit des Wunderstabes Winken es verhindert, daß ein Geschlecht von Selickes entsprießt?

M. Kent.

Briefkasten der Redaktion.

Mannheim. Abgesehen von den bereits gesetzten Besprechungen werden wir in Zukunft ihren Wunsch thunlichst berücksichtigen.

H. M. Berlin. Besten Dank. Es liegt in der That ein Druckfehler vor. Der Direktor der Frankfurter Realschule (Philantropin) heißt nicht Herz, wie in der Politischen Uebersicht der vorigen Nummer stand, sondern Heß.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 29. Berlin, den 19. April 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW, Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Arbeiterkongreß, der im vergangenen Jahr in Paris abgehalten worden, hatte bekanntlich den Beschluß gefaßt, am ersten Mai 1890 Kundgebungen zu veranstalten, deren Zweck es sein sollte, für den gesetzlich einzuführenden achtstündigen Maximalarbeitstag zu demonstriren. Diese Festsetzung war in den einzelnen Ländern alsdann vielfach dahin gedeutet worden, daß am ersten Mai im Interesse jener Kundgebungen die Arbeit überhaupt zu ruhen habe, daß gewissermaßen für diesen einen Tag, soweit möglich, ein Weltstreik zu veranstalten sei. Ein Theil der Arbeiter hatte sich der Idee in dem Sinne bemächtigt, daß durch ein völliges Ruhen der Arbeit den Regierungen und der Gesellschaft ein Beweis von der steigenden Macht der dem Sozialismus geneigten Schichten geliefert werden sollte, und gleichzeitig wünschte man darzuthun, wie abhängig der sogenannte Bourgeoisstaat von dem guten Willen der schwieligen Fäuste sei. Wir wollen zeigen, was wir können, und wie hilflos Ihr, Bourgeois, ohne uns seid — das war vielfach die Arbeiterparole; und es läßt sich verstehen, daß dieser Provokation gegenüber zahlreiche Arbeitgeber sich auf den entgegengesetzten Standpunkt stellten und nun ihrerseits durch die That zu erhärten wünschten, daß sie noch keineswegs so machtlos seien, um sich widerstandslos der Dekretirung eines Feiertages seitens ihrer Angestellten fügen zu müssen. Der angekündigten Arbeitseinstellung jener setzten diese die Drohung entgegen, einen jeglichen entlassen zu wollen, der am 1. Mai der Kundgebung wegen feiern würde. Es hatte also den Anschein, als würde der 1. Mai eine Kraftprobe zwischen den Unternehmern und ihren Angestellten herbeiführen.

Psychologisch mag man es begreifen, aber überaus unklug wäre es gleichwohl, wollte man den 1. Mai dazu benutzen, um die gegenseitige Stärke in einem vergiftenden Streit an einander zu messen. Eine solche Kraftprobe ist stets eine Thorheit, eine Thorheit vom Standpunkte der einen wie der anderen Partei, denn sie führt naturgemäß dazu, den Unterliegenden mit erbitterndem Groll, den Siegenden mit anmaßendem Uebermuth zu erfüllen, während das Interesse der Einzelnen wie der Gesammtheit bleibend nur durch ein friedliches Zusammenwirken der Kräfte gefördert werden kann. Es empfiehlt sich vielmehr, mit kühler Gelassenheit den bevorstehenden Ereignissen entgegen zu blicken. Wollen die Arbeiter am 1. Mai die Arbeit ruhen lassen, so bedeutet das sehr wenig; diese Demonstration mag einen Augenblick ihrem Selbstgefühl schmeicheln; aber sie wird an den ökonomischen Verhältnissen der Welt auch nicht einen Deut ändern, und am 2. Mai würde das geschäftliche Getriebe genau da wieder einsetzen, wo es am letzten Arbeitstag zum Stillstand gekommen ist, mit der einzigen Wirkung, daß der finanziellen Einbuße der Unternehmer eine weit empfindlichere Einbuße der Arbeitnehmer an Lohn gegenübersteht; und diese Lohneinbuße würde voraussichtlich die davon Betroffenen recht schnell zu der Einsicht bringen, daß für eine inhalt- und bedeutungslose Demonstration dieses Opfer denn doch zu groß sei. Für die Zukunft könnte eine derartige Erfahrung aber gewiß von Nutzen sein.

In Oesterreich beabsichtigen denn auch zahlreiche Industrielle und selbst die Regierung als Arbeitgeberin sich auf den einzig richtigen Standpunkt zu stellen; sie sind der Ansicht, daß die Thorheit der einen Seite nicht die Leidenschaftlichkeit der anderen Seite herausfordern muß, und daß man den Vorgängen des ersten Mai nur ein besonderes Relief verleihen würde, wollte man sich einer Feier prinzipiell und mit allen Kräften entgegenstemmen. Die Stärke der bestehenden Verhältnisse wird in weit klarerer Weise veranschaulicht, wenn man die Arbeiter, soweit sie am ersten Mai demonstriren wollen, in den Grenzen des Gesetzes ruhig gewähren läßt, und es den Thatsachen zuschiebt, die Streikenden über das Verfehlte ihres Unternehmens zu belehren. Eine einzige

Einschränkung muß gemacht werden. Man wird dafür zu sorgen haben, daß jene Betriebe, die ihrer Natur nach einen Stillstand nicht ertragen und jene anderen, die öffentlichen Interessen dienen, wie Eisenbahnen, Gasanstalten u. s. w. uneingeschränkt weiter funktioniren. Das wird sich aber ohne jede Schwierigkeit erreichen lassen, denn die Annahme ist lächerlich, als wären alle Arbeiter auch demonstrationslustige Sozialdemokraten, und somit würde der erste Mai nicht sowohl das erweisen, was einige ultraradikale Heißsporne gern erwiesen sehen möchten; sondern das Gegentheil. Es würde sich zeigen, auf wie festen Grundlagen unsere heutige Gesellschaft sich aufbaut.

Aehnliche Erwägungen haben unzweifelhaft auch bei den denkenden Köpfen der deutschen sozialdemokratischen Partei Platz gegriffen. Die verständigen Führer mußten sich sagen, daß die in Aussicht genommene Arbeitseinstellung einen realen Nutzen den Feiernden gar nicht bringen kann, daß die Einbuße an Lohn aber ein sehr greifbarer Nachtheil sei, der, nachdem der erste Rausch verflogen, die Enttäuschten nachdenklich und mißtrauisch gegen die Veranstalter machen würde. Des Weiteren war es fraglich, ob die Arbeitseinstellung überhaupt in einem solchen Umfange sich würde durchsetzen lassen, daß sie eine imponirende Wirkung zu machen im Stande war; mißglückte, wie sehr wahrscheinlich, die Demonstration, so war der Eindruck der letzten Reichstagswahlen damit zum Theil wieder fortgewischt; und endlich konnten sich die sozialdemokratischen Führer nicht verhehlen, daß der erste Mai leicht zu Krawallen führen könnte, die der eigenen Sache nur schaden mußten. Den reaktionären Parteien pflegen solche schnell niedergeworfenen Krawalle stets willkommen zu sein, denn sie bieten einen Anlaß, um an ihnen die Vortrefflichkeit der draufgängerischen Regierungsprinzipien eines Puttkamer und seiner Gesinnungsgenossen zu erhärten; in einer Zeit aber, wo die Aufhebung des Sozialistengesetzes in den Bereich der Wahrscheinlichkeit gerückt ist, mußte eine derartige Aussicht den Sozialdemokraten besonders unerwünscht erscheinen.

Sprach mithin alles dagegen, den 1. Mai in provokatorischer Weise zu begehen, so war es nur verständig, daß die sozialdemokratische Parteileitung dieser Anschauung nun auch ihrerseits in unzweideutiger Weise Ausdruck gegeben hat. Sie richtet an ihre Gesinnungsgenossen ein Schreiben, in welchem von einem allgemeinen Streik direkt abgerathen und vor allem zu Ruhe und Frieden ermahnt wird. Das ist ein erfreuliches Zeichen politischer Klugheit, und eine Partei, die sich fähig zeigt, bei einer Veranlassung ihre Handlungen auf das Mögliche und Zweckmäßige zu richten, die mit gegebenen Machtverhältnissen zu rechnen und die Ursache und Wirkung treffend zu beurtheilen beginnt, kurz, die von der agitatorischen, blind losstürmenden Verblendung sich lossagt — sie scheint auf gutem Wege, auch in anderer Beziehung einem nüchternen Rechnen zugänglich zu werden; und das wäre dann der erste Schritt, um die heutige, in utopischen Ideen verstrickte Sozialdemokratie zu einer aktionsfähigen radikalen Arbeiterpartei umzubilden, die segensvoll die politische Entwicklung in Deutschland beeinflussen könnte.

Das sind ferne Ziele; für den Augenblick kommt es nur darauf an, daß die Arbeitgeber genau so kühl und leidenschaftslos ihre Entschlüsse für den 1. Mai treffen, wie das die Führer der Arbeiter gethan haben, und daß beide Theile auch demgemäß handeln. Alsdann wird dieser Tag harmlos genug verlaufen, und er wird überdies eine gute Lehre hinterlassen: die Lehre, daß allen ähnlichen Auseinandersetzungen der Giftzahn ausgebrochen ist, sobald man die Leidenschaften, statt sie gegenseitig zu schüren, zum Schweigen bringt. Häufig genug feiert ein Arbeiter um nichtiger Veranlassung willen, und warum sollte man ein Exempel statuiren müssen, wenn er im Dienste einer Idee, die ihn über das eigene Ich hinaushebt, wenngleich einer falschen Idee, dasselbe unternimmt? Der kühlen, ruhig rechnenden und auch humanen Besonnenheit gebührt allein das Wort.

In Gießen ist der antisemitische Kandidat Pickenbach gewählt worden; diese Wahl bietet insofern ein besonderes Interesse, weil sie die Veranlassung gewesen ist, die Vergangenheit des Herrn Pickenbach schärfer zu beleuchten. Bei dieser Untersuchung ist nun dokumentarisch festgestellt worden, daß der nunmehrige Reichstagsabgeordnete in ein Geschäft verwickelt gewesen ist, das alle Kriterien des schändlichsten Wuchers unzweideutig aufweist. Die Nothlage eines Geldsuchers beutete Herr Pickenbach in der Weise aus, daß er dem geschäftsunkundigen Bedrängten eine sichere Hypothek von 5000 Mk. für 3150 Mk. abnahm, und dieser Mann gehört jetzt einer Partei an, die ins Leben getreten ist, um vor allem den Wucher zu bekämpfen, freilich — den jüdischen Wucher. Das kann Herr Pickenbach — mit gleichem Recht wie ja auch Herr Böckel sich berufen fühlt, für christliche Sittlichkeit einzutreten; er hat bekanntlich ein Dienstmädchen verführt, ließ sich auf die Alimente verklagen und betraute dann zartfühlend mit seiner Vertheidigung die eigene junge Frau. Nimmt man noch Herrn Stöcker hinzu mit seinen Eidesschwierigkeiten, so hat man ein parlamentarisches Musterkleeblatt beisammen. Diese drei Männer mit ihrer wirthschaftlichen Redlichkeit, ihrer sittlichen Reinheit und ihrer Gewissenswahrhaftigkeit sind gewiß geeignet, im Namen des Antisemitismus die „höchsten Güter des deutschen Volkes zu vertheidigen". So sieht bei uns der parlamentarische Antisemitismus aus; über den Straßenantisemitismus konnte man in den Wiener Vorstädten jüngst Erfahrungen sammeln. Die Lehre der nationalen Männer hat die niedere Bevölkerung bereits so weit veredelt, daß dieselbe in ausgiebiger Weise sich zu Plünderungen und Verwüstungen aller Art hinreißen ließ. — Noch eine Betrachtung legt die Wahl Pickenbach's nahe. Dieser Mann mit dieser Vergangenheit konnte nur dadurch zum Siege gelangen, daß für ihn ein Theil der Nationalliberalen des Kreises die Stimme abgab. Wollte man die nationalliberale Partei in ihrer Gesammtheit darum der Sympathie für einen Pickenbach zeihen, so wäre das zweifellos eine haltlose Verallgemeinerung; allein darauf muß man doch hinweisen, daß die nationalliberale Partei allmählich sich mit Elementen durchsetzt hat, die politisch zu Allem fähig sind, nur nicht zu einer Haltung wie sie früher als erste Vorbedingung erachtet worden ist, um der Partei Bennigsen-Miquel angehören zu können.

In den Koburgischen Landen ist kürzlich ein liberaler Redakteur wegen Preßvergehens zu Gefängniß verurtheilt, und darauf bei seiner Einlieferung „aus Versehen" gleich einem gemeinen Verbrecher behandelt worden. Die Haare wurden ihm geschoren; er kam in eine elende Zelle; er mußte die gewöhnliche Gefangenenkost essen und die Sträflingskleider tragen. Das „Versehen" wurde sodann wieder rückgängig gemacht. Nun stellt sich heraus, daß ganz ähnliche Vorgänge sich auch anderwärts in Deutschland ereignet haben; so in Sachsen, so in Württemberg, so in Westfalen; an allen diesen Orten handelt es sich gleichfalls um politische Verurtheilte; den einen hat man in Ketten transportirt, andere sogar ihre ganze Haftzeit hindurch völlig wie gemeine Verbrecher behandelt. Diese russisch-sibirischen, so bedauerlich sich mehrenden Versehen geben zu denken, und der Reichstag wird sich die Frage vorlegen müssen, ob nicht als erster Schritt zur Besserung eine übereinstimmende Behandlung der Verurtheilten durch eine reichsgesetzliche Regelung des Strafvollzuges anzustreben sei.

Im englischen Unterhaus ist von ministerieller Seite die Erklärung abgegeben worden, daß jede Besorgniß in Betreff der deutschen Unternehmungen in Afrika unangebracht sei. Deutschland habe bündig versichert, daß es die englischen Rechte in jedem Punkt zu achten gedenke. Diese Aeußerungen sind unzweifelhaft sehr erfreulich und sie zerstreuen einen Theil der Besorgnisse, die sich aus dem rivalisirenden Vorgehen Emin's und der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft ergeben mußten; aber auch nur einen Theil der Besorgnisse; zwischen Emin und seinen Konkurrenten können immer noch recht unangenehme Verwicklungen sich ergeben; doch kann man jetzt die zuversichtliche Hoffnung hegen, daß die beiderseitigen Regierungen diese

Verwicklungen dann im Sinne der Billigkeit lösen werden. Scheidet aber selbst dieses Bedenken aus, so bleiben doch alle jene anderen häufig angeführten Gründe, die gegen die Expedition Emin Pascha's sprechen, bestehen, und sie können schwerlich auch nur abgeschwächt werden, weil sie sich aus der Natur des Unternehmens selbst ergeben.

Crispi hat eine Anzahl ausländischer Korrespondenten, unter ihnen auch einen Deutschen, die ihm für seine Politik unbequem erschienen, ausweisen lassen. Fast ohne Ausnahme verurtheilt die italienische Presse dieses Vorgehen; sie nennt es bezeichnender Weise ein Bismarck'sches, das sich für ein freisinnig regiertes Land durchaus nicht schicke. Betrachtet man das Vorgehen Crispi's vom psychologischen Standpunkt aus, so muß es als ein Symptom der Schwäche erscheinen. Zu diesen Mitteln greift man stets nur, um ein schwaches System zu stützen; und da durch diese Ausweisungen die Zahl der Gegner Crispi's noch vermehrt worden ist, so darf man schließen, daß der heutige italienische Ministerpräsident von seinem Sturze schwerlich allzuweit entfernt sein kann.

* *

Parlamentarische Initiative.

Die Worte, mit denen sich am vorigen Dienstag Herr v. Caprivi als Ministerpräsident dem preußischen Abgeordnetenhause vorstellte, haben bei allen Parteien den besten Eindruck hervorgerufen. Die Volksvertretung ist durch den Fürsten Bismarck nicht verwöhnt und so berührt schon die bloße sachliche Höflichkeit angenehm. Aus dieser Empfindung heraus ist es denn wohl auch zu erklären, daß eine so unschuldige Redewendung wie die: „Wir werden das Gute nehmen, von wo und durch wen es auch kommt", den lebhaftesten Beifall im Hause, wie auch in der Presse gefunden hat. Ich glaube nicht, daß es jemals eine Regierung in der Welt gegeben hat, die nicht ähnliche Erklärungen abgegeben hat oder hätte abgeben können, ohne sich damit auch nur im Mindesten zu vinkuliren. Auch Fürst Bismarck nahm „das Gute, von wo und durch wen es auch kam". Der Streit drehte sich nur darum, ob das, was er nahm, wirklich „das Gute" war.

Nachdem er die Getreidezölle zum Range des „Guten" erhoben hatte, nahm er dieselben unbedenklich von seinen politischen Gegnern, dem Centrum, entgegen; er würde sie auch von den verhaßten Freisinnigen genommen haben, wenn dieselben zur Schutzzollpolitik zu bekehren gewesen wären.

Die Frage bleibt also, wie sie war: Was ist das Gute, das Nothwendige, das für den Staat Ersprießliche? Gerade diese Frage zu beantworten, hat aber Herr von Caprivi zunächst noch vermieden. Er hat nur das Zugeständniß gemacht, daß die Antwort auf diese Frage nicht durchweg mit den Zielen der bisherigen Bismarck'schen Politik zusammenfalle. Aber er hat sich gleichzeitig dagegen verwahrt, daß mit Recht von einer neuen Aera gesprochen werden könne und hat zum schlüssigen Beweise dafür auf den Umstand hingewiesen, daß seine „Herren Kollegen unentwegt ihre Aemter fortführen". Aus dieser ganzen Haltung geht klar hervor, daß — wenigstens zunächst — eine tiefgreifende reformatorische Initiative von dem preußischen Ministerium nicht zu erwarten ist. Ob der Herr Ministerpräsident als Reichskanzler weniger zurückhaltend sein wird, bleibt abzuwarten. Als gewiß aber darf es gelten, daß im Reiche eine starke Reformbewegung aus der Mitte der Volksvertretung hervorgehen wird. Noch niemals waren alle Vorbedingungen für eine parlamentarische Initiative so sehr gegeben, wie gerade jetzt im Reichstage. Ein allmächtiger Kanzler, dessen Widerstand fast niemals, dessen Angriff schwer zu überwinden war, ist zurückgetreten, die bisherige Kartellmehrheit ist beseitigt, die unter einem Ausnahmegesetze stehende Partei der Sozialdemokraten hat unter allen politischen Parteien die größte Stimmenzahl bei den letzten Wahlen auf sich vereinigt. Endlich aber ruft das nachdrückliche Stichwort „Sozialreform" alle Fraktionen des Reichstags auf die offene Bühne.

Bei einer derartigen Situation ist natürlich nicht daran zu denken, daß der Reichstag in der ersten Session nach den Wahlen sich darauf beschränkt, einfach das Pensum zu erledigen, welches die Regierung ihm zur Erledigung überweist. Die Parteien, und speziell diejenigen, welche etwas von der Zukunft erhoffen, müssen den Kurs markiren, den sie eingeschlagen wissen wollen, und zwar um so deutlicher, je abwartender die Stellung der Reichsregierung der politischen Zukunft gegenüber sein wird.

Vermuthlich wird diese sicher zu erwartende parlamentarische Initiative in erster Linie das Gebiet der Sozialreform betreten. Was die verbündeten Regierungen in dieser Beziehung betreffs der Arbeiterschutzgesetzgebung bieten werden, geht schwerlich über das hinaus, was bereits seit drei Jahren vom Reichstage nahezu einstimmig angeboten worden ist. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die sozialdemokratische Partei sich mit diesen Zugeständnissen nicht zufrieden erklären und die gesetzgeberische Einführung des achtstündigen Maximalarbeitstages beantragen wird. Soweit sich die Dinge bis jetzt übersehen lassen, werden die Sozialdemokraten bei diesem Antrage von keiner anderen Partei unterstützt werden. Anders liegt die Sache, wenn die Sozialdemokraten einen Antrag auf sofortige Beseitigung des Sozialistengesetzes stellen sollten. Die öffentliche Meinung rechnet bereits bestimmt darauf, daß das im Herbst ablaufende Sozialistengesetz nicht weiter verlängert werden wird. Ein Ausnahmegesetz, das unhaltbar geworden ist, kann aber gar nicht rasch genug beseitigt werden. Die Regierung würde deshalb weise handeln, wenn sie in Vorbereitung des gänzlichen Wegfalls des Sozialistengesetzes sofort wenigstens mit einer Lockerung der Fesseln vorginge und speziell die Ausweisungsmaßregeln schon jetzt rückgängig machte. Geschieht in dieser Richtung nichts, so ist schwer abzusehen, wie Parteien, die entschlossen sind, das Sozialistengesetz nicht weiter verlängern zu lassen, es motiviren wollen, einen Antrag auf sofortige Beseitigung des Sozialistengesetzes abzulehnen, zumal die Sommermonate mit ihrer geringen politischen Bewegung für den Uebergang in normale Verhältnisse viel geeigneter sind, als der Herbst.

Der Schwerpunkt der sozialreformatorischen Initiative wird jedoch voraussichtlich auf dem Felde der Lebensmittelbesteuerung liegen. Die künstliche Vertheuerung des täglichen Brotes um jährlich hunderte von Millionen Mark zu Gunsten der agrarischen Großproduktion, die Branntweinsteuerdifferenz von jährlich einundvierzig Millionen zu Gunsten von ein paar Tausend Großbrennern und ähnliche Leistungen unserer bisherigen Wirthschaftspolitik bilden eine wahre Satire auf jegliche Sozialreform. Hier ist ein starker Angriff seitens der fortgeschrittneren Sozialreformer mit Sicherheit zu erwarten.

Ohne daß diesem Theile der Sozialreform im weitesten Umfange Rechnung getragen wird, ist an einen Rückgang der Sozialdemokratie gar nicht zu denken. Räumt man bei uns mit dem Protektionismus dagegen auf, so wird die Sozialdemokratie vielleicht das Schicksal der englischen Chartisten theilen, die nach Aufhebung der Kornzölle und dem daraus hervorgehenden Zusammenbruch der gesammten Schutzzollpolitik in kurzer Zeit in den übrigen Parteien wieder aufgingen. Daß die preußischen Junker und deren agrarische Bundesgenossen gegen jene Sozialreform, die in der Beseitigung des Protektionismus liegt, auf das äußerste ankämpfen werden, ist gewiß. Aber sie werden sich bald davon überzeugen, wie schwer ihr Stand sein wird, wenn sie ohne den Fürsten Bismarck blos auf ihre fadenscheinigen Gründe angewiesen sind.

Th. Barth.

Die Organisation der Reichsregierung und die Parteien.

II.

Jüngst ging die Nachricht durch die Zeitungen, Fürst Bismarck habe in seiner Antwort auf die Abschiedsadresse des Bundesraths dieser Körperschaft den freundschaftlichen Rath ertheilt, sich auf die Funktionen eines legislativen Organs zu beschränken und die Funktionen einer ministeriellen Behörde zu meiden. Sehr glaublich klingt das nicht; es sei denn, daß der Fürst seine Ideen über die Reichsverfassung vollständig umgewandelt hätte. Denn bei allen Reichstagsverhandlungen über die Frage des Reichsministeriums begründete Bismarck seinen Widerspruch — außer mit seiner Abneigung gegen ein zweites Ministerkollegium — mit den entgegenstehenden, unantastbaren Befugnissen des Bundesraths. Ist nun die Meinung, daß die Kompetenzsphäre des Bundesraths der Einrichtung von Reichsministerien entgegenstehe, eine irrige, so ist es doch auch ebenso falsch, zu glauben, daß etwa durch die Befolgung jenes angeblichen letzten Rathschlags des scheidenden Kanzlers das Hinderniß beseitigt wäre. Allerdings ist die Ansicht weit verbreitet und auch im Reichstag oft ausgesprochen worden: wenn der Bundesrath keine Verwaltungs-, sondern lediglich gesetzgeberische Kompetenzen hätte, so stände der Verwirklichung der reinen Bundesstaatsidee im Deutschen Reiche wenig mehr im Wege; dann hätte man ein Gesammtstaatsparlament in zwei Häusern, wie in Amerika und der Schweiz; und dem könne dann eine völlig selbständige Gesammtstaatsregierung, d. h. ein kollegiales Reichsministerium entsprechen. Indessen trifft diese Auffassung den Kern der Schwierigkeit gar nicht, welcher keineswegs in der Zuweisung von Exekutivbefugnissen an den Bundesrath liegt. Das alte Dogma von der trias politica, wonach die ausschließlich gesetzgeberische Kompetenz das Wesen des Parlaments ausmacht, hat sich überlebt. Selbst in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo man jene Doktrin Montesquieu's orthodoxer festgehalten hat als in irgend einem anderen Staate der Welt, greift der Senat (bei Beamtenernennung und Vertragsschließung) nachhaltig in das Gebiet der Exekutive ein, ohne daß dadurch sein Charakter als ein Haus des Parlaments irgend zweifelhaft würde. Umgekehrt könnte man dem deutschen Bundesrath alle Verwaltungsbefugnisse nehmen, ohne daß er dadurch ein parlamentarisches Oberhaus würde. Daran hindert ihn auch nicht die Bestallung seiner Mitglieder durch die Gliedstaaten: wohl aber — und zwar ausschlaggebend — der Umstand, daß die Mitglieder nicht als solche und nach ihrer Ueberzeugung, sondern für *ihre Staaten und nach den Instruktionen ihrer Regierungen* votiren. Der amerikanische Senat wie der schweizerische Ständerath sind als Vertretungen der Gliedstaaten gedacht, ihre Mitglieder werden von den Gliedstaaten bestallt; aber seine Stimme gibt der einzelne Senator oder Ständerath als solcher, nach seiner freien Ueberzeugung ab; das ist ein *parlamentarisches* Votum, und deshalb sind jene Körperschaften Parlamentshäuser. Das Votum im deutschen Bundesrath dagegen stellt eine *Regierungshandlung des betreffenden Gliedstaats* dar; die Mitglieder handeln lediglich als *gliedstaatliche Beamte*; und deshalb ist der Bundesrath — was auch immer seine Kompetenzen sein mögen — ein *Gesandtenkongreß* und kein Parlamentshaus. Der Schwerpunkt für die Entschließungen des Bundesraths liegt nicht in ihm, sondern in den Gliedstaatsregierungen; mit diesen hat daher die Reichsregierung vornehmlich zu „parlamentiren"; und eben deshalb muß sie mit der mächtigsten Gliedstaatsregierung, der preußischen, nothwendig in engster Fühlung sein.

Ist nun eine Aenderung dieser Konstruktion des Bundesraths, eine Aenderung, welche ihn zu einem parlamentarischen Oberhause machte, in absehbarer Zeit denkbar? — Es genügt, die Frage auszusprechen, um sie entschieden zu verneinen. Es war dies von jeher der allerkitzlichste Punkt der deutschen Verfassungsfrage; die Stelle, an der die so mächtig begannene Einheitsbewegung von 1848 scheiterte. Die Betheiligung der Gliedstaaten an der Centralgewalt in den Rahmen des parlamentarischen Zweikammersystems zu bringen, wie es in den republikanischen Bundesstaaten Amerikas und der Schweiz geschehen, — dem widerstrebt nun einmal absolut der *monarchische Charakter der deutschen Staatenbildung.* Wenn man dies dennoch versucht hat, ohne den Boden der realen Verhältnisse verlassen zu wollen, so sah man sich stets genöthigt, noch eine Art Fürstenrath anzuhängen; eine Einrichtung, unglücklicher und unhandlicher als alle andern, die einerseits die Verfassung unerträglich komplizirt und andererseits ihren Zweck nicht befriedigend erfüllt. Es ist das Beste an der heutigen Gestaltung des Bundesraths, daß sie jene unselige Fürstenrathsidee beseitigt. Jeder Versuch einer Umformung im oben angedeuteten Sinne würde, wenn überhaupt ernst genommen, jene Idee wieder erwecken; und das hieße wahrhaftig, den Teufel vertreiben durch Beelzebub, der Teufel obersten. Bei den Plänen für die Reorganisation der Reichsregierung werden demnach alle Parteien, denen es Ernst ist um den nationalen und zugleich konstitutionellen Ausbau des Reichs — und dies beides geht jetzt wie stets Hand in Hand — gut thun, vorerst nicht die Umwandlung des Bundesraths in ein parlamentarisches Oberhaus in Betracht zu ziehen. Vielmehr muß man hierbei die jetzige Struktur des Bundesraths als gegebene Voraussetzung hinnehmen; und anstatt die Kräfte im Kampf gegen dies nothwendige Uebel zu verzetteln, sie zusammennehmen zur Erreichung kleinerer, aber nicht minder wichtiger Reformen, welche auch in dem gegebenen Rahmen möglich sind.

Der Weg hierzu wird uns gerade durch die Erkenntniß des Moments gewiesen, auf welchem die Nothwendigkeit der jetzigen Einrichtung des Bundesraths beruht: der monarchischen Form der deutschen Staatenbildung. Sie hat sich als ein Bollwerk des Partikularismus erwiesen; sein Uebermaß läßt sich nur zurückdämmen, indem auch im Reiche der monarchische Charakter voll zur Geltung kommt. Mit gutem Grunde schreiben die Verfassungen der republikanischen Bundesstaaten ihren Gliedern unbedingt die republikanische Staatsform vor; denn kein monarchischer Gliedstaat würde sich in ihren Rahmen fügen können. Die deutsche Verfassung kümmert sich nicht um die Staatsformen der Gliedstaaten; jedoch dieselben sind im wesentlichen monarchisch, und deshalb muß das Reich es nothwendig gleichfalls sein. *Ueber monarchischen Gliedstaaten kann nur ein monarchischer Gesammtstaat stehen,* wenn er wirklich sein soll, was doch auch das Deutsche Reich seiner Idee nach ist: ein Staat *über* Staaten. Darum ist die staatsrechtliche Kontroverse über die Form des Deutschen Reiches durchaus keine Doktorfrage, sondern ein eminent praktisches Problem. Und wenn die herrschende Meinung in der Wissenschaft annoch dem Reiche den monarchischen Charakter abspricht und sich dafür wundersame Nothbegriffe wie „Staatenrepublik" oder „Pleonarchie" zusammenzimmert, die am letzten Ende Niemanden befriedigen können, so beweist das nur, daß wir noch in jenem Problem stecken geblieben sind, daß unser staatsrechtlicher Zustand noch ein problematischer ist und nothwendig der Klärung bedarf.

Daß die Logik der Thatsachen der — in diesem Falle vielleicht absichtlich — etwas lahmen Logik der Menschen zuvorgekommen ist, indem seit dem Bestehen der Verfassung sehr wider Willen und Wissen mancher ihrer Urheber von Jahr zu Jahr thatsächlich die Reichsregierung immer mehr eine monarchische geworden ist, wurde bereits erwähnt. Wie auf diesem Gebiet überhaupt, so wird auch hier eine Reform davon ausgehen müssen, das thatsächlich Gewordene rechtlich zu fixiren, dadurch zu klären und in den Gesammtbau organisch einzufügen. Bei der klareren Ausprägung der monarchischen Staatsform im Reiche darf man jedoch, wenn man sich nicht jede Aussicht des Gelingens von vornherein nehmen will, keinen Augenblick vergessen, daß es sich um eine völlig moderne Bildung, und eine solche unter völlig eigenartigen

Bedingungen handelt. Der alte Satz, daß der deutsche Kaiser mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt werden müsse, enthält eine tiefe und unentrinnbare Wahrheit. Gerade darin, daß man zur entscheidenden Stunde an entscheidender Stelle wenig Geschmack an dem demokratischen Oele fand und den doch unentbehrlichen Tropfen davon gar zu homöopathisch abmaß, liegt der Grund, daß der deutsche Kaiser nicht von vornherein wahrhaft kaiserlich d. h. als unzweifelhafter Monarch des Reiches erstand. Um ebensoviel, wie man dem demokratischen Geiste, den entschieden liberalen und wahrhaft konstitutionellen Forderungen abzwackte, um genau soviel drückte man die monarchische Stellung des deutschen Kaisers herab. Umgekehrt kann sich jetzt diese nur im gleichen Verhältniß und unter der Voraussetzung ausgestalten, daß man vor jenen nicht zurückschreckt. Kaiser und Reich war seit Menschenaltern die Losung des deutschen Liberalismus; sie können auch heute nur mit einander, nie gegen einander gedeihen und siegen. Freilich, auf vielfach wesensverschiedenen Grundlagen ruht die kaiserliche Monarchie im Reiche gegenüber dem Landesfürstenthum. Ein Kind der neuesten Zeit ist sie frei von allen feudalen Reminiscenzen, welche jenem noch vielfach anhaften; eine Errungenschaft des nationalen Selbstbestimmungsrechts kann sie sich nicht auf die veralteten Dogmen des Legitimitätsprinzips stützen. Demgemäß steht sie auch dem konstitutionellen Wesen anders gegenüber als das Landesfürstenthum. Dieses ist überall älter als die heutige Verfassung seines Landes; es hat dieselbe — freiwillig oder gezwungen — seinerseits gegeben. Die deutsche Verfassung ist älter als die kaiserliche Monarchie, die sich erst auf Grundlage jener entwickelte; es gab einen Reichstag, bevor es einen Kaiser gab. Der Reichstag war das erste Organ der Einheit, welches dem Kaiserthum erst die Bahn brach. Die Selbstbestimmung des deutschen Volkes ist das Salz des Reichsgedankens; wird dieses Salz dumm, womit soll man salzen?

Ist also die gedankliche wie die thatsächliche Grundlage der kaiserlichen Monarchie im Reiche eine andere als die der landesfürstlichen in den Gliedstaaten, so folgt, daß man an ihre Ausgestaltung nicht herantreten kann mit aprioristischen Vorstellungen vom Wesen der Monarchie, wie man sie lediglich aus dem Partikularstaatsrecht zu abstrahiren liebte. Die aus solchen Vorstellungen gezogenen Konsequenzen scheitern völlig bei den Reichsverhältnissen; und zwar nicht nur an der hier ganz anders fundirten Stellung der Volksvertretung, sondern fast noch mehr an dem Riff der unumgänglichen Gliedstaatenvertretung, am Bundesrath. Soll das Schiff des Kaiserthums an diesem Riff flott vorbeikommen, so muß man manch alten Ballast über Bord werfen, und das Gebilde einer neuen Zeit in ihrem Geiste ausgestalten. Hieraus erklären sich manche Seltsamkeiten in der Haltung der Parteien zu dieser Frage, besonders die, daß jene Richtung, welche es liebt plus royaliste que le roi zu sein, dem Monarchismus im Reiche kühl oder feindlich gegenübersteht. Jedoch der nothwendige Gang der Entwicklung muß und wird diesen Widerstand besiegen; und diese Entwicklung kann nur eine ebenso entschieden monarchische wie entschieden konstitutionelle sein. Für die staatsrechtliche Organisation der wahrhaft konstitutionellen Monarchie bildet nun die Gestaltung der Ministerialinstanz den Kernpunkt, woraus sich das stetige Wiederkehren der Frage des **Reichsministeriums** innerlich erklärt. Zugleich geben aber die bisherigen Erörterungen uns einen Anhalt für die Auffindung der eigentlichen Schwierigkeit in dieser Frage, die ganz anderswo steckt, als wo man sie nach früheren autoritativen Aeußerungen suchen möchte.

Wenn einerseits mit der gegenwärtigen Gestaltung des Bundesraths als dem Ausdruck des partikularen Monarchismus gerechnet werden muß, andrerseits ein Gegengewicht nur in der Ausbildung des Kaiserthums zum gesammtstaatlichen Monarchismus zu finden ist, so kann nach **beiden** Seiten hin die Reichsregierung des allerengsten nicht nur thatsächlichen, sondern rechtlich-organischen Kontakts mit der preußischen Staatsregierung unmöglich entrathen. Die preußischen Stimmen im Bundesrath müssen zur unbedingten Verfügung der Reichsregierung stehen; das Gewicht des preußischen Gliedstaates ist zu gewaltig, um auch nur die Möglichkeit zuzulassen, daß es in die Wagschale des Partikularismus fallen und so die Reichsgewalt in die Höhe schnellen könnte. Für jenen unentbehrlichen Zusammenhang genügt nun aber gerade in konstitutionellen Verhältnissen nicht die bloße Union in der Person des Monarchen; sondern es ist eine **verfassungsrechtliche** Verbindung der Reichs- und der preußischen Staatsregierung erforderlich. Hier und hier im Wesentlichen allein liegt die eigentlichste Schwierigkeit für die Frage des Reichsministeriums, wenigstens eines wirklich kollegialen; — nicht, wie meist behauptet worden, in der Unhandlichkeit des Kollegialsystems überhaupt, noch weniger in der Verwaltungskompetenz des Bundesraths.

Wir haben gesehen, wie mit der heutigen Gestalt des Art. 17 R. V. die Stellung des Kanzlers als verantwortlichen Reichsministers geschaffen wurde. Daneben jedoch steht der Art. 15, welcher in der Verf. des nordd. Bundes lautete: „Der Vorsitz im Bundesrath und die Leitung der Geschäfte steht dem Bundeskanzler zu, welcher vom Präsidium zu ernennen ist.“ Hierbei hatte der Reichstag nichts gegenüber dem Entwurf geändert; hier ist also die Stellung des Kanzlers völlig die geblieben, welche sie nach dem Entwurf überhaupt sein sollte: die des preußischen **Präsidialgesandten**, welcher als solcher die preußischen Stimmen im Bundesrath und als Vertreter der Präsidialmacht das Präsidium des Bundesraths führte. Die Modifizirung seiner Stellung in Art. 17 hatte hiermit gar nichts zu thun. Daß der Kanzler der geborene preußische Bundesrathsbevollmächtigte sei, galt nicht nur damals als selbstverständlich, wie aus dem zweiten Absatz desselben Artikels 15 hervorgeht, sondern auch noch zur Zeit der Versailler Verträge, wie aus dem Schlußprotokoll zum bayerischen Vertrage erhellt. An dieser, nach der norddeutschen Verfassung unzweifelhaften Sachlage ist nun auch durch den Uebergang in die Reichsverfassung **materiell** nichts geändert. Allerdings steht im oben angeführten Wortlaut des Art. 15 jetzt statt „Präsidium“ „Kaiser“; und hieraus hat man wohl gefolgert, daß — da der Kanzler vom Kaiser als solchem, der preußische Bundesrathsvertreter aber vom König von Preußen ernannt wird — nicht nothwendig Beide dieselbe Person zu sein brauchten, jedoch ist ausdrücklich ausgesprochen, daß die Reichsverfassung das materielle Recht in diesem Punkte nicht ändere; und daher kann man gegenüber dem eben dargelegten Rechtsverhältniß darauf verzichten, die Absurdität darzulegen, welche sich ergäbe, wenn der Kanzler als Vorsitzender nicht Mitglied des Bundesraths wäre. Nach geltendem positiven Recht ist also die obige Forderung erfüllt, daß die preußischen Stimmen im Bundesrath in engstem Konnex mit der Reichsregierung stehen, indem sie deren Leiter selbst führt.

Nun denke man sich an die Stelle des Reichskanzlers ein kollegiales Ministerium. Da Preußen 17 Mitglieder zum Bundesrath ernennt, so stände an sich nichts im Wege, daß sämmtliche Reichsminister zugleich preußische Bundesrathsbevollmächtigte — also, wie jetzt der Kanzler, zugleich Reichs- und preußische Beamte — wären. Nun werden jedoch im Bundesrath, wie schon erwähnt, nicht Mitglieder-, sondern Staatenstimmen abgegeben, d. h. das Votum jedes Staates, gleichviel wieviel Stimmen er führt, kann nur **einheitlich** abgegeben werden. Kann denn aber das Votum Preußens im Bundesrath von einem Beschluß des Reichsministeriums abhängen? Dann hätte Preußen als solches überhaupt keine Stimme im Bundesrath, und zugleich wäre auch die Möglichkeit, welche gerade durch diese ganze Konstruktion vermieden werden soll, wieder eingeführt: nämlich ein Konflikt zwischen der preußischen und der Reichsregierung. Oder soll die Haltung der Reichsminister im Bundesrath an die Instruktionen der preußischen Regierung gebunden werden, wie ja sonst alle Mitglieder nach den Instruktionen ihrer Regierungen handeln? Auch dieser Ausweg würde jenen Konflikt nicht ausschließen und außerdem die ganze Stellung des Reichsministeriums in unzulässigster Weise herabdrücken. Bliebe also nichts Anderes übrig, als daß das preußische

und das Reichsministerium identisch sein müßten. Hiergegen erheben sich jedoch auch sofort so viele Bedenken, daß wir uns zunächst den gegenwärtigen Zustand unter diesem Gesichtspunkt ansehen müssen.

Wir haben aus den positiven Verfassungsbestimmungen die rechtliche Nothwendigkeit abgeleitet, daß der Reichskanzler zugleich preußisches Bundesrathsmitglied sein müsse. Thatsächlich war und ist er aber zugleich auch preußischer Ministerpräsident. Daß hierfür zwingende politische Gründe vorliegen, zeigt sich schon darin, daß Fürst Bismarck nach einjährigem Versuche der Trennung das preußische Ministerpräsidium zurücknahm, sowie daß auch jetzt sein Nachfolger beide Aemter erhalten hat. Aber dies ist zugleich auch eine verfassungsrechtliche Nothwendigkeit, denn der Kanzler ist als Reichsminister der preußischen Regierung insoweit übergeordnet, wie das Reich überhaupt den Gliedstaaten übergeordnet ist; der preußische Vertreter im Bundesrath ist jedoch der preußischen Regierung untergeordnet. Da nun eine Behörde einer andern nicht zugleich über- und untergeordnet sein kann, so folgt als prinzipielle Nothwendigkeit aus dem Geiste unserer Verfassungszustände, daß der Reichskanzler rechtlich zugleich der Chef der preußischen Regierung sein muß. Ist denn nun aber der preußische Ministerpräsident verfassungsrechtlich der Chef der preußischen Regierung? Zweifellos nein! trotz der in jüngster Zeit vielgenannten Verordnung von 1852 nicht! Fürst Bismarck war es thatsächlich; aber hier, wie an vielen Orten, hat sein persönlicher Einfluß die rechtliche Lage verdunkelt; und hier, wie überall, gilt das tiefe Wort Washington's: „Einfluß ist nicht Regierung!"

(Ein Schlußartikel folgt.)

Hugo Preuß.

Parlamentsbriefe.

XVII.

Der Sonntag, der auf Ostern folgt, heißt Quasimodogeniti; wem es zu schwer wird, diese Wahrheit in nüchterner Prosa zu behalten, für den hat sie Goethe in einen zierlichen Reim gebracht:

Auf Ostereier freun sich hie
die Quasimodogeniti.

Zuweilen freuen sie sich vergebens und das Ende der Osterferien des Jahres 1889 wird nicht vergessen werden. Die Abgeordneten, die aus der preußischen Monarchie von Memel bis Hohenzollern sich zu erneuter Thätigkeit hier eingefunden hatten, wurden mit der Nachricht überrascht, man habe sie nur hierher bemüht, um ihnen zu sagen, daß der Osterhase seine Schuldigkeit nicht gethan und daß sie sich in Ermangelung nützlicher Beschäftigung wieder nach Hause begeben könnten. Diesmal war es anders; die erste Sitzung nach dem Feste war eine sehr inhaltreiche. Sie bot ein Schauspiel, wie es Preußen seit 28 Jahren nicht erlebt: die Jungfernrede eines neuen Ministerpräsidenten, selbst eines Quasimodogenitus.

Herr von Caprivi ist den Landboten mit Offenheit und Freundlichkeit entgegengetreten und hat einen Empfang gefunden, der diesem Auftreten entsprach. Auf beiden Seiten gab sich das Bestreben kund, die unverkennbaren Schwierigkeiten der politischen Lage nicht durch persönliche Gereiztheit zu erschweren, und das ist ein großer Fortschritt gegen den Zustand der letzten Jahre. Auf der anderen Seite läßt sich nicht verkennen, daß ein freundliches und verbindliches Auftreten nicht ausreicht, die Schwierigkeiten der politischen Lage zu mildern. Auf üblen Willen wird Herr von Caprivi nirgends stoßen; Opposition kann ihm nicht erspart werden. Die Kolonialpolitik und die Getreidezölle sind zwei Punkte, bei denen die freisinnige Partei von ihrem bisherigen Standpunkte nicht das Geringste ablassen kann, keinem Ministerpräsidenten zu Liebe. Doch darüber wird erst zu sprechen sein, wenn der Reichstag sich versammelt hat.

Die Antrittsrede des Herrn von Caprivi war kurz, allein sie gab den Anlaß zu einer sehr umfassenden Diskussion, die sich in die Form einer Generaldebatte zur dritten Lesung des Budgets kleidete. Und der Inhalt derselben ist noch nicht ausgeschöpft. Von besonderem Interesse war das Abgangszeugniß, das Herr von Caprivi seinem Vorgänger ausstellte. Nachdem er in der wärmsten Weise Alles gesagt, was mit Fug zu seinem Lobe gesagt werden kann, fügte er zwei Noten hinzu, in denen man den Grund der Entlassung des Fürsten Bismarck suchen muß. (Fürst Bismarck selbst spricht in den Kundgebungen, die er erläßt, selbst von seiner „Entlassung" und nicht etwa von seinem nachgesuchten „Abschied".) Erstens habe derselbe unter Zurücksetzung des in Preußen zu Recht bestehenden Kollegialprinzips sein persönliches Uebergewicht in einer Weise geltend gemacht, die drückend wirken mußte, und zweitens habe er gewissen Fragen, die nun einmal wichtig geworden, nicht die nöthige Aufmerksamkeit zugewandt, weil er für dieselben kein persönliches Interesse gewinnen konnte. Das sind zwei Angriffspunkte, deren sich auch die freisinnige Partei seit langen Jahren bedient hat. Sobald sie dieselben geltend machte, wurde ihr stets erwidert, aus ihr spreche lediglich das Gefühl des Neides gegen einen großen Mann. Jetzt wird dieselbe Anschauung in der feierlichsten amtlichen Form verkündigt. Will man der freisinnigen Partei nicht den Ruhm gönnen, daß sie einen Sieg erfochten habe, so soll man ihr wenigstens das zugestehen, daß sie früher Wahrheiten vertreten hat, zu deren Erkenntniß andere viel später gekommen sind.

Es ist unsere Ueberzeugung, daß die Politik eines großen Landes und namentlich seine Gesetzgebung nur in der Weise heilsam geleitet werden kann, daß eine Anzahl von Männern in hervorragender Stellung sich über ein gemeinsames Programm einigen und auf Grund dieses Programmes fortgesetzt in gemeinsame Berathungen treten, um sich zu verständigen. Ein Kriegsplan mag von Einem erdacht und von Einem durchgeführt werden, aber die Arbeiten des Friedens sind von denen des Krieges unterschieden. Jedem Menschen ohne Ausnahme klebt eine gewisse Einseitigkeit an und je größer eine Persönlichkeit ist, desto größer tritt ihre Einseitigkeit hervor. Die Nothwendigkeit, sich mit Ministerkollegen zu verständigen, schließt diese Einseitigkeiten aus.

Fürst Bismarck hatte fast für jede politische Frage, die auftauchen konnte, eine seit langer Zeit befestigte Ueberzeugung und war von der entschiedenen Absicht erfüllt, diese Ueberzeugung in Thaten umzusetzen; in der Geltendmachung einer der seinigen entgegenstehenden Ueberzeugung pflegte er eine Feindseligkeit gegen seine Person zu erblicken. Im vollsten Gegensatz zu ihm hat Herr v. Caprivi der Politik bisher so gut wie völlig fern gestanden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er niemals Neigung verspürt hat, sich mit derselben zu beschäftigen. Er bringt nicht eine vorgefaßte Meinung mit, wohl aber scheint er in seltenem Maße die Fähigkeit zu besitzen, sich über dasjenige zu belehren, was ihm bisher fern gelegen hat. Fürst Bismarck bevorzugte die Mitarbeiter, die ganz und gar bereit waren, seine Ideen auszuführen und auf die Geltendmachung eigener Ideen zu verzichten; im vollsten Gegensatze zu ihm kann Herr von Caprivi nur Mitarbeiter brauchen, die ihm eigene Ideen heranbringen, aber auch bereit sind, diese Ideen einer allseitigen Prüfung zu unterwerfen.

Daß er unter diesen Umständen mit einem fertigen Programm nicht hervortreten kann, ist natürlich. Die schwer wiegenden Fragen, welche die Zeit bewegen, werden ihn schnell genug zwingen, sich eine Stellung zu wählen. Die Kolonialpolitik und die Zollfragen müssen naturgemäß im Reichstage zu Erörterungen führen, bei denen die Regierung ihren Standpunkt festzulegen hat. An eine „neue Aera", das heißt auf einen völligen Umschwung der bisher

betriebenen Politik, an einen Sieg derjenigen Ideen, welche bisher von den Oppositionsparteien vertreten wurden, hat auch nicht ein besonnener Mensch gedacht, am wenigsten im freisinnigen Lager.

Wenn somit auf eine neue Aera nicht zu rechnen ist, so ist doch auch andererseits die Wendung, daß der alte Kurs auch in Zukunft gesteuert werden soll, mit einer gewissen Zurückhaltung aufzunehmen. Die Bismarck'sche Politik kann offenbar Niemand besser treiben, als Fürst Bismarck selbst und wenn auch in Zukunft Bismarck'sche Politik getrieben werden soll, würde Fürst Bismarck nicht gegangen sein. Wir stehen der neuen Regierung ohne jede vorgefaßte Meinung gegenüber. Wir werden uns freuen, wenn dieselbe die von freisinniger Seite vorgebrachten Argumente mit Unbefangenheit würdigt; wir sind ebenso bereit, auch in Zukunft unsere Ueberzeugungen mit Festigkeit zu vertreten, wenn dieselben zurückgestoßen werden sollten.

Eine wichtige Frage, welche in der nächsten Zukunft zu entscheiden ist, ist die über die Stellung der Regierung zur Presse. Kein Mensch muthet der Regierung zu, auf eine Vertretung ihrer Anschauungen durch die Presse zu verzichten. Wenn sich ein Journalist bereit findet, die Anschauungen, welche die Regierung über eine bestimmte Frage hegt, aus voller Ueberzeugung zu verbreiten, und wenn sich eine Zeitung findet, welche es mit ihrem Programm vereinbar findet, seinen Darlegungen Raum zu gewähren, so ist das der unanfechtbarste Vorgang, den man sich denken kann, und in keinem konstitutionellen Land hat jemals ein Staatsmann auf dieses Mittel, seine Absichten zu fördern, Verzicht geleistet. Die Klagen, die man bei uns über die offiziöse Presse erhoben hat, beziehen sich auf diese Vorgänge nicht.

Die Eigenthümlichkeiten unseres offiziösen Preßtreibens, wie es sich wohl nur in Preußen ausgebildet hat, bestehen in folgenden beiden Umständen. Die Regierung hat eine Neuigkeiten-Trafik eingerichtet, aus welcher sie diejenigen Zeitungen versorgt, denen sie ihre Gunst zuwenden will, weil jene ihr ihre Gunst zuwenden. Jeder wird aus dieser Trafik nach Rang und Würdigkeit versorgt. Einem Weltblatt kann man in entsprechender Weise nur dienen, indem man es hin und wieder mit einer Nachricht versieht, welche geeignet ist, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen. Die Regierung besitzt ein Neuigkeitenmonopol und sie kann über die Neuigkeiten, die sie besitzt und der Welt zugänglich machen will, souverain verfügen. Sie kann einem bestimmten Blatte eine Neuigkeit zuwenden, auf welche der neugierige Zeitungsleser und vor allen Dingen der Börsianer mit Ungeduld wartet. In einer solchen regelmäßigen Zuwendung von wichtigen Nachrichten liegt eine Begünstigung, welche an Wirksamkeit eine direkte Subvention durch baare Geldbeträge bei Weitem übersteigt und deren Annehmen durch die herkömmlichen Ehrbegriffe nicht verpönt ist. Es liegt darin eine ungerechte Benachtheiligung anderer Zeitungen. Neuigkeiten, die das Eigenthum der Regierung sind und die sie der Oeffentlichkeit preiszugeben denkt, soll sie allen Zeitungen in gleicher Weise zugänglich machen. Es ergibt sich aber daraus auch eine Benachtheiligung des Fiskus, der auf eigene Kosten den Reichsanzeiger herausgibt und der dieses Blatt um sehr vieles interessanter und somit auch lukrativer gestalten könnte, wenn er ihm mit solchen Beiträgen zu Hilfe käme.

Das schlimmste Verhältniß, welches sich aus diesem Zustande ergiebt, ist aber das folgende. Eine Zeitung, die in den Besitz einer solchen Neuigkeit gelangt ist, begnügt sich häufig nicht damit, sie einfach mitzutheilen, sondern knüpft daran Betrachtungen, die Widerspruch hervorrufen müssen. Dadurch, daß sie im Besitze von Regierungsgeheimnissen ist, legitimirt sie sich als in das Vertrauen der Regierung eingeweiht; der Schluß liegt nahe, daß sie auch in die Ansichten und Absichten der Regierung eingeweiht sei und diese in ihrem Artikel wiedergebe. In vielen Fällen trifft das zu, in anderen trifft das nicht zu und die Feststellung, ob der eine oder andere Fall vorliege, hat nicht selten zu aufregenden Erörterungen geführt. Nicht wenige Artikel, die als Erzeugnisse eines müßigen Kopfes gar keine Beachtung verdienten, haben die Welt beunruhigt, weil man sie für inspirirt gehalten hat, und dieser Irrthum war verzeihlich, weil das Blatt eine Neuigkeit, die es als in das Vertrauen der Regierung gezogen charakterisirte, wie eine Legitimationskarte bei sich trug.

Die andere Eigenthümlichkeit, welche das offiziöse Preßwesen in Deutschland kennzeichnet, besteht in der großen Anzahl von Kreisblättern, welche das Publikum halten muß, um aus denselben amtliche Bekanntmachungen kennen zu lernen und welche nun gleichzeitig betrachtende Artikel bringen, die nicht ihrem eigenen Hirn entsprungen sind, sondern ihnen von einer Centralstelle aus zugestellt werden. Ob die Verfasser dieser Artikel aus amtlichen Mitteln bezahlt werden oder ob man es denselben überläßt, sich ein Honorar von dem Eigenthümer der Kreisblätter zahlen zu lassen, weiß ich nicht. Jedenfalls steht das fest, daß ein Kausalzusammenhang zwischen den beiden Thatsachen besteht, daß den Kreisblättern die gewinnbringenden amtlichen Inserate zugewiesen werden und daß sie diese Artikel, welche nicht selten in einem für die Gegner der Regierung höchst gehässigen Ton geschrieben sind, aufnehmen. Es ist gelungen, einen sehr großen Theil der kleinen Lokalblätter auf diese Weise völlig in den Dienst der konservativen Parteipolitik zu stellen.

Hält man diese beiden Erscheinungen zusammen, so ergiebt sich, daß in dem Preßwesen bei uns seit Jahren eine furchtbare Korruption eingetreten ist, die mit allen Mitteln bekämpft werden muß. Daß in den letzten vier Wochen eine Wendung zum Besseren eingetreten ist, soll mit Freuden anerkannt werden; es gilt aber jetzt ganze Arbeit zu machen.

Proteus.

Heinrich von Sybel's dritter und vierter Band.

II.

Man weiß aus manchen Aeußerungen, die Bismarck gegen Benedetti, Govone und andere fremde Diplomaten hat fallen lassen, zur Genüge, daß er bei der Durchführung seiner Politik dem Könige Wilhelm gegenüber oft genug einen schweren Stand hatte, und manche minder gut beglaubigte Anekdote, die wegen ihrer drastischen Form sich nicht wohl an die Oeffentlichkeit wagen darf, läuft darüber von Mund zu Munde. Auch Herr von Sybel versucht es nicht, diese Thatsache zu vertuschen. „In einer solchen Lage der Dinge", sagt er einmal, „war nichts natürlicher als häufige Meinungsverschiedenheit über die einzelnen Schritte des Verfahrens, auch bei voller Uebereinstimmung in dem gemeinsamen Streben zum gemeinsamen Ziel, und in der That fehlte es auch in den maßgebenden Kreisen Preußens während der nächsten Monate nicht an solchen Vorgängen. . . . . . Zwar schlossen sich die übrigen Minister durchgängig Bismarck an, mit Ausnahme etwa Bodelschwingh's, welcher seine Unfähigkeit empfand, bei einem großen Kriege seinem Amte gerecht zu werden. Aber zwischen dem Könige und seinem ersten Berather gab es oft harte Auseinandersetzungen und schwere Stunden. Jedoch ist es für die Zwecke dieses Buches nicht erforderlich, ihnen im Einzelnen zu folgen, oder auf die sonstigen Einflüsse näher einzugehen, welche in dem königlichen Palaste in der einen oder anderen Richtung thätig waren. Denn das ist der einfache und große Zug in der Politik dieser Regierung, daß zuletzt doch immer die sachlichen Momente entschieden, und diese dem Leser darzulegen ist unsere nächste Aufgabe."

So bestechend diese Wendung auch klingt, so wenig wird sie doch als erschöpfend gelten können. Es mag die

triftigsten Gründe geben, über die persönlichen Motive heute noch vielfach hinwegzugleiten; aber daß davon, ob man sie kennt oder nicht kennt, sehr häufig auch das richtige Verständniß der sachlichen Momente abhängt, kann doch unmöglich bestritten werden. Es mag gestattet sein, in diesem Sinne auf eine einzelne Episode hinzuweisen, die, bisher unbekannt, doch auch nach Sybel's Darstellung noch ziemlich räthselhaft bleibt, weil uns der Einblick in die persönlichen Einflüsse, die dabei zur Geltung kamen, nicht geboten wird. Als nach der Ablehnung der Februarforderungen durch Oesterreich im April und Mai 1865 der Glaube an den Erfolg der Bismarck'schen Politik etwas ins Schwanken gerieth und der Minister selbst durch den Vorschlag einer Berufung der holsteinischen Stände einzulenken schien, müssen die Gegenwirkungen am preußischen Hofe eine große Stärke gewonnen haben. Herr von Sybel deutet das nur dadurch an, daß er schreibt: „Angesichts aller dieser Umstände mochte Bismarck manchesmal bitteres Herzens ausrufen: ich trete die Kelter allein. Aber keinen Augenblick kam ein Gedanke entmuthigtes Weichens in seine Seele; zu festgewurzelt stand bei ihm die Ueberzeugung von der inneren Güte und dem nationalen Werth seiner Sache; ich werde dereinst, sagte er damals, der populärste Mann in ganz Deutschland sein." Um diese Zeit, am 12. Mai, beauftragte er den Gesandten in Wien, dem österreichischen Kabinet noch einmal alle Beschwerden Preußens vorzuführen, den lebhaften Wunsch nach Frieden und Bündniß auszusprechen, zugleich aber auch über die Gewißheit des bewaffneten Konflikts bei Fortsetzung des bisherigen Verfahrens keinen Zweifel zu lassen. Mensdorff's Antwort darauf lautete zwar durchweg ablehnend, deutete aber doch auf die Zulassung der Annexion gegen ein angemessenes Aequivalent hin und schloß mit der Bemerkung: nur auf dem Wege gegenseitiger Konzession wäre vielleicht eine Verständigung möglich. Nicht ganz zutreffend will es mir scheinen, daß Sybel kommentirend hinzufügt: das sei die stolze Sprache gewesen, an die man bei der österreichischen Staatskanzlei gegen Rivalen und Vasallen gewohnt sei. Auch in Berlin scheint doch der Eindruck nicht gerade von dieser Art gewesen zu sein; denn man erinnerte sich eben jetzt eines früheren Ausspruchs des Kaisers Franz Joseph: bei etwaiger Trübung der Verhältnisse möge man ihm den General Manteuffel senden. Wirklich wurde dessen Mission nun angeregt. Von wem? wird uns nicht gesagt; aber da Bismarck schon am 19. Mai eine Instruktion für ihn entwarf, so muß der König den Gedanken gebilligt und die Ausführung angeordnet haben. Die Absicht konnte dann nur eine versöhnliche sein; mit einer solchen Absicht aber stand die Instruktion, die Bismarck vorlegte, im schneidendsten Widerspruch: sie begann mit dem Satze, daß Preußens Verhältniß zu Oesterreich an einem entscheidenden Wendepunkte angelangt sei, forderte Klarheit darüber, ob in Wien die preußische Allianz noch soweit geschätzt werde, um dieselbe durch Gewährung der berechtigten Forderungen aufrecht zu erhalten, und schloß sehr kategorisch: Wir wünschen die Verständigung, werden aber den Konflikt nicht scheuen. Wer einen friedlichen Ausgleich vorzog und deshalb Manteuffel's Sendung befürwortet hatte, konnte einer solchen Instruktion unmöglich zustimmen, und so wurde sie denn auch vom Könige beanstandet, damit die ganze Angelegenheit unter seinem Vorsitze und in Gegenwart des Kronprinzen und Moltke's von dem Staatsministerium noch einmal erwogen werde. Daß diese Berathung erst am 29. Mai, also zehn Tage nach der Ausarbeitung der Instruktion stattfand, läßt wohl auch auf lebhafte Verhandlungen schließen, welche die Zwischenzeit ausgefüllt haben, von denen wir aber nichts erfahren. Wenig verständlich ist es dann, daß der König in seinen Eröffnungsworten die zu entscheidende Frage dahin formulirte: ob man als Entschädigung für Preußens Opfer die Annexion oder die Februarforderungen ins Auge fassen solle. Nur soviel läßt sich daraus schließen, daß diese Alternative während der vorausgegangenen Tage in den Mittelpunkt der Erörterung getreten sein muß. Bismarck verfocht dabei natürlich die Annexion: auch im Ministerrathe sprach er sich dafür aus, obgleich der Krieg mit Oesterreich die wahrscheinliche Folge sein werde; zu letzterem direkt zu rathen, lehnte er aber seltsamer Weise ab: der Entschluß dazu könne nur aus der freien Ueberzeugung des Königs selbst hervorgehen; würde derselbe gefaßt, so würde das gesammte preußische Volk freudig seinem Herrscher folgen. Als Antipode Bismarck's trat der Kronprinz hervor: er empfahl die Einsetzung des Augustenburgers, der durchaus preußisch gesinnt und zur Annahme der Februarbedingungen bereit sei — eine Erklärung, die aus diesem Munde gewiß schwerer wiegt, als die Bedenken, welche Graf Eulenburg dann dagegen erhob. Am Ende schloß der König die Konferenz, indem er sich seine Entschließung vorbehielt; wie sie ausfiel, sieht man daraus, daß Manteuffel's Sendung unterblieb und das preußische Programm sich auch weiterhin auf die Februarforderungen beschränkte.

Wie man bei diesem Zwischenfall sich Sybel's Darstellung durch allerlei Hypothesen, deren man gern überhoben wäre, ergänzen muß, so ist es auch sonst nicht selten der Fall; der letzte Vorhang durfte augenscheinlich noch nicht überall gelüftet werden. Anders geartete Bedenken als die, welche dem aufmerksamen Leser an solchen Stellen erwachsen, ruft gelegentlich doch auch Sybel's eigene Beleuchtung der Verhältnisse hervor. Besonders charakteristisch dafür scheint mir der wiederholte Versuch zu sein, den Liberalismus als Verfechter feudaler Ideen in der schleswig-holsteinischen Frage hinzustellen. Es liegt hier ein offenkundiger Trugschluß vor. Weil die Liberalen, wie Herr von Sybel sagt, überall im für Gewerbe- und Handelsfreiheit, für die gleichmäßige und gerechte Vertheilung der Steuer- und Militärlast, für eine sorgfältigere Ausbildung der Beamten, die Verminderung ihrer Zahl und ihrer Sporteln, die Steigerung ihrer Arbeitsleistung eintraten, und weil diese Ziele durch die von ihnen bekämpfte Annexion (vielleicht theilweise, muß man hinzusetzen) hätten erreicht werden können, so wird ihnen imputirt, daß sie zu Vorkämpfern für „ein Konglomerat von Sonderrechten, die auf Kosten des gemeinen Wohles sich durch die Jahrhunderte fortgeschleppt hatten", geworden seien. „In Deutschland begnügte man sich mit der Wahrnehmung, daß der Großgrundbesitz der Herzogthümer für die Annexion und das städtische Bürgerthum gegen dieselbe auftrat, um auch in dieser Frage Bismarck als den Vorkämpfer der feudalen Tendenzen zu verrufen. In Wahrheit bedeutete die von ihm erstrebte Annexion die Beseitigung der feudalen Privilegien durch den liberalen Staat, und nicht Bismarck, sondern das Holsteinische Bürgerthum kämpfte für ein feudales Gemeinwesen". Wie ungerechtfertigt diese ganze Deduktion ist, ergibt sich aus der einfachen Thatsache, daß der Erbprinz von Augustenburg (zu Bismarck's großem Verdruß!) die Verfassung von 1848 anerkannt hatte und daß Jeder, der für seine Erhebung eintrat, damit nicht die Erhaltung der bestehenden, allerdings vielfach reformbedürftigen Einrichtungen, sondern die liberalen Bestimmungen jenes Grundgesetzes zu seinem Programm machte. Eine flüchtige Durchsicht der Verfassung wird aber Jeden überzeugen, daß dieselbe alle Steuerprivilegien beseitigte (§ 144), die Sporteln der gesetzlichen Regelung unterwarf (§ 138), die allgemeine Wehrpflicht mit Ausschluß der Stellvertretung einführte (§ 18), und auch durch andere Bestimmungen die Annexionisten der Mühe überhob, die wichtigsten der von Sybel aufgezählten und manche von ihm nicht erwähnte „feudalen" Sonderrechte abzuschaffen; daß zum Eintritt in den Zollverein aber keine Annexion erforderlich war und daß Jedermann in den Herzogthümern denselben für selbstverständlich ansah, wird kaum bestritten werden können. Ebenso unzutreffend ist Sybel's Ausführung über den „feudalen" Standpunkt der Minderheit des preußischen Kronsyndikates. Der Referent des letzteren hatte nämlich dahin votirt, daß durch das dänische Thronfolgegesetz von 1853 die Erbfolge den drei Landen gegenüber in rechtsgültiger Weise geordnet worden sei, daß aber trotzdem die Erbansprüche sonstiger Prätendenten geprüft und berücksichtigt werden müßten; allein mit 11 gegen 7 Stimmen war dieser Zusatz abgelehnt worden. Das Syndikat mußte sich daher,

die Sybel meint, entscheiden, „ob Staats- und Völkerrecht die höhere Autorität besitzt oder Privatfürstenrecht, ob ein vor Jahrhunderten festgestelltes Erbrecht jedem Agnaten ein unantastbares Personalrecht verleiht, oder ob die gesetzgebende Gewalt des Staats zur Einführung einer neuen Thronfolgeordnung befugt ist, mit anderen Worten, ob das Thronrecht nach den Grundsätzen des Feudalsystems oder nach der englischen Auffassung der beiden letzten Jahrhunderte zu beurtheilen ist. Die Mehrheit des Kronsyndikats nahm hier den modernen, die Minderheit den feudalen Standpunkt. Mit der Ansicht der Mehrheit stimmte Bismarck, der angeblich feudale Junker, überein; es ist auf der anderen Seite ein Zeichen der damaligen Verschiebung aller Begriffe, daß ein großer Theil der liberalen Parteien den feudalen Sätzen der Minderheit zujauchzte." Ich glaube doch, die Verschiebung der Begriffe liegt hier auf der Seite des Geschichtsschreibers, der die von dem absoluten Monarchen ohne Befragung der Stände auf Grund internationaler Abmachungen dekretirte Aenderung der Thronfolge mit der „englischen Auffassung der letzten beiden Jahrhunderte" identificirt, in welcher die Abweisung der absolutistischen Tendenzen doch gewiß nicht das schwächste Moment bildet, und der es gänzlich übersieht, daß die „Personalrechte" des Augustenburgers in diesem Falle zugleich die Rechte der Stände und des Landes einschlossen. Ernstlich gesprochen, wird Niemand behaupten wollen, daß für die liberalen Parteien die persönlichen Ansprüche der Augustenburger eine selbständige Bedeutung gehabt hätten: es handelte sich für sie um die Rechte des schleswig-holsteinischen Landes, des deutschen Volkes, und nur weil diese mit denen des Prätendenten zusammenfielen und durch die preußische Politik erst recht damit zusammengeschweißt waren, nur deshalb schaarte man sich um das Banner des Erbprinzen. Auf der anderen Seite ist es nur billig, hervorzuheben, daß auch die Augustenburger von Anfang an betont haben, daß es sich für sie nicht bloß um ihre eigenen Rechte, sondern ebenso sehr um die der Herzogthümer handle. Schon 1842 hatte der alte Herzog das dem Könige Christian VIII. persönlich erklärt und einen Verzicht gegen volle Entschädigung schlechthin abgelehnt, weil die dänische Erbfolge die Selbständigkeit Schleswig-Holsteins Dänemark gegenüber gefährden werde. Da diese rühmliche Haltung keineswegs bloß der Ausfluß einer augenblicklichen Stimmung war, so ist es um so weniger gerechtfertigt, das Festhalten an den, dem Privatfürstenrecht entspringenden Ansprüchen in einen künstlichen Gegensatz zu modernen Rechtsanschauungen bringen zu wollen.*)

Ich unterlasse es, noch andere Stellen anzuführen, an denen Sybels Darstellung von dem Bestreben, die preußische Politik zu verherrlichen, stärker beeinflußt ist, als sich mit einer objektiven Erzählung verträgt; denn es würde doch ungerecht sein, diese gelegentlichen Schwächen als charakteristische Eigenthümlichkeiten des Buches hinzustellen. Seine eigentliche Wirkung erzielt es unzweifelhaft durch die klare, lebendige und geistvolle Wiedergabe des genialen diplomatischen Feldzuges, durch den Bismarck seinen Ruf und seine Stellung begründet hat. Für den Politiker und Geschichtsforscher würde es ja freilich noch weit werthvoller gewesen sein, wenn der Verfasser die Aktenstücke selbst, aus denen er geschöpft hat, zu unserer Kenntniß gebracht und uns ein Buch nach Art Poschingers gegeben hätte; aber für die große Mehrzahl der gebildeten Leser würde dadurch das Verständniß und der Genuß natürlich sehr vermindert sein. Daß Herr von Sybel dem obersten Gesetze, welches Cicero für den Geschichtschreiber aufgestellt hat: ne quid falsi dicere audeat, auch in der von ihm gewählten, schwer kontrollirbaren Darstellungsform treu geblieben ist, wird Niemand bezweifeln wollen; die Befolgung der zweiten Vorschrift des Römers aber, ne quid veri non audeat, kann nach Lage der Dinge in diesem Falle überhaupt nicht erwartet werden.

Bremen. Constantin Bulle.

*) Ich benutze diese Gelegenheit, um auf die kürzlich erschienenen „Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Offiziers" von F. v. Lesczow (Schleswig, Julius Bergas) hinzuweisen, in denen der konservative, wenn man will, der legitimistische Standpunkt klar zur Anschauung gebracht wird. Durch die vielfach unzutreffende Polemik gegen die liberale Betrachtungsweise verliert die instruktive Schrift nichts an Interesse für den liberalen Leser.

Güßfeldt's Schulreformpläne.

Wenn die Bemerkungen von Paul Güßfeldt über die Erziehung der deutschen Jugend*) in weiten Kreisen viel von sich reden machen, so liegt dies nicht nur daran, daß ein bekannter, angesehener Mann aus dem Kreise der Laien in einer brennenden Frage das Wort ergriffen hat, sondern der Grund dafür ist vor allem zu suchen in der Annahme, daß die hier niedergelegten Gedanken in maßgebenden Kreisen Anerkennung finden, so daß deren völlige oder theilweise Durchführung als möglich angesehen wird.

Güßfeldt gibt keinen völligen Plan der Schulreform; er sucht anzuregen und macht einige Vorschläge, wie Aenderungen vorgenommen werden könnten; auch beschränkt er seine Aufgabe, indem er nur über die Bildung der männlichen Jugend der mittleren und oberen Gesellschaftsklassen spricht. Als Einleitung macht er einige Bemerkungen über Erziehung des Kindes, die nicht neu, aber immer wieder gut und nützlich zu lesen sind. Wir greifen vier Punkte heraus, von denen wir gewünscht hätten, daß der Verfasser dieselben, namentlich die beiden letzten, mehr als Leitmotive hätte gelten lassen, als er es gethan hat. 1. „Das Unrecht, welches den Kindern vornehmlich angethan wird, besteht darin, daß man sie nicht versteht. Man verlangt von ihnen in erster Linie Gehorsam Nein! Kinder müßten in erster Linie gerecht behandelt werden." 2. „In dem Fernhalten des Schädlichen, nicht in dem naturwidrigen Versuch, Gutes zu erzeugen, liegt die ganze Weisheit der Kindererziehung." Dieser Satz gilt, ebenso wie der erste, nicht nur für die Kinder, er gilt für das ganze Leben. Man soll durch gute Beispiele auf das Gemüth und den Charakter der Jugend wirken, nicht Frömmigkeit und Patriotismus durch Aeußerlichkeiten einzubläuen versuchen. 3. „Jedes Kind ist ein Original; erst allmählich entwickelt sich daraus der Schablonenmensch." Freilich äußert sich Güßfeldt über diesen Punkt nicht eingehender, aber man muß doch wohl als selbstverständlich annehmen, daß die Entwicklung zum Schablonenmenschen, wenn auch vielleicht unvermeidlich, jedenfalls nichts Wünschenswerthes ist. Es ist also die Aufgabe der Erziehung, das Originelle, das im Kinde liegt, nach Möglichkeit zu erhalten. 4 „Die Kinder gehören in die Kinderstube, sie müssen ihr eigenes Reich haben, sie müssen die Fähigkeit erwerben, allein zu sein und sich zu beschäftigen." Diese beiden letzten Punkte gehören eng zusammen. In dem „eigenen Reich", wo das Kind auf seine Phantasie angewiesen ist, den Stock zum Pferde, den Winkel im Garten zur Stube macht, erhält sich die Originalität am besten. —

Güßfeld verlangt von der Erziehung, wie Jeder mit ihm, eine „harmonische Ausbildung" der Jugend. Es sollen nicht nur Kenntnisse beigebracht werden, es soll nicht auf einen bestimmten Lebensberuf Rücksicht genommen werden, es sollen Geist, Gemüth und Körper gleichmäßig gebildet werden, wie es in der Schule bei Betrachtung des griechischen Alterthums ja auch gepriesen wird, freilich ohne es nachzuahmen. Die körperliche Ausbildung darf in keiner Weise leiden, geistige Thätigkeit und körperliche Uebungen sollen mit einander abwechseln. Mit Recht wird auf die englische Erziehung hingewiesen, denn die Engländer beweisen, „zu welcher Höhe eine gesunde Lebensweise den germanischen Stamm entwickeln kann." Ein gesundes, kräftiges Volk heranzuziehen muß unser Streben sein. Was Güßfeldt damit

*) Paul Güßfeldt: Die Erziehung der deutschen Jugend. Berlin 1890. Paetel. 2,50 M. 161 S.

sagen will, daß der schwächliche, fleißige, artige Knabe, der „Musterknabe in der Schule", nicht länger als der beste Schüler betrachtet werden soll, ist ihm wohl selbst nicht ganz klar. Daß die Güte eines Schülers keine Gewähr bietet dafür, daß sich aus diesem ein nützliches Mitglied des Staates entwickelt, ist selbstverständlich; trotzdem muß der Fleiß und Eifer anerkannt werden, um so mehr, wenn ein Knabe Hindernisse, wie Kränklichkeit, zu überwinden hat. — Während bisher der Schule der Unterricht, der Familie die Erziehung oblag und diese beiden Faktoren sich häufig entgegenwirkten, möchte Güßfeldt in dieser Beziehung Wandel schaffen: Erziehung und Unterricht sollen fortan vereinigt Sache der Schule sein. — Dies glaubt er dadurch zu erreichen, daß die tägliche Schulzeit sich über die ganze Tageszeit ausdehnt; auch die Tagesmahlzeiten werden gemeinsam in der Schule eingenommen. Unterricht, Arbeitsstunden, körperliche Uebungen, Spaziergänge u. s. w., genug Alles, was zur harmonischen Ausbildung des Menschen nöthig ist, wird hier getrieben. Nachdem der Tag, zu 12 Stunden (vergl. S. 150) gerechnet, vorüber ist, kommt der Knabe körperlich und geistig gestärkt nach Hause, um nun, frei von häuslichen Arbeiten — denn diese sind schon in der Arbeitsstunde erledigt — den Abend in der Familie zuzubringen. Das Ideal der Erziehungsanstalt, welches Güßfeldt im Kadettenkorps sieht, ist ja auf diese Weise annähernd erreicht. Dies ist der Kernpunkt der Güßfeldt'schen Vorschläge. Für manche Eltern mag es ja verlockend erscheinen, daß sie sich nicht einmal um das Mittagbrot ihrer Kinder — denn nach demselben Muster lassen sich vielleicht auch weibliche Kadettenhäuser errichten — zu kümmern haben. Jedoch was würde durch eine solche Einrichtung erreicht werden? Daß fortan Haus und Schule nicht mehr einander entgegenwirken? Im Gegentheil, der Kampf wird ein viel lebhafterer werden; die Schule erzieht jetzt ebenso wie das Haus und wenn die beiderseitigen Ansichten nicht übereinstimmen, wer ist der stärkere? Sind die Einflüsse von Seiten der Erziehungsanstalt auf das Gemüth, auf das Benehmen des Kindes, z. B. beim Essen (S. 149), so vortrefflich, daß das Elternhaus sie einfach als mustergültig anerkennen muß? Werden liebevolle Eltern nicht noch sorgfältiger darnach forschen, was ihre Kinder in der Schule gelernt und gehört haben? Oder ist es von Staatswegen verboten Anordnungen, Ansichten der allmächtigen Schulbehörde nicht schön und gut zu finden? Das, was Güßfeldt vermieden wissen möchte, das Entgegenwirken von Schule und Haus, wird auf diese Weise nicht erreicht. Wir wollen absehen von vielen anderen Schwierigkeiten, die einem Jeden sofort in den Sinn kommen, wir heben nur einiges hervor. Wer beaufsichtigt und leitet denn die Schüler den ganzen Tag? Junge Lehrer, die oft selbst noch keine Lebenserfahrung haben, oder ältere Lehrer, die dann ihrer eigenen Familie entzogen werden? Daß die Zahl der Lehrer mehr als verdoppelt werden müßte, fällt doch auch ins Gewicht. — Kadettenkorps, Alumnate, Pensionate sind Einrichtungen, die nicht ihrer Trefflichkeit an sich wegen gemacht worden sind, sondern aus Noth. Die Väter, selbst die Offiziere, welche auf solchen Anstalten gewesen sind, schicken, wenn sie es irgendwie einrichten können, ihre Söhne nicht wieder dorthin. Das Streben aller Eltern ist es, die Kinder unter ihren Augen aufwachsen zu sehen. Daß die Kinder in den Erziehungsanstalten unter Aufsicht ihre Arbeiten besser machen als zu Hause, daß sie regelmäßiger spazieren geführt werden, ist richtig, aber sie entwickeln sich schneller zum „Schablonenmenschen", und wenn sie streng gehalten werden — wie es nöthig ist — schlagen sie später um so leichter über die Stränge. Die Jugend soll ein „eigenes Reich" haben, in dem sie wirken kann, sie soll nicht beständig beaufsichtigt werden, sondern soll lernen „sich selbst zu beschäftigen." Die wunderlichste Beschäftigung, z. B. Sammlung von Briefmarken oder Knöpfen, ist nützlicher für die Entwicklung des Kindes als die sinnreichste Beschäftigung unter beständiger Anleitung. Daß in den Fällen, wo die Kinder, wenn sie Mittags nach Hause gekommen sind, den ganzen übrigen Theil des Tages ohne jegliche Aufsicht bleiben, Abhilfe geschaffen werden kann, ist selbstverständlich; hier wäre eine Verständigung zwischen Haus und Schule leicht zu erzielen, wenn diese beiden Faktoren mehr Hand in Hand arbeiteten, als es bisher geschehen ist.

Güßfeldt macht dann über den Unterricht selbst Vorschläge. Er hat Recht, wenn er z. B. in den Naturwissenschaften und der Geographie das gedruckte Wort durch Anschauungsmittel oder durch Beobachtung ersetzen will; wir leiden jetzt unter der Ueberfülle von Schulbüchern, die zu häuslichen Aufgaben geradezu verführen auch in Gegenständen, wo diese ausgeschlossen sein sollten. Nach seiner Ansicht wird auf die humanistische Schulung zu viel Gewicht gelegt, in dem Zeitalter der Reformation habe sie wohl „mit feurigem Schwert die Finsterniß des Mittelalters vertrieben, heute sei das Schwert aber rostig geworden". Da er aber trotzdem den Inhalt der alten Klassiker für die Erziehung nicht entbehren will, so schlägt er vor, die klassischen Sprachen nur so weit zu treiben, daß die Schüler die griechischen und lateinischen Schriftsteller mit Hilfe von Uebersetzungen verstehen können. Da muß man doch fragen, warum denn diesen Umweg? wenn nur der Inhalt den Schülern zugänglich gemacht werden soll, so genügen Uebersetzungen. Nach dem Güßfeldt'schen Vorschlag denke man sich eine Klasse, welche nur mit dürftigen grammatischen Kenntnissen ausgerüstet Chöre des Sophokles mit Hilfe einer Uebersetzung liest; ein ästhetischer Genuß wäre das gerade nicht. Wird der Schüler etwa dadurch gefördert, daß er neben einer deutschen Uebersetzung ihm unverständliche, griechische Buchstaben zu liegen hat, die er wohl lesen aber nicht verstehen kann? — Güßfeldt will vor allem, da „wer fremde Sprachen nicht kennt, nichts von seiner eigenen weiß", gründlich französisch treiben lassen, außerdem englisch. Auf die Muttersprache soll größeres Gewicht gelegt werden, sowohl im schriftlichen als auch im mündlichen Gebrauch. Vorschläge, die in keiner Weise neu sind.

Die Einführung der kadettenkorpsartigen Schulen, wie sie Güßfeldt vorschlägt, wäre ein Unglück; das Beste an diesem Vorschlag ist, daß er nicht durchführbar ist. Die übrigen Ausführungen sind gut gemeint, einzelne Bemerkungen sind richtig, aber sie treffen den Kern der Sache nicht. Bei der Schulreform ist vor allem Folgendes zu beachten:

1. Es ist immer mehr und mehr in die Schulen hineingestopft worden; auf den Gymnasien gab es früher zwei Hauptfächer, Lateinisch und Griechisch, jetzt sind eigentlich alle Gegenstände Hauptfächer, beim Abiturientenexamen wird in allen Fächern examinirt. Es wird jetzt z. B. nebeneinander getrieben lateinische, griechische, französische, englische Grammatik. Man muß vor allem damit anfangen, die übergroße Mannigfaltigkeit zu beseitigen, die Kräfte mehr zu konzentriren. Es muß das eine oder andere aus dem Lehrplan herausgeworfen werden; es kommt weniger darauf an, was herausgeworfen wird, als daß herausgeworfen wird.

2. Schule und Haus werden auch in Zukunft neben und mit einander arbeiten müssen; damit sie mehr als bisher Hand in Hand arbeiten können, müssen die einzelnen Klassen verkleinert werden; es ist unmöglich, daß in Klassen von 50 Schülern die Lehrer die einzelnen Schüler kennen lernen; nur wenn sie diese kennen, können sie mit den Eltern mehr in Beziehung treten und Unterricht und Erziehung gemeinsam leiten.

3. Man unterbindet die Kraft des Lehrers völlig durch die mehr und mehr Platz greifende Uniformirung des gesammten Schulwesens. Schaffe man das Abiturientenexamen, wie es jetzt besteht, ab — eine Oberaufsicht von Seiten der höheren Behörden kann trotzdem bestehen bleiben. Vertraue man der Gewissenhaftigkeit des Lehrerstandes und gebe vor allem den einzelnen Schulen und Lehrern mehr Freiheit, dann werden die Früchte auch bessere werden. —

Max Ruge.

Hermann Bahr als Kritiker.

In der Schaar der jüngsten Stürmer und Dränger hat sich Hermann Bahr mit bloß zwei größeren Dichtungen, den Dramen „Die neuen Menschen“ und „Die große Sünde“*) sehr rasch als einer der radikalsten, aber auch als einer der begabtesten Neuerer der Litteratur bekannt gemacht. Auch er zeigte sich im Banne Ibsen's befangen, aber trotz aller Abhängigkeit hat er sich doch als ein gestaltungskräftiges Talent mit reicher Bildung, sprühendem Geist und starkem, wahrem Gefühl bekundet. Nun hat auch er sich, wie die meisten anderen, als Kritiker und Theoretiker der neuen Kunst auf den Markt gestellt und die zerstreuten Studien, Feuilletons und Abhandlungen in einem Bande vereinigt, den er mit einem sprachschöpferischen Worte: Zur Kritik der Moderne**) gleich auf dem Titel originell, aber nicht unglücklich, überschrieb. Das Recht zur Vereinigung seiner, mannigfaltige Erscheinungen des modernen Lebens behandelnden Aufsätze hatte Bahr ganz ohne Zweifel, wenn man dieses Recht nicht bloß in der inneren Einheit der litterarischen Persönlichkeit, sondern auch in der Einheit des idealen Zieles, welches der Essayist von den verschiedensten Seiten anstrebt, und in der Einheit der Ideen, die überall auftauchen, begründet sieht. Diese Einheit besitzt Bahr's Sammlung von Aufsätzen. Mögen sie Philosophie, Nationalökonomie, Malerei, Drama, Schauspielkunst, deutsche oder französische Litteratur behandeln: alle bezwecken sie den Geist der Gegenwart in seinen verschiedensten Formen und Offenbarungen, analytisch und historisch zu erfassen, zu begreifen, zu erläutern, zu deuten, zu beurtheilen. Sie sind in Wahrheit eine Kritik der Moderne, wenn wir die analog dem Ausdruck „Antike“ von Bahr gebildete Wortform schon beibehalten wollen. Und zwar sind sie eine sehr tiefgreifende Kritik, die sich auf's vortheilhafteste von allen bisherigen ähnlichen Kundgebungen der jungen Schule unterscheidet, eine Kritik, die ein philosophisch und historisch reichgebildeter Geist mit allem Feuer der Jugend, mit aller Leidenschaft eines rechten Künstlers, mit aller Beredsamkeit eines begabten Schriftstellers übt, eine Kritik, der man nicht Parteilichkeit, nicht persönliche Befangenheit (bis auf das Kapitel „Von deutscher Litteratur“) vorwerfen kann, die auf die letzten Gründe zurückgeht, die ehrlich und darum auch wissenschaftlich nach Wahrheit und Klarheit strebt und darum sich hoch über alle derartigen Programme des jüngsten Deutschland erhebt. Vielfach schließt sich der Kritiker Meistern der Kritik, wie Georg Brandes, an; nicht immer kann man zugestehen, daß das, was er als neu, als eine Forderung der Zukunftskunst hinstellt, in Wahrheit so neu und so unerhört ist, wie er glaubt — eigentlich: sein höchster Vorzug! Nicht immer auch empfindet man seine Darstellung, auf deren Eleganz und Sprachschönheit er auch wieder im wesentlichen Unterschiede von seinen Kollegen sehr viel Sorgfalt verwendet, als eine wahrhaft originale; die Nachahmung Heine's in den Reisebriefen, die Grillparzer's in der Schilderung des Besuches bei Ibsen, welche so lebhaft an jenes anderen Oesterreichers Besuch bei Goethe in Weimar erinnert, sind doch gar zu auffallend. Doch das verschlägt nichts, Bahr's Buch ist deswegen doch gedankenreich und anregend und im Ganzen eine sehr wohlthuende Erscheinung.

Bahr nimmt seine Aufgabe, den Geist der Moderne darzustellen, so gründlich, daß er mit erkenntnißtheoretischen Untersuchungen (für das große Publikum abschreckend genug) anhebt. Er erklärt sich im Geiste der ganzen modernen Wissenschaft als einen kritischen Realisten: „Der kritische Realist behauptet keine andere Fähigkeit für das menschliche Bewußtsein, als die, die Eindrücke der Außenwelt aufzunehmen und festzuhalten. Der gesammte Inhalt des Bewußtseins, seiner ganzen Ausdehnung und seinem ganzen Umfange nach, alles Denken und Fühlen, das es erfüllt, ist ihm nur ein Abbild der Außenwelt und nicht das mindeste ist ihm im Bewußtsein, dessen Vorhandensein im Bewußtsein ihm nicht als unumstößlicher Beweis gälte für das Vorhandensein eines Entsprechenden jenseits des Bewußtseins.“ Wir wollen hier ganz absehen von der Schwäche dieser erkenntnißtheoretischen Basis des Bahrschen Denkens und zunächst nur seinen Gedankengang darstellen. Da nun notorisch der Bewußtseinsinhalt fortwährend wechselt, da zu verschiedenen Zeiten verschiedene Weltanschauungen, verschiedene Ideen herrschen, so muß es in der Wirklichkeit, außerhalb des Bewußtseins ein Korrelat für diesen ewigen Prozeß im Bewußtsein der Menschheit geben, es muß einen Grund in der Welt für den permanenten sprunghaften oder allmählichen Wechsel der Weltanschauungen der Menschheit geben. Als dieses Korrelat bezeichnet Bahr im Anschluß an Marx den ökonomischen Prozeß. Von dem fortwährend sich verändernden Mittel und Zustand der menschlichen Arbeit und von den Verschiebungen der sozialen Verhältnisse im Gefolge des ökonomischen Prozesses macht Bahr den Wechsel der Weltanschauungen und damit den Wechsel dessen, was man in verschiedenen Zeiten modern nennt, abhängig. Er stellt diese Idee zunächst nur als wissenschaftliche Hypothese auf, aber in einem glänzenden Essay über die Geschichte der Malerei seit dem Mittelalter versucht er zu zeigen, daß sich alle Wandlungen des Geschmacks und der Realisirung der Idee des Schönen parallel mit den Wandlungen des ökonomischen Prozesses entwickelt haben. Noch kürzer und noch zutreffender spricht er seine Anschauung in einem der letzten Kapitel des Buches aus: „Jeder anderen Lebensweise der Menschheit, welche durch das Maß der menschlichen Herrschaft über die Natur bestimmt wird, entspricht eine andere Denkweise, und jede Denkweise hat ihre besondere Traumweise: mit der Idee wechselt der Wunsch, welcher die Kunst ist.“ In dieser Auffassung des Zusammenhanges der Kunstentwicklung mit dem wechselnden Verhältniß des Menschen zur Natur, wird Bahr wohl Niemand widersprechen. Er steht auch keineswegs so allein, wie er anzunehmen scheint, wenn er die Realisirung der Idee des Schönen im ganzen großen Zusammenhang der kulturgeschichtlichen Entwicklung studirt wissen will; das pfeifen schon die Spatzen von den Dächern. Aber indem er sich der heraklitischen und hegelischen Anschauung der Welt als eines endlosen Werdens anschließt, in der nichts besteht als das Unbeständige, nichts bleibt als der Wechsel, und indem er von hier aus nichts, weder in Wissenschaft, noch in Moral, noch in Kunst als ewig gleich wahr, gleich geltend, gleich wirksam anerkennen will, schießt er doch weit übers Ziel hinaus. Sätze wie die: „Das einzige Gebot, in dem sich alle Ethik zusammenfaßt, lautet: modern zu sein.“ — „Die Idee, welche in dem gleichzeitigen ökonomischen Prozeß ein Korrelat hat, ist eine wahre. Die Idee, welche nur ein Denkmal einer bereits abgelaufenen Oekonomie, kein solches Korrelat hat, ist eine falsche.“ — Diese Sätze sind von einer sehr schielenden Wahrheit. Bahr vergißt im Eifer nämlich Folgendes: wie wandelbar auch zu verschiedenen Zeiten die Weltanschauungen der Menschheit sind, gewisse Grundformen des menschlichen Denkens sind in allem Wechsel doch sich gleich geblieben, sonst wäre überhaupt von einem Prozeß die Rede nicht möglich. Wie seit Anfang der Welt zweimal zwei vier war, so haben sich einzelne Grundsätze der Ethik seit den ältesten Zeiten nicht geändert, denn sonst wäre der Zusammenhang der ganzen Gesellschaft, ihre historische Entwicklung nicht möglich gewesen. Die Kriterien der Wahrheit im ökonomischen Prozeß finden zu wollen, heißt alles wissenschaftliche Denken aufheben. Wenn es wahr wäre, daß mit einem vergangenen ökonomischen Prozeß auch seine Ideen zu den Leichen geworfen werden müßten, dann könnten wir die Schöpfungen dieser Ideen, die großen Kunstwerke nicht heutzutage noch mit Begeisterung genießen. Es kann also nicht der gesammte Inhalt des menschlichen Bewußtseins von jenem Prozeß bedingt sein, wenn er auch dem Gesichte der Menschheit zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Ausdruck giebt.

Dieser ausschließliche und einseitige historische Stand-

*) Vergleiche „Nation“ Jahrg. VI. pag. 689 „Ein österreichischer Ibsen-Jünger“.

**) Zürich. 1890. Verlagsmagazin

punkt Hermann Bahr's ist zugleich seine Schwäche und seine Stärke. Er befähigt ihn einerseits, den künstlerischen Erscheinungen der verschiedenen Zeiten gerecht zu werden; er befähigt ihn den Geist der Gegenwart mit großer Objektivität zu erfassen, durch Kontrastirung mit der unmittelbar vorhergehenden Vergangenheit sehr anschaulich darzustellen; aber er täuscht ihn, wenn Bahr sich von der Nachempfindung der vorhandenen Kunstwerke, die er in ganz ausgezeichneter Weise versteht, zu Forderungen an die Zukunft führt, die Bahr wieder in das Bereich der so sehr von ihm verabscheuten abstrakten Aesthetik zurückführen, wo er uralte Forderungen der Kunstlehrer als etwas nagelneues hinzustellen glaubt. Es ist die köstlichste Ironie, in deren Licht Bahr mit seinen Forderungen an das moderne Ideal sich selbst stellt; sein künstlerischer Sinn, sein Geschmack und sein Gefühl sind stärker als seine Philosophie, er ist Klassizist ohne es zu wollen und auch ohne es zu wissen. Uns will dies als das allerbeste an seinen Aufsätzen erscheinen.

Von allen Seiten nämlich sucht Bahr der Moderne beizukommen. Er erklärt sehr post festum dem individualistischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts, der, wie er richtig bemerkt, im katzenjämmerlichen modernen Pessimismus auslief, den bittersten Krieg. Nicht das Herz hätscheln, nicht nach persönlichem Glück soll der Einzelne streben, sondern sich dem Allgemeinen anschließen; das Staatswohl steht höher als das individuelle Wohl erklärt der moderne Sozialist Bahr. Einige Jahrzehnte vor ihm hat Goethe seinen „Faust“ mit dieser Forderung abgeschlossen. Die Romantik, die sich so wenig um die Lebenswahrheit, die sie umgab, kümmerte, faßt Bahr als die Blüthe dieses Individualismus auf, der in letzter Linie mit der Erstarkung des Bürgerthums und dessen Hinauswachsen über die alte feudale Gesellschaftsordnung zusammenhängt. Aus der Abwendung der Menschheit von jenem individualistischen Lebensideale, aus der Erkenntniß der Unmöglichkeit, auf diesem Wege der Selbstbetrachtung, Selbstbildung, Selbstbespiegelung, Selbstsucht zum gesuchten Glücke zu gelangen, erklärt Bahr zutreffend die Entstehung und Erstarkung des Naturalismus. Dieser Naturalismus hat mit Zola seinen äußersten Höhepunkt erreicht: die Persönlichkeit ist Nichts, die Umgebung Alles; Zola geht auf im Schildern der Wirklichkeit, alle Stadien der Entwicklung dieses Kampfes zwischen Individualismus und Sozialismus, zwischen Romantik und Naturalismus verfolgt Bahr in der Geschichte der modernen Kunst, Malerei und Poesie. Nun aber setzt sein guter künstlerischer Sinn ein und sagt: beim Naturalismus können wir nicht bleiben, die Wirklichkeit als solche malt sich in verschiedenen Köpfen verschieden ab, der Philister hat eine andere Wirklichkeit als der Genius, es ist die Suche nach der Wirklichkeit nur eine Suche nach dem neuen Ideal des Schönen, die Persönlichkeit ist es, die den Künstler zum Künstler macht, es ist ein leerer Wahn, wenn man sie unterdrücken zu können glaubt, die Phantasie läßt sich nicht unterdrücken. Siehe da, die Phantasie schafft sich auch schon Luft und Raum in den Feerien der neuesten Pariser, eines Catulle Mendès, dem Zola selbst als nothwendigen Gegenpol des Naturalismus Beifall klatscht, in den säuberlichen und überzarten Gedichten des Parnassiens, in den märchenhaft duftigen, von lyrischem Zauber erfüllten, die Gestalt ganz der Farbe opfernden Gemälden eines Puvis de Chavanne. Aber hier ist der Fehler, daß die Romantik und der Naturalismus getrennte Wege gehen — und: „die Synthese von Naturalismus und Romantik, hat Bahr schon im geistvollen Essay über Ibsen erklärt, ist die gegenwärtige Aufgabe der Litteratur“. Diese Synthese vermißt Bahr sowohl bei Ibsen, als bei Zola, als auch bei den Meistern der Technik der Malerei zu Paris: sie zu vollziehen ist die Forderung, die er an die Kunst der Zukunft stellt. Unzählige Male preist er den Naturalismus, daß er uns vom Kultus der Persönlichkeit befreit hat; aber sehr bezeichnender Weise im letzten das Buch abschließenden Aufsatz über seinen grenzenlos geliebten Puvis de Chavanne sagt Bahr:

„Es ist das eigenthümliche Kennzeichen aller modernen Kunst seit der Romantik, große Erschütterungen der Seele zu suchen, die émotions fortes ... Sturm, Toben und Wildheit — solche Einwirkung wird auf die kranke Seele verlangt, daß sie gepackt, zerfasert, aufgewühlt werde, wie schlaffer Leib durch Massage ... Das ist aber eine falsche Psychologie, die Wirkungen auf die Seele nach dem Gewichte und der Zahl der Eindrücke zu schätzen. Es kommt nicht darauf an, alle Sinne durch die größte Summe der kräftigsten Reizungen zu berühren, sondern auf einen einzigen vielmehr eine einzige derart einzustellen, daß ihr Stoß durch ihn hindurch geradewegs auf die Einbildung fällt und diese zur Ergänzung zwingt. Es ist diese Antwort der Seele allein, durch deren Schöpfung jener innere Schauder wird, den die Psychologie émotion nennt und um den es aller Kunst zu thun ist. Die Herausforderung der Phantasie durch die Sinnlichkeit — das Umgekehrte also gerade des Naturalismus, der die Phantasie durch eine vollständige Sinnlichkeit ersetzen will, neben welcher sie entbehrlich und überflüssig wäre —, in diesem Wesentlichen seines Verfahrens gleicht Puvis de Chavonne unserem Böcklin ... Es geschieht aber durch diese Herausforderung des Phantastischen, daß am Ende jene moralische Läuterung bewirkt wird“ u. s. w.

Wer diese Sätze niederschreiben konnte, kann unmöglich mehr zu den Naturalisten gerechnet werden; wer die Erkenntniß, daß letzter Zweck der Kunst nicht soziale oder moralische Belehrung, sondern Erregung von Schönheitsgefühlen ist, wer sich für einen Künstler wie Puvis in dieser Weise begeisterte, der weiß auch, daß die künstlerischen Mittel andere sein müssen als die des Naturalismus, und im Grunde ist mit der Forderung der Synthese der Romantik und des Naturalismus nichts Anderes ausgesprochen als die uralte Forderung der Klassizisten: die Wahrheit im Schleier der Schönheit. Wirklichkeit hat man von jeher von jeder Kunst gefordert; das ist selbstverständlich; aber dies macht's noch nicht aus: ein originales Lebensideal muß den Künstler erfüllen. Mit dem im Pessimismus untergegangenen Individualismus ist kein solches wieder geschaffen worden. Auch Bahr thut's nicht, wenn er auch andeutet, daß die Sozialdemokratie ein solches in sich berge — wir haben es nicht herausgemerkt. Darum ist Bahr's gesammte Kritik zwar historisch fein nachempfindend, aber auch nicht positiv, nicht schöpferisch. Sie kommt nur auf Umwegen zu einer alten Wahrheit: durchgeistige Deine Wirklichkeit und Du bist der Dichter Deiner Zeit, wenn Du sie im erhöhten, verklärten Bilde spiegeln kannst.

Wir haben nur die leitenden Ideen des Bahr'schen Buches mit dem bisherigen kritisch darstellen wollen; in alle Einzelheiten einzugehen ist nicht nöthig. Darüber, daß Bahr immer dort „Naturalismus“ setzt wo wir gut künstlerisch sagen, wollen wir kein Wort verlieren; auch nicht über sein paradoxes Lob des neuen Burgtheaters, dessen weite und nicht sehr akustischen Räume die alte Burgschauspielkunst zwar verderben können, aber der neuen modernen Kunst — erst den rechten Raum schaffen sollen, eine versteckte oratio pro domo sui, nämlich der „großen Sünde“. In diesem Aufsatz hat aber Bahr eine Charakteristik Speidel's und seiner kritischen Kunst gegeben, die die Wahrheit geradezu auf den Kopf stellt. Es ist nämlich für Speidel's Kritik vor allem charakteristisch, daß sie höchst persönlich, ja subjektiv ist; der Wiener Speidel sagt es zwar nicht so geradezu wie der Berliner Fontane, aber er thut es. Speidel's besonderes Können liegt im Vermögen nachzufühlen, sei es ein Musikstück oder ein Drama oder eine schauspielerische Leistung oder ein Gemälde und diese Kunstwerke zu analysiren. Dabei kommt ihm seine außerordentliche sprachliche Kunst zu Hilfe, die für alle zarten Töne des Gefühls ein farbiges, konkretes Wort zu geben weiß. Für alle Individualitäten hat Speidel eine gleich freie Empfänglichkeit, für Anzengruber wie für Hebbel, für Leibl wie für Munkacsy, für Mozart wie für Goldmark, für die Wolter wie für Baumeister. So weit geht Speidel's Kraft in der Nachempfindung, daß er zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Kunstprinzipien zu schwören scheint, weil er ganz im Künstler aufgeht, den er eben bespricht, weshalb ihn Philister ja oft genug der Widersprüche zeihen zu müssen glaubten. Und



so ausschließlich reproduktiv ist Speidel's kritische Kunst, daß er sich bloß auf die Analyse von Kunstwerken beschränkt, und daß man ihm deshalb Mangel an Ideen, Mangel an führender Kraft zum Vorwurf machte. Wenn nun Bahr auftritt und diesem Speidel doktrinäre Aesthetik zum Vorwurf macht, so ist es denn doch geradezu so, als wenn er Ranke mit Rotteck verwechseln würde. Dieser böse Fehler Bahr's hängt indeß mit seinem ganzen Wesen zusammen: er thut so, als wüßte außer ihm Niemand etwas von einer historischen Aesthetik, als wäre er nicht ihr Schüler, sondern ihr Schöpfer. Das muß man seiner Jugend zugute halten. Daß er sich aber zu Ibsen in ein richtiges kritisches Verhältniß stellen konnte, wollen wir ihm nicht vergessen.

Wien.

Moritz Necker.

Theater.

Lessing-Theater. Rabagas. Lustspiel in 5 Akten von Victorien Sardou.

Die Lustspielstoffe liegen auf der Straße, pflegt man wohl zu sagen; aber die Lustspieldichter wollen nicht daran glauben. Nun wohl: Hier ist, frisch von der Straße gegriffen, zwar noch kein ausreichender Lustspielstoff, doch die Skizze zu einem Lustspielcharakter und zu einem hochmodernen obendrein. Der Titel des Stückes heißt: Der Macher; und der Held ist Herr Victorien Sardou, Besitzer eines Tantièmenschlosses bei Paris.

Folgendes ist Herrn Sardou an einem und demselben Tage in der deutschen Reichshauptstadt begegnet: Mittags wurde er von einem hyperkonservativen Mann im preußischen Abgeordnetenhause als Beförderer der Unsittlichkeit und folglich — „der Umsturz geht Hand in Hand mit der Unzucht", sagt Herr Stöcker — der Revolution an den Pranger gestellt; Abends wurde seine Satire auf die Demokratie von einem liberalen Publikum ausgezischt. Herr Sardou hat es also glücklich zu Stande gebracht, sich zwischen zwei Stühle zu setzen. So ergeht es den Leuten, die ganz besonders geschickt sein wollen, die nichts erstreben als den Augenblickserfolg, den Erfolg um jeden Preis: allen möchten sie es recht machen und sie verderben es mit allen. Auch bei uns, im Lande der altdeutschen Ueberzeugungstreue, fehlt es an solchen Typen sicherlich nicht.

Die Sittlichkeitsdebatte braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Herr Stöcker, der in einem Verzeichniß derjenigen Bücher, die „mächtig und dauernd" auf ihn gewirkt haben, nicht nur für den Rathausdichter, sondern auch für Goethe, Schiller und Shakespeare keinen Platz fand, ist als ästhetischer Beurtheiler nicht ernst zu nehmen; und wenn er die ausgelassene „Marquise" zeternd in die Belustigungslokale für die reifere männliche Jugend verweist, mag sich Sardou die Hände reiben und der Direktor des „Residenz-Theaters" mag sich für die unbezahlbare Reklame bei dem Herrn Hofprediger bedanken. Der Pfarrer hat wieder einmal den Komödianten unterstützt; ob der Pfarrer ein Komödiant war, mögen andere entscheiden.

Herr Victorien Sardou ist ein frommer Monarchist, Aristokrat und Akademiker dazu. Das ist gewiß kein Verbrechen. Aber er glaubt auch an keine Ueberzeugung, die der von ihm selbst bekannten widerspricht, an keine ästhetische und an keine politische. Und das ist doch ein Verbrechen. Als er eines schönen Tages in der Akademie die Jahresrede über den Tugendpreis hielt, da that er den Materialismus und die modernen Ideen über die Grenzen der menschlichen Verantwortlichkeit mit der gebrechselten Phrase ab:

„Félicitons-nous de maintenir la saine tradition des prix de vertu, comme une protestation du bon sens français contre ces doctrines dissolvantes; et glorifions-nous de ne connaître ici qu'une seule morale: celle qui se borne tout naïvement à chérir le bien, à exécrer le mal. C'est la vieille méthode, et c'est la bonne." Man kann nicht unmoderner und oberflächlicher sein; aber — donnernder Beifall lohnte dem Redner, sein Zweck war erreicht.

Genau so ging er zu Werke, als er, im ersten Lebensjahr der dritten Republik, eine theatergerechte Satire auf die Demokratie zu schreiben begann. Gambetta war der Mann des Tages, die politischen Advokaten standen an allen Ecken auf: daraus, so witterte Sardou's Sinn für die Aktualität, ließ sich etwas machen. Aber wie? Nichts einfacher, als das. Auf der einen Seite ein mit allen Tugenden echter Vornehmheit geschmückter Hof, ein bon prince, eine allerliebste, unschuldig reizende Prinzessin, eine schöne Hofdame, die den Geist Eugène Scribe's hat; auf der andern Seite ein Haufe alberner, aufgeblasener Streber: die Demokratie. Nun konnte das Schachspiel beginnen: Weiß zieht an und setzt in fünf Zügen, die Sardou Aufzüge nennt, Schwarz matt.

Wer diese Schilderung übertrieben finden möchte, dem seien Sardous eigene Worte vor Augen gerückt. Die geistreiche Hofdame, die noch dazu eine Amerikanerin sein soll, sagt es offen heraus: „Eure Politik ist ja eine so einfache Sache! Hier hat man alles, was man wünscht: Geld, Auszeichnungen, Stellungen! Dort hat man von alledem gar nichts! Die Einen möchten alles behalten, die Anderen möchten alles ergattern! Jene finden alles gut, diese finden alles schlecht. Kurz, rechts die behagliche Verdauung, links der gierige Appetit! Das ist, aller großen Worte entkleidet, Eure ganze Politik, so wie sie wirklich aussieht, ohne daß es freilich Jemand zu gestehen wagt." Es ist überflüssig, dieser bis zur Ermüdung variirten Erklärung des Wesens einer politischen Opposition etwas hinzuzufügen; sie ist charakteristisch für die Gründlichkeit und den Ernst, mit denen Herr Sardou seine aktuellen „Fragen" behandelt. Die Geschichte von den galanten Spioninnen, welche die deutsche Regierung in Frankreich unterhalten soll — „Dora" — reiht sich würdig hier an. Und es ist eigentlich kein Wunder, wenn ein deutsches Publikum nicht daran glauben will, daß die Männer der Opposition durch die Bank feile und servile Streber sind, wie die Herren Rabagas, Carmelin, Chaffiou und Genossen. Daß Oppositionsmänner für ein Ministerportefeuille jede Ueberzeugung mit Enthusiasmus opfern würden — nein, das Publikum des „Lessing-Theaters" hat es nicht geglaubt. Wer unsere Streber treffen will, der muß die Spottpfeile schon nach einer andern Seite richten.

Aber „Rabagas" ist ja eine Posse, die in Monaco spielt! Gewiß! und wenn wir auch nicht den Kritikern zustimmen möchten, die nach dem pariser Skandalerfolge vom neuen Aristophanes sprechen, so ist doch unbedingt zuzugestehen, daß der possenhafte Theil des Stückes ganz vortreffliche Szenen und äußerst belustigende Witze bringt. Aber alles das will doch nicht recht stimmen; man hat den Eindruck, als ob jemand die künstlichsten Variationen in einer falschen Tonart vorträgt; wir ergötzen uns an dem virtuosen Spiel, aber der kreischend falsche Ton bringt uns um das innerliche Vergnügen und schließlich sagen wir: Nein, diese Ueberklugheit ist zu dumm; wir spielen nicht mehr mit. Eine Karrikatur reicht nicht aus, um uns durch fünf lange Akte zu interessiren. Den Franzosen hat das 1872 genügt; sie sind hundertmal ins Vaudeville geströmt, um Gambetta verhöhnt zu sehen und sie haben sogar den bissigen Schlußworten des biederen Rabagas applaudirt, die in Berlin gestrichen waren: „Je m'expatrie et je vais dans le seul pays où l'on apprécie les gens de ma trempe . . . En France!" Die Franzosen sind eben ein witziges Volk, das sich selbst gern zum besten hat; die Berliner dahingegen sind selbst von den Possenbühnen so sehr an die politische Indifferenz gewöhnt worden, daß sie eine politische Satire gar nicht mehr verstehen. Sie verlangen von Sardou eine spannende, möglichst decolletirte Liebesgeschichte und sie sind ärgerlich enttäuscht, wenn er ihnen Streber von einer Art zeigt, nach der sie sich im eigenen Lande vergeblich umschauen.

„Rabagas“ ist ein in jeder Beziehung für Sardous Schaffen typisches Stück. Geist ohne Gründlichkeit, Talent ohne Beobachtung, skeptische Spottlust ohne Galle, ohne rechte Ueberzeugung, ohne Ehrlichkeit im Zweck und in den Mitteln: das sind die Züge, die das Porträt des verteufelt geschickten Theatermanns bilden. Wie immer hat er einen modischen Rahmen gewählt, aber er hat ein staubiges Bild aus der verschollenen Scribezeit hineingespannt. Zwei, allenfalls drei Akte lang kommt er mit der politischen Satire aus; dann muß eine konventionelle Liebesintrigue weiterhelfen und schließlich beginnt, ganz wie in „Pattes de Mouche“ und in „Dora“, die Jagd nach einem Brief. Ça, c'est du théâtre, sagt Sarcey; es ist Theater, sagen auch wir, aber Theater im üblen Sinne, leblose, leere Theaterspielerei. Und Sardou hat so viel Talent! Aber er hat es, ein litterarischer Jesuit, gemacht wie sein Rabagas: um Geld zu erwerben und Geltung und raschen Erfolg, hat er alle künstlerischen Prinzipien schleunigst über Bord geworfen. Ein ernsthaftes Werk hat er geschrieben: „La Haine“; man hat es ausgezischt. Am anderen Tage hat er in einem öffentlichen Brief feierlich versprochen, nie mehr künstlerische Aspirationen zu hegen. Und er hat prompt Wort gehalten. Leider.

Die Darstellung hätte dem Stück durch kräftiges Betonen des possenhaften Charakters dienen können; „Rabagas“ ist eine Operette ohne Musik, und so müßte es, stark parodistisch, gespielt werden. Davon war im „Lessing-Theater“ nichts zu spüren. Der skeptische Fürst von Monaco, der an sich selbst nicht recht glaubt und der von Sehnsucht nach den Boulevards verzehrt wird, war ein gar sentimentaler, steifer Theaterprinz mit einem Stern auf der Brust. Wenn unsere Schauspieler einen Fürsten spielen sollen, wählen sie immer den Kammerdiener zum Modell. Und Herr **Klein**, der Sardou unter den Mimen, gab uns anstatt eines südfranzösischen Schwadroneurs einen schleichenden Gesinnungslumpen ohne Verve, ohne Ueberzeugung in der Ueberzeugungslosigkeit. Er trug die Hauptschuld an der Wirkungslosigkeit des Stückes, weit er nicht sofort den passenden Ton für die Karrikatur traf und so Hoffnungen weckte, die sich nicht erfüllen konnten. Des anonymen Uebersetzers sei noch besonders gedacht. Miserableres Deutsch, als er uns bescheerte, wird selbst in den Ertassen unserer Generalintendanz nicht zu Tage gefördert. Neben unmöglichen Partizipialsätzen stehen Verdeutschungen wie Brauerei für brasserie und schlimmere. Durch verkehrte Striche, Namensänderungen und sinnlose Wiedergabe lustiger Wortspiele hat er endlich zu dem üblen Ausgange des Abends beigetragen. Weniger redlich wäre auch hier redlicher gewesen. Ich habe den Dialog, den besten, den Sardou je geschrieben, kaum wieder erkannt.

Achtzehn Jahre sind vergangen, seit Sardou den advokatorischen Maulhelden die Männer der That entgegenstellte, seit er schrieb: „Tons les grands peuples, Athènes, Rome, ont fini par ces travailleurs de la langue!“ Die dritte Republik besteht, trotz und mit den politischen Advokaten, und der einzige Schwätzer, der ihr ernstliche Gefahr drohte, war — ein Mann der That, ein Mann mit einem Säbel und einem schwarzen Circuspferd. „Rabagas“ aber, das Stück, das Frankreich und seine Republik verhöhnen sollte, ist in Berlin ausgezischt worden. So geschehen im Jahre des Heils 1890. Weh' denen, die den Augenblickserfolg suchen! Weh' ihnen dreifach, wenn sie ihn erreichen! Victorien Sardou wird sich, so schnell wie sein Ahnherr Scribe, zu Tode gesiegt haben; und bei den Sittlichkeitsaposteln von dem Schlage Stöckers mag er sich bedanken für jeden Lebenstag, der ihm beschieden ist. Wer leben will von eigenen Gnaden, der muß den Muth seiner Antipathien haben und den künstlerischen Ernst, dessen am wenigsten entrathen kann, wer uns lachen machen will über die ernsten Schäden der Zeit und der Gesellschaft.

M. Kent.

Es war einmal. . . . Moderne Märchen von **Ludwig Ganghofer**. Mit 85 Illustrationen. Stuttgart. 1890. Bonz.

Als Redakteur des Feuilletons eines für die Massen berechneten Wiener Tageblattes hat Ganghofer in den letzten Jahren eine Anzahl von Feuilleton-Novellen geschrieben, von denen er eine Auswahl von achtzehn Stücken in diesem Bande vereinigte. Sein Verleger hat sie von zumeist guten Künstlern (Mathias Schmidt, Hugo Engel, René Reinicke u. v. A.) hübsch illustriren lassen; nur sind die Reproduktionen nicht gerade anmuthend gerathen. Wirkliche Märchen sind nur zwei Stücke „Die Lieder des Rauschegrim“ und „Die schwarze Rose“; andere zwei sind heitere Kindergeschichten „Die vier heiligen Dreikönige“ und „Das Wachtfeuer“; bäuerische Schwänke sind: „Christl der Bekehrte“, „Im Höllenkobel“, „Der Biberfranzl“; andere Stücke sind zumeist sehr sentimentalen Charakters. Wie sich ein Mann in eine gegebene Aufgabe findet, das charakterisirt ihn. Eigentliche Originalität geht dem „frischen Naturell“ Ganghofer's in Wahrheit ab. Er arbeitet mit geläufigen Motiven. Er hat in seinen Wiener Geschichten keinen eigenartigen Ton, keine eigenthümliche Art zu beobachten, sei sie nun satirisch oder humoristisch offenbart. Eine starke Individualität verräth sich auch in Arbeiten, die sie nur nebenher leistet; das vermissen wir an Ganghofer. Wohl aber versteht er sich sehr gut auf die alten Künste der Rührung, des Packenden, er kennt vorzüglich sein naives Publikum und spielt virtuos mit ihm. Er ist wie ein Maler, der die altbewährten Farben und Motive in immer neuen Varianten zusammenstellt, ohne doch recht zu überraschen; ein einziges Gemälde von einem richtigen Meister ist werthvoller, als ein Dutzend jener Wiederholungen. Ganghofer's Form ist ganz nett, reinlich, vor Allem geschickt — aber doch ganz äußerlich. Mit den kleinen Geschichten Rosegger's halten Ganghofer's „Märchen“ nicht entfernt den Vergleich aus.

—r.

Moderne Typen. Novellistische Studien von **Gustav Schwarzkopf**. Stuttgart. 1890. Bonz.

„Herb ist des Lebens innerster Kern.“ Ueber diesen Text predigen uns heutzutage so viele Erzähler, Dramatiker und Weltverbesserer, daß ein selbständiger Kopf seiner Begabung schon sehr sicher sein muß, wenn auch er Bitternisse aus dem Beichtstuhl der modernen Gesellschaft ausplaudert. Gustav Schwarzkopf darf dieses Wagestück versuchen: denn er ist kein Modepessimist, sondern ein geborener, scharfer Beobachter, ein Mann mit sicherem Blick für die Gleißnerei und Thorheit der Durchschnittsmenschen, ein starker Ironiker, dessen seltene Ausbrüche ehrlicher Entrüstung dann doppelt stark wirken. Nichts ist ihm widerwärtiger als Heuchelei und Selbsttäuschung; aber er moralisirt nicht als Prediger, er stellt nur, scheinbar ganz absichtslos, Gestalten und Geschichten hin, deren Wahrhaftigkeit Jedermann mit Beispielen aus der eigenen Erfahrung bekräftigen kann. Sauberer in der Form als die letzte (in der „Nation“ Jahrg. V. Nr. 26 besprochene) Arbeit Schwarzkopf's: „Lebenskünstler“ sind die „Modernen Typen“ ein kleiner Sittenspiegel, der freilich leider zumeist nur graue, häßliche Urbilder zeigt. Mehr Humor und weniger Einförmigkeit verlangt der unbefangene Zuschauer wohl mitunter. Das Verdienst muß Schwarzkopf aber zugestanden bleiben, daß er weder verkleistert, noch verzerrt. Er ist ein Talent, von dem wir nur wünschen möchten, daß ihm Lust und Kraft wüchsen, sich dramatisch zu bethätigen. Wie in der „Liebesheirath“ seiner „Bilanz der Ehe“ offenbart auch die Geschichte „Mamauto“ dieser Sammlung die Fähigkeit des Autors, eine Handlung aus einer Charakterentwicklung hervorgehen zu lassen. Gute Komödientypen bringen „Die Jagd nach dem Mann“ und der „Liebling“. Tröstlich wirkt die Studie „Werktagsmenschen“, das — ausnahmsweise — glückliche Ehegeschick eines anspruchslosen Paares: des Bureaudieners Franz und der Köchin Johanna. Der Mann, der diese Blätter geschrieben, hat Sinn für gesunde Nüchternheit: — eine Gabe, die in Kunst und Leben zu Zeiten besondere Pflege verdient. Daß Schwarzkopf deshalb noch lange kein Philister ist, zeigt die Kraft, mit welcher er das tragische Ende von Modethorheiten offenbart.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 30. Berlin, den 26. April 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Zur Grundsteinlegung für ein Kaiser Wilhelm-Denkmal hatte sich unser jetziger Kaiser nach Bremen begeben. Festliche Veranstaltungen waren getroffen und festliche Reden sind ausgetauscht worden. In den leichteren Klang jener Worte, die bei diesen Gelegenheiten nie zu fehlen pflegen, mischten sich einige Aeußerungen des Kaisers, die von erwünschtem und gewichtigerem Inhalt sind. Wiederholentlich erklärte der Monarch, daß er es als seine höchste Aufgabe betrachte, den Frieden zu bewahren und daß er gute Zuversicht hege, diese seine Aufgabe erfüllen zu können. Ein Friedensprogramm findet in Deutschland auf allen Seiten Zustimmung und kann auch des allgemeinen Beifalls jenseits der Grenzen sicher sein.

Arbeitgeber und Arbeitnehmer erhitzen sich von Woche zu Woche mehr um die Frage, ob am ersten Mai eine Arbeitsruhe zugestanden oder ob sie verweigert werden müsse. Die entgegengesetztesten Strömungen machen sich geltend. Ein Theil der Arbeiter will am ersten Mai gar nicht feiern; ein anderer Theil beabsichtigt, die Arbeit für diesen Tag niederzulegen, es geschehe, was da wolle, und sollte die Entlassung sämmtlicher Angestellten die Folge sein. Die Unternehmer sind ebensowenig einig in ihrem Verhalten; die einen sind entschlossen, ihre „Autorität" unter allen Umständen zu wahren, andere, die weniger hitzig sind, scheinen bereit, mit humaner Klugheit einer Forderung nachzugeben, die an sich völlig ungerechtfertigt ist, aber die in so zahlreichen Köpfen sich eingenistet hat, daß es unklug wäre, sie durch einen Gewaltakt plötzlich austilgen zu wollen. Zwischen zwei Uebeln wählen diese Letzteren das kleinere; sie sind mit Recht der Ansicht, daß es im äußersten Nothfall besser ist, einen Tag die Maschinen ruhen zu lassen, als ein Zerwürfniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herbeizuführen, und die Angestellten unglücklich zu machen durch Entlassungen, die dann doch auch meist den Betrieb schädigen müssen. Sie verzichten auf den äußeren Zwang und erwarten, daß die Vernunft, die den Thatsachen innewohnt, allmählich auch in den verblendeteren Arbeiterköpfen aufdämmern wird; sie wissen, daß Schroffheit auf der einen nur die Verranntheit auf der anderen Seite steigert, während ein toleranteres und überlegenes Achselzucken die erhitzten Gemüther abkühlt und der vernünftigen Erwägung am ehesten Eingang verschafft. Es ist eine gute Lehre, die eine ehrwürdige englische Anekdote enthält. Als in einer engen Gasse zwei Männer auf einander trafen, pflanzte sich der eine mitten in die Straße und sagte: Ich gehe einem protzigen Menschen nie aus dem Wege; worauf der andere zur Verwirrung seines Gegners mit den Worten auf die Seite trat: I always: Ich stets — und so kam man ungefährdet an einander vorüber.

Die englischen Arbeiter haben sich in ihrer überwiegenden Mehrzahl auch diesmal als die bei weitem verständigsten gezeigt; sie haben beschlossen, nicht am ersten Mai zu feiern, sondern am ersten Sonntag im Mai für den achtstündigen Arbeitstag zu demonstriren, und wenn sie keine bessere Sonntagszerstreuung zu finden wissen, so lassen sich gegen diesen Beschluß, der für die Entwicklung der Frage nichts schaden und nichts nützen wird, Einwendungen gewiß nicht erheben. Die englische Regierung kann daher mit vollkommenster Ruhe dem Maibeginn entgegensehen; sie hätte das freilich wohl auch in jedem Falle gethan, denn Kaltblütigkeit und Nüchternheit sind gute, englische Eigenschaften. Weit nervöser zeigen sich einige Regierungen des Continentes. In Frankreich hat der Minister des Innern sehr scharfe Erklärungen abgegeben, und er hat gedroht, daß die Polizeifaust bei der geringsten Veranlassung unerbittlich dreinfahren werde. Die Folge ist, daß die Lust zu Kundgebungen in einigen französischen Städten nur einen neuen Anreiz erfahren hat. In Oesterreich hat man die verständige Mäßigung, der man zuerst zuzuneigen schien, zum Theil

wieder aufgegeben, und wenn auch nicht in einem geradezu provozirenden Ton, so hat die Wiener Regierung doch unzweideutig erklärt, daß sie, so weit an ihr liegt, eine Feier des 1. Mai nicht gestatten werde. Liberaler ist der Standpunkt der ungarischen Regierung; sie steckt den Arbeitern ziemlich weite Grenzen, in denen jene ihr Bedürfniß nach Erregung und Bethätigung befriedigen können. Bei uns in Deutschland endlich scheint eine generelle Verfügung den exekutiven Regierungsorganen überhaupt nicht zugegangen zu sein, und das ist ganz zweckentsprechend; die Regierung hat die Ereignisse des ersten Mai ebenso zu behandeln, wie die jedes anderen Tages; sie hat für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Gesetzlichkeit zu sorgen wie stets; und darüber hinaus liegt ihr zu thun überhaupt nichts ob. Unsere Staatsverwaltungen aber, soweit sie Arbeitgeber sind, scheinen sich verpflichtet zu fühlen, die Zügel straff anzuziehen.

Wird denn nun aber am 1. Mai sich irgend etwas Besonderes ereignen, wie einige Angstmeier glauben? Es werden eine Anzahl Versammlungen abgehalten und es werden Resolutionen gefaßt werden; vielleicht gibt es hier oder dort eine etwas hitzige Debatte, ein wenig Uebermuth und ein kleines Skandalchen. Aber das wäre auch Alles, was sich erwarten läßt, und dann wird sich der gewohnte Zug der Ereignisse fortsetzen, als hätte es nie erregte Debatten über die welterschütternde Frage gegeben, ob die Zahl der Feiertage im Jahre 1890 um einen vermehrt oder nicht vermehrt werden soll. In kürzester Zeit wird auf allen Seiten die klare und heilsame Erkenntniß Platz greifen, daß um eine Thorheit gekämpft worden ist und daß eine Thorheit über Gebühr Verwirrung und Zwietracht gestiftet hat. Die Hauptkämpfer auf allen Seiten werden sich dann in einigermaßen katzenjämmerlicher Stimmung befinden, und es ist nur zu wünschen, daß sie nicht allzusehr sich zunächst an dem Gedanken berauschen, als könne am 1. Mai von Arbeitgebern oder Arbeitnehmern ein großer Sieg erfochten werden.

Im österreichischen Abgeordnetenhause ist es zwischen der deutschen Opposition und dem Ministerium zu einem ersten Zusammenstoß von prinzipieller Bedeutung gekommen. Der Minister Dunajewski erklärte, daß man die Tragweite des sogenannten böhmischen Ausgleiches überschätzen würde, wollte man annehmen, es sei damit der erste Schritt zu einer Aenderung des Taaffe'schen Regierungssystems überhaupt gethan worden. Diese Kriegserklärung gegen die Deutschen und diese Liebeserklärung für die bisherigen Mehrheitsparteien erwiderte der Abgeordnete von Plener mit scharfen Worten. Er zog die Konsequenzen aus den Darlegungen des Ministers. Führt die Regierung, gestützt auf die bisherige Majorität und in deren Sinne, die Geschäfte fort, so werden auch die Deutschen ihre Stellung nicht ändern; sie werden sein, was sie waren, eine Oppositionspartei. Es bleibt in Oesterreich also alles beim Alten, und das entspricht dem Taaffe'schen System auch am meisten; es wird bald hier bald dort ein wenig Oel auf die allzu erregten Wellen gegossen, aber durch eine konsequente und große Politik das Staatsschiff wieder in ruhiges und gesichertes Wasser zu bringen, dazu fehlt es der Politik des „Fortwurschtelns“ an Energie, an sittlicher Kraft und geistigem Schwung.

Goschen hat im englischen Unterhause das neue Budget vorgelegt. Seine Zahlenreihen haben in England weder bei Freund noch Feind Begeisterung erregt; aber ein gemäßigtes, freundliches Wohlwollen fanden sie auf allen Seiten. Die Engländer sind anspruchsvoll, denn die kontinentalen Völker können nur mit Neid auf die Ergebnisse blicken, welche Goschen vorzulegen in der Lage war. Ein Ueberschuß von 3,25 Millionen Pfund Sterling im letzten Finanzjahr; eine Staatsschuldentilgung von 25 Millionen Pfund in 3 Jahren und dem entsprechend eine ganze Reihe größerer und kleinerer Steuererleichterungen für die Zukunft. Die Vereinigten Staaten und England kommen in ihren Finanzen vorwärts; alle anderen Großstaaten dagegen gehen ungeachtet der langen Friedenszeit in ihren Finanzen stetig und zum Theil in rascher Entwicklung zurück; von der akuten Krankheit des Krieges sind sie glücklicherweise verschont geblieben; aber an der schleichenden Krankheit des Militarismus drohen sie langsam hinzuwelken.

Die Franzosen haben in ihrem Kampf gegen Dahomey eine erste Schlappe erlitten; besorgte Gemüther fragen sich bereits, ob das der Beginn einer afrikanischen Verwicklung à la Tonkin sei. Vielleicht spielt das Schicksal unseren westlichen Nachbarn nicht ganz so arg mit; es braucht sich in Westafrika ein tonkinesischer Krieg gar nicht zu entwickeln; auch bescheidenere Unbequemlichkeiten können schon sehr fatal sein, und auch sie schärfen die Lehre ein, daß selbst eine vorsichtigere Kolonialpolitik, wie sie jetzt von Frankreich verfolgt wird, von heute auf morgen Kämpfe und unliebsame Zwischenfälle, aber sehr selten realen Gewinn bringt.

* * *

Der Staatssozialismus, die Sozialdemokratie und die katholische Kirche.

Unzweifelhaft ringen jetzt drei Mächte um den Besitz der Herrschaft zunächst im Deutschen Reiche, dann aber auch vielleicht im gesammten westlichen Europa: die Sozialdemokratie, der sogenannte Staatssozialismus und die katholische Kirche*), und der Kampf dieser drei Mächte erscheint um so merkwürdiger und interessanter, als die beiden erstgenannten Gegner ihre letzten Zielpunkte für weit verschieden erklären, während doch für ein gutes Theil Weges ihre Bestrebungen sachlich oder wenigstens äußerlich gleichartig erscheinen und etwa nur wegen ihrer verschiedenen Tendenz als innerlich verschieden bezeichnet werden können. Welche von jenen Mächten wird einst den Sieg erringen, oder sollte die von allen drei jener gewaltigen Mächte arg bedrohte individuelle Freiheit schließlich doch widerstandsfähig, der etwaige Sieg einer jener Mächte nur als ephemerer denkbar sein?

Einen Beitrag zur Lösung dieser vielleicht inhaltschwersten Frage dieses und des folgenden Jahrhunderts liefert jedenfalls ein gedankenreicher Aufsatz „Ferdinand Lassalle und Thomas von Aquino“, welchen Professor Hilty in Bern im Jahrgang 1889 seines politischen Jahrbuchs der schweizerischen Eidgenossenschaft**) veröffentlicht hat.

Der Aufsatz, über welchen hier Bericht erstattet werden soll, und an welchen einige weitere Betrachtungen angeschlossen werden mögen, beginnt übrigens nicht, wie man nach dem Titel schließen möchte, mit Lassalle, sondern, wie es auch der Geschichte entspricht, mit der katholischen Kirche und zwar mit der Darstellung der sozialen Lehre Augustin's, welche für Thomas von Aquino und für die gesammte katholische Kirche bis auf den heutigen Tag in den Grundlagen maßgebend geblieben ist.

Hatte das Christenthum ursprünglich Staat und Rechtsordnung als außerhalb der christlichen Lehre stehende Einrichtungen behandelt und hatte es — entsprechend dem Charakter einer jeden auf ein Jenseits gerichteten Religion, einer Religion auch zunächst der Unterdrückten und Armen — Staat und Recht im Vergleich zur christlichen Gemeinschaft und zum christlichen Glauben und zur christlichen Moral als durchaus minderwerthig behandelt, so brachte Augustinus diese Lehre durch die Gegenüberstellung der Civitas Dei und der Civitas terrena in ein festes, unverbrüchliches

*) Die protestantische Kirche kann hier nicht in Betracht kommen; sie besitzt und kann ihrer Natur nach nicht besitzen die mächtige äußere Organisation, durch welche die katholische Kirche sich auszeichnet.

**) Vergl. die Inhaltsübersicht in Nr. 11 der „Nation“ vom 14. Dezember 1889.

System, und indem er zugleich das Reich Gottes die Civitas Dei mit der Kirche in ihrer äußeren Gestalt identificirte, gelangte er zu dem von der katholischen Kirche seitdem stets festgehaltenen Satze, daß die Kirche dem irdischen Staate und der irdischen Rechtsordnung durchaus übergeordnet sei, Staat und weltliches Recht nur insofern einen Werth beanspruchen können, als sie geeignet erscheinen, die Zwecke der Kirche zu fördern. Ist Letzteres nicht der Fall, so ist nach Augustin's Ausspruch der Staat nur ein „magnum latrocinium“ und hat wahren Frieden nicht. Es ist begreiflich, daß bei den mannigfachen Schäden, welche sowohl das Staatswesen des sinkenden Alterthums wie dasjenige des Mittelalters aufzuweisen hatte einerseits, und andererseits bei den vielfachen Wohlthaten, welche wirklich damals die Kirche nicht zum wenigsten durch ihre überlegene Bildung und Organisation der Kultur erwies, diese Lehre zahlreiche Anhänger auch außerhalb des Klerus finden mußte, und daß sie, wie bekannt, so oft auch thatsächlich über kaiserliche und fürstliche Macht den Sieg davon trug.

Thomas von Aquino, dessen Schriften und Lehren von dem gegenwärtigen Oberhaupte der katholischen Kirche ja mit besonderer Verehrung den Gläubigen genannt werden, hat gedankenreich, aber, da wo er Staat und weltliche Ordnung in Betracht zieht, oft nur in äußerlicher und unvermittelter Anlehnung an Aristoteles die Lehre Augustin's fortgesetzt. Wir bedürfen aber hier nicht für die Würdigung der sozialen Bestrebungen der katholischen Kirche des tieferen Eingehens auf diese zum Theil sehr werthvollen, geschichtlich höchst wirksamen, von protestantischer Seite freilich oft nicht genügend gewürdigten, allerdings in scholastischer Form gefaßten Untersuchungen des vielleicht berühmtesten Theologen der katholischen Kirche. Aber hervorzuheben ist, daß Thomas von Aquino die Frage des Privateigenthums und andererseits des Sozialismus nicht unerörtert läßt. Während die wahre Lehre des Christenthums keineswegs das Privateigenthum dem Rechte nach aufheben, vielmehr die Ausschließlichkeit desselben nur durch die christliche Liebe, welche nicht äußerlich zwingt, in dem Gebrauche beseitigen will, wie im Wesentlichen gleich sich auch schon Aristoteles ausgesprochen hatte — den getheilten Besitz soll die Einheit der Gesinnung zu einem gemeinsamen machen — erklärt Thomas von Aquino, der ursprünglich von Gott gewollte Zustand sei die Gütergemeinschaft gewesen, und nur durch die Sünde einer verderbten Gesellschaft die privatrechtliche Güterordnung möglich geworden. Jene ursprüngliche Ordnung der Gütergemeinschaft in gewissem Umfange wiederherzustellen sei das Bestreben der Kirche, ein Bestreben, welchem die kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalten und die geistlichen Orden insbesondere dienen, wie denn merkwürdigerweise auch schon in Augustin's Confessiones die Idee eines allerdings nur auf wenige Freunde beschränkten kommunistischen Phalanstère im Sinne des französischen Kommunismus zu finden ist.

Der Kommunismus und Sozialismus, soweit er von Autoritäten der katholischen Kirche vertreten wird, nimmt übrigens seinen Ausgangspunkt nicht von dem Rechte der bedürftigen, sondern von der Verpflichtung der begüterten Individuen, beruht also auf einer Grundlage, welche von derjenigen des modernen weltlichen Sozialismus, insbesondere von derjenigen der Sozialdemokratie durch einen Abgrund getrennt ist; denn hier bildet Grundlage und Ausgangspunkt das Recht Aller auf möglichst gleichmäßigen Genuß. Allein in der Praxis kann dieser trennende Abgrund eine Zeit lang überbrückt werden von besonders aktiven Vertretern des kirchlichen Sozialismus, und die Kirchenregierung kann Zeit gebrauchen um die Irrlehre als solche festzustellen und zu verwerfen, und inzwischen kann die Irrlehre erhebliche Wirkungen gehabt haben, welche nicht so leicht wieder zu beseitigen sind. Wie in der That ein begeisterter Anhänger des Katholizismus schließlich zur weltlich-sozialistischen Partei übergehen kann, zeigt das Beispiel des im Jahre 1854 gestorbenen Priesters Lamennais: er hat, wie Hilty wohl mit Recht hervorhebt, vielleicht die schärfste, beredteste Anklage gegen die heutige Wirthschaftsordnung formulirt. Die Unterscheidung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern wird von ihm charakterisirt als eine Erfindung, welche aus Brüdern Herren und Knechte machte und gemäß ihrer weiteren Ausbildung nur in der Hölle den richtigen Namen empfangen werde.

Der demokratische Sozialismus, soweit er wirklich auf die Massen des Volkes von Einfluß ist, und nicht nur in gelehrten Theorien ein verborgenes Leben fristet, hat in Deutschland seinen Ursprung in Lassalle. Freilich ist Lassalle, was seine sozialen Lehren und Vorschläge betrifft, ebensowenig originell in seinen Grundgedanken, wie die sämmtlichen übrigen deutschen Sozialisten, gemäßigter oder mehr radikaler Richtung, welche entweder aus französischen oder englischen Schriftstellern geschöpft haben. Aber Lassalle gab dem sozialen Problem einen philosophisch-historischen Hintergrund. In seinem System der erworbenen Rechte wird die gesammte Rechtsordnung in Wahrheit als eine stets veränderliche Konzession der Gesammtheit oder sogar praktisch der in der Gesammtheit mächtigen Faktoren dargestellt, und diesen Gedanken hat, wie man weiß, die neue sog. historische Schule der Nationalökonomie, wie sie namentlich in Deutschland herrschend geworden ist, begierig aufgegriffen: es gibt für sie keine beständigen über den steten Wechsel erhabene nationalökonomischen oder sozialen Wahrheiten; die Sozialdemokratie aber wandelt diese Auffassung einfach zu dem Satze, daß die gesammte soziale Ordnung nach einem beliebigen Zweckgedanken jeder Zeit von Grund aus verändert werden könne, sofern man nur die Macht dazu habe. Sodann wirkte Lassalle durch eine schwungvolle eindringliche Sprache*), und um so mehr, als er zwar die Trostlosigkeit der gegenwärtigen Zustände darzulegen unternahm, aber nur seine nächsten Ziele deutlicher entwickelte, über die ferneren dagegen ein viel versprechendes Schweigen beobachtete.

Lassalle ist aber auch der Begründer des deutschen Staatssozialismus. Er hatte die Bedeutung der bestehenden Gewalten kennen gelernt, als auf den kurzen Freiheitsrausch des Jahres 1848 die Reaktion folgte. Daher erschien es ihm praktisch, während die französischen Sozialisten für die Verwirklichung ihrer Ideen einen ganz neuen Staat als selbstverständlich vorauszusetzen, die bestehende Staatsgewalt für den Sozialismus zu gewinnen und zu benutzen. So ist Lassalle der Erfinder des sozialen Königthums. Der Sozialismus aber muß jedenfalls in der Leitung des sozialen Staates eine bisher nicht gekannte Machtfülle konzentriren; denn ohne solche läßt sich weder eine planmäßige Vertheilung der Arbeit und des Lohnes, noch eine Ausgleichung der Vermögen und des Genusses durchführen. Lassalle ist daher einerseits Anbeter der Macht und Verächter der individuellen Freiheit und der großen Mehrzahl, während er andererseits einzelne Individuen, welche die Masse beherrschen sollen — und darunter natürlich auch sich selbst — in schwindelnde Höhe über die große Menge stellen muß. Ein solcher Staat hat eine gewisse Vorliebe für die unteren Volksklassen, weil sie seiner Ansicht nach ihm voraussichtlich willig folgen und den Stützpunkt seiner Macht bilden werden. Aber das schließt, wie Lassalle's eigener Lebenslauf zeigt, aristokratische Neigungen nicht aus; im Gegentheil wird Derjenige, der die Massen lediglich nach seinen Ideen zu leiten unternimmt, sich selbst für ein höheres Wesen mit ganz besonderer Intelligenz halten, das eben deshalb auch zu anderer Lebenshaltung berechtigt erscheint und nur mit wenigen Auserwählten diese Lebensführung theilen mag. Verhaßt aber wird einem solchen Geiste regelmäßig der mehr gebildete Mittelstand sein; denn dieser will, so lange er nicht depravirt und insbesondere durch Geldgier und Servilismus korrumpirt ist, meistens überzeugt und nicht nur willen- oder einsichtslos geleitet sein; er hält zugleich auf individuelle Freiheit. Gerade dies aber ist Demjenigen ein Hinderniß, der sich für den prädestinirten Leiter eines sozialistischen Staates ansieht.

Es wird sich schwer entscheiden lassen, ob der Sozialismus oder vielmehr nur der Machtbesitz Lassalle die

*) Er hat auch zu einem nicht geringen Theile das Arsenal geliefert für die vulgären Redewendungen, mit denen heut zu Tage der Liberalismus bekämpft zu werden pflegt.

Hauptsache und der eigentliche Zielpunkt war. Jedenfalls aber läßt sich das Verhältniß umdrehen. Wem die Konzentration möglichst unbeschränkter Macht in einer oder wie es einem gewissen natürlichen Egoismus entspricht, in der eigenen Hand als das Ideal der Staatskunst gilt, dem kann auch der Sozialismus als ein Mittel passend erscheinen, den Besitz jener möglichst unbeschränkten Macht zu erlangen oder die erlangte Macht ins Ungemessene zu vergrößern; denn die Einführung des Sozialismus setzt eine gewaltige Macht des Staates über die Einzelnen und deren Vermögen voraus, und jeder Schritt zum Sozialismus muß die Macht der Staatsregierung nothwendig vergrößern. Wer nach möglichst unbeschränkter Macht strebt oder, weniger egoistisch, vielleicht glaubt, daß die auswärtigen Beziehungen des Staates eine solche Machtfülle der Regierung nothwendig machen, könnte also der Meinung sein, gewisse sozialistische Einrichtungen als Etappen zu benutzen, während er doch der Meinung wäre, gewisse weitere Konsequenzen des Sozialismus dann durch den Besitz einer überlegenen Macht abwenden zu können.

Der Staatssozialismus aber kann, da die Einführung eines jeden Sozialismus nur zwangsweise durch den Staat möglich ist, begrifflich nichts anderes sein, als ein gemäßigter Sozialismus, ein Sozialismus unter Schonung gewisser Verhältnisse, wobei natürlich der Eine diese und der Andere jene Verhältnisse als besonders werthvoll und daher zu schonende betrachten wird, z. B. etwa die Besitzverhältnisse der Großgrundbesitzer, die erbliche Monarchie mit der gegenwärtigen Dynastie u. s. w. Im Jahre 1848 wurde von einer bestimmten Persönlichkeit die Aeußerung kolportirt: „Ich bin für die Revolution, aber unbeschadet meiner Familie". Daran erinnert der Ausdruck „Staatssozialismus"; kann er doch nichts Anderes sein, als ein langsam sich vollziehender, nicht völlig durchgeführter Sozialismus.

Aber die Frage ist: Kann man einer so mächtigen Idee, wie die soziale Idee es ist, an einem beliebigen Punkte Halt gebieten? Ist es möglich, die hereinbrechenden Fluthen von gewissen Punkten fern zu halten? Haben wir hier auf sich selbst gegründete Felsen vor uns, oder muß das, was man erhalten möchte, mitstürzen, wenn die Umgebungen, die man preis gibt, umgerissen werden?

Die Wahrscheinlichkeit spricht durchaus gegen eine der Erhaltung der bisherigen Ordnung günstige Antwort. Es dürfte vielmehr vermuthlich das Wort gelten, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig säuert. Gibt man zu, daß es auch eine Aufgabe des Staates sei — das ist jetzt eine nicht unbeliebte Formel — die Vermögen „auszugleichen"*), so wird ein Ende dieses Ausgleichens sich ohne Willkür, d. h. also praktisch schließlich nur mit Anwendung aller vielleicht auch versagender Machtmittel, nur dann machen lassen, wenn absolut alle Einzelnen im Staate gleich viel oder gleich wenig haben, und die Aufrechterhaltung dieses Zustandes führt zu den letzten Konsequenzen des sozialistischen Ideals. Es ist dabei auch praktisch im Hauptresultate ganz gleichgültig, ob man dem Einzelnen ein Recht auf Arbeit oder auf Existenz, oder auf den vollen Arbeitsertrag anweist. Jede dieser Formeln**) mag genau betrachtet in der logischen Konsequenz gewisse Verschiedenheiten zeigen; darin stimmen sie doch sämmtlich überein, daß sie konsequent zu einem die Privatwirthschaft verschlingenden Zwangsstaate führen. Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag schließt ja jede Rente von Kapital oder Grund und Boden aus und vernichtet somit das Kapital- und Erbrecht in jeglicher Gestalt. Bescheidener erscheint das Recht auf Existenz. Aber unter Existenz wird man eine menschenwürdige Existenz verstehen wollen, und was läßt sich unter diesem Titel nicht verlangen? Das Recht auf Arbeit endlich setzt zur vollen Verwirklichung voraus, daß Jeder die Arbeit, zu welcher er tauglich erachtet wird, auch verrichte, und daß man ihm diese Arbeit auch hinlänglich d. h. soweit zur Fristung der Existenz nöthig, lohne; so ist in Wahrheit das Recht auf Arbeit auch Recht auf Existenz; nur soll die letztere nicht unentgeltlich gewährleistet werden.

Es ist ein als tiefe Weisheit oft verkündeter Ausspruch, die soziale Frage, die Frage, welche gegenwärtig die Staatsordnung bewege, sei wesentlich nur eine Magenfrage: die große Masse verhalte sich gegen mehr ideale Fragen, insbesondere gegen die politische Freiheit durchaus gleichgültig, seitdem sie selbst angefangen, über ihr Loos nachzudenken und nicht mehr blindlings Führern vertraut, die ganz andere Interessen als diejenigen der unteren, der bedrückten Volksklassen verfolgen. Hilty protestirt mit Recht gegen diese angebliche Weisheit. Sie läßt sich aber, abgesehen von der mehr idealen, religiösen Auffassung der Lebensmächte, welche Hilty vertritt, auch durch eine sehr reale Betrachtung widerlegen. Die Erfahrung zeigt, daß mit materiell besserer Lebensführung regelmäßig das Selbstgefühl steigt. Kränkungen, Verletzungen werden schärfer empfunden; man will nicht mehr als ein bloßes Nichts nach Willkür behandelt werden. Wenn es trotz aller gegentheiliger Deklamationen nicht zu bezweifeln ist, daß die durchschnittliche Lebensführung der unteren Klassen in den letzten Dezennien bis zur Einführung der hohen Lebensmittel- und Schutzzölle sich unvergleichlich gehoben hat, so wird man die Wirkung begreiflich finden, welche, ungeachtet der Fürsorge für Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter das Sozialistengesetz, durch die Beschränkung der Freiheit der Diskussion, der Vereine und Versammlungen im Deutschen Reiche ausgeübt hat.

Der Sozialismus ist aber praktisch nicht nur eine Sache der Organisation, sondern ebenso sehr eine Frage der Personen und des persönlichen Vertrauens. Nicht ganz gleichgültig wird bei der großen Macht, welche jeder auch verhältnißmäßig bescheidene Sozialismus für die Regierung fordert, der aufstrebenden Masse erscheinen, Wer jene Organisation praktisch auszuführen hat; sie wird die Führer, die für ihre Sache gekämpft und gelitten haben, an der Spitze sehen wollen und sie wird leicht Mißtrauen hegen gegen die Beamten der bisherigen Staatsordnung, die scheinbar in Ruhe und Behaglichkeit oder bald wider Willen Projekte des Sozialismus verwirklichen, und ebensowenig werden die Führer zufrieden sein, wenn Andere das Verdienst der sozialistischen Ideen für sich in Anspruch nehmen und ihnen zugleich mit anderen Vortheilen gleichsam das geistige Eigenthum an diesen Ideen zu rauben scheinen.

So drängt der Sozialismus — auch unter dem zahmen und für Viele einschmeichelnden Titel des Staatssozialismus — voraussichtlich doch zum Umsturze, zum einfachen Sozialismus ohne Glaçéhandschuhe und mit gründlichem Personenwechsel, und der Sozialismus „unbeschadet meiner Familie" dürfte auf einer Illusion beruhen.

Auch die Erbmonarchie dürfte bei solcher Lage der Dinge einen schweren Stand haben. Das soziale Königthum wird, wenn einmal ausgeglichen werden soll, auch seinerseits dem Ausgleich ausgesetzt sein. Schon die glänzende Lebensführung der Monarchen wird die Kritik herausfordern, wenn andere bevorzugte auf dem Erbrechte beruhende Lebensstellungen mehr und mehr verschwinden oder fortwährend durch „Ausgleichung" in Frage gestellt werden. Die Frage könnte leicht aufgeworfen werden, wie es denn komme, daß gerade für die Stellung der Monarchen das Erbrecht so exzeptionell entscheidend sei.

Das Entscheidende aber ist, daß der Staatssozialismus immer nur mit verhältnißmäßig bescheidenen Gaben kommen wird, weil er eben schonen will, und daß diese Gaben, da ihnen immer der Fehler eines scheinbar willkürlich gesetzten Maßes anhaften wird, die Anhänger des demokratischen Sozialismus doch nie wird befriedigen können, während der letztere die Masse leicht durch unbestimmte und verschwimmende

*) Auch der dem Staatssozialismus entgegentretende Liberalismus kann z. B. die größeren Vermögen stärker besteuern als die kleinen, aber nur, weil die Bedürfnisse des Staates dies fordern, und die kleinen Vermögen nicht in der entsprechenden Weise leistungsfähig sind. Der Sozialismus aber besteuert die großen Vermögen besonders, weil er ausgleichen will.

**) Man vergleiche darüber Ant. Menger, „Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Entwicklung, 1886".

Bilder ungetrübten Glückes Aller in Erregung zu setzen vermag und zwar um so mehr, wenn er sich darauf berufen kann, daß die Darlegung bestimmter Pläne, an denen ja Kritik geübt werden könnte, ihm durch die Staatsgewalt verboten sei. Kurz, der Staatssozialismus kann zwar für eine Zeit lang mit seinen Einrichtungen die Billigung der Massen finden. Die Herzen, die Gemüther wird er voraussichtlich nicht gewinnen.

Nun aber fühlt man schließlich, daß die Festigkeit des Staates, wie sehr man auch der sogenannten Realpolitik vertrauen möge, auf der Gesinnung der großen Mehrzahl beruhe, während andererseits die katholische Kirche sich von jeher als Meisterin darin bewiesen hat, die Gesinnung zu beherrschen und zu ihren Zwecken zu benutzen. Wäre da ein Pakt des Staates, der den Staatssozialismus will — sei es als Mittel zu anderen Zwecken, sei es als Endzweck — mit der katholischen Kirche so undenkbar, welche letztere seit den sechziger Jahren in Deutschland, besonders auf Anregung des bedeutenden und seiner Zeit viel genannten Mainzer Bischofs Wilh. v. Ketteler, wieder mehr mit sozialen Fragen, mit der Bildung von Vereinen sich beschäftigt hat?

Gerade der Autoritätsglaube, welcher das Wesen dieser Kirche ausmacht, läßt es möglich erscheinen, von den ausgleichenden Fluthen des Sozialismus diejenigen Einrichtungen zu retten, welche zu opfern man Bedenken trägt; denn der Autoritätsglaube scheint das Ziehen der Konsequenzen zu hindern. Freilich wird die katholische Kirche, wie nach ihrer Lehre und Tradition auch nicht anders möglich ist, diesen Dienst nur leisten in der Voraussicht, daß schließlich, ähnlich wie im Mittelalter oft der Fall war, der Staat nun völlig ihr Vasall werde. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so strecken sich nach jenem Pakt auf beiden Seiten schon viele Hände aus; kann es doch geschehen, daß dieselbe Persönlichkeit, welcher man bei sozialen Fragen eine hervorragende Rolle zutheilt, zu derselben Zeit Forderungen an den Staat stellt, welche eine völlige Auslieferung der Schule an die Kirche und damit eine Auslieferung der Zukunft des Staates an die Kirche zu verbürgen scheinen. Allerdings könnte man auf Seiten des Staates glauben, der Kirche schließlich den Preis der völligen Unterwerfung des Staates vorenthalten zu können. Aber die Wahrscheinlichkeit spricht dagegen; denn erstens beherrscht die Kirche, wenn ihr freie Hand gelassen wird, die Gesinnungen, und zweitens verfährt die Kirche in ihrer Weise immer konsequent, während der Staat, der dem Sozialismus huldigt, und die Kirche zu seiner Hilfe herbeiruft, stets genöthigt sein wird, die Konsequenzen seiner Prinzipien an beliebigen Punkten der allgemeinen Erwartung zuwider abzubrechen, wenn er eben nicht völlig dem demokratischen Sozialismus oder der Herrschaft der Kirche anheimfallen will. Diese innere Schwäche, dieses System des Halben, des Schaukelns und Schwankens verheißt aber nicht den Sieg.

Ohne Zweifel wird nun die Regierung eines Staats, welche von dem demokratischen auf den Umsturz gerichteten Sozialismus bedroht ist, meist geneigt sein, sich lieber der Kirche, als jenem zu unterwerfen, und dafür spricht auch anscheinend der Umstand, daß man unsere Staaten christliche zu nennen pflegt und daß der ausgleichende Sozialismus, der den einzelnen Angehörigen der bedürftigen Volksklassen Wohlthaten erweisen will, als Bethätigung der christlichen Liebe bezeichnet werden kann, wie denn bekanntlich auch die Zwangs-Alters und Invaliden-Versicherung mit der Berufung auf das Christenthum und mit dem Zurufe „Liebet die Brüder" empfohlen worden ist.

Indeß die Gebote des Christenthums wenden sich zunächst an den Einzelnen und wollen zunächst von diesem in freier moralischer Ueberzeugung befolgt sein; dem Wesen der staatlichen Ordnung dagegen entspricht der Zwang. Jene Gebote können also nicht ohne Weiteres auf die staatliche Ordnung übertragen werden;*) der Zwang verleiht ihnen einen durchaus anderen Charakter, wie z. B. christlich im wahren Sinne des Wortes gewiß nicht ein Staat genannt werden könnte, der seine Angehörigen zum Christenthum und insbesondere zu der von seiner Regierung für allein richtig gehaltenen Auffassung der christlichen Lehre zwingen würde. Der zuletzt angeführte Grund, mit welchem man die Unterwerfung des Staats unter die Kirche rechtfertigen möchte — weil der Staat als christlicher ja doch nur das thue, was seinem Wesen entspreche — erweist sich als blaßer Scheingrund. Es ist und bleibt die einfache und nackte Unterwerfung des Staates unter die katholische Kirche, voraussichtlich mit allen denjenigen Folgen, welche, wie z. B. die Geschichte Spaniens und theilweise auch Oesterreichs zeigt, mit solcher Unterwerfung verbunden sind.

Indeß wie die Herrschaft eines annähernd vollkommenen Sozialismus nur eine durchaus ephemere sein könnte, so würde voraussichtlich die Herrschaft der katholischen Kirche über den Staat in einem Zeitalter, wie das unsrige, auch nur von kurzer Dauer sein. Aber Verwirrung und Schaden genug könnte sie anrichten, und der Glaube, daß es von Gott auserwählte Staaten und Völker gebe, die Alles und Jedes vertragen können, wäre Angesichts der Wetterwolken, welche vom europäischen Horizont so bald nicht völlig verschwinden werden, verhängnißvoll.

Freilich stellen uns die Anhänger des christlichen Sozialismus noch ein letztes Argument entgegen. Sie behaupten, es müsse bei dem stets zunehmenden Egoismus, bei der stets zunehmenden Ansammlung alles Maß übersteigender Vermögen auf der einen, der stets sich mehrenden Massenarmuth auf der anderen Seite der offenste Kampf Aller gegen Alle ausbrechen, und daran werde unsere Kultur zu Grunde gehen. So müsse doch, koste es auch einen hohen Preis, und laufe man auch auf der anderen Seite große Gefahren, der Versuch des gemäßigten Staatssozialismus gemacht werden. Jene Behauptung ist aber in beiden Theilen unrichtig. Es ist gar nicht wahr, daß der Mensch so ausschließlich von Natur auf den Egoismus angewiesen sei, von welchem ihn nur die höhere Weisheit der Staatslenker — die ja aber nach konsequenter Theorie unserer Gegner auch vom Egoismus beseelt sein müßten**) — erlösen könnte. Der Mensch hat von Natur vielmehr egoistische und altruistische Neigungen und Gefühle; bei dem einen überwiegen diese, bei dem anderen jene, und eine fortschreitende Kultur läßt gerade die altruistischen Gefühle stärker werden. Freilich kommen auch Rückschläge vor, sei es im Ganzen, sei es im Einzelnen, und wenn alte Beziehungen und Lebensverhältnisse sich lösen und neue dafür an die Stelle treten, so sind sie zeitweilig in gewissem Umfange unvermeidlich. Aber es heißt doch der Wahrheit gegenüber gewaltsam die Augen verschließen, wenn man Angesichts z. B. der großartigen gerade in unserer Zeit durch wohlthätige Vereine besorgten Thätigkeit zu behaupten wagt, der Egoismus entwickle sich gegenwärtig in solcher Weise, daß ihm gegenüber die stärksten, früher nicht erhörten Eingriffe in die Freiheit des Individuums nöthig seien, der Staat also das Amt der zwangsweisen Ausgleichung übernehmen müsse. — Ebenso wenig wahr ist, wie die Statistik zeigt, der zweite Theil der Behauptung;***) er ist es wenigstens da nicht, wo nicht mit künstlichen Mitteln ein Theil der Bevölkerung bevorzugt, ein anderer überlastet wird. Bestimmende Maße für den Vermögensbesitz aber lassen sich nicht aufstellen. Oft werden freilich die Einkünfte großer Vermögen in unwürdiger Weise vergeudet. Aber große Vermögen werden auch oft zu bedeutenden Stiftungen für wohlthätige Zwecke verwendet, während andererseits die Erscheinung nicht ganz selten ist, daß in anderen Kreisen das Einkommen bis auf den letzten Groschen dem eigenen Wohlleben und Luxus gewidmet wird.

*) Allerdings hat unzweifelhaft das Christenthum auf die Rechtsordnung einen mächtigen Einfluß ausgeübt. Aber in der einfachen Weise, welche bei der Rechtfertigung des neuen Staatssozialismus angewendet worden ist, kann das schwierige Problem, wie religiös-moralische Gebote die staatliche Ordnung beeinflussen können und sollen, nicht behandelt werden. Die Geschichte des Strafrechts liefert in dieser Beziehung ein lehrreiches Material.

**) Die kirchliche Theorie ist hier wieder konsequenter; denn sie nimmt an, daß nur durch die Lehren der Kirche auch die Lenker des Staats auf den richtigen Weg gebracht werden können.

***) In diesen Beziehungen sieht auch Hilty zu schwarz.

Auch wird politische Freiheit und Unabhängigkeit nicht unwesentlich durch die Existenz größerer Vermögen gesichert, und wenn andererseits, wie die Sozialisten wollen, erst jedes arbeitslose Einkommen beseitigt wäre, Jeder nur auf den unmittelbaren Erwerb bedacht sein müßte, möchte es bald mit den Fortschritten der Wissenschaft und Bildung übel genug bestellt sein. Maßen wir also uns nicht an, in dieser Beziehung unter Aufstellung willkürlicher Theorien die Vorsehung spielen zu wollen.

Harten Angriffen,*) das sieht man, ist der Liberalismus ausgesetzt, der an der Ansicht festhält, daß es dem Menschen seiner Natur nach möglich sei, wirkliche Fortschritte zu machen, und daß es dazu nicht der gleichsam übernatürlichen Leitung durch höher gestellte Wesen bedürfe. Aber der Liberalismus entspricht der inneren Natur des Menschen; denn er will die möglichst freie, ungehinderte Entfaltung der Individuen. So wird er schließlich doch bei den Kulturvölkern siegreich sein. Wäre er es nicht, so könnte die Zeit kommen, wo die im Staatssozialismus oder in der Herrschaft der katholischen Kirche erstarrten Nationen des westeuropäischen Kontinents den hereinbrechenden Völkern des Ostens eine mühelose Beute sein würden; denn im reinen Gehorsam gegen eine Autorität und in der Masse könnten diese jenen überlegen sein, und von allen Künsten am leichtesten überträgt sich die Kriegskunst auf Völker, die in der Kultur noch zurück stehen.

Der Gedankengang und der Stoff des Aufsatzes Hilty's ist in unseren Betrachtungen zwar vielfach benutzt, aber nicht genau wiedergegeben; und die Schlußfolgerungen, die wir gezogen haben, weichen auch wohl theilweise ab von denjenigen Hiltys. Vielleicht nehmen die Leser dieses Aufsatzes daher um so eher auch die bemerkenswerthe Arbeit Hilty's selbst zur Hand.

L. v. Bar.

Fürst Bismarck als Parlamentarier.

Daß der Jahrzehnte hindurch allmächtige Staatsmann sich nicht wie ein Nachtlicht auslöschen und in die Ecke stellen lassen werde, ließ sich erwarten; und kein billig Denkender wird es dem bisherigen Reichskanzler verübeln, daß er von den konventionellen Redensarten Abstand nimmt, mit denen subalterne Minister ihren Rücktritt zu illustriren pflegen. Auch das öffentliche Interesse macht es wünschenswerth, daß über die Ursachen der Entlassung des Fürsten Bismarck volle Klarheit geschaffen werde. Wenn deshalb Fürst Bismarck, wie das verschiedentlich gemeldet wird, wirklich im Herrenhause erscheint, die Ursachen seiner Entlassung offen darlegt und sein politisches System vertheidigt, so wird ein derartiges Auftreten den Glanz seines geschichtlichen Namens gewiß nicht verdunkeln.

Daß dagegen Fürst Bismarck, nachdem der erste Unmuth verflogen ist, versuchen sollte, durch die Presse und das Parlament sich als lebendige politische Kraft im Reiche zu behaupten, glauben wir nicht. Es wäre das eine so arge Verkennung der Situation, wie wir sie diesem Realpolitiker nicht zutrauen. Gladstone mag daran denken — obgleich er noch ein halbes Dezennium älter ist, als Bismarck — wieder an die Spitze der Regierung seines Landes zu kommen, denn er vertritt bestimmte politische Ideen und ist der anerkannte Führer einer starken Partei; aber Fürst Bismarck, der die Ideen stets politischen Machtzwecken unterzuordnen und selbständige Ueberzeugungen nicht zu benutzen wußte, würde, wenn er in den Reichstag träte für den Theil seiner Politik, der nicht von der gegenwärtigen Regierung verfochten wird, nur auf eine ganz geringe Gefolgschaft rechnen können. Nicht einmal die nationalliberale Partei würde ihn unterstützen, wenn er etwa die Arbeiterschutzgesetzgebung im Sinne seiner bisherigen Politik bekämpfen oder gegen die Aufhebung der Verkehrsbeschränkungen an der elsaß-lothringischen Grenze eintreten sollte. Selbst für die Aufrechterhaltung des Sozialistengesetzes würde er — wenn die Regierung sich in dieselbe gefunden hat — noch nicht drei Dutzend Abgeordnete zusammenbringen. Am meisten Erfolg könnte seine Opposition noch haben, wenn er gegen den kolonialpolitischen Größenwahn zu Felde ziehen wollte, denn dann würde er wenigstens auf die geschlossene Unterstützung der Freisinnigen und Sozialdemokraten zählen können. Aber vermuthlich ist dieser Gedanke allein nicht lockend genug, um ihn zur Uebernahme eines Reichstagsmandats zu veranlassen. Er wird sich bei näherer Prüfung selbst sagen, daß er in Deutschland zwar viel Bewunderer, aber keine Partei besitzt. Seitdem die Regierungsgewalt seinen Händen entwunden ist, erscheint er politisch ohnmächtiger, als selbst ein Staatsmann, wie Herr von Puttkamer, der so tief unter ihm steht, der sich aber einer politischen Partei ohne Rückhalt angeschlossen hat.

Natürlich wird Niemand bestreiten wollen, daß Fürst Bismarck als Frondeur mit seiner Welt- und Menschenkenntniß jeder Regierung höchst unbequem werden kann. Ihre Handlungen mit überlegener Kritik verfolgend, würde es ihm vielleicht gelingen, seine persönliche Bedeutung in das hellste Licht zu stellen, aber diese Kritik, aus persönlichen Bedürfnissen hervorgegangen, würde eines eigentlichen staatsmännischen Zieles ermangeln.

Aus allen diesen Gründen ist an die Ernsthaftigkeit der Absicht des Fürsten Bismarck, eine parlamentarische Rolle spielen zu wollen, nicht zu glauben.

Th. Barth.

Die Organisation der Reichsregierung und die Parteien.

III.

„Einfluß ist nicht Regierung!“ Durch den alles erdrückenden persönlichen Einfluß Bismarck's mochte immerhin der innigste Zusammenhang zwischen preußischer und Reichsregierung hergestellt sein, indem beide nur verschiedene Erscheinungsformen seines allmächtigen Willens waren, — dieser Zusammenhang war doch nur ein thatsächlicher, d. h. zufälliger, lediglich im persönlichen Einflusse des einen sterblichen und — entlaßbaren Mannes wurzelnd. Gerade weil dies persönliche Regiment im Augenblick jene Forderung des Zusammenhangs befriedigte, unterblieb die dauernde, d. h. rechtlich ausgestaltete Organisirung jenes Zusammenhanges, wozu die vollkommenere Organisation der Reichsregierung einerseits, Modifizirungen der preußischen Regie-

---

*) Der zuerst von Lassalle in dieser Weise formulirte Vorwurf, die Aufgabe des Staats werde nach der liberalen Auffassung zur Rolle eines Nacht- (oder Sicherheits-) Wächters herabgesetzt, ist unzutreffend. Vielmehr leugnet der Liberalismus nicht, daß der Staat vielfache Kulturaufgaben übernehmen müsse. Aber er geht nicht, wie der Staatssozialismus, von der vorgefaßten Meinung aus, daß der Staat das Meiste am besten besorgen werde; er präsumirt für die Freiheit und Thätigkeit der Einzelnen, so lange nicht nachgewiesen ist, daß diese Freiheit schädlich oder diese Thätigkeit durchaus unzulänglich sei. So wird er auch nicht geneigt sein, die Aufgaben des Staats stark zu erweitern, wenn nicht die allgemeine Meinung diese Erweiterung beharrlich und überwiegend fordert; dann wird diese Erweiterung als wirkliche Sozialismus auch gar nicht empfunden und reizt die Leidenschaften daher auch nicht im Sinne des Sozialismus. Der Sozialismus dagegen wird gern augenblickliche Machtverhältnisse benutzen, um Erweiterungen der Staatsaufgaben auch gegen die eigentliche Volksmeinung durchzudrücken, und diese Erweiterung wirkt dann als weiteres Reizmittel. — Zuerst ist übrigens, worauf Hilty aufmerksam macht, der Staatssozialismus empfohlen von Fichte in dessen jetzt wenig bekanntem im Jahre 1800 erschienenen Werke „Der geschlossene Handelsstaat“. Hier wird insbesondere der völlige Abschluß gegen das Ausland empfohlen mit Normirung der Preise, Prämien für Fabriken und hohen Schutzzöllen.

rungsorganisation andererseits nothwendig wären. Und gerade weil jener Zusammenhang zur Zeit nur durch persönlichen Einfluß hergestellt ward, kamen die Gegner des letzteren sehr leicht dazu, die Nothwendigkeit des ersteren zu übersehen; während in Wahrheit eine rechtlich klar normirte Organisation, selbst bei gleichem Umfange der Machtsphäre, in ihren schädlichen Folgen mit dem unnormirten Walten rein persönlichen Einflusses nicht zu vergleichen ist. Hatte das persönliche Regiment die Ausbildung eines kollegialen Reichsministeriums verworfen, den bestehenden kollegialen Charakter der preußischen Regierung verdunkelt, so lag es nahe, den Grund hierfür lediglich in dem persönlichen Regiment selbst zu sehen und als Heilmittel für die Schäden des letzteren gerade Herstellung des Kollegialsystems in der Reichsregierung, Wiederherstellung desselben in der preußischen zu empfehlen. Das klang ehedem oppositionell; aber heute bestätigt es — Herr v. Caprivi. „Es wird die erste Sorge des Personenwechsels in Bezug auf die Regierung die sein, daß die einzelnen Ressorts einen größeren Spielraum gewinnen und mehr hervortreten, als bisher." Jeder unbefangene Politiker wird dies Ziel als erstrebenswerth und nothwendig anerkennen. Dann fuhr der neue Ministerpräsident in seiner Inauguralrede fort: „Es wird dann ganz unvermeidlich sein, daß innerhalb des preußischen Staatsministeriums die alte kollegiale Verfassung mehr zur Geltung kommt, als sie es unter diesem mächtigen Ministerpräsidenten konnte." Der Bericht verzeichnet an beiden Stellen: „Bravo! links"; und in der That decken sich diese Aeußerungen durchaus mit den bisher nur von der liberalen Opposition gehegten Ansichten. Trotzdem können wir hierin nur das Resultat des eben geschilderten Ideenganges sehen, welcher in dem vollberechtigten Streben, die Schäden des persönlichen Regiments zu beseitigen, doch die sachlichen Hindernisse übersieht, die sich der Erfüllung dieses Bestrebens gerade mittels des Kollegialsystems entgegenstellen.

Der Reichskanzler muß zugleich stimmführender Vertreter Preußens im Bundesrath sein, als welcher er den Instruktionen des preußischen Ministeriums unterliegt, während er als Ministerpräsident nach dem Kollegialsystem nur primus inter pares im Ministerium ist, also als Einzelner unter dem Kollegium steht. Rechtlich empfängt demnach der deutsche Reichskanzler und preußische Ministerpräsident in seiner Eigenschaft als preußischer Bundesrathsbevollmächtigter bindende Instruktionen vom preußischen Staatsministerium, in welchem er zwar ebenfalls sitzt, welches jedoch in seinen Beschlüssen völlig von ihm unabhängig ist und als Kollegialbehörde über ihm steht. Wird dieses rechtliche Verhältniß zur thatsächlichen Wahrheit, so lägen die Dinge im Wesentlichen nicht anders, als wenn der Reichskanzler und preußische Bundesrathsvertreter gar nicht zugleich preußischer Ministerpräsident wäre; ein Zustand, dessen politische und staatsrechtliche Unzulässigkeit schon vorher dargelegt wurde. Allenfalls verträglich wäre diese Gestaltung mit einem Verhältniß zwischen Preußen und Deutschland, wie es sich in dem ebenfalls von Herrn von Caprivi gebrauchten Bilde widerspiegelt von dem an die Schultern des preußischen Staates gelehnten Deutschen Reiche. Ein gutes Bild für das Verhältniß, wie es sich nach dem früher kritisirten ursprünglichen Entwurf der norddeutschen Bundesverfassung etwa hätte gestalten können; aber völlig unzutreffend für die heutige Lage der Dinge. Das Reich steht dem preußischen Staate nicht als etwas Fremdes äußerlich gegenüber, sondern es enthält Preußen in sich. Der preußische Staat ist das mächtigste und stärkste, aber doch immer ein Glied des Reiches; und dieses kann sich daher so wenig an jenen lehnen, wie sich ein Mensch an eines seiner eigenen Glieder lehnen kann. Der höchste Beamte der obersten Gesammtheit, der leitende Minister des Reiches kann füglich nicht irgendwie der Behörde eines Gliedstaats, der Reichskanzler nicht dem preußischen Staatsministerium unterstehen. Eben dasselbe Moment also, welches sich im Reiche der Ersetzung des Reichskanzlers durch ein Ministerkollegium entgegenstellt, der nothwendige Zusammenhang zwischen der preußischen und der Reichsregierung, widerstrebt in Preußen der Beibehaltung bezw. Wiederherstellung des reinen Kollegialsystems in der Ministerialinstanz.

Wieder ist es die Logik der Thatsachen, welche einen Ausweg aus dieser schier unlösbar scheinenden Verwicklung nicht nur anzeigt, sondern sogar bereits angebahnt hat; und zwar sowohl in Preußen wie im Reiche. Dort die Kabinetsordre von 1852, hier das Stellvertretungsgesetz von 1878 enthalten die Keime, welche — hier wie dort durch ein den heutigen Verhältnissen angepaßtes Organisationsgesetz weiter entwickelt — die Aufgabe lösen könnten, einerseits jenen unentbehrlichen Zusammenhang organisch verfassungsrechtlich zu fixiren, andererseits die Schäden der bisherigen Kanzlerallmacht zu beseitigen. Auf den Erlaß jener Verordnung wie dieses Gesetzes hat die Rücksicht auf die konstitutionellen Verhältnisse bestimmend eingewirkt; und so gehen denn auch hier wieder der Ausbau der Reichsorganisation und der des Konstitutionalismus nothwendig Hand in Hand, wie wir dies wiederholt als Charakteristikum dieser ganzen Entwicklung hervorgehoben haben. Die Einführung der Verfassung in Preußen machte eine Verstärkung der Einflußnahme des Ministerpräsidenten erforderlich; — dafür war die Kabinetsordre von 1852 ein Nothbehelf. Die Verwirklichung der konstitutionellen Verantwortlichkeit des Kanzlers für den gesammten, ungeheuren Umfang der Reichsregierung macht die Beistellung verantwortlicher Gehilfen erforderlich; — dafür war das Stellvertretungsgesetz von 1878 ein Nothbehelf. Auf nichts anderes dringt das Bedürfniß der Zeit, als daß man diese Nothbehelfe ausgestalte zu vollkommeneren, dauernden, organisch verbundenen Institutionen. Wenn jede der maßgebenden Parteien hierfür Zugeständnisse machen, der Liberalismus auf seinen Liebling, das reine Kollegialsystem, verzichten; die Konservativen eine Befestigung des Konstitutionalismus in den Kauf nehmen müssen; — das zu erreichende Ziel ist wohl solcher Opfer werth. Prinzipiell ablehnend könnte sich nur eine Partei verhalten, welche den Ausbau des Konstitutionalismus und des nationalen Staates gleichzeitig verwirft; und eine solche möchte wohl schwerlich Farbe bekennen.

Bei den Reichstagsverhandlungen über den früher erwähnten Antrag Twesten-Münster auf Einfügung verantwortlicher Bundesminister erklärte der Abg. Lasker, daß er sich die Stellung des Kanzlers gegenüber diesen Ministern nur so zu denken wisse, wie es ungefähr in England ist. „Der Eine, leitende Minister ist die Seele des Ministeriums und er hat darauf zu achten, daß Jeder aus dem Ministerium scheide, der mit seiner leitenden Politik sich nicht in Einklang zu setzen weiß." . . . „Wir wollen Organe, die verantwortlich sind dem Reichstage, aber außerdem verantwortlich dafür, daß sie jeder Zeit sich solidarisch wissen mit dem Haupt des Ministeriums. Dieser Gedanke ist kein unausführbarer. Er ist nicht neu, sondern bewährt in der sehr fest stehenden Verfassung des englischen Staates." Unmittelbar darauf nahm Bismarck das Wort, nur um seine Uebereinstimmung mit diesen Anschauungen Lasker's auszudrücken: „Wenn ich vorher gesagt habe, ich halte ein Ministerium mit einheitlicher Spitze für zweckmäßiger in allen Staatseinrichtungen wie ein Ministerium mit kollegialischer Spitze, wo man nicht weiß, wer überstimmt oder gehemmt worden ist, so habe ich damit ja nicht weiter gehen wollen, als der Herr Abgeordnete nach dem Beispiel der englischen Einrichtungen gehen will. . . . . Ich würde die englische Stellung eines Ministerpräsidenten überall für ausreichend halten, um die nöthige Einheit der Leitung herzustellen!!"*) — Bismarck und der Liberalismus vollkommen einig über die Vorzüglichkeit einer Einrichtung des viel gescholtenen und viel gepriesenen englischen Parlamentarismus! Fürwahr, ein Schauspiel, bedeutungsvoll schon durch seine Seltenheit. Und diese Uebereinstimmung hat sich denn auch noch 9 Jahre später, freilich nach langen Kämpfen, wirksam gezeigt in der Vereinbarung des Stellvertretungsgesetzes, welches einen weiteren Schritt in der gerade von Lasker immer vertretenen Richtung dar-

*) Bezold: Materialien Bd. III. S. 1189, 1193, 1194.

stellt; einen weiteren, nur noch nicht den letzten nothwendigen Schritt.

So wenig heute noch ein politischer Denker nach der „an sich“ besten Staatsform sucht, so wenig kann man aprioristisch die Frage entscheiden, ob das Kollegialsystem in der Ministerialinstanz das beste sei. Mit Recht wird die Kollegialverfassung des preußischen Ministeriums als ein politischer Fortschritt gepriesen, weil sie schon in den absoluten Staat einige Kautelen des Rechtsstaates hineintrug. Jedoch eben im absoluten Staat ist sie entstanden; und was hier ein Segen war, kann im konstitutionellen Staate ein Hemmniß sein. So ist ja auch z. B. der Staatsrath im absoluten Staat eine ganz vorzügliche Einrichtung, während er heute — trotz gelegentlicher Galvanisirungsversuche — weder leben noch sterben kann. Die Stellung eines konstitutionellen Ministeriums gegenüber dem Parlament weist mit Nothwendigkeit dem Chef eine ganz andere Stellung an, als die eines bloßen Vorsitzenden. Die dem preußischen System zu Grunde liegende Idee, daß jeder Fachminister daneben gleichberechtigter Staatsminister sei, wird dann mehr oder weniger zur Fiktion. Das Haupt eines konstitutionellen Ministeriums ist oder wird nothwendig ein politischer Mann, dessen Name die gesammt-politische Richtung der Regierung bezeichnet. Er ist für diese allgemeine Richtung, für die großen, leitenden Grundsätze der Politik verantwortlich, und zwar er allein. Daneben steht die Verantwortlichkeit der Fachminister für ihre Ressorts. Jener muß ein guter Staatsmann, diese müssen tüchtige Fachmänner sein; und es sind völlig andere Fragen, welche bei der Verantwortlichkeit in einem und im anderen Falle in Betracht kommen. Die Möglichkeit, sich hinter Kollegialbeschlüsse zurückzuziehen, schafft hier nur Unklarheit und Verwirrung. Deshalb tragen in allen wahrhaft konstitutionellen Staaten die Ministerien den Namen eines Mannes, der durch seine allgemeine politische Verantwortlichkeit ihre gesammte politische Richtung bestimmt, und der demnach nicht primus inter pares, sondern Chef der Regierung ist. Dadurch erhält nicht nur das Parlament die einzig brauchbare Handhabe zur wirksamen Ausübung seines Kontrollrechts, sondern es wird auch die Möglichkeit geschaffen, den rechten Mann an die rechte Stelle zu stellen. So hat denn auch bald nach Einführung der Verfassung in Preußen die Kabinetsordre von 1852 versucht, die Stellung des Premiers in diesem Sinn zu heben, nur daß sie nach dieser Richtung ebenso wenig weit genug gegangen ist, wie andererseits das Reichsgesetz von 1878 nicht weit genug gegangen ist in der Abtragung der Kanzlerallmacht.

Abgesehen von der Bestellung des Generalstellvertreters, des Vizekanzlers, welcher hier nicht von Bedeutung ist, muß die Idee einer bloßen „Stellvertretung“ des Reichskanzlers durch die Ressortchefs vor allem aufgegeben werden. Damit fällt auch die Bestimmung, daß eine solche Stellvertretung nur „auf Antrag des Kanzlers in Fällen der Behinderung desselben“ eintritt. Schon jetzt wird diese Behinderung nicht als ein akuter, sondern als chronischer Zustand aufgefaßt; denn in der That ist jeder Kanzler zu jeder Zeit behindert, alle ihm obliegenden Funktionen selbst verantwortlich wahrzunehmen. Es wäre daher lediglich der rechtliche Ausdruck für die thatsächlichen Verhältnisse, wenn „die Vorstände der dem Reichskanzler untergeordneten obersten Reichsbehörden“ ohne weiteres als solche und kraft ihres Amtes mit der verantwortlichen Gegenzeichnung kaiserlicher Anordnungen, sowie mit den sonstigen, jetzt dem Kanzler übertragenen Obliegenheiten im ganzen Umfang ihres respektiven Geschäftskreises ein für alle Mal und unter selbständiger Verantwortlichkeit betraut würden. Dies allein wäre als Ausbau der Organisation nothwendig und im Wesentlichen genügend. Die Phrase von der „Behinderung“ fiele fort; und ebenso die Klausel „auf Antrag des Reichskanzlers.“ Denn bei der Ernennung eines solchen verantwortlichen Ressortchefs bedarf der Kaiser so wie so der verantwortlichen Gegenzeichnung des Kanzlers, womit das durchaus nothwendige Einverständniß desselben mit der Auswahl seiner Gehilfen gesichert ist. Die Beschränkung der auf diese Weise von der unmittelbaren Leitung des Kanzlers emanzipirten Verwaltungszweige auf diejenigen, „welche sich in der eignen und unmittelbaren Verwaltung des Reichs befinden“, — also im Gegensatz zu den bloßen Aufsichtsbefugnissen des Reichs — mag zur Schonung gliedstaatlicher Beklemmungen ruhig stehen bleiben. Die Aufsicht des Reiches kann von dem Kanzler selbst, welcher dann von der verantwortlichen Leitung aller Einzelzweige der eigenen Reichsverwaltung entlastet ist, wirksam geleitet werden; und hier mag sich denn auch der Partikularismus seiner vielgeliebten Bundesrathsausschüsse erfreuen. Letztere sollen ja überhaupt nicht angetastet werden, da sie auch bisher keineswegs die Funktionen wirklicher Reichsministerien, welche ihnen von manchen Seiten zugedacht waren, ausgefüllt haben. Endlich kann auch der jetzige § 3 des Stellvertretungsgesetzes in soweit bestehen bleiben, als dies die Sicherung des Einvernehmens zwischen Gesammtleitung und Ressortverwaltung erfordert. Dazu ist es jedoch nicht nöthig, daß der Kanzler jeder Zeit innerhalb jeder Ressortverwaltung eine jede Amtshandlung selbst vornehmen kann; sondern es genügt, wenn ihm das Recht des Einblicks in die gesammte Geschäftsführung und des Vetos gegen jede Maßregel der Ressortverwaltungen zusteht. Führt letzteres zu einem Konflikt zwischen Kanzler und Ressortchef, so steht die letzte Entscheidung naturgemäß beim Kaiser, für welche Entscheidung der unterliegende Theil durch seinen Rücktritt die Verantwortung ablehnen kann. Daß hierbei auch die parlamentarische Lage in Betracht käme, ist selbstverständlich.

So bliebe die Leitung der gesammten Reichspolitik in der Hand des verantwortlichen Kanzlers, ohne daß diese Verantwortlichkeit illusorisch gemacht würde durch ihre Ausdehnung auf alle Details sämmtlicher Verwaltungszweige. Für jeden derselben träte ein in seiner Sphäre wesentlich unabhängiger Ressortchef mit selbständiger Verantwortlichkeit ein, ohne daß dadurch die Einheitlichkeit der Gesammtleitung durchkreuzt würde. Und für diese trägt eben allein der Kanzler, nicht ein unfaßbares Kollegium die Verantwortung. Wie sich die heutigen Reichsämter aus der Alleinheit des Reichskanzleramts losgeschält haben, so würden sich auf diese Weise die an ihrer Spitze stehenden Staatssekretäre aus abhängigen Gehilfen des einen Kanzlers zu selbständigen Fachministern herausschälen.

Käme so die Organisation im Reiche über das Gesetz von 1878 hinaus der preußischen auf halbem Wege entgegen, so müßte andrerseits diese jener über die Kabinetsordre von 1852 hinaus die andere Hälfte des Weges entgegengehen. Unter Beseitigung des reinen Kollegialsystems müßten sich die preußischen Minister mit der Stellung selbständig verantwortlicher Ressortchefs, analog der dann den Reichssekretären eingeräumten Stellung, begnügen; und, es dem dem Ministerpräsidenten ihnen gegenüber die gleichen Rechte gegeben werden, welche dann dem Reichskanzler gegenüber den Chefs der Reichsämter zustehen, müßte sich diese Stellung in die eines Staatskanzlers verwandeln. Gemäß unsern früheren Darlegungen muß rechtsnothwendig dieser und der Reichskanzler ein und dieselbe Person sein. Es gäbe dann also einen deutschen Reichs- und preußischen Staatskanzler, und neben ihm auf der einen Seite deutsche Reichs-, auf der andern preußische Staatssekretäre, welche ja innerhalb ihrer Ressorts selbständige Verwaltungschefs mit eigner Verantwortlichkeit wären, jedoch der allgemeinen Direktive des hierfür nach beiden Seiten hin verantwortlichen Kanzlers sich anzubequemen hätten.

So und so allein wäre das Problem zu lösen, welches durch die nothwendige Komplikation der Reichsregierung mit der preußischen gegeben ist, unter gleichzeitiger Abtragung der absoluten Centralisation in dem einen Kanzler. Er muß nothwendig der Mittelpunkt beider Regierungen bleiben; aber nicht mehr wären die heterogensten Angelegenheiten aller verschiedenen Verwaltungszweige in leerem Formalismus seiner Verantwortlichkeit unterstellt. Das kraft der Logik der Thatsachen wirklich Bestehende wäre rechtlich organisirt und damit zugleich abgeklärt und durch feste Normen beschränkt. Die

deutsche Reichs- und preußische Staatskanzler wäre als verantwortlicher Minister das genaue Gegenbild zum deutschen Kaiser und Könige v. Preußen als unverantwortlichem Monarchen. Dessen Stellung bedarf dieser Stütze, um konstitutionell und monarchisch zu sein; und nach Lage der Dinge kann sie nur beides oder keines von beiden sein. Wohl ist es eine gewaltige Machtfülle, die in die Hand dieses Kanzlers gelegt würde; aber sie wäre, auf diese Weise rechtlich fixirt und umschrieben, weit gemäßigter, als sie es in dem gegenwärtigen Zustande der Unklarheit ist. Denn einmal fände sie ihre Schranken an den Befugnissen der selbstverantwortlichen Ressortchefs im Reiche wie in Preußen; und der Beruf, über die Innehaltung dieser Schranken entscheidend zu wachen, stärkte den Einfluß des Kaisers und Königs. Von der anderen Seite wiederum käme beschränkend die Verantwortlichkeit des Kanzlers sowohl dem deutschen, wie dem preußischen Parlament gegenüber in Betracht; auch dies zum Nutzen der kaiserlichen Stellung, deren Vortheil hier wie überall mit dem Konstitutionalismus Hand in Hand geht. Freilich; diese Verantwortlichkeit gegenüber den Parlamenten befindet sich zur Zeit auch in einem Zustande, über den sich manch' kräftig Wörtlein sagen ließe. Doch das „haust in seiner eigenen Hölle"; vielleicht gelegentlich mehr davon. Jedenfalls erhielten auch die Parlamente durch jene Organisation festeren Boden zur Ausübung ihrer Kontrolle, wenn, wie die Arbeit, so auch die prinzipielle Verantwortlichkeit zwischen Gesammtleitung und Ressortverwaltungen im Reich und in Preußen klar und deutlich aufgetheilt ist.

Der deutsche Reichs- und preußische Staatskanzler würde in dieser Organisation alle Anforderungen des Zusammenhangs zwischen preußischer und Reichsregierung voll befriedigen; und es könnte daher im übrigen eine klare Scheidung durchgeführt werden. An einer solchen fehlt es doch gegenwärtig vielfach, indem de facto die Reichsämter mit der preußischen Regierung mannigfach verquickt sind. Die Nöthigung hierzu fiele fort; außer dem Kanzler könnten und müßten die ministeriellen Organe des Reichs auf der einen, Preußens auf der anderen Seite streng geschieden sein, was zur Durchsichtigkeit der Kompetenz- und Verantwortlichkeitsverhältnisse erforderlich ist. Die unter Umständen divergirenden Interessen des Reichs und Preußens, z. B. in Finanzsachen, erheischen selbständige Vertretung, die sie in den Personen der verschiedenen Ressortchefs fänden; zugleich aber auch eine Ausgleichung und Vereinigung, für die der Kanzler verantwortlich wäre. Dann brauchten auch nicht mehr Entwürfe für Reichsgesetze u. dgl. im preußischen Ministerium ausgearbeitet zu werden; die Reichsregierung hätte ihre eigene ausreichende Organisation. Wohl dürfte sich bei solcher Auseinanderlegung die Nothwendigkeit einiger Arrondirungen der Kompetenz ergeben, insonderheit auf den Gebieten der Militärverwaltung und des Auswärtigen, sowie hinsichtlich eines kaiserlichen Vetorechts. Indessen wollen wir uns hier auf die Frage der Organisation der Regierung, gewissermaßen die formelle Seite, beschränken, jene materiellen Postulate gelegentlicher späterer Erörterung vorbehaltend. Jedenfalls ist eine in unserem Sinne klar durchgeführte Organisation der Reichsregierung, welche jedoch ohne gleichzeitige Modifizirung der preußischen Organisation unmöglich ist, die Voraussetzung und der kräftigste Hebel aller nothwendigen materiellen Reformen. Diese Organisation ist aber, wie wir gezeigt zu haben glauben, durchführbar ohne irgendwelche Antastung der gliedstaatlichen Rechte und ihrer Vertretung im Bundesrath. Ein loyaler Partikularismus, welcher der nothwendigen Ausgestaltung des Reichs nicht widerstrebt, hat daher keinen Anlaß, sich dieser Organisation zu widersetzen; ja, er hat in Wahrheit selbst ein Interesse an dieser Klärung und Fixirung. Nur wenn er im Herzen grollende Eifersucht gegen die aufstrebende Reichsmacht hegt, mag er die Konsequenzen dieser Konsolidirung scheuen. Sofern konservative Elemente noch heute, wie ehedem, mit solchem Partikularismus gemeinsame Sache machen mögen, haben sie gleichen Anlaß zum Widerstand; jedoch die nationale und monarchische Maske wird dann ihre wahren Züge nicht lange verbergen. Die nationale Monarchie aber, wie sie durch diese Reorganisation gekräftigt wird, muß nach Lage der Dinge konstitutionell und liberal sein; und deshalb kann der Liberalismus freudig auf das Kollegialsystem verzichten, wenn er dadurch die wesentlicheren Ziele seines Jahrzehnte langen Strebens erreicht. Der Bann, den seit Bestehen des Reichs übermächtiger persönlicher Einfluß geübt, ist gebrochen; jetzt gilt es zu zeigen, ob nur er es war, der unsere Entwicklung zu einer vollkommeneren Regierungsorganisation gehemmt hat. Hic Rhodus, hic salta!

Hugo Preuß.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Die Berathung des Staatshaushalts ist endlich im Abgeordnetenhause zum Abschlusse gekommen, viel später, als dies seit einer Reihe von Jahren geschehen ist. Nun liegt es noch am Herrenhause, seine Zustimmung zu geben. Dem Herrenhause ist in Beziehung auf den Staatshaushalt eine sehr bescheidene Stellung zugewiesen worden, mit Recht, da es sich um die Verwendungen der Leistungen der Steuerzahler handelt, welche durch die Mitglieder des Herrenhauses nicht vertreten werden. Das Herrenhaus kann an dem Staatshaushalt, wie ihn das Abgeordnetenhaus beschlossen hat, nicht einen Buchstaben ändern. Es hat ihn anzunehmen, wie er ihm zugegangen ist. Es kann ihn allerdings auch im Ganzen ablehnen. Und so unglaublich es klingt, es hat sich einmal, am 11. Oktober 1862, der Fall zugetragen, daß das Herrenhaus den ganzen Staatshaushalt ablehnte. Die Umstände, unter denen dies geschah — long, long ago; wozu frommt es, heute dieselben darzustellen? — sorgen am Besten dafür, daß sich ein solcher Fall nicht wiederholen kann. Aber trotzdem beräth alljährlich das Herrenhaus über den Staatshaushalt mit solcher Umständlichkeit und Feierlichkeit, als müsse es sich ernsthaft überlegen, ob es denselben nicht dennoch ablehnt. Neuerdings hat es gemeint, eine solche Ueberlegung in nicht kürzerer Zeit als vierzehn Tagen beendigen zu können. Es glaubt, das seiner Würde schuldig zu sein. Ob es der Würde einer parlamentarischen Körperschaft nicht besser entspricht, dort, wo sie verfassungsmäßig am Beschließen gehindert ist, sich auch des Sprechens zu enthalten, darüber wird jedenfalls eine Meinungsverschiedenheit statthaft sein. Das Herrenhaus will auch seine Budgetdebatte haben, und wenn das Abgeordnetenhaus länger als zwei Monate in Kommissionen und im Plenum debattirt, so will das Herrenhaus wenigstens zwei Wochen debattiren, zumal es in seiner Mitte einen solchen Meister der Debatte wie Herrn von Stephan entdeckt hat, von dem es freilich zweifelhaft ist, ob er heute noch ganz so munter ist, wie vor einem Jahre. Meiner Meinung nach könnte freilich die diesjährige Budgetdebatte des Abgeordnetenhauses von dem Herrenhause als ein abschreckendes Beispiel benutzt werden, um sich von gleicher Zeitvergeudung fern zu halten. Selten ist wohl mit einem gleich großen Arbeitsaufwand ein so geringer Nutzeffekt erzielt worden.

Und dabei ist diesmal das Redeturnier über das Kultusbudget, sonst die pièce de résistance aller Debatten über den Staatshaushalt, unter dem Einflusse der Ministerkrisis und der sie begleitenden Umstände nicht zu seiner vollen Entfaltung gekommen. Herr Windthorst hat noch in der letzten Minute einen Wunschzettel abgehaspelt, dessen Inhalt zur Zeit der Blüthe des Kulturkampfes den Stoff zu wenigstens einem Dutzend Reden geliefert haben würde, und er hat es erleben müssen, daß das Haus diese Rede in recht schläfriger Stimmung zu dem Uebrigen gelegt hat. Der Centrumsführer hatte seine Flügel sehr weit gespannt; daß der Staat

das Aufsichtsrecht, welches ihm über die Schule zusteht, vertrauensvoll in die Hände der Kirche legen sollte, war die kühnste, aber bei Weitem nicht die einzige seiner Forderungen.

Inzwischen hat nun der Inhalt des Gesetzes über die Verwendung der Sperrgelder den Beweis geliefert, daß der Staat gegenüber dem Centrum keineswegs in seiner Gebelaune ist. Das lang erwartete Gesetz hat den Erwartungen des Centrums sehr wenig entsprochen und wird von Seiten desselben gereizte Ausführungen hervorrufen, die von den übrigen Theilen des Hauses sehr kühle Aufnahme finden werden. In der Blüthezeit des Kulturkampfes hatte der Staat seine Leistungen für die Kirche gesperrt. Er hörte auf zu zahlen und thesaurirte die Gelder, die er nach den bestehenden Verabredungen hätte zur Auszahlung bringen sollen. Augenblicklich in eine Kritik dieser Maßregel, namentlich auch nach ihrer rechtlichen Seite hin einzugehen, hieße die ganze schwere Frage von dem Verhältnisse des Staates zur Kirche aufrühren. Wir haben es zur Zeit nur mit der historischen Thatsache zu thun, daß also gehandelt worden ist. Daß die Maßregel sich als unwirksam erwiesen hat, lehren die Zahlen. Die Kirche hat im Laufe von wenigen Jahren auf den Bezug von 16 Millionen Mark verzichtet, hat den entstehenden Ausfall durch freiwillige Beisteuern ihrer Angehörigen gedeckt und sich nicht das geringste Zugeständniß entreißen lassen. Erst als der Staat freundlichere Seiten aufzog, ließ sich die Kirche zu einem Entgegenkommen herbei und der Staat hob nun seinerseits die Sperre für die Zukunft auf. Es blieb die Frage übrig, was mit den inzwischen thesaurirten Geldern geschehen solle.

Diese Frage ist keine leichte. Man mag ein für alle Mal aus dem Hergang Veranlassung nehmen, sich die Lehre von Neuem einzuprägen, daß der Staat jedesmal einen Fehler begeht, wenn er Gelder aufspeichert, ohne sich von vornherein darüber klar zu sein, wie er dieselben verwenden will. Der Welfenfonds bildet einen Beleg und die Sperrgelder einen zweiten; der Privatmann hat das Recht, sich Mittel zurückzulegen, und die Frage, zu welchem Zweck er diese Mittel verwenden will, der Zukunft vorzubehalten. Im Besitze des Staates wirken alle Mittel, über deren Zweck nicht von vornherein volle Klarheit geschaffen ist, geradezu schädlich. Und dieser Schaden steigert sich, wenn vorauszusehen ist, daß über den auszuwählenden Zweck sich unter denen, welche diesen Zweck festzusetzen haben, Meinungsverschiedenheiten erheben werden. Der vorliegende Gesetzentwurf enthält eigentlich nur eine Scheinlösung; er setzt den Zweck, für welchen die aufgesparten Gelder verwendet werden sollen, nicht fest, sondern behält vor, daß über diesen Zweck eine Einigung zwischen dem Staate und den Bischöfen erfolgen soll. Wird diese Einigung nicht erzielt, so bleibt die Verlegenheit, welcher das Gesetz abhelfen soll, in vollem Umfange bestehen. Allerdings wird diese Einigung erzielt werden; vielleicht ist sie hinter den Kulissen bereits längst erzielt. Allein es liegt auf der Hand, daß dabei auf beiden Seiten nicht diejenige Freiheit obgewaltet hat, deren sich Vertragschließende erfreuen, wenn res integra vorhanden ist. Auf kirchlicher Seite muß der Wunsch obwalten, alle diejenigen Vortheile zu erlangen, deren sich die Kirche erfreut hätte, wenn die Geldsperre niemals verhängt worden wäre. Dieser Wunsch ist niemals ganz zu erfüllen, weil keine einmal begangene That sich aus dem Kausalzusammenhange der Geschichte wieder auslöschen läßt. Auf staatlicher Seite kann man sich dem Bedenken nicht verschließen, daß man für die Zukunft der Kirche größere Machtmittel in die Hände gibt, als sie früher besessen hat, indem man ihr restituirt, was sie früher hätte empfangen, aber auch früher wieder herausgeben sollen. Als Ergebniß dieser Erwägungen wird sich voraussichtlich die unveränderte Annahme des Entwurfs herausstellen.

Noch eine zweite wichtige Vorlage ist dem Abgeordnetenhause zu gleicher Zeit zugegangen, diejenige über die Erhöhung der Beamtengehälter. Der Entschluß dazu ist der Regierung abgerungen worden. Im Reichstage hatte der Abgeordnete Baumbach bei dem Postbudget eine Erhöhung der Gehälter der Unterbeamten angeregt und die Regierung sich nach besten Kräften widersetzt. Aber sie hatte schließlich eingesehen, daß sie dem Drucke der öffentlichen Meinung auf die Dauer keinen Widerstand leisten könne. So errang die freisinnige Partei, die drei Jahre früher bei den Wahlen so gründlich geschlagen war, daß man fortan glaubte, sie nur mit Hohn behandeln zu können, einen beachtenswerthen Erfolg. Sie schlug die Pfade ein, auf welchen die Kartellmajorität und schließlich die Regierung folgen mußte. Die bevorstehende Reichstagssession gibt Kunde von dem Erfolge, den die freisinnige Partei gehabt hat.

Die hier begonnene Bewegung mußte sich in das Abgeordnetenhaus übertragen, wo der Finanzminister einen gleich entschlossenen Widerstand entgegensetzte, um endlich auch hier zu kapituliren. Die für Gehaltsverbesserungen ausgeworfene Summe ist eine beträchtliche; gegen die Angemessenheit der Vertheilung werden einzelne Bedenken erhoben werden können, die es indessen nicht ausschließen, daß die gesammte Vorlage als eine erfreuliche angenommen werden wird.

Die Nothwendigkeit einer Gehaltserhöhung ist lediglich durch die Theuerung begründet, die eine Folge der Zölle auf nothwendige Lebensmittel ist. Keine Klasse der Bevölkerung ist gegen eine solche Vertheuerung so widerstandsunfähig, wie die kleinen Beamten, denen das Mittel der Selbsthilfe versagt ist, und die darauf angewiesen sind, von der Regierung Einsicht in die Bedürfnisse ihrer Lage zu erwarten. Von der finanziellen Beihilfe, welche die Schutzzollpolitik dem Fiskus leisten sollte, geht auf diesem Wege freilich wieder ein sehr bedeutender Theil verloren. Die Summen, um welche der Staat seinen Bedarf für das Heer, die Marine, die Eisenbahnen theurer bezahlen muß, um welche er seine Beamten höher besolden muß, zehren den Gesammtbetrag, der sich aus den erhöhten Zöllen für den Fiskus ergibt, so ziemlich wieder auf.

Aber nicht allein auf finanziellem Gebiete ist der Bankbruch der Schutzzollpolitik vorhanden; er läßt sich auf wirthschaftlichem Gebiete immer schwerer verhüten. Die Reptilienpresse nimmt ihre letzten Kräfte zusammen, um darüber zu jubeln, daß alle Hoffnungen der freisinnigen Partei auf einen Wandel der Wirthschaftspolitik eitel seien. Daß man den Willen hat, den Forderungen der freisinnigen Partei so lange als möglich zu widerstreben, bezweifeln wir keinen Augenblick; es fragt sich nur, wie weit die Macht reicht. Man kann es verschieben, das baufällige Gebäude abzutragen, aber man kann nicht verhindern, daß es endlich einfällt.

Selten ist eine lehrreichere Rede im Abgeordnetenhause gehalten worden als diejenige des Grafen Kanitz zu Gunsten einer Ermäßigung der Eisenbahntarife für die nothleidende Landwirthschaft des Ostens. Die freisinnige Partei könnte nichts zweckmäßigeres thun, als diese Rede mit einigen Erläuterungen dazu im Lande möglichst weit zu verbreiten. Eines der eifrigsten Mitglieder der agrarischen Partei räumt unumwunden ein, daß alle Versuche, der Landwirthschaft mit gewaltsamen Eingriffen in das wirthschaftliche Leben zu Hilfe zu kommen, vergeblich gewesen sind. Vergeblich die Schutzzölle, vergeblich die Verstaatlichung der Eisenbahnen, vergeblich die Germanisirungsversuche in polnischen Landestheilen! Die Dosen müssen verdoppelt werden. Verzweifelt ruft Herr Graf Kanitz, ob denn der Minister nicht Einen Mann zur Seite habe, der Nationalökonomie studirt hat. Ja, mit nur Einem Nationalökonomen von der Art, wie Graf Kanitz sie im Auge hat, würde dem Minister nur wenig geholfen sein. Er braucht einen Gelehrten, der ihm die Bedürfnisse der Landwirthschaft und einen andern, der ihm die Bedürfnisse der Industrie auseinandersetzt; einen, der ihm die Nothlage des Ostens und einen andern, der ihn über die Nothlage des Westens unterrichtet. Vielleicht würde es die volle Manneskraft eines Gelehrten in Anspruch nehmen, alle Wünsche und alle Anschauungen des Grafen Kanitz eingehend zu studiren. Aber von vielen solchen Gelehrten würde der Minister auch viele Rathschläge erhalten. Das allein wäre noch kein Schade, aber diese Rathschläge würden

sich widersprechen. Wenn in der Bismarck'schen Aera auch nur ein wirklicher Nationalökonom als Rathgeber geduldet worden wäre, so würde derselbe immer und immer wieder den Satz wiederholt haben, daß der Staat, der sich anmaßt, die Produktion und Konsumtion regeln zu wollen, die Ziele nicht erreicht, die er im Auge hat, und manche Folgen herbeiführt, die er nicht will. Herr von Rauchhaupt und Herr von Huene waren treue Knappen der bisherigen Wirthschaftspolitik, aber aus ihren letzten Reden hört man deutlich heraus, daß ihnen vor den Folgen derselben zu grauen beginnt. Den fessellosen Wünschen auf Förderung von Sonderinteressen wird endlich ein Quos ego entgegengerufen werden.

Proteus.

Aurelio Saffi.

Auch denjenigen Lesern dieser Zeitschrift, welche seit Jahrzehnten die geschichtlichen Ereignisse aufmerksam verfolgt haben, wird wohl der Begriff der 1849er Republik Rom und der Triumvirn, die damals auf dem Kapitol herrschten, nur noch undeutlich vorschweben. Und doch ist „der letzte unter den Triumvirn der Republik Rom“ nicht der schattenhafte Titel eines Bulwer'schen Romans, sondern der letzte Träger dieses Titels ist erst am 10. April dieses Jahres aus dem Leben geschieden. Und nicht etwa ein Greis, der mit dem Jahrhundert selber an Alter gewetteifert hätte, ist mit ihm von dannen gegangen, sondern Aurelio Saffi, der letzte Triumvir, der vor wenigen Tagen in Forli in der Romagna seine Augen für immer schloß, hatte eben erst das siebzigste Lebensjahr überschritten. Wir hatten den Mann, der in seinem Aeußern weit älter erschien, als er wirklich war, nicht nur unter den Lebenden einhergehen, sondern auch noch mit den Vergnügten sich bescheiden mit freuen, mit den Thätigen arbeiten sehen. Er war kein Opportunist, der sich von den Wogen des Erfolges tragen ließ. Noch auf dem Sterbebette hielt der alte Triumvir der Republik Rom an der Idee der Republik fest, weil er, ungeachtet der Einsicht, daß die loyale Haltung des Hauses Savoyen auch strenger denkende Republikaner mit der Monarchie, die die nationale Einheit des Landes zur Wahrheit gemacht hatte, aussöhnen konnte, doch der Ansicht huldigte, daß er kein Recht habe, die Prinzipien preiszugeben, zu denen er sich im Denken und im Kampfe emporgeschwungen.

Aurelio Saffi, geboren in Forli am 13. Oktober 1819, studirte noch die Rechte an der Universität Ferrara, als er schon in den Strudel der revolutionären gegen das despotische Regiment Gregors XVI. gerichteten Bewegung hineingerissen ward.

Durch einen öffentlichen Protest gegen die Akte der Willkür, die sich die wie Paschas im Kirchenstaat waltenden Geistlichen erlaubten, lenkte der junge Saffi zuerst die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf sich. Die Zauberkraft, die von der prophetischen Agitation des in London in der Verbannung lebenden Mazzini auf viele republikanisch gestimmte Naturen in Italien hinüberstrahlte, berührte auch den für die Erlösung seines Vaterlandes von der Papst- und der französisch-österreichischen Fremd-Herrschaft begeisterten Romagnolen, und bald sollte dieser den Agitator, der bisher wie ein Gott aus den Wolken zu ihm und den gleichgesinnten Karbonari gesprochen hatte, von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, ja an seiner Seite sogar eine dominirende Stellung einnehmen.

Das Jahr 1849 sah sie beide im Vereine mit einem Dritten, dem ihnen geistig inferioren Römer Armellini, über Rom herrschen. Der Papst hatte das Weite gesucht und ein Asyl in Gaëta gefunden, in Rom aber eine von ihm, dem Unfehlbaren, zu Bigotterie und billigen patriotischen Illusionen erzogene Bevölkerung zurückgelassen, die zwischen dem Dogmenglauben und den aus der Ferne nach dem Tiber importirten Doktrinen Mazzini's hin und her schwankte. Eine konstituirende von Pius IX. mit dem Bann belegte Versammlung hatte durch feierlichen Beschluß die weltliche Herrschaft des Papstes für aufgehoben erklärt und den Kirchenstaat mit Rom an der Spitze als Republik proklamirt. Mazzini, Saffi und Armellini waren die Nachfolger des Papstes. Die beiden Erstgenannten widmeten sich der Aktion, Armellini, der reiche und vornehme Römer, der Repräsentanz. Ueber große Mittel von Staats wegen verfügend, lebten doch Mazzini und Saffi auch in diesen Tagen ihrer Herrlichkeit mit apostolischer Einfachheit. Es ist heute, wo uns vier Jahrzehnte von jenen Ereignissen trennen, schwer zu konstatiren, was der einzelne von den Triumvirn in den sturmbewegten Frühlingstagen des Jahres 1849 in Rom geleistet hat, und um so schwerer, als Saffi in seiner Bescheidenheit jederzeit mehr das Bedürfniß hatte, auf seine eigenen Kosten neue Blätter des Ruhmes in den Kranz zu flechten, der Mazzini's Stirne umwand, als solche aus demselben herauszureißen und sich anzueignen. Aber soviel kann man doch mit einiger Bestimmtheit sagen, daß, während Mazzini angesichts der von Frankreich her der Republik drohenden Gefahr die Armee derselben reorganisirte und Freiwilligenkorps heranbildete, um die Stadt vertheidigungsfähig zu machen, Saffi sich administrativen und legislativen Aufgaben widmete. Mazzini, der Genuese, der universelle italienische Patriot und kosmopolitische Kämpfer der Humanität, war ein Fremdling in Rom, Saffi, der Romagnole, dagegen kannte den Kirchenstaat mit seiner ganzen bisherigen Mißwirthschaft, und so arbeitete er mit aller Energie daran, um den Briganten, die die Marken verwüsteten, das Handwerk zu legen und die Autorität der Republik dort geltend zu machen, wo der Statthalter Christi trotz der Fülle irdischer und himmlischer Gewalt, über die er verfügte, nicht im Stande war, blutige Verbrechen aufzuhalten, deren Schauplatz verschiedene Provinzen des Kirchenstaates gewesen waren. Wenn man Farini's oder Pasolini's, Gennarelli's oder La Farina's Schilderungen der Vorgänge jener Tage oder auch nur Moritz Brosch's „Geschichte des Kirchenstaates“, ein durch die unparteiische Darstellung des Verfassers ausgezeichnetes Werk liest, dann lernt man die Kluft ermessen, die zwischen der politischen Unfähigkeit Pius' IX. und der Thatkraft des Triumvirats lag, und doch hatte jenem die freundliche Stimmung der ihm und dem Aberglauben, den er vertrat, zugethanen Bevölkerung die Bahnen geebnet, während sich gegen die Triumvirn nicht nur der Papst im Exil, sondern auch noch vier katholische Mächte: Oesterreich, Frankreich, Neapel und Spanien im Namen der heiligen Trinität verschworen hatten. Aber die Triumvirn entfachten in der Brust der römischen Wölfin einen Geist heroischen Widerstandes, dessen sie kaum mehr fähig erschienen war.

In das Haus, in dem die Inquisition gewaltet hatte, ließ Saffi arme Leute einziehen, man schaffte die Mahlsteuer ab und setzte den Preis des Salzes herunter, man wies um geringen Pachtzins den Arbeitern die Güter der „todten Hand“ an, die man parzellirt hatte. Saffi war es, der sich so der Besserung des Loses der unteren Klassen widmete, wie er denn, selber mit Vorliebe auf seinem Gute San Varano dem Berufe des Landmanns obliegend, stets ein liebenswürdiger Gönner der Arbeiter war, womit er keineswegs einer den „kleinen Leuten“ günstigen Mode der Zeit, sondern den Impulsen seines geradezu biblisch schlichten Herzens folgte.

Während das Triumvirat so mit fieberhafter Anstrengung die Besserung der moralischen und wirthschaftlichen Lage des Kirchenstaates vorbereitete, eilte General Oudinot mit einem Korps von 8000 Mann im Namen Louis Napoleons, des Präsidenten der französischen Republik, auf die Thore Roms zu, um dem Papst mit Gewalt die Tiara, die er verloren hatte, zurückzuerobern; im Namen der Triumvirn aber trat ihm Garibaldi entgegen und schlug ihn bei der Porta San Pancrazio. Indessen mußte das Triumvirat gleichzeitig in Bologna und in den Marken die Republik gegen ein österreichisches Attentat auf dieselbe vertheidigen. Und dann rückten auch 16000 Neapolitaner auf Rom los,

um sich eine tüchtige Niederlage von denjenigen zu holen, die, wie schwach sie auch an Zahl waren, mit Löwenmuth die Republik vertheidigten. Das Schicksal führte damals den Triumvir Saffi mit Ferdinand Lesseps, dem späteren Erbauer des Suezkanals, zusammen. Dieser sollte nämlich mit dem Triumvirat im Namen Frankreichs Unterhandlungen einleiten. An den Vertrag aber, den die Triumvirn mit Lesseps abschlossen, hielt sich der französische General nicht, und am 2. Juni überfiel er Rom mit 30000 Mann vom Janiculus her. Die Römer wehrten sich noch einen Monat lang, und erst am 3. Juli zog Oudinot in die ewige Stadt ein, unter dem Protest der von dem Geiste Mazzini's beseelten konstituirenden Versammlung auf dem Kapitol. Saffi forderte diese auf, „der Welt das Schauspiel einer sterbenden Stadt zu zeigen, die sich im Tode verjüngt“.

Als Rom gefallen war, da mußten die Triumvirn ins Exil wandern. Saffi erzählt, daß er, als er bei der Porta Cavalleggerie die Stadt verließ, von einer alten Bäuerin erkannt worden sei, die ihn mit den Worten ansprach: „Nun geht ihr Alle weg und laßt uns mit den Hunden allein.“ „Ich habe,“ sagt Saffi, „diese Worte nie mehr vergessen, denn sie schienen mir den Protest des verrathenen Rom zu enthalten.“

Mazzini Saffi und Genossen wanderten ins Exil. Sie ließen sich in Lausanne nieder und schmuggelten von hier eine von ihnen neugegründete Zeitschrift „L'Italia del Popolo“ in die Heimath. Von den Ufern des Genfersees her betrieben sie ihre revolutionäre Propaganda. Da wohnten sie, sieben Verbannte, der Genuese, der Romagnole, einige Römer, ein Lombarde und der Venetianer Varé, zusammen in der am Abhange eines Hügels gelegenen Villa Montallegro und führten einen brüderlich einträchtigen Haushalt, schrieben fortwährend Briefe an die Gesinnungsgenossen in Italien, schrieben Artikel und leiteten von hier aus die revolutionären Geister am Tiber und an der Lagune, im Norden und im Herzen Italiens. Dabei ging damals, wo die Sache der Nation durch die unglückliche Schlacht von Novara und den Fall der Republik Rom und der Republik Venedig so große Schlappen erlitten hatte, das Streben der Verbanntenkolonie von Villa Montallegro ausschließlich auf die Vertreibung der Fremdherrschaft aus Italien, und Fragen wie Monarchie oder Republik traten für einen Augenblick in den Hintergrund. Saffi, der später die Werke Mazzini's gesammelt und, mit Einleitungen versehen, herausgegeben hat, erzählt uns in der Vorrede zu dem neunten Bande der Schriften des Genuesen, wie ihn dieser in jenem Stillleben am Genfersee zum Schreiben angefeuert habe. Saffi war damals erst wenig über 30 Jahr alt und hatte ein brennendes Bedürfniß noch zu lernen, da aber rief ihm Mazzini eines Tages, als er den jüngeren Freund lesend antraf, die Worte Dantes zu: „Jo mi so un, che quando Amore spira, noto,“ womit er gesagt haben wollte, daß Saffi den in ihm lebenden patriotischen Gefühlen durch die Feder Ausdruck zu geben verpflichtet sei, um neue Jünger zu werben. Mazzini hatte überhaupt eine gewisse Verachtung für Diejenigen, die nur lesen, um zu genießen; er wollte, daß jeder, der einen edlen Gedanken bei sich oder in einem Buche entdeckte, hinausgehe und ihn predige. Er liebte die That und haßte beschauliche Ruhe.

Bald finden wir Saffi an der Seite Mazzini's unter den „Amici d'Italia“ in London. Dort ward für die vaterländische Sache sowohl in den Kreisen der an der Themse lebenden Verbannten aus anderen Ländern wie in der vornehmen englischen Gesellschaft selber agitirt. Wer da weiß, wie sehr Palmerston, Gladstone und andere hervorragende britische Staatsmänner zu Gunsten der nationalen Einheit Italiens ihren Einfluß in Europa geltend machten, der vermag den Erfolg der italienischen Agitation zu würdigen, der sich namentlich Saffi hingab. Dieser hielt in vielen großen Städten Englands Vorträge über die italienische Frage, und auch an der Universität Oxford, an der er italienische Litteratur docirte, warb er Freunde für sein unglückliches Vaterland. Er ergänzte in einem gewissen Sinne die Mission, die der Italiener Panizzi, der berühmte Oberbibliothekar des British Museum, in den Londoner Salons übte, in denen er Propaganda für eine diplomatische Intervention Englands zu Gunsten Italiens machte.

Saffi erlebte im Jahre 1860 die Genugthuung, seine Heimath, die Romagna, von Piemont annektirt zu sehen, und sah er auch nicht, wie er es wünschte, das Banner der Republik von den Thürmen Bologna's und Forli's, sondern die Tricolore Savoyens von denselben flattern, so kehrte er doch gern nach dem Vaterlande zurück, in dem er nun seinen dauernden Wohnsitz nahm.

In der Folgezeit, in der sich alle seine nationalen Einheitsträume erfüllten, hat Saffi als Privatmann gelebt. Man berief ihn zu den höchsten Ehrenstellen, er lehnte aber alles ab, denn er wollte nicht dem König dienen, den er nicht anerkannte. Ein glänzendes Zeugniß für den Charakter des Romagnolen aber ist es, daß König Humbert und der Ministerpräsident Crispi sich bei der Nachricht von dem Tode Saffi's unter den Ersten einstellten, die der Wittwe desselben gegenüber in bewegten Worten des Patrioten gedachten, der die Monarchie loyal bekämpft hat. Wenn auch die republikanische Propaganda, deren Oberhaupt nach Mazzini's Tode Saffi war, keine unmittelbaren Früchte zeitigte, so kann man doch nicht sagen, daß Saffi tauben Ohren gepredigt habe. Ihm war es nicht so sehr um die formale Seite der Staatsverfassung zu thun, wie vielmehr darum, daß sein Volk, durchtränkt von den Grundsätzen bürgerlicher Freiheit, eines Tages würdig und fähig werde, sich selbst zu regieren. Er, der romagnolische Grafensohn, schämte sich seines Grafentitels, den ihm der Zufall wie Flitterzeug in die Wiege geworfen hatte, und machte nie Gebrauch von demselben. In seiner Jugend kämpfte er gegen Vorrechte der Geburt; am Abend seines Lebens durfte er sich diese Mühe ersparen, denn der Geburtsadel als solcher ist heute in Italien, Dank jener unermüdlichen Propaganda, die auch Saffi pflegte, im Staatsleben völlig einflußlos, sogar aus der italienischen Diplomatie verschwinden nach und nach die letzten Erben feudaler Vornehmheit. Und noch auf das Sterbelager Saffi's ist ein Strahl gefallen, der ihm die Pfade der seinem Vaterlande bevorstehenden Zukunft erhellte. Noch kurz vor seinem Tode nämlich hatte das Parlament auf Vorschlag der Regierung beschlossen, von Staatswegen in Rom ein Denkmal Mazzini's zu errichten, und König Humbert selber steuerte 100 000 Francs zu dem Monument des großen Patrioten, der doch mehr als zufällig auch Republikaner war. Saffi mochte wohl in dem Bewußtsein von hinnen scheiden, daß in Italien in dem Augenblicke, wo sich die regierende Dynastie im geringsten gegen die Konstitution verginge, die Republik ohne Blutvergießen die Monarchie ablösen würde.

Saffi war ein liebenswürdiger, bescheidener Mensch, dem die theatralische Pose gewisser lateinischer Demokraten völlig fremd war. Da er für sein Bekenntniß mehr kämpfte als es repräsentirte, so ließ er seine Person hinter der Sache verschwinden, der er diente. Er war hervorragend juristisch gebildet und kannte das englische Verfassungsleben gut. Die Universität Edinburgh ernannte ihn anläßlich des Jubiläums, das sie vor einigen Jahren feierte, zum Ehrendoktor. Er schaute mit Bewunderung auf Amerika und wünschte die italienische Gesellschaft etwas amerikanisirt zu sehen. Außer für Mazzini hatte er eine große Verehrung für Garibaldi. Die Zeilen, die er über diesen niedergeschrieben, sind bezeichnend für Saffi's Stil und Denkungsart. Er schrieb sie nieder nach dem Tode des Einsiedlers von Caprera, und wir geben sie wieder, weil der letzte Triumvir der Republik Rom in sie sein Herz hineingelegt hat. Sie lauten:

„Nicht wir, erst unsere Nachkommen werden in der Fülle der Zeiten den Mythus von Garibaldi's Leben verstehen. Einer Epoche, die bar aller hochherzigen Gesinnungen, in den engen Kreis des Tagesegoismus eingeschlossen ist, ist es nicht gegönnt, die Bedeutung von Garibaldi's Berufe in der Geschichte zu verstehen. Geboren in einem in Sklavenketten schmachtenden Lande, befreit er sich, ein Jüngling noch, sein Auge auf das weite freie Meer gerichtet, von dem ihn und Alle drückenden Joche; derjenige, der nach Dante der größte unter den im Exil

ebenden Italienern war (Mazzini), lehrt ihn den Kultus des Vaterlandes, und unserer gefallenen Mutter Italia weiht er sein großes Herz.

Tödtlich verfolgt, macht er sich los von den Gestaden, von wo aus Columbus dem menschlichen Handel neue Wege nach den fernen Meeren in seinem Sehergeiste eröffnete, und den Brüdern in Amerika reicht er den Tribut der italienischen Opferkeit und bringt so bei den Ansiedlern der Neuen Welt den heiligen Namen seines Vaterlandes in Ehren — seines Vaterlandes, das zwar unterdrückt, aber nicht todt war.

Bei dem ersten Ruf zur Erhebung des Vaterlandes kehrt er — ein begeisterter Apostel des Glaubens, den der Gründer der „Giovine Italia" in seiner Seele entzündet hatte — heim, um die Schlachten der Erlösung zu kämpfen; umgeben von seiner Mannschaft, vertheidigt er in Rom die heiligen Anfänge des neuen Lebens der Nation; — bei Varese trägt er den ersten Sieg für die nationale Unabhängigkeit davon, — von Marsala bis zum Volturno macht er die Straße frei für die Einheit des Vaterlandes; — er ward zum Märtyrer der ihn erfüllenden heiligen Idee auf den Höhen von Aspromonte; — er kämpft im Trientinischen für die noch nicht erlösten Gebiete Italiens (Italia irredenta); — von Mentana aus sagt er die letzte Stunde päpstlicher Herrschaft voraus; — mit italienischem Blut besiegelt er auf den Hügeln von Dijon den Bund der Verbrüderung der lateinischen Völker; — in der Mutterstadt (Rom), die dem Vaterlande wiedergegeben ist, erhebt er seine Stimme zu Gunsten des gleichen Bürgerrechts aller Söhne Italiens und der sozialen Erlösung der unteren Klassen."

So schilderte er jenen Eid der Schlachten Italiens, dessen Rothhemden immer muthig, wenn auch nicht immer glücklich, für die Ideale kämpften, die in dem Herzen Saffi's loderten. Aber auch von sich selber hat er ein kleines Lebensbild entworfen — ein Bild, das sich neben jener Charakteristik Garibaldi's wie ein Stillleben neben einem Schlachtengemälde ausnimmt. Ein italienisches Journal „Il Proletario" hatte über Saffi geschrieben: „Er ist ein fanatischer Anhänger Mazzini's, er ist reich und ein Schloßherr." Diese Behauptung berichtigte Saffi folgendermaßen: „Ich bin nie ein Fanatiker gewesen, nie, weder Menschen noch Ideen gegenüber. Der Fanatismus zerrüttet die starken und reinen Ueberzeugungen. Ich liebte und verehrte Mazzini, weil ich seine großen Tugenden und seine Herzensgüte kannte; und was seine Doktrinen anbelangt, so liebe ich sie und hänge ihnen an, insoweit sie den universellen und unveränderlichen Ideen des Wahren und Gerechten entsprechen. . . . . . Ich bin nicht reich. Mein Vermögen repräsentirt kaum den Mittelstand, und die politischen Wechselfälle meines Lebens haben keineswegs zur Vermehrung desselben beigetragen. Aber meiner Natur und dem in mir wohnenden Pflichtgefühl zufolge jagte ich nie Gewinn nach. Ich arbeitete und arbeite, soweit meine Begabung reicht, als Arbeiter in der Sphäre des Gedankens und verlange keinen Lohn dafür. . . . Ueber den Titel „Schloßherr", der mir beigelegt ward, muß ich lächeln. Ich besitze ein kleines Landgut und lebe einen Theil des Jahres unter meinen Bauern wie unter Freunden, helfe ihnen nach Kräften und lehre ihre Kinder, daß sie brüderlich zusammenleben und zusammenarbeiten."

Wie er nach oben unabhängig war, so war er es nach unten. Im Jahre 1874 trat er mit seinen Gesinnungsgenossen gegen die kommunistischen Theorien auf, die damals in den Köpfen mancher seiner romagnolischen Landsleute spukten. Auf einer Villa, der Villa Ruffi, traf er zu diesem Zwecke laut Verabredung mit den Freunden zusammen; da aber ließ ihn der Minister des Innern, Graf Cantelli, verhaften. Dieser hatte in seinem Uebereifer dort Verschwörung gewittert, wo von Verschwörung keine Rede war. In dem Hause von Saffis altem Freunde Dagnino in Genua hatte die Polizei ein Schreiben, in dem jener diesen von Forli aus gebeten hatte, ihm einige Barren Stahl zu übersenden, entdeckt und konfiszirt. Man meinte einer Konspiration auf der Spur zu sein — denn zu was anderem hätte der Stahl dienen sollen, als zur Herstellung von Dolchen und Klingen? Hatte die hohe Regierung nicht Grund genug den alten Verschwörer dingfest zu machen? . . . Indessen hat Saffi selber später den wahren Sachverhalt in einer Denkschrift über seine Verhaftung niedergelegt. Da sagt er: „Der Müller auf meinem Landgute von San Varano, ein gewisser Valbrizzi, ein guter Kerl, der weder von Politik noch vom Waffenhandwerk eine Ahnung hat, brauchte den Stahl, um damit Meißel zum Ausarbeiten von Mühlsteinen herzustellen

Noch heute stehen die Meißel, die sich ausgezeichnet bewährten, wie Zeugen für die Thorheit jenes gegen mich gehegten Verdachtes, in der Mühle meiner friedlichen Villa." Ein Schrei der Entrüstung über die Verhaftung Saffis, die wie ein Akt der Kabinetsjustiz aussah, ging durch Italien. Viele Wahlbezirke entsandten den alten Triumvir aus Opposition gegen die Regierung in die Kammer. Er aber lehnte die Mandate ab mit den Worten: „Ich will selbst den Schein einer Fahnenflucht vermeiden und kann meine Seele, die bald in den Schoß des Universums eingehen wird, nicht mit einem Meineid beflecken. Nein, ich werde der Monarchie nie den Eid der Treue leisten. . ." So zog er sich nach San Varano zurück zu seinen Bauern und zu seinem Müller. Dort ist seine Seele vor wenigen Tagen „in den Schoß des Universums" eingegangen. Tausende von Menschen geleiteten seine Leiche zu Grabe. Seine Vaterstadt Forli aber aber hat beschlossen, ihrem edlen Sohn Aurelio Saffi ein Denkmal zu setzen.

Venedig, 19. April. Sigmund Münz.

„Die kommende deutsche Bildung."

In diesem Jahre ist ein anonymes Buch erschienen, das nach wenigen Monaten schon die fünfte Auflage und auch lebhafte Zustimmung in der Presse erfahren hat. Woher dieser auffallende Erfolg bei einem Bande von 309 Seiten, der nur allgemeine Gedanken enthält? Der Titel lautet: „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen" und das Buch ist voll von Rembrandt, Erziehung und Deutschthum. Immer handelt es sich darum, was der Deutsche braucht, was der Deutsche thun sollte, allein auf Seite 9 und 10 wird das Wort „deutsch" 21 Mal gebraucht, und Rembrandt ist der beständige Refrain. Es wird uns bewiesen, mit mathematischer und logischer Sicherheit unermüdlich bewiesen, daß er die Arznei ist, die wir schlucken müssen, und auf jeder Seite bekommen wir eine Dosis von ihm. „Der Gang und die Richtung der deutschen Bildung," so hören wir, „werden für künftig offenbar durch diejenigen Männer vorgezeichnet, welche in dem Gesammtverlauf der bisherigen deutschen Geschichte als die thatsächlich höchsten Bildungsträger erscheinen; in ihnen sind gewissermaßen die festen mathematischen Punkte gegeben, welche eine Projicirung der kommenden deutschen Bildung in allgemeinen Umrissen ermöglichen; verbindet man diese Punkte zu einer Linie und verlängert dieselbe, so trifft man auf das rechte Ziel." In Wahrheit nimmt der Verfasser gar nicht diese Projicirung vor, sondern er abstrahirt aus den höchsten Bildungsträgern der Vergangenheit eine ideale deutsche Bildung und nimmt sie als die kommende an; und eigentlich nicht einmal das, eigentlich abstrahirt er aus ihnen die Eigenschaften des Genies, stellt sie den Deutschen zur Nachahmung hin und das Zeitalter, das er voraussagt, ist einfach ein geniales; weil ihm aber genial und künstlerisch gleichbedeutend sind, so wählt er einen Künstler als Vorbild und wiederholt mit der Hartnäckigkeit eines Cato sein Ceterum censeo: Rembrandt muß die Deutschen zu Künstlern erziehen, zu Künstlern auf allen Gebieten.

Es ist schon ein Verdienst, das gelobte Land zu sehen und Andern zu zeigen, wenn man es auch nicht erreichen kann, es ist ein Verdienst, Natürlichkeit und Einfachheit zu predigen, wenn man auch selbst seinen Stil mit Schlagworten und Gelehrsamkeit überladet, das Schaffen künstlerischer

organischer Gebilde zu fordern, wenn man auch selbst ein zusammenhangloses Werk zu Stande bringt, es ist ein Verdienst, zu zeigen, wie es nicht gemacht werden soll, besonders, wenn man sich selbst mit jedem Satz, den man schreibt, kritisirt. Dieses Verdienst kann der mißgünstigste Beurtheiler dem Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ nicht bestreiten. Derselbe hat viel gelesen, viel exzerpirt; auf wenigen Seiten, welche als Beispiel dienen mögen, werden wir hin und her geschaukelt zwischen Lagarde, Polyklet, Kepler, Newton, Hölderlin, Goethe, Winkelmann, Grabbe, Solon, Carlyle, konzentrisch, exzentrisch, homophon, polyphon, Spezialismus, Individualismus, Mathematik, Religion, Rechtsalterthümern, Grimm'schen Lautgesetzen und tausend andern Dingen. Nahes und Fernes, Gleiches und Verschiedenartiges wird kombinirt und wieder kombinirt, ein Geduldspiel im Großen; allmählich werden wir eingewiegt und sehen Alles wie im Traum an uns vorüberziehen, Einiges sehr deutlich, Anderes sehr verschwommen, da der Verfasser ein entschiedenes Talent für Formulirung von Aphorismen und Paradoxen mit Neigung für Mystik und „höchste Mathematik“ verbindet. Wer es versteht, die Wahrheit zu finden, der kann sie sich aus den verschiedenen Theilen des Buches zusammensuchen, in demselben haben mit konsequenter „Programmlosigkeit“ alle Zeitideen Aufnahme gefunden. Es kommt dem Verfasser vor Allem auf Erziehung an, deshalb läßt er uns ein gut Theil Arbeit zu thun übrig, und es wäre eine treffliche Uebung für den künftigen, künstlerischen Schriftsteller, in das Chaos dieses Buches Ordnung zu bringen. Die Gedanken werden energisch bis zu einem gewissen Punkte geführt und dann verflüchtigen sie sich wieder, die Umrisse werden manchmal sehr scharf und schön gezeichnet und dann wieder verwischt, bald erscheinen uns die sich in Nebel verlierenden Ausführungen wie eine Fata Morgana, bald wie eine Staubwolke; es findet ein beständiges Auflösen und Neufassen aller Begriffe und Bezeichnungen statt, sie verschlingen sich und entwinden sich wie zu Spiel und Tanz, unsern Geist bei aller Geschäftigkeit doch müßig lassend, oder aber sie werden wie Würfel aufeinander gebaut, wie Zahlen addirt und multiplizirt. Meist bleiben sie im Helldunkel, oft verlischt ihnen das Licht auch völlig. Der Verfasser ist fast noch mehr Tausendkünstler als Künstler. So heißt es, um Beispiele anzuführen: „Indem man eine Größe wie Rembrandt zu dem nationalen Leben der Deutschen addirt, wird dasselbe um ein Unendliches multiplizirt und potenzirt; und damit vollzieht sich wiederum ein Exempel jener ‚höchsten Mathematik‘, welche das Reich alles Organischen erfüllt.“ Die Individualität, werden wir belehrt, welche Rembrandt zum Vorbild der Deutschen so geeignet macht, spricht sich auch schon in seinem Namen aus. In demselben „liegt schon an sich ein ganz besonderer Hauch des Individuellen; wer hieß jemals Rembrandt außer Rembrandt selbst? — Sein Name ist so einzig wie seine Kunst. Es läßt sich aus diesem Umstande aufs Neue erkennen, daß nicht nur Geist und Körper, sondern auch Namen und Sachen in einer eigenen, geheimen, unzweifelhaften Verbindung mit einander stehen.“

Der Verfasser hat Glauben, bei allem zersetzenden Denken über Gedanken bis in die hundertste Potenz, er glaubt an Mystik und „höchste Mathematik“ und „subjektive Wissenschaft“, welche letztere das Geheimniß des Lebens ergründen, das Unmeßbare messen soll, aber nicht nur solche in den höchsten Regionen verschleiert thronenden Mächte, auch irdische Dinge wie „Volk“ und „Bauer“, lokale und nationale Einflüsse jagen ihm einen frommen Schauer ein; wenn er sagt: „niederdeutsch“ oder „holsteinisch“, dann scheint Alles gesagt zu sein. Scholle! Blut! das wirkt wie ein Zauber. Man mag in diesem Glauben nur den Aberglauben abstrakter Geister für mit dem Erdgeruch behaftete Dinge erkennen, dann bleibt dem Verfasser doch immer das Verdienst, ein eklatantes Beispiel dieses Aberglaubens zu liefern. Auch sein Kultus der „Individualität“ ist mehr ein Ausdruck der Sehnsucht nach dem, was unserer Zeit fehlt, als ein Zeichen der Erfüllung. Das besprochene Buch hat nicht nur den Vorzug, eine mehr künstlerische Erziehung an Stelle der unfruchtbaren gelehrten zu fordern, es liefert auch selbst ein klassisches Beispiel für die mit zu mühelos [illegible] Wissen und abstraktem Denken überfütterte [illegible] welche wie ein Schwamm einzieht und ausgibt, [illegible] organischem Schaffen nicht befähigt ist. Es ist [illegible]greifende, 309 Seiten lange Schrei von durch die [illegible] und den Zwang der Verhältnisse zu Schatten veru[illegible] Geistern nach Blut und Leben. Daß sich dieser [illegible] in das Gewand der Belehrung kleidet, kann das [illegible] nicht verringern; daß von uns verlangt wird, wi[illegible] uns Alle nach einem einzelnen Manne formen, [illegible] bezeichnend für das Bismarckzeitalter, nur wird es [illegible]ter sein, nach einem lebenden Staatsmann kleine Bis[illegible]cke, als nach einem längst verstorbenen Künstler kleine [illegible]brandt's zu ziehen. Wenn wir uns recht erinnern, [illegible] vorgeschlagen, zunächst Schlapphüte an Stelle der Cylinder zu tragen.

W. Dietrich.

Theater.

Königliches Schauspielhaus: Katharina Howard. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Rudolf Gottschall.

Im Schinkelbau am Schillerplatze erscheint mit jedem jungen Jahr, sobald die ersten Triebe knospen, eine historische Tragödie. Ihr Schicksal ist immer das nämliche: die ersten Akte, in denen die Knötlein mühselig geschlungen werden, gehen spurlos vorüber; später, wenn das Geschrei anhebt, wenn Dolche gezückt, Giftfläschchen von niedlichen Fäustchen geschwungen werden, wenn das Schaffot herein grinst und treue Liebe sich im Tod vereint, dann antwortet all dem tragischen Gethue ein sittig Schneuzen und der Klatscher Chor; etwas wie ein Erfolg kommt zu Stande und reingestimmte Jungfrauen beiderlei Geschlechts begeistern sich noch im Korridor für die „höhere Richtung“. Die Kritiker aber gehen und schreiben; die Zaghafteren befragen die Zettel und nennt der einen sozusagen berühmten Namen, wird mit viel schönem Reden das Publikum vor dem „ernsten Wollen“, dem „hohen Streben“ und anderen im wohlerworbenen Geruch der Langeweile stehenden Dingen gewarnt; die Muthigen statuiren flugs ein Exempel und sagen: Seht, das ist des Realismus Macht, so schrieb man vor zwanzig Jahren, so darf man heute nicht mehr schreiben. Und mit sicherem Zuge stellen sie dem Historiendrama den Totenschein aus, nach allen Formen kritischen Rechtes.

Das unschädliche Vergnügen solcher kurzen Daseinserweckungen kann man einer Hoftheaterintendanz wohl gönnen. Noblesse oblige. Ein Hoftheater, das so wenig Rechte haben darf, hat doch viel Pflichten und es darf seine Pforten Denen nicht verschlossen halten, die durch ein gerüttelt Maß von Jamben Furcht und Mitleid aufzurühren sich beflissen zeigen, als unbescholtene, allem unziemlich genialischem Wesen fremde Männer aus dem deutschen Dichterwald. Als vor Jahresfrist des Herrn von Gottschall „Arabella Stuart“ an uns vorüberhuschte, mußten wir's eben leiden; wenn nun aber desselben Herrn Hofraths „Katharina Howard“ aus viertelhundertjährigem Schlummer jäh aufgescheucht wird, so werden wir bescheidentlich fragen dürfen: Wozu der Lärm? Mit ihrem auf keinem rechten Tragödienzettel fehlenden Gefolge von „Herren und Damen vom Hofe, Bischöfen, Masken, Offizieren, Verschworenen, Pagen, Soldaten“ hat „Katharina Howard“ 1865 pflichtgemäße Unterstatt im Schauspielhause gefunden. Sie starb und kein Mensch kannte ihr Grab. Was kehrt sie uns, ein fahles Frühjahrsgespenst, zurück, da wir 1890 schreiben?

Herr von Gottschall hat eine unselige Vorliebe für die engelländische Historik. Das begreift man allenfalls; das Gebiet ist tüchtig durchgeackert, die weiße und die rothe Rose blüht schnell empor, Papisten, Lutheraner, Anglikaner rüsten sich zur Wehr und schöne Frauenköpfe rollen, gleich Kegel-

kugeln in der glatten Bahn, vom königlichen Bette zum Schaffot. Mit geschickter Hand hat Herr von Gottschall auch diesmal die altbewährten Requisiten gruppirt: Priesterränke, Fürstengier und heißer Liebe Sehnen. Es versteht sich von selbst, daß Katharina des achten Heinrich Werben nur willfährig ist, um den Geliebten vor dem Tod zu retten; es versteht sich ebenso von selbst, daß der Geliebte den Preis zu hoch findet und, da er die Holde gerade in der blüthenweißen Tracht des fünften Aktes antrifft, freudig mit ihr die Vernichtung sucht. Was Katharina Howard von ihres Gleichen unterscheidet, ist höchstens der Umstand, daß sie sich eines schönen Abends als Muttergottes verkleidet, um eine thörichte Verschwörung zu segnen; ein findiger Pfaffe könnte darin eine Gotteslästerung erblicken; wir Kinder der Welt sehen nur eine Geschmacklosigkeit mehr. Und wir sind auch lästerlich genug, in Heinrichs ungastlichem Ehegemach, vor den Bildnissen seiner in jedem Sinne verschiedenen Frauen an Offenbachs ungleich amusanteren Blaubart zu denken, der dem Vater der Elisabeth an ehelicher Ausdauer doch noch beträchtlich über war.

Und somit wäre denn wieder einmal bewiesen, daß die historische Tragödie tot und daß die moderne Bühne nur dem schwarzen Rock gehört und der Arbeiterjacke; daß es vorbei ist mit Schlachten und Staatsaktionen und nur die engen Familiengeschichten noch Existenzberechtigung haben? Ich glaube doch nicht.

Geister beschwören kann nur der Starke; und den Geist, das Eigenthümliche, das ganz Persönliche einer Epoche kann nur der Stärkste wieder lebendig machen. Nun fügt es sich aber unglücklich, daß gerade die ledernsten, die trockensten und phantasielosesten Gesellen sich an die historischen und romantischen Stoffe heranmachen. Nicht zufällig, nein: absichtlich, klüglich; denn hier finden sie alles, was sie brauchen, in schönster Bereitschaft: ein großes Geschehniß, den politischen Hintergrund, das Kostüm; und das gute Gedächtniß hilft geschwind ein Ragout anrichten aus dem kräftigen Schmaus der Shakespeare und Schiller und Hugo. Etwas dünne Charakteristik, viel abgegriffene Rhetorik, Fallthüren, geheime Gänge, Verschwörung, Gift und Dolch. Eine gute Weile hat das ausgereicht. Da galt Laube für einen Dichter und Gottschall war ein himmelstürmender Sprudelkopf, mit dem die Alten ob seiner wilden Sinnlichkeit tapfer schmälten. Eisige Gleichgiltigkeit empfängt heute diese gestelzte Theatralik, die uns vom Geiste der Geschichte so wenig bietet wie von mächtig ringender Menschlichkeit. Die ganze Gattung wird diskreditirt durch diese lendenlahmen Macher, die im Schutze großer Schatten eilig und ängstlich ihr dürres Aeckerlein bebauen.

Die Lebensbedingungen der historischen Tragödie haben sich geändert, nicht ihre Lebensberechtigung ist hinfällig geworden. Mit einem Kostümfest lassen wir uns nicht mehr abspeisen, Drahtpuppen genügen uns nicht mehr, die eine unpersönlich gleichmäßige Dichtersprache reden und alles getreulich ad spectatores bringen, was der Veranstalter des Schattenspiels von ihnen denkt und gedacht wissen will. Wir fordern, da wir schrecklich viel gelesen, Wahrheit, Zeitstimmung, Lokalfarbe; und, was wir von jedem Drama heischen, können wir auch hier nicht missen: heiße Menschlichkeit der Vorgänge. Ob ein langweiliger Lord Cromwell dem Henkerbeil verfällt, ob ein violettschillernder Bischof oder ein rother Kardinal die Fäden lenkt, an denen die Königspuppe in hermelinener Nichtigkeit einherpendelt, gilt uns gleichviel; in angstvollem Schrecken wollen wir empfinden: Das wäre, in gleicher Lage, auch Dein Geschick gewesen; das sind die Schlingen, die unsere Menschlichkeit umdräuen. Ohne dieses Gefühl gibt es keine tragische Furcht, kein tragisches Mitleiden, höchstens eine kalte Haupt- und Staatsaktion. Und wer uns dieses Gefühl in einer scharf aufgefaßten Geschichtsepoche zu erregen weiß, der hat, und wäre es bei den Feuerländern, das neue Historiendrama entdeckt. Es ist nicht tot, es schläft; durch Dornen und Gestrüpp und lodernde Lohe muß sich kämpfen, wer es wecken will; der Ritter selber aber darf nicht schläfrig sein. Unsere Geschichtsdramatiker machen es wie des Herrn von Gottschall Katharina Howard; vom Mondenschein und Rosenduft träumen sie, und rüttelt man sie mit dem Anspruch einer neuen Zeit auf, so reiben sie die Augen und gähnen weltenfremd: „Ich hab's verschlafen in der Gartenlaube."

M. Kent.

Zeit und Menschen. Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren von 1863 bis 1884. Von Feodor Wehl. Zwei Bände. Altona. 1889. A. C. Reher.

Tagebücher schreiben kann keinem Menschen verwehrt werden, aber Tagebücher drucken lassen, sollte nur das Vorrecht derjenigen sein, die etwas erlebt haben und etwas zu erzählen wissen. Beides kann man von Feodor Wehl nicht sagen. Er ist kürzlich gestorben; vielleicht in Voraussicht seines nahen Endes hat er zwei dicke Bände veröffentlicht, die wohl Memoiren sein sollten, es aber nicht sind. Damit hat er sich selbst einen schlimmen Dienst erwiesen und nicht abgewartet, bis Freundesrücksicht, vermeintliche Pietät ihm die schlimmste Pietätlosigkeit anthun konnte. Denn was enthalten diese beiden Bände? Nicht etwa das interessante Leben eines Vielgewanderten, sondern eine Masse Anekdoten, Nekrologe, Briefe, Aphorismen. Die Anekdoten sind nicht immer von der schlimmsten Sorte der Kalauer, aber sie sind von einer Harmlosigkeit, die erheiternd sein könnte, wenn sie nicht so verblüffend wäre, und erregen bei dem Leser die höchste Verwunderung, daß ein erwachsener Mensch Derartiges sich notirt und noch gar drucken läßt. Die Nekrologe sind nicht alle schlecht. Einzelne, z. B. von Holtei, sind sogar gut, der über Auerbach wenigstens liebevoll, wenngleich zu äußerlich, aber die meisten, ausnahmslos Künstlern und Schriftstellern gewidmet: Dawison, E. Devrient, Glasbrenner, Louise Mühlbach, Gutzkow, Stahr, O. Ludwig, Jul. Mosen, Charl. Birch-Pfeiffer, H. Uhde, Freiligrath, Grillparzer, Dingelstedt, H. v. Fallersleben, Varnhagen, Laube, Geibel, Kinkel sind oberflächlich. Wehl war kein Kritiker und kein Historiker. Dieselbe Aeußerlichkeit und Ungründlichkeit, welche die Dinge nur streift, statt sie zu erfassen und darzustellen, wie sie in seinen größeren Werken „Aus Hamburgs Litteraturleben" und „Das junge Deutschland" herrscht, zeigt sich auch hier. Was hätte aus diesem dankbaren und reichen Stoffe gemacht werden können und wie kläglich ist er hier verpfuscht. Welche Unkenntniß z. B. in Betreff Grillparzer's, Turgenieff's, F. Vischer's — gerade der Bedeutendsten unter den Genannten — und welche Ungerechtigkeit z. B. über Dingelstedt. Gewiß sollen Memoiren persönlich sein, aber es ist nicht gut, wenn sie eine derartige Empfindlichkeit zur Schau tragen und verewigen, wie der letzterwähnte Artikel. Bei vielen dieser Nekrologe, von denen ich nicht zu sagen vermag, ob sie hier zum ersten Male erscheinen oder bereits früher in Zeitungen abgedruckt gewesen waren, macht sich Wehl die Sache sehr leicht. Daß er das Persönliche zu sehr hervorhebt, selten eine Gesammtcharakteristik liefert, wenn er auch auf eine solche nicht völlig verzichtet, wird man dem Memoirenschreiber nicht allzu sehr verübeln, wenn er auch durch ein solches Verfahren das Bild der Geschilderten einigermaßen verschiebt; daß er aber bei Geibel auf mehr als einem Druckbogen, bei Kinkel auf etwa einem halben Bogen Auszüge aus ihren Gedichten liefert, das ist doch ein bischen zu viel und zu bequem. — Noch weit verschwenderischer als mit den Gedichten Anderer, freilich auch mit minder bestreitbarem Autorenrechte, verfährt Wehl mit dem Abdruck seiner politischen Aufsätze aus der „Konstitutionellen Zeitung" 1864—1866; sie füllen viele Seiten; und doch wäre eine kleine Auswahl völlig genügend gewesen. Auch aus der Folgezeit ist manches Politische mitgetheilt. Aber für wen in aller Welt sind die aus den 70er und 80er Jahren herrührenden politischen Auslassungen bestimmt? Wenn ein mitten im politischen Leben Stehender, ein Mitthätiger seine Tagesbetrachtungen sammelt, bietet er wenigstens für den Historiker interessantes Material, aber wen können die Betrachtungen locken, die ein Privatmann, ein Dichter, ein Hoftheaterintendant, oder selbst einer, der ein paar Jahre lang politische Leitartikel geschrieben hat, bei der Lektüre der Zeitung angestellt und niedergeschrieben hat. Gerade in diesen politischen Abschnitten zeigt sich die Formlosigkeit, an welcher das Buch überhaupt krankt. Bei der Schilderung des Dresdener Aufenthalts wird, wie erwähnt, viel von Politik gehandelt. Nun sollte man erwarten, bei dieser Gelegenheit den Abschnitt von sächsischer Politik völlig abgemacht zu sehen. Aber weit gefehlt. Da Wehl von den handelnden Personen erst spricht, sobald er ihren Tod registrirt, so kommt er auf den Grafen

von Beust, auf die mit diesem gepflogenen politischen Unterhaltungen erst bei Gelegenheit von dessen Tode; und so hat man das Vergnügen, Aufschlüsse über Wehl's Stellung im Jahre 1866 zweimal mit großer Ausführlichkeit zu lesen, am Anfange des ersten und gegen Ende des zweiten Bandes. — Einen weit geringeren Theil als die Nekrologe und politischen Artikel bilden die Aphorismen. Sie hätten aber ohne Schaden wegfallen können: es sind meist alltägliche Gedanken, ohne Originalität ausgedrückt. Eine Probe mag genügen: „Ein Vorurtheil ist leicht, ein Urtheil schwer gewonnen.“ — Den Hauptbestandtheil des umfangreichen Werkes — mehr als 600 Seiten — machen die Briefe aus. Von den meisten obenerwähnten Personen hat Wehl Briefe erhalten und druckt dieselben mitleidslos ab. Ueber diese Briefe kann man nur dasselbe Urtheil fällen, wie oben über die politischen Artikel. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß in einigen nicht werthloses, wohl zu benutzendes Material sich findet, aber welch endloser Klatsch, wieviele Kleinlichkeiten! Jedes Lädchen das irgend ein Rezensläufchen Wehl's hervorgerufen, ist hier sorgsam gebucht, jeder kleine Erfolg seiner dichterischen Thätigkeit kräftig und laut applaudirt; ab und zu Materialien zur Erkenntniß der Kultur- und Litteraturgeschichte in den letzten vierzig Jahren, auch für die Berlins, in den Briefen der Charlotte Birch-Pfeiffer, Luise Mühlbach, Ludmilla Assing — die Mittheilungen der Letzteren über Bettina von Arnim sind höchst interessant — aber im Ganzen ein öder, wenig erfreulicher Wortschwall. Auch bei dieser Briefmittheilung herrscht die bereits oben gerügte Unordnung. Von Gutzkow's Charakter, Anschauungen, Ehe- und Liebesleben handeln mehrere Briefe im ersten Bande, am Anfang des zweiten die schon in anderer Rücksicht erwähnten Briefe der Ludmilla, endlich in der Mitte des zweiten Gutzkow's Briefe selbst. Und war es denn überhaupt nöthig, von Gutzkow's Beziehungen zu Therese v. Bacharacht, von denen Fanny Lewald schon vor beinahe dreißig Jahren übermäßig viel erzählt hat, noch so viel zu reden? Wer soll für solche „vergilbte Blätter“, für verschollene und dabei nicht eben rühmliche Geschichten ein Interesse haben?

Wehl's Buch ist eine höchst unerfreuliche Erscheinung. Der Leser desselben kommt sich vor, wie ein Wanderer auf einem Kirchhof. Denn für diesen Schriftsteller bekommen die Menschen erst Interesse, wenn sie todt sind. Aber da das Buch ganz flüssig geschrieben ist, da es von Vielem etwas bringt, da es an das Nachdenken der Leser nicht den geringsten Anspruch erhebt, da es endlich den „nationalen“ Standpunkt sehr in den Vordergrund stellt und bei passenden und unpassenden Gelegenheiten auf die Franzosen schimpft, so wird es im lieben Deutschland gewiß Leser und vermuthlich auch Bewunderer finden.

Ludwig Geiger.

Ein Weg zum Frieden. Roman von Hermann Faber. Minden'scher Verlag.

Der genannte Roman ist das Werk einer jugendlichen Künstlerschaft, eines reifen Charakters und eines durch und durch modernen Menschen. Nur in einer zwiespältigen Zeit konnte er entstehen und nur von einem Manne geschrieben werden, der diesen Zwiespalt voll in sich empfunden hat. Die Welt, in welcher der Doktor Gerhard Großmann lebt, ist erfüllt von den großen streitenden Gegensätzen Kapital und Arbeit. Gibt es einen Weg zum Frieden? Der Kapitalist ist der große Unternehmer, für den das einzelne Glied nur von maschineller Bedeutung, und dessen Problem es ist, mit möglichst geringem Aufwand möglichst große Erfolge zu erzielen — der Arbeiter versteht nur die Mühen der schwieligen Faust und hält den Unternehmer für einen müßigen Prasser, den er mit seinem Schweiße mästen muß; der Kapitalist hat die Tendenzen der Civilisation, dem Leben seinen höchsten Reiz und Genuß abzugewinnen und alle Mächte des Geistes und der Technik in den Dienst der Kultur und des Wohllebens zu stellen — der Arbeiter sieht nur den grellen Gegensatz seiner eigenen Lage und ballt die Hände vor den leuchtenden und lachenden Spiegelscheiben festlich durchschwärmter Paläste. Gerhard ist ein Sohn des Kapitals; er bringt alle wohlledigen Schönheitsbedürfnisse seiner Gesellschaft mit; er hat einen aristokratischen Widerwillen gegen üble Ausdünstungen und wüstes Geschrei; wenn er dennoch der Anwalt der Arbeiter wird, muß er von großer Energie oder ein zwiespältiger Mensch sein. Er ist das Letztere: Alles und Nichts, Alles in der Potenz, Nichts in der Kraft. Er fühlt sich zum Dichter geboren, aber statt mit der Sicherheit des Nachtwandlers und des Talentes der inneren Berufung blindlings zu folgen, zweifelt er an ihr herum, versinkt in Unthätigkeit, in üble Liebeshändel, bis er, im Begriff sich aus seinem moralischen Schiffbruch in die neue Welt zu retten, von einem ehemaligen Lehrer und opferfreudigen Sozialdemokraten in den Dienst der sich aufringenden Arbeit berufen wird, wo sich für ein thatendurstiges Gemüth und eine nach guten Werken sehnsüchtige Seele die edelste Gelegenheit böte, durch würdige Leistungen einen Menschenwerth zu gewinnen. Gerhard folgt der neuen Berufung, aber auf Kosten seiner inneren Glückseligkeit. Wohl fühlt er lebhaft die Pflicht, seine Kräfte in den Dienst der leidenden Menschheit zu stellen, aber die alte, sehnsüchtige Stimme läßt nicht ab, ihn an die geliebte Kunst zu gemahnen, und ewig zieht ihn sein Gemüth zum Ganzen und zur harmonischen Ausbildung seiner Persönlichkeit. So kämpft das Glücksbedürfniß mit den Anforderungen der Pflicht in ihm einen großen Kampf; gibt es denn gar keinen Weg zum Frieden? wohl, erwidert ein alter Mann; sobald nämlich das Individuum zu der Einsicht gelangt ist, daß derjenige der Menschheit den höchsten Dienst leistet, welcher seinem inneren Beruf zu höchster Entfaltung verhilft, und sobald ein Geschlecht erzogen ist, das diesen inneren Beruf im Dienste der Gesammtheit findet. Mithin eine zukünftige Lösung und eine Resignation für die Gegenwart; der Dichter hat wohl selbst seinen Frieden noch nicht gemacht. Hoffen wir, daß er nicht zu den Gerhards gehöre; denn jene Männer, die nicht können, was sie mögen, und nicht mögen, was sie können, werden niemals zum Frieden eingehn.

Der Roman, zu gehaltreich, um nicht für stylistische Unebenheiten, endlose Dialoge und manche äußerliche Schmökerzuthat zu entschädigen, hat litterargeschichtlich ein Janusgesicht. Nach rückwärts zeigt er den Neuern, wie sich in der Kunst, gleich wie auf jedem anderen Kulturgebiet, die Entwicklung des Volkes niederschlägt, im Roman und in der Geschichte auf die ritterliche Blüthe das breitschichtige Bürgerthum und dem dritten das Emporringen des vierten Standes folgt, des Standes von der schwieligen Faust; nach vorwärts weist er, wie Sudermann auf dramatischem Gebiete, den rechten Weg, die neuen Konflikte kunstmäßig zu behandeln, indem er uns die fremde Welt mit den Augen eines Helden beleuchten läßt, der Fleisch von unserem Fleisch und Geist von unserem Geiste ist, und den wir willig in jeden Sumpf und in jede Sünde begleiten würden.

L. B.

Gustav Kühne. Sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Herausgegeben von Edgar Pierson. Mit einem Vorwort von Wolfgang Kirchbach. Dresden. E. Pierson.

In dem Dornenkranz, den Treitschke im eben erschienenen IV. Bande seiner Deutschen Geschichte dem „Jungen Deutschland“ widmet, fehlt es nicht an besonders scharfen Stacheln für die „Trockenheit“ Gustav Kühne's. Der Mann war kein Litterator von Bedeutung, aber ein aller Ehren werther Redakteur: dazu ein Freund Ottilien von Goethe's, dessen (hier neuerdings mitgetheilter) Nachruf dem Goethe-Jahrbuch alle Ehre gemacht hätte. Ueber seine Beziehungen zu Mundt, Charlotte Stieglitz, Auerbach u. s. w. gibt das anspruchslos zusammengestellte Buch leidlichen Aufschluß. Ebenso über sein glückliches Liebes- und Eheleben. Etwas größere Knappheit hätte nicht geschadet. Auch Irrthümer unterlaufen. So wird z. B. S. 31 Laube's „Junges Europa“ ein „leblebiges Buch“ genannt; das trifft kaum für die ersten Abtheilungen zu, in welche eine heute noch lesenswerthe Schilderung des polnischen Aufstandes verflochten, geschweige für den Schlußband, in dem Laube so ergreifend seine Gefangenschaft in der Hausvogtei vergegenwärtigt. Dieser Theil des „Jungen Europa“ ist die tragische Ergänzung zu Reuter's Festungstid. — Wolfgang Kirchbach's Einleitung ist der Sache angemessen: er überschätzt den Mann und seine Zeit in keiner Weise.

—m.

Nr. 31. Berlin, den 3. Mai 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der erste Mai ist ohne jede ernstere Störung der Ruhe und Ordnung vorübergegangen und hat aufs Neue die Lehre eingeprägt, daß Kaltblütigkeit im politischen Leben zu den vornehmsten Tugenden gehört. Die nüchterne Skepsis, mit welcher die „Nation" von Anbeginn an die Bewegung betrachtet hatte, entsprach, wie sich nunmehr herausgestellt hat, durchaus der Sachlage. Den Arbeitgebern erwächst jetzt aber doppelt die Aufgabe, von jeder Rancune Abstand zu nehmen, um so den ganzen thörichten Spuk möglichst schnell und folgenlos in Vergessenheit zu bringen.

Es war klar, daß nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck auch dessen Politik in wesentlichen Punkten abgeändert werden würde. Die Politik des ersten deutschen Reichskanzlers war eine viel zu persönliche, war viel zu sehr von den wandelbaren Erfordernissen des Augenblicks diktirt, als daß es überhaupt im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte, einfach jene Fäden fortzuspinnen, die der scheidende Minister seinem Nachfolger hinterlassen hatte. Es kann eine Politik, die durch Prinzipien festgelegt ist, auch von neuen Männern in einer der bisherigen ähnlichen Weise weitergeführt werden; aber die Bismarck'sche Politik, die der eigenen Vergangenheit immer den Krieg zu erklären bereit war, that sich gerade etwas darauf zu gute, prinzipienlos zu sein. Fürst Bismarck rühmte an sich die Fähigkeit zu lernen, neue richtigere Gedanken in sich aufzunehmen, und sein Leben beweist, daß er immer nach einiger Zeit zu der Ueberzeugung zu kommen schien, das von ihm bisher Gelernte und seine bisherigen Gedanken seien irrige und der Berichtigung bedürftige gewesen. Den Gegnern und selbst den Freunden des Fürsten Bismarck erschien das, was er als ein Fortschreiten zu besserer Erkenntniß auszugeben täuschte, von wesentlich anderem Charakter zu sein. Seine Freunde nannten die Wandelbarkeit der Bismarck'schen Anschauungen Realpolitik, und diese hielten sie für die reifste Frucht staatsmännischer Weisheit.

Ueber den inneren und bleibenden Werth der Realpolitik gehen die Ansichten völlig auseinander; aber über ihr Wesen waren Gegner und Bewunderer einig; sie besteht im besten Falle darin, durch eine immer neue, dem Augenblick sich anpassende Gruppirung der Kräfte Gebieter der Lage zu bleiben, und sie verzichtet darauf, bestimmte Kräfte, die man für die Mächte der Zukunft hält, zu entwickeln, zu den herrschenden zu machen, in der Richtung auf bleibende Ziele festzuhalten und so dem politischen Vorwärtsdrängen Stetigkeit und Folgerichtigkeit zu geben. Zu einer Politik, wie die zuletzt gezeichnete, konnte sich Fürst Bismarck schon darum nicht entschließen, weil er keine Richtung im Staatsleben über eine gewisse Grenze hinaus zu stärken und zu fördern bereit war; er hat vielmehr selbst seine „Freunde" und „Helfer" im entscheidenden Augenblick stets einige Stufen wieder herabgestoßen, um in der gebietenden Freiheit der eigenen Bewegung unter allen Umständen unbehindert zu sein.

Die innere Morschheit dieser Politik konnte nur verhüllt werden, weil die geniale Gewandtheit, mit der sie verwirklicht wurde, so groß war, um immer wieder momentan siegreich zu bleiben. Der Erfolg, der stets blendet, und die Geschicklichkeit der Ausführung, die ja deutlich dem Auge sich zeigte, täuschten darüber, wie geringwerthig und vergänglich oft im tiefsten Kern alle diese Triumphe waren.

Die Politik des Fürsten Bismarck wird daher in wesentlichen Punkten schnell genug nicht mehr aufrecht stehen. Die Liquidation der inneren Politik mag verzögert werden, weil Herr von Caprivi, der aus einer abseits liegenden Thätigkeit in die Staatsgeschäfte hineingeschleudert worden ist, Zeit zur Orientirung braucht; aber daß der Zusammensturz eintritt, ist eine allgemeine Ueberzeugung, und man späht umher, wo die ersten Steine ausgebrochen werden dürften. Eine ganze Reihe von Stellen werden bereits bezeichnet, wo zunächst

Hand angelegt werden soll. Eine einzelne kleine Bresche ist schon gelegt; das Schweineeinfuhrverbot wird bestündig in seiner Strenge gemildert; eine Neuregelung der verbitternden Paßvorschriften an der französisch-deutschen Grenze soll in Aussicht genommen sein; einen deutsch-schweizerischen Ansiedlungsvertrag hofft man wieder zum Abschluß zu bringen und die Beseitigung des Sozialistengesetzes wird für sicher gehalten. Das sind jene Theile des Bismarck'schen Baues, die man heute mit einiger Zuversicht als zum Abbruch bestimmt ansieht; und welche anderen Theile werden folgen? Dabei schweigen fast völlig jene Kehlen, die, so lange Fürst Bismarck im Amte war, nicht laut genug schreien konnten, und wäre auch nur der Versuch gemacht worden, ein kleines Mörtelstückchen, aus dem, was er geschaffen, auszubrechen.

Der Präsident der Reichsbank, Herr von Dechend, ist sechsundsiebenzig Jahre alt gestorben. Er besaß die Eigenschaften des preußischen Beamten der alten Schule.

Emin Pascha ist, begleitet von einer Anzahl deutscher Offiziere und einer Truppenmacht, deren Größe man aus dem Troß von 600 Lastträgern abschätzen kann, in das Innere des afrikanischen Kontinents aufgebrochen. Der Führer der Expedition ist zweifellos eine sympathische Gestalt und an seiner Sachkenntniß der afrikanischen Verhältnisse ist nicht zu zweifeln; gleichwohl kann man nur mit Besorgniß der Weiterentwicklung unserer Kolonialpolitik entgegenblicken. Das Schicksal, das Emin Pascha schon einmal ereilt hat, zeigt, wie auch die Schöpfungen des tüchtigsten Mannes auf afrikanischem Boden keinen Bestand haben. Die Kolonisation aller anderen Welttheile weist eine wesentlich andere Entwicklung auf; sie lehrt, daß zwar langsam aber doch ohne allzuharten Kampf die Kultur dort Wurzel zu fassen im Stande war; nur in Afrika ist sie stets wieder in ganz kurzer Zeit von der Barbarei überfluthet worden; kaum daß es möglich war, einen schmalen Küstenstreif und einige Flußthäler auf eine höhere Entwicklungsstufe zu bringen. Die Folgerung aus diesen Thatsachen zu ziehen, ist nicht schwierig; Bodenbeschaffenheit und Klima sind in Afrika die Feinde, gegen die ein Kampf bisher aussichtslos gewesen ist, und auch die Neuzeit gibt kein Hilfsmittel an die Hand, um diesem Gegner der Europäer siegreich beizukommen.

In Paris haben Wahlen für die Stadtvertretung stattgefunden; das Ergebniß ist für die Republikaner kein überwältigend günstiges, aber immerhin können die herrschenden Parteien mit ihren Erfolgen zufrieden sein. Am schlechtesten sind die Boulangisten gefahren; sie hatten gehofft und hatten angekündigt, daß diese kommunalen Wahlen der „nationalen Partei" — alle politisch zweifelhaften Charaktere nennen sich heute „national" — einen entscheidenden Sieg bringen würden; davon kann keine Rede sein; sechs, im besten Falle zehn Boulangisten werden im Hotel de Ville sitzen, und das ist eine quantité négligeable. Die Niederlage der Boulangisten ist aber eine um so schwerere, weil gerade jene Wahlbezirke abgefallen sind, die noch bei den letzten Kämpfen um die Deputirtenmandate der Fahne des Generals treu geblieben waren. Die Pariser Blätter sprechen denn auch vom écrasement du boulangisme, und wirklich, wenn dieser Partei nicht neue Lebenskräfte in Kurzem zugeführt werden sollten — und das ist kaum zu erwarten, — so wird die Boulangistische Episode bald abgeschlossen der historischen Vergangenheit angehören. Etwas bessere Geschäfte haben die Konservativen gemacht; sie haben zwei oder drei Sitze gewonnen, und der konservative Zug, der sich in diesem Erfolge ausspricht, hat sich auch bis in die republikanischen Reihen fortgesetzt. Während einige von den extremsten Radikalen auf dem Schlachtfeld geblieben sind, hat die gemäßigte Richtung unter den Republikanern eine Stärkung erfahren. Die Aussichten haben sich also verbessert, daß im Stadthaus zu Paris künftig weniger utopisch-radikale Deklamationen und mehr sachlich kommunale Erörterungen zu hören sein werden.

Die Pariser Verhältnisse dürften auch durch ein paar Verhaftungen, welche die Regierung hat vornehmen lassen, an innerer Sicherheit gewonnen haben. Um dem ersten Mai mit möglichster Ruhe entgegen gehen zu können, hat das französische Ministerium die Hand auf etwa ein Dutzend allzu voreiliger Anarchisten gelegt, welche die Arbeiterdemonstrationen durch ein wenig Dynamit und durch aufrührerische Plakate zu ihren Zwecken auszubeuten gedachten. Unter den Kompromittirten und Verhafteten befindet sich auch der Marquis de Morès, der Führer der Pariser Antisemiten in der politischen Arena. Diese Doppelstellung eines Marquis als Antisemit und gleichzeitig Anarchist ist interessant und charakteristisch. Das politische Gauner- und Freibeuterthum findet es allerorten bequem, die antisemitische Maske vorzustecken; ein wenig Emeute, Umsturz, für Einzelne Bereicherung — das ist das Ziel; sei es nun in der beschränkteren Form daß die Emeute sich nur gegen die Juden kehrt und daß die Bereicherung sich nur auf ihre Kosten vollzieht, aber in jener ausgiebigeren Gestalt, die sich gegen die Besitzenden überhaupt richtet und dann klangvoll Anarchismus heißt. Der französische Marquis, der eine echt kattilinarische Natur zu sein scheint, fand es augenscheinlich zweckmäßig, den Antisemitismus und den Anarchismus des leichteren Fortkommens wegen gleichzeitig vor seinen Wagen zu spannen, und der Zweck der Fahrt dürfte der Wunsch gewesen sein, mit diesem merkwürdigen Gespann den Pariser Bourgeois in die nöthige Angst zu bringen, um so die Bevölkerung für die Rückkehr eines allerkatholischsten Roy empfänglich zu stimmen. Anarchismus, Antisemitismus, Dynamit und Empörung als Bahnbrecher der — „Legitimität"!

In der belgischen Deputirtenkammer hat das klerikale Ministerium einen neuen glänzenden Sieg und eine neue niederschmetternde Kompromittirung davongetragen; je schwerer die klerikale Regierung bloßgestellt wird, um so fester hält die Majorität zusammen. Diesmal wurde im Parlament zu Brüssel überzeugend der Nachweis geführt, daß die Minister mit den zweifelhaftesten Subjekten in intimer Verbrüderung gestanden hatten, und dann von diesen Subjekten hintergangen und bestohlen worden sind. Wichtige Staatsdokumente wurden entwendet, die Minister leugneten zunächst den Verlust, wurden aber überführt, der Unwahrheit geziehen und bleiben gleichwohl, „getragen von dem Vertrauen der Majorität," im Amte. Kammermajorität und Ministerium sind in Belgien zweifellos einander werth, und der Nachweis scheint erbracht, daß eine Besserung der klerikalen Wirthschaft vom jetzigen Parlamente nicht zu erhoffen ist. Ohne Skrupel werden die herrschenden Parteien so lange ihre Macht ausbeuten, bis das Land, empört über die Korruption, Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit der heutigen Staatsleiter, sich wieder den Liberalen zuwendet.

Wiederum sind acht amerikanische Staaten jenem Beschlusse der Washingtoner Konferenz beigetreten, dem zu Folge Streitigkeiten zwischen den Republiken der neuen Welt durch Schiedsspruch beigelegt werden sollen. Diese Vorgänge sind bedeutungsvoll; sie zeigen, wie die staatliche Entwicklung in Amerika, vor Allem in Nordamerika, in mannigfacher Beziehung uns vorauseilt, und wie nothwendig es ist, in gewisser Richtung Europa immer mehr zu amerikanisiren. Dabei ist es bezeichnend, daß ein so folgenschwerer Entschluß ohne jede lebhafte Agitation, ohne jeden äußern Druck der öffentlichen Meinung vollzogen worden ist. Für amerikanische Verhältnisse ist das internationale Schiedsgericht bereits etwas selbstverständliches, und gerade weil der Gedanke friedlicher Ausgleichung bereits so feste Wurzeln gefaßt hat, weil er nicht mehr der ideale Traum einer kleinen Minderheit ist, darum kann man auch hoffen, daß der Krieg auf amerikanischem Boden in absehbarer Zeit selbst als ultima ratio seine Bedeutung verlieren wird. Durch die Unterzeichnung eines Protokolls wird der Krieg zwar noch nicht beseitigt, wohl aber durch die einmüthige Auflehnung der öffentlichen Meinung gegen eine Politik der Kanonen und Bajonette.

Demonstrationen.

Niemand bestreitet, daß der hinter den Hoffnungen wie hinter den Befürchtungen stark zurückgebliebene Arbeiterfeiertag des 1. Mai einen lediglich demonstrativen Charakter haben sollte. Es kam den Veranstaltern der Feier nicht darauf an, einen arbeitsfreien Tag zu gewinnen, um an diesem die Frage des achtstündigen Maximalarbeitstages einer besonders gründlichen Betrachtung zu unterziehen, sondern man wollte nur die Macht zeigen, welche die Idee des gesetzlichen Achtstundentages auf die Gemüther der Arbeiter ausübe. Daß für diese Demonstrationen gerade die Form der Arbeitseinstellung gewählt wurde, geschah willkürlich und war ebenso absurd, wie wenn man durch Schaffung eines Extrafeiertags das Sozialistengesetz hätte beseitigen wollen. Die Absurdität einer Demonstration ist jedoch nicht immer, ja nicht einmal der Regel nach entscheidend für die Wirksamkeit derselben.

Bei dem erbitterten Wahlkampf um die Präsidentschaft, der 1884 in den Vereinigten Staaten von Amerika zwischen James G. Blaine und Grover Cleveland ausgefochten wurde, hatte man eines Tages in Newyork eine Parade veranstaltet, um die Stärke der Anhänger Blaine's recht auffällig erscheinen zu lassen. Die Parade bestand aus etwa 25 000 Geschäftsleuten — darunter eine Abtheilung von 800 Advokaten, eine Abtheilung von Bankiers, eine solche von Juwelieren u. s. w. — die unter strömendem Regen durch den Schmutz der Hauptstraßen Newyorks marschirten und dabei so geistreiche Verse absangen, wie:

Blaine, Blaine, James G. Blaine
We don't care a bit for the rain
O — O — O — O — HJ — O.

(In Ohio waren kurz vorher Staatswahlen zu Blaine's Gunsten ausgefallen.)

Es ist behauptet worden, daß gerade das Unvernünftige in dieser Demonstration von besonderer Wirkung gewesen sei, denn man hätte so argumentirt: Wenn Männer, die im geschäftlichen Leben der Stadt eine Rolle spielen, sich dazu bewegen lassen, ohne Rücksicht auf ihre Bequemlichkeit und ohne Furcht, sich lächerlich zu machen, stundenlang durch den Straßenschmutz zu laufen und von Regen durchnäßt ein Paar stumpfsinnige Verse zu brüllen — wie mächtig muß dann die Idee und die Sache sein, in deren Namen all dieser Unsinn verübt wird!

Es liegt etwas unabweisbar Richtiges in dieser Beweisführung. Da jede Demonstration in erster Linie die Macht einer geistigen Strömung auf die Gemüther veranschaulichen soll, so verfehlt sie sogar nicht selten ihren eigentlichen Zweck, wenn sie eine an sich verständige Handlung darstellt. Wenn die Kranken, die zu den Wässern von Lourdes pilgern, aus einer bloßen Heilquelle zu schöpfen glaubten, so würden die Prozessionen nach jenem Pyrenäenort auf den Beschauer nicht mehr Eindruck machen, als die Menschenansammlungen in Ems oder Karlsbad. Weil aber auch nicht der geringste Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß das Wasser von Lourdes von gewöhnlichen Quellwässern verschieden ist, so kann sich gerade der Rationalist dem Eindruck einer großen Prozession an jenem berühmten Wallfahrtsorte schwer entziehen. Ich entsinne mich einer derartigen Prozession in Lourdes, die mit allem Pomp der katholischen Kirche in Szene gesetzt war. Die Inbrunst, mit der sich Tausende, darunter gar manche Dame im Seidenkleide, vor der Quellgrotte, in der die Jungfrau Maria einem Hirtenmädchen erschienen sein soll, niederwarfen, sich mit dem heiligen Wasser benetzten und dann noch eine Zeit lang im gläubigen Gebet verharrten, mußte jedem Unbefangenen einen unmittelbareren Begriff von der ungeheuren Macht der katholischen Kirche beibringen, als es eine verstandesgemäße historische Untersuchung vermocht hätte.

Es geht bei derartigen religiösen oder politischen Demonstrationen gewissermaßen wie mit hypnotischen Suggestionen. Je vollständiger der eigene Wille des Mediums aufgehoben ist und in je widersinnigeren Handlungen dieser Erfolg zu Tage tritt, um so eindrucksvoller erscheint die Wirkung der Suggestion.

Man darf deshalb auch politische Demonstrationen nicht auf ihren inneren Werth prüfen wollen. Die Bedeutung, die ihnen inne wohnt, ist vielmehr eine vorwiegend symptomatische. Wenn der Präsident Carnot durch den Süden Frankreichs und nach Corsica zieht und ein ungemessenes Quantum von Festmahlen und Reden über sich ergehen lassen muß, so weiß ein jeder, daß die ganze Veranstaltung nur eine Demonstration zu Gunsten der republikanischen Idee ist, genau so wie seiner Zeit Napoleon's Reisen Demonstrationen zu Gunsten des Kaiserreichs waren und sein sollten. Je verrückter sich dabei das Volk benimmt, je mehr es sich kosten läßt, je weniger Menschen im Zustande der Besonnenheit verharren, um so fester glaubt die Menge an die Triebkraft der Idee, für welche demonstrirt wird. Für den naiven Menschen ist eben die demonstratio ad oculos das einzig wirksame Beweismittel. Wie er nach dem Sprüchwort: Kleider machen Leute: aus einem guten Rock auf eine respektable Position, aus Orden und Titeln auf wirkliche Verdienste und aus einer volltönenden Reklame auf die Güte eines Buches oder einer Medizin schließt, so erblickt er im Schwenken von Fahnen und im Erscheinen von weißgekleideten Jungfrauen Loyalität und Patriotismus.

Daß dabei alle Zeit ein gut Theil Täuschung mit unterläuft, weiß der tiefer Blickende; aber er wird trotzdem die Bedeutung von Demonstrationen für die Gestaltung der öffentlichen Meinung nicht verkennen. Es ist kein bloßer Zufall, daß gerade da, wo — wie in den Vereinigten Staaten — die öffentliche Meinung recht eigentlich regiert, die Versuche, durch äußerliche Demonstrationen der öffentlichen Meinung eine bestimmte politische Richtung zu geben, ganz besonders häufig sind und zu einem großen Raffinement sich entwickelt haben.

Diese Entwicklung zeigt, daß in solchen Demonstrationen ein wirkliches politisches Machtmittel liegt. Aber die Entwicklung in demokratisch regierten Ländern hat zugleich erwiesen, daß es nichts Thörichteres giebt, als politische Demonstrationen tragisch zu nehmen. Läßt man dieselben ruhig ablaufen, ohne denselben durch Widerstand einen heroischen Charakter zu verleihen, so wirkt das Mißverhältniß zwischen Zweck und Mittel, das in jeder Demonstration liegt, naturgemäß ernüchternd und es fehlt, wie nach einem aufgeregten Sonntagsvergnügen, selten der heilsame Katzenjammer. Deshalb nur ruhig Blut — auch sozialdemokratischen Demonstrationen gegenüber.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XIX.

Die beiden beim Abgeordnetenhause neu eingebrachten Vorlagen sind im Laufe dieser Woche der ersten Berathung unterzogen und sodann den Kommissionen überwiesen worden.

Was zunächst das Gesetz über die Verwendung der Sperrgelder betrifft, so stellt sich heraus, daß demselben ein anderer Sinn innewohnt, als in meinem vorigen Briefe angenommen worden war. Die Verwendungszwecke sollen nach § 3 zwischen dem Kultusminister und den geistlichen Oberen verabredet werden. Ich hatte angenommen, und wie es scheint, ist diese Annahme vielfach getheilt worden, es sollte ein für allemal ein Uebereinkommen über die Verwendung der zu vertheilenden Gelder getroffen werden. Das ist, wie sich jetzt herausstellt, ein Irrthum. Die Erläuterung des Kultusministers geht dahin, daß solche Verabredungen nur für bemessene Zeit getroffen und dann durch neue Verabredungen ersetzt werden sollen. Es steht nichts im Wege, daß ein solcher bemessener Zeitraum unter Umständen ein einziges Jahr ist.

Hierdurch entsteht denn ein ganz eigenthümlicher Zustand. Dem Landtage gegenüber ist der Kultusminister eine Rechenschaft nicht schuldig; diesem gegenüber trägt der Fonds den Charakter eines Dispositionsfonds. Dagegen kann er nicht disponiren, sofern er sich nicht mit den geistlichen Oberen über die Verwendung verständigt hat. Die Möglichkeit, daß eine solche Verständigung nicht erfolgt, liegt also nicht, wie ich in meinem letzten Briefe annahm, ein einziges Mal vor, sondern sie kann sich in jedem Jahre erneuen. Und wenn nun die Verständigung nicht erfolgt, was geschieht alsdann mit dem aufgesparten Fonds? Daß derselbe ohne Weiteres zu den allgemeinen Staatsfonds eingezogen werden soll, steht nicht im Gesetze; daß derselbe von einem Jahre zum anderen übertragen werden kann, steht gleichfalls nicht im Gesetze. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird daher der Gesetzgeber mit einer neuen Bestimmung in die Lücke einzutreten haben. Es gibt Perioden, in denen die Verständigung zwischen staatlichen und kirchlichen Behörden sich in allen Fragen sehr leicht vollzieht; es gibt andere Perioden, in denen jede Verständigung sehr schwer wird. Und in Zeitläuften der letzteren Art kann es denn zu recht erbitternden Verhandlungen kommen. Die Staatsbehörde wird nicht selten in die Alternative versetzt werden, entweder um des lieben Friedens willen einem von den geistlichen Oberen vorgeschlagenen Verwendungszwecke, den sie im tiefsten Herzen nicht billigt, zuzustimmen, oder es darauf ankommen zu lassen, daß das Geld überhaupt nicht verwendet wird, und damit ein Odium auf sich zu laden, das sie, wie die Einbringung des Entwurfs bezeugt, lieber vermeiden möchte.

Es ist schwer, sich eine gesetzliche Bestimmung auszudenken, die noch unzweckmäßiger ist als diese: eine für ewige Zeiten ausgeworfene Geldbewilligung, für die in periodischen Fristen der Zweck erst ermittelt werden soll durch einen Vertrag zwischen zwei Menschen, die Niemand zwingen kann, überhaupt einen Vertrag mit einander abzuschließen. Die Quelle dieses Gesetzes ist die Verlegenheit; die Regierung ist im Besitze einer Geldsumme, die sie nicht gern für sich behalten möchte, weil das peinlich berühren würde, und für die sie einen dauernden Verwendungszweck nicht aufzufinden vermag. Aber das Ergebniß des Gesetzes kann leicht eine noch größere Verlegenheit sein.

Das Centrum weigert sich, das Gesetz anzunehmen. Es behauptet, durch dasselbe werde zu wenig bewilligt. Daß der juristische Standpunkt, den das Centrum einnimmt, unhaltbar ist, bedarf keiner Ausführung. Die Partei verlangt, der Staat solle anerkennen, daß ein von ihm erlassenes Gesetz ein ungerechtfertigtes gewesen sei und daß er demnach die Verpflichtung habe, den durch dieses Gesetz angerichteten Schaden mit Zinsen wieder gut zu machen. Es gibt keinen Staat, der ein solches Anerkenntniß ablegen könnte, der einen Theil seiner Bürger für ein von ihm erlassenes Gesetz reumüthig um Verzeihung bitten könnte. Der Satz, daß ein Akt der Gesetzgebung eine rechtswidrige Handlung sein könne, enthüllt den schärfsten inneren Widerspruch, der sich denken läßt.

Das Centrum kündigt an, es werde gegen das Gesetz stimmen; es bindet sich selbst auf diesen Standpunkt fest, indem es äußert, es würde ein Sakrilegium zu begehen glauben, wenn es dafür stimmt. Das Centrum ist eine Minorität des Hauses, aber man erweist ihm die Ehre, es als eine Majorität zu behandeln. Andere Parteien des Hauses versichern, gegen das Gesetz stimmen zu wollen, wenn das Centrum gegen dasselbe stimme. Sie wollen aus Bosheit gegen das Centrum mit demselben stimmen. Und die Regierung steht diesem Standpunkt nicht eben sehr fern. Es wird gesagt, der Zweck des Gesetzes sei Versöhnung und wenn sich durch die Ablehnung des Centrums zeige, daß die Versöhnung nicht erreicht sei, habe das Gesetz keinen Zweck. Auch das ist eine Seltsamkeit; die Majorität legt das Urtheil über die Zweckmäßigkeit des Gesetzes in die Hände der Minorität.

Ob über den Inhalt des Gesetzes eine Verständigung mit der Hierarchie vorausgegangen, wird in Halbdunkel gehüllt. Der Minister glaubt Grund zu der Annahme zu haben, daß das Gesetz die kirchlichen Oberen angenehm berühren würde; aber was ihn zu dieser Annahme bewogen habe, dürfe er nicht aussprechen, weil das ein Geheimniß des Staatsministeriums sei. Nun kann aber der Landtag seine Entschließungen doch nur auf die Thatsachen gründen, welche die Regierung ihm mittheilt und nicht auf diejenigen, die sie ihm verheimlicht. Der Landtag ist in der eigenthümlichen Lage, gar nicht zu wissen, ob das Gesetz sich als ausführbar erweisen wird.

Möglicherweise tritt in der Kommission noch eine Wendung ein; vielleicht wird ein Vorschlag erdacht, der die wesentlichsten Bedenken beseitigt. Für die freisinnige Partei liegt keine Veranlassung vor, sich über das endliche Schicksal in Sorgen zu stürzen.

Auch gegen den Nachtragsetat betreffend die Erhöhung der Beamtenbesoldungen sind eine Reihe von Bedenken erhoben worden. Das schwerwiegendste Bedenken hat seltsamer Weise der Finanzminister selbst, dem es gar nicht unlieb zu sein scheint, wenn seine eigene Vorlage scheitert. Er behauptet nämlich, der Staat werde die 18 Millionen zweckmäßiger verwenden, wenn er Schulden tilgt, als wenn er die Beamtengehälter erhöht. Mit diesem Bedenken steht er indessen allein, namentlich nachdem bekannt geworden ist, daß das abgelaufene Budgetjahr mit einem nennenswerthen Rechnungsüberschuß abschließt, der zu Schuldentilgungen verwendet werden muß.

Von größerer Bedeutung ist aber die mangelhafte Fassung der Vorlage. Der Plan, wie die zu Gehaltsverbesserungen ausgesetzte Summe unter die einzelnen Beamtenklassen vertheilt werden soll, ist nicht in den Text der Vorlage selbst aufgenommen, sondern in eine Anlage verwiesen, die keine rechtsverbindliche Kraft hat. Zu begreifen ist dieser Mangel. Die Vorlage ist so spät ausgearbeitet, daß es nicht mehr möglich war, die Anlage dem Text des Gesetzes einzuverleiben. Zu bedauern ist dabei nur, daß die Regierung sich von der Nothwendigkeit der Vorlage so spät überzeugt hat. Ob sich in der Kommission eine Möglichkeit herausstellen wird, der Vorlage eine bessere rechtliche Gestalt zu geben, bleibt abzuwarten. Die übrigen Anregungen, die in der Berathung gegeben wurden, werden wohl, so beachtenswerth sie waren, in den Brunnen fallen. Die Einführung von Alterszulagen statt der festen Gehaltsklassen wäre eine Verbesserung von nicht hoch genug zu schätzendem Werthe. Auch die Ueberzahl der nur diätarisch angestellten Beamten einigermaßen einzuschränken, wäre dem Staate um so mehr anzurathen, als er den Kommunen gegenüber eine solche Anordnung erzwingt. Das sind indessen Dinge, die einmal im Laufe einer regelmäßigen Session mit Ernst berathen sein wollen. Zwischen Thür und Angel lassen sie sich nicht erledigen.

Beide Gesetzvorlagen in ihrer mangelhaften Fassung gehören in die Klasse der problematischen Naturen. Sie zeigen, wie weit wir von dem Ziele abgekommen sind, jedes neue Gesetz als eine lex in perpetuum valitura einzuführen.

Proteus.

Das rauchfreie Pulver und die zweijährige Dienstzeit.

Bald nach der Entlassung des Fürsten Bismarck, also in jenen Tagen, in welchen besonders optimistisch angelegte Naturen wähnten, die Zeit eines liberal angehauchten Regierungssystems habe begonnen, berichteten einige Tageblätter über Erwägungen, welche an maßgebender Stelle sollten angestellt worden sein zu Gunsten der Einführung der zweijährigen Dienstzeit; dieselbe im Prinzip einzuführen sei man zwar nicht gesonnen, doch würde man durch vermehrte Beurlaubungen zur Disposition und durch andere

Maßregeln zu einer durchschnittlichen Verkürzung der Dienstzeit bis in die Nähe einer zweijährigen Dauer gelangen.

Ich hatte an ein solches Entgegenkommen der Heeresverwaltung nie geglaubt. Wie andere Forderungen des Liberalismus wird auch die der prinzipiellen zweijährigen Dienstzeit nur auf dem Wege des parlamentarischen Kampfes errungen werden. Daß dem so ist, erhellt aus dem kalten Wasserstrahl, mit welchem das „Militair-Wochenblatt“ die heißen Köpfe der Optimisten abgekühlt hat. In seiner Nummer 31 vom 5. April bringt dieses unter der Kontrole des Kriegsministeriums redigirte Blatt folgenden Artikel:

„Mit Bezug auf die zu erwartende Militärvorlage, welche sich voraussichtlich im Wesentlichen auf eine Verstärkung der Feldartillerie beziehen wird, ist die Frage der zweijährigen Dienstzeit verschiedentlich wieder angeregt, ja es wird behauptet, die Regierung selbst wolle die zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie als Kompensation für ihre Anforderungen an die Finanzen des Reiches einführen.

Abgesehen von der ökonomischen Seite — eine zweijährige Dienstzeit würde sich bekanntlich sehr viel kostspieliger gestalten als die dreijährige — möchten wir die heutigen Zeitverhältnisse für die denkbar ungünstigsten halten, um an den Bestimmungen der Wehrpflicht zu rütteln. Die Konsequenzen der Einführung einer so hoch entwickelten Präzisionswaffe, wie unser neues Infanteriegewehr in Verbindung mit einem fast rauchlosen Pulver sind zunächst nur theoretisch zu erörtern. Eins steht indeß schon heut unbestritten fest, daß die Handhabung dieser Waffe, wenn anders sie ihre große Aufgabe erfüllen soll, ganz bedeutend gesteigerte Anforderungen an die Einzelausbildung des Soldaten stellt. Nicht das Schießen allein, auch das Entfernungschätzen, die Wahl der Ziele, Stellung des Visirs, die Feuerart, die Benutzung des Geländes — alles dies sind Umstände, die ja auch bisher eine hochbedeutsame Rolle spielten, deren Bedeutung sich aber insofern steigert, als einer größeren Präzision gegenüber auch auf größere und schnellere Verluste zu rechnen ist, mithin die Momente weit häufiger werden, in denen der Mann, seiner Führer beraubt, sich selbst überlassen ist oder selbst die Führung von Kameraden übernehmen muß. In dem blutigen Ringen des Infanteriekampfes gipfelt die Gefechtsthätigkeit auch der nächsten Kriege. Die höchsten Anforderungen werden an diese Waffe gestellt, und eine Ausbildung wird erforderlich, welche für die große Masse unseres Ersatzes nur durch die Gewöhnung zu erreichen ist. Unter diesen Umständen eine Verkürzung der Dienstzeit einführen, wäre ein Experiment, für welches Niemand die Verantwortlichkeit übernehmen dürfte. Im Uebrigen können wir es auf das Bestimmteste aussprechen, daß eine derartige Absicht der Regierung auch nicht im Entferntesten vorliegt.“

Nun, diese Absage an die Optimisten ist klipp und klar; aber noch weit über die engeren militärischen Kreise hinaus soll der Artikel wirken. Wer nur etwas vertraut ist mit dem militärischen Stil, wird sofort erkennen, daß dieser Artikel direkt aus dem Kriegsministerium stammt; er ist nahezu im Tone einer Verordnung geschrieben. Ich habe den Eindruck, daß der Artikel nach zwei Richtungen hin wirken soll. Die Militär-Litteratur ist seit einem halben Jahre voll von Betrachtungen über die Einwirkung des rauchfreien Pulvers auf die Kriegführung; in keiner derselben — wenigstens so weit ich sie kennen gelernt habe — findet man eine Anschauung, die dahin ginge, daß durch die Einführung des rauchfreien Pulvers wesentliche Aenderungen in der Ausbildung des einzelnen Infanteristen bedingt seien. Die Schriftsteller haben die Frage eben lediglich vom sachmännischen Standpunkt aus erörtert und haben bei der eminenten Wichtigkeit derselben ganz vergessen, daß dieselbe auch eine politische Bedeutung hat. Die Direktive, wie diese Frage durch die Militär-Litteratur nach politischer Richtung hin zu verarbeiten sei, ist nunmehr gegeben. Den ehemaligen „staatserhaltenden“ Parteien soll schon vor Einbringung der neuen Militärvorlage eine neue Waffe gegen jede etwaige Kompensations-Forderung der Opposition in die Hand gegeben werden. Aber die Waffe besteht die nähere Prüfung nicht.

Ich will diese Prüfung nun vornehmen an der Hand derjenigen Erfahrungen, welche aus der bisherigen Verwendung des rauchfreien Pulvers bei Versuchen und bei den Manövern sachwissenschaftlich erworben worden sind. Ich beschränke mich hierbei in der Hauptsache nur auf die bei der Infanterie hervorgetretenen Erscheinungen.

Jedermann weiß, daß die von dem bisher gebrauchten starkrauchenden Pulver erzeugten Rauchwolken schon von weitem die Feuerlinien des Gegners erkennbar machten; man hatte also ein leicht erkennbares Ziel vor Augen, dessen untere Linie man blos zu erfassen brauchte, um sicher zu sein, darunter und dahinter die Schützen oder die Batterien zu finden. Ein genaues, auf die Linie der Menschen selbst gerichtetes Zielen war nur zeitweis und bei besonders günstigen Umständen möglich; für gewöhnlich nur bei Feuerpausen und beim Positionswechsel des Gegners.

Heute verflüchtigt sich die kleine der Mündung des Gewehres oder Geschützes entströmende Dampfwolke im Augenblick; sie ist in der Nähe kaum, vom Gegner gar nicht wahrnehmbar. Findet der Gegner günstige Deckungen im Gelände oder hat der in der Vertheidigung befindliche solche sich sorgsam vorbereitet, so wird von weitem her die Feuerlinie schwer zu erkennen, das Ziel schwer zu fassen sein, um so mehr als der Entscheidungskampf durch Infanteriefeuer, nach Einführung der kleinkalibrigen Gewehre, aus der bisherigen Entfernung von 200—250 Meter auf eine solche zwischen 3 und 400 Meter hinausgeschoben worden ist. Das Ziel klar zu fassen wird aber nach einer gewissen Zeit stets möglich sein. Einmal ist keine Feuerlinie der Infanterie, auch nicht die bestgedeckte, auf die Dauer ganz ohne innere Bewegung. Eine in der Vertheidigung befindliche Feuerlinie wird nach gewisser Zeit der Verstärkung bedürfen; das Einströmen derselben dekouvrirt dann dem Gegner die Lage der Linie deutlich und spätestens in diesem Moment ist das Ziel klar zu fassen. Die Feuerlinien des Angreifers sind von vornherein erkennbar, denn dieselben können nur in der Entwicklung nach vorwärts aus der Bewegung heraus eingenommen werden. Hat diese Bewegung nach vorwärts aber nicht eine Terrainmaske vor sich, dann wird sie vom Gegner gesehen und die Linie, an welcher die Bewegung aufhört, bleibt in dem geschulten Auge des gegnerischen Schützen als Ziellinie klar, selbst wenn durch das flache Hinwerfen auf den Boden und durch Ausnutzen aller irgendwie vorhandenen oder rasch geschaffenen Deckungsmittel das menschliche Zielobjekt sich bis zur äußersten Möglichkeit zu verkleinern sucht.

Durch das Fehlen der Rauchwolken wird das Ziel, welches bisher leicht und sofort erkennbar, in seinem Kern aber zumeist verschleiert war, umgewandelt in ein zunächst schwerer erkennbares, dann aber in seinem Kern klar liegendes und unverschleiertes Ziel. Im Allgemeinen werden sich die Vortheile und Nachtheile des veränderten Ziels gegenseitig aufheben; für die Thätigkeit des Zielens selbst, also für den Schießenden, tritt aber nur ein großer Vortheil zu Tage. Dicht vor seiner eigenen Gewehrmündung lagerte nach wenigen Schüssen undurchdringlicher Rauch; er hatte sich selbst das Ziel noch dichter verschleiert, er hatte es für sich zeitweis ganz unsichtbar gemacht. Er war also entweder gänzlich verhindert am Gebrauch seiner Waffe, oder er schoß mit maßloser Munitionsverschwendung ins Blaue hinein; von einer wirklichen Verwerthung seiner im Frieden sorgsam anerzogenen und gewonnenen Schießfertigkeit konnte in der Mehrheit der Gefechtsmomente gar nicht die Rede sein. Heut dagegen liegt vor dem Schützen die ganze Ziellinie, von der Mündung des eigenen Gewehres bis zum Ziele, vollständig klar und frei; heute erst kann er seine Schießfertigkeit wirklich ausnutzen.

Mehr noch wie bisher wird man daher die Kriegsfertigkeit des einzelnen Infanteristen nach seiner Schießfertigkeit beurtheilen. Niemand ist mehr wie ich mit der Forderung einverstanden, daß auf die Schießausbildung des Infanteristen, in derselben weitesten Ausdehnung des Begriffes wie er durch den Artikel des „M.-W.“ gefaßt ist, — noch mehr Werth gelegt, noch mehr Zeit verwendet werde als bisher; aber auch Niemand wird mich davon überzeugen, daß hierfür das dritte Dienstjahr nothwendig sei. Käme ich je zu dieser Ueberzeugung, so würde ich auch rückhaltslos die Konsequenzen daraus ziehen und die Aufhebung des Systems der Dispositionsbeurlaubung fordern, denn unter Beibehaltung desselben würde nahezu die Hälfte der Infanteristen mit einer für die Anforderungen des Krieges ungenügenden Schießfertigkeit entlassen.

Ich bin nun aber der festen und auf Erfahrung wohlbegründeten Ueberzeugung, daß sich durch eine weitere Um-

änderung des Dienstbetriebes in der seit zwei Jahren festgelegten Richtung — Verminderung des Exerzier- und Paradedienstes zu Gunsten der kriegsmäßigen Ausbildung — eine bedeutende Erhöhung der kriegsmäßigen Schießfertigkeit des einzelnen Infanteristen im Rahmen einer zweijährigen Ausbildung sehr wohl erreichen läßt.

Für den Fachmann will ich nur kurz andeuten, daß hierfür freilich das System der drei Schießklassen umgewandelt werden muß in ein solches von zwei, und daß in der zweiten Klasse das Schulschießen stark in den Hintergrund und das gefechtsmäßige Schießen ganz in den Vordergrund treten muß. Freilich werden die Anforderungen an die Exerzier- und Paradeausbildung des Einzelnen und der Truppe noch ein gut Theil zurückgeschraubt werden müssen, um immer mehr und mehr Zeit für die kriegsgemäße Ausbildung zu gewinnen; mit dieser wird dann auch die noch nicht genug geförderte Selbständigkeit des einzelnen Soldaten erreicht werden. Je freier die körperlichen und vor allem die geistigen Kräfte des Soldaten gemacht werden, je höher das Zutrauen desselben zu der von ihm geführten Waffe dadurch gemacht wird, daß er sie ausgiebig und sicher gebrauchen lernt, desto größer wird auch seine Selbständigkeit werden. Man verkürze die auf die Einprägung reiner Exerzierformen und unnatürlicher Körperbewegungen verwendete Zeit und überweise dieselbe dem Schieß- und Gefechtsdienst; dann reichen zwei Jahre sicher aus für die Erziehung der großen Mehrheit unseres Ersatzes zu einer solchen Schießfertigkeit und zu einer selbständigen Ausnützung derselben, wie auch ich sie heute für dringend erforderlich erachte.

Das Magazingewehr von kleinem Kaliber und rauchfreier Munition, mit der vermehrten Rasanz der Flugbahn, der erweiterten Distanz eines präzisen Kernschusses, mit der erhöhten Tragweite, wird die Verluste freilich sehr steigern, wird die Schlachten noch viel mörderischer gestalten als bisher. Der Krieger, zumal der Infanterist, wird in der Vertheidigung noch mehr Zähigkeit, im Angriff noch mehr Muth und Unerschrockenheit entwickeln müssen wie in früheren Kriegen. Wer aber die Grundlagen dieser kriegerischen Tugenden nicht in sich selbst hat, dem werden dieselben in drei Jahren ebensowenig anerzogen wie in zweien. Diese kriegerischen Tugenden liegen vielmehr im Charakter des deutschen Volkes, welches sie in die Armee hineinträgt, als daß dieselben während des Friedensdienstes dem Soldaten anerzogen würden. Zur Bewährung kommen sie ja doch nur im Kriege selbst, und da werden sie unterstützt durch den gesunden Egoismus, durch die Kameradschaft und durch das Beispiel der Führer.

Diesen, und besonders den höheren Führern, wird durch die Einführung des rauchfreien Pulvers die Erfüllung ihrer Aufgaben verhältnißmäßig mehr erschwert als den Soldaten. Die Führer der niederen Grade entbehren des bisherigen Schutzes des Rauchschleiers, unter welchem sie die Bewegungen ihrer Truppe dem beobachtenden Gegner entziehen konnten. Ihre Aufgabe, die Truppe, ehe sie selbst zur Feuerwirkung gelangt, möglichst lange dem Feuer des Gegners zu entziehen, ist außerordentlich erschwert. Diese Erschwernisse können einigermaßen gehoben werden in der Findung von Formen, durch welche die Truppen sich dem Terrain noch leichter anschmiegen, die Vortheile desselben noch ausgiebiger ausnützen können; das neue Reglement kommt aber diesen Bedürfnissen schon außerordentlich entgegen. Alle im Gefecht anwendbaren, und im Frieden geübte Formationen, sind aber von der allergrößesten Einfachheit; die gewohnheitsmäßige Einprägung derselben erfordert nur so kurze Zeiten, daß dieselben bei der Frage, ob zwei- oder dreijährige Dienstzeit, gar nicht in Betracht kommen. Die Ueberwindung der neuen Schwierigkeiten in der Truppenführung hat also mit dem Material der Truppe, mit dem einzelnen Mann und seiner Ausbildung gar nichts zu thun; dieselbe liegt nur auf dem Gebiete der Gefechtstaktik und der Erziehung der Offiziere zu Truppenführern; hier werden Aenderungen und Vervollkommnungen vorgenommen werden müssen.

Ebenso werden Aenderungen eintreten müssen in der Organisation der höheren Stäbe; auch dürfte der Einfluß der höheren und höchsten Leitungen auf den Gang einer Schlacht ein ganz anderer, vielleicht wesentlich verminderter werden. Für die Generale oder Höchstkommandirenden, welche einen solchen Standpunkt hinter der eigentlichen Gefechtslinie einnehmen, daß sie einen möglichst freien Ueberblick über die eigenen und gegnerischen Truppen haben, waren die bisher aus den beiderseitigen Feuerlinien sich entwickelnden Rauchwolken sichere Erkennungsmittel für Vorgänge in denselben. Aus den unmittelbaren Wahrnehmungen durch das eigene Auge konnten die Entschließungen zur weiteren Leitung des Gefechts schnell gefaßt werden. Diese unmittelbaren Wahrnehmungen besonders darüber, in welcher Kampfkraft sich die vordersten Truppen befinden, werden durch den Fortfall der Rauchentwickelung und auch noch durch eine auf weite Entfernung sehr bedeutende Abschwächung des Knalles der Schüsse, sehr vermindert. Dies muß zur Folge haben, daß die Verbindung zwischen den Leitenden und den fechtenden Truppen nur durch den Meldedienst aufrecht erhalten werden kann, daß also die Organisation desselben ihrem bisherigen Stande gegenüber sehr ausgedehnt werden muß. Aber auch dann wird dieselbe eine ausreichende kaum werden können; es liegt das in der Natur der Dinge. Durch die Vermehrung der mörderischen Wirkung der Waffen werden die Entscheidungen in den vordersten Linien oft zeitiger eintreten, als das Erkennen der Annäherung derselben rechtzeitig nach hinten gemeldet werden könnte. Die Führer der vordersten Linie und der ersten Reserve werden daher viel häufiger wie früher ihre Entschlüsse ganz selbständig fassen müssen, und die Gefechtsleitung wird oft gezwungen sein ihre eigenen Entschlüsse nach denen der unteren Führer zu modifiziren. „Die Zukunftsschlachten“ — sagt ein französischer Militärschriftsteller — „werden von den Kompagnie-Chefs geschlagen werden, wie man es schon von einigen Gefechten früherer Kriege gesagt hat.“

Diejenige Armee wird den durch die Einführung des rauchfreien Pulvers bewirkten Veränderungen der Waffenwirkungen und Gefechtserscheinungen am gerüstetsten gegenüber stehen, deren Offizierkorps so gebildet und erzogen ist, daß selbst von den untersten Stellen desselben der obersten Gefechtsleitung ein volles Verständniß für das von letzterer ins Auge gefaßte Ziel entgegengebracht wird. Hierzu gehört nicht nur die Erziehung zu militärischem Wissen, sondern auch die zu klarem Blick, festem Entschluß und zu dem auch den höchsten Grad persönlichen Muthes weit überragenden Muth, die volle Verantwortlichkeit für alle aus dem Entschluß hervorgehenden Folgen, selbst wenn diese weit aus dem Rahmen des eigenen Befehlsbereichs heraustreten, zu übernehmen.

Die Verhältnisse der Kavallerie und Artillerie will ich nur ganz kurz streifen. Die Erfüllung der Aufgaben der Schlachtenkavallerie sowie der Aufklärungskavallerie werden ganz wesentlich erschwert, die der ersteren nahezu unmöglich werden. Infanterie und Artillerie kommen der Kavallerie gegenüber in eine immer günstiger werdende Position.

Ueber die Veränderung des Kampfwerthes der Artillerie streitet sich die Wissenschaft noch. Ich trete der Meinung derjenigen bei, welche behaupten, daß die Artillerie trotz der Erschwerung der Aufsuchung der Ziele erst jetzt zur vollen Anwendung ihrer Schießkunst und damit zur vollen Verwerthung ihrer Kampfkraft gelangen werde. Ihre Bedeutung wird noch dadurch erhöht, daß der so überaus erschwerte Angriff der Infanterie noch weniger wie früher der Vorarbeit und kräftigsten Unterstützung durch Artillerie wird entbehren können. Ob diese unter allen Umständen an die Artillerie zu stellende Forderung einer erhöhten Leistung lediglich durch die erhöhte Verwerthung ihrer Schießkunst wird erfüllt werden können, oder ob eine Vermehrung der Waffe nothwendig wird, erscheint noch als eine offene Frage.

Nach diesen Darlegungen komme ich zu dem Schluß, daß alle Aenderungen, welche die Einführung des rauchfreien Pulvers in der Kriegführung nach sich ziehen wird, sich viel mehr auf dem Gebiete der Verwerthung und der

Führung der Truppen, also auf dem der Taktik und der Ausbildung der Offiziere bewegen, als auf dem der Ausbildung der Mannschaften. Ganz zweifellos ist es mir, daß die Frage der zweijährigen Dienstzeit bei der Infanterie durch die Einführung des rauchfreien Pulvers in kein verändertes Stadium getreten ist. Es liegt deshalb kein Grund vor, nicht festzuhalten an der Forderung der zweijährigen Dienstzeit!

Hugo Hinze.

Ostafrika.

Die Nothwendigkeit, sich mit den Verhältnissen dieser und jener entlegenen Erdstelle bekannt zu machen, tritt in gegenwärtiger Zeit an Viele heran, welche unter anderen Umständen für geographische Studien weder Beruf noch Neigung in sich verspüren würden. Man kann in dieser Wandlung eine der erfreulicheren Folgen der augenblicklich Europa in Athem haltenden Kolonialbewegung erblicken, obwohl andererseits auch die Gefahr nicht zu verkennen ist, welche das überhastete Drängen und Jagen nach exotischem Erwerbe für die ernste Wissenschaft nach sich ziehen muß. Jedenfalls ist es sehr zu wünschen, daß neben den oft recht wenig kritischen Ausführungen der Tagespresse litterarische Erscheinungen hervortreten, aus denen man sich über die Art der in Rede stehenden Länder mit jenem Maße von Sicherheit zu unterrichten vermag, welches eben in der Natur der Dinge gelegen ist. Wir rechnen hierher ganz besonders die „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten“, welche von Danckelman, ein gründlicher Kenner der Tropenregion, herausgibt. Ueber die deutschen Kolonien in Westafrika ist schon vieles geschrieben worden, gutes und schlechtes durcheinander, denn neben den allseitig als verdienstvoll anerkannten Büchern von Zöller und Buchner ist auch mancherlei ganz unverantwortliches Zeug auf den Büchermarkt gerathen. Weniger energisch hat sich die litterarische Produktion auf das ostafrikanische Küstengebiet geworfen, welches doch im Augenblicke — mag es uns erwünscht oder unerwünscht sein — unsere Aufmerksamkeit wohl am meisten auf sich zu ziehen geeignet ist. Wir möchten deshalb die Leser der „Nation“, welche zum sehr überwiegenden Theile der letzteren Kategorie angehören dürften, auf eine Schrift*) hinweisen, welche den großen Vorzug hat, auf wirklich wissenschaftlichem Boden zu stehen und über die Dinge, wie sie in Ostafrika thatsächlich liegen, klaren Wein einzuschenken.

Der Verfasser dieses Werkes, Herr Oberstlieutenant Förster in München, steht auf einem wesentlich anderen Standpunkte, als der Berichterstatter und der vorhin hypothetisch angenommene Durchschnittsleser dieser Wochenschrift. Er war von je her, auch vor der obrigkeitlichen Anerkennung derselben, ein eifriger Förderer der Kolonialidee und ist als solcher, sowie als Afrikaforscher überhaupt, in weiteren Kreisen bekannt. Seine Neigungen haben ihn jedoch nicht abgehalten, nach objektiver Erkenntniß der Thatbestände zu ringen, und so darf seine Monographie von Jedermann mit der sicheren Erwartung zur Hand genommen werden, daß er Land und Leute so kennen lernt, wie sie sind, und nicht so, wie mancher Enthusiast sie sich wünschen möchte. In gewissen Zirkeln hat dieses unseres Erachtens sehr berechtigte Vorgehen unangenehm berührt, und eine Kolonialzeitschrift brachte sogar einen Bericht über das Förster'sche Buch, welcher solcher Stimmung einen ganz ungezwungenen Ausdruck verlieh. Hat dergleichen keine andere als höchstens eine symptomatische Bedeutung, so müssen wir auf der anderen Seite uns dagegen erklären, daß ein ernst zu nehmendes kritisches Organ die vorliegende Schrift, wenn auch in wohlwollender Weise, als „Kompilation“ behandelte. Diesem Worte haftet ein Beigeschmack an, dessen wir uns umsomehr erwehren möchten, als er mit einem gewissen Rechte vielleicht auf nahezu alle geographische Arbeit übertragen werden könnte. Wer sich irgendwie mit einem Theile der Erdoberfläche beschäftigt, den er nicht selbst gesehen, den er vielmehr nur durch Zusammentragen und Verarbeiten der besten autoptischen Zeugnisse nach irgend einer Seite hin näher zu ergründen beabsichtigt, übt eine „kompilatorische“ Thätigkeit aus, und die „Originalforschung“ wäre Denjenigen als Eigenthum überlassen, welche Löwen und Eisbären zu schießen in der Lage waren. Wir wissen sehr wohl, daß die „Geographie der That“, die ganz wesentlich verschiedene Eigenschaften bei den in ihren Dienst sich Stellenden erheischt, mit einigem Selbstgefühle auf die „Geographie des Schreibtisches“ herabzublicken beginnt, und darin sehen wir kein Glück, denn der Wissenschaft muß gleichmäßig daran gelegen sein, thatkräftige Pioniere wie sorgsame Forscher zu besitzen. Wohl gibt es Männer, die zu beidem das Zeug in sich tragen, wir brauchen nur an Humboldt, Prjhewalski und Emin zu erinnern, allein im Großen und Ganzen werden die bezüglichen Gaben nur ausnahmsweise durch Personalunion vereinigt sein, und die stille Arbeit des Gelehrten, der aus dem ihm von den Conquistadoren gelieferten Rohmateriale etwas Tüchtiges herstellt, sollte in ihrer Art nicht geringere Anerkennung genießen, als der Letztgenannten geräuschvollere Leistung.

Kehren wir aber nunmehr zu unserer Vorlage zurück. Die Geschichtserzählung nimmt darin die erste Abtheilung in Anspruch, und die Ereignisse, welche sich seit der am 28. März 1884 vollzogenen Gründung der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ abgespielt haben, werden auf mehr denn fünfzig Seiten eingehend und mit historischer Treue erörtert. Da der Verfasser die von den Engländern bei der Gründung ihres ungeheuren Kolonialreiches betretenen Wege genau kennt, so kann ihm die Methode der Herren Peters und Genossen nicht sonderlich imponiren, wiewohl er seine Bedenken dagegen mehr nur andeutet, als in bestimmten Tadel faßt. Jeder Politiker, der sich rasch vergegenwärtigen will, wieso denn eigentlich das Deutsche Reich mit den Geschicken der Suahelis und der westlich angrenzenden Negerstämme in gar so enge Berührung kam, wird diesen Abschnitt mit Nutzen studiren, da zumal auch die wichtigeren Aktenstücke in wörtlicher Wiedergabe mitgetheilt wurden. Daß die britisch-ostafrikanische Gesellschaft, die freilich die jahrhundertelangen Erfahrungen des eigenen Volkes ausnützen durfte, klüger und deshalb auch mit mehr Erfolg zu Werke ging, wird nicht verschwiegen, und es gelangt der Verfasser zu einem Schlußsatze, den auch wir, wenn man von dem gänzlichen Verlassen dieses allerdings recht dornenreichen Pfades absieht, vollinhaltlich unterschreiben können. Derselbe sagt nämlich: „Der geistige Anschluß der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft an die englische, nicht die Bekämpfung und die Herabsetzung des englischen Einflusses wird die Früchte europäischer Kulturarbeit in diesen Gebieten des dunklen Welttheils zur Reife bringen.“

Eine geographische Skizze der deutschen „Interessensphäre“, die nördlich an die englische, südlich an die portugiesische stößt, den Indischen Ozean im Osten hat und nach Westen bis an die Grenze des theoretisch schön ausgezirkelten Kongostaates reicht, schließt sich der geschichtlichen unmittelbar an. An die Spitze wird mit Recht das physikalisch-geographische Moment gestellt. Wir erhalten zunächst eine Uebersicht über das Klima, soweit sich bisher bestimmte Typen desselben erkennen ließen; der geognostische Charakter des Landes wird, wie wir dies ja eigentlich von ganz Afrika gewöhnt sind, als ein einfacher, monotoner geschildert, und auch die hydrographischen Verhältnisse bieten wenig Abwechslung, indem vier Hauptströme in angenähert paralleler Laufrichtung vom inneren Tafellande her mit starkem, schifffahrtsfeindlichem Gefälle ihrer Vereinigung mit dem Indischen Meere zustreben. Ausgedehnte Kulturflächen im europäischen Sinne sind unbekannt, der Pflug des Eingeborenen hat nur bescheidene Parzellen urbar zu machen vermocht. Wer vom tropischen Urwalde eine große Reichhaltigkeit der darin ent-

*) Deutsch-Ostafrika; Geographie und Geschichte der Kolonie. Von Brix Förster. Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika. Leipzig. 1890. F. A. Brockhaus. XII. 204 S. 8°.

haltenen Pflanzen erwartet, sieht sich bekanntlich in der Regel getäuscht, und so ist denn auch die hier gegebene pflanzengeographische Uebersicht keine sehr umfassende, obwohl z. B. bei den Palmen die Tendenz zur Varietätenbildung sich klar genug geltend macht. Diejenigen Bäume und Gewächse, von welchen der Mensch Nutzen zieht, sind natürlicherweise ausgiebiger abgehandelt, als die übrigen. Der Thierreichthum von ehemals gehört jetzt der Sage an, denn nur im äußersten Norden, im Bereiche des eisbedeckten Kilimandjaro, finden sich Jagdthiere noch in größerer Menge vor, während das werthvollste derselben, der Elephant, sich vor den ihm von Negern, Arabern und Franken gleich rücksichtslos bereiteten Nachstellungen in immer unzugänglichere Schlupfwinkel zurückgezogen hat. Die Kolonisationsfähigkeit des Landes veranschlagt der Verfasser nicht allzu hoch, so hoch eben, als ein gewissenhafter Beurtheiler bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens es thun kann, und die Größe des Areales, welches er als ein für Plantagenbau vielversprechendes anerkennt, nimmt sich auf der beigegebenen Karte freilich bescheidener aus, als früher vielfach angenommen wurde. Auch erachtet es unser Autor, worin wir ihm nur beipflichten können, für zu früh, über die Ertragsfähigkeit des Bodens, sowie über die Möglichkeit, mit dessen Gaben auf dem Weltmarkte zu konkurriren, ein Urtheil abzugeben.

Vom geographischen Standpunkte am wichtigsten ist die nun folgende Detailbeschreibung der einzelnen Landschaften, aus denen sich das Schutzgebiet zusammensetzt, sowie der diese Landschaften bewohnenden Volksstämme. Zumal diesen letzteren hat der Verfasser ersichtlich ein tief eindringendes Studium gewidmet, und der Ethnograph wird aus diesen Mittheilungen über ein Territorium, auf dem sich in eigenartiger Weise der Kontakt zwischen den Sudan- und Bantunegern einerseits, sowie zwischen dem Neger- und Semitenthum andererseits entwickelt hat, mannigfache Belehrung schöpfen. Den Werth des Ganzen erhöhen ein sorgfältig gearbeiteter Index und eine sehr vollständige Uebersicht über die Afrika-Litteratur, soweit sie sich mit dem heute von Deutschland beanspruchten Landantheile beschäftigt.

Da die Loslösung des Reiches von einer Kolonie, die auf lange Jahre hinaus nur fordern, nicht aber bringen wird, kaum noch erwartet werden darf, nachdem die ausschlaggebende Partei des Zentrums durch den Schachzug, Kolonialpolitik und Bekämpfung des Sklavenhandels als identische Dinge zu behandeln, eine gebundene Marschroute angewiesen erhalten hat, wird eine gewisse Bekanntschaft mit dem Lande unserer schwarzen Brüder auch von denjenigen nicht mehr abgelehnt werden können, welche an und für sich auf die Ehre dieser Bekanntschaft viel lieber verzichten würden, und so darf diesmal auch die „Nation“ das Werk eines überzeugten Freundes der Kolonialsache mit gutem Gewissen zu recht allgemeiner Kenntnißnahme empfehlen.

S. Günther.

Zwei Novellen vom Vicomte de Vogüé.*)

Als Herr de Vogüé seine Kandidatur für das „Institut“ aufstellte, warf ihm ein Kritiker vor, daß er mit seiner Kenntniß der russischen Sprache, als einzigem litterarischem Gepäck, Einlaß in die Académie française erheische; es war noch ein Akt der Gerechtigkeit, daß dieser Kritiker ihm zugestand, einige gute Studien über die neueste russische Litteratur verfaßt zu haben; und als der Kandidat dann Akademiker geworden war, fand für ihn der Sprecher bei der Aufnahmefeierlichkeit kein anderes Lob heraus, als die Bezeichnung eines großen Reisenden und eines Chronisten der Steppen. Die öffentliche Meinung weiß Herrn de Vogüé besser zu schätzen; man ist ihm dankbar, daß er uns mit der Poesie eines Volkes bekannt gemacht hat, die wir vorher kaum kannten; eine Poesie, die unsere eigene Litteratur mehr und mehr durchdringt und die vielleicht schon begonnen hat die rauhe Härte unseres Realismus zu mildern. Viele fanden in seinen Werken auch jene Gedanken und jene Träume verkörpert und entfaltet wieder, denen ihre eigene Phantasie nur eine schwankende Form zu geben gewußt hatte, und so betrachten sie Vogüé mit einer Art Enthusiasmus als einen der Führer für die Jugend unserer Zeit. Aber wenn dieser Pfadfinder auch einen ehrenvollen Platz in der öffentlichen Achtung einnimmt, so scheint es doch, als wenn eine besondere Seite seines Talentes noch nicht klar genug hervorgehaben worden wäre; dieser Pfadfinder ruht sich nämlich manchmal aus, und dann hat das Wort ein Erzähler, der die wunderbarsten Geschichten berichtet. Guy de Maupassant läßt uns manchmal tief aufseufzen bei seinen flüchtigen und in das Innerste schneidenden Berichten eines Seelendramas; Bourget legt uns mit bewußtem Raffinement die feine Psychologie einer Frau mit heißen Sinnen und glühender Phantasie klar; Anatole France und Jules Lemaître möchten unsere eigenen Zweifel und die Beklemmungen unserer Lage in den Seelen der letzten Heiden und der ersten Christen verkörpert vor uns hinstellen; ihnen allen deneidet Vogüé nicht ihren Ruhm; er geht seinen eigenen Weg, wohin ihn seine Phantasie führt. Und lehnt er sich ein wenig an die einzige Kunst von Mérimée an, so hat er diese Kunst doch ganz eigenartig umgestaltet; die Skepsis des Meisters verleiht dessen Novellen und selbst den völlig fantastischen und jenen, die zarteste Seeleneinfalt verlangt hätten, einen Zug von Sprödigkeit; der heißen Menschenliebe Vogüé's war das unmöglich; diese gewisse Sprödigkeit ist bei ihm Poesie geworden; inniges, verhaltenes, poetisches Empfinden, von zartestem Reize für den, dem Poesie bis ans Herz geht.

Herr de Vogüé war noch sehr jung, als er zu erzählen begann; auf seine ersten Werke soll hier nicht zurückgegriffen werden; aber es muß doch hervorgehoben werden, daß schon in den Erzählungen seiner früheren Jahre sich die nämlichen Züge wiederfinden, wie in den Erzählungen des Augenblicks; man könnte sagen, daß er nur erzählt, um seinen Gedanken eine weniger strenge Form zu geben. Nicht etwa, daß er in seinen Erzählungen moralisirt, oder daß er durch die Gesten eines Predigers den poetischen Zauber zerstört; keineswegs; allein er läßt seiner Phantasie niemals die Zügel schießen, und — um es mit einem Worte zu sagen, niemals verzichtet in ihm der Philosoph völlig auf die Rechte, die er für sich in Anspruch nehmen darf. Damals als er im Orient lebte und zu Pferde in allen Richtungen Syrien und Palästina durchstreifte, als er seine ehrfurchtsvollen Huldigungen den Pharaonen in Aegypten dargebracht hatte und in den Sümpfen Thessaliens vom Fieber ereilt worden war, als er dann von diesen Ländern und diesen Völkern so farbenprächtige und treffliche Schilderungen entworfen hatte, daß er die Franzosen, die damals noch wenig reiselustig waren, zum Besuche jener Gegenden anregte — damals faßte er schließlich seine Kräfte zusammen, um im engsten Rahmen seine Eindrücke zu bannen, und so schrieb er seine Erzählung Vangheli. Alle seine Erinnerungen leben in dieser Erzählung wieder auf; den Herzschlag des Orients mit seinen geheimnißvollen Regungen suchte er in ihr zu bannen.

Später zog ihn Rußland in seine Bande. Er hatte sein Werk „Le Roman Russe“ veröffentlicht und uns mit den Hauptwerken von Tolstoi und den seltsam tragischen Träumereien Dostojewski's vertraut gemacht: dann hatte er, wie in einer Vision, die Steppen des Don und die Krim vor uns erstehen lassen, dieser „üppige Wald von Platanen, Cypressen, Cedern, Lorbeeren, Rosen, Magnolien, Bäumen jeglicher Art und mit jeglichen Blumen, die bis zum Strande herabreichen und ihren Duft mit den Wohlgerüchen des Meeres mischen“. Sein französisches Herz hatte Rußland so innig umstrickt, daß, als er zu erzählen wieder begann, es „Histoires d'hiver“, es Wintergeschichten waren. Er brachte

*) Le Manteau de Joseph Olénine. Paris, Conquet 1889. — Le Portrait du Louvre. Paris, Launette 1889.

hierin das vor, was er geträumt hatte, am Feuerofen, wenn der Samowar das eintönige Lied russischer Nachtwachen sang; und so lernten wir Petrouchka kennen; Onkel Fedia, der, um eine arme Unbekannte zu retten, sich eines Verbrechens anklagte, das er nicht begangen hatte, und der ohne Klage seine Reise in die sibirischen Bergwerke antritt: „sein Unglück wird Niemand stören"; alsdann folgte Varvara Afanasievna, die an den medizinischen Vorlesungen Theil nimmt und die sechs Jahre gegen das Elend kämpft und die Leidenschaft für die Wissenschaft sich bewahrt, eine befreiende Leidenschaft, wie sie glaubt, und gleichwohl trügerisch, denn an dem Tage, wo sie endlich sich ganz dem Werke widmen kann, von dem sie so lange geträumt hatte, ergreift sie plötzlich ein unüberwindlicher Ekel an der Welt und an ihrer Aufgabe und in einer unbesieglichen Leidenschaft für das Nichts erhängt sie sich.

Seitdem Vogüé zu uns von Petrouchka und Varvara Afanasievna gesprochen hat, sind mehrere Jahre verstrichen; er hat neue Reisen unternommen und ist bis in das Innere von Asien vorgedrungen; sein Geist hat sich erweitert, sein Streben hat sich noch höheren Zielen zugewendet und immer häufiger macht er Vorstöße in das Gebiet der politischen und sozialen Philosophie. Gleichwohl hat er auf seinem Weg noch zweimal innegehalten; er hat uns geschenkt: „Le manteau de Joseph Olénine" und „Le portrait du Louvre", wiederum zwei Erzählungen.

Die erstere führt uns von Neuem in die Ukräne; allein um eine russische Studie handelt es sich nicht. Joseph Olénine ist sicherlich ein Slave, sowie auch seine Freundin, die Gräfin .... ska; aber sein Abenteuer könnte auch jedem Germanen oder Romanen zustoßen, vorausgesetzt, daß er genügende Phantasie dazu hat, und die Ukräne ist in dieser Erzählung nur Dekoration, wenngleich nach dem Geschmack unseres Dichters, die schönste die sich nur denken läßt.

Josef Olénine hat also das Husaren-Regiment, in dem er Offizier gewesen und zwar ein brillanter Offizier, verlassen, um sich der edlen Wissenschaft der Aegyptologie zu weihen, und da der Lärm von St. Petersburg ihm unbequem ist, hat er sich entschlossen, seine Arbeit über die Feldzüge Rhamses des Großen auf seinem Landgut zu Bukowa zu beendigen. Um die Langeweile einer endlosen Reise über traurige Stoppelfelder und über Ackerland zu verscheuchen, hat er in seine Britschka den trefflichen Kommentar von Salvolini über den Papyrus von Turin mitgenommen; vertieft in seine Lektüre, hat er nicht beachtet, daß bei einem Stoß des Wagens sein Pelz auf den Fahrdamm hinabgefallen ist. Es ist ein weiter, warmer Mantel, mit Fuchspelz gefüttert, der einem wohlthut, wenn über die erstarrten Felder schwer sich der graue Nebel der Sümpfe legt. Ein Bursche, der ausgeschickt wird den Pelz zu suchen, bringt ihn nicht zurück; sondern statt des guten alten Mantels, einen kurzen Damenpelz, eine Polonaise von dunkelblauem Sammet mit Zobel gefüttert.

Olénine beginnt über die närrischen Verwandlungen zu wettern, denen Mäntel in der Ukräne ausgesetzt sind, und er zeigt sich wenig liebenswürdig gegen den Zobelpelz; er hat ihn wüthend auf den Divan geworfen, der im Winkel neben seinem Bureau steht. Wie er indessen seine Hieroglyphen entziffert, hebt er manchmal den Kopf und sein Blick bleibt stets auf dem Zobelpelz haften; ein leichter Windhauch, der durch das offene Fenster hereinweht, streift über den zierlichen Pelz und in dem strahlenden Lichte erzittert er in goldig-braunen Reflexen; mechanisch streicht Olénine mit der Hand über den seidenen zarten Flaum und aus dem zerknitterten Stoff steigt ein feiner und berückender Duft auf. Das kleine, nette Ding da ist so graziös und gleichsam herausfordernd keck. Der Gelehrte schämt sich seiner Kinderei; und doch kann er seinen Blick von dem Zobel nicht abwenden, der ihn aus nächster Nähe anlächelt, und wenn sein Kammerdiener den Pelz forttragen will, so weiß er durch tausend geschickte Sophistereien es zu bewirken, daß die Polonaise, die Fremde, an ihrem Platze bleibt. Allmälig dringt er in ihr geheimes Leben ein. Salvolini bleibt, immer auf derselben Seite aufgeschlagen, unberührt auf dem Arbeitstisch liegen, und Olénine mit seiner müßigen und ungezügelten Phantasie verbringt seine besten Stunden im Gespräch mit der Polonaise. Für den Pelz hat er die Trägerin wieder erschaffen; sie hat einen biegsamen und langen Hals, üppige und stolze Formen, eine zarte Taille, geschmeidig wie der Stamm einer jungen Birke, und sie ist von leichter, duftiger Grazie. Die Einsamkeit in Bukowa ist nunmehr bevölkert und ohne sich Gedanken über die Natur seiner Empfindung zu machen, genießt er eine entzückende Gesellschaft, beunruhigt nur dann, wenn das Pferd eines Boten in den Hof trabt, denn eine Rückgabe des Pelzes wäre das Verderben seines Glückes.

Beim ersten Frost kommt ihm eine seltsame Idee; innerlich bekämpft er sie; allein die Kämpfe der Verliebten gegen ihre thörichten Ideen endigen stets auf dieselbe Weise, und so begibt auch er sich hinaus auf die Felder, mit dem Zobelpelz auf den Schultern. Welch' ungeahnte Empfindung, schrieb er in sein Tagebuch; es war wie ein duftendes Bad, wie die behagliche Wärme des Lagers, wie der Hauch des Aprilwindes. Lange blieb er draußen, und als er zurückkehrte und den Pelz ablegte, glaubte er den besseren Theil seines Selbst zu verlassen. An den folgenden Tagen trennte er sich von dem wunderbaren Pelz gar nicht mehr. Neue, unbekannte, zarte Genüsse erschlossen sich ihm: „Mit dem Mantel hatte ich auch die Seele vertauscht".

Allein, auch das vollkommenste Glück hat sein Ende, und eines Tages, als er einen Ausflug in die Umgegend gemacht hatte, was findet er in dem Wartesaal des Postmeisters? seinen alten Pelz, in den sich ein junges Weib einmummelt. Natürlich sucht er ihren Blick zu meiden, und so gut er kann, verbirgt er den Zobelpelz, wohl wissend, daß seine Handlung einen armen Teufel vor den Strafrichter führen könnte; allein er soll sich ja von dem trennen, was sein eigenes Ich geworden ist: und als die Gräfin .... ska ihr Besitzthum von ihm zurückverlangte, nachdem sie ihm die zufälligen Umstände der Verwechselung dargelegt hatte, ruft er aus: „Lieber das Leben; aber fordern sie nicht meine Seele!" Und fast wahnsinnig fährt er fort: „Nein, Sie verstehen mich nicht; Sie können mich nicht verstehen. Es ist zu zart, um es zu sagen, was zwischen diesem Mantel und mir besteht". Es hilft gleichwohl nichts, der Pelz muß seiner Eigenthümerin zurückgegeben werden und nur ein Trost bleibt Olénine, er darf die Besitzerin aufsuchen auf ihrem Gut zu Rogonostzwa.

In seiner Verwirrung hatte Olénine gar nicht auf die Form aus Fleisch und Blut geachtet, die der Polonaise ihre verführerische Gestalt gegeben hatte; und auch bei den ersten Besuchen, die er in Rogonostzwa machte, war er nur von der Freude beseelt, seinen theueren Zobelpelz wiederzufinden, den er mit flüchtigen Küssen bedeckte. Allein die Gräfin war jung und keineswegs häßlich und schließlich bemerkte er bei einer der langen Abendunterhaltungen, als der Graf, der an der Gicht gelähmt war, zum zwanzigsten Male von seinen Feldzügen im Kaukasus erzählte, daß sie in jedem Punkte mit ihrem goldig-braunen Haar und ihren dunkelblauen Augen der idealen Eigenthümerin ähnelte, die zu Beginn des geheimnißvollen Umganges seine Phantasie für den Zobelpelz erschaffen hatte.

Olénine kehrte immer von Neuem nach Rogonostzwa zurück; da bemerkte er eines Tages den Pelz nicht wie gewöhnlich am Garderobenhalter im Vorzimmer, sondern auf den Schultern der Gräfin. Das war für ihn eine seltsame Ueberraschung; bis dahin hatte die Gräfin . . . ska in ihm nur vage Empfindungen erregt und nur wenig Sympathie; vielleicht Eifersucht; aber jetzt, wo sie der Pelz umschmiegte, rückte sie ihm beständig näher; der Mantel, mit seiner wunderbaren Macht, veränderte seine Herrin, gestaltete selbst ihr geistiges Wesen um und von Augenblick zu Augenblick war sie weniger sie selbst — natürlich ganz unmerklich. Olénine vermochte die beiden Gestalten nicht mehr von einander zu trennen und da er sich auch von dem Pelz nicht zu trennen vermochte, so war er an die Schritte jener gebannt, die ihn trug; sie hätte keine bessere Kriegslist nicht ersinnen

können, wenn sie ihn an ihre Person hätte fesseln wollen. Schritt für Schritt folgte er ihr.

Eines Abends — das Zusammensein hatte sich besonders lange ausgedehnt; die Besitzerin des Schlosses hatte schweigsam am Feuer gesessen und ihr Gast war ebenso schweigsam gewesen, nur der alte Graf hatte seine ukränischen Legenden erzählt, — da stieg Olénine in sein Zimmer hinauf; er hatte die Polonaise an das Fensterkreuz gehängt, denn seitdem er mit der Gräfin ....ska bekannter geworden war, hatte sie eingewilligt, daß er den Pelz, den sie des Tages über trug, des Abends erhielt. Bei vollem Mondschein betrachtete er den Zobel, der unter seinen Augen hing; halb schlafend hörte er den Wind, der draußen über der Steppe heulte. Er dachte daran, daß in solchen Nächten, wie der Graf gesagt hatte, die Roussalka, die weiße Dame der Seen, umginge; sie raubt jedem das, was ihm am theuersten ist; und wie er sich dessen erinnerte, ergriff ihn eine unbestimmte Angst, daß auch ihm sein Schatz geraubt werden könnte. Er erhob sich, um über ihm zu wachen, um ihn zu vertheidigen, als eine Wolke den Mond verhüllte und Dunkelheit sich in das Zimmer ergoß; mit Toben fuhr ein Windstoß dahin, er glaubte leise Seufzer zu hören und ein weiches Anstreifen gegen die Vorhänge. Fassungslos stürzte er sich vorwärts und rief: „Laß — laß mir meine Seele; fliehe nicht von dannen." Aber als er zum Fenster herantrat, sah er, daß der Pelz nicht mehr dort war; aber er meinte, daß er mit seinen offenen Armen ihn umfing; was er hielt, erzitterte, ein feuchter Hauch streifte seine Stirn, und in einem Anfall von Geistesverwirrung verlor er die Besinnung

Am Morgen war ihm von diesem Traume nichts geblieben, als verworrene und verwirrende Empfindungen, gleichsam als hätte er am Abend vorher zu tief in das Glas gesehen. Dem Grafen wollte er im Laufe des Gesprächs einiges von seinem Abenteuer mittheilen; eine falsche Scham hielt ihn jedoch zurück; eine geheime Angst, dem räthselhaften Wesen zu mißfallen, das er umfangen hatte. „Sie" war damit zweifellos zufrieden, denn er sah sie oft wieder; sie hielt ihn fest in Rogonostzova und er vergaß an Rhamses den Großen und an den ehrenwerthen Saloolini.

„Le Portrait du Louvre" hat nichts Russisches an sich. Der brave Mann, von dem erzählt wird, war am Louvremuseum Konservator und zwar in der Abtheilung für alte Malerei; dorthin war er gekommen, nicht seiner besonderen Kenntnisse wegen, sondern durch einen besonders glücklichen Zufall. Er war eine empfindsame Seele, das praktische Leben, das er schlecht kannte und von dem er nichts erwartete, flößte ihm Furcht ein; er schien immer ganz in sich selbst versunken oder in weite Fernen verloren, jenseits aller Wirklichkeit. Seine ganze Zeit verbrachte er in den Galerien; er blieb dort, als wäre er hier zu Hause. Die Gemälde waren in Wahrheit seine Familie geworden. Wenn er sie des Abends verließ, nachdem er sich den ganzen Tag mit ihnen unterhalten hatte, so ging er nur, um sich in irgend eine schöne Chronik zu vertiefen, wo er die Namen und die Thaten seiner Freunde wiederfand. Seine Kollegen scherzten über ihn und er gab dazu um so mehr Stoff, als seine Züge in ihrer Unbestimmtheit gewissermaßen an die Gestalten Francia's erinnerten, mit ihrem nachdenklichen Blick, der über die eigene Zeit hinaus zu schweifen scheint; so gab man ihm denn den Beinamen „der Unbekannte aus dem Sechzehnten", das heißt aus dem sechzehnten Jahrhundert Alles, was man von seinem Leben wußte, war, daß er eine Zeit lang einer jungen, schönen und koquetten Frau bis zur Raserei ergeben gewesen, und daß er viel durch sie gelitten zu haben schien.

Er löste sich aber allmählich von dieser Neigung und von allem täglichen Einerlei los. Sein Empfinden und sein Denken gestalteten sich langsam um, und in unmerklichem Uebergang kam er dazu, daß er mit allen seinen Gedanken, mit allen seinen Gesichtspunkten sich in der Vergangenheit festankerte. Bald stand er zu seiner Adoptivfamilie, den Bildern, in einem neuen Verhältniß; Tag für Tag empfand er es peinlich und war gleichsam überrascht, vor seinen theuren Gemälden, diesen Geschöpfen einer anderen Zeit und Race, die eckigen und schwerfälligen, die erregten und geschwätziger Besucher zu sehen.

Eines Abends bemerkten überrascht die Diener des Louvre in den Galerien ein irrendes Licht; es war der Konservator, der, eine Lampe in der Hand, hindurchschritt; am folgenden Tage erneuerte er seinen Spaziergang und schließlich wurden dies Besuche voller Reiz, die er seinen Lieblingsporträts abstattete. Die ganze Nacht blieb er vor ihnen sitzen und in endlosem, vertrautem Zusammensein erfaßte er schließlich völlig jene Gedanken, die hinter diesen bleichen Stirnen wohnten; und auch die Augen der Gemalten drangen in seine Augen hinein und spähten bis in die Tiefen seiner Seele und sogen sich dort unmerklich fest. Für ihn waren jene keine Fantome mehr; sondern Lebende, Bessere; in diesen Gestalten fand er nur Vertrauen und Güte.

„Eines Dezember-Abends, es war Vollmond, löschte ein Luftzug gleich bei Beginn seines gewöhnlichen Besuches die Lampe auf der Schwelle des Salon Carré aus. Er bemühte sich durchaus nicht, sie wieder anzustecken; alles war berückend . . . Mit einem Blicke umfaßte er die bekannten Gestalten; sie schritten vor in den beleuchteten Raum. Er sah sie alle, als wären sie aus ihrer Leinwand herausgetreten. Er verlor sie und fand sie wieder in beständiger Bewegung. Die einen erschienen, die andern verschwanden Er versuchte gar nicht zu verstehen. Er, der so gut wußte, daß diese ganze Welt lebte, wie hätte er sich wundern sollen, sie in Bewegung zu sehen. Er gab sich ganz diesem berauschenden stillen Ball hin. Besser als je, las er auf allen diesen Gesichtern das innere Glück, sich ohne Störung einem Gedanken hingeben zu können, die große Wonne, in Frieden zu leben, vergessend des Uebels und der Sorge . . Während der folgenden Nächte erneuerte sich das Fest. Jedesmal näherten sich die brüderlichen Geschöpfe ein wenig mehr und schienen ihn völlig zu den Mysterien ihrer Vereinigung zuzulassen. Was er während des Tages machte er vermochte es nicht zu sagen; er war sehr müde, in einem Halbschlaf, unempfindlich für die Dinge der Außenwelt."

Mit der Gegenwart fand er nur selten noch Berührungspunkte; sie lag für ihn wie in Nebel gehüllt. Zu Weihnachten erinnerte er sich, daß er einige Pflichten der Höflichkeit zu erfüllen habe. Er ging zu der Dame, die er früher gekannt hatte. Aber dort verursachte ihm Alles heftiges Leiden Das Aufdringliche ihrer Schönheit, ihre Stimme, ihr Lachen, alles war zu stark für ihn, der an unendlich zartere Empfindungen gewöhnt war. Menschliche Thränen kamen ihm ins Auge — ihm, der von der Menschheit losgelöst war; sie waren zu brennend für ihn und ohne sich zu bedenken, lief er in sein Asyl.

Und wieder hatte er in den Galerien dasselbe Erlebniß. Eine Madonna von Raphael sagte zu ihm: Komm. Da wandte er sich denn zu der lieblichen Gesellschaft, die um den Hochzeitstisch zu Kanaan sich ergötzte; die Hände vor jenen gefaltet, rief er aus: „Oh nehmet mich auf in euren ewigen Frieden. Vertheidigt mich gegen die Lebenden. Ich fühle mich als der Eure; weist mir einen Platz in eurer Mitte an." Die Köpfe verneigten sich; von allen Seiten lächelte man ihm zu...

Einige Tage später berichteten die Zeitungen vom Verschwinden des Konservators; aber gleichzeitig erfuhr das Publikum, daß bei dem Aufziehen eines mittelmäßigen Gemäldes sich unter der häßlichen Uebermalung ein Porträt gefunden hatte, ein herrliches italienisches Werk des 16. Jahrhunderts. Die Beamten, die es bewunderten, meinten, diese Gestalt schon irgendwo ein Mal gesehen zu haben, aber man wußte nicht wo. Eines Tages jedoch, als einer der Beamten eine Dame durch die Galerie geleitete, — jene Dame, die der frühere Konservator gekannt hatte — da schien es, als sie vor dem unbekannten Porträt vorübergingen, — war es eine optische Täuschung — daß ein düsteres Feuer die Augen des Gemäldes belebte....

Ein kurzer Bericht kann zweifellos nur eine unvollkommene Vorstellung von dem Reiz der beiden Novellen gewähren, und das Vergnügen des Lesers ist noch gesteigert — wenn das möglich ist — durch die Sorgfalt der Heraus-

geber. „Joseph Olénine“ auf japanischem Papier mit seinem wundervollen Druck ist ein Muster der Vornehmheit; und „le Portrait du Louvre“ ist in Wahrheit ein Wunder. Ein talentvoller Künstler, der Comte de l'Aigle, ein Abgeordneter, hat seiner parlamentarischen Thätigkeit einige Stunden abgemüßigt, um in köstlichen Aquarellen alle jene Porträts wiederzugeben, die aus ihrem Rahmen in den langen Galerien beim geheimnißvollen Lichte des Mondes und beleuchtet vom Reflektor des Konservators, herabsteigen. Treue Reproduktionen geben diese Aquarellen auf den großen Whatmann-Seiten wieder. So wie die beiden Werke sind, muß man sie als köstlich eigenartig bezeichnen.

Zweifellos mißt Vogüé, der Künstler selbst, diesen leichteren Schöpfungen keine zu hohe Bedeutung bei, und er würde nicht besonders dankbar sein, wollte man bei ihnen gar zu lange verweilen. Aber wie wir bemerkt haben, daß seine ersten Jugenderzählungen die Entwicklung seines Geistes widerspiegelten, so könnte man auch forschen, welche feinen Wechselbeziehungen zwischen diesen Phantasien und seinen jetzigen Beschäftigungen bestehen. Und auch hierin liegt eine Bedeutung der beiden Novellen. Wollte man diese unzarte Untersuchung anstellen, was würde man dann aber entdecken? Herr von Vogüé, der als Kritiker keinerlei Nachsicht mit jener Theorie gehabt hat, die man bei uns la théorie de l'art pour l'art nennt, wurde von Tag zu Tag, in dem Maße als sein Ideenkreis sich erweiterte, von immer heftigerem Wissensdurst in Betreff jener Fragen ergriffen, die das Wohl der Menschheit betreffen; aus einem Kritiker wurde er in gewissem Sinne ein Sociologe, der sich bemüht, die großen Strömungen zu erkennen, welche die Gesellschaft unserer Zeit vorwärts führen; der sie vorausbestimmen will und sich mit jenen Problemen beschäftigt, deren billige Lösung alle edlen Geister beschäftigt, die die menschlichen Leiden mit zu empfinden im Stande sind. In seinen Remarques sur l'Exposition du Centenaire trat diese Neigung Vogüé's auf das Deutlichste zu Tage; man findet sie gleichfalls wieder in einer merkwürdigen Studie unter der Ueberschrift „Ceux qui ont vingt ans“, die er am 1. Januar im Journal des Débats veröffentlicht hat. Vielleicht ist unter dem Einfluß der russischen Litteratur, die ihm so theuer ist, das Mitgefühl in sein Herz gezogen, und was noch besser ist, er sucht heut nach Heilmitteln für unsere Leiden. Und was geschieht, wenn dieser Philantrop einen Augenblick die Welt der Menschen vergißt und in sich selbst Umschau hält? Wenn dieser Sociologe zu träumen beginnt, welches ist das höchste Glück, das er den Schöpfungen seiner Phantasie zu gewähren vermag? Er hält sie für völlig glücklich erst dann, wenn sie ihre Persönlichkeit vernichtet haben, wenn ihre Seele alles Irdische abgestreift hat; erst dann finden sie seiner Ansicht nach „den Frieden und immer den Frieden“; das ist eine Frage, bei der wir nicht verweilen wollen; mögen weisere Doctores über diesen Punkt philosophiren.

Paris. Raymond Kaechlin.

Zur Aesthetik des Denkmals.

Unter allen Aufgaben der plastischen Kunst ist das Denkmal eine der schwierigsten; dies bezeugt schon die verhältnißmäßig kleine Zahl der wirklich gelungenen Werke dieser Art. Namentlich unter den Monumenten der neueren Zeit befinden sich nicht allzuviel erfreuliche. Ein solcher Mißerfolg hat allerdings zum Theil in der unkünstlerischen Form unserer modernen Kleidung seinen Grund, kommt aber noch mehr von dem Mangel klarer Einsicht in die ästhetischen Bedingungen jener Kunstgattung her; denn das vom Schneider geschaffene Hinderniß ist kein unüberwindliches. Einige Bemerkungen über diesen Gegenstand dürften daher in unserer denkmalschwangern Zeit nicht überflüssig erscheinen, wenn auch kein großer Gewinn von ihnen zu erhoffen ist. Denn von allen Praktizirenden sind keine undankbarer gegen die Theorie als die Künstler, welche, auf die Macht der Einbildungskraft und die Geschicklichkeit des Daumens pochend, es nur allzu häufig vorziehen, mit der Phantasie sich fünf Jahre lang an einem Irrthum abzumühen, statt in fünf Stunden ihn mit dem Verstand zu bewältigen.

Das Denkmal wird gewöhnlich dem Andenken einer bestimmten Person und ihrer sozialen Verdienste errichtet; sind diese Verdienste von allgemeiner oder nationaler Natur, so kann das Monument zugleich einen geschichtlichen Charakter erhalten; und schließlich kann dasselbe sogar, ohne direkte persönliche Beziehung, ein historisches Ereigniß zu feiern haben. Da jedoch die Begebenheiten sich an Personen zu knüpfen pflegen, ist letzteres der seltenere Fall und dürfte alsdann vorzugsweise durch architektonische Hilfsmittel — wie Triumphbogen und Aehnliches — zu erledigen sein. Für Errichtung des persönlichen Denkmals besteht das natürlichste und auch üblichste Verfahren in der plastischen Darstellung der zu feiernden Person. Diese Abbildung aber kann auf dreierlei Art ausgeführt werden: in Form der ganzen Figur, oder der Büste, oder des Reliefporträts (Medaillons). Die Wahl der einen oder andern Form hängt in erster Linie von der Größe und Bedeutung des Denkmals ab; andererseits aber ist auch der Ort der Aufstellung — ob innerhalb eines baulichen Raumes oder unter freiem Himmel, ob mit Anlehnung an die Architektur oder auf öffentlichem Platz — von maßgebendem Einfluß.

Die ganze Figur ist für größere Monumente nicht nur die höchste, sondern auch die sachgemäßeste Form der Darstellung. Sie überliefert das Bildniß des hervorragenden Mannes lebenswahr und unverkürzt der Nachwelt und verleiht, durch die volle Wiedergabe der Person, deren Erscheinung eine größere Würde und Bedeutung. Aber freilich zu einem solchen Werke bedarf es eines wahren, geborenen Künstlers; denn nur ein solcher vermag der äußerlichen Porträtähnlichkeit jenen inneren Seelenadel einzuhauchen, welcher die Wirklichkeit verklärt, ohne sie zu fälschen. Jeder Beobachter weiß, daß selbst Menschen von unegfälligem Aeußern, aber von geistigem Werthe, in Augenblicken ethischer Erregung, wo gleichsam die Seele auf die Oberfläche tritt, plötzlich schön im Ausdruck und bedeutend in der Haltung erscheinen können. Diese Verschönerung ist auch eine Wirklichkeit, wenngleich nicht die des handwerksmäßigen Realisten; aber sie ist die des schöpferischen Künstlers, sie ist die ästhetische Wahrheit, und nur sie schafft das richtige Denkmal, wie überhaupt das echte Kunstwerk. Die Person nun — um auf die mehr technischen Punkte überzugehen — kann in stehender oder sitzender Positur dargestellt werden. Im allgemeinen ist die stehende Figur imposanter als die sitzende; dieselbe wird denn auch für Regenten, Politiker, Redner, kurz für Männer des öffentlichen Lebens und der praktischen Thätigkeit vorzuziehen sein. Für Denker, Dichter, Forscher, für Männer des Studirzimmers und einer spezifisch intellektuellen Beschäftigung dagegen, ist die sitzende Figur um so mehr zu empfehlen, als sie unserer modernen Kleidung günstigere Motive bietet wie die stehende. Doch ist hierbei nicht zu vergessen, daß das nothwendige Uebel, der Sessel, sich so wenig wie möglich bemerklich zu machen hat. Die günstigste Form desselben ist der einfache antike Stuhl mit niederer, halbkreisförmiger Lehne und glatt viereckigen, geschweiften Füßen. Da derselbe große Aehnlichkeit mit unserem heutigen Büreaustuhl hat, so läßt er sich überdies moderneren Forderungen leicht anbequemen. Wenn die Gewandung der Figur nicht bis auf den Boden reicht, sollte man stets eine herabfallende Draperie über die Stuhllehne werfen, um den Hintergrund abzuschließen, damit nicht zwischen den sich kreuzenden Menschen- und Stuhlbeinen der helle Himmel durchblickt. Eine solche Unterbrechung des plastischen Zusammenhangs hebt die Massenwirkung des Monuments auf und ist von mißlichem Eindruck. Gewährt doch selbst bei der stehenden Figur die magere Silhouette der freigestellten

Beine unter einem sich ausbreitenden Gewande keinen erfreulichen Anblick.

Die Büste kann, unter Voraussetzung einer günstigen Umgebung, bescheideneren Ansprüchen genügen, vermag aber nicht ein größeres, für sich bestehendes, auf den freien Platz zu stellendes Denkmal zu liefern. Sie ist ein plastisch ausgeführtes Porträt, das zwar nicht, wie sein gemalter Bruder, an die Wand gebannt, sondern, vermöge seiner materiellen Selbständigkeit, einer etwas freieren Bewegung fähig ist, dafür aber auch des umschließenden Rahmens entbehrt und daher mit der Schwierigkeit einer künstlerischen Abgrenzung zu kämpfen hat. Denn gerade wegen ihrer Körperlichkeit erscheint die Büste immer als ein abgeschnittenes Stück menschlicher Gestalt, als eine Art Torso, der, um nicht in Wirklichkeit ein solcher zu sein, einen mehr oder weniger stilistischen Abschluß zu suchen hat. Dieser aber ist nicht leicht zu finden. Die einfachste und in ihrer Naivität am wenigsten anstößige Form bleibt, bei nackten Büsten, immer noch der klassische, viereckig abgeschnittene Block, der ins Architektonische übergeht. Bei bekleideten Büsten jedoch, deren mehr realistische Erscheinung uns die Wirklichkeit näher rückt, macht dieses etwas primitive Verfahren einen mißlichen, an Verstümmlung erinnernden Eindruck. Man suchte sich daher durch Umwerfung einer Draperie zu helfen; aber wenn diese den Schaden verbirgt, so ist sie doch mehr eine Verhüllung als ein Abschluß und gibt der Büste eine räumliche Ausbreitung, welche den Mangel der Gestalt mehr in Erinnerung als in Vergessenheit bringt. Geschmackvoller immerhin ist eine dritte Form, welche den Körper möglichst reduzirt, nach unten abschmälert und auf einen runden, gedrehten Fuß, ähnlich dem einer Vase oder Schale, setzt. Dieser dekorative Abschluß ist jedoch nur in Innenräumen oder in unmittelbarer Verbindung mit einer architektonischen Umgebung zu gebrauchen; wie überhaupt die Büste, trotz ihrer plastischen Existenz, sich infolge ihrer familiären Natur doch nicht ganz von Haus und Architektur losreißen kann. So ist es denn auch dem feineren Kunstsinn der Griechen und Römer nie eingefallen, ihre Porträtbüsten als Denkmäler an die Straße und ihren Umtrieb zu stellen; sie ließen sie im Innern der Gelasse, in den Vorhallen, Säulengängen, und trennten sie nicht vom Bauwerk. Wohl zierten sie ihre Gärten gelegentlich auch mit Büsten, doch waren dies keine Porträte, sondern Köpfe von Halbgöttern, Nymphen, Faunen und dergleichen. Ueberdies fehlte es diesen Büsten nicht an einer dekorativen Umgebung, in welche sie sich als Schmuck landschaftlich-architektonischer Szenerie harmonisch einreihten. Wir aber, die das architektonische Gefühl so ziemlich verloren haben, stellen sie hin, wohin es uns einfällt. Sie nehmen sich aber auch darnach aus. Unter freiem Himmel bedarf die Büste mindestens eines idyllisch abgeschlossenen Raumes, der an Garten, Haus und Familie erinnert. Zu voller künstlerischer Wirkung aber gelangt sie bloß durch eine Rückwand, durch Anlehnung an einen architektonischen Hintergrund, am besten in einer von Säulen umgebenen und von einem Giebel überdachten Nische. Im Uebrigen kommt die Büste auch mit solchen Hilfsmitteln nicht über eine gewisse monumentale Geringfügigkeit hinaus, und so suchte man ihre innere Unzulänglichkeit durch Steigerung des äußeren Umfangs zu ersetzen und griff gelegentlich zu kolossalen Dimensionen. Nun hat aber die Porträtbüste, als plastische Wiedergabe eines einzelnen, bestimmten Individuums, einen realistisch-subjektiven Charakter und läßt sich nicht in jener idealistisch-objektiven Weise verallgemeinern, wie dies bei dem freien, der Phantasie entsprungenen Kunstwerk der Fall ist; sie läßt daher nur in sehr günstigen Fällen — bei Köpfen, die durch ihre klassische Form oder ihre geistige Bedeutung einer idealen Steigerung fähig sind — eine monumentale Vergrößerung zu. Die kolossale Dimension verlangt überhaupt eine entsprechende Idealisirung der Wirklichkeit. Einen kolossalen Mars oder Apollo kann man sich gefallen lassen, aber ein zwölfschühiger Gardelieutenant würde sogar heirathslustigen Damen zu „kolossal" erscheinen. Ebenso kann man von einem Jupiter oder einer Minerva eine Kolossalbüste wohl ertragen — ein Jupiterskopf ist eben kein Porträt — aber eine moderne, auf realistische Aehnlichkeit abzielende Porträtbüste, in Rock und Kragen, mit abgehackten Armen und abgesägtem Bauch, in kolossalem Umfang auf einen Sockel gestellt, wird einfach zum Götzenbild.

Das **Reliefporträt** macht sich bloß als Zierde einer architektonischen Fläche geltend und ist daher im Allgemeinen nur für sehr bescheidene Denkmalzwecke zu verwenden. Doch kann es auch bei einem Monumente höherer Bedeutung vortheilhafte Anwendung finden, wenn dieses eine mehr sachlich allgemeine als persönlich beschränkte Idee zur Grundlage hat und deshalb zu Gunsten einer symbolischen Gruppe auf die einseitige Hervorhebung seines Helden verzichtet. In diesem Falle kann das Medaillon, als starkes Hautrelief von vorn behandelt, die Wirkung einer Büste annähernd erreichen, ohne deren Mißlichkeiten mit sich zu bringen. Denn, abgesehen von den Schwierigkeiten des Abschlusses, hat eine solche zu wenig statuarische Bedeutung, um einen größeren Aufbau zu beherrschen, und doch zu viel reale Selbstständigkeit, um sich einer komplizirteren Komposition so harmonisch einzufügen wie das Medaillon. Denn legt man sie auf einer Konsole der Monumentfläche vor, — wozu man gewöhnlich greifen muß — so geht sie keine organische Verbindung mit den übrigen Baugliedern ein und erscheint als ein aufgedrungenes Anhängsel, als ein störender Auswuchs.

Nun bleibt aber überdies, selbst in ihrer kolossalen Form, die Büste immer nur ein menschliches Fragment und als solches unfähig, ein Monument abzugeben. In Folge dieser Unzulänglichkeit bildete sich denn neben jenen drei Grundformen noch eine vierte, bastardartige heraus, nämlich **die Verbindung von Büste und Figur**, welche mit Hilfe der letzteren die künstlerische Bedeutung der ersteren zu steigern sucht — aber vergeblich. Diese Verkoppelung der beiden Kunstformen vermag nur einen theatralischen Aufputz hervorzubringen, was freilich ganz im Geschmack jener Zeit des Barocko und Rokoko lag, welche alle Kunst in die Dekoration aufzulösen trachtete. Wohl hat diese Richtung manches glänzend modellirte Bravourstück geschaffen, an dessen geistreich pikanter Mache man seine Freude haben kann, aber ein wahres Kunstwerk im höheren Sinn hat sie nicht geliefert. Und wenn auch für die in Innenräumen angebrachten Denkmäler dieser Art die Verbindung mit einer Architektur desselben Stils ihrem allzudekorativen Charakter zur Entschuldigung dienen kann, so haben sie doch eine solche für die unabhängigen Monumente im Freien nicht zu beanspruchen. Ueberhaupt — und ganz abgesehen von den ästhetischen Bedenken — wirft schon beim Anblick solcher, von krönenden oder kränzenden Genien umflatterten Büsten jeder Vernünftige die Frage auf: Warum, wenn einmal der Aufwand von Figuren gemacht wird, nicht lieber die Figur derjenigen Person darstellen, zu deren Feier das Denkmal bestimmt ist? Nun sind aber überdies die artistischen Einwendungen nicht geringer als die rationellen. Denn abgesehen davon, daß die künstlerische Gruppirung diesem steifen Bildstock gegenüber stets eine schwierige Aufgabe bleibt, so gereicht schon der Gegensatz zwischen der idealen Figur und der realen Büste beiden Theilen zum Nachtheil und führt zu einer Disharmonie zwischen Form und Inhalt, welche die eigentliche Ursache des monumentalen Mißerfolgs ist. Der **logische** Schwerpunkt eines solchen Denkmals liegt nämlich naturgemäß in der Büste, für deren Urbild ja das Kunstwerk errichtet wird; der **ästhetische** Schwerpunkt dagegen liegt in der Figur, welche für die Plastik ein weit wichtigerer und dankbarerer Gegenstand ist als das torsoartige Brustbild. So steht die Darstellung auf einem inneren Widerspruch: der vom Denkmal gefeierte Mann kommt in seiner fragmentarischen Gestalt nicht zu voller künstlerischer Geltung, und die ihn feiernde Dame bleibt, als dekorativer Nothbehelf, ohne Gedankeninhalt. Das Fazit ist eine hohle Opernstatistin neben einem feierlichen Haubenstock; denn diese kokettirende Verquickung von Büste und Figur im Geschmack der Plafond- und Treppenhaus-Stuckatur, vermag auch da nur ein inhaltsleeres Dekorationsstück zu liefern, wo ein Monument, d. h. ein selbst-

ständiges, von seiner Idee getragenes Kunstwerk hervorzubringen wäre.

Wenn aus dem Bisherigen erhellt, daß man sich bei größeren Denkmälern der Büsten zu enthalten habe, so ist damit nicht gesagt, daß man auch auf die dekorativen Figuren verzichten müsse. Diese sind vielmehr für große Monumente unentbehrlich und auch unschädlich, sobald sie sich nicht mehr an die Stelle der Hauptperson zu setzen trachten; denn die ganze Figur wird nicht, wie die Büste, von der Nebenfigur erdrückt, welche jetzt nur noch in Beziehung auf Wahl und Verwendung in Betracht kommt. Die monumentalen Zierfiguren zerfallen nämlich in drei Kategorien: in wirkliche, in symbolische und in allegorische Persönlichkeiten. Diese Stufenleiter ist eine ästhetisch absteigende, so daß die oberste Stufe, die der Wirklichkeit, vorzugsweise anzuwenden, die mittlere, die der Symbolik, mit Sinn zu benutzen, und die unterste, die der Allegorie, möglichst zu vermeiden ist. In Betreff der ersten Kategorie z. B. sind bei einem Feldherrn die tapfersten seiner Generale, bei einem Regenten die weisesten seiner Rathgeber, bei einem Forscher die bedeutendsten seiner Vorgänger ꝛc., sicherlich die natürlichsten und brauchbarsten Beistände der Darstellung. Bei einem Dichter bieten sich die poetischen Figuren seiner Dichtung von selbst als Modelle an, indem sie durch das ideale Dasein ihrer litterarischen Existenz das ersetzen, was ihnen an realer Wirklichkeit abgeht. Verschiedene mythologische Gestalten, welche durch eine tausendjährige Tradition eine gewisse Konsistenz im Volksbewußtsein gewonnen haben, führen die poetische Figur in die symbolische über und können — wie z. B. die geflügelte Nike mit dem Siegeskranz, der milde Todesengel mit der gesenkten Fackel, der kleine Schelm „Amur“ mit dem Pfeil, dem Bogen, und ähnliche — unter Umständen gute Dienste leisten. Mißlicher ist es schon, in jene Schaar bekränzender, beklagender oder gar posaunender Geniusse und Halbengel ohne Heimathschein und Domizil zu greifen, welche die Denkmalwerkstätten unsicher machen. Eine weit annehmbarere Persönlichkeit dagegen liefert die plastische Verbildlichung einer Nation, eines Stammes, einer Stadt, weil hinter dieser eine thatsächliche Wirklichkeit, wenn auch eine kollektive, zu finden ist. Aber jene allegorischen Figuren, welche abstrakte Begriffe, wie die Weisheit, die Tugend, die Wissenschaft und dergleichen, personifiziren, sind Armuthszeugnisse einer unvermögenden Phantasie und sollten den Verfallzeiten überlassen bleiben. Statt ihrer hilft man sich viel besser mit Kinderfiguren, die man in entsprechender Weise beschäftigt. Das sind wenigstens keine drapirten Gliederpuppen, sondern wirkliche Kinder, die als Sinnbild fungiren, und die auch ihren symbolischen Charakter behalten, so lange man sie keine Handlungen vornehmen läßt, welche dem Kindesalter widersprechen. Denn damit nähert man sie der Allegorie oder gar der Parodie; doch sind sie in letzterer Gestalt manchmal mit Nutzen für Gegenstände zu verwenden, bei welchen der Humor am Platze ist.

Wenn wir nun zum Aufbau des eigentlichen, für den freien Platz bestimmten Denkmals weitergehen, so ist vor Allem hervorzuheben, daß ein solches auf den Beistand der Architektur wesentlich angewiesen ist. Das richtige Monument ist ein selbständiges Kunstwerk, das, wenn ihm auch seine Umgebung keineswegs gleichgiltig sein kann, doch auf eigenen Füßen stehen und seinen Platz beherrschen muß. Hierzu bedarf es einer gewissen räumlichen Ausdehnung, welche ihm nur die Architektur zu gewähren im Stande ist. Ein magerer Sockel mit seiner Statue, die kaum Platz auf ihm hat, ist noch lange kein ordentliches Monument, und kann nur in einer enger begrenzten Räumlichkeit zu einiger Geltung gelangen. Der vielfache Mißerfolg dieser Kunstwerke hat denn auch — von der bildnerischen Auffassung abgesehen — hauptsächlich in der Vernachlässigung des architektonischen Moments seinen Grund, für welches den Bildhauern nur allzuhäufig das richtige Verständniß abgeht. Manche fürchten sogar durch allzuliberale Beiziehung der baulichen Kunst, ihrer Skulptur Eintrag zu thun, statt einzusehen, daß diese durch eine angemessene Umrahmung nur zu gewinnen hat. Die Architekten ihrerseits wissen auch nicht immer den Erfordernissen der Bildnerei sich anzubequemen und jenes dekorative Mittelding zu finden, das weder ein Steinblock, noch ein Stück Haus, sondern ein wohlgegliedertes, zwar selbständiges, aber doch zu Aufnahme des Bildwerks bestimmtes Bauwerk ist. Der Urheber eines Denkmals sollte eben Bildhauer und Baumeister zugleich sein, denn nur durch das einträchtige Zusammenwirken von Skulptur und Architektur kann ein tüchtiges Kunstwerk dieser Gattung entstehen. Da jedoch unsere Zeit, in welcher die Theilung der Arbeit immer eingreifender sich geltend macht, keine das ganze Kunstwesen umfassende Genies, wie Leonardo und Michel Angelo, mehr hervorbringt, so ist die Verbindung von Bildhauer und Architekt das Auskunftsmittel, welches, unter der Bedingung gegenseitigen verständnißvollen Einvernehmens, sachgemäße Resultate erzielen kann. In diesem Sinne — der Verschmelzung der beiden Schwesterkünste — gereicht es einem Denkmal zu nicht geringem Vortheil, wenn es mit einem laufenden Brunnen verbunden wird. Schon die alten Städte pflegten, in dieser Einsicht, ihre Helden und Heiligen auf den Marktbrunnen zu stellen, wie auch in neuerer Zeit bei einer größeren Zahl von Monumenten diese Form der Herstellung wieder in Anwendung kam. Man könnte freilich sagen, das Denkmal werde, indem es durch diese Verbindung einem praktischen Zweck diene, in seiner ethischen Bedeutung verringert, aber mit Unrecht. Fürs erste ist die mäßige Vergrößerung, welche ihm diese Zugabe bringt, keine über seine ursprüngliche Bestimmung hinauswachsende, sondern vielmehr eine dieselbe ästhetisch fördernde. Denn durch die Brunnenbecken erhält der Aufbau nicht nur die so wünschenswerthe breitere Basis, sondern auch eine gesellschaftliche Bestimmung, welche ihn über das bloße Schauwerk hinaus dem Volksbewußtsein näherrückt und nicht durch Zaun und Schranke vom Publikum abschließt. Sodann gibt das lebendige Element dem Steinbau ein gewisses inneres Leben, dessen ewig quellender Strahl Vergangenheit und Zukunft wie mit silbernem Faden aneinander reiht und in dem Denkmal — ganz im Sinne von dessen Beruf — gleichsam Vorwelt und Nachwelt verbindet. Ohnehin hat heutzutage, wo die Häuser der Städte mit Wasserleitungen versehen zu sein pflegen, der Zierbrunnen weit mehr eine ästhetische als eine ökonomische Bedeutung und vergütet durch malerische Schönheit das zehnfach, was ihn etwa seine wasserspendende Dienstleistung an baulicher Würde kosten könnte; denn hier ist das Denkmal der Zweck und der Brunnen nur das Mittel.

Trotz einer vermehrten und keineswegs erfolglosen Anwendung des Zusammenwirkens von Bildhauer und Baumeister in neuerer Zeit wußten jedoch diese ihre Mittel noch nicht hinlänglich in Einklang zu bringen, um sie vollständig zu beherrschen. Dies haben die zahlreichen Entwürfe zu den verschiedenen Kaiserdenkmälern, und namentlich die betreffenden Berliner Konkursarbeiten deutlich ans Licht gestellt. Von letzteren kann man freilich nicht sagen, daß sie das bauliche Moment hintan gesetzt hätten, im Gegentheil wurde bei den meisten derselben die Skulptur von einer herrschsüchtigen Architektur zu deren eigenem Nachtheil an die Wand gedrückt. — Das plastische Kunstwerk trägt seinen Zweck in sich; das architektonische dagegen bedarf eines von außen kommenden Zwecks, um seine Existenz logisch zu gestalten und ästhetisch zu rechtfertigen. Die Verbindung beider, das Denkmal, dessen architektonische Rolle in der Aufnahme des Bildwerks besteht, erschöpft mit Erfüllung dieser Aufgabe seine bauliche Bestimmung. Wächst nun aber die monumentale Schöpfung durch ihre architektonische Ausbreitung über ihre Bestimmung hinaus, so wird sie zwecklos und damit ästhetisch halt- und sinnlos! Und das ist nicht zu ändern; denn greift man einem solchen Bauwerk mit einem Zweck unter die Arme, so geschieht dies auf Kosten der Idee, deren Vertretung ihm obliegt, und es ist kein richtiges Denkmal mehr; läßt man aber seinen räumlichen Ueberfluß ohne Zweck, so wird es zum hohlen Schau- und Prunkwerk, zu einer Theaterdekoration in Stein ausgeführt. Die Mißachtung dieser Grundsätze hat zu jenen maßlosen,

trotz aller Verschwendung dekorativen Pomps, unbefriedigenden Bauanlagen der Berliner Konkurrenzentwürfe geführt, in deren weitschweifiger Architektur das bildnerische Moment der Darstellung förmlich unterging. Der chauvinistische Größenwahn und der tolle Milliardenschwindel des Jahres 1871 schienen sich hier in phantastischen Konzeptionen von pharaonenhaft übertriebener Ausdehnung noch einmal Rendezvous gegeben zu haben. Mit diesen Bemerkungen soll übrigens der Vortheil einer architektonischen Umfassung dem Denkmal keineswegs abgesprochen werden. Eine solche kann im Gegentheil von vortrefflicher Wirkung sein, wenn sie sich begnügt, dem Aufbau einen ruhig abschließenden Hintergrund zu schaffen, statt durch unverhältnißmäßige Ausdehnung und selbständigen Prachtaufwand das eigentliche Monument zu erdrücken.

Zum Schluß noch einige Worte über die Frage der Kaiserdenkmäler im Allgemeinen. Wenn da, wo es sich in üblicher Weise um die Errichtung eines einzigen Denkmals, oder auch einiger weniger für dieselbe Person, handelt, die Aufstellung der ganzen Figur als die richtige Maßnahme erscheint, so ist anderseits nicht zu verkennen, daß bei einem Kaiserdenkmal die Sache anders liegt als bei einem Standbild für Humboldt oder Uhland. Bei jenem stehen wir nicht vor einem einzelnen, sondern vor einer ganzen Reihenfolge von Monumenten, und vor einer Persönlichkeit, deren plastische Bildnisse über ganz Deutschland ausgestreut sind. Hier verliert das Portrait offenbar an monumentaler Bedeutung, um so mehr als die fortwährende Wiederkehr derselben Figur, verbunden mit dem unkünstlerischen Eindruck der militärischen Uniform, schließlich eine mehr ermüdende als erhebende Wirkung hervorbringen muß. Da hier überhaupt für die Ueberlieferung der äußeren Erscheinung an die Nachwelt aufs reichlichste gesorgt ist, wäre es nicht unangemessen, gelegentlich auch einen höheren, allgemeineren Standpunkt einzunehmen als den konventionellen einer Porträtirung in mehr oder weniger großem Maßstab. Es wäre sicherlich wohlgethan, unter den vielen Reichsdenkmälern hier und da eines herzustellen, welches mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit schaut, zwar den Sieg feiert, aber als eine vollendete Thatsache betrachtet, und das Herrscherbildniß weniger zum Zielpunkt plastischer Darstellung als vielmehr zum Mittelpunkt des historischen Ereignisses macht, indem es den Nachdruck nicht auf die materielle Abbildung, sondern auf die kulturhistorische Bedeutung der kaiserlichen Persönlichkeit legt: auf die Aufrichtung des Deutschen Reiches und die Gründung der nationalen Einheit. Hier ließen sich, bei Beschränkung des Kaiserporträts auf ein Medaillon in Hautrelief, mit Hilfe des figürlichen Symbols (nicht der Allegorie) durch formschöne Gestalten und anmuthige Gruppen, auch für Kompositionen mittlerer Größe, höhere künstlerische Schöpfungen erzielen, als dies mit einer einzelnen mehr oder weniger realistischen Figur möglich ist; und schließlich sollte man doch meinen, daß das Andenken eines Kaisers durch ein wahres und edles Kunstwerk geehrter erscheint, als durch den Umfang des gekrönten Bildnisses. Wird doch ein historisches Denkmal weniger für den heutigen Tag als für die künftigen Jahrhunderte errichtet, also für eine Zeit, in welcher die augenblicklichen und persönlichen Motive den dauernden und allgemeinen Ideen gegenüber sehr in den Hintergrund getreten sein werden.

Ludwig Pfau.

Theater.

Ostend-Theater: Der Scharfrichter von Berlin.

Wem seine Mittel eine Reise ins hispanische Stierkämpferreich nicht erlauben, der nehme am Alexanderplatz die Pferdebahn und fahre ins Ostend-Theater. Die Wagen halten vor der Thür. Große Anschlagzettel verkünden, merkwürdigerweise mit blauen, nicht mit rothen Lettern: „Der Scharfrichter von Berlin. Sensationsschauspiel in 9 Bildern aus dem Berliner Leben. Nach Victor von Falcks gleichnamigem Roman. Nach Aufzeichnungen, Handschriften und persönlichen Mittheilungen des Scharfrichters Julius Krauts, frei bearbeitet von H. Balten."

Das Haus ist überfüllt. Ein Publikum von kleinen Handwerkern mit Frauen und Kindern, dazwischen vereinzelte Ganzberliner, Rowdies, junge Arbeiterinnen, welke Dirnen und ihre Beschützer. Es wird verstohlen Bier getrunken. Auf der Bühne haarbuschige Gesellen, alte Vorstadtkomödiantinnen, einzelne sich viel versprechende Anfänger. Die Tragöden brüllen, die Komiker treiben Parterregymnastik, das Publikum johlt und trampelt Beifall. Den unbeweglichen Logenzuschauer treffen finstere Blicke: so gönne doch dem kleinen Mann auch sein Vergnügen, behandschuhter Bourgeois!

Worin besteht dies Vergnügen?

Ein uraltes, längst verschollen geglaubtes Melodrama, das trotz Verbrecherkeller und Andreasplatz mit dem Berliner Leben nicht das Mindeste zu schaffen hat, wird in widrig übertreibender Darstellung aufgeführt. Falschmünzerei, Giftmord, Schändung, Irrenhaus, Geistererscheinungen, Einbrüche bilden die leckeren Ingredienzien dieses Mahles; die Sprache schwankt zwischen grotesker Pathetik, die mit schiefen Bildern prunkt, und knotigsten Berlinismen, die das Haus erdröhnen lassen. Die Genugthuung äußert sich nämlich im Auditorium, gleichviel, ob sich die Tugend oder das Laster erbricht, zumeist durch wieherndes Gelächter.

Und woher der Erfolg? Denn dergleichen Machwerke sind doch nicht neu auf unseren „Volksbühnen".

Erste Ursache: Das Sensationsschauspiel ist aus einem auf allen Hintertreppen gekauften Schund- und Schauerroman zurecht geschnitten, mit dessen Erlös ein kleines Vermögen zusammengebracht sein soll. Die Lieferungsleser der Krauts-Memoiren wollen ihre Lieblingsgestalten in Fleisch und Blut erblicken und kommen zu Hauf. Zweite und hauptsächliche Ursache: Punkt elf Uhr betritt, in feister Leibhaftigkeit, der weggejagte Scharfrichter Julius Krauts die Bühne. Der Mörder und Falschmünzer winselt, das Publikum jubelt dem stämmigen Nachrichter entgegen. Herr Krauts ist im Originalkostüm: Frack und schwarze Binde; er packt den Delinquenten und schleift ihn zum Block. Dort greift er nach dem blitzenden Beil — die Direktion hat Sorge getragen, bekannt werden zu lassen, daß es das „wirkliche", etliche vierzig Mal gebrauchte Beil ihres Kunstgastes ist —, er erhebt es und der Vorhang fällt. Begeisterungsparoxysmus. Eine ähnliche Empfindung aufsteigenden Ekels und tiefster Niedergeschlagenheit kam mich nie an wie vor diesem Triumph der Brutalität. Draußen kündeten elektrische Flammen und das Getriebe einer Riesenstadt von der rastlos fortschreitenden Civilisation; drinnen jubelten tausend deutsche Menschen einem ungeschlachten Gesellen zu, den man seiner Rohheit wegen aus dem Nachrichterdienst fortgejagt hat. Unwillkürlich mußt' ich an Zola denken: „Ja, ja, die Eisenbahn — eine schöne Erfindung. Man fährt schnell, man ist gebildet. Aber die wilden Bestien bleiben wilde Bestien, und wenn man auch noch viel schlauere Entdeckungen macht, die Bestien bleiben Bestien."

Müssen sie es bleiben? Und soll man müßig zusehen, während die Bestialität genährt und gehätschelt wird? Daß die Polizei, die ernsthaften Kunstwerken durch inappellablen Spruch die Bühne verschließt, diesen groben Unfug duldet, ist gut, schon weil es zur Diskreditirung der kunstfremden Censur beiträgt. Aber geschehen muß in positiver Richtung etwas. Wenn man sich darum bekümmert, ob und wieviel das Volk betet, so sollte man auch auf seine Vergnügungen aufmerksam achten. Das großstädtische Proletariat wird zur schlimmsten Geschmacklosigkeit erzogen, wenn man es der nackten Banalität des Herrn Adolph Ernst und der blutrünstigen Rohheit des Herrn Krauts überläßt.

Im sozialdemokratischen „Berliner Volksblatt" tauchte kürzlich der Vorschlag auf, eine „Freie Volksbühne" zu begründen, auf welcher die Dramen von Ibsen, Tolstoi und ihren deutschen Nachahmern erscheinen sollen. Der Versuch ist erlaubt, aber er muß mißglücken. Den Geist dieser Werke können begrenzte Intelligenzen nicht begreifen, ihr

Stoffgebiet aber wird sie abstoßen, denn gerade der primitive Mensch verlangt von der Kunst eine neue, ihm unbekannte Welt. Darum arbeiten die Melodramenschreiber, die man, so lange sie nicht viehisch werden, gar nicht so arg verachten sollte, zumeist mit Fürsten, Grafen und Edelleuten, darum ist auch im „Scharfrichter von Berlin“ der Verbrecherkeller nur eine Episode und fabelhafte Lords und Komtessen nehmen den Hauptplan ein. Auf diesem Wege ist nicht viel Heil zu erwarten. Aber könnten nicht von privaten Volksfreunden bürgerliche Schauspielhäuser subventionirt werden? Man setze einen anständig gebildeten Direktor ein und vereidige ihn auf ein sachgemäßes Programm. Das Publikum im Osten geht auch zu guten Stücken; vor einem Jahr konnte „Tell“, konnte „Romeo und Julia“ fast ein Dutzend Mal an der Stelle gespielt werden, wo jetzt eine dramatische Abdeckerei errichtet ist. Für Kirchen und Denkmäler ist immer Geld vorhanden. Und mit den Volksbrausebädern allein ists auch nicht gethan; es gibt auch eine innerliche Reinlichkeit, die nach Pflege verlangt. Die Anlage eines anständigen Vorstadttheaters ohne höhere Aspirationen bietet nicht das geringste Risiko; wer weiß, vielleicht ist sogar noch ein Geschäft zu machen.

Ein kritischer Freund, dem ich meine Eindrücke aus Berlin O. mittheilte, meinte, man müsse bergleichen totschweigen, um nicht die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Aergerniß zu lenken. Das erinnert bedenklich an das Loblied auf die Glückseligkeit der Deutschen — im Ausland. Ich glaube, wir dürfen den Kopf nicht in den Sand stecken, wir müssen wissen, wie man sich an der Peripherie vergnügt Frau Birch-Pfeiffer, die den verpehmten Freiknecht all' in seinem Edelmuthe auf die Bühne brachte, wird heute verlacht; der „echte“ Krauts aber wird bejubelt. Ist das am Ende gar auch ein Erfolg des Naturalismus?

M. Kent.

Die Fortschritte der ökonomischen Wissenschaft seit Adam Smith. Revision der volkswirthschaftlichen Lehren von Moritz Block.*)

Der Verfasser dieses in französischer Sprache geschriebenen Werkes ist in Paris aufgewachsen, und seit vielen Jahren im Besitz auch der höchsten offiziellen Ehren des akademischen französischen Bürgerrechts, als Mitglied des Instituts. Geboren ist er in Deutschland, und er beherrscht nicht blos die deutsche Sprache, sondern auch die deutsche Wissenschaft ganz ebenmäßig wie die Sprache und die Wissenschaft seines Adoptiv-Vaterlandes. In der Blüthezeit der deutschen volkswirthschaftlichen Kongresse war er ein gern gesehener Gast derselben, wie er auch vielfach sich als Mitarbeiter an der Vierteljahrsschrift und anderen deutschen nationalökonomischen Publikationen betheiligte und noch immer lebhafte persönliche Beziehungen zu seinen Fachgenossen in Deutschland unterhält. Er stellt in seiner Person die leibhaftige Bethätigung einer für die Nationalökonomie sehr ehrenvollen Wahrheit dar, die nämlich, daß sie zwar eine politische Wissenschaft ist, wie schon ihr Name besagt, daß sie aber sich trotzdem in allen ihren höheren Vertretern von beschränktem und gemeinem Nationalitätsfanatismus frei gehalten hat. Denn Alles, was mit Gehässigkeit den sogenannten Schutz der nationalen Arbeit predigt, mag zwar den Schein wissenschaftlicher Lehre annehmen, wird aber nirgends ernstlich dafür angesehen.

Wie der Titel des Werkes besagt, hat sich der Verfasser eine zweifache Aufgabe gestellt. Indem er von der Entwicklung der Lehre Rechenschaft geben will, hat er zunächst von einer dogmatischen Darstellung auszugehen und darauf die Charakteristik der hinzugetretenen Variationen des Themas folgen zu lassen. Diese Methode ist denn auch genau befolgt. Alle einzelnen Gebiete der Nationalökonomie werden der Reihe nach abgehandelt, beginnend naturgemäß mit den allgemeinsten und grundlegenden, wie die Frage nach der richtigen Methode selbst, die Untersuchung über Werth und Preis bis zu den Steuern und zum Luxus. Eine umfassende Einleitung zum Anfang und eine zusammenfassende Schlußbetrachtung am Ende der zwei sehr starken Bände dienen dem Ganzen als passender Rahmen. Von besonderem Werth ist die Fülle des litterarischen Materials, welches in den kritischen Scholien aufgeführt wird. Die englische, die amerikanische und die italienische Bibliographie kommt neben der deutschen und französischen in ganz erschöpfendem Maße zur Darstellung, vor allem die deutsche, und zwar schon deshalb, weil die Tendenz des Verfassers vorwiegend eine polemische gegen den Katheder- und Staatssozialismus gerichtete ist und hier die Deutschen die erste Rolle spielen. In Frankreich hat der Staatssozialismus unter den Männern der Wissenschaft keine Schule gemacht. Sozialistische Professoren sind dort eine unbekannte Erscheinung. Ein angesehener Schriftsteller, den man der christlich-sozialen Schule mildester Färbung zuzählen könnte, der Mineraloge Le Play, ist lange vor unserem Kathedersozialismus Ende der vierziger und in den fünfziger Jahren mit Studien über die Arbeiter hervorgetreten.

Block ist ein überzeugter und unbeirrter Anhänger der alten klassischen Schule wie alle namhaften Nationalökonomen Frankreichs. Der gesunde Menschenverstand, der „bon sens“, hat die französische Doktrin vor dem Tiefsinn des Ethos und Pathos bewahrt, und es thut wohl, aus den Betrachtungen des Verfassers zu entnehmen, daß die als welterlösende Entdeckung verkündete „Sozialpolitik“ ihm nicht im geringsten imponirt. Dabei liegt ihm fern, sich aller Weiterentwicklung der ökonomischen Lehre seit Adam Smith bis in die neueste Zeit zu verschließen. Er gibt sich Rechenschaft von manchen Irrthümern und Unvollkommenheiten derselben und erkennt die nachträglichen Berichtigungen, zu denen er selbst beiträgt, willig an. Nur dem Allheilmittel der Staatseinmischung, welche das A. und O. der jüngeren deutschen Schule ist, widersetzt er sich. Herrn Bellamy's Rezept, nach dessen Anweisung im Jahre 2000 die gebratenen Tauben jedem Staatsbürger von Amtswegen in den Mund gesteckt werden, findet ihn ganz ungläubig. Unter den neueren deutschen Nationalökonomen ist Karl Menger derjenige, dem er sich am meisten anschließt. Es ist schade, daß er neben den englischen und deutschen Gegnern des Staatssozialismus nicht auch die holländischen in seine Behandlung aufgenommen hat. Pierson in Amsterdam hat manches Vorzügliche darin geleistet und das umfangreiche Werk van D'Aulnis de Bourouille in Utrecht über die sozialen Theorien gehört zum Besten, was zur Widerlegung derselben geschrieben worden ist (Het Hedendaagsche Socialisme). Die Eintheilung des Block'schen Buchs nach gesonderten Materien macht zwar das Studium und besonders das Nachschlagen in demselben sehr bequem, aber indem daraus auch die Nöthigung entsprang, jedesmal auf die Autoren und ihre Widerlegung zurückzukommen, mußte sich Wiederholung einstellen und die Wucht der Kritik sich etwas abschwächen. Zum Zweck einer gründlichen Widerlegung würde sich eine systematische Zusammenfassung kräftiger erwiesen haben. Es sind eine Reihe erfolgreicher Gefechte geliefert, ohne daß eine Hauptschlacht geschlagen wäre. Immerhin ist ein nützliches, inhaltreiches und verdienstliches Stück Arbeit geliefert, das vor allem zur Orientirung über den Gang aller Streitfragen seit Anfang des Jahrhundert bis heute vortreffliche Dienste leistet.

L. B.

*) Les progrès de la science économique depuis Adam Smith. Revision des doctrines économiques par Maurice Block. 2 Bände. Paris. Guillaumin.

Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Von Dr. Hermann Türck. Leipzig-Reudnitz. 1890. Max Hoffmann.

Weshalb Hamlet, obwohl ihn der Geist des vom eigenen Bruder ermordeten, geliebten Vaters gebieterisch zur Rache auffordert, die Erfüllung dieses Gebotes immer von neuem aufschiebt: dies das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie.

Diejenigen, die nicht mit K. Werder ein äußeres Hinderniß als Grund für das Zögern des Helden annehmen wollen, erblicken dasselbe in seinem Charakter. In der Auffassung aber von Hamlet's Charakter treten besonders drei Richtungen hervor. Sie werden sämmtlich von Türck, der zunächst die früheren Erklärungsversuche einer Kritik unterzieht, bekämpft: zwei von ihnen, deren Hauptvertreter Goethe und H. Baumgart sind, w. m. sch., mit gut-siegreichen Waffen.

Goethe's Auffassung gegenüber, der zu Folge Hamlet ein gefühlsseliges Wesen ohne jede Energie, eine Art Werther ist, weist Türck an der Hand des Dramas nach, daß es Hamlet an der zu jedem Thun erforderlichen Thatkraft durchaus nicht fehlt. Er schreckt nicht vor dem

„Unmöglichen", d. h. „was ihm unmöglich ist", zurück: im Gegentheile! eine That wird auf eine Seele gelegt, die der That **recht wohl** gewachsen ist! Goethe irrte sich in der Beurtheilung Hamlet's ebenso, wie in der Beurtheilung der Emilia Galotti!

Nach Baumgart ist Hamlet's Unentschlossenheit das Ergebniß eines Konfliktes zwischen seinem starken Pflichtgefühle und Erwägungen moralischer Art, eines Konfliktes zwischen dem Rächer und Richter. Hamlet aber empfindet in Wirklichkeit die Aufgabe, seinen Vater zu rächen, als eine ihm innerlich fremde und unwillkommene Last. Die Zeit ist aus den Fugen: und **er** soll sie einrichten? Hamlet als unfreiwilliger Rächer fühlt sich nicht weniger unglücklich als Odoardo, der unfreiwillige Richter (E. G. V, 6)! Daß ferner der Trieb nach Rache und der nach Gerechtigkeit, wenn beide **allein** die Seele ausfüllen, sich nicht ausgleichen, sondern gegenseitig hemmen sollen, ist psychologisch nicht nothwendig. Kann schließlich bei einer Gesinnung, wie sie Hamlet im Gespräche mit der Ophelia (III, 1) an den Tag legt, kann bei einer solchen Selbstverachtung überhaupt noch die Rede sein von Rächen- und Richten-Wollen?

Die dritte Richtung greift Türck am heftigsten an: wie mir scheint, ohne Grund und Erfolg. Ihr Anhänger, Fr. Th. Vischer, bezeichnet Hamlet als einen „Menschen melancholischen Temperaments, der dem Denken zu sehr ergeben ist". Dieses Denken soll ihn am Handeln verhindern.

Das Denken, so führt Türck aus, kann das Handeln, wo der Trieb dazu vorhanden ist, nicht aufheben. Nicht durch das Denken wird das Handeln bestimmt, sondern durch die Eindrücke, welche die Seele empfängt. Das Denken ist nur das Medium, welches den empfangenen Eindruck umsetzt in die darauf früher oder später erfolgende Reaktion, die sich äußerlich darstellt als Handlung. — Sehr wahr! Nur glauben wir nicht, daß Vischer bei dem Worte „Denken" dieses Medium zwischen Eindruck und Handlung, dieses „augenblickliche Ueberlegen" im Auge hatte. Derjenige wenigstens, der das Wort sprach: „Hamlet ist Deutschland!" wollte damit Hamlet als den Typus des Volkes der Denker hinstellen, als einen Ideologen, oder wie Vischer auch sagt: als ein „Phantasie-Genie". Daß aber ein Mensch, der in der Ideenwelt völlig aufgeht, mit der Zeit dem Handeln sich entfremdet, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Zwar haben die thatkräftigsten Männer oft auch den schärfsten und durchdringendsten Verstand gehabt, aber die größten Denker sind nicht immer thatkräftige Helden gewesen. Das deutsche Volk ist der beste Beweis dafür. Und trotz Bismarck, Sedan und Einigung wird sich dieses Grübeln, dieses, wie Hamlet selbst es mißmuthig nennt: „Hans den Träumer spielen", wird sich dieser Hamletzug ebensowenig aus dem deutschen Volkscharakter bannen lassen, wie der Faustzug, der stürmische Trieb zum Urgrund alles Wissens. Hamlet würde also dieser Ansicht zufolge deshalb nicht zum Handeln kommen, weil er seinem Charakter nach mehr zu einer *vita contemplativa* im Sinne des Aristoteles neigt, als zu einer *vita activa*. — Wir werden sehen, daß hiermit Türck's **eigene Lösung des Problems** durchaus nicht unvereinbar ist.

Der Fehler Goethe's und seiner Nachfolger besteht nach Türck darin, daß sie der Aufforderung des Geistes zur Rache und dem Abscheu Hamlet's vor ihr ein zu großes Gewicht beilegen. Im Vordergrunde von Hamlet's Bewußtsein steht nicht dieser Konflikt, sondern der Zusammenbruch seiner idealen, **optimistischen** Weltauffassung!

Von dem Treiben der Welt unberührt, lebte Hamlet in dem glücklichen Wahne, daß der wunderschönen Außenseite der Welt ein ebenso vortreffliches Innere entspreche. Da — die furchtbare, jähe Enttäuschung: die rasche Wiederverheirathung seiner Mutter! Der Blinde wird sehend: alles erscheint ihm mit einem Schlage in trübem Lichte. Sein früherer Optimismus schlägt um in krassen Pessimismus, dem die Welt zu einem „wüsten Garten" wird, „erfüllt von verworfenem Unkraut", der Hamlet die Freude nimmt am Manne und am Weibe. Und in einer Welt, wo alles als hohl und nichtig und täuschender Schein erkannt ist — fällt da nicht jedes Motiv zur Entfaltung der Kräfte fort, fehlt da nicht jeder Grund zu planvoller Thätigkeit? — In dieser Gemüthsverfassung, dem Zustande des Ekels vor der Außenwelt, der Verzweiflung an allem Guten, an sich selbst, wird Hamlet von dem Geiste angeredet. Und trotz seines Pessimismus würde ihn das schauerlich-eindrucksvolle Gebot des Vaters doch noch zu zielbewußtem Handeln aufgerüttelt haben, wenn sich Hamlet durch äußere Einflüsse überhaupt **dauernd bestimmen** ließe, wenn nicht von ihm das Wort der Klaudia über Emilia Galotti gälte: „Der **ersten Eindrücke** nie **mächtig**; aber **nach der geringsten Ueberlegung in alles sich findend.**" So dient die Erzählung des Geistes mehr dazu, Hamlet in seinem Pessimismus zu bestärken, als daß sie ihn zu neuer Thatkraft anspornte.

Und: Hamlet ein Denker, sagt Vischer; Hamlet **ein von des Pessimismus Blässe angekränkelter selbständiger Denker**, sagt — wenn ich ihn recht verstehe — Türck.

Türck's Verdienst ist es, die beiden für die Erklärung von Hamlet's Zaudern, Hamlet's Charakter und damit der Hamlet-Tragödie in Betracht kommenden Momente richtig gruppirt und in die rechte Beleuchtung gesetzt zu haben. Dieses Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, daß Türck — was er selbst rückhaltlos anerkennt — in den Schriften A. Döring's und H. Ulrici's zwei trotz ihrer mannigfachen Mängel recht schätzenswerthe Vorarbeiten besaß, durch die er vielleicht zu seiner Auffassung erst hingeleitet wurde.

Ernst Jeep.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmédy im Jahre 1791. Aus dem Nachlasse des Freiherrn Ernst **von Stockmar**. Herausgegeben von Emil Daniels. (Berlin. 1890 Wilh. Herz.)

Es gibt keinen Abschnitt in der Geschichte, welcher durch seine dramatische Natur mehr Anziehungskraft auf die Leselust ausübt als die französische Revolution. Auch den Verfasser der vorliegenden Schrift scheint sie in solcher Weise gefesselt zu haben. Denn sein Werk, obgleich es eigentlich nur eine Geschichte von vier Tagen erzählt, ist doch das Produkt umfassender Studien, die sich viele Jahre hindurch in die ganze Epoche vertieften. Zum besonderen Gegenstand hat der Verfasser dann aus dem großen Drama diejenige Episode herausgegriffen, welche zwar nicht dramatischer als manche andere — z. B. der Bastillesturm, der Sturz Robespierres, der achtzehnte Brumaire — doch durch den unvermeidlichen Antheil an dem grausamen Schicksal des unglücklichen Königspaares, die Aufmerksamkeit und das Interesse in die höchste Spannung versetzt.

Nach der Anlage des Buches kann man sich denken, mit welcher ins Einzelne dringenden, minutiösen Sorgfalt die Untersuchung angestellt und der Hergang berichtet ist. Einleitungsweise wird die Entstehung des Fluchtgedankens, dessen Wandlung und Vorbereitung geschildert, mit besonderer Berücksichtigung des politischpsychologischen Lichtes, in welchem der König selbst dabei erscheint. Ueber die Mitschuld an dem Mißlingen so nah am Ziel der Rettung ist alles Erwägenswerthe mit äußerster Sorgfalt und Unbefangenheit zusammengetragen. Diese Schuld vertheilt sich auf viele Schultern, trifft durchaus nicht den armen Monarchen allein, wie die ja oft boshafte Legende eine Zeit lang verbreitet hatte. In Uebereinstimmung mit Sybel, von dem er in anderen Punkten abweicht, läßt der Verfasser deutlich hervortreten, daß der Fluchtversuch in der Hauptsache doch an der Volksstimmung scheiterte. Die freiheitliche und nationale Begeisterung hatte sich in den wenigen Jahren mit solcher Unwiderstehlichkeit selbst des platten Landes bis in die kleinen Gemeinden hinein bemeistert, daß der mit Sturmeseile verbreitete Verdacht der Flucht überwächtige Massen der Bevölkerung auf die Wege der königlichen Karosse wälzte, denen die in ihrer Disziplin tief erschütterte Truppe nicht gewachsen war. Auch die deutschen Reiterregimenter, welche der treue Bouillé auf dem Wege vertheilt hatte, hielten nur wenig Stand. Trotzdem hing das Entkommen verschiedene Male nur an einem Haar, an der Schnelligkeit einiger Pferde, an der Aufmerksamkeit oder Kaltblütigkeit eines Offiziers. Man hat es so schon oft gelesen, aber nie mit solcher Genauigkeit, wie das Alles sich zugetragen hat. Ob die Weltgeschichte einen wesentlich anderen Verlauf genommen hätte, wenn die Flucht gelungen wäre, ist allerdings zweifelhaft. — Der Verfasser hat zwar nicht aus bis dahin unbekannten archivalischen Quellen neue Thatsachen geschöpft, aber er hat Alles, was in einem Zeitraum von beinah hundert Jahren über sein Thema geschrieben worden, mit Schärfe geprüft und benutzt. Der Herausgeber hat zur Bequemlichkeit des Lesers das vom Verfasser hinterlassene Manuskript da, wo es ohne Schaden geschehen konnte, gekürzt und das Ganze zu einer leicht fließenden und von Anfang bis zu Ende fesselnden Lektüre gefügt.

L. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 32. Berlin, den 10. Mai 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die politische Ruhe, die in Deutschland während der letzten Wochen geherrscht hatte, wird jetzt voraussichtlich wieder durch eine lebhaftere Bewegung abgelöst werden. Nachdem nunmehr der Reichstag zusammengetreten ist, wird sich zeigen müssen, nach welchen Grundsätzen die politischen Geschäfte in Deutschland seitens der Regierung fortgeführt werden sollen, und die Haltung der Regierung wird entsprechend auf die Parteien zurückwirken, die sodann auch ihrerseits den neuen Verhältnissen gegenüber werden Stellung nehmen können.

Auf dieser Grenzscheide einer neuen Zeit befinden wir uns im Augenblick; an die hinter uns liegende Bismarck'sche Vergangenheit erinnert nur ein Preßfeldzug, den zu Gunsten des geschiedenen ersten deutschen Reichskanzlers die „Hamburger Nachrichten" mit großem Eifer und mit großem Ungeschick eingeleitet haben.

Jene zufahrende Kampfeslust, jene verbissene Reizbarkeit, jener spürende Argwohn, der bisher für die bemerkenswertheren Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" so bezeichnend gewesen ist, er findet sich jetzt in jenen Aufsätzen des genannten Hamburger Blattes wieder, die sich mit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck beschäftigen, so daß kein Beobachter der politischen Vorgänge darüber in Zweifel ist, wessen Geist aus diesen Darlegungen spricht. Jenes weiße Papier, das die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" dem Fürsten Bismarck zur Verfügung gestellt hatte, solange er Minister war, wird ihm nunmehr, da er kein Portefeuille mehr besitzt, in den „Hamburger Nachrichten" zur Benutzung offen gehalten.

Niemand könnte daran Anstoß nehmen, wenn Fürst Bismarck auch nach seinem Rücktritt noch seine politischen Anschauungen zu vertreten sucht. Ein Bismarck ist nicht allein der gehorsame und getreue Diener seines Herrn. Nur harmlose Seelen haben dieser zeitlichen Umständen adequemten Bismarck'schen Versicherung jemals glauben können, und es war klar, daß der erste deutsche Reichskanzler sich nur so lange an diese Versicherungen für gebunden erachten würde, wie sie seinen Zielen förderlich und nutzbringend waren. Heute sind sie es nicht mehr. Fürst Bismarck legt Werth darauf, in jeder neuen persönlichen Kundgebung besonders hervorzuheben, daß er aus seinen Aemtern entlassen worden ist, und daß er dieselben nicht freiwillig niedergelegt hat. Er betont geflissentlich die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und ihm, und es wäre daher nur folgerichtig, wenn Fürst Bismarck auch als Privatmann jene politischen Gedanken ferner zu verfechten suchte, die er für ersprießlich hält. Aber nichts von alledem ist bisher geschehen.

Die im Dienste des Fürsten Bismarck stehende Presse hat auch noch nicht den leisesten Versuch gemacht, ein politisches Programm zu entwickeln, eine Parole auszugeben, die es ermöglichen könnte, um den geschiedenen Staatsmann eine Partei zu gruppiren; nicht die Fragen, welche das Reich und die Allgemeinheit beschäftigen, werden in den vielbemerkten Aufsätzen der „Hamburger Nachrichten" besprochen; keineswegs; immer nur findet man Erörterungen, die in aller persönlichster Weise den Fürsten Bismarck selbst und sein Schicksal zum Gegenstand polemischer Auseinandersetzungen machen.

Diese Art Politik zu treiben, diese Verschmelzung des eigenen Ich mit den objektiv gegebenen politischen Aufgaben war Jahrzehnte hindurch eine Ruthe für das öffentliche Leben Deutschlands; die Bismarck'sche Art war ein Unglück und sie hat ohne Noth die Gegensätze verschärft und verbittert. Aber zu jener Zeit war bei dieser Methode wenigstens noch einigermaßen der Zug der Nichtigkeit und Kleinheit verhüllt, denn jene Gestalt, die jede Bewegung vor Allem auch in ihrer Wirkung auf die eigene Person empfand und maß, sie besaß in Deutschland eine außerordentliche Macht-

stellung, und jede noch so subjektive Gefühlsaufwallung hatte daher eine politische Bedeutung. Heute, wo Fürst Bismarck nur ein Privatmann ist, erscheint seine Reizbarkeit, die zügellos immer von Neuem hervorbricht, ganz unverhüllt als das, was sie ist, als ein schwerer Temperamentsfehler, und so augenfällig drängt sich dieser Temperamentsfehler unter den nunmehrigen veränderten Verhältnissen hervor, daß selbst die Schaar der aufrichtigen, aber kurzsichtigen Bismarckverehrer bedenklich zusammenzuschmelzen beginnt.

Mit wahrer Virtuosität hat Fürst Bismarck in den paar Wochen seit seinem Rücktritt jenes Kapital an Einfluß und Sympathie, über das er in Deutschland verfügen konnte, verkleinert und zu verthun begonnen. Erstaunt fragen sich seine Anhänger, ist das jener Heros, den wir uneingeschränkt bewunderten, und der jetzt die Welt mit nichts weiter bekannt macht, als mit seiner allerpersönlichsten Verbitterung und seinem allerpersönlichsten Aerger, und von dem bisher nicht ein einziger politischer Gedanken, der das öffentliche Leben in Deutschland bereichern oder wenigstens bewegen könnte, vernommen worden ist. Immer nur hört man: ich wurde gekränkt, ich wurde schlecht behandelt, ich wurde das Opfer von Intriguen, ich wurde entlassen, obgleich ich unentbehrlich bin. Diese beharrliche Politik des „Ich's" hat eine merkliche Ernüchterung in Deutschland herbeigeführt, und es zeigt sich wieder einmal, daß Menschen mit großen Fähigkeiten immer noch weniger ihre Gegner als ihre eigenen individuellen Schwächen zu fürchten haben.

Wenn in diesen Tagen politischen Stillstandes der erste deutsche Reichskanzler seine eigenen allzu vollen Ruhmeskränze mit nervöser Hast zerzaust und zerpflückt, so kann das nur als eine gütige Fügung des gerechten Schicksals erachtet werden. Die Ausführungen der „Hamburger Nachrichten" haben zwar vor allem ein psychologisches Interesse, doch sind sie gleichzeitig politisch werthvoll. Was dieses Bismarck-ergebene Blatt zu Tage gefördert hat, kann nur dazu beitragen, die frühere Stellung, die der Liberalismus dem Fürsten Bismarck gegenüber einnahm, immer weiteren Kreisen als berechtigt erscheinen zu lassen, und bestand die Gefahr, daß die mächtige Gestalt des geschiedenen Staatsmannes jeden Nachfolger zu winziger Kleinheit erdrücken werde, so hat nunmehr Fürst Bismarck selbst dafür gesorgt, daß er nicht größer erscheint als er war, und er war in vielen Beziehungen gewiß nicht groß. Das Gute des bisherigen Zwischenspiels besteht darin, daß es Mythen zerstörte und Vorstellungen verscheuchte, die das Wachsthum und die Entfaltung neuer politischer Kräfte hätte erschweren und hemmen müssen.

Major Wißmann hat im südlichen Theil der deutschen ostafrikanischen Besitzungen einen ersten Erfolg davongetragen; Kilwa ist erobert worden. Zwei unserer Kriegsschiffe bombardirten den Ort, und als darauf die Landtruppen anrückten, flohen die Araber. Man könnte finden, daß dieser Sieg weniger bemerkenswerth ist, als die Thatsache, daß die Araber überhaupt in einem Orte zu widerstehen wagten, der sich mit den schweren Schiffsgeschützen bestreichen läßt. Es ist klar, daß arabische Horden sich in Stellungen unmöglich zu halten vermögen, die unter das verheerende Artilleriefeuer unserer Marine genommen werden können. Wenn nur in genügender Anzahl Kriegsschiffe zur Verwendung gelangen, so wird es stets möglich sein, die Küstenlinie zu halten; das ist selbstverständlich; aber welcher reale Nutzen erwüchse hieraus? Das Bombardement von Kilwa zeigt, wie zäh und feindselig die Araber sind; die Eroberung zeigt aber leider kaum, daß wir freundlicheren Zeiten schon näher kämen.

Das Sterbestündlein für den Boulangismus ist gekommen; die Pariser Kommunalwahlen haben der Partei des Generals eine zerschmetternde Niederlage gebracht; nur über zwei Sitze verfügen die Boulangisten im Stadthaus und vielleicht werden sie endgültig nur einen Vertreter im Hotel de Ville haben, denn eine Wahl ist angefochten worden. Vor einem Jahre noch erschien Boulanger und die Schaar seiner Anhänger als eine sehr ernste Gefahr für den Staat; heute ist die Partei zersprengt, in voller Auflösung begriffen, und der General ist ein ohnmächtiger, verbannter Mann, der keine Hoffnung hat, seine Sache wieder herzustellen. Dieser schnelle Wandel des Geschickes ist bezeichnend für die französischen Verhältnisse. Einer schwachen Regierung, die keine Achtung genießt, kann bei unseren westlichen Nachbarn selbst ein Jahrmarktsheld gefährlich werden; aber ebenso schnell schlägt die Stimmung um, wenn eine feste Hand mit ein Paar wohl gezielten Schlägen den frechen und feigen Abenteurern zu Leibe geht.

Heute verkünden die Boulangisten selbst das Ende des Boulangismus; die Episode ist abgeschlossen, und sie war lehrreich und hoffentlich für die bestehenden Verhältnisse nutzbringend, denn sie hat dem französischen Bourgeois von Neuem dargethan, daß auch die Republik im Stande ist, die Ruhe und die öffentlichen Interessen mit Nachdruck zu wahren; nur jene Regierung und jene Regierungsform ist aber in Frankreich verloren, deren Thatkraft in dieser Beziehung irgend wie in Zweifel gezogen wird.

Einer unentschlossenen Regierung ist der Zipfelmützen-Bourgeois keine Stütze, er zieht sich feige von ihr zurück; verlassen von diesen breiten, trägen, ruhesuchenden Schichten und bedrängt von verwegenen, Beute lüsternen Abenteurern und Fanatikern werden die halbherzigen Regierungen in Frankreich aufgerieben. So beweisen denn die neuesten Vorgänge, daß dort eine kraftvolle Regierung doppelt nothwendig ist, weil der französische Bourgeois noch schwachmüthiger und feiger als anderwärts und der französische politische Freibeuter noch verwegener und gewissenloser als irgendwo sonst ist.

Crispi ist von Neuem daran gemahnt worden, daß sein politisches System sich Gegner auf allen Seiten großgezogen hat. Bei der Berathung des Gesetzentwurfes über die frommen Stiftungen hat der Senat den entscheidenden Paragraphen, trotz dem Widerspruch von Crispi, in jener Fassung beseitigt, welche ihm die Deputirtenkammer gegeben hatte; der Senat lehnte es ab, der Regierung den unbeschränkten Einfluß über die Verwendung der Stiftungsgelder zu gewähren. Mitglieder der Rechten, aus Ehrfurcht für die Begründer der religiösen Stiftungen, sowie aus klerikalen Neigungen, und Mitglieder der Linken aus Abneigung gegen die Staatsallmacht fanden sich in diesem Beschlusse zusammen, und zu ihnen stießen so viele persönliche Gegner des Ministerpräsidenten, daß die Niederlage da war. Zunächst schien Crispi diesen Ausgang überaus ernst aufzufassen; der Erregung des Augenblicks folgte aber größere Besonnenheit, und jetzt wird man den Kampf in erster Reihe zwischen Senat und Deputirtenkammer ausfechten lassen. Wahrscheinlich gibt der Senat nach; im Nothfall könnte auch ein „Pairsschub" erfolgen, und hilft nichts, so wäre es am Ende Crispi gerade gelegen, daß die im Herbste stattfindenden Deputirtenwahlen von der Frage der opere pie beherrscht wären. Als Kämpfer gegen die Klerikalen, die sich gegen den Gesetzentwurf vor Allem stemmen, hätte Crispi einige Aussicht, jene volksthümlichen Sympathien wieder anzuregen, die ihm im Laufe der Zeit verloren gegangen sind. An sich also erscheint diese neueste Wendung für das Ministerium nicht so schlimm; aber auch sie zeigt, daß die Gegner Crispi's immer zahlreicher und kühner werden.

Der Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika ist — wie es scheint, erfolgreich — bemüht, das sich nach Hunderten von Millionen Mark beziffernde Surplus des Schatzes der Union in ein erhebliches Defizit zu verwandeln. Die Methode, mittelst deren dies Kunststück fertig gebracht wird, ist eine alt bewährte: man wirft das Geld zum Fenster hinaus. Leute, die es auffangen, sind stets leicht zu finden. Von dieser Methode nun macht die republikanische Mehrheit des Kongresses augenblicklich einen ungemein virtuosen Gebrauch. Den ehemaligen Unionssoldaten werden unter den verschiedensten Formen immer neue Pensionen bewilligt, so daß der jährliche Pensionsfonds 400 Millionen Mark bereits überschritten hat. Jetzt

ist ein findiger Kopf sogar auf den Gedanken gekommen, die Unionssoldaten, welche im Sezessionskriege gefangen genommen wurden, nachträglich mit 2 Dollars per Tag ihrer Gefangenschaft zu entschädigen. Der betreffende Vorschlag wird aller Wahrscheinlichkeit nach Gesetz werden. Daneben deuten die Protektionisten ihre schutzzöllnerische Mehrheit nach Kräften aus. Einzelne beantragte Zollerhöhungen kommen einer Prohibition gleich. Hand in Hand mit den Schutzzollerhöhungen aber gehen Produktionsprämien von 2 Cents per Pfund Zucker und von 2 Dollars per Pfund rohe Seide. Endlich sind die Silbermänner drauf und dran, ein großartiges Geschäft zu machen. Die Union soll im Inlande produzirtes Silber kaufen, mit dem sie schlechterdings nichts anderes anfangen kann, als es aufzuspeichern. Was aber noch schlimmer ist: das unnütze Silber soll zur Unterlage für eine riesige Papiergeldzirkulation (in der Form von sogenannten Certifikaten) gemacht werden. Die Opposition hat mit Recht darauf hingewiesen, daß kein Grund einzusehen sei, weshalb man dies System auf Silber beschränke und nicht auch auf Artikel wie Baumwolle oder Getreide ausdehne. Man könnte sogar noch weiter gehen und die Frage aufwerfen, weshalb man das Silber, welches jetzt mit großen Kosten in Staatsgewölben untergebracht wird, nicht lieber in der viel sichereren amerikanischen Erde liegen läßt und daraufhin — Certifikate ausgibt. — Das Volk der Vereinigten Staaten ist von einer ungeheuren Langmuth seinen Gesetzgebern gegenüber. Die Finanzpolitik des gegenwärtigen Kongresses ist aber wie dazu geschaffen, selbst eine Lammsgeduld zu erschöpfen.

* * *

Allerdings darf man den Wunsch nach einem größeren Vertrauen und einer größeren Fairness von beiden Seiten nicht interpretiren wollen als eine Art von Verzicht auf die entschiedene Geltendmachung des politischen Standpunkts.

Die sofort beim Beginn der Session eingebrachten Initiativanträge zeigen deutlich, daß sowohl die freisinnige Partei wie auch die Sozialdemokraten die Zeit für gekommen halten, um ernstlich daran zu mahnen, daß mit der Verwirklichung einzelner Theile ihres Programms Ernst gemacht werden muß. Beide Parteien treffen dabei in einem wesentlichen Ziel zusammen, nämlich in der Forderung der Beseitigung der Zölle auf die nothwendigsten Lebensmittel. Nur im Tempo gehen sie auseinander. Da aber keiner der beiden Anträge Aussicht hat, bereits in der gegenwärtigen Session zur Annahme zu gelangen, so ist dieser Unterschied praktisch von keiner besonderen Bedeutung. Die Anträge bilden nur die ersten Axthiebe gegen den protektionistischen Baum, der gerade mit Rücksicht auf die gegenwärtig eingeschlagene Sozialpolitik in absehbarer Zeit gefällt werden muß.

Was die Vorlagen der verbündeten Regierungen betrifft, so wird die Reichsregierung bei einiger Geschmeidigkeit voraussichtlich alles Wesentliche — auch betreffs der militärischen und kolonialpolitischen Forderungen — durchziehen und sich auf dem Gebiete der Sozialpolitik weitgehender sozialdemokratischer Forderungen leicht erwehren können. Die parlamentarische Lage ist für die Regierung einstweilen ungewöhnlich günstig.

Th. Barth.

Der neue Reichstag.

Der in dieser Woche konstituirte neue Reichstag ist in zwei Punkten von allen früheren Reichstagen verschieden. Er steht nicht unter dem Einfluß des Fürsten Bismarck und die Sozialdemokratie erscheint in ihm zum ersten Mal als wirkliche parlamentarische Macht.

Diese beiden charakteristischen Neuerungen werden auch den Verhandlungen selbst ein wesentlich anderes Gepräge geben.

Der erste Kanzler des Deutschen Reichs verbrauchte keinen geringen Theil seiner Kraft dazu, die Bedeutung des Reichstags herabzudrücken. Der jetzige Kanzler wird schwerlich die Neigung verspüren, in dieser Beziehung in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten. Der Kampf würde für ihn ungleich schwerer sein und müßte rasch zu sehr ernsten Konflikten führen. Die allgemeine Meinung, daß die heutige Reichsregierung das Bedürfniß, sich mit dem Reichstage friedlich auseinander zu setzen, in weit höherem Grade empfindet, als das unter dem Fürsten Bismarck der Fall war, erscheint deshalb wohl fundirt. Daraus erwächst aber auch für die Parteien die naturgemäße Verpflichtung, dem neuen System und den neuen Männern ein fair trial zu bewilligen.

Sie werden dies auch ohne Zweifel thun. Thäten sie es nicht, so begingen sie einen unverzeihlichen Fehler. Die Bevölkerung hat das unfruchtbare Gezänk, wie es sich als eine Begleiterscheinung des Bismarck'schen Regiments ausgebildet hatte, herzlich satt und sehnt sich danach, die politischen Geschäfte in einer den allgemeinen Interessen förderlicheren Weise behandelt zu sehen. Sie hegt die Hoffnung, daß man in Zukunft etwas weniger Geschicklichkeit darauf verwendet, sich gegenseitig eins auszuwischen und zu diskreditiren, als darauf, den gewissenhaft gebildeten politischen Anschauungen einen wirklichen Einfluß zu erstreiten. Diese weit verbreiteten friedlichen Dispositionen bilden in dem politischen Status des Herrn von Caprivi einen nicht geringen Aktivposten.

Wohlthätigkeit.

Eine primitive Form des sozialen Kaiserthums muß schon Lessing vorgeschwebt haben, als er seinen Sultan Saladin im „Nathan" so eigenartig gestaltete. Umdroht von Kriegsgefahren, die ihn bedrängen, inmitten von Religionsstreitigkeiten, die ihn in Anspruch nehmen, kennt dieser Fürst keine dringendere Sorge als die Linderung des sozialen Elends in seinem Volke. An die Noth der armen Arbeiter und der reichen Grundbesitzer konnte damals natürlich noch Niemand denken. Es waren einfach die Bettler, die Saladin so beunruhigten, daß er „mit Stumpf und Stiel sie auszuratten sich vorgesetzt", wie der vereinigte Witz Al-Hafi's und Nathan's sich ausdrückt. Unsere fortgeschrittene Staatsentwicklung hat die Bettler als berechtigte oder geduldete Zunft längst beseitigt. Betteln ist heutzutage ein Polizeivergehen. Für jeden, der sich wirklich nicht ernähren kann, ist durch dauernde Einrichtungen in Staat und Gemeinde gesorgt. Hat sich nun das Elend in der Welt sichtbar vermindert?

Es gibt keine unklareren Begriffe, als Glück und Unglück, und es wird immer wieder nöthig, darüber die trivialsten Bemerkungen zu machen, um wenigstens den gröbsten Mißverständnissen zu begegnen. Glück und Unglück sind keine Begriffe von Größen, die sich durch irgend ein gemeinschaftliches Maß messen lassen. Dasselbe Schicksal, welches der Eine leicht trägt, ohne Murren und Seufzen, fühlt der Andere als eine drückende Last, unter der er erliegen muß. Nichts ist überhaupt an sich ein Glück oder ein Unglück. Es gibt ebenso gut glückliche Bettler, wie unglückliche Millionäre, und kein Stand unserer Gesellschaft ist, psychologisch betrachtet, glücklicher als ein anderer. Wo Menschen weilen, wohnt auch das vielgestaltige Unglück, das sich als Ueberdruß und quälende Unzufriedenheit in die Paläste der Reichen schleicht, als nagender Hunger an die niedere Thür des Armen klopft, als Krankheit und Tod alle heimsucht, ohne Unterschied.

Die naive Illusion Saladin's, daß der Kampf gegen das Weltelend je zum Siege führen könne, tritt in unserer Zeit immer wieder in allerlei sozialen Schwärmereien auf

So findet z. B. der Verfasser der neuesten Utopie, der Amerikaner Bellamy, in seinem erträumten Zukunftsstaat keinen Raum für Mildthätigkeit. „Es gab keine Bettler und Almosenspender mehr. Die Gerechtigkeit ließ der Barmherzigkeit nichts zu thun übrig.“ (Uebersetzung von Gizycki S. 232.) — Aber auch die Bestrebungen, die sich auf dem Boden unserer individualistischen Gesellschaft halten, können überall von einer tieferen Auffassung über das Wesen des Glücks und von einer genaueren Kenntniß des Seelenlebens überhaupt getragen werden. Und zu den Gebieten, in denen eine Betrachtung durch klare Begriffe besonders nöthig ist, gehört eben auch das Feld, das Saladin pflegte, und das trotz aller utopistischen Vorstellungen die edlen Kräfte der Menschheit immer in Anspruch nehmen wird.

Jeder meiner Leser hat schon einmal über Wohlthätigkeit philosophirt. Bekanntlich haben selbst Menschen, die sonst durchaus keine Prinzipienreiter sind, in Angelegenheiten der Wohlthätigkeit die „festesten Grundsätze“. Es ist also eigentlich ein gewagtes Unternehmen, wenn ich einige allgemeine Gedanken vortragen will über eine Tugend, die Jeder nach besten Kräften ausübt. Da hat eben auch Jeder auf Grund seiner eigenen, meist schlimmen Erfahrungen, einen ganz festen Standpunkt, den keine Theorie erschüttern kann.

Indessen mit dergleichen „Erfahrungen“ ist es eine eigene Sache. Der Sultan Saladin glaubt z. B., daß der Ausübung mildthätiger Werke nur eine Erfahrung zu statten komme, nämlich die des Bettlers.

„Ein Bettler wisse nur, wie Bettlern
Zu Muthe sei; ein Bettler habe nur
Gelernt mit guter Weise Bettlern geben.
Dein Vorfahr, sprach er (zu Al-Hafi), war mir viel zu kalt,
Zu rauh. Er gab so unhold, wenn er gab.
Erkundigte so ungestüm sich erst
Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
Er nur den Mangel kenne, wollt er auch
Des Mangels Ursach wissen, um die Gabe
Nach dieser Ursach filzig abzuwägen.“

Natürlich ist diese Uebertreibung nicht ernst zu nehmen. Aber auch aus der ironischen Hülle läßt sich ein ernsthafter Gedanke herausschälen. Lessing, der die Forderungen der Menschlichkeit so gern auf der Schaubühne vertheidigt, hat denselben Gedanken auch in der „Minna von Barnhelm“ dargestellt, und wir können ihn da noch deutlicher herauslesen. — Einer der liebenswürdigen Züge, mit denen der Dichter Tellheim und Minna ausstattet, ist die edle Freigebigkeit, zu der beide in jeder Lage und in jeder Seelenstimmung bereit sind. Dieser Charakteristik dienen neben einigen anderen Stellen besonders zwei Scenen des Dramas, die offenbar nicht zufällig zu einander in Beziehung stehen.

Als die Noth Tellheim's auf das Höchste gestiegen ist, bringt ihm die Wittwe seines Freundes eine Summe Geldes, eine alte Schuld. Tellheim lehnt das Geld nicht nur ab, sondern bestreitet mit natürlich gespielter Entschiedenheit, daß er jemals der Gläubiger seines Freundes gewesen sei. Die gebeugte Wittwe, die den Edelsinn durchschaut, fühlt sich beschämt und behält das Geld nur um ihrer Kinder willen, nach schwerem Entschlusse. „Sie weiß noch nicht recht, wie man Wohlthaten annehmen muß.“ Als Tellheim überdies noch andeutet, daß sie bei seinen Forderungen an die Kriegskasse durch rechtlichen Anspruch betheiligt sei, ruft sie aus: „Künftige Wohlthaten so vorbereiten, heißt, sie in den Augen des Himmels schon erwiesen haben.“ —

Das Gegenstück zu diesem Bilde enthält die Unterredung zwischen Minna und Riccaut. Dieser Abenteurer prahlt mit seiner Armuth. Er gesteht ganz offen, den letzten Sou im Spiele verloren zu haben. Als nun Minna ihm zaghaft einige Goldstücke gibt und dabei mit einer vielleicht unnöthigen Vorsicht das Almosen in die Form einer Spielbetheiligung kleidet, da zeigt Riccaut nicht das geringste Verständniß für diese Feinfühligkeit. Er geht im Gegentheil mit großer Unverschämtheit auf die liebenswürdige Heuchelei seiner Wohlthäterin ein und bereitet sie sogar darauf vor, daß er „Rekruten holen“ werde. Darüber ist die geradsinnige Franziska entrüstet und macht ihre[illegible] eine kleine Scene, die für den Zuschauer überaus leh[illegible]

Franziska: „Vortrefflich, da haben Sie etwas [illegible] liebstes gethan, einem Spitzbuben wieder auf die [illegible] geholfen.“

Das Fräulein: „Es war einem Unglücklichen zugedacht.“

Franziska: „Und was das Beste dabei ist, der Kerl hält Sie für Seinesgleichen. . . . Zehn Pistolen! Sie hören ja, daß es ein Bettler war. Wer wird einem Bettler so viel geben und ihm noch dazu die Erniedrigung, es erbettelt zu haben, zu ersparen suchen? Den Mildthätigen, der den Bettler aus Großmuth verkennen will, verkennt der Bettler wieder.“

Das Fräulein (kalt und nachdenkend): „Mädchen. Du verstehst Dich so trefflich auf die guten Menschen; aber wann willst Du die schlechten ertragen lernen? . . . Und sie sind doch auch Menschen, und öfters bei weitem so schlechte Menschen nicht, als sie scheinen. Man muß ihre guten Seiten nur aufsuchen. . . . Vielleicht daß er nur hingeht, seine kleinen Schulden bezahlt, und von dem Reste, so weit er reicht, still und sparsam lebt. Wenn das ist, Franziska, so laß ihn Rekruten holen, wann er will.“

Warum nur Minna diese Worte, die aus einem warmen Herzen kommen, kalt und nachdenkend sprechen soll? Ich glaube, der Dichter will eben nicht einen Gegensatz von Verstand und Gemüth in den beiden Mädchen darstellen, sondern den Standpunkt Minnas auch als den geistig überlegenen erscheinen lassen.

Es ist der stark vertiefte Gedanke Saladin's. Die mißtrauische Erfahrenheit, die ängstlich die Ursache des Mangels prüft und die Wirkung der Wohlthat abschätzt, urtheilt gewöhnlich einseitig, weil sie zu leicht verallgemeinert. Die Menschenkenntniß Minnas ist tiefer, als die ihrer Freundin. Solche Riccaut's, so typisch mancher Zug an ihm auch sein mag, laufen doch nicht alle Tage auf der Straße umher. Der Mann prahlt mit seinem falschen Spiel und schämt sich zu betteln! Es ist nichts Uebriges, wenn Tellheim der Gattin des Rittmeisters mit so viel Zartgefühl ein Almosen aufnöthigt. Aber sich absichtlich von den plumpen Lügen eines Riccaut täuschen lassen, bloß damit ihm die Beschämung der Bettelei erspart bleibe, das beweist in der That einen ungewöhnlichen Edelsinn. Ob er in diesem Falle gut angebracht war? Jedenfalls ist es auch eine allgemeine Erfahrung, daß die Bedrängten leicht zu gewerbsmäßigem Betteln verführt werden, wenn man sie von vornherein wie Bettler behandelt.

Wir wollen hoffen, daß Minna den Mann richtig beurtheilt; daß er nur aus Eitelkeit als Spieler erscheinen will und in Wirklichkeit mit dem Almosen seine Schulden bezahlen wird. Wie aber, wenn sie sich täuscht, wenn sie mit ihrem Gelde einem Elenden zum Spiele verhilft, einen Spieler zum Betruge verleitet? Verliert alsdann ihre Handlung nicht jeden sittlichen Werth? Wir wollen die Frage gleich allgemeiner stellen: Ist das sittliche Maß einer Wohlthat nach ihren Beweggründen oder nach ihren Wirkungen abzuschätzen?

Die Entscheidung vom religiösen Standpunkte kann nicht zweifelhaft sein. Die Bibel preist an zahlreichen Stellen die Wohlthätigkeit immer als eine Tugend des Herzens. Der Theil der Ernte, der den Armen geweiht ist, soll nicht etwa sorgsam vertheilt werden, sondern einfach auf dem Felde liegen bleiben. „Ihr sollt nicht alles genau auflesen, sondern sollt es den Armen und Fremdlingen überlassen.“ (3. Mose 23, 22.) Die Bergpredigt empfiehlt nur eine Vorsicht beim Wohlthun: „Habt Acht auf euer Almosen, daß ihr nicht gebt vor den Leuten, daß ihr gesehen werdet.“ — Natürlich kann es dem biblisch-religiösen Geist nicht widersprechen, wenn in unserer raffinirten Gesellschaftsform die hilfsbereiten Kräfte nicht gleich jeder mitleidigen Regung zur Beute fallen, sondern vielmehr von einem haushälterisch prüfenden Sinn so geleitet werden, daß sie nach Möglichkeit

Gutes schaffen. Aber andererseits kann der sittliche Werth irgend einer Handlung doch niemals von dem Grade ihrer Nützlichkeit abhängen. Wer mit seinem Vermögen Segen stiftet aus Ehrgeiz, um es „posaunen zu lassen, wie die Heuchler thun", kann ein sehr nützlicher Staatsbürger und dabei doch ein wenig sittlicher Mensch sein. Nur durch ihre Motive wird eine Handlung tugendhaft. Darin müssen alle ethischen Systeme mit der biblischen Anschauung übereinstimmen. Aber in der besonderen Bestimmung und Schätzung dieser sittlichen Beweggründe gehen die Ansichten sehr weit aus einander. Von Ehrgeiz, Eitelkeit und ähnlichen Antrieben soll hier gar nicht erst die Rede sein. Aber es gibt zwei verschiedene und gleich klare Quellen, aus denen wohlthätiges Werk entspringen kann. Erstens das tiefe Pflichtbewußtsein, aus dem jede sittliche Handlung ihren graden Weg nimmt, unbeirrt von Laune, Stimmung und irgend welchen besonderen Verhältnissen. Zweitens das leicht erregbare Gemüth, das durch eigene Freude ebenso wie durch eigenes Leid zur Antheilnahme an fremdem Kummer gestimmt wird. Ist nun die Wohlthat, die aus dem sprudelnden Quell des Gemüths entströmt, in der sittlichen Beurtheilung minderwerthig derjenigen gegenüber, die aus dem starren Pflichtbewußtsein hervorgerufen wird?

Es gibt Moralphilosophen, welche thatsächlich die aus Gutmüthigkeit geübte Wohlthätigkeit nicht für eine Tugend hatten. So urtheilt besonders Kant, von dessen erhabenem Standpunkte freilich eine andere Betrachtungsweise kaum möglich ist. Ich will hier aus einer seiner Schriften (Grundlegung zur Metaphysik d. Sitten I. Abschn.) eine kurze Stelle anführen, welche die mit der Kantischen Ethik nicht vertrauten Leser befremden dürfte: „Wohlthätig sein, wo man kann, ist Pflicht, und überdem gibt es manche so theilnehmend gestimmte Seelen, daß sie auch ohne einen anderen Beweggrund der Eitelkeit oder des Eigennutzes ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um sich zu verbreiten, und die sich an der Zufriedenheit anderer, so weit sie ihr Werk ist, ergötzen können. Aber ich behaupte, daß in solchem Falle dergleichen Handlung, so pflichtmäßig, so liebenswürdig sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Werth habe, sondern mit anderen Neigungen zu gleichen Paaren gehe, z. B. der Neigung nach Ehre u. s. w." Wenn aber, so führt Kant weiter aus, ein Menschenfreund durch eigenen Gram oder aus sonst einem Grunde unempfindlich wäre gegen die Noth anderer, und nun, da keine Neigung ihn dazu mehr anreizt, risse er sich doch aus dieser tödtlichen Unempfindlichkeit heraus und thäte die Handlung ohne alle Neigung, lediglich aus Pflicht, alsdann hätte sie erst ihren echten moralischen Werth. Am höchsten wäre aber die Wohlthat eines solchen Mannes zu schätzen, der kalten Temperamentes und gleichgültig gegen die Leiden anderer, von der Natur überhaupt nicht zum Menschenfreund gebildet ist, und der doch in seinem tiefen Pflichtbewußtsein einen starken Antrieb fände, die Noth seiner Mitmenschen zu lindern.

Das ist die seltsame, wenngleich erhabene Moralschätzung, gegen welche Schiller, der Kant im Uebrigen so nahe steht, seinen bekannten Spottvers richtet:

„Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider aus Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin."

Wenn die Auffassung Kants unser Gefühl fremd berührt, so liegt das in diesem Falle gar nicht an seinem ethischen Prinzip, sondern an einer gewissen Unklarheit in seinem Begriff von Wohlthätigkeit. Jener Mann, der kalten Herzens seine überschüssigen Kräfte in den Dienst der Bedrängten stellt, handelt sehr moralisch, aber er ist nicht eigentlich wohlthätig, oder gebrauchen wir lieber die synonyme Wendung: er übt nicht Barmherzigkeit. Wenn wir den Wohlthätigkeitssinn eines Menschen rühmen, so denken wir im Allgemeinen gar nicht an seine sittliche Stärke, sondern nur an sein edles Herz. Jener, der die Schmerzen des Beladenen nicht fühlt, von den Thränen des Geängstigten nicht gerührt wird, kann göttlich groß und gerecht sein; aber die menschliche Tugend der Wohlthätigkeit ist ihm nicht eigen. Er verdient unsere ganze Bewunderung und Hochschätzung, wenn die Noth sein Pflichtgefühl weckt, ohne einen Wiederhall in seinem Herzen zu finden. Aber die moralische Kraft, die wir bewundern, ist nur ein Ersatz für die Barmherzigkeit, die wir lieben. Hier gilt wiederum ein Epigramm Schillers:

„Kannst Du nicht schön empfinden, Dir bleibt doch, vernünftig zu wollen
Und als ein Geist zu thun, was Du als Mensch nicht vermagst."

Nicht nur in der sittlichen Werthschätzung besteht ein Unterschied zwischen der Wohlthätigkeit, die einem kalten Imperativ der Vernunft gehorcht, und der Mildthätigkeit, die aus einer warmen Regung des Herzens hervorgeht. Die Unterscheidung gewinnt eine praktische Bedeutung, besonders in unserer Zeit, da Staat und Gesellschaft sich in der Bekämpfung des sozialen Elends nicht immer innerhalb der natürlichen Grenzen ihrer Wirksamkeit halten. Die Mildthätigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes kann nämlich nur von Person zu Person ausgeübt werden. Durch unmittelbare Anschauung des Elends muß der Einzelne gerührt werden und die Art seiner Hilfleistung der besonderen, oft schwer erkennbaren Form des Elends anpassen.

Niemand wird natürlich der Gesellschaft den Beruf absprechen, durch Organisationen in Vereinen und Instituten gegen Noth und Unglück anzukämpfen. Aber das Elend tritt in mancherlei Gestalten auf, gegen welche gerade die öffentlich wirkenden Kräfte nichts ausrichten können. Denn öffentliche Wohlthätigkeit ist immer an Satzungen gebunden und durch besondere Bestimmungen eingeschränkt, so daß sie über abgegrenzte Gebiete reichen Segen verbreitet, während nebenher alle diejenigen, deren Noth nicht in das Schema paßt, hilflos zu Grunde gehen müssen. Jede Waisenhausverwaltung ist — um nur ein Beispiel anzuführen — wiederholt in der Lage, Gesuche um Aufnahme zurückzuweisen, wenn die hilfsbedürftigen Kinder nicht verwaist sind, obgleich sie der elterlichen Fürsorge thatsächlich entbehren müssen. So bildet sich besonders in großen Städten der ungeheuerliche Zustand heraus, daß in zahlreichen Fällen der Tod der Eltern sich zur größten Wohlthat für die Zukunft der Kinder gestaltet. Das läßt sich freilich nicht ändern. Dergleichen natürliche Schattenseiten werden sich überall zeigen müssen, wo nach vorgeschriebenen Regeln Barmherzigkeit geübt wird. Aber es gibt auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlthätigkeit auch mancherlei dunkle Punkte, die weniger natürlich sind und sich eher vermeiden ließen. — Das an sich so berechtigte und nothwendige Streben den wirthschaftlich Schwachen mit vereinten Kräften in öffentlicher Wirksamkeit aufzuhelfen, wird bei unserer Neigung zur Vereinsbildung vielfach übertrieben. Zu was für Zwecken bestehen nicht Vereine! Da wirkt eine große Anzahl edelgesinnter Damen mit regem Eifer an der Begründung eines Instituts, dessen Aufgabe es ist, arme Mädchen zu guten Dienstmägden auszubilden. Man kann selbst über den sittlichen Werth dieser „Wohlthat" sehr verschiedener Meinung sein. Jedenfalls aber ließe sich die Absicht viel einfacher verwirklichen, wenn nur die Hälfte jener Damen je ein Mädchen in ihrem eigenen Haushalte ausbilden wollte.

Wenn man den Wohlthätigkeitssinn unserer Zeit nach der Zahl und Stärke wohlthätiger Vereine bestimmt, so ist das Ergebniß gewiß sehr günstig. Es gibt Städte, in denen fast an jeder Thür das bekannte Schild befestigt ist mit der Aufschrift: Verein gegen Verarmung. Ich kann aber nicht sagen, daß mir von einem solchen Aushängeschild gerade der Hauch einer milden Gesinnung entgegenweht. Einst, in der mittelhochdeutschen Sprache, bedeutete „mild" so viel wie „freigebig." Jetzt sind das zwei sehr verschiedene Begriffe. In unserer Zeit geschieht mehr als je zur Linderung der sozialen Noth, nur daß unsere Freigebigkeit gar zu selten einer milden Gesinnung entspringt. Die Mildthätigkeit nimmt ab, je mehr die Wohlthätigkeit zu einer öffentlichen Angelegenheit wird.

Aber nicht jede Art der Wohlthätigkeit läßt sich organisiren. Als Pflicht genommen, in dem Sinne Kants, be-

deutet die Wohlthätigkeit nur eine freiwillige Steuer, zu der jeder sich einschätzt je nach seinem Vermögen und seinem Gemeinsinn. Dergleichen Pflichten kann die Gesellschaft dem Einzelnen erleichtern oder abnehmen. Die Entwicklung des Staates kann sie mehr und mehr entbehrlich machen. Und vielleicht wird es einmal einen Staat geben, in dem ein Saladin nichts mehr zu thun fände. Für die Tugend eines Tellheim und einer Minna wird in jeder Gesellschaftsform ein weiter Spielraum sein. Das Bewußtsein muß nur lebendig bleiben, daß durch keinerlei Organisation und Verstaatlichung der Wohlthätigkeit die Mildthätigkeit der Gesinnung und des Herzens entbehrlich wird.

S. Bach.

Parlamentsbriefe.

XX.

Am 6. Mai ist der neugewählte Reichstag zu einer außerordentlichen Session zusammengetreten und sofort mit einer so großen Menge von Berathungsstoff versehen worden, daß Muth dazu gehört, die Frage nach dem Schlusse der Session auch nur aufzuwerfen. Sofort mit der Konstituirung gingen ihm vier Vorlagen zu, deren Erledigung ohne eingehende Kommissionsberathung gar nicht denkbar ist. Im Jahre 1882 sah man sich veranlaßt, eine im Sommer einberufene außerordentliche Session überhaupt nicht zu schließen, sondern durch eine vereinbarte Vertagung mit der nächsten ordentlichen Session in Verbindung zu setzen, um das in den Kommissionen gewonnene Material nicht fruchtlos zu Grunde gehen zu lassen. Es ist denkbar, daß man sich auch jetzt entschließt, den gleichen Weg zu betreten.

Die Thronrede entbehrt jedes programmatischen Charakters, den man an manchen Stellen erwartet hatte. Sie beschränkt sich geschäftsmäßig auf die Forderungen der Gegenwart und läßt den Blick nicht auf eine fernere Zukunft abschweifen. Die letzte programmatische Thronrede war die Kaiserliche Botschaft vom November 1881, welche denjenigen „alten Kurs“ feststellt, nach welchem noch gegenwärtig gesteuert werden soll. Die Thatsache, daß Fürst Bismarck den Kurs angelegt und etwa ein Vierteljahrhundert am Ruder gestanden hat, ist in der Thronrede nicht erwähnt worden. Mit größerer Schärfe konnte die Absicht nicht zum Ausdruck gebracht werden, den Personenwechsel nicht zu einem Systemwechsel werden zu lassen — sofern es möglich ist.

In vollem Umfange wird es freilich nicht möglich sein. Es giebt Systeme, welche durch die Person, die sie tragen, so vollständig charakterisirt werden, daß mit dem Wegfall der Person das System selbst unmöglich wird. Und wenn dies je gegolten hat, so gilt es von dem System Bismarck, das nur von dieser einen Person festgestellt, nur von dieser einen Person lebendig erhalten werden konnte. Die Thatsache, daß Fürst Bismarck nicht mehr Lenker der Reichspolitik ist, läßt sich doch auch von Jemandem, der von der Geschichte der letzten drei Monate gar Nichts weiß, lediglich aus verschiedenen Wendungen der Thronrede erkennen.

Da wird zunächst ein Gesetzentwurf erwähnt, den der letzte Reichstag wiederholt einstimmig beschlossen hat und der von dem System Bismarck in den Papierkorb verwiesen wurde, von dem aber jetzt anerkannt wird, daß er dankenswerthe und nützliche Bestimmungen enthält. In Verbindung damit wird der schweizerischen Regierung eine feine, aber wohl verdiente Schmeichelei darüber gesagt, daß sie, um die Bestrebungen für den Arbeiterschutz zu fördern, auf die primeur, die sie sich ohne Zweifel verdient hatte, verzichtet und sich den Schritten des Deutschen Reichs angeschlossen hat. Und endlich muß derjenige, der die Weltgeschichte nur aus Thronreden kennt, sich verwundert fragen, was aus dem Sozialistengesetz geworden ist. Weder die Rede, mit welcher der letzte Reichstag geschlossen wurde, noch diejenige, mit welcher der gegenwärtige eröffnet worden ist, erwähnen dasselbe auch nur mit einer Silbe. Wir können aus diesem Schweigen mit großer Wahrscheinlichkeit entnehmen, daß die Regierung sich entschlossen hat, auf die Verlängerung des Gesetzes ohne Sang und Klang zu verzichten. Das Sozialistengesetz, daß einst von Byzantinern als eine That des Fürsten Bismarck gefeiert wurde, die seinen sonstigen größten Thaten ebenbürtig sei, stirbt hinter der Hecke! O rühret, rühret nicht daran!

Auf die Eröffnung folgte die Konstituirung und sie bot ein bemerkenswerthes Bild. Mit einer Einstimmigkeit und einer Präsenzziffer, wie sie bei Präsidentenwahlen selten erreicht worden ist, hat der Reichstag den bisherigen Präsidenten von Levetzow wiedergewählt und demnächst zu Vizepräsidenten den Grafen Ballestrem vom Centrum und den freisinnigen Abgeordneten Baumbach (Berlin) neu gewählt.

Mit burlesken flügelmännischen Geberden hatte noch vor einigen Wochen die nationalliberale Partei den Gedanken zurückgestoßen, daß irgend ein Mitglied des Kartells sich herablassen werde, aus den Händen dieser Majorität ein Ehrenamt entgegenzunehmen und ein anachronistischer Nachhall dieser Stimmung hatte sogar noch vor einigen Tagen in der „Kölnischen Zeitung“ Aufnahme gefunden. Der Hauptgedanke, der dem Kartell zu Grunde gelegen hatte, war das Boycott. Der überzeugungstreue Anhänger des Septennats wollte mit demjenigen, der gegen das Septennat gestimmt hatte, weder Feuer noch Wasser theilen. Und dieses Boycott, welches die Majorität gegen die Minorität durchgeführt hatte, sollte nun nach den Anschauungen einiger sonderbarer Schwärmer die Minorität gegen die Majorität fortsetzen. In der konservativen Partei hatte man von Anfang an nüchterner gedacht, und Herr von Levetzow hat die ihm zugefallene Ehre unter allen äußeren Zeichen tiefer Ergriffenheit angenommen.

Die einstimmige Wiederwahl des Herrn von Levetzow bedeutet nicht ein allgemeines Versöhnungs- und Verbrüderungsfest. Die oppositionellen Parteien haben an den Tag gelegt, daß sie die sachlichen Schwierigkeiten der Lage, die sie nicht verkennen, nicht muthwillig dadurch steigern wollen, daß sie die Geschäftsleitung in ungeübte Hände legen. Herr von Levetzow bleibt unser politischer Gegner, aber er hat gezeigt, daß er ein gewissenhafter und gerechter Präsident ist, und er hat außerdem bei manchen Wahlprüfungsfragen gezeigt, daß er im Stande ist, einen tiefen Ekel vor gewissen Kunststücken zu empfinden, durch welche sich das Kartell vor drei Jahren seine Majorität verschafft hatte.

Der Grundsatz der Etikette, daß ein Vizepräsident dem südlichen Deutschland, insbesondere Bayern angehören müsse, ist zum ersten Male fallen gelassen worden. Es ist nicht das geringste dagegen einzuwenden, daß der Präsident, und neben ihm die Mehrzahl der übrigen Mitglieder des Bureaus aus den süddeutschen Abgeordneten genommen werden, wenn sich unter ihnen die geeigneten Kandidaten finden, aber das Deutsche Reich ist fest genug zusammen gewachsen, daß man im Reichstag bei Wahlen zu Ehrenämtern nur nach der Tüchtigkeit und nicht nach den Heimathsschein fragen darf.

Unter den Vorlagen erregt zunächst die Militärvorlage die Aufmerksamkeit. Sie übersteigt in den Ansprüchen, die sie an die Steuerkraft stellt, die schlimmsten Erwartungen, die bisher gehegt worden sind. Sie beweist, daß wir auf einem Wege vorwärts getrieben werden, auf dem schließlich die Macht der Verhältnisse ein Halt gebieten muß. Indem die Schlagfertigkeit des Heeres fortdauernd gesteigert wird, wird die Finanzkraft des Volkes, die doch nur eine begrenzte ist, und welche ein wesentliches Element der Wehrkraft bildet, fortdauernd geschwächt. Die Rüstungen eines Staates sind die Wirkung davon, daß ein anderer Staat seine Rüstungen gesteigert hat, und zugleich die Ursache davon, daß er sie weiter steigern wird. Hegel nennt einen solchen Prozeß die „schlechte Unendlichkeit“. Der Frage, wie dieser Wechselwirkung in der Steigerung der Rüstungen ein Ende gemacht werden kann, werden sich die Regierungen vielleicht

noch einige Zeit, jedenfalls nicht auf die Dauer entziehen können.

Durch die Vorlage wird zugleich das Septennat ad absurdum geführt. Der allgemein gültige Satz, daß die Einnahmen und die Bedürfnisse des Staates sich mit einiger Sicherheit auf die Dauer eines Jahres, aber nicht für eine längere Zukunft veranschlagen lassen, wird auch in Beziehung auf den Heeresaufwand bestätigt. Zu allen Gründen, welche die freisinnige Partei vor drei Jahren gegen das Septennat geltend gemacht hatte, tritt noch der neue Grund, daß ein Septennat thatsächlich unmöglich ist, und damit wird über diejenige Politik, welche zum Abschluß des Kartells geführt hatte, das letzte und schärfste Verdammungsurtheil ausgesprochen.

Gleich traurig und gleich belehrend ist auch die Vorlage wegen der Kosten der ostafrikanischen Expedition. Sie zeigt, daß sich Deutschland auf ein Unternehmen eingelassen hat, für welches sich ein Voranschlag in benannten Ziffern überhaupt nicht aufstellen läßt. Die Unterdrückung des Sklavenhandels ist das Aushängeschild, unter welchem die sich erneuernden Anforderungen stets von Neuem empfohlen werden. Ein nüchterner Beobachter wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Sklavenhandel in Ostafrika an demselben Tage unterdrückt werden wird, an welchem in Europa die soziale Frage gelöst sein wird. Die großen Erfolge, die Major Wißmann errungen hat, werden stets in den glänzendsten Farben dargestellt, aber wir vermissen jeden Aufschluß darüber, wie viel dem Major Wißmann noch zu thun übrig bleibt, bevor man von ihm sagen kann, er habe mit Erfolg irgend Etwas gethan.

Die Vorlage über den Arbeiterschutz schließt sich in vielen Theilen an die Beschlüsse des Reichstages in den letzten Sessionen an und soweit sie das thut, wird ihrer schnellen Erledigung Nichts im Wege stehen; aber sie bepackt diese liquiden Fragen mit einer großen Menge von bisher noch nicht vorbereiteten Fragen, die sich wohl besser für eine spätere Vorlage hätten vorbehalten lassen. Unsere Gewerbeordnung ist ja daran gewöhnt, daß ihr alljährlich eine Novelle beschert wird.

Der Gesetzentwurf über die Gewerbegerichte beabsichtigt gleichfalls einem Herzenswunsche des Reichstages Genüge zu thun, aber er ist in seinen Einzelheiten in so hohem Maße von einem Geiste der Aengstlichkeit getragen, daß er in seiner jetzigen Gestalt wenig brauchbar erscheint. Die Gewerbegerichte sollen im Arbeiterstande Vertrauen erwecken und Vertrauen kann nur derjenige wecken, der Vertrauen zu zeigen vermag.

Neben diesen Vorlagen der Regierung drängen sich nun schon die Initiativanträge aus der Mitte des Hauses. Einige betreffen Dinge, die schlechthin keinen Aufschub dulden, von denen es nothwendig ist, daß sie im Reichstage besprochen werden, wenn auch die Besprechung vor der Hand zu keinem positiven Ergebniß führen sollte. Die ungehörige Behandlung, welcher in verschiedenen Ländern Deutschlands die wegen Preßvergehen Verurtheilten ausgesetzt gewesen sind, muß öffentlich als das gekennzeichnet werden, was sie ist. Der gekündigte Niederlassungsvertrag mit der Schweiz, dessen Verlängerung im Deutschen Reiche viel lebhafter als wünschenswerth empfunden wird, als in der Schweiz, eilt seinem Ablauf entgegen und es liegt ein öffentliches Interesse vor, zu erfahren, ob Schritte zu seiner Verlängerung getroffen sind. Der Paßzwang in Elsaß-Lothringen wird täglich mehr selbst in kartellistischen Kreisen als unhaltbar anerkannt, und man kann von der Regierung fordern, daß sie sich darüber ausspricht, was sie in der Sache zu thun denkt.

Andere Materien werden sich in dieser Session kaum zum Abschluß führen lassen. Aber die Parteien dürfen nicht säumen, die Wege zu bezeichnen, die sie zu betreten gedenken. Die freisinnige Partei kann dem bestehenden Zollsystem gegenüber die Hände nicht in den Schoß legen, aber sie kann ebensowenig darauf hinwirken, daß dasjenige, was in elf Jahren aufgebaut worden ist, tumultuarisch eingerissen wird. Sie muß ihre Ansichten darüber entwickeln, wie in vorsichtiger Weise zu reformiren ist. Sie wird ebenso darauf ihre Aufmerksamkeit richten müssen, daß das Schmerzenskind der mecklenburgischen Verfassungszustände, das so lange unbeachtet dagelegen hat, einmal wieder angesehen wird.

Im Abgeordnetenhause wird erwartet, daß die beiden großen Vorlagen, welche dasselbe beschäftigen, zu einem befriedigenden Abschlusse kommen. Die Gehaltszulagen der Beamten werden in staatsrechtlicher Weise in das Budget einverleibt werden. Die Verwendungszwecke der Sperrgelder sollen zwar nicht durch das Gesetz selber, aber doch auf dem Wege des Vertrages in einer ein für allemal gültigen Weise festgelegt werden.

Das Herrenhaus hat sich mit dem Budget beschäftigt, ohne daß Herr von Stephan auf seine vorjährige Rede zurückgekommen ist, und ein neuer Redner ist aufgetreten, in welchem die Geister der Senfft-Pilsach und Waldow-Steinhövel mächtig sind. Der Geist, der in diesem Hause herrscht, läßt sich bezeichnen mit einem Spruch aus Theodor Storm's Liedern:

> Kein Hauch der aufgeregten Zeit
> Drang noch in diese Einsamkeit.

Proteus.

Die Entwicklung der direkten Gesetzgebung durch das Volk in den amerikanischen Unionsstaaten.

In seinem — von dem Herausgeber dieser Zeitschrift im vorigen Sommer (Jahrg. VI Nr. 43, 44, 45) eingehend gewürdigten — klassischen Werke über die amerikanische Republik widmet Bryce einige werthvolle Kapitel den Verfassungen und dem politischen Leben der einzelnen Staaten, — ein Gebiet, das, wie er selbst sagt, bisher noch wenig beachtet und noch weniger in seiner Bedeutung gewürdigt worden ist. Es verlohnt sich vielleicht der Mühe, auf einen der interessantesten Punkte, das Verhältniß zwischen Verfassung und Gesetzgebung, kurz einzugehen. Ein vorzüglicher Wegweiser durch die etwas labyrinthischen Gänge dieses Gebiets bietet sich uns in einer kleinen Schrift, die vor einiger Zeit hier veröffentlicht wurde, und die in knappem Rahmen ein ziemlich anschauliches Bild der Verfassung der Einzelstaaten entwirft.*) Daß eine Gesammtdarstellung der 38 (jetzt 42) verschiedenen Verfassungen überhaupt möglich ist, zeugt von einer gewissen Einheitlichkeit in den Grundzügen; natürlich ist es aber ein etwas buntes Bild, das sich uns darbietet, ohne festen und abgeschlossenen Charakter, und sowohl im Ganzen als in den Einzelheiten beständigen Schwankungen unterworfen, so daß der Eindruck, der zurückbleibt, etwas unsicher und vielleicht nicht bei allen Beschauern derselbe ist.

Das historische Verständniß erfordert überdies einen Rückblick auf die verfassungsgeschichtliche Entwicklung der verschiedenen Staaten, die überall mehr oder weniger weitgehende Revisionen aufweist, so daß die Zahl der in Betracht zu ziehenden Verfassungen noch bedeutend vermehrt erscheint. Das Anwachsen des Materials ist charakteristisch. Die ersten Verfassungen stammen aus dem Jahre 1776. Im Jahre 1860 hatten die 34 bestehenden Staaten zusammengenommen 69 Verfassungen zu Tage gefördert — also jeder Staat durchschnittlich zwei; abgesehen von 101 verschiedenen Amendements. Aber von 1860 bis 1886 belief sich die Zahl der neuen Verfassungen, bei nur 4 neu hinzugekommenen Staaten, auf 35, die Zahl der Amendements auf 114. Im Ganzen genommen 104 Verfassungen und 215 Amendements in 110 Jahren.

*) Hitchcock, American State Constitutions. New York. G. P. Putnam's Sons.

Dem entspricht ein noch bezeichnenderes Anschwellen des Stoffs in den einzelnen Verfassungen. Die ersten Verfassungen waren eigentliche Grundgesetze: sie bestimmten die Grundrechte der Bürger, die Theilung der Gewalten und die Funktionen der Staatsorgane. Rhode Island begnügte sich damit, an dem Freibriefe der englischen Krone, der die Kolonie begründet hatte, einige durch die Umstände gebotene Wortänderungen vorzunehmen. Die Grundrechte — der englischen Bill of Rights nachgeahmt — enthielten die hauptsächlichste und oft die einzige Beschränkung der gesetzgebenden Gewalt. Allerdings war vor 100 Jahren das Staatswesen noch verhältnißmäßig einfach, die schwierigsten Fragen lagen im Schoße der Zukunft, und vor allen Dingen war die Wirksamkeit der einzelnen Organe, insbesondere der Träger der gesetzgebenden Gewalt, noch nicht erprobt. In der That war in der Folge fast jede Verfassungsänderung die Lösung eines im Laufe der Zeit hervorgetretenen Problems und oft die Frucht bitterer Erfahrung, und irgend eine der typischen neueren Verfassungen konnte einen guten Leitfaden für die Geschichte der großen politischen, ökonomischen und sozialen Fragen der letzten 60 Jahre abgeben. So kommt es, daß die Verfassungen der neu aufgenommenen Territorien, deren jede nur für ein paar hunderttausend Einwohner bestimmt ist, viel umfangreicher und komplizirter ausgefallen sind als die Bundesverfassung, die ein Herrschaftsgebiet von 42 Staaten und mehr als 60 Millionen Menschen umfaßt.

Im Großen und Ganzen hat sich die konstitutionelle Entwicklung in dreifacher Richtung vollzogen: in der demokratischeren Gestaltung des Staatswesens, in der Einschränkung der Regierungsgewalten und in der direkten Erlassung positiver Gesetze durch das Volk. Allen drei Richtungen ist gemeinsam der Ausdruck des schwindenden Vertrauens in die Organe der Staatsgewalt, eine Erscheinung, auf deren vielfach erörterte Ursachen hier nicht näher einzugehen ist. — Die demokratische Revolution im ersten Drittel des Jahrhunderts führte zum System der Erwählung der meisten Beamten, in vielen Staaten auch der Richter, die früher fast überall von der Exekutive, meist unter Mitwirkung der Volksvertretung, ernannt worden waren; auch wurden die Amtstermine vielfach abgekürzt. In diese Periode fallen auch die Aufhebungen der letzten Beschränkungen des allgemeinen Stimmrechts. Diese Entwicklung bedeutete also die allgemeine Stärkung der Volksgewalt der Regierung gegenüber ohne unmittelbare Einschränkung der letzteren; was die Exekutive anbetrifft, wurde dieselbe sogar in vielen Staaten um dieselbe Zeit durch Einführung oder Ausdehnung der Vetogewalt der Gesetzgebung gegenüber gestärkt.

Dagegen nahm die zweite Richtung die gesetzgebende Gewalt direkt zu ihrem Angriffspunkt. Dieselbe wurde in jeder Hinsicht eingeschränkt und kontrollirt durch detaillirte Vorschriften über die Erlassung von Gesetzen, durch Kürzung und Verminderung der Sessionen — in den meisten Staaten tritt die Volksvertretung nur einmal in zwei Jahren zusammen — und durch Ausschließung ganzer Gebiete, die vorher der Legislative unterstanden hatten. So ist die Schaffung von besonderen oder Lokalgesetzen und von Privilegien fast durchgängig untersagt; mit anderen Worten, fast alle Verwaltungs- und Hoheitsakte sind der gesetzgebenden Gewalt entzogen worden, und allgemeine Gesetze an ihre Stelle getreten. In vielen Staaten kann durch Gesetz keine Ehe geschieden, kein Name geändert, keine Legitimation oder Adoption vollzogen, keine Succession geändert, kein Mangel in einer Urkunde geheilt werden. Zum großen Theile sind diese Einschränkungen oder gegen Gesetzgebungsakte zu Gunsten von Korporationen oder Munizipalitäten gerichtet. In den meisten Staaten können Korporationen nur unter allgemeinen Gesetzen organisirt werden, und als das Resultat theurer Experimente besteht jetzt auch fast überall das Verbot, den öffentlichen Kredit zur Unterstützung auch von Privatunternehmungen zu gewähren. Das Mißtrauen in die gesetzgebenden Körper, besonders in ihre Widerstandskraft mächtigen Beeinflussungen gegenüber, ist hier ganz offenbar. Diese Entwicklung, die übrigens noch nicht abgeschlossen ist, ist soweit die ausgeprägteste und wichtigste. Sie berührt sich in vielen Punkten mit der dritten Richtung, die zur unmittelbaren Gesetzgebung führt.

Diese dritte Richtung ist verhältnißmäßig neu, aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, für die Zukunft von weittragender Bedeutung. — Einzelne der verfassungsmäßigen Grundrechte — namentlich die zum Schutz der persönlichen Freiheit bestimmten — tragen allerdings gleichfalls den Charakter von Sätzen des Privat- oder Strafrechts an sich; diese Bestimmungen sind aber als historische Erbschaft von England übernommen, und sind kein originelles Produkt des amerikanischen Verfassungsrechtes. Das häufige Verbot von Lotterien, und die vereinzelt vorkommenden Verfassungsbestimmungen über Zulassung von Banken stehen vielleicht noch auf der Grenze zwischen direkter Volksgesetzgebung und Beschränkung der gesetzgebenden Gewalt. Wir finden aber weiter in den Verfassungen Artikel, die als ein direkter Eingriff in das Gebiet der Legislative erscheinen müssen. So enthalten einzelne Verfassungen Bestimmungen über Haftbarkeit und über Stimmrecht von Aktionären, über Emission oder Vermehrung von Aktien, über Geschäftsbeschränkungen und Prozeßfähigkeit der Korporationen; Eisenbahnen und Banken sind vielfach der Gegenstand detaillirter Regulirung, die sich bis zum Verbot von Tarifbevorzugungen und der Ausgabe von Freibillets versteigt. Einzelne Staaten haben Verfassungsbestimmungen über Zinsfuß und Wucher, über die Unpfändbarkeit gewisser Vermögensbestandtheile, über die Vermögensrechte verheiratheter Frauen u. s. w. Der demagogische Einfluß in der Politik hat in einigen Staaten dazu geführt, daß den Arbeitern verfassungsmäßig ein Pfandrecht am Arbeitsgegenstand gesichert wird, und eine Verfassung setzt sogar (für öffentliche Arbeiten) einen Normalarbeitstag von 8 Stunden fest. Auch darf die Temperenzgesetzgebung nicht unerwähnt bleiben, die fast überall in den Staatsverfassungen Ausdruck sucht und vielfach findet.

Was bedeutet diese eigenthümliche Tendenz? Warum die Verfassung unnöthig belasten, wenn doch die Gesetzgebung für denselben Zweck vollständig ausreichend ist? — Die nächstliegende Erklärung ist, daß diese Verfassungsgesetze der Laune oder Willkür wechselnder Majoritäten entzogen werden sollen; es wird aber auf der anderen Seite geltend gemacht, daß sie gerade der Ausdruck der „Tyrannei der Majorität“ sind, die ihre augenblickliche Macht dazu benutzt, ihre Errungenschaften gegen einen Umschlag in der politischen Stimmung sicher zu stellen; gerade die Zweischneidigkeit der Waffe macht diese Erklärung unbefriedigend, obwohl sie, namentlich in Hinblick auf die Temperenz- und Arbeitergesetzgebung nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Mit mehr Berechtigung dürfen wir wohl in diesen Verfassungsgesetzen einen neuen Ausdruck des mangelnden Vertrauens in die gesetzgebenden Körper erblicken. Diese Ansicht findet ihre Bekräftigung in der zweifellosen Thatsache, daß diese Art der Gesetzgebung hauptsächlich Bestimmungen über Eisenbahnen, Aktiengesellschaften und Banken zum Inhalt hat. Selbst wenn die Volksvertretungen aus besseren Elementen zusammengesetzt wären, als es der Fall ist, würde die Beeinflussung durch mächtige Korporationen eine große Gefahr sein; und wie die Dinge liegen, hat das Volk allen Grund, die Tugend seiner Vertreter vor Versuchung so viel als möglich zu schützen. Der Masse der Wähler ist weniger leicht beizukommen als einer mächtig großen Körperschaft; daher ein bekannter Finanzmann sehr richtig bemerkte, daß er für Wahlen kein Geld wegwerfe, da es billiger und sicherer sei, die Legislaturen nach der Wahl aufzukaufen.

Selbst diese Erklärung reicht aber nicht für diejenigen Verfassungsbestimmungen aus, die die Vermögensfähigkeit der Ehefrauen und andere Punkte des allgemeinen Privatrechts feststellen und ordnen. Angesichts solcher Bestimmungen, betreffs deren keine wesentliche Verschiedenheit der Ansichten oder Interessen besteht, scheint der Schluß unabweislich, daß wir es hier mit mehr als einem bloßen Nothbehelf oder Mittel zum Zweck zu thun haben, daß wir vielmehr vor einer spontanen und elementaren Tendenz stehen, die aus sich selbst heraus wirkt, unabhängig von äußeren Rück-

fichten. Die Keime einer solchen Entwicklung liegen in dem Wesen jeder Demokratie. Im amerikanischen Staatswesen hat das Volk eine dreifache Stellung: theoretisch ist es der Träger der Souveränetät, praktisch herrscht es durch die Macht der öffentlichen Meinung; aber rechtlich kann es seinen Willen unmittelbar nur durch die Verfassung aussprechen. Zu allen anderen Funktionen ist die Wahl von Vertretern erforderlich. Nun ist allerdings die öffentliche Meinung der einflußreichste Faktor im politischen Leben, und die Gesetzgebung läßt sich im Allgemeinen von ihr leiten, trotzdem ist sie eine etwas unbestimmte Größe, und vermag sich namentlich keinen direkten rechtlichen Ausdruck zu verschaffen. Nichts natürlicher, als das Bestreben eines Volkes, das seine Macht kennt und fühlt, seinen Willen unvermittelt zum Gesetze zu erheben. Und wo durch periodische Verfassungsrevisionen dazu häufige Gelegenheit geboten wird, wäre es wunderbar, wenn dieselbe ungenützt bliebe. Die angelsächsische Rasse hat von jeher nicht nur das Talent besessen, die Verhältnisse des Lebens in Rechtsformen zu kleiden, sondern auch die entsprechende und ebenso werthvolle Gabe, die bestehenden Rechtsformen den Bedürfnissen des Lebens dienstbar zu machen. So ist die Verfassung zum Organ der direkten Volksgesetzgebung geworden.

Zweifellos sind mit dieser Verfassungsgesetzgebung Uebelstände verbunden. Sie bringt in die regelmäßige Gesetzgebung eine gewisse Unsicherheit; denn die Verfassung entscheidet über die Gültigkeit aller anderen Gesetze, und bei zahlreichen und komplizirten Verfassungsbestimmungen schleicht sich nur zu leicht ein konstitutioneller Mangel in ein Gesetz ein, und die Gültigkeit bleibt oft zweifelhaft, bis der höchste Gerichtshof Gelegenheit bekommt, im regelmäßigen Instanzenzug einen Testfall zu entscheiden. Ein weiterer Mangel ist die Schwerfälligkeit des Prozesses, die sich besonders empfindbar macht in der Schwierigkeit, begangene Fehler wieder gut zu machen. Trotz dieser Schwerfälligkeit sind aber die Aenderungen häufig genug, um in die Staatsverfassungen ein Element der Unsicherheit und Unbeständigkeit zu tragen, das Vielen vielleicht als das beklagenswertheste Resultat dieser Entwicklung erscheinen wird. Namentlich die wissenschaftliche und juristische Kritik sträubt sich gegen den Mißbrauch alter wohlverstandener Formen zu neuen und wie es scheint bestimmungswidrigen Zwecken. Uebrigens ist dies Gefühl keineswegs bloß ein Auswuchs doktrinärer Vorurtheile. Als im vorigen Jahre in Massachusetts für ein Temperenzamendement agitirt wurde, vereinigten sich die besten Männer des Staats in einem Protest, der darauf hinwies, daß die Verfassung nicht zur gewöhnlichen Gesetzgebung erniedrigt werden dürfe.

Man könnte sich versucht fühlen, als Gegensatz auf die Stabilität der Bundesverfassung hinzuweisen, die eine der sichersten Garantien für die Zukunft der Union bietet. Diese Stabilität ist unzweifelhaft zum großen Theil der Schwierigkeit und Umständlichkeit der Bedingungen zu verdanken, die sich zu einer Aenderung vereinigen müssen. Ferner ist die Bundesverfassung der Gegenstand großer historischer Kämpfe gewesen; die glänzendsten Triumphe parlamentarischer Beredsamkeit und forensischen Scharfsinns sind untrennbar mit ihr verknüpft; und es ist zu viel Blut für ihre Aufrechterhaltung geflossen, als daß sie nicht bis zu einem gewissen Grade heilig und unantastbar erscheinen sollte. Kein ähnliches Gefühl existirt den Staatsverfassungen gegenüber. Aber auch rein juristisch genommen ist die Verfassung des Bundes in ganz anderem Sinne ein Grundgesetz, als die irgend eines Staates. Die Bundesverfassung enthält die Grundlagen für das gesammte rechtliche Leben der vereinigten Nation; die Union hat keine Rechte, die nicht aus ihr hergeleitet werden könnten; die Verfassung ist rechtlich die ultima ratio des Bundes, ihr Charakter ist durchaus positiv. — In den Staaten ist die Theorie gerade die entgegengesetzte. Der Staat ist an sich der rechtliche Ausdruck der Souveränetät, die Präsumtion ist für ihn, nicht gegen ihn. Die Verfassung ist das Gegengewicht gegen den Staat, sie schränkt ihn nach allen Richtungen zu Gunsten der Volkssouveränetät und der individuellen Freiheit ein; viele Verfassungen bestimmen sogar, daß durch die ausdrücklichen Vorbehalte den sonstigen Volksrechten nicht präjudizirt werden solle. Demnach ist die Verfassung nicht der Totalausdruck des Staatslebens, und ihr organischer Charakter tritt in den Hintergrund. Die Unveränderlichkeit ist so wenig Prinzip, daß vielmehr in vielen Staaten die Frage der Verfassungsrevision dem Volke periodisch unterbreitet werden muß.

Trotz dieser mildernden Umstände aber bleibt die Verwirrung von Gesetzgebung und Verfassung ein Mangel, und würde auf die Dauer kein wünschenswerther Zustand sein. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß die ganze Entwicklung sich noch in ihrem Anfangsstadium befindet, die Uebergriffe auf das Gebiet der eigentlichen Gesetzgebung beschränken sich auf ein kleines Terrain, und in ihrem weiteren Vorschreiten mag sie vielleicht andere Mittel und Wege finden, die den organischen Gesetzen ihre Sonderstellung bewahren werden; es ist in dieser Beziehung charakteristisch, mit welchem Interesse hier die Methoden und Resultate des schweizer Referendum studirt werden. Nur über die Thatsache des Fortschreitens der Entwicklung kann kein Zweifel bestehen. Wahrscheinlich ist es auch, daß sie von entsprechenden Aenderungen in anderer Richtung begleitet sein wird. In den großen Städten, in denen die Korruption in der Politik den fruchtbarsten Boden gefunden hat, und wo in Folge dessen die Verdrängung legislativer Funktionen am weitesten durchgeführt worden ist, sind dieselben zum Theil durch eine starke und konzentrirte Exekutivgewalt ersetzt, und ein ähnliches Resultat ist in den Staatsverfassungen nicht unmöglich.

Was man aber auch von dieser Erscheinung halten mag, es wäre ein schwerer Irrthum, wollte man in ihr einen Rückgang demokratischer Institutionen erblicken. Die Frage, die der Verfasser der im Eingang erwähnten Schrift aufwirft, ob die vielen neuen die Legislative einschränkenden Verfassungsbestimmungen bedeuten, daß das Volk sich selbst in der Person seiner Vertreter mißtraut, ist falsch gestellt; das Volk mißtraut nicht sich, sondern seinen Vertretern. Niemals war das allgemeine Vertrauen in die Kraft und in die Zukunft der Demokratie so fest als jetzt; die schlimmsten Auswüchse politischer Korruption haben es ungeschwächt gelassen, und ein Blick in die Schriften der Staatsmänner der Revolution zeigt, um wieviel stärker es heute ist als vor 100 Jahren. Niemand wird behaupten wollen, daß Demokratie und Repräsentativverfassung mit einander stehen und fallen. Im Gegentheil, das Repräsentativsystem erscheint historisch als das Produkt physischer und geographischer Verhältnisse, deren Wirkungen durch die Kommunikationsmittel der modernen Zeit mehr und mehr überwunden werden. Uebrigens ist keine Rede davon, daß die Volksvertretung ganz verschwinden sollte, — selbst die Verfassungsgesetzgebung kann sie nicht vollständig entbehren, sondern arbeitet mit Hilfe von Konventionen, — die Frage ist nur, ob sie nicht gewisse Funktionen, die vom Volke ebenso gut besorgt werden können, an dieses abgeben soll, und Angesichts der entsprechenden Entwicklung auf anderen Gebieten des Lebens, die zur Verdrängung überflüssiger Mittelglieder führt, kann die Antwort auf diese Frage kaum zweifelhaft erscheinen.

Was aber die bestehenden Mängel und Mißstände der Verfassungsgesetzgebung anbetrifft, so muß darauf hingewiesen werden, daß wenn auch die fernere Gestaltung der Dinge in den Einzelheiten sich nicht vorausbestimmen läßt, wir doch jedenfalls kein Recht haben, den augenblicklichen Zustand ausschließlich als Maßstab an neue Erscheinungen im Staatsleben anzulegen, deren Bedeutung doch wesentlich in der Aussicht und Möglichkeit zukünftiger Entwicklung liegt, und von denen zu vermuthen steht, daß sie den Keim zu durchaus neuen konstitutionellen Gebilden in sich tragen.

Newyork. Ernst Freund.

Conrad Ferdinand Meyer.

Fast überlange blieb die deutsche Schweiz in Beziehung auf ihre Antheilnahme am geistigen, mindestens am schöngeistigen Leben die Schuldnerin des Stammlandes. Ohne jede Frucht hatten sich die Gewässer der noachidischen Sintfluth verlaufen; was darnach kam, war wohl nicht ganz belanglos, aber eine wirkliche und dauernde Bedeutung können doch die Geßner, Jeremias Gotthelf und Zschokke kaum beanspruchen, so großes Ansehen und so weitreichende Geltung sie auch in ihrer Zeit gewannen. Das ist nun anders geworden; in Heinrich Leuthold, der an den Ufern des Züricher Sees zu Hause war, gab uns das kleine Land einen der vollendetesten Künstler der Form, die wir in der Lyrik je besessen haben; dem gleichen Gau gehört Gottfried Keller an, dessen Namen jedem Gebildeten theuer wie ehrwürdig ist; nahe an Zürich endlich sitzt auf dem ererbten Kilchberg Conrad Ferdinand Meyer, Keller's gerades Widerspiel und eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Dichtung unserer Tage. Das Hauptgewicht der Bethätigung Beider liegt auf dem Gebiete der Novelle, Beide adeln die Kunstform der Erzählung und Beide thun das in grundverschiedener Weise.

Es leidet nämlich durchwegs keinen Zweifel, daß der Höhepunkt der erzählenden Prosadichtung fast immer mit dem Niedergange der Litteratur zusammenfällt. Haben sich alte Kunstformen überlebt und ist Niemand da, der sie mit neuem Leben anzufüllen vermöchte, dann gewinnt das ein selbständiges Sein und allgemein Antheil und Geltung, was minder beachtet würde, insolange eine wirkliche Blüthe der Poesie statt hatte. Man wird auch nach der bequemen und mundgerechten Form greifen, wenn ungeheure Ereignisse ihre unmittelbar und durch das Thatsächliche ergreifende Gestalt gewinnen. Zersetzung oder Gährung sind der eigenste Boden, auf dem die Erzählung erblühen kann und der Novellist des Alltags ist nicht mehr, als der Mährchenerzähler des Abendlandes; was er hervorbringt, gleicht der zweiten Saat, mit der der Bauer seinen Acker nach dem Schnitt bestellt, um sie unterzupflügen, sowie sie recht frech und grün in Halme geschossen ist und die dennoch nicht ganz fruchtlos getrieben hatte: sie lockerte den Boden und machte ihn empfänglicher für die kommende Ernte. So fand Shakespeare seine Stoffe bei italienischen Fabulisten; so bereitet die kleinere Begabung überhaupt unbewußt die Wege für die größere, die hinter ihr kömmt. Das Genie ist selbstherrlich und Vollender; es mag Brauchbares finden für seine stolzeren Flüge in dem, was heute uns noch ziemlich zwecklos erscheint.

Soll aber die Erzählung einen Werth erhalten, der über den Tag hinausreicht, dann muß Eines von vieren statthaben: entweder der furchtbare sittliche Ernst, mit dem Russen und Skandinavier an ihre Arbeit gehen, die Ueberzeugung, das, was sie sagen, müsse gesagt werden zum Heile der Gesammtheit. Das wird fast nur dort geschehen können, wo die Litteratur noch jung, fast Alles also noch neu ist. Oder aber ein reicher Born latenter Lyrik muß in ihr schlummern — das Stimmungselement überwiegt, wie bei Eichendorff, bei Storm und bei Raabe. Oder eine tüchtige und ganze Persönlichkeit die ja überhaupt das Maßgebende für die Bewerthung eines Poeten ist, muß sich allenthalben bemerklich machen und Alles mit dem Stempel ihrer Eigenart prägen, wie es vornehmlich unser Aller Meister Gottfried vermag. Endlich kann ein ausgesprochener und sehr großer Kunstverstand das Ganze ordnen und aufbauen — es ist das ausgesprochenste Kennzeichen C. F. Meyer's.

An und für sich kam Meyer ungewöhnlich spät zur Kunst. In Jahren, da unsere Modernen in der Regel schon wieder abgehaust haben, als er um die Grenze der vierzig war, erschien sein erstes Buch: „Huttens letzte Tage“, dem der Romanzenkranz „Engelberg“ ziemlich gleichzeitig sein mag. Das sind nicht mehr die Jahre des Suchens und Versuchens; da ist der Verstand in der Regel schon mächtig neben dem Herzen. Und so ist denn „Hutten“ schon die Probe eines durchaus gereiften Könnens; Manche der Bilder, in denen dem kühnen Humanisten am Strande des einsamen Ufers der stillen Ufenau im Bodensee sein Ringen und Streben vorüberzieht, sind tief in der Empfindung und prächtig in der Farbe. Die Gegenüberstellung Inigo Loyolas und Huttens ist kühn und glücklich, wenngleich Prophezeiungen ins Nachhinein immer ihr Mißliches haben. Freilich; es wird immer Leute geben, die sich die mannhafte Gestalt Huttens lieber von Strauß heraufbeschwören lassen, die in seinen Dialogen stärker das Wehen seines Geistes verspüren, als hier, wo sie vielleicht der Gleichklang der paarig gereimten Verse, die für die Dauer etwas klappernd Ermüdendes haben müssen, abstößt. Ihnen sei nicht widersprochen; aber sie wären ungerecht, vergäßen sie des vielen Herrlichen gerade in dieser Dichtung, die auch sonst mit den Schlüssel zu Meyers Wesen gibt: sie erweist, wie durchaus nach rückwärts gewandt seine Seele ist, wie ihm nur das Vergangene lebt, die Gegenwart gar nichts zu erzählen hat; sie bezeugt seine Sicherheit, mit der er eine bestimmte Figur aus ihrem eigenen Geiste heraus sprechen zu lassen im Stande ist. Das Eine ist wichtig für seine Richtung, das Andere für seine Technik; Beide aber klappen bei ihm wie bei sehr Wenigen.

Im „Jürg Jenatsch“, seiner ersten und bislang umfänglichsten Erzählung decken sie sich allerdings noch nicht völlig. Vielleicht darum nicht, weil der ungeheure Stoff für den ersten Blick jeder künstlerischen Behandlung einfach unzugänglich erscheint. Hier galt es, die gräuelvollen Wirrnisse und Parteikämpfe darzustellen, denen Graubünden, in sich uneins, von Verräthern bedroht und nahe daran, ein Zankapfel sämmtlicher hadernder Großmächte zu werden, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges verfallen war. Das gelang; mit einer anschaulichen Klarheit sogar, um die der größte Historiker Meyer beneiden dürfte. Für die eigentlich doch nur lokal wichtigen Geschehnisse allgemeine Theilnahme zu erwecken, gelang dagegen dem Dichter nicht durchweg. wesentlich auf einer Gestalt, auf dem Pastor Jenatsch, den gewaltthätiger Sinn und die Noth der Zeiten aus der Kutte springen und zum gewaltigen Kriegsmann werden lassen, haftet das Interesse. Man folgt seiner Laufbahn; man freut sich, wenn er im Begriffe scheint, das Bündnerland aus allen Fährlichkeiten zu retten; man trauert um den jähen Tod, den eine so bedeutsame Erscheinung bei einem Feste, das ihr zu Ehren bereitet wird, von der Hand der Geliebten findet, die zu erringen er kaum noch hoffen durfte. Man mag hier schon die Kraft bewundern, mit der Meyer bestimmte, farbige und scharfumrissene Bilder entwirft; wird besonders den Schluß, das mörderische Gelage von Chur nicht leicht vergessen, wenn man es einmal in seiner unheimlichen Lebendigkeit, in seiner düstern Schwüle genossen hat; wird das großartig Versöhnende bestaunen, das den Gewaltigen von der Hand der Einzigen fallen läßt, die ihm ebenbürtig war im Charakter und von der getödtet zu werden ihm süß sein mußte. Aber noch stehen diese glanzvollen Bilder, diese Situationen, in die sich Meyer jeden Stoff zerfällt, zu vereinzelt; ihm sind erst die Ziele, nicht aber auch alle Pfade klar, die dahin führen. Auch steht er noch nicht so ganz über dem Stoffe, wie sonst; das Großartige mag ihn bestochen und mit fortgerissen haben. Und das ist bei ihm durchaus vom Uebeln; er gehört zu denen, die dem Anscheine nach nicht warm werden dürfen, die kühl und unerregt das Leidenschaftliche erzählen müssen, davon sie eben zu berichten haben. Meyer wird unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart wohl der objektivste sein, derjenige, der darum den großen, historischen Stil, der sicher und still dahinfluthet, am meisten zu Eigen und in seiner Gewalt hat. Er ist durchaus Stilist; das heißt des Weiteren aber auch: er verfügt über eine Sprache voll Fülle, Eigenart und Kraft.

Sie ist nicht das, was man schön zu heißen gewohnt ist. Sie ist keineswegs flüssig, sie geht nicht leicht und gefällig ins Ohr. Aber sie ist charakteristisch im besten Sinne. nach strengen Gesetzen baut sie sich auf mit sparsamen, doch dann ungemein glücklichen Figuren, mit kühnen, knapp an-

bedeutenden und lebendigsten Vergleichen. Meyer wird nie breit, eher zu knapp: aufs Genaueste mit der Art der Chroniken vertraut, ist er befähigt, jede Zeit in der ihr eigenen Mundart sprechen zu lassen. Er verfügt über Zeitfarbe und Lokalkolorit so unbeschränkt und vielseitig, wie meines Wissens Niemand mehr neben ihm. Das allein ermöglicht ihm auch jene Art der Technik, deren bereits gedacht worden ist: des Aufbaues seiner Erzählungen nach ganz bestimmten Stellungen, Maßen und Verhältnissen. Niemand entwickelt seine Stoffe so architektonisch und sicher, wie er. Man könnte von seinen besten Erzählungen einen Grundriß machen, der dem Kenner gar keinen unebenen Begriff davon beibrächte. Bei ihm ist eben alles abgewogen und berechnet — mag sein, ohne daß er selber sich Rechenschaft darüber geben kann. Man hat einmal mit dem Unbewußten in der Dichtung vielen Unfug getrieben; man treibt's jetzt gerade so mit seiner Verneinung. Es macht nicht alles, aber es ist auch nicht hinwegzudenken aus der Arbeit des Dichters will er diesen Namen mit Recht beanspruchen. Und wer „die Hochzeit des Mönches“ und den „Heiligen“ geschrieben hat, der ist ein Poet.

Man darf in beiden Erzählungen den Höhepunkt von Meyer's Schaffen sehen Sie sind gleichzeitig in jeder Art für ihn bezeichnend. Es sind Rahmennovellen; die Handlung selbst wird nicht unmittelbar vorgetragen, sondern einem Dritten, der dabei irgend betheiligt ist, in den Mund gelegt. Das hat schon Boccaccio so gehalten: aus der feinen Empfindung heraus, daß es viel unmittelbarer wirkt, was ein Augenzeuge oder ein Mitlebender berichtet, als das, was irgend ein Gleichgültiger vorträgt. Ihre Vollendung aber hat diese Kunstform erst bei Meyer gefunden. Er läßt immer eine ganz bestimmte Person sprechen. „Das Leiden eines Knaben“, die tragische Geschichte des völlig unbegabten Sohnes eines ehrgeizigen Vaters, eines liebenswerth-schwachsinnigen Kindes, das an einer Verletzung seines Ehrgefühles stirbt, ist Fagon, dem Leibarzte Ludwig XIV., in den Mund gelegt. Was auf den buckligen Zweifler, der durch sein Handwerk gewohnt ist, Leiden zu sehen, einen starken Eindruck machte, das muß auf andere gewiß aufs kräftigste wirken. „Plautus im Nonnenkloster“ erzählt Poggio. Man kennt den Mann, den Verfasser der lüsternfreien Facetiern — man weiß, die Erzählung von dem Mädchen, das sie wider seinen Willen zur Nonne machen möchten, mag ernsthaft anklingen, kann aber nicht gut traurig enden. Fast mit der Einleitung ist somit der Grundton angeschlagen, der weiterhin fortklingen soll. Und was könnte Dante, der am Hofe Can Grande's della Scala die Geschichte Astorre Vicedomini's, den sein Vater zwang, aus der geliebten Kutte zu springen und das jungfräuliche Weib seines Bruders heimzuführen, anders berichten, als eine düster leidenvolle Geschichte?

Noch nie vielleicht hat man Größeres gewagt, als Dante reden zu lassen. Aber mit welcher Kunst versteht Meyer das durchzuführen! Nicht ein Wort, das des großen Florentiners unwerth wäre: vom ersten Augenblicke ab, da der Höllendurchwanderer die gastliche Halle des Gewaltherren von Verona betritt, bis zum Schlusse ist alles aus einer Stimmung, aus einem Gusse geschaffen. Man sieht die Gesellschaft um den Kamin — liebenswürdig und leichtfertig lebenslustig, die ihm lauscht. Ein Bild drängt das andere; die festliche Hochzeitsbarke gleitet den Strom hernieder, auf der der ältere Vicedomini den Tod erleidet. Man sieht Astorre, der den entsetzlichsten Irrungen des Herzens anheimfällt, kaum er das schützende Kloster verlassen. Die gewaltige Gestalt des Römers Ezzelin, des getreuesten Dieners des großen Staufen Friedrich II. steigt dem Lesenden auf — Alles lebt; jede, auch die kleinste Nebenfigur ist mit liebevollster Sorgfalt ausgeführt und das Ganze erschüttert wie eine echte, in vielen und lebendigen Szenen ausgeführte Tragödie. An Sicherheit der Technik ist der „Mönch“ nicht mehr zu überbieten; an Tiefe übertrifft ihn „der Heilige“.

Ein schlichter Mann, ein Bogner, den das Schicksal an den Hof Heinrich II. von England und in die nächste Umgebung des Königs gebracht hat, erzählt einem Züricher Domherrn am Tage des heiligen Thomas von Becket das, was sich zwischen dem Herrscher und dem Heiligen begeben, solange der noch Kanzler des Königreichs gewesen. Wie Thomas der treueste Freund und der beste Berather des Fürsten war, bis ihm dieser seine Tochter Grace, die er ferne dem Hofe und seiner Verderbniß hielt, in Schuld und darnach gar in Tod getrieben; wie er seinem Herrn auch darnach noch in Treuen diente, bis ihn der verblendet in den Dienst eines noch Gewaltigeren, in den der Kirche stellte. Wie dann in Becket's Seele der Gedanke keimt, in einer Zeit roher Gewalt und finsterer Unterdrückung des Besiegten ein Reich der Gerechtigkeit zu gründen, in dem auch der Unterworfene sein Recht finden möge. Denn Thomas ist von sarazenischem Blute, das es nun einmal nicht anders will, als einem Höheren, diesem aber gänzlich hingegeben zu dienen — erst dem normännischen Gewalthaber, dann Gott, aber beiden im vollsten und höchsten Sinne. Eine Reihe von Gemälden — es gibt kein anderes Wort dafür — entrollt hier Meyer. Der Kanzler, der zu Hofe reitet, als der vollendeste Weltmann, dann der Büßer, der barfuß, daß seine Zehen wie Elfenbein auf den Sandalen glänzen, zum Schlosse gepilgert kommt, eine große Schaar Elender und Bedrückter hinter sich — Beide sind gleich sicher und vor allem — denn gerade das ist in Deutschland selten — gleich farbig gezeichnet. Wenn dann Thomas die Hand aus dem Fenster des Königshauses streckte und den demüthigen und gequälten Haufen unten segnet, so daß ein dankbares Gemurmel gen Himmel steigt, weil so lange aus den Fenstern ihres Fürstenschlosses kein Wort des Segens auf die Sachsen niedergeflossen war, oder wenn er Heinrich II. den Kuß des Friedens verweigert, nachdem ihn der aus Frankreich, wohin sich Thomas geflüchtet, hatte heimholen lassen, so ersteht dem Lesenden alles: hier das Schloß mit seiner tollen Gesellschaft, dort die graue Haide mit dem grauen Himmel, die ungeduldigen Normannen, die hoch zu Rosse den Verhandlungen folgen und dem Friede und Sühnung suchenden König ihr trutzig-ungeduldiges: „Finissez, finissez seigneur roy“ zurufen, endlich der merkwürdige Tod des Heiligen und seine furchtbare Rache noch aus dem Grabe heraus. Das Schicksal eines Einzelnen ist in diesem Werke in bewunderungswürdiger Weise verknüpft und verkettet mit den Geschicken eines werdenden Reiches, einer aus mannigfacher Vermischung entstehenden Nation. Kleine Züge bringen die ganze Rechtlosigkeit einer verruchten und gesetzlosen Zeit zur Anschauung, so daß man sagen kann: „die Hochzeit des Mönches“ und „der Heilige“ bedeuten mit die Höhen, welche der historischen Novelle überhaupt erklimmbar sein dürften, bedeuten sie schon darum, weil ihre Konflikte aus dem Geiste ferner Tage heraufbeschworen sind, weil ihre Menschen nicht etwa moderne Gliederpuppen in Harnisch und Talar vorstellen, weil sie Kinder ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse sind.

Vielleicht darin ist mit die Hauptbedeutung Meyer's zu suchen. Nur Der fördert die Kunst, der ihre Uebung zugleich erschwert. Meyer hat Schule gemacht, wie es denn überhaupt nicht leicht ist für einen Werdenden oder am eigenen Wege irre Gewordenen, sich dem Einflusse dieser strengen und in sich geschlossenen Persönlichkeit zu entziehen. Man verfällt ihm leicht und wird nur in harten Kämpfen frei von ihm. Ihm gleich kommen aber mag keiner der heutigen. Niemand neben ihm erweckt mehr jene Empfindung absoluter Sicherheit, unbedingtester Beherrschung jedes kleinsten Zuges der Epoche, in der er sich eben bewegt, wie er. Er ist auch ungewöhnlich vielseitig, nicht bloß der Stoffwahl nach. Aus der Zeit Karls des Großen — „die Richterin“ — bis zum Ausgange des großen Krieges und zum Beginne des Rococo ist ihm Alles geläufig. Dazu verfügt er über echten und herzhaften Humor. Wer vermöcht' es, die Geschichte vom frommen Pastor, der ein leidenschaftlicher Freund von Schießwaffen ist und sich nicht enthalten kann, mit einer Pistole, die er kaum zum Geschenke erhalten hat, so lange zu spielen, bis ein „Schuß von der Kanzel“, auf der er gerade predigend steht, seiner seelenhirtlichen Thätigkeit ein jähes Ende bereitet und das Glück seiner Tochter und seines

Vikars begründet, wer könnte diese sonnige Historie ohne Lächeln lesen? Er hat viel Phantasie; ihm ist die Ausführung würdig neben, nicht über der Handlung, die allenthalben wohl durchdacht und im richtigen Verhältnisse zum Umfange ist.

Das allein wäre ein Beweis und zwar ein vollgültiger dafür, daß Meyer nicht allein ein Meister der Technik ist. Aber wir haben noch einen besseren Beleg, wie innerlich und empfangen ihm seine Stoffe sind. Der steht in seinen Gedichten; die Stimmung, der Grundton fast jeder seiner Haupterzählungen ist hier lyrisch vorangedeutet und vorgesungen. Als Lyriker ist eben Meyer gleichfalls ganz eigen. Eine schwerflüssige Natur, so daß Mancher gar kein Verhältniß zu seinen Gedichten gewinnen kann. Wer es aber vermochte, der schätzt sie überaus. Hier verfügt er häufig über jene antike Schönheit, die vielsagend zu schweigen weiß. So in „Meduse", wo die Mörderin im Traume die Tage der unschuldigen und holdseligen Jugend wieder ersehnt, während Perseus schon zum Todesstreiche ausholte. Starke Leidenschaftlichkeit flammt im „Geh' nicht, die Gott für mich erschuf!", eine Perle ist „Brautlied" und das herrliche „Liebesflämmchen". Die Mutter ermahnt das Mädchen, die Glocke der Ampel zu hüten — aber des Lichtes in seiner Seele gedenkt sie nicht. Sie weckt es — aber vor dem Licht im Busen ist's längst wach. Keines Lyrikers unwürdig ist: „Am Himmelsthor". Der Dichter findet die Geliebte dort; sie wäscht sich die Füße:

> Ich frug: „Was badest Du Dich hier
> Mit thränennassen Wangen?"
> Du sprachst: „Weil ich im Staub mit Dir
> So tief im Staub gegangen".

Einem todten Knaben ruft er den herzlichsten Nachruf ins Grab. Er sieht, wie das Unsterbliche des Kindes dem Hügel entschwebt, verfolgt das ganze ruhmvolle Leben, das ihm beschieden gewesen wäre, grüßt die Kränze, die er gewonnen hätte: „Kränze, wenn Du lebtest, Dir beschieden, nicht errung'ne. Knabe, schlaf in Frieden." Im Walde, dem er sein Leid so oft zugetragen, weilt er und fühlt sich so eins mit der Natur, daß er ihm zurufen kann: „Jetzt rede Du. Hast Du mir nichts zu sagen?" Das große, schöne Leuchten seiner Heimath preist er und das Bild der römischen Fontaine weiß er in edelster Einfachheit festzuhalten und nachzuschaffen. An Reichthum und Vielseitigkeit der Motive ist er schwer zu überbieten; er ist eben eine starke und völlige Natur, die sich auch im Verse auszusprechen weiß und immer ihrer Wirkung sicher ist.

Es ist Meyer nicht leicht worden, jene Beachtung zu finden, die er verdient. Das geht dem Tüchtigen in Deutschland in der Regel so. Und Tüchtigkeit und zuverlässiges Können sind wiederum die Hauptkriteria seiner Eigenart mit jenem hohen Ernst im Schaffen, dem die künstlerische Arbeit ein Heiliges ist. Er schlenderte nicht, er läßt sich nicht gehen; er arbeitet nicht ums Brot, noch um den Gewinn. Seit etwa drei Jahren ist er verstummt — will's Gott, nicht für immer. Storm ist todt, Keller schweigt und ist mit Siechthum geplagt — verlören wir noch Meyer, wir wären ärmer, um Vieles ärmer geworden. Es gibt ihrer so Wenige, denen die Kunst ein Priesterthum ist; wir sind recht arm geworden an Meistern und Wegeweisern. Und wie Arme überzählen wir oft das Geringe, was uns von großem Reichthume noch geblieben ist und möchten nichts davon missen. . .

Wien. J. J. David.

Theater.

Lessing-Theater. Ein Besuch. Schauspiel in 2 Akten von Eduard Brandes. Deutsch von Julius Hoffory. — Mädchenrache. Komödie in 2 Akten von Eduard Bauernfeld. — Verein Freie Bühne: Von Gottes Gnaden. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arthur Fitger.

Zwei berühmte französische Kunstrichter geriethen jüngstens über eine kritische Prinzipienfrage in gelinden Streit. Brunetière, der Mann der Revue des deux mondes, eiferte mit Lemaître, dem Mann der Débats, weil dieser in seinen Montagsfeuilletons nur persönliche Eindrücke, nicht aber allgemein gültige Kunstgesetze festzuhalten versuche. Jules Lemaître entgegnete in fein pointirten Sätzen, es sei ihm bis zur Stunde noch nicht gelungen, ewig gültige Regeln aufzufinden und so müsse er sich einstweilen mit der getreulichen und anspruchslosen Wiedergabe ganz persönlicher Eindrücke begnügen.

Gewiß wird es der Theorie Brunetières nicht an Anhängern fehlen; scheint sie doch der Aufgabe aller kritischen Betrachtung mehr zu entsprechen. Ich bitte aber, mir das Geständniß zu gestatten, daß ich mich eher zu Lemaîtres Standpunkt hingezogen fühle. Denn was es mit den sogenannten ewigen Regeln auf sich hat, zeigt ein Blick auf die größten kritischen Muster vergangener Zeiten. Wer möchte heute noch jeden Satz des Hamburger Dramaturgen unterschreiben? Lessing selbst gewiß nicht, wenn er uns, sehr zur rechten Zeit, jetzt wiederkäme.

In dem Theater, das von ihm den Namen lieh, gab es am vergangenen Sonnabend eine recht bunt gemischte Vorstellung; der ganz moderne Däne Eduard Brandes bestritt gemeinsam mit dem greisen Plauderer Eduard Bauernfeld des Abends Kosten. Mich hat die in oft recht mühsäligen Trochäen einherschreitende Spanierkomödie von der „Mädchenrache" einer durch einen Kußraub bis zum Verlieben gekränkten Sennorita nicht einen Augenblick interessirt; sie giebt eine nicht ungeschickte, mitunter auch wohl muntere Variation über ein oft variirtes Lope de Vega-Motiv; aber der Humor von Salamanka ist der einer kleinen süddeutschen Universitätsstadt und der Verkleidungsulk, der aus Amoren einen lecken Studiosen macht, gemahnt nicht eben angenehm an Friedrich Halms lüsterne Hosenrollenstücke. Kapellmeistermusik; ein leicht verdauliches Ragout aus anderer Schmaus, zu dessen Bereitung die Kräfte des fein empfindenden Achtundachtzigers, dem unser deutsches Lustspiel der Vergangenheit so viel verdankt, eben noch ausreichen. Brandes bringt einen sorglich mit allen Mitteln der modernen Technik instrumentirten Satz, ein Stück, das zum Nachdenken, zum Widerspruch, zu tiefer dringender Debatte anregt. Das hindert nicht, daß mancher kluge und kunstfreundliche Theaterbesucher sich gegen den Dänen und für den alten Burgtheaterpoeten erklärt hat. Was ist Wahrheit? Pilatus und Lemaître haben so Unrecht nicht.

Wer sich erhebende, befreiende Eindrücke, edle Herzensheiterkeit im Theater sucht, den kann das zweiaktige Schauspiel „Ein Besuch"*) so wenig befriedigen wie etwa der Clavigo oder Hebbels Trauerspiel vom gefallenen Mädchen. Wir sehen da kein kraftvolles Ringen mit einem großen Geschick, keinen mächtig ergreifenden Sieg der Menschennatur, kein eigentlich tragisches Unterliegen. Marie Beaumarchais stirbt, was die entrüsteten Tadler der Krankheiten auf der Bühne gern übersehen, an der prosaischsten Schwindsucht, Clara Anton erliegt der tückischen Niedertracht eines ungeliebten Korrektheitsmenschen und in beinahe genau gleichem Falle ist Florizel Neergard in dem Schauspiel von Brandes. Die neue Magdalena stürzt sich, da der geliebte Mann „darüber nicht hinweg kann", in den tiefen Brunnen; Florizels Gatte möchte, aus Bequemlichkeitsgründen, duldsamer sein und so bleibt da arme Weib, in ihrer Individualität vernichtet, in der Ehe. Ihr Schicksal ist am Ende noch trostloser als das der Tischlerstochter. Hier wie dort aber sehen wir einfache Menschen, Menschen aus unserer Zeit, in einem entscheidenden Augenblick ihres Lebens ergriffen und ohne den Versuch einer schönfärberischen Vertuschung auf die Bühne gestellt; Charaktere entfalten sich, im Zwange des Ereignisses, in ihrer komplizirten Mischung von Gut und Böse; was uns in der Wirklichkeitswelt fast ausnahmslos entgleitet: ein ganzes Menschenschicksal, hier thut es sich, in künstlerisch knapper Entwicklung, unserem Blick auf und erschreckt, bewegt, müssen wir uns fragen: Wie würdest Du in gleicher Lage handeln; wie Heddels Sekretär oder wie Brandes Kat Neergard? Diese Empfindung kann

*) Deutsch von Julius Hoffory (Berlin 1889. S. Fischer, Verlag).

uns, das ist gewiß, keine spanische Typenpantomime hervorrufen und so gewiß der Mensch dem Menschen interessanter sein muß als eine niedlich bemalte Puppe aus Tanagra oder Peking, so gewiß stelle ich die ernste, herzenenthüllende Kunst des Dänen unendlich weit höher als alle amüsirenden Plaudergaben.

Ein Durchschnittswüstling hat ein blutjunges Mädchen bethört und überwältigt. Die kleine Oberlehrertochter, der ihr Vater mit dem provençalischen Namen Florizel allerlei romantische Gelüste anstatt klingender Erbschaft überließ, hat schon gar lange nach einem Abenteuer sich gesehnt; zu Hause ging's nicht immer muthig zu, es reichte gerade, das heißt: es fehlt immer ein klein wenig. Da tritt ihr ein fremder Mann entgegen, ein skeptischer Blaseur und Frauenheld, der in dem kleinen Dinge schnell gute Beute erkennt. Er ist so ganz anders als alles, was bisher in ihren engen Gesichtskreis trat; er hat glatte Manieren, er gibt sich als Weltmann und weckt in dem Kinde den Ehrgeiz, es dürfe dem Großstädter gegenüber nicht das Gänschen vom Lande spielen. Herr Assessor Repholt, so heißt der Brave, lockt Florizel vom Schiffe, wo er sie allein fand, auf's Land; im einsamen Gastzimmer berauscht er sie durch süßen Wein und süßere Phrasen und nimmt mit List und Gewalt überrumpelt er ihre kaum noch zum Bewußtsein erwachte Mädchenehre. Halbwahnsinnig flieht sie bei Morgengrauen aus seinem Arm. — Wiederum sei ein ganz persönliches Geständniß erlaubt: obwohl er sich erst allmählich aus der Erzählung der Betheiligten enthüllt, sehe ich den Auftritt in greifbarer Deutlichkeit vor mir und im Gegensatz zu der verallgemeinernden Ansicht, so könne kein anständiges Mädchen fallen, wage ich die Behauptung: Dieses Mädchen mußte durch diesen Mann so fallen.

Nicht hier liegt Florizels Verschulden; hier ward sie im Taumel überwältigt und ihre umnebelten Sinne hatten nicht die Kraft zu entschlossenem Widerstande. Aber als sie, nur wenige Monate später, das Weib eines unbescholtenen Mannes werden sollte, da hatte sie die Pflicht, ihm ihr Unglück zu enthüllen. Wenn ich Kai Neergard recht kenne, hätte er sie nach einigem Zögern doch geheirathet, um ihren fleischlichen Reiz nicht zu missen und um sich zeitlebens dem Weibe gegenüber als gnädiger Aufrichter der Gefallenen in Szene setzen zu können. Es steckt viel vom Komödianten und Poseur in diesem Sozialromantiker, der bei altem Portwein und abgelagerten Havannas immer eine Thräne für die leidende Menschheit in Bereitschaft hat; diese Spezies ist äußerst modern. Aber Florizel schweigt; Scham und Glück, so sagt sie, banden ihr die Zunge; die holde Selbsttäuschung möchte hingehen, wäre nur ihr Schweigen nicht so abscheulich weltklug und praktisch. Sie wird Kais Weib, sie schenkt ihm einen „famosen Jungen", das Eheglück ist vollkommen.

Da erscheint Repholt im Hause; er will den Jugendfreund besuchen und findet anstatt der allen lockeren Vertraulichkeit, der Neergard höchst würdig wehrt, die namenlose Schöne aus dem häßlichen Märchen jener Sturmnacht auf Fünen. Mit frechem Witz möchte er sich über die auch ihm etwas bängliche Situation hinaushelfen, Florizel aber will mit dem zu brutaler Körperlichkeit erwachten Schatten endgiltige Abrechnung halten. Rauh weist sie den Zudringlichen fort. Aus ihren verstörten Mienen liest der Gatte den Namen jenes Mädchens heraus, von dessen Gunst der ahnungslos mit seinem Schürzenglück renommirende Freund ihm eben erst erzählte; schimpflich jagt er Repholt aus seinem Hause, doch zur Trennung von dem mit allen Sinnen geliebten Weibe findet er nicht die Kraft. „Ich habe kein Recht, dich zu verstoßen. Aber hoffe nichts von der Zukunft: sie wird für uns beide ein grenzenloses Unglück werden." Und Florizel bleibt.

Ein Franzose vom Schlage Dumas des Sohnes hätte flugs die Versöhnung durch das Kind herbeigeführt; siehe „Princesse de Bagdad". Eine Familiengruppe macht sich an einer Wiege immer schön. Brandes hat diesen Bühnentric verschmäht. Wohl klammert sich auch Florizel in Herzensangst an ihr Kind und Kai will der Mutter ihr Recht nicht versagen. Aber der Ausgang wird durch keine sentimentalische Wallung bestimmt und über die augenblickliche Rührung hinaus schauen wir in das trostlose Dunkel dieser ehelichen Gemeinschaft. Der Mann ist nicht die sittliche Persönlichkeit, die schweigend verzeiht: er hat nicht die Kraft, das tief gedemüthigte Weib zu erheben, nicht den Muth, sich von ihr zu scheiden; er lebt, ein Dutzendmensch, in der gemäßigten Mittelzone sittlicher Anschauungen und wie Tolstois Posdnyschew wird nun auch er von der wildesten Leibeshingabe jäh zu rohester Verdächtigung geführt werden. Man übt die Kreutzersonate im Hause Neergard ein: mit dieser Empfindung schied ich von dem ernsten, ein Menschenloos kräftig und stimmungsvoll gestaltenden Drama.

Florizel wird die schmiegsame Gestalt den Küssen wie den Knutenhieben willig leihen; ihr verschüchtertes Glückssehnen erhebt keinen Nora-Anspruch und keine Frauenfrage hat die arme Dänin angekränkelt. Die kleindeutsche Fürstin aus dem Jahre 1792, die Arthur Fitgers Trauerspiel „Von Gottes Gnaden"*) auf die Bühne bringt, denkt hierin mindestens skandinavischer als diese Skandinavin; nur daß die Fürstin Anna Leonore eben ein blutlos einherschleppender Schemen ist, ein Experimentirweib aus einer dramatischen Klinik.

Fitgers Trauerspiel ist keineswegs, wie man, um aus der lärmenden Ablehnung des Stückes doch etwas Kapital zu schlagen, behaupten wollte, eine historische Tragödie alten Stiles. Dafür können auch die Leiter der „Freien Bühne" das Stück gar nicht gehalten haben, sonst hätten sie es, getreu ihrem Programm, nur das Große, Freie, Lebendige zu pflegen, den Werken der „erstarrten Konvention" aber keinen Raum zu gewähren, überhaupt nicht aufführen dürfen. Mit der Verkündung des Todestages der historischen Tragödie ist es also wieder einmal nichts und der abgestandene Spaß erscheint nun endlich ruhebedürftig.

Eine hohe Polizei hat die Aufführung des eher noch an die Karlsschülerzeit und an Schubarts Aspergpoesien als an die akademische Schillerschule gemahnenden Trauerspiels den ordentlichen Bühnen untersagt. Ein Grund dafür ist schwer zu entdecken, denn die phrasenreichen Tendenzreden gegen die autokratische Kabinetsjustiz treffen doch die heute zu Recht bestehenden Zustände nicht mehr; heute braucht man wegen eines despektirlichen Scherzes über Höchste und Allerhöchste Herrschaften nicht mehr fünfzig Jahre im Kerker zu schmachten; höchstens, daß einem, wenn man zufällig Redakteur im thüringischen Literatenherzogthum ist, die Haare abgeschoren und Sträflingskleider angelegt werden. Auch die tollen Prinzengeliebten sind lange ausgestorben; man verliert über gewisse Dinge den Verstand nicht mehr und eine Villa nebst Fuhrwerk gilt als die beste Medizin für gebrochene Herzen und geraubte Reinheit. Das Gottesgnadenthum hat sich längst mit dem Volke vermählt, den Ehevertrag nennt man die Verfassung und es zeigt sich, daß im Gegensatze zu manchen Liebesehen diese Vernunftheirath mit den Jahren für beide Theile immer zuträglicher und behaglicher wird. Wozu also das Verbot eines Stückes, das uns eine Legitimität vorführt, die heute durchaus illegitim wäre und an die höchstens nach das dekorative „dei gratia" erinnert? Ohne den Censorenstreich hätte die Fürstin von Gottes Gnaden ihren Förstergatten längst auf irgend einer berliner Bühne erstochen und das kränkelnde Tendenztrauerspiel hätte unseres Fontane gut konservatives Gemüth nicht geärgert. Nun ward das heimathlose Drama auf die „Freie Bühne" verschlagen und hier verschlang es ein mörderisch Geschick: eine theatralische Aufruhrszene wurde belachtcht, alles Uebrige versank und verklang in schrillem Hohn und schallendem Gelächter. Man wollte diese Fürstin und ihr beständiges Schwanken zwischen fraulicher Unterwürfigkeit und Herrschaftsseligkeit nicht ernst nehmen; man witzelte über die unwahre Ehe zwischen der gefürsteten Milchschwester und dem fortwartenden Milchbruder, und als Anna Leonore, um sich nach einem harten Wort nicht küssen zu lassen, den Gatten mit einem Tischmesser niederstach, da kannte die jauchzende Heiterkeit auch keine Anstandsgrenze mehr. Der Wahrheit

*) Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.

gemäß muß freilich festgestellt werden, daß die verständnißlose Inszenirung und Bühneneinrichtung in ärgerlichem Verein mit einer in jeder Beziehung total verunglückten Aufführung dem schwachen und dilettantischen Drama des sehr begabten, aber phantasiekranken Dichters vollends den Garaus machte.

Mein hochgeschätzter Vorgänger an dieser Stelle, Herr Otto Brahm, hat als Pflegevater der „Freien Bühne" nachträglich erklärt, man habe mit Filgers Drama eine „ehrliche Probe" auf die Lebensfähigkeit der „alten Richtung" machen wollen und — siehe da! — sie sei unter „rohem Lärm" bestattet worden. Nun, gar so „ehrlich" ist diese Probe gerade nicht gewesen; zu einer solchen hätte es mindestens einer anständigen Bühnendarstellung bedurft. Nicht nach „Richtungen" fragen wir und nicht nach grauen Theorien; wir fordern von dem Dichter nichts als das Vermögen, das, was er gemäß seinem Temperament geben wollte, mit starker Hand zu gestalten. Das ist dem Schwärmer Arthur Fitger nicht gelungen und darum starb seine Fürstin von Gottes Gnaden an der Lächerlichkeit des Zwiespaltes von Wollen und Vollbringen, wie die Familie Selicke trotz aller momentphotographischen Lebenswahrheit an blutloser Langeweile starb. Fitger fiel unter Hohn und Spott, Holz und Schlaf fielen unter theilnahmlosem Schweigen. Durch zwei verpfuschte Bilder aber ist für den Untergang der alten so wenig wie für den Sonnenaufgang einer neuen Kunst bewiesen. Man kann es so und anders machen; die Hauptsache aber bleibt eben doch immer, daß man es — so oder so — gut macht; dann wird man auf freien und unfreien Bühnen siegen, mit Bildern von 1790 wie mit solchen von 1890. Kunst wird von Können, nicht von Wollen, abgeleitet und mit dem bloßen Wunsch, der Zeit nun 'mal endlich den ihr allein entsprechenden künstlerischen Ausdruck zu geben, macht man noch längst keine Kunstrevolution. Eines besonders schönen Tages kommt doch ein Dichter von Gottes Gnaden, greift nach dem nächst besten Brotmesser und sticht die stürmisch werbenden Kunstforstwärter über den Haufen. Und dann will auch ich herzlich mitlachen.

M. Kent.

Die Insel der Sirenen von ihrer Entstehung bis zur Gegenwart. Eine populäre Darstellung der physischen und politischen Geschichte der Insel Capri von Dr. Paul Oppenheim. Berlin. 1890. H. Lazarus.

Eine interessante kleine Schrift, die von den unzähligen Deutschen gewiß gerne zum Reisebegleiter erkoren werden dürfte, welche ihr Weg nach dem sonnigen Eilande führt, und welche von dem Boden, auf dem sie stehen, auch etwas Näheres erfahren möchten. Vorkenntnisse setzt der Verfasser nicht eigentlich voraus, vielmehr dient ihm gerade das Beispiel seiner Insel dazu, den Laien in die geologische Entwicklungsgeschichte einzuführen, ihm den Aufbau der einzelnen Schichten und die paläontologischen Kennzeichen klar zu machen, mittelst deren Alter und Reihenfolge dieser Ablagerungen sich bestimmen läßt. Capri ist eine vergleichsweise junge Bildung, sie gehört der jüngsten Epoche des thierischen Mittelalters, der Kreide an, von welcher allerdings das allerunterste Stockwerk, in der stratigraphischen Kunstsprache „Tithon" genannt, bei dem Aufbau der Inselgebirge am meisten in Anspruch genommen wurde. Die berühmte „blaue Grotte" glaubt der Verfasser für ein Gebilde der geologischen Gegenwart erklären zu sollen, und es sprechen für diese Annahme auch verschiedene Gründe, so vor allem die Nichterwähnung der merkwürdigen Oertlichkeit bei den römischen Schriftstellern, während freilich die Vergleichung mit dem benachbarten Serapistempel von Puzzuoli heute nicht mehr als stichhaltig anerkannt werden kann, denn letzterer ist nach Braun überhaupt kein Tempel, sondern eine Piszina gewesen. Bei der Erörterung der Lichteffekte der grotta azzurra hätten die spektralanalytischen Untersuchungen unseres Landsmannes Vogel nicht unerwähnt bleiben sollen. — Der historische Abschnitt gedenkt selbstverständlich besonders des Aufenthaltes, welchen Augustus und Tiberius auf der Insel genommen hatten, doch wird auch die spätere Zeit nicht vergessen. Den Schluß bildet eine Uebersicht über die Thier- und Pflanzenwelt, woraus wir besonders die beachtenswerthen Bemerkungen über die in insularer Abgeschiedenheit überraschend schnell vollzogene Entstehung neuer Spielarten — die berühmte blaue Eidechse — hervorheben möchten.

S. Günther.

Die schöne Helena. Roman von Alexander Baron von Roberts. Dresden, Minden. 1890.

Ein modisches Werk. Auch Roberts steht im Banne des Naturalismus, dessen letztere Folgerungen er zwar nicht zieht, aber doch gern ziehen möchte, wenn er nur könnte! Er schildert sorgfältig in Sprache und Bild die alltägliche Wirklichkeit, diesmal die Wirklichkeit des Kasernenlebens; er wählt sich seine Helden aus den unteren Menschenklassen, wo sie nicht von Bildung belastet werden, und um so leichter als die Beute ihrer Leidenschaften betrachtet werden dürfen; er vermeidet es, der Schilderung der Wirklichkeit einen tieferen Hintergrund zu geben oder seine eigene Persönlichkeit, sein Gefühl, seine Weltanschauung zu verrathen — Gott bewahre uns vor aller Tendenz, und wäre es auch eine poetische! wir wollen nur die Zustände, so wie sie sind, ohne Absicht darstellen, das ist sein Standpunkt. Und damit das Werk völlig in der Art bleibe, fehlt auch das beliebte Ehebruchmotiv nicht, nur der Schluß der Erzählung mit seiner kühnen Romantik schlägt aus der Art.

Stellt man sich auf den Standpunkt dieser nüchternen Kunst der äußerlichen Sittenschilderung, dann wird man dem Roman des Barons von Roberts Vorzüge nicht absprechen können. Er führt uns in die Kasematten bei Köln, dahin gerade deswegen, weil der natürliche Gegensatz zwischen dem leichtlebigen Rheinländer und dem herben, pflichtstrengen, im Gamaschendienst sehr eifrigen Altpreußen, der hier besteht, für die Schilderung des Soldatenlebens sehr verwerthbar ist. „Die schöne Helena" ist eine kokette Rheinländerin, die eine Vernunftheirath mit einem ostpreußischen Unteroffizier schließt. Sie kann aber die Leidenschaft für den Kollegen ihres Mannes nicht überwinden; es war ihr Jugendfreund. Sie kämpft redlich gegen diese Leidenschaft; ihr Mann, ein braver, aber humorloser Geselle, unwirsch und rauh und streng im Dienst, plagt sie mit seiner Eifersucht, die sie schließlich dem Jugendgeliebten in die Arme treibt. Diese Leidenschaft, der in ihren Charakteren ja entgegengesetzten Nebenbuhler, die kümmerliche Wirthschaft der sogenannten Kommißheirathen, die jämmerlichen Ziele des Ehrgeizes und die peinigenden Quälereien des Dienstes werden recht nett, aber auch nicht mehr als nett, gezeichnet. Der Glanzpunkt der Erzählung ist die Beschreibung einer großen Feuersbrunst, der ein Kleidermagazin der Garnison zum Opfer fällt. Auch das verkommene Sergeantenpaar, die Urheber des Feuers, ist überzeugend dargestellt; natürlich darf ein Schnapsbruder in einem modern realistischen Romane nicht fehlen.

Kenntniß des Soldatenlebens besitzt der einstige Offizier Roberts in ausgiebigem Maße. Aber Freude kann uns seine, geistigen und räumlichen Tiefblicks entbehrende, Kunst nicht machen. Mit der Anerkennung der Wahrheit der Schilderungen vermischt sich das Gefühl peinlicher Unbefriedigung, ja im höheren Sinne der Zwecklosigkeit dieser Art von Kunst. Wenn uns z. B. Zola mit der getreuesten Darstellung des Volkselends quält, so ist doch die Empörung, die er in uns ob der Ungerechtigkeit, die da herrscht, entzündet, ein sittlicher Zweck, es ist zwar kein angenehmes, aber immerhin doch ein sittliches Gefühl, das er in uns erzeugt, und wir legen manches seiner Bücher mit Erregung aus der Hand. Roberts aber will und kann eine Aenderung der Zustände, die er schildert, nicht hervorrufen. Er will sie bloß getreu beschreiben. Allein um die Alltäglichkeit im künstlerischen Abbilde erträglich zu machen, bedarf es starken Humors, und den vermissen wir doch zu sehr in seiner Manier. In seinem Stil also hat er etwas Nettes gemacht — aber dieser Stil, dieser Verismus selbst ist klein, poesielos. Kühl legt man das Buch aus der Hand.

M. R.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 33. **Berlin, den 17. Mai 1890.** **7. Jahrgang.**

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. **Th. Barth.**

Kommissions-Verlag von **H. S. Hermann** in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). **Abonnementspreis** für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – **Insertionspreis** pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse**, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

In demselben Augenblick, in dem der deutsche Reichstag veranlaßt werden soll, die militärischen Forderungen der Regierung zu bewilligen, übt diese in Aussicht genommene Steigerung unserer Wehrkraft schon eine Gegenwirkung auf der anderen Seite der Grenze aus. Soll die Zahl der Regimenter und Mannschaften in Elsaß-Lothringen vermehrt werden, so zieht nun auch Frankreich neue Truppenkörper in seine am weitesten nach Osten gelegenen Provinzen. Die Wiener „Politische Korrespondenz" theilt in einem offiziösen Pariser Briefe eine ganze Reihe von Maßregeln mit, zu der die französische Regierung sich entschlossen hat. Artillerie und Infanterie wird gegen die Grenze vorgeschoben; die Besatzungen der Festungen werden verstärkt, und neue Festungswerke sollen an schwächeren Punkten angelegt werden.

Ursache und Wirkung treten hier in ihrer Wechselbeziehung deutlich zu Tage. Jedes Volk wähnt sich bedroht, und das Gefühl der Gefährdung treibt hüben und drüben zu neuen militärischen Aufwendungen und Anstrengungen, die immer wieder bald auf der einen bald auf der anderen Seite zu überbieten versucht werden, und so eine rastlose Steigerung des Aufwandes für die Heere aller Staaten hervorrufen. Die Einsicht, wie verhängnißvoll diese Entwicklung schließlich werden muß, ist gleich verbreitet, wie die Rathlosigkeit darüber, mit welchen Mitteln diese am Marke unserer Zeit zehrende Krankheit zunächst in ihrem Fortschreiten gehemmt und schließlich zurückgedrängt werden kann.

Das Schauspiel, das sich in den Parlamenten aller Länder von Jahr zu Jahr wiederholt, ist kaum in Einzelheiten unterschieden. Die Volksvertretungen verlangen in erster Reihe von den Regierungen die Vermeidung des Krieges und die Wahrung der nationalen Unabhängigkeit; eine Regierung, welche mit dem Verdachte nicht belastet ist, die militärischen Machtmittel für einen Angriffskrieg zu mißbrauchen, und welche es vermeidet, Armeefragen geflissentlich für einseitige Parteizwecke in der inneren Politik auszubeuten, sie hat bisher, man kann sagen ausnahmslos, jene Forderungen bewilligt erhalten, die sie zur Erreichung der ihr vorgesteckten Ziele für unerläßlich erklärt. Die parlamentarischen Vertretungen dringen auf äußerste Schonung der Volkskraft; die Regierungen bezeichnen jene Grenze, hinter die zurückzuweichen sie mit ihrer Verantwortung nicht mehr für vereinbar halten. An diesem Punkt kommt dann der Kampf zum Stillstand, um nach einiger Zeit wieder mit gleichem Verlaufe aufgenommen zu werden.

Was soll das Ende dieser bedrohlichen Entwicklung sein? Die einen sehen als Schluß einen furchtbaren Zusammenstoß voraus, der alle bestehenden Verhältnisse so tief erschüttern wird, daß sich noch gar nicht absehen läßt, was unter den zusammenstürzenden Trümmern alles begraben werden wird; vielleicht der Militarismus, aber mit ihm manches andere. Die Vertreter dieser Ansicht glauben, daß der Militarismus nur an sich selbst zu Grunde gehen wird, nur dadurch, daß diese Waffe, welche die Völker sich zu ihrer Vertheidigung geschmiedet haben, sich als eine gleich furchtbare und verheerende Geißel für Freund und Feind erweist; die Kämpfer auf beiden Seiten werden so tief verwundet sein, daß sie sich hüten werden, noch ferner mit Kanonen und Bajonetten ihre Streitigkeiten zum Austrag zu bringen. Andere blicken rathlos in die dunkele Zukunft; sie wissen nicht, was geschehen soll und was geschehen wird; aber gleichwohl sind sie nicht ganz ohne Zuversicht; sie warten auf das — „Wunderbare"; auf jenes unbekannte Etwas, das das Entsetzliche verhindern wird.

In einem Punkte begegnen sich jene harten Pessimisten mit diesen empfindungsvolleren Optimisten; beide legen die Hände in den Schooß und sagen hoffnungslos oder hoffnungsvoller: Schicksal, nimm deinen Lauf!

Aber die menschlichen Vorgänge dieser Welt entwickeln sich nicht nur mechanisch aus sich selbst heraus, sondern sie erhalten

ihre Gestaltung durch den thätigen Eingriff und durch das Wollen jedes Einzelnen; und so gibt es denn noch eine dritte Kategorie, die nicht ganz verzagt, eine bessere Zukunft in bewußter Thätigkeit und ohne schwere Katastrophen anzubahnen. Es sind das die Friedensfreunde, die, zu kleinen Gemeinden vereinigt, überall in Europa und Amerika in stiller und bescheidener Thätigkeit für ihre Ideen arbeiten, und die für sich allein ziemlich ohnmächtig, gleichwohl stets mächtiger werden, weil immer größere Kreise, ohne einer einzelnen Vereinigung angeschlossen zu sein, doch sich zu den Grundsätzen jener zu bekehren beginnen.

Die Aufgabe, die zu lösen wäre, ist zwar eine unendlich große, aber doch auch eine einfache. Hat die öffentliche Meinung in der civilisirten Welt eine solche Macht erlangt, daß gegen ihren Willen große staatliche Aktionen sich nicht mehr unternehmen lassen, und erklärt sich die öffentliche Meinung mit voller Kraft gegen die Austragung internationaler Streitigkeiten durch die Waffen, so ist der Krieg eine Unmöglichkeit und mit dem Kriege fällt dann auch die Nothwendigkeit erdrückender militärischer Lasten fort.

Das sind Ausblicke in eine ferne Zukunft, und es ist billig, denjenigen, der sie unternimmt, einen Phantasten zu nennen; aber am Ende erscheint nur jener phantastisch, der annimmt, daß diese Wandlungen von heute auf morgen sich erreichen lassen, und daß die Entwicklung in gerader Linie und ohne Zuckungen sich vollziehen wird. Man darf nicht voraussetzen, daß Störungen ausbleiben werden; aber gleichwohl bleibt es verdienstlich, seine Kräfte gegen das Eintreten solcher Störungen einzusetzen und, wenn sie nicht ganz zu verhindern sind, so doch ihre Aufeinanderfolge möglichst zu verlangsamen. Und in dieser Richtung ist denn thatsächlich auch schon ein Fortschritt erzielt.

Um Nichtigkeiten ist heute ein Krieg in Europa kaum noch denkbar; es gibt nur noch eine kleine Anzahl Fragen von größter Bedeutung, für die sich die Völker auf einander stürzen würden. Der Kreis verengt sich; hier bewußt, dort unbewußt arbeiten unzählige einzelne Individuen, arbeitet beständig die öffentliche Meinung daran, die Grenzen immer weiter zurückzuschieben, und immer neue Thatsachen die für sich allein nicht von besonderem Gewicht sind, thun zusammen doch dar, daß die unscheinbare Arbeit behutsam vorwärts kommt. Man soll die Symptome nicht überschätzen; aber man soll sie beachten, und weil sie sich immer von Neuem zeigen, ist man berechtigt zu der Annahme, daß sie nicht zufälligen, sondern starken und bleibenden Ursachen ihre Entstehung verdanken.

Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt eine Verhandlung Bedeutung, die sich kürzlich im Senate zu Madrid abgespielt hat. Senator Marcoarta stellte den Antrag, daß beim Ablauf der Handelsverträge im Jahre 1892 die Regierung gleichzeitig die Bildung einer Friedensliga der Staaten zweiten Ranges anstreben und die Einsetzung internationaler Schiedsgerichte betreiben solle. Und was noch bemerkenswerther ist, der spanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Vega de Armijo, forderte den Senat auf, „diesen wichtigen Antrag in Erwägung zu ziehen". Eine ähnliche Erörterung fand auch in der italienischen Deputirtenkammer statt, wo auf eine Anregung des Abgeordneten Mancini, betreffend die Einführung internationaler Schiedsgerichte, der Minister Crispi zwar die entgegenstehenden Schwierigkeiten betonte, aber doch gleichzeitig seine volle Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen in dieser Richtung hervorhob. Ob diese Debatten schon einem greifbaren Ergebniß vorgearbeitet haben, mag sehr zweifelhaft sein; aber jene Strömungen und Gedanken, die in diesen Erörterungen zum Ausdruck kommen, und die sich immer wieder hervordrängen, sind an sich eine Macht, und daß siegreich und ohne gewaltsame Eingriffe dem Militarismus nur durch das immer gewaltigere Anschwellen dieser Geistesströmung zu Leibe gegangen werden kann, erscheint unzweifelhaft.

Major Wißmann hat eine zweite Ortschaft im südlichen Theil der deutschen ostafrikanischen Besitzungen erobert; aus Lindi sind die Araber vertrieben worden. Wie Kilwa so liegt auch Lindi an der Küste, so daß auch dieser Erfolg sich unschwer erringen ließ, denn wo [die] Marine mit einzugreifen im Stande ist, dort kann natür[lich] von einem ernstlichen Widerstand der eingesessenen Bevöl[ke]rung gar keine Rede sein. Eine größere und [ge]wiegendere Bedeutung würden diese Siege nur dann [haben,] wenn durch sie das Araberelement derartig eingeschüchtert werden sollte, daß es auch im Innern des Landes, wo [sein] Widerstand weit gefährlicher ist, auf eine Fortsetzung [des] Kampfes verzichten sollte. Wir wollen hoffen, daß [die] Wirkung nicht ausbleibt.

Für die Verschiebung der englischen Parteiverhältnisse liefert fast jede Nachwahl zum Parlament einen [neuen] Beleg. Bei der Wahl in Bristol haben die Gladstonianer zwar einen neuen Sitz nicht erkämpft; das war nicht möglich, denn sie besaßen den Wahlkreis bereits; wohl aber [hat] ihr Kandidat mit stärkerer Majorität gesiegt, als das [letzte] Mal. Wieder zeigte sich, daß der Liberalismus Gladstone's in der Bevölkerung mehr und mehr an Boden gewinnt.

In der Türkei hat ein theilweiser Ministerwechsel stattgefunden, der von einer gewissen internationalen Bedeutung ist. Der Justizminister verlor sein Portefeuille, weil türkische Polizeisoldaten, die einen deutschen Matrosen vergewaltigt hatten, unbestraft geblieben waren. Die Vertreter Deutschlands in Konstantinopel nahmen sich ihres Landsmannes an, und die Folge war, daß nicht allein die Uebelthäter verurtheilt worden sind, sondern daß gleichzeitig jene hohen türkischen Beamten, welche die Bestrafung jener verhindert hatten, ihre Posten verloren haben. Dieser Akt strenger und umfassender Gerechtigkeit konnte natürlich nur durch den Sultan selbst herbeigeführt werden. Uns scheint hierin der Beweis zu liegen, daß die Beziehungen Deutschlands zur Türkei die allerbesten sind, und daß nicht auf Grund einer Pression diese eindrucksvolle Genugthuung erfolgt ist, sondern weil der Sultan Werth darauf legt, in jeder Beziehung sich das Wohlwollen Deutschlands zu wahren. Für die Interessen der Türkei kann ein solcher Standpunkt nur zweckmäßig sein, wie auch die Festigung des Friedens im Allgemeinen gewinnt, wenn die Türkei engen und freundschaftlichen Anschluß an Deutschland und an die friedlichen politischen Bestrebungen des Dreibundes sucht.

* * *

Das gegenwärtige Stadium der Arbeiterschutzgesetzgebung.

Auf keinen anderen Gegenstand hat die deutsche Volksvertretung in den letzten Legislaturperioden eine gleiche Summe von parlamentarischer Arbeit verwendet, als auf die Arbeiterschutzfrage. In langwierigen Kommissionsberathungen verständigte man sich endlich über eine Reihe von Bestimmungen, welche die deutsche Fabrikgesetzgebung im Interesse der arbeitenden Klassen weiter ausbilden sollten, und manche Bedenken, welche ebenfalls im Interesse der Arbeiterbevölkerung gegen eine zu weit gehende Beschränkung der Arbeitsfreiheit aufgeworfen worden waren, wurden schließlich überwunden. Nunmehr ist auch der Widerstand, welchen jene Vorschläge des Reichstags bei den Regierungen fanden, aufgegeben. Nur die Sonderstellung, welche Fürst Bismarck so lange behauptet kannte, erklärt die Möglichkeit jenes hartnäckigen Widerstandes gegenüber dem einmüthigen Verlangen der Volksvertretung, welches durch die öffentliche Meinung in deutlichst erkennbarer Weise getragen ward.

Die Februarerlasse des Kaisers, welche der Einberufung der internationalen Arbeiterschutzkonferenz vorhergingen, brachten diese Wendung in der Arbeiterschutzpolitik zur äußeren Erscheinung, und die Thronrede vom 6. Mai, in welcher der weitere Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung als die vornehmste Aufgabe der Reichsgesetzgebung bezeichnet wird, enthält das Zugeständniß, daß die von dem Reichstag gemachten Vorschläge ihrem wesentlichen Inhalt[e]

nach ohne Nachtheil für andere Interessen zu gesetzlicher Geltung gebracht werden können und sollen.

Wer aber bei dieser Sachlage an eine sofortige Erledigung der Regierungsvorlage über den Arbeiterschutz glauben wollte, würde gründlich fehl gehen. War es die Absicht der verbündeten Regierungen, ihren Gesetzentwurf, an dessen Berathung der Reichstag jetzt herantritt, im Laufe einer kurzen Sommersession zur Durchberathung und Annahme zu bringen, so hätte man sich im Wesentlichen auf dasjenige beschränken müssen, worüber die verschiedenen Parteien des Reichstags sich geeinigt hatten. Fanden die Regierungen diese Vorschläge des Reichstags annehmbar, so hätten sie ihrerseits über dieselben nicht hinausgehen sollen, wenn anders es sich darum handelte, Jahre lange Verhandlungen zum endlichen Abschluß zu bringen und diejenigen Arbeiterschutzfragen zu erledigen, über welche eine erhebliche Meinungsverschiedenheit bei den gesetzgebenden Faktoren des Reichs nicht mehr vorhanden ist. Hätte man sich auf die Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und auf die Durchführung des Verbots der Sonntagsarbeit beschränkt, so war eine rasche Erledigung möglich. Aber hat man auf Seiten der Regierungen ernstlich daran glauben können, daß es in wenigen Wochen sommerlicher Parlamentsarbeit möglich sein werde, eine vollständige Umarbeitung der Gewerbeordnung auszuführen, soweit es sich um die gesammten Rechtsverhältnisse der gewerblichen Arbeiter handelt?

Eine Menge wichtiger Fragen soll jetzt in dem Regierungsentwurf gleichzeitig mit jenen im Reichstag wiederholt durchberathenen Arbeiterschutzfragen zur gesetzlichen Entscheidung gelangen. Erhebliche Streitfragen werden in der Vorlage aufgenommen, ja einzelne Vorschläge sind von solcher Tragweite und sicherlich für Manchen von so bedenklicher Fassung, daß er seine Zustimmung zu dem ganzen Gewerbegesetz davon abhängig machen muß, wie die gesetzgeberische Formulirung dieser und jener Idee endgültig erfolgen wird. Daß diese Umgestaltung des wichtigsten Theils der deutschen Gewerbeordnung nicht von heute auf morgen erfolgen kann, ist klar.

Haben die Regierungen sich Jahre lang durch ihre Bedenken gegen die Vorschläge des Reichstags von einer Zustimmung bezüglich der Arbeiterschutzanträge der Volksvertretung abhalten lassen, so werden sie doch wahrlich auch der letzteren nicht zumuthen können, nun ihrerseits ohne die eingehendste Detailberathung den Regierungsvorschlägen über Arbeitsbücher, Arbeitsordnungen, Kontraktbruch, Einschränkung der Koalitionsfreiheit und über die Gewerbepolizei ohne weiteres zuzustimmen; alles Vorschläge, welche mit der Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und der Sonntagsruhe in diesem umfassenden Gesetzentwurf verquickt sind.

Aber auch der mehr formelle Grund, welcher in den Motiven dafür angeführt wird, jetzt gleichzeitig mit jenen Fragen des Arbeiterschutzes eine Anzahl anderweiter Angelegenheiten gewerbepolitischer Art in einer und derselben Gewerbenovelle zum Austrag zu bringen, ist kaum als ein stichhaltiger zu bezeichnen. Es soll nämlich auf diese Weise eine baldige abermalige Abänderung desjenigen Theils der Gewerbeordnung, welcher von den gewerblichen Arbeitern handelt, vermieden werden. So erfreulich es an und für sich wäre, wenn unsere Gewerbegesetzgebung auf längere Zeit hinaus zu einem gewissen Abschlusse käme, so ist es doch klar, daß wir auf diese Ruhe für die nächste Zeit nicht rechnen können. Keine Materie unserer Gesetzgebung ist gegenwärtig so im Flusse wie unser Gewerberecht. Darum ist die Hoffnung, diese ganze flüssige Masse in solche Formen zu gießen, welche einen dauernden Bestand verbürgen, eine trügerische. Der Gewerbenovelle, welche jetzt beschlossen werden soll, wird voraussichtlich in nicht allzuferner Zeit doch eine weitere folgen müssen, und wenn der Titel VII der Gewerbeordnung heute in eine ganz neue Redaktion gebracht wird, so werden wir doch morgen schon vor neuen Vorschlägen stehen, und die Redaktoren unserer Gewerbeordnung werden sich möglicher Weise schon in kurzer Frist dazu entschließen müssen, wiederum an ihr Werk die bessernde Hand anzulegen.

Vielleicht sieht sich die Arbeiterschutzkommission des Reichstags, welche die Detailberathungen über die Gewerbenovelle in den nächsten Tagen beginnen wird, in der Lage, jetzt noch denjenigen Weg zu betreten, der nach unserer Ansicht von den verbündeten Regierungen hätte eingeschlagen werden sollen, und der vor dem in der Regierungsvorlage eingeschlagenen Weg jedenfalls die sichere Aussicht auf Erfolg und auf baldigen Erfolg voraus hat.

Die Vorschläge des Regierungsentwurfs über die Sonntagsarbeit und die einheitliche reichsgesetzliche Regelung der Sonntagsruhe der gewerblichen Arbeiter stimmen im wesentlichen mit den Vorschlägen des Reichstags überein. Im Prinzip besteht jedenfalls Uebereinstimmung. Die Schwierigkeit liegt eben darin, das im Interesse des Arbeiterstandes so nothwendige Gebot der Sonntagsruhe mit den Anforderungen des Verkehrs und des öffentlichen Interesses in Einklang zu bringen. Hier wird eine Verständigung auf Grund der Vorarbeiten des Reichstags erfolgen können. Das Verbot der Beschäftigung von Kindern unter 13 Jahren und überhaupt von Kindern, welche noch zum Besuch der Volksschule verpflichtet sind, in den Fabriken entspricht dem einstimmig erfolgten Beschlusse des Reichstages. Was die Regulirung und theilweise Beschränkung der Frauenarbeit anbetrifft, so decken sich die Bestimmungen im Regierungsentwurf gleichfalls vielfach mit den aus der Initiative des Reichstags hervorgegangenen Gesetzesvorschlägen. Abweichend von den letzteren ist allerdings die beabsichtigte Einführung einer elfstündigen Maximalarbeitszeit für alle Arbeiterinnen, welche über 16 Jahre alt sind. Die letzten Beschlüsse des Reichstags hatten nur für die **verheiratheten** Arbeiterinnen eine Maximalarbeitszeit, und zwar von **zehn** Stunden, in Aussicht genommen. Aber diese Begrenzung war um deswillen bedenklich, weil sie für die verheirathete Frau in der Fabrik eine Sonderstellung begründet hätte, und weil dies der erste Anlauf zu einem wirklichen Ausschluß der verheiratheten Frau aus der Fabrik gewesen wäre. Der elfstündige Maximalarbeitstag für **alle** erwachsenen Arbeiterinnen ist weniger bedenklich. Er entspricht den Beschlüssen der internationalen Arbeiterschutzkonferenz und dem englischen System, welches die Frauen unter die „geschützten" Personen mit aufnimmt, während es einen Maximalarbeitstag für erwachsene **männliche** Arbeiter entschieden ablehnt. Auch der vorliegende Regierungsentwurf sieht von einem Maximal- oder Normalarbeitstag für die erwachsenen männlichen Arbeiter ab, und eben dieser Umstand, welcher freilich für die sozialistische Partei ein Grund zur Bekämpfung der Vorlage sein wird, sichert ihr auch, so weit es sich um den Arbeiterschutz handelt, die Stimmen derjenigen, welche an dem Grundsatz des freien Arbeitsvertrages festhalten, und die das Eingreifen des Staates in die Arbeiterverhältnisse nur in soweit zulassen wollen, als die Thätigkeit der Einzelnen und die Zusammenfassung der Einzelkräfte zum Arbeiterschutz sich als ungenügend erweisen. Dabei kommt auch in der Vorlage ein freisinniger Vorschlag zu Ehren, wonach für einzelne Gewerbe, in welchen durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird, die Dauer der zulässigen täglichen Arbeitszeit und der zu gewährenden Pausen vorgeschrieben werden kann. Fraglich erscheint es nur, ob der **Bundesrath**, wie es die Vorlage will, die geeignete Instanz für den Erlaß solcher Spezialvorschriften sein wird.

Jedenfalls wäre aber auf diesem hier in großen Zügen begrenzten Gebiet ohne besondere Schwierigkeiten und in kurzer Frist eine Verständigung zwischen den Regierungen und der Majorität der Volksvertretung möglich. Aber wenn, um aus den sonstigen Vorschlägen der Regierungen nur einen herauszugreifen, wenn die Vorlage die Aufforderung zum Kontraktbruch mit Gefängniß nicht unter einem Monat bestrafen will, während der Kontraktbruch selbst nicht unter Strafe gestellt ist, so wird die Verständigung hierüber eine so schwierige sein, daß die Lösung der eigentlichen Arbeiterschutzfragen dadurch wiederum in weite Ferne gerückt werden kann.

Dazu kommt nun noch, daß die sozialdemokratische

Fraktion des Reichstages gleichfalls mit einem umfangreichen Gesetzesvorschlage hervortritt, welcher keineswegs bloß die hier zunächst in Frage kommenden Gegenstände betrifft, sondern namentlich auch jene Organisationsvorschläge wieder aufnimmt, die bereits in dem Antrage „Grillenberger" enthalten waren, welcher am 29. Januar 1885 im Reichstag eingebracht wurde. Arbeitsämter mit Arbeitsräthen, ein Reichsarbeitsamt, Arbeitskammern und ein allgemeiner Arbeitskammertag, dazu gewerbliche Schiedsgerichte bilden den überaus komplizirten Apparat, welcher die gewerblichen Interessen vertreten und die Ausführung der Fabrikgesetzgebung übernehmen soll. Dazu bringt die sozialistische Partei den zehnstündigen Maximalarbeitstag für alle über 16 Jahre alten Hilfsarbeiter und zugleich den merkwürdigen Vorschlag, wonach die höchstzulässige Arbeitszeit vom 1. Januar 1894 ab auf neun, vom 1. Januar 1898 an aber auf nur acht Stunden herabgesetzt werden soll.

Ein Fortschritt ist allerdings in dem sozialistischen Antrage „Auer" unverkennbar. Die sozialdemokratischen Antragsteller haben Abstand davon genommen, ihren Vorschlag vom Jahre 1885 wieder aufzunehmen, wonach Hand in Hand mit dem Maximalarbeitstag die amtliche Festsetzung des Minimallohnes durch die Arbeitskammer mit dem Arbeitskammertag als Beschwerdeinstanz gehen sollte; ein Vorschlag, welcher direkt in den sozialistischen Staat führte. Aber auf der anderen Seite ist der Zusammenhang einer amtlichen Feststellung der Minimallohngrenze mit der amtlichen Kürzung der Arbeitszeit unbestreitbar. Denn nur so könnte der Arbeiter gegen die Benachtheiligung geschützt werden, welche ihm durch den Lohnausfall in Folge einer aufgezwungenen Kürze der Arbeitszeit nothwendig erwachsen muß, wenn diese Beschränkung der Arbeitszeit den thatsächlichen Lebensverhältnissen und Arbeitsbedingungen widerspricht. Wie diese Verhältnisse in Deutschland nun einmal liegen, ist der achtstündige Normalarbeitstag für große Zweige unserer Industrie in absehbarer Zeit einfach undurchführbar, und nur der amtliche Zwang zur Zahlung eines bestimmten Lohnsatzes könnte den von dieser Maßregel betroffenen Arbeiter allenfalls vor der schweren Schädigung bewahren, welche ihm ein solcher gesetzgeberischer Gewaltakt nothwendig bereiten müßte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß in dem sozialistischen Antrag nicht Manches beachtenswerth sei, ebensowenig wie es sich der Regierungsvorlage gegenüber darum handelt, deren Bestimmungen, soweit sie über die im Eingange hervorgehobenen Arbeiterschutzfragen hinausgehen, einfach zurückzuweisen und abzulehnen. Wer aber Werth darauf legt, in eben diesen Fragen zu einem Resultat zu gelangen, muß allerdings der Regierungsvorlage gegenüber zu dem Schlusse kommen: Weniger wäre mehr. Davon wird man sich in der Arbeiterschutzkommission bald genug überzeugen und dort vielleicht in diejenigen Bahnen einlenken, welche eine Erledigung der Fragen von der Frauen- und Kinderarbeit sowie von der Sonntagsruhe in absehbarer Zeit ermöglichen.

Karl Baumbach.

Parlamentsbriefe.

XXI.

Der neu gewählte Reichstag und der neu ernannte Reichskanzler sind einander zum ersten Male begegnet. Die Art, wie dies geschah, hat den Erwartungen, die wir davon hegten, vollkommen entsprochen. Als General von Caprivi den Fürsten Bismarck in seinem Amte ersetzte, hat die freisinnige Partei ganz genau gewußt, sie werde dem neuen Reichskanzler in politischer Beziehung nicht wesentlich anders gegenüberstehen, als dem alten. Der Unterschied der Meinungen ist nur um einen verschwindend kleinen Theil ausgeglichen. Aber sie hat gehofft, sie werde diesen Unterschied in den Formen einer rein sachlichen Diskussion ohne den Zusatz von persönlicher Schärfe zum Ausdruck bringen können. Und diese Hoffnung ist bisher nicht enttäuscht worden.

Die Sache ist so einfach und dennoch gibt es Leute die sie nicht begreifen. Es wäre ein schlechthin unnatürlicher Zustand, wenn in einer Volksvertretung alle Parteien über alle Fragen der gleichen Ansicht wären. Dann wäre eine Volksvertretung nicht nöthig; dann lebten wir in dem glücklichen Verhältnisse, daß die Regierung unmittelbar in allen Punkten die Meinung des Volkes trifft. Es ist aber ein ebenso unnatürlicher Zustand, daß dieser sachliche Gegensatz die Form persönlicher Reibung annimmt. Es gibt in der Politik wenig absolute Wahrheiten. Die eine Partei hat Gründe und die andere Partei hat Gründe. Und soweit sie an ihre Gründe glaubt, hat jede Partei Recht und Pflicht, bleibend geltend zu machen. In einem Menschenalter und vielleicht schon früher wird über die Kämpfe in der Aera Bismarck ein objektiveres Urtheil gefällt werden können, und dasselbe wird voraussichtlich dahin lauten, daß von den Parteien, die einander gegenüberstanden, jede bis zu einem gewissen Maße Recht und bis zu einem gewissen Maße Unrecht gehabt hat, daß aber jede von ihnen nur dann die Gesichtspunkte, in denen sie im Rechte war, zur Geltung bringen konnte, wenn sie den Muth hatte, den Inhalt ihrer Gesammtanschauung nach allen Seiten hin zu vertreten. Nur die fortschreitende Diskussion und die Macht der Thatsachen klärt allmählich die Frage, wie weit Recht und Unrecht der einzelnen Parteien geht.

Was in der Politik schlechthin unstatthaft erscheint, ist, daß man dem Gegner unlautere Motive unterschiebt, daß man ihm einen Vorwurf daraus macht, seinen ehrlich empfundenen Eindruck überhaupt zum Ausdruck gebracht zu haben. Noch in der Wintersaison haben konservative Abgeordnete sich nicht gescheut, bei Gelegenheit des Bankgesetzes in folgender Weise zu argumentiren: „Die Regierung wird von der freisinnigen Partei in dieser Frage unterstützt, folglich hat sie in dieser Frage Unrecht!" Eine solche Weise der Diskussion deutet nicht allein auf eine unsägliche Geistesarmuth, sondern auch auf einen Defekt im ethischen Apparat hin.

Heute deduziren einige Kartellblätter in folgender Weise: „Entweder muß die freisinnige Partei ihre grundsätzliche Opposition aufgeben; dann hat sie die Pflicht, die Regierung, in welcher der Fürst Bismarck keinen Platz mehr findet, in Allem zu unterstützen, was sie vorschlägt; oder sie setzt ihren Widerstand gegen die Regierungspolitik fort, dann ist sie der Nörgelei überwiesen. Herr Bamberger sagt heute unter dem Ministerium Caprivi über die Kolonialpolitik genau dasselbe, was er unter dem Ministerium Bismarck gesagt hat, folglich ist die Stellung der freisinnigen Partei unter dem neuen Reichskanzler genau dieselbe, wie sie unter dem alten Reichskanzler war." Wenn nun aber Bamberger unter dem Regime Caprivi über die Kolonialpolitik anders dächte, wie er unter dem Regime Bismarck gedacht hat, dann würde natürlich geltend gemacht werden, daß es nun erwiesen sei, wie der ganze Gegensatz der Partei zur Kolonialpolitik lediglich in der persönlichen Feindschaft gegen den Reichskanzler gewurzelt hat und es würde uns unter solchen Umständen herzlich schwer werden, diese Unterstellung zu widerlegen.

Die beiden Reden Bamberger's und des Reichskanzlers zusammengefaßt geben ein Musterbild einer streng sachlich geführten Debatte. Auf beiden Seiten eine starke und ernsthafte Ueberzeugung, auf beiden Seiten das Bestreben, den eigenen Standpunkt dialektisch zu begründen, auf beiden Seiten eine aufrichtige Anerkennung des Standpunktes des Gegners und Ausscheidung aller Angriffe von persönlicher Art, und als endliches Ergebniß zwar nicht die Ueberbrückung der bisherigen Differenz, aber doch ihre wesentliche Einengung.

So oft Fürst Bismarck sich über Kolonialpolitik geäußert hat, trat regelmäßig der Erfolg ein, daß man hinterher nicht recht wußte, wohin er steuerte. Bald versicherte er, daß er gar kein Kolonialmensch sei, und nur vor der öffentlichen Meinung, welche eine Kolonialpolitik verlange, kapitulirt habe, bald klagte er darüber, daß der Reichstag

nicht mit so entschlossener Ueberzeugung hinter der Regierung stehe, um derselben eine erfolgreiche Aktion möglich zu machen. Nach den Aeußerungen, in denen er jede Kolonialpolitik nach französischem Muster mit Entschiedenheit ablehnte, konnte man unmöglich auf die Vermuthung kommen, daß er selbst einst die Einsetzung eines Reichskommissars vorschlagen würde. Nach den Auslassungen des Herrn von Caprivi wissen wir genau, woran wir sind. Er will sich für die Zukunft die Folgen dessen, was in der Vergangenheit geschehen ist, gefallen lassen, aber er will selbst nichts Neues thun, was weitere Folgen nach sich ziehen würde.

Ueber die Kolonialpolitik, wie sie bisher betrieben worden ist, hat er ein ziemlich herbes Urtheil gefällt, das sich ungefähr mit demjenigen deckt, welches die freisinnige Partei gefällt hat, ehe diese Kolonialpolitik begonnen wurde. Er hat sie nicht zu rechtfertigen unternommen, aber er hat sie entschuldigend erklärt mit dem Hinweis des „Unbewußten" in der Volksseele. Ich lasse diese Erklärung gelten; auch in der Politik spielt das „Unbewußte" seine Rolle; aber je mehr diese Rolle eingeschränkt wird, desto heilsamer wird es für den Staat sein. Die freisinnige Partei kann es ja nur dankbar empfinden, daß ihr jetzt die Anerkennung zu Theil wird, sie habe gegenüber dem Unbewußten das Bewußte vertreten. Wie heute die Dinge liegen, könnten wir uns ja mit dem von Herrn von Caprivi eingenommenen Standpunkt befreunden, wenn es der Standpunkt der Regierung und der Majorität geworden wäre, aber in allen Vertheidigern, die sich um Herrn von Caprivi schaarten, in dem Staatssekretär von Marschall, dem Reichskommissarius Liebert, den Fraktionsrednern Graf Stolberg, von Kardorff und von Bennigsen regte sich das Unbewußte so mächtig, daß uns bang um Herz und Busen werden mußte. Herrn Windthorst ist das Verständniß aufgegangen, daß sein Wunsch, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, ihn auf der Bahn der kolonialen Abenteuer weiter geführt habe, als ihm jetzt wünschenswerth ist. Der freisinnigen Partei wird man das Recht nicht abstreiten können, denselben Standpunkt, den sie eingenommen hat, als sie allein von der Richtigkeit desselben überzeugt war, noch in Zukunft aufrecht zu erhalten, wo die Erkenntniß von seiner Richtigkeit in weitere Kreise gedrungen ist.

Auch bei der Debatte über die Militärvorlage trat die Veränderung der Tonart deutlich in die Erscheinung. In sachlicher Beziehung war die Kritik gewiß nicht gelinder, als bei früheren Anlässen ähnlicher Art. Aber von nationaler Verketzerung war keine Rede mehr.

Daß die Vorlage im Wesentlichen zur Annahme gelangen wird, unterliegt kaum einem Zweifel, nachdem Herr Windthorst Namens des ausschlaggebenden Centrums eine jener Reden gehalten hat, auf die das Wort aus Goethe's Tasso in der Variante zutrifft:

> „Vergebens sprichst Du viel, um zu versagen;
> Der Andre hört von Allem nur das Ja."

Die Frage einer Kompensation durch Verkürzung der Dienstzeit wurde einstweilen nur gestreift. Der Kriegsminister begnügte sich damit, zu erklären, daß die verbündeten Regierungen dem Gedanken bisher nicht geneigt seien. Die Idee gehört aber zu jenen, von denen man sagen kann: volentem ducunt, nolentem trahunt.

Eine dritte Berathung des Reichstages betraf die Einsetzung von Gewerbegerichten oder gewerblichen Schiedsgerichten. Es ist nicht gerade eine Frage ersten Ranges, aber doch immerhin eine Frage, deren Wichtigkeit seit zwölf Jahren in bedauerlicher Weise unterschätzt worden ist. In vierzehn Städten, die nach und nach sich entschlossen haben, auf dem Wege der Autonomie sich eine solche Einrichtung zu schaffen, ist man einmüthig der Ueberzeugung, daß dieselbe Vortheile geschaffen hat, die zwar nicht mit Ueberschwänglichkeit zu preisen sind, denen aber andererseits auch nicht der geringste Nachtheil gegenübersteht.

In der vorigen Session bezeichnete der Staatssekretär von Bötticher die ganze Angelegenheit mit kurz ablehnenden Worten als nicht dringlich. Inzwischen hat sich die Regierung entschlossen, die Vorlage einzubringen. Man darf annehmen, daß die Beseitigung des bisher entgegenstehenden Hindernisses das Datum des 18. März trägt. Der Inhalt der Vorlage knüpft an die Vorarbeiten an, die im Jahre 1878 vorhanden waren, als der Faden zum letzten Male abriß; die Erfahrungen, die man seit jener Zeit aus den Ortsstatuten derjenigen Städte hätte schöpfen können, welche inzwischen Gewerbegerichte eingeführt haben, hat die Regierung unberücksichtigt gelassen. Es ist ihr deswegen herber Tadel zu Theil geworden; indessen Herr von Bötticher hat diesem Tadel die Spitze abgebrochen, indem er versicherte, die Regierung werde mit sich reden lassen. Dabei können wir uns einstweilen beruhigen.

In der Kommission des Abgeordnetenhauses ist die Vorlage über die Verwendung der Sperrgelder gescheitert. Die Regierung hatte nachgewiesen, daß sie sich des tolerari posse der Kurie so sorgfältig versichert hat, als dies möglich ist, und daß die Kurie dem Centrum die Verantwortung überlassen hat, wenn dies die Vorlage ablehne. Das Centrum hat diese Verantwortlichkeit auf seine Schultern genommen. Es erklärt, die Vorlage biete ihm nicht dasjenige, was es verlange, und auf eine Vergleichssumme wolle es sich nicht einlassen. Das Centrum würde für sich allein die Wahl nicht gehabt haben, die Vorlage zum Scheitern zu bringen. Aber die nationalliberale Partei hat gegen die Vorlage gestimmt, weil das Centrum gegen dieselbe stimmte. Sie will das Gesetz an und für sich haben, aber sie will es nur haben, wenn das Centrum gleichzeitig eine Quittung über errungene Zufriedenheit ausstellt. Die freisinnige Partei kann eine Politik nicht mitmachen, welche die Abstimmung über die Vorlage von der Abstimmung eines Gegners abhängig macht. Sie ist der Ansicht, daß man die Abstimmung über ein Gesetz von keinem anderen Umstande abhängig machen soll, als von der Ueberzeugung, die man von seiner Nützlichkeit hat.

Möglicherweise wird hinsichtlich des Schicksals des Gesetzes bei der zweiten Lesung im Plenum noch eine Wendung eintreten, aber es ist zweifelhaft, ob es zu dieser zweiten Lesung noch kommen wird. Der Todesengel hat an die Pforte des Landtages geklopft. Die Vorlage über die Beamtengehälter soll noch erledigt werden, weil sie keinen Aufschub erträgt. Im Uebrigen mehren sich aber die Stimmen, welche meinen, daß die Tagung des Landtages den Arbeiten des Reichstages hindernd im Wege stehe. Der Gesetzentwurf über die Rentengüter hat zwar in beiden Häusern des Landtages eine Majorität errungen, aber in verschiedener Gestalt und die Ueberzeugung von dem geringen Nutzen dieses Gesetzes ist eine so einmüthige, daß es bedenklich erscheint, in der vorgeschriebenen Jahreszeit über die Nebenpunkte eine Einmüthigkeit zu erzielen. Mit diesem Gesetze zugleich würden einige nützliche, aber minder wichtige Vorlagen dem bethlehemitischen Kindermord erliegen. Die Folgen der unzureichenden Dispositionen, welche in der „sinkenden Periode der Bismarck'schen Politik" — es ist ein Ausdruck der „Post", den ich brauche — zur Regel geworden waren, machen sich auch jetzt noch geltend. Im Herbst wird man hoffentlich mit einem klar überdachten Arbeitsplan an die Thätigkeit gehen.

Proteus.

Der Welfenfonds.

Der sogenannte Welfenfonds ist in neuester Zeit wiederum Gegenstand der Diskussion im preußischen Abgeordnetenhause und in der Presse gewesen. Die Entstehung dieses großen und eigenthümlichen Fonds, dessen Einkünfte der preußischen Regierung ohne irgend welche Kontrole des Landtags zur Disposition stehen, liegt weit zurück. So wird es voraussichtlich für manchen Leser der „Nation" von Interesse sein, eine kurze Skizze der Entstehungsgeschichte

dieses Fonds zu erhalten, welche zur weiteren Orientirung von einigen juristischen Bemerkungen begleitet sein mag.

Der Welfenfonds besteht in der Hauptsache in 48 Mill. Mark, von denen 33 Millionen in $4^1/_2$prozentigen preußischen Staatspapieren angelegt sein sollten. Er war zufolge eines in völkerrechtlicher Form „zwischen dem Könige von Preußen und dem Könige Georg", wie es in der Urkunde heißt, am 29. September 1867 abgeschlossenen Vertrags bestimmt zur Entschädigung des Königs Georg für die Einkünfte, welche dieser früher als Inhaber der hannoverschen Krone aus hannoverschen Domänen bezogen hatte. Er war nicht der Preis eines Verzichts, welchen der König von Hannover etwa auf die Krone Hannover geleistet hätte; davon ist in dem Vertrage nicht nur nicht die Rede; es hatte sogar der König Georg vor Abschluß des Vertrags einen solchen Verzicht verweigert. Der Vertrag war zu einer Zeit abgeschlossen, wo nach der am 1. Oktober 1866 erfolgten Einverleibung Hannovers in das Königreich Preußen, der König von Preußen der Zustimmung des preußischen Landtags zur Ausführung der Vertragsbestimmungen nicht bedurfte, sofern die Erfüllung aus den Mitteln der Provinz Hannover, z. B. durch hypothekarische Belastung oder Verkauf hannoverscher Domänen erfolgte; denn die Krone besaß bis zum 1. Oktober 1867 in der Provinz Hannover auch die volle Gesetzgebungsgewalt. Indeß wandte sich die preußische Regierung behufs Erlangung der Mittel zur Erfüllung des Vertrags an den Landtag. Der Landtag gewährte dieselben, freilich nach längeren Debatten, auf Grund des Vertrags, indem er sich die Zustimmung für die in dem Vertrage für die Interessenten (die Angehörigen des königlichen Hauses Hannover und den preußischen Staat) vorgesehene Sicherstellung der *Kapitalien* vorbehielt. Das hierauf fußende Gesetz vom 28. Februar 1868 ist also für die Frage der Verwendung der Einkünfte belanglos.

In derselben Nummer der preußischen Gesetzsammlung, welche das letztere Gesetz publizirte, erschien jedoch bereits eine königliche Verordnung über die Beschlagnahme des Vermögens des Königs Georg. Es wurden namentlich mit Beschlag belegt sämmtliche nicht dem preußischen Staate verbliebenen Werthobjekte, welche der Vertrag vom 29. September 1867 zum Gegenstande hat, imgleichen das hierunter nicht mitbegriffene innerhalb des preußischen Staatsgebietes befindliche Vermögen des Königs. „In Ausübung der Eigenthumsrechte an diesen Objekten wird," so heißt es in der Verordnung weiter, „König Georg durch die [hierzu zu bestimmenden preußischen] verwaltenden Behörden mit voller rechtlicher Wirkung vertreten. . . . . Aus den in Beschlag genommenen Objekten und Revenüen sind, mit Ausschließung der Rechnungslegung an den König Georg, die Kosten der Beschlagnahme und Verwaltung, sowie die Maßregeln zur Ueberwachung und Abwehr der gegen Preußen gerichteten Unternehmungen des Königs Georg und seiner Agenten zu bestreiten. Verbleibende Ueberschüsse sind dem Vermögensbestande zuzuführen. — Die Wiederaufhebung der Beschlagnahme bleibt königlicher Verordnung überlassen."

Motivirt war diese Verordnung in dem betreffenden Berichte des Staatsministeriums an den König mit dem Hinweise darauf, daß König Georg Hannoveraner, also nunmehr preußische Unterthanen auf fremdem Boden, (in Frankreich) zur eventuellen militärischen Verwendung gegen Preußen ansammle, mit Preußen also im Kriegszustande sich befinde.

Die Verordnung bedurfte zu ihrer Aufrechterhaltung der Zustimmung des Landtages. Diese letztere wurde ertheilt, indeß mit dem in dem Gesetz vom 15. Februar 1869 ausgesprochenen Zusatze, daß die Wiederaufhebung der Beschlagnahme nur durch *Gesetz* erfolgen solle.

Es ist klar, daß nach dem Wortlaut dieses Gesetzes eine formelle *Wiederaufhebung* der Beschlagnahme nur durch *Gesetz* möglich ist.

Dagegen fragt es sich allerdings, ob nicht das Gesetz ipso jure, kraft seines eigenen Inhalts, zu wirken aufgehört hat seit dem Tode des Königs Georg, wie die Abgeordneten Brüel und Windthorst in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 17. April 1890 behauptet haben, so daß aus diesem Grunde es nur einer faktischen Freigabe des Vermögens einer Deklaration nur seitens der Regierung bedürfen würde. Für die Bejahung dieser Frage sprechen erhebliche Gründe, namentlich folgende. Das Gesetz redet von einer Vertretung des Königs Georg durch die preußischen dafür zu bestimmenden Behörden, nicht aber von einer Vertretung der Vermögensmasse als solcher; eine Vertretung des Königs Georg war aber nur möglich, so lange dieser lebte: Kuratelen und Vormundschaften erstrecken sich nicht auf die Erben Derjenigen, über welche sie verhängt sind; sie müssen vielmehr, wenn Gründe dafür vorliegen, von Neuem in Ansehung der Erben verfügt worden. Der Immediatbericht des preußischen Staatsministeriums motivirt ferner die Sequestration, indem er die Grundsätze des Strafrechts als möglicher Weise gegen den, wie angenommen wurde, konspirirenden König Georg anwendbar erachtet;*) eine strafprozessuale als Beschlagnahme endet aber stets mit dem Tode des Beschuldigten. Endlich haben der genannte Bericht und ebenso der damalige Ministerpräsident Graf Bismarck in der Sitzung des preußischen Herrenhauses übereinstimmend erklärt, die Beschlagnahme berühre die Rechte des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg nicht, vielmehr nur die Rechte des Königs Georg als des gegenwärtigen Nutznießers; eine über das Leben des Königs Georg hinaus sich erstreckende Beschlagnahme würde aber jene Wirkung haben.

Indeß läßt sich *formell* nicht leicht feststellen, ob die preußische Regierung *ohne Zuziehung* des Landtags die Befugniß der Freigabe des Vermögens hat; denn der Vertrag vom 29. September 1867 ist der Form nach ein völkerrechtlicher Vertrag, und aus einem solchen gibt es für die *Kontrahenten* keine Klage auf Erfüllung vor den Gerichten eines der betheiligten Staaten. Die preußische Regierung wird also nicht eine gerichtliche Entscheidung herbeiführen und unter Berufung auf diese bei etwaiger Herausgabe der Einkünfte des Vermögens sich schützen können. Sie wird daher, wenn sie bei Freigabe des Vermögens sich vor Verantwortung schützen will, gut thun, die Zustimmung des Landtags mittels einer Gesetzesvorlage einzuholen.

Für die rechtlichen Erwägungen des Landtags aber dürften die oben erwähnten juristischen Gründe durchschlagend sein: er hätte in Wahrheit nur formell durch Annahme des betreffenden Gesetzes zu konstatiren, daß die Beschlagnahme mit dem zu bezeichnenden Zeitpunkt aufzuhören habe. Allerdings könnte er der Meinung sein, daß durch ein neues Gesetz eine Fortsetzung der Beschlagnahme oder eine Konfiskation zu verfügen sei. Indeß dazu fehlt es doch an einem materiellen Grunde. Von einem Kriege oder einem in Wahrheit feindlichen Verhalten des Fideikommißerben des Königs Georg (des Herzogs von Cumberland) kann nicht die Rede sein. Proteste und Vorbehalte von Rechten, wie Nichtanerkennungen sind völkerrechtlich nie als wirklich *feindselige* Akte betrachtet worden, wenngleich sie ein Hinderniß bilden mögen gegen die Aufnahme eines Protestirenden in enges Bundesverhältniß; etwas anderes als Proteste und Reservationen kann man aber dem Herzog von Cumberland nicht zur Last legen, und einen Verzicht kann man aus Rechtsgründen deshalb nicht von ihm fordern, weil man denselben bei Zusicherung der Entschädigungssumme von dem ursprünglichen Kontrahenten, dem Herzog von Cumberland nicht bedungen hat. Es bliebe also nur die Möglichkeit, sich über das Recht hinwegzusetzen, und aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen entweder die Beschlagnahme fortdauern zu lassen (richtiger sie zu erneuern) *oder* aber einfach zu konfisziren. Diese letztere Alternative mag für Manche viel Verlockendes haben. Man sagt, der Herzog von Cumberland besitze, namentlich nachdem er das Privatvermögen des letzten Herzogs von Braunschweig zu einem Theile geerbt, genug; der preußische Staat dagegen könne die Summe stets zu guten Zwecken gebrauchen. Diese Argumentation setzt aber den preußischen Staat in einen argen Widerspruch mit

*) An sich war dieses Argument äußerst bestreitbar.

sich selbst. Nachdem man einmal dem hannoverschen Hause eine Abfindung feierlich, vertragsmäßig und durch Gesetz, gewährt hat, kann man sie nicht in solcher Weise wieder entziehen, welche den Glauben des gegebenen Wortes vernichten und des Beispiels wegen eine ernste Gefahr für die Heilighaltung wohlerworbener Rechte bedeuten würde. Ebensowenig wie eine wirklich konservative, darf dazu eine wirklich liberale nicht-sozialistisch-kommunistische Partei die Hand bieten, und die deutsch-freisinnige Partei würde ihren eigenen Antecedentien widersprechen — man vergleiche die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 22 März 1882 über den das Vermögen des Königs Georg betreffenden Antrag Dirichlet und die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede Virchow's — wenn sie dergleichen befürworten oder begünstigen würde.

Dagegen hat auch die freisinnige Partei ebenso wie alle anderen Parteien, denen es ehrlich zu thun ist, um die Gesundung des politischen Lebens, ein dringendes Interesse daran, den Welfenfonds in seiner bisherigen Verwendung zu beseitigen. Hat er doch, wie allgemein angenommen wird, hauptsächlich dazu geführt, eine bezahlte Presse heranzuziehen, welche die öffentliche Meinung irre zu leiten, die politische Sitte zu verderben und zu verrohen geeignet ist. Nichts Anderes aber bleibt, wenn nicht ein Rechtsbruch, ein Bruch des gegebenen Wortes, begangen werden soll, übrig, als den Welfenfonds seiner ursprünglichen Bestimmung zu restituiren, und diese Restitution würde zugleich in der Provinz Hannover eine günstige und erwünschte Wirkung ausüben.

Die Sicherstellung des Vermögens aber im Sinne des Vertrags vom 29. September 1867, welche auch eine Sicherstellung des preußischen Staats gegen feindselige Verwendung sein würde, ließe sich leicht bewirken, z. B. durch Ankauf und fideikommissarische Belastung von Grundvermögen innerhalb der älteren preußischen Provinzen.

Aus allen diesen Gründen wird auch die freisinnige Partei sich nur für die möglichst baldige Beseitigung des Beschlagnahmegesetzes aussprechen dürfen.

L. v. Bar.

Guy de Maupassant.

Vor zehn Jahren erschien bei Charpentier ein Novellenband; er trug den Titel „Les soirées de Médan" und sechs durch literarische Freundschaft verbundene Schriftsteller, von denen einige noch heute gern zu den Allerjüngsten gezählt werden möchten, halten in ihm ihre neuesten Erzählungen vereinigt. Der Berühmteste der sechs, Emile Zola, gestand damals im „Figaro" offen ein, daß er und seine vier Genossen: Huysmans, Céard, Hennique, Alexis, in diesem Wettbewerb besiegt worden seien, besiegt durch den jungen Guy de Maupassant und seine „Boule-de-Suif". Die kleine, nur fünfzig Seiten umfassende Novelle brachte dem Verfasser einen großen Erfolg und seit 1880 gehört Guy de Maupassant, der bis dahin nur einige Gedichte — darunter freilich eine echte Perle: „Au bord de l'eau" — veröffentlicht hatte, zu den beliebtesten Schriftstellern des neuen Frankreich.

Boule-de-Suif, zu deutsch: Talgklumpen, ist der seltige Spitzname eines galanten Dämchens, das sich, während der Invasion von 1870, aus Rouen nach Havre flüchtet und durch ein ganz persönliches Opfer von dem preußischen Lieutenant in Tôtes für sich und die sehr ehrenwerthen Fahrtgenossen die Erlaubniß zur Weiterreise erkaufen muß. Der Talgklumpen, der einzige Fettfleck in der Postkutschenaristokratie von Rouen, versorgt Nonnen, Gräfinnen, Stadträthinnen und die dazu gehörigen Gesponse mit leckerer Nahrung, als den Eingeschneiten eine gelinde Hungersnoth droht; Boule-de-Suif kämpft, da es gilt, ihre patriotischen Antipathien nieder und weicht dem Einlagswerben des verhaßten strohblonden Borussenkriegers. Und was ist Talgklümpleins Lohn für Speise und Erlösung aus der Haft? Die würdigen Leute, die ihren appetitlichen Eßkord und die vier Bordeauxflaschen geleert, die sie zum körperlichsten Vaterlandsverrath unter Bezugnahme auf Judith und Cleopatra beschwatzt haben, dieselben Honoratioren rücken nun verächtlich bei Seite und lassen Boule-de-Suif in ihrem Schmerz allein. Sie hungert, sie weint; die vornehme Gesellschaft frühstückt und plaudert munter und nur ein blutrother Demokrat und gewaltiger Schoppenstecher sympathisirt mit der gefallenen Patriotin und singt den entrüsteten Monarchisten stundenlang vor:

> „Amour sacré de la patrie,
> Conduis, soutiens nos braves vengeurs,
> Liberté, liberté chérie,
> Combats avec tes défenseurs!"

Der schwere Wagen rollt gen Dieppe; Talgklumpen weint, der böse démoc singt und pfeift die Marseillaise; die Geschichte ist aus.

Alle feinen und starken Eigenschaften des Dichters sind hier schon zu finden: seine ganz moderne Skepsis; die Lust an weltmännisch kecker Behandlung geschlechtlicher Beziehungen; die Neigung, durch ironische Gegenüberstellung von Natur und Sitte, von absolut Gutem oder Bösem und von menschlicher Relativität jedes erstarrte Sittlichkeitsdogma zu verspotten; ferner eine plastische Kunst, der es gelingt, auf zwei Seiten ein Kulturbild zu geben, und eine Sprache, die klar und fein, einfach und persönlich, malerisch und leicht verständlich, mit einem Wort: französisch ist. Maupassant ist der echteste Franzose unter den heutigen Erzählern Frankreichs und zugleich der berechtigtste Vertreter des jungen, alles verstehenden und alles verzeihenden Geschlechtes, dessen literarischem Anspruch die ältere Generation nichts Besseres zu entgegnen weiß als das Wort, mit dem des jüngeren Dumas Montègre vor der Ueberlegenheit des jüngeren Ryons kapitulirt: „Vous êtes un physiologiste, Monsieur!"

I.

Als Boule-de-Suif erschien, war Maupassant noch nicht dreißig Jahre alt. Er gehört durch Geburt und künstlerische Erziehung der Normandie an, der Heimath der Trouvères und Menestrels, und ein moderner Trouvère ist er selbst, der Finder und Erfinder mit der unerschöpflichen Erzählergabe. Neunzehn Bände hat er von 1880 bis 1890 veröffentlicht und wer weiß, ob nicht der zwanzigste vorliegt, noch ehe diese Zeilen gedruckt sind. In der scheinbaren Mühelosigkeit seines Schaffens wurzelt vielleicht sein größter Reiz; in bequemem Flaniren scheint alles entstanden zu sein, nicht einen Augenblick riecht man die Lampe.

Und doch geht Maupassant mit subtilster Sorgfalt zu Werke. Die beiden Männer, die frühzeitig entscheidenden Einfluß auf seinen Entwicklungsgang übten, Louis Bouilhet und Gustave Flaubert, haben ihm täglich den Fleiß gepredigt; der Dichter der „Madame Bovary", der den jungen Landsmann streng hielt wie einen geliebten Sohn, der sieben Jahre hindurch jede Zeile, die Maupassant schrieb, auf seinem Landsitz in Croisset kritisch mit ihm durchging, hat ihn immer wieder an den Ausspruch Chateaubriands gemahnt: Le talent n'est qu'une longue patience. Der Schüler ließ es an Fleiß und Ausdauer nicht fehlen und er erzwang sich, getreu der Methode des Meisters, eine Originalität, eine persönliche Auffassung, einen persönlichen Stil. Er lernte die Dinge so lange und so scharf anschauen, bis sie ihm ihre individuelle Eigenthümlichkeit enthüllten, er lernte ein Sandkorn von dem andern so genau unterscheiden, daß er für jedes das allein bezeichnende Adjektivum suchen und finden konnte. Maupassant gehört nicht zu den fürchterlichen Worthaschern und Wortbildnern, die aus der Sprache Voltaires ein barbarisch buntes Argot gemacht haben; er findet in dem vorhandenen Sprachschatz immer das eine Hauptwort, das eine Verbum, das eine Adjektivum, das er braucht und das für die Präzision des Ausdruckes unersetzlich ist. „Die französische Sprache", so sagt er in der Vorrede

zu „Pierre et Jean“, „ist ein reiner Quell, den die manierirten Schriftsteller niemals trüben konnten und niemals trüben werden. . . . Die Natur dieser Sprache ist klar, logisch, nervös. Sie läßt sich nicht abschwächen, nicht künstlich verdunkeln, noch verunreinigen.“

Gegenüber den Südländern mit dem romantischen Tartarintemperament, den Zola und Daudet, die der provençalische Mistral verjüngt hat, vertritt Maupassant den Norden Frankreichs. Erst in neuester Zeit haben die Provençalen und die verkappten Italer das Uebergewicht in der französischen Literatur errungen. Nicht nur Corneille und Flaubert, Chateaubriand, Lamennais und Renan, sondern auch die drei größten Befreiungslacher: Rabelais, Voltaire, Molière, entstammen dem Norden und der Mitte Frankreichs. Der Normanne Maupassant ist kerngesund; keine Schule kann ihn für sich in Anspruch nehmen; er ist kein Realist im dogmatischen Sinne, denn er weiß ganz genau: Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable; er ist kein Photograph, denn er weiß das Unwesentliche vom Wesentlichen haarscharf zu scheiden; er sieht seine poetische Aufgabe in einer vollständigeren, ergreifenderen, überzeugenderen Wiedergabe der Lebenserscheinungen, als sie in der Wirklichkeitswelt unserem Blick sich darbietet. Sein Talent ist männlich, fruchtbar und fein; sein Stil vibrirt; seine Gestaltung ist immer hell, greifbar, plastisch; ein Hauch des frischen normännischen Seewindes weht durch seine Erzählungen und reinigt, in glücklichster Vereinigung mit echt pariserischer „blague“, die Luft. Niemals verletzt seine Darstellung, die heikelsten Themata macht seine vergnügt blinzelnde Lebensfrohheit uns genießbar und hat man sich durch so viele der ernsthaft zu nehmenden Literaturerscheinungen unserer Tage widerwillig hindurch gequält, dann gibt es keine behaglichere Erholung als ein Bändchen Maupassant.

„Von mittlerer Größe, kräftig und muskulös gebaut, mit einer Haut, die kaum das frische Blut verbergen konnte, war er damals ein gewaltiger Bootfahrer, der an manchem Tage zu seinem Privatvergnügen zwanzig Meilen Seine zurücklegte. Auch brachte er uns, ein gefürchteter Schürzenjäger, die erstaunlichsten Frauenzimmergeschichten mit, allerlei unmögliche Liebesabenteuer, deren Erzählung unserem guten Flaubert vor Lachen fast den Athem benahm.“ So hat Zola den jungen Guy geschildert, wie er ihn 1874 in Croisset fand; so finden wir ihn, kaum gealtert, wieder in seinen Werken, deren größtem Theil die Einleitung des Gargantua zum Motto dienen könnte:

> „Amys Lecteurs qui ce Livre lisez
> Despouillez vous de toute affection,
> En le lisant ne vous scandalisez,
> Il ne contient mal, ny infection.
> Vray est qu'icy peu de perfection
> Vous apprendrez, sinon en cas de rire
> Aultre argument ne peut mon cueur eslire
> Voyant le dueil qui vous mine et consomme;
> Mieulx est de ris qui de larmes escrire
> Pour ce que rire est le propre de l'homme.“*)

II.

Die Zahl der kleinen Geschichten Maupassants ist so groß, daß sich ein näheres Eingehen auf einzelne von selbst verbietet. Wo sollte man anfangen, wo aufhören? Von der ältesten bis zur neuesten Sammlung, von der „Maison Tellier“ bis zur eben erschienenen**) „L'inutile beauté“, wird man nicht eine einzige Skizze, Studie oder Novelle aufspüren, die nicht, in sich selbst abgeschlossen, einen künstlerischen Werth bedeutete. Ungerechtes Urtheil möchte in Maupassant nur einen frivolen Belustiger sehen, einen etwas geschmackvolleren Pornographen, während er doch, bei aller Vorliebe für Unverhülltheiten und Lascivitäten, ein durchaus ernster Künstler ist. Er analysirt Charaktere, er studirt absonderliche Menschlichkeiten, er gibt, satirisirend und ironisirend, in dem denkbar knappsten Rahmen Kulturbilder von frappirender Richtigkeit. Man darf die Behauptung wagen, ein zukünftiger Geschichtschreiber wird sich beim frivolen Maupassant bessere Kenntniß vom modernen Frankreich schöpfen können als beim streng „wissenschaftlich“ operirenden Zola, der auf Claude Bernards bestrittene Theorien eine brüchige Soziologie erbauen will. Kein Zweifel: Emile ist viel stärker, eigenartiger, eindringlicher; aber Guy hat mehr eigentlich künstlerisches Empfinden, seine Darstellung ist heiterer, befreiender; Zola schielt hinauf, Maupassant lacht herab; Dieser glaubt an die Kultur, an den Geist und an alle holden Lebensmächte; Jener glaubt an die unveränderliche Viehnatur des quadrupède redressé. Maupassant ist von Manier und Einseitigkeit frei geblieben; überall, in zierlichen Gärten und in schmutzigen Gräben, weiß er sich seine Stoffe zu finden und schnell, ehe wir uns dessen noch versehen, hat er uns, wo er uns haben will: in Algier bei der lüstern verlangenden schwarzäugigen Marrocca; in Indien bei der elfjährigen Favoritin Châli, deren kindliches Frauengesicht er mit so berauschend zarten Farben malt; in Italien bei den Soeurs Rondoli, die vom Stamm sind jener geborenen Grisettchen, so da sterben möchten jedesmal, wenn sie lieben, aber immer am Leben und am Lieben bleiben.

Zwei, drei Beispiele sollen die Eigenthümlichkeit dieser Skizzenbücher illustriren.

„Un réveillon.“ Weihnachtsheiligabend in der Normandie. Zwei verschlagene Pariser, ein strenger Idealist und ein duldsamer Realist studiren Land und Leute. Sie hören, ein sechsundneunzigjähriger Bauer sei am Morgen gestorben und besuchen die Hütte. Sohn und Schwiegertochter des Toten nehmen, auf einer mächtigen Lade sitzend, ihr kärglich Nachtmahl ein. Wo ist die Leiche? Große Verlegenheit, endlich offenherziges Bekenntniß. Der Alte lag monatelang krank im einzigen Bett, das Paar mußte auf den kalten Fliesen schlafen. Nun ist der Vater tot, er braucht keine Bettstatt mehr und die so lange des weichen Lagers entbehrten, haben ihn in der Lade sicher beigepackt, auf der sie nun, in Ermangelung besserer Sitzgelegenheit, die Feierabendspeise kauen. Wüthend ob solcher Herzensrohheit, stürzt der Idealist fort; der Andere schüttelt sich vor Lachen. — In knappen fünfzehn Seiten ist die dogmatische Sitte mit dem Bedürfniß der Noth besser kontrastirt und lebendiger als in den lang ausgesponnenen „naturalistischen“ Dramen des neuesten Deutschland. Ohne Verstimmung gehen wir von dannen; es ist so und es ist ganz gut so, wie es ist. Die Sitten und die Sittlichkeit der verschiedenen Stände und Klassen trennen breite Klüfte und wer im engen Thal geboren, kann auf hohem Berggipfel nicht athmen. Nicht Säufer und Blutschänder hausen in der Hütte in der Normandie, sondern Alltagsmenschen mit Alltagsempfindungen und Alltagsschmerzen. Laßt sie ihre Toten begraben auf ihre Weise; ländlich, sittlich.

Ein Gegenstück. „Une aventure parisienne.“ Eine Provinzlerin, deren Begierden durch die Schaumschlägereien der Boulevardblätter erregt worden sind, will den Strudel des pariser Lebens kennen lernen. Heimlich macht sie sich davon und stürzt sich, in der Hauptstadt angelangt, in Begleitung eines weltberühmten Chroniqueurs, Hals über Kopf in die Wogen. Theater, Halbwelt, cabinet particulier — und so weiter. Auf die erste Enttäuschung folgt die Langeweile, der Ekel, die katzenjämmerlichste Ernüchterung. Die brave Frau sehnt sich nach ihrem robust vergnügten, kerngesunden Manne zurück und sie scheidet von dem kompleuten Nachtgefährten unberührt mit dem wundervollen Herzensschrei: „J'ai voulu connaître le vice — eh bien . . . eh bien, ce n'est pas drôle.“ —

In „L'inutile beauté“ haben wir, ins Pariserische

---

*) „Geneigte Leser, die ihr lest dies Buch,
Ich bitt' euch, scheuchet jedes Vorurtheil
Und nehmt kein Aergerniß! nicht Lug und Trug,
Und was vom Uebel ist, biet' ich euch feil.
Viel lernen freilich werdet ihr hier nicht,
Es wäre denn das eine: herzlich lachen!
Doch grade das zu lehren schien mir Pflicht.
Ich seh, wie Leid so manches Herz zerbricht,
Drum wollt' ich lachen euch, nicht weinen machen,
Weil Lachen unserm Wesen mehr entspricht.“

**) Paris. 1890. Victor-Havard.

übersetzt, das Thema der „Kreutzersonate". Die Gräfin Mascaret hat in elf Jahren sieben Kinder gehabt; sie ist es müde, „jument poulinière" zu sein; noch ist sie schön, sie will ihre Rolle in der großen Welt spielen. Durch die Vorspiegelung eines Treubruchs weiß sie sich der Zudringlichkeit des Gatten zu entziehen und erst nach Jahren neigt sie sich ihm wieder zu mit dem merkwürdigen Wort: „Ich bin, wir sind Frauen einer civilisirten Welt, mein Herr. Wir sind nicht mehr und wir wollen nicht mehr sein die primitiven Weibchen, die nur Eure Welt bevölkern."

„Was willst Du? Das ist die Natur!" sagt einer von zwei jungen Leuten, die im Zwischenakt der Oper den Fall Mascaret besprechen, und der Andere, aus dessen Munde man Maupassant zu hören glaubt, erwidert:

„Gewiß, aber ich behaupte eben, die Natur ist unsere Feindin, gegen die wir beständig ankämpfen müssen, soll sie uns nicht zum Thierzustand zurückführen. Alles, was reinlich, hübsch, elegant, idealisch auf Erden ist, danken wir nicht einem göttlichen Schöpfer, sondern dem Menschen, dem menschlichen Gehirn. . . . Gott hat nur plumpe, von Krankheitskeimen erfüllte Lebewesen geschaffen, die nach einigen Jahren bestiatischen Genusses altern, verfallen und dahinsiechen. Er hat sie nur geschaffen, will mir scheinen, damit sie sich schmutzig wiedererzeugen und dann, wie Eintagsfliegen am Sommerabend, absterben. . . . Ich sehe in Dem, was wir Gott nennen, einen uns unbekannten, ungeheueren Schöpfungsorganismus, der Milliarden von Welten in den leeren Raum sät, so wie ein einziger Riesenfisch seine Eier in das weite Meer legt. Er schafft, gemäß seiner Gottesaufgabe, aber er weiß nicht, was er schafft, seine Befruchtung ist geistlos, er sieht die tausendfältig verschiedenen Kombinationen nicht voraus, die durch seine weithin verstreute Fruchtsaat gegeben sind. Der menschliche Gedanke ist ein winziger Glückszufall, aus den Zufälligkeiten der Befruchtung hervorgegangen, er ist vergänglich, örtlich begrenzt, nicht vorausberechnet, verurtheilt, mit der Erde einst zu Grunde zu gehen und, hier oder anderswo, ähnlich oder wesentlich verändert, wieder aufzuleben, je nach den neuen Kombinationen des ewig währenden Weltenanfangs. Diesem kleinen Zufall, unserem intellektuellen Bewußtsein, haben wir es zuzuschreiben, wenn wir uns übel befinden in einer Welt, die nicht für uns erschaffen, nicht zu unserer Aufnahme bereitet ist, die denkende Wesen nicht beherbergen, nicht ernähren, nicht zufrieden stellen kann; und eben derselbe Bewußtseinszufall zwingt uns, die verfeinerten Kulturmenschen, zu fortdauerndem Lebenskampf gegen Das, was man noch immer das Walten der Vorsehung nennt. . . . Der menschliche Gedanke ist das Zufallsprodukt der Nervencentren unseres Gehirns, ähnlich den unvorhergesehenen chemischen Aktionen, die durch neue Stoffmischungen hervortreten, ähnlich auch den Wundern der Elektrizität, die aus unerwarteten Reibungen und Nachbarschaften entspringen, ähnlich endlich allen durch die ewige fruchtbare Gährung der lebendigen Materie erzeugten Phänomenen. . . . So sieh sie doch nur an, diese Erde, so wie sie Gott ihren Bewohnern überließ. Sichtbarlich und einzig ist sie für Thiere bereitet, bepflanzt, bewaldet. Was finden wir für uns? Nichts. Was findet das Thier? Alles: Höhlen, Bäume, Blattwerk, Quellen; Lager, Speise, Trank. Daher kommen auch Leute meines Schlages hienieden niemals zurecht. Nur Diejenigen unter uns, die im animalischen Hinleben Befriedigung finden, die sich dem Thiere nähern, fühlen sich hier wohl. Aber alle die Anderen, die Dichter, die Feinfühligen, die Träumer, die Denker, die Unruhvollen — ach, die Aermsten! . . . Wir, wir allein haben die Civilisation erfunden, die ganze Kultur, die so unendliches Vieles umfaßt, vom Schuhzeug bis zum Telephon. . . . Wir haben die Künste geschaffen, die Poesie, die Musik, die Malerei. Wir haben die Ideale entdeckt und allen reizend koketten Lebensschmuck, die Toiletten der Frauen und das Talent der Männer, durch deren Zusammenwirken unser Dasein nicht ganz so kahl, nicht ganz so einförmig und hart erscheint, als wenn wir die primitiven Generationserzeuger geblieben wären, die wir nach dem Willen der himmlischen Vorsehung einzig und allein sein sollten. Sieh, dich um in diesem Theater. Erblickst du hier nicht eine nur von uns erschaffene Menschenwelt, die das ewige Geschick nicht voraussah, nicht begreift, die nur für uns verständlich ist und für unseren Menschengeist, eine kokette, sinnliche, geistreiche Zerstreuung, die nur durch und für uns kleine, unzufrieden einherkribbelnde Thierchen existirt? Sieh dir diese Frau an, die Gräfin Mascaret. Gott schuf sie, auf daß sie nackt oder in Thierfelle gehüllt eine Höhle bewohne. Sieht sie denn jetzt nicht besser aus?"

Lew Tolstoi würde sein schwermüthiges Slavenhaupt verhüllen vor diesem begeisterten Kulturplaidoyer, das, schon um seiner Seltenheit willen, hier eine Stelle finden mußte. So raisonnirt ein wirklich moderner Mensch, der seine Ideale vor, nicht hinter uns sucht. Ein Künstler, der aller Kultur Fehde angesagt, ist ein Widerspruch in sich selbst. Und wir können den aus den Zufälligkeiten der geistigen Befruchtung hervorgegangenen Glücksumstand nur preisen, der in einem und demselben Lande neben Zola auch Maupassant entstehen läßt, den Künstler, dem nichts Menschliches fremd ist, der aber auch, wie der Chremes des Terenz, den Selbstpeinigern und Menschheitszweiflern sein stolzes Wort entgegenruft: Homo sum.

III.

Mit einem Eifer, der verdächtig scheinen könnte, hat Maupassant gelegentlich gegen die Versuche polemisirt, den Roman in eine unveränderliche Schablone festbannen zu wollen; er zählt die Wahlverwandtschaften, Madame Bovary, Dumas' drei Musketiere und Zolas Germinal auf und fragt die vereisten Theoretiker: Welcher von diesen ist nun ein Roman? Ein geistvoller Beurtheiler soll nach Maupassant vom Künstler nichts anderes verlangen als: Gib uns irgend etwas Schönes, gib es uns in der Form, die deiner Kunst und deinem Temperament am meisten entspricht. Er darf verlangen, mit derselben Weitherzigkeit selbst beurtheilt zu werden; übrigens hat er seine größeren Erzählungen — „Une vie"; „Bel-Ami"; „Pierre et Jean"; „Fort comme la mort"; — nicht als Romane bezeichnet. Aber es fehlt ihnen nicht das Charakteristische des Romans, der weite, zeitgeschichtliche Hintergrund, die perspektivische Vertiefung, der über dem Einzelschicksal sich wölbende Horizont. Von der knappen Skizze, von der anspruchslosen Satire ist Maupassant mit unermüdlichem Fleiß und stetig wachsender Kraft emporgestiegen zu reifen, von künstlerischem Ernst ganz erfüllten Werken. Und was das Beste dabei ist: er hat das Lachen nicht verlernt. „Pierre et Jean" ist eine ersichtlich unter dem Einfluß der liebevollen Seelenanatomie der russischen Dichter entstandene ergreifende psychologische Studie, die Herr Baignères vielleicht mit Recht nur eine „sehr entwickelte Novelle"*) genannt hat; „Bel-Ami" aber ist ganz gewiß ein Roman, einer der besten satirischen Romane unserer Zeit, der Roman vom journalistischen Streber. Georges Duroy steigt durch die Weiber; in der katzenartigen Umarmung lockt er ihnen ihr Geld, ihren Einfluß, ihren Geist ab; aber erst die Presse gibt ihm die Mittel, seine Flugbahn höher zu richten, und wenn wir den Frauenhelden als Chefredakteur eines laut bellenden Blattes verlassen, so glauben wir dem Wort seines Verlegers: Celui-là ira loin! Heute oder morgen wird er Minister sein. Maupassant erzählt seine Geschichten niemals methodisch zu Ende, er zeigt uns nur die Richtung und überläßt es unserer Phantasie, die Zukunft seiner Menschen durchzublicken. Daß es uns gelingt, spricht für seine charakterbildende Meisterschaft.

In „Bel-Ami" erscheint die Gewissenlosigkeit in ihrem anmuthigsten Gewand; Georges Duroy ist ein beinahe naiver Streber und auch die satirische Behandlung der pariserischen Preßzustände weckt uns eher heitere Laune als zornige Entrüstung. Uebertreibungen, Gewaltsamkeiten, wie sie in einem vom stählernen Symbol der Scheere beherrschten Preßroman Zolas ohne jeden Zweifel zu Tage getreten wären, gibt es hier nicht; alles spielt sich einfach, menschlich und verständlich ab. Und ein erschütternd tragischer Ton klingt nur da

*) „Nation" Jahrg. V. Nr. 32.

an, wo die letzte, die verzweifelnd sich anklammernde Liebe einer alternden Frau zu einem jüngeren Manne geschildert wird. Das Verhältniß der Frau Walter zu Duroy mag wohl Daudet zu „La lutte pour la vie“ angeregt haben; aber Bel-Ami ist viel zu klug und zu glatt, um mit Gift seinem Opfer ans Leben zu gehen wie Paul Astier, der struggle-forlifeur; er weiß sich stillere Mittel und sicherere. Wiederum ist der Provençale gewaltsamer als der Normanne.

Den neuesten Roman Maupassants, „Fort comme la mort“*), beschließt ein Selbstmord, aber es ist sehr bezeichnend, wie der Dichter auch hier allem Sensationellen aus dem Wege geht. Olivier Bertin, ein berühmter Maler, den man „le Watteau réaliste“ nennt, wird von später, todesstarker Liebe zu der jungen Tochter seiner gealterten Geliebten gepackt. Er hegt die zärtlichste Neigung für die Mutter, er verzehrt sich in Leidenschaft für die Tochter, ein entzückend einfaches und jungfräulich empfindendes Geschöpf, das einem jungen Sportsman ihre Hand reicht. Olivier sieht in eine trostlose Zukunft, er fühlt sich einsam, alt, seine Kunst wird von einer jüngeren Generation verspottet; um geräuschlos, als homme comme il faut, aus der Welt zu verschwinden, läßt er sich am späten Abend in einer entlegenen Vorstadt von einem Omnibus überfahren. An seinem Totenbette wacht die alte Geliebte, die Tochter sieht er nicht mehr. Der ganz intime Reiz des Buches entzieht sich jeder Wiedergabe; es ist Maupassant selbst hier gelungen, was er an seinem Maler mit gutem Recht am höchsten schätzt; er wußte festzuhalten und wiederzugeben „ce je ne sais quoi d'inexprimable que presque jamais un peintre ne dévoile, ce reflet, ce mystère, cette physionomie de l'âme qui passe, insaisissable, sur les visages.“

Vermöge dieser seltenen Gabe ist Guy de Maupassant, so köstlich ähnlich auch seine Bauerntypen sind, doch in erster Linie der Maler der guten Gesellschaft, der gens d'élite, von denen er so gerne spricht. Für sie und von ihnen hat er seine besten Werke geschrieben. Er ist fein, skeptisch, elegant und klug; er weiß ganz genau: „In der großen Welt stirbt man nicht vor Lachen, nicht vor Weinen. Man lacht überhaupt kaum. Man ist, weil es der gute Ton verlangt, gefällig genug, manchmal so zu thun, als ob man sich amüsirte. Man gibt eben von Allem nur die Grimasse, auch vom Lachen.“ Und wenn man ihm erwidert, daß er selbst ja doch diese von ihm so arg verspottete Welt nicht gar so gering schätze, dann sagt er mit seinem Olivier lächelnd: „Moi, je l'aime“. Er liebt sie wirklich, mit allen ihren Fehlern und Gebrechen; er glaubt nicht an eine objektive, allen gleich reale Wahrheit, nur an eine durch das Temperament des Betrachters bestimmte Wahrheitsillusion; er liebt leidenschaftlich die Kultur, le superflu, chose très-necessaire, die Anmuth der Erscheinung, die Freundlichkeit der Sitten. Bismarck ist ihm „ein großer, ein sehr großer Mann, der den Frieden will, aber ihn zu erhalten, nur zu Drohungen und Gewaltmitteln seine Zuflucht nimmt; mit einem Wort: ein großer Barbar.“ Und Frau von Suttner hat in ihre rothen Hefte eine Aeußerung des zwanzigjährigen Guy eingetragen, die ihn zum Schluß noch charakterisiren mag: „Der Krieg, wenn ich nur an dieses Wort denke, so überkommt mich ein Grauen, als spräche man mir von Hexen, von Inquisition, von einem entfernten, überwundenen, abscheulichen Zustande. Und wir besitzen heute — zu unserer Zeit, mit unserer Kultur, mit dem ausgedehnten Wissen, mit der hohen Stufe der Entwicklung, auf der wir angelangt zu sein glauben, wir besitzen Schulen, wo man lernt zu töten, eine recht große Anzahl auf einmal. Das Wunderbare ist, daß die Völker sich dagegen nicht erheben, daß die ganze Gesellschaft nicht revoltirt bei dem bloßen Worte: Krieg. . . . Warum wird die Regierung nach jedem erklärten Kriege nicht gerichtet? Wenn die Völker das verstünden, wenn sie sich weigerten, sich ohne Grund töten zu lassen, dann wäre es mit dem Kriege aus.“

Maximilian Harden.

*) Paris. 1889. Paul Ollendorff.

Newton und die Fernwirkung.

„Die Verschiedenheit der Meinungen über den Ursprung der Körperschwere, von denen bisher keine einzige durch Beweis bestätigt oder widerlegt werden konnte, ist ein gewichtiges Zeugniß für die in diesem Punkte herrschende menschliche Unwissenheit.“

Ueber ein Vierteljahrtausend ist verflossen, seit Blaise Pascal obige Worte schrieb, und noch können sie fast unverändert gelten. Wohl ist seitdem die Mechanik aus ihren ersten Anfängen zur vollendetsten, mathematisch gesicherten Wissenschaft emporgewachsen, wohl hat ihre technische Verwerthung die überraschendsten Früchte für das gesammte Kulturleben getragen. Die Rechnung gibt das Gewicht der Wasserstoffmolekel wie dasjenige des Sonnenballs an, sie zeigt, daß der fallende Stein und der rollende Planet demselben Gesetze der Schwere gehorchen. Alles jedoch, was in dieser Hinsicht erreicht worden ist, betrifft nur die Kenntniß des Gesetzes, nach welchem die Körper gegen einander fallen, nicht aber die Ursache dieser durchs ganze Weltall beobachteten Art der Bewegung.

Allerdings hilft man sich zur populären Erläuterung auf eine sehr einfache Weise; man sagt, die Theilchen der Materie ziehen sich gegenseitig an mit einer gewissen Kraft, die von ihrer Entfernung und Masse abhängt. Aber was soll das heißen? Wir sehen, daß das Eisen sich zum Magnet, das Papierstückchen sich zur geriebenen Siegellackstange hin bewegt, und wir sagen, sie werden angezogen; ebenso reden wir von der Anziehung der Erde oder der Sonne. Aber dies ist doch nur ein Wort für einen thatsächlichen Bewegungsvorgang, und wenn man etwas mehr dahinter sucht, etwa ein Streben der Körper nach Vereinigung, so wird es gar ein Bild, entnommen dem Gefühlsleben, womit wissenschaftlich nichts anzufangen ist. Die große Frage, welche bestehen bleibt, ist die: Wie ist es möglich und wodurch ist es zu erklären, daß räumlich getrennte und entfernte Körper ihren Zustand gegenseitig so beeinflussen, daß sie sich einander nähern? Oder kurz gesagt: Wie ist Fernwirkung möglich?

Diese Frage von Grund aus zu erörtern, würde sehr umständlich sein; denn man müßte bis auf das uralte Problem der Philosophie zurückgehen, wie Veränderung und Wechselwirkung überhaupt möglich seien. Daß ein Körper seine Bewegung an einen anderen überträgt, enthält immer etwas Unbegreifliches, ob es nun durch Stoß oder Zug geschehe, und man muß sich hierbei auf den erkenntnißtheoretischen Grundsatz zurückziehen, daß die Existenz nothwendiger Bewegungsgesetze eine Bedingung dafür ist, daß Naturwissenschaft überhaupt bestehe. Mit dergleichen Erörterungen wollen wir den Leser für heut nicht behelligen. Wenn man aber weiter schließt: Da es doch unumgänglich bleibt, für die direkte Bewegungsübertragung Grundgesetze anzuerkennen, warum will man nicht auch die unvermittelte Fernwirkung durch den leeren Raum als ein solches nicht weiter ableitbares Naturgesetz statuiren? — so muß man darauf entgegnen: weil man die Prinzipien nicht ohne Noth vervielfachen darf. Es ist im Gegentheil Aufgabe der Wissenschaft, die Welträthsel auf die möglichst geringe Zahl ursprünglicher Annahmen zu reduciren. Nun ist es aber der Wissenschaft gelungen, die Zahl der scheinbaren Fernwirkungen immer mehr einzuschränken und durch unmittelbare mechanische Bewegungsübertragung zu erklären. Die magnetischen Erscheinungen sind auf elektrische Ströme, und die Fernwirkungen derselben erst ganz kürzlich mit höchster Wahrscheinlichkeit auf die Ausbreitung von Aetherwellen zurückgeführt worden*). Es bleibt somit gegenwärtig die Gravitation als die einzige eigentliche Fernwirkung bestehen, welche allen Versuchen, sie mechanisch zu begründen, bisher widerstanden hat.

*) Vergl. „Nation“ Jahrg. VII. Nr. 19 „Elektrische Wellen“ von H. Gerstmann.

Jene Versuche haben im Wesentlichen ein zu streng mathematisch-physikalisches Interesse, als daß ein Bericht über dieselben hier interessiren dürfte. Wenn indessen ein Räthsel, wie dasjenige der Schwerkraft, mitten im rastlosen Vorwärtsstreben der wissenschaftlichen Entwicklung immer wieder sich aufdrängt, so gibt es noch einen Weg, wenngleich nicht seine Lösung zu finden, aber doch seinen Charakter zu studiren, und dieser Weg ist der historische. Wir untersuchen, wer dieses große Fragezeichen uns aufgerichtet hat und aus welchen Motiven dieses Denkmal der Beschränktheit unserer Naturerkenntniß wohl entstand. Und dann zeigt es sich, daß freilich das Problem der Schwerkraft bisher nicht gelöst werden konnte, weil der Fortschritt der Wissenschaft noch nicht dazu ausreichte, daß aber hierin das Merkwürdige desselben gar nicht liegt. Denn es ist selbstverständlich, daß stets eine große Reihe ungelöster Probleme besteht, und was bisher nicht gelang, kann morgen gefunden sein. Die Ursache der Gravitation gehört nicht zu jenen unlösbaren Fragen, welche ihrer Natur nach über die Grenzen der menschlichen Erkenntniß hinausgingen, sondern der **Begriff der Fernwirkung ist von dem Entdecker des Gravitationsgesetzes mit der rein physikalischen Frage erst komplizirt worden aus Beweggründen, welche nicht der Naturwissenschaft, sondern der Theologie angehören.**

Isaac Newton hat das unsterbliche Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß die Bewegungen der Himmelskörper sich erklären lassen, wenn man annimmt, daß zwischen denselben eine Kraft thätig ist, welche nach Wirkungsweise und Größe identisch ist mit der Schwerkraft, die den Fall der Körper auf der Erde bedingt. Die Körper bewegen sich so, als zögen sie sich mit einer Kraft an, welche im direkten Verhältnisse zu ihren Massen und im umgekehrten zum Quadrate ihrer Entfernungen steht. Es ist klar, daß durch diese Entdeckung sich ein ungeahnter Einblick in die Einheit des Naturgeschehens eröffnete. Je erfolgreicher in Astronomie und Physik die Methode Newton's sich bestätigte, indem sie die Anwendung der Mathematik gestattete, je mehr die Erfahrung die Berechtigung seines Verfahrens bestätigte, um so fester gründete sich der Ruhm und die Autorität seines Namens, dem gegenüber die Bestrebungen derer nicht aufkommen konnten, welche nach dem Vorgange von Descartes, Gassendi und Huygens die Erscheinungen durch den mechanischen Stoß der Atome*) erklären wollten. Der Mathematiker bedurfte überhaupt nur des Bewegungsgesetzes zu seinen Rechnungen, die weitere Begründung ging ihn nichts an. Und es ist verständlich, daß ein Natursystem, welches alle Erscheinungen aus denselben Gesichtspunkte, aus der gesetzlichen Anziehung und Abstoßung der Körpertheilchen abzuleiten gestattete, eine reiche ästhetische Befriedigung gewährte. So kam es, daß man im achtzehnten Jahrhundert anziehende und abstoßende Kräfte als die wirklichen Ursachen der Bewegungen ansah, und die mathematische Formel Newton's nicht mehr bloß als den zusammenfassenden Ausdruck der beobachteten Erscheinungen, sondern als ein metaphysisches Weltgesetz betrachtete.

Als nun im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts unter dem Einfluß der neuesten Physik und Erkenntnißtheorie sich die Opposition gegen die Möglichkeit einer unvermittelten Fernwirkung wieder lebhafter erhob, entbrannte ein heftiger Streit darüber, ob Newton selbst die Schuld trage, daß man sein mathematisches Gesetz für ein metaphysisches genommen habe, oder ob erst seine Schüler die Gravitation als eine unerklärbare Fernwirkung in die Physik eingeführt hätten. Die Entscheidung muß gegen Newton ausfallen. Daß man indessen in dieser Frage getheilter Meinung sein konnte, obwohl sie klar aus der Geschichte der Wissenschaft zu lösen ist, lag an einer mangelhaften Unterscheidung der in Betracht kommenden Gesichtspunkte, die sich sowohl in der Fragestellung selbst als in dem Verhalten Newtons kompliziren.

Als das grundlegende Werk Newtons, die „mathematischen Prinzipien der Naturlehre", in zweiter Auflage erschien, ließ Newton demselben eine längere Vorrede aus der Feder seines Schülers und Freundes Roger Cotes vorangehen, in welcher geradezu ausgesprochen ist, daß die Schwere eine „einfachste" Ursache sei, von welcher keine mechanische Erklärung mehr gegeben werden kann. Dagegen hatte Newton in einem Briefe an Bentley geschrieben: „Daß Schwere eine ursprüngliche, inhärente und wesentliche Eigenschaft der Materie sein sollte, so daß ein Körper auf einen andern in der Entfernung durch den leeren Raum ohne anderweitige Vermittelung wirke, ohne etwas, wodurch seine Wirkung und Kraft übertragen werde, das erscheint mir als eine so große Absurdität, daß ich glaube, Niemand, der in philosophischen Dingen ein kompetentes Urtheil habe, könne darauf verfallen".

Man hat aus der letzten Aeußerung schließen wollen, daß Newton die Fernwirkung überhaupt ablehne und daher die obige Behauptung Cotes' von der mechanischen Unerklärbarkeit der Schwere ihm nicht zur Last zu legen sei. Das ist unrichtig. Von der Schwere hat es allerdings Newton bisweilen unentschieden gelassen, ob sie nicht noch auf eine weitere Grundkraft zurückgeführt werden könne, nämlich auf die Elastizität eines alle Theile der Materie zusammendrückenden Aethers; daß aber diese letzte Grundkraft keine mechanische, sondern ebenfalls eine Fernwirkung sei, darüber kann kein Zweifel bestehen. Die Atome des Aethers nämlich, an welche Newton denkt, wirken nicht durch ihren Stoß, sondern durch abstoßende Centralkräfte, die in ihnen ihren Sitz haben. Wenn also auch Newton der Ansicht zuneigte, daß die Schwere noch ableitbar sei, so erklärte er doch das **Prinzip der Bewegung** nicht als ein mechanisches, sondern als ein dynamisches, als eine fernwirkende Kraft. Der Unterschied von Cotes ist nur der, daß Newton die Gravitation und das Prinzip der Bewegung nicht unmittelbar identifizirt, er erkennt aber in dem erwähnten Briefe an Bentley ausdrücklich an, daß man die Attraktion in einem so allgemeinen Sinne nehmen könne, daß darunter jede fernwirkende Kraft verstanden werde.

Der Widerspruch zwischen Newton und seinem Schüler ist also nicht vorhanden; dagegen scheint es jetzt, als läge ein solcher in Newtons Worten selbst. Wenn es ihm als eine Absurdität gilt, daß Schwere eine ursprüngliche und allgemeine Eigenschaft der Materie sei, weil „unbeseelter, roher Stoff" nicht ohne Vermittelung in die Ferne wirken könne, so scheint für uns nothgedrungen daraus zu folgen, daß Newton die Fernwirkung überhaupt verwerfe. Dennoch zog Newton diese Folgerung nicht, sondern hielt an der Fernwirkung fest. Aber auch dieser Widerspruch löst sich, sobald man den Ton darauf legt, daß Schwere keine allgemeine Eigenschaft der **Materie** sein solle. Alle, die wie die Physiker des 17. Jahrhunderts und heute wieder die modernen, auf dem Boden der mechanischen Naturauffassung stehen, wonach innerhalb der Naturwissenschaft andere als materielle Wirkungen als Erklärungsprinzipien auszuschließen sind, sie alle müssen aus der Unbegreiflichkeit der Fernwirkung auf die Nichtexistenz der Fernwirkung schließen. Nicht so Newton; sondern weil ihm die Fernwirkung als mathematisch und empirisch — durch sein Gravitationsgesetz — bewiesen gilt, eine Fernwirkung materieller Dinge aber unbegreiflich ist, so schließt er, daß es eben **nicht** die **Materie** sei, welcher die Fähigkeit zur Bewegungsänderung innewohne, sondern daß ein **immaterielles** Prinzip zur Materie hinzutreten müsse, um das Naturgeschehen zu ermöglichen. Die Schwere ist nach Newton keine allgemeine Eigenschaft der Materie, weil sie nicht der Materie, sondern einem über und hinter der Materie zu suchenden Wesen von nicht materieller, also von geistiger Art zugehört. Mit diesem Schluß that Newton den verhängnißvollen Schritt, welcher ihn aus den berechtigten Hypothesen der Physik in die Wirrsale metaphysischer Spekulation hinübertrug. Galt bisher die bewegte Materie als eine Einheit, für welche die

*) Vergl. „Nation" Jahrg. II Nr. 42, Jahrg. III Nr. 12, Jahrg. V Nr 23 und 24 die Aufsätze des Verfassers über Descartes, Gassendi und Galilei.

Gesetze der Bewegungsänderung aufzustellen waren, so wurde jetzt das Gesetz der Bewegung unter dem Namen der „Kraft“ zu einem von der Materie getrennten Wesen, zu einem immateriellen Agens gemacht. Die Einheit der Natur löste sich in ein aktives und ein passives Prinzip auf, ähnlich der menschlichen Analogie von Seele und Leib; und während die Naturwissenschaft auf Grund des mathematischen Gesetzes Newtons mächtig vorwärts schritt, eröffnete sich auf Grund seiner metaphysischen Deutung der Attraktion für die Naturphilosophie ein Tummelfeld spekulativer Willkür.

Der Uebergriff ins metaphysische Gebiet ist, wie gesagt, bereits Newton selbst zur Last zu legen, obwohl diese Frage noch durch Newton's schwankende Ausdruckweise verdunkelt wird. Das liegt aber nur daran, daß Newton, wo er als Mathematiker spricht, seine Entscheidung mit weiser Vorsicht zurückhält, dagegen an andern Stellen seiner Ueberzeugung als Metaphysiker und Mensch deutlichen Ausdruck verleiht. Die Motive, welche Newton zu seiner metaphysischen Deutung der Kraft als eines immateriellen Prinzips veranlaßten, sind verhältnißmäßig leicht zu durchschauen. Wenn wir heute alle Veränderungen in der Körperwelt ohne Bedenken rein mechanisch erklären, so wissen wir doch seit Kant, daß diese Nothwendigkeit des Naturgeschehens das Weltgeschehen selbst noch nicht erschöpft, so daß kein Raum mehr bliebe für die Forderungen des Gemüths, welche in Religion, Moral und Kunst ein Gebiet der menschlichen Freiheit unabweisbar verlangen. Wir wissen vielmehr, daß die Nothwendigkeit des Naturgeschehens identisch ist mit der Gesetzlichkeit des Verstandes und somit nichts anderes ausdrückt als die Bedingung, unter welcher allein die Erkenntniß einer objektiven Welt möglich ist, daß aber die übrigen Richtungen des Bewußtseins, Wille und Gefühl, mit gleicher Realität die Welt der Freiheit sichern und bedingen. Aber auf dem Standpunkt der dogmatischen Philosophie vor Kant war diese Einsicht nicht möglich. Wenn die Naturwissenschaft nachwies, daß die Veränderungen der Körperwelt nach mechanischen, mathematisch feststellbaren Gesetzen unabänderlich ablliefen, so war die Schlußfolge des Materialismus nicht abzuweisen; die schwingenden und stoßenden Atome waren dann die gesammte Welt und es blieb kein Raum für Gott und Freiheit. Gegen diese Auffassung sträubt sich das Gefühl, und der kirchlich Gläubige muß sie als frevelhaft verwerfen. Nun aber führte Newton's Entdeckung von der Gravitation die Naturauffassung dem Ideale des Materialismus einen wesentlichen Schritt näher. Waren Anziehung und Abstoßung ursprüngliche Eigenschaften der Materie, so trug ja die Materie ihre Bewegungsgesetze in sich, die ganze Welt war ein nach mechanischen Gesetzen abrollendes Uhrwerk, auch die geistigen Regungen des Menschen mußten aus ihnen erklärt werden. Unter diesen Umständen mußte es dem fromm-gläubigen, ja mystisch angelegten Geiste Newton's hochwillkommen erscheinen, daß seine mathematisch-physikalische Entdeckung noch einen dunklen Rest enthielt, welcher auf eine nicht-materielle Vermittlung hinzuweisen schien. Dieses aus der Materie Unerklärbare war die Fernwirkung. Und deshalb suchte Newton nicht nach mechanischen Gesetzen, die Fernwirkung selbst zu erklären, sondern im theologischen Interesse ließ er dieselbe bestehen und rückte sie als ein immaterielles Agens über die Materie hinaus. In der Immaterialität der Kraft wollte er die göttliche Leitung der Körperwelt garantiren.

Diese Wendung der Newton'schen Auffassung hängt mit der Lehre von den ausgedehnten, den Raum erfüllenden Geistern des englischen Mystikers Henry More (1614—1687) zusammen. More suchte das Problem der Wechselwirkung der Körper, welches in jener Zeit das treibende Motiv der Philosophie war, dadurch zu lösen, daß er annahm, der gesammte Raum und alle Körper seien erfüllt von immateriellen Geistern, welche die Fähigkeit haben, sich zusammenzuziehen und auszudehnen und dadurch die unbelebten Stoffe zu bewegen. Das gemeinsame Band zwischen Körpern und Geistern sei der Raum, in welchem sich beide befinden; dieser aber, der zugleich ein einziger und unendlicher ist, vermittelt seinerseits zwischen den einzelnen endlichen Geistern und Gott, als dem einzigen, unendlichen Geiste. Hier schien nun die Entdeckung der Gravitation durch Newton eine glänzende naturwissenschaftliche Bestätigung der metaphysischen Spekulation zu bieten. Die Gravitation hat die Eigenthümlichkeit, daß sie überall im Raum gegenwärtig und wirksam ist, sich nicht absperren läßt, sondern alle Körper durchdringt, und nicht wie sich berührende Körper im Verhältniß ihrer Oberflächen wirkt, sondern nach Maßgabe des ganzen, vom Körper erfüllten Raumes. Sie ist immateriell und doch zugleich räumlich, ganz wie die Geister; und da sie im unendlichen Raume in unendliche Ferne wirkt, so kann sie nur die Wirkung eines unendlichen Geistes, die unmittelbare Thätigkeit Gottes selbst sein, der als lebendige Weltseele die Körper durchdringt und sie nach dem Gesetze seines Wesens bewegt. Damit ist das kirchliche Interesse gerettet, die Fernwirkung ist der Diskussion der Physiker entrückt und theologisch begründet. Die Entdeckungen des Mathematikers Newton müssen zu einem Beweise für das Dasein Gottes dienen. Aber diese Verquickung von Theologie und Physik hat keiner von beiden Disziplinen Dienste geleistet und die Naturphilosophie schwer geschädigt. Mit der Befreiung der Naturwissenschaften und der Philosophie vom dogmatischen Banne der Theologie tritt die Fernwirkung wieder in die Rechte eines nach Auflösung verlangenden Problems der mathematischen Physik und Erkenntnißtheorie.

Kurd Laßwitz.

Theater.

Wallner-Theater: Hänschen. (Bébé.) Schwank in drei Akten von A. Hennequin und E. de Najac.

Von Meister Basselins normannischem Geburtsort Val de Vire empfingen seine populären Lieder im Volksmunde den Namen Vaux de Vire und an diesen Namen knüpfte die urfranzösische Kunstform des Vaudeville an. Im Grunde hatte der brave Walkmüller aus dem Thal von Vire mit der angeblich nach ihm benannten Gattung freilich ebensowenig gemein wie unsere alten Pfaffenschwankerfinder mit den heutigen Moseriden. Vier Jahrhunderte sind seit jenen Anfängen vergangen, das Vaudeville hat manchen tiefgreifenden Wandel erlebt und neue Anregungen in sich aufgenommen; sterbensmüde ist es noch nicht. Das musikalische Element trat verhältnißmäßig früh zurück und ging bald gänzlich in die opéra comique über. Molière erschien mit seiner unerbittlichen Charakteranalyse, mit seiner tiefmenschlichen Tragikomik; Regnard ersah schlau die Schwäche der Molièreschen Erfindung und führte die umständlichere Intrigue ein; Marivaux schuf den graziösen Typus seiner soubrette und löste seines genialen Vorgängers abgrundtiefe Menschheitssatire in jene geistreiche Tändelei auf, die noch heute nach ihm marivaudage heißt; Beaumarchais behielt die verwickelte Intrigue bei und führte ihr nur das politische, gesellschaftrevolutionirende Element zu und geschickte Komödienschreiber wie Picard setzten die beliebte Gattung munter fort. Aus dem Charakterlustspiel ward so allmählich das geistreiche, ausgelassen heitere Unterhaltungsstück, aus der Situationskomik die Verwechslungskomik, aus dem klassischen das moderne Vaudeville.

Noch einmal entbrannte der Streit zwischen der älteren und der neueren Richtung, als Labiche auf den Plan trat. Scharf trennten sich die Wege, auf denen die beiden Eugène vorwärts schritten: zu dem gut gemachten Virtuosenstück, dessen einziges Interesse die raffinirt verwickelte Intrigue ist, zog es Scribe; mit unbändigem Gelächter ging Labiche an die gutmüthige Menschlichkeitssatire. Gewiß hätte Labiche gesiegt, denn er war dem blendenden Macher an Ursprünglichkeit des Talents und an phantastischer Gestaltungskraft unendlich überlegen; aber er konnte, nach eigenem Geständniß, den

Menschen niemals ernst nehmen und das ist schlimm für einen komischen Dichter; er war gallisch lustig, aber nicht gallig bitter; er zeigte, wie Augier von ihm gesagt hat, die Zähne nur beim Lachen, nicht zum Beißen, und die eigene ungebundene Fröhlichkeit verdarb ihm meist das kecke Spiel. Mit etwas mehr Ernst wäre er einer der großen Komiker der Weltliteratur gewesen und die Scribeschule hätte dann keine Lebensluft mehr gefunden, während sie heute mit ihren ficelles das französische Theater beherrscht.

Labiches Erben waren zunächst die Compagnons Meilhac und Halévy und mit ihnen hielt das Pariserthum triumphirenden Einzug. Diese findigen Aufspürer interessanter Milieus brachten ganz neue Eigenschaften mit; sie waren nervös und beweglich, wo Labiche kerngesund und phantastisch gewesen war; ihre Narrenpeitsche kitzelte, wo jener mit derbem Gelächter herausgeplatzt war und seine robuste Bonhommie erletzten sie durch allerechtesten bagou parisien. Dem altfranzösischen Vaudeville mit seiner grotesk-phantastischen Abenteuerlichkeit haben die Meilhac und Halévy das Totenglöcklein geläutet; aber ihr nervöses Geklingel bot zugleich auch dem auferstehenden neuen pariserischen Vaudeville den ersten Gruß. Sie führten uns auf realeren Boden, sie fanden ihre Modelle auf den Boulevards und mit Reportergeschwindigkeit brachten sie das komische Geschehniß von gestern morgen brühwarm auf die Bühne. Ihre unruhige Lustigkeit war brennend modern und es entsprach nur dieser hastigen Modernität, wenn sie sich nicht, behaglich wie Labiche, bei einer komischen Situation aufhielten; vorwärts ohne Aufenthalt — das war die Losung ihrer Courierzugschwänke, bei denen das Publikum nicht zu Athem kommen darf.

Meilhac und Halévy haben Schule gemacht und dieser Schule gehört auch Hennequin an, der halbe Dichter des „Bébé". Labiche hat einen Einakter „Edgard et sa bonne" geschrieben, in welchem die unzarten Beziehungen eines Jünglings zum Kammermädchen seiner Mutter mit erschütternder Komik geschildert werden. An dieses Gedankenbändchen hat Hennequin angeknüpft; er hat aus dem Edgard einen Gaston, aus der Florestine eine Toinette gemacht und das Publikum des Gymnase hat noch einmal über den Herzensschrei der verliebten Zofe gejubelt: „Ah! monsieur, vous n'aurez pas le coeur de quitter la femme de chambre de votre mère!" Aber von der tollen Hetzjagd sich beständig verfolgender Menschen ist bei Labiche ebensowenig zu finden wie von der absichtlichen Moral- und Erziehungssatire, die diesmal wohl auf das Konto des literarischen Mitarbeiters E. de Najar zu schreiben ist. Gaston ist ein zwanzigjähriger Schlingel, der nach den Kammermädchen und den Cocotten eben in der dritten Liederlichkeitsphase angelangt ist: bei den verheiratheten Frauen; seine Mutter behandelt den schlauen Schürzenjäger als unschuldvolles Baby und muß nun nach und nach entdecken, wie weit er mit ihrem Zöschen und mit noch leichteren Dämchen kam. Das Durcheinander verschiedener Liebesinteressen ist nach Philinens bekanntem Rezept hergestellt: „Sie läuft ihrem Ungetreuen, Du ihr, ich Dir und der Bruder mir nach;" und wenn Goethes himmlische Liebesspenderin sich davon eine Lust auf ein halbes Jahr verspricht, so dürfen auch minder weitherzige Wesen sich ihrer zweistündigen Lustigkeit nicht schämen.

Aber der Erfolg, den „Bébé" vor anderen Verwechslungsjagdstücken voraus hatte, wurzelt doch anderswo: Gaston ist nämlich nicht nur ein toller Christ, er ist auch erstaunlich dumm und so erscheint, auf Mamas Veranlassung, ein Privatlehrer im Hause, der Bébé und seinen ihm in allen Stücken ebenbürtigen Freund schonend in die Mysterien der Rechtswissenschaft einführen soll. Dieser Repetitor Pétillon ist ein Prachtexemplar; er ist die Duldsamkeit selbst, er schwelgt in den verfänglichsten Abenteuern seiner Schüler und kennt die Maitreßchen sämmtlicher Rechtsstudenten beim Namen und Parfum. Als seine Schüler Damenbesuch erhalten, räumt er bereitwillig das Feld und, den herbeigeeilten Vater das ungewohnte musikalische Geräusch plausibel zu machen, greift er entschlossen nach dem Code civile und singt daraus, nach stadtbekannten Melodien, einige Artikel vor. Seine musikalisch-mnemotechnische Methode feiert bei dem entzückten Vater einen Triumph, die tanzlustigen Dämchen können entschlüpfen, die Jungen sind gerettet und das Stück mit ihnen. Der fortreißenden Extravaganz der Szene läßt sich nicht widerstehen.

Der Karrikatur des Rechtspaukers hat „Bébé" vor etwa zwölf Jahren seinen langathmigen Erfolg zu danken gehabt und als gleich darauf dieselben Kompagnons mit einer neuen Verwechslungsposse erschienen, lehnte man diese „Petite correspondance" sanft und freundlich ab. Pétillon fehlte und Pétillon war der letzte Rest des alten Charakterlustspiels. Aber das Publikum gewöhnt sich an alles. Seitdem ist ein neues Geschlecht von Vaudevillisten aufgekommen und diese Valabrègue, Ph. Gille, Blum und Toché, Bisson und Genossen wissen nichts mehr von Pétillon. Mit der ernsteren Charakteristik ist auch das zarte Seelchen Phantasie verschwunden, feinere Beobachtung, ein genau angeschautes Welteckchen sucht man vergebens und Labiches gesundes, aus der Situation geschöpftes Lachen ist lange verhallt. Das Vaudeville von 1890 lebt von angewandter Bühnenmathematik, es ist kaltherzig ersonnen und ein Gran gesunden Menschenverstandes müßte seine ängstlich kalkulirten Gleichungsexempel rettungslos zerstören. Die Zeit der Problementragik hat auch eine rechnerische Komik hervorgebracht; Madame Bonivard hat Herrn Perrichon abgelöst. Molières Analyse, Regnards und Marivaux' Grazie, Labiches jauchzende Exzentrizität, Meilhacs und Halévys espritvoller Spürsinn — alles dahin; Alexandre Bisson ist der Repräsentant des vaudeville fin de siècle. Verachten wir ihn nicht: wir haben keinen seiner Gattung zu versenden.

Dafür aber besitzen wir ein Possentheater, das sich an guten Tagen mit jedem in der Welt messen kann. In keinem der berliner Schauspielhäuser wird so ausgezeichnet gespielt wie im „Wallner Theater"; hier findet man, was man fast überall sonst vergeblich sucht: einen kräftig ausgesprochenen Darstellungsstil. Von der älteren, an L'Arronge und Moser herangebildeten Garde haben sich drei Komiker mit überraschendem Geschick in den französischen Schwankton gefunden. Herr Guthery spielt schmunzelnde Ehekettenbrecher, Herr Alexander cretinirte Jünglinge überwältigend komisch und Herr Meißner ist aus der Helmerdingschen Hausknechtschule mit bestem Erfolg bis zum Pétillon vorgerückt. Ich habe bessere Vorstellungen im „Wallner Theater" gesehen als die von „Bébé"; aber auch an diesem Abend, der das Titelbaby etwas zu kurz kommen ließ, zeigten die alten und die neuen Mitglieder, an ihrer Spitze die geniale Frau Schramm und der treffliche Charakterkomiker Gimnig, soviel Gutgelauntheit und Verve, soviel Klugheit und Witz, daß es wiederum deutlich wurde: die neue deutsche Posse braucht nur von einem echten Humoristen in den Sattel gesetzt zu werden, reiten wird sie schon können im „Wallner Theater". Leider aber haben — von den saftigen Schwänken der Meisterschuster ganz zu schweigen — selbst die Angely und Kalisch keine Erben hinterlassen und so ist das berlinische Lachbedürfniß auf die Trümmer des französischen Vaudeville angewiesen.

M. Kent.

Das Höfe-Recht. Eine Erzählung von J. J. David. Dresden. 1890. Minden.

In den Tagen der Umsiedlung der Wiener Universität aus den Räumlichkeiten der alten Jesuitenschule in Ferstel's Sapienza am Franzensring fiel mir, der damals dem Verbande eines Wiener Blattes angehörte, ein Lokalfeuilleton auf, gezeichnet D—d, in welchem mit elegischem Realismus das frühere Leben und Treiben in den mit Eins vereinsamten Hörsälen geschildert wurde. Der, litterarischen Empfindungen wenig zugängliche, Fachredakteur kannte nur den Namen des Einsenders, eines Studenten: David; gebracht hatte er den Aufsatz, weil er „vom Tage" und — sehr billig

war. Mir aber blieb die gar nicht alltägliche Art des Genrefeuilletonisten dauernd in Erinnerung. Texte, die er in der Wiener Illustrirten Zeitung zu Bildern „Aus der Hofbibliothek" u. s. w schrieb, zeugten ebenso für lyrische Anwandlungen wie für satirische Gegenständlichkeit. Den stärksten Trumpf spielte David aber mit einer Feuilletonnovelle **Stromabwärts** aus, welcher **Ludwig Speidel** den Weg in die Oeffentlichkeit bahnte. Die Geschichte ist ein kleines, darum aber nicht weniger echtes Meisterstück. Als ich bald nach dem Erscheinen dieser Skizze das Feuilleton der „Deutschen Zeitung" zu leiten hatte, forderte ich den mir bis dahin unbekannten Autor zur Mitarbeit auf.

Da ich seine Beiträge, zum Zeugniß besonderen Antheils, gesprächsweise mehr als einmal wegen seiner weltschmerzlerisch-pessimistischen Art scharf mitnahm, schenkte er mir sein unbedingtes Vertrauen und bat mich, ihm rückhaltlos mein Urtheil über seine erste größere Novelle — **Fanny** — zu sagen. Es war eines der Manuskripte, die, trotz mächtiger Fürsprache, nirgends unterkommen können. Ich las die Geschichte: nicht mit voller Freude und Zustimmung, wohl aber mit erneuter Anerkennung des unbestreitbaren Talents, des ehrlichen Strebens des jungen Poeten. Ich focht einen kleinen Strauß mit dem Leiter des Blattes aus, bis die Erzählung im Romanfeuilleton gebracht werden konnte. Als **Fanny** aber endlich erschien, erhob sich unter den teutomanischen tugendsamen Lesern der Novelle heftiger Lärm: „für eine **Judengeschichte**", so hieß es, „zu antisemitisch, für Judenfresser zu wenig gesalzen: für den Familienkreis zu hetärenhaft, für eine Hetärengeschichte zu familienhaft." Ich beachtete die albernen, den Kern der Sache nirgends treffenden Ausstellungen gar nicht. Was an der Erzählung zwiespältig war, hatte ich dem Autor unter dem Eindruck der ersten Lektüre unumwunden gesagt und der ernststrebende — wie die Leser der „Nation" aus seinen feinen Studien über Rückert, Raabe, Pfau, Saar, C. F. Meyer wissen — auch als Kritiker bedeutende Mann wies in unbefangener Selbstschau noch auf andere, von mir nicht beachtete oder erwähnte Fehler hin. Als rechter Künstler, der mitten in lebendiger Entwicklung stand und steht, meinte er, wohl im Einzelnen nachbessern zu können, seine volle Kraft aber an neue Aufgaben setzen zu müssen. In den drei Jahren, welche seit der ersten Veröffentlichung der **Fanny** verstrichen sind, hat David als Lyriker und Erzähler gleich Gutes und Besseres geleistet. Trotzdem war er berechtigt, mit dem **Höfe-Recht** unter anderem Titel, bei einem weiteren Leserkreise, sich und jene erste, entschiedene Talentprobe einzuführen.

Die einfache, uralte Fabel von zwei Brüdern, die sich um ein falsches, schönes Weib entzweien, gibt dem Erzähler Anlaß zu kernigem Gestalten von Menschen und Dingen. Er verlegt seine Geschichte in das Kuhländchen, aus dem er selbst stammt, in Bauernfamilien, in welchen die Sitte des Erbrichteramtes und Majorates dieselben Gegensätze und Gehässigkeiten hervorruft, wie die Bevorzugung der erst- und ehelich Geborenen in England von König Lears, Edmunds und Edgars Zeiten bis auf die jüngste Gegenwart. Als Dämon tritt zwischen die beiden schlesischen Bauernsöhne die Tochter des jüdischen Mauthpächters, Fanny, ein Geschöpf, das mit seinen Angehörigen, seinen Vorbedingungen und — fast möchten wir sagen: mit seinen Folgeübeln wie eine Naturnothwendigkeit sich offenbart. Diese Gestalt ist ein durchweg überzeugendes, künstlerisch verfestigtes Musterbildniß in voller Lebensgröße. Die Gesellschaft verlotterter Studenten und Lebemänner, welchen Fanny als Kafferhauskassierin nahe und allzunahe kommt, vergißt man ebensowenig. Darin und in manchem Anderen — zumal den Landschafts- und Wiener Stimmungsbildern — lobt das Werk unseren Autor kräftiger, als jedes noch so aufrichtige Fürwort. Groß gedacht, nur allzu sprunghaft vergegenwärtigt, ist auch die Mutter der beiden Bauernsöhne, welche dem Lieblingskinde, das zum Brudermörder herabsinkt, mit alttestamentarischen Worten die grausenhaft nüchterne Buße des Zuchthauses auferlegt. —

Starke Bedenken gegen die Komposition werden sich jedem unbefangenen Leser aufdrängen; zum stärksten Vorwurf kann man David auch die Eigenheit machen, seine Charaktere allzu oft als Cicerone zu bereden und zu behandeln, statt sie redend und handelnd durch ihr eigenes Thun und Lassen beglaubigen zu lassen. Stilistische Ueberfeinerung wirkt wiederholt manieristisch; seltener stören Lässigkeiten und Unarten. Weshalb studirt der eine Bauernsohn „Agronomie" und nicht Landwirthschaft? warum kehrt das häßliche Flickwort: „schier" bis zum Ueberdruß wieder bei einem Poeten, der sein Deutsch kennt, liebt und meistert, wie Wenige unter den Jüngeren? — Auf all diese und ähnliche, pedantische und wesentliche Vorbehalte antwortet uns David hoffentlich recht bald mit reineren, reiferen — aber gewiß nicht ehrlicher gemeinten und gearbeiteten Schöpfungen. Denn er ist zur Stunde in vollem, verheißungsvollem Aufschwung begriffen, gewillt und befähigt, Dauerndes zu Stande zu bringen. Ob David ein Weltname wird, wie die Litteraturkardinäle der Pariser Modekirche, kann nur die Folge lehren: jedenfalls hat Erich **Schmidt**, dessen Name als eines der Lehrer und Förderer des aufstrebenden Jünglings das Widmungsblatt unserer Erzählung schmückt, wohl daran gethan, ihm die Lippen zu öffnen.

Wien, Mai 1890.

A. Bettelheim.

Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Von Dr. Otto Meser. Linden-Hannover. 1890. Verlagsanstalt von Carl Manz.

Für zwei Arten von Menschen hat dies fleißig gearbeitete, vielfach sogar aus handschriftlichem Material geschöpfte, aber nicht flüssig genug geschriebene Büchlein in erster Linie Interesse: für ehemalige Göttinger Studirende und für kulturgeschichtliche Kleinigkeitskrämer. Da ich nun das Eine wie das Andere bin, so gestehe ich, die Vorträge mit Befriedigung gelesen und viele Belehrung aus denselben geschöpft zu haben. Da aber Göttingen außerdem lange Zeit eine geistige Pflanzstätte ersten Ranges war und die in unseren Vorträgen berührten Verhältnisse für einen großen Theil Norddeutschlands wichtig sind, ja allgemeines Interesse erregen, so werden sie auch weiteren Kreisen gefallen. Wären nur einzelne nicht so langweilige Aufzählungen, wie die Skizze „Göttingens Studentenwohnungen", wo alle einzelnen Wohnungen sämmtlicher später berühmt gewordener Göttinger der Reihe nach hergenannt werden, mit Straßenbezeichnung, Hausnummer, so daß z. B. H. Heine, der seine „Bude" oft zu wechseln Gelegenheit hatte, etwa fünfmal vorkommt. In einer andern „Aus des Reichskanzlers Göttinger Studentenzeit", des Fürsten Bismarck nämlich, geht der Verfasser etwas weit in seiner Darlegung jedes einzelnen Duells, jeder Carcerstrafe, und wenn er meint, in einer Protokollunterschrift des späteren Kanzlers „blickt aus den Zügen eine gewisse Heiterkeit verständlich hervor", so wird er wohl nicht alle Leser mit dieser seltsamen Aeußerung überzeugen. In einem anderen Aufsatz „Grimm, Dahlmann und die Bekleidung der Göttinger Professoren" — es handelt sich um das hundertjährige Jubiläum der Universität — werden allzugroße Kleinlichkeiten den Fakultätsakten entnommen. Sollte wirklich so ins Einzelne über die große Frage: ob schwarze Kleidung oder Talar berichtet werden, so hätte dies humoristischer geschehen müssen: die einzig wirklich beachtenswerthen Aktenstücke sind die sehr schönen Gutachten Jakob Grimm's. Benehmen sich in dieser Mittheilung die Professoren zum mindesten kleinlich, so zeigen sie sich während der Revolutionszeit, wie die Skizze „Professoren und Studenten gegenüber einer Censurmaßregel 1792" lehrt, geradezu erbärmlich. Die Art, in der Viele gegenüber dem Befehl, daß Bücherpackete nur in Gegenwart des Postmeisters eröffnet und von diesem die verdächtig scheinenden fortgenommen werden sollten, sich verhalten, sticht sehr unvortheilhaft ab gegen den muthigen Widerspruch der Studirenden. Höchst allgemein interessante Kulturbilder, obwohl auch in ihnen die rechte künstlerische Gestaltung eines reichen Stoffes vermißt wird, sind die beiden Aufsätze „ehemalige Studentenverbindungen" und „alte Göttinger Gesellschaft". Jener zeigt, wie Illuminaten thun, und Freimaurerwesen und Lust an Wichtigthuerei und Geheimnißkrämerei auch im Studentenleben gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine große Rolle spielt. Dieser gibt, häufig mit den Worten der Quellen selbst, Darstellungen aus der guten alten Zeit mit ihrer Einfachheit, Pedanterie und — Langweiligkeit. Manches über die Konzerte, Kränzchen Erzählte ist höchst ergötzlich; mancher heutige Student, der mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung Theater spielt, wird seine Kommilitonen von dazumal bemitleiden, welche gestraft wurden, sobald sie nach dem nahen Bovenden zogen — denn in Göttingen wurde kein Theater geduldet — um eine dramatische Vorstellung mit anzusehen. Zu ähnlichen lehrreichen Vergleichen gibt das Büchlein vielfältige Veranlassung.

L. G.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 34 | Berlin, den 24. Mai 1890. | 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Zu Königsberg in Preußen hat der Kaiser einen Trinkspruch ausgebracht, der in Rußland Aufsehen erregt und zu bitteren Kritiken Anlaß gegeben hat. Der Kaiser sagte von Neuem: „Es ist meine Pflicht, und so lange ich es kann, werde ich dafür sorgen, daß dem Lande der Frieden erhalten bleibt." Dieser schon häufiger wiederholte, erfreuliche Ausspruch wurde dann aber ergänzt durch die Worte: „Das verspreche ich Ihnen: an die Provinz rühren lasse ich nicht, und sollte es doch versucht werden, so wird meine Souveränetät als rocher de bronze sich dagegen setzen."

Wir finden es vollkommen selbstverständlich, daß Deutschland und Preußen sich mit allen Kräften vertheidigt, wenn der Versuch gemacht werden sollte, eine heimische Provinz abzureißen; es würde im deutschen Vaterlande schwerlich eine handvoll Menschen geben, die eine andere Haltung selbst nur für erörterungswürdig hielte. Wenn gleichwohl der Kaiser mit besonderem Nachdruck das auszusprechen für nöthig erachtete, was im In- und Auslande in Zweifel gar nicht gezogen werden kann, so ist zum wenigsten die Vermuthung gestattet, daß ein besonderer Anlaß hierzu vorgelegen hat.

Man möchte diese Königsberger Rede im Tone einer anderen Ansprache des Kaisers, jener von Frankfurt a/O. vergleichen, in der der Monarch zu Beginn seiner Regierung gleichfalls mit größter Wucht sich der Annahme entgegengestellt hat, als sei es denkbar, eine unserer an Frankreich grenzenden Provinzen wieder auszuliefern. Handelte es sich damals um den Westen, so handelt es sich diesmal um den Osten, und da die Frankfurter Ansprache, wie sich später herausgestellt hat, veranlaßt worden ist, durch das gänzlich unbegründete Gerücht, als habe Kaiser Friedrich an eine Rückgabe Elsaß-Lothringens gedacht, so wäre es möglich, daß auch diesmal ein Zweifel zerstört werden sollte, der nur das eine Wunderbare an sich hat, daß nämlich überhaupt irgend Jemand sich fand, ihn zu hegen.

Verfolgt man diese Gedankenspur, so kann man mit diesem neuesten Trinkspruch einen Berliner Brief der offiziösen Wiener „Politischen Korrespondenz" in Zusammenhang bringen. Dieser Brief wurde veranlaßt durch die Nachricht der „Times", daß der Kaiser von Rußland sich entschlossen habe, die bisher von ihm befolgte Politik zu verlassen, „um zu einem Bündniß zwischen den Romanows und Hohenzollern zurückzukehren", und damit sollte eine völlige Umgestaltung der politischen Lage in Europa herbeigeführt werden. Nun ist freilich ein Bündniß mit dem Nachbar etwas anderes als der Angriff auf die Provinz des Nachbars, aber es ist nicht selten, daß die Herbeiführung eines Bündnisses gleichzeitig durch versteckte Drohungen gefördert werden soll. Vielleicht besteht ein solcher Zusammenhang zwischen den gesprochenen Worten des Kaisers und den gedruckten Ausführungen des Wiener Blattes. Vielleicht! Jedenfalls werden diese Versuche zu einem Ergebniß nicht führen, denn der Brief der „Politischen Korrespondenz" erklärt mit dürren Worten, daß Deutschland gar nicht in der Lage sei, „mit anderen Staaten Verträge abzuschließen, als in Gemeinschaft mit seinen beiden Verbündeten". Der jetzige Reichskanzler setzt also die Politik seines Vorgängers, was den Dreibund anbetrifft, unverändert fort, und nur insofern möchte man einen Unterschied erkennen, als Fürst Bismarck wenigstens durch die Presse Rußland mit papiernen Liebenswürdigkeiten zu begütigen pflegte, während Herr v. Caprivi mit Entschiedenheit, man möchte sagen mit Schroffheit, die Linien einer Politik vorzeichnet, welche dem Zarenreiche nur die Wahl läßt, sich gegen den Dreibund zu stellen, oder in Anlehnung an ihn alle europäischen Eroberungspläne aufzugeben und dafür einen gesicherten Frieden einzutauschen.

Fürst Bismarck liebte es, die deutsch-russischen Gegensätze zu verkleistern, zu verkleben, zu vertuschen, und so kam es, daß Rußland sich immer wieder als genasführt und betrogen wähnte und aus einem Anfall der Verbitterung in einen neuen zu fallen pflegte. Dieser Standpunkt des Fürsten Bismarck ist neuerdings wieder in die Erscheinung getreten bei Unterhaltungen, die der bisherige Reichskanzler mit zwei Journalisten geführt hat, mit einem Franzosen und einem Russen. Beiden sagte Fürst Bismarck für ihre Länder Liebenswürdigkeiten genug; beiden versicherte er, daß, wie er selbst stets den Frieden gewollt habe, so ihn auch Deutschland wolle; ganz besonders unterstrich er dann aber noch dem Russen gegenüber, daß nur die äußerste Noth der Verhältnisse, die Eitelkeit Gortschakows, ihn gezwungen habe, gegen Rußland Unterstützung zu suchen, während die Freundschaft des Zarenreichs ihm stets am Herzen gelegen habe. Diese Ausführungen sind nur der Widerhall dessen, was früher die Bismarck'schen Blätter häufig genug versichert haben.

Interessanter sind einige andere Gedanken, die der Fürst gegen den Franzosen äußerte, und die im unmittelbaren Zusammenhange mit der allseitigen Neigung zu neuen Rüstungen stehen.

Will Deutschland und wollen die anderen Völker den Frieden, wozu dann die erdrückende Last des Militarismus? Fürst Bismarck sagt: Gewiß ist der Militarismus eine Last; er ist eine andere Form des Krieges, der Krieg des Louisdor gegen den Louisdor. Allein worüber beklagen sich die Franzosen? Länger als andere kann jene reiche Nation die schwere Rüstung ertragen; und der Sieg gehört dem, der es am längsten aushält. Die Entwaffnung? — Eine Wahnvorstellung. Man würde sich nicht trauen; man wird niemals Zutrauen zur Aufrichtigkeit des Nachbars haben. Und wollte man eine Ueberwachung einrichten, so wäre der casus belli unaufhörlich vorhanden. Man muß mit dem Uebel leben; die Zukunft wird es vielleicht heilen. — Wie, auf welche Weise? das sagte auch Fürst Bismarck nicht.

Man mag zugeben, daß la guerre à coups de louis d'or immer noch erträglicher, als der leibhaftige, menschenmordende Krieg ist; aber je hitziger dieser Krieg der Markstücke gegen die Franken und Rubel entbrennt, um so näher kommen wir auch dem Augenblick, wo schließlich Pulver und Blei die letzte Auseinandersetzung herbeiführen. Mit den riesigen Geldaufwendungen für militärische Zwecke wachsen nothwendig die inneren Schwierigkeiten der Staaten, und ein Staat, der an der Grenze seiner finanziellen Leistungsfähigkeit angelangt ist, wird bei der steten Aufstachelung des Nationalgefühls leicht das Aeußerste wagen, statt zur Abrüstung zu schreiten; das wäre denn auch am Ende jener Entwicklung, die Fürst Bismarck vorgezeichnet hat, der furchtbare Krieg, der vermieden werden soll.

Neben dem sachlichen Inhalt, den die Gespräche des Fürsten Bismarck mit den beiden Journalisten bieten, gewähren sie vor Allem ein persönliches Interesse. Man muß die Vorurtheilslosigkeit bewundern, mit welcher der frühere Reichskanzler seine Besucher ausgewählt hat. Der eine Herr Lwow ist Korrespondent der „Nowoje Wremja“, einer der deutschfeindlichsten Zeitungen Rußlands, und der andere Herr Henry des Houx hat sich hervorgethan durch die schamlosesten Angriffe gegen den Kaiser und die Kaiserin Friedrich. Wir sind seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck in der politischen Toleranz wesentlich weiter gekommen; denn heute berührt man diese Seite des Vorganges nur leicht, weil sie charakteristisch ist. Fürst Bismarck hat die Freiheit, sein Herz auszuschütten, vor wem ihm beliebt. Was wäre aber wohl noch vor Kurzem einem Mitgliede der Opposition begegnet, das die gleiche Freiheit mit gleicher Vorurtheilslosigkeit für sich geübt hätte?

Die Reden, die Fürst Bismarck vor den beiden Journalisten geführt hat, kann man in der That als ein Herz-aus-Schütten bezeichnen; denn es ist schwer zu sagen, welches direkte politische Ziel mit ihnen verfolgt wird, wenn nicht das eine, daß der erste deutsche Reichskanzler es für nöthig erachtet, sich immer wieder in das Gedächtniß seiner Zeitgenossen zurückzurufen. Obgleich er versicherte, daß sein Rücktritt endgültig sei — „c'est fini, bien fini, plus que vous ne croyez, plus que vous ne pourriez jamais supposer“ — so steht hinter dem endgiltig, vielleicht doch noch immer eine schwache, ferne Hoffnung, und da Fürst Bismarck weiß, wie schnell die Meisten der von der Bühne zurückgetretenen Politiker vergessen sind, so wünscht er zu zeigen, daß er lebt. Ob aber auch er so eilig vergessen wäre, das ist mehr als unwahrscheinlich. Wir glauben es nicht, und wir finden, daß der redende Bismarck, der nicht allzubedeutendes sagt, sein politisches Grab mit einigen neuen Steinen belastet, während um den schweigenden Bismarck der Mythus geschäftiger weben könnte, und diesem Bismarck würde es dann leichter fallen, das Wort von Neuem zu nehmen, wenn die Verhältnisse in Deutschland sich schwieriger gestalten sollten.

Den Verhandlungen der Militärkommission des Reichstags über die Neuforderungen der Heeresverwaltung wendet sich in stets erhöhtem Maße die öffentliche Aufmerksamkeit zu, und diese Aufmerksamkeit ist leider von einer steigenden Enttäuschung begleitet. Die Hoffnung, daß die riesigen Mehrbelastungen, die dem Volke jetzt und in der nächsten Zukunft auferlegt werden sollen, in ihrer Schwere gleichzeitig durch Kompensationen, speziell durch Erleichterungen in der Dienstdauer, herabgemindert werden würden, verflüchtigt sich mehr und mehr, so daß die Aussicht, auch die Freisinnigen für die Annahme dieser Vorlage zu gewinnen, stark im Schwinden begriffen ist.

Es scheint, daß ein deutsch-schweizerischer Niederlassungsvertrag schon in aller nächster Zeit wieder abgeschlossen werden wird; und zwar dem Wesen nach völlig gleich jenem anderen Vertrage, der zu so scharfen und überflüssigen Auseinandersetzungen zwischen dem Fürsten Bismarck und dem eidgenössischen Bundesrath geführt hatte. Damals hatte der Streit sich darum gedreht, daß die Schweiz nur jenen Deutschen den Aufenthalt gestatten sollte, die mit Legitimationspapieren ihres Heimathstaates versehen sind. Auch jetzt will Deutschland seine Angehörigen, die sich in der Schweiz niederlassen wollen, mit einem sogenannten Immatrikulationsschein versehen; aber die Eidgenossenschaft ist berechtigt, auch jenen den Aufenthalt zu gewähren, die sich im Besitze eines solchen Scheines, der gleichzeitig ein Leumundszeugniß ist, nicht befinden. Das Asylrecht der Schweiz ist also vollkommen gewahrt, und wenn jene Immatrikulationsscheine überhaupt einen Werth haben, so ist es nur der, in sehr unvollkommener Weise zu verhüllen, daß die heutige Reichsregierung von dem Standpunkt des Fürsten Bismarck durchaus zurückgetreten ist. — Ein ähnlicher Umschwung hat in der Behandlung der Elsaß-Lothringischen Paßvorschriften Platz gegriffen; Herr von Caprivi hat Abgeordneten aus den Reichslanden zwar nicht eine Aufhebung, aber eine Milderung des Paßzwanges zugesagt. Es wäre zu wünschen, daß diese Milderung einer Abschaffung der nutzlosen und verbitternden Grenzkontrolle gleich käme.

Wie nach jeder Reichstagswahl hat die Neukonstituirung des Geschäftsführenden Ausschusses der freisinnigen Partei am 19. d. Mts. stattgefunden. Alle Posten sind in der früheren Weise wieder besetzt worden; die einzige Aenderung, die stattgefunden hat, besteht darin, daß zum Vorsitzenden des engeren geschäftsführenden Ausschusses und zu dessen Stellvertreter die Herren Schrader und Zelle statt der Herren Richter und Rickert gewählt worden sind. Diese Verschiebung, bei der in gleicher Weise Herr Richter wie Herr Rickert betheiligt ist, ging in keiner Weise aus politisch sachlichen Differenzen hervor. Die hier und da in der Presse gemachten Versuche, die betreffende Wahl als eine Art Verschwörung der weniger Entschiedenen gegen die Entschiedeneren darzustellen, verdienen keine Beachtung. Der Grund für den Wechsel im Vorsitz liegt für jeden Unbefangenen auf der Hand. Man pflegt es nirgends für zweckmäßig zu halten, Männer zum Vorsitz zu berufen, deren Namen mit Vorliebe zum Ausgangspunkt gegenseitiger Verhetzung seitens allzueifriger Parteigänger gemacht

wird. Herr Schrader, der jetzige Vorsitzende, gehört, wie jeder mit den Verhältnissen vertraute weiß, zu den persönlich entgegenkommensten und dabei politisch festesten und konsequentesten Männern der Partei.

Wieder ist eine Ortschaft an der ostafrikanischen Küste von den Wißmann'schen Truppen besetzt worden; aus Mikindani haben die aufsässigen Araber weichen müssen. Es wäre also wohl denkbar, daß die äußeren Verhältnisse es nunmehr bald zulassen, die koloniale Thätigkeit wenigstens im Küstengebiete wieder aufzunehmen. Berufen wäre hierzu die ostafrikanische Gesellschaft, und da das Reich einmal Aufwendungen gemacht hat, so wäre es nur wünschenswerth, daß diese Aufwendungen auch irgend Jemandem zu Gute kämen, und daß die ostafrikanische Gesellschaft dann die Kraft aus sich selbst entwickelte, um die Lasten, die heute Deutschland trägt, auf die eigenen Schultern zu nehmen. Leider ist hierzu, wenn es der Gesellschaft nicht gelingt, neue Mittel aufzubringen, fast keine Hoffnung vorhanden. Der Abschluß der Gesellschaft für das Jahr 1889 weist, wie erklärlich, einen neuen erheblichen Verlust auf und zeigt, daß die Baarmittel auf eine Summe zusammengeschmolzen sind, die außer allem Verhältniß zu der zu lösenden Aufgabe stehen. So befinden wir uns denn vor der unerfreulichen Thatsache, daß das Reich in Ostafrika für eine Gesellschaft kämpft, die das erstrittene Gebiet zunächst weder zu behaupten noch zu kultiviren im Stande ist, und damit eröffnet sich denn für den illusionslos Vorwärtsschauenden die Aussicht, daß der Staat leicht immer tiefer in die kolonialen Unternehmungen hineingezogen werden wird, da er Niemand hinter sich hat, der an seine Stelle zu treten im Stande wäre.

Bei dem Bundesrath ist der Antrag eingegangen, zu beschließen, daß das Denkmal für Kaiser Wilhelm I. auf die Schloßfreiheit komme, daß es ein Reiterstandbild sei, und daß ein engerer Wettbewerb ausgeschrieben werde, um einen geeigneten Entwurf zu erlangen. Damit wäre denn der Beweis geliefert, daß die erste Konkurrenz ohne jeden Nutzen gewesen ist; keiner der preisgekrönten Entwürfe hat Berücksichtigung erfahren, und auch das Urtheil der Sachverständigen, welche die Schloßfreiheit, soweit wir wissen, einstimmig als ungeeignet für die Aufstellung eines Standbildes erklärt haben, ist für nichts gewesen; noch neulich haben sich Hermann Grimm und Wilhelm Lübke dieser Ansicht der Preisrichter angeschlossen. Kommt also gleichwohl das Denkmal Wilhelms I. auf die Schloßfreiheit, so wird man voraussetzen dürfen, daß das Werk künstlerisch in seiner Wirkung durch das vorliegende Schloß und durch den Mangel eines Hintergrundes herabgedrückt werden wird. Das wäre sehr bedauerlich, denn die Reichshauptstadt hat ihrem ersten Kaiser nur ein Standbild zu setzen, und man mag sich wundern, daß das kunstverständige Urtheil zahlreicher namhafter Männer so leicht wiegt.

Der Politiker freilich wird sich in diesen Kampf nicht leicht einmischen können; denn die Frage ist eine künstlerische, keine politische, und sie ist nur von Sachverständigen, nicht von einer parlamentarischen Versammlung zu lösen. Ein Bedauern muß aber auch der Politiker aussprechen, daß nämlich so viele hervorragende Bildhauer und Architekten ihre Zeit und ihre Kraft auf die Herstellung der Entwürfe zur ersten Konkurrenz erfolglos verwandt haben. Die Künstler hatten geglaubt, nur mit ihrem Können rechnen zu müssen, während sich jetzt herausstellt, daß ihr Ringen hoffnungslos ist, wenn sie nicht auch die persönliche Vorliebe entscheidender Kreise berücksichtigen. Das ist hart; denn hätte man immer noch besser gethan, diese persönlichen Neigungen gleich auch zur Grundlage der ersten Konkurrenz zu machen.

General Boulanger hat in einem kläglichen Briefe seiner Partei den Leichenstein gesetzt; er hat die Leitung derselben niedergelegt, und seine Anhänger mögen nun sehen, unter welcher Maske sie ihr politisches Leben fortfristen können. Sie werden Elemente des Skandals sein; aber eine ernstere Bedeutung können sie nicht mehr haben.

Politische Tugenden.

Beim Vater Gleim in Halberstadt, — ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe, vermuthlich in irgend einem Briefwechsel oder Memoirenwerke, — beim Vater Gleim saßen einmal poetische Kollegen und verehrungsvolle Freunde in der Sommerlaube beisammen, an einem Glase Wein und einem verständigen Diskurs sich ehrbar erlabend. Man sprach, wie es im vorigen Jahrhundert gebräuchlich war, von der Tugend im Allgemeinen und von der Dankbarkeit im Besonderen, nicht ohne Gründlichkeit und nicht ohne Rührung, wie man sich denken kann. Wie lieblich die Wallungen eines gefühlvollen Herzens bei empfangenen Wohlthaten, wie abstoßend die Proben undankbarer Gesinnung für jeden Menschenfreund seien, das ward bald von dem einen, bald von dem anderen der wackeren Männer des weiteren erörtert und mit Beispielen aus der heiligen und der Profangeschichte illustrirt. Nur einer unter den Anwesenden schien sich für das interessante Thema wenig zu interessiren; er schwieg, und ab und an gähnte er verstohlen ein bischen. Es war ein junger, schöner Mann mit strahlenden Augen, ein Gast aus Weimar, Dr. juris Goethe mit Namen. Da er in dem Rufe stand, ein schöner Geist zu sein, so wünschten die Halberstädter auch von ihm ein kräftig Wörtlein zum Preise ihrer Lieblingstugend zu hören. Aufmerksam spitzten sie die Ohren, als die Lippen des Fremdlings sich öffneten; aber wie weit rissen sie die Augen auf, als sie die Rede vernahmen! Dankbarkeit, so begann der junge Doktor, sei ein Laster, sei das Merkmal niedriger Naturen; der wahrhaft gute und edle Mensch müsse undankbar sein. Und als hiegegen Widerspruch und Kopfschütteln entstand, vertheidigte er, so erzählt der Berichterstatter, seine These mit so viel hinreißender Beredtsamkeit und so glänzendem Witze, daß, als er endete, die Tafelrunde in lauten Beifall ausbrach.

Welche Argumente Goethe vorgebracht hat, weiß ich nicht; der Erzähler hat es nicht nöthig gefunden, sie mitzutheilen. Aber so viel darf man als gewiß annehmen, daß Goethe weder mit dem Ernste eines Dogmatikers, noch mit dem seichten Witze eines Spaßmachers geredet hat. In der Form eines Paradoxons wird er seinen Zuhörern veranschaulicht haben, daß menschliche Lehrsätze, menschliche Moralregeln immer nur einen bedingten Werth haben und die Dinge manchmal höchst sonderbare Schatten werfen, wenn man die übliche Beleuchtung ein wenig ändert. Vielleicht hat er darauf hingewiesen, daß Dankbarkeit, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, auf Wohlthaten sich bezieht, die uns persönlich zu Theil geworden sind, uns allein oder uns in Gemeinschaft mit anderen, die zu uns gehören, Familienmitgliedern, Nachbarn, Mitbürgern; daß also diese Regung dem Egoismus entspringt und sich sehr unterscheidet von jener Freude am Guten, die unabhängig ist von der Berechnung, ob das Gute uns oder Fremden erzeigt wird. Mit Recht konnte er behaupten, daß es das Merkmal einer niedrigeren Natur sei, sich nur von selbstempfangenen Wohlthaten rühren zu lassen, dagegen kalt zu bleiben bei dem Anblick der schönsten Handlungen, die nur einem Dritten zu Gute kommen. Schwerlich hat er sagen wollen, daß derjenige, der nicht einmal die selbstempfangene Wohlthat, geschweige die anderen erwiesene, in seinem Herzen anerkennt, besser sei als der dankbare Egoist. Und noch ferner hat es ihm gelegen, den zu preisen, der Gutes mit Bösem vergilt, also dasjenige zu verherrlichen, was man gewöhnlich meint, wenn man von schwarzem Undank, schnödem Undank spricht.

Noch sind zwei Gesichtspunkte zu erwähnen, die möglicher Weise von Goethe betont worden sind. Einmal ist Dankbarkeit auch für schlechte Handlungen möglich. Ein Verbrechen kann einem Dritten nützlich sein und der Dritte kann sich dafür erkenntlich erweisen. König Agramant schenkt dem Brunello eine Krone, weil Brunello mit Erfolg für ihn stiehlt. Dergleichen kommt nicht bloß in Märchen vor. Zweitens aber — und das führt uns in den Mittelpunkt unserer Betrachtung — kann Dankbarkeit geübt werden mit

Hintansetzung anderer Pflichten, und diese anderen Pflichten können höhere sein als die Pflicht der Dankbarkeit. In dem Falle wird die Dankbarkeit in der That unsittlich oder, wie Goethe in Halberstadt gesagt hat, ein Laster. Es kann nie und nimmer recht und gut geheißen werden, wenn Jemand, um sich einem Wohlthäter, seinem Vater, seinem Lebensretter dankbar zu erweisen, einen Meineid schwört, einen Vaterlandsverrath begeht, eine Tochter verkuppelt. Dies leuchtet ohne weiteres ein, und wer in solchem Sinne, mit solcher Einschränkung, die Unterdrückung der dankbaren Regung eine Tugend nannte, würde kaum einem Widerspruch begegnen.

Wie geht es nun zu, daß, als vor einigen Wochen ein Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses beiläufig hinwarf, daß Undankbarkeit eine der größesten politischen Tugenden sei, gegen ihn ein Halloh biedermännischer Entrüstung sich erhob? So viel lag doch wohl auf der Hand, daß der Redner nicht die Anerkennung oder die Belohnung geleisteter außerordentlicher Verdienste verdammen oder gar die Mißhandlung verdienter Männer empfehlen wollte. Augenscheinlich — weil jede andere Deutung Unsinn gewesen wäre — sollte der Ausspruch nur besagen, daß man im politischen Leben seine Handlungen und Vota immer nur nach dem Maßstabe des gemeinen Besten einrichten und davon Niemandem, auch nicht dem größesten Wohlthäter, auch nicht dem verehrtesten Manne zu Liebe abweichen solle. Und das ist doch völlig unanfechtbar; im politischen Leben ist eine solche Einschränkung des Einflusses der Dankbarkeit noch gerechtfertigter als im Privatleben, weil der politische Mensch, der Regent, der Minister, der Volksvertreter durch übelangewandte Dankbarkeit die Interessen der Allgemeinheit, die seiner Fürsorge ausdrücklich anvertraut sind, preisgibt oder in Gefahr bringt. Einem Hausvater mag man es nachsehen, wenn er in dankbarer Erinnerung an langjährige treue Dienste den alterschwachen Arzt nicht verabschieden mag; ein König, der aus solchen Motiven die Zügel des Regiments in den lahmen Händen eines greisen Ministers ließe, würde pflichtwidrig handeln.

Die Sache liegt in der That so einfach, daß man fragen könnte, weshalb sie denn überhaupt und noch dazu mit einem so scharfen epigrammatischen Accent zur Sprache gebracht werden mußte. Alle Welt ist ja einverstanden, daß die Dankbarkeit zurückstehen muß, wo sie mit dem Staatswohl in Konflikt geräth. Niemand wird — in der Theorie wenigstens — es für richtig erklären, wenn der Monarch oder der Reichstag eine verderbliche Maßregel genehmigt, weil der Antragsteller, der sich anderweit hohe Verdienste erworben hat, auf diese Maßregel erheblichen Werth legt und durch Ablehnung sich gekränkt fühlen könnte. Freilich, in der Theorie wohnen die Gedanken leicht bei einander. Aber in der Praxis hat sich die Sache in Deutschland doch etwas anders entwickelt. Der Appell an die Dankbarkeit ist während der Aera des Fürsten Bismarck zu einem stehenden Artikel in der Polemik der Parteien geworden: der Reichskanzler wünscht es, und ihm verdanken wir doch so viel! Die Opposition gegen Regierungsmaßregeln wurde in erster Linie immer deshalb gebrandmarkt, weil sie von Pietätlosigkeit und Undank gegen den Begründer der deutschen Einheit zeuge. Ihre Ueberzeugungen mochten die Freisinnigen gern behalten, aber sie sollten nicht danach reden und stimmen. Sie sollten gutheißen, was sie für schlecht hielten, wenigstens schweigen, — aus Dankbarkeit. Wenn ein Mann zu verstehen gab, daß er im Grunde seiner Seele die Getreidezölle für äußerst schädlich und ungerecht halte, daß er aber gleichwohl dafür stimmen wolle, weil er nicht vergessen könne, was Fürst Bismarck für Deutschland gethan habe, — so war er schallenden Beifalls sicher und er wurde anderen als nachahmenswerthes Beispiel hingestellt. Einer solchen Anschauung gegenüber, die wie die Wasserpest allmählich alles zu überwuchern drohte, war es nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß im Staatsleben das Gegentheil *solcher* Dankbarkeit eine Tugend ist.

Seine Uebereinstimmung mit diesem Satze hat kein geringerer als unser Kaiser durch ein eklatantes Exempel zu erkennen gegeben. Als er den Fürsten Bismarck aus seinen Aemtern entließ, mußte er nothwendig eine Wahl treffen zwischen der Rücksicht auf die Verdienste seines Kanzlers und der Rücksicht auf das öffentliche Wohl, das öffentliche Wohl oder das, was es nach des Kaisers Ueberzeugung erheischte. Nun kann Niemand bezweifeln, daß der Kaiser von den Leistungen des Fürsten Bismarck eine sehr hohe Meinung hat, daß er lebhaft anerkennt, wieviel Deutschland, Preußen und die Dynastie dem Fürsten schulden. Er hat davon bei verschiedenen Gelegenheiten mit einer bei Prinzen ungewöhnlichen Wärme und Deutlichkeit Zeugniß abgelegt. Trotzdem hat er, als die Entlassung des Kanzlers ihm durch ein politisches Interesse geboten erschien, die Staatsraison entscheiden lassen und dem Gefühle persönlicher Dankbarkeit keinen anderen Ausdruck, als den persönlicher Ehrenbezeigungen gestattet. Und darin hat er richtig und pflichtmäßig gehandelt. Es kann Leute geben, die den Entschluß des Kaisers für unrichtig halten, weil sie das öffentliche Interesse anders beurtheilen: das ist eine Sache für sich. Auch diese Leute müssen einräumen, daß, wenn der Kaiser einmal so urtheilte, wie er urtheilte, er auch so handeln mußte, wie er gehandelt hat und sich nicht von dankbaren Anwandlungen in seiner Herrscherpflicht beirren lassen durfte. Was aber vom Herrscher gilt, das gilt von Jedem, der eine politische Pflicht zu erfüllen hat, namentlich also von Volksvertretern.

Wer im Sinne der vorstehenden Ausführungen Undankbarkeit eine Tugend nennt, läßt durchblicken, daß er es nicht für leicht und angenehm hält, da, wo es sein muß, die entgegengesetzte Regung zu unterdrücken. Je zarter und feiner das Herz empfindet, desto peinlicher ist es ihm, den Wohlthäter als Gegner behandeln zu müssen. Stumpfsinn und Roheit findet sich ohne Mühe mit dem Konflikte ab. Lob und Bewunderung zollt die Menschheit nur da, wo sie erkennt, daß ein schmerzliches Opfer um der Sache willen dargebracht worden ist. Was wäre in Shakespeare's Drama Brutus, wenn er den Cäsar, den er tödtet, nicht liebte und verehrte? Nur deshalb preist ihn Antonius, der in diesem Falle des Dichters Urtheil resumirt, als „den edelsten von allen diesen Römern“.

Dankbarkeit gleicht einem liebenswürdigen Gaste, dem die Thüre zu weisen schwer fällt; um so mehr muß man sich erinnern, daß es Thüren gibt, die ihr verschlossen bleiben sollen. Mit dem Vertrauen steht es nicht viel anders. Es ist oft ein Begleiter der Unschuld, der Herzensreinheit, des Seelenadels und nicht selten ein Zeichen von Selbstbewußtsein einer großen Kraft. Das hindert nicht, daß es Fälle und ganze Lebensgebiete gibt, wo das Vertrauen, eben wie die Dankbarkeit, übel angebracht ist, wo es zum Fehler und selbst zum Laster wird. Zu diesen Lebensgebieten gehört vor allem die Politik, und um diese Wahrheit gegen die Lobredner einer blinden Vertrauensseligkeit nachdrücklich zu betonen, hat derselbe Abgeordnete, der die Undankbarkeit pries, auch das Mißtrauen zu den größesten politischen Tugenden gerechnet.

Seltsam, daß gerade dieser Ausspruch in einer politischen Versammlung Entrüstung erregen konnte. Seit Aristoteles ist die Theorie und seit den Tagen der ersten ägyptischen Dynastie ist die Praxis über diesen Punkt, daß im Staate das Vertrauen nur einen begrenzten Spielraum haben dürfe, einig gewesen. Alle klugen Regenten und alle weisen Gesetzgeber, so verschieden ihre Absichten sein mochten, die Despoten nicht minder als die Volksfreunde, waren einander von jeher darin gleich, daß sie nichts dem Vertrauen auf Tugend und Intelligenz der Menschen überlassen mochten, was durch Bürgschaften, feste Ordnungen und Kontrollen sicher gestellt werden konnte. Auf diesem Mißvertrauen gegen die Regierenden und die Regierten beruhen neun Zehntel aller Einrichtungen des modernen Staates, von dem Erfordernisse der ministeriellen Gegenzeichnung bei königlichen Erlassen bis herab zu der Schnarre des Nachtwächters. Ohne dies Mißtrauen — wozu Volksvertretungen, Polizeibehörden, Steuerkontrollen, Revisionen aller Art, Rechnungshöfe,

Prüfungsvorschriften u. s. w.? Und dies Mißtrauen liegt begründet in der Natur der Sache, welche identisch ist mit der Natur des Menschen. Staat ist ein abstrakter Begriff; was wir der Kürze wegen so nennen, ist ein Komplex lebendiger Menschen mit allen Tugenden und Lastern, allen Kräften und Schwächen, aller Intelligenz und allem Irrthum, die unseres Fleisches Erbtheil sind. Mit dieser bunten lebendigen Welt, mit ihren guten und mit ihren schlimmen Eigenschaften sich abzufinden, ist Sache des Politikers, sei er Regent, Verwalter, Gesetzgeber oder Aufsichtsrath. Da Tugend und Intelligenz, wenn sie Hand in Hand mit einander gehen, keinen Schaden anrichten werden, so hat der Politiker um diese glückliche Kombination sich nicht zu kümmern. Aber die Tugend, die mit Unverstand, die Intelligenz, die mit Selbstsucht sich verbindet, und vor allem jene breite Mittelschicht, wo edle Metalle und Schlacken vermischt lagern, diese fordern seine stete Aufmerksamkeit und Thätigkeit heraus, damit nicht blinde Gutherzigkeit Unheil anrichte, Schwäche zur Ungerechtigkeit führe, Trägheit das Haus verfallen lasse, Eigennutz die öffentlichen Mittel ihrem Zwecke entfremde, Macht zur Befriedigung persönlicher Launen mißbraucht werde.

Die Aufgabe ist, zumal in großen Staaten, so ungeheuer groß, daß sie auch im günstigsten Falle immer nur unvollkommen gelöst werden kann. Die verfügbare Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit ist viel zu gering, um eine allumfassende Kontrolle durchzuführen. Ganz unmöglich ist es, die wünschenswerthe Vorsicht und Ueberwachung der unendlichen Manigfaltigkeit, der individuellen und der sachlichen, in der das Staatsleben sich vollzieht, anzupassen. Hier ist nur grobe Arbeit möglich und ohne eine gewisse Pedanterie wird es nicht abgehen. Auch soll nicht geleugnet werden, daß manchmal das richtige Prinzip verkehrt angewandt wird, daß aus Mißtrauen bisweilen mehr Gutes gehemmt als Schlimmes abgehalten wird. Und man versteht es sehr wohl, daß thatkräftige, von der Reinheit und der Weisheit ihres Strebens durchdrungene Männer in Harnisch gerathen, wenn parlamentarisches Mißtrauen oder Pedanterie der Oberrechnungskammer ihren Flug stört. Aber thöricht und entschieden abzuweisen ist der nicht selten gemachte Versuch, die Bethätigung politischen Mißtrauens, das Verlangen nach genauer Auskunft, nach Bürgschaften für richtige Verwendung bewilligter Mittel, nach Einschränkung weitgehender Vollmachten u. dgl. auf das Gebiet der persönlichen Kränkung hinüberzuspielen. Wenn Frauenzimmer so räsonniren, mag es hingehen. Männer, die dem Gemeinwesen dienen, müssen wissen, daß das Mißtrauen, welches in politischen Einrichtungen, Maßregeln und Vorbehalten sich ausspricht, gegen die menschliche Natur im Allgemeinen, nicht gegen bestimmte Personen gerichtet ist. Dadurch fällt der kränkende Charakter hinweg. Kein Richter faßt es als Beleidigung auf, wenn die Visitatoren kommen, um nachzuschauen, ob bei ihm alles in Ordnung ist; kein Kassenbeamter fühlt sich verletzt, wenn der Vorgesetzte ihn auffordert, Bücher und Baarschaften und Belege nachsehen zu lassen. Wir selbst, wenn wir an der Grenze den Reisekoffer öffnen müssen, empfinden, so langweilig die Sache uns sein mag, keinen Angriff auf unsere Ehre. Wir unterwerfen uns der Regel, die dem Mißtrauen entstammt, wohl wissend, daß die Regel im öffentlichen Interesse „um der Schwachen willen“ nothwendig ist und daß der Staat nicht a priori zwischen Verdächtigen und Unverdächtigen unterscheiden kann. Der Minister, den ein mißtrauisches Parlament mit lästigen Cautelen quält, kann sich immer mit dem Gedanken trösten, daß das Parlament, indem es ihm gegenüber sich vorsichtig zeigt, ebensosehr an die Nachfolger und die Kollegen, wie an ihn zu denken hat.

Wenn man mir sagt: „Es gibt aber doch Fälle, wo Mißtrauen schädlich, Vertrauen heilsam, selbst unentbehrlich ist,“ so antworte ich Ja. In Dingen, die sich nicht kontrolliren lassen und die doch geschehen müssen, bleibt keine Wahl: man muß sich bescheiden, die ausführenden Personen sorgfältig auszusuchen, und dann diesen das Vertrauen schenken, daß sie ihr Bestes thun werden. Der Wiener Hofkriegsrath, der die kommandirenden Generale auf Schritt und Tritt überwachte und korrigirte, die Kommissäre des französischen Konvents, die den Heerführern als Tugendwächter zur Seite gestellt wurden, sind bekannte Beispiele der Lehre vom zu weit getriebenen und schädlichen Mißtrauen. Aber selbst solche Beispiele beweisen im Grunde nicht so sehr die Schädlichkeit der Wachsamkeit als vielmehr die Beschränktheit der Mittel, die uns zu Gebote stehen, um Wachsamkeit zu üben. Wenn es ein Mittel gäbe, Feldherrn von falschen Schritten abzuhalten, ohne sie gleichzeitig an richtigen Schritten zu hindern, wenn man den Mißbrauch verhüten könnte, ohne den Gebrauch zu lähmen, so wäre gegen die Anwendung derartiger Mittel nichts zu sagen, vielmehr, sie nicht anzuwenden, tadelnswerth.

Man braucht nicht zu befürchten, daß, wenn im öffentlichen Leben die Regel der wachsamen Vorsicht bis an die Grenzen der praktischen Möglichkeit durchgeführt würde, das Element des Vertrauens aus der Politik gänzlich ausscheiden müßte. Ein oberflächlicher Blick auf unsere parlamentarischen Verhandlungen genügt, um uns zu beweisen, daß es weite Gebiete gibt, wo der Volksvertreter durchschnittlicher Art sich auf das Urtheil anderer und auf den guten Willen und die Befähigung der vollziehenden Organe verlassen muß und in der That darauf sich verläßt. Bei Bewilligungen für Heer und Flotte, bei Abstimmungen über große Justizgesetze, über Maßregeln der Sozialreform, über Tarife und Steuereinrichtungen, kurzum in fast allen wichtigsten Angelegenheiten werden nothgedrungen von zahlreichen Reichstagsmitgliedern, häufig von der Mehrheit, nicht selten vom ganzen Hause Vertrauensvota abgegeben, Vota, die lediglich auf der Annahme beruhen, daß die Regierungen und die Fachmänner die richtigen Anträge gestellt haben werden, und auf der Erkenntniß, daß der Volksvertretung die zur materiellen Prüfung nöthige Sachkunde abgeht. Daran wird die Zukunft schwerlich viel ändern; sie wird, mit der fortschreitenden technischen Entwicklung aller Zweige der Verwaltung, das Gebiet der nothgedrungenen Vertrauensvota eher noch erweitern. Das vermögen wir nicht zu ändern. Um so mehr sollen wir da, wo wir es können, die Tugend üben, die zwar einen unschönen Namen führt und eines liebenswürdigen Aeußern entbehrt, die aber der Gesundheit des Staats dient wie die Hygiene der leiblichen — das Mißtrauen. Millionen Katastrophen, große und kleine, hat die Welt gesehen; wie wenige davon hat das Mißtrauen verschuldet? wie unzählige das Vertrauen?

Giotto.

Die Ermäßigung der Getreidezölle als Anfang einer Finanzreform.

Der Reichstag wird sich in nächster Zeit wieder mit einer Getreidezolldebatte zu befassen haben, wahrscheinlich nicht zur Freude derjenigen, die diese Verhandlungen zu hören oder zu lesen haben, und auch nicht zur Freude derjenigen, die diese Diskussionen zu führen haben. Das Thema ist seit dem ersten Kampf um die Getreidezölle im Jahre 1879 fort und fort in heftiger Polemik und in sachlicher Untersuchung so gründlich erörtert worden, daß auch der sachverständigste Kenner darüber kaum etwas Neues beizubringen und auch der geistreichste Redner dabei schwerlich das Interesse zu fesseln vermöchte. Und doch ist und bleibt diese Frage in jeder Hinsicht eine Fundamentalfrage, von welcher kaum eine wichtige Frage unserer inneren Politik vollständig zu trennen ist.

Von deutschfreisinniger Seite ist die Frage jetzt durch einen Antrag aufgenommen worden, welcher in Form einer Resolution die ungesäumte Herabsetzung der bestehenden Getreidezölle auf den Stand von 1885 und die Vorbereitung einer Steuerreform fordert, welche sich, unter vollständiger

Abschaffung der Getreidezölle, auf den Zolltarif, die Branntwein- und die Zuckersteuer erstrecken soll. Ungleich dem sozialdemokratischen Antrage, der es verschmäht, irgend welche Rücksicht auf die unter den gegenwärtigen Zollsätzen entstandenen Verhältnisse der Landwirthschaft und der Staatsfinanzen zu nehmen, und der damit sich selbst von vornherein jede Aussicht auf Verwirklichung abschneidet, sucht der freisinnige Antrag die Erreichung des angestrebten Zieles zu ermöglichen, indem er der landwirthschaftlichen Produktion, bei allmählicher Abschaffung aller Sonderbegünstigungen, Erleichterungen durch Aufhebung der ihr zur Last fallenden Schutzzölle zu verschaffen, und die Staatsfinanzen für den Ausfall in den Zollerträgnissen durch Zuweisung der in den Zuckerausfuhrprämien und in der Branntwein-Liebesgabe zur Zeit an Sonderinteressen fortgegebenen Mittel einigermaßen schadlos zu halten strebt.

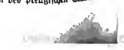
Trotz der hiernach in dem freisinnigen Antrage geübten finanzpolitischen Vorsicht, ohne welche jeder Reformvorschlag ohne praktische Bedeutung bleiben muß, begegnet doch auch dieser Antrag dem Vorwurf, daß er mit der unbedingten Forderung der Aufhebung der im Jahre 1887 vorgenommenen Getreidezollerhöhung nur die Einnahmen des Reiches und der Einzelstaaten vermindern wolle, ohne auf die Deckung der immer steigenden Reichs- und Staatsbedürfnisse die gebührende Rücksicht zu nehmen. Dieser Vorwurf trifft indessen keineswegs zu. Eine Herabsetzung der Getreidezölle auf den Stand von 1885 würde keineswegs eine Lücke in die Reichs- und Staatsfinanzen reißen, deren Ausfüllung mit besonderen Schwierigkeiten verbunden wäre, sondern sie würde nur den Anfang einer in jedem Falle gebotenen Finanzreform bezeichnen, die gerade jetzt unbedenklich vorgenommen werden kann. Sie würde den ersten Schritt zu einer **Reform der Ueberweisungspolitik** bedeuten, welche vor einem Jahrzehnt als höchste finanzpolitische Weisheit gepriesen, heute von allen einigermaßen unbefangenen Finanzpolitikern als schädlich und unhaltbar verurtheilt wird.

Um dieses Urtheil zu begreifen, muß man sich erinnern, daß die ganze bisherige sogenannte Steuerreform zwar den Steuerpflichtigen ebenso zu Gunsten öffentlicher Zwecke wie zu Gunsten privilegirter Klassen sehr erheblich höhere Opfer als früher auferlegt hat, aber an keiner einzigen Stelle, weder für das Reich, noch für die Einzelstaaten, noch für die Gemeinden die Grundlagen stetiger, gleichmäßiger Einnahmen aus den Steuererträgnissen geschaffen hat. Ueberall ist neben einer beschränkten, auf fester Basis ruhenden Ausstattung ein unsicherer, großen Schwankungen unterworfener Faktor in den Haushaltsplan eingeführt und an keiner Stelle mehr ist die Einnahme den vorhandenen und anerkannten Bedürfnissen angepaßt.

In dem höchst komplizirten System dieser Finanzpolitik erfreut sich zunächst das Reich auf Grund der Franckenstein'schen Klausel einer festen Einnahme von 130 Millionen Mark pro Jahr aus den Erträgnissen der Zölle und der Tabakbesteuerung. Alle Einnahmen indessen, welche über diesen Betrag hinaus aus den angegebenen Quellen rechnungsmäßig der Reichskasse zufließen, ferner die gesammten Nettoerträge aus der Verbrauchsabgabe für Branntwein und aus den 1881 bezw. 1885 eingeführten neuen Reichsstempelsteuern, kommen den Reichsfinanzen unmittelbar gar nicht zu Gute, denn sie sind nach Maßgabe der Bevölkerung an die Einzelstaaten zu vertheilen. Das Reich kann sich die zur Deckung seines Bedarfs erforderlichen Beträge nur dadurch verschaffen, daß es wiederum weitere Einnahmen durch Matrikularbeiträge von den Einzelstaaten einzieht. Eine kurze Weile schien es, als ob der darnach rechnungsmäßig festgestellte Betrag der Matrikularbeiträge an das Reich von den seitens des Reiches gewährten Ueberweisungen dauernd überragt werden würde. In den nächsten Jahren wird sich indessen das Blatt vielleicht bereits wieder wenden, das Reich an Matrikularbeiträgen wieder mehr von den Einzelstaaten fordern, als es ihnen durch Ueberweisungen zuwendet. Das Facit ist, daß das Reich trotz aller neuen Reichssteuern doch nur mit einem verhältnißmäßig kleinen Betrage unmittelbar auf selbständige Einnahmen gestellt ist, daß es im Uebrigen zur Deckung seines Bedarfs alljährlich rücksichtslos in die Finanzen der Einzelstaaten eingreifen muß.

Für die Einzelstaaten wiederum hat sich allerdings durch die Ueberweisungen aus den erhöhten Reichssteuern eine neue wichtige Einnahmequelle erschlossen, und selbst wenn man die Bilanz aus Ueberweisungen und Matrikularbeiträgen zieht, ergibt sich rechnungsmäßig immer noch eine gewisse Besserung gegen den früheren Zustand. Aber diese Erhöhung der Einnahmen ist, ganz abgesehen von dem vielfach unwirthschaftlichen und ungerechten System der neuen Reichsbesteuerung, auch darum für die Einzelstaaten von geringem Nutzen, weil ein ansehnlicher Theil derselben durch weitere Ueberweisungen absorbirt wird. Ein lehrreiches Beispiel bietet dafür der weitaus wichtigste Einzelstaat, Preußen. Hier ist der Ertrag aus den Ueberweisungen vom Reiche zunächst gemindert durch die Summe, welche die allerdings nicht erheblichen Erlasse an Klassen- und Einkommensteuer bilden. Sodann hat der preußische Staat seinerseits zur allgemeinen Erleichterung der Volksschullasten einen festen Betrag, gegenwärtig 26 Millionen Mark, an die Schulgemeinden überwiesen. Er hat sich ferner im Jahre 1885, als die neuen erhöhten Zölle im Reiche geschaffen werden sollten, gefallen lassen müssen, daß ihm auf Drängen der Centrumspartei durch die lex Huene die Verpflichtung auferlegt wurde, von dem Theil der Ueberweisungen vom Reiche, der aus Getreide- und Viehzöllen stammt, nur 15 Millionen Mark für seine Zwecke zu verwenden, den Rest aber den Kreisen zu überweisen. Die finanzpolitische Stellung des preußischen Staates ist darnach eine ganz eigenartig unsichere geworden. An festen Einnahmen aus den Ueberweisungen des Reiches stehen ihm nur die erwähnten 15 Millionen Mark zur Verfügung, die aus den Getreide- und Viehzöllen stammen; daneben hat er Anspruch auf die wechselnden Beträge, welche ihm aus dem Erträgniß der übrigen Zölle, der Stempelsteuern und der Branntweinverbrauchsabgabe zufließen. Auf der anderen Seite hat er an das Reich den in seinem Betrag stark wechselnden Matrikularbeitrag zu zahlen, ferner an die Schulverbände eine feste Summe von 26 Millionen Mark und endlich an die Kreise einen in seiner Höhe ebenfalls schwankenden Betrag weiter zu überweisen.

Den wundesten Punkt in diesem ganzen System bildet gerade die letzterwähnte Ueberweisung an die Kreise. Diese Ueberweisung erfolgt vollständig mechanisch nach Maßgabe des aus Getreide- und Viehzöllen fließenden Betrages, ohne jede Rücksicht auf die thatsächlich vorhandenen Bedürfnisse der Kreise. Und wenn auch der preußische Staat für seinen eigenen Bedarf noch so dringend einen Theil dieser Ueberweisungen nöthig hat, er darf dieselben nicht verwenden, sondern muß sie an Kreise und Städte hinauszahlen, welche ihrer durchaus nicht in gleichem Maße bedürfen, dieselben vielleicht nicht einmal nützlich zu verwenden wissen. Die schärfste Kritik an diesem System hat kein Geringerer als Herr von Bennigsen geübt, der doch selbst nicht unwesentlich zum Aufbau desselben beigetragen, als er in seiner Rede über den Reichshaushaltsetat auf die Bedenken und Uebelstände dieser Art von Ueberweisungen in wechselnder Höhe für unbestimmte Zwecke an die Kreise hinwies. Aus eigener Erfahrung konstatirte er, daß diese Beträge alljährlich so spät überwiesen werden, daß die Kreise dieselben nicht planmäßig für die besten Zwecke, sondern mit einer gewissen Verzettelung verausgaben; das sei auch im Laufe der Jahre nicht besser geworden, weil diese Summen in ihrer Höhe in den einzelnen Jahren so absolut verschieden und unsicher seien, daß ein Plan im Voraus mit zweckmäßiger Gebahrung von Einnahmen und Ausgaben gar nicht herzustellen sei. Nicht minder nachdrücklich ist dieses System in den später folgenden Etatsdebatten des preußischen Abgeordnetenhauses verurtheilt worden, und die schreienden Mängel hat selbst der Vater der lex Huene anerkannt, indem er in der vorjährigen Session dieses Hauses den freilich erfolglosen Versuch machte, die Ueberweisungen des preußischen Staates an



die Kommunalverbände auf eine bessere und festere Grundlage zu stellen.

Inzwischen haben die Folgen dieses gründlich verfehlten Finanzsystems sich von Jahr zu Jahr in dem Maße gesteigert, als die Erträgnisse aus den Getreide- und Viehzöllen sich mehrten. Im Etatsjahre 1885/86 sind von Preußen an die Kreise gezahlt worden 4 Mill. Mark, 1886/87 6 Mill. Mark, 1887/88 13 Mill. Mark, 1888/89 29½ Mill. Mark, für das Jahr 1889/90 wird sich nach den Zollerträgnissen, welche die in Folge der ungünstigen Ernte außerordentlich gesteigerte Getreide-Einfuhr geliefert hat, eine Ueberweisung von ca. 45 Mill. Mark herausstellen. Alle diese Summen muß der preußische Staat an die Kreise abgeben, ohne daß er seinen eigenen Bedarf dabei zu Rathe ziehen und ohne daß er die Bedürfnisse der Kreise, die zum Theil gar nicht wissen, was sie mit den neuen großen Zuwendungen anfangen sollen, untersuchen darf. Und wenn im laufenden Etatsjahre die Erträgnisse aus den Getreide- und Viehzöllen und demgemäß die Ueberweisungen noch viel höher steigen sollten, so würde doch, falls keine Reform eintritt, die bisherige Praxis unverändert in Uebung bleiben. In der Finanzgeschichte aller Zeiten wird man schwerlich ein Gegenstück zu einer solchen unbesonnenen und zweckwidrigen Steuerpolitik finden.

Daß diese Ergebnisse einer Zoll- und Steuerpolitik, welche im Reiche neue Abgaben gewissermaßen in Blanco bewilligt hat, ohne nach ihrer definitiven Verwendung zu fragen, dringend zu einer Reform mahnen, kann freilich auch von keiner Seite bestritten werden. Eine solche Reform könnte zu Stande gebracht werden durch Aenderung der Gesetzgebung in Preußen und in anderen Einzelstaaten; aber auch eine Ermäßigung der Getreidezölle würde mit einem Schlage in einem gewissen Umfange eine Reform herstellen. Das Ueberweisungssystem, welches jetzt in Preußen in Uebung ist, hat sich ursprünglich auf die 1885 bewilligten Getreide- und Viehzölle gestützt. Wären nicht die Erhöhungen der Getreidezölle im Jahre 1887 hinzugekommen, so würden die Ueberweisungen an die Kreise niemals in den jähen Sprüngen gestiegen sein, wie sie jetzt stattgefunden haben. In den Zollsätzen für Getreide auf den Stand von 1885 zurückkehren, heißt demnach nichts anderes, als die Kreise in Preußen wiederum auf das Maß der Ueberweisung stellen, welches ihnen ursprünglich in der lex Huene überhaupt zugedacht war. Für die anderen Einzelstaaten stellt sich eine entsprechende Kürzung der Ueberweisungen nicht nachtheiliger als für Preußen. Eine Herabsetzung der Getreidezölle auf den Stand von 1885, wie sie der freisinnige Antrag vorschlägt, würde demgemäß nicht die geringste Verwirrung in den Finanzen des Reiches, der Einzelstaaten oder der Kommunen schaffen, sie würde vielmehr nur eine jähe Störung wieder beseitigen, welche erst durch die letzte Getreidezollerhöhung und ihre Folgen in diese Finanzen hineingetragen ist.

Daß damit nicht die Frage der Steuerreform für das Reich überhaupt erledigt sein würde, liegt auf der Hand. Der freisinnige Antrag erstrebt eine weitere Revision in freihändlerischem Sinne, die ohne weitere Einbuße an den Einnahmen nicht wohl möglich ist. Wenn dafür durch Zurücknahme der den Brennern gewährten Steuerprämie und der den Zuckerindustriellen gezahlten Ausfuhrprämie Ersatz geschafft werden soll, so darf man dies durchaus nicht als eine unbillige Behandlung der agrarischen Interessen betrachten. Die agrarische Tendenz hat sich im Laufe der letzten zehn Jahre in unserer gesammten Gesetzgebung im Reiche wie in den Einzelstaaten eingenistet. Nicht allein die Einführung der Zölle und die Bemessung der Steuersätze ist von dieser Tendenz beeinflußt, sondern auch in der Verwendung der auf diese Weise verfügbar gewordenen Summen hat, wie die Gesetzgebung Preußens betreffs der Zuwendungen an die Kreise und an die Schulverbände in ihren Einzelheiten so überzeugend zeigt, das agrarische Interesse in stets wachsendem Maße seinen Einfluß ausgeübt. Es ist unvermeidlich, daß nunmehr eine heilsame Reform in unserer Zoll- und Steuerpolitik sich auch vorzugsweise gegen dieses unsere Gesetzgebung beherrschende Interesse richtet, und es ist ein Vorzug des jetzt vorliegenden deutschfreisinnigen Antrages, daß er, freilich nur in einer durch die thatsächlichen Verhältnisse gebotenen vorsichtigen Weise, diesen reformatorischen Grundgedanken konsequent verfolgt.

M. Broemel.

Parlamentsbriefe.

XXII.

Die Militärvorlage hat in der für dieselbe niedergesetzten Kommission zu sehr ausgedehnten Berathungen geführt, die noch nach Pfingsten fortgesetzt werden sollen; die Fragen, welche derselben vorliegen, sind so wuchtige, daß man glauben sollte, man könne mit denselben nie zu Ende gelangen. Der Kriegsminister hat die Schwierigkeit erkannt, die darin liegt, daß eines Mannes Kraft ausreichen soll, die Position der Regierung nach allen Seiten hin zu vertheidigen. Er hat die Aufgabe zwischen sich und seinem Ministerialdirektor, dem General von Falckenstein, getheilt.

Der Kriegsminister stützt sich auf den „Scharnhorst'schen Gedanken“; jeder Mann, der fähig ist, die Waffen zu tragen, soll auch im Waffendienste ausgebildet werden. Er soll nicht aus dem Grunde losgelassen werden, weil kein Bedürfniß vorhanden sei, seine Dienste in Anspruch zu nehmen, weil die Cadres voll seien. Nun ist der Scharnhorst'sche Gedanke ein solcher, dem die freisinnige Partei sich gewiß niemals feindlich gegenüberstellen wird. Daß jede im Menschen liegende Kraft geweckt und geübt werde, ist sicher eine berechtigte Forderung, und vor allen Dingen sollen diejenigen Kräfte geübt sein, die dem Menschen dazu verhelfen, zu Schutz und Trutz bereit zu sein.

Der Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements geht seine eigenen Wege. Er hat sich um die Frage, wie viel Leute zum Dienste ausgehoben werden sollen, gar nicht zu bekümmern und beschäftigt sich ausschließlich mit der Frage, wie lange Zeit der einzelne Ausgehobene im Dienste verbleiben soll, und beweist mit großer Beredsamkeit, daß eine gesetzliche Verkürzung der jetzt bestehenden Dienstzeit unmöglich sei. Ohne Zweifel wohnt seinen Ausführungen ein großes Gewicht bei. Vom rein volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus wird man der Erwägung Beachtung schenken müssen, daß die vervollkommnete Maschine auch einen vervollkommneten Arbeiter verlangt, und daß daher die Ausbildung für das Repetirgewehr und das rauchlose Pulver mehr Zeit verlangt, als die für die unvollkommneren Waffen früherer Zeiten.

Neben diesen gewichtigen Gründen laufen freilich auch solche unter, die von vornherein als verfehlt bezeichnet werden müssen. Weil die technischen Waffen eine längere Ausbildung erheischen, soll auch die Infanterie um der Gerechtigkeit willen zu längerer Ausbildung herangezogen werden. Von dem einen werden schwere Opfer verlangt, weil dieselben als sachlich nothwendig anerkannt werden; der andere soll dieselben Opfer bringen, nur damit jener sich nicht als ungerecht belastet fühle. Das ist ein Fehlschluß, mit dessen Widerlegung man sich kaum aufzuhalten braucht.

Der Gedanke, daß jeder Mann dienstpflichtig sein soll und der andere Gedanke, daß die Dienstzeit nicht unter drei Jahren betragen soll, wohnen so leicht bei einander, wie Gedanken pflegen; aber sie stoßen hart zusammen, sobald sie das Gebiet der Realitäten betreten. Die Verallgemeinerung der Dienstpflicht erheischt Opfer; die Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienstzeit erfordert gleichfalls Opfer und diese Opfer summiren sich. Unsere Pflicht, einem berechtigten Ziele nachzustreben, reicht nur so weit, als die Mittel, diesem Ziele näher zu kommen, es gestatten. Und die Frage, ob unsere Mittel es gestatten, den Scharnhorst'schen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, die allgemeine dreijährige

Dienstzeit und die schleunigste Nutzbarmachung jeder neuen Erfindung auf dem Gebiete des Waffenwesens gleichzeitig zu verwirklichen, beherrscht den Augenblick.

Viele Jahre lang haben wir uns in der Illusion bewegt, als sei jedesmal das neueste Opfer, das wir der Verstärkung der Wehrkraft gebracht haben, auch das letzte gewesen. Ich nehme an, daß wir nicht getäuscht worden sind, sondern daß wir uns regelmäßig selbst getäuscht haben. Jetzt ist diese Illusion gründlich gewichen; jetzt wissen wir genau, daß wir nicht an dem Schlußpunkte einer Entwicklung, sondern an dem Ausgangspunkte einer neuen Entwicklung stehen, die immer weitere Opfer erheischen wird. Wir sind gebieterisch gezwungen, uns Rechenschaft darüber abzulegen, wie groß die Opfer sind, die wir noch zu bringen haben werden, und in welchem Verhältnisse diese Opfer zu unseren Mitteln stehen. Man tadelt mit Recht auf das Herbste einen Privatmann, der sich auf ein Unternehmen einläßt, ohne zu prüfen, ob ihm zur Vollendung desselben die Mittel zu Gebote stehen, nur weil er von der Nützlichkeit desselben überzeugt ist. Wenn der Panama-Kanal fertig sein wird, wird er gewiß vom allergrößten Nutzen sein, und dennoch ist das Panama-Unternehmen ein Schwindelunternehmen, weil man sich vor Beginn desselben nicht klar gemacht hatte, wie große Kapitalien dasselbe in Anspruch nimmt und wie große Kapitalien für dasselbe zur Verfügung stehen.

Wir verlangen von der Regierung, daß sie der Frage, wie viel Aufwand die von ihr beabsichtigte Organisation erfordern wird, mit vollem Muthe in das Gesicht sieht und daß sie das Ergebniß ihrer Ermittelungen mittheilt. Sie darf weder sich selbst etwas verhehlen, noch anderen schonend etwas verschweigen. Und wohlverstanden, es handelt sich nicht allein um eine richtige Schätzung der erforderlichen Geldmittel, sondern auch um eine eben so richtige Schätzung des Werths der Arbeitskräfte, welche dem wirthschaftlichen Leben der Nation entzogen werden. Die Durchführung der zweijährigen Dienstzeit würde statt der finanziellen Ersparnisse einen finanziellen Mehraufwand im Gefolge haben, weil „Kompensationen" erfordert werden. Gut, wir geben es zu. Aber auch die Frage muß geprüft werden, ob die Arbeitskräfte, die der Volkswirthschaft erhalten bleiben, nicht einen höheren Werth haben, als jener finanzielle Mehraufwand von 20 Millionen.

Während die Militärkommission ihre Aufgabe in sehr mühseliger Weise erfüllt, hat die Budgetkommission sich die ihrige in Behandlung der Kolonialfrage sehr leicht gemacht. Sie war in der kürzesten Frist mit ihrer Bewilligung fertig, ohne daß irgend etwas Wesentliches zur Aufklärung über dasjenige hinaus, was schon in erster Lesung gesagt worden war, hinzugefügt wurde. Man müßte denn das eine Aufklärung nennen, daß die Regierung erklärt, sie habe noch keine Anschauung davon, wie sich ihr Verhältniß zur deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Zukunft gestalten wird.

Die Vorlage über den Arbeiterschutz hat einen Redekampf von dreitägiger Dauer im Gefolge gehabt. Der Gesetzentwurf, der in der vorigen Session aus der Initiative des Reichstags hervorgegangen war, beschränkte sich auf zwei Punkte: die Frauenarbeit und die Kinderarbeit und deren Beschränkungen. Dieser Theil der Gesetzvorlage ist spruchreif und hätte fast ohne Diskussion zum Abschlusse gebracht werden können. Nun ist derselbe aber bepackt worden mit einer ganzen Reihe von andern Fragen, die bisher durch die publizistische Diskussion noch gar nicht genügend geklärt worden sind und sich in dieser außerordentlichen Session in einem ehrlichen Sommer kaum werden klären lassen. Die Bestimmungen über den Kontraktbruch, über die Arbeitsbücher der jugendlichen Arbeiter und andere Dinge gehen aus kriminalistisch-polizeilichen Erwägungen hervor und werden mit solchen Erwägungen gerechtfertigt. Wir sind in Deutschland von dem Standpunkt noch sehr weit entfernt, auf welchem man sich bei der legislatorischen Arbeit ausschließlich von der Frage leiten läßt: Wie wird das vorgeschlagene Gesetz wirken? Und doch ist diese Frage die allein berechtigte; wenn ein neues Gesetz Schaden stiftet, so ist es ein sehr magerer Trost, daß es gewissen Anforderungen der hohen Gerechtigkeit entspreche.

Die Regelung des Verhältnisses zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeiter kann in befriedigender Weise nur durch Vertrag erfolgen, und wird alsdann durch den Vertrag auch völlig zweckmäßig erfolgen, wenn beide Parteien das Koalitionsrecht besitzen und von demselben einen verständigen Gebrauch machen. Dieser verständige Gebrauch kann nur durch Uebung erlernt werden. Lange Zeit war bei uns das Koalitionsrecht gesetzlich geläugnet, später auf Grund mißtrauischer Besorgnisse durch die Polizei gehemmt. Unläugbar sind bei Anwendung desselben Mißgriffe vorgekommen und werden auch in Zukunft nicht vermieden werden können, aber sie werden seltener werden.

Die Arbeiter nehmen mit gutem Grunde die Koalitionsfreiheit als ihr Recht in Anspruch; die Arbeitgeber müssen erkennen lernen, daß es in ihrem eigensten Interesse liegt, wenn den Arbeitern dieses Recht gewährt wird, und daß es für sie leichter ist mit Arbeitern zu verhandeln, die in der Schule des Vereinswesens Zucht gelernt haben, als mit solchen, die aus Mangel an Disciplin jeder leidenschaftlichen Aufwallung zum Opfer fallen können. Es war erfreulich, daß den Ausführungen, die nach dieser Richtung hin die freisinnigen Abgeordneten Schrader und Hirsch machten, auch die Nationalliberalen durch den Mund Miquels beitraten.

Die vielen Fälle von ungeeigneter Behandlung politischer Gefangener, die in der letzten Zeit Aufsehen erregt haben und deren Register durch sozialdemokratische Mittheilungen noch in schmerzlicher Weise vermehrt wurden, haben zu der Interpellation geführt, wie weit die Arbeiten zur Schaffung eines Strafvollzugsgesetzes gediehen seien. Die Antwort, die darauf ertheilt wurde, war erfreulich, weil sie die Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes anerkannte, und betrübend, weil sie ergab, daß trotz anerkannter Nothwendigkeit die Ausführung noch in weitem Felde ist. Ohne ein Strafvollzuggesetz ist unsere Justizgesetzgebung lückenhaft und man sieht von Neuem, daß der schöpferische Zug der bis zum Jahre 1876 durch unsere deutsche Gesetzgebung ging, an vielen Punkten in das Stocken gerathen ist. Es muß verlangt werden, daß Jemand, der wegen nicht ehrenrühriger Handlungen zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt ist, davor gesichert bleibt, in Beziehung auf Kost, Kleidung, Beschäftigung und ihm aufgedrungene Gesellschaft mit dem Zuchthäusler auf dieselbe Stufe gestellt zu werden.

War die Auskunft der Regierung in sachlicher Beziehung nicht befriedigend, so muß doch anerkannt werden, daß sie in verbindlichen Formen ertheilt wurde, und es ist zu hoffen, daß zwei andere Interpellationen, die nach Pfingsten bevorstehen, betreffend den deutsch-schweizerischen Niederlassungsvertrag und die Paßverordnung in Elsaß-Lothringen, in gleich entgegenkommender Weise werden beantwortet werden. Zur Wiederholung der Ecken und Härten, die sich in dem Verkehr zwischen Regierung und Reichstag öfters herausgestellt haben, scheint die Zeit nicht geeignet zu sein.

Das Abgeordnetenhaus hat den Nachtragsetat wegen der Gehaltsverbesserungen so angenommen, wie er aus den Kommissionsberathungen hervorgegangen ist, in sachlicher Beziehung nach den Vorschlägen der Regierung, formell den Forderungen des Etats nicht angepaßt. Um sachliche Verbesserungen vorzunehmen, die sehr wünschenswerth gewesen wären, war die Zeit zu kurz. Herr von Scholz hat dem Triumph seiner Vorlage nicht beigewohnt; man sagt, es sei die letzte Vorlage, die er eingebracht habe. Wenn Herr von Caprivi gesagt hat, unter ihm werde die Politik langweilig werden, so wünschen wir uns für Herrn von Scholz einen Nachfolger, unter dem auch die Finanzwirthschaft langweilig wird. Sie ist seit acht Jahren viel zu interessant gewesen.

Proteus.

Aus unserem Citatenschatz.

Beiträge zur Kolonialdebatte.

I.

„Wir müssen zunächst einzelne Stationen im Inneren schaffen .... und die Flinte und die Bibel müssen hier miteinander wirken .... Die Diktatur und der Kriegszustand werden in Ostafrika voraussichtlich noch Jahre lang fortdauern ...."

Reichskanzler von Caprivi
in der Reichstagssitzung vom 12. Mai 1890.

II.

„Wie, Sie sagen, daß jene Völker in der Civilisation zurückgeblieben, daß sie junge Völker seien, denen vorangeschrittenere die Hand reichen müssen, um ihnen Reichthum und Bildung zu bringen. Aber Sie drängen ihnen diese Früchte der Arbeit und des Friedens mit dem Schwerte in der Faust auf! In Feuer und Blut lassen Sie ihren Augen Ihre Ueberlegenheit erscheinen! Und während Sie im Namen Frankreichs und des Elsasses so laut und so nachdrücklich gegen die Gewaltakte des Eroberers in Europa Einsprache erheben und keiner Macht in Europa das Recht zugestehen, einer anderen auch nur das kleinste Stück ihres Landes, d. h. ihres eigenen Fleisches und Blutes wegzunehmen, beanspruchen Sie nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, andere Völker zu beherrschen, zu unterwerfen und zu Ihrem Nutzen auszubeuten, welche vielleicht in der Civilisation weniger vorgeschritten als wir sind, die aber nicht weniger als wir ihre Individualität und ihre Nationalität besitzen und welche nicht weniger als wir an ihrer Unabhängigkeit und an derjenigen ihres heimathlichen Bodens hängen .... Jene Fetzen fremder Landstriche gelten in Ihren Augen nichts, sind sie doch auf unserem Markte ohne Verkaufswerth; Sie verfügen darüber nach Ihrem Gutdünken und Sie eignen sie sich an, indem Sie sich diese von anderen als Eigenthum abtreten lassen, welche darauf keine größeren Rechte als wir selbst haben, oder indem Sie durch unsere Soldaten sie gleich todten und unempfindlichen Dingen an sich reißen. .... Große Völker, welche zu ihrem Glücke Reichthum und Bildung ihr eigen nennen, welche die Natur zu beherrschen, sie fruchtbar zu machen und aus ihr verborgene Schätze hervorzuzaubern wissen, haben, wie ich glaube, anstatt sich neuer Erdtheile mit Gewalt zu bemächtigen, andere sparsamere und zugleich wirksamere Mittel zur Verfügung, um die Vortheile, die ihnen die neuen Erdtheile versprechen, auszunützen: sie müssen durch ihren Reichthum, durch ihre Bildung, durch die Anhäufung ihrer Kapitalien, durch ihr Beispiel, durch ihre Unternehmungen diese Völkerschaften gewinnen; so sollen sie sich, Fruchtbarkeit ausstreuend, ihren Weg in jene Erdtheile bahnen, und so werden sie die Unergiebigkeit des Bodens und die Barbarei der Bewohner zu bannen wissen .... Aber der Eroberer verwandelt diese Länder, welche fruchtbar zu machen nur in seiner Hand liegt, in verödete und mit Blut getränkte Wüsteneien. Statt Freund und Pfadfinder der Kultur zu sein, statt Segen auf den Namen der in der Civilisation vorangeschrittenen Völker herabflehen zu lassen, statt durch seine Thaten das Recht der Ueberlegenheit, deren er sich rühmt, zu rechtfertigen, sprießen unter seinen Fußstapfen Schrecken, Elend und Unfruchtbarkeit, ruft er Krieg und Krankheit hervor und Verwünschungen begleiten ihn entlang des Weges, welchen er geht!"

Frédéric Passy
in der Tonkin-Debatte der französischen Nationalversammlung,
22. Dezember 1885.

Die positive Ehre.

I.

In der Sudermann'schen „Ehre" bezeichnet der gräfliche Berather des Helden mit dem Ausdruck „Wahnsinn" den Eindruck, den bei näherem Ueberlegen die Zumuthung seiner militärischen Kameraden, sich wegen unbezahlter Ehrenschulden eine Kugel durch den Kopf zu jagen, auf ihn gemacht habe. „Aber, sagte ich mir, das ist ja Wahnsinn." Diesem Wahnsinn wird als vernünftiger Sinn entgegengestellt: am Leben zu bleiben und seine Schulden zu bezahlen. Dem Ehrengebot, sich cavalièrement todt zu schießen, tritt dies als ein Vernunftgebot, ja als Sittlichkeit gegenüber. Die Ehre, die so etwas Wahnsinniges gebieten kannte, fährt natürlich äußerst schlecht dabei. Scheint sie doch an Stelle dessen, was als Pflicht einen vernünftigen Sinn aufzuweisen hat, ein Phantom gesetzt zu haben.

Ist aber die Pflicht je nach den Voraussetzungen, von denen man ausgeht, nicht vielleicht selbst ein Phantom? Wer begründet und beweist mir den Sinn derselben? Wollen wir radikal verfahren — und das geschieht ja doch, wenn man der Ehre so kategorisch den Prozeß macht — so dürfen wir doch an die Stelle des einen Wahn- oder Unsinns nicht einen anderen setzen, sondern es muß als ausgemacht gelten, daß das, was an die Stelle des Wahnsinns treten soll, sein Gegensatz ist, also einen guten Sinn enthält. Wo steckt nun der unbezweifelbare Sinn — um bei dem hier gewählten Beispiel zunächst zu verbleiben — auch nur in der Annahme, daß Jemand unter allen Umständen von ihm gemachte Schulden wieder zu ersetzen habe? Nehmen wir an, daß der Gläubiger in opulenten Umständen, der Schuldner in Dürftigkeit lebt, daß dieser, mühsam erwerbend, sich am Munde abdarben muß, um eine Summe zu zahlen, die für jenen von gar keiner Bedeutung ist, daß jener schwelgt, dieser sich und seine Kraft aufzehrt, um seine Verbindlichkeit zu erfüllen, wo ist der Sinn, wenn er das letztere thut? So ganz selbstverständlich und einfach ist es mit dieser angeblichen Gewissenspflicht und ihrem Sinn also doch wohl nicht bestellt.

Aber weiter. Welchen Sinn hat es überhaupt, daß ich mir eine Einschränkung, die einem Anderen zu Gute kommt (falls ich diesen Anderen nicht etwa liebe oder er durch sonstige Bande zu mir zählt), auferlege? Warum? Warum soll des Menschen Wille nicht obenan stehen? Warum soll „der Einzige und sein Eigenthum", den schon Max Stirner in den 40er Jahren predigte, nicht Recht haben? Widerlegt ihn. Widerlegt den, der das ganze Pflichtengebäude, das ganze angebliche Gewissen ebenso gut für Wahnsinn und Phantom erklärt wie Ihr die Ehre.

Die neuere Ethik, wenn sie auf diese schlimmen Fragen, diese verwirrenden Widersprüche stößt, hilft sich so gut sie kann und das ist meistens nicht gerade sehr gut. Der „dürre" Kant'sche Pflichtbegriff soll nicht mehr gelten und so ist man auf die saftige Weide des Opportunismus gerathen. Auf dieser wachsen und gedeihen nun allerdings allerlei nutzbare Pflanzen, auch einige Schlinggewächse gelegentlich, aber das Kräutlein Pflicht findet daselbst nur einen mageren Boden und will trotz aller künstlichen Pflege nicht recht gedeihen. Wenn es sich darum handelt, das verstockte Subjekt, welches sich durchaus keinen blauen Dunst vormachen lassen will, zur Raison und zur Anerkennung seiner Pflicht, auch wo ihm dieselbe ganz gegen den Strich geht, zu bringen, läßt es der ethische Opportunismus nicht an den schönsten Worten und Beweisgründen fehlen. Sie drehen sich selbstverständlich alle um den einen Punkt des Nachweises, daß die eigene Wohlfahrt untrennbar von der allgemeinen ist und daß sich daher im eigenen Interesse am besten steht, wer dasjenige, was die allgemeine Wohlfahrt heischt (wie z. B. Ehrlichkeit), sich als Pflicht auferlegt und leistet. Mit geringen Abweichungen kommt man dabei immer auf Bentham, den Begründer des Utilitarismus, zurück und wer es glaubt, lernt von ihm, daß die „persön-

liche **Klugheit**" anrathe, den Egoismus zu bemeistern und sein eigenes Wohl im fremden zu suchen.

Wer es aber nicht glaubt, antwortet: Larifari, ich werde mir doch nicht weiß machen lassen, daß ich **persönlich** mich besser stehe durch Leistung einer sogenannten Pflicht, die mir die größten Einschränkungen und Opfer oder noch Schlimmeres auferlegt, als wenn ich mir dieselben nach Kräften vom Leibe halte. Wo bleibt denn der von der persönlichen Klugheit mir versprochene Nutzen, wenn die Pflichtleistung meine Existenz gefährdet oder zerstört? Der ganze Pflichtkodex hat nur Bestand und Sinn für die Beschränkten und Schwachen. Sie, die sich nicht wehren können, fahren am besten in einer gegenseitigen Versicherungsanstalt auf Grund von „wie Du mir, so ich Dir" und Leben und Lebenlassen. Der Klügere und Stärkere bindet sich nicht die Hände, um sie für den einzelnen Fall frei zu behalten. Er anerkennt eine soziale Zwangseinrichtung, deren Pression er sich fügt, aber nur soweit es von Fall zu Fall sein eigener Vortheil resp. die Unmöglichkeit, sich dem Zwang zu entziehen, wenn er sich dabei besser steht, erheischt. Was hat aber **diese** Fügsamkeit, diese unfreiwillige Unterwerfung mit Pflicht und Gewissen zu thun? Wortgeklingel und Schellengeläute! Wer leben **kann**, wie es ihm beliebt, lebt so, wer es nicht kann, sucht sich durch Uebernahme sogenannter Pflichten, die er dann als Gewissensleistung bestens herausstaffirt, sein bischen Existenz, so gut es geht zu sichern.

So ganz ist der ethische Opportunismus diesen Brandreden gegenüber hilflos, daß er sich gelegentlich ausdrücklich zu dem Zugeständniß bequemt, daß der „moralische Nihilismus" eigentlich nicht zu widerlegen sei. Aber — tröstet man sich — da das Organ ihm fehlt, welches sich sonst regelmäßig (?) findet, so ist er als eine Mißbildung anzusehen. Dies Organ (das Gewissen) ist **wesentlich**, das zeigt die Natur, indem sie die so Gesinnten ausmerzt, zu Grunde gehen läßt. . . . Diese Art von naturwissenschaftlicher Deduktion ist fast noch schwächer als die alte Naturphilosophie. Soll sie aber gelten, so ist es nur um so merkwürdiger, daß wir nicht im Stande sein sollten, im Raisonnement und mittelst der Erkenntniß zu widerlegen, was die Natur angeblich durch die That widerlegt.

Ich glaube nun allerdings nicht, daß die Wahl einzig zwischen dem Kant'schen, aus der Pistole abgeschossenen kategorischen Imperativ und dem Utilitarismus oder ethischem Opportunismus liegt. Ich meine, daß sich noch ein anderer Weg betreten läßt, der aber unmittelbar auch wiederum auf das Grundprinzip der Ehre zurückführt. Und darum ist es mir eben zu thun. Denn ich wünsche zu zeigen, daß hier ein gemeinsames Fundament zu Grunde liegt, daß das eine nicht angegriffen werden kann ohne das andere mit zu zerstören und daß die Konsequenz einer Verneinung der Ehre die ist, daß man auch Pflicht und Gewissen nicht mehr zu bejahen vermag.

So gut wie es in dem eingeschränkten Rahmen eines kurzen Artikels geschehen kann, will ich den Weg, den ich meine, zu markiren versuchen. Der Mensch lebt und will leben und zwar möglichst so, wie es ihm paßt. Selbst der freiwillig gewählte Tod ist ja bekanntlich keine Widerlegung, sondern eine Bestätigung des Lebenswillens, da der Mensch nur in dem Ausnahmefall zu ihm greift, wenn er das, was ihm paßt, nicht mehr erleben kann, wenn er also seinem Lebenswillen zu genügen nicht länger im Stande ist.

Das Leben ist aber seiner wesentlichen Grundbedingung nach als ein Einheitliches aufzufassen. Es besteht als Einheit und schließt das, was sich widerspricht, prinzipiell von sich aus. „Das Individuum", sagt Virchow, „ist eine einheitliche Gemeinschaft, in der alle Theile zu einem gleichartigen Zweck zusammenwirken". Oder, wie man auch sagen könnte, das Individuum ist kraft des Lebensprinzips, das es beherrscht, ein einheitliches und das Lebensprinzip selbst also auf Einheit gerichtet und gegründet.

Ist aber das sich-Widersprechende von dem Leben prinzipiell ausgeschlossen, steht es im Gegensatz zum Leben, so bildet auch **das** einen Gegensatz zu demselben und muß als ausgeschlossen gelten, daß Jemand einem anderen das verweigert, was er für sich selbst aus irgend einem Grunde in Anspruch nimmt, falls der andere denselben Grund auch für sich anrufen kann. Denn in diesem Verweigern des — kurz ausgedrückt — **Gebührlichen** würde eben ein sich-Widersprechendes liegen. Kurz die **Gerechtigkeit** im weitesten Sinn des Wortes, die nicht allen Individuen auf Grund einer vorausgesetzten abstrakten Gleichheit das Gleiche, sondern nach Maßstab ihrer Gleichartigkeit mit dem Einzelnen das Gleichartige leistet, die mit gleichem Maß mißt, (so daß kein Widerspruch entsteht), muß als Ausfluß und Zubehör des auf Einheit gegründeten Lebensprinzips aufgezeigt und betrachtet werden. Daraus folgt für die Moralphilosophie ein fundamentales Prinzip. In der Anerkennung der Gerechtigkeit wurzelt die Anerkennung der Pflichtensphäre — denn wenn ich Jedem das leiste, was ihm gebührt, so komme ich meinen Pflichten gegen ihn nach — es ergibt sich also nach dem Vorhergehenden, daß, wer von Pflichten überhaupt, von Einschränkungen seiner selbst (außer zum eigenen Nutz und Vortheil) nichts wissen will, von dem **Lebensgedanken abfällt**. Für den Ethiker, der nicht zur Fahne des Opportunismus schwören will, ist dies die Hauptsache. Er muß zeigen und begründen — und das kann er nur durch den von mir angedeuteten Zusammenhang der Gerechtigkeit mit der Einheit, und der Einheit mit dem Leben — daß durch Gewissen- resp. Pflichtenlosigkeit der Mensch, indem er das sich-Widersprechende sanktionirt, sich selbst zu den Todten wirft, so daß für ihn ein Scheinleben entsteht. Er zeigt damit zugleich, daß wer sich zu der Pflichtleistung aus freiem Entschluß erhebt — aus **freiem** Entschluß, ich rede natürlich nicht von eingebläuten oder aus dumpfem Nachbeten hervorgegangenen sogenannten Pflichtleistungen — sich zu dem Vollbegriff des Lebens erhebt.

Und das ist nun der entscheidende Punkt. Mit Leib und Seele leben wollen; indem man sich gleichzeitig zu dem Vollbegriff des Lebens erhebt, umschließt auch die Pflichterfüllung. Von ihr darf nicht abgefallen werden, weil sonst von dem Prinzip alles Lebens selbst, der Einheit, abgefallen wird. So findet auch der „moralische Nihilismus" sein Stichwort. Ihm wird gezeigt, was das eigentlich ist, was er will, was darin enthalten ist — denn auch er will ja mit Leib und Seele leben —; ihm wird sein eigener Wille (in der wahren Bedeutung des Worts) entgegen gehalten. Ihm wird nachgewiesen, daß sein **Sollen** sein **Wollen** ist. Wehrt er sich dagegen, so hat er sich gegen sich selbst zu wehren. Kant vertrat die Ansicht, daß die Ethik nicht erst zu belehren, sondern nur zu **formuliren** habe, was jeder als Erkenntniß der reinen Vernunft schon in sich trage. Setzt man an Stelle der „Erkenntniß der reinen Vernunft" den Lebenswillen, dessen Vollbegriff die Ethik zu formuliren hat, so hat der Satz auch heute noch seine Gültigkeit. In dieser Formulirung ist **aber** alsdann eben die Belehrung enthalten.

Daß nun ein analoges Verhältniß wie für den Pflichtbegriff auch für den Ehrbegriff vorhanden ist, wird noch zu zeigen übrig sein.

II.

Kann als „Ehre" nicht das Verschiedenartigste, ja völlig Entgegengesetztes angesehen werden? Gewiß — man braucht die Beläge dafür durchaus nicht erst aus so weiter Ferne zu holen wie der geistreiche Graf Trast in der Sudermann'schen „Ehre" es thut. Des Christen Ehre ist die Demuth, des Mannes Ehre dagegen ist ein hoher Muth, wie es in dem alten Liede heißt:

> Mit Kraft und Hochmut angethan,
> So soll de Mann durch's Leben gahn,

wo Hochmuth noch seine, in der späteren christlichen Auffassung zum Makel gewordene ursprüngliche Bedeutung von hohem Muth behalten hat. Folgt daraus nun, weil Hochmuth und Demuth sich widersprechen, weil eins das andere aufhebt, daß die Ehre selbst als ein Widerspruch, als ein

Unsinn erwiesen und aufgehoben sei? Nein, es folgt daraus nur, daß, weil der Christ und der Mann wesensverschiedene Prinzipien darstellen, sie, um sich zu schmücken, einen verschiedenartigen Schmuck anlegen müssen. Das Schmuckanlegen selbst aber behält einen und denselben unveränderten Sinn.

Und welcher ist dieser, da, wo es sich um den Ehrbegriff handelt? Kein anderer, als daß die Leistung des Individuums dem Vollbegriff dessen, was es nach *Geschlecht* und *Stand*, nach seiner Stellung zur *Familie* und zum *Staat* vorstellt, dem Vollbegriff seiner *Berufsqualität* — um es mit einem Wort auszudrücken — entspricht. Wenn zum Vollbegriff des Mannes vor Allem Festigkeit und Muth gehören, zu dem des Beamten Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, zu dem des Feldherrn Ruhe und Kaltblütigkeit, zu dem des Christen Demuth, zu dem des Künstlers Idealität, zu dem des Weibes Liebe, zu dem der Hausfrau häuslicher Sinn und häusliche Kenntniß, zu dem des Familienvaters die treue Sorge für die Seinen, so ehrt und schmückt eine diesen Eigenschaften entsprechende Leistung resp. Leistungsfähigkeit das Individuum, weil es alsdann die höchste Staffel des Vollbegriffs erklommen hat. Auf dieser höchsten Staffel angelangt, wird ihm der Preis der Vollendung zugesprochen und in diesem Preis eine auch nach Außen in die Augen fallende Anerkennung gezollt.

Aber bleiben wir bei dem inneren Vorgang: bei dem Ehrgefühl, dem Ehrbegriff stehen. Der Mensch setzt mit Recht und ganz unvermeidlich seine „Ehre“ darin, dem Vollbegriff seiner Berufsqualität zu entsprechen, weil er dadurch erweist, daß sein Können, seine Kraft — der Grund alles Stolzes, alles Sich Geehrtfühlens — seinem Wollen entspricht. *Will* Jemand Künstler sein, ist er es mit Leib und Seele, so muß nothwendig seinen Stolz der Kraftbesitz bilden, der ihn befähigt Alles zu leisten, was den Vollbegriff des Künstlers, was den „echten“ Künstler ausmacht. Hier berühren sich nun Ehre und Ehrgefühl ihrem wesentlichen Gehalt, ihrer Ursprungsstelle nach mit Pflicht und Gewissen. Wie die Pflicht dem Vollbegriff des Lebens angehört, so die Ehre dem Vollbegriff der Berufs- resp. Geschlechtsqualität, welche die Persönlichkeit des Einzelnen bedingt und bestimmt. Beide theilen aber auch die ethische Qualität insofern, als in beiden Fällen der Einzelne *über* sich, d. h. über seine individuelle Beschaffenheit, hinausgeht, um dem Vollbegriff dessen, was er will, nachzuleben. Dadurch wird das Allgemeine und Absolute über das Relative und Subjektive erhoben.

Und das gilt in jedem echten Fall der positiven Ehre, selbst in denen, in welchen die *Anwendung* der Ehre uns spottwürdig erscheinen kann. Es kann uns z. B. zum Spotte stimmen, wenn ein Koch, der immer mustergültige Gerichte geliefert hat, sich in einem Gefühl der Entehrung — wegen eines angebrannten Truthahns — ein Leids anthut. Aber wir würden sehr Unrecht haben, den inneren Vorgang selbst, dies Messen, Hinausheben und Verwerfen der eigenen Leistung und Persönlichkeit nach dem Vollbegriff der Berufsqualität, selbst in diesem Fall, an sich lächerlich zu finden oder geringschätzig zu behandeln. Nur die in jedem einzelnen Fall wiederkehrende Grundbedingung einer solchen Empfindlichkeit des Ehrgefühls, daß der Betreffende mit Leib und Seele der Berufsqualität angehöre, mögen wir in diesem Fall wegen des besonderen Charakters der Leistung beanstanden, die uns nicht geeignet erscheint, das volle Wesen des Menschen ausfüllen zu können.

In vielen derartigen Fällen wird das ja auch nicht der Fall sein und das sogenannte Ehrgefühl und seine Reaktion sich viel weniger auf das bisher hervorgehobene Moment beziehen, als auf die damit verbundenen äußeren Zeichen der Anerkennung, ihren Besitz oder ihre Entbehrung. Namentlich in dem Gesichtskreis eines beschränkten Standes- und Kastengeistes, in der Pflege, die dieser einem Ehrenphantom widmet, fällt diesen Momenten häufig die einzig entscheidende oder wenigstens die Hauptrolle zu. Es handelt sich dann wirklich nur um ein „sogenanntes“ Ehrgefühl, um eine *Schein*-Ehre im Gegensatz zur positiven. Das treibende Moment ist nun nicht das innere Verlangen dem Vollbegriff der Berufsqualität, dem man mit Leib und Seele angehört, zu genügen, was über die Einzelexistenz, sie erweiternd hinaushebt, sondern es ist nur der Wunsch und das Bedürfniß, *äußerlich* durch Huldigungen und Ehrenbezeigungen über die Anderen hinausgehoben zu werden, einflußreicher wie sie dazustehen. So könnte man nun dazu kommen, die Rücksichtnahme auf solche, der Ehre gezollte Auszeichnungen prinzipiell als eine Beeinträchtigung der Reinheit des inneren Seelenwesens der Ehre zu verwerfen. Mit großem Unrecht indessen. Es handelt sich in der That nur darum, daß die Rücksichtnahme auf sie nicht zum einzig treibenden Motiv wird, keineswegs darum, daß ihr überhaupt der Zugang zum Innern des Menschen versperrt werde. Ganz im Gegentheil. Die Ehre, das Ehrgefühl wirken, auch völlig rein erhalten, also als positive Ehre, gerade darum so mächtig, so eingreifend, so naturwüchsig, weil sie im Stande sind, den idealen Momenten reale an die Seite zu stellen, die ganz Hand in Hand mit ihnen gehen, ganz den lebendigen Trieben angehören, wie jene dem sittlichen Wollen.

Wenn Körner dem lauen Patrioten als „Buben hinter dem Ofen“ schmähend zuruft:

> Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht!
> Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
> Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
> Und deutscher Wein erquickt dich nicht,

so ist der Appell an die lebendigen Triebe, die in dem gesunden Gefühl der Jugend für Liebe, Lied und Wein der Heimath erglühen sollen, gewiß ein ebenso mächtiger wie berechtigter Mahnruf.

Weil dem so ist, weil in der Ehre Aeußeres und Inneres in schöner Ausgleichung ihre Wirkung derart verstärken *können*, daß sie sich des ganzen Menschen zu bemächtigen, seinen ganzen Seinskreis auszufüllen vermögen, deshalb eben ist die weitere Wirkung, daß ein Leben durch Verletzung der Ehre zur unerträglichen Bürde werden kann, auch durchaus verständlich, ja eigentlich selbstverständlich. Schon das für die Ehre gewichtigste, wesentlichste und innerlichste Moment, das Bewußtsein Etwas gethan zu haben, was der Berufsangehörige — sei er wer er sei — seinem Vollbegriff nach niemals thun kann und darf, genügt dafür. Denn durch jede solche That scheidet der Thäter, vor dem Richterstuhl seines eigenen Bewußtseins, aus der Berufsqualität, der er angehörte, aus, indem er sich *unter* das moralische Niveau derselben herab begeben hat. Und es bedarf dann nur noch des von subjektiven Schätzungen abhängigen Eindrucks, daß diese Berufsqualität das Höchste umschließt, was für den Einzelnen überhaupt Werth und Bedeutung hat, um ihn den Entschluß fassen zu lassen, selbst auf Kosten seines Lebens, wenn es nicht anders geht, das verlorene moralische Niveau wiederzugewinnen, d. h. wie man zu sagen pflegt, seine Ehre wieder herzustellen, da das Leben außerhalb derselben und in Folge dessen außerhalb des Standes oder Wesens ihm werthlos erscheint.

Es unterliegt ja keinem begründeten Zweifel, daß der Inbegriff des männlichen Prinzips, sein einfachster, der natürlichen Wesensbeschaffenheit unmittelbar entsprechender Ausdruck vor Allem und über Allem *Festigkeit* ist. Damit hängt denn die bindende Kraft des fest zusichernden Manneswortes oder der darauf eingegangenen Verpflichtungen zusammen. Für sie ist der Vollbegriff des männlichen Wesens eingesetzt worden, sie gewinnen eben dadurch den Charakter des Ehrenworts, der Ehrenverpflichtungen, der Ehrenschulden. Wer sie nicht einlöst, hat sich dadurch formell von dem Vollbegriff des männlichen Wesens geschieden. Wie viel ihm derselbe aber dennoch werth ist, wie hoch er ihm steht, erweist er unzweifelhaft und in schlagender Kürze durch seinen Tod. Derselbe ist insofern ein Widerruf jener Scheidung. Daß der Widerruf nicht auch in anderer Weise, nicht auch durch die ganze spätere Lebensführung und Bewährung erfolgen *könne*, wird nur das beschränkteste Urtheil oder ein blinder Dünkel leugnen wollen. Nur erfolgt der Widerruf,

die Rehabilitirung dann nicht so unmittelbar, so Schlag auf Schlag.

Ich habe hier absichtlich, um ein leicht mögliches Mißverständniß meiner Worte zu vermeiden, auf den Vollbegriff und die Ehre des **Mannes**, nicht etwa auf eine soldatische oder Kavaliers-Ehre zurückgegriffen. Man darf bei diesem Gegenstand nie vergessen, daß die Ehre ja überhaupt ihrem Wesen nach nicht von einem einzelnen Stand gepachtet, sondern Eigenthum der Menschheit ist, in deren immer vollständigeren Besitz durch die allmähliche geschichtliche Umbildung der Standesehrbegriffe zu gelangen, sie bestimmt ist. Ueber dem wechselnden Inhalt derselben steht als Letztes die **Menschen-Würde**. Die meisten Menschen — das habe ich schon einmal betont —, falls sie die Würde überhaupt realisiren, treten dabei aus der lokal begrenzten Sphäre des Einzelwesens in seinem Beruf oder seiner Stellung nicht heraus. Sie realisiren demnach die Würde des Kriegers, des Beamten, des Familienvaters u. s. w., ohne diese von der Würde des Menschen, für die ihnen die bestimmte Auffassung lange nicht so faßlich ist, mit klarem Bewußtsein und Entschluß umrahmen und begrenzen zu lassen. Kommt dies aber zu Stande, realisirt der Mensch seine Berufswürde innerhalb seiner Menschenwürde, so erreicht er die höchsten Zielpunkte seiner sittlichen Ausbildung.

Julius Duboc.

Ein Ausflug nach Grasse.

Ich habe sagen hören, daß ein Aufenthalt an der Corniche eine Abschlagszahlung auf das Paradies sei. Dieser Gedanke muß sich in dem Kopfe eines nordischen Mannes eingestellt haben, denn wie hätte er diese Idee ausdrücken können, wenn nicht im Gegensatz zu den Erinnerungen einer anderen Welt? Sonne, Meer, Himmel, das Grün, Alles strahlt und glänzt im Monat Januar in bleibender Pracht. Keine Wolke, kein rauher Windhauch. Es ist ein Genuß für alle Sinne und das Wohlbefinden zieht durch alle Poren ein. Es scheint, als nähme die Glückseligkeit ihren Anfang; aber vielleicht erscheint sie auf die Länge der Zeit allzu gesichert. Man schließt die Augen und durch eine Spalte im Paradies wünscht man einen Winkel des Purgatoriums zu sehen. Was entbehrt man? Sollte die Natur nicht allen Bedürfnissen genügen? — nicht völlig! Wer der Kunst einen bedeutungsvollen Platz in seinem Leben zugewiesen hat — der Malerei beispielsweise — der findet, daß dieser Platz leer bleibt, und man weiß nicht, wie ihn ausfüllen. Soll man nach Italien ziehen und Genua zu erreichen suchen? Dazu bedarf es eines Entschlusses und einer Reise. Für jene, die müde sind, die göttliche Schöpfung zu Mentone, zu Nizza und zu Cannes zu betrachten, für sie gibt es einen kleineren Ausflug, wo man ein Menschenwerk bewundern kann, das der Reise wohl werth ist. Man muß bis Grasse gehen und in ein Haus einzudringen versuchen, dessen Treppe und einen Saal Fragonard mit Malereien geschmückt hat. Eine kleine Zweigbahn biegt aus Cannes ab, und in weniger als einer Stunde ist man in Grasse, einem niedlichen Städtchen, das wegen seines Parfums und seines Orangenwassers berühmt ist. Ich halte hier mit meiner Beschreibung inne, um nicht Bädeker's Südfrankreich den Rang abzulaufen, und ich beschränke mich auf ein Gebiet, das mir persönlich vertrauter ist.

Um in jenes Haus eindringen zu können, in dem ich Fragonard meine Huldigung darbringen wollte, bedarf es einer Erlaubnißkarte, und diese Gunst stellt Bädecker nicht allen seinen Lesern in Aussicht. Der öffentliche Garten, die Säule mit der Büste des Malers, das sind die einzigen Genüsse, die er ihnen zusichert, und sie haben nur Interesse, wenn man die Malereien Fragonard's gesehen hat, und wenn man dann wünscht, einige Zweige am Fuße der Büste aus Gerechtigkeitsgefühl niederzulegen. Allein ich habe kein Geheimniß zu enthüllen, wie man es anstellen soll, um die geheiligte Schwelle zu überschreiten, und ich will mich nur bemühen, so gut ich kann, davon zu berichten, was ich gesehen habe.

Fragonard ist zu Grasse im Jahre 1732 geboren. In Paris wurde er herangebildet, dort machte er sein Glück, er war im eigentlichen Sinne des Wortes der Maler der Madame du Barry. Der Hof war ihm allzu geneigt gewesen, als daß er demselben nicht hätte treu bleiben sollen. Als die Revolution Fragonard zu Grunde gerichtet hatte, und als er für seinen Kopf anfing besorgt zu werden, da faßte er den Entschluß, in seine Heimathstadt zu fliehen. In Grasse verbarg er sich, und da er nicht leben konnte ohne zu malen, so setzte er sich von Neuem an die Arbeit; er trug so den Dank ab für die Gastfreundschaft, die er genoß, und gleichzeitig lenkte er den Argwohn von sich ab. Wie fern waren doch jene Palais und jene Schlösser, deren Wände er früher geschmückt hatte; es war auch eine Art, die Erinnerung an jene wieder hervorzuzaubern, indem er einen Saal ausmalte, der das schönste Fürstenschloß hätte zieren können.

Freilich, das anspruchslose Gitterthor, vor dem wir zaghaft schellen, erinnert nicht an stolze Herrensitze; durch eine einfache Thür treten wir in das Treppenhaus von bescheidenen Verhältnissen. Während die Einlaßerlaubniß beschafft wird, können wir bereits unserem Vergnügen und unserer Bewunderung nachhängen. Schalkhaft hat Fragonard das Vorzimmer und die Treppe ausgemalt; er hat aus ihnen ein Atrium gemacht. Der Künstler hielt an seinen Erinnerungen fest; aber dann ein wenig aus Berechnung beschwor er auch das Bild des Alterthums hervor; vielleicht vertraute er allzufest auf die Bildung der Demokraten von Grasse. Er hatte in matten Farben Nischen in die Wände gewölbt, und diese mit Statuen von Göttern und großen Männern bevölkert, dazu die nothwendigen Attribute; das Ganze geeignet, als Werke der Plastik zu gelten und das Auge zu täuschen. Mit den Rutenbündeln der Lictoren und den phrygischen Mützen hatte er nicht gespart, und Schilder und Aexte hatte er aufgehäuft; wie hätte man ihm da die Bescheinigung guten Bürgersinnes vorenthalten sollen? Wären freilich seine Mitbürger gelehrter gewesen, so hätten sie vielleicht diese Beschwörung des Alterthums ehrfurchtslos gefunden; denn diese Minerva entbehrt der Hoheit, und wie könnte man sie ernst nehmen, da ihre Aegis, der versteinernde Kopf auf ihrem Schilde, die lieblichen und lächelnden Züge zeigt, deren Vorbild Boucher seinen Schülern geliefert hat. Mit vier Pinselstrichen hatte er zwei große runde Augen geschaffen, und der lächelnde Mund und die kleine gerade Nase erinnerten weit eher an eine Schönheit zu Trianon, als an eine Göttin des Olymps. Hätte aber die Treppe nicht auch die wilden Sansculotten in Vertrauen gewiegt, was hätten sie erst in jenem Saal gesagt, wenn man ihnen wie uns, die Thüren zu ihm geöffnet hätte! Nichts mehr von Rom, nichts mehr von der Republik! Wo sind wir eigentlich? Inmitten der Schäferidylle, in jenem idealen Lande, wo die Menschen schön sind, jung, in Seide gekleidet, wo die Bäume Blätter und Blumen tragen, wo das Glück Traum und Wirklichkeit ist. Der Kopf des Malers hätte wegen dieses Werkes große Gefahr laufen können; doch lassen wir diese Erinnerungen und weihen wir uns einzig dem Vergnügen zu sehen und zu bewundern, und suchen wir in der Geschichte nichts, als das Datum, wann diese Gemälde ausgeführt worden sind; die Geschichtsschreibung theilt uns mit, daß Fragonard gut ein Sechsziger war, als er diese sämmtlichen dekorativen Gemälde vollendete, ja selbst als er sie begonnen hat. Und welche Kraft und Jugendlichkeit noch in seinem Talent! Betrachten wir sie, so gut wir können; die Augenblicke sind gezählt, und wir haben nur zwei Augen.

Der Saal von mittlerem Umfang ist viereckig. Von zwei gegenüber liegenden Wänden ist die eine von zwei Fenstern, die andere von zwei Thüren durchbrochen; die anderen beiden Wände haben nur je eine Thür in der Mitte, so daß sie Raum für vier große Felder mit den Hauptwerken bilden. Wir betrachten diese zuletzt.

Zunächst ist man entzückt, ohne die Einzelheiten ins Auge zu fassen. In welch bezauberndes Gehölz haben wir uns verirrt? Wer wohnt hier? Hirten. Da ein Spiegel nicht vorhanden ist, warum sollten wir nicht glauben, daß auch wir Hirten geworden sind, wie sie? Allein diese Vorstellung ist für unser Genießen gar nicht nothwendig.

Das Gemälde zwischen den beiden Thüren an der Eingangswand ist nicht das interessanteste. Daran ist vielleicht der Stoff Schuld. Madame Dubary, denn wie man sagt, ist sie es, liegt von Schmerz überwältigt auf der Erde hingestreckt am Fuß einer Säule, die von einer Kugel, einer Art Graburne gekrönt ist. Sicherlich beweint sie ihren König. Die Landschaft ist nicht sehr ausgeführt, allein sie trägt zu der harmonischen Gesammtwirkung bei. Bewundernswerth auf dieser Seite und gegenüber zwischen den Thüren sind vier schmale Bilder, auf denen der Maler schöne Rosen gepflanzt hat, die ihre Ranken an einen zierlichen eisernen Balkon anlehnen. Die Blumen von zartem Rosa mit einfachen Blättern bilden mit einem Stückchen Himmel zusammen ein wohl abgestimmtes Ganze; diese Einrahmung von Thüren und Fenstern ist einzig in ihrer Art.

Ich muß eilen, um zu den vier Hauptscenen zu gelangen. Die Gestalten nehmen nicht an einer einheitlichen Handlung Theil: Liebe, Galanterie, Sträucher, Heckenrosen und Blumen; Watteau lieferte zuerst hierfür das Vorbild; Boucher gab es weiter, und Fragonard ist ihm gefolgt. Das erste Bild zur Rechten stellt eine junge Hirtin vor, die porträtirt wird; vielleicht hat desgleichen der Hirt neben ihr seine Pose für den Maler gewählt, von dem man nur das Profil sieht, und dessen Leinwand wir nicht betrachten können. Wie auf den anderen Bildern, so nimmt auch hier die dekorative Landschaft den größten Platz ein. Im Vordergrund erblickt man dunkele, bis in die Einzelheiten ausgeführte Bäume. Sie ziehen sich in das Gemälde hinein, immer von zarterer Färbung werdend, um schließlich harmonisch zusammen zu fließen mit dem durchsichtigen Blau des Himmels. Das Gehölz ist bevölkert mit verschiedenartigen Blumen und mit grauen Steinskulpturen; bald sieht man eine Bank, bald eine Statue, bald eine geborstene Säule. Wie reizend ist die Hirtin, die sich malen läßt, während sie über den Kopf des Hirten zu ihren Füßen einen Kranz, ganz aus Rosen ohne Blätter, hält. Wofür erkennt sie ihm einen Preis zu? Für Beständigkeit, für Zärtlichkeit, für Liebe? Das wollt' ich meinen; für Tugend? ich möchte es mir nicht vorstellen! Allein, was kommt es hierauf an; es ist eine Gruppe glücklicher Menschen, den einbegriffen, der sie betrachtet. Auf dem Bilde gegenüber nimmt die Architektur mit einem Monument in Form einer Pyramide einen großen Raum ein; die Gestalten sind ein wenig räthselhaft. Amor und Venus? ich nehme an, daß das ihre Namen sind. Sie sind inmitten einer Terrasse, die durch eine Balustrade begrenzt wird. Dort am Ende befindet sich eine Leiter, auf der ein Schäfer empor klimmt. Klimmt er empor oder hinab? Sein Mantel, von dunkelblauem Sammet, der trefflich gemalt ist, liegt auf der Balustrade. Hat er ihn soeben dort hingeworfen oder will er ihn von dort holen? Die Andeutungen genügen nicht. Könnte nicht die Hirtin und ihre Haltung uns belehren? Mit ihren großen offenen Augen und ihren ausgebreiteten Armen verräth sie sicherlich Entsetzen. Sie denkt nicht an ihr hübsches Kleid von weißer Seide mit gelblichen Reflexen. Was erschreckt sie? Er, der hinzuläuft, oder ein Unsichtbares, das jenen in die Flucht treibt? Ihre Blicke sind auf die Coulisse gerichtet .... das Wort ist mir entschlüpft; ich streiche es nicht aus. Coulisse? Und doch sind wir nicht im Theater. Wäre es doch so? Unsere unbewußte Empfindung leitete uns richtig. Die Gestalten sind konventionell, und was wir vor Augen haben, ist ein Kunstprodukt. Sollen die Liebenden gezüchtigt oder geschreckt werden? Wir gestehen, daß wir den Vorgang nicht kennen; sicher ist nur, daß das Gemälde erfreulich und der Maler hervorragend ist.

Die Szene des zweiten Gemäldes links nimmt uns nicht besonders in Anspruch. Ein junger Hirt, es ist nicht Paris, verfolgt, an der Hand eine Frau, eine Schaar junger Mädchen. Das vierte und letzte Bild zeigt uns Liebende, die ernsthafter beschäftigt sind. Das junge Mädchen sitzt mitten im Park auf einer geborstenen Säule, und sie hält in ihren Händen einen Brief, den ihr Schäfer über ihre Schulter hinweg liest. Zu ihren Füßen liegen Briefe gleicher Art verstreut; farbiges Papier und rosige Oblaten. Wieder ein kleines Räthsel Warum lasen sie nochmals die Briefe? Sicherlich handelt es sich nicht um die Briefschaften einer Rivalin. Dann wäre wenigstens die eine der beiden Gestalten verwirrt; aber beide machen das freundlichste und zärtlichste Gesicht von der Welt.

Meine Umschau wäre nicht vollständig, wenn ich nicht von den Supraporten reden wollte, die an sich vollendet sind, aber die mir nicht in einem besonders glücklichen Verhältniß zu den Hirten und Hirtinnen in halber Lebensgröße zu stehen scheinen. Es sind Amoretten, Kinder von natürlicher Größe, eines auf jeder Leinwand mit einer Taube als Begleiterin. Sie stellen die Jahreszeiten dar; nur das eine Kind verträgt sich schlecht mit seinem Vogel; es ist, wie ich meine, der Winter; die andern, Frühling, Sommer, Herbst leben mit den Tauben zusammen in liebender Vereinigung. Jedes Gemälde ist von entzückendem Lichte erhellt: rosig wie der Sonnenuntergang; Diamanten wie der Mittag, golbig wie die Morgenröthe. Diese Bilder sind vollendet.

Meine Beschreibung ist zu Ende. Sie zeigt, daß in diesen vier Wänden nur das Glück wohnt. Mag der Blick nach Rechts oder nach Links schweifen, man erschaut Glückliche, die jung und schön sind; Pflanzen, geschmückt mit duftenden Blumen, und strotzende Bäume, deren Laub die Sonne abhält. Wie ein Maßlieb könnte man die Gemälde fragen, und sie würden antworten: Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen; aber niemals würden sie sagen: Er liebt mich nicht.

In einem Winkel seines Gedächtnisses und auch seines Herzens hatte der verbannte Maler seine Vorbilder mit hinweggetragen, und er stellte sich vor, daß er die Mauern eines neuen Palastes verschönern wollte, wo Könige und Königinnen ihre Tage in Gold und Seide verbringen sollten. Ihm war die Kunst nie als etwas anderes denn als eine Freude für die Augen und als ein Zauber für die Phantasie erschienen. Die Griechen und die Römer, die Schilde und Schwerter trugen, und die David befehligte, sollten bald alle diese Schäfer und Schäferinnen in die Flucht jagen, ihre Gärten niederschlagen und ihre Marmorvasen umstoßen. Diese Exekution fand im Namen der Wahrheit statt; allein Fragonard blickte nicht in diese Zukunft, und als er seine Tage zu Grasse beendete, sagte er sich mit vollem Recht: „Ich weiß nicht, ob meine Urenkel mich einen großen Maler nennen werden; aber leugnen können sie nicht, daß ich groß als Dekorateur gewesen bin."

Und wirklich, wie soll man die Regeln der dekorativen Malerei besser anwenden? Das erste Gesetz ist, das Auge zu entzücken und dem Geiste nur angenehme Gedanken vorzugaukeln. Die Wände müssen offene Fenster sein, die in das Blaue hinausführen. Wie verführerisch muß der Müßiggang im Saale zu Grasse sein! Behaglich ausgestreckt, träumt der Bewohner vor jedem Gemälde. Wie ich dargethan habe, blickt man überall auf ein leichtes Geheimniß, das der Betrachter zu ahnen sucht. Diese Hirten, die seine Gesellschaft geworden sind, werden ihm niemals ihr Geheimniß verrathen. Aber sie sind auch nicht empfindlich und werden nicht ärgerlich sein, wenn man sie während einiger Tage vernachlässigt. Kann man noch mehr von einer Umgebung verlangen, mit der man das Leben verbringen soll, als daß sie uns an jedem Morgen in gute Stimmung setzt und uns am Abend sagt: Auf Wiedersehen, Morgen, ohne jemals das Wort zu brechen? Dies Wunder hat Fragonard zu Stande gebracht; er hat das Glück für Jahre in ein Bauer gesteckt; glücklich die, welche sich auch in diesem Vogelhaus befinden!

Arthur Baignères.

Theater.

Königliches Schauspielhaus: Verlorene Liebesmüh. Komödie in 3 Aufzügen von Shakespeare. In neuer Uebersetzung und Bühnenbearbeitung von Rudolph Genée. — Lessing-Theater: Eine alltägliche Geschichte. Schauspiel in 3 Akten von Giuseppe Costetti.

Ein freundlicher Zufall hat im Repertoire der Hofbühne die beiden Werke neben einander gestellt, die, etwa den Anfang und das Ende der dichterischen Thätigkeit Shakespeares bezeichnend, das gleiche Thema künstlerisch behandeln. Mit mildem Spott geißelt der noch nicht dreißigjährige Dichter der Verlorenen Liebesmüh die Auswüchse einer schulmeisterhaften Scholastik und der kränklich koketten Ziererei weist er den Weg zu gesunder Natürlichkeit; zwei Jahrzehnte später aber preist er den Geist, der aus eigener Kraft die primitiven Calibans zu Boden zwingt und die moralische Rechtsordnung wiederherstellt. Carlyle hat von Shakespeare gesagt: „Seine Dramen sind Produkte der Natur, so tief wie die Natur selbst. Es ist der größte Lohn der Natur für eine einfache, wahre, große Seele, daß sie selbst ein Theil der Natur wird". Und so darf man sagen: es ist der Sohn, der mit der Mutter abrechnet, wenn der junge Shakespeare aus der verschnörkelten Gespreiztheit der Lilyzeit zu fröhlicher Natürlichkeit flüchtet, um als gereifter Mann naturalistischen Utopien und kanibalischen Gelüsten die Verherrlichung menschlicher Intelligenz entgegenzusetzen. Die „verzweifelte Objektivität" des naturfrommen Dichters muß jedem offenbar werden, der das Jugendlustspiel mit dem Schwanengesang vom „Sturm" vergleicht; nur ein großer, innerlich freier und weitherziger Mensch vermochte den Kreis zu schließen, der vom Triumph des bummischlauen Bauern Schädel zum Siege des geistgewaltigen Prospero führt, von der heiteren Ironisirung asketischer Thorheit bis zur Nichtigkeitserklärung eines fabelhaft kommunistischen Naturstaates im Sinne des Morus.

Fast ausnahmslos hat sich die Tageskritik in dem Spruch vereint, das Lustspiel „Verlorene Liebesmüh" sei in seiner kindlichen Harmlosigkeit veraltet und für die Bühne nicht mehr zu retten. Das Urtheil klingt glaubwürdig: in drei Jahrhunderten kann ein leichtes Phantasiespiel am Ende Frische und Duft verlieren; und da selbst der shakespearegläubige Gervinus vor diesem Stück erklärt hat, die Ueberladung mit Witz lasse ihn der komischen Wirkungen nicht froh werden, durfte man ohne große Erwartungen der Aufführung entgegensehen. Meine Enttäuschung war die erfreulichste: anstatt einer literarischen Kuriosität, die man mit kräftigem Vergnügen hinunterzwingt, fand ich ein frisches Theaterstück, dessen sprudelnde Lust den Staub der Zeiten kaum gestreift hat; und wenn man nach der äußeren Stimmung des Hauses urtheilen darf, muß es wohl Manchem so ergangen sein, der in den Morgenblättern schrecklich viel gelesen hatte.

Die Klage über die Harmlosigkeit eines Stückes, das sich, ohne durch Handlungsreichthum oder durch tiefer dringende Charakteristik zu fesseln, in erster Reihe als eine milde moralische und literarische Satire gibt, ist ganz besonders bezeichnend für den berliner Theatergeschmack von heute. Ein harmloser — d. h. ein wermuthloser — Genuß wird, als ein kindliches oder gar kindisches Vergnügen, vornehm verschmäht; die Raffinirtheit eines mit zunehmender Schnelle dekadirenden Kunstgeschmackes verlangt pikante Bissen, grelle Farben, brutale Effekte, aufwühlenden Erregungsgenuß; die gefällige Grazie, die auf leichten Flügeln durch Shakespeares Lustspiele wie durch Mozarts Opern gaukelt, findet kaum nach Verständniß bei jenen tonangebenden Geistern, denen man in passender Variirung des berühmten Wortes Herders zurufen möchte: Wagner und Ibsen haben euch ganz verdorben! Man will nicht mehr gemächlich zuhören in unseren Theatern, an dem feinen Spiel einer phantastischen Laune sich nicht mehr genug sein lassen und ein Abend, der mit der Empfindung anmuthigen Frohsinns abschließt, gilt als verloren. Der aufmerksame Beobachter kann es sich nicht verhehlen: die neuesten Bestrebungen der erdigen Literatur haben auf unser „maßgebendes" Publikum bereits gewirkt; zunächst freilich nur zerstörend. Egmont langweilt und wird von kritischen Mandarinen für unaufführbar erklärt; den Sturm erretten nur die überreichlichen opernhaften Zuthaten einer überladenden Dekorationskunst und Verlorene Liebesmüh erscheint wie eine Kinderkomödie. Mögen blinde Priester des neuen Glaubens sich dieses destruktiven Erfolges freuen, der, wie andere Modenarbeiten auch, vergänglich sein wird; wir vertrösten uns, mit Goethe, auf bessere Tage eines reineren Kunstempfindens: was schiert uns der berliner Bann, Geschmäcklerpfaffenwesen?

Unter diesen Umständen würde sich einem Werk, das ohne äußeren Prunk die harmlose Natürlichkeit feiert, augenblicklich kaum eine Aussicht auf dauernden Erfolg eröffnen, wenn nicht das oft und gewiß nicht grundlos verspottete Schauspielhauspublikum neben den schlechten auch die guten Eigenschaften eines altmodischen Philisteriums bewahrt hätte. Nur im Schauspielhause findet man noch jene Bildungsenthusiasten, die ihr abgegriffenes Bändchen Schiller oder Shakespeare mit ins Theater bringen, um das Gehörte im Zwischenakt eifrig nachzulesen; nur hier begegnet Tassos Klage, Iphigeniens Sehnen nach gläubigen, geduldigen Gemüthern. Mit dem Verständniß mag es freilich nur so so bestellt sein; aber die Empfindung ist da und die Begeisterungsfähigkeit, zwei kostbare Güter, die der Verständigen Verstande oft genug verloren sind. Darum rechne ich es dem jetzigen Direktor Otto Devrient zum Verdienst an, daß er sich zunächst um die Vervollständigung des klassischen Repertoires bemüht zeigt, während sein langsamer Vorgänger nach interessanten Novitäten haschte. Der „Frau vom Meere" und der blutarmen „Natalie" von Turgenjew öffnen sich bereitwillig alle berliner Bühnen; der Kultus der großen Menschheitsdichter drängt sich der nicht auf Gelderwerb angewiesenen Hofbühne als eine Ehrenpflicht auf. Gewiß geht es auf die Dauer nicht ohne frischgebackenes Brod; aber nur der moderne Grundsatz der Arbeitstheilung kann unsere beängstigend zahlreichen Theater vor beständigen Irrungen und Wirrungen bewahren.

Herr Rudolph Genée hat mit seiner Uebersetzung und Bearbeitung von „Verlorene Liebesmüh"*) eine — von geringfügigen Ausstellungen abgesehen — vortreffliche Arbeit geliefert. Er hat sich nicht damit begnügt, die schwer verständliche Akteintheilung des Originals umzuwerfen und die ersten drei Aufzüge durch geschickte und diskrete Einschaltungen in einen einzigen zusammenzuziehen; er hat auch alles ausgetilgt, was zeitlich war und heute nur noch literarhistorischer Gourmandise verständlich wäre: den mitunter rabelaisschen Witz der französischen Damen, die Parodie des Lilyschen Lustspieltons und das damit zusammenhängende Ueberwuchern spitziger Wortfechterei. Auch möchte ich ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er die Todesbotschaft, die am Schluß den tollen Spaß durchbricht, zu einer minder bestimmten Trauerpost umgemildert hat; unser feineres, sentimentalischer Regung leichter zugängliches Gefühl würde sich der Tochter entfremden, die unmittelbar nach der Nachricht vom Tode des Vaters noch Lust an Scherzen und am Liebeständeln hat. Schlimmer erscheint es mir, daß die Prinzessin ihre poetische Verdammung der Ruhmsucht verloren hat, denn hier ist ein Hauptgedanke der Dichtung beeinträchtigt. Eitle Ruhmbegierde ist es, die den jungen König und die Genossen seines Schwurs zu dem Entschlusse führt, sich durch drei Jahre fastend und wachend zu kasteien und statt der Frauen tote Bücher zu lieben; diese unnatürliche Eitelkeit wird bei den Liebesrittern wie bei ihrer Karrikatur, dem frühesten Don Quixote, Adriano de Armado, zu Schanden vor dem ersten Frauenauge; und mit gutem Bedacht hat der Dichter deshalb seiner klugen Heldin, die sofort die Nichtigkeit der klösterlichen Brüderschaft durchschaut, jene Worte in den Mund gelegt, mit denen sie — in der ersten Szene des dritten Aktes — den Festjubel durchbricht:

*) A. Hofmann und Comp., Berlin 1887.

„Unleugbar ist's, und die Erfahrung lehrt,
Wie Ruhmsucht zum Verbrechen sich entehrt;
Um Lob und Preis, um nichtige Erscheinung
Entsagen wir des Herzens bess'rer Meinung."

Diese Verse korrespondiren mit den ruhmredigen Worten des Königs aus dem ersten Akte und sie schlagen in leichtem Vorübergleiten flüchtig ein Thema an, das in den späteren Charaktertragödien und in den Historiendramen des Dichters so häufig herrschend wiederklingt. Wird dort zumeist die inmitten einer „schlaffen Friedenszeit" die Formen gewissenlosen Uebermuthes annehmende Ueberkraft einer starken Persönlichkeit in ihrem Entstehen und in ihrer Vernichtung vorgeführt, so knallt hier des gentle Willie lustige Narrenpeitsche über die Menschenschwachheit echter und falscher Nazarener hin und die Eitelkeit des bettelhaften Bramarbas, der eine Kavaliersparole im Munde, aber kein Hemd auf dem Leibe hat, kommt nicht besser weg als der grammatische Dünkel der pedantischen Buchgelehrsamkeit. Selbst des Dichters Liebling Biron wird mit seinem stachetigen Witz auf ein Jahr ins Spital verwiesen, um bei sprachlosen Kranken Nachsicht zu lernen und duldsame Menschenliebe. Es ist dieselbe Kurmethode, der Prospero seine Heilung dankt, und wie auf den Sturm sonnige Heiterkeit folgt, so löst sich auch der höfisch gezierte Liebesspuk in die einfachen Klänge einer „gemeinen Volksweise" auf. Nur ungern vermißt man am Schluß das Lied von Susanna, die das Würzbier braut; haben es doch die beiden gelahrten Männer zusammengeschmiedet, in denen die noch lange nicht ausgestorbene Zunft verspottet ward, „so da issel des Papieres und trinket der Tinte."

Shakespeare hat sich wiederum als der beste Erzieher der Schauspieler bewährt: eine gleich vortreffliche Aufführung hat die Hofbühne lange nicht gesehen. Starke Talente wie Fräulein Conrad und Herr Vollmer entfalten sich hier frei und selbst die akademische Nüchternheit des Herrn Grube findet vor der außergewöhnlichen Aufgabe des grotesken Armadaritters den Muth zu phantastischer Karrikatur. Der Darsteller wie der Zuschauer einbildnerische Kraft macht der Dichter frei und beide Theile scheiden gestärkt und heiter angeregt aus seiner lustigen Welt.

Wie eng die Beziehungen der dramatischen Dichtung zur reproduzirenden Schauspielkunst sind, konnte man am letzten Novitätenabend des „Lessing-Theaters" recht deutlich erkennen. Die geschraubte Grandezza eines unwahren und kunstlosen Sensationsstückes verführte selbst sonst tüchtige Schauspieler zu hohlem Phrasiren und übertreibendem Geberdenspiel.

In diesem Stück — „Eine alltägliche Geschichte" von Giuseppe Costetti — handelt es sich um einen Ehebruch und der Verfasser, der alte und neue französische Muster mit erstaunlicher Skrupellosigkeit benutzt hat, stellt allen Ernstes eine Art von Ehemännerkatechismus auf, mit genauen Regeln für alle Unfälle. Das ist überwältigend komisch; noch lustiger aber ist die Art, wie der Ehebruchgesetzgeber im eigenen Falle handelt. Paragraph 45 des italienischen Postgesetzes bestimmt, daß alle Briefe mit unvollständiger oder unleserlicher Adresse zunächst einige Zeit auf dem Postamt bewahrt, nach Ablauf der gesetzlichen Frist aber geöffnet und dem Absender zurückgestellt werden müssen. Bei diesem Anlaß vollzieht sich dann eine etwa fünf Minuten dauernde Ceremonie: Fragen werden gestellt, Höflichkeiten ausgetauscht, ein Protokoll wird unterschrieben. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege erfährt denn nun, dieweil er gerade speisen will, der Herzog von Trezzo, daß seine schöne Gemahlin ihn mit seinem besten Freunde betrügt. Warum sie das thut? Ich weiß nicht. Thatsächlich liebt sie nicht den illegitimen Freund, sondern den legitimen Gatten. Dieser aber blättert in seinem Katechismus und findet da den Fall 3: Liebst du die Ehebrecherin nicht, oder nicht mehr, so jage sie mitsammt ihrem Genossen fort. Das geschieht denn auch; aber der edle Herzog entscheidet sich in diesem persönlichen Falle noch für ein kleines Amendement: durch zwei lange Akte quält er die Ehebrecher erst halbtot, bevor er ihnen endlich die Thür weist.

In dieser Form erinnert das Stück an die sinnigen Hahnenkämpfe und ähnliche romanische Volksbelustigungen; aber nicht der italienische Autor, sondern der deutsche Bearbeiter, Herr Sonnenthal in Wien, hat diese Folterkomödie erfunden. Im Original kommt dem Herzog die Erkenntniß seines Eheschadens erst im letzten Augenblick und so übt er sein Marterwerk mindestens unbewußt. Die Rohheit der Vorgänge wird dadurch gemildert und das fürchterliche Vomitiv, das dennoch dem Laster verschrieben wird, mag tugendsamen Herzen moralische Anerkennung ablocken. Künstlerisch werthlos bleibt das Stück in jeder Gestalt, weil es mit rein äußerlichen Mitteln ein Rechnenexempel zu lösen versucht, dessen benannte Faktoren wir nimmermehr für Menschen zu halten vermögen. Und für ein spannendes Kunststück ist die Technik des Signor Costetti denn doch zu plump und grob. So hat die Aufführung dieser Brieftragoedie eigentlich nur die Ueberlegenheit der deutschen über die italienische Postgesetzgebung bewiesen. Aber die größere Einfachheit im Verfahren bei unbestellbaren Briefen wird mindestens ausgeglichen durch Costettis prompte Rechtsprechung in ehelichen Unfallssachen.

M. Kent.

Marie Ebner: Unsühnbar. Berlin. 1890. Gebr. Paetel.

Baronin Marie von Ebner-Eschenbach erreicht in Kurzem ihr 60. Lebensjahr. Schon heute rüstet die große Gemeinde der Dichterin zur Feier dieses Tages. Nach echter Künstler-Art bereitet aber Marie Ebner sich und Anderen selbst das schönste Fest. Ihre Aphorismen, ein Schatz von Spruch- und Lebensweisheit, erscheinen in dritter Auflage, um ein fünftes Hundert Kernsätze vermehrt. Und ihre neueste Erzählung Unsühnbar ist ein litterarisches und gesellschaftliches Ereigniß. Das Hauptmotiv beruht auf einer wahren Geschichte. Eine Dame des österreichischen Hochadels erklärte nach dem Tode ihres Gemahls, daß der nach der gesetzlichen Erbfolge zum Antritt des fürstlichen Majorats berufene Knabe nicht der Sohn ihres Eheherrn sei: ihre Wahrheitsliebe verbiete ihr, dem Verewigten über das Grab hinaus Unrecht zu thun: die Pflicht, ihren Fehler zu sühnen, stehe ihr höher, als die Eitelkeit, oder falsche Scham, ihre Stellung in der Welt zu behaupten. Diese Fabel hätte einem Paul Heyse vielleicht Anlaß zu einer knappen Muster-Novelle geboten: er hätte die seltsame Begebenheit, den phänomenalen Fall künstlerisch überzeugend vergegenwärtigt. Marie Ebner wählt einen breiteren Rahmen und eine härtere Moral. Sie erklärt und begreift gleichfalls Alles. Tief sittlich behandelt sie aber vor Allem das ethische Problem, dessen tragische Lösung bei unserer Dichterin gleicherweise als Gebot der poetischen Gerechtigkeit, wie der Naturnothwendigkeit erscheint. Der Ausgestaltung des Hauptmotivs ist die Charakteristik aller Figuren, der pathetischen, wie der humoristischen, ebenbürtig. Selbst nach dem „Freiherrn von Gemperlein", der Božena", der „Spatzgräfin", dem „Waldfräulein" u. s. w. überrascht diese Fülle von Musterbildnissen: die Charakterköpfe der österreichischen Aristokratie sind kaum jemals zuvor so scharf und streng, gewiß von Niemandem lebensvoller und aufrichtiger verfestigt worden, als in „Unsühnbar". Bei allem Wahrheits-Fanatismus hat sich Marie Ebner aber die menschenfreundlichste Milde, den barmherzigsten Sinn gewahrt: das schöne Wort des wackersten Mannes unserer Erzählung, Graf Hermann Dornach, ist wohl auch ihr Glaubensbekenntniß „Ungeliebt durchs Leben gehen, ist mehr als Mißgeschick, ist Schuld". So fühlt und leidet sie mit ihrer „gefallenen Heiligen": und beirrt durch Empfindsamkeit oder Sophistik erkennt sie jedoch mit ihrer Heldin, daß ihr Schicksal nur durch den Tod entsühnt werden kann. Die geniale sinnverwirrende Vision vom „Ocean des Leidens" (II 31/2) findet ihr klärendes Gegenstück in dem schlichten Vermächtnißwort der Sterbenden: „Gut sein ist Glück." — Der soziale Zug, welcher die frühere Meisterschöpfung von Marie Ebner: „Das Gemeindekind" durchwaltete, fehlt nicht ganz in „Unsühnbar". In den Bauerngesichtern der Einwohner ihres Herrensitzes liest die Heldin „den Ausdruck eines geheimnißvollen, eines ererbten Leids. Und in ihr erwachte der Gedanke: „Was Dich da anruft mit stummer und unbewußter Klage, das ist die nach Erlösung ringende, ewige Dienstbarkeit. Wie die Herren, so die Knechte. Ohne ihre harte Arbeit keine Ruhe für uns, kein Genuß, nicht Kunst, nicht Wissenschaft. . . ." Und mit demselben Scharfblick schaut und schildert sie ein andermal „die paar hundert Menschen, von denen die

wahre große Welt ausgemacht wird, — Blüthe des Adels, Häupter und Angehörige uralter Geschlechter, die ihr Blut rein erhalten hatten von jeder Vermischung mit den nicht Ebenbürtigen". Hoch und Niedrig kennt unsere Dichterin, Gipfel und Abgründe des Lebens. Möge ihr Kraft und Lust beschieden sein, uns, wie sie sich vorgesetzt, die Geschichte der armen Dienstmagd zu geben, deren ungerechte Tortur Maria Theresia zur Milderung der grausamen Kriminaljustiz bestimmte. Möge sie aber auch nicht säumen, uns die Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens aufzuzeichnen, in dessen Verlauf die Tochter des gräflich Dubsky'schen Hauses zur ersten lebenden deutschen Erzählerin emporwuchs. Dies Urtheil entspringt nicht landsmannschaftlicher Vorliebe: vor zwei Jahren schalt ein krittlicher Schulgelehrter in Gegenwart Gottfried Keller's über den kläglichen Zustand unserer heutigen deutschen Litteratur. Paul Schlenther warf schüchtern ein: „das ‚Gemeindekind' der Ebner sei doch eine Leistung." „Ach, ja", erwiderte der gestrenge Kunstrichter, „das Gemeindekind ist wirklich ganz nett. . . ." „Das ist nicht nett" — unterbrach Gottfried Keller bestimmt — „das ist gut!" Marie Ebner darf auf dies Wort so stolz sein, wie ihre Freundin Betty Paoli auf den Lobspruch Grillparzer's, der sie den besten Lyriker Oesterreichs nannte. Marie Ebner gesellt einem herrlichen Frauengemüth einen starken, männlichen Geist. Sie ist und bleibt ein Stolz und Trost ihrer Heimath und ihrer Kunst.

—m.

Zu Sybel's Darstellung der Neuenburger Verwicklung. Von Dr. Wilhelm Oechsli, Professor am Eidgenössischen Polytechnikum. Zürich 1890. Friedrich Schultheß.

Die Hoffnung, welche ich kürzlich bei der Anzeige von Sybel's Begründung des Deutschen Reiches*) aussprach, daß da, wo die Darstellung allzu einseitig ausgefallen sei, Ergänzungen von der Gegenseite nicht ausbleiben würden, wird zuerst an einem Punkte erfüllt, der allerdings mehr der Peripherie des Werkes angehört. Herr Professor Oechsli in Zürich unterzieht die zwanzig Seiten des zweiten Bandes, welche sich mit der Neuenburger Verwicklung beschäftigen, einer eingehenden Kritik und kommt zu dem Ergebniß, daß Herr von Sybel die Schweiz nicht mit Unparteilichkeit beurtheilt, sondern von dem Verhalten des Schweizervolkes und seiner Behörden ein Bild entworfen habe, das eine bloße Karrikatur sei. Insbesondere führt er die Behauptung, daß die besiegten Royalisten durch Masseneinquartirung an den Bettelstab gebracht seien, auf royalistische Legenden und Zeitungslügen zurück; widerlegt Sybel's Andeutung, als ob nur die radikale Partei den Widerstand gegen Preußen zu Wege gebracht habe, indem er zeigt, daß alle Parteien einig gewesen seien; stellt als das bestimmende Motiv, welches den Bundesrath veranlaßte, die Auslieferung der Gefangenen vor Preußens Verzicht zu verweigern, die verständige Erwägung hin, daß man das glücklich gewonnene Pfand nicht vorzeitig aus der Hand lassen dürfe; erweist die Berechtigung dieser Vorsicht durch die Unannehmbarkeit der Bedingungen, an welche der König seinen Verzicht zu knüpfen gedachte; bestreitet die Behauptung, daß die schweizer Behörden schließlich nachgegeben hätten, weil die Kriegslust der Bevölkerung vor den preußischen Drohungen in sich zusammengesunken sei, und zeigt, daß der Bundesrath auch in diesem letzten Stadium die Ehre und Würde der Schweiz vollkommen gewahrt habe. Man wird diesen Ausführungen fast durchweg beistimmen müssen, dabei aber doch der Ansicht sein können, daß Herrn Oechsli's schweizerischer Patriotismus einige Stellen wohl etwas gar zu empfindlich aufgefaßt, besonders aber die Thatsache nicht genügend gewürdigt hat, daß auch in Herrn von Sybel's Darstellung die Haltung der schweizer Behörden doch ungleich sympathischer erscheint als die des preußischen Königs. Wenn dieser Eindruck durch eine gewisse ironisirende Behandlung der „Söhne Tell's und Winkelried's" hat abgeschwächt werden sollen, so ist das allerdings nicht zu rechtfertigen; aber es ist auch nicht von großer Wirkung, und der unbefangene deutsche Leser wird, so dankbar er die thatsächlichen Berichtigungen Oechsli's registrirt, doch kaum finden, daß die falschen Striche, welche Sybel's Zeichnung aufweist, das Gesammtbild wesentlich beeinträchtigt haben.

Constantin Bulle.

*) Vgl. „Nation" VII. Nr. 28.

Führende Geister. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Dresden, L. Ehlermann.

Herr Dr. Bettelheim, der den Lesern der Nation kein Fremder ist, hat unter dem obigen Titel ein litterarisches Unternehmen ins Leben gerufen, das zunächst unsere nationalen Dichter und Denker, dann aber auch „die besten Männer aller Zeiten und Völker" in einzelnen abgeschlossenen Biographien zu schildern sich vorgesteckt hat. Ein kleiner handlicher Band von jedesmal 10—12 Bogen wird der einzelnen Gestalt gewidmet sein; und die Schilderung der einzelnen Persönlichkeit hat eine Reihe von Männern übernommen, deren Name dafür bürgt, daß eine tief eindringende, wissenschaftliche Beherrschung des Stoffes sich mit der Fähigkeit künstlerisch plastischer Schilderung verknüpft. Bettelheim selbst wird ein Bild Anzengrubers entwerfen, den er so gut kennt, und für den er je tapfer gekämpft hat; Adolf Wilbrandt hat Hölderlin und Fritz Reuter sich vorbehalten; Alois Brandl schreibt über Shakespeare; dann sollen Biographien von Hans Sachs, Uhland und Vischer folgen.

Wir glauben, daß der Gedanke, der in diesem Unternehmen zum Ausdruck kommt, ein gesunder und triebkräftiger ist. In Deutschland haben wir nur eine ganz kleine Anzahl von Biographien, die, weil sie gleichzeitig wissenschaftlich-werthvoll und formvollendet sind, einen größeren Leserkreis sich erobert haben, und die so ein wirkungsvolles Mittel geworden sind, die großen Gestalten der Vergangenheit dem modernen Geschlecht unter die Augen zu rücken. In England, in Amerika, in Frankreich ist das anders; dort kennen wir eine ganze Reihe von Unternehmungen, die entweder eine gleich umfassende Aufgabe wie das Bettelheimsche sich gesteckt haben, oder die sich auf ein einzelnes Gebiet beschränken und entweder die großen nationalen Staatsmänner, oder die Nationalökonomen, die Philosophen, oder die Dichter und so fort in genußvoller und doch auch vor dem kritischen Kenner bestehender Darstellung vorführen. Daß diese Lücke bei uns ausgefüllt werden soll, ist erfreulich; und auch in dem Punkte halten wir das Programm für glücklich, daß der einzelne gut ausgestattete Band für den niedrigen Preis von 2 Mark zu haben sein wird. Die Möglichkeit ist nunmehr geboten, daß weite Kreise sich von ersten Schriftstellern das Leben der Geisteshelden unserer Kultur erzählen lassen können.

Bisher ist in der Sammlung Walther von der Vogelweide von Anton E. Schönbach erschienen. Wir werden auf diese Biographie noch eingehender zurückzukommen haben.

—n.

John Grand-Carteret: J. J. Rousseau jugé par les Français d'aujourd'hui. Avec 11 gravures hors texte. Paris. 1890. Perrin. 8°. (6 francs.)

Merkwürdiger und doch nicht unbegreiflicher Weise fehlt es in Frankreich bis zur Stunde an einer sachlichen, erschöpfenden Rousseau-Biographie. Die Arbeit von Musset-Pathay ist besser gemeint, als gerathen; Saint Marc-Girardin's Buch ein von einem widerstrebenden Geiste gewagter Versuch unbefangener Würdigung. Sein Leben wie seine Lehre ist nach wie vor dem Parteigezänk preisgegeben. Man hört wenig gerechte Urtheile. Ein Essay, den uns Cherbuliez versprach, eine neue vollständige Ausgabe, die Brunetière ins Leben rufen wollte, lassen auf sich warten. Die abfälligen Aeußerungen von Taine und seinen Leuten wirken auch nicht förderlich für die Bestrebungen der Parteigänger Rousseau's. Die deutschen Studien von Brockerhoff und Jansen sind nicht nach Verdienst ausgebeutet: Michelet's Winke, Rousseau's Vorgänger und Meister aufzuspüren, kaum beachtet, geschweige verwirklicht worden. Eine Charakteristik, wie sie kürzlich Faguet in seinem Dix-huitième siècle gab, zeigt in ihrer kritischen Vortrefflichkeit erst recht, wie lebendig Rousseau heute noch gemacht werden kann und soll. — Das Sammelwerk Carteret's hat nicht den Ehrgeiz, in diese Lücke einzutreten. Es ist nach seinem eigenen Ausdruck ein „Rousseauanum", Stimmen von Daudet, Mézières, Jules Simon, Pougin und vielen Anderen über Rousseau als Dichter, Sozialpolitiker, Musiker u. s. w., Gutachten von Aerzten über seine Gemüthszustände, die, nebenher gesagt, kürzlich der Psychiater Möbius in einer besonderen Schrift „J. J. Rousseau's Krankheitsgeschichte (Leipzig, 1890, Vogel)" behandelt hat, Verse und Prunkreden, viel Schaum und nicht allzuviel ernste, nachhaltige Belehrung. Geschmackvoll sind die Bilder: am hübschesten die aus dem XVIII. Jahrhundert herübergenommenen Musikbeilagen, welche moderne Zeichner gefallsam umrahmten.

[illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW, Beuthstraße 8.

Nr. 35. Berlin, den 31. Mai 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser ist bei einer Ausfahrt in Potsdam vom Wagen herabgeschleudert worden und hat sich hierbei eine Verletzung des Fußes zugezogen. Glücklicherweise ist der leichten Verwundung eine ernstere Bedeutung nicht beizumessen.

Der Berliner Stadtverwaltung hat der Monarch angezeigt, daß er seinem edlen Vater selbst ein Denkmal in der Reichshauptstadt setzen wolle; er lehnt daher dankend das Anerbieten ab, das von der Stadt ausgegangen war und bezweckte, dem Verblichenen aus kommunalen Mitteln ein Standbild zu errichten. Die Berliner Bürger hätten es gewiß gern gesehen, wenn es ihnen verstattet gewesen wäre, in würdiger, bleibender Form ihrer Liebe zu Kaiser Friedrich vor der Nachwelt Ausdruck zu geben.

An Stelle des verstorbenen Herrn von Dechend ist zum Präsidenten der Reichsbank Dr. Koch bestimmt worden. Herr Dr. Koch, der ursprünglich Jurist gewesen ist, war bisher Vicepräsident am nämlichen Institut, und ist daher vertraut mit dem Wirkungskreis, den auszufüllen ihm jetzt obliegt.

Auf dem Abgeordnetentage des Deutschen Kriegerbundes in Dortmund ist es zu einer Entscheidung gekommen, die eine gewisse Tragweite hat. Als der Chemnitzer Kriegerverein den Antrag stellte, daß Sozialdemokraten aus dem Bunde auszuschließen seien, setzte der Vorsitzende dieses Thema von der Tagesordnung ab, und mit Recht, denn, da es den Kriegervereinen verboten ist, als solche Politik zu treiben, so sollten sie auch nicht zu erörtern haben, ob ein Sozialdemokrat ausschließlich seiner politischen Gesinnung wegen auszustoßen sei. Formell war also das Verhalten des Vorsitzenden durchaus sachgemäß; aber wir möchten seine Stellungnahme dem Antrag gegenüber nicht allein durch rein äußerlich formale Bedenken beeinflußt erachten; zum wenigsten kann man sagen, daß jene Auffassung, die sich an den Buchstaben anklammert, doch zugleich einen geistigen Kern birgt.

Dem hinter uns liegenden Bismarck'schen Zeitabschnitt war die Zersetzung der Nation, die Absonderungssucht und Verhetzung eines Theiles gegen den anderen eigenthümlich; heute sind jene geschäftigen Hände etwas erlahmt, die nichts besseres zu thun wußten als Haß zu säen, und die Herrschaft ihres Patrones auf die allgemeine Verhetzung zu gründen. An den verschiedensten Stellen zeigt sich das Bestreben, mit diesen Praktiken aufzuräumen; und wenn den sachlichen Gegensätzen auch ihre volle Schärfe, der Natur der Dinge nach bleiben muß, so doch jene freundlichen Münder zu schließen, die aus angeborener, unbewußter Neigung, aus Pharisäerthum, aus Uebereifer oder aus politischer Privatspekulation neue lustig flackernde Feuer zu entzünden belieben. Die Gegensätze, die das deutsche Leben durchfurchen, sind gerade stark genug, so daß Alles beseitigt werden muß, was ohne Noth alte Scheidungen offenhält, oder neue geflissentlich hervorruft.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, messen wir auch dem Vorgang in Dortmund eine gewisse Bedeutung bei, die man ableugnen mag, aber die uns doch, aus den Thatsachen selbst sprechend, darzuthun scheint, daß das deutsche Volk zu der Einsicht gekommen ist, eine gedeihliche Entwicklung ist bei aller prinzipiellen Festigkeit ohne eine verständige Toleranz nicht möglich. Und dem Kriegerbunde war es noch besonders leicht, den Werth der Intoleranz in seiner vollen und schlimmen Bedeutung erkennen zu können. Aus Chemnitz stammte der Antrag gegen die Sozialisten, und Sachsen mit seinen Verhetzungen und seinen Verfolgungen der Sozialdemokraten ist gerade das klassische Land dieser extremen Parteirichtung. Für jeden folgerichtig denkenden Menschen ergibt sich da der Standpunkt von selbst. Ein Sozialdemokrat, der in einem Kriegerverein sich wohl fühlt, ist gewiß kein allzuschlimmer Geselle, und ihn in Verbindung mit der Gesellschaft zu erhalten, ihn nicht durch Ausstoßung zu vereinsamen und zu verbittern, kann nur im Interesse der heute bestehenden Verhältnisse liegen.

Man wird sich in Deutschland wieder daran gewöhnen müssen, auch mit Andersdenkenden ohne Brutalität auszukommen und den abweichend Urtheilenden, wo es möglich ist, zu

der eigenen Ansicht hinüberzuziehen, an die eigene Ansicht ihn zu fesseln, statt ihm einen Schlag vor den Kopf zu geben.

Die Wahlen für die Parteiämter der deutschfreisinnigen Reichstagsfraktion haben eine nachhaltige und lebhafte Erörterung in der Presse angefacht. Auf diese Auseinandersetzungen, die hinlänglich bekannt geworden sind, in ihren Einzelheiten einzugehen, haben wir keine Veranlassung. Die Streitpunkte selbst zu regeln, liegt den Abgeordneten ob, und wir sind überzeugt, daß in ihren Händen die Entscheidung zu Gunsten des Gesammtinteresses der Partei getroffen werden wird. Wir versagen es uns auch, jene Renommistereien nachzuprüfen, die voraussagen, die überwältigende Majorität der Partei wird sich für diese oder jene Ansicht entscheiden. Die Abgeordneten sind keine unverantwortlichen Enthusiasten für diese oder jene einzelne Person, sondern vorsichtig wägende und politisch denkende Männer, welche die Gesammtlage nebst allem Material zur Zeit prüfen werden und erst dann befinden. An dieser Stelle sollen nur unsere freundlichen politischen Nebenmänner zur Rechten und zur Linken vor einer Illusion gewarnt werden; Elemente, die weiter links stehen, und Elemente, die weiter rechts stehen, als die deutschfreisinnige Partei, glauben in gleicher Weise ihre Zeit gekommen, um erbschaftslüstern sich zu nahen. Wir sind überzeugt, daß die Hoffnungen, die hier gehegt werden, zu nichte werden; politisch wird die deutschfreisinnige Partei dort stehen bleiben, wo sie steht.

Fürst Bismarck hat von Neuem einen Zeitungskorrespondenten empfangen, diesmal den Vertreter des „Petit Journal“. Uns liegt zur Stunde das französische Blatt selbst noch nicht vor, und so können wir denn nur die Unterredung nach einem ausführlichen Telegramm des „Berliner Tageblatt“ beurtheilen. Dieser vorläufigen Drahtmeldung zufolge scheinen die Ausführungen des Reichskanzlers nur in einigen Punkten politisch interessante Aufklärungen zu enthalten. Fürst Bismarck begründete seine Neigung, Zeitungskorrespondenten zu sprechen, damit, daß er genöthigt sei, „seinen Ruhm zu vertheidigen“; das ist unanfechtbar; aber diesem Rechte stehen höhere Pflichten, die Pflichten für das Vaterland gegenüber. Dann machte Fürst Bismarck die Mittheilung, daß er bei nächster sich bietender Gelegenheit für den Reichstag kandidiren wolle, „nicht um seinem Nachfolger Verlegenheiten zu bereiten“, sondern, fügte er wiederum hinzu, „um seine Ideen zu vertheidigen, wozu er ein Recht habe.“

Von den Aeußerungen, die Fürst Bismarck über die internationalen Verhältnisse machte, ist jene allein wichtig, die es positiv ausspricht: „Bezüglich des Balkans sei mit Oesterreich stipulirt, daß diese Frage Deutschland nicht engagire.“ Aehnliches war bekannt; aber es erscheint uns zweifelhaft, ob es für Deutschland vortheilhaft ist, daß ein Mann, der es wissen kann, nackt diese Thatsache ausspricht. Endlich erwähnte Fürst Bismarck seines Verhältnisses zu Kaiser Friedrich. Er sagte:

„Ich befand mich in voller Uebereinstimmung mit ihm. Einige Jahre vor dem Tode des Kaisers hatte er für den Fall, daß er an die Regierung gelangte, meine Mitwirkung verlangt, die ich unter der Bedingung zugesagt habe, daß er kein parlamentarisches Regiment wollte und jeder fremde Einfluß ausgeschlossen bliebe. Kaiser Friedrich nahm ohne Weiteres diese Bedingungen an. Allen gegentheiligen Behauptungen gegenüber versichere ich, daß wir uns auch in der Battenberger-Frage in voller Uebereinstimmung befanden.“

Die Beziehungen, die zwischen Kaiser Friedrich und dem Fürsten Bismarck bestanden haben, kennen auch andere lebende Personen, und auf Grund deren Kenntniß muß es für völlig unwahr erklärt werden, daß zwischen beiden „volle Uebereinstimmung“ geherrscht hat. Die Wahrheit dieser Behauptung ergibt sich übrigens auch überzeugend aus der damaligen Haltung der Bismarck'schen Presse.

In einer sehr verständigen und beherzigenswerthen Weise hat Lord Salisbury sich gegen die Pläne jener englischen Kolonialschwärmer erklärt, die ganz so, wie unsere heimischen Enthusiasten die Hand auf jedes nur irgend erreichbare Stück afrikanischen Bodens legen möchten, und sei es noch so fern, noch so unbekannt und werthlos. Lord Salisbury lehnte es ab, ohne weiteres „die Vertheidigung unzugänglicher Territorien zu übernehmen“, und leichten Herzens von Ländern Besitz zu ergreifen, „die durch drei monatelange Entfernungen von der Meeresküste getrennt sind“. Dieser vorsichtige Standpunkt in der Kolonialpolitik verdient Beachtung, und um so mehr, weil England für überseeische Unternehmungen ganz andere Hilfskräfte als Deutschland zur Verfügung stehen; zugleich aber muß anerkannt werden, mit welcher entgegenkommenden Rücksicht der englische Premierminister von den „ähnlichen und gleichberechtigten“ Bestrebungen anderer Länder gesprochen hat.

Bei dem Universitätsjubiläum zu Montpellier ist unserem großen Physiker Helmholtz von französischen Gelehrten eine bemerkenswerthe Huldigung dargebracht worden. War die Aufnahme, die allen deutschen Forschern bereitet worden ist, eine überaus zuvorkommende, so wurde Helmholtz noch besonders durch eine Adresse ausgezeichnet, in der sich die dort versammelten Physiker für den Besuch „des berühmten Meisters“ bedankten. Diese Huldigung vor dem Genie sollte nicht überraschend sein; aber leider sind wir in unserer aufgeklärten Zeit an die Erfahrung einigermaßen gewöhnt, daß der Chauvinismus selbst diese edelsten Beziehungen nur allzu oft stört. Gerade darum ist es nicht unwichtig, daß in Montpellier ein so schönes Beispiel freier Gesinnung gegeben worden ist.

In wie frostiger Zeit diese einzelnen schönen Blüthen hervorsprießen, daran freilich werden wir stets nur allzu schnell wieder erinnert. So kommt aus Frankreich die Nachricht, daß die Heerespläne, die bei uns im Parlament und in der Presse erörtert werden, sogleich in Frankreich die Absicht zur Reife gebracht haben, das sechste gegen Deutschland liegende französische Armeekorps zu verdoppeln.

Die Hälfte der Mitglieder für die belgischen Provinzialräthe war neu zu wählen. Die Hoffnung der Liberalen für diese Wahlen sind leider zu Nichte geworden. Die Aufdeckung all der Mißstände und Korruptionen, die das klerikale Regiment in Belgien zur Folge hat, ist immer noch nicht ausreichend gewesen, um die Bevölkerung aufzurütteln; und so haben die Liberalen nur mühsam ihre Stellung bei kleineren Einbußen behauptet, und diese Stellung ist auch bisher keine glänzende gewesen.

* * *

Der Streit im freisinnigen Lager.

Die Diskussion über die am 19. d. M. innerhalb des geschäftsführenden Ausschusses der freisinnigen Partei vorgenommenen Wahlen hat in der Presse allmählich einen Umfang und eine Schärfe angenommen, die es nicht rathsam erscheinen lassen, weitere Zurückhaltung zu üben. Selbst wenn es sich um intime Parteivorgänge handelt, ist klares Licht noch immer besser, als ein täuschendes Halbdunkel. Konstatiren wir also nüchtern, daß die Gegensätze, welche bei den Wahlen im Dreizehner-Ausschuß auf einander geprallt sind, nicht aus einer momentanen Verstimmung hervorgegangen sind. Vielmehr bestanden diese Gegensätze in einem gewissen Grade schon vor der Fusion innerhalb der alten Fortschrittspartei; sie sind seit der Fusion niemals völlig verschwunden. Es sind das Gegensätze des Temperaments, der Kampfmethode, des Geschmacks, also, wenn man will, Differenzen untergeordneter Art, die bei ehrlicher Anhänglichkeit an ein gemeinsames Parteiprogramm unschwer überwindbar scheinen. Leider sind die Erwartungen in dieser Beziehung nicht in Erfüllung gegangen. Denn während die alten Kategorien Fortschritt und Sezession allmählich jede lebendige Bedeutung verloren und einzelne Sezessionisten sogar als ganz besonders radikal verschrieen wurden, während seit 1884 die beiden fusionirten Parteien rücksichtlich der anzustrebenden politischen Ziele wie rücksichtlich der Stellungnahme zu den einzelnen Gesetzgebungsfragen so einig wurden, daß eine Trennung heute sachlich gar nicht motivirt werden könnte (auch nicht mit Rücksicht auf die

Militärvorlage, betreffs deren die Partei wahrscheinlich ebenfalls nahezu geschlossen stimmen wird), haben die persönlichen Differenzen zwischen Herrn Richter und einer nicht geringen Anzahl anderer Abgeordneten, namentlich solcher, die seit Jahren im geschäftsführenden Ausschuß mit ihm zusammensaßen, einen akuten Charakter angenommen. Ich glaube, daß diese Entwicklung von beiden Theilen als beklagenswerth empfunden wird. Niemand kann ja die Vortheile einer wirklichen Einigkeit verkennen; jeder weiß ferner, daß — von einigen Heißspornen abgesehen — die Parteigenossen im Lande keinen größeren Wunsch haben, als eine volle Einigkeit unter den führenden Elementen der Partei herbeigeführt zu sehen.

Eine Einigkeit kann auf zweierlei Weise hergestellt werden: durch Unterordnung oder durch gegenseitige Toleranz. Bei politischen Parteien, die durch keinen äußeren Zwang, sondern durch Ueberzeugungen zusammengehalten werden, ist die erstere Form der Einigkeit nicht leicht durchzuführen; am wenigsten bei der freisinnigen Partei, in welcher der Individualismus aus den Parteigrundsätzen besonders stark hervorwächst. Gerade bei den Freisinnigen ist deshalb die Schonung der Eigenart, die Ignorirung untergeordneter Differenzpunkte, mit einem Wort eine gehörige Dosis Toleranz gegen Parteigenossen die unerläßliche Voraussetzung des Zusammenhalts und der Fortentwicklung. Hiervon scheint Herr Richter nicht durchdrungen zu sein. Die äußere Parteidisziplin und eine strenge freisinnige Orthodoxie gelten ihm so viel, daß die Ketzergerichte nie ein Ende nahmen. Sein Preßorgan, die „Freisinnige Zeitung“, hat es auf diesem Gebiete zu einer anerkannten Virtuosität gebracht. Beinahe alle größeren freisinnigen Zeitungen und zahlreiche einzelne Parteigenossen wissen davon ein Lied zu singen. Daß Herr Richter geglaubt hat, damit die Interessen seiner Partei wahrzunehmen, läßt sich mit Grund nicht bezweifeln. Auch mag dahin gestellt bleiben, wie oft er in der Sache Recht hatte. Aber selbst wenn in jedem Falle der von ihm eingenommene Standpunkt der berechtigtere gewesen wäre, mußte eine derartige fortgesetzte Hofmeisterei Verstimmungen aller Art hervorrufen, zumal nur allzu oft — nach Bismarck'schem Beispiel — für diesen inneren Krieg dieselbe Kampfmethode zur Anwendung kam, welche kaum im Streit mit äußeren Feinden, mit erbitterten und skrupellosen Gegnern der eigenen Partei, entschuldbar erscheint. Der Umstand, daß aus dieser Quelle immer neue persönliche Reibereien hervorgingen, mußte es wünschenswerth erscheinen lassen, einen Mann in der exponirtesten Stellung nicht erneut auf einen Posten zu berufen, dessen Bedeutung, wenn ihm überhaupt irgend welche Bedeutung beiwohnt, in der Ausgleichung der Gegensätze innerhalb der Partei zu suchen ist. Um der Veränderung nach Möglichkeit die persönliche Spitze zu nehmen, wurde zugleich Herr Rickert, der am häufigsten als spezieller Gegner des Herrn Richter dargestellt wird, als stellvertretender Vorsitzer durch Herrn Zelle ersetzt.

Es hat Herrn Richter beliebt, sich einer Version anzuschließen, wonach dieser Vorgang als ein Intriguenstück schlimmster Sorte dargestellt wird: als ein hinterlistiger Coup, der nie die Billigung der Mehrheit der Fraktionsgenossen finden werde. Dieser etwas phantastischen Vorstellung wird, wie ich nicht zweifle, durch die kommenden Ereignisse eine ausreichende Korrektur zu Theil werden. Der jetzigen Mehrheit des geschäftsführenden Ausschusses ist jede gründliche Auseinandersetzung über die Ursachen ihres Vorgehens willkommen. Sie rechnet nicht auf solche, die bescheiden genug sind, aus der freisinnigen Partei eine Partei Richter sans phrase machen zu wollen, aber auf jene Parteigenossen, die den entschiedensten Liberalismus unter Aufrechterhaltung der vollsten geistigen Unabhängigkeit — auch der des Herrn Richter — vertreten zu sehen wünschen.

Th. Barth.

Die Erziehung zur Arbeit in Deutschland und in Frankreich.

Auf der vorjährigen Pariser Weltausstellung, jener buntgemischten Sammlung von höchsten Errungenschaften der modernen Technik und altem Jahrmarkts- und Schaubudentrödel, fesselten die ernste Aufmerksamkeit nicht zum wenigsten die Zusammenstellungen, in welchen die Staatsverwaltung und die Gemeindeverwaltungen die Schuleinrichtungen Frankreichs, die Lehrpläne und Schulbücher, insbesondere aber das technische Unterrichtswesen in seiner vielseitigen Entwicklung anschaulich vorgeführt hatten. Den Glanzpunkt bildete dabei die Sonderausstellung der Stadt Paris, die in zwei höchst geschmackvoll hergerichteten Pavillons neben den großen kommunalen Veranstaltungen der Kanalisation, der Gesundheitspflege, der Wohlthätigkeit u. dergl. die Entwicklung des dortigen Volksschulwesens in sehr lehrreicher Weise vor Augen führte.

Mancher deutsche Beschauer wird sich an diesen Stellen nicht ohne Ueberraschung von den hervorragenden und vornehmlich im letzten Jahrzehnt geschaffenen Leistungen des französischen Volks- und Gewerbeunterrichts überzeugt haben. Einer derselben hat sich dadurch auch angeregt gefühlt, die Einrichtungen des französischen Volks- und Fachschulunterrichts eingehender zu studiren und die Ergebnisse seiner Studien zu veröffentlichen, Herr Dr. Max Weigert, den Lesern dieser Zeitschrift aus seiner öffentlichen Thätigkeit und aus seiner Mitarbeiterschaft an der „Nation“ längst wohlbekannt. Wie wenige seiner Landsleute war gerade er für eine solche Arbeit befähigt. Als Berliner Stadtrath und Mitglied der städtischen Schuldeputation mit dem Schulwesen der Reichshauptstadt vertraut, als Fabrikant über die Bedürfnisse des praktischen Lebens unterrichtet, als Förderer mannigfacher gewerblicher, speziell kunstgewerblicher Bestrebungen mit den Leistungen unseres gewerblichen Unterrichts bekannt und als Mitglied im Kuratorium einer großen Anstalt an der Hebung dieses Unterrichts selbst mitthätig, war er in der Lage, die Einrichtungen des Auslandes mit denen der Heimath sachkundig zu vergleichen und ihren Werth in pädagogischer wie in wirthschaftlicher Hinsicht prüfen zu können. Die ihm in entgegenkommendster Weise gewährte Unterstützung des Seinepräfekten ermöglichte es ihm überdies, speziell die Pariser Schulen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Schrift, welche Dr. Weigert nunmehr unter dem Titel „Die Volksschule und der gewerbliche Unterricht in Frankreich, mit besonderer Berücksichtigung des Schulwesens von Paris“ veröffentlicht hat,*) bietet deshalb nicht allein ein reichhaltiges, belehrendes Material über die im letzten Jahrzehnt vollzogene Neugestaltung des französischen Unterrichtswesens, sondern sie leitet auch zu einer Vergleichung mit den deutschen Verhältnissen und zur Erkenntniß der dringenden Reformbedürftigkeit derselben hinüber.

Die weitgehende Verfeinerung der Arbeitstheilung und die hochgesteigerte Entwicklung der Technik haben in unserer Zeit die Schule in allen Kulturländern vor neue Aufgaben gestellt. Aller Fortschritt wirthschaftlicher Kultur beruht auf dem Zusammenwirken dieser beiden Faktoren; die Technik erst hat eine Ausbildung der Arbeitstheilung ermöglicht, welche die Leistungsfähigkeit an jeder Stelle der wirthschaftlichen Produktion unermeßlich steigert, und die Arbeitstheilung erst gestattet jene ausgedehnte gewerbliche Anwendung der Technik, welche die Vorbedingung jeder Massenfabrikation ist. Hier liegen die Wurzeln der Kultur, welche die gegenwärtige Erhaltung und die künftige Hebung der gesammten Bevölkerung gewährleistet. Aber wie alle Erfindungen des Menschengeistes haben Arbeitstheilung und Technik nicht nur Segen, sondern auch Unsegen im Gefolge gehabt und der Schaden ist im

*) In der Sammlung „Volkswirthschaftliche Zeitfragen“, Doppelheft Nr. 90/91, Verlag von Leonhard Simion.

Laufe der letzten Jahrzehnte gerade bei der Erziehung zur Arbeit immer fühlbarer hervorgetreten. Gewissermaßen losgelöst worden ist der moderne Kulturmensch von all den Hantirungen, in denen sein Vorfahr zur Befriedigung der einfachen Bedürfnisse des eigenen Haushalts erfahren sein mußte, seitdem ihm die moderne Massenfabrikation alle Bedarfsartikel in üblicher Form und zu geringen Preisen fertig ins Haus liefert. Wo fände sich heutigen Tages ein Bauerngutsbesitzer, der im Stande wäre, gleich dem Hofschulzen Immermann's, einer Repräsentativfigur seiner Zeit, ein zerbrochenes Rad neu zu fügen und kunstgerecht den eisernen Reifen darüber zu ziehen? Die aus den Fertigkeiten von allerlei Handwerken zusammengesetzte gewerbliche Tradition, welche sich vom Vater auf den Sohn vererbte, ist fast gänzlich erloschen. Die Schule selbst ist dabei nicht ohne Mitschuld, denn durch die strikte Durchführung des Zwanges zum theoretischen Unterricht in der Volksschule ist naturgemäß auch die Zeit für die häusliche Unterweisung in praktischer Hantirung stark beschnitten worden. Noch weitgreifender ist die durch Arbeitstheilung und Technik geschaffene Umwandlung auf dem gewerblichen Gebiete selbst gewesen. Die Eintheilung der gewerblichen Arbeit in eine Reihe bestimmt abgegrenzter Handwerke ist längst durchbrochen; die Spezialisirung in den Fabrikationszweigen macht die Ausbildung des einzelnen Arbeiters in allen Zweigen eines Handwerks vielfach entbehrlich oder geradezu unmöglich. In welchem Geschäfte könnte z. B. heutigen Tages die vollständige Ausbildung eines Lehrlings in allen Zweigen der Tischlerei erzielt werden, in welcher die Verwendung von Maschinen einen so großen Umfang erreicht hat und die Spezialisirung auf einzelne Theile von Möbeln oder Bauarbeiten nichts Seltenes mehr ist?

Die Reform der hiermit bezeichneten Uebelstände wird heute überwiegend auf dem Gebiete des Schulwesens in mehr oder minder neuen Ausgestaltungen gesucht. Eigenartige Schwierigkeiten sind dabei zu überwinden. Die Frage der Einführung des Handfertigkeitsunterrichts in allen Schulen steht in enger Verbindung mit der prinzipiellen Frage einer vollständigen Reform unseres Schulwesens; die Einrichtung des gewerblichen Unterrichts ist grundsätzlich nicht zu trennen von der Frage, wie die Ordnung des Gewerbebetriebes einzurichten, die Bildung von Innungen und Gewerbevereinen und ihre Mitwirkung an den gewerblichen Unterrichtsanstalten zu regeln sei. Im ersteren Falle handelt es sich vornehmlich um eine pädagogische, im letzteren Falle um eine wirthschaftspolitische Frage.

Ohne sich mit dem Suchen nach einer allgemein gültigen Lösung dieser Probleme aufzuhalten, ist man indessen an vielen Orten mit einer praktischen Reformarbeit rüstig vorgegangen. Die Weigert'sche Schrift bietet zunächst eine eingehende Darstellung dessen, was in Frankreich auf dem Gebiete des Handfertigkeitsunterrichts geleistet wird. Durch die neuere französische Unterrichtsgesetzgebung ist der Handfertigungsunterricht unmittelbar in den Lehrplan der Volksschule eingefügt. In den gewöhnlichen Volksschulen (Kinder von 6 bis 13 Jahren) gehört er bereits zu den obligatorischen Unterrichtsgegenständen; in den gehobenen Volksschulen (Kinder von 12 bis 18 Jahren) umfaßt er ebenfalls obligatorisch für die Knaben Arbeiten in Eisen und Holz, für die Mädchen Handarbeiten, Zuschneiden und dergleichen. Demgemäß erhalten auch die jungen Leute, welche sich auf den Seminaren des Staats zu Volksschullehrern ausbilden, einen so ausgedehnten Handfertigkeitsunterricht, daß sie später darin selbst als Lehrer thätig sein können.

In Deutschland ist bisher nirgends der Handfertigkeitsunterricht in den Lehrplan der Volksschule eingefügt. Die Bestrebungen, der einseitigen geistigen Ausbildung, welche die deutsche Volksschule in allen Einzelstaaten gewährt, ein gewisses Gegengewicht durch eine zweckentsprechende praktische Beschäftigung zu geben, reichen bei uns freilich bis in die dreißiger Jahre zurück. Mit gutem Recht hat man sich in unseren Tagen darauf berufen, wie doch bereits Herbart, auf welchen sich unsere Pädagogik zum guten Theil stützt, ausdrücklich praktische, mechanische Beschäftigung (Garten-, Papp- und Tischlerarbeiten u. s. w.), als wichtige, fruchtbare Bildungsmittel empfohlen hat; er wollte in den Mittelpunkt der Erziehung die Charakterbildung des Zöglings gestellt wissen, die aber nur durch Selbstthätigkeit zu erreichen sei, und er hat deshalb auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die bei unserem gewöhnlichen, lediglich theoretischen Unterricht dem Schüler aufgedrungene Passivität mit sich führe. Trotzdem hat der Gedanke Jahrzehnte hindurch nur geringen praktischen Erfolg erzielt. Erst als im Jahre 1881 die freie Vereinsthätigkeit sich der Sache bemächtigte, wurde neben dem offiziellen Unterricht hier und da eine Unterweisung in Handarbeiten, namentlich Papp- und Holzarbeiten, eingerichtet, und der 1886 begründete „Deutsche Verein für Knabenhandarbeit“ brachte eine sehr wirksame Förderung. Nach der neuesten Uebersicht des Vereins erhielten 1888 in den bestehenden 109 Schülerwerkstätten 5675 Schüler von 256 Lehrern und Handwerkern Handfertigkeitsunterricht; von den Schülern besuchten etwa drei Viertel die Volksschule und ein Viertel höhere Schulen. Es handelt sich deshalb auch hier um erziehliche Zwecke, welche in allen Schulen, in den Volksschulen so gut wie in den Gymnasien, angestrebt werden sollen. Recht treffend sind diese Zwecke in dem Lehrplan der ersten Schülerwerkstatt in Berlin (Falkrealgymnasium) angegeben: „Die Arbeit in der Schülerwerkstatt bezweckt, die Geschicklichkeit der Hand zu fördern, das Auge zu üben und zur Entwicklung der praktischen Fähigkeiten beizutragen. Sie befriedigt den außerordentlich regen Trieb der Knabennatur, zu gestalten, zu schaffen und sich praktisch thätig zu erweisen, gewöhnt hiermit schon früh an nützliche Beschäftigung in den Mußestunden und weckt in dem Knaben zugleich das Interesse und das Verständniß für die werkthätige Arbeit. Endlich ist sie eines der geeignetesten Mittel, den Knaben nach der Anstrengung des Geistes zu erfrischen und für neue Lernarbeit aufnahmefähig zu machen.“ Wie erfreulich indessen die private Vereinsthätigkeit sich entwickelt hat, so bleibt die Hauptsache doch erst zu thun, denn nach Hunderttausenden zählen die Knaben, die noch jedes derartigen Unterrichts entbehren. Sehr praktisch erstrebt übrigens der genannte Verein überall eine dem vorhandenen Bedürfnisse entsprechende Einrichtung des Unterrichts; so soll der Knabe auf dem Lande nicht gerade in seinem Geschmack fein ausgebildet werden, sondern er soll in der Herstellung solcher Gegenstände unterrichtet werden, die ihm später nützlich sind; er soll lernen, seine Schindeln, seinen Zaun, seine häuslichen und Wirthschaftsgeräthe zum Theil allein zu fertigen, jedenfalls die letzteren aber selbst zu repariren. So würde denn bei weiterer erfolgreicher Arbeit nach dem Verluste familiärer Tradition auf dem Umwege schulmäßiger Belehrung der Nachkomme wieder dahin gelangen, wo einst sein Vorfahre stand; der junge westfälische Knecht würde das zerbrochene Wagenrad wieder so gut repariren können, wie es nur dereinst der Schulze auf dem Oberhofe vermocht. Aber ein wichtiger Vortheil würde doch vor der Vergangenheit noch erreicht sein; Sachkenntniß und Fertigkeit würden in der Masse des Volkes viel mehr verbreitet sein, als es in den gepriesenen guten alten Zeiten jemals der Fall gewesen.

Von solchen Unterrichtskursen, welche überwiegend erziehlichen Zwecken dienen, sind die Unterrichtsanstalten geschieden, welche vornehmlich gewerblichen Zwecken dienen. In Frankreich sind dafür durch Gesetz vom Jahre 1880 die Lehrlingsschulen geschaffen, welche von Gemeinden oder Kreisen unterhalten werden und den Zweck haben, in den Schülern das Geschick für das Handwerk zu entwickeln, sie eine wirkliche Lehrzeit durchmachen zu lassen, daneben ihnen die wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse zu geben, die für die Gewerbe erforderlich sind. Der Unterricht dauert drei Jahre und nimmt nach dem Normallehrplan den ganzen Tag in Anspruch. Während also die höheren technischen Lehranstalten die Leiter von industriellen Unternehmungen, die mittleren die Werkführer zu bilden haben, sind diese Lehrlingsschulen bestimmt, einen tüchtig vorgebildeten Arbeiterstamm zu erziehen.

Im Vergleich mit dieser einheitlichen Organisation des gewerblichen Unterrichts in Frankreich bietet Deutschland auf diesem Gebiet eine bunte Mannigfaltigkeit dar. Es erklärt sich dies daraus, daß das gewerbliche Unterrichtswesen Sache der Einzelstaaten ist und überall erst allmählich, entsprechend den fühlbar hervortretenden Bedürfnissen, entwickelt worden ist. An einer zusammenfassenden Darstellung des auf diesem Gebiet Geschaffenen oder auch nur Angeordnetem fehlt es deshalb auch völlig. Zum Theil ist bereits Tüchtiges geschaffen. Im Königreich Sachsen z. B., über welches die besten Uebersichten und Berichte vorliegen, bestanden z. B. im Jahre 1889/90 fünf Baugewerkschulen, 29 Webe-, Wirk- und Posamentirschulen, 36 andere gewerbliche Fachschulen, wie Schulen für Blecharbeiter, Buchdrucker, Müller, Färber, Gerber, Seifensieder u. s. w., ferner 28 gewerbliche Fortbildungsschulen, 2 Bergwerksschulen, 3 Schifferschulen u. s. w. Betreffs der gewerblichen Fortbildungsschulen steht freilich noch immer, wie seit einer langen Reihe von Jahren, Württemberg in erster Linie; die Zahl der Schüler betrug 1864/65 8100, 1886/87 17 191. In Preußen ist im Laufe der letzten Jahre ebenfalls eine sehr bedeutende Vermehrung der gewerblichen Fachschulen, die allerdings überwiegend nur Geschäftsleiter und Werkmeister ausbilden, eingetreten; die Aufwendungen dafür sind von 133 828 Mk. im Jahre 1879/80 auf 753 763 Mk. im Jahre 1890/91 gestiegen.

Von besonderem Interesse ist in der Schrift Weigert's die Schilderung der Schuleinrichtungen der Stadt Paris. Was in der neueren Schulgesetzgebung Frankreichs als Minimum auch für die bescheidensten Gemeinden vorgeschrieben, ist hier weit überholt. Es gilt dies ebenso wohl von den Kindergärten und Elementarschulen, wie von den umfassenden Einrichtungen für den gewerblichen Unterricht. Zu den letzteren gehört hier zum großen Theil der Zeichenunterricht und der Handfertigkeitsunterricht. Was den letzteren anlangt, so werden die Schüler mit der Bearbeitung des Holzes an der Hobel- und Drehbank beschäftigt; wo der Raum es gestattet, tritt auch die Bearbeitung des Eisens im Schmiedefeuer und im Schraubstock hinzu. In der Regel nehmen nur die Schüler der Oberstufe (vom 10. Jahre ab) an diesem Unterricht theil, der unter Aufsicht der Lehrer der Anstalt von Handwerksmeistern ertheilt wird; die Schüler sind in Gruppen getheilt, deren jede wenigstens alle 2 Tage $1\frac{1}{2}$ Stunden in der Werkstatt arbeitet. Im Jahre 1888 waren 100 Pariser Elementarschulen mit solchen Werkstätten versehen, welche mit 1118 Hobelbänken, 378 Drehbänken und 89 Schraubstöcken ausgestattet waren, inzwischen sind 13 weitere Schulen mit den entsprechenden Arbeitsgeräthen hinzugekommen. Die Erfolge des Unterrichts sind so günstige, daß er in Kürze erweitert werden und bald einen der wichtigsten Zweige des Elementarunterrichts bilden wird. Neben diesen allgemeinen Einrichtungen hat die Stadt Paris vier große Lehrlingsschulen für Knaben und fünf ähnliche Schulen für Mädchen eingerichtet, in denen speziell die Vorbildung für die Hauptzweige der Pariser Kunstindustrie betrieben wird; es sind dies Schulen einerseits für die Möbeltischlerei, für Präzisionsmechanik, für technische Chemie und Physik, für die Buchdruckerei und Buchbinderei, andererseits für Konfektion, Blumen- und Federfabrikation, Stickerei, Fächermalerei, Email- und Porzellanmalerei. Im Ganzen wendet die Stadt Paris für Volksschul- und Fachunterricht nach dem Etat für 1888 $21\frac{1}{2}$ Millionen Francs auf; speziell für Fortbildungs- und gewerblichen Unterricht sind 1 660 000 Francs angesetzt, während der Etat der Stadt Berlin per 1890/91 für ähnliche Zwecke im Ganzen 393 225 Mk. auswirft. Der Unterricht ist durchweg unentgeltlich.

Mit vollem Rechte weist Weigert darauf hin, daß die heutige Volksschule nur einen Theil ihres Zweckes erfülle, wenn sie sich wie früher darauf beschränke, nichts als die Anfangsgründe des theoretischen Wissens zu lehren und den künftigen Beruf ihrer Zöglinge vollständig vernachlässige; der bei Weitem größte Theil der Schüler der Volksschule widme sich der gewerblichen Thätigkeit, auf diese vorzubereiten gehöre zu den Aufgaben der Volksschule unserer Zeit. Frankreich werde, wenn dort dieser Unterricht, welcher erst seit Anfang des letzten Jahrzehnts gesetzlich angeordnet, vollständig durchgeführt sei, die gewerbliche Ausbildung seiner Bevölkerung wesentlich fördern und die übrigen Industriestaaten müßten nachfolgen. Und speziell von den Einrichtungen der Stadt Paris, welche die Wichtigkeit der Reform sofort erkannt und ihre Ausführung mit Energie in die Hand genommen habe, die Nutzanwendung auf die Stadt Berlin machend, bemerkt unser Autor: „Was Paris im Interesse seines hochentwickelten Kunsthandwerks und seiner Industrie für nothwendig erachtet hat, ist für Berlin noch um Vieles dringlicher. Wir besitzen noch nicht ein Kunstgewerbe, welches sich mit dem von Paris vergleichen kann, unsere mächtig heranwachsende Stadt bedarf aber, um sich auf ihrer Höhe zu erhalten, einer kräftigen Industrie, deren Schwerpunkt im Kunstgewerbe liegen muß. Die großen Masseninduſtrien, welche Berlin seiner Zeit zu einer der ersten Industriestädte des Vaterlandes gemacht haben, waren großen Theils genöthigt, unsere Stadt zu verlassen, deren Produktionsverhältnisse sie nicht mit anderen, für den Bezug des Rohmaterials und hinsichtlich der Arbeitslöhne günstiger gelegenen Gegenden des Vaterlandes konkurriren ließen. Es gilt, als Ersatz dafür, vor allem das Kunsthandwerk, die Kunstindustrie zu fördern und die arbeitenden Klassen dafür vorzubereiten. Viel ist bei uns in dieser Beziehung geschehen. Der elementare und künstlerische Zeichenunterricht hat Dank unserer Handwerkerschule und dem Kunstgewerbemuseum die erfreulichsten Fortschritte gemacht, unser Fachschulwesen ist wesentlich ausgebildet worden. Aber die zu erfüllenden Aufgaben sind groß und bei Weitem nicht erfüllt. Von unten auf gilt es, technisch und künstlerisch für Handwerk und Industrie vorzubereiten, und die Art, wie Frankreich dies durch die frühzeitige Gewöhnung der Jugend an die Handhabung der Werkzeuge durch die treffliche Einrichtung seiner Fach- und Lehrlingsschulen zu erreichen versucht, verdient hohe Beachtung."

Bei der Begründung der neuen Militärvorlage, mit welcher der Reichstag sich gegenwärtig zu beschäftigen hat, beruft man sich vor Allem auf die außerordentlichen Fortschritte, welche in den letzten Jahren Frankreich in seiner Militärorganisation gemacht habe; mit nicht minderem Rechte aber kann man, wie es die Weigert'sche Schrift thut, auf die Fortschritte des gewerblichen Unterrichtswesens in Frankreich als auf ein nachahmenswerthes Beispiel hinweisen. Es liegt etwas Versöhnendes in dem Gedanken, daß inmitten all des Ueberbietens der europäischen Staaten in ihrer Waffenrüstung die Organisation der friedlichen Arbeit doch nicht ruht, sondern rüstig fortschreitet, und daß auch auf diesem Gebiet die erfolgreiche Thätigkeit des einen Staates andere zu gleicher Kräfteanspannung anspornen muß. Die nothwendigen Reformen auf diesem Gebiete können nicht allein von dem engen Kreise der Fachmänner vorbereitet und durchgesetzt werden, viel größere Theile unseres Volkes sind zur Mitarbeiterschaft daran berufen, denn es ist in Wahrheit die Frage der neuen Erziehung der Nation zur Arbeit, soweit die Schule eine solche Erziehung leisten kann.

M. Broemel.

Raimund in Berlin.

(Zum 100 jährigen Geburtstag.)

Am 1. Juni sind hundert Jahre verflossen, seitdem der „Schiller der Lokalstücke", wie Karl von Holtei diesen großen Volksdichter und Schauspieler nennt, in Wien geboren wurde. Raimund konnte seine Stoffe unmittelbar aus der Quelle schöpfen; denn das Bürgerthum der Donaustadt war durch die großen Umwälzungen der Politik ebensowenig aus dem harmlosen Humor seiner Gemüthlichkeit aufgescheucht worden, wie durch die litterarischen Revolutionen. Sturm

und Drang, die Klassizität, die Kunstromantik hatten das Wiener Geistesleben kaum flüchtig gestreift; hier träumte noch unbewußte Volkspoesie in ungeahnter Fülle. Die Gestalten, welche Raimund auf die Bühne stellte, sind deshalb aus einem Guß, durch und durch wahr und lebendig. Eigenartig ist auch die Weise seines Schaffens: von der rohen Mache der Lokalpossendichter seiner Vaterstadt ging er aus, erfaßte aber doch bald den naiven Lebensinhalt der breiten Volksschichten so scharf und erhob ihn zu einer Reinheit und kühnen Schönheit, daß sein Aschenmann, sein Rappelkopf und sein Valentin geradezu an Shakespeare gemessen werden können. Der volksthümliche Humor des alten deutschen Hanswursts, den einst witzloser Gelehrtendünkel von der Bühne verbannen zu dürfen glaubte, lebt hier in immer neuen, rührend-drolligen Gestalten wieder auf, die in ihrer romantischen Umgebung Herz und Auge frei behalten und in ungesuchter Einfalt unter Weinen und Lachen eine gesunde Philosophie verkünden. Wie hat diese geniale Verkörperung der Volkstypen, diese Verschmelzung von Ernst und Scherz auf die Zuhörer Raimund's gewirkt, mit welcher Begeisterung wurden die einschmeichelnden Weisen seiner Gesänge als Gemeingut aufgenommen! Neben Schiller's Gedichten entzückten zumeist die Lieder Raimund's die Herzen der Wiener. Ein Schauspieler schrieb diese Lieder, diese Zaubermärchen für den Alltagserfolg, für sich und seine Kollegen. Wie schwer hatte er sich doch entschlossen, zur Feder zu greifen: „Das is nix," sagte er einst, „da krieg i noch mehr Feind und Auszischer." Auch später stand ihm der Schauspielerberuf stets in erster Linie. Vermochte doch Niemand seine Rollen so lebensvoll, so schalkhaft, so wehmüthig zu spielen, für seine Lieder so ergreifende Töne zu finden wie er selbst. Er erschien nicht als ein Lustigmacher, schreibt ein Wiener Schauspieler über Raimund, sondern als „leidender Humorist, der sein Herzweh durch Mittheilung lindern möchte".

Raimund ist aus kleinen, dürftigen Verhältnissen erwachsen. Sein Vater war Kunstdrechsler und gab ihn zu einem Zuckerbäcker in die Lehre. Der kleine Junge mußte dann als „Numero" im Josephstädter Theater Erfrischungen umherreichen. Da ihn das Bühnenleben übermächtig anzog, entlief der Frühverwaiste seinem Meister, um eine Unterkunft bei einer wandernden „Schmiere" zu suchen. Die ersten Versuche mißglückten, und Raimund wurde fortgeschickt. Er spielte nun bei den armseligsten Truppen in Ungarn alle möglichen Rollen. Im Jahre 1813 wurde er für das Theater in der Josephstadt und 1817 an die Leopoldstädter Bühne engagirt. An dieser Städte errang Raimund, der unermüdlich gegen den banalen Geschmack seines Publikums ankämpfen mußte, eine allgemein geachtete Stellung. Bald trieb ihn aber sein glühender Ehrgeiz auf neue Bahnen. Er löste sein Engagement und unternahm Gastspielreisen nach München, Hamburg und Berlin. Im Jahre 1832 traf er in der preußischen Hauptstadt ein und trat an siebzehn Abenden auf der Königstädtischen Bühne vor ein Publikum, dessen Sympathien er im Sturm eroberte. Raimund hatte für diese Gastspiele seine Dramen umgearbeitet und den Lokalton zu Gunsten der Schriftsprache gemildert. Der Dialog, für den der Wechsel zwischen dem Wienerischen Dialekt und einem recht seltsamen Hochdeutsch charakteristisch ist, büßte dadurch leider an Originalität ein. Für die herrliche Allegorie Raimund's scheint das Berliner Publikum, welches an den volksthümlichen Figuren ein vorzügliches Interesse fand, wenig Verständniß gehabt zu haben: Raimund's parodistische Art ist nicht von witziger Schärfe, sondern harmlos, aber oftmals poetisch verklärt. Wie mögen den Berlinern all die Geistesfürsten, Feen, Zauberer, Genien erschienen sein, all die seltsamen Personifikationen, die Raimund mitten in die Lebensführung des kleinen Wiener Vorstadtphilisters versetzt und mit dem liebenswürdigen Humor der Phäakenstadt umgibt! Andererseits mag auch den damals recht nüchternen Berlinern der bittere Ernst der Satire unverständlich geblieben sein, welche der „deutsche Molière", gegen die Thorheiten und Schwächen seiner genußsüchtigen und leichtsinnigen Landsleute richtet.

Bevor Raimund am 4. April zum ersten Male auftrat, brachten die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (Spener'sche Zeitung) einen warmen Begrüßungsartikel, in dem auf die Werke Raimund's hingewiesen wird, „die selbst in London ihrem Gehalte nach gewürdigt wurden". Der Beifall, den „einer der ersten deutschen Komiker bis itzt in Deutschland erhalten", könne ihm um so weniger an einem Orte fehlen, wo man der geistreichen Komik so vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lasse. Auch die „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" (Vossische Zeitung) begrüßt „den Verfasser der bedeutendsten Dramen aus jener Kaiserstadt" mit freundlichen Worten. Raimund hatte keinen leichten Stand: gleichzeitig gastirten an den königlichen Bühnen Rott und Karl Devrient, und es war für ihn um so rühmlicher, wenn sich seine Spielweise neben dem hohen Stil behaupten konnte. Schon vor Jahren war auf dem Königstädtischen Theater ein Wiener Lokalkomiker, der „Thabdädl" Hasenhut, aufgetreten, den Iffland sehr hoch gestellt haben soll, der aber nicht gefallen hatte, „weil sein Spiel von der Bahn der hiesigen Komik zu schroff abgegangen war". Raimund, der ja in seiner Entwicklung der Reihe nach alle Wiener Possenreißer oft sogar sklavisch kopirt hatte, erinnerte die Berliner durch „alle Zeichen und Manieren des Wiener Buffo" an diesen Vorgänger. Traten auch „sein durchdringenderer Geist und sein tieferes psychologisches Studium" hervor, so wirkte er doch zugleich auch durch eine unendliche Beweglichkeit und äußere Gelenkigkeit auf diejenigen, „welche den von innen kommenden Geist nur schwer und selten wahrnahmen". Sein Streben nach dem Reinmenschlichen bewies der innige Kontakt mit dem Publikum, der gerade in den Gefühlsmomenten am stärksten ersichtlich wurde.

Raimund spielte am ersten Abend in seinem Zauberspiel „Der Diamant des Geisterkönigs" den gefräßigen Diener Florian Waschblau, der während einer Reise ins Geisterreich das Pathos seines Herrn köstlich parodirt und dazu verdammt wird, die entsetzlichsten Schmerzen zu leiden, sobald sein Gebieter ein Mädchen an der Hand hält, welches schon einmal gelogen hat. Diese Rolle hatte in Wien seinen Ruhm dauernd begründet, besonders in den allerliebsten Scenen zwischen dem treuherzigen Diener und seinem Schatz. Wer kannte nicht das Duett: „Mariandel, Zuckerkandel meines Herzens, bleib gesund. — Floriani, um dich wan i, wenn du fort bist, jede Stund!" Und wie hatten Raimund und Therese Krones den Abschied gespielt, daß Alle weinten und lachten! Der gewagte Versuch, die Wienerische Rührscenen mit fremden Mitspielern vor dem Berliner Publikum darzustellen, scheint Raimund vollkommen gelungen zu sein. „Die Dienertreue", schreibt ein Rezensent, „die Liebe zu Mariandel, wie sehr sie auch von den leichtesten Späßen oder dem Wortspiel umgeben waren, brachen mit voller Natur und Wirkung hervor." Meisterhaft war der Vortrag des Liedes: „Mariandel ist so schön." Die ironisch-schwermüthige Singweise Raimunds zeigte auch hier, „wie sehr der Geist höher stehe als die Mittel. Sein Gesang war fast nur parlant, seine Sprache hatte keine weiten Register, aber alle Nüancen hatten Seele und Takt und waren so fein, daß ein rechtes Vertrautwerden damit wünschenswerth schien." Die Musik gefiel nur in den komischen Liedern; die ernsten Intermezzoscenen aber wirkten hier ziemlich langweilig. Man lobte Raimund wegen der großen Wahrheit im mimischen Ausdruck, der charakteristischen Darstellung der Rolle und freute sich, daß er nie „die Grenzlinie des sittlichen Anstandes" überschritt und sich aller Uebertreibungen enthielt. Er wurde durch oftmaligen Beifall belohnt und benutzte die Gelegenheit, als das erwähnte Lied dacapo gefordert wurde, „den Berlinern durch einige Komplimente ihre Selbstgefälligkeit behaglicher zu machen." Am Schluß wurde er gerufen und dankte höchst bescheiden, indem er seine Gastspiele als einen weiteren Versuch schilderte, des Wieners Komik auch hierher zu übertragen; er beabsichtige nicht, sich mit den hiesigen trefflichen Bühnenkünstlern zu messen. Als Mitspieler werden Frau von Holtei, Der...

Franchetti, Genée und vor allen der beliebte Komiker Schmelka genannt, der den Geisterkönig Longimanus mit kräftigem Humor darstellte.

Nachdem am 10. April Karl von Holtei auf der Königstädtischen Bühne eine Todtenfeier für Goethe veranstaltet hatte, gelangte drei Tage später Raimund's Zaubermärchen „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder: Der Bauer als Millionär" zur Aufführung. Auch in diesem Stücke hatte Raimund eine Rolle von anspruchsloser Schwung und entzückender Satire. Wie lieblich wirkt schon bei der Lektüre die Scene, wo die Jugend den reich und protzig gewordenen Wurzel unter dem Gesange verläßt: „Brüderlein fein, Brüderlein fein, mußt mir ja nicht böse sein! Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergeh'n!" Von hoher, erschütternder Wirkung ist dagegen der Einzug des Alters: Mit einem Schlage verwandelt sich der Mensch vor unseren Augen, und zugleich verhüllt der Winter die ganze Natur. Wurzel verflucht nun seinen Reichthum und wird zum bettelnden Aschenmann. Diese Scenen spielte Raimund so mild, versöhnend und unendlich rührend, daß Devrient, dieses Kunstwerk bewundernd, ausrief: „Der Mann ist so wahr, daß ein so miserabler Mensch wie ich ordentlich mitfriert und leidet."

In dieser Rolle wurde Raimund von den Berlinern bereits weit allgemeiner verstanden und mit steigendem Beifall aufgenommen. Der „gemüthliche, überaus wahre" Darsteller zeigte, daß er den Ausdruck innerer Zustände meisterhaft in seiner Gewalt habe. Erschien schon die Lebendigkeit im ersten Akt, wo der dargestellte Charakter „trotz innerer Hohlheit und äußerer Plumpheit doch Ansprüche auf Verstand und Weltklugheit macht", geradezu unbegreiflich, so wurde die Verwandlung des übermüthigen Parvenü und lebenskräftigen Freudenschmeckers in den von körperlichen Schwächen geplagten Greis noch kunstreicher und mit der höchsten Naturwahrheit dargestellt. Dieser rührende Ausdruck der Reue, diese gemüthvolle Schilderung des armen schwachen Alten, die „völlige Resignation zu einem Philosophen für's Haus" grenzte ans Tragische und ergriff allgemein. Das Lied des Aschenmannes war hiervon die Krone; „obgleich dabei wenig von Gesang zu sagen ist; es wirkte die Seele, die Raimund jedem Worte mitzugeben wußte." Er mußte das Lied wiederholen und brachte nun andere, sehr ansprechende Verse, in welchen er im Charakter der Rolle seine Reise nach Berlin und die Empfindungen andeutete, welche dieselbe in ihm erweckt hatte. Man rief ihn sogleich und auch nach dem Schlußgesang enthusiastisch hervor, in welchen „der gewandte und geistreiche Humorist" Anspielungen auf die Zufriedenheit des Publikums verflochten hatte. Als Bauer habe er heute erfahren, äußerte er sich in seiner Danksagungsrede, daß ein Baum nicht auf den ersten Hieb falle; er hoffe sich aber immer mehr an der Eiche des Beifalls zu halten u. s. w. — Die Kritik lobt Schmelka (hohes Alter) und Dem. Gründaum (die Jugend); Frau von Holtei gab das Lottchen, Dem. Felsenheim die Zufriedenheit und Beckmann den Lorenz.

Am 17. April wurde „Der Carneval unter der Spree" aufgeführt, ein aus zehn Szenen bestehendes, „unzusammenhängendes Quodlibet". Raimund trat in fünf Rollen auf, die er sich gewählt hatte, um sein Talent zu psychischer und physischer Verwandlung in aller Mannigfaltigkeit leuchten zu lassen. Die Lebenswahrheit des Künstlers und seine merkwürdige Gewandtheit in der Mimik ließen die dramatische Flachheit der Situationen und des Dialogs vergessen. Sehr wirksam stellte Raimund den Wastel dar, der die „Brunnenkur" als ein gewöhnliches Frühstück ansah und, häßlich getäuscht, so ergötzte, daß während der ganzen Szene das Gelächter nicht endete. In der Rolle des „Ydor" (in welcher Raimund in Wirklichkeit den Komiker Ochsenheimer nachahmte) erinnerte er die Berliner in Maske und Geberdenspiel an die Darstellung von Molières Geizigen durch Iffland. Hier bezeugte er am meisten „ein tiefes Studium im äußeren Ausdruck der Leidenschaften, in allen Staffeln des Burlesken bis zum Tragischen hinauf". Seine Kunst, im Vortrage des Liedes zu nüanciren, stand besonders bei dem Liede des Zettelträgers Papp in der „Heirath durch die Pferdekomödie" auf ihrer Höhe, wo der Refrain: „Das geht keinen andern was an!" durch seine Modulation einen Enthusiasmus erregte. Nach dem Dacapo sang Raimund wieder auf Berlin bezügliche Verse, wie er denn überhaupt in den Scenen hier und da auch Berlinische Lokalspäße anbrachte. Er stellte noch den Herrn von Schneeweiß in den „Modethorheiten" und den Adam Kratzerl in der Gleich'schen Posse „Die Musikanten am Hohenmarkt" dar, die einst durch sein Spiel in Wien so beliebt geworden war, daß sie nicht weniger als fünf Fortsetzungen erlebt hatte. Trotz der Anerkennung, welche Raimund's Leistungen auch an diesem Abend fanden, war es doch nicht zu verkennen, daß „der aus voller Brust strömende Humor der den Berlinern befreundeten heimischen Künstler Spitzeder, Schmelka, Beckmann, Gern Sohn, Rüthling u. s. w. das Publikum mehr vergnügte, als das gewählte berechnete Spiel des achtungswerthen Gastes." Dieser mochte sich trösten; auch in Wien gestand die große, nur für eine grobe, handgreifliche Komik empfängliche Masse, als Raimund und die Krones spielten, ganz unverholen: „Mir san nur wegen Kornlheuer ins Thealta ganga!"

Am 21. April wurde „Der Bauer als Millionär" und am 23. „Der Karneval unter der Spree" wiederholt. Der 27. April brachte die vielleicht größte Schöpfung Raimund's, sein romantisch-komisches Zauberspiel „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", welches eine Perle echtester Realistik enthält: die poesievolle Idylle in der Köhlerfamilie mit dem lieben Lied „So leb denn wohl, Du stilles Haus". Mit kühnster Ironie stellt Raimund als Dichter und Schauspieler in der rührenden Figur des Rappelkopf sich selbst auf die Bühne mit all seinem Zorn gegen die undankbare Welt, dem Mißtrauen und der krankhaften Gereiztheit seines seelenguten, unglücklichen Herzens. Dieser Menschenfeind soll geheilt werden, indem der gütige Alpenkönig seine Gestalt annimmt und nun dem in seinen Schwager verwandelten Rappelkopf das Bild seines eigenen Charakters vor Augen hält. Das unausstehliche Gebahren, der grundlose Argwohn, der verletzende Jähzorn, durch welchen der Doppelgänger die Familie des Rappelkopf quält, dringen diesen zur Verzweiflung, und bald gerathen sie in den heftigsten Streit. Da beide nur ein Leben haben, muß der Menschenfeind versuchen, sein Ebenbild vor jedem Unglück zu bewahren. Vergebens! Pseudo-Rappelkopf bildet sich ein, er sei vergiftet und seines Vermögens beraubt worden, und beendet schließlich sein verfehltes Dasein durch Selbstmord. — Welch großartige Perspektive: der Psycholog, der erforschte Charakter und der Darsteller sind hier dreieinig! Wir gewinnen den tiefsten Einblick in die geheimnißvollen Mächte einer Menschenseele, deren Schicksal sich zu grenzenloser Tragik erhebt. Das Weib des Rappelkopf spricht im Stücke: „Wenn mein Mann im Stande wäre, sich ein Leid anzuthun, ich hätte mir nichts vorzuwerfen, aber ich könnte diesen Vorfall nicht überleben." Sie trägt den Namen Antonie, wie die treue Lebensgefährtin Raimund's. Acht Jahre, nachdem er dieses Werk vollendet, wurde Raimund von dem Wahn ergriffen, daß er durch den Biß eines tollen Hundes vergiftet worden sei, und tödtete sich selbst! —

Durch die Darstellung des Menschenfeindes hatte Raimund vollkommen die Gunst des Berliner Publikums gewonnen. Auch die Zeitungen waren des Lobes voll über den wahrhaft großen mimischen Künstler: „Jedem, der Raimund nur einmal gesehen hat, muß die große Aehnlichkeit mit Iffland auffallen." Das Tiefeindringende der Moral des allegorischen Zauberspiels wirkte erst jetzt „mit siegender Gewalt auf die lebhaft ergriffenen Zuschauer." Der Künstler gab den ersten Akt, in dem sich der jähzornige Rappelkopf für einen Dulder hält, mit großer Energie. Vortrefflich erschien es, daß er die Komik durchaus nicht direkt benutzte, sondern es eben nur dem Extrem der Leidenschaftlichkeit überließ, gleichsam von selbst komisch zu werden. Auch die Art, wie er zur Musik rezitirte, den Vortrag mit Rücksicht auf die Tonart der Begleitung zwischen Gesang und Dekla-

mation mitten inne hielt, wurde als besonderes Verdienst ausgezeichnet. Man rief Raimund schon nach diesem Akt. Im zweiten Akt, in dem der Schauspieler weniger Gelegenheit hatte, sich hervorzuthun, schien Raimund physisch zu ermatten. Im dritten Akt aber, wo er sein Ebenbild vor sich sieht, „spielten seine Nüancen in allen Skalen des Tragischen und Komischen", und hauptsächlich hoben sich die Momente heraus, wo er behauptet, daß sein Doppelgänger übertreibe. Der natürlichste Humor sprach hier selbst in den wortlosen Lauten seiner Ausrufungen. Am Schlusse wurde er abermals gerufen und sagte beiläufig: „Als höchstes Glück erscheint, was heute mir gelungen: Ich hab' als Menschenfeind mir Ihre Lieb' errungen." — Das Ensemble war gut. Beckmann spielte den Habakuk, Laddey den Alpenkönig und Dem. Felsenheim das Lieschen. Das Stück war phantastischer und daher wirksamer als sonst in Szene gesetzt. —

Dieses Drama wurde am 2. und am 8. Mai wiederholt. Am 5. spielte man den „Karneval unter der Spree", und am 11. trat Raimund in der Kornthеuerschen Localposse „Alle sind verheirathet" und in „Doktor Kramperl", einem komischen Intermezzo von A. Gleich auf. Der Künstler, welcher diese schlechten Machwerke nicht über Wasser halten konnte, legte als Hausknecht Adam zu viel Absicht an den Tag, wogegen er als Kramperl's Diener vorzüglich spielte. Eine Szene, die er im Hochdeutschen durchführte, und die humoristische Art, wie er sich in der Maske seines Herrn einen guten Tag machte, belustigte die Zuschauer. — Am 15. Mai wurde wieder „Der Bauer als Millionär" und am 21. „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" aufgeführt.

Das Gastspiel sollte nun auch noch eine litterarische Kuriosität bringen. Raimund hatte stets eine Schwäche für diejenigen seiner Dramen gezeigt, in welchen seine originelle Begabung hinter gelehrter Nachahmung zurücktritt. Durch den Ehrgeiz, auch in der schweren Tragödie Lorbeeren zu erringen, war er zur Lektüre getrieben worden und den Romantikern, wie auch Shakespeare näher getreten. Er selbst spottet über diesen Drang nach höherer Bildung in seiner „Gefesselten Phantasie", die nur eine einzige echte Raimund'sche Gestalt aufweist: den Harfenisten Nachtigall. Wohl nicht ohne Absicht spielte er dieses Stück als letzten Trumpf in Berlin aus. Es wurde am 26. Mai gegeben, und siehe da, es fand rauschenden Beifall. Das Publikum ergötzte sich ungemein und zeigte vollste Empfänglichkeit „auch für die feineren Züge des Gemäldes, dem es an starken und obenaufliegenden Späßen ebenfalls nicht fehlt". — „Vielleicht hat kein einziges der Raimund'schen Zaubermärchen einen so poetischen Grund und ist so gediegenen Inhalts, als diese gefesselte Phantasie", schreibt die „Spenersche Zeitung". Der Rezensent der „Vossischen Zeitung" aber bringt eine gewaltige Polemik gegen die ungünstige Aufnahme, welche das Stück in Wien gefunden hatte; er weist auf den entschiedenen Erfolg hin, den „diese bedeutendste Gabe Raimund's" in München, Hamburg und nun auch in Berlin errungen habe, und schließt dann im Tone des Gönners: „so werden wohl die Wiener dem Stück künftig etwas näher gehen und in ihrer Gutmüthigkeit nicht verkennen, daß es in seiner Art von bedeutendem Werthe ist. Für die Königstädtische Bühne ist es eine wahre Zierde, und die Rolle Raimund's, wenn er uns verläßt, wird auch hier gut zu besetzen sein". Dieses Stück ist auch das einzige, welches die Zeitungen einer Inhaltsangabe würdigten. — Zum Schlusse der Vorstellung wurden Raimund und dann Alle gerufen. Der Dichter dankte mit den Worten: „Ich hab's gewagt, die Phantasie zu fesseln, — doch Jupiter kam rettend ihr herbei; — Sie fesselten heut' meine Dankbarkeit, — und niemals wünschet sie sich wieder frei". —

Wiederholungen der Stücke „Die gefesselte Phantasie" und „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", sowie unbedeutende Possen füllten die nächsten Gastspielabende aus. Gleichwohl hatte Raimund auch bei diesen Vorstellungen zu einer Dankrede Gelegenheit; er sagte ungefähr: „Ich spiele Hazard, aber nicht rouge et noir, sondern gut und schlecht; die Güte des Publikums ist jedoch ein so reicher Fond, daß die Bank nicht gesprengt werden kann".

Die letzte Vorstellung: „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", fand am 12. Juni statt und brachte für Raimund einen großen Triumph. Der Beifall, mit dem er empfangen wurde, steigerte sich im Verlaufe der Darstellung, und als der wiederholt Gerufene in einer wohlgesetzten, den Berlinern höchst schmeichelhaften Rede für die Theilnahme an seinen Gastspielen und für die gute Aufnahme, die er gefunden, gedankt hatte, folgte seinen Worten „ein wahrer Sturm von Applaus". —

Die berühmteste dichterische Schöpfung Raimund's entstand erst nach Jahresfrist: „Der Verschwender", jene geniale Verquickung geläuterter Komik und schlichter Tragik. Die Darstellung des Valentin wurde das Meisterwerk des großen Menschenkenners. Sein Hobellied voll milder Weisheit, das Alle zu Thränen rührte, nannte er sein Todeslied. Und er hat Recht behalten.

Richard Fellner.

Das Passionsspiel in Oberammergau.

Durch die deutsche Dichtung geht, wie vor hundert Jahren, wieder ein starker volksmäßiger Zug. Was der Poet tief im wirklichen Leben der Massen schaut, hört und empfindet, das sucht er zum Gegenstande einer allverständlichen Kunst zu erheben. Und vornehmlich sind es die Schauspieldichter, welche der gesunkenen Dramatik unserer Zeit aus der verjüngenden Quelle des volksthümlichen frische Kräfte zuzuführen bestrebt sind. So erhält ein Unternehmen, wie das „Volksschauspiel" in Oberammergau, das weit zurückleitet zu den naiven und naturvollen Kunsttrieben der deutschen Vorzeit, jetzt eine noch höhere Bedeutung denn vor zehn Jahren, da die neuesten litterarischen Regungen und Bewegungen in schwachen Anfängen sich zeigten. Ja, diejenigen, welche eine lebensvollere Richtung — sei es schöpferisch, sei es beurtheilend — vertreten, könnten in den braven Passionsspielern getreue Bundesgenossen begrüßen, wenn draußen im Dorfe eben die Dinge so ständen, wie sie stehen sollten. Bekennt sich doch die moderne Kunst freudig zu denjenigen Werken der Vergangenheit, worin eine eigenartige, ursprüngliche Kraft das Leben der Zeit festgehalten hat, worin etwas Wirkliches, daseinskräftige Menschen, Seelenzustände erscheinen.

Die Weltinteressen, aus denen das altdeutsche Volkstheater herauswuchs, lagen auf dem Boden der Religion, des Christenthums. Wenn der einzelne Künstler ehrfürchtig zurücktritt vor der folgenschweren Aufgabe, das mächtige Gedicht der Evangelien noch einmal zu dichten, so ergreift das naive Volk im frommen dumpfen Sinn der Kindeseinfalt leicht und heiter diese Aufgabe und führt sie mit unbewußter Kraft durch. Das erste Schauspiel diente dem Kultus: Es muß in den Kirchen die Bedeutung der heiligen Feste versinnlichen — Christi Geburt, Erdenwallen, Opfertod, Auferstehung und Himmelfahrt. Auch die Zerstörung Jerusalems und das jüngste Gericht läßt man der zagenden Gemeinde darstellen. Biblia pauperum! Mit dem Anfange des 14. Jahrhunderts erhält das geistliche Schauspiel ein „moralisches" Gepräge; es befreit sich von Dom und Kloster und zieht hinaus ins Freie, auf die Straßen und Marktplätze. Es verlangt scenische Ausstattung und eine große Zahl von Schauspielern. Derbkomische Elemente kommen hinzu. Man spielt die biblischen Stoffe in Cyklen ab und läßt es an Beziehungen zur Wirklichkeit nicht fehlen. Die Reformation drängt das altdeutsche Theater in der Kunstausübung zurück, um Platz zu schaffen für die aus romanischen Landen kommenden „Moralitäten," Allegorien und spitzfindigen Symbolisirungen, die sich zunächst mit der heiligen Schrift beschäftigen, dann aber in die heidnisch-

antike Götterwelt hinüber greifen. So entsteht das kalte, steife Gelehrtendrama. In zweiter Linie befördert den Niedergang des heiligen Schauspiels die Entwicklung der weltlichen Zwischenspiele zu besonderen Gattungen, aus denen die Fastnachtsschwänke der Handwerker und Bürger hervortreten.

Doch in stillen, abgeschlossenen Gegenden wirkt der alte gläubige Volksgeist weiter. So in den bayerischen Gebirgsthälern, bei den Oberammergauern. Es heißt, das gegenwärtige Passionsspiel verdanke seine Entstehung einem frommen Gelübde, das den Zorn Gottes versöhnen sollte, als 1633 eine verheerende Seuche wüthete; im folgenden Jahre sei die erste Passion tragirt worden. Allein der Ursprung ist zweifellos in viel früheren Jahrhunderten zu suchen; vielleicht fallen sogar die Anfänge des Schnitzerhandwerkes und das Auftauchen der Passion zeitlich zusammen. Durch jenes Gelübde ist das Spiel nur als eine stetig wiederkehrende Einrichtung festgelegt worden. Der älteste Text (1662) enthält zudem eine Reihe von Motiven, die dem mittelalterlichen Drama angehören. In der Folgezeit wurde die Existenz des Schauspieles mannigfach gefährdet durch Muckerthum und klerikalen Eifer. Es ergingen Verbote über Verbote. Doch die Oberammergauer wußten sich Privilegien zu verschaffen, während auf anderen Orten der Bann blieb. So kommt es, daß sie heute das einzige anerkannte Passionsspiel in Deutschland besitzen, ein Erbe, das sie für alle Zukunft zu bewahren gewillt sind.

Das Spiel selbst aber hat Wandlungen durchgemacht die es weitab geführt haben von der alten, schlichten natürlichen Art. Was wir gelegentlich der Erstaufführung und Einweihung sahen, ist der Reform mehr als bedürftig, und je freier und moderner unsere Anschauungen sind, um so dringender müssen wir zur Umkehr rathen. Die Leiter des Spieles, die vergangenen und die lebenden, glaubten 'was Rechtes zu thun, indem sie es äußerlich und innerlich so verfeinerten und dem „fortgeschrittenen Geschmacke“ näherten, daß es auf dem besten Wege ist, seine Daseinsberechtigung überhaupt zu verlieren. So schön und bewundernswerth der Neubau des Schauhauses, die Einrichtung der mit allem Raffinement der heutigen Theatertechnik ausgestatteten Mittelbühne, die echten und kostbaren Gewänder an sich sind, so wenig dienen sie dem naiven Zwecke des Passionsspieles. Sie geben dem Werke etwas Gespreiztes und Anspruchsvolles, dem Werke, das für uns nur Geltung haben kann als der lebensvolle Rest einer längst vergangenen, naturwüchsigen und einfach empfindenden Volkspoesie.

Und nun der Text. Das Studium des ältesten Spielbuches, welches August Hartmann 1880 herausgegeben und auf die Quellen untersucht hat, lehrt einerseits, wieviel Ursprünglichkeit aufgegeben worden, und zeigt andererseits, wie etwa der gute Geist des überkommenen Gedichtes zurückzugewinnen sei. Jener Text setzt sich aus zwei Augsburger Stücken zusammen: dem Spiele von St. Ulrich und Afra, das im 15. Jahrhundert entstanden, und der Passion, welche Meistersinger Sebastian Leonhart Wild im 16. Jahrhundert verfaßt und durch den Druck bekannt gegeben hat. Wild's Drama ist eine Originalschöpfung, während der oder die Dichter des älteren Spieles nach mittelalterlichen Ueberlieferungen geschaffen haben. Diese Kontamination blieb bis 1740 in Geltung. Da modelte der jesuitisch gebildete Pfarrer Rosner den Text zum ersten Male, so zwar, daß er noch große Theile der alten Dichtung beibehielt; 1780 fügte Pater Magnus Kipfelberger neue Veränderungen ein, indem er viel „Anstößiges“ bei Seite schob, und 1810 begann Dr. Othmar Weiß, ehedem Pfarrer im benachbarten Etal, seine Bearbeitung des Ammergauer Spieles. Er sagte sich von der Urform völlig los und verfertigte auf Grundlage der Evangelien und des „alten Buches“ ein ganz neues Spiel. Der gute deutsche Vers löst sich in eine charakterlose wässrige Prosa auf, der erfrischende Humor wird getilgt, Allegorien und Wunder werden entfernt, Chor und „Präfigurationen“, d. h. die alttestamentarischen Vorbilder, erhalten einen ungebührlich breiten Raum. Das Bestreben, aus dem Volksstück ein „regelrechtes“ Drama zu schmieden, setzte 1850 Pfarrer Josef Alois Daisenberger fort. Die gegenwärtige Gestaltung des Spieles kommt von ihm. Auch hat er eine sogenannte „poetische Bearbeitung“ des Textes hinterlassen: Der langweilige Prosa-Dialog des Pater Weiß ist in steife fünffüßige Jamben gezwängt, deren Sprache an Unnatur und Künstlichkeit das Mögliche leistet. Glücklicherweise hat man sich mit der bloßen Drucklegung dieser Form begnügt; wir sehen aber, worin die Oberammergauer ihr Zukunftsideal erblicken.

Im Original erscheint uns allerdings Vieles der Beseitigung werth; das sind die Wundergeschichten, überirdischen Erscheinungen, Teufeleien und detaillirten Rohheiten der Hinrichtung, sowie das Nachspiel in der Hölle.

Doch was kann man aus jener scheinbar ungeschlachten Textgestalt nicht alles lernen! Da ist zunächst die Form. Um wieviel besser stehen dem Volksdrama die viermalgehobenen Reimpaare, dieser echtdeutsche Vers, Knüttelvers genannt, als eine gedehnte, kraftlose Prosa? Und der Ausdruck. Wie einfach, schlagend, ungezwungen erscheint nicht die eigenartige „Haupt- und Heldensprache“ des 16. Jahrhunderts gegen das matte moderne Hochdeutsch der unkundigen Bearbeiter. Luther hat im innigen Verkehre mit dem Volke sich die sprachlichen Mittel für die Bibelübersetzung bereitet. Er hat in der Uebertragung der Evangelien einen kerndeutschen, schlichten, kindlich-seelenvollen Ton angeschlagen, der aus dem inneren Wesen der Dinge kommt; unseren Passionsdichtern aber ist dieser Ton völlig fremd geblieben. Und wenn kirchliche Bedenken sie davon abhielten, Luther's Sprachkunst zu nützen, so hätten sie doch ihr Stilgefühl an anderen litterarischen Denkmälern jener Epoche stärken sollen. Die katholischen Verdeutschungen der heiligen Schrift bieten dafür keinerlei Ersatz.

Der Chor, welcher die Handlung begleitet und die „vorbildlichen“ Darstellungen erläutert in Rede und Gesang, hat an diesen formellen und sprachlichen Mängeln den größten Theil. Er ist nicht mehr der reine „Ehrenhold“ des altdeutschen Dramas, der anspruchslose Interpret der Passion, sondern erhält ein Stück seines Charakters von der griechischen Tragödie. Demgemäß spricht er in alcäischen und sapphischen Maßen. Ebenso wenig volksthümlich, wie diese Kunstprodukte, sind auch die Chorgesänge, die sich in gereimten Strophen geben und die Vorbilder erklären sollen. Schon Bartsch hat darauf hingewiesen, wie leicht sich diese langathmigen, ermüdenden Gesänge durch echte altdeutsche Volkslieder zum Vortheile des Werkes hätten ersetzen lassen. Die „Vorbilder“ selbst erscheinen in schwerer Masse (23 an der Zahl!) und zerreißen auf diese Art störend die Haupthandlung. Zudem verdanken sie ihre Entstehung theologisch-dogmatischen Gründen: Als Parallelen zu gewissen bedeutsamen Stellen des Evangeliums sollten sie zeigen, daß das alte Testament nur als eine Prophezeiung des neuen Werth habe, indem alles, was dort geschehe, die Erscheinung Christi vorbereite. Diese „Präfigurationen“, die keineswegs, wie man glaubt, eine Neuerung, sondern beinahe so alt sind wie das deutsche Drama, können nur ein äußerliches Interesse beanspruchen, und sollten deshalb auf ein geringes Maß beschränkt werden.

Dafür müßte man viele humoristische und tragikomische Motive, womit der alte Volksdichter vornehmlich die Figur des Judas ausgestattet hat, wieder aufnehmen. Wie charakteristisch ist die spaßhafte Rede, womit der Rabbi die einzelnen Silberlinge dem Verräther in die Hand zählt; wie wirksam die Reue des dummen Teufels und sein Tod! Jetzt spielt Judas einen herkömmlichen Intriguanten, der ernsthaft genommen sein will und sich mit großartigen Worten in den Tod monologisirt. Im Spiel von St. Ulrich giebt es eine rührende Scene: Nachdem Judas schon sein Geld empfangen, kommt er zur Maria, die ihn ängstlich fragt, ob ihrem Sohne auch keine Gefahr drohe. Judas verneint. Und nun empfiehlt die Arme ihr unglückliches Kind just dem Schutze des Verräthers. (Hartmann, S. 11 ff) Wie menschlich und tragisch zugleich. Und dann später des Mörders Gewissensqualen:

„Ach allerliebste muller schön,
Wie thut es mir so übel geh'n,
Von Deinen sun that ich weichen"...

Ergreifend ist Marias angstvolle Mutterliebe. Man höre:

Hertzlieber sun vnd warer gott
erwöll dir doch ain andern tot,
der nit so lasterlichen sey
vnd mach dich vor den iuden frey.

Hier waren mittelalterliche Mariendichtungen von Einfluß. Das Betragen der Bande, die gegen Christus ausgeschickt wird, hat der alte Poet mit Recht ins Derbe und Possenhafte gezogen; jetzt ist alles gemildert; aus dem abgehauenen Ohr des Malchus wird ein verwundetes.

Es leuchtet ein, daß diese sauber stilisirte Passionstragödie, die mit allem Drum und Dran für eine Kunstleistung gelten will, nicht als Ganzes, sondern nur in Einzelheiten eine echte Wirkung auszuüben vermag. Wir haben hier die Szenen im Auge, welche unmittelbar aus den Evangelien geflossen sind und keine oder ganz unbedeutende Zuthaten der Bearbeiter enthalten. Der Stoff ist hier gewaltiger als die unzulängliche Einkleidung. Wir meinen die Stiftung des neuen Bundes und die Fußwaschung, Christus am Oelberge, die Verurtheilung vor Pilatus, das Zusammentreffen Christi mit der Mutter auf dem Leidenswege und die Kreuzigung. Man kann sogar sagen, daß die Verfasser hier mehr Sinn für das rein Dramatische gezeigt als die Dichter der Urform, indem sie die karge lückenhafte Handlung ausbauten und ergänzten nach den heiligen Büchern. Und da ward es uns auch klar, wie thöricht die Meinung empfindlicher Aesthetiker ist, Christus eigne sich nicht zum Helden eines Dramas, weil er nur leide und nicht handle. Er leidet, aber durch die freie That der Selbstbestimmung. In der hohen Seele dieses auserwählten Wahrheitskünders lebt ein schönes Ideal, das er zu verwirklichen strebt gegen die äußeren Mächte der Welt. Er bringt diesem Ideal mit schmerzlicher Sehnsucht sich selbst zum Opfer dar: Sein unschuldig vergossenes Blut, fühlt er, wird die träge, alternde Menschheit aufrütteln und läutern. „Er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden." Die gottgegebene Erkenntniß seines Berufes wird der große Wendepunkt in seinem Leben. Und überall da, wo eine mächtige Entscheidung über das Menschendasein kommt, die auf den Willenskräften des Individuums beruht, da liegt auch dramatisches Leben. Indem er an der harten Wirklichkeit scheitert und untergeht, ist Christus thatsächlich der Sieger. Die rohen Massen glauben zu triumphiren, und sind doch in Wirklichkeit an den Wagen des Triumphators gefesselt. Wir begleiten den Welterneuerer durch alle Stationen seines Leidensweges, den er unverstanden, von den eigenen Jüngern verrathen und preisgegeben, durchwandelt. Wir erleben all' die aufreibenden Kämpfe seines Innern mit, jene erschütternde Folge von Handlungen der Seele; wir sind Zeugen, wie er seine letzten irdischen Geschäfte besorgt und klaren Sinnes seinen Tod vorbereitet. Des Mannes Herzenspein und Einsamkeit am Oelberge wirkt tragisch und ergreifend. Ihn faßt menschliches Zagen vor dem Letzten und Geheimnißvollen; er will die Jünger um sich haben — sie sollen wachend bei ihm bleiben. Seine heißerregte Seele betet — da stärkt ihn Gott mit Gewißheit. Nun mögen die Jünger ruhig schlafen. Der ist der stärkste Mann, welcher allein steht. Wir sehen, wie er gleich einem gemeinen Verbrecher von einem Verhöre zum andern geschleppt wird. Der wilde Fanatismus verblendeter Pfaffen erfüllt uns mit Ekel, uns bewegt die milde Klarheit und der vornehme Sinn des Pilatus, der die unsicheren Anklagen in ein Nichts auflöst, wir wenden uns ab von der überlegenen Selbstherrlichkeit und dem brutalen Witze des Herodes. In diesen Szenen bringen es auch einzelne Darsteller wie Johann Diemer (Herodes), Thomas Rendl (Pilatus), Sebastian Lamp (Nathanael) und Bürgermeister J. E. Lang (Kaiphas) zu anerkennenswerthen Leistungen. Nie sah man einen Bauer mit so bewußter Würde sich geberden, so natürlich charakterisiren, so klug reden, wie diesen Thomas Rendl. Selbst der vielgenannte Joseph Mayer, der seinen Christus sehr sentimental und pastoral angelegt hatte, offenbarte bei fortschreitendem Martyrium etwas wie Innerlichkeit, Natur und männliche Kraft.

Der Realismus des bäuerlichen Darstellungsvermögens bethätigte sich vornehmlich in den Schlußtheilen, zunächst in dem Sturm auf das Haus des Pilatus. Herodes hat die Priester unbefriedigt heimgeschickt; es kommt nun darauf an, mit allen Mitteln den kaiserlichen Landpfleger umzustimmen. Die Pfaffen bieten ganz Jerusalem auf. Aus dem Dunkel der Straßen entwickelt sich die Menge. Erst kommen kleine Trupps, zaghaft, leise murmelnd. Dann größere und immer größere Schaaren. Sie geberden sich muthiger und kühner, je mehr ihrer werden. Die Priester kommen hinzu, hetzend, eifernd und drohend, mit zerzausten Bärten, wildleuchtenden Augen, verschrieenen Kehlen. So wälzt es sich heran, eine schwarze, tobende, flammende, erdrückende Masse, den Tod des Verkannten fordernd. Man begreift, wie der Römer als einzelner Mensch dieser unheimlichen Gewalt weicht und seine Hand von Christus zieht. Dann die thierische Freude, wenn sie ihren Zweck erreicht haben. Dem rasenden Pöbel preisgegeben, wird der göttliche Mann in den Strudel hineingezerrt, bespieen, getreten, geschlagen, beschimpft und vorwärts gestoßen. Und demüthig, widerstandslos läßt er die schwere Unbill über sich ergehen. Das ist das Schicksal der Wahrheitsstreiter! Das blinde Volk kann verdammen und tödten, aber richten kann es nicht .... Dieses alles ging unter freiem Himmel vor sich, in gewitterschwüler Natur; rechts und links hohe, bewaldete Bergesrücken, graue Wolkenzüge eilten drüber hin, Schwalben fliegen auf und nieder. Es ist für den modernen Menschen eine neue Welt. Der Gang zur Schädelstätte und die Hinrichtung mit ihren sinnverwirrenden Prozeduren gewähren das vollkommenste Bild der Wirklichkeit, das je auf einer Schaubude gezeigt worden ist. Marias Herzensqualen beim Anblick des schmerzensreichen, todtverfallenen Sohnes bleiben immer unserer Seele eingeprägt. Wir vergessen Religion und Evangelium und sehen nur die irdische Pein, — Menschen zu Menschen.

Gerade diese Einzelheiten lassen ahnen, wie bedeutend die Gesammtwirkung der „Passion" sein müßte, wenn sich die Oberammergauer entschließen könnten, ihr Ziel dadurch zu reformiren, daß sie die reichere, straffzusammengezogene Handlung der heutigen Form mit natürlichem, einfachem, kindlichtiefem Sinne des alten Gedichtes erfüllen. Sie sind bis jetzt mit ihren geistlichen Textmachern schlecht gefahren, vielleicht versuchen sie's einmal mit einem „weltlichen" Poeten?! War doch Sebastian Wild ein ehrsamer Schneider, und ob der Dichter von St. Ulrich ein Kleriker gewesen, das ist noch die Frage. Und wenn das Werk sich zurückverwandelt hat aus der angenommenen, fremdartigen Gestalt in das Geschöpf naturwüchsiger Bauern, dann mag es wiederkommen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, um die Führer und Freunde der deutschen Dichtung daran zu mahnen, daß ihre wahre Muse in der Volkesseele lebt.

Julius Elias.

Filippo Cordova.*)

Die italienische Litteratur darf mit einigem Stolz auf ihren großen Reichthum an biographischen Arbeiten über fast alle die Männer hinblicken, welche bei der Wiedergeburt des Volkes in den vorderen Reihen thätig gewesen sind. Gewiß befinden sich unter diesen Schriften ziemlich viele, die keinen hervorragenden Werth besitzen und ihre Entstehung mehr der persönlichen Sympathie für den Helden oder

*) Filippo Cordova. I discorsi parlamentari e gli scritti editi ed inediti, preceduti dai ricordi della sua vita, per Vincenzo Cordova, Senatore del Regno. Roma. 1889. Forzani e C.

wohl gar dem Bedürfniß der Selbstverherrlichung verdanken; aber auch diese geringeren Leistungen tragen doch immer einen bescheidenen Baustein zu einem würdigen Monumente der glücklich vollendeten Einheitsbewegung bei. Für den deutschen Leser können natürlich nur diejenigen Werke von größerem Interesse sein, die sich auf Männer ersten Ranges beziehen oder die durch Inhalt und Form ein abgerundetes Zeitbild geben, das nicht nothwendiger Weise durch die Persönlichkeit des Geschilderten zu fesseln braucht, sondern auch durch vielseitige Einblicke in die mannigfaltigen Verhältnisse der Halbinsel anziehen und belehren kann. Dieser letzteren Gattung nähert sich die Biographie Filippo Cordova's, welche sein Neffe, der Senator Vincenzo Cordova, vor kurzem veröffentlicht hat.

Von der außerordentlich hohen Werthschätzung, welche der Verfasser seinem Oheim angedeihen läßt, wird der fremde Leser vielleicht nicht ganz zu überzeugen sein. Es ist die ehrenvolle, arbeitsreiche Laufbahn eines opferwilligen und hochbegabten Staatsmanns, mit der wir bekannt gemacht werden; aber wenn wir uns die Frage vorlegen: Hat er irgendwo so entscheidend in den Gang der Dinge eingegriffen, daß die Entwicklung ohne ihn eine wesentlich andere hätte werden müssen? so können wir doch nur verneinend antworten. Der Verfasser setzt seiner Vorrede als Motto die Worte des Plutarchischen Cato Major voran: „Ich will lieber, daß man frage, warum mir keine Statue errichtet ist, als warum ich eine erhalten habe." Nach deutschen Begriffen klingt das etwas seltsam; denn obgleich wir in dieser Richtung auch schon verschwenderischer zu werden beginnen, würde doch bei uns kaum Jemand auf den Gedanken kommen, einem Manne von der Bedeutung Cordova's ein öffentliches Denkmal zu errichten. Vielleicht will aber auch der Verfasser selbst die Anspielung nicht allzu buchstäblich genommen wissen. Er hat es bitter empfunden, daß weder die Regierung noch die Volksvertreter irgend eine Ehrenbezeugung für den Gestorbenen beschlossen haben, weil derselbe seine letzten Kräfte dem ehrenvollen Kampfe gegen die Parlamentarier, welche ihre Stellung benutzten, um sich selbst zu bereichern, gewidmet und dadurch sich den Haß und Zorn der einflußreichen Ausbeuter im höchsten Grade zugezogen hatte. In ihrer allgemeineren Tendenz ist die Bemerkung daher durchaus zutreffend: rühmlicher ist die geflissentliche Nichtbeachtung, die aus solchen Motiven hervorgeht, als die lauteste Lobpreisung der Klique, die Verdienste um den eigenen Geldbeutel als Verdienste um das Vaterland herausstreichen möchte.

Cordova stammte aus einer spanischen Familie, die sich in Sicilien angesiedelt hatte, und war im Jahre 1811 in Aidone bei Caltanissetto geboren. Ein frühreifes Kind, schrieb er mit 13 Jahren Tragödien, wurde mit 16 Jahren korrespondirendes Mitglied einer naturwissenschaftlichen Akademie und promovirte mit 18 Jahren als Doktor beider Rechte. Sein Eintritt in die juristische Laufbahn erfolgte unter günstigen Auspicien. Der junge König Ferdinand II. kündigte unter dem Eindruck der Juli-Revolution feierlich die Absicht an, die Wunden des Landes zu heilen, ernannte seinen Bruder Leopold zum Generalstatthalter der Insel und machte einen Vetter Cordova's zum Direktor der Finanzen; dieser veranlaßte den Zwanzigjährigen nach Palermo zu kommen und in das Bureau eines Advokaten einzutreten. So war er Zeuge des Jubelrausches, mit welchem die Ankunft des Königs begrüßt wurde, aber auch der schnellen Ernüchterung und des jähen Rückschlags der öffentlichen Meinung. Eine Reise nach Frankreich und die Betheiligung an dem internationalen wissenschaftlichen Kongreß, der 1838 in Clermont statt fand, genügte der heimischen Polizei, ihn in die Liste der Verdächtigen einzutragen. Trotzdem gelang es ihm, als Sekretär des Bezirksrathes von Caltanissetto eine einflußreiche Stellung zu gewinnen und mit Erfolg gegen die gesetzwidrigen Anmaßungen der weltlichen und geistlichen Großgrundbesitzer aufzutreten. Natürlich wandten sich diese nun mit Klagen und Verleumdungen an den Hof und erreichten bald, daß Cordova in Palermo internirt wurde; nach Neapel vorgeladen, wußte er dann oder die Interessen der fünf Gemeinden, die ihm ihre Sache anvertraut hatten, vor dem Minister Santangelo mit soviel Freimuth und Gründlichkeit zu vertheidigen, daß dieser, augenscheinlich kein übler Mann, ihm sein Wohlwollen schenkte. Unermüdlich setzte Cordova denn auch in den folgenden Jahren den Kampf für die Abschaffung der Feudallasten in Sicilien fort, und verschaffte sich dadurch ein gewisses Ansehen, das ihm nach der Revolution von 1848 die Wege zu einer umfassenderen Thätigkeit bahnte.

Als Abgeordneter von Aidone Mitglied des sicilianischen Parlamentes, gewann er schnell als Redner und Berichterstatter eine bedeutende Stellung; besonders hervorragend war seine Thätigkeit bei der Ausarbeitung der Verfassung und der Wahl des Prinzen Ferdinand von Savoyen zum König von Sicilien. Im August übernahm er das Finanzministerium, setzte eine Anleihe von 4 Millionen Dukaten durch, ließ dafür die Kirchenschätze verpfänden, gab Papiergeld aus, bewirkte die Einziehung aller Güter der todten Hand, schaffte die Zölle auf Vieh und Getreide, Papier und Kohlen und andere wichtige Artikel ab und hob endlich auch die Mahlsteuer auf. Alles das erwarb ihm eine ungeheure Popularität bei den Massen. „Wer es heute in Palermo wagte, mich zu beleidigen, würde dem Volke zum Opfer fallen", schrieb er im Oktober seinem Vater. Nicht minder groß war aber auch die Erbitterung der privilegirten Klassen gegen ihn, und da andererseits auch die republikanische Partei gegen das Ministerium wühlte, so kam es zu wiederholten Krisen, die mehrfach durch stürmische Volksdemonstrationen und einstimmige Vertrauensvoten der Kammer zu Gunsten Cordovas entschieden wurden. Endlich veranlaßte ihn ein Konflikt mit dem Ministerpräsidenten Torrearsa im Januar 1849 doch zum Rücktritt, so daß ihn die Katastrophe im Mai als einfachen Deputirten und Redakteur einer Zeitung traf. Natürlich fand sich sein Name trotzdem mit obenan in der Liste der Proskribirten, und nur eilige Flucht nach Marseille rettete ihn vor der Rache der siegreichen Bourbonen.

Wie die meisten seiner Schicksalsgenossen nahm er dann seinen Aufenthalt in Turin, wo er von dem Könige und dem Ministerium gut aufgenommen wurde und bald auch mit Cavour in engere Verbindung trat. Er unterstützte seine Politik hauptsächlich als Journalist, war daneben aber auch als Professor des Handelsrechts, der Volkswirthschaft u. s. f. thätig und erhielt schließlich die Direktion des statistischen Büreaus in Cavours Ministerium. Bedeutsamer wurde seine Stellung erst nach dem Kriege von 1859, als er zum Mitgliede und Sekretär der Gesetzgebungskommission ernannt wurde und in dieser Eigenschaft mehrere der wichtigsten Gesetzentwürfe (über den Staatsrath, den Rechnungshof, die Kompetenzkonflikte u. s. w.) ausarbeitete, vollends aber, als im Januar 1860 Cavour wieder das Ministerium übernahm und nun sofort die sicilianische Frage anzurühren begann.

Cordova gehörte zu denjenigen Flüchtlingen, welche den italienischen Einheitsstaat zu verwirklichen wünschten; sehr zahlreich aber waren unter seinen Schicksalsgenossen die, welche einem Bundesstaate den Vorzug gaben und Sicilien als selbständiges, von Neapel losgelöstes Glied in denselben eintreten lassen wollten. Den eifrigen Bemühungen Cordovas aber gelang es, auch diese zum Einlenken zu bewegen. „Führt eure Idee zum Siege, erklärten sie; dann sind wir bereit, uns auch mit dem übrigen Italien zu verschmelzen; aber — als die letzten von allen!" Gleichwohl kam es nach Garibaldis siegreichem Einzug in Palermo bald zu heftigen Reibungen zwischen den Unitariern und den republikanischen Föderalisten, und Cordova fand sich dadurch veranlaßt, selbst nach der sicilischen Hauptstadt zu eilen. Er nahm eine Stelle als Prokurator am Rechnungshofe an, lehnte aber auf Cavours Rath das Finanzministerium, welches ihm der Prodiktator Depretis anbot, ab, weil Crispi gleichzeitig das Innere erhalten sollte. Garibaldi betrachtete ihn deshalb mit Mißtrauen, zitirte ihn Mitte September nach Neapel und wies ihn dann aus! Da aber bald darauf das Plebiscit für die Vereinigung

Siciliens mit Italien entschied, kehrte Cordova schon im November nach Palermo zurück, und zwar als Mitglied der von Victor Emanuel ernannten Statthalterschaft. In dieser Eigenschaft entwickelte er dann eine ungemein angestrengte und fruchtbare Thätigkeit, besonders auf dem Gebiete der Finanzen. Aber seine Ernennung war von vornherein unpopulär gewesen, da sie wie eine Demonstration gegen Garibaldi erschien; bereits Anfang Januar 1861 kam es zu lebhaften Kundgebungen gegen ihn und seinen Kollegen La Farina; sie entschlossen sich, ihre Entlassung zu fordern und kehrten nach Turin zurück. Cavour hätte nun Cordova gern gleich in das Ministerium aufgenommen und ihm die Finanzen übertragen; allein bei reiferer Ueberlegung schien ihm das verfrüht, und er bot ihm statt dessen das Generalsekretariat im Finanzministerium an, das Cordova auch annahm. Erst nach dem Tode Cavours wurde er durch Ricasoli zum Eintritt in das Ministerium aufgefordert, jedoch nicht für die Finanzen, sondern für Handel und Landwirthschaft. Auch harmonirte er wohl von vornherein nicht mit den zentralisirenden Tendenzen, denen die meisten seiner Kollegen nachgingen und die schon nach wenigen Wochen Minghettis Austritt veranlaßten. So fühlte er sich denn durch keine persönliche Rücksichten gehindert, in Rattazzis Ministerium einzutreten, als dieser im Mai 1862 Ricasoli stürzte. Begreiflich genug aber ist es, daß ihm dieser Parteiwechsel bitteren Haß und leidenschaftliche Angriffe zuzog, und da er abendrein im März schwer erkrankte, mußte er sich schon nach vierzig Tagen entschließen, sein Entlassungsgesuch einzureichen.

Längere Zeit hielt er sich nun ziemlich im Hintergrunde, wenn er auch gelegentlich an den parlamentarischen Debatten theil nahm und bei Ministerkrisen in Betracht gezogen wurde. Als völlig rehabilitirt durfte er sich aber erst ansehen, als er im Januar 1866 mit größter Stimmenzahl zum Mitgliede der außerordentlichen Kommission, welche die Finanzlage prüfen sollte, und von dieser zum Vorsitzenden gewählt wurde. Isolirt blieb seine Stellung aber auch dann noch. „Ich komme mir vor," schrieb er einmal, „wie ein letzter Rest der Männer, die in der ernsten Schule des achtzehnten Jahrhunderts erzogen sind. Die Revolutionäre der Linken machen mich lachen. Wenn sie mir ihre Bedenken gegen energische Formen vortragen, zeigen sie sich voller Vorurtheile, deren sich der schwachmüthigste englische Tory schämen würde." Von der Mehrheit aber trennte ihn gründlich der Widerwille gegen die dreiste Verfolgung von Privatinteressen, die sich auf Kosten der Steuerzahler Raum schaffen.

Beim Ausbruch des Krieges von 1866 trat er wieder in das Ministerium ein, dessen Vorsitz Ricasoli übernahm. Lebhaft unterstützte er die preußische Forderung, die in der bekannten Note Usedoms niedergelegt war, daß Italien den Krieg mit äußerster Energie führen und Ungarn zum Aufstande bringen müsse; aber Lamarmoras passiver Widerstand vereitelte alle diese Bemühungen. Ebenso vergeblich war sein Verlangen, das Marineministerium einem Seemann des Südens statt Depretis anzuvertrauen, und man kann sich leicht vorstellen, daß die Erfahrungen von Lissa für ihn ein neues Argument gegen das Uebergewicht der Piemontesen wurden. Ob er selbst den Ehrgeiz gehabt hat, in Zukunft noch einmal an die Spitze des Ministeriums zu treten, erscheint wohl mehr als fraglich: andere aber trugen sich für ihn und für Italien mit solchen Hoffnungen. So schrieb ihm Petruccelli della Gattina: „Sie sind der italienische Staatsmann der Zukunft, weil Sie am vollständigsten die Eigenschaften dazu haben: Wissen, Beredsamkeit, geistige Beweglichkeit, mannigfache Fähigkeiten, Scharfblick. Was Ihnen vielleicht fehlt, ist der Thatendrang und die mise en scène. Deshalb müssen Sie nach Paris kommen, in dieses Land, wo Alle, Alle Schauspieler sind, vom Kaiser bis zum Schornsteinfeger. Sie müssen lernen, als das, was sie sind, auch zu erscheinen. Sechs Monate in Paris würden mit der Hälfte Ihres Vermögens nicht zu theuer bezahlt werden, wenn Sie hier die Uebung erwürben, die Rolle des ersten Ministers zu spielen."

Als diese Worte geschrieben wurden, war das Ministerium Ricasoli bereits in der Auflösung begriffen, und es fragte sich, ob Rattazzi oder Menabrea mit der Neubildung betraut werden würden. Beide boten Cordova das Finanzministerium an; gewitzigt durch seine früheren Erfahrungen lehnte er jedoch ab und trat mit dem ganzen Kabinett am 10. April 1867 zurück. Auch bei der neuen Ministerkrisis im Januar 1868 widerstand er allen Bemühungen, auch denen des Königs, ihn zur Uebernahme der Finanzen zu bewegen, besonders weil er ein unbedingter Gegner der projektirten Mahlsteuer war. Dagegen ließ er sich in die parlamentarische Kommission wählen, welche die Wirkungen des Zwangskurses untersuchen und die Manipulationen klar legen sollte, die der Einführung desselben am 1. Mai 1866 vorangegangen waren. Er that es in der festen Absicht, die volle Wahrheit ans Licht zu bringen. „Der politische Jesuitismus, schrieb er, der das Land verräth und die Geschichte fälscht, wird niemals meine Unterstützung finden: wenn mein lieber Freund Scialoja aus Schwachheit gefehlt hat, als er das Dekret über den Zwangskurs als Finanzminister unterzeichnete, so werde ich bezeugen, daß er schwach gewesen ist, und wenn es mir das Leben kosten sollte." „Ich lasse mir den Spekulanten gefallen, der mit dem Staate Geschäfte macht; aber ich lasse es mir nicht gefallen, daß er sich als Politiker maskirt und dem Volk die Stimmen entreißt, um dann zum Nachtheil des Staates zu intriguiren. Wenn der Bankier ein Interesse an der Fortdauer des Zwangskurses hat, ja mag er die Mittel seines Handwerks in Bewegung setzen; aber er soll sich nicht als Politiker in die Geschäfte der Volksvertretung eindrängen .. Für Bankiers oder Advokaten von Bankfirmen, die mit dem Staate zu thun haben, genügt es nicht, sich der Abstimmung zu enthalten; sie müssen ihr Mandat niederlegen, wenn sie nicht verdächtig werden wollen."

Da er die Mehrheit in der Kommission auf seiner Seite hatte und von derselben zum Vorsitzer gewählt wurde, konnte er der Untersuchung die ganze Ausdehnung geben, welche er für nöthig hielt. Das Ergebniß war die Erklärung, daß der Zwangskurs niemals gerechtfertigt gewesen sei und daß man sofort die Abschaffung desselben in Angriff nehmen müsse; als vorbereitende Maßregel sollte ein Gesetz dienen, welches die Nationalbank verpflichtete, binnen drei Monaten ihre Notenzirkulation auf 750 Millionen zurückzuführen, eine Grenze, die unter keinerlei Form überschritten werden dürfe, bis der Zwangskurs aufgehoben sei.

Zur Vertheidigung dieses Gesetzes, das am 2. August 1868 auf der Tagesordnung stand, wollte sich Cordova in die Kammer begeben, obgleich er ernstlich krank war und seine beiden Aerzte Protest einlegten. Er sollte nicht bis in den Sitzungssaal gelangen. Als er die Treppe des Palazzo Vecchio hinaufstieg, traf ihn ein Herzschlag; er wurde in seine Wohnung zurückgetragen und starb, ohne sie wieder verlassen zu haben, am 16. September 1868.

Wie man aus dieser kurzen Skizze ersieht, ist es das Bild eines tüchtigen, ehrenwerthen und aufgeklärten, wenn auch nicht genialen und zum Führer geborenen Staatsmannes, das der Neffe, vielleicht in etwas allzusatten Farben, entworfen hat. Da das liebenswürdige Buch nicht für ein ausländisches Publikum bestimmt ist, setzt es freilich bei dem Leser manchmal eine Kenntniß der Personen und der Verhältnisse voraus, die bei uns nur in einem ziemlich engen Kreise zu finden sein möchte. Aber auch demjenigen, der in Folge dessen über manches hinweglesen muß, wird die Darstellung vielfach von hohem Interesse sein, nicht blos um der Persönlichkeit des Geschilderten willen, sondern auch wegen den politischen Betrachtungen, die der Verfasser einflicht. Wie dieselben auf der einen Seite von warmer Sympathie für Deutschland Zeugniß ablegen, so tragen sie andererseits das Gepräge echten Freisinns und gesunder volkswirthschaftlicher Grundsätze. Als Beispiel mag zum Schluß die folgende Stelle mitgetheilt werden, die zugleich die lebendige, selbst etwas überschwängliche Diktion des Verfassers veranschaulichen wird.

„Es ist etwas Schönes um zwölf Armeekorps, die

schlagfertig von Udine bis Syracus aufgestellt sind; es ist etwas Schönes um diese schwimmenden Kolosse, die sich Duilia, Lepanto, Italia nennen; aber hinter dieser furchtbaren Rüstung muß sich eine Schatzkammer voll Gold finden, und hinter dieser Schatzkammer eine endlose Reihe von Ställen des Gewerbfleißes, von Feldern und Wäldern und wohlkultivirten Geländen, wie man sie von der Höhe des Niederwaldes die beiden Ufer des Rheines entlang schauen kann: nur dann werden diese Heereskörper und diese mächtige Flotte ein Gegenstand des Stolzes für den Italiener, der Furcht für das Ausland sein. Aber wenn hinter dieser furchtbaren Kriegsrüstung ein Staatsschatz steht, der nichts birgt als 12 Milliarden Schulden, und ein Budget, dessen Balanzirung für Jedermann ein Geheimniß ist; und hinter der leeren Schatzkammer ein paar aufstrebende Industrien, die zwischen den Klauen des Fiskus um Leben und Tod kämpfen, und 5 Millionen Hektaren unbebauten fruchtbaren Landes, und mehrmals zehn Millionen, die jeder intensiven Kultur entbehren, und zwanzig Millionen Bauern, die zwischen zwei Geißeln seufzen, dem Hunger und dem Exekutor, und die in ihrer Noth Jahr für Jahr dem Ausland 50 000 Auswanderer und den Gefängnissen Zehntausende von Verbrechern liefern; kurz, wenn hinter dieser furchtbaren Kriegsrüstung ein Volk steht, das von Elend, Unzufriedenheit und Entmuthigung entkräftet ist, dann bedeuten das mächtige Heer und die furchtbare Flotte nach meiner Meinung nur noch prächtige Theaterdekorationen, die Niemanden täuschen, wenigen Vergnügen machen und reichlich theuer zu stehen kommen."

Bremen. Const. Bulle.

Das Virtuosenthum im „Berliner Theater".

In seiner trefflichen Geschichte der deutschen Schauspielkunst tritt Eduard Devrient, der Vater unseres Hofschauspieldirektors, mit immer erneutem Nachdruck für die Ansicht ein, die Leitung der Schauspielhäuser müsse den Schauspielern zufallen. Wie arg der tüchtige Mann in diesem Punkt geirrt hat, lehrt uns die berliner Erfahrung der letzten zwei Jahre: das von einem Schauspieler begründete und geleitete „Berliner Theater" ist zu einer Stätte unkünstlerischer Geschmacksverderbniß geworden. Nicht ein einziges neues Bühnenwerk von irgend welcher Bedeutung ist hier zum ersten Male erschienen; nicht ein einziges junges Schauspielertalent haben wir hier kennen gelernt. Und es ist traurig zu sehen, wie trotzdem diese angebliche Volksbühne einen großen Theil des Publikums erobert und dem mit vornehmem Kunstgeschmack geleiteten „Deutschen Theater" abwendig gemacht hat.

Im „Berliner Theater" herrscht das Virtuosenthum. Der Begründer, Herr Ludwig Barnay, ist ein außerordentlich überschätzter Schauspieler, der durch allerlei Aeußerlichkeiten schlau über seine Seelenlosigkeit hinwegtäuscht; einen künstlichen Schauspieler hat ihn Ludwig Speidel treffend genannt und mit künstlichen Mitteln wirkt er als Darsteller, als Regisseur und Bühnenleiter. Er hat ein in Berlin bisher unbekanntes Star-System eingeführt: die Herren Barnay und Haase, die Damen Niemann und Ziegler bestimmten im ersten Jahre das Repertoire des „Berliner Theaters", und nachdem Herr Haase und Frau Ziegler ihre alten Gastrollen abgespielt haben, ist nun Herr Mitterwurzer eingetreten und Frau Ellmenreich wird folgen. Als 1816 der berliner Intendant Graf Brühl das Ehepaar Wolff aus Weimar fortlockte, schrieb Goethe an Zelter: „Brühl hat uns Wolffs weggenommen, welches kein gutes Vorurtheil für seine Direktion erregt. Es ist zwar nichts dagegen zu sagen, wenn man gebildete Schauspieler sich anzueignen sucht; aber besser und vortheilhafter ist es, sie selbst zu bilden. Wär' ich so jung wie Brühl, so sollte mir kein Huhn auf's Theater, das ich nicht selbst ausgebrütet hätte." Von solchem Grundsatze weiß Herr Barnay nichts; er sucht nach Gästen, die „ziehen", und so gibt es augenblicklich bei ihm Barnay-Abende und Mitterwurzer-Abende. Die Barnay-Abende bringen jetzt meist des alten Dumas rohe Schreckenskomödie „Kean"; die Mitterwurzer-Abende haben einstweilen die „Räuber" und den „Kaufmann von Venedig" gebracht.

Herr Friedrich Mitterwurzer ist vielleicht das stärkste und sicherlich das umfangreichste Talent, das die deutsche Bühne heute besitzt; er kann so ziemlich alles spielen, von der Tragödie bis zur Posse. Aber gerade in diesem Umfange lag von jeher für ihn die größte Gefahr; das hat Laubes scharfer Blick früh erkannt. Mitterwurzer war 1869 bei ihm in Leipzig engagirt und damals schrieb Laube von ihm: „Wenn er Dreißig sagen soll, so ist er immer versucht, wenigstens Einunddreißig zu sagen. Nur wenn er hierin festere Fassung und Geschmackssicherheit gewinnt, hat das Theater an ihm ein ersprießliches Talent." Es mag sein, daß Mitterwurzer diese festere Fassung und Geschmackssicherheit in seiner Thätigkeit am Burgtheater gewonnen hatte, aber sein unruhiger Geist ertrug die Nachbarschaft Sonnenthals nicht, er wurde ein Gastspieler und Amerikafahrer und nun hat mir sein Franz Moor und Shylock bewiesen, daß auch er den abschüssigen Weg von der Künstlerschaft zum Virtuosenthum zurückgelegt hat. Die gährende Genialität, das stürmende Temperament ist ihm noch treu geblieben, aber die unmittelbare Hingabe an das Kunstwerk ist ihm verloren gegangen und ich fürchte sehr, daß über kurz oder lang auch Herr Mitterwurzer zu der großen Kategorie jener Schauspieler gehören wird, die ihre besten Triumphe in schlechten Stücken erzielen.

Ein kritisches Lob, das den Schauspieler auf Kosten des Dichters preist, ist mir, wenn der Dichter wirklich Einer ist, immer verdächtig. Mit solchem Lobspruch ist Mitterwurzer diesmal überschüttet worden: er hat hier niemals vorher so gefallen wie jetzt, wo er offenbar auf absteigender Bahn angelangt ist; auch das ist bezeichnend. Man rühmt die „Originalität" seiner Auffassungen und es ist wahr: er macht es immer „anders" als seine mimischen Vorfahren; er will überraschen, nicht überzeugen; aber dieses Andersmachen ist naturgemäß nur in den seltensten Fällen ein Richtigmachen. Wenn Herr Mitterwurzer den Franz Moor in fließendstem Konversationston so spielt, daß ein Kritiker entzückt ausruft, das sei endlich einmal der naive Bösewicht, wie er sein solle und müsse, während ein anderer die Liebenswürdigkeit dieser Darstellung preist, dann erkennt man, wie fürchterlich ein begabter Interpret die Absichten des Dichters verfälschen kann. Denn Franz Moor ist ja weder naiv noch liebenswürdig; er raisonnirt und reflektirt wie nur je ein Cyniker und ein Mediziner und gerade die Liebenswürdigkeit fehlt dem „trocknen Alltagsmenschen", dem „kalten, hölzernen Franz" vollständig. Der Räuberdichter naiv! Das hat mit seinem Spielen Herr Mitterwurzer gethan.

Ueber Shylock ist viel gestritten worden und, wie fast immer bei Shakespeare, sind hier verschiedene Auffassungen eher möglich als in Schillers subjektiven Moralsatiren. Edmund Kean hat den Juden von Venedig als robusten Rachehelden, Ludwig Devrient hat ihn als gebrochenen Greis gespielt, dessen giftige Wuth aus einem zum Tode verwundeten Herzen kam. Diese sentimentalere Auffassung ist in Deutschland lebendig geblieben und erst Possart hat durch eine geschickte Synthese der englischen und der deutschen Spielart glänzende Erfolge errungen. Mitterwurzer muß es natürlich anders machen. Er gibt in Haltung, Bewegung und Jargon das Bild eines polnisch-jüdischen Hausirers und das Bild wird vollends zum Zerrbild, wenn dieser Shylock mit seinem schrillen Rachegekreische den Gerichtssaal von Venedig durchtobt. Hier sagt Herr Mitterwurzer mindestens Fünfunddreißig. Der Doge würde ihn wegen ungebührlichen Betragens einfach einsperren lassen, wenn er so anmaßend und breitspurig einherlärmte. Der Schluß der Szene wirkt mit dem winselnden, auf der Erde einherkriechenden Juden doppelt widrig; Shylock wird auch vom Publikum ausgelacht und die Christen werden nicht christlicher dadurch, daß der giftgeschwollene Stammesrächer sich in eine hündische Spottgeburt verwandelt. Die holde Porzia ist ja doch nur eine

arglistige Sophistin, die edlen Venetianer sind traurige Schächer, und wird Shylock richtig gespielt, so muß sich unser Abscheu über den tückischen Wucherer in Mitleiden lösen und mit der schönen blassen Britin, von der Heinrich Heine erzählt, werden wir am Ende des vierten Aktes vor dem Jammer des hilflosen, seines Glaubens, seiner Tochter und seiner Schätze beraubten Greises ausrufen: The poor man is wronged! „Shakespeare hegte vielleicht die Absicht, zur Ergötzung des großen Haufens einen gedrillten Währwolf darzustellen, ein verhaßtes Fabelgeschöpf, das nach Blut lechzt und dabei seine Tochter und seine Dukaten einbüßt und obendrein verspottet wird. Aber der Genius des Dichters, der Weltgeist, der in ihm waltet, steht immer höher als sein Privatwille, und so geschah es, daß er in Shylock, trotz der grellen Fratzenhaftigkeit, die Justifikation einer unglücklichen Sekte aussprach, welche von der Vorsehung aus geheimnißvollen Gründen mit dem Haß des niederen und vornehmen Pöbels belastet worden und diesen Haß nicht immer mit Liebe vergelten wollte.“ Herr Mitterwurzer hat den gedrillten Währwolf, das verhaßte Fabelgeschöpf, dargestellt, von denen Heine hier spricht, und diese Auffassung ließ es fast als einen Gewinn erscheinen, daß man vor der uneinheitlichen Zerrissenheit seiner Charakterführung nicht einen Augenblick vergessen konnte: da steht die Figur eines Schauspielers, nicht ein Menschengeschöpf von Fleisch und Blut.

Das Einzelspiel, der schauspielerische Egoismus ist es, was den Virtuosen macht. Er kann sich nicht der Gesammtheit einordnen, er spielt für sich, gegen die Mitspieler, oft genug gegen den Dichter; jede Szene muß nach allen Richtungen ausgebeutet werden, jeder Effekt ist erlaubt, wenn er nur gefällt. Nicht Franz Moor spricht mit dem Vater, nicht Shylock verhandelt mit der venetianischen Aristokratie: der berühmtere und besser bezahlte Schauspieler ist es, der mit seinen Partnern wie mit Drahtpuppen umspringt; sie müssen sich fügen, denn er ist der Star. Und je unbedeutender die schauspielerische Umgebung ist, desto größer wird die Gefahr für den Virtuosen, dem Alles unterthänig ist: seine selbstsüchtigen Wünsche finden keinen Widerstand, er herrscht allein am öden Strand. Das mächtige Talent Mitterwurzers konnte keine gefährlichere Unterstatt finden, als im „Berliner Theater“: an den ersten beiden Abenden seines Wirkens siegte er auf einem Leichenfelde; nur der Karl Moor wurde von Herrn Drach edel, klug und feurig gespielt. Der Rest ist Schweigen.

Neben den aber die virtuosen Schauspieler tritt im Barnay-Theater der virtuose Regisseur. Hier sollen die überladene Pracht der Dekorationen und Gewänder, die Maskenzüge und Gondelfahrten, die ewig wechselnden Lichteffekte uns altvenetianisches Leben vorspiegeln, aber die rothbackige Nüchternheit Porzias und ihrer Freier erinnert uns beständig, daß wir im neuen Berlin sind. Hier führt Hamlets Geist ein Glühlicht im Helme und täuschend nachgeahmtes Hahnenkrähen ruft ihn ab; hier knarrt, wenn die Mordgesellen dem Friedländer ans Leben wollen, eine fatalistisch heisere Wetterfahne und in Messinas Reiche geht die Sonne mehr als einmal während vierundzwanzig Stunden unter. Hier darf Herr Mitterwurzer sich Aktschlüsse und „Abgänge“ zurecht machen, von denen Shakespeare und Schiller niemals nichts wußten, er darf sogar aus der auf Dalbergs Drängen angefertigten Mannheimer Bearbeitung jenen überdeutlichen Schluß wieder aufnehmen, nach welchem Franz Moor in dasselbe Gewölbe geworfen wird, das dem „zähen Froschleben“ des Alten zur unwirthlichen Wohnstatt diente. Erlaubt ist, was gefällt. Und jede Konzession an die groben und rohen Instinkte der Masse gefällt.

In seiner bis zur Ungerechtigkeit grausamen Selbstrezension der Räuber hat Schiller gesagt: „Dieses Stück ist kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer.“ Herr Barnay scheint ähnlicher Ansicht zu sein, sonst wäre seine Rücksichtslosigkeit gegen das Dichterwort unbegreiflich. Wenn der Regimentsmedikus 1782 über den für 12 Gulden 18 Kreuzer hergerichteten „Mond mit blechernem Spiegel“ auf der Mannheimer Bühne entzückt war, so möchte ihm vor der Räuberpracht des „Berliner Theaters“ am Ende doch bange werden. Da wird vor dem ohnmächtigen Alten eine umständliche Trauerpantomime aufgeführt, da verschlingt der in theatralischer Uebertreibung zur Anschauung gebrachte Schloßbrand mit seinem Geheule und Gepfeife Franzens gewaltige Katastrophe und zum Schluß des zweiten Aktes gibt es eine wirkliche und wahrhaftige Schlacht. Zwar hat Schiller nur vorgeschrieben: „Man bläst zum Angriff. Lärm und Getümmel. Sie gehen ab mit gezogenem Degen.“ Aber das genügt Herrn Barnay durchaus nicht. Er mag wohl einmal gelesen haben, daß Immermann sich während seiner verunglückten Düsseldorfer Direktion verleiten ließ, an dieser Stelle eine Schlachtszene mit Tirailleurgefecht einzulegen und geschwind sucht er einiges von dieser gloriosen Idee zu retten. Der Hauptmann hat zwar einen Schlachtplan ausgegeben, der die Räuber klüglich auf die Defensive beschränkt. Aber was thut das? Im „Berliner Theater“ greifen die Räuber an, neunundsiebenzig gegen siebzehnhundert Mann disziplinirter Truppen. Es erhebt sich ein mächtiges Flintengeknatter und auf den stürmischen Beifallsruf hebt sich der Vorhang und — es wird da capo geschossen! Vorher aber hat der denkende Regisseur noch ein Lebenszeichen gegeben: Roller ist tot zu Boden gestürzt. Nun ist aber Roller der einzige Tote auf der Räuberseite, während die Soldaten einen Verlust von dreihundert Mann beklagen; und Karl Moor sagt: „Mein Roller starb einen schönen Tod. Man würde einen Marmor auf seine Gebeine setzen, wenn er nicht mir gestorben wäre.“ Er ist also offenbar im dichtesten Handgemenge, nach verzweifelter Gegenwehr gefallen, als er vielleicht dem vergötterten Hauptmann „Gleiches mit Gleichem vergelten“, ihn vor der feindlichen Kugel decken wollte. Im „Berliner Theater“ streckt ihn der dritte, vierte Schuß aus dem Hinterhalte dahin. Der denkende Regisseur!

Mit alledem hat die Kunst nichts gemein. Nur den Regisseur und den Schauspieler nenne ich einen Künstler, der sich mit ganzer Kraft, ehrlich und anspruchslos, in den Dienst der Dichtung stellt. Schauspielerische Originalitätssucht und szenisch künstelnde Aufdringlichkeit mag Augenblickserfolge einheimsen, schließlich aber schädigt sie doch nur die Dramatik und die Schauspielkunst, deren Schicksale untrennbar verbunden sind. Und darum kann man nur mit Bedauern das irrlichtelirende Talent eines ungeberdig exzentrischen Virtuosen in den künstlerischen Anarchismus eines geschmacksverderblichen Geschäftstheaters eintreten sehen. Eduard Devrient hat Unrecht gehabt: nur wenn der Schauspieldirektor Schröder oder Iffland heißt und selbst etwas wie ein Dramatiker ist, kann er Gutes schaffen; heißt er aber Barnay und ist er selber ein Gastspielvirtuose, dann mögen die Musen erzittern.

M. Kent.

Les joies du plein air par Grosclaude. Illustrations de Caran d'Ache. Paris. 1890. Plon. (Klein quart. 3 francs 50).

Darf man lachen in unseren harten Zeiten? Sofern man das kann und mag, gewiß. Bleibt doch Lachen unser angestammtes Vorrecht pour ce que rire est le propre de l'homme. Der Pariser Humorist Grosclaude ist als harmloser Schalk von Lemaître kritisch gefeiert, vom Publikum viel gelesen worden. Als Bundesgenossen für seine muntern „Reiserathschläge“, die „Kunst, auf dem Lande zu empfangen“, seine Glossen über Fischfang, Jägerei und Zweikämpfe hat er sich den russisch-französischen Zeichner Caran d'Ache beigesellt, der in der Kunst, lebensvolle Karrikaturen glaubhaft zu gestalten, die meisten modernen Pariser Komödiendichter beschämt. Die Soldatenbilder und die anderen Albums von Caran d'Ache bestehen in vollen Ehren neben Oberländer. Das sei ihr verdienter, wirksamster Fürspruch. —m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 36. Berlin, den 7. Juni 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Das Centralkomitee, d. h. die parlamentarische Gesammtvertretung, der freisinnigen Partei, ist durch den Abgeordneten Freiherrn von Stauffenberg auf den 9. Juni, Abends $7\frac{1}{2}$ Uhr, zusammenberufen worden, um betreffs des erhobenen Einspruchs gegen die Konstituirung der Parteiausschüsse in Berathung zu treten. Ob es dabei zu einem Ausgleich kommt, der beiden Theilen annehmbar erscheint, steht dahin. Die tiefer liegenden Ursachen des Streites sind — unter Uebernahme voller persönlicher Verantwortlichkeit mittelst Namensunterschrift — einerseits durch den Artikel des Herrn Dr. Barth in der vorigen Nummer der „Nation" und andererseits durch eine ausführliche Antwort des Herrn Eugen Richter in der „Freisinnigen Zeitung" klargestellt. Die Antwort des Herrn Richter hat den Abgeordneten Barth zu einer weiteren öffentlichen Erklärung Veranlassung gegeben, in der die Bereitwilligkeit ausgesprochen wird: „einen ehrlichen Frieden wieder herbeizuführen, der auf der Anerkennung der Eigenart beider jetzt streitenden Theile beruht." Einige den Vorgängen Fernerstehende haben in dieser versöhnlichen Erklärung einen Akt der Unterwerfung erblicken wollen. Jene Kreise, auf welche die Erklärung berechnet war, kennen die Sachlage und die betheiligten Persönlichkeiten zur Genüge, um darüber nicht im Zweifel zu sein, daß von einer Unterwerfung weder der Form noch der Sache nach die Rede sein wird. Von einigen besonders hitzigen Parteigängern sind allerdings Resolutionen gefaßt, welche eine derartige Unterwerfung mehr oder weniger unverblümt verlangen. Solche Resolutionen werden die Stimmung unter den streitenden Theilen zwar nicht verbessern, aber sie werden auch die Chancen eines Ausgleichs nicht wesentlich beeinträchtigen. Letzteres kann man leider nicht auch von einer Anklage sagen, die von einem bekannten freisinnigen Abgeordneten in einer öffentlichen Versammlung formulirt sein soll. Nach dem betreffenden Bericht der „Volks-Zeitung" ist danach gegen die Mehrheit des Dreizehner-Ausschusses von einem Kollegen mit nackten Worten die Behauptung aufgestellt, daß diese Mehrheit „der Abrede, Alles beim Alten zu lassen, zuwider, einen Vertrauensbruch durch hinterlistigen Ueberfall ausgeführt habe". Dem betreffenden Herrn wird ohne Zweifel im Central-Komitee Gelegenheit gegeben werden, diese schlechthin unwahre Anklage, als auf einer irrigen Berichterstattung beruhend, von sich wieder abzuschütteln.

Nach diesem Allen steht eins fest: Der vorhandene Riß verträgt keine oberflächliche Verkleisterung. Die Alternative spitzt sich vielmehr ersichtlich dahin zu: aufrichtiges Miteinanderarbeiten für die gemeinschaftliche freisinnige Sache, also wirkliche Verständigung mit einem Dauer versprechenden Frieden, wozu diesseits die vollste Bereitwilligkeit besteht, oder — getrenntes Nebeneinanderarbeiten.

Dem freisinnigen Abgeordneten Harmening ist der Rest der Festungshaft erlassen worden, zu welcher er wegen seiner Broschüre „Wer da" verurtheilt wurde. Die Tendenz jener Schrift, welche sich wider die bekannten gegen Kaiser Friedrich und die freisinnige Partei gerichteten Verunglimpfungen kehrte, hat bei liberalen Männern stets Billigung gefunden.

Gleichzeitig waren in Berlin der „achte deutsche Lehrertag" und der „evangelisch-soziale Kongreß" versammelt. Die Berathungen der einen sowohl wie der anderen Vereinigung spielten in das rein-politische Gebiet hinüber. Das Hauptthema des evangelisch-sozialen Kongresses war die Frage, wie hat sich die Kirche zu den politischen Bewegungen der Gegenwart, vor allem zur Sozialdemokratie zu stellen; und in gleichen Bahnen bewegte sich eine der hervorragendsten Erörterungen des Lehrertages. War der Stoff der nämliche, so war der Geist, in dem er behandelt wurde, ein grundverschiedener in den beiden Versammlungen.

Im evangelisch-sozialen Kongreß herrschten die Anschauungen, welche Herr Stöcker und Prof. Wagner vertreten; diese beiden Namen sind ein Programm, und dem von diesen beiden Genannten vertretenen Programm schloß sich im Wesentlichen die Majorität an, während eine aufgeklärtere Minorität ohne besonderen Erfolg ihre abweichenden Anschauungen zur

Geltung zu bringen suchte. Wagner und Stöcker sind wirthschaftlich Staatssozialisten, politisch Reaktionäre, und die Kirche hat ihrer Ansicht nach die Aufgabe, die religiösen Kräfte in den Dienst des Staatssozialismus und der politischen Reaktion zu stellen. Damit würde die Kirche auch allen jenen Wechselfällen ausgesetzt, denen die Vertreter einseitiger wirthschaftlicher und politischer Anschauungen nie zu entgehen pflegen.

Die Religion, welche mit politischen und wirthschaftspolitischen Anschauungen verknüpft wird, mag vorübergehend eine stark in die Erscheinung tretende Herrschaft ausüben; von ihrer tiefer gehenden, bleibenden Macht büßt sie jedoch unwiderruflich ein. Ueber Staatssozialismus und politische Systeme denkt man in zehn Jahren anders als heute; aber mit dem Programm: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, kann die Kirche ewig ihre große Aufgabe erfüllen; kann sie Sozialdemokraten, Konservative und Liberale gleichmäßig erfassen und auf eine sittliche Höhe allmählich zu heben suchen, die dem Kampf der Meinungen seine Gefahren raubt.

Daß Männer wie Stöcker und Wagner dem Streben nach einem solchen Ideal unzugänglich sind, ist klar. Für eine derartige, von unseren großen und vornehmen Geistern vertretene Auffassung sind sie zu engherzig, zu kurzsichtig, zu unklug und zu herrschsüchtig; was nützt ihnen ein Samen, der nur langsam reift; sie wünschen schnell eine Ernte für sich einzuheimsen. Freilich glauben wir nicht daran, daß sie ihre Scheuern voll bekommen werden; denn das Werk des Kongresses dürfte schnell verweht sein. Der Kongreß hat ein paar Resolutionen gefaßt, die nichts Neues bieten, und mehr oder weniger annehmbar sind, und er hat dazu ein eigentlich christlich-soziales Programm aufgestellt, in dem Trivialitäten, Unklarheiten, Unausführbarkeiten in einer Wolke von Phrasen dargeboten werden.

Erfreulich und gesund war dagegen der Standpunkt, den die Majorität des deutschen Lehrertages einnimmt. Man mag über einzelne Fragen der Technik, die erörtert worden sind, streiten. Die verschiedenen Anschauungen werden sich auf diesem Gebiet auszugleichen und fortzubilden haben; von zutreffendster Richtigkeit war jedoch jene Kernthese, welche der Lehrer L. Clausnitzer vertreten hat. Sein Vortrag war benannt: „Die Aufgabe der Volksschule gegenüber der sozialen Frage", und er gelangte zu der Schlußfolgerung:

„Ein direktes Eingreifen in die sozialen Kämpfe der Gegenwart hat die Volksschule als Stätte, welche die Kinder der Staatsbürger aller Parteien in friedlicher Arbeit vereinigt, zu vermeiden. Ihre Thätigkeit ist auf die Zukunft gerichtet, indem sie eine charaktervolle Jugend erziehen soll, welche frei von Klassenhaß und erfüllt von wahrer Religiosität und Vaterlandsliebe, befähigt ist, dereinst ein urtheilsfähiges und thatkräftiges Glied der Nation zu werden."

Das ist in der That die Hauptaufgabe der Schule, und wenn auch die Kirche sich das Ziel setzt, die Charaktere zu veredeln, so könnten wohl jene Gefahren abgeschwächt werden, welche die Gegenwart birgt. Politische und wirthschaftliche Theorien an sich sind nicht allzu schreckhaft, sie werden nur drohend, wenn sie von der Rohheit und Dummheit aufgegriffen werden.

Der bayerische Ministerpräsident, Kultus- und Unterrichtsminister von Lutz ist von seinem Posten zurückgetreten. Das Präsidium ist dem bisherigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Crailsheim übertragen worden, und das Kultusministerium hat der bisherige Münchener Polizeipräsident von Müller übernommen. Herrn von Lutz weint Niemand eine Thräne nach. Er war den Ultramontanen verhaßt, und er konnte doch auch keine Sympathie bei den Liberalen erringen.

Der neue Minister Herr von Müller scheint politisch keineswegs auf wesentlich anderem Standpunkt als sein Vorgänger zu stehen. Man nimmt an, daß die Aenderung im Ministerium zunächst eine Aenderung der Politik nicht bedeutet. Von liberalen Anschauungen des Herrn von Müller ist nichts bekannt; vielmehr ist man darau[illegible] daß der neue Minister in die bayerischen [illegible] noch stärker nach Puttkamer'schem Vorbild eing[illegible] als sein Vorgänger.

Der Posener Erzbischof Julius Dinder ist gestorben. Er hat seinen Einfluß nachdrücklich zu Gunsten der Regierung eingesetzt. Soweit an ihm lag, suchte er die polnischen, wie die ultramontanen Bestrebungen niederzuhalten.

Die Ersatzwahl zum Reichstage in Oberbarnim hat ein erfreuliches Ergebniß geliefert. Der Kandidat der Freisinnigen Dr. Althaus kommt mit dem Konservativen Landrath von Bethmann-Hollweg in die Stichwahl; ersterer erhielt 5972, letzterer 6536 Stimmen; 835 Stimmen fielen auf den Sozialdemokraten. Der Sozialdemokrat verlor gegen die Wahl vom 20. Februar 869 Stimmen, der Konservative 566 Stimmen, während Dr. Althaus — was bemerkenswerth ist — 271 Stimmen gewonnen hat. Bei einiger Rührigkeit im Wahlkreise wird auch dieser Sitz von den Freisinnigen erobert werden können.

Eine Verordnung für die Feste am preußischen Hof besagt, daß das Tragen von Escarpins den eingeladenen Herren „gestattet" sei. Man darf annehmen, daß das Wort „gestattet" gewählt worden ist, weil man die Escarpins nicht unbedingt vorschreiben mochte, und weil man gleichwohl hat ausdrücken wollen, daß man ihr Tragen gern sehen würde. Also am preußischen Hofe werden nunmehr vielfach Escarpins zu erblicken sein.

Ein Kampf um das kurze oder das lange Beinkleid wäre eine Lächerlichkeit. Sind es ästhetische Gründe, die den Ausschlag für Schnallenschuhe und den Wadenstrumpf gegeben haben, so mag der Schneidergeschmack und das Malerauge darüber zu Gericht sitzen; bedeuten Escarpins aber eine generelle Vorliebe für entschwundene Zeiten, und zeigt ihre Einführung im Unscheinbaren ein Anknüpfen an eine todte Vergangenheit — gewissermaßen als Vorläufer für bedeutungsvollere Anknüpfungen, dann hat diese kleine Neuerung den Werth eines zwar geringfügigen, aber charakteristischen Symptoms.

Der deutsch-schweizerische Niederlassungsvertrag ist unterzeichnet. Er hat den erwarteten Inhalt. Deutschland ist das Recht zugestanden, seine Bürger mit amtlichen Certifikaten auszustatten, und die Schweiz hat das Recht, auch solche Deutsche aufzunehmen, die im Besitze amtlicher Zeugnisse sich nicht befinden. Mithin ist auf einem Umwege materiell jener Zustand wieder hergestellt, der vor dem deutsch-schweizerischen Streitfall bestanden hatte.

Der Prozeß gegen den Major Panitza und seine Genossen wegen Verschwörung gegen den Fürsten und die Sicherheit des Staates ist beendet. Der Hauptangeklagte wurde zum Tode und seine Helfershelfer wurden zu Freiheitsstrafen verurtheilt. Einige leichter kompromittirte Ausländer sind freigesprochen und alsdann ausgewiesen worden. Der Prozeß hat eines unzweifelhaft dargethan, daß Rußland auch diese Mine wiederum gelegt hat; sie wurde rechtzeitig entdeckt und unschädlich gemacht. Gerade aber die Geschicklichkeit, mit der alle russischen Anschläge bisher vereitelt wurden, bietet eine gewisse Gewähr dafür, daß die panslavistische Politik auch in Zukunft durch die heimtückische Intrigue schwerlich ihre Pläne zur Verwirklichung bringen wird.

Der Herzog von Orleans, der die kindliche Verwegenheit besessen hatte, gegen das Gesetz nach Frankreich zurückzukehren, und der aus diesem Grunde in das Gefängniß gewandert war, ist aus der Haft entlassen und sang- und klanglos über die Grenze gebracht worden. Vorübergehend hatte die Verurtheilung des Herzogs in den royalistischen Kreisen eine gewisse Erregung erzeugt, dann vergaß man den jungen Mann, um erst jetzt bei seiner Entlassung sich von Neuem an den Jugendstreich zu erinnern, den

er ausgeführt hat. Für die Republik war der ganze Zwischenfall bedeutungslos; für das Leben des Prinzen kann er eine Bedeutung gewinnen, wenn die kleine unbequeme Lehre, die er empfangen, ihn und seine Anhänger zu der Einsicht bringt, daß die bestehenden französischen Verhältnisse fest genug sind für ernsten Anprall, und daß die nichtige Demonstration nur dazu dient, diese Stärke augenfälliger zu erweisen.

* * *

Jargon.

Im vorigen Jahrhundert gehörte das Wort Tugend zum Jargon; heute belächeln wir die überschwängliche Rührung, mit der gefühlvolle Herzen damals diesem Worte lauschten, und die Häufigkeit, mit der beliebte Schriftsteller es gebrauchten. Ist unsere Zeit frei von solchem Jargon? Ich zweifle daran. Tugend ist nicht mehr Mode, aber man spricht sehr viel von Sittlichkeit. Für den Hauptgebrauch erscheint der Unterschied, ob etwas tugendhaft oder ob es sittlich sei, nicht eben erheblich, aber wer heutzutage sich ans Publikum wendet, muß seine Rede mit Sittlichkeit würzen oder salben. Früher sagte man Moral, aber Sittlichkeit klingt vornehmer, und vollends Ethik!

Wo man von sittlichen Problemen spricht, ist das Wort Sittlichkeit einwandsfrei. Aber man findet es seit einiger Zeit in wuchernder Fülle an Stellen, wo es keinen Sinn hat, z. B. wo es sich um wirthschaftliche Probleme handelt. Mit den Worten national, deutsch, patriotisch geht es ähnlich. Wie die Wulste, Tressen und Bänder der Schneidermode verhüllen sie irgend eine Dürftigkeit der Natur; wie sie, sind sie vom Uebel, wo es auf Erkenntniß der Wirklichkeit vor allem ankömmt. Man entkleidet den Körper, den der Wundarzt untersuchen soll, mag der Anblick noch so unschön sein.

Auf dem neulich abgehaltenen evangelisch-sozialen Kongreß ist das Wort Tugend (was ich durchaus billige) gar nicht, das Wort Sittlichkeit sehr oft vorgekommen. Nichts ist nämlich leichter als die sozialen Fragen, denen auf wirthschaftlichem Wege äußerst schwer beizukommen ist, vom Standpunkte der Sittlichkeit aus zu beleuchten. Und wie die Elektrizität, um sich zu entladen, immer den leichtesten Ausweg sucht, so macht es auch der soziale Thatendrang, der sich in solchen Kongressen verdichtet. An der Stange des sittlichen Pathos gleitet das Fluidum bequem in den Erdboden.

Zu den zahlreichen sonoren Resolutionen des Kongresses hat Herr Dr. Schultze, Generalsuperintendent, eine feierliche Einleitung augenscheinlich mit Sorgfalt redigirt, und die Resolutionen sind mit dieser Ouverture in die Welt gegangen. Darin wird unter Anderem nun Folgendes als Aufgabe der Versammlung bezeichnet:

„Dahin zu wirken, daß auf dem Grunde einer neuen, aus dem Evangelium geborenen Gesinnung, die einzelnen Stände sich ihrer Verpflichtung gegeneinander bewußt und denselben gerecht werden; daß insonderheit die Arbeitgeber den sittlich ebenbürtigen Werth der Arbeit anerkennen, die Arbeiter aber in derselben einen sittlichen Beruf erblicken lernen."

Was heißt das? Daß es gut wäre, wenn alle Menschen ihre Pflichten, einschließlich der sozialen, erfüllten, z. B. ehrlich hielten, was sie versprochen haben, und einer dem anderen anständig, gerecht und hilfreich begegneten, bestreitet natürlich Niemand. Diesen Theil des Satzes, der nur überflüssig, aber nicht irreleitend ist, lasse ich auf sich beruhen. Aber über „den sittlich ebenbürtigen Werth der Arbeit", den der Arbeitgeber anerkennen soll, möchte ich mir Auskunft erbitten. Wie so hat denn die Arbeit als Arbeit sittlichen Werth? (an den pädagogischen ist doch in diesem Zusammenhange nicht zu denken.) Und wem soll er ebenbürtig sein? Und endlich, wenn nun der Arbeitgeber sagt: „Ja wohl, ich erkenne den ebenbürtigen sittlichen Werth der Arbeit an", was folgt daraus? was wird damit genützt? Wird er für Arbeit, weil sie sittlichen Werth hat, höheren Lohn zahlen aber sie angenehmer machen können?

Arbeit als solche ist weder sittlich noch unsittlich. Ich habe immer gehört, daß die Sittlichkeit einer Handlung lediglich von den Motiven abhange, und ich glaube, daß das die allgemeine Ansicht ist. Nun wird man nicht sehr fehl gehen, wenn man annimmt, daß neunundneunzig von hundert Arbeitern sich von dem Wunsche, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, bestimmen lassen. Sie wissen, daß sie ohne Arbeit entweder hungern und frieren oder betteln und stehlen müssen. Sie ziehen die Arbeit vor, weil sie das bei weitem geringere Uebel ist. Daß sie so handeln, ist verständig und untadelhaft, aber es als sittlich zu rühmen, sehe ich keinen besonderen Grund. Man müßte denn die Sittlichkeit als etwas Negatives auffassen, als bloße Abwesenheit des Lasters. Die positive Sittlichkeit beginnt für mich erst da, wo Einer freiwillig stöhnt und schwitzet unter Lebensmühen, um Andern zu helfen oder einem idealen Interesse zu Liebe, wo Einer arbeitet, um die Schulden eines Freundes zu tilgen, den Hunger eines Fremdlings zu stillen oder einer gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Mit Hilfe einer subtilen chemischen Analyse wird man vielleicht auch in der gewöhnlichen Erwerbsthätigkeit des gewöhnlichen Arbeiters positive Sittlichkeit entdecken wie in einer Tonne Gesteins ein Milligramm Goldes. Zum Beispiel eine Mitwirkung des Gerechtigkeitssinnes, der uns verbietet, eine Last, die wir selbst tragen sollten, auf Andere abzuwälzen. Aber man denkt nicht zu niedrig von der menschlichen Natur, wenn man als das eigentliche, praktisch wirksame Motiv der menschlichen Arbeit — von dem Zwange der Sklaverei abgesehen — das wohlverstandene und übrigens vollkommen berechtigte Interesse der Arbeitenden ansieht. Das Wort sittlich ist deshalb bloß Phrase.

Die Phrase aber ist irreleitend, weil sie den Arbeiter in einem Wahne bestärkt, zu dem er, von seinen Schmeichlern verführt, ohnehin nur allzusehr neigt, in dem Wahne nämlich, daß seine Erwerbsthätigkeit an sich etwas ausnahmsweise Verdienstliches sei, bekleidet mit einer ihr eigenthümlichen Würde, die allen anderen menschlichen Thätigkeiten abgehe. Er glaubt schon jetzt, daß er der alleinige Schöpfer aller irdischen Güter sei; er glaubt, daß ein ungerechtes Schicksal nur ihn allein zu Anstrengungen, Entbehrungen und Leiden verdamme; er wird es sich gern gesagt sein lassen, daß er mit jedem Hammerschlag und Spatenstich eine That der Sittlichkeit vollbringe, die ihn von dem rechnenden Bourgeois vortheilhaft unterscheide.

Vielleicht wird Herr Dr. Schultze einwenden, er habe es so gar nicht gemeint: er habe nur sagen wollen, daß die Arbeitgeber ihre Arbeiter human behandeln, in ihnen stets die menschliche Würde, das menschliche Recht und die menschliche Schwäche anerkennen und schonen sollten. Den Arbeitern aber habe er nur empfehlen wollen, daß sie die übernommene Leistung gewissenhaft erfüllen und ihr gegebenes Wort halten möchten. Ich selbst glaube beinahe, daß etwas Aehnliches ihm vorgeschwebt hat und daß nur der heute übliche sozialistische Jargon Schuld ist, wenn er das Einfache und Richtige so dunkel ausgedrückt hat. Ohne den Jargon hätte sich aber vielleicht der Zweifel bei ihm geregt, ob es sich der Mühe lohne, so einfache Dinge so feierlich zu verkünden.

Giotto.

Der mecklenburgische Verfassungsantrag.

Die Epoche der Verfassungsbildung ist vorüber, die der Verwaltung ist gekommen. Die politischen Formen sind aufgerichtet, sie verlangen, mit dem sozialen Inhalt erfüllt zu werden. Wohl darf auch heute noch der Freiheitskampf nicht ruhen, um das Errungene zu schützen und weiter zu entwickeln, aber die Wohlfahrtspolitik ist in den Vorder-

grund getreten. An der Neige des neunzehnten Jahrhunderts steht der Mensch, der sich nicht mit dem gleichen Recht begnügt, sondern mehr begehrt, er will auch entsprechenden Lebensgenuß. Seine Wünsche greifen weit über die staatsbürgerliche Gleichstellung hinaus. Die ist im Wesentlichen errungen und wird als etwas Selbstverständliches betrachtet. Die Idee des Repräsentativstaats hat ihren Siegeslauf gehalten, heftig hat sie die Völker bewegt, nun wird ihr das Feld nicht mehr bestritten.

Nur einem Land im Deutschen Reich blieb versagt, was allen Kulturstaaten zu Theil ward. Inmitten der konstitutionellen Strömung, welche die Welt durchfluthete, blieb Mecklenburg fast unberührt, wie eine verfassungspolitische Insel liegt es noch heute da, feudal regiert, ganz wie in alten Zeiten. Der mecklenburgische Staat, nach der Schweriner wie der Strelitzer Seite, ist ein mittelalterlicher Bau. Nur an wenigen Stellen ist der gothische Stil modern durchsetzt. Sammler von staatsrechtlichen Alterthümern haben hier ihre helle Freude, denn es winkt eine reiche Ausbeute. Wir finden hier weder einen Staat, noch eine Volksvertretung, noch eine Monarchie im modernen Sinne. Als „zwei ständische Republiken mit den Großherzögen an der Spitze neben dem Domanium“ hat man diese Spezies charakterisirt. Eine Staatsgewalt, wie sie das allgemeine Staatsrecht kennt, als Inbegriff der Machtbefugnisse über Gebiet und Volk, unabhängig auch nach innen, als volle Souveränität, gibt es da in der That nicht. Landesherr und Stände sind, ganz wie ehedem, als der Staatsgedanke noch nicht zum Durchbruch gekommen war, durch Vertrag verbunden. Der landesgrundgesetzliche Erbvergleich von 1755 mit seinen 25 Artikeln und 530 Paragraphen bildet die Grundlage dieses Verhältnisses; ja theilweise reichen die Wurzeln bis zur Union von 1523 zurück. Auf dem Landtag ist die Bevölkerung nicht vertreten. Es gilt als feudaler Glaubensartikel, der 1866 ausdrücklich zum Worte kam: das Wählen zu Zwecken der Volksvertretung verträgt sich mit mecklenburgischem Wesen nicht. Landstandschaft haben nur 42 Städte, fast ausnahmslos durch ihre Bürgermeister aus eigenem Recht repräsentirt, welche die Landschaft bilden, und etwa 700 Besitzer von Rittergütern. Die Zugehörigkeit zum Corps der Ritterschaft haftet an der Scholle; Gesetzgeber ist, wer ein landtagsfähiges Gut besitzt; die todte Hufe entscheidet, nicht persönliche Begabung. In dem zwei Fünftel des Landes betragenden Domanium herrscht Serenissimus absolut, die dortigen Einwohner genießen auch nicht einen Schimmer politischen Rechtes. „Zur Wahrung eigener sonderbarer Gerechtsame“ kamen die alten deutschen Stände zusammen. Nicht anders fühlt sich der mecklenburgische Landtag noch heute berufen, zuvörderst die eigenen ständischen Interessen zu pflegen. Zu Regierungsvorlagen ist sein Konsens nur so weit erforderlich, als seine Sonderrechte berührt werden. Alle übrigen Angelegenheiten, welche die heiligen Privilegien nicht streifen, sind „gleichgiltige Sachen“, in denen der Landtag nur ein „rathsames Erachten und Bedenken“ abgibt, die Regierung aber nach selbständigem Ermessen auf dem Verordnungswege vorgehen kann. Fürchtet einer der beiden Stände aus einem Gesammtbeschluß des Landtags für sich eine Benachtheiligung, so beantragt er die itio in partes, die gesonderte Beschlußfassung. Wird alsdann ein Einverständniß beider Kurien nicht erzielt, so ist die Vorlage gefallen. Eine Geschäftsordnung existirt in diesem seltsamen Parlament nicht, ebensowenig gibt es eine Beschlußfähigkeitsziffer. Nicht einmal eine Redeordnung ist eingeführt; jeder spricht, wann es ihm ankommt und so lange er es aushält. Wird der Lärm zu groß, so stoßen die Landmarschälle mit ihren Stäben auf den Boden, um Ruhe zu schaffen. Eine Zeit lang gab es einen Vorsitzenden, der beim Anfang der Diskussion die Augen schloß und nun aus dem Wirrwarr der Stimmen sich ein Bild der Verhandlungen machte. Die Stände haben, obwohl zu den regelmäßigen Landtagen in Malchin und Sternberg die Regierung ihre „Edlen, Vesten, Ehrenvesten, Ehrsamen, lieben Getreuen“ „citirt, heischt und ladet“, doch auch ein gewisses Selbstversammlungsrecht. Fehlt nur noch das Recht des bewaffneten Widerstandes gegen privilegienverletzende Landesherren. Weitere Inventarstücke des Feudalstaats sind im Lande der Obotriten wohlkonservirt vorhanden. So der Landkasten, jene Kasse, mit welcher die Stände eine eigene Finanzwirthschaft führen. Auch die Prinzessinnensteuer hat sich erhalten. Nur in einer Beziehung sind sie selbst den heutigen Reichsboten voraus, die Mitglieder wenigstens der Landschaft erhalten Diäten.

Diese „Verfassung“ soll, so sagen ihre Freunde, zwar nicht darum gut sein, weil sie alt ist, aber sie sei alt, weil sie gut sei. Lächelnd mag Hermann Schulze den Satz niedergeschrieben haben: „Noch heutzutage großentheils praktisches Staatsrecht gibt Hagemeister „Einleitung in das mecklenburgische Staatsrecht, — 1793“. Es ist, als hätte es einen Fortschritt der Geschichte, welcher den Unterthan zum Staatsbürger vorrücken ließ, nie gegeben. Indes einmal rauschten die Schwingen der neuen Zeit auch über dieses Land hin. Die Märztage des großen, nach anderen des tollen Jahres zogen bis Mecklenburg ihre Kreise, und als selbst der geduldige Mecklenburger unruhig wurde, erließ sein Großherzog eine feierliche Proklamation und bezeichnete darin eine Reform der Landesvertretung für dringend nothwendig. Von dem alsbald zusammengetretenen außerordentlichen Landtag verlangte er Verzicht auf dessen Vorrechte, denn die Gegenwart fordere freie Entwicklung der Kräfte in allen Kreisen des Lebens, die Zeit eile mit Riesenschritten vorwärts, nur eine gewählte Repräsentation dürfe fortan die Ständeversammlung bilden. Angesichts der drohenden Bewegung ahmten die Stände das Beispiel der französischen Notabeln aus der Augustnacht von 1789 nach. Am 10. Oktober 1849 wurde ein Staatsgrundgesetz verkündet, das ein aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgehendes Abgeordnetenhaus einführte. Selbst die Grundrechte, in der Paulskirche nach langen Geburtswehen an das Licht des Tages gekommen, waren großentheils in die Verfassung übernommen. So schien auch für Mecklenburg die Zeit angebrochen, in der das Volk mit betheiligt werden sollte an der Leitung des Staates und der Gestaltung seiner Geschicke. Doch es war ein kurzer Frühling. Man wußte es dahin zu treiben, daß Proteste einliefen und der eben wiedererstandene Bundestag ein Schiedsgericht niedersetzte, welches das Grundgesetz von 1849 für nichtig erklärte. Friedrich Franz II. hob daraufhin dasselbe Gesetz, das er treu und unverbrüchlich zu halten gelobt hatte, auf, und Mecklenburgs neue Aera war vorüber.

Der Aktion folgte die Reaktion, und zwar mit Prügelstrafe (Prügelstock 5/4 Ellen lang und 1/2 Zoll dick), mit Verbot des Nationalvereins, Entdeckung eines demokratischen „Komplotts“ und anderem Zubehör. Von der Verfassung wurde es, einige kleine Scharmützel im Landtag abgerechnet, still. Doch kaum war der konstituirende Reichstag von 1867 zusammengekommen, so wandte man sich an ihn; der Reichstag sollte wieder gut machen, was der Bundestag verdorben hatte. Es wurde ein Abänderungsvorschlag zum Verfassungsentwurf eingebracht, wonach in jedem Bundesstaat die Gesetzgebung und die Feststellung des Budgets unter Mitwirkung einer aus Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung geübt werden sollte. Mit ähnlichen Anträgen ist der Reichstag bis 1878 mehrmals befaßt worden. 1871, 1873 und 1874/75 wurden große Mehrheiten dafür erzielt, 1878 kam der Antrag nicht zur Verhandlung, weil der Reichstag der Auflösung verfiel. Der Bundesrath hatte mit der einzigen Ausnahme des badischen Bevollmächtigten dem Andrängen der Volksvertretung ablehnend gegenüber gestanden, 1875 aber sprach er doch die Erwartung aus, es werde den großherzoglich mecklenburgischen Regierungen gelingen, eine Aenderung der bestehenden Verfassung mit dem Landtag zu vereinbaren. Hatte der mecklenburgische Bundeskommissar schon bisher versichert, die Fortbildung der Verfassung stehe in Aussicht, die Vorbereitungen würden aufrichtig und glücklich gefördert, das Werk werde zu Ende geführt und manche Klage verstummen, so erklärte er sich mit der „Erwartung“ des Bundesraths von 1875 völlig einverstanden.

Doch die im mecklenburgischen Landtag begonnenen Ver-

handlungen verliefen resultatlos. Eine Regierungsvorlage wollte den patrimonialen Charakter der Verfassung in der bescheidensten und schonendsten Form beseitigen; der Landtag sollte aus Vertretern des großen Grundbesitzes, der Städte und der Landgemeinden bestehen. Die Landschaft war mit dem Prinzip einverstanden. Aber die Ritterschaft verlangte den Fortbestand der bisherigen Stände als politischer Korporationen. Im Landtagsabschied von 1875 bedauerte „Königliche Hoheit" die Ergebnißlosigkeit der Berathungen und behielt sich weitere Entschließungen vor. Die Landschaft richtete 1876 und 1877 einen Vortrag an die beiden Großherzoge, um beruhigende Zusicherungen zu erhalten, daß die Verhandlungen fortgesetzt würden, und um wiederholt darzuthun, daß eine Verfassung, welche das Standesinteresse über das Landesinteresse stelle, mit dem Staatsbegriff, wie er überall in Deutschland zur Geltung gelangt sei, in Widerspruch stehe. 1879 wurden Deputirte zum Landtag gewählt, mit denen die Regierung März 1880 in Verhandlung trat. Es war der letzte Versuch, auch er scheiterte an dem Felsen des Junkertrotzes. Inzwischen war der konservative Hauch über die deutschen Gaue gekommen, und er wehte auch die mecklenburgischen Reformbestrebungen hinweg. Als in den 80er Jahren der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz sein 25jähriges Regierungsjubiläum feierte, durfte er verkünden, daß die Aufrechterhaltung der „ehrwürdigen und bewährten Verfassung" die gemeinsame Aufgabe der beiden Fürsten sein und bleiben müsse. Seitdem hat die konstitutionelle Staatsform einmal als Schreckgespenst ihre Dienste gethan. Der Landtag widersetzte sich der von der Regierung gewünschten Eisenbahnverstaatlichung, da wurde in einem konservativen Blatt die Verfassung angedroht. Das half, der Landtag verließ sofort die Pfade der Opposition. Das Blatt aber wurde verleugnet.

Nun ist der mecklenburgische Verfassungsantrag, angeregt von der freisinnigen, unterstützt von der nationalliberalen Fraktion, wiederum im Reichstag erschienen. Nach dem Sturz des übermächtigen Kanzlers sind lange zurückgehaltene Wünsche wieder lebendig geworden, und neue Reformtriebe schießen empor. Da ist es nur natürlich, daß auch Mecklenburg dem Reiche seine Schmerzen klagt. Ebenso natürlich allerdings war es, daß die Ritter darob alsogleich in Entrüstung verfielen. Sie richten ihren Kampf, der mehr ein Kampf um materielle Interessen als um Ideen ist und deshalb auch so hartnäckig geführt wird, gegen eine Verfassung überhaupt, zu allermeist aber gegen die Anregung und den Druck seitens des Reichs. Sie bestreiten dem Reich die Kompetenz. Indeß sie werden sich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß das Deutsche Reich wirklich und wahrhaftig eine Gewalt besitzt, der sich selbst ein „mecklenborgsch Eddelmann" beugen muß.

Jeder juristische Einwand gegen das Einschreiten des Reichs ist hinfällig. Am beliebtesten und am schwächsten zugleich ist die Berufung darauf, daß das Reich zum Schutze des gültigen Rechts geschaffen sei, dieses also nicht beseitigen dürfe. Wäre dies richtig, so würde jede Fortbildung des Reichsrechts ausgeschlossen sein, das ganze Gesetzgebungswerk wäre lahm gelegt. Das Reich ist ein Staat mit ungeminderter Souveränität. Da, wo es seiner Gesetzgebungshoheit Schranken ziehen wollte, hat die Verfassung dies ausgesprochen, indem sie Sonderrechte der Einzelstaaten ausdrücklich statuirte. Nur diese Reservatrechte bedürfen zu ihrer Abänderung der Zustimmung des berechtigten Bundesstaates. Im Uebrigen aber ist der Reichsgesetzgeber ungebunden, besitzt die volle Kompetenz-Kompetenz. Im Art. 4 der Verfassung werden die Angelegenheiten aufgeführt, die gegenwärtig der Beaufsichtigung und Gesetzgebung seitens des Reiches unterliegen. Aber Art. 78 behält Aenderungen der Verfassung vor und verweist sie auf den gewöhnlichen Weg der Gesetzgebung, nur mit der Einschränkung, daß sie als abgelehnt gelten, wenn sie im Bundesrath 14 Stimmen gegen sich haben. Das Organ der preußenfeindlichen „Rechtspartei" in Mecklenburg glaubt sich mit der Autorität Laband's decken zu können, welcher im Reichsstaatsrecht 2. Aufl. I. 102 sagt: „Neben den der Gesetzgebung und Aufsicht des Reichs unterstellten Angelegenheiten ist noch ein großer Kreis von öffentlich-rechtlichen Funktionen vorhanden, welche den Einzelstaaten verblieben sind. Dahin gehört zunächst die Organisation der Einzelstaaten selbst ꝛc." Das ist gegenwärtig in der That, wie Niemand bestreitet, der Rechtszustand. Aber Laband ist es auch, der S. 83 erklärt: „Entscheidend für die selbständige Willens- und Rechtsfähigkeit des Reiches und für seine souveräne Herrschermacht über die Gliedstaaten ist, daß dasselbe durch einen Majoritätsbeschluß und in der Form eines Gesetzes seine eigene Zuständigkeit erweitern kann." Und S. 118: „Nach der umfassenden Zweckbestimmung des Reiches im Eingang der Verfassung und der sachlich unbegrenzten Zulässigkeit der Verfassungsänderung, also auch der Kompetenzerweiterung, giebt es keine Hoheitsrechte der Einzelstaaten, welche jura singulorum sein müssen. Die jura singulorum in dem hier entwickelten Sinne sind demnach keine jura quaesita, welche dem Einzelstaat nur mit seiner Zustimmung entzogen werden könnten." Rechtswidrig wäre ein Eingriff in die Einzelstaatssphäre nur, wenn er nicht alle Staaten gleichmäßig träfe; denn er verstieße gegen das bundesstaatliche Prinzip der Gleichberechtigung. Dem beugt aber der mecklenburgische Antrag vor mit den Worten: „in jedem Bundesstaat" ꝛc. Nicht minder aussichtslos ist es, wenn man, wie geschehen, zum Art. 23 der Verfassung seine Zuflucht nimmt: „Der Reichstag hat das Recht, innerhalb der Kompetenz des Reichs Gesetze vorzuschlagen." Man will hiermit der Einbringung des Antrags durch den Reichstag begegnen, weil dessen Initiative sich nicht auf Ausdehnung der Reichskompetenz erstrecken dürfe. Aber zur Kompetenz des Reichs gehört auch das Recht, Verfassungsänderungen und Kompetenzerweiterungen vorzunehmen. Unsere Interpretation ist durch eine vielfache Praxis des Reichstags, gegen welche auch der Bundesrath keinen Widerspruch erhoben hat, bestätigt und muß daher für richtig erachtet werden. Keinesfalls wird ein Reichsgesetz dadurch ungültig, daß es aus der Initiative des Reichstags hervorgegangen ist. Man vergleiche Georg Meyer, deutsches Staatsrecht S. 473, Hermann Schulze, Lehrbuch des deutschen Staatsrechts II 116, Laband, II 535, Hänel, Studien I u. a., die sämmtlich darin übereinstimmen, daß es dem Reichstag unbenommen ist, eine Erweiterung der Kompetenz vorzuschlagen.

Aber vielleicht ist es der Idee des Bundesstaats fremd, Bestimmungen über die Verfassung der Gliedstaaten zu treffen? Mit nichten. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika garantiren in der Verfassung von 1787 jedem Staate der Union eine republikanische Regierungsform. Ebenso sichert die schweizerische Bundesverfassung von 1848 die Ausübung der politischen Rechte nach republikanischen (repräsentativen oder demokratischen) Formen zu. Der vielberufene Art. 13 der deutschen Bundesakte lautete: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Und auch in der deutschen Reichsverfassung von 1849 stand der Paragraph: „Jeder deutsche Staat soll eine Verfassung mit Volksvertretung haben." Wie nahe dieser Gedanke dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz II. selber lag, zeigt folgende Stelle seiner Proklamation von 1848: „Die Bundesverfassung wird Garantien darzubieten haben, daß die Grundsätze der Einigung, Kräftigung und Freiheit des deutschen Volkes, worauf sie selbst basirt ist, sich auch in den Verfassungen der einzelnen Bundesstaaten wiederfinden." Die Verfassung des Deutschen Reichs von 1871 hat eine entsprechende Bestimmung nicht aufgenommen, aber nichts hindert sie, das Versäumte nachzuholen. Das ganze Reichsgebäude ruht auf konstitutionellen Fundamenten. Es ist eine logische Folge des Bundesstaatsgedankens, daß die Einzelstaaten konform gestaltet sind. Mit Recht sagten die Motive zum Gesetz betreffend die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem Reich: „Nicht ausgesprochen, aber vorausgesetzt in der Verfassung des Reiches ist das Bestehen von Verfassungen in den Einzelstaaten, kraft welcher die Gesetzgebung an die Zustimmung, die Landesverwaltung an die Kontrolle der Landesvertretung gebunden ist." Dieser Voraussetzung will

unser Antrag auch für Mecklenburg Genüge thun. Nur ein Mindestmaß von politischen Rechten will er verbürgen. Die Ausgestaltung dieses Gedankens im Einzelnen bleibt den beiden Großherzogthümern dann selber überlassen.

Wenn so staatsrechtlich nichts gegen diesen Antrag spricht, so sprechen alle thatsächlichen Verhältnisse dringend für ihn. Gewiß, auch Mecklenburg hat im Laufe der Zeit manche Verbesserungen eingeführt. Ein so gesunder Stamm wie dieser entwickelt sich, selbst wenn Luft und Licht nur spärlich zuströmt. Aber viele, viele Aufgaben hätte eine Volksvertretung hier noch zu lösen. Wie wäre sonst das Verlangen nach einer Verfassung im mecklenburgischen Volk so lebhaft? Petitionen mit vielen Tausenden von Unterschriften sind früher beim Reichstag eingelaufen. Noch heute wird jeder Reichstagskandidat des Erfolges sicher sein, wenn er diese Saite der Volksseele richtig anschlägt. Der Mecklenburger, der nicht das Glück hat, Bürgermeister oder Gutsinhaber zu sein, sieht sich ausgeschlossen von der Landespolitik, er hat nicht mitzusprechen, sondern nur mitzuzahlen. Für das ganze Reich ist er wahlberechtigt, im engeren Vaterland aber mundtodt. Ueber seinen Kopf hinweg schalten die „geborenen“ Gesetzgeber und Obrigkeiten, und er kann dabei nicht das Gefühl gewinnen, daß seine Interessen immer angemessen wahrgenommen werden, er muß vielmehr glauben, daß ganz nach Menschenart diejenigen, welche das Kreuz haben, sich segnen. Was der gemeine Mann empfindet, hat Lorenz Stein und nach ihm Gneist in ein System gebracht. Ihre Gesellschaftslehre geht davon aus, daß der Mensch abhängig ist von den Gütern der Natur; deshalb trachtet er nach dem Besitz und Genuß jener Güter und nach der Herrschaft über die menschlichen Kräfte, welche seinen Bedürfnissen dienen. Um sich zu behaupten und, kann es sein, zu vollenden, sucht jeder seine Abhängigkeit zu mindern, seine Herrschaft zu mehren. Dieser Widerstreit der Interessen beherrscht das Leben in der Gesellschaft. Dem gegenüber vertritt der Staat die ausgleichende Gerechtigkeit, nicht den Eigennutz, sondern das Gemeinwohl will oder soll er fördern. Aber das Staatsideal findet ein Hinderniß in der Natur der Gesellschaft. Jede soziale Macht ringt nach rechtlicher Gestaltung. Ueberall, wo es eine herrschende und eine abhängige Gesellschaftsklasse gibt, greift jene, wenn sie stark genug ist, auch nach der Staatsgewalt und benutzt dieselbe zu ihren Sonderzwecken. Gern erklärt sie dann die so gewonnenen Zustände, welche ihr das Uebergewicht sichern, für eine göttliche Ordnung, ein Durchbrechen derselben für ein Verbrechen gegen die Gottheit. Sei im Besitz, und Du bist im Recht. Dieses Gesetz wirkt so sicher in der Geschichte, daß man aus den Einrichtungen allein jederzeit auf diejenigen schließen kann, welche am Ruder saßen, und umgekehrt; man erkennt sofort, wer Hammer und wer Ambos war. Diese Fürsorge für sich selbst treiben die Herrschenden in der Regel nicht, um sehenden Auges Unrecht zu verüben, sondern deshalb, weil jeder sich als den Mittelpunkt, den Mikrokosmos fühlt, weil er von seinem nicht erhabenen Standpunkt aus immer nur ein Stück vom ganzen Bau des Lebens überblickt und diesen Theil für das Ganze nimmt. Um diese oft unbewußte Klassenpolitik der Mächtigen zu brechen, um auch den anderen Bevölkerungsschichten den gebührenden Einfluß auf den Staat einzuräumen, gibt es nur ein Mittel: Man gewähre diesen das Wahlrecht. Die genannten Gesellschaftstheoretiker ziehen diese Konsequenz nicht mit voller Schärfe, sie weisen dem Königthum eine in diesem Umfang unerfüllbare Aufgabe zu. Allein der Stimmzettel ist die wuchtigste Waffe des Volks. Durch ihn kommen die Wünsche und Bedürfnisse dort, wo das Gesetz gemacht und der Geist der Verwaltung bestimmt wird, zum Ausdruck und zur Geltung. Also Wahlen, freie Wahlen auch für Mecklenburg!

Wäre es bei einer verhältnißmäßigen Vertretung der kleinen Grundbesitzer in den gesetzgebenden Körpern denkbar, daß z. B. die Wildschadenfrage noch immer ihrer Lösung harrt? Als das Volk sich 1848 in Mecklenburg regte, brachte das Staatsgrundgesetz sogleich eine Regelung des Jagdrechts; es ging so weit, jedem Eigenthümer die Jagd auf seinem Grundstück zu gestatten. Das Gesetz wurde aber rasch zurückgenommen, und nun ist in einer Angelegenheit, die seine Lebensinteressen trifft, der Landwirth schier rechtlos. Meist wird er sich vergebens bemühen, um einen Ersatz für den Schaden zu erhalten, den fremdes Wild auf seinem Grundstück anrichtet. Ein in den letzten Jahren geführter Prozeß stellt die Jagdzustände in das hellste Licht. Der Pfarracker zu Leussow (im Wahlkreis Parchim-Ludwigslust) war 1886 und 1887 durch Rothwild stark verwüstet, das aus dem angrenzenden Domanialforst auszubrechen pflegte. Diesen Forst hatte man seit 10 Jahren zur reservirten Hofjagd gezogen und dort den Abschuß fast ganz eingestellt. Das Wild vernichtete das sprießende Korn, fraß die Halme ab, trat die Kornfelder nieder, wühlte das Kartoffelland auf und brach selbst in die befriedeten Aecker ein. Der benachtheiligte Pfarrer erhob Schadensersatzklage. Vergebens. Das Schweriner Landgericht als Berufungsinstanz wies ihn ab. Denn eine Verpflichtung des Jagdberechtigten zum Ersatz des Wildschadens bestehe nur, wenn in Folge ungenügenden Jagens der Wildstand ein übermäßiger geworden sei. Dieses Uebermaß aber bestritten die Sachverständigen, die nicht nur den Leussower Forst, sondern eine weite Fläche umliegender Jagdbezirke zur Beurtheilung herangezogen. Trotz gewisser Bedenken ist das Gericht den Sachverständigen gefolgt, und es spricht den wenig tröstlichen Satz aus: „Den durch einen mäßigen Wildstand verursachten Schaden, auch wenn derselbe häufig und in erheblichem Umfang eintritt, muß der Feldbesitzer tragen.“ Die Kosten dieses Prozesses betrugen rund 7300 Mark.

Ein solcher Rechtszustand, wie er nicht bloß in Mecklenburg besteht, würde unverzüglich einer Aenderung unterworfen, wenn man die bäuerlichen Interessenten nicht länger von der Klinke der Gesetzgebung abdrängt. Ebensowenig würde eine Gemeindeorganisation lange auf sich warten lassen. In den ritterschaftlichen Bezirken ist der Gutsbesitzer die Obrigkeit. In mehr als 20 Städten werden die Bürgermeister von der Regierung ernannt. Unter den Städten hat beispielsweise Grabow auf Grund seiner, übrigens eine amüsante Lektüre darbietenden Verfassung von 1787 einen Magistrat, der sich selbst ergänzt ohne jedes Zuthun der Bürgerschaft. Vielfach ist der Kreis der berechtigten Bürger sehr eng gezogen, so daß der Bürgerausschuß in seiner jetzigen Gestalt keineswegs immer eine Vertretung aller berechtigten Interessen darstellt. In Dömitz zeigte es sich bei der letzten Ausschußwahl, daß in einem Stadtviertel von 80 selbstständigen Einwohnern nur einige 20 wahlberechtigt und wählbar waren. In mehreren Städten macht sich deshalb bereits eine Reformbewegung bemerkbar. Die Verfassung von 1849 hatte Grundbestimmungen für Gemeinde- und Kreisverbände enthalten, sie gewährte den Gemeinden freie Wahl ihrer Beamten und Vertreter, selbstständige Verwaltung des Gemeindevermögens und der Gemeindeangelegenheiten.

Ferner ist die Form der feudalen Finanzwirthschaft unhaltbar, um so mehr, als jetzt die Reichsfinanzen durch den Ueberweisungsmodus mit den Landesfinanzen eng verbunden sind. Ein Haushaltsetat ist dort nur in der unvollkommensten Gestalt vorhanden, öffentliche Rechnungslegung erfolgt nicht.

Das Schulwesen im ritterschaftlichen Theil Mecklenburgs weist erhebliche Schäden auf. Auf tiefer Stufe steht das ritterschaftliche Lehrerseminar. Der schlecht besoldete Lehrer hat auch bei längster Dauer seiner Dienstzeit keinen Rechtsanspruch auf Ruhegehalt und er unterliegt der willkürlichen Kündigung des Gutsherrn. Im vorigen Jahre versuchte die Regierung, wenigstens einige Mängel zu mildern, aber die Ritterschaft leistete zähen Widerstand. Und so werden diese und andere vormärzlichen Zustände fortbestehen, so lange es an einer Verfassung und einer wirklichen Volksvertretung fehlt.

Quousque tandem? Will man die Zeichen der Zeit nicht erkennen? Soll Mecklenburg erst eine Domäne der Sozialdemokratie werden, ehe Wandel eintritt? 28 235 sozialistische Stimmen sind am 20. Februar in beiden Großherzogthümern abgegeben worden. In Zuständen, die den

Rechtsanschauungen der Zeit nicht mehr entsprechen, wendet sich die Bevölkerung immer dahin, wo die Unzufriedenheit ihren schärfsten Ausdruck findet. Die alte Verfassung hat sich überlebt. Je länger man zögert, lebensvolle Formen an ihre Stelle zu setzen, desto tiefer muß zuletzt mit einem Male eingegriffen werden. Historisch will man verfahren, — dann thue man es ganz. Daß das Volk mitrathet und mitthatet, ist einer der ältesten deutschen Rechtsgedanken; in Wahrheit sind, nach Montesquieu's Wort, die Keime der konstitutionellen Monarchie in den Urwäldern Germaniens zu suchen. Nicht mit der Vergangenheit und nicht mit der Gegenwart verträgt sich, was ein Wortführer der Ritter, Frhr. von Maltzan, in der „ständischen Basis“ und den „feudalen Repliken.“ sagt: „Eine Konstitution einführen heißt auf den Boden des Naturrechts, d. h. der revolutionären Weltanschauung, treten.“ . . . „Der natürliche menschliche Fortschritt ist im Grunde immer sündlich, deshalb hat die christliche Kultur immer dagegen zu reagiren.“ . . . „So lange sich die Ritterschaft ihres Berufs als Vertreterin christlicher Obrigkeiten bewußt bleibt, kann sie niemals freiwillig aus ihrer ehrenvollen Stellung zurücktreten.“ Von wahrem Adel, vom Adel der Gesinnung, würde es ein schönes Zeugniß ablegen, wenn die Ritterschaft aus freien Stücken ihre Privilegien preisgäbe. „Das Wohl des Vaterlandes fordert dieses Opfer“, rief im März 1848 Großherzog Friedrich Franz den Ständen zu, und die ganze Bildung des Jahrhunderts wiederholt heut diesen Mahnruf. Beugen sich die Ritter aber nicht freiwillig der Idee staatsbürgerlicher Gleichberechtigung, so werden sie gebeugt, die Zeit schreitet über sie hinweg. Der mecklenburgische Verfassungsantrag wird, darauf können sie sich verlassen, nicht eher von der Tagesordnung des Reichtages verschwinden, als bis sein Ziel erreicht ist.

Herm. Pachnicke.

Die Kornzölle und die kleine Landwirthschaft.

Die Mißstimmung über die Vertheuerung der Lebensmittel durch die herrschende Zollpolitik hat bei den Wahlen in den breitesten Schichten der Bevölkerung Ausdruck gefunden; das Anwachsen der Stimmzettel für die sozialistischen Kandidaten in den seit Jahrzehnten durch Vertreter der konservativen und der Centrums-Partei beherrschten Kreisen ist das charakteristischste Zeichen hierfür. Die Bewohner der landwirthschaftlichen Bezirke, zu deren Heile nach der Versicherung der Regierung und ihrer Freunde in erster Linie die vor 11 Jahren inaugurirte „nationale Wirthschaftspolitik“ in das Werk gesetzt worden ist, erheben Sozialdemokraten, die geschworenen Gegner des Privateigenthums, und zumal desjenigen in Grund und Boden, auf den Schild: wahrlich eine Kritik unserer Gesetzgebung, welche unsere aufmerksamste Beachtung herausfordert.

Ein gut nationalliberaler Mann, Landtagsabgeordneter Sombart-Ermsleben, hat es auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik am 21. April 1879 für einen Fehler bezeichnet, daß das deutsche Handelsgesetzbuch nicht den Gutsbesitzer gleich den Kaufleuten und großen Gewerbetreibenden zur Führung von Buch und Rechnung sowie zur Aufstellung einer alljährlichen Inventur und Bilanz verpflichte. Wenn hierin nach den Ausführungen jenes Redners der Grund zu suchen ist, daß der große Landwirth sich keine Rechenschaft über seine wirthschaftliche Lage und seine Vermögensverhältnisse zu geben vermag, wie viel weniger werden wir solches seitens des kleinen Bauern verlangen können? Aber instinktiv fühlt dieser, daß die Verheißungen, mit denen man seit einem Jahrzehnt die Einfuhr nicht nur der fremden Bodenfrüchte, sondern auch aller sonstigen Lebensbedürfnisse zu erschweren sucht, sich für ihn nicht bewahrheitet haben, und darum begrüßt er heute als erwünschten Dolmetscher seiner Empfindung denjenigen, welcher sich in seinen Anschauungen am meisten von der herrschenden Gesellschaftsordnung abwendet.

In diesen Blättern den Kampf gegen die Getreidezölle zu predigen, ist ein unnöthiges Beginnen. Aber es mag uns vielleicht vergönnt werden, nochmals auf einige Darlegungen zurückzukommen, welche die Stellungnahme der kleinen Landwirthschaft gegen die Kornzölle als die natürliche und allein richtige kennzeichnen.*) Gilt doch auch hier die Mahnung Goethe's: „Es wiederhalt sich der Irrthum so oft in der That, deswegen man die Wahrheit unermüdlich in Worten wiederholen muß.“

In der Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft (Jahrgang 1885) hat A. Emminghaus die Frage aufgeworfen: „Bei welcher Gütergröße ist in Mitteldeutschland regelmäßiger Brotfruchtverkauf möglich?“ und er beantwortet sie an der Hand der amtlichen statistischen Erhebungen des Herzogthums Gotha. Dort bestand im Jahre 1864 die Gesammtbevölkerung aus 26 334 Haushaltungen, von denen 18 375 oder 69.8 Proz. entweder kein Land oder das Minimum bis zu 8 Acker (1 Acker = 22.7 Ar) mit 26 430 Acker Kulturland besaßen. Rechnet man hiervon den achten Theil für Wiesenland ab, so verbleiben 23 126 Acker zur Feldbestellung übrig, von denen etwa 50 Proz., also 11 563 Acker zum Körnerbau verwendet werden. Nach den Erntestatistiken des Herzogthums aus den Jahren 1882 und 1883 entfallen von letzterer Fläche etwa 40 Proz. auf Weizen und Roggen, etwa 60 Proz. auf Gerste und Hafer. Nehmen wir aber selbst an, daß die Hälfte des Bodens mit 5781 Acker zur Erzeugung von Brotfrucht diene, so ergibt sich, den Körnerertrag des Ackers nach Maßgabe der erwähnten Erntestatistik mit 2.45 Doppelzentner Weizen wie Roggen auf den Acker (10.8 Doppelzentner auf 100 Ar) zu Grund gelegt, ein Brotkornertrag von 14163.45 Doppelzentner = 1 416 345 kg. Im Jahre 1864 zählte die Haushaltung im Herzogthum durchschnittlich 4.43 Köpfe; deren Bedarf an Brotkorn auf Tag und Haushaltung mit 2.5 kg sehr mäßig angenommen, ergibt für die betheiligten 18 375 Haushaltungen einen Jahresbedarf von 16 767 187 kg, welchem an Ernte nur 1 416 345 kg gegenüberstehen. In allen Wirthschaften des Herzogthums unter und bis zu 8 Acker ist demnach an Brotfruchtverkauf gar nicht zu denken, der weitaus größte Theil des Bedarfs mit mehr als 15 000 000 kg — die Saatfrucht ganz außer Acht gelassen — muß gekauft werden. Um den Brotfruchtbedarf einer Gothaischen Haushaltung zu decken, sind unter Beobachtung der oben angegebenen Ziffern mindestens 20 Acker Land nothwendig; nach der Zählung von 1864 besaßen

69.8 Proz. aller Haushaltungen kein Kulturland oder nur das Minimum bis zu 8 Acker,
8.1 „ „ „ über 8 bis 15 Acker,
8.6 „ „ „ „ 15 „ 30 „

Von letzteren 8.6 Proz. wird man mindestens zwei Drittel = 5.74 Proz. denen zuzählen müssen, welche Brotfrucht nicht verkaufen können. Die Zahl dieser Haushaltungen erhöht sich demnach auf 83.6 Proz., welche zu-

*) Es kann sich dabei für die „Nation“ nur um eine Ergänzung des bereits beigebrachten Beweismaterials handeln, denn in diesen Spalten ist der Werth der Getreidezölle für die Landwirthschaft ja bereits öfter kritisch gewürdigt worden. Es mag hier nur an die Ausführungen des leider zu früh verstorbenen Landesökonomieraths Dr. R. Weidenhammer in Darmstadt, eines anerkannten Sachverständigen (cfr Nummer der „Nation“ vom 24. Januar 1885) erinnert werden. Weidenhammer kam in jenem Aufsatz zu dem Resultat, daß „der Getreidezoll der Zahl nach nahezu 90 Proz. der Grundbesitzer neben der übrigen konsumirenden Bevölkerung mehr oder weniger unmittelbar oder mittelbar empfindlich schädigt, und daß schließlich nur eine sehr geringe Zahl von norddeutschen größeren Grundbesitzern übrig bleibt, welche einen wirklichen pekuniären Vortheil von erhöhten Getreidezöllen dadurch einheimsen könnten, daß sie ihre Güter höher als jetzt möglich verkaufen, um sich selbst die traurigen Folgen der Ueberschuldung zu ersparen, letztere vielmehr Nachfolgern überlassen.“ Und er schloß seinen Aufsatz mit den Worten „Keine volkswirthschaftliche Maßregel kann in einem wirthschaftlich höher entwickelten größeren Gemeinwesen nach allen Richtungen so verderbliche Folgen haben und keine vermag speziell der Landwirthschaft so wenig Vortheile zu bringen als gerade der Getreidezoll!“

sammen 70 000 bis 75 000 Acker oder 18 bis 19 Proz. der gesammten bewirthschafteten Fläche des Herzogthums besitzen. Es sind also nur 16.4 Proz. aller Haushaltungen, allerdings die Eigenthümer von 81 bis 82 Proz. der bewirthschafteten Fläche, in der Lage, Brotfrucht zu verkaufen und den Vortheil des Kornzolls für sich zu verwerthen!

Wovon sollte denn der Bauer leben, wenn seine Ernte nicht über seinen Bedarf hinausginge? hört man oft von denen sagen, welche nur beurtheilen, was sie sehen, und von dem nichts wissen, was sie nicht sehen. Emminghaus hat hierfür eine sehr zutreffende Entgegnung: „Ein schuldenfreies ordentlich bewirthschaftetes Bauerngut von 20 Acker (zu 22.7 Ar) repräsentirt einen Besitz, welcher seinen Eigenthümer anständig erhält. Der Besitzer kann Milch und Molkereiprodukte, Gemüse, Obst, Honig, ab und zu ein Kalb, ein wenig Stroh, allenfalls hin und wieder ein kleines Quantum Sommerfrucht, im gewöhnlichen Verlauf der Dinge aber kein Kilogramm Brotfrucht verkaufen. Man wird ihn bisweilen auch mit einigen Sack Weizen oder Roggen am Markte sehen: er muß mit dem Samen wechseln — was er aber vielleicht bei günstiger Verkaufskonjunktur verkauft, muß er vielleicht bei günstiger Einkaufskonjunktur wieder einkaufen. Würde man Getreide mit dem doppelten oder dreifachen des jetzigen Zolles belegen — der Besitzer eines Bauerngutes von 20 Acker würde davon keinen Pfennig Nutzen, bei schlechten Ernten sogar nur Schaden haben!"

Das Gothaer Beispiel darf wohl als typisch für den größten Theil Deutschlands gelten.

Die landwirthschaftliche Berufsstatistik vom Jahre 1882 hat ergeben, daß die Zahl der landwirthschaftlichen Betriebe in unserem Vaterlande 5 276 344 beträgt, die landwirthschaftlich benutzte Fläche 40 178 681 ha groß ist, wovon 31 868 972 ha als Ackerland, Wiese, Weide, Weinberg und Obstgarten bewirthschaftet werden. Der Rest der Fläche ist vornehmlich Waldland. Von den Betrieben entfallen:

44 Proz. auf Ackerland u. s. w. bis zur Größe von 1 ha
14 „ „ „ „ „ „ „ „ 1 bis 2 ha
18.6 „ „ „ „ „ „ „ „ 2 „ 5 „
10.5 „ „ „ „ „ „ „ „ 5 „ 10 „
11 6 „ „ „ „ „ „ „ „ 10 „ 50 „
0.8 „ „ „ „ „ „ „ „ 50 „ 100 „
0.5 „ „ „ „ „ „ „ „ 100 ha und mehr.

Dagegen waren groß von der als Ackerland u. s. w. benutzten Fläche:

2 4 Proz. bis 1 ha
8.3 „ von 1 bis 2 ha
10 „ „ 2 „ 5 „
12.8 „ „ 5 „ 10 „
39 „ „ 10 „ 50 „
8 6 „ „ 50 „ 100 „
24.4 „ „ 100 ha mehr.*)

Nimmt man an, daß — den Gothaer Zahlen entsprechend (20 Acker zu 22 7 Ar = 4.54 ha) — erst die Anbauflächen von 5 ha und mehr einen Vortheil von der Kornzollgesetzgebung haben, so ergibt sich, daß diese für 4 043 238 von der Landwirthschaft lebende Personen ohne jeden Nutzen ist, ja selbst zum großen Theil unmittelbare Schädigung verursacht, während nur 1 233 106 größere und kleinere Grundbesitzer mehr Getreide produziren, als sie verzehren, und hierfür von ihren Mitbürgern eine Abgabe drückendster Art erheben. Die ersteren betragen 76 6 Proz. der landwirthschaftlichen Bevölkerung, ihr Besitz an Anbaufläche 15.7 Proz., die letzteren dagegen 23.4 Proz. der Bevölkerung, ihr Flächeneigenthum 84.3 Proz. der Gesammtfläche, eine Gegenüberstellung, welche jeden weiteren Kommentar überflüssig macht. Der Unterschied zwischen beiden Gruppen tritt noch deutlicher zum Vorschein, sobald wir ihre Familienmitglieder mit in Rechnung ziehen. Dann sind es 20 216 190 Köpfe, welchen der Kornzoll nichts eindringt, sondern im Gegentheil weiten Schichten erhebliche Opfer auferlegt, 6 165 530 Köpfe, zu deren Gunsten die überwiegende Mehrheit unseres Volkes in seinem wichtigsten Ernährungsmittel besteuert wird.

Allerdings erheben die Freunde der Getreidezölle Einsprache gegen die Annahme, daß erst der Besitzer von 5 ha Ackerland von dem Zolle Vortheil ziehen könne, und sie behaupten, daß hierzu schon die Bearbeitung von nur 2 ha ausreiche. Will man selbst dies zugeben, so leuchtet ohne Weiteres ein, daß der Nutzen des Zolles nicht gleichmäßig allen Betrieben zu Gute kommen kann. Daß von der Anbaufläche nur höchstens die Hälfte, in der Regel ein Drittel mit Halmgetreide bestellt wird, haben wir schon oben gesehen; von der Ernte wird der Bedarf der Familie, das Futter für das Vieh und das Saatkorn entnommen, wodurch der für den Verkauf verbleibende Ueberschuß um so kleiner wird, je kleiner der Betrieb ist. Der landwirthschaftliche Schriftsteller Nordmann hat (Vierteljahrschr. f. Volkswirthschaft 1887) die verkäuflichen Mengen der Ernte berechnet und, um jeden Einwand abzuschneiden, auch bei den kleinsten Betriebe die Möglichkeit des Verkaufs eines gewissen Quantums Korn angenommen. Er gelangt auf Grund der Erntestatistik von 1884 zu dem Schlusse, daß alsdann betragen bei den Betrieben:

	die verkäufliche Menge der Ernte		der Zollgewinn (5 Mk. auf den Doppelzentner)		
	in Proz. der Ernte	in Millionen Zentner	in Millionen Mark	in Mark auf den Hektar	in Mark auf den Kopf des betreibenden Landwirths
unter 5 ha	10	4.5	11 2	1.90	2.77
von 5 bis 10 ha ...	15	5.4	18.5	2.91	24 37
„ 10 „ 50 „ ...	25	15 6	78 2	4 95	127.78
„ 50 „ 100 „ ...	40	10.1	25 3	7.67	618.17
von 100 ha und mehe	50	39 6	99.0	9.61	3960 00.

Ein schreienderes Mißverhältniß als dasjenige, welches uns in diesen Zahlen entgegentritt, kann es nicht geben. Und dabei ist es in Wirklichkeit noch größer als eben dargestellt. Denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Betriebe unter 2 ha (58 Proz.) überhaupt kein Korn auf den Markt bringen können, hiervon vielmehr zur Befriedigung des eigenen Bedarfs noch hinzukaufen müssen, daß höchstens die Betriebe von 2 bis 5 ha in der Lage sein werden, als Verkäufer aufzutreten. Und doch beträgt, den für die Vertheidiger des Zolles günstigsten Fall angenommen, dessen Nutzen für 76 6 Proz, aller Landwirthe nur 2 77 Mk., für 0 41 Proz. jedoch 3 960 Mk. auf den Kopf. Was bedeutet aber für den kleinen Bauer die eventuelle Einnahme aus dem Kornzolle mit 2 77 Mk. auf den Kopf und die Ernte, verglichen mit der durch die Industriezölle bewirkten Vertheuerung der ihm unentbehrlichen Wirthschafts- und Haushaltungsbedürfnisse: Bauholz, eiserne Geräthschaften, Geschirr, Kleidung, Petroleum, Kaffee, Zucker, Tabak und so in das Unendliche fort. Alle diese Zölle lasten auf dem kleinen Manne in viel stärkerem Grade als auf dem großen Grundbesitzer; sie verwandeln bei jenem den etwaigen Ertrag aus dem Kornzoll in sein Gegentheil, vermindern ihn bei diesem aber nur in geringem Maße.

In den vom Verein für Sozialpolitik im Jahre 1883 zusammengestellten Berichten über die bäuerlichen Zustände in Deutschland wird — in Uebereinstimmung mit dem Vor-

---

*) Die Zahlen für Preußen zeigen gegenüber denen für Gesammtdeutschland eine nicht unbeachtenswerthe Vermehrung der großen Güter. Es entfallen auf die Betriebe:

	bis 1 ha	von 1—10 ha	von 10—100 ha	von 100 ha und mehe
in Deutschland	44 0 Proz.	43.1 Proz.	12.4 Proz.	0 5 Proz.
in Preußen ..	47.9 „	38.8 „	12.6 „	0.7 „

Die Größe der bewirthschafteten Flächen betrug:

	bis 1 ha	von 1—10 ha	von 10—100 ha	von 100 ha und mehr
in Deutschland	2 4 Proz.	25 6 Proz.	47 6 Proz.	24 4 Proz.
in Preußen ..	2 2 „	19.8 „	46.3 „	31.7 „

stehenden — aus den verschiedensten Landestheilen mitgetheilt, daß die kleinen Bauern gezwungen seien, einen Theil des ihnen zum Lebensunterhalte nothwendigen Getreides zu kaufen. Der vom Ministerialrath Buchenberger erstattete Bericht über die Lage der bäuerlichen Bevölkerung in Baden beschäftigt sich — wohl der einzige unter allen — auch mit der Frage der landwirthschaftlichen Zölle. Die Anbaufläche in Baden vertheilt sich in

kleine Betriebe (Tagelöhner- und Gewerbegüter)	0 bis 10 Morgen	(= 3.6 ha)	72	Proz.
kleinbäuerliche Betriebe . . .	10 „ 20 „	(3.6 bis 7.2 ha)	17.5	„
mittelbäuerliche Betriebe . .	20 „ 50 „	(7.2 bis 18 ha)	8.3	„
großbäuerliche Betriebe . . .	50 „ 100 „	(18 bis 36 ha)	1.6	„
große Betriebe	100 „ 500 „	(36 bis 180 ha)	0.5	„
große Betriebe	über 500 „	(180 ha u. mehr)	0.01	„

Der badische Bericht hat den Vorzug, daß er sich auf die unmittelbar vorher veranstaltete große staatliche Enquete stützen konnte, deren Ergebnisse seitdem in vier Bänden veröffentlicht worden sind. „Soweit bis jetzt Erhebungsberichte vorliegen — sagt Buchenberger — ist eine Erhöhung der Getreidezölle theils als entbehrlich, theils als schädlich bezeichnet worden (wohlgemerkt im Jahre 1883 unter der Herrschaft des Weizenzolls von 1 Mk.!). Nur die aus dem südlichen Hügellande eingekommenen Berichte sprechen sich fast ausnahmslos für Erhöhung der Getreidezölle aus. Dies erklärt sich einfach aus den Besitzverhältnissen Badens, bei welchen die zum Zukauf von Getreide genöthigten Kleinwirthe überwiegen, sowie aus den Klimaverhältnissen des Schwarzwaldes, die nur in sehr beschränktem Maß den Anbau von Körnerfrüchten gestatten, so daß die große Mehrzahl der Schwarzwaldbewohner ebenfalls beträchtliche Mengen Brotfrüchte zuzukaufen gezwungen ist. ... Auch hinsichtlich der höheren Zollbelegung anderer Erzeugnisse der Landwirthschaft sind Wünsche nur sehr vereinzelt zu Tage getreten." Dies summarische Urtheil wird in den Bänden der Enquete durch mehrere sehr lehrreiche Beispiele belegt. Von sämmtlichen erstatteten Berichten (37) aus dem Lande wünschen 8 Erhöhung des Kornzolles, einer diejenige des Gerstenzolles, 10 sind entschieden freihändlerisch, 18 schweigen. Aber während die Schutzzöllner sich mit der Aufstellung ihrer Forderung ohne irgendwelche Begründung begnügen, bringen die Freihändler eine Reihe von Zahlen zu Gunsten ihrer Anschauung vor. Von den 370 landwirthschaftlichen Haushaltungen der Gemeinde Königsbach wird berechnet, daß 60 = 16 Proz. durch die Kornzölle Vortheil haben, 110 = 29 Proz. davon unberührt bleiben, 200 = 55 Proz. aber unbedingt geschädigt werden. 300 unter 470 landwirthschaftlichen Haushaltungen der Gemeinde Sulzfeld sprechen sich dahin aus, daß „die Erhöhung des Getreidezolles nicht den kleinen Wirthschaften zu Gute kommen werde, sondern lediglich den großen, deren Zahl eine verschwindende ist. Letztere können sich auch in anderer Weise helfen." Im Ganzen wird ermittelt, daß von sämmtlichen 222 746 bäuerlichen Betrieben Badens einen Nutzen aus der Kornzollerhöhung nur 7383 = 3.31 Proz. haben, welche allerdings 27.9 Proz. des Gesammtareals bewirthschaften.

Die Zahl der unselbständigen ländlichen Arbeiter, Tagelöhner u. dgl. m. in Deutschland wird auf etwa 6 Mill. Köpfe geschätzt und man hat häufig auf deren Betheiligung an den durch die Kornzölle erhöhten Getreidepreisen hingewiesen. Aber ihr Naturallohn reicht nur in den allerseltensten Fällen dazu hin, irgend einen Theil des ihnen verabreichten Getreides zu verkaufen. Und wenn sie auch dazu schreiten könnten und nachher das Brot vom Bäcker zurückkaufen müssen: wo soll hierbei ihr Nutzen zu finden sein? Daß die Geldarbeitslöhne mit den höheren Verkaufspreisen der Produkte nicht gleichmäßig aufsteigen, ist eine durch die Erfahrung zur Genüge belegte Thatsache und das Gegentheil müßte erst noch bewiesen werden. Zubem reicht auch eine Lohnerhöhung nicht aus, um die schon vorhin erwähnte Vertheuerung des Lebens durch die Industriezölle wett zu machen.

Wo daher immer wir die Lage der kleinbäuerlichen Betriebe in das Auge fassen — in Mitteldeutschland, in Süddeutschland, in Gesammtdeutschland: immer wieder kommen wir zu demselben Ergebniß, welches in der Forderung gipfelt: Fort mit den Getreidezöllen im Interesse der kleinen Landwirthschaft wie im Interesse der Gesammtheit!

F. Thorwart.

Antik und modern.

Die Worte Baco's: antiquitas saecli, inventus mundi, scheinen heutzutage kaum mehr in den Herzen einen Wiederhall zu finden. Die Alterthumswissenschaft ist eine historische Fachwissenschaft geworden, und das archäologische Interesse in weiteren Kreisen ein historisches: Man ist stolz darauf zu wissen, daß die Alten keine Heroen gewesen sind, zu denen man mit gläubiger Verehrung betet, und man gewöhnt sich daran, sie nur als ein Glied in der großen Kette der Völker zu betrachten. Mit der Erweiterung der Kenntnisse ist bei Vielen das individuelle Verhältniß zu den Sachen geschwunden. Und selbst unter denen, die einen Hauch des alten Geistes verspüren, finden Wenige Lust, das eigene Frohgefühl Anderen mitzutheilen.

Andererseits regt sich machtvoll der Geist des „Modernen", machtvoll bis zum Uebermaß. Was nützt uns, so fragt man, heute noch die klassische Bildung? Ihre Wege sind nicht unsere Wege. Wer bei diesem Gähren und Kämpfen ein eigenes Urtheil sich retten will, braucht vor allem einen kühlen Kopf und ein warmes Herz. Er muß sich zunächst der Gegensätze klar bewußt werden, welche unsere Welt von der der Alten trennen; und er muß eine Liebe zu beiden mitbringen, um beiden gerecht zu werden.

Als jener herrliche Strom der Renaissance in die Welt kam, da leiteten ihn die Romanen mit gesunden Sinnen auf ihr Gebiet, im Glauben, daß er immer dort geflossen, nur eine gute Weile sich unter der Erde verloren habe. Uns Deutschen fehlte das Gefühl der Gemeinschaft mit dem Alterthum. Mit rührender Liebe hat Winckelmann später das Land der Griechen mit der Seele gesucht und es auch auf italischem Boden gefunden, und unsere großen Dichter sind ihm nachgeschritten. Und was keiner unserer Bildhauer und Maler vermocht, die auf antiken Wegen gewandelt, das haben Goethe und Schiller gethan, sie haben durch die Zauberkraft ihrer Persönlichkeit uns die Antike modern gemacht.

Goethe kam der Antike entgegen, weil sein innerstes Wesen ihn dazu hinzog, jenes Wesen, das aus der Breite des Lebens das Einzelne zu in sich abgeschlossener Vollendung und Schönheit führte. Was er mitbrachte in diesen Bund mit den Griechen, war die umfassendste Kenntniß der feinsten und tiefsten Regungen des Herzens und der Natur, wie sie eben dem größten Lyriker eigen war. Nicht als ob die Griechen nicht auch sich solcher Regungen bewußt geworden wären; aber des modernen Menschen Verhältniß zu diesen Dingen war ein ungleich reicheres geworden und vor allem — die Natur stand ihm als Ganzes gegenüber. Denn so unendlich werthvoll für die Plastik die Schöpfungen der griechischen Götter gewesen, so stellten sie sich doch zwischen das Individuum und die Natur und hinderten es daran, dem, was rings herum lebte und webte, den Stempel eigenster seelischer Empfindung immer von neuem aufzudrücken.

Ein Gefühl z. B., wie es Goethe am Großartigsten in dem Monologe Faust's in Wald und Höhle ausspricht, hat kein Grieche haben können: Der Mensch als König in seinem Reiche, als milder, hingebender Herrscher, der der Natur in ihre tiefste Brust, wie in den Busen eines Freundes schaut. Und wo wären bei den Alten solche individuellen Naturbeseelungen möglich gewesen, wodurch uns Heine, besonders aber Lenau so oft zu unserem Entzücken überrascht?

In diesem Streben aber zur persönlichen Gestaltung dessen, was draußen in der Natur oder innen im Menschen in ewig wunderbarem Wechsel sich vollzog, war Goethe die

plastische Kraft der Antike vorzüglich willkommen. Was er von ihr gelernt, das zeigt am köstlichsten sein Tasso. Der prachtvoll organische Bau, die klare Typik, die heitersonnige Ruhe wäre ohne die unmittelbare Gegenwart des Alterthums nicht zu der Vollendung gediehen; allein nur ein ganz moderner Mensch konnte so die Geheimnisse der Natur und des Herzens enthüllen, wie es hier der Dichter thut. Mit Recht hat man bei Tasso und überhaupt bei vielen Schöpfungen Goethes, je mehr man die Menschen selbst kennen lernte, um so mehr die Typen der Menschheit bewundert, welche Goethe daraus erschuf.

Eben jene typenbildende Kraft nun ist überhaupt das Zeichen des echten Genies; und nur den Künstler nennen wir groß, der es versteht, aus lebendiger Wirklichkeit durch persönliche Kraft Gestalten zu schaffen von allgemein menschlicher Wahrheit. Die Wirklichkeit ist das Feld, wo er all' seine Sinne zu üben hat, seine Studien zu machen; aber schließlich das Beste muß er doch selbst durch sich selbst thun.

Und es ist nur natürlich, daß wir, je weiter wir in das Verständniß der griechischen Kunst eindrangen, um so mehr auch hier schon von früher Zeit an die künstlerische Persönlichkeit zu erfassen lernten. Welch eine Fülle individueller Ansätze in der archaischen Periode und welche Gegensätze in den Epochen eines Phidias, eines Praxiteles und der Pergamener!

Solche feineren Unterscheidungen waren dem Zeitalter Winckelmann's und Goethe's noch nicht möglich, ihnen stand die Antike noch weit mehr als geschlossene Masse gegenüber, zu der man bewundernd heraufsah, und die man als Ganzes befruchtend auf die Phantasie wirken ließ.

Durch Goethe erhielt in seinen jugendkräftigen Jahren das antike Ideal eine köstlich frische, echt persönliche Färbung, die sich erst beim alten Dichter, durch seinen Hang zum symbolisch Bedeutsamen allmählich verlor.

Bei Schiller tritt die Schwärmerei für die Alten, wie sie durch Goethe methodisch genährt wurde, leider noch öfter auf Kosten des Modernen hervor. Denn anstatt sich, wie Goethe über unser individuelleres, seelischeres Verhältniß zur Natur zu freuen, sehnt er sich nach den Göttern Griechenlands zurück; und anstatt die Handlung lediglich aus dem eigenthümlich zusammengesetzten Innern des einzelnen Menschen zu entwickeln, ruft er von außen das Schicksal herbei. Gewiß kann man das nur bedauern; und doch welche Pracht des Rhythmus entfaltet sich im Bunde mit der Antike, wie hebt sich der Flug der Gedanken, wie plastisch klar und herzergreifend zugleich ertönen jetzt Sprüche unvergänglichster Wahrheit! Und rechtfertigt nicht allein die Wallenstein'sche Trilogie glänzend das Streben des Meisters, sich in einer Zeit an die Antike anzuschließen, wo aus dem deutschen Volksleben für den Dramatiker nichts zu gewinnen war?

Was aber der Dichter des Wallenstein sowohl wie der des Tasso aus dem Umgang mit den Alten immer klarer erkannten, das war die Gewißheit, daß echte Kunst erhebend und befreiend wirkt. Denn, „ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst"; und jenen „holden Leichtsinn", ohne den der Mensch die wunderbaren Prüfungen des Schicksals nicht ertragen könnte, den hatte der Dichter vor allem bei den Griechen gefunden.

Unsere modernen Realisten freilich in Kunst und Poesie sind anderer Ansicht. Für sie ist die Welt trübgrau, traurig; und selbst die Sonne dringt nicht bis zu ihren Herzen, sondern sie scheint nur auf die Gegenstände. Wer wollte leugnen, daß sie oft ernst und gut beobachten, und daß sie ein Recht haben, die Schatten so tief zu malen, wie sie dieselben sehen?

Und fast natürlich erscheint's bei ihren Ansichten, wenn sie den Preis nicht geben

> Der ewig beweglichen,
> Immer neuen
> Seltsamen Tochter Jovis,
> Seinem Schooßkinde,
> Der Phantasie.

Zur Strafe aber läßt sie denn auch diese Himmelstochter

> Wandeln und weiden
> Im dunklen Genuß
> Und trüben Schmerzen
> Des augenblicklichen
> Beschränkten Lebens,
> Gebeugt vom Joche
> Der Nothdurft.

Kann sein, daß auch einmal ein Gewaltiger kommt unter ihnen, welcher der Göttin „wie einer Geliebten begegnet".

Bis dahin aber wird es für den nach echt menschlicher Bildung Strebenden das Beste sein, wenn er sich an unsere größten Dichter und an ihre Muster, die Griechen, hält. Denn kein Volk hat mehr organische Kunstwerke durch die Kraft der Phantasie hervorgebracht als die Griechen, welche ihre künstlerischen Anlagen mit staunenswerther Folgerichtigkeit vom Anfang bis zum Ende entwickelt haben.

Ihre Sprache, welche der unsrigen in gar mancher Beziehung sehr nahe steht, ist von Männern geschrieben, welche im eigentlichen Sinne das schufen, was wir Stil nennen, den für den Einzelnen erreichbar klarsten Ausdruck eigenen Denkens und Fühlens; und die vor allen den rhetorische Periodengeklingel verwässernder Encyklopädisten vermieden, wie es das so viel geliebte Stilmuster Cicero in die Welt gesetzt.

Schon aus diesem Grunde sollte gerade die griechische Prosa einen noch breiteren Raum einnehmen in unserer Bildung. Und wie einheitlich ruhig und heiter bei aller fein individuellen Abtönung wirken die Schöpfungen in dieser Sprache auf Verstand und Gemüth des modernen nervös oft an- und abgespannten Menschen. Gerade hierin aber liegt ihr großer erzieherischer Vorzug gegenüber den Werken moderner Geister, ein Vorzug, für den namentlich die Schule ganz besonders dankbar sein sollte.

Und eine nicht geringere erzieherische Macht übt die griechische Plastik durch ihre bei aller Kraft der Phantasie scharf hervortretende Verstandesklarheit. Hier lerne man, was ja mit Recht heute immer wieder betont wird, ruhig zunächst das einfach Wirkliche beobachten und anschauen, hier lerne man, wie auf dieser Wirklichkeit durch die Kraft des Geistes eine eigene Welt sich aufbaut, die uns zu Anfang erst als eine fremde erschien, nun aber, nachdem wir ihr Werden verstanden, als eine befreundete anmuthet, in der wir beglückter und reiner athmen. Und ferner wie bedeutsam läßt sich durch die richtige Betrachtung der griechischen Plastik gerade das ausbilden, was doch für Jeden in seinem Berufe etwas Wesentliches sein sollte, die Ehrlichkeit und Klarheit im Urtheil. Denn was Goethe einmal überhaupt von der Kunstbetrachtung gesagt, das gilt ganz besonders in diesem Falle: „Alles kommt aufs Anschauen an; es kommt darauf an, daß bei den Worten, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird."

Es ist keine Frage, daß, wenn man auf diese Weise auf Schule und Universität die alte Bildung fruchtbar macht, sie auch für uns wahrhaft jung und frisch wirken muß. Besonders müßte es sich aber die Universität angelegen sein lassen, bei allem wissenschaftlichen Ernst des Forschens diese echt erzieherische Seite der Antike scharf ins Auge zu fassen; denn nicht die künftigen Fachleute bilden die Mehrzahl der Studirenden, sondern diejenigen, welche als praktische Schulmänner befähigt werden sollen zu selbständiger und erfreulicher Wirkung.

Was schließlich unsere Künstler selbst betrifft, so ist es ja natürlich, daß hier Alles auf das Individuum und seine Fähigkeit ankommt von den Alten zu lernen; aber eins könnten doch viele lernen, wahrhaftig nicht zu ihrem Schaden, Bescheidenheit und Respekt vor den Persönlichkeiten der Griechen, die nicht aus launenhafter Willkür gegen alles Bestehende sich auflehnten, sondern in natürlichem Anschluß das jeweilig Vorhergehende zu eigenartiger Blüthe weiter bildeten.

Und erst wenn wir so zu einer organisch sich entwickelnden Kunst gelangt sind, dann werden wir auch fähig sein,

die Bedürfnisse des Lebens künstlerisch zu gestalten, wie es wieder die Griechen in bewundernswürdigster Weise gethan. Denn auf dem Gebiete des Kunsthandwerks sind wir doch heutzutage noch nicht über die bloße Nachahmung hinausgekommen, und der Kontrast, in welchem der modernste Komfort mit dem Altväterhausrath oder einer ethnographischen Raritätensammlung steht, ist so schreiend, wie er wohl nie gewesen.

Je mehr wir nun im Lauf der Zeit eigenartig gesund vorwärtsschreiten, um so weniger brauchen wir uns zu scheuen, das Gute zu nehmen, von wannen es kommt — das haben auch die Griechen in ausgiebigster Weise gethan. Ein hohes Gut aber für ein großes Kulturvolk sind jene Quellen, aus denen Geist und Schönheit in jugendfrischer Fülle quillt, und ungestraft wird es diese Quellen nicht verachten.

A. Herzog.

Der Bauer im deutschen Liede.

Der Gegensatz zwischen Volks- und Gelehrtenlitteratur ist fast so alt wie die Bildung oder die Litteratur selbst. Wie die einzelnen Stände im Staatsleben um ihre Sonderexistenz oder Gleichberechtigung kämpfen, so suchen sie sich auch in der Litteratur ihre Berechtigung zu verschaffen. „Macht geht vor Recht“; dieses traurige Wort hat in der Litteratur seine Berechtigung so lange genossen, wie in der Politik; der Erfolg hat auch hier gelehrt, bestimmt, entschieden.

Mit diesen für den Menschenfreund nicht eben erfreulichen Sätzen darf wohl eine Betrachtung*) über die Art anheben, wie der Bauer im deutschen Liede dargestellt worden ist. Eine solche Betrachtung beginnt naturgemäß mit dem Ende des 15. Jahrhunderts, als mit der Zeit, in welcher der Bauernstand zum Bewußtsein seines Rechtes gelangte und Anstrengungen machte, dieses Recht zu erwerben. Mit den ersten Bauernempörungen vom Ende des 15. Jahrhunderts beginnen auch die Lieder, in welchen die Bauern ihre Lage darzustellen, ihre Schicksale zu erzählen bemüht sind. Bei Gelegenheit der unter dem Namen des „armen Konrad“ bekannten Verschwörung schildert ein Lied, wie die Bauern zu einem Alten gehn, sich über ihre traurige Lage beklagen, von ihm den Rath erhalten, durch friedliche Lösung ihre Angelegenheiten zu erledigen. Sie versuchen auch, so wird weiter dargestellt, durch ruhige Unterhandlungen zu Ende zu kommen, aber ihr Versuch ist erfolglos. Vielmehr kommt es zum Kampfe mit Herzog Ulrich, einem Kampfe, der zu Ungunsten der Bauern gekämpft und entschieden wird. Und nun zeigt sich ein merkwürdiger Umschwung des Volksliedes, der im Weitern oft beobachtet wird: nur der Siegende hat die Sänger auf seiner Seite. Dem Unterliegenden dagegen erklingt keine Theilnahme, selten ein Wort der Klage; häufig wird ihm zum Schaden noch der Spott gefügt. Ihre Aufruhrlust und ihre Herrschaftssucht wird getadelt und verspottet. Noch schlimmer lagen die Verhältnisse im großen deutschen Bauernkriege, 11 Jahre später, weil damals der Kampf ein allgemeinerer und die durch den Krieg hervorgerufene Gefahr eine größere war. Von den Bauern wurde damals wahrlich wenig gesungen; für dieselben erhoben sich wenige Stimmen, die Grausamkeit der Fürsten beklagend und Erbarmen für die doppelt Elenden, die durch Noth Gereizten und im Kampf Besiegten erbittend; gegen dieselben waren die Feinde mit dem Worte ebenso bereit wie mit dem Schwerte. Beinahe jeder einzelne Aufstand fand seinen Sänger, jeder Fürst und Landsknechtoberst seinen Verherrlicher; die Bauern dagegen wurden verlästert als seien sie die einzigen Anstifter der schrecklichen Bewegung, den gegenwärtig Leidenden wurde für die Zukunft noch Schlimmeres prophezeit; arger Hohn erscholl z. B. gegen den „Niemand“, der all das Schlimme angerichtet. Nur selten mischte sich in dieses häßliche Concert barbarischer Freude ein elegischer Ton: Gott wird angefleht, allen die umkamen, ewige Seligkeit zu gewähren, auch die Unglücklichen in seine Gnade aufzunehmen und zu erretten.

Nicht bloß das geschichtliche Lied stellt, indem es den Thatsachen folgt, die Lage der Bauern als eine bejammernswerthe dar, auch das lyrische Lied des 16. Jahrhunderts folgt ihm in dieser Tendenz. Volkslieder und Schwänke sprechen von der Einfalt und Tölpelei der Bauern, ihrer Lust am Betrügen, ihren groben Verirrungen. Selbst Männer, die aus dem Volke stammen und sonst in ihrer Gesinnung viel Volksthümliches bekunden, wie Hans Sachs, werden nicht müde in Schwank und Lied unlautere Eigenschaften und schlimme Thaten der Bauern darzulegen. Und recht als sollte die Inferiorität der Bauern theoretisch begründet werden, wurde der aus der Humanistenzeit stammende Stoff „die ungleichen Kinder Evae“ mehrfach verarbeitet, des Inhalts, daß Gott selbst die mißgestalteten und thörichten Kinder des ersten Menschenpaares zu saurer Feldarbeit und hartem Dienste bestimmt, nachdem er die schönen und klugen mit allem Guten und Herrlichen begabt hatte. Athmeten die Bauern ein wenig auf, dann mochten sie sich über sich selber lustig. So gibt es ein langes Spottlied über einen mißlungenen Kriegszug der Villgrattener Bauern wider das Städtchen Sillion im Pusterthale, ein Lied, das freilich auch von den glücklich befreiten Städtern herrühren könnte. Gewiß aber stammen von den Bauern selbst die mancherlei Gedichte, welche sich gegen den Schultheiß richten, der immer hintennach trottet, arm und elend ist, kein Hab und Gut besitzt, keine Würde wahren möchte, oder nicht wahren kann. Es ist überaus charakteristisch, daß die vielfach Getretenen und Geschundenen sich zwar nicht gegen ihre Hauptdränger, Ritter und Fürsten, zu erheben wagten, aber ihre eigenen, ihnen zunächst stehenden Oberen mit Spott verfolgten. Daneben kam freilich in anderen Gedichten die gerechte und freiheitliche Stimmung, welche dem Reformationszeitalter eigen ist, zum lebendigen Ausdruck. Die Gerechtigkeit veranlaßte manche Dichter zu heftigen Auslassungen gegen die Bauernschinderei, welche nach dem großen Bauernkriege eher noch furchtbarer geworden war und in noch höherem Grade als früher die Bauern als recht- und willenlose Masse betrachtete. Die freiheitliche Gesinnung brachte einige Denker zur weiteren Ausspinnung des im Renaissancezeitalter zunächst in Italien lebhaft erwogenen Gedankens, daß der Geburtsadel dem Menschen keine höhere Stellung gewähre, wenn nicht innerer Adel denselben auszeichne, daß demgemäß der Niedriggeborene nicht büßen dürfe für den Zufall seiner Geburt. Wurde in Liedern oder Dramen die Sprache der Bauern, der Dialekt angewendet, so geschah es meist zur Verspottung, niemals mit der Absicht romantischer Verklärung des Einfachen und Natürlichen. Mitunter wird der Dialekt zu recht groben Possen benutzt, z. B. zu einer Aufzählung der einem Bauern zugedachten und übergebenen theilweise recht unsauberen Geschenke. Selbst die Darstellung der Liebe gab selten oder nie Anlaß zum Ausgleich der Stände. Denn bei Liebesschilderungen in den Liedern des 16. Jahrhunderts handelt es sich entweder um die Befriedigung schnöder Sinnenlust oder um die Erzählung von traurigem Abschied und schwerem Herzeleid; nur selten erklingt der Jubel über ungetrübte reine Liebe bäuerlicher Paare und

*) Anlaß zu dieser Betrachtung gab die Veröffentlichung von Joh. Bolte: Der Bauer im deutschen Liede 32 Lieder des 15 bis 19 Jahrhunderts nebst einem Anhange. Abdruck aus den acta germanica I. 3, Berlin 1890, Mayer und Müller; welcher auch manches hier verwerthete Material entnommen ist. Die von Bolte aus Handschriften und fliegenden Blättern der Berliner königlichen Bibliothek entnommenen Lieder waren bisher in keiner Sammlung gedruckt. Den Anhang bildet ein gut geordnetes und durch Reichhaltigkeit hervorragendes Verzeichniß von Liedern über den Bauernstand. Doch hält die Bolte'sche Sammlung nicht ganz, was sie verspricht. Das 18 und 19. Jahrhundert ist so gut wie gar nicht in derselben vertreten. Unsere Betrachtung, die sich absichtlich sowohl meinem Studienkreise entsprechend, als, weil der Gegenstand es so erheischt, auf das 16. bis 18. Jahrhundert beschränkt, mußte, so bereitwillig sie die Fingerzeige aufnahm, die Bolte in seiner Einleitung darreicht, doch ein weiteres Material zur Behandlung heranziehen.

noch seltener wird das treue Ausharren des Landmädchens belohnt, das dem redlichen Minnen des hochgestellten Bewerbers geglaubt und seine Jungfräulichkeit ihm und sich gewahrt hatte. Merkwürdig genug ist es, daß schon im 15. Jahrhundert Dorfstutzer beschrieben werden — freilich von ritterlichen Dichtern — welche durch Kleidung, Gebahren, Liebesmühn und Ausposaunen von Liebessiegen sich lächerlich und verächtlich machen.

Zeigt so das 16. Jahrhundert, obgleich sonst in ihm das Wesen der Volkslitteratur zum Ausdruck kommt, dermaßen, daß man das ganze Jahrhundert als die Hauptepoche des Volksmäßigen bezeichnet hat, keine Vorliebe für Bauernstand und Volksthum, so beginnt diese im 17. Jahrhundert hervorzutreten. Dieselbe wird hervorgerufen theils durch die sich entwickelnde Schäferdichtung, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, die Landbewohner, ihre Lebensweise und ihre Sitten zu idealisiren; theils durch die namentlich von den am Ende des Jahrhunderts lebenden Schriftstellern geübte Beobachtung des wirklichen Lebens. Diese Autoren, welche die Fähigkeit besaßen, die Wirklichkeit anzuschauen, erkannten die Noth der Zeit, unter welcher die Elendesten am meisten seufzten. Sie empfanden und äußerten Mitleid mit den Gedrückten. Sie hoben die nützliche Thätigkeit des Bauern hervor, ohne welche das Menschengeschlecht nicht bestehen könnte. Sie meinten, für ein so nützliches Mitglied der Gesellschaft sei der Ausdruck „Bauer“ zu grob; man solle denselben durch „Baumann“ ersetzen. Sie priesen den Bauer, daß er von edlem Geschlecht sei, weil Adam sein Großvater gewesen; sie setzten ihn in Verwandtschaft mit Christus, weil dieser sich mit einem Hirten und Gottvater mit einem Ackersmann vergleiche, sie verhießen ihm, je schlechter es ihm auf Erden gehe, um so ungetrübtere himmlische Glückseligkeit. Sie verglichen den Dörfler mit dem Städter und zogen das ruhige Leben Jenes dem Hasten und Treiben dieses in den hohen Häusern, den weiten und heißen Straßen vor. Auch bei Verherrlichungen der Liebe gaben sie dem Bauer den Vorzug: sie lobten die Natürlichkeit und Einfachheit der Liebe auf dem Lande, gegenüber der städtischen Galanterie der geschminkten, gezierten, mit Schmuck behängten („um den Hals gleich den Thieren, die man muß an Ketten führen“) Städterinnen; sie stellten die Stärke und Gesundheit der Bäuerinnen der Zimperlichkeit und Weichlichkeit der Stadtfrauen gegenüber; sie erkannten einen Vorzug der Ersteren auch darin, daß sie nicht selten um ihren künftigen Gatten freien und somit ihrem Gefühl einen selbständigen Ausdruck geben konnten.

Doch auch im 17. Jahrhundert fehlte es nicht an Spott und Klagen sowohl seitens der Bauern als über dieselben. In engem Anschluß an den letzterwähnten Vorzug stand eine Sittenfreiheit der Landleute, die nicht unbedenklich war: Zeuge dafür ist ein Lied auf ein reiches Bauermädchen, das alles doppelt in die Ehe bringt, selbst doppelt ins Haus einzieht, nämlich mit einem Kinde gesegnet. Auch der Hahnrei wird als eine nicht eben seltene Erscheinung erwähnt. Gelegentlich machten sich die Bauern wohl über sich selbst lustig: man parodirte eine ernsthafte Gemeinderathssitzung, mit burlesker Aufzählung aller zum Wohl der Gemeinde und der Einzelnen nöthigen Gegenstände. Aber man beklagte sich auch im Ernst. Man stöhnte über die harten Kontributionen, über die Theurung der Lebensmittel und Handwerker, über schlechtes unzuverlässiges Gesinde und über böse zänkische Weiber, über die grenzenlose Unsicherheit der Zustände, über die entsetzlichen Leiden, welche eine rohe zügellose Soldateska den Bauern verursachte, über die gesetzlose Lage, die schon fast zur Naturnothwendigkeit geworden zu sein schien und in dem grimmigen Gesammturtheil eines mit einem Landmanne sich unterredenden Söldners ihren Ausdruck fand: „Bauern müssen geplaget sein“. Der einzig glückliche Zustand daher, den der Bauer sich dachte, war das Leben nach dem Tode. Dort meinte er Ruhe zu finden, frei zu sein von Steuern und Abgaben, dort hoffte er essen und trinken zu können, was er begehrte, und dort glaubte er sicher befreit zu sein von seinem bösen Weibe.

Ein wesentlicher Umschwung vollzog sich im 18. Jahrhundert. Der Einfluß Rousseau's lehrte die Deutschen die Rückkehr zur Natur. Nicht eingebildete Sittenreinheit schäferlicher Paare, die nirgends zu finden war, sondern die frische Unverdorbenheit wirklicher Bauern stellte er der Verderbtheit der Stadtbewohner gegenüber. Dieses Beispiel wirkte. Eine große Litteratur entstand auf seine Anregung, einerseits hervorgerufen durch wirkliches Naturgefühl und begeistertes Naturstudium, andererseits ausartend in ein schwächliches Verhimmeln des ländlichen Daseins und des bäuerlichen Thuns. Goethes „Leiden des jungen Werther“ ist das trefflichste Werk der erstern Richtung; Geßner's vielgelesene und in Deutschland wie im Ausland damals hochbewunderte Idyllen das typische Werk für die letztere. Die Nachahmungen der beiden genannten Werke und der beiden Richtungen zählten nach Legionen; unter diesen Nachahmungen war das Lied zahlreich vertreten. Gleichzeitig mit dieser Aufmerksamkeit auf das Volk, auf die Bauern — und wohl auch im ursächlichen Zusammenhang mit derselben stehend — bildete sich in Deutschland die Hinneigung zum Volksliede aus. Derselbe Goethe, der mit Bauernkindern spielen konnte, und die Geschichte eines Bauernburschen für geeignet fand, um in ihr die Kämpfe des Menschenherzens aufzuweisen, strich auf dem Lande umher, um von alten Mütterchen sich Liedchen vorsingen zu lassen und aus dem Munde der Dorfschönen Liebesreyen zu sammeln. Damals verließ man den Standpunkt der Kunstdichtung, wie er während des 17. Jahrhunderts vorgewaltet hatte und kehrte zu dem wahrhaften Volksdichtung zurück. Man erkannte, freilich nicht allgemein, aber doch seitens vieler unbefangener Beurtheiler, welch tiefe Poesie im Volke lebte. Die geistige Rehabilitirung der Bauern ging der politischen lange vorher.

Bevor diese politische Befreiung eintrat, war die aufklärerische thätig. Zu den Gaben, welche die Aufklärer besaßen, gehörte die Dichtung und die Erkenntniß dichterischen Werthes nicht. Sie waren poesielos, ob sie gegen die alten Gesangbücher demonstrirten, weil sie an deren veralteten Ausdrücken kein Gefallen hatten, ob sie sich gegen die Volkslieder auflehnten, weil sie in der Einfalt derselben die Poesie nicht ahnten, ob sie gegen die Werke der jungen genialen Männer, der „Stürmer und Dränger“ Einspruch erhoben, weil sie über deren Ausschreitungen hinweg den Kern ihres Wesens nicht erkannten. Und so meinten sie auch den Bauern zu helfen, indem sie ihnen Aufklärung und Bildung predigten, Zufriedenheit mit ihrem Loose vordeklamirten und ihnen ein Tugendideal vorzeichneten.

Eine andere Richtung, die gleichfalls mit der Aufklärung in nahem Zusammenhang stand, war nicht minder poesielos als jene erste. Sie verfuhr mit den Bauern etwa wie der Philanthropinismus mit den Kindern. Wie die Philanthropen sich zu den Kindern herabbeugten, so diese ländlichen Dichter zu den Bauern. Sie wurden aus Grundsatz platt und erkannten es als Aufgabe des Dichters, das Unpoetische zu besingen. Die prosaischsten Arbeiten des bäuerlichen Tagewerks, das Allernatürlichste in dieser Thätigkeit, welche die Natur zum Schauplatze und Gegenstande hatten, bildeten vorzugsweise das Thema ihrer Dichtungen. Diese Wahl der Gegenstände und die Behandlung derselben, wie sie sich von Voß an bis zu dem Werneuchener Schmidt bei den ländlichen Dichtern findet — einzelne davon nicht bloß von Bauern stammend, wie der genannte Voß selbst, sondern auch zeitlebens dem Bauernstande angehörend —, konnten selbstverständlich keine poetischen Meisterwerke hervorrufen. Gewiß ist es äußerst geschmacklos, wenn Voß die Kühe ermuntert, „sie sollten ihr gesegnetes Futter in Ruhe wiederkäuen“ und nicht minder unpoetisch, wenn er in der „Kartoffelernte“ die Kinder anruft:

> Kindlein sammelt mit Gesang
> Der Kartoffeln Ueberschwang,
> Ob wir voll bis oben schütten
> Alle Mulden, Körb' und Bütten,
> Noch ist immer kein Bergang.

Aber Voß war ein berühmter Mann, der trotz solcher Reimereien Lob empfing; Schmidt, der unberühmte Dorfpfarrer,



wurde wegen nicht schlechterer Poesien gehöhnt. War diese ganze Dorfpoesie also auch keineswegs von wirklichem Werthe, so zeigte sie wenigstens Eines, was der Dichtung früherer Tage gefehlt hatte, nämlich: Wahrheit, sie bewies ein echtes, wenn auch gewöhnliches Empfinden und sie war, selbst mit ihrem Feld- und Düngergeruch, besser und erträglicher, als die konventionelle Empfindelei und die gnädige Herablassung vieler Zeitgenossen.

Auf die Aufklärung folgte die Revolution. Die politischen Bestrebungen, die in Deutschland fast nirgends zu Volksaufständen und Straßenkämpfen ausarteten, fanden ihren Ausdruck auch in der Litteratur. Die bemerkenswerthesten litterarischen Stimmführer in dieser Richtung waren der schon genannte Voß und G. A. Bürger. Schon 1774 war Voß bestrebt, in dem Gedicht „Die Leibeigenen" die schauerliche Knechtschaft darzustellen, unter welcher die Bauern schmachteten; er schilderte die Erbitterung, von welcher die Unterdrückten erfüllt, ihren Drängern Rache schwuren und nur durch das Bibelwort: „Die Rache ist mein, spricht der Herr", am Vollzug ihrer Selbsthilfspläne gehindert wurden. Bürger, der ja überhaupt unter den damaligen Dichtern die stärksten Accente fand, sekundirte. Zwar im „Wilden Jäger" (vollendet 1778) zeigte er dieselben theologischen Allüren, wie sein Genosse: der durch seine Wildheit berüchtigte, Alles niederwerfende und zerstörende Rheingraf wird zwar bestraft, dazu verdammt, als wilder Jäger ruhelos umherzustreifen, aber nicht nachdem er über das Aehrenfeld des armen Bauern gesprengt war und dem Flehenden die Peitsche um die Ohren geschlagen, nicht nachdem er den demüthig bittenden Hirten mit seiner Heerde durch die Hunde hatte zerfleischen lassen, sondern erst nachdem er den frommen Klausner verletzt und dadurch Gott selbst geschändet hatte. Dagegen hatte Bürger schon 1775 in dem kurzen Gedichte „Der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen" den Ton angeschlagen, der Stimmung und Gefühle einer großen Klasse wiedergab. „Wer bist Du, Fürst," so rief in diesem Gedichte der Bauer dem Herrn zu, „daß Du und Dein Hund mich zerfleischen, daß Du meine Saaten zerstören darfst? Du hast nicht gearbeitet, der Arbeitende war und bin ich."

> Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
> Gott spendet Segen aus; du raubst!
> Du nicht von Gott, Tyrann!

Das 18. Jahrhundert, im weitesten Sinne begriffen, bildet den Höhepunkt unserer Litteratur. Auch in der Darstellung des Bauern im deutschen Liede brachte das 19. Jahrhundert kaum einen neuen Gedanken. Denn schon in der klassischen Zeit war das Leben der Bauern liebevoll und realistisch dargestellt, ihre Forderungen streng formulirt und der Gewinn, der aus ihrer eigenen Dichtung gezogen werden konnte, deutlich definirt. Wenn die Romantiker diese Bauern- und Volksdichtungen überhaupt verständnißvoll sammelten und nachdichteten, so gingen sie eben nur die Wege Herder's und Goethe's. Und was ist die moderne und modernste Bauerndichtung, wenn man von einzelnen Ausschreitungen absieht, die nur nach der Meinung vorlauter Klüglinge eine neue Aera verkünden, anders, als eine Befolgung Rousseau'scher Lehren und eine Wirkung sorgfältiger Beobachtung, strenger Anschauung des Geschehenden? Das Lied freilich tritt gegenwärtig zurück. Aber die Erzählungen und Dramen, welche sich mit den Bauern beschäftigen, die Dorfgeschichten und Bauernkomödien, soweit sie gesunde Realistik mit wahrhaft künstlerischer Durcharbeitung vereinigen, stehen unter den Anregungen der klassischen Periode. Nur einen gewaltigen Schritt sind sie eben mit der Zeit weitergegangen. Es handelt sich in diesen Dichtungen nicht mehr um Knechte, sondern um freie Menschen. Nicht von ihren Klagen gegen übermäßige Bedrückungen, nicht von ihrem Kampfe um eine menschenwürdige Stellung ist mehr die Rede. Bei diesen Dichtungen werden vielmehr die inneren Kämpfe und Erregungen freier Menschen behandelt: religiöse, politische Anstrengungen und Wirrungen spielen die Hauptrolle, die Irrungen der Liebe, die das Gemüth am mächtigsten erregen, werden nun von den Dichtern verständnißvoll geschildert. Aber im Ganzen erkennt man auch in diesem kleinen Zweige der Litteratur, daß das Neueste nur gut ist, wenn es den Wegen folgt, die unsere großen Alten gewiesen haben.

Ludwig Geiger.

Theater.

Verein Freie Bühne: Das Friedensfest. Eine Familienkatastrophe. In drei Aufzügen. Von Gerhart Hauptmann.

In einer Weihnacht legte die leichtherzige Nora den Maskenanzug ab und ging hinaus in die fremde Welt, fort von Mann und Kindern, um ihr Frauenrecht zu wahren, fern von dem Anspruch einer wunderlosen Scheinkorrektheit. Ein spärlicher Glanz vom Weihnachtlicht fiel auf den trübsinnigen Jammer der kümmerlichen Familie Selicke; und wiederum am Friedensfesttage läßt uns Herr Gerhart Hauptmann in ein Familienheim hineinblicken.

Es geht ein finsterer Geist durch das einsame Haus auf dem Schützenhügel bei Erkner. Ein kränkelnder Phantast fand sich hier mit einem sehr viel jüngeren Weibe zusammen, das seinem hochfliegenden Planen nicht zu folgen, seinen Hang zu grüblerischer Isolirung nicht zu bannen vermochte. Die Gatten entfremden sich mit jedem neuen Tage mehr und im Herzen des Mannes läßt die Enttäuschung von jeder Zukunftshoffnung ein feindliches Gefühl gegen die Frau aufkeimen, die mit der pünktlichen Erfüllung der häuslichen Geschäfte ihre Aufgabe erfüllt glaubt. Zwei Söhne und eine Tochter wachsen heran, ein nervöses, glückloses Geschlecht, das der Vater mit seiner strengen, lieblosen Pädagogik nicht gewinnen kann. Aus dem ewig finsteren Arbeitszimmer flüchten die Jungen zur Mutter; Streit und Zwist erfüllt das Haus. Der Dr. Scholz hat als alter Achtundvierziger seine politischen Ideale begraben müssen, er hat der Welt den Rücken gekehrt und sieht sich nun vereinsamt auch unter den Seinen. Vergebens sucht er durch Trinken und Rauchen die Wahnvorstellungen zu betäuben, die sein krankes Hirn ausbrütet: er glaubt sich von Feinden umgeben, auf den Schutz bezahlter Dienstboten angewiesen und den ersten Mann, der sein Haus betritt, verdächtigt er sträflichen Einvernehmens mit seinem Weibe. Der eigene Sohn hört aus dem Munde des Vaters schimpfliche Worte über die Mutter und in jähem Zorn züchtigt er den irren Greis. In derselben Stunde verlassen Vater und Sohn das öde Haus.

Sechs Jahre sind darüber vergangen. Der Alte hat die Welt durchstreift und kehrt nun, in hilflosem Wahnsinn, zurück. Aber auch Wilhelm hat, unter dem Zuspruch gütiger Frauen, den Weg ins Elternhaus wiedergefunden. Unter dem Weihnachtsbaum scheint Friede und Versöhnung einkehren zu wollen: weichliche Sentimentalität, ein tiefer Familienzug im Hause Scholz, führt die lange Entfremdeten zu einander und die Anwesenheit herzensguter Menschen löst die ungesellige Spannung in reine Harmonie. Der erste Christbaum zaubert das erste Lachen hervor auf dem Schützenhügel bei Erkner. Aber der zänkische Familiendämon läßt sich so leicht nicht einlullen. Robert Scholz, ein weichmüthiger Idealist, der unter der Maske eines selbstzufriedenen Cynikers nur schlecht ein krankhaft heißes Gefühl verbirgt, sieht mit scheeler Unlust auf des Bruders Glück; er neidet ihm die junge Braut, deren Frohsinn ihn wider Willen aus seiner Maskerade herausgelockt hat. Von seinen Lippen fällt das erste böse Wort in den Frieden der Festnacht. Und schnell sind nun alle Geister des alten Haders wieder entfesselt: die Brüder gerathen hart aneinander, das alte Mädchen verbittert mit stacheliger Rede den Streit, des Vaters Verfolgungswahn bricht in Tobsucht aus und des Sterbenden Auge sieht die zarten Liebeskeimchen jäh vernichtet. Ohne den Tod des Vaters abzuwarten, kehrt Robert dem Hause den Rücken; Wilhelm wird versuchen, an der

Seite seines blühenden Mädchens Gesundheit und Glück zu finden.

Zwei Probleme sind in diesem Werke, das nur Unverstand oder böser Wille mit einigen spöttischen Scherzen abthun kann, verknüpft, und es verdient vielleicht die größte Anerkennung, wie geschickt eines in das Andere übergeführt worden ist. Nicht nur sollen wir erkennen, wie ein Tropfen kranken Blutes, in verschiedenartigen Individuen fortwuchernd, das Glück einer ganzen Familie durchfressen und zersetzen kann; wir werden auch wiederum vor die der modernen Wissenschaft so wichtige Frage gestellt, ob die schlechten, scheinbar aussichtslosen Arten dem Gedeihen der Gattung geopfert werden müssen, oder ob auch an ihnen ein Rettungsversuch unternommen werden soll. Kann Wilhelm Scholz mit seiner Ida glücklich werden, dann ist auch die Möglichkeit gegeben, daß — in Jahren vielleicht — auf dem Schützenhügel ein echtes, durch keinen Mißklang unterbrochenes Friedensfest gefeiert wird. Denn es sind ausnahmelos gute, wohlweiche Menschen, diese Scholzens, die sich selbst und einander das Leben so schwer und häßlich gestalten. Die Tragik ihres Schicksals wird durch jene mißtrauische Zanksucht bestimmt, die sie vom Vater ererbten und der ihr Mutterteil keine wahre, warme Herzensgüte entgegenzusetzen hatte. Nun sind die Buchners da, Mutter und Tochter, um diesen Mangel auszugleichen; mit ihnen ist ein Hauch von Zufriedenheit eingezogen und finden sie Zeit zu längerem Wirken, ihr Kindersinn jagt am Ende noch den alten Zankteufel aus der weiten Halle heraus. Wenn man gesagt hat, daß es in dem Friedensfest an Kontrasten fehlt, so kann diese Anklage nicht aufrecht erhalten werden: die fremden Frauen bringen Licht und gesundes Leben in die düsternde Dämmerung der Familienkrankenstube.

In seinem ersten Drama „Vor Sonnenaufgang“, dessen starken Qualitäten man in einem Wust von Rohheit und Verzerrung nicht froh werden konnte, hatte Herr Hauptmann die Fortpflanzung degenerirter Arten mit stärkstem subjektivem Nachdruck als gattungsschädlich zurückgewiesen; die junge Helene Krause ging in den Tod, weil der Mann, dem sie sich geschenkt, aus seiner grauen Theorie nicht heraus, weil er nicht den Muth finden konnte, sein Leben dran zu setzen, um das gute Kind aus dem Sumpfe zu ziehen. Diesmal hat sich Hauptmann die Sache nicht so leicht gemacht; und gerade hierin zeigt sich am deutlichsten die ethische Ueberlegenheit der zweiten Bühnendichtung. Der junge Soziologe ist reifer geworden, und wo er früher ein hartes Nein sprach, da übt er jetzt maßvolle Objektivität.

Auf den ersten Blick könnte man annehmen, die Antworten von heute und von damals stünden in starrem Widerspruch gegen einander. Das wäre ein Irrthum. Wie Alfred Loth denkt auch Robert Scholz und er bestreitet der zerstörten Gesundheit des Bruders das Recht zum Ehebunde mit einem frischen Geschöpf. Und in den Augenblicken ruhiger Ueberlegung fühlt Wilhelm, fühlt Idas Mutter ebenso. Nur hat Hauptmann jetzt erkannt, daß junge Herzen nicht durch die Erwägungen der kühlen Vernunft, sondern von Blut und Leidenschaften geleitet werden, und darum geht sein Wilhelm Hand in Hand mit seinem Mädchen zum Sterbebette des Vaters. Was dem Paare die Zukunft bringen mag, können wir nicht errathen; vielleicht gleicht sein Schicksal dem der Eltern, vielleicht gelingt es Ida, den Mann hinüber zu ziehen in ihre sonnige Lebensauffassung. Je nach Temperament und Charakter werden wir uns den skeptischen Befürchtungen des älteren oder aber gern überzeugten Hoffen des jüngeren Bruders anschließen.

Ein Werk, das so ernste Fragen aufwirft und das mit so ehrlichem Muth an ihre Beantwortung geht, verdient unter allen Umständen Anerkennung. Ich wünsche, gerade bei den Aufführungen der Freien Bühne, den Aeußerungen von Beifall und Opposition den weitesten Spielraum gewahrt zu sehen; aber ich muß offen bekennen, daß mir der Anlaß zum Zischen diesmal unverständlich blieb. Unbeanstandet gehen täglich die seichtesten Machwerke an uns vorüber und gegen eine unzweifelhaft ehrliche, ernste und anregende Arbeit waffnet sich wilder Grimm. „Ich protestire gegen die Richtung“, gab mir ein Zischer zur Antwort. Dagegen ist denn freilich nichts zu sagen. Warum sollte man auch das Talent achten, wenn einem sein ästhetischer Glaube nicht gefällt? Der Jude wird verbrannt.

Die Vorzüge des Hauptmannschen Stückes finde ich in der tief greifenden, freilich mitunter allzu verkünstelten und launenhaften Charakteristik, die an zurückhaltender Objektivität nicht mehr übertroffen werden kann, und in der Sprachbehandlung, die man — von leicht verzeihlichen Uebertreibungen und schwerer empfundener Manierirtheit abgesehen — musterhaft nennen darf. Durch diese hart scharf individualisirende Sprache und durch eine erstaunliche Sicherheit in der theatralischen Technik gelingt es Herrn Hauptmann, seine langen Gespräche stimmungsvoll und abwechslungsreich zu gestalten und uns eine Weile darüber zu täuschen, daß in dieser Weihnacht die Herzen und die Geschicke unverändert bleiben, ohne vom leisesten Hauch dramatischen Lebens vorwärts getrieben, erhoben oder zermalmt zu werden. Noras schöner Christbaum wird vor unseren Augen gepflückt und zerzaust; die Weihnachtsbäume, die uns der deutsche „Naturalismus“ bisher auf die Bühne brachte, blieben unversehrt, vielleicht, weil an ihrer Kahlheit nichts zu pflücken war.

Das Friedensfest enthüllt, in klug bemessenen Rückblicken, eine Vergangenheit und in eine dämmernde Zukunft läßt es uns vorwärts schauen. Vom Beginn bis zum Schluß des Stückes geschieht nicht nur äußerlich nichts; auch die Charaktere bilden sich nicht, im Zwange der Verhältnisse, die sie selbst bestimmten, um: der alte Doktor, übrigens die blasseste und verfehlteste Gestalt, stirbt wie er lebte, als ein Verrückter. Die naturgemäße Entwicklung seines pathologischen Zustandes, den wir nicht einmal entstehen sahen, vermag uns kein Interesse abzuzwingen. Und an den Produkten seiner Narrheit, an den Söhnen und der altjüngferlichen Tochter, zeigen sich keine Wandlungen. Mit dem unstät schwankenden Entschluß, seine Ida zum Weibe zu nehmen, tritt Wilhelm vor uns hin, und so scheidet er auch; Robert kennen wir, noch ehe er im letzten Aufzuge seine angenommene Lebensweisheit behaglich vor uns ausspinnt und nur in weiter, verschwimmender Ferne taucht uns ein Zukunftsbild auf, das nach der Familienkatastrophe ein Familienidyll wieder bringen könnte. Aber auch unter diesem Bilde liest unser Auge ein großes Fragezeichen: Wer weiß — vielleicht.

Für das Theater ist das zu wenig und darum befürchte ich, das Friedensfest möchte nicht zu Jahren kommen auf der Bretterbühne. Die Kunstformen sterben aus, neue treten an ihre Stelle und immer noch hat thörichte Philisterei jeden vorwärtsführenden Schritt der Dichtung mit Zorngeheul und Hohn begrüßt. Was Karl Philipp Moritz recht war, ist Karl Frenzel billig; dem Rückzug der alten Generation sucht man durch täuschendes Flintengeknatter den Schein eines regelgerechten Kampfes zu geben und marodirende Wegelagerer bereichern sich gern an der überflüssigen Habe der gefallenen Stürmer. Wo eines Platz nimmt, muß das Andere rücken, da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt. Aber die Zopfabschneider müssen sich sorglich hüten, mit ihrem scharfen Stahl den Halswirbel zu treffen; ihr Streich möchte sonst tötlich sein. Das Drama lebt von Leidenschaften, von der Entfaltung des Willens, der sich in hartem Anprall gegen ein Fatum, wie die Alten, gegen die Macht der realen Wirklichkeitsumgebung, wie die Modernen sagen, stößt. Nimmt man ihm diesen besonderen Gattungscharakter, raubt man ihm seine Eigenart, so ist seine Daseinsberechtigung mindestens in Frage gestellt. Ein Interieur, eine Studie, ein Stimmungsbild wird auf der Bühne immer nur vorübergehend ein flüchtiges Dasein fristen können; je subtiler es im Ton und in der Farbe gehalten ist, um so größere Hindernisse werden sich seiner Wirkung in die Weite entgegenthürmen. Eine feine Radirung, an der im stillen Zimmer der einsame Betrachter Herzensfreude hat, taugt nicht an einen Ort, wo tausend Augen, und darunter nicht

wenige kurzsichtige, aus weiter Entfernung auf sie schauen. Das Theater hat von Natur aus einen panoramenhaften Charakter; Kothurn und Masken sind gefallen, aber die starken Linien, der kräftige Farbenauftrag sind geblieben, und wie der Schauspieler sich schminken muß, um nicht im grellen Licht der Rampe totenfahl zu erscheinen, so wird auch der Dramatiker die Klarheit, die unzweideutige und gedrungene Einheitlichkeit seiner Gestalten und ihres Handelns nicht opfern dürfen, soll man ihn nicht mit Fug in die Novelle, zum Kulturbild, zum Roman verweisen. Gewiß: man schminkt sich heute anders für das elektrische Licht als in der Petroleum- und Gasepoche, aber ohne Schminke geht es nun einmal nicht ab auf der Bühne. Der interessanteste Vertreter des jungen Skandinavien, August Strindberg, hat diesen tiefinnern Zusammenhang wohl empfunden und darum in dem programmatischen Vorwort zu seinem merkwürdigen Drama „Fräulein Julie“ geschrieben: „Bei einem modernen psychologischen Drama, wo die feinsten seelischen Empfindungen sich mehr in den Gesichtszügen als in den Bewegungen und im Geschrei wiederspiegeln sollen, thäte man wohl am besten, es mit starkem Seitenlicht auf einer kleinen Bühne und mit Schauspielern ohne Schminke oder mindestens einem Minimum davon zu versuchen.“ Strindberg will hier durch äußere Bühnenreformen einem vermeintlichen Uebelstande abhelfen, der tief im Wesen aller theatralischen Kunst wurzelt; sein Gedanke ist nur logisch und gewiß geistreich; durch die Ausführung aber würde nur ein Theater für Feinschmecker geschaffen werden anstatt einer Schaubühne für alle empfindenden Menschen.

Ich kann mit dem Bekenntniß nicht zurückhalten, daß mir das Friedensfest nur in einzelnen Auftritten des zweiten Aktes, wo auch äußerlich reicheres Leben sich zusammendrängt und individuelle Züge von feinster Lebensgetreulichkeit hervorleuchten, wirklich warm gemacht hat. Während der übrigen Auftritte konnte ich den Gedanken nicht bannen, um wieviel feiner und freier sich diese auch hier immer noch etwas mühsälige Kunst leiser Seelenschilderung in der erzählenden Dichtung zu entfalten vermöchte. Gern wäre ich den seltsamen Patienten aus dem nachbarlichen Erkner unter vier Augen näher getreten, wenn darüber auch freilich die ganz meisterliche und selbstschöpferische Interpretation verloren gegangen wäre, durch die Herr Reicher den borstigen Weichling Robert zu einer unvergeßlichen Gestalt erhob.

Ein eigenartiger Geist von beinahe erschreckend scharfer Beobachtungsgabe und einer bei seiner Jugend an das Wunderbare grenzenden technischen Meisterschaft: so steht Herr Gerhart Hauptmann heute vor uns. Seine Kraft ist gereift und das Urtheil über ihn scheint in diejenigen Bahnen ruhigen Abwartens zurückgekehrt, die von verstiegenem Enthusiasmus nach dem Sonnenaufgang verlassen wurden. Ob sein Hang zu zergliedernder Moralgrübelei, zur menschlichen Vivisektion, gerade im Drama jemals einen Höhepunkt erreichen wird, das scheint mir nach dem Friedensfest noch zweifelhafter als nach dem Sonnenaufgang. Vielleicht hat ihm nur der Erfolg gefehlt und die liebevolle Anerkennung, die nur Böswillige ihm gänzlich vorenthalten können, und nun geht er hin und spricht wie sein Wilhelm, da ein erster Sonnenstrahl ihm lacht: „Ich werde ihm beweisen, daß etwas in mir lebt: eine Kraft, eine Kunst, vor der sie sich beugen sollen ..... die starrsten Köpfe werden sich beugen, ich fühl's!“ Uebers Jahr wird es sich zeigen, ob auch unsere unfreien Bühnen von diesem begabtesten deutschen Ibseniden etwas zu hoffen haben.

M. Kent.

Leonardo da Vinci. Lebensskizze und Forschungen über sein Verhältniß zur Florentiner Kunst und zu Rafael. Von Dr. Paul Müller-Walde. München. 1889. Georg Hirth. Erste und zweite Lieferung.

Als im Frühjahr 1889 die erste Lieferung von Müller-Walde's Leonardo erschien, verhieß der Verleger, Herr Dr. Georg Hirth in München, das auf seine hochherzige Anregung hin in bedeutendsten Verhältnissen angelegte Werk bis zum Herbste des nämlichen Jahres in fünf bis sechs Lieferungen zur Erscheinung zu bringen. Seitdem ist es wieder Frühling geworden, wir zählen 1890, und noch immer liegen nur die beiden ersten Lieferungen einer Unternehmung vor, die von der Tagespresse mit Beifall begrüßt wurde. Stofflichen Hindernissen ist der Aufschub schwerlich zuzuschreiben, da der Verfasser, nach seinem scharf gegliederten Programm zu schließen, mit gesammeltem Material an die Verwirklichung eines Lieblingsplanes herangetreten ist; eher sind materielle Schwierigkeiten zu befürchten, denn dieses mit den glücklichsten Reproduktionen ausgestattete Werk erscheint unter Subskription zu einem erstaunlich billigen Preis (die erste Lieferung mit 54 Reproduktionen kostet 6, die zweite mit 34 nur 5 Mark) und wendet sich in seiner Fassung über den engen Bereich der Kunstgelehrten hinaus an das Verständniß des gebildeten Publikums, dem eine der wundersamsten Erscheinungen in dem Kunstleben aller Zeiten, eines der schöpferischsten Genies aller Völker, der Geistesbruder eines Alberti und Michel Angelo und der Geistesahne Rafael's in seinem Wesen und seiner Wirksamkeit nahe gerückt werden soll. Schön, von bestrickendem Wohllaut der Rede, ein Meister im Lautenspiel, frühzeitig ein großer Musiklehrer, dabei von gigantischer Kraft und in der Kunst des Fechtens, Reitens und Schwimmens überlegen, ein großes Herz und ein Charakter ohne Makel — so erscheint er in den Berichten seiner Landsleute; ein ruhelos forschender, Alles betrachtender Geist, bescheiden und wahrhaftig sich in die geringste Erscheinung des Naturlebens versenkend, mit scharfsinnigen Maschinen Industrie und Gewerbe fördernd, durch meilenlange Kanäle dem Handel neue Straßen, durch Berieselung und Entwässerung der Befruchtung neue Gelände erschließend — Maler, Bildhauer, Architekt, Improvisator und Musiker, Mathematiker, Physiker, Ingenieur, Artillerist, Geograph und Astronom, Botaniker, Zoolog und Anatom — in dieser schwindelnden, übermenschlichen Allseitigkeit, allenthalben schöpferisch und epochal, offenbart sich Leonardo in seiner Hinterlassenschaft: seinen Niederschriften, seinen Handzeichnungen und seinen leider so spärlich erhaltenen Gemälden. Dieses Material hat Müller-Walde verwerthet; er hat die zum Glück überaus zahlreichen Handzeichnungen einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, nach ihren künstlerischen Eigenthümlichkeiten und dem Zusammenhang mit den Zeitereignissen zu gruppiren und zu datiren gesucht und an der Hand dieses gewonnenen Kanons die Jugendentwicklung des Meisters, die Wandlungen seiner Eigenart, seine künstlerischen Beziehungen zu Zeit- und Ateliergenossen und seine Fortwirkung in Untersuchung genommen. Die wissenschaftlichen Resultate sollen erst in dem zweiten Theil vorgelegt werden; der erste schöpft aus ihnen eine Lebensskizze, welche auf dem Gebiete der Malerei manche erst später zu beweisende Thatsache vorausnimmt, auf allen übrigen Gebieten lediglich das Bewiesene oder mühelos Beweisbare heranzieht: gleichwohl eine Gesammtdarstellung dieses so vielseitig schöpferischen und doch alle seine Schöpfungen der heißgeliebten Malerei unterwerfenden Genius; denn die Malerei war für Leonardo das weiße Licht, in das die vielfarbigen Bethätigungen seines Schaffens immer wieder zusammenflossen.

Die vorliegenden Lieferungen erschöpfen noch nicht die erste Florentiner Periode. Mit künstlerisch jünglinghafter Begeisterung und doch vorsichtig wird aus der Medicerzeit, die mit leuchtenden Farben zur Darstellung gelangt, das Leben Leonardo's entwickelt. Forscher und Verleger lassen mit vereinten Kräften vor dem Leser Schauplatz und Ereignisse aufleben; der Verleger durch toskanische Bauten und köstliche kleine Reproduktionen nach Verrocchio und seiner Schule, Donatello, Desiderio da Settignano, besonders aber nach Luca della Robbia, dessen außerordentlichen Einfluß auf Leonardo Müller zu verfolgen verspricht; der Verfasser, indem er der Lebensskizze ein umfassendes Beweismaterial an Gemälden, Vorstudien, Handzeichnungen beigibt und durch dasselbe gleichzeitig einen Einblick in Leonardo's Werden und in seine Kunstwerkstatt gewährt. So setzt er neben die zu ältest datirten beiden Verkündigungen aus dem Louvre und den Uffizien die köstliche Uffizienzeichnung, die den Kopf der Maria mit Haltung und Zügen der ersteren und Haartracht der letzteren wiedergiebt; auf das Frauenportrait der Gallerie Liechtenstein folgt eine weibliche Büste des Verrocchio, welche die derzeitige Abhängigkeit Leonardo's von seinem Lehrer unmittelbar verdeutlicht; wichtige Gemälde werden in ihre Theile zerlegt, so die viel umstrittene Berliner Auferstehung und die Londoner Madonna in der Grotte, von welcher der Kopf der Maria, des Engels und des Jesusknaben zu vereinzelter Wiedergabe gelangen; neben dem Kopf des Engels steht eine Zeichnung des zugehörigen Modells in voller irdischer Alltäglichkeit, ebenso hinter dem Jesusköpfchen verschiedene Wiedergaben jenes Kindergesichtchens, das dem Maler zum Modell diente, immer

mehr dem Beschouer abgewandt, bis hinter bee schwellenden Wange das letzte Mundspitzchen verschwindet; ouch das Modell d:s Johanniskndbleins ist in eiaem naiv wellichen Kopfstück wiedergegeben, so daß der Prozeß der Verinnerlichung zu rührender Erkenntniß gelangt. Feener solgen dem Gemälde eine Petersburger entstellende Kopie and weitere Nachbildungen, deren eine von Perugina herrührt. Das sind wenige Beispiele für viele. Den wundervallsten Einblick in Leonarda's Schaffensweise gewährt die Darstellnag der Epiphaniasskizzen, jener Entwürfe für eine Aabetung dee Könige, die in geößter Monnigfaltigkeil die Gesammlgedanken und Einzelideen des Künstlers in ihrer Wandlung zu der verblüffenden, alles Gesandene beinahe umwerfenden Florenliner Unlermalung verfalgen lassen. So wird in Wort und Bild uns eine machtvolle Individualität verdeutlicht: ein Ideenreichthum, der spielend ouf graße Entwürfe verzichtet, um erneuter Eingebung zu solgen; ein kühner Expeeimenlator, der bald die Formen der Notur steigert aber za neuen sinnvollen Gebilden vereinl, bald anf noive Gemüther mil den Reizen des Komischen oder Grauenhaften zu wirken unternimmt, um den jähen Aasdruck ihres unbeherrschlen Gemüthes zu studiren; dee schöpferische Realist, der über Thonkörpeen gypsgetränkte Gewänder zu neuen Mativen ardnet, und endlich dos seine Künstleegemüth, welchem die leichten und schweren Gewandformen, das Spiel der Haore und das der Hände, das Chorakteristische in der Laadschaft wie die Meisterschoft in der menschlichen Modellirung nue dem eiaen Zwecke dienstbar sind, dem Gemüthsinholl einer Situalian zu seinem vollsten Ausdruck za verhelsen. In diesem ungehearen geistigen Fartschritt der Vertiefung wie in den mannigfaltigen genialen technischen Neuerungen sehen wir an Leonarda die Kunst aller Zeiten eiae ungeahnle Höhe erklimmen, erkennen wir in ihm das bindende Mittelglied aon Filippa Lippi zu Rasoel — finden wie Madernen das künstlerische Varbild eines imponirenden schöpferischen Reolismus, welcher, der Notur sich oaschmiegend, stels der eigenen freien Bildnerschaft vertraul und die Dinge dee Welt nicht ols Muster, sondern ols Stoff souveräner Gestaltuag behaadelt. Ueber die wissenschaftlichen Ausstellungen des Werkes werden die Fachgelehrtea zu Gerichl sitzen; dem Kunstfreund bietet das leicht und schön geschriebene Buch eine Quelle der Belehrung und künstlerischen Erbauong.

Ladwig Beer.

Oberammergau und sein Passionsspiel 1890 nebst Führer in die nächste Umgebung und zu den Königsschlössern. Von Friedrich Lampert. Mil Ansichten und Karten. Sechste Aufloge. München. 1890. Jos. Roth, Hasbuchhändler. IV. 102. S. (Preis 1,60 Mark.)

Der den Lesern der „Nalian“ als Schriftsteller schon zum öfteen bekannt gewordene Verfasser, der, nebenbei bemerkt, auch seit longen Jahren zu den treuesten Anhängern dee freisinnigen Partei im boyerischen Abgeordaetenhouse gehört, hat sehr mit Recht van diesem älteren Büchleia eine neue Ausgabe veranstaltet, welche als eine höchst zeitgemäße litterarische Erscheinung bezeichnet werden muß. Ist doch vorouszusehen, daß sich anläßlich der diesjährigen, bekonnllich nur alle zeha Johre stattfindenden Passionsvorstellungen ein Strom von Reisendeo in das idyllische bayerische Gebirgsdorf eegießen wird, und daß diese Alle das vaeliegende, handliche und nett ausgestattete Büchlein mit großem Voetheile ols Führer und Rolhgeber benützen werden, glaubea wie lhnen versichren zu dürfen. Schon seit dreißig Jahren hal der Verfasser die fortschreitende Ausbildung dieses ehrwürdigen Restes der mittelalteelichen Mysterienspiele mit schorsem Auge beobachtet, und seine Ansicht säll deshalb schwerer ins Gewicht, als die eines flüchtigen Tauristen, der tegend einea zufälligen Eindruck zum Mittelpunkt seiner Beurtheilong mocht. Als evongelischer Piarrer wohl zu einem sachverständigea Urtheile legitimiri, spricht sich dee Verfosser mit Entschiedenheit dahin aus, daß die Passion in keiner Weise etwas auch das feinste, religiöse Gefühl Verletzendes enthalte, daß voe Allem auch bee mehrfnch loul gewardene Beedachl kathatisirender, kleikaler Tendenzen unbedingt abzuweisen sei, und daß auch noch der ästhetischen Seite hin dos Spiel gerade in seiaer unmittelbaren Notürlichkeit, wie dies schon Devrient betanie, selbst höheren Ansprüchen genüge.

Naser Verfosser gibl einen Ueberblick über die Geschichte des im Jahre 1633, unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges, begründeten Passionsspieles, beschreibt sodann das Theater mit der den Reisenden gewiß sehe erwünschten genaaen Angabe der Platz- uod Preisverhältnisse uad schildert sodann eingehend den Gang der Aufführungen. Diese Skizze ist sehr werthvoll, denn wer dieselbe schon vor Beginn der Vorstellungen gründlich durchgelesen hat, kommt nichl in die sanst ziemlich nohe liegende Gefahr, den Faden der Entwicklung zu verlieren.

Da angenommen werden darf, daß die Ammergaupilger bei Gelegenheit auch zu weiteren Ausflügen in das schöne bayerische Hochland benützen werden, so ist dem Bache aach ein Reiseführer in die Umgebung beigegeben, dee sawohl im Texte, als auch in den beigegebenen Kärtchen und landschostlichen Bildern dem beabsichtigten Zwecke gewiß gul enlsprechen wird. Mil besonderer Vorliebe sind die drei ehemaligen Königsschlösser, Liaderhof, Neu-Schwanstein und Herrenchiemsee, abgehandelt und gewiß nicht ohne Geund, denn wenn man auch an und für sich völlig der von Herrn Karl Beaan in dieser Wochenschrift vertretenen Anschouung beipflichten und die Schaustellung dieser verödeten Zeugen einer uagesunden Prachtliebe für eine bedenkliche Sache holten mag, so wird man doch nicht leugnen können, daß die Fremden aach nie in diesen Prachtbauten Hauptanziehangspunkte erblicken. Hierin allein aber kona auch ein Reisehaadbuch seine Ziele erkennen, und diesen wird das unsrige vollanf gerecht.

S. G.

Octave Feuillet: Honneur d'artiste. Paris. 1890. Lévy. (Preis 3,50 Frcs.)

Die naturalistische Schreckensherrschoft hat sehe unbefangene Kritiker wie Lemaître and Anatale France, zu Lobrednern des „Familien-Romans“ gemocht: l'injustice à la fin produit l'indépeadence. So wahr nun die Greuelmolerei der Huysmans, wie die faunische Erotik der Mendès u. s. w. ist ihres Erachtens auch die Romantik Feuillet's. So wahr — immerhin: aber auch ebenso unwohe. Dori die Konvention einer vergällten, hier die Konaention einer versüßlichten, durch falsche Ritterlichkeit verfälschten Welt. Ein berühmter von Plebejern abstammender Maler heirathet eine Adelige, die ihren blaublütigen Jugendgeliebten (aus gesellschaftlichen Geldrückfichlen) nicht heirathen konote. Noch der Vermählung betrügt sie dea ahnungslosen Gemohl regelrecht. Als die Schmach offenkundig wird, jagl der Meister dos saubere Paar nicht davon, wie das bei echten Küastlern hie uad da vorkommen soll: sondern er beredet mit dem galoalen Morquis eio Pistolen-Wettschießen, dessen Ausgong vorbedeatungsvoll wird süe den amerikonischen Zweikampf, welcheo Betrüger und Betrogener mit einander verabreden. Daß ein Künstler Trost und Zuflucht in seiner Kunst, daß eia ehrlicher Ehemann, wena auch mit gebeugtem Sinne, die Gemeinheil der Leute seines Vertrauens noch mil eiaem nichl einmal ehelichen Duell büßen muß: das stimml vielleichl zu den Ehrbegriffen der sponischea Ritterstücke, u. s. w. aber koum za den Durchschnittsbegeiffen der Pariser Künstlerwelt. Es verschlägt dem Autar, dessen Buch uns in 38. Auflage zugeht, nicht, daß wie dos Grundmolio seinee Geschichte, die Grundanschouung seiner Gesellschoft (die weder real, noch ideal eichtig erscheinen kann) bestimmt ablehnen. Ebensawenig braucht er, der die Technik los hat und hübsche Augenblicks-Satiren auf die „Jahrhundertschluß-“ (fin de siècle) Kunst zum Besten gibt, die Anerkennung solcher Einzelnheiten. Die ganze Bildertosel ist, nach unserem Dafürhallen, mißlungen. Trotzdem wird der Roman früher ader später ols verhaltenes Sittenstück erkannt, dramatisirt, viel gespielt und besucht werden. Wir griesgrämige Kritikaster haben freilich gottlob kräftige Heilmittel gegen salche Unnatur: — als Pfingstfreude, nach all der modernen Verlogenheit Schlichtes, Ewiges zu betrachten und za genießen: — diesmal hat uns Hermann und Dorothea getröstet: a n ch ein „Jahehuadertschlaß“-Buch, in dem es an Ausblicken auf Zeil und Ewigkeit nicht fehlt.

—m.

Briefkasten der Redaktion.

C. D. **Hannover.** Monuskript zurückgesandt, da leider nicht verwendbar.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 37 Berlin, den 14. Juni 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Auf der Rückkehr von einer großen Reise, die den Kronprinzen von Italien bis nach Mittelasien hinein geführt hat, ist der Sohn des Königs Humbert nach Berlin gekommen. Seine Aufnahme seitens unseres Hofes ist eine herzliche gewesen. Der Austausch persönlicher Freundlichkeiten wurde noch dadurch bedeutsamer, daß leise in sie der politische Ton hineingeklungen ist. Der Kronprinz wurde gefeiert als der Sohn unseres Verbündeten, und auch die italienischen Blätter weisen auf diesen Unterschied hin, der den Empfang bei unserem Hofe von gleich festlichen Veranstaltungen in anderen Hauptstädten unterschied.

Die anläßlich der Wahlen zu den Parteiausschüssen hervorgetretenen Differenzen innerhalb der deutschfreisinnigen Fraktion sind durch einen Ausgleich beigelegt worden, welcher die Funktionen der Vorsitzenden und deren Stellvertreter im Dreizehner wie im Siebener Ausschuß neu regelt. Während bisher in beiden Ausschüssen der Stellvertreter nur zur Wirksamkeit gelangte, wenn der Vorsitzende abwesend war, sind für die Zukunft den Stellvertretern genau dieselben Befugnisse eingeräumt, wie den Vorsitzenden selbst. Die Stellvertreter können ebenso wie die Vorsitzenden zu jeder Zeit die Ausschüsse berufen, und der Vorsitz bei den Ausschußberathungen wechselt zwischen Beiden ab. Nach dieser organisatorischen Aenderung sind zu Vorsitzenden bezw. Stellvertretern erwählt: für den Dreizehner Ausschuß die Abgeordneten Virchow und Bamberger, — für den Siebener Ausschuß die Abgeordneten Richter und Schrader. Dieser Ausgleich hat die einstimmige Billigung des Centralkomitees gefunden.

In Pest haben die Verhandlungen der österreichisch-ungarischen Delegationen begonnen. Die geschickten Ausführungen des Grafen Kalnoky, die auf die Parlamentarier den günstigsten Eindruck gemacht haben, zeigen in neuer Zusammenfassung die alten Ideen. Die Tripelallianz hat durch den Rücktritt des Fürsten Bismarck an Festigkeit nicht die geringste Einbuße erlitten; Graf Kalnoky ist sogar der Ansicht, daß sie an Zuverlässigkeit und Vertiefung noch gewonnen hat. Diese Eröffnung gehört der augenblicklichen politischen Lage an; dann folgen die althergebrachten Versicherungen, daß die Beziehungen zu allen Staaten gute sind, daß Oesterreich-Ungarn nichts als die Erhaltung des Friedens erstrebe, und daß zur Sicherung des Friedens natürlich des Weiteren die Kriegsbereitschaft gesteigert werden müsse; wenn Oesterreich-Ungarn auch nicht zu so riesigen militärischen Anstrengungen wie Deutschland sich entschließen werde, so habe es doch gleichfalls auf eine Verstärkung seiner Wehrkraft bedacht zu nehmen.

Auch in dem uns befreundeten Kaiserstaat ist kaum erst eine neue Heeresorganisation, die der Bevölkerung eine steigende Belastung gebracht hat, durchgeführt, und wieder erscheint der Kriegsminister mit leeren Händen. In der letzten Zeit sind in Oesterreich-Ungarn gegen 120 Millionen Gulden außerordentliche Kredite, die Kosten der strategischen Bahnen nicht eingerechnet, für das Heer aufgebraucht worden und der Kriegsminister Freiherr von Bauer bezeichnet alles Geschehene als „Flickwerk". Eine überraschende Aehnlichkeit weisen dabei die Vorgänge bei uns und in Pest auf. Wie die Pläne des Herrn Verdy du Vernois jeder klaren, übersehbaren Begrenzung entbehrend sich im Ungeheueren verlieren, so weist auch Herr von Bauer es zurück, irgend welche Verpflichtungen für die Zukunft zu übernehmen. Er verlangt neue hundert Millionen; aber wer könne wissen, was der Ausbau der Festungen noch koste, wann ein neues Pulver, ein neues unentbehrliches Gewehr erfunden sein werde. Die Kriegsminister gestehen mit Gelassenheit ein, daß die Völker mit stets wachsender Schnelligkeit durch den Militarismus zum Rande wirthschaftlicher Verarmung hingedrängt werden. Allein was thun? Die österreichisch-ungarischen Delegirten der Regierungspartei waren so niedergedrückt und fassungslos wie zahlreiche unserer Reichstagsabgeordneten; gleichwohl unterliegt es keinem Zweifel, daß sie

bewilligen werden, was zur Vertheidigung des Reiches nachdrücklich gefordert wird. Die großen Blätter in der Nachbarmonarchie nehmen denselben Standpunkt ein, und nur vorsichtig wagt sich dort das Verlangen hervor, eine kleine Erleichterung durch Kompensationen, durch Verkürzung der Dienstzeit zu schaffen. Und das Ende? — Es gibt in einem amerikanischen Roman eine packende Schilderung des Lebens und der Stimmungen auf einem Ozeandampfer, der, vom Sturme verschlagen, mitten auf dem Weltmeer mit seinem Kohlenvorrath zu Ende ist. Da die Segel nicht genügen und der Proviant äußerst knapp wird, beginnt man alles Holzwerk des Schiffes zu verfeuern. Ein Skeptiker stellt da die Frage: Herr Kapitän, warum haben Sie solch eine Vorliebe dafür, daß wir durch ein Leck uns aus diesem Leben entfernen sollen? Das nächste schwere Wasser findet unser Schiff in so elendem Zustande, daß wir verloren sind; unser Dampfer hat, wenn wir weiter alles Holz im Innern fortschlagen, bis dahin seinen Halt gänzlich verloren; lassen Sie uns also unsere Betten und unsere Kajüttenwände, dann können wir wenigstens mit einigem Komfort im nächsten Sturm zu Grunde gehen. Zwischen zwei Uebel gestellt, sind auch die Kriegsminister der Ansicht, daß der finanzielle Leck immer noch das geringere Uebel sei. Das ist sicherlich in gewissem Sinne zutreffend; aber gleichzeitig ist es richtig, daß die Wahl stets schwieriger wird, und schließlich manch einer sich sagt, daß sie allzugroßer Mühe nicht mehr lohnt.

Einen besonderen Zug erhielten die Ausführungen des Grafen Kalnoky noch durch einige sehr scharfe Worte, die der Minister gegen Serbien richtete. In Serbien greift die Feindschaft gegen Oesterreich immer weiter um sich, und eine ungezügelte Demagogie predigt offen den Haß gegen den Nachbar. Die Regierung ist diesem tollen Treiben gegenüber machtlos oder willfährig, und so entwickelten sich allmählich an der österreichischen Grenze bedenkliche Zustände. Für Serbien ist eine derartige Haltung politischer Wahnsinn. Das Land ist innerlich kraftlos; es unterlag Bulgarien und wurde damals nur durch Oesterreich gerettet; jetzt wendet es sich gegen seinen alten Wohlthäter und liebäugelt mit Rußland; ehe aber russische Hilfe zur Stelle wäre, kann das morsche Serbien zwischen Oesterreich-Ungarn und Bulgarien zerdrückt sein. Die Drohungen des Grafen Kalnoky sind denn auch in Belgrad nicht ohne Wirkung geblieben; die serbische Regierung leugnet jede feindliche Absicht; sie schiebt die Schuld ausschließlich auf jene Elemente, die sich in amtlichen Stellen nicht befinden und denen mit den bestehenden Gesetzen nicht beizukommen ist. Zur inneren Wahrhaftigkeit dieser Antwort wird man kein großes Zutrauen haben können; aber diese serbische Note zeigt, daß man in Belgrad zur Besinnung kommt, und wenn Oesterreich-Ungarn auch handelspolitisch gegen den kleinen Nachbar vorgeht, so werden die Serben wohl zur Einsicht gelangen, daß diese sehr realen, fühlbaren Nachtheile und Gefahren politisch berücksichtigungswerther sind als nebelhafte panslavistische Versprechungen und Anweisungen auf die Zukunft.

Dem Riesen Militarismus arbeitet stetig eine kleine Schaar entgegen, die schließlich an die Stelle des Krieges den internationalen Schiedsspruch setzen will, und die zunächst wenigstens dem Chauvinismus und der militärischen Leidenschaft nach Möglichkeit entgegenzuarbeiten sich bemüht. Alljährlich wird diese Arbeit durch Kongresse zu fördern gesucht, und wie im vergangenen Sommer in Paris, so werden angesehene und humane Männer aus allen Ländern diesmal in London zusammentreten. Es finden daselbst zwei Friedenskongresse statt, die einander ergänzen, und von denen der eine gewissermaßen die Fortsetzung des anderen ist. Die „Peace Societies of Great Britain and Irland“ werden vom 14. bis 19. Juli in London vereinigt zu einem „Universal Peace Congress“ sein und haben jeden Einladungen zur Theilnahme an ihre Freunde auf dem Festlande versandt. An diese Versammlung schließt sich sodann unmittelbar die „internationale parlamentarische Konferenz“ an, die gleiche Ziele verfolgt, der schon jetzt gegen 400 Parlamentarier Europas und Amerikas angehören und die am 22. und 23. Juli in London tagen wird. Der Unterschied der beiden Versammlungen besteht darin, daß die erstere von jedem Freunde der Bestrebungen besucht werden kann, während die letztere nur Volksvertreter zuläßt; die eine strebt die Verbindung mit den breiten Massen der Bevölkerung an, und durch die Mitglieder der andern soll Einfluß auf die parlamentarischen Vertretungen zu gewinnen versucht werden.

In planmäßiger und umfassender Weise wird also das große Werk zu fördern gesucht; freilich kann man sich nicht verhehlen, daß es zunächst winzige Kräfte sind, die sich an eine Riesenaufgabe gemacht haben. Will man sich über dieses bedauerliche Mißverhältniß der Kräfte trösten, so mag man Zuversicht in einem Bilde suchen. Es sind auch die kleinen Korallenthiere, die in unablässiger Arbeit schließlich gewaltigen Meeresströmungen eine neue Richtung gegeben haben.

Der belgische Liberalismus ist um seine Hoffnungen wiederum betrogen worden; die Ersatzwahlen zur Deputirtenkammer haben die Parteiverhältnisse nur ganz unwesentlich verschoben; die Liberalen haben im Ganzen zwei Sitze gewonnen, so daß der Sturz der klerikalen Regierung von Neuem in weite Ferne entrückt ist. Diese wiederholten Enttäuschungen haben jetzt auch die gemäßigten Liberalen zu der Einsicht gebracht, daß ohne eine Aenderung des Wahlsystems in freiheitlichem Sinne auf eine Besserung der Zustände in Belgien nicht zu rechnen ist. Gemäßigte und fortgeschrittene Liberale werden sich daher voraussichtlich enger zusammenschließen und gemeinsam für die populäre Forderung der Ausdehnung des Wahlrechts kämpfen.

* * *

Der preußische Etat für 1890/91.

Erst zehn Wochen nach Anfang des mit dem 1. April begonnenen Etatsjahres 1890/91 ist der preußische Landtag in diesem Jahre mit seiner Arbeit an der Feststellung des neuen Staatshaushaltsetats fertig geworden. Am 21. März hatte das Abgeordnetenhaus die Berathung des am 16. Januar vorgelegten Etats beendigt; das Herrenhaus erledigte diese Vorlage am 12. Mai. Inzwischen waren aber bereits zwei Nachträge zum Etat eingegangen, von welchen der eine den im ursprünglichen Etat für außerordentliche Schuldentilgung eingestellten Betrag von 18 Millionen Mark zur Aufbesserung der Beamtengehälter zu verwenden vorschlug. Erst in diesen Tagen haben die beiden Nachträge die letzten Stadien der parlamentarischen Verhandlungen durchlaufen und so ist es erst jetzt möglich, in ähnlicher Weise, wie es bezüglich des vorjährigen Etats in dieser Zeitschrift geschehen*), einen zusammenfassenden Rückblick auf den Inhalt dieser gesetzgeberischen Arbeit zu werfen.

Der preußische Etat für 1890/91 schließt in Einnahme wie Ausgabe mit 1591,6 Millionen Mark ab, während die entsprechende Ziffer des Etats für 1889/90 1513,8 Millionen Mark betrug. Man braucht die darnach sich ergebende Steigerung des Etats um 77,8 Millionen Mark nur auf ihren Ursprung ein wenig näher anzusehen, um alsbald einen belehrenden Einblick in die Grundlagen und die Wirksamkeit des preußischen Staatshaushalts zu gewinnen. Insoweit es sich um die Einnahmen handelt, wird gewiß eine Steigerung um 77,8 Millionen Mark als ein günstiges finanzielles Resultat angesehen werden können. Um ein zutreffendes Urtheil zu fällen, wird man indessen zunächst berücksichtigen müssen, in welchem Maße an dieser Zunahme die drei großen Hauptabtheilungen des Etats betheiligt sind. Nur ein kleiner Theil der Steigerung entfällt auf die Einnahmen der eigentlichen Staatsverwaltungen, welche die Ministerien des Innern, der Justiz, des Kultus, des Handels und die Centralstellen der Ministerien der Finanzen, der Landwirthschaft und der öffentlichen

*) Vergl. „Nation“, Jahrg. VI Nr. 23.

Arbeiten liefern. Von 65,6 Mill. Mk. auf 68,4 Mill. Mk. erhöht, tragen diese Einnahmen zur Gesammtzunahme nur 2,8 Mill. Mk. bei, welche zum größten Theil aus dem höheren Ansatz für Gerichtskosten und Strafgelder herrühren. Die zweite Hauptabtheilung des Etats, die allgemeine Finanz-Verwaltung und Dotationen, weist bei den Einnahmen gegen den vorjährigen Etat sogar einen Ausfall von 22 Mill. Mk. — 223,9 Mill. Mk. gegen 245,9 Mill. Mk. auf —; der Grund liegt darin, daß in dem vorjährigen Etat ein Verwaltungsüberschuß aus 1887/88 von 35,9 Mill. Mk. eingestellt werden konnte, während für den neuen Etat aus 1888/89 nur ein Ueberschuß von 4,8 Mill. Mk. verfügbar war. Nicht allein die Deckung dieses Ausfalls, sondern auch darüber hinaus fast die ganze angenommene Steigerung der Einnahmen wird durch die dritte Hauptabtheilung aufgebracht, welche unter der Bezeichnung „Einzelne Einnahmezweige" einerseits die Erträge der preußischen Steuern, andererseits die Erträge der staatlichen Betriebsverwaltungen umfaßt. Im Ganzen ergibt diese Abtheilung mit 1299,3 Mill. Mk. gegen 1202,3 Mill. Mk. im Vorjahre eine Zunahme um 97 Mill. Mk. Darin sind die direkten und indirekten Steuern zusammen mit 9 Mill. Mk., die Betriebsverwaltungen mit 86 Mill. Mk. betheiligt. Von den letzteren liefert wiederum die Eisenbahnverwaltung allein eine Mehreinnahme von 76,6 Mill. Mk. Da nun für den gesammten Etat die Steigerung der Einnahmen nur auf 77,8 Mill. Mk. veranschlagt ist, so tritt gleich bei diesem ersten Einblick in die einzelnen Theile des preußischen Etats die ausschlaggebende Stellung der Eisenbahnverwaltung frappant hervor.

In anderer Weise als bei den Einnahmen vertheilt sich die Steigerung des Etats bei den Ausgaben auf die Hauptabtheilungen. Die eigentliche Staatsverwaltung verursacht mit 325 Millionen Mark gegen 318 Millionen Mark im Vorjahre eine Zunahme um 7 Millionen. Der Hauptantheil entfällt hier auf die allgemeine Finanzverwaltung und die Dotationen, deren Erforderniß sich von 444,2 Millionen Mark auf 508,4 Millionen Mark, also um 64,2 Millionen Mark erhöht. Der wichtigste Posten ist hierbei die stärkere Inanspruchnahme des preußischen Staates durch das Reich, da der Matrikularbeitrag Preußens, entsprechend dem Reichsetat für 1890/91, um 21,5 Millionen Mark gesteigert worden ist. Die ebenfalls hierher gehörige Steigerung der Aufwendung für Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld in Höhe von 29,6 Millionen Mark hat nur rechnungsmäßige Bedeutung, weil durch Umwandlung eines entsprechenden Betrages von Prioritätsobligationen verstaatlichter Eisenbahnen in Staatsschuldscheine eine bisher bei der Eisenbahnverwaltung berechnete Ausgabe auf den Etat der Staatsschuldenverwaltung übergegangen ist. In der dritten Abtheilung, bei der Betriebsverwaltung, ergibt sich eine Erhöhung der Ausgaben von 674,1 Millionen Mark auf 710 Millionen Mark; dabei ist die Berg- und Hüttenverwaltung mit 7,1, die Eisenbahnverwaltung mit 25,6 Millionen Mark betheiligt. Die letztere würde sogar 58,8 Millionen Mark Mehrausgabe zu tragen haben, wenn ihr nicht durch die eben erwähnte finanzielle Operation mit früheren Prioritätsobligationen eine Last von 33,2 Millionen Mark abgenommen worden wäre. Eine besondere vierte Hauptabtheilung bildet bei den Ausgaben endlich das Extraordinarium. Dasselbe weist etatsmäßig einen Rückgang von 76,9 auf 48,2 Millionen Mark auf, der sich indessen in der Hauptsache dadurch erklärt, daß, entsprechend dem geringeren verwendbaren Verwaltungsüberschuß, nicht wie im Vorjahre 35,9, sondern diesmal nur 4,8 Millionen Mark zur außerordentlichen Schuldentilgung bestimmt sind.

Was die Hauptabtheilungen des Etats in ihren Einnahmen und Ausgaben im Einzelnen anlangt, so erfordert naturgemäß die Abtheilung, welche die gesammte innere Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen umfaßt, auch den bedeutendsten Zuschuß aus Staatsmitteln. An erster Stelle ist hierbei das Ministerium des Innern zu nennen, in dessen Etat die Ausgaben für die innere Verwaltung überhaupt, für die Polizeiverwaltung, soweit sie nicht den Gemeinden überwiesen ist, für die Strafanstalten, für die Verwaltungsgerichtsbarkeit, für das Statistische Bureau u. s. w. fallen; bei 3,4 Mill. Mark Einnahme ist hier eine Ausgabe von 43,8 Mill. Mark angesetzt. Das Justizministerium liefert mit 51,1 Millionen Mark den größten Theil der Einnahme in dieser Abtheilung des Etats, wobei man nicht vermeiden kann, sich der vielfachen Beschwerden über die Höhe der Gerichtskosten zu erinnern; unter den Ausgaben (87 Millionen Mark) erscheinen die Land- und Amtsgerichte mit 64,2 Millionen Mark. Beim Etat des Finanzministeriums (Einnahme 2,8, Ausgabe 56,8 Millionen Mark) sind nicht allein die Ausgaben für die gesammte Finanzverwaltung, sondern auch die Aufwendungen für die Beamtenpensionen, Wartegelder, Wittwenpensionen u. s. w. aus allen Ressorts der Staatsverwaltung zusammengefaßt, so daß eine Berechnung und Vertheilung dieser Ausgaben auf die einzelnen Verwaltungszweige nicht mehr stattfindet, was immerhin die etatsmäßigen Ansätze über die Einträglichkeit einzelner Verwaltungszweige, z. B. der Eisenbahnverwaltung etwas ungenau macht; der Betrag dieser Pensionen stellt sich auf 38,9 Millionen Mark. Beim Ministerium für Handel und Gewerbe (Einnahme 1 Million Mark, Ausgabe 4,3 Millionen Mark) nimmt den wichtigsten Posten das gewerbliche Unterrichtswesen in Anspruch, für welches die Ausgaben gegen das Vorjahr um nahezu 300 000 Mk. erhöht worden sind. Vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten (Einnahme 1,6, Ausgabe 20,9 Millionen Mark) gehört hierher vornehmlich die Bauverwaltung, welcher die Fürsorge für die öffentlichen Wasserstraßen, die Häfen und Einrichtungen für den Seeschiffahrtsverkehr u. s. w. obliegt. Im landwirthschaftlichen Ministerium (Einnahmen 3,5, Ausgaben 14,8 Millionen Mark) sind insbesondere die Ausgaben für die Landesmeliorationen und die Gestütverwaltung hervorzuheben. Die erste Stelle den Ausgaben nach nimmt freilich das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten (Einnahme 2,6, Ausgabe 92,4 Millionen Mark) ein. Hierbei ist allerdings eingerechnet die Ueberweisung von 26 Millionen Mark an die Schulgemeinden auf Grund der Gesetze über die Volksschullasten, obwohl diese Ueberweisung, wie sie ein Stück der herrschenden Finanz- und Steuerpolitik bildet, ihre Stelle füglich am besten in den Ausgaben der allgemeinen Finanzverwaltung fände. Eine besondere Einrichtung im Kultusetat bilden die sehr ansehnlichen Dispositionsfonds, welche dem Minister für Zwecke der Volksschule, für Unterstützung bedürftiger Schulgemeinden, zur Aufbesserung der Gehälter der Volksschullehrer und der Pastoren der evangelischen Landeskirche u. s. w. zur Verfügung gestellt sind. Die Fonds für Dienstalterszulagen und Unterstützungen für Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen Volksschulen im Betrage von 5,9 Millionen Mark sind sogar durch den Nachtragsetat noch um 3 Millionen Mark erhöht worden, ohne daß es gelungen wäre, die gleichmäßig im Interesse der Schulgemeinden wie der Lehrer nothwendige gesetzliche Regelung der Sache zu erreichen. Der Gesammtbetrag dieser Dispositionsfonds im Kultusministerium beläuft sich jetzt ungefähr auf 25 Millionen Mark. Neben diesen großen Zweigen der Verwaltung sind schließlich noch zu nennen das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, bei welchem freilich in der Hauptsache nur die Ausgaben für die preußischen Gesandtschaften in den Einzelstaaten nachgewiesen sind, und die Centralleitung der gesammten Verwaltung, das Staatsministerium mit 1,5 Mill. Mark Einnahmen und 3,9 Millionen Mark Ausgaben; eine eigenartige Stellung nimmt in diesem Ressort die Oberrechnungkammer ein, welche sich schon wiederholt als eine treue Wächterin des verfassungsmäßigen Budgetrechts der Volksvertretung erwiesen hat.

In der zweiten Hauptabtheilung des Etats, der allgemeinen Finanzverwaltung und den Dotationen, findet man Aufschluß über den Zusammenhang zwischen den Finanzen des preußischen Staates und den Reichsfinanzen, über die Bedeutung der gegenwärtigen Steuerpolitik für den Etat des preußischen Staates. Im Ganzen zeigt der neueste preußische Etat in diesem Punkte eine ungünstige Veränderung. Zwar lautet der Voranschlag für die Ueberweisung des Reiches in Preußen aus den Zöllen und aus

der Tabaksteuer um 9 Millionen Mark (100,2 gegen 91,2 Millionen Mark) höher als im Vorjahre; auch die Ueberweisung aus den Reichsstempelabgaben (13,3 gegen 12 Millionen Mark) ist um 1,3 Millionen höher als im Vorjahre angesetzt, während der Antheil Preußens an dem Ertrage der Verbrauchsabgabe für Branntwein unverändert auf 66,8 Millionen Mark geschätzt ist. Aber diesem Mehr von 10,3 Millionen Mark aus den Ueberweisungen steht eine Erhöhung bei dem an das Reich zu zahlenden Matrikularbeitrage um 21,5 Millionen Mark (155,7 gegen 134,2 Millionen Mark) gegenüber, so daß sich eine Verschlechterung gegen den vorjährigen Status um 11,2 Millionen Mark herausstellt. Der Gesammtbetrag der Ueberweisungen vom Reiche berechnet sich darnach auf 183,3 Millionen Mark; demgegenüber steht unter den Ausgaben einerseits der Matrikularbeitrag an das Reich von 155,7 Millionen Mark, andererseits eine Ueberweisung von 25 Millionen Mark an die Kommunalverbände auf Grund der Lex Huene. Damit ist der wunde Punkt der gegenwärtigen Finanzpolitik berührt. Auf der einen Seite hat der preußische Staat vom Reiche eine in ihrem Betrage schwankende Ueberweisung zu erwarten, deren finanzieller Werth überdies noch weiter beschränkt ist durch den in seiner Höhe ebenfalls schwankenden Matrikularbeitrag. Auf der anderen Seite ist er nach der Lex Huene verpflichtet, die ganze aus den Getreide- und Viehzöllen fließende Ueberweisung, nach Abzug eines festen Betrages von 15 Millionen Mark für Staatsbedürfnisse, an die Communalverbände weiter zu geben. Der preußische Staat steht demnach unter der sonderbaren und auf die Dauer unerträglichen Verpflichtung, den Mehrertrag, welcher ihm bei erhöhter Einnahme aus diesen Zöllen vom Reiche zufließt, an andere Verbände abzugeben, ohne auch nur prüfen zu dürfen, ob denn diese Verbände eine größere Einnahme nöthig haben, und ob nicht die Bedürfnisse des Staates selbst größere Ausgaben erfordern. Die Unhaltbarkeit dieses Zustandes ist nachgerade auf allen Seiten erkannt, aber wenn eine Reform vorgenommen werden soll, steht bei der Zusammensetzung des preußischen Abgeordnetenhauses zu befürchten, daß die Steuergesetzgebung Preußens noch mehr als bisher den agrarischen Interessen dienstbar gemacht werde.

Ein besonderes Kapitel in dieser Abtheilung des Etats bilden die Ausgaben für Verzinsung (200,6 Millionen Mark) und planmäßige Tilgung (15,2 Millionen Mark) der Staatsschulden. Von Interesse ist eine Uebersicht über die Entwicklung dieser Schulden in den letzten fünf Jahren. Darnach wurden die preußischen Staatsschulden i. J. 1885 gebildet von 3902 Millionen Mark Staatsschuldscheinen und 1635 Millionen Mark Eisenbahnprioritäten, zusammen 5537 Millionen Mark; i. J. 1890 stellte sich der Betrag der Staatsschuldscheine auf 5760 Millionen Mark, während Eisenbahnprioritäten nicht mehr vorhanden waren. Obwohl sich danach das Schuldkapital um 223 Millionen Mark erhöht hatte, war doch die Zinsenlast des Staates in Folge der Konvertirungen und der Umwandlung der Prioritätsobligationen verstaatlichter Eisenbahnen um 16 Millionen Mark vermindert worden.

Unter den staatlichen Betriebsverwaltungen sind zunächst die Domänen und Forsten mit 88,4 Millionen Mark Einnahme und 39,5 Millionen Mark Ausgabe zu nennen. Bemerkenswerth ist hierbei, daß die Gesammtfläche der Staatswaldungen bis jetzt um 17,9 Quadratmeilen zugenommen hat, wovon 14,3 Quadratmeilen sich zur Holzzucht eignen; nachdem seitens des Landtages 2 Millionen Mark jährlich zum Ankauf von Oed- und anderen Ländereien bewilligt worden sind, hat sich nämlich die Fläche jährlich um 7765 ha, also um mehr als 1 Quadratmeile vergrößert. Demnächst kommt das Berg- und Hüttenwesen mit 121,2 Millionen Mark Einnahme und 102,9 Millionen Mark Ausgabe.

Die letzte, aber wahrlich nicht die geringste Stelle nimmt die Eisenbahnverwaltung mit 851,6 Millionen Mark Einnahme und 522 Millionen Mark Ausgabe ein. Die oben bereits besprochene maßgebende Stellung des Eisenbahnwesens im preußischen Etat ist auch daraus ersichtlich, daß die Einnahmen dieses Verwaltungszweiges sich verhältnißmäßig weit schneller vermehren, als die übrigen Staatseinnahmen; sie machten von den Gesammteinnahmen des Staates im vorjährigen Etat 51,13 Prozent, im neuesten Etat bereits 53,43 Prozent aus. In noch weit schnellerem Tempo hat sich der Ueberschuß gehoben, der sich nach Abzug der Betriebsausgaben von den Betriebseinnahmen ergibt. Für das Etatsjahr 1885/86 war er auf 200,7 Millionen Mark, für das neue Etatsjahr ist er auf 329,6 Millionen Mark veranschlagt. Aber auch diese Entwicklung wird überholt von der Steigerung des Betrages, welchen die Eisenbahnverwaltung, nach Abrechnung der Verzinsung und planmäßigen Tilgung der Eisenbahnkapitalschuld sowie nach Absetzung der Aufwendungen für außerordentliche Tilgung, dem Staate alljährlich „zur Deckung anderweiter etatsmäßiger Ausgaben“ hat zur Verfügung stellen können. Diese Summe bezifferte sich im Etat für 1885/86 auf 37,5 Millionen Mark, im neuesten Etat ist sie auf 108,8 Millionen Mark veranschlagt. Innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren hat sich demnach dieser Theil des Ueberschusses, den die Eisenbahnverwaltung liefert, nahezu verdreifacht! Es ist nur natürlich, daß alle Wünsche auf eine durchgreifende Ermäßigung der Personen- und Gütertarife gerade an diese Ueberschußwirthschaft anknüpfen, indem sie die Verwendung eines größeren Theiles dieses Betrages zu Tarifherabsetzungen im allgemeinen Interesse des Landes empfehlen. Es mag sein, daß die Transportverhältnisse sich im letzten Jahre bei sehr günstiger Geschäftslage ungewöhnlich vortheilhaft gestaltet haben und daß deshalb nicht mit Sicherheit auf den dauernden Bestand solcher Ueberschüsse zu rechnen ist. Aber ist etwa zu hoffen, daß die Eisenbahnverwaltung sich bei geringeren Ueberschüssen leichter zu Tarifherabsetzungen entschließt? Hervorgehoben sei noch, daß im neuen Etat die Einnahmen aus dem Personenverkehr um 10,4 Millionen Mark, die Einnahmen aus dem Güterverkehr um 60 Millionen Mark höher veranschlagt sind, als im vorjährigen Etat; dabei sind Ausfälle in Folge von Tarifermäßigungen berücksichtigt für den Güterverkehr von $8^1/_2$ Millionen Mark, für den Personenverkehr von $4^1/_2$ Millionen Mark.

Die Verhandlungen über den Etat im Landtage haben diesmal, wie alljährlich, die erwünschte Gelegenheit geboten, eine Reihe von Beschwerden zur Sprache zu bringen, aber in finanzieller Hinsicht sind sie von sehr geringem Effekt gewesen. Von dem ganzen gewaltigen Etat im Betrage von 1591,6 Millionen Mark sind durch das Abgeordnetenhaus — 60 800 Mark von den Ausgaben abgesetzt worden! In diesem Ergebniß zeigt sich recht überzeugend, wie gering der Einfluß der Volksvertretung selbst bei Ausübung ihres wichtigsten verfassungsmäßigen Rechtes, des Budgetrechtes, ist, wenn durch vorausgegangene Steuerbewilligungen ohne Zusammenhang mit den thatsächlichen Bedürfnissen eine Ueberschußwirthschaft hergestellt ist, wie sie zur Zeit in Preußen besteht, und die Regierung über eine dienstwillige parlamentarische Mehrheit gebieten kann, wie sie ebenfalls zur Zeit in Preußen besteht.

M. Broemel.

Parlamentsbriefe.

XXIII.

Das Abgeordnetenhaus hat den Sperrgeldergesetzentwurf abgelehnt; fast nur die freisinnige Partei stimmte für denselben. Der Schluß der Landtagssession ist darnach am 13. Juni erfolgt, nachdem noch das Rentengütergesetz in das Leben entlassen war, wo ihm günstige Erfolge nicht zu prophezeien sind. Das Gesetz über die Schulpflicht bleibt unerledigt liegen, obwohl das praktische Bedürfniß nach einem solchen Gesetze zweifellos ein sehr großes ist.

Das Sperrgeldergesetz hat die Majorität abgelehnt, weil die Minorität es abgelehnt hat. Ich zweifle sehr, ob dieses Motiv in der Geschichte der Gesetzgebung schon jemals wirksam gewesen ist. Der natürlichen Auffassung der Dinge gemäß ist die Minorität dazu da, um zu unterliegen und die Majorität ist dazu da, um zu siegen. Die Majorität bedient sich ihres Uebergewichts, um ihre Anschauungen durchzusetzen, aber nicht um dieselben preiszugeben.

Diesmal hat eine andere Anschauung Platz gegriffen. Die Majorität sagt, das Gesetz sei lediglich zum Vortheil der Minorität gemacht, und wenn die Minorität dasselbe nicht mit Dank annehme, verdiene sie es nicht zu haben. Die Majorität hat sich der Minorität angeschlossen, nicht um sich derselben zu fügen, sondern um dieselbe zu strafen. Diese Anschauung hat den Anschein für sich; Herr Windthorst, der das Gesetz durch drei Lesungen hindurch standhaft bekämpfte, hat in ziemlich kläglichem Tone den Wunsch ausgesprochen, man möge ihn doch majorisiren. Es ist von Herzen gern zu glauben, daß die Minorität ihres Sieges nicht froh wird. Die beiden Parteien haben sich ineinander getäuscht. Die Majorität hatte gehofft, die Minorität würde das Gesetz annehmen, sobald sie erkennt, daß sie mit ihrem Widerstande gegen dasselbe siegreich bleiben würde. Und die Minorität hatte gehofft, die Majorität werde auf ihren Widerspruch keine Rücksicht nehmen. Es ist eine der wunderlichsten Lagen, die sich ausdenken lassen; wenn wir einen Aristophanes hätten, was würde derselbe aus einem solchen Stoffe machen!

Die Hauptfrage, um welche sich die Diskussion drehte, war die, was die Kurie zu diesem Gesetze meine. Die Regierung behauptete, die Kurie wünsche die Annahme des Gesetzes, und darum müsse das Centrum für dasselbe stimmen. Das Centrum dagegen behauptete, die Kurie wünsche die Annahme des Gesetzes nicht und am allerwenigsten habe sie dem Centrum einen Auftrag gegeben, in diesem Sinne sein Votum abzugeben. Was nun die Kurie eigentlich wünscht, weiß ganz sicher die Kurie, und aller Wahrscheinlichkeit nach weiß es außer der Kurie Niemand. Jedenfalls weiß es die freisinnige Partei nicht und begehrt auch nicht es zu wissen.

Es ist der unnatürlichste Zustand von der Welt, daß die Regierung, um eine von ihr gemachte Vorlage durchzusetzen, kein stärkeres Motiv dafür anzuführen weiß, als daß sie dem Willen des Papstes entspreche. Und noch peinlicher wird dieser Zustand dadurch, daß die Regierung ihre Behauptung, die Vorlage entspreche dem Willen des Papstes, nicht beweisen kann. Daß die Regierung eine Vorlage einbringt, um dem Interesse einer Minorität zu dienen, ohne die feste Absicht, diese Vorlage auch gegen den Willen der Minorität zu behaupten, ist ein Fehler. Daß die Regierung ihre Vorlagen nicht nach den Ueberzeugungen einrichtet, die sie selbst von demjenigen hat, was nützlich und nothwendig ist, ist ein zweiter Fehler. Und daß sie, wenn sie einmal ihre Vorlagen von den Wünschen des Papstes abhängig macht, sich nicht zuverlässige Kenntniß davon verschafft, was der Papst eigentlich wünscht, ist der dritte Fehler. Daß noch mehr Fehler gemacht werden könnten, übersteigt mein Vorstellungsvermögen.

Die Forderung, daß ein Staat seine kirchenpolitische Gesetzgebung so regeln soll, daß die Freiheit des Bekenntnisses und des Kultus vollkommen unangetastet bleiben, daß er sie aber auf dieser Grundlage in völlig autonomer Weise regeln soll, ohne mit kirchlichen Obern sich in Verhandlungen einzulassen, kehrt mit voller Schärfe wieder. Und ehe diese Forderung nicht erfüllt ist, werden wir zu einem kirchenpolitischen Frieden nicht gelangen. Es ist kein Zweifel, daß wir mit der Ablehnung des Sperrgeldergesetzes zu einem definitiven Zustande nicht gelangt sind. Vor der Hand ist das Centrum gestraft. Es hat durch seinen Widerstand bewirkt, daß ihm nicht gewährt wurde, was es sehr gern als eine Abschlagszahlung hingenommen hätte, wenn auch als eine Abschlagszahlung, mit der es sich nicht endgültig befriedigt erklären wollte. Aber auf wem lastet der so geschaffene Zustand? Wird die Regierung sich entschließen können zu sagen: vous l'avez voulu, Georges Dandin! und wird sie die ganze Sperrgelderfrage in das Fach der reponirten Akten legen? Sicherlich nicht! Das Centrum wird kalt lächelnd abwarten, bis ihm eine neue Vorlage gemacht wird, und die Regierung wird in sich das Kompelle fühlen, ihm eine solche Vorlage zu bringen. Der ganze Hergang hat darum eine besondere Bedeutung, weil er zeigt, auf wie verkehrten Grundlagen der Kulturkampf begonnen worden ist.

Einen solchen Zeitpunkt hat nun Herr Stöcker für besonders geeignet erachtet, um die Töne, die in der Hitze des Kulturkampfes beliebt waren, jetzt von Neuem anzuschlagen. Der Ton der Leidenschaft, den er der katholischen Kirche gegenüber anschlug, war seinen eigenen Parteigenossen nicht willkommen, und das Centrum bezeichnete ihn geradezu als einen hetzerischen Ton. Was ihn dazu veranlaßt hat, ist nicht klar, und es verlohnt kaum, danach zu forschen, denn Herr Stöcker ist kein Windthorst, der bei jedem Schritte, den er thut, einen klar durchdachten Plan verfolgt. Das aber ist sicher, daß die beiden feindlichen Brüder sich wieder vereinigen werden, wenn es zu dem gemeinsamen Kampf gegen die Schule kommt. Beide, so heftig sie sich sonst befehden, kamen darin überein, die Verhandlungen des in Berlin abgehaltenen Lehrertages mit Vorwürfen zu überschütten, und sie dehnten diese Vorwürfe auf Herrn von Goßler aus, der diesem Lehrertage zwar ohne Wärme, aber mit Höflichkeit eine gastliche Aufnahme erwiesen. Die Verhandlungen dieses Lehrertages sind durchaus würdig und sachlich verlaufen. Die hundertjährige Gedenkfeier des großen Pädagogen Diesterweg wurde durch eine Rede begangen, die einen panegyrischen Charakter nicht verleugnete, und einzelne Behauptungen aufstellt, die vom entgegengesetzten Standpunkte aus bestritten werden können, die aber den Anspruch auf Duldung erheben müssen; und gegen diese Rede wurden Angriffe gerichtet, die auf das deutlichste bekunden, daß die katholische wie die evangelische Orthodoxie gegen die von der kirchlichen Bevormundung freie Schule einen unversöhnlichen Groll hegen.

Im Reichstage haben die Kommissionen fleißig gearbeitet. Der Bericht über die Gewerbegerichte ist festgestellt. Der Entwurf der Regierung ist in technischer Beziehung vielfach vervollkommnet, in politischer Beziehung hat er nichts gewonnen, sondern eher verloren. Das Bestätigungsrecht, welches die Regierung sich gegenüber den Vorsitzenden vorbehält, war der Punkt, an welchem vor zwölf Jahren die Majorität den Entwurf scheitern ließ; jetzt wetteifern Nationalliberale und Centrum, dieses Bestätigungsrecht zuzugestehen. Die Voraussetzungen für das aktive und passive Wahlrecht sind nicht liberaler gestaltet worden. Die Ausschließung der in Staatsbetrieben beschäftigten Arbeiter von den Wohlthaten des Gesetzes hat nur theilweise beseitigt werden können. Die Beibehaltung der Innungsprivilegien, wie sie die Regierung vorschlug, ist nicht gestrichen, sondern geradezu in das Maßlose erweitert worden. Kommt der Entwurf in dieser Gestalt zu Stande, so wird er in den Kreisen, auf die er einen wohlthuenden Eindruck machen soll, keine Befriedigung hervorrufen.

Die Verhandlungen über das Arbeiterschutzgesetz dehnen sich weithin aus. Hätte man den Gesetzentwurf vorgelegt, über welchen sich der Reichstag in den früheren Sessionen dreimal unter dem ablehnenden Schweigen der Regierung geeinigt hatte, so wäre eine Verständigung in wenigen Tagen zu gewinnen gewesen. Jetzt sind eine ganze Reihe von fremden Materien hineingezogen worden, über welche die Verständigung schwer wird, und man sieht voraus, daß die Reichstagssession vertagt werden muß, bevor die Kommissionsberathung auch nur über die Hauptschwierigkeiten hinweggekommen ist.

Die Verhandlungen über die Militärvorlage nehmen einen sehr schwierigen Charakter an. Hatten schon die Perspektiven, welche der Kriegsminister für die künftige Vergrößerung der Armee entworfen hatte, Manchen stutzig gemacht, der anfänglich geneigt war, diese Vorlage als nothwendig zuzugestehen, so schuf der Nachtragsetat über die Gehaltserhöhungen ein neues Bedenken. Im Abgeordneten-

hause hatte man nur diejenigen Beamtenklassen bedacht, die von der augenblicklichen Theuerung am schwersten berührt werden. Die Erwartung war gerechtfertigt, daß man im Reichstage ebenso verfahren werde. Nun kommt der Vorschlag, den Offizieren bis zum Stabsoffizier hinauf erhebliche Gehaltszulagen zu gewähren, obwohl die Offiziere den Beamten der Civilverwaltung gegenüber schon jetzt sich in einem erheblichen Vortheil befinden. Man kann das nur dahin deuten, daß die Militärverwaltung sich schwer dazu entschließen kann, die Leistungsfähigkeit der Steuerzahler mit unter diejenigen Gesichtspunkte aufzunehmen, die auch sie zu berücksichtigen hat. Je fester und klarer sich die Heeresverwaltung über ihre letzten Ziele ausspricht, desto unbestimmter und unverständlicher wird die Schatzverwaltung. Auf die Frage, wie das werden soll, bis zu welchem Maße der Belastung wir weiter gehen werden und mit welchen Mitteln wir diese Last tragen sollen, hat sie sich selbst keine Antwort gegeben, und eine solche Antwort muß sie darum auch der Kommission schuldig bleiben.

Den General von Falckenstein haben die Lorbeeren, die ihm seine erste Rede gegen die zweijährige Dienstzeit eingetragen, nicht schlafen lassen, und er hat noch eine zweite Rede in demselben Sinne gehalten. Häufig hat man uns schon gesagt, das Heer sei die Volksschule. Die Kosten, welche die Unterhaltung jedes einzelnen Mannes verursacht, würden reichlich dadurch gelohnt, daß er als ein besser erzogenes und darum in höherem Grade erwerbsfähiges Individuum in das bürgerliche Leben zurücktrete. Herr General von Falckenstein fügt jetzt das Argument hinzu, daß das Heer auch die Volksküche sei. Bei unbeschränktem Genuß von Kommißbrot und reichlicher Fleischgewähr erreicht der Mann im Verlauf seiner Dienstzeit den Höhepunkt seines Ernährungszustandes, und sein späteres bürgerliches Leben ist nichts als ein langsamer Prozeß der Abmagerung. Solche Ausführungen beweisen nur, wie schwer es wird, sich gegenseitig zu verstehen. Der Redner ist ersucht worden, seine Ausführungen zum Zwecke des Abdruckes in schriftlicher Fassung zu überreichen. Er hat sich nicht beeilt, dieser Aufforderung zu entsprechen, und es ist zu befürchten, daß manche Perle derselben verloren geht, etwa wie in dem stenographischen Bericht über die Kolonialdebatte verloren gegangen ist, daß Major Liebert allen denen, die ihr Geld in ostafrikanischen Unternehmungen anlegen wollen, Garantie für guten Erfolg geleistet hat.

Den Reichskanzler trieb in eine der Kommissionssitzungen die Empfindung, daß der bisherige Lauf der Dinge die Aussichten für die Annahme der Vorlage nicht günstig gestellt hat. Er bat, die Beurtheilung derselben von allen Zukunftsplänen abzusehen und lediglich das gegenwärtige Bedürfniß in das Auge zu fassen. Das gegenwärtige Bedürfniß geht aber gerade dahin, endlich mit den Maßregeln innezuhalten, welche die Leistungsfähigkeit des Landes über Gebühr anspannen.

Der Reichstag hat eines seiner ältesten Mitglieder, Herrn von Wedell-Malchow, durch einen plötzlichen Tod verloren. Ursprünglich ein Freihändler, noch im Jahre 1879 ein Gegner der Einführung von Getreidezöllen, hatte er sich allmählich zu einem der vorgeschrittensten Mitglieder der agrarischen Partei entwickelt. Seine persönlichen Eigenschaften verschafften ihm auch die Zuneigung seiner politischen Gegner. Er war ein kreuzbraver Mann, voll Jovialität und Bonhommie, ohne eine Spur von junkerlichen Allüren, auch ohne das Bestreben, seinen Ansprüchen einen wissenschaftlichen und gelehrten Anstrich zu geben. Er sprach mit verblüffender Offenheit den Satz, daß man nehmen muß, was man erhalten kann, als die letzte Triebfeder seines politischen Handelns aus, und die Börsensteuer einzuführen und immer wieder von Neuem zu erhöhen, war sein ganz besonderer Sport. Er gehörte zu den glücklichen Naturen, denen Niemand persönlich böse werden konnte, auch wenn man den Boden für eine sachliche Verständigung mit ihm verlor.

Proteus.

Ein Mendelssohn-Denkmal.

Dem Philosophen Moses Mendelssohn wird in Dessau, seiner Geburtsstadt, ein Denkmal errichtet. Zur Enthüllungsfeier hat das Komitee den 18. Juni d. J. auserseben, einen Tag ohne besondere Bedeutung in dem Leben des Philosophen, der am 6. September 1729 geboren und am 4. Januar 1786 gestorben ist. Und doch war selten eine Feier so zeitgemäß. In unseren Tagen ist es ein Bedürfniß, dem deutschen Volke das Bild Moses Mendelssohn's zu enthüllen.

Die Errichtung eines Denkmals ist bei uns nicht eine Angelegenheit, die allein von dem Beschluß einer Stadtverwaltung abhängt oder durch die opferwillige Dankbarkeit eines Verehrerkreises bedingt ist. Ein Denkmal kann geplant, beschlossen, vollendet sein und braucht darum doch nicht zu seiner Bestimmung zu gelangen. Ehe es aufgestellt wird, kann der Sturm einer öffentlichen Meinung erregt oder eine geheime Mine dagegen geleitet werden. Die Geschichte der Denkmäler ist in dem letzten Jahrzehnt um lehrreiche Kapitel vermehrt worden: Heine, Hamerling, Schopenhauer, Waldeck! Der Widerspruch pflegt sich besonders dann zu regen, wenn es gilt, das Andenken eines Mannes zu ehren, dessen Kräfte noch lebendig fortwirken in dem Streite der Parteien. Ein solcher Mann ist in gewissem Sinne auch Mendelssohn, der nicht nur als stiller Denker sich auf einem unparteiischen Gebiet der Philosophie bewegt hat. Die geistige und mittelbar auch die politische Befreiung der Juden knüpft sich an seinen Namen allein an. Mit einem so hohen Grade von Bestimmtheit kann der Historiker selten eine große, in das Volksleben tief eingreifende Bewegung von einem einzigen Manne ableiten, wie es in diesem Falle allgemein und ohne Widerspruch geschieht. Und gerade jetzt, da plumpe und feine Hände an seinem Werke rütteln, darf Moses Mendelssohn in einer deutschen Stadt ein Denkmal errichtet werden, ohne daß nur eine einzige Stimme sich dagegen erhebt.

Das ist auffallend, aber doch erklärlich. Mendelssohn hatte schon während seines Lebens das Schicksal, auch von seinen Gegnern verehrt zu werden. Als er sich das erste Mal, sehr wider seinen Willen, zu einer Streitschrift gedrängt sah, da geschah es, um sich der übereifrigen Liebe Lavater's zu erwehren. Der Göttinger Theologe Michaelis und Friedrich Heinrich Jacobi waren seine Gegner; vorübergehend auch Herder und Haman. Aber nirgends hören wir aus den zahlreichen Aeußerungen dieser Männer über Mendelssohn einen Ton persönlicher Mißachtung, wenn man von einer übellaunigen Bemerkung Herder's und einigen schlechten Witzen Haman's absieht. Ebenso sind auch die fernerstehenden Geschichtsschreiber, die durch keinen Heiligenschein geblendet werden können, ganz einstimmig in der Hochschätzung seiner sittlichen Persönlichkeit. H. von Treitschke hat allerdings eine Geschichte des 18. Jahrhunderts nicht geschrieben und daher keine Gelegenheit zu einer gründlichen Würdigung Mendelssohn's gefunden. Aber bei vorübergehender Erwähnung rühmt auch dieser Schriftsteller, der hier gewiß nicht in günstigem Sinne voreingenommen ist, Mendelssohn's „segensreiches Wirken" (Preuß. Gesch. 2, 417), und an einer anderen Stelle (3, 703) erkennt er sogar an, daß Mendelssohn „dem Strome unseres nationalen Lebens folgte". Ich habe in einer ziemlich umfangreichen Litteratur über Mendelssohn neben vielen überschwänglichen auch einige zu matte Beurtheilungen seiner wissenschaftlichen Bedeutung gefunden. Ueber den edlen Gehalt seines Charakters stimmen die Meinungen fast ohne Abstufung überein.

Indessen, man pflegt der Tugend und der Weisheit keine Denkmäler zu errichten, wenn sie nicht in thatkräftiger Gestaltung ein gut sichtbares Stück an dem Bau der Kultur oder des Staates mitgearbeitet haben. Eher kann sich das Umgekehrte ereignen, daß das erfolgreiche Streben eines notorisch unedlen Mannes den marmornen Dank findet. Welches sind nun die denkmalswürdigen Leistungen Mendelssohn's?

Moses Mendelssohn hat mehrere philosophische Schriften geschrieben, von denen eine, „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele", gleich nach dem Erscheinen in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde und ihrem Verfasser im Fluge einen weit ausgebreiteten Ruhm erwarb. Wer liest heute den „Phädon", die „philosophischen Gespräche", die „Morgenstunden", dem nicht ein historisches Interesse sie in die Hand gibt? Mendelssohn hat der Philosophie keine neuen und wirkenden Gedanken gegeben. Kein Markstein bezeichnet da, wo Mendelssohn seine Stelle in der Geschichte der Philosophie hat, eine Wendung, ein starkes Ansteigen des Weges oder einen verborgenen Schatz tief liegender Ideen. Es ist keine übertriebene Bescheidenheit, wenn er von sich selbst sagt — im Anhange zum „Phädon": „Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen, Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eigenes System berühmt zu werden."

Durch des Maimonides Werk „Der Führer der Verirrten" gewann Mendelssohn Geschmack an philosophischem Denken. Das ist alles, was er dem Talmudstudium verdankte. Von der spitzfindigen Methode, in welcher der Talmud im vorigen Jahrhundert gelehrt wurde, fühlte er sich nicht angezogen, wie er denn trotz des grausamsten Fleißes, der seine Gesundheit schon im Knabenalter zerstörte, als Talmudist niemals über das Durchschnittsmaß hinausragte. Die scharfe Eindringlichkeit des talmudischen Kopfes, durch welche ein Maimon sich so eigenartig für die Kantische Philosophie vorbereitet fand, hat Mendelssohn niemals besessen. Zu seinem tiefen Gemüth gesellte sich ein klarer Verstand, mit dem er die warm empfundenen religiösen und sittlichen Ideen auch ehrlich begreifen wollte. Die Offenbarungen seiner Religion mit dem gesunden Menschenverstande zu vereinigen, das war der Ausgangspunkt, und das blieb das Endziel seines Strebens. Diese Abgrenzung hat ihn einerseits davor bewahrt, sich in die Untiefen der Metaphysik zu verlieren, aber andererseits auch gehindert, dem Entwicklungsgang der Philosophie zu folgen bis hinein in das kritische Reich, dessen völlige Erschließung durch Kant er noch um mehrere Jahre überlebt hat. Der Zufall fügte es, daß ihm von profanwissenschaftlichen Büchern zuerst ein Werk von Locke in die Hände fiel. Die klare Verständlichkeit der philosophischen Sprache, wie sie den Engländern eigen ist, war gerade das, was er suchte. Daß er nun an die Moralphilosophie Shaftesbury's ging, war nur natürlich. Locke wurde ihm für die Form, Shaftesbury für den Inhalt vorbildlich. Erst jetzt wandte sich Mendelssohn zu dem Studium Wolff's, um sich die formale Bildung der zeitgenössischen Philosophie anzueignen. Wie sollte er sich auch von der herrschenden Schule absondern, deren Vertreter alle Katheder besetzt hielten und mit dem Ruhm deutscher Gründlichkeit dem bescheidenen Jüngling gewaltig imponirten! — Mendelssohn hat immer mit großer Dankbarkeit von der Wolffischen Schule gesprochen, in der er sich „gebildet hat". Es mag seltsam klingen; aber dieser „jüdische Comptoirschreiber", der jeden Augenblick darauf gefaßt sein mußte, aus der Residenz Friedrichs ausgewiesen zu werden und heimathlos in Deutschland umherzuirren, unterwarf sich aus nationalem Stolz einer deutschen Philosophenschule, der er niemals angehört hat. Seine Schriften tragen so wenig das Gepräge Wolff's, wie sie gerade eine besondere talmudische Schulung verrathen. Das war es ja gerade, was ihm seine Wirksamkeit in Deutschland erwarb und sicherte, daß er keine Lehrbücher der Wolffischen Philosophie schrieb, wie Baumgarten, Feder und alle die Anderen, sondern gemeinverständliche Schriften, in welchen der Gedankeninhalt seiner Zeit in ganz neuer Erscheinung auftrat, von jedem Schulzwang befreit, alles Formelkrams entkleidet. „Es ist nicht Jedermann gegeben, so subtil und doch zugleich so anlockend zu schreiben, als David Hume, oder so gründlich und dabei so elegant, wie Moses Mendelssohn", sagt Kant in der Vorrede zu den „Prolegomena".

Diese Vorzüge der Sprache, die für die Stellung Mendelssohn's als Philosoph entscheidend werden, zeigen sich schon in der ersten Schrift „Philosophische Gespräche". — Es ist bekannt, wie Lessing die Schüchternheit Mendelssohn's durch ein gewaltsames Mittel bezwang. Er ließ das ihm geliehene, für die Oeffentlichkeit gar nicht bestimmte Manuskript heimlich drucken und überreichte das Buch dem überraschten Freunde, der so, ohne es zu ahnen und zu wollen, ein sehr beachteter Schriftsteller geworden war. In den Göttinger gel. Anzeigen schrieb der Theologe Michaelis über die Philosophischen Briefe: „Der Verfasser ist zwar nicht genannt, und wir haben auch sonst keine Nachricht, wer er sei; allein es sollte uns sehr wundern, wenn uns unsere auf die Schreibart gegründete Vermuthung, daß es Herr Magister Lessing sei, betröge." (29. Mai 1756.) Aber einige Monate später (in der N. vom 2. Oktober 1756) sah er sich zu der Bemerkung genöthigt, daß „nicht Lessing, sondern ein Jude" die „Philosophischen Briefe" geschrieben habe. Die Berichtigung mag ihm hart angekommen sein; denn der Rezensent war derselbe Prof. Michaelis, der kurz zuvor Lessing's Schauspiel „Die Juden" jede innere Wahrscheinlichkeit abgesprochen hatte, weil es einen so edelgesinnten Juden nicht geben könne. Mendelssohn dankte seinem Kritiker in einem Briefe, dessen Schluß sehr bezeichnend für seine Bescheidenheit ist: „Ihr Beifall wird mich erfreuen, Ihr Tadel belehren, und beide zu fernerem Nachdenken aufmuntern. So gewöhnlich und abgenutzt Ihnen dies Autorenkompliment scheinen dürfte, so ungeheuchelt muß es doch in dem Munde eines Juden sein, dessen zeitliche Umstände es erfordern, Niemandem außer sehr wenig für etwas mehr als einen Buchhalter bekannt zu sein."

„Nicht Lessing, sondern ein Jude!" Wie war denn das Unerhörte möglich geworden, daß man in der Schrift eines Juden die Sprache Lessing's zu hören glaubte! Und dieser Jude schrieb nicht nur, er dachte und empfand wie ein Deutscher, oder vielmehr, wie Deutsche damals nicht zu fühlen pflegten. Ließ er doch (in dem 2. Gespräch) den Mahnruf ertönen: „Werden denn die Deutschen niemals ihren eigenen Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn tauschen?" Damals — im Jahre 1755 — hatte auch Lessing noch nicht in diesem Tone zu Deutschland gesprochen.

Die Gesinnung, die ungeheuchelte Wahrheitsliebe, die uns daraus anspricht, ist das Beste an dieser Schrift, welche einige Probleme der Leibniz'schen Philosophie mehr klar als tief behandelt. Selbständiger und bedeutender sind schon die in demselben Jahre erschienenen „Briefe über die Empfindungen". Die Höhe seiner Bedeutung und seiner Wirksamkeit erreichte Mendelssohn im Jahre 1767 mit dem „Phädon".

Hier, wo der Ort nicht ist, den philosophischen Gehalt dieser Schriften einzeln bloßzulegen, müssen wir uns mit einer allgemeinen Charakteristik begnügen. Den gelungensten Ausdruck für den Werth des Philosophen Mendelssohn hat Dilthey gewählt: Mendelssohn ist der Klassiker der rationalen Psychologie. Die Bezeichnung klingt dem Laien vielleicht schmeichelhafter, als sie gemeint ist. Die rationale Psychologie, die auf vorausgesetzten Begriffen durch logische Untersuchungen, eine Wissenschaft der Seele aufbaut, hat nie sehr werthvolle Erkenntnisse gefördert. Durch Kant ist ihr der Todesstoß versetzt worden, nachdem sie noch kurz zuvor in Mendelssohn ihren letzten bedeutenden, durch die Form seiner Darstellung zugleich klassischen Vertreter gefunden hatte. Deswegen genießt auch gerade Mendelssohns Beweis für die Unsterblichkeit der Seele die Ehre, in Kant's Hauptwerk kritisch geprüft zu werden. Aber Mendelssohn befolgt die rationalistische Methode auch noch in seinem letzten Werk, „Morgenstunden", welches für die natürliche Theologie dasselbe leisten sollte wie der „Phädon" für die Psychologie. Und man könnte ihm aus diesem Rationalismus einen Vorwurf machen, weil die „Morgenstunden" mehrere Jahre später erschienen sind, als die „Kritik der reinen Vernunft". In der That hat es Mendelssohn keineswegs an Verständniß für die Gewalt des „alles zermalmenden" Kant gefehlt. Ja, er war sogar einer der ersten, die schon in einer Schrift Kant's vom Jahre 1770 die Klauen des Löwen erkannten. Aber ihm war in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens wegen andauernder Kränklichkeit jedes tief anstrengende Denken

untersagt, und für Mendelssohn war die Prüfung des neuen Systems nicht ein Spiel des Intellekts, sondern eine Lebensfrage. Der ganze Inhalt seines Lebens war ihm ja geraubt, wenn Kant Recht hatte, und keine Philosophie mehr in der Lage sein sollte, Beweise für die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes zu geben. Zu welchem Zwecke hatte er dann alle seine Muße der Weltweisheit gewidmet. Es ist rührend, wie er zuletzt ängstlich und scheu sich von dem Riesen fernhält, und doch den Blick nicht von ihm wenden kann. Er freut sich, daß der jüngere Reimarus die „Kritik der reinen Vernunft“ nicht billigt, und schreibt an Elise Reimarus, die ihm das mitgetheilt hatte: „Es ist mir lieb, daß ich nicht sonderlich viel entbehre, wenn ich von dannen gehe, ohne dieses Werk zu verstehen.“ Der Brief ist genau zwei Jahre vor seinem Tode geschrieben.

Die Umstände liegen klar zu Tage, welche Mendelssohn's Philosophie an einem unmittelbaren, lebendigen Wirken bei späteren Geschlechtern hindern müssen. Um so größer erscheint sein Verdienst, wenn es historisch gewürdigt wird. Mendelssohn hat in Deutschland die Philosophie befreit aus dem Gefängniß der Gelehrtenstube und dem philosophischen Interesse neue Heimstätten erobert in den Salons der Vornehmen und in dem einfachen Bürgerhause. Man muß die Briefsammlung (im V. Bd. der Schriften) lesen, um sich eine Vorstellung zu bilden, auf wie verschiedene Kreise der „Phädon“ wirkte. Der Erbprinz von Braunschweig und ein einfacher Förster, der regierende Graf von Schaumburg-Lippe und ein Jude, der nicht deutsch schreiben konnte, sie alle wandten sich mit vielen anderen an Mendelssohn, um sich philosophisch anregen und belehren zu lassen. Es war die anziehende, gemeinverständliche Sprache, durch welche der „Phädon“ gegen den eindringenden französischen Materialismus ein so weitwirkendes Gegengewicht stellen konnte. Die Litteraturgeschichte rühmt Wieland das Verdienst nach, daß er der deutschen Poesie viele, dis dahin unempfänglichen Kreise geöffnet hat. Ganz ähnlich, nur noch ausgedehnter und deutlicher sichtbar ist Mendelssohn's Wirksamkeit auf dem Gebiet der Philosophie. Wieland hat den Adel für deutsche Poesie gewonnen, der „Phädon“ trug deutsche Philosophie in alle Schichten der Gesellschaft.

In späteren Jahren, als die Kunde von dem moralischen Charakter Mendelssohn's sich ausbreitete, steigerte sich diese Wirksamkeit noch und kam immer weiteren Kreisen direkt zu Gute, in persönlichem und brieflichem Verkehr. Das Deutschland des vorigen Jahrhunderts, in welchem die religiöse Sicherheit von verschiedenen Seiten her erschüttert war, brauchte und suchte einen Erzieher, einen Gewissensrath. Jahrzehnte hindurch hatte Gellert in Leipzig diese Rolle gespielt. Jetzt löste ihn Mendelssohn ab. Man pflegt den Einfluß, den Gellert auf naive Gemüther übte, durch die Geschichte von dem Bauern zu beweisen, der Gellert zum Dank für seine Schriften einen Wagen mit Holz brachte. Ein Gegenstück dazu ist aus dem Leben Mendelssohn's bekannt und verbürgt. Ein Förster, Namens Jung, ein schlichter Mann ohne Schulkenntnisse, aber von klarem Verstande, hatte in der Stille des Waldes den „Phädon“ gelesen. Als ein herrschaftlicher Auftrag ihn nach Berlin führte, besuchte er Mendelssohn, und wohl gerührt durch den Anblick des kränklichen Philosophen, bat er ihn dringend, einige Wochen in seinem Forsthause zu verleben. Mendelssohn ist der Einladung gefolgt und hat in dem Walde bei Baruth einen Theil der Psalmen übersetzt. — Es ist nicht ohne psychologisches Interesse, wenn man vergleicht, wie Gellert und Mendelssohn, beide von mitleidswürdiger Gestalt und imponirend durch ihre einfache Seelengröße, zu dieser Macht über die Gemüther gelangten. Mendelssohn ist unzweifelhaft tiefer und bedeutender. Aber seine Zeit stellte auch höhere Ansprüche. Man wollte nicht mehr allein durch Kirchenlieder und moralische Reden erbaut und getröstet, sondern durch philosophische Gründe ermuthigt und gestärkt sein im Glauben und in der Hoffnung auf ein Jenseits.

Mendelssohn übte diese weitverzweigte Seelsorge mit der natürlichen Bescheidenheit, die ihm eigen war. „Wie kommen Sie in aller Welt dazu, von Cölln aus in Sachen, die das Gewissen betreffen, sich gerade an mich zu wenden“ schreibt er einem Studenten der Medizin. „In Ihrer eigenen Kirche gibt es vortreffliche Männer, denen es weder an Einsicht, noch an Aufrichtigkeit fehlt, Ihnen den Weg der Wahrheit und Tugend zu zeigen.“ Aber er versagt ihm doch seinen Rath nicht, so wenig wie er trotz seiner Zurückhaltung in religiösen Dingen Anstand nimmt, einen in Zweifelsucht verfallenen evangelischen oder katholischen Geistlichen in seinem Glauben zu stärken. Der frühere Benediktinermönch Winkopp, der später ein hohes Amt in kurmainzischen Diensten bekleidete, sagt in dem Entwurf seiner Lebensbeschreibung: „Bin ich tugendhaft, wie ich mir schmeichle, so bin ich es bloß durch Mendelssohn's Lehren und Grundsätze.“ — Wenn es galt zu retten aus materieller, aus sittlicher, aus geistiger Noth, so hörte sofort die scheue Zurückhaltung Mendelssohn's auf. Wie er den polnischen Juden aus dem Gefängniß befreit, so gewinnt er einen in Gewissensnöthen ringenden Geistlichen seinem Amt und seinem Glauben wieder, so entreißt er einen weltschmerzlichen Pessimisten der tödtlichen Melancholie, und weckt durch sanfte Ueberredung in einem zum Selbstmord entschlossenen Professor die Liebe zum Leben. Eine Rettung aber schätzte ihm das Volk hoch ein: Die Rettung des Glaubens. Diese dankbare Stimmung gibt etwas drastisch ein nicht eben geschmackvoller Vers wieder, der kurz nach Mendelssohn's Tode in verschiedenen Zeitungen erschien.

„Es ist ein Gott, das sagte Moses schon,
Doch den Beweis gab Moses Mendelssohn.“

Der von Kayserling aus einem Briefe Schleiermacher's abgedruckte Vers stand auch in der Voss. Zeitung vom 7. Januar 1786 und trug dort die Ueberschrift: „Eine Blume, auf Mendelssohn's Grab zu werfen.“

Das gleiche Schicksal, wie der Psycholog und Metaphysiker, hatte auch der Aesthetiker Mendelssohn. Jetzt, da man selbst von Lessing, Kant und Schiller keine Belehrung mehr über die Kunst wünscht, werden die ästhetischen Schriften Mendelssohn's gewiß sehr wenig gelesen. Wer so noch aus historischem Interesse seinen Lessing studirt, wird allerdings auch zu Mendelssohn's Briefen „über die Empfindung“ geführt“, die in der „Dramaturgie“ und sonst oft citirt und noch häufiger verwerthet sind. Aber nicht allein durch seine ästhetischen Schriften, mehr noch durch seine stille verborgene Arbeit an den Litteraturbriefen und den anderen kritischen Wochenschriften hat Mendelssohn den dichterischen Geschmack in Deutschland günstig beeinflußt. Seitdem er einmal scherzhaft schrieb, er bekomme einen Ansatz zum bel esprit, hat sich seine Schöngeistigkeit stets entwickelt und sich immer vortheilhafter von dem Geschmack des nüchternen Nikolai abgehoben. Mendelssohn wußte den „Werther“ zu schätzen, der ihn tief ergriffen hat. Er war der erste, der den Hamlet-Monolog metrisch übersetzte, und an der Verbreitung und rechten Schätzung Shakespeare's in Deutschland hatte er einen erheblichen Antheil, wie das erst kürzlich (von D. Jacoby, Shakespeare-Jahrbuch 1890) nachgewiesen ist.

Mächtig wirkend in seiner Zeit und seinem Volke, aber erdrückt von der fortschreitenden Wissenschaft, so muß sich der Philosoph Mendelssohn dem historischen Auge darstellen. Wäre Mendelssohn nichts weiter gewesen, als der Philosoph und Schriftsteller, so dürfte Deutschland jetzt, mehr als ein Jahrhundert nach Mendelssohn's Tode, mit mattem Interesse zusehen, wie eine Stadt das Andenken ihres berühmten Sohnes ehrt. Aber Mendelssohn war der Reformator der Juden, und die Kulturbewegung, die er eingeleitet hat, gehört leider noch nicht der Geschichte an. Deswegen muß diese Denkmalserrichtung eine allgemeine Theilnahme erregen, und sie kann über die Absicht ihrer Urheber hinaus an Bedeutung gewinnen, wenn bei diesem Anlaß die Kämpen der Judenfrage von hüben und drüben sich die Persönlichkeit Moses Mendelssohn's eindringlich an die Seele führten. Hier kann natürlich auch diese Seite seines Bildes nur mit wenigen Strichen mehr angedeutet als gezeichnet werden.

War Mendelssohn eigentlich ahnungslos ein Schritt

steller geworden, so fühlte er zum Reformator, besonders in der Jugend, vollends keinen Beruf. Er kannte zu sehr die Macht des Vorurtheils auf der einen, und den geringen Kulturstand der damaligen Juden auf der anderen Seite, um die Schwierigkeiten zu unterschätzen. So sehnlich er die Eingliederung der Juden in das deutsche Bürgerthum wünschte, so wenig Hoffnung setzte er anfangs in die Verwirklichung dieses Ideals. Und wie sollte er den Kampf eröffnen, der, wie er sagte, zum Athleten so wenig im moralischen, wie im physischen Verstande geboren war.

Bei seiner Schüchternheit, seiner geringen Kenntniß der Geschichte und der Politik glaubte er, zu praktischem Wirken ganz untauglich zu sein. Noch im Jahre 1770 schrieb er an einen „Mann von Stande", der die Lage der Juden nach einem ausgearbeiteten Plan verbessern wollte: „Im Praktischen bin ich stets in einer allzuengen Sphäre eingeengt gewesen, als daß ich die Fertigkeit hätte erlangen können, mich zu großen Dingen zu erheben und über gemeine Schwierigkeiten hinwegzusetzen. Wer kann seiner Größe eine Spanne zulegen?" — Er selbst fühlte sich freilich von vornherein in seinem Denken und in seinen Schriften ganz und gar als Deutscher.

Er liebte das Deutschthum, dessen geistiges Leben und Streben ihn erfüllte, dessen Sprache er gegen Friedrich den Großen vertheidigte und gegen Abbt's Willkür schützte. Er achtete das Christenthum, dem er die Patriarchen nicht zur Last legte und jeden Tempelherrn hoch anrechnete. „Lessing's Nathan", sagt er in den Morgenstunden, „gereicht der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in dem ein Mann sich zu dieser Höhe der Gesinnung hinaufschwingen konnte (wie Lessing)!" — So dachte er nicht nur in späteren Jahren. Bei aller Festigkeit, mit der er dem Judenthum anhing, war er frei von Fanatismus und Vorurtheil, konnte er schon als junger Mann Dichtungen mit christlich-religiösem Inhalt unbefangen würdigen, ja sogar übersetzen. Eine Aeußerung der Achtung über den Stifter des Christenthums war es ja auch, die ihm den öffentlichen Bekehrungsversuch Lavaters zuzog.

Dieser vor dem Publikum verhandelte Streitfall mit Lavater machte Epoche in seinem Leben. Mendelssohn war schon der bekannte und beliebte Schriftsteller. Man wußte und staunte es als ein Wunder an, daß ein Jude den „Phädon" geschrieben. Wie hatte sich diese schöne Seele in den Körper eines Juden verirrt? Aber Mendelssohn war wohl nur äußerlich ein Jude. Im Innern gehörte er dem Christenthum an oder gar keiner Religion. Das eben war es, was festgestellt werden mußte. So dachten viele, und Lavater gab eigentlich nur der allgemeinen Stimmung Ausdruck, als er Mendelssohn aufforderte, das Christenthum entweder zu bekennen oder zu widerlegen. Die Widmung einer Schrift von Bonnet zur Vertheidigung des Christenthums, welche Lavater übersetzt hatte, bot die erwünschte Gelegenheit. Und nun geschah das Unerwartete! Mendelssohn bekannte sich in seinem „Schreiben an den Herrn Diakonus Lavater zu Zürich" rückhaltslos als rechtgläubigen Juden. Und wie wußte er seinen Standpunkt zu vertheidigen, mit seiner Philosophie zu vereinigen! Das Sendschreiben ist ein Meisterwerk des Stils. Aus jedem Wort spricht eine Gesinnung, aus jedem Satz ein Charakter. In der Aufnahme, welche seine öffentliche Erklärung fand, trat die ganze Humanität des 18. Jahrhunderts in die Erscheinung. Wer irgend auf Bildung Anspruch machte, verurtheilte die Zudringlichkeit Lavaters und bewunderte die Gesinnung Mendelssohns, nicht zum wenigsten auch Bonnet, der seinen Uebersetzer gehörig abkanzelte und Mendelssohn seinen Beifall ausdrückte. Lavater der überhaupt nicht so hart beurtheilt werden sollte, that alles was er thun konnte. Er leistete öffentlich Abbitte.

Von dem allgemeinen Beifall war Mendelssohn selbst am meisten überrascht. Er hatte seine Zeit unterschätzt, nicht gemerkt, wie hoch die Saat der Aufklärung unter der Regierung Friedrichs schon aufgegangen war. Eine frische Hoffnungsfreudigkeit mochte ihn überkommen, daß man von diesem Zeitalter, in dem die Vorurtheile so sichtlich geringer wurden, vielleicht doch kühne Erwartungen für seine bedrückten Stammesbrüder hegen dürfe. Das kam dem bescheidenen Manne kaum in den Sinn, daß die bloße Thatsache seiner eigenen wissenschaftlichen und moralischen Persönlichkeit allein tausend Vorurtheile besiegte. Genug, der Ausgang des Streites enthüllte eine öffentliche Meinung, die den Juden um seiner Religion willen nicht mehr verdammte, und in der ermuthigenden Wirkung, welche sie auf Mendelssohn ausübte, liegt das wichtige Ergebniß dieser ganzen Angelegenheit.

Auf der anderen Seite konnte Mendelssohn auch immer günstiger über die Kulturfähigkeit der Juden urtheilen. Von dem Ruf Mendelssohns angelockt, kamen zahlreiche bildungsstrebende Juden nach Berlin, welche das unnatürlich darniedergehaltene Streben erfüllend, sich sehr schnell deutsche Bildung und Gesinnung aneigneten. Jetzt erst fing Mendelssohn an, bewußt und planmäßig an seinem Reformwerk zu arbeiten. Seine deutsche Uebersetzung der Bibel, die er mit hebräischen Buchstaben drucken ließ, sollte die deutsche Sprache unter den Juden läutern und verbreiten. Die Erschließung anderer als kaufmännischer Berufsarten für die Juden, besonders des Handwerks, war das nächste greifbare Ziel, das er trotzdem nur wünschen, nicht erreichen konnte. Die Erlangung politischer Rechte mußte ihm noch in weiter Ferne erscheinen. Konnte er selbst doch nur mit Mühe für sich, niemals für seine Familie das dauernde Aufenthaltsrecht in Berlin erwerben. Vor allem aber glaubte er, daß Strebungen dieser Art nicht von Juden ausgehen durften. Er faßte damals schon mit Recht die Judenfrage als eine deutsche Frage auf, er betrachtete die Emanzipation der Juden als eine Angelegenheit, die das Staatsinteresse erforderte. Deswegen unterstützte er zwar das Werk seines Freundes Dohm „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden". Er selbst aber begnügte sich, den Kampf auf theoretischem Gebiete zu führen, in seinem „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum". Leider ist diese Schrift, welche nach Art von Spinozas Tractatus theologico-politicus Fragen des Staats- und Kirchenrechts behandelt, nicht so populär geschrieben, wie seine anderen Werke. Sie konnte einem Kant manche Vorurtheile entreißen, aber nicht auf die Massen wirken.

Die Biographen Mendelssohns haben, wie mir scheint, die Entwicklung seiner Anschauungen und Stimmungen über das Judenthum gar nicht oder zu wenig beachtet. Von pessimistischer Resignation erhebt sich Mendelssohn allmählich zu vertrauensvoller Arbeit, die nur zuweilen durch irgend eine schlimme Erfahrung von der einen oder der anderen Seite niedergedrückt wird. Im Jahre 1762, als der Schweizer Iselin an ihn die Aufforderung richtete, einer „patriotischen Gesellschaft" beizutreten, da glaubte er, der vaterlandlose Jude, von einem solchen Unternehmen zurückstehen zu müssen. Mit tiefer Wehmuth ermißt er den weiten Abstand zwischen dem freien Staatsbürger und dem geknechteten Juden, dem „die bürgerliche Unterdrückung wie eine todte Last auf den Schwingen des Geistes liegt". Und zwei Jahrzehnte später kann Mendelssohn sich darüber beklagen, daß sein alter Freund und Gegner Michaelis „immer von Juden und Deutschen, statt von Juden und Christen" zu sprechen beliebt.

Wie hatten sich aber auch die Verhältnisse geändert, obwohl die Gesetzgebung oder die Gesetzlosigkeit der Juden noch immer die alte war. Als Mendelssohn nach Berlin kam, durfte ein Jude nur heimlich ein deutsches Buch lesen. Jetzt besuchten jüdische Kinder das Philantropin in Dessau. Und sie wurden dort nicht ungern gesehen. Im Gegentheil: Campe beklagt sich in einem Briefe an Mendelssohn über die geringe Betheiligung der Juden, denen man doch sogar einige Lehrerstellen am Philantropin zu eröffnen beabsichtigte.

In aller Entwicklung, zu allen Zeiten hat Mendelssohn aber die Devise hochgehalten, die in seinem Wort an Lavater liegt: „Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hegt, wünsche ich durch Tugend und nicht durch Streitschriften zu widerlegen." —

Ich ziehe keine Nutzanwendung. Nur eines will ich zum Schluß noch betonen, was ich gern ausführlicher und mehr überzeugend zur Darstellung gebracht hätte. In Dessau wird am 18. Juni nicht der Wissenschaft, sondern der Humanität ein Denkmal gesetzt; nicht einem Manne, sondern einem Jahrhundert. Der Geist des 18. Jahrhunderts aber verdient schon ein Denkmal; denn er ist lange todt. Er bedarf eines Denkmals; denn er ist in Gefahr, verachtet und vergessen zu werden.

S. Bach.

Neue Lyrik.

„Seit einiger Zeit sträubt sich Etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und, wie ich höre, regt sich bei manchen Zeitgenossen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedünken, als sei in schönen Versen allzuviel gelogen worden und die Wahrheit scheue sich, in metrischen Gewanden zu erscheinen.“ Seit dem Frühjahr 1837, da dieses Wort vor die zweite Auflage des Buches der Lieder gesetzt wurde, hat sich sowohl die Abneigung der Zeitgenossen gegen alle gebundene Rede als auch die Scheu der Wahrheit vor metrischen Gewanden noch beträchtlich gesteigert; wer von neuer Lyrik erzählen will, läuft immer Gefahr, überblättert zu werden; und wer gar selbst lyrisches Empfinden im Busen verspürt, der mag bei Zeilen sich der tiefen Aehnlichkeit erinnern zwischen Lyrik und Liebe: man kann nicht davon leben. Unsere größten modernen Lyriker: Storm, Fontane, Keller, Heyse finden bei der Masse kein Gehör und ein Erfolg von weiter Wirkung geleitet nur noch die Männer der Butzenscheibenlyrik, der Vagantenlieder, der Kneippoesie. Bei ihnen braucht man nicht zu denken, nicht zu empfinden; man liest ihre Büchlein und stellt sie dann fein säuberlich an passender oder unpassender Stelle zur Schau; diese Poesie hat keine Seele, nur einen Leib; aber der stolzirt in schönem golbverbrämtem Kleide einher und alle Jungfräulein haben ihn gern. Hamerling hat einmal in einer bitteren Stunde gesagt, den Erfolg des Säckinger Trompeters habe das dünne Papier gemacht, auf das er gedruckt ist; da spricht schwarzgallige Uebertreibung, gewiß; aber das darf man getrost behaupten: die breitesten lyrischen Erfolge werden heutzutage vom Buchbinder gemacht.

Vielleicht ist es unrecht, die Zeit anzuklagen. Es war ja niemals anders, auch bevor die Lokomotive pfiff und das Telephon klingelte. In den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts hat die deutsche Lyrik eine fast unerhörte Blüthe erlebt; und wie viele Sänger von damals waren nicht Prediger in der Wüste? Hölderlin und Möricke und die deutschen Anakreontiker sprachen tauben Ohren und außer den Formalisten und Nachahmern entlegener Kunstarten fanden nur jene Größten williges Gehör, die von ihren Werken sprechen durften wie Goethe von seinen Gedichten: „Es steht kein Wort darin, das nicht erlebt worden wäre.“ Die lyrische Dichtung ernsten und edlen Charakters stellt an den Empfänger die höchsten Ansprüche; er muß, wenn er genießen will, etwas wie ein Mitdichter sein; er muß die phantastische Fähigkeit besitzen, mit dem Poeten zur Werdestunde des Gedichtes rückzukehren und an seiner Seite alle Stimmungen zu durchlaufen, von der Konzeption bis zur Geburt dieses rythmischen Ausdruckes einer Menschenseele. Kann er ein großes Publikum haben, der Künstler, der so viel verlangt? Weit bequemer und vergnüglicher erscheint es der Mehrzahl, die Einladung eines flinken fahrenden Gesellen anzunehmen, der eine gereimte Maskerade verspricht, bei der am Ende gar eine Suleika oder Myrrha in anmuthiger Enthülltheit erscheint. Freilich, der Orientalismus und der Hellenismus ist unmodern geworden; selbst nach Spanien wollen die Reisenden nicht mehr gern, denn allzu viele Mandolinen haben an ihr Ohr geklungen, allzu viele Degen rächten schlimme Ehrverletzung und die Mäntelchen von starrer Seide sind brüchig geworden und blank und unansehnlich. Aber an neuen Reisezielen fehlt es darum nicht: die goldene Mittelalterlichkeit lockt und zieht; Burgsöller öffnen sich; ein minnigliches Fräulein neigt sich zu Thale, wo im Abendglanz altteutsches Gewaffen blitzt; aus weiter Ferne ziehen die Pappenheimer heran, blond und stark und mild und schneidig. Und schließlich wird noch prophezeit.

Das ist die Lyrik der Weihnachtszeit, die Lyrik des Industrialismus, deren wir gar nicht zu gedenken hätten, wenn sie nicht vor dem oberflächlichen Urtheil die ganze Gattung kompromittirte. Man hat sich allmählich gewöhnt, den Lyriker wie einen komischen Kauz zu betrachten, der seine Kinderkrankheit den Blicken einer nicht allzu großen Menge aussetzt, ohne Scham, ohne Bewußtsein der eigenen Lächerlichkeit. Witzblätter und solche, die es gern sein möchten, besitzen neben den Kategorien für Kasernenhofblüthen, Kindermund und Schwiegermutterscherze auch eine stehende Rubrik für lyrischen Blödsinn, und wenn in einer Normalposse ein blondmähniger Tölpel auftritt, dann grinst ihm verständnißinniges Lächeln entgegen: Aha — ein Dichter; gleich wird er Liebe auf Triebe reimen. Die Figur läßt nie im Stich; ça ne rate jamais, sagen die französischen Theaterpraktiker, wenn sie einen tausendundeinmal benützten Trick zum tausendundzweiten Male anwenden.

Und doch gibt es noch Menschen, die den Muth haben, Gedichte und nichts als Gedichte in einem Bande zu vereinen; ob es auch Leute gibt, die dergleichen überflüssige Bücher kaufen, das kann ich nicht verrathen. Aber geschrieben und gedruckt werden sie, das ist gewiß. Sonst könnten nicht drei neue Gedichtbücher, sämmtlich vom heurigen Jahrgang vor mir liegen, eines freundlichen Geleitwortes gewärtig. Der immer geschätzte Leser möge sich beruhigen: es ist keine Goldschnitt- und Durchschnittwaare, auf die er hier einen Blick werfen soll; es sind vielmehr zwei alte Bekannte, ein Männlein und ein Weiblein: Ludwig Fulda und Maria Janitschek, die mit poetischen Spenden am Eingang harren. Und ein Dritter hat sich noch kurz vor Thoresschluß ihnen zugesellt, der Letzte, aber gewiß nicht der Schlechteste: Julius Hart.

Kein größerer Gegensatz läßt sich erdenken, als der sich zwischen Maria Janitschek und Ludwig Fulda aufthut; und — wunderbar genug! — wenn wir beider Gedichtsammlungen durchgelesen haben, erscheint uns des Mannes Begabung weiblich, das Talent des Weibes männerstark. Bei Maria Janitschek ist die Form nichts, der Inhalt alles; sie malt mit fliehendem Pinsel, ohne Rast, ohne feinere Schatten, ein zuweilen grandioses, oft genug auch ein wüstes und verworrenes Bild: eine heroische Landschaft, eine Gigantomachie, ein Lautleben der Natur, einen Orkan, der mitten durch ein Menschenherz braust und urplötzlich verschwunden ist, als hätte ihn Aeolus in den Sack gesteckt. Auf Schritt und Tritt begegnen uns Ueberraschungen, nicht immer solche erfreulicher Art: schlimme Wortbildungen, fürchterliche Reime, Metren von beinahe prosaischer Freiheit; aber unser Aerger ob solchen Fehls währt niemals lange, denn sofort fesselt ein Bild von merkwürdiger Schöne unser Auge, ein Bild wie von einem Boecklin geschaut und von einem flüchtig hastenden Schüler ausgeführt. In ein schmächtiges Heftchen sind hier „Irdische und unirdische Träume“*) gebannt, Träume eines zweifelsüchtigen und doch nach Glauben sich sehnenden Herzens, einer Frau, die den Männergeist in sich nicht meistern kann und die darum mit ihrem eigenen Ich zerfallen ist. Umsonst ringt ihr grüblerischer Hang zur Klarheit; umsonst strebt sie den Himmel zu durchdringen, dem alten Gott ins furchtbar milde Angesicht zu sehen; sie reckt und streckt die schlanke Jugendgestalt, sie sucht den eigenen Schatten kühn zu überspringen — vergebens. Genug hat sie geschaut, um „des Lächelns frohe Regung“ für immer zu verlernen; zu wenig, um sich mit der Weltenseele eins zu fühlen. Ungenügen, seelisches Leiden sind die Folgen. Das schönste, eigenartigste Gedicht der neuen Sammlung führt die Aufschrift „Unbegriffnes“; man könnte dieses Wort

---

*) Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann.

recht wohl den meisten Dichtungen von Maria Janitschek vorauszusetzen. Empfundenes gibt sie, aber meist Unbegriffenes; wie das Mädchen in dem angeführten Gedicht von einem unbegriffenen Tönen vorwärts getrieben wird, so jagen unverstandene Naturstimmen auch die Dichterin vom Zweifel zum Glauben, vom Glauben zur Verzweiflung:

„Bald klagt's in jammervollen Tönen,
Bald ist's ein todesbitteres Höhnen,
Ein Schluchzen, ach, ein Kindessingen,
Daß mir ins Aug' die Thränen bringen."

Und nun Ludwig Fulda — wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Er kann alles, er kommandirt die Poesie; alle Metren, alle Formen gehorchen ihm und die reinsten Reime sind ihm unterthänig; Paul Heyse grüßt er in herrlichen Terzinen; in derben Knüttelversen trotzt er dem Ruhm des Nürnberger Schusterpoeten und mit Baumbach singt er gelegentlich, ein fitzender Spielmann, durch die schöne Welt. Herr Fulda ist der Lyriker fin de siècle, ihm ist kein Ding unmöglich, denn sein formalistisches Talent findet kaum eine Schranke. Mit so vortrefflichen Gaben kann man in einer Zeit, in welcher das Formengeschick fast ausgestorben ist, großen Beifall erringen; und Fulda verdient ihn überall, wo er einen kleinen Stoff wirksam und zierlich gestaltet hat. In seinen „Gedichten"*) ist kein Mangel an wunderhübschen Sachen; niedliche epigrammatische Sprüche, kleine Gelegenheitsgedichte von beinahe kokettem Reiz erfreuen den Leser und der erste, „Satura" genannte Theil wäre nur zu loben, wenn die Satire nicht gar so zahm, der Gedanke nicht gar so künstlich herauskäme. Fulda möchte recht den Titanen spielen und er ist doch ein nervenschwacher Sohn des 19. Jahrhunderts; er sehnt sich nach Ursprünglichkeit, nach Sturm und Drang und einsamer Größe und er ist doch ein behaglicher Kulturmensch und ein treues Kind der Gesellschaftswelt. Seine Persönlichkeit ist nicht zu fassen, nicht zu halten; er träumt von der seligen Zeit der Postkutschen und Oellampen und entbietet doch den modernsten Literaturrevolutionären kameradschaftlichen Gruß; er schämt sich von Zeit zu Zeit anscheinend seiner gesunden Rothwangigkeit und versucht, ein bischen den todtkranken Weltschmerzdichter mit dem Kainszeichen auf der Stirn zu spielen. Aber der liebenswürdige Simulant täuscht nicht uns, nicht sich selbst. Wenn er uns auch mitunter glauben machen will, seine Satiren seien arg verwundende Nesselsträuße: unter der grimmen Maske sehen wir das freundliche Lächeln und zwischen den Zeilen meinen wir zu lesen: Meine Damen und Herren, achten Sie nicht auf meine wilde Geberde; ich bin ein wahlerzogener Mensch und werde gewiß nie ein öffentliches Aergerniß geben!

Fulda täuscht sich selbst nicht; er kennt wohl besser als seine Beurtheiler die gewaltige Kluft, die sein artiges Können von seinem titanischen Wollen trennt; sonst hätte er nicht als erstes Bekenntniß die Strophe geschrieben:

„Glücklich, wer schafft in engsten Bezirken,
Glücklich die lenkende Hand am Steuer,
Nerviger Arm am Schmiedefeuer,
Glücklich, wer eins ist mit seinem Wirken!
Ich bin aus mir selber vertrieben,
Möchte hassen und muß doch lieben,
Möchte lieben und muß verschmähn,
Und im Innern will nichts erstehn!" —

Er ist nicht eins mit seinem Wirken, ihm fehlt der Muth aber vielleicht auch nur die Selbstzufriedenheit, der eigenen Individualität, frisch zu vertrauen; am Ende hält er sich selbst für eins von den mäßigen Talenten, von denen er sagt:

„Sei ganz Du selbst!" Wer also spricht
Zu mäßigen Talenten,
Der sagt zum Bettler: Sorge nicht
Und leb' von Deinen Renten."

Ein Bettler ist dieser feine Kopf mit den anmuthenden Poetengaben gewiß nicht und man sollte glauben, er könnte recht wohl von eigenen Renten leben, ohne bei allen poetischen Großkapitalisten, von Heine bis zu Heyse, zu borgen. Dazu wäre freilich eine Gewöhnung an weisere Selbstbeschränkung nöthig. Einen Riesenstoff wie Prometheus Pyrphoros kann man mit bloß gefälligen Gaben, mit feminimer Formenschmiegsamkeit nicht bewältigen. Hier ist der Dichter geistreich, aber nicht gewaltig und der hohe Flug, den die Sprache nimmt, läßt uns erst recht empfindlich erkennen, wie weit der Gedanke unter ihr zurückbleibt. Das Beste, was Fulda geben kann, ist auserlesenes Kunsthandwerk, es sind Sachen und noch mehr Sächelchen von feinster Factur, sorgsam polirt und für den Nippestisch bestimmt. Sein Feuerspender bleibt nur Miniaturarbeit; aber wer wollte den geschmackvollen, künstlerisch empfindenden Miniaturisten nicht bewundern, trifft er auf seinem eigensten Gebiet ihn an? Freilich sollte ein kluger Verskünstler sein Atelier von aller geringwerthigen Waare säubern; die Banalität der „Hochzeit" vom König Frühling und der Königin Nacht gemahnt mit ihrem flüsternden Laub und dem wollusttrunkenen Athem ärgerlich an berüchtigte Muster. Dafür entschädigt ein einfacher, ein wirklich gesehener und nicht nachempfundener „Regentag".

Fulda ist in seines Herzens tiefstem Grunde kein Modernitätsverehrer; es ist kein Zufall, daß seine beiden beliebtesten Lustspiele das friedliche Leben am runden Familientisch verherrlichen, fern von der wilden Jagd des hellen Tages. Mitunter ist er sogar herzlich unmodern, so z. B. wenn er Guttenberg den Kerkermeister der lebendigen Dichtung nennt oder mit den unausstehlichen Besserwissern von Kritikern nach schlechter alter Weise herumschilt. Zwei Seelen wohnen eben auch in seiner Brust: ein philiströses, wohlgesittetes Seelchen und eine rechte Dichterseele, die gar zu gern unter den siegenden Kämpfern sein und mit den „Kerlen von Urwaldsstruppigkeit" fraternisiren möchte. Es ist ganz merkwürdig, wie oft das kleine Seelchen mit der laut jubilirenden Seele fertig wird.

Ein ganz Moderner ist Julius Hart, den ich nur aus seinem neuen Gedichtbuche „Homo sum"*) kenne. Er ist kein grüblerischer Phantasienmaler wie Maria Janitschek, kein graziöser Formalist wie Fulda; er gibt mehr Gedanken als Gefühle, Lyrik für Männer, nicht für Damen und Jünglinge; sein Stil ist schwer, hymnenartig, oft in rhetorischer Wucht einherschreitend. Er beherrscht die Form, aber sie bleibt ihm Mittel zum Zwecke, er fürchtet nicht ängstlich, sie zu durchbrechen; er kokettirt nie, aber er reflektirt fast zu viel; er gibt uns mehr zu hören als zu sehen und die Art, wie uns das Gehörte übermittelt wird, entspricht nicht immer der Individualität dessen, dem das Gedicht auf die Lippe gelegt wird. Und das sollte doch. Denn ein lyrisches Gedicht ist nur als ein unmittelbarer Ausdruck individuellen Empfindens aufzunehmen und ein „Ahasver der Liebe" darf nicht träumen und reden wie ein um Liebesglück betrogenes Mägdelein. Die Persönlichkeit unseres Dichters drängt sich immer hervor; aber diese Persönlichkeit ist so stark und eigenartig und modern, daß sie uns zu fesseln vermag. Sturm und Streit der Gegenwart, ihre Noth und Sorge, ihren Jammer und ihren sozialistischen Zukunftsglauben hat Julius Hart in kraftvolle Verse hineingemeißelt; seine Gedichte tragen das unverkennbare Gepräge einer unruhvollen Uebergangszeit; sie sind individuell und modern und vor diesen gewichtigen Qualitäten verblassen ihre Mängel.

Hart ist kein Atheist, kein Pessimist; auch er kämpft um die Zukunft, aber er kämpft als ein Glaubender, der die Morgenröthe schon tagen sieht. Maria Janitschek sucht Gott, aber sie fühlt nur seine schwere Hand auf ihrer Brust: „Ihn sah ich nicht"; Hart weiß ihn zu finden hinter verhüllenden Wolken und in trotziger Liede ruft er ihm zu:

„Der Du Dein schönes heiliges Antlitz
Verbirgst uns schmerzbeladenen
Mühefallleidenden
Unseligen Menschen,
Willst Du in Qualen uns lassen?

*) Berlin. F. Fontane, 1890.

*) Großenhain und Leipzig. 1890. Verlag von Baumert und Ronge.

Ewig verschließen für uns Dein Herz,
Nur allein trinken
Vom Borne Deiner Liebe?
Wie eine kalte schöne Geliebte
Dich an Dir selber berauschen?"

Selig preist er die Liebenden, die Schaffenden, die Barmherzigen: ein ganz modernes Evangelium, das nicht mächtiger ausklingen könnte als in die Strophe:

„Dich, Kraft, besing' ich, die Natur Du zwingst
In Deinen Dienst, und dumpfen Sinnesträumen,
Des Fleisches todtem Kerker uns entringst, —
Du Kraft, laß alle meine Adern schäumen
Von Deinem warmen Blut. . . . Euch alle sing' ich,
Arbeiter, Krieger, die der Menschheit Baum
Mit ihrem Schweiß und mit dem heil'gen Schaum
Des Blutes düngen. . . . Singen will ich den Kampf
Mit Dir Natur, Fleisch, Staub und Tod."

Herr Hart hat seinem lesenswerthen Gedichtbuche eine Einleitung vorausgeschickt, die er „Die Lyrik der Zukunft" betitelt. Viel graue Theorie, hier und da ein Körnchen Wahrheit. Daß nun auch noch der Lyriker „objektiv" werden soll, wird man nicht ohne heiteres Staunen lesen; am Ende möchte, wie Paganini um seine Komplimente und Verbeugungen, Hart um seine Objektivität gepriesen werden, während gerade seine starke, flammende und drängende Subjektivität einstweilen das Beste ist in seinem Dichten und Trachten. So wenig wie eine „neue Kunst" schlechtweg, gibt es auch eine neue Lyrik, eine Lyrik der Zukunft, deren Prinzip man nun urplötzlich entdeckt hätte. Heute wie vor und nach hundert Jahren singt ein jeder natürliche Vogel seine eigene Weise und nur die dressirten Zimmerhocker pfeifen eine eingelernte, ungewaltige Melodei. Das Instrument des Lyrikers ist seine Seele, und ist die nicht weit und frei und reich an Vorstellungen und Gefühlen, dann bleibt er bei aller Objektivität ein armer Mann, bei dem sich Niemand gern zu Gaste laden wird. Mehr noch als von jedem andern Sterblichen gilt von dem Lyriker das Goethewort: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit."

Maximilian Harden.

Schiaparelli's astronomische Entdeckungen.

Selten ist es bei der ungeheuren Ausdehnung, welche so ziemlich alle Wissenschaften in unserer Zeit gewonnen haben, einem einzelnen Gelehrten mehr vergönnt, alle Zweige seines Faches gleichmäßig zu beherrschen, alle durch neue Forschungen von bleibendem Werthe zu bereichern. Zu diesen ausgezeichneten Männern dürfen wir aber mit vollem Rechte den berühmten italienischen Astronomen zählen, dessen die Ueberschrift dieses Aufsatzes gedenkt, und dessen Leistungen zudem ihrem weitaus überwiegenden Theile nach sich auf Fragen beziehen, die auch für das größere Publikum hohes Interesse darbieten müssen. Giovanni Virginio Schiaparelli gehört dem thatkräftigen, ernsten piemontesischen Stamme an, dem Italien so viel verdankt; er wurde im Jahre 1835 zu Savigliano (am Fuße der Cottischen Alpen) geboren, bildete sich u. a. auf der damaligen Hochschule der beobachtenden Sternkunde, auf der russischen Reichssternwarte Pulkowa, zum Astronomen heran und bekleidet seit geraumer Zeit die Stelle des Direktors an dem schon seit einem Jahrhundert eines guten Namens sich erfreuenden Observatorium zu Mailand. Ausgerüstet mit allen den vervollkommneten Hilfsmitteln der neuesten Zeit, hat derselbe seit einem Zeitraum von nahezu drei Jahrzehnten Entdeckung auf Entdeckung gehäuft; es sei gestattet, von diesen und überhaupt von der litterarischen Wirksamkeit des trefflichen Mannes einen kurzen, aber doch alle wichtigen Punkte gehörig hervorhebenden Bericht zu erstatten.

Verfügend über tiefe, bei den Vertretern der Naturwissenschaften nicht allzu häufige Kenntnisse auf philologischem Gebiete, ist es Schiaparelli möglich gewesen, der Geschichte der Astronomie große Dienste zu leisten und eine Reihe von Fragen aufzuklären, denen gegenüber hochgeachtete Historiker ihr Unvermögen hatten eingestehen müssen. Seit hundert Jahren suchte man über das Wesen des Weltsystemes Klarheit zu erhalten, welches in der Zeit vor Aristoteles der griechische Mathematiker Eudoxus von Knidus aufgestellt hatte, und welches, da die Originalschrift verloren gegangen ist, nur aus gewissen Andeutungen bei anderen Schriftstellern heraus konstruirt zu werden vermochte. Es gelang Schiaparelli, einleuchtend nachzuweisen, daß in diesem Systeme das auch im späten Mittelalter noch vereinzelte Verehrer besaß, jeder Planet mit mehreren — 3 bis 5 — Kugelschalen fest verbunden gedacht war, in deren gemeinsamem Mittelpunkte die Erde stand, und daß, indem jede einzelne dieser Sphären besondere Bewegungen angewiesen erhielt, der Planet eine mehr oder minder verwickelte Bahn zu beschreiben gezwungen wurde, welche, indem man nur eben über die erwähnten Bewegungsimpulse in angemessener Weise verfügte, sich zu jeder beliebigen Uebereinstimmung mit der von dem Wandelsterne thatsächlich an der Himmelskugel beschriebenen Bahnkurve bringen ließ. Fast gleichzeitig ward auch die noch berühmter gewordene Untersuchung über „die Vorläufer des Coppernicus im Alterthum" in Angriff genommen, deren Resultate der Autor 1876 in den Denkschriften der lombardischen Akademie veröffentlichte; eine deutsche Ausgabe dieser Schrift hat Professor Curtze in Thorn veranstaltet. Man wußte ja wohl schon aus gelegentlichen Anspielungen, die da und dort in der antiken Litteratur sich verstreut finden, daß auch in früher Zeit schon an der Ruhe der Erde zu rütteln versucht worden war, allein zu einem Gesammtbilde hatte die hierauf gerichteten Bestrebungen noch Niemand vereinigt, und so fehlte es der neuen, mit größeren Mitteln durchgeführten Bearbeitung des Themas nicht an überraschenden Aufschlüssen. Zu den wichtigsten gehörte wohl der Nachweis, daß der alternde Plato, nachdem er lange ein überzeugter Anhänger der pythagoreischen Kosmologie gewesen war, wenigstens die Achsendrehung der Erde anerkannt, sowie der weitere, daß Plato's Zeitgenosse Heraclides Ponticus diese Wahrheit als der erste bestimmt und ohne alle Umschweife ausgesprochen hat. Auch zwei indische Astronomen des früheren Mittelalters, Aryabhatta und Chaturoeda, wurden bei dieser Gelegenheit als Vorcoppernicaner erkannt.

Auf ein anderes Feld führen uns Schiaparelli's astrometeorologische Arbeiten. Wohl so lange es reflektirende Menschen gibt, hat man sich, darüber lassen die astrologischen Keilinschriften Mesopotamiens keinen Zweifel, den Kopf darüber zerbrochen, ob wohl der Mond einen spürbaren Einfluß auf die irdischen Witterungsverhältnisse ausübe, und im Allgemeinen war man von je her nur allzu bereit, einen solchen Einfluß in recht umfänglichem Maße zuzugestehen. Nahezu die gesammte Meteorologie der Griechen und Römer, der Araber und der christlichen Abendländer war beherrscht von dem Gedanken, daß unser Begleiter den obersten Regulator für Wind und Wetter abgebe; auf dieser Ueberzeugung beruht u. a. der berüchtigte hundertjährige Kalender, und noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts ließen es sich Toaldo und Chiminello angelegen sein, die Witterungskunde als eine bloße Abzweigung der Astronomie zur Geltung zu bringen. Die nothwendige Reaktion, welche unter Kämtz, Dove u. a. gegen diesen höchst einseitigen Standpunkt sich erhob, schoß einigermaßen auch wieder über das Ziel hinaus, denn nachdem Gesetze aufgefunden waren, welche die Bewegungsvorgänge in der Lufthülle einfach als das Ergebniß von Wärmeströmungen und Druckausgleichungen auffassen ließen, wollte man von einer Einwirkung des Mondes auf die Atmosphäre überhaupt nichts mehr wissen. In beschränktem Maße ist jedoch eine solche nach Schiaparelli unzweifelhaft vorhanden, und zwar äußert sie sich am kräftigsten im Bewölkungszustande des Himmelsgewölbes. Auch verglich der Genannte zahlenmäßig die Kräfte, mit welchen die Gravitation des Mondes und der Sonne sich zu

offenbaren im Stande sind, und es fand sich, daß die Sonne, deren Wärmestrahlung ja freilich den am meisten einschneidenden Faktor darstellt, hinsichtlich der Schwerwirkung beträchtlich von dem zwar ganz unverhältnißmäßig weniger massigen, der Erde aber ungleich näheren Trabanten derselben übertroffen wird.

Verhältnißmäßig früh wandte sich Schiaparelli's Aufmerksamkeit einem Gegenstande zu, welcher bis dahin als Stiefkind der astronomischen Forschung anzusehen gewesen war. Chladni und A. v. Humboldt hatten es zwar bewirkt, daß man den kosmischen Charakter der sogenannten Sternschnuppen gelten ließ, allein man wußte doch mit denselben wenig anzufangen, und die gelegentlich von dem Deutschböhmen Morstadt ausgesprochene Vermuthung, es möge wohl zwischen diesen Körpern und den Schweifsternen eine gewisse Verwandtschaft bestehen, blieb ohne jede nachhaltige Wirkung. Es war deshalb die Fachwelt nicht wenig überrascht, als von dem damals in weiteren Kreisen noch bei weitem nicht in dem Grade, wie jetzt, bekannten Mailänder Astronomen eine den Sachverhalt mit Einem Schlage aufdeckende Schrift veröffentlicht wurde, welche denn auch bald in deutschem Gewande erschien (Schiaparelli's Entwurf einer astronomischen Theorie der Sternschnuppen, deutsch von G. v. Boguslawski, Stettin 1871), und von welcher sehr bald einstimmig zugegeben wurde, daß sie der Wissenschaft völlig neue Bahnen abgesteckt und gebrochen habe. Es wurde dargethan, daß die als „Meteorschwärme" bezeichneten Ansammlungen einer sehr großen Anzahl dieser Weltkörperchen je einen geschlossenen Ring um die Sonne herum bildeten, und daß der Eintritt ausgiebiger Meteoritenfälle, wie man sie im August und November eines jeden Jahres wahrzunehmen gewohnt ist, durch die Kreuzung der Erdbahn mit einem solchen Ringe bedingt sei. Letzterer ist in diesen beiden Terminen der Anziehungskraft unseres Erdkörpers in weit höherem Maße unterworfen, als sonst irgendwann, und dadurch geschieht es, daß die Meteorsteine zahlreich auf die Erde niederfallen und uns mit der chemischen Analyse ihrer Zusammensetzung den unmittelbaren Nachweis dafür ermöglichen, daß die nämlichen gesteinsbildenden Mineralien, welche beim Aufbau unserer Erdgebirge die Bestandtheile abgegeben haben, auch in den weiten Räumen des Kosmos sich vorfinden. Die Gestalt des erwähnten Ringes, d. h. mit anderen Worten die Bahn des Meteorschwarms ließ sich nach den von der theoretischen Astronomie aufgestellten Vorschriften berechnen, und da stellte sich der merkwürdige Umstand heraus, daß einzelne dieser Bahnen mit den Ellipsen, in denen sich gewisse Kometen um die im Brennpunkte befindliche Sonne bewegen, ganz und gar übereinstimmen. Arago hatte mit dem Namen der „Perseiden" und „Leoniden" die beiden oben genannten Meteorschauer deshalb belegt, weil der „Radiationspunkt" derselben sich bezüglich in den Perseus oder Löwen verlegen läßt, d. h. weil jeweils aus einem dieser Sterndilder die Lichtkörperchen wie eine Feuergarbe hervorströmen. Die Perseiden nun gehen nach Schiaparelli's Rechnungen in derselben Bahn einher, welche der dritte Komet des Jahres 1862 eingehalten hatte, und gleicherweise fällt die Bahnkurve der Leoniden zusammen mit derjenigen des ersten Kometen von 1866. Diese so ganz auffällige Uebereinstimmung läßt nur Eine Deutung zu. Für jede „kosmische Wolke" gibt es eine analytisch zu bestimmende „Stabilitätsgrenze"; so lange diese nicht erreicht oder überschritten ist, bleiben die Theilchen des locker gefügten Weltkörpers beisammen und bilden einen Kometen, während sie dann, wenn die Gravitation eines anderen, massenkräftigen Weltkörpers die Stabilität aufhebt, sich zerstreuen und in die zusammenhangslose Form des Meteorschwarmes übergehen. Solche Schwärme sind somit nichts anderes, als aufgelöste Kometen, und diese letzteren dürften hinwiederum als sehr kompakte Konglomerate von Meteoriten aufzufassen sein. So war das Band zwischen zwei Klassen von Himmelskörpern geknüpft, welche sich vorher völlig fremd gegenüberstanden, und die Meteoritenastronomie war als eine neue, selbständige Abtheilung dem Systeme der Gesammtwissenschaft eingefügt. Die von Gauß gehegte Ansicht, daß ursprünglich sämmtliche Kometen in geschlossenen Bahnen sich bewegt hätten, daß also hyperbolische und parabolische Bewegungen bloß eine Ausnahme von der Regel bildeten, erschien nunmehr auch in einem neuen Lichte: die Kometen waren eben zuerst selbständig im Weltraume schwebende Nebelmassen, welche vom Sonnensysteme, das ja neueren Feststellungen zufolge mit ziemlicher Geschwindigkeit im Raume fortschreitet, in diese progressive Bewegung hereingezogen, sozusagen annektirt wurden.

Auch auf ein anderes mysteriöses Gebilde der Himmelskunde, auf das seinem Wesen nach bis heute noch unerforschte Thierkreislicht, hat Schiaparelli sein Augenmerk gerichtet. Wir haben durch ihn die merkwürdige Erscheinung kennen gelernt, daß dieser Lichtschimmer nicht immer nur am Ost- resp. Westhorizonte zu sehen, sondern manchmal über das ganze Firmament sich auszudehnen im Stande ist; wie eine Lichtbrücke überspannte es bei der von Schiaparelli in der Nacht vom 3. bis 4. Mai 1862 angestellten Beobachtung das sichtbare Himmelsgewölbe. Die Stellarastronomie ferner, die Lehre von den Fixsternen, hat der vielseitige Forscher dadurch bereichert, daß er alle diejenigen Doppelsterne, d. h. die durch ihre gegenseitige Anziehung physisch verknüpften Sternpaare aufsuchte und katalogisirte, denen eine besonders lebhafte Bewegung zukommt. Neuerdings gelang ihm der Nachweis, daß die Polhöhe oder geographische Breite eines Ortes keine ganz invariable Größe ist.

Seit etwas über einem Jahrzehnt sind es in erster Linie die Planeten, deren physikalische Verhältnisse näher zu ergründen sich Schiaparelli zur Aufgabe gesetzt hat. Keiner derselben ist von ihm unbeobachtet geblieben, wie er denn auch seinen Beitrag zur Erledigung der alten Streitfrage leistete, ob der Uranus eine Abplattung besitze oder nicht. Er glaubte, ebenso wie Young und Safarik, eine solche wirklich erkannt zu haben, und zwar würde der Aequator des Uranus-Sphaeroides gerade in die Ebene der Satellitenbahnen zu liegen kommen, allein dieser Wahrnehmung stehen allerdings die von Seeliger mittelst des berühmten Münchener Refraktors erzielten Ergebnisse entgegen, ohne daß bislang eine Vermittlung möglich gewesen wäre. Ungleich wichtiger sind jedoch die Bereicherungen, welche unser Wissen von den Planeten Mars, Merkur und Venus durch Schiaparelli erfahren hat.

Die Opposition, in welche Mars 1877 zur Sonne getreten war, bot eine selten günstige Gelegenheit, die Oberflächenbeschaffenheit dieses unserer Erde nach mancher Hinsicht so ähnlichen Planeten zu studiren, und diese Gelegenheit wurde auf der Mailänder Sternwarte voll ausgenützt. Zum ersten Male wurde es möglich, von den beiden Marshalbkugeln eigentliche Karten zu entwerfen und so zwischen „Geographie" und „Areographie" die anregendsten Vergleiche zu ziehen. Während auf der Erde große Festlandkomplexe mit noch weit umfänglicheren ozeanischen Wasserflächen abwechseln, ergab sich für den Mars das vollständige Fehlen eigentlicher Kontinente; nur Inseln sind in reicher Fülle vorhanden, zwischen denen sich Wasserstraßen von der verschiedensten Breite hinziehen. Feste Grenzlinien zwischen festem und flüssigem Elemente gibt es anscheinend nicht, vielmehr ändern die Sunde sehr rasch ihre Gestalt, und bei jeder neuen Beobachtung stellen sich dem Auge auch neue Kanäle dar, während andere verschwunden sind. Dieses „Kanalproblem" des Mars hat den Konjekturen bereits weiteren Spielraum eröffnet, es ist insbesondere von französischen Astronomen die Vermuthung aufgestellt worden, daß die uns zugewendete Hemisphäre des Mars sich zur Zeit in einem — der irdischen Diluvialperiode entsprechenden — Zustande der Vereisung befinde, und daß Sprünge im Eise dem gefrorenen Eismeere ebenso eine alle Augenblick veränderte Physiognomie verliehen, wie dies bei unserem nördlichen Eismeere erfahrungsgemäß der Fall ist. Mag dies vorläufig auch noch ins Bereich der bloßen Spekulation gehören, so ist doch die schon vor Jahren aufgestellte Hypothese, daß Schnee und Eis auf dem Mars existiren, nachhaltig bekräftigt worden. Nahe den Polen, diese selbst jedoch nicht in sich begreifend, erkennt man rundliche weiße Flecke von

veränderlicher Größe, die man nur mit den Eismänteln unserer Erdpole in Parallele stellen kann, und Schiaparelli bemerkte, daß die südliche weiße Haube dann, wenn die Südhalbkugel des Planeten ihren Sommer hat, auf einen ganz kleinen Raum zusammenschwindet, um, wenn die Sonne in ihrem scheinbaren Laufe sich der anderen Marshälfte zuwendet, nach und nach an Umfang wieder zuzunehmen. Damit ist also der Klimagegensatz zwischen den beiden Halbkugeln als ein demjenigen unseres Wohnplaneten völlig analoger erkannt, und auch darin erblickt Schiaparelli ein periodisch-klimatisches, von den Mars-Jahreszeiten abhängiges Phänomen, daß gewisse Kanäle, die 1877 und 1879 keine Besonderheiten darboten, bei der im Dezember 1882 eingetretenen neuen Opposition doppelt gesehen wurden, zweigetheilt erschienen. Man hat freilich diese Zweitheilung auf eine in der dicken Atmosphäre des Mars vor sich gehende Doppelbrechung des Lichtes zurückführen wollen, indessen muß es vorerst noch für weit wahrscheinlicher gelten, daß der Erscheinung etwas Thatsächliches zu Grunde liegt. Jedenfalls sind durch Schiaparelli die Grundlinien zur Topographie und Oberflächenphysik dieses Planeten in geradezu mustergültiger Weise gezogen worden.

Minder ergiebig an interessanten Details, war doch vielleicht im Hinblick auf die Förderung unserer Erkenntniß überhaupt noch bedeutsamer das Studium, welches Schiaparelli dem Planeten Merkur gewidmet hat. Dieses Gestirn hat bekanntlich von der Sonne einen verhältnißmäßig sehr geringen Abstand und wird deßhalb von den Strahlen jener derart überglänzt, daß es, je nach der Jahreszeit, nur kurz nach dem Untergange oder vor dem Aufgange der Sonne sichtbar wird. Seine Höhe über dem Gesichtskreise ist dann aber immer nur eine geringe, die Sichtbarkeit erschwerende, und Coppernicus hat sich der Ueberlieferung nach bitter darüber beklagt, daß ihn die dem Weichseldelta entsteigenden Nebel zeitlebens verhindert hätten, den Merkur zu Gesichte zu bekommen. So war denn unser Wissen von diesem bis in die neueste Zeit herein ein recht beschränktes, und vor Allem wußte man nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wie lange der Planet zu einer Drehung um seine Achse brauche. Auch hier brachte Schiaparelli die Abhilfe, indem er, von der raumdurchdringenden Kraft seines Fernrohres überzeugt, den Stern auch am hellen Tage zu verfolgen beschloß und auch wirklich trotz der Nähe der Sonne über den ganzen Himmel hin verfolgte. Indem er gewisse Flecke, Stellen von ungleicher Leuchtkraft, an der Oberfläche des Merkur erkannte und deren Ortsveränderung den Rändern der Scheibe gegenüber von Tag zu Tag mikrometrisch maß, gelangte er dazu, sowohl die Lage der Rotationsachse, als auch die Rotationsdauer zu ermitteln. Das Resultat bezüglich der letzteren war ein frappantes: auf dem Merkur ist Tages- und Jahresdauer gleich, denn in eben dem Zeitraum, den er zur Umwanderung des Centralgestirnes benöthigt, dreht er sich einmal um seine Achse. Ein ähnliches Verhalten war bis dahin nur noch bei unserem Erdmonde konstatirt worden; es ist damit ausgesprochen, daß wir, von geringfügigen Schwankungen abgesehen, vom Merkur ganz ebenso nur immer dieselbe Hälfte vor uns haben, wie vom Monde. Ist diese Thatsache an sich schon eine der vollsten Beachtung würdige, so steigert sich ihre Bedeutung noch durch die Streiflichter, welche sie auf die kosmogonische Theorie von Kant-Laplace zu werfen geeignet ist, zumal nachdem auch für den zweiten der unteren Planeten etwas ganz ähnliches sich herausstellen zu wollen scheint.

Bei der Umschau nämlich über sein Gebiet und über die Punkte desselben, bezüglich deren der Wissensstand nicht auf der wünschenswerthen Höhe sich befindet, mußte Schiaparelli auch weiter die Frage nach der Umdrehungsdauer der Venus als eine offene, der Lösung entgegenharrende erkennen, und mit dieser Frage haben es denn auch seine neuesten, wiederum in den „Rendiconti" der gelehrten Gesellschaft Mailands erschienenen Publikationen zu thun. Ein ausführlicher geschichtlicher Rückblick orientirt uns über alles, was nach dieser Seite hin früher bereits geschehen ist. Bianchini hatte für die Venus einen „Tag" von über 24 Erdentagen gefunden, während aus den Beobachtungen Jacques Cassini's eine nahe vollkommene zeitliche Uebereinstimmung zwischen den Rotationsperioden der Venus und der Erde hervorgehen zu wollen schien. Diese Gleichheit galt bis zu Schiaparelli's Eingreifen als eine gesicherte astronomische Wahrheit, indem auch Schroeter, Hussey, De Vico und andere Beobachter Bestätigungen derselben liefern zu können vermeinten. Die tief eindringende Kritik jedoch, welche nun zum ersten Male diese älteren Beobachtungen sich gefallen lassen mußten, wies die gänzliche Unhaltbarkeit des erwähnten Satzes nach. Am nächsten der Wirklichkeit war noch Bianchini und nach ihm Flougergues gekommen, aber auch die von diesen Männern ermittelte Umdrehungszeit war eine viel zu kurze. Venus scheint sich in einer Frist von 224 bis 225 Erdentagen, also in einer mit der Revolutions- oder Jahresdauer dieses Planeten so gut wie genau zusammenfallenden Frist um eine Achse zu drehen, welche auf der Bahnebene beinahe senkrecht steht. Die Venusbewohner, wenn es solche geben sollte, wissen demzufolge nichts von dem Wechsel der Jahreszeiten, und die eine Hälfte hat immerfort Tag, die andere immerfort Nacht. Schon damit ist ausgesagt, daß die Venus, wie man schon mit Rücksicht auf ihre Sonnendistanz hat schließen wollen, unmöglich mit organischen Wesen nach Art des Menschen besiedelt sein kann. —

Unsere Leser werden uns beipflichten, wenn wir behaupten, daß Arbeiten von dem Umfange und Inhalte derjenigen, in denen sich Schiaparelli's wissenschaftliches Streben offenbarte, sehr wohl ein als reich gesegnet zu bezeichnendes Menschenleben auszufüllen vermöchten. Hier jedoch haben wir es zum Glücke nicht mit einem abgeschlossenen, sondern mit einem in seiner Vollkraft noch rege pulsirenden Leben zu thun, und so ist denn wahrlich die Hoffnung gerechtfertigt, daß unserer Kenntniß des gestirnten Himmels von Seiten dieses Forschers noch große und gewichtige Förderung zu Theil werden wird.

S. Günther.

Don Carlos auf der Hofbühne.

Vor bald zwei Jahren, am 22. November 1888, hätte unsere Hofbühne den Säkulartag des Don Carlos festlich begehen dürfen; aber zu jener Zeit gab man sich nicht viel mit Schiller ab, am Schillerplatze. Seit dem Jahre 1883, das uns die glanzvolle Carlos-Inszenirung im „Deutschen Theater" brachte, hat der spanische Infant meines Wissens die Bühne des königlichen Schauspielhauses nicht mehr beschritten. Erst in diesen heißen Frühlingstagen ist er uns zurückgekehrt und die Aufführung bietet willkommenen Anlaß zu einer kurzen Betrachtung unserer heutigen Klassikerinszenirungen.

Es ist nicht leicht, die 6000 Verse des Carlos in den knappen Rahmen eines Theaterabends zu zwingen; im „Deutschen Theater" hat man den Versuch einer Theilung des Dramas gemacht, aber der zweitheilige Carlos war nicht lebensfähig und so kehrte man denn bald wieder zu der altgewohnten Form zurück, in welcher das politische Stück hinter dem „Familiengemälde in einem fürstlichen Hause" zum guten Theil verschwindet. Und doch ist Carlos ein politisches Stück: im Jahre 1784 mochte es der Mannheimer Theaterdichter ableugnen, da noch nicht Posa, sondern der Knabe Don Carl sein Held war; es ist hier Schiller ähnlich ergangen wie Shakespeare mit seinem Shylock: eine ursprünglich episodisch gedachte Gestalt ist im Wechsel der Stimmungen, den jeder Schaffende als eine beseligende Gefahr erkennt, über die eigentlichen Hauptgestalten emporgewachsen, und da sie von des Dichters heißem Herzblut erfüllt war, hat sie auch im Sinn der Betrachter die erste Stelle eingenommen. Noch jetzt gipfelt jede Carlosaufführung in dem mächtigen Auftritt zwischen dem Despoten und dem

Malteser und das freiheittrunkene Pathos Posas reißt über alle kühlen Erwägungen unseres ästhetischen und historischen Empfindens mit stürmender Gewalt hinweg. Nun blieb aber in der bisher üblichen Bühneneinrichtung die politische Intrigue, Spiel und Gegenspiel, noch dunkler als sie es ohnehin schon ist. Wir sahen Carlos mit dem „unschätzbaren, schweren, theuren Brief" des Königs an die Prinzessin triumphirend forteilen, aber man unterschlug uns die Carthäuserszene, in deren Verlauf der Marquis den Freund verhindert, den König vor Elisabeth durch die verrätherischen Zeilen zu entlarven. Der tückische Plan, den die Eboli mit den Höflingen schmiedet; Posas von der Königin getheilter Wunsch, den Infanten an der Spitze des Aufruhrs in den Niederlanden zu sehen: das alles fehlte bisher auf den meisten deutschen Bühnen und völlig unverständlich blieb uns des Großinquisitors Eingreifen am Schluß. Wenn Carlos nicht auf Empörung sann, wenn er nicht entschlossen war, an der Seite Egmonts und Oraniens zu fechten, wie konnte der Inquisitor-Kardinal das Seinige thun?

Der neue Schauspieldirektor Devrient hat die alte Schablone zerbrochen und eine Bühneneinrichtung des Carlos geschaffen, die, mit einer einzigen Ausnahme, alle wichtigen und bedeutenden Punkte des Dramas zusammenfaßt. Die Ausnahme betrifft den Großinquisitor, der auch jetzt noch zu einem stummen Statisten herabgedrückt wird; durch kleine Striche und durch Fortlassung des entbehrlichen Gesanges der Eboli könnte recht gut Raum gewonnen werden für die gewaltige Erscheinung des neunzigjährigen Priesters, der „der Verwesung lieber, als der Freiheit" das spanische Reich hinterlassen will; dem Philipp fehlt ein entscheidender Zug, wenn wir den starren Absolutisten nicht als das gefügige Werkzeug des alles überragenden Katholizismus erkennen. Im Uebrigen ist die neue Einrichtung untadelhaft; sie gibt uns, in etwas mehr als vier Stunden, alles, was für das theatralische Verständniß unentbehrlich ist.

Das war nur durch eine kluge Einschränkung der Bühnenausstattung möglich. Von den glänzenden Bildern, die wir im „Deutschen Theater" erblickten, ist auf der Hofbühne nicht viel zu sehen; hatte man dort vor der großen Audienzszene noch eine kleine — zu Beginn des zweiten Aktes — eingelegt und an die detaillirte Ausmalung des bunten Treibens in königlichen Vorzimmern überflüssigen Fleiß verschwendet, so ist hier alles üppige Beiwerk vermieden und der große Grandenempfang im dritten Aufzug in die bescheidensten Grenzen zurückgedrängt. Außerordentlich geschickt ist der Schauplatz für diesen ganz dem König angehörenden Akt gewählt: in seinem Kabinet finden wir den zitternden Tyrannen nach durchwachter Nacht; hier sehen wir ihn die Alba und Domingo zurückweisen und statt der Sklaven einen Menschen von der Vorsehung erbitten; die Vorhänge öffnen sich und wir blicken in den Audienzsaal, in dem sich ein Ausschnitt nur des höfischen Getriebes unserem Auge zeigt; der Admiral wird in Gnaden aufgenommen, bei Glockenklang sehen wir Philipp der geöffneten Kapelle zuschreiten, und während bei geschlossenen Thüren der Dominikaner die Messe zelebrirt, betritt Posa des Königs Gemach. Ohne der Situation Gewalt anzuthun, sind zwei umständliche Verwandlungen erspart und die Zeit, die mit dem Abräumen und Herrichten der Szene verloren wäre, ist nun des Dichters Worten gewonnen. Es ist nur gemalter Glanz, den wir im Schauspielhause erblicken, und von der Fülle kostbaren Geräthes, mit dem nach Meininger Muster unsere Bühnen jetzt zu prunken pflegen, finden wir hier so gut wie nichts; aber nur der wird mit dem Tausch unzufrieden sein, der den zerstreuenden Anblick stilvoll eingerichteter spanischer Königszimmer dem Genuß der Schillersprache vorzieht. Diese Carlosinszenirung sollte mustergebend werden für unsere Regisseure: hier ist das Mittel nicht zum Zweck erhoben; hier herrscht würdige Einfachheit, nicht blendender Luxus und in raschem Tempo, ohne ermüdende Pausen, in denen der putzende Dekorateur den Dichter tötet, spielt sich die Handlung ab. Wenn sich trotzdem die Vorstellung bis gegen Mitternacht ausdehnt, so sehe ich darin keinen allzu schlimmen Uebelstand; wenn man bei Richard Wagner fünf Stunden aushält, darf man bei Friedrich Schiller nicht viel früher ungeduldig werden.

Im Laufe eines Jahrhunderts hat unser Schauspielhaus, von Ferdinand Fleck bis auf Gustav Berndal, eine Reihe ausgezeichneter Darsteller für den Philipp, aber nur wenige Carlosspieler gehabt. Von dem ersten Infanten Czechtitzky sagte ein Zeitgenosse, daß man ihn „im Tragischen oder in Leidenschaften nicht sehen mußte" und das Wort galt für manchen seiner Nachfolger. Heute ist das Verhältniß ein umgekehrtes: einem physiognomielosen Schattenkönig, der gelegentlich wohl auch in die älteste Tyrannenmanier verfällt, steht ein feuriges Sprudeltalent gegenüber. „Carlos hat," schrieb Schiller aus Bauerbach, „wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeare's Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz' Julius, und den Puls von mir." Des Dänenprinzen Seele und des Julius von Tarent Gefühlsreflexion wird man im Wesen des Herrn Matkowsky vergebens suchen; den Schillerschen Puls aber hat dieser äußerlich glänzend begabte Schauspieler, den Puls des Sturmes und Dranges noch eher als den der abgeklärten Carlos-Poesie. So wächst er in der Apostrophe an den Vater, in der überwältigten Hingabe an den Freund selbst über Herrn Kainz empor, während ihn dieser mehr nervöse als eigentlich tragische Darsteller in der feineren Stimmungsmalerei, die in den Auftritten mit Alba und der Prinzessin zu mimischem Ausdruck gelangen muß, weit übertrifft. Aber auch die Leidenschaft des Herrn Matkowsky äußert sich als ein krampfartiges Entrücktsein, nicht als ein freier seelischer Aufschwung und hier liegt die Gefahr einer Manier nahe: der stete Anblick irr rasender Ekstase wirkt nicht nur ermüdend, er verkehrt auch den rein tragischen Eindruck in ein vorwiegend pathologisches Interesse. Darum wirkt auch der Posa des Herrn Ludwig mit seinen nur rhetorischen Mitteln tiefer als dieses Carlos dumpfe Raserei, obgleich Herr Ludwig in der eigentlichen Menschendarstellung kaum über die Konvenienz des schönen Maßes hinauskommt. Dieser verständige und poetische Schauspieler ist der typische Vertreter des alten Schauspielhausstils; er plaidirt für seinen Posa; er gibt nicht das Individuum, sondern seine Gedanken; er steht über, nicht in seiner Aufgabe. Wohin dieser Stil mäßige Talente führt, das konnte man an Alba und Domingo erkennen; diesen ledernen Bösewichten konnte das große Komplott nur glücken, weil ein schöner Dämon mit ihnen im Bunde war, ein Weib, ungestüm und selbstvergessen im Lieben, furchtbar in Haß und Rache, eine Heldin und Buhlerin von Teufels Gnaden: die Prinzessin von Eboli.

Fräulein Poppe hat auch in dieser Rolle bewiesen, daß wir in ihr das stärkste tragische Frauentalent besitzen, das seit manchem Jahr in Deutschland aufkam. Noch ist die sehr junge Schauspielerin ganz unreif, sie überhastet sich im Vortrag und Sprache und Geberdenspiel bedürfen der liebevollsten Schulung. Aber ein Bühnenpädagoge findet hier eine Persönlichkeit von einer Kraft des Empfindens und einer instinktiven Auffassungsgabe, wie sie nur in bester Stunde Melpomene erschafft. Fräulein Poppe kann noch vieles nicht; Eines aber und zwar das Wichtigste kann sie schon heute: einen Charakter individuell gestalten. Es verlohnt der Mühe, die schlimme Geyerwally der Frau von Hillern von dieser Darstellerin zu sehen: alles theatralisch-unwahre Flitterwesen fällt da in den besten Szenen ab und anstatt einer verbirchpfeifferten Heroin glauben wir ein poetisch lebendes Menschengeschöpf vor uns zu sehen, eine wahre Brunhild im Bauernrock. Und ähnlich steht es mit der Eboli; nicht die berechnende Kokelterie einer erfahrenen Kourtisane: der heiße Liebesdurst des spanischen Mädchens blickt aus diesem brennend trockenen Auge und die selbstlose, weltvergessene Hingebung an ein langersehntes Liebesglück adelt die an sich inferiore Gestalt. Nie zuvor habe ich die rauschende Pracht der Schillerschen Diktion so tief empfunden wie in dem Aufschrei des stolzen Weibes, das Einen nur mit seiner Liebe glücklich machen will — doch diesen Einzigen zum Gott. Es wird ein seltener Genuß und eine Erquickung für den Kritiker sein, diesem

großen Talent in ersten tragischen Aufgaben zu begegnen; Kleopatra, Lady Macbeth, Judith, Phädra und Medea haben endlich auch in Berlin ihre Darstellerin gefunden.

M. Kent.

Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königthums. Von Hans Zwiedineck-Südenhorst. Erster Band. Vom westfälischen Frieden bis zum Tode des großen Kurfürsten. Stuttgart. 1890. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. (Preis 8 Mark.)

Bei jedem größeren historischen Werke, welches neu erscheint, wird zuerst die Frage gestellt, welche bisher unbenutzten Materialien zur Bearbeitung herangezogen sind. Das vorliegende beruht aber nur „auf einer entsprechend ausgedehnten Benutzung der gedruckten Litteratur". Ob aber für die deutsche Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts bereits so viel Material ans Licht gefördert sei, daß schon die Durcharbeitung desselben als ein Verdienst gelten könnte, möchte doch mehr als zweifelhaft sein. Zunächst kommt es darauf an, sich darüber klar zu werden, wo derjenige, welcher diese Periode der deutschen Geschichte darstellt, den leitenden Faden zu suchen hat. Der gewählte Titel scheint anzudeuten, daß Preußen in den Vordergrund treten solle, aber dies ist im Verlauf der Behandlung nicht bewußt durchgeführt. Und doch hätte gerade das Streben des großen Kurfürsten, eine Reichspolitik zu betreiben, so gut einen leitenden Gesichtspunkt abgegeben. Damit wäre dann eine Erörterung der Politik, welche der große Kurfürst am Reichstage verfolgte, verknüpft gewesen und hier hätte zum Theil in den „Urkunden und Akten" Material für die Beantwortung der Frage vorgelegen. Doch hätten sie durch weitere archivalische Studien noch erweitert werden müssen. Interessant wäre es vor allem gewesen zu wissen, wie Friedrich Wilhelm eine Reform des im westfälischen Frieden zu Grabe geläuteten Deutschen Reiches sich gedacht hat. Er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß das baufällige Gebäude noch einmal gestützt werden könnte. Aber der Reichstag zeigte sich in seinen Maßnahmen gegenüber der französischen Aggressivpolitik doch als hinfälliger Greis, wie dies vor Kurzem Meinecke in der historischen Zeitschrift für die Periode des Devolutionskrieges nachgewiesen hat. Doch auf den preußischen Standpunkt hat sich Zwiedineck-Südenhorst nicht gestellt, ebenso wenig aber im Wiener Kabinet seinen leitenden Gesichtspunkt gesucht. So vermißt man denn in der Darstellung den leitenden Faden, welcher sich durch alle Kapitel hindurchzöge. Infolge dessen ist es auch wohl gekommen, daß die allgemeine europäische Geschichte, das Auftreten Ludwigs XIV., einen ziemlich breiten Raum zugemessen erhält. Am interessantesten ist das erste Buch, welches den Zustand des Reiches nach dem französischen Friedensschlusse erörtert. Hier sind namentlich die Folgen des dreißigjährigen Krieges eingehend erörtert. Leider ist die Spezialforschung auf diesem Gebiete noch nicht in allen Territorien so weit vorgeschritten, daß ein einheitliches Bild sich gewinnen ließe. Den Schlachten bei Warschau, St. Gotthard und Fehrbellin wird eine ausführliche Betrachtung geschenkt, weil sie für die Entwicklung des Kriegswesens von Wichtigkeit sind und an ihnen der Stand der Kriegskunst gewürdigt werden kann. Die Skizzen, welche für dieselben beigefügt sind, können eine Karte, wie sie ein guter historischer Atlas bietet, nicht ersetzen. Häufiger als andere Geschichtsschreiber hat Zwiedineck-Südenhorst sich auf die Erzeugnisse der deutschen Publizistik, auf Zeitungen und Flugschriften bezogen, um aus ihnen die Strömungen in den politischen Ansichten und ein lebendiges Bild der geistigen Bewegung überhaupt kennen zu lernen. Interessant wäre es hierbei gewesen, den Einfluß, welchen Frankreich in dieser Hinsicht auf Deutschland ausübte, festzustellen. Das Werk bildet eine Abtheilung der Bibliothek deutscher Geschichte. Wenn man dasselbe mit der für dieselbe Sammlung gearbeiteten Geschichte der Reformation von Ritter vergleicht, so wirkt das sehr nachtheilig.

br.

Ora et labora! Roman von Friedrich Boettcher. Leipzig. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger.

Das Werk eines Politikers mehr, denn das Werk eines Dichters! Mit diesem Satze wollen wir nicht bloß daran erinnern, daß Boettcher Mitglied des Reichstags ist, sondern vielmehr unser Urtheil kurz zusammenfassen. Die Begabung Boettcher's als Erzähler soll nicht geleugnet werden. Wir haben seinen Roman mit Spannung zu Ende lesen müssen. Boettcher erzählt mit Geschmack, sein Horizont ist weit, seine Bildung gediegen, seine Kenntniß der deutschen Gegenwart in der Reichshauptstadt und in der Provinz ausgebreitet. Er ist ein scharfsinniger Dialektiker, hat ein gesundes Fühlen und Energie. Wenn die vielen litterarischen Kunsthandwerker, die für die Familienjournale und Leihbibliotheken arbeiten, eine solche Persönlichkeit wie Boettcher aufwiesen, dann stände es um den Durchschnitt unserer Unterhaltungslitteratur nicht übel; Männlichkeit wenigstens dürfte man ihr nicht absprechen. Aber alle persönlichen Tugenden Boettcher's machen „Ora et labora" dichterisch nicht werthvoller. Boettcher erzählt im Dienste einer anderen Göttin als der Muse der Poesie; seine Göttin ist die Politik. Jenes Behagen an der Erscheinung selbst, jene heitere und sachliche Freude des Künstlers an den Gebilden seiner Phantasie, die ihn dahin führt, seine Menschen als freiwüchsige Wesen naiv sich auslebend uns vor Augen zu stellen — das rein künstlerische Verhältniß des Dichters zur Welt, zur Natur wie zu den Menschen, besitzt Boettcher nicht. Er war zweifellos bestrebt, sich unbefangen über alle politische Parteien zu stellen, die er schildert; aber die Gerechtigkeit des politischen Kopfes ist noch lange nicht mit der freien Unbefangenheit des Dichters in eins zu setzen. Darum empfindet man „Ora et labora" schließlich als ein — allerdings mit viel Geschick — in die Romanform gegossenes politisches Bekenntniß Boettcher's, nicht aber als eine dichterische Schöpfung. Dafür fehlt es ihr doch zu sehr an Originalität. Weder die Figuren noch die Motive sind neu, das Fühlen des Erzählers ist nicht individuell genug, er beschreibt und analysirt und grübelt auch mehr, als er darstellt. Eigenthümlich ist nur Boettcher's politisches Pathos, seine Begeisterung für die sozialen Probleme, die die ganze Erzählung innerlich durchglüht. Boettcher erkennt die Nothwendigkeit sozialer Reformen rückhaltlos an, aber nur mit der Regierung, mit der Staatsgewalt, nicht gegen sie, will er die Bahn der Neuerung betreten sehen. Von der kaiserlichen Botschaft des Jahres 1881 rechnet er die neue Zeit. Sein Roman soll nun die Richtigkeit seiner Meinungen beweisen. Da ihr stärkster Gegner die Sozialdemokratie ist, so wird diese in den Mittelpunkt der Schilderung aller politischen Parteien von Stöcker bis zu Bebel gestellt. Auf eine Kritik der politischen Theorien Boettcher's haben wir uns hier nicht einzulassen; aber das können wir wohl sagen, daß seine Typen den Vergleich mit Spielhagen's, Kretzer's und ähnlichen Romanen immerhin aushalten. An „Hammer und Amboß" von Spielhagen werden wir öfters erinnert; so wie dieser gehört auch „Ora et labora" in die Reihe der Bildungs- oder Erziehungsromane. Wir lernen den Helden in früher Jugend kennen und begleiten ihn bis zur abgeschlossenen Klärung und Reife. Der Weg führt durch die Sozialdemokratie, in deren Reihen Heinrich Werner zu großen Thaten berufen wird. Mit viel Geschick ist Werner's Interesse an den sozialen Fragen motivirt, wir werden zur Theilnahme bewegt. Und seine volle Kraft und Begabung entfaltet Boettcher in der Darstellung der inneren Kämpfe seines Helden um die Wahrheit und Bedeutung aller der verschiedenen sozialen Ideale, die er kennen lernt. Werner ist der richtige deutsche Romanheld nach Spielhagen's Mustern: er ist ein schöner Mensch, Liebling der Frauen, eine bringt sich sogar seinetwegen um, er wird mehr geschoben, als daß er selbst schöbe, er verfolgt aber kein äußerliches Ziel des Ehrgeizes, sondern ist ein ideal redlicher Mann, und als er schließlich die Ueberzeugung gewinnt, daß die Sozialdemokraten nicht im Rechte sind, da trennt er sich innerlich und äußerlich von ihnen. Bis dahin ist der Roman noch immer hübsch, reich an Vorgängen, die nicht unwahrscheinlich sind, von hier ab wird er „romanhaft" im üblen Sinne. Zum Schluß spielt die Handlung auf italienischem Boden und Werner, der Sohn eines armen deutschen Tischlermeisters, wird ganz im Stile Gutzkow's als Abkömmling eines italienischen Grafen Bardellini erkannt; eine sehr altmodische Geschmacklosigkeit. Das dichterische Unvermögen Boettcher's bekundet sich auch in der Zeichnung der Frauen nach bekannten Mustern. Jedenfalls aber hat er es erreicht, daß ein anderes und neues Publikum seine politische Gesinnung aus dem Romane kennen lernt, was er mit einer anderen litterarischen Form gewiß nicht hätte erreichen können.

M. R.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 38. Berlin, den 21. Juni 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Prinzessin **Victoria**, die zweitälteste Tochter der Kaiserin Friedrich, hat sich mit dem Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe verlobt. Der Bräutigam ist der jüngste Sohn des Fürsten Adolf von Schaumburg-Lippe.

An einem traurigen 15. Juni schloß Kaiser Friedrich die Augen für immer; zwei Jahre später, am 17. Juni, machte seine Tochter den ersten frohen Schritt zu einem Bunde fürs Leben, und auf die Familie, die so tiefen Schmerz zu erdulden hatte, fällt damit ein neuer Strahl heiteren Sonnenscheins.

Zwischen England und Deutschland ist ein Abkommen geschlossen worden, das die gesammten Streitpunkte beseitigt, welche sich aus den kolonialen Ansprüchen der beiden Länder in **Afrika** ergeben. Damit dieses Abkommen in Wirksamkeit treten kann, muß zunächst das englische Parlament zu dem wichtigeren Theil der Festsetzungen seine Zustimmung ertheilen; da jedoch die englische Presse, von wenigen Ausnahmen abgesehen, den Vereinbarungen zustimmt, so ist ein Widerspruch der englischen Volksvertretung nicht zu erwarten, und man kann daher schon heute den Vertrag für so gut als für vollzogen erachten. Diese Auffassung kommt auch in einer hohen deutschen Ordensverleihung zum Ausdruck, welche dem Reichskanzler von Caprivi zu Theil geworden ist. In Anerkennung der endgültigen und glücklichen Beendigung der Unterhandlungen mit England hat der Kaiser Herrn von Caprivi mit dem Schwarzen Adlerorden dekorirt.

Der Inhalt des Uebereinkommens besteht darin, daß Deutschland einen Theil seiner verzettelten Besitzungen in Afrika aufgegeben hat, und daß für jene Gebiete, die es behält, die Grenzen zum Theil hinausgerückt, zum Theil verengt und jedenfalls bleibend festgelegt worden sind. Neue feste Grenzen erhielten Togo und Lüderitzland. Verzicht leistet Deutschland auf jene Ansprüche, die von unseren Landsleuten in Betreff des Somalilandes und Witu geltend gemacht worden sind, und endlich wird das Operationsfeld der ostafrikanischen Gesellschaft, das bisher nur im Norden und Süden von einer durch Abkommen geschaffenen Linie umschlossen war, jetzt auf diesen beiden Seiten bestimmter umrissen, und im Westen werden jene Gebiete in die deutsche Interessensphäre einbezogen, welche bisher umstritten, sich zwischen dem deutschen Vorderland und der Ostgrenze des Kongostaates befanden. England gibt daher jene Verkehrsstraße auf, welche, von Süden nach Norden führend, in der Zukunft zu einer direkten Verbindung im Binnenlande zwischen den süd-

afrikanischen Besitzungen des Inselreiches und seinen vorgeschobenen Posten am oberen Nil werden sollte. Dieser Verzicht ist jedoch ohne große Bedeutung, denn da Deutschland den Engländern das ungehinderte Durchzugsrecht und die Zollfreiheit durch sein Gebiet auf jener Straße zugesteht, und zudem die englischen Unterthanen genau so gut gestellt sein sollen, wie unsere eigenen Landsleute, so können ernste Erschwerungen dem Verkehr von Norden nach Süden und umgekehrt niemals erwachsen.

Eine Ergänzung erhalten diese Abmachungen durch die Bestimmung, daß England sich bei dem Sultan von Zanzibar verwenden will, um diesen zu bewegen, an Deutschland den Küstenstrich auf dem afrikanischen Festlande abzutreten, über den jener bisher noch dem Namen nach souveräne Rechte geltend gemacht hat. England gewinnt dafür das Protektorat über Zanzibar, und um die Wage für Deutschland wiederum genügend zu beschweren, wird, — die Zustimmung der englischen Volksvertretung vorausgesetzt, schließlich Helgoland an Deutschland abgetreten.

In der festen Begrenzung unserer afrikanischen Besitzthümer liegt ein unverkennbarer Vortheil dieser Abmachungen; zu dieser festen Begrenzung gehört es aber auch, daß völlig versprengte Erwerbungen wie Somali Land und Witu aufgegeben wurden. Unsere kolonialen Unternehmungen können jetzt nicht mehr uferlos hinausfluthen; die phantastischen Züge, die ausgesandt wurden, um immer neue Fetzen Landes anzugliedern, müssen aufhören, und jene abenteuernden Helden, die so gut sich für einen Roman im Stile Cooper's eignen würden, haben ihre Rolle ausgespielt.

Ob die Linien, die unsere Kolonien umschreiben, dabei ein wenig enger oder weiter als bisher gezogen worden sind, ist nur von ganz geringer Bedeutung. Da das Land, das uns genommen oder uns zugeschlagen wird, in allen Fällen fast gänzlich unbekannt ist, so kam es nicht so sehr darauf an, hier zu feilschen und zu drücken, als durch eine Einigung die Möglichkeit von Zerwürfnissen zwischen Deutschland und England zu beseitigen, und diese Einigung dann gleichzeitig so zu gestalten, daß das uns Verbleibende in sich abgeschlossen war, aus unklaren Verhältnissen losgelöst wurde, und so wenigstens die ersten, äußeren Vorbedingungen für einen Besitz bot, der, wenngleich vielleicht werthlos, doch minder gefahrvoll erscheinen kann.

Von diesem Gesichtspunkt aus sind die Abgrenzungen in Westafrika bestimmt worden, und vor Allem auch in Ostafrika wird durch die bevorstehende Abtretung der Küstenlinie an Deutschland jener stete Verwicklungen schaffende Vertrag mit dem Sultan von Zanzibar beseitigt. Bedauern mag man dabei, daß die Küstenlinie, wie es scheint, in Reichsbesitz übergeht, und daß so das Reich wieder mit einem neuen Bande an die Kolonialpolitik gefesselt wird, während das Binnenland keine Kronkolonie, sondern allein der ostafrikanischen Gesellschaft unterstellt ist. Dieses einzelne Bedenken stört aber doch nicht wesentlich den Gesammteindruck, und gegenüber dem Bilde, das die Entwicklung der Kolonialpolitik bisher bot, sind die neuen Linien, soweit sie in der Vereinbarung sich zeigen, entschieden weniger beunruhigend. Ein zerfahrenes Ausgreifen war bezeichnend für die Kolonialpolitik der Bismarck'schen Epoche; das jetzige Stadium charakterisirt sich als der Versuch, die am wenigsten haltbaren Verpflichtungen abzustreifen, und die verbleibenden Aufgaben aus schwierigen Umstrickungen zu lösen und durch feste Grenzen einzuengen.

Sieht man von den imaginären Vortheilen ab, die auf dem afrikanischen Festland zwischen Deutschland und England ausgetauscht worden sind, so ergibt sich als der eigentliche Kernpunkt des Handels, daß Zanzibar unter die Oberhoheit Englands und Helgoland in den Besitz Deutschlands gelangt. Nur diese gegenseitigen Zugeständnisse besitzen heute einen wägbaren Werth. Zanzibar hat seine Bedeutung als Handelsstation; Zanzibar ist wichtig für England als fester Stützpunkt zwischen Indien und Afrika, und von Zanzibar aus kann der gesammte koloniale Besitz Deutschlands in Ostafrika überwacht werden. Der thatsächliche Erwerb dieser Insel hat daher für England eine nicht geringe reale Bedeutung. Die Wiedervereinigung Helgolands mit Deutschland berührt hingegen vor Allem unser nationales Selbstgefühl angenehm; dieser kleine Felsblock im Meer ist wirthschaftlich gänzlich werthlos und sein strategischer Werth ist wenigstens bestritten; aber er gehörte einmal zu Deutschland, er ist von einer deutschen Bevölkerung besiedelt, und es ist daher die Erfüllung eines alten, nie ganz vergessenen Wunsches, der jetzt in Erfüllung gehen soll. Die Rückgabe Helgolands ist eine Genugthuung dafür, daß Deutschland in Afrika auf seinen ausgreifenden kolonialen Ehrgeiz verzichtet, daß es das Rivalisiren mit den englischen Unternehmungen aufgibt, und daß es in dem, was ihm im Osten verbleibt, sogar eine gewisse thatsächliche Kontrolle Englands von Zanzibar her willig duldet. Durch diesen letzteren Umstand sind wir jetzt doppelt auf gute Beziehungen mit England hingewiesen.

Die kolonialen Enthusiasten sehen sich durch die Abmachungen ziemlich enttäuscht und ernüchtert; von diesen festeren Linien, die ein Feld für zweifellos harte und in den Ergebnissen fragwürdige Arbeit umgrenzen, werden ihre phantastischen Träume beengt, deren Element stets das Ungewisse, Ferne, Zukünftige war; gerade aber in dem nachdrücklichen Zurückstauen des planlosen, ländergierigen kolonialen Drauflosgehens erblicken wir den wesentlichsten Fortschritt, der durch diese Caprivi'schen Abmachungen gegenüber der unklaren, bald vorwärts gedrängten und bald zurückweichenden, stets aber unberechenbaren überseeischen Politik des Fürsten Bismarck bezeichnet wird.

In **Oberbarnim** hat die freisinnige Partei einen neuen bemerkenswerthen Sieg errungen. Dr. Althaus ist mit 7448 Stimmen gewählt worden, während sein Gegner der freikonservative Landrath von Bethmann-Hollweg nur 6236 Stimmen erhalten hat. Gegen den ersten Wahlgang haben demnach die Kartellparteien 300 Stimmen verloren, die Freisinnigen 1476 Stimmen gewonnen, und zieht man von dieser letzteren Zahl jene 835 Stimmzettel ab, die am 3 Juni für den Sozialisten abgegeben worden sind, und die sich diesmal wohl zum größten Theil auf Dr. Althaus übertragen haben, so bleibt immer noch gegenüber dem Rückgang bei den Konservativen ein Wachsthum von 641 Stimmen bei den Freisinnigen zu verzeichnen. Die deutschfreisinnige Partei zählt nunmehr 65 Mitglieder im Reichstage.

Im italienischen Parlament hat der Deputirte Bonghi den Antrag gestellt, die Regierung möge „mit allen Mitteln" dafür sorgen, daß Streitigkeiten zwischen den Völkern künftig durch **Schiedsspruch** zum Ausgleich gelangen. Der Minister Crispi erklärte, daß er dem Antrage seine volle Sympathie entgegenbringe und demselben zustimme; eine Besprechung des Antrages wünschte er jedoch bis zur Erledigung dringenderer Gesetzentwürfe verschoben.

Wenngleich man vorsichtiger Weise schon jetzt, ehe noch die Besprechung stattgefunden hat und unbeschadet der Crispi'schen freundlichen Worte, seine Hoffnungen aufs äußerste wird herabstimmen können, so ist doch auch dieser Vorgang im italienischen Parlament ein Beweis, daß Regierungen und Volksvertreter immer weiter von jenem Standpunkt sich entfernen, von dem aus der Krieg als eine „göttliche" und dazu ewige Einrichtung proklamirt wird.

In **Bulgarien** ist der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Stranski und der Finanzminister zurückgetreten. Stambulow, der bereits so lange als Ministerpräsident an der Spitze der Geschäfte steht, hat die Stelle von Stranski übernommen. Unmittelbar nachdem dieser Ministerwechsel sich vollzogen hat, richtete die bulgarische Regierung eine Note nach Konstantinopel, in der sie erneut um Anerkennung des Fürsten Ferdinand und um größere religiöse Freiheit der Bulgaren in Macedonien bittet; würde die Pforte diesem Wunsche nicht nachkommen, so müßte das Fürstenthum „in den eigenen Kräften ein Mittel suchen, um aus einer dem Lande in jeder Hinsicht nachtheiligen Situation heraus zu

kommen.“ Man wird den Ministerwechsel in Sofia mit diesem diplomatischen Vorstoß in Verbindung bringen dürfen. Sollten jedoch die zurückgetretenen Minister gegen die Note gewesen sein, so waren sie zweifellos die Vorsichtigeren; denn daß die Aufforderung, welche sich an die Türkei richtet, einen Erfolg haben wird, erscheint bei der Furcht des Sultans vor jeder folgenschweren Handlung gänzlich ausgeschlossen; wohl aber können diese diplomatischen Erörterungen in Rußland neue Verstimmungen und als Folge davon eine neue allgemeine Beunruhigung wecken.

In der spanischen Provinz Valencia ist die Cholera ausgebrochen. In Puebla de Rugat zeigten sich bereits seit dem 13. Mai vereinzelte Erkrankungen; seit dem 5. Juni nahm dann die Epidemie beträchtlich zu. Obgleich die Einwohner zum Theil flohen, wurden doch bis zum 15. Juni 150 Personen von der Krankheit ergriffen und 52 sind gestorben; seitdem breitet sich die Seuche auch in der Umgebung aus, langsam vorwärts schreitend, aber ohne allzu furchtbar aufzutreten. Vorläufig ist es immer noch ein kleines Gebiet, in dem die Krankheit haust, und mit Ausnahme des Ursprungsheerdes sind die Fälle vereinzelt geblieben.

Die spanische Regierung will durch Truppen die infizirten Ortschaften absperren lassen; ob dieses heroische und gleichzeitig so harte Mittel einen Nutzen bringt, ist mehr als zweifelhaft. Es gibt Autoritäten, die selbst dann der Maßregel jeden Werth absprechen, wenn sich eine völlige Isolirung erreichen ließe, was bekanntlich so gut wie niemals durchzuführen ist.

* * *

Der Maximalarbeitstag.

Als die Schweizer Eidgenossenschaft die Abhaltung einer internationalen Arbeiterschutzkonferenz anregte, hatte sie in ihren Programmentwurf die Einführung eines Maximalarbeitstages nicht mit aufgenommen. Ebenso fehlte der sogenannte Normalarbeitstag in dem Programm der Berliner Arbeiterschutzkonferenz. Die Beschlüsse dieser Konferenz aber halten, soweit es sich um die erwachsenen männlichen Arbeiter handelt, an dem Grundsatz des freien Arbeitsvertrages fest. Nur das grundsätzliche Verbot der Sonntagsarbeit erstreckt sich auf alle Arbeiter, während es im übrigen bloß die „geschützten“ Personen, Frauen, jugendliche Arbeiter und Kinder sind, deren Arbeitsverhältnisse, namentlich in Ansehung der Dauer der Arbeitszeit, nach den Vorschlägen der Konferenz einer gesetzlichen Regelung unterzogen werden sollen. Für die Arbeit in Bergwerken soll es nach den Vorschlägen der internationalen Konferenz jedem Lande überlassen bleiben, auf dem Wege der Gesetzgebung oder der Verwaltung oder durch Uebereinkommen zwischen den Bergwerksunternehmern und den Arbeitern oder auf eine andere den Grundsätzen und Gewohnheiten einer jeden Nation entsprechenden Weise eine Einschränkung der Arbeitszeit herbeizuführen, und zwar nur in denjenigen Fällen, in welchen die Bergbaukunst nicht hinreichen würde, um alle Gefahren für die Gesundheit zu beseitigen, welche durch die natürlichen oder zufälligen Bedingungen des Betriebs gewisser Bergwerke oder Betriebspunkte entstehen. Also auch für die Arbeit in den Bergwerken kein Maximalarbeitstag schlechthin! Keine gesetzliche Begrenzung der Arbeitszeit für erwachsene männliche Arbeiter; wie denn auch die Schweiz in ihren Programmentwurf für eine internationale Arbeiterschutzkonferenz den Normal- oder Maximalarbeitstag nicht mit aufgenommen hatte.

Und doch ist die Schweiz das Land des elfstündigen Maximalarbeitstages. Darum lag die Vermuthung nahe, daß der eidgenössische Bundesrath von den Segnungen des Normalarbeitstages keine allzu hohe Meinung haben könne, wenn er es unterließ, eben diese Institution den anderen Industriestaaten zur Nachahmung zu empfehlen. Man erinnerte sich daran, welche Schwierigkeiten es Jahr ein Jahr aus in der Schweiz verursacht, jene gesetzliche Begrenzung der Arbeitszeit mit den thatsächlichen Forderungen von Handel und Verkehr in Einklang zu bringen, wie zudem gegenwärtig die regelmäßige Arbeitszeit in vielen industriellen Etablissements der Schweiz eine kürzere ist, als die gesetzlich diktirte, wie aber auf der anderen Seite ohne Ueberstunden und Ueberzeitbewilligungen nicht auszukommen wäre, und wie der schweizer Maximalarbeitstag sich überhaupt nur um deswillen als durchführbar erwiesen hat, weil er von vornherein die Ausnahmemöglichkeit mit auf den Weg bekam. Noch in den zuletzt veröffentlichten Berichten der Schweizer Fabrikinspektoren nimmt die Ueberzeitbewilligung einen sehr breiten Raum ein, und der Inspektor des ersten Kreises kommt nach langen Auseinandersetzungen und statistischen Mittheilungen über diese Ueberzeitbewilligungen, die insbesondere im Kanton Zürich im Jahre 1887 die Bewilligungen des Vorjahrs „in einem enormen Maße“ überstiegen, zu dem Schluß: „Aus dem bisher Mitgetheilten ergibt sich, daß an der vom Gesetz bestimmten elfstündigen Maximalarbeitszeit durchaus nicht mit pedantischer Strenge festgehalten wird, sondern daß man allen Bedürfnissen der Industrie in zuvorkommender Weise Rechnung trägt, ja sogar hier und da ungerechtfertigten, unbescheidenen Begehren mit allzugroßer Nachsicht entspricht.“

Indessen hat Herr Landamman Blumer in der Sitzung der internationalen Konferenz vom 27. März d. J. der Auffassung widersprochen, als ob es die Ueberzeugung von dem geringen Werth des Maximalarbeitstages gewesen, welche den eidgenössischen Bundesrath bestimmt habe, einen diesbezüglichen Vorschlag zu unterlassen. Herr Blumer hat vielmehr lediglich die Besorgniß, daß einige Regierungen dieses Punktes wegen die Einladung zur Konferenz ablehnen könnten, als den bestimmenden Grund bezeichnet, und er hat zugleich dem Bedauern Ausdruck gegeben, in dem Programme der deutschen Reichsregierung diesen Punkt nicht wiederzufinden, obgleich er in den kaiserlichen Erlassen, vom 4. Februar als einer derjenigen bezeichnet gewesen, welche durch internationales Abkommen zu regeln seien.

Während so die Schweizer Delegation auf der internationalen Konferenz für das System ihrer heimathlichen Fabrikgesetzgebung eingetreten ist, scheint von Seiten des zweiten Staates, welcher das Elfstundensystem angenommen hat, eine entsprechende Kundgebung auf der internationalen Konferenz nicht erfolgt zu sein. In den Protokollen findet sich eine derartige Erklärung der österreichischen Delegirten nicht, obwohl Herr Dr. Migerka, der rühmlichst bekannte Centralgewerbeinspektor des cisleithanischen Staates, selbst Mitglied dieser Konferenz war und er am besten über die Erfahrungen, welche man in Oesterreich mit dem elfstündigen Maximalarbeitstage gemacht hat, Auskunft hätte geben können.

Inzwischen hat Herr Migerka die Berichte der ihm unterstellten Gewerbeinspektoren für das Jahr 1889 mit seinem Generalbericht veröffentlicht. Eine Fülle interessanten Materials und gründlicher Beobachtung der industriellen Verhältnisse unseres Nachbarstaates ist in diesen Berichten enthalten, und die Thatsache, daß sich die Gewerbeinspektion in Oesterreich in ihrer eigenartigen Vertrauensstellung gegenüber den Arbeitern ebenso wie den Arbeitgebern mehr und mehr befestigt, ist ebenso bemerkenswerth als erfreulich. In dem gegenwärtigen Stadium unserer deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung sind aber namentlich die in jenen Berichten enthaltenen Mittheilungen über die Durchführung des österreichischen Maximalarbeitstages von großem Interesse. Denn hier liegt für uns gegenwärtig der Streitpunkt, hier ist die Grenze, bis zu welcher auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung diejenigen mitgehen können, welche an der grundsätzlichen Freiheit des Arbeitsvertrages festhalten, und welche staatliche Eingriffe in dieselbe nur insoweit zulassen wollen, als die Beseitigung von offenbaren Mißständen auf andere Weise nicht zu erreichen ist. Soll nach dem Vorgange der Schweiz und des österreichischen Staates auch in Deutschland ein allgemeiner Maximalarbeitstag eingeführt werden? — Dies ist die Streitfrage, welche in dieser Woche

von der Majorität der Arbeiterschutzkommission des Reichstages zwar in verneinendem Sinne entschieden worden ist, die aber gleichwohl in der Folgezeit den parlamentarischen Streitpunkt auf diesem Gebiete bilden wird.

Auch in Oesterreich ist die Ausnahmemöglichkeit gegenüber der gesetzlichen elfstündigen Maximalarbeitszeit auf verschiedene Weise gegeben. Abgesehen von der generellen Befugniß der Ministerialinstanz, im Verordnungswege für gewisse Gewerbskategorien die Arbeitszeit um eine Stunde täglich zu verlängern, sind die Gewerbebehörden erster und zweiter Instanz zur Verwilligung einer zeitweiligen Verlängerung der Arbeitszeit auf bestimmte Fristen befugt, ja es kann sogar im Falle zwingender Nothwendigkeit während eines Zeitraumes von längstens 3 Tagen in einem Monat gegen bloße Anmeldung bei der Gewerbebehörde erster Instanz eine Verlängerung der Arbeitszeit erfolgen. Die vorliegenden Berichte der österreichischen Gewerbeinspektoren enthalten nun zahlreiche Mittheilungen über die stattgehabten Ueberzeitbewilligungen, und man gewinnt, ebenso wie bei der Lektüre der schweizer Inspektorenberichte, in der That den Eindruck, daß ohne jene Ausnahmemöglichkeit das Elfstundensystem schlechterdings nicht möglich wäre, daß aber durch eben diese Ausnahmemöglichkeit dem Maximalarbeitstag der Charakter einer gesetzlichen Begrenzung der Arbeitszeit nahezu genommen wird, und daß es sich im Grunde genommen nur darum handelt, den thatsächlichen Zustand zu einem gesetzlichen zu machen.

605 Fälle der Ueberzeitbewilligung durch die Gewerbeinspektoren erster und zweiter Instanz zählt der Generalbericht zusammen, darunter nur für 20 Gewerbebetriebe Ueberzeit bis zu einer Woche, sonst lauter Bewilligungen von längerer Dauer, 244 auf 3 Wochen und 105 z. B. auf 12 Wochen! „Wenn besondere Umstände es nöthig machten, forcirter zu arbeiten — sagt z. B. der Gewerbeinspektor für Graz — wurde von den betreffenden Betrieben rechtzeitig bei den kompetenten Instanzen um die Erlaubniß eingeschritten, über die Zeit arbeiten zu dürfen." Aber trotz der Bereitwilligkeit der Behörden, Ueberzeitbewilligung zu ertheilen, scheint in Oesterreich auch vielfach ohne solche Bewilligung in Ueberstunden gearbeitet zu werden. Dies wird z. B. von dem Gewerbeinspektor zu Olmütz ausdrücklich konstatirt, und zwar hauptsächlich in Ansehung von Betrieben der Textilindustrie, darunter eine Bleich- und Appreturanstalt, die das ganze Jahr hindurch selbst mit 34 Ueberstunden in der Woche gearbeitet hatte. „Aber auch fabrikmäßig betriebene Färbereien, — so fährt der Olmützer Inspektor fort — die an Webereien, Rauhereien und Appreturen angereiht sind, wollen der Beschränkung der elfstündigen Arbeitszeit nicht unterliegen." „Die Einhaltung der normalmäßigen Arbeitszeit läßt viel zu wünschen übrig," sagt der Gewerbeinspektor für den Lemberger Bezirk, und der österreichische Schiffahrtsgewerbeinspektor bemerkt: „Es liegt wohl nahe, daß von einer strikten Einhaltung der elfstündigen Normalarbeitszeit auf den Umschlagplätzen, auf offenen Werften, bei Wasserbauten, nicht leicht die Rede sein kann. Die diesbezüglichen Arbeiten hängen theils von der günstigen Witterung, theils von momentanen Bedürfnissen ab."

Auf der anderen Seite konstatiren freilich andere Inspektoren nicht nur die Einhaltung der elfstündigen Arbeitszeit, sondern sie sind sogar in der Lage bestätigen zu können, daß in nicht wenigen industriellen Etablissements die Arbeitszeit thatsächlich eine kürzere ist, als die gesetzliche elfstündige Maximalarbeitszeit; so z. B. der Inspektor des Bezirks „Wiener-Neustadt", der Inspektor in Linz und der Triester Gewerbeinspektor. Es wiederholt sich also auch dort dieselbe Erscheinung wie bei uns, daß nämlich der elfstündige Maximalarbeitstag, welchen jetzt das Centrum in der Arbeiterschutzkommission des Reichstags wiederum vorgeschlagen hat, thatsächlich — und zwar in vielen deutschen Industriebezirken in erheblichem Umfange — längst überholt ist.

Herr Hitze, der Sozialpolitiker des Centrums, will nun in seinem Buch „Schutz dem Arbeiter" den von mir wiederholt vorgebrachten Einwand nicht gelten lassen, daß bei der Einführung einer gesetzlichen elfstündigen Maximalarbeitszeit ein Rückschritt, d. h. eine Erhöhung der Arbeitsdauer innerhalb dieser Grenze, in manchen Etablissements zu befürchten stehe, in denen jetzt thatsächlich die kürzere Arbeitszeit üblich ist. „Die Erfahrungen in Oesterreich wie in der Schweiz sprechen dagegen" — sagt Herr Hitze. Ich erlaube mir, Herrn Hitze auf den Bericht des Gewerbeinspektors in Prag aufmerksam zu machen, welcher Folgendes konstatirt: „Nur in einigen wenigen Metall- und Maschinenfabriken wurde im Berichtsjahr noch die früher gebräuchliche zehnstündige Arbeitszeit eingehalten; sonst wurde in diesem Jahre, wo eine besonders rege Thätigkeit in der Maschinenindustrie eingetreten ist, die gesetzliche elfstündige Arbeitszeit meistens ausgenützt."

Eine unerfreuliche Wahrnehmung ist ferner in Oesterreich ebenso wie bei uns gemacht worden, nämlich die, daß in dem Kleingewerbe und in denjenigen Betrieben, welche nicht unter das Elfstundengesetz fallen, die übliche Arbeitszeit vielfach eine weit längere, als in der Fabrikindustrie, und daß sie nicht selten sogar eine übermäßig lange ist. Will man einmal die Arbeitszeit in den Fabriken gesetzlich beschränken, so muß man mit Nothwendigkeit dazu übergehen, auch für die Hausindustrie und für das Kleingewerbe Beschränkungen zu statuiren. Der Gewerbeinspektor für Wiener-Neustadt theilt denn auch ausdrücklich mit, daß sich die Stimmen aus dem Kleingewerbe mehren, welche auf eine Beschränkung der Arbeitszeit für diese Gewerbekategorien drängen; eine Forderung, welcher man die Berechtigung nicht absprechen könne. Derselbe Inspektor kommt auch zu folgender Erwägung: Der Arbeiter, welcher in der Fabrik nur elf Stunden arbeiten darf, setzt vielfach zu Hause die Arbeit fort. Dies ist namentlich in der Schuhwaarenfabrikation der Fall, in welcher der Arbeiter in der Absicht, seinen Verdienst möglichst zu erhöhen, oftmals daheim mit Weib und Kind fortarbeitet und so freiwillig seine Arbeitszeit auf 14 und 15 Stunden verlängert. Wer aber nun einmal die Arbeitsfreiheit des erwachsenen männlichen Arbeiters gesetzlich beschränken will, der kann vor der Heimstätte des Arbeiters nicht Halt machen, und so zieht der erste Schritt mit Nothwendigkeit weitere nach sich. Wer sich einmal darauf einläßt, den erwachsenen männlichen Arbeitern die Arbeitszeit in der Fabrik vorzuschreiben, der darf vor weiteren sozialistischen Konsequenzen nicht zurückschrecken und einer Regelung der gesammten Arbeitsthätigkeit im Wege der Gesetzgebung nicht widerstreben.

Daß auch bei uns ebenso wie in Oesterreich in manchen Gewerbebetrieben eine übermäßig lange Arbeitszeit besteht, kann nicht bestritten werden. Herr Dr. Migerka sagt hierüber in seinem Generalbericht: „Den Gegnern einer gesetzlichen Begrenzung der Arbeitsdauer im fabrikmäßigen Betrieben sind einige recht unerquickliche, in den Berichten besprochene Vorkommnisse in theilweise von jenen Beschränkungen nicht berührten Arbeitsprozessen entgegen zu halten." Er erinnert sodann an die in den Berichten wiederholt gerügte 16—20stündige Verwendung von Kesselheizern und von Putzern; er weist ferner auf die im Mühlenbetrieb sowie in Malzfabriken und Brauereien sich ergebende übermäßige Dauer des Dienstes hin. Das sind Gewerbebetriebe, in denen ähnliche Klagen auch bei uns vorkommen. Auch sonstige Fälle einer übermäßigen Arbeitsdauer liegen unbestreitbar bei uns vor. Allein derartige Mißstände in einzelnen Betrieben rechtfertigen doch nicht eine allgemeine gesetzliche Regelung der Arbeitszeit, wie sie der klerikale Vorschlag des elfstündigen Maximalarbeitstages bezweckt. Man ermächtige die Verwaltung, in solchen einzelnen Fällen aus sanitären Gründen einzuschreiten und eine bessere Regelung der Arbeitszeit in eben diesen Etablissements herbeizuführen; zu einer allgemeinen gesetzlichen Regelung aber können jene Einzelfälle einen genügenden Grund doch wirklich nicht abgeben.

Aber freilich kommen hierbei nicht bloß sanitäre Bedenken in Frage. Es handelt sich auch darum, aus Gründen der Humanität, namentlich im Interesse des Familienlebens der Arbeiter, auf eine Abkürzung der Arbeitszeit hinzuwirken.

und dies ist der wichtigste Grund für den von den Sozialdemokraten vorgeschlagenen zehnstündigen Maximalarbeitstag, der vom 1. Januar 1894 an durch einen neunstündigen und vom 1. Januar 1898 an sogar durch den achtstündigen Maximalarbeitstag ersetzt werden soll. Mag dies Ziel immerhin angestrebt werden! Aber ein gesetzgeberischer Gewaltakt ist in dieser Hinsicht unmöglich. Langjährige Kulturarbeit wird zu solchem Ziele führen können, aber die menschlichen Lebensverhältnisse mit einem Schlage gesetzgeberisch umzumodeln, das ist nur möglich im sozialistischen Staat, und dieser ist selbst eine Unmöglichkeit.

Wenn Herr Dale auf der internationalen Arbeiterschutzkonferenz es in Uebereinstimmung mit dem Deputirten Belgiens als den Grundsätzen der englischen Gesetzgebung widersprechend bezeichnete, die Maximalarbeitszeit erwachsener männlicher Arbeiter durch das Gesetz festzulegen, so wäre dies in gleichem Maße dem Geiste deutscher Gesetzgebung widersprechend. Herr Hitze hat aber auch nicht Recht, wenn er in seinem bereits citirten Buch über den Arbeiterschutz den Gegnern einer gesetzlichen Regelung der Arbeitszeit den Vorhalt macht: „Jedenfalls ist der Weg der Gesetzgebung dem der Streiks und der Straßenkämpfe vorzuziehen. Wir möchten es fast als frevelhaft bezeichnen, wenn man die Arbeiter auf die Koalitionsfreiheit und auf Streiks verweist, wo der friedliche Weg der Gesetzgebung ebenso und sicherer zum Ziele führt. Unbegreiflich ist es vollends, wie sogar Arbeitgeber mit solchem Hinweis den Forderungen der Humanität aus dem Wege zu gehen suchen."

Wer die Arbeiter auf den Weg der Selbstthätigkeit und der Vereinsthätigkeit und auf die Verständigung mit den Arbeitgebern hinweist, redet damit doch nicht den Straßenkämpfen und Streiks das Wort. Wenn aber Herr Hitze an die Humanität der Arbeitgeber appelliren will, so möge hier schließlich noch eine Stelle aus dem Generalbericht des Herrn Dr. Migerka Platz finden, die, wenn sie auch nicht in Zusammenhang mit den Erörterungen über den österreichischen Maximalarbeitstag geschrieben wurde, doch auf die hier erörterte Frage recht zutreffend ist: „Die Natur kennt keine sich sprungweise vollziehende Umgestaltung. Auch die Zustände der Gesellschaft können sich der Nothwendigkeit einer nur allmählich erfolgenden Umwandlung nicht entziehen. Wenn auch unter dem Einflusse von gewissen, die Zeit beherrschenden Ideen da oder dort rascher erfolgend, vollziehen sich doch Umwandlungen in der Regel nicht unvermittelt. Nun läßt sich wohl die Beachtung des geschriebenen Gesetzes erzwingen, nimmermehr aber die für so viele Bestrebungen gebotene, von Wohlwollen beseelte Gesinnung. Opferwilligkeit liegt gänzlich außer dem Bereich des im Wege der Repression Erreichbaren." —

Karl Baumbach.

Parlamentsbriefe.

XXIV.

Die Frage, welches Schicksal der Militärvorlage harre, war von Anfang an nicht dahin zugespitzt, ob dieselbe angenommen oder abgelehnt werden solle, sondern dahin, ob sie bedingungslos oder unter Bedingungen, „Kompensationen", bewilligt werden soll. Wenigstens für gewisse Theile der Regierungsforderungen war man selbst in der freisinnigen Partei geneigt zuzugeben, daß dieselben eine Konsequenz der bisherigen Entwicklung seien. Aber man war auf dieser Seite auch davon durchdrungen, daß nunmehr endlich der Anfang gemacht werden müsse, Erleichterungen und Verbesserungen zu schaffen, die von freisinniger Seite her längst begehrt worden sind. Die zweijährige Dienstzeit, die einjährige Bewilligungsperiode waren die hauptsächlichsten dieser Forderungen; es knüpfen sich daran noch allerlei Ersparnisse, die sehr wohl gemacht werden können, ohne daß dadurch die Wehrfähigkeit des Vaterlandes irgendwie beeinträchtigt wird. Viele Tausende von jungen Menschen werden dem Namen nach bei der Fahne gehalten; thatsächlich haben sie keinen anderen Beruf, als den, fern von ihrer Garnison den Offizieren, denen sie als Burschen beigegeben sind, Stiefel und Uniformknöpfe zu putzen, und sie wenigstens haben auch jetzt noch Mußestunden genug übrig, um die angenehmen Beziehungen zu pflegen, welche zu einer Erhöhung der Fleischration in das Ungemessene führen. Die Nothwendigkeit der Kürassierregimenter, der reitenden Batterien wird selbst in Fachkreisen bezweifelt. Genug, wenn wir einmal einen Kriegsminister erhielten, der es zu seiner Hauptaufgabe macht, an dem Ueberflüssigen zu sparen, es könnte ihm an Beschäftigung nicht fehlen. Doch stehen diese Fragen an Wichtigkeit weit zurück gegen die zweijährige Dienstzeit und alle diejenigen Einrichtungen, welche zur Einführung der zweijährigen Dienstzeit den allmählichen Uebergang bilden.

Wir haben es wiederholt erlebt, daß in Zeiten, in denen eine Erschwerung der Militärlast auf der Tagesordnung stand, in zahlreichen Volksversammlungen ein Druck zur Bewilligung auf den Reichstag geübt wurde und der Hexensabbath, der Anfangs 1887 stattfand, wird nicht vergessen werden. Diesmal war von einer Bewegung nach dieser Richtung hin Nichts zu bemerken; wohl aber haben Dutzende von Volksversammlungen im Sinne der Opposition stattgefunden und es war sehr bemerkenswerth, daß nur in vereinzelten Ausnahmefällen das Verlangen laut wurde, Alles zu verweigern, daß aber einmüthig der Wunsch erscholl, die Bewilligung nur auszusprechen, wenn eine Abkürzung der Dienstzeit erfolge.

Wie im Jahre 1887 wäre es auch diesmal der Regierung möglich gewesen, eine an Einmüthigkeit grenzende Majorität zu erzielen, wenn sie eine mäßige Konzession gemacht hätte; wie im Jahre 1887 hielt sie auch diesmal starr daran fest, daß ihr Alles, was sie verlange, ohne Abzug bewilligt werde und Herr Windthorst ist es gewesen, der ihr zum Siege verholfen hat. Er hatte schon in der ersten Lesung angedeutet, daß er sich so verhalten würde; er hatte dann in der Kommission noch einmal kräftig alle rationes dubitandi geltend gemacht, um endlich seine Entschließung kundzuthun, die zugleich die Entschließung der Majorität des Reichstages sein wird.

Allerdings marschirt er diesmal nicht an der Spitze seiner ungetheilten Partei. Die süddeutschen, voran die bayerischen Abgeordneten verharren auf ihrem Widerstand, wie es denn auch bemerkenswerth ist, daß selbst unter den Nationalliberalen in Süddeutschland sich einzelne Stimmen hervorthun, die unverkennbar Zeichen von Ungeduld geben. Die Majorität, mit welcher die Regierung siegen wird, wird keine große sein; man hält es zur Zeit sogar noch für taktisch klug, Zweifel daran zu äußern, ob überhaupt eine Majorität vorhanden sein wird. Indessen kennt man da den Herrn Windthorst schlecht, der seine Erwägungen in Privatgesprächen oft noch viel überzeugender zu gestalten weiß, als in der öffentlichen Diskussion.

Allerdings eignet sich auch Herr Windthorst das Verlangen nach zweijähriger Dienstzeit und einjähriger Bewilligungsperiode an. Aber anstatt demselben die Form zu geben, in welcher es allein wirksam werden kann, die Form eines Amendements, kleidet er es in die wirkungslose Form einer Resolution, eines wohlgemeinten Wunsches für die Zukunft, den zu erfüllen oder unerfüllt zu lassen in der Wahl der Regierung steht, und den die Regierung nur dann erfüllen wird, wenn sie dazu durch wirksamere Mittel gezwungen wird, als durch die Wünsche des Herrn Windthorst.

Kaum jemals ist Herr Windthorst auf dasjenige, was er geleistet hat, stolzer gewesen, als diesmal, und wenn ein ausreichender Grund zum Stolze darin liegt, daß man zeigt, man habe die Entschließungen des Reichstags in seiner Hand, so hat er diesen Grund. Was er aber mit diesem Schritte im Interesse des öffentlichen Wohls oder auch nur

im Interesse der eigenen Partei erreicht hat, entzieht sich der Beurtheilung vollständig.

Der Grund, den er ausspricht, ist der, er wolle einen Konflikt vermeiden. Eine Niederlage der Regierung könne zum Sturze des Reichskanzlers führen und an die Stelle des Herrn von Caprivi werde kein willkommener Nachfolger, werde vielleicht gar der Fürst Bismarck selbst treten. Es muß ausgesprochen werden, weil es eine deutlich hervortretende Thatsache ist, daß es im Reichstage auch nicht ein einziges Mitglied gibt, das die Rückkehr des Fürsten Bismarck zu den Geschäften wünscht. Es klingt ungeheuerlich, daß in denselben Parteien, die noch vor einem Jahre die Ansicht ausgesprochen und vielleicht auch wirklich hegten, der Rücktritt des Fürsten Bismarck würde ein Unglück für das Deutsche Reich sein und jedes Bestreben, diesen Rücktritt herbeizuführen, grenze an Vaterlandsverrath, sich heute ein unheimliches Gefühl bemerklich macht, wenn eine Anspielung darauf gemacht wird, der gefallene Staatsmann könne zu den Geschäften zurückkehren. Man hat inzwischen erkannt, daß das Deutsche Reich ohne ihn existiren kann und sogar von manchen Hemmnissen seiner gedeihlichen Entwicklung befreit ist. Inzwischen hat aber der Fürst Bismarck seit seiner Verabschiedung so eifrig daran gearbeitet, seine Rückkehr unmöglich zu machen, daß es recht schwer geworden ist, die Besorgniß vor einem solchen Ereigniß ernst zu nehmen.

Wie fest die Stellung des Herrn von Caprivi in diesem Augenblick sei, ist schwer zu beurtheilen, und diejenigen, welche seinen Eintritt in das Amt mit freundlichen Erwartungen begrüßt haben, können sich am wenigsten einer Täuschung darüber hingeben, daß die Zukunft unangenehme Ueberraschungen in ihrem Schooße bergen kann. Daß der Nachfolger des Herrn von Caprivi allen liberal denkenden Parteien weniger willkommen sein würde als dieser, darüber ist eine Täuschung auch nicht möglich. Aber es hat von jeher für die schlechteste Taktik gegolten, die eine Partei befolgen kann, ihre Grundsätze zu verleugnen, weil die Aufrechterhaltung derselben ihr Schaden bringen kann. Die freisinnige Partei insbesondere hat die Erfahrung gemacht, daß es ihr von Nutzen gewesen ist, auch unter den denkbar schwierigsten Umständen ihre Grundsätze aufrecht zu erhalten. Es ist nicht recht daran zu glauben, daß Herr Windthorst aus wirklicher Furcht vor irgend einem kommenden Manne sich zu seinem Entgegenkommen hat bestimmen lassen; er hat seine Besorgnisse wohl nur zum Frommen derer geäußert, auf die er damit einen Eindruck hervorzubringen hoffen kann.

Weit wahrscheinlicher ist, daß Herr Windthorst, indem er der Regierung Steine aus dem Wege räumt, die Hoffnung hegt, daß dieselbe auf einem anderen Gebiete ihm und seiner Partei gefällig sein werde. Das Verhältniß zwischen dem Kultusminister und der Centrumspartei hat sich in der letzten Zeit und namentlich aus Anlaß der Sperrgeldervorlage zu einem sehr verdrießlichen zugespitzt. Herr von Goßler hat sich mannigfacher schwerer Angriffe zu erwehren gehabt und er hat das nicht in dem Tone eines Mannes gethan, der seiner Zukunft völlig sicher ist. Zwischen dem Herrn Falk, der den lauten Zorn der Centrumspartei auf sich geladen hat wie wenige, und dem Herrn von Goßler, gegen den sich der Zorn dieser Partei weniger laut aber vielleicht nicht weniger heftig kehrt, als gegen Herrn Falk, hat es einen Dritten gegeben, der das Portefeuille des Kultus zur vollsten Zufriedenheit des Centrums verwaltet hat, allerdings nur wenige Monate, aber er hat dafür gesorgt, daß sein Gedächtniß nicht inzwischen auslösche. Es ist Herr von Puttkamer. Ihn in die Räume des Palais unter den Linden zurückkehren zu sehen, wäre für das Centrum ein sehr erwünschtes Ereigniß.

Herrn von Puttkamer ist geglückt, was dem Fürsten Bismarck nicht geglückt ist, und auch jetzt nach dem Tode des Herrn von Wedell-Malchow in Prenzlau nicht glücken wird: er hat ein Reichstagsmandat erhalten. Für ihn hat Herr von Hammerstein gethan, was für den Fürsten Bismarck schlechthin Niemand thun wollte, er hat sein Mandat geopfert. Herr von Puttkamer sitzt im Reichstage und harrt dort der Dinge, die kommen sollen. Er drängt sich nicht vor, aber er ist bereit, einzutreten, wenn er gerufen wird. Er hält sich frei von allen frondirenden Bestrebungen; er lehnt in gut konstitutioneller Weise ab, sich als einfacher Reichstagsabgeordneter über Dinge zu äußern, die er nur als gewesener Minister wissen kann. Er hat über den Niederlassungsvertrag mit der Schweiz eine Rede gehalten, die maßvoll, verständig war, die scharfen Provokationen in anständiger Weise entgegentrat, eine Rede, an der wir, im vollen Ernst gesprochen, kaum etwas zu tadeln wüßten. Er hat gezeigt, daß er ein Mann ist, der nicht aus Verdruß über ein in der Vergangenheit liegendes Ereigniß sich seine Zukunft verderben will.

Die Vorlage über die Erhöhung der Beamtengehälter hat bei der ersten Lesung im Plenum eine sehr ungünstige Beurtheilung erfahren. Eine Aufbesserung der Lage der am schlechtesten gestellten Beamten ist erforderlich. Es ist jetzt kein Geheimniß mehr, daß dieselbe nicht schon früher erfolgt ist, weil die darauf gerichteten Bestrebungen der Ressortchefs an der Abneigung des Fürsten Bismarck scheiterten. Was im Winter versäumt werden mußte, soll jetzt nachgeholt werden; die Vorschläge der Regierung richten sich aber auf Dinge, die nicht unaufschiebbar sind, sondern eine sehr sorgfältige Berathung erfordern. Das System der Stellenzulage gibt insbesondere der Regierung diskretionäre Befugnisse, die vom konstitutionellen Standpunkte aus kaum annehmbar sind. Der Schatzsekretär wird mit dieser Vorlage eine Niederlage erleben.

Proteus.

Der neuste Akt der amerikanischen Münzgesetzgebung.

Es ist wirklich schade, wenn es auch nicht unnatürlich ist, daß so wenig Menschen mit Verständniß den Gang verfolgen können oder wollen, welchen die sogenannte Währungsfrage seit zwanzig Jahren in der Welt genommen hat. Es steckt darin ein Stück Philosophie und Politik so fein und so tief, wie nur in irgend einer großen die Welt bewegenden Aufgabe, und das bewährt sich auch in dem schon öfter angeführten Ausspruch, daß über kein Problem ausgenommen über Religion und Liebe, so viele Menschen zu Narren geworden sind, wie über dieses, wenigstens im Verhältniß zu der beschränkten Zahl derer, die sich überhaupt mit der Sache beschäftigen. Für Deutschland ist es noch insbesondere schade, daß hier die aufmerksame Behandlung, welche der interessante Gegenstand verdient, stellenweise durch einen Zusatz von Renommisterei und Sophisterei aus dem Ernst in das Gebiet der Karikatur gedrängt worden und dadurch, noch mehr als seiner Natur nach unvermeidlich war, der Anziehungskraft für weitere Kreise verlustig gegangen ist.

Man müßte darum, so oft man es unternimmt, solche weiten Kreise über den Stand der Dinge zu orientiren, immer wieder von vorn anfangen. Das ist nun allerdings nicht thunlich bei der langen und vielgestaltigen Vorgeschichte der Sache.

Als unentbehrlich zum Verständniß dessen, was jetzt in den Vereinigten Staaten von Amerika vorgeht, sei nur Folgendes angeführt. Seitdem Deutschland die Goldwährung angenommen und die Ausprägung von Silbergeld nur noch in Gestalt von Scheidemünzen zugelassen hat, waren die übrigen großen Kulturstaaten dazu gelangt, diesem Beispiel wenn auch nicht im Wege definitiver Gesetzgebung doch im Wege einstweiliger Maßregeln zu folgen. Nur die Vereinigten Staaten führten im Jahre 1878 durch die oft genannte Blandbill eine beschränkte Ausnahme von dieser Regel ein, indem sie eine gewisse Summe von Dollars mit voller Zahlungskraft jährlich in Silber auszuprägen vorschrieben. In dem Kampf der Meinungen setzte sich seit

jener Zeit immer mehr bei den Anhängern der Silber- oder der Doppelwährung, was hier dasselbe bedeutet, die Ansicht fest, daß mit dieser Enthaltsamkeit nur gebrochen werden könnte, wenn alle betheiligten Staaten sich über ein gemeinsames Vorgehen verständigten, daß aber für einen einzelnen Staat es undenkbar wäre, auf eigene Faust seine Münzstätten wieder der freien Silberprägung zu öffnen. Denn daß ein richtiges und vollwerthiges Geld nur auf dem Boden des freien Prägungsrechtes bestehen könne, war und bleibt von beiden Lagern anerkannt. Daher auch die Vereinigten Staaten trotz der Blandbill sich in derselben Linie wie die übrigen Staaten bewegten. Ihre auf bestimmte Summen vorschriftsmäßig festgesetzten Prägungen von Dollars schlossen auch sie von dem System einer normalen Silber- oder Doppelwährung aus, wenn schon in der Blandbill dem Silber eine gewisse gesetzmäßige Konzession gemacht war. Auch blieben die amerikanischen Silberfreunde aus diesem Grunde nicht minder als ihre Gesinnungsgenossen in Europa darauf bedacht, eine gemeinsame völkerrechtliche Aktion zu Gunsten der Doppelwährung durchzusetzen, ja man kann sagen, daß sie sich noch eifriger und namentlich mit mehr Effekt an den Bestrebungen des Bimetallismus betheiligten, als selbst ihre deutschen Gesinnungsgenossen.

Jeder Zeitungsleser weiß, wenigstens oberflächlich, von den verschiedenen internationalen Kongressen, welche seit 1878 in Paris getagt haben, um eine Verständigung herbeizuführen, und wie dieselben alle auf sie gesetzten Hoffnungen, beziehungsweise prahlerischen Prophezeiungen regelmäßig Lügen gestraft haben. Eine Zeit lang suchten die eifrigsten Vorkämpfer das Problem lebensfähiger zu machen, indem sie seine Lebensbedingungen auf ein Minimum reduzirten. Sie warfen sich auf die Behauptung, daß eine gleichzeitige Rückkehr aller großer Kulturstaaten zur freien Silberprägung gar nicht nöthig sei, um dem Silber ein festes Werthverhältniß zum Gold für alle Zeiten zu sichern; es genüge schon, wenn einige mächtige Staaten in diesem Sinn ein Bündniß schlössen. Mit anderen Worten hieß das: wenn auch England nicht mitthut, so kann die Sache doch ins Werk gesetzt werden. Und dabei war es eigentlich auf Deutschland abgesehen. Hätte das Deutsche Reich sich bereden lassen, die Hand zu einem bimetallistischen Vertrag mit Frankreich, Italien, Holland, Belgien und Nordamerika ohne England einzugehen, so hätten diese alle wahrscheinlich zugegriffen und Deutschland war um seine Münzreform betrogen. Glücklicher Weise hatte doch Fürst Bismarck, so nahe die Agrarier, die leidenschaftlichsten Silberfreunde, seinem Herzen standen, hier den Instinkt eines richtigen Widerstrebens. Für einen Doppelwährungsbund ohne England war er, wenn überhaupt, nicht zu haben, und der preußische Finanzminister v. Scholz unterstützte ihn darin aufs kräftigste mit einer klaren Einsicht in den inneren Kern der ganzen Frage. Daß die Engländer gewünscht hätten, Deutschland verzichtete auf ihre Gegenliebe und ginge ohne sie mit den Anderen, kam uns dabei ohne Zweifel bei dem Leiter der hohen Politik zu statten. Das letzte Intermezzo vor der neuen amerikanischen Wendung spielte im Zusammenhang mit diesem Stand der Dinge in England selbst. Weil es ohne Gegenliebe nicht ging, sollte sie hier zu Tage gefördert werden. Es ist noch in lebhafter Erinnerung, wie eine mit großen Anstrengungen zu Stande gebrachte bimetallistische Gruppe einen Parlamentsbeschluß auf Einsetzung einer Untersuchungskommission zu Wege brachte und wie etliche Folianten von Zeugenverhören und Gutachten das schätzbare Material über die Streitfrage um ein Namhaftes vermehrten, ohne auch nur zu dem geringsten praktischen Ergebniß zu führen. Seitdem gilt der Ansturm auf die Gesetzgebung in England für mißlungen. Ein parlamentarisches Nachspiel in der laufenden Session des Hauses der Gemeinen besiegelte die Hoffnungslosigkeit der bimetallistischen Experimente. Noch im vorigen Jahre hatte man auf der Versammlung der englischen Handelskammern einen Versuch gemacht. Einhundertsiebenzig Delegirte in Vertretung von 54 Handelskammern waren erschienen, aber von den 170 Delegirten stimmten nur elf für einen bimetallistischen Antrag. In der letzten Versammlung dieses Jahres ward die ganze Angelegenheit überhaupt nicht mehr zur Sprache gebracht.

So war die Sache für Europa begraben. Die Goldwährung machte sogar noch einige Fortschritte über den Status quo hinaus. Rumänien schuf ein Münzgesetz, womit es zum Golde überging, sein Silber verkaufte. In Oesterreich beschloß man, sich ernstlich mit einer Aufnahme der Baarzahlungen zu befassen und räumte allseitig dabei ein, daß von Doppelwährung nicht die Rede sein könne.

Jetzt waren die amerikanischen Bimetallisten auf sich allein angewiesen, und sie entschlossen sich umsomehr auf eigene Faust vorzugehen, als die politische Konjunktur des eigenen Staates sie nach langen Jahren darin begünstigte. Unter den früheren Präsidenten wären Mehrheitsbeschlüsse des Kongresses zu Gunsten von Silbermachinationen am Veto des Oberhauptes gescheitert. Namentlich der Vorgänger des gegenwärtigen, Cleveland, war ein entschiedener Gegner und hat sich in einer Denkschrift förmlich als solcher bekannt. Nun aber war in der letzten Wahl die republikanisch-schutzzöllnerische Partei Siegerin geblieben, und wie die beiden Bekenntnisse, Schutzzoll und künstliche Werthsteigerung des Silbers, innerlich auf demselben Boden stehen, so fühlte sich auch der aus der republikanischen Partei hervorgegangene Präsident Harrison den Silberleuten geneigt. Bald nach seinem Amtsantritt manifestirte er zu ihren Gunsten, und sein Staatssekretär Windom trat mit einem bestimmten Gesetzesvorschlag gleichen Sinnes vor das Land. Dieser Vorschlag ist es auch, wenn schon einigermaßen abgeändert und unter anderem Namen schließlich eingebracht, welcher zur Stunde den Kongreß beschäftigt und die Aufmerksamkeit der ganzen Welt mit Recht gespannt hält. Das Gesetz, wie es zuletzt vom Hause der Repräsentanten angenommen worden und jetzt dem Senate unterbreitet ist, geht im Wesentlichen auf Folgendes hinaus: Der Schatzsekretär wird angewiesen, monatlich für $4^1/_2$ Millionen Dollars Silber zum Marktpreis anzukaufen und dafür Schatznoten auszugeben. Letztere sind auf Verlangen des Inhabers in gesetzlichem Gelde (Gold oder Silber) einzulösen. Sie können zu Zahlungen an den Staat namentlich für Steuern und Zölle, ebenso den Banken als Deckung für Ausgabe von Noten dienen. Der Schatzsekretär kann aus den gekauften Barren Dollars prägen lassen. Wenn die Inhaber ihre gegen Silber erhaltenen Schatzscheine zur Einlösung präsentiren, können sie auf Verlangen statt geprägten Geldes Barrensilber zum jeweiligen Tagespreis erhalten. Dies die Hauptzüge des Gesetzes, eine Reihe anderer Bestimmungen bleibt hier zur Vereinfachung der Darstellung unberücksichtigt.

Zunächst charakterisirt sich die Neuerung nicht als Uebergang zu einer richtigen Doppelwährung. Freie Silberprägung, welche das Wesen derselben ausmacht, wurde zwar von den Heißspornen der Partei verlangt, konnte aber bis jetzt nicht durchgesetzt werden. Was im Senate zu erreichen ist, muß abgewartet werden. Noch ist die letzte Entscheidung da nicht gefallen.*) Statt mit einer prinzipiellen Aenderung des bisherigen Münzsystems, haben wir es bis jetzt vielmehr nur mit einer Erweiterung des bereits bestehenden Systems zu thun. Im Grunde handelt es sich nur um eine Steigerung der Vorschriften der bereits erwähnten aus dem Jahre 1878 datirenden Blandbill, welche ganz konsequenter Weise auch mit dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes außer Wirkung treten soll. Die Blandbill war ebenfalls ergangen auf Antrag der Silberleute und mit dem ausgesprochenen Zwecke, denselben einen Absatzweg zu öffnen und günstig auf den Silberpreis zu wirken. Sie hat diesen Zweck auch zu einem gewissen Grade erreicht. Ihre Vorschrift ging dahin, daß der Schatzsekretär angewiesen wurde, monatlich einen Betrag von mindestens zwei und höchstens vier Millionen zum Ankauf von Silberbarren zu verwenden und letztere in Dollars umprägen zu lassen. Thatsächlich wurde das

*) In dem Augenblick, wo Gegenwärtiges in den Druck geht, bringt der Telegraph eine kurze Meldung, daß der Senat die Beschlüsse des Repräsentantenhauses im Sinne der freien Silberprägung abgeändert habe, daß in Folge dessen die Bill an das Haus zurückgehen müsse und der schließliche Ausgang ins Ungewisse gestellt sei.

Minimum von zwei Millionen kaum überschritten. Aus dem Mußankauf von zwei wird jetzt ein Muß von 4½ Millionen monatlich. Das ist der Kern der ganzen Sache. Der jährliche Zwangsankauf von ungefähr 24 Millionen (in der Regel war es etwas mehr) wird jetzt gesteigert zu einem Zwangsankauf von 54 Millionen. Hatte das bisherige System einigermaßen als Fallschirm gegen den Sturz des Silberpreises gedient, so soll ihn das neue wie ein Luftballon nach oben ziehen. Die mehr als verdoppelte Summe soll den Preis dauernd und immer mehr steigern, bis er auf der Höhe angekommen sein würde, welche dem früheren normalen Verhältniß des Silberwerthes zum Goldwerth nach amerikanischem Maßstab entspräche, d. h. 1 zu 16, mit anderen Worten einem Silberpreis, welcher dem Londoner Marktpreise einer sog. Standardunze von 59 Pence gleich käme. Mit Eintritt dieses Preises auf dem Markt würde der Schatzsekretär aufhören, Barren gegen Schatzscheine zu kaufen, aber dagegen würde das Recht der freien Prägung proklamirt, und Jeder könnte seine Barren direkt in die Münze schicken, um in obigem Normalverhältniß (1 Dollar aus 371¼ Grän fein Silber) prägen zu lassen.

Da es im Augenblick sich für uns nicht darum handelt, alle künftigen Kombinationen auszuklügeln, welche aus diesem Gesetz sich entwickeln können, so braucht auch nicht untersucht zu werden, wie viel Wahrscheinlichkeit für das Eintreten solcher Eventualität vorhanden ist, und wie lange sie würde aufrecht zu erhalten sein.

Ist das neue Gesetz in der Hauptsache nur eine Potenzirung der Blandbill, so gleicht es ihr auch darin, daß es nicht die Wahrscheinlichkeit ins Auge faßt, eine wirklich im Verkehr dienende Silbermünze zu schaffen. Ja in diesem Punkt geht es sogar hinter die Fiktion der Blandbill zurück. Diese hatte ursprünglich im Sinn, in der That Silberdollars zu schaffen, welche als solche in den Verkehr kämen. Nur als der Verkehr sich weigerte sie aufzunehmen, verfiel man auf das Auskunftsmittel, statt der Silberstücke Papier, sog. Zertifikate, auszugeben, welchen die aufgespeicherten Dollars zum Pfand dienten. Auf diese Weise liegt der allergrößte Theil der bis jetzt ausgeprägten 340 Millionen Dollars in Gewölben aufgeschichtet, und gegen einen Theil derselben laufen Papierzertifikate um, welche an öffentlichen Kassen an Zahlung genommen werden, ganz so wie es mit den neuen Schatzscheinen gehalten werden soll. Der ganze Unterschied liegt darin, daß künftig das Papier Zug um Zug bei Ankauf des Silbers ausgegeben werden soll. Was ehedem nur fakultativ war, wird jetzt imperativ: es wird neues Papiergeld geschaffen, welches mit Silber gedeckt ist. Kein Mensch denkt daran, daß aus diesem Silber Dollars geprägt werden sollen, denn schon die bisher geprägten sind in Festungsthürmen aufgespeichert und harren vergeblich auf Erlösung. Also um einem Bedarf an Silbermünzen zu genügen, ist das Gesetz nicht vorgeschlagen. Zur Bemäntelung des wahren Grundes wird hie und da behauptet, zwar nicht nach Silbermünzen bestehe ein Bedarf, aber an Umlaufsmitteln überhaupt sei Mangel. Auch das ist nur eine Heuchelei; um sie zu charakterisiren, genügt festzustellen, daß in den letzten zwölf Jahren die Umlaufsmittel der Vereinigten Staaten sich statistisch erweisbarermaßen um nicht weniger als 600 Millionen Dollars an Goldmünzen, Silbermünzen, Goldzertifikaten, Silberzertifikaten vermehrt haben.

Die Wahrheit ist einfach, daß die am Steigen des Silberpreises interessirten Einflüsse das Gesetz herbeigeführt haben. Ihnen muß man zur Vollständigkeit etwa noch diejenigen Einflüsse zurechnen, welche aus einer starken Vermehrung der Umlaufsmittel überhaupt Vortheil zu ziehen hoffen. Diese bezeichnet die Geschäftssprache in Amerika mit dem Namen Inflationisten, wie sie jene einfach Silberleute nennt. — Unsere bimetallistischen Heißsporne in Deutschland leugnen einfach, daß diese beiden Kategorien dort vorhanden seien, wollen uns glauben machen, daß jene Vorschläge nur aus tugendhaften Anstrengungen für das allgemeine Wohl hervorgehen. In Amerika würde man lachen über solche Behauptung, gerade wie man in Deutschland lachen würde, wenn amerikanische Silberleute uns belehren wollten, die deutschen Agrarier betrieben Schutzzölle und Bimetallismus nur aus tugendhafter Sorge für andere Leute, aus „Pflichtgefühl“, wie Herr von Frege es nennen würde. Zum Ueberfluß können wir sagen habemus confitentem reum. Sowohl Präsident Harrison als Staatssekretär Windom haben aus ihrem Herzen keine Mördergrube gemacht. Sie haben in ihren Erlassen von vornherein mit dürren Worten erklärt, ihre Absicht sei, dem Fall des Silbers entgegenzuarbeiten und seinen Werth zu steigern. Das neue Silbergesetz wird zum Besten der Silberverkäufer gemacht, nicht zum Besten des geldverwendenden Publikums, gerade wie die Getreidezölle gemacht werden nicht zum Besten der Brodesser, die satt werden wollen, sondern zum Besten der Kornverkäufer. Im Ganzen nennt man das heutzutage „nationale Politik“.

Vorerst ist der Preis des Silbers in Folge des Ganges der Sache von der Spekulation um etwa 15 Prozent von seinem tiefsten Falle in die Höhe getrieben worden.

Wenn die bimetallistischen Wortführer in Deutschland ein Freudengeschrei über diese Begebenheiten erheben, so muß man ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie darin konsequent sind. Sie haben nämlich seit fünfzehn Jahren über alles, was sich auf diesem Gebiete begab, ein Freudengeschrei erhoben, indem sie jedesmal behaupteten: dies bedeute ihren endgültigen Sieg. Da wir Anhänger der Goldwährung nun ebenfalls bisher mit dem Gang der Dinge zufrieden waren und immer zufriedener wurden, so muß man sagen: in dieser Währungswelt ist es doch sehr wohl bestellt; Jedermann findet darin sein Vergnügen.

Ehedem lautete der Vers der Bimetallisten so: Wenn Europa sich weigert, einen Münzbund mit Amerika zu schließen, so werden ihm die Amerikaner den Streich spielen, ihre Blandbill abzuschaffen, kein Silber mehr zu kaufen und durch den heftigen Fall des Silberpreises die Welt in Verzweiflung zu stürzen. Nun ist statt dieser prophezeiten Lösung das Gegentheil eingetreten, und wieder rufen die Bimetallisten: „Haben wir's nicht gesagt? Hier ist die Lösung!“ — fürwahr ein glückliches Geschlecht!

Soviel ist sicher: wir Anhänger der Goldwährung haben allerdings Grund zufrieden zu sein. Zum ersten sind wir das Gespenst der internationalen Münzverträge definitiv los. Zum zweiten wird vorerst Silber steigen und Gold in Amerika entbehrlich werden. Deutschland wird bei dieser Gelegenheit, wenn es nicht gar zu denkfaul ist, sein überflüssiges Silber losschlagen, und vor dem Geschrei der Goldnoth, so thöricht es auch immer war, haben wir vorerst Ruhe, da Amerika Silber aufnehmen und Gold hergeben wird. Und wenn so wir zufrieden sind, warum sollen wir unseren Andersgläubigen nicht auch gönnen, daß sie sagen: Alles sei aufs beste bestellt in der besten aller Welten?

L. Bamberger.

Zur Ethik des Talmuds.

Herr S. Kristeller (Dr. med. Geheimer Sanitätsrath) hat soeben eine kleine Schrift veröffentlicht, womit er sich hoffentlich den Dank Vieler erwerben wird, denen die geistige Gesundheit der deutschen Nation am Herzen liegt. Denn wer ein verbreitetes Vorurtheil zerstören hilft, bethätigt sich als Seelenarzt. Nun ist der Talmud freilich kein Geheimniß; dafür haben jüdische und christliche Gelehrte gesorgt. Abgesehen aber von denen, die sich über jenes wunderliche Sammelwerk nicht belehren lassen wollen, um ungestört weidlich schimpfen zu können, ist nicht jede Belehrung Jedem zugänglich. Herrn Kristeller's Büchlein dagegen empfiehlt sich durch die angenehmste Form.

Dasselbe trägt den Titel: „Der ethische Traktat der Mischnah, Pirke Aboth, d. i. Sprüche der Väter.“ Es bietet eine doppelte Uebersetzung: eine wörtliche in Prosa, und eine freie in leicht beschwingten Versen. Da nun der

Sinn der Sprüche nicht immer von selbst klar ist, so bietet die poetische Umschreibung oft einen erwünschten Kommentar. An gelehrten Zuthaten fehlt es durchaus. Der Kenner wird merken, wo Herr Kristeller von allen Vorgängern in seiner Uebersetzung abweicht. Davon ein Beispiel:

„Acht' keinen Menschen zu gering,
Für ganz unbrauchbar halt kein Ding.
Es kommt für Jeden seine Zeit,
Für jedes Ding Gelegenheit."

Gewöhnlich übersetzt man die zweite Zeile: halte nichts für unmöglich. Hier muß ich Herrn Kristeller beipflichten. — Doch hier ist nicht der Ort für Einzelheiten. Uns interessirt die Bedeutung des Traktats.

Wenn nun vor Allem eben dies zu betonen ist, daß es im Talmud auch einen ethischen Traktat gibt, so gewinnt doch dieser Umstand seine volle Bedeutung erst durch die Achtung, die der Traktat unter den Juden genießt. Dafür mögen zwei Zeugnisse sprechen. Im Talmud selbst heißt es: „wer fromm sein will, erfülle die Sprüche der Väter"; und seit einem Jahrtausend werde diese in den Synagogen im Sommer verlesen, jeden Sonnabend ein Abschnitt, weshalb es kein jüdisches Gebetbuch gibt, in welchem sich nicht die Sprüche der Väter befinden.

Es sind Sprüche, es ist also kein System; sie enthalten zum Theil streng ethische Sätze, zum Theil nur Lehren des sittlichen Anstandes und der Menschenkenntniß. Von letzterer ein Beispiel: „Nicht im Augenblicke seines Zornes suche deinen Nächsten zu besänftigen; nicht so lange sein Todter vor ihm liegt, suche ihn zu trösten; und im Augenblicke seiner Demüthigung dränge dich nicht, ihn zu sehen." Sogar an rein psychologischen Sätzen fehlt es nicht: „Was man als Kind lernt, gleicht der Dinte, die auf ungebrauchtes Pergament aufgetragen wird; was man aber im Alter lernt, gleicht der Dinte auf abgeschabtem Pergament", d. h. der Alte, der etwas lernt, ist wie ein Palimpsest, ein Codex rescriptus. Wie auf diesem die alte, wenn auch abgeschabte, Schrift unter der neu aufgetragenen immer noch durchschimmert: so bringen die alt gewohnten Vorstellungen des Greises immer in die neu gelernten hinein, dieselben abschwächend und fälschend.

Nur einige Sprüche sind von ganz allgemeiner Bedeutung, so daß man in denselben deutlich die Grundideen der jüdischen Ethik erkennt. Der berühmte Hohepriester Simon eröffnet, nach Zeit und Bedeutsamkeit an der Spitze stehend, die Sprüche mit dem folgenden: „Auf drei Dingen ruht die Welt: auf der Gotteslehre, auf dem Gottesdienst und auf der Uebung von Liebeswerken." Aehnlich lautet es bei einem jüngeren Gelehrten: „Auf drei Dingen steht die Welt: auf der Wahrheit, auf dem Recht und auf dem Frieden." Hier sind jedenfalls die Ideen des Rechts und des Wohlwollens sehr deutlich ausgesprochen. Denn wenn man auch eine scharfe begriffliche Bestimmung der hier gebrauchten Ausdrücke kaum wagen möchte, so ist doch der Ausdruck für Recht zweifellos, und „Friede" und „Liebe" werden sich decken; „Wahrheit" aber mag in seiner weiten Bedeutung auch die Wahrhaftigkeit einschließen.

Das Studium wird auf das häufigste empfohlen, und das ganze sechste Kapitel ist dem Lobe desselben gewidmet. Daneben aber wird allemal Bescheidenheit gefordert, Demuth, Verachtung äußerer Ehren und äußeren Vortheils, Entsagung sinnlicher Genüsse; gegen den Anderen sei man mild bei der Beurtheilung, wohlwollend und hilfreich, leicht versöhnt, schwer erzürnt. Das Gute thun steht höher als das Gute bloß erkennen; jede That aber gehe aus sittlicher Absicht hervor. Jede gute That zieht eine andere gute That nach sich, und jede Sünde eine andere; also ist der Lohn der guten That eine gute That, der Lohn der Sünde eine Sünde.

Die sechs Kapitel umfassen nach üblicher Zählung 128 Sprüche. Davon aber sind viele zwei- und mehrfach zusammengesetzt. Es sind meist wirkliche Wahlsprüche, die man häufigst aus dem Munde des Urhebers hören konnte, wie: „Liebe die (materielle) Arbeit, hasse die Herrschsucht". „Du bist nicht verpflichtet, die Arbeit zu vollenden; doch bist du nicht frei, dich ihr zu entziehen". Sehr selten ist ein Spruch geradezu wörtlich den Sprüchen Salomo's entlehnt; zuweilen wird er durch einen Bibelspruch erhärtet. Immer aber müssen diese Aussprüche als freie litterarische Schöpfungen angesehen werden, die allenfalls an einen Bibelvers angelehnt werden.

Wie frei jene Männer über den Weltlauf reflektirten, geht namentlich aus einigen Sprüchen hervor, welche ausdrücklich die Frage nach einer allgemeinsten Norm beantworten wollen. Da heißt es nicht etwa, daß der Mensch thun solle, was Gott in den Büchern Mose befohlen hat, sondern „was ihm vor sich selbst zur Ehre gereicht und was ihm vor den Menschen zur Ehre gereicht", oder kürzer: „Wohlwollen" oder ähnlich. Obwohl aber dieser Traktat rein ethisch und nicht religiös ist, so hatte dennoch der Talmud denselben jedem empfohlen, der fromm sein wolle.

Wenn sich nun der Wunsch, daß des Herrn Kristeller Büchlein weite Verbreitung fände, erfüllen sollte: so hätte ich nur noch zu bemerken, daß man nicht meinen dürfe, der vorliegende Traktat enthalte alles aber das Beste, was der Talmud an ethischen Gedanken bietet. Im Gegentheil sind noch außerdem durch alle zwölf Folianten des Talmuds die herrlichsten Maximen zerstreut.

H. Steinthal.

Die südafrikanischen Goldfelder.

Mehr als sonst haben die Länder Südafrikas während der letzten Jahre in den europäischen Kulturstaaten von sich reden gemacht. Seitdem die reichen Diamantgruben in Kimberley und Jagersfontein schon seit langem für den einzelnen Sucher nichts Anziehendes mehr haben, da infolge der Bildung großer Aktiengesellschaften dieselben nun in ruhigerer Weise zur rationellen Ausbeutung gelangen, ist es in den letzten Jahren der Ruf „Gold" gewesen, welcher wieder einmal eine kleine Völkerwanderung aus fast allen Theilen der Welt nach Südafrika, nach Transvaal, jener jungen Boerenrepublik nordöstlich der alten Kapkolonie und des Orange-Freistaats in Bewegung setzte.

Ein südafrikanischer Journalist nannte vor Kurzem Südafrika mit Recht „The Land of Rushes". Vor Entdeckung der Diamantfelder, einige zwanzig Jahre zurück, befanden sich die Kapländer in einem traurigen, elenden wirthschaftlichen Zustande, bis Anfangs der siebziger Jahre die Diamantfelder einen Aufschwung brachten und auch den armen Orange-Freistaat flott machten. Der von den Diamanten ausgehende Impuls war aber in dem sonst nicht reichen Lande nicht von nachhaltiger Kraft und Südafrika wäre sicher bald wieder in den früheren traurigen Zustand versunken, wenn die Entdeckung und Bearbeitung der Goldfelder von Transvaal nicht noch zur rechten Zeit einen neuen „Rush" hervorgerufen hätte, der alles bisher Dagewesene überbot und kaum durch eine weitere Bewegung in der Zukunft übertroffen werden kann.

Die erste Entdeckung des Goldes in Transvaal liegt schon weit zurück. Im Osten des Landes sind vielfache Anzeichen vorhanden, daß Mineninbustrie daselbst bereits in grauer Vorzeit getrieben sein muß, und es ist wahrscheinlich, daß Eingeborene und später auch die Portugiesen dem Boden seit geraumer Zeit größere Goldschätze entnahmen. Englische und portugiesische Missionäre, die bis in die neueste Zeit über jene Gebiete schriftstellerten, glauben sogar den Beweis geliefert zu haben, daß diese Länder die Goldgebiete seien, aus welchen König Salomo seine großen Schätze bezog, und der portugiesische Hafenplatz Sofola soll darnach das alte biblische Ophir sein, aus dessen Hinterlande die liebeskranke Königin von Saba ihre Reise nach Jerusalem antrat. Man hat daher auch nicht vergessen, den reichen Quarzgang im Osten des Landes, in den Kaap-River Goldfeldern, das Sheba-Reef, mit ihrem Namen aus-

zuzeichnen. Verschiedene europäische Reisende haben ferner in Transvaal schon 1854 und später 1870/71 an verschiedenen Stellen des Landes Gold führendes Erz nachgewiesen. Unter diesen Reisenden befindet sich in erster Linie der deutsche Südafrikareisende Carl Mauch. Ohne auf die Mittheilungen der Reisenden und Forscher näher eingehen zu wollen, mag nur erwähnt werden, daß man, ihnen folgend, Südafrika in seiner ganzen Ausdehnung von Ost nach West zwischen dem 27. und 16. Grad südlicher Breite gewissermaßen als einen Goldgürtel zu betrachten hat. Selbst unsere südafrikanische Besitzung Damaraland ist darin eingeschlossen. Aber das Gold wird nicht so bald, wenn jemals, aus diesem Theil des Gürtels gelöst werden. Wir wissen aus eigener Anschauung, wie aufregend das Wort „Gold" oder gar „Goldgürtel eines Landes" auf die Phantasie vieler Menschen einzuwirken vermag und wir wollen daher gleich hier hinzufügen, daß die bei weitem größten Theile dieses „Goldgürtels" niemals, beziehungsweise auf Menschenalter hinaus, nicht gewinnbringend bearbeitet werden können. Von den Theilen, deren Bearbeitung lohnt, werden andererseits nur sehr wenig Menschenkinder einen direkten Nutzen haben können, denn Alluvialgold, das Jeder auflesen kann, ist bis jetzt in Südafrika in äußerst geringem Maße nachgewiesen.

Im Jahre 1884 begann zuerst ein heftiges Goldfieber in Südafrika auszubrechen. Viele Digger, Händler, Schnapsverkäufer u. s. w. aus Kimberley, wo die Diamanten-Rushs vorüber waren und die Verhältnisse für die Masse immer ungünstiger wurden, zogen mit Unternehmungslustigen aus allen Theilen Südafrikas nach Moodies im Osten von Transvaal, wo ein Camp von 5—6000 Menschen plötzlich wie aus der Erde aufsprang. Doch sehr bald wurden die Hoffnungen getäuscht; die Entbehrungen und Krankheiten waren umsonst erduldet. Gold wurde in Quarzgängen nachgewiesen, aber war für diese Goldgräber nicht erreichbar und ist es in profitabler Weise auch für größere Kapitalgesellschaften bis zu dieser Stunde nicht.

Im Jahre 1885 wurde sodann in der Nähe der erwähnten Moodies das berühmte „Sheba-Reef" entdeckt, das 5 bis 8 Unzen — etwa 190 bis 300 Gramm — Gold in der Tonne Quarz enthalten sollte und ganz Südafrika in einen wahren Taumel versetzte. Tausende wanderten dahin; an einer Stelle, in deren Nähe vor kurzer Zeit Löwen, Leoparden, Zebras und Elephanten hausten, wurde eine „Stadt" angelegt und nach dem Entdecker eines anderen Reefs in der Gegend Barberton genannt. Ein wildes, aufgeregtes Leben entstand, Hôtels, Bars, Klubs, eine Börse, Zeitungen u. s. w. u. s. w. wuchsen wie durch Zauber empor und in kurzer Zeit waren 6—8000 Menschen beisammen, die zunächst an weiter nichts dachten, als Quarzgangfelder — Reefs — mit und ohne Gold in Kompagnien zu verwandeln. Als die wenigen Kapitalisten in Südafrika nicht mehr ausreichten, wurde europäisches — englisches — Kapital herangelockt. Etwa 100—130 Kompagnien entstanden nach und nach, Millionen Pfund Sterling wurden auf dem Papier verdient, aber — die Freude dauerte nicht lange. Nachdem weitere Kompagnien nicht mehr zu gründen — floaten, sagen die Deutsch-Afrikaner — waren, da die Betheiligten auch einmal Arbeit und Ausbeute sehen wollten, kam der Krach erst langsam, dann hurtiger herbei, und die „praktische", aber wirthschaftlich ganz unwissende Masse mußte endlich durch die Erfahrung lernen, daß selbst reiche goldführende Quarzgänge zu ihrer Ausbeutung eine Industrie erfordern, für welche die Bedingungen in diesem Lande und besonders in dem de Kaapdistrikt noch in keiner Weise vorhanden waren. Bis zur Stunde ist es noch nicht gelungen, die Kompagnien, an deren Spitze die Sheba steht, trotz zweifellos reicher Goldlager, auf die Beine zu bringen. Die „Stadt" Barberton ist nun wieder ruhiger geworden und zu einem bescheidenen Minencamp herabgegangen. Mitten, während und nach diesem Goldfiebertaumel wurde im ganzen Lande nach Gold gesucht — prospektirt —, und nach den Mittheilungen der berufenen und unberufenen Prospektors sollte das ganze Land von der Hügelreihe des Lebombo im Osten bis nach Malmani im Westen und von Marabastadt im Norden bis nach Heidelberg im Süden — ein Terrain von etwa 80000 englischen Quadratmeilen — nur so von Gold strotzen.

Es ist hier nicht möglich, alle die Goldfelder von Transvaal: in Lydenburg, Devils Kontoor, Pilgrims Rest, Spitzkop am Komati, in Zoutpansberg, Waterberg, Murchison Range Malmani und die darauf hin in den letzten Jahren gegründeten zahlreichen Gesellschaften, Syndikate, Landkompagnien und dergleichen einer Besprechung zu unterziehen. Theilweise mögen sie eine Zukunft haben, aber an den meisten Orten ist man über die primitivsten Anfänge der Bearbeitung bis jetzt noch nicht hinausgekommen.

Nur zum Witwatersrand wollen wir näher übergehen, jener ca. 5500 Fuß über dem Meeresspiegel belegenen, einen Theil des Transvaalschen Hochplateaus (Hooge Veld) bildenden Hügelreihe, die etwa 30 englische Meilen südlich des Transvaalschen Regierungssitzes Pretoria gelegen ist. Hier befinden sich diejenigen südafrikanischen Goldfelder, welche augenblicklich das Interesse der ganzen Welt erregen. Das Terrain bildete einen der unfruchtbarsten Theile von Transvaal und die mageren, nur geringe Zeit während des Jahres benutzten Weiden beherbergten noch vor wenigen Jahren von den armen Boers die Aermsten. Heute steht inmitten dieser trockenen, wüstenartigen Gelände, auf denen der Beschauer, soweit das Auge reicht, mit Ausnahme des geringen, oasenartig hervorlugenden Baumschlags weniger Farmhäuser, weder Baum noch Strauch zu entdecken vermag, die Stadt oder das Minencamp Johannesburg: in den letzten Jahren das ersehnte Ziel für von Goldburst und Goldfieber ergriffene Menschen aus aller Herren Ländern, die hier gleich Wallfahrern zusammenströmten. Alles, was man gehört und gelesen über die Goldfelder in Kalifornien und Australien, wiederholte sich hier im Großen und Ganzen. Nur die Enttäuschungen der großen Masse mögen wegen des Fehlens von Alluvialgold, das jeder graben und auflesen kann, hier noch größer gewesen sein. Wer selbst noch vor etwa einem Jahre, als der große „Boom" schon vorüber war, eine Reise von der englischen Küste nach Südafrika und den Goldfeldern unternahm, konnte noch eine treue Stichprobe von der Völkerwanderung bekommen, die nach etwa 1½jähriger Dauer kurz vorher ihren Höhepunkt erreicht hatte. An Stelle der früher für den Verkehr nach dem ärmlichen Südafrika ausreichenden kleineren Dampfer von 1500 bis 2000 Tonnen waren neue größere Fahrzeuge von 3500 bis 4000 Tonnen eingestellt worden. Um den Goldsuchern keinen ungünstigen Vorgeschmack zu geben, wurden sie mit Komfort und Luxus ausgestattet, wenngleich allerdings der Grad des Luxus, der von den großen europäischen „Schnelldampfern" nach Amerika, Indien und Australien erreicht wird, noch nicht geboten wurde. Menschen aller Berufs- und Gesellschaftsklassen überfüllten die Schiffsräume, und Jeder war bald guten Muths und vergaß im Traum der ihm im dunklen Welttheil winkenden Schätze etwa vorhergegangenes Leid und Wehe, wozu auch die liebenswürdige Behandlung und Rücksichtnahme der Schiffsbesatzung, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen, die sich selbst auf den geringsten III. Klasse-Passagier erstreckte, das Ihrige beitrug. Die sich am Sonntag etwas hervorthuende englische Frömmelei wurde dabei in den Kauf genommen. In der I. Klasse des Dampfers, der mich nach Südafrika brachte, befand sich gleichfalls eine nach Berufsarten mannigfach unterschiedene bunte Gesellschaft. Um den neuernannten Gouverneur für die Colony Natal und niedrigere Kolonialbeamten, welche das Mutterland aussandte, gruppirten sich Bankiers, Kaufleute, Juweliere, Minen- und Hüttentechniker (wirkliche und eingebildete), Cornishmen, wie sich die englischen Minentechniker so gern nennen, Geistliche aller Bekenntnisse, um der geistlichen Noth in Südafrika zu steuern, Aerzte, Diakonissinnen, ganze Konzert- und Schauspielertruppen und so fort; aber keine Landwirthe und solche, die es werden wollten. Während die größere Zahl aus Engländern und Amerikanern bestand, fehlte es doch auch nicht an Deutschen, Skandinaviern, Italienern, Portugiesen, wogegen Franzosen und Spanier nur ganz spärlich vertreten

waren. Meistens noch in jüngeren Jahren, gab es wenige unter den Herren, die das reifere Mannes-, oder von den Damen, die das Matronenalter erreicht hatten, aber alles war voll Gesundheit. Manche machten die Reise zum zweiten oder dritten Male; sie waren auf den Goldfeldern schon länger thätig gewesen, hatten nur schnell einen „Trip“ nach London gemacht, um „die reichsten und günstigsten“ Goldgrundstücke zu „floaten,“ aber vorläufig ohne Erfolg, denn es war der erste Boom schon vorbei. Sie meinten aber, daß der Hexensabbath jede Stunde wieder beginnen könne und erwarteten in den Anlaufshäfen Lissabon und Madeira Depeschen, die ihre sofortige Umkehr nach London veranlassen würde. Aber es kamen keine Depeschen. Die Hoffnung aber und der Glaube an den zweiten, noch größeren Boom, wogegen der erste nur ein Kinderspiel gewesen sei, blieben unerschütterlich. Geld spielte keine Rolle. Im Rauchzimmer ging es trotz der Bemühungen des Kapitäns hoch her beim Napoleon, Bluff und sonstigen Hazardspielen; auch die den Sport liebende Welt vertrieb sich die Zeit aufs beste, während andere nur an den improvisirten Maskenbällen, Konzerten und Theatervorstellungen theilnahmen. Endlich war die zwanzigtägige Reise beendet. In Capstadt hatte die Gesellschaft es eilig, so schnell wie möglich nach dem Goldlande zu kommen, denn wie wollte man sich der Gefahr aussetzen, das Beginnen des zweiten großen Booms zu versäumen. Der jede Woche einmal nach Ankunft des europäischen Dampfers nach Norden gehende Expreßzug of Her Majesty's Mails glich in etwas einem deutschen Ferienzug. Die Jagd nach einem möglichst guten einfachen oder Schlafplatz, so gut ihn die Kapbahnen zu bieten vermögen, verlief bei dem meist in englischer Eisenbahnschule erfahrenen Publikum noch verhältnißmäßig ruhig; doch der Zug ist dichtgedrängt besetzt. Die umfangreichen Einkäufe von Proviant und von gefüllten Wasserschläuchen, die zur Frischhaltung an dazu bestimmten Haken außerhalb der Wagen befestigt werden, beweisen, daß man allgemein schon davon unterrichtet ist, wie wenig es unterwegs zu essen und zu trinken gibt. Es ist südafrikanischer Winter, doch der aus wolkenlosem Himmel kommende Sonnenschein spannt die Erwartung für eine fremdartige, üppige Landschaft bei den weniger in Geographie und allgemeiner Landeskunde bewanderten, und das sind die meisten, aufs höchste. Doch nachdem in wenigen Stunden die Region des Küstensaums mit ihren dichteren Baumpflanzungen, Weingärten, Orangenplantagen, die auch in der hellen Mondnacht ihre Reize spendet, passirt ist, sinkt bald die Stimmung beim Anblick einer baumlosen, dürr und öde daliegenden Gegend tief herab. Die Hexriverpartie, welche in etwas an die großartigen europäischen Bergbahnen des Gotthardt und Brenner erinnert, vermag diese gesunkene Stimmung nur vorübergehend zu heben. In gesteigerter Langeweile präsentiren sich darnach die hageren Flächen, auf welchen nur die tiefen, zerrissenen, ausgetrockneten Fluß- und Bachrinnen bezeugen, daß hier zeitweise der Regen in Strömen niedergeht. Die hundertfach in steter Wiederholung auftauchenden Tafelberge, felsig, steil abfallend und vegetationslos, interessiren meist nur den Geologen, der wohl allein die schneckenartige Fahrt dieses Expreßzuges bis zu einem gewissen Grade erträglich finden mag. Meilenweit ist kein Haus, kein Baum, kein Strauch sichtbar, nur hin und wieder tauchen eine Anzahl eingepferchter Strauße und eine Schafheerde auf. So geht die Fahrt auf der öden Karoo weiter, mit Ausnahme einiger Orte, wie Beaufort West, Victoria West 2c., an einsam gelegenen Stationshäusern vorüber, die schon durch ihre Endsilben (. . . road) ihre Entfernung von menschlichen Wohnungen andeuten. Aus dem Munde des jungen Engländers, der sich an dem folgenden sonnigen heißen Tage vor Langeweile nicht mehr zu bemeistern vermag, entweichen ein „God forsaken country“ und ähnliche Schmeichelbezeichnungen für Südafrika. Die Deutschen und andere Nationalitäten stimmen wie auf Kommando in das Urtheil ein. Nachdem das halbleere Bett des Orangeflusses in der Nähe von Hopetown passirt ist und die wüstenartige Landschaft keineswegs bessere Bilder geboten hat, gelangt man endlich nach 28- bis 30stündiger Fahrt — etwa 22 englische Meilen oder circa 35 Kilometer pro Stunde zurücklegend — in der Nacht in Kimberley an, auf dem Boden, dessen leuchtende Diamanten in allen Ballsälen der Welt erglänzen.

Von Kimberley nach Johannesburg muß der circa 300 Meilen lange Weg zu Wagen zurückgelegt werden, und wer die £ 12 = 240 Mark erlegen kann, benutzt die Mail Coach, die, man muß es hervorheben, unter den schwierigen Umständen einen ausgezeichneten Dienst unterhält. Durch elende Gegenden, einige Oasen, wie Potchefstroom 2c. ausgenommen, durch unüberbrückte Flüsse, über Berg und Thal, über Stock und Stein auf Naturwegen wird der mit 12 bis 14 Pferden oder Maulthieren bespannte Wagen, der nach amerikanischem System mit starken Sohllederfedern gebaut ist, von dem geschickten weißen Driver unter Assistenz einiger Schwarzen gut geführt. Ungefähr alle 6 bis 7 englische Meilen sind Relaisstationen mit frischen Zugthieren vorhanden, so daß die Strecke, mit Unterbrechung zweimaliger Nachtruhe von 4 bis 6 Stunden, gewöhnlich in ca. 60 Stunden zurückgelegt wird. Freilich nach starken Regenfällen und dadurch aufgeweichtem Boden und angeschwollenen Flüssen wird die Fahrt häufig bedeutend verzögert, da die überfüllten Flußbetten oft tagelang unpassirbar werden. Unglücksfälle auf diesen Fahrten, Umstürzen der Coach und dergleichen, gehören daher auch nicht zu den Seltenheiten. Wir wollen nicht näher schildern, in welchem leiblichen Zustande und in welcher Seelenstimmung die meisten der Passagiere in Johannesburg anlangten, und doch waren selbst die Bemittelten zu jener Zeit glücklich, zu horrenden Preisen eine Schlafstelle zu zwei oder drei in einem winzigen Raume zu ergattern; viele waren gezwungen, auf oder unter dem Billard, dem Speisetisch, auf Stühlen und ähnlichen elenden Lagern die Nacht zu verbringen.

Gegen Ende 1886 begann man am Witwatersrand mit der Aufnahme der Goldfelder. Hunderte von Spekulanten, Diggers, Lebensmittelverkäufern wohnten, bevor Johannesburg angelegt war, in elenden Hütten von Lehmsteinen, Binsen u. s. w. als die ersten Pioniere beisammen auf Ferreiras Camp, wie sie den Ort nach dem damaligen Besitzer des Bodens nannten, wo jetzt die Goldminengesellschaft Ferreira arbeitet. Auf einer ungefähr von West nach Ost gerichteten wellenförmigen Fläche von etwa 35 Meilen Ausdehnung, umfassend die Farmen Roodepoort, Vogelstruisfontain, Klein Paardekraal, Langlaagte, Turffontein, Doornfontein, Claudsfontein, Driefontein und Vogelfontein wurde in kurzer Zeit eine Serie von nebeneinander laufenden Gesteinsadern — Reefs — nachgewiesen, die ersichtlich neptunischen Ursprungs sind und unter verschiedenen Neigungswinkeln (45° als häufig angenommen) nach Süden abfallen. Die Reefs bestehen aus einem Conglomerat. Lehm, Sand und dergleichen bilden die Bindemittel für zahlreich eingebettete, rundlich abgewaschene Quarzsteine — Pebbles, — die gewöhnlich in der Größe zwischen einem Taubenei bis zu einem Hühnerei schwanken und auseinander gebrochen in der Farbe zwischen glasfarben und grauweiß variiren. Die ganze zusammenhängende Masse hat bis zur Tiefe von etwa 70 bis 80 Fuß gewöhnlich eine rostbraune Färbung; tiefer wird sie bläulich. Die Masse ist näher der Oberfläche leicht zerfallend, während sie mit der Tiefe an Härte zunimmt, doch im Ganzen leicht mechanisch zu zerkleinern ist. In diesem Gestein, welches am Witwatersrand nach der Benennung durch die Boers „Banket“ heißt, ist das Gold frei enthalten, aber etwa in der Tiefe von 70 bis 80 Fuß beginnt neben freiem Gold ein mechanischer Einschluß desselben in Pyriten (Kiesen) verschiedener Art, wie Schwefel, Eisen, Arsenik und dergleichen. Diese oben bezeichnete Region von goldführenden Gesteinadern ist „Mainreef Serie“ genannt zum Unterschiede von den vielen anderen goldführenden Gängen in weiterer Umgebung des Witwatersrandes. Die Entfernungen der einzelnen Reefs der Mainreef Serie von einander, ihre Mächtigkeit, ihr Neigungswinkel und ihr Goldwerth sind äußerst verschieden. Das „South Reef,“ das südlichst gelegene, wechselt in Mächtigkeit von 6 Zoll

bis 8 Fuß, gilt als das reichste und weist Stellen auf, worin sich Gestein findet, das in der Tonne (etwa 1000 Kilogramm) 300 bis 400 Gramm Gold enthält. Nordwärts von diesem Reef finden sich an manchen Stellen kleinere Adern — leaders —, welche von wenigen Zoll bis zu 2 Fuß mächtig und gleichfalls sehr reich an Gold sind. Weiter nach Norden in einer zwischen 20 und 150 Fuß wechselnden Entfernung vom Sout Reef liegt eine die ganze Länge der Mainreef Serie entlang laufende Conglomeratader, der „Mainreef Leader," die 6 Zoll bis 2 Fuß mächtig ist und zwischen 35 und 200 Gramm Gold in der Tonne an verschiedenen Stellen gezeigt hat. Weiter nördlich, meist in nicht großer Entfernung von dem soeben erwähnten „Leader" findet sich das eigentliche Mainreef in einer Mächtigkeit zwischen 4 und 35 Fuß sehr wechselnd. Es ist das an Gold ärmste von allen begleitenden Reefs. Es findet sich darin theilweise nur eine Spur Gold bis zu höchstens 38 Gramm auf die Tonne Gestein. Nordwärts vom Mainreef ist an verschiedenen Stellen ein weiteres Reef, das „Northreef," angeschlagen worden, 1 bis 5 Fuß mächtig, das an Goldgehalt ungefähr dem Mainreef gleicht.

Seit 1883 besteht ein Gesetz über „Bergbau und Verkehr in edlen Metallen und edlen Steinen", amendirt Juli 1888, und geben wir daraus einige wesentliche Punkte wieder. Der Bergbau für diese Mineralien ist Staatsregal. Regierungsland kann für öffentliches Goldfeld erklärt werden, Privatbesitz nur mit Zustimmung des Besitzers. Bei Privatbesitz kann sich der Landeigner vor anderen eine bestimmte Anzahl Minentheile — Claims — selbst abstecken, Mynpacht genannt. Nachsuchen nach Gold kann nur mit Genehmigung des Besitzers erfolgen, wofür eine Abgabe von 7½ Mk. pro Monat und Claim zu entrichten ist. Diese Abgabe erhält zur Hälfte der Eigner und zur andern Hälfte die Regierung. Auf Regierungsland beträgt die Nachsuchegebühr nur 5 Mk. pro Claim. Für den Bergbau selbst werden 20 Mk. pro Monat und Claim erhoben, wovon bei Privatbesitz der Eigner die Hälfte erhält. Ueber Abgrenzung, Grenzmarken, Wasserrechte und dergleichen sind äußerst umfangreiche Bestimmungen vorhanden, wie denn das umfangreiche Gesetz 90 Paragraphen umfaßt.

Nach diesem Gesetz wurden die von den ersten Unternehmern und Spekulanten erworbenen Farmen als öffentliche Goldfelder erklärt, und es begann die Zerstückelung derselben in „Claims". Es sind dies Bodenstreifen, in der Dimension von 400 Fuß Länge bei 150 Fuß Breite, derartig gelegt, daß die größere Seite die goldführenden Gesteinsadern schneidet. Diese Claims-Eintheilung mag aus Erfahrungen von Einzelgrabungen nach Alluvialgold oder Diamanten herrühren, doch war sie hier, wo es sich hauptsächlich um regelrechten bergmännischen Abbau und Aufbereitung mit umfangreichen Anlagen handelt, gewiß nicht am Platze. Sie hat viel zu einer Zerstückelung beigetragen, die noch heute einen Krebsschaden des Witwoterrands ausmacht. Sie verhindert bei Grundstücken mit 2, 4, 6 oder selbst 8 Claims einen planvollen, rationellen Bergbau und Verhüttung und hat nicht wenig beigetragen zu einer schwindelhaften Massengesellschaftsgründung auf Stückchen eines Bodens, der zwar werthvoll ist, aber nur bei rationeller Bearbeitung Gewinn bringen kann. Eine Anzahl von mehr umsichtigen Unternehmern gründete Kompagnien, wie die Robinson, Langlaagte, Simmer and Jack, Jumpers, City and Suburban 2c., denen größere goldhaltige Grundstücke gesichert wurden, und dies hat, trotz anderer Schwächen, nicht wenig dazu beigetragen, sie als Kompagnien zu erhalten, welche die Führung am Witwatersrand haben. Einige Kompagnien mit geringem Claimbesitz, wie die „Jubilee", prosperiren zwar, doch sind dies nur Ausnahmen, bei denen besondere günstige Bedingungen in Betracht kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Weinstein.

Adolf Pichler.*)

Sieben Jahre mögen es her sein: da fuhr der Schreiber dieser Zeilen von den Brixlegger Passionsspielen geradewegs — nur für ein paar Stunden — nach Innsbruck lediglich von dem Wunsche getrieben, Adolf Pichler, den Dichter und Naturforscher, den Litterarhistoriker und Schützenhauptmann, in seiner Klause heimzusuchen. Wo immer der bedeutende Mann mir begegnet war, in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" oder in den Feuilletons von Wiener Blättern, bei allzu kurzem Zusammentreffen in Redaktions- oder Gaststuben: — immer hatte mich sein Geist, seine Art, die eigene Mischung von tiefem, selbstsicherem Denken und schnurrigem Schnaderhüpfelwitz ganz besonders an- und aufgeregt.

Neben unseren Dutzend-Schreibern und Schock-Dichterlingen eine geschlossene Persönlichkeit: eigenrichtig, schroff, hartkantig, wie die Felsenketten des Innthales, an denen ich vorbeidampfte, aber auch himmelansteigend, wie überblüht von einer einzigen Alpen-Flora, dicht bestanden mit dunklen Wäldern und Matten und erzhaltig in den tiefsten Schachten, wie die mächtigen Gebirgszüge, die das „Landl" der Glaubenseinheit von Hesperien scheiden. Mein Gastbesuch entstammte ehrlichem Herzensbedürfniß. Der Poet hatte es mir längst angethan: diesmal war ich auch noch dem Geschichtschreiber des mittelalterlichen Schauspiels in Tirol durch reiche, stoff- und gedankenreiche, Aufschlüsse zu besonderem Danke verpflichtet worden. . . .

Der verehrte Mann nahm den Ueberfall nicht unhold auf. Der gelehrte, hochangesehene Universitätsprofessor der Geologie empfing mich nicht in seiner „Amts-Werkstatt", dem mineralogischen Kabinet der Innsbrucker Hochschule: er hatte mich in sein trauliches, stilles Gemach geladen und dort verlebte ich ein paar jener allzu seltenen Feierstunden, in welchen es dem heikelsten Menschenkrittler vergönnt ist, sich zu freuen, daß unser Erdball solche Kerle gedeihen läßt. Das graue Kopfhaar hob die Jugendfrische, das Wangenroth, die feurig blitzenden Augen. Die Gicht, welche den Poeten hinderte, wie er es vorgehabt, mit dem Wiener Gaste ins Freie auszufliegen, verklärte sein edles Antlitz durch den Ausdruck männlich bezwungenen Leidens. Der Hausherr ließ die bitteren, wie geflügelte Pfeile fortlaufenden Stichelreden, mit denen er sonst wohl in fremder Umgebung den Alltag und das Markttreiben abfertigt, beiseite. Liebenswürdig empfing er den Besucher und alsbald hob sich sein Gespräch, das von den Landsleuten und dem Passionsspiel ausging, zu den Höhen freiester Weltschau: wohl wußte er, daß auch seinen ergriffenen Zuhörer kein Dogma bedrängte: aber über den Augenblick, den unmittelbaren Eindruck hinausgehoben, sprach er wie mit sich selbst über Byron und Dante, über die Religion des Gemüthes und der reinsten Menschlichkeit in Tönen, die niemals in mir verklingen werden. Nicht allzu viele leben in unseren Tagen, die so klar und wahr mit den Räthseln unseres Geschlechtes sich auseinandergesetzt, wie Pichler: nur Wenige, die in harten Schicksalsprüfungen so voll und treu ihre Pflicht erfüllt: als Herzenskündiger, Bürger, Jugendbildner. Als ich bewegt und wortkarg von dem Tiefeinsamen schied, führte mich mein Weg in das Innsbrucker National-Museum. Dort sah ich neben manchem Schmuckstück und Kunstwerk von dauernder Bedeutung für Tirols alte und neue Herrlichkeit, neben Defregger's Speckbacher und Hofer-Reliquien, ein paar Bilder, die Adolf Pichler darstellen: das eine den Führer der Tiroler Studenten-Legion, die 1848 ausrückt, um die Grenzpässe gegen die Italiener zu vertheidigen; der Calabreser, mit der Feder geschmückt, die schwarz-roth-goldene Schärpe und der Degen sitzen dem Idealschönen wie angegossen. Dann den Charakterkopf des Dichters in seinen besten Mannesjahren. . . . Seither haben Plastiker und Maler ersten Ranges den größten lebenden Tiroler Poeten wiederholt zu

*) Neue Marksteine. Erzählende Dichtungen. Leipzig 1890. A. G. Liebeskind.

vergegenwärtigen gesucht: Keiner aber ist dem Urbild so nahe gekommen, wie Pichler selbst, der auf jeder Altersstufe als Sänger sein gewaltiges Gedanken- und Gefühlsleben seinem Volke aufgethan. An Kennern, die wie Emil Kuh und Kürnberger den pindarischen Schwung seiner Hymnen, das — man verstatte uns den Ausdruck — Urgebirgs-Artige seiner Natur staunend priesen, hat es des Meisters Schöpfungen nie gefehlt. Auffallender oder vielmehr nur allzu begreiflicher Weise ist er dagegen, durch allerhand verdrießliche Verlags-Erfahrungen verstimmt, nie zu einer Gesammtausgabe seiner Werke zu bestimmen gewesen. Es ist aber auch wirklich beschämend für das deutsche Lesepublikum, daß Bücher, wie Pichler's Schilderungen „Aus den Tiroler Bergen“, in welchen eine Fülle von Wissen und Humor, ganz unvergleichliche Veduten und durchweg erlebte Geschichten Blatt für Blatt den Segen dieser kraftvollen Persönlichkeit offenbaren, fleißiger ausgeschrieben, als gelesen werden; daß um seine saftigen Naturschilderungen vom Strom der Nibelungen und aus der goldenen Wachau die deutschen Buchhändler und litterarischen Vereine nicht längst hadern. . . . In zwölfter Stunde hat endlich der Leipziger Dichterwart A. G. Liebeskind mit der Wünschelruthe an diese Goldadern gerührt. Die „Neuen Marksteine“ sind des alten Pichler durchaus würdig: sie werden in der tirolischen und deutschen Litteratur als weithinragende Denkmale hoher Kunst und Gesinnung sich behaupten.

Am meisten ans Herz gewachsen ist uns Fra Serafico: Pichler's Begegnung mit toscanischen Priestern, die in weltverlorenen Gegenden des Apennin Entsagung üben: die trübsten persönlichen Erfahrungen lehren diese Edlen nur sich selbst überwinden: tiefdringender Betrachtung gesellen sie thatkräftigste Seelsorge, die selbst, ja zumeist Banditen zu Gute kommt: ohne Askese, ohne Fanatismus: „Ihr redet da von Ruhm“, sagt Serafico unserem Pichler, der in dem namenlosen Gebirgspfarrer einen Naturforscher entdeckt, der eine Reihe von Dingen nennt und kennt, die kaum Gelehrte ahnen und in Büchern beschreiben.

Die Wissenschaft fragt nicht
Wer dieses fand? sie fragt nur, was es ist?
Ihr gilt die Sache! — Redet nicht vom Ruhm.
Was ist der Ruhm? Der alte Dante sagt es:
Ein bloßer Hauch; er weht jetzt da, jetzt dort!
Ihr träumt von Ewigkeit und lebt Minuten, —
Unendlichkeit! und lebt auf einem Stäubchen!
Gesetzt es wär vergönnt zu ringeln uns
Bis an das Ziel der Tage! saßt es wohl:
Das Ziel, wie es beschieden ward der Menschheit:
Stückt ein Jahrtausend an das Andre an —
Ihr kennt das Ziel: es bricht mit Donnerstimmen
Der jüngste Tag empor aus Abgrundstiefen,
Verzehrt im Feuerstrom einst diese Rinde,
Wie sie sich um die Gluth des Kernes legt,
So sprechen die Forscher! wär's auch nicht —
Ein Ende käme doch, weil alles endet! —
Dann fließt als ein geschmalz'ner Lavatropfen
Der Ball, den ihr die Welt zu nennen wagt,
Im leeren Raum, wie andre Bälle noch,
Die einst geschmückt des Lebens holde Fülle.
Was soll der Name denn? — Der Weltenrichter
Kennt unser Wesen, braucht er einen Namen?
Nicht was wir thaten, was wir wollten einst
Aus tiefstem Herzen, das nur richtet er. —
Seht ihr, ich lernte kennen Flue und Berg,
Doch ward mein Wissen nie zur Wissenschaft,
Mich fraß der Hunger nach dem Brot des Lebens. . . .

Nicht allen aber steigt, wie Fra Serafico, „die Geistersonne: Gott“ zur Lichtung dieses Chaos auf: Pichler kennt auch die Zweifel des Demokrit'schen Mythos:

In einer hohlen Kugel sei die Menschheit —
Behauptet er — für immer eingeschlossen.
Die Schale sei von Erz; unzählig laufen
Vom Mittelpunkt zu ihr die Radien,
Dem andren keiner parallel und jedem
Stellt sich ein anderer entgegen stets.
Die meisten Menschen bleiben ruhig dort,
Wohin Geburt und Schicksal sie geworfen.
Und nähren sich vom Staub, der sie umhüllt,
Zufrieden, wenn sie Mund und Hände füllen,
Bis mit der trägen Zeit die Gier erlischt.
Doch manche suchen auf den Radien,
Begeistert von der Jugend Ideal,
Emporzuklimmen in das Reich der Wahrheit,
Und wenn sie auf dem Weg verläßt die Kraft,
So bleiben sie im Reich des Wahns befangen:
Doch wer die Schale schwer und spät berührt,
Der weiß, daß sie nicht zu durchbrechen ist,
Und streng die Schatten von den Dingen trennt . . . . u. s. w.

Die Proben, die wir herausgegriffen, könnten Leser, die Pichler noch nicht kennen, auf die Vermuthung bringen, er treibe vorwiegend geistliche Lyrik im modernisirten Sinne der Schiller'schen Gedankendichtung. Wer die Geschichten von der Ehe eines Tiroler Bürgermeisters mit einem Judenfräulein anblättert (Sanct Aloysi), wer in der Einleitung zum Zaggler-Franz die „Schnabahüpfeln“ trifft, die Pichler „gleich Tannenzweigen an einer Festhalle“ angebracht, wer den (freilich ernst ausklingenden) Schwank „Kätchen“, das Faschingsmärchen „Ecke“ vornimmt, wird sich rasch und freudig eines Anderen überwiesen sehen. Unser Kufsteiner Poet schlägt derbe, wahrhaft volksthümliche Laute an: daß sein Sinn dauernd dem Höchsten zugewendet bleibt, offenbaren die Feierklänge der Schlußdichtungen: Dante zu Ravenna und Das letzte Lied der Lerche. Es ist heute nicht unser Vorsatz, auf diese bedeutenden Schöpfungen Pichler's im Einzelnen einzugehen. In mühseliger Berufsarbeit haben sie uns gelabt und erhoben. Dessen möge unser geduldiger Leser eingedenk bleiben, wenn wir ihm statt aller weiteren kritischen Weisheit das Bekenntniß ablegen: Adolf Pichler ist ein Poet im alten, urältesten Sinn, d. h. der Herzensfreund jeder empfänglichen Seele. Einen Wundermann seines Schlages nimmt man am besten hin, wie er ist. Man bespricht ihn nicht lange, man genießt seine Werke.

Wien, Anfangs Juni.

A. Bettelheim.

Zeitschriften.

Resultate des Frauenstimmrechts in Wyoming.

(„The Fortnightly Review.“)

Im vorigen Monat brachte die bekannte „Fortnightly Review“ in London einen Artikel von Horace Plunkett über die Wirksamkeit des Frauenstimmrechts in dem Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika Wyoming, an welchen Aufsatz ich lebhaft erinnert wurde, als ich dieser Tage im Deutschen Reichstage die engherzigen Argumente vernahm, welche gegen die Bewilligung des aktiven Wahlrechts der Frauen bei der Bildung von Gewerbegerichten ins Feld geführt wurden.

Bekanntlich ist in mehr als ein Dutzend Staaten der amerikanischen Union den Frauen bereits in allen Schulangelegenheiten — bei der Wahl von Schulinspektoren u. s. w. — das aktive und in nicht wenigen Staaten sogar das passive Wahlrecht eingeräumt. In einzelnen Staaten besteht außerdem ein Wahlrecht der Frauen betreffs anderer kommunaler Angelegenheiten. In dem Territorium Wyoming aber herrscht die volle politische Gleichberechtigung beider Geschlechter, und zwar bereits seit 1869, in welchem Jahre das Territorium ins Leben gerufen wurde. Die betreffende konstitutionelle Vorschrift lautet in der Uebersetzung wörtlich folgendermaßen: „Jedes weibliche Wesen im Alter von mindestens 18 Jahren, das im Territorium ansässig ist, kann bei jeder gesetzlichen Wahl ihre Stimme abgeben. Ihr Recht zu wählen und gewählt zu werden, soll dasselbe sein, wie das der männlichen Wähler.“

Daß ein so radikales Gesetz durchgehen konnte, verdankten die Frauen dem ersten Gouverneur von Wyoming, John A. Campbell. Die Gesetzgeber hatten zum Theil den Vorschlag als eine Art joke betrachtet, während ein anderer Theil die Idee, den Frauen das volle Stimmrecht zu geben, als eine vortreffliche Reklame für das neue Territorium ansah. Der Gouverneur aber nahm die Sache ernst und vertheidigte das Recht der Frauen auch durch sein Veto, als zwei Jahre später eine Bill auf Beseitigung des Frauenstimmrechts eingebracht wurde. So geschah es, daß das Territorium Wyoming bis heute die absolute politische Gleichberechtigung beider Geschlechter genießt. Man kann also dort von einer zwanzigjährigen Erfahrung sprechen. Und in dieser

Periode hat Wyoming sich allmählich zu einem Staatswesen mit mehr als 100 000 Einwohnern entwickelt.

In dem Artikel der „Fortnightly Review“ wird nun konstatirt, daß das Experiment im Ganzen überraschend günstig ausgefallen ist. Der Prozentsatz der Frauen, welche ihr Wahlrecht ausüben, ist sehr groß (bis zu 80 Proz.) Trotzdem haben sich die Frauen nicht in aufdringlicher Weise in die Politik gemischt. In die parlamentarische Vertretung des Territoriums ist bisher keine Frau — trotz der gesetzlichen Befähigung — gewählt worden. Dagegen haben sie ihr Stimmrecht dazu benutzt, um Männer in die gesetzgebenden Körper und in öffentliche Aemter zu bringen, welche sich bereit zeigten, gegen Trunksucht, Spiel, Prostitution, sowie politische Korruption und für eine ausgiebige unentgeltliche öffentliche Schulerziehung einzutreten. Thatsächlich soll in Wyoming die Zahl der Analphabeten denn auch geringer sein, als in irgend einem anderen Staat oder Territorium der Union. Auch ein Gesetz über die bessere Ventilation in Bergwerken wird auf die Initiative der Frauen von Wyoming zurückgeführt.

Horace Plunkett wirft schließlich noch die Frage auf: „Hat die politische Gleichberechtigung der Geschlechter auf das Familienleben und speziell auf das Verhältniß der Ehegatten zu einander einen schädigenden Einfluß ausgeübt?“ Diese Frage wird kategorisch verneint.

Es mag dahingestellt bleiben, wie weit die Darstellung in der „Fortnightly Review“ auf Objektivität Anspruch machen kann. Immerhin dürften die inmitten des amerikanischen Kontinents gemachten Erfahrungen mit dafür sprechen, daß der Grundsatz: „mulier taceat in ecclesia“, den die engherzige Befangenheit bei uns jeder Betheiligung der Frauen am öffentlichen Leben entgegenstellt, einer Nachprüfung auf seine Berechtigung dringend bedarf.

T. B.

Freund's politische Handbücher. Öffentliches Recht und öffentliches Leben in volksthümlicher Darstellung. Band I. Der Deutsche Reichstag. Von Karl Baumbach. Breslau. 1890. Verlag von Leopold Freund. (Preis 75 Pf.)

Der Verlag von Leopold Freund in Breslau hat sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt, durch eine Reihe von populären Schriften das politische Leben der Gegenwart zu erläutern und so in weitere Kreise ein intimeres Verständniß für die politische Entwicklung des Deutschen Reichs zu tragen. Eine Anzahl bekannter freisinniger Reichstagsabgeordneter und anderer litterarisch qualifizirter Männer hat seine Mitwirkung bei diesem Unternehmen zugesichert, so daß bereits ein Dutzend Broschüren in Vorbereitung sind, während der erste Band, aus der Feder des zeitigen zweiten Vizepräsidenten des Reichstags, Karl Baumbach, soeben erschienen ist. Dies erste Bändchen handelt (auf 75 Seiten) vom „Deutschen Reichstag“, schildert das Wesen des Reichstags im Allgemeinen, die Zuständigkeit des Reichstags, die Stellung der Reichstagsabgeordneten, die Geschäftsbehandlung im Reichstage, die Wahlen zum Reichstag und die Zusammensetzung des Reichstags. Es bietet in knapper Darstellung alles zum Verständniß des Wesens der deutschen Volksvertretung Nothwendige. Dabei begnügt sich der Verfasser nicht damit, eine bloße Darstellung der verfassungsrechtlichen Fundamente, auf denen der Reichstag ruht, zu geben, sondern er schildert den Reichstag zugleich als lebenden Organismus: wie er wirkt und arbeitet, wo die Quellen seines wirklichen Einflusses liegen und an welchen Mängeln er leidet. Gerade hierdurch unterscheidet sich die Arbeit vortheilhaft von manch anderen Behandlungen desselben Stoffs. Hier spricht Jemand, der im Reichstage seit 12 Jahren parlamentarisch thätig gewesen ist und der deshalb nicht nur das äußere, sondern auch das innere Leben desselben genau kennt.

Dem Gesammt-Unternehmen, das mit diesem ersten Bändchen sich so glücklich eingeführt hat, wünschen wir den besten Erfolg.

B.

S. Martin von Lucca und die Anfänge der Toscanischen Skulptur im Mittelalter. Von August Schmarsow. Breslau. 1890. S. Schottlaender. 263 S. 8°. (Preis 8 Mark.)

Dieses mit großer Sachkenntniß geschriebene Werk bildet Band 1 einer von dem Verfasser, im Bunde mit anderen Kunstgelehrten, beabsichtigten Folge von Veröffentlichungen: „Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte.“ Schmarsow's vorliegende Untersuchungen, deren äußerer Form, wie der Autor zum Schluß selbst bekennt, noch gewisse Unebenheiten anhaften, gehen von einer merkwürdigen Skulpturgruppe aus, die, obwohl sie am romanischen Dom zu Lucca an ziemlich exponirter Stelle (auf einem Konsolenpaar über der in 3 Traveen geöffneten Vorhalle) zu finden ist, dennoch den meisten Forschern bisher entgangen, von einigen wenigen aber sehr abfällig beurtheilt worden ist. Es handelt sich um das lebensgroße Reiterbild St. Martin's, der mit einem neben ihm stehenden Bettler den Mantel theilt. Burckhardt's Cicerone übergeht dieses Werk, Crowe und Cavalcaselle sprechen „von großer Rohheit“ und nur der Lokalforscher Enrico Ridolfi (Guida di Lucca 1877, L'arte in Lucca etc. 1882) findet für die Gruppe Worte „zurückhaltenden“ Lobes. In Kap. I. wird die Streitfrage sehr geschickt aufgeworfen. Kap. II. beschäftigt sich mit der Entstehungszeit der Domfaçade, die im Jahre 1204 bis zum Abschluß jener Vorhalle gediehen war. Crowe und Cavalcaselle verlegen nun in diese Zeit auch die Ausführung des Bildwerks, das unser Autor sowohl als Gegenstand (Reiterbild), wie auch als Erfindung und Komposition so überaus beachtenswerth findet.

Dieser Zeitbestimmung gegenüber steht Ridolfi's Ansicht, der den St. Martin, indem er ihn in das letzte Drittel des Trecentos verweist, gleichsam für eine Erscheinung anticipirter Renaissance hält. Gothische Empfindungen wird Niemand in der technisch trefflich behandelten Gruppe mit dem starr ins Leere schauenden Heiligen, dessen seitwärts gedrehter Körper noch einen hohen Grad künstlerischer Befangenheit verräth, wahrnehmen; dazu brauchte es nicht ausführlicher Darlegungen. Es handelte sich also vorzugsweise um den Nachweis, ob wir es in dem anonymen Meister mit einem Vorläufer Donatello's oder Niccolò Pisano's zu thun haben. Schmarsow gelangte durch Stilkritik zur Ueberzeugung, daß hier ein Werk zwar nicht aus dem Anfang, sondern aus der Mitte des 13. Jahrhunderts vorliege, ein Werk, dessen Bedeutung „im Umkreis seiner Kunst und seines Jahrhunderts (?) ohne Gleichen“ sei. Dies das Endergebniß der umfang- und inhaltreichen Untersuchung, durch welche sich „S. Martin von Lucca“ als rother Faden hindurchzieht und deren wichtigsten Abschnitte jedenfalls die gelehrten Exkurse sind, bei welchen nahezu alle Hauptplätze toscanischer Kunstübung Berücksichtigung finden. Einem so gediegenen Forscher wie Schmarsow folgen wir gern, lernend durch das Labyrinth seiner Ideenbildungen. Es ist ihm gelungen, Licht über eine Reihe wenig gekannter toscanischer Bildhauer und Arbeiten des 13. und 14. Jahrhunderts zu verbreiten und so eine tüchtige Vorarbeit zu einer Geschichte der italienischen Skulptur zu liefern. Wir fügen noch hinzu, daß das Buch mit zahlreichen Illustrationen, zumeist nach Alinari's Photographien, in Lichtdruck und Phototypie, versehen ist, wodurch das Verständniß für die feinen Beobachtungen des Autors wesentlich gefördert wird. Die nächste Abhandlung dieser „Italienischen Forschungen zur Kunstgeschichte“ wird sein: M. Semrau, Donatello's Kanzeln in S. Lorenzo, ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Plastik im XV. Jahrhundert.

G. Galland.

Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. Von Julius Rodenberg. Berlin. 1890. Paetel.

Eine altväterische Geschichte! Allein seit Gemüthlichkeit, zarte Rührung, Behaglichkeit in unserer modernsten Erzählungskunst altväterisch gescholten und als überwunden bei Seite geschoben werden, wird es Leute genug geben, die einem geschmackvollen Erzähler, der den Muth hat, ehrlich altväterisch zu sein, Dank für sein Wagestück wissen. Rodenberg verdient den Antheil dieser Lesergruppe, zu der sich der Referent in aller Aufrichtigkeit zählt. Der Genremaler der „Bilder aus dem Berliner Leben“ gibt diesmal Staffage-Figuren für seine wohlabgestimmten Veduten: er stellt einen braven Leinenhändler vor uns hin, der unversehens für das Kind einer Jugendgeliebten, die ihn im Stiche ließ, aufkommt und als milde Natur Wohlthaten ausübt, praktische Sozialpolitik in Tagen, wo Niemand das Wort, desto mehr Menschen aber die Sache kannten. Mit lyrischem Empfinden ist zumal die Hauptgestalt, der ein Gellert'scher Zug nicht übel läßt, fein und mit angemessenem Humor vergegenwärtigt.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 39. Berlin, den 28. Juni 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat eine neue Reise nach Norwegen angetreten; er nimmt seinen Weg über Dänemark, und im Gegensatz zu seiner vorjährigen Fahrt wird er diesmal offiziell als Kaiser von Deutschland empfangen werden.

Herr von Scholz, dessen Stellung seit langer Zeit erschüttert war, ist von seinem Posten als preußischer Finanzminister zurückgetreten, und an seinen Platz ist Herr Miquel, der Frankfurter Oberbürgermeister und Führer der Nationalliberalen getreten, der seit geraumer Zeit als besonders beliebt beim Kaiser gilt. Dem Herrn von Scholz, der das Ministerhotel verlassen hat, gestehen auch seine Gegner Kenntnisse, Geschicklichkeit und Arbeitskraft zu; der Vorwurf, der sich gegen ihn richtet besteht darin, daß er seine bemerkenswerthen Fähigkeiten und sein Können nicht zur Entfaltung einer selbständigen Thätigkeit benutzte; er war nur der gewandte Gehilfe des Fürsten Bismarck, und wie der Bismarck'schen Politik so ist denn auch seiner Finanzpolitik das Urtheil gesprochen.

Ist Herr von Scholz aus dem Beamtenthum hervorgegangen, so hat Herr Miquel seinen Weg in das Ministerium durch das Parlament genommen. Sein politischer Ruf hat sich als Parlamentarier gestaltet, als Führer einer Partei, die wiederholentlich die Entwicklung der deutschen Geschicke in maßgebender Weise beeinflußt hat.

Ueber die politischen Ideen eines Mannes, welcher der Büreaukratie entstammt, mögen die Fernerstehenden oft im Unklaren sein. Ein Minister mit dieser Vergangenheit wird selbst in der höchsten Staatsstellung leicht sich nur als ein Regierungsbeamter wie bisher fühlen, der sich zur polititischen Selbständigkeit noch keineswegs berufen fühlt. Er klomm eine Stufe weiter hinauf, aber im Wesen blieb er, was er war, einer der nunmehr in größerem Umkreis nach den Ideen eines Vorgesetzten zu arbeiten und zu wirken hat.

Die parlamentarische Laufbahn als Vorbereitung für das Ministerium sollte dagegen die innere Selbständigkeit ganz anders gefestigt haben, und da diese Laufbahn vor den Augen aller Welt zurückgelegt wird, so müßte die größte Klarheit über das herrschen, was von dem neuen Mann politisch zu erwarten ist. Auch über die zukünftige ministerielle Wirksamkeit des Herrn Miquel sollten mithin Zweifel kaum bestehen. Da aber gerade tritt das Ueberraschende oder vielmehr das Charakteristische ein! Von Herrn Miquel weiß Niemand genauer zu sagen, welche Bahnen er wandeln wird. Die Blätter gestehen einstimmig Herrn Miquel bedeutende geistige Fähigkeiten zu; Herr Miquel ist nach allgemeinem Urtheil eine keineswegs alltägliche Gestalt, aber was er als Minister leisten wird, wer weiß es? Diese Erscheinung ist bezeichnend genug für Herrn Miquel, wie für die Partei, aus welcher der neue Minister hervorgegangen ist. Wer will vorausbestimmen, was aus einem Nationalliberalen politisch sich entwickeln kann? Diese

problematischen Naturen bieten nicht eine Möglichkeit, sondern eine ganze Reihe von Möglichkeiten der Entwicklung, und es ist daher vollkommen durch die Sachlage bedingt, daß die Presse zwar in ihrem Wohlwollen gegen Herrn Miquel, entsprechend den früheren Beziehungen zu ihm, verschiedene Abstufungen aufweist, daß sie aber in Betreff aller Prophezeiungen für die Zukunft ganz gleichmäßig sich vorsichtige Zurückhaltung auferlegt. Die Parteien stehen Gewehr bei Fuß, denn die bedeutende politische Vergangenheit des Herrn Miquel ist so beschaffen, daß sie durchaus nicht voraus verkündet, von welcher Art seine Zukunft sein wird.

Herr Wißmann ist aus Afrika nach Berlin zurückgekehrt. Diese Rückkehr hat unseren Kolonialschwärmern Veranlassung zu einer Demonstration gegeben. Ursprünglich hatte in diesen Kreisen die Absicht bestanden, zu Ehren des Herrn Wißmann ein großes Festmahl zu veranstalten, bei dem gewiß manches Glas auf den Reichskommissar und auf die deutsche Kolonialpolitik geleert worden wäre. Da aber das deutsch-englische Uebereinkommen die Begeisterung der Afrikaschwärmer empfindlich herabgestimmt hat, da im Augenblick diese Elemente an der überseeischen Politik Deutschlands nichts zu loben wissen, so haben sie ihre Mißstimmung durch eine Absage des Festmahles zum Ausdruck gebracht. Wer sonst mit dem Laufe der großen Politik unzufrieden ist, der sucht in erster Reihe seiner Auffassung kritisch zum Worte zu verhelfen. Unsere Kolonialfreunde sind von anderen Sitten; sie versagen sich und dem zu Feiernden ein gutes Festmahl, sie sind für die Selbstkasteiung und fügen sich demüthig. Auch dieser Vorgang beweist, welche innere politische Kraft die koloniale Bewegung bei uns aufweist; statt einen nachdrücklichen Protest einzulegen, wie diese Kreise von ihrem Standpunkt aus müßten, sagen sie ein Diner ab. Das abgesagte Mittagmahl wird die Regierung schwerlich einschüchtern, wie denn in der That jede Opposition von Seiten der Kartellparteien, die einer festen Selbständigkeit ermangeln, politisch bedeutungslos ist; das wußte auch Fürst Bismarck; nur die Opposition außerhalb der Kartellparteien verdient ernste Beachtung.

Die Paßvorschriften, die Fürst Bismarck an der französischen Grenze eingeführt hat, sind von Neuem ein Stückchen zurückrevidirt worden. Es ist den Franzosen nunmehr gestattet, das Reichsland zu passiren, sobald ihre Eisenbahnfahrscheine auch nur bis zur ersten Station über Elsaß-Lothringen hinaus lauten. Wie einfach alsdann für einen Franzosen, aus einer Stadt der Rheingegend von der deutschen Seite her nach Elsaß-Lothringen zurückzukehren, ganz abgesehen davon, daß ihm von jeher der Eintritt über die belgische und schweizer Grenze offen stand. Für den politischen Spion, dem Zeit und Geld zur Verfügung steht, boten sich also stets die mannigfaltigsten Möglichkeiten, und hart betroffen wurde nur der friedliche Reisende. Jede Einschränkung der verfehlten und verbitternden Maßregel ist daher mit Freuden zu begrüßen; nur könnte man wünschen, daß jener Schritt, der zurückgemacht werden muß, resolut und auf einmal gemacht würde, statt daß man langsam und in fußbreitem Nachgeben auf den früheren Standort, den die Klugheit vorschreibt, wieder zu gelangen sucht.

Mit einem Punkte des deutsch-englischen Kolonialabkommens hat sich auch die französische Deputirtenkammer beschäftigt. Es besteht nämlich aus dem Jahre 1862 zwischen England und Frankreich eine Vereinbarung, welche beide Mächte verpflichtet, die Unabhängigkeit von Zanzibar unangetastet zu lassen. Auf diesen Vertrag beruft sich das französische Ministerium, um dem englischen Protektorat über die Insel entgegen zu treten. Eine neue politische Verwicklung wird aus diesem Widerspruch schwerlich hervorgehen. Es scheint nicht, daß die Franzosen England aus Zanzibar wieder verdrängen wollen; die offiziösen Pariser Blätter deuten vielmehr an, daß es den Franzosen weit mehr auf eine Schadloshaltung ankommt; man wird also den Vertrag von 1862 fallen lassen, wenn England sonst irgendwo in der Welt den französischen Wünschen sich geneigt zeigt. Der Handelsobjekte aber zwischen England und Frankreich gibt es genug; man denkt zunächst an Madagaskar, und Lord Salisbury hat daher nur nöthig, ein kleines Draufgeld zu geben, um auch die letzte Schwierigkeit für das englische Protektorat über Zanzibar zu beseitigen.

* * *

Finanzminister Miquel.

Herr von Scholz, der scheidende, und Herr Miquel, der kommende Finanzminister in Preußen stellen einen politisch bedeutsamen Gegensatz dar. Man kann nicht sagen, daß die geistige Struktur beider Männer so grundverschieden wäre. Große Intelligenz, geistige Beweglichkeit und dialektische Begabung zeichnen Beide aus. Aber trotz dieser hervorragenden Anlagen erschien Herr von Scholz immer nur als ein geschickter Büreaukrat. Hätte er weniger darauf verzichtet, eine selbständige Rolle zu spielen, und mehr Kraft darauf verwandt, seine eigenen Ueberzeugungen durchzusetzen, so wäre er zwar schwerlich acht Jahre Finanzminister geblieben, aber er wäre auch politisch nicht so vollständig verbraucht, wie es jetzt der Fall ist. An ihm wie an so vielen Anderen hat sich die langjährige Unterwerfung unter den tyrannischen Willen des Fürsten Bismarck schwer gerächt. Wie Peter Schlemihl seinen Schatten, so hatte er jede staatsmännische Individualität eingebüßt und deshalb besaß er auch im Parlament eigentlich niemals wirklichen Einfluß. Obgleich er den Agrariern bei der Vertretung ihrer rebaluten Ansprüche an den Beutel der Steuerzahler die nachdrücklichsten und erfolgreichsten Dienste leistete, erntete er selbst in ihren Reihen keinen Dank. Man fühlte heraus, daß man es bei diesem klugen Manne nicht mit einem überzeugten Anhänger zu thun hatte. Der Sarkasmus, mit dem er gelegentlich die Bimetallisten abfertigte, that ein Uebriges, um diesen Eindruck zu verstärken. So erklärt es sich, daß einem Finanzminister, unter dem speziell der agrarische Protektionismus seine höchste Blüthe erreichte, nicht einmal die Konservativen eine Thräne nachweinen.

Herr Miquel ist kein Büreaukrat. Sein interessantes Naturell umfaßt — wie ein langjähriger Parteigenosse Miquel's einmal vor sechs Jahren in der „Nation" aussprach — entsprechend der Mischung südfranzösischen und niederdeutschen Geblüts „ein Stück von Mirabeau dem Vater und ein Stück des ehrsamen Johann Jakob Möser; die philanthropischen Pläne des ami de l'homme und die patriotischen Phantasien des Denkers über den Verfall des Handwerks in den kleineren Städten; die physiokratische Verherrlichung des Landbaues im Sinne des ungestümen Provenzalen und die liebevolle Bevormundung der Schusterzunft seiner Heimath Osnabrück." Er ist mit dem politischen Leben seit Jahrzehnten intim vertraut. Er weiß die Bedeutung der öffentlichen Meinung zu schätzen und wird mit ihr in enger Fühlung zu bleiben suchen. Er ist vorurtheilsfrei, ohne Skeptiker zu sein, und er wird seine Vorurtheilslosigkeit auch bethätigen, soweit ihm dies politisch nur irgendwie zweckmäßig erscheint. Daß er geneigt sein sollte, für irgend welche reaktionäre Kastanien aus dem Feuer zu holen, ist nicht anzunehmen; aber er wird sich mit den gegebenen Größen abzufinden suchen. Er wird seinen Ehrgeiz nicht darauf beschränken, recht viele Journalnummern pflichtgemäß zu erledigen. Er fühlt sich als Politiker und demgemäß als Reformminister. Und die Reformpläne werden seinem eigenen Haupt entspringen, nicht dem Willen des Reichskanzlers nachempfunden sein. Herr Miquel muß demgemäß sehr bald die Seele des Ministeriums werden, und ihm wird zweifellos in erster Linie die parlamentarische Vertretung der Regierung zufallen. Es ist deshalb begreiflich, daß sich an den Wechsel im preußischen Finanzministerium sofort das Gerücht angeschlossen hat, Herr Miquel werde in Kürze auch das Amt



des Reichsschatzsekretärs übernehmen und so durch Personal-Union die Idee eines Reichsfinanzministers im Sinne des Herrn von Bennigsen verwirklichen. Die Schwierigkeiten, welche einer derartigen Vereinigung entgegenstehen, lassen sich wahrscheinlich nicht so leicht überwinden, wie die Vertreter des Gerüchtes meinen. Aber gleichviel, ob dieselben überwunden werden oder nicht; thatsächlich wird Herr Miquel finanz- und steuerpolitische Reformen in größerem Stile gar nicht durchführen können, wenn nicht zugleich im Reich und in Preußen reformirt wird. Auch wenn er formell nicht als Reichsfinanzminister fungiren sollte, so wird er sich deshalb gezwungen sehen, als solcher zu handeln. Der Reichsschatzsekretär würde dabei nur als ausführendes Organ in Betracht kommen.

Die Aufgabe, welche Herr Miquel übernommen hat, ist darnach eine gewaltige, an der sogar seine elastische Natur erlahmen kann. Selbst für einen Minister, der neben dem Vertrauen der Krone auch über eine feste Majorität im Parlament verfügte, wäre die Situation keine leichte. Von einer derartigen festen Majorität kann aber nicht einmal im preußischen Landtage, geschweige denn im Reichstage, die Rede sein. Im preußischen Abgeordnetenhause läßt sich allerdings aus Nationalliberalen und Konservativen eine Majorität herstellen. Aber die Konservativen werden Herrn Miquel selbst bei einer Reform der direkten Steuern nur widerwillig Gefolgschaft leisten, zumal wenn mit der Steuerreform eine Reform der Landgemeindeordnung verquickt wird, was kaum vermieden werden kann. Die Schwierigkeiten aber wachsen, sobald eine energische Reichssteuerreform mit in Betracht gezogen wird. Eine solche Reform ist nicht denkbar, ohne daß die agrarischen Zölle ermäßigt, die differentielle Behandlung der Branntweinsteuer beseitigt und die Zuckersteuerprämie abgeschafft wird. Herr Miquel kann auf keine Unterstützung seitens der Freisinnigen, der Volkspartei und der Sozialdemokraten rechnen, wenn er nicht nach dieser Richtung seine Reformbestrebungen ausdehnt. Will er einen solchen Versuch aber unternehmen, so muß er sich mit den Agrariern des Centrums und der konservativen Parteien verfeinden.

Die Widerstände, welche Herr Miquel bei jedem Schritt auf dem Reformwege zu überwinden hat, sind damit nur in allgemeinen Umrissen angedeutet. Phantasievoll und optimistisch, wie er ist, wird er hoffen, durch geschickte Behandlung der Menschen und Dinge aus allen politischen Fährnissen, wie der vielgewandte Odysseus, herauszukommen. Der Kampf wird interessant und lehrreich sein. Dem neuen Finanzminister dabei eine kleinliche Opposition zu machen, würde der freisinnigen Partei um so weniger anstehen, je mehr sie selbst von der Nothwendigkeit einer gründlichen Steuerreform in Preußen wie im Reich, auf dem Gebiet der direkten wie der indirekten Steuern, überzeugt ist.

Andererseits ist es nach Lage der Dinge kaum denkbar, daß die Finanz- und Steuerpolitik des Herrn Miquel so geartet sein wird, daß die freisinnige Partei im Großen und Ganzen mit ihm gehen kann. Selbst wenn man davon absehen wollte, daß Herr Miquel eine starke innere Zuneigung zu schutzzöllnerischen und staatssozialistischen Experimenten hat, so bleibt das Hauptbedenken bestehen, daß Herr Miquel innerhalb eines konservativen Ministeriums und einem preußischen Landtage gegenüber, in welchem die konservativen Parteien den Schwerpunkt bilden, einschneidende steuerpolitische Maßregeln, welche einen ernsthaften Liberalismus zu befriedigen im Stande wären, gar nicht durchsetzen kann. Er wird versuchen, als politischer Eklektiker allen Parteien etwas zu bieten und wird keine Partei befriedigen.

Der Grundfehler in der Rechnung des Herrn Miquel scheint uns der zu sein, daß er harten Interessen gegenüber die Kraft einer starken politischen Individualität überschätzt. Keine noch so geistreiche steuerpolitische Formel wird reale Interessengegensätze versöhnen. Die Finanz- und Steuerreform, welche in Preußen und im Reich nöthig ist, muß sich gegen materielle Interessen der augenblicklich noch herrschenden Parteien richten und den weniger wohlhabenden Klassen wieder zu ihrem Rechte verhelfen. Eine solche Reform aber kann auch der geschickteste Finanzminister nur durchführen, wenn er eine parlamentarische Mehrheit hinter sich hat, die entschlossen ist, ihn rückhaltlos zu unterstützen. Eine derartige Mehrheit ist zur Zeit weder im preußischen Abgeordnetenhause noch im Reichstage für Herrn Miquel vorhanden. Man wird deshalb gut thun, die Reformerwartungen, die sich an den Eintritt des Herrn Miquel in das preußische Finanzministerium knüpfen, auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XXV.

„Die Nothwendigkeit der Bewilligung steht fest." Diesen Satz zu erweisen ist die Aufgabe aller derjenigen, welche die Militärvorlage ohne jede Bedingung vertheidigen. Anstatt diesen Beweis zu führen, stellen sie den Satz als einen bereits erwiesenen an die Spitze und wer ihn für erwiesen annimmt, dem bleibt natürlich für eine weitere Diskussion ein sehr geringer Spielraum. Der Satz ist nicht erwiesen; in der Politik gilt es als der oberste Grundsatz, daß eine Ziffer nie eine absolute Wahrheit in sich trägt. Wie groß die Anzahl der Bataillone, Schwadronen und Batterien, der Offiziere und Mannschaften sein muß, damit ein Staat wohlgerüstet dastehe, läßt sich immer nur annähernd feststellen. Daß durch die Hinzufügung einer gewissen Anzahl von Cadres eine bisher ungenügend gerüstete Armee in eine genügend gerüstete verwandelt werde, ist eine Behauptung, die stets den Charakter der Uebertreibung an sich trägt.

Man kann den Satz von der Nothwendigkeit der Bewilligung auch nicht damit erweisen, daß die französische Armee zur Zeit in irgend einem Theile ihrer Formationen stärker sei als die deutsche. Stände es fest, daß von zwei rivalisirenden Armeen diejenige die „inferiore" sei, die an Zahl der Cadres und Mannschaften hinter der andern um eine Kleinigkeit zurückbleibt, so wäre damit eine Schraube ohne Ende in Thätigkeit gesetzt; denn es ist bekanntlich unmöglich, daß irgend zwei Dinge, und also auch zwei Armeen sich in allen Beziehungen völlig gleichen. Es würde abwechselnd die französische und die deutsche Heeresverwaltung stets Ursache haben, auf eine Vermehrung zu dringen, und nicht selten würde der Anlaß dazu gleichzeitig an beiden Stellen stark sein. Was zugegeben werden kann, ist lediglich, daß für eine Vermehrung der deutschen Cadres beachtenswerthe Gründe vorgebracht worden sind; daß aber nicht minder beachtenswerthe Gründe gegen dieselbe vorgebracht werden können, Gründe, die wesentlich auf der Würdigung der Leistungsfähigkeit des Volkes beruhen. Eine sorgfältige Abwägung des Pro und Contra würde also dahin führen, zwar die Bewilligung der Regierungsforderungen auszusprechen, gleichzeitig aber auch nach Aenderungen zu suchen, welche die finanzielle Belastung des Volkes auf ein bescheidenes Maß zurückführen. Das ist der Standpunkt, welchen die freisinnige Partei von Anfang an eingenommen hat.

Bei der Plenarverhandlung, die am Dienstag begann und sich über drei Sitzungstage erstreckte, hat sich die Regierung in einer günstigen Lage befunden, indem sie ihres Sieges von vornherein gewiß war, während die Opposition ihrer Niederlage ebenso gewiß sein mußte. Die Annahme erfolgte denn auch in der zweiten Lesung am Donnerstag mit 211 gegen 128 Stimmen. Es ist hier der Ort, eine Unterstellung zurückzuweisen, die mit großer Dreistigkeit immer wiederholt wird. Es wird gesagt, die freisinnige Partei habe nur darum den Muth gehabt, den Regierungsvorlagen zu widersprechen, weil sie gewiß sei, in der Minorität zu bleiben. Unsere Partei hat im Januar 1887 ge-

zeigt, daß sie da, wo sie ihre gewissenhafte Ueberzeugung zu vertreten hat, keinen Augenblick zögert, ihre sämmtlichen Wahlsitze als Einsatz zu wagen. Einen verlorenen Wahlsitz kann man wiedergewinnen, wenn der schlecht unterrichtete Wähler zu einem besser unterrichteten Wähler geworden ist; eine einmal mit Füßen getretene Ueberzeugung kann man niemals wieder aufheben.

Wir haben gewünscht, daß die Regierungsvorlage nur mit den von der freisinnigen Partei bezeichneten Modifikationen: zweijährige Dienstzeit und jährliche Bewilligung der Präsenz, angenommen werden möge. Wir haben es nicht allein gewünscht, sondern angesichts der im Volk herrschenden Stimmung auch gehofft und wir sehen unsere Hoffnungen mit Schmerz schwinden. Nicht im Parteiinteresse haben wir es gehofft, sondern im Interesse des Reiches. Es gibt kaum einen Gegenstand, an dem alle Parteien in so gleichem Maße betheiligt sind, wie die Forderungen, daß die persönliche Last der Dienstpflicht auf ein erträgliches Maß zurückgeführt und daß die konstitutionellen Rechte des Reichstags gewahrt werden. Die Gründe, die für die dreijährige Dienstzeit vorgebracht werden können, sind von den Regierungsvertretern vollständig, bis zur letzten Neige, erschöpft worden und wir haben eben darum uns nur in der Ueberzeugung befestigt fühlen können, daß diese Gründe unzureichend sind. Wir haben auch nicht erwartet, daß eine feste Haltung des Reichstages zu einem Konflikt führen würde, sondern sind der Meinung, daß die Regierung die Ansichten der Opposition richtig gewürdigt haben würde, wenn sie gesehen hätte, daß hinter dem Begehren derselben nicht allein eine wohlbegründete Ueberzeugung, sondern auch ein fester männlicher Wille steht.

Herr Windthorst hat es anders gewollt. Er theilt durchaus die Anschauungen der freisinnigen Partei über die zweijährige Dienstzeit und die jährliche Feststellung der Friedensstärke, aber er hat es abgelehnt, diese Ueberzeugungen mit den Waffen zu vertheidigen, die ihm zu Gebote standen, dadurch, daß er die Erfüllung dieser Wünsche zur Vorbedingung seiner Bewilligung machte, sondern er hat seine Wünsche nur in der Form von Resolutionen der Regierung auf die Knie gelegt.

Bei Vertheidigung seiner Anschauungen hat Herr Windthorst genau denselben Ton angeschlagen, den im Dezember 1886 und der bald darauf folgenden Wahlbewegung die Kartellparteien zur Vertheidigung des Septennats anschlugen. Die Errettung des Vaterlandes oder sein hoffnungsloser Untergang hingen lediglich davon ab, ob diese Vorlage bewilligt werden würde oder nicht. Er mag sich drehen und wenden wie er will, zwischen dieser Haltung und den von ihm eingebrachten Resolutionen waltet ein unlöslicher Widerspruch ob. Ist er von der Berechtigung und Durchführbarkeit der von ihm in den Resolutionen vorgetragenen Wünsche überzeugt, so muß er auch verlangen, daß die Regierung diese Wünsche erfüllt, und wenn die Regierung diese Wünsche unerfüllt läßt, auf die Gefahr hin, daß die von ihr gestellten Forderungen unbewilligt bleiben, so muß sie doch wohl selbst die Ueberzeugung nicht haben, daß diese Forderungen für das Heil des Vaterlandes unerläßlich seien.

In unseren Augen ist die Durchführung der zweijährigen Dienstzeit für das Wohl des Vaterlandes unerläßlich, damit in Friedenszeiten seine wirthschaftliche Kraft geschont werde. Wir sind von dieser Unerläßlichkeit so fest überzeugt, daß wir mit aller Sicherheit erwarten, die Regierung werde zwischen heute und bemessener Zeit selbst mit einem solchen Vorschlage hervortreten. Es liegt uns aber daran, daß diese Maßregel nicht erst nach Ablauf von einigen Jahren, sondern so rasch wie möglich in Kraft trete, und darum soll der Reichstag alle in seine Hand gegebenen gesetzlichen Mittel anwenden, um sie alsbald zur Durchführung zu bringen. Und wenn er darauf besteht, daß kein Gesetz erlassen werde, welches neue Lasten auferlegt, ohne die mit diesen Lasten in engster Verbindung stehenden Erleichterungen zu gewähren, so übt er sein verfassungsmäßiges Recht in einer dem Geiste der Verfassung durchaus entsprechenden Weise aus.

Herr Windthorst erkennt, was nothwendig ist, und läßt sich die Gelegenheit entschlüpfen, das, was er für Recht erkannt hat, durchzusetzen. Er hofft auf einen moralischen Eindruck, den seine Resolutionen hervorbringen sollen. Daß es mit diesem moralischen Eindruck nicht weit her ist, davon hat er sich aber aus den Auslassungen des Reichskanzlers überzeugen können. Mit einer leichten Handbewegung schob dieser alle Resolutionen bei Seite. Herr Windthorst ist in diesem Augenblick die hervorragendste Stütze der Regierung. Ihm allein hat sie es zu verdanken und dem Einflusse, den er auf seine Parteigenossen ausübt, daß sie aus diesem Kampfe als Sieger hervorgegangen ist. Und diese hervorragende Stütze seiner Politik hat der Reichskanzler so kurz und in so überlegenem Tone abgefertigt, daß Jemand, der nicht die unerschöpfliche Gutmüthigkeit des Herrn Windthorst besitzt, darüber ernstlich hätte verstimmt werden können. Die zweijährige Dienstzeit — so führte er aus — sei unmöglich; über die einjährige Bewilligung zu sprechen, sei augenblicklich nicht an der Zeit; von den weiteren Plänen, die unerschwingliche Lasten mit sich bringen würden, wisse er als Reichskanzler nicht das Geringste und habe als solcher keine Veranlassung sich darüber zu äußern, wenn auch in der Kommission von allerlei Plänen gesprochen worden sei; einzig und allein ja das Zugeständniß zu machen, daß der Dispositionsurlaub auf 6000 Mann mehr als bisher ausgedehnt werden würde. Die Bedeutung dieses Zugeständnisses ist bisher noch nicht vollständig erläutert; man weiß nicht, ob an Stelle der zur Disposition beurlaubten Mannschaften nicht eine gleiche Anzahl von Rekruten eingestellt werden soll. Selbst wenn das nicht der Fall ist, ist das Zugeständniß ein sehr geringfügiges; es blieben immerhin noch mehr als die Hälfte der Infanteristen der dreijährigen Dienstzeit unterworfen. Die Resolutionen des Herrn Windthorst sind angenommen worden; mit dem materiellen Inhalt derselben ist auch die freisinnige Partei einverstanden, aber auf einen Erfolg derselben ist leider erst dann zu hoffen, wenn der unvermeidliche Rückgang in den Erwerbsverhältnissen den Beweis geliefert hat, daß die finanzielle Kraft der erwerbenden Klassen eine zu große Last zu tragen hat.

Der größere Theil der abgelaufenen parlamentarischen Woche wurde ausgefüllt von der zweiten Lesung des Gesetzes über die Gewerbegerichte, die weder innerhalb noch außerhalb des Hauses die Aufmerksamkeit besonders gefesselt hat. Das Ergebniß derselben ist dahin zusammenzufassen, daß es der freisinnigen Partei nicht gelungen ist, wesentliche Verbesserungen durchzusetzen. Die Privilegien der Innungsschiedsgerichte bleiben bestehen und sind noch über das von der Regierung vorgeschlagene Maß hinaus erweitert worden. Die Arbeiter in den von der Militär- und Marineverwaltung geleiteten Betriebe bleiben von den Wohlthaten des Gesetzes ausgeschlossen; das aktive und passive Wahlrecht unterliegt ungerechtfertigten Beschränkungen; die Wahl der Vorsitzenden bleibt der Bestätigung durch die Regierung unterworfen. Der Zweck, durch eine liberale Gestaltung des Gesetzes in den arbeitenden Klassen das frohe Gefühl der Befriedigung hervorzurufen, ist vereitelt.

Proteus.

Ein deutsches Reichsgesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafen.

Wie auch die „Nation“ (Nr. 34 vom 24. Mai S. 5[illegible]) berichtet hat, scheinen solche Personen, die wegen politischer und insbesondere wegen Preßvergehen im Deutschen Reiche verurtheilt wurden, in den Gefängnissen mehrfach in einer allgemeines und befremdendes Aufsehen erregenden Weise behandelt zu sein. Insbesondere scheint mehrfach eine Behandlung durch Einstecken in die Kleidung von Zuchthaus-Sträflingen, Abscheeren von Bart und Haar, Zwang zu [illegible]

meiner Handarbeit (z. B. Dütenkleben), Untersagung von Lektüre und geistiger Arbeit eingetreten zu sein, welche einen Unterschied zwischen Gefängniß und Zuchthausstrafe nur schwer noch erkennen läßt. Die dadurch im deutschen Reichstage veranlaßte Interpellation des Abgeordneten Dr. Bamberger hatte den Zweck, einerseits gegen die Wiederholung derartiger Fälle das Einschreiten der Reichsregierung zu bewirken, andererseits aber überhaupt zu erinnern an das noch immer trotz mehrfacher Resolutionen und Anlässe nun schon fast zwanzig Jahre ausstehende, zur Vervollständigung des deutschen Strafgesetzbuchs nothwendig erforderliche Strafvollzugsgesetz.

Die Antwort, welche seitens des Chefs des Reichsjustizamts ertheilt wurde, erwähnte zunächst, daß ein (im Jahre 1879) fertig gestellter Entwurf eines deutschen Strafvollzugsgesetzes wesentlich an finanziellen Schwierigkeiten, sodann aber auch daran gescheitert sei, daß bei der Divergenz und dem Wechsel der Meinungen über die richtige Einrichtung des Vollzugs der Freiheitsstrafen vielleicht bedeutende Kosten hätten wesentlich vergeblich aufgewendet werden müssen. Daran schloß der Staatssekretär der Justiz die Hoffnung, daß gleichwohl die Vorlage eines Strafvollzugsgesetzes in nicht zu ferner Zeit möglich sein werde, aber auch die Ausführung, daß eine prinzipielle Abhilfe, wie solche der Interpellant verlange, nicht möglich sei, wenn nicht auch das Strafgesetzbuch selbst, aus welchem allein doch das Strafvollzugsgesetz sich aufbauen lasse, geändert werde. Das Strafgesetzbuch unterscheide ebensowenig wie das Preßgesetz zwischen Gefängnißstrafe wegen gemeiner und andererseits wegen politischer Vergehen, und der Begriff eines politischen Vergehens lasse in einer für die Rechtsprechung genügend scharfen Weise sich nicht feststellen. Endlich besitze die Reichsregierung gegenüber den einzelnen Bundesstaaten keine Zuständigkeit zum Einschreiten in der von dem Interpellanten gewünschten Weise, so lange eben nicht der Strafvollzug reichsgesetzlich geordnet sei; ein solches Einschreiten sei seitens der Reichsregierung zur Zeit nur möglich, insoweit gegen ausdrückliche Normativbestimmungen des Strafgesetzbuchs verstoßen werde, nicht aber schon dann, wenn die Art und Weise des Strafvollzugs, wie behauptet werde, nur dem Geist des Strafgesetzbuchs entgegen sei. Die Erörterung einzelner Fälle, wie solche die Interpellation erwähne, gehöre deshalb zur Zeit nur vor die Landtage der einzelnen Bundesstaaten.

Als Resumé der weiteren Diskussion kann man es wohl bezeichnen, daß allseitig die besprochene Behandlung der wegen sog. politischer Vergehen verurtheilten Personen gemißbilligt, allseitig auch der Wunsch nach einem ausreichenden Strafvollzugsgesetze getheilt wurde, daß dagegen über die Erwartungen, Anforderungen und Voraussetzungen bezüglich dieses Gesetzes die Meinungen auseinander gingen. Während der Abgeordnete Klemm (Sachsen) das Vollzugsgesetz sich wesentlich nur als einen weiten Rahmen zu denken schien, dessen weit wichtigere Ausfüllung den Einzelstaaten und der Verwaltung überlassen bleibe, betonte der Unterzeichnete und ebenso der Abg. v. Marquardsen die Nothwendigkeit eines ausreichend gesetzlichen und insbesondere eines reichsgesetzlichen Schutzes. Der Unterzeichnete machte dabei insbesondere darauf aufmerksam, daß ohne eine Abänderung der durchaus inkonsequenten und unklaren Vorschriften des Strafgesetzes über die Eigenschaften der verschiedenen Freiheitsstrafen und über ihr Verhältniß zu einander ein befriedigendes Strafvollzugsgesetz nicht zu Stande zu bringen sei. Der Abgeordnete Windthorst dagegen schien zwar prinzipiell diesen Standpunkt zu theilen; aber an eine wirkliche Verbesserung des Strafgesetzbuchs vermochte er zur Zeit nicht zu glauben; er empfahl daher wesentlich den Weg der Beschwerde (auch in der Oeffentlichkeit), um Mißständen und Mißbräuchen abzuhelfen, indem es ihm nicht zweifelhaft erschien, daß Personen, die nur wegen politischer Delikte verurtheilt wurden, eine andere Behandlung erfahren müßten, als sog. gemeine Delinquenten.

Indeß — hierin muß man dem Staatssekretär der Justiz Recht geben — sagt das gegenwärtige Strafgesetzbuch durchaus nicht, daß sog. politische Gefangene oder politisch Verurtheilte in den Strafanstalten und Gefängnissen eine exceptionelle und bessere Behandlung erfahren sollen. Die Gefängnißverwaltung also, welche diesen Unterschied in dieser Fassung als maßgebend betrachten wollte, würde, genau betrachtet, mit dem Buchstaben des Gesetzes sich in Widerspruch setzen.*) Es würde auch nicht möglich sein, jenen Unterschied in einem Gesetzbuch zu Grunde zu legen, noch weniger möglich, als eine genügend scharfe Definition des politischen Deliktes für den Text der Staatsverträge über die Auslieferung von Verbrechern zu geben. Man will nämlich ohne Zweifel jene, um es kurz zu sagen, „anständige“ Behandlung nicht nur solchen Personen zu Theil werden lassen, welche, ohne eine Ehrlosigkeit der Gesinnung zu bekunden, etwa einer Majestätsbeleidigung, einer Aufforderung zum Ungehorsam gegen Staatsgesetze oder eines Verstoßes gegen den sog. Kanzelparagraphen sich schuldig gemacht haben, sondern insbesondere auch solchen Personen, in deren Aeußerungen der Staatsanwalt und hinterher das Gericht Beleidigungen von Beamten oder Privatpersonen zu entdecken vermochte, mit anderen Worten, man ist der Meinung, jene schonende Behandlung gebühre allen Personen, die nur solcher Delikte sich schuldig machten, zu denen auch ein moralisch anständiger Mann leicht einmal kommen kann, und zu deren Begehung ein besonderer Anreiz in der politischen Debatte, in dem politischen Kampfe liegt. Diese Unterscheidung kann aber nach dem gegenwärtig geltenden Rechte nicht sowohl in dem besonderen Charakter dieser Delikte als politischer, als vielmehr in der Unterscheidung von Gefängnißstrafe und andererseits Zuchthausstrafe gefunden werden — freilich ist dieser Unterschied ein stark verwaschener und unklarer; so daß einem etwa brutal oder ohne gehöriges Nachdenken verfahrenden Gefängnißbeamten meist nur in dem vom Ermessen der Oberbehörden abhängenden Disziplinarwege und nur in seltenen Fällen mit der Vorschrift des § 345 des Strafgesetzbuches**) beizukommen ist, und nach eben diesem Unterschiede bemißt sich auch gegenwärtig die Möglichkeit eines Einschreitens der Reichsregierung. Der wesentliche Unterschied von Gefängniß- und Zuchthausstrafe besteht aber, was die Behandlung der Verurtheilten betrifft, nach dem Strafgesetzbuche darin, daß „die zur Gefängnißstrafe auf eine ihren Fähigkeiten und Verhältnissen angemessene Weise beschäftigt werden können“, während die zur Zuchthausstrafe Verurtheilten in der Strafanstalt zu den daselbst eingeführten Arbeiten anzuhalten sind. Da nun ferner einerseits jeder rationelle Arbeitszwang auch in den Zuchthäusern wenigstens einigermaßen auf die Fähigkeiten des Sträflings Rücksicht nehmen muß — denn ein dauernder Zwang zu einer durchaus unangemessenen Arbeit kann den in Strafhaft Befindlichen den Segen und Nutzen der Arbeit nicht kennen lehren, wird ihn voraussichtlich nur nutzlos quälen und erbittern, möglicher Weise langsam zu Tode peinigen***), — andererseits aber die den Fähigkeiten des Verurtheilten entsprechende Beschäftigung eine gewisse Grenze findet in der nothwendigen Aufrechterhaltung der allgemeinen Hausordnung des Gefängnisses, so verwischt sich in der praktischen Handhabung der Unterschied von Zuchthaus und Gefängniß oft um so mehr, als die Zuchthäuser nicht selten große, nach den neuen Anforderungen eingerichtete und mit einer Elite von Beamten ausgerüstete Anstalten sind, in denen man schon aus diesem Grunde der Individualität des einzelnen Verurtheilten mehr gerecht werden kann, als in kleineren, nach

*) In vielen Fällen sog. politischer Delikte kann allerdings der Richter statt der Gefängnißstrafe auf Festungshaft erkennen.

**) „Gleiche Strafe (Zuchthaus) trifft den Beamten, welcher vorsätzlich eine Strafe vollstrecken läßt, von der er weiß, daß sie überhaupt nicht oder nicht der Art oder dem Maße nach vollstreckt werden darf.

Ist die Handlung aus Fahrlässigkeit begangen, so tritt Gefängnißstrafe oder Festungshaft bis zu einem Jahre oder Geldstrafe bis zu neunhundert Mark ein.“

***) Allerdings wird hier in erster Linie die Hausordnung des Zuchthauses entscheiden. Aber diese Hausordnung ist in den großen Anstalten unter der Leitung einsichtiger und humaner Direktoren nicht unelastisch.

veraltetem System oder völlig systemlos gebauten und eingerichteten Gefängnissen. Ja, die im Zuchthause befindlichen Personen haben es thatsächlich oft weit besser, als die nur zur Gefängnißstrafe Verurtheilten, und man hat es daher auch nicht für ausgeschlossen erachtet, die nur zu Gefängnißstrafe Verurtheilten diese Strafe im Zuchthause verbüßen zu lassen. Man sieht, die Unterscheidung von Zuchthaus und Gefängniß sinkt, abgesehen von gewissen Ehrenfolgen, praktisch zu einer Art von Etikette herab. Das Gesetz hat freilich die Vorstellung, daß Zuchthaus auch der Ausführung nach eine schwerere Strafe sein soll, als Gefängniß*) und selbstverständlich hat der Richter, indem er sein Urtheil fällt, diese etwas unbestimmte Ansicht zu theilen; aber die praktische Ausführung steht mit dieser Ansicht keineswegs in Uebereinstimmung, und wenn, wie Sachkundige uns versichern, in den einzelnen Staaten, ja in verschiedenen Provinzen desselben Staates — je nach der faktischen Einrichtung, insbesondere Bauart — die Zuchthaus- und Gefängnißstrafen oft ganz verschieden vollstreckt werden, so verurtheilt thatsächlich das Gericht nicht selten zu Strafen, von deren faktischer Beschaffenheit die einzelnen Richter gar keine genügend bestimmte Vorstellung haben; es besteht die Einheit des Strafrechts wesentlich nur in dem geschriebenen Urtheil. (Auch diejenige Haftstrafe, bei welcher ein Arbeitszwang stattfindet, ist thatsächlich von dieser unbestimmten Freiheitsstrafe nicht verschieden.) Nun sehe man sich aber einmal die verschiedenen Individuen genauer an, für welche — abgesehen von der nur in verhältnißmäßig seltenen Fällen angewendeten Festungsstrafe, von der nach unten zu reden ist — jene thatsächlich einheitliche, aber unbestimmte, in ihrer wirklichen Ausgestaltung vom Zufall**) abhängige Strafe Platz greift. Wir haben da vor uns einerseits Gewohnheitsverbrecher gefährlicher Art und andererseits Personen, die nur durch besonderen Anlaß zu einem schweren Verbrechen sich haben hinreißen lassen, und solche, die nur ebenso gelegentlich ein leichteres Delikt begangen haben, solche, die leichtere aber nicht gerade gefährliche Delikte öfter schon begangen haben, Personen, die zu schwerer Arbeit geeignet sind und andererseits schwächliche Personen, Personen, die besondere Kunst- oder Handfertigkeiten besitzen, ferner noch bildungs- oder erziehungsfähige Personen, Personen, denen die Gefängnißkost, überhaupt Alles, was ihnen im Gefängniß geboten wird, eine Verschlechterung der früheren Lebenshaltung nicht bedeutet, und zuweilen solche, die in allen diesen Dingen eine Härte äußerster Art in dem Gefängnißleben empfinden, ferner Personen, denen die Einzelhaft erwünscht, die gemeinsame Haft in derselben Zelle oder in demselben Saale eine besondere Qual ist, und andererseits solche, die in der Einzelhaft eine besondere Verschärfung ihrer Strafe erblicken oder erblicken müssen u. s. w.; endlich können manche Personen für ihren Lebensunterhalt im Gefängniß zahlen, die meisten der Verurtheilten dagegen nicht. Unsere in den verschiedenen Staaten allerdings recht verschieden eingerichteten Strafanstalten aber sind regelmäßig für alle diese verschiedenen Klassen der Verurtheilten gleichmäßig bestimmt; höchstens wird dadurch einige Spezialisirung bewirkt, daß in denjenigen Anstalten, welche die Verurtheilten noch hauptsächlich in Gemeinschaftshaft halten, auch eine Anzahl von Zellen und vielleicht unter diesen einige etwas geräumigere oder ein wenig besser eingerichtete vorhanden sind. Ja nicht einmal brauchen nach dem Gesetze für jugendliche Verurtheilte (unter achtzehn Jahren) besondere Anstalten vorhanden zu sein; das Gesetz begnügt sich bescheidenermaßen mit besonderen Anstalten oder Räumen, als wenn der besonderen erziehenden Behandlung, welche für jugendliche Verbrecher gefordert werden muß, bei diesen aber auch voraussichtlich gute Resultate verspricht, schon durch die einfache [illegible] von Erwachsenen genügt werden könnte, und als [illegible] es ganz leidlich anginge, eine und dieselbe Anstalt für jugendliche und für ergraute Delinquenten lediglich mittelst einer Trennung der Räume zweckmäßig einzurichten. Dabei kann man denn allerdings streiten über die Vorzüge des einen oder des anderen Strafensystems, z. B. der absoluten Einzelhaft, und zugleich finden, daß die Einführung der letzteren selbst nur für die kürzeren Freiheitsstrafen enorme Baukosten und zugleich eine höchst bedeutende Vermehrung der laufenden Verwaltungskosten veranlassen würde.

Der richtige Weg, den auch das englische Gefängnißwesen eingeschlagen hat, scheint, wenn der Strafvollzug der Individualität der Verurtheilten angepaßt werden soll, den verschiedenen Strafanstalten oder Abtheilungen derselben auch verschiedene Klassen von Verurtheilten zuzuweisen und danach die Strafanstalten oder deren Abtheilungen auch verschieden einzurichten, z. B. Strafanstalten und bezw. Abtheilungen für schwere und gefährliche der Klasse der Handarbeiter angehörige Verbrecher, dann für Personen, welche im Stande sind, kunstreicher, sei es allein, sei es in Gemeinschaft mit Anderen zu arbeiten, für Personen, welche man durch Beschäftigung mit Ackerbau am besten glaubt erziehen zu können, für gebrechliche, sehr bejahrte Personen, u. s. w. Die Zuweisung zu der einen oder andern Art dieser Anstalten dürfte aber nicht lediglich seitens der Gefängnißverwaltung erfolgen; denn begreiflicher Weise gestaltet sich die Strafe schwerer oder leichter, je nachdem der Verurtheilte in die eine oder andere dieser verschiedenen Anstalten gebracht wird, die Zuweisung müßte also im richterlichen Urtheile erfolgen, vor welchem dann zweckmäßiger Weise die Gefängnißverwaltung zu hören wäre, sei es auf Grund der mitgetheilten Akten, sei es — und das wäre vorzuziehen — daß sie zum Anhören der wichtigeren Strafverhandlungen und zur Beobachtung der Angeklagten, einen Beamten entsenden würde, wie ja z. B. in Paris in neuerer Zeit, wenn es sich um Anklagen, gegen jugendliche Personen handelt, sogar Privatvereine gehört werden, welche sich mit der Besserung jugendlicher Personen beschäftigen. Voraussetzung würde dabei sein, eine genaue, jetzt auch von v. Liszt und anderen Vertretern der Wissenschaft geforderte Bekanntschaft der Richter mit den Einrichtungen der einzelnen Klassen der Strafanstalten; es würde damit aber auch der mit Recht immer mehr erhobenen Forderung Genüge gethan werden, daß Strafurtheil und Strafvollzug nicht in völlig getrennten Händen liegen dürfen. Man würde damit, ohne das Urtheil mehr oder weniger zu einem unbestimmten, daher nicht eigentlich als Strafe und auf die Gesammtheit weniger wirkenden Ausspruche machen, zugleich erreichen können, daß die Strafe je nach der Einrichtung der Strafanstalt einen mehr erziehenden Charakter erhielte, während in anderen Fällen der Charakter des Unschädlichmachens, der härteren Abschreckung mehr hervortreten würde. Das richterliche Urtheil müßte dabei der Gefängnißverwaltung das Recht einräumen können, den Verurtheilten auf Grund eines Beschlusses eines dazu bestimmten Kollegiums einer Strafanstalt anderer Art (oder einer Abtheilung anderer Art) nach Ablauf einer bestimmten Zeit zuzuweisen. Nach Ablauf einer gesetzlich bestimmten längeren Zeit würde dies Recht der Gefängnißverwaltung ohne Weiteres zustehen, sofern die Behandlung der Gefangenen in der anderen Anstalt eine mildere ist, oder der Gefangene diese Versetzung selbst wünscht und natürlich müßte aus ärztlichen Gründen stets eine Versetzung in eine Anstalt oder Abtheilung besserer Klasse gestattet sein. Selbstverständlich müßte ein Unterschied bestehen zwischen der Freiheitsstrafe mit und ohne Arbeitszwang, und ein anderer wirklich durchgreifender Unterschied ist auch nicht denkbar, wenn man nicht zu nutzlosen Peinigungen der Gefangenen gerade durch die Art der Arbeit greifen will, wodurch der Widerwille gegen die Arbeit hervorgerufen und so gerade die Besserung erschwert oder aber die körperliche

*) Denn bei Strafverwandlungen gelten nach § 21 acht Monat Zuchthaus einem Jahr Gefängniß.

**) D. h. der Zufall entscheidet, in welcher einzelnen Anstalt und unter welchem Direktor die Vollstreckung stattfindet. Nur bezüglich der Ernährung und wenigstens bei den Zuchthaussträflingen auch hinsichtlich der Bekleidung gelten mehr gleichmäßige Grundsätze, aber auch nicht innerhalb des gesammten Deutschen Reichs, sondern nur innerhalb der einzelnen Bundesstaaten.

*) Vergl. namentlich Aschrott, Strafensystem und Gefängnißwesen in England (Berlin 1887) S. 165 ff.

oder geistige Gesundheit gefährdet oder zerstört wird. Für eine große Anzahl kleinerer Delikte ist, wenn man nicht mit Geldstrafe oder gar einem Verweise glaubt auskommen zu können, die einfache Freiheitsentziehung eine genügend ernste und starke Repression und Admonition; an eine Zwangserziehung ist dabei nicht zu denken, z. B. wenn Jemand einmal im höchsten Zorn einen Anderen gemißhandelt oder am Körper verletzt, ihn stark beleidigt hat, für Beleidigungen durch die Presse u. s. w. Allerdings darf das Gefängniß auch nicht eine dem Einzelnen wünschenswerthe Anstalt für den Müßiggang sein. Daher ist hier ein Unterschied zu machen zwischen solchen, welche im Stande und Willens sind, ihren Unterhalt im Gefängniß selbst zu bezahlen, und solchen, die dies nicht können. Wer nicht zahlen kann, muß eben arbeiten; aber er mag arbeiten, was und wie er will, sofern nur sein Arbeitsverdienst die Unterhaltungskosten im Gefängniß deckt, und sofern er nicht Arbeiten vornimmt, welche mit der nothwendigen, nicht einer willkürlich büreaukratisch ersonnenen Gefängnißordnung unverträglich sind.*) Dadurch würde, da nun die Verurtheilten das treiben werden, was sie verstehen, ein besserer Verdienst der Verurtheilten ermöglicht werden, zugleich aber würden mehr vermieden werden, Ausfälle für die Staatskasse und Unterstützungen, die seitens der Heimathsgemeinden den Angehörigen der Gefangenen sonst oft gezahlt werden müssen. Für eine große Anzahl allerdings würden nur die in der Anstalt kraft Reglements betriebenen Arbeiten, z. B. Deckenflechten u. s. w. übrig bleiben; diese Arbeiten enthalten aber für die letztere Kategorie von Personen auch keine besondere Härte. Wer im Stande ist, sich bessere Kost zu verschaffen oder auch besseres Mobiliar, müßte dazu, wie das auch in England der Fall ist, bei den nichtkriminellen Gefangenen, dazu die Erlaubniß erhalten können; selbstverständlich innerhalb der Grenze, daß das Gefängniß nie ein Platz des Luxus sein darf. Diese Vorschriften würden es zugleich ermöglichen, die im deutschen Strafgesetzbuche ganz prinziplos bei nur einigen Delikten vorkommende *Festungshaft*, bei welcher der Detinirte in besonders schonender Weise behandelt wird, in Wegfall zu bringen und von der exceptionellen besseren Behandlung der sogenannten politisch Verurtheilten, welche in der That als solche sich nicht rechtfertigen läßt, Abstand zu nehmen, andererseits aber auch die sogenannte Haftstrafe des deutschen Strafgesetzbuches, welche auch dem unvermögenden Verurtheilten in der Regel das Privileg ertheilt, auf Kosten des Staates sich dem Müßiggange hinzugeben, verschwinden zu lassen.

Zur vollen Durchführung einer geeigneten Gefängnißreform würde im Deutschen Reiche ferner gehören eine geeignete Oberbehörde, sei es für das Reich, sei es für die einzelnen Staaten, welche das Gefängnißwesen, sei es des Reiches, sei es der einzelnen Staaten,**) einheitlich zu regeln und zu überwachen hätte und jedenfalls periodische Inspektionen seitens einer Reichs-Centralbehörde. Ueberall hat sich die Erfahrung bestätigt, daß das Gefängnißwesen in einem Lande Konzentration und Einheitlichkeit in der oberen Leitung verlangt; ein Dualismus, wie er z. B. in Preußen besteht, nach welchem ein Theil der Gefangenanstalten dem Ministerium des Innern, ein anderer dem Ministerium der Justiz unterstellt ist, erscheint nachtheilig. Aber auch eine gewisse Selbständigkeit der Behörde***) ist wünschenswerth, und da, wo es sich um Beschwerden einzelner Gefangener und um Disziplinarverfügungen höherer Instanz handelt, sollte diese Behörde kollegialisch und mit Zuziehung des richterlichen Elementes entscheiden; denn auch im Gefängnisse darf und soll in einem Rechtsstaate der Rechtsschutz nicht gänzlich versagen. Endlich aber wäre den Privatvereinen, welche mit der Fürsorge für entlassene Sträflinge sich beschäftigen, eine größere und bessere Wirksamkeit einzuräumen. Es genügt nicht, daß man den Sträfling nach verbüßter Strafe einem derartigen Vereine zuweist. Die Vereine müssen schon früher mit dem Gefangenen in Verbindung persönlich treten; es muß ihnen namentlich auch ein gewisser Einfluß eingeräumt werden hinsichtlich der Entlassung der Gefangenen auf Widerruf. Die kurzzeitigen Freiheitsstrafen — diese Crux des modernen Gefängnißwesens, weil eben dabei Beschäftigung und Erziehung der Gefangenen so schwierig ist — könnte man auch, abgesehen von der streitigen Frage der Einführung bedingter Verurtheilungen, doch nicht unerheblich reduziren. Einerseits könnte man bei Geldstrafen Ratenzahlungen und selbst theilweise Zahlungen — bei Verbüßung des Restes durch Freiheitsstrafen — gestatten; andererseits sollte man wirklich bei kleineren Delikten ein wenig sparsamer mit der Freiheitsstrafe umgehen, als es jetzt der Fall ist. Immerhin aber wird die Einführung eines rationellen Strafvollzugs im Deutschen Reiche sehr erhebliche Kosten verursachen; ob so erhebliche, wie der Staatssekretär der Justiz jüngst im Reichstage berechnete, kann vielleicht bezweifelt werden, da die Freiheitsstrafen allerdings bei einer Revision des Strafgesetzbuchs sich einigermaßen reduziren lassen, und nicht ganz unerheblich dürfte auch die Kostenersparniß gerade durch Spezialisirung der Anstalten sich stellen; z. B. braucht ja ein Gefängniß, das nur für leichte Delinquenten benutzt wird, nicht mit denjenigen Sicherheitsmaßregeln versehen zu sein, welche für die Detention schwerer Verbrecher erforderlich sind, und im Laufe der Zeit dürfte ein gutwirkender Strafvollzug durch Verminderung der Zahl der Rückfälligen die laufenden Kosten der Gefängnißverwaltung und überhaupt der Strafjustiz wesentlich verringern. Aber ein Staat, wie das Deutsche Reich, dürfte bei einer solchen ihm unzweifelhaft obliegenden Kulturaufgabe selbst nicht durch eine einmalige Ausgabe von 150—200 Millionen Mark sich zurückschrecken lassen dürfen.*) Die Einrichtungen für eine gute und wirksame Strafrechtspflege verzinsen sich indirekt, und nicht zu übersehen ist, welch enormer Kapitalverlust damit verbunden ist, wenn man sich genöthigt sieht, Menschen lange Jahre und gar Zeitlebens ihrer Freiheit zu berauben und noch dazu zum größten Theile die Kosten ihres Unterhaltes zu bestreiten. Alles, was diese Freiheitsberaubungen möglichst auf ein Minimum reduziren läßt (insbesondere auch die Zahl der Rückfälligen mindert), erscheint daher selbst bei erheblichen Kosten wohl aufgewendet.

Die Reform des Strafvollzugs kann, wie man sieht, nicht ohne einige Aenderung auch des Strafgesetzbuchs erfolgen. Die hierzu erforderlichen Aenderungen können aber sich beschränken auf die Bestimmungen über die Arten der Freiheitsstrafen, auf die Bestimmung, daß der Richter auch die Art der Anstalt im Urtheile zu bezeichnen und festzusetzen hat, inwieweit Einzelhaft stattfinden soll (vorbehaltlich der oben bereits erwähnten etwaigen späteren Modifikation des Urtheils in dieser Beziehung), auf eine Revision der Strafmaße und endlich auf Bestimmungen über die Möglichkeit ratenweiser Entrichtung von Geldstrafen. Eine Umarbeitung der schwierigen Deliktsdefinitionen ist nicht erforderlich, nicht einmal ein Versuch mit der sog. bedingten Verurtheilung, falls man diesen Versuch für zu bedenklich erachten sollte. Ein Strafvollzugsgesetz dagegen ohne gleichzeitige Revision der Bestimmungen des Strafgesetzbuchs über die Freiheitsstrafen würde ein Bau auf ganz ungenügender, weil widerspruchsvoller, Grundlage sein, und als ein Noli me tangere braucht man das Strafgesetzbuch nicht zu behandeln: ist es doch in fast unglaublich kurzer Zeit zu Stande gekommen, so daß die öffentliche Kritik nur in sehr beschränktem Maße sich mit ihm beschäftigen konnte.

L. v. Bar.

*) Da würde Jemand nicht feuergefährliche oder besonders lärmende Arbeiten vornehmen dürfen. Aber einen Schriftsteller oder Zeitungsredakteur dürfte man sicher nicht hindern, litterarisch zu arbeiten.

**) Wenn man von der Schaffung einer speziellen oberen Reichsbehörde für das Gefängnißwesen absieht, so müßten wenigstens dem Reiche seitens der Einzelstaaten jährlich Berichte über das Gefängnißwesen erstattet werden.

***) Es erscheint nicht zweckmäßig, daß in einem größeren Staate das Gefängnißwesen ein bloßes sog. Decernat im Ministerium der Justiz oder des Inneren bilde.

*) Der Chef des Reichsjustizamtes berechnete in der Sitzung des Reichstags vom 21. Mai die Einrichtungsausgaben für Preußen auf 115, für Bayern auf 47 und für Sachsen auf 18 Millionen Mark.

Die südafrikanischen Goldfelder.

II.

Der Reichthum des „Bankets“ am Witwaterrand elektrisirte ganz Südafrika in noch nicht dagewesener Weise. Tausende von Kaufleuten, Shopkeepers, Händlern, Gastwirthen, Handwerkern und Angehörige anderer Berufsarten verließen ihre bisherigen Wohnstätten an den Küstenplätzen und Binnenorten, um in kurzer Zeit auf den Goldfeldern mit den Ankömmlingen aus allen Welttheilen zusammenzutreffen.

Auf Regierungsland wurde von den Behörden eine Stadt, Johannesburg, ausgelegt und Baugrund verkauft, in der Weise, daß gegen eine einmalige Summe und eine jährliche Lehnsabgabe — Stand License — die Baustellen überlassen wurden. Im Anfang waren die Kaufpreise niedrig, doch mit dem Wachsen der Bevölkerung trat nach und nach eine wilde Spekulation ein, so daß ungefähr zur Zeit des großen Booms Baugrund an vielen Stellen theurer war als in den europäischen Hauptstädten. Häuser, zunächst nur aus verzinkten Eisenblechwellwänden, Hotels, Bars, Zeitungsdruckereien 2c. entstanden, sozusagen, über Nacht, obgleich die Heranschaffung des Materials durch Ochsenwagen auf dem 250—300 Meilen weiten Wege von den letzten Eisenbahnstationen Ladysmith in Natal und Kimberley in Griqualand West viele Schwierigkeiten machte und Unsummen für so einfache Bauten verschlang. Die in Südafrika ansässigen Banken errichteten Zweigniederlassungen in der Goldstadt. Die Regierung sorgte für Post- und Telegraphenverkehr und andere Einrichtungen, wofür sie schleunigst ein Verwaltungsgebäude, das erste größere und solidere Gebäude in der Stadt errichtete. Eine Börse für den Aktienhandel entstand bald in einer provisorischen Halle oder vielmehr einem Schuppen, der bald den Mittelpunkt des ganzen Verkehrs bildete. Immer mehr Menschen strömten zusammen, und Logis, Lebensmittel, wie Bedarfsgegenstände jeder Art wurden mit geradezu fabelhaften Preisen bezahlt.

Alluvialgold fand sich nur in unbedeutenden Mengen und an wenigen Stellen, und die in dieser Hinsicht getäuschten Ankömmlinge warfen sich auf Baugrund- und andere Spekulationen oder wurden spekulative Makler an der Börse, aus welcher Stellung heraus sie dann in die Verwaltung der neu gebildeten Kompagnien berufen wurden. Mit wenigen Ausnahmen hatten sie weder eine Ahnung von der Leitung eines größeren Geschäfts noch Verständniß von bergbaulichen Unternehmungen. Man trieb den Bergbau in der primitivsten Weise, puddelte, so zu sagen, in dem Boden herum, schaffte, so schnell es möglich war, Maschinen aller Art an und ging unter Zweifeln und Schwanken etwa 1½ Jahre vorwärts. Der Werth der Goldausbeute aus allen Theilen Transvaals bezifferte sich im Jahre 1887 nur auf etwa 4¾ Millionen Mark, er stieg indes im Jahre 1888 beträchtlich, und dies veranlaßte europäische — englische — Kapitalisten, sich mit mehr Vertrauen als bisher an den Goldunternehmungen zu betheiligen. Die Leiter einiger der bedeutenderen Kompagnien, wie der Robinson Gold Mining Comp., der Langlaagte Estate Mining Comp. und anderer, suchten es unter den schwierigen Verhältnissen zu ermöglichen, schleunigst der Welt mit einer großen Goldausbeute zu imponiren. Es gelang ihnen dies dadurch, daß sie zunächst für ihre Aufbereitungsanstalten den reichsten Stoff, aus den Leaders, auswählten, und als im Anfang des letzten Drittels 1888 besonders Robinson mit einer sehr großen Ausbeute aus einem verhältnißmäßig kleinem Quantum Erz debütirte, wurden die Gemüther so erhitzt, daß Johannesburg und ganz Südafrika der Phantasie als ein wahres Eldorado erschienen.

Der große „Boom“ hatte begonnen. Eine wüste Spekulation setzte ein, und nicht nur an der Börse in Johannesburg, sondern auch in Kimberley, Kapstadt, Port Elisabeth, Pieter Maritzburg und Durban wüthete das Goldfieber. Die Londoner Stock Exchange war in engste Verbindung mit den Goldfeldern getreten, und an der „Kaffir Ecke“ nahm der Umsatz von Goldshares einen vorher ungeahnten Umfang an. Die Diamantenhändler von Hatton Garden bildeten einen wesentlichen Theil der Kundschaft.

In Johannesburg, wo der Zuzug noch rascher als bisher stieg, gingen alle Preise für Lebensmittel ins Ungeheuerliche hinauf, Baugrund wurde mit geradezu lächerlich hohen Preisen bezahlt, und die Bauspekulation bewilligte jeden Preis für Material, um so schnell als möglich Häuser entstehen zu lassen.

Die Menschen glaubten fest daran, daß der Witwatersrand Goldschätze berge, welche so groß seien, daß die Straßen aller Städte Südafrikas damit zu pflastern wären. An andere Arbeit als an Aktienspekulation dachten die wenigsten. Die Börse wurde von Morgens bis Abends von den Massen umdrängt und weder glühender Sonnenbrand noch strömender Regen mit dem knietief aufgeweichten Boden der ungepflasterten Straßen konnten die Menge hindern, ihren Durst nach Goldshares zu stillen. Abends nach Schluß der Börse, Nachts in den Hôtels und Bars, und Sonntags auf der Straße wurde der wüste Taumel nicht unterbrochen. Jeder Mensch träumte sich reich, ihm gehörte ein größeres oder geringeres Stück des reichen Goldbodens, den er betrat, obgleich er schlechthin gar nichts Näheres über die jeden Tag in großem Umfang auch auf Grundstücken abseits vom Mainreef neu „entdeckten“ Banketreefs und die daraufhin sofort „gefloateten“ Kompagnien wußte. Der Handel mit Goldgrundstücken wurde ebenso schwunghaft betrieben. Es entstanden Gesellschaften mit Hunderttausenden von Pfund Sterling Kapital, in welchen kaum 10 Prozent effektiv gezahltes Geld steckte, während das Uebrige die Verkäufer und Gründer — Vendors und Promotors — in Form von Shares erhielten, die sofort bei bis zu vielen hundert Prozenten Agio eifrige Käufer fanden. Die Preise der Shares bewegten sich von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage unter Schwankungen von 10—20—30—50 und mehr Prozent aufwärts. Makler verdienten hunderte Pfund Sterling täglich und neben den guten Elementen wurden Menschen, die ihren Beruf verfehlt hatten, Makler innerhalb und außerhalb der Börse. Wenige Wochen oder Monate vorher hatten sich diese letzteren noch das Reisegeld, um nach dem Eldorado zu kommen, nothdürftig auf die eine oder andere Weise zusammengesammelt, und jetzt waren sie mit einem Male Krösusse geworden. An die Bearbeitung der Minen wurde nur wenig gedacht. Technische Fachleute, zur Verwaltung geeignete Personen waren in äußerst geringer Zahl vorhanden. Wo sollten sie auch bei der Bildung einer Unzahl von Kompagnien in so kurzer Zeit in dem wirthschaftlich keineswegs sehr entwickelten Afrika herkommen? Frühere Zimmerleute, Schmiede oder Schneider von selbst zweifelhaften Fähigkeiten im eignen Fache nannten sich Mineningenieure und wurden Manager; Shopkeepers, die in der Kapkolonie, im Orangefreistaat oder im Basutoland an kleinen, einsamen Plätzen seit Jahren mit den Boers oder Kaffern geschachert und getauscht hatten, wurden plötzlich Finanzleute und in den Verwaltungsrath von Kompagnien berufen. Aber ein Afrikaner, der nur „praktisch“ ist, kann Alles und sicherlich spekuliren. Damit glaubte man der eigenen Tasche und den Interessen der Aktionäre am besten zu dienen.

Das Leben in dem neuen Johannesburg mit seinen unscheinbaren, dürftigen Bauten, in den entstandenen Theatern, im Circus und auf den Pferderennplätzen war zu einer Lebhaftigkeit entwickelt, wie es kurz vorher der kühnste Traum nicht ahnen konnte. In den tiefen, sandigen Straßen, aus deren Boden sich bei stärkerem Winde und unter Einwirkung des Getrampels der vor die zahlreichen Ochsenwagen gespannten Zugthiere wüstenartige Staubwolken entwickelten, während sich beim Regen tiefer Koth, Bäche und Seen bildeten, tummelte sich die Bevölkerung im Cab, zu Pferde und zu Fuße. Damen in Sammt- und Seidenkostümen, nach neuester europäischer Mode, durchfurchten die sandigen Wege und Plätze, unbekümmert darum, ob sie auf dem Market Square oder sonst den Kadaver eines todten Schweines oder Hundes zu passiren hatten.

Geld spielte keine Rolle. Es wurde damit verschwenderisch herumgeworfen, und man fand es nicht zu theuer, für die Flasche des massenhaft konsumirten Champagners 20 bis 25 Mk., für eine Cigarre $1^1/_2$, 2 oder 3 Mk. zu bezahlen. In den schnell aufgetauchten Läden waren Luxusartikel aller Art zu den höchsten Preisen sehr gefragt.

Selbstverständlich konnte diese Entwicklung nicht von langer Dauer sein. Der große Boom erreichte schon im Februar 1889 seinen Höhepunkt. Wir geben hier einige Kurse von damals — es sind nicht immer die höchsten — im Vergleich zu denen im April 1890, wo die Dinge ihren tiefsten Stand erreichten, und wählen dazu Shares von Kompagnien besserer und minderer Qualität. Die in englischen Schillingen ausgeworfenen Preise sind die vom 14. Februar 1889, während die in Klammern vermerkten Preise an verschiedenen Tagen im April 1890 aufgenommen sind. Die Kurse der einzelnen — 20 Schillinge nominal betragenden — Antheile stellen sich darnach: Aurora 76 (6), Banket 58 ($3^1/_2$), Bantjes Reef 85 ($6^3/_4$), City & Suburban 313 (93), Crown Reef 200 (90), Charlton & Meyer 175 (28), Du Preez 30 ($1^1/_4$), George Goch 61 ($6^1/_4$), Heriot 175 (35), Johannesburg Pioneer 225 (36), Jubilee 200 (60), Jumpers 340 (72), Luipaards Vley 28 ($1^1/_2$), Langlaagte Estate 111 (58), Metropolitan 100 (38), Modderfontein 45 (6), Mainreef 85 (8), Marais Reef 62 ($1^1/_2$), Nabob 82 (10), National 80 ($2^3/_4$), New Primrose 132 (8), Princeß 85 (14), Robinson 1300 (660), Salisbury 620 (80), Simmer & Jack 210 (60), Tharsis 122 (7), Wemmer 310 (85), Wolhuter 125 (42).

Der Rückgang trat erst langsam, dann schneller ein, doch war man allgemein, auch in den leitenden Kreisen, davon überzeugt, daß der folgende zweite Boom, den man spätestens mit Eintritt des dortigen Sommers, im September oder Oktober, erwartete, den ersten bei weitem übertreffen werde.

Ueber die wahren Ursachen des Niedergangs konnte oder wollte man sich nicht Rechenschaft geben. Man schob die eingetretenen schlechteren Verhältnisse auf verschiedene Vorkommnisse, auf den Kupferkrach und vieles Andere. Außer daß man im Mai 1889 eine, wie man meinte, sehr imponirende Kollektion für die Pariser Ausstellung zurecht machte, dachte man auch jetzt noch keineswegs allgemein an die thatkräftige Bearbeitung der Minen, sondern man setzte den Goldgrundstückhandel fort, zahlte den Boers horrende Summen selbst für vielfach zweifelhafte Grundflächen, floatete noch neue Kompagnien, baute an den schmutzigen, in der elendesten Verfassung belassenen Straßen und Plätzen Häuser, Hotels, Cafés, eine neue Börse, Klubgebäude, in soliderer Art aus gebrannten Ziegelsteinen, Eisen und Holz mit zum Theil luxuriöser innerer Einrichtung und schien auch jetzt noch zu vergessen, daß man an einem Platze sich befand, wohin fast alle Materialien, Lebensmittel, Bedarfsgegenstände von den nächsten Eisenbahnstationen auf dem Ochsenwagen für 15 bis 25 Mk. die 100 Pfund gebracht werden müssen. Die Bauten verschlangen demgemäß Unsummen. Alles dies in Erwartung des zweiten Booms.

Die Bevölkerung der Stadt Johannesburg wurde noch immer durch weitere Zuzügler vermehrt; sie wuchs in ihrer größten Entwicklung zu etwa 32 000 weißen und 10—15 000 schwarzen Einwohnern heran — die letzteren wohnten mehr in der Umgebung, auf den Minen — während so gut wie nichts für sanitäre Vorkehrungen geschah. Campfieber, Typhus, Typhoidfieber, Dissenterie und im Winter bei den großen Temperaturschwankungen in Verbindung mit den Staubstürmen Lungenentzündungen gefährlichster Art grassirten aufs heftigste. Die Aerzte, und man hat dort einige recht gute, auch deutsche Mediziner, waren mit der Behandlung der stets in großer Anzahl gefährlich krank darniederliegenden armen Menschen überlastet, und ihre Kunst erwies sich nicht ausreichend, um einer erschreckenden Sterblichkeit Herr zu werden. Die wenigen Hospitäler, in denen, wie dankbar anerkannt werden muß, man sich nach Kräften bemühte, den Kranken das Möglichste zu gewähren, waren natürlich völlig unzureichend. Die Versorgung mit Wasser ist einer regierungsseitig konzessionirten Gesellschaft anvertraut, die in der letzten Zeit in sehr böse finanzielle Schwierigkeiten gerieth. Es ist nicht rathsam, das aus wenigen spärlichen Quellen kommende Wasser zu trinken, da es durch schlechte Leitungs-Einrichtungen reichlich mit schädlichen Stoffen versetzt ist; obendrein wird es in ganz unzureichenden Quantitäten geliefert, ist niemals ganz klar und nach eingetretenem Regen von rother schmutziger Farbe. Eine Wasserleitung von dem einige zwanzig Meilen entfernten Vaalfluß ist das Zukunftsprojekt besserer Zeiten. Straßenbeleuchtung gibt es auch heute noch nicht in Johannesburg; in dunkeln Nächten kann es dem Fußgänger leicht passiren, in Gräben oder über Steinhaufen zu stürzen oder gegen eines der vielfach frei herumlaufenden Pferde oder Ochsen zu rennen. Eine konzessionirte Gasgesellschaft, mit eigener Kohlengrube in der Nähe, soll schon seit Jahren mehr Licht bringen; aber bis jetzt haben die Verhältnisse dies nicht zugelassen. Die Gesellschaft braucht nach den letzten Posten noch 40 000 Pfund Sterling und damit hofft sie bis Ende Juli ihren Verpflichtungen gerecht zu werden.

Die persönlichen Sicherheitsverhältnisse auf den Goldfeldern in Transvaal, wie überhaupt in ganz Südafrika, müssen auf den Besucher, zum hohen Lobe sei es gesagt, einen ganz überraschend günstigen Eindruck machen. Was man über die Goldfelder in Kalifornien und Australien gelesen hat, findet sich hier nicht wieder. Wenn dort der Gebrauch von Revolver und Messer an der Tagesordnung war, so spielt sich ganz entgegengesetzt der Verkehr auf den Goldfeldern in Transvaal sehr friedlich ab. Die Sicherheit der Person und des Eigenthums ist gut gewahrt. Es ist keine große Polizeimacht nöthig, um Ordnung zu erhalten. Hin und wieder kommen Frevelthaten vor, wie Einbrüche, Ueberfälle 2c., doch sind derartige Verbrechen nicht häufiger als anderswo an Punkten mit so großer Bevölkerungs-Fluktuation. Die Ursachen dieser Erscheinung mögen darin liegen, daß Südafrika in seiner weißen Bevölkerung sehr schwach ist, während die hohen Reisekosten nach den Goldfeldern von Transvaal — zum Mindesten 6- bis 700 Mark für die Reise von der englischen Küste — für das europäische und amerikanische Gesindel unerschwinglich sind, und eine fechtende Fortbewegung in diesem dünn bevölkerten Lande mit großen Schwierigkeiten verbunden ist.

Nachdem der Aktienmarkt im Juli und August 1889 nochmals durch ein Aufflackern die Hoffnungen neu bewegte, ging es in schnellerem Tempo bergab am Witwatersrand. Eine jener großen partiell und allgemein in Südafrika so häufig auftretenden Trockenheiten kam hinzu und verdorrte beim Eintreten des dortigen Sommers jeden Halm auf den Feldern. Ochsenwagentransporte waren dadurch fast unmöglich geworden, und die Preise aller Lebens- und Bedarfsmittel stiegen zu schwindelhafter Höhe. Wir geben nachfolgend einige Preise in ihrer höchsten Entwicklung:

1 Sack von 200 Pfund Mehl 200 Mk. (75);
1 Sack von 160 Pfund Kartoffeln 100 Mk. (20);
1 Pfund Brot 1 Mk. (0,4);
1 Kiste (6 Gallonen) Petroleum 100 Mk. (32);
1 Fuß Minenholz $2^1/_2$ Mk. (1,3).

Die in Klammern angegebenen Zahlen sind, obwohl auch sehr hoch, gewöhnliche Marktpreise in Johannesburg. Starker Wassermangel trat hinzu; die kleinen Wasserrinnen trockneten vollständig aus und Minen, die nur unzureichende oder noch gar keine Wasserreservoirs hatten, mußten den Betrieb einstellen, während sich bei fast allen anderen die Produktion verringerte. Die Wirkungen dieser Dürre machten sich bis in den Februar hinein geltend. Im März und April verfiel Johannesburg mit seinem Aktienmarkt und allen seinen aufgepufften Verhältnissen einem vollständigen Krach. Die Bevölkerung nahm zusehends ab. Waarengeschäfte gingen ein und Zwangsverkäufe sind an der Tagesordnung. Die Goldausbeute im Betrage von 35 000 bis 40 000 Unzen pro Monat ist bei dem größeren werkthätigen Interesse, das man anfing den Minen zuzuwenden, dabei

nicht einmal zurückgegangen; aber was will das sagen gegenüber den enormen Kosten, die bisher aufgewendet werden mußten. Man hat berechnet, daß im Durchschnitt bis jetzt eine Unze Rohgold (70 bis 75 Mk. werth) etwa 160 Mk. und mehr gekostet hat. Ein weißer Handwerker erhält pro Tag nicht unter 20 Mk. Lohn, und doch ist dabei trotz des freudlosen, wenig behaglichen, ja rauhen Lebens für ihn nicht viel übrig. Ein Schwarzer selbst erhält pro Woche ca. 25 Mk. Lohn. Kohlen liegen in nächster Nähe und doch bezahlen die Minen dafür 30 bis 60 Mk. pro Tonne. Die eigentlichen Produktionskosten, d. h. die Förderung des Erzes, das Verbringen und die Bearbeitung desselben in den Aufbereitungsanstalten (aus Stampfmühlen, Quecksilberamalgationsplatten, Heerden u. s. w. bestehend), sind dementsprechend ganz exorbitante. Sie schwanken zwischen 30 und 67 Mk. pro Tonne verarbeiteten Erzes auf den verschiedenen Minen, doch sind genaue Angaben hierüber schwer aufzustellen, da die veröffentlichten Bilanzen und Rechnungen für den nüchtern Prüfenden in vielen Beziehungen der Klarheit entbehren und Zahlengruppirungen an der Tagesordnung sind, wie sie in Europa bei Aktiengesellschaften nicht zulässig wären.

Eine Zeitung in Johannesburg, „The Transvaal Mining Argus“, kennzeichnet die Situation schon am 7. März d. J. in einem Leitartikel, dessen Eingang in der Uebersetzung lautet: „Johannesburg hat manche Wechselfälle erlebt, aber niemals im ganzen Verlauf seiner wunderbaren Geschichte ist die Lage ernster gewesen als augenblicklich.“ Betreffs der schon erwähnten Theuerung heißt es: „Die Vorräthe waren so erschöpft, daß die Bevölkerung zeitweilig wirklich in Gefahr gerieth, zu verhungern.“ Weiter: „Inzwischen ist der Markt völlig zusammengebrochen und Geld ist in Stadt und Land nur noch in den Koffern des öffentlichen Schatzes zu finden oder steht bei den Banken, einigen wenigen besonders begünstigten Personen zur Verfügung.“ So sieht die heutige Wirklichkeit aus.

Wer indeß die Goldfelder an sich in Transvaal einer auch noch so nüchternen Prüfung unterzieht, und sich längere Zeit hindurch eingehend mit den technischen Verhältnissen beschäftigt hat, kann sich trotz allem bisher Vorgefallenen des Eindrucks nicht erwehren, daß man es hier mit äußerst umfangreichen und reichen Lagern zu thun hat, die in einigen Jahren die Welt durch ihre Ausbeute in Erstaunen setzen werden, und es erscheint durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Goldausbeute von Kalifornien und Australien noch bei Weitem übertroffen werden wird. Ohne hier auf die Geologie des Landes eingehen zu wollen, können wir doch die Thatsache anführen, daß an der Mainreef Serie des Witwatersrands die Fortsetzung des goldhaltigen Bankets schon bis zu Tiefen von 600 Fuß und mehr, nicht nur einwandsfrei nachgewiesen ist, sondern daß die Reichhaltigkeit des Erzes mit der Tiefe bis jetzt stetig zugenommen hat. Freilich hat man es in der Tiefe mit refraktorischen Erzen, mit Kiesen, zu thun, welche der Verhüttung Schwierigkeiten entgegenstellen, aber neben diesen reichen Pyriten nimmt auch der Gehalt an freiem Gold beträchtlich zu. Außerdem dürfte die Frage der rationellen Behandlung der reichen Pyriten sehr bald ihre Lösung finden. Der Abbau ist jetzt noch in der Kindheit. Die allgemeinen Verhältnisse in dem Lande ohne Eisenbahnen und ohne eine einsichtige Verwaltung haben bisher jeden vernünftigen Fortschritt gehemmt; doch dies wird auch anders werden. In den letzten Jahren hat man sowohl östlich wie westlich die Fortsetzung des Mainreefs aufgefunden und es hat den Anschein, als wenn dieses noch weite Strecken durchsetzt. Daneben ist noch eine größere Anzahl sehr abbauwürdiger Reefs nördlich und südlich desselben, die sich über große Gebiete erstrecken, nachgewiesen und die bis jetzt geöffneten Goldfelder in den benachbarten Gebieten, in Krügersdorf, in Potschefstroom und Klerksdorf eröffnen ebenfalls eine vielversprechende Zukunft. Kein unparteiischer Fachmann, der bis jetzt diese Goldfelder aus wirthschaftlichem Interesse besuchte, hat sich anders als bewundernd über diesen Reichthum aussprechen können, und noch in jüngster Zeit hat ein erfahrener amerikanischer Fachmann von Ruf, Mr. Edgar B. Rathbone, folgendes Urtheil abgegeben:

„Ich bin mit dem Goldbergbau in den Vereinigten Staaten, in Mexiko, Südamerika und Australien wohl vertraut, da ich eine sechzehnjährige praktische Erfahrung besitze. So weit nun diese meine Erfahrung reicht, halte ich die Konglomerat-Formation der Goldfelder am Witwatersrand, die lokal als ‚banket‘ bezeichnet wird, für unendlich werthvoller als alles, was meines Wissens sowohl in Amerika wie in Australien entdeckt ist.“

Freilich kann man die jetzt bestehenden Kompagnien nicht alle als richtige Repräsentanten des reichen Goldlandes ansehen. Von den in Transvaal geschaffenen Kompagnien muß man $1/_{5}$ als rein schwindelhaft betrachten. Ihre Shares sind nicht das Papier werth, auf dem sie gedruckt sind, obgleich sie noch immer in Cours gehalten werden, um sie möglicherweise noch an den Mann zu bringen. Die große Mittelgruppe befindet sich trotz abbauwürdigem, ja reichem Goldgrund, in schlechter finanzieller Lage, die durch Mißwirthschaft und die bisherige Ungunst der allgemeinen Verhältnisse herbeigeführt ist. Diese große Gruppe fristet jetzt nur noch ein schwaches Leben, und wenn nicht neues Kapital mit besserer, umsichtigerer Verwaltung und einem rationellen Betrieb der Minen hinzutritt, so dürften bald noch manche der dieser Gruppe zugehörigen Kompagnien einen für die jetzigen Antheilhalter traurigen Abschluß finden.

Eine kleinere Gruppe endlich befindet sich in guter oder doch leidlicher Position. Die Gesellschaften dieser Gruppe sind es, welche das Licht der Goldfelder vor dem Verlöschen bewahren, wenn viele von ihnen auch vorläufig ohne Nutzen oder selbst mit Verlust die Goldausbeute zur Erscheinung bringen.

(Schluß folgt.)

Karl Weinstein.

Die diesjährigen Pariser Salons.

Man muß diesmal Salons im Pluralis schreiben, denn wir besitzen deren zwei. Würde ich nicht gleich zu Beginn auf diesen Dualismus, oder vielmehr auf dieses Duell hinweisen, so würde man möglicherweise in der weiten Ferne von Paris, wo man mich liest, sich nicht deutlich genug daran erinnern, daß mit dem Jahr 1890 die Zeit der Doppelausstellungen beginnt; und um so größer wäre diese Gefahr, weil ich bei meiner schleunigen Wanderung die Ausstellungen nicht eine nach der anderen studiren werde; ich werde weder Rücksicht auf die Trennung der Aussteller, noch auf den getrennten Ort der Ausstellung nehmen. Das Palais de l'Industrie in den Champs Elisées, die Säle des Champ de Mars, die den Gemälden im Jahre 1889 dienten, das sind die beiden Orte, in denen rivalisirend dem Kultus der Kunst obgelegen wird. Die einen haben der Vergangenheit und Herrn Bouguereau Treue bewahrt; sie stellen, wie seither, nur je zwei Werke aus und vertheilen ihre ehrenden Auszeichnungen ohne Rücksicht auf die Belohnungen der Weltausstellung; die anderen stellen so viele Werke aus, wie es ihnen beliebt, und statt jeder Belohnung verlangen sie nur — den Ruhm. Ihn suchen sie zu erringen, indem sie sich unter den Befehl von Herrn Meissonier gestellt haben, und indem sie seinen Spuren folgen. Allein ich will meinen fernen Lesern von diesen häuslichen Zwistigkeiten nicht ausführlich sprechen. Ich bekenne mich zur Vorschrift der Volksweisheit, die da sagt: die eigene unreine Wäsche muß man bei sich daheim waschen.

Werden diese Gegensätze von Dauer sein? Wer hat sie hervorgerufen? Wo ist der Schuldige zu suchen? In den Champs Elisées oder auf dem Champ de Mars? Das soll mich gar nichts angehen. Ich könnte schon zu einem Urtheil gelangen; aber wer würde bei meinem Urtheil etwas

gewinnen. Ist das, was man uns zeigt, interessant? Sehen wir die Bilder unter günstigen Bedingungen? Nur darauf kommt es an. Alles andere ist Gewissenssache und gehört in den Beichtstuhl. Wer sündigte aus Hochmuth oder aus Leidenschaftlichkeit? Der Papst Bouguereau oder Luther-Meissonier? Was liegt daran! Sind ihre Bilder gut oder schlecht? Nur das haben wir zu beurtheilen, und was geht es uns an, wie das Herz beschaffen ist, das die Bilder an die Wand gehängt hat.

Wer jedoch zu wissen wünscht, nach welcher Seite meine Neigungen sich wenden, dem werde ich diesen kleinen Fingerzeig liefern. Als ich nach Paris zurückgekehrt war, richtete ich meine Schritte unmittelbar nach dem Champ de Mars. Bedeutet diese Wahl eine Vorliebe für die Schismatiker? Wohl möglich; allein um aufrichtig zu sein, muß ich zugestehen, daß an jenem Tage die Ausstellung in den Champs Elisées der Preisverkündigung wegen geschlossen war. Wenn man aber seit einer Reihe von Monaten des Anblicks von Gemälden beraubt war, so läuft man dorthin, wo man welche findet. Auf dem Champ de Mars hoffte ich die besten zu finden; von jener Ausstellung hatte ich mir ein Ideal gebildet. Dort, sagte ich mir, werden die Bilder bequem aufgehängt sein. Ein Jeder wird nur sein Meisterwerk geschickt haben. Die Versammlung wird eine Art Senat sein, dem die Aufgabe zufällt, die Tradition aufrecht zu erhalten und das Gegengewicht gegen die Ausschreitungen einer volksthümlichen Versammlung zu bieten, welche die Malerei in ihrer Gesammtheit zu vertreten hat. Ich sah jene schöne Treppe wieder, welche im letzten Jahre mit so wunderbaren Arbeiten besetzt war; geschmackvoll ausgewählte Tapeten ersetzten jene diesmal. Der Tag war hell, die Säle groß, und als ich vor das Bild von Meissonier trat, schien mir mein Ideal verwirklicht zu sein. Er stellt nur ein Gemälde aus: „Oktober 1806“; eine jener vollendeten Schöpfungen, wie er sie zu schaffen weiß. Der Kaiser Napoleon I., in seinem langen grauen Ueberrock, sitzt auf grauem Pferde. Wir sehen ihn im Profil, wie er mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Truppen blickt, die unter seinen Augen manövriren. Er ist unbeweglich; der Generalstab, der hinter ihm Stellung genommen hat, setzt sich aus höheren Offizieren zusammen, und diese selbst, ihre Pferde und Uniformen erscheinen abwechselungsvoll in Farbe und Bewegung. Jenseits eines Einschnitts im Terrain, zu den Füßen des Kaisers, erblickt man vom Rücken her die Garden, welche zerstreut als Schildwachen aufgestellt sind, und dann weiter hinaus eine Kavallerie-Attaque, die im Staube und in der Ferne verschwindet. Was dieser wunderbaren Malerei vielleicht fehlt, und was die Zeit ihr schenken wird, das ist eine Verschmelzung, ein allmählicher Uebergang zwischen den Personen und der Luft. Auch die Malerei bedarf des Alters. Herr Detaille ist dem Beispiel seines Meisters nur in einem Punkte gefolgt; auch er hat ein Bild ausgestellt und auch dieses ist ein Meisterwerk. Aber er hat es in die Champs Elisées gesandt. Es stellt einen Garde-Artillerie-Offizier unter Napoleon III. dar in natürlicher Größe. Hier bringe ich denn gleich mein System zur praktischen Verwirklichung und eile von einem Salon zum andern unmittelbar und ohne Uebergang. Ich erfinde ein neues Instrument, eine Art Theatroskop, welches gestattet, das ferne Unsichtbare in die Nähe zu rücken. So kann ich denn die beiden Bilder mit einander vergleichen; hier „Oktober 1806“ mit der Unterschrift Meissonier, dort „in der Batterie“ mit der Unterschrift Detaille. Das Können des Meisters genügt dem Schüler nicht mehr. Meissonier's Themen und Meissonier's Gestalten hat er ins Große gesteigert. Von diesem Gedanken beseelt, hat er vor zwei Jahren den „Traum“ geschaffen, der ihm die Médaille d'honneur eingetragen hat. Diesmal wollte er seinen Gestalten die natürliche Größe und die natürliche Bewegung geben; es ist ihm gelungen. Der Gardeoffizier kommt auf uns zu, mit einer kraftvollen Bewegung bändigt er sein Pferd und gibt mit erhobenem Säbel seinen Leuten einen Befehl. Der Rappe ist wunderbar gezeichnet. Das Bild enthält nur eine hervorragende Gestalt; jene, welche dem Offizier, so gut sie können, folgen, werden mit der Entfernung kleiner und kleiner. Eine Truppe, die ein Sonnenstrahl beleuchtet, belebt den Hintergrund. Ich würde keinen Einwand gegen das Gemälde erheben, wenn man nicht ein wenig die Anstrengung empfände, die aufgewandt worden ist, um diese Vollendung zu erzielen. Und es ist erschwerend für Herrn Detaille, daß sein Bild die Erinnerung an Géricault's wunderbare Reiter wachruft, die sich im Musée du Louvre befinden, und wo alles Bewegung, Handlung, Raserei ist; die Gestalten und auch der Maler. Ich bin gerade auf den Champs Elisées bei dem Buchstaben D, und da bleibe ich denn, um eines der erfreulichen Werke dieses Jahres zu genießen. Es ist eine nackte Gestalt von Herrn Lucien Doucet, ein Weib auf ihrem Bette; die Decken von rosa Farbe hat sie zurückgeschlagen, so daß man in anmuthiger Stellung die Arme und Beine erblickt; und Arme und Beine verbergen auch nicht einen herrlichen Körper. Nur einen Wunsch könnte man äußern, daß das Gesicht ausdrucksvoller wäre. Doucet hat auch das schöne Porträt eines älteren Mannes mit weißem Haar und weißem Bart ausgestellt. Er ist aufrechtstehend im schwarzen Gewande gemalt und hebt sich ab von einem dunkeln Hintergrund; von jenen einschmeichelnden Reizen, die das nackte Frauenbild aufweist, zeigt dieses Gemälde nichts.

Planlos wollen wir die Malerei betrachten; bald hierhin blickend, bald dorthin und nur eine Reihenfolge soll innegehalten werden. Wir wollen die verschiedenen Arten der Malerei nach Möglichkeit zusammenfassen. Da hätten wir uns denn zunächst der sogenannten großen Kunst zuzuwenden. Dies Wort im eigentlichsten und im übertragenen Sinne gebraucht, paßt vor Allem auf die Deckengemälde. Deckengemälde machen einen Wunsch rege, den man diesmal auf dem Champ de Mars befriedigt hat. Wenn man Deckengemälde ausstellt, so sollte man sie auch unter jenen Bedingungen zeigen, unter denen sie gesehen sein wollen, das heißt, man sollte die armen Betrachter zwingen, den Kopf weit nach hinten zu werfen, die Nase in die Luft zu stecken, und die Augen in die Ferne schweifen zu lassen. Würden wir das Deckengemälde von Herrn Munkaczy selbst besser sehen, so würden wir es doch nicht stärker bewundern; allein unser Urtheil wäre sicherer und weniger auf Schlüsse angewiesen. Dieses treffliche Werk, welches für das historische Kunstmuseum in Wien bestimmt ist, stellt eine Allegorie der italienischen Renaissance dar. Die Architektur ist die des Vatikan, und unter den historischen Persönlichkeiten bemerkt man Leo X., Raphael, Michel-Angelo und Titian. Ihre Modelle umgeben sie und bevölkern mit ihnen eine Welt der Schönheit, welche die Wiener zu betrachten eine bessere Gelegenheit, als wir, haben. Herr Munkaczy hat diese riesige Leinwand in hellen, leuchtenden Farben gemalt, die ihm jetzt eigenthümlich geworden sind. Er zeigt auch das Porträt einer jungen Frau, die sehr lieblich in ein vornehmes Interieur gesetzt ist, und sich von hellem Hintergrund abhebt.

Die Neuerer unserer Tage zeigen eine ausgesprochene Feindschaft gegen die Deckenmalerei. Diese Art der Zimmerausschmückung, welche durch die großen Maler der Vergangenheit zu hohem Ruhm gelangt ist, und die von unserem modernen Meister Baudry erneuert worden ist, sollte nach der Ansicht der Jüngsten für Schlösser und Monumentalbauten keine Verwendung mehr finden. Unser „fin de siècle“ liebt die Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit der Dinge, und wie könnte da diese Bevölkerung der Lüfte Zutritt erhalten. Man ist der Ansicht, daß die Augen nur dazu da sind, das zu betrachten, was sie zu sehen *pflegen*, und bei dieser Auffassung braucht man ihnen dann die Unbequemlichkeit, nach der Decke zu blicken, nicht zuzumuthen.

Ich fürchte, daß Herr Besnard den Gegnern der Plafondmalerei ein Argument liefert. Sein Werk, es ist nur ein Entwurf, hat seinen Platz an der Decke gefunden, und die Besucher des Champ de Mars mögen ihr Haupt nach oben kehren, wie später die Besucher des Hotel de Ville es thun werden, wenn der vollendete Plafond den Salon des Sciences, für den er bestimmt ist, schmücken wird. Es ist zweckmäßig, besonders darauf hinzuweisen, daß wir

uns nur vor einem Entwurf befinden, der seine Fehler noch verlieren und neue Vorzüge gewinnen kann. Freilich, mein Zutrauen ist nicht groß. Der Maler scheint mir gewisse grelle Farben zu lieben, die, wie man sagt, ihm theuer sind seit einer Vision, die er eines Abends im Café des Ambassades auf den Champs Elysées gehabt hat. Oberhalb eines Blumenbeetes, in dem stark das Roth vorherrscht, erschien ihm eine Frau, die aus einem Wagen stieg, und die von den weißglühenden Flammen des Café beleuchtet wurde. Der Gegensatz des Farbenspieles scheint märchenhaft gewesen zu sein; wenigstens hat Herr Besnard für diese Vision eine große Leinwand geopfert, die er „Vision de femme“ nennt, und wo er im Vordergrund Blumen und die Frau von weißglühendem Licht umflossen zeigt. Das Kostüm der Dame hat er dagegen geändert; sie ist völlig nackt, und die Besucherin des Café ist doch sicherlich etwas bekleideter gewesen.

Wenn ich hier eine kleine Neckerei mit Herrn Besnard getrieben habe, so darf ich doch nicht verschweigen, wie sehr er uns auch zu ernstem Lobe Veranlassung gibt. Vor dem unvergleichlichen Porträt unserer großen Künstlerin Madeleine Lemaire kann jeder seiner Bewunderung Ausdruck geben. Zunächst welche Meisterschaft der Handführung! Wie weiß er das Pastel zu behandeln; welche Licht- und Farbenwirkungen! Frau Lemaire sitzt; sie hat soeben ihren Pinsel genetzt und blickt sicher auf ihr Modell; sei es nun eine Rose, ein Levkoienzweig oder ein Bündel Schwertlilien. Die Umgebung ist treu wiedergegeben, und der Maler weit entfernt, die nämliche Umgestaltung wie mit der Kleidung der Dame vor dem Café des Ambassades vorzunehmen, hat vielmehr Madeleine Lemaire in ein Kleid gesteckt, das allzuschön ist, um der Wirklichkeit, die dargestellt wird, zu entsprechen. Im Allgemeinen malen die Frauen nicht, selbst nicht einmal Aquarell, in grauem Gazekleid, das auf den Schultern schön gerafft ist. Dazu kommt noch, daß den Hintergrund eine Rasenhecke bildet, deren Farbentöne durch den leuchtenden Tag gemildert sind. Ein solches Porträt ist ein schöner Anblick; man denke, was Alles dieser schmale, mehr längliche Rahmen enthält: ein schönes Wesen und eine schöne Toilette; frische Blumen und eine große Künstlerin. Das ganze Werk wie die Einzelheiten dieses Porträts sind von vornehmer Eigenart, und welch ein Unterschied zwischen Herrn Besnard und den Impressionisten. Sie wollen zwischen dem Objekt und dem Zuschauer nichts sein, als ein getreuer Vermittler. Sie machen sich an die Arbeit und wünschten nichts als ein gefügiges Instrument zu sein; ein Werkzeug, in dem sich die Fähigkeiten der Finger und des Auges verbinden. Herr Besnard sucht dagegen seine persönlichen Eindrücke festzuhalten; er hegt sie, er pflegt sie, und wenn ihn ein Lichtblick trifft, wenn er eine Farbengruppirung erblickt, so hält er sie in seinem Gedächtniß fest, gestaltet sie nach seinem Geschmacke um, und bannt sie endlich auf die Leinwand, wo sie ferne Erinnerung an den ursprünglichen Anlaß festhalten. Man könnte diese Art Maler die Visionäre nennen.

Herr Puvis de Chavannes hat gut daran gethan, sich auf dem Champ de Mars einzufinden, denn er hat dort einen schönen Platz erhalten. Man sieht ihn vortrefflich am Ende einer langen Galerie, in der man sich entfernen kann und näher hinzutreten, so daß man ganz nach Belieben seine große Leinwand betrachtet, die für das Treppenhaus des Museums zu Rouen bestimmt ist. „Inter artes et naturam“, so nennt Herr de Chavannes einen der Winkel des Paradieses; er muß diesen Winkel wohl in einer anderen Welt studirt haben. Im Hintergrunde erblickt man die Stadt Rouen, an der die Seine vorüberfließt; Stadt und Fluß verbinden sich zu einer prächtigen Landschaft. Im Vordergrund breitet sich dichter Rasen aus, der mit Frucht tragenden Aepfelbäumen besetzt ist. Einige Gestalten stellen die Künste dar, sie gruppiren sich um eine Fontaine, in der Schwertlilien von zartester Färbung sprießen. Ein Augenblick der Betrachtung und man ist entführt zu jenen stillen Ufern, von denen die Alltäglichkeit dieser Welt gebannt ist. Vor uns sehen wir Künstler, deren Leben dahin zieht in göttlicher Versunkenheit oder im Schaffen erhebender Werke. Welch stilles Dasein und wie glücklich die, welche es führen können: sie ruhen auf saftigem Grün, tausend Träumereien und Betrachtungen hingegeben. Wenn das Museum zu Rouen viele Besucher haben sollte, die wie ich empfinden werden, so fürchte ich, daß die Bewegung auf der Treppe häufig schwierig sein dürfte. Allzu viele werden auf der Treppe Halt machen.

Der Generalstab Meissoniers — nicht der auf seinem Gemälde, vielmehr jene Gefolgschaft, die ihn auf dem Champ de Mars umgibt, besteht aus jungen und tapferen Kämpen, welche Fragen der Auszeichnung nicht erregen können. Sie alle besitzen deren; drei von ihnen sind Offiziere der Ehrenlegion seit dem letzten Jahre; es sind Roll, Gervex und Duez. Sie haben die neue Ausstellung eingerichtet und sie geben das Beispiel, welchen Vortheil man aus der neuen Einrichtung zu ziehen vermag: viele Gemälde und alle an vortrefflichen Plätzen. Damit kann man schon die Köpfe der Künstler benebeln, und Anhänger werben. Nur vermögen die drei Genannten nicht ihr Talent den Mitbewerbern zu geben, ja sie geben ihnen nicht einmal so gute Plätze, wie sie für sich selbst zurückbehalten haben. Roll hat mehrere große Porträts in Oel ausgestellt; allen diesen ziehe ich freilich ein Pastellbild, das Antonin Proust darstellt, vor. Proust steht aufrecht da, den Hut auf dem Kopf, im Ueberzieher, und seine Gestalt hebt sich ab von einem leicht verschneiten Hintergrund. Man sieht das Marsfeld, wo die Gebäude der Ausstellung von 1889 errichtet, vielleicht auch abgetragen werden. Es ist eine hübsche Huldigung, die da dem Beschützer der schönen Künste dargebracht wird, der auf die Künste einen Einfluß übt, ähnlich dem, welchen die Vorsehung für diese Welt hat. Die große Masse neigt sich vor ihr, während ein kleines Häufchen ihr rücksichtslos trotzt, und doch sind diese nicht die Unfähigsten und Thörichtsten.

Im letzten Jahre hatte ein Gemälde von Herrn Béraud bedeutenden Erfolg; es stellte das Redaktionszimmer und die hervorragendsten Redakteure des „Journal des Débats“ dar. Es war dies eine Huldigung für den hundertjährigen Geburtstag des Blattes. Die „République Française“ besteht bei weitem nicht so lange Zeit, und so ertheilte sie denn an Herrn Gervex den Auftrag, im Verhältniß zu den ihr fehlenden Jahren den Umfang eines ähnlichen Bildes zu vergrößern. Herr Gervex mußte also mehr Leinwand verwenden als Herr Béraud. Der Direktor und die Redakteure der „République Française“ sind in natürlicher Größe dargestellt. Wer möchte glauben, daß bei einem so schwierigen Vorwurf, bei Modellen, die wohl berühmt, aber nicht malerisch sind, Herr Gervex doch ein Bild geschaffen hat, das dem Auge wohlthut. Man mag Republikaner sein und ist gleichwohl ein Mensch; manchmal hat man sogar einen schlechten Teint, weiße oder selbst spärliche Haare, und zu Zeiten selbst etwas nachlässige Kleidung; Paul Bourget wählt daher aus diesen Kreisen seine Helden nicht. Nun ist es freilich wahr, daß die Malerei von Gervex ein wenig allgemein gehalten ist, er zeichnet die Gesichter nicht scharf, und er steckt unter die Kleider keine Knochen und Muskeln; aber er durchleuchtet Alles mit einer so milden Klarheit, und er umschließt Menschen und Dinge mit einer so harmonischen Atmosphäre, daß man vor jeder eindringenden Kritik schon gefesselt ist. Dieser Eindruck bleibt den Augen und macht sie nachsichtig. Noch begreiflicher erscheint diese Wirkung vor dem Bilde eines schönen jungen Mädchens, das von ihm herrührt: wie berückend! vielleicht bin ich voreingenommen, aber sicher besitzt Gervex Talent.

Herr Duez hat nur ein großes Porträt von Georges Hugo ausgestellt. Hugo ist in Balltoilette; den Hintergrund schließt eine hochgenommene Draperie ab; an den großen Vater erinnert nichts, weder eine Büste, noch eine Statue, noch aufgehäufte Bücher. Auf seinen kleinen Gemälden bleibt Duez seinen Lieblingsstudien treu; ein Zipfel des Kanal la Manche, Fahrzeuge, hübsche Frauen.

Wüßte ich es nicht, so hätte ich es doch geahnt, daß Carolus Duran sich für das Marsfeld entscheiden würde. Dieser fruchtbare Maler muß sich bei zwei Gemälden zu beengt fühlen. Hätte auch er unter allen seinen

Porträts, die er ausgestellt hat, jene Wahl getroffen, die wir uns zu machen erlauben! Könnten wir sicher sein, daß auch er jenes junge, reizende Mädchen herausgegriffen hätte, das ganz in Grau gekleidet ist, und dann diesen schönen norwegischen Maler mit blondem Haar und in blauem Anzug? Ich will die anderen Bilder nicht aufzählen, aber am Ende sind zwölf Carolus Duran besser als zwei.

Ich werde mich hüten, von allen den nackten Gestalten zu sprechen, die bald mit mythologischer Zuthat, bald umgeben von Dingen des modernen Lebens, beweisen, daß die jungen Maler wie die alten sich auf die Anatomie verstehen und den feinsten Farbenwirkungen nachspüren. Ein Auszug aus dem Katalog wäre unnütz, allein es mag angemerkt werden, daß das Nackte an Verehrern nicht ärmer geworden ist. Mag es dem akademischen Genre zugerechnet werden; es gewinnt immer neue Siege. Ein junger Maler, Herr Fauriè, hatte im Jahre 1887 ein Hochzeitsmal zu Yport ausgestellt, und Aufsehen damit erregt. Große, starke Landleute in natürlicher Größe begingen festlich im Grünen unter Aepfelbäumen den Tag. In diesem Jahre nennt er sein Gemälde „Frühling“ und als zweiten Titel hat er ihm einen Vers von Victor Hugo mit auf den Weg gegeben:

Tout est lumière, tout est joie.

Wir befinden uns inmitten von Bäumen auf den Wiesen der Normandie; allein die Landleute haben sich entkleidet; es sind mehr Frauen als Männer. Ein einziger Mann ist geblieben; er tanzt eine Runde mit seiner Umgebung, jungen, schönen, normannischen Mädchen; in ihrem aufgelösten röthlichen Haar spielt die Sonne. Ich weise auf diese Bekehrung hin, weil sie mir bemerkenswerth erscheint, und weil ich wünschte, daß sie Nachahmer fände. Mit der schwierigen Frage, welche Rolle die Phantasie in der Malerei zu spielen hat, werde ich mich in dieser Periode der Wissenschaftlichkeit wohlweislich nicht auseinandersetzen; das eine kann ich wenigstens sagen: Ich begrüße es freudig, wenn die Künstler beweglich sind und neuen Problemen sich zuwenden. Nichts ist gefährlicher als die Unbeweglichkeit; wenn nämlich Maler ihre Bilder machen, wie Geldstücke geschlagen werden. Warum soll ein Maler von Talent so in Ribera verliebt sein, daß er diese junge Welt immer nur durch die Gläser des alten Spaniers sieht? Schwarzer Hintergrund, düstere, vertragene Kleider, geröthete Backenknochen, bläuliches Fleisch, so sehen wir stets dieselben Ergebnisse desselben Talentes wieder. Ein anderer scheint seine blutlosen Gestalten in einem schlechten Backofen herzurichten; farblos wie ungenießbares Brot erscheinen sie, und sei es nun ein Porträt oder eine Studie, wir sehen so wenig, daß wir uns auf das Rathen verlegen müssen. Ist das schon Wahrheit, so muß man doch fragen, warum es nothwendig ist, bei Vollmond plein air zu malen.

Auch treue Gäste haben wir aus dem Auslande; die einen haben ihre Studien in Paris gemacht und haben sich dort niedergelassen; die anderen, und sie sind nicht am uninteressantesten, schicken uns aus der eigenen Heimath ihre eigenartigen Werke, die in der Ferne ausgeführt sind. Es ist das eine ganz regelmäßige Einfuhr.

Der bedeutendste der Importeure dieses Jahres ist ein Norweger Herr Thaulow. Wir hatten schon das Vergnügen, ihn kennen zu lernen, denn Carolus Duran hat sein Porträt ausgestellt. Jener liebenswürdige Blondkopf im blauen Gewande hat schöne Winkel seiner Heimath gemalt: kleine rothe Häuser, die tief im Schnee stecken, mit großen leuchtenden Sonnenflecken darauf, ein reiner Himmel, wohl einmal auch eine koquett gekleidete Bäuerin, die in Stiefeln einherschreitet, welche so riesig sind, daß sie einen eigenen Namen haben müssen; ich bin zu ehrlich, um diesen Namen zu erfinden, wie leicht es auch wäre, einige meiner Leser zu täuschen, die des Norwegischen so unkundig sind, wie ich. Neben Oelgemälden hat Herr Thaulow Pastellbilder ausgestellt, die mir hervorragend zu sein scheinen. Ein Fluß im Schnee, oder Schnee und wieder Schnee, und wie trefflich ist dieser ewige Schnee gemalt. Herr Thaulow ist ein Maler, der gut sieht; es ist wahrscheinlich, daß er auch richtig sieht. Herr Uhde hat in diesem Jahre nur eine Visitenkarte abgegeben, um die angenehme Erinnerung, die wir von ihm bewahrt haben, aufzufrischen. Wir werden sie ihm bewahren. Uebers Jahr auf Wiedersehen!

Ein junger Spanier hat in den Champs Elysées ein großes Gemälde ausgestellt, in dem starkes Talent und überdies Eigenschaften stecken, die heute ungewöhnlich genug sind. Um Bewegung, Handlung kümmert man sich nicht besonders und die Phantasie kehrt zur Vergangenheit nicht gern zurück. Herr Checa aber hat ein römisches Wagenrennen gemalt. Er hat vortrefflich den allgemeinen Anblick auf die Stadt wiedergegeben, dann die dahinstürzenden Pferde, die auf uns zukommen, während seitlich ein Wagen schon umgestürzt ist; Wagen und Pferde in buntem Durcheinander bilden für einen zweiten Wagen ein Hinderniß, der gegen sie anfährt und wenig Aussicht hat zu gewinnen. Die gesammte Atmosphäre des Bildes ist leuchtend, die Gestalten sind weniger gut gezeichnet als die Pferde; das ist nicht allein entscheidend; der Eindruck bleibt ein bedeutender und verheißungsvoller.

Ich komme jetzt zu den Landschaften und damit zum schwersten Theile meiner Aufgabe. Nichts ist trockener als ohne Einhalten von Norden nach Süden die Natur zu beschreiben. Wenn die Höhen und Auen noch verliebt wären, wenn sie beseelte Wesen wären, so möchte es noch gehen, aber bei den Landschaftsmalern muß man vom Grün ohne Unterbrechung sprechen und ein wenig freilich auch vom Schwarz, wenn man an alle jene denkt, die nicht mehr hienieden sind. Ich hatte mir geschworen, die Namen Rousseau, Corot, Dupré nicht niederzuschreiben; und keine Thräne, auch nicht die kleinste Tintenthräne über ihre Abwesenheit zu vergießen; allein ihr Einfluß ist überall. Die Nachfolger zeigen sich entweder der Tradition der Meister treu, aber sie geben diese auf, und erinnern so daran, daß diese Tradition nur allzu lebendig ist.

Der Salon der Champs Elysées, der allein Preise vertheilt, hat sich für verpflichtet gehalten, einem Landschaftsmaler eine Ehrenmedaille zuzusprechen. Die Abstimmenden konnten zwischen Herrn Français und Herrn Harpignies schwanken, zwei Veteranen, die in ihrem Leben manchen Baum gesehen haben, manche Wolke, manchen Sonnenschein und manchen Fluß. Herrn Français ist die Ehre zu Theil geworden; und ich könnte nicht behaupten, daß die Wahl schlecht war, wenn es sich darum handelte, Dienste zu belohnen, die der Kunst in der längsten Reihe von Jahren erwiesen worden sind. Hätte ich übrigens einen Kandidaten namhaft zu machen, so würde ich Herrn Cazin nennen, der fern von allem Mißbrauch und allen frivolen Ehren auf dem Champ de Mars seine Gemälde ausgestellt hat. Er empfängt eine platonische Belohnung. Er ist sich selbst treu geblieben, und er hat Recht daran, denn er ist vortrefflich. Er liebt in der Natur jene Stunden, da der Himmel grau ist. Die Sonne erscheint nur versteckt in einem Himmel, der dicht mit Wolken besetzt ist. Manchmal geht auch der Mond auf und einige Sterne blitzen schon. Unter diesem Himmel breitet sich ein grünes Gefilde aus, einige Büsche oder vereinzelte Bäume unterbrechen die Einförmigkeit, vielleicht auch eine Hütte mit Strohdach und einem erleuchteten Fenster. Wenn ich die Elemente dieser Landschaften einzeln aufgezählt habe, so that ich das, um zu zeigen, wie einfacher Natur sie sind, und damit man an dem Eindruck, den diese Einfachheit hervorruft, das Talent des Malers messen kann. Herr Cazin läßt Melancholie emporsprießen, und man kann seine Bilder nicht betrachten, ohne von jener bestrickenden Traurigkeit erfüllt zu werden, die eine graue Landschaft und bedeckter Himmel erzeugen. Das genügte nicht, wäre nicht in seine Rahmen noch jenes Ding gebannt, dessen Wesen unbestimmbar ist: Talent nämlich.

Die Gruppe der Impressionisten hat sich getheilt; man begegnet ihnen auf beiden Ausstellungen. Schon von Weitem erkennt man sie. Sie bemühen sich vor Allem, auf der Leinwand die Abstufungen und die Reflexe des Lichtes wiederzugeben. Ihr Ideal wäre es, die Betrachtenden zum Schließen der Augen zu zwingen, gerade so als hätten

der Besucher in die Sonne geblickt. Die Lider zu senken, dazu entschließe ich mich häufig und entspreche so ihrem Ideal.

Porträts sind natürlich in großer Anzahl vorhanden; ich nenne von den Malern nur Herrn Baldini, ein früherer Schüler Fortuni's, dieses peinlichen und zarten Malers; der Schüler ist jetzt in das Lager der Gegner übergegangen. Er malt grau und seine Modelle sind es auch. Er nimmt unter den Modellen weder eine Auswahl vor, noch bedarf es einer besonderen Stellung. Seien Sie so linkisch wie möglich, sagt der Maler zu seinem Modell, nur nicht mit Bewußtsein eine Stellung wählen; nur eckig, das will ich auch sein, und dann vorwärts! Nun, ich will gestehen, daß ich Hals und Velasquez mehr liebe, deren Traditionen die Modernsten folgen wollen.

Bevor ich von der Malerei Abschied nehme, möchte ich noch auf ein Gemälde hinweisen, das den ersten Preis erhalten hat. Es ist der Kampf zwischen zwei Lichteffekten; zwischen einer brennenden Lampe im Zimmer und den klaren Strahlen, die von außen hineindringen, denn die Vorhänge sind nicht geschlossen. Ein junger Mann liegt ehrfurchtsvoll zu den Füßen eines jungen Mädchens, die ihm voll Erregung und Flüchtigkeit lauscht. Und gleichwohl ist die Scene einem Roman von Zola entlehnt. Freilich ist dieser Roman „der Traum“; der genießt den Ruf des Anstands, und diesen Ruf wird denn auch das Gemälde von Herrn Richemond kräftigen.

Wende ich mich zur Skulptur, so empfinde ich eine berechtigte Genugthuung, die sich noch verstärkt durch die Empfindung einer persönlichen Erleichterung. Die Bildhauer verlangen nicht, daß man zwischen den Champs Elysées und dem Champ de Mars hin- und hereilt. Auf dem letzteren haben sich nur zwei große Bildhauer eingefunden, Rodin und Dalou, Intransigenten in Marmor und Bronze und in der Politik. In den Champs Elysées findet man, Herrn Mercié ausgenommen, alle unsere Meister. Warum hätten die Bildhauer auch auseinander gehen sollen? Nirgends können sie einen besseren Raum für Ausstellungen finden, als den Garten der Champs Elysées mit seinem freien Lichte und seinen lieblichen grünen Rasenbeeten.

Gerade am Eingang, gleichsam um uns zu bewillkommnen, steht uns die „Frau mit dem Pfau“ von Falguière gegenüber, eine jener nackten Marmorgestalten, so wunderbar, wie er sie zu schaffen weiß; göttlich wage ich nicht zu sagen, obgleich hinter ihr, das Attribut der Juno, der Pfau sich befindet und unter ihren Füßen Wolken sind.

Was wir sehen, ist nichts übernatürliches; die Haltung der Füße und Arme, die Beugung des Rückens, die Schmächtigkeit der Gestalt, alles dies sind Eigenthümlichkeiten einer Frau, die göttliche Achtung nicht für sich gebietet, sondern nur für den Künstler, der sie geschaffen. Hätte übrigens Herr Falguière ihr den Namen Juno geben wollen, so hätte er sie im Katalog nicht als „Frau mit dem Pfau“ bezeichnet.

Herr Chapu ist stets ausgezeichnet; aber vor Allem in seinen Grabmonumenten. Unter ihnen wird das des jungen Malers Regnault, der im Jahre 1870 getödtet wurde, sein Meisterwerk bleiben. Diesmal feiert er in Marmor das Andenken Flauberts, des großen realistischen Romanschriftstellers. Die Muse, welche am Fuße eines Felsens sitzt, auf dem ein Lorbeer wächst, hält in der einen Hand ein Heft und in der andern ein Stäbchen. Vielleicht ein Album oder ein Zeichenstift? Diese Form haben sie, und wollte Herr Chapu etwa ausdrücken, daß der große Todte gleichzeitig für einen Maler und einen Schriftsteller gelten konnte. Flaubert würde möglicherweise der Gestalt, die sein Grab schmückt, vorwerfen, daß sie konventionell sei; allein sie ist lebensvoll, freilich von geschmeidigen Formen, doch trefflich ausgearbeitet. Madame Bovary würde gewiß auf einem Grabe trefflich den Realismus verkörpern können, aber sie wäre wohl doch nicht am Platze gewesen. Herr Delaplanche bleibt der Ueberlieferung treuer in den Gestalten für das Grabdenkmal des Erzbischofs von Bordeaux, des Monsigneur Donnet. Vertieft in Beten sieht man den Todten auf seinem eigenen Grabe, und am Fuße befinden sich einander gegenüber der Glaube und die Barmherzigkeit. Ein Vorwurf läßt sich gegen dieses Werk nicht erheben, es ist fleißig ausgeführt, und es verdient Anerkennung, daß der Bildhauer allem Haschen nach Originalität und aller Exzentrizität bei einem derartigen Vorwurf entsagt hat. Auch Herr Barrias hat seine Kräfte einem Grabmal gewidmet; er hat ein Monument für das Grab des Malers Guillaumet, des Algieriers, gearbeitet. Ein junges Mädchen aus Bou-Saada hat er in Wachs geformt, später soll die Statue gegossen werden. Es ist ein Meisterwerk; der Bildhauer hat eine der malerischen und bestrickenden Gestalten aus den Gemälden des Malers belebt; jetzt sitzt sie, halb ausgestreckt und hält in ihren Händen ein Reliefporträt von Guillaumet. Noch auf Herrn Puech, einen talentvollen, vielversprechenden Künstler möchte ich hinweisen. Diesmal hat er mit einer Sirene in Marmor einen klaren Beweis seines Talentes gegeben. Der Fischschwanz genügte ihm nicht, und so stattete er seine Sirene noch mit ein paar großen Flügeln aus, deren Federbekleidung bewundernswerth gearbeitet ist. Sie sollen ihr das Schwimmen erleichtern und dienen ihr als Segel. Der Jüngling, den sie an sich gezogen hat, und den sie festhält, sitzt auf ihren Schultern; in seinen regelmäßigen festen Zügen verbirgt sich gleichwohl tiefe Seelenangst. Er sieht den lächelnden Abgrund vor sich; er weiß, daß er untergehen wird, und er leiht nur ein zerstreutes Ohr den zärtlichen Reden der Sirene. Sie neigt zu ihm Kopf und Lippen. Sollte der Pessimismus auch in die Bildhauerei eingedrungen sein, und wollte Herr Puech gleich Bourget zeigen, daß die lernende Jugend, selbst jene, die von den Sirenen unterwiesen wird, das Leben düster auffaßt und auf die Kraft der Liebe nicht mehr rechnet: nicht einmal für einen Augenblick

Ich verzichte von den Büsten und Statuen in endloser monotoner weißer Reihe weiter zu sprechen. Nur mit einigen Worten will ich noch auf die zwei Büsten eines Bildhauers, der in Berlin wohnt, hinweisen. Die eine Büste nennt sich „Frau Dahm“, die andere „meine Frau“. Die beiden Gesichter — übrigens von bedeutender Schönheit — sind trefflich herausgearbeitet, zart, doch mit fester Hand. Der Künstler hat die Haare seiner Modelle mit leichtem Grau gefärbt, ebenso die Stoffe, welche die Schultern bedecken; durch sein glänzendes Weiß zieht so das Gesicht den vollen Blick auf sich, und dieses Weiß wird noch gehoben durch eine leichte rothe Färbung der Lippen. Das ist ein gefälliger Künstlereinfall, der keineswegs pedantisch aussieht, und Herr Max Klein scheint durchaus nicht die Absicht zu haben, einen Beweis für oder gegen die Polychromie bei den alten Bildhauern liefern zu wollen.

So ist denn mein Ueberblick vollendet, der, obgleich flüchtig, doch völlig ausreichend sein dürfte. Mein Gewissen ist ruhig, denn habe ich auch bewußt und unbewußt manche Auslassung verbrochen, so hoffe ich doch wenigstens keines der hervorragendsten Meisterwerke vergessen zu haben. Man kann behaupten, daß die französische Schule sich im Durchschnitt auf der alten Höhe erhält, wobei es denn gleichgültig ist, ob die Künstler auf dem Marsfelde eine unbegrenzte Anzahl oder in den Champs Elysées nur zwei Bilder ausgestellt haben. Die Trennung hat auf die Güte der Produktion keinen Einfluß auszuüben vermocht; nur auf die Fülle derselben. Und sollte man wirklich es für nöthig erachten, daß jeder Künstler jedes Jahr zehn Bilder ausstellen darf? Wäre es nicht besser, daß auch er unter seinen Werken eine Auswahl trifft, und daß er den Beschauer der Mühe überhebt, die fertigen Schöpfungen selbst von der Spreu zu sondern, die aus einem Atelierwinkel hervorgeholt worden sind? Die Ausstellung von zwei Werken jährlich sollte völlig genügen, um zwischen dem Künstler und seinem Publikum die Verbindung aufrecht zu erhalten.

Nur die Bequemlichkeit giebt den Schismatikern eine gewisse Berechtigung. Das Aufhängen und die Anordnung der Gemälde nach dem Alphabet ist ein barbarischer Brauch, den man in Anbetracht der großen Bildermasse in den Champs Elysées festhalten mußte. So ist denn Alles bunt durch einander gemischt. Ein großer Mann ist neben einem

Kord mit Kahlköpfen zu erblicken, und eine nackte Frau streckt sich zwischen einen Erzbischof und ein Kircheninneres. Und alle diese Leinwand berührt sich; man sieht um sich nur Wände von Malerei, eine Art buntscheckige Mosaik, die die Augen blendet und den Kopf ermüdet. Auf dem Champ de Mars hat sich in dieser Beziehung ein gewisser Fortschritt vollzogen. Gleichwohl gibt es noch viel zu viel Gemälde, und so rechne ich denn darauf, daß man im nächsten Jahr, wenn die Trennung bestehen bleiben sollte, in beiden Lagern mit einem Faktor rechnen wird, den man diesmal glaubte übersehen zu können — mit den Besuchern nämlich.

Paris. Arthur Baignères.

Das Theaterjahr.

Das Etatsjahr unserer hauptstädtischen Bühnen schließt mit dem 1. Juli ab und nach alter Sitte werden die verschiedenen Einzeletats einige Tage vorher in den Zeitungen veröffentlicht. Was sie verkünden und was sie verschweigen, soll hier zusammengefaßt werden, nüchtern und kühl, wie eine rechte Etatskritik sein soll und muß.

Wenn man den Theaterbesuch als Norm annimmt, dann ist Berlin heute vielleicht die erste Theaterstadt der Welt. Während die pariser Bühnen im Laufe des letzten Winters, trotz staatlicher und städtischer Subvention, eine ernste Krisis durchzumachen hatten, während in Wien nur zwei einigermaßen künstlerisch geleitete Theater bestehen konnten, haben unsere sechs ernsthaft zu nehmenden Schauspielhäuser auch diesmal ihre Rechnung gefunden. Zwar hat das „Deutsche Theater“ auf seinen in einem siebenjährigen siegreichen Kriege errungenen Lorbeern geruht und das „Wallner-Theater“ hat erst zu Beginn des Sommers in dem schwächlichen Vaudeville „Mamsell Nitouche“ das lange entbehrte Zugstück gefunden; aber auch diese beiden Bühnen, denen es diesmal am schlimmsten erging, sind ohne Katastrophe über den Winter ihres Mißvergnügens hinweggekommen. Das königliche Schauspielhaus hat sich durch fleißige und zum Theil vortrefflich gelungene Klassikerinszenirungen beträchtlich über das frühere Niveau erhoben; dem „Residenz-Theater“ haben einige französische Stücke und der Besitz des ausgezeichneten Schauspielers Reicher glänzende Kassenerfolge eingebracht; das „Berliner Theater“ hat sich, trotz der fast ausnahmslos ablehnenden Haltung der unabhängigen Kritik, fest in der Gunst seines kleinbürgerlichen Publikums behauptet und einen weiteren Schritt in der Entwicklung zu einem nach schauspielerischen Sonderinteressen geleiteten Star-Theater gemacht; und die Führung, die stärksten künstlerischen und finanziellen Erfolge, sind dem „Lessing-Theater“ anheimgefallen. Das ist das äußere Bild des Theaterjahres

Sieht man nun näher zu und prüft man die litterarische Ausbeute der Zehnmonatskompagne, so kommt man zu recht kläglichen Ergebnissen. Die dramatische Produktion in Deutschland ist nahe beim Nullpunkt angelangt und die nationalen Wütheriche, die gegen die Fremdländerei in schönem Zorn wettern, müssen nachgerade doch wohl einsehen gelernt haben, daß unsere Theater ohne die Franzosen und Skandinavier einfach verhungern könnten. Der Direktor des „Deutschen Theaters“ hat drei deutsche Novitäten im Laufe eines ganzen Jahres auf die Bühne gebracht: zwei unerhebliche Lustspiele von Wildbrandt und Rosen und ein todtgeborenes Schauspiel von Lindau, das nach wenigen Anstandsaufführungen den Weg aller Schatten ging. Weder im Schauspielhause noch im „Berliner Theater“ ist ein neues deutsches Stück von irgend welcher Bedeutung erschienen, und da auch die Leiter der „Freien Bühne“ nicht im Stande gewesen sind, auch nur ein einziges lebensfähiges Drama den ordentlichen Theatern zuzuführen, so muß man wohl annehmen, daß in Deutschland augenblicklich keine Dramatiker zu entdecken sind. Der Termin für die Einführung eines litterarischen Schutzzollsystems wäre demnach so unglücklich wie nur irgend möglich gewählt.

Die ältere Generation unserer Bühnenschriftsteller steht vor der Invalidität: glückliche Praktiker wie L'Arronge und Moser sind im letzten Winter ganz ausgeblieben und von ihren Genossen ward keinem ein durchschlagender Erfolg zu Theil, nicht Blumenthal, nicht Schönthan, nicht Lindau. Dieses allmähliche Verschwinden der Alten und der Aelteren charakterisirt die abgelaufene Spielzeit hauptsächlich: die guten und die besten Firmen stehen vor dem Bankerott und weit und breit sind keine Rechtsnachfolger zu erschauen. Noch hält sich, durch Wildenbruchs derb zupackende Theatralik mit starken patriotischen Accenten zeitentsprechend erfüllt, ein letzter Ausläufer des historischen Trauerspieles; aber diese Hohenzollernerfolge sind nur zum geringsten Theil mit litterarischen Waffen erstritten; unter dem Einfluß Ibsens, über den auch die Anregungen der „Freien Bühne“ nicht hinausgingen, will etwas wie ein modernes soziales Trauerspiel entstehen; aber noch hat der Meister dieser Richtung selbst nicht heimisch zu werden vermocht auf deutschen Bühnen und nach der großen Ibsenwoche von 1889 ist 1890 eine große Ibsenpause eingetreten. Und ein deutsches Lustspiel gibt es heute überhaupt nicht. Schlimmer fast und gefährlicher als der Mangel an schöpferischen Genies erscheint mir die kraftlose Stagnation in der mittleren Schicht der dramatischen Unterhaltungslitteratur: das tägliche Brot fehlt unseren Theatern und eine Bühne, die, wie das jetzt in Paris geplante Théâtre Libre, nur von den neuen Stücken vaterländischer Dramatiker leben wollte, wäre in Deutschland augenblicklich verloren.

Nur ein einziges neues deutsches Stück hat im letzten Jahre einen starken, dauernden Erfolg erzielt: „Die Ehre“ von Hermann Sudermann. Dieses Schauspiel ist in Berlin beinahe hundert Mal gegeben worden und der Erfolg ist ihm treu geblieben in München, in Hamburg, in New-York vor jedem deutschen Publikum. Man hat sich über die Ursache dieser nachhaltigen Wirkung den Kopf zerbrochen und mehrfach ist die Behauptung aufgestellt worden, der „Realismus“ habe hier in einem zwischen alter und neuer Richtung geschickt vermittelndem Werke einen Triumph erzielt; das Hinterhaus mit seiner in manchem Punkte wirklichkeitsgetreuen Beobachtung des berlinischen Kleinbürgerthums soll den Erfolg gemacht haben. Ich zweifle an der Richtigkeit dieser scholastischen Lehrmeinung. Zunächst erklärt sich die Wirkung eines außerordentlich effektvollen Theaterstückes in einer Zeit dramatischer Dürre zwanglos von selbst; dann aber scheint mir nicht die treffliche Familie Heinecke, sondern die künstlerisch anfechtbarste Gestalt des neuen Dramas: Der Kaffeekönig Graf Trast, die Entscheidung für den Erfolg gebracht zu haben. Dieser allzu geistreiche Schneidigkeitsbekämpfer und das Opfer seiner mitunter recht wohlfeilen Witze, der patente Reservelieutenant und Kolonialwaarenhändler Lothar Brandt, sie haben es dem deutschen Publikum angethan. Hier begegnete man auf der Bühne Typen, an denen jeder im Leben vorübergestreift war, und charakteristische Erscheinungen der neudeutschen Gesellschaft wurden mit wirksamer, wenn auch nicht sonderlich tiefgreifender Satire beleuchtet. Jede Pointe in diesem für die Oekonomie des Dramas entbehrlichen Szenen wurde beifällig begrüßt, nicht nur in Berlin, sondern auch jenseits des großen Wassers, und selbst im stillen Dresden bildeten sich Parteien für und wider den Grafen Trast. Das sind Anzeichen, die man nicht übersehen sollte, denn sie weisen deutlich die Richtung, nach welcher, nicht das ernste, poetische Drama, das nur von starken, menschlichen Konflikten leben kann, wohl aber das gut gearbeitete, bühnenwirksame Unterhaltungsstück vorzuschreiten haben wird, wenn es der Fessel einer veralteten und leblosen Schablone sich entraffen und mit dem Anspruch unserer Tage Fühlung gewinnen will. Als wir eine deutsche Gesellschaft noch nicht hatten, konnten wir uns Jahre hindurch einbilden, in einem echten und rechten Salon müsse es zugehen wie bei Lindau und Lubliner und Blumenthal; heute suchen wir vergebens nach Modellen für diese Wittwen und Backfischchen und Schwerenöther,

und da uns diese schattenhafte Gesellschaft noch viel langweiliger und uninteressanter erscheint als die Durchschnittsmenschen, mit denen wir täglich in Berührung kommen, will der alte Zauber nicht mehr wirken.

Kluge Männer haben das seit manchem Jahr erkannt und sie sind auf dem Wege dieser Reflexion zu dem Satz geführt worden: es muß etwas Neues kommen. Es haben sich dann auch einzelne begabte Schriftsteller an die Arbeit gemacht, dieses Neue zu schaffen; von Theorien und einem nach großen fremden Mustern entworfenem Schema sind sie ausgegangen: Das Erst' war so, das Zweite so und d'rum das Dritt' und Vierte so. Alle Naivetät, jede Ursprünglichkeit ging auf dem Umwege durch diese Gedankenretorte verloren und wir bekamen mühselig erquälte Verstandesarbeit zu sehen, wo wir uns reife Früchte einer üppigen Begabung erhofft hatten. In alle Winkel eines winzigen Welteckchens wurde klug hineingespürt und diese Lebensbetrachtung aus der Froschperspektive mußte zu dem Resultat führen, das schon Spinoza vorausgesagt hat, als er vor allzu naher Betrachtung im physischen wie im geistigen Sinne warnte: „Die schönste Hand, durch's Mikroskop betrachtet, wird uns gräßlich vorkommen.“ Es liegt nur an dieser Mikroskopie, wenn unsere Kunst so freudlos geworden ist; die künstlerische Wahrheit glaubt man nur noch da zu finden, wo alle Heiterkeit und sinnenfrohe Schönheit verschwunden ist; und ein veralteter Philister wird genannt, wer sich zu dem Goetheschen Ausspruch bekennt: „Es ist unbedingt ein Zeichen von Wahrheitsliebe, überall in der Welt das Gute zu sehen.“ Man muß sich aber bescheiden drein ergeben, mit Goethe zu irren, wenn man sich nicht entschließen kann, mit den Neusten Recht zu behalten; eine gute Gesellschaft ist auch etwas werth.

Die theatralische Bilanz pro 1889/90 schließt ungünstig ab. Man hat mehr als sonst vom Theater gesprochen, aber weniger noch als sonst geleistet; und wenn wir im nächsten Jahre wieder eine schlechte Ernte erleben sollten, dann steht die Hungersnoth vor der Thür. Die alte Schönheit ist nicht länger schön und die neue Wahrheit ist uns allzu wahr für die Optik des Theaters. Doch nicht ganz darf man verzweifeln: die unruhige Uebergangsstimmung ist nicht so unfruchtbar wie der träge Schlendrian einer fabrikmäßigen Eintagsproduktion; das Interesse der gebildeten Kreise hat sich in neu erwachter Neigung dem Theater zugewendet und nach der Periode des Niederreißens wird am Ende doch auch der Tag anbrechen, wo man, des unerquicklichen theoretischen Haders müde, ans Aufbauen denken darf in fröhlichem Muth.

M. Kent.

Julius Brand: Mephistopheles. Ein satirisches Gedicht. Zürich. Verlagsmagazin.

Eine Teufelei in wilden Versen, die dahin rasen in der freien Rhythmik eines leidenschaftlichen Herzens und vom „flackernden Naphtafeuer“ eines grüblerisch vertieften und stürmisch erregten Geistes zuckend beleuchtet werden. Und es ist ein unpraktischer Teufel, der aus diesem Buche spricht, ein armer, dummer Teufel, der es zu nichts bringen wird im Lande der Gottesfurcht und frommen Sitte, denn er redet gar zu frei und unverblümt von allerlei Dingen der Politik und des staatlich patentirten Glaubens, kurz: er hat kein Talent à la mode. Dafür hat er allzuviele höchst unbequemer Geistesgaben und eine Art, Schlüsse zu ziehen und Thatsächlichkeiten so recht unverschämt nackt hinzustellen, daß man über diese sonderbare Abart von Menschengeist in unserer Periode des Deills wahrhaft erschrocken und erstaunt sein muß. Er spricht von allem Möglichen und am liebsten von dem, was zu Zeiten in Deutschland unmöglich ist. Bald spricht er vom Stechschritt und Krupp'schen Kanonen, bald vom Adlerflug des Genius und höchstem Menschheitsstreben, bald legt er einen Kranz auf Albert Lindner's Grab und lächelt ein wenig suffisant über die Baconianer, und dann hat er es, ein Zeichen, daß er Münchnerischer Herkunft ist, mit „Sedel-, Rudel-, Ober-, Mitter-, Nieder-Mayern“ zu thun. Der Papst, der Sozialismus, Politik in allen Schattirungen, Litteratur in allen Ab- und Mißarten, Christus, Buddha, der schöne Cäsarenfreund Antinous, und noch vieles und viele mehr schweben oder toben durch dies sonderbare, oft groß anmuthende, oft zerrissen, unganz scheinende Wirklichkeitsphantasiepoem, — nicht zu vergessen unsere liebe Frau von Milo. In diesem Punkte entwickelt dieser Faustulus eine schier dämonische Leidenschaftlichkeit, eine lodernde Schönheitsgluth, die in ihrem Losstreben von „christianischer Lehre“ an den alten Sängerritter Tannhäuser erinnert, der auch so hinundhergeschleudert wurde von heißester Glühelust zu eisigster Gedankenkälte. — Es ist ein bedeutendes Talent, das sich in diesem Buche offenbart, — ein Talent, dem es noch ein wenig an selbstbeherrschungsmächtigem Künstlerthume fehlt, das aber erfreulich absticht von der charakterlosen Lauheit und Wässrigkeit goldenen, beliebten Mittelmaßes. Einer von den knüppelschwingenden, mundaufreißenden Jüngsten also? Mit nichten. Jung zwar ist dieser Poet und seine Lungenkräfte sind höchst respektabel, auch schlägt er zuweilen mit Keulen auf das los, was seiner drängenden Jugend nicht gefällt! Aber ein gefesteter Charakter, eine innerlich völlige Harmonie steckt in dem Ganzen. Vieles mag Vielen nicht gefallen, aber als Ganzes ist dies Buch gut in Streben und Können.

O. J. B.

Edmond de Goncourt: Mademoiselle Clairon. Charpentier Paris. 1890. (3.50 Francs.) 1.—3. Auflage.

Wer das XVIII. Jahrhundert, das doch vielfach Frankreich als führende Macht aufweist, kennen lernen oder schildern will, wird sich oft bei den Brüdern Goncourt Raths erholen müssen. Sie sind in den Boudoirs der königlichen Maitressen daheim, die dazumal leider entscheidende Instanz, auch in politicis waren; sie verstehen die Künstler jener Zeit, wie Wenige; sie haben darum von Michelet auch mit Recht als Quellenforscher ersten Ranges Dank und Anerkennung erhalten. Aber der Tadel ist ihnen nicht erspart geblieben, daß sie nur das Beiwerk, nicht die schöpferischen und rächenden, geistigen Gewalten jener Tage verstehen. Wenn man die Pompadour und Dubarry sich vergegenwärtigt, muß man doch auch die Dupleix, Suffrens und Turgots nicht vergessen. Leider haben diese Mahnungen wenig gefruchtet. Der überlebende Bruder Edmond, eine Sammlernatur, schreibt heute die Abenteuer der Theaterdamen jener Gesellschaft. Zuerst kam Sophie Arnould und die Huberty, heute kommt die Clairon daran. Man hat von dieser Freundin und Hauptdarstellerin Voltaire's ziemlich verlogene, immerhin aber lesenswerthe Denkwürdigkeiten, deren Berichtigung sich Goncourt zur Aufgabe macht. Nun interessiren uns die skandalösen galanten Händel der Künstlerin sehr wenig: dergleichen wiederholt sich bei den meisten großen Tragödinnen und es scheint uns wichtiger, die Leistungen einer Rachel oder Sarah Bernhardt zu würdigen, als von ihren Liebhabern zu erzählen. Wohl berichtet Goncourt auch von der Kostümreform, welche die Clairon anregte, von ihrer Spiel- und Stilweise: der Nachdruck wird aber auf ihre jugendlichen Ausschreitungen, auf die Polizeirapporte u. dgl. m. gelegt. Alkovengeheimnisse haben mit der Künstlerschaft der Schauspielerin nichts zu schaffen und echte Menschenkenntniß wird ja auch noch anderwärts errungen, als bei den „impures“.

Briefkasten der Redaktion.

Dr. L. in Berlin. Das in der vorigen Nummer der „Nation“ von Herrn Prof. Steinthal besprochene Buch des Herrn S. Kaiser: „Pirke Aboth“ ist bei Speyer & Peters in Berlin (Schloßfreiheit 8) erschienen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 40. Berlin, den 5. Juli 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Mit Ehren und Festlichkeiten ist der Kaiser auf seiner Sommerreise in Christiania empfangen worden.

Herr Miquel, der neue preußische Finanzminister, hat von dem Orte seiner bisherigen Wirksamkeit persönlich Abschied genommen, und diese Gelegenheit haben die Frankfurter benutzt, um ihren verdienstvollen, abberufenen Oberbürgermeister zu feiern. Herr Miquel dankte in einer kleinen Rede, in die auch einige politische Bemerkungen eingeflossen sind. Der jüngste preußische Minister theilte seinen Zuhörern mit, welche Aufgaben er in seinem neuen Amte zu lösen sich berufen fühle. Er will, der modernen Umgestaltung der sozialen Verhältnisse entsprechend, eine gerechtere Vertheilung der Staatslasten herbeizuführen suchen, und er rechnet bei diesem schwierigen Unternehmen auf „die Zustimmung der verständigen Männer aller Parteien“.

„Versöhnen will ich, nicht trennen; versammeln statt verbittern; alle Männer, die in patriotischem Sinne mitwirken wollen, sollen mir persönlich willkommen sein. Niemand ist mehr von der Ueberzeugung durchdrungen, als ich, daß nicht die Regierungen allein, auch nicht die Volksvertretung allein, auch nicht die letztere in Gemeinsamkeit mit der Regierung große Dinge durchzuführen im Stande ist, wenn nicht auf die Zustimmung und das Einverständniß des gesammten Volkes gerechnet werden kann. Dieses werde ich suchen.“

Es wäre erfreulich und an sich möglich, aber man kann gerechterweise es nicht verlangen, daß ein neuer Minister, der in sein Amt thatsächlich noch gar nicht eingetreten ist, eine flüchtige festliche Gelegenheit benutze, um ein politisches Programm von klaren Umrissen zu entwerfen. Was Herr Miquel vor den Augen seiner bisherigen Mitbürger schillern ließ, ist denn auch nichts als eine schöne Seifenblase, in der ein Jeder seine Lieblingsfarbe zu entdecken vermag. Mit diesem Programm beginnt jeder Minister, dem nicht geradezu die Aufgabe gestellt ist, einen Konflikt mit dem Lande auszukämpfen. Alle Politiker behaupten für Versöhnung und Gerechtigkeit wirken zu wollen, und es gäbe keine Gegensätze im Staatsleben, wenn nicht die konservative und nationalliberale Gerechtigkeit und Versöhnung so sehr verschieden von der freisinnigen, oder ultramontanen oder sozialdemokratischen geartet wäre. Diese Wendung in der Rede des Herrn Miquel entbehrt daher der charakteristischen Besonderheit; weit eigenartiger sind die Worte, daß der neue Finanzminister, das „Einverständniß des gesammten Volkes“ zur Durchführung großer Pläne für erforderlich halte, und daß er dieses Einverständniß „suchen“ werde. Als vorsichtiger Skeptiker wird man diesen Gedanken, der zu den sogenannten schönen zählt, nicht zum Fundamente benutzen, um auf ihm etwa kühne Luftschlösser zu errichten. Worte und Thaten, die beide im selben Kopfe entsprungen sind, zeigen im Leben oft genug nicht die geringste Familienähnlichkeit, und in der Politik wird man am wenigsten hoffnungsfreudig darauf rechnen können, daß die nachgeborene That in sich die Seele des jüngeren schnell entschwundenen Wortes trage. Nicht eine ernste Gewähr für die Zukunft sind daher diese Miquel'schen Worte, aber sie sind gleichwohl ungewöhnlich in dem Munde eines preußischen Ministers. So selbstverständlich sie sind, so gehören sie doch nicht zu jenen Bekenntnissen, die man aus dem Munde der höchsten preußischen Beamten zu hören pflegt, und wenn eine liberale Zeit auch noch nicht anbricht einer liberalen Redewendung wegen, so ist doch die Zeit eine neue und andere, in der ein preußischer Minister mit dem Wortschatz freisinniger politischer Anschauungen zu arbeiten beginnt.

In Leipzig ist der kleine Belagerungszustand abgelaufen und nicht wieder erneuert worden. Dieses Ereigniß hat sich in vollständigster Ruhe vollzogen; die Leipziger leben heute genau so ungestört weiter, wie sie zur Zeit des Belagerungszustandes leben konnten. Leipzig gilt aber

als ein Hauptsitz der Sozialdemokraten, mit denen die Kartellparteien ohne Belagerungszustand nicht glaubten fertig werden zu können. Wie lange wird es noch dauern, und kein Politiker in Deutschland wird an seine Verantwortung für die langjährige Aufrechterhaltung des Ausnahmegesetzes erinnert sein wollen!

Auf dem ehemaligen Jakobi-Kirchhof in Berlin ist ein Denkmal Waldeck's enthüllt worden. Das Standbild für diesen edlen, tapferen, freisinnigen Parlamentarier hat schon eine Geschichte hinter sich; die Aufstellung ließ lange auf sich warten, dann endlich nach mancherlei Wechselfällen erfolgte in einer bescheidenen Feier, an der nur ein kleiner Kreis geladener Gäste Theil nahm, nach einer Rede des Professor Virchow die Uebergabe des Denkmals an die Stadt. Virchow nannte den Todten mit Recht den „berufenen Träger des Freiheitsgedankens, den vornehmen Repräsentanten jenes stolzen und selbstbewußten Geschlechtes unabhängiger Männer, welche die Grundlage der preußischen Verfassung legten; — so soll Waldeck auch den nachkommenden Geschlechtern als ein unsterblicher Mitstreiter erscheinen." Jeder Zeit ist eine Mahnung, wie sie dieses Denkmal verkörpert, von Nutzen.

Wie weit übrigens Deutschland in seiner freiheitlichen Entwicklung noch zurück ist, zeigt aufs Neue diese nur halböffentliche Enthüllung des Denkmals unseres hervorragendsten Volksmannes der jüngsten Vergangenheit. In Italien steht Mazzini's Denkmal in vielen großen Städten auf schönstem öffentlichem Platze, nicht selten in unmittelbarer Nähe des Standbildes Victor Emanuels, und als kürzlich eine Statue für den Todten in Rom errichtet werden sollte, da zeichnete der jetzige König Humbert für das Denkmal 100 000 Francs. Mazzini aber war Zeit seines Lebens Republikaner, während Waldeck stets ein königstreuer Mann gewesen ist. So vorurtheilslos ehrt man in Ländern mit freiheitlicher Entwicklung große Patrioten und echte Charaktere, sie mögen welcher politischen Richtung immer angehört haben.

Die Deutschen in Oesterreich haben einen politischen Erfolg errungen, der seine Bedeutung hat, und um so wichtiger ist dieser Sieg, weil Jahre und Jahre nichts als Niederlagen oder Stillstand gebracht hatten. Bei den Wahlen zum mährischen Landtag ist es unseren Stammesgenossen gelungen, nicht allein ihre bisherige Stellung zu behaupten, sondern sie haben sogar soviele Mandate erobert, daß sie nunmehr die Majorität in dem Vertretungskörper besitzen. Bisher war es den liberalen Deutschen nur möglich ihre Ansichten im Zusammengehen mit den konservativen Großgrundbesitzern durchzusetzen, welche gleichfalls dem föderalistischen Streben der Czechen entgegentreten. Dieses Bündniß ist von beiden Seiten loyal aufrecht erhalten worden; nur um so heftiger war das Streben der Czechen auch in Mähren zu bestimmender Macht zu gelangen. Diese Wünsche sind jetzt vernichtet; heute sind die liberalen Deutschen in Mähren die herrschende Partei, und dem Vordringen des Czechenthums über die böhmische Grenze hinaus ist nach dieser Richtung ein Damm entgegengesetzt. Es ist das die erste bemerkenswerthe Rückstauung, welche die czechische Hochfluth erfahren hat, und das Ergebniß ist allein dadurch herbeigeführt worden, daß alle nicht-czechischen Elemente einmüthig zusammenstanden. Weder sprengten antisemitische noch feudale Agitatoren die Reihen der Czechengegner; so wurde dieser Sieg erfochten, der eine so ernste Lehre enthält. Das Gegenspiel zeigt sich sogleich in Schlesien; dort haben die Antisemiten das Feld beackert und wuchernde Zwietracht unter die Liberalen und Deutschen gesäet; die Folge ist, daß Czechen und Polen gemeinsam einen kleinen Vortheil errungen haben.

Nach langen Verhandlungen ist die Antisklaverei-Konferenz in Brüssel geschlossen worden; alle Mächte sind mit den Festsetzungen einverstanden; nur für ein Nachtragsprotokoll steht noch die bindende Unterschrift von Holland aus, dessen Regierung der Eintracht der Mächte überhaupt am gefährlichsten gewesen ist. Die Zusatzakte, der Holland bisher nicht beigetreten ist, gewährt dem Kongostaate das Recht, Einfuhrzölle für sein Gebiet zu erheben; nur indirekt steht daher diese Bestimmung mit der eigentlichen Aufgabe der Konferenz in Zusammenhang. Es muß anerkannt werden, daß zur civilisatorischen Erschließung Central-Afrikas jene Unternehmung des Königs von Belgien, die sich im Kongostaat verkörpert, der bedeutendste Schritt gewesen ist, und da der Kongostaat ohne neue finanzielle Beihülfe — und hierhin gehört auch das Recht zur Erhebung von Zöllen, — vor seinem Zusammenbruch stehen würde, so war eine gewisse Berechtigung vorhanden, der Antisklaverei Akte jene Zusatzbestimmung von finanzpolitischem Charakter anzuhängen. Die übrigen Vereinbarungen der Konferenz, welche allseitige Billigung erfahren haben, beziehen sich auf die Maßregeln zur Verhinderung der Sklavenjagden, des Sklavenhandels und der Sklavenausfuhr, sowie auf Beschränkungen des Handels mit Feuerwaffen und Branntwein in Afrika. In weitschichtiger Weise, in einer endlosen Anzahl von Paragraphen sind die menschenfreundlichsten Bestimmungen für den afrikanischen Welttheil festgesetzt worden; und auch die Türkei und Persien haben sich verpflichtet, der Haussklaverei, die bei ihnen noch herrscht, dadurch entgegen zu arbeiten, daß „die Ein- und Ausfuhr, sowie der Transport und Handel mit Schwarzen im Innern ihrer Länder" verboten sein soll. Nur auf die Nordküste Afrikas sind diese Bestimmungen noch nicht ausgedehnt

Daß ein großer Theil dieser Festsetzungen zunächst nur todter Buchstabe sein wird, ist leider unzweifelhaft; aber darum ist das Werk der Antisklaverei-Konferenz doch ein sehr erfreuliches und bedeutsames. Wieder haben sämmtliche Kulturmächte in einer großen Menschheitsaufgabe sich friedlich zusammengefunden, und wenn das Ziel, das schließlich erreicht werden soll, auch ein unendlich fern liegendes ist, so führt doch auch der erste Schritt schon auf der Bahn vorwärts. Die Antisklaverei-Konferenz hat wenigstens die Normen festgelegt, in welchen der Kampf gegen den afrikanischen Menschenfang und Menschenhandel sich künftig zu entwickeln hat.

Die Gladstonianer haben einen neuen Wahlsieg in Barrow erfochten, der diesmal einen bemerkenswerth symptomatischen Charakter trägt. Der bisherige Mandatsinhaber gehörte zu den liberalen Unionisten und legte sein Mandat nieder, weil er in politische Meinungsverschiedenheiten mit seinen bisherigen Parteifreunden gerathen war. Er bewarb sich von Neuem als unabhängiger Liberaler um das Mandat, fiel aber durch, ebenso wie der von den liberalen Unionisten unterstützte konservative Kandidat, während der Gladstonianer Duncan über beide Gegner den Sieg davongetragen hat. Dieser Wahlsieg ist nur eines von zahlreichen Anzeichen, welche darthun, daß es mit dem Einfluß der gegenwärtigen Regierungsparteien auf die Wähler stark bergab geht.

Panitza, der gegen den Fürsten von Bulgarien und gegen die bulgarische Regierung ein Komplott angezettelt hatte, ist erschossen worden. Das Leben des Todten hat sympathische Seiten; er gehörte zu jenen, welche im letzten russisch-türkischen Kriege für die Befreiung ihres Vaterlandes als Freischärler tapfer gekämpft hatten, und er führte jene makedonischen Schaaren, die im Kriege gegen Serbien, bei Sliwnitza und dann in kleineren Gefechten den Feind aus Bulgarien siegreich hinausschlugen. In den unfertigen, primitiven bulgarischen Verhältnissen ist Held und Brigant, Vaterlandsbefreier und Hochverräther häufig dieselbe Person; diese Mischung wies auch Panitza auf; er scheint ein guter Bulgare gewesen zu sein, aber schwerlich ein guter Staatsbürger, und man versteht es daher vom Standpunkte der Staatsraison aus, daß dieser Mann ungeachtet seiner Verdienste in der Vergangenheit erschossen worden ist. Vielleicht bringt auch sein Tod dem Vaterlande noch Segen; mit unerbittlicher Härte ist durch die Vollstreckung des Urtheils die Lehre ertheilt, daß für die Verschwörung im jungen politischen Leben Bulgariens kein Platz mehr offen gehalten wird; und diese Lehre könnte heilsam sein.

Die Verhältnisse in Serbien nehmen eine immer ernstere Wendung; nach Außen ist die Regierung mit Oesterreich verfeindet; im Innern werden die Zustände verworrener und gefahrdrohender. Dieser allgemeinen Gährung entspricht es, daß auch der Exkönig Milan sich politisch wieder zu regen beginnt; er hat auf einem Bankett in Belgrad eine Rede gehalten, welche sich direkt gegen die jetzige Regierung wendet. Milan will zwar, wie er sagt, nur warnen und sich seiner eigenen Haut wehren gegen Angriffe, die er zu dulden hat. Allein dieses bescheidene Programm ist wenig glaubwürdig; es wäre zudem gänzlich verfehlt, denn jedes politische Hervortreten des früheren Königs muß die Erregung und Abneigung gegen ihn im Lande nur steigern.

Eher hat es den Anschein, daß Milan nochmals seine Zeit für gekommen erachtet, und daß seine Rede der erste Versuch ist, die Abdankung rückgängig zu machen, welche er, wie es scheint, im Zustande nervöser Ueberreizung vollzogen hat. Versucht der Exkönig, wiederum auf den Thron zu kommen, oder zunächst politischen Einfluß zu erringen, so wären damit neue Keime der Unruhe nach Serbien getragen, und ein neuer serbischer Brand könnte sich entfachen, der seine beunruhigenden Funken leicht in die Nachbarländer hinübersenden würde.

* * *

Die internationale Bedeutung der unbedingten Bewilligung der Militärvorlage.

Die neue Verstärkung des Heeres ist vom Reichstage bewilligt; trotz aller von den Gegnern vorgebrachten Gegenargumente, trotz des Hinweises auf die schwierige finanzielle Lage, auf die Lasten, welche das Volk schon jetzt trägt, auf die früheren vor kurzer Zeit gegebenen Versicherungen, daß nunmehr die Rüstung des deutschen Volkes beendet sei, hat in Wahrheit die Befürchtung eines Konfliktes, einer Auflösung des Reichstags, abgesehen von den auch sonst jeder Vermehrung des Heeres leicht zustimmenden Konservativen und den jeder ernsthaften Opposition völlig entwöhnten Nationalliberalen, das Gros des Centrums zur Bewilligung bestimmt und darauf die Entscheidung in gouvernementalem Sinne herbeigeführt. Nur eine recht minimale Konzession — die Beurlaubung von 6000 Mann mehr in jedem Herbst — ist von dem Reichskanzler gemacht worden; im Uebrigen wies der Reichskanzler die Resolutionen, mit denen der Abgeordnete Windthorst die Zukunft vor weiteren Belastungen zu wahren gedachte, in einer für die Zukunft nicht eben verheißungsvollen Weise zurück. Die Parteitaktik, welche zu diesem Resultate führte, wird vergessen werden: in den Augen der Welt wird allein bestehen bleiben die Begründung dieser neuen militärischen Belastung durch die von der Kriegsverwaltung beigebrachte, und nicht einmal unbestrittene Vergleichung nur der Ziffern des französischen Heeres mit denjenigen des deutschen.

Und hierin dürfte der bedenklichste Punkt der ganzen Sache liegen, der, obwohl anscheinend nur von mehr idealer Bedeutung, doch schließlich die schwerwiegendsten materiellen Folgen nach sich zu ziehen geeignet ist. Es ist die einfache, nunmehr wieder vor aller Welt anerkannte Annahme, daß jeder große Staat sich nur dann einigermaßen sicher fühlen kann, wenn möglichst bis auf den letzten Mann und die letzte Kanone die Ziffern seines stehenden Heeres denjenigen des Nachbarstaats mindestens gleich kommen. Wenn Hugo Grotius in den Prolegomena zu seinem Werke „De Jure belli et pacis" vor etwa dritthalb Jahrhunderten schreiben durfte „Causae aequitas suam quandam eamque magnam vim habet ad agendum", so scheint h. z. T. wenig mehr anzukommen auf die Gerechtigkeit der Sache, welche der einzelne Staat vertritt, auf das Vertrauen auch in die unmittelbare Kraft und in die Begeisterung des Volkes, welches gerufen wird gegen ungerechten Angriff sich zu vertheidigen. Es entscheidet vielmehr ausschließlich die Ziffer. Das ist der absolute Zweifel an der Macht des Rechtes, an der Macht einer höheren Kultur, und zugleich eine Ermunterung zum Friedensbruch für diejenigen, welche eine größere Anzahl von Truppen ins Feld zu führen vermögen.

Die Folge der bedingungslosen Annahme der Militärforderung wird zunächst sein, daß auch unsere Bundesgenossen sich veranlaßt finden werden, sich durch neue militärische Rüstungen zu belasten; schon der Ehre wegen werden sie das kaum unterlassen können. Erscheint diese Folge vom rein materiellen Standpunkt aus für das Deutsche Reich erfreulich, so wird sie doch der Opposition, welche auf die stets wachsenden Lasten des sog. Dreibundes hinweist, neue Nahrung geben, sicher aber die Sympathie für das Deutsche Reich nicht vermehren, und wenn auch diese, da die Regierungen entschlossen sind, an dem Bunde festzuhalten, zur Zeit von reeller Bedeutung nicht sein mögen, so kann doch Niemand die Versicherung dafür übernehmen, daß nicht die Volksstimmung einmal anders denkende Personen in die maßgebenden Stellen bringen werde. Die Erörterungen, welche man namentlich in Italien über die Vortheile des Dreibundes anzustellen begonnen hat, sind jedenfalls als Symptome betrachtenswerth. Sodann aber wird es vermuthlich nicht schwer sein — bei den Controversen der Fachmänner über dergleichen Dinge — irgend einen Punkt zu entdecken, in welchem angeblich das deutsche Heer stärker sein wird, als das Heer eines derjenigen Staaten, mit denen zur Zeit ein Krieg möglich erscheint; dieser Punkt wird dann der Stützpunkt werden für weitergehende Forderungen in diesen Staaten, und wenn unsere Militärverwaltung dann wieder anfängt, die Ziffern genau zu vergleichen, so wird die „Nothwendigkeit" einer weiteren militärischen Belastung auch für uns vermuthlich ebenso klar vorliegen, wie im gegenwärtigen Augenblick.

Der Abgeordnete Richter sagte am Schluß seiner Rede am 24. Juni, daß die materiellen Vortheile, welche die Verstärkung des Heeres für einen etwaigen Kriegsfall bringen könne, vermuthlich bei weitem aufgewogen werden würden durch volkswirthschaftliche und andere Nachtheile im Innern. Dem läßt sich hinzufügen, daß auch der europäische Friede durch eine beständige, eilige und mit dem größten Druck betriebene Vermehrung der Heereszissern lediglich mit Rücksicht auf die Heereszissern der Nachbarstaaten gewiß nicht mehr gesichert, das für die Volkswirthschaft, aber auch für die Kultur überhaupt so wichtige Vertrauen in die Erhaltung des Friedens vielmehr in hohem Grade gemindert wird.

Die Gegenforderungen, einer wesentlichen gesetzlichen Verkürzerung der Dienstzeit und einer jährlichen Bewilligung der Präsenzstärke durch den Reichstag, welche von der freisinnigen Partei als Bedingung für die Bewilligung der Vorlage gestellt wurden, hätten, abgesehen von der Erleichterung namentlich der persönlichen Lasten des Volkes, zugleich die ideale und wahrlich nicht geringe Bedeutung gehabt, ein Wahr- und Markzeichen dafür zu sein, daß das deutsche Reich nicht gesonnen sei, den Militarismus zu steigern. Die schädlichen Folgen eines Anziehens der bekannten Schraube ohne Ende würden damit vermieden sein.

Daß es auch andere Mittel gibt, den Frieden zu festigen, als die Verstärkung der Heereszissern, hat übrigens gerade die jüngste Vergangenheit gezeigt. Die Berufung der internationalen Konferenz zur Verbesserung des Schutzes der arbeitenden Klassen durch den deutschen Kaiser hat die Stimmung für den Frieden auch in Frankreich sichtlich gestärkt. Aber auch die Kulturaufgaben nehmen die Volkskräfte in Anspruch, und nicht immer werden dazu internationale Resolutionen genügen: es werden vielmehr, wie bei dem internationalen Kampfe gegen das Verbrecherthum durch Reformen des Gefängnißwesens, in mehrfachen Beziehungen auch bedeutende Geldmittel erforderlich sein. Werden die stets wachsenden militärischen Anforderungen noch genügende Mittel und Volkskräfte übrig lassen?

L. v. Bar.

Parlamentsbriefe.

XXVI.

Nicht weniger als drei Nachträge hat der nunmehr vertagte Reichstag zu dem in der Wintersession festgestellten Reichshaushalt beschlossen; um eine erhebliche Anzahl von Millionen sind die Ausgaben vermehrt worden; die entsprechenden Einnahmen werden durch die Erhöhung der Matrikularbeiträge und, soweit es sich um das Extraordinarium handelt, durch Ausgabe neuer Anleihen aufgebracht. In diesen drei Nachtragsetats besteht im Wesentlichen das Ergebniß der Sommersession; das Arbeiterschutzgesetz bleibt als Arbeit für die Wintersession übrig.

Ein Nachtragsetat bleibt immer ein Uebel; es erschwert den Ueberblick über die Finanzlage, wenn nicht sämmtliche Ausgaben und Einnahmen des Reiches in eine einzige Vorlage zusammengefaßt werden. Was die Gehaltserhöhungen anbetrifft, so ist es jetzt durchaus wahrscheinlich geworden, daß die einzelnen Ressortchefs dieselben schon im Winter angeregt hatten, aber an dem passiven Widerstande des Fürsten Bismarck gescheitert sind. Die Verantwortlichkeit, daß in dieser Beziehung ein Nachtragsetat eingebracht werden mußte, kann daher nicht der jetzigen Regierung auferlegt werden; sie hat, indem sie ihre Vorlage machte, dem ausdrücklichen Wunsche des Reichstages entsprochen, freilich über diesen Wunsch einigermaßen hinausgehend. Aber auch in Beziehung auf die beiden anderen Nachtragsetats, von denen der eine die Kolonialpolitik und der andere das Heerwesen betrifft, liegen keine Umstände vor, welche es glaublich erscheinen lassen, daß das Bedürfniß für dieselben zwischen dem Schlusse des Reichstages im Januar und der Einberufung der Frühjahrssession eingetreten ist. Der Verdacht ist nicht abzuweisen, daß es der Regierung bequemer gewesen ist, mit so erheblichen Geldforderungen am Beginn einer fünfjährigen Legislaturperiode als kurz vor den Wahlen hervorzutreten.

Die neuen Anforderungen, welche an die Steuerkraft des Volkes gestellt werden, regen zu den ernstesten Betrachtungen an. Wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden wäre, daß die Kolonialpolitik und die Verstärkung der Armee auf absehbare Zeit hinaus keine neue Opfer fordern werden, so könnte man sich mit dem Gedanken beruhigen, das Reich sei stark genug, diese Lasten zu tragen. Aber genau das Gegentheil ist der Fall. Eine ganze Reihe von Forderungen ist schon direkt angemeldet worden, eine Anzahl von anderen ist wenigstens angedeutet worden und noch andere, über die bisher noch nicht gesprochen ist, liegt in der Luft. Nicht die Höhe derjenigen Lasten, welche bisher den deutschen Staatsbürgern auferlegt sind und die Höhe derjenigen Schulden, welche das Reich bisher kontrahirt hat, bilden den Gegenstand der Beunruhigung, wohl aber die unerhörte Schnelligkeit, mit welcher Steuern und Schulden in den letzten Jahren gestiegen sind und weiter zu steigen drohen. Der Reichstag, der das steuerzahlende Volk vertritt, hat die Pflicht, auf das Gleichgewicht zwischen Kraft und Last zu achten und wo dasselbe bedroht erscheint, Warnungsrufe erschallen zu lassen. Und dieser Pflicht hat die freisinnige Partei genügt.

Herr von Bennigsen, der in den letzten drei Stunden der dreitägigen Debatte das Wort ergriff, bezeichnete die Haltung der freisinnigen Presse als „groben Unfug“. Er hielt es für völlig verfehlt, über die Mehrausgabe von 60 Millionen Mark ein Wort zu verlieren, da dieselben ja nicht sofort durch neue Steuern aufzubringen seien, sondern nur die Ueberweisungen, welche aus Reichsfonds an die Einzelstaaten erfolgten, verringerten. Von dieser Art waren seine sämmtlichen Argumente. Wenn das Reich 60 Millionen einhält, die es früher an die Einzelstaaten abführte, so spart es allerdings sich selbst die Nothwendigkeit, neue Steuern aufzuerlegen, aber es legt diese Nothwendigkeit den Einzelstaaten auf. Für den einzelnen Staatsbürger macht es sehr wenig aus, ob das Reich oder der Staat seine Mittel in Anspruch nimmt; daß er überhaupt neue Steuern zahlen soll, ist für ihn das schmerzliche, und über die Thatsache, daß die unproduktiven Staatsausgaben plötzlich um 60 Millionen wachsen, läßt sich nicht mit Schweigen hinweggehen.

Einer Partei, die im Februar 1887 den ungeheuren Korybantenlärm über Melinit, Pikrinsäure, Baracken und falsche Kriegskarten erhob, und zwar um einer Frage willen erhob, deren geringe Wichtigkeit jetzt von allen Seiten anerkannt ist, steht es nicht gut an, anderen Parteien den Vorwurf zu machen, daß sie ihre Presse nicht zur Aufklärung und Belehrung benutze. Die große Aufregung, welche sich unleugbar in den letzten Wochen der Bevölkerung bemächtigt hat, hatte ihre Veranlassung nicht in den Artikeln der freisinnigen Presse, sondern in den Reden und in den Handlungen der Regierung. Da war die Rede des Kriegsministers, in der derselbe in Aussicht stellte, es solle zu dem Scharnhorst'schen Gedanken der Bewaffnung aller Wehrfähigen zurückgegriffen werden; da war die Rede des Generals von Falckenstein, in welcher er das Verlangen nach zweijähriger Dienstzeit mit äußerster Schroffheit zurückwies; da war eine zweite Rede desselben Herrn, in welcher er die dreijährige Dienstzeit als einen wahren Segen für die Waffenpflichtigen hinstellt, weil derselbe gewöhnlich nur in dieser Zeit Gelegenheit finde, sich satt zu essen; da war endlich das Verlangen der Regierung, im gegenwärtigen Augenblicke den Stabsoffizieren Gehaltserhöhungen zu gewähren. Wahrlich, das deutsche Volk hätte stumpf geworden sein müssen, wenn es durch alle diese Dinge nicht aufgeregt gewesen wäre. Alle diese Vorgänge beweisen, daß der Regierung in sehr hohem Maße die Fühlung mit der Volksstimmung verloren gegangen war und eben darum war es nothwendig, ihr über diese Volksstimmung möglichst deutlichen Bescheid zu sagen.

Die wichtigste Angelegenheit für das deutsche Volk ist in diesem Augenblick die zweijährige Dienstzeit, deren Einführung nicht mehr auf lange Zeit hinausgeschoben werden kann. Man hat von Meinungsverschiedenheiten, von Meinungswechseln in der freisinnigen Partei gesprochen. Die Wahrheit ist, daß alle Mitglieder der Partei von Anfang an darüber einverstanden waren, daß die Regierungsforderung ohne Kompensationen nicht erfüllt werden könnte, daß sie aber andererseits nicht zurückgewiesen werden könnte, wenn eine Abkürzung der Dienstzeit erfolgte. In welchem Maße diese Kompensationen in Anspruch zu nehmen seien, darüber waren allerdings nicht alle der gleichen Meinung. Ob man auf *gesetzlicher* Einführung der zweijährigen Dienstzeit bestehen müsse, oder sich vor der Hand mit der *thatsächlichen* Einführung begnügen könne, wie lang das Uebergangsstadium sein müsse, darüber sind verschiedene Ansichten laut geworden, ohne daß man hätte befürchten müssen, über diese Differenzen werde sich eine Einigung überhaupt nicht erzielen lassen.

Auch Herr von Bennigsen, auch Herr Windthorst gehören zu den Anhängern der zweijährigen Dienstzeit. Der eine hat sie als „ungeheuer populär“ bezeichnet; der andere hat zu ihren Gunsten eine Resolution eingebracht. Beide sind von der Nützlichkeit und von der Durchführbarkeit dieser Reform überzeugt und Beide haben die Gelegenheit aus der Hand gegeben, auf deren Einführung in wirksamer Weise hinzuwirken. Hätte die Majorität das Amendement Bamberger, welches die Einführung der zweijährigen Dienstzeit forderte, angenommen und hätte die Regierung daraus Veranlassung genommen, nunmehr das ganze Gesetz zurückzuweisen, so wäre die Verantwortlichkeit der Regierung in der That eine schwerere gewesen, als diejenige der Majorität des Hauses. Die Kampfmethode, den Gegner nicht mit Gründen zu widerlegen, sondern seinen Charakter anzutasten, weil er sich nicht dazu verstehen will, einer Maßregel zuzustimmen, von deren Schaden er überzeugt ist, ist auch diesmal in umfassender Weise gebraucht worden. Herr von Bennigsen warf der freisinnigen Partei vor, daß sie sich durch Grundsätze des Korn- und Viehhandels leiten lasse; er warf ihr vor, daß sie von der Vorlage in dem Maße

abgerückt sei, als das Centrum sich ihr genähert habe und was ähnlicher Argumente mehr sind, die uns sehr geläufig erscheinen, wenn wir sie von den Lippen des Herrn von Kardorff hören und die für mich wenigstens noch immer sehr befremdend klingen, wenn sie aus dem Munde des Herrn von Bennigsen kommen.

Vor drei Jahren warf man der freisinnigen Partei die Preisgebung der Interessen des Vaterlandes vor, weil sie das Septennat mit allen Kräften bekämpfte; heute fiehl man sich vergeblich auch nur noch einem einzigen Manne um, der das Septennat vertheidigen möchte. Heute erhebt man gegen die freisinnige Partei gleich schwere Vorwürfe, weil sie auf die Einführung der zweijährigen Dienstzeit hindrängt und man kann annehmen, daß ihr nach drei Jahren hinsichtlich dieses Punktes ebenso Recht gegeben werden wird, wie es gegenwärtig hinsichtlich der Septenatsfrage geschieht.

Daß in der That die Zukunft des deutschen Volkes davon abhängig sein sollte, ob sofort, auf Grund der Beschlüsse einer Sommersession ein paar Tausend Mann mehr eingestellt, ein paar Cadres mehr gebildet werden, das glaubt noch meiner festen Ueberzeugung kein Mensch. Es ist in den letzten Jahren so unendlich viel für die Erhöhung der Schlagfertigkeit des Heeres geschehen, daß Niemand sich Vorwürfe darüber machen kann, etwas versäumt zu haben und daß es nunmehr hohe Zeit ist, auch an das Gleichgewicht der Finanzen zu denken. Wenn der größte Theil des Hauses kein Bedenken getragen hat, die Forderung der Regierung auf Erhöhung der Offiziersgehälter abzulehnen, so wird auch derjenige nicht im Unrecht gewesen sein, der sich von der Ueberzeugung leiten ließ, die Regierung fordere zu viel, wenn sie eine weitere Vermehrung der Präsenzstärke unter Aufrechterhaltung der bisherigen Dienstzeit fordere.

Die dritte Lesung des Gesetzes über die Gewerbegerichte hat dazu geführt, eine in der zweiten Lesung angenommene Verbesserung wieder zu beseitigen. Herr Windthorst, der diese Verbesserung früher befürwortet hatte, fehlte, und seine Partei ging in das entgegengesetzte Lager über.

In der letzten Stunde hat der Reichstag noch einen Schritt gethan, um die Errichtung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. zu fördern. Er hat dem gegenwärtigen Kaiser anheimgegeben, über den Ort der Aufstellung, über die Gestaltung des Denkmals und über die Art des Preisausschreibens selbständige Entschließung zu fassen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Reichstag niemals in die Lage gekommen sein würde, einen Majoritätsbeschuß in der Platzfrage zu fassen. Die Ansichten gehen weit auseinander und lassen sich schwer annähern. Die Schloßfreiheit hat die Majorität gegen sich, aber auch jeder andere Platz würde sie gegen sich haben. So hat denn der Reichstag darauf verzichtet, in einer Frage, die weder mit Politik noch mit Recht, wohl aber mit Geschmack und Kunst etwas zu thun hat, einen autoritativen Beschluß zu fassen. Er hat unterlassen, einen Ausspruch zu fällen, der doch wohl nicht seines Amtes ist, aber er hat um diesen Preis auch jede Verantwortung von sich geschoben.

Die Session hat nicht zu einem förmlichen Schluß geführt; es ist eine Vertagung auf mehrere Monate eingetreten. Dadurch ist es ermöglicht worden, daß das Arbeiterschutzgesetz, die Rechnungsvorlagen und die Initiativanträge in derselben Lage wieder aufgenommen werden können, in der sie sich gegenwärtig befinden.

Proteus.

Der Stand der Personentarif-Reform.

Die sommerliche Reisezeit ist gekommen, ohne daß im Deutschen Reiche irgendwo eine durchgreifende Herabsetzung der Personentarife der Eisenbahnen stattgefunden hätte, auf welche der deutsche Staatsbürger im Vertrauen auf die Weisheit der wohllöblichen Regierungen doch seit einiger Zeit zu hoffen gewagt hat. Zwar hat es an allerlei kleinen und stets willkommenen Erleichterungen für den Reiseverkehr nicht gefehlt. Insbesondere der preußische Eisenbahnminister, Herr von Maybach, scheint ein überzeugter Anhänger des praktisch-philosophischen Satzes zu sein, daß „kleine" Geschenke die Freundschaft erhalten. Wie in früheren Jahren, so hat er auch in der heurigen Saison sich mit dem Publikum gut zu stellen gesucht. Die niedrigeren Normalsätze der preußischen Staatsbahnen sind seit dem 1. April d. J. überall da eingeführt worden, wo seit längerer Zeit noch höhere Normalsätze bestanden, in einzelnen Richtungen haben die Fahrpreise selbst eine schüchterne Herabsetzung erfahren und die Ausdehnung des Systems der kombinirbaren — jetzt echt deutsch „zusammenstellbaren" genannten — Rundreisebillets auf Reisen, welche bei der Rückfahrt genau auf derselben Linie wie auf der Hinfahrt gemacht werden, hat eine allgemein erwünschte Erleichterung geschaffen. Die Einlegung beschleunigter direkter Züge auf verschiedenen Routen ist nicht minder freudig begrüßt worden und hat in der That theilweise die Leistungen der preußischen Staatsbahnen den höchsten Eisenbahnleistungen in der Welt gleichgestellt. Auch der unruhigste und wohl gar deutsch-freisinnig denkende preußische Staatsbürger hat danach wohl Anlaß gehabt, sich zu überzeugen, daß die Staatsbahnverwaltung nicht rastet und nicht rostet, daß sie in allezeit reger Fürsorge die bestehenden Einrichtungen zu verbessern und dem Publikum leichter zugänglich zu machen sucht.

Aber am besten fehlt es doch: das ist seit der im vorigen Jahre auf den ungarischen Staatsbahnen vorgenommenen Reform eine durchgreifende allgemeine Ermäßigung der Personentarife. Das Gefühl der Unzufriedenheit mit der büreaukratisch, übermäßig bedächtig und zögernd vorgehenden preußischen Staatsbahnverwaltung hat eine besondere Stärkung durch die neueste Reform auf den österreichischen Staatsbahnen erfahren. Seit dem 15. Juni d. J. erfreuen sich die Reisenden, welche das Netz dieser Bahnverwaltung benutzen, eines neuen Tarifs, der trotz mancher erheblicher Mängel einen großen Fortschritt auf dem Wege einer allgemeinen Reform der Eisenbahntarife darstellt. Der „Kreuzer-Zonentarif" hat sich schnell eine gewisse Popularität in allen Kreisen erworben, in welche die von der Tagespresse gebrachten Mittheilungen gedrungen sind. Erinnert doch diese glücklich gewählte Bezeichnung einerseits an die kleinste österreichische Münze, welche für eine Transportleistung zu erheben ist, andererseits an das zuerst in Ungarn durchgeführte Tarifsystem, mit welchem nachgerade der Gedanke der Tarifreform überhaupt untrennbar verbunden zu sein scheint

Auch abgesehen von der glücklichen Wahl des Titels kann freilich die neue Tarifreform in Oesterreich mit vollem Rechte ein allgemeines Interesse beanspruchen. Sie stützt sich auf ein Maß von Einfachheit und Verständlichkeit, welches nicht leicht übertroffen werden kann. Wie die große Mehrzahl der europäischen Bahnverwaltungen läßt auch die k. k. Staatsbahnverwaltung auf ihren Linien drei Klassen von Wagenabtheilungen laufen, welche von eins zu drei aufsteigend nummerirt sind. Der neue Tarif normirt den Fahrpreis genau in der umgekehrten Reihenfolge, von drei Kreuzern bis auf einen Kreuzer per Kilometer herabgehend; der Normalsatz für die I. Klasse beträgt 3, für die II. 2 und für die III. 1 Kreuzer per Kilometer. Die gewissermaßen packende Einfachheit dieses Tarifs hat allgemeine Zustimmung gefunden, und speziell im zisleithanischen Oesterreich, wo man die damit verbundene Tarifermäßigung praktisch natürlich am besten zu würdigen weiß, ist sie ohne Widerspruch willkommen geheißen worden. Aber wie in dieser Welt nichts vollkommen, so ist auch dieser in seinem Grundgedanken vortreffliche Plan bei seiner praktischen Ausgestaltung mit allerlei Mängeln behaftet, welche zuweilen an der Vortrefflichkeit der ganzen Reform zweifeln lassen.

Der neue österreichische Tarif ist nicht nur ein einfacher Tarif mit den Sätzen von 1—3 Kreuzern per Kilometer für die drei verschiedenen Wagenklassen. Er ist zugleich ein Zonentarif, und gerade die besonderen Eigen-

schaften des Zonentarifs sind es, welche die entschiedensten und am schwersten wiegenden Angriffe gegen ihn hervorgerufen haben. Eine kurze Betrachtung des um diesen Tarif entbrannten Streites führt deshalb zu einem besseren Verständniß der ganzen Frage der Tarifreform.

Die österreichische Staatsbahnverwaltung hat unzweifelhaft mit ihrer Reform entschlossen und in bewußtem Gegensatze zu manchen in technischen Kreisen noch heute bestehenden Vorurtheilen die drei großen Forderungen zu erfüllen gesucht, welche heute an jede wirksame Reform der Personentarife überhaupt zu stellen sind. Der neue Tarif zeichnet sich zunächst durch eine große Vereinfachung der gegenwärtig in eine Unzahl von Sonderkarten und Sonderbegünstigungen zersplitterten Tarifsystems aus. Alle besonderen Rückfahrts-, Rundreise- und Abonnementsbillets sind mit einem Schlage beseitigt; in Zukunft gilt, abgesehen von einigen wenigen Vergünstigungen für Arbeiter und Staatsbeamte, auf den österreichischen Staatsbahnen nur noch die einfache Fahrkarte. Annehmbar ist diese Vereinfachung des Tarifsystems dadurch gemacht worden, daß die Sätze selbst sehr beträchtlich herabgesetzt worden sind. So ist der Normalsatz in Personenzügen per Kilometer für die I. Klasse von 4,75 auf 3, für die II. Klasse von 3 auf 2 und für die III. Klasse von 2 auf 1 Kreuzer ermäßigt worden. Endlich räumt der neue Tarif vollständig mit dem Freigepäck auf, dessen Einrechnung in den Normaltarifsatz thatsächlich nur eine durch nichts gerechtfertigte Belastung aller Reisenden bedeutet, welche Gepäck zur Beförderung überhaupt nicht aufgeben. Nicht mit dem gleichen Beifall ist die Erhebung eines Zuschlages von 50 pCt. für Schnellzüge zu den Sätzen für Personenzüge und die Einführung einer Taxe von 2 Kreuzern per Kilometer für je 10 kg Passagiergepäck begrüßt werden, weil man nicht mit Unrecht in diesen Ergänzungen des Normaltarifs das Bestreben erblickt, die mit den Normalsätzen gewährten Erleichterungen zu einem erheblichen Theile wieder rückgängig zu machen.

Weit schwerer indessen als die Ausstellungen, welche in dieser Hinsicht an dem neuen österreichischen Tarif zu machen sind, wiegt die Kritik, welche das Zonensystem in der jetzt beliebten Gestaltung erfahren hat. Der neue Tarif ist zunächst ein Kilometertarif, denn er beruht auf der Festsetzung des gleichen Normalsatzes für jeden Kilometer. Aber für die Berechnung des Fahrgeldes ist eine Anzahl von Zonen hergestellt worden. Die ersten fünf Zonen sind nur je zehn Kilometer lang, es folgen dann zwei Zonen von je 15 und eine Zone von 20 Kilometer Länge. Damit ist das erste Hundert Kilometer mit acht Zonen für jede Eisenbahnstation ausgefüllt. An diese Zonen für den Nahverkehr schließen sich die Zonen für den Fernverkehr; jede derselben hat eine Ausdehnung von 50 Kilometern. Die Berechnung der Fahrpreise für alle diese Zonen erfährt nun aber dadurch eine erhebliche Erschwerung, daß jede angefangene Zone für voll gerechnet wird. Diese Rechnungsweise mag für kleine Zonen von 5 bis 10 Kilometer gewissermaßen harmlos sein, sie wird zu einem ernstlichen Beschwerdepunkt, wenn es sich um Zonen von 50 Kilometern Länge handelt. Schwerlich wird es irgend einem Reisenden klar gemacht werden können, daß es eine gerechte Tarifirung sei, wenn derjenige, welcher 101 Kilometer fährt, sofort 150 Kilometer zu bezahlen und demgemäß das anderthalbfache des Fahrpreises für 100 Kilometer zu entrichten hat.

Die in dieser Hinsicht gegen den neuen Zonentarif von allen Seiten erhobenen Bedenken haben auch bei der Berathung der Frage im österreichischen Abgeordnetenhause zu eingehenden Erörterungen geführt. Der darüber erstattete Bericht des Eisenbahnausschusses, der durch seine gründliche Prüfung der Frage ein Muster eines parlamentarischen Berichts geworden, gibt dieser Anschauung an mehreren Stellen offen Ausdruck. „Wäre", heißt es u. A. darin, „die Kilometertaxe unverfälscht erhalten geblieben, so ständen wir vor der Einführung eines für die Staatsbahnreisenden in Bezug auf Höhe und Einfachheit gleich idealen, in Europa nirgends erreichten Distanztarifes; leider soll dies nicht der Fall werden, der „Kreuzertarif" soll durch gleichzeitige Schaffung von Zonen zu einem „Kreuzer-Zonentarife" umgewandelt werden." Die Gegnerschaft gegen das in diesem Falle vorgeschlagene und angenommene System des Zonentarifs ist aber nicht allein hier wohlbegründet, sie nimmt mit Recht ihren Platz auch gegenüber anderen Formen des Zonentarifs ein. Der ungarische Zonentarif hat es z. B. dadurch, daß er ohne Aufstellung eines Kilometertarifs einen abgerundeten Betrag für jede Zone festsetzte, vermieden, daß die Anomalien dieses Systems bei jedem einzelnen Tarifsatz klar hervortreten; aber vorhanden sind solche Anomalien auch und sie zeigen sich insbesondere darin, daß für einen Theil der größeren Entfernungen der Durchschnittssatz pro Kilometer sich höher stellt als für kürzere Entfernungen. Trotz dieser Verschiedenheiten aber ist beiden Tarifen, dem österreichischen wie dem ungarischen Zonentarif, das gemeinsam, daß gerade die Besonderheiten, welche das Charakteristische des betreffenden Zonensystems ausmachen, in erster Linie zu einer durchaus berechtigten Kritik Anlaß gegeben haben. Bei dem ungarischen System ist es die Fernzone, in welcher ohne jede Rücksicht auf die Länge der Fahrt derselbe Tarifsatz erhoben wird; bei dem österreichischen System ist es die Berechnung des Fahrgeldes nach der ganzen Länge jeder Zone, selbst wenn nur ein geringer Bruchtheil der Zone durchfahren wird. Was, abgesehen von dem engsten Kreise der Zonentheoretiker um jeden Preis, mit Recht Anstoß erregt, ist, daß bei dem ungarischen System ein Fahrgeld überhaupt nicht erhoben wird für lange Strecken, die thatsächlich durchfahren werden, und daß bei dem österreichischen System das volle Fahrgeld erhoben wird für lange Strecken, die überhaupt nicht durchfahren werden.

Für das deutsche Publikum wird der spitzfindige Streit um die Vorzüge oder Mängel des einen und des anderen Systems füglich keine große Rolle spielen. Daß es sich in beiden Fällen um ein System künstlicher Abgrenzung der Fahrpreise handelt, wird von keiner Seite bestritten werden können; in beiden Fällen stehen aber diesen handgreiflichen Nachtheilen die großen Vortheile einer außerordentlichen Vereinfachung des Tarifsystems und einer weitgehenden Ermäßigung der Tarifsätze gegenüber. Das ungarische System zeichnet sich vornehmlich durch seine Einfachheit aus, während die Tarifsätze selbst, abgesehen von der Fernzone, zum Theil noch höher geblieben sind, als die Tarifsätze der deutschen Bahnen; das österreichische System ist komplizirter, aber es erreicht, insbesondere durch den Kreuzertarif für die III. Klasse, so niedrige Tarifsätze, wie sie keine andere europäische Bahn in ihren Normalsätzen darbietet. Für diejenigen Staaten, in welchen eine durchgreifende Reform bisher noch nicht vorgenommen, ergibt sich darnach die Aufgabe, zwischen den Ansprüchen auf Vereinfachung des Systems und den Forderungen einer Ermäßigung der Sätze eine richtige Ausgleichung zu finden. Dem praktischen Gesichtspunkt, der dem reisenden Publikum am nächsten liegt, wird am besten dadurch Rechnung getragen werden, daß im Streitfalle unweigerlich der Verbilligung vor der Systematik der Vorzug gegeben wird.

Der Mehrzahl der Leser dieser Zeitschrift wird bekannt sein, daß ich in der letzten Session des preußischen Abgeordnetenhauses einen auf solche Reform abzielenden Antrag gestellt habe. Dieser Antrag ist nach der ersten Verhandlung im Plenum einer Kommission zur Vorberathung überwiesen worden, im Hause selbst indessen nicht mehr zur Beschlußfassung gekommen. In der Kommission ist dieser Antrag, wenn auch nur in modifizirter Form, mit großer Mehrheit angenommen worden; selbst in seiner abgeschwächten Fassung stellt er aber unzweideutig das Verlangen nach einer durchgreifenden Reform auf. Ich bin demnach, wie man sieht, im preußischen Abgeordnetenhause mit meinem Antrage nicht allzu gut aufgenommen worden, und ich werde mich, in praktischer Verwerthung eines landläufigen Spruches, deshalb auch die Mühe nicht verdrießen lassen, mit einem verstärkten und verbesserten Antrage recht bald wiederzukommen. Nach dem Vorgange der österreichischen Staatsbahnen dürfte es durchaus gerechtfertigt sein, für die preußi-

schen Staatsbahnen eine gleich einfache Abstufung der Normaltarifsätze, unter Aufhebung aller besonderen Vergünstigungen, einzuführen; entsprechend den bestehenden vier Wagenklassen würde sich danach für Personenzüge ein Tarifsatz von 4, bezw. 3, 2 und 1 Pf. per Kilometer ergeben. Dies würde gegen die gegenwärtig erhobenen Normalsätze eine Herabsetzung auf die Hälfte und gegen die Sätze der Rückfahrkarten und Rundreisehefte noch immer eine sehr beträchtliche Ermäßigung bedeuten. Vielleicht können auch die Sätze für die I. und II. Klasse etwas höher gewählt werden.

Für die Verwirklichung eines solchen Reformvorschlages liegen heute bereits die Aussichten viel günstiger als vor einem Jahre. Das treibende Prinzip alles wirthschaftlichen Lebens, die Konkurrenz, hat in dieser Zeit auch bereits auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens, trotz der starken Zurückdrängung der privaten Unternehmung, eine weitreichende Wirkung ausgeübt und verspricht in nächster Zukunft noch viel mächtigeren Einfluß geltend zu machen. Zum Theil mag es sich dabei nur um eine Art idealer Konkurrenz handeln. Es ist ein wohlbegründeter Vorwurf für die Staatsbahnverwaltung eines großen Landes, wenn sie in ihren Tarifeinrichtungen weit zurückbleibt hinter den Reformen, welche sich in anderen Ländern als ausführbar und vortheilhaft erwiesen haben. Allzu großes Vertrauen darf man allerdings auf diesen natürlichen Wetteifer zwischen den großen staatlichen Verkehrsanstalten verschiedener Länder nicht setzen; das Verhalten der deutschen Reichspost in den letzten Jahren hat gezeigt, mit welcher büreaukratischen Hartnäckigkeit in einem Staate Reformvorschläge zurückgewiesen werden können, welche in anderen Staaten längst Wirklichkeit geworden sind. Aber auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens erhält die ideale Konkurrenz, die auf dem persönlichen Ehrgeiz der Beamten beruht, eine mächtige Förderung durch die praktische Konkurrenz, mit welcher die finanziellen Interessen der Staaten zu rechnen haben. Der Reformtarif der ungarischen Staatsbahnen hat den ersten Anstoß zu einer weiteren Reform der Eisenbahntarife gegeben. Zunächst war die österreichische Staatsbahngesellschaft zu einer weitgehenden Ermäßigung der Tarife für diejenigen Linien genöthigt, auf welchen sie unmittelbar mit den ungarischen Bahnen zu konkurriren hat. Auch die österreichischen Staatsbahnen, welche jetzt selbständig eine allgemeine Reform durchführen, haben dabei für manche Strecken vornehmlich Rücksicht nehmen müssen auf die ungarische Konkurrenz. Das Vorgehen dieser Bahnen hat wiederum bereits auf die österreichischen Privatbahnen zurückgewirkt; für die Strecke Wien — Bodenbach ist bereits der Tarif der Privatbahn ebenso ermäßigt worden, wie der Staatsbahntarif. Weitere Reformen derselben Art werden nicht ausbleiben können, zumal auf Grund des für diesen Zweck neuerdings erlassenen Gesetzes der österreichische Handelsminister die österreichischen Privatbahnen mehr oder minder unsanft zu entsprechenden Tarifermäßigungen wird zwingen können. Ist aber eine derartige Reform erst allgemein auf den österreichischen Bahnen durchgeführt, so werden die deutschen Bahnen, vornehmlich die bayerischen und die sächsischen Staatsbahnen, auch dem damit unmittelbar ausgeübten Konkurrenzdruck nicht allzulange Widerstand leisten können.

Eine Aera der Reform auf dem Gebiete des Tarifwesens ist mithin durch das in Oesterreich-Ungarn gegebene Beispiel unzweifelhaft eröffnet. Man braucht sich dabei am wenigsten mit der Frage des Systems zu beschäftigen, bei welcher manche Punkte bis heute mit gutem Rechte bestritten sind. Die Ermäßigung der Tarifsätze ist, wie gerade die Debatten in unserem Nachbarlande gezeigt haben, die Hauptsache, und wo nur diese Ermäßigung entschlossen und einsichtig vorgenommen wird, kann auch der Kilometertarif gegenüber dem Zonentarif irgend welcher Form sehr wohl bestehen. Man kann eben auch hier auf sehr verschiedene Façon selig werden. Aber daß eine Reform der Personentarife für die deutschen Eisenbahnen allmählich eine Nothwendigkeit wird, läßt sich heute nicht mehr ableugnen. Der vorjährige Sommer hat den ungarischen Zonentarif gebracht, in diesem Sommer sind die österreichischen Staatsbahnen dem gegebenen Beispiel gefolgt; es müßte seltsam zugehen, wenn nicht für die deutschen Bahnverwaltungen, welche ja auch bereits seit einiger Zeit über die Frage in Berathung getreten sind, spätestens im nächsten Sommer die Stunde für eine gründliche Reform ihrer Personentarife schlagen sollte.

M. Broemel.

Die Befruchtung der Volkswirthschaft durch Steigerung der militärischen Ausgaben.

Seitdem der alte General von Steinmetz im Reichstag des Norddeutschen Bundes die Ausgaben für das Heer mit einem befruchtenden Regen verglich, der segenspendend über der Volkswirthschaft eines Landes niedergehen, hat es zu keiner Zeit an Politikern innerhalb und außerhalb des Parlaments gefehlt, die sich dieselbe Theorie zu eigen machten. Erst vor wenigen Tagen — gelegentlich der dritten Lesung der Militärvorlage — wurde im Reichstage mit aller Breite ausgeführt, daß die Armee, da die zu ihrer Unterhaltung und Ausrüstung alljährlich verwandten Millionen im Wesentlichen der einheimischen Landwirthschaft und der einheimischen Industrie zufließen, dem gesammten wirthschaftlichen Leben der Nation nicht Kräfte entziehe, sondern ihm solche zuführe, während gleichzeitig durch die Fernhaltung von Hunderttausenden arbeitsfähiger Bürger aus dem Produktionsprozesse die schädliche Konkurrenz der Arbeiter unter einander vermindert und so ein Sinken des Lohns verhütet werde.

Die bezüglichen Ausführungen wurden von der rechten Seite des Hauses mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Ein erst neu eingetretener Reichstagskollege sprach sich mir gegenüber ob dieses Beifalls sehr verwundert aus, denn die Zumuthung an den gesunden Menschenverstand, es als einen wirthschaftlichen Vortheil zu betrachten, wenn ein Theil der Bevölkerung auf Kosten der Steuerzahler genährt, gekleidet und mit Waffen versehen werde, sei doch gar zu verwegen. Mit demselben Rechte werde man dann auch in der Steigerung der Pensionen und in der Erhöhung der Gehalte, wodurch die Beamten konsumfähiger gemacht werden, einen volkswirthschaftlichen Segen zu erblicken haben.

Es mag dahingestellt bleiben, ob die Konservativen auch diese weitere Konsequenz zu ziehen bereit sind. Aber soviel steht fest, daß der Grundgedanke jener wirthschaftlichen Theorie des Generals von Steinmetz mit der Grundidee der seit zwölf Jahren bei uns herrschenden Wirthschaftspolitik zusammen fällt. Man erinnere sich nur des bei jeder Kornzollerhöhung vorgebrachten Spruches: „Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt!“ Der Großgrundbesitzer — oder wie er, wenn er vom Volke Steuern einfordert, immer heißt, der Bauer — kann seine landwirthschaftlichen Produkte nicht so hoch verwerthen, daß für ihn noch etwas Erkleckliches an Reingewinn übrig bleibt. Hat er aber nichts übrig, so kann er auch nichts kaufen. Und kauft er nichts, so stockt der Absatz der Handwerker, der Fabrikanten, der Händler, kurz aller wirthschaftlichen Betriebe. Schlechter Absatz aber bedeutet ferner geringere Beschäftigung der Arbeiter, und weniger Arbeit bedeutet weniger Lohn. So leidet der ganze wirthschaftliche Organismus, wenn „der Bauer kein Geld hat“. Folglich muß die Gesetzgebung dafür sorgen, daß der Bauer Geld bekommt. Die Gesetzgebung zwingt deshalb Jeden, der Brot essen will und solches kaufen muß, dies Nahrungsmittel um soviel theuerer zu bezahlen, daß der inländische Produzent von Brotkorn einen um 25—50 Prozent (je nach dem Ausfall der Ernte) höheren Preis für das von ihm auf den Markt gebrachte Produkt bekommt. Mit anderen Worten: die Gesetzgebung zwingt die Broteffer, jene Summen aus ihren Taschen herzugeben, welche den Grundbesitzer in den Stand setzen sollen, mehr Geld zu verausgaben. Für diese sich alljährlich nach Hunderten von Millionen Mark beziffernden Summen erhalten die Broteffer keinerlei Gegenleistung. Die betreffenden Beiträge stellen eine

Steuer dar, die ihnen durch die Gesetzgebung über den natürlichen Preis des Brotkorns hinaus zu Gunsten der inländischen Getreideproduzenten abgepreßt wird. Diese Hunderte von Millionen Mark werden den Arbeitserträgnissen der Nation ebenso entnommen, wie jene anderen Hunderte von Millionen, welche die Unterhaltung des Heeres kostet. Nach der volkswirthschaftlichen Weisheit der Agrarier wirken sie in derselben Weise befruchtend, wie die Ausgaben für das Militär. Sie fließen nur durch die Taschen der Gutsbesitzer, wie die Heeresausgaben durch die Kassen des Militärfiskus, und befruchten in gleicher Weise die gesammte Volkswirthschaft, indem die betreffenden Summen verausgabt werden für die tausenderlei Bedürfnisse des Grundbesitzers: vom Hufnagel bis zur Flasche Champagner. Volkswirthschaftlich bedenklich wird die Sache erst, wenn der Champagner fremdländischen Ursprungs ist, denn dann „geht das Geld aus dem Lande".

Was ja an dem Beispiele der Kornzölle dargestellt ist, das wiederholt sich bei jedem Schutzzolle, der wirksam wird. Stets sind es Arbeitsersparnisse der Konsumenten inländischer Artikel, welche durch die Gesetzgebung ohne jede Gegenleistung in die Hände einzelner Produzenten oder Grundeigenthümer übergeführt werden, und seit Anbeginn der Schutzzöllnerei hat man diese Ueberführung damit vertheidigt, daß die einheimische Produktion konkurrenz-, d. h. konsumfähig erhalten bleiben müsse.

In der That läuft der Protektionismus auf nichts anderes hinaus, als darauf, einzelnen Theilen des Volks einen Konsum auf Rechnung der Gesammtheit zu ermöglichen. Die daraus hervorgehende Befruchtung der Gesammtproduktion trägt genau denselben Charakter wie die Befruchtung der Gesammtproduktion durch den Militär-Etat.

Um die Absurdität dieser Anschauung recht deutlich zu machen, übertrage man einmal die Argumentation auf individuelle Verhältnisse. Man denke sich ein Individuum, das in ein Hôtel kommt und dem Hôtelbesitzer vorschlägt: er möge ihm doch tausend Mark schenken; Schaden solle er von diesem Geschenk nicht haben; im Gegentheil, er werde des Geschenkgebers Wirthschaft dadurch befruchten, daß er sämmtliche tausend Mark im Hôtel verzehre. Die Proposition würde vermuthlich einem Reisezeugniß fürs Irrenhaus gleich geachtet werden. Und doch umfaßt sie den Kern der protektionistischen Lehre.

Th. Barth.

Adam Mickiewicz.

Auf dem Friedhofe von Montmorency, dem kleinen Vergnügungsvorort von Paris, vollzog sich am 28. Juni eine ernste Feier: die polnische Totenkolonie, die dort seit langen Jahren gastliche Ruhstatt gefunden, verlor ihren größten Sohn; die Gebeine Adam Mickiewiczs wurden der fremden Erde entrissen, um von einer Abordnung des galizischen Landtages der Heimath, der alten polnischen Krönungsstadt Krakau, entgegengeführt zu werden. Der Vorgang war politisch nicht bedeutungslos: hatte im Jahre 1867, als man das von Préault gemeißelte Brustbild Mickiewiczs an derselben Stätte enthüllte, das offizielle Frankreich seinen Sympathien für Polen einen fast überschwänglichen Ausdruck gegeben, so hielten sich jetzt, in den Tagen der französisch-russischen Verbrüderung, die leitenden Kreise vorsichtig fern. Der Festredner von 1867 war Carnot, der Vater des jetzigen Präsidenten der Republik, und ihm gesellten sich Foucher de Careil und andere politische Persönlichkeiten; am 28. Juni 1890 wurde der galizischen Delegation kein amtlicher Gruß zu Theil; nur Erneste Renan und Jules Lermina sprachen am Grabe, jener als Administrator des Collège de France, an welchem Mickiewicz in den vierziger Jahren über die slavischen Literaturen gelesen hat, dieser als Vertreter der Association littéraire internationale. Man wird nicht sagen dürfen, daß die einfache Totenfeier darum minder eindrucksvoll verlief. Erneste Renan fand in seiner unpolitischen Rede ergreifende Worte zum Preise des toten Poeten und das Wort, das er im Hinblick auf die königlichen Ehren aussprach, die Polen seinem größten und seinem einzigen großen Dichter durch die Beisetzung in der historischen Königsgruft des Wawel erweist, verdient gewiß die weiteste Verbreitung: „Vous donnez là une grande leçon d'idéalisme; vous proclamez qu'une nation est une chose spirituelle, qu'elle a une âme qu'on ne dompte pas avec les moyens qui domptent les corps."

Fünfunddreißig Jahre hat Adam Mickiewicz in französischer Erde geruht und nun ihn sein Volk heimholt mit Ehren, wie sie unsere geniefeindliche Zeit nur noch den Sprossen des Gottesgnadenthums oder den glücklichen Schlachtengewinnern zuerkennen mag, nun ist es ihm doch nicht vergönnt, in jenem Theil seines Vaterlandes sich zu betten, das er von fernher mit der Seele suchte. Zu Nowogrodek in Littauen ward er 1798 geboren; an Littauen nur hat er in der Verbannung gedacht; um den Switez-See seiner Geburtsstadt hat er den schönsten Kranz seiner Balladen geschlungen, und an die Spitze seines größten und reifsten Epos stellte er den sehnsüchtigen Ruf:

„Du bist wie die Gesundheit, Littaun, mein Vaterland:
Nur wer Dich hat verloren, dem ist Dein Werth bekannt!"

Aber Littauen ist längst russischer Besitz, Graßpolen fiel an Preußen, und so führt man, was sterblich war an Adam Mickiewicz, nach dem österreichischen Galizien; dort, in dem Saint Denis von Krakau, wird nun der Dichter bei den Königen ruhen. Nur zwei ungekrönte Häupter umschloß bis jetzt die Totengruft: neben Taddäus Koszciuszko und Poniatowski wird Adam Mickiewicz im Wawel schlafen, neben den tapfersten Kämpfern für Polen der mächtigste Sänger des Polenlandes.

Ojczyzna: das Vaterland gibt den Grundton an im poetischen Schaffen Mickiewiczs; national sind seine Stoffe, national ist seine Weise und selbst in seiner reinsten Lyrik, in den herrlichen Sonetten*), werden historische Gestalten lebendig und altpolnische Pracht und Größe erwacht in begeisterten Klängen. Für den Polen ist die Sehnsucht nach des Vaterlandes Einigung zugleich ein tief wurzelnder Zug nach dem alten romantischen Land des Unerreichbaren und es ist kein Zufall, wenn der erste nationale Dichter Polens auch der erste Romantiker des Volkes der problematischen Naturen war. Die Vaterlandsliebe, sagt Heine einmal, ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zusammen fließen; und dennoch trägt dieses Vaterland kein sonderlich reizendes Aeußere. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübselige polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden und sprach pfiffig und kopfschüttelnd: ‚Und das nennen die Kerls ein Vaterland!' Und doch hat keiner von den ‚Kerls' dieses Vaterland vergessen: wie Frédéric Chopin zog auch Adam Mickiewicz als ein Ahasver des Polenthums durch die Welt und aus den pikanten Trauerphantasien des Einen wie aus der byronisirenden Poesie des Andern klingt schrill und schneidend noch heute unserem Ohr der Weheruf entgegen: Ojczyzna — das Vaterland!

Nicht einmal die Hälfte seines kurzen Lebens durfte Mickiewicz im Vaterlande verbringen. Der Sohn eines armen Edelhofes hatte kaum als Regierungsstipendiat seine Studien beendet und sein Lehramt in Kowno angetreten, als er sich durch seine Zugehörigkeit zu den der Regierung mißliebigen Verbindungen der Strahlenden und der Philareten den Unwillen der russischen Machthaber zuzog. Er ward verbannt und erst seine Sonette aus der Krim, die er 1825 in Odessa schrieb, führten eine etwas günstigere Wendung seines Schicksals herbei. Fürst Galizin nahm den jungen Poeten mit sich nach Moskau; von dort ging er nach Petersburg, wo er sein Epos „Konrad Wallenrod"**) den früheren

*) Deutsch von Peter Cornelius. Reclam's Univers.-Bibl. Nr. 76.
**) Deutsch von Kannegießer. Leipzig, Brockhaus 1834.

epischen Schöpfungen, „Grazyna“ *) und „Die Totenfeier“ folgen ließ. War er in Petersburg Puschkin nahe getreten, so durfte er 1829 vor dem Weimarer Dichterfürsten stehen und als ein köstliches Angedenken an Goethe eine Goldfeder und ein freundliches Geleitwort mit sich nehmen. Die Botschaft vom Polenaufstande von 1830 traf ihn in Rom, und während er seine flammende „Ode an die Jugend“ in einem Taumel der Begeisterung niederschrieb, mochte er wohl von einer Rückkehr träumen in das Vaterland. Aber der Traum zerrann: der Aufstand wurde niedergeworfen, Paskiewitsch zog in Warschau ein und wieder erscholl durch das Weichselland der Ruf des sterbenden Kosziuszko: Finis Poloniae! Mickiewicz wurde in Paris heimisch, man bot ihm die Professur der slavischen Sprachen am Collège de France an, er bildete den Mittelpunkt des Emigrantenkreises, Georges Sand, die alternde Freundin Chopins, erkannte sein Genie und machte sich zum Herold seines jungen Ruhmes und hier fand er auch die Gattin in Celina Szymanowska, der Tochter einer anmuthigen Künstlerin, die einst Goethe in Karlsbad durch Gesang und Spiel entzückt hatte. Auch in der Ehe fand der Ruhelose kein Glück und als er, unter dem Doppeleinfluß der Montalembertschen Mystik und des von seinem schwärmenden Landsmann Towianski gepredigten Messianismus, im Verlaufe seiner Vorlesungen immer tiefer in mystisch-theologische Verschwommenheiten hineingerieth, verlor er auch sein Amt und wieder pochte, wie in den Jünglingstagen, die Noth mit hartem Finger an des Verbannten Thür. Damals mochte er wohl schon jene Schwermuth des frühen Alterns in sich fühlen, die ihm den Vers auf die Lippe legte:

„Einsam muß ich im fremden Land ergreifen!
Wem soll ich Sänger singen meine Weisen?“

Nochmals eilte Mickiewicz nach Rom, um eine polnische Legion zu organisiren; wiederum vergebens. 1852 ernannte ihn Louis Napoleon zum Bibliothekar des Arsenals, und als der Krimkrieg ausbrach, sandte der Kaiser den Dichter nach Konstantinopel, um dort die polnischen Landsleute zum Kampf zu sammeln. Aber Noth und Herzeleid hatten die Lebenskraft Mickiewiczs aufgezehrt; am 28. November 1855 ist er, ein siebenundfünfzigjähriger Mann, in Konstantinopel gestorben. Und auch nach dem Tode fand der irrende Ritter der Polenpoesie keine Ruhe: um von Konstantinopel aus die Heimath zu erreichen, mußten seine müden Gebeine den Umweg über Montmorency nehmen. Wenn man ihn nun einsargt im Wawel zu Krakau, so mag man den altpolnischen Grabgesang anstimmen, der bei die Leichenfeier gefallener Krieger zu ertönen pflegte:

„O Krieger, o Verbannter, Du irrst durch Wald und Flur,
Und mußt gar manchmal kämpfen mit Noth und Hunger nur!
Bist endlich Du gesunken vom treuen Roß herab,
So scharrt Dir mit den Hufen das treue Roß Dein Grab!“

Durch die nur zum kleinsten Theil wirklich gelungenen Uebersetzungen wird uns das Verständniß für das Schaffen des größten polnischen Dichters beträchtlich erschwert und dem mystisch gläubigen Polen und Katholiken vermag unsere Skepsis nicht immer zu folgen. Eines aber ist gewiß und gibt dem Dichter das volle Recht auf die Ehren, mit denen man nun sein Grab schmückt: Adam Mickiewicz hat die Literatur seines Volkes um einen gewaltigen Schritt vorwärts geführt. Als er ins Leben trat, gab es eine polnische Dichtung nicht für Europa; weder die latinisirende Mönchspoesie noch die unbeholfene Nachahmung der französischen Klassik halten Anspruch auf ernste Beachtung; erst Mickiewicz führte sein Volk in die Weltliteratur ein und noch ist ihm keiner der Landsgenossen gefolgt. Er schuf eine nationale Poesie und wurde ein internationaler Poet: das wäre vielleicht die passendste Grabschrift für den Sänger Littauens.

Unwillkürlich drängt sich hier die Parallele auf mit jenem russischen Dichter, der in ähnlicher Weise zwischen 1815 und 1840, in jener Zeit, die ein geistreicher Mann den großen poetischen Waffenstillstand zwischen den politischen und den großen sozialen Kriegen des Jahrhunderts genannt hat, seinem Volke eine nationale Dichtung schuf. Der Säkularfrühling, der Mickiewiczs Ruhm erblühen sah, brachte im großen Nachbarhause der slavischen Familie das stürmende Genie Puschkins zur Reife. Einen Augenblick traten sich die beiden Romantiker nahe; bald aber riß der politische und der religiöse Zwiespalt sie von einander und Puschkin hat es oft und lebhaft beklagt, daß auch der um zwei Jahr ältere Dichter von dem Irrlicht polnischen Heroenthums nicht loskommen konnte. Beide Dichter stammten von Byron ab und von den deutschen Romantikern vom Schlage des Novalis; Mickiewicz hat offen ausgesprochen, der Sänger des Childe Harold sei das geheime Band, welches die Literatur der Slaven mit der des Westens verbinde; und als sie an trübem Regentage, der Russe und der Pole, fröstelnd vor dem Denkmal des großen Peter ihre Gedanken austauschten, da mochten sie sich wohl als Brüder fühlen und als Zwillingssprossen eines poetischen Geschlechtes. Aber äußere Verhältnisse und mehr noch die Verschiedenheit des Temperaments führten die beiden in ihrer geistiger Komplexion so ähnlichen Männer verschiedene Wege. Puschkin bewahrte sich inmitten eines von Ausschweifungen und Exzentrizitäten erfüllten Lebens eine glückliche Herzensheiterkeit, die ihn aus der altruistischen Weltanschauung des Slaventhums weit heraushebt; mystische Schauer traten dieser klaren und feinfühlenden Natur niemals nahe und über seinen griechischen Gottglauben legte sich ein zarter Duft hellenischer Lebensbetrachtung, die dem schwer athmenden Geschlecht der späteren russischen Dichter, von Nikolaus Gogol bis auf Lew Tolstoi, völlig abhanden gekommen ist. Puschkin war zunächst Mensch und dann erst Russe; er fand höheren Stolz darin, ein Sohn Adams, als ein Sohn Ruriks zu heißen, und wenn seinem Lebenswerk darüber der urkräftige Erdgeruch verloren ging, so ward es doch Gemeingut einer minder eng begrenzten Welt. Mickiewicz wollte zunächst Pole sein und nichts als Pole; sein balladeskes Talent unterschied sich wesentlich von der leisen Zweifelsucht des mit Musset verwandten Puschkin; persönliches und nationales Mißgeschick umdüsterte seine Seele und der dicke Weihrauchnebel des Katholizismus breitete sich schwer lastend über sein in lohender Begeisterung aufblühendes Gemüth; er würde heute eher mit Tolstoi als mit Puschkin sich berühren in schwermüthigem Mystizismus und in bangem Sehnen nach der goldenen Zeit des panslavistischen Liebeglaubens. Und noch einmal bewies die Glücksgöttin an beiden einst befreundeten Dichtern ihre Launenhaftigkeit, ehe sie beiden den Rücken kehrte: Puschkin starb jung einen raschen Tod, noch ehe die gerade bei ihm unvermeidliche Abnahme des poetischen Vermögens zum Ausdruck kam; er fiel, siebenunddreißig Jahre alt, im Zweikampf: um zwei Jahrzehnte fast überlebte Mickiewicz den Höhepunkt seines Schaffens: er hat nach seinem Epos „Herr Taddäus oder der letzte Einritt in Littauen“ *) kein poetisch bedeutendes Werk mehr geschaffen.

Dieses in zwölf Bücher eingetheilte Epos, das die verworrenen Geschicke der streitlustigen Szlachta in den napoleonischen Jahren 1811 und 1812 behandelt, gilt als das Meisterwerk des Dichters. Man hat es nicht ungeschickt mit Goethes „Hermann und Dorothea“ verglichen und es besteht mit allen Ehren in so gefährlicher Nachbarschaft. Vom Pariser Pflaster hat sich der Verbannte in die „traute Heimath“, in „der Jugend Hain“ zurückgeträumt und er hat nach eigenem Bekenntniß, nur was er sah und hörte, in dieses Buch eingetragen. Das Land, „wo jeder Edelmann ein Kandidat der Krone, des Thrones werden kann“, lebt auf in bunter, den Keim der Zersetzung in sich tragender Pracht; Naturschilderungen von köstlich eigenartigem Reiz stehen neben den ironischen Reflexen einer mild satirisirenden Lebensanschauung und mit knappen und doch unmittelbar packenden Zügen ist eine typische Ahnengalerie des

*) Deutsch von H. Nitschmann. (Dichterstimmen aus Polen.) Leipzig, Wilhelm Friedrich 1880.

*) Deutsch von Dr. A. Weiß. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1882 Eine andere Uebersetzung von Lippiner wird gerühmt.

Polenthums abkonterfeit: die pro bono publico zu jeder Rauferei bereiten Schlachtschitzen, die strebernden Beamten und Modeherrchen, der patriotisch trotz den Edelleuten begeisterte Jude Jankiel, der rechthaberische halbdeutsche Doktrinär Buchmann und der heroische Kämpe Dombrowski, der Führer der polnischen Legionen im Dienst des Korsen, aus deren Reihen der berühmte Dombrowskimarsch hervorging mit seinem Jubelruf: „Noch ist Polen nicht verloren — wir, wir leben noch!“ Auch die beiden Frauengestalten, die in das wüste Gewirr von Helden und Abenteurern treten, sind fein und scharf profilirt: der arrangirten Schönheit der parisirenden Modedame Telimena gibt der natürliche Reiz des schlichten Volkskindes Sophia kontrastirend das schärfste Relief. Mit Recht hat man den epischen Faden dieser altpolnischen Ilias dünn genannt; das Gedicht hat keinen persönlichen Helden und der Titel „Herr Taddäus“ weist deutlicher auf den größten Patrioten Taddäus Kosziuszko als auf den jungen Soplikasprossen; der eigentliche Held des Gedichtes ist Polen, und man glaubt das Geschick des unglücklichen Landes in jenem erschütternden Klageruf symbolisch verkörpert zu sehen, den der sterbende Held Jacek Soplika in der letzten Stunde ausstöhnt:

„Mich, der — ich darf es sagen — erschüttert einst den Kreis,
Den Fürst Radziwill oftmals: ‚mein Freund, mein Lieber!‘ hieß,
Mich, der, als ich vor Jahren die Kolonie verließ,
Halt' einen größ'ren Hofstaat als mancher Fürst im Reich,
Mich, den, griff ich zum Schwerte, der Schwerter tausend gleich
Umringten, deren Blinken der Herrenburgen Schreck —
Verlachten jetzt die Kinder im Dorf gleich einem Geck!
So in der Menschen Augen ins Elend jäh gebracht
Sich hat — Jacek Soplika! — Wer kennt des Stolzes Macht?! ..“

Adam Mickiewicz war nicht von jenen geckigen Polen, die ihren nationalen Trauerflor durch alle Lande spazieren führten und sich in ihrem thränenfeuchten Märtyrerthum recht wohlbehaglich fühlten. Ihm war es ernst um sein Leid; ihm galt, was über allem Schein, nicht nur der Trauer Kleid und Zier. Er war ein rechtschaffener, ehrlich und warm empfindender Mensch und, das geht aus seinem kleinsten Sonett, aus dem schwächsten Ruf seiner echt lyrisch gestimmten Seele hervor, er war ein ganzer Dichter, der einzige große Dichter seines wenig schöpferischen Volkes. Er lechzte nach patriotischen Thaten und ahnte wohl kaum, daß dem Verbannten die herrlichste gelang: das Polenthum heimisch zu machen in der Weltliteratur. Kann die Aufmerksamkeit, die sich jetzt, bei Gelegenheit der feierlichen Ueberführung seiner Leiche, auf den toten Dichter richtet, dazu beitragen, seiner poetischen Schöpfung ein erneutes Interesse zuzuwenden, dann hätten die Polen für ihre kulturfreundliche Genieverehrung ihren Lohn dahin.

Der polnische Erzbischof Morawski hat in Lemberg alle Kanzelpredigten zur Mickiewiczfeier verboten, weil in Paris Renan, „der ärgste Feind des Christenthums“, am Grabe sprach. Eine Dichterfeier wäre nicht vollkommen, wenn nicht zugleich pfäffischer Zelotismus den Holzstoß rüstete. Wir Kinder der Welt aber werden in den summenden Kirchengesängen vergebens nach einer poetischen Verklärung des toten Sängers suchen, wie sie Erneste Renan in seiner Rede gab, als er das Loos des Dichters pries in rauher Zeit: „Der Ruhm unseres Jahrhunderts gründet sich darauf, daß es das Unmögliche zu verwirklichen, das Unlösliche zu lösen versuchte Ehre sei ihm! Die Männer der That werden an diesem ungeheuren Programm erlahmen müssen; die Geisteskämpfer werden nur zu unüberwindlichen Widersprüchen geführt werden. Der Dichter, der keinen Zweifel kennt, der nach jeder Niederlage mit neuem Muth und freudig gedoppelter Kraft ans große Werk geht, er kann nimmermehr vernichtet werden. Solch ein Unsterblicher war Mickiewicz Er besoß die Macht und die Gabe ewigen Auferstehens aus schwerem Kampfe. Die schwerste Beängstigung nahte ihm, doch nie die Verzweiflung; sein unzerstörbarer Glaube an die Zukunft entsprang einem tief eingewurzelten instinktiven Gefühl, jenem Etwas, das in uns lebt und lauter spricht als die trübe Wirklichkeit — ich meine das Bewußtsein des Vergangenen und der Gemeinschaft mit dem Unsterblichen. Die starken Menschen sind jene, in denen sich solchergestalt ein Theil des Weltbewußtseins verkörpert und die ihr Menschenwerk vollenden, wie die Ameise arbeitet, wie die Biene ihren Honig sucht. . . . . Mickiewicz hing an früheren Jahrhunderten durch die Bande einer geheimen Zusammengehörigkeit, die ihn zu einem Erkenner der Vergangenheit machten. Zugleich aber war er er ein Erschauer und Prophet der Zukunft. Er glaubte an sein Volk, aber er glaubte auch an den göttlichen Odem, der alles Lebende beseelt und durch das dichteste Gewölk erschien seinem Auge eine strahlende Zukunft, in welcher der armen Menschheit ein Trost winkt nach langer Leidenspilgerschaft. Dieser große Idealist war ein großer Patriot; vor allem aber war er ein Glaubender. Und wie die Märtyrer des Glaubens beste Bürgen sind, so fand auch er in seiner vom heißen Herzschlag belebten Schöpferphantasie die frohe Ueberzeugung, daß nicht vergebens die Menschheit so hart gearbeitet hat, nicht vergebens die Opfer so schwer gelitten haben.“

So sprach am 28. Juni 1890 der ärgste Feind des Christenthums.

Maximilian Harden.

Die südafrikanischen Goldfelder.

(Schluß.)

Am Witwatersrand sind mehr als 200 Goldkompagnien vorhanden und im übrigen Lande auch wohl noch ca. 200. Man rechnet das gesammte Nominalkapital dieser 400 Gesellschaften auf etwa 33 Millionen Pfund Sterling, also etwa auf 660 Millionen Mark. Freilich ist hiervon weit mehr als die Hälfte nicht effektiv hineingestecktes Kapital, sondern mit Hilfe der Presse in Form von Shares für die Gründer geschaffen worden. Immerhin sind die in die Transvaalgoldfelder gesteckten Summen groß genug, um Respekt vor dem Unternehmungsgeist zu bekommen, der speziell von Europäern in diesem neuen Lande bethätigt ist. Der Hauptbesitz von Shares befindet sich in England, doch sind auch andere europäische Nationen daran betheiligt, und Deutschland, besonders Süddeutschland gehört nicht zu den geringsten Kreditoren. Seit etwa ³/₄ Jahren sind von den lebenskräftigen Gesellschaften nicht unbedeutende Anstrengungen gemacht worden, um die Goldausbeute nach Möglichkeit schnell zu heben, aber unter den schwierigen Verkehrsverhältnissen können die Dinge doch nur langsam vorwärts gehen und die Produktion kann nur in wenigen günstigen Fällen eine lohnende sein. Wenn man die Kapazität der Minen nach der Zahl der Stempel in den Aufbereitungsanstalten bemißt, so gibt die am Witwatersrand bis jetzt vorhandene oder in der Errichtung begriffene Anzahl davon ein ungefähres Bild. Sie beträgt etwa 2500, wovon freilich ein großer Theil noch lange nicht in Thätigkeit kommt. Manche Kompagnien haben recht schnell Stempelbatterien angeschafft, haben aber wegen Vernachlässigung der Minenentwicklung kein zur Förderung bereites Erz oder haben überhaupt kein Erz. Die Goldproduktion — Rohgold — auf den verschiedenen Goldfeldern Transvaals im Jahre 1889 war wie folgt:

Witwatersrand	ca.	380 000	Unzen
De Kaap (Barberton)	„	33 000	„
Klerksdorp & Potchefstroom .	„	13 000	„
Lydenburg-Distrikt	„	13 000	„
zusammen	ca.	439 000	Unzen

im Werthe von etwa 1 540 000 Pfund Sterling oder fast 31 Millionen Mark Man darf für 1890 eine Produktion von 560 000 Unzen im Werthe von ca. 2 Millionen Pfund Sterling oder 40 Millionen Mark erwarten. Es bedeutet dies immer schon einen Fortschritt, aber derselbe ist noch

ganz unzureichend in Anbetracht des Reichthums dieser Felder. Inzwischen sind englische, amerikanische, australische und deutsche Bergmänner und Ingenieure von Erfahrung bei der Arbeit die nicht ohne Erfolg bleiben wird. Man kommt immer mehr davon ab, nur oberflächlich und planlos vorzugehen, unter den ungünstigen Transportverhältnissen mit Kapitalverschwendung und überstürzt Aufbereitungsanstalten zu errichten, bevor auch nur annähernd eine Minenentwicklung erreicht ist, welche eine ausreichende und stete Erzlieferung garantirt; man fängt auch an zu begreifen, daß sich nachträglich oft solche Einrichtungen ganz oder theilweise für die vorhandenen Verhältnisse ungeeignet erweisen müssen. Am Witwatersrand hätte man sicherlich viel wirthschaftlicher gehandelt, sich ausschließlich und allein auf den Ausbau unter Tage, der im Wesentlichen durch die Arbeit der Schwarzen möglich war, bis zu der Zeit zu beschränken, wo Eisenbahnverbindungen mit den Küstenplätzen die nothwendigen Vorbedingungen für eine so umfangreiche Industrie geschaffen haben. Einige wenige Kompagnien haben ja trotz der Ungunst der Verhältnisse große Erfolge erzielt und sind im Stande gewesen, ansehnliche Dividenden zu vertheilen, aber auch bei ihnen hat eine immense Kapitalverschwendung stattgefunden. Eisenbahnen wären jetzt schon vorhanden, wenn die Interessenten solche schon länger nachdrücklich angestrebt und nicht ihre Zeit lediglich einem wilden Börsenspiel gewidmet hätten. Damit hätten sie ihren eigensten Interessen natürlich auch weit besser gedient; denn jetzt sind sie mit wenigen Ausnahmen ja doch nur die Selbstbetrogenen. Doch solche und ähnliche Fehler mögen bei der Aufschließung neuer Länder wohl regelmäßig zu Tage treten, besonders da, wo Goldfelder in Frage kommen. Auf den Goldfeldern Australiens und Kalifarniens ist es auch toll genug hergegangen und doch wurde in der Folge Großes erreicht. Wir sind daher weit entfernt davon, die Thätigkeit der zur Verwaltung der Gesellschaften in Transvaal Berufenen von einem engherzigen Standpunkte aus kritisiren oder die begangenen kaufmännischen Sünden mit dem Maßstab messen zu wallen, den man in alten Kulturländern anlegen würde. Einmal ist in einem solchen Lande Mangel an Leuten, die geeignet sind, sich mit finanziellen Geschäften in größerem Umfange rationell befassen zu können — die Shopkeepers und Traders von Südafrika mußten aushelfen — und dann waren auch die kaufmännisch Befähigten vielfach aller europäischen Hilfsmittel entblößt. Gewiß aber haben diese unternehmenden Männer, man darf dies nicht außer Acht lassen, nach ihren bisherigen Lebensgewohnheiten, Entbehrungen aller Art zu erdulden, sie setzten Gesundheit und Leben ein und sie haben, wenn auch vielfach unbewußt, der wirthschaftlichen Welt, das mag erst später zu allgemeiner Erkenntniß kommen, erhebliche Dienste geleistet In Verbindung mit den Goldfeldern des Witwatersrands werden Männer wie J B Robinson, Ed Lippert, H. Eckstein, Dr. C. W. Reebe, M. Marcus, J. M. Donald, J. B. Taylor, W. P. Taylor. Carl Hanau, Rodgers und Andere mit Recht als Bahnbrecher genannt werden.

Die größten Hindernisse in der Entwickelung haben die Goldfelder durch die bestehende Boersregierung erfahren Die Transvaal-Boers, die seit langem an der äußersten Grenze der Kultur lebten, und sich vollständig selbst überlassen waren, standen und stehen zum Theil noch von allen Weißen in Südafrika auf der niedrigsten Kulturstufe. Sie haben von jeher eine Absperrungspolitik gegen „Uitlanders" geübt, ohne selbst die Fähigkeit zu besitzen, ein geordnetes Staatswesen zu bilden. Nicht viel anders als die sich selbst überlassenen Schwarzen in ihren Territorien befehdeten sich früher die einzelnen Führer unter einander, sodaß das Land seit 1877 vollständig verarmt und entkräftet, ohne sich der Angriffe schwarzer Häuptlinge erwehren zu können, in englische Hände fiel. Das moderne geordnete staatliche Leben mit seinen zivilisatorischen Bestrebungen, wie sie die englische Regierung in der mildesten Form durchsetzte, namentlich auch deren Politik gegen die Eingeborenen war den Boers im Innersten verhaßt. Ihre Auflehnung dagegen im Jahre 1880 war vom Glücke begünstigt. Ein absolut unfähiger englischer Offizier, Sir George Colley, lief ihnen mit 600 Mann in Laing's-Neck-Paß in den Drakensbergen an der Nordostgrenze von Natal in die Falle, und rannte sich an einem steilen Hügel, dem Majuba, der gegenüber so unzureichenden Mitteln, wie sie ihm zur Verfügung standen, eine uneinnehmbare Position bildete, den Kopf ein. Das Land, namentlich in seiner damaligen Verfassung, war nicht begehrenswerth genug, um daran größeres Blutvergießen zu setzen. Obwohl in Natal 12 000 Mann englischer Truppen unter Sir Evelyn Wood zur Verfügung standen, die leicht diese Handvoll Boers zu Paaren hätten treiben können, retrocedirte deshalb das damalige Ministerium Gladstone 1881 das Territorium den Bauern Die hierauf bezügliche Konvention von Pretoria vom 3. August 1881 und die Londoner Konvention vom 27. Februar 1884 sichern England als Suzerän eine größere Anzahl von Rechten, wovon das Recht der Ueberwachung des Verkehrs zwischen der südafrikanischen Republik und fremden Staaten, der Vorbehalt der Genehmigung aller einschlägigen Verträge außer mit der Nachbarrepublik, dem Orange Freistaat, ferner der Vorbehalt wegen der Behandlung der Eingeborenen und das Truppendurchzugsrecht in Kriegsfällen mit andern Staaten oder mit Eingeborenen, die hervorragendsten sind. Die Konvention von 1881 beginnt in der Vorrede mit den Worten: „The inhabitants of the Transvaal are accorded complete self-government, subject to the Suzerainty of Her Majesty her heirs and successors." Die Boers wählten zu ihrem Präsidenten in der neu hergestellten südafrikanischen Republik einen ihrer Genossen, der keineswegs der Gebildetste unter ihnen, aber vielleicht der Schlaueste war, nämlich Paulus Johannes Stefanus Krüger — Oom Paul — der nach Wiederwahl noch heute dieses Amt bekleidet. Wie der Herr Präsident außer dem Lesen und dem Schreiben seines Namens wissenschaftliche Kenntnisse nicht aufzuweisen hat, so war natürlich auch für die anderen Staatsämter: Staatssekretär, Richter und Verwaltungsbeamte unter den Boers selbst kein genügendes Material vorhanden. Man war daher wohl oder übel genöthigt, aus der Kapkolonie und Holland solche Kräfte zu importiren. Nach dem großen Siege am Majuba, dessen die Bauern jährlich als eines Feiertages gedenken, schoß ihr Chauvinismus gegen die Uitlanders noch weit bedeutender ins Kraut. Ihre Verfassung, die „Grondwet", erschwerte die Naturalisation aufs Aeußerste. In den letzten Jahren traten noch weitere Erschwerungen hinzu, so daß Jemand erst nach fünfjährigem Aufenthalt im Lande Bürger und Wähler zum „Volksraad" werden kann. Erst nachdem er 15 Jahre Bürger ist, kann er in den Volksraad gewählt werden. Und dies alles in einem großen weiten Lande, wo bis jetzt nur eine Handvoll Weiße wohnen. Die hyperorthodoxen Anschauungen der Boers lassen außerdem nur Evangelische zum „Volksraad" zu; Katholiken und Anhänger anderer Konfessionen sind ausgeschlossen. So rekonstruirten sie ihren Staat, der natürlich schon wenige Jahre nachher dem Verfall nahe war, indem er namentlich auch an wirthschaftlicher Auszehrung zu Grunde zu gehen drohte. Das Aufkommen der Goldfelder in Moodies, Barberton, Witwatersrand 1883/86 und die daraus gezogenen Einnahmen haben ihnen ihre staatliche Existenz gerettet. Daß ihnen die Herrschaft aber bei der Art, wie sie solche bisher gegen die sich mehr und mehr ansammelnden „Uitlanders", namentlich Engländer, dann Deutsche, Holländer 2c., die an Zahl und Intelligenz ihnen ganz erheblich überlegen sind, ausüben, noch lange erhalten bleiben kann, ist sehr zu bezweifeln. Trotz der sonst im Ganzen demokratischen Staatseinrichtungen (der Präsident wird direkt von den Wahlberechtigten zum Volksraad gewählt und der Volksraad wählt die einschließlich des Staatssekretärs und des Kommandanten aus 4 in gleicher Weise stimmberechtigten Mitgliedern bestehende Exekutive, den „Uitvoerende Raad") übte bisher „Oom Paul" ein ziemlich autokratisches Regiment, da ihm die unwissende und bigotte Majorität des Volksraads ergeben ist. Für eine Bauerngemeinschaft hätte seine Staatsweisheit immerhin vielleicht

ausgereicht. Für ein Land, in dem plötzlich eine so umfangreiche Industrie aufsprang, genügte sein Regiment in keiner Weise. Dabei sollte man annehmen, daß so einfache Leute in materiellen Dingen wenigstens Gemeinsinn und Biederkeit bethätigen würden. Statt dessen ist ein vollständiges Aussaugungssystem gegen die „Uitlanders“ eingeführt. Die Bestechlichkeit der Verwaltung bis zur Spitze ist ein öffentliches Geheimniß. In einem Lande, wo Lebensmittel und Bedarfsgegenstände jeder Art schon an sich kaum erschwingliche Preise haben, wurden Zölle auf Mehl von 5 pCt. und ein Extrazoll von 15 M. pr Sack erhoben (der Zuschlagszoll ist jetzt wieder aufgehoben) Konzessionen und Monopole für den Handel oder die Anfertigung aller möglichen Dinge sind verliehen. Ein Monopol auf Dynamit, einen der nothwendigsten Bedarfsartikel der Minen; ein Monopol zur ausschließlichen Herstellung geistiger Getränke im Lande; ein Monopol zur Anfertigung von Ziegelsteinen mit Maschinen in einem gewissen Umkreis von Johannesburg; ein Monopol auf Cement und noch viele andere sind eingeführt. Noch in jüngster Zeit, vor etwa 4 Monaten, wurden unter Vorbehalt der Zustimmung des Volksraads, verliehen: eine Konzession für die Anlage und den Betrieb von Pferdebahnen in Pretoria an den Privatsekretär des Präsidenten (Staatsbeamten), der zugleich des Letzteren Schwiegersohn ist; ferner eine Konzession zur Herstellung einer Wasserleitung vom Vaalfluß nach Johannesburg; sodann Monopole zur Brod-, Jam- und Marmeladenbereitung durch Maschinen, zur Fabrikation von Seife und Lichten, zur Bearbeitung von Steinen mit Maschinen, zur Herstellung von gereinigtem und weißem Blei, zur Fabrikation von Seilen und Fäden, von Luxuspapier, von Möbeln mittelst Maschinen, von Streichhölzern u. s. w. Diese Monopole haben keine fiskalischen Einnahmezwecke von irgend welcher Bedeutung, sondern sie entsprechen nur den wirthschaftlichen Auffassungen des Präsidenten und seiner Umgebung.

Das Bedrückungssystem gegen die Uitlanders ist durch hohe Personalabgaben, Grundsteuern, Minentaxen u. s. w. noch weiter ausgebildet, während die Boers, die vielfach in den letzten Jahren durch Verkäufe von Grundstücken zu Minenzwecken sehr wohlhabend geworden sind, nur geringfügige Grundsteuern bezahlen. Die Steuern und Lasten in Johannesburg betrugen per Kopf der Bevölkerung Ende 1889 circa 11 bis 12 Pfd. St. oder 220 bis 240 Mk. Natürlich ist dadurch in den letzten Jahren eine in Anbetracht der kleinen Bevölkerung kolossale Geldsumme zusammen gekommen und dadurch ist eine Ueberschußwirthschaft im Staatssäckel herbeigeführt, die geradezu als Hohn auf jede geordnete Finanzwirthschaft erscheint. Während noch vor 5 Jahren das Budget in dürftigster Lage war, gestalteten sich Einnahme und Ausgabe in den Jahren 1888 und 1889 wie folgt:

	Einnahme	Ausgabe
1888	circa $19\frac{1}{2}$ Millionen Mark.	circa 17 Millionen Mark
1889	„ 37 „ „	„ 30 „ „

Aus den Goldminen allein nahm man 1889 ca. 15 Mill. Mark ein. Aus so gewonnenen Ueberschüssen befinden sich ungefähr 15 Millionen Mark in den Händen der Regierung, wovon sie nur einen kleinen Theil bei Banken stehen hat. Dabei geschieht für öffentliche Wege so gut wie nichts, nur wenige kleine Brücken sind gebaut oder in Vorbereitung, während man in Pretoria für öffentliche Bauten und dergleichen größere Summen verwendete.

In welcher Weise die an der Spitze der Regierung stehenden Boers: Mitglieder der Exekutive (Uitvoerende Raad), der höheren Verwaltung und andere einflußreiche Personen mit Einschluß des Schwiegersohns des Präsidenten: sich auf Kosten des Staates zu bereichern suchen, wird drastisch durch ein vor Kurzem an die Regierung gerichtetes Ansuchen illustrirt, das ein aus vorstehenden Elementen gebildetes Komitee dahin richtete, ihm im Norden und Nordwesten des Staates gelegene umfangreiche, bisher unokkupirte Staatsländereien (etwa $\frac{1}{5}$ des Landes ausmachend) unentgeltlich und ferner so lange steuerfrei zu überlassen, bis sie daraufhin Kapitalgesellschaften gegründet und Einzelverkäufe gemacht hätten. Später will die Gesellschaft die Hälfte des Erlöses an die Regierung zahlen. Natürlich werden dabei allerlei schöne Redensarten über Zwecke der Besiedelung u. s. w. gemacht, aber auf die Frage der Presse, warum die Regierung nicht selbständig vorgeht, da ja doch ihre „intelligenten“ Mitglieder in dem Komitee vertreten sind, ist bis jetzt eine Antwort nicht erfolgt. Höchst wahrscheinlich aber werden die schlauen Antragsteller ihre Zwecke erreichen. Der schlimmste Unfug aber knüpft sich an die einer holländischen Firma Bake & Co. unter dem 27. Mai 1885 verliehene Eisenbahnkonzession zur Verlängerung der Delagoabahn von der portugiesischen Grenze bis Pretoria. Aus dieser Unternehmung entwickelte sich später die Niederländisch-Südafrikanische Kompagnie, die seit 1888 auch noch gelegentlich der Verleihung einer weiteren Konzession zum Zweck der Erbauung einer kleinen Bahnlinie von Bocksburg über Johannesburg nach Krügersdorf (im Wesentlichen eine Kohlenbahn) das Vorrecht für den Eisenbahnbau in der Republik überhaupt, also ein Eisenbahnmonopol erhielt. Diese Konzessionen und Verträge mit der Firma Bake & Co., die auf die Niederländische Kompagnie übergingen, bilden den dunkelsten Punkt in der Amtsthätigkeit des Präsidenten, und sind in finanzieller Beziehung das Haarsträubendste, was jemals von einem Staat zu seinen Ungunsten bewilligt worden ist. Es erfordert die Besprechung der Verträge eine längere Ausführung für sich und müssen wir uns darauf beschränken, nur einige Daten anzuführen.

Bis 1893 soll die erste 75 englische Meilen lange Strecke von der portugiesischen Grenze (Delagoabaygebiet) bis Relipruit ausgeführt werden, während mit der übrigen 200 englische Meilen betragenden Strecke bis Pretoria der Gesellschaft Zeit bis zum Jahre 1903 gewährt ist. Seit 1887 sind der Gesellschaft Zinsen für Aktienkapital, Prioritäten und Baukapital im Betrage von 6 % pro anno garantirt. Die Bahn hat noch keinen Fuß Linie eröffnet und ist man im Ganzen noch nicht einmal über die Trace einig. Von der Bocksburg—Krügersdorfer Linie ist die etwa 10—12 englische Meilen lange Strecke Bocksburg—Johannesburg vor einigen Monaten eröffnet worden. Das Material dazu, die Schienen, die Lokomotiven und Waggons waren 200 bis 300 Meilen per Ochsenwagen heranzuschaffen und in ihrer Leistungsfähigkeit wird sie für die Kohlentransporte von Bocksburg auch noch in der Folge mit den Ochsenwagen zu konkurriren haben. Auch ein Kulturbild.

Da Eisenbahnen in Transvaal von Privatgesellschaften gern und unter sehr günstigen Bedingungen für den Staat, ohne seine Garantie, gebaut werden würden, so stellt sich diese Eisenbahnpolitik zweifellos als eine absichtliche Verhinderungspolitik dar, die hauptsächlich dazu bestimmt erscheint, um, wie „Dom Paul“ in seiner Staatsweisheit sich einbildet, Transvaal von jedem Einfluß der Engländer, die er mit seinen Bauern glühend haßt, zu isoliren. Den Bauern sollen obendrein die Ochsenwagentransporte für die wachsende Minenbevölkerung und deren Bedürfnisse möglichst lange erhalten bleiben.

Die Delagoabahn, meinte der Präsident, müsse erst mindestens bis zum Hochfeld geführt sein, bevor er irgend einer anderen Linie zustimmen würde. Er setzte sich sogar mit der Regierung und den Bauern des Oranje-Freistaates in Verbindung, um sie zu bestimmen, einer Verlängerung der Eisenbahnlinie, die Ende dieses Jahres von der Kapregierung nach der Hauptstadt Bloemfontein geleitet sein wird, bis zur Landesgrenze von Transvaal, dem Vaalfluß, hindernd entgegenzutreten. Die Delagoabay ist geographisch der zunächst der Transvaalgrenze gelegene Hafen, aber die Mineninteressenten in Transvaal, namentlich die im Hauptminencentrum, am Witwatersrand, messen dieser Bahn für den Nutzen des Landes am wenigsten Bedeutung bei, da von der Delagoabay wegen seines bösartigen Fieberklimas und wegen des Besitzes in den Händen der ganz energielosen Portugiesen sich in absehbarer Zeit ein größerer und rationeller Verkehr nicht entwickeln kann. Außerdem ist der Hafen von Natal nur ca. 140 englische Meilen weiter ent-

fernt von Witwatersrand als der von Delagoabay, und diese größere Entfernung bedeutet gegenüber den anderen sehr schwerwiegenden Thatsachen nicht viel. In Natal hat sich schon ein großer Rhedereiverkehr auch für andere Gebiete, außer Transvaal, entwickelt und ist in stetig weiterer Entwicklung.

Immerhin ist es bis jetzt den Boers gelungen, die Eisenbahnentwicklung hintanzuhalten und ihr Aussaugungssystem gegen die Fremden fortzusetzen, die, obgleich sie an Zahl und Intelligenz schon ganz erheblich der Boerenbevölkerung überlegen sind, in politischen Dingen so gut wie rechtlos behandelt werden. So lange der große Boom währte, waren die neuen Kolonisten still, aber seit etwa 6—8 Monaten hat sich ihrer eine große Bewegung bemächtigt, die nur in Erwartung der in Aussicht gestellten Beschlüsse des im Mai zusammengetretenen Volksraads vorläufig beschwichtigt ist.

Als die allgemeinen Verhältnisse im Januar und Februar dieses Jahres immer schlechter wurden, erreichte die Unzufriedenheit und Erregung in Johannesburg einen hohen Grad, und es wäre schon damals zu energischen Handlungen gekommen, wenn nicht die Besonnenen und die großen Interessenten am Sharemarkt, die einen jähen Sturz der Shares in London fürchteten, durch die Presse und sonst beruhigend gewirkt hätten. Der Präsident hielt es unter diesen Umständen für zweckmäßig, durch seine persönliche Einwirkung zu beruhigen; er meldete deshalb seinen Besuch für Anfang März in Johannesburg an. Er wurde dort in anständiger Weise empfangen und sollte auf einem großen Meeting unter freiem Himmel, zu dem Jeder Zutritt hatte, vom Pavillon eines Klublokals aus die Versammlung anreden. Die Versammlung verhielt sich zunächst ruhig. Der Präsident redete die Versammlung an: „Onderdanen, Burger en Fremdelinge!“ und versicherte dann, daß die Delagoabaybahn jetzt schnell gebaut werden sollte. Nachdem diese Worte ins Englische übersetzt waren, erhob sich ein Sturm der Entrüstung, und der Lärm war auch nicht zu beschwichtigen, als der Präsident mehr durch Zeichen und Gebehrden als durch Worte noch hinzufügte, daß die andere Linie von Bloemfontein auch kommen werde. Man ließ ihn nicht weiter sprechen und ein sehr aufgeregter Tag folgte. Die Transvaalflagge wurde von der Wohnung des Präsidenten herunter gerissen und in Fetzen getheilt, die englische Nationalhymne wurde allgemein auf den Versammlungen gesungen und vielleicht wäre Schlimmes passirt, wenn nicht das beschwichtigende und kluge Verhalten des Landdrosts und anderer dem Strom entgegengetreten wäre.

Der im Mai zusammengetretene Volksraad wird gezwungen sein, und der Präsident wird seinen Einfluß dahin nun auch wohl geltend machen, Beschlüsse zu fassen, welche den gröbsten Mißständen entgegentreten und speziell den so nothwendigen Eisenbahnbau in Verbindung mit der Bloemfonteinlinie vorwärts bringen.*)

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß man im Allgemeinen zur Rechtsprechung des gelehrten Richterstandes — die Richter sind Afrikaner aus der Kapcolonie und Holländer — Vertrauen hat. Es herrscht das holländisch-römische Recht, welches durch englisches Recht und die neueren Gesetze von Transvaal ergänzt wird. Die Rechtsprechung ist soweit entwickelt, daß mobiles und immobiles Eigenthum durchaus gesichert erscheint.

Europäische, besonders englische Kapitalisten haben im letzten Jahre an Land- und Sharespekulationen in Folge der geschilderten Vorgänge Unsummen verloren und sind naturgemäß äußerst entmuthigt. Nun sind aber für die Goldfelder noch beträchtliche Kapitalsummen nothwendig, um die Unternehmungen lukrativ zu gestalten. Südafrika hat wenig Kapital mehr für diese Zwecke, und daher können sich die Goldfelder Südafrikas aus sich selbst keineswegs so schnell entwickeln, wie dies in Kalifornien und Australien der Fall war. Hier fand man zuerst ohne große Mühe und Kosten beträchtliche Mengen Alluvialgold, das einen großen Kapitalstock an Ort und Stelle bildete, womit man weiter die goldführenden Quarzgänge und sonstigen Schichten industriell ausbeuten konnte; man war daher weniger auf den außenstehenden Kapitalmarkt angewiesen. Ganz anders in Südafrika. Dort ist wenig Alluvialgold gefunden, und es wird wohl auch in der Folge nicht viel gefunden werden; es sind nur die reichen Quarz- und Konglomeratgänge vorhanden, deren Ausbeutung eine große Industrie mit kostspieligen Maschinen erfordert. Wir zweifeln indeß nicht, daß sich in einer nicht fern liegenden Periode große Kapitalgesellschaften bilden werden, welche die vielen, heute vollständig verkrachten, Minengesellschaften mit reichem Grund aufsaugen werden, indem sie entweder deren Shares für ein Billiges erstehen oder zweckentsprechende Arrangements mit den bisherigen Antheilsinhabern vereinbaren und den zerstückelten Besitz in der Weise unter eine Leitung zusammenlegen, daß ein rationeller und lukrativer Bergbau betrieben werden kann. Mögen die Früchte solcher Arbeit auch dann noch einige Jahre auf sich warten lassen, aber wir glauben, daß so in der Zukunft noch viele Millionen aus den Transvaalgoldfeldern geholt werden.

So bekannte reiche Goldlager wird die civilisirte Welt auf die Dauer nicht liegen lassen, denn

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles.

Noch ein Wort über die politische Situation und Zukunft in Südafrika. Die Territorien, in welchen sich eine weiße Bevölkerung von einiger Stärke angesammelt hat, haben sich zu Gemeinwesen zusammengethan, die einschließlich der beiden Boersrepubliken: dem kleinen, schwach bevölkerten, nur aus Weideflächen bestehenden Orange-Freistaat und der südafrikanischen Republik: mit ihrem sozialen, noch mehr aber mit ihrem wirthschaftlichen Leben vollständig dem englischen Einfluß unterworfen sind. Die Kapkolonie bildet einen sich selbstverwaltenden Staat mit Verfassung, Parlament und verantwortlichem Ministerium und das Staatsoberhaupt, die Königin von Großbritannien, delegirt einen Gouverneur, der nur in den seltensten Fällen von seinem Vetorecht Gebrauch macht. Natal hat ähnliche, nur noch nicht so weit ausgebildete Verhältnisse, da dort ein verantwortliches Ministerium noch nicht existirt. Der Orange-Freistaat, obwohl selbständige Republik, hat es in der letzten Zeit, namentlich unter seinem jetzigen Präsidenten Reitz, der, früher oberster Richter, ein wohlgebildeter und kluger Afrikaner ist, für zweckmäßig gehalten, eine an England sich mehr anlehnende, versöhnliche Politik zu treiben. Nur Transvaal treibt noch seine isolirende Bauernpolitik.

Im Jahre 1880 bildete sich der „Afrieander Bond“, eine aus der holländisch sprechenden südafrikanischen Bevölkerung der Kapkolonie des Orange-Freistaats, und später Transvaals gebildete Vereinigung zu dem ausgesprochenen Zwecke „der Bildung einer südafrikanischen Nationalität, die durch Vereinigung und Zusammenarbeiten ein Vereinigtes Südafrika als letztes Ziel vorbereiten soll“. Bis jetzt hat dieser Bond hauptsächlich nur in der Kapkolonie eine größere Wirksamkeit entwickelt. Obwohl die holländisch redende Bevölkerung erheblich in der Minorität ist, hat sie dort mit Hilfe einer Anzahl Umstände, die hauptsächlich auf materiellem Interessengebiete liegen und die zu erörtern hier zu weit führen würde, bewirkt, daß diese Bevölkerung im Kap-Unterhaus die Majorität erlangt hat und neben der englischen Geschäftssprache auch die holländische herrschend geworden ist. Die englische Regierung setzte dem keine Hindernisse entgegen, da sie sich im Lande ohnehin stark genug fühlt, um zu wissen, daß es mit dem letzten Endziel des „Bonds“ noch gute Weile hat.

*) Nach den letzten Posten von Südafrika haben der Volksraad im Oranje Freistaat und in Pretoria beschlossen, die bald vollendete Eisenbahnlinie nach Bloemfontein bis zum Vaalfluß resp. bis Johannesburg und Pretoria weiter zu führen. Es wäre daher die Fertigstellung der Verbindung des Hauptminenbezirks mit den Häfen der Kapkolonie in ca. 1½ Jahren zu erwarten, wenn, wie neuerdings, die öffentliche Meinung auch ferner die Boersregierung in Transvaal zu drängen versteht.

Die Einsichtigen im Bond — der jetzige Präsident des Orange-Freistaats gehörte vor seiner Wahl zu den Gründern — müssen sich auch sagen, daß, wenn auch die ganze weiße Bevölkerung von Südafrika dem Bond ergeben wäre, sie nach Zahl und wirthschaftlicher Kraft noch lange nicht im Stande sein würde, eine Trennung vom Mutterlande herbeizuführen, da ein unabhängiges Südafrika weder einer Einmischung fremder Mächte widerstehen, noch eine vielleicht wieder einmal nothwendige Bekämpfung des Schwarzen-Elements, das den Weißen an Zahl ganz bedeutend überlegen ist, wirksam durchführen könnte.

Carl Weinstein.

Theater.

Akademisch-Dramatischer Verein: Brutus und Collatinus. Trauerspiel in fünf Akten von Albert Lindner.

„Es giebt eine kritische Partei, die der Kunst, der sie das Banner trägt, das Prädikat ‚modern‘ ausdrücklich vorbehalten wissen will. Es ist ihre Forderung, daß der Stoff der dramatischen Kunst einer Sphäre angehöre, die dem Verständniß der Menge ohne sonderliches Studium offen steht, daß der Dichter auf den Kulturbedingungen seiner Zeit stehe, d. h. auch wohl, wenn es sein muß, aus ihrer Misere herausarbeite. Diese Partei richtet von vornherein den Dichter nach seinem Stoffe. Das thut nun zwar auch schon die Reklame und die handwerksmäßige Rezension, da sie wohl weiß, daß der große Hause nur stofflich zu genießen versteht. Da aber hinter diesem Programme einige unserer achtbarsten Namen stehen, die in der Verfechtung ihrer Grundsätze mit Geschick und Methode verfahren, so ist die Sache bedeutend genug, um ihr mit Ernst zu begegnen.“

Diese Sätze sind nicht etwa um die Sonnenwende der alten Kunst, in den Flegeljahren des deutschen Naturalismus geschrieben; o nein: sie leiten die Vorrede ein, welche Albert Lindner im November 1866 seinem Trauerspiel „Brutus und Collatinus“*) mit auf den Weg gab. Es war schon alles da, auch die am Ewig-Stofflichen klebenden Modernitätsfanatiker, hinter deren grimmigemuther Maske sich oft genug die ödesten Philister verborgen halten. Und Albert Lindner könnte den Kampf gegen die engen Scholastiker heute mit gesteigerter Kraft fortsetzen, wenn er nicht zufällig inzwischen halb verhungert im Irrenhause gestorben wäre.

Ein Tragödiendichter, der mit Nahrungssorgen bitterlichster Art zu ringen hat, der zu Trunksucht und Wahnsinn geführt wird: alle Kriterien des Genies scheinen gegeben und in der That posaunt die unangenehmste und aufdringlichste neudeutsche „Schule“, die sich urteutsch, dreist und gottesfürchtig zum „nationalen Realismus“ bekennt, mit vollen Backen den armen Lindner als ein Genie aus, dem eine schnöde Bourgeoisie und eine vaterlandslose Französelei den Märtyrtod bereitet haben soll. Dieses genialitätsrakelige Urtheil kann in seiner maßlosen Ungerechtigkeit nicht ernst genommen werden. Albert Lindner war kein schöpferisches Genie, sondern ein stark nachempfindender, mit einem derben Theatertemperament ausgestatteter Epigone; und hätte man ihm nicht in übel angebrachtem Wohlwollen als Nachfolger Friedrich Hebbels den Schillerpreis versetzt, er möchte am Ende noch heute frisch und gesund im stillen Rudolstadt sitzen und aus dem reichen Hort der Weltgeschichte fünfaktige Dramen zusammenschweißen mit heißem Bemühen und gutem Gelingen. Er überragt die kalte Effektdramatik Laubes und Brachvogels, aber er bleibt weit zurück hinter Dichtern von der kernigen Eigenart Hebbels und Ludwigs. Nicht einen einzigen frei erfundenen Stoff hat er zu meistern vermocht und seine beiden bühnenlebensfähigen Dramen: „Brutus und Collatinus“ und „Die Bluthochzeit“, wirken mehr durch die bunte Fülle ihrer historischen Begebenheiten als durch eigenen poetischen Reichthum. Nach des Aristoteles Wort unterscheiden sich Geschichtschreiber und Dichter darin, daß jener erzählt, was geschehen, dieser aber, von welcher Beschaffenheit und inneren Nothwendigkeit das Geschehene gewesen. Diesem Anspruch wird Lindners kompilatorische Theatralik nicht gerecht; er bringt geschichtliche Vorgänge mit gutem Blick für Bühnenwirkungen geschickt in gebundene oder ungebundene Rede; aber er vermag weder den Geist einer Zeit lebendig zu machen — was dem Wesen des Historienstückes heute unzweifelhaft am meisten entspräche —, noch gelingt es ihm, den reinmenschlichen Gehalt seiner Gestalten zu plastischem Ausdruck zu bringen. Er ist kein Erwecker der Vergangenheit, kein herzenkündender Psychologe; er war, trotz seinem philologischen Beruf und Bildungsgang mehr Schauspieler als Dichter; er hatte die Gedanken der Anderen, l’esprit d’autrui. So irrlichtelirte er von Shakespeare zu Dante und Schiller und trotz krampfhaftem Suchen und redlichem Bemühen fand er sich selbst nicht; er war niemals „selber Einer“.

In seinem Römerdrama todt ein schönes Talent, dem man die shakespearisirenden Sprachungeheuerlichkeiten — „die Dogge meines Blutes wittert Geister in dieser Nachtluft von verwandter Art . .“ — gern nachsehen würde, schälte sich nur aus dem lärmenden Szenengewirr ein menschlich ergreifendes Einzelgeschick in plastischer Fülle heraus. Da aber eben läßt der Dichter im Stich: das Lucretiadrama bleibt in den Banden künstlich erhitzter Konvention, die vom stürmenden Fieskodichter die spröde gewordenen Farben borgt; und der Brutustragödie, die sich auf der Schändungsgeschichte nicht ohne machtvolle Accente auferbaut, versagt sich in ihrer starren Römertugend unser verfeinertes Empfinden. Das Blutopfer zweier verführter Knaben, in welchem sich der Triumph des eisigen Staatsgedankens über die tiefsten Regungen der Menschlichkeit verkörpert, entspricht unserem Sinne nicht mehr und mit den empörten Quiriten wenden auch wir uns ab von diesem zum Gott entmenschten Vater, der uns wohl tragisches Entsetzen, nicht aber tragisches Mitleiden in der Brust rührt.

In der vorhin erwähnten Vorrede stellt Lindner die Grundsätze auf, von denen sich nach seiner Auffassung der dramatische Dichter bei der Wahl seiner Stoffe leiten lassen soll; er giebt ihm alle Stoffe frei, die dramatisch lebensfähig sind und die auf dem Kulturwege seines Volkes liegen. Wenn wir uns dieser unsicheren und oberflächlichen Determination selbst anschließen wollten, so bliebe der Brutusstoff dennoch ausgeschlossen: er liegt gewiß nicht auf dem Kulturwege unseres Volkes, der vielmehr vom staatsbürgerlichen Bewußtsein zum aristokratischen Individualismus führt. Nicht daran ist Lindner gescheitert, daß er uns nach dem Rom der Tarquinier geleitete, anstatt uns etwa in das Arbeiterviertel der modernen Großstadt voranzuschreiten; gewiß nicht; ihm ward auch hier in seinem glücklichsten Trauerspiel, das die Peripetie seiner Lebenstragödie brachte, nur halber Erfolg, weil er auf den Krücken einer philologisch erlesenen Weltbetrachtung an einen Stoff heranhinkte, dessen starre Römertugend dem zerbrechlichen Zauberstabe seiner poetischen Begabung einen unfruchtbaren Felsrücken darbot. Vor soviel grauser Tugend erlahmt unser Mitempfinden: wir sind zu schwach oder zu fein, um wie Brutus handeln zu können; und nur, wo wir erbeben in dem Bewußtsein gleicher Menschenschwachheit, nur wo ein Schicksal sich erfüllt, das unter gänzlich veränderten Kulturbedingungen dennoch auch uns erreichen könnte und zu Boden schmettern, nur da erwacht uns tragisches Vergnügen. Von hier aus ließe sich vielleicht das Stoffgebiet der modernen Dramatik umschreiben; seine Peripherie ist von dem Goetheschen Begriff des Reinmenschlichen begrenzt; der Gott und das Thier sind gleichermaßen ausgeschlossen: Brutus so gut wie la bête humaine in jeglicher Gestalt.

Es ist bezeichnend für die nachromantische Dramatik, daß ihre stärksten Erfolge mit schauspielerischen Sondertriumphen eng verkettet sind. Laube dankte den Künstlern des Burgtheaters, den Joseph Wagner und Fichtner, die lebhafte Theaterwirkung seiner poetisch leeren Routinewerke;

*) Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1866.

durch Dessoir und Dawison empfing Brachvogels tragikomisches Dramenungethüm „Narziß" einiges individuelle Leben; und wiederum war es Ludwig Dessoir, der 1867 Lindners Brutus im berliner Schauspielhause zum Siege führte. Die Hervorbringungen wahrer Dichterkraft sind niemals also auf zwei Augen gestellt gewesen und ein Poet von Apolls Gnaden hätte niemals einen Satz gesprochen, wie ihn Albert Lindner in menschlich schönem Dankbarkeitsgefühl nach kurz vor seiner geistigen Umnachtung aussprach: „Ich werde es Friedmann nie vergessen, daß er meinen Karl IX. kreirt hat." Ausdrücklich ist hier der Schauspieler als der Schöpfer der Gestalt anerkannt; der Meißel ist zum Künstler erhöht. Das ist das charakteristische Selbstbekenntniß eines Rollendramatikers.

Diesmal hatten sich dilettirende Jünger der Wissenschaft an die schauspielerisch ergiebigen Aufgaben herangemacht. Studenten haben, unter prinzlichem Protektorat, das Römerstück im „Berliner Theater" zur Aufführung gebracht. Mit bunten Bändern geziert, den Schläger zur Seite und das Barett auf dem militärisch gescheitelten Haupt, sahen wohl hundert akademische Bürger dem Kampfspiel der Kommilitonen zu, die sich wackerer hielten, als man es sonst bei ähnlichen Veranstaltungen gewöhnt war. Daß von einer künstlerischen Wiedergabe bei diesem frisch-fröhlichen Gestümper keine Rede sein konnte, versteht sich von selbst.

M. Kent.

Altjapanische Bilddrucke.

Heute, wo französische, englische und deutsche Spezialzeitschriften unsere Kenntniß japanischer Kunst und Technik täglich erweitern, gehört eine Ausstellung, wie sie der Düsseldorfer Landschaftsmaler G. Oeder mit seiner werthvollen Sammlung kürzlich bei Eduard Schulte Unter den Linden eröffnete, nicht mehr zu den außerordentlichen Erscheinungen. Nichtsdestoweniger sichert ihr das fortwährende Wachsen eines von der Tagesmode nicht berührten Geschmacks an den künstlerischen und kunstgewerblichen Erzeugnissen Japans ein ungeschwächtes Interesse. Selbst die Buch- und Journal-Illustration, wie sie gegenwärtig bei uns, nach französischem Vorgang, nicht selten in geistreich capriciöser Weise behandelt wird, läßt den Einfluß japanischer Illustrateure verspüren, die ihre Vignetten und Bilder regellos über die Blattfläche zu streuen pflegen. Hingegen macht sich auch umgekehrt in deren Heimath ein so bedenklicher Einfluß des europäischen Kunstideals geltend, daß wohl über kurz oder lang die eigenartige, anfänglich unter chinesischem Einfluß entwickelte, dann völlig national gewordene Formensprache des ostasiatischen Insellandes zu den historischen Erscheinungen gehören wird. Wenn wir den Japaner von der Fabrikation seines aus dem Bast gewisser Sträucher bereiteten, zart getönten, durchscheinenden Büttenpapiers abbringen, wenn er von uns lernt, statt seiner Linienzeichnung mit der weichen Pinselspitze, modellirende Schraffirungen mit dem harten Zeichenstift auszuführen und seine Holzschnitte nicht mehr mit Hand und Reiber, sondern mit der Maschinenpresse zu drucken, dann wird es auch mit der anderwärts nicht erreichten koloristischen Schönheit der Bilddrucke, von welchen auch die Sammlung Oeder ausgezeichnete Exemplare enthält, für immer vorbei sein.

Der japanische Holzschnitt mit seinen Umrißlinien und Farbenflächen unterscheidet sich noch in anderen Beziehungen von dem unseigen und ähnelt übrigens dem altdeutschen Formschnitt der Dürerzeit. Sein Werth aber ist deshalb so groß, weil er kein eigentlich reproduktives Werk ist, sondern Originalcharakter besitzt. Dies hängt damit zusammen, daß die Tuschzeichnung des Künstlers bei der Herstellung der Holzplatte direkt verwendet wird, also verloren geht. Sie wird nämlich unmittelbar auf den Stock geklebt, so daß der Holzschneider, nachdem das Papier durch feuchtes Bestreichen der Rückseite dünn und durchsichtig geworden, die Zeichnung als Spiegelbild deutlich erkennen und den Schnitt ausführen kann. Durch verschiedene Platten erzeugt man nun die überaus zart gebrochenen, mitunter metallisch leuchtenden Farben der Buntdrucke; ja, manchen Blättern gibt man ferner noch durch Anwendung sogenannter Blindplatten, welche erhöhte oder vertiefte farblose Eindrücke hervorrufen, sehr hübsche reliefartige Effekte.

Das Erblühen des japanischen Holzschnitts geht auf einen um 1700 schaffenden Meister Hishigawa Moronobu zurück, der, von Haus aus ein armer Zeichner für Färbereien in Kioto, sich zu einem der bedeutendsten Künstler Japans, zu einem bahnbrechenden Genie erhob. Von diesem besitzt auch die Ausstellung bei Schulte einzelne Arbeiten, z. B. ein Blatt mit kämpfenden Kriegern, eine unperspektivisch, in den Formen verzwickt, aber außerordentlich energisch und geistreich behandelte Zeichnung. Neben ihm sind seine Zeitgenossen Kiyonobu und Kiyomasu mit einfachen, alterthümlichen Figurendarstellungen vertreten. Von ihrem gefeierten Nachfolger Morikuni, einem jener fruchtbaren, alles sinnlich Wahrnehmbare in das Bereich der künstlerischen Schilderung ziehenden japanischen Meister, die so wahre Encyklopädisten in Bildern gewesen sind, sah ich einige minder fesselnde Baumstudien. Hatte man in der Jugendzeit Moronobu's die Holzschnitte noch mit der Hand kolorirt, so entwickelte sich der Buntdruck bald darauf so glücklich, daß ein Künstler wie Utamaro Harunobu, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte, bereits im Besitze technischer Vollkommenheit war und mit zahlreichen Platten drucken konnte. Ein ebenbürtiger Meister dieser Zeit war Katsugawa Shunsho, der sich besonders mit seinen Porträtfiguren von Schauspielern und einer weiblichen Schönheitsgalerie die Gunst des dortigen Publikums zu erwerben wußte. Außer Gegenständen solcher Art waren damals Darstellungen aus der Heiligenlegende und Heldengeschichten sehr beliebt; daneben lernen wir auf einzelnen ausgestellten Blättern von Koriusai (um 1770) Pflanzenstudien kennen, die wie flotte Tuschzeichnungen wirken.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts trat, wie die Malerei, so auch der japanische Buntdruck in ein neues Stadium. Utagawa Toyoharu wurde Gründer einer ausgeprägt volksthümlichen Richtung; er und sein talentvoller Schüler Utagawa Toyohiro sind hier mit vortrefflichen Arbeiten vertreten, mit Damen der Demimonde, Bildnissen von Schauspielern, Personen, welche die Bewegungen von Marionetten leiten u. s. w. Damals erwachte in den breiten Volksschichten auch der Geschmack an landschaftlichen Szenerien, angeregt durch die reiche Reiselitteratur der Zeit. Wir sehen nun das Farbengefühl gesteigert und, durch Anwendung einer wenn auch noch unvollkommenen Perspektive, einen stärkeren Realismus erreicht. Innerhalb dieser Schule erwuchs der große Hokusai (1760—1849), dessen Ruhm sich noch heute von Jahr zu Jahr zu vergrößern scheint. Von ihm werden weit über 300 illustrierte Bände, wie Romane, Gedichtsammlungen, Zeichenbücher, pädagogische Werke u. dgl., gezählt, wobei allerdings zu bemerken ist, daß die in Japan üblichen Bücher nicht sehr stark sind. Dieselben werden übrigens dort anders gebracht und gebunden, insofern als die Bogen nur aus zwei Blättern bestehen und aneinander geschichtet werden, wodurch das Falzen und Aufschneiden fortfällt. Aus den zahlreichen Büchern seines berühmten Jugendwerkes, der Mangwa, eines encyklopädischen Skizzenbuches, führt uns die Ausstellung viele interessante Proben vor, welche zeigen, wie sicher dieser universelle, realistische Künstler alle zeichnerischen Probleme innerhalb des japanischen Geschmacks löste, wie seine aus unerschöpflicher Phantasie geflossenen Schilderungen bald ernst belehrend, unterhaltend, bald burlesk, ja mitunter eminent satirisch wirken. Auch von seinen 100 Ansichten des vulkanischen Fuji Berges, eines in den dreißiger Jahren erschienenen Werkes (3 Bände), lernen wir eine Auswahl sehr charakteristischer Blätter kennen.

Nach dem Tode dieses Meisters, dessen Name in den verschiedenen Lebensperioden verschieden lautete, hatte die japanische Kunst ihren Höhepunkt hinter sich, wenn sie auch in Hokusai's begabtestem Schüler Uwoja Hokkai, welcher ebenfalls eine Mangwa herausgab, ferner in Toyokuni, Kunisado, und namentlich in Shofu Kiosai noch immer bedeutende Vertreter des nationalen Bilddruckes besaß. Von diesen und anderen Meistern der vorausgegangenen Dezennien enthält die Sammlung Oeder, deren Besichtigung hiermit angelegentlichst empfohlen sei, gleichfalls vortreffliche Arbeiten, darunter manches Stück, das künstlerisch auch für unser Gefühl von wirklicher Schönheit ist, manche reizvolle Landschaft, die wohl an Aquarellen der altniederländischen Schüler des Pieter Brueghel erinnert. Anderen Blättern gegenüber, mit ihrem bizarren Geschmack und den abweichenden ästhetischen Gesetzen dieser fremden Kunst, wird sich der Laie dagegen ohne Zweifel ablehnend verhalten, namentlich wird ihm der weibliche Schönheitstypus, dieser konventionell gezeichnete, ausdruckslose Frauenkopf mit den schmal geöffneten schrägen Augen und dem unmöglich kleinen Munde mißfallen. So fern auch ein derartiges Ideal unseren Begriffen von Reiz und Schönheit steht, so

ersprießlich erweist sich bekanntermaßen der japanische Formenschatz für das gesammte europäische Kunsthandwerk — Grund genug, jenen alten asiatischen Meistern bei der uns von Zeit zu Zeit gebotenen Gelegenheit ein Wort der Anerkennung zu spenden.

G. G.

Volksschriften. Neu herausgegeben von Dr. Fritz Jonas, städtischem Schulinspektor. Berlin. L. Oehmigke's Verlag. (R. Appelius.)

Die unter dem Namen Volksschriften von Fritz Jonas herausgegebene Bibliothek ist in erster Linie für Fortbildungsschulen bestimmt. Sie verdient aber auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden, und deshalb möge hier mit einigen Worten auf zwei Hefte der Sammlung hingewiesen werden. Das vierte Heft enthält Auserlesene Gespräche des Boten aus Thüringen von C. G. Salzmann und das sechste Bändchen einen größeren Abschnitt aus Nettelbeck's Selbstbiographie. Namentlich dem zuletzt erwähnten Heft ist eine größere Verbreitung dringend zu wünschen. Joachim Nettelbeck's Beschreibung seines eigenen Lebens, die noch bei Lebzeiten des Verfassers in den Jahren 1821 bis 1823 von J. C. L. Haken in drei Bänden herausgegeben worden ist, gehört zu den Werken, die bei weitem nicht so bekannt sind, als sie es verdienen. Denn obgleich die Selbstbiographie in mehreren Auflagen erschienen ist, hat doch ihr beträchtlicher Umfang ihren Umlauf in weiteren Kreisen verhindert; andererseits ist in derselben selbstverständlich nicht Alles von gleichem Werth, und der Leser muß sich erst durch manche weniger anziehende Partieen hindurcharbeiten, bis er an den Abschnitt gelangt, wo Nettelbeck's Wirken in Kolberg sein Interesse ganz in Anspruch nimmt. Diesen Abschnitt hat der Herausgeber nun ausgewählt und mit einigen Kürzungen, die aber nirgends das Verständniß beeinträchtigen und den ruhigen Lauf der Erzählung unterbrechen, in einem Bändchen von 112 Seiten wieder allgemein zugänglich gemacht. Es ist eine erquickende Lektüre, die uns hier geboten wird, erquickend sowohl wegen des Gegenstandes der Erzählung als um der Art willen, in welcher der Verfasser sein eigenes Leben darstellt. Da ist nirgends etwas Gekünsteltes und Gemachtes, überall sehen wir den schlichten und tüchtigen Mann vor uns, dem für jedes Ding auch das einfache und bezeichnende Wort zu Gebote steht. Von früh auf gewohnt, Alles mit scharfem Blick zu betrachten und, wo er Abhilfe nöthig fand, thätig einzugreifen, begann Nettelbeck auch, sobald Kolberg bedroht war, sich an der Vertheidigung der Stadt zu betheiligen. „Nicht mit Reden und Schreiben, aber mit der That, dachte ich, sei hier zu helfen. Alle für einen, und einer für alle — darauf war mein Sinn gestellt; und es hätte ja keine Ehre und Treue mehr unter meinen Landsleuten sein müssen, meinte ich, wenn nicht Tausende mir gleich gefühlt hätten, ohne es eben so wenig als ich in lauten prahlenden Worten unter die Leute zu bringen.“ Aber bei dem Versuch, seine Vaterstadt vor dem schmachvollen Schicksal der meisten anderen preußischen Festungen zu bewahren, hatte Nettelbeck mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Vertheidigungsmittel waren in einem wahrhaft kläglichen Zustande, der Kommandant kopflos, hochmüthig und feig. Nettelbeck's schlichte Worte geben besser als irgend eine andere Schilderung Zeugniß, mit welchem Leichtsinn von Preußens Seite der Krieg unternommen worden war. „Allein, wie sah es doch im Herbst 1806 mit allem, was zu einer rechtschaffenen Vertheidigung gehörte, so gar trübselig aus! Seit undenklicher Zeit war für die Unterhaltung der Festung so gut als gar nichts gethan worden. Wall und Graben verfallen, von Pallisaden keine Spur. Nur drei Kanonen standen in der Bastion Pommern auf Lafetten und dienten allein zu Lärmschüssen, wenn Ausreißer von der Besatzung verfolgt werden sollten. Alles übrige Geschütz lag am Boden, hoch vom Grase überwachsen, und die dazugehörigen Lafetten vermoderten in den Remisen. Rechnet man hierzu die unzureichende Zahl der Vertheidiger, sowie die unkriegerische Haltung derselben (denn die tüchtigere Mannschaft war ins Feld gezogen), die allgemeine Entmuthigung, welche noch täglich und stündlich durch die herbeiströmenden Flüchtlinge und tausend sich kreuzende Unglücksbotschaften genährt wurde, und den Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen für den Fall einer Belagerung, so behaupte ich sicherlich nicht zu viel, daß ein rascher, kecker Anlauf in jenen ersten Tagen mehr als hinreichend gewesen wäre, den Kommandanten in seinen eigenen Gedanken zu entschuldigen, daß er keinen ernstlichen Widerstand gewagt habe.“

Trotz dieser Uebelstände und gegen die halbverrätherischen Maßnahmen des Kommandanten versuchte Nettelbeck die Vertheidigung zu organisiren; mit dem Feuer und zuweilen mit dem Ungestüm eines Jünglings arbeitete sich der bereits Achtundsechzigjährige ab und brachte die größten Opfer; trotzdem schien seine Bemühung gegenüber der Indolenz des Magistrates und der kläglichen Gesinnung des Kommandanten Loucadou erfolglos zu sein, und Nettelbeck war der Verzweiflung nahe, als Gneisenau, dem der König an Stelle Loucadou's das Kommando übertragen hatte, in Kolberg eintraf. Das erste Zusammentreffen Gneisenau's und Nettelbeck's bezeichnet den Höhepunkt der ganzen Erzählung. Der Vizekommandant, dem Nettelbeck eine wichtige Meldung zu machen hat, begegnet diesem, zusammen mit einem jungen rüstigen Mann, der auf Nettelbeck sofort den günstigsten Eindruck macht. Da Nettelbeck, um sich seiner Mittheilung zu entledigen, den Vizekommandanten bei Seite ziehen will, fordert ihn dieser auf, ihn auf sein Quartier zu begleiten und hier angekommen, wendet er sich zu dem Alten mit den Worten: „Freuen Sie sich, alter Freund! Dieser Herr hier — Major von Gneisenau — ist der neue Kommandant, den uns der König geschickt hat“ und zu seinem Gaste: „Dies ist der alte Nettelbeck!“ „Ein freudiges Erschrecken“, erzählt Nettelbeck, „fuhr mir durch alle Glieder; mein Herz schlug mir hoch im Busen und die Thränen stürzten mir unaufhaltsam aus den alten Augen. Zugleich zitterten mir die Knie unterm Leibe; ich fiel vor unserem neuen Schutzgeist in hoher Rührung auf die Knie, umklammerte sie und rief aus: „Ich bitte Sie um Gottes Willen! verlassen Sie uns nicht; wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben; sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein; in uns allen lebt nur ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden.“ Der Kommandant hob mich freundlich auf und tröstete mich: „Nein, Kinder! Ich werde euch nicht verlassen. Gott wird uns helfen!“ — Der weitere Verlauf der Lebensbeschreibung soll hier nicht verfolgt werden, es ist auf die Einzelheiten der Darstellung nur deshalb hingewiesen und Einzelnes aus einem längst erschienenen Werk wörtlich angeführt worden, um das größere Publikum recht nachdrücklich auf den handlichen und um wenige Pfennige zu erwerbenden Auszug von Jonas aufmerksam zu machen. Manchem, der sich an den stark gepfefferten litterarischen Gerichten der Gegenwart den Magen verdorben hat, wird diese frische, mit unbewußter Kunst geschriebene, von Männlichkeit und Wahrhaftigkeit Zeugniß ablegende Erzählung vielleicht eine heilsame Medizin sein.

Nicht in dem gleichen Maße wie Nettelbeck's Lebensbeschreibung kann das zuerst genannte Bändchen auf allgemeines Interesse Anspruch machen. Die populären Schriften des wackeren Pädagogen muthen uns in ihrer Einkleidung zum Theil recht altmodisch an, und zur Entwicklung recht hausbackner Gedanken werden große Erörterungen angestellt. Gleichwohl sind einzelne Gespräche des Thüringer Boten noch immer lesenswerth, und namentlich für die Jugend wird die Lektüre des Büchleins gewiß nicht ohne Nutzen sein.

E.

Tausendlust. Erzählungen von Königsbrunn-Schaup. Dresden und Leipzig. E. Pierson.

Ein Büchlein, das es nicht verdient, so ganz unbeachtet zu bleiben, sei hiermit feiner gestimmten Lesern empfohlen. Es ist vor Allem ein Zeichen für eine Begabung, die nachgerade immer seltener wird: für Sprach-Kunst und Sprach-Empfindung. Nichts stört in den fünf Erzählungen, aus denen das Werkchen besteht; überall hat man die Empfindung, daß der Verfasser wußte, was er wollte, abwog, was er sagte. Er ist selbst nicht ohne Humor; dafür zeugt der „Erbe des Paracelsus“, die Geschichte von einem Arzt, der durch Zaubertränklein ein Paar zusammenbringt, das er nicht verbinden gewollt und das freilich auch ohne ihn sich wohl gefunden hätte. Auch die „Aldobrandinische Venus“ berührt freundlich durch Reinheit des Naturgefühls und der Empfindung. Noch ist, wie es scheint, Königsbrunn-Schaup in den Jahren der Entwicklung; nützt er sie geziemend, gewinnt er mehr Selbständigkeit und die Fähigkeit, mit kleinen Zügen zu arbeiten, so mag man in ihm einmal eine erfreulich-liebenswürdige Erscheinung in der deutschen Erzählerwelt willkommen heißen.

J. D.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 41. | Berlin, den 12. Juli 1890. | 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Das zehnte deutsche Bundesschießen wurde in der abgelaufenen Woche mit Festesjubel in Berlin abgehalten. Es scheint, daß die zahlreichen Schützen von Nah und Fern, Deutsche und Ausländer, von dem Empfang, der ihnen bereitet worden ist, voll befriedigt sind. Das Vergnügen kam zu seinem Recht und auch das Handwerk oder, wenn man will die Kunst, denn die Besucher des Festes sollen des Lobes voll sein über die zweckmäßige Einrichtung der Schießstände.

Man wird nicht darüber streiten können, daß den Schützenfesten heute nicht mehr jene eigenartige Bedeutung beiwohnt, die sie einmal zur Zeit des gährenden Werdens der nationalen Einheit besessen haben. Aber ein Fest, das von der Hauptstadt Deutschlands gegeben wird und zu dem sich Tausende von Besuchern aus allen Weltgegenden eingefunden haben, läßt stets einen gewissen Eindruck zurück, der über die Stimmung: es war doch schön und unterhaltend, hinausgeht.

Berlin ist die jüngste der europäischen Großstädte, und es ist nicht allzulange her, daß man der preußischen Residenz im märkischen Sande die Fähigkeit absprach, würdig zu repräsentiren. Dem kritischen Geist der Berliner fehlte der Sinn für würdigen Pomp, für Staffage und Ausstaffirung, für jenes Aeußere, das lächerlich, jahrmarktsmäßig und hohl sein, oder einen bedeutungsvolleren Kern bergen kann. Der Berliner besaß nicht jenes Stilgefühl im Großen und Kleinen, ohne welches öffentliche Feste sich nicht feiern lassen, und das beispielsweise in Italien durch Jahrhundert lange Uebung zu hoher Vollendung ausgebildet worden ist.

Das diesmalige Bundesschießen hat nun bewiesen, daß die Hauptstadt Deutschlands auch gelernt hat, ein würdiger und großer Gastgeber zu sein. Waren die Veranstaltungen selbst durchaus zweckmäßig getroffen, so hätte dies freilich noch nicht ausgereicht; der Zuschauer ist zum guten Ausklingen von Festen dieser Art unentbehrlich, ja man kann sagen, daß er erst durch seine Haltung den Gesammteindruck und Charakter derselben bestimmt. Und so hat denn die Berliner Bevölkerung, als Ganzes betrachtet, nicht wenig zum allgemeinen Gelingen beigetragen; sie entwickelte jenen persönlichen und jenen politischen Takt, der Volksfeste aus der nackten Trivialität heraushebt, der ihnen eine liebenswürdige Heiterkeit und doch auch einen bedeutungsvollen Hintergrund verleiht. Die Freundlichkeit, die allen Schützen entgegengebracht wurde, steigerte sich bemerkenswerth gegenüber den Oesterreichern, den Ungarn und Italienern, und in den Festesjubel auf den Berliner Straßen mischte sich hörbar, doch nicht verletzend und aufdringlich, eine Demonstration der Bevölkerung für die Tripelallianz und den Weltfrieden. Diesen Eindruck spiegeln österreichische und italienische Blätter wieder.

Man wird Wechselwirkungen, welche auf diese Weise ausgeübt werden, nicht zu überschätzen brauchen; aber auch diese Wirkungen zählen und ihre Bedeutung gewinnt noch dadurch, wenn sie, wie diesmal, völlig urwüchsig, ohne jegliche Anregung von Außen und Oben hervortreten. Das Charakteristische des Berliner Festes liegt gerade darin, daß unsere Regierung sich von ihm gänzlich fern gehalten hat; der Beweis ist erbracht, daß es selbst im reglementirten Preußen ohne schneidige Kommandoworte geht; das Bundesschießen war ein Volksfest im eigentlichen Sinne des Wortes.

Erst in diesen Tagen hat es Fürst Bismarck vor einer Schaar Besucher wieder ausgesprochen, daß er es nicht fertig bringe, sich ganz von der Politik zurückzuziehen. Wir verstehen dies vollkommen. Die Erfolge und Mißerfolge des Fürsten Bismarck beweisen, daß er für die Politik geboren worden ist; er ist in die Politik nicht hineingekommen durch eine Strömung des Zufalls, die ihn ebenso gut auch in ein anderes Schaffensgebiet hätte verschlagen können, sondern getrieben von innerstem Beruf und aus innerstem Bedürfniß.

Er ist Politiker, wie ein anderer Maler oder Bildhauer oder Dichter ist, weil er es sein muß durch Naturdrang, und wir können nicht erwarten oder verlangen, daß ein Künstler, der sein Lebtag den Meißel geführt hat, es über sich gewinnen wird, nie mehr das Eisen an den Block zu setzen. Auch die Hand, welche ein Menschenalter hindurch die Geschicke Deutschlands leitete, kann nicht thatenlos in den Schoß sinken. Psychologisch wunderbar wäre es nur, sollte dem nicht so sein.

Freilich ist es auch überraschend, daß Fürst Bismarck die Fähigkeit, klug zu berechnen, was ihm frommt, und die Selbstbeherrschung soweit verloren hat, um die Empfindungen seines Innern allzu vorbehaltlos preiszugeben. Mit nervöser Hast greift er sichtbar nach jeder Möglichkeit, um wieder in Verbindung mit dem politischen Leben zu gelangen, und je nervöser er zugreift, um so zweifelloser entschlüpft ihm die Gelegenheit.

Dieses ergebnißlose Haschen eines Mannes von der Vergangenheit des Fürsten Bismarck ist ein klägliches Schauspiel; vor ein paar Monaten war er der mächtige Leiter Deutschlands, der Europa beschattete, der auf Riesenerfolge hinzuweisen vermochte, und jetzt ist er eine abgethane Größe, die bei Seite geschoben ist, wie ein Minister ohne Namen. Er ist politisch vollkommen verlassen, und nur noch Hinz und Kunz suchen ihn mit aufdringlicher Neugierde als Sehenswürdigkeit auf, wie man auch eine andere Rarität Deutschlands in Augenschein nimmt, vielleicht ein Fürstengewölbe, das gleichfalls die abgeschlossene Vergangenheit birgt.

Wie ist ein solcher Umschlag in einer so kleinen Spanne Zeit nur denkbar?

Zum Fürsten Bismarck gehören jene Kreise, die ihn Jahrzehnte hindurch beweihräuchert, bejubelt, gepriesen haben, und die ihm blindlings gefolgt sind. Unsere Achtung vor dieser von Ergebenheit triefenden Schaar ist nie groß gewesen, und unser Urtheil war kaum schwankend darüber, ob jene Politiker in ihrer Bismarck-Ergebenheit bei ernster Probe standhaft sein würden, nachdem Fürst Bismarck ihnen methodisch gerade die Charakterfestigkeit ausgetrieben hatte. Es gibt eben im Menschen keine abgegrenzten Bezirke, die so von einander geschieden sind, daß aus dem einen Bereich in den andern die Wirkungen nicht hinüberreichten; wer die Charakterschwäche und Fügsamkeit bei seinen Anhängern großzieht, der darf sich nicht wundern, daß die Widerstandsfähigkeit überhaupt zum Teufel geht. Fürst Bismarck macht jetzt diese Erfahrung.

Der Einiger Deutschlands wünscht ein Reichstagsmandat zu erhalten; aber keiner seiner begeisterten früheren Anhänger legt das Mandat nieder; es wird ein konservativer Sitz frei, aber dem Fürsten Bismarck wird die Kandidatur nicht angetragen; es wird jetzt ein nationalliberaler Sitz in Kaiserslautern leer, aber die Nationalliberalen komplimentiren mit lederschaftlicher Höflichkeit den Fürsten Bismarck von dem Versuche zu kandidiren hinweg, und während jeder zurückgetretene Minister von einiger Erheblichkeit ohne alle Schwierigkeiten in den Reichstag gelangen konnte, bleibt Fürst Bismarck sehr wider seinen Willen vor der Thüre stehen. Wo sind die Anhänger des Fürsten Bismarck geblieben?

Die „Neue Freie Presse" in Wien sagt mit rücksichtsloser Nacktheit bei Besprechung dieser Vorgänge, was die deutschen Bismarckschwärmer von gestern zu ihrer Haltung bestimmt: „Eine geradezu jämmerliche Feigheit". Das sind keine höflichen Worte; aber sie könnten die deutsche Bevölkerung über die Vergangenheit nachdenklich stimmen. Welches Vertrauen verdienen politische Parteien, die vor einem Vierteljahr die unfehlbare Größe eines Ministers gegen jeden Einwurf wie rasend vertheidigten, und die drei Monate später diesen selben vergötterten Minister und seine politische Einsicht für derartig überflüssig, vielleicht schädlich erachten, daß sie ihm den Eintritt zum Reichstag sichtlich zu sperren suchen!

Das Abkommen, welches zwischen Deutschland und England über die afrikanischen Besitzverhältnisse und über Helgoland abgeschlossen worden ist, liegt nunmehr dem Wortlaut nach vor; dasselbe entspricht vollkommen jenem Entwurfe, der bisher veröffentlicht worden war, und nur die Einzelbestimmungen, welche die großen Züge der Festsetzungen ergänzen, bieten in untergeordneten Punkten einiges Neue. Bemerkenswerth vor Allem ist, daß, soweit irgend möglich, die bisherigen Einrichtungen auf Helgoland erhalten bleiben und die Gewohnheiten der Insulaner geschont werden sollen. Eine Ergänzung haben diese Abmachungen erfahren durch den Beschluß der beiden Reiche, die Grenzregulirungen an der Walfischbai durch internationalen Schiedsspruch herbeizuführen, wenn eine Einigung von Macht zu Macht sich nicht erreichen läßt. Wieder also soll hier ein Streit zwischen zwei Ländern durch internationale Vermittlung in friedlicher Weise beigelegt werden.

Es ist unverkennbar, daß der Gedanke, der diesem Vorgehen zu Grunde liegt, beständig und immer schneller sich die civilisirte Welt erobert. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts sind bisher 67 derartige Ausgleiche glücklich zu Stande gebracht worden, und es ist dabei charakteristisch, welche Staaten sich vor Allem häufig dieses modernen und humanen Auskunftsmittels bedient haben. An der Spitze stehen die Vereinigten Staaten, welche vierunddreißig Mal dasselbe benutzt haben, und die bis tief in das zweite Drittel dieses Jahrhunderts hinein fast allein den internationalen Schiedsspruch anzurufen pflegten; dann folgt England mit 23 Fällen, und erst in den letzten Jahrzehnten schließen sich auch die Staaten des europäischen Festlandes immer häufiger an. Mit der politisch-freiheitlichen Entwicklung der Staaten steigt ihre Neigung, das internationale Zerwürfniß durch einen Richterspruch, der keine Verbitterung zurückläßt, zum Ausgleich zu bringen.

Der Zusammenhang dieser Erscheinung weist auf die Bahn für die Zukunft. Nur in gleichem Wachsthum mit der politischen Freiheit kann der modernen Menschheit allmählich ein neuer großer Fortschritt gelingen: die Ueberwindung des Militarismus, des Völkerhasses und Chauvinismus; jeder neue Ausgleich aber, den Staaten vereinbaren, führt ein winziges Stückchen näher an dieses Ziel heran; der Schiedsspruch erscheint so mehr und mehr der öffentlichen Anschauung als der gebotene Ausweg, und der Kreis jener Fragen verengt sich, für welche bisher der Krieg als das letzte Auskunftsmittel galt. So bedeutungslos die Besitzfrage zwischen Deutschland und England an der Walfischbai daher sein mag, es ist erfreulich, daß man die Meinungsverschiedenheit einem Schiedsspruch unterwirft, und damit diesem heilsamen Prinzip eine neue Bekräftigung gewährt.

Es mag bei diesem Anlaß erwähnt werden, daß kürzlich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wegwerfend von jenen deutschen Abgeordneten gesprochen hat, die zum internationalen parlamentarischen Kongreß nach London gehen werden, zu jenem Kongreß, dessen Ziel es ist, den Schiedsspruch nach Möglichkeit an die Stelle des Krieges zu setzen. Die vorausgesetzte Thatsache ist richtig; es werden eine Anzahl freisinniger deutscher Parlamentarier sich an dem Kongreß betheiligen. Zu dieser Nachricht bemerkt nun die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" im Stile ihrer entschwundenen Bismarck-Vergangenheit: „Die Herren dürfen nicht fehlen, wenn es sich um ein aussichtsloses Unternehmen handelt". Wäre die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" heute noch einflußreich, so müßte man ernstlich gegen diesen Ausspruch sich kehren. Zur Zeit kann man ihn schnell abthun. Welche Regierung würde einen Schiedsspruch wohl wagen, wenn eine kriegerische Volksstimmung sich gegen einen solchen wenden sollte? Die Bevölkerung und ihre jedesmaligen Vertretungen, die Parlamente, dem internationalen Ausgleich immer geneigter zu stimmen, das bezwecken gerade jene Kongresse, und wenn die Regierungen, wie sie stets von Neuem versichern, nur den Frieden wollen, so werden sie gerade in diesen Bestrebungen eine Stütze gegen irregeleitete Volksleidenschaften wie gegen den Ehrgeiz Einzelner finden.

Die Schwierigkeiten, in welche das englische Kabinet geräth, wachsen zusehends; auf politische Niederlagen, die der herrschenden Partei von ihren Gegnern beigebracht worden sind, folgen Vorgänge, die deutlich den inneren Zerfall und die innere Kraftlosigkeit des jetzigen Regiments erweisen. Es sind kleine Vorgänge, aber es ist doch charakteristisch, daß die Regierung im Augenblick gegen einen drohenden Strik der Konstabler und Postbeamten in London zu kämpfen hat, und daß ein Londoner Regiment wegen Disciplinlosigkeit bestraft werden mußte. Für einzelne dieser Erscheinungen ist die Regierung verantwortlich zu machen; der Minister des Innern hat die Konstabler zweifellos durch seine Ungeschicklichkeit aufsässig gemacht; bei der Postverwaltung mag die Schuldfrage zweifelhaft sein; und für die Unzufriedenheit unter dem Militär sind die Minister wohl nicht verantwortlich; aber gleichviel, der Eindruck, den diese Erscheinungen erzeugen, kehrt sich gegen die Regierung, macht sie noch unpopulärer als bisher und untergräbt das Ansehen der herrschenden Richtung.

In Paris sind eine Anzahl Russen verhaftet und verurtheilt worden, weil sie Sprenggeschosse anzufertigen versucht haben. Diese Verurtheilungen mögen dem Wortlaut der Gesetze entsprechen; der französischen Gewohnheit entsprechen sie kaum; die Verurtheilten waren nicht allzu schwer belastet, sie machten den besten Eindruck und bekannten sich als Kämpfer für die Freiheit. Es hat Zeiten gegeben, wo in Frankreich unter diesen Verhältnissen eine Freisprechung nicht zweifelhaft gewesen wäre; heute erfolgt eine Verurtheilung, weil bezeichnender Weise das politische Interesse, Rußland einen Dienst zu erweisen, von Ausschlag gebendem Gewicht ist.

Der belgischen Kammer ist gleich bei ihrem Zusammentritt ein Gesetzentwurf unterbreitet worden, der als die Beglaubigung des Zusammenbruches der Kongokolonisation bezeichnet werden kann. Belgien soll dem Kongostaat zinsfrei ein Darlehen von 25 Millionen Francs geben, das aber erst im Verlauf von zehn Jahren successive abgehoben werden darf; nach diesen zehn Jahren erfolgt Verzinsung; nach weiteren zehn Jahren Amortisation, oder Belgien ist auch berechtigt, den Kongostaat zu annektiren. Die Einzelheiten dieser Festsetzungen sind für den Fernerstehenden bedeutungslos; wichtig allein ist der Kern des Gesetzentwurfes, das Eingeständniß, daß nach langjähriger aufopferungsvoller Thätigkeit und nach riesigen Opfern an Geld der König von Belgien sein Unternehmen fortzuführen aufgibt; er ist hierzu gezwungen, denn in diesen Jahren sind die Hoffnungen so wenig gewachsen, daß das Privatkapital statt williger zuzufließen, sich vielmehr jetzt völlig zurückzieht. Auch diese Unternehmung in Afrika ist also zusammengebrochen; und eine alte Lehre wurde damit wieder von Neuem bestätigt. Was nützen gegenüber diesen harten Thatsachen die Deklamationen der Kolonialschwärmer!

Für den belgischen Staat steht jetzt eine ernste Entscheidung bevor; thut er den ersten Schritt, um eine Kolonialmacht zu werden, so stürzt er sich nicht allein in unbegrenzte finanzielle Verpflichtungen, sondern er ändert auch seine internationale Stellung; in Europa ist Belgien durch Verträge vor kriegerischer Vergewaltigung nach Möglichkeit gesichert; ein afrikanischer Besitz aber genießt nicht diese Vortheile und kann das Mutterland in schwierige Verwicklungen mit hineinziehen. Es mag ein schwerer Entschluß sein, das hochherzige Werk des edlen Königs Leopold im Stich zu lassen, aber es scheint, daß die Staatsklugheit schon vor dem ersten Schritt warnt, der sicherlich schließlich zur späteren gefahrvollen Annektion des Kongostaates durch Belgien führen würde.

In Spanien ist ein konservatives Kabinet durch die Uneinigkeit der Liberalen ans Ruder gekommen. An der Spitze des neuen Ministeriums steht Canovas, der oft genug diese Stellung inne gehabt hat. Die Berufung der Konservativen hat, wie stets in Spanien, den Zusammenschluß der Liberalen angebahnt und ein Aufflackern der republikanischen Partei veranlaßt. Diese Bewegung sucht das neue Ministerium dadurch niederzuhalten, daß es zunächst überaus gemäßigt klingende Erklärungen abgegeben hat.

* * *

Rückblick auf den Reichstag.

Zwischen der Wintersession, die vom November bis in den Januar währte, und der Sommersession, die vom Mai bis in den Juli währte, liegen Ereignisse von großer Wichtigkeit. Das Mandat des unter so ungewöhnlichen Umständen gewählten Kartellreichstags lief ab, und an seine Stelle wurde ein neuer, anders zusammengesetzter Reichstag gewählt. Das war ein Ereigniß, welches zwar Aufregungen im Gefolge hat, aber sich doch im Laufe der Zeiten alle drei Jahre wiederholt hatte. Aber dazu trat unerwarteter Weise ein anderes Ereigniß, das sich nicht wiederholen kann. Fürst Bismarck trat von seinem Posten als Reichskanzler zurück; er forderte seinen Abschied, oder wenn man seiner eigenen Sprechweise folgen will, er wurde entlassen. Er wurde ersetzt durch einen Mann, der bis dahin gar keinen Ruf als Politiker gehabt, und nach solchem niemals gestrebt hatte, der aber als ein ausgezeichneter General, als ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann und als wohlmeinender Patriot das Zutrauen des Kaisers gewonnen und es bisher gerechtfertigt hat. Den unzähligen geflügelten Worten, die vom Fürsten Bismarck in der Welt umherlaufen, hat General von Caprivi bisher nur ein einziges entgegenzusetzen: unter ihm werde die Politik langweilig werden. Gott gebe, daß sich das Wort buchstäblich erfüllt; bisher sind leider einige interessante Zwischenfälle vorgekommen, die vielleicht noch auf die alte Rechnung zu buchen sind.

Trotz dieser großen Dinge, die zwischen die Wintersession und die Sommersession hineingefallen sind, gehören die beiden Sessionen innig zusammen; man kann das Bild von einem Versfuße anwenden, in dem eine starke Cäsur fällt; die Sommersession hat sich ausschließlich mit Dingen beschäftigt, die schon in der Wintersession hätten erledigt werden können und erledigt werden sollen; sie wurde mit Dingen befaßt, welche von alters her die Regierungen lieber nach den Wahlen als vor den Wahlen zu erledigen pflegten. Selbst der Reichshaushalt, der nach der Verfassung vor Beginn des Etatsjahres in einem Gesetze zusammengestellt werden soll, hat erst durch die Sommersession seine Gestalt gewonnen.

Die Wintersession zeichnete sich aus durch die eigenthümliche Erscheinung einer totalen Kanzlerfinsterniß. Fürst Bismarck ließ sich nicht sehen; er ließ auch nicht so viel von sich hören, als seine Anhänger wünschten. Man kann es jetzt für eine erwiesene Thatsache halten, daß eine Anzahl von Gegenständen, die theils vom Bundesrath, theils von der Reichsbehörde angeregt worden waren, einfach aus dem Grunde liegen blieben, weil Fürst Bismarck für dieselben kein Interesse gewinnen konnte. Hierher gehören die Gehaltserhöhungen der niederen Beamten, die Einschränkung des militärischen Gerichtsstandes, die Umgestaltung des Militärstrafprozesses, die Regelung der Verhältnisse der weiblichen und jugendlichen Arbeiter, die Gewerbegerichte. In dieser Liste, die vielleicht noch zu vervollständigen wäre, sind durchweg solche Reformen aufgeführt, über deren Nothwendigkeit im Grunde Jedermann einverstanden war, gegen welche auch Fürst Bismarck selbst einen sachlichen Grund niemals angeführt hat oder durch andere hat anführen lassen, mit denen sich zu beschäftigen er aber nicht die Stimmung finden konnte, und die nun unerledigt blieben, weil kein anderer sich befugt hielt, in seiner Vertretung die Sache in die Hand zu nehmen. Wenn einmal wieder die Frage angeregt wird über die Vorzüge des Kollegialsystems und Kanzlersystems, wird man sich dieser Vorgänge erinnern müssen.

Die Session blieb arm an gesetzgeberischen Vorschlägen. Im letzten Augenblicke, der durch das Gesetz offen gelassen war, kam die Verlängerung des Bankgesetzes und der Reichsbank zu Stande und seltsamer Weise konnte in diesem der Regierung so sehr ergebenen Reichstage diese wichtige Angelegenheit nur dadurch erledigt werden, daß die „stets nörgelnde, stets verneinende" freisinnige Partei, die überdies sehr schwach vertreten war, in seltener Vollzähligkeit und Einmüthigkeit die Regierung unterstützte und so eine dilettantische Erledigung der Angelegenheit verhinderte.

Außer mit dieser zwar wichtigen, aber an Umfang kleinen Vorlage beschäftigte sich der Reichstag nur noch mit der Verlängerung des Sozialistengesetzes und brachte sie nicht zu Stande. Zwar war die große Kartellmajorität darüber einig, daß das Sozialistengesetz verlängert, in manchen Stücken sogar verewigt werden müsse, und daß das Kartell, ehe seine Macht zusammenbräche, noch berufen sei, dem Vaterlande diesen Dienst zu erweisen. Aber über die näheren Bestimmungen gingen die Ansichten auseinander; die Nationalliberalen wollten einigermaßen mildern, die Konservativen hätten lieber noch verschärft. Der Zwiespalt zwischen ihnen spitzte sich in der peinlichsten Weise zu. Ein erlösendes Wort aus Friedrichsruh konnte ihnen die ersehnte Möglichkeit bringen, sich wieder zu vereinigen; aber dieses erlösende Wort blieb aus. Und so trat denn am letzten Tage der Session der Zustand ein, daß die Verlängerung des Sozialistengesetzes nicht erfolgen konnte, obwohl die Majorität bereit war, es zu verlängern.

Was den Fürsten Bismarck zu dieser schweigenden Zurückhaltung veranlaßt hat, darüber liegt ein Dunkel und es ist zweifelhaft, ob dasselbe jemals gelichtet werden wird. Zweierlei ist möglich; entweder war seine Entschlußfähigkeit gelähmt oder er beabsichtigte, die Ablehnung des Sozialistengesetzes zum Ausgangspunkte einer großen Aktion zu machen, bei welcher er ein Strafgericht an denen vollziehen wollte, die auch nur in Nebenpunkten von ihm abwichen.

Die Ablehnung des Sozialistengesetzes war die letzte That des Kartellreichstages gewesen. In politischen Kreisen hatte man sie zwar seit langer Zeit mit Bestimmtheit vorhergesehen, aber in der großen Menge wirkte sie überraschend. Man wußte, daß die Kartellparteien die Majorität hatten, man wußte, daß sie die Verlängerung des Sozialistengesetzes wollten; was in aller Welt konnte sie hindern, demselben zuzustimmen? Die Zeitungen gaben sich immer neue Mühe, einen Kommentar zu dem Ereignisse zu liefern; die Leser verstanden ihn nicht.

In der That kam die Unnatur und das Unrecht des Kartells an diesem Punkte recht klar zum Vorschein. Weil zwei oder drei Parteien in einer gewissen Frage, die sie als eine hochwichtige und schöne, die aber in der That von untergeordneter Bedeutung war, übereinstimmten, glaubten sie den Zeitpunkt für gekommen, die prinzipiellen Gegensätze, die seit langer Zeit zwischen ihnen bestanden hatten, zu vergessen und als eine ungetheilte Partei in den Wahlkampf zu ziehen. Als sie den Sieg erfochten hatten, rühmten sie sich, der Regierung eine sichere Majorität bei allen Fragen darbieten zu können. Und diese Majorität versagte gerade bei demjenigen Gesetze, welches sie, wiederum mit Unrecht, für das wichtigste hielten.

Um das Septennat durchzusetzen, war das Kartell abgeschlossen worden; unter dem Vorwande, daß die Gegner des Septennats die Sicherheit des Reichs beeinträchtigten, waren die Freisinnigen mit dem höchsten Aufgebot von Haß bekämpft worden. Kaum war die neue Majorität geschaffen, so wurde sie zu einer Anzahl von Dingen gebraucht, von denen im Wahlkampf auch nicht von fern die Rede gewesen war, zu einer Verstümmelung der verfassungsmäßigen Rechte der Wähler durch Verlängerung der Legislaturperioden, zu einem Branntweinsteuergesetz, welches der begünstigten Kaste der östlichen Brennereibesitzer ein jährliches Geschenk von vielen Millionen in den Schoß warf, zu einer das Maß des Erträglichen übersteigenden Erhöhung der Getreidezölle, zu einer Beschränkung der Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, von welcher in einzelnen Fällen bereits ein recht unheilvoller Gebrauch gemacht worden ist. Und bei alledem war doch das nicht erreicht worden, was man erreichen wollte, eine Majorität, die der Regierung für alle Fälle einen sicheren Rückhalt bot.

Am Vorabend, ehe der Reichstag geschlossen wurde, traf Fürst Bismarck in Berlin ein und mußte schnell erkennen, daß er in seiner langen Abwesenheit Vieles versäumt habe. Der Kaiser hatte in Betreff eines bestimmten Punktes die Ueberzeugung gewonnen, daß Fürst Bismarck im Unrecht sei. Die Beschränkungen der Frauen- und Kinderarbeit, welche der Reichstag dreimal gefordert und Fürst Bismarck dreimal mit kurzer Handbewegung zurückgewiesen hatte, billigte der Kaiser nicht allein, sondern wollte sogar noch darüber hinausgehen. Es war vor der Hand nur ein einziger Differenzpunkt, aber für einen Mann, der seit Jahrzehnten in allen Dingen seinen Willen durchgesetzt hatte, war es ein herber Schlag, auch nur in Einem Punkte nachgeben zu müssen. Und bald knüpften sich daran weitere Folgen. Stand es einmal fest, daß Fürst Bismarck in Einem Punkte zweifellos Unrecht gehabt habe, so lag es nahe, einmal eingehend zu prüfen, ob er denn wirklich in allen anderen Punkten Recht hatte. Es entwickelten sich schnell eine Reihe von anderen Differenzpunkten, und unter dem Eindrucke der Wahlen kam es endlich dahin, daß Fürst Bismarck gezwungen wurde, den Abschied zu nehmen.

Der Verlauf der neuen Session, der ersten unter einem neuen Reichskanzler, kann uns allerdings nicht mit dem Gefühle einer befriedigenden Zufriedenheit erfüllen, aber er bietet uns doch vieles, worüber wir eine aufrichtige Genugthuung empfinden müssen. Wichtiger als alles, was in dieser Reichstagssession geschehen ist, ist etwas, was in derselben unterlassen worden. Das Sozialistengesetz ist nicht wieder eingebracht worden. Die Regierung hat über die Absichten, die sie hegt, niemals etwas verlauten lassen, aber sie hat es stillschweigend unterlassen, die Verlängerung desselben zu beantragen. Es läuft am 30. September ab und in Leipzig ist der kleine Belagerungszustand bereits aufgehoben; daran ist nichts mehr zu ändern. Wenn wir keinen anderen Erfolg erzielt hätten, als den, daß dieses Gesetz endlich beseitigt wird, so hätten wir schon aus diesem Grunde Anlaß, den Wahltag des 20. Februar als einen Sieg zu preisen; denn wäre die Kartellmajorität wiedergekommen, so wäre das Sozialistengesetz verlängert worden.

Die zweite erfreuliche Thatsache, die zu berichten ist, ist die, daß dem Kolonialfanatismus unübersteigliche Schranken gezogen worden sind. Das deutsch-englische Abkommen bedeutet einen Wendepunkt. Während Fürst Bismarck stets versichert hatte, kein Kolonialmensch zu sein, und dennoch der wüstesten Kolonialagitation freien Spielraum ließ, machte Herr von Caprivi die Worte wahr, mit denen er seine Stellung zur Kolonialpolitik bezeichnet hat: er werde das einmal Errungene nicht wieder loslassen, aber zu neuen Abenteuern die Hand nicht bieten. Das deutsch-englische Abkommen ist ein Ergebniß hoher Staatsweisheit. Es erspart uns zwar nicht das Bedauern, daß in der Vergangenheit viel Geld nutzlos vergeudet worden ist, aber es befreit uns von manchen Sorgen für die Zukunft.

Die von der freisinnigen Partei zuerst angeregten Gehaltserhöhungen für die unteren Beamten sind bewilligt worden.

Die Arbeiterschutzgesetzgebung ist in Fluß gebracht. Allerdings enthält der vorgelegte Gesetzentwurf, der noch viele Arbeit verursachen wird, manche Bestimmungen, denen wir auf das entschiedenste widersprechen müssen. Aber der Widerstand, der sich gegen jeden Fortschritt stemmt, ist bezwungen.

Ein Entwurf über die Gewerbegerichte, den die freisinnige Partei seit langer Zeit befürwortet hatte, ist angenommen worden. Uns desselben zu erfreuen sind wir außer Stande, da die einzelnen Bestimmungen desselben in herbem Widerspruch zu unseren Wünschen stehen. Das Centrum hat durch eine Klausel, welche die Innungsschiedsgerichte

über Gebühr begünstigt, die Regierungsvorlage verschlechtert.

Ich habe in dieser Aufzählung begonnen mit denjenigen Punkten, die unsere ungetheilte Zustimmung erregten und bin allmählich zu denjenigen übergegangen, von denen als „in gleichen Schalen Schmerz und Freude wägend" zu sprechen ist. Es bleibt ein Beschluß übrig, der nur mit lebhaftestem Bedauern erwähnt werden kann. Nachdem in den letzten Jahren die Militärlast erheblich gesteigert worden war, ist von Neuem eine Vorlage durchgegangen, welche die Zahl der Truppenabtheilungen erheblich vermehrt, ohne durch eine Abkürzung der Dienstzeit Kompensationen zu gewähren. Die freisinnige Partei hat die Einführung der zweijährigen Dienstzeit empfohlen und ist damit in der Minorität geblieben. Das Centrum hat den Ausschlag dahin gegeben, daß die zweijährige Dienstzeit zwar in einer Resolution zu empfehlen, aber nicht zur Vorbedingung der Bewilligung zu machen sei. Und Herr von Bennigsen hat das Centrum mit der Bemerkung unterstützt, daß die zweijährige Dienstzeit „ungeheuer populär" sei. Von Neuem hat man versucht, die Kriegsbesorgnisse in der großen Menge zu entfesseln, von Neuem hat man die freisinnige Partei angeklagt, die Wehrfähigkeit des Vaterlandes preiszugeben. Nachdem wir die Winterstürme zu Anfang des Jahres 1887 durchgemacht, fechten uns diese Brisen nicht mehr an. Im Jahre 1887 haben wir den Satz verfochten, daß das Septennat nicht nothwendig sei und sind dafür verketzert worden; heute steht die Frage, ob nicht die Friedensstärke jährlich zu bewilligen sei, schon zur ernsten Erwägung. Wir dürfen darauf rechnen, und auch im gegnerischen Lager macht man sich darauf ernstlich gefaßt, daß in nicht zu langer Zeit die Nothwendigkeit der zweijährigen Dienstzeit von allen Seiten anerkannt werden wird.

Wären wir Pessimisten, so würden wir mit dem Verlauf der Sommersession in hohem Grade unzufrieden sein. Wir sind aber Optimisten und nehmen mit jeder Abschlagszahlung vorlieb. Freilich behandeln wir jede Abschlagszahlung als eine Abschlagszahlung und hüten uns, was wir darüber hinaus zu fordern haben, in den Schornstein zu schreiben. Wir haben niemals daran geglaubt, daß unsere Politik plötzlich umschlagen wird; niemals daran geglaubt, daß in naher Zeit die Liberalen zur Leitung der Politik berufen werden. Wir sind einstweilen zufrieden, wenn solchen Bestrebungen, die wir für verderblich erachten, ein Halt geboten wird, und da dürfen wir unter mehr als einem Gesichtspunkt mit der abgelaufenen Session zufrieden sein.

Alexander Meyer.

Achthundert Millionen Unterbilanz.

Den deutschen Schutzzöllnern ist kurz nach Schluß des Reichstags ein schweres Leid widerfahren. Die Werthberechnung der Waaren-Ein- und Ausfuhr Deutschlands im Jahre 1889 ist im Anfange des Monats Juli veröffentlicht worden. Die Feststellung der Thatsache, daß im vergangenen Jahre für 4015 Millionen Mark Waaren eingeführt und nur für 3167 Millionen Mark ausgeführt worden sind, muß mit dem Ergebniß der darnach zu berechnenden Unterbilanz von 848 Millionen Mark ein höchst unerfreuliches Ereigniß für die Vertheidiger der herrschenden Zollpolitik bilden. Vielleicht könnten dieselben einen Trost darin zu finden suchen, daß solche Berechnungen allzumal der wünschenswerthen Genauigkeit entbehren, und da für das Jahr 1888 die Unterbilanz nur 84 Millionen Mark betrug, die erschreckende Verzehnfachung dieser Unterbilanz von einem Jahre zum anderen doch möglicherweise auf ein Versehen bei der Berechnung zurückzuführen sei. Aber selbst dieser Trost muß ihnen genommen werden. Die Werthberechnung ist in diesem Jahre augenscheinlich mit ganz besonderer Sorgfalt vorgenommen worden. Einmal hat man es diesmal versucht, für die einzelnen ein- oder ausgeführten Waaren die Schätzung nicht nur im Ganzen, sondern in Rücksicht auf das Land der Herkunft oder der Bestimmung auszuführen. Sodann ist auf die Berechnungsarbeit selbst eine weit längere Zeit als früher verwendet worden, denn die Veröffentlichung der Ergebnisse ist diesmal einen vollen Monat später als in früheren Jahren erfolgt. In denselben Tagen, in welchen die englische Handelsstatistik bereits die Werthzahlen der Ein- und Ausfuhr für das erste Semester des laufenden Jahres publizirte, konnte die deutsche Handelsstatistik dem Publikum erst die Werthzahlen für das vergangene Jahr vorlegen. Es wird darnach unseren Schutzzöllnern nichts anderes übrig bleiben, sie werden die mit solchem Fleiße und mit solcher Vorsicht gewonnenen Resultate gegen sich gelten lassen müssen.

Wenn man bei Betrachtung der Ergebnisse der neuesten Werthstatistik an erster Stelle nicht der wirthschaftlichen Verhältnisse, welche sich darin wiederspiegeln, sondern der streitenden zollpolitischen Parteien gedenkt, so hat dies seinen guten Grund. Thatsächlich ist von den Schutzzöllnern aller Zeiten und aller Orten die Frage der sogenannten Handelsbilanz zum Angelpunkt ihres Kampfes mit den Freihändlern gemacht worden. Ein Ueberschuß der Waarenausfuhr über die Waareneinfuhr wurde eine günstige Handelsbilanz, das umgekehrte Verhältniß eine ungünstige Handelsbilanz genannt. Zur Zeit der Herrschaft der merkantilistischen Theorie, von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an, hat dabei die Vorstellung vorgeherrscht, daß die Differenz zwischen Ein- und Ausfuhr nothwendig durch Edelmetalle, Gold oder Silber, ausgeglichen werden müsse, und die Hebung des Wohlstandes eines Landes davon abhängig sei, daß dasselbe im internationalen Verkehr ein Ueberwiegen der Ausfuhr erziele, welches ein entsprechendes Zuströmen von Edelmetall aus dem Auslande zur Folge haben müsse. Diese rohe Auffassung des auswärtigen Handels, welche den wahren Reichthum eines Landes schließlich allein in der Menge des darin angesammelten Goldes und Silbers sah, ist von der Zollschutztheorie der neueren Zeit nicht völlig unverändert übernommen worden; die Schutzzöllner des neunzehnten Jahrhunderts sind nicht ganz mehr die „Midasgläubigen", welche die Merkantilisten des 15. und 16. Jahrhunderts gewesen sind. Aber die Grundanschauung ihrer geistigen Vorfahren, daß die Waareneinfuhr ein wirthschaftlicher Nachtheil und die Waarenausfuhr ein wirthschaftlicher Vortheil sei, haben sie allerdings festgehalten, und von dieser Anschauung sind sie auch zu derselben Schlußfolgerung gekommen, daß das wirthschaftliche Heil eines Landes nur gesichert sei, wenn die Waareneinfuhr mit allen Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung erschwert und verhindert, die Waarenausfuhr dagegen erleichtert und befördert werde. Man hütete sich davor, den Reichthum eines Landes einfach mit seinem Besitz an Edelmetallen zu identifiziren, aber man erklärte, daß ein Land „ausgepowert" werden müsse, in dessen Handel die Einfuhr dauernd die Ausfuhr übersteige. Alle Vorschläge und Gesetze, welche durch Einfuhrzölle und Einfuhrverbote den schädlichen Import fernzuhalten, dagegen durch Rückzölle und Ausfuhrprämien den nützlichen Export zu steigern suchen, sind aus dieser Grundanschauung entsprungen.

In den zollpolitischen Kämpfen während der siebenziger Jahre in Deutschland war es deshalb für die Schutzzöllner das beliebteste Argument, daß, wie die Statistik zeige, unser Land mit fremden Waaren überschwemmt werde und deshalb in Kurzem dem wirthschaftlichen Ruin entgegengehen müsse. Man nahm keine Rücksicht darauf, daß bei den Mängeln der damaligen Handelsstatistik von einer einigermaßen zutreffenden Werthberechnung überhaupt nicht die Rede sein konnte, daß bei der Einfuhr große Waarenmengen angeschrieben wurden, welche nur für die Durchfuhr oder für den internationalen Zwischenhandel bestimmt waren, und daß bei der Ausfuhr große Waarenmengen, namentlich werthvolle Textilerzeugnisse, gar nicht oder doch nur sehr lückenhaft festgestellt wurden. Man kann kaum eine schutzzöllnerische Streitschrift aus jenen Tagen öffnen, in der nicht

die Behauptung paradirte von den 7 bis 8 Milliarden Mark Unterbilanz, die sich in der Freihandelsperiode von 1872 bis 1878 herausgestellt habe. Nun will es das Schicksal, daß auf der Höhe des 1879 inaugurirten agrarisch-schutzzöllnerischen Systems, in einem geschäftlich überwiegend günstigen Jahre, das Deutsche Reich sich plötzlich weit zurückgeworfen sieht in den unseligen Zustand einer gewaltigen Unterbilanz. Die Jahre 1880 bis 1888 hatten nach den handelsstatistischen Berechnungen mit geringen Schwankungen ein kleines Uebergewicht theils der Einfuhr, theils der Ausfuhr ergeben. Jetzt ist eine — in schutzzöllnerischem Sinne — überaus ungünstige Wendung eingetreten. Die deutsche Waareneinfuhr hat im Jahre 1889 mit 4015 Millionen Mark eine Höhe wie in keinem Jahre zuvor erreicht, sie übertrifft selbst die höchsten Ziffern früherer Jahre um Hunderte von Millionen. Die Waarenausfuhr steht ebenfalls hinter einer Reihe früherer Jahre zurück, und wenn nicht vor der Reform von 1880 unsere Exportstatistik so ungenügend gewesen wäre, würde sich wahrscheinlich nachweisen lassen, daß sie in den meisten früheren Jahren bereits einen höheren Stand erreicht hat. Betreffs der Bilanz zwischen Einfuhr und Ausfuhr stellt sich das letzte Jahr der gegenwärtigen Schutzzollperiode — nach schutzzöllnerischer Auffassung — ebenfalls weit ungünstiger als das letzte Jahr der Freihandelsperiode. Für das Jahr 1878 ist, trotz der damals lückenhaften Ausfuhrstatistik, die Unterbilanz im auswärtigen Waarenverkehr nur auf 627 Millionen Mark berechnet, während sie für 1889, wie bemerkt, auf 848 Millionen Mark beziffert ist. Hat damals die ungünstige Handelsbilanz den Hauptanlaß zu einer Aenderung der Handelspolitik abgegeben, so müßte nunmehr wiederum der Gedanke an eine neue handelspolitische Aera nahegelegt sein.

Daß von freihändlerischer Seite um einer ungünstigen „Bilanz" willen eine solche Forderung nicht gestellt werden wird, bedarf keines ausführlichen Beweises. Denn die Richtigkeit dieser Bilanztheorie ist von Anfang an von den Freihändlern bestritten worden, und gerade die Freihändler haben auch in der volkswirthschaftlichen Theorie einer besseren Einsicht in das Wesen und die Bedeutung des internationalen Waarenverkehrs die Bahn gebrochen. Es steht heutigen Tages, abgesehen von den Dogmatikern einer schutzzöllnerischen Interessentenliga, fest, daß die Anschauung, nach welcher jede Waareneinfuhr eine Forderung des Auslandes an das Inland und umgekehrt jede Waarenausfuhr eine Forderung des Inlandes an das Ausland darstellt und aus der Bilanz des internationalen Waarenhandels die Bilanz dieser Forderungen ersichtlich wird, irrthümlich ist. Theoretisch stand dies für die Freihandelspartei fest, solange in Europa ein energischer Kampf zwischen Freihandel und Schutzzoll geführt worden ist; es ist ein Verdienst Soetbeer's, die Richtigkeit dieser theoretischen Ueberzeugung auch aus der Beobachtung der Praxis treffend und erschöpfend nachgewiesen zu haben. Der internationale Handel in Waaren bildet eben nur einen Theil der mannigfaltigen wirthschaftlichen Beziehungen, welche bei den heutigen Verkehrsverhältnissen sich zwischen verschiedenen Staaten herausgebildet haben. Da sind an erster Stelle zu nennen als die nächstliegenden die Transportleistungen für Personen und Güter, welche zu Wasser und zu Lande, ein Land für die Angehörigen anderer Länder besorgt; zunächst stehen alsdann die Verpflichtungen, welche sich aus dem Versicherungsgeschäft an Prämien und Entschädigungen ergeben. Der Reiseverkehr schafft Bestimmungen und Gegenleistungen. Weiter kommt in Betracht der Besitz ausländischer Werthpapiere, der in Form von Zinsen, Dividenden und Tilgungsraten eine dauernde Verpflichtung einzelner Länder gegen andere darstellt, ferner die gewerblichen Anlagen fremder Staatsangehöriger, der Veredlungsverkehr u. s. w. Das Gesammtergebniß aus allen auf diese Weise zwischen den einzelnen Staaten entstandenen Verbindlichkeiten ist, einschließlich des Waarenverkehrs, unter der Bezeichnung Zahlungsbilanz zusammengefaßt worden. Von dieser Zahlungsbilanz bildet naturgemäß die Handelsbilanz, welche allein das Facit aus der internationalen Waarenbewegung zieht, nur einen Theil. Dieser Theil läßt sich aber nicht aus der Gesammtheit des internationalen Verkehrs herausschneiden, etwa wie ein Kreissegment aus einem Kreise, mit tausend Fasern ist er mit allen anderen wirthschaftlichen Beziehungen der verschiedenen Staaten unter einander verbunden. Leistung und Gegenleistung können sich denn auch auf sehr verschiedenen wirthschaftlichen Gebieten vollziehen. Die Hergabe eines Kapitals zu Staatsanleihen oder wirthschaftlichen Aufgaben, z. B. zu einem Eisenbahnbau, mag ihr Aequivalent in einer dauernden Sendung von Produkten zur Verzinsung und Amortisation finden; für die Abgabe erheblicher Getreidemengen mag durch entsprechende Transportleistungen zur See die Deckung geliefert werden. So erklärt es sich auch, daß die wirthschaftlich kräftigsten und höchst entwickelten Länder, wie England, Frankreich und Belgien, fortdauernd in ihrem Außenhandel eine große Unterbilanz aufweisen, während die anderen Staaten stark verschuldete Länder, wie Oesterreich-Ungarn und Rußland, ebenso regelmäßig einen erheblichen Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr zeigen. Nicht in mathematischen Formen bewegt sich eben der internationale Verkehr, auch er bildet ein großes Lebendiges, dessen einzelne Theile nur im Zusammenhange mit allen anderen Theilen verstanden werden können. Die Ausgleichung durch Baarzahlungen spielt dabei eine nur sehr untergeordnete Rolle, wie denn auch der Gesammtvorrath der Welt an Edelmetallen gegenüber dem Gesammtumschlag im internationalen Verkehr nur ein sehr geringfügiger ist. Deutschland bezieht z. B. in jedem Jahre für 180 bis 200 Millionen Mark Kaffee für seinen Konsum vom Auslande; es würde keine Goldkrone mehr im Lande sein, wenn die Deutschen genöthigt wären, auch nur zehn Jahre lang ihren Kaffeebedarf alljährlich mit baarem Gelde zu bezahlen.

Es ist selbstverständlich, daß unter diesen Umständen die Werthberechnung der Waaren-Ein- und Ausfuhr und die Aufstellung einer Waarenhandelsbilanz eine sonderliche Wichtigkeit überhaupt nicht beanspruchen kann. Sie vermag über den Stand der Verbindlichkeiten eines Landes gegen andere Länder keine Auskunft zu geben, ganz abgesehen davon, daß die Berechnungen selbst überall an erheblichen Mängeln, sei es bei der statistischen Ermittelung, sei es bei der Schätzung der Werthe, leiden. Die Werthberechnung liefert im besten Falle nichts weiter als den einzigen handlichen ziffermäßigen Ausdruck für die Thatsache, daß der internationale Waarenverkehr eines Landes in der einen oder anderen Richtung gestiegen oder gefallen ist. Die Bedeutung des internationalen Waarenverkehrs selbst ist dabei durchaus nicht zu unterschätzen, gibt er doch einen Maßstab für die erreichte Höhe der internationalen Arbeitstheilung ab. Aber die Zunahme der Waareneinfuhr ist nicht zu beklagen und die Zunahme der Waarenausfuhr ist nicht zu bejubeln. Deckt z. B. ein Land die Verzinsung eines Kapitals, welches von einem anderen Lande zu wirthschaftlichen Anlagen hergeliehen ist, durch einen stärkeren Export von Produkten, der im anderen Lande als Import erscheint, so ist dies für beide Länder ein Vortheil; aber dieser Vortheil wird noch erheblich gesteigert, wenn das erste Land über den Betrag der Zinsen hinaus leistungsfähig für den Weltmarkt wird und nunmehr sich ein gegenseitiger Waarenaustausch in Einfuhr und Ausfuhr herausbildet. Die Entwicklung der Waarenausfuhr ist werthvoll für jedes Land, nicht deshalb, weil sie die Handelsbilanz verbessert, sondern weil sie, ebenso wie die Entwicklung der Einfuhr, einen Fortschritt in der internationalen Arbeitstheilung bedeutet, welche ihrerseits erst die Vortheile für die wirthschaftliche Kultur vollendet, welche die Arbeitstheilung in jedem einzelnen Lande schafft.

Von diesen Gesichtspunkten aus muß auch die neueste Gestaltung der Waaren-Ein- und Ausfuhr Deutschlands beurtheilt werden. Die Einfuhr hat sich gegen das Vorjahr um 724 Millionen Mark gesteigert, die Ausfuhr um 39 Millionen Mark vermindert. Zur Erklärung dieser Wandlung hat man sich zunächst darauf berufen, daß durch den Eintritt Hamburgs, Bremens und einiger kleinerer Zollausschlüsse in das Zollgebiet in unserer Handelsstatistik sich

eine gewisse Verschiebung vollzogen hat; was im früheren Zollgebiet als Ausfuhr in jene Zollausschlüsse angeschrieben wurde, ist jetzt aus der Ausfuhrstatistik ausgeschieden, weil es in den Binnenverkehr fällt, und was in diesen Zollausschlüssen früher als Einfuhr vom Auslande angeschrieben wurde, ist jetzt der Einfuhrstatistik des Zollgebiets zugewachsen. Aber abgesehen davon, daß doch auch die selbständige Handels- und Produktionsthätigkeit dieser Plätze hiergegen ein gewisses Gegengewicht bildet, kann diese ganze Erklärung sich doch nur auf einen Theil der eingetretenen Veränderungen beziehen. Man hat ferner darauf hingewiesen, daß in Folge der ungünstigen Ernte allein der Bezug von Getreide sich gegen das Vorjahr um 160 Millionen Mark erhöht hat, daß die regere Beschäftigung der Textilindustrie eine Mehreinfuhr an Spinnstoffen und Garnen um 174 Millionen Mark zur Folge gehabt hat. Aber diese Thatsachen geben noch immer nicht genügenden Aufschluß über die Ursachen der so scharf hervorgetretenen Aenderungen.

Das Jahr 1889 ist fast überall ein Jahr erhöhter geschäftlicher Thätigkeit und lohnender wirthschaftlicher Arbeit gewesen; die vielfach vorgekommenen Arbeiterausstände haben dieses Ergebniß schmälern, aber nicht aufheben können. Eine allgemeine Belebung des Geschäfts aber muß naturgemäß ihre Wirkungen sowohl auf die Einfuhr als auf die Ausfuhr ausüben. So ist es auch in den anderen großen Industriestaaten geschehen. In England hat sich z. B. die Einfuhr um 812 Millionen Mark oder 10½ Proz. gehoben, aber auch die Ausfuhr hat sich um 285 Millionen Mark oder 6 Proz. gesteigert; in Frankreich ist die Einfuhr um 68 Millionen Francs oder 1½ Proz., die Ausfuhr um 362 Millionen Francs oder 11 Proz. gestiegen; Belgiens Einfuhr hat sich um 3 Proz., seine Ausfuhr um 14 Proz. erhöht. Die Ergebnisse der deutschen Handelsstatistik bieten insofern ein sehr abweichendes Bild, als hier einer außerordentlich starken Vermehrung der Einfuhr, eine Verminderung der Ausfuhr gegenübersteht, die, wenn sie dem Werthe nach nicht allzu beträchtlich, doch der Menge nach recht ansehnlich ist.

Man beruft sich zur Erklärung darauf, daß die deutsche Industrie in ungemein erhöhtem Maße für den inländischen Markt beschäftigt gewesen sei; die Ueberhäufung mit Aufträgen für den inländischen Bedarf habe geradezu vielfach die Abweisung von Aufträgen aus dem Auslande zur Folge gehabt. In gewissem Umfange mag dies thatsächlich stattgefunden haben. Aber auch in anderen Ländern hat sich die gewerbliche Thätigkeit für das Inland sehr gesteigert, während doch gleichzeitig die Ausfuhr gewachsen ist. So hat z. B. England an Spinnstoffen, vornehmlich für den inländischen Markt, für 217 Millionen Mark mehr eingeführt; der Verbrauch von Roheisen für das Inland hat sich dort, nach Schätzung des „Economist“, von 3 250 000 Tons auf 4 900 000 Tons erhöht.

Was die besondere handelspolitische Situation Deutschlands charakterisirt, sind doch noch andere Momente. Auf der einen Seite mag der Bedarf für den inländischen Markt hier in der That eine außerordentliche Steigerung erfahren haben, welche sich durch die gesteigerte Thätigkeit der Industrie für öffentliche Zwecke, namentlich für die Militärverwaltung, erklärt. Aber eine solche Steigerung ist ihrer Natur nach vorübergehend, und wenn die damit gegebene Nachfrage verschwindet, muß in der Beschäftigung der Industrie eine empfindliche Lücke entstehen. Sodann haben sich die großen, mit hohen Schutzzöllen bedachten Industriezweige bei uns allzu sehr gewöhnt, einen Theil ihrer Produktion zu Schleuderpreisen nach dem ausländischen Markte abzustoßen. Dieser kurzsichtigen Geschäftspraxis mußte sehr bald in dem Augenblicke ein Ende bereitet werden, wo der inländische Markt eine größere Aufnahmefähigkeit zeigte und durch die beträchtlichen Preiserhöhungen für Rohstoffe und Kohlen seitens der Kartelle das Exportgeschäft nach unlohnender als vorher werden mußte. Daß diese Momente von hervorragendem Einfluß gewesen sind, läßt sich auch daraus ersehen, daß der Veredlungsverkehr eine sehr bedeutende Zunahme erfahren hat; gewisse Exportindustrien haben sich eben genöthigt gesehen, auf die Verarbeitung inländischen Materials zu verzichten und die nöthigen Roh- und Hilfsstoffe lieber unter Zollkontrolle zollfrei zu beziehen.

Die Bedeutung der jetzt in unserer Handelsstatistik festgestellten Veränderungen im Außenhandel Deutschlands liegt demnach darin, daß daraus recht überzeugend hervorgeht, in welchem Maße die deutsche Gewerbsthätigkeit auf künstlichen Grundlagen beruht. Mehr als die Industrie eines anderen Landes ist die deutsche Industrie auf die Beschäftigung für öffentliche Zwecke angewiesen, mehr als alle ihre Konkurrentinnen ist sie abhängig von den Begünstigungen, welche ihr von der Zollgesetzgebung auf Kosten der Allgemeinheit zugewendet worden sind. Die hieraus sich ergebende Lehre ist kurz dahin zusammenzufassen, daß die deutsche Exportindustrie weit mehr als bisher auf sich selbst gestellt werden muß, wenn sie eine gesunde, ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte verbürgende Entwicklung nehmen soll.

M. Broemel.

Die Begründung des Deutschen Reichs.

Von Heinrich von Sybel. Fünfter Band.

Die Beurtheilung eines im Erscheinen begriffenen Werkes wird selbst dann, wenn der Standpunkt und die Eigenart des Verfassers wohl bekannt sind, mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen haben, weil die Disposition des Stoffes es mit sich bringen kann, daß Lücken und Mängel, die sich in den Anfängen fühlbar machen, weiterhin ihre völlige Ausgleichung finden. Von dieser Erwägung geleitet, habe ich es unterlassen, in der Besprechung der früheren Theile des Sybel'schen Werkes den auffälligen Umstand hervorzuheben, daß die Geschichte des preußischen Verfassungskonflikts in angemessener Ausführlichkeit nur bis zu dem Zeitpunkte der Preßordonnanz entwickelt wurde, um dann lediglich hier und da noch flüchtig berührt zu werden. Die Vermuthung lag nahe, daß der Verfasser den Faden nur vorläufig habe fallen lassen, um ihn an einem geeigneten Punkte wieder aufzunehmen und weiterzuspinnen. Dieser Punkt mußte natürlich spätestens da eintreten, wo der Konflikt sein Ende erreichte, also bei der Einbringung des Indemnitätsgesuches. Im fünften Bande ist Herr von Sybel bei diesem entscheidenden Abschnitte angelangt und darüber hinaus fortgeschritten; aber leider wird der Leser vergeblich das suchen, was zu finden er hoffen durfte. Von der Preßordonnanz, von den Wahlbeeinflussungen, von dem Mißbrauch des Bestätigungsrechtes, von den heftigen parlamentarischen Zusammenstößen erfährt er in dem umfangreichen Werke auch gar nichts und kann daher eine lebendige Anschauung aller die Zeit beherrschenden Faktoren unmöglich gewinnen. Offenbar liegt in dieser Lücke ein weit größerer Mangel als in den anfechtbaren Urtheilen über die Haltung der Opposition, die an geeigneten Punkten eingestreut sind. Mag man in dieser Beziehung dem Verfasser das Recht der subjektiven Kritik im weitesten Maße zugestehen, wenn er einmal Willens ist, den Verzicht auf kleine parteipolitische Vortheile als einen zu hohen Preis für das Streben nach historischer Objektivität zu betrachten; — allein die gänzliche Eliminirung erheblicher Thatsachen überschreitet doch das Maß des Zulässigen. Auch kann man dem nicht etwa die Ausrede entgegenstellen, daß es sich ja nur um eine Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches handle, daß Herr von Sybel also von vornherein nicht beanspruche, eine erschöpfende deutsche Geschichte dieses Zeitraums zu geben; denn wer beispielsweise den polnischen Aufstand so eingehend behandelt, wie es im zweiten Bande geschehen ist, der wird unmöglich solche Gründe für die dürftige Darstellung des preußischen Verfassungskonfliktes geltend machen können.

Das Bedauern über einen so schwerwiegenden Mangel wird nur gesteigert durch die vielen vortrefflichen Abschnitte,

welche auch der vorliegende fünfte Band wieder enthält. Es läßt sich kaum eine klarere, durchsichtigere Darstellung der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 denken, als sie dem gebildeten Leser hier geboten wird. Mit dem sichersten Takte ist die Grenze gezogen zwischen den Einzelheiten, die nur vom technischen Standpunkte des Militärs Interesse haben, und denjenigen Vorgängen, die das Gesammtbild konstituiren; nicht bloß in der Zeichnung, sondern auch im Kolorit ist es vortrefflich herausgearbeitet, und ebenso geschickt ist die Verknüpfung der diplomatischen mit den militärischen Ereignissen durchgeführt. Für die Verhandlungen mit Frankreich, Rußland, Italien hat der Verfasser viel neues Material zu verwerthen Gelegenheit gehabt und dadurch an zahlreichen Stellen festere Linien ziehen können, als es nach unserer bisherigen Kenntniß möglich war. Als das bedeutsamste Ergebniß des fünften Bandes möchte ich den tieferen Einblick bezeichnen, der uns in die Entstehungsgeschichte des Entschlusses zur völligen Entthronung der Herrscher von Hannover, Kurhessen und Nassau, und in den Zusammenhang dieses Entschlusses mit dem Verzicht auf den Eintritt der süddeutschen Staaten in den künftigen Bund eröffnet wird. Es ergibt sich daraus, daß noch nach der Schlacht von Königgrätz die Absichten des Königs und Bismarck's im Wesentlichen nur auf die Durchführung des Reformprojektes gerichtet waren; selbstverständlich war daneben die Einverleibung Schleswig-Holsteins beschlossene Sache, und allerlei kleinere Gebietsabtretungen mögen ja auch von Anfang an ins Auge gefaßt worden sein, obgleich das bei Sybel nicht ausdrücklich zu Tage tritt. Am besten wird der Standpunkt, den der König damals einnahm, durch einige Notizen charakterisirt, die er bei Empfang der Depesche Napoleons, welche die Abtretung Venetiens und die französische Vermittelung ankündigte, aufs Papier geworfen hat. „Er fragt“, berichtet Sybel, „was fordern wir? Die Antwort zeigt, daß er trotz aller Siege auf dem alten Standpunkt geblieben war: Annexion von Schleswig-Holstein, deutsche Bundesreform unter Preußens Leitung, oder, wie er es jetzt ausdrückte, Suprematie über ganz Deutschland. Dazu denn als einzige Folge der beispiellosen Triumphe: Ersatz der Kriegskosten; Abdikation der feindlichen Souveräne von Hannover, Kurhessen, Meiningen, Nassau zu Gunsten ihrer Thronfolger; Abtretung etwa eines böhmischen Grenzstrichs, Ostfrieslands, der Erbansprüche auf Braunschweig. Kein Gedanke an weitere Eroberungen, an Beseitigung eines deutschen Fürstenhauses. Zum Schluß nur die Frage: oder, abschlagen??“

In demselben Sinne äußerte sich an demselben 5. Juli der Gesandte von der Goltz gegen Drouyn de Lhuys. Aber indem er hervorhob, daß man die Souveräne von Hannover Kurhessen, Sachsen kaum wieder einsetzen könne, fügte er zugleich hinzu, wie Frankreich sich wohl zu dem Gedanken der Einverleibung ihrer Länder in Preußen stellen werde, und gewann den Eindruck, daß die Erhaltung Sachsens allerdings gefordert, gegen die Annexion Hannovers und Kurhessens aber kaum Widerspruch erhoben werden würde. Andererseits legte man in Paris bekanntlich das größte Gewicht darauf, daß die preußische Hegemonie sich nur auf den Norden Deutschlands erstrecke; insbesondere hatte auch die Kaiserin gegen die Vergrößerung Preußens nur geringe Bedenken, während sie die bundesstaatliche Einigung von ganz Deutschland als eine große Gefahr für Frankreich ansah.

Bismarck nahm in seiner ersten eingehenderen Aeußerung (vom 9. Juli) noch den Standpunkt ein, daß die völlige Einverleibung von Sachsen, Hannover und Hessen allerdings das Beste wäre, daß man sich aber auch mit Theilen dieser Länder begnügen könne und daß die Hauptsache die Disposition über die Kräfte Norddeutschlands in irgend einer Form sei. Auf die Heranziehung Süddeutschlands verzichtete er, weil dieselbe die feste Verschmelzung der künftigen Bundesglieder gefährden würde. Bis zum nächsten Tage scheint er sich dann mit dem Könige darüber verständigt zu haben, daß man die völlige Absetzung einiger Dynastien ins Auge fassen wolle. Immerhin lautet seine Instruktion vom 10. Juli an von der Goltz noch vorsichtig zurückhaltend: der Botschafter solle die Alternative zwischen Annexion und Reform nicht in der Art stellen, daß Zwischenstufen mit Annexion einiger gegnerischer Länder ausgeschlossen wären. Mit überraschender Bereitwilligkeit erklärte sich nun Napoleon geneigt, auf diese Basis einzugehen und sie in Wien zu empfehlen; nur in Bezug auf Sachsen, das er vom Nordbunde ausschließen wollte, blieb eine Differenz der Anschauungen über Seltsamer Weise überging aber von der Goltz in der Formulirung des erzielten Einverständnisses, die er auf des Kaisers Aufforderung entwarf, die Frage der Annexionen ganz mit Stillschweigen: er wollte weder die volle Annexion verlangen, weil er in diesem Falle Kompensationsforderungen fürchtete, noch die Abtretung einzelner Landestheile, weil er damit hinter den Wünschen seiner Regierung zurückzubleiben besorgen mußte. Das völlige Schweigen erregte aber im preußischen Hauptquartier erst recht Mißstimmung, weil man darin nichts anderes als eine Ablehnung der Annexionen sehen konnte. Bismarck telegraphirte daher am 17. Juli mit größter Bestimmtheit zurück: mit allem andern sei man einverstanden, aber die Hauptsache sei im gegenwärtigen Augenblick die Annexion von drei bis vier Millionen norddeutscher Einwohner. In einer drei Tage späteren Depesche, die von den Oesterreichern aufgefangen wurde, fügte er sogar hinzu: der König spreche davon lieber abzudanken, als ohne bedeutenden Ländererwerb für Deutschland zurückzukehren, und habe soeben den Kronprinzen ins Hauptquartier berufen.

Man sieht also deutlich, wie sich die Annexionspläne in den 14 Tagen, die auf Königgrätz folgen, allmählich erweitern und zur Hauptsache werden, wie dagegen der Verzicht auf Süddeutschland bereitwillig zugesagt wird, theils um den französischen Forderungen entgegenzukommen, theils um das Bundesverhältniß dadurch um so enger gestalten zu können. Am Ende gelangt man dahin, daß die Einverleibung von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau von allen Seiten zugestanden wird, daß aber der König auch noch Theile von Sachsen haben will, wogegen Oesterreich und Frankreich sich sträuben. Da tritt denn Bismarck ein, um mit dem größten Nachdruck geltend zu machen, daß man nicht um weniger Quadratmeilen willen das ganze Resultat in Frage stellen dürfe, und der König gibt nach, freilich mit der bitteren Randbemerkung: wenn man wirklich von dem Besiegten nicht erlangen könne, was Armee und Land erwarten dürften, so bleibe allerdings nichts übrig, als daß der Sieger vor den Thoren Wiens sich füge und der Nachwelt das Urtheil überlasse.

Auch bei diesen interessanten Mittheilungen tritt es, wie an andern Stellen des Sybel'schen Buches, auffällig hervor, daß er die Person des Königs möglichst aus dem Spiele zu lassen sucht. In der Bismarck'schen Depesche vom 20. Juli unterdrückt er den Satz, daß der König eventuell abdanken wolle, obgleich derselbe seit 20 Jahren bekannt ist; ebenso schweigt er davon, daß die Spannung zwischen Bismarck und seinem Herrn damals einen solchen Grad erreicht hatte, daß sie nicht persönlich mit einander verhandelten und daß der Kronprinz vermitteln mußte. Der Grund dafür ist mir unerfindlich. Es ließe sich ja begreifen, wenn persönliche Rücksichten dahin führten, die unmittelbaren Handlungen oder Aeußerungen des Monarchen, soweit sie nicht schon an die Oeffentlichkeit gedrungen sind, zu verschweigen; aber soweit das Gegentheil der Fall ist, sollte doch eine wissenschaftliche Arbeit, selbst wenn sie einen offiziösen Ursprung hat, dazu Stellung nehmen und sie bestätigend oder berichtigend in ihre Darstellung verweben.

Noch auf ein anderes Bedenken muß ich bei dieser Gelegenheit zurückkommen; es richtet sich gegen die Art, in welcher aus den dem Verfasser vorliegenden Dokumenten referirt wird. Am wünschenswerthesten würde es ja sein, wenn überall der Wortlaut mitgetheilt wäre. Allein man wird zugestehen müssen, daß dem vielleicht manchmal noch triftige Einwände entgegen stehen, und daß sich die lebende Generation mit der Kenntniß des Inhalts begnügen muß. Was

man aber auch in diesem Fall meines Erachtens fordern darf, ist eine deutliche Unterscheidung des authentischen Wortlautes von der dem Verfasser gehörenden Verarbeitung. Herr von Sybel liebt es im Gegentheil, beides in einander verlaufen zu lassen. Ein Beispiel mag das veranschaulichen. Als zwischen Italien und Oesterreich die Feindseligkeiten Anfang August wieder auszubrechen drohten, forderte Bismarck von Moltke ein militärisches Gutachten, das ihn bestimmte, Italien zur Nachgiebigkeit zu mahnen. Da heißt es nun: „Also Moltke denkt an Defensive in Böhmen, sagte er, und an Defensive am Rhein; das könnte lange dauern und uns anderweitige Intervention auf den Hals ziehen; wäre Moltke der Meinung, erst Oesterreich gründlich abzuthun, und dann die Franzosen, falls sie unterdessen nach Berlin gekommen wären, wieder hinauszuwerfen, so hätte es mir eher eingeleuchtet; in der defensiven Manier aber ist mir das Spiel zu hoch." Wer diese Worte liest, wird durch das eingeschobene „sagte er" zu der Meinung verleitet, daß es sich hier um eine authentische Mittheilung handelt; aber auf der anderen Seite wird er finden, daß der Stil so sehr Sybel und so wenig Bismarck ist, daß es sich bestenfalls um eine Zusammendrängung Bismarck'scher Ausführungen handeln kann, vielleicht aber auch bloß um Rückschlüsse, die Herr von Sybel aus den Thatsachen zieht. Einem Historiker, der Material verarbeitet, das auch anderen zur Prüfung vorliegt, wird man ja eine solche Darstellungsweise gestatten dürfen; aber da, wo keinem zweiten die Kontrolle möglich ist, erfordert doch das Interesse der wissenschaftlichen Forschung die scharfe, unzweideutige Sonderung der urkundlichen Bestandtheile von den eigenen Zuthaten des Verfassers.

Vielleicht erscheint manchem Leser diese Ausstellung geringfügig; allein in gewisser Weise ist sie typisch für den Charakter des ganzen Werkes, über den man jetzt, wo fünf Bände abgeschlossen vorliegen, wohl ein zusammenfassendes Urtheil fällen kann. Die beneidenswerthe Aufgabe, welche dem Verfasser gestellt war, ließ sich in doppelter Weise lösen: entweder so, daß er ähnlich wie in Poschinger's „Preußen im Bundestage", das Hauptgewicht auf den Abdruck der Aktenstücke legte und seine schöpferische Thätigkeit auf eine übersichtliche Verarbeitung derselben beschränkte; oder so, daß er mit der vollen Freiheit des Historikers sein Thema nach allen Seiten hin zu erschöpfen suchte. Aber das Werk, sowie es jetzt uns entgegentritt, entspricht weder dem einen noch dem anderen Maßstabe ganz, sondern hat etwas Zwitterartiges. Es beansprucht und erreicht in vielen Partien den Werth eines κτῆμα ἐς ἀεί; man erkennt und bewundert die Meisterschaft des oft bewährten großen Forschers und Darstellers; aber in anderen Partien läßt es uns im Stich; umfassende Gebiete, wie die Entfaltung des nationalen Gedankens in der Litteratur und der öffentlichen Meinung, oder die Geschichte des preußischen Verfassungskonfliktes, bleiben fast unberührt; die Darstellung verengt sich zu einer Entwicklung der preußischen Politik, in der viel schätzenswerthes urkundliches Material verwerthet ist, aber doch eben nur verwerthet, und nicht zur freien Nachprüfung und weiteren Ausnutzung vorgelegt. Man verliert also nicht den Eindruck einer Parteischrift, wenn auch einer in vornehmem Geiste gehaltenen, die weniger darauf ausgeht, den Gegner herabzusetzen, als den eigenen Klienten zu verherrlichen. Für den Augenblick ist das Buch trotz alledem eine kostbare Bereicherung unserer Litteratur, denn es erweitert unsere Kenntniß in bedeutendem Maße; aber eine lange Dauer darf sich seine Popularität, wie ich glaube, nicht versprechen; man fühlt, daß der Verfasser gebunden ist, äußerlich, aber auch innerlich gebunden, und in demselben Maße, wie unser Volk anfängt, den Ereignissen und den Personen der großen Jahre freier gegenüberzustehen, wird es auch eine freiere Behandlung derselben als ein Bedürfniß empfinden.

Constantin Bulle.

Die Freuden des Lebens.

1.

Sir John Lubbock, der berühmte Prähistoriker und Erforscher der Insektenseele, hat ein Buch über die Freuden des Lebens, the Pleasures of Life, geschrieben. Geschrieben ist vielleicht nicht das richtige Wort; jedenfalls ist das Buch nicht als Buch aus der Feder geflossen. Als berühmter Gelehrter, Baronet und Parlamentsmitglied hat Sir John häufig Veranlassung, bei Schulfeierlichkeiten und Eröffnungen wissenschaftlicher Institute die Festrede zu halten, und diese Gelegenheit hat er benutzt, um seinen, meistens jugendlichen, Zuhörern zu zeigen, ein wie großes Privilegium und Glück ihnen durch den Eintritt in das menschliche Leben zu Theil werde. Diese Ansprachen, etwa zwei Dutzend an der Zahl, hat er etwas retouchirt und mit Kapitelüberschriften versehen, z. B. „Das Glück, Freunde zu haben", „Der Werth der Zeit", „Die Freuden des Reisens", „Die Freuden der Häuslichkeit", „Die Schönheiten der Natur", „Kunst", „Poesie", „Gesundheit" u. s. w., und die Firma Macmillan & Co. hat dann ein Buch daraus gemacht, zwei mäßige Oktavbändchen, splendide gedruckt, elegant gebunden, Preis sieben Shilling. Binnen drei Jahren sind ungefähr sechzigtausend Exemplare abgesetzt und ist außerdem eine wohlfeilere Volksausgabe in vielen Auflagen erschienen.

Dieser buchhändlerische Erfolg ist für uns Deutschen vielleicht das Merkwürdigste an dem Buche. Bei uns könnte ein spannender Roman, ein Beitrag zur brennendsten Controverse des Tages, eine Sammlung pikanter Indiskretionen kaum annähernd auf solchen Absatz rechnen; wenigstens nicht bei einem Ladenpreise von sieben Mark. Das Buch Lubbock's, ein bloßes Nebenprodukt seiner Betriebsamkeit, wendet sich weder an die Leidenschaften, noch an die Skandalsucht, noch an das Unterhaltungsbedürfniß. Es bietet gelegentliche Betrachtungen über Themata der Lebensweisheit und der Pädagogik, die des Reizes der Neuheit entbehren. Ich will gleich hinzufügen, daß die Betrachtungen selbst durchaus nicht besonders geistreich, blendend und überraschend sind. Wie erklärt sich nun die Ziffer Sechzigtausend?

Ich höre die bekannte Antwort: in England gibt es weit mehr reiche Leute als in Deutschland. Allein das erklärt nur den Grad des Unterschiedes, nicht den Unterschied selbst, der zwischen den Schicksalen englischer und deutscher Bücher besteht. Wenn die deutschen Absatzziffern etwa die Hälfte der britischen betrügen, würde ich es ganz natürlich finden und kein Wort darüber verlieren. Aber der eigentliche Grund steckt nicht im Geldbeutel, sondern in der geistigen Kultur. Gott soll mich davor bewahren, daß ich behaupten sollte, unser Volk stehe in der Bildung tiefer als irgend ein anderes. Wohl aber fürchte ich, daß in dieser Beziehung unsere reichen und wohlhabenden Klassen anders und zwar tiefer stehen, durchschnittlich genommen, als die reichen und wohlhabenden Klassen in England. Die letzteren haben als Klassen, ganz abgesehen von individuellen Vorlieben, ein festes, traditionelles Pietäts- und Respektsverhältniß zu den geistigen Koryphäen der Nation. Wenn ein Engländer es einmal dahin gebracht hat, zu diesen Koryphäen gezählt zu werden, mag er Darwin, Gladstone, Tennyson oder Lubbock heißen, dann mag er schreiben worüber er will, er kann ziemlich sicher sein, daß das Publikum seinen Verleger nicht im Stiche läßt. Für die Wohlhabenden, die doch meist zu den Gebildeten und zur guten Gesellschaft gerechnet sein wollen, ist es eine Anstandspflicht, von dem neuen Buche Notiz zu nehmen, wäre es auch nur, indem er es auf den Tisch seines Parlour legt. Gewiß ist dabei viel äußerer Schein, wenn man will, pure Heuchelei. Aber man heuchelt doch immer nur solche Interessen, die in Ansehen stehen. In Deutschland würde ein Majoratsherr, ein Börsenfürst, ein General, ein Minister nicht leicht auf den Gedanken kommen, daß es für ihn unanständig sein würde, um die neueste Schrift von Helmholtz, von Mommsen, von Ihering oder von Virchow sich gar

nicht zu kümmern, vielleicht nicht einmal den Titel zu kennen. Einer und der Andere dieser Bevorzugten kauft wohl auch derartige Schriften, aber ich glaube, daß seine Standesgenossen, wenn sie es erführen, den Kopf schütteln würden. Das deutsche Kulturleben ruht auf den breiteren Mittelschichten, die nur leider nicht sehr kaufkräftig sind. Daß ihm dies breite Fundament erhalten bleibe, ist natürlich zu wünschen, aber es wäre nicht übel, wenn die oberen Stockwerke ein wenig nach englischem Muster eingerichtet würden. Wenn die Edelsten der Nation auch an Bildung keinem nachstehen, so ist das ein Gewinn für sie selbst und für die Nation.

2.

Ich will nicht gesagt haben, daß allein der Name des Verfassers den Erfolg des Verlegers erkläre. Das Thema hat sicherlich viel dazu beigetragen. „Wir sind im Ganzen, wenn ich nicht irre, eine etwas melancholische Rasse“, bemerkt Lubbock; aber die Engländer besitzen neben ihrem Spleen auch einen sehr robusten Willen zur Bejahung des Lebens. Gerade ein solches Volk mit dem doppelten Hange zu energischer Kraftentfaltung und zu grüblerischer Meditation muß sich beunruhigt und bedrückt fühlen, wenn der Weltschmerz, der im Gewande der Dichtung immer noch einen gewissen Genuß gewährte, im Mantel des Philosophen auftritt, als systematischer Pessimismus und mit einer Beredsamkeit, die erschütternder wirkt als die der Poeten, seine furchtbare Beweisführung antritt, daß Alles eitel sei und das Leben nicht des Lebens werth. Und es ist ganz unverkennbar, daß die pessimistische Philosophie, von Deutschland ausgehend, in den letzten zehn oder funfzehn Jahren unter den gebildeten Engländern, ich will nicht sagen viele Anhänger, wohl aber viele aufmerksame Hörer gefunden hat. Und wie auf dem Kontinent, so hat auch jenseits des Kanals sich die Erfahrung bewährt, daß die düstere Lehre auch da, wo sie heftigem Widerspruch, leidenschaftlicher Ablehnung begegnet, schwere Schatten über die Gemüther ausbreitet. Wissenschaftlich diese Verzweiflung am Dasein überwunden zu sehen, wird ein brennendes Bedürfniß gerade derjenigen, deren Lebenselement es ist, mit einer Art enthusiastischer Zähigkeit, der spezifisch angelsächsischen Tugend, gegen die Mängel und Leiden der Welt zu kämpfen, während sie andererseits nicht leichtfertig und oberflächlich genug sind, um sich die unfrohe Botschaft, die sich auf eine Menge unleugbarer Erfahrungen beruft, einfach aus dem Sinn zu schlagen. In solcher Stimmung betrachtet der Mensch den, der den unwillkommenen Apostel bündig des Irrthums überführt, als einen Erlöser.

Das geistige Leben der Engländer tritt uns zwar bei weitem nicht ausschließlich, aber besonders deutlich in den beiden Formen des Romans und des Essay entgegen. In den Romanen höherer Gattung und in den zahlreichen Reviews des Inselreichs trifft man auf Schritt und Tritt die Spuren jener Unruhe und Beklemmung, die der Pessimismus zurückgelassen hat: eine allgemeinere Bereitwilligkeit, die Schwere und das Dunkel des Menschenlooses anzuerkennen und zu betrachten: eine tiefere Ergriffenheit beim Anblick des massenhaften Elends, und bei den Optimisten selbst eine gedämpftere Stimmung, ein diskreteres Auftreten, ein Bedürfniß sich zu rechtfertigen, eine Neigung zu potemisiren, lauter Symptome, daß die Naivität und Sicherheit verloren gegangen oder ins Schwanken gerathen sind. Im innersten Kern, das ist mir nicht zweifelhaft, lehnt die angelsächsische Natur die Weltverzweiflung und Weltverneinung ab; ernsthaft aber und gewissenhaft wie sie ist, verlangt sie bündige Argumente für das Verdikt, das sie zu fällen entschlossen ist; es soll alles gerecht und „fair“ zugehen wie vor der Jury; beide Parteien sollen ungehindert zu Worte kommen; hoffentlich wird denn doch die Beweisführung zu einem Siege führen, der dem Herzenswunsche entspricht. Als Sir John Lubbock nun durch den Titel seines Buches anzukündigen schien, daß er gegen den Pessimismus zu plädiren beabsichtige, da, denk ich mir, ging durch die englische Lesewelt ein Gefühl des Behagens, wie es durch das Publikum des Gerichtssaals geht, wenn ein berühmter Anwalt sich erhebt, um einen unpopulären Angeklagten der Verurtheilung zu überliefern. Ein solcher Anwalt, wenn er nur zu sprechen versteht, hat eine leichte Aufgabe: was ihm etwa an Argumenten abgeht, ersetzt ihm die Sympathie der Zuhörer. Dies erklärt die funfzig Auflagen.

3.

Der Inhalt reicht nicht aus, die Popularität des Buches zu erklären. Von einer wirklichen Erfassung des düsteren Problems ist nicht die Rede, geschweige von einer siegreichen Lösung, die freilich meines Erachtens auf dem Wege der Argumentation überhaupt nicht möglich ist. Lubbock beweist uns etwas, was eigentlich Niemand bestreitet, daß nämlich unter günstigen Umständen sich auf Erden sehr wohl ein zufriedenes Dasein führen läßt. Die Behauptung der Pessimisten geht auf die Summe der bewußten Existenzen, in welcher ihm zufolge Noth und Schmerz die Freuden weit überwiegt, nothwendig überwiegt und immer überwiegen wird, trotz aller Fortschritte in der Civilisation, ja zum Theil wegen dieser Fortschritte, die immer neue Begierden erwecken und die Empfänglichkeit für das Leiden erhöhen. Die Beschaffenheit der Welt, vor allem die Natur des Willens, der nach der Befriedigung sofort die Leere fühlt und nach erneuter Befriedigung hungern muß, das sind die beiden unheilbaren Uebel, die keine Erlösung zulassen als in der Vernichtung. Dem gegenüber die guten Dinge, die der Mensch sich verschaffen kann, aufzuzählen, das ist ungefähr so, als wenn man den Parisern sagen wollte, sie hätten im Winter 1870/71 ein behagliches Leben geführt, weil, wer es verstand und das erforderliche Geld besaß, auch während der Belagerung jeden Tag einen guten Braten auf dem Tische haben konnte.

In dem berühmten Kapitel Schopenhauer's „Von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens“, tönt es wie dumpfer Posaunenschall, gegen den das gemüthliche Flötenspiel des englischen Philosophen nicht aufkömmt. Man höre zum Beispiel Folgendes:

> „Wenn das Leben an sich selbst ein schätzbares Gut und dem Nichtsein entschieden vorzuziehen wäre, so brauchte die Ausgangspforte nicht von so entsetzlichen Wächtern, wie der Tod mit seinen Schrecken ist, besetzt zu sein. Aber wer würde im Leben, wie es ist, ausharren, wenn der Tod minder schrecklich wäre? Und wer könnte auch nur den Gedanken des Todes ertragen, wenn das Leben eine Freude wäre? So aber hat jener immer noch das Gute, das Ende des Lebens zu sein, und wir trösten uns über die Leiden des Lebens mit dem Tode und über den Tod mit den Leiden des Lebens. Die Wahrheit ist, daß beide unzertrennlich zusammengehören, indem sie ein Irrsal ausmachen, von welchem zurückzukommen, so schwer wie wünschenswerth ist. . . . . Und dieser Welt, diesem Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, daß eines das andere verzehrt, wo daher jedes reißende Thier das lebendige Grab tausend anderer und seine Selbsterhaltung eine Kette von Martertoden ist, wo sodann mit der Erkenntniß die Fähigkeit Schmerz zu empfinden wächst, welche daher im Menschen ihren höchsten Grad erreicht und einen um so höheren, je intelligenter er ist, — dieser Welt hat man das System des Optimismus und sie uns als die beste unter den möglichen andemonstriren wollen. Die Absurdität ist schreiend.“

Damit vergleiche man, was Lubbock sagt:

> „Wenn wir unser Bestes thun, wenn wir nicht kleine Verdrießlichkeiten vergrößern, wenn wir die Dinge, ich will nicht sagen von ihrer hellen Seite, aber so wie sie sind, entschlossen ins Auge fassen, wenn wir die vielfachen uns umgebenden Segnungen ausnutzen, so können wir uns des Gefühls nicht erwehren, daß das Leben wirklich ein herrliches Erbtheil ist.“

Viermal wenn! Ob es richtig ist, daß wer diese vier Bedingungen erfüllt, das Leben herrlich finden muß, mag dahingestellt bleiben; der Psalmist ist offenbar anderer Meinung gewesen, als er das köstlichste Menschenloos für eitel Mühe und Arbeit erklärte. Angenommen aber selbst, es verhielte sich so, wie Lubbock sagt, so bliebe sein Trost doch immer ein recht schwacher Trost, denn die allermeisten Menschen können die Bedingungen des Glücks nicht erfüllen, und gerade darin, daß sie es nicht können, wurzelt das Leiden der Welt. „Unser Bestes" zu thun, das Beste, dessen die menschliche Natur fähig ist, das vermögen nur wenige Auserlesene. Kleine Verdrießlichkeiten sind für den, der sie als große Plagen empfindet, ganz dasselbe wie große Plagen, und ob er sie so empfindet, das hängt nicht von seinem Belieben ab, sondern von seinem angeborenen Temperament und von der ihm verliehenen Urtheilskraft. Nicht davon zu reden, daß es auch in den gewöhnlichsten Lebensläufen neben den kleinen auch eine stattliche Reihe großer Plagen zu geben pflegt, die nicht weichen, wenn man sie mit Objektivität ins Auge faßt. Und was endlich „die vielfachen uns umgebenden Segnungen" betrifft, die wir nur gehörig ausnutzen sollen, — ja, du lieber Himmel, mit diesen Segnungen hat es eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem berühmten Reis- und Pflaumengerichte der Tagelöhner Fritz Reuter's: „wir kriegen sie man nicht."

Wenn man den Lebensteppich, den Lubbock vor uns ausbreitet, etwas näher betrachtet, so taucht unwillkürlich — mir wenigstens — der Gedanke auf: wie viel mag das wohl im Jahre kosten? Freuden der Häuslichkeit und der Freundschaft, genußreiche Stunden im wohlausgestatteten Büchersaal, Ritte am Meeresstrand und über die purpurne Haide, Besuche von Zeit zu Zeit am Golf von Neapel, in den Ruinen Thebens oder wo sonst abgestattet, Entzückungen des Forschers, dem die Geheimnisse der Natur sich langsam enthüllen, Musik, Malerei, Skulptur, die dem Alltagsleben ihren Schmuck verleihen — wie viel kostet das im Jahre? Die Herrlichkeiten, die uns vorgehalten werden, sind für Familienväter mit tausend Pfund Sterling Rente und darüber gewiß beachtenswerth; für den Massenkonsum sind sie nicht berechnet. Ich weiß nicht, ob es zu hoch gerechnet ist, wenn man annimmt, daß ein Tausendstel der gesammten Menschheit die Mittel besitzt, um sich nach diesem Rezepte des Lebens zu freuen.

Aber die Geldmittel genügen allein nicht, um das Glück zu kaufen. Man muß auch verschont bleiben von allen den unzähligen Widerwärtigkeiten, die den Reichen wie den Armen bedrohen, Krankheit, ungerathenen Kindern, schlechten Nachbarn, beschwerlichen Kollegen, langweiligem Umgang, schlimmen Dienstboten, — ich überlasse es der Lebenserfahrung des geneigten Lesers, die Reihe mit Grazie fortzusetzen. Man muß ferner frei sein von den Affekten, die den süßesten Trank in Wermuth verwandeln, von Neid, Ehrgeiz, Zanksucht, Geringschätzung des Erlangten, Begierde nach dem Unerreichbaren. Und man muß drittens innerlich so beschaffen sein, daß man wirklichen Genuß empfindet, wenn Natur und Kunst und Wissenschaft ihre Reize entfalten. Zehntausende sind es, die alljährlich die berühmten Aussichtspunkte der Welt absuchen und durch die Galerien des Louvre, des Vatikan und des Palastes Pitti wandern, aber wer einmal solche Pilgerschaaren mit prüfendem Blick beobachtet hat, der wird schwerlich daran glauben, daß die Mehrzahl im Innern jubelt. Die Zahl der wahrhaft Bevorzugten schmilzt bedenklich zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Giotto.

Stanley und Emin.

Seit wenigen Tagen ist Stanley's neuestes Werk, in dem er erzählt, wie er Emin Pascha mitten aus Afrika herausgeholt und halb wider seinen Willen an die Küste gebracht hat, das große Ereigniß des internationalen Büchermarkts. Vielleicht niemals vorher ist in England ein Buch herausgekommen, dessen breiter buchhändlerischer Erfolg noch vor der Ausgabe des ersten Exemplars in gleicher Weise gesichert war. Die bekannte englische Verlegerfirma Sampson Low & Co. hatte alles auf das Sorgfältigste vorbereitet. Gleichzeitig mit der englischen Ausgabe erschienen in den Sprachen fast aller Kulturvölker Uebersetzungen. Der Absatz war durch eine enorme Subskription im Voraus gesichert. Die englischen Verleger konnten deshalb bereits bei der Geburt des Werkes ein großes Siegesfest geben. Macaulay's „Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakobs II" und die „Pickwick Papers" erlangten auch eine ungeheure Popularität, aber der Erfolg kam allmählich, breitete sich dann rasch aus und war ein dauernder. Stanley's Buch wird einen derartigen dauernden Einfluß gewiß nicht ausüben, aber sein Eintritt in die Oeffentlichkeit gleicht einem Triumphzuge. Zur selben Zeit ist der Verfasser des Werks der Löwe der Londoner Saison und der gefeierte Mann in dem Vereinigten Königreich. Es regnet öffentliche Ehren, Adressen, Diplome und Toaste auf ihn herab und er hat, indem er die damit verbundenen Strapazen des Bankettirens, Hörens und Redens übersteht, vielleicht eine anstrengendere Arbeit zu verrichten, als es mancher Marsch durch die afrikanische Wildniß ist.

Und während so der Retter und sein Werk zu den Sternen erhoben werden, ist der Gerettete von der afrikanischen Ostküste wieder aufgebrochen und ruhig ins Innere Afrikas zurückgekehrt. In diesen sich gegenüberstehenden Thatsachen liegt Humor, und zugleich tritt uns aus diesen Thatsachen der ganze Kontrast der beiden Persönlichkeiten Stanley's und Emin's entgegen.

Stanley hat sich in seiner Art redliche Mühe gegeben, den Charakter Emin's zu begreifen, aber es gelingt ihm nur unvollkommen. Er, der kräftige, untersetzte Angelsachse, tritt wie ein Eroberer auf; er erzwingt, was er will; er ist leicht davon überzeugt, daß ein Widerstand, der sich ihm entgegenstellt, nur mit Gewalt zu überwinden ist. Er kommt, sieht und siegt, aber hinter ihm schlagen die Wogen der Barbarei wieder zusammen. Die Ausbeute, die er von seinen Reisen heimbringt, ist im Wesentlichen nur die Bewunderung der Mitwelt für seine kraftvollen Thaten, während seine der Kultivation und der Wissenschaft geleisteten Dienste ohne größere Bedeutung bleiben.

In Emin's kleinem und schmächtigem Körper dagegen lebt ein Geist, der die zähe Geduld eines Kultivators, die Milde eines Weisen und die Beschaulichkeit eines Gelehrten umfaßt. Er bleibt länger als ein Jahrzehnt auf dem ihm anvertrauten Posten im Innern Afrikas, sammelt Pflanzen und Thiere, organisirt einen primitiven Staat und verliert nie den Glauben daran, daß man von seinen Mitmenschen, auch wenn sie eine schwarze Haut haben, durch Güte mehr erreichen kann, als durch Gewalt. Es liegt etwas Ergreifendes in dieser selbstlosen Hingabe an die Interessen der Humanität; in diesem Zögern und Widerstreben, sein Kulturwerk und die ihm Untergebenen zu verlassen, obgleich ihn selbst Gefahren aller Art bedrohen; in der Vertheidigung der Meuterer gegen die Beschuldigungen derjenigen, die gekommen sind, ihn zu befreien. Wie viel vom echtesten Christenthum lebt in diesem zum Muhamedanismus übergetretenen Juden! Wie hoch steht ihm seine Aufgabe über den persönlichen Interessen der Eitelkeit und des Eigennutzes!

Während Stanley auf großen Meetings in England mit der afrikanischen Politik Lord Salisbury's hadert und sein eigenes Verhalten Emin gegenüber in das rechte Licht zu stellen sucht, trifft von Letzterem ein Schreiben an einen befreundeten Gelehrten in Deutschland ein, aus dem man

erfährt, daß Emin in der Nähe des Viktoriasees sich unter den Eingeborenen einen neuen Präparator schult, der ihm beim Pflanzensammeln und bei der wissenschaftlichen Zubereitung seltener Vögel und Säugethiere unterstützen soll. „Ich bin — so schreibt er — fest überzeugt, daß die Schilfdickichte des Viktoriasees, sowie die Hochländer im Westen desselben noch große zoologische Schätze bergen, und es wäre ein hübscher Lebensabschluß für uns Beide, noch dieses Stück Arbeit zu thun."

Eine solche bescheidene Größe wird nie den lärmenden Beifall erringen, dem sich Stanley unverdrossen aussetzt, aber für die Entwicklung der Kultur bedeutet Emin mehr als Stanley. In Letzterem steckt viel vom Helden, aber auch nicht wenig vom Schauspieler. Ich war vor Jahren auf einer Seereise acht Tage sein Tischnachbar und hatte immer das Gefühl, Stanley fürchte seinem Renommee zu schaden, wenn er aus sich herausgehe. Auch aus seinen Reden spricht stets ein wohlpräparirtes Pathos.

Emin dagegen — nach Allem, was von ihm und über ihn berichtet wird — ist ohne jede Affektation; von einer Liebenswürdigkeit des Herzens, die auch seine Schwächen im mildesten Lichte erscheinen läßt.

Daß diese beiden grundverschiedenen Charaktere im „dunkelsten Afrika" zusammentreffen mußten, um dort einen diplomatischen Kampf auszufechten, bei dem die größere Energie schließlich den Sieg davontrug, das ist eine Begebenheit von wahrhaft dramatischem Interesse. In der eingehenden Schilderung dieser Begebenheit liegt denn auch die Hauptanziehungskraft des neuesten Stanley'schen Buches.

Th. Barth.

Goethe und Cogswell.

Unter den jungen Amerikanern, welche am Anfang dieses Jahrhunderts den Kontinent bereisten und, als die ersten unter ihren Zeitgenossen, den Geist europäischer Kultur und Wissenschaft einsogen, ist neben Bancroft und Ticknor Joseph G. Cogswell eine der anziehendsten Gestalten. Sein Lebensbild ist von Anna Eliot Ticknor, der Tochter des Geschichtsschreibers der spanischen Litteratur, aus Cogswell's Briefen und Tagebuchnotizen mit feiner Hand entworfen worden*) und verdient besonders in Deutschland allgemeinere Beachtung, als es bisher gefunden zu haben scheint. Denn gerade in Deutschland hat Cogswell die wissenschaftlichen Vorbilder und Führer seines Lebens gefunden, in Deutschland hat er den Grund gelegt zu jener universellen und humanen Bildung, die ihm später als Professor an der Harvard Universität und endlich als Begründer und Leiter der großartigen Astor-Bibliothek in Newyork einen so bedeutenden Einfluß auf die geistige Entwicklung Amerikas erworben hat.

Der längste Aufenthalt Cogswell's in Europa fällt in die Jahre 1816—1820. In Göttingen, wo er im Wintersemester 1816/17 sich als studiosus philosophiae immatrikulirte und im Jahre 1819 den Doktorhut erwarb, scheint er am nachhaltigsten gearbeitet zu haben. Er hörte bei Benecke, Heeren, Gauß, Blumenbach, Hausmann, und stand namentlich mit Benecke und Blumenbach in engem freundschaftlichem Verkehr. Die Ferien aber, und auch ganze Semester, benutzte er zu ausgedehnten Reisen durch ganz Deutschland, nach England, Italien und Frankreich; und überall verstand er es, mit den hervorragendsten Männern in Berührung zu kommen. In Edinburg besuchte er Scott; in Berlin verkehrte er mit Wolf, Buttmann, Becker, Savigny; in Weimar suchte er Goethe auf; in München wurde er durch Schlichtegroll und Oken in die Akademie der Wissenschaften eingeführt; die Bewunderung für Pestalozzi veranlaßte ihn zu einer Pilgerfahrt nach dem einsamen Heim des alternden Mannes zu Yverdun.

Cogswell scheint einen tief innerlichen Hang zu deutscher Art und deutscher Weltanschauung besessen zu haben. Er war nicht blind gegen unsere Schwächen. In einer Unterredung mit dem König von Bayern[1]) gibt er seinen republikanischen Gesinnungen unverhohlenen Ausdruck. Er spricht mißbilligend von der Abwesenheit eines regen öffentlichen Lebens in Deutschland; nur in Berlin, meint er,[2]) „haben die Menschen noch andere Interessen als Bücher". Er verschließt sich nicht der Erkenntniß, daß die große Epoche der deutschen Litteratur sich ihrem Ende zuneige.[3]) Aber dennoch, Deutschland ist das einzige Land, wo er sich heimisch fühlt, hier findet er den Geist des Mittelalters noch lebendig, hier erkennt er die unsichtbare Brücke zwischen dem Alterthum und dem modernen Leben, hier geht ihm der Begriff einer echten Volksindividualität zum ersten Male auf.[4]) Und selbst Italien kann diesen Eindruck nicht verwischen. „Italien", schreibt er aus Rom,[5]) „ist ein langweiliges Land für einen, der die Freuden Deutschlands kennen gelernt hat. Ja, das Leben hier in diesem sogenannten Paradiese, in dem die Sonne so leuchtend und der Himmel so klar ist und der Mond so schön und die Wellen so blau, scheint mir schläfrig, verglichen mit dem Lebensmuth und der Jugendluft, die ich fühlte, als ich noch unter deutschen Wolken von Fels zu Felsen sprang. Damals lebte ich

> Through that which had been death to many men,
> And made me friends of mountains;

und dort[6]) lernte ich die Natur lieben und mich von dem Zauber ihrer Geheimnisse umstricken zu lassen. Und das ist das Schlimme: wenn man einmal ein solch poetisches Leben geführt hat, so erscheint einem alles Andere stumpf und prosaisch."

Cogswell's Bekanntschaft mit Goethe datirt vom April 1817. Ehe er nach Weimar kam, war er in dem allgemeinen Vorurtheil befangen, daß Goethe kalt und stolz sei. Ja, in einem Briefe aus Göttingen[7]) steht er nicht an, ihn „unerträglich eitel" zu nennen und zur Bekräftigung seines Urtheils eine Anekdote zu berichten, die ihm in der Familie des Professors Sartorius erzählt worden war. In einer Unterredung mit Benjamin Constant soll Goethe gesagt haben: „Ich weiß, die Welt betrachtet mich als einen Schiffsbaumeister, der ein Kriegsschiff hochoben auf einem Berge tausend Meilen vom Meere entfernt, gezimmert hat; aber die Fluth wird steigen, mein Schiff wird flott werden und seinen Erbauer zu Fernen tragen, die der menschliche Geist nie zuvor erreicht hat." „Dies", sagt Cogswell, „ist in der That beispiellose Eitelkeit. Nächste Woche werde ich nach Weimar gehen; und dann dieses sonderbare Thier wahrscheinlich mit eigenen Augen sehen." Er ging und sah; und anstatt des stolzen, in sich selbst ruhenden Riesen, den er erwartet hatte, fand er einen wohlwollenden, ehrwürdigen Greis, der den jungen Ausländer mit natürlicher, ungeheuchelter Freundlichkeit empfing.[8]) Mit feinem Takte lenkte Goethe die Unterhaltung alsbald auf Amerika und seine Hoffnungen und Aussichten und bewies hierbei eine Kenntniß der physischen und moralischen Eigenthümlichkeiten von Land und Volk, welche Cogswell in Erstaunen setzte. Er sprach von Boston und seiner lokalen Bedingtheit, von den Erzeugnissen des amerikanischen Bodens, von dem größeren Maßstabe seiner Krystallisationen, verglichen mit denen anderer Kontinente, von der Zukunft der amerikanischen Litteratur. Und während dieser ganzen Unterhaltung, sagt Cogswell, „machte er gerechtere und einsichtigere Beob-

*) Life of Joseph Green Cogswell, as sketched in his letters. Riverside Press, Cambridge. 1874.

[1]) Life pag. 112—114.
[2]) Ib. pag. 59.
[3]) Ib. pag. 108.
[4]) Ib. pag. 68.
[5]) Ib. pag. 77.
[6]) Wahrscheinlich denkt er hier vor Allem an den Harz; vgl. Life pag. 62—64.
[7]) Ib. pag. 56.
[8]) Ib. pag. 57 ff.

achtungen, als ich von irgend einem anderen Manne in Europa gehört habe". Seit diesem Besuche bis zum Jahre 1820, wo Cogswell nach Amerika zurückkehrte, blieb er in brieflichem Verkehr mit Goethe, der sich vornehmlich auf mineralogische Gegenstände bezog.

Im Mai 1819, auf der Durchreise von Göttingen nach Dresden, machte er wiederum einen Tag in Weimar Halt, und brachte einen Abend in Goethe's Hause zu. Ueber diesen Besuch haben wir zwei Berichte, einen von Cogswell selbst, einen anderen von dem Kanzler Friedrich von Müller.*) Der Letztere schreibt unter dem 10. Mai 1819 in seinem Tagebuch: „Bei Goethe, der sehr heiter war, traf ich einen interessanten jungen Amerikaner aus Boston, Namens Boxwell,**) der schon drei Jahre in Europa umhergereist war. Die Unterhaltung drehte sich lange um Lord Byron, den Goethe für den einzigen großen Dichter jetziger Zeit erklärte. „Wären wir 20 Jahre jünger", sprach Goethe zu Meyer, „so segelten wir noch nach Nordamerika." Cogswell selbst***) spricht nicht von dieser Aeußerung Goethe's, wohl aber erwähnt er die auszeichnende Bemerkung über Byron, und auch in Bezug auf Goethe's Stimmung bestätigt sein Bericht den des Kanzlers Müller. „Goethe", sagt er, „war nicht nur huldreich, sondern liebevoll und sogar launig. Bei Tisch war er ungewöhnlich heiter. Wir saßen bis Mitternacht zusammen und waren in der lustigsten Stimmung." Im August desselben Jahres ging Cogswell zum letzten Mal nach Weimar, um von seinem väterlichen Freunde Abschied zu nehmen.†) Goethe hatte sich nach Jena begeben, um der Feier seines 70. Geburtstages aus dem Wege zu gehen, und hier empfing er den jungen Amerikaner, über dessen Erscheinen er sichtlich gerührt war. Er umarmte und küßte Cogswell unter Thränen und sagte: „Und werden Sie sich meiner erinnern, wenn Sie wieder von den Ihrigen in der Heimath umgeben sind? Und darf ich glauben, daß es in der Neuen Welt ein Herz gibt, welches für mich schlägt?" Cogswell hatte Aeußerungen einer so tiefen Empfindung nicht erwartet, und war tief erschüttert. „Es brach mir fast das Herz", schreibt er, „ihm Lebewohl zu sagen. Ich schied von ihm wie von dem theuersten Freunde, und noch lange blickte ich auf das Haus, in dem er wohnte, zurück, bis es endlich meinen Augen entschwand."

In der Bibliothek der Harvard-Universität zu Cambridge, Massachusetts, befinden sich einige dreißig Bände von Goethe's Schriften, bezeichnet mit dem Stempel: „Gift of the Author, J. W. v. Goethe of Germany, received Dec. 8., 1819." Daß Goethe zu dieser Schenkung durch seinen jungen Freund Cogswell, der selbst ein Harvarder Student gewesen war, angeregt worden sei, ist an sich schon wahrscheinlich, wird aber jedem Zweifel enthoben durch ein Schreiben Goethe's, welches sich, leider freilich nur in einer Uebersetzung, unter den Akten der Harvard-Universität vom Jahre 1819 befindet, und welches wir hier im Wortlaut mittheilen:

Through the agency of Mr. J. G. Cogswell.

Goethe's Works Vol I—XX
Doctrine of the Colours Vol I—II
— — — — — — Plates 4to
The Propylaea Vol. I—III
Life of Hackert
Travels in Italy Vol I—II
Art and Antiquity Vol I—II
On Natural Science
Bohemian Mountains (3 copies)
Iphigenia, translated into modern Greek (3 copies)
Occasional Poems.

The above poetical and scientific works are presented to the library of the University at Cambridge in New England, as a mark of deep interest in its high literary character and in the successful zeal it has displayed through so long a course of years for the promotion of solid and elegant education.

With the high respects of the author

J. W. v. Goethe

Weimar, Aug. 11, 1819.*)

Unsere Bewunderung gebührt dem erhabenen Manne, der mit so weitem Sinne die entferntesten Dinge umfaßte, und mit so warmem Herzen alles Menschliche, wo immer und in welcher Gestalt es sich zeigen mochte, anerkannte. Ehre aber auch dem jungen Enthusiasten, der das Herz dieses Mannes zu gewinnen vermochte, und der es verstand, Beziehungen anzuknüpfen zwischen dem größten Deutschen des Jahrhunderts und der ältesten und ehrwürdigsten unter den amerikanischen Pflanzstätten der Wissenschaft.

Cambridge, Massachusetts.

Kuno Francke.

*) Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller pag. 30.

**) Ueber diese Namensverwechslung siehe H. E White im Goethe-Jahrbuch V. pag. 219.

***) Life pag. 97, 98.

†) Life pag. 104, 105.

*) In einem Briefe Goethe's an Cogswell vom 11. August 1819 (Life pag. 105) theilt er demselben mit, daß er eben ein Packet, enthaltend seine „poetischen und wissenschaftlichen Schriften", an ihn abgesendet habe, und bittet, dasselbe an seine „lieben Landsleute" weiter zu befördern. Ohne Zweifel ist dies eben jene für die Harvard-Universität bestimmte Sendung.

Zeitschriften.

Der Werth von Kolonien in Centralafrika.

(„The Nineteenth Century".)

Zu den geläufigsten Einwendungen, welche den Gegnern der afrikanischen Kolonialpolitik gemacht werden, gehört der Hinweis: Seht, wie die Engländer, welche doch im Kolonisiren einige Erfahrung haben, ihre Grenzen im dunkeln Erdtheil immer weiter ausdehnen und eifersüchtig darüber wachen, daß ihnen das größte Stück der Beute zufällt. Würden sie so handeln, wenn sie von dem Werthe afrikanischen Besitzes nicht überzeugt wären? — Gewiß gibt es Engländer, welche unsern deutschen Kolonialschwärmern völlig ebenbürtig zur Seite treten können; aber wie nüchterne Kenner über „the african bubble", über den afrikanischen Schwindel denken, dafür liefert ein Aufsatz in der angesehenen „Nineteenth Century" unter jener Ueberschrift den Beweis.

Der Verfasser des Aufsatzes, Sir John Pope Hennessy, war berufen, im April 1872 alle jene Besitzungen für England zu übernehmen, die der König von Holland in Westafrika dem Vereinigten Königreich abgetreten hatte. Der letzte holländische Gouverneur sagte damals zu Sir John: „Wir sind hier 235 Jahre gewesen und haben auf die Neger keinen Eindruck gemacht. Die Verwaltung von Negergebiet durch Europäer ist eine Unmöglichkeit. Die Zeit wird kommen, da die britische Regierung ein gleiches Bekenntniß ablegen wird." Und Hennessy fährt fort: „Als ich die holländischen Besitzungen übernahm, hatte ich im Einverständniß mit dem holländischen Gouverneur über das Schicksal einer Riesen-Sammlung von archivalischen Schriftstücken Bestimmung zu treffen, umfassend die portugiesische Zeit von 1492 bis 1637 und die holländische Herrschaft von 1637 bis 1872. Fast die gesammte Masse der Depeschen und Berichte wurde sogleich an Holland ausgehändigt und in den Haag überführt. Es sind werthvolle Dokumente, die die Wahrheit dessen, was der Gouverneur gesagt hatte, bezeugen. Sie thun mit Bezug auf Portugal und Holland dar, daß die alten Entdecker bald von handeltreibenden Privatpersonen und dann von Handelskompagnien abgelöst wurden, die mit Freibriefen von Seiten des Staates versorgt waren. Die geographischen und Handelsunternehmungen jener fernen Tage drangen an der Westküste in das Innere vor. Die höher gelegenen Tafelländer und die Regionen der Seen wurden erforscht und in Besitz genommen. Europäische Regierungen schienen in jenen Zeiten gewillt, große Herrschaften in Afrika zu gründen, so wurden gegenseitige Uebereinkommen über die respektiven Territorien und die „Einfluß-Sphäre" festgesetzt. In regelmäßiger Aufeinanderfolge verausgabten mehr als hundert europäische Gouverneure Millionen an Geld und zwar vergeblich. Die reichen und intelligenten Kolonialgesellschaften Hollands

waren unvermögend, irgend welche Quellen für den Handel in Centralafrika zu entwickeln. Die nämlichen Holländer, deren Handelsunternehmungen in Ostindien von Erfolg gekrönt waren, und die im Indischen Archipelagus tropische Kolonien gründeten, die bis zum heutigen Tage zu den blühendsten der Welt gehören, sie scheiterten darin, irgend etwas im Gebiete der Negerstämme zu Stande zu bringen." So gelangt denn in seinen weiteren Ausführungen Sir John zu der Folgerung: Für den König von Belgien und für das deutsche Reich wäre es von Vortheil gewesen, bevor sie sich auf afrikanische Unternehmungen einließen, die Archive im Haag zu studiren. „Unsere eigene Regierung hätte freilich nicht nöthig gehabt, so weit zu gehen. Downing Street besitzt seine eigene Sammlung über den Afrika-Enthusiasmus und die Afrika-Fehlschläge." Der Aufsatz zählt diese Enttäuschungen im Einzelnen auf. Zur Zeit der Königin Elisabeth trat das erste große Unternehmen ins Leben; keine Spur seiner Wirksamkeit findet sich mehr in Afrika; 1662 folgte „The Company of Royal adventurers of England trading to Africa"; sie brach zusammen; bald regte sich ein anderes Unternehmen auf die Bühne: „The Royal African Company of England"; auch sie litt Schiffbruch; es wurde dann 1772 durch Parlamentsakte mit Staatsunterstützung „The African Company of Merchants" gegründet; dasselbe Schicksal, und sofort bis in unsere Zeit, stets die nämliche Erscheinung: „Forscher und Händler machten mit eingeborenen Häuptlingen Verträge; Royal Charters wurden verliehen; dann wurde die heimische Regierung durch Unruhen in Folge des Sklavenhandels oder durch kleine Kriege gezwungen, sich einzumischen und die Verwaltung zu übernehmen, und wenn schließlich auch diese Verwaltung in Schwierigkeiten gerieth, so fand eine parlamentarische Untersuchung statt, die mit der Empfehlung schloß, die Idee des Regierens im Negerland aufzugeben."

Aus dem Jahre 1865 theilt der Verfasser wörtlich einen derartigen Beschluß mit. Damals war ein Komitee des Hauses der Gemeinen zusammengetreten, und nachdem Experten der Ministerien, und Forscher wie Livingstone, und Kapitän Burton, nachdem Missionare, Kaufleute und Exgouverneure gehört waren, faßte man den Beschluß:

„Daß alle fernere Ausdehnung des territorialen Besitzes, oder die Uebernahme der Regierung, oder neue Verträge, welche das Protektorat in irgend welcher Form über eingeborene Stämme darstellen, unzweckmäßig (unexpedient) sein würden; und daß das Ziel unserer Politik sein sollte, bei den Eingeborenen den Gebrauch jener Eigenschaften zu fördern, die es uns mehr und mehr möglich machen, auf sie alle Regierungsverwaltungen zu übertragen im Hinblick darauf, daß wir schließlich uns von Allem vollkommen zurückziehen, ausgenommen vielleicht aus Sierra Leona."

Hennessy sagt: Und nachdem diese Erfahrungen vorliegen, nachdem Leute wie Livingstone ihr Urtheil über Centralafrika abgegeben haben, ist man jetzt in England, Deutschland und wo sonst noch im Begriff, die alten Fehler von Neuem zu machen. Woher diese Verblendung auch in England? Die psychologische Erklärung, welche der Verfasser gibt, ist sehr fein; er macht darauf aufmerksam, daß der Werth eines Artikels manchmal in höherem Grade davon abhängt, was andere über ihn denken, als von seinen eigenen inneren Vorzügen. In der That, der Neid ist es vor Allem, welcher die verschiedenen Staaten immer tiefer in Afrikanische Angelegenheiten. Griff der eine zu, so folgerte der andere, diese Gegenden können also doch wohl nicht ganz werthlos sein, und so hißte auch er seine Flaggen und auch sein Beispiel wirkte in gleicher Richtung hineinzieht anregend nach allen Seiten. Heute freilich darf man behaupten, daß wir uns der Zeit der Ernüchterung schon sehr erheblich genähert haben.

Für ganz werthlos hält Sir John die englischen Besitzungen in Afrika zwar nicht. Er findet, daß sie nutzbar gemacht werden könnten, indem man sie wieder — fortgibt, mit Ausnahme von Südafrika und Sierra Leona und zwar an Frankreich, um in New-Foundland Zugeständnisse zu erhalten und an Deutschland, um die Australier von der ihnen unbequemen europäischen Nachbarschaft in New-Guinea zu befreien; diese Chance hat man, „so lange wie der Landhunger von Deutschland und Frankreich durch das Verschlingen Afrikas befriedigt werden kann."

Was Deutschland anbetrifft, so hoffen wir, daß dessen afrikanischer Landhunger in der internationalen Politik keine Rolle mehr spielen wird.

P. N.

Ernest Renan: L'avenir de la science. 1.—5. Auflage. Paris. 1890. C. Lévy. (7 Fr. 50 Cent.). Pensées de 1848.

Am Ende seiner Tage schrieb David Strauß den „alten und den neuen Glauben": zu Beginn seiner Gelehrtenthätigkeit unter dem unmittelbaren Eindruck der sozialistischen Juni-Schlachten setzte sich Renan 1848—49 mit dem gleichen Problem auseinander. Die katholische Kirche hatte er endgültig im Stiche gelassen und, von Muth und Zuversicht erfüllt, die freie Forschung als sein Lebens- und zugleich als Endziel der Menschheit verherrlicht. Als Losungswort des Buches hätte er wohl das schöne Bekenntniß der Georges Sand wählen dürfen: L'espérance c'est la foi du XIXe siècle und im Sinne des hübschen Bekenntnisses: „wer mit 25 Jahren nicht freimüthig ist, ist ein Nichtswürdiger" setzte er sich mit den Aufgaben der neuen Welt und einer umfassenderen Philosophie auseinander. Der junge Renan ließ das vollendete Werk in seinem Pulte, weil maßgebende Freunde ihm riethen, sich lieber zuerst mit Essays u. s. w. bei seinen Landsleuten einzuführen. Heute, da der Autor mit seiner Geschichte des Urchristenthums sich unantastbare Geltung erobert, gibt er selbst das Jugendwerk heraus, das er in der Einleitung theilweise kritisirt, in seinem Kerne aber aufrecht erhält. Die fünf Auflagen eines so starken und kostspieligen Werkes zeugen dafür, daß Renan's Erstlingsschrift auch von der Leserwelt nicht preisgegeben wird. Als Zeugniß überschwänglicher, die Wissenschaft panegyrisch feiernder Gesinnung bleibt das Buch immerhin beachtenswerth. Wissen und Geschmack offenbart schon der junge Autor Blatt für Blatt. Ein reifes, ja auch nur ein gescheites, einheitliches Programm wird der wohlwollende, unbefangene Leser freilich vergebens darin suchen.

—m.

Der Lohnkampf. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von **Hermann Freiherrn von Maltzan.** Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei.

Dieses „Volksschauspiel" schließt mit der Aussicht auf die Einführung von Einigungsämtern; man kann unmöglich aktueller und ... sein. Man merkt es: die Einigungsämter sind hoffähig geworden, sogar hofbuchhandlungsfähig. Der Freiherr von Maltzan führt uns, ganz wie Herr Hauptmann, in ein Bergwerksgebiet; aber wiederum ist es nicht Dasselbe, wenn zwei Dasselbe thun. Wurde bei Hauptmann in wirklichkeitsgetreuer Gemüthlichkeit gegen das siebente Gebot gesündigt, so wird bei Maltzan geschändet und gemordet nach altbewährtem Melodramenrezept. Von Vererbung und Atavismus ist diesmal nichts zu befürchten, dafür aber stürzt ein Bergwerk ein, und der Verfasser merkt dazu an: „Auf einer größeren Bühne läßt sich der Einsturz des Bergwerks auch vor den Augen der Zuschauer sehr wirkungsvoll darstellen." Dagegen läßt sich füglich nichts einwenden. Selbstverständlich ist der den Abend füllende Ausstand von einem betrügerischen Gewohnheitshetzer inszenirt, dem der Bräutigam eines von dem Agitator in seinen Mußestunden verführten Mädchens in der verödeten Grube fürchterlichen Tod bereitet. Unter den Streikenden gibt es, wie billig, Idealisten, Verführte und Säufer. Zum Schluß erhalten alle Arbeiter einen Lohnzuschlag von zehn Prozent und es werden Einigungsämter in Aussicht gestellt. Die ganze Sache ist mit so freundlicher Naivetät durchgeführt, daß man der gutgemeinten Dilettanterei nicht ernstlich böse sein kann. Auch der Freiherr von Maltzan umfaßt mit klammernden Organen alles, was lebt; sogar die Lebensmittelvertheuerung wird in seinem schnellfertigen Volksschauspiel erwähnt, und so wird man, obwohl die Jahreszahl des Erscheinens nicht angegeben ist, immer wissen, zu welcher Zeit das Stück spielen sollte. Und doch ist Herr von Maltzan ein Idealist, was schon die Thatsache beweist, daß er an der Spitze des Volksbühnenvereins steht und von der deutschen Regierung die Subventionirung von hundert Schauspielhäusern erwartet. Bis ihm dieser Wunsch verwirklicht ist, wird der Lohnkampfdichter noch viele seiner Werke müßig und bewundernd untergehen sehen.

M. H.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 42. Berlin, den 19. Juli 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Es ist für den Fürsten Bismarck ein Glück gewesen, daß er gerade zu Beginn des Frühlings aus seinen Aemtern geschieden ist. Die Thatsache selbst war so bedeutungsvoll, daß sie auch in politisch belebter Zeit zunächst einen tiefen Eindruck hervorrufen mußte; dann kam der Sommer, in dem die Politik meist die vielgerühmten guten Eigenschaften der ehrbaren Frau zu besitzen pflegt; sie bietet keinen oder nur geringen Anlaß zur Nachrede irgend welcher Art, und je schläfriger gerade die Besprechung öffentlicher Angelegenheiten aus Mangel eines würdigen Stoffes zu werden drohte, um so leichter ward es dem Fürsten Bismarck, die Aufmerksamkeit immer von Neuem auf seine Person hinzulenken. Befänden wir uns jetzt in einer Zeit bewegter und erregender Ereignisse, oder selbst nur in der harten, politischen Arbeit des Winters, so würden alle jene Anstrengungen, welche Fürst Bismarck bisher gemacht hat, um Beachtung zu finden, sicherlich ziemlich ergebnißlos geblieben sein. Der sommerlichen Stille allein dankt er es, daß das deutsche Volk zwar kopfschüttelnd und mit verwunderten Augen, halb gelangweilt und halb ungeduldig, doch gleichwohl immer noch bereit ist, sich von den kleinen Leiden, den Enttäuschungen und den persönlichen Auffassungen des Fürsten Bismarck erzählen zu lassen. Fürst Bismarck mag es als ein Glück betrachten, daß der Sommer so fördernd ihm zu Hilfe kommt, und nicht ohne Selbstironie macht sein Hamburger Organ eine derartige Andeutung; dem vorurtheilslosen Beurtheiler könnte es als ein Unglück erscheinen; denn nichts besseres hätte dem geschiedenen Staatsmann begegnen können, als daß seine Worte möglichst lautlos und ungehört verhallt wären.

Es liegt bereits eine große Anzahl von Unterredungen vor, die Fürst Bismarck seit seinem Rücktritt mit Vertretern von Zeitungen gehabt hat, und deren Inhalt alsdann veröffentlicht worden ist; rechnet man zu diesen Unterredungen jene Artikel der „Hamburger Nachrichten", welche augenscheinlich im Auftrage des Fürsten geschrieben worden sind, und welche die Ansichten widerspiegeln, denen er Ausdruck zu geben wünschte, so hat man eine stattliche Reihe von Aeußerungen bei einander, die sämmtlich von einem Manne herrühren, der noch vor ganz kurzer Zeit bei Freund und Feind — einige wenige Skeptiker ausgeschlossen — als Politiker und Diplomat für einen Riesen gehalten worden ist; wobei es gleichgültig ist, ob man diesen Riesen zu jenen Geistern rechnete, die der Menschheit vor Allem segensvoll oder zum Theil recht schädlich gewesen sind. Fast keine Woche verstrich, ohne einen neuen Beitrag zu der Charakteristik zu gewähren, die Fürst Bismarck über sich selbst liefert, und so haben auch die abgelaufenen acht Tage wiederum den bisherigen Bestand an Aussprüchen, Meinungen, Urtheilen, Richtigstellungen seitens des ersten deutschen Reichskanzler erheblich vermehrt.

Die politische Wirkung dessen, was Fürst Bismarck seit seinem Rücktritt gesprochen hat, liegt vor; sie ist gleich Null, und der allgemeine Eindruck ist denn auch der, daß der geschiedene Minister trotz seiner bemerkenswerthen Redegeneigtheit und Zugänglichkeit dem politischen Leben Deutschlands nicht einen Gedanken zugeführt hat, der den Tag überlebt hätte, der triebkräftig gewesen wäre und der in die bestehenden Zustände und die bestehenden Gedankenrichtungen ein neues Moment der Gährung und Umbildung hineingetragen hätte. Würde man die Aussprüche des Fürsten Bismarck neben einanderstellen und kritisch beleuchten, so würde dieser allgemeine Eindruck sich zweifellos noch wesentlich verdichten und zu einem überaus scharfen und demüthigenden Urtheil führen. Es müßte sich dann zeigen, daß, ausgeschlossen einige charakteristische Urtheile über Personen, alles, was Fürst Bismarck seinen Zeitgenossen mitzutheilen für erforderlich hielt, von erschreckender Bedeutungslosigkeit und Kleinlichkeit, ja gänzlich unfruchtbar ist. Hätten ferne zukünftige Zeiten, denen die Kenntniß der heutigen Gegenwart verloren gegangen ist, den Fürsten Bismarck nur allein aus seinen neuesten Leistungen zu beurtheilen, so erschiene ihnen der Einfluß dieser Gestalt sicherlich als ein Räthsel.

Nicht der Verlust des Amtes, auch nicht die Fahnenflucht seiner „Freunde" verdammt den Fürsten Bismarck daher in erster

Reihe zu politischer Bedeutungslosigkeit; er würde trotz alledem etwas sein, wenn er dem politischen Leben unserer Zeit etwas zu bieten im Stande wäre; aber daran fehlt es. Es zeigt sich mehr und mehr, daß Fürst Bismarck die Fühlung mit der Gegenwart verloren hat, daß er jene Fähigkeiten nicht mehr besitzt, die eine Vorbedingung für den Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten sind; es ist ihm das Verständniß für das politisch Wirkungsvolle abhanden gekommen, wie auch jene produktive Schöpferkraft, die ferne erstrebenswerthe oder doch verlockende Ziele aufzustellen im Stande ist. Ein derartiges Urtheil wäre eine überflüssige Schroffheit einem Manne gegenüber, der auf politischen Einfluß Verzicht geleistet hat; wer aber politisch immer von Neuem zur Geltung zu gelangen sucht, der muß jene Berücksichtigung finden, die jedem Streben in der Oeffentlichkeit zu Theil wird.

Faßt man alle Wirkungen zusammen, die Fürst Bismarck durch sein Auftreten seit jenem Frühjahrstage erzielt hat, da er Berlin verließ, so muß man sagen, der Inhalt seiner Mühen besteht darin, daß er sich und seine früheren Parteigänger steigend diskreditirt hat. Fürst Bismarck zerstörte selbst jene Legende, die begeisterte und Begeisterung heuchelnde Anhänger aus seinem Leben gemacht hatten. Er hatte erklärt, daß er stets nur der gehorsame und ergebene Diener der Krone gewesen sei, und er hatte der Opposition den Boden unter den Füßen fortzuziehen gesucht, indem er jeden Widerstand gegen Vorschläge der Regierung als eine Auflehnung gegen den Monarchen darzustellen suchte. Das waren die Waffen, mit denen Fürst Bismarck und die Regierungsparteien gekämpft haben, und heute erklärt der nämliche Fürst Bismarck, daß ein ehrlicher königstreuer Staatsmann auch dem Willen der Krone sich entgegen zu stellen verpflichtet sei.

So gewiß dieser Ausspruch zutreffend ist, so zweifellos waren dann alle jene fanatisch-royalistischen Bekenntnisse der Vergangenheit nichts als leere Deklamationen, bestimmt, die öffentliche Meinung irre zu leiten; sie waren politische Koups, zu deren Inszenirung Fürst Bismarck und die Kartellparteien sich verbanden, Koups, für die viel hohles patriotisches Pathos und viel niedrige Verleumdung der Gegner aufgewandt worden ist.

Und da nun einmal der Hauptakteur in seiner Verbitterung sich entschlossen hat, den Vorhang von der Schaubühne der letzten Zeit unbedacht hinwegzuziehen, so scheut er sich auch nicht, seinen Mitspielern unfreundlich hell in das Angesicht zu leuchten. Er nennt die Presse, die ihm bisher gedient hat, „feige", aber er läßt sich auch zu der mildernden — Ehrenerklärung herbei, sie sei vom „Streberthum" beseelt, und gegen eine derartige Anschauung spricht der Umstand gewiß nicht, daß diese Organe der uneinträglichen Unterstützung des gefallenen Ministers sich nicht mehr widmen. Diese Aussprache zwischen dem Fürsten Bismarck und seinen Leuten dient in bemerkenswerther Weise dazu, um die Urtheile der Opposition über den ersten deutschen Kanzler und seine Anhänger zu bestätigen.

Zu der Bestätigung des Urtheils über den Werth der moralischen Faktoren, die in der jüngsten Vergangenheit wirksam gewesen sind, kommt schließlich auch das Zeugniß für die richtige Abschätzung der politischen Geschehnisse der letzten Jahre. Seit geraumer Zeit, zweifellos wenigstens seit dem Tode des Kaisers Wilhelm, wies die deutsche Politik eine Unbegreiflichkeit nach der andern auf, Unbegreiflichkeiten, die freilich von den Kartellparteien alle gleichmäßig vertheidigt und gepriesen wurden; damals konnte es zweifelhaft sein, ob diese Mißgriffe nur schwere Abirrungen eines bedeutenden Geistes darstellten, oder ob sie ein Zeugniß für den bleibenden Niedergang hervorragender Fähigkeiten seien. Die Wahl zwischen diesen beiden Möglichkeiten ist heute wesentlich erleichtert; nachdem Fürst Bismarck aus seiner unnahbaren Ministerhöhe redselig herabgestiegen ist, wird man sich für die Annahme entscheiden müssen, daß schon die letzten Jahre der deutschen Politik eine Periode ausgesprochener Dekadenz gewesen sind. Und da zeigt sich denn die volle Gefährlichkeit blinder Heroenverehrung. Vor dem Götterbild, das seine Wunderkraft verloren hatte, standen noch immer lobpreisend und Weihrauch schwenkend die begeisterungsvollen Anhänger, bis dann auch vor ihren Augen eines Tages die Schleier fielen, und die Gutgläubigen mißmuthig und verdutzt sich leise ihre Gefahr bringende Kurzsichtigkeit eingestehen mußten.

Würden Mißerfolge das Ministerium Taaffe zu Falle bringen können, so hätte es schon längst von den Geschäften zurücktreten müssen. Es hat sich die Aufgabe gestellt, die nationalen Gegensätze in Oesterreich zu versöhnen, und statt der Versöhnung hat es nur die innere Verbitterung und Zersetzung gefördert. Aber dieser niederschmetternde Fehlschlag ficht ein Ministerium nicht an, dessen wohlgemuther Wahlspruch lautet: Wurschteln wir fort! Mit diesem langlebigen Programm kann man alle Unfälle überstehen, den Tag am Tage fristen und im Amte bleiben. Wir würden es daher keineswegs verwunderlich finden, wenn auch die neuesten Zwischenfälle den Grafen Taaffe in seiner Politik eines ewig optimistischen Gehenlassens nicht stören würden.

Die jüngste That des leitenden Ministers war die mühsame Zusammenschweißung eines Ausgleichs zwischen Deutschen und Czechen in Böhmen; dieses dürftige Werk, kaum geschaffen, bricht nun schon wieder auseinander. Eine der Bestimmungen des Ausgleichs setzt fest, daß die Prager Stadtvertretung in den Landesschulrath einen Mann deutscher Gesinnung entsenden solle; statt dessen wählte man, — ein Hohn auf die Abmachung, einen deutschen Renegaten, der von seinen Landsleuten verachtet wird, und bezeichnete offen diese Provokation als eine dem Gegner verabreichte „brennende Ohrfeige."

Die Bedeutung der Wahl an sich ist keine allzu bedeutende. Beachtung verdient dagegen die Gesinnung, die in dem Vorgang zum Ausdruck kommt. Den Czechen kam es darauf an, eine empfindliche, tief verletzende Beleidigung den Deutschen zuzufügen und zwar nur aus Freude an der Beleidigung, nicht gedrängt durch materielle Gründe, — und dies nachdem ganz kürzlich die sogenannte Versöhnung zu Stande gebracht worden ist.

Es zeigt sich klar, daß das Ministerium die Czechen nicht in der Hand hat; ganz und gar nicht die Jung-Czechen und auch nicht die Alt-Czechen, die mehr und mehr sich von den ersteren in das Schlepptau nehmen lassen. Das Ministerium Taaffe ohne Kraft und Initiative ist eben außer Stande, irgend eine Politik durchzuführen; die Verhältnisse diktiren ihm das Verhalten; es wird ohne Voraussicht sein Dasein fristen, bis eines Tages jener gefahrvolle Punkt erreicht sein wird, der sogar einen selbstbefriedigten Fatalisten zwingt, die Augen ängstlich zu öffnen.

Im italienischen Senat ist nunmehr jener Antrag Bonghi's zur Verhandlung gelangt, der die Regierung auffordert, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die Austragung internationaler Streitigkeiten durch Schiedsspruch herbeizuführen. Crispi, der die Schwierigkeiten der Ausführung hervorhob, erklärte sich gleichwohl in warmen Worten nochmals völlig einverstanden mit den Zielen des Antrages, und dieser ist denn auch einstimmig angenommen worden.

Ob alle, die für den Antrag gestimmt haben, an die Zukunft und den steigenden Einfluß internationaler Schiedsgerichte glauben, mag zweifelhaft sein; aber nicht darauf kommt es allein an, ob Senat und italienische Regierung ohne Ausnahme überzeugte Friedensfreunde und Befürworter des Schiedsgerichts sind; es genügt schon, daß die Volksthümlichkeit dieser Ideen für mächtig genug gilt, um äußerlich wenigstens die völlige Uebereinstimmung des gesammten Senates und die Zustimmung der Regierung herbeizuführen. Der Frieden wird dann am besten gesichert sein, wenn die Friedensströmung in der Bevölkerung so stark ist, daß die regierenden Kreise ihr unter allen Umständen Rechnung tragen müssen; für eine Ent-

wicklung auf dieses Ziel hin, legt das Votum des italienischen Senats aber ein Zeugniß ab.

Die amerikanische Silberbill ist von Senat und Repräsentantenhaus angenommen und vom Präsidenten vollzogen worden. Das Kompromiß, welches schließlich zwischen den beiden gesetzgebenden Faktoren vereinbart worden ist, und das dem Gesetze zu Grunde liegt, entspricht jener Charakterisirung, die jüngst der Abgeordnete Bamberger in seinem Artikel „der neueste Akt der amerikanischen Münzgesetzgebung" (Nr. 38 des laufenden Jahrgangs der „Nation") geliefert hat. „Statt mit einer prinzipiellen Aenderung des bisherigen Münzsystems haben wir es . . . nur mit einer Erweiterung des bestehenden Systems zu thun." Auch die Rückwirkung des amerikanischen Vorgehens auf die Münzverhältnisse der anderen Staaten deutet der angeführte Aufsatz an.

* * *

Deutschland und Frankreich.*)

Schon oft hat der deutsche Reichstag neue, überraschend gekommene, für ungeheuerlich erklärte Forderungen der Heeresleitung bewilligt. Auch früher hat es dabei an Stoßseufzern und Protesten nicht gefehlt. Aber die letzten Beschlüsse haben einen Eindruck hinterlassen, anderer Art und viel stärker als alle früheren.

Der Gedanke, daß es auf diese Weise nicht weiter gehen könne, ist mit einer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit hervorgetreten, wie nie zuvor. Er hat einen Niederschlag hinterlassen, selbst im Gefühl manch Eines, welcher es für patriotische Pflicht ansieht, Alles zu gewähren, was der Kriegsminister verlangt. Sogar Herr von Bennigsen, von dem man mit seinem Lieblingsphilosophen Schopenhauer — wenn auch nur scherzweise — sagen könnte, daß er manchmal den Optimismus bis zur Ruchlosigkeit treibe, mußte zugeben, daß die zweijährige Dienstzeit „unerhört populär" sei. Und diese Formel der zweijährigen Dienstzeit ist doch nur der landläufige Ausdruck für die unerhörte Popularität einer Herabminderung der auf dem Volke ruhenden Kriegslasten überhaupt. Denn ob gerade dieser Weg allein zu genügender Erleichterung führen werde, scheint allerdings ungewiß.

Aber trotz dieser wachsenden und immer heftiger ertönenden Einsprache werden wohl nicht viele Monde ins Land gehen, ohne daß von Neuem noch mehr Geld und Mannschaft für den Kriegsdienst in Friedenszeiten verlangt werden. Und da fragt sich der Mensch: wie kann immer wieder verlangt und mit Wahrscheinlichkeit auch gewährt werden, was doch die Vernunft immer mehr für unleidlich erklärt?

Die Welt ist selten vernünftig regiert worden. Die Eingeweihten wissen das und verlassen sich darauf, daß die Uneingeweihten, da sie daran gewöhnt sind, es nicht merken. Aber so wie heut zu Tage gegen die laute Einsprache der Vernunft von Groß und Klein ist noch selten regiert worden. Geht es doch, wie mit dem Kriegswesen, so auch mit dem Zollwesen! Jahr um Jahr steigern und häufen sich die künstlichen Schranken, welche die Staaten gegen einander errichten, um den Erzeugnissen ihrer Nachbaren den Eingang zu versperren. Dabei zerarbeitet sich jede Regierung, um ihrem Volke Absatz nach außen zu verschaffen, während sie gleichzeitig um die Wette den anderen das Beispiel gibt, wie man die eigenen Thore verrammelt. Frankreich und Amerika bereiten sich jetzt zu einer protektionistischen Orgie vor. In Europa verlangt man dann, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Also auch hier eine Schraube ohne Ende. Und eben deßhalb ertönt auch hier von allen Seiten der Ruf: das ist der helle Unsinn, so kann es nicht weiter gehen!

Dabei geht es aber auch hierin immer lustig weiter.

So drängt sich die Frage auf: Täuscht sich die Vernunft über das, was ihr als Unsinn erscheint, oder wird sie einst sich furchtbar rächen an einem Geschlecht, das sie verleugnet? In dieser Verwirrung sucht ein guter Geist nach Lösung des Räthsels und nach Erlösung aus dem Zwiespalt.

*) The Contemporary Review. Juli 1890. French affairs by Gabriel Monod.

Natürlich beunruhigt der Kriegsteufel noch viel mehr als der Zollteufel. Der letztere sieht so fürchterlich nicht aus, er verheert nur auf langsamem und unblutigem Wege. Die Wenigsten sind scharfsichtig genug um ihn leibhaftig zu sehen, und Vielen erscheint er sogar als ein großer Herr, der ihnen milde Gaben zusteckt, ein heiliger Crispinus für die Reichen.

Aber der Kriegsteufel, wie er immer gefräßiger wird, Geld und Menschen aufzehrt im Frieden ohne Maß, das sieht Jeder, fühlt Jeder, und nur ein einziger Stand hat den Vortheil davon. Daher wendet sich diesem Moloch, wie er mit Recht genannt wird, bei weitem am meisten die Sorge der Menschenfreunde und Vernunftgläubigen zu.

Diesem Grundgedanken entspringt die Abhandlung, welche das Juliheft der englischen Monatschrift, Contemporary Review, aus der Feder eines Franzosen bringt. Sie verdient als ein Zeichen der Zeit unsere ganze Aufmerksamkeit, sowohl wegen ihres Gegenstandes als wegen des Geistes, in dem sie geschrieben ist.

Der Name des Verfassers ist deutschen Lesern nicht unbekannt.*) Die angesehene Stellung, welche er in der französischen Litteratur und Gelehrsamkeit einnimmt, hat ihm um so mehr einen europäischen Ruf verschafft, als seine historischen und publizistischen Arbeiten die Zustände aller großen Nationen in ihren Kreis ziehen. Gabriel Monod, als Franzose geboren, entstammt einer protestantischen Genfer Familie. Er ist Professor an der Ecole normale und an der Ecole des hautes Etudes in Paris, einer Zweiganstalt der hohen Schule der Sorbonne, unsern akademischen Seminarien verwandt und theilweise nachgebildet. Er ist zugleich Begründer und Herausgeber der bekannten Revue Historique. In der Art wie er mit Sprache, Menschen und Geschichte Deutschlands, Italiens, Englands vertraut ist, erinnert er an unseren verstorbenen Karl Hillebrand. Seit vielen Jahren mit einer Tochter des berühmten Verbannten Alexander Herzen verheirathet, ist er auch in die russischen Dinge eingeweiht. Wie es bei einem so weiten Gesichtskreis nicht anders denkbar, ist sein ganzes Wesen, obwohl durchaus in Frankreich wurzelnd, von aller Enge und Befangenheit frei; seine Schriften athmen den Geist der Milde und Humanität. Unmittelbar nach Schluß des großen Krieges veröffentlichte er eine Broschüre: Allemands et Français pendant la Guerre, in welcher die von ihm während seines freiwilligen Dienstes in der Pflege der Verwundeten auf Schlachtfeldern und in Lazarethen gesammelten Beobachtungen mit großer Vorurtheilslosigkeit und Unparteilichkeit niedergelegt sind. Alle die thörichten Vorwürfe und Entstellungen gegen die Deutschen, welche damals in Frankreich willig aufgenommen wurden, fanden hier ihre schlichte Widerlegung auf Grund von Thatsachen.

Monod gibt in der Contemporary Review von Zeit zu Zeit eine Art Rechenschaftsbericht über die Lage in Frankreich. Auch der neuste Artikel ist dieser Aufgabe gewidmet und trägt die Ueberschrift „Französische Angelegenheiten." In der That beschäftigt er sich mit der Gesammtheit des öffentlichen Lebens in Frankreich, mit dem Stand der inneren Parteikämpfe, mit dem Gang des Unterrichts und des Kunstwesens. Aber gerade dabei ist bezeichnend, daß die ausgedehntesten und eingehendsten Betrachtungen dem Verhältniß zu Deutschland oder, besser zu sagen, der Untersuchung gelten: wie denkbarer Weise die heftige gegenseitige Feindschaft, welcher die chronische Kriegsgefahr und die erdrückenden Rüstungen in der Hauptsache entspringen, zu überwinden wäre.

Um nicht mißverstanden zu werden, will ich von vornherein einschalten, daß zu einem greifbaren praktischen Resultat Monod's Betrachtungen nicht gelangen. Das war aber auch vernünftiger Weise gar nicht zu erwarten. Gäbe

*) Anm. d. Redakt.: Insbesondere nicht unseren Lesern; vergl. „Nation", Jahrg. 4, Nr. 21.

es einen gangbaren Weg aus dieser Verlegenheit, er wäre längst gefunden, wenn auch noch nicht betreten. Geheimnisse und Wunderheilmittel gibt es da nicht zu entdecken. Das Bemerkenswerthe der vorliegenden Arbeit liegt in der Aufgabe, die sie sich stellt und in der Art, wie sie derselben beizukommen unternimmt, in der Stimmung endlich, welche sich durch sie hinzieht.

Der Artikel geht nämlich, seinem Beruf entsprechend, zunächst nicht von der persönlichen Sinnesweise des Verfassers aus, sondern er bemüht sich, objektiv die Stimmung seines Landes wiederzugeben. Und hier ist es bezeichnend, man kann wohl sagen, ist es ein Fortschritt, daß das Bedürfniß der Wiederherstellung friedlicher Gesinnung zwischen Frankreich und Deutschland so stark hervortritt. Der Gedanke knüpft zunächst an das Emporkommen der Sozialpolitik in allen Ländern und insbesondere in Frankreich an. Es wird eingeräumt, daß die Thätigkeit des jungen deutschen Kaisers auf sozialem Gebiet durch die Berufung der internationalen Konferenz einen sehr bedeutenden Einfluß auf die französischen Zustände ausgeübt habe, und am Schluß des betreffenden Abschnittes heißt es: „Die große Tragweite dieser sozialen Interessen und die Stellung, welche der Kaiser zu ihnen genommen hat, haben noch ein Besonderes zur Folge gehabt. Sie haben die internationale Lage zwischen Frankreich und Deutschland ganz und gar verändert."

Unmittelbar an diese einleitenden Worte schließen sich unter der Rubrik „Frankreich und Deutschland" die folgenden Worte an, welche ebenfalls in ihrer knappen und prägnanten Ausdrucksweise wörtlich angeführt zu werden verdienen:

„Viele Leute fangen nun an zu sagen, daß, wie scharf immer die internationale Eifersucht, wie stark die Anspannung der ewig wachsenden Rüstungen gewirkt habe, die Zeit nicht fern sei, wo der Ernst der sozialen und wirthschaftlichen Probleme das Alles in den Hintergrund drängen werde. Ehe fünfzig Jahre ins Land gingen, würde die Frage, wie die Staatsgebiete abzugrenzen seien, verdrängt werden von der Frage, wie die Gesellschaft zu organisiren. Bereits ist das Gefühl der Eifersucht gegen Deutschland entfernt nicht mehr so heftig, wie es vor einigen Jahren noch war; und der Rücktritt des Fürsten Bismarck, welcher in seiner Person alle die schmerzlichen Erinnerungen an 1870 verkörperte, wie die Thronfolge eines jungen Kaisers, der mit dem Krieg nichts zu thun hatte, haben auf die Vorstellung und die Empfindung der Franzosen eine nachhaltige Einwirkung hinterlassen."

Dann wird erwähnt, welche eigenthümlich gemischte Aufnahme der große Wechsel der deutschen Dinge bei den Franzosen gefunden, wie mit einem Male Bismarck's Sturz eine Art sympathischen Mitgefühls hervorgerufen habe. Und doch — heißt es weiter: „hat der Kaiser selbst eine höchst eigenartig zusammengesetzte Beurtheilung bei den Franzosen gefunden — zuerst Erstaunen, dann Neugierde und schließlich etwas wie Sympathie". Anfänglich trauten sie ihm wenig Gutes zu, stolzes Machtbewußtsein, Durst nach Kriegsruhm, Haß gegen Frankreich. Mit Bismarck glaubten sie, seien die Friedensbürgschaften dahin. „Aber jetzt finden wir, daß wir eine ganz andere Persönlichkeit vor Augen haben, als wir uns einbildeten, komplizirter und viel anziehender." — Nach einer sehr lebhaften und verbindlichen Charakteristik des Kaisers wird die Frage aufgeworfen, wessen man sich nun zunächst von dem jungen Herrscher zu versehen habe. Die verschiedenen, entgegengesetzten Triebe, die in seinem Innern mit einander ringen, Romantisches und Modernes, Ehrgeiz und Pflichtgefühl, werden einander gegenüber gestellt und die Möglichkeit eingeräumt, daß die Erkenntniß seiner Pflicht, den Frieden zu erhalten, ein Beschützer der Arbeiter zu sein und ein Reformator auf dem Throne, den Sieg davontragen werde.

„Vor wenigen Jahren schrieb er unter seine Photographie, die er einem jungen Offizier schenkte: oderint dum metuant; vor wenigen Wochen sprach er zu Jules Simon: „„Als ich Kaiser wurde, sagte ich mir, daß an der Stelle, an die mich Gott gesetzt, es besser sein würde, den Menschen Gutes zu thun, als ihnen Furcht vor mir einzuflößen."" Dieser schöne kurze Ausspruch ist die beste Widerlegung jenes älteren harten Wortes. In der Brust Wilhelms II. hat sich ein moralischer Umschwung vollzogen. Als Prinz und Thronerbe sehnte er sich danach, eines Tages gefürchtet zu werden; einmal zur Herrschaft gelangt, fühlte er seine Verantwortlichkeit, und jetzt wünscht er, geliebt zu werden. Wie viel oder wie wenig das immer zu bedeuten habe, es ist nicht das Zeichen einer gewöhnlichen Sinnesart". . . . .
„Die großmüthigen Eigenschaften des jungen Kaisers haben allgemeine Anerkennung in Frankreich gefunden, welches ihm für die Entfernung des Fürsten Bismarck einigermaßen verpflichtet ist. Es war eigenthümlich, wie man zugleich milder dachte über Bismarck, weil er entlassen wurde, und freundlicher über den Kaiser, weil er ihn entließ."

Ich muß hier die wörtliche Wiedergabe des Textes abbrechen, weil sie zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, so sehr sie auch diese Wiedergabe verdiente und den deutschen Leser interessiren würde. Ich kann nur empfehlen, sie im Original nachzulesen. Im Folgenden schildere ich auszugsweise den ferneren Gedankengang.

Diese günstige Auffassung, sagt Monod, hat nun in harmlosen Gemüthern dem Gedanken Nahrung gegeben, Wilhelm II. werde Elsaß und Lothringen zurückgeben (ganz wie man es seinem Vater zutraute). Das ist natürlich nur ein schöner Traum. Aber ja viel bleibt daran ernste Thatsache, daß viele Leute jetzt die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland viel ruhiger auffassen. Man ist sich klar, daß Frankreich wie Deutschland einem sicheren Ruin entgegengehen, wenn sie in ihrer wechselseitigen Feindschaft verharren; daß alles zur Versöhnung drängt.

Hier folgt nun unter der Rubrik: „Frankreich und Rußland" eine ausführliche und höchst scharfsinnige Abhandlung über die Unnatur der französisch-russischen Allianz. Es ist in der letzten Zeit manches im gleichen Sinne aus französischen Federn geflossen, aber die Abwägung der Gründe, welche Frankreich von der Begünstigung Rußlands abmahnen und zur Verständigung mit Deutschland hinweisen, ist nie annähernd mit solcher Richtigkeit und Schärfe durchgeführt worden, wie es hier geschieht.

Der Autor verhehlt sich dabei nicht, wie schwer es dennoch fallen muß, diesen Erwägungen eine thatsächliche Anerkennung zu verschaffen. Hier seien nun wieder, weil es wichtig ist, den Text genau zu geben, einige Sätze wörtlich übertragen:

„So viel ist klar, Frankreich wird kein Bündniß mit Deutschland eingehen, ohne einige Gebietsveränderungen. Es kann nicht vergessen werden, daß Metz in deutschem Besitz eine direkte Bedrohung von Paris bedeutet, und daß die Deutschen 1871 auf diesem Besitz nur bestanden als Bürgschaft gegen französische Wiedereroberungsgelüste. Ferner legen die Gefühle der Elsaß-Lothringer für Frankreich diesem eine Pflicht gegen sie auf. Aber bildet sich irgend Jemand ein, Deutschland würde einfach Alles, was es genommen hat, zurückgeben wollen, nur um des Vergnügens willen, mit Frankreich auf gutem Fuß zu stehen? Es ist ja möglich, daß es eines Tages seine Eroberungen bereue; aber was die Rückgabe angeht, wenn sich irgend Jemand in Deutschland beikommen ließe, etwas der Art vorzuschlagen, so meine ich, sogar die Sozialdemokraten würden einen Schrei des Unwillens dagegen erheben. Solch eine Handlungsweise ist nur denkbar nicht in einem künftigen Europa, sondern vielmehr in einer künftigen Menschheit."

Diese Worte zeigen deutlich genug, in Verbindung mit allem Vorausgegangenen, daß wir es hier weder mit Einseitigkeit noch mit Verblendung zu thun haben. Um jedoch nicht zu übersehen was man in Frankreich denkt, prüft dann der Verfasser die Möglichkeit, sei es einer nur theilweisen Retrozession, sei es einer Neutralisation des unter dem nassauischen Thronfolger mit Elsaß zu vereinigenden Großherzogthums Luxemburg.



Ich will es dahin gestellt sein lassen, in wie weit Monod an die Lebensfähigkeit solcher Vorschläge glaubt, oder in wie weit er dabei von der erlaubten Eingebung geleitet wird, seine friedliebenden Betrachtungen auch seinen Landsleuten etwas näher zu bringen. Wer immer vor und zu der Oeffentlichkeit spricht, muß ihr Konzessionen machen, um sich Gehör zu schaffen. Ganze Wahrheiten werden nur in engen Kreisen gesagt und vertragen. Jedenfalls verdient es alle Anerkennung, wenn Jemand den Weg aus einer Sackgasse heraussucht und dabei so vorurtheilsfrei wie möglich zu sein bemüht ist.

Die Frage, ob Deutschland besser gethan hätte, keine Eroberungen zu machen, ist eine müßige. Wer den Krieg 1870 schauend und denkend mit erlebt hat, muß sich sagen, daß selbst Kaiser Wilhelm und Bismarck in aller ihrer Glorie die Zurücknahme von Elsaß nicht hätten ablehnen können, auch wenn sie es für weise gehalten hätten. Die Frage, ob die unversöhnliche Feindschaft Frankreichs und die daraus folgende Rüstungslast den Wiedergewinn der alten deutschen Lande werth sei, blieb damals nicht unerwogen. Aber wer erlebt hatte, wie schon die von Preußen gegen Oesterreich gewonnene Schlacht von Sadowa den Unmuth und die Eifersucht der öffentlichen Meinung hervorgerufen und wach gehalten hatte, konnte sich dem Gedanken nicht verschließen, daß das besiegte Frankreich auch ohne Gebietsverlust Sedan und den Einzug in Paris nicht vergessen und nicht verzeihen würde; daß ein Friede ohne Gebietserweiterung später von den Deutschen den Friedensschließern wahrscheinlich bitter vorgeworfen werden würde. Immerhin kann man ja zugeben, daß mit der Länge der Zeit eine Aussöhnung eher möglich gewesen sein würde, wenn Frankreich unverändert geblieben wäre.

Anders steht die Frage wegen Französisch-Lothringen und Metz. Auch die siegberauschte öffentliche Meinung der Deutschen hätte mit sich reden lassen, wenn Kaiser und Kanzler auf dieser Eroberung nicht bestanden hätten.

Es ist bekannt und Thatsache, daß Fürst Bismarck nicht für die Einverleibung von Metz war, und es ist kaum zu zweifeln, daß Frankreich Lothringen behalten hätte, wenn es nach dem Fall des Kaiserthums, ja wenn es noch vor den letzten Kämpfen im Süden und Norden des Landes die Hand zum Frieden geboten hätte. Man kann zugeben, daß Gambetta's guerre à outrance für den französischen Nationalstolz eine etlichen Trost gewährende Ehrenrettung bedeutet. Aber diesen Trost hat eben Frankreich, wie nichts in der Welt umsonst ist, mit dem Verlust von Lothringen erkauft. Auch der Luxus von Jules Favre's berühmter Phrase kostete eben seinen Preis.

Wollte man die rein akademische Frage aufwerfen, ob es dennoch besser für Deutschland und den Weltfrieden gewesen wäre, daß nur Elsaß und nicht auch französische Landestheile einverleibt worden wären, so müßte man daneben doch nicht minder die Frage hereinziehen: würden es die Franzosen jetzt ruhiger gelten lassen, wenn sie nur Elsaß verloren hätten? Auch hier mag man eine schwache Möglichkeit mit Hinzunahme einer langen Zeit einräumen, aber doch nur ein winziges Quentchen, viel weniger noch als in der Hypothese eines lediglich durch die Niederlagen übrig gebliebenen Revanchebedürfnisses. Und dem Allem gegenüber fällt doch in die andre Wagschale das Recht der Selbsterhaltung, welches Deutschland eben in der verstärkten Grenze zu wahren hatte. Wenn unser Verfasser selbst zugibt, daß Metz eine Bedrohung von Paris sei, so gibt er eben damit zu, daß es eine sehr scharfe Vertheidigungswaffe in der Hand Deutschlands ist.

Wären Nationen so gewissenhaft und so verläßlich und verantwortlich, wie einzelne ehrenhafte Individuen, so könnte man sagen: Gegen die sichere Verbriefung, daß Frankreich nie mehr einen Angriff auf Deutschland machen werde, ließe sich immerhin der Gedanke einer Rückgabe von Französisch-Lothringen in abstracto diskutiren. Aber daß überhaupt eine Nation eine sichere Verbriefung ausstellen könne, wird Niemand behaupten wollen, und selbst die Vorkämpfer der internationalen Schiedsgerichte werden nicht anempfehlen, daß man sich auf das Ehrenwort einer Nation für alle Zukunft verlassen solle, wie auf das eines Ehrenmannes. Trotz aller modernen Staatsverherrlichung bleibt moralisch und intellektuell der Staat ein niedriger Organismus verglichen zum Individuum. Eine Rückgabe von Lothringen hätte auch für Deutschland den Nachtheil, das nach Frankreich zurückstrebende Gefühl der Elsässer von Neuem zu beleben und zu stärken.

Was endlich den in Frankreich und selbst in anderen Ländern so beliebten Gedanken des Auswegs einer Neutralisirung von Elsaß betrifft, so hat Fürst Bismarck darüber ein unwiderlegliches Wort gesagt: Man kann ein Land neutralisiren, welches neutral sein will (Belgien, die Schweiz), aber ein Land, das selbst nicht neutral sein will, neutralisiren, wäre Unsinn. Die Verbindung mit Luxemburg zu diesem Zweck hieße Luxemburg entfremden und mit Elsaß zusammen Frankreich in die Arme treiben.

Ueber das Alles macht sich Monod keine Illusion. Er sagt gegen den Schluß seiner Betrachtungen, es würde eines besonders hochfliegenden Geistes und einer besonders starken Hand bedürfen, eine solche internationale That zu wagen; aber es sei jedenfalls ein Tribut der Achtung an Kaiser Wilhelm II., wenn er von Seiten seiner Feinde solcher That fähig gehalten werde. Doch, setzt er hinzu, es steht zu fürchten, daß nichts von alle dem geschehen wird, und daß die beiden Länder ihren Streit ins Unendliche fortspinnen werden zum alleinigen Vortheil von Rußland, England und Amerika.

Immerhin scheidet er nicht mit diesem pessimistischen Schluß, sondern mit besseren, zu praktischer Beherzigung geeigneten Worten. Hier heißt es:

„Für den Augenblick ist das Verlangen nach Frieden so stark, daß es eine thatsächliche Besserung aller Beziehungen, der diplomatischen, wie der wissenschaftlichen, zwischen den beiden Nationen zu Wege gebracht hat. Deutschland könnte leicht die Lage noch verbessern, wenn es die Härte der gegen Elsaß ergriffenen Maßregeln mildern wollte. Es ist nicht abzusehen, welchen Vortheil Deutschland darin finden kann, die Elsasser in einem fortwährenden Zustand der Gereiztheit zu erhalten."

Diese Zeilen waren vermuthlich geschrieben, ehe die deutsch-elsaissische Regierung den deutlichen Willen an den Tag gelegt hatte, die methodische Drangsalirung an der Grenze zu beseitigen, welche, wie die Fehlgriffe auf Samoa und die Kündigung des Schweizer Niederlassungsvertrags, auf Rechnung jenes brutalen Geistes kommt, dessen sich das verjüngte Bismarcksystem vor seinem endlichen Niedergang rühmen konnte. Die Statthalter und die höchsten Beamten des Elsasses hatten niemals solcher Methode innerlich beigepflichtet, und nur ein Theil des unteren Beamtenthums hat sich den Vers ausgedacht: die Elsässer seien es von der französischen Präfektenwirthschaft her nicht anders gewohnt und müßten mit Skorpionen zu guten Deutschen gezüchtigt werden. Wenn hier ein menschliches Einsehen zur Herstellung eines besseren Verhältnisses zu Frankreich beitragen kann, — und wir dürfen das unserem Verfasser als einem Mann von Erfahrung und Urtheil glauben — so wird es auch gewiß eher zu einem Einleben der Elsasser in die deutsche Nationalität beitragen.

Verhielte sich Monod nicht selbst so skeptisch zu der Idee einer, wenn auch nur theilweisen, Wiederherstellung der alten Grenzen, so könnte man ihm etwa vorwerfen, daß die Nährung von Illusionen dem Ziele allmählicher Versöhnung eher entgegenarbeite. Aber zunächst darf hier nicht übersehen werden, daß er in dieser englischen Zeitschrift nicht zu seinen Landsleuten spricht, also auch nicht um sie zu beeinflussen. Sodann aber, da er doch immerhin den Wiederhall seiner Worte in der Heimath berücksichtigen muß, hat man ihm zu Gute zu halten, daß, wie die Dinge einmal liegen, der Gedanke der Unerträglichkeit eines unwiederbringlichen Verzichts auf mindestens einen Theil des Verlorenen in französischen Herzen ebenso festgewurzelt ist wie der entgegengesetzte in deutschen. Das gerade ist das so unendlich

Schwierige in dem Problem, und es zu ignoriren, hätte seinem Bestreben, ihm näher zu kommen, nur schaden können. Auch wir Deutsche müssen uns das immer vergegenwärtigen, wenn wir von diesen Dingen handeln. Jeder von uns muß sich, will er ehrlich sein, sagen: würdest Du wohl als Franzose anders denken? Was sonst im Leben als Zierde eines redlichen Verstandes gilt, Unparteilichkeit und Unbefangenheit, gilt ja, sobald es sich um sogenannte nationale Angelegenheiten dreht, als verpönt. Wo aber ein Wort nach beiden Seiten hin Verständniß finden will, kann es nicht darauf hoffen, ohne sich über solche Befangenheit zu erheben. Unser Verfasser hat sich redlich bemüht, dies zu thun; und darum verdient er, daß ihm Gleiches mit Gleichem vergolten werde. Wichtig in seinen Auseinandersetzungen sind für uns nicht sowohl seine schüchternen Andeutungen über die Mittel und Wege einer Aussöhnung, als die bestimmte Aussage über die bessere Gesinnung, die nach seiner Wahrnehmung bei seinen Landsleuten zum Durchbruch gekommen ist. Monod ist seinen Verhältnissen nach so gut wie irgend Einer in der Lage, sich hierüber ein kompetentes Urtheil zu bilden und an der Aufrichtigkeit seiner Aussage ist nach seinem Charakter nicht zu zweifeln.

Viele deutschen Zeitungen geben mit Vorliebe jeden thörichten Hetzartikel wieder, welchen untergeordnete Pariser Journale gegen Deutschland schleudern. Darum erscheint es doppelt angezeigt, eine so ernste Manifestation besseren Sinnes dem deutschen Publikum vor die Augen zu bringen in dem Augenblick, wo die gegenseitige Beschickung der sozialpolitischen Konferenz und des medizinischen Kongresses in Berlin wie des Jubiläums von Montpellier eine freundlichere Stimmung angebahnt haben.

Das Alles mag nicht schwer wiegen gegenüber dem großen Zwiespalt, der an den Grenzen so gewaltig einschneidend und dräuend gelagert bleibt. Aber ganz zu verachten bleibt auch diese schwache Arbeit nicht, wenn sie verständig und beharrlich weiter gepflegt wird. Der kleinste Beitrag muß, wie man scherzhaft zu sagen pflegt, angenommen werden zu der Möglichkeit, den am Mark der Nationen zehrenden Rüstungen ein Ziel zu setzen, die ein Hohn sind auf die so laut verkündete Aufgabe der Zeit, den breitesten Schichten der Gesellschaft ein besseres Loos zu bereiten.

L. Bamberger.

Ein Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

In dem vierten Theil seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ hat H. von Treitschke über das Staatslexikon, das Rotteck und Welcker seit dem Jahre 1834 herausgaben, eines jener absprechenden Urtheile gefällt, in deren Formulirung er Meister ist, sobald es sich um eine politische Richtung handelt, die ihm nicht behagt. Alle Mängel, die der Gattung anhaften, werden in einem solchen Falle der Einzelerscheinung aufs Schuldkonto geschrieben. Die Methode wird dadurch nicht besser, daß gelegentlich auch wohl einmal umgekehrt — nach antisemitischem Rezept — ein ganzes Geschlecht für die Mängel eines Einzelnen verantwortlich gemacht wird.

In der That läßt sich das, was Treitschke an dem genannten Staatslexikon zu tadeln weiß: die Unterstützung der Oberflächlichkeit durch die Darreichung einer für den breiten und bequemen Konsum berechneten geistigen Kost: mehr oder weniger allen ähnlichen Unternehmungen vorwerfen, in gewissem Grade auch dem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“, das — herausgegeben von den Professoren J. Conrad, L. Elster, W. Lexis und E. Loening — seit einiger Zeit in dem rührigen Verlage von Gustav Fischer in Jena erscheint. Der erste — über 1000 Seiten starke — Band des auf 5 bis 6 Bände berechneten großen Unternehmens liegt abgeschlossen vor und mag zu einigen kritischen Betrachtungen Anlaß geben.

Mir erscheint es nicht unter der Würde der Wissenschaft zu sein, sich an der Herausgabe eines derartigen Handwörterbuchs zu betheiligen, selbst auf die Gefahr hin, daß in demselben — um mit Herrn von Treitschke zu reden — der „gesinnungstüchtige Philister nur das Stichwort aufschlägt, um zu wissen, was er über jede . . . . Frage zu urtheilen hat“.

Um einem derartigen Werk gerecht zu werden, muß man vielmehr noch gar manche anderen, gewissermaßen in der Natur der Sache liegenden, Unvollkommenheiten von vornherein mit in Rechnung ziehen. Man kann insbesondere keine völlige Unparteilichkeit verlangen. Es liegt auf der Hand, daß ein Staatssozialist volkswirthschaftliche Vorgänge und sozialpolitische Gesetzgebungsfragen anders ansehen wird, als ein Manchestermann; daß ein Schutzzöllner anders über Zollschranken denkt, als ein Freihändler; Herr von Kardorff anders über Münzpolitik als Herr Bamberger. Man sollte meinen, es gäbe in allen diesen Dingen wenigstens Ein neutrales wissenschaftliches Gebiet, die Feststellung der Thatsachen, aber selbst die statistische Zahl bedeutet in der Regel nur etwas in der Vergleichung, und beim Vergleichen pflegt die unbewußte Tendenz schon ihre Rolle zu spielen.

Die Herausgeber des vorliegenden Werks sind sich dieser Schwierigkeiten auch augenscheinlich bewußt gewesen, denn sie in dem Vorwort bereits darauf aufmerksam machten, daß das „Handwörterbuch“ dem „Zuge der auf dem Gebiete der Wirthschafts- und Sozialwissenschaften vorherrschenden Ideenströmung folge“. Sie hätten hinzufügen können: der in Deutschland vorherrschenden Ideenströmung. Ob die staatssozialistische Ideenströmung, welcher das Handwörterbuch folgt, auch außerhalb Deutschlands vorherrscht, ist zum mindesten zweifelhaft. Unsere einheimischen Kathedersozialisten überschätzen vielfach ihren internationalen wissenschaftlichen Einfluß, wie sie ihre Bedeutung für die nationale wirthschaftliche Gesetzgebung lange Zeit überschätzt haben.

Dagegen wird man unbedenklich zugeben können, daß sie auf den deutschen Universitäten augenblicklich das Heft noch vollständig in den Händen haben, und daß sie speziell auf weite Kreise des Beamtenthums einen starken Einfluß ausüben.

Diese vornehmlich durch Professoren und Verwaltungsbeamte repräsentirte Richtung ist es, welche dem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ das eigentliche Gepräge gibt.

Daraus machen wir den Herausgebern selbstverständlich keinen Vorwurf. Im Gegentheil, unsere Kritik respektirt diese Tendenz als die gegebene Voraussetzung, die außerhalb der Polemik liegt.

Mit dieser Reserve wird auch ein Gegner des Staatssozialismus das Werk im Großen und Ganzen als ein verdienstliches anerkennen können.

Der zu bewältigende Stoff ist ein ungeheurer und das zu verarbeitende Material veraltet unter den Händen. Die möglichste Konzentration und die thunlichste Ausscheidung dessen, was nur vorübergehend Bedeutung hat, erscheinen deshalb vor Allem geboten. In beiden Richtungen hätte meines Erachtens erheblich mehr geschehen können. So ist beispielsweise unter dem Titel: „Alters- und Invaliditätsversicherung“ eine 33 Seiten umfassende Darstellung gegeben, in der Herr Schaeffle seine Ansichten über den Gegenstand vorträgt. Die redselige Systematik dieses Aufsatzes schachtelt den Stoff in der schwerfälligsten Weise ein und lehnt sich andererseits nicht einmal an das im vorigen Jahre erlassene Gesetz an. Vielmehr soll dies letztere später unter dem Buchstaben J (Invaliditätsversicherung) eingehend behandelt werden. Es ist schwer verständlich, weshalb man die Materie in dieser Weise getrennt hat. Man wird später das Wesentliche des Schaeffleschen Aufsatzes noch einmal sagen müssen, wenn man sich

verständlich machen will. Diese ganze vorläufige Ausführung hätte ohne Schaden fehlen können.

Ein ähnlicher Mangel tritt bei dem Abschnitt „Arbeiterschutzgesetzgebung" zu Tage. Hier ist mit großer Ausführlichkeit von etwa einem Dutzend verschiedener Autoren eine nach den einzelnen Ländern getrennte Uebersicht gegeben. Da es sich in allen Staaten aber um dieselben sozialpolitischen Ziele (Kinderschutz, Schutz der Frauen, Verbot oder Einschränkung der Sonntagsarbeit u. s. w.) handelt, so tritt naturgemäß in allen einzelnen Darstellungen ein gesetzgeberischer Entwicklungsgang zu Tage, der die größten Aehnlichkeiten aufweist. Eine zusammenfassende Bearbeitung des ganzen Stoffgebiets würde die Uebersichtlichkeit erheblich erhöht und eine große Raumersparniß herbeigeführt haben. In der gegenwärtigen Darstellung verschlingt der eine Abschnitt 99 Seiten.

Aehnliche Ausstände ließen sich noch mehrfach hervorheben. Doch mag hier nur noch ein Fall erwähnt werden, bei dem die fernere Frage aufgeworfen werden kann, ob der Gegenstand überhaupt in diesem „Handwörterbuch" zur Besprechung kommen mußte. Unter dem Stichwort „Ausnahmegesetz" ist das Sozialistengesetz behandelt worden. Gewiß hat dasselbe einen tiefgreifenden Einfluß auf die politische Entwicklung Deutschlands ausgeübt. Speziell steht die starke Ausbreitung des Sozialismus in Deutschland mit diesem Gesetz in engem Zusammenhange. Aber die juristische Konstruktion und der strafrechtliche Inhalt des Gesetzes sind für die Sozialpolitik und die Volkswirthschaft von nebensächlicher Bedeutung. Gerade darauf aber beschränkt sich der bezügliche Artikel des „Handwörterbuchs". Hätte der Verfasser dargelegt, welche Wirkungen das Gesetz ausgeübt hat: in welchem Umfange während der zwölf Jahre seines Bestehens die sozialdemokratische Presse unterdrückt, die sozialdemokratischen Führer ausgewiesen, Vereine verboten, Versammlungen behindert worden sind, so wäre das zur Beurtheilung der sozialpolitischen Bewegung von Wichtigkeit gewesen. Aber die einfache Inhaltsangabe des formalen Gesetzes und die äußere Entstehungsgeschichte, auf welche beiden Punkte sich der Verfasser beschränkt hat, eignen sich mehr für ein Handwörterbuch der Rechtswissenschaften, als für ein solches der Staatswissenschaften. Nicht ohne Interesse ist übrigens ein Passus in dem vor den letzten Reichstagswahlen geschriebenen Artikel, welcher lautet: „Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die einfache Aufhebung oder Nichtverlängerung des Gesetzes ohne einen entsprechenden Ersatz die Rechtsgüter der Nation zur Zeit mehr gefährden würde, als die Fortdauer des derzeitigen Rechtszustandes". Der Autor dieser Worte ist der Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern, Herr Bosse. Sein Ausspruch spiegelt die heute herrschende Ansicht bekanntlich nicht mehr wieder. Tempora mutantur.

In einem Werke, das die Beiträge von hundert und mehr Autoren umfaßt, müssen die einzelnen Theile begreiflicher Weise ungleichwerthig sein. Aus der Werthlosigkeit eines Abschnitts kann man nicht ohne weiteres Folgerungen für einen andern Abschnitt ziehen. So enthält auch das vorliegende Handwörterbuch Spreu und Weizen durcheinander. Charakteristisch ist jedoch der Mangel einer knappen, klaren und belebten Ausdrucksweise, der fast allen Aufsätzen anhaftet.

Und die Mängel des Stils werden nicht ausgeglichen durch eine besondere Tiefe der Auffassung. Multa, non multum! Man steht fast durchweg Bücherextrakten gegenüber, die ein gewisses Alexandrinerthum nicht verleugnen können. In dem ganzen dicken ersten Bande ist auch nicht ein einziger Aufsatz, der sich z. B. mit einem der geistvollen volkswirthschaftlichen Essais von Otto Michaelis nur entfernt vergleichen ließe.

Zu welcher Plattheit gelegentlich die Darstellung herabsinkt, dafür nur ein Beispiel. Professor Stieda hat das wichtige Kapitel der Arbeitseinstellungen mit einer Einleitung versehen, in der er auch auf die „volkswirthschaftlichen Folgen" zu sprechen kommt. Dieser wichtige Punkt wird ganz obenhin behandelt und der betreffende Passus schließt mit den Worten: „Auch andere schädliche Wirkungen werden nicht ausbleiben. Eine Arbeitseinstellung, die bei Eisenbahnen, Straßenbahnen, im Fuhrgewerbe vorkommt, benachtheiligt das ganze fahrende und reisende Publikum. Eine Störung der Steinkohlengewinnung kann die Preise derart in die Höhe schnellen, daß es den Aermeren nicht mehr möglich wird, das unentbehrliche Brennmaterial zu erstehen." Um eine derartige Erkenntniß zu vermitteln, bedarf es wohl keines Handwörterbuchs der Staatswissenschaften.

Die statistischen Angaben sind fast durchweg mit rühmlicher Sorgfalt zusammengetragen, doch stößt man gelegentlich auch hier auf eine unerwartete Unvollständigkeit. So fehlen in dem von Professor Conrad bearbeiteten Kapitel über „Agrarstatistik" die Angaben darüber, wie der Zahl nach die einzelnen Kategorien der Landwirthschaftsbetriebe sich zu einander stellen. Die bezüglichen Zahlen spielen seit langer Zeit in der Diskussion über die agrarischen Zölle eine erhebliche Rolle, da aus denselben unter anderem hervorgeht, daß etwa ein Viertel der gesammten in Deutschland landwirthschaftlich nutzbar gemachten Grundfläche in dem Eigenthum von circa 25000 Großgrundbesitzern sich befindet, während auf die Größenklasse der Betriebe unter 1 ha nur etwa der zehnte Theil jener Grundfläche und ungefähr die hundertfache Zahl der Betriebe entfallen. Die Auslassung erscheint um so weniger gerechtfertigt, als an derselben Stelle, wo man die Vertheilung der absoluten Zahl der Betriebe auf die einzelnen Größenklassen bei Deutschland vermißt, die bezüglichen Angaben bei einer Reihe fremder Länder gemacht sind.

Es wäre engherzig, wollte man derartige Monita, deren Zahl ohne Schwierigkeiten erheblich erweitert werden könnte, für das Gesammturtheil entscheidend sein lassen. Ein Handwörterbuch wird stets mit zahlreichen Mängeln behaftet sein. Sein Werth bemißt sich in erster Linie nach der Erheblichkeit seiner Vorzüge und nicht nach der Geringfügigkeit seiner Mängel. Und an Vorzügen fehlt es dem Werk keineswegs. Ein gewaltiger Stoff ist mit großem Fleiß zusammengetragen und durch alphabetische Ordnung und Litteraturnachweise bequem zugänglich gemacht. Man kann deshalb dem Verleger des Handwörterbuchs zustimmen, wenn er in einem Prospekt über das Unternehmen sagt: „Eine solche reichhaltige Thatsachensammlung nach geschichtlicher und vergleichender Methode wird nicht nur für das wissenschaftliche Studium von Nutzen sein, sondern vor Allem auch den Beamten und allen denen, welche der großen wirthschaftlichen und sozialen Bewegung unserer Zeit ein Interesse entgegen bringen, die Mittel für eine rasche Orientirung und richtige Beurtheilung der schwebenden Fragen an die Hand geben".

Die „richtige Beurtheilung" wird allerdings nur dann eintreten, wenn man mit kritischem Auge zu lesen versteht.

Th. Barth.

Gottfried Keller.

Der Meister Gottfried von Zürich ist gestorben. Schlimme Kunde hatten schon die letzten Monate von seiner Gesundheit gebracht; die Freunde fürchteten eine Geistesumnachtung. Sie ist dem Herrlichen erspart geblieben. Es scheint fast, als hätte der allzeit Pflichtgetreue nach dem Lärmen seines vorjährigen Jubelfestes einen dicken Strich unter sein Lebensbuch gemacht und sein emsiges Tagwerk fein säuberlich abgeschlossen. Er hatte nichts mehr zu geben, nichts mehr zu empfangen und ein müßiges Umhertreiben war nicht nach seinem Sinn. So war dieses letzte Lebensjahr nichts als ein mähliches Hinüberschlummern und am 15. Juli, da die Nachmittagssonne den Zürichsee hellgrün erschimmern ließ und graulichter Duft sich um des Uetli-

berges Spitze legte, that er den letzten Hauch. Freund Boecklin saß an des Greisen Totenbette.

Daß die Trauerbotschaft in deutschen Landen Aufsehen gemacht hätte, wird man ganz gewiß nicht sagen dürfen. Vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung hörte ich zwei gutgekleidete Herren ihre Gedankenlosigkeit austauschen; sie hatten keine Ahnung von dem Manne, dessen mit einem dicken Kreuz versehenes Bildniß da zwischen Stanley und dem neuen spanischen Ministerpräsidenten hing. Er sah auch so gar nicht wie ein Dichter aus, der derbe Mann mit dem stillen Auge und dem spießbürgerlichen Gepräge; keine Spur von Pose, kein Zug geckiger Literatengenialität; den Herrn Staatsschreiber von Zürich machte man ihm glauben, den Dichter von Seldwyla nimmermehr. Dieser merkwürdige Mensch, der trotzig wie Herwegh begann, um bedächtig wie Goethe zu enden, der die gährende und klärende Zeit von 1819 bis 1890 durchlebt und ein moderner Geist geblieben ist bis ans Ende, ihm fehlte die modernste Eigenschaft: Gottfried Keller hatte keine Nerven. Liest man die lustigen und leidigen Geschichten, die er betrachtsam Zug für Zug auf den fernhin weiterziehenden Bergnebel gemalt hat, dann ist es, als lege sich der stille Höhenduft auch um unsere Sinne: Das geräuschvolle Getriebe der Wirklichkeitswelt dämpft sich nach und nach, es wird ruhig in uns und um uns und in leisem Behagen folgen wir dem gemächlich fortschreitenden Führer in seine phantastische Landschaft, zu seinen friedfertigen Gesellen und wunderlichen Käuzen. Für solche Wanderung ist der erregungsgenußsüchtigen Menschheit von heute nur der kleinste Theil zu haben; die Masse bleibt daheim bei den Modepoeten, die ihr die Dinge verlindern und verwitzeln, verzierlichen und verkritzeln. Die Kellergemeinde ist klein, wenn man die Stimmen zählt; groß, wenn man sie wägt. Den Frauen — oder richtiger: den Damen — ist Gottfried mit der schweren Hand nicht fein, den Jungen ist er nicht heiß genug; nur wer reif ward, ohne nüchtern zu werden, kann seinen reifen Saftfrüchten den rechten Geschmack abgewinnen.

Den Nekrologenschreibern und Zukunftsbiographen hat es der Tüchtige nicht bequem gemacht: kann man anderer Künstler Erdenwallen recht hübsch methodisch in verschiedene Perioden eintheilen und vom Sturm und Drang, vom romantischen Intermezzo und anderen schönen Literaturgeschichtsvokabeln sprechen, an Keller kommt man mit diesen Nothleitern der Analyse nicht heran. Bei ihm gibt es keine Perioden; wohl hat der Demokrat des Dichters Zunge gelöst; aber es ist nur anempfundene politische Lyrik, wenn er Loyolas wilder, verwegener Jagd Fehde ansagt, und ein Stürmer und Dränger ist er nie gewesen, der Dichter mit der klar gestimmten Zither. Fast möchte ich sagen: Gottfried Keller war eigentlich niemals jung, es war immer etwas Altväterliches in seinem poetischen Wesen. Ob er im „Grünen Heinrich“ der eigenen führerlosen Jugend Geschichte sich vom Herzen schreibt und mit den problematischen Naturen aus den letzten vierziger Jahren abrechnet; ob er später in dem sonnigen und wonnigen Ort Seldwyla fröhlichen Leichtsinn, in dem benachbarten Marterlach Ruechenstein trübsinniges Pharisäerthum sucht und findet; ob er die alten Legenden mit neuem reinmenschlichem Gehalt erfüllt oder im „Sinngedicht“ einen Kranz wundervoller Novellen an den Faden einer echt poetischen Idee reiht; ob er zuguterletzt seinen Martin Salander nach langer Irrfahrt zurückführt in das heimische Baselerland und nun die alte und die neue Generation mit weisester Objektivität und weitem Ausblick auf das politische und soziale Gebiet in lebendigen Kontrast setzt: immer mischt sich ein nestorischer, ein weisheitsvoll-lehrsamer Zug dem frohen Fabuliren bei. Man erkennt den Landsmann Pestalozzis, der die Menschen bessern will und bekehren, zuerst sich selbst und dann die Nächsten.

Dieser lehrhaft-nachdenkliche Hang ist weniger eine individuelle als eine Stammeseigenschaft. Der Schweizer ist besonnen, eben drum ist der unbesonnene Tell so landsberühmt. Mit all dem ruhigen Behagen, das uns altererbter Besitz verleiht, tummelt sich das tüchtige Volk zwischen seinen stolzen Bergen umher, dienenemsig, ohne träge Rast, doch auch ohne nervöse Hast. In der Schweiz arbeitet alles, auch der Millionär sitzt nicht müßig und das Geschäft wird so pünktlich abgethan, wie ein Schlagwerk die Sekunde einhält. Es ist echt schweizerisch gedacht, wenn der Staatsschreiber von Zürich den Stillstand seines poetischen Schaffens von 1856 bis 1872 mit dem Hinweis auf den Anspruch seines Amtes erklärt: „Ich mußte mich vom ersten bis zum letzten Augenblicke in den Geschäften tummeln, und genoß zehn Jahre nicht einmal eines Urlaubes, und ich glaube, es ist mir gesunder gewesen, als ein schläfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden.“ Das Hin und Her vom Kriminal zum Helikon sagte dem ordnungsliebenden Schweizer nicht zu und von seinen Landsleuten hat sich gewiß keiner gewundert, daß der Herr Staatsschreiber für die Muse nicht mehr zu sprechen war.

Sie sind ein wenig nüchtern, die wackeren Schweizer, ihr Geist nimmt nur selten von der flachen Heerstraße der Nützlichkeit einen höheren Flug und alles Pathetische ist ihnen fremd inmitten ihrer grandiosen Natur. Aber wie oft der launenhafte Föhn unvermuthet durch die Kantone streicht, so öffnet sich ganz plötzlich der Schweizer nachdenklicher Sinn einer ausgelassen muthwilligen Phantastik und die sonst so ernsthaften Menschenbilder wissen dann allsogleich zu lachen, zu jubeln, zu tollen, als wäre die Sauserzeit schon da, das rauschdunstige Regiment des ungeberdigen jungen Weins. „Wenn er gut ist, so ist man des Lebens nicht sicher unter ihnen, und sie machen einen Höllenlärm; die ganze Stadt duftet nach jungem Wein und die Seldwyler taugen dann auch gar nichts.“ Es muß wohl ein gutes Gewächs gewesen sein, der Sauser von 1818, der dem sanft so gefaßtenen Gottfried im Leibe spukte von Kindheit an. Den Vater Drechslermeister hat er kaum gekannt, der starb früh und ließ die Wittwe mit dem Kleinen in nicht eben vermöglichen Umständen zurück; der Knabe hatte viel Freiheit, denn die Mutter schaffte von früh bis spät. So saß denn Gottfried tapfer daneben, wenn die Großen ernste Rede tauschten, oder er hockte auch wohl lange Stunden bei einer alten Trödlerin aus der Nachbarschaft über Fabelbücherchen und allerhand alten Scharteken. Den Schulbesuch hatte er nach des Vaters Tode unterbrechen müssen und so wuchs er heran, wie ein seltsames Pflänzlein ohne das feste Spalier, an dem es sich in kräftigem Wuchse emporrankt, ohne die führende Freundschaft eines Mannes, von dem der Jüngling gewußt hätte, „daß er ihm sein Bestes zuwenden und lehren will und den er für sein untrügliches Vorbild hält.“ Er ward ein wenig altklug, er blieb ein wenig haltlos und vor dem neuen, zielbewußten Geschlecht der Arnold Salander hat er unbändigen Respekt, den Respekt des versonnenen Träumers vor der rücksichtslosen Thatkraft, einen Respekt, der mit der Liebe gewiß nicht identisch ist. Er freut sich der Arnolde, er selbst aber hält sich hübsch zu den Alten, zu den Martin Salanders, bei denen die praktische Klugheit das zarte Seelchen Phantasie nicht erstickt hat.

Irgendwo habe ich gelesen, Gottfried Keller habe keine Phantasie besessen. Ein echter Seldwylerstreich, aber einer, über den man, wie die Liebesleute Jucundus und Justine, das Lachen verlieren kann. Vielmehr möchte man sagen, die Phantasiekraft war das Stärkste in dem Sinndichter, wie sie allein das eigentlich Schöpferische in ihm war. Auch Fritz Mauthner, der vor Jahresfrist an dieser Stelle den Siebenziger mit manchem guten Worte pries, scheint mir diesen entscheidenden Punkt nicht genug beachtet zu haben, wenn er die Frische der Empfindung, den Reichthum der Gedankenwelt und die Schönheit der Sprache als die wesentlichsten Kellereigenschaften rühmte. Was dem Meister Gottfried seine wunderbare, ganz vereinzigte Stellung in der modernen Literatur gab, das war doch seine staunenswerth reiche einbildnerische Kraft, die ein Weltbild gebar, wie die Seele der Kinder und Kindervölker sich einen Himmel schafft im goldenen Duft, nicht nach den Modellen von der Straße, sondern nach der verträumten Vorstellung der Phantasie; nicht mit Händen zu greifen und doch lebendig, von poetischem Sinn angeschaut. Man legt heute so viel Gewicht auf das Selbsterlebte und Selbstbeobachtete und keck der

schola naturalis entlaufene Kritikerlein behaupten wohl gar munter, was Einer nicht mit den Augen gesehen, mit den Ohren gehört und womöglich mit der Nase gerochen habe, das könne er auch nicht malen mit Zeichnenstift und Federkiel. Und doch trafen sich da allabendlich zu bescheidenem Zechen in der Zürcherstadt drei Männer, die nicht mit Pescara versucht worden, die nicht die Gefilde der Seligen oder die Todteninsel beschritten, nicht das Fähnlein der sieben Aufrechten entfaltet hatten: Conrad Ferdinand Meyer, Arnold Boecklin, Gottfried Keller, die drei letztgeborenen Prinzen aus Phantasieland, der feinfühlige Historienerzähler, der malende Plastiker der heroischen Landschaft und der „Shakespeare der Novelle".

„Die Phantasie thut wie ein Kind,
Das einsam Kränze windet,
Bald lacht und plaudert mit dem Wind,
Bald einen Schwank erfindet
Und wunderliche Märchen spinnt,
Dann inne hält und traurig sinnt."

Das ist ein Vers von Keller und für Keller. Von solcher Art war seine Phantasie: unerschöpflich im Erfinden immer neuartiger Schwänke und Schnurren; immer geneigt, sich in wunderliche Märchen einzuspinnen und den flattersinnigen Leser einzufangen in das luftige Gewebe, bis er mit Spiegel, dem Kätzchen, über die Dachfirste streift und den Hexenmeister um den Schmeer betrügt oder mit Sali und Vrenchen auf dem Heuschiff die wundersam todeslustige Brautnacht träumt. Diese freigeborene Phantasie ließ in naivem Schaffen dem ungesellschaftlichen Hagestolzen die herrlichsten Frauengestalten gelingen, die allemannischer Geist in nachgoethescher Zeit beschworen hat: die erröthend lachende weiße Galathee, die arme Baronin, die Julia von Seldwyla, Frau Regel Amrain und die prächtige Salanderfrau. Der Dichter hat sie nicht gesehen und Linie um Linie nachgezeichnet; ihr Bild war in seiner Seele und so fest glaubte er an seine Geschöpfe, daß keinen poetisch empfindenden Leser ein Zweifel überkommt, ob dies und das auch irgendwo sich wirklich begeben haben könnte. Seldwyla, den „sonnigen und wonnigen Ort irgendwo in der Schweiz", hat noch keines Wanderers Fuß betreten, so wenig wie ein sterbliches Auge die meeridyllische Boecklinwelt sah; aber nur ausgedörrte Philister werden hier die Wellen zu blau, dort die Tollheit zu toll finden; wir Anderen erkennen ein poetisches Wunder und neigen den Schöpfern dieser von eigenen Gnaden lebenden Welt demüthig huldigend das Haupt.

Jean Paul hat — in der „Vorschule der Aesthetik" — den Humor als das umgekehrte Erhabene bezeichnet, das durch den Kontrast mit der Idee das Endliche vernichtet und einem Gaukler gleicht, der, auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts trinkt. So wenig die prunklos abgeklärte Bedachtsamkeit Kellers der schrullenhaft überladenen Formlosigkeit des Mannes von Wunsiedel verwandt ist, so gewiß wird der Dichter der drei gerechten Kammacher dem ästhetischen Anspruch des Romantikers der Komik gerecht: auch für Keller giebt es keine einzelnen Thoren und keine einzelne Thorheit, sondern nur eine allgemein menschliche Thorheit und eine tolle Welt; auch sein Humor gleicht dem Vogel Merops, der zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung zum Himmel auffliegt. Und von ihm selbst gilt, was der Dreißigjährige in schwärmender Bewunderung beim Titandichter fand: „In ihm schien mir plötzlich alles tröstend und erfüllend entgegen zu treten, was ich bisher gewollt und gesucht, oder unruhig und dunkel empfunden: Gefühlerfülltes und scharf beobachtetes Kleinleben und feine Spiegelung des nächsten Menschenthums mit dem weiten Himmel des geahnten Unendlichen und Ewigen darüber; heitere, muthwillige Beweglichkeit des Geistes, die sich jeden Augenblick in tiefes Sinnen und Träumen der Seele verwandelte, lächelndes Vertrautsein mit Noth und Wehmuth, daneben das Ergreifen poetischer Seligkeit, welche mit goldener Fluth alle kleine Qual und Grübelei hinwegspült."

Der aufrechte Humorist, dem nun das bunte Narrenfähnchen entsunken ist, gehört zur Vierzahl jener Dichter, denen die Vaterschaft des modernen Realismus zuzusprechen sein wird; in den zwei Jahrzehnten von 1799 bis 1899 sind sie alle Vier geboren: Balzac und Dickens und Keller im Westen, Gogol im Osten. Gleichzeitig erschienen sie, das Erbe der Romantik anzutreten und die Poesie der Wirklichkeit näher zu bringen. Im Grunde aber haben auch sie alle nicht das Leben, nicht den Tag, sondern ihren phantastischen Traum beschrieben, die warmen, ganz und gar subjektiven Realisten: stürmend und wühlend und wirklichkeitsdurstig Balzac, der nach Taines treffendem Wort mehr die Kunst als den Menschen liebte; mitleidig und zwischen Pathos und grotesk verzerrter Phantastik jäh wechselnd Dickens; mit wehmüthigem Groll und bitterem Liebesdrang Gogol; mit leiser Thorenschelle aus reiner Bergluft Menschennoth und Menschenschwachheit umklingelnd Keller. Nicht den Größten der Vier darf man ihn nennen, gewiß nicht; aber will man sie schon vergleichen, wobei der Zollstock von selbst ausgeschlossen ist, so muß man sehen, daß der Meister Gottfried an breiter Behaglichkeit und runder Fülle aus der Schaar der beweglicheren und nervöseren Genossen hervorlacht. Er kam aus dem kleinsten und stillsten Lande und etwas wie schweizerische Seßhaftigkeit und Geruhsamkeit bindet selbst seine tollsten Schwänke; wäre dieser Allemanne als Deutscher geboren worden, seinen Martin Salander läse die Welt, während so immer nur einzelne muthige Wanderer sich durch das spezifisch Schweizerische zum allgemein menschlichen Feingehalt hindurchzuarbeiten wagen.

Kellers Muse mag man sich vorstellen, wie das junge Weib mit voller Brust und rundem Leib, das Hans Sachsen in Goethes Gedicht die poetische Sendung kündet.

„Man nennt sie thätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmuth, Gerechtigkeit."

Und was sie dem Meisterschuster in der Sonntagsfrühe sprach, das mochte sie auch dem verpfuschten Malersmann von Zürich ins Ohr geraunt haben, als sie ihm das Fenster öffnete auf die bunte Welt:

„Wenn andere durcheinder rennen,
Sollst Du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach' fürtragen . . .
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf durch einander kollert . . . .
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht' eine Witzung werden."

Pünktlich hat Gottfried Keller die Weisung befolgt, der keiner Stimme außer der in seiner Brust gehorchte. Und als er sein Tagwerk erledigt hatte, da ließ sich der Bequeme auch zum Sterben noch die gehörige Zeit: langsam nahm er Abschied und gemächlich streckte er sich hin. „Und seine Sonne thut keinen Wank und scheint ihm golden ins Gesicht."

Maximilian Harden.

Die Freuden des Lebens.

4.

Um übrigens Lubbock nicht zu nahe zu treten, muß ich bemerken, daß er auch an die unbemittelte Mehrheit ein wenig gedacht hat. Er versucht sie zu trösten, und es ist für den englischen Optimisten sehr bezeichnend, wie er es versucht. „Epicur hat gesagt, daß es für unser Wohlbefinden wichtiger sei, wenig Bedürfnisse zu haben als großen Reichthum. Aber in unserem glücklichen Lande ist es uns möglich, viele Bedürfnisse zu haben und gleichwohl sie alle, wenn sie nur vernünftig sind, zu befriedigen." Reichthum macht mehr Sorge als Vergnügen, aber freilich „muß man

wohl einräumen, daß der Besitz irgend eines Einkommens, das im Laufe der Jahre sich vermehrt, zum Lebensglücke beiträgt." Manche auserlesene Genüsse sind dem Mittellosen ebenso zugänglich wie dem Wohlhabenden. Jedermann hat den Anblick der Landschaft, der Seeküste, des Himmels; wir alle besitzen Tausende von Aeckern Landes, wenn wir nur recht zu genießen verstehen, und dieser Besitz kostet uns weder Geld noch Sorgen. Lubbock zitirt Ruskin, der gesagt hat: „Beobachten, wie das Getreide wächst oder die Blüthen ansetzen, tief athmen über Spaten oder Pflugschar, lesen, denken, lieben, beten, — das sind die Dinge, die Menschen glücklich machen;" und Emerson, der uns belehrt, daß der reichste Millionär nicht die Disputa oder die Schule von Athen zu kaufen vermag, während jedem Bedienten es frei steht sie sich anzusehen; daß ein Sammler für ein Autograph Shakespeare's hundertsiebenundfunfzig Guineen hat zahlen müssen, während ein Sekundaner den Hamlet unentgeltlich lesen kann.

Alle diese Betrachtungen laufen im Grunde auf eine Sophisterei hinaus; sie unterdrücken den wichtigeren Theil der Frage, nämlich, wie denn der Arme, den man trösten will, fühlt und denkt. Wahrscheinlich ist er ganz anderer Meinung als der feinsinnige Philosoph, gibt mit Vergnügen alle Reize der Landschaft und der Seeküste preis, wenn er ein Stück Kartoffelland dafür eintauschen kann, verzichtet ohne Seelenkampf auf das Privilegium den Vatikan betreten zu dürfen, wenn man ihm dafür einige von des Sammlers Guineen gibt, und auf alle Shakespeareschen Dramen obendrein. Korn und Blüthen zu beobachten haben viele Millionen Mitbürger Lubbock's höchstens ein paar Mal im Jahre Gelegenheit, und die anderen, die das Schauspiel täglich vor Augen haben, würden wahrscheinlich sehr verwundert sein, wenn sie hörten, daß dies und das Athmen über Spaten und Pflug glücklich mache. Hiob kannte die armen Leute besser: „der Knecht sehnet sich nach dem Schatten und der Tagelöhner sehnet sich nach dem Ende seiner Arbeit."

Das, was in einzelnen Fällen richtig ist, auf alle oder die meisten Fälle anzuwenden, anzunehmen, daß, was mich erfreut, eine Freude für die Menschheit bedeute, ist ein grober Fehler und doppelt befremdend, wenn ein Mann der exakten Wissenschaft ihn begeht. Aber auf diesem Gebiete, dem der Lebensphilosophie, ist der Fehler weit verbreitet, fast allgemein, und auch die Pessimisten verfallen ihm, in entgegengesetzter Richtung. Sie nehmen an, daß der Schmerz, den sie empfinden würden, wenn sie das Loos der Mehrzahl zu theilen hätten, genau so lebhaft und heftig von dieser empfunden werde, was doch glücklicherweise nicht der Fall ist. Ein anderer, gleichfalls häufiger Fehler ist der, daß man glaubt, die Zeitgenossen mit ihrem Schicksal zu versöhnen, wenn man ihnen zeigt, wieviel besser sie es haben als frühere Geschlechter. „Mich dünkt, wir würdigen nicht genug unser Glück, dem neunzehnten Jahrhundert anzugehören." Diese Bemerkung knüpft Lubbock an die Erörterung der unschätzbaren Freuden, die wir den Büchern verdanken. Wie leicht haben wir es, uns diese Freuden zu verschaffen, wenn wir uns mit unseren Vorfahren vergleichen! Das ist gewiß richtig, und dasselbe gilt auch noch von einer Menge anderer Dinge, die für unsere Bequemlichkeit, unseren Genuß und unsere Ruhe wichtig sind, vom modernen Streichholze bis zur modernen Rechtspflege. Aber der Schuh drückt heute darum nicht weniger, weil man weiß, daß er früher noch mehr gedrückt habe. Jede heranwachsende Generation bildet sich einen neuen Maßstab, an dem sie Lust und Unlust mißt; was gestern noch als ein Glück empfunden wurde, ist heute schon eine kaum mehr bemerkte, selbstverständliche Lebenseinrichtung und morgen wird es ein Gegenstand der Kritik sein, dessen Mängel und Unvollkommenheiten in Aller Munde sind. Goethe seufzte:

„Ja, wenn wir das erfinden könnten,
Daß Lichter ohne Schnuppen brennten!"

Wir, längst im Besitze solcher idealen Lichter, murren, wenn das Gas Hitze verbreitet und die Dynamomaschine geräuschvoll arbeitet. Es tröstet uns nicht, wenn man uns an die elenden Beleuchtungsmethoden des Goethe'schen Zeitalters erinnert. Solche Vergleichungen anzustellen, hat für den philosophischen Betrachter gewiß einen hohen Werth, und es kann ihm auch Freude bereiten, wenn er nämlich in den verglichenen Thatsachen den Beweis dafür findet, daß der Zustand der Menschen mit der Zeit besser wird. Aber den Durchschnittsmenschen macht dieser Beweis nicht glücklicher. Er mißt die Gegenwart nur an seinen eigenen Wünschen, und das trägt selten zur Zufriedenheit bei. Den Arbeitern rechnen wohlmeinende Statistiker gern vor, daß und wie sehr ihr Loos seit funfzig und gar seit hundert Jahren sich verbessert hat, aber noch nie hat diese Rechnung, obwohl sie durchaus richtig ist, auch nur den leisesten Einfluß auf die Stimmung sozialistischer Massen ausgeübt, oder, wenn doch, höchstens einen irritirenden.

5.

An die Mehrheit des Menschengeschlechts hat Lubbock, wie gesagt, auch ein wenig gedacht, aber nur ein ganz klein wenig. Im Wesentlichen spricht er nur für die wohlhabenden Klassen und auch nur für eine Elite dieser letzteren, für die feiner besaiteten Herzen und die höher gebildeten Köpfe. Nun sollte man aber doch, wenn man von den Freuden des Menschenlebens redet, das ganze, das volle Menschenleben als sein Thema ansehen, zumal dies Thema, einer berühmten Autorität zufolge, von allen Seiten interessant ist. Freilich wäre das Buch dann nicht so salonfähig geworden. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß ein großer Theil der menschlichen Freuden recht grober und selbst roher Natur ist und manches davon in Damengesellschaft nicht wohl erörtert werden kann. Die thierische Natur bildet nun einmal den breiten Untergrund des menschlichen Daseins, und wenn man das einfach ignorirt, so gibt man von diesem Dasein ein unvollständiges, ja ein falsches Bild Die sinnlichen Genüsse spielen eine ungeheure Rolle in unserer Welt; davon erhält, wer Lubbock's Betrachtungen liest, keine Ahnung. Er hat ein Kapitel über „Liebe", aber man würde sich sehr irren, wenn man darin Belehrung über die Gewalt und den Einfluß, den die Neigung der Geschlechter weit und breit auf Erden ausübt, zu finden glaubte. „Es gibt allerdings," sagt Lubbock, zwei Arten der Liebe, eine die Tochter des Uranus, die ältere und weisere Göttin, die andere das Kind des Zeus und der Dione, das gemein und volksthümlich ist. — aber wir wollen nicht zu genau zusehen."

Vom Essen und Trinken ist bezeichnender Weise nur beiläufig in dem Kapitel „Gesundheit" und vorzugsweise aus dem Gesichtspunkte die Rede, daß man nicht wohlthue zuviel des Guten zu sich zu nehmen, eine Warnung, die für die Mehrzahl überflüssig ist. Ein Engländer wird zwar anerkennen, daß Essen und Trinken Freude macht; es ist nicht sehr ästhetisch, aber es kommt Morgens, Mittags und Abends, und „nach einem Spaziergange mit einem Freunde in den Bergen oder am Strande sich zu Tisch zu setzen, ist kein geringes Vergnügen." Aber, ob ästhetisch oder nicht, das Essen und Trinken hat für das Wohlbefinden der Menschheit eine selbständige. und wenn man nach der Kopfzahl rechnet, eine viel größere Bedeutung als Naturschönheit, Kunst und Litteratur. Für Hunderte von Millionen sind die Augenblicke, wo sie sich satt essen, fast die einzigen Lichtblicke zwischen Erwachen und Einschlafen, und für fast Alle sind die Tafelfreuden unzertrennlich von dem Begriffe eines Festes, eines guten Tages. Darin stimmen Paris, London und Berlin mit Negern und Kalmücken überein, so verschieden auch die Speisekarten sein mögen. „Dies Geschlecht kann sich bei Tische nur erfreuen"

Die Frage der Moralität muß man doch aus dem Spiele lassen, auch die Aesthetik, wenn man untersuchen will, welche Genüsse der Mensch, so wie er ist, im Leben findet. Auch darauf kommt es nicht an, ob der Untersucher mit diesem Genusse sympathisirt. Er hat nur zu fragen: was macht erfahrungsmäßig und thatsächlich Allen, den Meisten, Vielen, Einigen Vergnügen? Man hat (mit Recht) Lubbock

getadelt, weil er vom Rauchen, als welches doch wirklich zu den Freuden des Lebens gehöre, ganz schweige. Darauf gibt er folgende unzulängliche Antwort: „Da ich selbst kein Raucher bin, kann ich vielleicht nicht urtheilen; viel muß vom individuellen Temperament abhängen; einigen nervösen Naturen gewährt es gewiß großes Labsal, aber ich zweifle, ob Rauchen im Allgemeinen die Freuden des Lebens vermehrt.“ Das klingt doch gerade, als ob von Bromkali oder Cocaïn die Rede wäre und nicht von einem Genußmittel, das im Laufe der Jahrhunderte, den Verboten der Päpste, Kaiser und Sultane zum Trotz, sich ein Publikum erobert hat, wie kaum irgend ein anderer Verbrauchsartikel, der nicht unmittelbar der Lebensnothdurft dient.

Ich finde es begreiflich, daß der englische Schriftsteller an Opium, Betelkauen, Haschisch und ähnliche orientalische Kurzweil, die seinem Horizont fern liegt, nicht gedacht hat, aber über die Freude an berauschenden Getränken hätte er ein Wort zu sagen wohl Anlaß gehabt. Großbritannien und Irland liefern ja für ein solches Kapitel riesenhaften Stoff. Daß diese Freude in ihren Ausartungen höchst verderblich ist, völkervergiftend, liegt auf der Hand; um so interessanter wäre es vielleicht, sie in ihrem Wesen, in ihren Abstufungen, von dem Stadium harmloser Erheiterung und Erquickung durch alle ihre Steigerungen bis zum brutalisirenden Alkoholismus, zu studiren und ihr Verhältniß zur Kulturentwicklung zu untersuchen. Daß der Genuß berauschender Getränke zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen in hohem Grade populär gewesen ist, kann natürlich auch der eifrigste Mäßigkeitsapostel nicht leugnen; neben der Liebe ist das Trinken das vornehmste Thema der Lyrik gewesen von Persien bis Schottland, von Anakreon bis zu Scheffel, und es hieße einen Gemeinplatz wiederholen, wenn man auf den seltsamen Zusammenhang zwischen dem Getränk und unserem Geistes- und Seelenleben hinwiese. Der ernsthafte und ehrbare Gervinus hat das Zechen (wenigstens in Wein) den Uebergang von materiellem zu geistigem Genusse genannt, und in den Worten liegt ein guter Sinn. Ueberhaupt ist es nicht ohne Weiteres ausgemacht, daß die sogenannten materiellen Genüsse für die Entwicklung unserer höheren Natur so völlig werthlos sind. Es ist wahr, wir haben sie mit den Thieren gemein, aber wir machen aus ihnen etwas, was den Thieren fremd ist, Mittel einer fröhlichen Geselligkeit, eines brüderlichen Zusammenlebens, einer gemeinsamen Freude, gastfreien Spendens und dankbaren Empfangens, — lauter Dinge, ohne deren Mithilfe das bischen Kultur, dessen wir uns erfreuen, nicht zu Stande gekommen wäre und bald wieder verschwinden würde.

Steigen wir vom Essen und Trinken etwas höher zu den Lebensfreuden auf, die der Mehrzahl die wichtigsten und anziehendsten sind, so erblicken wir lauter Dinge, die Lubbock der Erwähnung nicht oder nur höchst flüchtig würdigt. Er kennt nicht „des Volkes wahren Himmel“, von dem Faust auf seinem Osterspaziergange spricht. Tanzen, Springen, Kegelschieben, bunte Tücher, rothe Bänder, Böllerschießen und Feuerwerk, wer vermöchte sie alle aufzuzählen, die Lustbarkeiten, die in Nord und Süd, in Ost und West, mannigfaltig in der Form, im Wesen immer desselben Charakters, unzähligen Generationen dazu gedient haben, mit wenig Witz und viel Behagen, den Feiertag todtzuschlagen, den Alltag zu verbrämen, Sorge und Kummer zu verscheuchen? Und das weite Gebiet des Spiels, verdient es nicht auch einige Aufmerksamkeit, wenn man von den Freuden des Lebens redet? Kann man leugnen, daß alle die mehr oder minder sinnreichen Methoden, ihre Stärke, ihre Geschicklichkeit oder auch nur ihr Glück im Wettkampfe mit Anderen zu messen den Menschen eine große Summe von Vergnügen bereiten, die man nicht außer Rechnung lassen darf, wenn man es versuchen will, eine Bilanz des Lebens zu ziehen? An Popularität übertreffen die Spiele weitaus den Kunst- und Naturgenuß; auf ein Streichquartett werden selbst in unserem musikliebenden Lande leicht tausend Skat-Quartette kommen, und ein einziger Derbytag wird mehr Besucher zählen als das Britische Museum in zehn Jahren. Ob der Zeitvertreib edel oder unedel sei, ist eine Frage für sich; jedenfalls hat er einige Formen gefunden, die in Pindarischen Oden besungen werden konnten.

Und ferner, welchen Reiz übt es auf die Massen aus, ganz abgesehen von Spiel und Wette, die Kräfte der Thierwelt, sei es für sich, sei es im Kampf mit dem Menschen, anzuschauen, die reißenden Bestien der zoologischen Gärten, die Reiterkünste des Circus, Stiergefechte, Bärenhetzen, Hahnenkämpfe, diese letzteren drei allerdings unserem civilisirten Horizont entrückt, aber vielleicht mehr durch das Machtgebot der Polizei als durch die Abneigung des Publikums. Es gibt doch noch christliche Nationen, die sich an solchen blutigen Schauspielen höchlich ergötzen, und was uns selbst betrifft, so will ich daran erinnern, daß vor nicht sehr langer Zeit bei uns wie in der ganzen Christenheit Hinrichtungen in recht weiten Kreisen als Volksfeste behandelt wurden.

Das führt mich auf die Freuden der Grausamkeit und überhaupt auf die Freuden, die aus der Befriedigung unserer bösen Leidenschaften entspringen: Schadenfreude, Freuden des Hochmuths, der Rachsucht: Sie sind verdammenswerth, das versteht sich von selbst, aber sie sind trotzdem Freuden, und die Zahl der für sie empfänglichen ist, fürchte ich, recht ansehnlich. Und gibt es nicht Freuden der Eitelkeit (die ich übrigens nicht zu den bösen Leidenschaften rechnen möchte) und sind nicht ihrer Liebhaber so viel wie der Sand am Meere? Werden nicht, um ihrer theilhaft zu werden, täglich ungeheure Summen Geldes ausgegeben, Mühen und Anstrengungen aller Art, ja sogar Hunger und Durst, Hitze und Frost heldenmüthig erduldet? Man denke, um nur eins zu nennen, an die Beseligungen, die ein Ordensband, ein Titel, eine kleine Präposition von drei Buchstaben zu erzeugen vermag! Es ist wahr, daß England weniger als das Festland Gelegenheit darbietet, diese Form des Genusses zu beobachten, aber Vanity fair ist unerschöpflich an anderen Artikeln, die auch jenseits des Kanals massenhafte Kundschaft anlocken. Sir John Lubbock ist verächtlichen Blicks an den glitzernden Buden vorübergegangen.

Befremdlicher als dies ist es, daß ein Engländer ein Buch über Freude schreiben kann, in dem das echt englische Synonym für Amüsement gar nicht vorkömmt. Sport! diesem Abgotte des brittischen Lebens ist nicht einmal eine mention honorable, nur ganz beiläufig einmal die Bemerkung gewidmet, daß „unsere Leute vom Thierreich viel Vergnügen haben, vom Hetzen, Jagen und Fischen, was ihnen Bewegung in frischer Luft verschafft und sie in allerlei schöne Landschaften führt.“ Aber im Grunde sei dies eine Verirrung, ein Ueberbleibsel, a survival, barbarischer Zeiten; statt die Thiere zu tödten, sollte man sich ihnen befreunden, ihren Ursprung, ihren Bau, ihre Lebensweise, ihre Intelligenz studiren; das gewähre unendlich mehr Unterhaltung und Gewinn. Es ist immer wieder der nämliche Fehler: die Freuden des Lebens werden verwechselt mit den Freuden Sir John's.

Chamisso schrieb aus London: „Ich habe noch keinen Engländer lachen sehen, außer wenn ich englisch mit ihm sprach.“ Nach Lubbock's Buch zu schließen, lachen seine Landsleute auch heute noch nicht. Daß das Lachen, die Freude am Komischen, ein wundervolles Cardial ist, das die Götter uns zur Erquickung auf unserer sauren Pilgerfahrt mitgegeben haben, das allen Lebensaltern, allen Bildungsstufen, allen Zonen seine Wohlthaten spendet, scheint der gelehrte Mann nicht bemerkt zu haben. Es ist wirklich unbegreiflich; denn in England ist, trotz allem Puritanerthum und aller respektablen Langweiligkeit, das Behagen an der komischen Seite des Daseins nicht erlaschen. Von den Tagen Falstaff's bis zu denen Pickwick's und des Master Punch hat herzenbefreiendes Gelächter den Donner der Kanonen, den Lärm der Parteien und das Sausen der Maschinen immer vernehmbar begleitet, und wie in England, so ist es auch in den anderen Ländern der Erde gehalten worden. Nicht überall mit derselben Virtuosität; auch der Sinn für Komik hat seine Abstufungen, vom grinsenden Negerlachen bis zum feinsten attischen Lächeln, aber Vergnügen bereitet er Allen.

Ich bitte überhaupt zu bemerken, daß die Freuden, die ich unter Nr. 5 aufgezählt habe, — zu denen sich noch manche andere fügen ließen, wie z. B. das Vergnügen an allerlei Schaugepränge, an militärischen Schauspielen, an Zusammenrottungen mit sensationellen Motiven, Ankunft Stanley's, Abfahrt Bismarck's, Begräbniß Victor Hugo's, — ich sage, daß die Freuden dieser Gattung mehr oder weniger Gemeingut aller Menschen aller Klassen und nur in den Aeußerlichkeiten verschieden sind, je nach der gesellschaftlichen Gewöhnung und der Länge des Geldbeutels. Die sogenannten „noblen Passionen" sind nur die kostspieligen Töchter derselben Familie, aus der die Volkslustbarkeiten stammen. Im Wesen der Sache macht es keinen Unterschied, ob der Mensch seine Mahlzeit mit Trüffeln würzt oder mit Knoblauch.

(Schluß folgt.)

Giotto.

Die Berliner Kunstausstellung.

Ueber tausend Oelgemälde, über dreihundert Aquarelle und Zeichnungen, über zweihundert Bildwerke, im Ganzen über fünfzehnhundert Arbeiten bietet die diesjährige Berliner „Große akademische Kunstausstellung". Der Berichterstatter muß diese Zahlen vergessen, er muß die große akademische Ausstellung vergessen und sich vor seines Geistes Auge eine ganz kleine und möglichst wenig akademische zusammenstellen.

Da wäre nun eins der ersten Bilder, das er wählen würde, der „Meraner Bauer" von Knaus. Die körperlich und lebensvoll hervortretende Gestalt sitzt, einen Hund neben sich, den Rucksack auf die Erde geworfen, eine Pfeife rauchend, mit übergeschlagenen Beinen an einem Tisch, auf dem ein Fläschchen Rothwein steht. Man sieht, Herr und Hund sind gewohnt, schnell zu schreiten und nicht lange zu rasten. Dieser Bauer hat nicht starke Fäuste, aber behende Füße und einen listigen Geist. Höhnisch ist der Mund verzogen, schräge hält er den Kopf mit dem Tyroler Hut, schräge blicken die harten, schlauen Augen, das eine eingekniffen, wie um zu pariren, das andere scharf zublickend, und den Eindruck des Listigen, Gefährlichen verstärkt noch die unsichere Beleuchtung des Gesichtes, das zugekniffene Auge im Licht, das offene im Schatten. Wir haben eine ausgeglichene Komposition vor uns, welche dauern und für sich bestehen kann; nur empfinden wir zuerst ein Ueberwiegen der Reflexion, eine zugespitzende Schärfe, eine verkleinernde Feinheit, bis wir allmählich mehr und mehr unter den Zauber des Werkes gerathen. Paul Meyerheim ist naiver und mehr Improvisator, er gibt sich mehr seinem Gegenstand hin, läßt sich von ihm leiten und gelegentlich verleiten, er zeichnet sich, wie Jeder weiß, durch unmittelbares, heiteres Leben, Geist und Farbenfreude aus. So kann er alle glückbringenden Wunder und Zeichen auf eine große Leinewand lustig und witzig durcheinander streuen und sich damit zufrieden geben, sie äußerlich zu gruppiren; selbst das Stroh im Käfig seiner Thiere wird unter seinen Händen zu feurigem Golde und seine Landschaften entfalten eine bunte und seltsame Pracht. Bestechender als sein Porträt einer Sängerin ist das eines jungen Mädchens. Die bestimmte Auffassung des noch unbestimmten jungen Gesichtes, die zwanglose Haltung, besonders anmuthig Brust und Schultern, die geschickte Farbenzusammenstellung, brauner Mädchenkopf und brauner Hund, Sonnenblumen im Hintergrund über einen Zaun herüberhängend, leichtes gelbes Kleid mit gelbseidener Schärpe und als Punkt über dem I ein kleiner Strauß Stiefmütterchen im Gürtel, das Alles paßt irgendwie zusammen, als müßte es so sein, wirkt originell und doch nicht ganz originell, so daß wir uns fragen: Nach welchem Geschmack, nach welchem Muster ist es gemacht? Ganz echt aber wirken Meyerheim's zahme Löwenpaare, in ihren müßigen, verdrossenen Bewegungen, in ihrem Rekeln und Kauern katzenartig und doch nicht ganz ohne einen Rest von Wüstenmajestät, besonders schön die Liebesszene, in welcher der Löwe der Löwin die Tatze leckt, während sie sich auf einem Brett vor ihm streckt; das ist geistvoll beobachtet und köstlich dargestellt.

Ein bedeutendes Können verräth Vilma Parlaghy, sie hat es in der Präzision des Sehens, Begreifens und Malens zu einer imponirenden Vollendung gebracht und verschmäht mit fast rauher Tugend allen schönen Schein. In ihren schwarzgekleideten Porträts ist die Natur genau wiedergegeben, d. h. der Geist ist nicht ausgelassen, sie kann jede Falte brauchen, denn sie findet etwas in jeder Falte; dieser alte Parlamentarier ist eine volle runde Persönlichkeit von zäher Kraft, gewohnt Angriffe von sich abprallen zu lassen und blickt uns über die blauen Gläser weg so fest an, daß wir es kaum wagen uns über die blauangelaufene Nase und den breiten, schief gezogenen Mund zu wundern. Diejenigen, die Windthorst kennen, behaupten allerdings, daß das Joviale, Witzige, Weltweise seines Wesens nicht mit in das Porträt übergegangen ist. Edler und doch nicht weniger energisch ist das zweite Porträt derselben Künstlerin, „Meine Mutter." So sehen Frauen aus, die viel gelitten und überwunden haben; die Gestalt ist charakteristisch bis in die mit schwarzen Handschuhen bedeckten Fingerspitzen.

Neben diesen Porträts einer Kunst, welche vom rücksichtslosen Sehen und Malen der äußeren Erscheinung bis zum scharfen Erfassen starkausgeprägter Charaktere vordringt, möchten wir zwei andere nennen, welche bei bescheidenerem technischen Können mehr von der zarten und milden Empfindung der darzustellenden Persönlichkeit ausgehen. Auf Graf Harrach's „Doppelporträt" zweier weißgekleideter Freundinnen ist die kleinere, frauenhaftere mit großen, blauen Augen, in der eleganten Hand ein goldgeschnittenes Buch soeben zu der andern getreten und hat sie, sich uns zuwendend, um die Hüfte gefaßt. Diese andere sehen wir von der Seite schlank und mädchenhaft mit hellglänzendem, röthlichem Haar, feinen Schläfen, langen blonden Augenwimpern nicht lächelnd, aber so jugendlich glücklich, daß sie zu lächeln scheint. Den Reiz des Bildes macht nicht nur die Unmittelbarkeit der Bewegung aus, sondern auch der Eindruck eines vornehmen heiteren Familienlebens und geselliger Liebenswürdigkeit; allerdings das goldgeschnittene Bändchen wird schwerlich etwas besseres als Wolff'sche Lyrik enthalten und die Malerei ist elegant bis zur Glattheit. Sehr rein empfunden erscheinen uns die Porträts von Betty Wolff, besonders das junge Mädchen in grauem Kleid mit leichtem grünem Halstuch und gründekorirtem Strohhut, ein echt mädchenhaft empfindliches und bescheidenes Wesen mit seelenvollen Augen; das zarte In-die-Höhe-ziehen der Schultern ist auch äußerlich durch das Anziehen der Handschuhe motivirt und der Rest von Unbeholfenheit in der Malerei scheint zu der Schüchternheit der Gestalt zu passen. Das Porträt des Professor Steinthal von derselben Künstlerin zeigt dasselbe glückliche Auffinden der charakteristischen Haltung und die gewinnende Bescheidenheit in der Darstellung.

Unter den Landschaften erscheint uns als besonders rein empfunden und durch die saubere Sonderung des Dargestellten ausgezeichnet das Seestück eines Düsseldorfer Meisters, „Ebbezeit" von Eugen Dücker. Wir sehen das Meer vom Strande aus, die Sonne steht nicht weit über dem Horizont hinter einer mittelgroßen freischwebenden Wolke mit hellen Rändern, soeben hat sie noch alles belebt, alles erfüllt, jetzt ist sie abgewandt, nur Reflexe sendend, und in dem Schatten sehen alle Dinge sich anders an, das Meer ist dunkel, es spült weich heran, durch die zurücktretende vorige Welle ein wenig gehemmt, während der Himmel über einer Schicht von weich sich lösenden Wolken mild und klar beleuchtet bleibt; jedes Fetzchen Wolke, jedes Fetzchen stillstehender Schaum auf dem nassen Sande ist im Ganzen mitempfunden und nach einem bestimmten Gefühl bekommt jedes Ding seinen richtigen Platz und seine richtige Behandlung. Nicht das ruhige, leise schwellende, sondern das gewaltige unfruchtbare Meer in seinem Wogen und Branden, weit sich aus-

breitend, Wolken thürmend, gegen Felsblöcke spritzend, in der Sonne glänzend, zeigt uns Hans Gude auf einem großen vortrefflichen Bilde. Er sowohl, wie Eugen Dücker halten sich an eine bestimmte einzelne Naturerscheinung, welche der eine auf Borkum, der andere in Norwegen beobachtet hat; souveräner verfährt Albert Hertel in seinen „Entwürfen zur Dekoration einer Loggia". Er hat sich gewisse Elemente der italienischen Landschaft so zu eigen gemacht, daß er frei darüber schalten und walten kann; so ist er von der Kopie des einzelnen Vorbildes zur idealen Landschaft vorgeschritten und hat Motive, welche ihm ihrer Bedeutung wegen in der Erinnerung haften geblieben, harmonisch zusammenkomponirt, immer dabei bemüht, in jedem einzelnen Zuge der Landschaft die Frische des unmittelbaren Eindrucks zu wahren. Aber das, was uns vor einem solchen Bilde beschäftigt, ist nicht der Gedanke: So haben wir die Sonne schon untergehen, so haben wir das Meer schon branden gesehen; solche Kompositionen weisen uns nicht an die Natur zurück, sondern sie sind wie die Töne der Musik zu einer selbständigen Kunstsprache geworden. Geheimnißvolle Beziehungen der Dinge zu einander und zum Menschen geben ihnen die Macht, in uns Empfindungen zu erwecken. Es sind nicht mehr ganz natürliche, sondern klarer geformte, menschenähnlicher gewordene Landschaften und deshalb haben bei solchen idealen Kompositionen die Maler fast immer das Bedürfniß empfunden, die Beziehung zum Menschen auszudrücken. Bei denen, welche die Landschaft mehr nach der formalen Seite idealisiren, erscheint die menschliche Gestalt im Kreise der Schöpfung, als das Formenideal derselben, bescheiden, um die geringere Natur nicht zu beschämen, bei anderen, welche die Natur mehr durch Hervorheben ihrer Ewigkeit, ihrer elementaren Gewalt, ihre stillwirkenden Kräfte idealisiren, erscheint der Mensch oft im Nachtheil als eins der vergänglichsten und schattenhaftesten Wesen, aber immer ist es seine Verwandtschaft mit der übrigen Schöpfung, die hervortritt. Mehr in dem ersteren Sinne stellt Albert Hertel die Werke der Barmherzigkeit dar: Todte begraben, Traurige trösten, Gefangene besuchen, Verirrten den Weg zeigen, Nackte bekleiden, Kranke pflegen, Hungrige und Durstige speisen und tränken, wobei doch immer die Landschaften die Hauptsache bleiben. Das Feld dürstet wie wir, vom Scirocco versengt und die Quelle tränkt es; der Fels ist nackt, Wald und Moos bekleiden ihn; der Sonnenstrahl, der durch die Wolken bricht, flößt uns Hoffnung ein und das neue Land, das wir mit den Wandernden von der Paßhöhe aus erblicken, erfüllt uns mit Erwartung. Der Fluß klagt, wenn wir unsere Todten begraben, die Pinien stehen regungslos, die Wolken scheinen ein Geheimniß zu sein, das Felsengrab drückt uns das Abgeschlossensein des Todes aus. Die Natur kann ihr und unser Geheimniß niemals aussprechen, sie ist noch mehr gebunden als wir, aber manchmal scheint sie bewußt zu werden und von unbegreiflichen Dingen zwischen Himmel und Erde mit uns zu träumen. Die verklärte Landschaft gestattet nur eine einfache und andeutende Behandlung solcher Beziehungen, sie dürfen nicht zu eng und bestimmt sein, damit die Anregung, die wir empfangen, frei ausklingen kann, und in der idealen Kunst kommt es noch mehr auf das an, was in uns angeregt, als auf das, was ausgedrückt wird. Vor Allem die Bilder: Nackte bekleiden, Verirrten den Weg zeigen, Todte begraben, sind voller milder und wohlthuender Anregung, und geben uns etwas von dem in der Natur, was nur die Kunst ausdrücken kann. Die Ausstellung bietet uns allerdings nur die zu Grunde liegenden Zeichnungen, nicht die Gemälde selber.

„Entwürfe zur Dekoration einer Loggia" lesen wir im Katalog und werden dadurch daran erinnert, daß diese Landschaften für eine bestimmte Stelle gedacht, an der sie erst zur vollen Wirkung gelangen, und daß eine gewisse dekorative Gebundenheit der Rücksicht auf das architektonische Ganze zuzuschreiben ist. Die italienische Halle, für welche sie gemalt sind, steht hoch auf einem Hügel am Ufer des kleinen Wannsee, mit ihren weiten Bogen schon vom Garten aus den Anblick der engeren bildgeschmückten Bogen des Innern gestattend. Ringsum blickt man über die Wipfel weiter Tannenwälder, daneben steht eine burgähnliche Villa mit spitzen Thürmen; wir brauchen also nur den Blick zur Seite zu lenken, um neben der gemalten Natur die wirkliche zu genießen; was wäre hier Leinewand und Farbe, wenn sie nur Luft und Perspektive uns vortäuschen wollte, während wir doch die frische Luft selbst einathmen und den Blick in die Ferne mit ihrem ewig wechselnden Spiel von Licht und Wolken schweifen lassen können; dagegen genießen wir in der freien Natur doppelt die freie Kunst, die uns geistiges Schauen gewährt und die hier so milde daran mahnt, daß einem bevorzugten Leben die Werke der Barmherzigkeit nicht fehlen dürfen.

Ein glücklicher Blick für die ausdrucksvollen Züge der Natur ist auch den besten von Hertel's Aquarellen nachzurühmen; im Gegensatz zu der gereiften Milde der idealen Landschaften ist kühner Wurf und eine gewisse Herbheit der Farben ihnen oft charakteristisch; von den ausgestellten erscheint uns die Achenbrücke bei Hofgastein als das frischeste. Auch in diesen, so unmittelbar gepackten Aquarellen würde immer noch ein eigener Reiz wirken, den die verständnißvolle Auffassung des Künstlers hervorgerufen hat, auch wenn wir sie im Freien neben der Wirklichkeit sehen würden.

Was aber würde von Max Liebermann's holländischer Dorfstraße übrig bleiben? Zwei Bauernmädchen mit Hauben begegnen sich, die eine einen Ochsen am Strick haltend, die andere einen Karren schiebend; die eine stemmt sich gegen den Ochsen, die andere gegen den Karren, während sie sich begrüßen; Luft, Licht, Feuchtigkeit, momentane Bewegung sind sehr frisch und mit erstaunlicher Technik wiedergegeben, aber würden sie neben der Wirklichkeit bestehen können? Die Mädchen kommen nie an einander vorbei, ein Hahn vorn in der Ecke kraut sich und wird nie fertig, ein Junge klettert über einen Gartenzaun und gelangt nie hinüber, bald juckt es uns in den Fingern und wir wünschen, wir könnten einen Mechanismus drehen, damit die Vorgänge auf dem Bilde endlich vom Flecke kommen; sie sind nur äußerlich aufgefaßt und unsere äußeren Sinne werden von der Natur doch noch ganz anders befriedigt als von der Nachahmung. Immerhin verdient dieses Bild den Vorzug vor dem anderen desselben Künstlers, welches Webstühle und Weber ganz ohne Interesse darstellt; in den Farben der nassen „Dorfstraße" dagegen, in der Haltung der Mädchen, in der Arbeitsstimmung empfinden wir immerhin etwas, das uns gefällt; es ist etwas in dem Bild, bei dem der Geist gerne verweilt, wenn auch nicht viel. Können wir bei diesem Maler im Zweifel sein, ob eine falsche Theorie oder die Grenzen seines Talentes ihn bei solchen Studien, bei gewissen Kunstgriffen in der Wiedergabe sinnlicher Eindrücke festhält, so ist das unheimlich eindrucksvolle Bild von Schikaneder, welches eine Hinterhaustragödie in lebensgroßen, vortrefflich beobachteten und qualvoll sich einprägenden Gestalten darstellt, offenbar eine Verirrung.

Große ausdrucksvolle Bilder mit etwas harter Farbe und mehr starker als freier Ausführung bieten uns drei Maler, Friese, Bracht und Saltzmann. Richard Friese weiß thierische Wildheit in voller Freiheit und Herrschermacht, er weiß auch die einsame den Thieren gehörende Natur darzustellen. Bei ihm sehen wir den alten Löwen vom Berge herabschreiten, die Elchhirsche schnuppernd durch den Schnee ziehen und Zweige abbrechen, die Löwin beim Büffelschmaus sich ein Stück Fleisch abreißen, auch in den weitgespreizten Hinterpranken, in Rückgrat und Schwanz ihre Gier ausdrückend. Eine Art Brudermordstimmung liegt in dem Bild. „Auf der Wahlstatt", in welchem der siegreiche Elchhirsch sich umwendend, so daß sein blutbeflecktes Geweih die Mitte des Bildes einnimmt, auf den hingestreckten Besiegten blickt; das struppige Schilfrohr fast von derselben Farbe wie die Hirsche, das Wasser von derselben wie der bleierne Himmel, während nur ein ganz schmaler Streifen Sonnenroth sichtbar ist. Eugen Bracht's genuesische Küste ist voller Sturm und Leid, Wolken und Wogen ziehen sich wie schmerzlich zusammen; schön sind die prächtigen Wolken über seinem Hornsee im Schwarzwald, das Matterhorn steht klar im dragonerblauen

Himmel und spiegelt sich in einem ganz kleinen Bergsee; feierlich ist Saltzmann's norwegische Bucht mit ihren Bergen von leblosem dunklem Blau und ihrem gelben Himmel.

Im Allgemeinen fehlt es an Phantasie so gut wie ganz, wir finden nicht einmal nennenswerthe Versuche bedeutungsvollerer Darstellungen; das Streben ins Große läßt sich nur gelegentlich in den Dimensionen der Leinwand oder in dem verzweiflungsvollen Sich-Spreizen des bloßen technischen Könnens erkennen; erfreuliche Leistungen finden sich vor Allem nur auf dem Gebiete des Porträts und der Landschaften. Von den letzteren ließen sich in einem gewissen Abstand von Dücker und Gude noch andere nennen, so besonders die Norman'schen mit schöner Fernsicht, ferner die feinen und leichten, aber etwas charakterlosen und von oben herabgesehenen von Schönleber und wohl noch einige andere. Anton von Werner erzählt eine Begebenheit mit nüchterner, sokratischer Sachlichkeit. Von den Kaiserporträts sind die von Koner ähnlich, was sich von dem Schuch'schen nicht sagen läßt, welches mehr einen Rittmeister mit gutem Sitz auf schönem, vortrefflich gemaltem Pferde, als einen Kaiser darstellt und auch durch hart sich schneidende Linien verletzt. Ueberhaupt ist der Sinn für Komposition der Linien und Farben außer bei wenigen Meistern so gut wie garnicht in der Ausstellung vertreten; wo wir Farben finden, sind sie hart und unvermittelt.

Trotzdem sich die Farbe sogar unsern Malern gegenüber so spröde verhält, versuchen unsere Bildhauer immer wieder, ihre Werke zu bemalen und die Farbensprache mit der Formensprache durcheinander zu radebrechen. Selbst bei der Büste von Bernhard Römer, die einen gewissen Reiz hat, wissen wir nicht, sollen wir der Farben- oder der Formenwirkung uns hingeben; die letztere scheint ganz zu schwinden, wenn die Farbe nicht völlig durchsichtig bleibt. Aber auch die bloße Tönung des Marmors kann leicht den Künstler auf den Abweg der zu äußerlichen Naturnachahmung führen, wie Eberlein in seiner virtuosen, aber gezierten Gruppe „Die verwundete Nymphe" beweist. Andere Bildhauer versuchen es, sei es farbig oder nicht, mit einer gewissen modernen Keckheit die Natur unmittelbar wiederzugeben; es wird aber in ihrer Kunst die Verirrung viel deutlicher, als bei gleichem Streben in der Malerei, denn diese Unruhe des nicht abgeklärten Lebens flößt uns geradezu Entsetzen ein, wenn sie so handgreiflich, durch die bloße Form wiedergegeben, vor uns steht; bei der Formensprache läßt es sich wohl Jedem fühlbar machen, daß sie nur das brauchen kann, was ihr entspricht; sie ist für alles Störende ganz besonders empfindlich. So können wir in der hübschen Gruppe von Karl Hunbrieser, in welcher eine sitzende Frau einen mit geschlossenen Augen an ihre Schulter sich zurücklehnenden Knaben küßt, während ihre erhobene rechte Hand zu sagen scheint: Weckt ihn nicht auf, mögen wir uns auch über die rührende Knabengestalt freuen, doch den unschönen Hals der Frau und das unmotivirt von ihrem Haupte über seinen Kopf fortgezogene Tuch nicht vergessen. Im Allgemeinen finden wir, wie bei der Malerei wenig Farbe, so bei den Bildhauern wenig Form, und zwei Werke nehmen fast ausschließlich das Interesse in Anspruch.

Reinhold Begas' Büste der Erbprinzessin von Meiningen verräth die Meisterhand in der Weichheit und dem Reiz des Fleisches, in der Sicherheit und Einfachheit der Behandlung, in der Kühnheit der Naturtreue, welche die individuellsten Züge leicht wiedergibt. Das Brusttuch ist geschickt drapirt, die Arme so abgehauen, daß sie den rohen Block im Gegensatz zu der vollendeten Form zeigen, die Haare perrückenartig und doch durchgeformt und in eingekratzte Härchen endigend, die Augen mit einer berechneten Nachlässigkeit abgethan, welche Begas bei dem anwendet, was er nicht hervorheben will oder kann. Mit den Formen des menschlichen Körpers treibt dieser Künstler ein souveränes und geistvolles, wenn auch oft seelenloses Spiel.

Eine ernste und edle Arbeit ist das Werk eines bisher weniger bekannten Künstlers, die Eva von Brütt: eine Mutter, zwei Knaben tragend. Der größere sitzt im linken Arm und hält sich an ihrer Schulter fest, der kleinere schlummert im rechten Arm, an Hüfte und Brust geschmiegt. Schwer bepackt, steht sie doch frei da, mehr fest und stark als elastisch auftretend, in der Neigung des Kopfes, dem Blick der Augen, dem Schleppen des Beines nicht nur etwas Tragendes, sondern auch etwas Ertragendes; schöne, etwas gedrungene Körperformen auch schön in einander übergeleitet; der ausdrucksvolle primitive Kopf von reinem Oval mit enganliegendem, hinten zum Knoten verschlungenem Haar; das ganze Werk so vollendet, daß es ein eigenes Leben und Weben erhält und uns immer von Neuem beschäftigt; bestimmt in der künstlerischen Wirkung und doch menschlich räthselhaft, nicht nur eine einzelne Frauengestalt, sondern eine Darstellung des Frauenschicksals.

Auch die Entwürfe für das Kyffhäuserdenkmal sind ausgestellt, in welchen sich die Künstler mit der undankbaren Aufgabe abquälen, ein Bildwerk auf einen hohen Berg zu stellen, während es doch mehr für Menschen als für Winde und Wolken bestimmt sein sollte. Merkwürdige Zeit, in der man die Panoramen in den Städten und die Statuen auf den Bergen zu sehen bekommt. Ganz frei konnte man das Standbild nicht stehen lassen, auch sollte es ein weithin sichtbares Denkmal werden und dem ganzen Berge einen künstlerischen Abschluß geben; doch ist Niemandem etwas besseres eingefallen, was dort hinpassen könnte, als eine Art Wartthurm oder Leuchtthurm, der bei Manchen noch ein sehr ofenartiges Aussehen bekommen hat. Nur in dem Entwurf von Max Klein scheinen Roß und Reiter sich ihrer exponirten Stellung bewußt zu sein, denn das erstere stutzt wie vor einem Abgrund. Man bedauert die Künstler, welche sich haben verleiten lassen, einer so unkünstlerischen Aufgabe Geld und Kräfte zu opfern.

W. Dietrich.

Theater.

Ostend-Theater. Der Traum ein Leben. Dramatisches Märchen in fünf Akten von Franz Grillparzer.

„Meinen Stücken merkt man an, daß ich in der Kindheit mich an den Geister- und Feenmärchen des Leopoldstädter Theaters ergötzt habe." Das Wort Franz Grillparzers trifft in erster Reihe auf seine letzten Bühnenwerke zu, auf „Der Traum ein Leben" und „Wehe dem, der lügt!" In beiden Dramen jagt die Phantasie zügellos über den Anspruch der Bühne hinweg und es entsteht eine poetische Zwittergattung, die nach den nüchternen Regeln der theatralischen Technik nicht beurtheilt werden darf. Nicht hier ist die bleibende Bedeutung des Mannes zu suchen, den bescheidener Lokalstolz den österreichischen Schiller genannt hat. Grillparzer hat das Eine mit dem härteren und stärkeren Heinrich Kleist gemein, daß beide Dichter als die ersten Nachweimaraner den physischen Menschen wieder poesiefähig machten. Körperliches Leiden und menschliche Todesfurcht bestimmt das Geschick des Prinzen von Homburg und Heros Liebessehnen, ihr sinnliches Zaudern und Plaudern, stammt aus dem Blut; anstatt des bebenden Herzens, des Hangens und Bangens in schwebender Pein ist hier zitterndes Fleisch. Der rauhe, auch wohl rohe Preuße und der weichmüthige, von stillem Bürgerglück träumende Oesterreicher begegnen sich hier, grundverschiedene Kinder einer mählich entgötterten und eben darum vermenschlichten Zeit.

Als „Der Traum ein Leben" bühnenreif war, hatte Grillparzer schon zehn Jahre lang kein Theater mehr betreten. Er kam nicht mehr zur Bühne, er ließ sie an sich kommen. Eine Erzählung von Voltaire „Le blanc et le noir" hatte ihm den Stoff geliefert: Den träumenden Rustan, den ein guter und ein böser Genius durch ein blutiges Liebesabenteuer geleiten, das beim Erwachenden zerrinnt. Daß im Laufe einer Sekunde alle Ereignisse der Welt das Menschenhirn durchkreuzen können, wollte Voltaire zeigen; der zum Moralisiren stets geneigte Grillparzer machte

aus dem vornehmen Orientalen einen armen Landmann, den trotziges Ueberkraftgefühl und drängender Ehrgeiz aus der Enge einer kleinbürgerlich begrenzten Existenz hinaustreibt. Der gute Genius nahm die sanften Züge eines geliebten Mädchens an, der Böse blieb schwarz wie Beelzebubs Livrei und ward ein Stückchen Mephisto, mit napoleonisch-dämonischer Ruhmsucht gemischt, eine Spottgeburt aus etwas Dreck und vielem Feuer. Im Traum gewinnt Rustan sich ein Königskind, Ehre, Glanz und einer Krone Hälfte; aber durch Frevel und Blut schreitet er zum hohen Ziel und erwachend thut der Befreite die falsche Ehrbegierde ab und will „des Innern stillen Frieden und die schuldbefreite Brust" sich wahren im engen Revier. Man hat diese Moral philisterhaft genannt und gewiß entspricht sie dem verstiegenen Kraftkultus nicht, der jetzt wieder einmal in der Mode ist; für den konkreten Fall aber taugt sie einzig und allein. Nicht jeder übermüthige Jüngling darf sich vermessen, über die Grenzen seiner Menschenexistenz hinauszugehen und zum Verbrecher, zum „Brecher alter Tafeln", wie Nietzsche sagt, zu werden. Dieser napoleonische Größenwahn macht den Raskolnikow zum Mörder und seinen Weg würde auch Rustan gehen, hätte den Märchenhelden nicht ein Traum. Ein realer Rustan käme nicht so leichten Kaufes davon.

Aber von der Realität sind wir hier weit entfernt. Der Held träumt sein Leben und Wilhelm Scherer, dessen Urtheil über Grillparzer übrigens recht oberflächlich und vielfach anfechtbar erscheint, trifft den starken und doch schwachen Kern der Dichtung, wenn er sagt: „Die Wirkung beruht darauf, daß der Zuschauer nicht weiß, wann der Traum beginnt, und daher in eine Beängstigung hineingerissen wird, als ob er selbst dies alles träumte". Daß dieser beängstigende Eindruck von wahrhaft poetischer Befreiung weit entfernt ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Aber die sprunghafte Phantastik, der reiche Schatz an sentenziösem Gedankengehalt und der musikalische Fluß einer nicht originellen, aber fein nachempfindenden Bildersprache geben dem selten dargestellten romantischen Märchen einen fesselnden, fremdartigen Reiz.

Den Rustan spielte Herr **Kainz**, der sich mit der Einübung des schwierigen Werkes redlich und mitunter erfolgreich bemüht hatte. Rustan ist ein kraftstrotzender Bauer, den Grillparzer dem mächtigen Vejuatemperament Ludwig Loewes bestimmt hatte. Herr Kainz spielt einen faustisch kranken Zärtling mit bleichem Träumerantlitz und zerrütteten Nerven; solche Kranke verlangen gute Pflege und werden nicht durch einen Traum geheilt. Diesem hastenden Knaben, der vom Mann und vom Ritter so gar nichts hat, würde selbst ein Märchenkönig von Samarkand nicht sein Heer anvertrauen, nicht ihm würden als dem Stärksten die Krieger begeistert huldigen. Vor dem thatkräftigen Muskelheldenthum sollte die geistreiche Sprudelnatur dieses genialisch veranlagten Künstlers weidlich Halt machen. Aber Herr Kainz ist ein Opfer jener unerfreulichen Superlativsucht, die in unserem öffentlichen Leben so schlimm zu wüthen begonnen hat; man will um jeden Preis einen Helden und so macht die unselbständige und kritiklose hero-worship aus der interessanten Individualität eines einseitigen und wandlungsunfähigen Künstlers den größten deutschen Schauspieler schlechtweg, als hätten die Baumeister und Sonnenthal und Kraftel urplötzlich allen Werth verloren. Ist es da ein Wunder, wenn Kainz wie Rustan alle Gebote des Rechtes und der Pflicht nichtachtet und nach dem Ungemeinen strebt auf eigene Faust? Aber das Leben ist kein Traum und Herr Kainz ist im „Ostend-Theater" als unmittelbarer Nachbar kurzröckiger Chansonettesängerinnen und beflitterten Akrobaten, die im „festlich erleuchteten Sommergarten" als „Spezialitäten ersten Ranges" ihr Unwesen treiben. Es wäre tief bedauerlich, wenn Herr Kainz auch einstmals als schauspielerische Spezialität ersten Ranges enden müßte; er empfindet zu künstlerisch, um schon ein Virtuose zu sein; aber die zerfaserte Hypernervosität seiner nur an einzelnen Höhenpunkten nach unmittelbar packenden Darstellung beweist nur allzu deutlich, daß er, ohne den stützenden Halt eines künstlerisch geschulten Ensemble, sich bald zu Tode gesiegt haben wird.

Vielleicht ist es nicht uninteressant zu hören, daß nach langem Zagen von der Direktion des Burgtheaters für die Ausstattung von „Der Traum ein Leben", im Jahre 1834 die stattliche Summe von 1900 fl. Konv. Münze bewilligt wurde, unter der Bedingung, daß sämmtliche Regisseure für den glücklichen Erfolg des Stückes eintreten." Mit solchen Kleinigkeiten gibt man sich heute nicht mehr ab; selbst das „Ostend-Theater" mag nicht viel weniger an seine sechs neuen Dekorationen und unterschiedlichen Kostüme gewandt haben. Es ist doch tröstlich, daß in einem Punkte mindestens wir es so herrlich weit gebracht haben. Aber man mag sich eines ausnahmsweise künstlerischen Ausspruches heute in Wehmuth erinnern, den der Intendant Graf Czernin zu dem Schauspieler Costenoble über „Der Traum ein Leben" gethan hat, und den heute kein Intendant und kein Direktor wiederholen würde, nicht in seinem ersten, nicht in seinem letzten Theile: „Dieses Stück bringt uns Geld in die Cassa, aber es ist der Kunst nachtheilig. Das Publikum, geneigt immer zu schauen und nichts zu empfinden, verwildert durch solche Piecen und zuletzt will die einfache Kost gar nicht mehr munden. Durch mehrere solche Träume würden wir unseren Wienern gar bald einen Ekel vor aller Wahrheit beibringen, weshalb ich auch den Bauernfeldschen „Fortunatus" rund abgewiesen habe. Auch Grillparzers Spektakel hätte ich nicht angenommen, wenn man nicht für so einen herrlichen Dichter etwas thun müßte, um ihm einen neuen Impuls zu geben."

M. Kent.

Die Sachsengängerei. Von Karl Kaerger, Dr. jur. Berlin. 1890. Paul Parey.

Als die Schutzzöllnerei den Tarif von 1879 zur Welt brachte, verlangten die Agrarier als Ausgleich für die Industriezölle und namentlich den Eisenzoll einen Zollschutz für das Brotgetreide von 1 Mark für den Doppelcentner. Sie beriefen sich darauf, daß die landwirthschaftlichen Arbeiter die größte Arbeitsgruppe im Staate bildeten und vorzugsweise des Schutzes bedürften. Ihnen käme hauptsächlich der Vortheil desselben zu. Sie würden in ihren Löhnen besser gestellt werden können, dadurch kaufkräftiger werden und der Industrie einen größeren Absatz eröffnen, so daß auch diese einen Gewinn an der Maßregel haben würde. — Seitdem sind zehn Jahre ins Land gegangen, das von den Agrariern damals angestimmte Lied ist weiter gesungen und die Brotzölle sind auf den fünffachen Betrag erhöht worden, so daß die landwirthschaftlichen Arbeiter nunmehr in Wohlstand und Ueberfluß schwelgen müßten, wenn der erhoffte Segen nicht in die unrechte Kehle gekommen wäre. Daß dies letztere aber, wie es einsichtigen Leuten nicht zweifelhaft sein konnte, eingetreten sei, beweist eine Erscheinung, welche parallel mit den angeblich den landwirthschaftlichen Arbeitern zugewendeten Wohlthaten sich entwickelt hat und gegen welche die Agrarier nun Himmel und Hölle in Bewegung setzen. Wir meinen den zunehmenden Mangel an landwirthschaftlichen Arbeitern und insbesondere die Sachsengängerei, worunter man die periodische Wanderung derselben aus den östlichen Provinzen, welche vorzugsweise die agrarischen Schutzzölle rühmten und verlangten, nach den westlich der Elbe gelegenen Provinzen versteht. Die Sachsengängerei hat ihre einfache Begründung in dem Streben der Arbeiter, den möglichsten Nutzen aus ihrer Arbeit zu ziehen und wenn sie eine angemessene Verwerthung derselben in der Heimath nicht finden, diese in der Fremde zu suchen. Die Agrarier aber, durch die bisherige Erfahrung in dem Wahne bestärkt, daß es die Aufgabe des Staates sei, ihnen zu dienen, rufen auch bei dieser Gelegenheit die Hilfe desselben an. Wie man mit dem Sozialistengesetz einen großen Theil der Staatsangehörigen unter ein Ausnahmegesetz gestellt hat, so verlangen sie auch Ausnahmemaßregeln gegen die landwirthschaftlichen Arbeiter, welche ohne ihnen gegenüber eine Verpflichtung zu haben, böswillig genug sind, ihre Kraft gegen höheren Lohn fern vom Wohnort anzubieten. Da die Sachsengängerei von freien Arbeitern betrieben wird, so will man durch polizeiliche Weitläufigkeiten und sonstige Hindernisse ihnen das Geschäft legen.

Man hat von agrarischer Seite die Sache zu solcher Wichtigkeit aufgebauscht, daß anscheinend auf höhere Veranlassung durch Herrn Dr. jur. Karl Kaerger spezielle Erhebungen stattgefunden haben und in einem dicken Buche niedergelegt worden sind. Der Verfasser hat in den Monaten August, September und Oktober des vergangenen Jahres sowohl die Gegenden westlich der Elbe, nach welchen der Zug stattfindet, als auch die Heimathsgegenden der Sachsengänger aufgesucht und daselbst bei vielen Leuten Erkundigungen eingezogen. Daß diese „Leute" hauptsächlich Gutsbesitzer und öffentliche Beamte gewesen, hat ihn vor zu günstiger Auffassung geschützt, wie er denn selbst ein gesinnungstüchtiger Agrarier ist und sein Werk mit dem Vorschlage eines Hinderungsgesetzes gegen die Sachsengängerei schließt. Aber er hat mit anerkennungswerthem Fleiß ein reiches Material gesammelt und aus diesem mit redlichem Verstande die sich aufdrängenden Schlußfolgerungen gezogen.

Die Sachsengängerei findet hauptsächlich aus Hinterpommern, Westpreußen, Posen, der Neumark und Ober- und Mittelschlesien statt. Innerhalb dieser Provinzen selbst kommen örtliche Verschiebungen der Arbeiterbevölkerung vor, je nachdem in den einzelnen Gegenden ein vermehrtes Arbeitsbedürfniß oder überflüssige Arbeitskräfte vorhanden sind. So ziehen z. B. Warthebrucher Schnitter seit alter Zeit nach dem Oderbruch und anderen benachbarten Gegenden, wo sie die Erntearbeiten in Verding nehmen. Die eigentlichen Sachsengänger aber verlassen ihren Wohnort in der Regel im ersten Frühjahr und kommen nach 30—34 Wochen spät im Herbst zurück. Sie werden meistens durch Agenten für ihre sächsischen, braunschweigischen oder hannöverschen Arbeitgeber angeworben und unter deren Leitung truppweise befördert. Der Verfasser gibt lokale Uebervölkerung, Armuth und mangelnden Verdienst als die auf der Hand liegende Ursache an und sucht durch Zahlen zu beweisen, daß in umgekehrtem Verhältnisse des eingeschätzten Grundsteuerreinertrages der betreffenden Gemeinden, den er als Maßstab des möglichen Verdienstes aus ländlichen Arbeiten ansieht, die Zahl der Abwanderer wachse. Im Ganzen schätzt er die letztere auf 75 000 Köpfe, also nicht voll 3/4 Prozent der gesammten Einwohnerzahl der betreffenden Provinzen, woraus hervorgeht, welche übertriebene Wichtigkeit man der Sache beilegt. In den einzelnen betroffenen Gemeinden stellt sich das Verhältniß natürlich viel höher, doch handelt es sich in solchen Fällen häufig um verschwindend kleine absolute Zahlen.

Die Sachsengänger bestehen zum weit überwiegenden Theile aus Mädchen, und den Sommerverdienst derselben, nach Abzug der Verpflegung und Reisekosten, berechnet der Verfasser auf 150—200 Mark; den der Männer auf 300 Mark und darüber. Wie wichtig dieser Erwerb für die armen Heimathsgemeinden ist, zeigt er an drei Gemeinden des Kreises Adelnau, in denen auf jeden der 2 400 Einwohner nur 3—4 Mark Grundsteuerreinertrag kommen. Von diesen gehen im Durchschnitt 300 Personen fort und diese haben nach amtlicher Auskunft der Postämter im Jahre 1889 während ihrer Abwesenheit 42 665 Mark nach Hause geschickt. „Ein wie ungeheurer Vortheil dem ganzen Osten aus der Sachsengängerei erwächst", meint der Verfasser, „wird erst recht klar, wenn man die in Betracht kommenden Summen zu berechnen sucht," welche er dann auf 10—11¼ Million Mark jährlich anschlägt. Diesem Geldzuflusse ist es wohl zuzuschreiben, daß die Sachsengängerei der Auswanderung entgegenwirkt und in den betreffenden Gemeinden die eine die andere ausschließt.

Man hat großes Wesen von dem entsittlichenden Einfluß der Sachsengängerei gemacht und diesen als Vorwand zu ihrer Bekämpfung gebraucht. Die Thatsachen rechtfertigen das wenig. Was den Kontraktbruch anbetrifft, so findet derselbe zwar hier und da aber meistens unter den angeworbenen Leuten am Orte ihrer Bestimmung statt, denn in ihrer Heimath bei den Anwerbungen lassen sich die Agenten wissentlich wohl nur mit freien Leuten ein. Die östlichen Agrarier haben also keine besondere Berechtigung zur Klage und die westlichen Arbeitgeber nehmen den Uebelstand mit in den Kauf. Daß die Armenpflege der heimischen Gemeinden durch die zurückgelassenen Angehörigen in großem Maße belastet werde, wird schlagend widerlegt durch die großen Geldsendungen während der Abwesenheit der Verpflichteten und durch den Umstand, daß diese bei ihrer Rückkehr im Winter zum Ersatz der Unterstützung herangezogen werden würden. Und was endlich die Unzuchtsfrage anbetrifft, so scheint dieselbe nach vielen eingezogenen Erkundigungen bei den Sachsengängerinnen nicht schlimmer, als bei den zu Hause gebliebenen Arbeiterinnen zu sein. In einem Bezirk, in welchem besonders laute Klagen darüber geführt wurden, ergab die genaue Untersuchung, daß 3 Prozent der Sachsengängerinnen uneheliche Kinder geboren hatten!

Als vortheilhafte Wirkung der Sachsengängerei dagegen ist anzuerkennen die Erweiterung des Gesichtskreises, die Angewöhnung einer besseren Lebenshaltung, die Erlernung besserer Arbeitsweisen und die Germanisirung der polnischen Arbeiter. Wenn die östlichen Gutsbesitzer gegen dieselbe ankämpfen wollen, so besteht das zulässige Mittel nicht in einer unbilligen Beschränkung des Arbeitsmarktes für die betreffenden Arbeiter, sondern in dem Preishalten mit der Konkurrenz auf demselben und wenn sie behaupten, daß unter ihren klimatischen und Bodenverhältnissen die Arbeit sich nicht so hoch als im Westen verwerthe und daher nicht zu gleichem Preise bezahlt werden könnte, so spricht dies erst recht gegen die Berücksichtigung ihrer Forderungen. Es ist eine allgemein anerkannte wirthschaftliche Regel, die Arbeitskraft vorzugsweise dort zu nutzen, wo sie am meisten schafft und nicht in weniger ergiebiger Verwendung zu verschwenden.

Wenn der Verfasser das Ergebniß seiner Arbeit folgendermaßen zusammenfaßt:

„Die östlichen Landwirthe werden sich der Erkenntniß, daß die Sachsengängerei nicht nur für die westlichen Rübenwirthe sondern für die Mehrzahl der Wanderarbeiter selbst eine Nothwendigkeit ist, ebenso wenig mehr verschließen können, wie jene die mancherlei Schäden, die die Sachsengängerei für den Osten im Gefolge hat und deren Bekämpfung im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt geboten erscheint, werden wegleugnen wollen"

so ist dies die obligate agrarische Logik.

H. R.

Graphische Litteraturtafel. Die deutsche Litteratur und der Einfluß fremder Litteraturen auf ihren Verlauf vom Beginn einer schriftlichen Ueberlieferung an bis heute in graphischer Darstellung von Dr. Cäsar Flaischlen. 2 Tausend. Stuttgart. 1890. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. (Preis 2 Mark.)

Das Wichtigste und doch Schwierigste bei jedem Geschichtsunterricht bleibt, die Lernenden in die innere Verbindung der einzelnen Daten einzuweihen. Die Aneignung der Chronologie der Hauptereignisse ist nur eine Vorstufe des Erkennens des geschichtlichen Zusammenhangs. Diesen selbst zu erfassen, in Ursache und Wirkung, ist die Hauptsache. Der Versuch, durch Tabellen und graphische Darstellung den geschichtlichen Verlauf dem Auge einzuprägen, ist schon mannigfach angestellt worden. Jetzt bringt Cäsar Flaischlen eine mit großer Sorgfalt und tüchtiger Sachkenntniß ausgearbeitete Tafel, die vor allem die Absicht verfolgt, den Einfluß fremder Litteraturen auf die deutsche sinnfällig darzustellen. Die einheimische Dichtung ist als Hauptstrom gezeichnet, in welchen fremde Litteraturen als Nebenflüsse einmünden. Durch verschiedene Farben und verschiedene Zeichen ist die Wirkung antiker und moderner, romanischer und germanischer, orientalischer und slavischer Litteratur auf die deutsche angezeigt, durch die Stärke der Wasserläufe die Ausdehnung der Litteraturen versinnlicht. Pädagogen seien zur Prüfung dieses Mittels des Anschauungsunterrichts besonders aufgefordert; aber für Jedermann, auch die außerhalb der Schule Stehenden, ist die vorliegende von 750 bis 1890 reichende Litteraturtafel ein interessantes Blatt, welches das Verständniß einer kurzen Litteraturgeschichte wesentlich zu unterstützen und zu fördern wohl geeignet ist.

S.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 43. Berlin, den 26. Juli 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Regen und politische Ergüsse des Fürsten Bismarck — das sind die charakteristischen Merkmale dieses Sommers, und beide sind verdrießlich durch ihre Einförmigkeit. Der Regen fängt überdies an, der Landwirthschaft gefahrvoll zu werden; die Bismarck'sche Redefluth ist zwar harmloserer Natur, aber daß sie befruchtend sei, kann man nicht behaupten. Wir verzichten denn auch gern darauf, die Friedrichsruher Sprechseligkeit in ihrer ganzen quellenden Ueberfülle zu sieben, um ein Körnchen, das der Aufbewahrung werth ist, zu gewinnen. Das Unterfangen erscheint selbst in dieser politisch arbeitslosen Zeit als allzu überflüssig.

Nur auf einen Punkt möchten wir hinweisen, der in den letzten acht Tagen von Seiten des Fürsten Bismarck klargestellt worden ist. Auf eine Frage, die noch heute eine politische Bedeutung hat, fällt zwar das neue Licht nicht; es beleuchtet nur die Vergangenheit, und die Aufklärung hat daher überwiegend ein historisches Interesse.

Vor jetzt etwa sechs Monaten machten sich zuerst Anzeichen bemerkbar, die darauf schließen ließen, daß innerhalb der Regierung starke Strömungen und Gegenströmungen vorhanden seien; derartig schienen diese Strömungen gegeneinander zu arbeiten, daß die eine die andere lahmlegte, und die Politik in gewisser Richtung ein Fortschreiten nicht mehr aufwies. Es war das jene Zeit, da der seitdem durch Neuwahlen ersetzte Reichstag das Schicksal des Sozialistengesetzes besiegelte vor Regierungsvertretern, die augenscheinlich nicht wagten, das Steuer in die Hand zu nehmen, weil sie über die Richtung, die die Fahrt zu nehmen hatte, nicht aufgeklärt waren. Nur einen Tag vor Schluß der Session erschien Fürst Bismarck in Berlin, aber nicht im Reichstage; und die Kartellparteien blieben in zagender Ungewißheit, mit welchem Kriegsgeschrei sie sich in den Wahlkampf stürzen sollten. Dann folgte die Thronrede, welche des Sozialistengesetzes, des Hauptereignisses der parlamentarischen Verhandlungen, überhaupt mit keinem Worte gedachte. Damals schrieben wir:

„Die Thronrede, mit welcher der deutsche Reichstag geschlossen worden ist, legte daher ohne Weiteres den Verdacht nahe, daß das Sozialistengesetz aus dem Grunde unerwähnt geblieben war, weil über die Form der Erwähnung sich eine Einigung unter den maßgebenden Persönlichkeiten nicht hatte erzielen lassen."

Die Folgen jener widerstreitenden Einflüsse innerhalb der Regierung traten noch deutlicher während des Wahlkampfes hervor. Während die Bismarck'sche Kartellpresse die Losung ausgegeben hatte: „Gegen den internationalen Vorstoß der Sozialrevolutionäre und gegen ihre Begünstiger" erschienen gleichzeitig die sozialpolitischen Erlasse des Kaisers, welche ein entschiedenes Entgegenkommen der Regierung gegenüber den Wünschen der arbeitenden Bevölkerung zum Ausdruck brachten, und die den bedeutungsvollen Ausspruch enthielten, daß vor allem der Arbeiter „Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung" gewahrt bleiben müsse. Kurze Zeit darauf war Fürst Bismarck von seinen Aemtern zurückgetreten.

Damals wurden mannigfaltige Gründe über die Ursachen seines Scheidens von der offiziösen Presse angegeben; staatsrechtliche Fragen in Anlehnung an die Auslegung einer verstaubten Kabinetsordre sollten die Ursache geliefert haben; auch ein Besuch, den der Abgeordnete Windthorst dem damaligen Reichskanzler abgestattet hatte, wurde hinzugezogen. Alle diese Vorgänge würden aber zweifellos nicht ein ausschlaggebendes Gewicht gehabt haben, wenn nicht schon Gegensätze von größter Bedeutung vorher da gewesen wären. Das bestätigt nunmehr auch Fürst Bismarck selbst; er sagt, daß das Sozialistengesetz es gewesen ist, das einen tiefen Zwiespalt hervorgerufen hat.

Fürst Bismarck wollte, wie er neuerdings erklärt hat, das Sozialistengesetz verewigen und verschärfen; an Stelle der Ausweisung sollte die Verbannung treten, während die anderen Minister, zweifellos von der Krone geführt, diesem Programm ihren Widerstand entgegensetzten. Fürst Bismarck wollte auf der Bahn der Repression und Vergewaltigung

fortschreiten; der Monarch vertrat dagegen den Standpunkt, daß die berechtigten Wünsche der Arbeiter zu befriedigen und die politische Fesselung in einem so kraftvollen Staatswesen wie Deutschland unnöthig und nur schädlich sei. Die Gegensätze, die den Bruch herbeigeführt haben, sind daher nicht in kleinen persönlichen Mißverständnissen, auch nicht in Streitfragen untergeordneter Art zu suchen, sie sind fundamentaler Art und von tiefliegender politischer Bedeutung.

Es mag im Interesse des Augenblicks gelegen haben, die Gründe zu verhüllen, welche den Fürsten Bismarck zwangen, seine Aemter niederzulegen. Um die Beunruhigungen, die eine scharfe Wendung in neue Bahnen leicht hier oder dort hätte erzeugen können, zu mildern, wurden die Worte gesprochen: „Der Kurs bleibt der alte“. Diesen Ausspruch mußte man stets beargwöhnen; denn selbst wenn zwei Personen dasselbe thun, so ist es bekanntlich nicht dasselbe. Heute sieht man bereits viel klarer; es zeigt sich, daß der Kurs sogar zum Theil ein entgegengesetzter ist, und will man die neue Richtung charakterisiren, so kann man sagen, sie verzichtet allgemein auf jene schroffen rücksichtslosen Gewaltmittel, welche der Schlußepoche des Bismarck'schen Regiments das Gepräge gaben. Das Sozialistengesetz fällt, der Niederlassungsvertrag mit der Schweiz wird erneuert, die Grenzverhältnisse in Elsaß-Lothringen werden gebessert, und es scheint, daß selbst in der Behandlung der Polenfrage sich ein Umschwung anbahnt. Das ist ein ganzer Komplex von Fragen, die zur Zeit des Fürsten Bismarck die freisinnige Partei in die schärfste Opposition hineindrängten, und die heute entweder vollkommen im Sinne der „Kryptorepublikaner“ gelöst sind, oder die doch eine langsame Entwicklung in jener Richtung aufweisen, die auch die Linke für heilsam hält.

Der Bruch mit der alten Zeit ist demnach auf gewissen Gebieten augenscheinlich vorhanden, und es ist bezeichnend für die politische Selbständigkeit der Regierungsparteien, daß dieser Umschwung ohne jede Opposition, ohne jede Erregung, kaum bemerkt, sich vollzogen hat, während vor fünf Monaten schon eine Kritik der nunmehr anstandslos beseitigten oder zum Untergang bestimmten Bismarck'schen Maßregeln gleich wie eine staatsgefährdende, hochverrätherische Unternehmung seitens der Kartellparteien bekämpft und gebrandmarkt worden ist. So wurzellos war eine ganze Reihe der „staatserhaltenden“ Maßregeln des Fürsten Bismarck, daß es heute Niemand in Deutschland gibt, der an der Fortführung jener so lange für unentbehrlich ausgegebenen Politik auch nur das geringste Interesse zu nehmen scheint.

Herr Peters ist von Neuem heil aus dem Innern Afrikas an die Küste zurückgekehrt und befindet sich jetzt bereits auf der Rückreise nach Europa. Diese Gelegenheit benutzen wiederum die der Kolonialpolitik geneigten Blätter, um dem glücklichen Afrikawanderer ein überschwängliches Loblied zu singen. Man könnte diese Hymnen unbeachtet lassen, wenn sie nicht so bezeichnend für unsere Kolonialschwärmer im Allgemeinen wären.

Es ist richtig, daß die Energie und der persönliche Muth des Herrn Peters volle Anerkennung verdienen. Herr Peters besitzt persönliche Eigenschaften, die nahe verwandt der Zähigkeit und Furchtlosigkeit eines Bergsteigers sind, der unerreichte Höhen erklimmt. Kühne Bergsteiger und kühne Afrikareisende sind zwar nicht allzu selten, aber darum doch noch keine alltägliche Erscheinung. Völlig verzeichnet aber wird das Bild des Herrn Peters, wenn man ihn für das ausgibt, wofür er sich zweifellos selbst hält, nämlich für einen Heros, der seinem Vaterland große Dienste geleistet hat und leistet. In dieser Ausstaffirung zeigen ihn die für die Kolonialpolitik begeisterten Blätter, und diese Ausstaffirung maskirt den Mann so vollkommen, wie nur möglich.

Durch die afrikanische Wildniß zu ziehen ist zunächst nichts als ein kühner Sport, wie es auch deren andere gibt; und mit Verträgen in der Tasche heim zu kommen, ist noch keine civilisatorische That. Diese Verträge bedeuten für Deutschland und für die Civilisation so gut wie gar nichts; das lehrt die Vergangenheit. Ein solcher Vertrag mag eine persönliche Genugthuung gewähren, gleichwie die Errichtung eines Steinkreuzes auf bisher nie betretenem Felsengipfel. Wenn aber die individuelle Unerschrockenheit eines solchen Mannes zu nationalem Heldenthum gestempelt wird, so zeigt das die sentimentale Phantastik unserer Kolonialpolitiker, die Schein und Sein immer noch verwechseln, und die mit den naiven Gefühlen eines Verehrers Cooper'scher Romane kolonialpolitischen Aufgaben gegenüberstehen.

Unmittelbar an die Berathungen der Friedensgesellschaften hat sich in London die internationale parlamentarische Konferenz angeschlossen; auch sie sucht bekanntlich nach Mitteln, um den Ausbruch von Kriegen möglichst zu verhindern. Wir werden auf die Berathungen, denen von deutschen Parlamentariern die Abgeordneten Broemel, Dohrn, Thomsen und der Herausgeber dieser Zeitschrift beiwohnten, noch zurückzukommen haben. Vorläufig sei nur ein Punkt hervorgehoben, der bezeichnend für die Erörterungen gewesen ist.

Bei den Debatten der Friedensgesellschaften wurde nachdrücklich auf die Bedeutung der Jugenderziehung für die vertretenen Bestrebungen hingewiesen. Heute hallt der Geschichtsunterricht noch wieder von Schlachtgetümmel und kriegerischem Siegesjubel, und der Chauvinismus findet von Jugend auf vielfältige Nahrung. Dieser Hinweis zielt auf die richtige Stelle.

Die positiven Beschlüsse eines einzelnen dieser Kongresse mögen anfechtbar sein und mögen sich in der Zukunft vielleicht nicht völlig bewähren; daher ist es auch leicht, mit Selbstgefälligkeit Kritik an den Verhandlungen zu üben. Die Beschlüsse dieser Konferenzen haben aber neben ihrer positiven auch eine symbolische Bedeutung. Sie verkörpern das tastende Suchen nach Mitteln, um den Krieg seltener und seltener zu machen; sie suchen der Geistesströmung unserer Tage eine gewisse Richtung zu geben, dem Chauvinismus entgegenzuarbeiten und der Humanität die Wege zu bahnen. Wie alle großen Umwälzungen nicht durch ein paar klug ersonnener Gesetzesparagraphen, sondern durch eine innere Umbildung der Menschen, angepaßt neuen Weltverhältnissen herbeigeführt werden, — genau so ist es am letzten Ende mit dem Friedenswerk. Auch dies kann nur das Ergebniß der Einpflanzung neuer Kulturideale, die Folge einer allmählichen Erziehung sein, die bei Kindern und Erwachsenen gleichmäßig vorgenommen werden muß, und Verträge sind auf diesem Wege nichts als Marksteine; sie können nur das ratifiziren, was in der allgemeinen Ueberzeugung schon feste Wurzel gefaßt hat. Die neuen Ueberzeugungen zu bilden, — diese heilsame Arbeit suchen aber vor Allem die Kongresse zu fördern. Ihre Bedeutung liegt daher nicht am geringsten in ihrer propagandistischen Kraft.

Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum von König Leopold ist in Brüssel festlich begangen worden. Ohne Mißklang, voll Herzlichkeit hat das Volk dem Monarchen seine Huldigungen dargebracht.

Die Feierlichkeiten, an denen alle Parteien theilgenommen haben, bewiesen eins: daß ein modernes Volk vor allem durch eine parlamentarische Regierung zu jenem Grade von Zufriedenheit gestimmt wird, der überhaupt erreichbar erscheint. Gewiß weist Belgien keine idealen politischen Zustände auf; auch dort herrscht Kampf und Entzweiung. Aber ein Umstand macht die Leiden erträglicher: das Volk bestimmt sein Schicksal, und die Freuden, die es sich selbst verdankt, erscheinen ihm süßer, die Kümmernisse, die es selbst verschuldet, milder. Das Bewußtsein, das Schicksal in der eigenen Hand zu haben, treibt auch die Opposition nicht in rücksichtslose Verbitterung hinein. Seinem König aber, der weise diese Zustände in fünfundzwanzigjähriger Regierung zu erhalten gewußt hat, konnte das Volk aufrichtig dankbar sein.

Ein Ausfahrt des Papstes hat die politischen Federn in Bewegung gesetzt. Es wurde vorübergehend als ein Er-

Ereigniß betrachtet, daß Leo XIII. sich von seinen Pferden hat durch eine Straße ziehen lassen, die außerhalb der vatikanischen Mauern liegt. Daß eine solche Ausfahrt die Papstfrage nicht löst, ist augenscheinlich; dieses Betreten „italienischen" Bodens würde nur dann eine Bedeutung haben, wenn der Papst auf diese Weise zu erkennen geben wollte, daß er eine Annäherung an den Standpunkt der Regierung des Königs Humbert beabsichtige. Doch scheint eine solche Auslegung unwahrscheinlich. Der Papst dürfte schwerlich geneigt sein, durch eine Wagenfahrt eine bedeutungsvolle Wendung seiner Politik einzuleiten. Eine andere Erklärung liegt näher; Leo XIII. ist kein engherziger Zelot; er besitzt nicht die blinde Verranntheit Pius IX. und gestattet sich daher eine Freiheit, die darum noch nicht folgenschwer zu sein braucht.

Die Pforte hat sich gegen Bulgarien in bemerkenswerther Weise entgegenkommend gezeigt; sie hat in Macedonien eine Reihe bulgarischer Bischöfe eingesetzt, und damit den Neid von Serben und Griechen erregt. Auf diese Weise sind die alten Gegnerschaften verschärft worden; das wiegt vielleicht nicht schwer. Weit wichtiger erscheint es, daß durch diesen Erfolg die bulgarische Regierung im Innern gestärkt worden ist, und dann sind gute bulgarisch-türkische Beziehungen der beste Riegel gegen russische Zettelungen.

* * *

Zur römischen Frage.

Unter derselben Ueberschrift wie dieser habe ich im Jahre 1887 in der „Nation"*) die große Frage besprochen, welche nicht nur die wichtigste für das ganze Königreich Italien ist, sondern die auch die gesammte europäische Lage beeinflußt. Daß das nicht zu viel gesagt ist, wird das Nachfolgende zeigen. Im Jahre 1887 schien es vielen aufmerksamen Beobachtern der kirchenpolitischen Vorgänge in Italien so, als ob die römische Kurie nach einem Abkommen mit dem italienischen Nationalstaate suche und bereit sei, sich in Verhandlungen mit dem Vergewaltiger des Kirchenstaates einzulassen. Bei verschiedenen Kirchenfesten, nicht nur in Toskana, sondern auch im ehemaligen Kirchenstaate selbst, hatten die Bischöfe auf Befehl des Papstes den König Umberto in ihren Kathedralen empfangen, als lebte das imperium und sacerdotium schon in Eintracht und in Frieden. In einer sehr milde gefaßten Allocution vom 23. Mai hatte der Papst selbst, so schien es, die Hand zum Frieden ausgestreckt. Nicht nur die Tagesblätter sprachen deshalb von dem bald abzuschließenden Frieden, sondern auch in den großen Revuen der katholischen Welt ließen sich die gewichtigsten Stimmen über die Bedingungen, unter denen die Eintracht gefunden werden könne, vernehmen. Bonghi formulirte dieselben in der „Nuova Antologia" und die „Revue des deux mondes" rieth der Kurie durch den Mund des Grafen Vogué, sich auf ihre Weltstellung, im Gegensatz zu ihren italienischen Traditionen, zu besinnen und durch eine Berücksichtigung moderner Zeitforderungen und die Inangriffnahme der sozialen Frage sich mit neuem Leben zu erfüllen. Gute und alte Freunde Italiens, wie der edle Rendu, welche früher gegen die Erhebung Roms zur Hauptstadt Italiens geeifert hatten, suchten im Vatikan, wo sie gern gesehene Gäste waren, für die Aussöhnung Stimmung zu machen, wenn dieses noch nöthig wäre. In Rom selbst war die Bevölkerung, soweit sie gut italienisch und katholisch war, der bevorstehenden Aussöhnung zwischen dem Vatikan und Quirinal so sicher, daß mehr als ein schöner Mund versicherte: Diesen Herbst wird der h. Vater eine Villegiatur in Castel Gandolfo halten.

Wenn ich das auch nicht glauben konnte — sah es doch in dem Lieblingssitze Pius IX., der durch das große Kirchengesetz für exterritorial erklärt worden war, noch gar zu wüst aus —, so war doch allen Anzeichen gegenüber nicht daran zu zweifeln, daß die beiden mit einander durch eine große Kluft getrennten Widersacher jetzt sich endlich beiderseits bemühten, diese zu überbrücken. Und doch war, als der Aufsatz erschien, die Entscheidung schon gefallen, daß nicht nur Alles beim Alten zu bleiben, sondern der offene und geheime Krieg von Neuem sich lebhafter als je zu entzünden habe. Wer hatte diesen Umschlag der Stimmung im Vatikan herbeigeführt? Denn daß die italienische Regierung die noch nicht einmal begonnenen Verhandlungen abgebrochen haben solle, das glaubte Niemand. Freilich glaubte auch Niemand, daß der Vatikan schon am 15. Juni schlüssig gewesen sein sollte, den gemachten Versuch aufzugeben, wie es der an den Kardinal Rampolla gerichtete, offenbar vordatirte und erst am 26. Juli veröffentlichte Brief Leo's XIII. der Welt weiß machen wollte. Etwas war aber doch inzwischen passirt. Was? wußten damals jedoch nur die Eingeweihtesten des Vatikans. Jetzt hat es uns die Broschüre eines Mannes verrathen, der seit dreißig Jahren als einer der eifrigsten Parteigänger der Kurie gegolten und im italienischen Parlament ihre Sache als einer der unverdrossensten „Codini" geführt hat. Der Deputirte Giuseppe Toscanelli aus Pisa gehört zu der kleinen Anzahl Abgeordneten, welche noch den in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts besonders in Toskana verbreiteten Glauben an die Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen den Ansprüchen der römischen Kirche und den Forderungen des italienischen Nationalstaates getheilt haben. Nahe befreundet und verwandt mit hervorragenden Patrioten Toskanas hat Toscanelli Ansichten vertreten, welche in dem Marchese Gino Capponi ihren würdigsten Verfechter hatten. Seit Kurzem ist Toscanelli aber von ihnen insoweit geheilt, daß, wenn er auch keineswegs sich von der katholischen Kirche entfernen, geschweige lossagen möchte, doch der Ueberzeugung lebt, daß die heutige römische Kirche, wie sie in der Kurie verkörpert sich darstellt, eine Feindin des italienischen Nationalstaates ist und zwischen beiden kein Frieden bestehen kann. Die Geschichte des Verhältnisses beider zu einander in den letzten Jahren, die er uns in seiner soeben in dritter Auflage erschienenen Schrift: Religione e patria osteggiate dal Papa*) auf Grund von Mittheilungen erzählt, welche ihm von eingeweihter Seite aus dem Vatikan zugekommen sind, haben ihm gezeigt, daß er jede Hoffnung auf die Gestaltung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen beiden schwinden lassen muß. Da nun seine Liebe zu Italien stark genug ist, um ihn nicht aus Rücksicht auf die Kurie zu einem Feinde seines Vaterlandes werden zu lassen, und er sich nicht gegen die Thatsache verschließen kann, daß, wenn die Kurie fortfährt auf dem seit 1870 eingeschlagenen Wege, Italien zu befehden, der katholische Glaube immer mehr aus den Herzen seiner Landsleute sich verflüchtigen wird, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als auf eine Reform der Verfassung der römischen Kirche zu dringen. Beides, die Thatsachen, welche Toscanelli mittheilt und die ihm den Glauben an die Versöhnbarkeit der heutigen Kurie mit den politischen Verhältnissen seines Vaterlands genommen haben, und die Vorschläge, welche er macht, um den Widerstand der Kurie zu brechen, sind für die Lage der kirchenpolitischen Verhältnisse Italiens ganz charakteristisch.

Natürlich hatte auch Toscanelli die Anzeichen der Aussöhnung zwischen Papstthum und Italien, welche 1887 ans Licht traten, mit der größten Freude begrüßt. War er doch selbst wiederholt von seinem Freunde, dem Premierminister A. Depretis, zu Verhandlungen mit der Kurie in ähnlichem Sinne, wenn auch erfolglos, benutzt worden. Jetzt schien guter Wille bei Leo XIII. vorhanden zu sein. Da schlug ein von Außen heraufziehendes Hagelwetter Alles nieder. Kaum hatte nämlich die französische Regierung von der in der Maiallokution des Papstes sich aussprechenden versöhnlichen Stimmung der Kurie Kunde erhalten, so berief sie den Kardinal Lavigerie von Algier, den bekannten Vorkämpfer des Kreuz-

*) Jahrgang IV. Nr. 42 und 43.

*) Firenze. Fratelli Bocca. 140 S.

zugs gegen die arabischen Sklavenhändler, telegraphisch nach Paris und beauftragte ihn mit einer Mission an den Papst. Hier angekommen, drohte der französische Kardinal dem Papste, daß, wenn sich die Kurie mit Italien verständigte, ein Schisma der französischen Kirche ausbrechen werde; das französische Episkopat sei hierin mit der französischen Regierung ganz einig. Der Papst erhielt dann auch noch drohende Depeschen von französischen Bischöfen und anderen angesehenen Personen aus Frankreich und gewann die Ueberzeugung, daß, wenn er oder sein Nachfolger eine Friedenspolitik mit Italien einschlage, ein Schisma mit Frankreich die Folge hiervon sein werde. Ein nahe bevorstehender großer europäischer Krieg wurde dem greisen Kirchenfürsten an die Wand gemalt und die Aussichten auf einen Sieg Frankreichs und Rußlands plausibel gemacht; eine Folge dieses Sieges werde die Wiederherstellung des Kirchenstaates sein, sagte man ihm, die Klugheit gebiete ihm schon, den Ausgang dieses Kampfes wenigstens abzuwarten. Das wirkte. Dazu kam noch, daß der Kardinalstaatssekretär Rampolla in dem nach Wien entfernten Nuntius Galimberti, der sich für die Aussöhnung mit Italien ausgesprochen, einen gefährlichen Rivalen witterte und darum sich ganz gleichgültig verhielt. Auch eine Abordnung der intransigenten römischen Aristokratie sprach sich dem Papste gegenüber wider die Aussöhnung mit dem Quirinale aus. Waren es auch nur Wenige, welche in dieser Richtung ihre Stimme vernehmen ließen und fehlten unter ihnen die Vertreter der großen historischen Papalfamilien, so brachte doch die Vereinigung dieser verschiedenen Gegner des italienischen Nationalstaates den Papst von seinen versöhnlichen Gedanken ab. Und wie es immer nach solchen gescheiterten Versöhnungsversuchen zu gehen pflegt, der Papst kehrte nicht wieder auf seinen alten Standpunkt vor dem abgebrochenen Versöhnungsversuche zurück, sondern wurde in eine entgegengesetzte Stimmung getrieben. Da Italien seine Deckung gegen die Feindschaft Frankreichs von der Trippelallianz erhält, richtete sich jetzt das Streben der kurialen Politik sogar auf die Sprengung des mitteleuropäischen Friedensbundes. Es ist ganz bezeichnend für die Taktik dieser pfäffischen Staatskunst, daß sie, wie Toscanelli ausdrücklich versichert, das Unglück, das über das österreichische Kaiserhaus durch die Erschlagung des Kronprinzen Rudolf hereingebrochen war, in dieser Richtung bei dem armen Vater auszunutzen sich bemühte. Doch es scheiterte dieser Versuch. Da sich der Dreibund behauptete und Italien, weit entfernt, Miene zu machen, auf den Besitz Roms zu verzichten, sich täglich hier fester setzte und den Einfluß, den die Klerisei in ganz Italien auf das niedere Volk durch die Verwaltung der sogenannten frommen Stiftungen ausübte, für immer durch ein Gesetz zu beseitigen unternahm, welches eine rationelle Verwendung der großen Geldmassen in die Hände von Laien legte, so stieg der Zorn im Vatikan bis aufs Aeußerste. Der Papst, in seinen Entschließungen wieder durch Frankreich beeinflußt, war im Sommer 1889 nahe daran, den Vatikan und Rom zu verlassen. Die Depesche, daß Alles bereit sei, war von Paris eingetroffen. Da ließ der italienische Ministerpräsident, dem diese Zettelungen nicht unbekannt geblieben waren, die Reiselustigen wissen, daß er gar nichts gegen ihre Abfahrt einzuwenden habe, sie aber doch davon in Kenntniß setzen müsse, daß in dem Momente, in welchem der Papst den Vatikan verlasse, dieser von der italienischen Regierung besetzt werden werde, auch wenn alle Flaggen der Welt zu seinem Schutze auf den Dächern wehen würden; die Immunität des Vatikans sei eine persönliche und wenn der Träger derselben verschwunden sei, sofort erloschen. Schon der Umstand, daß sich die Feinde Italiens in ihm einnisten könnten, mache jene Besetzung nothwendig. Da Crispi den Vatikan aufs Sorgfältigste bewachen ließ, um die etwaige Abreise des Papstes sofort zu erfahren, sah sich dieser Angesichts einer solchen Drohung bestimmt, den Gedanken weiter zu spinnen. Diese und ähnliche Enthüllungen, welche Toscanelli von einem Bewohner des Vatikans erhalten hat, werden uns in der Broschüre als Belege für die Feindseligkeit der im Augenblick im Vatikan herrschenden Partei erzählt. Dieselben sind zum Theil bestritten worden. Aber Toscanelli bittet seine Leser, diesen Dementis nicht zu glauben. Er hat vorausgesagt, daß sie erfolgen würden, und daß man sie mit der Erwägung, daß, um ein größeres Uebel zu vermeiden, man ein kleineres auf sich nehmen müsse, sich vor dem Sittengesetze zu rechtfertigen versuchen werde. Könne doch der Papst selbst von geleisteten Eidschwüren entbinden. Dagegen habe er eine Kommission gebildet, an deren Spitze der Kardinalsekretär Rampolla gestellt sei, nachdem der Kardinal Bianchi das Präsidium abgelehnt habe, um zu ermitteln, auf welchem Wege der Schreiber in den Besitz solcher Geheimnisse gekommen sei. Da Toscanelli viele Jahre unverdrossen die Sache der Kirche im italienischen Parlament vertreten hat, ist wenigstens nicht glaublich, daß er die von ihm mitgetheilten Thatsachen erfunden hat; er glaubt sie sicher. Daß er von einem Feinde Leos XIII. im Vatikan hinter das Licht geführt worden sei, erscheint noch viel unwahrscheinlicher. Hat Toscanelli eine bestimmte Absicht mit seiner Publikation verfolgt, so ist es wohl die, auf eine nicht allzu fern liegende Eventualität vorzubereiten. Offenbar ist der Gesundheitszustand Leos XIII. durchaus nicht der beste. Wer den todblassen, hageren Greis mit dem süßen, verschmitzten Lächeln auch nur einmal in der Nähe gesehen hat, weiß, daß seiner Tage nicht allzu viele mehr sein können. Was soll aber aus Italien, beziehungsweise den der katholischen Kirche immerhin noch ergebenen Italienern werden, wenn die im Vatikan jetzt tonangebende intransigente Partei der Kardinäle einen Papst wählt, der zu Allem eher bereit ist, als zu einem Friedensschlusse mit dem Quirinale? Toscanelli fiehl die Entchristianisirung des italienischen Volkes als die nothwendige Folge davon an und ist unbefangen genug, die Motive, welche den Staat zwingen können, hierbei aktiv mitzuwirken, ins rechte Licht zu stellen. „Wenn ich“, sagt er, „alle die staatsfeindlichen Akte der Kurie einzeln darstellen wollte, dann müßte ich ganze Bände schreiben. Das aber ist unnöthig, weil sie bekannt sind. Wenn nun der Staat, auf diese Weise angegriffen, die Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen empfindet, so wird er, ohne es ausdrücklich zu sagen, raisonniren: die Macht, welche der Papst besitzt, und die er gegen mich wendet, entspringt dem katholischen Empfinden der Gläubigen; wenn es keine Gläubige gäbe, wäre die Macht des Papstes gleich Null. Also habe ich Staat nur ein Mittel, mich zu vertheidigen, das ist: das religiöse Empfinden des Volkes auf den niedrigsten Ausdruck zu bringen. Freilich wird dadurch das sittliche Leben des Volkes geschädigt werden, aber in erster Linie muß doch für die Existenz des Staates gesorgt werden, dann erst für die Modalitäten dieser Existenz. Es frommt daher, die Gewissensfreiheit nicht zu schädigen; wer die Gebräuche der katholischen Kirche mitmachen will, muß Gelegenheit haben, das zu thun; im Uebrigen ist der Staat von dem Papste weidlich unterstützt bei Herabminderung des katholischen Glaubens, da er mit der Zeit, wenn es so weiter geht, in Italien einen moralischen Einfluß genießen wird, der dem Nullpunkt nahe ist. Denn das Volk wird von den tonangebenden Volksklassen geleitet, nicht von den Campagnolen.“ (S. 90.) Wenn solcher Gestalt ein Anhänger der römischen Kirche, wenn auch nicht im eigenen Namen, immerhin aber aus der von ihm nicht angefeindeten Staatsraison heraus argumentirt, so springt der Unterschied in dem Verhältniß, in dem der italienische Katholizismus von heute zu dem Ultramontanismus der übrigen Welt steht, von selbst in die Augen. Beruft sich Toscanelli auch für seine Ausführungen auf alle möglichen frommen Theologen unseres Jahrhunderts und dann rückwärts von dem großen Kirchenlehrer und Jesuiten Bellarmin und Suarez auf Thomas von Aquino, ja bis auf die Canones des Konzils von Sardica, es ist doch ein ganz anderer Geist, der aus ihnen spricht, als der aus den fanatisch aufgeregten und aufregenden Diatriben französischer, belgischer oder deutscher Katholiken uns fremdartig berührt, wenn sie auch mit den gleichen Autoren operiren und ihre Sätze beweisen wie jener. Der Italiener, der in Rom die Leitung der Kirche aus nächster Nähe beobachtet, steht den kirchlichen Fragen überhaupt viel unbefan-

gener gegenüber, als der ehrliche Deutsche, der trotz der 11 000 Wohnräume des Vatikans und der ungeheuren Geldsummen, welche in ihm zusammenfließen, noch immer an die schlimmsten Nöthe des h. Vaters glaubt und Alles als Gewissenssache auffaßt. Selbst der gläubige Franzose sieht jetzt im Papste nur ein Instrument, das seinem Vaterlande aufzuhelfen im Stande ist. Wie sollte auch ein Italiener, der Jahre lang im Vatikan aus- und eingegangen ist, nicht zu einer nüchternern Auffassung der Gesichtspunkte, nach denen die römische Kirche geleitet wird, gelangen? „Die Kirche“, sagt daher unser Autor ganz richtig, „ist in den Dogmen kosmopolitisch, in allem Uebrigen opportunistisch.“ Und hieraus, was er mehr mit Hilfe der Kirchenlehrer als aus der Geschichte zu erweisen sucht, folgert er, daß die Kurie im Betreff des Kirchenstaates auch noch heute nachgeben könne. Ja er geht noch weiter.

Nach der Lehre der katholischen Kirche, so führt Toscanelli im fünften Kapitel seiner Schrift aus, muß jede souveräne Macht, um souveräne Macht zu sein, von Gott ausgehen. Die souveräne Gewalt überträgt Gott aber nicht direkt einer einzelnen Person, vielmehr wird sie von Gott der Gesammtheit des Volks (alle moltitudini prese nel loro insieme) direkt übertragen, welche das Recht haben, sich ein Haupt oder einen Souverän zu wählen, der ihnen am besten ansteht. Nachdem so die Wahl stattgefunden hat, erwirbt der Fürst durch die Thatsache der Wahl für seine Herrschaft ein göttliches Recht, nicht direkt zwar, sondern mittelbar als eine Konsequenz der Volkswahl. Mit diesen Rechten sind aber auch Pflichten verbunden, die nämlich, das Volk gut und gerecht zu regieren. Geschieht das nicht, so hat das Volk das Recht, den Fürsten abzusetzen und sich einen neuen zu wählen.

Diese Lehre von der Volkssouveränität ist die Lehre der katholischen Kirche. Das hat Suarez, der von Paul V. am 9 November 1613 zum hervorragenden Kirchenlehrer erklärt worden ist, eine Erklärung, welche auf einer Synode durch Benedikt XIV. bestätigt wurde, in seiner „Difesa della religione cattolica“ weitläufig begründet, um von Bellarmin und vielen neueren Kirchenlehrern ganz zu schweigen. Der berühmte Theologe Bianchi sagt ganz ausdrücklich, daß es die allgemeine (comune) Lehre der Theologen und Kanonisten sei, daß die Quelle der öffentlichen Staatsgewalten von der Menge ausgehe und von dieser auf die Könige und Fürsten übertragen werde.

Die Anwendung dieser Sätze auf die weltliche Herrschaft des Papstes ist nun leicht gemacht. Zugegeben, daß die Erstürmung der Porta Pia im September 1870 auch ein gewaltthätiger Akt war und daß die Regierung, welche durch die Bresche in Rom eindrang, eine illegitime war, so ist sie jetzt durch die Volksabstimmung eine legitime geworden. Viktor Emanuel und seine Nachfolger sind die legitimen Herrscher von Rom und nicht mehr der Papst, der auf legitime Weise als weltlicher Souverän von Rom abgesetzt wurde. Die Ansprüche, die er jetzt auf seine weltliche Herrschaft erhebt, sind daher irreligiös, weil sie den Prinzipien des kirchlichen Staatsrechts und der katholischen Lehre von der legitimen Quelle der Souveränität widersprechen. (S. 46.)

Ich weiß nicht, ob diese fast verblüffende Anwendung der jesuitischen Lehre von der Volkssouveränität in ihrer Anwendung auf den Kirchenstaat schon einmal vorgetragen worden. Eine logische Berechtigung wird man der Beweisführung nicht absprechen können, namentlich da es Toscanelli nicht schwer wird, die Entstehung des Kirchenstaates als einer rein menschlichen Schöpfung nachzuweisen. Natürlich werden die scharfsinnigen Dialektiker aus der frommen Gesellschaft Jesu so viele feine Distinktionen hiergegen vorzubringen wissen, daß der Kirchenstaat nichts weniger als ein gewöhnliches Gebilde der Geschichte anzusehen sei, daß er als die Grundlage der ganzen Kirche ein göttliches Postulat sei u. s. w., u. s. w., so daß die Beweisführung Toscanelli's von ihnen wie zerfetzt erscheint. Nichtsdestoweniger besteht sie von dem Standpunkte der jesuitischen Doktrin aus zu Rechte. Hierauf aufmerksam gemacht zu haben, erscheint mir als ein Verdienst des italienischen Patrioten. Nach dem, was er uns selbst von den Mitteln erzählt, welche die Kurie jetzt durch ihr praktisches Verhalten Italien gegenüber als die wirksamsten zur Wiedererlangung ihrer weltlichen Macht der Welt kundgibt, glaubt er wohl selbst nicht daran, daß seine Ausführungen auf die Entscheidung der großen Frage von irgend welchem Einflusse sein werden. Aber manchem gut katholisch gesinnten Italiener, dem die Entkatholisirung Italiens schwere Bedenken machte, wird wohl doch durch diese Schrift ein Stein vom Herzen genommen werden. Am Lebhaftesten möchten wir ihre Lektüre jedoch den protestantischen Regierungen und den Konservativen zur Lektüre empfehlen, welche in der römischen Kirche eine Stütze der Throne sehen und die von dem Irrthume nicht zu heilen sind, daß es der Kurie bei ihren Entscheidungen auf religiöse Ueberzeugungen und nicht auf Machtfragen ankomme.

K. Heinrich.

Zur Geschichte und Psychologie des Chauvinismus.

Wer gewohnt ist, die Bestrebungen und Kämpfe, von denen die Gesellschaft unserer Tage bewegt wird, nicht nur mit aufmerksamem und vorurtheilsfreien Blicke zu verfolgen, sondern sie auch an den Erscheinungen der Vergangenheit zu prüfen, der gewahrt gar bald, wie durchgreifend die Veränderungen sind, welche sich seit dem Beginn des nun bald abgelaufenen Säkulums vollzogen haben, so durchgreifend sogar, daß unsere Zeit vielfach als direkte Antithese erscheint gegenüber den Bewegungen, welche die uns vorangegangenen Generationen beherrschten. Man kann diese Beobachtung auf den verschiedensten Gebieten machen. Wenn der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auf politischem Gebiete das siegreiche Vorwärtsdringen des tiers état, des Bürgerthums, den Stempel aufdrückte, so treten in der Gegenwart die Emanzipationskämpfe des vierten Standes mehr und mehr in den Vordergrund; wurde die Wissenschaft damals allseitig von der Philosophie befruchtet und drang sie auf Ideenbildung und Tiefe, so krankt sie in unseren Tagen an ihrer unendlichen Zersplitterung, die auf manchen Gebieten einen öden Alexandrinismus im Gefolge hat; in der Kunst hat eine einflußreiche Richtung allen Idealismus aufgegeben und zeigt eine mehr oder minder stark ausgeprägte Hinneigung zum Realismus, wenn man denn nun einmal mit diesem vieldeutigen Wort die Sache bezeichnen will; unsere Tage charakterisirt im Gegensatze zu dem von Ideen geleiteten Streben der vergangenen Zeiten vorwiegend der praktisch-nüchterne Sinn für das Wirkliche und Nützliche, und selbst die Charakterbildung zeigt, wie das ja nicht ausbleiben kann, eine vorherrschende Tendenz zum Utilitarismus, der oft zur Grundsatzlosigkeit entartet. Kaum irgendwo aber tritt dieser Gegensatz der Zeiten schärfer hervor als in der Denk- und Empfindungsweise des einzelnen Menschen gegenüber dem Staate. Denn hier ist der Umschwung so vollständig gewesen, daß, wenn wir die Jetztzeit mit dem Anfange unseres Jahrhunderts vergleichen, uns die beiden denkbar äußersten Extreme entgegentreten: dem Zeitalter des Kosmopolitismus dort steht hier das des Chauvinismus gegenüber.

Es hing mit dem Gesammtcharakter jener von den Ideen des Humanismus erfüllten Epoche, welche das Ende des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts umfaßt, nothwendig zusammen, daß sie auch das Verhältniß des einzelnen Menschen zum Staate nur in dem Lichte eines allgemeinen Menschheitideals erblickte, daß sie darum entweder überhaupt nichts von einer besonderen nationalen Denk- und Empfindungsweise wissen wollte oder sie doch wenigstens nur soweit zuließ, als sie dem Weltbürgerthum

und der Bethätigung seiner Grundsätze nicht entgegenstand. Gerade die Besten in jener Zeit waren die entschiedensten und überzeugtesten Kosmopoliten, und ihre Führer waren die größten Geister, deren sich das deutsche Volk rühmen kann. Die Goethe und Kant, Lessing und Schiller, Herder und Humboldt stimmen der Hauptsache nach in diesem kosmopolitischen Glaubensbekenntnisse überein, das in Schiller's Marquis Posa seinen glänzendsten poetischen Repräsentanten gefunden hat, und das vielleicht von Herder am präzisten und schärfsten formulirt wird in den Worten: „Was ist eine Nation? Ein großer, ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut! Wer sollte sich dieses Sammelplatzes von Thorheiten und Fehlern, sowie von Vortrefflichkeit und Tugend ohne Unterscheidung annehmen? . . . Unter allen Stolzen halte ich den Nationalstolzen sowie den Geburts- und Adelsstolzen für den größten Narren." Jean Paul, einer der wirksamsten Vertreter der Idee von einer Universalrepublik, schließt sich ihm an, wenn er im Hesperus ausruft: „Wenn einmal dieser Lebensdunstkreis heiter werden soll, so müssen alle Völker der Erde einmal zusammengegossen werden und sich in gemeinschaftlicher Gährung abklären. Das zerstörte Gleichgewicht der eigenen Kräfte macht den einzelnen Menschen elend. Die Ungleichheit der Bürger, der Völker macht die Erde elend, so wie alle Stürme aus ungleichen Luftvertheilungen entstehen. Aber zum Glück liegt es in der Natur der Berge, die Thäler zu füllen. Bei der fürchterlichen Ungleichheit der Völker in Macht, Reichthum, Kultur, kann nur ein allgemeines Stürmen aus allen Kompaßecken sich mit einer dauerhaften Windstille beschließen."

Man kann es verstehen, daß jene Männer, welche das Elend der deutschen Kleinstaaterei allerorten vor Augen sahen und bitter empfanden, daraus keinerlei Anreiz gewinnen konnten, sich für eine besondere nationale Empfindungsweise zu erwärmen. Auf der anderen Seite aber ruhte die Ueberzeugung jener Kosmopoliten auf schönem Grunde, sie hatte jedenfalls die reinsten sittlichen Motive zur Voraussetzung und harmonirte vielfach mit den edelsten menschlichen Empfindungen. Trotzdem werden wir heute der Autorität jener Männer nicht mehr folgen, uns vielmehr aufrichtig freuen dürfen, daß das Nationalitätsprinzip nicht bloß sich politische Geltung erkämpft hat, sondern auch in der Denk- und Empfindungsweise der einzelnen Menschen zum siegreichen Durchbruch gekommen ist. Denn gerade die den Wetteifer weckende Zersplitterung der Menschen in verschiedene Völker mit ihren, gleichwie beim Einzelnen, individuell ausgeprägten Anlagen, der reizvollen Mannigfaltigkeit ihrer Sprache und Litteratur, mit ihren eigenartigen politischen und sozialen Entwicklungsformen, gerade das ist einer der wichtigsten Hebel für den Fortschritt der Menschheit im Ganzen. Das Humanitätsideal aber ohne Fortschritt gedacht ist eine Utopie, die nicht nur niemals zu verwirklichen, sondern auch schon ein in sich widersprechender Begriff ist. Dann wirkt gerade der Einzelne am sichersten auf die Menschheit im Ganzen, wenn er als Glied eines organischen Theiles derselben, d. h. also eines staatlich organisirten Volkes, zunächst in dieser engeren Sphäre thätig ist, wenn also der Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts dadurch herbeigeführt wird, daß die Nationen gleichsam als Individuen mit einander wetteifern, was nur möglich ist, wenn ihre Bürger im Denken, wie im Empfinden und Handeln auf einen gemeinsamen Grundton abgestimmt und zu einem Ganzen unauflöslich verkettet sind. Es ist also eine durchaus berechtigte Forderung, daß jeder Bürger eines nationalen Staates patriotische Hingabe überall bethätigen und von nationaler Empfindungsweise durchdrungen sein solle, d. h. daß er zu dem Lande, welchem er zunächst nur durch den Zufall der Geburt angehört, auch ein inneres, gemüth- und pietätvolles Verhältniß einnehme, mit ihm und den Forderungen, die es an Jeden stellt, seine Privatinteressen in Einklang zu bringen sucht, und seine Größe und Wohlfahrt an seinem Platze zu fördern für eine der vornehmsten Pflichten halte.

Wären dies nun die Grundzüge, welche das Verhältniß auch des modernen Menschen zum Staate bezeichnen, so dürften wir uns doppelt und dreifach zum Siege des Nationalitätsprinzips beglückwünschen. Leider aber zeigt die Gegenwart ein wesentlich anderes Bild: nicht Patriotismus — dies Wort in dem oben erörterten edlen Sinne genommen — sondern Chauvinismus ist vielfach die Signatur unserer Tage, dieses Widerspiel oder, genauer gesagt, Zerrbild einer wahrhaft nationalen Denk- und Empfindungsweise.

Der Ursprung dieser eigenartigen modernen Erscheinung ist nicht so schwer festzustellen als es vielleicht auf den ersten Blick erscheinen möchte. Es ist ein in der historischen Entwicklung beständig wirksames Gesetz, daß eine große, geschichtlich bedeutsame Idee, die eine Zeit lang nach Anerkennung gerungen hatte, nicht so bald zur Herrschaft gelangt war als sie auch, in die Köpfe der großen Masse verpflanzt in ihrem Ursprung verdunkelt wurde; sie verflachte und vergröberte sich, weil ihr der Nährboden der Idealität entzogen war, bis sie endlich zum gemeinen Schlagwort herabsank, das mehr oder minder geschickte politische Jongleure als wirksames Instrument handhabten. Die Begeisterung freilich, welche jene Idee zuerst erweckt hatte, blieb bestehen und pflanzte sich vielfältig fort, aber sie war jetzt nicht mehr der Widerhall, den sie in der Empfindung ihrer Vorkämpfer erweckt hatte, sondern der Nachhall derselben, der, ohne Objekt gelassen, dem ein edler Enthusiasmus sich hätte zuwenden können, allmählich zum Fanatismus, zur Intoleranz hinführte und unter geschichtlich gegebenen Bedingungen selbst den Terrorismus erzeugte. Wer sich die einzelnen Hauptstadien vergegenwärtigt, welche die erste französische Revolution durchmachte, hat darin ein typisches Beispiel jener Entwicklung, die sich dort gleichsam dramatisch gestaltet, unter der Bedingung der Einheit der Zeit und des Ortes abspielte. Die ersten Vorkämpfer der Revolution führten ihren Kampf mit dem Absolutismus mit jenem edlen Enthusiasmus, den der vorausschauende Blick auf zu verwirklichende große Ideen in deren Trägern nothwendig erwecken muß. Als aber, namentlich seit der Verfassung des Jahres 1790, das Freiheitswerk zunächst gesichert erschien, wandelte sich allmählich immer mehr die Freiheitsbegeisterung in Fanatismus um, der endlich den Terrorismus in seiner schrecklichsten Gestalt herbeiführte. Auf die Zeit der Mirabeau, Sieyès und Barnave folgte rasch in natürlicher Abfolge die Zeit der Danton und Roland und endlich die eines Robespierre und St. Just. Geschichtliche Analogien haben immer etwas Mißliches, weil die Folgerungen, welche man aus ihnen herleitet, leicht überspannt werden können. Die Aehnlichkeit aber, welche die Entwicklung der Freiheitsidee im Beginne der französischen Revolution mit der der Nationalitätsidee in unseren Tagen aufweist, ist wenigstens überaus lehrreich und das um so mehr, als beide auch innerlich in Connex stehen. Denn der Gedanke der nationalen Einheit ist, so sehr sich auch viele unserer Erbpächter desselben dagegen sträuben mögen, ein, wenn auch erst in späterer Abfolge geborenes, doch legitimes Kind der französischen Revolution. Neben der Freiheit war die nationale Einheit das Losungswort für alle politischen Kämpfe in dem Anfange unseres Jahrhunderts; und so auch in Deutschland. Die Männer, welche hier eine politische Umwälzung anstrebten, zeigten freilich in ihren Grundanschauungen die größten Verschiedenheiten: es gab Anhänger des Föderativ- und des Centralisationssystems, Großdeutsche und Kleindeutsche, Bewunderer und Gegner Preußens und unter allen diesen wieder Radikale und gemäßigte Liberale der mannigfaltigsten Schattirungen. Aber so verschieden auch ihre Ueberzeugungen waren, ihr gemeinsamer Charakterzug war der politische Idealismus, nicht in dem so häufig von den Lobrednern der Gegenwart behaupteten Sinne, daß sie bloß schwärmten und träumten, ohne Sinn für die Wirklichkeit und ohne Befähigung für praktische politische Arbeit, sondern in dem genaueren Sinne, den das Wort Idealismus auch ursprünglich enthält, daß sie sich in ihren Bestrebungen nicht von Utilitätsrücksichten oder blindem Fanatismus, sondern ausschließlich von Ideen leiten ließen, die in der Ueberzeugung ihrer Träger mehr oder minder fest gewurzelt waren. Ideen waren ausschließlich Richtschnur ihres Han-

delns und die einzige Quelle, aus der Opfermuth und Begeisterung, ja selbst die Standhaftigkeit des politischen Martyriums ihre beständige Nahrung sogen. Ganz anders gestaltete sich die Sache, als der Einheitsgedanke nach langen Kämpfen schließlich allgemeine Geltung gewann und so auch in Deutschland vor nunmehr zwei Jahrzehnten verwirklicht wurde. Dem kurzen, gewiß nicht unberechtigten Freudenrausche, der die schöne Auferstehung des Deutschen Reiches in ungeahnter Größe begleitete, folgte die Ernüchterung bald auf dem Fuße nach. Aber sie trat doch nur bei den denkenden und besonnenen Elementen ein, welche sich nicht länger in dem glorreich verwirklichten Ziele bespiegeln wollten, sondern auf die Erfüllung neuer Aufgaben die Blicke hinlenkten, die die Nothwendigkeit erkannten, den nach außen hin mächtig emporragenden Bau des neuen deutschen Nationalstaates auch innerlich durch Konsolidirung der bürgerlichen Freiheit auf sichere Grundlagen zu stellen. Alle diejenigen aber, denen das Wort „National" nur äußerlich von anderen überliefert wurde, ohne daß ihre eigene Urtheilskraft dasselbe wirklich in seinen mannigfaltigen Beziehungen begreifen konnte, handhabten jene Vorstellungen bald nur als politisches Schlagwort, und in demselben Maße als sich der Ursprung und die Bedeutung desselben verdunkelte, steigerte sich die Begeisterung, welche anfänglich damit verknüpft war, zur blinden Leidenschaft, zum Fanatismus. Nicht anders also verhält sich der Chauvinismus in seinen letzten Auswüchsen zur nationalen Begeisterung wie der Freiheitsfanatismus der Sansculotten zur wahren Begeisterung für die Freiheit, ja, um noch eine weitere naheliegende Parallele herbeizuziehen, auch wie der religiöse Fanatismus zur religiösen Begeisterung. Und hier ergibt sich denn die merkwürdige und doch wieder nicht merkwürdige, weil in der menschlichen Natur tief begründete Erscheinung, daß gerade die edelsten menschlichen Empfindungen, die Begeisterung für Religion, Freiheit und Vaterland, am leichtesten entarten und am ehesten, statt befördernd und befruchtend, vernichtend und verheerend wirken können.

Der Chauvinismus ist, wenn man ihn kurz definiren will, eine ursprünglich berechtigte, aber bis zur blinden Leidenschaft gesteigerte Begeisterung. Ich sage ausdrücklich blinde Leidenschaft: denn dadurch unterscheidet er sich sogleich zu seinen Ungunsten sowohl von dem Enthusiasmus für die Nationalitätsidee, dem er entsprungen, wie von dem begeisterten Kosmopolitismus, dem er entgegengesetzt ist. Denn diese gründen sich auf Ueberzeugungen, jener aber ist gänzlich überzeugungslos. Auf den Chauvinisten übt alles, was mit dem Wort „National" entweder in Beziehung steht oder doch von Anderen in Beziehung gebracht wird, eine völlig magische Wirkung aus, und dieses Wort selbst spielt bei ihm eine ähnliche Rolle wie für den Truthahn das rothe Tuch, auf das er sich in blindem Eifer sofort stürzt, wenn es ihm vorgehalten wird. Ihm ist es nicht genug, den nationalen Geist nach Kräften zu pflegen, der sich für gewöhnlich naturgemäß nur im ruhigen Wirken äußern kann und nur selten, in der Stunde großer Entscheidungen, das heilige Feuer der Begeisterung in sich erzeugt, sondern dieses Feuer wüthet bei ihm beständig und hat unaufhörlich neue Eruptionen im Gefolge. Große und weitgreifende Ziele und gewaltige Objekte bieten sich ihm aber nur selten in dem stetigen Gange einer ruhigen Entwicklung für seine Begeisterung dar, und so erstreckt sich dieselbe meistens auf geringfügige, oft kleinliche Gegenstände. Hier berührt sich denn auch, wie so häufig, das Erhabene mit dem Komischen und wenn es Ausbrüche nationaler Leidenschaften gibt, die einen sehr ernsten Charakter haben und nur das Gefühl schmerzlichen Bedauerns bei jedem wahren Patrioten erwecken können, so gibt es andere Fälle dieser Art, welche die willkommenste Beute eines unbefangenen Humors werden müßten.

Wie der Chauvinist selbst urtheilslos ist, so operirt er auch da, wo er auf Andere einzuwirken und sie in seine eigene fanatische Begeisterung hineinzuziehen sucht, nicht mit der Macht der Ueberzeugung, mit einleuchtenden Beweisgründen, denen sich nur beim Hervorheben großer, umfassender Gesichtspunkte das Pathos der Begeisterung zugesellen kann, sondern ihm stehen wesentlich nur zwei Mittel zu Gebote: die Phrase und die Berufung auf Autoritäten. Wenn man das Wesen der Phrase überhaupt definiren will, so könnte man sagen, sie sei eine mit gewissem Accente vorgebrachte Behauptung, die an und für sich häufig ihren guten Sinn hat, im Munde dessen aber, der sie ausspricht, zum lächerlichen Unsinn wird, weil sie, von Anderen überliefert und aus dunklen und vagen Vorstellungen entsprungen, urtheilslos auf die heterogensten und fernstehendsten Dinge angewendet wird. Eben dies trifft nun auch für die „nationale" Phrase im Besonderen zu, die, von Frankreich vielleicht abgesehen, sich nirgendwo breiter im öffentlichen Leben hervordrängt als gerade in Deutschland. Wie üppig sie hier wuchert, kann jeder bald bemerken, wenn er nur eines jener zahlreichen freiwillig oder unfreiwillig gouvernementalen Blätter zur Hand nimmt. Hier stößt man unaufhörlich, und handelte es sich selbst um eine geringfügige Etatsposition, die bei der Opposition Widerstand findet, auf die zahllos variirten Phrasen vom „nationalen Sinne", vom „Geiste nationaler Hingebung", von der „Hervorhebung großer nationaler Gesichtspunkte", von der „Unterordnung der Parteigegensätze unter die nationalen Forderungen" u. dgl.

Mit dieser Phrasenwirthschaft hängt die fortdauernde Berufung auf Autoritäten eng zusammen. Denn wie jene, so ersetzt auch diese nicht nur die mangelnden Beweisgründe für den Chauvinisten, sondern wirkt auch stimulirend auf ihn selbst zurück. Da gibt es gewisse Persönlichkeiten, die mit ihrem Willen oder unfreiwillig, verdienter- oder unverdienterweise als die eigentlichen Repräsentanten der Nationalitätsidee hingestellt und von ihren chauvinistischen Anhängern stillschweigend mit dem Mantel der Unfehlbarkeit umkleidet werden. Was auch immer derartige Persönlichkeiten unternehmen oder planen entbehrt in den Augen ihrer chauvinistischen Gefolgschaft niemals eines nationalen Anstrichs; ihre Meinungen sind Eingebungen des nationalen Geistes, ihre Wünsche nationale Forderungen, und ihre Bestrebungen kündigen sich fast immer so an, daß sie als unerläßliche Bedingungen für die nationale Wohlfahrt erscheinen.

Indessen so verderblich auch alle diese charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Chauvinismus im Ganzen wirken, so stiftet er an sich doch noch verhältnißmäßig geringen Schaden, so lange er nur vereinzelt hervortritt. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn der Chauvinismus zu einem maßgebenden Faktor des öffentlichen und besonders des politischen Lebens wird, wenn ernste Staatsmänner ihn begünstigen und, theils aus ehrlicher Ueberzeugung, theils aber namentlich auch aus Nützlichkeitsgründen, den großen Massen so viel als möglich einzuimpfen suchen.

Das aber ist gegenwärtig in den meisten Staaten des Kontinents der Fall. Es giebt heute kaum einen europäischen Staatsmann, der nicht bereit wäre, die üblen nationalen Leidenschaften in den Kreis seiner Berechnungen zu ziehen. Grade darin aber liegt eine viel größere Gefahr als in dem Vorhandensein des Chauvinismus selbst. Es kann wohl vorkommen, daß in Zeiten leidenschaftlicher Erregung auch ein ganzes Volk vom Fanatismus ergriffen wird. In ruhigen Zeiten aber findet er glücklicherweise doch nur eine bleibende Stätte bei einer geringen Minderheit. Tritt diese indessen als politische Partei in das öffentliche Leben ein, als eine Partei, die nicht durch gemeinsames ruhiges Denken und Grundsätze, sondern durch den Fanatismus zusammengehalten wird, der alle politischen Einzelfragen in seinen Bereich zieht, so kann es nicht ausbleiben, daß diese Minderheit einen Einfluß erlangt, der im Stande ist, unter Umständen das ganze Staatswesen, wenn auch vielleicht nicht nominell, so doch thatsächlich zu beherrschen, mit anderen Worten, der Terrorismus ist alsdann die unausbleibliche Folge. Denn dieser ist immer von einer Minderheit — das gehört zu seinem Wesen —, niemals von einer Mehrheit ausgegangen. Man braucht bei dem Worte „Terrorismus" nicht sogleich an furchtbare Gewaltmittel zu denken, aber es ist auch schon Terrorismus, wenn man den Fanatismus einer Minorität der Bevölkerung benutzt, um

die frei und ehrlich denkenden vernünftigen Elemente niederzuhalten, und wenn man diesen Fanatismus immer von Neuem wieder dadurch anstachelt, daß man die Förderung der Freiheit und nationalen Größe ausschließlich für diese fanatisirte Minderheit und besonders ihre Führer in Anspruch nimmt und jeden als Verräther an der Freiheit oder an den nationalen Gütern des Vaterlandes brandmarkt, der ihren politischen Plänen Widerstand entgegensetzt. Freiheit? Vaterland? Nationale Größe? Wer wollte nicht nach besten Kräften dafür eintreten? Aber sie zu fördern gibt es freilich verschiedene Wege, und nur der Kampf der Meinungen, die wechselseitige Befruchtung der Anschauungen kann sie allmählich einander annähern. Durch die Furcht wurde zur Zeit der französischen Revolution wie heute diese Einsicht bei vielen besonnenen Elementen zurückgedrängt, — denn der Appell an die Furcht verfehlt bei den meisten Menschen nur selten seine Wirkung —, und es gab und gibt auch wieder viele, die jene terrorisirende Minderheit an Fanatismus selbst zu überbieten suchen, nur weil sie fürchten, daß ihnen selbst sonst das „Kreuzige ihn“ entgegentönen würde. Zu der Zeit Robespierres lautete dieser Ruf freilich nicht so, sondern „aufs Schaffott“ und bei uns hörte man an seiner Stelle das Wort „Vaterlandsverräther“ oder „Reichsfeind“. Insofern findet freilich ein durchgreifender Unterschied statt, aber ich weiß nicht, ob das moralische Guillotiniren, namentlich wenn es Jahre lang und gegenüber ganzen Volksklassen ausgeübt wird, nicht in mancher Beziehung noch verderblicher ist, als das physische.

Wohin jener Terrorismus, den eine fanatisirte Minderheit, in diesem Falle die Chauvinisten, ausübt, führen kann, das haben wir in Deutschland selbst wie in anderen Ländern des Kontinents in der jüngsten Vergangenheit nur allzusehr erfahren. Es gibt nichts Schlimmeres für ein Staatswesen, als diese Demoralisirung, wie sie aus jenem Terrorismus entspringt. Vor allem Intoleranz und Haß sind die beiden Giftpflanzen, welche aus dem Nährboden des Chauvinismus emporblühen: sie richten sich nicht nur gegen jeden Andersdenkenden überhaupt, sondern gegen ganze Volksklassen und Konfessionen, endlich gegen fremde Völker, denen man, statt ihre Vorzüge neidlos anzuerkennen und von ihnen zu lernen, das Schlechteste anzudichten sucht, und die man unter dem Namen des Erbfeindes mit dem glühendsten Hasse verfolgt. Charakteristisch ist dabei das Bestreben der Chauvinisten, besonders der führenden Elemente unter ihnen, jenem fanatischen Hasse beständig neue Nahrung zuzuführen. Das gehört nothwendig zu seinem Wesen; denn, da er ohne positive Ziele ist und sich wesentlich nur in dem fanatischen Eifer äußert gegen Alles, was ihm nicht blindlings ergeben ist, so gibt es kein wirksameres Mittel, diesen fortdauernd auf seiner Höhe zu erhalten, als ihm beständig neue Objekte seines Fanatismus darzubieten. Und so bemühen sich auch bei uns die Zionswächter des nationalen Heiles unaufhörlich, immer wieder von Neuem mit vollen Backen in das Feuer zu blasen, damit es zu keiner Zeit ganz verglimme. Auf diese Leute paßt genau das Goethe'sche Wort: „Begeisterung, ihr Herren, ist keine Heringswaare, die man einpökelt auf einige Jahre.“

Nicht der Chauvinismus in all seinen Erscheinungsformen sollte hier geschildert, sondern nur in seinen Grundzügen sollte er dargestellt werden. Und schon bei dieser enger gesteckten Aufgabe wird erkennbar, wie der echte Patriotismus, der jener zu sein vorgiebt, in der That beschaffen ist oder sein soll. Dieser ist ebenso wie echte Religiosität oder wahre Freiheitsliebe kein wild aufflackerndes, verzehrendes Feuer, sondern eine keusche, heilige Flamme, die still und rein im Herzen des Menschen glüht. Der echte Patriot wird sich nicht mit seiner vaterländischen Gesinnung brüsten und das Wort „National“ beständig im Munde führen, dafür aber um so entschlossener seinen nationalen Sinn bethätigen, wo die Pflicht es ihm gebietet. Nicht bei geringfügigen Anlässen wird er eine vermeintlich nationale Begeisterung zur Schau tragen, sondern nur in den Stunden großer Entscheidung. Mit der Hingebung an sein Vaterland wird er Toleranz gegen andere Nationen, Volksstämme, Konfessionen nicht unverträglich finden, er wird sie selbst werthschätzen und von dem, was sie Gutes und Schönes haben, auch für sich und den Staat, dem er angehört, Nutzen zu ziehen suchen. Vor Allem wird er auch die Meinungen und Bestrebungen Andersdenkender nicht nur dulden, sondern auch achten, sofern sie nur auf das Gemeinwohl gerichtet sind und auf echte Ueberzeugung sich gründen.

Der Chauvinismus unserer Tage ist, wie bereits früher hervorgehoben wurde, dem Kosmopolitismus am Anfang unseres Jahrhunderts diametral entgegengesetzt. Wenn es ein Gesetz der historischen Entwicklung ist, daß Gegensätze, die nacheinander hervorgetreten sind, später in einer Synthese sich vereinigen, — und dieses Gesetz besteht in der That — so darf man auch hoffen, daß über kurz oder lang die nationale Empfindungsweise diejenigen häßlichen Züge, die sie zum Chauvinismus machen, allmählich aufgibt und sich dafür mit den humanistischen Grundsätzen des Kosmopolitismus verbindet. Dazu beizutragen und diese Entwicklung zu beschleunigen ist eine der wesentlichsten und ernstesten Aufgaben nationaler Erziehung, welche der Gegenwart überhaupt obliegen.

M. Berg.

Lothar Bucher.*)

Als am 22. Mai 1848 die preußische Nationalversammlung zusammentrat, war sie eine Gesellschaft unbekannter Männer. Selbstverständlich; der französischen Konstituante war es 1789 ebenso gegangen. Wenige unter ihnen, wie Johann Jacoby, hatten sich als politische Schriftsteller thätig gezeigt; Parlamentsredner konnte es in Preußen noch nicht geben. Der vereinigte Landtag von 1847 hatte die Feuerprobe der Oeffentlichkeit nicht bestanden; von den Männern, die dort das Wort ergriffen, war kaum einer in die Nationalversammlung gelangt.

Das Frankfurter Parlament war anders zusammengesetzt. Hier fanden sich zunächst die Parlamentsredner, die in den süddeutschen Staaten zu hohem Ruhm gelangt waren, es fanden sich Professoren, von denen man wußte, daß sie seit langer Zeit die Politik im Herzen trugen und auf dem Katheder das ausgesprochen hatten, was auf der Tribüne auszusprechen ihnen bis dahin versagt war. In elokutorischer Beziehung gehört das Frankfurter Parlament zu den glänzendsten Versammlungen, welche die Welt je gesehen. die Berliner Nationalversammlung nahm sich dagegen dürftig aus und man hat ihr ihre Dürftigkeit in noch bittereren Worten vorgehalten, als gerechtfertigt war.

Dennoch hatte sich binnen kurzer Zeit das Urtheil wenigstens in den liberal gesinnten Kreisen dahin festgestellt, daß diese Versammlung zwei Redner ersten Ranges besitze, Waldeck und Bucher. Ich unterlasse es, Schulze-Delitzsch als den dritten zu nennen, denn dessen Ruhm hat in der That erst später, als seine sozialen Schöpfungen bekannt wurden, Festigkeit erlangt. Waldeck ist jetzt seit 20 Jahren todt; er hat bei seinem Tode genau an derselben Stelle gestanden, wie bei seinem ersten Eintritt in das parlamentarische Leben und ist ein parlamentarischer Führer geblieben. Bucher wurde nach kurzer Zeit dem parlamentarischen Leben für immer entrissen und auf seltsamen Wegen zu ganz anderen Zielen geführt.

Der General von Brandt, ein hochkonservativer Mann der im Jahre 1848 dem Hofe nahegestanden, hat Lebenserinnerungen hinterlassen, die zu den werthvollsten gehören, was über die Geschichte des Revolutionsjahres geschrieben worden ist. Er urtheilt häufig über die Männer der Nationalversammlung, immer streng, aber von seinem politischen

*) Ein Achtundvierziger. Lothar Bucher's Leben und Wirken. Von Heinrich von Poschinger. Berlin, Paul Hennig 1890.

Standpunkt aus nicht unbillig. An keinem nimmt er soviel Anstoß als an Bucher. Dieser erscheint ihm als ein eingefleischter Doktrinär, als ein Mann ohne geschichtlichen Sinn. Richtig ist an diesen Vorwürfen, daß die demokratische Anschauung, wie sie im Jahre 1848 bestand, durch Buchers Mund zum unverfälschten Ausdruck gelangt, so namentlich in seiner berühmten Rede für die Abschaffung der Todesstrafe. Herr von Poschinger kennt das Werk des Generals von Brandt, aber er theilt diejenigen Stellen, welche Bucher betreffen, nicht mit. Er ist durch dieselben in Verlegenheit gebracht worden. Von seinem eigenen politischen Standpunkte aus war er außer Stande, den Tadel, der in denselben enthalten ist, in Lob zu übersetzen, was einem liberalen Biographen leicht geworden wäre.

Am 22. Februar 1850 wurde Bucher in dem großen Steuerverweigerungsprozesse wegen versuchten Aufruhrs verurtheilt, er allein von 42 Angeklagten. Ueber die juristische Seite dieses Urtheils zu sprechen, wäre heute ein Anachronismus. Die Thatsachen, welche die Geschworenen dahin führte, Bucher's Sache von der der übrigen Angeklagten zu trennen, gereichen ihm zur Ehre. Er hatte der Ueberzeugung, welche Alle theilten, einen um ein Weniges schärferen Ausdruck gegeben und dabei mit männlichem Muthe gehandelt. Ueber den bevorstehenden Ausfall des Wahrspruches war er so rechtzeitig in Kenntniß gesetzt worden, daß es ihm gelang, vor der Verkündigung des Urtheils nach England zu entfliehen.

Hier begann er seine Thätigkeit als Korrespondent der „Nationalzeitung". Es ist zweifellos, daß er zu den glänzendsten Journalisten gehörte, die Deutschland je gehabt hat. Am glänzendsten in seinen Schilderungen des sozialen Lebens, die zum großen Theil das Gepräge Jean Paul's tragen. Von Genossen seines Asyls wird erzählt, daß er ein einsames Leben geführt. Einen unheimlichen Eindruck habe er ihnen nicht selten gemacht, wenn er brütend und schweigend Stunden lang über einer einzigen Notiz gesessen, die er in Zeitungen gefunden. In solchen Zeiten machte er scharfsinnige Kombinationen über die Lage der politischen Verhältnisse, und nicht selten sind diese Kombinationen, die durch die „Nationalzeitung" bekannt wurden, durch die Ereignisse in glänzender Weise gerechtfertigt worden.

Sehr bald, nachdem er den englischen Boden betreten, wandelt sich sein Urtheil über die englischen Verhältnisse. Er lobt die englische Art zu essen und zu trinken, zu wohnen, zu ventiliren und zu baden, die englischen Dienstboten und die englischen Kellner, aber er tadelt die englische Politik. War ihm früher der englische Konstitutionalismus als ein Ideal erschienen, so findet er sehr schnell Vieles an ihm auszusetzen und im Jahre 1855 schreibt er ein Buch: „Der Parlamentarismus wie er ist", in welchem er der englischen Staatsform den Fehdehandschuh hinwirft.

Vielleicht jede einzelne Behauptung dieses Buches ist richtig; als Ganzes hat es keinen Eindruck gemacht. Es beruht auf dem Fehlschluß, daß, weil der englische Konstitutionalismus nicht das Ideal ist, für welches man ihn gehalten hat, er ganz jämmerlich sein muß.

Diese Auffassung englischer Verhältnisse hätte wohl kaum ausgereicht, ihn von seinen früheren Freunden zu trennen, aber er stellte sich dem Nationalverein und den Bestrebungen auf Herstellung der preußischen Spitze feindlich entgegen. Er war von grimmigem Haß gegen Napoleon erfüllt, verurtheilte die italienische Einheitsbewegung und sah das Heil Deutschlands in einer großdeutschen Reform, zu deren Gunsten in Gemeinschaft mit Rodbertus und dem Kaplan von Berg er eine Reihe von Manifesten erließ, die von allen Seiten als wunderlich betrachtet wurden.

Nach Erlaß der Amnestie in das deutsche Vaterland zurückgekehrt, scheint er in eine unbequeme Stellung gerathen zu sein. In seiner politischen Parteistellung isolirt, konnte er in dem Journalismus einen ausreichenden Broterwerb nicht finden und nahm bei dem Wolff'schen Telegraphischen Büreau eine mit mechanischer Thätigkeit verbundene Stellung an, die ihm auf die Dauer lästig werden mußte.

In diese Zeit fällt seine intime Freundschaft mit Lassalle. Er nahm Theil an dessen Pamphlet gegen Julian Schmidt. Hatte Lassalle zu Schmidt's Litteraturgeschichte „Setzerscholien" gemacht, so unterzeichnete Bucher als „das Setzerweib". Der schwerste Vorwurf, den er gegen Schmidt erhebt, besteht darin, daß dieser den Dichter von Platen „innerer Leere" geziehen habe; die Werthschätzung Platen's als Dichter hat inzwischen in den letzten dreißig Jahren weitere Rückschritte gemacht.

Zu den ersten Stadien von Lassalle's Agitation nahm auch er Stellung. Er schrieb an das Leipziger Arbeiterkomitee einen Brief, worin er sagte, daß sich nach seiner Ueberzeugung das Manchesterthum weder geschichtlich noch philosophisch rechtfertigen lasse. Diese Auskunft ist pythisch und mangelhaft. Das, was zu erfahren den Empfängern des Briefes am Herzen lag, war, ob die konkreten Vorschläge Lassalle's Billigung verdienten und ausführbar seien.

Im Jahre 1864 bewarb sich Bucher, seiner bisherigen Stellung überdrüssig, durch eine Eingabe an den Justizminister Lippe um Wiederaufnahme in den preußischen Staatsdienst. Graf Lippe trug die Angelegenheit im Ministerrath vor und der Ministerpräsident, damals noch Herr von Bismarck, bemerkte sofort mit Lebhaftigkeit, Bucher wolle er in sein Ressort nehmen. Bei der persönlichen Vorstellung machte Bucher den Vorbehalt, daß er seinen politischen Anschauungen nicht untreu werden könne, worauf der Ministerpräsident kurz ablenkend erwiderte: „Wer hat Ihnen das zugemuthet?"

Von nun an taucht, wie Herr von Poschinger zutreffend bemerkt, der glänzende Parlamentsredner, der geistvolle, tiefblickende Journalist in jene Anonymität unter, welche man „vortragender Rath" nennt. Wie groß und wie beschaffen die Leistungen waren, die das Vaterland ihm verdankt, vermag nur der Fürst Bismarck zu beurtheilen. Umfassende Sprachgewandtheit und gründliche Kenntnisse des Völkerrechts hatte er ihm zur Verfügung zu stellen; er wird diese sowie seine glänzende stilistische Begabung in den Dienst fremder Ideen gestellt haben. Er diente fortan einer Politik, die, was man auch zu ihrem Lobe sagen möge, nicht demokratisch und nicht großdeutsch war.

Die völlige Entfremdung von seinen alten politischen Freunden hat er gelegentlich öffentlich damit gerechtfertigt, daß diese das allgemeine Wahlrecht preisgegeben hätten, indem sie auf dem Boden des oktroyirten Wahlgesetzes von 1849 Wahlen vorgenommen und angenommen hätten. Im Uebrigen blieb er den politischen Kämpfen im Innern völlig fern.

Ein einziges Mal stand er in Gefahr, in dieselben hineingezogen zu werden. Karl Marx theilte öffentlich mit, daß Bucher ihn aufgefordert, zu jener Zeit, als noch die Delbrück'schen Gedanken für die wirthschaftliche Politik Deutschlands maßgebend waren, wöchentliche Börsenberichte für den Reichsanzeiger zu schreiben, in dem er seine wirklichen Ansichten durchscheinen lasse. Bucher hat es abgelehnt, sich darüber zu erklären und nur gesagt, daß man, um einen Irrthum von zehn Worten zu berichtigen, oft hundert Worte brauchen müsse. Mir scheint, daß diese Angelegenheit nicht allein hundert, sondern tausend Worte werth sei, und ich möchte Herrn von Poschinger bitten, wenn sein Werk an diesen Punkt vorrückt, recht freigebig mit Worten zu sein.

Die Wandlungen, die in der Stellung Bucher's erfolgt sind, liegen offen zu Tage. Ein Vorwurf ist ihm über dieselben niemals gemacht worden und kann ihm nicht gemacht werden. Ganz besonders in den Kreisen derjenigen, die im Jahre 1848 seine Gesinnungsgenossen waren, hat man ihm die alten Sympathien bewahrt und ist man überzeugt, daß er nach bestem Wissen und Gewissen und frei von jedem Strebertum gehandelt habe. Ich kann mich darüber auf Aeußerungen von Franz Ziegler und Julius Stein beziehen.

Die Schrift Paschinger's, deren erster bis jetzt vorliegender Band bis zum Jahre 1855 reicht, ist zum großen Theile mit der Papierscheere hergestellt und nicht zu ihrem Schaden. Das Interesse, das sie erweckt, liegt in den Aktenstücken des Steuerverweigerungsprozesses und in den Bruchstücken aus Zieglerschen Artikeln.

• • •

Die Freuden des Lebens.

6.

Sir John Lubbock hat sich nicht darauf eingelassen, der Behauptung der Pessimisten, daß die Summe der Lust in dieser Welt geringer, weit geringer sei als die Summe des Leidens, eine Gegenrechnung gegenüberzustellen. Und daran hat er wohlgethan. Denn leichter wäre es zu ermitteln, wie die Zahl der Tropfen im Atlantischen Ocean zu der im Stillen Ocean sich verhält, als eine ziffermäßige Bilanz zwischen den angenehmen und den unangenehmen Empfindungen der lebenden Wesen, ja auch nur des Menschengeschlechts, ja auch nur eines einzigen menschlichen Individuums zu ziehen. Die Tropfen des Weltmeers sind gleiche Größen, dem Zählen und dem Berechnen zugängig; die Lust- und Schmerzgefühle bilden eine unendliche Mannigfaltigkeit der verschiedenartigsten Einheiten, deren jede ganz und gar von der Natur des einen empfindenden Individuums, von dem Grade seiner Empfänglichkeit, abhängt, und die Grade dieser Empfänglichkeit selbst sind keine konstanten Größen, oft von Minute zu Minute wechselnd, und immer nur im Augenblicke wirklich. Sogar die Freuden und Schmerzen der Erinnerung sind reine Produkte des Augenblicks; sie sind etwas völlig anderes als die Freuden und Schmerzen, deren man sich erinnert, in dem Augenblicke, wo man sie genoß oder erlitt, waren. Das scheint noch am ersten möglich, die Erinnerung und das Erinnerte zu vergleichen, aber auch damit kömmt man nicht über höchst vage Resultate hinaus, und dann vermag nur der Einzelne den Vergleich für sich anzustellen. Kein Anderer kann mir jemals nachrechnen, wie sich mein Seelenzustand, als ich die Siegesbotschaft von Sedan vernahm, zu meiner heutigen Erinnerung an jenen Seelenzustand verhält. Ich selbst kann es keinem Anderen mittheilen. Es ist nie gelungen und es wird nie gelingen, die Lustgefühle und die Schmerzgefühle auf gleiche Einheiten zurückzuführen, wie man die Kräfte der materiellen Welt auf Kilogramme, Wärmegrade, Pferdekräfte, Ampères und Normalkerzenhelligkeiten zurückführt. Kein Präzisionsinstrument wird jemals im Stande sein, von dem was nur in der Subjektivität existirt, eine objektive Ziffer abzulesen. Auch die pessimistischen Philosophen haben — aus guten Gründen — niemals eine Rechnung aufgestellt, was man eine Rechnung nennt, sondern sie haben ihren Beweis auf die Phantasie gestützt: man bedenke, man male sich aus, nämlich welche enormen Massen von Jammer und Elend in der Welt existiren und was dagegen die seltenen, flüchtigen Freuden bedeuten wollen! Man vergleiche, ruft Schopenhauer, die Empfindung des fressenden Thiers mit dem des gefressenen! Aber gerade das kann man nicht. Und es ist noch gar nicht so ausgemacht, daß, wenn man es könnte, man so emphatisch Wehe rufen würde wie der Frankfurter Einsiedler. Ich sehe jetzt täglich, wie die Schwalben über den Rasen und durch die Lüfte streichen, und ich muß bekennen, daß ich hartherzig genug bin, an diesem beflügelten Morden Vergnügen zu haben. Es gewährt mir ein Bild heiterer Daseinsfreude. Die Schwalbe ist anscheinend glücklich; die Insekten, die sie im Fluge erhascht, haben keine Zeit, sich das Mißliche ihrer Situation klar zu machen; sie empfinden wahrscheinlich nichts; ihr Schicksal rührt mich nicht.

Freilich gibt es Situationen genug, die es dem Opfer nicht so leicht machen, und darin haben die Pessimisten ganz Recht: wenn ich mir immer die ganze Summe des in der Welt vorhandenen Leidens deutlich vor die Seele stellen, alle Schrecken sympathisch miterleben, alle Bitterkeiten mitkosten wollte, könnte und müßte, nicht allein die gegenwärtigen, sondern auch die vergangenen und die zukünftigen, so würde ich keinen frohen Augenblick mehr haben. Aber diesen weltumfassenden Schmerz, der den Menschen zermalmen müßte, hat wahrscheinlich noch nie ein Sterblicher gefühlt. Das Mitleid, wie es uns in der Wirklichkeit begegnet, ist immer so organisirt, daß es über einen gewissen Sättigungspunkt hinaus keine schmerzlichen Eindrücke mehr aufnimmt. Dieser Sättigungspunkt liegt bei verschiedenen Individuen verschieden; aber wir sehen, daß auch den allermitleidigsten Seelen noch Raum für Freude und Behagen bleibt. Auch ist es eine tägliche Erfahrung, daß ein Unglück, das uns in den Staub beugt, wenn es uns selbst trifft, das uns tief erschüttert, wenn wir es in unserer unmittelbaren Nähe einschlagen sehen, uns nur oberflächlich berührt, wenn es in einer fremden Stadt oder gar in einem anderen Welttheil unbekannte Opfer ereilt. Wir gerathen außer uns, wenn vor unseren Augen eine verzweifelte Mutter ihr getödtetes Kind unter den Rädern eines Wagens hervorzieht; wenn wir in der Zeitung lesen, daß in einer Provinz Chinas Hunderttausende verhungern, fühlen wir zwar Entsetzen, aber das Entsetzen hindert uns nicht, mit Appetit zu essen, Abends ins Theater zu gehen und Nachts ruhig zu schlafen. Wenn man darauf achtet, wird man sogar finden, daß eine Mordthat, die in unserer Straße, oder gar in dem Stockwerke über uns, verübt worden ist, uns ganz anders berührt als das Verbrechen, das in einem entlegenen Stadttheil begangen wird. Man könnte sagen, das Mitleid nimmt ab wie das Quadrat der Entfernung, nicht allein der räumlichen, sondern auch der zeitlichen und der sozialen Entfernung. Die Grubenexplosion von gestern rührt uns mehr als das Erdbeben von Lissabon, und es wird uns zehnfach schrecklich, wenn zufällig Leute unserer Bekanntschaft, Kollegen, gute Freunde, im Augenblick der Katastrophe das Bergwerk besichtigt hatten. Man ist geneigt, in dieser Einrichtung einen Mangel unserer Natur zu erkennen, von Stumpfsinn und Egoismus zu reden, aber die Stumpfheit ist doch, bei Lichte besehen, eine Bedingung des Lebens, das ohne sie nicht zu ertragen wäre. Der Herzenshärtigkeit soll natürlich damit nicht das Wort geredet werden; wollte aber ein frommer Mann mir diesen Vorwurf machen, so würde ich ihn daran erinnern, daß die christlichen Scholastiker das Mitleid als unvereinbar mit der ewigen Seligkeit aus dem Himmel gänzlich ausgewiesen haben, durchaus logisch, weil schmerzliche Theilnahme an dem Loose der unwiderruflich verdammten Mitmenschen die schönsten Paradiesesfreuden vergällen müßte. Milton behauptet zwar, daß die Engel über Adam getrauert hätten, ohne eine Minderung ihrer Seligkeit zu verspüren; aber ich kann es mir nicht vorstellen. Minder liebenswürdig, aber folgerichtiger, straft Dante's Virgil die Thränen, die sein Begleiter beim Anblick der Höllenqualen vergießt:

„Hier sei die Liebe todt, sonst lebt sie nicht.
Denn welche Sünde, welche ärgre nennst Du
Als Mitleid mit dem göttlichen Gericht?“

7.

Ich glaube, der Eifer, die Welt als herrlich, schön und erfreulich gegen die Wehklagenden und die Schwarzblickenden zu vertheidigen, ist eigentlich erst mit dem Protestantismus und auch erst in dessen späteren Stadien, als er deistischen Einflüssen zugängig wurde, entstanden. Ich meine natürlich nicht den Eifer, sich der Welt zu freuen, der wohl bis in prähistorische Zeiten zurückreicht, sondern den theoretischen Eifer, der sich anfänglich verpflichtet fühlte, die Schöpfung eines allgütigen Gottes als in allen Stücken vollkommen gegen die sehr naheliegenden Zweifel an solcher Vollkommenheit in Schutz zu nehmen, und der späterhin weniger in majorem dei gloriam als zur Sicherstellung der Lebensfreudigkeit den Ueberschuß der Lust über die Leiden des Daseins

nachzuweisen und auszurechnen suchte. Es gibt Werke des Alterthums, des Mittelalters und der Reformationszeit genug, die von hellster Lebenslust überströmen, aber sie alle, wenn ich nicht irre, preisen oder schildern ganz unbefangen das Genießen als solches, ohne polemische Tendenz, ohne etwas beweisen zu wollen, hin und wieder voll Dankes gegen den oder die Geber alles Guten, aber weit entfernt, die Uebel und Leiden leugnen oder als Wohlthaten darstellen zu wollen. Leiden und Uebel werden ebenso unbefangen als einmal vorhandene, unabänderliche Dinge hingenommen, von den ernsteren Gemüthern als Mahnungen zur Weisheit, Standhaftigkeit und Mäßigung, von den leichtsinnigeren als ein Argument mehr, den guten Tag zu nutzen, den Wein zu trinken, ehe er schal wird, die Rose zu pflücken, ehe sie welkt. Als das Christenthum kam, wurde ohnehin das Glück in eine andere Welt verlegt, und es nicht auf Erden zu finden, konnte eigentlich Niemand mehr befremden. Im Gegentheil mußte es selbstverständlich erscheinen, daß die Welt, von der man ja erlöst werden sollte, um zum Heile zu gelangen, schlecht und elend sei. Noth und Plage mußte der Gläubige sogar willkommen heißen, weil sie es ihm erleichterten, sich von der Welt loszusagen und des Himmels würdig zu werden. Ein Bedürfniß, den Kredit eines allgütigen Schöpfers aufrecht zu erhalten, kannte das antike Heidenthum überhaupt nicht, und den Christen kam dies Bedürfniß nicht zum Bewußtsein, weil sie für das Böse und das Uebel innerhalb der Schöpfung den Teufel verantwortlich machten. Freilich hatte nach der Kirchenlehre auch den Teufel Gott geschaffen, aber das Bedenkliche dieses Umstandes machte man sich nicht klar, und auch die feinen Köpfe unter den Scholastikern haben es nicht bemerkt, oder, was ich für wahrscheinlicher halte, unausgesprochen gelassen. Luther und die ersten Reformatoren und die ihnen folgenden Generationen sind, wie man weiß, im Wesentlichen dem Standpunkte des Mittelalters treu geblieben; auch ihnen war der Teufel „der Fürst dieser Welt“, und die Schlechtigkeit der Welt daher etwas Selbstverständliches. Erst im Laufe der letzten zweihundert Jahre etwa hat sich allmählich, zuerst unter Philosophen, Poeten und Gelehrten, dann in weiteren Kreisen der Glaube an ein selbständiges Reich des Bösen verloren, der Teufel sich zu einem bloßen Symbol verflüchtigt, die Idee der Gottheit als der alleinigen ersten Ursache alles Seienden Raum gewonnen.

Und nun erst, da Gott nicht allein „alles in allem“, sondern auch allmächtig, allweise, allgütig sein sollte, erhob sich die schwierige Frage, wie mit dem Wesen Gottes sich die mangelhafte Beschaffenheit der Welt, die Existenz des Bösen und des Uebels vereinigen lasse. Wer vermag zu sagen, wie viele Gehirne von Leibniz bis auf John Stuart Mill sich zermartert haben, um das Räthsel zu lösen? Die Mehrzahl hat sich bei dem Troste beruhigt, daß unsere Vernunft nicht ausreiche, um hinter das Geheimniß zu kommen, daß aber ein allgütiger Vater sicherlich schließlich alles zum besten wenden werde, und daß wir auf dieser Erde, statt über den finstern Mysterien des Lebens zu brüten, uns an den Herrlichkeiten, Schönheiten und Wundern der Schöpfung dankbar und andächtig weiden sollten. In diesem Sinne hat das vorige Jahrhundert seine Hymnen gedichtet und seine frommen Lieder gesungen, haben Pope, Gellert, Klopstock, Voß eine optimistische Erbauungspoesie geschaffen, hat Rousseau das Glaubensbekenntniß des savoyischen Pfarrers geschrieben, hat noch in unserem Jahrhundert Béranger seinen lebenslustigen Landsleuten den „Gott der guten Leute“ verkündet. Selbst tiefere Naturen wie Matthias Claudius verleugnen nicht die heitere und behagliche Stimmung, die sich in siegreichem Gegensatz zu asketischem, pietistischem und orthodoxem Geiste ausbreitete. Schiller's Lied an die Freude möchte wohl den rhetorischen Höhepunkt der optimistischen Litteratur bezeichnen, wie Brocke's „Irdisches Vergnügen in Gott“ ihr plattestes Tiefland, letztgenanntes Buch vor hundertfünfzig Jahren ein beliebtes und gefeiertes Kompendium aller zur Dankbarkeit gegen Gott stimmenden Thatsachen, von dem angenehmen Geschmack der Spargel bis zum erfreulichen Schimmer der Gestirne, für den heutigen Leser noch eine Quelle des Genusses durch die unvergleichliche unfreiwillige Komik seiner ehrbar einherschreitenden Verse.

Diese älteren Optimisten hatten es in einer Beziehung viel leichter als ihre modernen Nachfolger, insofern nämlich, als sie etwaige Zweifel und Bedenken Unzufriedener ohne weiteres auf den Ausgleich, der in einem Leben nach dem Tode sich vollziehen werde, verweisen durften. Mit einer solchen Verweisung wird im Grunde die ganze Controverse überflüssig. Aber das heutige Publikum ist anspruchsvoller geworden: der Philosoph soll ihm beweisen, daß es ein Leben nach dem Tode gebe und zwar ein glückliches Leben; wenn er das nicht kann, soll er beweisen, daß schon das irdische Dasein allen vernünftigen Anforderungen entspricht. Selbst in England stellt man heut zu Tage solche Forderungen.

8.

Lubbock hat, wie sich von selbst versteht, den Versuch nicht gemacht, ein künftiges glückliches Leben wissenschaftlich zu beweisen; er glaubt aber seine Leser überzeugt zu haben, daß es auch diesseits des Grabes sich schon vergnügt genug leben lasse. Was das Sterben betrifft, so soll man sich darum keine Sorge machen; es sei nicht so schlimm, in manchen Fällen nur ein schmerzloses Einschlafen. Aber er gibt zu, daß die meisten Menschen der Ansicht sind, daß nach dem Tode des Leibes die Seele fortbestehe, und daß die Frage, was ihr die Zukunft bringen werde, unter dieser Voraussetzung sich nicht zurückweisen lasse. „Ich vermuthe, daß Jeder sich gefragt haben wird, worin die Freuden des Himmels bestehen können.“ In der That ist dies ein Problem, das von je die Menschen lebhaft beschäftigt, aber nie eine Antwort gefunden hat, wenigstens keine, bei der man sich etwas deutliches vorstellen kann. Eine Hölle hat Dante uns veranschaulichen können, das Paradies nicht. Seine Kunst zeigt sich darin, daß er uns über die Dürftigkeit des Stoffs, den er bieten kann, hinwegtäuscht. Alle Menschenphantasie ist nicht im Stande, etwas zu ersinnen, wozu ihr nicht die irdische Erfahrung den Stoff liefert, und es gibt keinen irdischen Stoff, der die Ewigkeit ausfüllen könnte.“ Natürlich, sagt Lubbock, können wir uns nicht denken, daß es im Himmel einen Kampf um das Dasein gibt; dann wären wir drüben nicht viel besser daran als hier. Unsere Welt ist sehr schön, wenn wir sie nur in Frieden genießen könnten. Und doch würde eine bloß passive Existenz wenig Reiz bieten, ja geradezu unerträglich sein Ferner scheint die mit jedem Wechsel verknüpfte Sorge unvereinbar mit vollkommenem Glück, und gleichwohl würde endlose Monotonie, immer und immer dasselbe in alle Ewigkeit ohne Kontrast und Verschiedenheit, mehr Langeweile als Wonne versprechen.“ Wie kömmt man aus diesem Dilemma heraus? Vielleicht rettet uns die Wissenschaft, Science! Dieser originelle Einfall charakterisirt den ganzen Mann, der nur an sich selbst denkt, und überzeugt ist, daß in seinem Professorenhimmel alle Erschaffenen sich selig fühlen müssen, Frauen und Kinder, Bauern und Handwerker, Engländer und Hottentotten. Man höre, was ihrer wartet!

„Die Lösung der Probleme, die uns hienieden gepeinigt haben, die Erwerbung neuer Ideen, die Enthüllung der Geschichte der Vergangenheit, die Welt der Thiere und Pflanzen, die Geheimnisse des Raums, die Wunder der Sterne und der Regionen jenseits der Sterne. Schon die sämmtlichen schönen und merkwürdigen Stellen unserer Welt kennen zu lernen, wäre der Mühe werth, und unsere Welt ist nur eine unter vielen Millionen. Oft, wenn ich Nachts zu den Sternen aufblicke, frage ich mich, ob es mir einst vergönnt sein wird, als körperloser Geist sie zu besuchen und zu erforschen. Wenn wir die große Tour gemacht hätten, würden neue Interessen erwacht sein, und wir könnten wohl von Neuem anfangen. Hier haben wir eine Unendlichkeit des Interessanten ohne Sorge und Pein, und der einzige Zweifel bliebe nur, ob die Ewigkeit ausreichen würde, um alles zu erschöpfen.“

Meines Wissens ist es mathematisch sicher, daß eine Unendlichkeit sich auch in der Ewigkeit nicht ausschöpfen läßt. Der Farscher würde zur Erkenntniß der ganzen Wahrheit erst nach Adlauf der Ewigkeit, alsa niemals, gelangen und er würde jederzeit, auch nach Billionen von Jahrtausenden, nur einen unendlich kleinen Bruchtheil des Staffes besitzen. Da wäre er schließlich auch nicht aiel desser daran als hier. Wäre aber die materielle Welt, was sehr wahl möglich ist, nicht unendlich, so würde er allerdings Zeit haben, sie vollständig kennen zu lernen, ader damit wäre nichts gewannen; die Ewigkeit läge nachher wie varher unverkürzt var ihm. Man könnte immer wieder van aorn anfangen, meint Lubbock; er hat sich wahl nicht klar gemacht, was es heißt, immer wieder, in alle Ewigkeit, ahne Aufhären. Ewig ist ein Wart, das sich wahl aussprechen läßt, aber menschlichem Witze unfaßbar bleibt.

Der Grönländer wollte nicht in den Himmel, als der Missianar ihm sagte, daß es dart keinen Thran gebe. Ich weiß nicht, od vielen Eurapäern ein Himmel, wie Luddock idn sich denkt, lockender ist, als dem Eskima das thranlose Paradies. Ich für meinen Theil würde erst inwendig verwandelt werden müssen, ehe ich mich für ein ewiges Leben naturaissenschaftlichen und astranomischen Erkennens degeistern könnte, und ich din überzeugt, der Mehrzahl, wenn sie sich klar macht, um was es sich handelt, geht es edenso. Denn ich meine, für die meisten Menschen, auch für die geistig geweckten und gebildeten, die aalles Verständniß haben für die ungeheure praktische Wichtigkeit der Naturerfarschung und für den geistigen Werth ihrer Hauptresultate, sind gleichwahl die einzelnen Thatsachen der materiellen Welt, die dem Farscher selbst das höchste Interesse einflößen, ziemlich gleichgültig. Was den Laien ergreift, was auf seine Weltanschauung Einfluß gewinnt, das sind die großen Zusammenhänge der Natur, die das All durchdringenden Kräfte, die unwandeldaren Gesetze des materiellen Geschehens, denen der Farscher nach langer mühseliger Ardeit, nach scharfsinniger Erwägung zahllaser Details schließlich eine allgemein verständliche Farmel zu geben versteht; die Details seldst könnten ganz anders geartet, könnten das Gegentheil dessen sein, was sie sind, für die Menschheit im Graßen und Ganzen bliede deshald dach die Welt dieselde. Der tiefe Eindruck, den der von der Astronomie uns ermöglichte Blick in das Universum, in die Entstehnng und Oekonomie der Sonnensysteme auf die Menschheit gemacht hat, würde genau der nämliche sein, waenn die gefundenen Sterne und Nedelflecke an deliedigen anderen Stellen ständen, waenn die ermittelten Entfernungen und Umlaufszeiten dappelt ja groß ader dappelt so klein wären. Als Leverrier den „Neptun“ entdeckte, ohne ihn zu sehen, ging durch alle Lande eine Regung der Freude, ader die Freude galt nicht dem neuen Planeten, der uns nicht glücklicher machte, als wair ahnehin waren, sondern sie galt dem Triumphe menschlichen Scharfsinns, der in der Entdeckung sich dethätigt hatte, nicht der astronomischen Thatsache, sondern einer Thatsache des menschlichen Geistes.

Was mich hindert, an die Möglichkeit einer ewigen Seligkeit in den Naturwissenschaften zu glauden, das hindert mich auch, den Schulreformern Vertrauen zu schenken, die mir versichern, daß in pädagagischer Beziehung, für Knaden und Jünglinge, die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Dingen edensa werthaoll und werthvaller sei als die Beschäftigung mit den Schöpfungen des Geistes, die in der Sprache und der Kunst sich dardieten.

9.

Es ließe sich noch viel sagen üder das Thema, das mich so geschwätzig gemacht hat, ader ich glaube, daß alle Betrachtungen, die man nach anstellen könnte, immer nur zu dem Schlusse führen würden, den ich zu ziehen mir schon erlaubt hade: die Rechnung, ad mehr Lust ader mehr Leid existirt, ist unmöglich; ein Jeder muß die Frage für sich selbst beantwarten. Es ist eine Angelegenheit des unmitteldarsten individuellen Bewußtseins. Darum sind auch die weisen Lehren, wie man es anzufangen habe, glücklich und zufrieden zu leden, van geringem Nutzen; sie sind vielleicht charakteristisch für den Lehrer, ader sie helfen dem Schüler wenig, weil Glück und Leid van seiner Individualität abhängen, die in der Hauptsache sich nicht ändern läßt. Und nach eins darf man als gewiß annehmen: ahne Freude, ohne den Glauden an Freude, ohne Haffnung auf Freude kann die Menschheit nicht destehen; ahne Leiden, ohne Unzufriedenheit kann sie sich nicht entwickeln. Sobald man anfängt, für die unadsehbare Mannigfaltigkeit der einzelnen Menschenschicksale Regeln zu suchen und Maßstäde zu ersinnen, geräth man in die Gesellschaft der Leute, die „des Cirkels Viereck“ finden und das Perpetuum madile konstruiren wallen. Marc Aurel sagt: „Wenn dir eine Widerwärtigkeit degegnet, so denke, daß dies kein Mißgeschick ist, wohl aber, es tapfer zu ertragen, ein hahes Glück“. Ein schöner Rath, aber um ihn denutzen zu können, muß man Marc Aurel sein ader ihm ähnlich, und das sind wenige; der Mann auf der Folter, dem man diese Worte wiederhalte, würde sie höchst wahrscheinlich für grausamen Hohn halten. Luddack citirt mit Vorliede den graßen Stoiker, der, odwahl ein armer Sklave, in der Weisdeit und Tugend, wenn man ihm glauben darf, sich völlig befriedigt und glücklich fühlte. Epiktet sagt unter anderm:

„Ihr fragt, waie es möglich sei, daß ein Mann, der Nichts hat, nackt, hauslos, ahne Herd, zerlumpt, ohne Sklaven, ahne Vaterstadt, ein leicht dahinfließendes Leben führe? Sehet, Gott hat euch einen Mann geschickt, der euch zeigt, daß es möglich ist. Schauet auf mich, der weder Vaterstadt, noch Haus, noch Güter, noch Sklaaen hat; ich schlafe auf dem Erdbaden, ich habe nicht Weid nach Kind, nichts als Erde und Himmel und einen armseligen Mantel. Und waas drauche ich? Bin ich nicht ohne Sorgen? bin ich nicht ohne Furcht? din ich nicht frei? hat mir je gefehlt, waas ich waünschte? ader hat mich je befallen, was ich meiden walle? Hab' ich je Gott ader Menschen gescholten? had' ich je einen Menschen verklagt? Sahet ihr mich je mit betrüdtem Gesichte? Und wie degegne ich denen, die ihr fürchtet und anstaunt? Behandle ich sie nicht wie Sklaven? Wer, der mich sieht, glaubt nicht seinen König und Herrn zu sehn?“

Die Schlußworte enthalten den Schlüssel, der aber nicht in die gewöhnlichen Schlösser paßt. Jenes höchste Glück der Erdenkinder, von dem Goethe spricht, war dem Epiktet zu Theil geworden, der Seldstgenuß einer königlichen Persönlichkeit, der ihr eigener Reichthum genügte. So etwas läßt sich nicht nachahmen; es ist Gnade. Auch die minder erhadene, dafür ader glücklicherweise auch minder seltene Spielart dieser Epiktetischen Eigenschaft, was wir „heiteres Temperament“, „fröhliches Gemüth“ nennen, ist eine Gnade und für die Freude am Leden wichtiger als alles, was Ludback's Buch aufzählt. Nur ist auch sie angedaren, und läßt sich nicht anerziehen. „La gaité est un grand bien: c'est peut-être le plus grand de tous, puisque avec lui on se passe des autres.“ So sagt Alfred de Musset, und ich bin ganz seiner Meinung.

Giatto.

Pierre Loti: „Le Roman d'un Enfant“.*)

Ein solcher Titel für ein solches Buch hätte noch vor zwanzig Jahren alle Welt höchlichst in Erstaunen gesetzt. Jeder Roman mußte damals eine Intrigue enthalten. Fiel zufällig einmal nicht den adenteuerlichen Liebesgeschichten die Hauptrolle zu, so war es dach immer die zu einem komplizirten Knaten geschürzte Fabel, welche die Aufmerksamkeit fesselte. Und hier haben wir nun ein Buch, das sich Roman nennt, und auf dessen 300 Seiten wir nicht der unschuldigsten Intrigue, nicht der descheidensten Verwicklung, ja ich glaube

*) Paris, 1890, Calman-Lévy.

fast, nicht einmal dem Worte „Liebe“ begegnen. Es sind einfache Notizen, anscheinend regellos und doch mit unendlicher Kunst von einem Manne aufs Papier geworfen, der sich an der Sonnenwende seiner Jahre der ersten Eindrücke seiner Kindheit, der Träume und Gestalten seiner Jugendzeit erinnert — für sich selbst und für die vielen unbekannten Freunde, denen er sich anzuvertrauen gewohnt ist. Es sind kurze Kapitel, oft nur lose aneinandergereiht; und dennoch steigern sie unser Interesse, je mehr sie den Charakter und die Phantasie dieses Kindes vor uns entwickeln, und zwar in einer Weise, daß kein Roman uns mehr zu fesseln vermöchte. Keiner wenigstens verräth feinere Beobachtungsgabe, und fehlt diesen Jugenderinnerungen auch manchmal jene epische Kraft, die uns schmerzlich berührt, beispielsweise wenn Tolstoi seine Empfindungen zerlegt und zergliedert, so ist der Reiz darum nur um so intimer. Loti's „Roman d'un Enfant“ bildet gleichsam eine köstliche Vorrede zu seiner „Mariage“ und „Mon frère Yves“, — eine Vorrede, die uns den Autor besser kennen, die ihn uns lieben lehrt.

Loti's Kindheit war die einfachste von der Welt. Nichts ist ihm begegnet. In einem verlorenen Winkel der Saintonge wurde er geboren. Seine ersten Erinnerungen sind Damen in Schwarz, die im Winter in der Nähe eines Fensters, durch das graue Dämmerung hineinfällt, sticken; zu ihren Füßen entdeckt er, ein ganz kleiner Bube, zum ersten Mal die Wonnen des Springens, des Drehens, und er wird dabei auch ein klein wenig schwindlig, im Kamin aber „tanzen, sprühen, verschlingen sich die Flammen immer höher, immer lustiger, und lassen an der Wand die langen Schatten der Gegenstände aufsteigen und entlang laufen“. Dann kommt die erste, entsetzliche Angst, Abends, im Hausflur, auf der dunklen Treppe, auf der man schreckliche Wesen treffen kann, Wesen, die keine bestimmte Gestalt haben und die darum nur um so furchtbarer sind; und weiter seine Genesung nach einer ersten Krankheit, wie seine Mutter lächelnd in das helle Zimmer tritt, wie sie sich über das kleine Bett beugt, ihn zu umarmen, wie es köstlich ist, von ihr an einem strahlenden Sommertage zum Luftschöpfen in den Hof geführt zu werden. Dieser Hof mit seinem Springbrunnen, der von künstlichen, moosbewachsenen Felsstücken eingefaßt ist, mit seiner Laube aus Gaisblatt und Epheu, seinen grauen Mauern mit unscheinbaren Flechten, dem alten saft- und kraftlosen Pflaumbaume, den irgend ein Urahn gepflanzt hat — er spielt überhaupt eine große Rolle in dem Leben dieses Knaben. Dort tobt er sich aus, dort thut er als größerer, nicht gerade allzu fleißiger Schuljunge so, als ob er sich eifrig mit all' den lästigen Arbeiten beschäftigte, die ihm aufgegeben worden sind von dem „grand singe nair“ und dem „boeuf Apis“, wie er in seinem Gymnasialtenhaß die würdigen Herren Lehrer zu benennen pflegt. Auch das Zimmer lernen wir kennen, in dem er mit seiner Freundin Lucette all' die tausend kleinen Streiche ersinnt, mit denen man die Vorübergehenden so schön ärgern kann; und das mütterliche Empfangszimmer, in dem beim Schein der Lampe jeden Sonntag Abend, bevor die Kleinen zu Bette gehen, immer dieselben zwei Familien immer dieselben Spiele spielen, ihre „Vertus“ und „Propos interrompus“, die schon ihre Großeltern an demselben Tische gespielt haben.

Nichts unterbricht die Stille dieser Abende als der regelmäßige Ruf der alten Kuchenverkäuferin: „Kuchen, Kuchen, meine schönen Kuchen, noch ganz warm“ — so singt sie mit gebrochener Stimme, und ein Hauptvergnügen ist's, an die Thürschwelle zu laufen, um sich an ihren demüthigen Verbeugungen zu ergötzen, und dann wie die gefangenen Vögel aus dem Käfig hinaus einen langen Blick in das große, weite Schwarz da draußen zu werfen. Am nächsten Morgen gehen die Stunden wieder an: die einzige, die man liebt, ist die bei einem alten Onkel, einem ehemaligen Seemann, der sich eine ganze naturwissenschaftliche Sammlung mitgebracht hat. Seine besondere Lebensaufgabe ist es diese Sammlung zu ordnen, während er seinem Neffen ferne Dinge und seltsame Namen lehrt, ihm seine Doubletten gibt, aus denen der seinerseits sich wieder ein kleines Museum macht. Der Onkel, der in dem Geiste des Knaben so einen schlummernden, neugierigen Wissenstrieb weckt, wurde schon nach wenigen Lektionen fest überzeugt davon, daß der Familie ein Geistesheros geboren wurde. Dieses einförmige Leben wird höchstens von Zeit zu Zeit unterbrochen durch eine Reise „auf die Insel“, jene Ile d'Oleron, wo die uralten Weiden ihm ihr: „guten Tag, junger Herr“, zuraunen, oder in die Berge da im Süden, wo seine Vettern wohnen, dort in jene Berge mit ihrer glühend rothen Färbung, wo alle Häuser Giebelchen haben und noch ältere Thürmchen, und wo sie bis dicht unter die Gipfel der Hügel verstreut sind. Das sind die Ferienfreuden; aber die schönste ist's doch, wenn ihn ein Brief vom großen Bruder, der auch Seemann ist, zu Hause erwartet, so ein Brief mit sonderbaren Briefmarken und drinnen einer rothen Blüthe, die in irgend einem Thale der „île délicieuse“ gepflückt ist.

Das Alles ist freilich einfach genug; es läßt uns den unermündlichen Reisenden noch nicht ahnen, der mit seiner Phantasie von Tahiti nach Island und von Japan nach Algier schweifte, und dessen Gedanken mit den wechselreichen Liebesabenteuern von Rarahu, Aziyadé und Chrysanthème spielen. Es ist eben das Leben, wie es alle Kinder führen, und es würde kaum die Mühe des Erzählens verlohnen, wäre es nicht von einer unbeschreiblich süßen träumerischen Innerlichkeit durchweht. Gerade in diesem lebhaften Gefühl für den Reiz des realen Lebens und zugleich diesem unaufhörlichen Fortspinnen eines Traumes, der jene Wirklichkeit verklärt, liegt die entzückende Poesie des kleinen Büchleins, liegt seine Eigenartigkeit. Je mehr das äußere Leben in dem stillsten Winkel des allergewöhnlichsten Provinzstädtchens banal und farblos ist, um so mehr wußte er, der ein Märchenprinz hätte sein können, es mit den leuchtenden Strahlen seines inneren Lebens zu durchdringen und zu durchgeistigen. Mit seines Geistes Aug verwandelt er Alles; „Damen in Schwarz“, die uns wie Figuren aus einer alten Legende anmuthen; den Hof seines Hauses, der zu einem Paradiese wird, grün und sonnendurchglänzt und wundersam weit geöffnet allen Freuden; die Heide, dicht bei der Stadt, mit ihren kümmerlichen Bäumen, voll gelber Flechten, die ihre Haare alle nach links neigen, weil die Seewinde unaufhörlich von Osten her über die großen Flächen rings umher wehen, diese großen, einförmigen Flächen, mit der ununterbrochenen tiefen Stille ihrer Richtpfade; und Castelnau das alte Adlernest, und jenes Zimmer hoch oben im höchsten Thurm: königsblaue Balken, ganz übersät mit Rosetten und goldenen Wappen und Schießscharten, durch die man nichts sieht als das große, weite Blau der Ferne, während die Seele sich ergriffen fühlt angesichts längst gestorbener Pracht, längst versunkenen Glanzes vergangener Jahrhunderte. Das Alles ist so ganz absichtslos schön, ohne daß Loti doch aus seiner Kindheit „ein Litteraturbild“ gemacht und dies ausgestattet hätte mit jener reichen Künstlerphantasie, über die er heute gebietet; nein, Wahrheit und nichts als Wahrheit auf jeder Seite, bald lief und bewegt, bald freundlich und lächelnd, und der Schriftsteller hat nichts gethan als das, was da sang und klang in dem Herzen dieses Kindes, in greifbare Form zu kleiden.

Zweifellos sind diejenigen, durch das ganze Buch verstreuten Partien, die Loti's innere Neigungen behandeln, am meisten charakteristisch; sie bilden gewissermaßen das Fundament des Ganzen. Die Damen in Schwarz waren Protestantinnen. Sie erzogen das Kind in der ganzen Strenge der reformirten Religion; jeden Sonntag ging er in die Kirche, jeden Abend Hausandacht im Familienkreise; des Kapitels, das allmorgendlich aus der Bibel vorgelesen wurde, und der Sprüche, die er auswendig lernen mußte, gar nicht zu gedenken. Was natürlicher, als daß er sehr bald in eine mystische Frömmigkeit hineingerieth. Mit schwärmerischer Begeisterung betrachtete er Abends nach vollbrachtem Tagewerk, vor dem Kamin hingestreckt, in dem das helle Feuer prasselnder Holzklötze flammte, einen großen Psalter aus dem siebzehnten Jahrhundert, dessen naive Illustrationen seiner Phantasie den weitesten Spielraum ließen; und er wußte sich nichts Erregenderes, als einen

Stoß alter, vergilbter Briefe wieder und immer wieder zu durchwühlen, Briefe, vor vielen, vielen Jahren von seinen, um ihres Glaubens willen verbannten Vorvätern an jene weit Unglücklicheren gerichtet, die zu hohes Alter im Lande zurückgehalten hatte, mitten unter den „Dragons“ und den Zöglingen der „Bête de Rome“.

Loti wollte Prediger werden. Und doch — wenn die Apokalypse ihn bis zur Ekstase entzückte; wenn die Gleichnisse ihn Wochen lang in seinen Schlummer verfolgten und er auf die Trompete des Engels gewartet hatte, die den unendlichen Schrecken vom Ende der Welt verkünden wird, — in der Kirche fühlte er nach und nach die ganze Kälte und Nüchternheit des Gottesdienstes. Die Predigt genügte seiner gesteigerten Phantasie nicht mehr; noch weniger fast die Gebete, wie sie fix und fertig, hübsch geordnet im Buche stehen; Angst, Zweifel an der Festigkeit seines Glaubens stiegen in ihm auf. Als er dann nach vielen inneren Kämpfen auf seiner frühesten Reise nach der „Insel“ zum ersten Male das Meer in der Nähe gesehen hatte, das Meer, das sein Empfinden so sehr erregte, da begriff er, daß nicht in dem einförmigen Predigen, sondern im Bekehren seine Bestimmung läge: er wollte Missionar werden.

Früher, wenn er auf den Schiffen, die den Fluß hinauffuhren, große Waarenballen sah, die aus den Kolonien kamen, oder, wenn er von fernen, fremden Ländern reden hörte, dann klopfte wohl sein kleines Herz, aber er wagte kaum aufzuschauen und hinzuhören; er mußte ja — sein Gewissen flüsterte es ihm zu — seinen ganzen Enthusiasmus jener Liebe erhalten, die er seinem Gotte geweiht. Jetzt, als einstiger Missionar, war er frei. Mit förmlicher Begeisterung lauschte er solchen Erzählungen, und seine Phantasie trug ihn in weite Fernen. Ueberall, inmitten der Schätze seines Onkels, in dem kleinen Museum, welches er sich selbst unter dem Giebel des Hauses geschaffen hatte, und von wo man, am Horizont verschwimmend, zwischen Dächern und Bäumen hindurch ein Stückchen Meer im Sonnenlicht erglänzen sieht; Abends, wenn er mit aufgestützten Armen große Bücher mit farbigen Bildern durchblättert, immer und immer träumt er von den „heißen Ländern“. Und so schön träumte er von ihnen, daß er eines Tages entdeckte, wie über all' diesem Träumen von den fernen Kolonien er an das Evangelium, das er dort predigen wollte, ganz vergessen hatte, wie, ihm selbst unbewußt, die Sehnsucht nach Gottes weiter, schöner Welt an die Stelle seiner großen Liebe zu Gott getreten war.

Uebrigens waren die Kolonien nicht allein daran Schuld. Der trockene Gott des Pastors genügte dem Kinde nicht. Seine Einbildungskraft wollte eine greifbarere Gottheit, und da er sie nicht fand, war er, fast ohne es gewahr zu werden, aus seiner christlichen Verzückung in eine Art unklaren, gestaltlosen, ein wenig entmuthigenden Pantheismus hineingerathen. Loti schildert uns die allmähliche Erkaltung seiner leidenschaftlichen Frömmigkeit mit wunderbar feinen Zügen, so daß ich mir nicht versagen kann, eine dieser entzückenden Seiten hierherzusetzen. —

„Nach dem Mittagbrot, während der langen, stillen Dämmerstunde, führte man uns Beide hinaus zum Spazierengehen; aber es betrübte mich gleich, daß es draußen fast kalt war, und daß der Maihimmel einen Schleier um hatte, der an den Winter erinnerte. Als wir über eine lange, gerade, menschenleere Straße der Küste zuschritten, hörten wir im Vorübergehen in der Kapelle der Waisen das Glockenläuten und Psalmodiren zur Feier des Marienmonats. Dann kam eine Prozession heraus: kleine Mädchen in Weiß, die in ihren mailischen Mullkleidchen zu frieren schienen. Nach einem Umzug durch das öde Viertel und dem Absingen eines traurigen Ritornells kehrte die bescheidene Prozession mit ihren zwei oder drei Bannern lautlos zurück. Kein Mensch hatte sie auf der Straße beachtet, auf der wir weit und breit allein waren. Der Gedanke kam mir, daß wohl gar von dem grau verhangenen Himmel herab sie auch Niemand gesehen habe — es mochte wohl dort oben gerade so leer sein! Diese armselige, kleine Prozession verlassener Kinder hatte mir vollends das Herz zusammengeschnürt zu meiner Enttäuschung über die Maienabende kam das Bewußtsein von der Eitelkeit des Gebetes und der Nichtigkeit von Allem.“

Gott sei Dank ist nicht Alles in dem Buche so düster Loti grübelt keineswegs den ganzen Tag und gibt sich uns nicht etwa als jungen, vorzeitigen Pessimisten. Meistens zeigen seine Träumereien sogar sehr kindliche Formen. Eine seiner liebsten nach dem Schwinden seiner religiösen Schwärmereien ist folgende: eine Jugendfreundin hat in Paris das Ausstattungsstück: „Peau d'âne“ gesehen und ihm nach ihrer Rückkehr unaufhörlich dessen glänzende Wunder geschildert. „Peau d'âne“ beschäftigt denn auch bald genug die Einbildungskraft des Knaben. Zuerst begnügt er sich damit, das Stück, so wie er es kennt, auf seinem Puppentheater zu spielen, und wir sehen ihn, wie er die Dekorationen zurechtstutzt und seine Helden anzieht. Aber nach und nach genügen ihm die Erzählungen seiner Freundin nicht mehr und „Peau d'âne“ wird ihm das Thema, über welches seine Phantasie die wunderlichsten, seltsamsten Variationen macht; Alles, was in seinem kleinen Kopfe keimt, alles was er in seinen großen Büchern liest, die Matrosenerzählungen, die er im Vorübergehen aufgeschnappt: Dieses ganze sonderbare Gemisch hängt er an „Peau d'âne“. „Peau d'âne“ ist nicht mehr „Peau d'âne“. Die ersten Helden „schlafen“ in ihren Schachteln, um nie wieder das Licht der Welt zu erblicken; die neuen Dekorationen stellen die Unendlichkeit vor, eine vorsündfluthliche Welt, das Innere dichter Urwälder, exotische Gärten, orientalische Paläste, von Gold und Perlmutt strotzend; all' seine Träume sucht er mit seinen kleinen Mitteln zu verwirklichen auf Besseres, auf ein unwahrscheinliches Bessere in der Zukunft wartend.

Sein erwachsener Bruder mußte aus den südlichen Ländern heimkehren, um zu erkennen, wie das Kind förmlich in dem Banne dieser Idee stand, wie es — trotz aller gelegentlich sich dahindrechenden Kindereien — ein hochgesteigertes, fast krankhaftes Raffinement des Empfindens zeigte, wie fast alle seine Spiele Ausgeburten eines Traumes waren, kurz, „Peau d'âne“ machte das kleine Hirn des Knaben schwindeln, so daß man sich entschloß, ihn wieder einmal in seine lieben Berge, in den Süden nach Castelnau zu schicken.

Aber der Anstoß war einmal gegeben. Der Pastor, selbst der Missionar in dem Knaben waren todt, nur die große sehnsüchtige Neugierde nach der weiten Welt war geblieben. Noch wich er freilich vor allen ernsten Zukunftsfragen scheu zurück, er zog es vor Zeit zu gewinnen, seine Kindheit gewissermaßen zu verlängern. Aber eines Tages, gegen das Ende seiner Ferien wurde ihm klar, daß es für ihn kein Zurück mehr gab. Sein Entschluß stand in ihm so gut wie fest. Um ihn zu verwirklichen, brauchte er ihn nur zu gestehen, und seinen Bruder, den Seemann, wählte er sich zum Vertrauten; er schrieb an ihn, noch eh der Tag sich neigte:

„Ich trug also nach dem Mittagessen im heftigsten Sonnenbrand Feder und Papier in den Garten, um dort ungestört diesen Brief zu schreiben. Ein Septembernachmittag, strahlendheiß ohne eine Wolke. Man wurde traurig in diesem Garten; was ich niederzuschreiben im Begriffe stand, hätte mich noch mehr von allem trennen müssen, was ich so sehr liebte, — diese wehmüthige Empfindung hatte ich. Mir schiens, als ob etwas Unbestimmtes, Feierliches, in der Luft läge, gerade als ob die Mauern, die Pflaumbäume, die Weinreben und am Boden der Klee betheiligt wären an dieser ersten wichtigen That meines Lebens, die unter ihren Augen sich abspielte.

„Ehe ich mich mit meiner Schreiberei niederließ, schwankte ich zwischen zwei oder drei Plätzen, alle brennend heiß und fast schattenlos —, auch das war ein Mittel, um Zeit zu gewinnen. Schließlich wählte ich die hinterste Laube, um mich dort unterzubringen. Die Weinstöcke waren schon sehr entblättert, aber die letzten, stahlblau glänzenden

Schmetterlinge kamen doch noch, sich mit den Wespen um die Wette auf den Ranken der Muskatellertrauben zu wiegen.

„Da, in dieser großen, einsamen Stille schrieb ich meinen Brief und machte zögernd meinen Pakt mit der Marine. Des Briefes selbst entsinne ich mich nicht mehr genau; wohl aber erinnere ich mich der inneren Bewegung, mit der ich ihn zumachte, als ob ich mit diesem Kouvert für immer mein Geschick besiegelt hätte. Jetzt war nur noch der Brief zur Post, dort in das Dorf, zu tragen — aber ich blieb lange sitzen," sehr nachdenklich, an die heiße Mauer gelehnt, an der Eidechsen hinaufliefen, und betrachtete angsterfüllt das kleine viereckige Stückchen Papier auf meinen Knien. Dann faßte mich plötzlich die Lust, den Blick weit über den Horizont und den Raum hinaus schweifen zu lassen, ich setzte den Fuß in die wohlbekannte Lücke dort in der Mauer, mit deren Hilfe ich so oft hinaufstieg, um die ungreifbaren Schmetterlinge flüchten zu sehen, schwang mich bis zur oberen Kante und blieb droben aufgestützt liegen. Vor mir erschienen die alten, bekannten Fernen, die Hügel mit ihren fahl schimmernden Weinstöcken, die Berge mit ihren gelben, halb entblätterten Bäumen, und weit da hinten, hoch droben thronend, die rothen Trümmer von Castelnau.

„Inzwischen nahte die Abfahrtstunde der alten Landpast heran. Ich stieg von der Mauer herab und ging langsam auf das Postamt zu; fast wie ein Träumender, ohne auf irgend etwas, noch auch auf irgend Jemand Acht zu geben. Mein Geist schweifte in der weiten Welt umher, in den farrendurchwachsenen Wäldern der „île délicieuse", im Sande des Senegal. Aber auch sehr kindliche, kleine Züge mischten sich hier und da in meinen Riesentraum: ich sah mich, wie ich in meiner Marineuniform nach gefahrvollen Reisen wieder zu Hause einzog. .... So kam ich zur Post. Ich zauderte nicht mehr; mit einer Hand, die nur ein wenig zitterte, ließ ich meinen Brief in den Kasten gleiten — die Würfel waren gefallen."

Kann es etwas reizenderes geben als diese kleine Episode, die den Schluß des Buches bildet? Loti erzählt uns gelegentlich, daß in der Schule seine schwächste Seite die französischen Aufsätze waren: er konnte es durchaus nicht über sich gewinnen, die Themata des „grand siècle" auszuarbeiten; eine gewisse feine, instinktive Scheu hielt ihn davon ab, diese landläufigen Banalitäten niederzuschreiben. Aber schon früh liebte er es, frei, nur im tiefsten unverletzbaren Geheimniß seine eigenen Gedanken zu Papier zu bringen. Er hatte ein kleines Tagebuch, dem er weniger die Ereignisse seines ruhigen Lebens, als vielmehr unzusammenhängende Eindrücke, die wehmüthige Melancholie des Abends, die Trauer um den gestorbenen Sommer, seine Träume von „fremden Ländern und Menschen" vertraute. Die ersten Seiten dieses Tagebuches — das er bis fast in sein Mannesalter fortführte — hat Loti geplündert, um das vorliegende kleine Buch zu schreiben; vielleicht vertraut er uns an der Hand der folgenden Seiten auch das Ringen und Zaudern, Kämpfen und Wagen des Jünglings an, nachdem er uns die Träume seiner Kindheit gebeichtet hat.

Paris. Raymond Koechlin.

Parias von Ola Hansson.*)

Der im dreißigsten Lebensjahre stehende schwedische Dichter Ola Hansson hat sich in Deutschland überraschend schnell das litterarische Heimathsrecht erworben. Angesehene Zeitschriften bringen, unmittelbar nach dem Entstehen, die neuesten Erzeugnisse seiner Feder in der von des Dichters Gattin, Laura Mohr (L. Marholm), mit feinstem Verständniß für beide Sprachen besorgten Uebersetzung. In litterarischen Essays, in „Gedichten in Prosa", in novellistischen Skizzen, konnte man den jungen schwedischen Autor, der den vergangenen Winter in Berlin zugebracht und vor einigen Monaten Paris aufgesucht hat, von den verschiedensten Seiten immer aufs Neue als eine höchst eigenartige Persönlichkeit kennen lernen. Es geschieht daher zu guter Stunde, daß gerade jetzt eine Anzahl Novellen, in einem Sammelbändchen vereinigt, dem deutschen Publikum vorgelegt werden; sie wirken dadurch so ursprünglich wie eine eigene einheimische Erscheinung und können nach ihrem unmittelbaren Werth für den gegenwärtigen deutschen Litteraturstand geprüft werden. Und da muß zugestanden werden, daß gerade dieser Werth der Novellen — der Werth, der sich ergibt, wenn man sie mit gleichzeitigen Erscheinungen der jungdeutschen Litteratur vergleicht — ein außerordentlicher ist. Man könnte als Deutscher Mißmuth darüber empfinden, daß unter den vielen sich jetzt regenden deutschen Talenten kein einziges ist, das mit der ausgesprochenen Physiognomie, dem tiefgründigen Können, dem durchaus ursprünglichen poetischen Empfinden dieses Schweden den Vergleich aushalten kann. Indes ist es zweifellos klüger, sich des Eigenartigen zu freuen, wo man es findet.

Die vorliegenden Novellen stellen sich dar als lauter Variationen ein und desselben Themas, und zwar zeigt sich in der Wahl des Stoffkreises ein bizarrer, nach den Abgründen des Lebens spähender Geist, der, wenigstens vorläufig, das Krankhafte vor dem Gesunden, das Unerfreuliche vor dem Erfreulichen mit einem gewissen Eigensinn bevorzugt. Im Mittelpunkt aller dieser Geschichten steht je ein Mensch, der in Folge einer unglücklichen, krankhaften, selbst perversen Naturanlage mit sich und der Welt in Zwist geräth. Einem unzähmbaren Triebe folgend, stürzt er sich in die Sünde und ladet ein Vergehen oder selbst Verbrechen auf sich. Die Frage entsteht: ist dieser Mensch schuldig oder nicht-schuldig? Die Welt beantwortet sie durch ihr Verhalten im ersteren Sinne, indem sie den Aermsten ausstößt und zum „Paria" herabdrückt. Um so mehr tritt an den Psychologen die ernste Aufforderung heran, die zweite Möglichkeit zu erwägen. Aber Hansson, wie dies dem Dichter geziemt, trifft keine bestimmt ausgesprochene Entscheidung; indes die Wahl der Fälle und die Art, wie er sie vorträgt, lassen keinen Zweifel darüber, nach welcher Seite er sich neigt. Mit der Hellsichtigkeit des Mitleids blickt er den geheimnißvoll Leidenden ins Herz und betastet prüfend die Wunden. Eine Prostituirte und einen Syphilitiker, einen Dieb und einen Brandstifter, und eine ganze Reihe von Mördern, vom Selbstmörder und Todtschläger bis zum Muttermörder, zur Kindesmörderin und Giftmischerin führt er uns vor in grausenerregender Reihe, und stets weiß er die Fäden aufzuweisen, die dieses einzelne verbrecherische und unglückliche Individuum an ein furchtbares, seines Amtes dumpf und mitleidlos waltendes Fatum binden. Keiner dieser Menschen handelt frei, die meisten sogar ihrer innersten Natur zuwider, aber unter einem räthselhaften, lähmenden Druck, der mit Centnerschwere auf ihnen lastet. Was diese Geschichten ästhetisch erträglich macht, ist die Knappheit und Sachlichkeit ihres Vortrages. Kein Schwelgen in wüstem Detail, kein unnöthiges Hervorzerren von Widerlichkeiten verletzen hier den Leser. Das Pathologische und Kriminelle wird vielmehr nur ganz kurz bezeichnet und der Hauptnachdruck auf das Psychologische gelegt. Dieses Psychologische wird aber nicht in seiner Vereinzelung gefaßt, welche es gerade in den hier vorliegenden Fällen als abstoßende Absonderlichkeit erscheinen lassen würde, sondern es wird in einem großen Zusammenhang gesehen, wie er sich so an erster Stelle in der einfachen Zusammenstellung des Gleichartigen äußert. Dichterisch bedeutsamer aber ist, daß Ola Hansson jeden seiner Parias in eine feste landschaftliche Umgebung stellt, als deren Resultat dieser gewissermaßen erscheint. Wissenschaftlich wird man die Berechtigung einer solchen Betrachtungsweise, die mit sehr kühnen und weitgreifenden Schlüssen vorwärts geht, ernstlich anfechten können; für den Künstler aber — worauf es hier allein ankommt — ergibt sich der nicht hoch genug zu veranschlagende Vortheil, daß er hierdurch auch die fremdartigste menschliche Erscheinung fest auf einen ganz bestimmten, genau individualisirten Fleck unserer mütterlichen Erde stellt

*) Fatalistische Geschichten. Berlin. 1890. (Fontane.)

und hiermit das Erdentsprossene jener Ausnahmeerscheinung wie mit Händen greifen läßt. Wir fühlen durch, daß diese ausgestoßenen Schächer unsere Brüder und Schwestern sind, und wir müssen es uns sagen, daß wir sie in unserem Herzen nicht früher verurtheilen dürfen, bevor nicht unser Geist den eigenthümlichen Beweggründen ihrer That, der dunklen Ursache ihres Seins nachgespürt hat. Es offenbart sich also in dem scheinbar bloß dichterischen Motiv der landschaftlichen Naturschilderung bei Ola Hansson nichts Geringeres als eine eigenartig vertiefte Auffassung des Menschen, wie sie freilich einstweilen bloß in tastender Ahnung vorliegt, von der man aber wünschen möchte, daß sie sich zu fester Erkenntniß emporringt. Ansätze dazu sind ja vielfach vorhanden, wie sie sich in der so häufig mißverstandenen und mißbrauchten Lehre vom Milieu zeigen. Mit besonderer Schärfe ist der Muttermörder in seiner Umgebung gesehen. Das abgeschlossene niedrige Thal, aus dem es gleichsam keinen Ausweg gibt; das lange, weißgetünchte Haus mit den hohlblickenden Fenstern, inmitten eines vernachlässigten Gartens; das weltabgeschiedene Leben bloß mit grauköpfigen, blind ergebenen Dienstboten; endlich das unheimlich enge Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, ihre fast beängstigende Aehnlichkeit, ihr schillernder, gleichsam wetterleuchtender Charakter — alles dies enthält eine treffliche Vorbereitung auf das, was geschehen soll. Und wenn es dann geschieht, so haben wir schon vorher die mühsam bekämpften irren Anwandlungen des Halbidioten miterlebt, so sehen wir ihn jetzt in seiner ganzen krampfhaften, von Zwangsvorstellungen beherrschten Nervosität, wir fühlen die Dumpfheit und das Schwinden seines Bewußtseins gleichzeitig mit der ganzen peitschenden Gewalt seines nur auf eine That gerichteten Triebes. Hansson geht hier bis zur äußersten Spitze der Individualisirung und Thatschilderung, aber alles wird gemildert und gleichsam erklärlich durch die voraufgegangenen allgemeinen Betrachtungen. Das Grausen beim Leser bleibt zwar in seiner ganzen Macht bestehen, aber es ist frei von Abscheu und Ekel; es ist erträglich; es ist gewissermaßen ästhetisch.

In etwas gelockertem Zusammenhang zu den neun vorhergehenden Geschichten steht eine größere Novelle, „Heimlos", die den Schluß des Bandes bildet. Die Pariasnatur scheint dem Helden dieser Geschichte erst nachträglich zuertheilt worden zu sein. Er macht lange den Eindruck eines leidlich normalen Menschen, bis er plötzlich in Folge erregender Erlebnisse, gar sehr im Galoppschritt, von der quälenden Wahnvorstellung einer Verdoppelung seines Ich erfaßt ward, die ihn in den Tod treibt: der „Eine" in ihm ersticht den „Andern". Diesen Schluß vermag ich nicht als zwingend anzuerkennen; eine bedeutend ruhigere Entwicklung erscheint zum mindesten als ebenso möglich. Doch wird dieser Mißton durch die Vorzüglichkeit alles Vorhergehenden nahezu aufgelöst. Das Verhältniß des Menschen zu seiner angeborenen oder erworbenen Naturumgebung erscheint hier geradezu als psychologisches Problem. Kann ein Bauernsohn, der lange in der Stadt als Studirender gelebt hat, sich später auf dem Lande wieder völlig einleben? Kann er andererseits in der Stadt für immer feste Wurzel fassen? Wir sehen einen solchen Bauernsohn, wie er in Kopenhagen inmitten des ihn umbrausenden Stadtgewühls plötzlich von unbezwingbarem Heimweh nach dem Lande erfaßt wird; wir sehen ihn dann, wie er auf dem Lande sich mit eingebildeter Behaglichkeit in die engen Verhältnisse wieder einspinnt, ohne doch die städtischen Anregungen ganz entbehren zu können; wir sehen ihn in beiderlei Umgebungen und vermögen zu ermessen, wie sie auf ihn wirken, wie sie ihm beide nicht mehr genügen, wie er in beiden „heimlos" ist. Dazu verkörpert sich ihm dieser Gegensatz in der Gestalt zweier Frauen: Die Eine, „eine gerade Linie", unzusammengesetzt, einfach, gesund, aber auch bald ausgekostet, wie das Landleben; die Andere, „eine geschweifte Linie", schmiegsam, zart, unendlich dehnbar und komplizirt, zwar treu, aber unruhig und unstet, wie das Leben in der Stadt; die Eine das personifizirte Beharren, die Andere das personifizirte Wandern. Wie diese Menschen und diese Landschaften, und wie dieser Zusammenhang zwischen Mensch und Landschaft nach und nach vom Dichter eingeführt werden, in sich überschneidenden Linien, wie sich das Individuelle und das Gattungsmäßige immer schärfer herausstellt, das ist mit einer technischen Feinheit geschildert, die des höchsten Lobes würdig ist. In den neun ersten Geschichten erwies sich Hansson als ein vortrefflicher Zeichner, in der Schlußnovelle zeigt er sich als ein mit allen Kunstmitteln seines Handwerks vertrauter Maler, der die Farben bis zu den zartesten Uebergangsnüancen zu verreiben und doch auch wieder in kräftigen, aber niemals schreienden Kontrasten gegen einander arbeiten zu lassen versteht.

Franz Servaes.

Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Berthold Volz. Leipzig. 1890. Otto Spamer.

Will Jemand ein „Volksbuch" schreiben, so hat er augenscheinlich zweierlei zu beobachten: er muß einen volksthümlichen Stoff wählen und diesen in volksthümlicher Weise bearbeiten.

Volzen's neues Geschichtswerk soll dem Prospekte der Verlagsbuchhandlung zufolge ein deutsches Volksbuch werden. Soweit wir schon jetzt ein Urtheil abzugeben im Stande sind, können wir sagen: es hat die beste Aussicht dazu! Für die auf den meisten Gymnasien leider arg vernachlässigte Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert müssen sich naturgemäß die weitesten Schichten der Bevölkerung interessiren, nicht bloß der enge Kreis der Fachgelehrten: durch die bekannte Kabinetsordre des Kaisers aber, der zufolge die deutsche Geschichte der neueren und neuesten Zeit stärker betont werden soll, konnte dieses Interesse nur erneut angeregt werden. Die Darstellung des vorliegenden Buches ist treu und natürlich, allgemein verständlich, ohne nach Effekten zu haschen oder mit todter Gelehrsamkeit zu liebäugeln. Kleine Anekdoten verleihen ihr einen frischeren Reiz. Somit sind jene beiden Bedingungen erfüllt: volksthümlicher Stoff in volksthümlicher Bearbeitung.

Die erste Lieferung, welche bisher erschienen, umfaßt den Zeitraum vom Luneviller Frieden bis zum Treffen bei Saalfeld. An die Schilderung der politischen und wirthschaftlichen Zustände — oder, was dasselbe sagen will: „Mißstände" — im alten deutschen Reiche schließt sich eine Darlegung der Gegensätze, die zwischen den beiden deutschen Großmächten Oesterreich und Preußen auf dem Gebiete der Politik bestanden. Den habsburgischen Fürsten werden in vortrefflicher Charakteristik die Hohenzollern gegenüber gestellt. Es folgen die Ereignisse, welche den in seinen Konsequenzen so segensreichen Frieden von Luneville herbeiführten. Ausführliche Erörterung finden die Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses zu Regensburg. Der dritte Koalitionskrieg gegen Napoleon mit der Drei-Kaiserschlacht bei Austerlitz, dem Schönbrunner Vertrag und dem Frieden zu Preßburg, die Stiftung des Rheinbundes, womit das Ende des heiligen römischen Reiches besiegelt war, die ersten, den Krieg Napoleons gegen Preußen einleitenden Operationen ziehen sodann vor unserem geistigen Auge vorüber.

Der Verfasser beabsichtigt späterhin nicht mehr die Ereignisse in ununterbrochener Reihenfolge vorzuführen. Er will sein Bestreben darauf richten, „die entscheidenden Wendepunkte der deutschen Geschichte und die maßgebenden Persönlichkeiten in vollerer Rundung herauszuarbeiten, das weniger Wichtige dagegen kürzer zu skizziren". Ob nun hier immer eine gerechte Entscheidung darüber getroffen ist, was wichtig, was nicht wichtig, ob dieses „wichtig" nicht mit „für Preußen ehrenvoll" identisch gedacht wird, ob ferner der Verfasser sein Versprechen wird halten können, objektiv, fern von einseitigen Parteistandpunkten darstellen zu wollen, das sind Fragen, deren Beantwortung einer Kritik der nächsten Lieferungen vorbehalten bleiben muß.

Das Werk erscheint in sechs Abtheilungen zum Preise von je 1 Mark.

Ernst Jeep.

Druckfehlerberichtigung:

„Nation" S. 629 Spalte 1 Zeile 48 lies „im" statt „ein", und Spalte 2 Zeile 53 lies „Verirrung" statt „Verwirrung".

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 44 Berlin, den 2. August 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4160 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der **Kaiser** ist von seiner Erholungsreise nach Norwegen zurückgekehrt; er hat sich einige Tage in Wilhelmshaven aufgehalten und dann alsbald seine Fahrt nach England angetreten. In Ostende legt das kaiserliche Schiff für kürzere Zeit an, da der Kaiser auch dem König von Belgien einen Besuch abzustatten wünscht.

Nachdem die Bill wegen Abtretung der Insel Helgoland nunmehr von beiden Häusern des englischen Parlaments angenommen worden ist, sind alle gesetzgeberischen Schwierigkeiten beseitigt, die dem Inslebentreten der deutsch-englischen Vereinbarung im Wege standen. Nur eine einzige Bestimmung des Vertrages harrt noch der Durchführung; bisher hat der Sultan von Zanzibar sich nicht dazu verstanden, unter annehmbaren Bedingungen in die Abtretung der Küstenlinie an Deutschland zu willigen; es scheint jedoch, daß die deutsche Regierung zuversichtlich die Hoffnung hegt, ihren Willen in diesem Punkte durchzusetzen; sie hat daher ein Ergebniß, das erst die Zukunft liefern soll, vorweggenommen, und es ist vom Reichskanzler jene seit längerer Zeit angekündigte Denkschrift veröffentlicht worden, die den deutsch-englischen Vertrag in allen seinen Theilen als verwirklicht voraussetzt und die Gründe mittheilt, welche bei dem Abschluß des Abkommens für unsere Diplomatie maßgebend gewesen sind.

Man mag der Ansicht sein, daß es in Fragen der internationalen Politik nicht ganz vorsichtig ist, eine Vertragsbestimmung als erfüllt zu betrachten, während sie noch der Ausführung harrt; allein da England sich verpflichtet hat, seinen Einfluß bei dem Sultan von Zanzibar dahin geltend zu machen, daß dieser die Küstenlinie gegen billige Entschädigung aufgibt, und da der englische Einfluß auf der Insel das Gewicht eines Machtgebotes hat, so ist nicht zu befürchten, daß schließlich bei dieser wesentlichen Festsetzung Deutschland geprellt werden sollte. Man müßte denn annehmen wollen, daß die englische Politik ein heimtückisches Doppelspiel zu treiben bereit wäre; für eine solche Voraussetzung fehlt aber bisher jeder Anhalt, und wenn es daher auch nicht den Thatsachen entspricht, von dem Vertrage zu reden, als seien seine Bestimmungen in allen Theilen schon durchaus gesichert, so wird das Ausstehende doch aller Voraussicht nach in Kurzem Wirklichkeit geworden sein.

Die Denkschrift der deutschen Regierung gibt zwei Gesichtspunkte an, die für unsere Diplomatie maßgebend gewesen sind; einerseits sollten unsere Beziehungen zu England unter keinen Umständen durch koloniale Fragen getrübt werden; andererseits wünschte man in Berlin die eigenen Kräfte in festen Grenzen zu konzentriren, um so aus der Periode des ausschweifenden, taumelhaften Projektemachens, des Annektirens und Vorwärtsstürmens heraus zu kommen; an die Stelle des Enthusiasmus, der großen Worte und der blinden Begehrlichkeit soll die nüchterne Arbeit treten. Es ist augenscheinlich, daß beide Ziele, die man sich gestellt hatte, eng verknüpft sind. Der koloniale Thatendrang in Deutschland verpuffte in die Breite und Weite, während ernstere Aufgaben von faßbarer Gestalt kaum in Angriff genommen wurden; und eben dieser phantastische Thatendrang, der nichts zu Wege brachte, barg gleichzeitig doch ständig die Gefahr, diplomatische Verwicklungen mit fremden Staaten herauf zu beschwören. Die Karolinen und Samoa waren warnende Beispiele.

Fürst Bismarck hatte unsere Kolonialpolitik in gänzlich unklaren Verhältnissen zurückgelassen. Man wird behaupten dürfen, daß dieses Ergebniß nicht allein eine Folge der Ungeschicklichkeit war. Dem ersten deutschen Reichskanzler ist die überseeische Politik nicht ausschließlich Selbstzweck gewesen; er verfolgte mit ihr gleichzeitig Nebenaufgaben; es erschien ihm dienlich, die Verhältnisse in den Kolonien in der Schwebe zu erhalten, um so die koloniale Erregung in Deutschland stets von Neuem schüren und den Kolonialenthusiasmus als Hilfe für die innere Politik verwerthen zu können; die kolonialen Fragen werden von

ihm auch als Tauschartikel für die internationale Politik in Rechnung gesetzt worden sein. Je nachdem sich aber die Aussichten in den überseeischen Gebieten günstiger oder weniger günstig zu gestalten schienen, erklärte sich Fürst Bismarck als Gegner, als lauer Freund oder als rüstiger Befürworter jener Unternehmungen. Die Kolonialpolitik bot ihm Gelegenheit zu einem verwickelten diplomatischen Spiel, dessen Schwankungen stete Beunruhigung erzeugten. Er spielte wie mit so vielen anderen Fragen auch mit dieser je nach den Erfordernissen des Augenblicks.

Herr von Caprivi hat sich von diesen Tendenzen losgesagt; die Kolonialpolitik soll nunmehr nichts weiter als die Möglichkeit gewähren, in fernen Ländern Handel und Plantagenbau zu treiben, und da wir Gebiete in Afrika besitzen, die drei-, viermal so groß wie Deutschland sind, und da durch nichts bewiesen war, daß hier oder dort ein Streifen des gleichmäßig unbekannten Landes besonders werthvoll sei, so hat Herr von Caprivi nicht allzu ängstlich mit England gefeilscht; er war der zutreffenden Ansicht, daß ein in sich abgeschlossenes Gebiet wie das ostafrikanische von „etwa 1 Million Quadratkilometern“ den deutschen Kolonialpolitikern für einige Zeit wohl als Versuchsfeld ausreichend genügen könnte; und es ist auch wirklich lächerlich, daß deutsche Schwärmer in tiefe Schwermuth gesunken sind, weil unsere Diplomatie nicht ein paarmal hunderttausend unerforschte Quadratkilometer mehr erhalten hat. Sind alle Kulturversuche, die seit Jahren in Ostafrika unternommen worden sind, auch wahrscheinlich auf einem märkischen Bauerngute unterzubringen, so verzweifeln jene edlen Seelen doch jetzt beinahe, denn wenn wir nicht mehr als eine Million Quadratkilometer in Ostafrika besitzen, so erscheint alle Mühe und alles Streben vergebens. Dieser närrischen Phantastik setzt das deutsch-englische Uebereinkommen einen Damm entgegen. Mit verständiger Nüchternheit hat Herr von Caprivi die Möglichkeit eines Konflikts mit anderen Kolonialmächten beschränkt, und gibt es waghalsige Liebhaber in Deutschland, so mögen diese nunmehr zu arbeiten beginnen, statt unverantwortlich in Deutschland herum zu phantasieren und in Afrika herum zu vagiren. Das Arbeiten ist freilich die schwierigere Thätigkeit.

Die Denkschrift weist darauf hin, daß aus den unklaren kolonialen Verhältnissen in Afrika sogar die Gefahr kriegerischer Verwicklungen mit England hätte hervorwachsen können. Diese Annahme wird man als allzudüster zurückweisen dürfen; in ihr liegt eine auffällige Ueberschätzung der Bedeutung, die man in England den gesammten centralafrikanischen Angelegenheiten beimißt. Um ein innerafrikanisches Gebiet würde England sicher keinen Krieg geführt haben, und Deutschland auch nicht. Diese hinfällige Voraussetzung mag auf das Gemüth eines deutschen Kolonialenthusiasten wirken, der stets nur durch das Ungewöhnliche beeinflußt wird; dem nüchternen Verstande erscheint das Uebereinkommen zweckmäßig auch dann, wenn man diesen Grund beseitigt, und da wir einmal in die Kolonialpolitik verwickelt sind, so bezeichnen diese Festsetzungen jedenfalls einen Fortschritt zum Besseren.

Noch eine erfreuliche Mittheilung enthält die Denkschrift; sie hebt den bedeutenden strategischen Werth der Insel Helgoland für Deutschland hervor, und sie deutet gleichzeitig an, daß es keiner größeren Summen bedürfen wird, um das Eiland zu einem wichtigen Stützpunkt für unsere Flotte zu machen.

Wie verlautet, sollen neue gesetzliche Bestimmungen über das dem früheren hannoverschen Königshause konfiszirte Vermögen, über den sogenannten Welfenfonds, getroffen werden. Welcher Art die gesetzgeberischen Vorschläge sein werden, ist noch nicht bekannt; jedenfalls sollen die Gelder aber der bisherigen diskretionären Verwendung der Regierung entzogen werden. Jener Richtung, welche der Reichskanzler von Caprivi bisher der Politik gegeben hat, würde ein solcher Vorschlag entsprechen; Herr von Caprivi, der keine ihn stützende Vergangenheit wie Fürst Bismarck hinter sich hat, scheint gleich wohl davon überzeugt zu sein, daß in Deutschland und Preußen eine Regierung ihre Aufgaben verfolgen kann, auch ohne durch geheime Gelder und geheime Machinationen die öffentliche Meinung zum schweren Nachtheile der öffentlichen Moral zu beeinflussen.

Generalfeldmarschall von Blumenthal hat am vorigen Mittwoch in voller Rüstigkeit seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Dreiundsechzig Jahre gehört der Jubilar der Armee an; ein inhaltvolles Leben liegt hinter ihm, er ist einer der großen Führer unseres Heeres, und er war ein Freund des Kaisers Friedrich, dessen Generalstabschef er in den beiden entscheidenden letzten Kriegen gewesen ist.

Der Vertrag zwischen dem Kongostaat und Belgien ist vom Parlamente zu Brüssel genehmigt worden. In der Deputirtenkammer machte zwar Frère-Orban, einer der maßgebenden Führer der Opposition, gewichtige Bedenken gegen das Abkommen geltend. Er warf dem Ministerium vor, daß es versteckt, aber mit bewußter Absicht Belgien immer tiefer in das Kongounternehmen hineingezogen habe. Es würden bald 100 Millionen in Afrika hineingesteckt sein und in zehn Jahren werde diese Summe sich verdoppelt haben. Frère-Orban wünschte auch, daß aus dem Abkommen jene Klausel fortgelassen werde, welche die spätere Annektion durch das Mutterland in Aussicht nimmt. Allein er blieb in der Minorität, und schließlich stimmte er selbst mit der Majorität für die Annahme des unveränderten Gesetzentwurfes. Der Führer der Liberalen wünschte sein Gewissen zu salviren; er erkennt die Gefahren, aber wagt doch nicht in der Opposition zu bleiben. Die Annahme der Vorlage ist für Belgien ein bedeutungsvoller Schritt auf neuer Bahn; hoffentlich kein verhängnißvoller Schritt.

In Rußland sollen gesetzgeberische Maßregeln bevorstehen, die Hunderttausende von Juden zum Verlassen des Zarenreiches zwingen würden. Für Rußland scheinen die Lehren der Geschichte nicht zu bestehen. Im äußersten Westen Europas hat Spanien eine ähnliche Politik gegen alle jene Unterthanen verfolgt, die nicht dem Katholizismus angehörten oder der herrschenden Rasse entstammt waren. Eine der wesentlichsten Ursachen, die Spaniens Niedergang verursachten, lieferten jene Austreibungen und Vergewaltigungen. Rußland handelt jetzt genau so; die baltischen Deutschen, die Polen, die Juden, die Finnen werden geknechtet und zum Theil zur Auswanderung gezwungen, häufig vor der Auswanderung auch noch beraubt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn die Stockrussen sich von der Beeinflussung und Anregung durch fremde Bevölkerungselemente völlig abgesperrt haben, das Zarenreich mit seinen unkultivirten Massen noch einen tieferen Fall erleben wird, als dereinst Spanien.

In San Salvador ist der Präsident ermordet worden, und darauf hat der General Ezeta, der sich der Regierung bemächtigte, an Guatemala den Krieg erklärt. Die Ursachen dieser Vorgänge sind nicht gänzlich aufgeklärt; man nimmt an, daß Ezeta nur von persönlichem Ehrgeiz getrieben den Staatsstreich machte, und daß er dann, um sich zu halten, die nationalen Leidenschaften zu einem Kriege gegen Guatemala aufstachelte, dessen Präsident angeblich die Oberleitung in dem Bunde der centralamerikanischen Republiken anstrebt. Ein wenig besser aufgeklärt ist man über eine zweite Revolution, die in Buenos-Ayres ausgebrochen ist. Das Land ist durch finanzielle Mißwirthschaft von einer schweren Krisis heimgesucht. Das Goldagio schwankte in einem Monat 100 Prozent, die Aktien der Nationalbank 130 Prozent; die Folge davon ist tiefe Unzufriedenheit im Bürgerstande und im Militär, dessen Offiziere bei der Entwerthung des Papiergeldes in Schulden gerathen sind. Da der jetzige Präsident Celman ein Liberaler und Gegner der Pfaffen ist, so schürten auch diese den Haß gegen die Regierung. Die schließliche Folge war der Ausbruch einer Militärrevolution, die zuerst siegreich war, aber schließlich durch die der Regierung treu gebliebenen Provinzialtruppen überwältigt zu sein scheint. An den Vorgängen in Buenos-Ayres ist auch Europa betheiligt; europäisches Kapital ist vielfach in



Argentinien angelegt, und es ist daher von allgemeinem Interesse, daß in dem südamerikanischen Staate möglichst bald die Ruhe und ein geordnetes Finanzsystem wieder hergestellt werden.

* * *

Internationale parlamentarische Konferenzen.

Die Ueberspannung des Nationalgefühls, wie sie in begreiflicher Nachwirkung der großen nationalen Konsolidirungen, der Einigung Italiens und Deutschlands, seit etwa dreißig Jahren in Europa sich bemerkbar gemacht hat und durch die damit in engem Zusammenhang stehende schutzzöllnerische Abschließung der einzelnen Staaten des europäischen Kontinents gegen einander verstärkt worden ist, scheint einer allmählichen Reaktion zu unterliegen. Derartige psychologische Prozesse im Völkerleben können sich natürlich nur langsam vollziehen. Aber die Anzeichen mehren sich sichtlich, daß die Verhetzung der Völker gegen einander, aus der — wie die Welt nun einmal ist — das Nationalgefühl von jeher eine starke Nahrung gezogen hat, anfängt, als lästig und geschmacklos empfunden zu werden. Man beginnt wieder mehr als bisher, sich zu erinnern, daß die Kulturvölker auch in politischer Beziehung unzählige gemeinsame Interessen haben, deren gemeinschaftliche Berathung zu einer größeren Annäherung überhaupt führen muß. Man braucht in dieser Beziehung aus jüngster Zeit nur an den panamerikanischen Kongreß in Washington, an die Sklavereikonferenz in Brüssel, an den sozialpolitischen Kongreß in Berlin zu erinnern. Das direkte Resultat aller dieser Kongresse ist gleich Null, und doch wird kein verständiger Mensch behaupten, daß sie nutzlos waren. Ihr Nutzen besteht darin, daß sie auf die öffentliche Meinung einen Einfluß ausüben, der im weiteren Sinne des Worts erziehend wirkt. Man betrachte die internationale Arbeiterschutzkonferenz, die auf Veranlassung des deutschen Kaisers vor einigen Monaten in der Hauptstadt Deutschlands zusammentrat. Die Beschlüsse der Konferenz sind, an sich betrachtet, bedeutungslos und die Verhandlungen tiefern keine besondere geistige Ausbeute. Aber die Konferenz war eine wirksame Demonstration für eine Idee. Sie hat die Aufmerksamkeit der ganzen Welt den Arbeiterschutzfragen nachdrücklich zugewandt und so einen Impuls gegeben, der in den einzelnen Ländern seine Früchte trägt.

Unter demselben Gesichtspunkte sind auch die Verhandlungen der internationalen parlamentarischen Konferenz zu betrachten, welche am 22. und 23. Juli in London getagt hat, um für den Gedanken der Austragung internationaler Streitigkeiten durch schiedsrichterliche Regelung Propaganda zu machen.

Im Gegensatze zu den erwähnten Kongressen, auf denen Vertreter von Regierungen zusammenkamen, handelte es sich hier um eine freie Vereinigung von Parlamentsmitgliedern. Trotzdem und obgleich die Theilnehmer fast durchweg eine weite und kostspielige Reise auf eigene Rechnung (nur die erschienenen drei norwegischen Abgeordneten waren auf Staatskosten vom Storthing offiziell entsandt) zu unternehmen hatten, um an den Versammlungsort zu gelangen, waren zwölf europäische Länder: Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich, Spanien, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Griechenland auf der Konferenz durch namhafte, zum Theil einen Weltruf genießende, Parlamentsmitglieder vertreten. Aus den Vereinigten Staaten von Amerika, woselbst die Idee internationaler Schiedsgerichte am tiefsten Wurzel gefaßt hat, war kein Vertreter erschienen, weil der Senat und das Repräsentantenhaus der Union in Washington wichtigen Berathungen oblagen; doch waren von den Vorsitzenden der committees of foreign affairs in beiden Häusern des Kongresses Sympathieerklärungen eingelaufen. Solcher Schreiben, welche die Zustimmung zu den Bestrebungen der Konferenz und das Bedauern, nicht persönlich erscheinen zu können, zum Ausdruck brachten, lagen der Konferenz ferner aus allen Theilen des europäischen Kontinents, woselbst Parlamente existiren, über 700 vor, darunter viele von gegenwärtigen und früheren Ministern. Hält man fest, daß alle diese Schreiben von Männern herrühren, die zugleich gegenwärtig ein parlamentarisches Mandat besitzen, und daß die Betheiligung an der Londoner Konferenz diejenige der vorjährigen Pariser erheblich überstieg, so wird man die Gesammtkundgebung, wie sie durch diese internationalen parlamentarischen Zusammenkünfte zu Gunsten eines friedlichen Ausgleichs internationaler Streitigkeiten repräsentirt wird, gewiß nicht als bedeutungslos bezeichnen können.

Schon daß sich die Volksvertreter verschiedener Nationen in gemeinsamer Friedensarbeit begegnen, ist werthvoll. Politiker erweisen sich beinahe ohne Ausnahme im persönlichen Verkehr verständiger, als sie erscheinen, wenn man ihre Reden liest. Die Reden werden verstümmelt wiedergegeben, von der Presse sensationell zugespitzt, einseitig kommentirt. Auch pflegen Politiker, wenn sie das Wort ergreifen, dem Vorurtheile selten so energisch zu Leibe zu gehen, wie es ihnen ihre bessere Einsicht eigentlich gebietet. So entwickelt sich allmählich eine ganz falsche Vorstellung von den wahren Ansichten der leitenden Männer eines Volkes. Hinzu kommt die in allen Völkern weit verbreitete Sucht, den Patriotismus durch eine besonders starke nationale Nervosität zum Ausdruck zu bringen und jedes starke Wort, das jenseits der Grenze fällt, mit einem noch stärkeren diesseits zu beantworten. Auf diese Weise müssen die Anschauungen über die wahre Stimmung der Völker verwirrt werden. Demgegenüber führt der internationale Meinungsaustausch von Person zu Person fast regelmäßig zu der Ueberzeugung, daß die Meinungen gar nicht soweit auseinander liegen und eine Ausgleichung der Gegensätze, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, durchaus möglich ist. Die Vorgänge auf der Londoner Konferenz haben das ebenfalls erwiesen. Die Beziehungen zwischen den Vertretern der verschiedenen Nationalitäten gestalteten sich in kürzester Zeit so freundschaftlich und entgegenkommend, wie man es nur wünschen konnte. Der kleine Zwischenfall, der sich zwischen Franzosen und Deutschen betreffs der Neutralisirung von Elsaß-Lothringen abspielte, widerspricht dieser Auffassung nicht. Ich gestehe offen, daß ich es für sehr menschlich halte, wenn ein französischer Patriot einmal bei einer nicht passenden Gelegenheit jenen Wünschen Worte leiht, die mit Rücksicht auf Elsaß-Lothringen in seinem Volke nun einmal herrschen. Die deutsche Antwort fixirte den Standpunkt der in Deutschland herrschenden Ansicht, wonach der status quo, wie er durch den Frankfurter Frieden festgestellt ist, nicht aufgegeben werden kann. Damit war die Sache abgethan. Die Vertreter beider Völker verstanden die Situation, aus der heraus der französische Senator Trarieux und der deutsche Reichstagsabgeordnete Dohrn gesprochen hatten, durchaus und waren weit davon entfernt, empfindlich zu sein. Das persönliche Einvernehmen zwischen den französischen und deutschen Delegirten blieb nach wie vor das beste, trotzdem es auch im übrigen Verlauf der Verhandlungen an sachlichen Meinungsverschiedenheiten nicht fehlte. Wir Deutschen waren bemüht, die vorgeschlagenen Resolutionen nach zwei Richtungen hin zu amendiren. Einmal wollten wir nicht den Schwerpunkt allein auf die Herbeiführung von Schiedsgerichts-Verträgen (treaties of arbitration) gelegt wissen. Unseres Erachtens ist der generelle Schiedsgerichts-Vertrag ein noch in ferner Zukunft liegendes Ideal, wogegen die schiedsgerichtliche Regelung von Fall zu Fall in verschiedenen Formen schon heute bei den meisten internationalen Differenzen durchführbar erscheint. Wir waren deshalb bemüht, die Frage der generellen Schiedsgerichts-Verträge mehr in den Hintergrund zu drängen. — Ferner opponirten wir der Idee, als ob es bei drohenden ernstlichen Differenzen zwischen zwei Völkern möglich sei, daß parlamentarische Vertreter zusammen kämen, um betreffs

der Beilegung dieser Streitigkeiten Maßregeln zu treffen. Wir suchten nachzuweisen, daß in derartigen Fällen der beruhigende Einfluß nur im eigenen Lande ausgeübt werden könne. Unsere Einwendungen führten in beiden Fällen dazu, daß die vorgeschlagenen Resolutionen sammt unseren Amendements an das Bureau zur weiteren Erwägung verwiesen wurden. In den Berathungen des Bureaus einigten wir uns dann sehr rasch über einen Ausgleich, der dem Standpunkt der deutschen Delegirten in allem Wesentlichen entsprach. Die demnächst von dem Plenum der Konferenz angenommenen Resolutionen lauten demnach folgendermaßen:

I. Als ein Mittel, um Frieden und gute Beziehungen zwischen den einzelnen Nationen aufrecht zu erhalten, empfehlen die Mitglieder der Internationalen Parlamentarischen Konferenz erneut den Abschluß von Schiedsgerichts-Verträgen, durch welche sich die einzelnen Nationen — ohne ihre Unabhängigkeit und Autonomie im übrigen aufzugeben — engagiren, die Regelung aller etwa zwischen ihnen entstehenden Streitigkeiten einem Schiedsspruch zu unterwerfen. Wo der Abschluß derartiger Schiedsgerichts-Verträge gegenwärtig aber noch nicht realisirbar erscheint, empfiehlt die Konferenz dringend, die einzelnen Streitigkeiten von Fall zu Fall einer Regelung durch Schiedsspruch oder anderweitige Vermittlung zu unterwerfen.

II. Solange ein Abschluß genereller Schiedsgerichts-Verträge nicht durchführbar ist, räth die Konferenz die Einführung von Schiedsgerichts-Klauseln in Handels- und andere Verträge an.

III. Die Mitglieder der Konferenz verpflichten sich ihrerseits, ihren persönlichen und kollektiven Einfluß in ihren eigenen Ländern aufzubieten, sowohl innerhalb wie außerhalb des Parlaments, um den in den vorhergehenden Resolutionen niedergelegten Grundsätzen praktische Wirkung zu verschaffen.

IV. Da nähere Beziehungen zwischen den Mitgliedern der einzelnen Parlamente für die friedliche Entwicklung zweckmäßig erscheinen, so empfiehlt die Konferenz die Niedersetzung eines parlamentarischen Komitees für jedes Land zu dem Zwecke, um die Ideen darüber auszutauschen, wie etwaige Streitigkeiten zwischen den einzelnen Völkern geschlichtet werden können.

Diese Resolutionen bildeten die wesentliche Substanz der Konferenzbeschlüsse. Daß sie einen utopischen Charakter trügen, läßt sich gewiß nicht sagen. Ebenso gewiß ist es aber, daß mit derartigen Beschlüssen noch nicht viel erreicht ist. Sie können nur eine Aufforderung sein zu einer gleichmäßigen Einwirkung auf die öffentliche Meinung aller Länder. Als solche haben sie ihren Werth.

Die internationalen parlamentarischen Konferenzen werden fortgesetzt werden. Im nächsten Jahre wird in Rom die Konferenz stattfinden. Es ist ein Exekutivausschuß von 36 Mitgliedern gewählt und ein Generalsekretariat beschlossen worden. In Italien, das in London durch einen seiner ausgezeichnetsten Gelehrten, den Historiker Senator Pasquale Villari, vertreten war, hat der Gedanke internationaler Schiedsgerichte viele Freunde unter den angesehensten Staatsmännern des Landes. Es ist deshalb mit Sicherheit anzunehmen, daß die nächstjährige Konferenz einen weiteren Fortschritt darstellen wird.

Hoffentlich wird in Rom auch Deutschland zahlreicher vertreten sein, als diesmal in London, woselbst nur die vier freisinnigen Abgeordneten Broemel, Dohrn, Thomsen und der Unterzeichnete erschienen waren. Man fängt ja auch in Deutschland schon an, derartigen internationalen Bestrebungen etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zu Bismarck's Zeiten hätten jene Zeitungen, welche in Friedrichsruh jüngst als „die feige Presse“ bezeichnet wurden, gewiß nicht unterlassen, aus der Betheiligung deutscher Abgeordneten an internationalen parlamentarischen Konferenzen eine Anklage auf moralischen Landesverrath herzuleiten. Heute haben selbst die wohlfeilen Späße von der Utopie derartiger Bestrebungen kein rechtes Publikum mehr gefunden.

Im Uebrigen thut man gut, sich bei allen derartigen Bestrebungen einer Aeußerung John Stuart Mill's zu erinnern, an die der Unterzeichnete in einem Trinkspruch auf dem Bankett der Londoner Konferenz erinnerte. Im Jahre 1867 wurde William Lloyd Garrison, der Vorkämpfer der Sklavenemanzipation, in London gefeiert und bei dieser Gelegenheit mahnte John Stuart Mill:

„Strebe nach etwas Großem, strebe nach dem schwer Erreichbaren; es gibt nichts Großes, das leicht zu erreichen wäre. Beschränke Deine Ziele nicht auf Unternehmungen, deren Erfolg sich in wenigen Jahren oder auch nur während Deines Lebens erhoffen läßt. Fürchte nicht den Vorwurf der Don Quixoterie oder des Fanatismus. Hast Du vielmehr erst reiflich erwogen, was Du unternehmen willst und siehst Du Deinen Weg klar vorgezeichnet, und bist Du fest überzeugt, das Rechte zu thun, so gehe vorwärts. . . Kämpfe mit aller Kraft gegen jedwedes Hinderniß, einerlei wie groß oder klein auch die Zahl derer ist, die Dich unterstützen. Bist Du im Recht, so wird die Zeit schon kommen wo die kleine Gefolgschaft zu einer großen Menge anschwellen wird. . . .“

Th. Barth.

Zum Injurienkapitel.

Bei Gelegenheit eines jener Preßprozesse, aus welchen die Gerechtigkeit mit einem blauen Auge hervorzugehen pflegt, sah ich mich genöthigt, noch in meinen alten Tagen die Rechtslehre der Injurie zu studiren, um mich gegen die sophistische Rabulistik der Anklage mit Klauen und Zähnen wehren zu können. Als ich jedoch das Strafgesetzbuch bei dem Kapitel Beleidigung aufschlug, endeckte ich zu meinem Erstaunen, daß dieses Vergehen nicht einer Spur von Definition gewürdigt ist; als ich sodann in den Kommentaren nach einer klaren und bestimmten Formulirung der Injurienkategorien suchte, sah ich erst recht, welche juridische Begriffsverwirrung die Mangelhaftigkeit dieses traurigen Gesetzes zur Folge hat; und als ich endlich unverrichteter Dinge zu meinem Straferkenntniß zurückkehrte, stand ich vor einem Haufen Paragraphen in Trümmern.

Statt den festen Boden des Gesetzes, den ich zu finden gehofft, fand ich ein Alluvium, bei welchem Kläger und Richter im Trocknen sitzen, dem Angeklagten aber die Schuhe stecken bleiben, wenn er durch diesen Sumpf muß. So hatte ich keine andere Wahl, als zum Zweck der Diskussion die Begriffe auf eigene Faust festzustellen, eine Feststellung, die zu Nutz und Frommen künftiger Leidensgenossen hier eine Stelle finden mag.

Der Uebelstand im Injurienkapitel entsteht hauptsächlich aus dem Mangel einer richtig definirten Grenze zwischen Beleidigung und Verläumdung; und eine solche Definition ist um so nothwendiger, als dieser Unterschied nicht von den Juristen erfunden, sondern in dem verschiedenartigen Effekt der beiden Reate begründet und in dem Rechtsbewußtsein des Menschen gelegen ist.

Die **Ehrverletzung**, um vom Oberbegriff auszugehen, ist die bewußte Aeußerung, durch welche — mit Hintansetzung der zwischen den Mitgliedern der staatlichen Gemeinschaft bestehenden Friedenspflicht — eine Person in ihrer menschlichen Würde gekränkt oder in ihrer bürgerlichen Achtung geschädigt wird. Dies kann auf dreierlei Art geschehen: entweder in Form der **Beleidigung**, oder der **Beschimpfung**, oder der **Verläumdung**. In ihrer materiellen Wirkung sind diese drei Formen nicht so unterschieden, daß sie nicht an ihren Grenzen in einander übergingen, in ihrem formellen Charakter aber läßt sich ihre Spezialität mit Bestimmtheit feststellen.

Eine Beleidigung ist die Ehrverletzung, so lange sie ein subjektives Urtheil bleibt, das sich auf Eigenschaften oder Gesinnungen, also wieder auf ein subjektives Moment bezieht und, als nachweislose Behauptung, den Gekränkten nicht sowohl in seiner bürgerlichen Existenz als in seinem persönlichen Werthe verringert. Freilich ist, wenn z. B. der Titel „Dummkopf“ den Bezeichneten nur in seiner menschlichen Würde trifft, das Schweltwort „Schuft“ bereits eine Ehrverletzung, welche ihn in seinem sittlichen Charakter angreift, die aber gleichwohl, als willkürliches jeder thatsächlichen Grundlage bares Urtheil, den Rahmen der Verbalinjurie nicht überschreitet. — Einen Wahrheitsbeweis läßt die Beleidigung nicht zu, da sie, in Folge ihrer formalen Natur, von keiner objektiven, beweisfähigen Thatsache abhängig, sondern an sich verletzend ist, und überdies der Wahrheitsbeweis, selbst wenn er sich erbringen ließe, nur eine Verschärfung der Beleidigung wäre.

Sobald jedoch die Ehrverletzung aus der Subjektivität der Beleidigung heraustritt, indem sie sich an ein objektives, dem Wahrheitsbeweis zugängliches Moment knüpft, das eine Thatsache implizirt, wenn auch nicht behauptet, nähert sie sich der Verläumdung und wird, zwischen den beiden Formen mitten innestehend, zur Beschimpfung. Als solche, wenn sie z. B. einen Menschen „Betrüger“ oder „Dieb“ schilt, und ihm somit nicht bloß eine schlimme Gesinnung im Allgemeinen, sondern ein kriminelles Handeln bestimmter Art zur Last legt, greift sie nicht nur die äußere Ehre seiner Person, sondern auch, in weit empfindlicherer Weise als die Beleidigung, die innere Ehrenhaftigkeit seines Charakters an, obwohl sie, auf dem Standpunkte subjektiver Meinung verharrend, den Verunglimpften nicht — wie die Verläumdung — eines qualifizirten Betrugs oder Diebstahls bezichtigt. — Aber die Beschimpfung hat noch eine zweite Gestalt, da sie sich auf eine materielle Thatsache beziehen kann, welche jedoch vom Willen des Beschimpften unabhängig ist. Wenn man z. B. Jemand fälschlich beschuldigt, der Sohn eines Zuchthäusler zu sein, so ist dies, als Behauptung einer Thatsache, der Form nach eine Verläumdung, dem Wesen nach dagegen — da hier nur die äußere Ehre des Gekränkten verletzt wird, sein sittlicher Werth jedoch unberührt bleibt — eine Beleidigung. — Bei der Beschimpfungsklage ist im ersten der beiden Fälle der gerichtliche Wahrheitsbeweis gleichfalls ausgeschlossen, weil dem Beschimpften, selbst wenn das ihm vorgeworfene Vergehen durch eine von ihm verbüßte Strafe erwiesen ist, gleichwohl sein Anspruch auf den persönlichen Schutz bleibt, welchen die Gesellschaft auch dem Verurtheilten zu gewähren hat. Dagegen muß es dem Beklagten gestattet sein, die wirklichen oder vermeintlichen Thatsachen, welche ihn zu der beschimpfenden Aeußerung veranlaßten, vorzubringen, um sich gegen die Beschuldigung einer dolosen, wider besseres Wissen begangenen Handlung vertheidigen zu können. Dies ist ein weiterer Umstand, welcher die Beschimpfung von der Beleidigung wesentlich unterscheidet. Im zweiten Falle ist der Wahrheitsbeweis sogar ein selbstverständliches Recht der Vertheidigung, da die Erbringung desselben — wie bei der Verläumdungsklage — die Anschuldigung aufhebt.

Wenn nun aber die unwahre ehrverletzende Behauptung sich auf eine Thatsache bezieht, welche vom Willen des Gekränkten abhängig ist, so entsteht die Verläumdung. Denn sobald die Thatsache mit dem Willen in Kausalzusammenhang tritt, wird die Gesinnung zur Absicht, und die abstrakte That zur konkreten Thätigkeit, d. h. zu einer ehrenrührigen, unmoralischen, unter das Strafgesetz fallenden Handlung, die dem Verläumdeten zur Last gelegt wird. Die Verläumdung, indem sie Jemanden beispielsweise nicht bloß einen Dieb nennt, d. h. ihm eine diebische Gesinnung und Gebahrung zuschreibt, sondern ihn eines wirklichen Diebstahls beschuldigt, greift ihn, noch weit entschiedener als die Beschimpfung, in der bürgerlichen Ehrenhaftigkeit seines Charakters an und schädigt ihn an seiner moralischen und sozialen Existenz. Die Beleidigung ist daher nur eine ungesittete, die Verläumdung aber eine unsittliche Handlung — wie schon Lessing sagt — und dies ist nicht nur ein gradueller, sondern auch ein prinzipieller Unterschied. Daß es sich bei der Verläumdung lediglich um die Erbringung oder Nichterbringung des Wahrheitsbeweises handelt, versteht sich von selbst.

Wenn wir nun de lege ferenda ad legem latam weiter gehen, so hat das bestehende Gesetz die Beleidigung in § 185 untergebracht, die Beschimpfung und Verläumdung aber zusammengeworfen und zwischen die §§ 186 und 187 vertheilt, je nachdem die verletzende Behauptung im Glauben an deren Wahrheit oder wider besseres Wissen ausgesprochen wird — als ob der Unterschied von culpa und dolus nicht bei allen kriminellen Fragen wiederkehrte! So wichtig auch die böse Absicht für die Schuldfrage sein mag, so fehlerhaft ist eine Methode, welche für die Schwere des Delikts nur das subjektive und nicht auch das objektive Schuldmoment als prinzipielles Kriterium berücksichtigt. Denn hier ist die Größe derjenigen Schuld, welche der Injuriant dem Injuriirten aufbürdet, offenbar wichtiger als das Maß der Verschuldung, das ihm selber durch ein Mehr oder Weniger von Wissentlichkeit zufällt, da der allgemeine Dolus bewußter Schädigung so wie so auf ihm sitzen bleibt. Ob er aber einen Menschen nur in seinem äußeren Ansehen, oder ob er ihn in seinem sittlichen Bestand schädigt und ihn gleichsam aus der honetten Gesellschaft hinausstellt, das ist ein schwerwiegender, nicht nur moralischer, sondern materieller Unterschied, den das Gesetz durch die Trennung der beiden Reate hätte konsekriren müssen. Von den §§ 186 und 187 sollte daher der erste der Beschimpfung, der zweite der Verläumdung gewidmet sein, und das in den § 184 verwiesene Moment des speziellen Dolus sollte eine Unterabtheilung in jedem der beiden Paragraphen bilden, da die Frage der geflissentlichen oder der leichtsinnigen Unwahrheit bei beiden Vergehen gleichermaßen zum Vorschein kommt.

Die Mangelhaftigkeit des Gesetzes, verbunden mit der Zeitströmung, welche einem mechanischen, die Vergehen ausdehnenden Formalismus zutreibt, hat denn auch den höchst unerquicklichen Zustand einer Beleidigungsseuche mit Degeneration der Schuldbegriffe herbeigeführt. Jene traurige Epidemie der Majestätsbeleidigungen, die vor einem Jahrzehnt grassirte, und die tausend und Gott weiß wie viel Bismarckbeleidigungen, deren Ahndung selbst die Nähmamsell nicht entging, haben die schwer verfolgte, formelle Ehrverletzung auf eine ganz unjuridische Höhe hinaufgeschraubt, während andererseits die Gründung der nicht eingetragenen Genossenschaft der Reptile, welche die angesehensten Männer im Taglohn verläumdete, in diesem Artikel eine gewaltige Ueberproduktion entwickelt und die, kaum verfolgte Verläumdung tief unter ihren wahren Werth herabgedrückt hat.

Man könnte wohl sagen, daß auf eine tüchtige Verläumdung neunundneunzig formale Beleidigungen gehen, und in dieser Beziehung erscheint das römische Rechtsbewußtsein als ein viel richtigeres, denn es war für die Verbalinjurie — die höchstens zu einer Privatgeldklage führen konnte — sehr dickhäutig, während es für die Verläumdung höchst empfindliche Nerven hatte. Um sich einen Begriff davon zu machen, wie sehr die Römer das Kraftwort als ein selbstverständliches Element des Wortkampfs betrachteten, darf man nur die Gerichtsreden Cicero's lesen, die an vielen Stellen von den stärksten Invektiven wimmeln. Er genirt sich nicht, die Gegenpartei mit Ausdrücken zu bedienen, wie monstrum prodigium, canis, pestis, impudentia, ignominia, turpissimus etc. Es dachte aber ebensowenig ein Präsident daran, ihn zu unterbrechen, wie einer der Geschmähten, ihn zu verklagen. Die Bedeutung der subjektiven Ehrverletzung wuchs in Rom erst mit der Rechtskorruption und den Majestätsbeleidigungen der Kaiserzeit. Ueberhaupt ist die kriminelle Steigerung der Beleidigung immer ein schlechtes Zeichen für das Rechtsleben, weil sie die Wahrung der Kastenansprüche, den Schutz des Servilismus und die Unterdrückung der Wahrheit zum hintersten Motiv hat.

So verwunderte sich denn am Ende Niemand mehr, wenn ein von der Reptilienpresse verläumdeter Publizist, der sich seiner demokratischen Haut wehrte, schließlich

noch zu Gunsten des Verläumders als Beleidiger eingesteckt wurde. Das Diktum ihres vielberufenen Kommentators Oppenhoff: „Nothwehr darf nicht nur zum Schutze des Lebens und Leibes, sondern auch zum Schutze der Ehre geübt werden“, schwand den Gerichten desto mehr aus dem Gedächtniß, je mehr sie es als ihre richterliche Pflicht betrachteten, die „staatserhaltenden Elemente“ gegen die „reichsfeindlichen Wühler“ in Schutz zu nehmen.

In Anbetracht dieser Zustände mögen hier noch einige Worte über einen Punkt Platz finden, der, obwohl er von keinem Kommentar berücksichtigt wird, doch nicht ohne juridische Bedeutung sein dürfte, nämlich: über die Beleidigung als Mittel der nothwendigen Selbsthilfe.

Wenn ich einen Menschen, der gestohlen hat, einen Dieb nenne, so mache ich mich, im Sinne des Gesetzes, und auch im Sinne einer humanen Auffassung der menschlichen Beziehungen, einer strafbaren Beleidigung schuldig. Wenn ich aber selber der Bestohlene bin, wenn ich den Thäter auf frischer That, im Gefühl der erlittenen Schädigung schelte, oder gar im Eifer, mein Eigenthum wieder zu erlangen, „Halt den Dieb!“ schreie, so wird es keinem vernünftigen Menschen einfallen, mich deshalb einer strafbaren Beleidigung zu bezichtigen. Nun befindet sich aber der Verläumdete ganz in der Lage des Bestohlenen: er ist der Geschädigte, der sein Eigenthum, seinen guten Namen, reklamirt; ihn wegen der gereizten Form seiner Reklamation strafen, das ist um kein Haar gerechter, als wenn man den Bestohlenen, weil er den Stehler seines Gutes einen Dieb nannte, einsperren wollte, um den Dieb dafür laufen zu lassen. Ja es ist bei weitem ungerechter, und das ist nicht schwer zu beweisen.

Der Diebstahl bewirkt eine materielle Schädigung, gegen welche mit Worten nichts auszurichten ist. Der Bestohlene mag den Stehler Dieb schelten, so viel er will, der Schaden bleibt so lange auf ihm liegen, als ihm sein Eigenthum nicht zurückerstattet ist. Ganz anders bei der Verläumdung: hier entsteht eine moralische Schädigung, gegen welche die dialektische Abwehr Hilfe schafft, denn hier, wenn auch die dolose Handlung fortbesteht, leidet der Verläumdete doch nur in dem Maße Schaden, in welchem der Schimpf auf ihm sitzen bleibt. Gelingt es ihm, die öffentliche Meinung von seiner Unschuld zu überzeugen, so bleibt von der Verläumdung nichts übrig, als die böse Absicht und die Schande des Verläumders. Wenn daher die gesetzliche Gestattung beleidigender Gegenwehr bei der rein materiellen Schädigung nichts ist, als eine billige, der gerechten Entrüstung des Geschädigten Rechnung tragende Einräumung, so wird sie dagegen bei der moralischen Schädigung zu einem für die Rechtfertigung unentbehrlichen Hilfsmittel, folglich zu einem unverbrüchlichen Recht.

Denn ich muß doch meinen Verläumder einen Verläumder nennen, wenn ich nicht zugeben will, daß er die Wahrheit spricht. Und da in moralischen Dingen die Erbringung materieller Unschuldsbeweise gewöhnlich unmöglich ist, und durch die innere Ueberzeugung des Urtheilenden ersetzt werden muß, so darf der Verläumdete — ohne Ansehen der Beleidigung — alle formellen Mittel der Sprache gebrauchen, die er für geeignet hält, die Ueberzeugung der Unschuld beim Hörer hervorzubringen. Nichts ist daher ungereimter, als einem Menschen, der in seiner moralischen Existenz angegriffen ist, von Ueberschreitung der Nothwehr zu sprechen: eine solche gibt es nicht; denn je schwärzer er die Schuld des Verläumders vor Augen stellt, desto klarer tritt seine Schuldlosigkeit zu Tage. Er kann nicht zum voraus, bis auf einen Kaffeelöffel voll, das Quantum Gegenwehr berechnen, das er nöthig hat, um auf Gemüther zu wirken, deren Empfänglichkeit ihm unbekannt ist. Aus diesem Grunde muß es denn auch dem moralisch Angeschwärzten erlaubt sein, innerhalb der Wahrheitsgrenzen, jede dialektische Waffe, die ihm zu Gebot steht, zur Vernichtung der Verläumdung anzuwenden: denn deren Vernichtung ist seine Rechtfertigung.

Von einer derartigen Anschauung ist unsere heutige Rechtspraxis freilich weit entfernt. Mit dem Gesetzbuch verhält sich's wie mit der Bibel: Der Mensch mag handeln, wie er will, er findet immer einen Bibelspruch, auf den er sich berufen kann; die Justiz mag erkennen, wie sie will, sie findet immer einen Gesetzesparagraphen, der ihr zu Hilfe kommt. Was freilich der gesunde Menschenverstand und das öffentliche Rechtsgefühl zu gewissen Entscheidungen sagen, ist eine andere Frage, und die Justiz hat, sowohl in ihrem eigenen Interesse als in dem der Gesellschaft, schwerlich etwas dabei zu gewinnen, wenn sie sich so außerhalb der nichtjuridischen Ethik stellt, daß sie Urtheile fällt, die mit dem Rechtsbewußtsein des Volks im entschiedensten Widerspruch stehen.

Ludwig Pfau.

Viktor Hehn.

Mehrere Monate sind bereits seit Viktor Hehn's Tode verstrichen. Der Lebende hatte es verschmäht, seine Persönlichkeit in die vordersten Reihen zu drängen, und so geschah es ihm, was immer denen geschieht, die sich der Einsamkeit ergeben: er wurde von der großen Welt wenig gekannt. Denn wenn er auch wirklich einmal Wochen oder Monate lang der Gegenstand der öffentlichen Besprechung war und Zeitungen, die von Rechtswegen dem in seinen Werken wehenden Geist fremd oder feindlich hätten gegenüberstehen müssen, große Auszüge aus einem seiner Bücher brachten und scharfe Bemerkungen wiedergaben, die sich etwa gegen die Zeitungsschreiber, gegen unsere politischen Parteien und gegen die Juden richteten — so wurden doch diese Besprechungen, wie billig, von der großen Menge schnell vergessen. Denn der, welcher den Inhalt dieses an Gedanken so reichen Lebens kannte, vermochte wohl für die erbitterten und nicht selten ungerechten Angriffe gegen manche Erscheinungen des Tages aus der Entwicklung des geistreichen Mannes heraus die Erklärung finden, aber dem großen Publikum, das mit diesem Zusammenhang nicht vertraut war, konnten diese Aeußerungen nur unverständlich erscheinen; ebenso mußten sich die, welche in Hehn einen Bundesgenossen zu finden glaubten und daher diese Bemerkungen mit Jubel begrüßten, bei genauerem Betrachten der fraglichen Stellen bald von dem himmelweiten Unterschied zwischen ihren und Hehn's Anschauungen überzeugen. So kam es, daß auch diese scheinbare Theilnahme seinen Namen nicht populär machte und daß auch der Tod seine Gestalt nicht für einige Zeit so in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stellte, wie es sonst bei hervorragenden deutschen Gelehrten zu geschehen pflegt. Aus diesem Grunde erscheint gerade jetzt der Versuch gewiß nicht unnöthig, Viktor Hehn's wissenschaftliche Bestrebungen und Leistungen zu verfolgen und seine Stellung innerhalb der deutschen Wissenschaft zu charakterisiren.

Es sind scheinbar weit auseinander liegende Gegenstände, denen Viktor Hehn's drei wichtigste Arbeiten gewidmet sind. Allerdings nur scheinbar, denn wenn man näher zusieht, erkennt man in allen drei Büchern, so weit sie auch ihrem Inhalte nach auseinander liegen, gewisse gemeinsame Grundzüge. Auf sein Buch über Italien (1866) folgten die „Kulturpflanzen und Hausthiere“, die durch die kleine Monographie „Das Salz“ (1873) ergänzt wurden. Nach längerer Zeit erschienen dann: „Gedanken über Goethe“ (1887), ein Buch, das aus einzelnen zum Theil früher geschriebenen Abhandlungen besteht und denen um des gleichartigen Gegenstandes willen noch anzufügen sind die geistreiche, aber sehr paradoxe Studie über Goethe's Metrik (im sechsten Bande des Goethe-Jahrbuchs) und der Essay: die Sprache der Bibel bei Goethe (ebendaselbst im achten Band).

Das Buch: „Italien. Ansichten und Streiflichter“ enthält eine Reihe von Aufsätzen, die, scheinbar zusammenhanglos, doch eine innere Verknüpfung aufweisen und den Leser weit besser über Natur und Wesen des Landes und seiner

Bewohner unterrichten als manche ins Einzelne gehende Darstellung von ermüdender Weitschweifigkeit. Mit welcher Sicherheit ist z. B. gleich am Anfange der Kontrast zwischen Nordeuropa und den Ländern des Mittelmeeres gezeichnet, wie er sich etwa dem Wanderer aufdrängt, der einen nach Süden führenden Alpenpaß überschreitet und der nun aus dem weißen und grünen Winterland in ein braunes Sonnen- und Lichtland sich versetzt fühlt, aus der Heimath der form- und schrankenlosen Gewalten, der beängstigenden Zeugen uralter elementarer Kämpfe und Naturrevolutionen, in ein Land, wo der Naturgeist in Formen gebunden ist. Mit der gleichen Sicherheit zeichnet der Verfasser dann einzelne Landschaften, wie z. B. die Niederungen am Po und entwirft ein Bild von der Bodenbeschaffenheit, der Fauna und der Vegetation des Landes, indem er zugleich zeigt, wie sich Architektur und Gärten der Landschaft charakteristisch anpassen. Nirgends gibt er uns kahle Beschreibung, sondern überall greift er bezeichnende Eigenthümlichkeiten heraus und versteht es, auf diese Weise ein festumrissenes Bild entstehen zu lassen. Man vergleiche z. B. die schöne Charakteristik der südlichen Landschaft im Allgemeinen, wie sie in dem fünften Kapitel entworfen wird: „Im Allgemeinen trägt das Land im Süden — und dies ist, was den Nordländer am meisten verwirrt — ein einförmiges, gleichartiges, ernstes Kolorit. Die Natur malt hier monochromatisch und zwar mit bräunlich gelbem Grundton: Himmel und Erde, Pflanzen und Berge, Vorder- und Hintergrund, alles wird, wie bei pompejanischen Bildern, von der einen, traurig stillen, tiefgesättigten Felsenfarbe beherrscht. Die Vegetation, von dunklem, braunem Ansehen, schließt sich an die rothbraun brennenden Bergwände an, als gehörte sie zu ihnen; die staubig gelbe Ebene trägt die rothfarbenen Halme der reifenden Feldfrucht; zwischen den bleigrauen Oliven liegen warme braune Erdflecke offen; weißliche Steinpfade schlängeln sich zwischen braungrünen Kaktushecken, auf denen dicker Kalkstaub ruht; in röthlichem Goldton glänzen die Säulen, die Travertinblöcke, die Backsteinmauern der Ruinen; Städte, Schlösser und Wallfahrtskapellen gleichen in Farbe und Ansehen ganz dem hohen Fels, aus dem sie hervorgewachsen scheinen; nichts hebt sich selbständig hervor, Alles, selbst der Azur des Himmels und des Meeres, die Abendröthe, das Landhaus, der Baum, das Gemäuer, so fein und individuell auch sonst die Lokalfarbe sein mag, ordnet sich der strengen Harmonie unter, dem Sonnenton, in dessen Stimmung Alles versenkt ist. So weit das Auge reicht, ist Alles todt und gleichgültig in der Farbe, starr und leblos in der Form. Es ist eine stilvolle, ganz plastische, scheinbar seelenlose Landschaft."

Neben dieser scharfen Beobachtungs- und Auffassungsgabe tritt uns eine zweite Eigenthümlichkeit Hehn's aus diesem Buche entgegen. Wo er Erscheinungen des Menschen- und Völkerlebens betrachtet, sucht er den ihm vorliegenden Einzelfall immer in einen größeren Zusammenhang zu rücken und von hier aus den richtigen Maßstab zu seiner Beurtheilung zu finden. Durch diesen kulturhistorischen Blick zeichnet sich Hehn in hohem Grade aus. Mit seinen Urtheilen freilich wird man sich nicht immer einverstanden erklären können, sie sind stets geistreich, aber sehr häufig parador und einseitig. Das gilt weniger von den Partieen, in denen Hehn die Lebens- und Arbeitsgewohnheiten des Volkes, etwa den Terassenbau, die Anlegung von Cisternen, die Aufbewahrung des Getreides in unterirdischen Höhlen darstellt und durch verwandte oder gleiche Züge aus dem Leben anderer morgenländischen Völker erläutert — diese kulturhistorischen Darlegungen sind vielmehr immer sorgfältig und genau; auch gilt das nicht von den völkerpsychologischen Betrachtungen über das italienische Volk, denn wenn diese auch an einzelnen Stellen — was übrigens Hehn selbst zugesteht — etwas zu sehr ins Schöne malen, so hat uns doch die seitherige Entwicklung Italiens gelehrt, daß sie im Wesentlichen das Richtige getroffen haben. Wohl aber hat man gegen die Art, wie sich Hehn manchen großen geschichtlichen Mächten gegenüberstellt, gegründeten Widerspruch zu erheben. Das Christenthum z. B. betrachtet er nur als ein semitisches, dem abendländischen Wesen feindliches, Kulturelement. In dem schönen Abschnitt über Rom wird beklagt, daß von der ehemaligen Fülle der Denkmäler, der Bauwerke und der Heiligthümer des alten Roms so wenig übrig geblieben ist. „Andere Zeiten und Menschen, ein neuer Glaube sind gekommen und haben in langer Zerstörungsarbeit die Werke einer älteren, edleren Epoche niedergerissen, geplündert, verbrannt, ja bis auf die letzte Spur vertilgt. Hier und da stehen noch einzelne abgebrochene Säulen und Bogen, sie gleichen den kaum kenntlichen Stückchen eines zerfallenen menschlichen Gebeines, die wir aus aufgedeckten uralten Gräbern hervorscharren. Das Kolosseum dort, an dem der Sage nach die Juden, nachdem ihre Hauptstadt, der Sitz der Rebellion, erstürmt worden, arbeiten mußten — sie, die Juden, haben es bis über die Hälfte wieder abgebrochen und an den römischen Siegern eine lange, schreckliche Rache genommen. Was sie nicht dem Boden gleich machten aber zu Kalk verbrannten, das gestalteten sie um und drückten ihr Zeichen drauf. Von den beiden Säulen der Kaiser Trajan und Mark Aurel stürzten sie das Bild der Gewaltigen herab und stellten zwei der Ihrigen, zwei Beschnittene, einen Fischer und einen Teppichweber, oben hin. Das Mausoleum des Kaisers Hadrian, in welchem seitdem die Herrscher über den Erdkreis ihre Ruhestätte gefunden hatten, schändeten sie äußerlich, raubten es innerlich aus und ließen eine Figur ihres überirdischen mythischen Reiches, einen ehernen Engel über den Zinnen schweben, die Brücke aber, die der Kaiser zum Eingang in sein Grabmal über den Tiberstrom geschlagen hatte, schmückten sie durch ähnliche orientalische Phantasiegestalten in manierirten Stellungen, mit flatternden Gewändern und süßlichen Mienen." Ueber seine Abneigung gegen das Christenthum läßt sich natürlich mit Hehn nicht rechten, aber daß die Gedankenreihe, die sich ihm bei der Betrachtung vergangener Herrlichkeit aufdrängte, auf falschen Voraussetzungen beruht, ergibt sich von selbst. Denn der Geist, den der „jüdische Teppichweber" Saul verkündete, bedeutete keineswegs allein Zerstörung und man könnte ebenso gut sagen, daß ein großer Theil der Gebäude und Denkmäler des Alterthums unrettbar der Wuth der Barbaren zum Opfer gefallen sein würde, wenn nicht das Christenthum sie zu seinen Kultusstätten gemacht und dadurch wenigstens zum Theil der Nachwelt aufbewahrt hätte. Die kulturhistorische Mission des Christenthums wenigstens bei den heidnischen Germanen, Lithauern und Wenden muß Hehn selbst widerwillig anerkennen, indem er der Thatsache gedenkt, daß die neue Religion den entsetzlichen Menschenopfern ein Ende machte: „wenn man sich bisweilen versucht fühlt, den plötzlichen Abbruch der organischen Entwicklung naturfrischer Völker durch die Bekehrung zum semitischen Christenthum zu bedauern, so darf man sich nur solcher Züge des heidnischen Lebens erinnern, um sich mit dessen unvermitteltem Untergang zu versöhnen" (Kulturpflanzen und Hausthiere, 5. Aufl. S. 443.)

Einer der vortrefflichsten Abschnitte des Buches handelt über die italienische Sprache und zeigt namentlich sehr hübsch, wie sich die neue Sprache für die Einbußen, welche sie dem Lateinischen gegenüber erlitten, Ersatz geschafft hat. Viele Sprachstämme des Lateinischen sind im Italienischen erloschen, aber dafür hat sich der Sprachgenius zu entschädigen gewußt, einmal dadurch, daß Lautveränderung aller Art, hervorgebracht durch Zufall, Mißverständniß, üble Gewohnheit, lokale und dialektische Aussprache und Aehnliches mehr vom Begriff festgehalten und benutzt wird (so stammt z. B. von lex nicht bloß la legge das Gesetz, sondern auch la lega Gehalt der Münzen, allegare legiren), ferner durch Zugang fremden Sprachstoffes, die ergiebigste Quelle der Bereicherung und Neubelebung einer Sprache, durch die Verwandlung von Eigennamen in Apellativa, schließlich auch durch neue Bildungen, die aus unmittelbarer Lautmalerei entstehen. Natürlich sind dies nicht die einzigen Wege, auf denen die Sprache sich Ersatz für das Verlorene verschafft, aber es sind die wichtigsten und charakteristischsten. Auch die übrigen Partien dieses Kapitels, denen wir hier im Einzelnen nicht nachfolgen können, bieten überall reiche Anregungen, und von den einsichtigen Anschauungen, die Hehn

über das Werden und die Entwicklung der Sprache vorträgt, sollten namentlich die Sprachreiniger unserer Tage zu lernen suchen: „Nur beschränkte Kleinstädter haben meinen können, es sei für eine Sprache förderlich, fern von den Menschen aufzuwachsen, oder strenge Prohibition und Grenzwache nebst Verbrennung eingedrungener fremder Waaren stärke die Produktion, mache das Land reich und sei ein Gebot nationaler Würde. Ganz im Gegentheil. Viel Fremdwörter, viel Kulturverkehr; viel entlehnt, viel gelernt; eine reiche Geschichte, ein an mannigfachem Gute reiche Sprache.“

Der kulturhistorische Blick, die scharfe Beobachtungsgabe für die Erscheinungen der Natur und für alles, was aus dem Verkehr des Menschen mit der Natur sich ergibt, die Neigung zu sprachwissenschaftlichen Studien — das alles waren Eigenschaften Hehn's, die sich schon in dem Buch über Italien zeigten. Sie treten uns mit noch größerer Deutlichkeit entgegen in seiner zweiten und besten Leistung: Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Wie namentlich die Mittelmeerländer durch die Einführung aus dem Orient stammender Gewächse und Thiere sich in ihrem Aussehen durchaus veränderten, wollte Hehn mit den Mitteln, welche ihm die vergleichende Sprachforschung bot, in diesen „historisch-linguistischen Skizzen“ zeigen. Die Lösung dieser Aufgabe konnte nur einem Forscher wie Hehn gelingen, der mit der Beherrschung der für die indogermanische Sprachvergleichung wichtigsten Sprachen eine staunenswerthe Belesenheit und namentlich eine gründliche Kenntniß der klassischen Litteratur verband.

Wenn wir von den später aus Amerika eingeführten Gewächsen, dem Opuntienkaktus und der Agave absehen, so stammt die Flora, die uns jetzt für die Mittelmeerländer und namentlich für Italien so charakteristisch erscheint, daß wir meinen, sie müßte von Anfang an dieses Land bekleidet haben, aus Asien. Und zwar sind es zwei Centren in Asien, von denen aus sich die Gewächse und Pflanzen nach Europa und zwar zunächst nach dessen südlichen Theilen verbreitet haben, einmal Syrien und Palästina, dann Armenien, Kaukasien und Kleinasien. Aus Syrien und Palästina stammt der Oel- und Feigenbaum, die Heimath des Weines wird zwar südlich vom Südrande des kaspischen Meeres zu suchen sein, aber die Verbreitung der Weinkultur ist den syrischen Semiten zu verdanken. Nicht anders verhält es sich mit der Myrthe und dem Lorbeerbaum, die ebenfalls durch die Syrer im Gefolge wandernder religiöser Kulte in das griechische Land kamen und um die entsprechenden Heiligthümer angepflanzt wurden. Namentlich durch die syrischen Phönizier und ihre Seefahrten wurden asiatische Gewächse nach den Mittelmeerländern gebracht, durch sie kam z. B. die Cypresse, welche in Afghanistan ihre Heimath hat, frühzeitig an alle Orte, an denen sie ihre Niederlassungen hatten, während dieser Baum nach Italien erst verhältnißmäßig spät gelangte; ebenso erfolgte die Verbreitung der aus Mesopotamien stammenden Dattelpalme durch die Vermittlung der Phönizier, welche sie den Griechen zuführten. Aus Vorderasien stammt, wie bereits bemerkt, neben dem Wein, die Kirsche, wohl auch die Aprikose (aus Armenien, wahrscheinlich aber aus den Grenzbezirken zwischen Armenien und Persien), ferner Mandel, Walnuß und Kastanie. Wieder andere Pflanzen sind wenigstens zunächst aus Vorderasien den Europäern zugekommen, z. B. der Flachs, der übrigens auch in Aegypten schon früh gebaut und benutzt wurde. Auch Aegypten spielt bei dem Uebergang der wichtigsten Kulturpflanzen und Hausthiere nach Europa keine unwichtige Rolle. Die Katze ist hier zuerst gezähmt worden, Lauch und Zwiebel wurden hier schon in sehr früher Zeit gebaut, desgleichen die Linse, während die Erbse dem mittleren Asien angehört und sich von hier aus durch Vorderasien den Weg nach Europa gebahnt hat.

Durch die Einführung dieser und eines großen Theiles andrer Gewächse in Europa, trat eine völlige Umwandlung der landschaftlichen Physiognomie der Mittelmeerländer ein. Erst durch die pflanzende und ordnende Menschenhand haben diese Länder die Pflanzendecke erhalten, ohne die wir sie uns jetzt nicht mehr zu denken vermögen. Mit Recht hebt Hehn hervor, daß wir uns zur Zeit der Einwanderung der Arier in die Balkan- und Apenninhalbinsel, diese Halbinseln als nordisch-barbarische Länder vorzustellen haben, bedeckt von einer dichten, schwer zu durchdringenden Waldung düstrer Fichten und immergrüner oder laubwerfender Eichen, zwischen denen in den Flußthälern offene Weidenstrecken lagen. Durch die allmähliche Einführung und Anpflanzung der asiatischen Gewächse, von denen einige wichtigere oben angeführt worden sind, veränderte sich nach und nach das Aussehen dieser Länder durchaus, und das Resultat des langen Assimilationsprozesses war die Gleichartigkeit der Bodenkultur in allen Uferländern des Mittelmeeres. „Diese Gleichartigkeit stellte sich auch äußerlich in der Einheit des römischen Reiches dar, welches in seinem wesentlichen Bestande eine Zusammenfassung der um dies innere Seebecken gelagerten Landschaften war. Der gartenartige Anbau und die wichtigsten Kulturgewächse dieses Gebietes, waren semitischer Abkunft, und wie das Christenthum, von dem südöstlichen Winkel desselben ausgegangen. Die einst barbarischen Länder Griechenland, Italien, Provence, Spanien, Waldgegenden mit groben Rohprodukten, stellten jetzt das Bild einer blühenden, in mancher Beziehung auch ausgearteten Kultur im Kleinen, mit Gartenmesser und Hacke, Wasserleitungen und Cisternen, gegrabenen Weihern, berupften Bäumen und umgitterten Vogelhäusern dar — wie in Kanaan und Cilicien. Das Sommerlaub und die schwellenden Umrisse der nordischen Pflanzenwelt waren der starren Zeichnung einer plastisch regungslosen, immergrünen, dunkel gefärbten Vegetation gewichen. Cypressen, Lorbeeren, Pinien, Myrthenbüsche, Granat- und Erdbeerbäumchen u. s. w. umstanden die Gehöfte oder bekleideten verwildert die Felsen und Vorgebirge der Küste. Griechenland und Italien gingen aus der Hand der Geschichte als wesentlich immergrüne Länder hervor, ohne Sommerregen, mit Bewässerung als erster Bedingung des Gedeihens und dringendster Sorge des Pflanzens. Sie hatten sich im Laufe des Alterthums orientalisirt, und selbst die Dattelpalme fehlte nicht, als lebendige Zeugin dieser merkwürdigen Metamorphose.“

Meist von den Mittelmeerländern aus wanderten die aus Asien stammenden Gewächse nun auch nach dem übrigen Europa, doch zeigt sich hier ein Unterschied zwischen den in Syrien und den in Armenien und Kleinasien heimischen Gewächsen. Diese wie der Weinstock und die Kirsche sind auch höher nach Norden hinauf gedrungen und gedeihen hier, jene pflegen im Wesentlichen die Grenzen der Mittelmeerländer nicht zu überschreiten. — Ganz ähnlich wie mit den Kulturpflanzen verhielt es sich mit den Hausthieren. Auch von diesen besaßen die Mittelmeerländer ursprünglich nur wenige, wie z. B. das Schwein und das Rind; der größte Theil wurde erst aus Asien eingeführt, und zwar stammten die Thiere aus den verschiedensten Gegenden Asiens, z. B. aus Indien wie Hahn und Pfau, oder aus den Steppen Centralasiens wie das Pferd oder aus Kaukasien wie der Fasan; sehr häufig aber kamen sie den Europäern durch die Vermittlung der gleichen Stämme zu, wie die Kulturpflanzen.

Das sind natürlich nur die dürftigsten Umrisse des reichen Gemäldes, das in diesem vielseitigen Buche entworfen ist. Die Pflege der Pflanzen und Thiere im Abendlande, ihre Benutzung und Verwendung wird auf Grund eines umfassenden Quellenmaterials dargestellt. Und nirgends bleibt Hehn bei dem Wortlaut der Quellenstellen stehen, sondern überall zeigt er den weiten und umfassenden Blick des Historikers, man vergleiche z. B. die schönen Erläuterungen, mit denen er die biblische Erzählung von den Bäumen, die einen König wählen wollen und nach einander zum Oelbaum, zum Feigenbaum, zum Weinstock und zum Dornbusch kommen, begleitet: „Welch ein Bild syrischer Natur und semitischen Lebens! Jene ungeheuren Dornhecken und Stachelpflanzen der Wüste, die Akazienbüsche, denen man nicht anders nahen kann, als mit langen, schneidenden und zusammenraffenden eisernen Stangen bewaffnet — sie werden in der Sommergluth dürre wie Gerippe und werfen keinen Schatten, und

wenn sie sich zufällig entzünden, dann geht der Brand verheerend, so weit der Horizont reicht, und ergreift die Fruchtbäume mit, die sich auf seinem Wege finden. So tiefen die Feuer des Despotismus und der Eroberung über ganz Asien und verzehrten alles Privatglück, alle stille Kulturthätigkeit. Die furchtbare Majestät der Herrscher von Ninive und Babylon glühte erbarmungslos wie die Sonne im Sommer und brannte die Völker nieder, wie der Dornbusch die Cedern am Libanon; Oelbaum, Feigenbaum und Weinstock aber glichen dem Manne, der in begrenztem Kreise Werke des Friedens schafft und Wohlthaten spendet. Und bis auf den heutigen Tag sind Politik und Musik — im griechischen Sinne — feindliche Gegensätze geblieben: unser Dichter erfuhr es, als er unternahm, über den Bäumen zu schweben, und Wahrheit und Liebe, vor Allem aber die Poesie, die Götter und Menschen fröhlich macht, in seinem Innern zu versiegen drohte. Seitdem haßte er in der Revolution den flammenden Dornbusch, der Gärten und Pflanzungen verheerte."

Diesem Dichter ist Hehn's letztes selbständiges Buch gewidmet, welches Hehn's Vorzüge noch einmal im hellsten Lichte zeigt. Das Buch bringt wenig neue Thatsachen, aber auf Schritt und Tritt begegnen wir längst Bekanntem, das in eine ganz neue und eigenartige Beleuchtung gerückt wird. Muß man auch sehr häufig gegen diese Art der Betrachtung Widerspruch erheben, so regt sie doch stets zu neuer Prüfung des Gegenstandes an, und überall eröffnen seine Untersuchungen einen weiten und ungeahnten Ausblick. So gleich am Anfang der geistvolle Versuch einer Konstruktion der deutschen Geschichte, wobei die verschiedene Entwicklung der einzelnen deutschen Landschaften auf ihre größere oder geringere Durchdringung mit römischem Wesen zurückgeführt wird; freilich der Versuch, Goethe's Wesen aus seiner Heimath zu erklären und ihn als eine Art Produkt des südlichen Deutschlands und des hier herrschenden Geistes aufzufassen, muß als verfehlt abgewiesen werden, zumal es ohne chronologische und andere Gewaltsamkeiten dabei nicht abgeht. Ganz vortrefflich dagegen ist die Abhandlung über die Naturformen des Menschenlebens, die sowohl den scharf eindringenden Blick des Kulturhistorikers als die liebevolle Hingebung des feinsinnigen Freundes der Poesie verräth. Es war eine lohnende Aufgabe, darzustellen, wie derselbe Dichter, der vor Allem berufen schien, in lyrischen Gesange den Kämpfen des Bewußtseins und Einzeldaseins Ausdruck zu geben, uns auch in idealen Umrissen die beharrende Naturgestalt unseres Geschlechtes zeigt, die substantiellen Lebensformen, in deren Schoße das Subjekt noch unerschlossen ruht. Wie diese Urverhältnisse des Menschengeschlechtes von dem Dichter theils objektiv entfaltet, theils uns in der Wirkung auf ein einzelnes Gemüth und im Kontrast mit subjektiven Stimmungen dargestellt werden, hat Hehn vortrefflich gezeigt. Mit der gleichen Kunst wird uns vergegenwärtigt, wie Goethe das Leben einzelner Stände, des Bürgers und des Adels, in ihren Grundzügen auffaßt und wiedergibt; ebenso wird sein Verhältniß zu einzelnen Erscheinungen der Natur, zwar nicht mit vollständiger Sammlung des Materials, aber an vortrefflich ausgewählten Beispielen veranschaulicht.

Der größte der in den „Gedanken über Goethe"*) vereinigten Aufsätze will nachweisen, daß Goethe eigentlich zu keiner Zeit richtig verstanden und in seinem ganzen Werthe erkannt worden ist. Weder Klopstock, Lessing, Wieland und Herder noch der Kreis, dem Goethe in Weimar sich und sein Bestes mittheilte, hatten von seiner wirklichen Größe eine Ahnung; die abgöttische Verehrung, welche die Romantiker ihm zu Theil werden ließen, schlug bald in die bitterste Feindschaft um; von allen Seiten erfolgten Angriffe auf ihn, man denke nur an Wolfgang Menzel, Heine und Börne; wie wenig auch die eigentlichen Litterarhistoriker im Stande waren, Goethes Größe zu fassen, wird an Gervinus und Vilmar gezeigt, bei denen es freilich auf der Hand liegt, weshalb sie dazu nicht im Stande waren; auch den Goethephilologen der Gegenwart und der ästhetischen Kritik kann ein großes Verdienst um die wirkliche Erkenntniß Goethes nicht zugeschrieben werden. — Der Grundgedanke, auf dem sich diese Abhandlung aufbaut, ist gewiß nicht unrichtig. Daß sich Ueberklugheit, Bosheit, Geistesarmuth und Unwissenheit stets freudig die Hände reichen, wenn es gilt, einen großen Dichter zu verunglimpfen — diese Thatsache ist leider allzuwahr, und um ihre Richtigkeit zu erkennen, haben wir gar nicht nöthig in das achtzehnte Jahrhundert zurückzugehen, sondern wir brauchen uns bloß Beispiele aus unserer eigenen Zeit zu vergegenwärtigen. Daß es den großen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts nicht anders ergangen ist, war bekannt, und in sofern könnte man Hehn vollständig Recht geben, wenn er nicht seinerseits wieder über das Ziel hinausschösse. Neben gehässigen Tadlern und boshaften Verkleinern hat es Goethe weder an lauter Verehrung noch an einer stillen Gemeinde gefehlt, die sich an seinen Worten erbaute und die auch jetzt noch von Tag zu Tage wächst, so sehr auch Hehn das bestreitet Es ließe sich leicht auch aus Zeugnissen der Zeitgenossen Goethes ein ebenso glänzendes Bild zusammenstellen als Hehn ein dunkles gibt. Dazu kommt, daß Hehn in der Sucht seinen Satz so vollständig als möglich zu beweisen, sich zu offenbaren Ungerechtigkeiten hat verleiten lassen. Wir wollen dabei nicht auf die Charakteristik Heine's hinweisen, obgleich dieselbe auch nicht einwandsfrei ist, wohl aber muß man die Art tadeln, in der Lessing's Stellung zu Goethe behandelt wird. Hehn behauptet geradezu, Lessing sei neidisch auf Goethe gewesen, trotzdem die Briefstellen, durch welche diese Behauptung begründet werden soll, durchweg unglaubwürdig und meist nichts als alberne Klatschereien sind, die der Litterarhistoriker füglich bei Seite lassen sollte.

Soviel man aber auch im Einzelnen gegen das Buch einwenden mag und so sehr man Aeußerungen, wie die über Lessing und manches Andere hinwegwünschen möchte, so wird man es doch immer mit Genuß wieder zur Hand nehmen und neue Anregung aus ihm schöpfen. Und so ist es mit allen Schriften Hehns. Die Fülle des Wissens, die in diesen Werken niedergelegt ist, die bedeutende und — was in unserer Alles nivellirenden Zeit besonders hervorzuheben ist — ganz eigenartige Persönlichkeit, die aus ihnen zu uns spricht, werden ihnen noch auf lange Zeit hinaus eine große und fruchtbringende Wirkung sichern.

Georg Ellinger.

*) Vergl. „Nation" Jahrg. IV, Nr. 38.

Vorbedingungen der Befruchtung.

Alles organische Leben, — daran kann man auch wohl noch heute festhalten, ist an die Zelle gebunden.*) Während die niedrigsten Lebewesen einzellige Organismen sind, wird der Körper der höheren Thiere und Pflanzen aus einer Vielheit von Zellen gebildet; aber auch hier bewahrt noch die einzelne Zelle in gesundem wie in krankem Zustande eine gewisse Selbständigkeit, und man hat gewiß mit Recht einen solchen zusammengesetzten Organismus einem Staate verglichen, ja ihn wohl auch kurzweg einen Zellstaat genannt.

Besser aber, als man bis dahin die Entwicklung des Staates aus seinen ersten Anfängen hat verfolgen können, gelingt es, den vielzelligen Organismus, selbst den der höchsten Metazoen — so nennt man die vielzelligen Organismen im Gegensatz zu den einzelligen Wesen, den Protozoen — auf eine einfachste Form zurückzuführen und seine Entwicklung aus derselben Schritt für Schritt zu verfolgen. Jeder Organismus, auch der komplizirteste, geht aus einer einfachen Zelle hervor, aus dem Ei. In der Zelle also liegt das Problem des Lebens und deswegen verdienen auch alle

*) Vergl. aber Altmann, R. Die Elementarorganismen und ihre Beziehungen zu den Zellen. Leipzig. 1890.

Vorgänge im Leben der Zelle unsere volle Aufmerksamkeit. Eine ganz besondere Wichtigkeit aber gewinnen eigenartige Vorgänge, welche sich an der Eizelle abspielen. Liegen doch im Ei die Bedingungen für den ganzen späteren Organismus begründet, wir müssen leider auch sagen, verborgen; wenigstens ist es bis dahin noch Niemand gelungen, aus den mechanischen Zuständen der Eizellen, gleichwie in einer abgekürzten mathematischen Formel, die mechanischen Entwicklungsgesetze des betreffenden Wesens herauszulesen. Komplizirt werden die Verhältnisse noch dadurch, daß dem einzelligen Zustande der Lebewesen wohl immer ein zweizelliger vorhergeht. Meist werden in getrennten Organismen männliche und weibliche **Keimzellen** gebildet, und erst aus der Verbindung beider geht die entwicklungsfähige Eizelle hervor. Wohl gibt es auch Zustände, bei denen die weibliche Keimzelle sich zu einem vollkommenen Organismus entwickeln kann, aber diese unter dem Namen der **Parthenogenese** berühmt gewordenen Vorgänge bilden keine prinzipiellen Ausnahmen. Auf die Dauer kann sich keine Gattung durch Parthenogenese fortpflanzen. Immer wieder muß nach einiger Zeit auch bei Thieren, bei denen Parthenogenese vorkommt, eine geschlechtliche Fortpflanzung eintreten, und diese ist ihrem Wesen nach bedingt durch die Vereinigung zweier Keimzellen.

Lange Zeit schienen im schroffen Gegensatze zu der eben vertretenen Auffassung die Verhältnisse bei den einzelligen Lebewesen, den Protozoen, zu stehen. Man nahm an, daß diese sich einfach durch Theilung in das Unendliche vermehren könnten, zu ungezählten, unzählbaren Generationen. Daneben kannte man zwar schon seit langer Zeit einen Vorgang, bei dem sich zwei Protozoen für einige Zeit vereinigten, die **Konjugation**; aber man kannte das Wesen dieses Vorgangs nicht, und da die Vereinigung nur vorübergehend ist und bald wieder eine vollkommene Trennung folgt, so wurde die Konjugation meist wenig beachtet. Erst in allerneuester Zeit ist die Konjugation von zwei ganz verschiedenen Seiten aus, von einem deutschen und einem französischen Forscher, bis in ihre Einzelheiten verfolgt worden, von **Maupas** und von **Hertwig**. Sorgfältigste Beobachtung, unterstützt durch eine fortgeschrittene Technik, haben es diesen Forschern ermöglicht, bei der Konjugation der Infusorien Vorgänge aufzudecken, welche ein unerwartetes Licht auf die Biologie der Zellen, insbesondere die der Keimzellen, und auf das Wesen der geschlechtlichen Fortpflanzung werfen.

Angestellt wurden diese wichtigen Untersuchungen von Maupas*) an einer ganzen Reihe von Infusorien; von Hertwig**) besonders an dem überall gemeinen Paramecium aurelia, das sich massenhaft in fauligen Aufgüssen entwickelt, und vor einem halben Jahrhundert noch als ein Beispiel der Urzeugung herhalten mußte. An dieses Thierchen, auf das Jeder, der mit einem nur einigermaßen brauchbaren Mikroskope, ja mit einer guten Lupe ausgerüstet ist, mit Glück Jagd machen kann, wollen auch wir uns halten, um uns das Wesen der Konjugation klar zu machen. Paramecium gehört schon zu den höheren Protozoen; sein Körper ist länglich oval und formbeständig, und eben seiner Form verdankt Paramecium seinen Namen, der von παραμηχης länglich, abgeleitet wird. Der Körper von Paramecium ist mit Wimpern bedeckt und von einer feinen Haut einer modifizirten äußeren Schicht seines Protoplasmas umgeben, wie man eine solche als Cuticula zu bezeichnen pflegt. Diese Cuticula ist nur an einer Stelle des Körpers unterbrochen, und diese liegt in der Tiefe eines Trichters, der mit Wimpern ausgekleidet, dem Thiere als Mund dient, und auch so benannt wird. Daß Paramecium auch kontraktile Vacuolen besitzt, mag nur nebenbei erwähnt werden. Wir wollen uns jetzt zu den Gebilden wenden, welche unsere Hauptaufmerksamkeit verdienen, zu den **Kernen** von Paramecium.

Die einfachsten Zellen und die einfachsten einzelligen Wesen bestehen aus einem kleinen Protoplasmaklümpchen und in ihm finden wir einen durch seine Struktur und sein Verhalten gegenüber gewissen Reagentien und Farben ausgezeichneten Kern. Wie Paramecium und überhaupt die Infusorien schon äußerlich einen höheren Rang unter den Protozoen einnimmt, steht es auch in seinem inneren Bau nicht mehr auf der Stufe einer einkernigen Zelle, sondern man muß es einer vielkernigen Zelle gleichsetzen. Alle Infusorien haben 2 Kerne, einen großen, oft eigenthümlich gestalteten **Hauptkern** und einen kleinen, unscheinbaren **Nebenkern**; auch Paramecium hat nur den Hauptkern, aber es hat nicht nur einen Nebenkern, es hat deren zwei. Diese Nebenkerne, oder doch einer von ihnen ist es, welcher bei dem Vorgange der Kopulation in den Vordergrund des Interesses tritt. Die Kopulation vollzieht sich so, daß sich zwei Individuen von Paramecium aneinanderlegen, und zwar geschieht das immer in ganz gesetzmäßiger Weise; doch brauchen wir hier darauf nicht einzugehen. Haben sich zwei Parameoien aneinandergelegt, so beginnen sich Veränderungen in den Hauptkernen und in den Nebenkernen abzuspielen. Mit den Veränderungen des Hauptkernes können wir uns kurz abfinden. Der Hauptkern nimmt eine ganz bizarre Form an und zerbröckelt schließlich; er hat seine Rolle ausgespielt und geht zu Grunde. Anders die Nebenkerne. Von diesen theilt sich ein jeder in typischer Weise, so daß zunächst in jedem der kopulirenden Individuen 4 Nebenkerne vorhanden sind. Damit aber nicht genug, theilt sich jedes Theilstück wiederum in 2 Theile, so daß wir in diesem Stadium in jedem Paramecium 8 Nebenkerne haben. Ich kann hier auf das Wesen der Zelltheilung nicht im Einzelnen eingehen. Hervorheben will ich nur, daß nach der Ansicht der meisten neueren Autoren die Kerntheilung darauf hinausläuft, den Theil des Kerns, welcher wegen seiner Affinität zu gewissen Farbstoffen Chromatin genannt wird, möglichst gleichmäßig in die Tochterkerne zu vertheilen. Erreicht wird dies dadurch, daß das Chromatin sich zunächst in einem langen Faden anordnet, daß dieser Faden dann in eine Anzahl Theilstücke (Kernschleifen, besser wohl Chromosomen) zerfällt, daß sich dann jedes Chromosom der Länge nach aufspaltet und zu einer Hälfte in den einen, zur anderen Hälfte in den anderen Zellkern übergeht. Es bleibt also bei dieser Art der Zelltheilung, wie ich hervorheben will, die Anzahl der Kernschleifen in jedem Tochterkern ebenso groß, als sie in dem Mutterkern gewesen war. In dieser typischen Weise haben sich alle 8 Kernspindeln, deren Bildung wir eben beschrieben haben, entwickelt. Ihrer eigenthümlichen Gestalt wegen bezeichnet Hertwig die 8 Nebenkerne dieses Stadiums als Spindeln. Während sich nun bis jetzt alle 8 Spindeln gleichmäßig entwickelt haben, nimmt von nun an eine Spindel eine bevorzugte Stellung ein; wir wollen sie als Hauptspindel bezeichnen, und im Gegensatz zu ihr mögen die anderen 7 Spindeln Nebenspindeln heißen. Hauptspindel und Nebenspindel entwickeln sich jetzt in verschiedener Richtung; während die Hauptspindel an Größe zunimmt und wieder die Gestalt einer normalen Theilspindel gewinnt, beginnt bei den Nebenspindeln ein **Rückbildungsprozeß**, der schließlich zur Auflösung führt. Die allein übrig bleibende Hauptspindel theilt sich noch einmal und von ihren beiden Theilstücken nennt Hertwig sehr bezeichnend das eine den **stationären Kern**, das andere den **Wander- oder Befruchtungskern**. Die beiden Wander- oder Befruchtungskerne benutzen nämlich eine unterdessen zwischen beiden Paarlingen entstandene Protoplasmabrücke und wandern an einander vorüber in das Nachbarthier. Dort angelangt, verschmilzt ein jeder Wanderkern mit dem zurückgebliebenen stationären Kern des anderen Thieres. Sehr wichtig ist, daß bei Theilung der Hauptspindel in den stationären und in den Wanderkern eine Reduktion der Chromatinelemente auf die Hälfte statt hat. Während sonst, wie ich eben auseinandergesetzt habe, in jedem der Tochterkerne ebenso viele chromatische

*) Maupas, E. Le rejeunissement karyogamique chez les Ciliés. Arch. de Zoologie expérimentale et générale. 2 Sér. T. 7 p. 149—517. Pl. IX—XXIII. 1889.

**) Hertwig, R., Ueber die Konjugation der Infusorien. Abhandl. d. königl. bair. Akad. d. Wissenschaft. II. Kl. XVII. Bd. I. Abth. S. 153 bis 233. Taf. I. bis IV. 1889.

Elemente sind, als im Mutterkerne, hat jetzt sowohl der stationäre Kern wie der Wanderkern nur halb soviel Chromosomen, als sich solche in der Hauptspindel vorfanden. Was ich hier übrigens von den Chromosomen anführe, gilt auch von den nicht chromophilen geformten Elementen der Kernspindel, den Spindelfasern; auch sie machen eine Reduktionstheilung durch, auch sie werden, mit der Zahl der Spindelfasern der Hauptspindel verglichen, auf die Hälfte reduzirt. — Ist der Austausch der Wanderkerne erfolgt, so wird die Protoplasmabrücke, welche kurze Zeit die konjugirten Paarlinge verbunden hatte, wieder abgebrochen; die beiden Paramecien, ein jedes zunächst nur ausgerüstet mit einem Kern, der in der eben geschilderten Weise hervorgegangen ist, aus dem stationären Kern des ursprünglichen Parameciums und dem Wander- oder Befruchtungskern seines Genossen, gehen wiederum ihre eigenen Wege. Aus dem einen Kern werden dann weiter der Hauptkern und die beiden Nebenkerne, welche das ausgebildete Paramecium zieren, gebildet, und das **neue Thier** kann durch Theilung sich weiter vermehren. Auch diese Vorgänge sind von Maupas und Hertwig auf das eingehendste studirt worden; wir wollen aber, so interessant dieselben auch sind, darauf verzichten, sie im Einzelnen zu verfolgen.

Dagegen wollen wir betonen, daß andere weitere Untersuchungen gezeigt haben, daß sich Paramecium ebenso wenig wie die anderen Infusorien auf die Dauer durch Theilung allein fortpflanzen kann. Immer muß von Zeit zu Zeit wieder eine Konjugation stattfinden, und diese verläuft dann auch immer wieder in der geschilderten Weise.

Versuchen wir nun, aus den verwickelten Vorgängen bei der Kopulation das Wichtigste, das Wesentliche hervorzuheben, so werden wir etwa folgendermaßen sagen können.

Das Wesentliche bei der Kopulation ist der Austausch je eines **Halbkerns** zwischen den kopulirenden Individuen und die Verschmelzung dieser Halbkerne mit den zurückgebliebenen Halbkernen, den stationären Kernen. Daß aber sowohl die Wanderkerne wie die stationären Kerne Halbkerne sind, haben die eben mitgetheilten Untersuchungen von Maupas und Hertwig gezeigt. Durch diese Vorgänge bei den Infusorien wird auf bis dahin dunkle Erscheinungen, welche der Befruchtung, d. h. der Vereinigung der Keimzellen aller Metazoen, aller vielzelligen Wesen, vorausgehen, ein willkommenes Licht geworfen: ich meine auf die Bildung der Richtungskörperchen oder Polkörperchen der thierischen Eier. Das anscheinend reife Ei der Metazoen, welches mit den männlichen Keimzellen in Berührung gebracht wird, ist **nicht befruchtungsfähig**. Die Möglichkeit einer Befruchtung tritt erst ein, wenn der Kern der Eizelle sich zweimal hintereinander getheilt hat. Bei jeder dieser Theilungen wird meist die eine Hälfte des Kerns mit ein wenig Protoplasma aus dem Ei entfernt; es wird ein Polkörperchen gebildet. Nicht immer aber kommt es zur Ausstoßung; die Theilstücke des Eikerns können auch bis auf eines, den sogenannten **weiblichen Vorkern**, im Ei selbst zu Grunde gehen. An den ausgestoßenen Polkörperchen können vor ihrem Untergange noch weitere Theilungsvorgänge beobachtet werden. Das gleiche kann aber auch geschehen, wenn es nicht zur Ausstoßung der Polkörperchen kommt. Es leuchtet ein, wie im letzteren Fall eine große Aehnlichkeit mit den Vorgängen, wie sie sich bei Paramecium zu Beginn der Kopulation abspielen, besteht. Doch handelt es sich hier nicht nur um eine oberflächliche Aehnlichkeit in der äußeren Erscheinung, sondern um eine tief im Wesen des Vorganges begründete Analogie.

Wenn auch noch nicht alle einzelnen Vorgänge, die bei der Bildung der Richtungskörperchen in Betracht kommen, mit der erwünschten Klarheit zu Tage liegen, so handelt es sich doch, wie das schon Weismann vor längerer Zeit aus theoretischen Gründen angenommen hat, schließlich nur um eine **Reduktionstheilung**.

Das Endresultat der Reifungsvorgänge im Ei jedenfalls, der sogenannte weibliche Vorkern, der Pronucleus femininus, ist ein **Halbkern**. Klarer als bei dem weiblichen Vorkerne liegen die Verhältnisse nach den neueren Untersuchungen von Platner und Henking für den männlichen Vorkern, den Pronucleus masculinus, der aus dem Kern, der in das Ei eingedrungenen männlichen Keimzelle, hervorgeht.

Nach Platner,*) der ebenso wie Henking**) seine Beobachtungen an Schmetterlingen gemacht hat, ist die letzte Theilung, welche zur Bildung von männlichen Keimzellen führt, eine **Reduktionstheilung**. Demnach wäre dann auch der Kern der männlichen Keimzelle ein Halbkern; aus ihm aber entsteht, wenn er in das Ei eingedrungen ist, der männliche Vorkern. Der männliche und der weibliche Vorkern vereinigen sich dann innerhalb des Eies in ganz analoger Weise wie sich der Wanderkern und der stationäre Kern bei jedem Paramecium vereinigen. Beide zusammen bilden den Furchungskern. Der Organismus jedes Metazoen steht jetzt auf dem Stadium einer einfachen Zelle. In dieser Zelle ist aber sein ganzes Schicksal mechanisch bedingt, natürlich abgesehen von äußeren Einflüssen. Wenn wir die Struktur dieser Zelle recht aus dem Innersten kennen würden, so müßten wir in ihr die Formel, die Essenz des Zukunftswesens lesen.

Ueberblicken wir jetzt noch einmal das Gesagte, so erhellt daraus, daß wir bei der Konjugation der Infusorien und bei der Befruchtung der Metazoen es mit analogen Vorgängen zu thun haben.

Beide Male kommt es zum Austausch und zur Kopulation von Halbkernen und damit zur Neubegründung eines Wesens. Doch wollen wir hier auf das Wesen und die Bedeutung des Befruchtungs- und Kopulationsvorganges nicht weiter eingehen. Da bleibt noch mancher Schleier zu lüften. Wir wollen uns begnügen, in der Reduktionstheilung eine wesentliche Vorbedingung der Befruchtung kennen gelernt zu haben und zum Schlusse nur darauf hinweisen, wie trotz vieler und wesentlicher Aehnlichkeiten doch auch die tiefgreifendsten Unterschiede zwischen der Fortpflanzung der Protozoen und der Metazoen bestehen. Bei Paramecium, dem einzelligen Infusor, wird die ganze alte Substanz — wohl zu bemerken ist allerdings, daß der Hauptkern und die Nebenspindeln zu Grunde gehen — in das neusundirte Wesen aufgenommen. Bei den Metazoen konjugirt nur eine oder eine kleinere oder größere Anzahl von Keimzellen, um dem aber den neuen Wesen den Ursprung zu geben. Alles Uebrige, gerade das, was in unseren Augen die Persönlichkeit ausmacht, ist früher oder später dem Tode verfallen. Die Protozoen sind unsterblich, die Metazoen sind sterblich, so würde, kurz gefaßt, dieser Gegensatz lauten, wie er in geistreicher Weise von Weismann durchgeführt ist. So schroff aber dieser Gegensatz erscheint, auch hier gibt es Uebergänge. Einerseits geht bei den höheren Infusorien wenigstens ein bedeutender Theil ihrer Struktur zu Grunde, der alte Hauptkern und die Nebenspindeln; andererseits bleibt bei den Metazoen in den Keimzellen ein, wenn auch kleiner Theil des alten Wesens erhalten. Die Eltern leben in den Kindern weiter.

Freiberg i. Br. Franz Keibel.

Aus dem Wallis.

Daß man den Kanton Tessin das schweizerische Italien nennt, ist ganz in der Ordnung und bezeichnet genau das Wesen des Landes und seiner Bewohner. Aber wie soll man das Wallis nennen, wenn man es durch eine vergleichende Hindeutung auf andere Völker oder Länder charakterisiren will? Es ist weder französisch, noch deutsch, noch

*) Platner, G. Beiträge zur Kenntniß der Zelle und ihrer Theilung. V. Archiv für mikroskop. Anatomie. Bd. 33. 1889. S. 192 bis 203 mit 1 Tafel.

**) Henking H. Ueber Reduktionstheilung der Chromosomen in den Samenzellen von Insekten. Internat. Monatsschrift für Anatomie und Physiol. 1890. Bd. VII. Heft 6.

italienisch, obschon es deutsch und französisch sprechende Bewohner und die Sonne Italiens hat. Was sage ich: die Sonne Italiens! Eine noch wärmere Sonne, wenigstens als diejenige Oberitaliens, kocht im Rhonethal die kleinbeerigen Trauben, deren dunkler Saft wieder überreich die Kelter und die Keller füllen wird. In diesem Rhonethal ist fast immer schönes Wetter, was sich der die Schweiz bereisende Tourist merken mag. Wenn ihm die nebel- und regenfeuchten Berge des Nordabhangs der Alpen verleidet sind, — hierher ins Wallis flüchte er, um sich zu sonnen wie eine Lazerte; ich kenne erfahrene schweizerische Alpenwanderer, welche ausschließlich das Wallis zum Ziel ihrer Bergreisen machen, weil sie hier des guten Wetters nahezu immer sicher sind.

So dürfte man den Kanton Wallis vielleicht das schweizerische Sonnenland nennen, wenn man nicht gar kühnere und abenteuerlichere Parallelen aufstellen und von einem schweizerischen Mexiko sprechen will. Diese letztere Bezeichnung ist nicht ganz zu verwerfen; es lohnt sich, bei ihr zu verweilen und durch sie einige seltsame Eigenthümlichkeiten des Wallis ins Licht zu setzen.

Wie Hesse-Wartegg in seinem kürzlich erschienenen Buche über Mexiko in jenem Lande den Einfluß maurischer, durch die Spanier an- und über den Ozean mitgenommener Kultur namentlich in den Gebäuden und auch in manchen Sitten der Bewohner Centralamerikas nachweist, so haben wir auch im Wallis noch solche Spuren arabischen Wesens, nur mit dem Unterschiede, daß nicht die Spanier dieselben vermitteln mußten, da es vielmehr die Araber selbst waren, welche vorübergehend ihre Herrschaft über den Genfer See und das Wallis ausgedehnt hatten. Von den mit arabischen Inschriften bedeckten Steinen, die man hier zu Lande gefunden hat, will ich nicht sprechen, ebensowenig von den nachweislich durch die Araber angelegten und bis auf unsere Zeit gut erhaltenen Wasserleitungen, welche das frische Quellwasser der hohen Berge den wasserlosen Thonschieferhügeln der Niederung zuleiten, und ohne welche das Wallis eine unfruchtbare, in Sonnenbrand verschmachtende Wildniß wäre. Uns interessiren noch mehr als alle Inschriften und als alles Bergwasser die in der Rasse nachweisbaren Spuren arabischen Blutes, und wir dürfen uns hierbei auf das Zeugniß eines in Sitten seit vielen Jahren ansässigen deutschen Arztes (Dr. Schacht) berufen. Ganz besonders in der Bevölkerung, welche an den nach Sitten hinabführenden Pässen des Sanetsch und des Rawyl, also z. B. in den Dörfern Chandolin, Ayent u. s. w. wohnt, hat besagter Arzt die Merkmale maurischer Rasse entdeckt, die sonst nirgends unter Bauern vorkommenden wunderbar kleinen, feinknochigen Hände und Füße von edler Form, die Hand nicht breiter als das Handgelenk, Augen und Haar tiefschwarz, die ersteren oft mandelförmig geschlitzt und von jenem sanften Feuer, das den Orientalen kennzeichnet. Man hört und liest sonst soviel von den kropfigen Leuten, den Cretinen des Wallis. Unter dieser Bevölkerung auf jeden Fall darf man sie nicht suchen, und es sei hier gleich bemerkt, daß sie überhaupt nicht so zahlreich sind, als man gewöhnlich annimmt, wahrscheinlich nicht zahlreicher als in gewissen Thalschichten des Berner Oberlandes. Man trifft sie in den engen Seitenthälern, wo die Sonne vom Herbst bis in den Mai hinein nie mehr den Thalboden mit ihren Strahlen zu erreichen vermag, und wo außerdem die Armuth groß ist. Aber auf den rebenreichen sonnigen Bergabhängen über Sitten lebt ein schöner Menschenschlag; nur daß, laut Aussage jenes Arztes, der übermäßige Weingenuß der Männer die von Natur günstig angelegte Rasse schädigt.

Es paßt nun gar hübsch zu ihrer maurischen Abstammung, daß diese Leute, Männer und Frauen, fast immer im Sattel sitzen. Als ich neulich vom Sanetsch niederstieg, sah ich junge Schnitterinnen vom Dorfe Chandolin aus in ihr nur zehn Minuten entfernt gelegenes Kornfeld auf ihren Maulthieren reiten und zwar auf schmalen, holprigen Bergpfaden und selbst über kleine Steintreppen hinüber, wo zu reiten sonst keinem Menschen in den Sinn kommen würde. Die hübschen Gestalten, vom Trott ihrer Reitthiere gewiegt, nehmen sich dabei sehr zierlich aus, und wer mit ihnen ins Gespräch kommt, die blitzenden weißen Zähne, die leuchtenden dunkeln Augen sieht und sich an den mit guter Laune und natürlichem Witz gegebenen Antworten erfreut, mag gern glauben, daß er es hier mit Töchtern jenes Volkes zu thun hat, das einst die grüne Fahne des Propheten bis in diese Thäler trug.

Das Reiten auf Maulthieren ist übrigens dem ganzen Wallis eigenthümlich, auch den südlichen Thälern. Und man muß sich dabei nicht bloß den schweren langsamen Schritt des belasteten Saumthieres vorstellen. Vielmehr sieht man oft auf hohen Bergstraßen die Reiter im vollen Galopp daherjagen und hat auch da manchen Anblick, der an mexikanische Bilder erinnert. So kam neulich, da ich von Stalden nach St. Nicolas im Zermatterthal wanderte, der schwarzbärtige junge Wirth der letzteren Ortschaft hinter mir dahergejagd mit seinem Knecht; der Wirth ritt ein prächtiges Thier, das sich von einem rothen Schweißfuchs nur durch die etwas längeren Ohren unterschied. In sommerlich weißer Kleidung und mit seinem großen Schattenhut auf dem Kopfe nahm er sich wirklich wie so ein mexikanischer Caballero aus; einen Lazzo hatte er freilich nicht am Sattelgurt hängen, aber sein Wild fing er doch, nämlich die auf dem Bergpfade wandernden Touristen, die er, sein Reitthier mit kurzem Ruck anhaltend, für seinen Gasthof anwarb, was nachher wohl keiner der Eingefangenen zu bereuen hatte.

Charakteristisch ist im Rhonethal auch das erstaunlich nahe Herantreten der einsamsten Wildniß dicht an die schönsten Ortschaften blühender Kultur. Ich nehme nur gleich das nächste Beispiel, da ich diese Zeilen in Siders (Sierre) schreibe. Die von Brieg im Oberwallis bis an den Genfer See hinuntergehende Eisenbahn führt dicht an der Ortschaft vorüber, so daß man vom Garten des Hotels jeden einzelnen Passagier in den vorüberdonnernden Zügen bemerken kann. Nun gehe man aber nur eine Viertelstunde südlich von Siders in die Richtung des Einfischthales; alsobald befindet man sich in einer unglaublich wilden, verlassenen Gegend, die jedoch ihren eigenthümlichen Reiz hat. Die Rhone strömt mit ihren pfeilschnellen weißen Wellen zwischen mehreren hohen Schiefer- und Sandhügeln dahin, von denen die einen mit Fichten- und Eichenwald bewachsen sind, während ein anderer, felsigerer Hügel, Géronde genannt, ein noch wohlerhaltenes, aber verlassenes und verschlossenes Karthäuserkloster trägt, und außerdem da und dort die Spuren ehemaliger Burgen und Festungswerke erkennen läßt. Diese von der Rhone durchbrochenen Hügel, welche sich quer durchs Hauptthal stellen, haben wohl überhaupt der Ortschaft ihren französischen Namen Sierre gegeben, der wie das italienische „Serravalle“ Thalsperre bedeutet. Zwischen diesen Hügeln liegen weltverlorene Seen oder Teiche von tiefstem Blau des Spiegels; Niemand, der mit der Eisenbahn hier durchfährt, ahnt ihr Vorhandensein. Wie einsam vollends aber ist die Uferlandschaft zu beiden Seiten des Flusses, der mit seinen häufigen Ueberschwemmungen den Ackerbau dort unmöglich macht. Haidekraut, Ginster, Disteln und Weiden gedeihen in dem sandigen Boden, das Thal weiter aufwärts auch dichter Tannenwald mit niedern Stämmen, so vor allem, der Höhe von Leuk gegenüber, der große Turtmannwald, den Tschudi in seinem „Thierleben der Alpenwelt“ so häufig erwähnt, weil dort, in der selten von Menschen gestörten Einsamkeit, manche Thiere — Luchse, Dächse — hausten oder noch hausen, die in der übrigen Schweiz nicht mehr zu finden sind.

Der Vergleich mit Mexiko ließe sich auf noch andere Eigenthümlichkeiten des Wallis und der Bevölkerung desselben ausdehnen, z. B. auf den wahrhaft mittelalterlichen Katholizismus des größten Theils der ländlichen Bewohner, denen ihre Pfarrer unter anderm das Baden als sündhaft verbieten. Selbst mit Erdbeben hat das Wallis aufzuwarten; man erinnert sich, wie Visp vor ungefähr einem Menschenalter durch ein solches beinahe gänzlich zerstört wurde. Offenkundige Vulkane hat das Wallis allerdings nicht, indessen überraschende Abwechslung von Berggegenden der hohen Schneeregion mit sonnenglühenden Thälern.

Was nun die Weine betrifft, die hier reifen, so sind die ursprünglichen Walliser Sorten — die bekannteste einheimische heißt Rèze — längst durch Reben aus allen möglichen andern Weinländern verdrängt worden. Den besten Rothwein geben die Burgunderreben, den besten Weißwein die vom Rhein verpflanzten Rislingtrauben; neben diesen spielen Muskat und Malvasier eine große Rolle. Den Duft verliert natürlich die im Wallis gezogene Rheinweintraube; Walliser Johannisberger hat mehr Alkohol, weniger Säure aber auch nicht das Bouquet echten Johannisbergers. Wer die in Kalifornien gezogenen Rheinweine und Burgundersorten kennt, wird sie den Walliserweinen am ähnlichsten finden.

Solche Weinstudien, die sich lohnen, macht man am besten nicht in den hochgelegenen Bergwirthshäusern, wo häufig der Wein nach dem Holzgefäß schmeckt, in welchem das Saumthier ihn heraufgebracht hat; vielmehr setze man sich an irgend einem schönen Punkte des Hauptthales fest. Die Hitze ist hier auch im Juli und August keineswegs immer eine unerträgliche oder auch nur lästige. Ein frischer Nordwest weht oft thalaufwärts, dann ist es auf Bellalp oder Eggischhorn oder in Zinal und Evolena vielleicht unbehaglich kalt, während man im untern Rhonethal den ganzen Tag aufs unangenehmste zubringt. Freilich! dem fanatischen Hochtouristen wird jeder schöne Sommertag leid thun, an dem er keinem Horn oder Pic, keinem Gletscher und keinem Schneefeld seinen Besuch abgestattet hat und beim bloßen Nennen des Kantons Wallis denkt man zunächst nur an den Gorner Grat und das Matterhorn. Fern sei es von mir, diese Herrlichkeiten der Gletscherwelt zu verkleinern; aber auch ein mit Reseda und Rosen duftender Garten, wie der des Hotels Bella Tola in Siders, hat seinen Zauber. Mitten in einem Baumgarten auf hoher Terrasse steht das einstige vornehme Landhaus; an den Balkon und in die Fenstern hinein drängen Aprikosenbäume ihre mit reifen Früchten beladenen Zweige. Am plätschernden Springbrunnen flattern der edle Trauermantel, der bunte Schwalbenschwanz und der fein gezeichnete Segler um lockende Blumen, in deren Kelche sie sich vergraben. Die laue Luft ist voll vom Summen der Bienen. Und nun schweift der Blick hinüber über das hier nicht breite Rhonethal zu den bis zum Gipfel mit Tannen bewachsenen hohen Bergen, die den Eingang des Einfischthales hüten und an deren einem die Straße nach Zinal sich kühn emporwindet. Aus der Tiefe des Thals grüßt ein Schneegipfel herüber. Aber auch dicht hinter Siders steigen die Berge hinan bis mindestens zur Höhe des Gemmipasses und ihr Grat ist wolkenverhüllt; schöne Dörfer mit weißen Kirchen liegen an den Abhängen zerstreut, dem rüstigen Spaziergänger lockende Ziele genug darbietend. Und kehrt man Abends zurück, so findet man ein wahres Capua von Genüssen in dem Gasthofe, dessen Salon, gediegen, aber nicht aufdringlich prunkvoll, merkwürdiger Weise Tapeten zeigt, auf deren jede verschiedene Soldaten der Armee des Großen Fritz gemalt sind, Grenadiere, Ziethenhusaren, Wachtposten am Zelt u. s. w. Wer also vom Wallis nicht bloß die berühmten Seitenthäler mit ihren Bergspitzen und Gletschern, sondern auch das große Hauptthal will kennen lernen, dürfte aus dieser Darstellung entnehmen, daß Siders mit seiner, im Vergleich zu Sitten freieren Lage hiezu der geeignetste Aufenthaltsort ist, am meisten natürlich im September, wo alsdann in den Rebengeländen rings um die Ortschaft die Trauben reif sind.

Siders, Juli 1890. J. V. Widmann.

Der Naturalismus im Frack.

Das stempelt diese neueste Phase der Moderne, welche eben beginnt: der Naturalismus hat die Blouse verworfen und läßt sich außer im Frack überhaupt nicht mehr blicken. Die jähe Noth des Arbeiters mit der schwülen Hoffnung und dem trotzigen Grimm, der müde und beklommene Fleiß des kleinen Bürgers in engen Sorgen, aus welchen kaum einmal der bange Wunsch, gleich wieder verdrossen, sich regen möchte, und weit draußen, am Ende des Gesetzes, wo die Großstadt verhallt, die giftigen Laster der Verlorenen in Blut und Koth — vieux jeu alles, auf einmal, für das Bedürfniß des plötzlich verwandelten Geschmackes, vieux jeu alle lange verfehmten Neuerungen der naturalistischen Revolutionäre, ausgespieltes und verthanes vieux jeu, über das diese vornehmeren Neuesten höchstens noch mitleidig die Achsel zucken. Und es fängt das Weib wieder erst bei der Baronin an.

Das Publikum macht ein verdutztes Gesicht und kennt sich gar nicht mehr aus. Nun hatte es eben erst angefangen, sich von der zähen Grobheit der jungen Kritik in die „litteraische Canaille“ (das Wort ist von Goncourt) hineinbeweisen zu lassen und auf einmal ist die ganze Herrlichkeit schon wieder vorbei und es war der ganze schöne Fleiß umsonst und es muß sich eiligst, hinter der neuen Façon nicht altmodisch sich zu verspäten, den Geschmack aufs neue umdressiren lassen. Es wird heute wirklich viel verlangt von dem „gebildeten Leser“.

Nämlich, das Publikum war lange darauf abgerichtet, der Naturalismus wäre unzertrennlich aus den Niederungen des Volkes. Man kannte sich ihn, weil seine ersten großen Erfolge die Elenden und Verstoßenen aufgesucht hatten, außerhalb der Armuth nicht denken und ernsthafte Kritiker sahen in der Entdeckung des vierten Standes für die Litteratur seine einzige That. Es wurden die beiden Neuerungen, die in seinen Erstlingen stecken, gar nicht geschieden: die stilistische aus seiner naturwissenschaftlichen Denkweise, in der Methode, und die objektive, in Gegenstand und Vorwurf, aus seiner demokratischen Neigung; sondern, indem man sich an die auffälligere, aber unwesentliche seiner ungewohnten Helden klammerte, wurde sie kurzweg für seine eigentliche Bedeutung genommen. Das Volk — dies nahm der Stolz der neuen Schule mit eifersüchtigem Nachdruck als ihr besonderes Verdienst in Anspruch*) — das Volk war in diesen naturalistischen Romanen das erste Mal in die Litteratur gelangt; also war der Naturalismus ganz einfach die Schule der Litteratur, welche das Volk repräsentirte. Eine naturalistische Geschichte unter „anständigen“ Leuten konnte sich die lesende Menge, welche sich an die gangbaren Schlagworte hält, überhaupt gar nicht vorstellen und man schied Idealismus und Naturalismus verläßlich und bündig je nach dem Einkommen, über welches in einem Romane verfügt ward

Proteste halfen nichts gegen das rasch verbreitete Urtheil, das sich an neuen Beispielen bald verhärtete. Die Ausnahmen wurden mißachtet. Und ihrer waren auch damals ganz wenige.

Der kräftigste, nachdrücklichste dieser Proteste geschah von Goncourt in dem Manifeste, welches als Vorwort den „Frères Zemganno“ vorausgeschickt ist: „Für mich sind die Erfolge des Assommoir und der Germinie Lacerteux nichts als glänzende Vorpostenscharmützel und die große Schlacht, welche den Sieg des Realismus, des Naturalismus, der litterarischen Studie nach der Natur entscheiden wird, wird nicht auf dem von den Autoren dieser Romane gewählten Terrain geschlagen werden. An dem Tage, da die grausame Analyse, mit welcher mein Freund Zola und vielleicht auch ich selbst die gesellschaftlichen Niederungen geschildert haben, von einem Schriftsteller von Begabung wieder aufgenommen und auf die Reproduktion von Männern und Frauen der guten Gesellschaft angewendet werden wird, an diesem Tage erst werden der Klassicismus und sein Anhang getödtet sein.“ Zola bestätigte den Meister: „Der Naturalismus hängt nicht von der Wahl des Vorwurfs ab. . . . Der naturalistische Schriftsteller hat die ganze Gesellschaft zur Domäne seiner Beobachtung, vom Salon bis zur Kneipe. Nur die Dummköpfe machen den Naturalismus zur Rhetorik der Gosse. . . .

*) „Germinie Lacerteux, dans notre littérature contemporaine, est une date. Le livre fait entrer le peuple dans le roman.“ Emile Zola „Les Romanciers Naturalistes“ pag. 244.

Wir verlangen für uns die ganze Welt, wir wollen unserer Analyse das Schöne so gut wie das Häßliche unterwerfen. . . . Ich gehe darum noch weiter (als Goncourt): ich beschwöre unsere jungen Romandichter, eine Reaktion gegen uns zu beginnen."

Den beiden ist ihr Wunsch geschehen. Wir sind eben jetzt, überall, in voller Reaktion gegen die Anfänge des Naturalismus. Der Naturalismus hat die Domäne seiner ersten Siege verlassen und ist „mondän" geworden.

Von diesem Ereigniß wird später einmal die Geschichte der Weltlitteratur viel erzählen; denn es ist eine jener Begegnungen von Vergangenheit und Zukunft, in welchen sich die neuen Perioden verkündigen; und die letzten zwanzig Jahre rückwärts und die nächsten zwanzig Jahre vorwärts sind daran abzulesen.

Der Naturalismus konnte nämlich nicht in den Salon kommen ohne den Sieg des Naturalismus; und er kann nicht im Salon bleiben ohne die Niederlage des Naturalismus: das klingt ein bischen mysteriös, ist aber zuletzt eine höchst simple Geschichte.

Als der Naturalismus den öffentlichen Geschmack sich unterworfen hatte und man aus den Ausweisen der Verleger ersehen konnte, daß er nicht bloß eine ästhetische Schrulle, sondern vielmehr ein höchst achtbarer Erwerb ist, da kamen die Naturalisten in Mode und wurden bald ein beliebter und gesuchter Luxus. Man muß es ihnen lassen: es wirkten auch wirklich die meisten sehr dekorativ, bald bleich und düster von behilflichen Absynthen, wie es die jungen Mädchen träumen, bald rudersportlich gemuskelt und den braunen Kuß der Sonne auf den Wangen, wie es die kundigeren vorziehen, und der Pariser konnte sich bald einen wahrhaft vornehmen Salon very select ohne den „berühmten Naturalisten" so wenig mehr denken als der Berliner ohne den „furchtlosen Afrikaforscher". Sie wurden ein unentbehrliches Bibelot.

Sie ließen sich's willig gefallen und hatten gar keine Angst. Es war auch an ihnen außer dem Magen sonst wirklich nichts mehr zu verderben. Dieses aber hielten sie tapfer aus und schrieben „mondäne" Romane.

Das nämlich war natürlich die unvermeidliche Folge. So schöne Gelegenheit, Noten abzunehmen und Dokumente zu sammeln, ließ sich keiner entgehen. Und so, kaum daß der Naturalismus in den Salon gekommen, so kam der Salon in den Naturalismus.

Man braucht sich bloß der letzten großen Erfolge zu erinnern: Paul Hervieu's „Flirt"*), Robert de Bonnières' „Le Petit Margemont"**), Guy de Maupassant's „Notre coeur"***) — nichts als ins Weltmännische verschlagene Naturalisten: nur fürchte ich, es wird von ihrer naturalistischen Herkunft bald überhaupt nichts mehr zu merken sein und es wird der Salon sehr bald aus den Naturalisten den letzten Naturalismus vertreiben.

Naturalistisches wird schon bleiben; aber die charakteristische Form des bisherigen Naturalismus wird vergehen, weil sie sich mit dem Frack nicht verträgt.

Der Naturalismus, wie er begann, war nichts als die Einführung der naturwissenschaftlichen Denkweise in das Verfahren des Romanes; aber sie revolutionirte rasch seinen ganzen Charakter und vertauschte Mittel und Zweck. Die Zusammenhänge des Determinismus suchte er auf um ihrer Erzeugnisse willen, weil er die Wahrheit der Erscheinungen suchte, welche von der Kette der Ursachen nicht gelöst werden kann; aber bald achtete er die Erzeugnisse bloß mehr, sofern sie jene Zusammenhänge charakterisirten, und um der Kette der Ursachen willen, welche sein Interesse verführte, hängte er ihr flüchtig am Ende auch noch die Wahrheit der Erscheinungen an. Er war an das Milieu gerathen, damit es zur Erklärung der Gestalten diene; aber bald wuchs das Milieu über ihn und ließ sich vielmehr von den Gestalten zur eigenen Erklärung bedienen.

Der vornaturalistische Roman hatte die Menschen außer ihrer Umgebung, aus ihren Bedingungen gelöst, vereinsamt und völlig entweltlicht behandelt. Die naturwissenschaftliche Denkweise führte sie zurück in ihre natürliche Staffage. Und bald streifte der naturalistische Roman daran, bloß mehr die leblosen und entmenschten Staffagen zu behandeln.

So entwickelte sich dieses Profil des Naturalismus: die états de choses, die Sachenstände, wurden das eigentliche Thema, welches wohl einmal von eingefügten états d'âme, eiligen Seelenständen dazwischen, variirt werden mochte, wenn diese deituugen, jene zu charakterisiren. Die großen Blicke über die todten Körper der Natur rings um den Menschen wurden die Hauptsache. Wenn nebensächlich dazu sich einmal eine lebendige Seele gesellte, so galt sie um ihretwillen bloß als ihre Personifikation, als ihr Symbol, als Erweiterung ihres Ausdruckes, der allein Absicht aller Sorge war.

Dieser Naturalismus war nun fünf, sechs Jahre lang Herrscher der französischen Litteratur. Unwissentlich beugten sich ihm selbst die Feinde in vielem. Und gar die Schüler natürlich übertrieben ihn zu lustigen Karikaturen.

Bis der Frack über die Naturalisten kam: der war mit dieser Schablone unverträglich und trieb sie ihnen gründlich aus; und es ist das wieder einmal ein allerliebstes Paradoxon der Geschichte, daß die Litteratur, wie sie ins Volk ging, den Menschen verlor und erst in den Salon zurückkehren mußte, um ihn wieder zu entdecken.

Es blieb ihnen nämlich wirklich nichts anderes übrig, wenn sie nicht lieber gleich den Frack wieder verlassen wollten und sich schon einmal auf den roman chic kaprizirten, als zu der Seele des Menschen zurückzukehren. Die unendlichen Horizonte sind dem mondänen Romane versagt und die Gebäudesteuer beengt ihn sehr; der moderne Salon ist rasch beschrieben und einer gleicht am Ende dem anderen. Die Schilderung der Staffage kann da kaum hundert weit gedruckte Seiten füllen; aber die Mode schreibt dreihundertfünfzig vor — was konnten sie anderes thun, als die Psychologie um Aushilfe anzugehen?

So trafen sie in der Psychologie am Ende mit der nämlichen Schule zusammen, mit welcher sie gleich anfangs im Salon zusammengetroffen waren. Aus dem gleichen geistigen Stamme, auch von Balzac her, aber zu ganz anderem als dem naturalistischen Charakter erwachsen, aus der alten psychologischen Tradition der Franzosen und den jüngsten psychologischen Neuerungen der Engländer gebildet, ein philosophischer, traumsüchtiger, der Umwelt durch Schmerz entwendeter Geist, hatte sich Paul Bourget von Anfang an, während ringsum der Naturalismus im höchsten Kurse war, in die bangen, stummen Räthsel des Herzens versenkt. Wachsende Verehrung gerade der Delikaten hatte ihn ermuthigt. Von der „Decadence" her waren seiner Tendenz Genossen gekommen. Und sie hatte in dem „homme libre"*) des Maurice Barrès, welcher von allen Büchern der letzten zehn Jahre unter den Wissenden des litterarischen Bedürfnisses und den Ahnenden der litterarischen Entwicklung den mächtigsten Erfolg gewann, einen so wuchtigen Vorstoß mit solcher Unversöhnlichkeit des Radikalismus verübt, daß man sich fragen mußte, ob sie nicht auch schon wieder an das Ende gekommen, über welches hinaus in ihr nichts mehr zu Möglichkeit und Wirklichkeit gedeihen könnte.

Diese Nebenbuhler hatten die Naturalisten gleich anfangs im Salon gefunden: denn wenn der Salon die Naturalisten bald in die Psychologie trieb, so hatte die Psychologie die Bourgetisten gleich in den Salon getrieben. Es kann in den Tiefen der Gesellschaft kein Psychologe verweilen: dort sind die Probleme roh, schlicht, mit einem einzigen Zuge zu lösen, wirklich nichts als simple Arabesken der Staffage. Die komplizirten und raffinirten, welche a

*) Bei Lemerre.
**) Bei Ollendorff.
***) Bei Ollendorff.

*) Bei Perrin & Comp.

nicht, um seine eigene Seele an ihnen zu gestalten, gedeihen nur auf ihren Höhen.

Nun sind sie beisammen, die Psychologie und der Naturalismus, wirksam aufeinander und im Wettstreit lernbegierig. Nun wird es wohl nicht anders gehen, als daß sie zusammen was Neues werden.

Hermann Bahr.

Die Juden in England vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart. Ein kulturgeschichtliches Bild von Karl Heinrich Schaible. Karlsruhe. 1890. G. Braun. — XI. und 133 SS.

Dr. Karl Schaible, welcher seit einiger Zeit in Heidelberg lebt, und kein Israelit ist — es mag gut sein, dieses letzteren Umstandes gleich von vornherein zu erwähnen — hat einen dreißigjährigen Aufenthalt in England, in einer besonders günstigen Stellung, als Professor an der Militärakademie von Woolwich, zu vielseitigen Studien über dieses Land angewendet; hiervon legt unter Anderem seine verdienstliche „Geschichte der Deutschen in England" (Straßburg, 1875, Trübner) gewichtiges Zeugniß ab. Und so ist ihm auch die Stellung und Geschichte der Juden, näher getreten, und vielleicht angetrieben durch das schöne Beispiel zweier, ihm befreundeter, in treuer Vereinigung wirkender Menschenfreunde, des deutschen Arztes Eduard Bronner und des jüdischen Kaufmanns Sir Jacob Behrens, beide in Bradford, — deren Andenken er sein Buch widmet —, hat er der Judenfrage ein lebhaftes Interesse gewidmet und sie eingehend studirt. Man wird wohl thun, diesem Kenner Englands über die meisten, wenn nicht alle, englische Fragen ein geneigtes Ohr zu schenken. Aber zu der vorliegenden Veröffentlichung seiner Thatsachensammlung und seiner wohlerwogenen Ansichten ist er wohl durch das Gefühl der Empörung angetrieben worden, welches in ihm, der so lange in England lebte, die erbärmliche Judenhetze hervorgerufen, der die Deutschen im Vaterlande mit ungeborener oder vielmehr anerzogener Pedanterie durch den Namen „Antisemitismus" ein respektabel aussehendes Mäntelchen umzuhängen sich eifrig bemüht haben. Es ist nicht zu befürchten, daß die Leser dieses Blattes sich in dieser Beziehung von der Auffassung des Professor Schaible abwenden, obwohl, in Betracht aller Umstände, wohl zugegeben werden mag, daß die Frage eine derjenigen ist, in welcher der Unterschied der Quantität oder Zahl einen Unterschied in der Sache selbst und ihrer Behandlung naturgemäß hervorbringt. Das heißt im vorliegenden Falle, daß in einem Lande, in welchem die Zahl der Juden gering ist, die Frage von der Bevölkerung leichter anders aufgefaßt werden kann, als in einem anderen Lande, in welchem diese Zahl verhältnißmäßig beträchtlich ist, und in welchem die bestehenden Vorurtheile durch eine von Osten zuströmende Einwanderung meist ungebildeter Elemente verstärkt werden. Aber auch in diesem Falle ist eine Lösung des Problems nur durch das Prinzip allseitiger Gerechtigkeit und durch die Ausbreitung humaner Bildung zu erwarten.

Der Verfasser gibt in den ersten sieben Abschnitten die Geschichte der Juden, welche eine stufenweise Verschlechterung ihrer Lage zeigt, von erträglicher Duldung bis zu grimmer Verfolgung und endlich zu gänzlicher Verbannung unter König Eduard I. (1272—1290); er behandelt sodann die allmähliche Verbesserung, welche, 350 Jahre später, mit der Zulassung der Juden durch jenen Oliver Cromwell beginnt, welcher, trotz mannigfacher Beweise einer, für seine Zeit, sehr erleuchteten Toleranz, immer noch Vielen für ein Gemisch von Fanatismus und Heuchelei gilt; er geht dann zu einer Darstellung der heutigen Lage der Juden in England über, bespricht ihre vielseitige Thätigkeit, ihre Bedeutung im Leben der Nation, die Dienste, welche sie dem Gemeinwohl leisten; und schließlich wendet er sich mit großer Kraft und starken Beweisstücken wider die sogenannte antisemitische Bewegung in Deutschland.

Es mag geeignet sein, in kurzer Uebersicht, den allmählichen Fortschritt, mit gelegentlichen Rückschritten, anzudeuten, der mit Oliver Cromwell anfängt:

1648 erscheint in London ein Buch: An Apology for the Honourable Nation of the Jews. Von Edward Nicholson, einst Geheimsekretär Cromwell's. Menasse Ben Israel, ein portugiesischer Jude in Holland, übersetzt es ins Spanische.

1650. Menasse Ben Israel reicht dem Parlament eine Bittschrift ein, die Abschaffung der Verbannung und den Schutz der Gesetze nachsuchend.

1651. Menasse widmet dem Parlament seine Schrift Esperanza de Israel. Das Parlament nimmt die Widmung an. Lord Middlesex dankt dem Verfasser in einem Schreiben, welches beginnt: To my dear brother, Menasse Ben Israel, the Hebrew Philosopher.

1655. Menasse kommt nach England, veröffentlicht eine Declaration to the Commonwealth of England. Cromwell legt am 12. Dezember 1655 die Judenfrage einer Konferenz von Richtern, Theologen und Kaufleuten vor. Keine allgemein-günstigen Folgen ergeben sich.

1656. Im Gegentheil bricht ein Sturm wider die Juden los. Menasse tritt für sie auf in der Schrift „Rettung der Juden".

1657. Cromwell ertheilt vielen Juden die Erlaubniß, nach England einzuwandern, und stellt sich auf die Seite Menasse's, den er aufs Ehrenvollste nach Holland entläßt, indem er ihm eine Pension von hundert Pfund Sterling gewährt.

1660. Der Staatsrath legt dem Unterhaus die Erwägung von Maßregeln zum Schutze der Juden vor.

1661. Die City von London petitionirt, erfolglos, für die Entfernung der konkurrirenden jüdischen Kaufleute.

1662. Synagoge in London.

1670. Juden und Katholiken sollen beaufsichtigt werden.

1685. Die Juden werden von der Fremdensteuer befreit,

1689 aber derselben wieder unterworfen.

1753. Juden können naturalisirt werden, ohne das Abendmahl zu nehmen.

1832. Juden können in der City von London einen Laden öffnen. Sie erhalten das Wahlrecht für das Parlament.

1845. Sie werden zu städtischen Aemtern zugelassen.

1846. Jüdische milde Stiftungen können Grundeigenthum besitzen.

1851. Der Jude Sir David Salomons wird ins Unterhaus erwählt, aber von demselben ausgeschlossen.

1858. Nach fünfmaliger Wahl und Ausschließung wird durch nunmehr gesetzliche Auslassung der Worte on the true faith of a Christian dem Baron L. N. Rothschild das Unterhaus geöffnet.

1870. Den Juden wird die Sonntagsarbeit in Fabriken gestattet, wenn sie am Sabbath ruhen.

1885. Rothschild zum Lord ernannt. So ist den Juden auch das Oberhaus eröffnet.

Gymnasien und Universitäten lassen die bisherigen Schranken fallen. Die Emanzipation ist vollständig.

Der Verfasser theilt alles, was wider die Juden vorgebracht wird, in vier Klassen ein; die sogenannten Gründe sind entweder „christlich-religiös, ethnologisch, geschäftlich, sozial". Und er widerlegt sie durch schlagende Thatsachen.

Indem er sich gegen den „christlich-antisemitischen Staatssozialismus" Stöcker's wendet, macht er mit Recht auf eine Reihe früherer sozialistischer Bewegungen mit bestimmt christlicher Färbung aufmerksam, die doch keinen „Antisemitismus" gepredigt oder geübt haben. Hier hätte er auch auf zwei sozialistische Strömungen im neueren England hinweisen dürfen, welche, christlich gefärbt, doch himmelweit von der Judenhetze entfernt waren und sind. Da ist zunächst der christliche Sozialismus, der zu Anfang der fünfziger Jahre in F. D. Maurice, Charles Kingsley, J. M. Ludlow und ihren Freunden mächtig auftrat, die frühen Versuche produktiver Kooperation unterstützte, das noch bestehende, segensreich wirkende Working Men's College gegründet hat, und in vielen Schriften sich aussprach, von denen Kingsley's „Yeast" und „Alton Locke" wohl auch nach Deutschland gedrungen sind. Eine neuere Schule christlicher Sozialisten, deren Apostel der Pfarrer Headlam, ist von jenen einigermaßen verschieden, aber auch diese sind nicht antisemitisch. Toynbee-Hall dürfte gleichfalls erwähnt werden.

„Die Juden sind rührige, strebsame, scharfsinnige Geschäftsleute, sind nüchtern, sparsam, arbeitsam", sagt der Verfasser, und er hat Recht. Das wird ihnen nun von christlichen Kaplanen zum Vorwurf gemacht. „Wie kommt es", fragte Jemand einen Juden, „daß euere Leute so erfolgreich sind?" Und die Antwort war: „Weil wir in allen Dingen sparsam sind, nur nicht in Bezug auf die Erziehung unserer Kinder." Wer mit Juden umgegangen ist, kann die Wahrheit der Antwort bezeugen. Freilich gibt es auch Ausnahmen; und häufig haben reiche Juden durch Ostentation, durch Prunksucht einen sehr erklärbaren Widerwillen hervorgerufen. Aber gilt das nur für Juden? Auch in Bezug darauf sagt Schaible richtig: „Es ist nicht zu leugnen, daß die neue jüdische Konkurrenz manche biedere, ältere Geschäftsleute hart traf, ja hier und da zu Boden streckte. Doch dasselbe läßt sich von neuen

christlichen Konkurrenten auch sagen." Und hier hätte der Verfasser daran erinnern dürfen, daß ein ganz ähnliches, dumpfes Gefühl des Widerwillens, wie es in gewissen Kreisen wider die Juden in Deutschland besteht, sich in Rußland wider die Deutschen findet. Und zwar ebendarum, weil die Deutschen im Vergleich zu den Slaven, nüchtern, sparsam, methodisch sind, und manchen Konkurrenten verdrängen, der diese Eigenschaften nicht besitzt.

Dem Verfasser, der bis vor wenigen Jahren in England gelebt hat, sind „die Anfänge der antisemitischen Bewegung nicht ganz klar". Mir scheint, daß die Beweggründe hauptsächlich auf drei Seiten zu finden sind. Erstens in der Einwanderung von zahlreichen, oft unerfreulichen, jüdischen Elementen aus dem rohen Rußland, dann im Konkurrenzneid, und endlich in jenen Ursachen, aus denen auch großentheils der deutsche Kolonialrausch entstanden ist, in der krankhaften Uebertreibung des häufig bis zum Uebermuth gesteigerten Nationalgefühls.

London. Eug. Oswald.

Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau. Von Wilhelmine von Hillern. Stuttgart. 1890. Union. Deutsche Verlagsgesellschaft.

Auf dem farbigen Deckblatt dieses Romans erblickt man am Fuße hoher Berge das Dorf Oberammergau, dem eine Karawane von Fuhrwerken und Fußgängern entgegenpilgert; die Rückwand der beiden starken Bände ist von Kreuzgeranke und Passionsblumen bedeckt. Inhalt und Tendenz des Buches sind durch diesen bunten Schmuck gut wiedergegeben. Die Heldin ist eine Reichsgräfin und heißt Madeleine; der Titel klingt an die gute Marlitt, der Name an das Evangelium an, und so, halb Familienblattideale, halb religiöse Schauer im Herzen, hat Frau Wilhelmine von Hillern ihren merkwürdigen Passionsroman gedichtet. Reichsgräfin Madeleine, ein hysterisches Weltkind, verliebt sich in den Christusspieler Joseph Freyer, das heißt — ohne „das heißt" kommt man hier nicht weit — sie glaubt, den schönen und guten Menschen zu lieben, während sie eigentlich nur von seiner göttlichen Rolle bestrickt ist. Das ungleichartige Paar schließt, nachdem der Christus-Freyer, zum zornigen Entsetzen sämmtlicher „Actores", kontraktbrüchig geworden ist, eine höchst romantische Ehe, es zieht ins heilige Land und kehrt erst nach Jahr und Tag wieder in die Heimath zurück, die Reichsgräfin nach München, wo sie alsbald zur Oberhofmeisterin aufrückt, der Christusspieler a. D. in ein einsames Schloß, in dem er mit Schwester und Kind als der „Herr Verwalter" haust. Von Zeit zu Zeit besucht die gnädige Frau ihren ängstlich verborgenen Gatten, den sie mit sehr viel kühleren Blicken betrachtet, seit er nicht mehr ans Kreuz geschlagen wird. Dieses recht fatal an Fitgers „Von Gottes Gnaden" erinnernde Verhältniß kann natürlich nicht allzu lange dauern; es kommt zum gewaltsamen Bruch und Freyer schleppt sich, ein todsiecher Mann, hungernd und bettelnd nach Ammergau zurück, das er vor zehn Jahren so schnöde im Stich gelassen hatte. Nach hartem Widerstande wird der Reuige wieder aufgenommen, wieder spielt er mit Aufbietung aller Kraft den Heiland, und als sein geschwächter Leib eines Tages unter der Last der Rolle noch vor der Kreuzigung zusammenbricht, fängt ihn sein Weib in runden Armen auf. Gewissensbisse und Freundeswarnung haben sie zu dem mißhandelten Manne zurückgetrieben und jetzt nennt sie sich stolz vor aller Welt sein Weib. Madeleine ist Magdalena geworden, wie der Christusspieler längst zum Heiland ward. Die Gatten finden sich endlich und nach zehnjährigem stillem Glück stirbt Joseph Freyer, wie er sich's stets gewünscht — am Kreuz. Die Gräfin aber ist aus einem Weltkinde ein Kind Gottes geworden; sie hat einsehen gelernt, daß die Askese es ist, die dem Christenthum den wahren Werth verleiht, sie ist durch den Menschen, in dem sie den Gott sah, zu dem Gott geführt worden, in dem sie nun den Menschen sieht. Das ist ein etwas komplizirtes Verfahren und es gehört nur ein mäßiger Witzvorrath dazu, um dieses wunderliche Werk einer überhitzten Phantasie der Lächerlichkeit preiszugeben. Das wäre billig, aber ungerecht. Frau Wilhelmine von Hillern ist die Tochter der Charlotte Birch-Pfeiffer, und wenn man ihre Romane liest, möchte man auf das Erblichkeitsdogma schwören. Aber ein kleiner Schuß Genialität hat dennoch die ganze Mischung gründlich verändert. Wie Frau Charlotte nur eine tüchtig routinirte Schauspielerin, Fräulein Wilhelmine aber ein stürmendes Bühnentemperament von tief tragischer Färbung war, so ist auch als literarische Persönlichkeit der Schwarmgeist der Tochter über die derbe Praxis der Mutter emporgestiegen. Frau von Hillern ist phantasiekrank; sie hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem viel größeren Richard Voß, und wenn man dieses excentrische Talent mitunter weiblich nennen möchte, so kann man der Frau von Hillern manchmal männliche Kraft nachrühmen. In gewissen Kapiteln der später zum Theaterstück verhunzten Geyerwally gährt ein starkes Temperament und die kantige Plastik der Gestalten hebt das Buch entschieden über die denebelten Verschwommenheiten der gewöhnlichen Frauenromane hinaus. Auch der mittelalterliche Mönchsroman „Und sie kommt doch!" enthält große Schönheiten, namentlich in der Freskomalerei gewaltiger Naturszenerien; aber schon hier erkannte man, daß die einst so kühn Gott und der Welt trotzende Frau den Weg nach Nazareth gefunden hatte und einem mystisch-religiösen Welterlösungsideal nachstrebte. „Am Kreuz" werden wir belehrt, daß diese Vermuthung richtig war; von den Edda- und Nibelungenmotiven der Geyerwally ist Frau von Hillern zur passionirten Passionsbewunderung gelangt. Das Spiel hat es ihr angethan; sie hat sich in Oberammergau ein Schloß erbaut, nur um als Ortsansässige „beim Passion" mitrathen und mitthaten zu dürfen, und da ihr Thatendrang sich noch zehn Jahre gedulden muß, erzählt sie einstweilen der sündigen Welt, wie sie sich das Spiel der Zukunft ausmalt. Denn an das Spiel und die Spieler der Gegenwart kann sie, trotz der absichtlichen Aehnlichmachung der Namen, wohl kaum ernstlich gedacht haben. Die wackeren Oberammergauer sollen ja wohl recht praktische, nüchterne Menschen sein, die unbeschadet der Heiligkeit des Ortes, nicht gern etwas um Gottes Willen thun oder geben. Jedenfalls sind sie weit entfernt von jener stilisirten Heiligkeit, von jener märchenhaften sittlichen und geistigen Höhe und Würde, die ihnen die neue Landsmännin in idealistischem Ueberschwang leiht. Bei Frau von Hillern nehmen die Spieler und Spielerinnen ihren respektiven Heiligenschein aus dem Theater mit in die Hütten, aufs Feld, in die Scheune; selbst Judas ist im Privatleben ein im Superlativ ehrenwerther Mann und so sind sie alle — alle ehrenwerth. So wird Oberammergau zum Gethsemane der modernen Menschheit und die verderbtesten Kultur- und Reichsgräfinnen gehen aus der Umarmung „Christi" geläutert und fleckenlos hervor. Dieses ekstatische Nazarenerthum, das für die längst mit schlichtem Abschied entlassenen frohen Griechengötter all' in seiner Frömmigkeit immer einige herzhafte Flüche übrig hat, flößt modern empfindenden Lesern einiges Unbehagen ein; auch das theatralische Gepräge wirkt ärgerlich und es fehlte nur noch, daß auch dieser Roman eines schlimmen Tages aufs dramatische Prokrustesbett gezerrt und die Passionsbühne uns auf einem profanen Theater vorgeführt würde. Einzelne grandiose Schilderungen verrathen auch hier wiederum das nicht unbedeutende Können der Verfasserin, die auf das vordringliche Bildungsprunken mit philosophisch-historisch-naturwissenschaftlicher Belesenheit getrost verzichten könnte. Neben der erstaunlichen Tolldreistigkeit des ganzen Entwurfes verdient die mitunter recht feine Ausmalung der „graziösen Schaukelbewegungen" im Seelenleben einer an langeweilentsprossener Migraine und Hysterie leidenden Frau die lebhafteste Anerkennung. Es gibt Regungen in der Frauennatur, die nur eine Frau kennt, nur eine Frau schildern kann. Interessanter aber als die unglückselige Oberhofmeisterin und Reichsgräfin Madeleine-Magdalena ist uns die aus nordisch-germanischer Weltanschauung nach Gethsemane entrückte Dichterin selbst. Wenn Frau von Hillern sich in Oberammergau ihr künstlerisches Austragsstübchen bereiten will, dann wird sie bei Zeiten lernen müssen, auf literarischen Ruhm zu verzichten. Wo die Kreuzesblume gedeiht, will der Lorbeer nur schwer wachsen. Er braucht Sonne und Frau von Hillern strebt dem mystischen Dunkel zu.

M. H.

Briefkasten der Redaktion.

H. L. in Cöln. Freundlichsten Dank; wir haben die Angelegenheit durch einen Brief erledigt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 45. Berlin, den 9. August 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Nicht weniger herzlich, wie von Seiten des belgischen Hofes ist unser Kaiser in England empfangen worden; und nicht allein die nahe verwandte königliche Familie hat ihren Gast mit bemerkenswerther Freundlichkeit aufgenommen, auch die großen Zeitungen, die Verkünder der öffentlichen Meinung, bringen leitende Artikel, die schmeichelhaft für die Person des Kaisers sind, und die von herzlicher Sympathie für Deutschland Zeugniß ablegen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die zahlreichen uns wohlwollenden Bewillkommnungsartikel, die eine Folge der Reisen des Kaisers sind, die öffentliche Meinung in Europa zu unseren Gunsten beeinflussen. Die Sympathien für Deutschland werden so vermehrt, der Haß wird zurückgedrängt, und indem die Achtung und das Verständniß der Länder für einander wächst, verstärkt sich jener Damm, der Europa vor einer kriegerischen Ueberfluthung schützt. Daß die Reisen zu irgend welchen politischen Vereinbarungen geführt haben, ist außerordentlich unwahrscheinlich, kann sogar wohl bestritten werden; aber sie sind ein demonstrativer Beweis für den Wunsch, nach den verschiedensten Richtungen hin gute Beziehungen zu unterhalten, und sie zerstreuen daher auch allmählich jene Urtheile und Anschauungen, die den jetzigen Kaiser aus seiner Prinzenzeit auf den Thron begleitet hatten. Mit einigen Festen und Toasten ist ein solches Ergebniß aber nicht zu theuer erkauft.

Freilich das Gewicht der so erzeugten meist flüchtigen Stimmungen darf man auch nicht zu hoch schätzen gegenüber der Macht der realen Interessen. Es wird daher zweckmäßig sein, neben jene enthusiastischen Verbrüderungsartikel einiger englischen Blätter die immer noch freundlichen, aber weit vorsichtiger wägenden Ausführungen der „Daily News“ und des „Daily Telegraph“ zu stellen. Diese beiden großen Zeitungen erklären sich offen gegen jeden allzu engen Anschluß Englands an irgend eine Macht des europäischen Festlandes. Nach ihrer Auffassung fiele England im eigenen und im Interesse der Civilisation die Aufgabe zu, seine Freundschaft gleichmäßig auf alle Mächte zu vertheilen, statt sie auf eine einzelne oder auf eine Gruppe zu konzentriren; gute Beziehungen zu allen Staaten, enge Allianz mit keinem Staat, das sei die bewährte politische Tradition Englands. Dieses Programm mag manche allzu kühnen Hoffnungen in Deutschland unliebsam enttäuschen; die Vorsicht gebietet jedoch, gerade diesen Preßstimmen eine besondere Bedeutung beizulegen, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Grundstimmung des englischen Volkes in jenen nüchternen und zurückhaltenden Ausführungen besser zur Geltung kommt als in jenen schwungvollen Festartikeln, deren Nachwirkung wohl eine freundliche allgemeine Stimmung für Deutschland sein kann, aber die weittragende politische Wandlungen nicht im geringsten verbürgen.

Wie die Monarchen einander aufsuchen und damit den freundlichen Beziehungen der Völker zu einander neue Impulse geben, so wirken in derselben Richtung jene immer häufiger wiederkehrenden Kongresse, die den mannigfachsten Aufgaben sich widmen. Unter der Fülle der Erscheinungen dieser Art darf der jetzt in Berlin tagende **internationale medizinische Kongreß** als ein bemerkenswerthes Zeichen der Entwicklung aufgeführt werden.

Aus allen Richtungen der Windrose und aus den größten Entfernungen sind in Berlin Aerzte zusammengeströmt. Die Vertreter aller Nationen sind gleich herzlich bewillkommt worden, und Anlaß zu einer besonderen Auszeichnung dieser oder jener einzelnen Gruppe konnte an sich um so weniger vorliegen, weil die hohen Aufgaben der Wissenschaft sich nur durch ein gemeinsames Zusammenwirken **aller** berufenen geistigen Kräfte erfüllen lassen; die Wissenschaft hat nichts mit der Politik und nichts mit nationalen Neigungen und Abneigungen zu thun; jeder

Mann der Wissenschaft mußte daher gleich gern gesehen sein. Und dennoch hat die Freude über das Erscheinen so zahlreicher Abgesandter bei einer Gruppe, bei den Franzosen, sich besonders gesteigert. In den Franzosen waren nicht allein hervorragende Vertreter ihres Berufes, sondern gleichzeitig Männer zu ehren, die im Dienste menschenfreundlicher Aufgaben tief gewurzelten Vorurtheilen die Stirn boten und schmerzliche Empfindungen überwanden.

Eine entsprechende Gegenwirkung ist es, daß die verdienten menschlichen Sympathien, welche den französischen Aerzten bei uns zu Theil geworden sind, bei den großen Pariser Zeitungen verständnißvolle Würdigung finden, und so werden vielleicht auch diese Vorgänge eine gegenseitige freiere und gerechtere Beurtheilung zwischen jenen beiden Nationen anbahnen, die durch die Ereignisse der Vergangenheit in so tiefen Gegensatz zu einander gebracht worden sind.

Diese einzelnen Bestrebungen und Vorgänge aneinander gereiht, beweisen, daß mit dem Fortgange des Fürsten Bismarck auch für die Behandlung der internationalen Beziehungen neue Gesichtspunkte maßgebend geworden sind. Vor einem Jahre wurde Frankreich von den Bismarck'schen Offiziösen als ein „wildes Land" erklärt, und unter dem Beifall der Kartellparteien wurden jene Künstler, Industrielle und Reisende als erbärmliche Deutsche gebrandmarkt, die mit ihren Werken und Erzeugnissen die Pariser Weltausstellung beschicken oder sie persönlich besuchen wollten. Jetzt werden mit ausgesuchtester Liebenswürdigkeit französische Aerzte im Berliner Rathhaus empfangen, und preußische Minister fürchten nicht, daß ihnen das Trommelfell springt, wenngleich in ihrer Gegenwart zu Ehren der Gäste aus dem Nachbarland die rauschenden Töne der Marseillaise erklingen. Die offizielle Politik, welche der Kaiser vertritt, findet so ihre wirkungsvolle Ergänzung in der Volksempfindung, die sich wieder freier zu äußern vermag, nachdem der Bann Bismarck'schen Despotismus und Bismarck'scher Verhetzungssucht vom Lande hinweggenommen ist. Auch für diese Fragen ist also der Kurs nicht der alte geblieben.

Die „nationalen" Priester aber, weit entfernt wie bisher, gegen diese humanen Regungen den Bann zu schleudern, oder sich der veränderten Richtung wenigstens entgegen zu stemmen, scheinen auch ihrerseits die heutige Lage als die behaglichere zu empfinden. Um so ärger brandmarkt diese nationalen Elemente alsdann ihre eigene Vergangenheit. Durch ihre geistige Unselbständigkeit, Schwäche und Liebedienerei wurde das Bismarck'sche System aufrecht erhalten, und diesem System zu seinem eigenen Verderben die Möglichkeit immer weiterer Entwicklung in den alten Bahnen geboten. Die Verhetzung der Parteien im Innern und die Verhetzung der Nationen unter einander war ein Theil jenes Programms des Fürsten Bismarck, zu dessen Ausführung die Kartellparteien jubelnd ihre Kräfte herliehen. Ob jene humanere Umstimmung der Geister, welche der Liberalismus stets angestrebt hat, und die heute nicht mehr als vaterlandsverrätherisch verschrien ist, schon in Kurzem sich so machtvoll erweisen wird, um ernste Zerwürfnisse unter den Völkern überhaupt zu bannen, das mag sehr zweifelhaft erscheinen; aber diese Umstimmung wird doch eines zu Wege bringen: so lange der Friede nicht ernst bedroht ist, werden wir wenigstens seine Segnungen ungetrübter genießen können, und jener Verrohung der Geister wird Einhalt geboten werden, die eine unvermeidliche Folge der beständigen Bismarck'schen Aufreizungen gewesen ist. Daß aber Deutschland und Europa unter jener brutalen Methode, die der Liberalismus mit aller Kraft bekämpft hat, ein Jahrzehnt hindurch hat leiden müssen, macht einen der schwersten Schuldposten aus, die unsere Regierungsparteien belasten.

Verschiedene **sozialdemokratische** Blätter sagen einander und sogen einzelnen Führern die unliebsamsten Dinge. Durch die Partei geht zweifellos ein Riß; der Augenblick, aber, da dies sich zuerst offenbart, ist bemerkenswerth genug. Nicht unbedeutende persönliche und sachliche Gegensätze offenbarten sich, sobald nur in naher Zukunft die Sprengung jenes eisernen Reifens, des Sozialistengesetzes in Aussicht war; das die Bewegung des einzelnen Sozialdemokraten gegen jeden politischen Gegner und gegen jeden Parteigenossen behindert. Wir möchten die Bedeutung dieser Streitigkeiten nicht überschätzen, und wir halten es für keineswegs wahrscheinlich, daß die sozialdemokratische Partei schon in kurzer Zeit sich in verschiedene Fraktionen auflösen wird. Die gemeinsamen Siege, die man errungen, die gemeinsamen Bedrückungen, die man erduldet, werden für die nächste Zukunft einen genügenden Kitt liefern, um äußerlich die Einheit aufrecht zu erhalten. Aber diese Erscheinungen, die in ihren Folgen zunächst nicht bedeutungsvoll zu sein brauchen, sind als Symptome doch überaus bezeichnend; bedeuten sie auch nicht die Auflösung, so beweisen sie doch, daß die Festigkeit des Parteigefüges sich lockert. Wenn aber schon die Aussicht auf Beseitigung des Sozialistengesetzes diese Wirkung zu Wege bringt, wie verderblich für den heutigen Staat müßte dann jene Ausnahmemaßregeln gewesen sein, die Fürst Bismarck sogar zu verschärfen wünschte.

Das Sozialistengesetz war für viele einzelne Sozialdemokraten gewiß ein schweres Unglück; für die Partei als Ganzes betrachtet, aber war es ein außerordentliches Glück. Von Staatswegen sind den Sozialdemokraten jene Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt worden, die die Aktionskraft anderer Parteien oft genug schädigen. Indem das Ausnahmegesetz das freie Aufkeimen innerer Gegensätze bei den Sozialisten und die offene Geltendmachung derselben innerhalb des Parteiverbandes verhinderte, wurde die Möglichkeit geschaffen, die gesammten Kräfte auf die bürgerlichen Parteien zu werfen, und dieser Anprall wurde in seiner Wucht noch erhöht, weil jeder einzelne Sozialdemokrat sich als Märtyrer fühlte, weit manch' einer der Gegner in der Abwehr durch Mitleiden gehemmt wurde. Das Ergebniß dieser weisen Politik des Fürsten Bismarck und der Kartellparteien war dann naturgemäß das Wachsthum der Sozialdemokratie von Wahl zu Wahl.

Die persönlichen Neigungen des **Kaisers** von **Rußland** hat man stets für friedliche gehalten; für diese Gesinnungen liegt jetzt ein neues Zeugniß vor. Dem Kriegsminister Wannowski hat der Zar zum fünfzigjährigen Offiziersjubiläum ein Schreiben gesandt, in dem sich folgende Stelle findet:

> „Unser Vaterland bedarf zweifellos einer starken und wohlorganisirten Armee, welche auf der Höhe der zeitgenössischen Entwicklung des Militärwesens steht; jedoch nicht für agressive Zwecke, sondern einzig zur Wahrung der Integrität und Ehre des russischen Staates. Die unschätzbaren Güter des Friedens schützend, welche Ich mit Gottes Hilfe Rußland noch lange zu erhalten hoffe, sollen die Wehrkräfte des Landes in gleicher Weise entwickeln und vervollkommnen, wie die anderen Zweige des Staatslebens."

Aber auch Alexander II. war keine kriegerische Natur und doch wurde er durch den Panslavismus in den Türkenkrieg hineingetrieben.

Die offene Revolution ist in **Argentinien** niedergeschlagen; aber gleichzeitig war die Opposition gegen den Präsidenten Celman derartig gewachsen, daß derselbe sein Amt niederlegen mußte; an seine Stelle ist der bisherige Vicepräsident Pellegrini getreten. Ob er, der bisher auf keinem anderen politischen Standpunkt wie Celman stand, vermögen wird, den Staat in ruhigere Bahnen zu lenken, läßt sich noch keineswegs übersehen. — Günstiger scheinen sich die Verhältnisse in Mittelamerika zu gestalten; durch Vermittlung neutraler Mächte soll unter den kämpfenden Staaten der Friede vermittelt werden.

* * *

Die Judenverfolgung in Deutschland am Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Sechs und ein halbes Jahrhundert sind verflossen, seit Papst Innocenz IV. zum Schutz der bedrängten und verfolgten Juden eine Bulle erließ. „Einige Geistliche und Fürsten — heißt es in der Bulle — Edle und Mächtige eurer Länder erdenken, um das Vermögen der Juden ungerechter Weise an sich zu reißen, gottlose Anschläge gegen sie und erfinden Anlässe .... Im Widerspruch gegen die ihnen vom apostolischen Stuhl gewährten Privilegien, gegen Gott und seine Gerechtigkeit, bedrücken sie durch Nahrungsentziehung, Kerkerhaft, andere Quälereien und Drangsale die Juden, legen ihnen allerhand Strafen auf und verdammen sie zuweilen sogar zum Tode, so daß sie, obgleich unter Fürstlichkeiten lebend, die das Christenthum bekennen, doch schlimmer daran sind, als ihre Vorfahren in Aegypten unter den Pharaonen ... Da wir sie nicht gequält wissen wollen, so befehlen wir, daß ihr euch ihnen freundlich und gütig zeigt. Wo ihr ungerechte Angriffe gegen sie wahrnehmt, stellet sie ab und gebt nicht zu, daß sie in Zukunft durch solche und ähnliche Bedrückungen heimgesucht werden."

Eine lange Kulturarbeit liegt zwischen damals und heute. Körperlich gemißhandelt, gefoltert, verbrannt wird heute der Jude nicht mehr; das verbieten nicht nur die Gesetze, sondern auch unsere „milderen Sitten". Aber die Grundanschauungen, die Art zu denken und zu fühlen, aus denen jene vergeblich mit dem Kirchenbann belegten Akte verabscheuungswürdiger Rohheit entsprangen — hat auch sie die lange Kulturarbeit überwunden?

Freilich — auf dem Papier, in unserer Verfassung, in unseren Gesetzen ist Alles so wohl geordnet, wie es die „Civilisation", die wir erworben haben, verlangt. In allen konstitutionellen Staaten Europas ist die Gleichberechtigung der Konfessionen anerkannt. Man hat diesen Grundsatz sogar unter europäische Garantie gestellt. Die Mächte, welche auf dem Kongreß von 1878 den Berliner Vertrag unterzeichneten, schrieben Bulgarien, Serbien und Rumänien als Bedingung für die Aufnahme unter die europäischen Staaten in den §§ 34 und 35 des Vertrags ausdrücklich vor, daß wegen des religiösen Glaubens und Bekenntnisses Niemand in dem Genuß der bürgerlichen Rechte, der Ausübung der verschiedenen Berufs- und Erwerbszweige beschränkt oder von der Zulassung zu öffentlichen Diensten, Aemtern und Ehrenstellen ausgeschlossen werden solle. Derselbe Grundsatz befindet sich in der preußischen Verfassung und in dem deutschen Gesetz vom 3. Juli 1869.

Wie aber steht es bei uns mit der thatsächlichen Durchführung dieser gesetzlichen Bestimmungen? Werden die Juden in Wirklichkeit zu allen Aemtern und Ehrenstellen zugelassen? Sind sie in einer der Qualifikation entsprechenden Zahl Offiziere, Richter, Verwaltungsbeamte? Nein. Aber damit nicht genug. Obwohl sie thatsächlich zurückgesetzt und von den wichtigen Aemtern ausgeschlossen werden, macht sich jetzt eine Bewegung breit, die sich offen als Ziel setzt, sogar den schon in dem preußischen Edikt vom 11. März 1812 proklamirten Grundsatz zu beseitigen, daß die Juden „für Einländer und Staatsbürger zu achten seien".

Die Antisemiten haben seit 1880 ihre Taktik geändert. Damals versuchte man durch eine in ganz Deutschland gleichmäßig in Szene gesetzte Petitionsagitation Erfolge zu erzielen. Nachdem der Petitionssturm von 1880 kläglich gescheitert war, fing man es anders an. Einzelne Bezirke wurden ausgesucht und auf diese die ganze Agitationskraft vereinigt. Man hatte es zunächst auf Posen, Oberschlesien und Hessen abgesehen. In den ersteren beiden preußischen Provinzen scheint die antisemitische Wühlerei noch kein nennenswerthes Resultat erzielt zu haben. Anders in Hessen. Hier haben es die Judenhasser verstanden, die thatsächlich in großen Kreisen vorhandene Unzufriedenheit mit den jetzigen Zuständen in ihr Fahrwasser zu leiten. Auf konservativem Boden — in Marburg — hat der Antisemitismus im Jahre 1887 den ersten Reichstagswahlerfolg errungen; Dr. Böckel beseitigte den bisherigen Abgeordneten Dr. Grimm. Bei den Februarwahlen dieses Jahres haben die Antisemiten alsdann nicht nur Marburg behauptet, sondern noch weitere 4 Sitze in Kurhessen und Oberhessen, welche bis dahin durch Nationalliberale und Konservative vertreten waren, gewonnen. Die nachfolgende Zusammenstellung der Resultate der ersten Wahlgänge in den jetzt durch Antisemiten vertretenen hessischen Wahlkreisen gibt eine Uebersicht über das Gewinn- und Verlustkonto der einzelnen Parteien. Es wurden in den Wahlkreisen Hofgeismar, Fritzlar-Ziegenhain, Marburg, Gießen, Alsfeld Stimmen abgegeben:

	f. d. Konserv. u. d. Reichsp.	f. Nationalliberale	f. Freisinnige	f. Centrum	f. Sozialdemokraten	f. Antisemiten
1884	16 166	26 479	9 488	402	497	—
1887	9 946	32 684	13 206	1 307	907	11 307
1890	7 670	10 216	10 060	1 308	4 483	30 467.

Fast ausschließlich auf Kosten der Kartellparteien haben die Antisemiten in Hessen ihre Erfolge erzielt. An eine energische Gegenwehr hatte man nicht gedacht. Fast alle Parteien waren überrascht; man hatte ein solches Resultat nicht für möglich gehalten. Auch heute noch geschieht in Hessen sehr wenig, um den Antisemiten das Feld streitig zu machen. Gleichzeitig mit den Antisemiten haben auch die Sozialdemokraten insbesondere in Kurhessen Fortschritte gemacht. In den acht kurhessischen Wahlkreisen stellt sich das Stimmenverhältniß folgendermaßen:

Es erhielten bei den Hauptwahlen Stimmen in runden Zahlen:

	die Konserv. und die Reichspartei	die Nationalliberalen	das Centrum	die Freisinnigen	die Sozialdemokraten	die Antisemiten
1887	56 700	11 800	15 600	10 600	13 700	11 600
1890	34 600	4 800	13 700	16 900	24 600	21 300
	− 22 100	— 7 000	— 1 900	+ 6 300	+ 10 900	+ 9700

Die Sozialdemokraten betrachten sich als die Erben der Antisemiten. Sie glauben, daß dieselben für sie die Vorarbeit leisten, zuerst einmal „die bürgerlichen Parteien" zu zerreiben. „Der Antisemitismus ist nur ein Durchgangsstadium — sagte vor Kurzem ein sozialdemokratischer Führer — er arbeitet schließlich doch nur für uns." Diese Anschauung hat Manches für sich. Wer sich erst über „den jüdischen Kapitalismus" richtig zu ereifern gelernt hat, der ist ohne Schwierigkeit auch „gegen den Kapitalismus" überhaupt in Zorn zu bringen. Thatsächlich hat denn auch eine nicht unerhebliche Zahl früherer antisemitischer Wähler bei späteren Wahlen in mehreren Wahlkreisen für die sozialdemokratischen Kandidaten gestimmt.

Durch die Erfolge bei den letzten Wahlen ermuthigt, arbeiten die Antisemiten mit erhöhtem Eifer weiter, zunächst in Hessen. Die Landbevölkerung haben sie durch ihre unermüdliche Agitation von Dorf zu Dorf, durch Zeitungen und Flugblätter, Gründung von Bauernvereinen u. s. w. gewonnen. Die Gegenparteien sind ihnen einstweilen nicht gewachsen. Es fehlt ihnen an genügender Organisation, an Kräften, an einer wirksamen Lokalpresse. Wenn bei den jetzt im Großherzogthum Hessen stattgehabten Landtagswahlen die Antisemiten Sitze nicht eroberten, so darf man daraus keine weiter gehenden Schlüsse ziehen*). Die Theilnahme der Bevölkerung für diese Wahlen war überhaupt eine äußerst schwache; 20, höchstens 25 Prozent haben ihr Wahlrecht ausgeübt. Mit dem bestehenden veralteten Wahlsystem waren die Wähler nicht in Bewegung zu bringen.

Von Hessen tragen die Antisemiten ihre Agitation neuerdings weiter, vorzugsweise nach Baden. Sie hoffen dort einen günstigen Boden zu finden, weil Baden nächst einigen preußischen Provinzen, Hessen und Elsaß-Lothringen,

*) Wie ich eben lese, haben die Antisemiten Butzbach von den Nationalliberalen wider Erwarten gewonnen.

die meisten Juden hat — je 169 unter 10 000 nach der Statistik von 1885; in Hessen waren die Zahl je 273, in Elsaß-Lothringen je 236 Juden unter 10 000 Einwohnern. Auch in Baden hat man es, wie in Hessen, vorzugsweise auf die Landbevölkerung abgesehen. In den einzelnen Wahlkreisen werden Vereine mit „Kriegskassen“ zu „dem *heiligen* (!) Kampf“ — wörtlich steht es so in einem Aufruf — und besondere antisemitische Blätter gegründet. Von zwei solcher seit einem Monat dort erscheinenden Wochenblättern — dem „Badischen Volksboten“ in Todtnau und dem „Bürger- und Bauernfreund“ in Ilvesheim bei Mannheim — sind mir die bisher erschienenen Nummern zugegangen. Sie enthalten nichts als eine fanatische Hetzerei von Anfang bis zu Ende! Selbst der Inseratentheil muß diesem Zweck dienen. Das Programm der Deutsch-Sozialen in *Baden*, welches neben dem Rohtabakmonopol die wöchentliche Normalarbeitszeit und den wöchentlichen Mindestlohn verlangt, findet in diesen Blättern eine Ergänzung, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. „Internationale Vereinbarungen, insbesondere gegen die gefahrdrohende Anhäufung des jüdischen Kapitals“; — von Staatswegen angeordnete Untersuchung, ob in der jüdischen Religionslehre (Talmud und rabbinische Litteratur) etwas „Staatsgefährliches“ enthalten sei —; *Aufhebung* der Gleichberechtigung und *Stellung* der Juden *unter Fremdenrecht*; — Ausschluß derselben von allen kommunalen und staatlichen Aemtern, von dem Dienst im Heer, von dem Dienst der Schöffen und Geschworenen, sowie von sonstigen Ehrenämtern; — das ist das Programm, auf Grund dessen man die badische Landbevölkerung gegen unsere jüdischen Mitbürger zu sammeln hofft. Der bei Mannheim erscheinende „Bürger- und Bauernfreund“ hat noch einige ganz besondere Forderungen. Er will den Juden das Recht entziehen für öffentliche Blätter zu schreiben oder solche zu verlegen (ausgenommen Zeitungen für Juden), er will ihnen auch den Handel mit Tabak, Wein, Getreide und Branntwein verbieten! In welchem Geiste diese Blätter geschrieben sind, wird am besten aus einer kurzen Antwort hervorgehen, welche der Ilvesheimer „Bürger- und Bauernfreund“ im Briefkasten der Nr. 4 gibt: „H. in H. Sie wenden gegen unser Bemühen ein: das Evangelium geböte — den Nächsten zu lieben. Die Juden sind nicht unsere *Nächsten*, sondern die *Fernsten*. Juden lieben, das kann nur Gott, in dessen Hand sie ein räthselhaftes Werkzeug sind. Wir müssen sie ebenso verabscheuen, wie den Teufel“ u. s. w.

Gegen eine solche Agitation auch nur ein Wort zu verlieren, werden sicherlich Viele nicht der Mühe werth halten. So weit — meinen sie — kann doch ein irgend erheblicher Theil des deutschen Volkes nicht zurückgekommen sein, daß er an derartiger Moral auch nur vorübergehend Geschmack findet. Ich bezweifle es, daß ein solcher Optimismus nach den Erfahrungen, die wir im letzten Jahrzehnt in Deutschland gemacht haben, angebracht ist. Haß, Eigennutz, Konkurrenzneid, Verfolgungssucht und ähnliche niedrige Leidenschaften können auch noch am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts die bedenklichsten Früchte hervorbringen, wenn ihnen gegenüber nicht durch eine starke öffentliche Meinung in deutlicher Weise die *Staatsraison* geltend gemacht wird.

Wo aber zeigt sich gegen die Antisemiten in Deutschland eine starke öffentliche Meinung? Wo sind diejenigen, welche kraft ihrer Stellung in erster Reihe berufen wären, gegen diese verfassungs- und kulturwidrige Hetze ein Veto einzulegen? In Preußen waren *vor* Einführung der Verfassung unter den Vorkämpfern für die Gleichberechtigung der Juden Männer der *höchsten Aristokratie*. Man vergleiche nur die Reden, mit denen Prinz *Biron* von *Kurland*, Fürst zu *Lynar*, Graf v. *Dyhrn*, Graf v. *Ziethen*, Graf v. *Redern*, Graf *York* u. A. in der Herrenkurie des Vereinigten Landtags von 1847 für unsere jüdischen Mitbürger eintraten, mit denen aus neuester Zeit! Graf v. Ziethen hatte sogar den Muth aus den Erfahrungen seines Lebens — und er erklärte oft mit Juden zusammengekommen zu sein — zu bezeugen, daß er sie „als erfahrene, betriebsame, als gute, edle Menschen angetroffen habe“. Selbst der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen, der nachmalige Reichskanzler, konnte in seiner von den Antisemiten so vielfach für ihre Zwecke citirten, und im Uebrigen „vom Geist des Mittelalters“ durchwehten Rede gegen die Zulassung der Juden zu den obrigkeitlichen Aemtern (Sitzung des Vereinigten Landtags vom 15. Juni 1847) nicht umhin einzuräumen: „Ich gestehe zu, daß in Berlin und überhaupt in größeren Städten die Judenschaft fast *durchaus aus achtungswerthen Leuten besteht*; ich gebe zu, daß solche auch auf dem Lande nicht bloß zu den Ausnahmen gehören, obgleich ich sagen muß, daß der entgegengesetzte Fall vorkomme.“ Wer heute solches Zeugniß ablegt, wie es Graf von Ziethen gethan, muß sich darauf gefaßt machen, in den Verdacht zu kommen, daß er sich in irgend einer pekuniären Abhängigkeit von den Juden befindet. „Judenknecht“, „bezahlter Judenanwalt“ — das sind die Ehrentitel, die man sich leicht erwerben kann, wenn man auch nur für die staatsbürgerlichen Rechte der Juden eintritt; und es unterliegt leider keinem Zweifel — und nur deshalb erwähne ich dies hier — daß es viele sehr ehrenwerthe Christen gibt, welche die Schmach der Judenhetze fühlen, ihre Gefahr erkennen, — und sich doch lediglich durch die Besorgniß vor solchen elenden Verdächtigungen davon zurückschrecken lassen, offen Farbe zu bekennen und vorzugehen. Wer vor solchen Gemeinheiten zaghaft die Segel streicht, kann allerdings ernste öffentliche Pflichten nicht erfüllen.

Es ist eine bei den Antisemiten sehr beliebte Methode, gewisse verwerfliche Eigenschaften und Schlechtigkeiten, wie den Wucher oder die Geldgier oder die wilde Börsenspekulation mit dem Judenthum zu identifiziren und so den Anschein zu erwecken, als ob der anständige Jude z. B. den jüdischen Wucherer, der die Nothlage seines Nachbarn zu seinem Vortheil in unanständiger Weise ausbeutet, minder scharf verurtheile als der anständige Christ. Nur so kann man dazu kommen, von einem spezifisch „jüdischen Wucher“ zu sprechen.

Diese perfide Kampfmethode ist nicht ohne Wirkung geblieben. Man mag sich dem Glauben hingeben, daß der Antisemitismus in seinen verschiedenartigen Gestaltungen für längere Zeit bei uns keine Stätte haben wird. Aber immerhin kann er zeitweise große Kreise irre führen und gefährlich werden. Was in Hessen möglich war, kann auch in Baden und anderwärts geschehen, wenn man gleichgültig und sorglos dem Treiben der Antisemiten zuschaut. Die meisten wissen gar nicht, wie intensiv die Antisemiten mit Wort und Schrift agitiren; ich habe auch erst in neuerer Zeit einen Einblick in eine Masse antisemitischer Schriften und Flugblätter erhalten und ich kenne bei Weitem noch nicht Alles. Es ist in der That Zeit, daß die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf dieses Treiben gerichtet wird. Wenn der kleinere Landwirth, der weniger liest und sich weniger um öffentliche Dinge kümmert, auch nur einen Theil von dem glaubt, was ihm in den antisemitischen Blättern über die Juden vorgeredet wird, dann ist es nicht zu verwundern, wenn er von Haß und Verachtung gegen dieselben ergriffen wird und danach handelt. Wie hartnäckig längst widerlegte Unwahrheiten in den Schriften der Antisemiten immer wieder von Neuem als lautere Wahrheiten unter die Wähler gebracht werden, das beweisen die fortgesetzten Verläumdungen, denen die Alliance israélite ausgesetzt ist.

Es wäre ein schwerer Fehler, die Gegenwehr zu versäumen. Dieselbe ist in erster Reihe eine *Ehrenpflicht der Christen*. Ihnen liegt es besonders ob, Protest dagegen zu erheben, daß unser öffentliches Leben vergiftet werde durch eine unter *„nationaler“* Firma betriebene unchristliche und undeutsche Hetze gegen eine große Zahl gleichberechtigter Staatsbürger, von denen in Uebereinstimmung mit den Traditionen des Hohenzollernhauses ein deutscher Kaiser sagte, daß *„sie seinem Herzen gleich nahe stehen“*. Ehrenpflicht der Christen ist es ferner, nicht eher zu ruhen, als bis die *gleiche Berechtigung*, welche den jüdischen Mitbürgern nach unseren *Gesetzen* zusteh-

auch in allen Beziehungen thatsächlich durchgeführt werde. Dieses Thema darf nicht von der Tagesordnung verschwinden. Das ist die beste Antwort auf die freiheits- und kulturfeindlichen Bestrebungen der Antisemiten.

Das deutsche Volk muß und wird mit der antisemitischen Bewegung fertig werden; denn sie ist und bleibt eine „Schmach“ für unser Vaterland.

Heinrich Rickert.

Eine erfolgreiche Kolonie.

Obgleich die Erfahrungen, welche Deutschland in den letzten Jahren mit seinen kolonialen Besitzungen gemacht hat, zur Ernüchterung schon einigermaßen beigetragen haben, so ist die Reihe der Enttäuschungen doch voraussichtlich noch längst nicht abgeschlossen. Speziell der ostafrikanische Besitz wird noch vielfach so angesehen, als ob seine vortheilhafte wirthschaftliche Ausbeutung kaum einem Zweifel unterworfen sei, sobald nur erst Ruhe und Ordnung gesichert wären. Man vergißt dabei, daß bisher auch noch nicht die geringste Gewähr dafür vorhanden ist, daß ein vortheilhafter Plantagenbau in Ostafrika möglich ist. Daß in jenen Gegenden Tabak, Baumwolle, Kaffee und andere tropische Produkte hervorgebracht werden können, ist ja allerdings keinem Zweifel unterworfen. Ob es aber mit Vortheil für den Unternehmer geschehen kann, darauf kommt alles an. Und das steht keineswegs fest. Der beliebte Hinweis auf andere Kolonien, in denen einzelne jener Artikel mit großem Nutzen gezogen werden, beweist nichts, denn die Voraussetzungen wirthschaftlichen Gedeihens sind gerade bei tropischen Kolonien so verschiedener Natur, daß der Erfolg an einem Punkte der Erde noch keinerlei Schlüsse auf ähnliche Erfolge unter denselben Breitengraden auf anderen fruchtbaren Theilen der Erde zuläßt. Je näher man eine Plantagenkolonie kennen lernt, um so deutlicher tritt Einem dieser Gesichtspunkt entgegen. Es ist deshalb auch ganz verfehlt, aus den Erfolgen, wie sie seit einigen Jahren speziell auf Sumatra erzielt sind, einen Anlaß zum Optimismus für Ostafrika herzuleiten. Die wirthschaftliche Blüthe der Ostküste Sumatras ist vielmehr das Produkt ganz besonderer Verhältnisse, deren günstiges Zusammentreffen man nicht außer Augen verlieren darf, wenn man nicht zu irrigen Schlüssen kommen will.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet wird eine Darlegung der Verhältnisse in Sumatra, von einem Beobachter, der fünf Jahre an Ort und Stelle war, auch zur weiteren Klärung der kolonialpolitischen Anschauungen in Deutschland vielleicht Einiges beitragen können.

I.

Selbst in guten deutschen Atlanten wird man Medan schwerlich finden. Allenfalls ist ungefähr unter 3° nördlicher Breite an der Ostküste Sumatras ein Platz Namens Deli verzeichnet, der indessen ebenso wenig wie das etwas weiter nordwestlich vermerkte Städtchen Langkat existirt. Wohl aber gibt es den Fluß Deli, zu dessen beiden Seiten und zwischen dem im Süden aufragenden Kerngebirge Sumatras und der Malaccastraße im Norden sich das malayische Miniatursultanat Deli ausbreitet, dessen Hauptplatz, am Delifluß gelegen, und etwa 20 km von seiner Mündung entfernt, Medan ist — in der Mitte der 60er Jahre ein armes, unbedeutendes Malayendorf, heute der sich täglich vergrößernde und verschönernde Sitz des Residenten der Ostküste von Sumatra. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß das Gebirge, welches von Südost nach Nordwest Sumatra durchzieht, südlich des 5° nördlicher Breite von der Ostküste der Insel zurücktritt, gleichsam eine große Bucht bildend, eine Alluvialebene, die ihr Entstehen einer Menge sich windender Flüsse verdankt, welche Erde und Schlamm vor dem Anprall der Fluth absetzten. Mangrove-Waldungen bedecken den äußersten Landstreifen längs des Meeres, der täglich fast zweimal überfluthet, zeitweise sogar dauernd unter Wasser stehend, einen einzigen gewaltigen Morast mit üppiger Vegetation bildet. Ihm schließt sich ein breiterer Strich Landes an, wenig erhaben noch über dem Spiegel des Meeres und der Flüsse, und deshalb gleichfalls nicht selten Ueberschwemmungen ausgesetzt. Der Grundbestandtheil der oberen Bodenschichten ist meistens ein weißer Thon in mannigfachster Zusammensetzung mit Lehm, Sand und Kalk, fruchtbarer Boden, reich an Kali und Stickstoff, mit dünner Humusschicht, bedeckt mit kräftigem Urwald: starken Bäumen und reichlichem Unterholz. Weiter den Bergen zu erstrecken sich leicht gewellte Ebenen, Hügelgelände, hin und wieder auch scharf eingeschnittene Schluchten, mit im Allgemeinen leichterem, immer aber noch ergiebigem Boden. Endlich strebt, den Horizont begrenzend, Hochgebirge empor.

Starke Ausdünstungen und entsprechend starke Niederschläge, die fast täglich zur Mittagszeit einsetzende Seebrise und leiser, kühlender abendlicher Bergwind mildern die Temperatur so sehr, daß nur etwa 20° Réaumur als Jahresdurchschnitt angenommen werden kann. Die Niederschläge aber — und das ist eine für die dortige Agrikultur besonders wichtige Eigenart des Ländchens — vertheilen sich so sehr auf die ganze Dauer des Jahres, daß anhaltende Dürre zu den Seltenheiten gehört.

In der überwältigenden Mannigfaltigkeit ihrer Produkte wetteifern Meer, Fluß und Land, den dünn gesäeten Bewohnern bei möglichst ausgedehntem Nichtsthun ein behagliches Leben zu ermöglichen, während Raubthiere, Dickhäuter, Schlangen und Krokodile in der Fauna und Flora so glänzende Lebensbedingungen besitzen, daß sie nur ganz ausnahmsweise sich veranlaßt sehen, den Konflikt mit dem Menschen und seinen Schöpfungen zu suchen.

Nachdem sich die Ureinwohner Sumatras, die Battah, vielleicht Jahrtausende hindurch dieses idyllischen Besitzes erfreut hatten, gefiel es seefahrenden Malayen so gut, daß sie das Fortgehen vergaßen und die alten Landsassen in die Berge zurückdrängten oder unterwarfen. Aber auch sie beschränkten sich im Wesentlichen darauf, aus der Hand in den Mund zu leben, und traten nur in unbedeutendem Maße durch Erzeugnisse ihrer Arbeit in Verbindung mit der übrigen Welt.

Seitdem durch Vertrag mit England im Anfang unseres Jahrhunderts Holland die Grenzen „Insulindiens“ bis auf das erst 1872 gleichfalls aus englischem Protektorat übernommene Atjeh festgelegt hatte, war auch die Ostküste Sumatras dem Rechtstitel nach holländische Kolonie. Aber die kleinen Niederlande fanden ihre Volks- und Finanzkraft durch Java und Theile von Borneo und Celebes so vollauf in Anspruch genommen, daß von einer planmäßigen, umfassenden wirthschaftlichen Erschließung Sumatras nicht die Rede sein konnte. Vielleicht würden noch heute Malayen und Battacker in ungestörter Armseligkeit mitten zwischen ungehobenen Schätzen dahin dämmern, wenn das Ländchen nicht allzuverlockend dem aufstrebenden Penang und dem mächtigen Singapore gerade vor Augen gelegen hätte. Viele englische Köpfe in den Straits settlements dachten in der Mitte unseres Jahrhunderts mit heißem Begehren an die gegenüberliegende Küste und ihren prachtvollen Pfeffer. Aber merkwürdiger Weise führten verschiedene Versuche, mit den malayischen Fürsten Handelsbeziehungen anzuknüpfen, zu keinen rechten Erfolgen. So war es schließlich ein Niederländer, Nieuwenhuis, der sich einmal das vielversprechende Pfefferland ansehen wollte — und gelegentlich seines Besuchs auf Tabak aufmerksam wurde, welchen Malayen und Battacker, ohne rechte Sorgfalt auf seine Pflege zu verwenden, in kleinen Mengen pflanzten. Er sah sich veranlaßt, einen Versuch zu machen, erzielte eine kleine Ernte, die von Fachleuten gut beurtheilt und bezahlt wurde und fand Kredit in der Heimath, mit dem er die Deli-Maatschappy zu dem Zwecke gründete, Landstrecken in Deli zu erwerben und unter besonderer Berücksichtigung des Tabaksbaus wirthschaftlich zu erschließen.

In Medans unmittelbarer Nähe wurden die ersten

größeren Ernten gewonnen. Und so groß war ihr Erfolg am Amsterdamer Markt, daß die „Wissenden“ bald aus aller Herren Länder herbeiströmten. Nur wenige hatten die Opfer an Lebenskraft und Gut zu bereuen, mit denen sie in den folgenden Jahren mit immer mehr angespannter Ausdauer den jungfräulichen Boden Ost-Sumatras befruchteten. Wie Pilze schossen die Pflanzungen empor, und nach etwa 20jähriger Arbeit ist ein Landstrich erschlossen worden, der Millionen von Kilogrammen Tabak erzeugt, deren jährlicher Bruttowerth sich in den letzten Jahren auf etwa 30 Millionen holländischer Gulden stellte. Wenn dieser nackten Zahl nach erläuternd hinzugefügt wird, daß die Besitzer der Tabakpflanzungen vielfach glänzende Gewinne erzielen, so ist damit wohl genügend hervorgehoben, daß, soweit die Kultur des Tabaks in Frage kommt, bei der Erschließung dieser Küste ein hervorragender Erfolg errungen worden ist.

Wie weit ist aber sonst das Land wirthschaftlich erschlossen? So gut wie die gesammten örtlichen Verhältnisse unter verständiger Leitung kapitalkräftiger Europäer dem Tabakbau zu Gute gekommen sind, würden sie doch — sollte man meinen — auch die Gewinnung anderer tropischer Produkte günstig haben beeinflussen müssen. Daß sehr guter Pfeffer gedeiht, wurde schon erwähnt. Der Augenschein zeigt dem Besucher der Ostküste, daß auch Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Muskat, Rameh, Kokos- und Arengpalmen in ganz vorzüglicher Qualität vorhanden sind. Vom Gebirge kommende Battacker bringen sehnige Pferde kleiner Rasse, andere in hohlem Bambus Gold. Petroleumquellen sind seit Jahren bekannt, und ihre Reichhaltigkeit ist nachgewiesen. In den Vorbergen des Mittelgebirges sind Kohlen und Zinn konstatirt. Von allen diesen Schätzen schweigt die Handelsgeschichte der Küste aber zunächst ganz. Nur der Tabak wird gepflanzt und geerntet; seinetwegen baut man Eisenbahnen und läßt Dampfer fahren, macht unendlich wenig Lärm dabei und verdient ziemlich viel Geld.

Der Grund für diese Erscheinung liegt vorzugsweise in der ganz besonderen Entwicklung des Tabaksmarkts.

Die andern Erzeugnisse würden sich, in nennenswerthen Quantitäten angebaut, in einem scharfen Konkurrenzkampf gegen die ähnlichen Produkte anderer tropischer Länder befunden haben. Einzelne Versuche, welche mit Kaffee, Kakao, Rameh unternommen worden sind, lieferten den Nachweis, daß trotz erzielter vorzüglicher Qualität ein angemessener Gewinn für den Pflanzer sich nicht ergab, besonders wenn man die Ergebnisse der Tabakskultur in Miterwägung bei der Fixirung seiner Ansprüche zog. Warum sollte man also in einen unsicheren Kampf eintreten, während der Tabaksbau mit goldenen Ernten winkte? Daß diese aber erwartet werden konnten, auch wenn in ganz einseitiger Weise gleichsam im Sturmschritt große Distrikte unter Kultur gebracht wurden, ermöglichte die besondere Entwicklung der Cigarrenfabrikation in Europa und Amerika.

Die Cigarre verlangt ein gut riechendes und gut schmeckendes, leicht verbrennliches Blatt, vor Allem auch, um eine gefällige Form zu haben, ein Deckblatt von gutem Aussehen. Gerade dieses letztere ist für den Verbrauch von großer Wichtigkeit. Ein bedeutender Bruchtheil des Publikums wählt seine Cigarren nicht streng fachmännisch, es raucht, wie man wohl gesagt hat, mehr mit dem Auge, als mit der Zunge.

Delitabak aber führte sich gleich bei seinem ersten Auftreten ein als ein gut aussehendes Blatt, das bei Bildung von schneeweißer Asche vorzüglich brannte, und dabei selbst wenig Geruch und Geschmack entwickelte.

Wenn es hiernach nicht angängig war, allein aus Deli-Tabak Cigarren herzustellen, so lag es doch auf der Hand, daß in ihm ein vortreffliches Deckblatt gefunden war. Bei seiner Verwendung war ein elegantes Aeußere und der Brand der Cigarre gesichert.

Durch diese Eigenschaft war dem Deli-Gewächs ein ganz bestimmter Rayon in der Cigarrenfabrikation angewiesen. Von entscheidender Bedeutung war für den Fabrikanten schließlich noch der Umstand, daß die Blätter außerordentlich groß und dehnbar sind. Während man — Mittel genommen — mit einem Zentner Deckblätter anderer Herkunft 8- bis 10 000 Cigarren decken kann, bringt man es mit derselben Menge besten Deli auf 50 000.

Der Aufschwung Delis ist danach erklärt. Sein Bod und sein Klima waren einzig und allein in der Welt Stande, die vorhandene dringende Nachfrage nach eine ganz bestimmten Artikel, dem Deckblatt für die Cigarre, i bester Weise zu befriedigen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Adolf von Wenckstern.

Strafrechtsreformen.

(Bedingte Verurtheilung, unbestimmte Verurtheilung.)

Den Mängeln unserer Strafvollziehung kann nur geholfen werden durch eine Aenderung des Systems Freiheitsstrafen; darüber ist die Mehrzahl der Theoreti und Praktiker einig.*) Nur über die Art und Weise Aenderung gehen die Ansichten weit auseinander. man von denjenigen ab, welche als die Ursache der Män die Humanität des 19. Jahrhunderts ansehen und als mittel die Rückkehr zur Brutalität (schärfere Strafzumes inhumanere Strafvollstreckung, Einführung der Prügelstr der Deportation) wünschen, so treten drei Gruppen beson hervor. Die eine verlangt Vereinfachung des Strafensyste durch Einführung einer einheitlichen, in Einzelhaft zu ziehender Freiheitsstrafe, die zweite dagegen: strenge Sc dung zwischen einer entehrenden Zuchthausstrafe und nicht entehrenden Gefängnißstrafe und eine sie bedin Umarbeitung des Strafgesetzes. Die dritte entwickelt ins Einzelne einen vollständigen Reformplan mit dem der Beseitigung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen, der führung der sogenannten bedingten Verurtheilung und Abschaffung der richterlichen Strafzumessung. Der her ragendste Vertreter der letzteren Richtung, der Profe von Liszt in Halle, ist der praktischen Durchführba seines Reformplans so sicher, daß er am Schluß Aufsätze „Kriminalpolitische Aufgaben“ in der Zeitsc für die gesammte Strafrechtswissenschaft Band IX X einen „Gesetzesvorschlag“ vorlegt, der dazu bestim sein soll, in die bestehende Gesetzgebung eingereiht zu werd Der Vorschlag betrifft ausschließlich die Einführung sogenannten bedingten Verurtheilung. Die übrigen Re gedanken von Liszt's lassen sich nicht durch eine Einschieb in die heutige Gesetzgebung verwirklichen, weil sie eine ständige Umgestaltung des Strafgesetzes und Prozesses aussetzen.

Die Institution der sogenannten bedingten Verurthe lung ist neu. Sie besteht bekanntlich seit einigen Jahr im Staat Massachusetts, ist in England im Jahre 18 in Belgien 1888 eingeführt und soll demnächst in Oesterr eingeführt werden.

Die internationale kriminalistische Vereinigung hat ihrer am 7. und 8. August 1889 in Brüssel abgehalten Versammlung beschlossen:

> Die Vereinigung empfiehlt den Gesetzgebern al Länder die Annahme des Prinzips der bedingten Ver theilung, weist aber gleichzeitig auf die Nothwendigk hin, das Anwendungsgebiet der Maßregel nach den tichen Verhältnissen zu bestimmen und dabei auf Gefühl und den Kulturzustand jedes Volks Rücksich nehmen.

Die vor einigen Monaten in Halle stattgefundenen sammlungen der deutschen Mitglieder jener Vereinigung in der Hauptsache zu dem nämlichen Ergebniß geführt. erfreulich, daß das preußische Justizministerium durch Veröffentlichung eines Aufsatzes im nichtamtlichen Theil

*) Vergl. „Nation“ Jahrg. 7 Nr. 39: „Ein deutsches Reich über den Vollzug der Freiheitsstrafen“.

Justizministerialblattes vom 13. Juni d. J. zu erkennen gegeben hat, daß es der Frage nicht gleichgültig gegenübersteht. Diese Abhandlung enthält eine höchst interessante Zusammenstellung der vom Justizminister eingeforderten Gutachten der Präsidenten der Oberlandesgerichte und der Oberstaatsanwälte über die sogenannte bedingte Verurtheilung. Es wäre zu wünschen, daß die preußische Regierung ihre Stellungnahme zum Liszt'schen Reformplan nicht allein diese Gutachten, sondern auch die Aeußerungen einzelner praktischer Juristen, namentlich der Strafrichter, ferner Gutachten der Gefängniß- und Zuchthausverwaltungen, sowie die communis opinio des Volks zu Grunde legen möchte. Denn es handelt sich um Fragen, deren Beurtheilung nicht allein der Jurist und insbesondere nicht allein der an centraler Stelle thätige Jurist — auch wenn er vor Abgabe seines Gutachtens die Berichte von Richtern und Staatsanwälten des von ihm verwalteten Bezirks eingefordert haben sollte — zuständig erscheinen darf.

Die periodische Presse hat sich mit dem Strafreformplan nur vereinzelt beschäftigt. Herr Professor von Bar hat bereits in der Abhandlung in Nr. 50 und 51 der „Nation" von 1889 (s. vor Allem S. 757) auf die Resolutionen der internationalen kriminalistischen Vereinigung bezüglich der sogen. bedingten Verurtheilung und der Ersatzmittel für kurzzeitige Freiheitsstrafen aufmerksam gemacht. Band X der Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft, in welchem v. Liszt seinen Reformplan zum Abschluß bringt, war damals jedoch noch nicht erschienen. Zweck meiner Abhandlung ist: den Lesern der „Nation" mit kurzen Zügen ein Bild des Liszt'schen Reformplans im Ganzen (d. h. ohne Beschränkung auf das Problem der sogen. bedingten Verurtheilung) zu entwerfen und die Hauptgründe der Gegner Liszt's mitzutheilen, damit auch der gebildete Nichtjurist in Stand gesetzt werde, die Frage nach der Zweckmäßigkeit und Einführbarkeit der beabsichtigten Neuerungen auf strafrechtlichem Gebiet zu prüfen. Stehen doch wichtige Volksinteressen in Frage, welche eine allgemeine Theilnahme an der Erörterung ebenso dringend wünschen lassen wie die Reformen auf sozialpolitischem oder volkswirthschaftlichem Gebiet. Meiner Schilderung beabsichtige ich am Schluß den Ausdruck meiner eigenen Ansicht anzuschließen.

Wie ich bereits bemerkte, ist der Liszt'sche Reformplan auf dreierlei gerichtet: auf Beseitigung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen, Einführung der bedingten Verurtheilung, Abschaffung der richterlichen Strafzumessung. Der Ausdruck „bedingte Verurtheilung" ist inkorrekt; es müßte richtiger heißen: „bedingte Bestrafung" oder „bedingte Strafvollziehung". Denn die Verurtheilung soll keine bedingte, sondern eine definitive sein; das Wesen der „bedingten Verurtheilung" besteht vielmehr in einer bedingten Vollstreckbarkeit des Strafurtheils.

Unsere Strafrechtspflege leidet nach Liszt unter zwei schweren Mängeln: den kurzzeitigen Freiheitsstrafen und der richterlichen Strafzumessung. Indem er nachzuweisen versucht, daß in der deutschen Strafrechtspflege die kurzzeitigen Freiheitsstrafen fast ausschließlich die Herrschaft haben, daß aber diese Strafen weder bessernd noch abschreckend, wohl aber — in Folge der schlechten Einrichtungen der Gefängnisse und der bösen Einflüsse des Gefängnißlebens — geradezu korrumpirend wirken, gelangt er zu dem Postulat der Abschaffung dieser Art von Freiheitsstrafen. Als Ersatzmittel sollen dienen: Aussetzung der Strafvollstreckung (sogenannte bedingte Verurtheilung), Zwangsarbeit ohne Einsperrung im Falle der Uneindringlichkeit der Geldstrafen. Weiter geht Liszt von dem Gedanken aus, daß die Bekämpfung des Verbrechens vor allem die Kenntniß der Ursachen des Verbrechens und der Wirkungen der Strafe voraussetze und daß es daher für die Ermittlung des Strafmaßes nicht allein auf die Schwere des Verbrechens (auf die von dem Verbrechen doch nicht loszulösende That), sondern vorzugsweise auf die Individualität des Verbrechers ankomme. Dieser Gedanke in Verbindung mit der Erwägung, daß die Individualität des Delinquenten dem erkennenden Richter nur oberflächlich bekannt werde, führt Liszt zu der Konsequenz der Verlegung der Strafzumessung in das Stadium der Strafverbüßung.

Das Zukunftsstrafensystem nach Liszt ist folgendes:

I. Freiheitsstrafe:

Das Mindestmaß ist auf sechs Wochen heraufzusetzen. Uebertretungen werden nur mit Geldstrafe bedroht.

Die Freiheitsstrafen sind Gefängnißstrafe und Zuchthausstrafe. Mit beiden ist Arbeitszwang verbunden; doch kann der Richter in den im Gesetz vorzuschreibenden Fällen (bei politischen Delikten, Zweikampf) von der Verpflichtung zur Arbeit entbinden.

Für beide Strafarten sind besondere Strafanstalten (Gefängnisse, Zuchthäuser) zu errichten. Das Mindestmaß der Zuchthausstrafe schließt sich an das Höchstmaß der Gefängnißstrafe unmittelbar an.

Gefängnißstrafe wird in Einzelhaft verbüßt. Zuchthausstrafe beginnt mit einjähriger Einzelhaft; der noch übrige Theil der Strafzeit wird in fortschreitender (progressiver) Gemeinschaftshaft mit nächtlicher Trennung vollstreckt.

In Bezug auf die Hausordnung müssen sich beide Strafen von einander unterscheiden.

Verurtheilung zur Zuchthausstrafe hat stets, Verurtheilung zur Gefängnißstrafe hat nie den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte zur Folge. Aus dem Zuchthaus Entlassene sind unter Polizeiaufsicht zu stellen.

II. Geldstrafe:

Sie ist, soweit sie wegen Verbrechen oder Vergehen erkannt wird, nach dem Vermögen der Verurtheilten zu bemessen und zwar in Gestalt von Quoten der im Jahre zu zahlenden direkten Steuern.

Bei Uebertretungen ist ausschließlich Geldstrafe, bei den meisten Vergehen wahlweise Geld- und Gefängnißstrafe anzudrohen.

An Stelle der uneindringlichen Geldstrafe tritt Zwangsarbeit ohne Einsperrung.

III. An die Stelle der richterlichen Zumessung der Freiheitsstrafe tritt die Verurtheilung zu einer nur durch Höchst- und Mindestmaß der Dauer bestimmten Freiheitsstrafe. Die Höchst- und Mindermaße sind im Gesetz für die einzelnen strafbaren Handlungen zu bestimmen (z. B. Androhung einer Freiheitsstrafe von 6 Wochen bis zu zwei Jahren, von zwei bis zu fünf Jahren u. s. w.)

Strafvollzugsämter entscheiden darüber, ob der Verurtheilte nach Verbüßung des Mindestmaßes zu entlassen oder länger, wenn nöthig, bis zur Erschöpfung des Strafrahmens, in der Anstalt zu halten sei. Die Strafvollzugsämter haben die Strafvollziehungen zu überwachen; sie werden gebildet aus dem Leiter der Strafanstalt, dem Staatsanwalt, dem Untersuchungsrichter und zwei Vertrauensmännern. —

Der Gesetzesvorschlag Liszt's, betreffend die Einführung des bedingten Aufschubs der Strafvollstreckung (sogenannte bedingte Verurtheilung) enthält im Wesentlichen dieses:

Bei jeder Verurtheilung zu Gefängnißstrafe steht es im Ermessen des erkennenden Gerichts anzuordnen, daß die Vollstreckung der Strafe bis auf Weiteres auszusetzen sei. Eine Ausnahme bildet nur der Fall, wenn die Gefängnißstrafe wegen mildernder Umstände an Stelle von Zuchthaus ausgesprochen wird. Voraussetzung der Aussetzung der Strafvollstreckung ist, daß der Verurtheilte bisher Freiheitsstrafe im Inlande weder ganz noch theilweise verbüßt hat.

Die Aussetzung der Vollstreckung kann von der Bestellung einer Sicherheit abhängig gemacht werden. (Friedensbürgschaft.)

Die Vollstreckung der erkannten Strafe entfällt und die bestellte Sicherheit wird frei, wenn der Verurtheilte innerhalb der nächsten drei Jahre nach Rechtskraft des Erkenntnisses nicht wegen einer neuen, nach dieser begangenen strafbaren Handlung im Inlande zu Freiheitsstrafe verurtheilt wird.

Wird der Verurtheilte innerhalb der nächsten drei Jahre nach Rechtskraft des Erkenntnisses wegen einer neuen nach dieser begangenen strafbaren Handlung im Inlande zu Freiheitsstrafe verurtheilt, so verfällt die bestellte Sicherheit der Staatskasse und die früher erkannte Strafe kommt neben der für die neue strafbare Handlung verwirkten Strafe unverkürzt zur Vollstreckung. —

Während Liszt's Reformplan in einigen öffentlichen Blättern, die ihn oberflächlich behandelten, Anerkennung gefunden hat, wird er heftig bekämpft vom Professor Wach („Die Reform der Freiheitsstrafe"), dem sich Dr. H. Appelius („Die bedingte Verurtheilung und die anderen Ersatzmittel für kurzzeitige Freiheitsstrafen") im Wesentlichen anschließt. Beide haben aber die Ueberzeugung, daß mit dem Versuch eines Strafaufschubs bei jugendlichen Delinquenten der Anfang gemacht werden könne. Wach empfiehlt im Gegensatz zur bedingten Verurtheilung einen Versuch nach amerikanischem Vorbild (Vermeidung öffentlichen Strafverfahrens, Probeversuch vor der Verurtheilung, Zwangserziehung), Appelius schließt seine Broschüre mit einem, 34 Paragraphen enthaltenden „Entwurf eines Reichsgesetzes, betreffend die Behandlung und Bestrafung jugendlicher Verbrecher", in welchem er den bedingten Aufschub der Strafvollstreckung für jugendliche Personen von 12 bis 18 Jahren zuläßt.

Auch die vom preußischen Justizminister wegen der bedingten Verurtheilung eingeholten Gutachten sprechen sich gegen diese aus. Zwölf von den erstatteten dreizehn Berichten bekämpfen deren gesetzliche Einführung. Nur ein einziger Bericht erachtet dieselbe mit gewissen Einschränkungen (insbesondere mit der Beschränkung auf ganz kurze Strafen) grundsätzlich für zweckmäßig, die Einführung aber wegen nicht genügender praktischen Erfahrungen zur Zeit noch nicht für geboten; günstiger im Sinne des Liszt'schen Projekts ist dagegen die eventuell vom Justizminister vorgelegte Frage nach der beschränkten Einführung der bedingten Verurtheilung, nämlich gegenüber jugendlichen Verbrechern, beantwortet worden. Es hat zwar auch hier die Mehrheit der Berichte gegen die Einführung sich erklärt; eine Minderheit (deren Größe das Justizministerialblatt nicht angibt) hat jedoch einen Versuch der Einführung „für statthaft oder wenigstens für nicht geradezu verwerflich" gehalten.

Da mein Aufsatz nur eine kurze Darstellung der Reformpläne und der gegnerischen Meinungen enthalten soll, so ist hier kein Raum dafür, die Gründe der Gegner Liszt's, sowie die in den preußischen Berichten gegen die bedingte Verurtheilung hervorgehobenen Bedenken erschöpfend vorzuführen. Ich würde das auch schon deshalb unterlassen müssen, weil ich auch die Begründung der Liszt'schen Vorschläge im Einzelnen nicht wiedergegeben habe. Nur allgemein sei deshalb bemerkt, daß die Gegner dem Reformplan Liszt's gegenüber namentlich zweierlei betonen: erstens, daß aus den Prämissen — der Unwirksamkeit der kurzzeitigen Freiheitsstrafen und der mangelhaften Gefängnißeinrichtungen nichts weiter gefolgert werden könne als die Nothwendigkeit, beide zu verbessern, nicht aber: die Strafen abzuschaffen und zweitens, daß die Erfahrungen, welche mit der bedingten Verurtheilung in anderen Ländern gemacht worden seien, für deutsche Verhältnisse nicht verwerthbar, überdies zu jung und unzuverlässig seien, als daß sie eine in die Strafrechtspflege so tief eingreifende Reform zu rechtfertigen vermöchten. — Von besonderem Interesse ist: daß die preußischen Berichte in einem Punkte auch von den Gegnern Liszt's abweichen. Während nämlich von diesen eingeräumt wird, daß die Voraussetzungen, von denen Liszt ausgeht, zutreffend erscheinen, erklären jene Berichte die Klagen über die völlige Unwirksamkeit der kurzzeitigen Freiheitsstrafen und die Behauptung, daß sie geradezu schädlich wirken, für im hohen Grade übertrieben.

Was sodann das Postulat der Abschaffung der Strafzumessung (die sog. unbestimmte Verurtheilung) angeht, so sind auch hier die Gegner Liszt's mit dessen gesetzgeberischem Motiv völlig einverstanden. Sie geben zu, daß „die richterliche Strafzumessung zum guten Theil Willkür, Laune, Zufall" sei (Wach a. a. O. S. 41). Es wird aber auch hier von ihnen hervorgehoben, daß „aus der Unvollkommenheit der richterlichen Strafzumessung noch nicht deren Verwerflichkeit" folge, daß die kurzen und geringen Erfahrungen, welche in einem Theile Amerikas mit den indeterminate sentences gemacht seien, die geplante Radikalumgestaltung hinsichtlich der Ermittelung des Strafmaßes nicht zu begründen geeignet scheinen. — Wach ist der Meinung, daß der Vorschlag Liszt's auf einen grundsätzlichen Umsturz unserer Strafrechtspflege, auf eine Beseitigung des Strafprinzips der gerechten Vergeltung hinauslaufe und sucht nachzuweisen, daß das ganze System Willkür und Ungerechtigkeit sei.

Werden aus den Liszt'schen Reformplänen heilsam praktische Neuerungen für unsere deutsche Strafrechtspflege herauswachsen und welche?

Es liegt in der Natur der Sache und des Menschen, daß derjenige, der schwere Fehler eines gesetzgeberischen Systems erkennt und zu beseitigen ernstlich bestrebt ist, im gerechten Eifer für die Sache leicht über das Ziel hinausschießt. Und diesem Vorwurf (wenn es überhaupt einer ist) kann sich auch der Professor von Liszt nicht entziehen. Nur beispielsweise sei mir gestattet, zum Gesetzvorschlag Liszt's über die bedingte Verurtheilung darauf aufmerksam zu machen, welche enorme Härte darin liegen würde: einen Delinquenten, der zu einer Gefängnißstrafe von mehreren Jahren bedingt verurtheilt worden ist, der sich die Reuefrist von drei Jahren hindurch bis auf wenige Wochen gut geführt hat, dann aber vor Ablauf jener Frist wegen geringen Vergehens von ganz anderer Art als das erste, zu einer Gefängnißstrafe von geringerer Dauer verurtheilt wird, nicht nur diese letzterkannte Strafe, sondern auch die erste schwere, bedingt erkannte Strafe von mehreren Jahren verbüßen zu lassen! Vgl. auch Appelius S. 41. Ein solcher Strafvollzug läßt sich nicht rechtfertigen, auf welchen Standpunkt der Straftheorie man sich auch stellen möge. Schon die Möglichkeit solcher Ungeheuerlichkeiten hätte dazu führen müssen, den bedingten Strafaufschub nicht bei jeder Verurtheilung zu Gefängnißstrafe, sondern nur bei Verurtheilung zu Gefängnißstrafe von geringerer Dauer (beispielsweise, wie im belgischen Gesetz, von sechs Monaten) zuzulassen. Zwar würde hier der nämliche Fall eintreten können, die Härte des doppelten Strafvollzugs würde hier aber wegen der Geringfügigkeit der Strafen nicht so schwer empfunden werden. Es ließen sich noch andere Schwächen jenes Gesetzesvorschlags anführen. Trotz mancher Mängel aber und ungeachtet der scharfen, zum Theil auf gute Gründe sich stützenden Gegnerschaft, welche Liszt's Reformvorschläge hervorgerufen haben und in Zukunft noch hervorrufen werden, läßt sich nicht bestreiten, daß in den Vorschlägen ein gesunder Kern steckt, den man nicht dadurch zu beseitigen vermag, daß man das Motiv der unbestimmten Verurtheilung „nicht das Verbrechen, sondern der Verbrecher ist zu bestrafen" als „leere Phrase" bezeichnet, hinter der sich „der ganze unversöhnliche Gegensatz einer lediglich auf die Zweckmäßigkeit abgestellten Zuchtidee und der orthodoxen, für ein schlechtes Inventarstück einer alten idealogischen Erbschaft erklärten Gerechtigkeitstheorie berge" (Wach, S. 44).

Ich will nur nebenbei auf das Verdienst Liszt's hinweisen, das er sich unzweifelhaft schon dadurch erworben hat, daß er mit bestimmten Vorschlägen darüber hervorgetreten ist, daß und wie Gefängniß- und Zuchthausstrafe streng voneinander zu unterscheiden und in welcher Weise beide zu vollstrecken seien. Diese Vorschläge sind im Vergleich zu den eigentlichen Problemen nebensächliche. Der gesunde Kern, der in dem Drängen Liszt's auf Abschaffung der richterlichen Strafzumessung und Einführung der unbestimmten Verurtheilung enthalten ist, liegt in dem Streben nach der Herstellung einer Verbindung zwischen Strafurtheil und Strafvollzug. Und die Zweckmäßigkeit der sogenannten bedingten Verurtheilung an sich wird ebenfalls nicht zu verkennen sein, sobald man die Prüfung dieser Frage losschält von der Frage nach der Unzweckmäßigkeit der kurzzeitigen Freiheitsstrafen, als deren vornehmlichster Ersatz die bedingte Verurtheilung nach Liszt zu dienen bestimmt ist.

Was nämlich — um mit ihr zu beginnen — die Zweck-

mäßigkeit der Einführung der sogenannten bedingten Verurtheilung betrifft, so hängt dieselbe von der Frage ab: ob (nach Liszt) die kurzzeitigen Freiheitsstrafen zu beseitigen oder (nach Wach) beizubehalten und zu reformiren seien, durchaus nicht ab. Verfehlt die kurzzeitige Freiheitsstrafe (worüber die Mehrzahl der Kenner einig ist) ihren Zweck, so ist sie zu verbessern. Das ist die nächste Folge und diese Folge wird und muß praktisch ausführbar sein. Andererseits schließt die Reformbedürftigkeit des Systems der kurzzeitigen Freiheitsstrafen und die Verbesserung derselben nicht aus, die Institution der bedingten Verurtheilung einzuführen. Alles dasjenige also, das behufs Bekämpfung des Liszt'schen Projekts der bedingten Verurtheilung von dessen Gegnern über die Nothwendigkeit der kurzzeitigen Freiheitsstrafen vorgebracht wird, ist nur dazu geeignet, die Motivirung jenes Projekts zu widerlegen, trifft aber die Frage nach der Einführbarkeit des Projekts selbst nicht. Nach meiner Ueberzeugung darf die kurzzeitige Freiheitsstrafe nicht abgeschafft werden d. h. zur Zeit nicht, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil sich die Wirkungen einer so gewaltigen Reform Mangels genügender, für uns maßgebender Erfahrungen in anderen Ländern absolut nicht übersehen lassen, und nirgends ein Experimentiren gefährlicher ist als auf dem Gebiet der Strafrechtspflege. Das aber wird an der Hand der Erfahrung jeder praktische Jurist bestätigen, daß sich mit einiger Sicherheit voraussehen läßt, daß die Einführung der s. g. bedingten Verurtheilung eine Abnahme der zu vollziehenden kurzzeitigen Freiheitsstrafen zur Folge haben wird. Denn es wird erstens zu einer Vollstreckung der bedingt erkannten Freiheitsstrafe in vielen Fällen nicht kommen, weil die Verurtheilung auf den Delinquenten diejenige Wirkung ausübte, welche die Vollziehung der Strafe auszuüben bestimmt ist und zweitens werden sich die Rückfälle um die Zahl derjenigen vermindern, denen durch Verbüßung der ersten Gefängnißstrafe eine levis notae macula aufgedrückt wird und die sich deshalb durch die Scheu vor dem Gefängniß nicht mehr abhalten lassen, neue Delikte zu begehen. Steht aber eine Abnahme der kurzzeitigen Freiheitsstrafen und mithin auch eine Abnahme der durch sie bedrohten Vergehen zu erwarten, dann werden alle Gründe der Gegner, welche von diesen außer den von mir besonders hervorgehobenen Hauptgründen geltend gemacht werden, den Gesetzgeber nicht abhalten können, die Einführung der s. g. bedingten Verurtheilung und zwar zunächst unter Beibehaltung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen — ernstlich in Erwägung zu nehmen. Ich verweise wegen dieser, hier nicht einzeln wiedergegebenen Gründe auf die in Bezug genommenen Broschüren. Eine Hauptrolle unter ihnen spielt: die Annahme, daß die Voraussicht des bedingten Strafaufschubs den Menschen geradezu zum Delikt anreizen werde, sowie die Furcht vor einem vagen, unkontrollirbaren richterlichen Ermessen bei der Entscheidung darüber, welcher einzelne Straffall sich für den Strafaufschub qualifizire, und welcher nicht. Der aus der Straftheorie entnommene Gegengrund, daß durch die bedingte Verurtheilung das Prinzip der Vergeltung verletzt und die Achtung vor dem Gesetz gemindert werde, verliert an Bedeutung, wenn man die kurzzeitige Freiheitsstrafe bestehen und die bedingte Verurtheilung nur Anwendung finden läßt bei einer Strafdauer bis zu sechs Monaten. In dieser Beziehung würde also der Liszt'sche Gesetzesvorschlag zu ändern sein. Auch darf die Aussetzung der Vollstreckung nicht von einer Friedensbürgschaft abhängig gemacht werden, allein schon aus dem Grunde, weil darin eine Bevorzugung des Wohlhabenden liegen würde.

Wollte man aber die Einführung der bedingten Verurtheilung selbst mit diesen Beschränkungen Mangels genügender Erfahrungen noch nicht für opportun halten, so dürfte doch jedenfalls dem Versuch ihrer Einführung jugendlichen Delinquenten gegenüber Nichts entgegenstehen. Denn ich wüßte in der That nicht, mit welchen Gefahren sie verknüpft sein sollte. Alles dasjenige aber, das im Allgemeinen zu Gunsten des bedingten Strafaufschubs gesagt werden kann, trifft im erhöhten Maße zu, insoweit es sich um die Bestrafung der Jugend handelt. Die Erwägung in den preußischen Berichten, daß gerade gegenüber jugendlichen Uebelthätern im ersten Straffall Ernst und Strenge angezeigt erscheine, weil die Jugend sich mit dem ihr eigenen leichten Sinn leicht über die Folgen und die sittliche Bedeutung ihrer Handlungen selbst hinwegtäusche, läßt unberücksichtigt, daß es in jedem Einzelfall von dem Ermessen des Gerichts abhängt, ob der Strafaufschub zu bewilligen sei oder nicht, und daß für dies Ermessen ganz besonders die Individualität des jungen Delinquenten ausschlaggebend sein wird. Wie dringend nothwendig es ist, gerade in Bezug auf die jugendlichen Verbrecher mit Reformen auf dem Gebiet der Strafrechtspflege vorzugehen, beweist die Statistik. Im Jahre 1887 wurden in Deutschland wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze 356 339 Personen bestraft, darunter etwa 33 000 Personen von noch nicht 18 Jahren! Hinzu tritt die Zahl der wegen Uebertretungen und wegen aller gegen die Landesgesetze gerichteten Vergehen Bestraften, die anzugeben ich außer Stande bin.

Es ist schließlich die Forderung der Abschaffung der richterlichen Strafzumessung und der Einführung der unbestimmten Verurtheilung zu prüfen. Wie ich bereits hervorhob, hat hier Liszt seinen theoretischen Erörterungen nicht gleich wie bei der bedingten Verurtheilung einen „Gesetzesvorschlag" beigefügt, sondern sich auf jene beschränkt, weil die praktische Einführung dieser Forderung bedingt ist durch eine völlige Umgestaltung des Strafgesetzbuches und der Strafprozeßordnung. Auch ist anzunehmen, daß sich der preußische Justizminister bei Einforderung der Gutachten auf die sogenannte bedingte Verurtheilung, als die ohne fundamentale Aenderung unseres Strafgesetzbuchs am leichtesten zu verwirklichende, beschränkt haben wird. Diese Frage ist zweifellos die brennendste und wird bei der Ausarbeitung des demnächst zu erwartenden Entwurfs eines Strafvollzugsgesetzes nicht ignorirt werden können. Wird daher auch die Einführung der unbestimmten Verurtheilung die gesetzgebenden Körperschaften in nächster Zeit nicht beschäftigen, so wird doch die Frage, ob das von Liszt angeregte Problem überhaupt zu lösen sei, von der Tagesordnung nicht verschwinden. Dafür bürgt die Wichtigkeit derselben und die von den Gegnern Liszt's zugegebene Unvollkommenheit der richterlichen Strafzumessung. Dem Haupteinwurf der Gegner Liszt's aber, daß aus dieser Unvollkommenheit noch nicht die Verwerflichkeit folge, ist hier offenbar eine weit größere Berechtigung einzuräumen als gegenüber der Forderung der Abschaffung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen. Denn Liszt war in der Lage, an Stelle der kurzzeitigen Freiheitsstrafen Ersatzmittel in Vorschlag zu bringen, die von dem obersten Prinzip aller gerechten Strafrechtspflege — der Ermittelung der Schuld und des der Schuld entsprechenden Strafmaßes Seitens unparteiischer und unabhängiger Richter — nicht abweichen und damit jenen Einwurf zu beseitigen. Der von ihm geforderte Ersatz für die richterliche Strafzumessung aber (Nachprüfung des richterlichen Urtheils durch ein Strafvollzugsamt von fünf Mitgliedern — worunter nur ein Richter —) läuft in der Hauptsache auf nichts weiter hinaus, als auf eine Einschränkung des richterlichen Kognitionsrechts und auf ein Abwälzen eines Theils der Rechtsprechung auf eine nichtrichterliche Behörde. Beides würde nicht einen Fortschritt, sondern einen gewaltigen Rückschritt auf dem Gebiet der Strafrechtspflege bedeuten. Mit Recht hebt Wach (S. 38) hervor, daß der Liszt'sche Gedanke, in strengster Folgerichtigkeit entwickelt, zu einer zeitlich völlig unbestimmten Androhung der Freiheitsstrafe, und folglich zur Festsetzung nicht bloß zur Abmessung der Strafdauer Seitens der Strafvollzugsämter hätte führen müssen.

Dessen ungeachtet ist auch dieser Reformgedanke Liszt's mit Freuden zu begrüßen. Denn es richtet sich sein Angriff dorthin, wo unsere Strafrechtspflege eine Lücke zeigt, gegen den Mangel eines Zusammenhangs zwischen Strafurtheil und Strafvollzug. Es mag richtig sein, wenn ihm von den

Gegnern auch hier vargeworfen wird, daß es an ausreichenden Erfahrungen mangele, um die Heilsamkeit der sogenannten unbestimmten Verurtheilung beurtheilen zu können. Es ist ferner richtig, daß Liszt, wie gezeigt, über das Ziel hinausschießt, wenn er die Judikalur theilt, indem er einen Theil der Strafzumessung einer nichtrichterlichen Behörde anvertraul Alle Gründe aber, mil welchen die Gegner den Grundgedanken dieses Resarmplanes bekämpfen, sind nicht stichhaltig. Das scheint mir besanders zu gelten van den Erörterungen Wach's (S. 42), daß nur Gott auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit die sittliche Schuld des Verbrechers wäge, der Rechtsstrafe des Staates aber, die eine staatszweckwidrige Handlung strafe, etwas Aeußerliches, Formales anhafte, deren Generalisirung nichl gestatte, den individuellen Verhältnissen Rechnung zu tragen, daß aber darum die Strafe nach nicht zu einer ungerechten werde. Das bedeutet in der That nichts weiter als Verzichtleistung auf jeden Fortschritt, auf alle Verbesserungen in menschlichen Dingen, weil ein idealer Zustand doch nicht erreichbar sei. Wach (S. 43) hofft, Strafurtheil und Strafvollzug dadurch „in den nothwendigen inneren Zusammenhang" setzen zu können, daß „die Strafarten selbst zu bekannien, festen, sich wahrhaft, nicht nur dem Namen nach unterscheidenden Größen" entwickelt werden, sowie dadurch, daß Narmalstrafrahmen zu fuchen seien, welche nach oben und nach unten sich erweitern. Die Vorschläge sind an sich empfehlenswerth, werden aber nur in geringem Maße zur Abstellung der vorhandenen Mängel beitragen, weil sie die Hauptursache dieser: die unzulängliche Kenntniß des Gerichls von der Persönlichkeit des Delinquenten übersehen. Ist für den einen Menschen eine Gefängnißstrafe von zwei Wochen ein größeres Strafübel als eine solche von zwei Monaten für einen andern, so würde es eine Ungerechligkeit sein, wallte man gegen Jenen eine Strafe van zwei Manaten lediglich deshalb arbitriren, weil dieser wegen eines Vergehens von gleicher Schwere eine Slrafe von zwei Monaten verdiente. Eine Ungerechtigkeit, gleichviel welche der Straftheorien man als die maßgebende erachten sallte. Die Vermeidung dieser Ungerechtigkeit setzt aber eine richterliche Bekanntschaft mit der Individualität des Delinquenten voraus, die dem erkennenden Richter fast vallständig abgeht. Denn daß, um sie zu erlangen, die kurze Zeit der mündlichen Verhandlung nichl genügen kann, wird nichl bezweifelt werden können.

Es wird schwerlich möglich sein, eine Prozedur zu finden, welche geeignet ist, den Delinquenten im Laufe der Untersuchung für das erkennende Gericht gehörig zu individualisiren und das bringt auf den Gedanken, unter Einführung der sogenannten unbestimmten Verurtheilung die Varnahme der Reform in die Zeit nach dem Erlaß des Urtheils zu legen. Die Verwerthung dieses Gedankens für die Praxis wird aber eine ungemein schwierige sein. Eine konsequente Durchführung desselben würde die im Graßstaat unmögliche Verbindung des Richleramls mit dem Amt des Vollzugsbeamten erheischen. Das Nächstliegende wäre, die erkennenden Gerichte zu einer Nachprüfung aller Urtheile während der Zeit des Strafvollzugs zu veranlassen. Aber auch das würde praktisch undurchführbar sein, wollte man nicht die Zahl der Strafrichter fast um das Doppelte vermehren. Als einziger Weg würde übrig bleiben: die Einrichtung von Strafvollzugsämtern für bestimmte größere Kreise, z. B. für die Bezirke der Oberlandesgerichte, denen — neben der Ueberwachung des Gefängnißwesens — die Pflicht abläge, die von den Gerichten ihres Bezirks in unbestimmter Höhe erkannten Freiheitsstrafen während der Dauer der Verbüßung zu fixiren.

Die Einführung der unbestimmten Verurtheilung würde — worauf ich schließlich noch aufmerksam machen möchte — neben dem eigentlichen Zweck, den sie verfalgt, dem einer gerechten Strafzumessung, noch einen nicht zu unlerschätzenden Vartheil mit sich dringen: die Beförderung der Gleichmäßigkeit der richterlichen Strafjudikatur hinsichtlich des Strafmaßes, zunächst wenigstens innerhald desjenigen Bezirks, in welchem das betreffende Strafvollziehungsamt seinen Sitz haben würde. Die Gerechtigkeit und das Ansehen der Gerichte leiden weit weniger unler den sehr seltenen Fällen einer nachgewiesenen Unrichtigkeit bei der Beurtheilung der Schuldfrage (Verurtheilung eines Unschuldigen, Freisprechung eines Schuldigen), als unter der Ungleichmäßigkeit der Rechtsprechung in Bezug auf das Strafmaß. Diese Ungleichmäßigkeil tritt allerdings seltener in die Oeffentlichkeit als ein Irrthum des Richters hinsichtlich der Schuldfrage, weil nur der praktische Jurist in der Lage sich befindet, Vergleiche anzustellen über die Handhabung der Strafjustiz bei den verschiedenen Gerichten. Jeder Richter und jeder Rechtsanwalt, der bei mehreren Kallegialgerichten thätig war, wird meine Wahrnehmung als richtig bestätigen: daß diese Ungleichmäßigkeit vorhanden ist. Ich habe hier nicht etwa diejenigen, nicht hierher gehörenden, Fälle vor Augen, in denen der Richter unbewußt präokkupirt war von lokalen ader persönlichen Eindrücken, sondern kann aus meiner Erfahrung ganz allgemein feststellen: daß bei dem einen Gericht ganz andere sogenannte Narmalstrafen, van denen bei der Arbitrirung der Strafe ausgegangen wird, bestehen als bei dem anderen Gericht. Die Einführung der sogenannten unbestimmten Verurtheilung würde diese Ungleichmäßigkeit beseitigen oder doch wenigstens eine größere Gleichmäßigkeit, als jetzt besteht, herbeizuführen im Slande sein.

Leipzig. F. Hacke.

Politische Realisten.

In ehemaligen Witzblättern kümmert wohl noch immer eine Rubrik hin, die Illustralionen zu deutschen Klassikern bringl und ihre Wirkungen aus der trivialen Ausbeutung dichterisch hochgestimmter Rhetarik zieht; diese Scherzart ist allmählich etwas abschmeckig geworden; die Klassiker allein reichen nichl mehr aus, um einen unverbrauchten Witz aus dem Hirn zu locken, und es wäre vielleichl an der Zeit, eine neue Rubrik zu schaffen, mit der Aufschrift: Illustrationen zu nationalen Preßerzeugnissen. Es mag mir gestattet sein, eine erste Illustration in Vorschlag zu bringen, die auf dem heute so hoch gepriesenen Wege der Selbstbeobachtung gefunden wurde.

Eine vielfach nachgedruckte Korrespondenz eines großen Hamburger Blattes erzählt der Welt von der Stimmung ber Helgoländer. Nach diesem Bericht regt sich in den Anglo-Friesen des jüngsten Deulschland mächtig das deutsche Blut; in jedem Fischerhäuschen, so heißt es da ungefähr trifft man seit Wochen festliche Vorbereitungen für den Tag der Uebergabe der Insel und jauchzend und jubelnd begrüßt man die Stunde, wo die Insel anstatt des englischen Löwen den deutschen Adler erschaut. Mil frohem Stolz liest's der Deutsche, ein sanniges Sedanlächeln auf dürftiger Lippe.

Nun wollte der Zufall, daß ich diesen Erguß auf dem Helgoländer Oberlande las und die Illustration auf zehn Schritt Entfernung vor mir sah. Drei Helgaländer Jungen hatten dort Aufstellung genommen, strahblonde Knirpse mit prachtvollen Augen; zwei lehnten an einem Schuppen, der dritte, ein Städchen in der Hand, stand vor ihnen. Und nun geschah etwas Merkwürdiges. Mit wunderbarem Scharfblick schien der kleine Kapellmeister die Nationalität der Heranwandelnden zu erkennen und, je nachdem er einen Engländer oder einen Deutschen witterte, erscholl aus drei hellen Kehlen das „God save the Queen" aber „Heil Dir im Siegerkranz". Glücklicher Weise ist ja die Melodie dieselbe. Nach Absingung der Natianalhymne, ber jeder patriatisch ergriffene Mann freudig lauschte, trat ber hoffnungsvalle Dirigent heran und verlangte: „'n Groschen". Ich habe bemerkt, daß die Deutschen sich ihren Siegerkranz im Allgemeinen mehr kosten ließen.

Also hal das nationale Blatt in Hamburg Recht; es wird gejauchzt und gejubelt auf Helgoland — für'n Groschen. Auf Wunsch singen die gelehrigen Jung-Oppartunisten auch das zum antisemitischen Schlachtgeheul erniedrigte schöne

Lied: „Deutschland, Deutschland, über Alles". Auch das kostet nur einen Nickel Damit aber hat denn auch der Enthusiasmus ein Ende. Die hübschen Geschichten von den festlichen Zurüstungen, vom gewaltigen Regen des deutschen Blutes und anderen billigen Späßen gehören sammt und sonders ins Gebiet der nationalen Märchen für die unreifere Jugend.

Die Helgoländer sind politische Realisten ersten Ranges. Wohl kann man von der älteren, verständigeren Generation in vertrautem Gespräch recht heftige Reden gegen die Engländer hören, die „uns wie Neger verkauft" haben; aber diese gelegentlichen Ausdrücke hindern nicht eine ganz nüchterne Betrachtung des Herrschaftswechsels, der sich am 9. August vollziehen soll. Mr. Labouchere hat die Insulaner ganz richtig beurtheilt, als er im englischen Unterhause einige nationale Phraseure mit kühler Ironie abthat; und die verständigen Helgoländer, denen ich nur zaghaft von der Rede des englischen Parlamentariers zu erzählen wagte, waren nicht im Geringsten verletzt oder gekränkt, wie man doch annehmen mußte; sie schoben den Kautabak auf die andere Seite und sagten gemüthlich: Der Mann hat ganz recht; haben wir bei den Deutschen besseren Verdienst, wird das verlotterte Gerichtsverfahren und die oft genug willkürliche Verwaltung der Abgaben besser, bekommen wir Ersatz für die englischen Seefahrer, die uns im Winter und Frühjahr gute Kunden waren, dann sind wir mit der Neuordnung der Dinge sehr zufrieden. Und kommt der Kaiser, wie es wohl sicher, hierher, dann würden wir uns recht freuen, denn unser Bad wird dann gewiß sehr stark besucht werden. Vom Nationalgefühl war nie die Rede, nüchterne Zweckmäßigkeitserwägungen gaben den Ausschlag. In Deutschland, wo man sich in neuester Zeit einer politischen Romantik zugewendet hat, und den Realismus nur noch für die Kunst gelten lassen will, wird man für diese Art der Betrachtung nicht viel Verständniß haben. Man verwechselt bei uns noch zu oft Mittel und Zweck; und wer im Wohlstand, in der gesunden Zufriedenheit des Einzelnen und der Gesammtheit den Endzweck allen politischen und sozialen Bestrebens erkennt, der wird von der praktischen Nüchternheit der Helgoländer sich nicht verächtlich abwenden dürfen. Nationale Erhitzung ist, man vergißt das jetzt eigentlich immer, eine Fieberperiode, die, vor Krisen begreiflich und nothwendig, auf die Dauer doch recht gefährlich werden kann.

Die Helgoländer sind ein entschieden intelligenter Schlag, viele kluge Worte kann man von ihnen in diesen erregten Tagen hören. Daß sie Deutsche von Geblüt sind, wollen sie nicht wahr haben; wir denken sogar englisch, habe ich oft gehört, und wirklich stehen die Anglo-Friesen den Engländern familiär näher als selbst den Niederdeutschen. Aber wenn es auch nicht leicht ist, die bald hundertjährige Gewöhnung abzuthun, der gute Wille ist vorhanden und das feste Vertrauen zu den guten Absichten des neuen Regiments. Nur zwei Dinge fürchten die Inselleute: die preußische Pickelhaube und die Bureaukratie; sie sind, wie man sieht, nicht dumm, diese politischen Realisten. Vor den Uniformen, die nun bald die Insel zieren werden, haben sie eine gelinde Scheu und an die schneidig-stramme Tonart werden sie sich schwer gewöhnen. Und mit dem Schneckengang der Bureaukratie haben sie gerade in diesem Jahre üble Erfahrungen gemacht. Vor Wochen ist das in deutschem Reichsbesitz befindliche Festlandskabel zerrissen und erst in diesen Tagen ist die Reparatur vollendet worden; die hergesandten Schiffe waren zu klein, der Schaden für das Bad war ein sehr beträchtlicher und fast einstimmig hörte man die Meinung aussprechen: „Ja, die Engländer hätten da längst Abhilfe geschafft." Hier wird Vorsicht und den Verhältnissen entsprechend schnelles Zugreifen nöthig sein, um Verstimmungen zu vermeiden und die Sehnsucht nach der alten Zeit nicht aufkommen zu lassen.

In beiden Punkten gehen die Interessen der Badegäste mit denen der Eingeborenen parallel: bleibt dem einzig gearteten Eiland sein idyllischer Charakter nicht bewahrt, drängt sich militärisch-preußischer Geist allzu eckig hervor, dann ist es mit dem originellen Reiz Helgolands vorbei. Das geht bis in die geringfügigsten Einzelheiten; das hiesige Lesezimmer schmücken vier recht primitive Bronzereliefs: Shakespeare und Milton, George und Martha Washington stellen sie dar; weder the Queen noch the Prince of Wales ist zu erblicken und keines Gouverneurs uniformirtes Bildniß grüßt von der kahlen Wand herab. Man braucht kein Fürstenhasser zu sein, um an diesem merkwürdigen Lesezimmer seine Freude zu haben und um zu wünschen, daß dem einzigen Nordseefleckchen sein bürgerfriedlicher Charakter gewahrt bleiben möge, auch wenn die politischen Realisten gleichmüthig die schwarz-weiß-rothe Flagge am Mast führen werden.

Helgoland, 5. August. * *

Eine Walther-Biographie.

Es wird sich bald jähren, daß Walther von der Vogelweide an der südlichsten Gemarkung deutscher Art und deutscher Zunge, daß in Bozen der klingendsten Stimme des deutschen Minnesangs ein Denkmal erhoben und mit allem geziemenden Gepränge enthüllt ward. Es waren helle Tage; wer sie miterlebt, der wird ihrer sobald nicht vergessen: nicht der sonnigen Natur, die gerade damals ihre tiefste und geheimste Schönheit aufthat und dem staunenden Auge enthüllte; nicht der fröhlichen Farben, die den sonngeliebten Gau zwischen Eisack, Etsch und Talfer durchflossen, damals, wo Sommer und Herbst ihren Streit erhuben und Jeder seine besten Reize ins Treffen führte. Nicht der Wirkung der edel-schlichten Statue, die Heinrich Natter's Hand gebildet, nicht der Festrede, die Karl Weinhold, mit Erich Schmidt und Jakob Bächthold, dem Züricher Litterarhistoriker, ein Vertreter des Nordens — gehalten hat, und die nach Wirksamkeit, Form und Inhalt so vortrefflich war, daß kaum eine bessere oft vernommen worden sein dürfte. Man fühlte sich erhoben und man ruft sich gerne das Bild des Festes und seiner Stimmung zurück.

Da greift man denn auch doppelt gerne nach einem Buche, das vor Kurzem im Verlage von Ehlermann in Dresden herausgekommen ist Es ist vom Grazer Germanisten Anton E. Schönbach geschrieben und bildet, wie bereits in der „Nation" mitgetheilt, den Einleitungsband eines Unternehmens, das sich mit dieser Walther-Biographie aufs Löblichste einführt, der: „Führenden Geister", die Dr. Anton Bettelheim, ein werther Bekannter den Lesern dieser Blätter, geplant hat und nun herausgibt. Es ist die erste volksthümliche und volksmäßige Geschichte des Lebens Walthers von der Vogelweide. Denn das vortreffliche Werk Uhland's ist leider nicht nach Genüge bekannt und gewürdigt. Wilhelm Wilmann's Arbeiten über Walther, durchaus musterhaft nach Tüchtigkeit und Beherrschung des Stoffes, sind überhaupt nicht über den Kreis der Fachgenossen hinausgedrungen. Gelänge es nun Schönbach, in weiteren Schichten der Nation Verständniß und Genießen der Walther'schen Dichtungen wachzurufen, so wäre sein Werk ein völlig verdienstliches und rühmenswerthes. Man muß darum, dies sei gleich hier gesagt, noch keineswegs seinen Wunsch theilen, die schönsten Verse Walthers möchten dem Volke so geläufig sein, wie dem Italiener Stanzen aus Tasso und Ariost. Wir sind zu reich, um irgend Einem aus unseren Dichtern solch eine allgemeinste Bekanntschaft auch nur wünschen zu dürfen.

An und für sich betrachtet ist aber Walther immerhin bedeutend genug, um des höchsten Preises würdig befunden zu werden. Er ist ein ganzer Dichter; in dieser Beziehung ist ihm nur Einer seiner Zeitgenossen ebenbürtig: Wolfram von Eschenbach, der ihn an Großheit der Begabung und Tiefe der Empfindung allerdings unbedingt überragt. Aber wer, der nicht mühsam sich Weg und Steg durch das Gestrüppe wildwuchernder Bilder, geheimnißvoll deutsamer Allegorien gebahnt hat, fände den Zugang zu der kühnen Gewaltigkeit Wolfram's? Es ist ein hartes Studium, bevor

man die ewigen Schönheiten des Parzival, dieser Faustischen Dichtung begreifen kann. Walthers Anmuth aber liegt klar im Lichte; er räthselt nicht, er versenkt sich nicht in mystische Urgründe. Aber was ihm der Tag gibt, das weiß er hübsch zu sagen, mit seiner Kunst zu gestalten. Er wendet sich an Alle; zu seiner Zeit, wir wissen es, ist er auch von Allen gehört worden.

Um das Jahr 1170 herum ist Walther von der Vogelweide geboren worden. Seine Heimath ist mit Bestimmtheit nicht festzustellen. Tyrol nahm ihn für sich in Anspruch und bekundete dies nachdrücklichst dadurch, daß es ihm in Bozen sein Denkmal stellte. Gestützt ist diese Anwartschaft darauf, daß in jener Gegend, im Layener Ried, ein Vogelweiderhof adligen Standes urkundlich belegt ist; auch der „Clusenaere“, der alte Klausner, der in Walthers Dichtungen nicht gar selten angeführt wird, muß mithelfen: er ist danach kein Büßer, sondern ein ehrsamer Bürger der vortrefflichen und weinberühmten Stadt Klausen, die Walther allerdings nahe genug gelegen wäre. Man sieht ihre Thürme von jenem herrischen Bauernhofe aus, der seine Heimath sein soll. Er wäre würdig der Ehre, daß ein Poet in ihm zuerst die Welt begrüßte: man erschaut grüne, jähe Hänge; die Trümmer der Trostburg schauen herüber, in der Oswald von Wolkenstein, ein trutziger, gewaltthätiger Mann und der letzte Minnesänger, nach einem unstäten und vielbewegten Leben gehaust, und ganz nahe ragt Burg Säben, wo Leuthold von Säben gewirkt, mit Walther einer der trefflichsten Lyriker des Mittelalters und in den Handschriften manchmal mit ihm vereinigt. Es wäre hübsch, hätten sich so Blüthe, Frucht und Blätterfall räumlich zusammengefunden. Nach solchen Erwägungen aber fragt die Germanistik füglich nicht. Eine Hypothese steht gegen die andere; völlig erweisen läßt sich keine, auch die Richard Heinzel's, ziemlich die neueste, nicht, der aus der Verwechslung der Begriffe: Geburtsland und Land der Kindheit bei Walther, aus der Schilderung, die der Dichter in der „Elegie“ von den Zuständen im Lande seiner Jugend entwirft, folgert, Walther müsse ein Inner-Oesterreicher gewesen sein, der die traurigen und verworrenen Verhältnisse der Babenbergischen Lande in den letzten Tagen dieses herrlichen Fürstenhauses beklagte. Das hat Sinn; aber, wie Schönbach, aus dem Fehlen von Bezügen auf Tyrols Natur bei Walther kann man durchaus nicht folgern, er habe das Land nicht gekannt. Walthers Naturbilder sind wohl lebendiger, als die seiner Vorgänger; immerhin aber sind sie noch durchweg schematisch.

Gleichviel wo Walther geboren ist, es steht fest, daß er noch in jungen Jahren nach Oesterreich und an den Hof von Wien kam. Die Zeit war sehr günstig für aufstrebende Talente; der alte Volksgesang war abgestorben und hatte einen reichen Schatz formelhaft-glücklicher Bilder und Wendungen hinterlassen; daraus, wie dieser Vorrath bei den älteren Minnesängern gebraucht wird und wiederkehrt, schließt man bekanntlich nicht immer ohne Willkür oder Gewagtheit auf den früheren Bestand der deutschen Lyrik. Bewegliche und glücklich begabte Geister hatten sich der neuen Kunst des höfischen Sanges bemächtigt, schon lebt in Einigen, so in Friedrich von Hausen und Dietmar von Aist, ein schönes Selbstgefühl mit dem Bewußtsein ihrer poetischen Bedeutsamkeit. Man wagt schon, die Frau unverhohlen ihre Empfindungen aussprechen zu lassen, tieferer Gedankeninhalt und freie Natürlichkeit beginnen sich zu vereinigen. Reimar der Alte, ein Hagenauer, also aus dem Elsaß, der damals am Hofe Leopold V. von Babenberg in angesehener Stellung lebte, verbindet diese Elemente und bringt ein Neues dazu: ungemeine Feinheit und Zartheit des Gefühles, das die stürmische Leidenschaft der Aelteren, etwa Heinrichs von Morungen, des großen Thüringers, zur elegischen Weichheit dämpft, Freude an der Reflexion und der Zergliederung aller Vorgänge in einer weichen und reinen Seele. Er vervollkommt die Verskunst durch Bildung künstlicher Strophenfolgen, er ist, als Lehrer, vielleicht kein Glück, so liebenswerth er als Sänger erscheint. Auch Walther gehörte seiner Schule an; er hat auch nicht leicht Reimar's Einfluß hinter sich werfen können.[*] Nach Gefühlseligkeit, nach Hingabe an die eine leidenschaftliche Empfindung, wie sich denn Reimar in seinem Liebesleid ordentlich behagt, bald auch nach Selbstgefühl und Erkenntniß des eigenen Werthes, selbst nach einer Art Weltschmerz erscheint der Jüngere vom Hagenauer in seinen Anfängen beeinflußt.

Der Schuleinfluß hält nicht vor. Eine erste, wahre Neigung tritt in Walthers Leben. Natürlich zu einer edeln Frau; es wäre unziemlich gewesen, ein Mädchen zu besingen. Das klingt unsittlich und ist wohl Unnatur. Aber für die Lyrik jener Tage, die sich noch stark im Konventionellen bewegte und arm an Situationen war, hatten die vielen Gefahren, die sich aus einem solchen Verhältnisse mit Nothwendigkeit ergaben, ihre großen Vortheile. Da waren die Listen der Späher, die Gefahren der Trennung zu singen: Dinge durchwegs, für die schon reichliche Vorbilder vorlagen. Die Schönheit der Frau mußte gerühmt werden. Das trifft denn Walther ganz meisterlich. Schon wächst sein Naturgefühl; schon hat er ein so hübsches Bild, wie daß Blumen und Klee streiten, welches von ihnen länger sei. Augenblicke der Verheißung lassen ihn das Beste hoffen; aber ein volles Glück bringt ihm nicht diese Liebe, nicht die hohe Minne, der er sich danach zukehrt und die die zweite Periode Walther'scher Dichtung heranführt. Schon jetzt hat er viel Eigenes: eine frische Anschauung, eine Freude an rascher epigrammatischer Wendung, Klang und Wohllaut der Sprache.

Als ein fahrender Mann verließ Walther die Stadt der Babenberge. Mag sein, daß er neben Reimar's Ansehen nicht recht zur Geltung kommen konnte. Hoch zu Roß, wie es einem Ritter geziemt, der nicht mit dem Gesindel der Gaukler und Spaßmacher verwechselt werden wollte, Fiedel oder Kniebarfe über der Schulter, durchzog er, wie wir wissen und wie er selbst bezeugt, fast alle Gaue des Reiches. Da oder dort, je nachdem es ihm behagte, oder man ihn willkommen hieß, weilte er länger. Sein Geleitsbrief und sein Brotherr waren die Kunst, die er als Sänger, Tonsetzer und Dichter übte. Neben Eigenem trug er gewiß auch Fremdes vor; er mußte auch dort dem Wunsche nach Neuem genügen können, wo er sich länger verweilte. So mag manches Werk der neuen Kunst rasch weithin getragen worden sein; so war aber auch die Beliebtheit eines Dichters stark mit in seiner eigenen Persönlichkeit, in der Art gegründet, wie er sich nahm und wie er sich zur Geltung zu bringen verstand. Nach solchen Wanderzügen nun — wahrscheinlich wieder in Wien — fand Walther seine zweite „Herrin“.

Im Bade hatt' er sie erschaut und so steht sie ihm fortab immer vor Augen. Sie preist er: von ihr begehrt er Rath und Auskunft, wie man wohl Dank und Minne edler Frauen erwerbe. So kommt durch Rede und Gegenrede Lebendigkeit und Bewegung in das Gedicht. Er stellt sie selbst über den Mai, schon wagt er's, sich unmittelbar an die Hörer zu wenden, jäh aus dem berichtenden Tone fallend und die, vor denen er singt, um ihr Urtheil fragend. Schon aber weiß er auch, was es bedeute, von ihm besungen zu werden. Er fühlt sich bekannt und kann seiner Dame vorhalten, Niemand nach ihm werde sie mehr preisen können, wie er's gethan. Aber auch Eifersüchteleien und Neid melden sich. In das Verhältniß zu Reimar, dem der Schüler durch Unmittelbarkeit des Ausdruckes und durch lebendigere Sinnlichkeit mittlerweile über den Kopf gewachsen war, kommt ein herber, unerfreulicher Zug. Entfremdet wurden die Beiden einander; erst der Tod des Hagenauers, den der Jüngere in einem schönen Liede beklagt, löst die Verstimmung. Gewiß aber war Walther damals nicht mehr in Oesterreich. Das Band zwischen ihm und seiner Geliebten, die allzu spröde war und ihn mit eitel Hoffnungen narrte, hatte sich gelöst. Größere Aufgaben harrten des Sängers, der derweilen ein fertiger Meister geworden war. Enttäuscht und verletzt wendete er sich der politischen Lyrik zu und trat in die Dienste, ins „Gesinde“ König Philipps, des Hohenstaufen, nach dem jähen Tode Heinrich VI., des gewaltigen Sohnes[*] des Rothbartes, der am 28. September 1197 jählings zu Messina[*] verschieden war, nachdem er Großes in

jungen Jahren vollbracht und über Größerem gesonnen hatte. Der Bau aber, den er mit eiserner Faust, mit List, Meineid, und rücksichtsloser Grausamkeit aufgerichtet hatte, brach mit seinem Tode zusammen. Sein Sohn, nachmals Friedrich II. und wohl der Erbe seines Geistes, aber nicht mehr seines Glückes, war noch ein Kind, und sein Bruder Philipp, der ursprünglich für die Kirche bestimmt war, besaß die Eigenschaften nicht, die allein in solcher Zeit den Erfolg verbürgten. Ein Gegenkaiser erstand ihm in Otto von Poitou, einem Welfen, dem liebsten Neffen Richard Löwenherz und vielfach noch Gesinnung und Gaben verwandt mit seinem Oheim.

Jeder nahm Partei. Auch Walther; und zwar trat er von Anfang an ganz entschieden auf die Seite Philipps. Das erklärt sich leicht; die Jugendeindrücke wirkten mit; und die Babenberger waren mit den Staufen vielfach verwandt und auch sonst reichstreu. Wir wissen aber auch, worin die Aufgabe Walthers bestand: er mußte Stimmung für seinen neuen Gebieter machen. Das geschah denn auch; wie im Zeitalter der Reformation die Flugschriften, wie heute etwa ein gut gemachter Leitartikel so pflogen seine Sprüche, kurze, leicht zu behaltende Lob- oder Rüge-Verse durch das Reich. Sie schilderten die Anmaßung des Papstes, die Habgier seiner Umgebung; die vortrefflichen Eigenschaften Philipps: wie ihm die Krone bei der Salbung so wohl gestanden habe, als sei sie eigens für sein Haupt gemacht worden, wie er allein Ordnung und Recht wieder im Reich herstellen könne, das nun übler daran sei, denn selbst ein Mückenstaat, der doch einen König habe. Er mahnt zur Einigkeit. Er lebt völlig in der Politik; und politisch ist er auch, wenn er späterhin Philipp zur Milde, zur Freigebigkeit gemahnt. Die forderte man damals vom Herrscher; vom Großen angefangen bis herab zum fahrenden Sänger. Mehr noch als heute fand die geschlossene Hand geschlossene Herzen, und nicht ohne Grund waren den Schatz und die Krone verlieren gleiche Begriffe bei den alten Germanen.

Ob Walther bis zum Schlusse, bis zum jähen Tode Philipps durch Meuchelmord bei diesem aushielt, ist zweifelhaft. Ueberhaupt darf man sich die Stellung Walthers nicht zu idealisch vorstellen; es ist Scherer's Verdienst, zuerst das mit allem Nachdrucke betont zu haben. Auch er diente um Lohn; verargen kann ihm das Niemand, der seine Bedürftigkeit erwägt; mehr, man muß es achten, daß er seine Kunst niemals gegen das Reich gestellt hat. Das war ihm offenbar das Bleibende, der Herrscher das Vergängliche, Rom der Erdfeind, dem sein bester Haß galt. Aber von Philipp über seinen Gegner Herman von Thüringen zu Otto sich kehren durfte er wohl. Wie hoch ihm aber deutsche Sitte und deutscher Brauch galten, das beweist sein herrliches „Preislied“, in dem er der deutschen Zucht die Krone bietet. Es ist wohl sein Bekanntestes; gesungen worden mag man sich's gerne denken, als er von Eisenach vom überlauten Leben auf der Wartburg heimkehrte nach Wien. In Thüringen war er mit Wolfram von Eschenbach in Berührung gekommen. Auf seinen Einfluß führt Schönbach das einzige Tagelied Walthers, manches Bild und Gleichniß, dessen sich Walther fortab bedient, führt er endlich die tiefere Religiosität, die freiere Menschlichkeit, die der Lyriker fortab bekundet, zurück. Das sollte bald köstliche Früchte zeitigen.

Vorher aber stellte sich noch Walther zu König Otto. So unversöhnlich war der Gegensatz der beiden Gewalten bereits geworden, daß auch der Welfe sich gegen das Papstthum kehren mußte, kaum er den Thron bestiegen. Gerade in seinem Auftrage hat der Dichter die schärfsten Rüge-Reden gegen Rom geschleudert. So jene, in der er den Opferstock, den Innocenz III. zum Sammeln freiwilliger Spenden nach Deutschland geschickt, anspricht, er sei wohl dazu da, das Geld der Deutschen nach Rom zu schleppen. Gottes Erde — für deren Befreiung der Einlauf bestimmt war — werde wenig davon genießen. Er hat durch seine Sprüche eine ungeheure und völlig verbürgte Wirksamkeit geübt. Wir haben dafür eines frommen Mannes, Thomasin von Zirclaria, des Verfassers des „Welschen Gastes“ Zeugniß.

Einen rechten Lohn für alle seine Bemühungen, das Lehen, das eigene Dach, danach er sich sehnte, fand er freilich auch beim Welfen nicht. Dafür bietet ihm eine späte, glückliche Liebe, bietet ihm die „niedere Minne“ Entschädigung. Ein herzliebes Mädchen hat er kennen gelernt; sie ist ihm so lieb, daß er ihr gläsern Fingerringelein nicht um das Gold einer Königin tauschen möchte. Von ihr träumt er, nach ihr sucht er unter den Tanzenden. Einen Kranz bietet er ihr; mit ihr endlich verlebt er jene süße Stunde „unter der Linden“, deren Schilderung sein schönstes, weitaus schönstes Lied bedeutet. Aehnliches war schon früher da; aber die Offenheit, die Naivität, mit der er ein junges, holdes Geschöpf die Seligkeit, die es kaum genossen, und die so groß ist, daß sie, verhohlen, die Brust sprengen müßte, vor sich hinsingt, die Anmuth und Zartheit des Ganzen sind beispiellos.

„Unter der Linden
an der Heide
wo ich mit meinem Liebsten saß,
da mögt ihr finden
wie wir beide
die Blumen brachen und das Gras;
vor dem Wald in einem Thal —
Tandaradei!
herrlich sang die Nachtigall.

— — — — — — — — —

Und Blumen brachen
wir zum Bette
in reicher Zahl. O kommt und seht!
Vom Herzen lachen
muß, ich wette,
o mancher, der vorübergeht.
Bei den Rosen er wohl mag —
Tandaradei
sehen, wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
wenn's wer wüßte,
Du lieber Gott, ich schämte mich.
Wie mich der Gute
nahm und küßte,
ei, das weiß nur er und ich,
und auch du, Waldvögelein,
Tandaradei!
nicht wahr, wirst verschwiegen sein?

Man hat derlei auch später noch gemacht, am Rohesten ist das wohl in England in der Zeit der Stuart-Restauration geschehen, wo die Lustspieldichter die unziemlichsten Dinge am Liebsten einem Mädchen in den Mund legten, von dem noch Hettner die Zuhörer noch voraussetzen konnten, es habe seine Reinheit nicht verloren. Das findet sich schon beim schweizer Steinmar, einer ganz genialen Spottdrossel ähnlich. Hier aber ist es noch neu, unschuldig und wirklich ganz entzückend in jeder Hinsicht.

Walthers Glück war nicht von Dauer. Auch am Wiener Hofe war keine bleibende Stätte für ihn; dort hatte Neithard von Reuenthal, ein Mann von vielseitiger Begabung, kundig aller Kunstmittel des Minnesanges, doch mehr aufs derbe und humorische Betrachten und Abschildern bäuerlichen Lebens gestellt, durch Neuheit und Wahrheit des Tones, den er anschlug, Herzen und Ohren der Hörer gewonnen, die vielleicht doch schon von den getragenen Weisen des Minnesanges übermüdet waren. Walther war zu alt, um zu lernen, wenn Neithard gleich nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Er wich vor ihm. Friedrich II., Heinrich VI. Sohn, war in Deutschland angekommen. Dem neu aufgehenden Sterne, vor dem der Ottos rasch erblich, wendete sich der Dichter zu. Im Auftrage des letzten großen Staufen, der auf Deutschlands Throne saß, sind seine beiden Kreuzlieder, volksmäßig im Tone, sangbar und voll religiöser Andacht entstanden. Er findet sich auch sonst in einem ganz bestimmten Verhältniß zum Kaiser: er fördert durch seine Sprüche alle seine Pläne. Durch den Hinweis auf seine heilige Kreuzfahrt, die Friedrich vorhatte, unterstützt er die Absicht seines Herrn, zur Sicherung der Thronfolge in Deutschland den Erstgeborenen, Heinrich, zum Könige küren

zu lassen. Das gelang; und mit als Belohnung dafür erhält Walther endlich die Erfüllung der Sehnsucht seines ganzen Lebens: sein Lehen. Ordentlich rührend ist sein Jubel darüber; da noch eine Bestallung beim Reiche damit verbunden gewesen zu sein scheint, war all sein Wünschen erfüllt. Er brauchte nicht mehr zu bitten, nicht mehr den süßen Namen „Wirth“ zu entbehren; der harte Winter that ihm nicht mehr weh, wenn er als Fahrender überschneite Wege ritt. Freilich hat er noch Bitteres genug erlebt. Der gekrönte Knabe, „zu jung für das Schwert, zu alt für die Ruthe“, stiftete Zwietracht und Hader im Reiche, bis er, wie bekannt, als Rebell gegen den Vater in einem Kerker Apuliens endigte.

Die letzten Jahre Walthers mögen behaglich und friedenvoll gewesen sein. Immerhin wird der Antheil an den Dingen, die ihn so lange beschäftigt und seine volle Kraft gebraucht hatten, noch nicht erloschen gewesen sein. In der „Elegie“ und auch sonst finden sich sogar unmittelbare Beweise dafür. Er war übersättigt vom Leben, müde der Welt und hat das oft in schöner Betrachtung ausgesprochen. Das Bedürfniß, zu lehren, war nach so reichen Erfahrungen wach in ihm geworden. Er hatte viel durchgemacht: als Fahrender mag er oft genug Mißachtung und Verkennung gefunden haben. Nicht umsonst hätt er immer so ängstlich darauf, daß ihm an seine Ehre als Ritter und als adelig-Geborener nicht gerührt werde. Höchst reizbar durch sein Blut, durch sein Geschick, innerlich doppelt erregbar als Dichter, leidenschaftlich angreifend bis zur unbedingten Verkennung auch der besten Absichten des Gegners als Parteimann, so war er in den Jahren der Kraft und der Thätigkeit gewesen. Er mag oft mehr versprochen haben, als er halten gekonnt — nur der warnt so, wie er davor, der selber diese verhängnißvolle Schwäche in sich bekämpfen muß. Nun war das hinter ihm: nun konnte er, anknüpfend an eigene Erlebnisse, Gnomisches produziren; konnte, wie in der herrlichen „Elegie“ erwägen, wie rasch und traumgleich, ein Schlag in Meeresfluth, ihm seine Tage verronnen sein, Klage erheben über den übeln Wandel der Zeiten. Innerlicher, tiefer, als in dieser letzten Zeit, etwa von 1223 bis 1227, ist er nie zuvor gewesen. Den Ereignissen des letztgenannten Jahres gehören seine letzten Gedichte an; nicht ohne politischen Bezug, aber doch, meines Empfindens, nicht mehr von der alten Heftigkeit; die Kreuzfahrt von 1223 die großen Begebnisse vor und nach ihr finden ihn stumm. Da hatte sich sein Mund wohl bereits für immer geschlossen.

Von tiefer Religiosität, die sich wohl einmal aber nicht durch eine ganze Reihe von Gedichten anempfinden läßt, war er gleichwohl ein eifervoller Hüter der weltlichen Macht gegenüber den Anmaßungen der Kirche. Das ging damals noch zu vereinigen; selbst ein großer Theil der hohen Geistlichkeit war annoch königstreu. Einen seiner heißesten Wünsche hat ihm das Schicksal nicht erfüllt; er hat das heilige Land nicht gesehen, so sehnlich er sich's lange begehrte.

Sein Angedenken blieb unvergessen, wenn uns gleich die Stelle nicht bekannt ist, wo seine Gebeine ruhen. Ihn preisen die Zeitgenossen; noch im 13. Jahrhundert ist er wohlbekannt und noch viel später leimt der biedere Schulmeister Hugo von Trimberg seinen Lobspruch auf ihn, der, wenn man ihn mit Gottfried von Straßburgs Preise unseres Sängers vergleicht, so recht den Niedergang der Poesie in der Zwischenzeit ausweist. Die Meistersänger führten ihn unter den 12 Ahnherren ihrer Kunst an und eine Strophe führte den so schönen als einfachen Namen: Herrn Walthers gespaltene Hof- oder Wendelweise ihm zu Ehren. Im 15. Jahrhundert ist sein Angedenken verklungen, um 1600 kennt ihn Melchior Goldast, ein schweifender Gelehrter. 1758 endlich befördern ihn Bodmer und Breitinger zum Drucke und vollends seit der Romantik, seit dem Erwachen germanistischer Studien hat die Beschäftigung mit ihm niemals aufgehört. Nicht ihre schlechteste Frucht ist das Buch, dem in diesen Zeilen gefolgt wurde. Es ist gut geschrieben, mit schöner Wärme für den Stoff und völliger Beherrschung desselben; vortreffliche Uebertragungen Waltherscher Gedichte nach Edward Samhaber, der mir nur manchmal gar zu wohllautend ist, bringen Farbe und Leben; in knappen Zügen wird die Zeit mit ihren Hauptpersonen gezeichnet, also daß das Büchlein ein bequemer und handlicher Leitfaden der deutschen Litteraturgeschichte im Mittelalter ist, wie sich denn in Walthers Leben ihre Blüthe, höchste Entfaltung und ihr Niedergang begegnen. Allenthalben ist Schönbach bestrebt, dem Mittelalter gerecht zu werden, es aus seinem eigenen Geiste heraus zu erfassen.

Ward er's auch Walther gegenüber? Ueberschätzt er ihn nicht? Eine kitzliche Frage, die abschließend nicht beantwortet werden kann. Gewiß ist dies: es gelingt Walthern nicht oft, unseren Antheil von Anfang zu Ende festzuhalten. Meist ist nur eine Strophe, häufig nur eine Wendung schön. Vieles lag fertig vor; eine Technik zunächst, die durchaus bewunderungswürdig, eine Sprache, die schmiegsam und gefügig ist. Oft bleibt er im Konventionellen haften; aber das war Zeitgeschmack, dem sich Niemand entziehen kann. Aber wo sich Walther unbeengt geben kann, dort ist er gut, mehr vortrefflich. Mehrfach rührt er an das Höchste, zweimal; in „Elegie“ und „Unter der Linden“ erreicht er's. Da muß man sich freuen und sich rühmen mit dem Besitze eines solchen Mannes, um den uns manches Volk neiden mag. Er war innig, gut und wahr und verdient ewiges Leben.

J. J. David.

Stine und Leontine.

Stine wohnt Invalidenstraße 98e; Leontine wohnt zwischen dem Landwehrkanal und dem Zoologischen Garten. Stine schlägt einen jungen Grafen aus und legt sich ins schmale Bette, um ohne Geräusch und Verbitterung zu sterben. Leontine reicht einer gräflichen Mumie die fleischige Hand und wird, mit ausgetrocknetem Herzen, aber mit gesättigter Eitelkeit, weiter leben. Stines Schicksal ist erfüllt; Leontines Schicksale ließen sich noch eine gute Weile fortspinnen. Die Eine gibt einer knappen Dichtung den Namen; die Andere steht im Mittelpunkt einer groß geplanten und geistreich durchgeführten Erzählung.

Fritz Mauthner, Leontines unzärtlicher Vater, nannte seinen dreibändigen Romancyklus, der eigentlich ein einziger Roman in drei Bänden ist, Berlin W. Da war der sonst so Kluge klug genug, nicht klug zu sein. Liest man jetzt die drei stattlichen Bücher auf einen Zug durch, wie ich, ohne es übrigens irgendwie zu bereuen, gethan habe, dann erkennt man recht deutlich, wie wenig glücklich der Sammeltitel gewählt war. Nicht Berlin W.: das Streben einer kräftigen rücksichtslos nach oben drängenden Frauennatur lernen wir kennen und daneben rankt sich allerlei satirisches Arabeskenwerk in kecken Linien empor. Leontine ist die Heldin des Romans; sie beherrscht den am besten komponirten ersten Theil „Quartett“, sie steht im Mittelpunkt der „Fanfare“, der tapfersten und beinahe einzigen Preßsatire der neueren Literatur, und sie allein bringt Leben und Bewegung in die künstlich verwinkelte Architektur des „Villenhof“.*) Die Klavierlehrerfrau wird die Stütze des Hausherrn beim Kommerzienrath Petersen: damit schließt der erste Band; und die verwittwete Kommerzienräthin Petersen wird, nachdem sie einen letzten Anfall von Leidenschaft glücklich überwunden hat, Gräfin Trienitz im Villenhof. Der Charakter ist, von etlichen romanhaften Klüften und Abenteuerlichkeiten abgesehen, in seinen äußeren Umrissen gut wiedergegeben; diese von Daudets Sidonie abstammende Leontine wird uns von dem allen Vertrauens würdigen Verfasser glaubhaft gemacht; wir sehen sie nicht, wir hören auch nicht einmal das leise Räderwerk des seelischen Mechanismus ticken; aber wir müssen doch schließlich zugeben, daß diese schöne Dame möglich und interessant obendrein ist.

*) Die drei Romane („Berlin W.“) sind im Verlage von Heinrich Minden in Dresden erschienen.

Wir sehen sie nicht; wer sah überhaupt schon Mauthnerische Geschöpfe? Diese unterhaltsamen, von einer prickelnd nervösen Hand gezeichneten Figurinen, wer sah sie in leibhaftiger Körperlichkeit? Sie überraschen durch ein merkwürdig modern-wunderliches Wesen, für welches die Franzosen ein unübersetzbares Wort — „tintamarresque“ — besitzen; sie fesseln wohl auch für eine ganze Weile, aber sie überzeugen nicht von ihrer Existenz, sie prägen sich nicht dem Gedächtniß ein, man nimmt sie nicht mit sich fort aus dem Buch als vertraute Freunde fürs Leben. Nur ein glückliches Wort, eine spitz geschliffene Bemerkung bleibt uns haften; die Menschen selbst verschwimmen, zerfließen, verdunsten. Fritz Mauthner ist kein Plastiker; selbst da, wo er versucht hat, Menschen zu schaffen nach seinem Bilde: Menschen von hitziger, selbstbewußter Ironie, von galliger Impetuosität und verärgertem Idealismus, selbst da verdirbt er sein Gebilde durch überflüssige, oft durch schädliche Zuthaten. Für die gelungensten Lebewesen der Mauthnerwelt kommt immer eine Stunde, wo sie die vorher sorglich festgehaltene Grenze ihrer Menschlichkeit durchbrechen und etwas thun oder sagen, das, an und für sich meist interessant, mitunter geistreich, ihnen zu Gesicht steht wie etwa den Possenhelden ein Couplet. Aber nur in der Posse nimmt man es vergnügt hin, wenn ein blöder Lohndiener oder ein Gänschen vom Lande in satirischen Pointen allerlei Glossen zur Zeitgeschichte vorbringt; in einem ernsthaft gedachten, mit ernsthaften Gestalten bevölkerten Kunstwerk zerreißen uns diese rollenwidrigen Seitensprünge die Stimmung. Fritz Mauthner strebt mit künstlerischem Ernst danach, ein Weltbild zu geben; aber sein von Grund aus satirisches Temperament treibt ihn unaufhaltsam in die Karrikatur hinein; sein Wille verknotet sich mit seinem Können, das immer ein Müssen ist; an diesem Zwiespalt liegt es, wenn der gescheidte, scharfsichtige und witzige Mann als moderner Romancier nicht ganz die Anerkennung finden kann, die sich und ihm die Freunde des Xantippedichters erhofften.

Erst nach einigem Kopfzerbrechen, ich muß es gestehen, bin ich dahinter gekommen; oft genug habe ich mit Staunen unfreundliche Urtheile über Mauthners Romane von den anspruchslosesten Leuten gehört und eines Tages schrieb mir eine unbekannte Leserin der „Nation“ mit vielen freundlichen und klugen Worten, meine Sympathie für Mauthnersche Romane sei ihr, gelinde gesagt, ein Räthsel. Diese liebenswürdige Briefschreiberin hat mir die Augen geöffnet: woran sich seiner weiblicher Sinn, der in Bewunderung für schönes Maß und Paul Heyse herangewachsen ist, bei Mauthner stößt, das sind eben die Uebertreibungen des Satirikers, der durchaus ein Epiker sein möchte. Darüber kann keine Frau hinweg; viel eher erfreut sich an diesen heimlich verwachsenen Menschen noch ein Mann; nur ein starker Magen verträgt die derb vergrößernde Satire, in der Fritz Mauthner heute unter deutschen Schriftstellern keinen ebenbürtigen Nebenbuhler hat. Aber in unbegreiflicher Selbstverkennung will der sehnige Mann, in dessen frappirenden Zügen sich der Satyrtypus mit ahasverischer Melancholie mischt, nicht den Tartarin, sondern die Rougon-Macquart schreiben. Oberländer, der nach dem Ruhm eines A. Menzel hastet.

Selbst die Satire Mauthners leidet manchmal durch diese doppelt und dreifach unterstreichende Uebertreibungssucht. Sein protziger Inseratenschacherer Gottlieb Mettmann in der „Fanfare“ ist ein prächtiger Kerl; wenn er aber seinen Redakteur anweist, doch den bei den Damen so beliebten Heine für das Feuilleton zu engagiren, dann merkt man die Absicht und wird verstimmt; so sehen unsere Mettmänner am Ende doch nicht aus; um einen Witz zu machen, wurde der Charakter gesprengt. Das ist nur ein Beispiel für viele; das schlimmste steht am Schluß des letzten Bandes: da klettert die fabelhafte Balkankönigin Sinaida in Begleitung einer preußischen Prinzessin in eine Dachkammer, um der sterbenden Eisrieke eine Satte dicker Milch zu kredenzen, die der guten Königin als ihr Landesprodukt Peplogall aufgeschwindelt wurde! Diese Art von tragischer Gerechtigkeit wird wohl nur den Freunden von saurer Milch munden; Mauthner spottet da seiner selbst, und weiß nicht wie.

Trotz Sinaida und der Tulpenrieke wird der Villenhof voraussichtlich mehr Freunde finden als das Quartett und die Fanfare zusammen. Das im alten Sinne romanhafte Element drängt sich mit wundersamen und spannenden Geschehnissen hier hervor; es gibt vier Villen und fünf Handlungen, die uns eine bequeme Technik recht gemüthlich auseinander breitet. Neugierige Leser freilich werden im Villenhof vor lauter Fragezeichen stehen; sie werden nicht begreifen, warum die feindlichen Vettern Haus an Haus wohnen, warum die Geliebte des mumienhaften Grafen Trienitz die Villa neben der Gräfin Trienitz bezieht, warum der alte Kunstprotz Leontine heirathet und warum die „Gesellschaft“ an dieser Heirath so fürchterliches Aergerniß nimmt. Warum? Ja, du lieber Gott: Mauthner wollte es nun einmal so haben; er brauchte diesen nie geschehenen Barockbau, um seine Arabesken zwanglos anbringen zu können; hier stören sie überall oder auch nirgend. Und man ist ordentlich erstaunt, in dieser amusanten Karrikaturenwelt, wo so gottlos und so geistvoll de omnibus rebus et quibusdam aliis gespottet wird, drei beinahe lebensfähigen Menschen zu begegnen: einem Greise und zwei Kindern.

Leontine tritt vor der bunten Fülle der Begebenheiten zurück; ihr Charakter war schon mit der Fanfare abgeschlossen; die schöne Frau wiederholt sich selbst und wird schließlich, was sie vorher nie gewesen, sentimental. Aber auch ihre verspäteten Muttergefühle schmecken nach dem berüchtigten Peptagall. Der moderne Typus der rücksichtslosen Streberin ist doch nicht tief genug erfaßt; diese Leontine hat zu viele alte Romane gelesen. Und wie schlimm diese alten deutschen Romane vielfach waren, das erkennt man recht deutlich an den neben schwerwiegenden Mängeln tapfer bestehenden Vorzügen der frischen und belebten Erzählungskunst Fritz Mauthners; da ist doch Geist von unserem Geiste, leider nur allzu wenig Fleisch von unserem Fleisch. Ein unbestimmtes Gefühl sagt mir, Mauthner wird als Erzähler erst dann sein Bestes geben, wenn er dem Berliner Westen entschlossen den Rücken kehrt; er hat nun einmal die Antipathie. Wie sein skeptischer Liebling Jakubowski kommt er inmitten der vornehmen Luxushäuser über eine unfruchtbare Empfindung spöttischer Traurigkeit nicht hinaus und als ein Wegweiser für den liebenswürdigen Autor steht am Schlusse des ersten Bandes der Satz: „Erst als er den Westen hinter sich hatte, als er mitten in dem arbeitsamen Berlin stand, . . . erst da athmete er wieder freier.“ —

Der satirisirenden Vergrößerungssucht des Leontinendichters stellt Stines Herr Papa einen gerade entgegengesetzten Hang zur Seite: den breiten Strom des neuberliner Lebens wollte Mauthner durch sein Buch führen; kleine Ausschnitte will Fontane geben. „Verkleinern is fast ebenso gut wie verhübschen“, sagt die Wittwe Pauline Pittelkow, als sie in dem Fensterspiegel ihrer Schwester Stine das Treiben der Invalidenstraße beguckt. In solch einem verkleinernden und verhübschenden Spiegel sieht auch Theodor Fontane die bunte Welt und es ist merkwürdig und unterhaltlich zu beobachten, wie er am deutlichsten die an der Ecke fern auftauchenden Gestalten sieht und wie sie im Näherkommen an plastischer Schärfe verlieren. Die episodisch auftretenden Menschen, die Nebenspieler gelingen am besten. Mit einziger Ausnahme des tadellosen Meisterwerkes „Irrungen, Wirrungen“ gilt das von allen modernen Dichtungen Fontanes: von „L'Adultera“ bis zu „Graf Petöfy“ und „Stine“.*)

Die Wittwe Pittelkow hält es mit einem alten Grafen, der ihre flinke Zunge und ihren natürlichen Berlinerverstand nicht weniger schätzt als ihren blanken Schwarzkopf und ihre üppig gerundete Figur. In böser Stunde hat er der armen Wittwe beigestanden und da haben sich denn die Dinge gemacht, wie sie in ähnlichen Rettungsfällen sich zu machen pflegen: ganz sacht hat der Gläubiger angepocht und die bildhübsche Schuldnerin hat ohne langes Geziere

*) „L'Adultera“, „Schach von Wuthenow“, „Graf Petöfy“, „Irrungen, Wirrungen“ und „Stine“ sind bei F. Fontane, Berlin erschienen. Preis pro Band: 3 Mark.

aufgethan. Das Verhältniß hat mit Sturm- und Dranggefühlen nichts zu schaffen; man hat sich an einander gewöhnt; der Graf fürchtet sich ein bischen vor der eigensinnigen und kurz angebundenen Wittwe; Paulinen ist der alte, joviale Sünder mit seinen leutseligen Aristokratenwitzchen eigentlich „ein Ekel"; aber er giebt ihr die Möglichkeit einer bescheiden gesicherten Existenz, er behandelt sie mit einer Achtung, die sich ironisch giebt, im Grunde aber kernecht ist und so kommen die beiden guten Kerle vortrefflich mitsammen aus. Es gibt da kleine Feste bei der Pittelkow, lustige Abende, an denen noch ein anderer Viveur und eine himmlische Vorstadttragödin mit von der Partie sind; da wird ein bischen gesungen, viel gezötelt, mitunter auch wohl eine improvisirte Kartoffelkomödie aufgeführt und es geht so toll und so alltäglich her wie im Leben. Nur noch viel hübscher; aber: Verkleinern is fast ebenso gut wie verhübschen.

In dieser gemüthlich frivolen Welt begegnen sich nun zwei junge Menschenkinder von ganz anderem Schlag: Stine, Paulines blonde Schwester und Graf Waldemar Haldern, des alten Schwerenöthers kränklicher Neffe. Der stille Reiz des natürlichen Mädchens nimmt den nachdenklichen Sinn des jungen Mannes gefangen, er bietet Stine seine Hand und will sich mit ihr als ein schlichter Waldemar Haldern in der neuen Welt ein bescheidenes Glück gründen. Aber Stine sagt Nein; ihre leidenschaftlose Zärtlichkeit, die mit einem guten Theil kleinbürgerlichen Stolzes gemischt ist, glaubt zu erkennen, daß der Geliebte in dieser ungleichartigen Ehe, die ihm so viele Lasten auf die schwachen Schultern legen müßte, früher oder später zu Grunde gehen wird. Und Waldemar, der sich nicht Mannes genug fühlte, den Kampf mit seiner ganzen adelsstolzen Sippe offen auszufechten, und der doch auf seiner verwöhnten Hände Arbeit seine Zukunft bauen wollte, geht hin und macht seinem traurigen Angstkindleben ein Ende. Als Stine vom Begräbniß des geliebten Mannes zurückkehrt, ruft ihr die harrende Schwester entgegen: „Stine, Kind, wie siehst Du denn aus! Dir sitzt ja der Dod um die Nase." Und ihre würdige Zimmervermietherin spricht ihr mit schadenfrohem Gleichmuth den Spruch: „Die wird nich wieder". —

Es mag wohl sechs Jahre her sein, daß Meister Theodor seine Stine im Fensterspiegel erblickte; sie lieferte vielleicht gerade eine fertige Arbeit in dem großen Woll- und Stickereigeschäft ab, dessen patriarchalischen Frieden sie ihrem Waldemar so eiserwarm schildert. Damals hatte Fontane sich in den Gedanken eines Mesallianceromans versponnen und, ehe er sich dessen versah, waren drei Pläne fertig: der siebenzigjährige Graf Petöfy heirathet eine märkische Pastortochter und Schauspielerin und räumt sich vornehm aus ihrem Leben, da er erkennt, daß sie ein junges Herz heiß begehrt; Lieutenant Botho verzichtet auf seine herzige Lene und nimmt die „dalbrige" Käthe von Sellenthin zur Frau, weil er, nach allen Irrungen und Wirrungen seines jungen Gefühls, einsieht, daß Ehe Ordnung sein soll und nur die äußerlich Gleichen glücklich macht; und endlich mußten Waldemar und Stine sterben. In Fontanes staatsstützender Gesinnung steht es nun einmal fest: nur Gleich und Gleich gesellt sich zum Glück, die Jugend der Jugend, der Adel dem Adel, das kleine Mädchen dem kleinen Mann. Die muntere Stachelrede des prächtigen Wanderplauderers läßt wohl Ausnahmen gelten und gibt die Nothwendigkeit der Blutaufmischung zu; in den besonderen, den „intrikaten" Fällen aber, die ihn allein reizen, siegt immer eine etwas altfränkisch konservative Moral. Und die wundervolle Pauline, die dem Herzen des Dichters wohl am Ende noch näher steht als das balladeske Liebespaar, spricht es in ihrem ganz kostbar und echtberlinisch aus Autoritätsbedürfniß und schlauer Skepsis gemischtem Stil aus, was Fontane über diese soziale Frage denkt: „Es hat nu mal jeder seinen Platz", sagt sie zur Schwester, „un daran kannst Du nichts ändern, un daran kann auch das Grafchen nichts ändern. Ich puste was auf die Grafen, alt oder jung, das weißt Du, hast es ja oft genug gesehen. Aber ich kann so lange pusten wie ich will, ich puste sie doch nich weg, un den Unterschied auch nich; sie sind nun mal da, und sind anders aufgepäppelt wie wir, und können aus ihrer Haut nicht 'raus. Un wenn einer mal 'raus will, so leiden es die andern nich und ruhen nich eher, als bis er wieder drin steckt."

Diese Weltanschauung ist gewiß nicht sehr modern und für das jüngere Geschlecht gilt solche Pittelkowweisheit nicht mehr; Fritz Mauthner bedenkt sich keinen Augenblick vor einer Mesalliance; sein angeblich genialer Stukkateur heirathet kecklich in eine preußische Generalsfamilie hinein: alte und neue Sozialpolitik. Aber wer wird so pedantisch sein, mit einem echten Dichter um seine Tendenz zu hadern, so lange sie der künstlerischen Gestaltung dienstbar bleibt? Diese Stine und dieser Waldemar konnten nicht zu einander kommen — die Wasser waren zu tief.

Als Kunstwerk betrachtet, ist dieses kleine Buch von Fontane wieder ein großes Wunder. Die fünf, sechs Menschen, die uns vorüberziehen, leben; kein Wort ist da zu viel, keines zu wenig und die Stimmung, die durch das Ganze weht, ist so warm und bei allem „Forschen und Genierlichen" so weich und lind, daß alle kritischen Bedenken, die sich an die launenhafte Oekonomie des Buches knüpfen könnten, gern verstummen. Die beiden Gespräche der jungen Leute, das knappe Privatissimum der göttlichen Pauline über unglückliche Liebe und unglückliches Leben, die Bestattung Waldemars auf Klein-Haldern, wo der Herr General-Superintendent aus Berlin tiefempfundene Worte findet, weil er im eigenen Hause eben schwere Schicksalsschläge erlitten. Das hat ein Dichter gemacht. Und keinen wüßt' ich heute in deutschen Landen, der's ihm nachmachen könnte.

Die zarte Stine erdrückt die stattliche Leontine. Und Fritz Mauthner, der vor allen Mitstreitern um den Preis des großen Berliner Romans den beweglich modernen Geist, den flinken Blick und die empfindlichen Nerven voraus hat, könnte von des älteren Freundes sonniger Milde recht wohl ein Theilchen brauchen. Sein Accent ist gar zu laut, zu scharf und gewaltsam, zu schrill. Und die Accente machen's im Leben wie in der Kunst, sagt Theodor Fontane, Stines lustig ins achte Jahrzehnt spazierender Herr Papa.

M. Harden.

Berlin in der Volksdichtung. Von Johannes Bolte. Berlin E. S. Mittler & Sohn. 20 S.

Das kleine Heft — Abdruck eines zuerst in den „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins" veröffentlichten Aufsatzes — enthält Volkslieder, die der glückliche Finder in Handschriften und fliegenden Blättern entdeckt hat. Die 8 Lieder, die hier mitgetheilt sind, und welche außer allgemeinen Empfindungen der in Berlin weilenden oder sich aus Berlin entfernenden Soldaten, Handarbeiter u. a. auch spezielle Schilderungen des Stralauer Fischzugs, der Linden, Berliner Landpartien mit Nennung einzelner Vergnügungsörter darbieten (aus den Jahren 1780—1840), sind eine anmuthige und sehr willkommene Ergänzung der bekannten Gedichte. Es ist erfreulich, daß ein bisher sehr vernachlässigter Gegenstand, dem ich in der Sammlung „Berliner Gedichte 1763—1806" (Berlin, Paetel, Berliner Neudrucke 2. Serie, 3. Band) eine ausführliche Veröffentlichung gewidmet habe, nun auch von anderer Seite Behandlung und Würdigung erfährt.

L. G.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 46. Berlin, den 16. August 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Auf Helgoland weht die deutsche Fahne. Nachdem die Uebergabe mit jener nüchternen Feierlichkeit erfolgt war, die derartigen internationalen Akten anzuhaften pflegt, erschien auch der Kaiser auf der Rückfahrt von England mit dem Geschwader vor der rothen Insel. Er ging an Land und hielt vor den Marinetruppen und vor seiner Begleitung, die er um sich versammelt hatte, eine Ansprache. In dieser Rede des Kaisers haben einige Bemerkungen besondere Beachtung gefunden. Anknüpfend an die Schlacht von Wörth, deren Gedenktag soeben vorübergegangen war und durch die blutig und mit Waffengewalt deutsche Gebiete zurückerobert worden sind, betonte der Kaiser die friedliche Erwerbung dieser Insel. Die Richtung der heutigen deutschen Politik, welche sich immer von Neuem dagegen verwahrt, kriegerisch und eroberungssüchtig zu sein, erhielt noch eine weitere Bekräftigung dadurch, daß der Kaiser die Insel als „letztes" Stück deutschen Landes bezeichnete, das bis jetzt der Einverleibung in das Vaterland harrte. Im Auslande hat man diese Worte besonders scharf aufgefaßt; man hört aus ihnen einen Verzicht auf jegliche Politik heraus, die darauf abzielt, von den Nachbarländern nochmals Gebiete abzureißen. Nicht auf Vergrößerung, sondern auf Erhaltung des Erworbenen geht die deutsche Politik aus. Dieses Bekenntniß könnte Rußland davon überzeugen, daß durch ein aktives Vorgehen Deutschlands die Ostseeprovinzen nicht bedroht sein werden; vor Allem aber in Oesterreich hat man jene bündige Erklärung des Kaisers als eine erfreuliche Botschaft aufgefaßt. Die engen Beziehungen der beiden Kaiserstaaten zu einander werden um so festere und gesichertere sein, je vollständiger der Verdacht verscheucht ist, als strebe das eine Reich bewußt darnach, der Erbe des anderen zu werden.

Die Auseinandersetzungen innerhalb der sozialdemokratischen Partei nehmen lebhaft ihren Fortgang, und wie es bei derartigen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, verschärfen sich die Gegensätze von Erwiderung zu Erwiderung, die die verschiedenen Gegner gegen einander austauschen. Diese Streitigkeiten hätten keine besondere Bedeutung, wenn sie nicht zeigten, daß die Sozialdemokratie Elemente birgt, die ihrer ganzen Naturanlage nach feindlich zu einander stehen müssen; ja, das Prinzip der Sozialdemokratie ist schon in sich selbst ein unversöhnlicher Gegensatz.

Die Sozialdemokratie strebt einen Staat an, der die Bevormundung des Einzelnen bis zur äußersten Konsequenz durchführt, und in diesem Staat vollendeter Unfreiheit soll doch gleichzeitig demokratische Freiheit herrschen. Nachdem die Majorität die Formel allgemeiner wirthschaftlicher und politischer Glückseligkeit gefunden hat, muß die Minorität sich dieser Schablone fügen, unter die der Mensch in seiner gesammten Thätigkeit gebracht wird, und erschiene der Minorität ein solches Leben auch als die ärgste Sklaverei. Statt Sozialdemokratie sollte es daher besser Sozialdespotie heißen.

Charakteristisch ist es nun, daß dieser tiefliegende Widerspruch, der im Wesen der Sozialdemokratie liegt, sich sogleich geltend macht, sobald nur einigermaßen die Möglichkeit freierer Diskussion innerhalb der Partei sich darbietet. Die verschiedenen Gegner freilich meinen nicht, den Prinzipien, die sie vertreten, sogleich die Axt an die Wurzel zu legen; aber thatsächlich ist dem so, und wenngleich es sehr wohl möglich ist, daß diesmal der Riß wieder künstlich überdeckt wird, so wird eine innere Verschmelzung dieser naturgemäß auseinander strebenden — einerseits überwiegend demokratischen und andererseits überwiegend sozialistischen Kräfte doch ein Ding der Unmöglichkeit sein.

Das Sozialistengesetz hatte jede selbständige Regung innerhalb der Partei unterdrückt, und da in ihrer Eigenschaft als Volksvertreter die sozialdemokratischen Reichstags-Abgeordneten immerhin noch die größte Freiheit für politische Aktionen wenigstens zu Zeiten genossen, so war es natürlich, daß die Leitung aller gemeinsamen Angelegenheiten fast unumschränkt in den Händen der parlamentarischen Fraktion

lag, die zudem in sich alle bedeutenderen Kräfte barg. Hat der sozialistische Staat die „rücksichtsloseste Centralisation zur allerersten Voraussetzung, so hatte die Entwicklung unserer Politik noch besonders darauf hingewirkt, die ganze Bedeutung dieser Centralisation schon jetzt den Sozialdemokraten fühlbar zu machen. Diese Bevormundung scheint aber im Laufe der Jahre eine solche Fülle von Groll und Widerstand groß gezogen zu haben, daß an allen Ecken und Enden die Opposition hervorbricht; sie wähnt, sich nur gegen die Despotie der einzelnen Führer zu richten, in der That richtet sie sich aber gegen ein Prinzip, mit dem schließlich die Sozialdemokratie selbst steht und fällt.

Bebel und Liebknecht sind völlig konsequent, wenn sie verlangen, daß jene Männer, die durch das allgemeine Vertrauen an die Spitze der Bewegung gerufen worden sind, nun auch uneingeschränkt die Kräfte der Partei reglementiren und kommandiren und jeden Widerspruch unterdrücken können; dann erst ist die Partei in Wahrheit der Vorläufer des sozialistischen Staates. Diesem Standpunkte entspricht es durchaus, daß in einer Versammlung zu Dresden auf Antrag von Bebel die „Sächsische Arbeiterzeitung“ mit hartem Tadel bedacht worden ist, weil sie selbständige und eigene Wege gewandelt ist. Die Versammlung mißbilligte dieses Vorgehen entschieden, und damit nicht Aehnliches in Zukunft geschehen könne, wurde beschlossen, das Blatt aus einem Privat- in ein Parteiunternehmen zu verwandeln; so weit der Arm der Sozialdemokratie reicht, wird also mit der Verstaatlichung der Presse von Parteiwegen durchaus Ernst gemacht. Daß eine unabhängige Kritik freilich alsdann unmöglich ist, erscheint klar, und gerade diese Erwägung hat Berliner Sozialdemokraten veranlaßt, gegen jene Parteidespotie Verwahrung einzulegen, die jeden Genossen und die gesammte Presse am liebsten an der Kette halten möchte.

Die Allmacht eines kleinen Kreises von Auserwählten wollen die einen; den Einfluß der breiten Massen der Parteigenossen wollen die anderen. Jene sind in dem Besitze der Macht seit Langem, diese fühlen sich bevormundet und von der Macht ausgeschlossen; hier sind die Alten, die schwere Zeiten durchgekämpft haben und daher vorsichtiger sind, dort sind die Jungen, die über den Fall des Sozialistengesetzes voreilig triumphiren und mit radikaler Blindheit vorwärts stürmen wollen. Als weitere Folge ergibt sich aber schließlich, daß die ersteren auf die parlamentarische Arbeit, die dem Einzelnen Relief verleiht, und die die Bewegung in ruhigeren Bahnen erhält, nicht ganz verzichten wollen, während ihre Gegner verlangen, daß alle Kräfte ausschließlich der draufgängerischen Agitation sich zuwenden.

Ueber diese ganze Fülle von Gegensätzen mit guter Art nochmals hinwegzukommen, wird der Sozialdemokratie nicht ganz leicht werden; aber geschieht es selbst, an dem Widerspruch von Sozialismus und Demokratie, von Bevormundung und Freiheit, muß schließlich die Partei doch einmal ihr festes Gefüge verlieren.

An diesen schnell hervortretenden Symptomen der Zersetzung zeigt sich aufs Neue, wie verfehlt und verderblich das Sozialistengesetz gewesen ist, und es kann daher keine unzweckmäßigeren Anordnungen geben, als Maßregeln, die, wenngleich gemildert, doch Spuren jenes Geistes aufweisen, der das Zwangsgesetz beseelt hat. Leider zeigt nun aber gerade ein Erlaß des Ministers Herfurth die Eigenthümlichkeiten der hinter uns liegenden politischen Epoche. Der preußische Minister des Innern weist die Polizeibehörden an, die sozialdemokratische Partei, ihre Versammlungen und Presse besonders scharf und strenge zu überwachen; an die Stelle der durch Gesetz festgelegten Ausnahmebestimmungen würde damit eine gewissermaßen durch Verwaltungsmaxime geschaffene Ausnahmestellung der Sozialdemokratie treten, und die Isolirung der Partei und die Verbitterung ihrer Mitglieder, die nicht mehr in früherem Maße fortzubestehen brauchte, würde auf einem Umwege von Neuem geschaffen werden.

Mit dem Sozialistengesetz sollte aber auch die peinliche Aengstlichkeit und das peinliche Mißtrauen der früheren Zeit gegen die Sozialdemokraten beseitigt werden. Wie die Sozialdemokraten Staatsbürger gleich jedem Anderen sind, so dürfen sie auch nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß ihre Ueberwachung nach strengeren Grundsätzen, als die der übrigen Parteien geschieht. Die Sozialdemokratie wird dann am wenigsten zu fürchten sein, wenn ihr, statt mit nervöser, zugreifender Hast, mit ruhiger, sachlicher Festigkeit und statt mit kompromittirenden Vorurtheilen, mit strenger Gerechtigkeit entgegengetreten wird.

Zwischen England und Frankreich ist das afrikanische Tauschgeschäft zum Abschluß gelangt. Frankreich hat England in Zanzibar und England hat Frankreich in Madagaskar das Feld geräumt; über die eine Insel hat der eine Staat, über die andere der andere Staat sein Protektorat nunmehr endgültig aufgerichtet. Frankreich hat zudem das Hinterland seiner algerischen und tunesischen Besitzungen erhalten; größtentheils besteht dasselbe in Theilen der Sahara, um die Niemand die Republik beneiden wird. Freilich haben diese „Erwerbungen“ auch noch einen weiteren „Werth“; durch sie werden Marokko und die spanischen und portugiesischen Küstenbesitzungen in Nordwestafrika umklammert, so daß nunmehr Frankreich auf der westlichen Hälfte Nordafrikas eine ähnliche Stellung errungen hat, wie England auf der östlichen Hälfte.

Vom allgemeineren Gesichtspunkt haben die weiteren Austheilungen den Vortheil, daß nunmehr von Afrika nicht mehr allzuviel zu vergeben ist; sind aber auf der Landkarte erst die schönen bunten Grenzlinien überall dicht an einander gerückt, dann werden auch jene Beunruhigungen und Ueberraschungen aufhören, die heute von der kolonialen Begehrlichkeit immer noch erzeugt werden. Die nationalen Unruhestifter, die auf den Atlas gebeugt kolonisiren, werden nicht eher ruhen, bis es im dunklen Welttheil formell wenigstens herrenloses Land nicht mehr gibt; und dahin sind wir nun bald gekommen.

* * *

Ein bischen praktisches Christenthum.

Niemand, auch nicht der überzeugteste Gegner des Sozialismus, wird sich der Illusion hingeben, daß wir berechenbarer Weise in Deutschland aus dem Strom der Staatshilfe wieder herauskommen, in welchen unter der Oberleitung des Fürsten Bismarck die deutsche Gesetzgebung und noch mehr die deutsche Geistesrichtung hineingeführt worden ist; wohlgemerkt, ohne daß der Kanzler selbst an die Sache glaubte, wie er kürzlich bekannt hat und wie man bei einiger Menschenkenntniß auch ohne das wissen konnte. Herr Funcke in Hagen hat gut dem Herrn Hinzpeter in Bielefeld vorwerfen, daß, wenn der Staat nicht seine Nase hineingesteckt hätte, Alles zwischen der Industrie und den Bergleuten viel besser gegangen wäre. Ja! jetzt, wo „das Tanzen auf den Märkten“ ihm auch auf seinem Markt vom Staat beschnuppert wird, da merkt es Herr Funcke von Hagen und erhebt seine Stimme grimmig wie Herr Hagen von Tronje. Aber als der Staat sich einmischte, um der Industrie die heimischen Käufer zu vortheilhaften Preisen zuzutreiben, da war er begeistert; und ohne Zweifel hat ihn auch die landesübliche Begeisterung erfaßt, als der Staat sich in die Altersversorgung der Arbeiter hineinlegte und in die Schiffahrt nach Asien und Neuholland. Jetzt, edler Herr, heißt es: mitgefangen, mitgehangen!

Wenn erst einmal das Alters- und Invalidengesetz in jeden bürgerlichen Haushalt hinein getanzt kommen wird, werden wir noch ganz anderes Wehklagen vernehmen. Aber auch dann wird man den Wehklagenden vorsingen können

> Ja zupf er sich, Herr Erdenkloß,
> Nur an der eignen Nase!

Dabei bleibt es doch hart, zu denken, daß die zwanzig Stimmen, welche mit ihrer kümmerlichen Mehrheit diese künftige Landplage über das Reich verhängt haben, vom

Fürsten Bismarck nur mit der letzten Anstrengung seiner sinkenden Allmacht über die schwachen Kartellgemüther durchgedrückt wurden, und daß er sie durchdrückte ohne selbst an seinen Staatssozialismus zu glauben. Wie konnte er auch? Der Staatssozialismus ist doch höchstens als eine äußerste logische (wenn auch chimärische) Konsequenz der absoluten Demokratie zu verstehen. Das sagt ganz mit Recht Herr Bellamy, nämlich der Verfasser jenes vielgelesenen Buches „Hundert Jahre zurück“, mit welchem Herr Professor de Laveleye in Lüttich, seines Zeichens Süßwassersozialist, in Streit über die Ideale gerathen ist. Der belgische Professor wirft dem amerikanischen Verkünder des hundertjährigen Reichs vor, daß in seinem glückseligen Idealstaat ein universales Zuchthaus geschildert sei. Der Gedanke ist nicht neu. Auch Fürst Bismarck hat ihn des öfteren in unbewachten Augenblicken manchesterlicher Ehrlichkeit der Sozialdemokratie entgegengehalten. Der Prophet des hundertjährigen Reichs weiß sich aber aus der Verlegenheit zu ziehen. (Daß man heutzutage mit dem hundertjährigen auskommt, wo ehemals das tausendjährige Reich nöthig war, bedarf in dem Zeitalter der Erfindungen keiner Rechtfertigung.) Er entgegnet Herrn Laveleye: „Zuchthaus? Durchaus nicht! Armee! Das ist die Sache. Die ganze Welt wird Eine Armee sein, diszipliniert, marschirt, kommandirt wie unsere Millionenheere. Verstehen Sie, Herr Professor!“ — Jedes Menschenkind wird für Alles, was es zu thun, zu denken, zu sinnen, zu produziren, zu genießen, zu leben und zu sterben haben wird, eingereiht in die eine große Armee! Nach den Wundern, die der allgemeine Heeresdienst vollbracht hat, kann doch an dieser Nutzanwendung kein Zweifel sein.

Man lache nicht über Herrn Bellamy. Sein Gedanke ist auch nicht so originell wie man meinen könnte. Viele stehen unter dessen Zauber, und nicht Wenige haben sich dazu bekannt. Wer wird überhaupt zu lachen wagen über einen Mann, dessen Buch in allen lebenden Sprachen in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet ist? Ich lache selbst nicht über das Buch „Rembrandt als Erzieher“, welches vierzehn Auflagen erlebt hat — es sei denn ganz im Stillen, wie Fürst Bismarck einmal sagte, daß er es über die Freisinnigen thue. Ueber wen und was alles in diesen achtundzwanzig Jahren der Fürst schon gelacht haben mag! Der Beneidenswerthe. Möge er sich jetzt zu seinem Trost daran erinnern, wenn ihn Traurigkeit anwandelt. Wer so viel im Stillen gelacht hat über Hoch und Niedrig! Ueber Hoch wohl noch mehr als über Niedrig. Ich denke dabei — Gott verzeih mir die Sünde — auch an manch ein pomphaftes Instrument aus der sozialpolitischen Rüstkammer, auf welches noch heute mit Rührung hingezeigt zu werden pflegt.

Das Rezept des Herrn Bellamy ist so einfach. Einfach sind sie immer. Der Staat thut eben Alles und Jedes. Ob Zuchthaus, oder Kaserne, lassen wir die Frage offen. Letztere ist jedenfalls zeitgemäßer und schmeichelhafter. Wäre es nur mit der Einfachheit gethan! Wenn doch Welt, Menschen und Leben auch so einfach wären! Allein der Schöpfungsplan entbehrt so ganz dieser klassischen Grundlage. Mit dem Paradies war am Ende so etwas beabsichtigt. Da gab es auch keine Wohnungsnoth. Aber der verhängnißvolle Apfel! Baum der Erkenntniß, du bist an Allem schuld. Hätte der Erzvater von dieser Frucht nicht gegessen, wir wären kasernenfähig geblieben, und es gäbe keine Wohnungsnoth.

Ob auch der Wohnungsnoth so einfach zu helfen ist? Man lese eine Schrift, die eben erschienen ist, und man wird sich überzeugen, daß es einfacher ist, die schönste Rede über Beseitigung aller Wohnungsnoth auf Erden zu halten, als nur zwei Häuser zu bauen, in welchen zwei Arbeiterfamilien bei ihrem mäßigen Einkommen zur Miethe wohnen und die sie schließlich zum Eigenthum erwerben können. Die Schrift heißt: **Die Wohnungsfrage und die Bestrebungen der Berliner Baugenossenschaft. Von Dr. Paul Nathan***).

*) Berlin 1890. Verlag von Leonhard Simion. Preis 2 Mk.

Der Verfasser ist einer von jenen zurückgebliebenen Leuten, welche noch nicht verstehen, sich die größten Aufgaben durch die einfachsten Lösungen zu erleichtern. Er versteht es noch nicht, als Menschen-, Volks- und Arbeiterfreund den Dank des Vaterlandes zu ernten, indem er in salbungsvollen Reden die Noth der leidenden Menschheit beklagt und das Kreuz auf sich nimmt, ihr durch den Staat zu helfen. Zwar hat er sich redlich bemüht, den schönen Reden nachzugehen, in welchen dies Heil verkündet wird; und viel schöne Reden hat er kennen gelernt, aber gar keine Häuser, in denen Menschen bei bescheidenem Einkommen wohnen können. Und darum ist er bei der Meinung geblieben (die er wohl von Anfang an gehabt hat), daß es zwar mit dieser Staatshilfe nichts ist, daß man aber etwas recht Nützliches schaffen kann, wenn man es im Kleinen anfängt und zum Großen hinstrebt, statt es umgekehrt zu machen. Er hilft Gesellschaften bilden, die Häuser bauen, vermiethen und verkaufen. Einfach ist das auch nicht. Er zeigt uns, mit wieviel Schwierigkeiten man dabei namentlich in den Anfängen zu kämpfen hat, wieviel man bei jedem Schritt vorwärts in der Schule der Erfahrung lernen muß. Doch siehe da! es geht, geht sichtbar vorwärts. Und fände es nur vielfach Nachahmung, die Ergebnisse könnten beträchtlich werden.

In Dr. Nathan's Schrift erfahren wir, wie der gute Wille sich vor allem darin bewährt, daß ihm keine Thätigkeit zu klein und keine Mühe zu groß ist, um etwas Praktisches zu erreichen; etwas Praktisches, das viel eher als die Zwangsgesetze, die mit dem großen Löffel aus dem großen Staatstopf schöpfen, den Namen „praktisches Christenthum“ verdiente, vorausgesetzt, daß im Christenthum die Nächstenliebe mehr als in den Religionen von Budda, Moses oder Mohamed zu ihrem Rechte käme.

Vor wenigen Jahren faßten ein paar auf gemeinnütziges Wirken bedachte Männer den Plan, auch für Berlin den Versuch zu machen, der bereits in anderen Großstädten namentlich Englands in größerem Maßstabe durchgeführt worden ist. Sie wollten kleine Häuser bauen in der Nähe der Stadt, wo wohlfeiler Boden sich mit besserer Luft für die Sache eignete. Wie bei jeder richtigen Wohlthätigkeit sollte nichts verschenkt, sondern nur die Verbesserung des Lebens dem sich darum Bemühenden erleichtert werden. Sie fanden das ihren Absichten entsprechende Land im Südosten von Berlin in „Adlershof“ an der Grenze von Köpenick. Sie erkannten, daß die beste Art, die Sache lebensfähig zu gestalten, in der Form der Genossenschaft geboten sei.

Und sie machten sich ans Werk. Vor kaum vier Jahren fingen sie an mit einem einzigen Häuschen und 28 Mitgliedern. Im Herbst war das Häuschen fertig und die Zahl der Mitglieder auf 58 gestiegen. Drei Monat später waren es bereits 73, ein Jahr weiter 103, noch ein Jahr, es waren ihrer 261 geworden, am 1. Januar 1890 waren 652, und am 15. Juni 720. Das eingezahlte Kapital, welches mit der winzigen Summe von 511 Mk. angefangen hatte, wuchs in vier Abschnitten folgendermaßen an: 2795 — 7714 — 29 019 — 40 585 Mk. Das eine Häuschen hat sich auf 26 vermehrt, beinah sämmtlich Doppelhäuser mit Gärtchen, in welchen zwei Familien mit je einem einzelnen Untermiether wohnen können. Das Durchschnittshaus kostet 7000 Mk.; der Miether wohnt sich durch langsame Abzahlungen allmählich ins Eigenthum hinein und wohnt dabei billiger als in den schlechtesten Berliner Spelunken. Die Mitglieder, welche nach und nach in dem Maß der fortschreitenden Bauthätigkeit einrücken, sind zum größten Theil Fabrikarbeiter und Handwerksgesellen, dann auch selbständige Handwerker, auch Dienstmänner und Dienstboten. Daneben etliche kleine Beamte und Leute verschiedenen Berufs, auch 26 weiblichen Geschlechts. Was besonders mit Absicht vermieden wird, ist gerade der Kasernenstil. So viel Abwechselung, so viel Anpassung an das einzelne Bedürfniß, an den einzelnen Wunsch als möglich. Man hat jetzt seinen Blick auch auf das andere Ende Berlins gerichtet und beginnt mit der Bauthätigkeit im Westen, in Lichterfelde.

Ein so rascher Aufschwung einer so still betriebenen

Sache wäre nicht möglich gewesen, ohne Freunde, die ihr mit Geldmitteln unter die Arme griffen. Die Häuser können nicht lediglich aus den Beiträgen der Mitglieder — Minimum 20 Mk. im Jahr — erbaut werden. Zwei Drittel der Herstellungskosten, also 4000 Mk. auf das Häuschen von 6000 Mk., werden durch Hypotheken aufgebracht. Der Zinsfuß darf nicht zu hoch sein. Für die erste Stelle werden 3½ Prozent gegeben, für die zweite 4. Hier ist es, wo eine gemeinnützige Betheiligung mit eingreifen kann, ohne den Boden gesunder, antisozialistischer Grundsätze zu verlassen. Das weltlich- und christlich-soziale Pharisäerthum sagt der von ihm so getauften Manchesterschule nach, daß sie Alles vom Nützlichkeitsstandpunkt aus beurtheile und betreibe. Ganz recht, wenn man will. Nur darf Eines dabei nicht vergessen werden: Zum größten Nutzen auch rechnet sich der wohlgeartete Mensch, und zwar der Durchschnitts- nicht der Ausnahmsmensch, die Erfüllung des Wunsches, zu seines Nächsten Wohl beizutragen. Die Linderung allen Uebels in der Welt ist ihm ein dringendes Verlangen, dessen Beschwichtigung er sich zu großem Vortheil anrechnet. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses kommt unmittelbar hinter dem Gebot der Selbsterhaltung in jedes gesitteten Menschen Brust. Und wer diesen Trieb als einen naturgemäß vorhandenen, allgemein berechtigten anerkennt, so sehr anerkennt, daß er auf dessen Kraft zählt, um mit stets wachsendem Erfolg das Elend zu bekämpfen, der stellt den Menschen und die Gesellschaft höher als die augenverdrehende Sozialgesetzgebung, welche mit Paragraphen, Steuern und Strafen ihre Philantropie aufbaut. Es kommt noch Eins hinzu. Ohne Widerspruch fügt sich zum natürlichen Trieb gesitteter Nächstenliebe die Einsicht, daß der eignen Selbsterhaltung durch die Hingebung an die Erhaltung und Schicksalsverbesserung der Nächsten gedient wird. Dieses Bekenntniß steckt ja auch in dem von der Bismarck'schen Sozialpolitik vorausgestellten Satz, daß man der Sozialdemokratie mit Gegengaben an die nothleidende Menschheit Konkurrenz machen müsse. Aber wie diese Einsicht nur als Captatio benevolentiae für das Sozialistengesetz zur Welt gekommen war, so kam es ihr auch auf den Schein mehr an als auf die Wirklichkeit. Darum verlegte sie sich auf ein Blendwerk von Veranstaltungen, deren Apparat viel mehr kostet als er werth ist.

England, das Vaterland der verschrieenen Manchesterlehre, hat auf dem Gebiet der freien, selbstthätigen praktischen Nächstenhilfe ungleich mehr geleistet als andere Nationen. Auch in Sachen der Wohnungsverbesserung sind hier die größten Fortschritte nach denselben Grundsätzen gemacht worden: nicht im Weg der einfachen Freigebigkeit das Loos der Arbeiter zu verbessern, sondern ihnen die Selbsthilfe zu erleichtern.

Ohne Zweifel wäre in dem letzten Jahrzehnt wieder aufsteigender Prosperität auch in Deutschland viel mehr der Art geschehen, wenn nicht das seit dieser Zeit aufgekommene sozialpolitische Simulantenthum dem Geiste individualistischer Philantropie in den besitzenden Klassen entgegengewirkt und den Drang nach selbstthätiger Schicksalsverbesserung in den arbeitenden Klassen auf andere Wege geleitet hätte. Dürfen wir auch nicht hoffen — in diesem Stück so wenig wie in vielen anderen — den verhängnißvollen Konsequenzen zu entgehen, welche auf unabsehbare Zeit hinaus die Fehler der Bismarck'schen Politik dem Reiche hinterlassen haben, so ist doch denkbar, daß der Geist der Mäßigung, der sich in so manchen Aeußerungen des Nachfolgers kennbar gemacht hat, auch hier seinen Einzug halte. Man hat Herrn von Caprivi das schöne Wort in den Mund gelegt: er fürchte, sagen wir lieber, er hoffe, es werde unter seinem Regimente langweilig werden. Wenn das doch auch auf sozialem Gebiete sich erfüllen könnte! Das Ausnahmegesetz wird ja jetzt aufgehoben. Fällt die Peitsche weg, wird auch das Zuckerbrot entbehrlich; und es ergeht vielleicht demnächst eine wohlthuende Denkschrift, die uns zuruft: „Genug des sozialpolitischen Flaggenhissens! Machen wir auf umgrenztem Gebiet möglichst viel nützliche Arbeit mit möglichst wenig Staatsgeldern".

Freilich haben wir da leider nicht mit Herrn von Caprivi allein zu thun. Ostafrika gehört glücklicherweise zum Auswärtigen. Das Innere steht unter Herrn von Bötticher. Aber wir brauchen uns gerade auch vor Herrn von Bötticher's maßlosem Schaffenstrieb in dieser Richtung nicht zu fürchten. Man kann ihm ohne zu viel oder zu wenig Anerkennung nachsagen, was von den besseren unter den Gehilfen der letzten Aera im Allgemeinen gilt: er hätte lieber einer anderen als der Bismarck'schen Methode gedient; und er hat wohl auch tief genug in die Schwierigkeiten des letzten noch der Ausführung harrenden Sozialgesetzes hineingesehen, um nicht ungeduldig nach Neuem voranzustürmen.

Gefährlicher ist allerdings das neue Element, Herr Miquel. Gerade auf diesem besonderen Gebiet begegnen wir Herrn Miquel sofort in den ersten Betrachtungen der vorliegenden Schrift. Der Verfasser knüpft an des heutigen Ministers, damals noch Bürgermeisters Aussprüche auf sozialpolitischen Kongressen und auch im Reichstag an, um den Gegensatz der Ausgangspunkte ins Licht zu setzen. Herr Miquel hatte sich speziell mit der Wohnungsnoth befaßt, und dem Oberhaupt einer großen Stadt lag das nahe. Man kann ein Gegner der Staatshilfe sein, ohne auf diesem besonderen wie auf manchem anderen Gebiet die kommunale Mitwirkung auszuschließen. Sie ist im Gegentheil in gewissen Punkten hier ganz angezeigt. Aber in jenen Demonstrationen ging doch Herr Miquel über diese Gemeindegrenzen hinaus und direkt auf die Staatshilfe los, wie er denn überhaupt ein überzeugter Anhänger der Staatsallmacht ist. Ihm im Bunde mit Lasker verdanken wir das zweifelhafte Gut der Eisenbahnverstaatlichung in Preußen. Auch die Verbesserung der Wohnungen will Herr Miquel durch die Staatsgesetzgebung herbeiführen. Und auch hier ist wieder das berühmte „einfache" Rezept zur Hand. Die schlechten Wohnungen sollen das Produkt des sogenannten Wohnungswuchers sein. Man verbiete die schlechten Wohnungen, und die Arbeiter werden gut wohnen. C'est simple comme bonjour. Die vornehme Dame, welche sich wunderte, daß man dem Brotmangel nicht durch Kuchenvertheilung abhelfe, stand eigentlich auf demselben Standpunkt. Herr Nathan führt den Gegenbeweis auf ein mathematisches Exempel zurück. Es genügt nicht, die schlechteren Wohnungen zu beseitigen, so wenig wie man durch Geldwucherverbote dem Kapitalbedürfniß abhilft. Man muß zu besseren Wohnungen helfen, d. h. zu mehr Mitteln für Wohnungen. Alle richtige Sozialpolitik läuft zum größten Theil auf diese, in ihrer Weise auch einfache Formel hinaus: Vermehrung der Mittel zum besseren Leben. Daß es nur an der mangelhaften Vertheilung liege, ist ein arithmetischer Irrthum.

Wenn Herr Miquel an die Stelle von Herrn von Bötticher gekommen wäre, könnte die Sache schon eher bedenklich erscheinen. Aber zum Glück ist Herr Miquel nicht Staatssekretär des Innern im Reich, sondern Finanzminister in Preußen geworden, und so können wir die Freude über diese in der That wohl verdiente Erhöhung ungetrübt genießen. Ja dies Portefeuille der Finanzen kann auf die staatssozialistische Ueberzeugung des neuen Ministers einen sehr heilsam mäßigenden Einfluß ausüben. Den Bock zum Gärtner zu machen ist nicht das schlechteste der Experimente. Herrn Miquel's erst verkündeter Grundsatz ist: der Staat habe ungemessene Kulturaufgaben und müsse zu diesem Zweck ungemessene Gelder an sich ziehen. Nach diesem Grundsatz ging er in Heidelberg vor. Das sozialpolitische Ergebniß war die Vertheilung von jährlich 40 Millionen an die großen Brenner und Vertheuerung der Lebensmittel durch gesteigerte Getreidezölle. Und jetzt heißt es nicht etwa für ungenannte Zwecke, sondern für bewilligte Ausgaben im Reich und in dem Staate die Deckung schaffen.

Man kann schwerlich dem neuen Finanzminister und dem Lande einen besseren Dienst leisten, als wenn man nichts Ueberraschendes von ihm erwartet. Nur keine Wunderkuren! Aber ein Gutes darf man ihm gewiß zutrauen. Auch wenn er nicht so ruhmreich aus der Verwaltung eines

blühenden Gemeinwesens sich verabschiedet hätte, würde er für die Entwicklung von Berlin ganz andere Gefühle und anderes Verständniß mitbringen, als das Regiment Bismarck-Puttkamer sie hatte. Da wir der beiden glücklich und hoffentlich für immer ledig geworden sind, so wird auch der elende kleine Krieg aufhören, gegen den sich die Kommune Berlin auf Schritt und Tritt in ihren Kulturbestrebungen zu wehren hatte. Aber es geht doch mit den Regierungssystemen, wie mit den Gestirnen. Ihr Schein wirkt noch nach, wenn auch die Sterne schon untergegangen sind. Die Berliner Baugenossenschaft hatte von Anfang an gegen das Elend dieser kleinlichen Behinderungen zu kämpfen, und merkwürdiger Weise scheint diese Ueberlieferung, wie die vorliegende Schrift erzählt, noch heutigen Tags sich fühlbar zu machen. Die baupolizeilichen und sonstigen Bedenken sollen nach neuerdings erfolgten Mittheilungen gar kein Ende nehmen wollen, so daß das Vorgehen mit Errichtung neuer Häuser die bedauerlichste Verzögerung erleidet. Daß zwei freisinnige Männer, Herr Reichstagsabgeordneter Schrader und Herr Baumeister Wohlgemuth sich mit aufopfernder Hingebung dieser Genossenschaft gewidmet haben, kann doch heut zu Tage kein Grund mehr sein, ihr das Leben zu versauern. Und wenn die Sache auch nicht in das Ressort des Finanzministers gehört, so schenkt er ihr vielleicht doch seine Aufmerksamkeit und sein Wohlwollen; denn bei allen staatssozialistischen Neigungen und trotz dem Lobe, das ihm Bismarck ertheilt hat, gehört er sicherlich nicht zu denen, welche die Anstrengung der privaten Gemeinnützigkeit verachten, geschweige daß er sie anfeinde. Leute aber, welche der Ansicht huldigen, daß die verständige und menschenfreundliche private Thätigkeit, welche darauf ausgeht, in den Hilfsbedürftigen wiederum die Energie der Selbsthilfe zu wecken und zu unterstützen, die beste Sozialpolitik ist, sollten das hier besprochene Unternehmen nach Kräften fördern helfen. Es werden damit, wie Herr Nathan einräumt, nicht gewaltige Thaten verrichtet, aber das Wenige, was geschieht, ist gut und werthvoll. Und es kann, wie die kurze Entwicklung gezeigt hat, mit Zufluß von reichlicheren Geldmitteln, rasch mehr und Ansehnliches geleistet werden.

Die pekuniäre Unterstützung ist nicht bloß mit keinem Opfer verbunden, sondern kommt unter Umständen der Sache nach Geldanlagen entgegen. Es handelt sich ja einfach darum, der Genossenschaft Geld als Hypothek auf die von ihr zu bauenden Häuser zu geben. Diese Hypotheken werden, wie erwähnt, theils zu $3^1/_2$, theils zu $4^0/_0$ verzinst und nur auf zwei Dritttheile der Herstellungskosten erstreckt. Die Anlage ist nicht glänzend, aber man dürfte sie wohl leichteren Herzens garantiren als die Rentabilität der Plantagen, welche ein enthusiastischer Militär vom Schiff aus im Geiste hinten in den blauen Bergen Ussarahmos emporwachsen sah. Kleine Häuser für bescheidene Bedürfnisse gehören zur leichtest verwerthbaren Gattung von Immobeln, und hinter den Immobeln steht die solidare Verpflichtung der Genossenschaft.

Von allen Arten menschenfreundlicher Bestrebung ist wohl keine so sinnfällig lohnend und für die unmittelbare Empfindung erhebend, als die der Errichtung von kleinen, schmucken, freiliegenden Wohnungen, welche der Arbeiter und seine Familie mit den stickigen Höhlen seines städtischen Unterkommens vertauscht. Es ist und bleibt eine große Wahrheit: der stärkste Hebel der Kultur liegt in der Erziehung zu Kulturbedürfnissen, die durch Bekanntschaft mit dem Befriedigungsmittel derselben geweckt werden. Wo aber wären deren so viele grundlegende vereinigt, als in der mit Ordnung und Reinlichkeit, Wasser und Luft versorgten Wohnung?

Das Mitgefühl denkt bei dem Wunsch, der leidenden Menschheit zu helfen, zunächst immer an die Kranken. Es ist das ganz natürlich. Aber mir fällt dabei oft ein Gespräch ein, welches ich bald nach dem großen Krieg zwischen zwei Franzosen mit anhörte. Denken Sie sich, welche Barbarei von diesen Deutschen, sagte der Eine: beim Bombardement von Paris schossen sie auf die Spitäler, wo die Verwundeten lagen. — Parbleu! erwiderte der Andere: Wäre es nicht schlimmer, wenn sie ganz gesunde Leute zusammengeschossen hätten, als solche die schon ein Stück Leben eingebüßt hatten? — In dem Cynismus dieser Replik lag eine gewisse Wahrheit. Es ist menschlich, der Krankheit sich anzunehmen, aber die Gesundheit zu erhalten und zu vermehren, ist mindestens ebenso schön und noch nützlicher.

L. Bamberger.

Der internationale Binnenschiffahrts-Kongreß in Manchester.

Unter den großen internationalen Vereinigungen, auf welchen sich in diesem Sommer Vertreter vieler Länder und Nationen zu gemeinsamer friedlicher Kulturarbeit versammelt haben, darf auch der vom 28. Juli bis 1. August in Manchester abgehaltene Binnenschiffahrts-Kongreß mit Fug und Recht die Beachtung weiterer Kreise in Anspruch nehmen. Seit dem ersten Kongreß dieser Art, der im Jahre 1885 in Brüssel abgehalten wurde, ist diese meist jedes zweite Jahr abgehaltene Versammlung eine ständige Einrichtung für Techniker, Nationalökonomen und Geschäftsmänner geworden, welche an der Entwicklung der Binnenschiffahrt ein besonderes Interesse nehmen. In stetig wachsendem Maße haben sich auch die Regierungen der meisten Staaten durch umfangreiche Ausstellungen wichtiger Pläne und Modelle oder durch Entsendung amtlicher Vertreter an dem Kongreß, insbesondere an den beiden letzten Versammlungen in Wien (1886) und Frankfurt a. M. (1888), offiziell betheiligt. Die gesteigerte Theilnahme amtlicher und nichtamtlicher Kreise ist kein Zufall, sie entspringt naturgemäß nur der immer zunehmenden Bedeutung der regulirten Flußläufe und künstlichen Wasserstraßen. Wer die Entwicklung des modernen Verkehrswesens auch nur innerhalb des letzten Jahrzehnts mit Aufmerksamkeit und Verständniß verfolgt hat, kann nicht darüber in Zweifel sein, daß für einen großen Theil West- und Mitteleuropas sowie für die Hauptgebiete Nordamerikas, d. h. für die höchst civilisirten Länder der Erde, die Periode des Eisenbahntransports zu einem gewissen Stillstande gekommen, dagegen eine neue Periode des Wassertransports begonnen hat.

Unzweifelhaft ruht und rastet die Unternehmung und Technik des Eisenbahnbaues nicht. Immer weiter in halb civilisirte oder ganz uncivilisirte Länder strecken die stählernen Schienenstraßen ihre Ausläufer aus. Ein vollständiges Netz neuer Schienenwege beginnt den Osten Europas zu überziehen, quer durch die unabsehbaren Gefilde Asiens ebnet der Bahningenieur unwiderstehlich dem Dampfroß den Weg, für das unerschlossene China und für das unerschlossene Afrika sollen Eisenbahnen die maßgebenden Träger europäischer Kultur werden. Aber alle diese im Bau befindlichen oder im Plan entworfenen Bahnlinien sind doch nichts anderes als die Verlängerung und Ergänzung eines in genau derselben Weise bereits weit und dicht ausgebauten Netzes von Schienenstraßen. Selbst die neuesten und kühnsten Projekte des Eisenbahnbaues in Europa bieten kaum noch etwas Ueberraschendes. Die Simplonbahn und die Bergbahn auf die eisumstarrte Jungfrau sind Projekte, welche sich unmittelbar an bereits vorhandene Vorbilder anlehnen, und nur die auf dem Meeresboden herzustellende Bahnverbindung zwischen England und Frankreich kann noch allenfalls als eine wirkliche Neuheit auf diesem Gebiet betrachtet werden. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den neuen Bauten und Einrichtungen für den Transport zu Wasser; wir befinden uns heute mitten in den Vorbereitungen und Arbeiten für eine vollständige Revolution des Verkehrs auf den Wasserstraßen.

Am kürzesten und treffendsten läßt sich der hier eintretende Umschwung wohl dahin charakterisiren, daß die moderne Technik, welche einige Jahrzehnte hindurch sich vornehmlich der Pflege und Verbesserung des Eisenbahnbaues

gewidmet hatte, sich neuerdings mit allen ihren Hilfsmitteln der Reform des Wassertransports zuzuwenden beginnt. Ueberall, wo Wasser dem Fahrzeug die Bahn darzubieten hat, macht sich dieses Streben geltend. Auf dem Ocean selbst bedeutet der Ersatz des Holzes und Eisens beim Schiffsbau durch Stahl und die Einstellung von Schnelldampfern auf den Hauptrouten einen Fortschritt, dem während des ganzen letzten Jahrzehnts auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens nicht entfernt irgend eine ähnliche Verbesserung an die Seite gestellt werden kann. Noch einschneidender und folgereicher ist der Umschwung, soweit es sich um die Verbindung zwischen Seeschifffahrt und Binnenschifffahrt handelt. Vor zwei, drei Jahrzehnten galt es nahezu als ein volkswirthschaftliches Axiom, daß die weitere Verkehrsentwicklung dahin drängen müsse, den Seehandel von den bisherigen Centren an die äußersten Plätze der Küste zu verlegen, zu welchen auch die größten Schiffe jederzeit leicht Zugang finden können und von denen aus die direkte Verladung in das Binnenland auf Wasserstraßen oder Eisenbahnen am vortheilhaftesten bewirkt werden könne. Das Beispiel des von Bremen mit so großem Erfolge angelegten Bremerhafens schien die Richtigkeit dieser Anschauung außer Zweifel zu stellen; die Anlage von Docks in Harwich sollte dem Londoner Handel den gleichen Vortheil eines leistungsfähigen Vorhafens schaffen, und das einzige Wasserbau-Unternehmen, welches in der Gründerzeit 1871/73, als die Spekulation sich gar nicht genug in neuen Eisenbahnprojekten thun konnte, in Deutschland lancirt wurde, war die Anlage eines großen Hafens in Kuxhafen, in Verbindung mit einer Eisenbahn Hamburg-Kuxhafen. Im Laufe der seitdem verflossenen beiden Jahrzehnte hat sich die damals zu allgemeiner Geltung gelangte Anschauung geradezu in das Gegentheil verwandelt. Jetzt handelt es sich nicht mehr darum, den Seehandel an die äußersten Küstenspitzen zu verlegen, sondern demselben umgekehrt durch den Bau großer, allen Seeschiffen zugänglicher Kanäle den Weg möglichst weit in das Binnenland hinein zu bahnen. Man braucht dabei keineswegs an solche weit aussehenden, schier phantastischen Projekte zu denken, welche Paris oder Berlin zu Centralen des nationalen Seehandels machen wollen, obwohl auch in diesen Vorschlägen nur eine im Kern berechtigte volkswirthschaftliche Auffassung zu Tage tritt, man braucht nur auf die Pläne zu verweisen, welche bereits in der Ausführung begriffen sind oder deren Verwirklichung gesichert ist. Nach Verlauf von zwei Jahren wird das von dem großen Seehafen Liverpool mehr als 50 Kilometer landeinwärts gelegene Manchester selbst zu einem der größten Seehäfen der Welt umgestaltet sein; der im Bau befindliche Manchester-Schifffahrtskanal, an welchem die Arbeiten während der beiden letzten Jahre bereits nahezu bis zur Hälfte vollendet sind, wird den größten Seeschiffen die Auffahrt bis Manchester gestatten und denselben in großartigen Docks bequemen Raum zum Löschen und Laden bieten. Die Ausführung des Seeschifffahrtskanals, welcher Brüssel in unmittelbare Verbindung mit dem Meere bringen soll, ist gesichert, nachdem von der erforderlichen Gesammtsumme der Staat Belgien und die Provinz Brabant die Hälfte à fonds perdu beizusteuern beschlossen haben. In Hamburg ist zwar die Herstellung größerer Hafenanlagen in Kuxhafen in Aussicht genommen, gleichzeitig aber bleibt die Verbesserung des Fahrwassers in der Unterelbe eine Hauptaufgabe des hamburgischen Staates. Ja selbst Bremen, welches durch die Anlage von Bremerhafen den größten, mit einem Vorhafen erreichten Erfolg erzielt hatte, sieht sich genöthigt, mit einem sehr bedeutenden Kostenaufwande in der Weser eine völlig neue Wasserstraße zwischen Bremen und Bremerhafen herzustellen, welche es auch größeren Seeschiffen ermöglichen soll, bis zu dem erstgenannten Platze hinaufzufahren. An ähnlichen Projekten, deren Ausführung keineswegs unwahrscheinlich ist, wie z. B. der Bau eines Seeschifffahrtskanals nach Birmingham, ist kein Mangel.

Diesen großartigen Kanalbauten, welche als Seeschifffahrtsstraßen in das Binnenland hinein gebaut werden, sind die noch großartigeren Kanalbauten anzureihen, welche zwei Meere oder Meerbusen mit einander zu verbinden bestimmt sind. Nächst dem Panamakanal ist in dieser Hinsicht un[illegible] bestreitbar der vom Deutschen Reiche unternommene Nord-ostseekanal als das hervorragendste Werk zu nennen.

Aber nicht allein der Bau von Seeschifffahrtskanäl[illegible] hat einen neuen, unerwarteten Aufschwung genommen, au[illegible] auf dem Gebiete der ausschließlich für die Binnenschiffah[illegible] bestimmten künstlichen Wasserstraßen zeigt sich überall frisch[illegible] reges Leben. Nicht nur werden wichtige Neubauten in A[illegible] griff genommen, sondern man trachtet auch überall darna[illegible] durch größere, gleichmäßig durchgeführte Dimensionen [illegible] neuen Wasserstraßen allgemeinen größeren Schiffsgefäß[illegible] zugänglich zu machen und dadurch die Kosten des Tran[illegible]ports weiter zu verringern; man bemüht sich, durch ne[illegible] Erfindungen die Ueberwindung der Niveaudifferenzen zu e[illegible]leichtern und den Betrieb selbst zu verbilligen und zu b[illegible]schleunigen. In letzterer Beziehung sei hier nur angeführ[illegible] daß man in neuerer Zeit Pumpwerke konstruirt, welche [illegible] beim Schleusen abwärts geflossene Wasser wieder heben, [illegible]mit es zu neuen Schleusungen verwerthet werden kann, [illegible] man mechanische Hebewerke errichtet, welche den Verbrau[illegible] von Wasser beim Schleusen auf ein Minimum und die Zu[illegible]dauer auf ein Viertel oder Fünftel der bisherigen Dau[illegible] reduziren*). Die hohe Wichtigkeit der auf diese Weise [illegible]schaffenen Verbesserungen liegt darin, daß sie es ermöglich[illegible] bei Kanälen eine weit höhere Leistungsfähigkeit als bishe[illegible] zu erzielen, ja die Anlage von Kanälen dort zu unternehmen [illegible] wo wegen allzu geringer Wasserzufuhr eine solche bis[illegible] ausgeschlossen war. Was den Betrieb anlangt, so handel[illegible] es sich vornehmlich um die Einführung des Seilbetrieb[illegible] bei welchem an einem ohne Ende laufenden Drahtseil [illegible] einzelnen Schiffsgefäße zur Fortschaffung angehängt werde[illegible] oder um den Lokomotivbetrieb, bei welchem die zu ein[illegible] Schleppzuge vereinigten Fahrzeuge von einer längs [illegible] Kanalufers auf Schienen laufenden Lokomotive gezo[illegible] werden. Billigkeit, Schnelligkeit und Regelmäßigke[illegible] Wassertransports werden durch solche Neueinrichtungen [illegible] wesentliche Förderung erfahren.

Technisches Können und Erfindungsgeist wenden [illegible] eben, wie es scheint, in weit höherem Maße als e[illegible] [illegible]zehnte hindurch der Fall gewesen, wieder dem Bau und [illegible] Ausrüstung künstlicher Wasserstraßen zu. Das Bewußt[illegible] an der Erfüllung einer zeitgemäßen Kulturaufgabe mit[illegible] arbeiten, ist für sie ein Ansporn, der fehlte, so lange [illegible] Wassertransport in dem Urtheil der Regierungskreise [illegible] der öffentlichen Meinung weit hinter den Eisenbahntrans[illegible] zurückgestellt war.

Dieses Bewußtsein ist auch bei den Theilnehmern [illegible] bisher abgehaltenen vier internationalen Binnenschifffahr[illegible] Kongresse und nicht zum wenigstens gerade auf dem jüngs[illegible] Kongreß in Manchester lebendig gewesen. Naturgemä[illegible] haben die Arbeiten einer solchen Wanderversammlung [illegible] Mal Rücksicht zu nehmen auf die Wünsche und Bedü[illegible] des Platzes, an welchem er stattfindet. Das ist aber [illegible] Nachtheil. Die aus allen Theilen der civilisirten Wel[illegible] sammengeströmten Fachmänner werden ihr Wissen [illegible] gegenseitige Belehrung bereichern und vertiefen. In Manch[illegible] war hierzu reichlich Gelegenheit geboten durch zahlreiche [illegible] volle Berichte über den Zustand und die jüngsten Verbess[illegible] der Wasserstraßen in den verschiedenen Ländern, sowie [illegible] Besichtigungen neuer bedeutender Werke. Von beson[illegible] Interesse waren in dieser Hinsicht die unter sachverstän[illegible] Führung unternommenen Exkursionen nach den Arbeiten [illegible] dem großartigen Manchester-Schiffskanal, nach dem [illegible] Weaver, der mit einem hydraulischen Schiffshebewerk [illegible]sehen ist, und nach der Aire und Calder Wasserstraße

*) Auf der mit dem Kongreß in Manchester verbundenen [illegible]stellung von Plänen und Modellen hatte das Grusonwerk in [illegible]burg das Modell eines mechanischen Hebewerkes ausgestellt, welch[illegible] Aufmerksamkeit aller Sachkenner erregte. Die Frage der Verbe[illegible] der Schleusenwerke hat einer der hervorragendsten preußischen Wa[illegible]techniker, der auch gerade an der Konstruktion dieses Hebewerks [illegible] wesentlichen Antheil genommen, der Regierungsbaumeister Peter[illegible] Glaser's Annalen für Gewerbe und Bauwesen (Jahrg. 1888) ein[illegible]gehend erörtert.

welcher ein Drahtseilbetrieb eingerichtet ist. Aber außer diesen wissenschaftlichen Zwecken hat eine internationale fachmännische Vereinigung dieser Art auch einem praktischen Zwecke zu dienen, sie soll durch ihre handgreifliche Gegenwart ein Stück besonders wirksamer Agitation für die in gleicher Richtung liegenden lokalen Bestrebungen sein. Auch dieser Aufgabe ist die Versammlung in Manchester unzweifelhaft in hohem Maße gerecht geworden.

In der Geschichte des englischen Kanalwesens spiegeln sich die Wandlungen, welche sich in der Beurtheilung der wirthschaftspolitischen Bedeutung künstlicher Wasserstraßen im Laufe dieses Jahrhunderts vollzogen haben, mit besonderer Schärfe wieder. Kein Land der Welt hatte wohl vor der Aera des Eisenbahnbaues ein so umfangreiches und weitverzweigtes Kanalnetz wie England, und fast alle diese damals den vornehmsten Transportweg bildenden Kanäle waren Privatunternehmungen, welche sich durchschnittlich gut verzinsten. Mit dem Beginn des Eisenbahnbaues wandte sich indessen das Privatkapital dieser Anlage vollständig ab und ausschließlich den Unternehmungen auf dem neuen Gebiet der Schienenwege zu; man sah die Kanäle, wie auf dem Kongresse in Manchester bemerkt wurde, fast nur noch insoweit als nützlich an, als sie bequem das Wasser für die Lokomotiven der Eisenbahnen liefern konnten! Wo ein Kanal so leistungsfähig war, daß er der Bahn eine wirksame Konkurrenz bereiten konnte, wurde er nicht selten von der konkurrirenden Bahnverwaltung angekauft. Es ist allerdings eine arge Uebertreibung, wenn man, wie häufig geschieht, die Entwicklung in Bausch und Bogen so darstellt, daß die Eisenbahngesellschaften die ihnen lästigen Kanäle sämmtlich erworben und in Verfall hätten gerathen lassen. Nach der dem Kongreß vom britischen Handelsministerium vorgelegten Statistik sind zur Zeit von den in England insgesammt vorhandenen 73 Kanäten 35 mit einer Länge von 1225 englischen Meilen in den Händen von Eisenbahn-Gesellschaften, während 38 mit einer Gesammtlänge von 1418 englischen Meilen noch in der Verwaltung selbständiger Gesellschaften oder Unternehmer sind. Auch ist der Verkehr auf diesen Kanäten noch heute recht bedeutend (jährlich ca. 10000 Tons per Meile) und das finanzielle Ergebniß ist durchaus nicht ungünstig. Aber trotzdem erweist sich dieses ganze Kanalsystem je länger je mehr als höchst mangelhaft, weil die vorhandenen Wasserstraßen von sehr verschiedenen Dimensionen und ohne rechte Verbindung untereinander sind, weil der Besitz allzu sehr zersplittert und der Einfluß der Bahnverwaltungen vielfach von sehr ungünstigem Einfluß ist. Ohne ein Eingreifen der Gesetzgebung scheint unter diesen Umständen eine gründliche Reform kaum möglich, und den praktischen Engländern lag deshalb daran, für ein solches Eingreifen auch die Autorität der auf dem Kongreß versammelten Fachmänner auszunutzen. Aber der Gedanke der Selbsthülfe hat in England viel zu fest Wurzel geschlagen, als daß man sich in irgend einer Frage allein auf die Intervention des Staates verlassen sollte. Nachdem die Ueberzeugung von dem Werthe, ja von der Ueberlegenheit künstlicher Wasserstraßen, die entsprechend den Bedürfnissen des modernen Verkehrs gebaut und mit allen Hülfsmitteln der modernen Technik ausgestattet sind, durchgedrungen war, griff man in England auch zur Selbsthülfe und das glänzendste Beispiel ist eben der Manchester Schiffskanal. Es waren sehr große Schwierigkeiten, vor Allem der Widerstand Liverpool's und der zwischen Liverpool und Manchester bestehenden Eisenbahnen, zu überwinden, ehe das Gesetz erging, welches die Erlaubniß zur Ausführung des gewaltigen Werkes ertheilte Auch die Aufbringung der Mittel — die Kosten der Kanal- und Dockbauten sind auf mehr als 8 Millionen Pfund veranschlagt — stieß auf mancherlei Hindernisse. Jetzt sind indessen die Arbeiten seit zwei Jahren in vollem Gange und sollen in weiteren zwei Jahren vollständig beendet sein. Die Länge des Kanals beträgt 57 Kilometer, die durchschnittliche Breite im Wasserspiegel 52½ Meter, die Minimaltiefe 7,9 Meter. Aus diesen Dimensionen ergiebt sich, daß der deutsche Nord-Ostseekanal den Manchester Schiffskanal in der Länge bedeutend (98½ gegen 57 Kilometer), in der Breite und in der Tiefe etwas überragt. Aber der Manchester Schiffskanal ist ein reines Privatunternehmen, von welchem die Unternehmer, wenn auch nicht für die nächsten Jahre, so doch für spätere Zeit mit Sicherheit eine genügende Rentabilität erwarten.

Gerade unter diesem wirthschaftlichen Gesichtspunkt ist das Vorgehen der Männer von Manchester für Deutschland von hervorragendem Interesse. Was die technische Seite der Kanalbauten anlangt, so marschirt Deutschland gegenwärtig wohl unbestritten an der Spitze der europäischen Nationen. Außer dem Nord-Ostseekanal, der zur Zeit der bedeutendste Kanalbau in Europa ist, sind in Preußen zwei Binnenkanäle in der Ausführung begriffen, der Dortmund-Emskanal und der Oder-Spreekanal, deren Dimensionen in jeder Beziehung das bisherige Maß weit überschreiten; dazu kommen andere bedeutende Bauten, wie die Tieferlegung des Hochwasserspiegels der Spree, die Kanalisation der Fulda, die Regulirung der Weichselmündung u. s. w. Von eigenartiger Größe ist endlich die Korrektion der Unterweser zwischen Bremen und Bremerhafen, welche der bremische Staat allein auf seine Kosten, ohne daß die beiden anderen Uferstaaten, Preußen und Oldenburg, die geringste Beihilfe leisten, unternommen hat. Ist dieses Werk, welches unter der genialen Leitung des Oberbaudirektors Franzius raschen Fortgang nimmt, schon in technischer Beziehung von ganz hervorragender Bedeutung — die auch in Manchester von den Technikern aller Nationen gewürdigt wurde — so ist es noch um so bemerkenswerther, als in diesem Falle ein kleines Staatswesen mit ca. 175000 Einwohner aus eigener Kraft 35 Millionen Mark aufwendet, um für seine Schifffahrt eine leistungsfähige Wasserstraße herzustellen.

Aber eine Reihe anderer wichtiger Aufgaben harren auf diesem Gebiet in Deutschland noch der Erfüllung. Am lebhaftesten ist zur Zeit wohl die Agitation für den sogenannten Mittellandkanal, d. h. eine bei Magdeburg mündende Verbindung zwischen Rhein, Weser und Elbe. Noch dringender dürfte indessen die Verbesserung der alten Binnenwasserstraße zwischen dem Osten und Westen des preußischen Staates, zwischen Weichsel, Oder und Elbe sein, denn die jetzt vorhandene Verbindung genügt dem Verkehr durchaus nicht mehr und steht in ihren Dimensionen weit hinter den bei den neuen Kanalbauten gewählten Maßen zurück. Sodann bedürfen die deutschen Seestädte sowohl an der Ostsee wie an der Nordsee verbesserter Wasserstraßen nach dem Binnenlande.*) Hoffentlich geben die jetzt im Auslande unternommenen großen Bauten, bei welchen man zuversichtlich auf ein ausreichendes geschäftliches Erträgniß hofft, auch in Deutschland den Anstoß zu weiterem entschiedenem Fortschreiten auf der seit Kurzem betretenen Bahn. Was eine verbesserte Wasserstraße an neuem Verkehr schaffen kann, hat sich ja neuerdings bei dem Erfolg der Mainkanalisation gezeigt; verglichen mit dem geringen Verkehr auf dem verwahrlosten Main i. J. 1880 hat sich der Waarenverkehr auf dem kanalisirten Main zwischen Frankfurt und Mainz im letzten Jahre bereits nahezu verhundertfacht, während gleichzeitig der Eisenbahnverkehr ebenfalls beträchtlich gestiegen ist

Daß der preußische Eisenbahnminister von Maybach, wohl nach Ueberwindung mancher Vorurtheile, die ersten großen Reformmaßregeln auf diesem Gebiet ergriffen hat und weitere Maßregeln in Aussicht stellt, muß unbedingt rühmend anerkannt werden. Das Hauptverdienst allerdings, die Einsicht in den hohen wirthschaftlichen Werth der künstlichen Wasserstraßen auch im Zeitalter der Eisenbahnen verbreitet und schließlich einen vollständigen Umschwung der Ansichten wesentlich gefördert zu haben, hat sich der mehr als 5000 Mitglieder zählende

*) Bezüglich der deutschen Nordseehäfen hat dies in sehr sachkundiger und gründlicher Weise E. Filger in zwei Aufsätzen in der „Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft, Politik und Kulturgeschichte" (Die deutschen und niederländischen Seestädte in Konkurrenz um den Handel mit Westdeutschland) nachgewiesen.

Centralverein zur Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschifffahrt erworben, der, lange Jahre hindurch unter der ausgezeichneten Leitung des Dr. Georg von Bunsen, neuerdings unter Leitung des unermüdlichen Professor Schlichting in der That das gewesen ist und noch ist, was er nach der Absicht seiner meist freihändlerischen Begründer sein sollte, ein Mittelpunkt für die litterarische und technische Erörterung aller hierher gehörigen Fragen.

Ungleich den Regierungen der meisten europäischen Staaten, hatte weder die Reichsregierung noch die preußische Regierung amtliche Vertreter zu dem Kongreß in Manchester entsendet. Der Grund ist nicht erfindlich, denn die Wichtigkeit dieser Versammlung wurde am besten dadurch anerkannt, daß eine ganze Anzahl hervorragender deutscher Wasserbautechniker als private Mitglieder an dem Kongreß theilgenommen hat. Für die preußischen Ministerialbeamten hätte in der That die Betheiligung an dieser Versammlung nicht nur in technischer und volkswirthschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht lehrreich sein können. Denn wie auf allen größeren internationalen Vereinigungen der neuesten Zeit durchdrang auch auf dem Binnenschifffahrts-Kongreß in Manchester alle Mitglieder das Gefühl, durch die gemeinsame sachmännische Arbeit und die persönliche Annäherung für den Frieden unter den großen Kulturnationen zu wirken, und dieses Gefühl gelangte in allen Ansprachen, von der feierlichen Eröffnungsrede des britischen Handelsministers bis zum bescheidenen Trinkspruch des privaten Mitgliedes, lebendig und überzeugend zum Ausdruck.

M. Broemel.

Eine erfolgreiche Kolonie.

II.

Der „Deli courant“, die einzige in Deli und Nachbarschaft erscheinende Zeitung, veröffentlicht in seiner Ausgabe vom 4. Juni den Bericht, welchen der Direktor der Deli-Maatschappij der Generalversammlung am 25. April d. J. erstattete. Nachdem der gute Markterfolg der 88er Ernte und der gute Ausfall der jetzt zum Verkauf stehenden 89er konstatirt ist, wird mitgetheilt, daß die Gesellschaft mit dem Bau eiserner Fermentirscheunen weiter vorgehe, und daß sie alte, schon lange brach liegende Tabaksgründe zu einer neuen Unternehmung bestimmt habe, während eine ihrer Unternehmungen, welche „wegen ihrer hohen Lage sich als nicht geeignet für den Tabaksbau erwiesen habe“, geschlossen worden sei.

Die Kaffeeanpflanzungen der Gesellschaft blieben noch immer „theure Probeunternehmen“.

Die Anstrengungen der Pflanzer, Arbeitskräfte, unter Vermeidung der Singapore- und Penang-Agenten, direkt von China zu beziehen, waren von Erfolg gekrönt, während es noch nicht gelungen sei, mit der englischen Regierung ein Einverständniß behufs Einwanderung von Madrasleuten zu erzielen.

Um dem stets größer werdenden Einfluß des Mohammedanismus auf der Hochebene südlich Delis entgegenzutreten, begann die Niederländische Missionsgesellschaft auf Veranlassung von privater, aber in Deli interessirter Seite ihre Wirksamkeit in diesen Gegenden.

Atjeher wurden auf dem Marsch gegen Deli gemeldet, indessen war das Auftreten der Regierung, die sofort Truppen zur Hand hatte, wo auch nur die Idee einer Gefahr bestand, so glücklich und erfolgreich gewesen, daß nirgends Schaden entstand.

Die „Deli Spoorweg Maatschappij“ erweiterte bei stets steigenden Einnahmen ihr Eisenbahn- und Telephonnetz bedeutend.

Im „Asiel voor Immigranten“, einer Schöpfung der vereinigten Pflanzer, wurden im Jahre 1889 225 Invaliden verpflegt.

Zum Schluß wird bemerkt: Von den benachbarten Landschaften der Ostküste von Sumatra und auf Borneo lieferten die Küsten einige sehr gute Partieen, aber im Allgemeinen ist der Brand dieser Tabake nicht ganz rein. Einige kleine Zufuhren von Borneotabak wurden immerhin sehr günstig beurtheilt; sie sind aber bis heutigen Tages zu klein, um die Folgerung zu rechtfertigen, daß dieses Land als ein ernsthafter Konkurrent für Sumatra auftreten würde. Deli und Lankat bleiben also noch immer die hervorragendsten Deckblatt produzirenden Länder.

Die „Deli-Maatschappij“ vertritt in Gemeinschaft mit ihren Freunden, deren Interesse sie in Europa wahrnimmt, reichlich die Hälfte des gesammten europäischen Engagements in Deli und Nachbarschaft. Andere große selbständige Gesellschaften handeln in den meisten Fragen allgemeinen Interesses im Einverständniß mit ihr. In großen Zügen ist des ganzen Landes Zustand in dem auszugsweise angezogenen Bericht skizzirt und als zu beantwortende Fragen ergeben sich hiernach die folgenden:

In wie weit ist die Tabakskultur an bestimmte Gebiete gebunden?

Wird es bei der voraussichtlich sich immer klarer herausstellenden Beschränkung geeigneten Landes möglich sein, auf alten Gründen dauernd edle Ernten zu erzielen? Bieten andere Kulturen Aussicht auf ertragreichen Betrieb? Wie werden sich die Arbeiterverhältnisse in der Zukunft gestalten? Könnte mohammedanischer Fanatismus, in erster Linie in dem noch keineswegs unterworfenen oder zum Freunde gewonnenen Atjeh, den europäischen Unternehmungen gefährlich werden?

Eine jede dieser Fragen ist bereits für einzelne Pflanzungen verhängnißvoll geworden. Bei dem großen Gesammterfolg, der errungen wurde, ist die ganz ansehnliche Reihe mißglückter Versuche in weiteren Kreisen fast unbemerkt ihrem sehr bitteren Schicksal anheimgefallen.

Es hat sich zunächst, als mit Beginn der 80er Jahre eine Ausbreitung der Kultur in großem Maßstabe in den Nachbarstaaten Delis*) unternommen wurde, herausgestellt, daß in nächster Nähe Delis der Boden Verschiedenheiten in seiner chemischen Zusammensetzung aufweist und zugleich klimatische Abweichungen vorhanden waren, welche so starken Einfluß ausübten, daß an einigen Stellen nur geringe Ernten erzielt wurden, während andere volle Scheunen und ansehnliche Partien ergaben, bei denen indessen der Brand so schlecht war, daß sie nur sehr niedrige Preise fanden. In beiden Fällen war die Folge die Aufgabe des Versuchs, nachdem bedeutende Kapitalien vollständig verloren waren, oder, im günstigeren Falle, ein fast ganz ertragloses Hinsiechen solcher Küstenunternehmungen. Ja in Deli und Lankat selbst sind einzelne schwere Mißerfolge zu verzeichnen: so der erwähnte Versuch der Deli-Maatschappy in ganz hochgelegenem steinigen Terrain und unter anderen ein im Jahre 1885—1887 versuchte Anpflanzung in unmittelbarster Nähe der Mangrovewaldungen der Küste, die bei einem Aufwand von etwa 80000 Dollars eine Ernte von etwa 160 Picol minderwerthigsten Tabaks ergab.

Man kann heute aber noch nicht behaupten, daß die bisherigen Erfahrungen entscheidend für die Zukunft sein werden. Nicht die Deli-Maatschappy selbst, aber ihr sehr nahestehende Kreise unternehmen augenblicklich das interessante Experiment, durch ganz besonders sorgfältige Kultur eine Reihe von in Serdang belegenen Pflanzungen, die, trotz stets niedriger Preiserfolge, sich durch billige Arbeitsmethode leidlich aufrecht erhielten, auf die Höhe der Delipflanzungen zu bringen. Andererseits hat die Deli-Lankat-Tabak-My auf hochgelegenen Landstrecken Lankats und ein deutscher Pflanzer

*) Das gleich nordwestlich an Deli grenzende Lankat arbeitet unter denselben Bedingungen wie Deli und ist, wenn nicht ausdrücklich ausgenommen, immer mit gemeint, wenn von Deli gesprochen wird. Im Südosten Delis dagegen erwiesen sich die Landschaften Serdang, Padang, Bedagei, Pagoerawan, Batoe Bahra, Assahan, weiterhin Siak und endlich Palembang als noch nicht ebenbürtig, wenn auch theilweise, besonders in Assahan, in letzter Zeit gute Ernten erzielt wurden.

auf ganz niedrigem Terrain in Unter-Langkat, auf welchen beiden Stellen vor einigen Jahren eine jetzt nicht mehr bestehende Gesellschaft Fiasko gemacht hatte, leidliche, ja gute Resultate durch bessere Arbeit erzielt. Es ist also noch eine offene Frage, inwieweit es möglich sein wird, durch Anpassung an veränderte Verhältnisse und durch ganz individualisirte Bewirthschaftung wenigstens einige Strecken Landes in und bei Deli der Erzeugung eines wenigstens erträglich guten Deckblatts neu zu gewinnen.

Eine noch bedeutendere Rolle als bei der Neuerschließung dürfte der Arbeitsmethode bei der Wiederbenutzung alter Gründe zufallen. Eine ganze Anzahl von Unternehmungen in Deli hat ihren jungfräulichen Boden verbraucht und schon vielfach auf altem Boden ein zweites, ja ein drittes Mal gepflanzt. In den meisten Fällen sind gute Erfolge erzielt worden, nachdem man einige Kinderkrankheiten überwinden gelernt hatte.

Ganz wesentlich befördert wird die Erholung des Bodens, wenn recht bald nach gewonnener Ernte der Wald wieder anwächst. Die augenblicklich dem Pflanzer von Seiten der Regierung aufgelegte Verpflichtung, die abgeernteten Felder der malayischen oder battackischen Bevölkerung zum Reisbau zur Verfügung zu stellen, erweist sich leider in ihren Folgen als eine Erschwerung des jungen Nachwuchses, da die Reispflanzer alle Spuren von Waldwurzeln vernichten und, da sie nur die Aehren ernten, das ganze zähe Reisstroh auf den Feldern lassen, welches wieder eine Zeit lang jede neue Vegetation niederhält. Das Ende ist, daß große Strecken nichts anders mehr aus eigener Kraft hervorbringen, als den alang-alang, ein hartes, mannshohes Gras, welches an heißen Tagen bei dem geringsten Anlaß (ein glimmendes Streichholz genügt) in Flammen aufgeht, bei öfterer Verbrennung mit Sicherheit auch die letzten Reste jungen Waldes vernichtet und den Boden hart und brüchig macht. Aber nachdem man seit einigen Jahren dazu übergegangen ist, dieses Gras zu schneiden, den Boden aber tief zu bearbeiten, ihn, mit dem geschnittenen Grase bedeckt, einige Monate liegen zu lassen und dann noch einmal umzuwerfen; nachdem man ganz neuerdings mit dem Prairiepflug und selbst mit dem tiefackernden Zeewroen'schen Pfluge Tiefkultur versuchte; und endlich mit der Zeit beginnt — nach bösen Erfahrungen — in verständiger Weise künstlichen Dünger anzuwenden: sind Ernten von sehr guter Qualität erzielt worden, so daß ziemlich allgemein angenommen wird, daß die Frage des Zurückgreifens auf alten Boden im günstigen Sinne gelöst worden ist.

Land, Klima, Absatzverhältnisse mögen die allervortrefflichsten sein, ein sicheres Wirken wird immer erst möglich sein, wenn noch ein weiterer Faktor in Berechnung gezogen wird, der Arbeiter. Schwere Verluste, welche die Entwicklung der Unternehmungen störten, müssen jährlich auf dieses Konto gebucht werden, so günstig die Verhältnisse auch für Deli liegen mögen. Je länger, desto mehr ist ein ganz festes System der Beschaffung, der Beschäftigung und Behandlung des Arbeiters durch Zusammenwirken der Pflanzer und der Regierung gewonnen worden. Grobe Unzuträglichkeiten, wie sie in den ersten Jahren in Deli sich zweifellos des öfteren nachweisen lassen und die kurz damit gekennzeichnet werden können, daß der Pflanzer Kläger, Richter und Strafvollstrecker — und zwar mit Peitsche und Knebelmarterstöcken — in einer Person zu sein wagen durfte und im übrigen sich dem Arbeiter gegenüber zur Erfüllung mancher Bestimmungen des Arbeitskontrakts nicht gerade absolut verpflichtet erachtete, wie er auch gelegentlich seines europäischen Nachbars „Knechte" nicht blos begehrte, sondern brutal stahl — solche gröbere Unzuträglichkeiten sind glücklicherweise recht selten geworden und tragen ihrem Veranstalter, sollte der eine oder andere sich doch noch finden, schwere Gefängnißstrafe ein. Es ist ein entschiedenes, gar nicht hoch genug zu rühmendes Verdienst der holländischen Regierung, daß sie Takt und Energie vereint walten ließ, um die große Portion Unkraut, die vorhanden war, auszureuten, wodurch sie einen doppelten Erfolg erzielte, indem sie einmal den im Beginn der Kultur ein wenig zu sehr nur auf seine eigene Kraft gestellten und etwas hart gewordenen Pflanzer zu überzeugter Anerkennung des Gesetzes erzog und andererseits es erzielte, daß der Ruf Delis in Ost-Asien ein so guter wurde, daß reichlicher Zufluß von Arbeitern von allen Seiten wohl nicht mehr mangeln wird.

Es hat seiner Zeit nicht an Stimmen gefehlt, welche von der Einwanderung in Deli abschrecken wollten. Speziell fühlte sich ein Theil der Presse Javas und der Straits settlements berufen, ganz ungeheuerliche Dinge aus dem Arbeiterelend der Ostküste Sumatras zu erzählen. Ein im Jahre 1886 erschienener Artikel, der in ganz Ostasien (auch in chinesischen d. h. in chinesischer Sprache und Schrift erscheinenden Zeitungen) Verbreitung fand, schilderte das Loos des chinesischen Arbeiters als das eines gefangen gehaltenen, listig um seine Freiheit betrogenen Sklaven. Von englischer Seite wird noch heute die Forderung gestellt, im holländischen Sumatra englische Beamte als Protektoren anstellen zu können, falls die Erlaubniß zur Einwanderung von Madrasleuten in Deli ertheilt werden sollte. Schließlich kümmert sich die chinesische Regierung hin und wieder auch um ihre Landeskinder in der Fremde und sie sandte unter anderem vor einigen Jahren eine aus hohen Würdenträgern bestehende Kommission nach Sumatra, um sich über die Existenzbedingungen der Söhne des himmlischen Reichs Klarheit zu verschaffen.

Der sehr günstige Eindruck, welchen diese Kommission gewann, hat wesentlich dazu beigetragen, die Ankläger verstummen zu machen. In allerletzter Zeit ist es den großen Anstrengungen der Pflanzer sogar gelungen, eine direkte Einwanderung von China nach Deli, unter Uebergehung aller Zwischenstationen, ins Werk zu setzen, was niemals hätte gelingen können, wenn nicht kurz nach Beendigung der Ernte mit jedem nach China zurückkehrenden Dampfer eine ganze Anzahl alter Kulis mit einigen hundert Mark erarbeiteten Gewinns nach der Heimath zurückkehren würden, Gesundheit und Selbstgefühl ersichtlich zur Schau tragend, welche, als glaubwürdige Zeugen erträglicher Zustände, in ihren Dörfern und Städten Propaganda für Deli machen.

Gewisse Uebelstände sind allerdings unvermeidlich. Alle Kulturen in tropischen Gegenden fordern große Opfer. So ist nicht zu leugnen, daß von den Arbeitern, die unersetzlich für die Tabakskultur sind, den Chinesen, gerade weil sie mit Vorliebe aus den kräftigeren — aber im Norden Chinas, also in gemäßigteren Zonen, lebenden Stämmen — gesucht werden, bei der Akklimatisirung in Sumatra ein beträchtlicher Bruchtheil zu Grunde geht, besonders wenn die Akklimatisirung sich auf einer neu zu eröffnenden Pflanzung zu vollziehen hat. Es kommt vor, daß 30—40 Prozent neu eingetroffener Einwanderer nach wenigen Monaten im Grabe liegen oder gänzlich in ihrer Jugendkraft gebrochen sind, ja es haben sich Einzelfälle ereignet, wo auf 100 Feldern 100 Kulis vor Abschluß einer Ernte ihren Tod fanden. Malaria, Diarrhöen und die noch heute jeder ärztlichen Kunst spottende berri-berri fordern harte Opfer. Wieder hat sich das holländische Gouvernement ein bleibendes Verdienst dadurch erworben, daß es von vornherein den Pflanzer verpflichtete, den Leuten unentgeltliche ärztliche Fürsorge zu gewähren, so daß heutigen Tages ein wohlgeschulter ärztlicher Stab in theilweise sehr zweckmäßig eingerichteten Hospitälern die Schwerkranken behandelt, während, gelegentlich regelmäßiger Besuche der Aerzte auf den Pflanzungen, leichter Erkrankten Hilfe gegeben wird, wobei gleichzeitig die Pflanzer selbst eine Art praktischen Samariterkursus durchmachen, der sie befähigt, bei den täglichen, gewohnheitsmäßigen Fällen, besonders auch bei äußeren Verletzungen, verständige Maßregeln zu ergreifen. Auf jeder Pflanzung befindet sich heut zu Tage eine wohl eingerichtete Apotheke unter steter Kontrolle des Arztes.

Wird so von Seiten der Europäer in der That manches geleistet, um die Existenz der Leute zu einer menschenwürdigen zu gestalten — denn zu der Sorge für die Gesundheit tritt ein so hoch bemessener Lohn, daß der Arbeiter recht gut leben kann und der Fleißige im Stande ist, im Laufe eines

Jahres einen Gewinn von hundert bis zu mehreren hundert Mark sein Eigen zu nennen, während gleichzeitig in allen ernsteren Streitfällen zwischen Pflanzer und Arbeiter nicht die Machtvollkommenheit des ersteren, sondern das von unparteiischen Beamten gehandhabte Recht entscheidet — so sind in der großen Mehrzahl die Einwanderer, Jeder in seiner Art, recht brauchbar und vernünftiger Leitung willig folgend.

Es ist unleugbar, daß der Holländer es verstanden hat, an den meisten Stellen Insulindiens der eingeborenen Bevölkerung einen gewissen Grad von Ehrerbietung abzugewinnen. Mit gerechtfertigtem Stolz erklärt er diese Errungenschaft dadurch, daß holländische Kaufleute, Pflanzer und besonders Beamte es von jeher verstanden hätten, dem Eingeborenen durch Kenntniß seiner Sitten, Sprache — seiner Gewohnheit (adat, die eine große Rolle spielt) „eerbied“ abzuzwingen. Hierin, so meint der Niederländer, liege das Geheimniß seiner Herrschaft.

Was also aus Java*) nach Deli kommt, ist wenigstens fügsam, wenn der Werth als Arbeiter auch häufig zu wünschen übrig läßt; so viel, daß es unmöglich ist, dem Javanen die Sorge für den Tabaksbau anzuvertrauen. Die Vorbereitung der Felder in nur knapp zu Gebote stehender Zeit, die Anpflanzung und die tägliche Pflege der Tabaksbäume, wie der Delische Sprachgebrauch sich ausdrückt, die Erntezeit, mit ihrer Häufung von angestrengter Arbeit auf manchmal 14—15 Stunden täglich, stellen so große Anforderungen an die Qualität des Arbeiters, besonders auch an seine Pünktlichkeit, daß von allen Ostasiaten nur eine Rasse fähig ist, mit ihren Durchschnittsindividuen ihnen zu genügen: die chinesische. Durch eine in gewissen gesetzlich festgestellten Grenzen und Formen den Kulis gewährte Betheiligung am Gewinn werden die meisten zu ruhigen, fleißigen und vor allem zuverlässigen Arbeitern erzogen, die sich in ihrem Werth auch durchaus fühlen, unter guter Leitung in gewissem Maße anhänglich werden und ein, bei aller schweren Arbeit, sorgenloses, frohes Dasein genießen. Es ist selbstverständlich, daß aus der Spielsucht, welche ein Erbtheil der Zopfträger zu sein scheint, aus dem Bestehen geheimer Genossenschaften, aus der in ganz eigenthümlichen Formen auftretenden Jünglingsliebe, aus der Opiumsucht, aus dem starrköpfigen Festhalten an einmal angenommenen Gewohnheiten (auch bei der Arbeit), Dingen, die nun einmal mit Chinesen unzertrennlich verknüpft sind, und aus sonstigen mit dem Gesetz oder den Interessen des Pflanzers kollidirenden Handlungen und Unterlassungen, manchmal Fehler, Vergehen und Verbrechen — wie schließlich überall in der Welt — sich ergeben und Pflanzer, Beamte, ja auch wohl einmal Beaumontgewehre in Bewegung setzen. Im Großen und Ganzen ist der Arbeiter für Deli gefunden und die übervölkerten Provinzen Javas und Chinas, hoffentlich bald auch Vorder-Indiens, bieten ein unerschöpfliches Angebot immer neuer Kräfte.

Ob schließlich noch andere Kulturen, ob vielleicht Bergbau und Petroleumgewinnung, zu welchem letzteren Zweck**) sich jetzt eine Gesellschaft mit einem Kapital von 1 800 000 Fl. gebildet hat, sich lebensfähig neben dem bisher alleinherrschenden Tabak erweisen werden, das liegt im Schoße der Zukunft verborgen.

Zum Theil wird die weitere Entwicklung der Kultur in Sumatra davon abhängen, daß eine definitive Auseinandersetzung mit den Atjehern sich ermöglichen läßt.

In der holländischen Kammer bildet seit dem Beginne des Atjeh-Krieges im Jahre 1873 dieser kostspielige Krieg eine der umstrittendsten Fragen. Der augenblickliche Zustand ist ein recht unerquicklicher. Nachdem schon in den 70er Jahren die Generale van der Heyden und van Sw[...] siegreich weit ins Innere vorgedrungen waren, war man [...] leitender Stelle in Batavia der Meinung, daß die W[...] ihr Werk gethan hätten, daß eine Civilverwaltung [...] Küste und die friedliche Verständigung mit den Atjehfür[...] zu befriedigenden Zuständen führen würden. Diese Hoffnung trog aber. Fast ganz sich auf defensives Verhalten [...]schränkend, gab Holland sich zufrieden, jetzt nur noch einze[...] Punkte der Küste zu okkupiren, in denen seine Soldaten [...] Beamten häufig beschossen werden, und, je nach Zeitläufte[...] wechselnd, mehr oder minder streng die Küste durch Kreu[...]schiffe zu überwachen, um Seeraub zu verhindern und [...] Lebensquelle der atjehischen Feindseligkeiten, die Zufuhr [...] Waffen und Munition, zu verstopfen. Nicht ganz gel[...] es, die Atjeh benachbarten Landstriche vor gelegentlichen [...]suchen atjehischer Banden zu schützen. So sind Ende [...] dieses Jahres die zwischen Deli und Atjeh gelegenen Staat[...] Tamiang und Edi ernstlich beunruhigt worden, es sche[...] jedoch, daß herbeigezogene Verstärkungen dem weiteren [...]dringen gegen Deli einen Riegel vorgeschoben haben, [...] ein solches Vordringen überhaupt in der Absicht des Fein[...] gelegen hat. Bestehen bleibt aber, daß die Atjehfrage [...] böse eiternde Wunde am Körper Insulindiens ist, welch[...] in der einen oder anderen Art zu heilen, dem nieder[...]dischen Volke schon die Rücksicht auf das aufblühende [...] dringend gebietet.

Adolf von Wenckstern

---

*) Außer Chinesen und Javanen finden Madrasleute (Tamils, in Deli Klings genannt), Banjaresen (van Bandjermassing auf Borneo), Bajans (van der Insel Bawean), Siamesen, zeitweise auch eingeborene Malayen und Battacker Verwendung als Arbeiter, aber nur für Hilfsarbeiten. Für die Kultur des Tabaks kommt in der Hauptsache nur der Chinese in Betracht.

**) Auch in Siak, südöstlich von Deli, macht eine Gesellschaft große Versuche mit Zinnminen.

Der zehnte internationale medizinische Kongreß.

Die schöne Vereinigung der Aerzte aller gebildeten [...] welche alle drei Jahre sich zu versammeln pflegt, hat ihr [...]jähriges Stelldichein während der vergangenen Woche [...] 4. bis 9. August in Berlin abgehalten. Es war im Hinblick [...] die Eigenart der deutschen Reichshauptstadt, die zwar [...] vortreffliche Leitung besitzt, in deren uneinheitlicher [...]völkerung aber nicht ein gleich konzentrirtes Gemeinw[...] wie in manchen anderen großen Städten, lebt, be[...] worden, der Kongreß der Aerzte aller Völker werde [...] hier in der Masse verlieren und nicht eine seiner Bedeu[...] entsprechende Aufnahme finden. Diese Besorgniß ha[...] nicht verwirklicht. Wenn auch vielleicht bei manchen [...] Vorgänger, wie z. B. beim Kopenhagener Kongreß [...] 1884, die aktive Betheiligung aller öffentlichen Fakt[...] größer, manche Feste und dem Kongresse gebotene [...]anstattungen glänzender gewesen sein mögen als in B[...] so muß doch rühmend anerkannt werden, daß Reichs- [...] Landesregierung sowie auch die Berliner Stadtvertr[...] nicht nur durch die Gewährung von Geldmitteln, sond[...] auch durch rege eigene Theilnahme ein so warmes Inter[...] für den Kongreß bekundeten, wie es nur irgend erforder[...] war, um dem von Professor Virchow mit den Her[...] von Bergmann und Waldeyer unermüdlich geleiteten K[...]greß eine Stätte zu bereiten, an welche sich zu ei[...] allen seinen Theilnehmern eine dauernde Genugthuung [...] wird.

Die Versammlung erwies sich aber auch dieser [...]lichen Theilnahme in höchstem Maße würdig. Noch [...] der vorangegangenen medizinischen Kongresse wies eine [...]nähernd so starke Besucherzahl auf. Die Damen eingerech[...]net, zählte der Kongreß weit über 7000 Personen, das [...]staunlichste aber ist die ungeheure Mitgliederzahl von [...] wovon 1166 auf Berlin, 1752 auf das übrige Deutschland, [...] auf Deutschland überhaupt 2918 Mitglieder entfallen. [...] allen Erdtheilen und Ländern, auch aus China, [...] holländisch Indien, Australien waren Aerzte gekommen [...] daß Japan mit nicht weniger als 22 Aerzten betheiligt [...] ist bei der Zahl europäisch ausgebildeter japanischer Aerz[...]

welche seit Jahren zu den glücklichsten und regsten Mitarbeitern an der deutschen Naturforschung zählen, nicht mehr erstaunlich. Bemerkenswerth ist dagegen, daß aus den Vereinigten Staaten mehr Aerzte zum Besuch des Kongresses kamen als aus jedem anderen nichtdeutschen Lande, nämlich 659 und nächst ihnen waren am stärksten Rußland mit 429, Großbritannien und Irland mit 358 Mitgliedern vertreten, das benachbarte und stammverwandte, zum großen Theil mit Deutschland dieselbe Sprache redende Oesterreich-Ungarn hingegen bloß mit 262 Mitgliedern. Oesterreich, noch vor wenigen Jahren eines der führenden Länder in der Medizin, dessen medizinische Anstalten auch heute noch das Pilgerziel zahlreicher ausländischer Aerzte bilden, mußte sich in seiner Vertretung auf dem Kongreß sogar von den dünnbevölkerten skandinavischen Ländern übertreffen lassen, welche zusammen 304, das kleine Dänemark allein 189 Aerzte entsendet hatten. Bei der Verbesserung der heutigen Verkehrswege und besonders der Verbindungen mit dem Norden ist doch immer Prag und besonders das deutsche Böhmen noch einmal so nahe an Berlin, als Kopenhagen. Woher also diese befremdende und für den Deutschen wie für den Oesterreicher gleich bedauerliche Erscheinung? Ich habe von mehreren österreichischen Aerzten auf diese Frage mit Achselzucken die Antwort erhalten: „Es geht halt den österreichischen Aerzten zu schlecht." In der That hört man vielfach, daß die materielle Lage der österreichischen Aerzte recht ungünstig sei. Allein sehr wahrscheinlich tragen an jener Erscheinung auch die unerquicklichen politischen Verhältnisse in Oesterreich die Schuld. In Böhmen die Ausgleichsfragen und der Nationalitätenhader, welcher auch innerhalb der Deutschen zwischen den Alten und den Leuten von „der schärferen Tonart" erbitterte Trennungen geschaffen hat, in Wien die wirthschaftliche Misère und die antisemitische Verhetzung, dies Alles sind Umstände, welche in Oesterreich in das häusliche und persönliche Leben eingreifen und die auch die gebildeten Berufe von dem Bedürfniß nach einer Anregung durch große Begebenheiten auf geistigem Gebiete ablenken.

Diese Umstände haben aber diejenigen Gelehrten und Aerzte, welche aus dem Nachbarreiche nach Berlin gekommen waren, nicht gehindert, mit regem Interesse an den Verhandlungen des Kongresses theilzunehmen, welcher in seltenem Grade dazu einlud. Selten war der Kongreß so glücklich, eine solche Fülle an hervorragenden Forschern zu vereinigen und diesmal traf es sich, daß diejenigen Männer, welche als die leitenden Köpfe der heutigen Medizin anzusehen sind, sogleich der ersten allgemeinen Sitzung und damit dem ganzen Kongresse die Signatur gaben. Das Dreigestirn Virchow, Sir Joseph Lister, der Begründer der antiseptischen Wundbehandlung, der Todtengräber des Wundfiebers, des Hospitalbrandes, der eine große Zahl — wie er sich ausdrückt — früher unverantwortlicher Operationen möglich gemacht hat, und endlich der eigentliche Begründer der medizinischen Bakterienkunde, Robert Koch, gaben dem Kongreß nicht nur durch ihr Erscheinen, sondern auch durch lehrreiche Vorträge das Gepräge. Das Moment des persönlichen Erscheinens von Männern, an deren Namen sich große Entdeckungen der Wissenschaft knüpfen, ist nicht zu unterschätzen. Es wirkt anregend, belebend und erhebend auf den jüngeren und minder bedeutenden Fachgenossen, wenn er in wenigen Männern von bedeutender Erscheinung die Vertreter der modernen Geschichte seiner Wissenschaft erblickt. Allein wir haben auch alle Ursache, mit wärmstem Dank auf Das zurückzublicken, was diese Männer uns auf diesem Kongreß geboten haben. Einer der wenigen heutigen Mediziner, welche ein philosophisches Verständniß für die Geschichte der Medizin als eines Zweiges der Naturforschung und für den Werdegang, den sie durch die merkwürdigsten Strömungen hindurch bis heute genommen hat, besitzen, entwarf Prof. Virchow als Vorsitzender des Kongresses in der ersten Sitzung zur Einleitung in den wissenschaftlichen Theil der Versammlung in großen Zügen ein Bild von der Entwicklung der Medizin, welche in seinem wissenschaftlichen Bekenntniß gipfelte, daß „wir auch in der strengeren Wissenschaft das Leben als etwas Besonderes anerkennen, daß wir uns nicht mehr vor der Wahrheit verschließen dürfen, daß die Medizin nicht bloß Naturwissenschaft, sondern biologische Naturwissenschaft sein muß" und ferner, daß die „wissenschaftlichen Probleme der Medizin auch heute noch am Meisten konzentrirt sind in der Ergründung des Lebens der thierischen und pflanzlichen Zellen". Professor Virchow wandte sich damit gegen die theilweise später auch von Koch bekannte Auffassung, welche die Krankheitsprozesse lediglich als rein mechanische und chemische Vorgänge behandelt.

Gehen wir nun zu den Verhandlungen des Kongresses selbst über, so liegt es in der Natur der Sache, daß man, ehe die Verhandlungen, die sich außer den allgemeinen Sitzungen auf nicht weniger als achtzehn Sektionen vertheilten, vorliegen, nur die allgemeine Physiognomie der Versammlung erörtern und auf das Bedeutendste von dem hinweisen kann, was man entweder selbst gehört und gesehen hat oder worüber bis zur Stunde verläßliche Fachberichte vorliegen. Die Tagesberichterstattung der Presse greift naturgemäß aus den Verhandlungen nur das heraus, was für die weitesten Kreise von augenblicklichem Interesse ist, ohne daß sie immer zu würdigen vermag, was bei dem heutigen Stande des Wissens einen wichtigen Fortschritt darstellt. So ist der merkwürdige Vortrag von Semon und die daran sich anschließenden Versuche von Horsley über centrale Innervation des Kehlkopfs, welche vom ganzen Kongreß mit größter Spannung erwartet waren und denen in einer vereinigten Sitzung dreier Sektionen im Berliner physiologischen Institut unter Dubois-Reymond's Vorsitz viele Hunderte von Kongreßmitgliedern mit dem größten Interesse folgten, von keinem einzigen Berliner Blatte erwähnt worden. Der Leser wolle also entschuldigen, wenn ich den inhaltlichen Kern der Versammlung unter den vorher bezeichneten Einschränkungen zu kennzeichnen versuchen muß. Die wichtigsten allgemeinen Fragen der Medizin sind, zum Theil von ihren hervorragendsten Vertretern, behandelt worden: Entzündung und Fieber, Wesen der Infektion und der Infektionserreger durch Bouchard und Cantani, in exakterer Weise durch Lister und Koch, die Funktionen des Centralnervensystems durch Meynert, die Anpassung der Rassen an ihre Lebensbedingungen durch Stokvis.

Die hervorragendsten von diesen Allen waren die bereits in der ersten Sitzung gleich nach Virchow's Einleitung gehaltenen Vorträge von Lister, welchem der begeisterte Empfang bereitet wurde, wie er einem Wohlthäter der Menschheit gebührt, und von Koch. Sir Joseph Lister's Vortrag über den heutigen Stand antiseptischer Wundheilkunde hatte fürs Erste freilich mehr einen Höflichkeitserfolg, weil die englische Sprache leider zu denen gehört, welche einem fremden Ohre die größten Schwierigkeiten bereitet. Aus dem Wortlaute des Vortrags, dessen genaue Uebersetzung mir erst in der eben erschienenen Nummer der „Wiener medizinischen Presse" vorliegt, ersehe ich, daß er von gediegener Wissenschaftlichkeit und voll interessanter Einzelheiten ist. Mit großem Geschick stellte Lister gleich in den Eingang seiner Rede die beiden leitenden Geister der modernen Infektionslehre, indem er begann: „Gelegentlich des internationalen medizinischen Kongresses in London im Jahre 1881 demonstrirte Robert Koch in King's Kollege seine neue Methode der Züchtung von Bakterien auf festen Nährböden." Der anwesende illustre Veteran Pasteur rief damals am Schluß der Demonstration aus: „C'est un grand progrès, monsieur!" Und hieran anknüpfend schilderte Lister die Fortschritte, welche seitdem gemacht wurden, zollte der Koch'schen Entdeckung der Cholerabacillen seine Bewunderung und skizzirte Metschnikow's Lehre von den Phagocyten, das heißt von den die inficirenden Bakterien in sich aufnehmenden und verzehrenden weißen Blutkörperchen. Mehr für den Praktiker von Interesse sind Lister's Ausführungen über sein heutiges Verfahren. Mit echt englischer Geradheit spricht er seine Beschämung über einen Irrthum aus, indem er Jahre lang den Spray, einen über das Operationsfeld verbreiteten Sprühregen antiseptischer Flüssigkeit, empfohlen

habe. Allein er darf mit Ruhe sagen, daß der Spray wenigstens nicht geschadet hat. Sein Fehler besteht nur darin, daß er vielleicht verleitet, andere Vorsichtsmaßregeln hintanzusetzen. Zu diesen zählt Lister die peinlichste Reinigung des Kranken, des Operateurs und seiner Assistenten, das Bedecken der Operationswunde mit in antiseptischer Flüssigkeit getränkten reinen Leinentüchern und die sorgfältige Beseitigung der Wundsekrete. Nach diesen Prinzipien, im Einzelnen vielleicht noch genauer als Lister, hat Professor Bergmann das antiseptische Verfahren in seiner Klinik aufs Minutiöseste ausgebildet. Man hat heute erkannt, daß es mehr auf das Fernhalten von Schädlichkeiten als auf ihre nachherige Bekämpfung durch antiseptische Flüssigkeiten ankommt. Von letzteren empfiehlt Lister vor Allem das Sublimat, vorwiegend in zehnfacher Verdünnung der allgemein gebrauchten Lösung, dieses besonders bei Bauchhöhlenoperationen und außerdem eine Kombination von Verbindungen des Zinks und Quecksilbers mit Blausäure.

Von hohem Interesse ist die Stellung der bedeutendsten Redner des Kongresses zur Phagocythenlehre. Es zeigte sich, daß neben Virchow auch die hervorragendsten Kliniker, Lister und Cantani, ihre Anhänger sind, daß sie alle die Art, wie der Körper eingedrungene Bakterien überwindet, jetzt nur wie Metschnikow als einen Kampf zwischen Zellen und Bakterien vorstellen. Dies ist übrigens keine leere Abstraktion, sondern beruht auf Vorgängen, welche der genannte russische Forscher im Wege des Versuchs hervorgerufen und am Frosch wie auch am Schaf und Kaninchen wirklich beobachtet hat. Diesen Beobachtungen hatte oder wiederum Cohnheim's berühmte Entdeckung, daß der wesentliche Vorgang der Entzündung der Austritt weißer Blutkörperchen aus der Wand von Venen und Capillargefäßen sei, den Anstoß gegeben, was auch Lister anerkennt. Auf diese Weise erklärt sich Lister die antibakterielle Thätigkeit des Körpers. Dagegen sagt Koch, „daß die eine Zeit lang im Vordergrunde stehende Meinung, nach welcher es sich um rein cellulare Vorgänge, um einen Kampf zwischen Bakterien und Zellen, den Phagocythen, handelt, immer mehr an Boden verliert und daß auch hier höchst wahrscheinlich chemische Vorgänge die Hauptrolle spielen". Vielleicht trifft Bouchard mit seiner in der Mitte stehenden Ansicht, nach welcher die Infektionsvorgänge zwar chemischer Natur sind, der Phagocytismus aber doch dabei eine Rolle spiele, das Richtige. Es dürfte überhaupt irrig sein, aus diesen beiden Auffassungen einen schroffen Gegensatz zu machen. Die Beobachtung, daß weiße Blutkörperchen (Leucocythen) Fortsätze aussenden und dann einen Infektionsbacillus, wie sie es auch die leblosen Partikelchen thun, umschließen und in sich aufnehmen, bleibt vollkommen aufrecht, wenn man sich auch diesen Prozeß der lebendigen Zelle mit einem chemischen verbunden denkt. Jedenfalls vermag die rein chemische Auffassung höchstens die Vernichtung eines Organismus durch die Bakterien, nicht aber den ganzen Prozeß einer bacillären Krankheit, wie z. B. in der Tuberkulose die Entstehung der tuberkulösen Geschwülste zu erklären.

Gerade das noch immer dunkle Kapitel der Geschwülste und zwar nicht allein der tuberkulösen Geschwülste, welches, soweit wir es kennen, bloß durch Virchow's cellularpathologische Forschungen aufgehellt worden ist, muß eine Warnung sein, diese vegetativen Vorgänge rein chemisch zu erklären. Daß man auch die Bakteriologie nicht als die alleinige Zauberlaterne ansehen darf, mit der alle noch übrigen Geheimnisse der Medizin aufgedeckt werden sollen, hat Koch selbst in seinem letzten Vortrage gezeigt. Zwei wichtige Fortschritte bezeichnet diese Koch'sche Rede. Der erste, ein für den Bakteriologen negativer, ist das unumwundene Eingeständniß, daß, trotzdem manche Krankheiten, darunter einige der gefährlichsten und verbreitetsten, wie die Tuberkulose und die Cholera, als durch Bakterien hervorgebracht erkannt sind, die Bakteriologie doch hinsichtlich anderer Infektionskrankheiten, besonders der hitzigen Ausschlagskrankheiten, der sogenannten akuten Exantheme, wie Scharlach, Masern, Pocken, ferner der Influenza und des Flecktyphus gänzlich im Stich gelassen hat. Koch neigt zu der Auffassung, daß als ihre Ursachen zellige Gebilde von der untersten Stufe des Thierreichs, Protozoen, anzusehen sind, eine Anschauung, die übrigens nicht völlig neu, aber erst in jüngster Zeit durch Untersuchungen von Bütschli, Aimé Schneider in Poitiers, Grassi in Catania, Ray Lancaster, Eimer, L. Pfeiffer zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit gebracht worden ist. Fast gleichzeitig mit Koch's Rede ist ein Buch „Die Protozoen als Krankheitserreger" von Dr. L. Pfeiffer (Jena, Fischer) erschienen, welches bereits die Protozoen in ihrer ursächlichen Beziehung zu einigen Krankheiten, wie der Gürtelrose und der Vaccine, eingehend behandelt. Mögen sich die Hoffnungen, die darauf gesetzt werden, erfüllen. Der andere in praktischer Beziehung bedeutsame Fortschritt Koch's ist seine bedeutungsvolle Ankündigung, daß er auf dem besten Wege sei, Stoffe zu finden, mit welchen die Tuberkelbacillen direkt bekämpft werden können, was bisher bekanntlich nur mit sehr mangelhaftem Erfolge geschehen ist. Stoffe, welche den Bacillen in Reinkulturen Schaden zufügen und deren Entwicklung hemmen, habe er bereits gefunden, aber auf den Thierkörper hätten diese Stoffe nicht gewirkt. Dagegen sei es ihm gelungen, mit einem Stoffe, den er — wir wissen nicht ob aus Vorsicht, Bescheidenheit oder Mißtrauen — nicht nennt, an Meerschweinchen eine bereits weit gediehene Tuberkulose zum Stillstande zu bringen.

Andere wichtige Fortschritte des medizinischen Erkennens, welche der Kongreß gezeitigt hat, sind die von Horsley, Semon, Schäfer, zwei Engländern und einem Deutschen, gemachten Entdeckungen, welche neue Gebiete der Hirnrinde als Funktionscentren aufdecken; dieselben betreffen die Bewegungen der Kehlkopfmuskeln, der Augen und der kleineren Glieder der Extremitäten. Die interessanteste dieser Entdeckungen ist die der Kehlkopfcentren, in welcher zwar H. Krause bereits vorangegangen war, welche aber durch Semon und Horsley zu einem hohen Grade von Bestimmtheit gebracht worden ist. Sie stellte vor Allem zweierlei fest: 1. daß für die Athmungsfunktion des Kehlkopfes im Gehirn ein anderes Centrum besteht als für die Lunge, 2. daß für die Stimmgebung in beiden Hirnhälften ein Centrum besteht, welches zugleich beide Seiten des Kehlkopfes innervirt, auch wenn die andere Hirnhälfte vollkommen beseitigt ist. Auch im Uebrigen dürften die theoretischen Fächer der Medizin ebenfalls manche wichtige Erkenntniß vom Kongresse heimbringen. So sind in der Anatomie die Entdeckungen von His in Leipzig über den feineren Bau der Nervenzellen höchst bemerkenswerth, indem sie ergeben, daß in der Nervenfaser die Nervenzellen nicht unmittelbar aneinanderliegen, sondern durch einen Zwischenraum getrennt sind, so daß die Leitung der Nerven noch räthselhafter erscheint als bisher. Daher fand die Vermuthung von Rabl-Rückhardt (Berlin) Anklang, daß im funktionirenden Nerven die Zellen sich ausdehnen und zusammenziehen und im ersteren Zustande einander berühren.

Auf dem Gebiete der klinischen Medizin sind einige der wichtigsten Krankheiten, die Schwindsucht, die Nierenleiden, die Zuckerruhr, ferner die merkwürdige Krankheit, welche wegen der Durchtränkung der ganzen Haut mit schleimiger Substanz den Namen Myxödem erhalten hat, besprochen worden, ohne jedoch neue Erkenntnisse zu zeitigen. Das Myxödem ist jetzt allgemein als ein mit der Entartung der Schilddrüse einhergehender Prozeß erkannt, welcher zur Verunstaltung und zum Verfall des ganzen Körpers, auch in geistiger Beziehung führt und von Vielen mit den Erscheinungen des Cretinismus in Verbindung gebracht wird; die in Berlin versammelten Kliniker schienen auch einhellig der Meinung, daß der eigenthümliche Körperverfall, welchen der schweizer Chirurg nach Entfernung von Kröpfen, d. h. also abnorm vergrößerten Schilddrüsen, beobachtete, mit dem Myxödem identisch sei, eine Frage, über welcher die Akten aber noch kaum geschlossen sind.

Wohin man auch in den Verhandlungen des Kongresses blickt, wir sehen überall eine emsige Thätigkeit, sowohl im Beobachten, wie in der praktischen Anwendung und im theoretischen Zusammenfassen des Gewonnenen; hier, wo immer die schwache Seite der Medizin gewesen ist, sehen wir

die Ansichten immer noch in stetem Fluß und neben scharfer Erfassung des Gegenstandes auch die leidige alte Schwäche, sich mit Worten bezahlt zu machen, wie es bei den fiebertheoretischen Betrachtungen Cantani's der Fall war. Die glänzendste Seite der heutigen Medizin ist die technische, und daher kommt es, daß die medizinische Ausstellung, welche diese Seite in ungewöhnlicher Vollständigkeit darstellte, eine so wirksame Ergänzung des Kongresses gewesen ist. Durch die Ausstellung wurde die Versammlung ein Kongreß nicht nur der Mediziner, sondern wirklich der Medizin der Kulturvölker. Bei alledem ist es der ideale Nutzen, welcher in erster Linie bei einer solchen Vereinigung in Betracht kommt. Wie von selbst ergab die gegenseitige persönliche Annäherung der hervorragendsten, demselben hohen Ziele zustrebenden Gelehrten der verschiedenen Völker die Zurückdrängung aller nationalen Unterschiede und der kindlichen Verstimmungen, welche, in Masseneffekte umgesetzt, die Völker zu Heerden von Bestien machen. Wie von selbst ergaben sich Anregungen zu einem Weltverband der Hygiene und zur Herstellung eines gleichartigen aseptischen Verfahrens für alle Armeen, um in Freundschaft die Wunden heilen zu können, welche der Völkerzwist zu schlagen vermag. In vollster Harmonie verkehrten Deutsche mit Franzosen, Russen, Italienern und vor Allem war die Ritterlichkeit erfreulich, welche den Verkehr der Deutschen und Franzosen kennzeichnete, der Eifer, mit welchem jede Gelegenheit benutzt wurde, den französischen Gelehrten Beweise von Sympathie zu geben. Der zehnte medizinische Kongreß war in Allem, was er bot, danach angethan, den Arzt auf die idealen Seiten seines Berufes hinzulenken und so hat er der schönsten Mission der Wissenschaft gedient, ein Band der Brüderschaft um die Völker zu schlingen.

Emil Schiff.

Eduard Bauernfeld.

Die Anzeige vom Tode Eduard Bauernfelds wurde, da der Verstorbene keine nahen Verwandten hinterließ, vom Burgtheater ausgegeben. Nicht deutlicher konnte das Verhältniß des fast neunzigjährigen Poeten zur modernen Bühne bezeichnet werden: Die nächsten Hinterbliebenen Bauernfelds sind in der That die Wiener Burgschauspieler; für ihre seine Kunst hat er seine liebenswürdigen Gestalten geschaffen; mit ihnen hat er das Repertoire der deutschen Bühnen beherrscht, bis beiden, dem Dichter und seinen Vertretern, von der jüngeren Kaiserstadt die Führerschaft entrissen wurde in rauher Zeit. Der Lustspieldichter Bauernfeld, über dessen Erfolge man den geschickten Verskünstler und den gut gelaunten Erzähler fast völlig vergaß, hinterläßt keine poetischen Erben; nicht von ihm wird das neue deutsche Lustspiel ausgegangen haben, das wir alle sehnend erharren; sein Name aber wird bleiben, der ehrliche Name eines vornehm und künstlerisch empfindenden Weltmannes, der das schwächliche Angstkindlein deutsches Lustspiel aus der engen Kleinbürgerstube und ihrer rührsamen Begrenztheit hinausgeführt hat in den lustigeren Salon.

Iffland und Schröder, Raupach und Töpfer hatten bis in die dreißiger Jahre das deutsche Theaterpublikum in Nord und Süd lachen gemacht. Eines war ihnen, bei aller Verschiedenheit ihrer Individualitäten, gemeinsam: die altfränkische Gemüthlichkeit, das langsame Tempo, die schwerfällige Hausbackenheit der Sprache, die des besonderen Kotzebue leichte Erfolge erklärt. Eine flaue Windstille lag über den deutschen Brettern, das weinerlich-herzige Gutthum gab den Ton an und alle regsameren Geister lechzten einem frischen Luftzuge entgegen. Da trat Bauernfeld auf. Er redete die Sprache der gebildeten Kreise des vormärzlichen Wien, er suchte die Gesellschaft zu schildern und stellte keck stadtbekannte Persönlichkeiten auf die Bühne. Zum ersten Male fühlte man den modernen Pulsschlag, zum ersten Male mischte sich den altgewohnten Liebesgeschichten ein wenig Satire bei, zum ersten Male wurde der ängstlichen kleinbürgerlichen Wohlerzogenheit der freiere Athem einer ungebundenen Lebensanschauung gegenüber gestellt im heiteren Bühnenbilde. Nicht mehr „Bürgerlich": „Romantisch" sollte die Losung sein. Und da die Satire Bauernfelds gefällig, da seine Romantik weltmännisch blieb, hatte er nicht lange zu ringen und zu kämpfen: sein erstes Lustspiel „Leichtsinn aus Liebe" war sein erster Erfolg, das anspruchsvollere Publikum schwur sofort zu seiner Fahne und über verfehlte Arbeiten und lange Strecken künstlerischer Unfruchtbarkeit hinweg haben die Wiener und auch die späteren Reichsdeutschen dem immer liebenswürdigen Plauderer die Treue gehalten.

Eduard Bauernfeld war der Satiriker der Metternichzeit, einer erschrecklich zensirten und arretirten Zeit. Daraus erklärt sich seine Zahmheit. Politisch zielen seine zierlichen Pfeilchen nicht höher als auf allerlei Paßscherereien, zur literarischen Scheibe mußten ihm gewissenlose Rezensenten dienen: der geschäftsklaue Bäuerle und der glatte Witzbold Saphir, die dem neuen Bühnenbeherrscher das Leben nach Kräften zu erschweren suchten. Beiden hat der junge Poet mit lustigen Hieben weidlich zugesetzt im kleinen satirischen Einzelgefecht. Aber sobald er das Ziel höher suchte, traf er nur noch die Peripherie; seine Ausfälle gegen Gutzkow und das junge Deutschland trugen den Gegnern kaum kleine Schrammen ein, und wenn man heutzutage den „literarischen Salon" liest, das Lustspiel, in welchem Bauernfelds Polemik sich noch am hitzigsten geberdet, so verwundert man sich höchstens vor der belustigenden Aehnlichkeit des karrikirten jungen und des wirklichen jüngsten Deutschland.

Die tiefer liegenden Zeitschäden sah Bauernfeld nicht. Er war ein rechter Typus des frohgemuthen, kavaliersmäßigen Altwienerthums, ein glückliches, hoffnungsreiches, vertrauendes Gesellschaftskind. Dieser lebenslustige Optimist glaubte sogar an eine Reformära unter Metternich! Sein unzerstörbarer Frohsinn hat ihn denn auch vor jener geistigen Umdüsterung bewahrt, die ich die österreichische Dichterkrankheit nennen möchte und die auf das Leben seiner großen Zeitgenossen Grillparzer und Raimund so tiefe Schatten warf. Bauernfeld war gläubig wie ein Kind und fröhlich wie ein rechter Schöpfer; nicht bessern und bekehren wollte er die Menschen, die er für gut hielt, nur für ein bischen närrisch und verdreht; er sagte seinen Zuhörern nur gerade so viele Wahrheiten, als sie vertragen konnten, und schließlich vereinten sich der gutmüthige Spötter und die Gehänselten in einem urbehaglichen Gelächter. Diese sorgenlose Seelenvergnügtheit hat, bei einer gänzlich veralteten Technik und einer beinahe liederlich lockeren Komposition den Plauderspielen Bauernfelds bis auf unsere Tage eine reizende Frische bewahrt und wir haben das gewiß merkwürdige Schauspiel erlebt, zu einer verbissenen, schwarzgalligen und lustfeindlichen Jugend den ältesten der alten Poeten kreuzfidel herabschmunzeln zu sehen. Noch auf dem Totenbette trug sich dieser Wundergreis mit Lustspielplänen und der Achtundachtziger hinterläßt eine unvollendete Arbeit, in der er „die Hitzköpfe" necken wollte!

Seiner Schwächen und Fehler war sich Bauernfeld ganz gewiß wohl bewußt; aber das focht sein glückliches Naturell nicht an. Er gab das Beste, das er eben geben konnte, und freute sich herzlich, wenn ein Anderer mehr konnte. Nicht der sichere Aufbau der Handlung, nicht die kräftige Charakterzeichnung war seine Sache; seine dramatischen Gerüste sind locker gefügt, seine Menschen zeichnen sich nicht durch stark ausgeprägte Physiognomien aus. Eine gewisse Monotonie lastet auf dieser leichtherzig skizzirten Welt, deren Geschöpfe erst von den Darstellern das Beste empfangen müssen und mit witziger Bosheit traf Saphir die Wurzel dieser Mängel, als er im August 1834 schrieb: „So wie Bauernfeld schreibt und die Hofschauspieler darstellen, hat dieser Autor gar nicht nöthig, ein Stück zu schreiben. Er braucht nur einen Titel zu erfinden und das Personale anzugeben, z. B. der polternde Alte — Herr Wilhelmi, der wunderliche Alte — Herr Costenoble, der erste Liebhaber —

Herr Löwe, der pedantische Liebhaber oder permanente Referendarius — Herr Fichtner, die muntere Liebhaberin — Dlle. Müller, die naive Liebhaderin — Mad. Fichtner, der sich immer gleichende Dümmling — Herr Wothe.“ Was aber der giftige Witzerhascher nicht sah oder nicht sehen wollte, wir überschauen es heute deutlich: wie es immer geschieht, sobald die dramatische Dichtung einen dreisten Schritt vorwärts thut, hat auch von Bauernfelds verschwenderischer Luxusbegabung die Schauspielkunst den ersten Vortheil gehabt. Den Ruhm des Burgtheaters hat der flotte Gesellschaftsdichter gemehrt und die Burgschauspieler haben ihm gedankt, da sie unter seiner heiteren Führung kräftig wurden und tüchtig zu anspruchsvolleren Aufgaben. Ohne Bauernfeld hätten deutsche Schauspieler den Ton für französische Gesellschaftsstücke nicht gefunden und ohne Augier und Dumas könnten sie heute nicht Ibsen spielen.

In einer testamentarischen Stiftung hat der greise Dichter einen Jahrespreis ausgesetzt für das beste deutsche Lustspiel. Ich fürchte, es wird auch mit diesem Bauerfeld-Preis nicht besser werden, als mit dem selten nur verliehenen Schiller-Preis. Wir sehen die ersten Keime eines modernen Trauerspiels, aber wir haben kein modernes deutsches Lustspiel. Das harmlose, weltzufriedene Lachen ist verloren in deutschen Landen und den Bauernfeld-Preis wird man nur dem glücklichen Finder reichen dürfen, der, ohne zu Gewaltsamkeiten und Geschmacklosigkeiten seine Zuflucht zu nehmen, in gebildeter Sprache uns die lustigen Konflikte aus der Bismarckzeit vorführt, munter und ohne vielseitige Verbitterung, wie Eduard Bauernfeld die stillere Metternichzeit der Bürgerpflichtschuldigkeit geschildert hat. Wir legen dankbar den ehrlich errungenen Lorbeer auf das Grab des Wiener Poeten; und dann spähen wir erwartungsvoll aus nach dem kommenden Bühnensatiriker aus der Hauptstadt des neuen Reiches.

M. Kent.

Die Tragödie in Heine's Leben.*)

I.

Heinrich, oder, wie er vor seiner Taufe hieß, Harry Heine, ist ein Dezemberkind des scheidenden achtzehnten Jahrhunderts; zur Stunde seiner Geburt triumphirte die französische Revolution über ihre fremden monarchischen Gegner, und in seiner frühen Jugend wurde seine Vaterstadt Düsseldorf der Sitz einer französischen Regierung. Während in dem übrigen Deutschland das preußisch-deutsche Vaterlandsgefühl, jenes erhabene Erzeugniß des siebenjährigen Krieges, das in der griechischen Heiterkeit unserer litterarischen Hochrenaissance gegenüber einem die Menschheit brüderlich umfassenden Kosmopolitismus verblichen war — während damals besonders im nördlichen Deutschland ein nationaler Zorn gegen den beschämenden politischen und materiellen Druck der Fremdherrschaft erwachte, wurden dem Rheinlande alle Segnungen der Revolution zu Theil; Leibeigenschaft, Lehen, Frohndienste wurden aufgehoben, die Justiz auf das Heilsamste reformirt, bürgerliche Gleichheit in Recht und Sitte durchgeführt; der Rheinländer lernte sich mit Stolz als citoyen fühlen, es gab keinen höheren Rang, als Bürger zu sein. Die Sterne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche für Heine's Leben die leuchtenden Leitsterne blieben, gingen ihm über dem nachbarlichen Frankreich auf; in diesen Sternen stand es geschrieben, daß er sich nie mit den fanatischen Franzosenhassern der Folgezeit verstehen sollte.

Noch ein anderes ernstes Geschenk legte ihm das Schicksal, oder, wie er sich gern ausdrückte, die ewigen Götter in die Wiege: er war der Sohn jüdischer Eltern. In meiner Wiege, schrieb er nachmals an Varnhagen, lag schon meine Marschroute für das ganze Leben; daß ich einst die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn. Der jüdische Knabe, das Kind einer durch das Napoleonische Freiheitsregime aus bürgerlicher Bedrängtheit und religiöser Mißachtung erlösten Klasse, war der geborene Vorkämpfer der Emanzipation; die Emanzipation wird sein Schlagwort, er spricht von Emanzipation der Griechen, der Irländer, der Neger, des deutschen Volkes, der Menschheit, der Könige — schließlich, in seiner pantheistischen Zeit, gelangt er geradezu zu der Emanzipation Gottes: nämlich des Gottes im Menschen.

Heine erwuchs unter verhältnißmäßiger Freiheit von religiösen Anfeindungen; er genoß seinen wichtigsten Unterricht in einer christlichen Schule bei katholischen Lehrern, ein freisinniger Rektor führte ihn in die gewagtesten griechischen Philosophensysteme ein, mit dem scheuen und gemiedenen Sohne eines Wucherers, den man seiner radikalen Anschauungen halber den Atheisten nannte, las er frühzeitig Spinoza und rationalistische Schriftsteller; mit sechzehn Jahren citirt er Voltaire und bekennt nachmals den Einfluß der französischen Philosophie in einer Zeit, wo er ihr nothwendig entwachsen war und kritisch gegenüberstand; Holbach nennt er mit Namen. In seinem fünfzehnten Jahre mußte er den Vater nach Frankfurt begleiten und in ein Bankgeschäft als Lehrling eintreten; schon nach vierzehn Tagen ist er entlassen, nach zwei verhaßten Monaten kehrt er nach Düsseldorf zurück. Die Frankfurter Juden, in deren Umgang er eingeschränkt worden war, lebten in Verhältnissen, welche das Ghetto geschaffen hatte. In späteren Jahren hat Heine im Rabbi von Bacharach die Poesie des jüdischen Kleinlebens mit rührenden Zügen beschrieben; damals empfand er nur den nationalen Pferch, in seiner gezwungenen Kaufmannschaft faßte er einen glühenden Haß gegen das jüdische Handelswesen, alle Juden waren ihm Schacherer, und als er später in Hamburg in eine ähnliche, gesteigerte Bedrängniß gerieth, bezeichnete er alle Hamburger als Juden und unterschied sie in beschnittene und unbeschnittene Juden. Wohl nach seiner Rückkehr von Frankfurt fällt das erste Gedicht, welches einen Einblick in seine religiösen Anschauungen gewährt. Es ist ein patriotisches Gedicht auf die Niederwerfung Napoleons; es preist die Löwenart der Germanen, aber es ermahnt sie, mit der Stärke die Liebe zu paaren; eigenes Leid lehrte den Deutschen Christus' sanftes Wort verstehn, die deutsche Erde zeugt nur Brüder, und die Menschlichkeit ist schön. So ist Heine's erstes religiöses Gedicht ein Preis Christi, und Christus ist ihm der Schöpfer der Menschengleichheit, der Brüderlichkeit, der Emanzipation. In dieser Gestalt begleitet ihn Christus durch alle Lebensphasen, je nach seiner Entwicklung subjektiv beleuchtet; bald nennt er ihn (1828) den Erlöser der Welt von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester, bald (18..) rühmt er ihm nach, daß er die Menschheit zur Theilnahme am Reiche Gottes berufen, ihr das jüdische Bürgerrecht gegeben habe, ihr Emanzipator geworden sei. Er nennt ihn einen bescheidenen Bürgergott, einen bon dieu citoyen, den ersten Offenbarer jener Freiheits- und Gleichheitslehre, welche später die Vernunft und die großen Denker für wahr erkannten, und die jetzt als französisches Evangelium die Welt begeistert; einen Freiheitshelden gleich König Agis, den Gracchen und Robespierre, den ältesten Bergprediger, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gepredigt, den Hohenpriester einer neuen Freiheitsreligion; schließlich, in der tragischen Zeit seines politischen Zusammenbruchs, in der Erbitterung gegen den siegreich heraufschreitenden Kommunismus, nennt er ihn um mancher Lehre Willen beinahe einen göttlichen Kommunisten, einen terroristischen Sozialisten, und preist Moses als den maßvolleren Freiheitsmann.

Auch seine Stellung gegenüber seinen jüdischen Brüdern ist in jenem Gedichte fixirt. Heine fühlt sich als Deutscher, nationale Abgeschlossenheit ist ihm verhaßt, alle üblen Ergebnisse des Ghettolebens sind ihm zuwider, aber er kämpft

*) Der folgende Aufsatz wurde veranlaßt durch ein Schriftchen des Dr. Alfred Gottlieb Kalischer: Heine's Verhältniß zur Religion (Verlag von Ferdinand Dehlmann, Dresden, 1890), das eine Reihe interessanter Belege für Heine's religiöse Natur beibringt, ohne freilich zu der Erkenntniß vorzudringen, daß Heine in religiöser wie politischer Beziehung eine Entwicklung durchgemacht hat.

die Emanzipation der Juden. Mit der Zeit ist dieser Haß noch grimmiger geworden; die Juden erschienen ihm als die ersten Verketzerer der Menschheit, die Väter der Unduldsamkeit, die Ahnen des christlichen Proselytenthums; er nannte diesen Zug die Menschenmäkelei, und wie alle Schlagworte, die er fand, führte er auch dieses in Ewigkeit fort. Aber wie sich der Sohn der Revolution gegen die geistige Vergewaltigung sträubte, so kämpfte er für die Emanzipation seiner Brüder.

Der Vater erneute 1816 in Hamburg den Versuch, sein Sorgenkind in dem kaufmännischen Beruf unterzubringen; Heine mußte später sogar ein Geschäft etabliren, aber schon nach einem Jahre erfolgte die Liquidation. Wir sind über diese traurigste Epoche des jungen Heine vortrefflich unterrichtet durch den Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Sethe, welchen Herr Geheimrath Hüffer in Bonn in einem, für die Heine-Forschung auch sonst unentbehrlichen Büchlein veröffentlicht hat.*) Zu der kläglichen Einpferchung in einen engen, nationaljüdischen Familienkreis, zu den Widerwärtigkeiten des verhaßten kaufmännischen Berufes gesellte sich in dem stürmischen, sinnlichen Jüngling eine rasende, hoffnungslose Leidenschaft für seine Cousine Amalie Heine, die Tochter seines Oheims Salomon Heine. Diese Leidenschaft, der wir seine schönsten Lieder verdanken, hat Heine's zäh festhaltendes Gemüth, wie alle Erlebnisse, Erkenntnisse, poetischen und humoristischen Motive, durch das ganze Leben begleitet; wie kann er sich von ihr trennen, scheint sie ihm gestern nicht mehr vorhanden, so lebt sie morgen wieder auf; zuletzt spielt er wenigstens mit ihr. Wir haben aus späten Pariser Tagen das sicherste Zeugniß Gérard de Nerval's, daß Heine ewig an dieser Enttäuschung krankte. Wie wichtig sie für seine Entwicklung ward, werden wir noch zu betrachten haben.

Das geistige Portrait, das sich aus den Briefen an Sethe enthüllt, ist ebenfalls ein getreues Vorbild seines Lebens. Eine tiefe Scheu, seine Gefühle zu verrathen, jene Scheu, der wir nach Zeugniß seines Freundes Steinmann so manchen possenhaften Schluß keuscher, tief empfundener Gedichte vorzuwerfen haben, und die ihn gelegentlich seine Gefühlsoffenbarungen als Gemüthslazareth, Gemüthsfehricht bezeichnen ließ; ein großer Hang zur Einsamkeit; die Ueberzeugung, daß ihn Niemand ganz verstehe; eine Ahnung, daß er mehr als seine Umgebung bedeute — die Mutter seines nachmaligen monarchischen Künstlerstolzes; brennende Worte und verzagender Athem, wenn ein leidenschaftliches Wollen ihm an das Herz tritt — vor Allem aber der Heine'sche Weltschmerz: das ist das Gefühl des schreienden Gegensatzes zwischen seinen Bedürfnissen und seiner Umgebung. Er dichtet, und die Welt um ihn belächelt seine Kunst; in dem „Gespräch auf der Paderborner Heide" hat er nachmals geschildert, wie sie ihn nicht verstehen, wenn er das ihnen Gemeine mit poetischer Schönheit umgoldet; er möchte seine Gedichte veröffentlichen, wenn er nur nicht damit seine kaufmännische Karriere schädigte; er fühlt sich mehr als die Anderen, und sie vergelten es ihm, dem Neffen des allbekannten Salomon Heine und dem Sohne des armen Schluckers Samson Heine, mit Geringschätzung. Immermann hat in einer Rezension dieses Mißverhältniß des Dichters zu seiner kalten Umgebung als den Ursprung von Heine's Weltschmerz bezeichnet, und Heine ihm in leidenschaftlichen Worten zugestimmt. Aber noch eine weitere folgenschwere Entwicklung wurzelt in diesen zwiespältigen Erfahrungen: Heine's Entwicklung zum satirischen Humoristen. Die Satire ist eine Tochter der Dissonanz; fortab sah Heine in Kontrasten, und als er in seiner Bonner Studentenzeit einen Einblick in den politischen Zeitübel empfing, verfaßte er sein erstes satirisches Werk: Die Freskosonette an Christian Sethe. Die Welt besteht aus lauter Narren; Lumpen maskiren sich als große Leute, da will er sich als Halunken maskiren, damit ihn jene nicht für Ihresgleichen halten. Die Welt ist ihm verhaßt, sein Glück zerbrochen, da bleibt ihm doch das schöne gelle Lachen. Dies Alles wird umhüllt und umhangen mit Worten der Freundschaft und der leidenden Liebe. Der Satiriker Heine blieb alle Zeit ein Poet; selbst in seiner verbittertsten und verbissensten Zeit löst er jeden Witz in Anschauung, in genrebildliche Poesie auf, und über den Witz, der nichts als Witz sein wolle, hat er die Lauge seines Spottes ausgegossen.

Von der grauenhaften Krankheit, welche seine Jugendjahre verbitterte, von jenem bohrenden, Tage und Nächte währenden Kopfschmerz scheint er damals noch verschont zu sein. So oft ihn späterhin dieser Schmerz befällt, ist er nach eigenen und fremden Zeugnissen ein verwandelter Mensch; er fließt von den giftigsten, bösartigsten Worten über; alles Schlimme in seiner Natur, über das er sich in klagenden Worten zu seinem Freund Moser ausspricht, kommt zum Vorschein. Gleichzeitig wird ein unheimlicher Zug bemerkbar, für welchen wieder von Hüffer das älteste Zeugniß beigebracht ist: eine Art Verfolgungswahn, der überall Feinde sieht, Koterien und Intriguen wittert, jedes Zischeln und jedes Lachen auf sich bezieht. In solchem Zustand hat er sich selbst die übelsten Streiche gespielt, und der Forscher muß sich hüten, ihm in derartigen Momenten zu glauben.

Ein letzter Zug ist aus den Hamburger Sethe-Briefen nachzutragen: eine tiefe, kindliche Religiosität, verstärkt und gefärbt durch eine Sehnsucht nach mystischer, übersinnlicher Tröstung; Heine denkt sogar daran, sich taufen zu lassen. Damals hatte er in seiner Dichtung eine Marien-Epoche, und er spricht noch in seinen spätesten Geständnissen mit Rührung von der heiligen Poesie der katholischen Mystik.

So bestellt war es um Heine's Gemüth, als er in die große Welt, auf die Walstatt seiner Triumphe und seines endlichen Erliegens entlassen wurde.

Ludwig Beer.

*) Aus dem Leben Heinrich Heine's. Von Hermann Hüffer. Berlin, 1878. Pätel. Zu vergl. „Deutsche Rundschau" November 1874, Juni 1875.

Mémoires secrets de Fournier l'Américain. Publiés pour la première fois d'après le manuscrit des archives nationales avec introduction et notes par F. A. Aulard. Paris. 1890. 4 Rue de Furstenberg.

Wenn man alle französischen Veröffentlichungen, zu denen die Säkularfeier der Revolution den Anlaß gegeben hat, zusammenstellen wollte, so würde sich schon ein kleines Bändchen daraus machen lassen; und neben mancherlei Spreu würde sich auch viel werthvoller Weizen finden. Besonders verdienen die Arbeiten eines Gelehrten Aufmerksamkeit, der die Professur für Revolutionsgeschichte an der Faculté des lettres in Paris bekleidet und eine eigene Zeitschrift unter dem Titel „La Révolution française" redigirt. Es ist Herr Aulard, dem man bereits ein vortreffliches Buch über die großen Redner der Konstituante und Legislative verdankt. Er ist mit der Sammlung der Akten des Wohlfahrtsausschusses beschäftigt, hat den ersten Band eines Werkes über den Jakobinerklub begonnen, welcher auch die beste frühere Arbeit über diesen Gegenstand verdrängen wird, und hat uns die Memoiren Louvet's in neuer und vollständiger Form kennen gelehrt.

Ein Memoirenwerk bietet er uns auch in der Herausgabe der Aufzeichnungen Claude Fournier's, die er mit vielen anderen auf diese Persönlichkeit bezüglichen Papieren im Pariser Nationalarchiv gefunden hat. Fournier, genannt der „Amerikaner", weil er Jahre lang in St. Domingo gelebt hat, ist für Kenner der Revolutionsgeschichte kein Fremder. Die einzelnen Phasen seiner abenteuerlichen Existenz werden aber hier zum ersten Male anschaulich geschildert. Was er beim Sturme auf die Bastille, an den Tagen des 5. und 6 Oktober 1789 beim Zuge nach Versailles, am 17. Juli 1791 bei der blutigen Scene auf dem Marsfelde, am 20. Juni und 10. August 1792 beim Angriff auf die Tuilerien, in den ersten Reihen der Revolutionäre getrieben haben will, erzählt er selbst in einer häufig rohen, aber für die Zeit charakteristischen Sprache. Wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß er unter den fanatischen Horden eine Rolle spielte, wird man sich doch hüten, ihm alles aufs Wort zu glauben. Seine Wichtigthuerei springt in die Augen, hie und

da würde es nicht schwer sein, durch andere Zeugnisse das seinige zu widerlegen, und selbst wo er seiner Erzählung urkundliche Beweisstücke anhängt, wäre jedes Mal zu fragen, durch welche Mittel er sich dieselben verschafft hat, sowie welche Zuverlässigkeit ihnen innewohnt. Die übrigen wechselvollen Ereignisse dieses zerrissenen Daseins werden vom Herausgeber der Memoiren nach unwiderleglichen Aktenstücken skizzirt. Hie und da läßt sich erkennen, daß Fouenier von der Ueberlieferung, die ihn den terroristischen Mördern und Dieben zurechnete, Unrecht geschehen ist. Allein es bleibt noch immer genug Schmutz an ihm hängen. Am widerlichsten erscheint er, der Condottiere der Sansculotten, wenn er nach der Restauration der Bourbonen Ludwig XVIII. mit einem Bettelbriefe belästigt, in dem er seine Verdienste um das Königthum aufzählt. Die „Gesellschaft der Geschichte der französischen Revolution“, in deren Auftrag dies Werk erschienen ist, bereitet für die nächste Zeit noch einige andere Veröffentlichungen vor, unter denen eine kritische Ausgabe der Ansprachen Mirabeau's an die Provençalen, sowie die der Protokolle der Pariser Distrikte vom August 1789 vorzüglich Beachtung verdienen werden. A. St.

Aventin. Von Franz X. Wegele. (Bayerische Bibliothek, herausg. von K. von Reinhardstöttner und K. Trautmann, Bd. X.) Bamberg. 1890. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. (Preis 1,40 Mark).

Bayerns Geschichtsschreiber Aventin ist durch die seit vier Jahren fertig gestellte Gesammtausgabe seiner Werke (München, 1881—1886), sowie durch verschiedene biographische Versuche, unter denen namentlich Döllinger's Vortrag hervorzuheben ist, und sorgsame Einzelforschungen wieder in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses gestellt worden. Um dem größeren Publikum die anziehende Gestalt des bayerischen Humanisten und Historikers wieder nahe zu bringen, hat F. X. Wegele die Resultate der Einzelforschung in einer Biographie zusammengefaßt, die trotz ihrer Kürze doch den Ansprüchen gerecht wird, die man an eine solche Arbeit stellen kann. Der Verfasser, der in diese zunächst für einen weiteren Kreis bestimmte Schrift auch die Ergebnisse eigener Untersuchung verarbeitet hat und in manchen Punkten gegen die bisherige Auffassung Stellung nimmt, beherrscht das Material durchaus und stellt das Leben und Wirken Aventin's in fesselnder Weise dar. Während wir von Aventin's Jugend — er wurde am 4. Juli 1477 in Abensberg geboren und wandelte nach humanistischer Weise seinen deutschen Namen Johannes Thurmayer in den lateinischen Aventinus nach dem Namen seiner Vaterstadt um — wenig wissen, vermögen wir seine Entwicklung von dem Zeitpunkt an genauer zu verfolgen, wo er achtzehnjährig im Jahre 1495 die Universität Ingolstadt bezog und hier durch Conrad Celtis eine mächtige und tiefgehende Anregung empfing. Er folgte diesem seinem Lehrer nach Wien, ging dann nach Krakau und nach einem kurzen Aufenthalt in seiner Heimath, vielleicht auf den Rath des Celtis, nach Paris, wo er Magister wurde. Heimgekehrt wurde er zum Erzieher der unmündigen Söhne des Herzogs Albrecht ernannt, und nachdem diese Thätigkeit, die ihn u. A. nach Italien und wieder nach Ingolstadt führte, zu Ende gegangen war, erhielt er von dem bayerischen Hofe den Auftrag, die Geschichte Bayerns zu schreiben. Er ging mit Feuereifer an das Werk, und so entstanden zunächst die Annales Boiorum, seine bayerischen Annalen, die er von vornherein zu verdeutschen dachte; aus der beabsichtigten Verdeutschung entstand die bayerische Chronik, die dann freilich ein selbständiges Werk geworden ist. Wegen seiner Stellung zu der Reformation, die er freudig begrüßte, wenn er sich auch nicht entschloß, förmlich zum Protestantismus überzutreten, wurde er bei einem Aufenthalte in Abensberg 1528 plötzlich verhaftet. Wenn er auch durch die Fürsprache seiner Gönner in verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder befreit wurde, so hat dies Ereigniß, das wohl durch die damals sehr scharf auftretende antireformatorische Politik des Herzogs Wilhelm von Bayern und seiner Räthe seine Erklärung findet, auf Aventin's ferneres Leben doch einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Verstimmt und verbittert zog er sich nach Regensburg zurück, wo der Zweiundfünfzigjährige noch zur Ehe schritt. Doch hat er sich des häuslichen Glückes nur vier Jahre erfreuen können; im Jahre 1533, in welchem Aventin auch seine bayerische Chronik vollendete, berief ihn der Kanzler Leonhard von Eck als Erzieher seiner Söhne nach Ingolstadt; Aventin begab sich dorthin, ließ aber seine Familie in Regensburg; als er zu Weihnachten die Seinen in Regensburg besuchte, nahmen ihn die Anstrengungen der Reise so mit, daß er in eine Krankheit verfiel, der er schon am 9. Januar 1534 erlag.

Wegele hat die Schriften Aventin's sorgfältig analysirt, sowohl die beiden historischen Hauptwerke, als auch die kleineren Schriften, wie z. B. das Buch über die Ursachen des Türkenkrieges, das für die Erkenntniß der Ideenwelt, in der Aventin lebte und die er vertrat, von hoher Wichtigkeit ist, da Aventin in dieser Schrift seine politischen und sozialen Anschauungen kurz zusammengefaßt hat. „Es ist ein publizistisches Meisterstück“, sagt Wegele mit Recht, „mit einer agitatorischen Kraft ausgestattet, die uns noch heute zur Bewunderung fortreißt, auch wo wir ihr nicht zustimmen. Er lädt hier die verschiedenen Stände des Reiches vor sein strenges Gericht, die volle Schale seines Zornes gießt er aber über den geistlichen Stand aus und macht ihn vorzugsweise für die Schäden und die jammervolle Lage des Reiches verantwortlich.“ Ueberhaupt hat Aventin aus seinen religiös-politischen Ueberzeugungen niemals ein Hehl gemacht. „Die staatlichen, kirchlichen, sozialen Zustände erfahren seinen vollen Tadel und Widerspruch; am feindseligsten, ja man kann sagen mit leidenschaftlichem Hasse steht er der alten Kirche gegenüber, obwohl er sich nie vollständig von ihr getrennt und das eine und andere Dogma nach wie vor anerkannt hat. Der Klerus aller Stufen, im besonderen aber die Mönchsorden und unter ihnen in erster Linie die sogenannten Bettelorden, rufen seine unermüdlichen Angriffe hervor, die sich in allen Tonarten bewegen, und bei deren Schilderung er sich der schwärzesten Farben bedient. Alles Elend der Zeit führt er im letzten Grunde auf die Entartung der Kirche und im besonderen der genannten Mönchsorden zurück. Auch der soziale Jammer, die Bedrückung der „armen Leut“ kehrt immer wieder, in der Erhebung der Bauern sieht er im Grunde nur eine natürliche und gerechtfertigte Bewegung. Er tadelt z. B. wiederholt, daß man bayerischerseits dem Kardinalerzbischof von Salzburg gegen seine aufrührerischen Bauern zu Hilfe gekommen sei, statt diese Truppen gegen die Türken zu verwenden, und die strenge Bestrafung der Unterliegenden ruft seine scharfe Mißbilligung hervor. Alles in Allem genommen wird man der Wahrheit nahe kommen, wenn man seine politische Gesinnung als eine in hohem Grade volksthümliche, rein demokratische bezeichnet.“

Aventin's Verdienste als Geschichtsschreiber hat Wegele einsichtig auseinandergesetzt. Seine Bedeutung als Historiker beruht namentlich auf den Annalen, nicht so sehr auf der bayerischen Chronik, die unter dem widrigen Schicksal, welches Aventin traf, ersichtlich zu leiden hatte. Aventin ging überall auf die wichtigsten Quellenschriften zurück, die er verständig benutzte und bei deren Auswahl er im Ganzen, wenn auch Irrthümer, namentlich bei der Darstellung der ältesten Geschichte, nicht ausblieben, mit Einsicht verfuhr. Er verliert niemals den Ueberblick über den großen Gang der Dinge bleibt auch nirgends an der Außenseite haften, wie er denn namentlich neben den eigentlich politischen Aktionen auch den inneren Verhältnissen des Landes seine Aufmerksamkeit zuwendet.

Das Büchlein ist allerliebst ausgestattet und mit einer Reihe vortrefflich gelungener Illustrationen geziert. Hoffentlich wird es dazu beitragen, die Gestalt des großen bayerischen Geschichtsschreibers wieder allgemein bekannt zu machen.

E.

Briefkasten der Redaktion.

E. R. in Berlin. Augenblicklich ist Herrn Rickert's Adresse: Abg. Rickert in Zoppot bei Danzig.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW, Beuthstraße 8.

Nr. 47. Berlin, den 23. August 1890. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat sich auf eine Einladung des Zaren nach Rußland begeben, um den in der Nähe von Narwa stattfindenden Manövern beizuwohnen. Da auch der Reichskanzler von Caprivi dem Monarchen gefolgt ist, so wurde der Anreiz noch verstärkt, politische Kombinationen von weitreichender Bedeutung anzustellen, die ohnedies die ständigen Begleiter kaiserlicher Reisen zu sein pflegen. Daß Herr von Caprivi seinen Aufenthalt in Rußland benutzt, um mit Herrn von Giers über auswärtige Politik zu sprechen, ist selbstverständlich; aber unwahrscheinlich erscheint uns, daß diese Gespräche bedeutende Wandlungen in den Beziehungen der Staaten zu einander im Gefolge haben können. Deutschland ist eine der Mächte des Dreibundes, und von den Voraussetzungen, welche dieses Bündniß bedingen, wird Deutschland nichts preisgeben. Dieses Programm hat die deutsche Regierung oft genug verkündet, und das deutsche Volk stimmt diesem Programm durchaus zu. Herr von Caprivi wird daher in Rußland kaum mehr verkünden können, als die oft gehörte Betheuerung, daß der Dreibund und vor Allem Deutschland aufrichtig den Frieden will. Auch eine solche durch das persönliche Wort bekräftigte Versicherung hat ihren Werth; nur wird sie, wie wir fürchten, jene Bedeutung nicht haben, nunmehr Rußland bleibend von seinen dem Frieden feindlichen orientalischen Plänen abzubringen. Diese Begehrlichkeiten auf das Besitzthum des Nachbars aber sind es, die nicht zum wenigsten die Kriegsbefürchtungen in Europa bisher immer von Neuem belebten, und werden diese Begehrlichkeiten nach einiger Zeit wiederum hervortreten, so fluthen die internationalen Verhältnisse in die alten Bahnen zurück, und es haben dann, wie sehr wahrscheinlich, die jetzigen wohlgesinnten Aeußerungen russischer Blätter über Deutschland nur die Bedeutung von Höflichkeitsphrasen, gut genug, um eine ceremonielle Kaiserbegegnung zu begleiten.

Eine Stütze finden diese Vermuthungen in den Freundschaftserklärungen, die der russische Kriegsminister von Wannowsky mit französischen Journalisten ausgetauscht hat. Herr von Wannowsky sagte unter Anderem: „Die Sympathie Frankreichs für Rußland und die Rußlands für Frankreich ist kein leeres Wort"; und sodann: „Frankreich ist bei uns populärer geworden, als irgend eine Macht es je gewesen". Nun brauchen gute Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland zwar durchaus nicht eine Verfeindung zwischen Rußland und Frankreich zur Voraussetzung zu haben; allein russische Kriegsminister pflegen nicht mit Verbindlichkeit platonische Volksstimmungen zum Ausdruck zu bringen. Das Wort „Sympathie" in diesem Munde und in diesem Zusammenhange pflegt politische Annäherung zu bezeichnen; und diese Auslegung hat die Rede des russischen Ministers denn auch erfahren. Es zeigt sich damit, daß mächtige Hände, wenngleich nicht in amtlicher Eigenschaft, ruhig die alten politischen Fäden zu dem nämlichen Zeitpunkt fortspinnen, da die offiziöse russische Presse den Schein erregt, als könne in St. Petersburg die Neigung herrschen, ein neues politisches Gespinnst zu beginnen.

Wie Herr von Wannowsky als Privatmann Politik auf eigene Hand zu treiben scheint, so könnte auch ein Vorgang innerhalb Deutschlands Anlaß zu ähnlicher Auslegung geben. Es hat nämlich dem Herzog Ernst von Koburg gefallen, zwei politischen Männern Orden zu verleihen, was zweifellos sein gutes Recht ist, das zu verkümmern und zu beneiden gewiß kein Anlaß vorliegt. Der eine der dekorirten Männer ist der neue Finanzminister Preußens, und diese Ordensverleihung würde gewiß ziemlich unbemerkt vorübergegangen sein, wenn nicht der Dankbrief des Herrn Miquel an den Herzog durch den Geschmack, in dem er geschrieben ist, einige Aufmerksamkeit erregt hätte. Doch war der Brief voraussichtlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, und es ist daher zu — begreifen, warum er allein den Geschmack

höfischer Kreise berücksichtigt. Die zweite politische Persönlichkeit, die einen koburgischen Orden erhalten hat, ist Herr Stambulow, der leitende Minister in Bulgarien. Da der Fürst von Bulgarien ein Verwandter des Herzogs Ernst ist, so fällt es nicht schwer, sich mannigfache Gründe und zwar privater Natur, zu denken, die diese Ordenssendung nach dem fernen Osten veranlaßt haben können. In Rußland betrachtet man diesen Vorgang jedoch nicht mit gleich harmlosen Augen. Jede bemerkenswerthe Liebenswürdigkeit, die Herrn Stambulow und dem Fürstenthum Bulgarien erwiesen wird, erregt dort die unangenehmsten Empfindungen. Es erscheint uns nun zwar keineswegs geboten, diese Empfindlichkeiten nach Bismarck'scher Art in ausgiebigster Weise zu schonen, und das „Wettkriechen“ um die russische Gunst deucht uns weder würdevoll noch zweckmäßig; auch haben wir die größten Sympathien mit dem besonnenen und kraftvoll aufwärts strebenden bulgarischen Staatswesen. Aber alles dieses vorausgesetzt, so muß doch gerade jetzt nach dem Abgange des Fürsten Bismarck der Auffassung auf das entschiedenste entgegengetreten werden, als könne es in Deutschland nicht eine, sondern mehrere Stellen geben, an denen auswärtige Politik betrieben wird. Und wenn es den Russen fast als ein Gegensatz erscheint, daß in Narwa der Austausch von Liebenswürdigkeiten zwischen dem Zarenreich und Deutschland vollzogen wird, während diese Ordensverleihung ihnen wie eine Unliebenswürdigkeit gegen Rußland erscheint, so ist dieser Widerspruch doch leicht zu lösen. In Narwa, und nur dort, wird offizielle Politik getrieben; von Gotha aus übt der Herzog sein Prärogative in privaten Angelegenheiten. Die Russen mögen sich daher beruhigen; die deutsche Verfassung, welche allein das Fundament unserer kostbaren Einheit ist, schließt es aus, daß der Herzog von Gotha einem politischen Johannistrieb folgend, nochmals am Abend seines Lebens sich zu dem Versuche berufen fühlen könnte, auf eigene Hand die großen Welthändel zu gestalten.

Der „Staatsanzeiger“ hat die Mittheilung gebracht, daß dem preußischen Landtag unmittelbar nach seinem Zusammentreten die Entwürfe eines **Volksschulgesetzes** und einer **Landgemeindeordnung** für die sieben östlichen Provinzen der Monarchie und Vorlagen wegen **Reform der direkten Steuern** zur Berathung zugehen werden. Wie geartet diese in Aussicht gestellten Vorlagen sein werden, darüber Spekulationen anzustellen, erscheint uns müßig; aber selbst wenn man auch voraussetzen muß, daß bei der einmal vorhandenen Zusammensetzung von Regierung und Landtag die Hoffnung auf wahrhaft liberale Gesetzentwürfe keine allzu feste sein kann, so ist doch anerkennend schon jetzt hervorzuheben, daß von Seiten der Regierung wenigstens der Versuch gemacht wird, jene politischen Aufgaben zu lösen, die seit Langem einer Lösung harren. Die neue Zeit erweist sich auch dadurch, daß jene Stagnation schwindet, die das Bismarck'sche Regiment in seinen letzten Jahren charakterisirte. Es zieht in die einzelnen Ministerien wieder ein selbständigeres Leben ein, und kommen jene wichtigen Fragen, die der „Staatsanzeiger“ aufzählt, nur überhaupt erst wieder in Fluß, so wird auch dem Liberalismus die erwünschte Gelegenheit geboten, seine Auffassung über die gesetzgeberische Gestaltung dieser Materien in wirksamerer Weise als bisher zur Anschauung zu bringen.

Durch die Berliner Polizei sind einige Versammlungen verboten worden, in denen von sozialdemokratischen Führern die innerhalb ihrer Partei zum Ausdruck gekommenen Streitigkeiten einer Erörterung unterzogen werden sollten. Kurz vor dem Ablauf des Sozialistengesetzes noch einmal die Härte desselben recht fühlbar in die Erscheinung treten zu lassen und eine Versammlung zu untersagen, die in sechs Wochen völlig ungehindert abgehalten werden kann, das ist ein Zeichen ungewöhnlichen politischen Ungeschickes. Die Sozialdemokraten wünschen, sich unter einander auszusprechen, und das geschieht bereits mit ziemlicher Leidenschaftlichkeit; kein besseres Mittel, die Gegensätze wieder zu beseitigen, als indem man die Streitenden von Neuem die rauhe und unterdrückende Hand des Staates fühlen läßt. Es scheint, daß der Polizei wie den Bourbonen das Lernen aus den Thatsachen schwer fällt.

In letzter Zeit sind eine Reihe von Briefen der verstorbenen **Kaiserin Augusta** veröffentlicht worden. Diese Schreiben bestätigen jene Charakteristik der hohen Frau, welche bei ihrem Hinscheiden in der „Nation“ veröffentlicht worden ist.*) Kaiserin Augusta war religiös, aber ohne in engen dogmatischen Fesseln zu stecken, und sie war gebildet und human in dem bedeutsamen Sinne der Weimarer Glanzzeit. Der eine der von ihr herrührenden und nunmehr bekannt gewordenen Briefe betrachtet unter so gearteten geistigen Voraussetzungen den Kulturkampf, der andere wendet sich gegen den Antisemitismus. Namentlich dieser letzte Brief hat nicht allein für den Biographen und Psychologen Interesse: er zerstört zugleich jene Legende der Stöckerpartei, als sei die Kaiserin Augusta eine Antisemitin gewesen, und er bestätigt indirekt, doch vollgültig, jenen Ausspruch des Kaisers Friedrich, dahin lautend, daß die Judenhetze eine Schmach für unser Jahrhundert sei; auf antisemitischer Seite ist dieser Ausspruch aber stets für erfunden erklärt worden. Durch einige Winkelzüge sucht der Stöcker'sche „Reichsbote“ diese ihm unbequemen Feststellungen in ihrem historischen Gewicht herabzudrücken.

Die **Reichstagswahl in Kaiserslautern** hat eine Entscheidung nicht herbeigeführt; es ist eine Stichwahl zwischen dem Kartellkandidaten Brunck und dem Kandidaten der Volkspartei Grahé nothwendig; ersterer erhielt 8353, letzterer 6354 Stimmen, und 2037 Stimmen fielen auf den Kandidaten der Sozialisten. Bei wesentlich schwächerer Betheiligung haben die Kartellparteien wie die Antikartellparteien gegen die Wahl vom vergangenen Februar an Stimmen verloren; nur der Sozialist hat 378 Stimmen gewonnen.

Das **englische Parlament** ist geschlossen worden, nachdem man schon seit einiger Zeit vergessen hatte, daß es noch tagte. Wie bei einem Tory-Regiment nicht ungewöhnlich, zeichnet sich die letzte Parlamentssession für die innere englische Politik fast durch gänzliche Ergebnißlosigkeit aus. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik ist es dagegen Lord Salisbury gelungen, einige positive Erfolge zu erringen und vor Allem die internationale Stellung Englands als Friedensmacht zu heben und zu befestigen.

* * *

Der Gegensatz im Prinzip der Sozialdemokratie.

In der „Politischen Wochenübersicht“ der letzten Nummer der „Nation“ war bei Besprechung der Streitigkeiten innerhalb der sozialdemokratischen Partei darauf hingewiesen, daß man es hier mit einer naturgemäßen Entwicklung zu thun habe, da die straffe Centralisation, die dem Wesen des Sozialismus entspreche, auf die Dauer nicht verträglich sei mit den Grundsätzen persönlicher Freiheit, wie sie in einer wahren Demokratie herrschen sollten. Der sozialdemokratische Gedanke, das Streben nach individueller Freiheit mit dem Streben nach einer sozialistischen, d. h. administrativen Konzentration aller staatlichen Kräfte zu vereinigen, werde sich vielmehr aufs Neue als aussichtslos erweisen, sobald der äußere Druck, welcher über ein Jahrzehnt die sozialdemokratische Partei zusammenhielt, geschwunden und damit eine freiere Entfaltung der in der Partei befindlichen Kräfte möglich geworden sei.

Das gegenwärtige Hauptorgan der Sozialdemokratie,

*) „Nation“, Jahrgang VII, Nr. 15; sodann Nr. 17 ein Aufsatz von Georg von Bunsen.

das „Berliner Volksblatt“, tritt dieser Auffassung mit einer Argumentation entgegen, die eine vorzügliche Gelegenheit bietet, die Richtigkeit unserer Anschauung noch näher klar zu legen. Das Blatt schreibt:

„Als der fragliche Artikel angefertigt und veröffentlicht wurde, war jedenfalls der Chefredakteur, Herr Dr. Barth, nicht in Berlin, denn er würde nach den Erfahrungen seiner amerikanischen Reise dem Verfasser an dem Beispiele der Vereinigten Staaten die Absurdität seiner These ad oculos demonstrirt haben — und vielleicht hätte er ihm auch gesagt, daß alle seine Argumente gegen die Sozialdemokratie sich überhaupt gegen die Demokratie und demokratisches Regiment mit sammt dem von der „Nation“ so heißgeliebten Parlamentarismus richten.

Die Vereinigte Staaten Republik ist eine so vollendete Demokratie, als sie unter der Herrschaft der kapitalistischen Produktion möglich ist; und diese Republik hat bei vielen Gelegenheiten den glänzendsten Beweis von Konzentrirung der Kräfte geliefert und, namentlich während der Dauer des vierjährigen Krieges zur Abschaffung der Sklaverei, sich einer weit größeren Kraftentfaltung fähig gezeigt, als irgend einer der undemokratischen Militärstaaten Europas.

Es gibt eben zweierlei Centralisationen — eine despotische und eine demokratische; die despotische steht allerdings im schärfsten Widerspruch mit dem Prinzip der Demokratie und wird von dieser auf Leben und Tod bekämpft.

Aber der Centralisation kann auch die Demokratie nicht entbehren — nur erdrückt sie nicht den Willen der Massen zu Gunsten des herrschenden Einzelwillens — sie faßt den Willen und die Kraft jedes zu dem Gemeinwesen gehörigen Individuums durch eine gemeinsame Idee für einen gemeinsamen Zweck zusammen; und eine solche Centralisation ist stärker und dauerhafter als despotische, die ihrer Natur nach die Kräfte der Individuen nicht zur Geltung kommen lassen kann, sondern im Gegentheil sie unterdrücken muß. Mit anderen Worten, die Summe der Kräfte, welche die Demokratie ins Spiel zu bringen vermag, ist vergleichsweise eine weit größere als die, welche dem Despotismus, auch bei äußerster Anstrengung desselben, zu Gebote steht. Weil dem so ist, hat die demokratische Republik der Vereinigten Staaten an Macht längst alle Militärstaaten der Welt weit überholt, und hat — um ein weiteres Beispiel anzuführen — die erste französische Republik 1792 bis 1795 die konzentrirten Kräfte des despotischen Europa überwunden.“

Ich acceptire das Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika. Die große Republik ist ohne Zweifel das am meisten demokratische Gemeinwesen der Gegenwart. Aber nirgends ist auch der Sozialismus weniger entwickelt, der Individualismus mächtiger, die Centralisation geringer. Niemand, der die Institutionen der amerikanischen Union eingehender studirt, kann darüber im Zweifel sein, daß das Prinzip der Selbstverwaltung ihre Hauptlebensquelle bildet. In keinem Staate der Welt, selbst in England nicht, ist dieser Grundsatz auch nur annähernd so strikt durchgeführt, wie in der amerikanischen Union. Ich empfehle der Redaktion des „Berliner Volksblatts“ das Studium von Alexis de Tocqueville's „De la démocratie en Amérique“ und von James Bryce's „The American Commonwealth“. Beide Gelehrte, der Engländer wie der Franzose, sind darin einig — obgleich der Eine 55 Jahre nach dem Anderen schrieb — daß das, was de Tocqueville die décentralisation administrative nennt, das eigentliche Fundament ist, auf dem die Demokratie in Amerika beruht. In diesem Punkte erblickte der geniale Franzose den bei Weitem wesentlichsten Unterschied zwischen der politischen Entwicklung der Vereinigten Staaten und derjenigen Frankreichs, das unter dem Konvent, wie unter seinen Königen und dem Soldatenkaiser stets in gleicher Weise am Gängelbande geführt wurde. Und ferner weist de Tocqueville in eindringlichster Weise nach, wie die nachhaltige Kraft eines Staates nur aus der freien Bewegung seiner einzelnen Glieder hervorzugehen vermag. Nur ein in allen seinen Theilen so selbständiges, so wenig bevormundetes, so an Selbsthilfe gewöhntes Volk, wie das der Vereinigten Staaten, konnte deshalb auch die ungeheure Schicksalsprobe eines vierjährigen Bürgerkrieges so glänzend überwinden, wie dies geschehen ist. Nicht die centralisirte, sondern die decentralisirte, den Individualismus bis zur höchsten Entwicklung treibende Demokratie hat jene riesigen Kraftanstrengungen ermöglicht, welche die Bewunderung des „Berliner Volksblatts“ hervorruft, und daneben die Grundlagen der Verfassung unerschüttert gelassen. Die Konzentrirung der staatlichen Machtmittel war eine nur den Ausnahmsverhältnissen des Krieges angepaßte Erscheinung. Nach dem Kriege hatte man nichts Eiligeres zu thun, als wieder zu decentralisiren, in der richtigen Erkenntniß, daß nichts der Freiheit gefährlicher ist, als centralisirte Macht. In dem realen Besitz einer derartigen Macht liegt die Gefahr des Mißbrauchs derselben und es ist einigermaßen naiv, zu glauben, daß ein derartiger Mißbrauch nur von der äußeren Staatsverfassung — ob Republik oder Monarchie — abhängig ist.

Und eben deshalb ist der Sozialismus, jene administrative Centralisation, wie sie — sogar für das ganze Gebiet des wirthschaftlichen Lebens — von der Sozialdemokratie erstrebt wird, der natürliche Feind der individuellen Freiheit, und es ist nur konsequent, daß, wer innerhalb der Sozialdemokratie eine eigene Meinung zu äußern wagt, mit den offiziellen Repräsentanten des Parteistaats in einen erbitterten Kampf gerathen muß. In der Sozialdemokratie kann es eben nicht mehr Toleranz geben, als es im sozialistischen Staat Freiheit geben kann. Die Freiheit aber beginnt erst an jener Grenze, wo die Regelung des Einzellebens durch staatliche Vorschriften aufhört. Und wo hört dieselbe im sozialistischen Staat auf?

Th. Barth.

Nochmals zur römischen Frage.*)

Die „Nation“ kann nicht jeder Broschüre, welche sich mit der „römischen Frage“ beschäftigt, Aufmerksamkeit schenken. Denn wenn diese Frage auch mit allen europäischen Händeln unserer Tage in einem viel engeren Zusammenhange steht, als sich wohl gar Manche vor den Enthüllungen Toscanellis gedacht haben, so hängt es doch von dem Inhalte der Schriften ab, die diesen Gegenstand betreffen, ob sie in der „Nation“ besprochen zu werden verdienen oder nicht. Freilich stehen in unseren Tagen die Erfolge von manchen litterarischen Erscheinungen, welche sich mit Zeitfragen befassen, geradezu im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem inneren Werthe. Man muß immer mehr sich zu der Erkenntniß bequemen, daß die heutige Menschheit zum guten Theile nicht sowohl nach der inneren Güte der Beweisführung bei derartigen litterarischen Erscheinungen fragt, ja daß nicht einmal der Appell an die Interessen der Leser das ausschlaggebende Moment für sie ist, vielmehr ihre Wirkung davon abhängt, ob sie in der rechten Weise die Leidenschaften und Vorurtheile, die heutigen Tages im Schwange sind, in angenehmer Weise anzuregen und denselben zu dienen im Stande sind. Da es in der praktischen Politik, namentlich soweit sie mit kirchlichen Fragen in Verbindung steht, aber nicht auf die Richtigkeit und Bündigkeit einer Beweisführung ankommt, sondern auf die Wirkung, welche diese auf die Volksmassen ausübt, so darf man doch auch litterarische Erzeugnisse nicht ganz außer Acht lassen, die an sich wenig bedeuten, wohl aber geeignet sind, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und irre zu führen. Und das darf namentlich dann nicht geschehen, wenn die Reklame sich dieser Produkte in hervorragender Weise bemächtigt hat. Dieser Umstand mag es auch rechtfertigen, daß ich hier auf das Opus: Soluzione della Questione Romana per l'Imperatore Guglielmo II di Germania e il Papa Leone mit einigen Worten eingehe. Denn dieses Machwerk, das soeben zu Prato am Fuß des Apennin herausgekommen ist, wurde schon Wochen lang vor seinem Erscheinen in Korrespondenzen aus Berlin als von einem hohen Würdenträger des Vatikans herrührend angekündigt, und gleichzeitig las man in anderen Blättern, daß in einer ultramontanen Buchhandlung zu Paderborn am Fuße des Teutoburger Waldes eine wichtige politische Broschüre: Lösung der römischen Frage durch Kaiser Wilhelm II. von Deutschland und Papst Leo XIII. von G. A. L'Etoile Dr. jur. ans Licht kommen werde. Da in den Anpreisungen der deutschen Broschüre mit keinem Worte gesagt war, daß es eine Uebersetzung aus dem Italienischen sei, und auch in ihr

*) Siehe die „Nation“ vom 26. Juli d. J. Nr. 43.

absichtlich alle Andeutungen verwischt sind, die auf außerdeutschen Ursprung schließen lassen könnten, werden sie wohl Manche für das Werk eines deutschen oder österreichischen Ultramontanen halten. Die zahlreichen Citate aus zum Theil obskuren deutschen Blättern lassen das auch auf den ersten Blick wahrscheinlich erscheinen. Wo sollte auch ein hoher vatikanischer Würdenträger Kenntniß derartiger deutscher Zeitungen her haben? Und doch ist die deutsche Ausgabe lediglich eine Uebersetzung aus dem Italienischen. Offenbar will auch der Autor die italienische Ausgabe als Original angesehen haben. Ist aber der Verfasser darum ein Italiener? Sicher nicht. Kein Italiener würde, selbst wenn er der leidenschaftlichste Papalino wäre, es bis zu der kalten Theilnahmslosigkeit gegen Italien bringen, die sich hier breit macht. In der italienischen Ausgabe verräth sich auch der Autor als Nichtitaliener, indem er sagt, der dieses schreibe, möchte gern hier leben und sterben (S. 23), eine Bemerkung, die in der deutschen unterdrückt ist. Nein, der Verfasser ist einer jener Ultramontanen, für die es keinen höheren Wunsch auf dieser Welt gibt, als die Wiederherstellung des Kirchenstaates, vorausgesetzt, daß ihr Haß gegen Deutschland nicht noch größer als dieser Wunsch ist. Das ergibt sich freilich nicht aus seinen Worten. Denn er ist voll des Lobes des deutschen Kaisers. „Der deutsche Kaiser, nach seinen Reden und Handlungen zu schließen — denn persönlich kennen wir ihn nicht*) — scheint ein aufrichtiger, edler Charakter zu sein, voll Muth und Energie, voll Vertrauen in die Zukunft, von der besten und edelsten Absicht beseelt, die Völker — wir wollen hier nicht einmal von Preußen allein sprechen — glücklich und zufrieden zu machen. Er ist nicht nur der Repräsentant neuer Ideen, sondern auch der energische Vertreter derselben in selbstthätigem Handeln. Kaiser Wilhelm II. vereinigt in sich alle jene Eigenschaften, die erforderlich sind, die großen Fragen der Zeit zu lösen, und er hat bereits mit der sozialen Frage begonnen. Er scheint von der Vorsehung auch dazu ausersehen zu sein, die „Römische Frage" in Fluß zu bringen, denn gerade von Deutschland aus sollte sie angeregt oder gelöst werden." Das klingt ja nun ganz freundlich. Aber wenn man Jemand in ein gewagtes Unternehmen hineinziehen will, so darf man ihn doch vorher nicht vor den Kopf stoßen. Und danach verfährt unser Broschürenschreiber, der — ein Däne ist. Das aber ist unzweifelhaft. Herr G. A. L'Etoile ist identisch mit dem Herrn Dr. Gius. Ald. Ferus, der den Artikel eines sehr fragwürdigen lutherischen Pastors aus der „Aarhus Stiftstidende" zu Gunsten des Papstes Leo XIII. ins Italienische, Deutsche, Slavische u. s. w. übersetzt hat.

In seiner italienischen Ausgabe sagt Herr Dr. Ferus — natürlich auch ein Pseudonym — dieser Artikel beweise, daß die dänische Kirche vor dem Beginn einer großen religiösen Umgestaltung stehe, während die deutsche Bearbeitung das wohlweislich weg läßt, wie sie es auch zu sagen unterläßt, daß jener Artikel von einem lutherischen Pastor geschrieben sei. Daß ein orthodoxer Däne sich aber ohne Hintergedanken zu einer Lobpreisung des deutschen Kaisers versteigen sollte, wie wir sie hier gelesen haben, scheint ganz ausgeschlossen zu sein. In einer Zeit der grenzenlosesten politischen Tartufferie, in welcher die rothen französischen Republikaner im tiefsten Staube vor dem russischen Autokraten kriechen, wird man es nicht für unmöglich halten, daß ein verbissener Eiderdäne sich auch vor dem deutschen Kaiser mit augenverdrehender Ehrfurcht verneigt, vorausgesetzt, daß er ihn seinen nächsten Zwecken dienstbar machen und zugleich schädigen könnte.

Ist es immerhin eine interessante Erscheinung, daß ein Däne sich für die Lösung der römischen Frage durch den deutschen Kaiser, d. h. für die Rückgabe Roms an den Papst, in italienischer, deutscher und Gott weiß welchen Sprachen hören läßt, so können wir doch nicht sagen, daß er das in einer Weise thut, welche durch sachliche Mittheilungen Aufsehen machen könnte. Die ultramontane Partei will die römische Frage offenbar nicht einschlafen lassen und streckt nach allen Seiten ihre Fühler aus, ob sie nicht, wenn nicht auf diese Weise, so doch auf eine andere in besseren Fluß zu bringen ist. Der Gedankengang unseres Autors ist, wenn man von allen seinen Seitensprüngen absieht, einfach folgender.

Die ganze katholische Christenheit sehnt sich nach einer raschen Lösung der römischen Frage. Der heilige Vater kann nicht warten, bis sich die Weissagung J. le Maistres' erfüllt, daß er in der Sophienkirche Konstantinopels die Messe singen werde. Katholiken und konservative Protestanten sind in der Wiederherstellung der weltlichen Würde des Papstes einverstanden, und dies ist im Grunde gar nicht so schwer als es scheint. Denn in der That ist für Rom als die Hauptstadt Italiens Niemand eingenommen als die Freimaurer, welche den Umsturz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft Europas planen. „Der wahre Italiener ist auch heute noch voll Verehrung für den heiligen Vater, ebenso wie alle Katholiken des ganzen Erdkreises, und betet täglich mit diesen für ihn. Die Hefe des Volkes und das fremde, ausländische Gesindel, das sich hier in Rom in unglaublicher Anzahl herumtreibt*) — kann man nicht für Italiener annehmen." Und vor dieser Gesellschaft, an deren Spitze die ungefährlichen Minister Crispi und Zanardelli stehen, welche auch mit sich reden lassen werden, sollte sich Deutschland und Oesterreich fürchten und die Gefühle des treuen katholischen Volkes mißachten? „Bilden doch die 17 Millionen Katholiken den Grundstock Deutschlands, die wahre Stütze des Staates." Und wie würden die treuen Oesterreicher, über deren Opfermuth für den heiligen Vater unser Autor aus eigener Erfahrung nicht genug des Herz erhebenden zu berichten weiß, sich im heiligen Eifer für den Papst schlagen! Aber wenn der rechte Moment von der deutschen Politik verpaßt würde, um eine friedliche Lösung der Frage herbeizuführen, an deren Lösung die 235 Millionen Katholiken des ganzen Erdkreises so stark betheiligt sind, wäre es dann nicht angezeigt, „daß die Bischöfe der ganzen Erde mit Genehmigung des heiligen Vaters nach Rom zusammen kämen, sich mit einander besprächen und dann sowohl von Rom aus als auch bei ihrer Rückkehr in die Heimath laut den Beistand ihrer Regierungen anriefen, falls die italienische Regierung sie nicht hören sollte"?

Geht man in den Kreisen der Jesuiten jetzt ernstlich mit dem Plane um, ein neues vatikanisches Konzil einzuberufen, das die Wiederherstellung des Kirchenstaates dekretiren soll, und ist vielleicht unsere Broschüre ein erster Fühler, der für die Einberufung dieses Konzils ausgeworfen wird? Man weiß ja, wie langsam und vorsichtig tastend das Konzil von 1870 in Szene gesetzt worden ist.

K. Heinrich.

Bismarck als Erzieher.

Das vielbesprochene Buch „Rembrandt als Erzieher" hat stark unter seiner Ueberschrift gelitten. Der Verfasser hatte der Welt eine Menge verschiedener Gedanken mitzutheilen, alte und neue, tiefe und platte, wahre und falsche Betrachtungen aus allen möglichen Gebieten. Der Titel „Rembrandt als Erzieher" bot keine natürliche und organische Vereinigung für diese Sammlung von Paradoxen. Sobald sich nun der Verfasser auf seine Ueberschrift besann, mußte er seine Gedanken so zurechtstutzen, daß sie sich leidlich passend in den gewählten Rahmen einfügten.

An und für sich ist es aber schon eine höchst geschraubte Idee, daß der Geist Rembrandt's plötzlich erstehen soll als Erzieher des zukünftigen Deutschland, nicht nur in der Kunst, sondern ebenso in der Wissenschaft, der Politik, der Moral. Allerdings läßt sich das deutsche Volk willig, gar zu willig

*) Den Kaiser von Oesterreich kennt er als den „liebenswürdigsten freundlichsten Herrn".

*) Auch im Vatikan?

von einer einzigen Individualität leiten und erziehen. Aber es muß eine kraftvolle Persönlichkeit sein, die auch die Absicht hat, einen weitgreifenden Einfluß zu gewinnen; nicht ein abgeschiebener Geist, sondern ein lebendiger Mann in der Fülle seiner Macht. Dabei ist es gar nicht nöthig, daß sich in einer solchen Persönlichkeit ein bestimmt ausgeprägter Stil darstellt. Auch die grundsätzliche Stillosigkeit kann vorbildlich und erziehlich wirken,

Das Thema „Bismarck als Erzieher“ ist nicht nur aktueller, sondern auch natürlicher und ergiebiger als der „Rembrandt“. Hier freilich soll dieses Thema nicht erschöpft, sondern nur angeregt werden.

Je mehr in unseren Tagen die Kunst zu einem Abbild der platten Wirklichkeit entwickelt wird, um so mehr gestaltet sich die Wirklichkeit selbst zu einem Vorbild der erhabensten Kunst. Niemals war so wie jetzt der Mahnruf nöthig, daß die Dichtung einen höheren Flug nehmen muß, „soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen“. Als Schiller — in dem Prolog zum „Wallenstein“ — die hochwogende Strömung seiner Zeit mit dem niederen Niveau einer ruhig gemüthlichen Kunst verglich, da sah er auf der Weltbühne starke Leidenschaften, die sich brutal in bewegte Handlung umsetzten, er sah Massen sich erheben, von einem Geist beseelt, aber nicht Handlungen entstehen, die von einer Persönlichkeit verursacht und gebüßt wurden. Deshalb konnte er auch den Stoff nicht aus seiner Zeit wählen, sondern er mußte zurückgreifen zu einem weltgeschichtlichen Ereigniß, das sich als dramatisches Vorbild mehr eignete. Unsere Zeitgeschichte liefert uns abgerundete Dramen, in deren Mittelpunkt ein Held steht. Neben der Schicksalstragödie des Kaisers Friedrich und eng mit ihr verknüpft stellt sich das Charakterstück „Fürst Bismarck“ dar. Dort eine Sühne ohne Schuld, wie in der griechischen Tragödie; das tiefste Mitleid weckend und die Leidenschaften läuternd. Eine Katharsis, die fortwirkt bis in die spätesten Zeiten! Hier eine Charakteristik im modernen Sinne, wo die Katastrophe nicht durch ein blindes Schicksal gefügt wird, sondern aus der Gesinnung und den Handlungen des Helden hervorgeht, mit der höchsten, alles Poetische überragenden Gerechtigkeit!

Nicht fremde Mächte, die im Dunkeln arbeiteten, nicht Personen und Intriguen haben das System Bismarck's zu Falle gebracht; sondern eine Mauer aus seinen eigenen Werken hemmte ihm den Weg, vor Allem der Sozialismus, den er zu thürmender Höhe hatte wachsen lassen. Die Undankbarkeit einzelner Personen und der öffentlichen Meinung hat sein Schicksal nur tragischer gestaltet. Sie trat erst ins Spiel, als sich Fürst Bismarck unerwartet mit seiner Macht auch seines Einflusses und vielfach sogar seines Ansehens entkleidet sah. Und was sich jetzt gegen ihn wandte, war es nicht derselbe Geist der Pietätlosigkeit, den er selbst in den Tagen des Kaisers Friedrich legitimirt hatte? Aber der Unfehlbarkeitsglaube, mit dem weite Kreise des Volkes dem Begründer der deutschen Einheit anhingen, wäre noch nicht ganz geschwunden, wenn nicht Fürst Bismarck später durch sein Verhalten in Friedrichsruh den eigenen Nimbus zerstört hätte. „Ajax fiel durch Ajax' Kraft! Ach der Zorn verdirbt die Besten!“

Diesen Schlußakt des Dramas mag man um des Fürsten Bismarck willen bedauern. Für die Erziehung des deutschen Volkes ist er von unschätzbarem Werth. Ein bedeutender Mann, der sich ungewöhnliche Verdienste um sein Vaterland erworben hat, bildet immer nach einer Seite eine Gefahr für sein Volk. Die Alten fürchteten die politische Tyrannei. Wir Modernen sind der geistigen und moralischen Tyrannei ausgesetzt. Unter einer solchen Tyrannei hat die öffentliche Meinung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten gelitten. Nicht der Tod des Fürsten Bismarck hätte sie davon befreit. Bismarck mußte sich selbst und sein System widerlegen, damit Deutschland frei aufathmen konnte.

Daß die glänzenden Erfolge eines Mannes den Autoritätsglauben fördern, daß unter der erdrückenden Bedeutung des Einen die selbständigen Meinungen Anderer nicht aufkommen, ist ein Vorgang, der sich spontan im Volke vollzieht. Auch Moltke genießt in militärischen Dingen diese Gläubigkeit, obgleich er sie nicht beansprucht. Schlimmer ist es schon, daß Bismarck die blinde Gefolgschaft nicht nur auf dem Gebiet verlangte, in dem er siegreich war, sondern durch alle Windungen seiner inneren Politik. Indessen, diese Gefahr mußte ihrer Natur nach vorübergehend sein. Aber der tiefgehende Einfluß des Fürsten Bismarck erstreckte sich nicht nur auf Parteibildungen und Abstimmungen, sondern fast auf die ganze geistige und moralische Entwicklung des Volkes. Fürst Bismarck hat eine Generation in seinem Geiste erzogen.

Welches aber ist dieser Bismarck'sche Geist, der zum Zeitgeist geworden ist, oder es wenigstens zu werden drohte? Ist es der Geist, der den reaktionären Abgeordneten des Jahres 1849 beseelte, oder der liberale Geist der 70iger oder der konservative der 80iger Jahre, oder gar der undefinirbare Geist, der sich der staunenden Mitwelt von Friedrichsruh aus offenbart? Das ist eben das Eigenartige. Auch ein Genie sollte doch eine bestimmte Individualität haben, die ja in den verschiedensten Erscheinungsformen verhüllt sein kann, aber schließlich doch entdeckt werden muß. Wer aber möchte trotz der Fülle von Material, die vorliegt, es wagen, die Weltanschauung des Fürsten Bismarck zu bestimmen? Vielleicht sind die hergebrachten Formeln und Schemata zu eng für diesen Geist. Vielleicht ist es auch einem so bedeutenden Staatsmann gar nicht angemessen, sich an einen bestimmten politischen, wirthschaftlichen, kirchlichen Standpunkt zu binden. Aber dann ist diese Unabhängigkeit von der einmal gewonnenen Ueberzeugung doch nur das Privileg eines bedeutenden Mannes. Das Schlimme ist nun, daß Bismarck damit in den weitesten Kreisen Schule gemacht hat. Weil Fürst Bismarck seine Ueberzeugung häufig wechselte, hielt schließlich jeder junge Student Ueberzeugungstreue für ein Zeichen von Unreife, politische Konseqenz für unpatriotischen Eigensinn. Und Bismarck förderte diese Entwicklung, indem er selbst den Ton angab und dem charakterfesten Verhalten seiner Gegner von rechts und links persönliche und oft verächtliche Motive zuschrieb.

Es soll nicht geleugnet werden, daß Bismarck während seines ganzen Lebens einem Ideale nachstrebte: der Machtfülle Preußens und Deutschlands. Aber in der inneren Entwicklung des Reiches kämpfte er überhaupt nicht für Ideale, die er verwirklichen wollte, sondern mit Ideen, deren er sich als Mittel bediente. Dieses Spiel mit geistigen Mächten war nicht nur gefährlich, sondern es wirkte entsittlichend, weil es bei dem erziehlichen Einfluß Bismarck's schließlich dahin führte, daß jedes ideale Streben überhaupt gering geschätzt wurde. Bismarck spielte mit der Sozialdemokratie, wie mit dem Klerikalismus und dem Antisemitismus. Nachdem er Preußen die Simultanschule geschenkt hatte, gab er sie zur Durchführung einer Zollpolitik wieder auf. Wie nachtheilig mußte dieser typische, oft wiederholte Tauschhandel zwischen materiellen und geistigen Gütern auf die Bildung der Volksseele wirken! Nachdem Bismarck im Jahre 1849 seinen feierlichen Protest gegen die Judenemanzipation ausgesprochen hatte, beseitigte er im Jahre 1869 den Juden die letzten Schranken aus der Gesetzgebung, begünstigte er ein Dutzend Jahre später den Antisemitismus in seinen ersten Anfängen, um ein paar tausend konservative Stimmen zu gewinnen, und schickte Stöcker kurz darauf hinter die Kulissen, weil er ihn nicht mehr brauchte oder aus anderen Gründen. Es ist oft gesagt worden: die Juden müßten dem Fürsten Bismarck dankbar sein, daß er den Antisemitismus darniedergehalten hat. Es mag sein, daß Bismarck zu Zeiten gewisse Kreise gehindert hat, sich offen für den Antisemitismus zu begeistern. In höherem Grade aber trifft ihn die Schuld, daß seine Verehrer es verlernten, sich ernstlich über diese Bewegung zu entrüsten. Weil Fürst Bismarck die Judenfrage vom Standpunkt der Wahltaktik behandelte, gewöhnten sich viele sonst liberale Kreise daran, die ganze Gefahr, die der Humanität drohte, als eine Bagatelle anzusehen. Gleichgültigkeit in Fragen der Kultur ist aber fast schlimmer als eine offene und ehrliche Stellungnahme in kulturfeindlichem Sinne. Denn diese

Gleichgültigkeit führt zur Versumpfung der kulturellen Entwicklung.

In gewissem Sinne mag es ja ein Beweis von Selbstlosigkeit sein, wenn ein Staatsmann einen vorher energisch vertheidigten Standpunkt zu verlassen, eine Lieblingsidee zu opfern vermag, um eines Zweckes willen, der ihm wichtiger erscheint. Aber die Methode ist zu gefährlich. Gerade der Ausbau eines jungen Staatswesens muß auf Grund einer konsequent festgehaltenen prinzipiellen Staatsauffassung erfolgen. Das Fehlen eines gleichmäßig durchgeführten Staatsprinzips hat sich denn auch an Bismarck selbst verhängnißvoll gerächt. Wenn von Staatswegen die Begehrlichkeit eines Standes geweckt und genährt wird, dann ist es nur natürlich, daß auch ein anderer, wirklich nothleidender Stand zu immer höheren Forderungen gereizt wird. Nachdem die Staatsmaschine zu einseitigem Schutz des Großgrundbesitzes in Bewegung gesetzt war, konnten die weitgehendsten Schutzgesetze für den Arbeiterstand nicht ohne die höchste Ungerechtigkeit abgelehnt werden. Wenn das Bismarck'sche System durch den Sozialismus zum Falle kam, so beginnt die Geschichte seines Niederganges schon mit der Einleitung seiner Schutzzollpolitik. Durch die agrarische Begehrlichkeit hat er zugleich die zünftlerische und sozialdemokratische Idee gefördert. Die Gesetzgebung wurde fast ausschließlich mit der Befriedigung der materiellen Standesinteressen beschäftigt, und die Theilnahme für die Ausbildung des Rechtsstaats und der bürgerlichen Freiheit schwand immer mehr, selbst aus solchen Kreisen, die bis dahin idealeren Bestrebungen selbst in den dunkelsten Zeiten ein offenes Asyl geboten hatten.

Die jüngere Generation, die in der Bismarckverehrung groß geworden ist, die in den 70iger Jahren die Schule besucht, in den 80iger an den Universitäten studirt hat, wurde fast ganz von jenem „praktischen" Geist beherrscht, der Prinzipientreue im günstigsten Falle als Doktrinarismus belächelt. Selbst der Antisemitismus, der in diesen Kreisen eine Zeitlang frische Begeisterung weckte, wußte sich fein politisch im rechten Moment zurückzuziehen. — Die monarchische Gesinnung, die unter Kaiser Wilhelm I. mit einer gewiß ehrlichen Begeisterung zur Schau getragen wurde, erlebte unter Kaiser Friedrich in dem jüngeren Nachwuchs ein ebenso schlimmes Fiasko, wie auf der ganzen Linie der bejahrteren Bismarckverehrer. Nur eine ideale Gesinnung erprobte sich als ehrlich und kräftig: der hart an Chauvinismus streifende Patriotismus. Die große Begeisterungsfähigkeit, welche der deutschen Jugend eigen ist, wurde ganz im Bismarck'schen Geist einseitig auf die äußere Machtentfaltung des Reiches gelenkt. Und als diese Begeisterung allmählich an der Diplomatie Bismarck's keine genügende Mündung fand, da verschaffte sie sich ein künstliches Ventil an der Kolonialpolitik. So entwickelte sich die Kolonialschwärmerei, die dem Fürsten Bismarck dann über den Kopf wuchs, überall als eine natürliche Folge jener Einseitigkeit des Bismarck'schen Geistes. Er machte hier, wie auf so vielen Gebieten die Erfahrung, daß er die Geister, die er selbst gerufen, nicht mehr bannen konnte. Das Gleichgewicht der geistigen und sittlichen Kräfte eines Volkes läßt sich nicht, wie das europäische Gleichgewicht, mit diplomatischen Mitteln verändern und wiederherstellen.

Der diplomatische Geist hat sich unter dem bewußten und unbewußten Einfluß des Fürsten Bismarck Gebiete erobert, in die er nicht hinein gehört: die innere Politik, das geistige und selbst das gesellschaftliche Leben. Ueberall ein Paktiren, ein Streben nach Erfolg, bei dem die Mittel gleichgültig sind, eine Geringschätzung von Grundsätzen und Idealen. In der inneren Politik ist das Kartell die vollkommenste Ausgeburt dieses diplomatischen Geistes. In der Wissenschaft steht der Niedergang der philosophischen und die Bevorzugung der praktischen Disziplinen damit in Zusammenhang. Im gesellschaftlichen Leben trat jene praktische ideallose Gesinnung vielfach als frühreife Blasirtheit in die Erscheinung. Früher herrschte in der Studentenschaft ein vertraulich offener Ton. Gemessenes und berechnetes Wesen wurde kaum in den vornehmen Korps geduldet. Jetzt bewegen sich die Herren in den Vorhöfen und Korridoren der Universität, wie auf den Parketts der Salons oder allenfalls in den Offizierkasinos. — Man war eben reifer, verständiger und praktischer jetzt als die Vorfahren, die sich in ihrer Jugend für blasse Ideen von freiem Bürgerthum und allgemeiner Menschlichkeit erwärmen konnten. Und die Regierung des Landes war ja in den besten Händen. Nur ein grundsätzlicher Nörgler oder ein unverbesserlicher Doktrinär konnte etwas besser wissen wollen, als Fürst Bismarck.

Dieses blinde Vertrauen ist nun freilich dahin. Und darin eben liegt das Erziehliche des Dramas mit dem tragischen Abschluß. Nicht der Glaube an den Fürsten Bismarck, der Unfehlbarkeitsglaube überhaupt ist ein für alle Male zerstört. Widerlegt durch das eklatanteste Beispiel ist die politische Methode, die ein großer Theil des deutschen Volkes sich angeeignet hatte: von Personen und Autoritäten, statt von Grundsätzen und Ueberzeugungen sich leiten zu lassen.

Fürst Bismarck aber hat seit 1870 dem deutschen Volke keinen so großen Dienst geleistet, wie durch sein neuestes Verfahren in Friedrichsruh. Unschädlich und wirkungslos war sein System schon, als er aus dem Amte schied. Jetzt aber ist es bloßgelegt und enthüllt, zur Beschämung für die Vergangenheit, zur Warnung für die Zukunft.

E. Bach.

Heinrich Homberger.

Wer war Heinrich Homberger? — Denn heute muß man mit traurigem Herzen schreiben — war. Vor wenigen Wochen nach hatte ein Freund ihn in Schinznach gesehen, geistig so regsam, körperlich so frisch, wie nur je zu seinen besten Zeiten. Genußvoll, wie nur mit ihm, hatten sie einen Tag zusammen verlebt; dann war Homberger in die Sommerfrische nach Airola gegangen. Eine kurze Krankheit warf ihn dort auf das Lager; wenige Tage schmerzlicher Leiden; aber weder ihm noch seiner Frau, die ihn hilfreich pflegte, kamen die schlimmsten Gedanken. Unerwartet drückte ihm der Tod auf der Scheide von Deutschland und Italien am Montag, den 11. August, in der Frühe die Augen zu. Noch einmal fuhr er, der in der Heimath nie ganz fest hatte Wurzel fassen können, in deutsches Land hinein; in Zürich verzehrte die Flamme diesen lieben Körper, der so viel edle Eigenschaften und so ungewöhnliche geistige Gaben geborgen hatte.

Der Kreis ist nicht allzu klein, und es sind hervorragende Menschen, die in Deutschland, in Italien, in Frankreich, in England den Werth des Todten gewürdigt haben. Er hatte treue Freunde, und er hatte ergebene Bekannte, die als Politiker, als Gelehrte, als Künstler zu den führenden Geistern der heutigen Generation gehören; aber im Munde der Massen ist sein Name nie gewesen, und bei den breitspurigen Banausen, die den Tagesgeschmack beherrschen, fand er keine Gnade; sie waren erbost, weil er sich nicht vulgär machte, und weil er — dieser Bescheidenste — nur eines verlangte, vornehm abseits leben zu dürfen; um dieser Zurückhaltung willen behaupteten sie, daß seine Ansprüche weit größer als seine Anrechte seien, und daß Homberger als eigenartige Gestalt, nur ein Mythos, und die Liebhaberei vornehmer Freunde sei. Doch selbst jene, die mit scharfem und klugem Auge die geistige Bewegung der Zeit verfolgen, werden von Heinrich Homberger nur sagen: er schrieb einige Novellen, er veröffentlichte einige Essays, ein Lustspiel von ihm wurde aufgeführt und verschwand schnell wieder; er schien ein feiner und vornehmer Künstler und Denker zu sein; doch ging sein Leben vorüber wie ein leiser Lufthauch, der flüchtig dahin streift und vergessen ist. Auch diese treffen nicht das Richtige. Wenngleich ihr Urtheil nicht anders lauten kann, so birgt es doch eine Ungerechtigkeit. Wer Homberger nur als

Schriftsteller kannte, faßte ihn bei Weitem nicht ganz; in unserer bewegten und lärmvollen Zeit, die so harthörig geworden ist, daß sie fast nur auf geräuschvolle Thaten, auf Trompetenstöße und Reklame achtet, war er eine Persönlichkeit, die Kostbares im Zwiegespräch und im vertraulichen Briefe gab, und durch diese leisen Mittel, mit denen er an die Großen und Kleinen unserer Tage herantrat, an alle, die sich ihm näherten und die er für ehrlich und würdig hielt, wirkte er in stiller Unscheinbarkeit weit über jene Grenzen hinaus, die sein Schaffen im Sichtbaren errichtet hatte. Er starb und die Trauer von Vielen der Besten folgte ihm nach; die tiefste Trauer, denn sie wissen, daß es für den Todten keinen Ersatz gibt.

Homberger ist nur 52 Jahre alt geworden; aber mit einem Leben, wie diesem hätte man wohl zufrieden sein können, wenn die Zufriedenheit darin bestände, in würdiger und keineswegs ergebnißloser Weise seine Tage durchschritten zu haben. Die Zufriedenheit hat jedoch andere Quellen, und ihr Maßstab liegt nur im subjektiven Empfinden. Die freie Ausgestaltung dessen, was in der Persönlichkeit liegt, kann allein höher organisirten Natur genügen. In dem wundervollen Nachruf, den Homberger seinem Freunde Karl Hillebrand in dieser Zeitschrift gewidmet hat, schrieb er, der nun auch dahin ist: „Von Hillebrand wird man sagen, daß das Geschick ihm die größte Gunst, welche es erzeigen kann, die, daß es einem Manne gestattet, durch seine Werke Zeugniß abzulegen von seinem Werthe, keineswegs verweigert hat.“ Diese Worte haben den Werth eines Selbstbekenntnisses. Homberger empfand es schwer, daß er in litterarischen und dichterischen Werken seine Persönlichkeit nicht voll hatte ausleben können.

In seinem Innern wogten Gedanken, Empfindungen, Bilder, die nach einer abgeschlosseneren litterarischen Gestaltung rangen, als sie das zufällige Gespräch und der flüchtige Brief gewähren kann. Immer von Neuem hoffte er die Früchte brechen zu können, und immer wieder entglitten sie seiner Hand. Zu dem Wenigen, was abgeschlossen von ihm vorhanden, kommt eine Fülle der Fragmente, die vielversprechend erschienen, die nahe zur Vollendung aufwuchsen, und die dann doch unabgeschlossen liegen blieben. Diese Anläufe und dieser Stillstand war die Trauer seines Lebens. Es schien Homberger so wenig zu einer bedeutungsvollen, breit sich entfaltenden Thätigkeit zu fehlen; er verfügte über Kenntnisse, über Gedanken, er wußte die Sprache zu handhaben, das Arbeiten war ihm eine Lust, und doch gelang ihm nur selten, worauf seine ganze Natur ihn unablässig hinwies. Wie ein Geheimniß fast konnte dieses plötzliche Versiegen der Kräfte erscheinen, und doch war es begreiflich. Bei Menschen aus gröberem Stoffe läuft die innere Maschine vorschriftsmäßig und wohl voll nützlicher Zweckmäßigkeit ihr Tageswerk ab; für ein feineres Uhrwerk genügt ein Stäubchen, um die Bewegung zu hemmen, und nur eine ganz wunderbare und jedesmal ganz einzige Mischung von Begabung und Kraft, von Empfinden und Denken, von Robustheit und Zartheit, von Feinheit und Knorrigkeit, von Wollen und Können fördert das Ungewöhnliche zu Tage. So war dieses Leben denn, das zu schöner stiller Höhe emporgeführt hat, und das zu befriedigter heiterer Selbstbetrachtung völlig hätte ausreichen können, doch ohne den erstrebten Abschluß. Denn was Homberger wollte, was er nach seinen Leistungen wollen durfte, was er zu versprechen schien, das ist nie ganz in Erfüllung gegangen. Er bildete sich nicht ein, zum Schriftsteller geboren zu sein, sondern er war dazu geboren; aber dieser Mann, der ein Schriftsteller von Bedeutung gewesen ist, hat sich gleichwohl in Schriften nicht ganz auszusprechen vermocht. —

Homberger war ein Mainzer Kind, der Sohn eines beschäftigten, beliebten Arztes, und seine Mutter schildern jene, die sie persönlich kannten, als eine lebhafte, originale, frohmüthige Frau. Noch auf der Schule verlor er, das einzige Kind, den Vater. Er zog auf die Universität nach Gießen und Heidelberg; er studirte Jura und, nachdem seine Studienzeit abgeschlossen war, trat er bei einem Anwalt ein und auf der Kanzlei des Obergerichtes zu Mainz. Aber ich glaube, daß er nie der Juristerei besonderen Geschmack abgewonnen hat; wenigstens erinnere ich mich, daß er mir einmal sagte, wie er schon als junger Student, statt die Vorlesungen zu besuchen, es liebte am offenen Fenster auf dem Sopha zu liegen und tagelang Romane, Gedichte, Dramen zu lesen, Gutes und Schlechtes, wahllos, wie es ihm unter die Hände kam. Er schüttelte denn auch die Juristerei ab, ging nach Paris, und hier trat der junge Mann von Neuem Ludwig Bamberger nahe, der, der Familie befreundet, ihn schon als Kind gekannt hatte. Diese Freundschaft hat ein Leben gedauert. Den bequemen Weg hergebrachter Berufsthätigkeit hatte Homberger verlassen; für einen Deutschen ist dieser Schritt stets ein besonders schwerer, und die Klage von Hutten gilt noch heute in unserem Lande der Büreaukratie und der abgeschlossenen ständischen Unbeweglichkeit. In wechselvoller Thätigkeit als freier Schriftsteller lebte Homberger seitdem in Paris, in verschiedenen Städten Italiens, in Berlin und wieder in Italien.

Aus der Einseitigkeit der deutschen Verhältnisse war er herausgetreten, und seitdem galt sein Interesse dem geistigen und künstlerischen Leben der Kulturnationen, aber auch der Politik der modernen Staaten. Aus dem Lande stammend, das die Spezialisten ausbildet, war er kein Spezialist. Er war künstlerisch beanlagt, aber er betrieb auch die Wissenschaften, und er empfand durch die Politik den Wellenschlag des Tages; er war ebenso durch die Bücher, wie durch das Leben gebildet, während man in Deutschland diese Mischung gerade nur höchst selten findet. Die Bildung, die von der Druckerschwärze abgelesen wird, ist bei uns herkömmlich genug; schon weit seltener sind in Deutschland jene Menschen, die man bei den Angelsachsen häufig findet, und die zu einer Bildung durch das Leben gelangt sind, wenn anders Bildung eine harmonische und bedeutsame Durchgeistigung der Persönlichkeit heißt. Unser öffentliches Leben war lange kleinbürgerlich und trivial, und ist zu jung, als daß es eine lebensvolle Quelle der Generation hätte sein können, die von jenseits der Mitte dieses Jahrhunderts zu unseren Tagen hinübergewachsen ist. Homberger gehörte als einer der Jüngsten zu jener Gruppe von bemerkenswerthen Menschen, die deutsche Bildung, deutsche Empfindungstiefe und deutsche Gewissenhaftigkeit durch die Berührung mit fremdländischen Kulturen, mit romanischer Lebensgewandtheit lockerten, weltmännisch ausgestalteten und befruchteten.

Wozu schien dieser so eigenartig geistig durchtränkte Mensch aber vor Allem berufen zu sein? Für das thätige Handeln im Weltgetriebe war ein beobachtender Geist, wie der seine, voll immer neu abwägender Gerechtigkeit augenscheinlich nicht geschaffen. In der Wissenschaft fesselte ihn nicht das mühsam geschürfte Detail; er ging auf die großen geistigen Zusammenhänge aus. War er ein Dichter oder gehörte er zu jenen, die Kunst, Leben und Wissenschaft nachempfinden, selbständig durchdenken, in ihrem Gehalt auffassen und dann zur knappen, kritisch erläuternden Darstellung zu bringen wissen? Man kann die Letzteren mit einem Wort als Essaiisten bezeichnen; und ich glaube, daß Homberger durch seine geistigen Fähigkeiten vor Allem für den Essai geboren war, während sein Empfinden ihn zur Dichtkunst hinziehen mußte. Wenn sein Streben nicht alle Früchte zur Reife brachte, so liegt, wie es mir scheint, ein Grund in diesem Zwiespalt.

Welche Hemmungen sein geistiges Schaffen durch körperliche Leiden zu erdulden hatte, das läßt sich nicht abwägen. Wenn man den kleinen wohlgestalteten Mann, der nicht immer ein Urbild der Gesundheit war, aber auf dem doch nicht die Schatten der Krankheit lasteten, mit schönem geistvollem Auge, milde, humorvoll und leuchtend, so beweglich, so eifrig und redegewandt jeder behandelnswerthen Frage im Gespräche sich widmen sah, dann wurde es einem schwer, an den Wurm zu glauben, der seine Kräfte zernagte. Doch wie er ein nervenzartes Kind gewesen, so hat ihn sicher auch in späteren Jahren immer von Neuem der Körper in Stich gelassen für jenes Schaffen, das die äußerste Anspannung und das Zusammenfassen aller Fähigkeiten ver-

langte. Und nur in diesem Schaffen mochte er leben. Er haßte die Flickworte, er konnte nicht vulgär sein; es war ihm unmöglich, sich mit den Schwierigkeiten abzufinden, und er war ganz besonders fein organisirt, um immer neue Schwierigkeiten zu entdecken. Die umfassende Bildung, die er besaß, trug gleichfalls das ihrige dazu bei, ihm zu zeigen, wie weit verzweigt und wie fein verästelt die Beziehungen eines jeden Stoffes waren, den er berührte. Man kann sagen, er hatte zu viel, ein zu zartes Gewissen für die Kräfte, die er besaß; und da seine Kräfte, wenn er sich wohl fühlte, keineswegs gewöhnliche gewesen sind, so enthüllt sich die ganze lautere Kostbarkeit dieses Gewissens. Die Frage, die er einmal Theodor Mommsen vorlegte, ist für ihn bezeichnend genug, wie es nicht weniger bezeichnend für ihn war, daß die Antwort lebhaften Eindruck auf ihn gemacht hat. Er fragte den großen Historiker: Wie kann man Geschichte schreiben über eine Zeit, für die überreichlich die Quellen fließen? Man muß nicht nur die Ueberlieferungen sämmtlich kennen, man muß auch sicher sein, daß, während man schreibt, in jedem Augenblick jedes zugehörige Dokument einem gleich lebhaft vor der Seele steht. Worauf Theodor Mommsen in seiner zugreifend scharfen Weise erwiderte: Ja, ohne ein Quantum Frechheit geht es nicht ab. Diese Frage an Mommsen spiegelte aber keineswegs nur eine müßige Spekulation wieder. In die Controverse zwischen Bismarck und Lamarmora hatte Homberger mit einer vortrefflich geschriebenen Artikelserie „Die preußisch-italienische Allianz von 1866“ eingegriffen. Vier Artikel und eine Replik an den Senator Jacini waren veröffentlicht; aber Hombergers Auffassung änderte sich, und es war ihm nun unmöglich, auf dem alten Fundamente weiter zu bauen. Hatte er irgend etwas geschrieben, so pflegte er sich die Freude an dem Geschaffenen nach kurzer Zeit zu verderben. Er sagte dann: Und es ist doch anders! Der Wille und der Drang zu schaffen, waren bei Homberger, wie stark sie auch sein mochten, doch nicht oft so stark, um ihn über seine körperlichen Leiden und über die unendlich feinen Regungen seines Gewissens hinwegzuheben.

Mit Eigenschaften, wie diesen, hätte Homberger auf dem Gebiete freischaffender Phantasie, als Dichter, immer noch eher den festen Schritt für rüstiges Vorwärtsschreiten finden können. In der Dichtung gibt es nur jene innere Wahrheit, die im Busen des Poeten ruht, und es wäre ihm die quälerische Frage des Pilatus erspart geblieben.

Gerade vor jetzt etwa Jahresfrist hatte er mir eines seiner Fragmente — wiederum leider ein Fragment — vorgelesen; es war der Beginn einer Novelle, die durch die Kraft der Stimmungsmalerei besonders eindrucksvoll war. Gehobenen Sinnes gingen wir gegen Sonnenuntergang im Angesicht des Mont Blanc auf dem Bergrücken von Saint Cergues, da gestand Homberger, wie er sich „behaglich“ allein im poetischen Schaffen fühle. Nur aus einer inneren, immer mächtiger anschwellenden Stimmung heraus beginne sein Bilden, bis dann diese Stimmung sich allmählich zu Formen verdichte und in Gestalten verkörpere. Zwei seiner Novellen,*) der Säugling und der Leitstern, zeigen in der That, wie er sich ganz einer Stimmung hingibt, sie breit, oft breit genug dahinströmen läßt, sich auf ihr wiegt und von ihr tragen läßt und mit mildem Humor Tragisches betrachtet und Verwickeltes löst. Zwei andere Novellen, und sie erscheinen mir die schönsten, sind ganz knapp gehalten; der heilige Giovanni ist von ergreifender Einfachheit; fest in der Zeichnung und so edel, keusch und zart in der Stimmung. Madonna Clarenza aber gehört zu den wenigen historischen Novellen, die wir besitzen; sie ist kein Kostümstück, sondern sie zaubert das Empfinden entschwundener Zeiten herauf. In der Einleitung zu dieser Novelle spricht Homberger aus, was er wollte. Mit gravitätischer Schalkerei fertigt er die lehrhaften und gelehrten Verfertiger historischer Kleider-Romane ab, und sagt, daß ihn die Lust zu fabuliren und die Antheilnahme an menschlichen Schicksalen allein bewege. Es sind merkwürdige und bezeichnende Schicksale, die er behandelt. In jeder seiner Novellen ist ein Weib die Heldin: ein sich erschließendes Kind, eine unbewußte Jungfrauenknospe, eine stolze Jungfrau, ein verblühendes Weib, und über sie alle schreitet das Schicksal hinweg; sie erkämpfen sich — bezeichnenderweise — nicht ihr Loos; Glück oder Verderben sinkt ihnen in den Schooß, und sie ertragen es freudvoll oder ergeben.

Diese Novellen, an denen die Reinheit, der Klang und die Schönheit der Sprache nicht zum wenigsten zu bewundern sind, die alle in Italien spielen und die Hombergers Kennerschaft des Landes beweisen, erheben sich weit über das erfreuliche Mittelgut. Gleichwohl scheint es mir zweifelhaft, ob Homberger als Dichter seine Natur hätte ausschöpfen können. Er besaß Gestaltungskraft, Phantasie, die Fähigkeit, den Vorgängen menschlichen Empfindens nachzuspüren, aber alle diese Anlagen befanden sich unter der Kontrolle eines reflectirenden Geistes und wurden gemessen an einer Fülle von Vorbildern, die die Kenntniß des Werthvollsten aller Litteraturen lieferte; so konnte die volle Ursprünglichkeit nicht ganz zu ihrem Rechte kommen. Wohl aber glaube ich, daß Homberger für den Essai durch seine produktiven Fähigkeiten, wie nur einer, geschaffen war, und auf diesem Gebiete hätte er tiefgreifende Wirkungen üben können, wenn ihm nicht — ein trauriges Wenn — sein zu zartes Gewissen, das ihn stets noch Lücken ahnen ließ, und sein zu großes Wissen, das ihm stets unausgefüllte Lücken zeigte, immer wieder eine Schlinge gelegt hätte. So wurde er durch moralische Qualitäten von edelstem Gehalt auf die eine Seite geführt, während seine geistigen Anlagen ihn vor allem auf die andere Seite drängten, und auch dieser Zwiespalt mußte das Räderwerk eines so feinen Baues immer wieder in Verwirrung bringen.

Die Novellen Hombergers sind trefflich abgewogen und zartsinnig, aber von einzelnen seiner Essais kann man sagen, daß bessere nicht geschrieben worden sind, und in jedem seiner Essais finden sich wenigstens Stellen, die den bedeutenden und eigenartigen Denker verrathen. Justi sagt ein Mal „Selbstdenken war im achtzehnten Jahrhundert der erste Ehrgeiz des Schriftstellers.“ Ein solcher, heute so seltener „Selbstdenker“ — doch nicht im Fichte'schen Sinne — war Homberger. Was er gelesen hatte, war erstaunlich, und beständig las er von Neuem das Beste. Aber alle diese Druckerschwärze hatte ihm nicht den freien Blick getrübt; er steckte in keiner Theorie und in keinem System. Mit dem Leben in Verbindung gerieth er nicht auf den dürren Sand der Abstraktionen. Immer stand als der wirkende Mittelpunkt vor seinem Auge der athmende Mensch, und gleich genußvoll war ihm der Mensch, wie ein Buch. In Beiden wußte der durch das romanische Ausland gebildete Deutsche zu lesen. Er besaß die Kunst des Verstehens, und er leuchtete in jene Tiefen, über die keine documents humains Aufschluß geben.

Das gesonderte Kunstwerk in seiner Eigenart, die feinen Zusammenhänge im Völkerleben und im Leben des Einzelnen, die Strömungen in der Wissenschaft und Litteratur, das war seine Domäne, und er sah plastisch, wie, Individuum an Individuum sich reihend, geistige Bewegungen zu Stande kamen. So konnte er denn sagen, „daß das einzige Studium des Menschen der Mensch ist“ und als Ergebniß dieses Studiums versprach er sich, wessen er seinen Freund Karl Hillebrand theilhaftig erklärte. „Jene hohe, unbefangen heitere Menschlichkeit, welche die edelste Frucht des Menschenstudiums ist“.

Als Essaiist hätte Homberger bei ergiebigem Schaffen eine starke Stellung erringen müssen. Er besaß eine Mischung von Eigenschaften, die nach meiner Erinnerung sich sonst nirgends antreffen läßt. In seinem objektiven Gerechtigkeitssinn war er ein Jünger Sainte Beuves, aber sein Streben ging weiter; ihm schwebte das vor, was er als Shakespearische Herzens- und Gewissensmoral bezeichnete. Sein Gerechtigkeitssinn war kein dogmatischer, sondern ein poetischer, und die große Dichtkunst, in der er lebte, war

*) Sie sind erschienen bei W. Herz, 1880, Italienische Novellen von H. Homberger.

sein Gesetzbuch; dazu kam noch eins; wie sein Lachen von unwiderstehlicher, süddeutscher Herzlichkeit war, so konnte er auch seinen Schriften einen feinen, schalkhaften und weltweisen, manchmal auch herben Humor hinzufügen, der ihnen einen eigenen Reiz verliehen hat. Der Florentiner Ansiedler liebte die „schalkhaften Toskaner".

Wie bei dieser Geistesverfassung seine Stellung gegenüber den litterarischen Hahnenkämpfen des Tages sein mußte, ist klar. Diese Schlachten erschienen ihm als Hahnenkämpfe; manchmal ihn erregend, doch nie bedeutungsvoll. Er verfocht weder den Idealismus, noch den Realismus, noch den Naturalismus, noch den Subjectivismus, noch den Mysticismus in der Kunst, noch hatte er Vorliebe für irgend eine andere moderne Zwangsjacke. Man könnte sagen, daß er an den Künstler nur zwei Forderungen stellte: Der Künstler sei plastisch; das heißt, er verstehe sein Handwerk und besitze die Kraft, dem Gestalt zu geben, was er verkörpern will, und sein Inneres sei reich und tief genug, damit es ihm zum Verkörpern etwas liefere, was des Verkörperns werth ist. Mit dieser Theorie — die keine Theorie ist — sondern die Weisheit des Kenners und Künstlers konnte man zwar kein Schulprophet sein; aber es ließ sich die Kunst genießen und verstehen von Aeschylos, der sich „an der Tafel Homers genährt" hatte, bis Fielding, der am üppigen Tisch von Fox zu sitzen vorzog, und Künstler verschiedener Art ließen so sich anregen.

Ein Maler, ein Bildhauer, der in seinem Schaffen geknickt ist, hat es gut. Ein, zwei Werke, die vor Aller Augen stehen, können schon genügen, Zeugniß für seine Art abzulegen. Ein Schriftsteller dagegen, dessen wenige Arbeiten in Zeitschriften verzettelt und begraben sind, er kann für einen größeren Kreis keine Persönlichkeit sein; für ihn kommt es nicht ausschließlich darauf an, was er geleistet hat, sondern daß seine Leistungen sich auch immer wiederholt haben; immer von Neuem muß er vor die Augen seiner Zeitgenossen treten, und so geschah es denn, daß Heinrich Homberger mit dem wenigen, aber werthvollen, das er geschaffen, naturgemäß ein Ungenannter ist, während weit schwächeren, aber ewig regsamen Händen es nicht schwer fällt, sich einen Kranz stattlichen Ansehens zusammen zu pflücken. Wenn auch zu anderer Folgerung gewendet, so paßt doch auf sein produktives Schaffen, was eine seiner Gestalten sagt: „Wie nicht die gewöhnlichen Gesteine, wohl aber jenen edelsten Marmor, den wir Andern Crestola nennen, so häufig böse Spalten und Brüche verderben und unbrauchbar machen, so finden Sie gerade in den Menschen vom feinsten Korn morsche Stellen, wie sie uns gewöhnlichen kleinen Leuten nicht anhaften."

Was ihm in sein Leben bald Unbefriedigung, bald Resignation und immer schnell gewelktes Hoffen einfügte, das machte ihn für seine Freunde nur um so werthvoller. Sein Geist konnte sich ihnen mehr zuwenden. Homberger förderte den Nachwuchs mit kundiger, liebevoller Hand; aber er dachte nie daran, als Impressario seine Mühen einzustreichen. Für Alt und Jung war er derselbe. In einem Briefe an Schlabrendorf spricht Winckelmann ein Mal davon, wie wenig Leute es in Deutschland gibt, die wissen, „was man nicht aus Büchern wissen kann" und wenn Goethe singt von dem:

> Was von Menschen nicht gewußt,
> Oder nicht bedacht,
> Durch das Labyrinth der Brust,
> Wandelt in der Nacht,

so war Homberger einer jener, — und sie sind noch heutigen Tages nicht häufiger — die ihren Freunden des Lebens ungedruckte Weisheit predigten, und die die zartesten Regungen des Empfindens zu lösen wußten. In diesem Mann mit seinem Wissen und Verstehen verkörperte sich ein ideales Publikum und ein idealer Richter.

Gegen Ende seines Lebens hatte er nochmals Berlin verlassen, weil ihm dieser hastige Ort, wo Niemand etwas gilt, der nicht allabendlich seine Zeche beglichen hat, unsympathisch war; er zog sich nach Florenz zurück, das „die großstädtischste aller kleinen Städte" ist, wo er von seinem Arbeitszimmer San Miniato sehen konnte, wo er Freunde wie in Berlin besaß, und wo ihm die Hochnasigkeit nicht zu dicht auf den Leib rücken konnte. Noch spät verheirathet einer Frau, die mit heiterer, liebenswürdiger Beweglichkeit sein Heim erfüllte, spähte er von seinem gastlichen Hause in das rege Leben hinaus, und wie er der deutschen Einheit zugejubelt hatte, so verfolgte er mit Bitterkeit die Bismarck'sche Decadence-Periode, jede Einzelheit aufgreifend, aber dann freilich vor Allem wägend, welcher Schatz an sittlicher Würde und Kraft in dieser Zeit vernichtet und wie das Denken und Empfinden vergröbert worden ist.

Er war vor Allem eine feinsinnige und eine sittliche Natur; aber er war nicht gefühlsselig und nicht sentimental; er zahlte mit tiefem Gefühl, doch nicht an der unrechten Stelle, und seine geistige Spannkraft und Schärfe, die auf die Sache losging, erschien stets rüstig und wohlgemuth, wenngleich das Leben ihm nicht das geboten hatte, was seine Natur verlangte. Er war ein klarer, gesunder, erfrischender Quell, der allen sichtbar nicht besonders stattlich dahin strömte, aber der ungesehen so manche Wurzel heilsam netzte, die sich bis in seine Nähe auszustrecken wußte.

P. Nathan.

Verschiedene Phasen der kulturgeschichtlichen Auffassung.*)

Wollte man der oben bezeichneten Aufgabe im vollen Umfange gerecht werden, so würde aus der Untersuchung ganz unvermerkt ein vollständig abgeschlossenes Werk werden; wir müssen deshalb darauf verzichten, in lückenlosem Zusammenhang die Wandlungen zu verfolgen, welche die Ansichten über die Geltung und Bedeutung der Kulturgeschichte in neuerer Zeit erlitten haben. Uns kann es nur auf eine möglichst knappe Hervorhebung der einzelnen Standpunkte ankommen, ohne daß wir uns verpflichtet hielten, die Begründung und Herleitung der maßgebenden Ideen sowohl, wie gar eine eindringende Kritik derselben zu versuchen. Aber auch unter diesem Vorbehalt würden wir falsche Erwartungen erregen, wenn wir unser Ziel nicht noch schärfer begrenzten. Zunächst nämlich verzichten wir auf jede Berührung mit der eigentlichen zünftigen Historiographie; denn diese verfährt entweder rein monographisch und kommt dadurch für uns nicht in Betracht oder aber hält sich universalgeschichtlich an den feststehenden Kanon des chronologischen Zusammenhanges der Geschichte (meist von Egypten beginnend), während andere großartige Kulturen wie die indische oder gar die chinesische — von den Civilisationen der neuen Welt ganz zu schweigen — und damit die gleichartigen Bezüge des geistigen Wachsthums der Menschheit überhaupt wegfallen. Andererseits können wir uns auch nicht auf die Hilfe der Philosophie der Geschichte verlassen, da es dieser nur um die spekulative Konstruktion der treibenden Ideen im Allgemeinen zu thun ist, dagegen weniger oder gar nicht um die eigentliche Entwicklung der Gesittung und die sie beherrschenden Gesetze. Bei Herder, dem ein für seine Zeit verhältnißmäßig großes Material zu Gebote stand und der gerade die Entfaltung der Humanität besonders aufmerksam verfolgte, liegt, wie wir später sehen werden, die Sache ganz anders.

Wenn wir uns nun zunächst dem vorigen Jahrhundert zuwenden, so verdient wohl in erster Linie der unermüdliche geistige Agitator Voltaire genannt zu werden, der sowohl durch die Erweiterung des landläufigen geschichtlichen Horizonts wie durch eine tiefere Auffassung des Geschehens weit über seine Zeitgenossen hervorragt. In seinem auf sorgfältigen Quellenstudien beruhenden, dreibändigen Werk: Essai sur les moeurs et l'esprit des Nations wendet er

*) Mit Rücksicht auf das Buch: Kulturgeschichtliche Skizzen von O. Henne am Rhyn. Berlin. 1889. Verein für deutsche Litteratur.

sich vor Allem gegen die blaße Werthschätzung der Thatsachen als solcher, indem er sein Programm so formulirt: le but de ce travail n'est pas de savoir en quelle année un prince indigne d'être connu succéda à un prince barbare chez une nation grossière. Si l'on pouvait avoir le malheur de mettre dans sa tête la suite chronologique de toutes les dynasties, on ne saurait que des mots. (Oeuvr. compl. XI., 157.) Andererseits wird er nicht müde — freilich in übertriebener Weise — auf das Wunderland China die Blicke seiner Zeit zu richten und damit den üblichen Leitfaden der Weltgeschichte nicht unerheblich zu vergrößern. Von Rousseau, dem ja überhaupt die Kultur nur ein einziger großer Fehltritt der Menschheit war, eine Entartung aus dem imaginären Naturzustande kindlicher Unschuld und Freiheit, dürfen wir an dieser Stelle absehen, schon deshalb, weil bei ihm gegenüber den eingefleischten doktrinären Vorurtheilen keine irgendwie unbefangene objektive Auffassung des geschichtlichen Lebens aufkommen kann. Dagegen kann man Herder als den eigentlichen Bahnbrecher für eine neue, philosophisch erfaßte und doch empirisch begründete Betrachtung bezeichnen. Es ist die Geschichte der Menschheit im Allgemeinen, die ihn begeistert, deshalb keimt hier schon die fruchtbare Methode der Vergleichung, die uns in allen Wissenschaften der neueren Zeit zu so überaus weittragenden Entdeckungen geführt hat. Aber es ist kein schattenhaftes, abstraktes Ideal des allgemein Menschlichen, dem er nachjagt, vielmehr werden alle metaphysische Träumereien kurzer Hand abgewiesen: „Lasset uns also, wenn wir über die Geschichte unseres Geschlechts philosophiren wollen, soviel möglich alle engen Gedankenformen, die aus der Bildung eines Erdstriches, wohl gar nur einer Schule genommen sind, verleugnen. Nicht was der Mensch bei uns ist oder gar, was er nach den Begriffen irgend eines Träumers sein soll, sondern was er überall auf der Erde und doch zugleich in jedem Strich besonders ist, d. h. wozu ihn irgend nur die reiche Mannigfaltigkeit der Zufälle in den Händen der Natur bilden konnte, — das lasset uns auch als Absicht der Natur betrachten.“ Das eigentliche Ideal aber der Herder'schen Weltanschauung bildet die Idee der Humanität, die er allen Menschen als apriorisches Besitzthum zuschreibt. „Die göttlichen Gesetze und Regeln der Humanität, die sich, wenn auch nur in Resten, bei den wildesten Völkern äußern, sollen sie nach Jahrtausenden etwa von der Vernunft ersonnen sein und diesem wandelbaren Gebilde der menschlichen Abstraktion ihre Grundfeste zu danken haben? Ich kann's, selbst der Geschichte nach, nicht glauben. Wären die Menschen, wie Thiere auf die Erde gestreut, sich die innere Gestalt der Humanität erst selbst zu erfinden, so müßten wir noch Nationen ohne Sprache, ohne Vernunft, ohne Religion und Sitten kennen; denn wie der Mensch gewesen ist, ist er noch auf Erden. Nun sagt uns aber keine Geschichte, keine Erfahrung, daß irgendwo menschliche Orang-utangs leben, und die Märchen, die der späte Diodor und der noch spätere Plinius von den unempfindlichen und anderen unmenschlichen Menschen erzählen, zeigen sich entweder selbst in ihrem fabelhaften Grunde oder verdienen wenigstens auf das Zeugniß dieser Schriftsteller nach keinen Glauben. . . . Wilder als der Neusee- und Feuerländer ist auch, nach der Analogie des Klimas zu rechnen, kein europäisches, geschweige ein griechisches Volk gewesen; und jene inhumanen Nationen haben Humanität, Vernunft und Sprache.“ Schiller endlich, um mit ihm diese Reihe abzuschließen, hat in seiner bekannten Rede: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte, die bisherige Sphäre der geschichtlichen Betrachtung durch die Hinzunahme prähistorischer Zustände sehr bedeutsam erweitert; denn dadurch wurde ja erst das Problem der Entstehung der Kultur der Forschung gestellt. Indem er auf die Unsicherheit der Kriterien aufmerksam macht, die sich steigert, je mehr wir uns den Anfängen der menschlichen Gesittung nähern, ist es ihm doch nicht entgangen, daß wir selbst bei dem bedauerlichen Mangel positiver Zeugnisse durch bestimmte Rückschlüsse aus ähnlichen oder gleichartigen Bezügen der Gegenwart auf die entsprechenden Entwicklungsstufen einer mythischen Vorzeit uns einigermaßen zu helfen im Stande sind. „Unsere Weltgeschichte würde nie etwas Anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt aber kommt ihr der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren; daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlose Zeiten verlieren, ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann.“ Wie ungemein fruchtbar, besonders unter den geschickten Händen von E. Tylor, diese Methode sich entwickelt hat, kann hier nicht weiter erörtert werden.

Für unser Jahrhundert waren es wesentlich drei Faktoren, welche für die weitere Entfaltung der kulturgeschichtlichen Betrachtung bedeutsam geworden sind, nämlich der Einfluß der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Naturwissenschaft, insbesondere der Entwicklungslehre und endlich der modernen Völkerkunde. Es bedarf keiner ausführlichen Begründung, wie durch die überraschenden Resultate, zunächst der indogermanischen, Sprachforschung uns Aufschlüsse über Zustände und Zeiten zu Theil wurden, welche völlig jenseits jeder schriftlichen und monumentalen Ueberlieferung lagen. Aber was für uns hier wesentlich in Betracht kommt, ist das völlige Ueberschreiten der nationalen Grenzen und des bisherigen topographischen Zusammenhanges; durch die vergleichende Linguistik wurden ganz neue Stammbäume geschaffen und die religiösen, rechtlichen und künstlerischen Ideen der alten Arier z. B. mit annähernder Sicherheit wiederhergestellt. Am günstigsten gestaltete sich die Sache natürlich da, wo Sprach- und Geschichtsforscher sich auf gleichem Wege begegneten oder wie bei W. v. Humboldt sich in einer Person vereinigten (vgl. dessen Abhandlung: Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers). „Das Geschäft des Geschichtsschreibers (so bestimmt er dessen Aufgabe) in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Aber überall ist doch für die Untersuchung der sprachgeschichtliche und physiologische Zusammenhang maßgebend; was darüber hinausging und trotzdem die überraschendsten Analogien aufwies, wurde entweder bei Seite geschoben oder als Kuriosum bewundert, wie Max Müller das bei Gelegenheit der Zulusmärchen offen gesteht. (Essays II, 189.) Die einzelnen Völkergruppen (Indogermanen, Uralturanier u. s. w.) bleiben bestimmend für die dadurch bedingten Kulturkreise, obschon die Einheit der Rasse vielfach durch Eroberung und Vermischung mit fremdem Blut gebrochen erscheint. Viel radikaler war der Einfluß, den die moderne Naturwissenschaft auf die Auffassung des geschichtlichen Lebens äußerte; der gesunde Rückschlag einer nüchternen, erfahrungsgemäßen Forschung gegen die aus der unerschöpflichen Tiefe des eigenen Bewußtseins spekulirende Metaphysik, die unzweideutige Beobachtung, daß die organische wie die unorganische Natur großen, unwandelbaren Gesetzen unterliege und die Thatsache endlich, daß auch die höheren psychischen Schöpfungen des menschlichen Geistes in Sprache, Recht, Sitte, Religion u. s. w. nicht so sehr individuelle, sondern weitaus zum größten Theil soziale Gebilde sind, in ihrem ganzen Verlauf naturgesetzlich bedingt, mußte auch für unsere Disziplin bedeutsam werden. Henne am Rhyn macht für diese Strömung den bekannten, überaus gelehrten, wenn auch vielfach in seinen Voraussetzungen wie Folgerungen irrenden Buckle verantwortlich: „Sein Hauptzweck war, die bis zu seiner Zeit vorherrschende Art der Geschichtschreibung zu beseitigen und diese Thätigkeit in zwei einander völlig fremde Gebiete zu zertheilen, nämlich in die künstlerische, welche gar nicht zur Wissenschaft gehöre (gerade diesen Gesichtspunkt vertrat Wilh. v. Humboldt), und in

die wissenschaftliche, welche in einem über den Thatsachen erhabenen Sinne die Gesetze zu ergründen hätte, denen die Geschichte ebenso gut unterworfen wäre wie die Natur. Buckle gründete dies Verlangen nach Gesetzen der Geschichte sonderbarerweise auf die Statistik, welche nach seiner Ansicht darlegen sollte, daß Alles, was im Menschenleben vor sich gehe, sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederhole. Obschon sich diese Wiederholung nur auf gewöhnliche und alltägliche Vorkommnisse beschränkt, welche mit der Geschichte, d. h. mit den die Entwicklung der Menschheit im Großen betreffenden Ereignissen nichts oder wenigstens nichts unmittelbar zu thun haben, übte Buckle's Forderung einen solchen Einfluß aus, daß sich eine Schule bildete, welche die Kulturgeschichte zu einer Naturwissenschaft gestempelt hat, keinen Fortschritt mehr, sondern nur natürliche Entwicklung anerkennt und jedes Ideal als unnützen Plunder bei Seite wirft." (S. 4.) Unseres Erachtens ist es freilich nicht so sehr der erwähnte englische Geschichtsschreiber, der vielmehr lange Zeit ganz unbeachtet blieb, um dann (wenigstens in Deutschland) eher heftig angefeindet, als gerade nachgeahmt zu werden, sondern sein großer Landsmann Ch. Darwin, dem letzten Endes diese Anwendung der geläufigen Zauberformel der natürlichen Entwicklung auf die Geschichte zu verdanken ist: Mit Fug und Recht berufen sich daher v. Hellwald, Gumplowicz und andere Vertreter dieser Richtung auf ihren Meister. Im Uebrigen sind wir mit unserem Gewährsmann in der Ablehnung dieses Standpunktes, wenigstens in seinen extremen Voraussetzungen, einig; vor Allem vergißt diese Hypothese immer, daß mit ihrem Prinzip an und für sich noch gar kein Grund aufgefunden ist, sondern nur das Problem, das im Uebrigen der Enträthselung harrt. Die Entstehung des Individuum, die Bildung der menschlichen Gesellschaft, die Erfindung der Sprache, der Schrift, der Ursprung der menschlichen Vernunft, Sitte, Religion u. s. w. sind sämmtlich Aufgaben, welche über den Kreis der bloß induktiven, naturwissenschaftlichen Erfahrung hinausliegen und deshalb auch nicht mit dem Prinzip der natürlichen Entwicklung zu lösen sind. „Woher stammt die Menschheit, fragt Henne am Rhyn. Die Antwort Darwin's und seiner Schule ist bekannt, aber ebenso bekannt ist, daß dieser hochachtbare Forscher und seine geistvollen und ernststrebenden Verehrer den Grund nicht kennen, der aus einem auf Bäumen herumkletternden haarigen Thierwesen einen Apollo von Belvedere, ein Weltgericht, ein Requiem, eine Kritik der reinen Vernunft, einen Kosmos, die Anwendung der Dampfkraft, die Photographie und Telegraphie hervorgehen ließ, während andere haarige Thierwesen der nämlichen Species noch heute auf den Bäumen herumklettern und nicht einmal Feuer anmachen oder eine Keule schnitzen oder auch nur lachen können, auch keine Aussicht vorhanden ist, daß sie es jemals lernen! Dazu kommt noch, daß bisher weder von dem Urmenschen ohne Kultur noch von irgend einem Mittelwesen oder Uebergang zwischen Thier und Mensch die geringste Spur aufgefunden wurde." (S. 8.) Freilich darin können wir unserem Verfasser nicht Recht geben, wenn er die Kulturgeschichte von den Naturgesetzen ganz loslöst; nur für den unausweichlichen Zwang, den die äußere Natur (Klima, Bodenbeschaffenheit, Ernährung u. s. w.) auf den Menschen ausübt, würde dies gelten können, aber sonst beherrschen das geschichtliche Leben der Menschheit in allen seinen Aeußerungen große soziale Gesetze, welche weit über jede individuelle Willkür hinausgreifen. Der mächtigste Hebel aber erwuchs der Kulturgeschichte in der modernen Völkerkunde, die mit ihrem, das gesammte Völkerleben umspannenden Material erst der vergleichenden Betrachtung den erforderlichen Unterbau liefern konnte. Indem sie uns die weitreichendsten Aufschlüsse über vorgeschichtliche Zustände aus dem Studium der sogenannten Naturvölker in Aussicht stellte, ermöglichte sie zugleich dadurch einen Einblick in das Wachsthum menschlicher Gesittung, in die Entwicklung der Kultur. Allerdings bindet sie sich nicht an den Rahmen chronologischer Beurtheilung, weil eben für die Anfangsstadien unserer Gesittung jede zeitliche Auseinanderfolge völlig unmöglich wäre. Aber einerseits ergibt sich aus der summarischen Uebersicht der geistigen Entwicklung ein zutreffendes Bild des allgemein menschlichen Typus, den wir uns vorschnell meist nur nach unserer kulturgeschichtlichen Sphäre auszumalen pflegen, und andererseits gliedert sich dieser gesammte Prozeß topographisch (und in geschichtlich klar zu verfolgenden Zeiträumen auch chronologisch) in gewisse Abtheilungen, die einander mehr oder minder unabhängig gegenüberstehen. Henne am Rhyn zählt drei solcher Gruppen, eine brahmanisch-buddhistische oder turanisch-indische in Ostasien, als zweite die mohamedanische oder semitisch-persische in Westasien und Nordafrika und als letzte die christliche oder vorherrschend arische in Europa und dessen Kolonien. Allerdings in der Werthschätzung und Beurtheilung fremder Gesittungen ist — wenn auch vielfach unbewußt — der Maßstab unserer eigenen Kultur ausschlaggebend, wie Ratzel ganz richtig hervorhebt: „Wir sprechen von Kulturstufen, von hoher und niederer Kultur, von Halbkultur und vor Allem setzen wir Kultur- und Naturvölker einander gegenüber. Es geht daraus hervor, daß wir an die verschiedenen Kulturen, die wir bei den Völkern der Erde finden, einen bestimmten Maßstab anlegen, und diesen Maßstab nehmen wir offenbar von der Kulturhöhe her, die wir selbst erreicht haben. Unsere Kultur ist für uns die Kultur. Nehmen wir nun an, daß in der That die höchste und reichste Entfaltung dieses Begriffes bei uns zu finden sei, so muß es uns für das Verständniß der Sache selbst am wichtigsten erscheinen, die Entfaltung dieser Blüthe bis zum Keime zurück zu verfolgen." (Völkerkunde I, 17.)

Verstehen wir somit unter Kultur das geistige Wachsthum der Menschheit nach allen Richtungen hin, so kann es begreiflicherweise nicht unsere Aufgabe sein, im Einzelnen diesen Prozeß zu schildern; wir müssen uns mit wenigen Andeutungen begnügen. Was zunächst die vielumstrittene Frage des sogenannten Ursitzes der menschlichen Gesittung anlangt, so huldigt unser Gewährsmann der Ansicht, daß die Menschheit einen gemeinsamen Wohnsitz gehabt habe; andere Forscher bekanntlich (unter ihnen A. v. Humboldt) folgen der entgegengesetzten Annahme. Unseres Erachtens gehört dies Problem zu den freilich mit einer gewissen Vorliebe diskutirten, aber nichtsdestoweniger nicht wissenschaftlich spruchreifen und wäre — wenigstens vorläufig — besser von der Tagesordnung abzusetzen. Fast dasselbe gilt von vielen sogenannten allgemeinen Gesetzen der Entwicklung, die vielfach bei näherer Beleuchtung als ziemlich fadenscheinige Abstraktionen von sehr zweifelhafter universeller Geltung sich herausstellen. Richtig ist dagegen die Beobachtung des Verfassers, „daß die Menschheit einer fortschreitenden Assimilation und allmählichen Verwischung aller Völkereigenthümlichkeiten und Rassenmerkmale entgegengeht" (S. 26) eine Thatsache, die durch den unaufhaltsamen Siegeszug der europäischen Civilisation sich von selbst aufdrängt. Trotz dieses kosmopolitischen, die Eigenthümlichkeiten des nationalen Lebens vernichtenden Charakters unserer modernen Bildung ist es nicht zu verkennen, daß die Macht und Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit gegen früher sich ganz erheblich gesteigert hat — selbstverständlich gilt das nur intensiv, im geistigen Sinne —, wie es Henne am Rhyn treffend entwickelt: „Das Recht des Individuums ist ein Wahrzeichen der Neuzeit. Im Alterthum und Mittelalter gab es nur Typen gewisser Landsmannschaften und Korporationen. Ein Perikles konnte nur als Athener, ein Cäsar nur als Römer, ein Walther von der Vogelweide nur als fahrender Rittersmann, ein Thomas von Aquino nur als Mönch hervorragen; außerhalb ihrer Kreise waren die großen Geister des Alterthums und Mittelalters unmöglich. Die Stellung des Individuums beginnt erst vereinzelt mit Dante; sein Werk ist nicht das Werk eines Bürgers von Florenz als solchen, es ist ein Weltwerk, das bei einer anderen Heimath des Verfassers nur andere Leute in die Hölle und in das Fegefeuer versetzt hätte. Dessen ungeachtet ist er noch in dem Dualismus von Papst und Kaiser befangen. Freier und häufiger treten die universellen, weder einen Stand noch eine bestimmte Heimath, noch den Horizont einer bestimmten

Periode, sondern die Menschheit als Ganzes vertretenden Geister im 15., noch zahlreicher aber im 16. Jahrhundert auf u. s. w." (S. 89.) Ein sehr wichtiges Ferment sodann für die Entwicklung der Menschheit ist die Religion gewesen und in einem gewissen Sinne ist sie es noch heutzutage; man muß nur nicht engherzig diesen Begriff als eine festbegrenzte Summe dogmatischer Wahrheiten fassen, wie überhaupt das kritisch höchst anfechtbare Moment der logisch beweisbaren Wahrheit besser ganz vermieden würde. Nicht minder unrichtig ist es jedoch (wie gelegentlich von extrem darwinistischer Seite aus geschieht), jede übersinnliche Vorstellung und schließlich jede religiöse Weltanschauung als einen verhängnißvollen Irrthum zu brandmarken; denn in erster Linie (wie schon oben angedeutet) handelt es sich hier nicht etwa um begriffliche Lehrsätze, die mathematisch erhärtet werden können, sondern um Gemüths- und Gefühlsäußerungen, die sich bei gereifterer Erkenntniß auch wohl in sittlichen Forderungen kundgeben. So verhältnißmäßig klar sich die Entfaltung der religiösen Vorstellungen bei den verschiedenen Völkern überblicken läßt (mit Max Müller nimmt unser Forscher den Henotheismus als erste Stufe in diesem Prozesse an), so vielfach gehen die Ansichten über den eigentlichen Ursprung derselben wieder auseinander; so viel ist aber gewiß, daß die Völkerkunde noch keinen auch noch so verwilderten Stamm angetroffen hat, dem es an jeder religiösen Empfindung gemangelt hätte. Eine sehr interessante Schöpfung des religiösen Bewußtseins, die z. B. merkwürdige Analogien mit der griechischen Mythologie bietet, ist die Kosmogonie und Theogonie der überhaupt intellektuell sehr hochstehenden Polynesier, wie sie uns besonders durch die verdienstvollen Forschungen unseres Bastian zugänglich geworden sind. Der Buddhismus endlich, die mächtigste und verbreitetste aller Religionen auf der Erde, zeigt bekanntlich die überraschendsten Parallelen mit dem Christenthum, die sich sogar bis auf das Detail der einzelnen Legenden erstrecken, wie seiner Zeit von R. Seydel ausführlich dargethan ist. Was aber ganz besonders für manche überzeugungstreue Bekenner der alleinseligmachenden Lehre beherzigenswerth ist, das ist die Thatsache, daß die sittliche Vollendung niemals von Glaubensvorschriften abhängig gemacht ist und „was noch mehr zu denken gibt, daß die Ausbreitung des Buddhismus nie mit Gewalt vor sich gegangen ist. Er kennt keine Religionskriege, keine Inquisition, keine Scheiterhaufen, keine Hexenprozesse; er ist durchaus eine friedliche, menschenfreundliche Religion, ja noch mehr, auch eine thierfreundliche, indem er die Tödtung selbst des kleinsten Wurmes oder Insekts verbietet, ja sogar den Mönchen und Nonnen vorschreibt, ihr Trinkwasser zu seihen, damit sie keine Thierchen verschlucken" (S. 286).

Zum Schluß noch ein Wort. Es hat sich gegenwärtig wieder eine radikale Richtung bei uns entwickelt, die in pessimistischem Ueberdruß am Leben und im Besonderen an den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen, abermals wie vor hundert Jahren eine Umkehr predigt und möglichst den einfachen, unverfälschten Naturzustand zurückzuführen sucht. Daß dies eine in den großen Krisen der sozialen Entwicklung leider mit einer gewissen Regelmäßigkeit sich einstellende Erscheinung krankhafter Art ist, eine Geschmacksverirrung, die zugleich lähmend auf den gesammten Fortschritt wirkt, liegt auf der Hand und wird auch von Allen (abgesehen von den fanatischen Vertretern des neuen Evangeliums) bereitwillig zugestanden. Aber man sollte das Heilmittel für solche Entartungen nicht in der äußeren Bändigung und Fesselung der Individuen suchen, sondern umgekehrt in der möglichst ungehinderten Entfaltung des individuellen Strebens; nur dadurch ist auf die Dauer ein wirkliches Gleichgewicht des sozialen Lebens zu erreichen, das einigermaßen den durch die geistige Entwicklung bedingten verschiedenartigen gesellschaftlichen Unterschieden entspricht.

Th. Achelis.

Die Tragödie in Heine's Leben.

II.

Nach Heine's kaufmännischem Schiffbruch schlug die Stunde seiner Befreiung. Sein wackerer Oheim Salomon Heine sah ein, daß mit dem „dummen Jungen" merkantil nichts anzufangen war, und schickte ihn 1819 als Studenten der Rechte auf die Bonner Universität. Hier begründet sich Heine's politische und poetische Zukunft. Er tritt in einer Burschenschaft in Berührung mit latentem Republikanismus und offener Teutschthümelei; er lernt die politischen Mißstände aus eigener Erfahrung kennen, die Metternich'sche Angstperiode herrscht, die Karlsbader Beschlüsse haben die Universitäten einer polizeilichen Kontrolle unterworfen; Heine selbst wird in einen lächerlichen Demagogenprozeß, aus dessen Akten Hüffer Mittheilungen macht, einbezogen. Ein kindlicher Idealismus scheint ihn zu beseelen, wenn er damals das kühne Wort öffentlich auszusprechen wagt: Deutschland ist jetzt frei, kein Pfaffe kerkere mehr die Geister, kein adeliger Herrschling frohnde den Leib. Diese kühne Parole vom Pfaffen und Junker, die er hier zuerst übernimmt und mehr als zehn Jahre auf seiner politischen Fahne führt, steht in dem kleinen Aufsatz „die Romantik", einer Streitschrift für die Romantiker. Heine, das ist das zweite wichtige Ereigniß seiner Bonner Jahre, ist in die Reihe der Romantiker getreten. Man muß sich klar machen, was das bedeutet. Die deutsche litterarische Hochrenaissance, welche wir die Genieperiode nennen, jene Periode des Vollgefühls der eigenen schöpferischen Gotteskraft, hatte ihre klassische Epoche zu Ende gelebt; sie hatte ihr Ideal verwirklicht und für die schöne Seele, den schönen Inhalt, die schöne Form gefunden. Aber die schöne hellenische Kunstform widersprach der germanischen Umgebung, der schöne Inhalt dem Zeitelend; die beiden Größen der klassischen Epoche blieben einsam und seit Schiller's Tod entfremdete sich Goethe vollends der Welt. Gegen diesen Zwiespalt zwischen Kunst und Wirklichkeit revoltirte das Geniegefühl in Gestalt der Romantik; die Romantiker brachen mit dem erschöpften hellenischen Prinzip und knüpften die Kunst, zwar nicht an die Wirklichkeit von heute, aber an die nationale Wirklichkeit von ehedem: sie hielten Einkehr in die deutsche Vergangenheit und begründeten eine mittelalterliche Poesie; und ferner revoltirten sie gegen die allzufertige Kunstform und verkündeten die absolute Freiheit des schöpferischen Geistes. Diese zweite That wurde für Heine verhängnißvoll; sein Genretalent, das der ins Große gehenden Gestaltungskraft und der Erfindung entbehrte, empfing jetzt eine theoretische Bestätigung seiner auflösenden Kunstweise und gab sich ihr schrankenlos hin. In seinen „Briefen aus Berlin" bereits bezeichnet er die Systematik als Würgengel der Korrespondenz, und ein Korrespondent, ein journalistischer Plauderer vom Hundertsten ins Tausendste blieb er fortan in allen seinen Prosaschriften, er wurde einer der schöpferischsten Geister der Journalistik. Diese Entwicklung ward beflügelt durch die Uebernahme der romantischen Ironie: jener alle Kunst auflösenden, absoluten Geniefreiheit, die, formlos spielend, auch die eigenen Gefühle zum Gegenstand objektivirender Willkür macht.

Anders verhielt sich Heine zu der historisirenden Richtung der Romantiker. Schlegel und viele seiner Gesinnungsgenossen hatten sich so tief mit dem Mittelalter eingelassen, daß sie, der modernen Wirklichkeit entfremdet, allen Ernstes die katholische Einheit wieder in das Leben einzuführen suchten; waren sie doch selbst Katholiken geworden. Heine konnte ihnen auf diesem Wege nicht folgen. Für den „Sohn der Revolution" hatte es mit Pfaffen und Junkern ein Ende, die Welt war frei und gut bürgerlich geworden, und ein ehrliches Bürgermädchen sollte die deutsche Poesie sein. Die Romantiker hatten die Kunst mit der nationalen Vergangenheit versöhnen wollen, Heine fordert ihren Einklang mit der bürgerlichen Gegenwart; das ist der erste Schritt zu seiner größten litterarischen That: zur Begründung des jungen Deutschlands.

Das poetische Ergebniß von Heine's Bonner Aufenthalt war die Tragödie Almansor. Ihr Gegenstand ist, wie immer, seine unglückliche Liebe, und wie immer benutzt er den Stoff als Gestell, seine ganze momentane Subjektivität daran zur Schau zu hängen. Uns ist das Drama als ein Zeugniß seiner religiösen Entwicklung wichtig. Die Hamburger Mystik ist in der freien Luft der Forschung abgestreift, sein aufblühendes freiheitliches Naturell empört sich gegen das unausweichliche Bild des gemarterten Gottes, überall sieht er Schmerzen, Blut und wieder Blut, sogar der Priester trinkt das Blut seines Gottes! Einem jungen Muhamedaner, dessen Glück von dem Nazarenerthum, der Religion der Entsagung, getödtet wird, ist diese Anschauung in den Mund gelegt; seine getaufte Geliebte vertritt die Herrlichkeit des Christenthums: die wundersame, opferfreudige, leidend erlösende Liebe, vor der die Armen reich und die Großen zu Kindern werden. „Die unüberschwänglich beseligende Idee des Christenthums ist die Liebe“, so ist in der Streitschrift für die Romantik zu lesen. Der asketische Leidenszug des Christenthums widersteht, der Liebesinhalt begeistert Heine. So ist es alle Zeit geblieben. Mit zornigem Ekel hat Heine erfahren, daß zelotischer Unverstand seinem „hellen und milden Gedicht“, wie er den Almansor nennt, religionsfeindliche Absichten unterschob; als er der Ballade Almansor, welche denselben Stoff behandelt, die Wallfahrt nach Kevlaar folgen ließ, sprach er sich in einer Anmerkung aus, daß der Dichter über den Parteien stehe und weder für noch gegen eine Religion schreibe.

In eine neue Entwicklungsphase trat Heine ein, als er im Februar 1821 nach Berlin übersiedelte. Hatte ihn in Bonn die freie Wissenschaft beflügelt, so umwogte ihn hier ein auch damals in seiner Art großstädtisches Leben und erweckte trotz seines steigenden Kopfleidens die ganze Fülle seiner Lebenslust. Denn Heine's Natur war im Grunde zum Frohsinn gestimmt, sein Humor neigte zum herzlichen, tollen Gelächter, ein jauchzender Enthusiasmus der Anerkennung blieb ihm durch sein ganzes Leben zu eigen; begeisterte er sich in Berlin für den wenig älteren Immermann und huldigte seiner Ueberlegenheit in rührenden Worten (kindlich zutraulich, nannte das ein wenig vornehm Immermann), so hing er später mit unendlicher Liebe an Laube, dessen Bedeutung er überschätzte, wie das liebevolle Ueberschätzen fremder Talente ihm immer eigenthümlich war, und als älterer kranker Mann gesteht er dem jungen Lassalle, daß er sich neben seiner Begabung ärmlich fühle. Die Stimmung der „Briefe aus Berlin“, die an einer unvermerkten Stelle im Rheinisch-westfälischen Anzeiger erschienen, ist schon ganz der jauchzende Uebermuth der Harzreise; die Welt ist so schön, er möchte alle Leute umarmen, er liebt die ganze Menschheit; und da die Menschheit vierzigmal größer ist wie die Bevölkerung von Deutschland, so ist er auch vierzigmal besser wie die Teutschthümler, die ihre Liebe auf das Vaterland beschränken, und die er im Sumpfe ihrer Nationalselbstsucht verhöhnt.

Mit Berlin hebt eine rüstige Arbeitszeit an, besonders auf philosophischem und historischem, aber auch auf juristischem Gebiet; er ist sehr stolz auf seine ausgebreiteten Kenntnisse und nennt sich in einem Brief an Sethe wiederholt und allen Ernstes den gelehrtesten der jetzt lebenden Menschen. Zwei Männer gewinnen einen entscheidenden Einfluß auf ihn, wie sie die ganze Periode beeinflußt haben: Schleiermacher und Hegel. Beide waren Kinder der Geniebewegung; Schleiermacher lehrte den Goethe'schen Pantheismus als Religion, jene heilige Liebe zur Natur in allen ihren Erscheinungen, welche in dem geringsten Stäubchen Gott erblickte und anbetete; Hegel war der letzte und höchste Repräsentant der Geniebewegung in der Philosophie, die, mit Fichte beginnend, gegen den entsagenden Kriticismus Kant's reagirte.

Die Einwirkung der neuen Doktrinen auf Heine war zunächst eine zersetzende. Der Schleiermacher'sche Pantheismus war ihm einleuchtend, aber er vernichtete seinen kindlichen Glauben. Er nennt dieses naive Dahinglauben von nun ab Indifferentismus und sagt, Schleiermacher habe ihn vom Flaumbette des Indifferentismus aufgegeißelt; in diesem Sinne wäre er zeitlebens ein Indifferenter gewesen, denn noch spät gesteht er, er habe mit seinem unphilosophischen Naturell die Hegel'sche Lehre kritiklos angenommen, weil es seiner Eitelkeit geschmeichelt habe, daß nicht der liebe Gott im Himmel über ihn herrsche, sondern daß er selbst der liebe Gott auf Erden sei. Das ist nun nicht so ernst zu nehmen und begleitet von grausamster Selbstverspottung; aber ein unphilosophischer Kopf war er in der That, er hatte damals noch nicht das geringste Verständniß für Hegel's Philosophie und wurde erst in Paris mit ihr vertrauter, als er es unternahm, die Franzosen über die deutsche Philosophie aufzuklären. In jenen Berliner Tagen gerieth er in die komischste Wuth, daß er, Harry Heine, eine Idee sein solle; er beklagt sich über die Dogmatisirung der allein herrschenden Vernunft und hat in der Harzreise in dem Doktor Saul Ascher, der das Gemüth verneint, sich alle Sonnenstrahlen, alle Blumen und allen Glauben aus der Welt disputirt hat und dem Dichter schließlich als nächtliches Gespenst die Unvernünftigkeit des Gespensterglaubens vordemonstrirt — mit diesem lustig tragischen Doktor Ascher hat er dem Hegelianismus und zugleich seinen eigenen schmerzhaften Glaubenskämpfen eine Fratze zum Denkmal gesetzt; es war überhaupt ein Zug seiner Natur, daß er schmerzhafte innere Vorgänge in launig komischer Weise aussprach; „ich kann meine Schmerzen nicht erzählen, schreibt er an Moser, ohne daß die Sache komisch wird“. Diesen Zug, der mit Heine's keuscher Abneigung gegen Gefühlsoffenbarungen zusammenhing, hat er späterhin wie alle Bedürfnisse seines Naturells zum Kunstdogma erhoben.

Der Abschied Heine's von dem positiven Glauben war ein schwerer und schmerzhafter. In einem traurigen Gedicht „Götterdämmerung“ schildert er den Sturm der Titanen auf den Himmel: sie reißen den blauen Vorhang herab und stürzen die bleichen entsetzten Götter; da sieht er seinen eigenen süßen Engel in der Umarmung eines scheußlichen Kobolds sich winden, und die Welt begräbt sich in Nacht. Seitdem erschien Heine der Himmel als ein blauer, entgötterter Kirchhof; er ist die Vorstellung nie los geworden, daß der alte Jehovah einmal da war und grausam schaurig entthront wurde. Er schilt den französischen Materialismus, dem das Beste, die Liebe fehle, und er verhöhnt den Doktor Ascher, der sich den Glauben und die Blumen aus der Welt hinausphilosophirt hat. Noch in einem Gedichte der vierziger Jahre phantasirt er, wie der Geist der vollbringenden That, der ihm, dem Propheten der Zukunft, alle Zeit und allenthalben seines Gedankens gewärtig folgt, auf seinen Wink die Dreikönige im Kölner Dom zerschmettert, und der Schlag seiner Axt des Dichters eigenem Herzen Ströme Blutes entlockt. Zeitlebens hat er einen tiefen Widerwillen gegen seichte Religionsspötterei empfunden, sein eigener Spott blieb stets die komische Kehrseite einer ernsthaften dogmatischen Ueberzeugung, und er schämte sich unendlich, wenn ihn der prahlerische Atheismus der Unwissenheit als Gesinnungsgenossen begrüßte. So bald wurde er übrigens in den Berliner Jahren mit seinem Abfall von dem Theismus nicht fertig; bis in das Jahr 1825 hinein, während er sich mit dem Rabbi von Bacharach beschäftigt, spricht er von der Gottgefälligkeit seines Werkes und bittet Gott um Gesundheit für die Vollendung; erst nach dem tragischen Abschluß dieser Epoche, nach seiner Taufe, machte er mit allen alten Frömmigkeitsideen reine Bahn und stürzte sich in die großen Kämpfe der Zukunft.

Der Rabbi von Bacharach, der ein Roman aus der Geschichte des Judenthums werden sollte und wie jede größer angelegte dichterische Unternehmung Heine's in den Anfängen stecken blieb, verdankt seine Anregung dem Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums, welchem Heine seit dem Sommer 1822 angehörte. Der Eintritt in diesen Verein ward für Heine folgenschwer; er bedeutete für ihn den Eintritt in die Hegel'sche historische Schule. Die Hegel'sche Geschichtsauffassung beruhte auf dem Grundsatz, daß erst in der gesammten Menschheit sich Gott verwirkliche. Jedes

Volk hat die Mission, einen bestimmten Theil dieser Verwirklichung zu erfüllen, und überantwortet das Erdtheil seiner Leistung den kommenden Völkern, so daß die Stimme der Menschheit die volle Verwirklichung Gottes, Gottes Rückkehr zu sich selbst darstellt. In diesem Sinne leitete der geniale Rechtsgelehrte Eduard Gans den Verein, dessen Aufgabe es war, das Judenthum in der Menschheit aufgehen zu lassen. Das Volk, ist die Doktrin, welches in der Menschheit aufgeht, verzichtet nicht auf seine Besonderheiten, denn gerade die kräftig entwickelte Besonderheit ist die Tugend, die Leistung des Volkes; sondern die besonderen Völker treten nur in Zusammenklang, in Einklang, in Harmonie zu einander, sie werden dem Ganzen dienstbar, sie stellen ihre besondere Leistung in den Dienst der Menschheit. Diese Anschauung griff Heine mit Begeisterung auf. Mensch zu sein, war die Zeitaufgabe; der Jude sollte sich als Mensch fühlen; er sollte seine Emanzipation als eine Emanzipationsfrage der Menschheit betrachten. Noch in seinen letzten Lebensjahren warnt Heine die Juden, ihre Sache als eine selbständige, an sich lösbare zu betrachten; sie dürfen nicht als Juden erstreben, was sie als Deutsche zu fordern haben; wenn die großen Freiheitsfragen der Menschheit gelöst sind, werden die Juden ipso jure emanzipirt sein.

So schnell allerdings konnten die Juden, deren Emanzipationsbestrebungen noch sehr jungen Datums waren, diesem Gedankenflug nicht folgen. Viele dachten auf eine Reform, aber sie hielten noch an den Gliedern, nicht am Haupte, und beschäftigten sich mit einer Modernisirung des Rituals. Das hielt der ungeduldige Feuergeist, dem Alles in der Welt stets zu langsam ging, nicht aus; mit Hohn und Spott übergoß er die „Tempeljuden“, und er hat sie in späteren Jahren über ihrer ritualen und theistischen Starrheit mit Wahnwitzigen verglichen, die über einer fixen Idee aus verschollenen Zeiten brüteten. Seine beißenden Angriffe riefen besonders in Hamburg, gegen welches er den heftigsten Spott gerichtet hatte, bei seiner zahlreichen Verwandtschaft und Bekanntschaft Empörung und Gehässigkeit wach; die Hamburger Reformer hatten es sehr gut und freisinnig gemeint und vergaben ihm die Verhöhnung ihrer heiligsten Bestrebungen nie; andrerseits erregte seine Propaganda für jüdische Angelegenheiten den Unmuth der rheinischen Katholiken, er war für sie von nun ab der Jude Heine, und Heine fiehl sich mit bitterem Zorn bei Juden und Christen gleich verhaßt. Es war dem Mann, der ein so großes Bedürfniß nach Einsamkeit hatte, doch immer ein peinliches Gefühl, sich isolirt zu sehen — und sein Schicksal war es, sich in allen Fragen zu isoliren.

Heine begnügte sich nicht, die Hegel-Gans'schen Prinzipien auf das Judenthum anzuwenden; sie hatten für ihn Weltgültigkeit. Die Nationen sollen ihre schönen Besonderheiten bewahren, aber diese schönen Besonderheiten müssen der Menschheit unterthan werden; alle Völker müssen den Todeskampf der Nationalität überstehen, damit sie zur allgemeinen Menschenverbrüderung, dem Urchristenthum gelangen; denn das Nationalitätsprinzip ist heidnisch: christlich ist allein die Fraternität. So schreibt Heine 1822 in seinem Aufsatz über Polen und beruft sich auf Lessing, Herder und Schiller. Bald geht er noch weiter. Jedes Volk hat seine Bestimmung zu erfüllen; Deutschlands Sendung ist der Sieg des freien Gedankens, Frankreichs die politisch praktische Freiheitsthat. Beide Völker sind bestimmt, vereinigt die neue Kultur der Welt heraufzuführen; ihr Bündniß zu vermitteln, beginnt dem Rheinländer Heine als Lebensaufgabe aufzugehen. Er wünscht nach Paris zu übersiedeln, um in Frankreich deutschen Geist und in Deutschland französische That zu predigen. In seinem letzten Testamente von 1851 rühmt er sich noch dieses Unterfangens als eines hohen und segensreichen. Aber es brachte ihm viel Bitterniß; es entfremdete ihn endgültig allen deutschnationalen Bestrebungen; mit den Geißelhieben eines schneidenden Hohnes verfolgte er die Franzosenhasser, deren Heißsporne einen Urwald mit wilden Thieren und Grenzwachen zwischen den beiden Ländern errichten wollten, und denen das Mutterland der Freiheit und Brüderlichkeit ein nationaler Popanz galt. Seine leidenschaftlichen Ausbrüche nehmen, wie in allen Fragen, auch hier momentan einen maßlos gehässigen, undeutsch klingenden Charakter an; man darf seinem zügellosen Subjektivismus (er nennt sich selbst einen armen Subjektivling) in solchen Momenten nie glauben. Er war der Ueberzeugung, daß von der Revolution eine Geschichte der Menschheit, nicht mehr der Nationen datire, und er hielt es für seine Pflicht, nicht länger national zu empfinden. Es ist ihm aber, wie in allen Gefühlssachen, übel mit der Theorie ergangen; er hat in der Fremde sein unausrottbares Deutschthum empfunden, er hat sich nach der Heimath gesehnt und seine Sehnsucht und Liebe mit rührender Schamhaftigkeit bekannt; denn er sah die nationale Vaterlandsliebe wie eine Krankheit an, von der man nicht gern rede. Wie eine Bremse hat er in schwerer Zeit Deutschland umschwärmt und es mit Summen und Stechen in den Kampf gehetzt. Alles ging ihm stets zu langsam, er zürnte und höhnte; und als sich nun Deutschland erhob, war er mittlerweile zu anderen Anschauungen fortgeschritten, zürnte, höhnte, verstand nicht, wurde nicht verstanden und den Besten verhaßt. Das hat ihn hart betroffen; so sehr er mit dem haderte, was er das offizielle Deutschland nannte, so schaute er doch mit einer Art schauervoller Andacht auf den schlafenden deutschen Riesen, mit dessen Krone die Meerkatzen spielten, und der sich dereinst zum Entsetzen und Staunen aller Völker zum erhabensten Menschheitshelden aufrichten werde.

Ich habe in die Zukunft vorausgegriffen und kehre in die zwanziger Jahre zurück. Nicht lediglich die politische Voraussicht erweckte in Heine den Wunsch, nach Frankreich überzusiedeln; er hoffte dort als Jude eine Verwerthung seiner Rechtskenntnisse zu bewerkstelligen. Als der reiche Salomon Heine seinem armen Neffen das Brotstudium der Jurisprudenz eröffnete, war es für ihn keinem Zweifel und keinem Skrupel unterworfen, daß die neue Laufbahn einen Religionswechsel benöthigte. Heine dachte anders; er hatte eine tiefe Abneigung, nicht gegen die Taufe als solche, denn er fühlte sich nicht als Jude, wohl aber gegen die Taufe um eines Vortheils willen. Das schien ihm eine Handlung gegen das, was er den heiligen Geist nennt. In der Harzreise legt der Dichter einem lieblichen Kinde, das ihn katechisirt, ein Bekenntniß ab: als er ein Knäblein war, glaubte er an den liebreichen Gottvater, der alle die schönen Dinge in der Welt erschaffen; als Jüngling glaubte er an den Sohn, der die Menschheit durch die Liebe erlösen wollte; heute glaubt er an den heiligen Geist, jenen brünstigen Geist der heiligen Freiheit, der die Ketten der Tyrannei zerbricht und die Welt erlöst von dem Ungerechten. Dieser Begriff des heiligen Geistes begleitet ihn fortan; er sieht ihn in der Nordseeprosa im Befreiungstaumel über die Erde jagen und uralte Zweifel erwecken — er tödtet das alte falsche Glück, glücklich macht er nicht, aber er gewährt gottähnliche Augenblicke. Gegen ihn zu sündigen, ist unvergebbare Todsünde, und diese Sünde, die Sünde gegen die bessere Ueberzeugung, scheut Heine durch die Taufe zu begehen. Daß er sich dennoch taufen ließ, hatte die kläglichsten materiellen Gründe. er lag beständig mit seinem Oheim in Golddifferenzen, sein Stolz empörte sich gegen diese unwürdige Abhängigkeit, die Uebersiedelung nach Frankreich war vereitelt, er wollte um jeden Preis auf eigenen Füßen stehen — so that er den Schritt. Kaum hat er ihn gethan, wird er von der bittersten Selbstverachtung zernagt; er ist ein Unwürdiger, ein Elender, ein Verbrecher gegen den heiligen Geist. Aus diesen Schmerzen reißt ihn der beginnende große Kampf seines Lebens.

(Schluß folgt.)

Ludwig Beer.

Ibsen als Politiker.

Der Dichter der „Stützen der Gesellschaft“ wurde, da in den siebziger Jahren dieses erste moderne Schauspiel Henrik Ibsens in Berlin erschien, von verständigen Zuschauern für einen Sozialisten gehalten. (Georg Brandes: „Moderne Geister.“) Jetzt hat, in einer vornehmen und sorgfältigen Gesammtdarstellung, das „Lessing-Theater“ desselben Dichters polemisches Schauspiel „Ein Volksfeind“*) aufgeführt und nun haben Beurtheiler, deren Verständigkeit ich nicht zu diskutiren habe, den nordischen Dichter als einen verstockten Reaktionär, je nach ihrer eigenen oder ihres Blattes Parteistellung, gekrönt oder gekreuzigt. Nun ist es zwar selbst für den politischen Dilettanten nicht schwer, die Brücke zu entdecken, die von der äußersten Rechten zur äußersten Linken führt und auf der sich der Freiherr von Fechenbach und Herr Bebel die Hand reichen können zu flüchtiger Begrüßung; ein Dichter aber, und ein so entschieden den Tagesbestrebungen abgekehrter Dichter wie Ibsen zumal, ist selbstverständlich nicht auf seine Stellung zum Arbeiterschutz und zum Lohnsystem zu prüfen. Für ihn gilt einzig die Frage nach der Weltanschauung; und da diese unmöglich hyperkonservativ und sozialistisch zugleich sein kann, so erscheint mir der Anlaß geeignet, dem Politiker Ibsen ins scharfe, gespannt zugekniffene Auge zu blicken.

Ein polemisches Schauspiel habe ich den „Volksfeind“ genannt, um damit anzudeuten, nach welcher Richtung mir der Werth des Stückes zu gravitiren scheint. Technisch und künstlerisch steht es beträchtlich unter den stärksten Werken des Norwegers; technisch: die Exposition ist schleppend und bequeme Redenmotive stören die strenge Einheitlichkeit des szenischen Baues; die künstlerische Freude beeinträchtigen das Aufgeben der Allegorie von der Wasserleitung und die einseitige, mitunter geradezu karikirende Charakterzeichnung. Eine Nothbehelfsgestalt wie den immer hilfsbereiten, grundguten Schiffskapitän findet man in keinem der reiferen Ibsenwerke; auch hier hat ihn nur die polemische Absicht hingestellt: der einsame, dem Parteigetriebe entrückte Seefahrer soll als der einzig ehrlich gebliebene Mensch gezeigt werden in einer verkleinlichten Utilitariergesellschaft. Das Drama ist eine zornige Anklageschrift: der grausame Gespensterdichter war geschmäht und verleumdet und begeifert worden von seinen Landsleuten; und schneller als irgend ein anderes Werk entstand dem empörten Idealisten der „Volksfeind“. Den schwanken Moorgrund des Gesellschaftsbodens hatte Ibsen enthüllen wollen und die Unsittlichkeit der modernen Durchschnittsehe; das ängstlich gehegte Palladium wurde von blöden Fanatikern mit Stein- und Schmutzwürfen gegen den jedenfalls ehrlichen Angreifer vertheidigt. Und Steine fliegen dem Doktor Stockmann durchs Fenster, weil er das Schooßkind der südnorwegischen Küstenstadt, die einträgliche und aussichtsvolle Badeanstalt, als einen Seuchenheerd und eine Pesthöhle erkannt hat. Ohne künstlerische und wahrheitliche Gewaltthaten ließ sich die Parallele nicht durchführen: dem Angriff auf das Bad mußte in subjektiver Zornrede der offene Angriff auf die Gesellschaft Platz machen; der sorglos fröhliche Stockmann mußte die unerbittlichen Züge des grimmgemuthen Dichters annehmen und die lokalen Machthaber mußten mit einer Dosis protziger Dummheit versehen werden, die es wenigstens einigermaßen begreiflich erscheinen ließ, daß sie sich für eine Sache erhitzten, die durch einen einzigen Artikel in einem auswärtigen Blatte der letzten Stütze zu berauben war. Die schweren Mängel des Dramas wurzeln in der zornigen Stimmung des Schaffenden; dieselbe Disposition hat aber auch dem Schauspiel seine kräftig einschlagende Frische geschenkt und es vor jenem vergrübelten Absichtsdunkel bewahrt, das uns in anderen Ibsenstücken so häufig die künstlerische Empfänglichkeit hinwegpeinigt und ärgert.

Dummheit und Eigennutz werfen dem Doktor Stockmann die Fenster ein. Sind Dummheit und Eigennutz wesentliche Merkmale einer Partei und gäbe es weniger Dummheit und Eigennutz auf Erden, wenn man von politischen Parteien nichts wüßte? Ich glaube doch nicht. Dennoch wüthet Stockmann-Ibsen nur gegen die Parteien; und zwar ist es die „kompakte liberale Majorität“, der sein Fehderuf zunächst gilt und als seine Lebensaufgabe betrachtet es der entamtete Badearzt, den noch unentwickelten Köpfen begreiflich zu machen, „daß die Liberalen die ärgsten Feinde jedes freien Mannes sind“. Der Regisseur des „Lessing-Theaters“ hat, vielleicht durch die Rabagaserfahrung vorsichtig gemacht, diesen Ausfall und ähnlich klingende Sätze gestrichen. Diese Vorsicht erscheint mir nicht nur überflüssig, sondern beinahe ein bischen kränkend. Die Gesundheitsbeschaffenheit des skandinavischen Liberalismus kenne ich nicht; der deutsche Liberalismus aber erscheint mir doch hinlänglich robust, um die Angriffe von Ibsen und Sardou geruhig ertragen zu können. Diese Angriffe gelten ja gar nicht ihm, so oft auch der Satiriker den „Freisinn“ höhnt, und wenn uns Sardou durch die ermüdende Wiederholung des Satzes, daß die politische Opposition nur aus feilen Strebern und Ministerkandidaten besteht, allmählich doch lästig wurde, so kann bei Ibsen nur Kurzsichtigkeit oder böser Wille verkennen, daß der Dichter zwar den Liberalismus schlägt, aber alle Parteien und alle Politiker meint. Und schließlich will ja auch Stockmann nicht etwa nur die liberalen, sondern „sämmtliche Parteihäuptlinge, diese heißhungrigen Wölfe, nach dem fernen Westen fortjagen“. Das haben, die sich an den Knutenhieben gegen den Liberalismus behaglich ergötzten, geflissentlich übersehen.

Was will nun eigentlich Ibsen, der Politiker? Ist er reaktionär, weil ihm die Majoritätsentscheidung, die Grundlage der konstitutionellen Staaten, ungeheuerlich erscheint und unhaltbar? Oder ist er ein strammer Sozialist, wie die Flaggenhisser der „Freien Volksbühne“ anzunehmen scheinen, da sie, wie man sagt, den „Volksfeind“ ihren sozialdemokratischen Zuschauern vorführen wollen?

Reaktionäre Genies sind zu denken; in seinen fesselnden Untersuchungen über den genialen Menschen führt Lombroso u. A. Savonarola, Loyola, Metternich, Schopenhauer und — Bismarck an; ob alle diese Namen hierher gehören, erscheint fraglich; ich möchte noch Richard Wagner und Tolstoi hinzufügen. Ibsen gehört nicht hierher. Das eben scheidet ihn scharf von fast allen als Patrone des Naturalismus in einen Topf geworfenen Literaturgrößen, daß er begeistert an die Macht der Kultur glaubt und an das Entwicklungsvermögen der Menschheit. Im „Volksfeind“ spricht er von Kötermenschen und Pudelmenschen und mit stärkstem Nachdruck fordert er für die kultivirten, intellektuell gebildeten Menschenpudel das größere Ansehen und das Recht der Führung; Tolstoi möchte davon nichts hören wollen. Was Ibsen in diesem Drama bekennt, das ist ein ultraradikaler Aristokratismus, ein Aristokratismus des Geistes, wie ihn ähnlich der kranke Zukunftserbe des Schopenhauerschen Ruhmes, Friedrich Nietzsche, in stahlhartem Sinne hegt. Stockmann springt mit der kompakten Majorität nicht anders um, als Coriolanus mit dem süßen Pöbel Roms; beide sind stolze Aristokraten; aber der Geist hat die Geburt entthront und wo einst der tarpeische Felsen drohte, wo ein Kreuz ragte oder ein Scheiterhaufe prasselte, da künden jetzt nur noch einige zerbrochene Fensterscheiben von dem ewigen Straßenkampf der Intelligenz und der Gemeinheit. Auch hier hat sich die Waffentechnik modernisirt.

Wie die meisten originellen Naturen geht Ibsen von einer bohrenden Unzufriedenheit mit dem Bestehenden aus; es ist etwas Catilinarisches in ihm und mit stärkster persönlicher Sympathie hat er seinen ersten Helden umfaßt, seinen Catilina, das trotzige Individuum, das sich gegen die Gesellschaft durchzusetzen versucht. In dieser Unzufriedenheitsempfindung und in dem treibenden Drang, diese heilsame Unzufriedenheit weiter zu verbreiten und den kritischen Geist aus faulem Schlummer zu rütteln, begegnet sich der Dichter mit jeder politischen Opposition. Dem Bestehenden mißtraut er, aber auch seinen Mitkämpfern; so fest ist er von der „Nieheit“ der moralischen Werthe überzeugt, daß er nicht

*) Deutsch von W. Lange. Reklams Univ.-Bibl. Nr. 1702.

ruht, bis er auch den Bundesgenossen beigekommen ist und die Trotzgefühle gezeigt hat in der geschlossenen Schaar. Er folgert: In allen Parteien giebt es totes Kleinvieh, unselbständige Mitläufer; folglich (!) sind die Parteien die Mütter der Unselbständigkeit und Feigheit; folglich ist die Partei zu bekämpfen und das Individuum zu verherrlichen. Die Logik erinnert an einen kürzlich hier verspotteten Reformparteitag, der durch ein Verbot schlechter Wohnungen die Wohnungsnoth aus der Welt schaffen will. Eine Kette von Nullen erhält doch gewiß keinen höheren Werth dadurch, daß man den Einer fortstreicht und die Kette auflöst.

Ibsen ist der ausgesprochenste Individualist unter den relativ großen Dichtern der Zeit; das rückt ihn meilenweit fort von den sozialistischen Kasernenideaten, denen sein Volksfeind viel näher zu Leibe rückt als dem Liberalismus, dessen ganzes Bestreben ja ebenfalls darauf gerichtet ist, den Einzelnen frei, selbständig und zur Selbsthilfe fähig zu machen. Wie Theorie und Praxis, richtiger: wie Idealismus und Realismus, stehen sie einander gegenüber, der radikale Dichter, der mit seinem Brand Alles oder nichts will, und der liberale Politiker, der resignirend gelernt hat, schrittweise, in langsamem Vorrücken, sich den Boden zu erkämpfen. Das politische wie das sittliche Ideal Ibsens ist ein negatives; er weiß ganz genau, was er nicht will, aber sein Wunschzettel enthält nur ein riesiges Fragezeichen. Das verweist den merkwürdigen Mann unter die großen Beunruhiger und Anreger, die wecken und niederreißen können, nicht aber begeistern und aufbauen. Posa war ein positives Freiheitsideal, der Volksfeind ist nur ein zürnender Bußprediger. Wo Ibsen — in Privatbriefen an Brandes hat er es gethan — positive Ziele enthüllt, wo er den Staat als den Fluch des Individuums brandmarkt und die Erhaltung der Juden, die er den Adel des Menschengeschlechtes nennt, daraus erklären will, daß sie keinen Staat durchzuschleppen hatten, wo er „Freiwilligkeit und geistige Verwandtschaft als das einzig Entscheidende für eine Vereinigung aufstellen“ will, da entfernt er sich soweit vom Erdboden der Wirklichkeit, und von den sozialen und ökonomischen Bedingungen, an die Menschenschwachheit geknüpft ist, daß der ernste Politiker seinem Hochfluge wohl nachblicken, nicht aber folgen kann.

Was Ibsen ersehnt und vorbereiten will, ist das Revoltiren des Menschengeistes; er schwärmt für eine ideale Commune und er war 1871 empört, weil man in Paris seine „vortreffliche Nicht-Staatstheorie“ mit blutigem Grinsen kompromittirt hatte. Von den bestehenden Parteien kann ihn, was für beide Theile gewiß kein Unglück ist, nicht eine einzige mit Haut und Haaren reklamiren. Am nächsten aber steht der Einsame, trotz seines Volksfeindes Grimmrede, dem individualistischen Liberalismus; beide haben mit Stolz den Vorwurf der Unzufriedenheiterregung und der Vaterlandsfeindlichkeit getragen und beide haben sich nicht gescheut, allein zu stehen, ungebeugt, im Kampfe gegen die mächtigsten Gegner: die Behaglichkeitslüge und die kriechende Erfolganbetung.

M. Kent.

Professor Alphons Rivier: Lehrbuch des Völkerrechts. Stuttgart. 1889. Ferdinand Enke. 8°. XVI. S. 453. (8 M.)

Das vorliegende Werk bildet eine vortreffliche Vermehrung der Hilfsmittel sowohl für das Studium, wie auch für die Anwendung des europäischen Völkerrechts. Der Verfasser definirt das letztere als den Inbegriff der Rechtsnormen, welche die Rechtsverhältnisse der Staaten (Völker, Nationen) in ihrem wechselseitigen Verkehre beherrschen; er betrachtet die gemeinsame Rechtsüberzeugung der Staaten als die Quelle des Völkerrechts, dieselbe entspringe aus Nothwendigkeit und Vernunft.

Den Schulenstreit, ob es überhaupt ein Völkerrecht gebe und ob, für den Bejahungsfall, dasselbe aus dem Naturrechte zu entwickeln sei (natürliches oder philosophisches Völkerrecht) oder sich in bestimmten, zu Stande gekommenen Satzungen offenbare (positives Völkerrecht), erachtet der Verfasser für veraltet; ihm erscheint das heutige Völkerrecht, welches sowohl auf Verträgen, wie auch auf Gewohnheit beruhe, wesentlich positiv und praktisch. Eine Kodifizirung des gesammten Völkerrec[ht]s hält er für unerreichbar; nutzbar und möglich sei dagegen die Kodifikat[ion] einzelner Materien, z. B. des Kriegsrechts, des Seerechts, vielleicht au[ch] des Konsularrechts.

In dem gegenwärtigen Jahrhundert offenbare das Völkerrec[ht] zwei charakteristische Momente. In den ersten Dezennien habe d[as] Legitimitätsprinzip geherrscht; um die Mitte des Jahrhunderts sei da[s]selbe dem Prinzip der Nationalitäten gewichen, welches hauptsächlich v[on] Italienern als Dogma verkündet und von Slaven mit Uebertreib[ung] ausgebeutet worden, aber gegenwärtig im Sinken begriffen sei.

Mit der, wenigstens im westlichen und südlichen Europa, [zu]gleich in Nordamerika allgemein anerkannten Freiheit des religiös[en] Bekenntnisses hängen die unverkennbaren Fortschritte der römische[n] Kirche zusammen, welche sich in, bisher protestantischen Ländern in eine[m] vor 50 Jahren nicht vorausgesehenen Maße ausbreite und befestige.

Der Verfasser gehört zu den sehr wenigen Schriftstellern, die m[it] Recht annehmen, daß der Papst seit derjenigen Zeit nicht mehr ein Sub[]jekt des Völkerrechts ist, in welchem derselbe die weltliche Herrschaft ver[]loren; denn begriffsmäßig sind nur Staaten und deren Oberhaupt, al[s] Vertreter des Staats, die Völkerrechtssubjekte, da das Völkerrecht der In[]begriff der, den Verkehr der Staaten mit einander regelnden Bestim[]mungen ist.

In zutreffender Folgerichtigkeit und im Widerspruch mit der herr[]schenden, unrichtigen Ansicht nimmt denn auch der Verfasser an, da[ß] die, von einem Staate mit dem Papst geschlossenen Verträge nicht Staats- oder Völkerrechtsverträge seien. Dieselben gehören nur zu den sogenannte[n] öffentlichen Verträgen. Die Verschiedenheit der Auffassung ist eine, [in]haltlich bedeutungsvolle: öffentliche Verträge kann der Staat, der sie ge[]schlossen, — aber auch nur er — einseitig vermittelst eines, von ih[m] selbst gegebenen Gesetzes wieder aufheben; zur Aufhebung eines Staat[s]- oder Völkerrechtsvertrags aber bedarf es — wenigstens der, fast aus[]nahmsweisen Regel zufolge — einer Uebereinstimmung aller Kontra[]henten.

Diese inhaltliche Verschiedenheit würdigt der Verfasser nicht [sach]gemäß. Er nimmt eines Theils an, daß die mit dem Papste geschlo[sse]nen Verträge (Konkordate, Circumskriptionsbullen) nach Analogie [der] Staatsverträge zu behandeln seien; anderntheils erklärt er, daß die Kir[che] den Grundsatz befolgt, von solchen Vereinbarungen zurückzutreten, sobal[d] ihr dieses durch das religiöse Interesse geboten erscheint; auch sei [sonach] der mit ihr kontrahirende Staat berechtigt, seinerseits das Staatsintere[sse] als maßgebend anzusehen.

Das vorliegende Werk bezeugt überall, daß sich der Verfasser, [in] voller Beherrschung der Völkerrechtswissenschaft, auf deren Höhe befinde[t]; es zeichnet sich durch gute Systematik, klare Ausdrucksweise und in[]besondere durch Anführung überzeugender, bis in die neueste Zeit r[ei]chenden Beispiele und Beläge aus.

E. T. Rubo.

Stendhal: Vie de Henri Brulard. Publiée par Casimir Stryiensk[i]. Paris. 1890. Charpentier. (Preis 3,50 Fr.)

Vor Jahren haben wir unter dem Titel „Ein Selbstporträ[t] Stendhal-Beyles“ („Nation“ 1887/88 Nr. 51) eines seiner Tagebücher angezeigt. Seither haben schwärmerische Verehrer des von Bourget, Brande[s], Heyse u. s. w. hochgehaltenen Mannes einen Roman und jetz[t] eben wiederum — aus den Archiven von Grenoble — die Handschri[ft] seiner Autobiographie herausgegeben. Unbedingt neu ist Brulard-Beyle's Selbstbiographie für seine Kenner und Leser nicht: denn eine[r] seiner ersten Biographen (Colomb) hat mit vollen Händen aus dieser Quelle geschöpft. Stendhal begann die Aufzeichnung dieser etwas ungeordneten, wohl nur als Entwurf gedachten Mittheilungen (1837) als Mann von 50 Jahren. Art und Unart seines Geistes begegnet un[s] stärt auf Schritt und Tritt. Er verzichtet auf zeitgenössische Leser und hofft immer auf Entdecker seines Ingeniums im Jahre 1880: diese Selbstgefälligkeit wird auf die Dauer so verdrießlich, wie die Klagen gegen den Vater, die mehr als ungewöhnlichen Liebesbekenntnisse für die Mutter, die Ausfälle und spielerischen Verkleidungen den pion, rotpre, teje gegenüber (das heißt: Religion, prêtre, jésuite) u. s. w. Einzelne biographische Einzelheiten sind beachtenswerth: ebenso wiederum gelegentliche Einfälle und litterarische Urtheile. Überoft kommt uns Beyle aber mit Esprit à la Charles Nodier, d. h. de l'esprit ennuyeux.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 48. Berlin, den 30. August 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW, Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Besuch des Kaisers in Rußland ist vorüber. Man gibt sich gegenseitig die Versicherung, daß man Gelegenheit gehabt habe, sich von den herrschenden friedfertigen Neigungen zu überzeugen und dann — geht man aufs Neue an die Arbeit, sich auf einen möglichen Krieg recht sorgfältig vorzubereiten. Das bringt der Zustand des bewaffneten Friedens nun einmal so mit sich. Dabei wäre es ungerechtfertigt, an dem allseitigen Wunsche, den europäischen Frieden aufrecht zu erhalten, zu zweifeln. Auch ist die Spannung augenblicklich geringer, als seit langer Zeit, und die europäischen Mächte zeigen sich durchweg ernstlich bemüht, die schwebenden internationalen Differenzen nach Möglichkeit friedlich auszugleichen. Speziell betreffs Afrikas sind in dieser Beziehung in jüngster Zeit befriedigende Resultate erzielt. England, der Hauptinteressent, hat mit Deutschland, Frankreich und jetzt endlich auch mit Portugal sich vertragsmäßig über die Abgrenzung der Interessensphären in Afrika verständigt. Nach dem neuesten Abkommen mit Portugal werden die Flüsse Zambese und Shire dem internationalen Handel geöffnet und gewisse Grenzregulirungen vorgenommen, bei denen England nicht schlecht wegkommt. Uebrigens spielt in den fraglichen Gegenden der Mehr- oder Minderbesitz von ein paar Tausend Quadratmeilen keine große Rolle. Es gehört schon ein sehr entwickelter Kolonialenthusiasmus dazu, um sich dieserhalb graue Haare wachsen zu lassen. In Deutschland ist diese Sorte von Kolonialenthusiasmus stark im Absterben und macht sich nur gelegentlich noch bei festlichen Anlässen bemerkbar. Einen solchen Anlaß bot in der abgelaufenen Woche die glückliche Rückkehr des Herrn Dr. Peters aus Afrika. Da die Afrikabegeisterung bei der augenblicklichen Disposition der Reichsregierung politisch keinen erheblichen Schaden anzurichten vermag, so gönnen wir Herrn Peters gern die Huldigungen, die, soweit sein Eifer und seine Energie in Frage kommen, ohne Zweifel redlich verdient sind. Wenn Herr Peters sich nur jetzt auf seinen Lorbeeren recht lange ausruhen wollte.

Die Auseinandersetzungen innerhalb der sozialdemokratischen Partei nehmen ihren Fortgang. Herr Bebel hat Gelegenheit gehabt, in einer großen Parteiversammlung in Berlin den frondirenden Elementen gehörig den Kopf zu waschen und eine Vertrauens-Resolution zu extrahiren, die natürlich mit überwältigender Mehrheit angenommen ist. Mit derartigen Resolutionen ist nun allerdings nicht viel erreicht. Weit bemerkenswerther ist, daß die gegenwärtigen Führer es für nöthig halten, einen so erheblichen Kraftaufwand, wie er durch das Aufgebot der ersten Männer der Partei zu Tage tritt, den Frondeurs entgegen zu stellen.

Der in Koblenz abgehaltene Katholikentag hat aufs Neue festgestellt, daß Herr Windthorst nach wie vor die Seele der Centrumspartei ist, und daß der achtundsiebenzigjährige Herr sich noch jung genug fühlt, um den Kampf um die Schule allen Ernstes zu führen. Hoffentlich wird der Staat nicht den Fehler begehen, sich dieser Bewegung gegenüber einfach auf seine formalen Zwangsrechte zu versteifen. Der Kampf um die Schule wird nur dann zu einem Siege über den Ultramontanismus führen, wenn die Leistungen der Staats- und Gemeindeschulen so weit erhöht und durch Unentgeltlichkeit in solchem Maße allen Theilen der Bevölkerung zugänglich gemacht werden, daß die Klerikalen mit ihren separatistischen Gelüsten dagegen nicht aufkommen können. Diese Methode hat sich in den Vereinigten Staaten von Amerika sehr gut bewährt. Mutatis mutandis ließe sich dieselbe auch auf Deutschland anwenden.

In mancher anderen Richtung möchten wir sonst die Politik der Vereinigten Staaten nicht gerade zum Vorbild genommen sehen. Speziell die Finanz- und Zollpolitik der großen Republik ist von einer staunenswerthen Leichtfertigkeit. Das Hinaufpressen des Pensionsetats auf jährlich

mehr als 600 Mill. Mark, 25 Jahre nach dem Kriege; die Verwandlung eines riesigen Surplus in ein Defizit; eine Silbergesetzgebung, für welche der gesunde Menschenverstand vergebens nach einer Entschuldigung sucht; und endlich ein Protektionismus, bei dem selbst einem so hartgesottenen Schutzzöllner, wie James G. Blaine, angst und bange wird: das sind Leistungen einer einzelnen parlamentarischen Session, die ihres Gleichen suchen. Nun können die Vereinigten Staaten mit ihrer robusten staatlichen Gesundheit zwar ein gehöriges Quantum gesetzgeberischer Thorheiten aushalten, aber daß auf solche Excesse sehr bald eine Reaktion folgen muß, liegt dennoch auf der Hand. Speziell die Silbergesetzgebung muß in absehbarer Zeit mit einem Krach zusammenbrechen. Es wäre deshalb eine Unterlassungssünde ersten Ranges, wenn Deutschland die künstlich geschaffene günstige Konjunktur der Silberpreise nicht dazu benutzen würde, um sein überflüssiges Silber abzustoßen. — Ob die Mc Kinley Tarif Bill mit ihren exorbitanten Schutzzollsätzen Gesetz wird, steht noch immer nicht fest, aber die Chancen der Bill haben sich in jüngster Zeit entschieden gebessert. Den Folgen dieser Bill sieht ein nicht geringer Theil der deutschen Exportindustrie mit lebhaften Besorgnissen entgegen, und es hat auch nicht an Eingaben, selbst von schutzzöllnerischer Seite gefehlt, um die deutsche Reichsregierung zur Intervention zu veranlassen. Unsere Regierung handelt klug, wenn sie auf derartige Wünsche nicht eingeht, denn es könnte ihr leicht ebenso ergehen, wie der französischen Regierung, der von dem amerikanischen Gesandten in Paris aus einem ähnlichen Anlasse sehr unangenehme Wahrheiten gesagt sind. Der betreffende Gesandte, Mr. Reid, vordem Redakteur der Newyork „Tribune“ und ein in der Wolle gefärbter Protektionist, richtete nämlich unter dem 3. Juli an den französischen Minister des Auswärtigen, Monsieur Ribot, einen Brief, der jetzt in amerikanischen Zeitungen abgedruckt ist und dem wir folgende interessante Stellen entnehmen:

„Sie werden sich erinnern, daß, während ich versprach, mich eifrig zu bemühen, unnöthige und ungerechte Erschwerungen Ihres Handels zu beseitigen, ich wiederum als das größte Hinderniß bezeichnete, daß Frankreich auf dem Verbot der Einfuhr eines großen amerikanischen Stapelartikels aus dem nicht zu rechtfertigenden Grunde beharrt, daß er gesundheitsschädlich sei; ein Verhalten, welches unsererseits als eine Ungerechtigkeit betrachtet wird. Ew. Excellenz hatte die Güte mitzutheilen, daß die Regierung bereit sein würde, die Zurücknahme dieses Verbotes vorzuschlagen. Ein solcher Schritt würde sehr zeitgemäß gewesen sein und unzweifelhaft eine wohlthätige Wirkung gehabt haben. Unter dem Eindruck des Glaubens, daß baldigst so verfahren werden würde, hat das Repräsentantenhaus den Beschluß gefaßt, den bestehenden Zoll von 30 Proz. auf Gemälde und Statuen zu beseitigen. Da diese Annahme sich aber bisher nicht bestätigt hat und man anfängt zu glauben, daß der Schritt überhaupt nicht gethan werden wird, so hat das Komitee des Senates den Tarif schon wieder geändert durch Wiedereinfügung dieses Zollsatzes und es ist zu fürchten, daß der Senat dieses billigen wird.

Ganz aufrichtig muß ich aussprechen, daß die Mehrheit des Senates und des Repräsentantenhauses, namentlich die Mitglieder aus den großen Kornbau und Schweinezucht treibenden Staaten die Haltung Frankreichs für thatsächlich unbegründet und unfreundlich halten. Dieses alte und stets wachsende Gefühl richtet sich nicht, wie Ihre neuerlichen Klagen gegen unsere Tarifbill, gegen die Höhe der Ihrerseits auferlegten Zölle, obwohl Sie in den letzten Jahren dieselben erheblich gesteigert haben, aber gegen untergeordnete Zollvorschriften. Es entspringt vielmehr einer ernsteren und tiefer liegenden Beschwerde, nämlich der differentiellen Behandlung der Produkte Deutschlands, Italiens, Englands und anderer Länder, gegenüber denjenigen Ihres historischen Freundes, welche Sie auf Grund einer angeblichen schlechten Beschaffenheit absolut verbieten.

Wir fordern die Zurücknahme dieses Verbotes als einen nur zu lange aufgeschobenen Akt einfacher Gerechtigkeit. Dasselbe ist lediglich gegründet auf die angebliche Ungesundheit des amerikanischen Schweinefleisches. Nun ist es durchaus bekannt, daß es nicht ungesund ist und wir hören nichts mehr davon, daß irgendwo noch ernsthaft an diesen Vorwurf geglaubt wird. Ihre Akademie der Medizin hat sich schon vor langer Zeit günstig über dasselbe geäußert. Auf Ihrer eigenen Ausstellung, wo es im Wettbewerbe mit der ganzen Welt stand, hat es die höchste Auszeichnung erhalten. Nachdem diese ertheilt war, forderten wir durch ein Schreiben, welches ich die Ehre hatte, an Ihren Amtsvorgänger Mr. Spuller zu richten, die schärfste Untersuchung durch Ihre wissenschaftlichen Sachverständigen, welche auch zu deren offenbarer Befriedigung stattgefunden hat. Wir haben alle Informationen gegeben, welche gefordert wurden, und es ist uns nicht mitgetheilt, daß sie unzureichend gewesen seien oder daß noch mehr verlangt würde. Es scheint uns auch in der That, daß nicht mehr verlangt werden kann. Dies Schweinefleisch ist billig und gesund und hat einen enormen Absatz, nirgends aber einen so großen als bei unserer eigenen Bevölkerung. ... ist die Nation, welche am meisten Schweinefleisch in der Welt verz... und doch herrscht die allgemeine Annahme, daß, seit zuerst die Trich... entdeckt ist bis auf den heutigen Tag, in den Vereinigten Staaten ... so viel Todesfälle an dieser Krankheit vorgekommen sind, wie in ei... Jahre durch Blitzschläge verursacht werden.“

In Mr. Reid's Note wird dann weiter ausgefü... daß das, was gefordert werde, beiden Nationen gleichmä... dienstlich sei, daß es auch Frankreich zum großen Nu... gereichen werde, und daß es gerade im Interesse derjeni... Klassen in Frankreich liege, für welche eine weise Regieru... vorzugsweise Sorge trägt und denen eine republikani... Regierung besonders verpflichtet ist.

Sodann wird fortgefahren:

„Hoffentlich werden die Thatsachen und Erwägungen, welche ... vorstehend geltend gemacht habe, genügen, um Ew. Excellenz zu ü... zeugen, daß die baldige Zurücknahme des bestehenden Verbotes ein ... freundschaftlicher Gesinnung, der Pflicht und der Klugheit sein w... Im Eingang gestattete ich mir zu sagen, daß man bei uns von mei... Standpunkte aus das Verbot für unfreundlich und ungerecht h... Wollen Sie mir erlauben, noch einen ferneren Grund mehr hinzuzufü... weshalb man bei uns von Ihrem Standpunkte aus dies Verbot ... unweise hält?

Sie haben ein Produkt — um nur ein Beispiel aus viel... wählen — welches für Frankreich wichtiger ist, als Schweinefleisch ... die Vereinigten Staaten. Wir importiren es in größerer Meng... Sie je unser Schweinefleisch einführten. Niemand in den Vereinigt... Staaten sagt, daß es verfälscht sei, aber Ihre eigenen Staatsmän... haben wiederholt die Verfälschung der französischen Weine anerkan... Niemals seit langen Jahren hat man im Senat der Vereinigten Staat... etwas dergleichen über unser Schweinefleisch auch nur flüstern gehö... während noch nicht mehr als ein Monat verflossen ist, daß in de... französischen Senat das Verbot eines Zusatzes von Sulphaten oder ... Soda zu französischen Weinen berathen ist, welcher nach dem Gutac... der französischen Akademie gesundheitsgefährlich ist. In dem Verl... dieser Debatte wurde offen zugestanden, daß auch andere Zusätze gem... würden, gegen welche man sich nicht so leicht wahren könnte. Die Ve... einigten Staaten haben einen wachsenden und schon erfolgreichen Wei... bau. Sicherlich ist es nicht weise für französische Staatsmänner, ... sie auf einer Maßregel beharren, die wie für eine Verleumdung uns... Produkte halten, amerikanische Staatsmänner zu der Erwägung zu ... anlassen, ob, wenn Frankreich das Verbot den Zöllen vorzieht, die Ve... einigten Staaten nicht gerechte Ursache haben, dasselbe zu thun.“

Man kann in Deutschland diese Worte nicht lesen, ohne sich zu gestehen: de te fabula narratur.

Das demokratische Zeitalter.

Das 17. und 18. Jahrhundert gehörte auf dem eu... päischen Kontinent der absoluten Monarchie. Großenth... geleitet von der privatrechtlichen Auffassung des Sta... wonach die Fürsten geborene Herren über Land und Le... sind, walteten sie unumschränkt, wie eine irdische Vorseh... über den Völkern. Ihr Wille war der letzte Grund al... Dinge im Staat, das Belieben eines Einzelnen entsch... über die Geschicke von Millionen. Der alte german... Staatsgedanke: Königsthum verbunden mit Volksfreih... war ganz entschwunden. Der Monarch galt als die S... des Staates, als die Sonne, von der alles Licht ausgeh... Ludwig XIV. legte Werth auf das Symbol der Sonne ... den Festen, und Friedrich Wilhelm I. pflegte zu sagen: ... bin doch König und Herr und kann thun, was ich wi... Was etwa an Autorität noch fehlte, brachte die Theolo... herbei; sie umwob die Krone mit dem Heiligenschein. ... theoretische Begründung aber lieferten die Professoren. ... sagte 1721: „Regierende Personen verhalten sich zu ... Unterthanen wie Väter zu ihren Kindern.“ Allen Ern... konstruirte noch de Maistre geradezu ein übermenschlic... Geschlecht, das nur aus Fürsten bestehen soll. Er erklä... die absolute Monarchie für ein Wunder, wenngleich ... Menschen es Despotismus nennen. Dichter feierten ... Fürsten als Gottes Ebenbilder. So sang Heinrich Albe...

aus der Königsberger Dichterschule im „Lustwäldlein" also das „Lob der Könige":

> O Ihr Götter dieser Erden,
> Die Ihr Kron' und Szepter führt . . .
> (Wir) gedencken nur allein,
> Wie von soviel hundert Jahren
> Wir von Euch geschützet sein;
> Wie Ihr dessen Euch nicht schämt
> Und uns in die Armen nehmt.

Dieser Absolutismus mußte sich bald überleben In der Hand eines Genius war eine solche Machtfülle noch erträglich. Aber gut regieren, sagt man, ist ein schweres Amt; manche behaupten auch, es ist eine Seltenheit. Nur bei größter Widerstandskraft wird ein Monarch in der Hofluft, die ihn schmeichlerisch umfächelt, Selbstbeschränkung und gesunden Sinn bewahren. Mißbräuche stellen sich leicht ein. Vollends die Kleinen auf dem Thron werden die Werkzeuge von Günstlingen männlichen und weiblichen Geschlechts, sie sehen nur noch mit deren Augen und hören mit deren Ohren. Die mächtigen Stände, Adel und Kirche, drängen sich heran und genießen Vorzugsrechte. Die ganze Staatsmaschine verliert in der Windstille der Kabinetsregierung ihren frischen Gang. Man schöpft nicht aus dem Jungbrunnen des Volksgeistes, man läßt die Kräfte, die dort ruhen, ungenutzt liegen. So wird das Landesregiment matt und gebrechlich.

Während der Staat krankte, vollzog sich in der Gesellschaft eine Umbildung. Die wirthschaftlichen Verhältnisse änderten sich. Der dritte Stand gelangte zu Wohlstand und Bildung und wurde eine soziale Macht. Jetzt empfand das aufstrebende Bürgerthum, daß die politische Stellung, die es einnahm, seiner Bedeutung nicht entsprach. Der Abbé Siéyès spitzte diesen Gedanken in die Formel zu: „Der tiers état ist thatsächlich alles, rechtlich nichts." Eine Anpassung der staatsrechtlichen Formen an die neue soziale Konstitution konnte nicht ausbleiben. Staatsverfassungen sind der Ausdruck der in der Gesellschaft entwickelten Machtverhältnisse. Nur zeigt der Staat eine Beharrungstendenz und hält Bestehendes noch fest, auch wenn in der rascher lebenden Gesellschaft die Grundlagen sich bereits verschoben haben. Die hieraus sich ergebenden Anachronismen werden korrigirt im Wege der Reform oder der Revolution, je nachdem die Rechtsträger der älteren Verfassung sich verhalten. Die Zeit des aufgeklärten Despotismus war erfüllt. Man rief nach politischen Rechten, nach Freiheit. Jenes alte Wort eines griechischen Dichters lebte wieder auf: der Fürst bedenke die drei Lehren:

> Die eine, daß er über Menschen herrscht,
> Die andere, daß er nach Gesetzen herrscht,
> Die dritte, daß er nicht auf immer herrscht.

Der Bruch mit dem Alten geschah. Die Schranken, welche die Stände von einander trennten, fielen. Neben den Fürsten stellte sich als Staatsorgan die erwählte Volksvertretung und beschränkte ihn in der Ausübung seiner Hoheitsrechte. Aus dem Bevormundungsstaat entwickelte sich der Rechtsstaat, dessen Wesen darin liegt, daß die Befugnisse der Verwaltung fest begrenzt sind und nur in Uebereinstimmung mit den Gesetzen angewendet werden können. Aber noch immer waren es zumeist die Mittelklassen, welche sich einen Antheil an der Staatsgewalt errungen hatten. Die unteren Gesellschaftsschichten blieben anfangs ausgeschlossen. Wie sehr dies den Gebildeten im Blute lag, beweist Kant, der auch verlangte, daß jeder Staatsbürger mitstimmen solle, aber nicht etwa auch „Gesellen, Dienstboten, Holzhacker, Hauslehrer und ähnliche bloße Handlanger des gemeinen Wesens". Indes griff der Gedanke der Rechtsgleichheit, einmal lebendig geworden, über das Bürgerthum hinaus. Die Lage der frei gewordenen Arbeiter begann sich zu bessern und auch in ihnen wurde das Selbstgefühl, das Bewußtsein der Menschenwürde wach. Behielten die Mittelklassen den überwiegenden Einfluß, so hatten die Arbeiter ja nur den Herrn gewechselt. Deshalb verlangten sie politische Gleichstellung mit jenen und sie sahen ihre Forderung mehr und mehr erfüllt. Die Nivellirung der Gesellschaft vollendet sich. Bald nimmt das ganze Volk, auf den Höhen wie in den Tiefen der Gesellschaft, an allen Funktionen des Staates theil, an der Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung. Lieber (civil liberty and self-government) berechnet, daß von Anfang dieses Jahrhunderts an 350 Verfassungen entstanden sind. Diese Entwicklung ist unabhängig von den Staatsformen. Monarchie ist nicht Knechtschaft, und Republik ist nicht Freiheit. Wer auch der Träger der Souveränität ist, ein Einzelner oder eine Gesammtheit, an der Ausübung der Staatsgewalt werden Schritt vor Schritt alle Gesellschaftsklassen durch ihre Vertreter betheiligt. Die Mitherrschaft des ganzen Volkes — das ist der Zug der Zeit.

Am deutlichsten tritt die allmähliche Demokratisirung von Staat und Gesellschaft in England hervor. Das Parlament hatte sich schon 1688 nach dem Kampf mit den Stuarts seine Machtstellung gesichert. Aber die Wahlbasis war eine sehr enge, und die Lords, unter denen die Parteigegensätze mehr erblich als prinzipiell waren, beherrschten die Wahlsitze. Das Jahr 1832 brachte den Sturz der alten Aristokratie. 1867 erfolgte die Einführung des Haushaltswahlrechts, welche nur noch die unterste Klasse der Arbeiter von der Abstimmung ausschloß. Die geheime Stimmabgabe drang 1872 durch. Schließlich brach man in den achtziger Jahren mit der bisherigen Wahlbezirkseintheilung ganz und ließ alle Haushälter sowie alle Miether zu, sofern diese 10 Pfund Miethe zahlen. Die Wählerzahl in Großbritannien beträgt nunmehr über 5 Millionen. Diese Begünstigung der „Massen gegen die Klassen" war insbesondere Gladstone's Werk. Auf breitester Grundlage erhebt sich hier ein Parlament, das den entscheidenden Einfluß im Staatsleben besitzt. Seit den Tagen der Königin Anna ist bekanntlich von dem königlichen Vetorecht kein Gebrauch mehr gemacht worden.

Amerika ist der Welttheil der Republiken. Sein großes Beispiel beseitigte die Scheu vor einer volksmäßigen Regierung. Es zeigte, wie irrig die früher allgemein verbreitete Annahme war, daß eine unmonarchische Staatsform kein ausgedehntes Gebiet beherrschen und keine Dauer haben kann. Wie wenig jenseits des Ozeans die Dynastieen Wurzel schlagen, bewies vor Kurzem Brasilien. Die Absetzung des Kaisers ging dort ohne besondere Aufregung vor sich.

Auch Deutschland, um von anderen Ländern zu schweigen, konnte sich den demokratischen Tendenzen nicht verschließen. Zwar behauptet hier die Monarchie das Feld. Aber sie ist der Proteus unter den Staatsformen und verträgt die Beimischung der verschiedensten, auch recht volksthümlicher Elemente. Das allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht ist der kühnste Griff ins Demokratische. In den sogenannten höheren Klassen verdenkt man es dem Fürsten Bismarck heute noch, daß er dieses Wahlgesetz vorschlug, welches, um mit Rümelin zu reden, „die Entscheidung über die höchsten Staatsangelegenheiten in die Hände der Massen legte, die numerisch stärksten Klassen zu den dominirenden erhob und das Staatsleben wegen der wechselnden, unberechenbaren, meist durch Nebensächliches beeinflußten Volksstimmungen nicht zur Stetigkeit gelangen läßt". Selbst die alte Fortschrittspartei wagte anfangs nicht, das allgemeine Wahlrecht auf ihr Programm zu setzen. Da bemächtigte sich Lassalle, der mehr Demokrat als Sozialist war, der Idee und suchte die arbeitenden Klassen um dieses lockende Banner zu schaaren. In eindringlichster Weise führte dieser Meister der Volksrede ihnen zu Gemüthe, daß ein solches Wahlrecht das einzige Mittel sei, um zum Einfluß auf die Gesetzgebung und zur Benutzung derselben im Interesse des vierten Standes zu gelangen. Die Agitation wurde gegenstandslos, weil die Regierung selbst das Geforderte gewährte. Es waren vorzugsweise Gründe der auswärtigen Politik, welche Bismarck zu dieser Wahlform bestimmten. Er wollte das Volk hinter sich haben, wenn ihm das Ausland Schwierigkeiten machte. War er doch entschlossen, unter Umständen sogar die ganze Reichsverfassung von 1849 als Parole aus-

zugeben, falls eine nationale Erhebung nothwendig werden sollte. Dem Parlamentarismus wollte er damit gewiß keinen Dienst leisten. Er liebte die Macht zu sehr und wie er weite Kreise der Nation im Banne seiner Ansichten hielt, wie er der Krone seinen Willen aufzwang, so wollte er auch den Reichstag beherrschen; nur eine „richtig geübte Mitwirkung“ desselben erklärte er für nützlich. Die deutsche Volksvertretung sah sich in der That in enge Schranken gewiesen und auch jetzt, nachdem neue Männer an das Ruder getreten sind, deren Anschauungen nicht mehr in der Vergangenheit wurzeln, die vielmehr den Athemzug der Gegenwart verspüren, ist der parlamentarische Machtbereich nicht sonderlich erweitert. Der dynastische Einfluß herrscht vor. Durch eine jahrhundertelange Geschichte fühlt unser Volk sich mit dem Herrscherhaus verbunden, sein ganzer Vorstellungskreis ist mit Beziehungen zu diesem durchflochten. Ueberdies wird die monarchische Denkweise mit tausend Mitteln genährt. Trotzdem kann die Vertheilung der Kräfte, wie sie in unserem jungen Verfassungsleben besteht, nicht ewig währen. Daß ein „starkes Königthum“, das diejenigen so lebhaft befürworten, welche sich in dessen Schatten besonders behaglich fühlen, ein schwaches Parlament bedeutet, muß immer deutlicher empfunden werden. Auf die Dauer aber wird sich das deutsche Volk nicht selbst depossediren wollen. Eines freilich muß zuvor geschehen, wenn auch nur ein leidliches Gleichgewicht zwischen Krone und Volksvertretung hergestellt werden soll: Deutschland muß aufhören, das klassische Land der Parteizersplitterung zu sein. Nur große Parteien sind regierungsfähig. Die Zukunft kann aber auch diese Voraussetzung erfüllen: die nationalen und die kirchlichen Gegensätze verflüchtigen sich, und nur noch prinzipielle und soziale Unterschiede wirken parteibildend.

Wie in der praktischen Politik, so gelangte der demokratische Gedanke auch in der Theorie zum Durchbruch. Nicht als eine plötzliche Eingebung ist er gekommen, denn auch im Reiche der Ideen gibt es keine Entstehung aus dem Nichts. Lange vorbereitet trat er endlich in unserem Jahrhundert leuchtend hervor. Schon Machiavelli hatte die Fürstengewalt, der er dienen wollte, moralisch erschüttert. Wenn er sagte, der Monarch soll bald Fuchs bald Löwe sein, er soll nur darauf denken, was er scheine, denn was er scheint, sehen alle, was er ist, sehen wenige, und diese wenigen schweigen — so waren diese Rathschläge, die viel getadelt nnd oft genug treu befolgt worden sind, nicht geeignet, ein Gefühl der Verehrung für die Mächtigen dieser Erde zu erwecken. Am Ende des 17. Jahrhunderts sprach Locke sich nachdrücklich zu Gunsten des Volksrechtes aus. Bei einem Konflikt zwischen Regierung und Volk habe das Volk das letzte Wort. Die vollziehende Gewalt könne zweckmäßig einem Fürsten übertragen, demselben wegen Mißbrauchs aber auch entzogen werden. Auch Montesquieu, der sechzig Jahre später seine weckende Schrift über den „Geist der Gesetze“ ins Land warf, trat für die politische Freiheit ein. Die gesetzgebende Gewalt sprach er im Wesentlichen dem Volke zu, der Monarch dürfe zwar sein Veto einlegen, sein eigentliches Herrschaftsgebiet sei aber nur die Exekutive. Auf den Schultern Locke's und eines Deutschen, dessen fast verschollenes Andenken Gierke 1880 wieder erneuert hat, des Johannes Althusius, steht Rousseau. Die Selbstbestimmung der Völker ist der Grundgedanke seines Gesellschaftsvertrages. Das Staatsoberhaupt erscheint als der Diener, nicht als der Herr des Volkes und kann nach dessen Ermessen ein- und abgesetzt werden. Noch inmitten einer absolutistischen Bevormundungspolitik erhob Wilhelm v. Humboldt's edelgehaltene Jugendschrift Einspruch gegen eine weitgreifende Wirksamkeit des Staates. Er stellt das Individuum voran und verlangt Eigenthümlichkeit seiner Kraft und seiner Bildung. An einer Stelle seiner „Ideen“ heißt es: „Wenn es schon ein schöner, seelenerhebender Anblick ist, ein Volk zu sehen, das im vollen Gefühl seiner Menschen- und Bürgerrechte seine Fesseln zerbricht — so muß der Anblick eines Fürsten ungleich schöner und erhebender sein, welcher selbst die Fesseln löst und Freiheit gewährt.“

Eine Vertiefung erfuhr der demokratische Gedankenkreis im 19. Jahrhundert. Das Staatsrecht erhob die Persönlichkeit des Staates zum Angelpunkt der juristischen Konstruktion. Allgemein wird jetzt der Staat als ein selbständiges Rechtssubjekt des öffentlichen Rechts betrachtet. Er ist es, dem die Hoheitsrechte gegenüber den Unterthanen zustehen. Der Souverän ist der Träger der Staatsgewalt, aber doch nur ein Organ der Staatspersönlichkeit, ein Werkzeug ihres Willens und Handelns. Die Vorstellung früherer Geschlechter, als seien die Herrschaftsrechte eines Monarchen persönliche Befugnisse wie die eines Herrn über seine Untergebenen, ist verschwunden. Die Lebensthätigkeit des Staates, sein Verhältniß zu den Staatsangehörigen, die von ihm zu erfüllenden Aufgaben wurden durch die Wandlungen in der Sittenlehre beeinflußt. Hatte schon Kant den Satz ausgesprochen: „Kein Mensch ist bloß Mittel“ und hierdurch den Rechtskreis des Individuums sicher gestellt, so machte die neuere Ethik die allgemeine Wohlfahrt zum Maßstab menschlichen Thuns und Lassens. Das größtmögliche wahre Glück Aller soll das Endziel alles Strebens sein, jeder für einen, keiner für mehr als einen zählen. Gegen dieses keineswegs materialistische, sondern im höchsten Sinne idealistische Wohlfahrtsprinzip lehnt sich alles auf, was Selbstsucht, Hochmuth und Bevorrechtung heißt, aber dennoch dringt es siegreich vor.

Der eifrigste Verfechter dieser Lehre war in England Jeremias Bentham. Er überzeugte sich, daß die alten Stände, welche die Gewalt besaßen, die größte Glückseligkeit der größten Anzahl als Prinzip nicht anerkennen und in der Praxis nicht fördern wollten. Deshalb schlug er vor, dieselben zu verdrängen und alle politische Gewalt der größten Anzahl selbst zu übertragen. Die Herren des Lebens, so erläutert er, sind Freude und Schmerz. Jeder sucht, so gut er es versteht, seine eigene Wohlfahrt, und der Theil der Bevölkerung, welcher die politische Herrschaft besitzt, wird sie für seine eigenen Zwecke ausbeuten. Das Mittel dagegen ist, diese Macht auf die ganze Bevölkerung auszudehnen. Sie kann keinen Mißbrauch damit treiben, denn die Wohlfahrt, nach der sie streben wird, wird die aller sein, und die Wohlfahrt der Gesammtheit ist der wahre Zweck aller Gesetzgebung. Diese blendende Gedankenführung hat eine Lücke; es ist nicht die Gesammtheit, sondern die Mehrheit, welche entscheidet, und diese Mehrheit kann ihre Gewalt mißbrauchen. Torqueville erkannte diese Gefahr und stand der Demokratie nicht ohne Mißtrauen und Furcht gegenüber. Gleichwohl hielt auch er, wie seine démocratie en Amérique zeigt, die demokratische Tendenz für unwiderstehlich. Zur Verstärkung derselben trug J. St. Mill durch seine Abhandlung über die „Freiheit“ nicht wenig bei, die von Enthusiasten das Evangelium des 19. Jahrhunderts genannt worden ist. Ebenso Herbert Spencer, welcher schildert, wie die Autorität des Alleinherrschers in der Geschichte abnimmt; ursprünglich als Gott oder Halbgott betrachtet, wurde derselbe Gegenstand nüchterner Kritik, ja spöttischer Karrikatur.

In Deutschland hatte die demokratische Strömung erst mächtige vorgelagerte Hindernisse zu durchbrechen, ehe sie sich in breiter Fluth über die veränderte Landschaft ergießen konnte. Haller und nachher Stahl leisteten dem Eindringen der Freiheitsideen heftigen Widerstand. Sie gedachten „der jakobinischen Schlange den Kopf zu zertreten“. Haller will keine Verfassung, keine Rechtsgarantie für das Volk, andere Garantien als das religiöse Pflichtgefühl des Herrschers zu suchen sei widersinnig. Als letztes Mittel, sich gegen einen frevelhaften Fürsten zu sichern, empfiehlt er die — Flucht. Stahl erklärt den Staat wegen der biblischen Lehre vom göttlichen Ursprung der Obrigkeit für eine göttliche Institution. Die Befehle der Obrigkeit hätten daher die Macht eines göttlichen Gebots, dem sich der Einzelne unbedingt fügen müsse. Ueber diese und andere Vertreter dynastischer und feudaler Interessen schritt die Zeit hinweg. Die Auffassung von Gervinus, welche in seiner historischen Darstellung immer wiederkehrt, gewann an Boden, daß die ganze Zeit von dem Ausgang des Mittelalters bis in die Gegenwart

gefüllt wird durch einen einzigen Kampf der demokratischen Idee, die durch die Reformation in die Geschlechter geworfen wurde, mit den aristokratischen Einrichtungen des Mittelalters und der zwischen beide Elemente geschobenen Absolutie; es sei ein beständiger Fortschritt zu gewahren von der geistigen und bürgerlichen Freiheit der Einzelnen zu der der Mehreren und der Vielen. Selbst für Heinrich von Treitschke gab es eine Entwicklungsstufe, auf welcher er vom Freiheitsdrang beseelt war. Sein Aufsatz über die „Freiheit“ aus dem Jahre 1861, wiederveröffentlicht 1871, klingt wie ein hohes Lied auf die Losung der Zeit, welche ungehemmte Bewegung in Glauben und Wissen, in Handel und Wandel fordere und das Volksrecht hochhalte gegenüber dem Fürstenrecht. Er schrieb damals: „Genug, die Forderung einer Regierung der Völker nach ihrem Willen besteht überall, sie wird erhoben so allgemein und gleichmäßig wie nie zuvor in der Geschichte, und wird schließlich ebenso gewiß befriedigt werden, als das Dasein der Völker dauernder, berechtigter, stärker ist, denn das Leben der widerstrebenden Mächtigen.“ —

Neuerdings haben sich warnende Stimmen vernehmen lassen. Der zuversichtlich auftretenden Doktrin sind Zweifel entgegen gestellt worden. Vor allem ist es Henry Sumner Maine, der 1885 in seinen Betrachtungen über „volksthümliche Regierung“ dieser zwar nicht alle Vorzüge abgesprochen, aber doch die Schattenseiten, die allem, was menschlich ist, anhaften, stark betont hat. Die Demokratie entbehrt, so behauptet er, der Stetigkeit, denn die Volksstimmung schwankt. Sie ist die schwierigste unter den Regierungsformen. Ein großes Heer, das die Weltlage vielleicht erfordert, führt die Gefahr einer Militärtyrannei herbei. Er glaubt sogar, was sicher ein Irrthum ist, daß die Demokratie auf die Dauer nicht reformatorisch auftreten werde. Mit besonderem Nachdruck aber sucht er darzulegen, daß das geistige Niveau einer vom ganzen Volke beherrschten Politik die Neigung habe, zu sinken. Die Gesetzgebung gründe sich auf wissenschaftliche Kenntniß, erheische geistige Anstrengung, sie zu verstehen, und sittliche Ueberwindung, sich ihr zu unterwerfen. Wenn nun die mittlere Meinung der Gesellschaft das Gesetz bestimme, so würden die Regierungen leicht gezwungen, die flachsten und alltäglichsten Ansichten zur Richtschnur zu nehmen. Heute verhindere das allgemeine Wahlrecht in Amerika den Freihandel, früher würde es die Spinnmaschine, den mechanischen Webstuhl, die Einführung des gregorianischen Kalenders verboten haben. Das schweizerische Referendum habe wichtige Reformen zu Falle gebracht. Die Führer der Masse, und zwar nicht bloß die Winkelpolitiker, sondern auch die Parteihelden — denen er übrigens ebenso einen Macchiavelli wünscht, wie der Fürst ihn gefunden — müßten dem Volke schmeicheln und horchten ängstlich an einem Sprachrohr, dessen anderes Ende die Vorschläge einer niederen Intelligenz empfange. Es ist dies derselbe Gedanke, den Washington milde so gefaßt hat: „Unser Volk muß erst fühlen, um zu sehen“, den Schopenhauer derb in die Worte kleidete: „In der Monarchie hat der Verstand mehr Chancen gegen die Dummheit,“ die Strauß und Renan ausdrücken wollten, als sie sagten, die Geschichte sei eine Aristokratin. Es ist der Ton der Verachtung gegen die „Masse“, der durch die alte Welt klingt und bis heute nicht verklungen ist. Der aristokratische Plato verglich die unteren Klassen mit Höhlenbewohnern, welche die Dinge nicht im Strahl der Sonne sehen könnten, sondern nur die Schatten an den Wänden, ihre Augen seien an die Dämmerung gewöhnt und würden im Glanz des Tages schmerzlich zucken. Ein Aristokrat der Gegenwart, und zwar der edelsten einer, war ebenso gesonnen, er trieb seine souveräne Geringschätzung gegen alles Mittelmäßige und Kleine sogar noch weiter. Anfangs nur von Wenigen gesehen, wandelte dieser Auserwählte einsam hin auf den Höhen des Geistes, sein Leben war ein Erkennen, bis sich ein Flor um seine lichte Seele legte — es ist Friedrich Nietzsche. Die heutige Moral in Europa erschien ihm als Heerdenthiermoral, von dem niederen Menschentypus für dessen Zwecke gemacht. Er forderte eine Moral der Mächtigen, eine Herrenmoral, die den höheren Menschen Genüge thut. Er will Flügelraum für starke, stolze, selbstwillige Naturen. Wichtiger als das Glück der Vielen sei, daß Heroen entstehen, welche neue Kulturen erzeugen. — So herrliche Gedankenblüthen er uns dargereicht hat, hier flog sein stolzer Geist zu hoch und entfernte sich zu weit von der wirklichen Welt. Das kann nicht das Ziel der Kultur sein, daß einige Wenige sich ihrer Gaben erfreuen. Welches Recht haben diese, andere vom Mitgenusse auszuschließen? Nein, Antheil möglichst Vieler an den Errungenschaften der Zeit, die ja nicht geschaffen sind von Wenigen, sondern durch die zusammenwirkenden Kräfte ungezählter Millionen!

Maine verwarf trotz seiner Bedenken die volksthümliche Regierung nicht, er gab zu, daß die Bildung des Volkes steige und daß durch wohlersonnene Vorkehrungen, wie er solche an der nordamerikanischen Verfassung nachweist, Uebelstände sich mildern ließen. Ebensowenig absprechend urtheilt der deutsche Veteran der Staatswissenschaften, Wilhelm Roscher. Seinen Studien über den „Cäsarismus“ und über die „absolute Monarchie“ hat er in diesem Jahre „Umrisse zur Naturlehre der Demokratie“ folgen lassen. Roscher will keiner Partei dienen, er athmet ganz in wissenschaftlicher Luft. Was seine früheren Werke auszeichnet, der Fleiß und Sammeleifer, die bedächtige Abwägung des Für und Wider, tritt auch in der Darstellung des vorliegenden Stoffes hervor. Man folgt ihm gern auf seinen Spuren, auch da, wo er in seinem Gelehrtendasein den modernsten Erscheinungen des rasch pulsirenden praktischen Lebens nicht nahe genug gekommen ist. Roscher findet, daß alle drei großen Staatsformen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie, mit so vielen wesentlichen, unausrottbaren Eigenschaften der Menschennatur zusammenhängen, daß es niemals auf die Dauer einen Staat gegeben hat, der eine derselben ganz rein darstellte. Eine weise Mischung der drei Formen sei das höchste. Vorsichtig warnt er, eine Staatsform um Verhältnisse willen zu loben oder zu tadeln, die mit derselben in keinem oder nur in losem Zusammenhang stehen. So rührten die Ausschreitungen der französischen Demokratie am Schlusse des vorigen Jahrhunderts doch wesentlich daher, daß dieselbe nicht in ruhigen Zeiten, sondern durch eine furchtbare Revolution eingeführt wurde. In der Demokratie haben alle Kräfte des Volkes, die guten wie die bösen, den freiesten Spielraum. Einem tüchtigen Volke gereicht dies zum größten Vortheil, denn jedes Talent kann sich auf den angemessenen Platz schwingen, das stete Aufstreben der unteren Klassen nach oben hält auf allen Sprossen der großen Leiter eine frische Bewegung lebendig. Mit der Demokratie ist auch das größte Interesse Aller am Staate gegeben. Die Nachtheile bestehen namentlich darin, daß die Herrschaft der Mehrzahl über die Minderzahl drückender werden kann als jede andere Tyrannei, daß die öffentliche Meinung unsicher ist und leicht umschlägt, daß in sinkenden Zeiten die Demagogie böse Früchte zu zeitigen pflegt. Um hier Unheil zu verhüten, muß das Volk Respekt vor den Gesetzen haben; die Religiosität — sagen wir besser: eine wahrhaft sittliche Willensrichtung — muß die Grundlage jeder Volksherrschaft bilden. Gleichheit ist das Prinzip der Demokratie. Eine Hauptvorschrift demokratischer Diätetik aber ist es, dieses Gleichheitsprinzip nur bis auf einen gewissen Punkt zu entwickeln. Kein menschliches Institut verträgt seine äußersten Konsequenzen. Von den neueren Demokratien sagt Roscher, sie hätten vor denen des Alterthums zwei Vortheile voraus, die Abschaffung der Sklaverei und das Zeitungswesen, das gleichsam eine permanente Volksversammlung bedeutet.

Auszusprechen das, was ist, gilt als eines der wirksamsten Mittel in der Politik. Die Thatsache, die hier zu unumwundenem Ausdruck kommen mußte, ist, mag man sie mit trübem oder heiterem Blick betrachten, diese: das demokratische Prinzip ist als Eroberer erschienen. Nicht bloß der mächtige Aufschwung der Naturwissenschaften, nicht bloß der wunderbare Fortschritt der Technik charakterisirt die Gegenwart, sondern auch eben diese Heranziehung immer weiterer Volkskreise zur selbstthätigen Theilnahme am öffentlichen

Leben. Durch all diese grundlegenden Aenderungen ist unsere Zeit so reich, so bedeutungsvoll geworden, daß sie geradezu einen Wendepunkt darstellt. Spätere Geschichtsforscher werden vielleicht mit dem 19. Jahrhundert einen Hauptabschnitt der Weltgeschichte beginnen. Für die Lebenden aber liegt hierin ein verstärkter Antrieb, sich ihrer Zeit gewachsen zu zeigen.

Herm. Pachnicke.

Ad usum Serenissimi Delphini.

Ueber den Streit, in welchen der frühere Erzieher des Kaisers Wilhelm II., Herr Geheime Rath Dr. Hinzpeter, mit dem westfälischen Großindustriellen Herrn W. Funke gerathen ist, steht dem Schreiber dieser Zeilen kein Urtheil zu. Doch scheint mir der Angriff, den der vielleicht wohlunterrichtete aber auch sehr stark interessirte Fachmann gegen den „Schulmeister" gerichtet hat, von Allem eher als von der „Tapferkeit" zu zeugen, deren Krone die Industriebarone Westfalens Herrn W. Funke zuzuerkennen sich so sehr beeifert gezeigt haben. Denn es ist immer ein Zeugniß von einer gewissen Schwäche, um nicht einen schärferen Ausdruck zu brauchen, wenn man Jemanden, der sich in einer Position befindet, in der er sich nicht gut sachlich und aufklärend vertheidigen kann, mit so groben Worten anfährt, wie dieses Herr W. Funke Herrn Hinzpeter gegenüber gethan hat. Woher weiß denn noch dazu Herr W. Funke, wie weit sein Gegner bei der so hart getadelten Enquete aus eigenem Antriebe oder in höherem Auftrage gehandelt hat? Oder meint Herr W. Funke, Herr Hinzpeter habe einem ihm von höherer Stelle aus gegebenen Auftrage nicht entsprechen, und die Dinge, die er zu sehen geglaubt habe, nur so darstellen dürfen, wie sie Herr W. Funke anzusehen sich gewöhnt hat? Wie dem nun auch sein möge, die Explosion fachmännischen Hohnes und Hasses gegen den „Schulmeister" hat in weiten Kreisen, die sonst gern einräumen, daß sie von den in Betracht kommenden Fragen nichts verstehen, nicht gerade einnehmend für Herrn W. Funke gewirkt, und auch das Vertrauen wohl nicht gestört, das Kaiser Wilhelm II. gegen den Mann hegt, von dem er öffentlich gesagt hat, „daß er in ihm die Grundsätze befestigt habe, welche für seine weitere Entwicklung bestimmend geworden seien."

Welches waren aber diese Grundsätze? Hierüber gibt uns ein Schriftchen unzweideutigen Aufschluß, das Herr Hinzpeter im Jahre 1878, als der damalige Prinz Wilhelm das Gymnasium zu Kassel verließ, um die Universität Bonn zu beziehen, als Andenken an den Kasseler Aufenthalt und als Vermächtniß für die Zukunft seinem ehemaligen Zögling überreicht hat. Dasselbe trägt den Titel: „Philipp der Großmüthige. Bild eines Fürsten aus kritischer Zeit. A. U. SS. D." d. h. zum Gebrauche des allerdurchlauchtigsten Dauphins.

Herr Hinzpeter geht in dieser Biographie, des in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern lebhaft und wahrheitsgetreu geschilderten hessischen Landgrafen, an den in Kassel besonders lebhaft zu denken sowohl dem Erzieher als dem Zögling nahe lag, von der Ansicht aus, daß es nur zwei Epochen in der Entwicklung des germanischen Geistes gebe, die mit der verglichen werden könnten, in der wir leben, Epochen, „in denen ebenso laut und allgemein die alte Frage nach dem eigentlichen Sinn und Zweck des menschlichen Lebens wieder aufgeworfen wurde, weil die bisherige Basis des Fühlens, Denkens und Handelns schwankend geworden". Herr Hinzpeter versteht unter diesen beiden Epochen die Zeit der Christianisirung der germanischen Völker und die der Reformation. Aus dieser zweiten Epoche, die durch ihre Erfolge und Mißgriffe ein größeres Verständniß und ein persönlicheres, weit egoistischeres Interesse für uns hat, will er seinem Zögling eine besonders „dramatische Existenz", die kräftig und schuldvoll dasteht, vor die Seele führen. In solchen Zeiten, in denen die Menschheit sich für Altes oder Neues entscheiden mußte, meint er, pflegten dann besonders stark ausgeprägte Individuen vor die Menge der Andern zu treten und diese mit sich fortzuziehen. Mannigfaltig sind sie geartet. „Nur ist allen denen," so heißt es an der Stelle, wo er die Tendenz seiner Schrift ganz unverhohlen (S. 7) ausspricht, „die in solchen Entwicklungsphasen entscheidend eingreifen, neben dem scharfen Blick für das Nöthige und dem natürlichen Sinn für das Mögliche eine Eigenschaft gemeinsam, welche sie vorzüglich zu ihrer Rolle befähigt, das ist ein starkes Selbstbewußtsein beruhend auf dem festen Glauben an die Hilfe einer höheren Macht oder auf dem sicheren Vertrauen in die eigene Kraft. Dieses Selbstbewußtsein ist auch für Philipp von Hessen die Quelle der Kraft zum Guten, wie leider auch zum Schlimmen. Es flößt ihm eben sowohl die Energie ein nach hohen Dingen zu streben und Bedeutendes zu leisten, wie die Tollkühnheit zu frevelhafter Selbstsucht und zur Verleugnung seiner unverkennbaren Pflicht. Es liegt deshalb der Gedanke nahe, der Betrachtung seines Lebens ermunternde und warnende Eigenschaften zuzuschreiben, und damit erklärt sich dieser Versuch, es in seinen Hauptzügen zu zeichnen. Bei der Auswahl derselben ist maßgebend gewesen die Rücksicht auf die zu illustrirende Moral, daß ein wichtiges Selbst- und Standesgefühl, in welchem das Bewußtsein der Rechte und Pflichten gleich stark ist, eine reiche Quelle inneren und äußeren fruchtbaren Lebens werden kann, während das Falsche, in welchem das Bewußtsein der Rechte das der Pflichten überwiegt, die Thatkraft lähmt oder sie zum Verderben wirken läßt." Wie wir aus diesen auch im Original gesperrt gesetzten Worten abnehmen, kam es dem pädagogischen Historiographen des hessischen Landgrafen darauf an, seinem Zögling vor Allem die Wahrheit einzuschärfen, daß das Thun hervorragend im Leben gestellter Männer von lebhaftem Selbstbewußtsein nur dann für sich selbst und ihre Zeit zum Segen ausschlagen könne, wenn in ihm alle ihm eigenen Rechte und Pflichten gleichmäßig zur Uebung und Anerkennung kämen, eine Wahrheit, welche allerdings nicht den Vorzug der Neuheit hat, die aber bei der Erziehung des zukünftigen Herrschers eines großen Reiches nicht immer, ja mit vollem Bewußtsein sicherlich nur sehr selten zur Richtschnur gewählt zu werden pflegt.

Wir können hier natürlich nicht der Biographie des hessischen Fürsten, dessen Vater kaum fünf Jahre nach der Geburt des Erbprinzen verstorben war, und der als ein Zankapfel der Parteien des hessischen Hofes und hierdurch in seiner Entwicklung nicht zu seinem Vortheile bestimmt aufwuchs, in ihrer Schilderung von dessen thatenreichem und schuldbehaftetem Leben nicht im Einzelnen folgen. Daß der wahrhaft tragische Moment desselben und man kann sagen der deutschen Reformation überhaupt, in welchem der Landgraf die Doppelehe mit Margarethe von der Saal einging, in seiner ganzen Bedeutung hervorgehoben wird, bedarf keiner Versicherung. War dieser Akt doch auch in Wirklichkeit ein „großer Mißbrauch alles dessen, was die reformatorische Bewegung an neuen Gedanken und neuen Institutionen hervorgebracht hatte".

Nur noch eine Stelle mag aus dem Büchlein mitgetheilt werden, wo Herr Hinzpeter seinen Helden mit wenigen Strichen nicht nur in seiner gesammten Regierungstendenz, sondern auch im Kampfe mit den schlimmsten Feinden des Staatslebens jener Tage charakterisirt. Man wird dabei doch unwillkürlich an Manches erinnert, was wir selbst erlebt haben. S. 49 schreibt er: „Zunächst übernimmt der Landgraf in vollem Gefühle seiner Verantwortlichkeit die Rolle eines Regulators der Volksbewegung, die Rolle, welche einer Regierung stets am ersten gebührt. Seine eigene Ueberzeugung zur Geltung zu bringen, gilt ihm als Pflicht, aber immer nur als Ueberzeugung auch in den Anderen, wie er denn sein ganzes Leben lang im Gegensatz zu so manchen katholischen und protestantischen Fürsten den Grundsatz verfochten und geübt hat, ‚daß es wider Gott sei, Einigen Menschen um deswillen, daß er unrecht glaube, zu tödten'. Es liegt darin der sicherste Beweis, daß er sich selbst durch eigenes Suchen eine feste Ueberzeugung gebildet

hatte. Und daß er deren nun vollkommen sicher war, zeigte er durch seine weitere Mahnung an seinen Schwiegervater, sich nicht abschrecken zu lassen durch die bedenklichen radikalen Konsequenzen, welche die Bauern und Thomas Münzer vor seinen Augen aus der neuen Lehre zogen und die diesem ein klares Zeugniß von der Verwerflichkeit derselben zu sein schienen. Im Tone seiner Zeit- und Parteigenossen bringt er das Gleichniß vom Säemann als Beruhigung und Vertheidigung vor, wonach ja „der Same nicht allenthalben auf das gute Land fiele'. —"

Dieser Same scheint auf gutes Land gefallen zu sein.

• • •

Stanley's zweiter Zug durch Afrika und die geographische Wissenschaft.

Das neue große Reisewerk Stanley's liegt seit einigen Wochen in verschiedenen Sprachen dem europäischen Publikum vor; auch eine deutsche Uebersetzung*) ist besorgt worden, von welcher wir annehmen dürfen, daß sie einen vollen Ersatz für das englische Original darbiete. Unsere eigene Besprechung kann somit auch an diesen Stanley im deutschen Gewande anknüpfen, wie dies auch andere kritische Referate thaten, die über das merkwürdige Buch von geachteten Fachmännern — so z. B. von Ratzel in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung", von Paulitschke im „Ausland", von Goetz in den Münchener „Neuesten Nachrichten" — erstattet worden sind.

Leicht ist es nicht, zu einem objektiven Urtheile über Stanley und seine neue Reisebeschreibung zu gelangen. Unsere deutschen Afrikaforscher höheren Ranges — denn es schmückt sich mit diesem Ehrennamen auch so mancher, der zu wirklicher Forschung niemals in ein ernsteres Verhältniß getreten ist — haben eine so ganz andere Auffassungs- und Darstellungsweise, daß man sich an den Stil und die ganze Weltanschauung des kühnen Briten erst mit einiger Mühe gewöhnen muß. Jenen steht die durch ihre Thätigkeit bewirkte Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaft durchweg in erster Linie, und die eigenen Erlebnisse treten in ihren Schriften nicht selten mehr in den Hintergrund, als es dem wißbegierigen Leser erwünscht ist, und es gibt auch genug angelsächsische Entdeckungsreisende, welche in gleichem Sinne zu Werke gegangen sind. Ganz anders Stanley, der ununterbrochen sich selbst, seine eigenen Thaten ins helle Licht setzt, diejenigen Anderer nur insoweit, als sie den eigenen Leistungen zur Folie dienen. In der Ueberwindung äußerer Hindernisse, welche eine wenig freundliche Natur und eine großentheils ganz entschieden feindselige Bevölkerung seinem Unternehmen entgegenstellten, hat sich Stanley als ein wahrer Eroberer bewiesen, in höherem Maße noch, als bei seiner ersten Durchschreitung des dunklen Erdtheiles in entgegengesetzter Richtung. Er ist im vollsten Umfange jener „Geograph der That", den wir bereits in einem früheren Artikel als das Gegenstück des wissenschaftlichen europäischen Geographen bezeichneten; Barometer, Sextant, Kompaß versteht er wohl als unentbehrliche Hilfsmittel für die Erreichung des vorgesteckten Zieles auch zu handhaben, aber man glaubt ihm anzumerken, daß seine Hand lieber Säbel und Flinte führt. Wir können zugeben, daß ein von der Mutter Natur in dieser Art ausgerüsteter Mensch das zuwege bringen konnte, was Stanley thatsächlich zuwege gebracht hat, allein es wird stets in Deutschland, so hoffen wir, Viele geben, denen eben die Art und Weise keine sympathische ist, so zumal die große Gleichgiltigkeit gegen Menschenglück und Menschenleben, welche diktatorisch angelegten Naturen eigen zu sein pflegt. Die herbe Beurtheilung allerdings, welche Stanley von Seiten eifriger deutscher Kolonialpolitiker gefunden hat, ist uns nicht recht verständlich, denn diese haben uns ja zum öfteren versichert, daß Blut und Eisen das beste Kultivationsmittel sei, um uncivilisirten Brüdern von anderer Hautfarbe Sinn und Respekt für Europas höheren Beruf beizubringen. Und mit Maximgeschütz und Repetirgewehr hat doch gerade Stanley respektable Kulturerfolge erzielt! Oder sollte er bloß darin gefehlt haben, daß er für England an Orten Propaganda machte, welche Enthusiasten in die „deutsche Interessensphäre" einbezogen wissen wollten? Wir lassen diese für manchen wichtige Frage unerörtert, erfreut darüber, daß wir eine Regierung haben, welche die „Periode des Verträgeschließens und Flaggenhissens" für endgiltig abgethan erklärt hat. Welche politischen Zwecke der geniale Reisende verfolgt hat, kann uns gleichgiltig sein, denn dem wohlverstandenen Interesse des Deutschen Reiches konnte er selbst dann keinen Schaden bringen, wenn er dazu die besten Absichten besessen hätte.

So wenig wir aber dem Engländer Stanley wegen seiner begreiflichen Hingebung für englisches Wesen zürnen können, ebenso wenig können wir es gut heißen, wenn seine, in ihm allerdings zur höchsten Entfaltung gelangte, Eigenart ihm Menschen und Verhältnisse in einem grundfalschen Lichte erscheinen läßt. Wir meinen hier sein Verhältniß zu unserem Landsmann Dr. Schnitzer, zu dessen „Rettung" ja der ganze Zug unternommen worden war. Der Retter hatte sich seine Aufgabe, um derentwillen, wie jeder zugestehen wird, außerordentliche Opfer gebracht wurden, ganz anders gedacht; er erblickte in Emin eine der seinigen ähnliche Kraftnatur, welche er für seine Ideen gewinnen, in Verbindung mit der er jene größeren politischen Pläne, mit denen er sich trug, in Angriff nehmen könne. Und anstatt dieses kongenialen Mannes findet er einen deutschen Gelehrten, der in den schwierigsten Zeiten für Botanik und Zoologie Muße und Neigung übrig hat, der die mancherlei Treibereien seiner ungetreuen Untergebenen mit philosophischem Gleichmuthe und ohne alles Rachegefühl mit ansieht und lieber selbst auf die Rettung verzichten, als auch nur den geringsten unter den seiner Obsorge Anvertrauten zurücklassen will. Eine solche Persönlichkeit lag gänzlich jenseits Stanley's Horizonte; allerorts liest man zwischen den Zeilen, wie sehr er sich enttäuscht fühlt; ist er dem Pascha doch sogar deshalb ein wenig böse, weil er nicht die imposante Figur hat, welche er nach der Meinung Stanley's von Rechts wegen hätte haben sollen. Der Realist und der Idealist verstehen sich schlecht, auch hatten beide Männer über die nächste Zukunft zu verschiedene Ansichten, um zu einer vollen Einigung gelangen zu können. In Stanley's Aeußerungen über Emin tritt eine Verschiedenartigkeit zu Tage, welche im höchsten Grade auffallen müßte, wenn man nicht stets daran zu denken hätte, daß ersterer eben doch die Nothwendigkeit begriff, der bescheidenen Größe des anderen, so fremdartig sie ihm erschien, einen gewissen Tribut zollen zu müssen. Aber neben den oft fast begeisterten Lobsprüchen berühren dann um so unangenehmer die mannigfach angebrachten Nadelstiche, die Hinweisungen darauf, daß der Pascha seine Lage verkannt, überhaupt nicht recht gewußt habe, was er eigentlich wolle. Nach Ratzel's Angabe hat die deutsche Ausgabe sogar manche allzu starke Stellen, die gegen Emin gerichtet waren, erheblich abgeschwächt. Kurz, wenn man bedenkt, daß Emin bislang nicht im Stande war, die Anzapfungen Stanley's entsprechend zurückzuweisen, daß überhaupt durch die überaus beschleunigte Herausgabe des Reiseberichtes der Gegenseite die Vertretung ihres Standpunktes gar sehr erschwert ward, so muß man sagen, daß der große Reisende sich zwar als gewandter Taktiker bewährt, daß aber die christliche Moralregel, vom Nächsten nur Gutes zu reden und Alles zum Besten zu kehren, bei ihm keine besondere Beachtung gefunden hat.

Und doch ist Stanley seiner eigenen Ueberzeugung nach

*) Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Von Henry M. Stanley. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. v. Wobeser. Mit 150 Abbildungen und drei Karten. Leipzig. 1890. F. A. Brockhaus. Zwei Bände.

ein Christ, ein recht guter sogar. Daß er unter besonderer göttlicher Leitung stehe, daß das unmittelbare Eingreifen höherer Macht seinem Hunde ein Perlhuhn gerade in dem Augenblicke in den Rachen gejagt habe, als die Hungersnoth ihre schlimmste Form angenommen hat, das sind ihm feststehende Dinge. Wie anders Emin, dessen religiöses Glaubensbekenntniß allerdings weniger leicht zu umschreiben sein dürfte! Er erscheint dem starrgläubigen Anglikaner als ein „Materialist“, ein Umstand, der bei der lieblosen Beurtheilung des Mannes wohl auch mit in die Wagschale gefallen sein mag. Zurückgebliebene Deutsche älterer Ordnung, wie sie die „Nation“ meistens lesen, werden sich allerdings der Erkenntniß nicht verschließen, daß der angebliche Atheist Emin, der lieber Unrecht leiden als thun will, vom wirklichen praktischen Christenthum, dieses Wort allerdings nicht gerade im Sinne eines bekannten Staatsmannes genommen, ganz unverhältnißmäßig mehr in sich hat, als der dogmengläubige Engländer, dem so ziemlich alle Mittel recht sind, wenn es sich um die Erreichung eines nach seinem Dafürhalten guten Zweckes handelt.

Wir verlassen nunmehr diese wichtige Seite des Reisewerkes, in welcher der Antagonismus zweier heterogener, vom Schicksale aber auf die nämliche Bahn geworfener Persönlichkeiten in so prägnanter Weise zum Ausdruck gelangt. Hoffentlich steht es nicht mehr lange an, bis auch ein Freund Emins das Wort erhält, um die alte Richterdevise: „Eins Manns Red ist keine Red, man soll die Theil verhören bed“ zur Wahrheit zu machen. Während wir dies schreiben, läuft die Nachricht durch die Zeitungen, daß Major Casati, der treue Genosse unseres Landsmannes in dessen schwersten Tagen, mit der rührigen Buchner'schen Hofbuchhandlung in Bamberg einen Vertrag bezüglich der Veröffentlichung seiner Erlebnisse im Sudan und auf dem Rückzuge abgeschlossen hat. Wenn diese Memoiren im Druck vorliegen, wenn auch vielleicht von Emin, den wir jetzt lieber in Deutschland als an den Ufern des Ukerewe sähen, nähere Nachrichten nach Europa gelangt sein werden, dann ist es an der Zeit, auf diese persönlichen Fragen zurückzukommen. Schade, daß dem tapferen Barttelot, der sich gleichfalls Stanley's Zorn zugezogen hatte, eine solche Gelegenheit der Rehabilitation versagt blieb, allein aus den Gräbern in den innerafrikanischen Urwäldern wird kein Zeuge mehr erstehen.

Die Schreibweise des Autors ist, wenn es sich um geschichtliche Vorgänge handelt, wenn der Erzähler zum Epiker werden darf, eine äußerst belebte, nicht selten eine hinreißende, niemals langweilig oder breit. Glänzende Farben hat der mit allen Mitteln der höheren Reklame wohl vertraute Schriftsteller noch von seiner journalistischen Praxis her genugsam auf seiner Palette und er geht damit nicht eben sparsam um. Bei dem älteren Werke über den Kongo, welches wohl oder übel der „Geographie des Schreibtisches“ manche Konzession machen mußte, konnte das Schilderungstalent des Verfassers weniger zur Geltung kommen und dasselbe ward aus diesem Grunde niemals so recht ein populäres Werk, während wissenschaftliche Kreise davon erst recht unbefriedigt waren. Diesmal verhält es sich anders, denn ein stark robinsonartiger Zug geht durch fast sämmtliche Kapitel hindurch, und auch derjenige Leser, der sich von Hause aus nicht zu den Freunden Stanley's zählt, wird von der kraftvollen Art der in unglaublich kurzer Zeit aufs Papier geworfenen Darstellung sich gefesselt fühlen und vom rein menschlichen Standpunkte aus an den bewegten Geschicken des ungewöhnlichen Mannes Antheil nehmen. Die stark auf den Effekt gearbeiteten Abbildungen unterstützen den Autor sehr wesentlich. Man hört die Büchsen knallen und die Speere sausen, man versetzt sich in die furchtbaren Situationen, welche dem Heereszuge durch Mangel an Lebensmitteln bereitet werden, man möchte mit den Abenteurern ein schallendes „Thalatta“ ausrufen, wie sie des Albert-Sees zum ersten Male ansichtig werden. Das Stanley'sche Werk wird den Defoe, Campe, Dielitz u. a. empfindliche Konkurrenz, zumal auch bei der heranwachsenden Jugend, machen, es wird zu den gesuchtesten Artikeln unserer Leihbibliotheken gehören und allem Vermuthen nach noch manche Auflage erleben. Mit diesem seinem unleugbaren novellistischen Werthe, der auch, sowie wir sehen, allseitige Anerkennung gefunden hat, steht nun freilich der wissenschaftliche Inhalt in einem entschiedenen Kontraste.

Unrecht wäre es zwar, in Abrede zu stellen, daß auch die Erdkunde als solche aus dem voluminösen Werke manchen Gewinn zieht, und wir stehen nicht an, die Punkte namhaft zu machen, bezüglich deren dieses Zugeständniß zu machen ist. Stanley legt Gewicht darauf, daß die landläufigen Vorstellungen vom afrikanischen Walde durch seine Reise gänzlich beseitigt worden seien,*) und darin hat er nicht Unrecht. Wenn auch für sehr weite Bezirke des Welttheiles die Begriffe Wald und „Galleriewald“ — dünne längs der Flüsse sich hinziehende Baumbestände — nach wie vor sich decken, so wissen wir doch jetzt, daß an den großen Wasserläufen, welche der mittlere Kongo in sich aufnimmt, Urwald von südamerikanischer Dichte und Undurchdringlichkeit zu finden ist. Die Naturskizzen, welche unser Werk von diesem Walde, von seinem Reichthum an Schling- und Schmarotzerpflanzen entwirft, gehören zu dessen besten Bestandtheilen. Des Ferneren hat Stanley's Expedition, wie sich das ganz von selbst versteht, unser Wissen von den hydrographischen Verhältnissen Centralafrikas mächtig gefördert; die für die afrikanische Geographie so wichtige Gegend, in welcher mit unmerklichen Wasserscheiden die Zuflüsse des Nil einer- des Kongo andererseits sich fast verschlingen, ist uns nun weit bekannter, als sie es selbst durch die überaus verdienstvollen Forschungen Junker's uns werden konnte. Die sehr plausible Vermuthung, daß Nepoko und Aruwimi Namen für verschiedene Theile ein und desselben Flusses seien, hat sich als nicht stichhaltig erwiesen; wir erfahren vielmehr, daß der Aruwimi, dessen Mündung in den Kongo Stanley bereits bei seiner ersten Fahrt berührt hatte, in seinem Oberlaufe den Namen Ituri führt und den Nepoko als rechtsseitigen Zufluß in sich aufnimmt. Des Ferneren sind die Beziehungen zwischen dem Mvutan-See (Albert Njansa) und dem südöstlich von ihm gelegenen Muta-Nsige-See (Albert Edward Njansa), einigermaßen geklärt, indem unser Reisender wahrscheinlich gemacht — nicht festgestellt — hat, daß eine nasse Verbindung, Semliki genannt, zwischen beiden existire, die dann also die oberste Laufstrecke des Nil darstelle. Stanley hat aber auch die „Mondberge“ der alten Geographen aus der Vergessenheit, in welcher sie seit Jahrzehnten schlummerten, wieder an's Licht gezogen, und da er mit Fug diesen Theil seiner Entdeckerleistung unter dem rein geographischen Gesichtspunkte als den schwerstwiegenden erachtet, so verschmäht er diesmal auch das sonst von ihm nicht allzu hoch geachtete schwerfällige Rüstzeug der Wissenschaft nicht und reproduzirt, durch eine Anzahl beigegebener Kartenskizzen unterstützt, die Vorstellungen, welche sich Alterthum und Mittelalter von den Nilquellen gebildet hatten. Uebereinstimmend ließ man den großen Strom aus Seen oder Sümpfen entspringen, die in der Nähe des genannten, sagenhaften Gebirges sich befinden sollten, und mit einer solchen Abstammung des Nil scheint es nun in der That seine Richtigkeit zu haben, denn auch das Mondgebirge hat Stanley wiederentdeckt in dem Schneegipfel Ruwenzori (Wolkenkönig), dem auf Grund von allerdings sehr flüchtigen Messungen eine absolute Höhe von nicht weniger als 18–19000 englische Fuß zugeschrieben wird. Mit diesem gewiß höchst merkwürdigen, direkt unter der Linie gelegenen Schneeberge beschäftigt sich unsere Vorlage sehr eingehend; derselbe wird von verschiedenen Seiten abgebildet, und man begreift wohl, daß er auf die Reisegesellschaft, welche Wochen lang nur Wald, dann weitere Wochen lang nur das wellige Grasland gesehen hatte, einen geradezu überwältigenden Eindruck machen mußte. Stanley

*) Es soll doch bei dieser Veranlassung nicht verschwiegen werden, daß Du Chaillu, gegen dessen afrikanische Reiseberichte man sich früher sehr skeptisch verhielt, die große Waldregion schon lange vor Stanley ganz ähnlich beschrieben hat, ohne damit besondere Aufmerksamkeit zu erregen.



gibt an einer Stelle seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß die Europäer, welche auf Emin's Dampfern den Mwutan befuhren, den Ruwenzori niemals wahrgenommen hätten, und wirklich muß derselde, rein geometrisch betrachtet, auf einem großen Theile des genannten Wasserbeckens sichtbar sein, wenn die uns vorliegende Karte zuverläsfig ist; gleich nachher widerlegt der Genannte sich selbst durch den Hinweis darauf, daß die Durchsichtigkeit der Luft in diesem Lande meist eine überaus geringe, das Auftreten verschleiernder Nebel dagegen an der Tagesordnung sei. Daß der Ruwenzori mit seinen unerschöpflichen Mengen gefrorenen Wassers — immer Stanley's Aussagen als richtig betrachtet — der Wasserspender für seine ganze Umgebung ist, versteht sich von selbst; er speist sowohl die beiden vorgenannten Seen als auch direkt den Semliki, und auch dem Viktoria Njansa werden von ihm aus Zuflüsse von ziemlicher Mächtigkeit zugesendet.

So bedeutsam die Grenzerweiterung ist, welche unser geographischer Gesichtskreis infolge von Stanley's Fahrten erfuhr, so erheblich die topische Erdkunde durch dieselben bereichert worden ist, so überaus spärlich sind die Errungenschaften, welche der physikalischen Geographie dieses erstmalig von den Europäern durchwanderten Erdraumes zu theil geworden sind. Es gewinnt den Anschein, als habe Stanley hierfür gar keinen Blick, denn besäße er solchen, so würden die begreiflichen Mängel beruflicher Vorbildung bei einem unleugbar des Genies nicht entbehrenden Manne wenig zu sagen haben. Von den Lehren der neueren Geologie zeigt er sich undeeinflußt, ihnen gegenüber ist er thatsächlich intakt. Man wird nicht ohne Staunen lesen können, daß dort, wo der „Wolkenkönig" sein weißes Haupt erhebt, ehemals grasbewachsenes Plateau sich befand, daß dann mit einem Male dieser Berg — wie, wird nicht gesagt — emporgehoben wurde und daß eine ungeheure Deunbation nunmehr wieder daran arbeitet, das Land zu nivelliren. Die einzigen Mittheilungen, welche wirklich Werth für uns haben, dürften diejenigen über die Salzwüsten und Salzseen sein, welche in Uganda zahlreich vorkommen; das Wasser und die Absonderungsprodukte der letzteren sind im chemischen Laboratorium zu Kairo einer gründlichen Untersuchung unterzogen werden, und die Ergebnisse dieser Analyse sind für den Fachmann von Interesse. Insbesondere fiel uns auf, daß von der klimatologischen Eigenart der durchstreiften Territorien niemals im Zusammenhange die Rede ist; Temperaturangaben u. dergl. sind wohl gelegentlich eingeflochten, niemals aber in einem solchen Grade der Vollständigkeit, daß der Tropenmeteorologe etwas rechtes damit anfangen kann. Als Hauptgewinn hat, wie schon bemerkt, die wissenschaftliche Erdkunde das Itinerar, die Routenkarte vom östlichen Kongo-Knie bis zu den großen Seen zu verzeichnen, denn Stanley versteht sich (s. o.) darauf, Ortsbestimmungen vorzunehmen, und er spiegelt sich ein wenig in dem Stolze, daß er dazu berufen war, den ihm sonst so vielfach überlegenen Emin in die Astronomie einzuweihen. Für tadellos haben freilich die Bearbeiter, welche disher in das von Stanley mitgebrachte Rohmaterial von Zahlen und Daten Ordnung zu bringen berufen waren, seine Beobachtungen nicht erklärt. Auch im gegenwärtigen Buche kommt manches mindestens Auffällige vor.*)

Am meisten, so sollte man meinen, müsse die Völkerkunde von den neuen Beobachtungen Stanley's Nutzen ziehen; war es doch ein weiter, weißer Fleck auf der Landkarte, durch den die Reiseroute des kühnen Mannes eine Diagonale gezogen hat. Selbstredend bringt das Reisewerk viele ethnologisch wichtige Nachrichten, doch sind dieselben immerhin, wenn wir uns an das Gutachten eines unserer hervorragendsten deutschen Sachkenner halten, nicht so entscheidend, wie man vielfach erwartet haben mochte. Die „Zwerge", mit denen die Expedition genauere Bekanntschaft zu machen genöthigt war, als sie gewünscht hätte, hat Stanley so genau studirt, wie seine prinzipiell von denen der Gelehrten abweichenden*) Anschauungen es ihm verstatteten, allein es war ihm offenbar unbekannt, daß schon vor ihm eine ganz stattliche Litteratur über diese bereits dem grauen Alterthum bekannt gewesenen Pygmäen angewachsen war; mit Rücksicht darauf sind seine Erzählungen zwar als Bestätigungen bereits bekannter Thatsachen, weniger jedoch als völlige Novitäten anzusehen. Doch ist durch ihn ein beachtenswerthes Problem in Anregung gekommen, wie sich nämlich die Wambuttu, deren Giftpfeile den Mannschaften Stanley's empfindliche Verluste beibrachten, zu den Akka im Norden und zu den Watwa im Süden des betreffenden Gebietes verhalten. —

Wir beschließen hiermit unsere Betrachtung über ein Werk, dessen Lesung wohl jedermann mit ähnlichen getheilten Gefühlen erfüllen wird, wie sie den Berichterstatter beschlichen. Vieles ist groß an dem Manne, der die Feder mit unglaublicher Sicherheit zu handhaben weiß, und für den das Wort „Le style c'est l'homme" eigens erfunden zu sein scheint, vieles von ihm ist hinwiederum recht klein. Die Geographie wird ja um Pioniere von solchem Schlage nur froh sein können, aber sie würde es schmerzlich empfinden, wenn alle ihre Diener ihre Aufgabe lediglich im Stanley'schen Sinne auffaßten.

S. Günther.

*) Auf Seite 397 des 1. Bandes heißt es: „Um Mittag nahmen wir zur Uebung eine Meridianhöhe. Emin maß auf die Entfernung von 2413 m die Höhe mit 70° 54' 44". Verstehe das, wer da kann! Oder sollte eine ungenaue Verdeutschung das Mißverständniß veranlassen?

*) Klarer, als eine längere Auseinandersetzung, kennzeichnet diese Verschiedenheit der Denkweise ein Absatz des zweiten Bandes, welchen wir vollinhaltlich wiedergeben wollen (S. 152). „Ich habe die Gründe zu entdecken versucht, weshalb wir beide, Emin und ich, in der Beurtheilung seiner Leute so sehr von einander abweichen. Wir haben einige Zwerge im Lager; der Pascha wollte ihre Schädel messen; ich widmete meine Beobachtungen ihrer inneren Natur. Er machte sich eben daran, mit einer Schnur den Brustumfang zu messen; ich wollte die Gesichtszüge studiren; er wunderte sich über das Anfühlen des Körpers, ich mich über das rasche Spiel der Gefühle, die sich in den blitzartigen Bewegungen der Gesichtsmuskeln enthüllen . . ." Schließen denn, so wird ein objektiver Leser dieser Zeilen ausrufen, physiognomisches und anthropometrisches Studium einander aus, kann man nicht das eine thun, ohne das andere zu lassen? Wie dem sei, man begreift, daß der Engländer, dem die That alles, die Gedankenwelt wenig bedeutet, dem Pascha, den er sich zudem ganz anders vorgestellt hatte, als er ihn fand, mit einer gewissen mitleidigen Geringschätzung behandeln zu dürfen glaubte. Auch Napoleon I. war von der Hohlheit der „teutonischen Ideologie" überzeugt, bis sich ihm dieselbe in einer sehr neuen und für ihn unerfreulichen Art offenbarte.

Wiener Zukunftsbühnen.

In einem Kreise von Theaterfreunden wurde jüngst das Für und Wider einer Freien Bühne in Wien lebhaft erörtert.

„Das Burgtheater", so meinte Einer, „hat zu viel höfische, das Deutsche Volkstheater zu viel geschäftliche Rücksichten zu nehmen, als daß die allermodernste Dramatik von diesen gebundenen, unfreien Bühnen Beachtung, geschweige ergiebige Förderung zu erwarten hätte. Fügen wir uns deshalb der jüngsten, ausnahmsweise gescheiten, Mode. Begründen wir, nach dem Vorbild des Salons der Zurückgewiesenen, ein Theater der Verkannten und Verfolgten. Besondere Erfindergabe, Anstrengung oder Kosten verlangt eine solche Trutz-Bühne ja nicht. Machen wir genau nach, was die Stürmer und Dränger in Paris und Berlin uns vorgemacht. Miethen wir ein Schauspielhaus für ein Dutzend Mittags-Vorstellungen und werben wir für unsere Versuchsbühne Darsteller in Wien und Gäste aus der Fremde. An Bürgen und Zahlern, an Neugierigen und Feinschmeckern wird kein Mangel sein. . . ."

„Wenigstens einen Winter lang nicht", bemerkte ein Ironiker. „Und somit fehlt für den Anfang nur die Hauptsache: — Stücke und Dichter."

„Daran scheitert aber der Erfolg Eures Unternehmens", bekräftigte ein Zweifler: „denn bestenfalls habt Ihr nur die Wahl zwischen Werken der Ueberreife, wie Ibsen's „Gespenster" und Schöpfungen der Unreife, wie die Erstlinge von Gerhart Hauptmann und seiner Mitstrebenden."

„Und warum sollten wir nicht mit ihnen beginnen?“ erwiderte der Heißsporn. „Sind ihre verfehltesten Arbeiten nicht ehrlicher, als die Zugstücke unserer Theater-Spekulanten? Uebrigens sind auch Henri Becque und August Strindberg, Zola's ‚Therese Raquin‘ und Tolstoi's ‚Macht der Finsterniß‘ den Wiener Theatergängern vollkommen unbekannt. Helfen wir diesen Gebannten in den Sattel. Wenn sie, zunächst vor einem geschlossenen Kreis von Kennern und Liebhabern, Stand halten, finden sie mit der Zeit wohl auch Anhang und Anklang in den Massen. Nichts ist verloren, wenn keine einzige Aufführung einschlägt: desto mehr gewonnen, wenn auch nur ein echtes Drama solcherart für die lebendige Bühne entdeckt wird.“

„Als ob Euere Neurer, soweit sie menschenmögliche Dramen schaffen, sich nicht ohnehin Bahn brächen, selbst zu unseren Hofbühnen!“

„Jedenfalls nicht so rasch, als zu unserer Ketzerbühne. . . .“

„Wie sie Lope, Shakespeare, Molière nicht bedurft haben, um das Herz ihres Volkes gleich mit dem ersten Wurf zu gewinnen.“

„Sie lebten nicht in unserer Zeit und sie hatten auch nicht mit so mächtigen Vormännern zu kämpfen. Das Außergewöhnliche braucht fast immer außergewöhnliche Förderung. Nathan der Weise, Goetz von Berlichingen, Faust haben ihre ersten Aufführungen gegen die Voraussicht Lessing's und Goethe's erlebt. Lohengrin mußte sich seine Grals-Krone gegen die herrschende, widerstrebende Kritik erkämpfen, ein Riesenwerk, wie ‚die Meistersinger‘ dem Unverstand der meisten Intendanzen mühsam abgetrotzt werden, gar nicht zu reden vom Ring der Nibelungen und dem Bayreuther Festspielhaus. . . .“

„Das also gilt heute nicht mehr als Tempel des Absoluten, als Kirche des vollendeten, keiner weiteren Entwicklung fähigen Gesammt-Kunstwerkes?“

„Ihr Spott trifft die neue Zeit, nicht die alte Kunst. Ungeahnte, unerhörte Wandlungen im Völkerleben haben sich vollzogen. Eine neue Weltanschauung zieht herauf und mit ihr eine neue Kunstanschauung In Staat und Gesellschaft ringen die Mächte der Vergangenheit und Zukunft miteinander in einem Kampf der Geister, dessengleichen die Geschichte nicht kennt. Und nur in dem Beichtstuhl der Nation, in ihrer Litteratur, nur auf der Kanzel Lessing's, auf unserer Schaubühne, sollte keine Kunde vernommen werden von einer Umwälzung, die sich nicht etwa unmerklich, in der Stille der Studirstube, sondern laut, auf offenem Markt und im Volkshaus, in sichtbaren, greifbaren Bewegungen, in Massen-Aufzügen und kaiserlichen Erlassen offenbart? Darf einzig und allein das Theater klein bleiben in so großer Zeit?“

„Sie sprechen genau so, wie die Wortführer des jungen Europa, die im Vormärz Kunst und Politik mit einander verwechselten und deshalb die Litteratur schädigten, ohne dem Staat zu nutzen. Und Sie vergessen gleich Ihrem Zola und Ibsen, daß Beichtgeheimnisse verschwiegen werden müssen, auch von dem Priester der Kunst.“

„Ich spreche, wie es sich für einen Parteigänger der ‚Räuber‘, für einen Verehrer von ‚Kabale und Liebe‘ geziemt. Nur allzulang hat unsere Dramatik verlernt, dem Anstoß des jungen Schiller zu folgen, der sich mit diesen heldenhaften Stücken an die Spitze nicht nur der ästhetischen Revolution stellte. Wohl wurde er, gerade dieser sozialen Komödien halber, in welchen er, wie Karl Moor ‚das Horn des Aufruhrs durch die ganze Natur blies‘, aus der Heimath getrieben und schlimmer als das: scheel angesehen von dem einzigen Dichter, vor dem er sich als vor dem Größeren beugte. Aber zumeist dieser Schöpfungen willen ist er — zum Heil des Volkes und zum Heil des Dichters — der eigentliche Volksdichter Deutschlands geworden und geblieben bis auf diese Stunde. Er traf den Lebensnerv Aller und für alle Zeit nur, weil er den Lebensnerv seiner Zeit bloßlegte. Auf sein Beispiel berufen wir uns. Seinen Spuren folgen die Kritiker, die der ‚werdenden Kunst‘ das Wort reden. In seinem Sinne schaffen die Verhöhnten und Bestrittenen, die, von der Philisterbühne abseits, mit den Dämonen des Zweifels und der Verzweiflung ringen. Reißen wir sie aus ihrer Vereinsamung: bauen wir ihnen die ohne Hoffnung auf Dank und Lohn, ja selbst nur an Verständniß und Anerkennung dem Gott im eigenen Busen gehorchen, zum mindesten eine Märtyrerbühne: erfüllen wir sie mit dem Bewußtsein, daß sie Freunde besitzen, die ihre Gesinnungen theilen.“

Ein alter Herr, der bisher schweigend zugehört, gab nun ein kräftiges „Bravo!“ zum Besten:

„Es freut mich, zu sehen, daß sich junge Leute noch begeistern können. Setzen sie meinen Namen ohne Weiteres auf die Liste der Gründer einer ‚Freien Bühne in Wien‘: aber halten Sie mich darum nicht für einen Parteigänger Ihrer so hitzig vertheidigten Meister. Ich will bei von Herzen gern werden, wenn die Herren erst den Schiller der zweiten und dritten Periode sich zum Muster nehmen, ja, ich will ihnen zujubeln, sobald sie mit so etwas, wie einem Carlos, Wallenstein und Tell unserer Tage heraus-rücken. Einstweilen bezweifle ich das freilich, meine geehrten Schwärmer! Nicht, als ob mir die Dichtung der Zerrissenheit, des Welt-Leids nicht zu Herzen ginge. In meiner Jugend vergötterte ich Heine, Byron, Leopardi, Alfred de Musset: — all das, was dazumal la grande poésie noire hieß. Von dieser großen, dunklen Poesie finde ich leider bei Ihren Vielgepriesenen keinen Hauch, keinen Herzenslaut; mit ihrer harten, dunklen Lebensprosa hab' ich mich deshalb trotz redlichem Bemühen bis heute nicht befreunden können. Ich will Ihren Enthusiasmus nicht dämpfen mit meinen subjektiven Urtheilen über Ihren Ibsen, dessen Kraft kein Wissender verkennen wird. Ich will Sie nicht fragen, ob er die Grenzen der Menschheit nicht eigenrichtig verkennt und mit pastorenhafter Strenge verrückt? Ich will nicht untersuchen, ob er die Kunstformen der Satire und des Dramas überhaupt auseinander hält: denn all' das, — ich weiß es — fertigt Ihr jungen Leute als Kleinigkeitskrämerei und Schulweisheit ab. Eines aber müssen Sie mir gelten lassen und das ist das Vorrecht meiner weißen Haare, die Schule einer fünfzigjährigen Erfahrung. Und da verzeihen Sie meinem geschwätzigen Alter ein etwas weiter ausholendes Bekenntniß: ich vermag in Ihrer modernsten Dramatik und Litteratur nichts Modernes zu erblicken. . . .“

„Wie!? Der Kampf ums Dasein, die sozialen Zustände bei Zola? Die Gesetze der Erblichkeit bei Ibsen — nicht modern?“

„Gemach, junger Freund! ich will Ihnen nicht erklären, daß ein bibelfester Denker das und anderes mehr im alten Testament finden kann: denn in der Symbolisirung dieses Urbuches der Menschheit thut mir selbst Euer übermoderner Nietzsche des Guten zu viel. Aber Eines will ich Ihnen sagen: nicht mit meinen eigenen Worten: — meine Autorität würden Sie aus Artigkeit vielleicht nicht anfechten — sondern mit dem Zeugniß eines Gewährsmannes, den nur Wenige lesen und nicht allzuviele citiren. Denn mein Gewährsmann ist heute schon so verschollen, daß man ihn kaum mehr plündert, geschweige liebevoll betreut und pflegt. Und trotzdem wird man seine ‚Dramaturgischen Blätter‘ wieder einmal genau vornehmen: zu Zeiten, in welchen Ibsen und Zola als halbüberwundene Zeiterscheinungen gelten werden. Sie werden unmuthig? ungeduldig? Junger Mann: uns Alten greift's an's Herz, wenn wir die Lieblinge und Führer unserer Jugend so grundlos mit Eins verdunkelt, bei Seite geschoben sehen. Und doch hätten selbst die Kritiker Ihrer Partei bei meinem Lehrer allerhand zu erfragen: auch wo man die kranken Litteratur-Zustände seiner Tage mit mehr Einsicht und nicht viel weniger Schärfe, als Ihre Apostel beurtheilt.“

„Und wer wäre dieser große Unbekannte?“

„Ludwig Tieck. Sie lächeln? Ja wohl, ich sehe schon er ist Ihrer Generation in Wahrheit ein Unbekannter. Und doch hat auch er, unmittelbar nach den Befreiungskriegen, ausgesprochen, daß wir in unserer Bühne jeden festen und vaterländischen Standpunkt verloren haben, sondern genug, in und nach einem großen, politischen Kampfe, ...

sich — wie anno 1870 — eine Deutschheit kundgab, die kaum noch die alltäglichsten Worte brauchen wollte, wenn sie, streng genommen, keine deutschen waren. „„Das Ueberdeutsche im Undeutschen““ — so beiläufig erklärte er, wenn mich mein Gedächtniß nicht im Stiche läßt — „ein Poesie-Fanatismus ohne Poesie, eine Allseitigkeit ohne Grund und Boden und ein erhitztes Bewundern ohne Liebe: dies sind die Kennzeichen unserer Litteratur.““

„Vortrefflich!“ sagte der Ironiker. „Die Worte können heute auf die äußerste Rechte und Linke, auf die Herrig- wie auf die Ibsen-Gemeinde gemünzt sein.“

„Mit all seinem Schelten hat uns der große Kritiker aber für die lebendige Bühne nichts Besseres zurückgelassen, als einen ‚Zerbino‘, ‚den gestiefelten Kater‘ und die ‚verkehrte Welt‘.“

„Den halben Shakespeare nicht zu vergessen“, erwiderte der Alte, „und ein Vermächtniß, das wir Wiener uns bis zur Stunde noch nicht völlig zu eigen gemacht haben. ‚Nicht auf einem kostbaren, glänzenden Wege, sowenig durch Hof-Anstalten, als durch Kritik und Gelehrsamkeit, nicht durch einzelne Virtuosen und Dichter, gewiß nicht durch gelehrte Schneiderkunst oder Balletkünste‘ wollte er unser Theater erneuen und verjüngen, sondern auf unscheinbare, geringe Weise, wie es zu Eckhof's und Prehauser's Zeiten anhob. ‚In Buden, bei wenigen Dekorationen‘ — so hoffte Tieck — ‚bilden sich vielleicht echte Schauspieler wieder, denen sich nach und nach Komödienschreiber anschließen, dann Dichter‘. Auf den Bürgerstand, auf die echte Volksklasse wollte Tieck sich stützen. Und bei Raimund und Anzengruber haben wir gesehen, wie sein Traum sich erfüllen läßt, wenn, ja wenn wir nur dem rechten Dichter die richtigen Zuschauer und den richtigen Zuschauern die rechten Dichter zuführen.“

„Sie verwerfen also die Wiener Freie Bühne der Wiener Dialektbühne zu Gefallen?“

„Ich kann ein vorläufig noch ungeborenes Unternehmen weder loben, noch tadeln, gewiß aber nicht verwerfen. Wenn Sie die Freie Bühne verwirklichen, will ich ohne Vorliebe und ohne Vorurtheil zusehen, ob Sie Gutes und Dauerndes bieten, ja mich von Herzen freuen, wenn Sie neue, echte dramatische Talente bringen und zu Ehren bringen. Es ist ein Experiment, dessen Ausgang wir Alle ohne Voreingenommenheit einfach und ehrlich zu prüfen haben. Zum Fanatiker bin ich auch in Kunstfragen ein- für allemal verdorben. Ich glaube an Goethe und deshalb an die Weltlitteratur. Wie kann ich mich da auf die eine oder die andere Schule einschwören lassen? Nun gar auf Eure neueste! Wohl sehe ich Kirchen oder doch wenigstens Kapellen, Gemeinden und Gläubige erstehen: aber die rechten Sendboten, das neue Evangelium, die Alles mit sich fortreißenden, Menschen beglückenden oder umwandelnden Schöpfungen sind bis zur Stunde wohl ersehnt und prophezeit, doch nicht gekommen. Eine wahrhaftige neue Bühne kann uns aber nur durch neue Poeten beschieden werden. Bis dahin halte ich unsere neueste, kranke, irregewordene Dramatik nur für den Ausdruck verworrener, vielfach irreführender Zustände.“

„Die aber unbestreitbar vorhanden sind und unsere modernste Kunst bedingen.“

„Zeitlich bedingen, wohlverstanden! Der wahre Poet erhebt sich über seine Zeit und gründet sein Werk auf dauerhaftere Voraussetzungen. Deshalb haben unsere Wiener Naturdichter ein Volkslustspiel geschaffen, das, nach Platen, lustiger ist, als sämmtliche deutsche Theater; deshalb überragen Raimund's Feenmärchen, nach dem gewiß unparteiischen Zeugniß Richard Wagner's, die meisten, oft mühselig herbeigeholten fremdländischen Produkte, wie der Stephansthurm die bedenklichen hohlen Säulen zur Seite der Pariser Boulevards. Denn hier, und mehr noch bei Anzengruber, ist Leben, echt beobachtetes Volks- und Kleinleben, wie bei Ihren bewunderten Meistern: hier ist aber auch Liebe und Heiterkeit, die den Massen wohl-, ja noththut, weil sie ohne Gemüth und Humor verdorren müßten. Rundheraus also: wenn ich ein Krösus wäre, so würde ich für Eure Freie Bühne nichts anderes thun, als heute: meinen Beitrag als Mitglied erlegen. Für eine Musterbühne des Wiener mundartlichen Volksschauspiels aber, für ein Theater im neuen Groß- und Jung-Wien, für ein Schauspielhaus im Arbeiterviertel, in dem kein Platz mehr kosten dürfte, als ein Glas Bier, würde ich eine runde Million hinlegen und als Giebelinschrift dreist dasselbe Wort wählen, das auf dem Titelblatt des Nathan prangt: Introite, nam et heic Dii sunt. Nur Lokal- und Hausgötter: aber Laren, die Tausend und Zehntausend getröstet und beglückt haben. Und dieses Verdienst müssen sich die Götzen Eurer modernen Freien Bühne um die Mühseligen und Beladenen erst noch erwerben. ‚Unser Ziel sei der Friede des Herzens‘: so sagte uns kürzlich Rosegger, in diesem Punkte Eines Sinnes mit Raimund und Grillparzer. . . . Gebe uns der Himmel Dramatiker in Neu-Oesterreich, die solche alt-österreichische Dichterweisheit nicht schlankweg preisgeben.“

Wien. **Anton Bettelheim.**

Die Tragödie in Heine's Leben.

III.

Als Heine nach Berlin kam, trat er in eine bleierne politische Atmosphäre. Metternich hatte gesiegt, die Geister waren gefesselt, die müden Völker lechzten nach Ruhe und Zerstreuung; der lüstern verhüllte Clauren, das litterarische Eckmuster einer geknebelten Periode, herrschte in der Welt des Geschmackes, sonst war die Zeit von Redouten und Henriette Sonntag's Koloraturen in Anspruch genommen. Während Heine in Berlin ist, tritt die Kommission in Thätigkeit, welche zum Hohn auf alle freiheitlichen Hoffnungen und Verheißungen eine Provinzialverfassung nach feudalen Prinzipien auszuarbeiten hat: statt einer Volksvertretung eine Vertretung des Grundbesitzes, in welcher der Adel dominirt. Heine ist auf das Tiefste empört; in Briefen an Immermann erbietet er sich zur Kampfgenossenschaft gegen verjährtes Unrecht, herrschende Thorheit und Schlechtigkeit; vier Jahre später wiederholt er das Anerbieten gegen Wilhelm Müller, beide Mal mit geringschätzigen Bemerkungen über seine Poesie; mittlerweile ist er in den Kampf eingetreten. Er wußte eigentlich selbst nicht wie; er hatte die Harzreise, eine übermüthig tolle Ausgeburt studentischer Wandertage, die kein Blatt vor den Mund nahm und die Dinge keck bei dem Namen nannte, mit anderen Reiseerinnerungen veröffentlicht, und das Publikum starrte ihn wie ein Wunder an; ein so helles, ehrliches, satirisches Lachen war man nicht mehr gewöhnt! Heine, der den ersten Band der Reisebilder ohne alle Erwartungen hatte erscheinen lassen, wird aufmerksam und beginnt die Macht seines Wortes zu ahnen; er schreibt den zweiten Cyklus der Nordseebilder, die Nordseeprosa, das Buch Le Grand; seine Vorbilder sind Aristophanes, der die Narrheit nicht als etwas Kleines, Verächtliches, sondern als etwas Mächtiges, tragisch Triumphirendes auffaßt, und der Narr im Lear, der mit der lustigsten Miene die tiefsten Schmerzen verräth; schon beginnt er gegen die Schlangen zu zielen, die in dem Schutt der alten Burgen und Dome lauern, schon wagt er es kühn, religiöse Zweifel zu äußern; die Revolution und ihr General Napoleon schleichen wie Geister der Empörung zwischen scheinbar harmlosen Possen und Jugenderinnerungen; er schwingt, wie er sagt, die Harlekinspeitsche. Als das Buch erscheint, flüchtet er vorsichtig nach England, aber siehe da, es geschieht nichts gegen ihn, und das aufgeregte Publikum ist für ihn; er erkennt, sein Wort hat eine zündende Macht. Der alte Cotta wird aufmerksam und bietet ihm die Redaktion der Neuen politischen Annalen an. Zögernd nimmt er an; er fühlt instinktiv, daß eine geregelte Thätigkeit, ein Kämpfen in Reih und Glied nicht die Sache seiner unstät fahrenden Natur ist, aber er kann

nicht der Verlockung widerstehen, eine führende journalistische Stellung unter den bairischen Liberalen einzunehmen. Schlecht genug füllt er sie aus, nur einige Rezensionen und die englischen Fragmente, seine überseeischen Reiseerinnerungen, erscheinen aus seiner Feder; aber seine Sprache ist doch eine ganz andere geworden. Mit den religiösen Zweifeln hat es ein Ende, die alten Götter sind todt, die Phantasie, neue zu schaffen, ist nicht vorhanden, wir brauchen ein neues religiöses Prinzip, und dieses ist die Freiheit. Von nun an verkündet Heine die Freiheit als Religion, welche auch ihre Apostel und Märtyrer habe. Ebenso entschlossen geht er auf politischem Gebiet vorwärts. Es hat ein Ende mit den Nationalitäten; der Nationalitätsdünkel war längst nur noch der Hauptbebel ehrgeiziger Fürsten, die Völker zum Opfer ihrer Ländergier zu machen; heute sind nicht mehr die Fürsten, sondern die Völker die Helden der Geschichte, es gibt keine Nationen mehr in Europa, sondern nur noch Parteien. Diese Devise schlägt er von der Reise nach Genua aus Koth als Motto einer neuen Zeitung vor. Denn Heine hat nach kurzer Frist die Bürde eines unzuträglichen Berufs abgeschüttelt und ist auf der Wanderschaft in das gelobte Land aller vagirenden Kinder der Geniezeit, nach Italien begriffen. Hier gelangte eine Entwicklung zur Reife, welche wie alle seine Bestrebungen in seiner frühen Jugend ansetzt, und die für seine französische Wirksamkeit von entscheidender Wichtigkeit wurde: sein eudämonistisches Hellenenthum; er wird der Spätling der deutschen Renaissance.

Die ersten Spuren von dem, was man die Heine'sche Frivolität genannt hat, reichen in die Zeit seiner Hamburger Liebesleidenschaft zurück, in das Jahr 1816. Die hoffnungslose Seelennoth, in welche ihn seine Neigung versetzte, die Qualen seines unnatürlichen Berufes drängten ihn zu sinnlicher und übersinnlicher Betäubung; diese ließ er fallen, jener ergab er sich in einem wüsten ausschweifenden Leben. Das ist an sich nicht bedeutsam; Haman hat in ähnlicher Lage gleichermaßen gehandelt. Bedeutsam aber ist der Ekel, mit dem sich der sinnlich leidenschaftliche Heine damals und noch längere Zeit über seine, wie er sich ausdrückt, bestialische Lebensweise aussprach. Er konnte sie nicht wieder los werden, sie ritt ihn wie ein Kobold, aber er schämte sich ihrer. Vor Allem war sie ihm nicht Maxime, wie sie es beispielsweise Bürgern war, und er hat sie darum in jener Zeit nicht in die Kunst eingeführt: nicht mit der derben Kraftgenialität Bürger's, noch weniger mit der ihm verhaßten Lüsternheit eines Wieland oder der Anakreontiker. Auch sein nahes Verhältniß zur romantischen Schule änderte seine Weise nicht, obgleich ihm in der Lucinde ein Ausläufer der deutschen Renaissancesinnlichkeit, allerdings in wenig verlockender Gestalt, entgegentrat. Die durch Winckelmann vermittelte Annäherung der deutschen Litteratur an die Antike hatte auf die verschiedenen Naturen verschiedene Wirkung gehabt; die einen brachten wie Heinse von ihrer italischen Pilgerfahrt die Begeisterung für die nackte Sinnenschönheit der hellenischen Kunst mit — die edle Einfalt und stille Größe, welche Winckelmann als Evangelium verkündet, wurde ein künstlerisches Eigenthum nur der beiden großen Einsamen. Aber auch Goethe brachte aus Italien die Elegien der nackten Lebensfreude mit, und es entstand eine Kunst, welche das sinnlich Schöne unverhüllt zeigte: die Großen schön, die Geringeren — sinnlich. So lange Heine nur mit den Geringeren Fühlung hatte, blieb ihm diese Kunstweise fremd; da trat er in Berlin in die Varnhagen'sche Goethegemeinde, von jetzt ab erst widmet er sich dem Studium Goethe's, und als Pustkuchen's schnöder Angriff auf den großen Heiden in den falschen Wanderjahren erfolgt, donnert Heine in der Nordseeprosa zum ersten Male gegen die Menschen von erstorbener Genußfähigkeit, in deren Herzen faules Wasser sintere, und die alle frischen Lebensquellen verstopfen möchten; wider den Tugendpöbel, der das Kreuz gegen den Heiden Goethe und seine nackten Göttergestalten predige; und er erklärt das verhüllte Satyrthum eines Clauren für unsittlicher wie die ganze Nacktheit eines Wolfgang Apollo. In der Theorie hat er Partei ergriffen; jetzt, in Italien, ergreift er sie in der Praxis; mit der ganzen Unverhülltheit der römischen Elegien schildert er in den Bädern von Lukka italisches Liebesleben und erhebt den Lebensgenuß zum rechtigten Prinzip. Nach seiner Rückkehr schreibt er Helgoland jene Tagebuchblätter, die er später auf Laube's Anregung in die Abhandlung über Börne einschob. Er das alte Testament aufgeschlagen und staunt die Juden welch ein Volk der Abstraktheit! wie liegt ihnen die achtung der Materie im Blute! Moses hat sie, um Spiritualisirung zu schützen, mit Bollwerken des Geistes und der Nationalität umgeben; als die Pflanze des Geistes erstarkt ist, reißt Christus die Bollwerke ein und beruft Menschheit zum Reiche des reinen Geistes. Indem er diese große Freiheitsthat verblutet, erweckt er die Ekstase leiblichen Martyriums, und die ganze Welt strebt nun Spiritualisirung und Abtödtung des Fleisches. Ein entsetzlicher Wahnsinn! wer gibt uns die Harmonie wieder Goethe bietet uns den Halt der griechischen Kunstheiterkeit sollte die Aufgabe unserer Civilisation sein, zwischen Nazarenerthum und Hellenenthum, zwischen Spiritualisirung Lebensfreude zu vermitteln? Dann sind wir noch fern vom Ziel; der Hellene Goethe und sein Anhang sagen Jerusalem ab, und die Juden Pustkuchen, Menzel, Hengstenberg verketzern den Heiden Goethe. Zwei Lebensparteien stellt Heine einander gegenüber: die Juden (oder Christen, oder Nazarener und die Hellenen: jene qualsüchtig, diese lebensfreudig. ganz Geist, diese auch Fleisch. Die Versöhnung gehört leicht der Zukunft; wie die Dinge heute stehen, tritt Heine theoretisch und praktisch auf die Seite der Hellenen.

Hiermit sind wir bei der Pariser Periode angekommen. In Helgoland erhält Heine die Kunde von der Julirevolution. Er beendet nach seiner Rückkehr die Stadt Lukka, schreibt die Befreiung, das Schlußkapitel der Englischen Fragmente; er führt eine unverblümte Sprache, mit wuchtigsten Schlägen schmettert er auf die Staatskirche, welche die Religion prostituire und der Regierung als Volksknebel in die Hand gebe, auf die verbündeten Feinde der Freiheit, die Junker und die Pfaffen, die eigentlich sind als ein pestisches Erbtheil des Urübellandes Aegypten; mit bitteren Worten klagt er wider die deutschen hegelisirenden Politiker, welche die erbärmliche Gegenwart als Absolute, Seiende, mithin Berechtigte vertheidigen; in Maske des Narren Kunz von der Rosen tritt er zu Kaiser in den Kerker: nicht zu dem guten Kaiser sondern zu dem Kaiser Deutschland, dem deutschen das Kaiser sein wird, sobald es will! Oh erhebe Dich, Kaiser, die Nacht ist vorüber, draußen glüht das Morgenroth! — Dann läßt es ihn nicht länger, und er eilt Paris.

Heine's Reise nach Paris ist ein Sprung in die Zeit. Drüben angekommen, schüttelt er allen Schutt der Vergangenheit von sich, er bricht mit der Romantik, zerstört die letzten Reste des Klassizismus. Der Kampf wider den Klassizismus scheint bis in den Varnhagen'schen Salon von 22 zurückzureichen, wenn auch der offene Angriff, wohl aus Widerwillen gegen die Pustkuchen'sche Fehde, erst in einer Münchener Rezension von 28 erfolgte. hageln die Schläge. Einst gab es eine einheitliche Zeit und einheitliche Dichter: im Alterthum und im Mittelalter. Heute ist die Welt zerklüftet und mit ihr der Dichter, ja das Herz der Welt ist. Wer uns heute eine griechische Einheit vorkünstelt, der lügt. Und wer uns eine katholische Einheit vorkünstelt, der lügt ebenfalls. Damit ist die Romantik abgethan, Goethe's Sündenregister noch nicht geschlossen. Goethe behandelt alle Fragen artistisch, sogar die Begeisterung. Die Kunst ist ihm eine Welt, welche unabhängig von dem Menschengetriebe, von allem Wandelbaren, also auch von Religion und Sitte, waltet und genossen sein will. So entfremdet er sie der Wirklichkeit, und wir dürfen trotz ihrer verderben. Die Kunst aber muß eins sein mit ihrer Zeit; die Schriftsteller des heutigen jungen Deutschland, sagt Heine wörtlich, wollen keinen Unterschied machen zwischen Leben und Schreiben, sie trennen die Politik nicht von Wissenschaft, Kunst und Religion, sie sind zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel. Diese flammenden

Worte schrieb Heine im Jahre 33; sie enthalten das Programm des Jungen Deutschland, sie bedeuten seine Begründung, sie geben ihm den Namen; denn von ihnen angeregt, bewog Julius Campe den Schriftsteller Wienbarg, seine ästhetischen Feldzüge „dem jungen Deutschland“ zu widmen, und der deutsche Bundestag gab dem Namen die Bluttaufe, als er unter dieser Marke den Bannstrahl gegen die litterarischen Revolutionäre schleuderte.

Die Religion, deren Apostolat Heine den Dichtern der neuen Schule zusprach, war für ihn nicht mehr die Religion der Freiheit. Nachweislich seit dem Herbste 31 ist Heine mit dem Saint-Simonismus in Fühlung getreten. Der Saint-Simonismus ist die Mutterlehre aller künftigen sozialistischen Systeme. Der Ausgangspunkt Saint-Simon's war: die moderne Gesellschaft ist schlecht bestellt und muß neu hergerichtet werden. Wir haben eine kleine Zahl Reicher und eine große Klasse von Armen. Den Adel sind wir los, aber an seine Stelle sind die unproduktiven Bourgeois getreten, die auf Kosten der Produktiven leben. Das Christenthum ist unfähig, die Gesellschaft neu zu bilden, es hat abgewirthschaftet; mit seiner Verdammung der Materie können wir ebenfalls nichts mehr anfangen, wir wissen, daß Alles Gott ist. Ein neues Christenthum ist zu begründen mit dem einzigen Zweck: die Glückseligkeit schon auf Erden zu schaffen, und mit dem einzigen Dogma: dem Elend der weitaus größten armen Klasse das schnellste Ende zu bereiten. Die Mittel bieten die Fortschritte der Industrie unter Heranziehung des Kapitals.

Als Heine nach Paris kam, war der Saint-Simonismus in der Abwirthschaftung begriffen; die Hebung der Armuth wurde von der Schule kommunistisch im Sinne der Gütergemeinschaft, die Rehabilation des Fleisches von dem genialen, aber überspannten Enfantin so ziemlich im Sinne einer Weibergemeinschaft gefaßt. Heine hat später über diese, wie er sich ausdrückt, „lächerlichen“ Ausschreitungen seine Glossen gemacht; trotzdem trat er für die Schule und besonders für ihr Schmerzenskind Enfantin ein, um der alten Gesellschaft den Fehdehandschuh hinzuwerfen. An der Doktrin interessirte ihn, wie er an Rahel schrieb, vornehmlich der religiöse Theil. Das Christenthum hat die Menschheit auf den Himmel verwiesen und die irdischen Genüsse verdammt: das war gut, so lange wir unfähig waren, dem Elend auf Erden abzuhelfen; heute gibt uns die Industrie die Mittel zur Abhilfe, und der Himmel ist überflüssig geworden. Die Menschheit läßt sich nicht mehr mit Hoffnungen abspeisen, sie will hinieden glücklich sein; sie hungert nicht nach dem Leib des Herrn, sondern nach wirklichem Brot, nach Wohlleben, nach Schönheit. Das Christenthum hat uns krank gemacht mit seiner einseitigen Uebergeistigung; wir wissen heute, daß Gott nicht bloß Geist, daß Gott auch das Fleisch ist; wir Alle sind Gott, wir kämpfen nicht mehr für unsere Menschenrechte, wir kämpfen für unsere Gottesrechte. Auf diesem Felsen, singt ein übermüthiges Lied, erbauen wir die neue Kirche des dritten Testamentes; vorüber ist das Zweierlei, der Gott, der in den Wogen unter uns brandet und in den Sternen über uns leuchtet, der Gott ist auch in unsern Küssen. Die Naturvergötterung Schleiermacher's, die Hegel'sche Gottesoffenbarung in der Menschheit, das neuklassische hellenische Prinzip des Lebensgenusses — alle Anschauungen und Forderungen Heine's strömen über in das Saint-Simonistische Dogma: Glückseligkeit der Menschen auf Erden.

Eine Voraussetzung freilich hat diese allgemeine Glückseligkeit: die produktive Thätigkeit aller Menschen. Der saintsimonistische Gegensatz der Produktiven und Schmarotzer enthielt für Heine keine neue Erkenntniß. Seit seinen unseligen Hamburger Kaufmannstagen behielt er einen scharfen Blick für Armuth und Reichthum. In seinem Jugenddrama Ratcliff, in dem er eine poetische Rache an der treulosen Geliebten vollzieht, wirft er mit kecken, brennenden Worten den Kontrast der satten Pfennigsäcke und der Hungerleider hin, welche die Noth zu Verbrechern macht; eine Rezension von 28, die Englischen Fragmente, die Reise nach Genua zielen immer schärfer auf den Uebermuth des Reichthums und der Gewalt, den hochmüthigen Geld- und Geburtsadel, die Bevorrechtigten und Aristokraten, welche die Welt am Gängelband führen; die Revolution, schreibt er an Varnhagen beim Erscheinen der Stadt Lukka, umfaßt alle sozialen Interessen, Adel und Geistlichkeit sind nicht ihre einzigen Feinde. Jetzt zieht er die politische Konsequenz. Unsere Feinde sind nicht die Junker, sondern Alle, die auf Kosten des Volkes leben; auch das Feldgeschrei gegen die Pfaffen ist veraltet, wir selbst im Gegentheil wollen Priester werden. Das neue religiöse Dogma heißt Glückseligkeit der Menschen auf Erden; dieses Dogma erfüllt Heine ganz, und er will von keiner Frage nach Staatsformen hören, ehe diese „Idee des Lebens“ entschieden ist; erst in zweiter Linie ist zu erwägen, welche Staatsform der Verwirklichung dieser Idee am besten dient.

Bei solchen Anschauungen war freilich ein Verständniß zwischen Heine und der Börne'schen Partei unmöglich. In Deutschland war die revolutionäre Wuth noch zu jung und ungesättigt; man wollte die Republik um den blutigsten Preis. Heine war seit seinen frühesten Burschentagen kühl gegen die Republik; schon 22 sagt er sich in dem Aufsatz über Polen mit dem Satz: vor dem König muß man sich beugen, von dem amerikanischen Katechismus los; seit 30 verficht er die Emanzipation der Könige: die Könige gehören dem Volke, man soll sie von der schlauen adeligen Fessel der Etikette erlösen; haben die Völker von Frankreich und England zweimal an dem geweihten Haupte des Herrschers Selbstmord begangen, so haben Adel und Geistlichkeit unzählige Fürsten heimtückisch hingemordet; die Könige sind bei dem Volke sicherer wie bei ihren adeligen Leibmördern! Die Republik ist allenthalben ein Unglück, in dem autoritätensüchtigen Deutschland ist sie vollends eine Lächerlichkeit; aber auch in Frankreich, sagt er in seinen letzten Lebensjahren, bedeutet sie nur einen Namenswechsel, eine farblose Idee; gebt die Republik auf, denn wir haben keine Republikaner.

Ein häßlicher Streit entbrennt zwischen Heine und Börne. Heine ist eine Dichternatur, und zwar ein Lyriker, ein fahrender Sänger. Er will gern ernst fechten, aber außer dem Ernst des Kampfes muß er lustig leben und, wenn es ihm einfällt, über die Stränge hauen dürfen. Paris ist so schön, die Franzosen so liebenswürdig; auf der Bibliothek liegt der Manesse'sche Codex mit den Liedern Walthers von der Vogelweide, dorthin ist sein erster Gang! Eine neue Kunstausstellung überstürmt ihn mit überraschenden Eindrücken; darüber muß er vor Allem berichten! Er ist ja nicht nach Frankreich gekommen, um Revolution zu machen, sondern um deutschen und französischen Geist zu vermitteln! Das versteht Börne nicht. Börne ist der treue Soldat in Reih' und Glied, der konsequente Demokrat, der für jeden König einen Fluch, für den letzten, schmierigsten Gesellen, welcher sich für einen Gesinnungsbruder ausgibt, einen Händedruck hat. Das versteht nun Heine nicht. Heine ist immer der Dichter, geboren für alle Himmelsseligkeit seines Berufs, der Schönheit jauchzend zugethan; aber mit einem Talent für die kleine Kunstform in die Zeit großer Freiheitskämpfe hineingeboren, kann er den gewaltigen Inhalt künstlerisch nicht umfassen und wird als der Sohn einer bedrängten Klasse der nothwendige Vorkämpfer wider die Unterdrückung; die Idee erfaßt ihn, wie er es selbst beschreibt, und peitscht ihn in den Kampf; er streitet für jeden Bedrängten, er leidet für den Geringsten — nur müssen die Geringsten ihm fern bleiben, sie dürfen ihm nicht lärmend, qualmend und stinkend auf den Leib rücken; seine nervöse Natur kann das Häßliche und Gemeine nicht vertragen. Das hat Nichts mit seinen Ueberzeugungen zu thun, es ist ein physischer Ekel; ein echtes Renaissancegefühl, das Heine mit anderen Dichterheroen theilt. Voltaire ist es ähnlich gegangen; er kämpfte für das Volk, aber er verachtete es.

So war Heine unter den deutschen Revolutionären vereinsamt, bald sollte er es auch unter den französischen sein. Auf die Saintsimonisten folgte der Staatssozialist Louis Blanc, auf Louis Blanc der Sozialdemokrat Proudhon, der das Eigenthum für Diebstahl erklärte. Die revolutionären Ideen fraßen immer tiefer; jeder Handwerksbursche

war ein atheistischer Freigeist, die Zukunft roch, wie Heine sich ausdrückt, nach Juchten, Blut, vielen Prügeln und Gottlosigkeit. So hatte er es nicht gemeint. Er war stets überzeugt, daß das Volk eine Religion haben müsse, gleichwie man Kindern nicht mehr Wahrheit zuführe, als mit ihrem Verständniß verträglich sei. Der Pantheismus war die rechte Religion für die Vorkämpfer des Volkes; von den Lippen der Rohheit und Unwissenheit war er Heine widerlich. Zugleich sah Heine mit einem Goethe'schen Angstgefühl in die kommunistische Zukunft; der Künstler befürchtete von der revolutionären Gleichmacherei die Vernichtung aller Errungenschaften der Zivilisation, des theuren Erbtheils großer Geistesahnen; er fühlte, daß mit den letzten Königen auch die letzten Dichter verschwanden, und daß der Arm, welcher das materielle Königthum stürzte, auch das geistige Königthum des Genies nicht respektiren werde. Schon forderten in Paris hunderttausend rohe Fäuste nicht allein Gleichheit der Rechte, auch Gleichheit der Genüsse; ein kleiner, unschuldiger Kriegslärm setzt die dunkle Masse in Bewegung, das Jahr 48 ist unvermeidlich.

Ehe die staatliche Katastrophe eintritt, wird Heine von einem persönlichen Unheil niedergeworfen. Seit einiger Zeit hatte er bedenklich gekränkelt; die Aufregung über einen Familienzwist bringt eine unheilbare Paralyse zum Ausbruch. Draußen schreitet die Welt vorwärts, und er kann ihre Begeisterung nicht theilen, er versteht sie nicht mehr; in ihm frißt das Siechthum weiter und tödtet Glied für Glied. Vereinsamt und von entsetzlichen Schmerzen gepeinigt, sucht er nach einem Halt, aber seine Religion, der Pantheismus, bietet ihm keine Tröstung; er selber ist ja Gott, er, der kranke, hülflose Jude! Wie eine Grimasse erscheint ihm seine Doktrin; er erkennt, daß der Pantheismus ein verschämter Atheismus ist, und daß dem Gottesbegriff die Persönlichkeit wesentlich anhaftet. In diesem philosophischen Zusammenbruch greift er zur Bibel ...

Es hat Leute gegeben, welche nicht an Heines Bekehrung glaubten. Er war ein Komiker und theilte das Loos der Komiker, daß man ihn nicht ernst nahm. Und doch war seine Rückkehr eine ehrliche. Im Grunde hatte er sich nie von dem Gedanken losmachen können, daß der alte Jehovah einmal existirt habe; er bildete sich nur ein, die deutschen Philosophen hätten ihn todtgeschlagen. Jetzt erkennt er, daß der alte Jehovah noch lebt; er vermeint sogar, seine strafende Geißel zu empfinden. Aber leicht wurde ihm die Rückkehr nicht; sie erschien ihm wie ein Abfall von der Erkenntniß, wie ein Rückschritt zum Aberglauben; von Vielem, was ihm theuer war, mußte er sich scheiden, von manchem verschwiegenen Manuskript, das er verbrannte, um nicht gegen den heiligen Geist der Ueberzeugung zu sündigen, von dem geliebten Hellenthum, von der Schönheit ...

In dem Romancero steht ein Gedicht „Nächtliche Fahrt". Zu Dreien sind sie im Kahn; die Schönheit steht aufrecht, so blaß, so schlank, so marmorn unbeweglich! Ein schauerlicher Spuk erhebt sich über ihnen; ihm träumt, er sei der Heiland und trage das große Kreuz, die bedrängte Schönheit zu erlösen! Immer toller wird der Spuk, die Nacht gähnt, das Meer kreischt, barmherziger Gott, erbarme dich meiner Seele! Da scholtert's hinab ins Meer. Als sie das Ufer erreichen, ist lachender, blühender Mai — aber sie sind nur noch zu Zweien ...

Heine war das Kind einer Uebergangsepoche. Das hat er immer gefühlt. Er nennt sein Zeitalter ein heiliges, einen Messias mit dem Kreuz und der Dornenkrone, der für die Schuld der Vergangenheit und das Glück der Zukunft leide; er klagt, daß er, der die Gesundheit kenne, alle Krankheit der Vergangenheit mit sich schleppen müsse. Aehnlich ging es ihm in der Kunst; er verurtheilte den Klassizismus, aber er übernahm seine hellenische Schönheitsidee; er tödtete die Romantik und blieb doch selbst ein romantischer Dichter. Es ist etwas Tragisches um die Helden der Uebergangsperioden; sie verenden in den Laufgräben der neuen Zeit. Heine glaubt ihr nahe zu sein, aber er kann sie nicht erreichen, und plötzlich beginnt ihr Bild zu zerrinnen. Die Vergangenheit, der er heimlich anhing, hatte er vernichtet; um die Zukunft kämpfte er siegelos, allmählich mit sinkendem Muthe, schließlich erlahmt seine Hand. Er hat sich als einen umgekehrten Don Quixote bezeichnet, der die Zukunft zu früh in die Gegenwart einführen wollte; in einem letzten Gedichte nennt er sich einen verlorenen Posten im Freiheitskampfe der Menschheit.

Strodtmann hat Heine das hohe Lob gespendet, daß er als der Erste über das Verdammungsurtheil der alten Gesellschaft zu der heiligen Ueberzeugung fortschritt, daß die Weltgeschichte in eine neue Phase getreten sei. Trotzdem nennt er ihn einen Skeptiker; meines Erachtens mit Unrecht. Uebergangsperioden haben stets eine skeptische Färbung. Niemand hat stärker gezweifelt wie Haman. Aber nicht der Zweifel macht den Skeptiker, sondern die Unfähigkeit, etwas Neues an die Stelle des Alten zu setzen. Heine war eine dogmatische Natur; der Zweifel ist wenigstens auf religiösem Gebiet stets in ihn hineingetragen worden. Als ein naiver Theist kam er nach Berlin; wie die Philosophen ihm den Glauben zerstört haben, sucht er nach einem neuen Dogma und erhebt die Freiheit zu seiner Religion. Später lernt er in Paris die religiöse Doktrin des Saint-Simonismus kennen; Glückseligkeit der Menschen auf Erden zu stiften, das erschien ihm als eine noch höhere Religion wie die Freiheit; er weihte sich zu ihrem Priester. Und als dann die Welt Bahnen beschritt, denen er nicht folgen konnte, und ihr Glück suchte, wo er nichts sah als Verblendung und Zerstörung, als sein ganzes Lehrgebäude zusammenbrach, da erfaßte ihn das himmlische Heimweh, und er flüchtete zurück in den warmen Schooß des alten, lieben, unter allen Spöttereien heimlich verehrten Glaubens.

Nicht aber in den Schooß einer Kirche. So untreu konnte sich der alte Demokrat nicht werden. Denn ein Demokrat blieb er bis zu seinem letzten Athemzug, und er hat es noch kurz vor seinem Ende ausgesprochen, daß die Verbreitung der Bibel eine große Demokratie fördere, wo jeder Mensch nicht nur König, sondern auch Bischof in seinem Hause sei. Heine ist niemals einer alten Liebe untreu geworden, und die Freiheit war seine älteste Liebe. Er hat für sie gestritten und gelitten, nur in seiner Weise; er war kein Kämpfer in Reih und Glied, er war der Tirailleur des Freiheitskampfes. Der Tirailleur ist auch ein braver Soldat, man soll ihm den Eichenkranz auf dem Grabe nicht versagen.

Ludwig Beer.

Klassische und moderne Ausstattungsstücke.

Nach sechzehnjähriger Wanderschaft hat die Theatertruppe des Herzogs Georg von Meiningen sich schlachtenmüde in die thüringische Kleinresidenz zurückgezogen; nicht mehr in Europa: in Meiningen werden künftighin die Meininger heimisch sein. Nun, da ihr Wähnen Frieden fand, ist es wohl an der Zeit, ihre Thaten zu wägen auf kritischer Schale; und es lockt zugleich die Aufgabe, die beiden Endpunkte zu betrachten, die unseres modernen Theaters breiteste und lärmendste Erfolge bezeichnen in den beiden letzten Jahrzehnten: das klassische und das moderne Ausstattungsstück. Vielleicht, daß wir bei solchem Rückblick entdecken, wie es die nämliche Geistesdisposition war, die dem erfinderischen commis voyageur der Wissenschaft, Herrn Jules Verne und seinen Legataren, und den frisch tapezirten Klassikern willige Aufnahme bot.

Zunächst ist festzustellen, was heute allgemein vergessen scheint, daß die Meiningerei keineswegs von den Meiningern erfunden worden ist. Von dem bei Lebzeiten schon mythischen Theatergrafen Hahn-Hahn, der mystisch-bellastigen Ida kostümtollem Vater, der als Schmierendirektor in selig lächelndem Elend zwischen bunten Theaterfetzen starb, bis zum verunglückten Düsseldorfer Abenteuer des an die Wegscheide zwischen entrückte Romantik und derbsinnlichen Naturalismus gestellten Karl Immermann hat es eigentlich nie an Ver-

suchen gefehlt, durch opernhaften Prunkputz dem rezitirenden Drama auf die Beine zu helfen. Und nicht von Meiningen: von der kunstberühmteren Hofstadt an der Ilm sind auch in neuester Zeit die ähnlichen Zielen zustrebenden Versuche ausgegangen. Franz Dingelstedt hat in Weimar vor den Meiningern gemeiningert; er fing mit den Königsdramen sachte an, bald kamen ihrer mehre dran, und während der ehemalige politische Nachtwächter seine glänzenden Arrangeurtalente auf langen Fortschrittsbeinen nach München und in die Wiener Burg trug, wo dem alten Hassenpflugbefehder Titel winkten und Orden, war die zeitgerechte Mode heimlich von Weimar nach Meiningen übergesprungen. Als später dann, noch unter Dingelstedts Direktion, die Meininger nach Wien kamen, wollte es ihnen nicht recht glücken; szenischer Glanz war der Makartstadt nicht neu und vor der schauspielerischen Mittelmäßigkeit bäumte sich gerechter Burgtheaterstolz.

Ist demnach das Meiningerthum auch nicht in des Herzog Georgs Ländchen erwachsen, so hat es doch dieser merkwürdige Bundesfürst in ein System gebracht und ihm propagandistische Kraft verliehen. Herzog Georg ist mehr als ein reich begabter Kunstliebhaber und weniger als ein ganzer Künstler; mit dem feinsten Verständniß für die eigenthümliche Grundstimmung einer Dichtung verbindet er einen an den vornehmsten Werken der bildenden Kunst genährten Hang zu malerischer Farben- und Formenwirkung, der immer, wie ein selbstherrlicher Illustrator, geneigt ist, den Dichter zu meistern, anstatt ihm bescheiden zu dienen. Dabei ist der Fürst, ganz fin de siècle, ein rastloser Raritätensammler und enthusiastischer Bibelotmensch; um eine altgenuesische Chokoladentasse, ein selbst vom Direktor der berliner Nationalgalerie auf den ersten Blick für echt genommenes Wunderwerk der nürnberger Imitationskunst, auf die Bühne zu bringen, mußte Fieskos stilles Gemahl sich von der schülerhaft kokettirenden Julia in einer nie gespielten Szene beschimpfen lassen; und dem Wintermärchen ward das antike Gewand ausgezogen, weil für des Phöbus Apollo Orakel ein byzantinisch bemalter Heiligenschrein aufgespürt worden war. So verzettelte dieser feinsinnige Spezialist, der doch das Ganze erfassen wollte, seine Kraft und statt eines künstlerisch frei waltenden Organismus kam nur ein äußerst kunstvoller Mechanismus heraus. Hätte dem vornehmen Mäcenaten mit den genialen Regieeinfällen, deren köstlichste vielleicht die Wiedergabe des Schillerkostüms an die geisttötender Mittelalterlichkeit entstellten Räuber und die wegweisende Behandlung des ersten Fieskoaktes betrafen, hätte sich ihm ein ebenbürtiger Dramaturg gesellt, das Paar hätte Wunder wirken können, wie sie mit dem gewiß nicht edleren Material der Meininger Hofkapelle in kürzester Zeit der unwiderstehlich aufs Ganze gehenden Impetuosität Hanns von Bülows gelangen. Aber der Vermittler zwischen dem fürstlichen Impressionisten und dem dichterischen Anspruch war ein derber Praktiker, der die empfangenen Anregungen auf langen Kunstfahrten gemächlich vergröbern ließ.

Starke Wirkungen sind, nicht daran ist zu zweifeln, von den Meiningern ausgegangen und erst da scheiden sich die Ansichten, wo es festzustellen gilt, ob diese Wirkungen kunstfördernde oder kunstschädigende waren. Mein Empfinden drängt zu dem knappen Urtheil: die szenische Kunst hat gewonnen, die Schauspielkunst, die eigentliche Trägerin der zum Leben erwachten dramatischen Dichtung, hat an Werth und Bedeutung beträchtlich verloren. In diesem von fürstlichem Mäcenatenthum gepflegten Kunstprinzip war ein demokratisch gleichmacherischer Zug: nicht mehr der Einzelne, die große aber doch in der Tragik ihres Geschickes zur Größe heranwachsende Persönlichkeit entschied, sondern die Masse, das lebende und das tote Milieu; nicht mehr Karl Moor beherrschte mit titanischer Sturmrede die mächtigen Räuberszenen: die neue und glänzend gelöste Aufgabe ging darauf aus, Leben und Treiben einer Räuberbande in deutlich bestimmten Zeitbedingungen mit überreichlichem Detail lebensvoll zu schildern; Fieskos Streben und Irren trat zurück vor der in berauschender Bilderpracht lebendig gemachten Darstellung genuesischen Volksgewühls und des Grafen von Lavagna grandioser Monolog im Anblick der herrlichen Stadt verklang rettungslos in die Unaufmerksamkeit eines schaulustigen Publikums, das sein Opernglas auf eine prächtige, morgenröthlich angestrahlte Dekoration richtete. Die Beispiele ließen sich häufen; immer und überall drängten Nebenzwecke hervor, Unwesentliches verschlang mit lärmendem Gepränge den künstlerischen Hauptzweck und in den Foyergesprächen vernahm man wohl entzückte Ausrufe über echte Bäume, echte Thüren, echte Rüstungen, den Wiederhall eines tiefgreifenden künstlerischen Eindrucks mochte man vergebens suchen.

Und so ist es geblieben, nachdem das Meiningerthum sich über alle Bühnen verbreitet hat. In Berlin, wo preußische Sparsamkeitsrücksichten den Herrn von Hülsen an der Verwirklichung ähnlicher Pläne, mit denen er sich nach Rudolph Genées Zeugniß lange vor dem Herzog Georg trug, hinderte, ist man von puritanischer Nüchternheit in der Gestaltung des szenischen Bildes geschwind zu überladender Prachtentfaltung gelangt. Klassische Dramen haben dadurch eine ungeheure Anzahl von Aufführungen erreicht; recht entschieden aber möchte ich bezweifeln, daß damit zugleich das Verständniß und die liebevolle Empfänglichkeit für den Geist dieser Werke gewachsen ist. Nicht durch bündige Thatsachenbeweise ist diese Annahme zu stützen; befremdlich aber wäre es doch, wenn der erstarkte Sinn für edle Bühnendichtung nur denjenigen Dramen zu Gute gekommen wäre, die dem Regievirtuosen zu Paradezwecken dienen, während die stilleren, äußerlichem Prunk sich entziehenden Werke — ich nenne Stella, Clavigo, Tasso, des Briten Charakterlustspiele, den ganzen Hebbel und die Mehrzahl der Grillparzerstücke — auf unserer Bühne fast heimathlos geworden sind. Ganz sicher aber und von Kundigen unwidersprochen ist der unheilvolle Einfluß der Meiningerei, die jetzt ja auch moderne Stücke beleckt und Hand in Hand mit dem Niedergange der deutschen dramatischen Produktion vorschritt, auf die Schauspielkunst; zum willenlosen Regiesklaven erniedert und zur toten Nummer in einem szenischen Rechnenexempel, verlor der Schauspieler immer mehr von seiner individuellen Wesensart. Eine Theaterpraxis, die in ein vorher bis in die subtilsten Einzelzüge fertig gestelltes Bild menschliche Gestalten hineinzuzwängen versuchte, konnte mit starken, selbstsicheren Persönlichkeiten überhaupt nicht wirthschaften, und wo sie solche fand, da zog sie ihnen die straffsitzende Uniform an. Es ist bezeichnend, daß ein interessanter, zu nicht stets richtigen Zielen auf selbstgebahnten Wegen strebender Schauspieler wie Herr Kainz sich erst durchzusetzen vermochte, als er der Meininger Figurantenschule entlaufen war; andere, minder lebenskräftige und später erst freigewordene Naturen sind an der Meiningerei künstlerisch zu Grunde gegangen; wir haben in Berlin Beispiele von dieser Art. In dem heutigen, nach Meininger Muster eingerichteten Theaterbetriebe ist die größere oder geringere Schaffenskraft eines Schauspielers eine Sache von verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung; ob Herr Hinz oder Herr Kunz den Wallenstein, den Demetrius spielt, nicht das entscheidet über den Erfolg, sondern das pünktliche Zusammenwirken von Theaterschneidern, Theatermalern, Maschinisten, Beleuchtern mit den echt gerüsteten Pappenheimern oder den echt entrüsteten polnischen Landboten. Nur eine Neugestaltung des modernen Repertoires, wie sie jetzt im Werden scheint, kann hier eine Wandlung schaffen, wenn sie den Schauspieler vor große, noch nicht ausgeschöpfte Darstellungsaufgaben führt, die er ohne Tapezierhilfe bewältigen muß.

Das Zeitalter der Meiningerei und der ganz eng mit ihr verwandten kulturhistorischen Romane im Ebersstil hat uns auch das „wissenschaftliche" Ausstattungsstück geschenkt. In Jules Verne sieht man den Vater und eben ist im „Viktoria-Theater" ein Normalwerk dieser Gattung, ein „modernes" Ausstattungsstück von typischer Miserabilität, erschienen. Interessant ists, zu sehen, worauf die Verfasser ausgehen. Hatten sie in ihrem opus 1 afrikanische Landschaften kolonialbegeisterten Zuschauern vorgeführt, so sind ihre jetzigen clous: das mit mäßiger Kunst aus Leinwand und Pappe gebildete Matterhorn und ein brasilianisches

Kriegsschiff, das mit echtem Knarren die echten Anker lichtet und mit echtem Dampf echt davon fährt. Der Rest ist Ballet, von dem ich vielleicht ein andermal sprechen darf.

Das frühere Ausstattungsstück tummelte sich, in schrankenloser Ungebundenheit, zwischen Feen und Fabelwesen umher; der gestiefelte Kater, Klein-Däumling, die weiße Katze waren seine Helden und an dem tollen Spuk erfreute sich, aller Wahrscheinlichkeitsmaßstäbe seelenvergnügt ledig, auch der ernstere Sinn. Man sollte meinen, daß gerade in der Aera realistischer Kunstübung dieses der buntesten Phantastik eingeräumte Eckchen sorglichst bewahrt werden müßte. Mit Nichten. Heute konkurrirt das Ausstattungsstück mit den hunderterühmten Panoramen; Wirklichkeit will es getreulich schildern und seine von albernen Späßen an den unmöglichsten Stellen durchbrochene Handlung strebt nur danach, Illustrationen zu den Karten überseeischer Länder zu bieten. Die Feenwelt ist verbannt und auf die tolle Walpurgisnacht folgt ein katzenjämmerlich belehrsames Aschermittwochsvergnügen. Der trübselige Wechsel wird erklärlich, wenn man einen Augenblick die „wissenschaftliche“ Kunstbetrachtung anschaut, die sich heute auf Kathedern und in den Straßen spreizt. Ein vorragender Bekenner dieser Kunstbetrachtung, Herr Professor Dubois-Reymond, hat erst in diesen Tagen in einer akademischen Rede gesagt, Kentauren, Sphinxe, Hydra und Pegasus seien Gebilde einer naturverachtenden Kunst, „welche der moderne Mensch, naturwissenschaftlich gebildet, wie er ist, nur mit Unwillen anschauen kann.“ Hier wird also ausdrücklich ex cathedra die Nothwendigkeit einer Zug um Zug übereinstimmenden Formengleichheit zwischen dem Kunstwerk und den in der Wirklichkeitswelt vorhandenen Modellen als Dogma aufgestellt und es wird kühnlich behauptet, die Ausgeburten frei schaffenden Künstlergeistes könne der Moderne „nur mit Unwillen“ anschauen. Sieht es so auf den Höhen deutschen Geisteslebens aus, wer mag mit den Kärrnern hadern, die solche Lehre zu popularisiren und dem eigenen Interesse nutzbar zu machen suchen?

Aus dem von pseudowissenschaftlichem Flugsamen erfüllten Nährboden dieser Geistesdisposition sind sie beide erwachsen: das klassische und das moderne Ausstattungsstück. Die Phantasie ist, das zarte Seelchen, ausgeflogen, wer weiß, wohin. Und nun sitzen sie da, die nach Kunst Lechzenden, und ergötzen sich an Künsten und möchten alles mit Händen greifen und auf seine Echtheit prüfen: Bäume und Thüren und Rüstungen und Dampfschiffe; und flugs sind auch phantasielose Stückeschneider zur Hand, den Gaumen der Verlangenden mit dekorativer Leckerei zu kitzeln. So vergnügt sich ein künstlerisch unfruchtbares, in selbstbewußter Anmaßlichkeit decadirendes Geschlecht. Auf die Wunder alter Kunst lächelt es unwillig herab, der Geist unserer klassischen Dichtung wird unter bunten Bergen von Schneiderarbeit begraben, der entflatternden Phantasie werfen kleinkrämerische Schlucker Schleudersteine nach. Wenn uns aus diesem sinnverwirrenden ästhetischen Marasmus, drin jedes Gipfelchen sich dreist vermißt, daß es allein der Erde Schooß entsprossen, ein starker Führer retten wollte zu den reinen Höhen einer wahrhaft künstlerischen Auffassung, wir wollen ja nicht zaudern, ihm zu folgen, mag er nun Goethe, Rembrandt oder Nietzsche heißen.

M. Kent.

Ernest Lavisse: Vue générale de l'histoire politique de l'Europe. (1.–3. Auflage.) Paris. 1890. Colin. (Preis 3,50 Frcs.)

Vor 4 Jahren schrieb der hervorragende Autor und Schulmann, einer der namhaftesten Kenner deutscher Art, eine Einleitung zur französischen Ausgabe von Freeman's Geschichte Europas. Mittlerweile erwachte in ihm das Verlangen, den dort geäußerten Ideen tiefer nachzuspüren und solcherart entstand das vorliegende Buch über die Entwicklung des heutigen Europa. Der Beifall, welchen die gedankenreiche, selbständig gehaltene, bei aller Knappheit des Umfangs höchst gehaltvolle Schrift mit Recht in Frankreich gefunden, wird ihr auch in Deutschland zu Theil werden. Damit soll weder im Ganzen, noch im Einzelnen (zumal der Abschnitt über die Elsaß-Frage) Lavisse unbedingte Zustimmung zugebilligt werden. Er ist ein gescheiter Mann, der unbefangen und gerecht sein will: mit dieser Anerkennung läßt sich füglich auch die andere verknüpfen, daß man dem strengen und gelehrten Denker auch durch ernsthaften Widerspruch offenbart, wie hoch man seine Meinung werthet. Daß Lavisse eigene Wege geht, mögen einige Schlagsätze und Proben erhärten. S. 21: Das Papstthum war es, welches zuerst die Grenzen des alten Europa hinausrückte. S. 37 ff. gibt eine Abwägung der Verdienste und Gefahren, welche das Reich Karls des Großen der Nachwelt zurückgelassen: sein Hauptunglück war, daß geistliche und weltliche Macht, Papst- und Kaiserthum aneinandergekettet wurden, während sie doch Beide unlösbarer innerlicher Widerspruch zum Kampf gegen einander trieb. Lavisse meint, es sei ungewiß, ob ohne diesen Bund die Lombarden, Bajuvaren und Sachsen nicht gleichfalls den ihnen angemessenen Lebenskreis ausgefunden hätten, daß der christliche Geist sich ihrer nicht ebenso bemächtigt hätte. Qui sait? c'est le mot qu'il faut répéter souvent. S. 161 ff.: ‚Aus der wüsten Werkstatt des Mittelalters wird erst die historische Persönlichkeit hervorgehen, die größer und gewaltiger ist, als die durch unsere Schul-Vorurtheile verklärten Griechen- und Römerreiche: diese Persönlichkeit ist Europa.‘ Diese hohe Schätzung hindert Lavisse nicht, im Schluß Zweifel auszusprechen, ob die führende Rolle dem alten Welttheil mit der Zeit nicht abgenommen werden und Amerika zufallen wird. Keine Erörterung, nur eine Anzeige sollen diese Zeilen geben. Lehrreich wäre es, Lavisse's Buch mit Alexander Peez' im Vorjahr in der „Allg. Ztg.“ erschienenen Reihe von Aufsätzen zu vergleichen: Europa aus der Vogelperspektive. Wie kommt's, daß diese Studien nicht in Buchform vorliegen?

—m.

Marina. Von B. Markewitsch. Deutsch von W. P. Graff. Berlin. R. Wilhelmi.

Es hat sich in Folge verschiedener Umstände neuerdings in Deutschland eine ungemeine Werthschätzung russischer Erzählungskunst herausgewachsen. Man bewundert Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi mit vollem Rechte; daraus aber folgt noch lange nicht, daß man nach Allem greifen müsse, was in Rußland auf den Markt kömmt, um es in unserer Muttersprache zu übertragen. So hätte sich Herr Wilhelm Paul Graff schließlich die Mühe sparen können, und den Roman von B. Markewitsch „Marina“ keineswegs übersetzen müssen. Aehnliches haben wir Deutschen nur zu viel; oder wer kennte nicht schon das berückend schöne Mädchen, das sich an übel verstandenen Phrasen berauscht, und Gefahr liefe, in solcher Trunkenheit zu verkommen, fände sich nicht der vortreffliche, welterfahrene und sehr reiche Mann, der es rettet? Niemand, denk' ich. Und wie Heldin und Held, so sind alle anderen Figuren nach der Zimmermalerei-Schablone durchgemalt und mit einer Beigabe von Unmöglichkeiten zu einem Scheinleben erweckt. Eine Bereicherung unserer Vorstellung von russischer Dichtung bedeutet somit das Buch keineswegs; es sei denn in dem Sinne, daß dadurch der Beweis geführt wird, wie man auch jenseits der Weichsel eine aller Gedanken bare Erzählung zu schreiben vermag. Dann allerdings; aber wer hätte daran je und vor diesem gezweifelt?

J. D.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. — Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 49. **Berlin, den 6. September 1890.** **7. Jahrgang.**

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. **Th. Barth.**

Kommissions-Verlag von **H. S. Hermann** in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die zwanzigjährige Wiederkehr des Tages von Sedan ist in Deutschland in derselben Weise gefeiert worden, wie in den letzten Jahren. Die Feier hat allmählich ein ziemlich festes Gepräge bekommen. Allgemeinere patriotische Betrachtungen bilden den Mittelpunkt derselben. Ein aufdringliches nationales Protzenthum scheint auch diesmal den festlichen Veranstaltungen durchweg fern geblieben zu sein.

Die Stichwahl in Kaiserslautern ist zu Gunsten des nationalliberalen Kandidaten entschieden. Derselbe hat über Herrn Grohé von der Volkspartei mit etwa 400 Stimmen Mehrheit den Sieg davon getragen. Die Nationalliberalen haben sich darnach in diesem pfälzischen Wahlkreise doch stärker erwiesen, als man vermuthete. Der Sieg scheint ihnen selbst unerwartet gekommen zu sein, denn der Siegesjubel in ihren Reihen ist so groß, daß man fast vergißt, daß es sich nicht um die Erwerbung eines neuen Reichstagsmandats, sondern um die Behauptung eines alten handelt. Immerhin ist auch das schon ein gewisser Erfolg. Freisinnige und Volkspartei haben in dem Wahlkampf getreue Waffenbrüderschaft gehalten und es scheint, als ob in Süddeutschland der Gedanke des Zusammenschlusses dieser beiden nahe verwandten Parteien überhaupt an Boden gewinnt. In Baden haben die Abgeordneten Dillinger, Muser, Schmitt, Pflüger und Vogelbach, von denen die drei ersten der Volkspartei, die beiden letzteren der freisinnigen Partei angehören, einen gemeinschaftlichen Aufruf erlassen, in dem die in Baden wohnhaften Anhänger beider Parteien aufgefordert werden, zum 14. September nach Karlsruhe Vertrauensmänner zu entsenden „zur endgültigen Beschlußfassung über eine gemeinsame Landesorganisation". Es handelt sich, wie in dem Aufruf ferner hervorgehoben wird, um das Bestreben, „eine dauernde Verbindung beider Parteirichtungen herbeizuführen". Da sich hier eine ganz spontane Bewegung zeigt, welcher die Centralvorstände beider Parteien bisher fern standen, so muß man voraussetzen, daß in Baden die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des engsten Zusammenwirkens beider Parteien starke Wurzeln geschlagen hat. Es kommt darin eine sehr gesunde Beurtheilung der politischen Lage zum Ausdruck. Heute mehr als je erscheint es angezeigt, über die kleineren Parteischattirungen hinweg den gemeinsamen größeren Zielen mit vereinten Kräften nachzustreben. Was die Parteiorthodoxie dabei verliert, kommt der liberalen Sache zu Gute. Hoffentlich gelingt es der Vertrauensmänner-Versammlung, dem gesunden Gedanken eine lebensfähige Form zu geben.

Aus Bochum liefern die ultramontane „Westf. Volkszeitung" und das nationalliberale „Rh.-Westf. Tageblatt" seit einiger Zeit höchst lehrreiche Illustrationen zu der Genauigkeit der Steuereinschätzungen in Preußen. Das klerikale Blatt weist nach, daß die reichen Nationalliberalen von Bochum nur mit einem lächerlich geringen Prozentsatz ihrer wirklichen Einnahmen zur Einkommensteuer eingeschätzt sind, während das nationalliberale Preßorgan den Beweis zu führen bestrebt ist, daß die ultramontanen Millionäre ebenso wenig Werth darauf legen, dem Staate zu geben, was des Staates ist. Der Streit wird mit solcher Umsicht geführt, daß man sich dem Eindruck nicht entziehen kann, daß beide Theile in dem, was sie sich gegenseitig zur Last legen, Recht haben. Der Vorfall ist wie dazu geschaffen, um die Reformbedürftigkeit der preußischen Einkommensteuergesetzgebung in das hellste Licht zu stellen.

Die Sozialdemokratie beging am letzten Sonntag den Todestag Lassalles mit besonderer Feierlichkeit. Es ist verwunderlich, daß die Sozialdemokraten gerade den Todestag ihres Parteiheiligen feiern, denn man wird dadurch immer aufs Neue daran erinnert, daß Lassalle in einem der stupidesten Duelle ums Leben kam, die je ausgefochten sind, und daß der Anlaß des Duells mit der Lösung der sozialen Frage nicht eben im engen Zusammenhange stand. Dieser romanhafte Abgang von der Bühne des Lebens paßte allerdings zu dem ganzen Charakter des Mannes, in dem sehr viel vom Komödianten steckte. Er war glücklich in der Formulirung packender politischer Phrasen. Seine größte Leistung auf diesem Gebiete war die Kreirung der Phrase vom „ehernen Lohngesetze", die noch heute in den Köpfen der Sozialdemokraten spukt, obgleich Kritik und tägliche Erfahrung dieselbe dermaßen durchlöchert haben, daß ihre völlige Hohlheit auch dem blödesten Auge erkennbar sein sollte.

Freiherr von Lutz, der langjährige bayerische Ministerpräsident und Staatsminister des Kultus, ist gestorben. Geboren am 4. Dezember 1826 hat er kein hohes Alter erreicht. Er war ohne Zweifel ein Mann von großen geistigen Gaben, der sich aus ärmlichen Verhältnissen — sein Vater wirkte als Schullehrer in einem kleinen Städtchen in der Nähe des Rhöngebirges — durch eigene Kraft rasch zur Geltung brachte. Nachdem er sich durch seine „Konferenzprotokolle der Handels- und Seerechts-Konferenz" auch litterarisch-wissenschaftlich einen Namen gemacht hatte, übernahm er schon mit vierzig Jahren das Justizministerium in Bayern. Er ist von da ab bis zu seinem vor einigen Monaten erfolgten Rücktritt aus dem Staatsdienst, Mitglied sämmtlicher bayerischer Ministerien gewesen; als Kultusminister arg angefeindet von den Ultramontanen, aber sich durch kluges Verhalten und Ausnutzen der bayerischen Parteiverhältnisse immer im Sattel haltend. In den letzten Jahren war er ein ausgeprägter Vertreter des Grundsatzes: quieta non movere.

In den Vereinigten Staaten von Amerika beherrscht die Mc. Kinley Tarif-Bill noch immer das politische Leben. Die republikanische Partei spielt ein hohes Spiel, indem sie diese extrem-schutzzöllnerische Bill mit ihrem ganzen Einfluß zu decken sucht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Bill, wenn sie Gesetz wird, den Republikanern die Herrschaft kostet. Selbst in ihren eigenen Reihen greift die Mißstimmung um sich; speziell aus den Staaten Minnesota, Nebraska und Kansas wird eine starke Mißstimmung gemeldet, während der Einfluß der Demokraten, wie auch die jüngsten Staatswahlen in Vermont erweisen, sichtbar im Wachsen ist. Es wäre für die handelspolitische Entwicklung der ganzen Welt von unberechenbarer Bedeutung, wenn der in den Vereinigten Staaten so übermäßig angespannte schutzzöllnerische Bogen zerbrechen sollte. Einstweilen sind die republikanischen Politiker aber noch emsig darüber aus, ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung durch allerlei scheinbar populäre Maßnahmen wieder zu befestigen. So hat z. B. der republikanische Senator Edmunds ein Amendement zur Tarif-Bill eingebracht, nach welchem der Präsident ermächtigt werden soll, die gesetzlichen Zölle auf Zucker jenen Ländern gegenüber zu ermäßigen oder gänzlich aufzuheben, welche ihrerseits nach den Vereinigten Staaten Zucker exportiren und zugleich ihre Zölle und Steuern auf den Import der hauptsächlichsten Agrikulturprodukte der Vereinigten Staaten abgeschafft haben. Ferner will Edmunds, daß der Präsident autorisirt werde, durch eine einfache Proklamation seinerseits die Produkte aller jener Länder vom Import nach den Vereinigten Staaten auszuschließen, welche seines Erachtens in ungerechtfertigter Weise irgend ein amerikanisches Produkt bei der Einfuhr über ihre Grenzen schlechter stellen, als das gleiche Produkt anderer Länder. Da Senator Edmunds einer der einflußreichsten Männer des Senats ist und sich in seinen Vorschlägen begegnet mit Wünschen, die der gegenwärtige Staatsminister James G. Blaine seit längerer Zeit vertritt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Edmunds' Amendement in der einen oder anderen Form der Mc. Kinley-Bill ein verleibt wird: eine Situation, die für Deutschland im hohen Grade unbequem werden würde.

In Liverpool ist am Montag der Kongreß der britischen Gewerkvereine zusammengetreten. Derselbe hat nicht versäumt, den australischen Gewerkvereinlern, welche einen riesigen Streik organisirt haben, und welche die ausständigen Dockarbeiter Londons im vorigen Jahre so nachdrücklich mit Geld unterstützten, seine Sympathie zu bezeugen. Daß das eigentlich sozialistische Element auf dem Kongreß übrigens nur sehr schwach vertreten ist, geht daraus hervor, daß ein Antrag, sich für die „nationalisation of the land", die Verstaatlichung von Grund und Boden zu erklären, mit einer $^5/_6$-Majorität abgelehnt ist. Es ist das um so bezeichnender, als der Besitz von Grund und Boden unter den Mitgliedern der Gewerkvereine zu den größten Seltenheiten gehört, während andererseits für die Verstaatlichung des Grund und Bodens sich auch viele Elemente erklären, denen die sozialistische Forderung der Verwandlung sämmtlicher Produktionsmittel in Kollektivkapital viel zu weit geht.

Die Thatsache andererseits, daß sich der Kongreß für die Herbeiführung eines achtstündigen Maximalarbeitstages im Wege der Gesetzgebung erklärt hat, fällt nicht stark ins Gewicht, wenn man berücksichtigt, daß die Minorität, welche das Ziel im Wege genossenschaftlicher Selbsthilfe erreichen will, nur mit 8 Stimmen Mehrheit geschlagen wurde.

* * *

Zur sozialen Entwicklung in Deutschland und England.

Unter der freieren Regung des öffentlichen Lebens, deren sich Deutschland seit dem Ende des Bismarck'schen Regiments erfreut, hat wohl kein Theil des bisherigen Regierungssystems so empfindlich zu leiden gehabt, wie die deutsche sozialpolitische Gesetzgebung der neuesten Zeit. Während nach den Behauptungen der noch immer wortreichen, aber keineswegs mehr zahlreichen Verfechter dieses Systems die vom Deutschen Reiche im Interesse der arbeitenden Klassen geschaffene Versicherungsgesetzgebung als höchste sozialpolitische Weisheit zu preisen ist und in allen Kulturländern als ein nachahmenswerthes Muster angesehen werden soll, hat sich das öffentliche Interesse dieser Gesetzgebung völlig ab und ganz anderen sozialpolitischen Fragen zugewendet. Erst vor einem Jahre haben die gesetzgebenden Faktoren des Deutschen Reiches jenes Invaliditäts- und Alters-Versicherungsgesetz beschlossen, welches die Krönung der vorausgegangenen Versicherungsgesetzgebung sein sollte; heute ragt gerade dieses Gesetz mit seiner äußersten Ausdehnung des Zwanges, mit seinem durch und durch bureaukratischen Apparat und mit seinem staatssozialistischen Reichszuschuß wie ein Anachronismus in eine neue Zeit hinein, welche von anderen sozialpolitischen Problemen in Anspruch genommen ist. Die Frage, welche Entwicklung sich in der deutschen Sozialdemokratie nach dem Fortfall des Sozialistengesetzes vollziehen wird, ist heute für uns von unendlich höherer Bedeutung, als die Einrichtung aller Landesversicherungsanstalten, und die Richtung, in welcher die Gewerkvereinsbewegung, insbesondere auf dem gegenwärtig in Liverpool tagenden Gewerkvereins-Kongreß, fortschreiten wird, fesselt heute unser Interesse hundertfach mehr, als alle Nachrichten über die angebliche Bewunderung des Auslandes für die deutsche Sozialgesetzgebung. Und das geschieht, obwohl in Deutschland neue sozialreformatorische Gesetze unmittelbar in der Vorbereitung sind.

Es ist eine heilsame Wendung, welche sich damit, offenbar nicht nur in der öffentlichen Diskussion, sondern in dem politischen Denken der deutschen Nation vollzieht. Kommt darin doch wieder, bewußt oder unbewußt, die Ueberzeugung zur Geltung, daß für die soziale Zukunft weit weniger diese oder jene gesetzliche Maßregel, welche den äußeren Staatsmechanismus in Bewegung setzt, als die lebendige Entwicklung, welche in der inneren Arbeit eines Volkes vorschreitet, von Ausschlag gebender Bedeutung ist. Naturgemäß hat sich deshalb in jüngster Zeit das Interesse mannigfaltiger Kreise mehr als je zuvor dem Lande zugewendet, in welchem seit langer Zeit der sozialpolitischen Zwangsgesetzgebung ein sehr kleiner, der freien sozialpolitischen Bewegung aber ein sehr großer Raum eingeräumt worden ist. Nach England sind wieder einmal vornehmlich die Blicke Derer gerichtet, welche theoretisch oder praktisch an der sozialen Entwicklung in Deutschland vorzugsweise interessirt sind; Gelehrte und Geschäftsmänner, Staatsbeamte und Politiker ziehen aus, um an Ort und Stelle zu studiren, was auf dem Boden dieses Heimathlandes der sozialen Selbsthilfe an nützlichen freien Institutionen erwachsen ist. Im vergangenen Jahre gingen Delegirte verschiedener großer wirthschaftlicher Vereinigungen zu diesem Zwecke nach England; die von ihnen erstatteten Berichte sind auch in dieser Zeitschrift besprochen worden. Neuerdings sollen dieselben Vereinigungen ihre Sendboten abermals ausgeschickt haben. Das preußische Handelsministerium hat vor einiger Zeit zwei höhere Beamte der Saarbrückener Bergwerke ausgesendet, welche eine Reihe von Wochen hindurch in verschiedenen Industriebezirken Englands sich über die Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer unterrichtet haben und hoffentlich demnächst ebenfalls ihre Berichte erstatten werden. Von deutschen Nationalökonomen, die in jüngster Zeit behufs ähnlicher Studien England und Schottland aufgesucht haben, hat kürzlich Herr Dr. von Schulze-Gävernitz über die Ergebnisse seiner Reise unter dem Titel „Zum sozialen Frieden" ein zweibändiges Werk*) veröffentlicht.

Dieses Werk ist jedenfalls die hervorragendste Arbeit über die soziale Entwicklung Englands in diesem Jahrhundert sowohl hinsichtlich der Fülle des gebotenen thatsächlichen Materials als hinsichtlich der Durcharbeitung des Stoffes. Ein Theil der Schrift, welche speziell die Vermeidung und Beilegung von Arbeitsstreitigkeiten in England behandelt, ist bereits im Anfang d. J. in Prof. Schmoller's „Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc." erschienen und damals auch in dieser Zeitschrift besprochen worden. In dem jetzt vorliegenden Werke gibt der Verfasser nicht allein einen Ueberblick über die äußeren sozialen Verhältnisse der Gegenwart, sondern er sucht auch die ganze, sie tragende und vereinigende geistige Entwicklung zu schildern. Ein großer Theil des ersten Bandes ist demgemäß der Darstellung der sozialtheoretischen Ansichten Carlyle's gewidmet; im zweiten Bande werden der Einfluß August Comte's und die Entwicklung der sozialistischen Theorie in England geschildert. Daneben wird die geschichtliche Entwicklung und der gegenwärtige Stand der großen sozialpolitischen Bewegungen und Einrichtungen, der Genossenschaftsbewegung, der Fabrikgesetzgebung, der Koalitionsfreiheit, der Wohlfahrtseinrichtungen, der Gewerkvereine und ihrer Versicherungsinstitute, der Schiedsgerichte und Einigungsämter, ausführlich besprochen. Die Darstellung erstreckt sich bis in die neueste Zeit und berücksichtigt auch die jüngsten Bildungen von großen Gewerkvereinen ungelernter Arbeiter und Arbeiterinnen, den Aufstand der Londoner Dockarbeiter im vorigen Jahre u. s. w.

Der volkswirthschaftliche und sozialpolitische Standpunkt des Verfassers verleugnet sich an keiner Stelle seiner Arbeit. Dr. von Schulze-Gävernitz ist ein Anhänger der historisch-realistischen Schule der Nationalökonomie in Deutschland, ein Schüler Schmoller's und Brentano's. Diese prinzipielle Anschauung beeinflußt naturgemäß insbesondere die Darstellung der verschiedenen volkswirthschaftlichen Theorien, das Aufkommen sozialistischer Anschauungen im Gegensatze zu der klassischen englischen Nationalökonomie; vom Standpunkt der individualistischen Volkswirthschaft, welche der Verfasser für unzulänglich und für überwunden erklärt, ließen sich deshalb auch gegen manche Einzelheiten dieser Darstellung wohlbegründete Einwürfe machen. Aber alle Bedenken dieser Art müssen zurücktreten vor der rückhaltlosen Zustimmung, welche dem Schlußergebniß des Werkes zu zollen ist. Gestützt auf das gesammte umfangreiche Material, welches ihm seine Studien, Beobachtungen und Unterredungen mit englischen Sachkundigen geliefert haben, erblickt er in der vollen Gleichberechtigung des Arbeiters in gesetzlicher, politischer und sozialer Hinsicht die Voraussetzung jeder gedeihlichen Entwicklung der sozialen Zustände. Soweit diese Gleichberechtigung in England thatsächlich hergestellt und durch frei geschaffene Institutionen gesichert ist, enthalten auch die gegenwärtigen Zustände die Gewähr einer weiteren friedlichen Entwicklung.

Die Entstehung und Ausbildung dieser Gleichberechtigung ist nach dem Verfasser auf zwei Ursachen zurückzuführen, auf die Organisation der Arbeiter in Gewerkvereinen und auf die Wandlung der öffentlichen Meinung gegenüber den Forderungen dieser Arbeiterorganisationen. Richtiger könnte man sagen, daß alle Errungenschaften der modernen Kultur überall, wo sie ihren Einfluß ohne Hemmung durch gesetzliche Verbote haben geltend machen können, dazu mitgewirkt haben, die Position des Arbeiters zu heben. Nicht allein philosophische und sozialpolitische Ideen, die gesammte Entwicklung des politischen Lebens in Theorie und Praxis, der Fortschritt der sittlichen Grundgedanken der Humanität, die Erfolge des menschlichen Erfindungsgeistes und der Aufschwung in dem Ertrage wirthschaftlicher Arbeit haben dazu beigetragen, den Arbeiter zu der Stellung zu verhelfen, welche er heute einnimmt. Es ist vielleicht der einzig empfindliche Mangel des erwähnten Werkes, daß es in dieser Hinsicht den Werth der freien wirthschaftlichen Entwicklung und damit den Werth der auf ein freies wirthschaftliches Leben abzielenden Theorie nicht richtig würdigt. Denn die Bildung und Thätigkeit der englischen Gewerkvereine ist durchaus auf dem Boden einer auf der freien Konkurrenz beruhenden Wirthschaftsordnung erwachsen; die Feindschaft der Sozialisten, speziell der deutschen Sozialdemokratie, welche diese der sozialistischen Lehre unzugänglichen Vereine als Bourgeoisvereine in Acht und Bann zu thun sucht, bestätigt dies. Der Verfasser thut der freihändlerischen oder manchesterlichen volkswirthschaftlichen Lehre bitter Unrecht, wenn er von ihr sagt, daß sie nur Werth auf „Kapitalsanhäufung" gelegt habe. Die auf der freien Konkurrenz basirende Auffassung der wirthschaftlichen Kultur hat, insbesondere in Deutschland, niemals Werth auf die Ansammlung todten Besitzes, sondern einzig und allein Werth auf die Mehrung des im Vorrath und Werkzeug repräsentirten und der gewerblichen Neuproduktion dienenden Kapitals gelegt; allein von der Mehrung dieses Kapitals erwartete sie eine ausgiebige und dauernde Erhöhung der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen. Treffend hat dies der Mann, der als der abstrakteste Denker der so häufig mit dem Vorwurf einer abstrakten Lehre belegten deutschen Freihandelsschule, Prince-Smith, mit den Worten dargethan, daß allein durch die Wirthschaft des freien Marktes am schnellsten die wirthschaftliche Wohlfahrt der arbeitenden Klassen dauernd gehoben werden könne, und daß er der erste sein werde, eine andere Theorie anzunehmen, wenn ihm bewiesen werde, daß auf einem anderen Wege, durch irgend welches Eingreifen des Staates, dies schneller erreicht werden könne. Nur eine Konsequenz dieser Ueberzeugung von dem Werthe freien wirthschaftlichen Wettbewerbes war die daraus hergeleitete Forderung, daß den Vereinigungen der Arbeiter zur Erlangung besserer Arbeitsbedingungen kein gesetzliches Verbot entgegengestellt werden dürfe. Mit dem Eintreten für freie Konkurrenz überhaupt und mit der Bekämpfung aller

*) Zum sozialen Frieden. Eine Darstellung der sozialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig. 1890.

Koalitionsverbote hat demnach erst gerade diese Lehre der Wirksamkeit der großen Arbeitervereinigungen den Weg geebnet, und die Probe auf die Richtigkeit dieser Anschauung hat man gerade in England, d. h. in dem Lande gemacht, wo die freie Konkurrenz und die freie Koalition seit Jahrzehnten am wenigsten durch Staatsveranstaltungen eingeschränkt ist. Allein die rapide Entwicklung des wirthschaftlichen Wohlstandes durch die moderne industrielle Produktion hat den arbeitenden Klassen die Möglichkeit einer höheren Lebenshaltung verschafft, und allein das freie Koalitionsrecht hat ihnen in jedem Augenblicke die Gelegenheit zur vollen Ausnutzung der Konjunktur durch Zurückhaltung des Arbeitsangebots gewährt. Daraus erklärt es sich auch, daß in den Ländern, wo die freie Konkurrenz und das Koalitionsrecht besonderen Fesseln unterlag, weder die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen noch ihre Organisationen sich in gleicher Weise wie in England entwickelt haben.

Die segensreichen Folgen dieses Maßes freier wirthschaftlicher Bewegung in England schildert der Verfasser selbst in ausgezeichneter Weise in der Einleitung seines Werkes mit folgenden Worten: „Die Wissenschaft, die Religion, die Kultur der oberen Klassen wird nicht von den unteren bekämpft, weil es ihre Wirthschaft, ihre Religion, ihre Kultur ist, weil sie sich mehr und mehr als Erben und Träger dieser Güter fühlen. Nirgends begegnet der volkswirthschaftliche Forscher auf Seiten des englischen Arbeiters jenem tiefgewurzelten Mißtrauen, welches den Deutschen in jedem Manne mit besserem Rock einen Feind und meist einen Geheimpolizisten vermuthen läßt. Das englische Volk ist eine Nation. Dies verstehe ich unter sozialem Frieden, nicht einen Zustand, der nichts zu thun übrig ließe. Ein solcher ist nicht von dieser Welt. Vielmehr sind die Ziele der englischen Arbeiterbewegung weit gesteckt, ihre Kämpfe oft schwer und langwierig, aber beides auf dem Boden des Bestehenden."

In der That muß auf das Tiefste einen ähnlichen Eindruck Jeder empfangen, der Gelegenheit hat, das öffentliche Leben in England aus eigener Anschauung kennen zu lernen. In keinem anderen Lande der Welt ist der Zusammenhang zwischen den bürgerlichen Parteien und den verschiedenen Richtungen der Arbeiterparteien so eng wie in England. Speziell die liberale Partei ist zum großen Theil mit der Arbeiterpartei geradezu identisch. Die bisher in das Unterhaus gewählten „Arbeitervertreter" sind zugleich gewählt als Kandidaten der liberalen Partei. Das erklärt sich nicht allein dadurch, daß die liberale Partei viele besondere Forderungen der Arbeiter als im allgemeinen Interesse liegend anerkennt, sondern dadurch, daß beide Parteien in ihren Grundanschauungen auf demselben Boden stehen und im Gefühl völliger Gleichberechtigung thatsächlich nur eine Partei bilden. Wer sich mit einem Schlage davon überzeugen will, der mag sich nur einmal ein Stück englischen öffentlichen Lebens ansehen. Als kürzlich der neugewählte Arbeiterabgeordnete für Durham, Mr. Wilson, seinen Sitz im Unterhause einnahm, geleiteten ihn zwei Liberale, darunter einer der angesehensten und reichsten Baronets des Königreichs, in das Haus; laute Cheers von der liberalen Seite empfingen ihn, als er den Eid auf das Evangelium leistete. Eine Versammlung der Angestellten der Omnibus- und Pferdebahn-Gesellschaften, welche in London zur Berathung ihrer Lage und Bildung eines Gewerkvereins, da sie keine andere Zeit zur Verfügung halten, von 2 bis 3 Uhr Nachts zusammentraten, leitete Lord Rosebery, der Minister des Auswärtigen im letzten liberalen Ministerium! Und die jetzt in Liverpool versammelten Delegirten der englischen Gewerkvereine hat der Mayor der Stadt zu einer Besichtigungsfahrt der Docks auf dem Mersey und zu einer Soiree im Rathhaus eingeladen, wie etwa der Oberbürgermeister von Berlin die Mitglieder eines wissenschaftlichen Kongresses zu einer Besichtigung der städtischen Anstalten und einer Festlichkeit im rothen Hause einladet.

Allerdings scheint sich in jüngster Zeit auch in England in diesen Beziehungen eine gewisse Wandlung vorzubereiten, und es fehlt nicht an Stimmen, welche behaupten, daß binnen Kurzem die sozialistische Bewegung sich auch der großen Mehrzahl der englischen Arbeiter unwiderstehlich bemächtigen und sie von den bürgerlichen Parteien losreißen werde. Neben den alten Gewerkvereinen gelernter Arbeiter, welche nach manchen harten Kämpfen zu einer friedlichen wohl funktionirenden Verständigung mit den Arbeitgebern auf Grund von Schiedsgerichten und Einigungsämtern gelangt sind, haben sich seit dem vorigen Jahre neue große Gewerkvereine ungelernter Arbeiter gebildet. Die hervorragendsten sind die Vereine der Dockarbeiter, deren Zusammenschluß von dem vorjährigen Streik datirt, und der Verein der Eisenbahnarbeiter. Diesen Vereinen und insbesondere ihren erfolgreichen Führern, John Burns, Ben Tillett u. s. w., traut man zu, daß sie versuchen werden, die ganze Gewerkvereinsbewegung in neue, sozialistische Bahnen zu lenken. Die alten Gewerkvereine, welche in sehr großem Umfange, neben dem Zwecke der Vertretung ihrer Interessen gegenüber den Arbeitgebern, Unterstützungs- und Krankenkassen gebildet, haben in der That einen gewissen konservativen Charakter angenommen; von den neuen Gewerkvereinen erwarten Manche, daß sie sich über kurz oder lang dem revolutionären Sozialismus anschließen und die große Mehrheit der Vereine überhaupt mit sich reißen werden. In England selbst wird diese Ansicht von sachkundigen Männern ganz und gar nicht getheilt, wenn man sich auch nicht verhehlt, daß vielleicht zunächst wieder eine Zeit lebhafterer Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ausbrechen wird, bis auch die noch unerprobten Mitglieder der neuen Vereine die Einsicht in die Gesetze des wirthschaftlichen Lebens gewonnen haben, welche sich auch die Mitglieder der alten Vereine erst allmählich nach harten Erfahrungen erworben haben. Trefflich hat dieser Anschauung in einem Schreiben an den Verfasser des citirten Werkes ein Geistlicher, der Rev. M. Kaufmann, Ausdruck gegeben, der u. A. Schäffle's Kapitalismus und Sozialismus ins Englische übersetzt hat und mit vielen Kreisen der englischen Arbeiterbevölkerung eng vertraut ist. Am 20. Januar d. J. schrieb er: „Nach meiner Ansicht ist es kaum möglich, die in ihrer Art konservativen Trades unions ins sozialistische Lager auszuliefern, obgleich hier und da ein Führer oder Präsident in einem besonderen Jahre damit einverstanden sein könnte. Dazu gehört mehr als Sympathie gewisser Mitglieder. Die Burns und Anderen hier zu Lande haben nicht genug Einfluß, und die Zwietracht und Eifersucht Aller unter einander macht die sozialistische Partei schwach; sie macht mehr Lärm als Konvertiten unter den Arbeitern." Aehnliche Urtheile kann man in England von jedem unterrichteten Politiker hören; auch die Beschlüsse des jetzt in Liverpool versammelten Kongresses werden dieses Urtheil nur bestätigen. Wer aber muß dabei nicht gleichzeitig der Zwistigkeiten gedenken, die in der deutschen Sozialdemokratie bereits entstanden sind, da nur der Termin des Erlöschens des Sozialistengesetzes nahe rückt?

Aber auch andere Umstände bieten in England mehr als in irgend einem anderen Lande die Bürgschaft dafür, daß die neu angeregte Gewerkvereinsbewegung nicht in der Bildung einer Umsturzpartei ausläuft, sondern sich zu einer Erweiterung der bestehenden, wesentlich dem sozialen Frieden dienenden Arbeiterorganisationen ausgestaltet. Zunächst hat der Aufschwung in den neuen Vereinsbildungen sich vollzogen in einer überaus günstigen geschäftlichen Konjunktur; die Probe auf ihre Dauerhaftigkeit werden diese Neubildungen erst zu bestehen haben, wenn schlechte Zeiten hereinbrechen, wie denn auch die alten Gewerkvereine gerade in der Zeit geschäftlichen Niederganges die schmerzlichsten, aber auch die werthvollsten Erfahrungen gemacht haben. Sodann scheinen in immer wachsendem Maße den neugeschaffenen Arbeitervereinen auch neue Vereinigungen von Arbeitgebern gegenüber treten zu wollen; das natürliche Ergebniß dieser gegenseitigen Rüstung würde, wie in früheren Fällen, die Errichtung von schiedsrichterlichen Tribunalen sein, welche dem erbrannten Interessenkampfe doch auch wieder seine Schärfe nehmen würden. Endlich sprechen auch die Interessengegen-

sätze innerhalb der Arbeiterschaften selbst mit, da die jetzt vielfach von den neuen Vereinen angestrebte Ausschließung aller Nichtvereinsmitglieder nicht ohne Rückwirkung auf die Stellung vieler Arbeiter und selbst auf die öffentliche Meinung bleiben kann. Kurz, es gibt der Momente genug, welche jeden Engländer in der Ueberzeugung bestärken können, es werde auch in Zukunft gelingen, auf dem Boden einer wahrhaft freisinnigen Gesetzgebung und Selbstverwaltung alle sozialen Streitigkeiten friedlich beizulegen. Es gilt hier durchaus, was Dr. von Schulze-Gävernitz an einer Stelle seines Werkes sagt: „Wenn ich England als auf dem Wege zum sozialen Frieden bezeichne, so verstehe ich darunter folgendes: England ist einer friedlichen Lösung der sozialen Schwierigkeiten und Gegensätze sicher. Kein Engländer zweifelt daran, gleichviel ob er auf der Rechten oder der Linken stehe, Arbeiter oder Arbeitgeber sei."

Wer möchte für unser deutsches Vaterland die gleiche Hoffnung zu hegen wagen? Ach, bei uns herrscht umgekehrt nur in allzu weiten Kreisen die Ansicht vor, daß es nach dem Fortfall der nunmehr nahezu allgemein als unheilvoll anerkannten Zwangsgesetzgebung doch zu gewaltsamen Erschütterungen kommen müsse — wobei das Schlimmste ist, daß Niemand zu sagen weiß, wie dann an eine solche Katastrophe wieder eine ruhige Entwicklung anzuknüpfen sei. Unser Autor aber hat sich ein Verdienst erworben, indem er unter Bezugnahme auf England es offen ausgesprochen hat: „Nirgends gibt es dort jene uns wohlbekannte Stimmung des sozialen Pessimismus, nirgends in den unteren Schichten der Gesellschaft den Glauben, daß das Heil allein im Umsturze und der Vernichtung des Bestehenden liege, nirgends in den oberen den Gedanken, daß es lediglich darauf ankomme, vorher Alles gethan zu haben — um mit ruhigem Gewissen das Schwert ziehen zu können." Ja, dieser Appell an die Gewalt, den man bei uns leider fortwährend als eine reservatio mentalis macht, ist nichts anderes als ein Ueberbleibsel des alten verworfenen Systems, nichts anderes als ein Rest jener Furcht, die ohne ein Regiment mit Zuckerbrot und Peitsche nicht glaubt auskommen zu können. Es ist eine geradezu unglückliche Formulirung eines sozialen Zukunftsprogrammes, zu sagen, man müsse die berechtigten Forderungen der Arbeiter erfüllen, weiteren Ansprüchen aber nöthigenfalls mit Gewalt entgegentreten — wobei Jeder sich das Urtheil über die Grenze zwischen berechtigten und unberechtigten Forderungen selbstverständlich vorbehält. Für die Liberalen Deutschlands gibt es vielmehr, wie für die Liberalen Englands, nur eine Politik: Wir wollen diejenigen Reformen durchsetzen, welche wir als gerecht und nöthig im allgemeinen Interesse ansehen — wozu bei uns zunächst eine gründliche Reform der Lebensmittelbesteuerung und die Schaffung eines Vereinsrechts gehört, wie es die freisinnige Partei im Reichstage vorgeschlagen hat; im Uebrigen vor Allem aber dem Einfluß der freien Entwicklung vertrauen, auf welche doch der Liberalismus als auf sein Lebensprinzip angewiesen ist.

M. Braemel.

Finnische Rück- und Vorblicke.

I.

Nachdem die panslavistische Politik der russischen Regierung sich auf Finnland ausgedehnt, lohnt es sich, einen Blick auf die inneren und äußeren Verhältnisse des wenig gekannten und dennoch eigenthümlich wichtigen und werthvollen Landes zu werfen.

Im zwölften Jahrhundert, dreihundert Jahre nach ihrer Festsetzung an der gegenüber liegenden esthnischen Küste, welche zur Bildung eines russischen Reiches unter germanischen Herrschern führte, wandten sich die skandinavischen Schaaren nach Finnland. Nicht sowohl die Ausdehnung der Macht, als die des Glaubens war diesmal der Zweck ihrer Züge. Indeß, obschon ein heiliger Eifer das kürzlich angenommene Christenthum zu verbreiten sie beseelte, vermochten sie sich erst nach hundert Jahren in dem wilden Lande festzusetzen, und nach weiteren hundert Jahren die hartnäckigen Eingeborenen, die bis dahin dem schamanischen Teufelsglauben ihrer nordasiatischen Rasse angehangen, zu taufen. Von 1250 datirt die schwedische seßhafte Einwanderung, welche hauptsächlich an den Inseln und Küsten hängen blieb und die Städte gründete, die sie noch heute füllt; von 1350 die dauernde Herrschaft der neuen Religion, die ernstlich angenommen, das Land mit innigen Banden an den Eroberer kettete. Die spätere Einführung des Protestantismus verknüpfte die beiden Länder nur noch enger. Es gab und gibt keine durchdrungenere Lutheraner als die Finnen.

Mit der Religion verband sich die altgermanische Freiheit, um gute Beziehungen zwischen den beiden heterogenen Rassen zu schaffen, nachdem die Kämpfe der ersten feindlichen Jahrhunderte versiegt waren. Obschon der Schwede den Finnen als einen Halbwilden antraf, der Jagd, Kampf und Gesang*) allein zu lieben schien, wurde der Unterworfene weder seiner Freiheit noch seines Besitzes beraubt, sondern in beiden Beziehungen dem Eroberer gleich gestellt. Der mannhafte skandinavische Norden, der die Leibeigenschaft kaum gekannt und die letzten Reste derselben schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts beseitigte, konnte sich nicht entschließen, den Fremden, den er zuerst des Glaubens wegen bekriegt und dann mit civilisirender Einwanderung beschenkt, der persönlichen Freiheit zu berauben. Der Finne seinerseits, der sein Land behielt und dem unabhängigen schwedischen Bauern gleich gehalten wurde, konnte keine Veranlassung zu weiterer feindseliger Gesinnung haben, nachdem er ein überzeugter Christ geworden und die Vortheile, welche die schwedischen Kenntnisse ihm gebracht, schätzen gelernt hatte. Er wurde in seinem vertrauensvollen Anschluß auch nicht betrogen. Wie er seit der Befestigung des Zusammenhangs in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an der schwedischen Freiheit, an der Wahl des Königs, der Abgeordneten und Richter theilgenommen, so wurde er schließlich in die neue Verfassung von 1772 selbstverständlich eingeschlossen und war politisch immer ein Schwede, nie ein Fremder. Hätte man ihm nicht die Möglichkeit gegeben, sich so zu fühlen und hätte er dieselbe nicht bereitwillig und gerne wahrgenommen, wie würde man ihm das Wahlrecht für einen Reichstag gewährt haben, der über Steuern und Aushebung beschloß?

Die Fähigkeit der vernünftigen Würdigung seiner Lage hatte der Finne allerdings schon durch den glücklichen Gang seiner früheren Geschichte erworben, weit über die Capacität anderer Genossen seines weitverzweigten Stammes hinaus erworben. Die finnische Menschenrasse, welche unter den mannigfaltigen Namen der Finnen, Esthen, Lappen, Samojeden, Sirjänen, Mordwinen, Tscheremissen, Wogulen, Bulgaren, Magyaren, Permjaken, Ostjaken, Wotjaken u. s. w. ursprünglich das ganze europäische Rußland inne hatte und noch heute ungemischt den Norden des europäischen und asiatischen bewohnt, bis sie im östlichen Sibirien in den verwandten Mongolen übergeht, im eigentlichen Rußland aber mit slavischem Zusatz die großrussische Nationalität darstellt, ist, gemischt und ungemischt, bisher nur an wenigen Stellen und auch da meist nur einer mäßigen Kulturannahme fähig gewesen. Während in Großrußland, Magyarien und Bulgarien die höhere Kultur überwiegend in den Händen

*) Erst in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hat Dr. Lönnroth, ein finnischer Arzt, aus dem Munde seiner Landsleute ein langes Heldengedicht gesammelt, welches seinem Inhalt nach in heidnischen Zeiten verfaßt, also mindestens fünf- bis sechshundert Jahre lang durch Recitation erhalten worden ist. Der Fund dieses Gedichtes, Kalevala genannt, bestätigte bekanntlich die Wolf'sche Theorie von der bruchstückweisen mündlichen Erhaltung und verhältnißmäßig späten und nicht immer gelungenen schriftlichen Redaktion der homerischen Epen.

denationalisirter Fremder liegt, die mittlere meist ein äußerlicher Anflug ohne rechte Verbindung mit dem Leben geblieben ist und die untere bei neun Zehntel der Masse kaum existirt, verharren die abgenannten Völkerschaften der osteuropäischen und westsibirischen Gouvernements noch gegenwärtig auf verschiedenen Stufen primitiver, nomadisirender und heidnischer Rohheit. Daß sich in Finnland eine echtere Gesittung bilden konnte, ist zunächst durch eine nähere Berührung vorbereitet worden, welche Finnen und Gothen bald nach dem Anfang unserer Zeitrechnung schon in ihren damaligen nachbarlichen Sitzen an der Wolga gehabt haben müssen. Die Geschichte weiß nichts davon; die Sprachforschung spricht desto deutlicher. Wenn von den vielen germanischen Kulturworten im Finnischen ein Theil schwedischer Abkunft ist und sich durch den Gang bekannter Ereignisse erklärt, so hat sich ein so großes anderes Ingredienz als gothisch herausgestellt, daß der Schluß auf engen Verkehr in jener ältesten Zeit unvermeidlich geworden ist. So früh demnach mit der altgermanischen Kultur in Verbindung gebracht, vermochte der Finne den Werth der nachmaligen schwedischen Zucht desto eher zu schätzen und bot sich bald als ein taugliches Gefäß für den neuen Wein. Die starken und schwachen Seiten seines Nationalcharakters trugen zur Erleichterung dieses Ergebnisses gleichmäßig bei. Von geringer geistiger Initiative, aber mit gutem Verstand begabt, die Dinge gesund durchdenkend und die einmal verstandenen sicher festhaltend, hatte er einerseits wenig eigene Kultur zu opfern und war andererseits darauf angelegt, die schlichte Tüchtigkeit des schwedischen Wesens zu fassen und sich allmählich selber anzueignen. Und was er so an Ansichten und Kenntnissen langsam erworben, war sein enger und klarer Sinn wohl geeignet, sich still zurecht zu legen und zu einem festen Bestandtheil seines Wesens zu machen. Nicht rasch und nicht warm, aber treu; nichts weniger als glänzend, aber desto wahrer in seiner etwas säuerlichen Nüchternheit, umfaßt er ganz, was er einmal gebilligt und wurde ein Schwede in Gesinnung, selbst wo er im Verständniß etwa nicht mitkam. Hätte noch etwas gefehlt, um den Anschluß zu vollenden, so würde es die bedürfniß- und anspruchslose Ehrlichkeit des Finnen, der, mürrisch und kalt, dennoch in hohem Grade verläßlich ist, erwirkt haben. So durch Religion und Freiheit geeint, durch Intellekt und Charakter genähert und im täglichen Verkehr einander verstehend und mögend, haben die beiden Nationen früh angefangen, sich zu achten und gingen endlich (obschon der Finne nicht eben eine Schönheit ist) auch Familienbande ein. Da der finnische Bauer durch Erwerb und Leistung ebenso in den Mittel- und Adelstand überzugehen berechtigt war, wie sein schwedischer Nachbar, blieben gemischte Heirathen sogar nicht auf das Landvolk beschränkt, sondern erstreckten sich in späteren Zeiten auch auf die höheren Stände, so daß manche gute Familie mit schwedischem Namen finnisches, manche finnische schwedisches Blut aufgenommen hat. Und waren auch die Rassen im Großen und Ganzen allerdings schon dadurch getrennt, daß die Schweden die Küsten, die Finnen das Innere bewohnten, und die Schweden das einzige Kulturelement im Lande bildeten, dem strebsame finnische Individuen sich sprachlich anzuschließen hatten, während Schweden nur als Geistliche finnisch lernten, so war das Verhältniß zwischen beiden doch ein völlig brüderliches und gab ein seltenes Beispiel friedlichen Ineinanderwachsens zweier, in Abstammung, Sprache und ursprünglicher Anlage sich so fernstehender Nationalitäten.

Wie im Frieden, war Finnland auch im Kriege mit Schweden thatsächlich eins. Zumal in den Kriegen, die die erstarkende russische Macht allen ihren Nachbarn, und so auch dem nördlichen bereitete. Als Esth- und Finnland von Iwan dem Schrecklichen am Ende des 16. Jahrhunderts angegriffen wurden und die Schweden bis zum Ausbruch des deutschen Religionskrieges dafür im Felde gestanden hatten, hielt Gustav Adolph nach rühmlichem Friedensschluß eine Reichstagsrede, in welcher er Gott dankte, „den gefährlichen Nachbar, der eine Unmasse Volks vom Baltischen bis zum Kaspischen Meere sein eigen nenne, aus den Schlupfwinkeln der Ostseeküste vertrieben und für immer von dem Meere ausgeschlossen zu haben“. Seiner Ankündigung gemäß wurde weit südöstlich von der Gegend des heutigen St. Petersburg, die noch in einem ob seiner Defensivkraft geschätzten Sumpfe lag, ein Grenzstein mit der Inschrift errichtet: „Hier setzte des Reiches Grenzen König Gustav Adolph. Möge sein Werk unter dem Schutz der Vorsehung von Dauer sein.“ Wir wissen, wie diese Hoffnung täuschte. Schweden war in seine heroische Periode getreten, in der es das Unmögliche unternahm; Rußland war uns gerade nahe genug gerückt, um sich deutsche Exerziermeister zu besorgen und mit ihnen seine Massenaufgebote zu drillen. Während Schweden Finnland hatten, Schonen vom Dänen zurück gewinnen und Pommern vom Deutschen erwerben wollte, nahm Rußland 1700 die Newamündung weg, steckte 1721 die südöstliche Ecke bis Wiborg ein und legte 1742 noch ein weiteres Stück bis zum Kymenestrom dazu. Die Eroberung Finnlands wäre schwerlich so stetig von Statten gegangen, hätte Schweden nicht durch die unerhörten Anstrengungen Gustav Adolphs, Carl Gustavs und Karl XII. die Hälfte seiner männlichen Bevölkerung eingebüßt gehabt, und hätte der Adel, der der allzu kriegerischen Krone endlich entgegentrat, sich nicht durch russisches und anderes Geld in seiner ursprünglich uneigennützigen Aktion zu stärken gesucht. Als Gustav III, um den parlamentarischen Widerstand zu brechen, 1772 gegen die dringende Warnung seines Onkels, unseres eigenen Friedrich des Großen, einen Staatsstreich beging und 1788 um sich vor den Konsequenzen zu retten und die russischen Hetzereien zu strafen, in die verlorenen Theile Finnlands einfiel, entging er mit genauer Noth dem Verlust des ganzen Landes. Sein Sohn Gustav Adolf IV. mußte diesen 1809 um so sicherer auf sich nehmen, als Rußland seine junge französische Freundschaft sofort zu einem napoleonisch approbirten Angriff benützte und bei dem schwedischen häuslichen Zwist den leichtesten Erfolg errang. Hatte 1788 der Verrath der schwedischen Heerführer, die zum Adel hielten, die von Friedrich II. vorausgesagte Schlußkatastrophe eingeleitet, so wurde sie 1809 von dem Könige selber vollzogen, dem Könige, der seinen Offizieren nicht mehr traute, die Bekämpfung Rußlands aufgab, und, für seine Connivenz auf die Gewinnung Norwegens durch russische Hilfe hoffend, dem siegenden Höchstkommandirenden den Rückzug befahl. Diese letzte Hoffnung wurde denn auch im russisch-schwedisch-englischen Bündnißvertrage von 1812 bestätigt und hat sich im Pariser Frieden nachmals erfüllt. Aber obwohl Dänemark Norwegen an Schweden abtreten mußte, um seine allzu lange französische Allianz zu sühnen und für Rußland, mit dem es gegen Schweden vorher kooperirt hatte, die finnische Zeche zu zahlen, war Finnland, der Preis Norwegens, russisch geworben und ist es seitdem geblieben.

Allerdings nicht geradezu russisch, aber doch romanowsch. Trotzdem Schweden durch Ueberanstrengung und innere Wirren so außerordentlich geschwächt worden war und durch den Verlust Finnlands, das über ein Drittel seiner Einwohner enthielt, nunmehr zu einem Schatten verblich, war die Erinnerung an seine gewaltige Kraft und die finnische Betheiligung an ihrer Entfaltung allzu tief dem russischen Gedächtniß eingegraben, um nicht einige Vorsicht in der Behandlung der neuen Acquisition zu empfehlen. Das finnische Unglück hatte auch den beiden schwedischen Königen, unter denen es sich vollzog, die Krone, dem einen sogar das Leben gekostet, und man konnte nicht wissen, welche Mittel die nächsten Herrscher zu ihrer Beseitigung anwenden würden. Es geschah dann das Unglaubliche, daß Alexander I. 1809, dem von Elisabeth bei ihrer Invasion Finnlands 1742 gegebenen Beispiel folgend, Finnland nicht als russische Provinz, sondern als selbständiges Großfürstenthum übernahm, ihm nur Personalunion mit dem Zarat auferlegte und seine alte freie Verfassung ließ. So dringlich wünschte der Zar die Finnoschweden von dem Weitergenuß ihrer altgermanischen Rechte zu überzeugen, daß er sich noch vor dem Friedensschluß nach Borga begab, daselbst die finnischen Bestandtheile des schwedischen Reichstages versammelte und ihre Privilegien nach den Konstitutionen von 1772 und 1789 mit Gesetzgebungs-, Steuer- und Aushebungsrechten bestätigte. Da

n dieser Konfirmation die Privilegien als fest und unveränderlich bezeichnet wurden, da Alexander in der Thronrede den ganzen Wechsel als eine Erhebung Finnlands unter die selbständigen Nationen beschried und daraufhin die Stände huldigten, so waren die erneuten Bestätigungen durch Nikolaus und Alexander II. für die rechtliche Dauer der alten Gesetze ebenso unwesentlich, als ihre Nichtbestätigung durch Alexander III. angesehen werden muß. Es ist wahr, die konstitutionellen Einrichtungen wurden in denjenigen Punkten, die dem neuen Regiment allzu unschmackhaft schienen, nicht ängstlich gewahrt. Nach der ersten Session von 1809, die die großfürstlichen Propositionen ordnungsmäßig erledigte, wurde vom souveränen Recht der Landtagsberufung bis 1863 kein weiterer Gebrauch gemacht, obschon bereits 1810 eine Steuererhöhung befohlen, 1812 eine orthodoxe Mischehenverordnung, 1826 Transportation nach Sibirien, 1827 Betheiligung Orthodoxer an Wahlämtern, 1829 russische Censur u. s. w. eingeführt wurde. Indessen hatten die Finnen die Genugthuung, diese Handlungen einseitigen Beliebens durch Manifeste angekündigt zu sehen, welche sie mit der augenblicklichen Unthunlichkeit von Landtagsversammlungen entschuldigten; überdies waren es einzelne, wenig empfundene Akte der höchsten Gewalt, während die gesammte Verwaltung und Rechtsprechung, das ganze öffentliche Alltagsleben der Nation wesentlich in alter Weise weiter geführt ward. Die Gemeinde-, Kirchen- und unteren Gerichtsbehörden, die Schule, die Universität und die Bank amtirten selbständig theils durch gewählte Beamte, theils mit starker Betheiligung derselben. Alle Beamten mußten Finnen sein, ebenso wie der finnische Senat, in dessen Händen die oberste Regierung, mit geringer Einmischung des Kaisers und seines finnischen Staatssekretärs zu St. Petersburg, lag. Die Militärlast war selbst in ihrer späteren Erhöhung auf 5000 Mann unbedeutend; das Budget, das nur für die Bewilligung neuer Steuern ständischer Mitwirkung unterlag, balancirte sich leicht; und wenn in auswärtigen Angelegenheiten das Land als einfach inkorporirt behandelt wurde, so war seine thatsächliche Heranziehung zu der daraus erwachsenden Bürde eine wenig fühlbare geblieben. Diese Politik, welche den Finnen ihre Verfassung gelassen und sie schonend behandelte, hielt etwa achtzig Jahre vor — fuhr man doch fort, selbst das unbedeutende Schweden für einen möglichen zukünftigen Widersacher zu halten und waren mittlerweile doch die Finnen zu harmlos, um ihre Rechte lästig zu gebrauchen. Noch 1869 hatte Alexander II. die Konzession einer fünfjährigen Landtagsberufung gemacht und sie allerdings für seine eigenen russischen Zwecke damit verbrämt, daß das Wahlrecht nicht mehr vom protestantischen Bekenntniß abhängig blieb, der Austritt aus dem Protestantismus gestattet und Gutserwerb und Gewerbebetrieb an freiere Normen geknüpft wurde. Selbst von 1882 ist eine in der alten Richtung verharrende konstitutionelle Maßnahme der Regierung zu verzeichnen. Und nun hat es dennoch auf einmal schrecklich getagt. Wir werden sehen, warum.

Während der achtzigjährigen Ruhe, die Rußland seiner Erwerbung gönnen zu müssen glaubte, ist Finnland, $^1/_3$ so groß wie Deutschland, trotz einer 20 Prozent Sumpf, 12 Prozent See und 12 Prozent Wald einschließenden Oberfläche, zu einer Einwohnerzahl von 2 000 000 Menschen und damit zum volkreichsten Lande unter demselben Breitengrade herangewachsen. Daß es das wasserreichste Land der Erde ist, dadurch bedeutend wärmer als das angrenzende Rußland wird, und Ackerbau bis zum 69. Grade treiben kann, hat ihm diesen Vorzug verliehen. Es weicht beispielsweise vom südlichen Grönland, das in derselben Breite liegt, in seiner Temperatur stärker ab als vom nördlichen Italien, und ist mit seinen 2 Millionen, von denen 1 600 000 Bauern, 25 000 Handwerker, 20 000 Kaufleute, 7000 Geistliche und Lehrer und 3000 Adlige sind, relativ menschenreicher als das benachbarte Schweden. Ungeachtet seiner Zweisprachigkeit, die der Russe eifrig förderte, rühmt es sich einer wesentlich geeinten Nationalität, in welcher 6000 Russen, 3000 Lappen und 1500 Deutsche nicht zählen. Bei der Frugalität und Sparsamkeit seiner Bewohner war Finnland bisher glücklich und reich. Man kann ermessen, wie schwer es einer so knapp angelegten und situirten Bevölkerung ankommen muß, Nationalität, Recht, Glauben und Wohlstand plötzlich dem russischen Tschinownik trotz aller bezeigten Loyalität überliefert zu sehen.

Herman Remmer.

Der Schlußband von Boyen's Denkwürdigkeiten.*)

Es wird den Lesern der „Nation" noch in Erinnerung sein, welch ein Schatz sich in den beiden ersten Bänden von Boyen's Denkwürdigkeiten aufthat. Der dritte jüngst erschienene steht den vorangegangenen in nichts nach, und wenn er ein Gefühl des Bedauerns erweckt, so bezieht dies sich nur darauf, daß wir keine Fortsetzung mehr zu erwarten haben. Die letzten autobiographischen Aufzeichnungen, die sich in diesem Bande vorfinden, datiren vom Juni 1840, gehören also der Zeit an, in der mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. für Preußen und für das Leben Boyen's eine neue Aera begann. Von da an haben die Mühen des Geschäftslebens, die der jugendfrische Greis wieder auf sich nahm, ihm ohne Zweifel nicht Muße gewährt, den abgerissenen Faden aufzugreifen. Mit der Schilderung der Leipziger Schlacht ließ er die Feder sinken. Selbst von den Befreiungskriegen, an denen er einen so ruhmvollen Antheil hatte, wird uns demnach nur ein historisches Fragment geboten, und dies füllt etwa nur ein Drittel des vorliegenden Bandes. Ueber vierhundert Seiten desselben werden von den Beilagen eingenommen, unter denen dies und jenes Stück durch anderweitige Veröffentlichungen schon sattsam bekannt und überflüssig erscheinen wird, die Mehrzahl aber ein großes Interesse darbietet. Besonders gilt dies von den Korrespondenzen Scharnhorst's, Bülow's, Gneisenau's sowie von Boyen's eigenen im Drange der Ereignisse aufgesetzten Schriftstücken. Auch die Vorschläge des Herrn von Burgsdorff über den Landsturm und der feurige Aufruf des Prenzlauer Rektors Grashof an seine Mitbürger zum „heiligen Kriege", als Zeugnisse einer einzigartigen, heroischen Zeit, sind der Hervorhebung würdig.

Sehen wir von den urkundlichen Beilagen ab, um Boyen's zusammenhängende Erzählung der Ereignisse vom Frühling bis zum Herbste 1813 ins Auge zu fassen, so finden wir hier dieselben hervorragenden Eigenschaften des Geschichtsschreibers wieder, die schon die beiden ersten Bände der Erinnerungen enthüllten. An Zuverlässigkeit der Angaben, Reichthum des Gebotenen, Anschaulichkeit der Darstellung kann Boyen es mit jedem aufnehmen. Man wird selbstverständlich von ihm nicht eine abgerundete Geschichte des ersten Jahres der Befreiungskriege erwarten. Sein Zweck ist, die Ereignisse zu schildern, soweit sie in seinen eigenen Gesichtskreis traten, und das große Gemälde, dem sich das Einzelbild einfügt, nur mit ein paar flüchtigen Strichen anzudeuten. Seine Thätigkeit als Militärbevollmächtigter im russischen Hauptquartier, der Schlachttag von Groß-Görschen, die Sendung nach Berlin, die darauf abzielte, Maßregeln zur Vertheidigung der Hauptstadt zu treffen, die Erlebnisse des Waffenstillstandes: das bildet den Gegenstand der ersten Abschnitte dieses Bandes. Da Boyen beim Ablauf des Waffenstillstandes als Generalstabschef des dritten preußischen Armeekorps unter Bülow in der Nordarmee seine Stelle fand,

*) Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrag der Familie herausgegeben von Friedrich Nippold. Dritter Theil. Der Zeitraum vom Bündniß von Kalisch bis zur Leipziger Schlacht. Mit Namenverzeichniß, Abdruck einer Denkmünze und mehreren Karten. Leipzig. 1890. S. Hirzel. XXVIII und 699 S.

so sind es von nun an deren Kämpfe, die vornehmlich beleuchtet werden. Die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz werden von einem klassischen Zeugen beschrieben. Ein ausführlicher Bericht der Belagerung von Wittenberg schließt sich daran. Die Vorbereitung des Zuges gegen Leipzig und die Betheiligung am Entscheidungskampfe werden in den Schlußkapiteln vorgeführt.

Es ist der höchsten Bewunderung werth, wie Boyen auch hier wieder, ungleich so manchen Memoirenschreibern älterer und neuerer Zeit, sein eigenes Ich zurücktreten läßt. Er hatte damals nicht nur verwickelte militärische Aufgaben zu lösen, sondern auch seine Kunst, die Menschen richtig zu behandeln, vielfach zu bewähren. Es war nichts Geringes, sich zwischen dem feurigen Bülow und dem zaudernden Bernadotte zu bewegen, und so manche Klippe persönlicher Konflikte sonst zu vermeiden, wenn die gute Sache nicht Schaden leiden sollte. Aber weit entfernt davon, seine Verdienste zu rühmen, macht er sich hie und da Vorwürfe, nicht immer die nöthige Ruhe bewahrt zu haben. In der That aber wurde es dem preußischen Patrioten schwer gemacht, gegenüber dem fremden Oberfeldherrn ruhig zu bleiben, der einen Rückzug hinter Berlin mit den verächtlichen Worten glaubte rechtfertigen zu dürfen: „was ist Berlin — eine Stadt", und der ihn eines Tages frug, was er thun werde, wenn er seinen Vorgesetzten Bülow werde arretiren lassen. Mancher kleine Zug zur Charakteristik Bernadotte's ist von dem Erzähler beigebracht, mitunter in der ihm eigenen humoristischen Weise, so z. B. wenn er die umfassenden Anstalten der Toilette des äußerlich imponirenden Kriegsmannes schildert. Allein das Gesammtbild, welches er von dem ehemaligen Marschall Napoleons entwirft, zeigt wieder jenes ehrliche Streben nach Unparteilichkeit, das auch die mildernden Umstände nicht außer Acht läßt.

„Der Kronprinz, so urtheilt Boyen, hatte unbestritten durch die Menge von Feldzügen, denen er beiwohnte, durch die vielen wichtigen Ereignisse, die unter seinen Augen vorgingen und bei denen er mitwirkte, sich einen bedeutenden Schatz von Kriegs- und hauptsächlich von Lebenserfahrungen gesammelt, doch hatte das gewühlvolle Leben, in dem seine Tage verflossen, ihn offenbar daran verhindert, diese Erfahrungen genügend zu durchdenken und sich aus ihnen allgemeine höherstehende Maximen zu bilden: er sah die Erscheinungen immer mit französischen Gläsern. So ehrenvoll gewiß auch sein Benehmen bei früheren Kriegeshandlungen, die er auf Befehl ausführte, gewesen ist, so fehlte ihm doch wohl die natürliche Entschlossenheit, aus eigenem Antriebe sich zur Erkämpfung eines Sieges kühn in die vor ihm liegende Gefahr zu stürzen. Diese Eigenschaft, die eigentlich die Grundlage des Feldherrn bildet, ohne die er wenigstens nichts Bedeutendes leisten wird, kann weder durch Erfahrung noch Studien ersetzt werden. Eine Natur, die diese Kraft nicht besitzt, sieht aber nur immer die gefährliche Seite einer Kriegesaufgabe und wird dadurch erst zu vorherrschenden Vertheidigungsmaßregeln und über diese Brücke ins Gebiet der Unthätigkeit gedrängt .... Der Kronprinz hatte sich aus vielen nicht unwichtigen Gründen zuerst an Rußland, dann an die übrigen Verbündeten angeschlossen, er haßte in Wahrheit Napoleon, liebte die früheren Einrichtungen Frankreichs und glaubte, theils seines eigenen Standpunktes wegen, theils auch belebt durch seine Jugendempfindungen gegen das despotische Umsichgreifen Napoleons kämpfen zu müssen; ihm war es dabei auch darum zu thun, als Preis des unternommenen Kampfes Norwegen und so eine neue Bürgschaft für die Dauer seiner Dynastie zu erhalten. Es ist also für mich keinem Zweifel unterworfen, daß der Kronprinz aus Stockholm mit dem vollen Willen, kräftig in den bevorstehenden Krieg einzugreifen, auszog, allein, wie dies wohl in der Welt geht, je näher ihm der Augenblick des Handelns sich zeigte, je schärfer traten nun die bis dahin zu wenig beachteten Hindernisse entgegen. Es mochte ihn innerlich verstimmen, daß er nicht den Oberbefehl über sämmtliche Heere erhalten habe, es erzeugte sich in ihm der zuletzt oft ausgesprochene Gedanke, daß Napoleon zuerst mit der von ihm befehligten Nordarmee anfangen müsse und werde. Er sah seine schwedische Stellung nicht für hinreichend befestigt an und strebte daher ängstlich, das ihm anvertraute Corps vor einem Verlust und sich dadurch vor einem Vorwurf in der neuen Heimath zu bewahren. Endlich erwachte von dem Augenblick an, wo er seinen ehemaligen Landsleuten gegenüber trat, sichtlich eine gemischte Empfindung, aus alter Vaterlandsliebe und etwas Sehnsucht nach der Lenkung von Frankreichs Schicksalen zusammengesetzt. Wenn man alles dieses berücksichtigt, so wird man einen Schlüssel zu manchem sonst unerklärlichen Benehmen und seiner schwankenden Handlungsweise erhalten."

Den schärfsten Gegensatz zu dieser Zeichnung bildet diejenige Bülow's, des Helden, der ausrief: „Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts" und in dieser Gesinnung den Sieg von Großbeeren erzwang. „Bülow war unter mittlerer Größe und von schwächlichem Körperbau so daß er dadurch kleiner erschien, als er wirklich war. Sein Geist war überwiegend stärker als seine physische Organisation, es riß die letztere immer gewaltsam fort und gab ihr dadurch eine oft auffallende Beweglichkeit. Dies Verhältniß war auch wohl der Hauptgrund zu seinem oft ohne bedeutende Veranlassung hervortretenden zornigen Ausbrausen; stieß er hierbei auf kein Hinderniß, so führte ihn seine natürliche Gutmüthigkeit im schnellsten Wechsel in ein ruhiges Geleise, stieß er aber auf Widerstand, dann konnte sich sein Zorn ins Unglaubliche steigern, und in diesem Zustande gerieth er zuweilen auf eine sich selbst entgegengesetzte Bahn, die er einmal aufgeregt, dann wohl zu hartnäckig vertheidigte. Bülow hatte einen sehr hellen Blick und ein glückliches Gedächtniß, ein kühnes Selbstvertrauen führte seine Schritte, stellte ihn aber auch größtentheils in die Reihe der Opposition gegen seine Vorgesetzten und machte ihn zu einem etwas unbequemen Untergebenen. Der General hatte, ohne streng wissenschaftlich gebildet zu sein, sich doch in Verhältnissen des Lebens achtenswerthe Kenntnisse erworben, die Musik liebte er leidenschaftlich und hatte selbst in Kompositionen sich einen gegründeten Ruf erworben, so daß der verstorbene Zelter einmal im Künstlerenthusiasmus ausrief: ‚Ja wäre Bülow nur bei der Musik geblieben, da hätte aus ihm was werden können!' Die Erscheinungen der Zeit hatte der General im liberalen Geiste aufgefaßt, seine Kriegesansichten waren hauptsächlich aus den Verhältnissen des siebenjährigen und unseren älteren Kriegeseinrichtungen abgeleitet, daher er auch vor dem Kriege zu den Gegnern Scharnhorst's gehörte doch führte sein praktischer Verstand ihn im Laufe der Begebenheiten sich selbst beinahe unbewußt auf die neu begonnene Kriegesbahn. Für den Ruhm in hohem Grade empfänglich, setzte er doch auf äußere Auszeichnungen einen geringen Werth, war persönlich uneigennützig und achtete die Menschen ohne Rücksicht auf ihren oft zufällig erhaltenen Standpunkt. Auf die Kleinigkeiten in der Geschäftsführung, die oft so sehr das Leben erschweren, setzte er gar keinen Werth, wenn ich einmal den Gang einer Operation mit ihm besprochen, er sie genehmigt hatte, ließ er mir in den Mitteln zur Ausführung freie Hand."

Man müßte gleichfalls mit Boyen's Worten anführen, was er über Kutusow, Schwarzenberg, Blücher u. a. zu sagen weiß, um seiner Gabe feiner psychologischer Betrachtung ganz gerecht zu werden. Auch zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. wird wieder manches von Bedeutung mitgetheilt, das sehr geeignet ist, den Eindruck der bezüglichen Partien der vorausgehenden Bände zu verstärken. Der Herausgeber bemüht sich allerdings im Vorwort zum dritten Bande diesen Eindruck abzuschwächen, allein es wird ihm schwerlich gelingen, im Geiste des Lesers zu verwischen, was ein der Monarchie und dem Monarchen so ergebener Diener aus eigener Anschauung über wesentliche Eigenschaften des Königs berichtet. Boyen's persönliches Verhältniß zur Dynastie verträgt sich mit dieser historischen Wahrhaftigkeit vollkommen, und man glaubt an diese um so eher, da auch hier wieder der Erzähler nicht sowohl leidenschaftlicher Aufwallung nachgibt, als mit Ruhe Erklärungsgründe für die Erscheinungen der Wirklichkeit sucht. „Der König, äußert er sich, an und für sich schon mißtrauisch, war in dieser

Lebensansicht seit dem Unglück bei Auerstädt leider nur noch mehr befestigt worden; eine Menge Menschen, denen er, wenn auch unverdient, früher seine Gunst geschenkt hatte, hatten ihn seit dem Frieden von Tilsit oft auf eine sehr unwürdige Art verlassen; andere, die vor jenem unglücklichen Kriege als bedeutende Kapazitäten galten, waren weit hinter ihrem Friedensruf zurückgeblieben, und durch dies alles hatte der König den Glauben an den Adel der Seele aufgegeben; er sah in allen Menschen nur das Streben, sich selbst zu dienen, es schien ihm nicht der Mühe werth, einzelne Ausnahmen zuzugeben; die edelen Empfindungen des Lebens, die, wenn sie auch selten erscheinen, doch Gott Lob noch nicht von der Erde gewichen sind, blieben ihm fremd, er mißtraute ihnen so gut wie allen anderen". So erklärt es sich, daß der König am Schlachttage von Großgörschen, in der irrigen Meinung, Scharnhorst sei am Kreuzen der Kolonnen von Blücher und York schuld, vergessen konnte, was er dem Genie des deutschen Waffenschmiedes schulde. Boyen hörte, „tief im Inneren verwundet", mit an, wie der Monarch laut und öffentlich gegen den abwesenden Scharnhorst loszog, wie er äußerte, „so etwas müsse eigentlich mit Festungsarrest bestraft werden" und dadurch einen falschen Freund Scharnhorst's zu dem Ausruf ermuthigte: „Das ist Recht! so kömmt Dienst in die Armee". Und doch mußte derselbe König am gleichen Tage, beim Anblick der heldenmüthigen Zöglinge Scharnhorst's, von seiner Empfindung fortgerissen, zugestehen: „Nun mag es in Gottes Namen werden, wie es will, ein Auerstädt wird es nicht".

Boyen versagt es sich nicht, bei Erwähnung von Scharnhorst's Tode dem edlen Freunde einen Nachruf zu widmen, der in wenig Worten den unvergänglichen Ruhm seines Werkes verkündigt. In Wahrheit preist er ihn, ohne ihn zu nennen, an zahlreichen anderen Stellen dieses Bandes, da, wo er die von ihm geplante und durchgeführte preußische Volkswehr in ihren ersten glänzenden Aeußerungen zu schildern hat. Hier fühlt man sich mit ihm zur Bewunderung fortgerissen und bemerkt zu gleicher Zeit, wie sich in seinen Worten nicht selten eine polemische Wendung gegen Mißdeutungen damaliger Erfahrungen und gegen Abweichungen von den volksthümlichen Institutionen der Militärverfassung vorfindet. Er leitet die Schilderung seiner Inspektionsreise in der Mark vom Sommer 1813 folgendermaßen ein: „Jede Musterung der in einem Orte befindlichen Landwehr oder des Landsturmes, auf den ich auch meine Besichtigung ausdehnte, war ein Volksfest, und es bedurfte keiner großen Menschenkenntniß, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß diese Leute bei nur einigermaßen zweckmäßiger Führung für die Erhaltung des Thrones und des Vaterlandes ihr Leben mit Freudigkeit hingeben würden. In dem Bauernstande, überhaupt den ärmeren Klassen, liegt die eigentliche Stütze der Staaten: diese leider von den sogenannten gebildeten Herrschaften verkannte Wahrheit konnte man in solchen Augenblicken, wie sie die damalige Zeit gab, deutlich erkennen, und es ist ein höchst schmerzliches Gefühl, daß die Regierung, durch späteres ausländisches oder egoistisches Einwirken, besonders nachdem die Gefahr vorüber war, irre geworden, den Standpunkt, den sie damals zum Volk genommen, größtentheils aufgegeben hat." Er zeichnet das Gefecht von Hagelsberg als einen „Glanzpunkt für die Landwehr und die neu errichteten Reserve-Regimenter" aus und fügt die aus solchem Munde doppelt bedeutsame Bemerkung hinzu: „Wenn man heut zu Tage einige der Herren, die ihre Kriegserfahrung größtentheils nur auf dem Exerzierplatz erworben haben, den Werth einer langen Dienstzeit im Frieden herausheben hört, so sollte statt aller Antwort man ihnen aufgeben, das Gefecht bei Hagelsberg zu studiren." Er macht sich zum beredten Anwalt des Landsturmes, den er zur Führung eines Vertheidigungskrieges für unentbehrlich hält und meint, daß eine „unglaubliche Kurzsichtigkeit oder leidenschaftliche Verblendung dazu gehören", um die der Regierung aus dem Dasein des Landsturmes erwachsenden Vortheile zu übersehen. Aber auch davon hat er zu berichten, wie „alte Offiziere in ihrer Drillweisheit einer so neuen Formation, als es die Landwehr war, kein Vertrauen schenken wollten", wie „ängstliche Gutsherren und Polizeibeamte mit dem Landsturm einen Theil ihres bisherigen Nimbus schwinden sahen und glaubten oder wenigstens sagten, daß nun alle Bande des Gehorsams im Volke gelöst wären", wie die „Wittgenstein, Hatzfeld, Schuckmann" und andere „kampfscheue Seelen" höchsten Ortes gegen das Landsturmedikt intriguirten und welche Mühen er aufzuwenden mußte, Scharnhorst's Erbe zu vertheidigen.

Wie sehr ist es zu bedauern, daß Boyen nicht dazu gekommen ist, nächst der Fortsetzung seiner Erinnerungen an die Befreiungskriege auch von seiner Wirksamkeit als Minister bis zu seinem Sturze im Jahre 1819 Rechenschaft abzulegen! Wie viel Licht würde dadurch auch auf die dunkle Zeit der Reaktion geworfen worden sein! An mancherlei Materialien, auch urkundlicher Natur, kann es ihm nicht gefehlt haben. So deutet er selbst es einmal (III, 80) mit den Worten an: „Ich weiß, daß ich, so unglaublich dies auch klingt, als Minister fortdauernd beobachtet wurde und daß ich auch jetzt noch, wie ich später darüber Beweise beibringen werde, der sogenannten schon mehrmals aufgehobenen geheimen Polizei die fortdauernde Unbequemlichkeit der Beobachtung verursachte." So läßt ein vom Herausgeber mitgetheilter Brief Friedrich Wilhelms III. an Boyen vom 9. Dezember 1819 den Schluß zu, daß eine Denkschrift Boyen's unmittelbar vorangegangen sein müsse, in welcher der Kriegsminister bekannte, „er könne sich nicht entschließen, seine Pläne denen des Königs aufzuopfern". Ohne Zweifel finden sich solche und andere Dokumente, sei es im Konzepte, sei es im Originale im Boyen'schen Familienarchive noch vor, das sie hoffentlich nicht dauernd verborgen halten wird. Noch wichtiger freilich sind die Aktenstücke von Boyen's Hand, welche die staatlichen Archive enthalten, aus denen neuerdings H. v. Treitschke einzelne für sein Geschichtswerk hat verwerthen können. Man darf erwarten, daß von beiden Seiten her alles flüssig gemacht wird, was dazu dienen kann, das Leben und Schaffen eines der trefflichsten Deutschen der Neuzeit zu erhellen. Denn wie wir aus dem Vorwort zu diesem dritten Bande der Boyen'schen „Erinnerungen" mit größter Genugthuung erfahren, hat ihr Erscheinen einen Antrag des Direktors der Preußischen Staatsarchive und eine Entscheidung des Generalstabes hervorgerufen, denen zufolge eine Biographie Boyen's vorbereitet wird. Möge sie zum würdigen Denkmal, nicht nur des Soldaten, sondern auch des Staatsmannes und Menschen werden.

Zürich. Alfred Stern.

Natur, Sittlichkeit und Kunst.

Je höher wir den idealen Gehalt, den kulturellen Werth und die wissenschaftliche Bedeutung eines Werkes schätzen, um so lebhafter ist naturgemäß der Wunsch, einen größeren Leserkreis für dasselbe zu interessiren und seine Wirkung auch denjenigen zugänglich zu machen, welche sich das Studium des Buches selbst versagen müssen. Selten wird dieser Wunsch berechtigter sein als in Bezug auf Hermann Cohen's tiefsinnige Untersuchung über das Wesen der Aesthetik,*) und trotzdem sind wir in Verlegenheit, unseren Bericht dem Leser genießbar zu machen, ohne auf der einen Seite ihn mit den schwierigsten Abstraktionen zu ermüden, auf der anderen Seite den gediegenen Gedankenbau des Verfassers zu verflachen. „Aesthetik" ist zwar ein sehr populäres Thema; es kommt nur darauf an, was man darunter versteht. „Aesthetische" Weltauffassung wird uns von gewisser Seite im Gegensatz zum „Doctrinarismus" der Wissenschaft als höchste Lebensweisheit empfohlen. In

*) Kant's Begründung der Aesthetik von Hermann Cohen, Professor an der Universität Marburg. Berlin. 1889. Ferd. Dümmler. XII und 433 S.

diesem Sinne besteht sie darin, daß man überhaupt die Bildung klarer Begriffe, ja die Begründung der eigenen Meinung als überflüssige Pedanterie ablehnt; man behauptet, was eben einfällt, und beweist durch ein kühnes Bild. Zum Tanzen braucht man keine Kenntniß der Bewegungsgesetze oder des Muskelbaus; also fort mit der Mechanik, mit der Anatomie — tanzen wir! Ebensogut können wir freilich auch sagen: Laßt uns fliegen! Die Vögel brauchen ja keine Mechanik und Naturwissenschaft und fliegen doch. Warum nicht der Mensch? Nur keine Sorge um Widersprüche! Das ist eben das Feine an der „künstlerischen" Weltanschauung, daß sie sich nicht um die pedantische Gewohnheit der Begriffe kümmert, gegenüber dem lustigen Fluge der Phantasie und der subjektiven Willkür eine unbequeme Steifheit und Unveränderlichkeit ihrer Bedeutung zu besitzen. Wer diese Unbequemlichkeit als das Hinderniß nachweist, welches bisher die Deutschen verhindert hat, ihre wahre geistige Einheit in der absoluten Gedankenlosigkeit zu finden, der mag einen buchhändlerischen Erfolg erzielen. Aber er und seine gläubigen Bewunderer haben keine Ahnung davon, daß man wohl zu Zeiten herrlich und selbst andächtig schwärmen kann, daß indessen alle Kultur der Menschheit doch auf einer ewigen *Gesetzlichkeit* beruhen muß; Gesetze aber wollen *erkannt* sein, und zur Erkenntniß gehört Klarheit und Kritik. Wer diese nicht anwenden will, kann allerdings auch ohne Mechanik tanzen wie der Wilde, er soll aber dann wissen, daß er sich von der Kultur desselben nur durch die Toilette unterscheidet.

Der Mißbrauch, welcher mit dem Namen der ästhetischen Weltauffassung getrieben wird, kann am besten aufgeklärt werden durch die Darlegung, in welchem Sinne in der That in der ästhetischen Weltbetrachtung ein Kulturideal liegt, nicht unter Aufhebung oder Herabdrückung der intellektuellen oder der ethischen Seite der Menschheit, sondern in der Vereinigung beider. Es gilt aber hierbei zu wissen, in welcher Beziehung diese Richtungen überhaupt zu einander stehen, und das ist ein Problem der wissenschaftlichen Philosophie.

Eine wissenschaftliche und speziell eine philosophische Aufgabe erfordert zu ihrer Lösung eine systematische Bearbeitung der Begriffe, und dieser, auch nur receptiv, zu folgen, ist nicht Jedermanns Sache. Ein geistreiches Spiel mit Namen und Worten kann hier nichts helfen, und wer da glaubt, in der Systemlosigkeit subjektiver Einfälle das Mittel gefunden zu haben, die Schwierigkeiten der Welträthsel zu umgehen, für den ist Cohen's Aesthetik nicht geschrieben. Denn die Stärke dieses Forschers ist es gerade, die Probleme bis auf ihre letzten Wurzeln in der Einheit des Bewußtseins zurückzuführen. Wo der Naturforscher die Thatsachen der Erfahrung bearbeitet, der sittliche Charakter nach den Maximen seines Gewissens handelt, das künstlerische Genie seinem Schaffensdrange unbeirrt folgt, da fragt der Philosoph: Wie sind alle diese Thätigkeiten, diese Richtungen des Kulturlebens möglich? Die unabänderliche, gesetzliche Kausalität der Natur, die Freiheit der sittlichen That, die schöpferisch gestaltende Macht der Kunst erzeugen selbständige Welten, die entgegengesetzte Ansprüche an die Beschaffenheit des gesammten Weltgefüges zu machen scheinen. Hier will Nothwendigkeit die Freiheit leugnen, dort Subjektivität die Allgemeingültigkeit aufheben. Sie widersprechen und bekämpfen sich in den Voraussetzungen, von welchen sie ausgehen, in den Vorstellungen, zu welchen sie führen, und doch entspringen sie mit gleicher Nothwendigkeit aus dem Wesen der Menschheit. Es muß also versucht werden, ihre Grenzen und ihre Rechte zu erwägen und zu bestimmen. Cohen hat dies durch eine Fortbildung der von Kant entdeckten kritischen Methode zu leisten versucht, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß sie die Frage stellt, auf welchen *Bedingungen* die Möglichkeit der Naturerkenntniß, der Sittlichkeit und der Kunst überhaupt ruht. Die „Grundlegung der Aesthetik" behandelt dieses letzte Problem, nachdem die Werke über die „Theorie der Erfahrung" und die „Grundlegung der Ethik" sich mit den beiden ersteren beschäftigt haben.

Die Aesthetik, mit welcher wir es hier zu thun haben muß streng geschieden werden von anderen, an sich berechtigten Absichten, die ebenfalls mit dem Namen der Aesthetik belegt zu werden pflegen, hier aber zunächst nicht in Frage kommen. Die Aesthetik ist nicht *Kunsttechnik*. Sie soll nicht lehren, wie der Künstler verfahren müsse, um das Schöne zu erzeugen; wie er das Kunstwerk zu Stande bringt, das ist Sache des Genies, welches aus der Kraft der Persönlichkeit heraus seinem inneren Gesetze folgt. Hier hat der Theoretiker nichts hineinzureden. Aesthetik ist auch nicht *Kunstkritik*. Sie will keine Regeln geben, nach welchen man erkenne, ob ein Kunstwerk schön sei; denn dies ist nicht möglich, weil es eben die Eigenthümlichkeit des Schönen ist, daß es als That des Genies sich selbst die Regel gibt. Das Schöne und das Wahre sind beide allgemeingültig; aber nur das Wahre kann man beweisen, weil es auf Begriffen beruht; das Schöne gefällt allgemeingültig, aber man kann den Widersprechenden nicht überführen, weil das auf Gefühl beruhende ästhetische Urtheil nicht demonstrirbar ist wie ein mathematischer Satz. Die Aesthetik will daher auch nicht sagen, warum etwas schön oder häßlich ist; sie kann höchstens entscheiden, ob ein Kunstwerk mit dem übereinstimmt, was sich aus dem Begriffe der Kunst als ihre Aufgabe ergibt.

Aesthetik ist Wissenschaft. Sie untersucht, was diejenige Kulturrichtung, die wir Kunst nennen, ihrem Wesen nach unterscheidet von den übrigen Thatsachen der *Erfahrung* von Natur, Sittlichkeit, Religion. Sie fragt weder, wie wird das Schöne erzeugt, noch woran erkennt man es: sondern *Wie ist es möglich*, daß es überhaupt ein Gebiet des Gesammtlebens gibt, an welches die Forderung erhoben wird, schön zu sein?

Das Erzeugniß der schönen Kunst ist freilich ein Produkt des menschlichen Geistes; trotzdem kann die Frage der Aesthetik als Wissenschaft nicht durch eine psychologische oder anthropologische Untersuchung gelöst werden. Um zu erfahren, wie Kunst möglich sei, hilft es nicht zu erforschen, wie sie etwa aus den Naturlauten der Thiere, aus den mimischen Bewegungen der Wilden allmählich entstanden sei, oder welche einfachen Formen und Verhältnisse von der Majorität der Beschauer vorgezogen werden. Dies alles sind berechtigte Untersuchungen, um die historische und gegenwärtige Gestaltung des Geschmacks aufzuklären, aber sie treffen nicht die ästhetische Grundfrage, worauf es beruhe daß es überhaupt Geschmack gibt, ein Wohlgefallen, das vom Interesse des Erkennens und des Begehrens unabhängig ist. Dies kann nur in einem allgemeinen Gesetze des Bewußtseins überhaupt, in einer objektiven Weltbedingung gegründet sein.

Die Frage wird mißverstanden, wenn man darauf entgegnet, daß der Geschmack zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern ein veränderter sei. Dies wird nicht geleugnet, aber es betrifft nur den *Inhalt* des jedesmaligen Schönheitsideals, und es bleibt doch abgesehen davon die Thatsache, daß auch der Hottentotte diesen oder jenen Zierath vor dem andern bevorzugt, ohne Rücksicht auf den Nutzen, den er ihm gewährt. Und nach der Möglichkeit dieses Urtheils fragen wir. Derselbe Einwurf kehrt in der Frage nach der Erkenntniß und nach der Sittlichkeit wieder. Die Ansichten, was wahr und falsch ist, was gut und böse sind zu allen Zeiten und bei den meisten Völkern verschieden gewesen; aber daß überhaupt Wahres vom Falschen, Gutes vom Bösen unterschieden werden kann, das ist die Thatsache von ursprünglicher Geltung, um welche es sich handelt.

Die Möglichkeit, den Begriff des Wahren und des Guten zu bilden, ist daher ebenso wie die Möglichkeit des ästhetischen Gefallens unabhängig von den einzelnen Stufen der historischen Entwicklung. Die Kultur ist die Entfaltung jener Richtungen nach dem Wahren, dem Guten und dem Schönen zu immer größerer Selbständigkeit, Feinheit und Klarheit. Aber sie bliebe unverständlich, ein wüstes Spiel des Zufalls, wenn wir nicht voraussetzen, daß jene Richtungen als Bedingungen der Kulturentfaltung ursprüngliche Gesetze sind. Das Universum ist die Kultur, sie ist die ewige Aufgabe der Menschheit, und das Weltgeschehen

ist die Herausarbeitung der einzelnen Kulturgebiete zur Klarheit des Bewußtseins, die Erzeugung der Kultur in der dreifachen Gestalt von *Natur*, *Sittlichkeit* und *Kunst*.

Wie unterscheiden und begrenzen sich diese drei Kulturgebiete, deren Gesetze sich zu widersprechen scheinen? Das ist die Vorfrage der Aesthetik, durch welche das Gebiet der Kunst festzustellen ist. Es wird zunächst Befremden erregen, daß die *Natur* ein Gebiet der Kultur genannt wurde, während nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise Natur als Gegensatz zur Kultur betrachtet wird. Da es aber wesentlich darauf ankommt, den Begriff der Kunst und der Natur abzugrenzen, müssen wir auch den letzteren erörtern, und gerade die Gleichstellung von Natur, Sittlichkeit und Kunst ermöglicht eine klare Abgrenzung derselben, eben weil alle drei als Erzeugnisse des Bewußtseins sich nachweisen lassen; die Aufgabe bleibt unlösbar, so lange man zwischen diesen Gebieten keinen Beziehungspunkt hat, sie fallen widersprechend auseinander oder sind nur durch ein göttliches Wunder künstlich zusammenzuleimen. Güte und Weisheit kann man von einander abgrenzen und in Beziehung setzen, aber nicht die Güte mit dem Planetensystem oder dem Nordlicht.

Unter Natur verstehen wir den Gegenstand der Naturwissenschaft, die Natur, insoweit sie auf Gesetzen beruht, die wir erkennen. Diese Natur, das gesetzmäßige Gebiet der Erscheinungen, entwickelt und erweitert sich mit der Kultur. Und nur diese gesetzmäßige Natur steht im Gegensatze zur Kunst dadurch, daß wir sie als ein Geschehen nach undurchbrechbaren mechanischen Gesetzen voraussetzen müssen. Das unmittelbare sinnliche Erlebniß, daß uns in der warmen Sonne wohlig ist, gehört nicht zur Natur in diesem Sinne; es gehört auch nicht zur Kultur; sondern es wird erst in eines der Gebiete hineingearbeitet. Bringt es das Bewußtsein in Zusammenhang mit der Bewegung der Planeten und der Atmosphäre nach mathematischen Gesetzen, so ist es Natur geworden, aber das Lustgefühl des Wohligen ist daraus verschwunden. Dafür besitzt es nunmehr die objektive Allgemeingültigkeit eines naturgesetzlichen Ereignisses. Das Bewußtsein kann aber jenes Erlebniß auch nach der Richtung hin in einen Kulturzusammenhang bringen, daß das subjektive Element des Gefühls darin erhalten bleibt; es mag ein Frühlingslied daraus werden. Jener Sonnenblick ist darum nicht weniger naturnothwendig gewesen, aber er gewinnt eine andere Art der objektiven Realität, die ästhetische, sich als Sonnenschein in der Menschenseele zu erneuern. Halten wir fest, daß die Natur nicht eine starre, dem Bewußtsein entgegengesetzte und fremde Welt ist, sondern daß sie nur dasjenige Kulturgebiet bezeichnet, in welchem ein Theil des Seienden abgeschieden wird von allen subjektive Beziehungen und daher als eine objektive Wirklichkeit auftritt, welche unumstößliche Geltung und Wahrheit besitzt, so verschwindet der scheinbare Widerspruch von Naturnothwendigkeit und künstlerischem Naturgefühl. Denn die objektive Natur ist nur eine andere Art des Bewußtseins, seinen Inhalt in Formen zu bringen, als diejenige, durch welche die Kunst denselben als Gefühl gestaltet. Worin aber diese letztere besteht, dies zu erkennen erfordert die Berücksichtigung der dritten Richtung des Bewußtseins, die sich als Begehren und Wille äußert.

Den bekannten psychologischen Thatsachen des Denkens, Wollens und Fühlens entsprechen die genannten Kulturgebiete Natur, Sittlichkeit und Kunst gewissermaßen als die Aufgaben, deren Lösung wir durch jene Thätigkeiten anstreben. Jeder von ihnen kommt eine besondere Gesetzlichkeit zu, wodurch sie eben als verschiedene Richtungen des Bewußtseins sich unterscheiden, eine Bedingung ihrer Möglichkeit als wissenschaftliches, ethisches und ästhetisches Bewußtsein. Für die Natur besteht diese Bedingung in der Gesetzlichkeit des Verstandes, an welche die Bildung von allgemeingültigen Begriffen und dadurch die Möglichkeit geknüpft ist, einen Zusammenhang von Erscheinungen als objektive Wirklichkeit zu erkennen.*) Für die Sittlichkeit besteht ihre Bedingung in der Idee der Freiheit. Eine Idee heißt sie, weil wir die Freiheit unserer Handlungen zwar nicht durch den Verstand beweisen können (denn der Verstand erzeugt eben immer die kausale Nothwendigkeit der Natur), weil wir sie aber voraussetzen müssen, um die Thatsache des sittlichen Urtheils zu begreifen. Denn daß etwas anders sein *soll*, als es ist, daß überhaupt die Forderung nach dem Bestehen eines Gesetzes auftreten kann, daß das Sittliche gewollt wird, das bezeichnet eine ganz neue Richtung des Bewußtseins, von welcher in der Natur nichts zu merken ist. Natur und Freiheit widersprechen sich nicht, aber sie scheiden sich. Dieselbe Handlung gehört beiden Gebieten an; der Verstand gibt ihr die Wirklichkeit als kausal bedingtes Ereigniß, aber nur unter der Idee der Freiheit läßt sie sich sittlich beurtheilen, ob sie sein soll, oder nicht. Diese Beurtheilungsart bedingt die ethische Richtung des Bewußtseins. Worin besteht nun die Bedingung zur Möglichkeit der Kunst?

Die Natur ist eine objektive Realität durch das Verstandesgesetz, die Sittlichkeit als Bethätigung des Willens ist eine Realität von allgemeiner Geltung durch die Idee, daß überhaupt Gesetze sein sollen. Welche Realität bleibt nun für die Kunst übrig? Sie soll das Gefühl, dieses rein Subjektive im Bewußtsein, zur allgemeinen Geltung bringen; aber sie kann weder auf Grund von allgemeingültigen Begriffen wirkliche Objekte erzeugen, denn dann wäre sie Natur, die das Gefühl ausschließt, noch kann sie allgemeine Gesetze auf Grund des Willens fordern, denn das ist Sache des ethischen Bewußtseins. Wie kann es also eine ästhetische Gesetzlichkeit geben?

Beiden Kulturgebieten, der Natur als dem Reiche der Nothwendigkeit, und der Sittlichkeit als dem Reiche der Freiheit, ist es gemeinsam, Bethätigungsweisen des Bewußtseins zu sein, sie sind die objektiven Erzeugnisse desselben; beide aber enthalten noch einen subjektiven Faktor, einen Gefühlswerth; und dieses *Gefühl* ist der Inhalt der Kunst. Dadurch werden beide Gebiete, Natur und Sittlichkeit, der Kunst gegenüber zum *Stoffe*, und sie ist es, welche sie verbindet. Die beiden Kulturreiche, dessen, was ist, und dessen, was sein soll, fallen nach ihren Erzeugungsbedingungen auseinander; die Kunst soll sie im Gefühle vereinen. Sie soll nicht die Wissenschaft in Gefühlsmystik auflösen oder das Sittengesetz in subjektive Willkür verkehren, sondern sie kann ihre Aufgabe um so mehr erfüllen, je tiefer die Erkenntniß der Natur, je höher die Achtung vor dem Gesetze ist. Denn nicht Gegenstände oder Gesetze hat sie zu erzeugen, nicht in das Gebiet der Wissenschaft oder Ethik zu pfuschen, sondern den Gefühlsgehalt der von diesen erzeugten Begriffe hat sie der Menschheit zum Bewußtsein zu bringen. Das Selbstbewußtsein der einzelnen Individuen erweitert die Kunst zu einem allgemeinen Gefühle, in welchem die Menschheit sich bewußt wird, daß Natur und Sittlichkeit, das Seiende und das Seinsollende, eine Einheit bilden, die nie begriffen, sondern nur gefühlt werden kann. Insofern ist die Kunst das Selbstbewußtsein der Menschheit, in welchem sich das Kulturideal im Gefühle enthüllt.

Die Vereinigung von Natur und Sittlichkeit im Gefühle beruht auf der *Idee der Zweckmäßigkeit*, unter welcher das Seiende und Seinsollende als vereint vorgestellt werden. Damit ergibt sich als die gesuchte Bedingung für die Möglichkeit der Kunst die Idee der Zweckmäßigkeit. Es ist jedoch immer dabei zu beachten, daß das *Gefühl* das Mittel dieser Vereinigung ist, daß also die Idee der Zweckmäßigkeit nicht in Betracht kommt zur praktischen Erreichung von Zwecken, sondern nur in Bezug auf die *Gefühle*, welche mit den *Vorstellungen* von diesen Zwecken verbunden sind. Andernfalls überschreitet die Kunst ihr Feld. Richtet sich z. B. die Zweckmäßigkeit auf die objektive Gestaltung der Natur, so gehört dies in die Naturwissenschaft, das Erzeugniß dieser Thätigkeit des Bewußtseins ist nämlich der Begriff der organischen Natur. Diese Grenze überschreitet z. B. die Kunst, wenn sich mystische Schwärmer ein poetisches Natursystem durch die Phantasie konstruiren. Wenn sich die Zweckmäßigkeit auf die Verwirklichung des Sittengesetzes

*) Vergl. über „die Grundsätze des Verstandes“ die Ausführungen des Referenten in der „Nation“, Jahrg V, Nr. 46, S. 651 f.

richtet, so gehört dies ebenfalls nicht in das Gebiet der Kunst, sondern in das sittliche und religiöse Leben. Die Kunst will weder Erkenntniß hervorrufen, noch moralisch wirken, sondern die Gefühle, die mit dem Erkennen und dem Moralischen verbunden sind, soll sie im freien Spiele mit den Vorstellungen des Natürlichen und Sittlichen zu **einem** Gefühle vereinigen; das neue Gefühl, welches hierdurch entsteht, ist das ästhetische, sein Erzeugniß heißt das **Schöne**. Die Natur wird als **schön gefühlt**, wenn sie vorgestellt wird, wie sie sein **soll**; die sittliche Handlung wird als **schön gefühlt**, wenn sie als wirklich vorgestellt wird. Und allein diese Vereinigung der Vorstellungen vom Seienden und Seinsollenden vermag die Kunst zu erreichen, das Wahre als sittlich, das Sittliche als wahr für das Gefühl darzustellen. Insofern sie dies thut, ist sie **schöne Kunst**, welche Natur und Sittlichkeit in Kunst umschafft. So vermag in der subjektivsten aller Bewußtseinsarten, im Gefühle allein, das Reich der Natur und das Reich der Zwecke zum allgemeinen Menschheitsgefühle sich zu vereinigen. Und in dieser Bedeutung hat es einen Sinn, von ästhetischer Weltauffassung zu sprechen; sie hebt die Wissenschaft nicht auf, aber sie vereinigt und vollendet sie zur Harmonie im Gefühle.

Die dargestellte Begründung der Kunst hat Kant selbst nur insoweit ausgeführt, als er die Umformung des Naturinhalts in Gefühl nachgewiesen hat; dagegen hat er die Aufhebung des sittlichen Inhalts in die Form des Gefühls zwar angedeutet, aber nicht durchgeführt. Dadurch ergibt sich bei ihm eine unvollkommene Scheidung des Aesthetischen vom Ethischen, wenn er die Begriffe des Schönen und Erhabenen in Parallele stellt, indem er das Sittliche ebenfalls **zum Stoffe der Kunst** umzuformen unterläßt. Cohen hat an dieser Stelle das Kantische System ausgebaut, indem er neben dem Schönen als gleichberechtigte Stilarten das Erhabene und den Humor bezeichnet. In ersterem wiegt die Richtung auf den sittlichen Inhalt, in letzterem die Beziehung auf das Natürliche vor, und beide vereinigen sich im Schönen. Leider verbietet der Raum, auf diese tiefsinnigen Ausführungen Cohen's näher und erläuternd einzugehen, oder die interessanten Folgerungen zu erwähnen, welche auf die Abgrenzungen der einzelnen Künste aus den fundamentalen Untersuchungen gezogen werden. Auch sieht man, daß die landläufige Rede von der Naturwahrheit auf Kantischem Standpunkte einen ganz anderen Sinn bekommt; Natur hat in der Kunst eine Stelle als Stoff und Mittel, aber nicht als Produkt und Ziel. Endlich führt Cohen den Nachweis, wie die Blüthe der klassischen deutschen Kunst in Uebereinstimmung mit der Kantischen Grundlegung der Aesthetik steht und wie sich in der tiefsten Auffassung des ästhetischen Ideals die deutsche Kunst als die Kunst der Menschheit erweist.

Kurd Laßwitz.

Eine Revolution in der technischen Verwendung der Metalle.

Der Eiffelthurm und die Forthbrücke haben im letzten Jahre auch das Interesse weiterer Kreise für Hoch- und Ingenieurbau lebhaft erregt, denn diese Werke zeigten auch dem Laien in die Augen springend den großen Fortschritt der modernen, auf Eisenkonstruktionen beruhenden Technik. In den beiden genannten Werken haben wir aber auch zugleich, wenigstens in gewisser Beziehung, eine Grenze in der Verwendung des Eisenmaterials zu sehen. Man kann das am besten an der Forthbrücke darlegen. Es ist nämlich nicht, wie oft der Laie vermeint, das Gewicht bezw. die lebendige Kraft der dahinsausenden Züge, welche dem Techniker Schwierigkeiten bereiten, sondern das Eigengewicht der Brücke selbst. Es besteht ein dauernder Kampf zwischen diesem letzteren und der Spannweite. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß Brücken von bedeutenderer Länge, als die Forthbrücke, in Zukunft erbaut werden. Wir erinnern nur an das bekannte Projekt einer Ueberbrückung des Kanals, der England und Frankreich scheidet. Aber ein solches Bauwerk würde sich bei dem heutigen Stande der Technik nur durch eine größere Anzahl von Bögen der erreichten Spannweite auszeichnen. Das Prinzip würde also dasselbe bleiben, während sich andererseits die Kosten in unverhältnißmäßiger Weise steigern müssen.

Wie der Ingenieur, so ist auch der Eisenbahntechniker fortdauernd bemüht, die Leistungsfähigkeit des Eisenmaterials zu erhöhen. Seit Jahren sind die Techniker bestrebt, Lokomotiven zu erbauen, mit denen eine Geschwindigkeit von 150 Kilometer pro Stunde zu erreichen ist. Das letzte Jahr ist reich an solchen Konstruktionen. Wir erinnern nur an die eigenthümliche neue Maschine von Ala Beothy. — Bei genauer Prüfung dürfte sich aber herausstellen, daß die moderne Schnellzugmaschine den Forderungen eigentlich schon entspricht. Die Schwierigkeit, welche sich der Fahrt mit größeren Geschwindigkeiten entgegenstellt, ist vielmehr im Unterbau zu suchen, und auch diese Schwierigkeit ist bereits prinzipiell, aber leider nicht pekuniär, durch die sogenannte Goliathschiene von Sandberg überwunden. Die Goliathschiene erfordert ein Eisengewicht von 50 Kilogramm für die Länge eines Meters. Sie erlaubt aber auch, daß der Radkranz der Maschine allseitig zur Berührung mit der Schiene kommt, wodurch die Sicherheit des ganzen Zuges bei der Fahrt bedeutend erhöht wird. Probefahrten auf Strecken, welche versuchsweise mit der Goliathschiene ausgerüstet waren, haben ergeben, daß die obengenannte Geschwindigkeit ohne Gefahr erreicht werden könne. Die Bewegung der Wagen war eine gleichmäßige und sichere. Aber die Goliathschiene ist sehr kostspielig, ein Faktor, der bei der großartigen Entwicklung des Schienennetzes gar sehr zu berücksichtigen ist. Immerhin sind diese finanziellen Schwierigkeiten noch leichter zu überwinden, als die technischen Schwierigkeiten, die aus der Verwendung von massiven Eisenbarren erwachsen. Schon seit langer Zeit haben daher die Techniker ihr Augenmerk auf die Röhren gerichtet. Die Röhre ist leichter, als der Metallstab, aber leider hat die erstere eine zu geringe Festigkeit, um mit der massiven Stange zu konkurriren.

Wollte man bisher Röhren herstellen, so pflegte man das Metall zu Blech auszuwalzen und sodann in entsprechender Form zu verlöthen. Sollte ein Material von ganz besonderer Festigkeit erzielt werden, so bohrte man dasselbe oder stellte es durch den galvanischen Prozeß her. Da tauchte vor einigen Jahren die Nachricht auf, daß es den Gebrüdern Mannesmann in Remscheid durch ein eigenthümliches Verfahren gelungen sei, die Röhren unmittelbar aus dem Blocke herauszuwalzen; und dem neuen Fabrikat sollte eine fünf- bis sechsmal größere Festigkeit zukommen, als sie den bisher bekannten Röhren eigen sei. Diese Nachricht wurde anfangs mit großem Mißtrauen aufgenommen; dasselbe steigerte sich, als das neue Material noch längere Zeit nachher nicht auf dem Markte erschien. Jetzt sind, im April dieses Jahres, die Mannesmann'schen Produkte vor die Oeffentlichkeit getreten, und wir sehen nun thatsächlich, daß sich in der Stille gleichsam ein Wunder vollzogen hat. Die Röhren, welche im Architektenhause zu Berlin dem Publikum vorgeführt wurden, waren auf Drucke bis zu 4000 Atmosphären geprüft. Das heißt, daß ein jedes ganze derselben ein Gewicht von 4000 kg. zu tragen vermag. Die Röhre kann also ihrer Festigkeit nach an Stelle des Barrens treten. Ihre Struktur ist eine ganz seltsame. Lockenartig winden sich die Eisenfasern in einander, wodurch nicht nur die Zähigkeit des Materials in angedeuteter Weise zunimmt, sondern es auch im Stande ist, jede Gestalt anzunehmen, die ihm zugemuthet wird. Die Röhren werden gebogen, zu Schleifen verschlungen, gepreßt, gequetscht, geknetet wie ein weicher Körper, überhaupt in jeder Weise gemißhandelt, ohne daß ein Knick oder Riß von dieser Behandlungsweise Zeugniß gebe. Man ist daher auch im Stande, sie in der Form

viereckiger Balken herzustellen, wodurch sie sich unmittelbar dem Konstrukteur als Träger u. dgl. bei seinen Bauten darbieten. Ihre Leichtigkeit erlaubt, Bauwerke herzustellen, die ohne Stütze frei auf dem Wasser schwimmen. Ueberhaupt sind die neuen Fabrikate so recht geeignet, unsern gewohnten Anschauungen zu widersprechen. Wer hätte z. B. jemals vordem von eisernen Ketten vernommen, die wie Blätter auf der Oberfläche des Wassers dahintreiben!

Von hohem, auch allgemeinem Interesse ist die Art der Fabrikation. Die Erfinder bezeichnen den Prozeß als Schrägwalzverfahren. Zwischen zwei ein wenig gegeneinander geneigten, mit Wülsten und Vertiefungen besetzten Walzen, welche sich nach derselben Richtung bewegen, wird ein rothglühender Metallblock gelegt. Durch die eigenthümliche Lage der Walzen würde eine Drehung und eine Verschiebung des Metallblockes erfolgen, wenn derselbe den Impulsen folgen könnte. Da er dieses aber nicht vermag, so wird ihm, um mit Reulaux zu sprechen, gleichsam „die Haut über die Ohren gezogen". So entsteht die Röhre. Wo die Walzen nicht eingreifen, bildet sich keine Höhlung, und so ist man denn im Stande, geschlossene Röhren herzustellen, welche vordem niemals geöffnet waren. Man war neugierig, was dieselben enthielten. Es wurde festgestellt, daß sich in ihnen eine Mischung von 99 Prozent Wasserstoff und einem Prozent Stickstoff befinde: Stoffe also, welche durch den Druck der Walzen aus dem Metalle herausgepreßt sein müssen. Aber welche beispiellosen Kraftmengen mußten auch zur Verwendung kommen, um solches zu ermöglichen! Die Erfinder konstruirten zu diesem Zwecke Schwungräder bis zu 10 m. Durchmesser, bei welchen ein jeder Punkt der Peripherie in einer Sekunde 100 m. zurücklegt. Auf solche Weise ist man im Stande, 8- bis 10000 Pferdestärken im Schwungrade aufzuspeichern. Diese beispiellose Energie wird darauf in einer halben Minute durch Abbremsen wiederum abgegeben, und sie genügt, um in gleicher Zeit eine Röhre von 4 m. Länge und etwa 5 cm. Durchmesser zu vollenden. Umlaufsgeschwindigkeiten von mehr als 40 m. für die Sekunde waren vordem nicht möglich. Die Räder zersprangen. Die Gebrüder Mannesmann wußten dies dadurch zu verhindern, daß sie die ihrigen eng mit Metalldrähten umwickelten.

Die Vortheile, welche sich durch die so entstandenen neuen Fabrikate darbieten, dürften auch dem Fernstehenden unmittelbar einleuchtend sein. Wir schilderten bereits die Schwierigkeit, die sich dem Brückeningenieur bei großen Spannweiten im Eigengewichte der Brücke darstellt. Wie mit einem Zauberschlage ist jetzt diese Schwierigkeit entfernt. Was ist uns jetzt die Forthbrücke! Auch die oben angeführte Goliathschiene ist nun mit Hilfe des neuen Verfahrens leicht und billiger herzustellen; und damit steht ihrer Einführung nichts mehr im Wege.

Die Verwendung des neuen Materials ist überhaupt eine so reiche, daß wir uns auf wenige Beispiele beschränken müssen. Wir machen u. A. aufmerksam auf die große Wichtigkeit der neuen Erfindung für die Kriegstechnik. Die Festigkeit und die Leichtigkeit der Geschützrohre, beziehentlich der Gewehrläufe, wird bei gleichen Dimensionen eine sehr viel größere werden. Aber auch in der Kriegsmarine dürfte sich ein großer Umschwung vorbereiten. England baut zur Zeit niedrig bordige Schiffe, welche wenig Zielfläche bieten; daher der schweren Bepanzerung entbehren können, und welche überhaupt mehr schwimmenden Batterien als Schiffen gleichen. In Frankreich dagegen bevorzugt man hochbordige, schwergepanzerte Fahrzeuge, welche allerdings leichter verwundbar, dafür aber auch seetüchtiger, als die englischen Typen sind. Wahre Schiffsungeheuer baut fortdauernd die italienische Marine, welche sich mit höchsten Geschwindigkeiten bewegen können. Mit einem Hagel von Geschossen überschütten sie aus ihren Schnellfeuergeschützen ihre Gegner. Der Kohlen- und Munitionsverbrauch ist aber bei denselben ein so bedeutender, daß sie nur zur Hafenvertheidigung zu verwenden sind. Wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, haben diese Konstruktionsarten ihre Fehler und ihre Vortheile. Ein niedriges, einer Batterie ähnliches Fahrzeug, würde den Anforderungen im modernen Seegefechte am meisten entsprechen, wenn nicht die Seetüchtigkeit darunter leiden würde. Es ist daher von einigen Schiffstechnikern der Vorschlag gemacht worden, halbversenkbare Schiffe zu konstruiren. Das hochbordige kriegstüchtige Schlachtschiff soll im Anfange des Gefechts so viel Wasserballast in sich aufnehmen, daß es den Geschützen der feindlichen Flotte nur eine möglichst kleine Zielfläche darbietet. Durch Dampfpumpen kann später der Ballast wieder aus dem Schiffsraume entfernt werden. So weit die Idee. Einer praktischen Durchführung derselben dürften nun die neuen Mannesmann'schen Materialien in eigenthümlicher Weise entgegenkommen, denn sie bieten uns hohle, stahlfeste Balken, die auf dem Wasser schwimmen. Ein Schlachtschiff aus solchen Balken aufgebaut, würde durch Wasseraufnahme in die Hohlräume unschwer dem oben Gewollten Genüge thun.

Das ist jedoch selbstverständlich nur ein Beispiel unter Tausenden, um die große Verwendbarkeit der deutschen Erfindung vor die Augen zu führen. Bisher wurde die neue Methode nur auf Stahl bester Art in Anwendung gebracht. Wie uns mitgetheilt wird, ist es den Erfindern kürzlich gelungen, auch das Aluminium und seine Legirungen zu Röhren auszuwalzen. Es eröffnen sich damit dem Techniker abermals ganz neue Perspektiven. Das wunderbare Metall in der neuen Behandlung dürfte Apparate zulassen, von welchen wir bisher nur gewohnt waren, in den phantastischen Erzählungen eines Jules Verne zu hören.

Franz Bendt.

Wilbrandt und Wille.

Von dem Schauspiel „Neue Zeiten" von Adolf Wilbrandt, das uns das fleißig arbeitende „Lessing-Theater" gebracht hat, ist nichts zu hoffen, manches zu fürchten, wenig zu sagen. In bedenklicher Geschwindigkeit hat sich während der letzten Jahre die Familiengruft Wilbrandtscher Dramen gefüllt; neben den Vermählten ruht der falsche Waldemar von kurzer Bühnenprätendentschaft und zum Unterstaatssekretär hat man nun die neuen Zeiten gebettet. Nicht ein einziges aus der langen Reihe von Dramen, die der Unermüdliche seit mehr als zwei Jahrzehnten auf die Bühnen warf, ist lebendig geblieben; ein kurzathmiges Können hat sie einem edlen Wollen mühsam abgerungen und so konnte keines der armen Angstkindlein zu hohen Jahren kommen. Adolf Wilbrandt ist ein vornehmer, mit redlichen Mitteln sich ehrbar mühender Mann; als bedeutender Dramatiker kann er vor einer ernsthaften Kritik nicht bestehen.

Diesmal nun hat er es mit der Vornehmheit und mit den redlichen Mitteln nicht gar so genau genommen; das ist bedauerlich gerade für die Freunde seiner Dichtung; andererseits wiederum ist es nicht uninteressant zu sehen, wie sich in eines gebildeten und geistvollen, aber unpolitischen Mannes Kopfe die neuen Zeiten malen und der neue Kurs.

Das charakteristische Merkmal der neuen Zeiten ist in Wilbrandts Augen das harte Ringen der sozialen Gegensätze. Vortrefflich. Nun macht der Dichter zwar nicht den Versuch, in lebensvollen Gestalten diese Gegensätze zu verkörpern; dafür aber preist er in unendlicher Rede ein Allheilmittel gegen die soziale Gefahr an. Vielleicht hat Wilbrandt des Herrn Lujo Brentano Schrift über die Stellung der Gebildeten zur sozialen Frage gelesen; jedenfalls scheint er mit diesem Herrn darin übereinzustimmen, daß der sozialdemokratische Fanatismus nur durch einen beständig auf dem Siedepunkt zu erhaltenden Enthusiasmus der besitzenden Klassen, sonst auch wohl Ordnungsparteien genannt, zu überwinden ist. Mit einem ganz außerordentlichen Aufwand von Enthusiasmus und Bruderliebe wird in den neuen Zeiten gewirthschaftet; der bekannte deutsche Theatersonderling mit dem güldenen Kern in rauher Schale leitartikelt

über dieses Thema von sieben bis nach zehn Uhr, und wenn er endlich einen nie gesehenen Arbeiter durch schöne Worte von der Putschstimmung zu durchaus staatserhaltender Gesinnung hinüber geredet und einen Wohlthätigkeitsverein reicher Frauen aus der Taufe gehoben hat, dann ist die soziale Frage für absehbare Zeit gelöst. Allen Ernstes glaubt Herr Wilbrandt, durch „Selbstbesteuerung des Reichthums", durch kräftigeres Regen der öffentlichen Wohlthätigkeit lasse sich die sozialdemokratische Bewegung aus der Welt schaffen; ich fürchte, in der Verhöhnung dieses Wahns werden die „Jungen" mit den „Alten" sich zusammenfinden.

Und doch haben nur durch diese sozialpolitischen Betrachtungen zwei lange Akte des verworrenen Schauspiels sich über Wasser gehalten und besonders wohlwollende Beurtheiler haben für seine schöne und gute Tendenz dem Dichter reichliches Lob gespendet. Da ich hier nicht zu politisiren habe, brauche ich nicht auseinanderzusetzen, warum mir das Wilbrandtsche Programm unmodern erscheint und thöricht obendrein; aber, ohne übrigens an den von Geschlecht zu Geschlecht sich fortschleppenden Streit um die Tendenzkunst zu rühren, muß doch auch bei diesem Anlaß darauf hingewiesen werden, wie weit wir im Laufe der Zeiten von einer wirklich künstlerischen Auffassung dieser Dinge abgeirrt sind. Dieser Irrthum knüpft an die Namen Wilbrandt und Wille an.

Herr Dr. Bruno Wille nämlich, der erbitterte Bebelbefehder und Führer der „Jungen", hat eine Freie Volksbühne begründet, die dem Arbeiterpublikum von Berlin billige Aufführungen dramatischer Werke zugänglich machen soll. Der Gedanke verdient wärmste Unterstützung; leider aber soll der Spielplan dieser Zukunftsbühne nicht nach künstlerischen oder kunsterzieherischen Erwägungen bestimmt werden, sondern es sollen nur solche Dramen zur Aufführung gebracht werden, in denen, wie Herr Wille sagt, ein sozialkritischer Hauch weht. Ob Herr Wille das Schauspiel des Herrn Wilbrandt von seinem Standpunkt aus gelten ließe, das möchte ich bezweifeln; was aber des Einen Theorie mit erfreulicher Offenheit ausspricht, das fühlt man aus des Anderen neuestem Werke heraus: bei aller Verschiedenartigkeit des Temperaments und der Anschauungen glauben die beiden, von den besten Absichten geleiteten Männer, die neuen Zeiten gekommen, die der Bühne eine Stelle neben der Rednertribüne sozialer Apostel anweisen sollen. Und durch den uneingeschränkten Lobspruch, den man dieser Meinung zollt, bestärkt man sie in einem kunstverderblichen Irrthum.

Die sozialpolitische Phrase geht erschrecklich um in deutschen Landen; versucht sie nun auch noch in das Kunstgebiet sich einzuschmuggeln, das von der naturwissenschaftlichen Phrase schon so bitterlich zu leiden hat, dann muß man ein energisches Halt ihr entgegenrufen. Nicht der sozialkritische Hauch, der in einer Dichtung weht, nicht das naturalistische oder das sozialistische Glaubensbekenntniß des Verfassers entscheidet über den Werth des Kunstwerkes und nicht: was er gewollt, vielmehr: was er gekonnt hat, haben wir, in neuen wie in alten Zeiten, den Dichter zu fragen. Das neue Schauspiel von Wilbrandt wäre ein ungewöhnlich schlechtes Drama, selbst wenn seine sozialpolitische Weisheit reifer wäre; und das Projekt des Herrn Wille beweist nur, daß es diesem Herrn nicht darum zu thun ist, durch die Popularisirung künstlerischer Eindrücke den geistigen Besitzstand der Arbeitermassen zu heben, sondern daß er sich der dramatischen Kunst als eines Mittels zur Förderung politischer Sonderzwecke bedienen will. Ob man nun diese Zwecke billigt oder mißbilligt, immer wird man gegen solche Absicht protestiren müssen. Die Kunst ist zwar nur ein Mädchen aus der Fremde und mit bündigen Legitimationspapieren, als da sind: Heimathsschein, Sittlichkeitsattest und andere schöne Dinge, kann sie nur schwer dienen; aber auch sie in unser rauhes Klima verschlagene Himmelstochter hat ein Recht auf das, was, allen Kurpfuschern zum Trotz, dem einzelnen Menschen und ganzen Völkern einzig und allein frommen kann: auf Freiheit.

M. Kent.

Zeitschriften.

Ist es der Mühe werth, Centralafrika zu besitzen?

(„The Nineteenth Century".)

Wir haben bereits in Nr. 41 dieser Zeitschrift auf die illusionslosen Anschauungen hingewiesen, welche über den Werth des Besitzes von Centralafrika in den Kreisen jener Engländer zu finden sind, welche in Afrika selbst persönliche Erfahrungen — und zwar nicht als Reisende — gesammelt haben. Insbesondere wiesen wir auf einen interessanten Aufsatz des Sir John Pope Hennessy, der mehrere Jahre englischer Gouverneur in Westafrika gewesen ist, hin, den dieser Kenner afrikanischer Verhältnisse in der angesehenen Zeitschrift „The Nineteenth Century" unter dem Titel The African Bubble (der afrikanische Schwindel) veröffentlicht hatte. An diesen Aufsatz hat sich in England eine weitere öffentliche Diskussion geknüpft, in welcher der englische Konsul in Mozambique, Mr. Johnston, die Ansichten Sir John Hennessy's zu widerlegen versuchte. Die September-Nummer des „Nineteenth Century" gibt nun unter der Ueberschrift „Is Central Africa worth having?" eine Replik Sir John Hennessy's und einige höchst interessante Ausführungen Edward Dicey's, in denen dieser hervorragende Mann von einem wesentlich verschiedenen kolonialpolitischen Standpunkte aus doch zu ganz denselben negativen Schlußresultaten kommt, wie Sir John.

Aus Sir John Hennessy's Replik mögen hier zunächst einige Zahlen betreffs Lagos, welches Mr. Johnston das „Liverpool von Westafrika" genannt hatte, herausgehoben werden. „Lagos hat einen fortdauernden Niedergang in seinem Handel während der letzten Jahre aufzuweisen. Die letzten bekannt gewordenen statistischen Ziffern, jene von 1888, weisen einen Importhandel von 442 063 £ auf gegenüber einem Importhandel von 527 872 £ im Jahre 1879; während in derselben Zeit der Exporthandel zurückgegangen ist von 654 390 £ im Jahre 1879 auf 508 237 £ in 1888." Sir John tritt sodann der thörichten Idee entgegen, that British trade can only flourish with British possessions, daß der englische Handel nur unter englischer Flagge gedeihen könne. Er weist darauf hin, daß der britische Export nach Java, einer fremden Kolonie, der im Jahre 1888 auf 2 960 144 £ angewachsen war, den Werth des Gesammtexports nach allen britischen westafrikanischen Besitzungen zusammengenommen erheblich überschreite. Zu seiner Beruhigung findet er ferner, daß die öffentliche Meinung in England, welche durch Stanley's Reden etwas konfus geworden war, wieder ernüchtert zu werden. „Die Reaktion" — so schreibt er — „zeigt sich offensichtlich sowohl in der City wie im Parlament. So theilte der Vorsitzende der Imperial British East Africa Company den Aktionären bei dem Cannon-Street-Meeting im letzten Monat mit, daß sie Geduld haben und geraume Zeit darauf gefaßt sein müßten, to take out their dividends in philanthropy: ihre Dividende in Philanthropie zu erhalten." — Die vielfachen anderen beherzigenswerthen Mittheilungen über die Malaria, über die geringe wirthschaftliche Exploitationsfähigkeit des tropischen Afrika, über die Vorsicht, mit der man die Berichte der Reisenden und Missionare entgegenzunehmen habe u. s. w., mögen hier nur angedeutet sein, damit wir den Ausführungen Dicey's noch einige Worte widmen können. Edward Dicey rechnet sich selbst unter die kolonialpolitischen Annexionisten. Er gehört zu den hartnäckigsten Befürwortern der Ausdehnung des britischen Reiches. Schon vor 13 Jahren vertrat er in „The Nineteenth Century" den Gedanken eines britischen Protektorats über Aegypten und kam bei dieser Gelegenheit in einen litterarischen Streit mit Mr. Gladstone, welcher Letztere sich auf das Entschiedenste gegen eine weitere Belastung Englands mit derartigen Ausgaben erklärte. Edward Dicey ist also gewiß nicht voreingenommen gegen die Ausdehnung der englischen Herrschaft in Centralafrika; er kennt außerdem wenigstens einen Theil Afrikas aus eigener Anschauung; er befand sich in Transvaal und im nördlichen Theil der Kapkolonie gerade damals, als die Stanley-Begeisterung in England auf ihrem Gipfel war. „Was mich" — so führt er aus — „dabei am meisten überraschte, war die völlige Gleichgültigkeit, mit der die Neuigkeiten über Mr. Stanley's Abenteuer und Entdeckungen und über unsere eigenen Erwerbungen in Centralafrika durchweg von dem südafrikanischen Publikum entgegengenommen wurden. Diese Gleichgültigkeit war ohne Zweifel hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Thaten Stanley's und seiner Genossen Männern weit weniger wunderbar erscheinen, die mit den Bedingungen der Erforschung Afrikas ungleich besser bekannt sind, als es bei unserer heimischen Bevölkerung der Fall ist. In der

Grenzdistrikten gibt es trekkers, wie die Boers sagen, Pioniere, wie wir sie nennen würden, die als Jäger und Händler Thaten verrichtet haben, welche an Kühnheit, Abenteuerlichkeit und Entbehrungen weit über das hinausgehen, was Stanley vollbracht hat.“ Dicey erzählt, daß unter diesen „trekkers“ Männer zu Dutzenden gefunden werden, welche Jahre lang allein unter Wilden gelebt, die entlegensten und unbekanntesten Gegenden fast stets allein durchstreift, und ihr Leben täglich auf der Jagd und im Tauschhandel aufs Spiel gesetzt haben. Es ist begreiflich, daß solchen Leuten das Schauspiel einer zahlreichen und gut ausgerüsteten Expedition, die vom Kongo nach Zansibar marschiert, keinerlei Bewunderung abnöthigen kann. Bei dieser Kenntniß von Centralafrika ist die unter diesen Leuten verbreitete Meinung nun gewiß berücksichtigenswerth, wonach die Erwerbung von Territorien in Centralafrika als eine damnosa hereditas anzusehen ist, als eine unfruchtbare, ja sogar verderbliche Errungenschaft. Dicey schließt sich dieser Auffassung im Wesentlichen an. Zunächst lehnt er den Vergleich mit Ostindien, den die Unwissenheit bei uns ja auch oft genug vorbringt, rundweg ab. „In Indien hatten unsere Händler es mit einem dicht bevölkerten, leicht zugänglichen Lande zu thun, das großen natürlichen Reichthum, einen hohen Grad orientalischer Civilisation und eine erhebliche Zahl reicher Städte und schiffbarer Flüsse besaß. In Afrika fehlt jede dieser Bedingungen. Wenn man die Küste verläßt, so stellen sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten und Gefahren dem weiteren Vordringen entgegen, sobald es sich nicht um kleinere Abtheilungen von Jägern und Sklavenhändlern handelt. Das Klima ist durchweg ungesund; vielfach für Europäer schlechthin tödtlich. Das Innere ist von theils mehr, theils weniger wilden Volksstämmen besetzt. Allen diesen Stämmen aber fehlt es an solchen Gewohnheiten und Geschmacksrichtungen, die jenen Zustand herstellen, den wir Civilisation nennen. . . . Wenn diese Beschreibung richtig ist, so ist schwer einzusehen, wie in Centralafrika ein lukrativer Handel auf einer größeren Basis sich entwickeln soll. Natürlich, wenn wir oder irgend Jemand sonst das Land okkupiren, die einheimischen Stämme besiegen und sie soweit civilisiren könnten, daß sie Geschmack am civilisirten Leben fänden, und sich entschließen würden, für die Erlangung desselben zu arbeiten, so würde in geraumer Zeit ein wichtiger afrikanischer Markt für europäische Waaren gewonnen werden.“ Dicey schildert, wie unwahrscheinlich eine derartige Voraussetzung sei, welche riesigen Kosten und Mühen dabei in Frage kämen und wie äußerst problematisch der Erfolg sein würde. Er weist ferner nach, daß auch die Aussicht, in Centralafrika auf werthvolle Metalle zu stoßen, deren Förderung sich lohnen würde, bisher keinerlei thatsächliche Anhaltspunkte habe. Die ganze Begeisterung für Centralafrika habe deshalb einen Don Quixote-artigen Charakter. Dicey ist keineswegs so engherzig, daß er nicht auch die humanitäre Seite der Frage: die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Ausbreitung des Christenthums, mit in Rechnung zöge, aber er ist auch erfahren genug, um zu wissen, daß diese humanen Zwecke nur zu oft bloß als Aushängeschilder für sehr profane Ziele benutzt werden. „Ich erinnere mich — so erzählt er unter anderem — einer Bekanntschaft aus jener unruhigen Periode kurz vor Ismael Pascha's Tode. Der betreffende Herr war ein großer Spekulant in ägyptischen Papieren und wurde, sehr mit Recht, als eine Autorität in ägyptischen Dingen angesehen. Derselbe sagte mir eines Tages: ‚Wenn ich in Aegyptern à la baisse bin, so schreibe ich über die Leiden der unterdrückten Fellachen; bin ich à la hausse, so schreibe ich über die Evangelisirung des dunklen Kontinents.‘ Ich gestehe, fügt Dicey hinzu, daß, so oft ich heute die Errichtung eines centralafrikanischen Reiches aus humanitären und sentimentalen Gründen vertheidigen höre, ich an den Kommentar meines alten Freundes erinnert werde.“ Die Politik, die Dicey für Centralafrika empfiehlt, bezeichnet er zusammenfassend als eine Politik of masterly inactivity. „Wir haben unsere Einflußsphären, was sie auch immer werth sein mögen, d. h. wir haben riesige Gebiete erlangt, die in mehr oder weniger genauen Karten mehr oder weniger vage angedeutet sind. Betreffs dieser Sphären haben sich unsere europäischen Rivalen mehr oder weniger bindend verpflichtet, uns nichts in den Weg zu legen. Wir haben sodann uns das Recht auf einen Weg vom Kap nach den Aequatorialseen gesichert, einerlei was er werth ist, und wir haben die Kontrolle über die Stevenson-Straße erlangt, wo dieselbe sich auch immer befinden und was man unter dieser Kontrolle verstehen mag. Wir haben das Alles gethan, um dem populären Geschrei nach Ausdehnung unseres Reiches in Centralafrika Genüge zu leisten. Damit haben wir sicherlich genug gethan. Wenn irgend Einer unserer kontinentalen Mitbewerber, die ebenfalls Einflußsphären erworben haben, Lust hat, die papierenen Besitzungen in Besitzungen von wirklichem Werth zu verwandeln, mag er das Experiment machen; wir aber thun gut, zu warten, bis wir von dem Resultat seiner Erfahrungen profitiren können.“ Dicey führt dann noch aus, daß die Arbeit der Muhamedaner als Vorarbeit einer Civilisirung Centralafrikas von erheblicher Bedeutung sei, und daß die einfache blinde Bekämpfung des arabischen Elements in seiner Zweckmäßigkeit deshalb stark bezweifelt werden könne. Er weist endlich nach, daß auch die Portugal gegenüber errungene freie Schifffahrt auf dem Zambesi praktisch so gut wie gar keine Bedeutung habe: wegen der zahllosen Stromschnellen des Flusses, wegen des unsicheren Wasserstandes und in Folge der Thatsache, daß der Fluß keine brauchbare Mündung besitzt. Dicey schließt seine Betrachtungen mit den Worten: „Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir in Centralafrika einem Schatten nachjagen und die Substanz opfern.“

Tout comme chez nous.

Th. B.

Pädagogische Skizzen aus Frankreich. I. Von Direktor Dr. Karl Laubert. Frankfurt a. O. 1890.

Der Direktor des Realgymnasiums zu Frankfurt a. O. hat als Beilage zum Programm Ostern 1890 diese pädagogischen Skizzen erscheinen lassen, welche die eingreifende Reformbewegung, die seit 1871 auf dem Gebiete des Schulwesens in Frankreich vor sich gegangen ist, in sehr interessanter Weise zur Darstellung bringen. Der Verfasser gehört zu jenen Männern, die noch nicht verlernt haben, das Bedeutende, was in anderen Ländern geleistet wird, voll anzuerkennen; die es vielmehr für einen Akt des wahren Patriotismus halten, auch von Fremden zu lernen. Nun scheint es in der That, als ob speziell auf dem Gebiete des Volksschulwesens Deutschland von Frankreich zur Zeit viel lernen kann. Wie so oft in der Geschichte der Völker, ist auch in Frankreich ein großes nationales Unglück, das von 1870/71, der Anlaß zur Selbsterkenntniß und zur emsigen Reformarbeit auf dem Gebiete des Unterrichtswesens geworden. Vor 1871 sah es gerade auf dem Gebiet des Volksschulwesens in Frankreich nur ziemlich ärmlich aus.

Unter Napoleon I. setzte das Staatsbudget für die Volksschule, deren Unterhaltung den lokalen Behörden anheim gestellt wurde, nur die Summe von jährlich 4 200 Fr. aus. „Arbeiter und Bauern hatten eben nur die Steuern zu zahlen, und schulbeten, wie ihnen in dem kaiserlichen Katechismus eingeschärft wurde, dem Kaiser den Militärdienst.“ Auch nach der Restauration der Bourbonen geschah für die Bildung der unteren Klassen sehr wenig. „In den Regierungskreisen betrachtete man die Sorge für die Volksschule gar nicht als eine Angelegenheit des Staats, sondern als ein frommes Werk, das man der privaten Mildthätigkeit und den Gemeinden überließ. Daher sollte nach einer Ordonnanz von 1816 in jedem Kanton ein comité gratuit et de charité gebildet werden, um den öffentlichen Unterricht zu überwachen und zu ermuthigen. Der Staat selbst gab bis 1829 für die Unterhaltung jährlich nur 50 000 Fr. aus.“ Erst als die Bourbonen vertrieben waren, wurde ein bedeutender Schritt vorwärts gemacht: durch Guizot und durch das Gesetz von 1833. „Die Unterhaltung der Volksschule wird nunmehr eine Pflicht der Gemeinden, zu der sie gezwungen werden können, und dieser Zwang mußte 1834 gegen 15 000 Gemeinden ausgeführt werden, die noch nichts für den Elementarunterricht gethan hatten“. Die Stellung der Lehrer wurde wirthschaftlich und sozial wesentlich gehoben und dem Lehrer wird seine Stellung nicht mehr unter dem Geistlichen, sondern neben demselben angewiesen. Nach dem Sturz des Julikönigthums versuchte der entschiedene Liberalismus den obligatorischen Volksunterricht und andere Schulreformen durchzusetzen. Alle diese Anläufe wurden aber durch den Napoleonischen Staatsstreich zum Stillstande gebracht. Unter Napoleon III. wuchs dann der Einfluß des Klerus auf das Unterrichtswesen wieder in starkem Maße, und das war — wie immer — gleichbedeutend mit der Unterdrückung freier Regungen.

Wenn man diese ganze Zeit vom Anfange des Jahrhunderts bis zum Jahre 1871 nun vergleicht mit den enormen Fortschritten, die gerade im Unterrichtswesen die Franzosen in den beiden letzten Dezennien gemacht haben, so kann man den Leistungen der gegenwärtigen Republik seine Bewunderung nicht versagen. Von den französischen Staatsmännern hat sich Niemand mehr Verdienste auf diesem Gebiete erworben, als Jules Simon. Bereits Ende 1871 überreichte er der Nationalversammlung einen Gesetzentwurf über den obligatorischen Unterricht. Er that den Ausspruch: „Wir haben Schulen, viel Schulen, aber eines fehlt uns

noch immer, und darum will ich noch nicht sterben, nämlich der unentgeltliche und obligatorische Unterricht.“ Die Unterrichtsreformen kamen jedoch erst ernstlich in den Gang, als die klerikale und monarchische Nationalversammlung im Jahre 1876 durch eine in der Majorität aufrichtig der Republik ergebene ersetzt wurde, und als dann nach einiger Zeit Mac Mahon's Präsidentschaft aufhörte. Nunmehr ging es mit großen Schritten auf der Bahn der Reform vorwärts.

Nach der laïcité, der Entklerikalisirung, wurde 1881 die gratuité, die Unentgeltlichkeit, und im Jahre 1882 die obligation, die Schulpflicht, proklamirt. Natürlich hatten diese Reformen sehr erhebliche Ausgaben im Gefolge. Das Budget des Staates für den Primärunterricht, das 1869 erst 9½ Millionen Franken betrug, war 1889 auf 98 Millionen angewachsen; dazu kommen noch die Zuschüsse der Departements und Gemeinden mit jährlich circa 102 Millionen, so daß allein für Seminare, höhere und niedere Elementarschulen jetzt in Frankreich jährlich etwa 200 Millionen Franken regelmäßig verausgabt werden. Daneben ist in wenigen Jahren noch extra über ½ Milliarde für Schulbauten verausgabt. Die Ausgaben für den mittleren und höheren Schulunterricht sind ebenfalls in dieser Reformperiode bedeutend gewachsen.

Was aber noch mehr sagen will, als diese äußeren staatlichen Leistungen, das ist der Umstand, daß diese Reformbewegung zugleich die Unterrichtsverwaltung im Innersten ergriffen und an die Stelle des Schlendrians und alter Vorurtheile das regste geistige Leben gebracht hat. Die Stellung der Lehrer ist von Grund aus geändert, sie sind besser gestellt, höher geachtet und weniger abhängig. Auch auf das Gebiet des weiblichen Unterrichts hat die Reform übergegriffen. Man hatte es dabei mit einem besonders starken Widerstande von Seiten des Klerus zu thun.

Was Laubert im Einzelnen von dieser Schulreform an Haupt und Gliedern berichtet: von der Entwicklung der Bibliotheken und der pädagogischen Zeitschriften, von der Verbesserung der Lehrbücher, der Vervollkommnung der Organisationen, den Neuerungen in allen Zweigen des Unterrichtswesens, mag in seiner Arbeit selbst nachgelesen werden. Er schließt seine Skizze mit einer Charakteristik zweier Pädagogen, die er unter den Reformern des zeitgenössischen französischen Unterrichtswesens obenan stellt: Gréard und Buisson.

Es ist nicht recht ersichtlich, ob Laubert's Arbeit auch im Buchhandel erschienen ist. Sollte das nicht der Fall sein, so möchten wir eine derartige erweiterte Publikation lebhaft empfehlen. Die Schrift ist neben der Fülle lehrreichen Materials, welches sie bringt, auch sehr anregend geschrieben und athmet jenen Geist humaner Vorurtheilslosigkeit, der in früherer Zeit als eine Eigenart deutschen Geistes mit Recht geschätzt wurde und der hoffentlich bei uns jetzt allmählich wieder zu verdienter Anerkennung gelangen wird.

Th. B.

Heinz Tovote: Im Liebesrausch. Berliner Sittenroman. — **Fallobst.** Wurmstichige Geschichten. Berlin. 1890. Verlag von A. Zoberbier.

Ein Roman, der sich mit einigen Trivialitäten Brunetières einführt und der uns mit dem Fragment einer Goncourtschen Vorrede entläßt, lenkt durch den literarischen Anspruch, der sich aus solcher Taufpathenschaft ergiebt, unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das Citat von Brunetière soll beweisen, daß man auch nach Manon Lescaut und der Kameliendame noch die Liebesgeschichte der Courtisane schreiben kann; daran hat wohl kein Verständiger gezweifelt. Edmond de Goncourt ist bemüht worden, um Zeugniß dafür abzulegen, daß der „Realismus“ nur siegen kann, wenn er von der Schilderung der Armen und Elenden zu den Höhen der Gesellschaft aufsteigt; und das werden recht viele Verständige bezweifeln. Goncourt zeigt sich hier ganz und gar als Scholastiker und Dogmatiker: er behauptet, weil die Hinterhäuser und die Kellerwohnungen nunmehr unübertrefflich geschildert seien, müssen jetzt die Salons an die Reihe kommen; dieser Standpunkt: „es muß 'was Neues kommen,“ ist hier seiner Zeit von Herrn Aldenhoven und von Copernicus gebührend gewürdigt worden. Auch bei der anderen Goncourtschen These: „Nur die menschlichen Dokumente, die durch Augengläser gemachten Wahrnehmungen, die gehäuften Notizen geben gute Bücher“, brauchen wir uns nicht aufzuhalten. Wenn Herr Tovote der Meinung ist, derartige Studien und Aufzeichnungen über die berliner Gesellschaft gemacht zu haben, so muß man ihm bei Zeiten den irrigen Glauben zu nehmen versuchen, daß sein Buch darum gut sei. Die ganz oberflächliche und konventionelle Schilderung der Mikado-Premiere, einige ins Bereich der höheren Reportage gehörige, weit hinter Kretzer zurückbleibende Momentaufnahmen von berliner Straßenphysiognomien geben noch lange keinen berliner Sittenroman. Die Geschichte von dem sozialistisch angehauchten Edelmann, der eine Diene heirathet, von der Gesellschaft ausgestoßen wird und sich und das erschrecklich tugendsam gewordene Straßenmägdelein unglücklich macht, diese Geschichte könnte überall und nirgends, heute und vor hundert Jahren, spielen; es fehlt jedes Zeit- und Lokalkolorit. Und doch soll der Roman 1889 beginnen und — 1892 schließen; ja, Herr Tovote spricht sogar von einer Reichstagswahl im Jahre 1892. Ob das auch ein menschliches Dokument in dieser um zwei Jahre voraus empfundenen Liebesrauschgeschichte sein soll, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß die widerwärtig brünstige Erotik, dieses ewige Girren und Berauschtsein, in verhängnißvoller Weise an die berüchtigten Verführungsromane gemahnt, in denen am Kapitelschluß „der Engel der Unschuld weinend von dannen“ zu fliegen pflegt. Mit dieser Kokottenverherrlichung darf sich sogar die Heftpflastererotik in Richepins „La glu“ nicht messen, und wenn der Franzose ein verirrtes Talent genannt werden darf, so erkennen wir in Herrn Tovote einstweilen nur einen unliterarischen Sensationsmacher, der noch sehr stolz darauf hinweist, daß er seinen 414 Seiten umfassenden Roman in fünfzehn Tagen geschrieben hat. Etwa 28 Druckseiten pro Tag — der geübteste Abschreiber muß vor Herrn Tovote erbleichen. Diese Besprechung ist also eine Warnung; ein brandrother Umschlag kündigt das in schlechtem Romandeutsch geschriebene Buch als „sensationelle realistische Novität“ an und der beigelegte Verlegerprospekt theilt uns mit, daß Daudet, Maupassant und Kielland die Muster sind, „denen der Verfasser sich würdig zur Seite stellt“. Mag er sich immerhin stellen; wir können ihn dort nicht stehen lassen, wenn wir gegen drei bedeutende fremdländische Dichter nicht ebenso undankbar und unhöflich sein wollen, wie Herr Tovote gegen die französische Literatur und gegen die deutsche Sprache. — Etwas günstiger kann das Urtheil über desselben Verfassers „Fallobst“ lauten. Zwar sind auch diese „wurmstichigen Geschichten“ — wurmstichig! — „Das ist das Zeichen der modernen Zeit“, behauptet Herr Tovote — bemüht, uns die moderne Frau für ein unersättlich begehrendes Weibchen auszugeben; die Psychologie ist auch hier ganz unreif, mitunter geradezu kindlich, aber die deutsche Sprache wird freundlicher behandelt und einzelne Naturschilderungen verrathen eine freilich schon in den Kinderschuhen manierirte Begabung. Auch das ist „das Zeichen der modernen Zeit“. In der Benutzung Maupassantscher Motive ist Herr Tovote diesmal so wenig zurückhaltend gewesen, daß böse Menschen von einer bis hart an die Grenze des Anstandsgesetzes gehenden „Entlehnung“ sprechen könnten. Die literarische Kritik brauchte sich mit Herrn Heinz Tovote einstweilen überhaupt nicht zu beschäftigen, wenn seine Art und seine billigen Erfolge nicht charakteristisch wären für jene neueste, ganz und gar in einem unerfreulichen und thörichten Sexualismus aufgehende Schriftstellerei, deren Vertreter, wie sich neulich in einem literarischen Prozeß herausstellte, ganz offen auf die niedersten Instinkte der Leser spekuliren. Polizeieingriffe und Censurbevormundung weisen wir auch diesen Neuesten gegenüber entschieden zurück; die ästhetische Polizei aber hat diesen Pikanterienjägern scharf auf die rührigen Finger zu sehen. Eine originelle Lebensanschauung hat Herr Tovote bisher nur einmal bethätigt an der Stelle, die von dem „knapp anschließenden englischen Anzug der gewöhnlichen gebildeten Menschheit“ spricht. Eine Empfehlung der Goldenen Hundertzehn hätte sich mühelos anschließen lassen.

M. H.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW, Beuthstraße 8.

Nr. 50. Berlin, den 13. September 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Unter den Augen des Kaisers haben in der abgelaufenen Woche in Schleswig-Holstein große Armee- und Flotten-Manöver stattgefunden. Gegenwärtig hält der Kaiser in Schlesien Manöver ab.

Betreffs der von dem neuen preußischen Finanzminister auf dem Gebiete der direkten Steuern geplanten Reformen sickern fortdauernd einzelne Mittheilungen zur Oeffentlichkeit durch. Augenblicklich ist die Gewerbesteuer an der Reihe. Daß dieselbe ebenfalls reformbedürftig ist, unterliegt keinem Zweifel; eher könnte man fragen, ob diese Steuer überhaupt reparaturwürdig erscheint. Bei einer eindringenden Reform der Einkommensteuergesetzgebung könnte sie ganz in Wegfall kommen. Jedenfalls kann man sich rationeller Weise über die Aenderung der einen Steuer nur dann schlüssig machen, wenn man weiß, was betreffs der anderen geplant wird.

Das Unbehagen gegenüber der wirthschaftlichen Absperrungspolitik tritt in immer neuen Formen zu Tage, und hat auch schutzzöllnerische Kreise bereits in ziemlich hohem Grade ergriffen. Um demselben zu entgehen, kommt man gelegentlich auf ganz abenteuerliche Pläne zurück, deren Unausführbarkeit so oft nachgewiesen ist, daß man nur die Ausdauer bewundern kann, mit der man dem Unmöglichen nachstrebt. Zu diesem Unmöglichen gehört die mitteleuropäische Zollunion, welche kürzlich auf einem internationalen land- und forstwirthschaftlichen Kongreß in Wien zum Gegenstand von allerlei Resolutionen gemacht worden ist. Die Idee ist oft genug berathen und auf Kongressen besprochen worden. Der Kongreß deutscher Volkswirthe hatte den Gegenstand gerade jetzt vor zehn Jahren auf die Tagesordnung seiner Verhandlungen gesetzt. Die Diskussion war eine eingehende und führte zu dem Ergebniß, daß eine Zollunion selbst in der bescheideneren Form einer zollpolitischen Einigung des Deutschen Reichs mit Oesterreich-Ungarn bei den deutschen Freihändlern schlechterdings keine Gegenliebe fand, während ein Theil der österreichischen Freihändler, welche auf dem Kongresse zugegen waren, der Idee, wie man sich auszudrücken pflegt, sympathisch gegenüber stand. Diese Divergenz der Ansichten hatte ihren Grund wesentlich darin, daß die Letzteren eine Zollunion als eine die Handelsfreiheit fördernde, die Ersteren dagegen eine derartige Zollunion, auch ganz abgesehen von den Schwierigkeiten der Ausführung, als eine die Entwicklung der Handelsfreiheit hindernde Maßregel ansahen. Wir treten unbedingt dieser letzteren Anschauung bei. Sollte eine mitteleuropäische Zollunion jemals zu Stande kommen, was glücklicherweise nicht zu befürchten ist, so würde sie den Charakter einer Art Kontinentalsperre haben. Die Schutzzöllner würden mit einer solchen Union sich nur befreunden, wenn die Abschließung gegen Länder, wie beispielsweise England, verstärkt würde. Zu den nationalen Verbindungen zwecks Herbeiführung gegenseitiger Schutzzölle würden dann in gewissem Umfange auch noch internationale Verbindungen zu dem gleichen Zweck entstehen, welche die Entwicklung zu einem gesunden lebensfähigen Freihandel nur aufhalten müßten.

Das Kapitel der unschuldig Verurtheilten ist in jüngster Zeit abermals durch einige recht drastische Fälle bereichert worden. Speziell hat der Fall eines vorher völlig unbescholtenen Berliner Kaufmanns, welcher auf Grund der Aussagen dreier Schulmädchen als eines Sittlichkeitsverbrechens überführt erachtet und zu langdauernder Gefängnißstrafe verurtheilt war, berechtigtes Aufsehen erregt, da sich inzwischen herausgestellt hat, daß die Aussagen der Belastungszeuginnen böswillig erfunden waren. Die Frage einer Entschädigung unschuldig Verurtheilter wird durch derartige Fälle immer aufs Neue wieder in den Vordergrund geschoben. Die Frage ist bekanntlich zu Gunsten der

Entschädigung seitens des Reichstags schon mehrfach entschieden worden, ohne daß die Verbündeten Regierungen dazu haben bewogen werden können, auch ihrerseits das Prinzip der Entschädigung anzuerkennen. Es ist hier eine alte gesetzgeberische Schuld einzulösen, an die immer wieder zu mahnen die Volksvertretung hoffentlich nicht unterlassen wird.

Verwandt mit der Kategorie der unschuldig Verurtheilten ist die Kategorie der unschuldig Ausgewiesenen, d. h. der ausgewiesenen Fremden, welche nichts anderes verbrochen haben, als daß sie, wie man sich administrativ auszudrücken pflegt, „mißliebig“ geworden sind. Die „Newyorker Staatszeitung“ berichtet aus jüngster Zeit über einen derartigen Fall, der einem in Amerika geborenen Photographen, Namens Benque, in deutschen Landen zugestoßen ist. Derselbe war, nachdem er mehrere Jahre in Hamburg seinem Gewerbe ruhig nachgegangen war und sich während dieser Zeit nicht das Geringste hatte zu Schulden kommen lassen, in irgend einen Verdacht — wahrscheinlich den, sich der Militärpflicht durch Auswanderung entzogen zu haben — gerathen und brevi manu ausgewiesen: ohne Angabe von Gründen. Er hat dann auch sein Geschäft in Hamburg aufgegeben und den Ort verlassen müssen, wodurch seine wirthschaftliche Existenz ruinirt wurde. Erst nach längerer Zeit ist es ihm gelungen, die Hamburger Polizei davon zu überzeugen, daß er ein Opfer der Uebereilung gewesen ist. Der Ausweisungsbefehl ist schließlich zurückgenommen, aber die Folgen der Ausweisung haben ihn hart getroffen. Der Vorfall, welcher der „Newyorker Staatszeitung“ zu den kräftigsten Ausdrücken gegenüber der Hamburger Polizei Anlaß gibt, ist nur ein neuer Beleg dafür, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in der Behandlung der Fremden von irgend welcher Rechtssicherheit noch immer nicht die Rede sein kann; es herrscht auf diesem Gebiete eine administrative Willkür, die einer entwickelteren Kultur geradezu Hohn spricht. Dieser Theil des öffentlichen Rechts ist außerordentlich reformbedürftig.

In Frankreich konnte die Republik vor einigen Tagen ihr zwanzigjähriges Geburtsfest feiern. Die dritte Republik hat sich danach langlebiger erwiesen, als jede andere Staatsform, welche während dieses Jahrhunderts in Frankreich versucht wurde. Es trifft sich nicht schlecht, daß gleichzeitig über den Boulangismus in der Presse Enthüllungen gemacht werden, welche sowohl die abenteuerliche Gesellschaft, die sich um den „tapferen“ General schaarte, als auch die monarchischen Parteien, die sich mit dem politischen Spieler verbündeten, in dem denkbar schlechtesten Lichte erscheinen lassen. Die Republik kann nur gewinnen, wenn man die Verschwörer-Clique betrachtet, die sich an ihre Stelle setzen wollte. Thatsächlich erscheint denn auch die Existenz der Republik in Frankreich heute gesicherter, als je.

Die Mac Kinley'sche Tarifbill ist vom Senat der Vereinigten Staaten mit 40 gegen 29 Stimmen angenommen, nachdem eine Retorsionsklausel im Sinne des in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift charakterisirten Edmunds'schen Amendements eingefügt worden war. Das Repräsentantenhaus wird sich nunmehr erneut schlüssig zu machen haben. An der schließlichen Annahme ist jetzt kaum noch zu zweifeln.

In Bulgarien sind Volksvertreter gewählt worden, die — wie in der Regel in Ländern dieser Art — fast ausschließlich als Anhänger der Regierung aus der Wahlurne stiegen. Eine wirkliche parlamentarische Opposition ist erst das Ergebniß einer entwickelteren politischen Kultur.

* * *

Friedensbürgschaften.*)

Die parlamentarische Friedenskonferenz, welche im Juli dieses Jahres in London zusammentrat, hat die internationalen Schiedsgerichte als eines der wesentlichsten Mittel zur Vermeidung der Kriege unter den civilisirten Nationen bezeichnet. In der That kann man nicht leugnen, daß zahlreiche internationale Fragen, welche in früheren Jahrhunderten zu blutigen Kriegen Veranlassung gegeben haben würden, in den letzten Dezennien durch vereinbarte Schiedsgerichte beigelegt worden sind, und daß die Werthschätzung ebenso wie der praktische Gebrauch der letzteren beständig im Steigen begriffen ist. Gleichwohl enthält das Amendement der deutschen Abgeordneten, welches statt der ursprünglich vorgeschlagenen ersten Resolution zur Annahme gelangte, eine gewisse Einschränkung gegenüber dem unbedingten Vertrauen, mit welchem insbesondere amerikanische Vertreter der Friedensidee die internationalen Schiedsgerichte zu feiern gewohnt sind,**) und zugleich wurde deutscherseits sehr richtig auf den Freihandel, als eines der wesentlichsten Förderungs- und Erhaltungsmittel des Friedens, hingewiesen. Es gibt auch gegen den Krieg keine Panacee, und man kann die internationalen Schiedsgerichte ebensowohl als ein Produkt einer den Zwecken des Friedens gewidmeten Kultur wie als eine Voraussetzung der letzteren betrachten. Sehen wir uns daher ein wenig um, auf welchen weiteren Voraussetzungen und Bürgschaften der allgemeine Friedenszustand beruht.

Als die allerwesentlichste aller Friedensbürgschaften erscheint uns — so paradox dies auf den ersten Anblick erscheinen mag — nicht der Zustand des internationalen Rechtes oder irgend welche formelle internationale Veranstaltungen zur Aufrechterhaltung des Friedens; vielmehr ist es der innere Zustand der einzelnen Staaten, welcher einerseits den Frieden bedingt und andererseits die Keime künftiger Kriege in sich birgt. Zunächst ist klar, daß ein wohlgeordnetes, innerlich befriedigtes Gemeinwesen ein weit weniger geeignetes Angriffsobjekt ist, als ein Staat, in welchem Unzufriedenheit, tiefgehende Zwistigkeiten oder gar Aufstände und Bürgerkriege herrschen. Das kleine Volk der Griechen konnte dem gewaltigen Perserkönig erfolgreichen Widerstand leisten, weil es eben damals noch innerlich gesund war, während es später von Philipp von Macedonien, dem Herrscher eines kleinen Landes, unterworfen wurde, und wenn Deutschland in früheren Jahrhunderten und zuletzt noch im Anfang dieses Jahrhunderts so vielerlei Schädigungen von seinem westlichen Nachbar zu erleiden hatte, so ist klar, daß der jämmerliche politische Zustand des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zu Eingriffen und Angriffen Frankreich förmlich provozirte. Ja es ist möglich, daß innere unhaltbare Zustände eines Landes die kriegerische Intervention des Auslandes geradezu rechtfertigen, wenn fortwährenden blutigen Revolutionen oder den Unmenschlichkeiten eines inneren Rassen- und Religionskrieges Einhalt gethan werden soll. Bekanntlich sind es die inneren Zustände des türkischen Reiches gewesen, welche die meisten orientalischen Kriege veranlaßt haben. Aber es ist auch möglich, daß innere gefährliche Zustände die einen Staat beherrschenden Personen verleiten, den Krieg als ein bequemes Sicherheitsventil zu betrachten. Weniger persönlicher Ehrgeiz, als vielmehr die eigenthümliche innere Spannung, in welcher Frankreich sich unmittelbar nach der ersten Revolution befand, und der Gegensatz der in Frankreich herrschenden Ideen gegenüber dem alten kontinentalen Europa trieb zu

*) Ueber die (für absehbare Zeit in Wahrheit nicht vorhandenen) Voraussetzungen eines ewigen Friedens vergl. Hilty: Der ewige Friede, seine Wünschbarkeit und Möglichkeit. Frauenfeld 1890.

**) Die Unterwerfung unter die Entscheidungen eines Schiedsgerichts für alle möglichen Streitfälle ist nichts anderes als ein Verzicht auf die volle Souveränetät, wie Hilty a. a. O. S. 30 ff. sehr richtig ausführt „Ein Staat, der selbständig bleiben will, muß keinerlei unkündbare . . . Verträge abschließen“. Verträge über das Staatsgebiet selbst machen selbstverständlich eine Ausnahme.

den Eroberungskriegen der ersten französischen Republik und des ersten französischen Kaiserreichs. Andererseits aber vermeinte der zweite französische Kaiser den schwankenden Thron durch einen, wie er hoffte, glücklichen Krieg mit Preußen wieder zu befestigen. Ja vielleicht wäre die Vermuthung nicht ganz ungegründet, daß zum mindesten im Jahre 1866 ein Krieg nur mit Oesterreich, nicht aber auch mit anderen deutschen Staaten erforderlich gewesen wäre für die Neugestaltung Deutschlands, wenn Preußen, statt der Reaktion zu huldigen und österreichischen Weisungen sich zu beugen, konsequent am liberalen Prinzipe festgehalten und wirklich, statt Mißtrauen zu säen, „moralische Eroberungen“ gemacht hätte. Ebenfalls nur Preußens früheres Verhalten und der Widerwille, mit welchem die Verhältnisse von 1866 vielfach acceptirt wurden, konnten Frankreich zu dem irrigen Glauben verleiten, daß die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung nur ein Werk der Gewalt sei, mit welchem man leichtes Spiel haben werde.

Ein Areopag der civilisirten Staaten, wie ihn manche Friedensfreunde sich denken, und wie er in Anregung gebracht wurde auf dem nichtparlamentarischen Friedenskongresse, der gleichfalls in London in diesem Jahre tagte, würde also den Frieden thatsächlich doch nur dann unter allen Umständen wahren können, wenn er zugleich die Macht besäße, innere Zustände der betheiligten Staaten in einer wirklich haltbaren Weise zu ordnen; denn unhaltbare Zustände in großen Gemeinwesen macht man nicht dadurch zu haltbaren, daß man einfach den formellen Rechtszustand, wie er nun einmal ist, bestätigt oder etwa ein papierenes Verbot der Gewaltthätigkeit oder der Selbsthilfe erläßt. Man bewegt sich daher in einem fehlerhaften Widerspruche, wenn man unbedingt die Beseitigung der Kriege durch internationale Schiedsgerichte erhofft und gleichwohl dem internationalen Areopag oder Schiedsgerichte, wie jener Vorschlag es wollte, aber auch die erste Resolution des parlamentarischen Kongresses es will, jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Länder verbietet *).

Andererseits aber — und dieser Punkt ist nicht genug zu betonen — arbeitet derjenige nicht zum wenigsten auch für den internationalen Frieden, der in seinem Vaterlande für die Zwecke einer wahren und edlen Kultur arbeitet. Er trägt nicht nur dazu bei, sein Vaterland stark zu machen; eine höhere und edle Kultur muß einem Lande auch in der Achtung anderer Nationen einen höheren Rang verschaffen, und dies um so mehr, je mehr bei gesteigertem Verkehr die Völker geneigt werden und Gelegenheit erhalten, die Kulturarbeit anderer Staaten kennen zu lernen und bei sich einzuführen und nutzbar zu machen. Eine Politik der inneren Verhetzung und des Eigennutzes, eine Politik, welche im Innern sich auf die brutale Macht stützt, ideale Kulturaufgaben aber vernachläßigt, hat nothwendiger Weise ganz die entgegengesetzte Wirkung in internationaler Beziehung. Sie führt in ihrer Konsequenz auch zum Hasse, zur Verachtung, zur Austreibung, wenn möglich, der Ausländer, zur Mißachtung fremden Rechts. Und die Idee liegt nicht fern und ist, wie bemerkt, öfter — theils mit, theils ohne Erfolg oder mit unendlich beklagenswerthen Folgen — praktisch geworden, der inneren Schwierigkeiten dadurch Herr zu werden, daß man einen Krieg mit einem anderen Staate provozirt: Vorwürfe, welche die Regierung sonst zu ertragen hätte, müssen ja während eines Kampfes mit dem Auslande schweigen.

Auch die Absperrung gegen das Ausland wirkt dem Frieden entgegen. In mannigfachen Beziehungen beruhen nationale Antipathien auf Unbekanntschaft und Vorurtheilen, während wirklich stark abweichende Verhältnisse der Kultur und der politischen Anschauung in benachbarten Staaten im Laufe der Zeit auch zu äußeren Kollisionen führen werden. Man denke sich, daß z. B. in der Mitte der westeuropäischen Staaten, in welchen das Selbstbestimmungsrecht der Völker und eine Führung der Politik nach den Grundsätzen der Erfahrung und Wissenschaft anerkannt scheint, ein Staat unter völlig klerikaler Leitung stände: die Kollision würde vielleicht nicht lange Zeit auf sich warten lassen. Die auf dem letzten deutschen Katholikentage wiederum erhobene Forderung der Wiederherstellung der päpstlichen Territorial-Souveränetät, die Bestrebungen, dem Papste wieder im Sinne des Mittelalters ein ständiges Schiedsrichteramt zu übertragen — bekanntlich hat früher die Einmischung der Päpste in weltliche Angelegenheiten meistens die Kriege und Bürgerkriege befördert! — liefern für diese Behauptung eine passende Illustration. Ein lebhafter, gesteigerter Verkehr dagegen regt an zu gemeinsamer Kulturarbeit und damit zu einer Art internationaler Genossenschaft, welche man ungern durch den Ausbruch eines Krieges gestört sieht. Schon aus diesem Grunde kann man den Freihandel, welcher auch den persönlichen internationalen Verkehr fördert, als eine Stütze des Friedens betrachten, wie er nicht weniger die materiellen Interessen der verschiedenen Länder mit einander verkettet, welche der Krieg dann in empfindlichster Weise zerschneidet oder schädigt. Eine chinesische Mauer, welche jeden Verkehr mit dem Auslande hindert, wäre die beste Vorbereitung für eine gegenseitige Verleumdung der Nationen und soweit auch für den Krieg, und ein absolutes Schutzzollsystem mit Kampfzöllen ist wenigstens sicher keine Förderung des Friedens, während es allen Denjenigen erwünscht sein muß, welche aus der gegenseitigen Verbitterung der Nationen gegen einander und der Angst derselben vor einander eine solide Grundlage für einen Despotismus zu gewinnen suchen; denn solche Verbitterung und Angst macht das Volk leicht blind gegen die Fehler seiner Leiter.

Kein Vorwurf aber ist unbegründeter als derjenige, daß besonders die unteren, mit der Noth des Lebens kämpfenden Klassen durch ihre Begehrlichkeit — so lautet ja wohl öfter der Vorwurf — Kriege veranlassen würden. Allerdings kann zeitweitig künstlich eine kriegerische Stimmung in den unteren Klassen hervorgerufen werden, und von der Erregung eines wirklichen Patriotismus, wenn das Vaterland oder dessen höchste Güter in Gefahr sind, reden wir nicht. Aber es liegt auf der Hand, wie wenig der Mann aus den unteren Ständen voraussichtlich bei einem Kriege gewinnen, wie viel er dagegen verlieren kann: zerschossene Glieder und dafür eine kleine vor der Noth nur in seltenen Fällen schützende Pension, Zerrüttung des Erwerbes und Geschäftes oder vielleicht eine heimlich an der Gesundheit zehrende Krankheit, das sind doch, wenn man den unmittelbaren Verlust des Lebens auch nicht in Anschlag bringen will, nicht gerade verlockende Perspektiven. Dagegen stellt sich der Krieg für einen nicht unbeträchtlichen Theil der höheren Klassen, aus denen die Offizierkorps sich ergänzen, doch in einem etwas anderen Lichte da. Wenn der Einzelne auch ebenso wie der Mann der unteren Klassen Leben und Gesundheit einzusetzen hat, so sind die Gewinne hier doch ganz andere: ruhmreiche Auszeichnungen kommen auf den Offizier in ganz anderer Weise als auf den Gemeinen, und Allen winkt eine glänzende Beförderung im Dienste, einzelnen Wenigen vielleicht beispiellose Ehren, Dotationen u. s. w. Dazu kommt, daß die Verschiebung der Vermögensverhältnisse, wie solche ein Krieg mit sich bringt, in der Regel sich auf Kosten der weniger Bemittelten vollzieht. Es war das so auch nach dem Kriege von 1870/71 zu bemerken: Lieferanten und Spekulanten erwarben Millionen, während die Preise z. B. der Wohnungsmiethen zu ungeahnter Höhe getrieben wurden.

Es soll nun gewiß nicht behauptet werden, daß die oberen besitzenden Volksklassen eben wegen ihres Besitzes und etwa wegen ihrer Bildung mehr der Führung von Kriegen zuneigen. Aber in einer übermäßigen Verstärkung des technisch-militärischen Elements, welches in der Kriegskunst seinen Lebensberuf findet, kann eine Gefahr für den Frieden erblickt werden. Das Avancement stockt im langdauernden Frieden, und frühzeitige Pensionirungen, welche für die Bleibenden eine bessere Beförderung ermöglichen, überlasten den Staat mit Pensionen, während sie andererseits in weiten Kreisen doch Unzufriedenheit erregen. Auch kann die Kriegskunst in voller Wahrheit doch nur im

*) Dieser Widerspruch ist durch die Annahme des Amendements der deutschen Delegirten vermieden

Kriege erprobt werden; der Sieg im Manöver verbürgt noch keineswegs den Sieg im ernsten Gefecht. So ist der Wunsch der Berufssoldaten, in einem Kriege ihren Werth zu zeigen, keineswegs ein völlig unnatürlicher, und die Entstehung einer einflußreichen militärischen Kriegspartei gegebenen Falls wenigstens möglich. Je mehr die Zahl der Berufsmilitärs zunimmt, und je mehr die Anschauungen der Berufsmilitärs auch für diejenigen maßgebend werden, welche nur zeitweilig ihrer allgemeinen Wehrpflicht genügen, um so mehr werden auch weitere Kreise in die speziell militärischen Interessen verflochten, und oft ist schon gesagt worden, daß die immer steigenden Lasten der Militärbudgets, die immer weitergehende persönliche Belastung mit der Heerdienstpflicht vielleicht nur den Ausweg lassen können, diesem Zustande durch einen Krieg ein Ende zu machen. Dazu kommt, daß die beständige Kriegsbereitschaft, die Möglichkeit in wenigen Tagen große Armeen feldbereit zu machen, bei Streitigkeiten und nationalen Aufregungen weit leichter Kriege veranlassen wird, als dies bei längere Zeit fordernder Vorbereitung zum Kriege der Fall sein würde: man bedient sich eher eines geladenen Revolvers, den man in der Tasche trägt, als einer Büchse, die man erst holen und laden muß.*) Es ist also wenigstens nicht vollkommen wahr, daß die Entwicklung, welche die Militärtechnik in neuester Zeit angenommen hat, den Frieden ganz besonders sichere. Freilich wird voraussichtlich das Elend, welches der Krieg künftig mit sich bringen wird, wegen der Massen, die nun einander gegenüber stehen werden, ganz ungeheuere Dimensionen annehmen und deshalb die Scheu und Verantwortlichkeit einen Krieg zu veranlassen, eine immer größere werden. Aber dieses Gefühl der Verantwortlichkeit ist nicht das einzig maßgebende. Es könnte anderen Faktoren gegenüber, die wir vorhin erwähnten, doch als minder mächtig sich erweisen.

Wie in einem früheren Artikel der „Nation“ ausgeführt wurde, ist z. B. das Vertrauen wesentlich nur auf Zahl und technische Einübung der Mannschaften, nicht aber auf das gute Recht und die Begeisterung des Volkes, eine besonders wirksame Ermuthigung für diejenigen, welche den Frieden stören wollen und im gegebenen Zeitpunkte der Meinung sind, daß sie an Zahl und Technik anderen überlegen seien.

Bündnißverträge zur Aufrechterhaltung des Friedens können endlich zu gewissen Zeiten erhebliche Dienste leisten. Sie haben gewissermaßen die Wirkung von künstlichen Klammern und Nägeln, während gemeinsame Kulturarbeit und innerlich gesunde Zustände der einzelnen Staaten mit der Kraft der Attraktion verglichen werden können. Es scheint dem Obigen zufolge überflüssig, näher darzulegen, daß es auch eine Politik gibt, welche man mit der Aufspeicherung internationaler Sprengmittel vergleichen könnte, und überflüssig auseinander zu setzen, worin diese Sprengmittel, welche zunächst im Innern der einzelnen Staaten sich geltend machen, bestehen. Jene Klammern der Bündnißverträge würden im Laufe der Zeit gegenüber den Sprengmitteln sich als ohnmächtig erweisen.

Es ist unumwunden im Vorstehenden der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß internationale Schiedsgerichte so wenig wie Bündnißverträge die weitaus vorzüglichsten Stützen des Friedens seien, so wichtige Dienste sie auch in einzelnen Fällen zu leisten vermögen. Damit ist aber sehr wohl vereinbar die Ansicht, daß internationale parlamentarische Zusammenkünfte für die Aufrechterhaltung des Friedens sehr nützlich sein können. Schon die gegenseitige persönliche Bekanntschaft wird den Sinn für Mäßigung und Gerechtigkeit fördern, und voraussichtlich werden auch noch andere wichtige und für den Frieden förderliche Dinge, als eben die internationalen Schiedsgerichte in den Kreis der Berathungen der internationalen parlamentarischen Konferenzen gezogen werden. So könnten sie zu einem wichtigen Komplemente der Diplomatie heranwachsen.

L. v. Bar.

*) J. Hubbard. North American Review, Juliheft 1890, S. 128.

Natürliche und künstliche Preissteigerungen.

Der Preis einer Waare sinkt auf natürliche Weise, wenn die Produktionsbedingungen sich verbessern oder wenn der Begehr nach dieser Waare geringer wird; er steigt auf natürliche Weise, wenn der Konsum wächst oder wenn die Produktionsbedingungen sich verschlechtern. Die wirthschaftliche Kultur hat die Tendenz, eine fortwährende Verbesserung der Produktionsbedingungen — durch stärkere Ausnutzung der Naturkräfte, durch Erhöhung der Produktivität der menschlichen Arbeitskraft, durch Vervollkommnung der Verkehrsmittel u. s. w. — herbeizuführen, d. h. die, an einem konstanten Werthmesser, gemessenen Preise aller Verbrauchsartikel zum Sinken zu bringen. Das ist eine gesunde Entwicklung; darin kommt der Fortschritt der wirthschaftlichen Civilisation vornehmlich zum Ausdruck. Jede Verbilligung einer Waare aber reizt zum verstärkten Verbrauch an, erhöht also die Nachfrage und schafft so, indem sie die Produktion erweitert, zugleich ein natürliches Gegenwicht gegen einen allzu starken Preisfall. Der erhöhte Konsum dient gewissermaßen als Hemmschuh auf der geneigten Preisbahn und sorgt dafür, daß Produktion und Konsum im gesunden Verhältniß bleiben und nicht etwa durch einen jähen Absturz der Preise eine Katastrophe herbeigeführt wird. Jede vernünftige Wirthschaftspolitik sollte deshalb in erster Linie darauf bedacht sein, die natürliche Konsumentwicklung nicht zu hindern.

Aber der Unverstand der Gesetzgeber und der kurzsichtige Eigennutz jener, die ohne eigene Arbeit rasch reich werden möchten, versündigen sich stets aufs Neue an diesem Grundprinzip einer rationellen Volkswirthschaft, indem sie künstlich eine Steigerung der Preise der produzirten Waaren herbeizuführen suchen. Auch so erzielt man eine Steigerung der Produktion. Aber dieselbe ist nicht von dem Korrektiv der Erweiterung des Konsums begleitet. In Folge davon tritt regelmäßig nach einiger Zeit eine Stauung im ganzen Produktionsprozeß ein und ein plötzlicher Preisfall, ein wirthschaftlicher Krach mit Bankerotten und Selbstmorden ist das Ende vom Liede und — der Beginn der Gesundung. Man sollte meinen, die Welt hätte allmählich — nach so viel warnenden Exempeln — klug werden müssen. Statt dessen wird der alte Unfug in neuen Formen immer wieder lebendig; nur die Dimensionen scheinen größer zu werden. Der bescheidene Kornwucher früherer Zeiten, der es darauf ablegte, eine lokale Theuerung durch Einsperren rechtzeitig aufgekaufter Vorräthe herbeizuführen, hat sich nur noch in den Vorstellungen kleiner Leute erhalten. Die Wirklichkeit arbeitet mit weltumspannenden Kombinationen, mit Baumwollcornern und Kupferringen, bei denen hundert Millionen gewonnen und — was glücklicherweise häufiger ist — verloren werden können, und mit Produktionskartellen, deren hohe wirthschaftliche Moral zu entdecken einem deutschen Professor der Volkswirthschaft vorbehalten blieb. Die Ehrenrettung war ungefähr so überzeugend, wie die des ehrenwerthen Sir John Falstaff: „Wenn der Mann zur Ausschweifung neigen sollte, so täuscht er sich, denn ich sehe Tugend in seinen Blicken.“ Aber was wollen diese individuellen Sünden bedeuten gegen das, was der kollektive Unverstand der Völker anrichtet, indem er darüber aus ist, die künstlichen Preissteigerungen in ein gesetzliches System zu bringen. Nichts anderes ist ja die Schutzzöllnerei. Der Protektionismus will künstliche Preiskonjunkturen schaffen, Preissteigerungen, welche nicht von der erhöhten Nachfrage bedingt sind, welche vielmehr die relative Minderung der Nachfrage erst hervorrufen, während gleichzeitig die künstliche Preissteigerung die Produktion zu erhöhen geeignet ist. Es gibt kein sichereres Mittel, um Weltkrisen herbeizuführen; oder, um mich vorsichtiger auszudrücken, es gab bisher kein sichereres Mittel. Inzwischen hat die neue Welt auch auf diesem Gebiete noch etwas Großartigeres zu verwirklichen begonnen. Ich denke dabei an die wirthschaftliche Verwirrung, welche im Gefolge des jüngsten amerikanischen Silbergesetzes bereits eingetreten ist und

in noch ganz anderem Maße in der Zukunft eintreten wird. Der Kern dieser wunderbaren Frucht vom Baume der Gesetzgebung ist folgendermaßen zu charakterisiren: Ein großes Reich kauft jedes Jahr 54 Millionen Unzen einer Waare, die es schlechterdings nicht braucht, die es in große Gewölbe einsperren und Nacht und Tag bewachen lassen muß. Daß die Waare gerade Silber heißt, ist eigentlich ziemlich gleichgültig. Denn der Hauptgrund der Maßregel ist in der Absicht zu suchen, denjenigen, welche jene Waare in den Vereinigten Staaten hervorbringen, einen besseren Preis für ihr Produkt zu sichern. Dies Experiment aber könnte mit jeder anderen Waare — mit Baumwolle, Kupfer, wollenen Unterjacken — genau so gut gemacht werden. Der Erfolg der Preissteigerung muß stets eintreten, wenn Jemand in riesigen Quantitäten Waaren kauft, die er nicht brauchen kann. Natürlich ist nur ein Staat in der Lage, das systematisch zu thun; ein einzelnes Individuum, das etwas ähnliches versuchte, würde sofort ins Irrenhaus geschafft werden. — Die Bundesregierung der Vereinigten Staaten bezahlt das unnütze Silber, von dem sie jetzt gesetzlich gezwungen ist jährlich für etwa 125 Millionen Mark mehr, als bisher schon, anzukaufen, übrigens nicht mit Gold oder anderen Waaren, sondern mit Papier. Bei dem Reichthum und dem entsprechenden Kredit der Union würde dieses Papiergeld bis auf weiteres seinen vollen Nennwerth im Verkehr auch dann behaupten, wenn keine Silberdeckung dahinter stände. Man hätte das Silber also ruhig in der Erde lassen können, anstatt es mühsam herauszuholen, zu schmelzen und dann in Regierungsgewölben einzusargen, wenn man nur die Masse der Geldzirkulationsmittel erhöhen wollte. Mit der „Vermehrung des Geldes" köderte man nämlich den amerikanischen Farmer, dem man weismachte, sein Korn werde um so höher im Preise steigen, je mehr Geld geschaffen werde. Die Entwickelung der Dinge leistet dieser Täuschung einstweilen Vorschub. Nachdem unter dem Einflusse der auf die amerikanische Silberbill gestützten internationalen Spekulation Silber um etwa 20 pCt. im Preise gestiegen ist, haben in jenen Ländern, die als Hauptkonkurrenten im Export von Agrikulturprodukten neben den Vereinigten Staaten in Betracht kommen — in Rußland, Indien, Oesterreich-Ungarn — Preisveränderungen stattgefunden, welche den Weltmarktspreis speziell von Getreide erheblich in die Höhe gebracht haben. Die betreffenden Länder sind Länder mit Silber- oder mit Papierwährung, welche auf Silber basirt ist. Die Steigerung des Silberpreises von 20 pCt mußte deshalb das Werthverhältniß von Silber und auf Silber basirtem Gelde zu anderen Waaren zunächst verschieben; oder, mit anderen Worten: Wer in Indien, Oesterreich-Ungarn oder Rußland z. B. Getreide kaufen will, der hat für das inländische Geld, das er dazu in jenen Ländern verwenden muß, heute erheblich mehr in Goldgeld — dem Gelde des Weltmarkts — zu bezahlen, als in der Zeit kurz bevor die amerikanische Silberbill in Sicht kam; natürlich abgesehen von allen sonstigen Preisbeeinflussungen.

Der Impuls, der damit auf die Preisbildung einiger der wichtigsten Weltmarktsartikel ausgeübt ist, hat einen durchaus künstlichen Charakter und gerade daraus muß für die ganze Weltwirthschaft in absehbarer Zeit eine sehr bedenkliche Lage entstehen. Um das künstlich gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, werden zwei Tendenzen an der Arbeit sein. In den Silberwährungsländern werden nach und nach die Preise aller Waaren bestrebt sein, wieder in das natürliche Verhältniß zur inländischen Währung zurückzukehren, d. h. für das künstlich in seiner Kaufkraft erhöhte Geld wird man — nach einer Uebergangsperiode — auch entsprechend mehr Waaren kaufen können. Der Weltmarktspreis würde also wieder sinken.

Andererseits muß der künstlich gesteigerte Silberpreis fallen, sobald die Ursache der Preissteigerung, der Ankauf großer Quantitäten unnützen Silbers durch die Vereinigten Staaten, fortfällt oder unter der Wirkung der künstlichen Preissteigerung die Produktion von Silber zunimmt. Wahrscheinlich tritt zunächst das Letztere ein. Nach Mr. Leech (Direktor der United States Mint) ist die Silberproduktion der Erde vom Jahre 1873 bis zum Jahre 1889 von rund 63 Millionen Unzen gestiegen auf rund 126 Millionen Unzen, hat sich also genau verdoppelt. Mag man dieser Berechnung nun mehr oder weniger Richtigkeit zuschreiben, fest steht, daß in einer Periode beständiger Silberentwerthung trotzdem die Produktion dieses Metalls sich wesentlich vermehrt hat. Der Schluß ist darnach ein zwingender, daß bei den jetzt künstlich geschaffenen höheren Silberpreisen die Produktionsvermehrung eine noch weit stärkere sein werde. Paul Leroy-Beaulieu hat im „Economiste Français" die Vermuthung aufgestellt, daß die Produktion von Silber sehr bald auf 150—180 Millionen Unzen gestiegen sein wird. Auch bei dieser Berechnung mag man über die Genauigkeit der Zahlen streiten, aber die Thatsache, daß eine Produktionsvermehrung eintreten wird, kann verständiger Weise nicht bezweifelt werden. Diese Thatsache aber wird nach einiger Zeit — und da die Spekulation derartige Ergebnisse schon lange im Voraus zu diskontiren pflegt, m. E. bereits in verhältnißmäßig kurzer Zeit — den Silberpreis trotz der amerikanischen Silbergesetzgebung wieder herabdrücken, und dann wird voraussichtlich auch der Moment gekommen sein, wo die Langmuth der amerikanischen Steuerzahler erschöpft ist. Das Silberankaufsgesetz wird dann außer Kraft gesetzt werden und das Silber wird einen nie geahnten Preisfall erleben.

Daß diese Entwicklung eintreten und dann eine Weltkrisis schwerer Art im Gefolge haben wird, ist meines Erachtens so sicher wie das Amen in der Kirche. Ungewiß ist nur der Zeitpunkt des Ausbruchs und die Intensität dieser Krise. Je früher sie eintritt, um so weniger verderblich wird sie sein.

Th. Barth.

Finnische Rück- und Vorblicke.

II.

Nachdem sie sechshundertundfünfzig Jahre in gleichberechtigter Brüderlichkeit vereint gewesen, empfanden Schweden und Finnland ihre Trennung tief. Schweden, ein starkes Drittel seiner Unterthanen verlierend und den Gegner bis auf wenige Meilen an die Hauptstadt heranlassend, sank, wie Napoleon vorausgesagt, zu einem Schatten seines früheren Selbst herab.*) Finnland, die Verbindung mit dem Lande aufhebend, das ihm seine ganze geschätzte materielle und moralische Kultur gebracht, fühlte sich zuerst wie ein Strom, dem man seine Quelle abgegraben und der nicht weiß, ob ihn die Nebenflüsse, die sich allgemach angefunden, vor der Versandung bewahren werden. Wenn man sich auf beiden Seiten schließlich still in das Unvermeidliche fügte, so geschah es in Schweden im Gefühl der gänzlichen Erschöpfung, die dem Berserkerthum der vorhergehenden zweihundert Jahre gefolgt war, in Finnland in der garantirten Aussicht, die russischen Invasionen endlich einmal abgeschlossen und dabei die alten Institutionen nicht einmal verloren zu haben. Doch riß sich die Empfindung der beiden Länder nicht von einander los: die Verbindung war eine zu achtbare gewesen, um nicht einen gerechten Stolz auf die Vergangenheit und gute Gesinnungen für die Zukunft zu hinterlassen.

Der Respektabilität und Kraft der eingewurzelten schwedischen Gesittung kamen entgegengesetzte Züge der russischen Verhältnisse zu Hilfe, um die Finnen in ihrem alten Wesen festzuhalten. An der Thür der russischen Leibeigenschaft und Libertenhierarchie als freier selbstverwaltender Bürger lebend, hatte der Finne, schon ehe sich der Zar zu

*) Briefe an Alexander I. vom 28. Februar 1811: Je consentais que Votre Majesté gardât la Finlande, qui fait le tiers de la Suède et qui est une province si importante pour Votre Majesté, qu'on peut dire, que depuis cette réunion il n'ya pas de la Suède, puisque Stockholm est aux avant-postes du royaume.

seinem Großfürsten machte, das Russenthum in begreiflicher Abneigung gehalten. Wenn sich der Russe der höheren Stände, als er elegant wurde, nach einem bekannten Dekret der Kaiserin Katharina für die finnische sittliche Geringschätzung dadurch rächte, daß er seinerseits den bäurischen Finnen „abominirte“, so fiel es dem Finnen, als der Russe nun persönlich ins Land kam, um so schwerer, für diese affichirte Taxirung seines Wesens eine erkennbare Berechtigung im Moskowiterthum zu entdecken. Im Gegentheil, was er an den paar Tausend russischen Handwerkern und Kaufleuten allmählich in seine Gesellschaft bekam, zeigte sich so wenig superior und schien sich seiner relativen Stellung auch so innig bewußt zu sein, daß es, von der russischen Amtsansicht völlig abweichend, nichts eiligeres zu thun zu haben pflegte, als sich und seine Kinder zu finnoschwedisiren. Ganz wie in Polen sendete auch in Finnland der russische Beamte und Offizier nur obligaterweise seine Kinder in die russischen Schulen. Der russische Kaufmann dachte nicht daran, seine Söhne russisch zu erziehen, sondern war froh, sie an den würdigen und vornehmen Eigenthümlichkeiten der anderen Rasse theilnehmen zu lassen. In so markirtem Grade war dies der Fall, daß, als sich allmählich neben der alteingeführten schwedischen eine finnische Schriftsprache zu entwickeln begann, die eingewanderten selbstständigen russichen Privatleute die Diskussion der Neuerung mit lebhaften, und zwar mit ausschließlich schwedischen Sympathien begleiteten, obschon die russische Regierung auf der anderen Seite stand.

Die finnische Schriftsprache ist erst im letzten Menschenalter zu einiger Bedeutung gelangt. Ursprünglich auf Gebetbücher beschränkt, nachher in Volksliedern und linguistischen Arbeiten erscheinend, wurde sie, wie so manche andere ungedruckte Mundart, von der napoleanischen Belebung des Nationalitätsprinzips in den fünfziger Jahren berührt. Die studirende Jugend zumal, die bei dem nicht eben häufigen, aber dennoch längst ermöglichten Uebergang finnischer Elemente in die gebildeten Klassen theilweise finnisch verstand, sah in der Weiterbildung des einheimischen Idioms eine schöne litterarische und ideale Bestrebung. Daraufhin konnten Bauern und Geistliche, beide unabhängig gestellt und an der Selbstverwaltung theilnehmend, nicht umhin, die poetische Aspiration in die Prosa ihres täglichen Lebens zu übersetzen und finnische Volksschulen zu verlangen, sintemal das Finnische, das die Herren Studenten so preiswürdig fanden, doch die Sprache von 84 Proz. der Landesbewohner sei. Die gebildeten Klassen der Städter und des Adels, in denen sich das Schwedenthum sammelte, widerstanden zwar zuerst, gaben aber schließlich nach und machten die geforderte Konzession. Einerseits lag es in den freien Institutionen des Landes, eine solche Forderung, wenn sie ernstlich erhoben wurde, zu gewähren. Andererseits wünschte man der Regierung auch fernerhin eine einheitliche Front zu bieten. Man glaubte das gerade in gegenwärtiger Zeit um so mehr thun zu müssen, als die Regierung, d. h. die russische Oberregierung, die Nationalität der Mehrheit ihrer Unterthanen im Geschmack des Zeitalters zum Vorwand ihres Interesses machend, die Denationalisirung ihrer nichtrussischen Dependenzen kürzlich con amore begonnen hatte und sie ja leicht einmal über den Golf von Kur- nach Finnland übertragen konnte. Mit anderen Worten, nach achtzigjähriger Duldung traute der Schwedofinne dem Frieden so wenig, daß man der in der Nachbarschaft immer hitziger auftretenden Russificirung nur entgehen zu können meinte, wenn man sich einer allmählichen Finnisirung ergab. Auch wenn es nicht ganz gelingen sollte, dachte man mindestens seine meisten selbständigen Gerechtsame zu behalten, indem man der Regierung die von ihr gewünschte und eifrig geförderte Gefälligkeit erwies, sich vom Schwedenthum wirksamer abzuwenden. So willigte man denn seit einigen Jahren ein, außer den ambulanten finnischen Lehrern 430 finnische Volksschulen neben 150 schwedischen zu haben und allen Beamten die Kenntniß beider Sprachen zur Pflicht zu machen. Dadurch mußte das Finnische auch in den höheren Schulen gelehrt werden, obschon sie sonst schwedisch blieben und bleiben. Bedenkt man, daß noch vor 80 Jahren kein gebildeter Finne finnisch zu sprechen wünschte, daß das finnische Wörterbuch für seine plötzlichen Kulturzwecke erst künstlich umgeschaffen zu werden hatte, und daß die finnische Litteratur, auch soweit sie nunmehr finnisch geschrieben wird, nur eine Uebersetzung aus dem Schwedischen ist, so ergibt sich, wie rasch die beginnende Trennung vom Schwedischen und damit von den Kulturidiomen der Welt den Finnen durch die Furcht vor den despotischen Gelüsten ihrer Oberregierung aufgezwungen worden ist.

Und nun hat ihnen alles nichts geholfen und das kaiserlich russische Rad ist dennoch auf einmal über die Finnen beider Rassen hinweggegangen. Nachdem die Verfassung der baltischen Provinzen aufgehoben und das dortige uralte anständige deutsche Gemeinwesen in die bekannten asiatischen Formen umgebrochen worden war, hat sich die Autokratie gemüßigt gesehen, die Existenz der finnischen Konstitution zu vergessen und die Schulen des sogenannten Großfürstenthums mit einem Schlage zu russificiren. Ebenso ist die finnische Post aufgehoben und durch russische Einrichtungen und theilweise russische Beamte ersetzt worden. Desgleichen ist die bisher wenig fühlbare Censur dergestalt angestrafft worden, daß die Besprechung der genannten Maßregeln verboten, einige ungehorsame Blätter bestraft und andere mit Unterdrückung bedroht sind. Fernerhin ist die Amalgamirung des Zoll- und Münzwesens beschlossen, die durch Aufhebung der russischen Zollgrenze der finnischen Fabrikation möglicherweise zu gute kämen, durch Einführung der Assignatenwirthschaft aber das sparsame Finnland der russischen Finanzmisère aussetzen und überdies die gesammte finanzielle Einverleibung nur noch zu einer Frage der Zeit und Zweckmäßigkeit machen wird. Und was bedeutet dies allein bei den bisherigen mäßigen Abgaben der Einwohner und den vornehmen hohen Gehalten der Beamten, bis auf den unbedeutendsten Prediger herab? Was bei den 1250 Quadratmeilen Domänenwald, die bisher dem Budget zu gute kamen und dasselbe leicht balancirten? Was bei einer Einfuhr von 140 000 000 M., deren dritter Theil durch exportirte Roh- und Industrieprodukte jener Waldungen bezahlt wurden! Der Gedanke, diese Waldungen, ohne welche das Land nicht leben kann und in denen die Fichte 60 Jahre braucht, ehe sie schlagbar wird, dem Beil des russischen Budgets und Tschinownickthums überantwortet zu sehen, ist ein überwältigender. Daß der Selbstverwaltung und eigenen Justiz unter diesen Umständen ein kurländisches Schicksal bestimmt ist, liegt auf der Hand: Finis Finlandiae.

Wenn die Autokratie somit ohne den geringsten Anlaß zur Verzweiflung der finnischen Loyalität die letzte Freiheit in ihrem Bereich ex abrupto vernichtet, so muß die Neigung zur unbeschränkten Gewalt zu unwiderstehlich geworden sein, um die günstige Gelegenheit, welche die Gegenwart zu bieten scheint, unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Es ist ja wahr, daß in einer Zeit, in welcher Deutschland den Untergang des Deutschthums in den baltischen Ländern des alten heiligen römischen Reichs ertragen zu müssen glaubt, Schweden nicht in der Lage sein kann zu protestiren — hat doch der Schwedenkönig vor der letzten Reise des deutschen Kaisers Veranlassung genommen, einem Berichterstatter der Kölnischen Zeitung gegenüber jede Möglichkeit einer antirussischen Allianz zu bezweifeln. Es ist ferner wahr, daß sämmtliche Neuerungen der russischen Regierung, ob sie sich nun gegen Deutsche, Schweden, Finnen oder polnische Juden richten, in diesem Augenblick von 6 000 000 freiheitsdurstiger französischer Bayonette gedeckt werden. Und es ist schließlich vom Petersburger Lackstiefelstandpunkt aus auch nicht ganz zu verachten, daß was die Gewalt ersann, gerade jetzt vom Chauvinismus als national proklamirt und mit einem Mäntelchen behängt werden mag. So hat man die Sache denn munter in Gang gesetzt.

Um sich den Eindruck dieser Maßnahmen auf die Schwedofinnen vorzustellen, vergegenwärtige man sich, daß sie gegen 2 000 000 Menschen gerichtet sind, welche sich seit siebenhundert Jahren altgermanischer Freiheit und Selbstverwaltung ununterbrochen erfreuten und in beiden Rassen, wie in

der Mischung derselben, nachhaltige Kraft ihre wesentlichste Eigenschaft nennen. Der Schwedofinne wird sich nicht rasch insurgiren lassen, wie der Pole, aber sich das Bewußtsein der Vergewaltigung und den Entschluß zu dem Seinigen zu gelangen, desto länger, sicherer und, was wesentlich ist, desto allgemeiner erhalten. In Finnland tritt der russische Polizist nicht, wie ursprünglich in Polen, einem in Herren und Sklaven getheilten Volk, oder, wie in den baltischen Provinzen, einem in Deutsche und nur allmählich emanzipirte Fremde gesonderten Ganzen entgegen; hier trifft er auf ein in Freiheit und Nationalität allezeit gleich gehaltenes Gemeinwesen, das nur eine Meinung und ein Interesse bei diesen Vorgängen und ihrer weiteren Entwicklung haben kann. Hier trifft er auf einen Staat, in dem die Verbindung des Finnen und Germanen ein ebenso freies und selbständiges Gemeinwesen erzeugt hat, als die Mischung des Finnen und Slaven im Großrussen das entgegengesetzte Resultat lieferte. Ad utrumque paratus, wird der Finnoschwede zusehen und kann abwarten.

Es erübrigt die Wirkung der russischen Maßnahmen auf die Stimmung der skandinavischen Nachbarvölker zu beachten. Die dänische öffentliche Meinung zerfällt seit der mißlungenen Annexion von Schleswig-Holstein bekanntlich in zwei ungleiche Hälften, deren eine von Kopenhagen und einigen größeren Städten, deren andere vom ganzen Rest des Landes gemacht wird. Die Kopenhagener Meinung, welche den mißlungenen Anschlag nicht verwinden kann, stellt sich in den Dienst der Regierung, die sich ihrerseits in russische Dienste begeben hat, im Interesse des Zaren und Franzosen Kopenhagen befestigt, die Armee vermehrt und den Dritten in dem ungeschriebenen Bunde Paris-Petersburg-Kopenhagen zu spielen liebt; die Meinung des ganzen dänischen Landes mißbilligt durch die sehr überwiegende Mehrheit der zweiten Kammer diese bedenkliche Haltung, verlangt Frieden mit Deutschland, verweigert die durch die Kriegspolitik verursachten Ausgaben und zwingt die Regierung, dieselben unvotirt und unkonstitutionell zu machen. Die dänische Regierungspresse hat denn auch die Vergewaltigung Finnlands, das doch ein skandinavisches Bruderland ist, nicht allein ruhig hingenommen, sondern auch die schwedische und norwegische Presse für deren entgegengesetzte Haltung keck zu tadeln gewagt. Ja, sie hat diese Gelegenheit benützt, um den warmen Empfang des deutschen Kaisers an der norwegischen Küste zu rügen und dadurch die norwegische und schwedische Presse zu merkwürdigen Aeußerungen über die politischen Gründe dieser Aufnahme veranlaßt. Dem Kopenhagener regierungschauvinistischen „Dagbladet“ antwortend hat sich z. B. „Morgenposten“, das bedeutendste Blatt Christianias, hierbei in folgenden freimüthigen und ungemein lehrreichen Sarkasmen ergangen:

„Wenn wir für den deutschen Kaiser Hurrah rufen, so daß es bis Kopenhagen hinunter donnert, — ja, so ist das wirklich unverschämt. Wir vergessen ja ganz, daß wir 400 Jahre mit Dänemark vereinigt waren, daß dieser Zeitraum in unserer Geschichte so manches Zeugniß von Dänemarks Liebe zu den Norwegern gegeben hat und daß ja alle Veranlassung da war — als Kaiser Wilhelm seinen Fuß auf norwegischen Boden setzte — den dänischen Nationalgesang anzustimmen: „König Christian stand am hohen Mast.“ Aber apropos, — es sieht ja wohl etwas eigen aus in Finnland in diesen Tagen — sollte Rußland noch weiter — —? Nein, natürlich durchaus nicht. Aber wenn Finnland gleichwohl eines Tages noch mehr russisch, noch mehr Provinz wird, wie wollen die guten Dänen sich dann dem russischen Kaiser gegenüberstellen? Wir rechnen ja die Finnen mit zu den skandinavischen Brüdern, sie bilden ein Glied in der Einheit des Nordens u. s. w. — aber wenn sich die Ereignisse dahin entwickeln sollten, daß die Finnen gezwungen werden, sich noch tiefer unter die Uebermacht zu beugen, was dann? Könnte das dänische Volk da noch irgendwie Jubelfeste für den russischen Kaiser halten, müßte nicht vielmehr das skandinavische Interesse gebieten, daß ein etwas gespanntes Verhältniß zwischen dem russischen Kaiser und dem dänischen Könige einträte? Ich war vor einigen Jahren in Kopenhagen, als der Kaiser von Rußland sich dort aufhielt, und glaube, daß eine so enthusiastische Kaiser-Begrüßung schwerlich je wieder ihres gleichen finden wird. Bei Kaiser Wilhelms Ankunft in Christiania werden wir Norweger uns höchst trocken und gleichgültig ausgenommen haben im Vergleich zu dem geradezu wahnwitzigen Jubel, den die guten Kopenhagener bei jener Gelegenheit entwickelten. Dennoch sollen nun Norweger und Schweden sich aus blaßem bösen Willen dahin geeinigt haben, die braven Kopenhagener lächerlich zu machen. Man könnte vielleicht versucht werden, es zu thun. Aber du lieber Herrgott, wenn die Dänen sich an ihrem Kaiser freuen, so können sie wohl immerhin dulden, daß wir den unseren haben.“

Worauf das Kopenhagener „Dagbladet“ erwiderte, es ließe sich nicht leugnen, daß Norwegen und Schweden in Rußland ihren Feind erblickten und darum auch gegen Dänemark, in welchem sie den Alliirten Rußlands sähen, eine fast feindliche Stimmung hegten. Allerdings leugnet „Dagbladet“ die russische Allianz. Sie wird schwerlich zu Papier gebracht sein, obschon sich die ganze dänische Politik in ihrer Richtung bewegt und der schleswig-holsteinische Herzog, welcher sich von seiner ganzen großen Familie allein dazu bereit finden ließ, sich zum Zweck der Danisirung Schleswig-Holsteins vom Ausland zum König von Dänemark machen zu lassen, dabei ein recht gewagtes Spiel unternommen hat. Das letzte Mal als Dänemark für Frankreich gegen Schweden eintrat, verlor es Norwegen: weiß es noch immer nicht, wie es den irdenen Töpfen im Streit der eisernen geht?

Im Jahre 1838, als die Lage Finnlands in der schwedischen Presse vielfach erörtert wurde, sagte E. G. Geijer, der berühmte Kritiker und Historiker, im Stockholmer Litteraturblatt: „Wendet sich Rußland offensiv gegen Europa, so wird es sich auch gegen Schweden wenden, das von Alters her mit dem wirklichen Fortschritt befreundet ist. Der Schwede ist nicht geschaffen für die Größe oder die Unbedeutendheit, die nur Befehl und Gehorsam kennt. Unter der Herrschaft gemeinsamen gegenseitigen Rechtes ist er erzogen. Er würde sein Vaterland nicht überleben können, sollte es das Schicksal desselben sein, unter russisches Joch zu fallen. . . . Es naht die Zeit, in welcher Prinzipien die Politik bestimmen. Besitzen wir auch nicht mehr eine Spanne Landes von Deutschlands Boden, der unser bestes Blut getrunken hat, so besitzen wir und sein Volk doch so theuer errungene gemeinschaftliche Grundsätze, daß seine und unsere Schicksale und die der europäischen Gesittung im engsten Zusammenhang stehen. Wenn uns eine Zukunft bescheert ist, haben wir für unsere Hoffnungen weder nach dem Osten noch nach dem Westen zu blicken.“ Die Gesinnung, welche vor fünfzig Jahren diese patriotischen Zeilen eingab, ist, wie wir gesehen, unter dem Druck der finnischen Ereignisse in Schweden und Norwegen so gegen Rußland wie für uns wieder erwacht. Gott sei Dank!

Herman Remmer.

Buddhismus.

Diesen Frühling lief ganz Paris nach der Sorbonne, die buddhistischen Vorträge Léon de Rosny's zu hören, über die heiligen Gesetze des Sakya-Muni. Gelehrte und Weltleute saßen in einträchtiger Andacht beisammen und in dem bunten Gemisch von berühmten und berüchtigten Namen war, wie vor dem Grand Prix, ein knisterndes Froufrou der jüngsten Sommermoden. Damals verlautete es in der großen Menge das erste Mal, daß Paris längst über die dreißigtausend Buddhisten zählte, und Rosny durfte die schlichte, aber wirksame Reklame wagen: Tous n'acceptent pas l'étiquette, mais la croyance est très repandue.

Dem neuen Glauben dient eine reiche Litteratur. Mit der magie pratique des Jules Lermina wird die Neugierde der Laien gekitzelt; dem einmal erweckten Eifer helfen die histoire des religions de l'Inde des L. de Millous und die histoire de la littérature hindoue Jean Lahor's, des Dichters der Illusion*), weiter. Den so bekehrten Proselyten erhalten dann die Aurore, eine Monatsschrift unter der Leitung der duchesse de Pomar, und der Lotus, eine theosophische Revue der comtesse d'Adhémar und der Madame Blavatsky.

In England zeigt sich die gleiche Erscheinung, der nämliche wachsende Anhang gerade in der Aristokratie der Geburt, der Bildung und der Lebensweise, der nämliche

*) Bei Lemerre.

fragende Zudrang der Laien, der nämliche opferbereite Glaubenseifer der neuen Apostel; die drei führenden Blätter sind: der Theosophist des H. S. Olcott, der Path des William Q. Judge und der Lucifer von Mabel Collins.

In längstens einem Jahre, glaube ich, werden wir die Bewegung auch in Deutschland haben. Einzelne Werbestellen sind schon errichtet, die rührigste unter dem agitatorischen Temperament Friedrich Eckstein's in Wien. Der Buddhismus wird voraussichtlich in die nächste Phase auch unserer geistigen Entwicklung mit Lärm und Streit sich einmischen: denn wenn es unsere Gewohnheit ist, uns immer hinter den Neuerungen der Kultur ein bischen zu verspäten, so ist es auch wieder unsere Gewohnheit, nachher durch verdoppelten Fanatismus die Versäumnisse wieder gut zu machen.

Man wird um die Frage nicht herum können, wie denn diese alte Botschaft vom Ganges plötzlich zu solchen europäischen Ehren kommen und wie es dem Königssohne aus dem Stamme der Sakyas gelingen konnte, nach der Eroberung von 740 Millionen morgenländischer Seelen in Tibet, Siam, Annam, China und Japan auch noch den Boulevard zu erobern, die Hochburg der abendländischen Kultur, zwischen Tortoni und der rue Drouot.

Man wird aber die rechte Antwort verfehlen, wenn man sie in dem Inhalte der buddhistischen Lehre sucht und die Bedeutung ihrer Elemente auf ihre Wirksamkeit prüft. Wer auch die Wahrheit des Buddhismus bewiese, der hätte sich darum dem Räthsel seiner letzten Erfolge noch nicht genähert. Wenn er wahr ist, dann ist er es doch schon seit so vielen tausend Jahren gewesen.

Man wird die Antwort vielmehr außerhalb seiner Argumente suchen: nicht in der Zwingkraft, Schlagfertigkeit und Unwiderstehlichkeit seiner Lehre, sondern in einer besonderen Prädisposition, Zuneigung und Empfänglichkeit seiner Schüler; vielleicht, ohne die Wahrheit oder auch nur eine Wahrheit zu sein, vermag er dem modernen Bedürfnisse bestimmter Kreise etwas zu bieten, was es einmal nicht entbehren will und sonst überall vergeblich verlangt hat.

Für diese Prädisposition sind viele Zeichen da.

Die drei großen Romane Paul Bourget's, „Mensonges“, „Le disciple“, „Un coeur de femme“ *), enden im Kirchlichen. Sie werben für kein Dogma; man kann nicht einmal sagen, daß sie religiösen Geistes sind. Aber in der Ergriffenheit der Stimmung, welche sie zuletzt hinterlassen, bleibt nichts mehr möglich, als nur sich mit flehenden Küssen an tröstende Priesterhand zu klammern und zu weinen, nichts als zu weinen immerfort, bis ins Verlöschen des Bewußtseins, und sich zu ertränken in Thränen.

Jean Richepin, der freche Sänger der „Chanson des Gueux“ und der wilden, cynischen „Blasphèmes“ und Maurice Bouchor, der zügellose Stürmer der „Chansons joyeuses“ und der „Contes parisiens“ spielen mit den schmächtigen Marionetten der rue Vivienne die Geschichte des Tobias, ein sanftes, gottesfürchtiges Mysterium. Sarah Bernhardt, die geniale Psychologin der verbrecherischen Liebe, verläßt die Theodoren, Feodoren und Cleopatren, um mit brünstiger Inbrunst den keuschen Gürtel der Magd von Domrémy zu nehmen, und erschauert von frommer Wollust unter dem Gewand der Mutter Gottes, in der Passion des Edmond d'Haraucourt, der einst die wüste „legende des sexes“ gewagt. Und hoch oben selbst im Herzen des fröhlichen Montmartre, wo sich um den schwarzen Kater alle Ausgelassenheit der Jugend schaart, da wallt jetzt — in Fragerolle's „Marche à l'Etoile“ — über diese zierliche Bühne der chinesischen Schatten, vor welcher sonst Kokotten errötheten, jeden Abend die leidende Menschheit, ein langer Chor von Hirten, Bettlern und Fischern, mit Hosiannah dem Sterne nach, zur Krippe, und über den Spöttern liegt Andacht.

Man findet die gleiche Note, aus zerknirschter Reue und einer irren, steuerlosen Sehnlucht wunderlich vermischt auch in der Malerei. Puvis de Chavanne, Cazin, Carrière haben den Wandel nach dem Schmachtenden, Zärtlichen und Schmerzlichen begonnen, in sanften, verwischten, erblassenden Tönen. Ihr Erfolg hat unter den Jungen eine wahre épidémie de langueur angerichtet, wie André Michel es neulich einmal nannte; es wird nur das Intime, Delikate und Leise aufgesucht und man streichelt sich an weichen und gebleichten Harmonien.

Man denke nun bloß noch an den Hypnotismus und Spiritismus. Man denke an die Heilsarmee. Man denke an die Kreutzersonate.

Es ist überall, wohin man auch horche, in der gegenwärtigen Kultur das nämliche Motiv. Anatole France hat es eine profonde tristesse epicurienne genannt, auprès delaquelle l'affliction du croyant semble presque de la joie. Und man könnte dieser ganzen Zeit den seufzenden Vers Verlaine's, des Meisters der Decadence, als Motto überschreiben:

> „C'est vers le Moyen-Age énorme et delicat
> Qu'il faudrait que mon coeur en panne naviguât,
> Loin de nos jours d'esprit charnel et de chair triste.“

Dieses ist die Stimmung, aus welcher die buddhistische Mode hervorgeht.

Es muß aber noch untersucht werden, ob diese Stimmung im Geiste wurzelt oder anderswo. Es könnte sein, daß die überlieferte Denkweise der neuen Lebensweise nicht mehr genügt — und daher diese bangende Sehnsucht nach dem Inconnu, welches dann nichts weiter als eine neue Anschauung von der Welt wäre, ein anderes philosophisches System, to sich die anderen verlebt haben. Ich glaube aber, Maurice Barrès verfehlt den Sinn der Zeit, wenn er ihn mit dieser Formel zu fassen hofft: Surtout nous avons repris goût aux regions mysterieuses. Il serait grand temps qu'un bon esprit nous fournit une nouvelle hypothèse explicative.

Ich glaube nicht, daß der Hang zum Mysticismus nur verkappte Neigung zu einer bloß einstweilen noch mythischen Welterklärung ist, die aus den Errungenschaften der Gelehrten erwachsen wird. Ich glaube auch nicht, daß es eine soif d'affirmations fortifiantes *) ist, den bedrängten Willen zum Guten zu kräftigen. Ich glaube nicht, daß es sich um ein unbefriedigtes Bedürfniß des Verstandes, welches jede nächste Neuerung der Wissenschaft heilen, oder um eine Hilfe der Moral handelt, welche die Erbauung aus alten Offenbarungen gewähren könnte.

Davon müßten doch auch, in neuen Trieben und Versuchen der Philosophie, in zuversichtlicheren Ansprüchen der Ethik, schon positive Zeichen sein, deren ich nirgends eine Spur entdeckte — es sei denn in Friedrich Nietzsche. Sondern es handelt sich um eine Bewegung vom Verstande weg, um eine Absage an das Rationalistische überhaupt, um Bruch mit allen Systemen. Und es handelt sich um eine Bewegung vom Willen weg, von diesem gequälten, ermüdeten und immer erfolglosen Willen, zu welchem alles Zutrauen schwindet. Nicht um die Erklärung der Geheimnisse aus verläßlichen Formeln, noch um ihren Gebrauch zu wirksamen Geboten, sondern um den Genuß gerade ihrer schwankenden wogenden und überschleierten Reize, nicht um ihre Erledigung durch den Verstand, noch um Befestigung des Willens in ihren sicheren Grundsätzen, sondern umgekehrt um Erledigung vom Verstande und vom Willen, durch sie ist es der Sehnsucht nach dem Buddhismus zu thun.

Das könnte nun eine Reaktion des Gefühles sein, wie damals jene des Rousseau gegen Voltaire und der stürmenden Dränger gegen die nüchterne Vernunft. Es könnte ein Ausbruch der aus rationalistischer Scham verhaltenen und von wissenschaftlichem Hochmuth bedrückten Empfindung sein, die mit dem dürren Materialismus nicht zu leben und den

*) Sämmtlich bei Lemerre.

*) Charles Lévêque in einem Aufsatze der Revue Bleue über Adolphe Franck.

in der menschlichen Natur nimmermehr auszusterben vermag. Es könnte eine laute Auferstehung der lange müßigen Herzen sein.

Ich kann auch dieses nicht glauben.

Ich gewahre nämlich nirgends mächtige und drängende Gefühle. Ich finde kein Pathos, keine Wertherei an unseren Menschen, sondern was aus ihren Seelen dringt, ist meist wie von einem herben Reif verdorrt und Spott ohne Theilnahme bildet vielmehr die Mode der Zeit. Und wenn man die Probe macht — die Ausschweifungen der Empfindung bei Rousseau, bei Lamennais, bei der George Sand kommen dem modernen Geschmack, wenn er nur sich ehrlich bekennt, einfach lächerlich, langweilig und ohne Verstand vor und die üppige Schwüle der romantischen Sentimentalität nennt er mit bereitem Spott gleich „übertrieben“.

Auch findet sich, wenn es wirklich bloß ein Paroxysmus des Gefühles wäre, kein rechter Grund vor, warum sie dann umständlich erst zu so exotischen Mitteln abschweifen und nicht lieber renig zur katholischen Lyrik zurückkehren, welche bei der Hand und durch viele Geschlechter bewährt ist. Ich wenigstens muß gestehen und jedesmal wenn ich der buddhistischen Botschaft horche,*) wird es mir deutlicher: gerade für die Wollust des Gefühles hat die katholische Mystik doch kräftigere Reize, sie ist an Empfindungen suggestiver. Und wenn ich mir schon ein sentimentales Fest geben will, dann vertraue ich mich noch immer der Nachfolge Christi am liebsten an, diesem schlichten und raffinirten Gebet des Thomas von Kempen.

Nein, ich glaube nicht, daß es diesen neuen Buddhisten um das „sentiment“ zu thun ist: es ist ihnen vielmehr um die „sensation“ zu thun. Die Gefühle überquellen nicht, aber es verschmachten die Sinne. Nicht aus den Herzen, sondern aus den Nerven kommt der Trieb zur Mystik.

Es ist das Charakteristische der letzten Phase in der modernen Entwicklung gewesen, die Virtuosen im Nervösen auszubilden und das ganze Leben in ein Spiel auf seinen Nerven zu verwandeln. Die verbreitete philosophie de l'universel néant, wie Bourget die infinita vanita del tutto des Leopardi ausdrückt, hat den Muth zur Vernunft, welche doch nur solche tödtliche Erkenntniß vermag, und den Muth zum Gefühle gelähmt, welches doch nur betrügt und betrogen wird — der Rest ist Jonglerie mit Sensationen: „Il faut sentir le plus possible en analysant le plus possible“ — „je veux accueillir tous les frissons de l'univers, je m'amuserai de tous mes nerfs“ — „l'important n'est pas d'avoir du bon sens, mais le plus d'élan possible“. Das wunderliche Buch des Maurice Barrès**) hätte sich niemals solchen Erfolg ertrotzt, wäre es nicht die Theorie einer lange zur Mode gediehenen Praxis.

Diese Mode des Geistes ist es, welche nothwendig am Ende dem Buddhismus verfällt: der Buddhismus ist die Religion der Decadence, weil er die Religion der Nerven ist.

Hermann Bahr.

Noch ein Wort über die Meininger.

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“, deshalb scheint die Mitwelt um so verschwenderischer ihm diese höchste aller Gaben zu verleihen. Ferne sei es von mir, einer Popularisirung des Lorbeers das Wort zu reden; strenge Gerechtigkeit ist auch gegenüber dem Mimen, der auf keine Würdigung später Geschlechter rechnen darf, eine unerläßliche Pflicht. Und so ist es gewiß nicht abzuweisen, wenn über das Herzoglich Sachsen-Meiningische Hoftheater, bei seiner nunmehrigen Umgestaltung, die verschiedensten Stimmen sich Gehör zu schaffen suchen, jetzt, wo das Plaidoyer noch nicht geschlossen ist, wo die Geschworenen ihr Urtheil noch nicht gesprochen haben

Vielleicht dürften dem Aufsatze über „Klassische und moderne Ausstattungsstücke“, von M. Kent, welchen diese Zeitschrift am 30. August veröffentlichte, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen sein, die das Künstlerprinzip der Meininger in einem anderen Lichte erscheinen lassen.

Daß die szenische Kunst durch die Meininger gewonnen habe, wird schwerlich von Jemandem in Abrede gestellt werden; auch in jenem Aufsatze wird das unbedenklich zugestanden; aber die Schauspielkunst soll durch sie verloren haben, d u r ch sie; das ist es, was ich lebhaft bezweifle. Ist ein Niedergang in der deutschen Schauspielkunst zu konstatiren, so fällt er allenfalls mit dem Auftreten der Meininger zusammen; aber ohne daß zwischen beiden Erscheinungen ein Kausalitätsverhältniß bestände Sind die Talente geringer oder ist das Publikum anspruchsvoller geworden? Vielleicht ist beides der Fall. Würde ein Davison uns heute so hinreißen, wie er es vor dreißig Jahren konnte? Sind wir kritischer geworden oder stumpfer, wenn wir die heutigen Schauspieler auf den Brettern sich abarbeiten lassen und kühl bis ans Herz hinan bleiben? Wiederum: fehlt den Talenten, die allenfalls noch vorhanden sind, der Wiederhall aus dem Publikum, der sie erstarken macht, ohne den sie verkümmern müssen, oder fehlt der Widerhall, weil die Talente nicht mehr stark genug sind ihn zu wecken? Ein Zug der Müdigkeit, des Gähnens, der krampfhaft wieder zu kurzem Flackern angeschürten Flammen ist nicht wegzuleugnen: man hat sogar schon das Modewort fin du siècle für ihn gefunden.

Aber welcher Zusammenhang besteht zwischen dem Mangel an Talenten und den Meiningern? Es dürfte schwerlich ein einziger Fall anzuführen sein, daß ein Talent zu den Meiningern gekommen und dort zu Schande gedrillt wäre; wohl aber sind manche Fälle anzuführen, daß der Stein, den die Bauleute verworfen hatten, durch die Meininger zum Eckstein geworden ist. Beispielsweise sei Frl. Lindner genannt, zweifellos eine der ersten Schauspielerinnen der Gegenwart, die nichts als eine hübsche Figurantin war, als sie nach Meiningen kam. Nirgend grassiren die verkannten Genies so heftig, wie auf der Bühne, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß mancher zurückgezwängte Titan murrt: „Ja, wenn ich mich nur nicht höheren Befehlen fügen müßte, dann solltet Ihr einmal sehen, welch ein Genie ich bin!“ Aber beweist solch Murren schon eine Thatsache? Nein, nicht durch die Meininger wurden große Talente unterdrückt und um sich selbst gebracht, sondern in Ermangelung großer Talente, die nicht zu haben waren, nahmen die Meininger mit kleinen Talenten vorlieb und bildeten, was sich eben an ihnen bilden ließ; aber sie duldeten keinen unter sich, der ganz ohne Talent gewesen wäre. Ein einziges Beispiel mag als Typus für hundert Fälle gelten: Die Meininger hatten keinen Karl Moor, der mit titanischer Sturmrede die mächtigen Räuberszenen beherrschte; aber welche Bühne hätte einen gehabt? Wäre Arndt oder Nesper ein besserer Karl Moor gewesen, wenn sie sich nicht in das Meiningische Ensemble hätten fügen müssen? Ich habe Sonnenthal nie gesehen und weiß nicht, ob er den Karl Moor spielt; jedenfalls war Sonnenthal nicht für Meiningen zu haben. Die Frage liegt so: Sollte man sich mit einem mittelmäßigen Karl Moor begnügen, der in seiner Bande als primus inter pares stand, oder sollte man, um diesem mittelmäßigen Karl Moor den Hauptmannsrang zu sichern, die Bande zu entlaufenen Friseurgehülfen und dem üblichen Statistenkontingent aus der Kaserne degradiren? Prachtvoll wäre es ohne Zweifel gewesen über dieser Meiningischen Räuberbande, gleichsam als Pelion auf dem Ossa, einen Karl Moor, wie er sein müßte, zu sehen; aber ist es nicht ungerecht, das Unmögliche zu verlangen? Und wäre die andere Möglichkeit, einen mittelmäßigen Moor eine miserabele Bande beherrschen zu sehen, derjenigen vorzuziehen

*) Zur Einführung dienen dem Deutschen: A. P. Sinnett „Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus“, Leipzig, W. B. Hinrichs, und Subhadra Bickshu „Buddhistischer Katechismus“, Braunschweig, C. A. Schwetschke.

**) „Un homme libre.“ Bei Perrin & Co.

gewesen, welche die Meininger boten? Da also das demokratische Nivelliren nicht darin bestand, das Große herabzudrücken, sondern das Kleine zu heben, so sollte man den Meiningern dieses nur zum Lobe und nie zum Tadel anrechnen.

Der zweite Vorwurf, der gegenüber dem Meininger Hoftheater immer wiederholt wurde, war der, daß es auf Kosten der Dichtung in der Ausstattung seine Force suche; als typischer Repräsentant dafür steht die unglückliche Chokoladetasse der Gräfin Fiesca da; selten hat eine Tasse so viele Stöße, Püffe und Donnerkeile siegreich überdauert. Eine Tasse war von Schiller vorgeschrieben, die von den Meiningern gelieferte Tasse war nach keiner Richtung unschicklich oder herausfordernd, nur hatten manche Leute die lächerliche Marotte, diese partout sehen zu wollen; mit kindischer Neugier richteten sich die Operngläser auf die Tasse, ein albernes Flüstern, ob sie echt oder unecht sei, ging durch den Saal; Schiller wurde überhört ob der Tasse, der Tasse, der Tasse! Nun sollen die Meininger das Krautjunkerthum im Publikum büßen. Wahrlich, in keiner Kleinstadt kann man aus der ungewohnten Hutfaçon eines durchreisenden Fremden mehr Wesens machen, als man in unserem lieben Publikum aus ein paar Meiningischen Requisiten machte, die insofern vor dem üblichen Theatertrödel sich auszeichneten, als sie schöner, besser und richtiger waren. Wir können unmöglich alle die hundert Einzelheiten durchgehen, die plastischen Säulen im Cäsar, die eisernen Rüstungen der Pappenheimer, die wirklich schließenden Thüren u. s. w. u. s. w. Das alles sind Aeußerlichkeiten, gewiß; aber sie sind auch nie für das Wesen der Sache ausgegeben. Nur ungünstiges Vorurtheil kann dergleichen für das Wesen nehmen, um es alsdann als das Wesen zu verdammen.

Das grämliche: Zuviel, zuviel des Guten hat nur Sinn, wenn nachzuweisen ist, daß das Bessere darum vernachlässigt worden sei; an sich ist es schwerlich tadelnswerth und schwerlich der Intention der Dichter widersprechend, zumal nicht der Intention Schiller's. Schiller hat ohne Zweifel allerhand geträumt, was einer Meiningischen Bühnenausstattung sehr ähnlich sah; namentlich Fiesco und Tell sind reich an Belegen dafür. Im Fiesco gibt er besondere Anweisungen für das Kostüm, gewiß doch nur, weil ihm das Ritterkostüm der zeitgenössischen Bühnen, welches etwa für den Zeitraum von Karl dem Großen bis Friedrich dem Großen Geltung hatte, zu uncharakteristisch war (ich habe nie erfahren, weshalb die Meininger diese ausdrücklichen Vorschriften Schiller's außer Acht gelassen haben). Schiller schreibt das Wachsen des Aufstandes, das Gewirr vieler Stimmen zu mehreren Malen vor; und bei dem Ausblick Fiesco's auf Genua heißt es mit einem für eine Bühnenvorschrift auffallenden Pathos: „Stadt und Meer vom Morgenroth überflammt.“ — Bedauernswerth ist derjenige, welcher sich die herrliche Stimmung dieser Szene, die dem Dichter im höchsten Sinne gerecht wird, durch neugieriges Begaffen der Koulissen beeinträchtigen läßt. Nicht die Meininger hätten weniger geben sollen, sondern es wäre seine Sache gewesen, die reiche Gabe würdig aufzunehmen. Noch stärkere Anforderungen werden im Tell nach dem Schluß der Rütliszene gemacht: „die leere Szene bleibt noch eine Zeitlang offen und zeigt das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.“

Jene kleinlichen Interessen für Nebendinge sind jedoch keineswegs dem ganzen Publikum Schuld zu geben. Im Gegentheile sind die Meininger, wohin sie auch kamen, überall mit ehrlichem Enthusiasmus aufgenommen, und wenn diese nunmehr in den Ruhestand treten, so geschieht das nicht etwa darum, weil Deutschland sich satt an ihnen gesehen hätte. Zwar haben alle Theater von ihnen gelernt und nach ihrem Muster den alten Schlendrian abzulegen sich bemüht; dennoch aber würde ihre Ueberlegenheit an vielen Orten hoch willkommen geheißen werden; jedoch der Gesundheitszustand des Geheimrath Chronegk, der die Seele der ganzen Gesellschaft war, macht fernere Reisen unmöglich. Viele Stimmen beklagen diese unerwartete Wendung aufs Tiefste. Ich habe Aufführungen der Meininger in Bremen, in Prag, in Leipzig gesehen und bin Zeuge stürmischen Beifallsjubels gewesen, am lautesten aber jubelte mir das eigene Herz. Da war endlich einmal die so heiß ersehnte Gesammtwirkung; Wort, Ton, Geberde, Farbe, Form endlich zu einem Ganzen geworden, zu einem Ganzen, wie ich es bisher selbst in der Hofburg nie gesehen hatte! Die Meininger haben Vorgänger gehabt, gewiß; nunmehr aber hinterlassen sie eine Erbschaft von hoher Bedeutung ihren Schülern und Nachfolgern. Möge nicht geistlose Nachahmerei ihr Gedächtniß verunglimpfen. Möge aus dem tiefsten Mitempfinden mit dem Dichter sich die szenische Darstellung entwickeln; dann wird die deutsche Schauspielkunst in Wahrheit des Weges wandeln, den ihr erlauchter Mäcen ihr vorangegangen ist. Der Herzog hat es zwar nie für angezeigt gehalten, sich formell für seinen eigenen Intendanten zu bekennen; aber Jedermann weiß es, daß er sagen darf: mon théâtre, c'est moi. So möge denn in der Scheidestunde diesem Theater und seinem Schöpfer ein unverklausulirtes, aus vollem Herzen dringendes Wort des Dankes von der Nation zugerufen werden.

A. Fitger.

Der Meier Helmbrecht.

Unweit, wo sich die Salzach in den Inn ergießt, ist in dem Augustinerkloster Ramshofen der Mönch Wernher und wartete des Klostergartens. Das Kloster war eine junge Salzburgische Stiftung und noch nicht bedacht, seine bäuerlichen Landsassen durch den Zinsen um ihre beschränkte Freiheit zu kränken; zwar fehlte es längs des Inn nicht an ritterlichen Raubburgen, aber sie waren nicht dicht gesät wie in anderen minder glücklichen Gauen, wo mit der steigenden Rittermacht der Landmann unrettbar der Hörigkeit entgegensank. Auf dem deutschen Bauer lastete die altgermanische Weltanschauung; die Arbeit, in der Bibel ein Fluch, galt dem Germanen für eine Unehre; nur das Waffenwerk geziemte dem freien Mann, aus dem Waffenrecht flossen alle Rechte und Mächte des Staatslebens; den Pflug führte der Hörige. Als sich nun ein fränkisch deutsches Königreich mit aller Ungleichheit und persönlichen Bevorzugung des monarchischen Systems ausbildete, der Franke dem römischen Großgrundbesitzer in Gallien ablernte, daß Besitz eine Macht ist, und die Einen durch Königsgunst und Habsucht immer reicher, die Anderen durch Waffenpflicht und Vergewaltigung ausgesogen wurden, da mußten viele ärmere Freie entweder auf das Kriegshandwerk verzichten, um sich ihre kleine Habe zu erhalten, oder, sich ihre Waffenrechte zu bewahren, in ein kriegerisches Pflichtverhältniß zu den neuen Großherren des Grundbesitzes treten. Aus der zweiten Klasse hat sich das Ritterthum entwickelt, aus der ersten der Bauernstand; jenem leuchteten die alten kriegerischen Sterne, und über seiner Zukunft strahlte die neue Sonne der Fürstengunst; diese saßen bald auf fremdem Boden, und eine zinsfreie Bauernschaft war nicht zu finden.

Immerhin bewahrte sich der Bauer in begünstigter Gegend ein gut Theil von dem alten freien Waffengeist und gelangte zu blühendem Wohlstand. Trutziglich trug er, kaiserlichen Verboten entgegen, seine Waffen, und mancher Reiche stolzirte vornehm aufgebannert, in köstlichem Wams mit bunten Knöpfen, die von ferne in allen Regenbogenfarben schimmerten. Gar manchem Burschen schwoll der Kamm, daß er sich nicht minder denn ein Ritter dünkte, und der schmucke Sohn des Meiers auf dem Helmbrechtshofe war wohl nicht der Einzige, der, seiner Bauernschaft überdrüssig, einer Herrenburg zulief, um hoch zu Roß zu sengen und zu brennen und dem Bauernvolk Heerden und Feld niederzureiten. Der Bruder Wernher zu Ramshofen kannte den Fant von Angesicht, denn als der Klostergärtner zog er vielfach bei den Landleuten umher und unterrichtete sie in



der Obstzucht; als nun der junge Helmbrecht von rachsüchtigen Bauern an einem Baume aufgeknüpft wurde, der heute noch stehen soll, griff der Mönch zur Feder und schrieb ein grimmiges Lied, wie es nie zuvor eine deutsche Feder geschrieben hatte: das Lied von dem Meier Helmbrecht.

Der Meier Helmbrecht, eine der köstlichsten Hinterlassenschaften der mittelalterlichen Poesie, unserer Zeit zum zweiten Male geschenkt durch Ludwig Fulda's meisterhafte Uebersetzung*) — dieses schnurrig zornige, empfindungsvoll phantastische, mehr nach Eisen wie Psalter schmeckende Gedicht nimmt sich in seiner Epoche ziemlich wunderlich aus. Nicht so sehr, weil es einen Stoff aus dem Leben behandelt; das lag damals in der Luft; im Grunde hatte jeder ritterliche Sänger aus seinem Leben gedichtet, der eine von ritterlicher Minne, der andere von Turnierruhm, Frauengunst und gefährlichen Abenteuern, kurz von Allem, was ein Heldenherz des zwölften Jahrhunderts hoch schlagen machte; und als es mit der Poesie des Ritterthums ein Ende nahm, besang Herr Neidhart seine bäuerlichen Liebschaften, und Herr Ulrich von Lichtenstein wußte von nichts Besserem als den eigenen minniglichen Unfällen zu erzählen. Um so neuer und unerhörter, wenigstens in der schriftlichen Poesie, war der Ton, den der Bruder Wernher anschlug. Man hat ihn einen realistischen Dichter genannt, und in der That schmeckt seine Kunst nach der Scholle, und er hat sie, ähnlich dem Schweizer Dorfpfarrer Jeremias Gotthelf, aus dem Boden gesogen, auf dem er heimisch war; aber während der wirkliche Realist Gotthelf mit lustigem Augenzwinkern und nicht ohne geistliche Lehrhaftigkeit zu Nutz und Frommen seiner lieben Gemeinde die bäuerliche Welt schilderte, wie sie war und wie sie sein sollte, trommelt der Ramshofener Mönch zornig auf der Wirklichkeit herum und erhebt inmitten seiner wuchtigen Hiebe auf die ritterlichen Strauchdiebe und die junkerlichen Bauern die Stimme zum Preis einer entschwundenen theuren Vergangenheit, einer Vergangenheit, die er wohl selbst in ihrer berauschenden Farbenherrlichkeit erlebt hatte, und die er schildert, wie nur ein ritterliches Gemüth sie schildern konnte: der Blüthe des höfischen Ritterthums.

Das höfische Ritterthum: man darf das Wort höfisch nicht übersehen. Es gab im Mittelalter, bis auf die letzte Uebergangsepoche, wo das Bürgerthum an Stelle der absterbenden Ritterschaft die Kulturführung übernahm, nur zweierlei Stätten der Bildung: die Klöster und die Fürstenhöfe. Die Klöster pflanzten in ihrer Art die alte Weisheit, die Erbschaft der Antike, fort, verdarben sie aber durch Inzucht; da griffen dann mächtige Könige ein und erweckten in großartigen Renaissanceversuchen ein Stück jenes römischen Alterthums, als dessen cäsarische Erben sie sich betrachteten. Umgekehrt war es in der Litteratur: an den Höfen verdarb alle Poesie mit der Zeit in Mode und Konvention; da wird von Zeit zu Zeit in Klöstern weltlicher Sang laut, und immer ertönt etwas ganz Unmodisches, noch nie Dagewesenes; im zehnten Jahrhundert dichtet der Mönch Ekkehard in lateinischer Sprache das erste große Heldengedicht, das wir besitzen, den Waltharius manu fortis; im elften schreibt ein Mönch den ersten deutschen großen Ritterroman, den Ruodlib, mit einer Rahmenerzählung, die etwa an den später beliebten Wanderroman von den sieben weisen Meistern erinnert, und mit moralischen Abenteuern, welche ganz in den Bereich der indischen Legenden gehören, wie sie später in dem Märchenbuch der Pantschatantra importirt und die Quelle unserer Volksmärchen wurden; und nicht viel über ein Jahrhundert später schreibt der Ramshofener Bruder Gärtner, während alle weltlichen Epiker mit Lanzelots und Gaweins beschäftigt sind, das burleske Gedicht auf den Bauer, welcher Ritter spielen wollte. Wir würden das nicht verstehen, wenn wir nicht wüßten, daß die Poesie an den Höfen wie die Poesie in den Klöstern, die Poesie an der Dorflinde wie die Poesie in der Ritterlaube geweckt, geschaffen, verbreitet und gelehrt wurde von einem Völkchen, das tausenderlei Töne in der Kehle hatte, mit Sagen der Vorzeit und Erlebnissen von Gestern, dem Fürsten höfisch, dem Bauer ländlich, dem Krieger unzüchtig und dem Mönch abenteuerlich aufzuwarten wußte, sich in England, Frankreich, Italien, Byzanz singend und einheimsend herumtrieb, fremden Samen herüber und hinüber trug, bienenweise die Kulturen befruchtete, als Vorbote großer Bewegungen einherschritt und schon in einzelnen Tönen aufleben machte, was viel später allgemeiner Sang werden sollte: das Völkchen der Spielmänner und fahrenden Leute.

Das deutsche Mittelalter war eine fahrende Zeit. Als die Völker nicht mehr fuhren, fuhren die Heere; die freie kriegerische Mannschaft folgte nicht allein dem Stammesfürsten, sie schaarte sich gern um reiche Höfe, wo Ehren und Güter zu erwerben waren, denn der Krieg nährt den Krieg und der Hof den Lehnsmann; die deutschen Krieger, welche mit der Zeit ihrer Berittenheit halber Ritter hießen, waren wenig begütert und enthielten immer einen starken Bestandtheil, den einer der wackersten Forscher auf ritterlichem Gebiet, eine wissenschaftliche Zierde des deutschen Adels, der Freiherr Dr. Roth von Schreckenstein, das ritterliche Proletariat genannt hat. Als die Kreuzfahrt dieser freizügigen Masse das große Thalenventil nach dem Orient öffnete, ein internationaler Humanitätsgedanke kosmopolitisch die Ritterschaft der verschiedensten Länder einander nahe brachte und die religiöse Idee ihrer kriegerischen Ungebundenheit einen ethischen Inhalt zuführte; als das deutsche Ritterthum sich so als Stand fühlen lernte und mit der überlegenen Feinheit der Franzosen in Wettbewerb gerieth; als dann der gewaltige Rothbart mit eisernem Besen die verwilderte Vasallenschaft durchfegte, sie in glänzendem politischen Aufschwung auf Ruhmeszüge führte und in schallenden Reichsfesten als oberster Ritter um sich versammelte — damals, als es eine Ehre geworden war, den Ritternamen zu führen, Fürsten sich zur Schwertleite drängten, die Schaaren von Fahrenden und Troubadouren, die sich um Fest und Lager sammelten, von ritterlichen Abenteuern strotzten und die altgermanische Sage in neuer Rittergestalt auflodern ließen — damals war es wieder eine erste Ritterpflicht, auf Abenteuer zu ziehen, und eine Schmach, sich bei seinem jungen Weibe „zu verliegen". Auch die Zeit des Frauendienstes, jene Zeit, welche Deutschland in eine Vogelhecke sehnsüchtig jauchzender Nachtigallen zu verwandeln schien, blieb eine unstäte Wanderzeit. Ach, es war eine kurze Maienblüthe; die aus der Fremde eingedrungene Bildung starb ab wie ein exotisches Gewächs, und zu Wernher's Zeit, nach kaum einem halben Jahrhundert, dominirte wieder das ritterliche Proletariat.

Diese Verhältnisse muß der Forscher zu Rathe ziehen, um den Sang des Bruder Wernher zu verstehen. Seine Kunstweise hat er den Spielleuten abgelernt; er arbeitet mit wahrsagenden Träumen und Ahnungen, kündet das kommende Unheil geheimnißvoll an, vergißt nicht bei einer Hochzeit zu erwähnen, daß die Spielleute reichlich belohnt werden, klagt, daß er nicht so gut zu essen bekomme, wie der junge Helmbrecht, und springt über unbequeme Begebenheiten mit einem kecken Witz hinweg. Er hat aber auch seine ritterlichen Epen mit Gewinn gelesen; die Haube des jungen Helmbrecht wird mit einer Fülle gestickter Bilder beschrieben, als wäre sie der Schild des Achill, auf seinem Wams wird jedem bunten Knopfe nachgezahlt, überall herrscht die liebevollste Ausmalung der Situationen. Auch eine innere Fühlung mit dem Ritterthum muß vorhanden gewesen sein; so böse der Bruder auf die adligen Strauchdiebe zu sprechen ist, mit so lustigem Spott betrachtet er auch das plumpe Bauerntreiben: den alten Helmbrecht, der mit Käse und Eiern zu Hofe kommt und mit aufgerissenen Augen sieht, wie die Ritter wie toll herumtoben und aufeinander rennen, stoßen und schlagen; den Tölpel, der für einen Hengst dreißig Ballen Lodenstoff, vier fette Kühe, zwei Ochsen, drei Stiere und vier Scheffel Korn bezahlt; den gefräßigen Lümmel von einem Sohn, der zum Willkommen im Vaterhaus eine Schüssel Sauerkraut mit fetten und mageren Fleischstücken, hierauf einen mürben Käse, hierauf eine Gans, groß wie

*) Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Uebersetzt von Ludwig Fulda. Bibl. d. Ges. Litt. des In- und Auslandes. Halle. Otto Hendel.

eine Trappe, hierauf ein gekochtes und endlich noch ein gebratenes Huhn austilgt — ein echtes Spielmannsstücklein, zu dem wir das schönste Gegenbild in dem ritterlichen Weinschwelg besitzen, der Kanne auf Kanne trinkt, bis die Bank kracht, der Gürtel platzt und das Hemd zerreißt; er aber legt einen Lederkoller und einen Panzer um und trinkt weiter. Freilich ist ein ehrlicher Bauer dem Bruder mehr werth als ein Rittersmann von unadligen Schurkensitten; dieses Thema wird in unerschöpflichen Gesprächen abgehandelt; es bildet geradezu die Pointe des Gedichtes.

Das Gedicht zerfällt in drei Gesprächgruppen mit Einleitung, Schluß und kurzem Zwischenbericht. Einleitung: der junge Helmbrecht ist ein schmucker Bursch; Mutter und Schwester verziehen ihn zärtlich, sie kaufen ihm eine wundersame Haube, dann ein Kleid mit Pelz gefüttert — natürlich mit Schafpelz! ein Panzerhemd, ein Schwert, ein Täschlein mit großem Raufmesser, einen Seelenwärmer — es nimmt gar kein Ende. So ein hübscher und geputzter Bursch taugt natürlich nicht zu Pflug und Mistfuhre; er tritt vor den Vater: kaufe mir einen Hengst, ich will zu Hofe. Folgt das erste dreigetheilte Gespräch: lieber Sohn, geh nicht zu Hofe, Du machst unter den Rittern eine schlechte Figur! Lieber Sohn, geh nicht zu Hofe, der Meier Ruprecht gibt Dir seine Tochter zur Ehe, die bringt Dir viele Schafe, Schweine und Rinder mit! Lieber Sohn, geh nicht zu Hofe, Ungehorsam gegen die Eltern bringt Schande und Schaden, der Bauer läßt Dich büßen, was ihm der Junker gethan! Aber der Sohn läßt sich nicht abreden, und das gute Väterchen kauft ihm den Hengst. In der Abschiedsunterredung tritt der Dichter schon deutlicher mit der Tendenz hervor: wer ist mehr werth, der Bauer, der sein Tagewerk in Ehren thut und aller Welt zum Nutzen gereicht, oder der Herr, der stiehlt und raubt und aller Welt ein Greuel wird? Natürlich der Bauer. Aber der Sohn möchte Steine beißen, Eisen fressen, den Kaiser splitternackt ausziehen und auch den Herzog nicht verschonen. Er fährt zu einem Ritter und wird der Böseste der Bösen; nach einiger Zeit steht ihm der Sinn nach der Heimath, er nimmt Urlaub und besucht das Elternhaus. Jetzt rückt der Dichter mit schwerem Geschütz vor. Lieber Sohn, erzähle mir von Hofe! Nein, lieber Vater, erzähle Du mir erst, wie Du Dir das Hofleben vorstellst! Und der Vater beginnt zu reden: erst wie ein plumper, unverständiger Bauer, dann werden die Töne immer wärmer, und ein herrliches Bild höfischer Zucht, Sitte und Lieblichkeit strahlt aus einem schweren, dunklen Rahmen hervor; nie ist das Hofleben des Mittelalters so hold geschildert worden. Und darauf der Sohn: vor Allem gilt heute zu Hofe das Wort: trink, Brüderchen, trink! Unser Liebesflehen lautet: komm, süße Schenkmaid, schenk mir ein! Wer trügen und fluchen kann, ist hoch angesehen; wer aber auf alte Sitte hält, der mag sich zum Henker scheren.

Der Sohn bleibt sieben Tage, und gar rührend ist es, wie die Schwester, weil sie kein Bettlaken hat, ihm ein fein gewaschenes Hemd auf das Lager breitet. Länger hält er es nicht aus; er hat so lange keinen Wein getrunken, daß er seinen Bauchgürtel um drei Löcher enger schnallen muß; und dann haben ihn drei Reiche gereizt, an denen muß er sich rächen! Der erste, der Hund, ritt durch das Feld, auf dem einst sein Taufpathe pflügte; der zweite, der Schuft, aß Krapfen zum Brot; aber der dritte hat ihm das Aergste gethan, der schnallte sich beim Essen den Gürtel auf! mit Hab und Gut sollen es die Gäuche büßen!

Die Geschichte wird immer burlesker. Der Vater warnt mit dem Henker, der Sohn wüthet, jetzt wolle er auch der Eltern Habe nicht mehr vor seinen Kumpanen schützen. Siehst Du, spricht er zu der Schwester Gotelinde, ich wollte Dich mit meinem Freund Lämmerschling verheirathen; meine Schwester, sagte ich ihm, ist ein gutes Weib; wenn man Dich hängt, läßt sie Dich gewiß nicht lange baumeln, und wenn man Dich blendet, führt sie Dich; wird Dir ein Fuß abgeschlagen, so trägt sie Dir die Krücke zum Bett, und haut man Dir auch noch die Hand ab, so schneidet sie Dir Fleisch und Brot vor! Die Schwester jammert um dieses verscherzte Glück, sie beschwört den Bruder, sie mitzunehmen, beide erklären, sie seien nicht eines Bauers Kind; ihre Mutter müsse sich mit einem Ritter vergangen haben. Die Flucht wird beredet, vor der Hochzeit ein großer Raubzug angestellt; während der Hochzeit kommen der Richter und die Häscher, neun Räuber werden hingerichtet. Helmbrecht als der zehnte begnadigt, geblendet, eines Fußes und einer Hand beraubt. In dieser Jammergestalt kommt er als Bettler zum väterlichen Hause. Die letzte Unterredung ist eine ergreifende Szene, wie sie nur ein echter Dichter schafft. Dem Vater blutet das Herz, aber mit ingrimmig höhnendem Wort weist er den verlorenen Sohn von der Schwelle; sein Mütterchen steckt ihm noch ein Stück Brot zu. Der Schluß wird kurz berichtet: nach einem erbärmlichen Jahr ertappen ihn beraubte Bauern und knüpfen ihn auf.

Gewiß, das Gedicht ist burlesk und zuweilen beinahe roh; und doch, in seiner knappen Geschlossenheit muthet es merkwürdig künstlerisch an, ein tief empfindender Mensch hat ein starkes Innenleben hineingegossen, es ist das Werk einer genialen Persönlichkeit, eine Perle der deutschen Dichtung. Ein Kunstwerk freilich in dem Sinne, in welchem Fulda es in seiner feinen und liebenswürdigen Einleitung verherrlicht, ein realistisches oder gar ein psychologisches Kunstwerk ist es nicht. Fulda hat das Gedicht, das er in klassischer Weise übersetzte, mit liebevollen Künstleraugen betrachtet, und in der That mußte es sein zugleich auf das Charakteristische und das übermüthig Satirische gestimmtes Naturell besonders anmuthen. Fulda's Satire hat selbst einen leicht burlesken Zug, wie so manches in seinem Wesen an den Spielmann gemahnt; wohl empfindet er einen gesunden Zorn auf alles Uedle und Schadhafte der Zeit, manchmal stellt sich seine Muse beinahe an, als walte sie des Schwertes und der Wage; aber in Wirklichkeit führt sie einen zierlich vergoldeten Spiegel, ein ganz klein wenig hohl geschliffen, so daß sich die Menschengesichter anmuthig drollig darin verziehen. Wer sich in diesem Hohlspiegel erblickt, wird sich schwerlich zu plumper Empfindlichkeit gestimmt fühlen.

Bonn. **Ludwig Beer.**

Theater.

Thomas-Theater: Der Alpenkönig und der Menschenfeind. Romantisch-komisches Original-Zauberspiel in 3 Akten von Ferdinand Raimund. — Lessing-Theater: Margot. Lustspiel in 3 Akten von Henri Meilhac.

Zugleich mit dem elektrischen Licht ist Ferdinand Raimund in das ehemalige Central-Theater eingezogen, das bisher dem abscheulichsten Possenblödsinn eine Stätte bot. Den Namen hat das geschmackvoll und behaglich eingerichtete Theater gewechselt und mit der wenig ehrenvollen, aber gewinnreichen Vergangenheit will es entschlossen brechen. Das Raimund-Theater, das Anton Bettelheim an dieser Stelle kürzlich seinen Wienern so beredt empfahl, für die Berliner soll es, nach des Herrn Emil Thomas dankeswerthem Wunsch und Willen, Ereigniß werden. Auf ganz besonderes Wohlwollen hat der zu reineren Sphären emporstrebende Direktor gegründeten Anspruch; nicht aber in unkritischer Lobhudelei soll sich die gute Gesinnung äußern; sie soll vielmehr in rückhaltloser Wahrhaftigkeit dem neuen Volks-Theater die Wege weisen und es warnen vor der glatten Bahn, die ins breite Trivialitätenreich hinabführt. Raimund und Siemens verstehen einander nicht gut; zwischen beiden zu vermitteln wird die Aufgabe der neuen Bühne sein und dafür zu sorgen, daß die einfältige Größe volksthümlicher Poesie nicht grausam zerstört wird durch das harte Licht moderner Illusionslosigkeit. Es darf uns nicht wundern, nicht verstimmen, wenn das schwere Werk nicht auf den ersten Streich gelang.

Der Menschenfeind ist sicherlich die stärkste, der Alpenkönig vielleicht die schwächste Gestalt, die Raimund geschaffen hat. Rappelkopf stammt literarisch von Timon und Alceste, theatralisch vom Herrn von Mißmuth in der alten Zauberposse „Die drei Wünsche“ ab; die unmittelbar ergreifendsten, die individuellsten Züge aber hat er als väterliches Erbe direkt von seinem menschenfeindlichen Dichter erhalten. Es ist ganz merkwürdig und mag zur Wehmuth stimmen, wenn man sieht, wie der gallige, von finsteren Wahnvorstellungen zu frühem Tode gequälte Mann seinen poetischen Sprossen von wildester Misanthropie zu heilen weiß durch eine schonungslose Kur, die vom Mitleid zum Schrecken und von der Furcht zur Selbsterkenntniß vorwärts schreitet. Ihm selbst, dem melancholischen Spaßmacher, erschien kein Alpenkönig.

Die Tragikomödie vom Menschenfeind hat an Frische nicht verloren, aber an die steife Romantik der Geisterwelt gewöhnen wir uns nur schwer. Während er sonst wohl ganz keck seinen Göttern und Genien den Schlafrock und die Pantoffeln des altwienerischen Kleinbürgerthums anzog und seinen Märchenhimmel in allen Regenbogenfarben parodistischer Laune erschillern ließ, hat Raimund seinen Alpenkönig so stockernsthaft genommen, wie der schärfere und gröbere Nestroy seine Amorosa, die „Beschützerin der wahren Liebe.“ Auch der pathetische alte Herr, der sich bei seinem langen Bart für einen Geisterfürsten ausgiebt, treibt das behagliche Geschäft eines Liebesprotektors, aber seine gereimte Rede macht jungen Herzen nicht warm und da nur tritt uns der langweilige Verkünder sogenannter ewiger Wahrheiten menschlich näher, wo er, in eiferwarmem Gespräch mit Rappelkopf, das rhythmische Staatskleid abwirft und in prosaischem Négligé zu jenem wienerisch jauchzenden Optimismus sich bekennt, der mit dem Steinklopferhanns des Raimunderben Ludwig Anzengruber ausruft: „'s kann dir nix gscheh'n!“

Der Menschenfeind braucht einen genialen Schauspieler, dem Alpenkönig kann nur ein poetischer Regisseur helfen. Beide fehlen dem Thomastheater zur Stunde noch. Herr Bellhof, der sich aus der Operette muthig in die Schauspielkunst hinüber gerettet hat, sucht dem Rappelkopf mit ernstem Eifer beizukommen, aber er ist doch zu sehr Komiker und zu wenig Humorist, um den poetischen Gehalt seiner Aufgabe erfassen und ausschöpfen zu können. Sein Rappelkopf nimmt sich selbst nicht ernst: ist es da ein Wunder, wenn das in edler Gewöhnung auferzogene Publikum ihn einfach komisch findet? Wo er im Innersten erschüttert sein sollte, ist Herr Bellhof volksstückmäßig gerührt; Entsetzen wird ihm zu burlesker Angst; und wo sein staunendes Auge im fratzenhaften Ebenbilde das eigene Selbst erkennen sollte, da zwinkert sein vergnügter Blick den Zuschauern behaglichen Schelmengruß. Das heißt mit dem Spiele spielen. Je ernsthafter und überzeugter dieser Menschenfeind sich geberdet, desto tiefer greift die Wirkung seiner tragikomischen Erscheinung. Der Spaßmacher im Stück ist Habakuk; leider wurde der Wackere, der zwei Jahre in Paris war, im Kasperlestil der Kinderburleske abgehaspelt.

Schlimmer als beim Menschenfeind, wo mindestens ein lustiges, nur allzu modisch lüsternes Stubenmädel sein drolliges Wesen trieb, sah es beim Alpenkönig aus. Die Sorge für das Geisterreich war dem Herrn Dekorationsmaler Lütkemeyer in Coburg übertragen worden. Dieser treue Verbündete unserer Klassikertheater hatte denn auch eine etwas gar zu leinene Wasserfluth, etliche schöne Alpenlandschaften und einen stilvollen Eispalast geliefert, dessen grünlich schimmernde Poesie nur leider durch ein Fähnlein nach schlimmer Central-Theaterart entkleideter Dämchen ärgerlich zerrissen wurde. In Alpenkönigs Eispalast Damenbedienung! Der Gedanke schon birgt eine szenische Majestätsbeleidigung. Die freischaffende Phantasie eines selbständigen Regisseurs hätte sich mit dem bunten Krimskrams nicht begnügt, den uns das Thomas-Theater höchst stolz ausspreitete. Der ganzen Vorstellung fehlte die Stimmung, der echte Stil, die anheimelnde Lokalfarbe, und wie in Kleidung, in Haartracht und Kopfschmuck das Wienerthum von 1830 vernachlässigt wurde, so zerfaserte auch die Vorstellung in leere Rednerei und nüchternes Possenwesen. Rappelkopfs tote Weiber schienen aus dem parodistischen Blaubartreich zu stammen, das herzige Köhlerkind benahm sich wie eine kokette Konzertsängerin und selbst des Mondes mit einem hörbaren Ruck auftauchendes Schiefgesicht erinnerte eher noch an Herrn von Mühler als an die klingende und singende Raimundwelt.

Da wird es also noch viel Arbeit geben und der tapfere Herr Thomas wird gut daran thun, diese Arbeit nicht ganz, nach berüchtigtem Muster, dem Dekorateur und dem Beleuchter zu überlassen. Rothfeuer und bemalte Leinwand thun es eben nicht. An beiden war kein Mangel in der Köhlerszene; und doch müßte die schmerzlich rührende Komik dieses einzigen Intermezzos zu ganz anderem Ausdruck noch gebracht werden, wenn anstatt der selbstgefällig lärmenden Theaterfiguren ärmlich verkümmerte Menschenkinder in der rußigen Hütte hausten. Den ganzen kleinen Menschheitsjammer hat der Dichter hier mit einem alle Seelchen der neuesten Kunst beschämenden Realismus gestaltet; aber als einer von den Großen giebt er sich mit Kleinigkeiten nicht lange ab: auf fünf kleinen Seiten ist die ganze Misere mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lebendig gemacht. Unsere jüngsten Rappelköpfe basteln drei Stunden an solchem Interieur herum; sie gucken in alle Töpfe, sie schnuppern nach allen Fäulnißdüften, bis uns schließlich so elend zu Muthe wird, als gäb' es keine Alpen mehr und keine Alpenkönige, keine Poeten und keine beschwingte Phantasie, die in guten Stunden auch die Hinterhäusler zu den Wolken trägt. In dem Weltbilde Ferdinand Raimunds giebt es viele Wohnungen: Geister und Narren, Schwärmer und Säufer hausen da einträchtiglich bei einander und es geht gerade so bunt und verständig und toll zu wie in der Wirklichkeit. —

Von Raimund zu Meilhac leitet kein noch so künstlicher Nothsteg und so muß der Kritiker dem betrüblichen Zufall noch beinahe dankbar sein, der ihm die Verbindungsbrücke schlägt. Ward der phantastische Dichter durch die derb zufahrende Faust eines wenig künstlerisch empfindenden Regieroutiniers dem liebevollen Verständniß seines Publikums vielfach entrückt, so hat der schlimme Bund eines sträflich unfähigen Uebersetzers mit einem leichtfertigen Regisseur des geistreichen Parisers seine Arbeit gröblich zerzaust. Die schwere Kunst, eines dramatischen Werkes Stimmung zu eindringlichem, nicht zu aufdringlichem Ausdruck zu bringen, wird doch weit seltener geübt auf unseren deutschen Bühnen, als mancher schnellbegeisterter Lober Segenspruch sich träumt.

Henri Meilhac hat lustigere, theatralisch schlagkräftigere Stücke geschrieben als diese „Margot“; eine feinere, graziösere Arbeit gelang ihm nicht bis auf diesen Tag. Der Lorbeer Pailleron's hat den kecken Spürer verlockt, der nun, als wohlbestallter Akademiker, von seiner Offenbachvergangenheit nicht gern mehr hören mag. Diese kleine Margot, die das leichtsinnige Blut in der strengen Zucht einer schmalen Försterwohnung, an der breiten Brust eines etwas ungeschlachten Freiers zu sänftigen trachtet, die der heißduftenden Cocottensphäre entschlossen den Rücken kehrt und eine brave Hausfrau lieber sein will als eine gefeierte Gesellschaftsdame, sie ist eine geistreich ersonnene, mit delikaten Strichen gezeichnete Gestalt. Der leise nur angedeuteten Zeichnung Leben zu geben und plastische Fülle vermag nur eine geistig bewegliche Schauspielerin, die über zarte Darstellungsfarben frei verfügt. Frau Sorma hätte es vielleicht gekonnt, Frau Petri vermochte es nicht. Ihr Versuch, die pariserische Lerche in einen dreisten berlinischen Spatzen umzuschaffen, mißlang gründlich; je lauter die zierliche Dame auf der Bühne wurde, desto stiller und kühler wurde es im Zuschauerraum. Die ungreifbare Leitung zwischen der Dichtung und den Lauschern war zerrissen; man verstand Margot nicht mehr und zischend machte sich am Ende der Unmuth Luft.

Dieses harte Schicksal war unverdient. Margot durfte sich ein besseres Loos erhoffen. Neben überflüssigen und arg verstaubten Episoden, mit deren Hilfe Meilhac über die Klüfte und Risse seiner tastenden Psychologie gewandt hinwegturnt, stehen die beiden Hauptfiguren als beinahe lebendige Zeugen für des Verfassers erlesene Kunsthandwerkerbegabung.

Die Szene, in deren Verlauf ein gealterter Viveur das Courtisanenkindchen an der schmerzlich sehnenden Gluth Alfred de Mussets zu erwärmen sucht, hat in der neuesten französischen Produktion nicht häufig ihres Gleichen. Im Lessing-Theater aber war der alte Graf ein steifer, sentimentaler Junker und Margot ein Gänschen wie andere mehr. Man lachte ein halbes Stündchen mit ihr; doch ihren Thränen, ihrer Glückentsagung verschloß sich skeptischer Mißverstand. Raimunds Habakuk, der zwei Jahre in Paris war, böte sich da ein willkommener Anlaß zu tiefsinnigen Erörterungen über den Unterschied zwischen französischer und deutscher Schauspielkunst, zwischen dem Theaterpublikum von Paris und Berlin.

M. Kent.

Das Heidenthum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens. Von Th. Trede. Gotha. 1889. 1890. Friedrich Andreas Perthes. 2 Bde. (10 Mark.)

Seit dem Jahre 1878 ist Trede Geistlicher der evangelischen Gemeinde in Neapel und benutzte die Zeit seines Aufenthaltes, um Studien über die Sitten und Gebräuche des Landes zu machen. Seine Stellung brachte ihn zu einem bestimmten Gegensatz gegen die katholische Kirche, und so hat denn das Werk auch einen stark polemischen Anstrich gewonnen. In der Anordnung des Stoffes wäre es von Vortheil gewesen, zu scheiden nach kirchlichen und volksthümlichen Gebräuchen. Daß sich im Kleinen des alltäglichen Lebens gar manches findet, was an das römische Heidenthum erinnert, darf durchaus nicht auffallen. Auch in Deutschland — und in anderen Ländern möchte es nicht besser bestellt sein — bietet namentlich das große Kapitel des Aberglaubens mancherlei, was auf die altgermanischen Anschauungen zurückgeht. Allerdings weist das neapolitanische Volksleben mehr als jedes andere einen wahren Wust von Aberglauben auf. Dies wirkt aber um so schlimmer, wenn auch die Kirche, welche als Vorkämpferin des Glaubens den Aberglauben stets zurückweisen sollte, stark von heidnischen Anschauungen durchsetzt wird. Es klingt hart, wenn Trede sagt: In der Flasche blieb der alte Wein, man änderte nur die Etikette auf der Flasche. Das Geschäft selbst mit seinen Ideen, Grundsätzen und seiner Praxis blieb dasselbe, geändert war nur der Name der Firma und das Firmenschild. Aber wenn man seine Charakterbilder vom heutigen Leben Süditaliens über die Schlangenverehrung, den bösen Blick, den olympischen Wohlgeruch u. a. liest, muß man ihm in gewissen Grenzen zustimmen. Die Heiligenlegenden bieten dann reichlichen Stoff, um das Mythische zu erweisen. Man nehme die christlichen Namen weg und setze heidnische ein, so ist alles in bester Ordnung. Trede schildert das Leben, wie es sich jetzt abspielt und hat damit werthvolles Material für weitere Arbeiten geliefert. Doch hier genügt nicht die kurze Hindeutung, daß dies oder jenes sich auch im Heidenthum vorfinde, hier muß methodisch vorgegangen werden. Allerdings mag manchen der Wust der Heiligengeschichten davon abschrecken. In mustergültiger Weise ist dies vor mehreren Jahren von Usener: die Legenden der heiligen Pelagia: geschehen. Das nährende Brot des schlichten Evangeliums, sagt Trede, wird von der katholischen Kirche verschmäht. Sie will der großen Masse imponiren, muß deshalb immer neue Fabeln erfinden, und weil sie dabei schließlich in Verlegenheit geräth, macht sie in ihrer Geistesarmuth eine Anleihe bei den Heiden und behauptet, daß dies Heidenthum ihre Originalerfindung sei. Wenn er dann an anderer Stelle meint, daß die Verantwortung hierfür nicht die Geistlichkeit, sondern den Papst allein treffe, so ist ihm darin nicht beizustimmen, denn Jeder, der einen Irrthum wissentlich verbreitet, macht sich der Lüge schuldig. Aber ein wichtiges Moment wird auf diesem Wege erreicht: die Verdummung des Volkes, welche die Herrschaft der Priester über dasselbe bedingt. Man darf nicht glauben, daß dieser Aberglaube allein in Süditalien vertreten sei. Wer in Salzburg mit sehenden Augen durch die Kirchen gewandert ist, kann hier ähnliche Dinge bemerken. So ziemlich dasselbe wie Band II S. 288 geschildert wird, war im Sommer 1888 im Dome zu Salzburg zu sehen. Auch hier im deutschen Rom treibt der Aberglaube wunderbare Pflanzen, und die genauere Beobachtung des tyroler Volkslebens möchte manches zu Tage fördern, was zwar nicht so kraß wäre, wie das aus Süditalien angeführte, aber an innerer Güte ihm nicht nachstände. Das Werk ist nicht nur für denjenigen, der Material über das Leben in der katholischen Kirche sammelt, von Interesse, sondern gibt auch ein eminent wichtiges Stück Kulturgeschichte und eben deshalb ist es uns werth und mag es anregend empfohlen werden.

hr.

Samuel Richardson: Clarissa. Deutsch von R. und E. Ettlinger. Karlsruhe. G. Braun. 2 Theile. (Preis 6,40 Mark).

Ein berühmter und sehr wichtiger Roman des vorigen Jahrhunderts — des Engländers Samuel Richardson „Clarissa“ — hat, merkwürdig genug, die erste brauchbare Verdeutschung 142 Jahre nach seinem Entstehen gefunden, und zwar durch R. und E. Ettlinger. Dem Werke ist ein unterrichtendes Vorwort beigegeben, das von dem Münchener Professor Franz Muncker geschrieben und für die weiteren Kreise der Gebildeten bestimmt ist. Richardson's bedeutendes Talent nimmt in der allgemeinen Litteraturgeschichte eine führende und bestimmende Stellung ein; der Brite hat im Gebiete der Erzählungskunst, wo es strotzte von Unnatur und Unsinn, bevor er herankam, — neue Wege geöffnet. Richardson ist in gewissem Sinne ein moderner Künstler; den Weltlauf, der vor ihm spielte, hat er scharf beobachtet; das Zeitalter, unter welchem er lebte, und dessen Sitten gaben seinem Schaffen wesentlichen Inhalt. Das wurde zu jener Zeit bewundert und in allen Zungen gepriesen, denn erlogene Hofgeschichten, die gelehrten breiten Betrachtungen der Polyhistoren, blödsinnige Schäfereien und schlüpfrige Schwänke hatten bis dahin den Geschmack des Lesepublikums betrogen. Sollte aber „Clarissa“ nicht bloß Eigenthum der Wissenschaft bleiben, sondern hineinrücken in die lebendige Litteratur unserer Tage (der künstlerische Gehalt der Dichtung macht das nicht unmöglich), so mußte sich dem Uebersetzer ein geschmackvoller Bearbeiter zugesellen, der eine gründliche Erneuerung des alten Romanes geschickt durchzuführen vermag. Die Bemühungen der vorliegenden Ausgabe waren diesem Bedürfniß gewachsen; sie haben acht umfangreiche Bände in zwei bescheidene Bände zusammengezogen, die weitläufigen Einschaltungen und kleinen Nebenromane, die breit ausgeführten Einzelheiten und Betrachtungen, die allein den moralisirenden Tendenzen jenes Zeitalters entsprungen und heute nur noch den Kulturhistoriker ernsthaft beschäftigen, wurden sorgfältig ausgeschieden, so daß die rein menschliche Wirkung des Hauptvorganges freie Bahn hat. Ein Weltmann, der unter gefälligen Formen Kaltherzigkeit birgt, richtet das Mädchen, um das er einst in ehrlicher Absicht gefreit, zu Grunde, nachdem sie hilflos und vertrauensbrüchig von einer niederträchtigen Familie gepeinigt, zu ihm geflohen war. Da und nach enthüllt sich Lovelace. So lange die äußerlichen Forderungen der „guten Gesellschaft“ zu erfüllen waren, konnte er als „Gentleman“ gelten; nun aber, da die Schranken des Herkommens von dem Mädchen selbst durchbrochen wurden, da es sich zeigen sollte, ob der Mann Gemüth und Ehre besitze, tritt der schonungslose Egoist ans Licht, der Verführung und gelinde Gewalt nicht mehr verschmäht. Er erblickt in dem Mädchen, dessen preisgegebene Unschuld er hätte achten sollen, nur noch das begehrenswerthe Weib. Clarissa siecht in Seelenqualen dahin, trotz ihres Unglücks doch unzugänglich den Gefühlen der Rache; ihre lebhafte Daseinsfreude ist vernichtet, ihre sittliche Existenz ist an der Wurzel getroffen.

—s.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 51. Berlin, den 20. September 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die Manöver in Schlesien, bei denen der Kaiser anwesend ist, wurden in ihrem Verlauf durch Festlichkeiten unterbrochen. Bei einem Essen, das der Monarch den obersten Behörden der Provinz gab, brachte derselbe einen Toast aus, in dem sich auch einige Sätze finden, welche die sozialen Probleme der Gegenwart streifen. Der Kaiser erwähnte anerkennend, daß gerade in Schlesien aus der Initiative der Privaten heraus der Versuch gemacht werde, durch humane Einrichtungen die Kluft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu überbrücken; und er fuhr dann fort:

> „Ich knüpfe hieran den Wunsch, daß dieses gute Beispiel, welches die Provinz gegeben hat, ohne Unterschied der Parteien und Konfessionen von allen Theilen meines Staates befolgt werde, daß unsere Bürger endlich aus dem Schlummer erwachen mögen, in dem sie sich so lange gewiegt haben, und nicht bloß dem Staat und seinen Organen die Bekämpfung der umwälzenden Elemente überlassen, sondern selbst mit Hand anlegen.“

Toaste dienen nicht dazu, fest umrissene politische Programme bekannt zu geben; sie sind vor Allem geeignet, Gedanken allgemeiner Natur und Gesinnungen zum Ausdruck zu bringen; gerade aber weil sie sich im Allgemeinen halten müssen, wird man diesen schwankenden Unterbau nicht mit allzu gewichtigen Folgerungen belasten dürfen. Etwas anderes ist eben die wohlwollende Gesinnung; etwas anderes die konkrete politische That. Doch unbeschadet dieser vorsichtigen Zurückhaltung wird man in liberalen Kreisen die Worte, die der Kaiser in Breslau gesprochen hat, gern verzeichnen. Das Aufrufen aller Parteien und Konfessionen und die Betonung der Nothwendigkeit der Selbsthilfe hebt sich erfreulich ab von der Bismarck'schen Scheidung in Reichsfeinde und staatserhaltende Elemente und von der bisherigen ausschließlichen Verherrlichung staatlichen Eingreifens und staatlicher Bevormundung.

Als Gast unseres Monarchen ist jetzt auch der Kaiser von Oesterreich auf dem Manövergefilde in Schlesien eingetroffen, und zu den Fürsten sind gleichfalls die beiden leitenden Minister der befreundeten Staaten, Graf Kalnoky und Herr v. Caprivi, getreten. Mit herzlichen Bewillkommnungsartikeln feiert man auf beiden Seiten der Grenze dieses Ereigniß; es liefert die erfreuliche Sicherheit, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich so innige wie seit Jahren sind, und gerade das Fortbestehen des Bündnisses zwischen den zwei mitteleuropäischen Großmächten betrachtet und schätzt die öffentliche Meinung als die sicherste Bürgschaft des für den Welttheil so kostbaren Friedens. Diese Zusammenkunft der Kaiser und Minister, die einer alten Gewohnheit entspricht, gibt daher an sich durchaus keine Veranlassung, luftige Spekulationen über die Vereinbarung eines neuen politischen Programms zwischen den zwei Nachbarstaaten anzustellen. Das Ziel bleibt, wie wir annehmen, die Erhaltung des Friedens, und dieses Ziel mag nicht immer mit denselben Mitteln sich verfolgen lassen; ein persönlicher Verkehr ist daher unter Umständen gewiß sehr zweckmäßig; aber so lange in der Abwendung der Kriegsgefahr die Hauptaufgabe der deutschen und österreichischen Diplomatie besteht, ist nicht recht abzusehen, welche neue Wendung in der internationalen Politik durch diese Begegnung im schlesischen Manöverterrain herbeigeführt werden sollte.

Gleichwohl gibt es Zeitungen, welche diesen Wandel voraussagen, und vor allem diejenigen Blätter, in welchen die Bismarck'schen Anschauungen zum Ausdruck gelangen, suchen den Argwohn zu erregen, daß Deutschland nunmehr nachdrücklicher als bisher für die österreichischen Interessen im Orient eintreten, sich für dieselben opfern werde. Wir betrachten diese Ausstreuungen als böswillig und nehmen an, daß auch die jetzigen Besprechungen jeden anderen Wunsch dem Interesse unterordnet werden, den Frieden und die bestehenden Verhältnisse zu erhalten, und damit wäre es denn auch ausgeschlossen, daß durch eine vorwärtsdrängende und von Seiten des Deutschen Reiches unterstützte österreichische Orientpolitik Europa der Kriegsgefahr näher käme. Oesterreich wie Deutschland zogen aus ihrer weisen Zurückhaltung ein Moment der Stärke, und sie erwiesen der allgemeinen Kultur einen wesentlichen Dienst, indem sie den Völkern der Balkanhalbinsel die Möglichkeit gaben, in selbstständiger Entwicklung allmählich zu einem Wall zwischen Rußland und der Türkei zu werden.

In Karlsruhe hat eine zahlreich besuchte Versammlung von Vertrauensmännern der deutsch freisinnigen Partei und der Volkspartei aus dem Großherzogthum Baden stattgefunden. Der Zweck dieser Zusammenkunft war, eine innige Verbindung zwischen den beiden Parteien herbeizuführen, die politisch fast die nämlichen Ziele verfolgen. Dies ist erreicht worden; von keiner Seite wurde eine Verschmelzung als wünschenswerth erachtet; dagegen wurde beschlossen eine gemeinsame Organisation zu schaffen, um mit vereinten Kräften und in voller Uebereinstimmung künftig in die Wahlen eintreten zu können. Diese verständige Uebereinkunft, welche den Liberalismus in Baden stärken wird, ist mit Freuden zu begrüßen.

Durch englische Zeitungen ist zuerst nach Europa die Nachricht gelangt, daß angeblich die deutschen Behörden in Bagamoyo ein Dekret erlassen haben, demzufolge der Sklavenhandel erlaubt sein solle. Daß ein solches Dekret niemals veröffentlicht worden ist, steht jetzt fest; dagegen haben die Aufklärungen, welche durch den „Staatsanzeiger" gegeben worden sind, klargestellt, daß in Deutsch-Ostafrika, freilich nicht mehr der Sklavenhandel in seiner schlimmsten Form und noch weniger die Sklavenjagd, wohl aber eine verschämtere Form der Sklaverei, die man etwa als Hörigkeit bezeichnen kann, fortbesteht. Daß auch diese Zustände der Kolonie eines europäischen Kulturstaates nicht würdig sind, bedarf keines Beweises, mögen immerhin einzelne konservative deutsche Blätter, wie die „Post", in ihrer humanen Gesinnung dieser verschleierten Sklaverei das Wort reden. Keine Kolonialdebatte im Reichstag ging vorüber, kein Weißbuch über afrikanische Angelegenheiten ist vertheilt worden, ohne daß bei diesen Gelegenheiten die Regierung es schriftlich oder mündlich als ihre Pflicht erklärt hätte, vor Allem im dunklen Welttheil der Sklaverei in jeder Form nach Möglichkeit ein Ende zu machen; unter dieser Voraussetzung bewilligte das Centrum die nothwendigen Gelder, und den kolonialen Unternehmungen, die wirthschaftlich so wenig Nutzen zu versprechen scheinen, suchte man Freunde zu gewinnen, durch den Hinweis, daß ein Staat wie Deutschland die Ehrenpflicht habe, zur Verbreitung des Christenthums, der Kultur und Gesittung auch seinerseits in Afrika beizutragen. Diese Verpflichtungen, die wiederholentlich übernommen worden sind, müssen jetzt von der Regierung eingelöst werden; es wäre nicht zu verantworten, wenn unsere Kolonien uns nicht allein alljährlich bedeutende Summen an Geld kosten sollten, sondern wenn wir ihnen auch noch unseren Ruf als civilisatorische Macht zum Opfer bringen müßten. Der Hinweis des „Staats-Anzeigers", daß die Reichsregierung nach Lage der politischen Verhältnisse den Zeitpunkt bestimmen werde, zu dem weitere Beschränkungen der Sklaverei durchgeführt werden sollen, kann daher nur dann Billigung erfahren, wenn auch die leitenden Kreise die Beseitigung der unwürdigen Zustände auf deutschem Territorium nicht in einer fernen Zukunft, sondern, sobald die nöthigen Vorbereitungen getroffen sind, unmittelbar auftreten.

Damit unsere Kolonien uns nicht noch häufiger ernste Unbequemlichkeiten bereiten, wird es vor Allem auch nothwendig sein, in der Auswahl der zu entsendenden deutschen Beamten möglichste Vorsicht walten zu lassen. Es soll nun, wie berichtet wird, die Absicht bestehen, Herrn Peters von Reichswegen auf das alte Gebiet seiner Streifzüge zurückzusenden. Er gerade scheint ganz der Mann zu sein, um durch falsche Energie und Eigenmächtigkeit noch weit größere Schwierigkeiten hervorzurufen, als uns beispielsweise die Samoaner Wirren bescheert hatten.

In Frankfurt a. M. hat Herr Peters neuerdings eine Rede gehalten, in der er sich auch mit den Verhältnissen Europas beschäftigt hat und bei dieser Gelegenheit sprach er, so wird unwidersprochen berichtet, die denkwürdigen und den Mann trefflich charakterisirenden Worte:

„Er hoffe, die Phrase, Deutschland sei der Hort des europäischen Friedens, werde aufhören, den Inhalt von Trinksprüchen zu bilden; wir hätten nicht mehr Veranlassung, den europäischen Frieden zu wünschen, als Andere; Deutschland habe nur der Hort deutsch-nationaler Interessen zu sein; den europäischen Frieden möchten in Zukunft die Franzosen, Engländer, Russen und Andere behüten, wenn ihnen daran gelegen wäre."

In Europa ist Herr Peters, der wohl noch im Zweifel ist, ob er sich besser zu einem heimischen oder zu einem afrikanischen Bismarck eignet, eine harmlose und erheiternde Figur. Mit seinen protzenhaft selbstbewußten Gesinnungen und mit seinem kleinen Gesichtskreis aber kann ein derartiger Mann, ohne Ueberwachung auf verantwortlichen Posten in die Ferne gestellt, eine ernste Gefahr werden, und zu den bisherigen uns die Unannehmlichkeiten neuer Kolonialkriege verschaffen. Das auswärtige Amt wird daher bei der Entsendung von Kommissaren in die Kolonien mit besonderer Sorgfalt darauf zu achten haben, daß diese Beamten neben der freilich gebotenen Energie auch die nöthige Welterfahrung und Humanität besitzen.

In Danzig hatte die Stadtverordneten-Versammlung für den Oberbürgermeisterposten den Reichstagsabgeordneten Baumbach in Aussicht genommen, und es war das Gehalt für das künftige kommunale Oberhaupt auf 15 000 an Stelle des vormaligen Anfangsgehaltes von 12 000 M. festgesetzt worden. Gegen diesen Beschluß hat der Bezirksausschuß Verwahrung eingelegt, mit der Motivirung, daß die höhere Normirung der Besoldung aus Gründen der Sparsamkeit sich nicht rechtfertigen lasse und zuvörderst näherer Erwägung bedürfe; zum Schluß wird die Frage angeregt, ob nicht bei öffentlicher Aufforderung zur Bewerbung sich eine geeignete Persönlichkeit „auch bei erheblich geringerem Gehalt" würde gewinnen lassen; das entspricht annähernd dem System der Vergebung an den Mindestfordernden, wie es für Holz und Steine häufig sehr zweckmäßig ist. Das Schriftstück mit diesem Entscheid ist unterzeichnet von Heppe, und der Name eines Konservativen von Puttkamer'scher Prägung erklärt viel.

Freilich ist die Sparsamkeit eine höchst nützliche Sache im Staate wie in der Kommune; aber man sollte meinen, daß eine Stadtverordnetenvertretung, die vor Allem auch berufen ist, die materiellen Interessen ihrer Mitbürger wahrzunehmen, eine einigermaßen kompetente Instanz für die Entscheidung ist, ob die Aufwendung von dreitausend Mark mehr oder weniger sich wohl vertreten läßt, um einen Mann zu gewinnen, der freilich liberal, aber für den Oberbürgermeisterposten vor Allem geeignet erscheint. Eine besonders charakteristische Färbung erhält das Schreiben des Herrn von Heppe noch durch die Aufforderung, man solle doch prüfen, ob das Gehalt des Oberbürgermeisters auch im richtigen Verhältniß zur Besoldung der Subalternbeamten stehe. Auch diese Fürsorge für den kleinen Beamten ist zweifellos höchst lobenswerth; doch gilt gleichfalls dieser wohlmeinenden Aufforderung des Herrn von Heppe gegenüber ein Aber. Ein solcher Hinweis in dieser Gegenüberstellung ist vielleicht nicht geeignet, die Zufriedenheit der Schützlinge zu heben; da es aber Aufgabe eines Regierungsvertreters nicht sein kann, der Unzufriedenheit der Subalternbeamten Nahrung zuzuführen und einen Gegensatz zwischen höheren und unteren

schen Angestellten herauf zu beschwören, so scheint uns, wie die Sparsamkeit des Herrn von Heppe, auch seine Fürsorge für die Subalternbeamten in diesem Falle unzeitgemäß und schlecht angebracht. Genau diesen Standpunkt hat auch die Danziger Stadtverordnetenversammlung einstimmig festgehalten; Männer der verschiedensten politischen Richtung haben gemeinsam die Einwürfe des Herrn von Heppe zurückgewiesen. Bei dieser Lage der Dinge halten wir denn an der zuversichtlichen Hoffnung fest, daß der konservative Herr trotz seiner Bedenken, die an sich so vortrefflich sind, jenen Oberbürgermeister nicht wird fernhalten können, den die Danziger für besonders tüchtig erachten, und sollte der auch nach dem Geschmack der Stadt ein Liberaler sein.

Tag für Tag wird von französischen Blättern durch neues Material der Nachweis geführt, daß die Partei-Boulanger eine Partei von Gaunern gewesen ist; die Erhärtung dieser Wahrheit fängt nun bereits an höchst ermüdend und überflüssig zu werden; wichtiger ist, daß auch die konservative Rechte, die Imperialisten, die Royalisten und die Klerikalen immer erdrückender belastet werden; das hat seine große Bedeutung, denn während die Boulangisten bereits todt und ungefährlich sind, bringt jede nachdrückliche Diskreditirung der Rechten einen realen Gewinn der heutigen staatlichen Ordnung in Frankreich. Die Konservativen in ihren verschiedenen Schattirungen, die sich so viel auf ihre Ehrlichkeit und uneigennützige Vaterlandsliebe zu Gute zu thun pflegten, erscheinen jetzt ganz unverhüllt als das, was sie sind, als skrupellose Egoisten, die mit allen, auch den verwerflichsten Mitteln, zur Macht zu gelangen suchten. Man drückte Boulanger und seinen Leuten die Hand, obgleich man diese Gesellschaft vortrefflich kannte. Diese Enthüllung hat man in Frankreich zu einem lustigen Kalauer ausgenützt; in Erinnerung an Macchiavelli sagt man von dem Führer der Rechten Mackau: „ce n'est pas Mackau, c'est Mackavel.“

Wie es in Frankreich stets zu geschehen pflegt, haben die Angriffe, die in den Zeitungen herüber und hinüber erfolgt sind, zu einer Reihe von Duellen Anlaß gegeben, und jener Mann, Mr. Mermeix, der zuerst den Schleier von den Boulangisten fortgezogen hat, wurde in einem dieser Zweikämpfe schwer verwundet. Daß erklärte Lumpen nach unserem Sittenkodex auch noch das Recht haben sollen, denjenigen — er sei, wie er sei — zu verletzen oder zu tödten, der der Allgemeinheit durch ihre Entlarvung einen Dienst erwiesen hat, zeigt die Vernunft jener Festsetzung, der sich immer noch ein großer Theil der heutigen, vor allem der französischen Gesellschaft beugt. Freilich giebt es auch Franzosen, die für das Wesen des Zweikampfes die richtige Auffassung haben. In dem reizvollen Onkel Benjamin des zu früh verstorbenen Claude Tillier, findet sich über den Zweikampf folgende treffliche Stelle: „Mit Terz und Quart beweist euch einer doch, was er will. Es ist wahrhaftig schade, daß Galilei, da der Papst die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne als ketzerisch verdammte, nicht darauf verfiel, Seine Heiligkeit zum Zweikampf zu fordern, um ihm die Richtigkeit der Sache zu beweisen.“

Aus dem Ministerium Crispi ist der Finanzminister Seismit-Doda ausgeschieden. Der unmittelbare Anlaß zu diesem Rücktritt soll darin liegen, daß Seismit-Doda zu den Radikalen gehört und als solcher geringe Sympathien für die Tripelallianz, dagegen Neigung für die Irridentisten hat; diese seine Anschauungen traten bei einem Bankett in Udine zu Tage. Eines Kollegen mit diesen Neigungen wünschte sich aber Crispi zu entledigen. Freilich die Schwierigkeiten der politischen Lage sind damit nicht gehoben. Die Schwierigkeiten für Crispi liegen gerade in den Finanzen. Italien unterliegt fast der Last der Steuern; 1886 wanderten nur 85000 Italiener aus, und diese Zahl hat sich 1889 unter der finanziellen Misere bis auf 196000 Menschen gesteigert. Das sind beredte Zahlen. Wird es nun Crispi gelingen, Jemanden zu finden, der die Finanzen in Ordnung bringt? Wenn diese große Frage nicht gelöst wird, so besteht die ernste Gefahr, daß mit Crispi und seiner Finanzpolitik auch seine auswärtige Politik über den Haufen geworfen wird; es würde dies bedeuten, daß die Stellung Italiens im Dreibund nicht die alte bleibt. Wir haben daher in Deutschland alle Veranlassung, uns nicht in Bismarck'scher Manier nur an die Person von Crispi zu klammern; vielmehr sollten wir für die jetzige internationale Politik eine immer festere Stütze im italienischen Volk selbst zu schaffen suchen.

Im Kanton Tessin hat die liberale Opposition das klerikale Regiment durch einen Handstreich gestürzt; bei dieser Revolution, die, in aller Stille vorbereitet, mit wunderbarer Geschicklichkeit durchgeführt worden ist, verlor leider auch ein klerikales Regierungsmitglied, das sich mit dem Revolver vertheidigte, das Leben. Niemand sonst wurde verletzt oder geschädigt durch diese Revolte, die zunächst so glücklich zum Ziele führte. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder die ausgezeichnete Anlage der Romanen für Verschwörungen. Freilich ist der unmittelbare Erfolg der Revolution nur von kurzer Dauer gewesen; die revolutionäre Regierung wurde ihrerseits durch den Abgesandten der Bundesgewalt zum Rücktritt gezwungen; sie fügte sich den Anordnungen jenes, und die Sieger von gestern werden nunmehr als Gesetzesverletzer sich vor dem Richter zu verantworten haben. Gleichwohl dürfte es mit der klerikalen Herrlichkeit im Kanton zu Ende sein; den Anlaß zur Revolution bot nämlich die Weigerung der Kantonalregierung, unmittelbar eine Volksabstimmung über die Verfassung in Tessin vornehmen zu lassen. Daß der Anspruch der Liberalen, die für ihre Forderung das Verlangen von 10000 Vollbürgern geltend machen konnten, berechtigt gewesen, hat aber nunmehr die Centralgewalt entschieden. Die Tessiner Verfassungsrevision wird also dem Volksvotum unterworfen werden müssen, und die Liberalen sind der Ansicht, daß diese Abstimmung das Ende der klerikalen Herrschaft bedeuten wird.

Am Eisernen Thor haben in diesen Tagen die ersten Sprengungen stattgefunden. Jede Erleichterung des Verkehrs mit dem Orient ist von hoher Bedeutung; Mitteleuropa gewinnt dadurch die Möglichkeit, seine Beziehungen mit dem Osten wieder fester zu knüpfen, die im Mittelalter eine so hohe Bedeutung hatten und die für Jahrhunderte dann fast völlig zerrissen waren. Bei den Festlichkeiten, die aus diesem Anlaß stattfanden, begegneten sich auch österreichisch-ungarische und serbische Minister, und es scheint, daß zwischen den Würdenträgern der beiden Staaten ein erfreulicher und erfolgreicher Meinungsaustausch über eine bessere Gestaltung der gegenseitigen politischen Verhältnisse gepflogen worden ist.

In Brüssel hat ein Arbeiterkongreß stattgefunden, auf dem es zu sehr erregten Szenen kam, aber am Ende hat doch die gemäßigtere Richtung den Sieg davon getragen. Es waren zum Theil sehr verständige Forderungen, die aufgestellt worden sind; so verlangten die Arbeiter das allgemeine Wahlrecht; dann aber wollte man auch eine Besserung der Lage der Arbeiter durch einen Streike aller Gewerbe erzwingen. Einer der Redner rief aus und sein Vorschlag erscheint im Lande des Ministeriums Beernaert fast wie die Aufforderung eines agent provocateur: „En avant pour la grève générale, tout de suite, sans rien dans le ventre.“ Der Rath dieses Verrückten oder Spitzbuben wurde schließlich nicht angenommen; man entschloß sich, auf den Einspruch der Gemäßigteren den allgemeinen Streike vorzubereiten, aber für seinen Ausbruch wurde kein Zeitpunkt bestimmt. Diese Vertagung giebt den belgischen Arbeitern hoffentlich die Zeit, die Narrheit und Undurchführbarkeit eines allgemeinen Streikes zu erkennen.

Die afrikanische Vereinbarung zwischen Portugal und England hat das Ministerium in Lissabon zu Falle gebracht. Die Erregung der Portugiesen über die Schmälerung ihrer Kolonialmacht ist so groß, daß der Unwille möglicherweise vor den Ministern nicht Halt macht, sondern auch gegen den Thron sich wendet, und dann könnten die englischen Tories durch ihre Politik die unfreiwilligen Geburtshelfer einer neuen Republik sein.

* * *

Tempora mutantur.

„Der Kurs bleibt der alte“ — so lautete die Verkündigung des Reichskanzlers von Caprivi beim Fortgang des Reichskanzlers Fürst Bismarck. Das Wort hat wohl nie buchstäblich genommen werden sollen. Für den Kurs des Staatsschiffes ist keine sicher zeigende Magnetnadel vorhanden, sondern der Kurs richtet sich ganz wesentlich nach dem Ingenium des Steuermanns. Der Kurs, den ein Bismarck eingeschlagen hatte, konnte deshalb von keinem Nachfolger festgehalten werden, selbst wenn man es gewollt hätte. Aber glücklicher Weise wollte man ihn auch gar nicht festhalten. Fürst Bismarck hat Deutschland einen großen Dienst geleistet, indem er auch dem Blödesten darüber die Augen geöffnet hat, daß keine momentane Verstimmung, kein äußerlicher Vorfall, kein „Glas Wasser“ seinen Sturz veranlaßt haben, sondern ein tiefer innerer Gegensatz, der in der Frage, ob das Sozialistengesetz fallen zu lassen oder zu verschärfen sei, einen im eigentlichen Sinne des Worts prinzipiellen Charakter annahm. Es gibt Leute genug, brave Deutsche und wohlwollende Naturen, die es beklagen, daß das Ende des Staatsmannes Bismarck so wenig den hohen Erwartungen entsprochen hat, welche die Bewunderer des Gewaltigen hegten. Wie viel größer — meinen sie und nicht mit Unrecht — stände der Mann in der Geschichte da, wenn er vor Jahren, in der Fülle seines Ruhms, der Welt entrissen wäre. Gewiß wäre ein solcher Abgang von der Bühne des Lebens schöner gewesen, die Dissonanz der letzten Monate wäre der Welt nicht zu Gehör gekommen, die Erbärmlichkeit der Bismarck'schen Gefolgschaft von ehedem hätte sich in ein pietätvolles Dunkel gehüllt und Deutschland wäre um eine Illusion reicher. Ich bekenne, daß mir die rauhe Wahrheit, wie sie das letzte Halbjahr zu Tage gefördert hat, lieber ist, weil sie den wahren Interessen des deutschen Volkes bei Weitem mehr entspricht. In wenigen Monaten sind Unzähligen die Augen geöffnet, die vordem in der Bismarckverehrung keine Grenzen kannten.

Die Unkenrufe sind verstummt, welche ein internationales Chaos oder zum mindesten eine ernstliche Gefährdung des äußeren Friedens prophezeiten, sobald Bismarck's große diplomatische Kunst im europäischen Konzert nicht mehr wirksam sei. Im Gegentheil, die Frage tritt immer nachdrücklicher hervor, ob nicht auch die Beziehungen der Völker zu einander durch Bismarck's Fortgang gewonnen haben. Nicht als ob an Bismarck's ernsten Absichten, den Frieden zu erhalten, nachträglich gezweifelt würde, aber der — zum Theil künstlich genährte — Glaube, als ob der europäische Karren so verfahren sei, daß ihn nur die geniale Hand des Fürsten Bismarck vor dem Umkippen bewahren könne, machte alle Welt nervös und ließ den europäischen Frieden als ein noch viel gebrechlicheres Gebilde erscheinen, als er es ohnehin schon ist. In den Beziehungen der Völker zu einander spielt eben das psychologische Moment keine geringe Rolle, und man kann sagen, daß der Friede um so sicherer ist, je mehr er dafür gehalten wird. — Hinzu kommt, daß die Bismarck'sche Staatskunst anderen Regierungen im Allgemeinen mehr Bewunderung als Vertrauen einflößte. Man kam deshalb aus einer gewissen Spannung nie heraus und hatte sich im Laufe der Jahre davon entwöhnt, die Bewegungen der deutschen auswärtigen Politik mit nüchterner Objektivität zu betrachten. Das internationale Alltagsleben tritt, wie es scheint, nunmehr wieder in verstärktem Maße an die Stelle der sensationellen Reize, und das wird einstweilen von den Völkern sehr angenehm empfunden.

In noch weit höherem Grade aber hat man in Deutschland angefangen, sich mit Rücksicht auf die innere Politik aus den Banden einer alles umstrickenden Autorität herauszuwickeln. Die Bismarck'sche innere Politik wird in ihrer Gesammtheit heute von keinem einzigen namhaften Politiker mehr vertreten, und selbst bruchstückweise wird dieselbe eher entschuldigt als vertheidigt, oder gar als Richtschnur für die Zukunft empfohlen.

Man fängt sogar schon hie und da an, sich jener [illegible] ketzerungs- und Verfolgungssucht zu schämen, die [illegible] eigentlich das Kennzeichen des Bismarck'schen Systems [illegible]

Wir sind nicht sentimental genug, uns dieses [illegible] schwungs nicht zu freuen. Fürst Bismarck hat uns [illegible] sinnige ehrlich gehaßt und wir haben — ohne seine [illegible] ragenden Verdienste um die Einigung Deutschlands je [illegible] verkennen — sein Regierungssystem, das sich in den [illegible] Jahren so ungemein charakteristisch entwickelte, bekämpft, [illegible] und wo wir konnten. Speziell „Die Nation“ darf [illegible] rühmen, während der sieben Jahre ihres Bestehens in [illegible] Kampfe hinter keinem anderen Organ der öffentlichen Mein[illegible] zurückgeblieben zu sein. Aber die Befriedigung darüber, [illegible] Bismarck fort ist und voraussichtlich nicht wiederkehrt, [illegible] daß auch der Kurs sich sichtbar ändert, kann uns nicht [illegible] machen dagegen, daß noch gar manches Stück der [illegible] tischen Hinterlassenschaft des Fürsten Bismarck weggeräu[illegible] werden muß, ehe wir im Deutschen Reich wieder zu [illegible] funden Verhältnissen zurückgekehrt sein werden. Ein bede[illegible] tungsvoller Anfang aber ist wenigstens gemacht [illegible] Sozialistengesetz tritt mit dem 1. Oktober außer Kraft.

I.

Die Bankerotterklärung einer Zwangspolitik gehört [illegible] zu den glücklicheren Momenten in der Geschichte der Völ[illegible] Sie umschließt das Zugeständniß, daß die brutale Ge[illegible] auf die Dauer ohnmächtig ist gegenüber der Macht der Id[illegible] Selbst die unklarsten Ideen gewinnen nicht selten unter [illegible] mechanischen Druck der Staatsgewalt eine Widerstandskra[illegible] die ihnen an sich gar nicht inne wohnt. Diese Rebel[illegible] des Gedankens gegen äußeren Zwang erinnert die [illegible] schenden Elemente immer aufs Neue wieder daran, daß [illegible] Völker überzeugt und selbst zu ihrem Glück nicht gezwungen sein wollen.

Es gibt kaum eine historische Erfahrung, die gle[illegible] häufig sich bewährt hätte. Wo die äußere Gewalt [illegible] soweit gegangen ist, die Bekenner eines Glaubens mechan[illegible] auszurotten, hat sie beinahe stets jene Ideen gestärkt, gegen die sie zu Felde zog. Trifft das schon im Allgemeinen [illegible] wie viel mehr muß es passen auf das Verhältniß [illegible] modernen Staatsgewalt den eigenen Unterthanen gegenüber nachdem — theoretisch wenigstens — die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz anerkannt ist und damit die Bekämpfung einzelner Parteien durch Ausnahmemaßregeln [illegible] Charakter der Ungerechtigkeit in den Augen der Verfolg[illegible] in weit höherem Grade als früher, angenommen hat.

Dies nicht begriffen oder wenigstens nicht danach gehandelt zu haben, ist ein Hauptvorwurf, den man [illegible] Bismarck'schen System machen muß. Aus diesem Fehle[illegible] sind die meisten Mißerfolge der letzten Jahre Bismarck'[illegible] Politik mit unerbittlicher Logik hervorgegangen.

Man ist heute darüber so ziemlich einig, daß Bismarck[illegible] Zwangs- und Verfolgungspolitik die Ultramontanen [illegible] die Sozialdemokraten erst zu wirklichen politischen Macht[illegible] faktoren erhoben hat. Aber auch die Opposition der Frei[illegible] sinnigen schien in demselben Maße entschlossener, [illegible] bewußter und wirksamer zu werden, in welchem der [illegible] des Fürsten Bismarck und seiner Umgebung gegen die [illegible] sinnige Partei wuchs.

Die Erscheinung ist ja schließlich auch begreiflich. Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie wird [illegible] jedem Druck der Arbeitsaufwand in Wärme umgewandelt, während umgekehrt bei jeder Dichtenverminderung [illegible] Wärmeverbrauch und dem entsprechend Abkühlung eintritt. Dies physikalische Gesetz ist — wenigstens bis zu einem ge[illegible] wissen Grade auch in der geistigen und speziell in der poli[illegible] tischen Welt wirksam. Will man eine Partei innerlich [illegible] tigen, so braucht man sie nur einem starken äußeren D[illegible] auszusetzen. Die Energie der Bedrückten bleibt dann [illegible] sammelt, die Wärme des Kampfes ergreift auch die vorher Lauen und Gleichgültigen, selbst die an sich widerstrebenden Theile schließen sich enger zusammen und eine vielleicht schon begonnene Zersetzung wird in ihrer Fortentwicklung

gehemmt. Alle diese Erscheinungen haben sich in den letzten zwölf Jahren vor unseren Augen innerhalb der sozialdemokratischen Partei in der lehrreichsten Weise abgespielt.

Wer die letzten Jahre vor dem Erlaß des Sozialistengesetzes nicht als furchtsamer Philister, sondern als aufmerksamer Beobachter durchlebte, dem drängte sich damals die Frage auf, ob nicht die sozialdemokratische Partei — trotz alles Lärms und aller Breitspurigkeit — dem Zerfall entgegen gehe.

Man war auf das Emsigste damit beschäftigt, den sozialistischen Zukunftsstaat auf dem Papier zu konstruiren, und schon bei dieser verhältnißmäßig einfachen Arbeit trat eine Verwirrung ein wie beim Thurmbau zu Babel.

In den damals führenden Preßorganen: dem „Vorwärts“, der „Zukunft“ und der Monatsschrift „Neue Gesellschaft“, sowie in zahlreichen sozialistischen Broschüren, unter denen neben Bebel's Streitschrift „Unsere Ziele“ auch Most's „Kapital und Arbeit“ einen großen Leserkreis um sich sammelte, wurden speziell in den Jahren 1877 und 1878 eingehende Untersuchungen darüber angestellt, wie man auf der Basis der Marx'schen Werththeorie das neue Reich zu errichten habe; wie die Produktion unter der Herrschaft des Kollektivkapitals zu organisiren sei; ob eine freie Berufswahl zugelassen werden dürfe; in welcher Weise die Gütervertheilung sich zu vollziehen habe: ob der Bedarf des Einzelnen zu fixiren oder die Harmonie zwischen Produktion und Konsumtion durch Preisschwankungen herzustellen sei; ob eine gleiche Arbeitsentschädigung nöthig oder eine ungleiche zulässig sei; wie der Umtausch der Konsumtibilien gegen Arbeitscertifikate zu bewerkstelligen sei u. s. w. Selbst Spekulationen über eine neue Sozialästhetik wurden angestellt. Wahrhaft verwunderlich war es dabei, daß die Revolutionäre, die der ganzen bestehenden Wirthschaftsordnung den Krieg bis aufs Messer erklärten und von dem Autoritätsschwindel höchst verächtlich redeten, in allen ihren staatswissenschaftlichen Betrachtungen eine geradezu sklavische Unterordnung unter die Doktrin des Hauptpropheten Marx zeigten. Die trockene Formel der Marx'schen Werththeorie, die nichts weiter ist, als eine willkürliche Regierungsmaxime für einen willkürlich konstruirten Staat, wurde mit einer Inbrunst verehrt, als ob alle Weisheit dieser Welt darin zusammengepreßt sei. Die sozialistischen Scholastiker quälten sich bei der Ergründung dieser Weisheit weidlich ab und zankten sich auch wohl gelegentlich ob der Bedeutung einzelner Worte der Formel, während der damals noch lebende Prophet zu London in erhabenem Stillschweigen verharrte und sich nicht herabließ, deutlich zu sagen, was er gemeint habe.

Für die sozialdemokratische Partei als solche war es ein wahres Glück, daß das Sozialistengesetz wie mit einem Schlage dieser ganzen Diskussion ein Ende machte. Die betreffenden publizistischen Organe mußten ihr Erscheinen einstellen und die Anhänger jeder Richtung gingen aus dem Meinungsstreit mit der Idee hervor, daß, wenn die Polizei sie nur hätte gewähren lassen, der Triumph der reinen sozialistischen Wahrheit nur eine Frage der Zeit gewesen wäre. Man trat darauf gemeinsam in den Kampf gegen das Sozialistengesetz ein und von einer theoretischen Erörterung des sozialistischen Staatsideals war kaum noch die Rede. Der Umstand, daß man um des sozialdemokratischen Glaubens willen verfolgt wurde, überhob die Führer der Mühe, diesen Glauben des Weiteren näher zu erläutern. Gefühl und Leidenschaft regierten; eine verstandesmäßige Kritik hätte wie Felonie ausgesehen und trat um so weiter in den Hintergrund, je weniger andere Parteien willens und im Stande waren, die unterbrochene Diskussion kritisch weiterzuführen. So kam es, daß in allen den Punkten, welche die sozialdemokratische Partei von allen anderen Parteien scheiden, die Entwickelung heute genau wieder dort einsetzen muß, wo sie vor 12 Jahren durch die Ausnahmegesetzgebung gewaltsam unterbrochen wurde, während alle anderen Verhältnisse sich inzwischen zu Gunsten der Sozialdemokratie ganz wesentlich verändert haben.

Mit dem Bewußtsein, bei der letzten Reichstagswahl ein Fünftel aller abgegebenen Stimmen auf ihre Kandidaten vereinigt zu haben, tritt die sozialdemokratische Partei als die augenblicklich numerisch stärkste aus dem gesetzlichen Ausnahmezustande wieder auf den allgemeinen Rechtsboden. Die Unterdrückten, Ausgewiesenen, von den sogenannten Ordnungsparteien Verfehmten triumphiren. Die ehemaligen Anhänger des Sozialistengesetzes gestehen größtentheils unumwunden ein, daß das Sozialistengesetz ein schwerer politischer Fehler war. Hoffentlich ist nach dieser Erfahrung wenigstens der gegenwärtigen Generation die Lust an Ausnahmegesetzen gründlich vergangen.

Mit dem Fortfall des Sozialistengesetzes tritt die sozialdemokratische Partei nun in ein neues Stadium der Entwicklung, in welchem die Auseinandersetzungen innerhalb der Partei keine geringe Rolle spielen werden. Der positive Theil des sozialdemokratischen Programms muß jetzt aus dem mystischen Halbdunkel heraus wieder in die öffentliche Diskussion und unter die Kritik der öffentlichen Meinung gebracht werden. Daran haben übrigens auch die Gegner der Sozialdemokratie ein lebhaftes Interesse, denn dieser spezifisch sozialistische Theil des Programms ist ein so dürftiges Gerüst abstrakter Forderungen und beruht auf so wackeligen Fundamenten menschlicher Erkenntniß, daß die Kritik hier kein allzu schweres Spiel hat und auch dem einfachsten Verstande gegenüber sich wirksam erweisen kann.*)

Eben deshalb werden auch die einsichtsvolleren taktisch und politisch geschulten Führer der Sozialdemokratie bemüht sein, die Bewegung möglichst in jenen engeren Bahnen zu halten, wie sie sich unter dem Sozialistengesetz herausgebildet haben. Sie werden insbesondere versuchen, die radikale Kardinalforderung der Verwandlung alles Privatkapitals in Kollektivkapital aus der praktischen Politik möglichst fern zu halten und den Schwerpunkt der Agitation vorzugsweise auf jene Forderungen legen, welche auch innerhalb der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung durchführbar erscheinen und — wie die Beseitigung der Lebensmittelzölle, ein ausgedehnter Arbeiterschutz, die Verminderung der Militärlasten u. s. w. — generellen Wünschen der breiten Massen der Bevölkerung entgegenkommen.

Vielleicht entwickelt sich auf diese Weise aus der heutigen sozialdemokratischen Partei — unter dem erzieherischen Einfluß der Mitarbeit in den Parlamenten — nach und nach eine radikale Arbeiterpartei, für welche die sozialistischen Endforderungen im Laufe der Zeit jede praktische Bedeutung verlieren. Daß mit dem eigentlichen Sozialismus bei einer freien Entwicklung selbst in der breiten Masse der Bevölkerung keine rechten politischen Erfolge zu erzielen sind, zeigen ja die Vereinigten Staaten von Amerika und England immer aufs Neue wieder. Die Sozialdemokratie hat in beiden Ländern nur insoweit politischen Einfluß, als sie unter Aufgabe ihrer speziellen sozialistischen Sondergelüste für den allgemeinen politischen Radikalismus das Gewicht ihrer Masse in die Wagschale wirft. Die Versuche, als gesonderte Partei Einfluß zu gewinnen, sind bisher in beiden Ländern völlig gescheitert. In England haben sich ja allerdings in den letzten Jahren eine Reihe mehr oder weniger orthodoxer Sozialisten, wie Burns, Champion, Tom Mann, Hyndman, hervorgethan, aber die politische Bedeutung dieser Männer wird durchweg bei uns außerordentlich überschätzt. Zudem arbeiten sie nicht mit einander, sondern jeder ist der eifersüchtige Prophet einer verhältnißmäßig kleinen Gefolgschaft und geht seine eigenen Wege. Von einer centralisirten Macht, wozu unsere Sozialdemokraten unter dem Ausnahmegesetz herangewachsen sind, kann jedenfalls mit Bezug auf die englischen Sozialisten auch nicht entfernt die Rede sein. Noch weniger bedeutet die Sozialdemokratie in

*) Ein Anfang ist in dieser Richtung bereits gemacht durch eine kleine vor wenigen Wochen erschienene Broschüre: „Der Kampf gegen die Sozialdemokratie; von Otto Ehlers“ (Freund's politische Handbücher Band II), in welcher Broschüre in geschickter und populärer Weise das sozialdemokratische Staatsideal in großen Umrissen dargestellt und das Widerspruchsvolle desselben klargelegt wird.

Amerika. Selbst die gemäßigt sozialistische Vereinigung der Knights of Labor, die vor einigen Jahren noch in der Illusion schwelgte, das ganze amerikanische Parteiwesen aus den Angeln heben zu können, ist in wenigen Jahren zur völligen Ohnmacht herabgesunken, wie der von der Knights of Labor kürzlich organisirte Strike der Eisenbahnarbeiter auf der Newyork Central Eisenbahn aller Welt offenbart hat. Man begnügt sich in Amerika damit, den sozialistischen Staat in der phantastischen Schilderung Edward Bellamy's kennen zu lernen, aber das Experiment mal praktisch zur Anwendung zu bringen, würde dem verständigen Amerikaner gerade so seltsam erscheinen, wie die Zumuthung, für die interessanten physikalischen Experimente Jules Verne's sich als Versuchsobjekt herzugeben. Uebrigens ist in Bellamy's „Looking Backward“ der sozialistische Zukunftsstaat — abgesehen von einigen schlimmen Ketzereien gegenüber der Marx'schen Werththeorie — ziemlich korrekt dargestellt.

Nach dieser Entwicklung in Amerika und England braucht man, wie mir scheint, auch für Deutschland die Hoffnung nicht aufzugeben, daß die sozialdemokratische Partei, wenn man ihrer geistigen Entwicklung nur keine Hindernisse bereitet, sich zunächst zersetzen und dann soweit klären wird, daß die werthvolleren politischen Elemente derselben im Laufe der Zeit ihren revolutionären Charakter abstreifen und zu einer Reformpartei wie andere demokratische Parteien sich umgestalten.

(Zwei weitere Artikel folgen.)

Th. Barth.

Hans von Marées.

Im Frühling 1873 erschienen in der Wiener Deutschen Zeitung zwölf Briefe eines namenlosen ästhetischen Ketzers. Die Sätze klangen wie fröhliches Waffenklirren. Der Waffengang galt ebenso dem gelehrten Pedantismus, der seit Winckelmann bestrebt war und bestrebt ist, das künstlerische Urtheil um seine Naivität und das künstlerische Schaffen um seine Jugendfrische zu bringen — wie der in System gebrachten Revolte dagegen, welche einen „Realismus“ auf den Schild hebt, der es gleichsam als Vorbedingung stellt, daß die Wirklichkeit mit unkünstlerischem Auge gesehen werde, dem es nicht mehr um Kunst, sondern um Trompe-l'oeil zu thun ist. Und dann lehrte der Ketzer: Die Kunst wird durch jede Lehrmeinung mißhandelt, die sich zwischen das Auge des Künstlers und die Natur stellt. Es liegt schon im Wesen des künstlerischen Auges, das Charakteristische jeder Naturerscheinung zu sehen, in solchem Sinne ist darum auch alle echte Kunst Auslegerin der Natur — wie sie Goethe nannte. Deutung der Natur ist das einzige Ziel aller Kunst. Damit war allerdings das Geheimniß des unvergänglichen Reizes der beiden großen klassischen Kunstepochen, der griechischen und der italienischen ausgesprochen. Verheißungsvoll wurde am Eingang dieser Briefe auf die Erstlingswerke eines jungen Künstlers hingewiesen, die jene, welche der modernen Künstlerei müde sind, anmuthen würden wie verheißungsvoller Frühlingshauch. Die Eingeweihten wußten es, daß der Schreiber dieser Briefe Karl Hillebrand in Florenz sei, sie wußten aber auch, daß diese Ketzerideen Gemeingut einer ganz kleinen Gemeinde deutscher in Italien lebender Künstler und Kunstfreunde seien, die ihr Haupt in Hans van Marées sahen. Der junge Künstler, dem gegenüber die Gabe der Prophezie sich als echt erweisen sollte, war Adolph Hildebrand, — ich will nicht sagen ein Schüler, aber im besten Sinne des Wortes ein Jünger Hans Marées'. Im Frühling 1887 kam die unerwartete Kunde vom Tode Hans Marées', er war am 5. Juni nach ganz kurzer Krankheit in Rom gestorben. Man nahm nicht viel Notiz davon; wer kannte Marées? Die gut gemalte Pferdeschwemme von ihm in der Galerie Schack ist doch ein Dutzendbild, das sich der Phantasie nicht einprägt. Die Wandbilder aber in einem Saal des Gebäudes der zoologischen Station in Neapel, welche schon deutlich Absichten und Eigenart des Künstlers enthüllen, sind durch die Stelle, wo sie sich befinden, der Menge entrückt. Um so schmerzlicher erschüttert standen die Freunde; der Künstler hatte eben jetzt seine Zaghaftigkeit überwunden, was er in Jahren rastloser Thätigkeit geschaffen und in seiner Werkstatt vor fremden Augen sorgsam gehütet hatte, das wollte er binnen Kurzem dem Urtheil der Zeitgenossen überantworten. Wie das gelautet haben würde? Man brauchte nicht zu zaghaft demselben entgegenzusehen. Eine erregte Stimmung geht durch die Zeit; und mindestens auf künstlerischem Gebiete fühlt jeder Dogmatismus den Boden unter seinen Füßen erschüttert; nach neuen Propheten sieht man begierig aus und warum sollte neben den falschen Propheten nicht auch ein echter eines freudigen Willkommens gewärtig sein? Doch diese letzte Berufung blieb dem lebenden und dem todten Marées versagt. Soll Marées' Name denn bald zu den verschollenen gehören? Die bis zur Grausamkeit gehende Strenge der Natur gegen das Individuum muß immer wieder als Schicksal hingenommen werden, aber bei Marées handelt es sich um ein Höheres: um die Rettung des sittlichen und künstlerischen Erfolges seiner Lebensarbeit für die künstlerischen Kämpfe unserer Zeit.

Für einen kleinen erlesenen Kreis von Künstlern und Kunstfreunden waren seine Worte und sein Thun längst eine Losung; diesen Kreis zu erweitern ist nun die Aufgabe der Jünger und Freunde des Künstlers. Es war deshalb das beste Denkmal, das Marées gesetzt werden konnte, daß der intimste Freund des Künstlers eine Auswahl aus dessen Gemälden, Kartons und Zeichnungen in prächtiger Lichtdruckausgabe als persönliche Gabe den Verehrern und Freunden Marées' und den öffentlichen Kunstanstalten darbrachte und daß er dieser reichen Gabe auch eine Würdigung Marées' als Mensch und Künstler beifügte,*) welche es möglich macht, diese merkwürdige Individualität aus ihren geistigen Existenzbedingungen heraus zu begreifen.

Hans van Marées wurde am 24. Dezember 1837 in Elberfeld geboren. In Koblenz besuchte er das Gymnasium und dort auch empfing er den ersten Unterricht in der Malerei. Im Jahre 1853 ging er nach Berlin und arbeitete bei Steffek. Die Jahre 1855 und 1856 verbrachte er wieder in Koblenz, dann folgte ein achtjähriger Aufenthalt in München. Aus dieser Zeit des Münchener Aufenthaltes stammt her die Pferdeschwemme in der Galerie Schack, ein in der Weise der besten Niederländer ausgeführtes Kabinetsstück und durch ungewöhnliche Kraft der Farbe ausgezeichnet, wie der Besitzer selbst, Graf Schack, von dem Bilde rühmt, doch aber ohne kräftig ansprechende Eigenart. Im Uebrigen genoß Marées schon in München unter seinen Kunstgenossen den Ruf einer außergewöhnlichen Begabung und hätte es ihm gefallen, auf der breiten Straße zu gehen, so wäre sein Name auf Ausstellungen und im Kunsthandel bald ein wohlbekannter gewesen. Doch Marées konnte sich in dem herkömmlichen Kunsttreiben nicht heimisch fühlen, die Rolle des Nachgeborenen entsprach weder seinem Charakter noch seinen künstlerischen Zielen. Oder sollte ihm der sogenannte Realismus der herrschenden und triumphirenden Pilotyschule als der Beginn einer selbstschöpferischen Kunstperiode erscheinen? Er war zu ernst, um in dieser Richtung mehr als einen Fortschritt der Akademieerziehung zu sehen, zu feinfühlig, um sich durch alles Bühnenpathos, alle Bildtreue, alle Schneiderkünste und gleißende Stoffpracht über den völligen Mangel an Natur hinwegtäuschen zu lassen. Und Marées suchte die Natur, sie zu finden, dazu gehörte

*) Bilder und Zeichnungen von Hans von Marées. 50 Blätter in Großfolio. Hans von Marées. Seinem Andenken gewidmet von Conrad Fiedler. München. Dezember 1890. Das Werk ist nicht im Handel. Die große Absicht des Herausgebers war es, damit Freunden und Schülern des Künstlers ein Andenken zu stiften. Conrad Fiedler war und ist der eigentliche schriftstellerische Vertreter des um Marées sich schaarenden Künstlerkreises. Seine beiden Schriften: „Ueber die Beurtheilung von Werken der bildenden Kunst“ (Leipzig, 1876) und „Der Ursprung der künstlerischen Thätigkeit“ (Leipzig, 1887) gehören zu dem Gehaltvollsten und Selbständigsten, was die ästhetische Litteratur der Gegenwart gezeitigt hat.

lille, große Natureindrücke und eine Kunst, deren ganze ntwicklung nichts war, als die wachsende Fähigkeit und raft, die Natureindrücke ganz naiv in künstlerische Gestalt nzusetzen. Wo hätte er dies Alles besser treffen können, s in Italien? — Dankbar nahm er es deshalb an, als raf Schack ihm den Auftrag für einige Kopien ertheilte. m Jahre 1864 verließ er München und von da an ist ine künstlerische Heimath Italien geblieben. Zunächst elten ihn die Arbeiten für Schack in Florenz: Palma's ladonna mit dem Jesuskinde, einem jugendlichen Senator nd dessen Patron Petrus, Velasquez' Porträtbildniß Philipp IV., eine Anbetung des Christuskindes von Tizian (?), aphael's Velata wurden kopirt. „alle diese Arbeiten führte larées mit Liebe, Sorgfalt und vielem Talent aus und h hätte sehr gewünscht, daß er bei derselben Beschäftigung och länger ausgehalten hätte", bezeugt Schack in seinem uche „Meine Gemäldesammlung". Für Marées war das opiren eingehendes Studium der alten Meister, aber freich nicht um deren Manier sich zu eigen zu machen, sondern m das Verhältniß zwischen Künstler und Natur zu verehen, was ihr Beispiel lehrte war nur, in unmittelbare Beziehung zur Natur gleich ihnen zu treten. Um so mächger trieb es ihn bald zu eigenem Schaffen und von da n begann jenes heiße Ringen des Künstlers mit sich und r Natur, welches seinen weiteren Lebensgang zu einem agischen machte, aber auch zu einem Gang voll ethischer iege. Gleich am Anfang jener Periode schrieb er an einen reund: „ja sehr es mir Herzensbedürfniß ist, mich Ihnen uszusprechen, so war doch diese lange Zeit hindurch meine timmung so unglücklich, mein ganzes Sein von Zweifeln hin- und hergeworfen, daß ich Ihnen den unglücklichen nblick eines so zerrissenen Daseins ersparen wollte. Wie hasver ohne Ruhe, ohne Rast schweifte ich umher, wenn uch nicht mit den Beinen, so doch mit dem Geiste." — tarke Zweifel, ob er je die Nachwirkungen eines falschen ildungsganges überwinden werde, quälten ihn. „Mir ird es schwer, die Folgen der Vergangenheit zu überwinden nd auszulöschen und doch hängt davon bis mir die einzige Möglichkeit einer Zukunft ab." . . . Dann sprach er sich ieder Muth zu: „Es ist etwas in mir, was mich immer nd immer wieder über jeden traurigen Zustand erhebt. rd dieses Etwas ist nichts anderes, als meine unmittelbare Beziehung zum Reiche der Erscheinung, wenn auch nicht n Verstehen, so doch ein fortwährendes Fühlen und Ahnen es Göttlichen, oder wie man's nennen will in der Schöpfung. Darum kann ich auch, und wenn die ganze Welt den Kopf azu schüttelt, still und geduldig meinen Weg gehen, und s däucht mir wohl der Mühe werth zu sein, daß auch einmal einer sein ganzes volles Dasein diesem Nachgehen hinebe." Er erkennt aber auch schon, daß in ihm selbst ein eind groß wachse: „Der Hauptfeind der Kunstübung bleibt och immer die Spekulation, und auf die bleibt man doch mmer angewiesen, wenn keine äußere Veranlassung zur Darstellung eines Werkes vorliegt. Den bestimmten Anrderungen von Ort und Gelegenheit läßt sich bis zu einem ewissen Grad Genüge leisten, in der alleinigen Konkurrenz it den Werken der Schöpfung muß man sich ewig als Stümper fühlen und die eigenen Thaten verwerfen." Und wo ine Selbstkritik vornehmlich einsetzte, deutet er auch an: Da, wo die Natur am nachdrücklichsten wirkt, tritt sie bei äherer Untersuchung äußerst bescheiden auf. Und doch geht e auch beim kleinsten Dinge mit voller ganzer Kraft zu Werke. Wer den Sinn dieser beiden Dinge erkennt, der ird mich auch richtig beurtheilen und wohl einsehen, wie ufrichtig ich mich bemühe, in jeder Weise den Andeutungen, ie mir die Natur gibt, zu folgen." Dies führt in den Mittelpunkt der künstlerischen Absichten und künstlerischen Kämpfe Marées'. Es unterscheidet das Auge des Künstlers von em des Laien, daß der Künstler Alles, was ihm begegnet, in einer ganzen Fülle, Unerschöpflichkeit und seinem Werthe rfaßt und dann sich selbst zum reinsten Bewußtsein bringt; iesen so gewonnenen Natureindruck hat er dann im Kunstverk zur Anschauung Anderer zu bringen. Das schließt benso aus, daß das Kunstwerk nur einen launenhaften Eindruck festhalte, wie daß es die Naturerscheinung mit der Treue des Spiegels wiedergebe. Indem der Künstler sich den Natureindruck zum Bewußtsein bringt, wird er unwillkürlich Deuter, Erklärer der Natur — denn einen Natureindruck sich zum Bewußtsein zu bringen, heißt die Erscheinung, welche diesem Eindruck zu Grunde liegt, auf ihre charakteristischen Züge zurückführen. Wenn die Kunst Gestaltung eines durch das Künstlerauge empfangenen Natureindrucks ist, so ist es klar, daß es weder im zeitlichen noch im örtlichen Sinne ein unbedingt gültiges Künstlerideal geben könne, daß der Kunststil der Epochen verschieden sein müsse, entsprechend der physischen und psychischen Stimmung, welche den Natureindruck formuliren helfen. Und wie die individuelle Stimmung zwar innerhalb der von Zeit und Boden begrenzten allgemeinen Stimmung wurzelt, aber doch eben für sich ein Besonderes ist, so erheben sich dann auch innerhalb einer Zeit und einer Nation die besonders scharf ausgeprägten Künstlercharaktere. Und damit hängt es dann wieder zusammen, daß erst die ganze Fülle künstlerischer Ausdrucksweisen, den unerschöpflichen Reichthum von Zügen, der sich in jeder einzelnen Naturerscheinung birgt und verbirgt, zum mindesten annähernd vollständig an das Tageslicht zu heben vermag. Die frische Bewältigung des eigenen Natureindrucks im künstlerischen Gestalten gibt dem Kunstwerk jenen Reiz, der so unvergänglich wirkt, wie die Blume, die in jedem Frühling wiederkehrt. Dieser Reiz fehlt, wo das künstlerische Schaffen nicht das selbständige Gestalten eines Natureindrucks ist, sondern wo eine fertige Formensprache als künstlerisches Ausdrucksmittel für bestimmte Absichten benützt wird. Klar ist es, daß dann der Reiz wesentlich im Stofflichen liegt — und klar dann auch, warum das Stoffinteresse das brutalste, das sich zur Kunst in Beziehung setzt, auch noch in der Gegenwart eine so hervorragende Rolle spielt.

Auf dem Boden, auf welchem Marées stand, ängstigte ihn nur ein Doppeltes: einmal nicht genug zu vergessen und dann in jener „Konkurrenz mit den Werken der Schöpfung" nicht zu bestehen. Die durch Akademieerziehung banal gewordene Dressur des Auges, die kleinen technischen Kunstgriffe, welche an die Stelle echter Kunsttradition getreten sind, erschienen ihm als die stärksten Gefahren, die künstlerischem Gestalten in den Weg treten, und dann kam die zweite positive Aufgabe, den Natureindruck im Kunstwerk zu so gesteigertem Ausdruck zu bringen, daß er gleichsam für sich wieder wie ein Naturwirkliches (nicht ein Spiegelbild der Natur) erscheine. In dem Ringen danach verzehrte sich seine Kraft. Der Freund, der so tiefe Blicke, wie kein zweiter, in dem Leben und Schaffen Marées' gethan hatte, sagt darüber: „Wem es gegönnt war, die fortschreitende Arbeit Marées' in seinem Atelier zu verfolgen, der wird die Beobachtung haben machen können, daß jedes seiner Bilder ein Stadium erreichte, in dem die Absicht rein und ungetrübt hervorleuchtete. Seine Schöpfungen in solchem Zustande zu sehen, war ein großer Gewinn; es waren Naturoffenbarungen im besten Sinne des Wortes; keinem Natureindruck vergleichbar, den man selbst hätte erleben können, traten sie einem doch mit der Macht eines Natureindruckes entgegen; aus dem, was sich dem Auge als eine überraschende Erscheinung darbot, eröffnete sich ein ganz neuer Ausblick auf das Reich der sichtbaren Welt, das hier einen so konzentrirten Ausdruck gefunden hatte." Aber dann auf dem Wege nach der Vollendung, bei diesem Ringen nach künstlerischer Gestaltung des Eindrucks bis zur Illusionsfähigkeit, war nicht selten das Ergebniß Entstellung, und an Stelle der angestrebten Einfachheit und Selbstverständlichkeit trat Uebertreibung und Willkür. Der letzte Schritt, der ins Freie führt, war seiner Kraft versagt. Ob er diesen Schritt gethan hätte, wenn öfters eine freundliche Fügung ihn zur Lösung bestimmter und beschränkter Aufgaben berufen hätte? Leider geschah letzteres nur einmal; im Sommer 1873 erhielt er den Auftrag, einen Saal im Gebäude der Zoologischen Station in Neapel mit Freskobildern auszuschmücken. Marées begann ohne besondere Vorarbeiten und führte die umfangreiche Arbeit in wenigen Sommermonaten zu Ende.

Zur Verfügung standen ihm eine Langwand, durch zwei gemalte Pilaster in ein größeres und zwei kleine Felder abgetheilt, zwei Schmalwände und eine Fensterwand. Marées war ganz frei in seinen Entwürfen; so malte er das Meer mit den Inseln, mit Schiffern, die Netze nach ihren Schiffen tragen, das Land mit Orangenhainen und müßigen Menschen, dazu noch als Erinnerung freundschaftlichen Zusammenseins sich und die Hausgenossen. Die Gegenstände der Darstellung sind für Marées bezeichnend: Menschen in den einfachsten Verhältnissen und einfachsten Verrichtungen, ruhend oder anstrengungslos bewegt, also ein elementares Naturdasein, das ausschließlich durch seine Erscheinung wirkt, nicht durch irgend welche Handlung stofflich reizt. Ein zweiter Auftrag trat meines Wissens nicht an Marées heran; so ging er ausschließlich seinen eigenen und eigenwilligen Forderungen nach. An einem Frühlingstage des Jahres 1887 folgte ich der Einladung des Künstlers zum Besuche seiner Werkstatt. Nie hatte ich ihn vorher so mittheilsam, so ausgeglichen mit sich selbst, ja vertrauensvoll gefunden, wie in jenen Wochen, welche seiner letzten Krankheit vorausgingen. Und dieses Vertrauen theilte sich denn auch mir mit. Unvergeßlich bleibt mir der Eindruck, den ich beim Betreten des Ateliers hatte: auf welche glückselige Insel war ich da verschlagen, bevölkert von Gestalten, die nichts sein und vorstellen wollten, als Kinder der Natur. Das war wieder Arcadien, die Natur in ihrer Unschuld und Einfachheit, und Menschen und Natur in voller Harmonie. Die Landschaft, die Menschen ohne jegliche Pose. Welliges Hügelland von schlankstämmigen Bäumen mit goldenen Früchten bestanden, und unter den Bäumen Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge, Greise und Kinder die Hesperidenäpfel pflückend, sie einander darreichend, damit spielend, niedergefallene am Boden haschend, und damit so das Auge durch immer neues Spiel der Linien entzückend. Hier empfand man, wie keusch die Nacktheit ist, wenn sie von aller Pose frei zur Darstellung kommt. Diesen „Hesperidenbildern" schlossen sich andere an, die in völlig gleicher Stimmung wurzelten und auf gleiche künstlerische Absichten zurückführten. Es ist nicht leicht, besondere Bezeichnungen dafür zu finden und der Künstler wurde recht ärgerlich, wenn man die Forderung nach solcher Bezeichnung an ihn stellte. Es sind Zustandsbilder, aber immer durch echt poetischen Stimmungsgehalt ausgezeichnet. Diesen Jüngling, der in der Quelle sich spiegelt, mag man Narkissos benennen; dort, von dem Hunde bewacht, sitzt ein Liebespaar, wohl Hirte und Hirtin. Als goldenes Zeitalter kann man auch einige Bilder bezeichnen (bei Fiedler 10—12) auf welchen Gruppen von Menschen jeglichen Alters und jeglichen Geschlechts in freundlicher Landschaft stehend, sitzend, auf dem Boden gelagert erscheinen; besonders schön erschien mir jenes Bild mit dem sitzenden Alten im Vordergrunde, der einen stehenden halbwüchsigen Knaben zärtlich an sich schmiegt, und dann jenes mit dem sitzenden fellbedeckten jungen Weibe und den prächtigen Kindern im Vordergrunde. Auf einem anderen Bilde steht ein schöner nackter Jüngling, ein Roß zügelnd, vor einem jungen sitzenden Weibe, zu deren Füßen ein Knäblein kauert; der Jüngling lockt das Weib zur Flucht und so mag man das Bild immerhin als Entführung der Helena deuten. Als Werbung darf man den Vorgang vor der Säulenhalle eines Tempels bezeichnen; unterhalb der Tempelstufen stehen zwei Paare — ein Jüngling, auf die Schulter eines Freundes gestützt, und ein Mädchen, das von der Freundin leise dem Jüngling zugewendet wird, der eine Rose darbietet. Auf den Tempelstufen steht ein Mann mit einem Kranz auf dem Haupte und ein Weib mit erhabenem weisenden Arme, die beide zum Eintritt in den Tempel aufzufordern scheinen. Ein Bild von köstlichem Stimmungsreiz und dabei von besonders eingehender Ausführung ist das nackte Mädchen, das im Walddunkel sitzt, und — wenn ich mich recht erinnere — dem Spiele zweier Falter zusieht. Sucht die Phantasie nach Analogien für diesen Gestaltenkreis, so taucht ebenso die Gestaltenwelt der Antike, wie die des italienischen Quattrocento empor. Und ich möchte sagen, in noch höherem Maße diese letztere als jene erstere — doch zeigt sich auch da bald, daß die Be[illegible] wandtschaft nur in der Kunstanschauung, nicht in de[illegible] Formensprache liegt. Was diese betrifft, so fehlt bei Mar[illegible] schon jene Sicherheit der Formenbezeichnung, welche ein[illegible] Epoche besitzt, die ungestört von fremden Einflüssen es als [illegible] einzige selbstverständliche Aufgabe des Künstlers betrachtet, [illegible] Kunstwerk den Natureindruck künstlerisch zu bewältigen.

Es fällt nicht schwer, Marées Fehler in den Verhält[illegible] nissen seiner Figuren nachzuweisen, mangelhafte Durch[illegible] arbeitung der Einzelformen, besonders der Hände, der Füß[illegible] der Beine darzuthun. Aber lebendig und natürlich ist be[illegible] ihm immer die Linie, welche Haltung und Bewegun[illegible] umschreibt; da zeigt er wie die Alten und die Italiener des Quattrocento das wahre Verständniß dafür, durch de[illegible] ganzen Leib nicht etwa bloß Gesicht und Extremitäten, de[illegible] Richtung des Willens und der Empfindung Ausdruck [illegible] geben. Das ist ein echt plastischer Zug in der künstlerische[illegible] Begabung Marées', der es denn auch erklärt, warum unte[illegible] seinen Schülern oder Jüngern ebensoviel Bildhauer a[illegible] Maler zu finden waren. Von den nackten Gestalten [illegible] wiederum die Kinder am lebensvollsten und anmuthigs[illegible] gebildet. Neben solchen Schilderungen eines reinen Natur[illegible] daseins sind es nur einige wenige legendarische Hergän[illegible] welche den Künstler zur Gestaltung anreizten. Von de[illegible] herkömmlichen Art, solche Stoffe aufzufassen und zu beha[illegible] deln, muß man freilich ganz absehen; auch hier betritt ma[illegible] ein Reich selbständigen künstlerischen Scheins, in welche[illegible] der phantasiegetränkte Naturalismus des Künstlers [illegible] Siege verzeichnet. Am packendsten erschien mir die Martin[illegible] darstellung; Martinus als Rittersmann reitet auf zotti[illegible] derbem Gaul sanft fürbaß, den ausgespreiteten Mantel de[illegible] halbnackten Bettler entgegenhaltend; einige kahle Baum[illegible] stämme, die Aeste von Schneelast gedrückt, ein Rabe, [illegible] auf einer nackten Stelle des sonst mit dichter Schneedec[illegible] bedeckten Bodens nach Beute sucht, bringen die Stimmun[illegible] winterlicher Oede auf das deutlichste zum Bewußtse[illegible] Empfindung, Haltung, Gebärdensprache — alles ist ebe[illegible] einfach wie ergreifend; der frostzitternde Bettler, der Reit[illegible] mann auf dem langsam hintrottenden Gaul, die [illegible] greifende Armuth der Winterlandschaft — das Alles [illegible] wie selbsterlebte Vision vor den Augen, und wenn irgend[illegible] so ist hier der Künstler in der „Konkurrenz mit den Werk[illegible] der Schöpfung" am Wenigsten unterlegen, hat er hier [illegible] scheidenheit mit Energie nach dem Vorbilde der Natur [illegible] ernster und echter Wirkung zu verbinden gewußt. [illegible] Martinusbild war als Flügel eines Triptychons gedac[illegible] dessen Mittelbild den heiligen Georg und dessen zwe[illegible] Flügel den heiligen Hubertus darstellen sollte. Auf de[illegible] Hubertusbilde zeigen die Bäume der Waldlichtung [illegible] vollen Laubschmuck; Hubertus ist vom Pferde gestiegen [illegible] hat sich auf ein Knie niedergelassen, das Kreuz anzubet[illegible] das ihm zwischen den Geweihästen des Hirsches erschien, dem er nachjagte; nur die Hunde bellen unerschrocken da[illegible] Wunder an. Der Georg des Mittelbildes, der auf mächtig[illegible] sich emporbäumendem, dabei aber im Sprung zurückgehalten[illegible] Pferde sitzt und die Lanze dem Drachen in den Leib [illegible] trägt die Züge des Künstlers. Die Haltung des Reiters [illegible] sicher, die Bewegung nicht stürmisch zufahrend, eher [illegible] bächtig; etwas Feierlich-ernstes und dabei doch Schl[illegible] liegt über dieser Gestalt. Das Pferd ist nicht der [illegible] Gaul des Martinus; die geschmeidigen und doch kräftig[illegible] Formen, die langzottige Mähne, das feurige Auge [illegible] auf keine besondere Rasse, das Pferd ist künstlerische[illegible] kunst, das rechte Pferd des Drachentödters. Ueber der [illegible] einfachen Landschaft liegt dunkler Gewitterhimmel. [illegible] dieser drei Bilder hatte seine ganz besondere charakter[illegible] Stimmung, in welcher sich der Empfindungsgehalt voll [illegible] rein aussprach. Die Ausführung zeigte hier ganz be[illegible] deutlich, wie sehr es Marées darum zu thun war, [illegible] vollendeten Werke die Spuren mühsamer Arbeit zu t[illegible] Man gewann nur den Eindruck breiter kühnen Vort[illegible] kecker Pinselführung; und doch verbarg sich hinter [illegible] scheinbar derben Modellirungsart mit schweren Sch[illegible] flecken und kräftig angezeigten Lichtreflexen das unerm[illegible]

wenn auch nicht immer erfolgreiche Ringen nach genauer Formbezeichnung. Auch einzelne Bildnisse waren da; so aus der früheren Zeit das interessante Doppelporträt des Künstlers und Lehnbach's und der energische Kopf des jugendlichen (noch bartlosen) Adolph Hildebrand. Dann aus der späteren Zeit des Künstlers Selbstporträt (Fiedler, Nr. 1). Das letztere ist ein Meisterwerk: da ist die eingehende physiologische Schilderung nicht ihrer selbst willen da, sondern ausschließlich um die geistige Individualität zum Sprechen zu bringen. So war er; das ist der schön gewölbte mächtige Schädel mit der großen durchgearbeiteten Stirne, das sind seine klaren durchdringenden Augen, sein beredter Mund, um den gerne ein feines Lächeln flog. Es steckte in ihm fast ebenso viel Lehrfreude wie Schaffensfreude, der schroffste Gegner der Akademieerziehung besaß das Zeug zum besten Lehrer — nicht bloß, weil er das schärfste Auge für Mißgriffe und Fehler hatte, sondern mehr noch, weil er auch sofort angab, wie sie gut zu machen seien; Feldscher nannten ihn deshalb schon in der Münchener Zeit seine Genossen scherzhaft. Keines der Gemälde, die ich an jenem Frühlingstage in der Werkstatt Marées' sah, wollte der Künstler als vollendet gelten lassen; das wurde zum schweren Verhängniß. Die letzte Thätigkeit Marées', die wohl schon unter dem Druck seiner Todeskrankheit stand, hat Spuren an seinen Bildern zurückgelassen, welche einer Verstümmelung derselben gleichkommen.

Außer den Gemälden barg die Werkstatt Kartons und eine Fülle von Studien und Skizzen, obgleich der Künstler mit der Sammlung der letzteren Zeit seines Lebens nie haushälterisch umgegangen war. In den Kartons, wo eingehende Ausführung die ursprüngliche Absicht des Künstlers nicht verbarg oder schmälerte, bleibt der künstlerische Genuß ohne jede Einbuße. „Der Sieger" (Fiedler, Nr. 20) ist das unmittelbare Ergebniß eines wahrhaft inspirirten Moments, wo das geschlossene Bild vor der Seele des Künstlers steht und er es in dumpfem Hingenommensein verzeichnet. Der gepanzerte Jüngling im Sattel stehend auf dem prächtigen Pferde über Niedergeworfene hinwegsprengend ist von herrlicher Energie und Wahrheit der Bewegung — kein Zug erscheint anders als selbstverständlich und keine Linie kann Schönheit oder Wahrheit anders fordern. Als Huldigung kann man die Szene eines anderen Kartons bezeichnen; eine schöne Frau sitzt im blühenden Garten, ein Knäbchen, das wie Eros selbst aussieht, schmiegt sich an ihre Seite, zu ihren Füßen streckt sich behaglich in ganzer Länge ein zweites Kind, ein drittes hockt am Boden. Drei Frauengestalten, eine Früchte pflückend, stehen in einiger Entfernung von ihr. Die Frau lauscht der musikalischen Huldigung eines Mannes. Nur der Kopf der Frau und der des Knaben an ihrer Seite sind eingehend behandelt — im Uebrigen ringen sich die edlen Formen gleichsam erst los aus den kapriziös und keck gekräuselten Linien. Die Entwürfe, Skizzen und Aktzeichnungen (von welchen Fiedler gleichfalls eine Auswahl bietet), gewähren ihrer Mehrzahl nach nicht bloß reinen künstlerischen Genuß, sie sind auch anziehend als Urkunden für die Kenntniß dieses merkwürdigen Geistes. Nur einige wenige Skizzen zeigen eingehendere Ausführung — so z. B. ein schönes Blatt, auf dem ein Kentaur einen Jüngling liebkost — in der Mehrheit derselben handelt es sich für Marées nur das Bewegungs- und Haltungsmotiv einer einzelnen Gestalt und dann den Zusammenklang der Einzelmotive in der Gruppe festzuhalten. Eine Reihe von Entwürfen läßt uns die tiefsten Blicke in das eigentliche Walten der schöpferischen Phantasie selbst thun: gleichsam wie aus dem Chaos ringen sich aus wirbelnden kreisenden Linien und Strichen die Gestalten, welche die Phantasie des Künstlers bevölkern, los. Und hier sieht man auch noch deutlicher, wie reich und machtvoll diese Phantasie war; von solchen Blättern erwähne ich nur einen Reiter, der mit einem Löwen kämpft, einen Jüngling, der auf einer Biga einherstürmt, und die Entführung Ganymed's. Die Aktzeichnungen aber beweisen, in welche Zucht dann die künstlerische Ausführung gestellt ward. Wenn man diese Aktzeichnungen durchblättert, so erkennt man, daß sie nicht auf einen besonderen Zweck hin gemacht wurden, sondern daß der Künstler sich die Herrschaft über die menschliche Gestalt in Ruhe und jeglicher Bewegung überhaupt sichern wollte, um bei der künstlerischen Ausführung seiner Entwürfe freier vorgehen zu können. Und auch an diesen Aktzeichnungen erfreut schon die Schärfe des Künstlerblicks, der immer den ganzen Organismus vor sich sieht, nicht mechanisch Glied nur Glied nachzeichnet. Welche Pose er auch wählt, in geschlossener Harmonie erscheint das Spiel der Muskel, von dem Punkte stärkster Kraftanstrengung bis an die äußerste Grenze der Kraftwirkung. Die Aktzeichnungen machen es klar, daß dem Künstler die Herrschaft über die Naturformen keineswegs mangelte, daß er aber im Grübeln über die Mittel ihre Darstellung bis zur künstlerischen Illusion zu steigern, die Sicherheit verlor. In einem Reisebriefe Paul Heyse's an Arnold Boecklin finden sich die Terzinen:

Natur, die weich auf Händen ihn getragen,
Ihm Aug' und Seele mütterlich gefeit,
Was mußte sie dem Liebling Eins versagen

Wodurch allein sie Herrschgewalt verleiht!
Die süße Dumpfheit, jedes Höchsten Quelle,
Die seine Wurzeln tränkt mit Lauterkeit!

Sein Auge war zu scharf, sein Geist zu schnelle;
Er ward zu klug aus Allem, was er schuf,
Der Baum erkrankt bei stäter Lampenhelle. —

Ich vermuthe, daß unter jenem „Franz", von dem die Rede ist, Franz Dreber gemeint sei — in der That war dieser eine Marées mannigfach verwandte Natur — der aber doch, wenn er auch nie sich selber genug that, zu einer Reihe völlig ausgereifter Schöpfungen, die seinen Namen den größten deutschen Landschaftern an die Seite stellen, sich durcharbeitete. Das war Marées nicht gegönnt gewesen. Doch Eins bleibt ihm gesichert. Er ist der wahre geistige Mittelpunkt einer Richtung, welche eine Kunst ohne Ahnen vertritt. Hildebrandt, Boecklin, Thoma sind die stolzesten Namen derselben. Das ist Naturalismus, wenn Worte nicht da sind, um Thatsachen zu verbergen. Diese Künstler schauen der Natur ins Herz und die Eindrücke, die sie aufgenommen, gibt ihre künstlerische Gestaltung wieder, ohne Blick auf Griechenland oder Italien und darum den Schöpfungen dieser großen Epochen im Innersten erst recht verwandt. In der Gelassenheit, mit der Hildebrand die Natur auf sich wirken läßt, kommt er den künstlerischen Absichten Marées' am Nächsten. Doch wurzelt auch die Phantasiewelt Boecklin's völlig in der Natur — vermöchte sie sonst so zu erschüttern, und so zum Glauben an ihr Dasein zwingen? Die Bedeutung Marées' liegt darin, die künstlerischen Absichten dieser Richtung, die Wege, die dahin führen, in das hellste Bewußtsein gestellt zu haben, durch eigene That und Leiden gelehrt zu haben, daß des Künstlers ganze Aufgabe sei, im Bilden und Gestalten ohne Blick auf Rechts oder Links, auf Vorwärts oder Rückwärts der Natur und nur der Natur immer näher zu treten. Ziel und Wege ehren ihn, aber sie nicht allein; er war nicht bloß eine künstlerische Individualität, sondern auch ein Charakter. In einer Zeit starker Veräußerlichung künstlerischer Thätigkeit hat er gelehrt, daß der künstlerische Beruf sittliche Verpflichtungen auferlege: Ueberzeugungstreue und unerbittliche Strenge gegen sich selbst. Die Geschichte der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts wird darum seinen Namen nicht vergessen dürfen.

Straßburg.

Hubert Janitschek.

Neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachgeschichte.

Die Frage nach einer Urverwandtschaft der hamitischen, semitischen und indoeuropäischen Sprachen ist an sich keine neue; für Viele vielmehr seit lange eine abgethane. Jetzt steht sie durch die ebenso mühe- wie geistvollen Arbeiten eines deutschen Sprachforschers*) in eine neue Form gegossen vor uns, und es scheint uns, daß sie nicht bloß um des Endergebnisses, sondern auch um dieser Form der Untersuchung willen heute mehr als vordem das Interesse weiterer Kreise wachzurufen vermöchte. Man braucht nicht Linguist zu sein, um die Bedeutung der Frage zu erfassen, nicht Aegyptolog, um dem Gange der Untersuchung C. Abel's folgen zu können. Auch der Laie, der das unternimmt, wird, er möge sich zu dem Endresultate wie immer stellen, seine Freude an den lohnenden Aussichten haben, die sich ihm ungeahnter Weise auf diesem Wege seitwärts und weit rückwärts hinein in eine Vorzeit eröffnen, die in solcher Weise entschleiert zu sehen, wir vordem kaum hoffen konnten. Wie sie weit über den Kreis des Sprachgelehrten hinausreichen, können sie das Interesse eines Jeden erwecken, der einen Sinn für die Erfassung des geheimnißvollen Werdeganges der Menschheit besitzt.

Von diesem Standpunkte aus versuchen wir das Wesentlichste der Forschungsergebnisse Abel's zu würdigen, ohne bezüglich des Endurtheiles dem Linguisten vorgreifen zu wollen; scheint es uns doch, als ob die Entdeckungen, die Abel auf dem Wege zu seinem Ziele gemacht hat, für eine Kulturgeschichte, die aufgehört hat, eine historische Raritätensammlung darzustellen, mindestens von demselben Belange seien, wie die Entscheidung der Frage selbst, durch die sie angebahnt wurden.

Diese Entdeckungen, nicht auf philosophischer Spekulation, sondern auf dem Grunde kontrollirbarer Thatsachen beruhend, erhellen mit ganz unerwartetem Lichte das älteste Stück Geschichte der menschlichen Sprache und — der Gedanke ist uns schon ziemlich geläufig geworden — ein Stück Geschichte der menschlichen Vernunft. Wir werden deshalb die nach dieser Richtung hin festgestellten Thatsachen dem Leser zuerst vorführen, so kurz als möglich. Der Weg zur Erkenntniß derselben führt durch die altägyptische Sprache, die uns in ihrer frühzeitigen Schriftfixirung als Typus einer uralten Sprachform erhalten ist.

Ihr Wesen zerstört zunächst einen Lieblingsgedanken unserer philosophirenden Vorstellungsweise: die Vorstellung von einer Art inneren Zusammenhanges von Wort und Ding als dem Ausgangspunkte der Sprachbildung; die lautnachahmenden Worte der Sprache sind in dem großen Wortschatze derselben von verschwindend geringer Zahl, weit mehr Ausnahme als Regel. Dagegen hat noch im Altägyptischen jedes Ding recht viele und oft recht verschiedene Namen, deren Ursprung im Einzelnen wir in den erst allmählich immer mehr zu einem Volke mit durchdringendem Verkehr zusammenwachsenden Einzelfamilien oder Sippen suchen müssen. Jede trägt gleichsam mit anderen Waaren auch ihren, wie wir sehen werden, uranfangs nur sehr armen Wortschatz auf den offenen Volksmarkt, und der nächste Fortschritt ist Austausch und Auswahl. Mit jeder räumlichen Erweiterung solchen Verkehrs, — einer Hauptform des sozialen Fortschrittes, — muß das Sprachgut sich mehren; aber es mehren sich auch die in den Kreis der Begriffsbildung gezogenen Dinge, die Begriffe und Vorstellungen, und die angesammelten, ursprünglich ein und denselben Begriff bezeichnenden „Mehrlauter“ (Synonyme) werden nach einem sich allmählich praktisch herausbildenden Uebereinkommen der Verkehrenden an die den ursprünglich so bezeichneten Dinge verwandten „Begriffsdifferenzirungen“ und an unverwandte, aber äußerlich nahetretende „Nachbarbegriffe“ vertheilt.

Der Wortschatz jedes einzelnen Volkselementes ist, wie gesagt, ursprünglich im Gegensatze zu dem der sich bildenden „Sprachverwandtschaft“ sehr dürftig. Wenige Laute, die erst später das Ohr als meist einsilbige Lautverbindungen erkennen lernt, genügen unter Zuhilfenahme scharf unterscheidender Deutgeberden eine Menge der verschiedensten Dinge zu bezeichnen, und jedes dieser einzelnen Worte ist wieder ein „Mehrdeuter“. In diese im Altägyptischen noch überaus stark vertretene Kategorie der „Mehrdeuter“ finden sogar, was uns recht fremdartig erscheinen kann, die Worte mit „Gegensinn“, wie sie Abel benannt und in großer Zahl nachgewiesen hat, Aufnahme.

Die Erscheinung ist zwar fremdartig, aber auf dem Standpunkte der primitiv entwickelten Sprache nicht widersinnig. Gerade die Gegensätze müssen ja als solche in einer höheren Einheit zusammenfaßbar erscheinen, und gerade dieser Einheit des Begriffes — wie er in „herein“ und „hinaus“ als Bewegung, in „hoch“ und „tief“ als Maaß ꝛc. hervortritt — leiht die Ursprache eines ihrer Lautworte, um dann der gegensätzlichen Differenzirung durch die begleitende Deutgeberde Ausdruck zu geben. Reisende haben bei sehr unentwickelten Volksstämmen die Wahrnehmung gemacht, daß sie sich im Finstern mit ihrer Sprache nur sehr unvollständig zu verständigen vermöchten; — eine Sprache, wie sie das Altägyptische noch fixirt, muß auf einer früheren Stufe in dieselbe Kategorie gehört haben.

In der Hieroglyphenschrift, die allein uns diesen Aufschluß gewähren konnte, erscheint die unterscheidende Deutgeberde durch das Deutzeichen (Determinativ) wiedergegeben oder ersetzt. „Nem“ heißt zugleich „kommen“ und „weggehen“ und wird hieroglyphisch in beiden Fällen mit denselben Lautzeichen geschrieben; hinter dem Worte aber sind ein paar schreitende Beine gezeichnet, und aus der Richtung der Fußspitzen derselben zu dem Worte hin oder von demselben weg entnimmt der Leser die Unterscheidung, die der Redende durch eine gleiche Bewegungsgeberde zu determiniren gezwungen war. Ein anderes Wort in beidenfalls gleicher Schreibweise bezeichnet sowohl das Kind als den Greis; im ersteren Falle bildet das Deutzeichen eine am Finger lutschende, im andern eine auf den Stab sich stützende Menschenfigur; ähnliche Geberden mußte der Sprechende machen, um die gesprochenen Worte zu ergänzen. Als Beispiele — vergl. Abel, Wechselbeziehungen I S. 6 ff. — mögen diese für alle genügen, um uns einen Einblick in diese Stufe der Sprachentwicklung zu gewähren.

Der normale Verlauf mußte nach unserer Auffassung der sein, daß dieser Zustand des mit lebhafter Deutgeberde unterstützten Sprechens, — das wieder auf ein älteres Sprechen zurückzuweisen scheint, bei welchem das Lautwort nur die Aufmerksamkeit für die sprechende Geberde erweckte — so lange fortdauerte, bis auf dem Sprachenmarkte eine die Einzelbegriffe eines Mehrdeuters deckende Anzahl von Mehrlauten erschien und sich die Auswahl immer stetiger so gestalten konnte, daß der eine Mehrlauter immer ausschließlicher für die eine, der andere ebenso für die andere Bedeutung bevorzugt wurde und in Gebrauch kam. Im Altägyptischen war zur Zeit seiner Schriftfixirung dieser Prozeß erst angebahnt, nicht vollendet.

Aber nicht bloß, daß wir daraus ersehen, wie diese alte Sprache gleichsam erst zur Hälfte sich zur Lautsprache entwickelt habe, während sie auf der andern Seite sich noch so sehr auf die Geberde stützte: ihre Gesetze zeigen uns auch unverkennbar, wie erst durch den Gebrauch dieser vollkommenen Lautsprache selbst wieder das Gehör des Menschen für die feinere Unterscheidung der Laute und das Stimmorgan für die Hervorbringung differenzirter und unterscheidbarer herangezogen und gebildet wird, bis der Mensch durch Vererbung zu der angeborenen Begabung gelangte, eine entwickeltere Sprache verstehen und sprechen

*) Professor Dr. Karl Abel, Ueber Wechselbeziehungen der ägyptischen, indoeuropäischen und semitischen Etymologie. Leipzig 1886. 504 S. Derselbe, Aegyptisch-indoeuropäische Sprachverwandtschaft. Leipzig 1890. 58 S. Derselbe, Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch. Ebd. 1886. 524 S.

u können. An unseren Kindern können wir mehr oder
veniger deutlich wahrnehmen, wie sich derselbe Vorgang
uch im Individuum immer noch wiederholt: ganze Gruppen
on Lauten lernt auch das Kind erst allmählich sondern
nd zunächst nicht ohne Anstrengung unterscheidbar hervor-
ringen.

Das altägyptische Gesetz der Lautinversion, das Abel
ls „Gegenlaut" nachgewiesen hat, zeugt dafür, wie roh
och dereinst das menschliche Gehör für Lautunterscheidungen
var. Ganze Lautgruppen machten dem Ohre nur den Ein-
ruck eines einzigen Lautes, dessen Klang die Lautordnung
n nicht unterscheidbarer Weise differenzirte. Der Klang
an ser und res, fes und sef, pordsch und dschorp unter-
chied sich ihm nicht wesentlich, und darum fixirte auch noch
ie altägyptische Schriftsprache in zahllosen Fällen je beide
Formen — „nach dem Gesetze des Gegenlauts". Für die
Zukunft der Sprachentwickelung hatte dieses Gesetz seinen
Werth darin, daß es immer neue Formen schuf, welche
päter dem geübteren Ohre unterscheidbar zur auseinander-
allenden Bezeichnung differenzirter Begriffe Verwendung
nden konnten.

Vielleicht hängt auch noch mit dieser Stufe unvollkommenen
Sprachgehörs jene Erscheinung zusammen die Abel als
Lautwuchs" klassifizirt hat. Das tastende Gehör ver-
chert sich des richtigen Klanges, indem es den oft ent-
cheidenden Anlaut oder Auslaut eines Wortes an seiner
Stelle und den ersteren auch am Ende gleichsam zu leichterer
Erfassung wiederholt wünscht. Die einfache Wurzel ker
ann so im „Lautwuchs" als k-ker, ker-r und ker-k auf-
reten, — ein Anklang an jene „Redupplikation", die in
inigen minder entwickelten Idiomen wilder Stämme fast
ur Regel geworden ist. Zugleich scheint es uns, als gäbe
iese Erscheinung Zeugniß von dem erwachenden Wunsche,
en Hauptlaut eines Wortes gleichsam fester im Hören und
Sprechen als eine bestimmte Lautindividualität zu erfassen.

Aber auch die so angebahnte Lauterfassung und Laut-
chtung bleibt noch lange eine höchst unvollkommene. Die
Unterscheidung reicht zunächst für lange nicht weiter, als
aß das Ohr diejenigen Laute zu sichten vermag, die je mit
Hilfe eines wesentlich verschiedenen Gliedes der Stimmorgane
ervorgebracht und dadurch gekennzeichnet werden. Der
Aegypter ältester Zeit unterschied zwar nach Zeugniß seines
„Lautwechsel"-Gesetzes die Liquiden (l, m, n, r) von den
urch sichtbare Lippenbewegung hervorgebrachten Lauten, und
iese eben so von den im Innern der Mundhöhle erzeugten,
der weiter ging diese Unterscheidung zunächst fast nicht;
öchstens daß das m ihm deutlicher hervortrat und der An-
ang einer Gruppirung jener Innenlaute angedeutet erscheint.
Er bemerkt es noch nicht, ob im Innern des Mundes Kehle,
Gaumen, Zunge oder Zahnreihe vorwiegend thätig war; er
emerkt es auch nicht, ob der Lippenschluß schärfer oder
chwächer war; erst allmählich muß das Ohr die für uns
aum noch fein zu nennenden Unterschiede innerhalb dieser
Gruppen herausgehört und das Organ sich darauf eingerichtet
aben, sie nach Willkür in einem Maße von Reinheit, das
ursprünglich fehlte und nicht beabsichtigt wurde, hervorzu-
ringen. Zum Beweise dessen kennt die altägyptische Schrift
chon besondere Zeichen für die Laute k, q, g, h, ch, s, sch,
sch, dsch, d und t; den Beweis dessen aber, daß sie vor-
em dem Sprechenden und Hörenden entweder alle oder
och innerhalb gewisser Untergruppen (p, k, q, h, ch, sch,
sch, dsch) gleichwerthig waren, hat die Sprache festgehalten,
ndem sie nach dem Gesetze des „Lautwechsels" alle diese
aute in ein und derselben Wurzel immer noch vertretungs-
veise für einander wechseln läßt, ohne zunächst damit eine
Sinndifferenzirung zu verbinden. Ebenso wechseln im Alt-
gyptischen noch p und b und dialektisch f, dann wieder l,
n und r unter einander.

Erst durch diese nach und nach eintretende Lautdifferen-
irung gewann der Mensch an Stelle der einst kargen Zahl
nehrdeutiger Sprachwurzeln einen überaus reichen Schatz
olcher, der in konventioneller Vertheilung auf differen-
irte Begriffe ausreichte, eine ungeheure Zahl letzterer zu
ecken Die Kombinationsmöglichkeit mehrte sich, indem
auch „Lautwuchs" und „Gegenlaut" wieder dem Gesetze
dieses „Lautwechsels" unterliegen müssen. Das Altägyptische
betrat die Bahn zur reinen Lautsprache ohne sie zu vollenden:
es vertheilte von den gewonnenen Kombinationen eine Menge
an differenzirte Begriffe, aber es beließ ihnen auch eine nicht
minder große Zahl als Mehrlauter in gleichem Sinnwerthe,
und bewahrte uns eben damit den Schlüssel zur Erkenntniß
des Sprachwerdeprozesses auf einer seiner untersten Stufen.

Wie verhält es sich nun mit der „Verwandtschaft" dieser
Sprache zu den indoeuropäischen? Wie wir soeben den
Menschen ältester Zeit an seiner Sprache mühsam arbeiten
sahen, kann auch die Reihenfolge seines Schaffens nicht mehr
zweifelhaft sein: er schuf, um mit Abel zu reden, zuerst am
„Lexikon" und dann erst an der „Grammatik". In Bezug
auf letztere entfällt natürlich die Prüfung; auch wenn Semiten,
Hamiten und Indoeuropäer in Urzeiten in einer Sprach-
gemeinschaft gestanden hatten, so reichte diese nicht mehr in
die Zeit der Grammatikbildung hinein. Aber damit erscheint
der Beweis völliger Beziehungslosigkeit noch nicht erbracht;
es bleibt vielmehr die Möglichkeit einer Gemeinschaft inner-
halb der Periode der Lexikonschaffung zurück, und Abel ver-
legt daher den Schwerpunkt seiner Forschung mit Recht auf
dieses „Lexikon". Auch das ist kaum anfechtbar, daß in
jener ersten Periode einmal auch innerhalb der indoeuropäi-
schen Sprachen, ehe diese ihre eigenen Wege gehend sich
ihre besonderen Sprachgesetze jüngerer Ordnung schufen, jene
Urgesetze, die uns das Ägyptische zeigte, gegolten haben
müssen, weil wir sie als wirkliche Naturgesetze kennen lernen,
die jedem entgegentreten mußten, der sich in den ersten rohen
Anfängen des Ringens um eine Lautsprache befand.

So hat denn Abel gerade in diesen Gesetzen den festen
Grund gefunden, fern von aller Willkür des Etymolo-
gisirens den Wurzelschatz beider, beziehungsweise der drei
genannten Sprachfamilien auf seine gemeinsamen und fremd-
artigen Bestandtheile zu prüfen. Einen Theil dieser mühe-
vollen Arbeit führt er uns in allen Einzelheiten vor, indem
er die altägyptische Wurzel ker (krumm) durch alle Ver-
ästelungen der genannten Lautgesetzeinflüsse und in allen
Sinndifferenzirungen durch alle Zweige der indoeuropäischen
Sprachen verfolgt. Diese Prüfung gestaltet sich für ihn zum
Beweise eines gemeinschaftlichen Besitzes an Sprachgut seitens
der beiden genannten Sprachgruppen und sonach einer Ueber-
einstimmung derselben auf jener untersten Entwicklungs-
stufe, und es kann nicht verkannt werden, daß unter An-
erkennung und Anrechnung des Einwirkens der genannten
Urgesetze auf beiden Seiten die Zahl der Uebereinstimmun-
gen in dem Wurzelmaterial und innerhalb gewisser Grenzen
der Sinnbestimmung eine überraschend große ist; freilich
scheinen es uns jene Gesetze selbst wieder zu sein, welche
durch den Spielraum, den sie gewähren, das Zwingende
der Schlußfolgerung, die wir daraus zu ziehen bereit wären,
herabspannen.

Abel selbst beschränkt sich darauf, die nicht mehr zu
leugnende Thatsache dieser Uebereinstimmungen festzustellen,
und diese Uebereinstimmung ist es, die er „Sprachverwandt-
schaft" nennt, ohne die Frage der sich ergebenden Voraus-
setzungen zu berühren. Er sieht sich aus gleichen Gründen
gezwungen, auch die semitische Sprache in diesen Kreis
einzubeziehen, ohne eine Hypothese darüber aufzustellen, ob
der in den Sprachen dieser Völkerfamilien dokumentirte Zu-
sammenhang ein lediglich intellektueller oder dereinst auch
ein räumlicher gewesen sei, mit andern Worten: ob die
Urahnen der Aegypter dereinst mit Ursemiten und Urariern
in lokaler Annäherung und in Verkehrsbeziehungen gestanden,
oder aber ob sich die Sprachen dieser Familien, so weit es
das „Lexikon" betrifft, nur wegen der für die primitive
Periode der Sprachschaffung allgemein bindenden Gesetze
mit jenem Grade von Uebereinstimmung gebildet haben.
Im letzteren Falle würden wir Recht behalten, wenn wir
gerade in der Enthüllung dieser Gesetze den bedeutendsten
der Erfolge einer so überaus mühevollen Forschung er-
kennen.

Aber von vornherein läßt sich auch die zweite Alter-
native nicht ausschließen. Wieviel die Sprache dem

Wechselverkehr der Sippen verdankt, wie roh und unentwickelt sie bleiben müßte, wenn sie sich ohne solchen Wechselverkehr nur innerhalb jener bilden sollte, so daß sie nach der landläufigen Anschauung als ein Familienerbgut von einem Urstamme aus auf die von ihm ausgehenden Zweige sich verbreiten sollte; das läßt sich zum Theil aus dem Angeführten entnehmen. Dagegen können selbst rassenhaft differenzirte Elemente in jenen Wechselverkehr eintreten und so den Grund zu Austausch und Differenzirung legen, auf deren Nachwirkungen jene Sprachgemeinschaft beruht, die wir für das Kennzeichen einer „Sprachfamilie“ halten. Aber auch umgekehrt kann uns diese Sprachbildung wieder in Zeiten zurückführen, jenseits deren noch geeinigt liegen kann, was sich seither rassenhaft differenzirt hat.

Kundratitz, im September 1890.

Julius Lippert.

Der wirkliche Prinz von Homburg.

Den Freunden der Poesie gibt es alle Mal einen Stich ins Herz, wenn wieder die Wissenschaft der Geschichte den urkundlichen Nachweis leistet, diese oder jene Heldengestalt der Dichtung sei in Wirklichkeit ganz anders beschaffen gewesen, als wir sie aus einem Epos oder von der Bühne her in unserer Vorstellungswelt besitzen. Und je herrlicher der Dichter — vielleicht unser Lieblingsdichter — sie gezeichnet hat, desto schmerzlicher empfinden wir den Verlust, wenn das historische und das poetische Bild so gar nicht mehr übereinstimmen wollen.

Indessen kann es auch vorkommen, daß die auf archivalischen Studien beruhende Zeichnung eines historischen Charakters uns ein Bild schenkt, das uns in gewisser Beziehung ebenso ans Herz wächst wie das dichterische und daß wir, wenn wir den vermeintlichen durch die Wissenschaft angerichteten Schaden näher besehen wollen, vielmehr bemerken, daß wir einen Gewinn zu verzeichnen haben. Denn zu dem Helden der Dichtung, der uns keineswegs abhanden kommt, indem er durch das magische Netz der Poesie fest in unsere Phantasie eingesponnen bleibt, kommt eine in ihrer Art vielleicht ebenso werthvolle, bewunderungswürdige historische Figur; und wenn jene ihre Weihe von der schaffenden Kraft des Dichters erhalten hat, so erhält diese ihre ernsthafte Daseinsberechtigung von der Wahrheit. Von wirklichem Verlust wäre nur dann zu sprechen, wenn die Geschichte in einem bestimmten Falle dem uns liebgewordenen Helden einer Dichtung gerade derjenigen Eigenschaften unbarmherzig rauben müßte, die ihn zum Helden der Dichtung machen; dann würde wohl in der Regel unser Verstand an der Nichtübereinstimmung von Poesie mit Geschichte zu sehr Anstoß nehmen, als daß unser Wohlgefallen an der Dichtung nicht empfindlich beeinträchtigt würde.

Ein neues Buch über den Prinzen von Homburg bringt uns auf diese Gedankenfolge. Dr. Joh. Jungfer hat es verfaßt auf Grund eingehender archivalischer und anderer Quellenstudien; mit zahlreichen Briefen (einer davon in Facsimile mitgetheilt) und mit Aktenstücken hat er seine Darstellung belegt; bei Kurt Brachvogel in Berlin ist es erschienen. Wir dürfen hier gleich hinzusetzen, daß es eine jener doch eher seltenen Schriften archivalischer Spezialforschung ist, bei deren Lesen sich auch der Nicht-Fachmann keineswegs langweilt; die Persönlichkeit des Helden, aber auch die geschickte Anordnung des Stoffes, bringt es mit sich, daß man die 145 Seiten starke Broschüre mit dem größten Interesse und Vergnügen zu Ende liest.

Wenn wir nun an Heinrich v. Kleist's Schauspiel: „Der Prinz von Homburg“ denken und Dr. Jungfer's historischen Prinzen von Homburg damit vergleichen, so werden wir so zugeben müssen, daß namentlich die erste Szene dieses Schauspiels ganz unmöglich wäre in irgend einer Beziehung auf die derbe Soldatennatur des wirklichen Prinzen. Der wäre niemals dagesessen halb schlafend, halb wachend unter einer Eiche sich einen Kranz windend, noch hätte er so wie ein träumerisches Mädchen, seiner unbewußt geschwärmt. Die Nichtübereinstimmung dieses somnambulen Auftritts mit dem Wesen eines Reitergenerals unter dem Großen Kurfürsten ist übrigens von jeher empfunden worden; die Kritik hat sie einstimmig als eine der vielen Seltsamkeiten der eigenthümlichen Dichternatur Kleist's erkannt, so daß wir, wenn Dr. Jungfer's Buch die allgemeine Ansicht der Kritik unterstützt, hier keine neue Einbuße erleiden.

Viel wichtiger ist die Frage nach dem eigentlichen Heldenthum des Prinzen. Besaß er diesen rücksichtslosen kühnen Löwenmuth, den z. B. der fünfte Auftritt des zweiten Aktes bei Kleist schildert? Hierauf muß nun die Antwort lauten, daß uns Dr. Jungfer's Biographie einen Mann von so unbändigem Muth schenkt, daß Einem dabei das Herz im Leibe lacht. Lange vor der Schlacht bei Fehrbellin, um die es sich bei Kleist handelt, hatte sich der Prinz von Homburg in blutigen Kämpfen gegen die Dänen dem Feinde furchtbar gemacht und Thaten verrichtet, welche wahrhaft reckenhaft heißen müssen.

Es war beim Sturm der Schweden auf Kopenhagen am 19. Januar 1659. Der auf Seite der Schweden stehende Prinz war schon einige Tage vorher durch eine Büchsenkugel, welche seine Brust traf, verwundet worden; doch hatte die Kugel nicht viel geschadet, weil die Schärpe und das darunter steckende Taschentuch sie aufhielten. An jenem Tage nun griff er mit aller Energie in die Aktion ein. „Da kam der Herr Landgraf von Hessen-Homburg mit einem starken Trupp recht unter die Stück' und ging etliche Mal auf die Dänischen los mit solcher Courage, daß sich Jedermann verwundern mußte. Bei anderthalb Stunden währte das Gefecht. Drei Pferde wurden dem Landgrafen durch die Stückkugeln todt geschlagen und ward ihm selbst sein lahmes Bein abgeschossen. (Gelähmt durch einen früheren Sturz mit einem wilden Pferde.) Ihrer Durchlaucht Schenkel war abgeschossen; er hing aber noch an der großen Sehne; ließe sich Ihre Durchlaucht ein Messer geben, schnitten den Schenkel selber ab und hatten sich so sehr verblutet, daß auch ein Arjedant gerennet kam und brachte ein Glas mit Schlagwasser, sie damit anzustreichen; nehmen Sie dem Arjedant das Glas aus der Hand und trunken es aus, darauf wurden sie wieder ganz frisch; wurden in einen Schlitten gelegt, daß sie unter den Stücken hinwegkamen; brachten sie Ihn in sein Quartier.“ (Diese Mittheilungen nach den bei Dr. Jungfer eingeflochtenen Stellen aus theatrum Europaeum und aus der von dem alten Diener des Prinzen von Homburg, Johannes Pockjan, verfaßten Lebensbeschreibung.)

Wir erfahren hier beiläufig, daß also der Kleist'sche Prinz von Homburg eigentlich mit einem künstlichen Bein auftreten müßte, da die Schlacht von Fehrbellin später fällt (um 16 Jahre) als dieses Gefecht, das ihn sein rechtes Bein kostete.

Der Verwundete suchte Heilung in Holland und schiffte sich dorthin ein mit einer schwedischen Gesandtschaft, welche dasselbe Reiseziel hatte. Daß er sich auf dieser Fahrt wie ein Rekonvaleszent betragen habe, kann man nicht behaupten. Als nämlich ein heftiger Sturm das Schiff auf eine Sandbank bei der Insel Anholt im Kattegat trieb, wo alle Boote verloren gingen, und es drei Tage lang in beständiger Gefahr schwebte, durch die Brandung zertrümmert zu werden, ergriff der Prinz von Homburg auf einer Aeußerung des abergläubischen Kapitäns, welcher die Nähe so vieler Seehunde als ein Zeichen nahen Unterganges betrachtete, seine Flinte und erlegte mehrere dieser Thiere, indem er ausrief: „Sie sollen nicht alle von uns fressen!“ Ein Hamburger Kauffahrer brachte zuletzt Rettung; immerhin kenterte beim Anlegen das Boot, welches den Patienten und dessen Gepäck trug; seine Reiseschatulle mit seinem Gelde und werth-

vollen Dokumenten versenkt; er selbst wurde an einem Seil an Bord des Kauffahrers gezogen.

In Folge dieses Unfalls reiste er dann zu Lande nach der Heimath. Die Beschwerden einer solchen Reise im stoßenden rüttelnden Wagen verschlimmerten wieder den Zustand seines Beines; einmal drang ihm sogar ein Stock in die Wunde und sie wurde brandig. „Ein trefflicher Balbierer“ legte in Oppenheim ein Pflaster auf. Hiernach wurden die Schmerzen so arg, daß — man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist von seinem treuen Diener ausführlich und ausdrücklich bezeugt, — daß Sr. Durchlaucht sich ein Pferd vorführen ließen und vor lauter Ungeduld über so große Schmerzen hinaus aufs Feld ritten, wobei sie etliche Lerchen schossen. „Die Schmerzen aber waren so groß, daß sie mußten nach Hause reiten und den Balbierer kommen lassen. Machte er es auf, so fiel das (wilde) Fleisch mitsammt dem Pflaster herunter; darauf sind Sie Gott sei Dank glücklich korriert worden.“ Er bekam nun ein künstliches Bein und nach diesem, — mag es nun silbern oder versilbert, oder nur mit silbernen Gelenken versehen gewesen sein, — wurde er seitdem „der Landgraf mit dem silbernen Bein“ genannt.

Zerstört diese ganze Darstellung allerdings vollständig das Bild eines zuweilen träumerisch schwärmenden Heldenjünglings, wie es durch Kleist's Drama uns vorschwebt, so gewinnen wir dagegen das Bild einer über alle Begriffe mannhaften, starken Kriegernatur, einen Idealtypus von anderer, aber gewiß auch berechtigter Art, eine historische Gestalt, die unter Anderem auch erzieherischen Werth hat, da sie den prächtigsten Gegensatz bildet zu jeder Weichlichkeit und wohl verdient, so von der deutschen Jugend gekannt und bewundert zu werden.

Nun aber folgt freilich ein Zug, der, wenn er ganz nur nach modernem Empfinden beurtheilt wird, dem Helden manche Sympathie entziehen muß. Der Prinz von Homburg vermählte sich mit der schon zweimal verwittweten schwedischen Gräfin Brahe, er achtundzwanzig Jahre alt, sie achtundfünfzig, also dreißig Jahre älter als ihr Freier. Die Dame war untadelhaft, „eine Blume aller im Königreich Schweden lebenden Damen“; aber auch der Biograph Homburgs, Dr. Jungfer, spricht die Ansicht aus, daß ihr großes Vermögen weit mehr als ihr Ruf nach nach dem Lande ihres zweiten Gemahls Freier anlockte.

Wer nun über diesen vielleicht größten Beweis persönlichen Muthes des Landgrafen mit dem silbernen Bein nicht leicht hinwegkommt, der sollte sich klar machen, welche ganz anderen Rücksichten als Herzensneigung auch heute noch bei den Ehebündnissen fürstlicher Personen eine Ausschlag gebende Rolle spielen. Das Vermögen der Braut mußte dem damals durchaus armen Prinzen zum Ankauf eines größeren Grundbesitzes in Deutschland dienen. Im Uebrigen aber bedenke man die rauhen Sitten und derben Anschauungen des Zeitalters. Endlich mag es zu milderer Beurtheilung dieser Geldheirath dienen, wenn man erfährt, daß der Prinz seine nun einmal erwählte Gattin bis zu ihrem Tode liebevoll und zart behandelte. Sie dankt ihm in ihrem Testament ausdrücklich für die Ehre und Treue, welche der jugendliche Gemahl ihr stets erzeigt habe. Indem sie ihn zum Universalerben einsetzt, begründet sie dies mit den Worten: „weilen Ihro Gnaden uns so herzlich lieben und ihren und es mit allen Treuen meinen und sich unser wider unsere Widerwärtige auch mit Gefahr und Hazardirung ihres Leibes und Lebens getreulich angenommen und behütet“. Hieraus geht denn doch hervor, daß der Prinz, mochten das immer für Gründe ihn zu diesem seltsamen Bunde bestimmt haben, sich in demselben als ein Ehrenmann benommen hat.

Ein Jahr, nachdem die Gräfin gestorben war, erfolgte die Vermählung des Prinzen mit der Schwestertochter des großen Kurfürsten, der vierundzwanzigjährigen Luise Elisabeth von Kurland. An ihrer Stelle tritt in Kleist's Schauspiel die „Prinzessin Natalie von Oranien, Nichte des Kurfürsten, Chef eines Dragonerregimentes“. Selbstverständlicher Weise ist die ganze Liebesgeschichte des Dramas, so weit sie mit der Schlacht von Fehrbellin in Beziehung gebracht ist, erfunden; denn, als diese Schlacht stattfand, war der historische Prinz von Homburg schon seit fünf Jahren mit seiner „allerliebsten Fraue“ vermählt und schrieb ihr unter Anderem über den Verlauf der Schlacht jene drei prächtig frischen Briefe, in welcher er sie bald als seine „Engelsdicke“, bald „allerliebste Dicke“ anredet. Der dritte dieser Briefe vom 19. Juni 1675 schildert speziell die Aktion bei „Fer-Berlin“, wie der Prinz den Ort nennt. Der hellste Jubel bricht hier überall durch, vornehmlich darüber, daß ein Feind, „eine wohl formirte Armee, so mit einer starken Infanterie und Kanonen wohl versehen war, von bloßer Kavallerie und Dragonern geschlagen worden“. Darüber aber, als ob nach dem Siege der Kurfürst den Prinzen zur Rechenschaft gezogen hätte wegen verfrühten Losschlagens gegen ausdrücklichen Befehl, findet sich in dem ganzen Briefe kein Wort. Nur das Eine ergibt sich, daß der Prinz allerdings einen Augenblick befürchtet hatte, er würde vom Kurfürsten, als die Schlacht schon im Gang war, eine ihn zu Unthätigkeit verurtheilende Ordre empfangen. Diese Briefstelle lautet wörtlich: „Da ich dann des Morgens gegen 6 Uhr des Feindes ganzer Armee ansichtig wurde, der ich dann so nahe ging, daß er sich mußte in ein Scharmützel einlassen, dadurch ich ihn so lange aufhielt, bis mir J. D. der Kurfürst mit seiner ganzen Kavallerie zu Hülfe kam. Sobalten ich des Kurfürsten Ankunft versichert war, war mir bang, ich möchte wieder andere Ordre bekommen und fing ein hartes Treffen mit meinen Vortruppen an, da mir dann Dörffling sofort mit einigen Regimentern sekundirte. Da ging es recht lustig ein Stund 4 oder 5 zu, bis endlichen nach langem Gefecht die Feinde weichen mußten“ u. s. w. Den besten Beweis aber, daß unmittelbar nach der Schlacht von Seiten des Kurfürsten auch nicht ein einziges mißbilligendes Wort kann gefallen sein, welches dem Prinzen hätte die frohe Siegerlaune trüben können, bilden wohl noch folgende Zeiten aus dem Briefe an seine Gemahlin: „Nachdem alles nun vorbei gewesen, haben wir auf der Wahlstatt, da mehr als 1000 Toten umb uns lagen gessen und uns brav lustig gemacht.“

Damit fällt nun allerdings vor dem Auge des Historikers die Basis zusammen, auf welche Kleist sein Stück baute; und doch nicht ganz. Aus andern urkundlichen Berichten, welche Dr. Jungfer in seiner Schrift mittheilt, geht nämlich hervor, der Gewinn der Schlacht von Fehrbellin habe den Erwartungen des Kurfürsten nicht ganz entsprochen. Er war anfangs ungehalten, daß die Truppen den Sieg nicht besser ausnützten, was, wie der Prinz von Hamburg im Briefe an seiner Gattin meldet, wegen äußerster Erschöpfung mehr noch der Pferde als der Mannschaften nicht geschehen konnte. Immerhin verstimmte diese Thatsache den Kurfürsten so sehr, daß er in seinem Siegesberichte an den Fürsten von Anhalt die Worte beifügt: „Meine Reuter haben teils nicht das ihrige gethan, worüber ich inquiriren lassen und selbigen den Prozeß machen lassen werde“. (Diese letztere Drohung blieb indessen unausgeführt.) Ferner aber ist es bewiesen, daß der Prinz von Hamburg drei Jahre später im weiteren Verlaufe des Krieges in der Umgegend von Stralsund durch einen zu hitzigen Angriff auf den Feind ungewöhnlich große Verluste an Mannschaften erlitt und deshalb am 28. September 1678 vom Kurfürsten heftig angefahren wurde, und darüber in einen scharfen Wortwechsel mit dem Feldmarschall Derfflinger gerieth, welcher letztere, selbst durch übertriebene Berichte von den Verlusten des Prinzen irregeführt, dem Kurfürsten entsprechende Meldung gemacht hatte.

Aus diesen beiden Vorfällen dürfte es sich erklären, daß kein Geringerer als Friedrich der Große selbst das irrthümliche, aber zu seiner Zeit traditionelle Gerücht in die Litteratur einführen konnte, als habe am Abend der Schlacht von Fehrbellin der große Kurfürst zu dem Prinzen die Worte gesprochen: „Si je vous jugeais selon la rigueur des lois militaires vous auriez mérité de perdre la vie; mais à Dieu ne plaise que je ternisse l'éclat d'un jour aussi

heureux, en répandant le sang d'un prince, qui a été un des principaux instruments de ma victoire." (Oeuvres de Frédéric le Grand, I. pag. 76). Auf diese Stelle Friedrichs des Großen Werken hat Heinrich v. Kleist das eigentliche Gerüst seines Schauspiels erbaut und er war dazu gewiß um so mehr berechtigt, als er selbst ohne Zweifel den Vorgang für einen historisch beglaubigten hielt. Ist nun auch der Nachweis erbracht, daß nach der Schlacht von Fehrbellin diese Worte nicht gesprochen wurden und daß noch viel weniger von einem kriegsgerichtlichen Verfahren gegen den Prinzen von Homburg die Rede sein konnte, so werden wir gleichwohl uns freuen, daß Kleist an jenes Gerücht glaubte und an die zitirte Stelle in Friedrichs des Großen Werken eine Dichtung anschloß, welche den härtesten Stoff, die Disziplin des Militärstaates, zur Basis eines wohlthuend harmonischen herrlichen Dramas machte. „Durch dieses Stück geht ein Zug inniger Treue und Würde", urtheilt Werner Hahn in seinem trefflichen Leitfaden der deutschen Litteraturgeschichte, „ein Zug gemüthvoller Tiefe norddeutschen Lebens. Selten ist ein Fürst so groß und so wahr, so ohne falsches Beiwerk hingestellt worden, wie hier der große Kurfürst, niemals das Verhältniß eines Militäroberhauptes zu seinen Untergebenen mit so lebendiger Empfindung durchdrungen worden, wie hier. . . Die Traumszenen zu Anfang und zu Ende gehören vermöge ihres zauberhaften Duftes zu dem Liebenswürdigsten, das die Romantik hervorgebracht hat. Und wie ein versöhnendes Licht des Himmels liegt über dem ganzen Werke die Idee ausgebreitet, daß die Verwicklungen des Lebens, in welche die Menschen ohne Unterschied verflochten sind, Keinem ein moralisches Recht geben zur richterlichen Erhebung über den Andern."

Somit erfüllt sich, was wir im Anfang unseres Artikels als gute mögliche Wirkung historischer Ergänzung zu poetischen Werken in Aussicht gestellt haben. Wir behalten den Helden der Dichtung und diese selbst, aber wir gewinnen aus der Geschichte noch eine besondere Prachtgestalt, als die man den wirklichen Prinzen von Homburg wohl bezeichnen darf.

Sein späteres Leben war das eines vortrefflichen deutschen Fürsten, der unter Anderem den Ruhm hat, sich sowohl der aus Frankreich vertriebenen Protestanten wie der aus Piemont flüchtigen Waldenser thatkräftig angenommen und sie auf seinem Gebiet angesiedelt zu haben. Sein häusliches Leben auch war ein glückliches. Zwanzig Jahre lang währte die Ehe mit der Nichte des großen Kurfürsten; am 17. April 1692 schloß er eine dritte Ehe mit einer Gräfin von Leiningen, die ihm eine treue und liebevolle Pflegerin seines Alters wurde, „da er durch die vielen ausgestandenen Fatiguen und Blessuren einen großen Abgang der Kräfte verspüret." Am 24. Januar 1708 starb er, fünfundsiebzig Jahre alt, von nur sieben seiner fünfzehn Kinder überlebt. Der Mann, den Dietrich v. Buch „tapfer wie ein Löwe" nennt, hinterließ ritterliche Tapferkeit als hervortretendsten Charakterzug auch seinen Söhnen, von denen drei gegen Ludwig XIV. kämpften und zwei auf dem Schlachtfelde den Tod fanden.

Bern. J. V. Widmann.

Fortschritte in der Elektrotechnik.*)

Die alte Krönungsstadt am Main ist eifrig mit den vorbereitenden Arbeiten für die internationale elektrotechnische Ausstellung beschäftigt, welche im Beginn des nächsten Jahres dortselbst eröffnet werden soll. Die Ankündigung dieses Unternehmens wurde anfänglich in weiteren Kreisen mit einigem Befremden aufgenommen; haben doch die achtziger Jahre allein in Deutschland uns zwei solcher Ausstellungen — in Wien und in München — gebracht, g abgesehen von denen, welche nur engeren Zwecken dien Die Elektrotechnik ist aber thatsächlich während der le Jahre in ein neues Entwicklungsstadium eingetreten. den Ausstellungen zu Paris, Wien, Nürnberg, London war es vor Allem das elektrische Licht in seinen versch nen Formen, welches dem Publikum vorgeführt wu Die Frankfurter Ausstellung wird, entsprechend dem au blicklichen Zustande der Elektrotechnik, die Besucher vor A mit den vielfachen Formen und Verwendungen der Kraftü tragung vertraut machen.

Die Kraftübertragung mittelst des elektrischen Stro erlaubt es bekanntlich, jedwede Energie, welche die Na uns bietet, sei es in der Kohle, im Wasserfall, im S des Windes oder sonstwie, auszunutzen und räum zu überführen. Als ein Musterbeispiel solcher Art nen wir die Anlage zu Genf. Durch 20 Turbinen w daselbst die Stoßkraft der Rhone ausgenutzt, und durch solche Energie gewonnenen Ströme werden der St zugesendet, wo sie bereits 216 Motoren in Fabriken, in den Werkstätten der Handwerker (auch Nähmaschinen den Arbeitsstuben kleiner Unternehmer) mit Erfolg treib Der Preis ist ein sehr geringer; stellt sich doch eine Pfer kraft für die Stunde auf kaum 7 Pfennig. — Man w sich den großen volkswirthschaftlichen Werth solcher Ein tungen klar machen. Der Handwerker empfängt Kraft demselben geringen Preise, wie sie sonst nur dem Gr industriellen durch seine Maschinen zugänglich war; er k also in Konkurrenz mit demselben treten und dank in seiner Spezialität durch die Geschicklichkeit seiner mehr leisten, als die Massenfabrikation vermag. Es sch ja, als ob die wunderbare Naturkraft Elektrizität auch der alle Welt bewegenden „sozialen Frage" ein gewichtig Wort mitzusprechen haben dürfte. Es wird die Aufgabe Elektriker sein, in den Städten Centralen zu begründen Ueberführung mechanischer Arbeit, wie sie ja bereits für Zwecke elektrischer Beleuchtung bestehen. In den Städten wird es natürlich in der Regel nur die Kraft der Kr sein, welche bei der Ausnutzung zur Verwendung gelang

Als nach der Erfindung der Dynamomaschine die ve schiedenen Verwendungen besprochen wurden, welche die neue Maschine möglich werden dürften, sprach W der Bruder unseres Werner Siemens, es aus, daß auch dereinst die Kraft der Ebbe und Fluth, also gleich die Anziehungskraft des Mondes und der Sonne, in Str verwandelt und damit dem Menschengeschlechte dienstbar macht werden könnte. Diese Idee steht jetzt vor der Reife. bereits liegen Pläne vor, deren praktische Durchführung nicht zu großer Ferne sich verwirklichen werden. Der zösische Ingenieur Decoeur hat kürzlich der französischen gierung ein Projekt unterbreitet, wonach bei Havre Bassins gegraben werden sollen; in das eine stürzt bei Fluth das Wasser über einen zu diesem Zwecke geb Damm, aus dem andern läuft es bei der Ebbe ab. An Ein- und Austrittsstelle befinden sich Turbinen, welche die Energie des Wassers betrieben werden. Da die der Fluth bei Havre etwa 5 Meter beträgt, was einer kung von sechs Pferdestärken gleichkommt, so würde der Rechnung Decoeur's für einen Hektar Fläche eine nahme von 1200 Frcs. zu erzielen sein. Da sich daselbst ein Terrain von etwa 7000 Hektar befindet durch das Ueberschwemmen der Fluth nicht ausge werden können, so würden hierdurch 42 000 Pferdestärke wonnen werden, die eine Jahreseinnahme von 8 400 000 darstellen. Diese ungeheure Energie soll in elektrische St umgesetzt werden, welche man zur Beleuchtung und gleichen verwenden will.

Durch solche Ausnutzung der Energie, welche die uns bietet, dürfte der Preis der mechanischen Arbeitskr ganz bedeutender Weise sinken. Gibt uns doch schon oben erwähnte Beispiel zu Genf hierfür eine interess Illustration. Thatsächlich ist denn auch schon jetzt Ausnutzung durch elektrische Ströme, besonders in eine sehr verbreitete.

---

*) Vergl. die Artikel unter derselben Ueberschrift in dieser Zeitschrift Jahrg. V Nr. 38 und Jahrg. VI Nr. 50.

Zu allen diesem kommt, daß die Elektrizität Eigenschaften besitzt, welche in ganz seltsamer Weise auf die Stoffe einwirken, und wodurch in den letzten Jahren neue Industriezweige geschaffen und ältere in ganz eigener Weise modifizirt worden sind. — Wir haben schon früher an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß es die Elektrochemie ist, welche in ausgedehntem Maße das Interesse der Elektriker erregt, welche wunderbare Erfolge gezeitigt hat, und fortdauernd sich erweitert.

Aus der großen Menge solcher Fortschritte, wollen wir im Nachfolgenden einige Beispiele vorführen.

So gelang es u. A. dem französischen Techniker Kellner, Papier durch den galvanischen Prozeß aus Holzfasern herzustellen; er brachte zu diesem Zwecke zerschnittenes Holz mit einer Lösung von Seesalz oder Steinsalz in offene Behälter, und ließ durch diese Kombinationen den elektrischen Strom fließen. Das Fabrikat, welches auf diesem Wege erzielt wurde, soll sich durch seine Weiße, Festigkeit und seinen billigen Preis auszeichnen. Einer verwandten Branche gehört die Erfindung an, Bleiweiß zu Farbstoffen in ähnlicher Weise zu erzielen. Der so gewonnene Farbstoff besitzt eine größere Deckkraft als der auf chemischem Wege erzielte, auch stellt er sich dadurch billiger, daß er getrocknet in Pulverform erscheint, während jener erst gemahlen werden muß.

Für weitere Kreise dürfte es ferner interessant sein zu erfahren, daß einer der bedeutendsten Industriezweige der Gegenwart ebenfalls einer Revolution durch die neuen elektrischen Methoden entgegen geht. Wir meinen die Entfuselung des Alkohols mittelst Ozon, welches fabrikmäßig auf elektrischem Wege erzeugt werden kann. Wir wollen nur anmerken, daß der Prozeß der Reinigung sich in ungefähr fünf Stunden vollzieht, und daß der Verlust kaum ein halbes Prozent beträgt.

Nebenher läuft eine Anzahl Neuerungen, welche sich nicht gerade in eine bestimmte Rubrik einzwängen lassen. So ist z. B. jetzt — nach vielfachen Versuchen — in London eine Omnibuslinie eröffnet, welche ohne Schienen durch Akkumulatoren betrieben wird. Ueberhaupt wird die Verwendung der Akkumulatoren, in denen elektrische Energie aufgespeichert und bewahrt wird, nunmehr eine weit verbreitete werden, nachdem durch Carpenter und andere Konstrukteure ihre Haltbarkeit eine sehr viel höhere, und ihr Preis ein geringerer geworden ist.

Endlich sind die Elektriker seit einiger Zeit damit beschäftigt, etwas Gleiches für das Auge zu schaffen, wie es thatsächlich im Telephon bereits für das Ohr besteht. Man ist, um es kurz auszusprechen dabei, elektrische Fernseher zu schaffen. Die bisher bestehenden Kombinationen beruhen hauptsächlich auf der seltsamen Empfindlichkeit des Selens bei der Belichtung, sowie auf dem Prinzip der rotirenden Scheiben. Es wird uns berichtet, daß auch der Wundermann zu Manlo Parc, Edison, eifrigst mit der Herstellung eines Fernsehers beschäftigt ist, den er jedoch erst nach geraumer Zeit der Oeffentlichkeit vorzuführen gedenkt.

Franz Bendt.

Theater.

Residenz-Theater: Ferréol. Pariser Sittenbild in 4 Aufzügen von Victorien Sardou. — Lessing-Theater: Das zweite Gesicht. Lustspiel in 4 Akten von Oscar Blumenthal.

An Monsieur Sardou, Paris, wurde ein Jubeltelegramm, wie ich ahne, mit bedingter Rückantwort abgesandt; Herr Blumenthal konnte auf seiner eigenen Bühne etwa ein Dutzend Dankesverbeugungen graziös vollführen. Zwei laute, nur gegen Schluß des Abends ein wenig geschwächte Theatererfolge sind zu verzeichnen.

Man braucht kein Bellamystiker zu sein, um eine Zeit denken zu können, die nichts von Sardou, nichts von Blumenthal weiß. Wenn dann ein Literarhistoriker aus den auf bedächtigen Sammelpfaden gefundenen Theaterstücken — Ferréol und das zweite Gesicht — ein Bild der Gesellschaft von 1890 zu rekonstruiren versuchen wollte, er würde zu gar merkwürdigen Resultaten geführt werden. Welche raffinirten Sybaritensitten, welche Börsenjobbermoral! Eine Gesellschaft, in der Niemand arbeitet und Jeder Zeit hat, sentenziöse Weisheit oder witzige Pointen behaglich auszukramen; ehrbare Frauen, die nur ein Zufall von außerehelichen Vergnügungen fern hält; verkommene Lumpen, in denen alle Welt blendend liebenswürdige Schwerenöther erkennt; kleine Mädchen aus hochadligen Häusern, die in Sprache und Benehmen mannstollen Dirnen auf ein Haar gleichen; junge und alte Männer, die nichts im Kopfe haben als galante Intriguen; daneben ein gewaltiges Gethue mit Edelmuth und Gefühlsseligkeit billigster Art; ein wunderlich aus Zote und Phrase, aus Cynismus und Pathos gemischtes Parfüm über dem Ganzen schwebend. Ganz gewiß würde der fleißige Mann seine ausgegrabenen Bücher zuklappen mit dem stolzen Bewußtsein: Wir Modernen sind doch bessere Menschen. Und die Kulturgeschichte wäre um schätzbares Material bereichert.

Nun, wir leben nicht im Jahre 2000, wir brauchen nicht rückzublicken und so bleibt uns schlimmer Irrthum erspart. Wir wissen ganz genau, daß nicht Sardou, nicht Blumenthal charakteristische Ausdrücke einer bestimmten Zeit sind, sondern — Theaterschriftsteller, das heißt: behende Männer, die mit dem Ding an sich, Theater genannt, geschickt zu rechnen wissen, um den Erfolg zu finden mit den alten Mitteln, auf der alten, festgepflasterten Straße. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt; eine grelle Lampenreihe und eine bemalte Leinwand begrenzt es und über die modernsten Zimmer gähnt der alte Schnürboden herab. Wollten wir grämlich mit ihnen schelten, weil sie den Menschen vertrieben aus ihrem Bretterparadies, sie würden lächelnd auf den Kassenrapport deuten; wollten wir ihrer Stücke geschmackverderbliche Wirkung tadeln, sie würden uns das gespannt hinhorchende, das unbändig erheiterte Publikum zeigen. Und vielleicht würde uns der Aerger zu ähnlich ungerechten Schlußfolgerungen verleiten, wie es die des eingebildeten Literarhistorikers vom Jahre 2000 sein könnten.

Giebt der Klügere nach, so fängt der Klügste erst gar nicht zu streiten an, wo bei verschiedenartigen Voraussetzungen ein wechselseitiges Verständniß von vornherein ausgeschlossen erscheint. Eine ernsthafte Kunstdiscussion contra Sardou und Blumenthal wäre das thörichtste und aussichtsloseste Unternehmen von der Welt. Der Kritiker ereifert sich, der Kritisirte begnügt sich, schmunzelnd die Achseln zu zucken und die Zuschauer schütteln die Köpfe über den radiaten Kerl, der aus geschickten Taschenspielern ernsthafte Künstler heranschimpfen will. Die Situation ist wirklich nicht verlockend, ganz abgesehen noch von der steten Gefahr, wegen Geschäftsschädigung belangt zu werden.

Das Eine scheint mir sicher: weder an Sardous mathematischem Spannungsexempel, noch an Blumenthals Börsenwitzsammlung könnte ein naiv und ursprünglich empfindendes Publikum Gefallen finden. Es ist Gourmandkost, was beide bieten, und es mag an den derberen Instinkten des germanischen Schlages liegen, wenn die Speisen des deutschen Sardou, wie erhitzte Lober Herrn Oscar Blumenthal getauft haben, so sehr viel gröblicher bereitet sind, als die nach den feinsten Rezepten der altfranzösischen Kochkunst hergestellten Delikatessen seines weltberühmten Vorbildes. Der Unterschied läßt sich diesmal besonders genau feststellen, denn wir haben einen echten Sardou vor uns und einen echtesten Blumenthal.

Wo der Franzose am stärksten ist, da ist der Deutsche am schwächsten: in der Erfindung. Mit unbeirrt sicherer Hand führt Sardou ein dramatisches Gerüst auf, an dem

alles so lange fest gefügt scheint und dauerhaft, bis der Architekt am Ende ein Steinchen löst und nun der ganze schöne Luxusbau zusammenfällt, unter leiser Enttäuschung der Betrachter. Das ist der Fall Ferréol. Beinahe drei Stunden hält dieses fein gearbeitete Kriminaldrama das Publikum in athemloser Spannung, die nur dann weicht, wenn der kluge Fallensteller seine Ermüdung geschickt hinter geistreichen Worttändeleien verbirgt. Plötzlich, als hätte eine Zauberuhr dem Bühnenspuk die letzte Viertelstunde angesagt, packt der Prestidigitateur seine Apparate eiligst zusammen und empfiehlt sich, mit einer letzten eleganten Wendung, den einigermaßen verdutzten Zuschauern, die nun vergeblich sich fragen, warum sie denn so lange geängstet wurden. Aber schließlich: sie haben sich angenehm aufgeregt, sie haben ein bischen gebebt, ein bischen gelacht, sie haben sich amüsirt und sind zur rechten Abendessenzeit entlassen worden aus dem Zauberkreise. Herz, was begehrst du mehr?

Blumenthal kostet es offenbar gewaltige Mühe, bis ihm ein Handlungsgerippe entstanden ist. Ich habe ihn im Verdacht, daß er nicht, wie einige seiner berühmtesten Kollegen, von den Charakteren, auch nicht wie die modernsten Dramatiker, von einer entrüstet satirisirenden Grundstimmung, sondern von dem Titel ausgeht. Allerlei hübsche Worte fallen ihm ein oder fallen ihm auf: ein guter Titel, denkt er, und fängt nun an, emsig nach dem noch immer dazugehörigen Stück umherzuspähen. Dabei laufen denn wohl auch Mißverständnisse mit unter; einen Zaungast nannte er, im Gegensatz zum Sprachgebrauch, den armen Teufel, der immer die Zeche zahlen muß und nie an die Schüssel gelangen kann; und nun nennt er das zweite Gesicht die wahren, unter der konventionellen Maske verborgenen Züge der Menschen und ihrer Thaten. Sprachgebräuchlich ist's wieder nicht; aber was thut das? Diese Titel haben ja mit den Stücken so gut wie gar nichts zu schaffen. Gelegentlich wird auch mal vom Zaungast, vom zweiten Gesicht geredet; aber wovon wird denn nicht geredet? Titel und Handlung sind nur die unentbehrlichen Vorwände, der Zweck ist und die Absicht: reden und reden lassen.

Diesmal muß eine aus allen Familienblättern ermüdet heimgekehrte Testamentsgeschichte noch einmal Dienste thun. Eine Gouvernante, jung, tugendsam, schön und klug, hat einen Greis geheirathet, weil er vor ihren Augen ein leichtsinniges Kind aus dem Wasser zog und sich auf diesem ungewöhnlichen Wege eine chronische Erkältung mit Garantie für tödtlichen Ausgang holte. Zufällig ist der Greis ein Graf und Millionär zugleich, und wer die Bösartigkeit der Welt nun einmal kennt, der wird es begreiflich finden, daß man des Fräulein Charlotte Koch, verehelichte Gräfin Mengers, einträgliches Opfer schnöde zu mißdeuten wagt. Der Alte stirbt mit edler Pünktlichkeit und ein umständlicher Rechtsstreit um das annoch unversteuerte Erbe entbrennt. Der Gegner der Opfergräfin, ein bis über die Ohren verschuldeter, mit Bewußtsein total verlumpter Kavalier, haßt die geborene Koch; sein Rechtsbeistand liebt Lotten nach dem ältesten Romanstil, doch auch er verkennt ihr großes Herz. Nicht allzu lange. Nachdem man sich gegenseitig mit Grobheiten überhäuft hat, wie sie so saftig nur in Blumenthalschen Aristokratenhäusern gedeihen, kriegt der Rechtsanwalt seine steinreiche Jugendgeliebte in unberührter Makellosigkeit, der Kavalier wie andere Kavaliere erhält einen märchenhaft unbeschränkten Kredit und die natürlich auch anwesende Kavalierstochter sinkt einem dummeligen Gecken in die wohlerzogenen Arme. Inzwischen werden Börsenwitze gemacht.

In seinem Sinne hat Blumenthal diesmal sein zweites Gesicht gezeigt; hier ist er ganz und gar. Aristokraten müssen's nun einmal bei ihm sein, unter Grafen thut er's nicht gern, aber diesmal läßt er sie wenigstens, Männlein und Weiblein, mit der Unbekümmertheit eines sorglosen Dichters, die seinem Empfinden bequemste Sprach... eine mit Pointen und Witzen überladene Sprache, ... die Matadore des Börsenbüffets, die Coulissiers der Pre... wohl im Munde führen. Das prasselt wie bei einem ... und Seefeuerwerk in die erschreckten Lüfte: alte und ... gedruckte und ungedruckte Witze, Witze, nichts als Witze, ... nicht selten sogar recht gute Witze. Er hat sie alle ... gesammelt, keinen ins Kröpfchen, alle ins Töpfchen. ... stiehlt sie förmlich kommen, mit Vor- und Nachrede und ... bührender Lachpause. Das ist kein Dialog mehr, das ... eine Mausefalle: alle drei Minuten klappt sie zu ... einer; und beinahe ängstlich tappt man weiter.

Alles Uebrige ist nur Dekoration. Mit ... Menschen, die sich ihrer fatalistischen Begabung bewußt ... ist ein vernünftiges Gespräch nicht durchzuführen; alle Aug... blicke erinnern sie sich ihrer sauren Berufspflicht und ... los. Es kommt ihnen auch gar nicht darauf an, klug ... sein oder gar verständig; sie widersprechen sich selbst in ... Athemzuge und ehe der Hahn dreimal gekrähet hat, ... sie zwanzig Mal den Standpunkt gewechselt. Wenn ... sie sind eben witzig. Nur scheeler Neid kann es Herrn Blumen... thal verübeln, wenn er von seiner beliebten Polterabend... begabung unaufhörlich knallernden Gebrauch macht ... könnens eben nicht und er hat's dazu. Wären es nur ... gerade immer Börsenwitze, die durch diese hochadligen ... zischen. Um sie alle würdigen zu können, muß man ... bestens mit einem vereideten Makler intim verkehrt ... und dessen darf sich immerhin nur ein begünstigter ... theil der theaterfähigen Menschheit rühmen. Im ... Kourszettelstück wird sogar die Dankbarkeit „überzahlt“ ... die schönsten Wallungen stehen über Pari. Nie habe ... meine Werthpapierlosigkeit so bitter empfunden. Ach ... Armen!

Da ist Sardou doch ein behaglicherer Geselle für ... Schlucker. Der erinnert uns nicht beständig an ... aktien und Prioritäten und für den Artikel, den er mit ... liebe führt, ist die Tendenz immer fest, meist steigend.

Beide Stücke wurden vortrefflich dargestellt. Im ... sidenztheater fanden die Herren Reicher und Brandt ... den Abgang; im Lessingtheater beherrschte von Beginn bis ... Schluß der Vorstellung Herr Klein den Markt. Opp... weichend.

M. Kent.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, ... Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden ... eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 87. Dr. P. Nathan, Bülowstraße ...

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 52. Berlin, den 27. September 1890. 7. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1890 unter Nr. 4150 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Mit dieser Nummer gelangt auch das Inhalts-Verzeichniß des VII. Jahrgangs zur Ausgabe.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Häufiger als einmal ist es in diesen Blättern ausgesprochen worden, daß noch ein letzter Versuch gemacht werden müsse, das Inkrafttreten des Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetzes in seiner jetzigen Gestalt zu verhindern. Der Reichstag hatte diese Vorlage der verbündeten Regierungen nur mit schwerem Herzen und geringer Majorität angenommen. Die Majorität betrug nicht mehr als zwanzig Stimmen; dabei enthielten sich vier Gegner des Gesetzes der Stimmabgabe, und zwei Abgeordnete, die im Verlaufe der Verhandlungen sich gleichfalls der Opposition angeschlossen hatten, erklärten bei der Schlußberathung, daß sie einem höheren Willen wichen und schließlich ihr Votum für das Gesetz lauten werde. Die Einwirkung, welche jene beiden offen für ihre Stellungnahme zugestanden, war zweifellos für eine weit größere Anzahl die Ursache ihres „Ja“; die Regierung und die Fraktionsführer der Majorität hatten vereint mit größtem Nachdrucke gearbeitet, um den Gesetzentwurf zur Annahme zu bringen; und es gelang ihnen das doch nur, weil eine fernere Anzahl von Abgeordneten, die von der Unzweckmäßigkeit der Vorlage gleichfalls völlig überzeugt war, in der Hoffnung zustimmte, daß „sich die Ausführung derselben als unmöglich erweisen werde“. Die Stimmung, welche den Reichstag beherrschte, brachte der Abgeordnete Lohren, der den sozialpolitischen Anschauungen der Regierung durchaus freundlich gegenüberstand, in den Worten zum Ausdruck: Mit dieser gesetzgeberischen Arbeit mache der Reichstag einen Sprung in einen hellerleuchteten Abgrund. Man kann also sagen, daß dieses Gesetz, dessen Tragweite und dessen Folgen sich gar nicht überblicken lassen, nur ganz mühselig der deutschen Volksvertretung abgerungen werden mußte, und daß es von der überzeugten Zustimmung einer kompakten Mehrheit des Parlaments überhaupt niemals getragen worden ist.

Die verderbliche Autorität, welche Fürst Bismarck bis zu dem Grade übte, um seine Anhänger zum Opfern ihrer eigenen Ueberzeugungen zu veranlassen, bewahrte allein die Vorlage der Regierung vor der Verwerfung durch den Reichstag. Jetzt, nachdem Fürst Bismarck geschieden ist, und sich das Gefühl erhöhter Verantwortung in jeder einzelnen Partei verstärkt regen sollte, mußte daher nochmals auf das Ernstlichste erwogen werden, ob der Sprung in den erleuchteten Abgrund mit diesem Gesetz wirklich gewagt werden soll, und dies um so mehr, da sich die Bedenken der Gegner des Alters- und Invaliditätsgesetzes im Laufe der Zeit durchaus nicht als übertrieben herausgestellt haben; die früheren Urtheile werden vielmehr jetzt auch von den unverdächtigsten Zeugen bestätigt.

Jene Kreise, denen das Gesetz nach Ansicht der Regierung eine Wohlthat erweisen soll, fühlen sich keineswegs beglückt. Die „Kölnische Zeitung“ und die „Berliner Politischen Nachrichten“, die gewiß keine Veranlassung haben, die Voraussagen der Opposition zu bestätigen, beklagen, daß in Handwerker- und daß in Arbeiterkreisen

gegen diese vielgerühmte sozialpolitische That die größte Gleichgültigkeit herrsche. Die „Kreuz-Zeitung“, das Hauptorgan der Konservativen, geht weiter; sie schreibt vorbehaltlos und zwar noch vor dem Inslebentreten des Gesetzes, „daß eine Revision und vereinfachende Umgestaltung desselben unumgänglich nothwendig ist, und daß ohne eine solche die Durchführbarkeit desselben mindestens fraglich ist.“ Zudem bestätigt die „Kreuz-Zeitung“, daß auch jene, welchen amtlich die Einführung des Gesetzes anvertraut ist, „aus den Vorbereitungen die Ueberzeugung von der Abänderungsbedürftigkeit vieler Bestimmungen gewonnen“ haben.

Diesen Stimmungen innerhalb der Regierungsorgane und innerhalb der Majoritätsparteien, die das Gesetz zu Stande brachten, entspricht es, daß auf Veranlassung eines Nationalliberalen, des Abgeordneten Möller-Kupferhammer, die Handelskammer zu Bielefeld, die aus Konservativen, Nationalliberalen, Freisinnigen besteht, einstimmig beschlossen hat, in einer Petition zunächst einen Aufschub für das Inslebentreten des Invaliditätsgesetzes zu befürworten, damit in der so gewonnenen Zeit eine Revision herbeigeführt werden könne.

Auch in jenen Parteien, welche für diese sozialpolitische Schlußthat Bismarck's ihre Hilfe hergeliehen hatten, regen sich immer stärker und stärker die Bedenken, und es wird nur darauf ankommen, alle jene Elemente zu organisiren und zusammenzufassen, die allmählich zu jenem Standpunkt gelangt sind, oder die jenen Standpunkt jetzt offen bekennen, den die Opposition stets vertreten hat. Gewiß kann es politischen Parteien nicht leicht fallen, einen falschen Schritt zurückzuthun; aber diese Ueberwindung wäre nur ein Zeugniß ernster Pflichterfüllung. Wenn das Vorgehen der Bielefelder Handelskammer Nachfolge findet, und wenn die Gegner des Gesetzes im Reichstage von einer starken Bewegung im Lande getragen werden, dann erscheint es nicht ganz aussichtslos, daß Deutschland von diesem Gesetze noch verschont bleibt, dessen unentwirrbares Flechtwerk von Bestimmungen ganze Bevölkerungsschichten büreaukratisch umgarnt, und dessen Riesenlasten und Riesenverpflichtungen die schärfer sehenden Politiker aller Parteien schwer beängstigt. Daß aber die Regierung sich der Bewegung gegen das Gesetz durch einen Artikel des „Staatsanzeigers“ vorläufig entgegenstellt, ist nicht überraschend; und diese Stellungnahme sollte auch für die Kartellparteien nicht maßgebend sein; die oberste Pflicht bleibt, daß die Ueberzeugungen und die ernsten Bedenken des Landes zum klaren Ausdruck kommen.

In der Aufeinanderfolge weniger Tage haben sich in Berlin und Potsdam mehrere Adlige das Leben genommen; ein junger Lebemann, ein verarmter Genußmensch, ein hoher Offizier. Ein anderer Adliger endlich wurde in das Gefängniß abgeführt, weil er ohne jede Veranlassung einen Wirth in der rohesten Weise und mit schweren Folgen gemißhandelt hatte. Gegen diesen Grafen, der nunmehr hinter Schloß und Riegel sitzt, sollen auch andere Anklagen noch vorliegen, die den Strafrichter zu beschäftigen haben werden; wie auch der todte Offizier angeblich durch seine eigenen Handlungen in den Tod getrieben worden ist. Diese Thatsachen sind ein bemerkenswerthes Symptom; sie enthüllen die Rohheit, die Genußsucht, die Arbeitsunfähigkeit, die innere Hohlheit, die in adligen Kreisen herrscht, und die dann als schließliche Folge den Lebensekel erzeugt. Das soll aber natürlich nicht heißen, daß es tüchtige Adlige mit vortrefflichen Eigenschaften überhaupt nicht gibt.

Es wäre nun freilich auch denkbar, daß nur individuelle Verschuldung diese traurigen Ereignisse herbeigeführt hat; aber diese Auffassung wird von keiner Seite vertreten. Selbst Blätter, wie der „Reichsbote“, die „Kreuz-Zeitung“ und die „Post“, sind der Ansicht, daß die Ursachen tiefer liegende sind, und daß der Adel, als Stand, mit sehr bedenklichen Elementen durchsetzt sein müsse. Alle diese Blätter, die vor allem in adligen Kreisen gelesen werden, richten daher Worte sehr ernster Mahnung an die „edelbürtigen“ Herren. Die „Post“ sagt:

„Für das Drohnenthum gibt es in unserer Zeit keinen Platz; die Arbeit adelt bekanntlich auch in dem Sinne, daß den höheren und höher gebildeten Schichten der Bevölkerung die ihnen im Interesse der gedeihlichen Entwicklung unseres Volkslebens gebührende Autor[ität] durch treue Arbeit im Dienste des Gemeinwohls und gewissen[hafte Er]füllung des Kreises privater und öffentlicher Pflichten erworbe[n und er]halten wird.“

Diese Worte lesen sich recht gut; aber man ka[nn be]zweifeln, daß durch wohlgemeinte Leitartikel dem [Übel] wird an die Wurzel gegangen werden können. Die [Fäulniß], die hier plötzlich so üppig sich vor aller Augen zeigt, [ist eine] Folge allgemeiner Zustände, die durch Jahrzehnte hin[durch] großgezogen worden sind.

Die Gesetzgebung und die Verwaltung ist stets [bestrebt] gewesen, den Adel in ganz besonderer Weise zu begünstigen. Die agrarischen Zölle, die zwar den Grundbesitzern im [All]gemeinen zu Gute kommen, stützen doch im Besonderen [die] zahlreichen Adelsgeschlechter, deren Vermögen in Land[besitz] besteht. Wie es ein Axiom war, daß diese Familien auf [all]gemeine Kosten, ohne besondere eigene Arbeit in ihrer [über]gebrachten finanziellen Position erhalten werden müßten, war es auch ein Axiom, daß die Sprößlinge dieser [Fa]milien vor Allem berufen seien, die ersten Plätze im Heer und der Civilverwaltung des Staates einzunehmen. Wohlleben und Einfluß fiel ihnen müheloser in den Schoß, als irgend Jemandem; das aber ist die Methode, um ein „Drohnengeschlecht“ großzuziehen.

Ein junger Mann, der als flotter Offizier eines vornehmen Regiments oder als leichtlebiger Korpsstudent zuerst in das Leben getreten ist, wird von seinem Namen in genußreicher Bequemlichkeit vorwärts getragen; die ernste Arbeit oder [die] Pflichterfüllung lernt er kaum kennen. Daß jene Män[ner] aber, denen das Fortkommen fast mühelos ist, hochmüthig auf eine Abstammung sind, die ihnen das Leben er[leichtert], ist nur natürlich, und dieser Dünkel w[urde] noch künstlich genährt. Für den Adligen wurde ein [be]sonderer Ehrenkodex festgehalten, man zog die neudeutsche Schneidigkeit groß und redete diesen Kreisen ein, daß sie [die] eigentlichen Stützen von Thron und Altar, zur Herrschaft über die anderen Stände berufen seien. Und alles dies [nur] eines Wappens, doch keiner Verdienste wegen. So wird [der] jugendliche Uebermuth zum Hochmuth und zur Roh[heit], die Genußsucht erschöpft die Lebensgeister, und wenn [das] Glück umschlägt, so ist ein solcher Mensch dem [ernsten] Kampfe ums Dasein nicht gewachsen.

Das ist der Untergrund, aus dem jene oben [ver]zeichneten traurigen Ereignisse hervorgewachsen sind. [Die] Folgen aber wird man dann erst bannen, wenn man die allgemeinen Ursachen, wie sie durch Gesetzgebung, [Ver]waltung und gesellschaftliches Vorurtheil geschaffen worden sind, beseitigt. Die Tüchtigkeit eines Standes erhält man nur, indem man seine Mitglieder zwingt, in ernstem [Wett]kampf sich zu erproben; jede Bevorzugung verzärtelt, en[t]würdigt moralisch und richtet die Geschützten schließlich lang[sam] zu Grunde.

Wenn übrigens heute die konservative Presse an den Adel eine strenge Mahnung richtet, so sind diese Blätter zu solchen Worten doch kaum berufen; denn gerade sie haben besonders dazu beigetragen, jene breiten Voraussetzungen zu schaffen, die heute so üble Nachwirkungen gezeitigt haben. Und noch im nämlichen Augenblick, da diese Presse ihren adligen Lesern eine Strafpredigt hält, werden weiter jene schlechten Eigenschaften geschürt, die man beklagt. Dafür ein Beispiel:

Bei einem Brande in Berlin haben vier Personen das Leben eingebüßt; zwei Dienstmädchen und zwei Kinder des Besitzers der Wohnung. Da die Feuerwehr wiederholt darauf aufmerksam gemacht wurde, daß noch Menschen sich in den brennenden Räumen befanden, und da das Unglück sich in der ersten Etage abspielte, die auf Leitern leicht zu erreichen war, so ging der allgemeine Eindruck dahin, daß eine so schreckliche Katastrophe hätte vermieden werden können. Diese Auffassung gewinnt noch an Boden, wenn man der Beurtheilung jene Darstellung zu Grunde legt, die von officieller Seite als die richtige bezeichnet wird. Es scheint, daß der Führer der Feuerwehr seine Befehle korrekt und selbstbewußt wie auf dem Exerzierplatz ertheilt hat, und er übte auch

ne so strenge und schneidige Disziplin wie bei der Parade; ber ob nicht gerade diese Strammheit und dieser Drill die ettung verzögerte und so das Unglück heraufbeschwor, das ist rittig. Der Berliner Polizeipräsident hat daher eine Unterichung angeordnet, und es ist nur klug, daß durch die Veröffentlichung der Ergebnisse dieser Untersuchung die berechgte Aufregung in Berlin beruhigt werden soll. Man wird ann sehen, ob ein Unglück vorliegt, oder ob es Schuldige ibt, und was zu geschehen hat, um ähnliche Vorkommnisse ünftig zu bannen.

Wie nun stellt sich die „Kreuz-Zeitung“ zu diesem schmerzichen Ereigniß? Daß es eine Schuld nicht gibt, steht ihr fest. Wer einen Helm der königlichen Feuerwehr trägt, ist unähig ein Versehen zu begehen; diese Voraussetzung können iur Demokratenseelen hegen. Für die allgemeine Kritik ind der Adel wie sämmtliche königliche Behörden unantastbar, und die „Kreuz-Zeitung“ schlägt daher vor, die Kritik mit Strafanträgen gegen die Presse zu beantworten. Diese Unanastbarkeit muß dann freilich zur inneren Vermorschung der Beschützten führen.

Noch weit bezeichnender aber ist, daß die „Kreuz-Zeitung“ es sich bei ihrer Besprechung des Unglücks nicht versagen ann, mit Nachdruck an zwei Stellen hervorzuheben, daß die beiden armen verbrannten Kinder — Jüdinnen sind. Einmal heißt es, vier Personen kamen um: „zwei Töchter des jüdischen Rentiers und Bauunternehmers Fuchs und zwei hristliche Dienstmädchen“, und an anderer Stelle heißt es nochmals: „denn die Annahme, daß die Töchter des jüdischen Rentiers und Bauunternehmers Fuchs hätten gerettet werden önnen, entspricht der Wirklichkeit nicht“. Die vier verkohlten Körper in zwei christliche und zwei jüdische zu sondern und den unglücklichen Vater geflissentlich wieder und wieder als den jüdischen Rentier und Bauunternehmer der antisemitischen Aufmerksamkeit zu empfehlen; — derartiges bei dieser Gelegenheit von dem Blatte der christlichen Nächstenliebe verübt, zeigt eine solche Zartheit der Gesinnung, daß die „Kreuz-Zeitung“ sich wirklich nicht wundern darf, wenn in jenen Kreisen, in denen sie viele ihrer Leser hat, ein Herr Graf seine Zartheit und Bildung wiederum dadurch bewährt, daß er einen Menschen, der nur ein Wirth ist, halb todt malträtirt.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hatte sich genöthigt gesehen, die Wahl eines ihrer Mitglieder, des konservativ-antisemitischen Dr. Bachler, zu beanstanden, weil der begründete Verdacht bestand, daß Wahlbeeinflussungen zu seinen Gunsten stattgefunden hatten. Ein Brief, der nunmehr veröffentlicht worden ist, klärt den Sachverhalt völlig auf. Der antisemitische Stadtverordnete Pretzel wandte sich an den verstorbenen Oberpostdirektor Schiffmann mit einem Schreiben, das die Worte enthielt:

„Der 32. Kommunal-Wahlbezirk hat bereits zweimal einen Kandidaten der Bürgerpartei durchgebracht, und würde es auch dieses Mal, wenn die Beamten u. s. w., wie wir erwarten und erbitten, sich bei der Wahl betheiligen.“

Und am Schlusse sagt der Briefschreiber:

„Ich bin eventuell gern bereit, eine Liste derjenigen Beamten, welche sich trotzdem bei der Wahl nicht betheiligen, eventuell nach dem 8 Mai einzureichen.“

Abschriften dieses Briefes aber ließ Herr Schiffmann bei den Beamten herumgehen, so daß diese sich mit der Gefahr bedroht sahen, ihrem Vorgesetzten als Gegner des konservativen Antisemitismus denunzirt zu werden, und sie halten daher einen deutlichen Wink empfangen, was ihnen zu thun oblag. Diese Praktiken der Konservativen und Antisemiten, die die Wahrheit fälschen und die Gesinnungen knechten, sind ganz puttkamersch und können nicht scharf genug verurtheilt werden.

Im Witugebiet, das jetzt England unterstellt ist, sind acht Deutsche ermordet worden. Die näheren Ursachen dieses Massacres sind noch nicht völlig aufgeklärt. Es scheint, daß ein Streit über die Berechtigung zum Holzfällen den Anlaß bot. Derartige Vorgänge haben oft weitergehende Folgen; wenn es barbarischen Völkern gelingt, eine Schaar Europäer nieder zu machen, so greifen die kriegerischen und wilden Instinkte leicht um sich, und es folgen dann weitere Zusammenstöße.

In Weidlingen bei Wien ist der 77jährige Lorenz von Stein gestorben. Er war ein bedeutender Nationalökonom und Staatsrechtslehrer, und gerade durch die Beherrschung dieser beiden Gebiete, und indem er beide Gebiete in einen engen Zusammenhang brachte, gewann er einen eigenartigen wissenschaftlichen Standpunkt.

Die Wahlen zur Volksvertretung haben in Bulgarien stattgefunden; und wie stets in Ländern dieser Kulturstufe hat jene Partei, die die Macht in Händen hatte, einen glänzenden Sieg errungen.

Tempora mutantur.

II.

Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. Das Wort ist nie wahrer, als in Perioden der Geschichte, wann ein mächtiger Staatsmann von der Macht getrennt wird. Nun stand Fürst Bismarck seit einem Vierteljahrhundert an der hervorragendsten und einflußreichsten Stelle, die ein Unterthan in Deutschland einnehmen kann. Er wuchs zu dem gefürchtetsten Staatsmann der Erde heran und genoß in Deutschland eine unermeßliche Popularität. Diese centrale Stellung wurde vom Fürsten Bismarck auf das Eifersüchtigste bewacht; jede Opposition gegen ihn und sein System wurde unnachsichtlich verfolgt und selbst die Unterstützung der eigenen Politik immer mehr nur Männern anvertraut, die dem Herrn und Meister als Rivalen nicht gefährlich werden konnten. Kein Wunder, daß sich die politische Welt um ihn drehte und sämmtliche Parteien nach ihrem Verhältniß zu Bismarck und dem Bismarck'schen System klassifizirt wurden.

Daß diese Stellung der Parteien sich mit Bismarck's Fall ändern mußte und weiter ändern wird, liegt auf der Hand. Alle Parteien werden jetzt gezwungen sein, den Aufgaben des Staatslebens objektiver gegenüber zu treten. Die Bismarck'sche Politik lebte in den letzten Jahren eigentlich nur noch von taktischen Zügen. Man wußte nie genau, was Mittel und was Zweck war. Die Hauptaufgabe dieser diplomatisirenden Staatskunst schien darin zu bestehen, die Gegner aus der Gunst der öffentlichen Meinung hinaus zu manövriren. Um dies hohe Ziel zu erreichen, wurden auch halsbrecherische Pfade, wie diejenigen des Staatssozialismus und der Kolonialpolitik, eingeschlagen. Selbst die Kartellparteien, denen die Ehre der Gefolgschaft zu Theil wurde, überlief manchmal eine gelinde Gänsehaut bei diesen Experimenten, aber sie riskirten nicht, die Kette abzustreifen: theils aus Furcht, dabei anderer politischer — insbesondere zoll- und steuerpolitischer — Vortheile verlustig zu gehen, theils fascinirt durch die Energie dieser so lange von äußeren Erfolgen getragenen Politik. Das Bekenntniß des Herrn von Helldorff, eines Führers der Konservativen: „daß man dem Manne folgen müsse, wenn man auch gelegentlich mal einen Tritt von ihm bekomme“, bezeichnete das Verhältniß sehr treffend. Die Bereitwilligkeit, sich höherer patriotischer Rücksichten — oder, wie die Skeptiker meinten, niederer politischer Vortheile — wegen vom Fürsten Bismarck auch Tritte gefallen zu lassen, bezeichnete in der That den Haupteinigungspunkt im Kartellprogramm. Nachdem diese Voraussetzung der Einigung weggefallen ist, erscheint das Kartell als gesprengt und die ehemaligen Kartellparteien müssen der Regierung wie den Wählern gegenüber wieder eine selbständigere Haltung einnehmen. Schon in dem abgelaufenen halben Jahre ist dies deutlich genug zu Tage getreten.

Die Konservativen haben sich über den Verlust des Fürsten Bismarck sehr rasch zu trösten gewußt. Die führenden Elemente sind, wie Bismarck, preußische Junker und kennen keine politische Sentimentalität. Sie fragen nur danach, ob die Macht ihnen und ihren Interessen günstig ist, und da Fürst Bismarck's Aussichten, wieder an die Macht zu gelangen, sehr gering sind, so halten sie sich nicht damit auf, ihm noch überflüssige Thränen nachzuweinen, sondern ver-

suchen resolut, die zeitigen Inhaber der Macht auf ihre Seite zu bringen.

Die Konservativen wünschen die Träger oder wenigstens die Hauptkostgänger der Macht zu bleiben. Sie werden sich deshalb in sozialpolitischen oder kolonialpolitischen oder militärpolitischen Dingen einer Regierung, die das feste Vertrauen der Krone zu genießen scheint, als die besten Freunde zu empfehlen suchen und sich wenig darum kümmern, ob der Kurs der alte bleibt. Um so stärker aber werden sie vor und hinter den Kulissen bemüht sein, da, wo die wesentlichsten Interessen der Partei, d. h. die Großgrundbesitzer-Interessen in Frage kommen, wirkliche Reformen hinten an zu halten. Die vielen Steuer- und Zollbegünstigungen, die der Großgrundbesitz heute genießt, werden sie mit allem Nachdruck zu vertheidigen wissen. Es ist ihnen deshalb schon bei dem Auftauchen der Pläne zu einer Reform der Landgemeindeordnung und der direkten Steuergesetzgebung in Preußen unbehaglich zu Muthe. Der neue Finanzminister, Herr Miquel, ist keineswegs ein Mann nach ihrem Herzen, obwohl er ein „Herz für die Landwirthschaft" hat und ersichtlich bemüht ist, den Großgrundbesitzern nicht allzu wehe zu thun. Wie werden sich die Konservativen erst anstellen, wenn ihre Hauptpositionen, die Getreidezölle und die Branntweinsteuer-Differenz, ernstlich berannt werden!

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den ehemaligen Kartellverbündeten, bei den Nationalliberalen.*) Was den Konservativen besonders ans Herz gewachsen ist, haben die Nationalliberalen eigentlich nur widerwillig — dem Fürsten Bismarck zu Liebe — mit zu Stande bringen helfen. Die Hauptkraft kommt ihnen aus den Kreisen der Großindustrie, deren Liebe für agrarische Zölle immer nur eine platonische sein kann, und aus gewissen Bildungsschichten, denen die konservative Orthodoxie und das Liebäugeln der Konservativen mit den Ultramontanen ein Gräuel ist. Kommen diese Kreise erst einmal wieder zum ruhigen Nachdenken über ihre politische Lage und stirbt der Bismarck-Kultus, der in diesen Kreisen in gewissem Umfange noch fortwirkt, weiter ab, so muß die Trennung von den Konservativen nothwendiger Weise immer deutlicher werden. Unter den Nationalliberalen wird auch gar mancher, wenn nur erst das Trauerjahr um den ersten Reichskanzler vorüber ist, sein liberales Herz wieder entdecken. Ich meine, die fortgeschritteneren Liberalen sollten alles thun, ein derartiges ritornare al segno zu erleichtern. Denn wie man auch über die politische Charakterfestigkeit der heutigen Nationalliberalen denken mag, so ist doch kein Zweifel darüber möglich, daß in dieser Partei ein sehr erhebliches Quantum bürgerlicher Tüchtigkeit — wirthschaftlicher wie geistiger — steckt, deren Bedeutung sich stets in einer oder der anderen Weise auch politisch Geltung verschaffen wird.

Je mehr wirklichen Liberalismus die nationalliberale Partei wieder in sich aufnimmt und je weniger ihr es in diesem Falle möglich sein wird, mit den Konservativen politisch zusammen zu wirken, um so mehr müssen die letzteren ihr Augenmerk darauf richten, mit dem Centrum in intimere Beziehungen zu kommen. Manche innere Voraussetzungen dazu liegen vor. Jeder weiß, daß die Centrumspartei aus zwei Theilen besteht, von denen der eine agrarisch-konservative, der andere demokratische, allerdings mit allerlei zünftlerischen und schutzzöllnerischen Zusätzen verquickte Neigungen hat. Diese beiden wenig homogenen Theile für eine gemeinsame Aktion bis jetzt zusammengehalten zu haben, ist nicht zum Wenigsten dem großen politischen Geschick Windthorst's zuzuschreiben. Ohne Bismarck's Kulturkampf-Politik wäre dieses taktische Meisterstück aber schwerlich gelungen. Windthorst hat seine Truppen stets nur dadurch zusammengehalten, daß er die Erinnerung an den Kulturkampf frisch erhielt und den Glauben zu nähren bemüht war, als ob die Katholiken ihrer Errungenschaften nie sicher seien, wenn die Centrumspartei nicht fortdauernd unter Waffen bleibe. Das alte Lied ist inzwischen etwas monoton geworden, und auch die Gläubiger fangen an, die Gefahr für nicht arg zu halten, daß ein Nachfolger Bismarck's einen Kampf um Dinge wieder aufnehmen sollte, die dieser mächtigste Minister schon vor Jahr und Tag als „Stuck und Mauerputz" bezeichnet hat. Herr Windthorst muß deshalb — heute mehr als je früher — immer neuen Konfliktsstoff als Kitt für seine eigene Partei suchen. Er glaubt denselben in dem Kampfe um die Schule gefunden zu haben. Das Terrain ist von seinem Standpunkte aus vortrefflich gewählt. Auf diesem Boden darf man der konservativen Sympathieen, und, wenn man nicht gar zu viel verlangt, auch der Mitwirkung der Konservativen — trotz der in der letzten Session des preußischen Landtags abgelehnten Heeresfolge — sicher sein. Außerdem ist in der Schule ein Kampfobjekt gefunden, bei dem man den gesammten Klerus, den hohen wie den niederen, mitsammt der Kurie lebhaft interessiren kann. Den Einfluß der Kirche auf die Schule zu erweitern, ist ja von jeher eins der höchsten Ziele der ecclesia militans gewesen. Endlich kann man bei diesem Kampfe bald mehr bald weniger Eisen — je nach der politischen Konstellation — im Feuer haben, was taktisch stets sehr vortheilhaft ist. Diese geschickte Kombination hat nur einen Fehler. Sie beruht auf der Voraussetzung, daß diejenigen, gegen welche Herr Windthorst den Kampf um die Schule zu führen gedenkt, aus dem Kulturkampf ihrerseits nichts gelernt haben. Es ist in mancher Beziehung nur zu wahr, daß in dem sogenannten Kulturkampf lange und heftig um „Stuck und Mauerputz" gekämpft worden ist. Man meinte, das Reich sei wohl verwahrt, wenn nur tüchtig mit Gesetzparagraphen, Polizei und Strafurtheilen hantirt werde. Die Ernüchterung scheint noch immer keine vollständige zu sein. Giebt es doch auch heute noch Politiker genug, welche das Jesuitengesetz für eine werthvolle Errungenschaft der siebziger Jahre halten. Als ob der Rock den Jesuiten machte!

Das auf diesen Wegen erzielte Fiasco ist ein durchaus verdientes. Mit Zwangsmitteln kommt man eben nicht weit. Hoffentlich wird man bei dem Kampfe um die Schule sich nicht wieder bloß auf Polizeimittel verlassen. Es wäre das um so weniger zu entschuldigen, als auf dem Gebiete des Unterrichtswesens die Position des Staates eine wesentlich günstigere ist, als auf kirchlichem Gebiete. Bei der Schule kann der Staat das wirksamste aller Kampfmittel anwenden: die Steigerung der eigenen Leistungen. Man biete den erreichbar besten Unterricht in konfessionslosen unentgeltlichen Staats- und Gemeindeschulen und überlasse die religiöse Unterweisung der Kirche. Dann wird auch eine starke Erweiterung der Unterrichtsfreiheit keine großen Gefahren mit sich bringen. Die französische Republik hat gezeigt, daß derartige tief einschneidende Unterrichtsreformen selbst gegen die stärksten klerikalen Einflüsse siegreich für den Staat durchgefochten werden können. Mag der Kampf um die Schule bei uns nun aber auch eine Entwicklung nehmen wie er will, so bleibt die Zusammenhaltung der Centrumspartei immerhin eine schwierige Sache. Und daß dieselbe einem Andern als Herrn Windthorst noch ferner gelingen sollte, ist mehr als unwahrscheinlich. Herr Windthorst aber ist ein Mann von achtundsiebzig Jahren. Man darf deshalb mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß auch der feste Thurm der Centrumspartei, der schon jetzt in allen Fugen gelockert ist, über kurz oder lang ebenfalls auseinander bricht. Die getrennten Hälften werden dann sich theils an die Konservativen, theils an die Liberalen enger anlehnen.

Aber nicht nur für die größeren Parteien ist mit Bismarck's Entlassung ein entscheidender Wendepunkt in der Entwicklung eingetreten. Auch die kleineren Parteien, wie Polen, Welfen, Elsässer, Dänen sind in eine wesentlich veränderte Lage versetzt. Das Bismarck'sche System ging mit ihnen ganz besonders wenig glimpflich um. Der Umstand, daß sie sich nicht rasch genug verschmelzen ließen, ward als ein Akt hochverrätherischer Böswilligkeit denunzirt. Der Welfenfonds, die Polenaustreibungen, Paßschereien an der französischen Grenze und ähnliche Ueberzeugungsmittel sollten die Renitenten mit Gewalt zu guten Deutschen machen.

*) Da die Freikonservativen als ein Zwitterding zwischen den eigentlichen Konservativen und den Nationalliberalen anzusehen sind, so ist betreffs ihrer keine besondere Betrachtung erforderlich.

Der Erfolg war überwältigend. Selbst das Welfenthum, das nur noch aus einer platonischen Erinnerung an längst vergangene Zeiten sein Leben gewinnt, ist unter dieser Methode soweit konservirt, daß bei den Reichstagswahlen dieses Jahres mehr als 120 000 Stimmen in der Provinz Hannover auf welfische Kandidaten sich vereinigten und diesen von 19 Sitzen 11 zufielen. Und hier hatte man es nicht mit einer fremden Nationalität: mit Polen, Dänen oder französischen Lothringern zu thun, sondern mit echtesten Deutschen. Es ist schier undenkbar, daß das Welfenthum, dessen staatsrechtliche Wünsche von nüchternen Politikern seit Jahren nicht mehr ernst genommen werden, sich so lebensfähig erwiesen hätte, wenn man die Bekenner dieser Richtung nicht systematisch wegen ihres angeblich mangelnden Nationalgefühls verketzert und in gewissem Sinne als Verschwörer gegen den Bestand des Deutschen Reichs der nationalen Gesinnungstüchtigkeit als Schlachtopfer bezeichnet hätte. Es war nur eine natürliche Reaktion gegen diese verfolgungssüchtige Unklugheit, daß die Geschmähten sich enger zusammen schaarten und dann Ehren halber an einer Sache festhielten, die ihr Verstand vielleicht längst aufgegeben hatte. Sobald die Lüfte milder wehen, muß dies Eis schmelzen, und die Gewässer werden in den Flußbetten anderer Parteien Unterkommen finden.

Weniger einfach liegen die Dinge, sobald — wie bei Polen, Dänen und Franzosen — nationale Gegensätze ins Spiel kommen. Aber selbst hier ist die Gewaltpolitik die am wenigsten kluge. Man sehe nur, wie dort, wo man die verschiedenen Nationalitäten gar nicht genirt — wie in den Vereinigten Staaten von Amerika — die verschiedenartigsten Völkerbruchtheile zusammengeschweißt werden. Dieser riesige Völker-Schmelztiegel ist jetzt seit einem Jahrhundert fortdauernd beschäftigt, Germanen, Romanen, Kelten und Slaven mit dem angelsächsischen Element zu einer Nation zu vereinen. Von einem Nationalitätenhader kann man dabei kaum reden. Der Prozeß vollzieht sich mit einer überraschenden Geschwindigkeit. Aber man läßt der Entwicklung auch ihren natürlichen Lauf und chikanirt und drangsalirt Niemanden, wenn er seine Muttersprache nicht rasch genug vergessen kann. Selbstverständlich kann man die amerikanischen Verhältnisse nicht schlechthin mit den unseren vergleichen. Aber sie veranschaulichen wenigstens das Eine, daß ein möglichst großes Maß von Freiheit, Toleranz und Geduld auch der Assimilirung fremder Nationalitäten förderlicher ist, als ein schneidiges Draufgehen mit allerlei Vergewaltigungen. Es tritt in letzterem Falle immer wieder die Jahrtausende alte psychologische Erscheinung in ihre Rechte, daß man selbst diejenigen wieder verliert, die man schon halb gewonnen hatte. Es geht wie mit manchen gebildeten Juden, denen die eigene Religion nicht näher steht, als das Christenthum, bei denen aber jede Versuchung überzutreten erlischt, sobald eine antisemitische Hetze losbricht, aus dem begreiflichen Gefühl heraus, eine angegriffene Konfession nicht verlassen zu wollen.

Es bleibt nun, nachdem im ersten Artikel die sozialdemokratische Partei und in diesem Artikel alle andern politischen Parteien, bis auf die freisinnige, unter dem Gesichtspunkte der mit Bismarck's Fortgang eingetretenen veränderten Lebensbedingungen betrachtet worden sind, noch übrig, auch die Lage zu untersuchen, in welche die freisinnige Partei (mit der Volkspartei) gerathen ist. Diese Untersuchung mag einem dritten Artikel vorbehalten bleiben.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Th. Barth.

Eine neue Utopia.

Ein amerikanischer Romanschreiber, Edward Bellamy mit Namen, hat eine Erzählung veröffentlicht, „Looking backward, zurückblickend", in der er uns die Welt wie sie im Jahre 2000 sein wird, beschreibt. Ein junger Bostonianer, Namens Julian West, sinkt am 30. Mai 1887 in seiner unterirdischen Kammer in einem hypnotischen Schlaf und wird im September 2000 von einem Bostonianer Namens Dr. Leete aufgefunden, geweckt und in die bürgerliche Gesellschaft zurückgeführt. Diese Gesellschaft hat sich, wie man denken kann, mittlerweile gründlich verändert: die „kapitalistische Produktion" mit allem was drum und dran hängt, mit Armuth, Kampf und Ungerechtigkeit, ist verschwunden und an ihre Stelle sind, zunächst in Amerika und Europa, große „industrielle Republiken" oder, wie wir es nennen würden, sozialdemokratische Staaten getreten. Ob diese Staaten ihrerseits dermaleinst in einem einzigen, die gesammte Menschheit umfassenden Gemeinwesen aufgehen werden, darüber sind die Gelehrten des zwanzigsten Jahrhunderts sich noch uneinig; eigentlich sieht man nicht ein, weshalb das gewünscht werden sollte, da die Menschen schon in der bestehenden nationalen Verfassung alles haben, was ihr Herz begehren kann. Der Krieg hat aufgehört, Heere und Flotten verzehren nicht mehr das Fett des Landes; die einzelnen Völker tauschen, unbehindert durch Zolltarife, ihren Ueberfluß mit einander aus; der Grund und Boden, die Gebäude, die Fabriken und Werkstätten gehören dem Staate, der allein und ausschließlich die ganze Güterproduktion betreibt und die produzirten Güter unter die Bevölkerung vertheilt; damit versiegt die Quelle aller Klassenkämpfe, aller Privatfeindseligkeiten und der meisten Verbrechen. Polizei und Gerichte haben fast nichts mehr zu thun; für die ganze Union mit ihren hundert Millionen Einwohnern genügt ein Polizei- und Justizpersonal, wie es heute der Staat Massachusetts allein braucht. (Beiläufig giebt es im Jahre 2000 nur noch eine nordamikanische Union, keine Einzelstaaten mehr.) Vor allen Dingen ist keine Rede mehr von Nahrungssorgen. Die vom Staate geleitete, planmäßige, alle Arbeitskräfte nützlich verwendende Produktion liefert die Bedarfsartikel und die Genußmittel in solcher Fülle, daß jeder Einzelne, obwohl keiner mehr als seine Kopfquote von dem Werthe der Gesammtproduktion erhält, herrlich und in Freuden leben kann. Da alle Lebensbedingungen dieselben für jeden sind, so finden Neid, Eitelkeit, Hochmuth wenig Nahrung und die guten Eigenschaften, brüderliche Gesinnung, Hingebung an das Allgemeine, Wetteifer in nützlichen Leistungen, können sich frei entfalten. Die Arbeit wird ein dem Vaterlande gewidmeter Dienst, wie bei uns die Absolvirung der Militärpflicht, und in der That besteht das Geheimniß der neuen Weltordnung einfach darin, daß sie das deutsche Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht auf das Gebiet der wirthschaftlichen Produktion anwendet. Bis zum vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre wird man vom Staate erzogen, zu einer Bildungsstufe, wie sie heute nur die meistbegünstigte Minorität erlangen kann; dann bis zum vollendeten fünfundvierzigsten Jahre gehört man der großen aktiven Arbeiterarmee an, die ganz militärisch organisirt und von Chargirten aller Grade unter dem Oberbefehl des Präsidenten der Republik zur Produktion angehalten wird. Lohnunterschiede finden nicht statt; jeder Arbeiter erhält, wie jeder andere Bürger, seine Kopfquote, d. h. eine dem entsprechende Anweisung auf die Gesammtproduktion; dafür verlangt man von ihm, daß er sein bestes leiste. Sobald er fünfundvierzig Jahre alt ist, kann er müßig gehen, reisen, studiren, kurzum thun was ihm beliebt. Noch ist zu erwähnen, daß die Arbeit in dieser Republik nur wenige Stunden täglich in Anspruch nimmt, daß sie unter allen Umständen ehrenvoll, durchaus gesichert gegen Brutalitäten und Chikanen Vorgesetzter und im Grunde mehr ein Vergnügen als eine Last ist.

Diejenigen meiner Leser, die des englischen Kanzlers Sir Thomas Morus „Utopia" oder des Neapolitaners Campanella „Civitas Solis" kennen, werden sich wundern, wie ausnehmend ähnlich diese Phantasie des modernen Amerikaners den Schilderungen ist, die seine Vorgänger im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert von dem vollkommenen Staate entworfen haben. Von Abweichungen im Einzelnen abgesehen, ist das moderne Programm nur ein Abklatsch jener beiden berühmten Werke, und selbst die An-

klagen, die Bellamy gegen das neunzehnte Jahrhundert schleudert, sind im wesentlichen dieselben, die Morus und Campanella gegen ihre Zeitalter erhoben. „Ist es gerecht", schreibt Morus, „daß der Edelmann, der Wucherer, der Banquier, die in Müßiggang leben und nichts Nützliches hervorbringen, in allen Genüssen schwelgen, während der Besteller des Bodens, der Handwerker und der Arbeitsmann Noth leidet und trotz übermäßig langer Arbeitsstunden kaum so viel verdient, um leben zu können. Den Lastthieren geht es besser als diesen Unglücklichen?" Jene alten Autoren und die zahlreichen Nachahmer, die ihrer Spur gefolgt sind, bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein, schildern die Leiden und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft mit denselben Strichen und Farben wie unsere sozialistischen Schriftsteller, sind ebenso wie diese überzeugt, daß an allem Elend und aller Ungerechtigkeit lediglich die Verfassung und die Gesetze der Gesellschaft Schuld sind, und daß man nur die Produktion und die Vertheilung der Güter vernünftig von Staatswegen zu regeln brauche, um ein goldenes Zeitalter herbeizuführen. Insofern ist also der Inhalt des Bellamy-schen Buches nichts weniger als neu.

Neu dagegen ist der Erfolg, den dies Buch gehabt, die Aufnahme, die es beim Publikum gefunden hat. Jene älteren Werke, auch die berühmteren unter ihnen, sind von der Leserwelt immer nur als Jeux d'esprit angesehen worden. Man hat sich wohl an den Schilderungen einer so durchaus fremdartigen und heiteren menschlichen Existenz ergötzt, aber man hat nie an die Durchführbarkeit so vollständiger Umwälzungen gedacht. Wenn sie die Aufmerksamkeit fesselten, so geschah es in ähnlicher Weise, wie der arabische Märchenerzähler seinen Zuhörerkreis fesselt. Für die Schätzung des Publikums ist nichts bezeichnender als dies, daß der Name, den Thomas Morus seiner glücklichen Insel beilegte, in alle europäischen Sprachen übergegangen ist, um ein unmögliches Projekt zu bezeichnen. Eine Utopia ist gleichbedeutend mit einem Hirngespinste, während es nach der Meinung des Verfassers ein Produkt höchster Weisheit bezeichnen sollte. Sowohl der Breite als der Tiefe nach ist die Wirkung aller früheren Utopien nicht sehr erheblich gewesen.

In dieser Beziehung steht es mit dem neuen Utopien Bellamy's ganz anders. In den wenigen Jahren seit seiner Veröffentlichung sind in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien viele Hunderttausende von Exemplaren verkauft worden, und auf dem Kontinent Europas finden die Uebersetzungen ins Deutsche, Französische und Italienische entsprechenden Absatz. Seit Henry George's Progress and Poverty hat der Buchhandel einen ähnlichen Massenkonsum nicht erlebt. Schwerlich ist es das literarische Verdienst des Romans, was diese Leserschaaren anlockt; der Roman als solcher ist nicht besser und unterhaltender als hundert andere, die man heute liest und morgen vergißt; hin und wieder erinnert er an Edgar Poë, aber nur, um zu einem für Bellamy ungünstigen Vergleiche zu führen. Ich persönlich hatte beim Lesen immer das Gefühl, daß der Stoff das herrlichste Material für eine phantastisch-komische Dichtung darbiete, für aristophanische Komödie oder für Voltaire'sche Erzählungen, aber ich glaube nicht, daß die Majorität der Leser auf meiner Seite ist. Der Erfolg des Buches beruht ohne allen Zweifel darauf, daß sowohl der Verfasser als das Publikum die Sache ganz ernst genommen haben; er beruht nicht darauf, daß der Verfasser mehr Geist und Talent ins Feld führt als Sir Thomas Morus und Campanella, sondern darauf, daß das Publikum im Verlaufe der Jahrhunderte und zumal des jetzigen ein ganz anderes Interesse für das behandelte Thema gewonnen hat. Text und Melodie sind so ziemlich die alten, aber der Resonanzboden ist heute ein völlig anderer, von einer ungeheuren Schallkraft. Das Gefühl, das vormals nur in wenigen besonders feinorganisirten Beobachtern lebhaft sich entwickelte, das Mitleid mit dem Schicksale der Armen und Bedrängten ist heute in den weitesten Kreisen verbreitet und wird durch die Allen zugängige Tagespresse mit jedem Morgen von neuem geweckt. Während unsere Vorfahren von den Leiden der Welt nicht viel mehr erfuhren, als was in ihrer nächsten Umgeb[ung] sich zutrug, haben wir einen Nachrichtendienst von sol[cher] Vollendung organisirt, daß wir täglich der Menschheit gan[zen] Jammer auf unserem Frühstückstische vorfinden. Und da kömmt nun noch eine zweite Neuerung von unermeßlic[her] Bedeutung. Während unsere Vorfahren die Leiden des [Da-]seins mit Resignation als etwas Unabänderliches hinnahme[n,] hat seit hundert Jahren der Anblick großer praktischer Be[-]sserungen auf allen Gebieten des politischen, des industrielle[n] und des Verkehrslebens die Gemüther mit einem hoffnung[s-]reichen Glauben an die Möglichkeit und Leichtigkeit no[ch] viel größerer Fortschritte erfüllt; die höchsten Begriffe vo[n] der Macht menschlicher Vernunft und menschlicher Einric[h-]tungen haben Raum gewonnen, und Phantasien, die früh[er] höchstens zum Zeitvertreibe ausgesponnen wurden, habe[n] die Konsistenz theoretischer Systeme gewonnen, deren praktisch[e] Ausführbarkeit vielen Millionen nur noch eine Frage de[r] Zeit zu sein scheint. Auf der einen Seite unendlich gesteigerte Empfindlichkeit für die schmerzlichen Gebrechen der bestehenden Gesellschaft, auf der anderen Seite nicht minder gesteigertes Zutrauen zu der Fähigkeit des Menschen, alle jene Ge[-]brechen zu heilen, und ein ungeduldiges Verlangen nach einem raschen, umfassenden Heilverfahren: das ist die Signatur des Zeitalters, welchem das Bellamy'sche Buch den verführerischen Blick in eine Zukunft eröffnet, wo alles, was die Gegenwart bedrückt, verschwunden, alles, was sie ersehnt, Ereigniß geworden ist.

An diesem Bilde eines Lebens ohne Sorge weiden sich nicht allein die Sozialisten, sondern auch zahlreiche Unbekehrte, denen die Gegenwart mit ihrer täglichen Aufregung, ihrer Unsicherheit und Ungemüthlichkeit nur deshalb noch nicht ganz verdammenswerth erscheint, weil sie nicht sehen, wie ohne Sündflut und Chaos ein Wandel eintreten könnte. Auch solchen Lesern gewährt es Trost und Erquickung, wenn man ihnen mit dem Anstriche ernstlicher und wohlerwogener Ueberzeugung zuredet, daß ein gelobtes Land, wo Milch und Honig fließt, wo alle Thränen getrocknet werden, wo der Panther neben dem Lamme sich lagert, in erreichbarer Nähe liege; daß es keiner Sündfluth bedürfe, um die Welt zu verjüngen, und daß statt des gefürchteten Chaos aus dem Untergange des Bestehenden sich die behaglichste Ordnung entwickeln werde. Auf diesen Theil des Publikums ist das Buch mit Geschick zugeschnitten. Einerseits werden ihm die Greuel der Gegenwart in kondensirter Form höchst eindringlich zu Gemüthe geführt, andererseits die Zustände eines sozialistischen Zwangsstaates in Zügen geschildert, die den Zwang möglichst wenig, die Früchte des Wohllebens, was der durchschnittliche Mensch Wohlleben nennt, in prangender Fülle hervortreten lassen. Zum Beispiel, was die Greuel der Gegenwart anlangt, wird die Inhaltsangabe einer Boston-Zeitung vom 30. Mai 1887 folgendermaßen (vermuthlich arrangirt) als typisch für unsere Zeit mitgetheilt:

„Ausland. Der bevorstehende Krieg zwischen Frankreich und Deutschland. Die französischen Kammern sollen wegen der deutschen Truppenvermehrung neue Militärkredite bewilligen. Im Kriegsfalle wird wahrscheinlich ganz Europa in Mitleidenschaft gezogen werden. — Große Noth der Arbeitslosen in London. Sie fordern Beschäftigung. Monsterdemonstrationen vorbereitet. Die Behörden unruhig. — Große Strikes in Belgien. Die Regierung rüstet sich zur Unterdrückung gewaltsamer Ausbrüche. Schreckliche Thatsachen betreffend Mädchenarbeit in den belgischen Kohlengruben. — Massenhafte Pächteraustreibungen in Irland."

„Inland. Fortschritte der Betrugsseuche. Eine halbe Million in Newyork unterschlagen. — Veruntreuung eines Nachlasses durch die Testamentevollstrecker. Waisen an den Bettelstab gebracht. — Schlaues Raubsystem eines Bankzählers; 50000 Dollars weg. — Die Kohlenbarone beschließen den Kohlenpreis zu erhöhen und die Produktion zu beschränken. — Spekulanten organisiren eine große Weizenschwänze in Chicago. — Eine Clique treibt die Kaffeepreise in die Höhe. — Enorme Landeinschlachtung westlicher Syndikate. — Empörende Korruption der Beamten in Chicago. Systematische Bestechung. — Der Prozeß gegen die Boodle-Aldermen in Newyork. — Große Fallimente; eine Krisis befürchtet. — Große Portion von Einbruch- und Taschendiebstählen. — Kaltblütiger Raubmord in Newhaven. — Ein Hausbesitzer gestern Nacht hierselbst von einem Einbrecher erschossen. — Ein Mann in Worcester erschießt sich, weil er keine Arbeit finden konnte; zahlreiche Familie mittellos. — Ein altes Ehepaar in New-Jersey bringt sich um, weil es nicht ins Armenhaus wollte. — Großes Elend der Arbeiterinnen in den Großstädten. — Befremdliche Abnahme der Schulbildung in

Massachusetts. — Mehr Irrenhäuser erforderlich. — Dekorationstag [Fest zu Ehren der Besieger der südstaatlichen Rebellen] Professor Browns Rede über die sittliche Größe unserer Civilisation."

Nach so finsterem Gange gelangt der Leser, wie man zum Panorama lichtlose Zugänge des stärkeren Effektes wegen durchschreiten muß, zu dem Boston des Jahres 2000:

„Zu meinen Füßen lag eine große Stadt. Viele Kilometer breiter, von Bäumen beschatteter Straßen erstreckten sich nach allen Seiten, alle begrenzt von schönen Gebäuden, die meistens nicht in größeren Blöcken zusammen, sondern getrennt in Gehegen von verschiedenem Umfange lagen. Jedes Stadtviertel umfaßte weite, mit Bäumen besetzte Plätze mit Statuen und Springbrunnen, die in der Abendsonne funkelten. Oeffentliche Gebäude von einer Größe und einer imposanten Architektur ohne Gleichen in meiner Zeit ragten überall stattlich empor."

Diese stattlichen Gebäude sind die Magazine, in denen zur Auswahl alle erdenklichen Waaren bereit liegen, und die ungeheuren Speiseanstalten, in denen die Bürger ihre Mahlzeiten einnehmen, während jene „schönen Gebäude in Gehegen" die Privatwohnungen vorstellen. Denn, wie der amerikanische Geschmack es fordert, ist der Zukunftsstaat, den man sich gewöhnlich mit Kasernen verbunden denkt, so eingerichtet, daß soweit irgend thunlich die Freiheit individueller Bewegung gewahrt bleibt. Jeder miethet vom Staate nach eigenem Belieben eine Wohnung für sich, bestellt beim Staatskoche was er zu essen wünscht, und findet in der Volksspeiseanstalt den Tisch in einem ihm allein reservirten freundlichen Zimmer mit Aussicht auf Garten und Fontänen gedeckt. Keineswegs vertheilt der Staat seine produzirten Güter direkt und in natura an die Einzelnen, sondern jeder hat das Recht, das was ihm am meisten zusagt, sich auszusuchen. Um zu verstehen, wie das möglich ist, bedarf es folgender kurzer Erklärung.

Wennschon das Geld abgeschafft ist, werden doch alle Waaren und Leistungen nach Verhältniß des Arbeitsaufwandes in Dollars und Cents tarifirt und danach die kolossale Summe berechnet, die den Werth der jährlichen nationalen Produktion repräsentirt. Diese Summe wird, nach Abzug des für neue Anlagen erforderlichen Betrags, unter alle Einwohner gleich vertheilt. Am Anfange des Jahres erhält jeder das ihm gebührende Einkommen in Gestalt eines Kreditscheins, den er nun im Laufe der folgenden zwölf Monate nach Belieben benutzen kann. Für jede Anschaffung oder Dienstleistung wird auf dem Schein und in dem Konto der Behörde der tarifmäßige Betrag abgeschrieben; etwaige Reste werden am Jahresschlusse einfach getilgt. Ueberlegen kann man nichts; was geschieht, wenn einer vor Jahresschluß mit seinem Einkommen fertig ist, bleibt dunkel. Im Großen und Ganzen ist die Existenz des Zukunftsmenschen dieselbe wie die eines Rentners unserer Tage, und zwar eines recht wohlhabenden. Leider läßt Bellamy sich nicht auf ziffermäßige Angaben ein, aber nach dem Eindrucke, den seine Schilderungen machen, muß das jährliche Einkommen jedes Bürgers seiner Republik dem Nutzeffekte nach mindestens dem eines Deutschen des Jahres 1890, der zwölftausend Mark Gehalt bezieht, gleichkommen. Man hat Wohnhäuser mit mehreren Stockwerken und einem Garten, Badezimmer, Musikzimmer, Bibliothek, Veranda mit Lehnstühlen; man trinkt Wein zur täglichen Mahlzeit; man raucht Cigarren; man macht Ausflüge aufs Land, besucht Theater und Konzerte, hält sich ein Reitpferd, wenn mans einrichten kann, und reist sogar, falls man nicht mehr in der Arbeiterarmee dient, nach Berlin, Paris und Rom, alles auf Kosten des Staats. Auch in Europa hat der amerikanische Kreditschein Kredit; da alle Nationen in Folge des herrschenden Austauschsystems mit einander abrechnen, so kann man in jeder europäischen Stadt sich Landeswährung, einfach mittels Abschreibung auf dem amerikanischen Schein, verschaffen. Noch ist zu bemerken, daß der Staat für Lustbarkeiten und Kunstgenüsse sorgt; ausdrücklich bekennt er sich zu dem Wahlspruche „Panem et circenses". Für ein mäßiges Abonnement kann man jederzeit im eigenen Hause die schönste Musik hören, auf telephonischem Wege natürlich. Tag und Nacht nämlich spielen in verschiedenen Lokalen Orchester und Solisten die verschiedensten Kompositionen von der Bach'schen Orgelfuge bis zum Strauß'schen Walzer, so daß man mit Hilfe eines Stundenzettels, den die Zeitung bringt, und eines Knopfes, der die telephonische Leitung herstellt, nach Belieben aus dem einen Lokale Tanzmusik, aus einem zweiten Opernmusik, aus einem dritten geistliche Musik herbeischaffen kann. Bei geistlicher Musik fällt mir der amerikanische Sonntag ein. Bellamy beruhigt seine Landsleute darüber, daß kirchliches Christenthum auch im Jahre 2000 fortbesteht und nach wie vor unabhängig vom Staate bleibt. Allerdings pflegen nur noch „einige Leute" zur Kirche zu gehen, aber die Predigt entgeht darum den anderen nicht; nur nimmt man auch sie wie die Musik telephonisch zu sich. Ein berühmter Geistlicher im Zukunfts-Boston besteigt überhaupt die Kanzel nicht mehr, sondern redet von seinem Arbeitskabinet aus mittels Kupferdrahtes zu hundertfünfzigtausend Zuhörern. Als ich das las, habe ich doch lachen müssen. Im Jahre 2100 wird man vielleicht den Prediger auch unterdrücken und einen Phonographen an seine Stelle setzen.

Ein unermeßlicher Vorzug der neuen Welt besteht darin, daß man — selbstverständlich — keine Dienstboten hat. Man würde sie nicht finden, aber man braucht sie auch nicht. Man drückt auf irgend einen Knopf, so erwärmt sich das Haus, so leuchtet das Glühlicht, so füllt sich die Wanne mit warmem oder mit kaltem Wasser, so deckt sich das Tischchen mit der gewünschten Speise. Ob man nicht selbst sein Bett machen muß, ist mir zweifelhaft geblieben. Das „Reinmachen" besorgen Regierungsbeamte gegen minimale Vergütung, junge Leute, die noch der untersten Arbeiterklasse (für allerlei, keiner Schulung bedürftige Verrichtungen) angehören.

Und das führt mich zu dem schwierigsten Punkte des Problems. Bis so weit nimmt sich alles sehr verlockend aus, selbst für freigeborene Amerikaner, geschweige für die Philister des alternden Europa. Aber die Zwangsarbeit, die militärische Disziplin, die erforderlich ist, um all das Wohlleben zu produziren? Wie will Bellamy die seinen Landsleuten mundgerecht machen? Früher hatte man wenigstens Neger, die das Gröbste besorgten; aber die Neger werden im Jahre 2000 genau so reich sein wie die Weißen und ebenso wenig wie diese geneigt sein, sich „ausbeuten zu lassen". (Merkwürdiger Weise ist übrigens in dem Buche von der farbigen Bevölkerung mit keiner Sylbe die Rede.)

Ueber diesen Stein des Anstoßes, denkt man, wird der gewandte Schriftsteller nicht hinweg kommen. Er aber, völlig unbeirrt, antwortet: Zwangsarbeit? daran denke ich gar nicht, *jeder junge Mann wählt sich seinen Beruf selbst!* — Man ist verblüfft, man ist höchst gespannt zu hören, wie diese Wahlfreiheit sich mit der Staatswirthschaft vereinigen läßt. Natürlich werden alle jungen Leute sich zu den angenehmeren und leichteren Arbeiten drängen, namentlich nach den großen Städten, wo es so viele Musikanten und Volkspaläste gibt. Niemand wird Lust haben, den Acker zu düngen, die Kohlen zu graben, die Metalle zu schmelzen, die Kessel der Dampfschiffe zu heizen. Lohnunterschiede existiren nicht; wie will man es anfangen für die unbeliebteren Gewerbe die erforderlichen Arbeiter zu gewinnen? Nichts leichter als das, antwortet unser Prophet; man erhöht die Arbeitszeit in den beliebten, man erniedrigt sie in den unbeliebten Gewerben. Damit scheint freilich die vielgepriesene Gleichheit über Bord geworfen; denn ob ich für dieselben Arbeitsfristen verschiedene Löhne oder für dieselben Löhne (Staatsverpflegung) verschiedene Arbeitsfristen statuire, die Ungleichheit der Behandlung bleibt die nämliche. Und nun gar die praktischen Konsequenzen! In Bergwerken, in Kesselräumen, in Walzwerken u. s. w. würde man vor fortwährenden Ablösungen kaum zum Arbeiten kommen. Die Dampfschiffe müßten ganze Compagnien von Heizern und Kohlenziehern mit sich führen. Im unversöhnlichsten Widerspruch aber steht dies Auskunftsmittel mit der Conditio sine qua non, mit der Bedingung, ohne die der ganze Zukunftsstaat wie ein Kartenhaus zusammenfällt.

Diese Bedingung lautet so: jeder Einzelne leistet sein Bestes, an Kraft und Geschicklichkeit, und er empfängt dafür

nicht mehr als der Schwächste, der Ungeschickteste und der Nichtsleistende. In der Wirklichkeit ist diese Bedingung noch nie und nirgend erfüllt worden; die Menschen, wie sie im Durchschnitt sind, leisten — wohlgemerkt auf dem Gebiete der Arbeit und auf die Dauer — ihr Bestes nur, wenn die beste Leistung am besten belohnt wird. Bellamy will uns glauben machen, daß man die Triebfeder des Selbsterwerbes ersetzen könne durch das Ehrgefühl. Nun kann ohne Zweifel die Aussicht auf Ehre zu bewundernswerthen Anstrengungen und Aufopferungen anspornen, aber sie wird nie ausreichen um die natürliche Abneigung gegen reizlose, einförmige, oft widerwärtige tägliche Arbeit zu überwinden. An dieser einen, in der Natur des Menschen begründeten Unmöglichkeit würde der sozialistische Staat scheitern, auch wenn es denkbar wäre, (was doch schier undenkbar ist,) daß man eine Regierung fände, stark genug für die zermalmende Aufgabe und Verantwortlichkeit, für eine große Nation die erforderliche Gütererzeugung in ihren zahllosen Verzweigungen von Jahr zu Jahr zu reguliren.

Bellamy hat die schwierigen Punkte mit einem Aplomb, der die oberflächlichen Leser, die große Mehrzahl, zu täuschen geeignet ist, als kinderleicht behandelt, und insofern ist sein Buch schädlich und gefährlich. Er wird gewiß viele Gemüther, die sich von den rohen und wüsten Forderungen der Demagogen abgestoßen fühlen, verwirren und einlullen. Nur wenige werden sich die Frage vorlegen, ob diese staatlich organisirte Glückseligkeit, vorausgesetzt, daß sie sich auf Erden verwirklichen ließe, eine Wohlthat für die Menschheit, eine Förderung ihrer edelsten Kräfte, oder nicht vielmehr ein verhängnißvolles Copua sein würde. Und noch geringer fürchte ich, würde zur Zeit die Zahl derer sein, die auf diese Frage antworten würden: „lieber stürmische Freiheit als bequeme Sklaverei". Aber so wenige ihrer sein mögen, sie sind das Salz der Erde.

Otto Gildemeister.

Die 63. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Bremen.

Die diesjährige Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte war die erste, welche seit der Neuorganisation der Gesellschaft abgehalten wurde. Diese älteste der jetzt so zahlreichen Wanderversammlungen von Fachgenossen, welche vielen ähnlichen Einrichtungen als Vorbild gedient hat, entbehrte bis dahin jeder festen Gliederung. Seitdem sie im Jahre 1822 auf Oken's Anregung in Leipzig zusammengetreten war, kam, wer da wollte, an den Ort der Versammlung und ließ sich als Mitglied oder als Theilnehmer einschreiben. Mitglied aber konnte nur werden, wer in einem der zu den Naturwissenschaften oder der Medizin gerechneten Fächer als Schriftsteller aufgetreten war. Wer nur eine Dissertation hatte drucken lassen, galt nicht als Schriftsteller. Theilnehmer konnte dagegen Jeder werden. Im Laufe der Verhandlungen wurde der Ort bestimmt, wo die nächste Versammlung stattfinden sollte und zwei dort wohnende Fachgenossen zu Geschäftsführern ernannt. Die Gesellschaft löste sich auf und bildete sich jährlich von neuem. Sie besaß kein Archiv und kein Vermögen. Als nun vor einigen Jahren die Versammlung nach 58jähriger Pause zum zweiten Male in Berlin tagte, worüber seinerzeit in dieser Zeitschrift berichtet wurde — vergl. „Nation" Jahrg. 3 Nr. 52 und Jahrg. 4 Nr. 1 — trat der unerwartete Fall ein, daß die Geschäftsführer, die Herren Virchow und v. Hofmann, sich nach Abschluß der Geschäfte im Besitz eines ansehnlichen Ueberschusses von mehr als 20000 Mk. sahen, mit dem sie nichts anzufangen wußten. Sie schlugen deshalb vor, der Gesellschaft eine dauernde Form zu geben, den Ueberschuß der neuen Gesellschaft als Stammvermögen zu überweisen. Auf der Versammlung in Köln wurde der Vorschlag im Prinzip angenommen, auf der vorjährigen Versammlung in Heidelberg fand dann die Gründung statt und der Vorstand wurde gewählt

Die Mehrheit, welche diese Beschlüsse faßte, war keine große. Viele hervorragende Naturforscher, welche zu wiederholten Malen den Versammlungen ihre Theilnahme gewidmet hatten, glaubten gerade in der zwanglosen Form der Vereinigung einen nicht zu unterschätzenden Vorzug derselben erkennen zu müssen. Noch ist es zu früh, hierüber ein Urtheil abzugeben; so viel aber kann man wohl sagen, daß der Verlauf der Bremer Versammlung einen nachtheiligen Einfluß der neuen Einrichtung nicht dargethan hat.

Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß etwas anderes von Nachtheil gewesen — der im August in Berlin abgehaltene 10. internationale medizinische Kongreß. Man kann sich nicht wundern, daß viele Fachgenossen so kurze Zeit nach jener großartigen Vereinigung weder Zeit fanden, noch Lust verspürten, sich auch noch nach Bremen zu begeben Wenn trotzdem die Zahl der Theilnehmer über 1300 gestiegen ist, so hat die nähere Nachbarschaft wohl den größten Antheil zu dieser Zahl beigesteuert. Auch mag wohl die im Vorbeigehen gesagt, sehr gelungene nordwestdeutsche Ausstellung manchen angelockt haben, der sonst der Versammlung ferngeblieben wäre.

Ob ein solches Zusammenfallen von Versammlung und Ausstellung für die erstere günstig sei, das war Gegenstand ernster Erwägung bei der Wahl des Ortes für die nächste Versammlung. Frankfurt a. M. und Halle a. S. hatten Einladungen ergehen lassen. Der Vorstand hatte beschlossen, Frankfurt zu empfehlen und diesen Beschluß mit der Erwägung begründet, daß es den Besuchern der Versammlung erwünscht sein würde, gleichzeitig die dort stattfindende internationale elektrische Ausstellung besuchen zu können. Die Versammlung aber entschied durch Mehrheitsbeschluß für Halle. Zu diesem Erfolg trug wohl vor Allem bei, daß der Oberbürgermeister von Halle selbst erschienen war, um die schriftliche Einladung mündlich zu wiederholen; auch wurde er von Vertretern der Universität und der wissenschaftlichen Vereine der sächsischen Musenstadt auf das wirksamste unterstützt. Ausschlaggebend aber war für die Mehrzahl die Ueberzeugung, daß man nicht zweien Herren dienen könne, daß eine so großartig geplante Ausstellung das Interesse der Besucher von den Verhandlungen der Gesellschaft ablenken würde.

Diese Verhandlungen selbst zerfallen in zwei gesonderte Abschnitte. In drei allgemeinen Sitzungen werden neben der Besorgung der geschäftlichen Angelegenheiten Vorträge von allgemeinerem Interesse gehalten, während in den Abtheilungen die Vertreter der einzelnen Gebiete der Naturwissenschaft und Medizin Gelegenheit finden, über ihre Forschungen vor Fachgenossen im engeren Sinne zu sprechen Den Reigen der allgemeinen Vorträge eröffnete der Vorsitzende der diesjährigen Versammlung, der berühmte Chemiker von Hofmann aus Berlin, mit einer Uebersicht über die Fortschritte der Naturwissenschaften seit Gründung der Versammlungen. Das Thema war ein dankbares, denn kaum jemals hat eine so kurze Spanne Zeit so gewaltige Umwandlungen hervorgebracht. Aber der Redner wußte dasselbe auch vorzüglich zur Geltung zu bringen und namentlich der fein humoristische Schluß, in welchem er die Ankunft und die Schicksale eines Besuchers der ersten Versammlung in Leipzig schilderte, ließ die Umwandlung, welche unser gesammtes Leben seit jener Zeit, Dank den Fortschritten der Naturwissenschaften, erfahren, auf das schönste erkennen.

Ihm folgte Oberbaudirektor Franzius-Bremen mit einem Vortrag über die Erscheinungen der Fluthwelle von Helgoland bis Bremerhafen. Die anziehende Erscheinung der Gezeiten ist in ihren Grundzügen hinlänglich erforscht, die örtlichen Einwirkungen aber, welche die Gestaltung der Festländer, namentlich die Anziehung größerer Gebirgsmassen auf die Fluth an unseren Küsten haben, bedarf noch eingehender Untersuchung. Der Redner hat solche für die Wesermündung seit Jahren angestellt, besonders mit Rücksicht auf die seiner Oberleitung unterstellte Weserkorrektion, durch

welche Bremen erst zu einer wirklichen Seestadt werden soll. Seine Beobachtungen und Berechnungen, erläutert durch große Tafeln, werden wohl manchem Binnenländer einen ganz neuen Begriff von dem Wesen jener Meereserscheinung verschafft haben.

Auch der dritte Redner, Professor Chun-Königsberg i. P., beschäftigte sich mit dem Meere. Aber nicht an der Küste blieb er, sondern er führte seine Zuhörer in die gewaltigen Tiefen des großen Ozeans, Tiefen, in welche kein Sonnenstrahl dringt und welche doch, wie die neuesten Forschungen, namentlich der Challenger-Expedition, gelehrt haben, von unzähligen Lebewesen bevölkert sind, von den niedersten Urthieren bis zu den hochorganisirten Krustern und Knochenfischen. Woher nehmen diese Geschöpfe ihre Nahrung, da doch bei dem Mangel an Licht grüne Pflanzen dort nicht gedeihen, eine Vermehrung organischer Substanz also nicht stattfinden kann? Der Vortragende wies nach, daß fortwährende Wanderungen in senkrechter Richtung stattfinden, von oben nach unten und umgekehrt. Die abwärts gerichtete Bewegung führt den Bewohnern der Tiefe Nahrung zu, pflanzliche und thierische; beim Aufsteigen suchen sich die Thiere auch wohl oben Nahrung, um dann gesättigt zurückzukehren. Die Wanderungen selbst aber werden durch den Einfluß des Lichts und der Wärme hervorgerufen. Noch ist Vieles aufzuklären in diesem erst in den letzten Jahren der Forschung eröffneten Gebiet. Was wir aber erfahren haben, verspricht hochbedeutende Erfolge nicht nur für die Biologie, sondern insbesondere auch für Geologie und Paläontologie. Deshalb schloß Redner mit einem warmen Aufruf an die Behörden und Private, diesem neuesten Forschungszweige Unterstützung und Förderung angedeihen zu lassen.

Auch der erste Vortrag der zweiten allgemeinen Sitzung suchte Interesse für einen jungen Forschungszweig zu wecken. Prof. Ostwald-Leipzig, einer der hervorragendsten Vertreter der modernsten physikalischen Chemie, berichtete über die Leistungen und Aussichten dieses neuen Grenzgebietes zweier großer, mächtiger Wissenschaften. Dahingegen führte der folgende Redner, Prof. Rosenthal-Erlangen, wieder in die Vergangenheit zurück, indem er nachwies, daß der große Lavoisier, der Begründer der neueren Chemie, auch die Grundlagen für die jetzige Auffassung der Lebensvorgänge geschaffen hat, so daß der größte, seitdem errungene Fortschritt der Naturwissenschaften, die Erkenntniß des Gesetzes von der Unveränderlichkeit der Energie, die Physiologen erst in den Stand gesetzt hat, die physiologischen Leistungen Lavoisier's in ihrer vollen Tragweite zu würdigen und ganz zu verstehen.

Die dritte allgemeine Sitzung brachte vier Vorträge. Prof. Engler-Karlsruhe sprach über das Erdöl, dessen großartige Gewinnung und Bedeutung für die Technik, und seine Entstehung, welche nach den Entdeckungen des Redners auf thierische Stoffe zurückzuführen ist, während die Steinkohle, der andere, noch bedeutsamere Faktor des heutigen Lebens, pflanzlichen Ursprungs ist. Prof. Winkler-Freiberg i. S., der Entdecker des neuesten Elements, welchem er den Namen Germanium gegeben hat, sprach über die interessanten Beziehungen der chemischen Elemente zu einander, deren physikalische und chemische Eigenschaften dazu geführt haben, sie in Reihen zu ordnen, so daß es möglich wurde, die Lücken in diesen Reihen nachträglich durch Suchen und Auffinden der unbekannten Glieder auszufüllen. Dr. Warburg-Hamburg berichtete über seine interessanten pflanzengeographischen Forschungen in Ostasien. Er wies nach, daß ganze Pflanzenfamilien dem Aussterben geweiht sind in Folge des Eindringens härterer Formen, und daß es daher höchste Zeit sei, durch genaue Erforschung der noch lebenden Formen in entlegenen Welttheilen die Kenntniß derselben festzuhalten. Endlich berichtete Dr. Rode-Norderney über das dortige Seehospiz für kranke Kinder, dessen segensreiche Wirkungen die thätige Mithilfe aller wahren Menschenfreunde im höchsten Grade verdient und hoffentlich auch ferner finden wird.

Auf die Verhandlungen der Abtheilungen will ich nicht näher eingehen. Einzelne derselben litten unter der schon Eingangs erwähnten ungünstigen Einwirkung des Berliner Kongresses. Doch wurde in anderen desto fleißiger gearbeitet. Ich kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir im Allgemeinen die Arbeitstheilung bei diesen Versammlungen zu weit getrieben erscheint. Zweiunddreißig Abtheilungen sind wohl des Guten zu viel. Eine Vereinigung einzelner würde manchem Besucher größeren Nutzen gewähren. Vielleicht wäre es sogar rathsam, nach dem Muster der British Association for the advancement of science nur etwa fünf oder sechs große Abtheilungen zu konstituiren, und es den Theilnehmern zu überlassen, sich bei größerem Andrang nach dem jedesmaligen Bedürfniß in Unterabtheilungen zu sondern.

Neben der wissenschaftlichen Thätigkeit ist natürlich der persönliche Verkehr der Gelehrten ein wesentlicher Nutzen solcher Versammlungen. Auch die Stadt Bremen hat mit ihren Vorgängerinnen darin gewetteifert, diesen Verkehr zu fördern und nach des Tages Arbeit Erholung in edler Geselligkeit zu erleichtern. Keinem Theilnehmer wird die Erinnerung an die schönen Tage in Bremen durch einen Schatten getrübt werden; so gut haben es Senat und Bürgerschaft verstanden, ihre Gäste zu unterhalten. Aber Genuß wie Arbeit ermüden. Und so nahm denn auch der Berichterstatter mit Freuden die Gelegenheit wahr, nach dem nahen Norderney sich zurückzuziehen, um auf diesem herrlichen Eiland sich noch einige Tage zu erholen. Nach glattester Fahrt hier angelangt, von den Bewohnern der Insel auf das liebenswürdigste empfangen, fand die Bremer Versammlung hier den schönsten Abschluß.

Norderney, September 1890.

J. Rosenthal.

Arthur Fitger.

Am 4. Oktober dieses Jahres feiert Arthur Fitger seinen fünfzigsten Geburtstag. Es ist nicht zu befürchten, daß dieser Tag im künstlerischen Deutschland mit dem üblichen Festlärm begangen werde. Das Geburtstagskind wohnt zu sehr ab von der großen Heerstraße und besitzt zu wenig Talent dazu, sich in wohl abgezirkelten Reden anbiedern zu lassen, um in die zweifelhafte Lage gerathen zu können, umschwirrt von einer befrackten Schaar liebwerther Kollegen, der bescheidentlich lächelnde Mittelpunkt einer in Bankettfreuden schwelgender Festgenossenschaft zu werden. Arthur Fitger ist eine einsiedlerische Natur. Das Feld seiner Thätigkeit hat er am Nordsaum unseres Vaterlandes, in der guten Stadt Bremen, gefunden, aber auch hier haust er keineswegs im Gewirr der Straßen, sondern er hat sich hinausgeflüchtet in das freundlich-stille Dorf Horn. Dort wohnt er als Hagestolz — als unverbesserlicher, wie es scheint — bei Mutter und Schwestern und überwacht mit väterlicher Fürsorge und Freude das hoffnungsvolle Aufblühen eines jungen Nichtchen. Das neue Heim, das er sich aus der Fülle seiner künstlerischen Laune heraus hat schaffen dürfen, liegt verborgen hinter hohen Bäumen, so daß es von der Straße aus kaum wahrgenommen werden kann — ein freundlicher Erdenwinkel, einladend zu Lust und Thätigkeit, die Spannkräfte der Seele stärkend, Phantasie und Auge durch anmuthige Ausblicke erfreuend.

Der Malerpoet ist jetzt ein behäbiger Mann, der mit gelassener Freudigkeit sein Tagewerk verrichtet, und dem man es nicht ansieht, durch wie qualvolle innere Ringkämpfe er hat hindurchschreiten müssen, um die Gleichmäßigkeit und Festigkeit seiner Seele zu behaupten. Wer ihn zuerst erblickt, der glaubt einen wetterfesten, gebräunten Gesellen von altem Bauernschlag vor sich zu sehen. Auf einem vierschrötigen Körper sitzt ein großer fest gemeißelter Kopf von gleichmüthigem stolzen Ausdruck, dessen einziges Mienenspiel in einem gelegentlichen Zucken der charakteristischen Unterlippe zu bestehen scheint. Von den Allüren einer vielumschwärmten

Künstlerpersönlichkeit ist in dem schlichten Manne nichts zu entdecken. Er redet weder in Epigrammen noch trägt er lange Haare, und wenn der wortkarge Mund sich öffnet, dann klingt ein unverfälschtes Niederdeutsch an das Ohr des Zuhörers. Sieht man ihn mit großen schweren Schritten, den Kopf ein wenig gesenkt, durch die Straßen der Stadt gehen, so ist er eine Erscheinung, auf die kein Fremder jemals achten würde; aber jedes Bremer Kind weiß, daß dies der Mann ist, von dessen künstlerischer Thätigkeit die Mauern seiner Vaterstadt auf Jahrhunderte hinaus ruhmreiche Spuren tragen.

Der Berufsmensch in Fitger ist Maler, ganz Maler; der Dichter in ihm ist gleichsam ein Sonntagsgast, der nur zu feierlicher Stunde geladen wird. Trotzdem geht dieser Sonntagsgast neben dem Werkeltagsarbeiter gleichberechtigt und einträchtig einher; er ist wohl noch aus feinerem und aparterem Stoffe geformt und getraut sich daher nicht so oft ins Weltgetöse hinein. Lieber hilft er unter der Hand seinem Malergenossen beim Entwerfen figurenreicher Freskenbilder, und nimmt es diesem durchaus nicht übel, wenn er ihm dafür zum Dank gelegentlich seine reich ausgestattete Farbenpalette reicht. Oft genug geräth der Beschauer in Versuchung, unter ein Fitger'sches Bild einen Fitger'schen Vers zu setzen, oder der Leser stellt sich in Gedanken die vom Dichter ersonnenen Szenen als vom Maler entworfene Bilder vor.

Bietet sich somit das künstlerische Schaffen Fitger's als ein durchaus einheitliches dar, so ist doch das künstlerische Naturell Fitger's ein merkwürdig zwiespältiges. Es ist etwas in ihm vom leidenschaftlichen Schönheitsanbeter, aber er besitzt auch das Blut des rücksichtslosen Wahrheitssuchers. Wahrheit und Schönheit aber sind zwei unverträgliche Damen, und wo sie sich um eine Künstlerseele zanken, da zuckt diese zusammen unter den Schlägen, die sie sich gegenseitig versetzen. Dame Schönheit ist die Verführerin, die in lockender Gestalt vor dem sehnenden Künstlerauge einhertanzt, und Dame Wahrheit ist die gestrenge Gouvernante, die ihren schwärmenden Zögling im entscheidenden Momente bei der Hand faßt und von leichtsinnigen Streichen energischst abhält. So kommt es denn vor, daß zuweilen der Schönheitsjünger der langweiligen Wahrheit ein schiefes Gesicht zieht, und daß der Wahrheitsapostel auf die schwindelhafte Schönheit ingrimmig-spöttisch herabläckelt. Zuweilen aber auch weiß das von beiden Mächten bestürmte Künstlerherz sich kaum Rath, und in glutvoller lyrischer Klage strömt es seine Bedrängniß aus und blickt feindlich sowohl auf die freudenlose Erde als nach dem trügerischen Himmel. Von dieser Unausgeglichenheit und Zerrissenheit haben viele der besten Fitger'schen Gedichte die entscheidende Farbe erhalten, und wer ästhetisch soweit geschult ist, daß er in den Werken der Kunst nicht bloß eine ebenso erbauliche wie billige „Harmonie" sieht, sondern den ewigen Widerspruch des Echt-Menschlichen in seiner konzentrirten Form zu genießen versteht, der wird in der oft grausig schmerzvollen Lyrik Fitger's den heißen Herzschlag eines mit überreichem Gefühl begabten Menschen mit warmer Ergriffenheit heraushören und — da wir Aesthetlinge nun einmal sonderbare Kerle sind — mit Lust wahrnehmen. Besonders die Liebesgedichte Fitger's sind von solch zwiespältigen Gefühlen durchzittert. Da tritt dem reinsten, naivsten Streben nach Glück eine jener tückischen Schicksalsmächte entgegen, die an unserem armen Erdendasein ihr loses Müthchen zu kühlen lieben, und das angstvoll spähende Dichtergemüth lugt und lugt immerfort nach jenem seltenen Erdenwinkel, wo ein ungetrübtes Genießen gestattet ist. Es ist ergreifend, wenn Fitger einmal schildert, wie dem von hundert Lebensstürmen hin und her geworfenen Dichter endlich einmal das Glück einer Schäferstunde bescheert ist, wie er aber nun, erliegend unter dem Druck des ihm aufgebürdeten Geschicks, zu wahrhaftigem Genuß nicht mehr befähigt ist. Die wenigen Verse lauten:

Ich liege Dir zu Füßen,
Das Haupt geschmiegt in Deinen Schoß,
Und Deine Augen grüßen
Mich sonnenhell und sonnengroß.

Mein Denken ist zu Ende,
Die ganze Welt ist mir ein Traum;
Ich küsse Deine Hände,
Ich küsse Deines Kleides Saum.

Des Wahnsinns Finger streifen
Durch meiner Seele Saitenspiel;
Ich kann es nicht begreifen;
Das Glück — o Gott! es ist zu viel.

Wenn der Verfasser dieser Zeilen zu den Litteraturweisen gehörte, so würde er es unternehmen, an dieser Stelle darzulegen, wieviel der Lyriker Fitger anderen Dichtern, z. B. Goethe und Heine, Uhland und dem Volkslied, Lenau und Platen verdankt, und es würde sich zweifellos einiges Kluge und Zutreffende darüber sagen lassen. Indeß verspürt er in sich zu einer derartigen Vivisektion nicht die mindeste Lust und begnügt sich daher mit der „naiven" Ansicht, daß Fitger die wichtigsten Dichter unserer wie der auswärtigen Litteratur mit leidlichem Verständniß und einiger Theilnahme gelesen, im Uebrigen aber seine Gedichte und Dramen selbst verfaßt, wie auch seine Freskenbilder selbst gemalt habe. Die historische Schublade, in die Fitger dereinst geschoben werden wird, wird sich ja zweifellos, sobald die Stunde dazu geschlagen hat, im Requisitenkram irgend eines Monographie bedürftigen jungen Gelehrten vorfinden; für jetzt dürfte sie noch nicht gezimmert sein, und aus Pappe eine herzustellen, für den Nothgebrauch, erscheint wenig rathsam. Lassen wir also unseren Geburtstagsmann, dieweil er sich noch des Lichtes der Sonne erfreut, lustig auf zwei Beinen herumspazieren, und freuen wir uns, daß wir seine Schöpfungen einstweilen noch ohne Brille betrachten können.

Der Maler Fitger muß fast ausschließlich in Bremen studirt werden, wo insbesondere die Börse und der Rathskeller, dann aber auch die Wohnräume bevorzugter Privater mit seinen Fresken geschmückt sind. Seine Lehrjahre verlebte Fitger in München, Antwerpen und Rom, und in letzterer Stadt gehörten ein Böcklin und Feuerbach zu seinen Mitstrebenden. Allen drei Malern ist die glühende Liebe für Italien und dessen große Renaissancekünstler gemeinsam; alle drei aber haben diesen klassizistischen und italischen Anregungen eine originale germanische Individualität entgegengebracht, die sie vor simpler Nachahmung bewahrte. Am meisten italianisirend erscheint Fitger in einem Cyclus von erlesenen Frauengestalten, die Tugenden des Weibes darstellend, lauter statuliche Einzelfiguren, die sich in kräftigen Farben von vornehmem Goldgrund abheben. Doch entspricht diese gehaltene Ruhe nicht ganz dem beweglichen und unruhigen Temperament des Künstlers, und somit wählte sich dieser zur Ausschmückung des Treppenhauses der Börse einen Vorwurf, dem gleichsam eine unendliche Bewegungskraft innewohnt: das Meer, als das unbestimmte und launische Element, dem der Kaufmann sein Glück anvertraut. Die beiden Hauptbilder schildern Sturm und heitere See, beide Male mit beträchtlichem Aufwand mythologischer Figuren und fabelhafter Meerwesen, die als Verkörperungen dämonischer Naturmächte erscheinen. Bei der Darstellung des Sturmes sehen wir im dunklen Hintergrunde das wogengepeitschte Schiff, während sich vorn ein gewaltiger Wellenkamm erhebt, aus dem die wiehernden Rosse Poseidons emportauchen, die von dem erzürnten Meergott angetrieben werden; ringsum alles in wallender, lärmender Bewegung. Tritonen stoßen ins Sturmhorn, Köpfe wilder Thiere ragen aus dem Gewässer heraus, und alles dieses wälzt sich mit zerschmetternder Wucht auf das von schwacher Menschenhand gezimmerte Fahrzeug los. Auf dem anderen Bilde dagegen ziehen Poseidon und sein Zug vor dem mit geschwellten Segeln einherfahrenden Schiff als friedfertige, wogenglättende Gottheiten einher; Tritonen und Nereiden rauschen, liebevoll umschlungen, durch die Wellen, neckische Knabengenien tummeln sich auf dem Wogengischt, Poseidon an der Seite Amphitritens steht auf seinem Muschelwagen und läßt das Gewand im Winde flattern; nur die Rosse verleugnen ihre wilde Meernatur nicht, werfen mit dampfenden Nüstern ihre glanzäugigen Köpfe zurück und sprengen mit emporgeworfenen

Hufen einher. Gleichfalls in der Börse ist Fitger zur Stunde an zwei langgestreckten, friesartigen Wandgemälden beschäftigt, welche die beiden den Lichthof entlang laufenden oberen Korridore zieren. Zwei so alltägliche Gegenstände wie Import und Export sind hier durch eine von lebendigem Dichtergeist beflügelte malerische Gestaltungskraft neu und interessant gemacht worden. In langem Zuge bewegt sich auf der einen Seite die Schaar heimischer Industrieller, auf der anderen die bunte Genossenschaft ausländischer Importeure in entgegengesetzter Richtung vorwärts. Phantasie und Laune sind nicht gespart, um die Reihen dieser handelsbeflissenen Wanderer abwechslungsreich und anziehend zu gestalten. Männer, Weiber und Kinder und vielfältiges Gethier drängt sich unternehmungslustig durcheinander. Die Champagnereinfuhr z. B. ist verkörpert durch einen auf feurigem Hengst keck einhersprengenden jungen Recken, der eben ein schäumendes Sektglas an die lebensfrohen Lippen setzt; daneben trabt auf einem geduldigen Maulthier ein feistes Mönchlein und preßt eine wohlgefüllte Flasche edlen Benediktinerliqueurs zärtlich ans Herz; davor sitzt stolz auf ihrem Grauthier eine üppige Italienerin, zwei Korbflaschen Chiantiweines mit sich führend. In gleicher Weise ist auch das Uebrige individualisirt und lebendig gemacht. So wird die deutsche Ausfuhr eröffnet durch eine Auswanderergruppe, die ihr herrliches Mastvieh mit sich treibt; weiter hinten schreitet mit gefüllten Maßkrügen eine Münchener Kellnerin; ein vorlauter Bursche aber, der sich begehrlich an die Bierfässer herangedrängt hat, wird vom Bock gestoßen, so daß er einen unfreiwilligen Purzelbaum schlägt. Die Fröhlichkeit des In-die-Welt-Ziehens beseelt alle diese Gestalten und ruft die Erinnerung an so manche Wanderlieder wach, die wir dem Lyriker Fitger verdanken, wie etwa an den köstlichen Cyklus vom Maurergesellen, der seßhaften Leuten jeglicher Art ihr Logis baut, selber aber immer fortgetrieben wird, von der Burg der Frau Gräfin zur Hütte der armen Spinnerin, und vom Schlafgemach des jungen Ehepaares zum Prunkpalast des hohen Raths.

In Bildern und Liedern dieser Art enthüllt sich, wovon der Künstler Fitger träumt, wenn er einmal das Auge eine Weile von den Jammerbildern dieser Welt weggewandt hat. Die Unschuld des ersten Liebesgenusses, der ersten Kunstfreude, der ersten Wanderschaft erscheint ihm als das begehrenswertheste Gut dieser Welt. Doch ist dies ein Gut, das nur den frühesten Entwicklungsjahren beschieden sein kann. Nach der Jugend geht daher die ganze Sehnsucht des Dichters, der zarten Formeneinfalt jugendlicher Menschenkinder gilt die höchste Bewunderung des Malers. So stellt er in einem Cyklus freier Kompositionen über die Zauberflöte den Tamino stets als unbekleideten knabenhaften Jüngling dar, besonders schön auf einem Bilde, wo er fromm und andächtig, ein jugendlicher Orpheus, auf seinem Instrument bläst, während die Thiere des Waldes ihn lauschend umlagern. Oder er malt ein ganz junges Liebespaar im ersten Frühling; das Mädchen sitzt auf einem Rasenhang unter einem Blüthenbaum, und der Knabe liegt neben ihr und legt sein Haupt träumend in ihren Schoß. So sollte es sein, dies wäre das Paradies! glaubt man den Maler sagen zu hören. Nicht minder charakteristischen Ausdruck findet der Dichter. So stellt er einmal einen Greis und einen Jüngling einander gegenüber, nicht etwa damit der Alte dem Jungen gute Lehren ertheile, sondern im Gegentheil, damit das Alter die Jugend verehre.

> Du senkst Dein lockig Haupt, des eignen Werthes,
> Der eignen, stillen Hoheit unbewußt,

redet der Greis zu seinem jungen Freunde; er beneidet ihn um seinen noch ungebrochenen Glauben an die Wahrheit, um seine siegesgewisse Hoffnungsfreudigkeit, um die Reinheit und Gluth seines Empfindens. Dagegen ist er „vom Sturm des Lebens umgetrieben und heimlich angenagt von Sünd und Schuld“. Wie sollte er ihn segnen können?

> Vor Deiner Majestät muß ich erbeben,
> Andächtig fühlt mein Herz sich tief erregt;
> Laß mich zu Füßen Dir — nicht darfst Du's wehren —
> Den heil'gen Geist in Deinem Bild verehren.

So beneidet auch der sieggekrönte General den blutjungen Reitersknecht um sein stilles Liebesglück, und er empfindet schmerzlich:

> Niemals geben Lorbeerreiser
> Jugendlocken Dir zurück.

Oder der Dichter ergreift selbst leidenschaftlich das Wort; er betheuert, daß er auf Ruhm, Ehre, Reichthum verzichten könne, daß er dem Schwelger nicht sein Mahl, der Nachtigall nicht ihre Kehle neide:

> Doch wenn ich in der Dämmerstunde
> Zwei junge Buhlen wandeln seh',
> Mein einsam Herz, dann brennt die Wunde,
> Dann schreist Du auf vor Neid und Weh'.

Liebe, Jugend, Unschuld — Plage, Alter, Sündenlast, das sind die beiden großen unvereinbaren Mächte, in die Fitger, wenn Sehnsucht und Leidenschaft seinen Blick trüben, die Welt zerspalten sieht. Ob diese Dissonanz sachlich berechtigt sei, kann uns hier nicht kümmern. Die Kunst kann der Dissonanz nicht entrathen und die Leidenschaft ist immer ungerecht. Es handelt sich vielmehr einzig darum, ob Dissonanz und Leidenschaft zu einem prägnanten und ergreifenden Ausdruck gekommen sind. Dies wird man aber bei Fitger bejahen müssen, gleichviel ob man sich stofflich angezogen oder abgestoßen fühlt. In ganz besonderem Maße gilt dieses aber von Fitger's letztem Drama, den „Rosen von Tyburn“. Hier hat er in Robert Radley einen Menschen geschildert, der von wildester Büßerleidenschaft ergriffen ist und das Gebot der Nächstenliebe bis zur Pflicht der Selbstaufopferung, ja der „begeisterten Selbstzerstörung“ treibt. Man mag urtheilen, daß dies eine Narrheit sei; aber man wird zugeben müssen, daß diese Narrheit vorzüglich und mit packender Gewalt geschildert ist. Noch mehr vielleicht wird man sich darüber entsetzen, daß ein Dramatiker es unternimmt, die Pest mit allen ihren Schrecken zu schildern und auf die Bühne zu bringen. Wer aber dieses Entsetzens Herr zu werden weiß, der wird aufrichtig bewundern müssen, wie hier das Grausige mit großer künstlerischer Meisterschaft dargestellt worden ist, und zwar keineswegs als bloße brutale Naturerscheinung, sondern als eine ungeheuerliche Schicksalssendung, in der die menschlichen Charaktere und Leidenschaften sich schärfer als sonst und bis zur völligen Nacktheit enthüllen. Das dramatisch Großartige liegt besonders darin, wie Fitger das ruckweise Anwachsen und Näherkommen der Pest schildert. Im flüsternden Gespräch, wohl selbst unter frivolen Scherzen, wispert man sich einzelne Vorfälle ins Ohr; man sucht zu vertuschen und zu verschweigen; laute, beängstigende Mahnungsstimmen erschallen; ein furchtbarer Zwischenfall läßt für einen Tag das drohende Schreckgespenst aus den Augen verlieren; und mit einem Male ist es da, und springt dem ersten Besten, einem armen Spaßmacher, in den Nacken. Derartiges mitanzuhören und mitanzusehen erfordert freilich starke Nerven oder — ein hohes Kunstverständniß. Es kommt nur darauf an, daß im Publikum eines oder das andere vorhanden ist — oder besser noch beides — und die deutsche Bühne hat ein bedeutendes Drama gewonnen. Mag dann auch „Die Hexe“ allmählich abgespielt werden oder „Von Gottes Gnaden“ vermodern, die „Rosen von Tyburn“ nebst einer guten Zahl lyrischer Gedichte und Balladen sind dauerhaft und sturmfest und werden dafür Sorge tragen, daß nicht bloß der Maler Fitger im Andenken der Nachwelt fortlebt.

Franz Servaes.

König Maximilian II. von Bayern und Schelling.

Der Briefwechsel bedeutender Persönlichkeiten besitzt entweder dokumentarischen Werth für die allgemeine Zeitgeschichte überhaupt oder er giebt wenigstens rücksichtlich der Beurtheilung der Briefschreiber, ihres Entwickelungsganges wie ihres Charakters neue Aufschlüsse; oder aber er spiegelt

mehr die wechselseitige Stimmung der korrespondirenden Persönlichkeiten wieder, läßt die persönliche Seite ihres Verhältnisses vorzugsweise hervortreten. In diese letztere Kategorie gehört der Briefwechsel zwischen König Maximilian II von Bayern und Schelling, der vor Kurzem nach den Akten des bayerischen Haus- und Staatsarchives veröffentlicht worden ist.*) Die großen geschichtlichen Ereignisse, welche in die Zeit dieses Briefwechsels fallen, — er umfaßt die Jahre von 1836 bis zu Schelling's Tode 1854 —, finden in demselben nur in gelegentlichen allgemeinen Reflexionen einen schwachen Wiederhall, auch für die Charakteristik der beiden Briefschreiber im Besonderen weist er nur wenig neues Material auf, läßt wenigstens keine Züge hervortreten, die nicht vorher schon bekannt waren. Aber er enthüllt uns ein persönliches Verhältniß beider Männer, das durchaus eigener und nicht gewöhnlicher Art ist. Es hat seinen Ursprung zunächst in dem natürlichen Pietätsverhältniß, welches den Schüler mit dem Lehrer verbindet. Im Jahre 1835 wurde Schelling, nachdem er kurz vorher an die neu gegründete Universität München berufen worden war, von König Ludwig I. beauftragt, den damaligen Kronprinzen Maximilian in das Studium der Philosophie einzuführen. Es war nicht mehr der Schelling der Jugendperiode, der in wenigen Jahren in raschem Anlauf sich seine glänzende Position in der zeitgenössischen Philosophie errungen hatte, sondern es war der Schelling der späteren „positiven" Epoche, der so der Lehrer des jugendlichen bayerischen Kronprinzen wurde. Als er zuerst hervorgetreten war, hatte er durch seine Genialität, durch die jugendliche Frische seiner Anschauungsweise und die Tiefe seiner Gedanken die Besten seiner Zeit zur Bewunderung fortgerissen, jetzt war die Kraft seiner Spekulation mehr und mehr erlahmt, und diese selbst zeigte immer stärker den Charakter eines trüben, mit mystischen Elementen durchsetzten Synkretismus. Damals hatte er während der Blüthezeit der Romantik mit den extremsten ihrer Vertreter geschwärmt, er hatte auf religiösem Gebiete einem durchaus antichristlichen Pantheismus gehuldigt und durch seine „Begeisterung für die Irreligion" selbst den Beifall eines Friedrich Schlegel gefunden; jetzt schloß er sich an Baader und Jacob Böhme an, er suchte in das Positive des geistigen Lebens, vornehmlich Geschichte, Mythologie und Religion einzudringen, näherte seine eigenen Ueberzeugungen dabei aber immer mehr einer gläubigen, freilich der Religiosphilosophie mehr als der Theologie zugewandten Mystik. Noch immer aber zeichneten ihn als philosophischen Lehrer jene glänzenden Eigenschaften aus, die ihm von vornherein eine so tiefe Einwirkung auf seine Zeit ermöglicht hatten: die feurige Beredsamkeit, welche nicht mit äußerlichen Mitteln zu wirken suchte, sondern dem Idealismus seiner Anschauungen unmittelbar entsprang, die poetische an dem Geiste der Platonischen Philosophie genährte Darstellungsweise, vor Allem auch die lebendige persönliche Theilnahme und edle Begeisterung, welche seine Gedankenwelt durchwärmte. Wir besitzen aus eben jenem Jahre 1835, in welchem er der Lehrer des bayerischen Kronprinzen wurde, ein Zeugniß, das deutlich zeigt, welcher begeisternden Wirkung er auch damals noch durch seine philosophische Lehrthätigkeit fähig war. Es ist das ein Gedicht unter dem Titel „Aurora", in welchem der berühmte Jurist Puchta Schubert und Schelling feierte, deren Vorträge er gehört hatte, wobei er jenen mit dem Schwan, diesen mit dem Löwen verglich:

> Du kennst den Löwen — seine gelben Locken
> Hat er geschüttelt in der Jugend Tagen,
> Jetzt, da sie schon bestreut mit weißen Flocken,
> Sinnt er und sinnt, den neuen Kampf zu wagen
> Und jene Kraft, vor der die Flur erschrocken,
> Zum letzten Mal ins offene Feld zu tragen,
> Zum letzten Mal die träge Zeit zu meistern
> Und alle frischen Herzen zu begeistern.

*) König Maximilian II. von Bayern und Schelling. Briefwechsel, herausgegeben von Dr. Ludwig Trost, Legationsrath, k. k. Geh. Haus- und Staatsarchivar und Dr. Friedr. Leist, k. k. Geh. Sekretär im Geheimen Hausarchiv. Stuttgart 1890, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Diese begeisternde Wirkung, welche Schelling persönlich auf seine Schuler auszuüben wußte, hat damals auch den bayerischen Kronprinzen unzweifelhaft in erster Linie dauernd für die Philosophie gewonnen. Es ist natürlich überaus schwer, wenn nicht ganz unmöglich, noch nachträglich festzustellen, wie weit jene Einwirkung Schelling's in der ersten Zeit sich erstreckte und wie weit die natürliche Geistesdisposition bei seinem fürstlichen Schüler ihr entgegen kam. Indessen ist es bekannt, daß dieser, so sehr ihn auch wissenschaftliche Fragen während seines ganzen Lebens beschäftigten, ihnen doch nicht mit der selbstlosen Hingebung, die den Forscher charakterisirt, sondern wesentlich mit der Absicht gegenübertrat, seine Lebensführung danach zu gestalten und sie für seine Regententhätigkeit nutzbar zu machen. Für den eigentlichen Gelehrten, der nur seinen Forschungstrieb und nichts als diesen befriedigen möchte, gilt die Person nichts gegenüber der Wahrheit, welche sie vertritt; für Maximilian war beides eng verbunden, er mochte sich bei den Anschauungen gerade eines einzelnen Mannes gern beruhigen, der es einmal verstanden hatte, einen Wiederhall für seine Ideen in ihm zu erwecken. Es ist in dieser Beziehung charakteristisch für ihn, daß er auch in späteren Jahren, als der Stern Schelling's mehr und mehr zu erbleichen begann, es nie über sich gewinnen konnte, sich und anderen diese Thatsache, die ihm keineswegs verborgen war, einzugestehen. Dem Bilde, welches er von dem Menschen und dem Lehrer Schelling in pietätvoller Verehrung unverändert im Herzen trug, sollte auch das des Gelehrten beständig gleichen, und er glaubte einen Theil des eigenen Selbst dahinsinken zu sehen, wenn er den Werth jenes als vermindert hätte ansehen müssen. Jedenfalls geht soviel aus dem vorliegenden Briefwechsel wie aus anderen Zeugnissen hervor, daß es die Jahre des persönlichen vertrauten Verkehrs waren, in denen Schelling am nachhaltigsten auf den bayerischen Kronprinzen einwirkte. Ihr Ende erreichte diese Zeit mit dem Jahre 1841, in welchem Schelling's Berufung nach Berlin erfolgte.

In eben jenen Jahren, wo sich das Freundschaftsverhältniß zwischen Schelling und Kronprinz Maximilian immer enger und herzlicher gestaltete, war des ersteren Verhältniß zu König Ludwig I. und mehr noch zur bayerischen Regierung immer mehr getrübt worden. Schon seit dem Hambacher Fest im Jahre 1832, welches den König als Landesherrn der Pfalz ganz besonders erregt hatte, zeigten sich immer mehr reaktionäre und despotische Neigungen bei ihm. Sie fanden endlich ein gefügiges Werkzeug in Herrn von Abel, der im November 1837 an die Spitze des bayerischen Ministeriums trat. Unter ihm begann eine Zeit der rücksichtslosesten Unterdrückung und Knebelung der Geister im absolutistisch-hierarchischen Sinne; fürstlicher Despotismus, kirchliche Orthodoxie und Ultramontanismus standen dabei vereint gegen alles, was Aufklärung hieß, zusammen. Schelling fühlte sich, abgesehen davon, daß er selbst in seiner Wirksamkeit an der Münchener Universität sich beschränkt sah, aufs äußerste unbehaglich, denn so streng monarchisch und konservativ er auch war, so sehr widerstrebte ihm doch jede Form absolutistischer Willkürherrschaft, und wenngleich er sich damals bereits dem Standpunkte einer positiven Gläubigkeit stark angenähert hatte, so war ihm doch jede Art von Orthodoxie verhaßt. Unter diesen Umständen war ihm der Ruf willkommen, welchen er aus Berlin erhielt.

Dort hatte der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV., schon seit mehreren Jahren daran gearbeitet, Schelling's Berufung nach Berlin zu erwirken. Er fühlte sich diesem Manne gleich dem bayerischen Kronprinzen auf's nächste geistig verwandt, er dachte sich mit ihm als einer Art philosophischer Großmacht zu verbinden, um seinen romantisch-konservativen Ideen besseren Eingang zu verschaffen und gleichzeitig gegen die Hegel'sche Philosophie Krieg zu führen. Indessen vermochte er selbst als Kronprinz ebensowenig wie die Männer seiner nächsten Umgebung, die den Plan eifrig unterstützten, wie Bunsen, Savigny, Neander, denen sich auch die beiden Humboldt's anschlossen, gegen den Einfluß des Ministers Altenstein, des

Freundes von Hegel, etwas auszurichten. Der günstige Moment kam erst im Jahre 1840 mit der Thronbesteigung von Friedrich Wilhelm IV. Kurz vorher waren Strauß' Dogmatik, Feuerbach's Wesen des Christenthums, Br. Bauer's Kritik der Synoptiker erschienen, Ruge redigirte die Hallischen Jahrbücher, die immer deutlicher ihre radikalen Tendenzen auf politischem wie auf religiösem Gebiete hervortreten ließen: und alle diese Erscheinungen, welche den drohenden Revolutionssturm schon voraus verkündeten, führten ihren Ursprung auf die Hegel'sche Philosophie zurück. Es schien höchste Gefahr im Verzuge und nur einer berufen, sie mit den Waffen des Geistes zu beseitigen, nämlich Schelling. Ihn nach Berlin zu ziehen, war darum eine der ersten Regierungssorgen des neuen preußischen Königs; von ihm hoffte er, wie er selbst schrieb, daß er die „Drachensaat des Hegel'schen Pantheismus“ zerstören würde. Er solle, schrieb Bunsen im Auftrage des Königs an ihn, nicht kommen wie ein gewöhnlicher Professor, sondern als der von Gott erwählte und zum Lehrer der Zeit berufene Philosoph, dessen Weisheit, Erfahrung, Charakterstärke der König zu seiner eigenen Stärkung in der Nähe wünsche. „Die Stellung,“ endet der Brief, „ist einzig wie die Persönlichkeit, welche der König als Organ der Nation einladet, sie einzunehmen.“

Einem so überaus ehrenvollen Rufe glaubte Schelling sich nicht entziehen zu können. Ihn selbst reizte nicht zum wenigsten die Aussicht, der Philosophie Hegel's, seines einstigen Genossen und späteren Gegners, auf der eigensten Stätte ihrer Triumphe entgegen zu treten; die politischen Zustände Bayerns machten ihm den Fortgang nicht schwer. Nur eins hielt ihn noch mächtig fest: die Liebe und Verehrung, welche sein fürstlicher Schüler, Kronprinz Maximilian, ihm entgegen brachte. Nicht ohne Rührung liest man die Briefe, welche dieser von Athen aus, wo er gerade bei seinem Bruder, dem König Otto, zum Besuche weilte, auf die erste Kunde von der Berufung Schelling's nach Berlin an ihn richtete: „Wenn nach hundert Briefe Mir dieselbe Nachricht wiederholten, Ich kann es wahrhaftig nicht glauben, daß Sie, Mein lieber, verehrter Freund und Lehrer, Bayern und Ihren, Ich kann wohl sagen mit kindlicher Innigkeit und Liebe an Ihnen hängenden Schüler so plötzlich verlassen wollen; sagen Sie, was haben wir gethan, um dieses zu verdienen? Der König schrieb mir, Sie glaubten, die Stimme der Vorsehung in dem an Sie ergangenen Rufe zu vernehmen — können Sie in Preußen treuer Ihnen ergebene Herzen finden als in Bayern, einem Lande, über das so lange die Sonne Ihres Geistes erleuchtend und erwärmend geschienen — tausendfältige Saat haben Sie auf seinem Boden ausgestreut, und Sie wollen sie nicht reifen sehen? — Mögen sich auch in Preußen Ihnen schöne Aussichten des Wirkens und Nützens eröffnen, vergessen Sie nicht, daß ein Herz wenigstens in Bayern schlägt, in dem keines Ihrer Worte verloren gegangen, noch je verloren gehen wird, welches das von Ihnen Empfangene als eine heilige Schuld betrachtet, die abzutragen die Aufgabe seines ganzen Lebens sein wird; was Sie Mir thun, das thun Sie nicht nur unserem deutschen Vaterlande, sondern, wenn Gott Mir hilft, dem gesammten Reiche des Geistes, der Welt! Gott, wie nöthig brauche Ich Sie, wie nöthig braucht Sie Bayern! . . . . Ist Ihr Geist nicht gewaltig genug, daß er über die engen Grenzen unseres Vaterlandes sich erstrecke, erleuchtend und siegreich, soweit die deutsche Zunge reicht und noch weiter?! ohne daß Sie selbst uns deshalb zu verlassen nöthig haben, ein Land, dessen Stolz Sie nun seit 37 Jahren, wo Tausende thatkräftiger Herzen Ihnen freudig entgegenschlagen, nein, das können Sie nie und nimmermehr!“

So ergab sich für Schelling die einzig geartete Situation, daß er, der 66jährige Gelehrte, von zwei jugendlichen hochstrebenden mächtigen deutschen Fürsten umworben wurde, die ihn nicht nur dauernd in ihre Dienste zu ziehen suchten, sondern ihm auch Beweise einer außerordentlichen persönlichen Theilnahme und Verehrung gaben. Auf der einen Seite stand der preußische König, der von ihm nichts Geringeres, als eine geistige Wiedergeburt seines Landes erhoffte, auf der anderen der bayerische Kronprinz, der Thronerbe desjenigen Landes, in dem er nun seit einer Reihe von Jahren schon die tiefgehendste geistige Wirksamkeit entfaltet hatte, ein Romantiker gleich Friedrich Wilhelm IV., wie dieser erfüllt von hohen Idealen und gleicherweise überzeugt, daß er Schelling für die Mission seines Lebens nicht entbehren könne.

Die schließliche Lösung dieses Dilemmas konnte nicht zweifelhaft sein: Schelling ging nach Berlin, wo sich ihm zunächst das weitere und fruchtbringendere Feld der Wirksamkeit eröffnete. Soviel bewirkten indeß in erster Linie jene tiefgefühlten Worte der Anhänglichkeit und Verehrung seitens des Kronprinzen Maximilian, daß Schelling sich entschloß, zunächst eine Art Kompromiß einzugehen, wonach er vorläufig nur auf ein Jahr aus dem bayrischen Staatsdienste beurlaubt wurde. Es war freilich, wie sich bald zeigen sollte, nur ein trügerisches Provisorium, das damit geschaffen wurde, denn nach Ablauf dieses Jahres trat Schelling dauernd in preußische Dienste über. Maximilian aber wurde schon durch diese geringe Hoffnung, die ihm noch geblieben war, mit froher Zuversicht erfüllt. „In Worte,“ schrieb er Schelling, „kann ich es nimmermehr fassen, wie groß meine Freude, daß Sie Ihrem Sie so innig verehrenden Schüler, daß Sie Bayern erhalten bleiben. Das Erste, was ich nach Erhaltung dieser frohen Kunde that, war, daß ich Gott dafür dankte, — mehr kann ich nicht sagen.“ Seit dem Jahre 1841 war Schelling so dauernd örtlich von seinem Schüler getrennt und damit entfiel ein Theil des Einflusses, den er vordem auf diesen geübt hatte, und der auf persönlicher Einwirkung wesentlich mit beruhte. Die Freundschaft, welche beide verknüpfte, bestand in unverminderter Herzlichkeit fort, aber je länger die Trennung währte, desto mehr zeigte sie einen formellen, persönlichen Charakter. Fast jeder ihrer Briefe ist angefüllt mit Versicherungen der Liebe, Verehrung, Bewunderung, die nicht selten auf den Leser ermüdend wirken. Nur nach einer Seite hin erhielt dieser briefliche Verkehr einen Gegenstand des objektiven Interesses und blieb der Einfluß Schelling's auf seinen fürstlichen Schüler auch weiter bestehen: in allem nämlich, was die eigenen wissenschaftlichen Studien des letzteren und ihre Förderung im bayerischen Lande betraf.

Maximilian war in gleicher Weise als Kronprinz wie als König immer von einem unersättlichen Lerntriebe beherrscht, und selten hat einer ehrlicher die Lücken seines Wissens auszufüllen gesucht und Belehrung jeder Art bescheidener hingenommen. Vornehme Leute und Potentaten insbesondere sind nicht selten geneigt, ernste Probleme nur nippend und naschend zu berühren, nur oberflächlich aufzufassen, weil sie ihnen nur neben vielen anderen Kuriositäten ein vorübergehender Gegenstand des Interesses sind. Davon war König Max weit entfernt. Ihm war es immer ernstlich darum zu thun, wenn auch nicht durch eigene Forschung, so doch durch die Belehrung Anderer wissenschaftliche Fragen und deren Lösungen kennen zu lernen. Insbesondere die Philosophie ist ihm neben der Poesie, seitdem er den Unterricht Schelling's genossen, immer eine wahre Herzenssache geblieben. Ihre Probleme beschäftigen ihn unaufhörlich, er unterhält beständigen persönlichen Verkehr mit mehreren Schülern Schelling's, die in München ansässig sind, um philosophische Fragen mit ihnen besprechen zu können, vor allem aber legt er dem Meister selbst immer wieder neue Fragen vor, aber sucht auch auftauchende Zweifel sich selbst zu lösen und dann die eigenen Studien Schelling's Kritik zu unterbreiten. So versucht er das eine Mal, eine Moralphilosophie, die er selbst nicht bei ihm gehört hat, aus seinen eigenen Heften sich selbst zu entwickeln, in strengem Anschluß an die Grundprinzipien von Schelling's Metaphysik. „Sie glauben“, schreibt er diesem einmal, „ich hätte wohl genug in der Philosophie gethan, im Hinblick auf meinen sonstigen Beruf; — darauf muß Ich bemerken, daß dieses allerdings der Fall, betrachte Ich dieselbe nur als eine bloß abstrakte Wissenschaft, der man einige Zeit widmen und dann mit ihr für immer abschließen kann. So ist es aber nicht, Ich muß der inneren nie schweigenden Stimme

folgen, die Mich nicht ruhen läßt, bis Ich den möglichsten Aufschluß erhalten über die Natur und den Menschen, über diese und jene Welt!" . . . . „Eine unaufhaltsame Gewalt treibt Mich beständig, stets mehr in alle Tiefen Ihrer herrlichen Philosophie einzudringen und nicht eher zu ruhen, bis Ich sie in ihrer Totalität erfaßt und zur Basis, zum Leitstern Meiner Lebensaufgabe gemacht!" In den letzten Worten hat er den Ursprung seines wissenschaftlichen Strebens und die Grenzen seiner geistigen Begabung bereits selbst richtig angedeutet. König Max war in hervorragendem Maße ein rezeptives, kein schöpferisches Talent, die süße Mühe des bloßen Suchens der Wahrheit kannte er nicht, er wollte sich bloß der Resultate auf allen Wissensgebieten dauernd bemächtigen, von der richtigen Erkenntniß geleitet, daß universellste Bildung dem modernen Fürsten unerläßlich sei. Aus diesem Streben ging später die Gründung des von den Theilnehmern sogenannten „Symposion" hervor, eine Art lebendiger Encyklopädie, bestehend aus den hervorragendsten Vertretern von Kunst und Wissenschaft, die er zu freier Vereinigung und zwanglosem Verkehr um sich sammelte. Ihm entsprang auch die eigenthümliche Art des Königs, bei einem Gelehrten, der unbestrittene Autorität auf seinem Gebiete genoß, nur diejenigen Ansichten zu beachten, welche sein eigenes Fach betrafen, und diese Anschauungen selbst mochte er sich gern in Auszüge kondensirt von ihnen vorlegen lassen. Insbesondere liebte er es auch, von größeren Werken sich solche „Auszüge" herstellen zu lassen. Er bedachte nicht, daß, wie ein Mitglied jenes Symposion einmal treffend bemerkt, bei einer wirklichen Destillation zwar zuletzt der Geist in der konzentrirtesten Form in der Flasche sitzt; destillirt man aber Geisteswerke auf ihren kürzesten Inhalt, so bleibt zuletzt oft bloß das Wasser übrig. Auch Schelling wurde unaufhörlich um solche „Auszüge" angegangen, ja als er dem Könige Mittheilung machte von einem im Entstehen begriffenen philosophischen Werke, dessen Ausführung aber noch mehrere Jahre erfordern dürfte, begehrte er nichtsdestoweniger schon vorher die Quintessenz davon mitgetheilt zu erhalten.

Was ihm indessen vor allem anderen bei diesen wissenschaftlichen Bestrebungen vorschwebte, war der Gedanke, das Land, welches er zu beherrschen bestimmt war, an das Ganze deutscher Geistesbildung anzuschließen. Die großen Umwälzungen, welche Deutschland auf geistigem Gebiete im Laufe des 18. Jahrhunderts erfahren hatte, waren auf Bayern bis zu König Ludwigs Zeiten fast ohne jede wesentliche Einwirkung geblieben, der Jesuitismus herrschte dort noch immer, wenn er auch namentlich seit den Zeiten von Montgelas manche Elemente der Aufklärung aufgenommen hatte. König Max erfaßte es von vornherein klar und bestimmt als eine seiner ersten Regentenaufgaben, diesen bayerischen Bildungspartikularismus nach Kräften zu durchbrechen, während er den Stammespartikularismus sorgfältig schonte. Er hat dieser Aufgabe große Energie und Ausdauer gewidmet und nach dieser Seite hin die segensreichste Thätigkeit für sein Land entfaltet. Noch Größeres würde er geleistet haben, wäre er nicht in den Fehler so mancher wohlmeinender Fürsten verfallen, welche glauben, überall autoritativ eingreifen zu müssen, wo es doch so oft nur darauf ankommt, die Hindernisse zu beseitigen, welche der freien Entfaltung der Kräfte im Wege stehen. So legte er Schelling den Plan eines Dichtervereins vor, der bestimmt sein soll, die poetische Produktion wirksam zu fördern. Nicht ohne resignirtes Bedauern steht er von dieser Idee ab, als Schelling natürlich mit Entschiedenheit ihre Ausführung widerräth. Ein anderes Mal wünschte er durch ein Preisausschreiben einen neuen, der Zeit entsprechenden Baustyl zu schaffen. Wie sehr dabei die richtige Einsicht durch das Verlangen nach thätiger Geltendmachung seiner wohlmeinenden Absichten getrübt wird, zeigt das Schreiben, in welchem er Schelling den Plan vorlegt: „Die bisherigen Baustyle", heißt es da, „waren freilich nichts absichtlich Gemachtes, sondern ein natürliches Produkt ihrer Zeit; da die unsere aber bisher von selbst keinen neuen Styl hervorzubringen im Stande gewesen, da wir allenthalben nur ein aergebliches Ringen nach einem solchen erblicken, so fragt sich, ob nicht auf anderem Wege versucht werden soll, dieses Ziel zu erreichen, nämlich auf dem Wege der Reflexion und zwar auf die in dem Programm ausgesprochene Weise?!"

Man hätte glauben können, daß die wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen Maximilians eine ungünstige Einwirkung auf seine Regierungsthätigkeit ausgeübt haben, daß er ein schlechter Regent war, weil er zu viel Gelehrter, zu viel Theoretiker war. Die einfache Thatsache, daß er seiner königlichen Stellung, die er im Jahre 1848 unter den schwierigsten politischen Verhältnissen angetreten hatte, sich allseitig gewachsen zeigte, würde jenen Vorwurf schon widerlegen. Ueberall, wo das praktische politische Interesse, insbesondere die Wohlfahrt seines Landes in Frage kam, ließ er seine persönlichen Neigungen unbedenklich zurücktreten. Obwohl er streng gläubig war, so lag doch jede Art von engherzigem Konfessionalismus und Orthodoxie ihm fern, aber er bezeugte als oberster Repräsentant des Staates den kirchlichen Institutionen desselben seine Ehrfurcht. Er war seiner Neigung nach ein humaner aufgeklärter Absolutist, aber er regierte den Zeitforderungen entsprechend im liberal konstitutionellen Sinne. Ja er hat zuletzt seine groß angelegten Pläne zur Förderung von Wissenschaft und Kunst überhaupt dem Frieden mit seinem Volke zum Opfer gebracht: es war das schmerzlichste Opfer, das er bringen kannte, und der innere Zwiespalt, in den er selbst dadurch gerieth, ist ihm zur Tragik seines Lebens geworden. Das persönliche Verhältniß zu den Genossen seiner humanen Pläne blieb aber unverändert, vor allem auch Schelling gegenüber. Es war für diesen namentlich in seinen letzten sechs Lebensjahren, während deren er sich immer mehr vereinsamt fühlte, ein Gegenstand der steten Freude und Erhebung, von seinem königlichen Freunde und Schüler immer neue Beweise der Liebe und Verehrung zu erhalten. Als er gestorben war, ließ dieser ihm ein Denkmal errichten, welches die einfache Inschrift trägt: „Schelling, dem großen Philosophen". Es ist das äußere Merkzeichen eines edlen auf engste Geistesverwandtschaft begründeten Freundschaftsbundes, dessen schöne, rein menschlichen Züge dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß auch die Romantik mit allen ihren Konsequenzen daran ihren Theil hatte.

Moritz Kronenberg

Theater.

Deutsches Theater: Die Haubenlerche. Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst v. Wildenbruch.

Gertrud Hiller, Lorle, Lene Schmalenbach: wer den nicht uninteressanten Versuch machen wollte, eine Sozialgeschichte der Literatur des letzten Halbjahrhunderts zu schreiben, wird sich diese drei Namen merken müssen; sie bezeichnen das Eindringen neuer Schichten in die moderne deutsche Dichtung. Poetische Klassenkreuzungsversuche. Gustav Freytag, der saubere Epiker bourgeoiser Tugenden und liebenswürdiger Philisterei, ließ seinen byronisch wüsten Grafen Waldemar am jungen Brüstchen eines Bürgerkindes genesen. Dorf und Stadt führte Berthold Auerbach zu kurzem Eheglück zusammen und die herzensgute Frau Birch-Pfeiffer flickte für ihre Theaterzwecke der Frau Professorin eine dauernde Bretterseligkeit zurecht; nun kommt, nach der Bürgerstochter und dem Bauernmädel, die Fabrikarbeiterin munter angeträllert und der sie an Freundeshand einführt ins gelobte Land der Poesie, er ist kein Stürmer und kein Dränger, kein Naturalist und kein Sozialist, sondern Herr von Wildenbruch. An seinem Arm durfte Lene Schmalenbach die ängstlich bewachte Schwelle des „Deutschen Theaters" überschreiten, das vor Nora Helmer und Gina Ekdal sich prüde verschloß.

Nur der erste Schritt ist schwer. Ein Landkind, das einen Malersmann heirathet, ein Graf, der eine Bürgerliche

heimführt: davon lassen wir uns nicht mehr imponiren. Du lieber Gott! Jeden Tag sehen wir ganz richtige Grafen ganz anders enden, ohne uns deshalb kreuzzeitungsmäßig aufzuregen. Aber 1847 war Graf Waldemar ein Ereigniß, etwas wie ein Versöhnungsversuch zwischen Adel und Bürgerthum durch Blutmischung. Schüchtern nur wurde der Schritt gethan: eine Gärtnerstochter war Gertrud Hiller und ein Gärtner hat immer etwas Apartes, ländlich Poetisches an sich; Lorle, von jener Auerbachschen Bauernart, die über sich selbst nachgedacht hat, konnte in der drückenden Stadtluft sich nicht akklimatisiren und ging, damals noch schlicht Wohlthätigkeit genanntes praktisches Christenthum zu üben, ins Dorf zurück. Und Lene Schmalenbach schlägt den reichen Fabrikherrn aus und wird nach mancherlei Anfechtung des robusten Büttgesellen kreuzfidele Frau. Aber das ist nur ein Zufall, denn ganz wie die sozialpoetischen Ehevermittler um die Märzenzeit wollte auch Herr von Wildenbruch ein Hochzeitlader sein, diesmal zum neuen Bunde von Kapital und Arbeit.

Davon ging er aus und anfänglich will's fast scheinen, als sollte neben dem Herrn Legationsrath auch Karl Marx als Trauzeuge bemüht werden. Den abgelebten Ordnungsparteien wird da ein Abendsegen gesprochen, der vor Jahresfrist noch ohne sonderliche Anstrengung unter die gemeingefährlichen Bestrebungen zum Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung zu bringen gewesen wäre. Wenn man Herrn August Langenthal, den Sohn eines nach dreißigjähriger Dienstzeit wegen mangelnder Gefügigkeit entamteten Geheimrathes, so textsicher gegen die Leute donnern hört, die „in kaltem Egoismus an der Krippe des Staates sitzen“, wenn man seinem Arbeiterpreislied lauscht, dann meint man zugleich Herrn von Wildenbruch sich erleichtern zu hören: Soll ich schon Anstoß erregen, dann will ich's auch ordentlich thun; ward mein Generalfeldoberst von der Censur gepackt, trotz Preußenlied und Hohenzollernherrlichkeitsverkündung, jetzt sollt ihr mich hören stärker beschwören. Und aller Groll, der im Bismarcksjahr ein heroengläubiges Gemüth durchtobte, strömt dem arbeiterfreundlichen Papierfabrikanten über die bärtige Lippe. Sein sozialreformatorisches Programm gipfelt in dem Gedanken an ein Einigungsamt, in dem ein Arbeitgeber und eine hübsche Arbeitnehmerin in civilehelicher Gemeinschaft bei einander hausen.

Aber guter Rath kommt auch im Zwischenakt. Herr „Aujust mit de Prinzipien“ steigt von seiner mit guten Vorsätzen gepflasterten Höhe herab und will nun nicht mehr ein freies Weib erringen, nicht mehr die Arbeit heirathen, sondern ein reizendes Kind an sein freudloses Leben ketten mit güldenem Bande. Er steckt sich hinter die kranke Mutter, hinter den schnapsenden Wühlhuber von Onkel und ihre Geldgier beschwatzt die Lene zum Verlöbniß. Paul Ilefeld, dem Büttgesellen, bricht sein brandenburgisch Herz. Und Lene, die wegen ihrer frühen Liedchen und ihres schmucken Häubchens die Haubenlerche heißt, geht hin ins Herrenhaus und singt nicht mehr.

Man darf's ihr nicht verübeln; denn da soll sie nach ältester Theaterart schön torlehaft „erzogen“ werden. Mit engem Korsett und einer Robe von Gerson angethan, soll sie von einer gräßlich korrekten Cousine — Juliane heißt die Dame auch noch — lernen, wie man den Zucker mit der Zange nimmt, wie man fein sittsam Kaffee trinkt, kurz: wie man ein Kulturmensch wird. Bei Ilefeld hätte die Lene das alles nicht nöthig gehabt, aber im Hause Langenthal geht es zu wie in der christlichen Mägde-Herberge. Die Predigten besorgt Herr Aujust selbst. Da ist es denn kein Wunder, wenn die Lene sich zu dem Einzigen hält, der etwas Leben in die Bude bringt: an Hermann, ihres Bräutigams Stiefbruder.

Ein ganz reizendes Exemplar eines jungen Cynikers, der nicht für sich selbst arbeiten will, den's nach staatlicher Abhängigkeit, nach engen Hosen und einem Assessortitel, nach Schneidigkeit und einem Mittelscheitel gar mächtig drängt. Daß er sich totlachen möchte bei dem Gedanken, die Lene, deren dralle Backen er so oft gekniffen, der er so manches gute Trinkgeld gegeben hat, nun als Schwägerin und Respektsperson behandeln zu sollen, kann man ihm kaum verargen. Anstatt aber die günstige Gelegenheit zu benützen, um endlich der lästigen Vormundschaft des hochgestimmten Bruders zu entkommen und im nahen Berlin ein skrupelloses Bummelleben zu führen, geräth er auf den verkehrten Gedanken, dem Bruder unter seinem eigenen Dache die Braut zu verführen. Unter thörichtem Vorwande lockt er die Lene zur Nachtzeit auf sein Zimmer, er riegelt sie ein und sucht die Trunkene zu überwältigen. Aber es scheint, als ob auch der Gerechte nicht schliefe. Lenens Hilferuf zaubert August, Juliane und Ilefeld herbei und, nachdem ein Brudermord verhindert und Lenens ungewöhnliche Situation aufgeklärt ist, empfehlen sich bei Sonnenaufgang der Büttgeselle und das Fabrikmädchen als Verlobte und August blickt Julianen tief in die ebenbürtigen Augen. Entre cousins et entre cousines kann auch aus gemeinsamer Trauer Liebe werden.

Ausführlicher, als es sonst wohl hier Sitte ist, wurde die Handlung erzählt, weil sie am deutlichsten den irreführenden Zickzackpfad bezeichnet, den der unsicher ausschreitende Fuß des Dichters gewandelt ist. Ein soziales Problem lockt ihn und, seiner Natur folgend, geht er ihm mit rhetorischen Waffen zu Leibe; da fesselt ihn ein modernes Hinterstubenidyll und vor Freude darüber, daß seiner vom Ritterkoller befreiten Laune so lustige Szenen im großen Possenstil gelingen, hält er bei Ate Schmalenbach, dem leitartikelgläubigen Lumpen-Faktor, sich ungebührlich lange auf. Und nun, die Lachthränen noch im Auge und der Sozialsatire überdrüssig, möchte er noch gar zu gern ein bischen den Psychologen spielen. Es geht nicht; und nach krampfhaftem Bemühen mit theatralischem Kleinkram müssen denn doch die alten Wildenbruchmittel dran. Wer Kräfte fühlt, der muß die Kräfte regen, hat einer von Wildenbruchs poetischen Vorfahren, Theodor Körner, gesagt. Allzu lange hat unser Dichter schon gescherzt und gelacht und subtilisirt; er kann das brausende Temperament nicht mehr zurückhalten: er muß dreinwettern. Ein Ruck, und Hermann wird zur Bösewichtsfratze, der erst ein rechter Lebejunge unserer Tage war. Und nun steht nichts mehr einem Brutalitätsausbruch im Wege und wir müssen eines all in seiner Scheußlichkeit überflüssigen Gewaltaktes erschreckte Zeugen sein. Der Familienromanknoten ist nicht zu lösen: hauen wir ihn durch! Wie ein rechter Dietrich Quitzow geht Wildenbruch da zu Werke; was kümmert ihn die Lene, die nach solcher Stunde doch nimmermehr des Lebens froh sein kann; was unser ästhetisches Empfinden, das diesem äußerlich aufgepappten Lokaltheilsgräuel angewidert sich versagt; krachen muß es, daß die Balken zittern. Das ist der ganze Wildenbruch: er kann nicht anders. Den Reckenschwertern hat er für diesmal entsagt und der faulen Grete von Friesack, aber ohne einen zierlichen Revolver geht es nun doch nicht ab.

Mit Weherufen und Beileidsmienen hat der für das Gute und Schöne begeisterte Theil der Tageskritik die Haubenlerche empfangen und nicht immer sänftiglich ward Wildenbruch zu den Karolingern zurückgewiesen von kritischen Kinderfrauen, die jede Fühlung mit den Wünschen der Generation längst verloren haben und mit Unkenrufen hinterdreinkeuchen, wo sie vorangehen sollten. Von dem kräftigen Selbstbewußtsein des Dichters darf man wohl hoffen, daß ihn dieses Gegreine ebenso wenig beirren wird wie der süßsaure Willkommgruß der „Naturalisten“, die den nach ihrer Meinung reuigen Sünder nur halb mit Erbarmen loben. Wer von Parteicliquen tapfer sich fernhält, der wird mit aufrichtiger Freude den Theatraliker dem Novellisten Wildenbruch näher rücken sehen; er wird die Haubenlerche eine ernstere Arbeit nennen als die Quitzows oder gar den Generalfeldoberst; aber er wird auch keinen Augenblick daran zweifeln, daß in den Hieb- und Stichperioden der Weltgeschichte die gewaltthätige Art dieses Heldendichters sich ewig wohler fühlen wird als in den knalleffektlosen Tagen leiser Konflikte. Zum „objektiven Naturalisten“ vollends ist dieser Percy ganz und gar verdorben.

Besser als das Menschliche, das aus seiner moralisirenden Vormundschaft stets etwas idealistisch verkrüppelt hervorgeht, ist Wildenbruch das Berlinische geglückt und es

zeigt sich hier wiederum, Fontane hat oft schon darauf hingewiesen, daß der preußische Junker mit den kleinen Leuten sich leicht verständigen kann, häufig sehr viel leichter, als es der dem nah benachbarten Mittelstande Angehörige vermag. Ale Schmalenbach, der „bei die Lage der Arbeiter“ keinen vergnügten Menschen sehen kann, ist die köstliche Karikatur eines Heerdensozialisten, die besser eine breite Gesellschaftsschicht beleuchtet als die ganze Familie Selicke zusammen. Daß der Muth zur Karikatur noch nicht ausgestorben ist, hat Herr von Wildenbruch bewiesen, und daß in seinen Adern ein Tröpflein aristophanischen Blutes rinnt, das ist die werthvollste Entdeckung, die uns die Haubenlerche im Schnabel zutrug. In der genialen Darstellung des Herrn Engels wird Ale Schmalenbach fortleben. Leider ist seine Schwägerin und auch der forsche Büttgeselle aus der L'Arronge-Schule; die Biederkeit sitzt ihnen wie Religion im Körper.

Dem Berlinerthum scheint eine große Rolle aufgespart in der Dichtung unserer Zeit. Nach der Poesie der idealen Ferne, die erst, wo die Citronen blühn, in Stimmung kam, kehrt man der ganz realen Nähe sich zu und die Buchsprache der schönen Allgemeinheiten wird vom bodenwüchsigen Dialekt in bange Flucht geschlagen. Diese Revolution war unvermeidlich. Auch hier aber handelt es sich nur um einen ersten Schritt: den Berliner in seinen Aeußerlichkeiten mit glücklicher Geschicklichkeit zu treffen, kann nicht das Ziel sein, sondern nur eine Vorstufe zum Ziel: in dem Berliner den Menschen wiederzufinden. Die literarische Erneuerung geht durch das Volksstück; aber erst, wenn sie die alten Volksstückmittel überwunden haben wird und die alte Volksstücktechnik, erst dann wird sie zur künstlerischen Gestaltung der neuen Gedanken gerüstet sein. Weil er im Oberösterreicher den Menschen entdeckte, ist Ludwig Anzengruber ein großer Dichter. Sein Fenster öffnet sich auf die weite Gotteswelt; Sudermann und Wildenbruch umwittert noch Hofluft und ihre Idealisten gehen in sonntäglichem Phrasenprunkrock einher. An seinem Idealisten aber sollt ihr ihn erkennen, den neuen Dichter, der über die Trümmer einer blossen Schriftgelehrtensprache zum apollinischen Ehrensitze schreiten wird. Und wenn er die Krone aufs Haupt setzt, so mag er lächelnd daran denken, daß für das demokratische Oel auch ein königlich preußischer Legationsrath gesorgt hat. M. Kent.

Martin Behaim. Von Siegmund Günther. Band 13 der Bayerischen Bibliothek von Reinhardstoettner und Trautmann. Bamberg. 1890. Buchner. (Preis 1,40 Mark.)

Es gibt in Deutschland wenige buchhändlerische Unternehmungen, die wie diese bayerische Bibliothek eine Freude für das Auge sind. In Frankreich und England finden sich jene manchmal so seltsamen Käuze häufiger, welche die äußere und innere Ausstattung eines Buches wie ein Kunstwerk betrachten. Diese Sammler würden bei der bayerischen Bibliothek ihre Rechnung finden; diese kleinen handlichen Bücher sind in Anbetracht ihres Preises in der That eine wahre Zierde des Buchhandels.

Das soll natürlich keineswegs heißen, die Bedeutung dieses Unternehmens beruhe ausschließlich oder überwiegend auf seinem zierlichen Einband, seinem guten Papier und seinen leserlichen Typen. Diesen Verdacht würde schon der Name des Schriftstellers, der diesmal zu Worte gekommen ist, zerstören. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit ist Prof. Siegmund Günther in München, den die Leser der „Nation“ aus zahlreichen Beiträgen gut kennen, und der denn auch für das knappe Lebensbild, das er von Martin Behaim zeichnete, nicht allein die Ergebnisse der bisherigen Forschung allseitig benutzte, sondern der sogar noch einiges neue Quellenmaterial hinzufügte, das er so glücklich war, aufzufinden

Martin Behaim, dessen Denkmal in der vergangenen Woche zu Nürnberg enthüllt wurde, ist eine echte Gestalt des Renaissancezeitalters. Ein Mann, dessen Bedeutung darin beruht, und dessen Lebensschicksale dadurch bestimmt wurden, daß er in mehr als einem Sattel zu reiten verstand. Ist unsere Zeit überwiegend die Epoche der Spezialisten im alten Europa vor Allem, so war jene Zeit die Epoche der Universalität.

Wie heute noch die Amerikaner, so trat der Mensch damals mit frischem Sinne an die verschiedenartigsten Aufgaben heran, und er bewältigte sie. Behaim war ein Nürnberger Patriziersohn; seine Ahnen waren Handelsherren; sein Vater stand einem großen Waarenhause vor, der wohl vor allem in Tüchern Geschäfte gemacht hat. Aber diese Kaufleute, die in Lyon und Breslau, in Antwerpen und Venedig zu Hause zu sein pflegten, waren doch häufig nicht allein Geschäftsmänner; ihre Interessen wandten sich auch geistigen Bestrebungen zu; sie schenkten ihre Aufmerksamkeit, ihre Unterstützung, wohl auch ihre freien Stunden den Wissenschaften, der Schriftstellerei, seltener in Deutschland der bildenden Kunst. Gerade diese Elemente hätten den Kern für ein deutsches Bürgerthum abgeben können, das durch seine materiellen Machtmittel, durch seine soziale Stellung und seine geistige Bedeutung für die Entwicklung des Reiches von entscheidender und segensvoller Bedeutung hätte werden müssen. Die unseligen inneren deutschen Wirren und die Aenderung der Handelswege vernichtete diesen Stand, dem wir noch heute kaum eine gleichartige Schicht an die Seite zu stellen haben.

Martin Behaim, der 1459 geboren wurde, war Kaufmann wie sein Vater; aber er scheint in seinen Jünglingsjahren von dem genialen Astronomen und Geographen Johannes Müller, genannt Regiomontanus unterrichtet worden zu sein, dessen Gönner und Förderer wiederum ein reicher Nürnberger Namens Walther gewesen ist. Mit achtzehn Jahren ging Martin Behaim in die Niederlande, um Handelsgeschäfte zu betreiben, um in Tüchern zu arbeiten. Seine Geschäfte verschlugen ihn nach Portugal, das gerade damals in die Epoche der großen überseeischen Unternehmungen und Entdeckungen eingetreten war, wie es heute in Erinnerung an seinen alten Ruhm in ohnmächtiger Thorheit gegen den übermächtigen Rivalen England sich auflehnt. In Lissabon tagte ein Ausschuß, Junta dos mathematicos, der berathen sollte, wie auch die Seefahrt in das offene Meer hinaus sich ermöglichen lasse. Die damaligen Instrumente der Portugiesen gestatteten nur die Küstenfahrt, da der Seefahrer auf offenem Meere die Möglichkeit verlor, Länge und Breite, wo er sich befand, zu ermitteln. Es ist für das damalige Ineinanderfließen der Wissenschaften des Alterthums, des Orients und Occidents charakteristisch, daß jener Kommission die drei Leibärzte des Königs, sämmtlich jüdischer Abkunft, und der gelehrte Bischof von Ceuta angehörten; zu diesen Männern trat auch Behaim, von dem wohl verlautet hatte, daß er des Regiomontanus Lehre mit sich bringe. Der Kaufmann trug die deutsche Wissenschaft nach Lissabon und vermittelte die Kenntnisse, welche die Schiffahrt auch auf hoher See gestatteten. Das Vertrauen, das man zu Behaim in Portugal faßte, war so groß, daß man ihm einer afrikanischen Expedition in führender Stellung beigab. Dieser Deutsche in portugiesischem Dienste drang damals, im Jahre 1484, bis etwas nördlich von der heute vielgenannten Walfischbai vor, die geographische Wissenschaft außerordentlich bereichernd und auf dem Wege gen Süden „steinerne Säulen von zwei Mannslängen mit dem königlichen Wappenschilde des Reiches und an den Seiten mit einer lateinischen und portugiesischen Inschrift“ aufstellend, was unserem jetzigen Flaggenhissen entsprach.

Behaim kehrte zurück, heirathete in eine deutsch-portugiesische Familie und starb 1506 zu Lissabon. Zwischen seiner Seefahrt und seinem Tode liegt noch eine Reise nach Nürnberg zu längerem Aufenthalt. Dort entstand auf Anregung der drei Nürnberger Stadtregenten der berühmte Behaim'sche „Erdapfel“, der Nürnberger Globus, der als „Markstein einer neuen Epoche geographischer Lehre und Forschung zu betrachten“ ist, nachdem „in der dunklen Periode des Mittelalters sogar die Kenntniß der wahren Erdgestalt verloren gegangen war“.

Behaim, dieser Kaufmann, Astronom, Geograph und Seefahrer gehört zu den Bahnbrechern unserer Zeit. Sein Porträt, das dem Buche beigegeben ist, zeigt einen für Deutschland merkwürdigen Typus; ein langes, schmales, feines Gesicht, feiner Mund und große, ruhige, klug in die Ferne blickende Augen. Die Wirkung seiner Thaten ist merkwürdig. Dieser hervorragende Mann Deutschlands und dieser Ruhm des deutschen patrizischen Bürgerstandes trug gerade durch seine Entdeckungen mit dazu bei, die Blüthe der oberdeutschen Städte zu knicken. Behaim half den Seeweg nach Indien weisen und raubte dadurch der alten Route, die über das Mittelmeer zu den großen centralen Stapelplätzen im Innern Deutschlands geführt hatte, ihre Bedeutung.

Wer dieses Leben näher kennen lernen will, und wen die Renaissancezeit interessirt, der greife zu dem klar und sachlich geschriebenen Büchlein von Professor Günther. P. N.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

